# Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben

von

**Dr. Th. Barth.**

XI. Jahrgang 1893/94.

Berlin.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann,

Beuthstraße 8.

# Jahrgang XI. der „Nation“.

Oktober 1893 — Oktober 1894.

## Sachregister.

Die eingeklammerten Ziffern bezeichnen die Nummern, die freigelassenen die Seiten des elften Jahrgangs.

Die im Register klein gedruckten Titel beziehen sich auf in kleinerem Satz gedruckte Artikel.

# Autorenregister.

Die neben den Namen stehenden Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.

Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 1. Berlin, den 7. Oktober 1893. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1893 unter Nr. 4448 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Die Nationalliberalen, die Freikonservativen, die Konservativen und das Centrum sind mit ihren Aufrufen für die preußischen Landtagswahlen vor die Bevölkerung getreten. Die Aufrufe wurden in den Zeitungen abgedruckt; sie mögen auch gelesen worden sein, und sie sind dann mit größter Schnelligkeit unter Gleichgültigkeit und Vergessenheit wieder versunken. Kaum daß einige wenige Punkte in diesen Aufrufen einer besonderen Hervorhebung werth befunden wurden; und auch diese Punkte, die Beachtung erfuhren, sind nur insofern interessant, als sie in leiser Schattirung zeigen, wie den augenblicklichen Verhältnissen entsprechend die einzelnen Parteien leuchtendes Licht und schweigsamen Schatten vertheilen, wie sie durch Hervorheben und durch Uebergehen für ihre Zwecke am besten glauben wirken zu können.

Daß alle vier Parteien in der abgelaufenen Parlamentsperiode nur Ausgezeichnetes zum Wohle des Vaterlandes gewirkt haben, ist selbstverständlich auf jenem Papier zu lesen, das vor Allem bedruckt wurde, um dies zu sagen. Mit den Geschäftsreklamen haben die Wahlaufrufe es gemeinsam, daß sie einen solchen Abschnitt über die Trefflichkeit der bisherigen Leistungen enthalten, so daß sich dann die Folgerung ergibt, kein gesunder Nachwuchs ohne unsere altbewährten Gängelbänder und kein Heil in Preußen ohne eine starke konservative Partei. Die Leistungen der Vergangenheit nochmals kritisch zu betrachten, erübrigt an dieser Stelle umsomehr, weil in der „Nation“ jede einzelne Wendung der preußischen Politik mit Aufmerksamkeit verfolgt worden ist. Werthvoller ist es, auf jene wenigen Aeußerungen zu achten, aus denen sich eine Auskunft über die Stimmung innerhalb der Parteien und über die weitere Richtung ihres Weges herauslesen läßt.

Der Aufruf der nationalliberalen Partei legt erklärlicherweise den stärksten Nachdruck auf jene Darlegungen, die den Kampf um die Schule behandeln; und die Frage der religiösen Bevormundung der Schule oder der Befreiung von dieser Bevormundung ist es auch allein, die in dem ganzen Menu alter Forderungen und Wünsche, das alle diese Wahlaufrufe enthalten, lebhafter in das Auge sticht. Wenn die Nationalliberalen einen wesentlichen Antheil an dem Sieg über die Pläne des Herrn von Zedlitz für sich mit Recht in Anspruch nehmen, und wenn die Freikonservativen mit leiseren Worten doch wenigstens ein Dotationsgesetz verlangen, so treten die Ultramontanen dagegen als diejenigen hervor, die desto eifriger bemüht sein werden, eine künftige Entscheidung in ihrem Sinne herbeizuführen. Die Konservativen sind vorsichtiger; ihre Sympathie gehört Anschauungen, wie sie die Ultramontanen vertreten; aber sie hüten sich, im Augenblick rücksichtslos Forderungen in den Schulfragen zu stellen, die sie in einen offenen Gegensatz zur Regierung und überdies zur Krone bringen müßten, denn der König von Preußen ist es ja gewesen, der durch selbständiges Eingreifen die Verwirklichung der konservativ-ultramontanen Bestrebungen verhindert hat. Ueberhaupt zeichnet den konservativen Aufruf eine diplomatische Zurückhaltung aus; des Antisemitismus, der das konservative Programm seit den schönen Tivolitagen mit neuem Leben erfüllen sollte, geschieht überhaupt mit keiner Silbe Erwähnung; der Antisemitismus ist zur Zeit ein so unbequemes Pflegekind geworden, daß die Beziehungen enger Blutsverwandtschaft lieber mit Schweigen übergangen werden; und auch der Kampf gegen den Freisinn wird in dem konservativen Programm nicht besonders unterstrichen, während der Aufruf des Centrums den Lieber'schen Gedanken von den „Irrlehren des Liberalismus“ von Neuem aufnimmt und in alter Trivialität behandelt.

Die Konservativen sind in ihrem Aufruf knapp, zurückhaltend, so wenig aggressiv wie möglich; die Ultramontanen sind langathmig, wie stets in jüngster Zeit, voll großer Worte und scheinbar überaus kampfeslustig. Diese Haltung beider Parteien kann man wohl verstehen und sie ist taktisch zweckmäßig. Je kleiner die Zahl der Fragen wird, welche die katholische Bevölkerung noch in Erregung erhält, um so eifriger muß durch starke Worte die erlahmende Bewegung anzufachen versucht werden, und je verstimmter die konservativen Elemente des Centrums über die jüngsten Erfolge des so-

genannten demokratischen Flügels sind, um so zweckmäßiger diese Herren mit dem Adelsprädikat durch einige kräftige Worte über das Irrlicht des Liberalismus auf dem Sumpfe modernen Geisteslebens zu entwaffnen. Umgekehrt haben die Konservativen die Hoffnung, um so größere Erfolge zu erringen, je ruhiger sie sich verhalten, je weniger sie die Leidenschaften gegen sich aufregen und je mehr sie somit in alter Weise die Wucht ihres stillen Einflusses auf die ländlichen Wählermassen bei dem Dreiklassenwahlsystem wirken lassen können. Aber mit und ohne Zurückhaltung bleiben beide, was sie sind, und die Gefahr für die politische Entwicklung Preußens liegt in der Möglichkeit, daß Konservative und Ultramontane zu einer Stärke anwachsen, um von Fall zu Fall gemeinsam als Majorität Gesetze diktiren zu können.

Gegen diese Gefahr regt sich die Bevölkerung kaum; Widerwille, Ermüdung, Fatalismus lähmen die Kräfte, und dazu kommt eine Verwirrung des Parteilebens, die wahrhaft grotesk ist. Die Nationalliberalen fürchten eine konservativ-ultramontane Majorität, und doch giebt es Wahlkreise, in denen die Nationalliberalen mit den Konservativen gegen die Freisinnigen paktiren, wie es andere Wahlkreise giebt, wo sie zusammen mit den Freisinnigen die Konservativen bekämpfen; und während an einzelnen Stellen Volkspartei und freisinnige Vereinigung zu einem verständigen Kompromiß gelangt sind, dauert an anderen Orten eine geräuschvolle Fehde fort. In diesem Gesammtbilde sind die Berliner Vorgänge nur eine Einzelerscheinung, die allein darum besonders hervortritt, weil sie in einem centralen Punkte sich abspielt.

In Berlin hat die Entwicklung einen Schritt vorwärts gethan. Man kann heute mit ziemlicher Sicherheit sagen, die von der freisinnigen Vereinigung angefochtenen Kandidaten erfahren nunmehr auch innerhalb der Volkspartei ganz offen eine so starke und nachdrückliche Opposition, daß der Versuch immer aussichtsloser wird, Berlin nochmals seine gesammte bisherige Vertretung in alter Zusammensetzung aufzudrängen. Und diese Bewegung erscheint um so gesünder, weil sie ganz selbständig in beiden freisinnigen Richtungen hervortritt; sie entspricht eben inneren Bedürfnissen. Die Frage bleibt, ob der vielseitige Wunsch nach neuen Männer eine Erfüllung dadurch findet, daß beide Richtungen mit den nämlichen neuen Männern sich einverstanden erklären.

Nur vom Standpunkt der politischen Prinzipien aus betrachtet, müßte eine solche Vereinbarung überaus leicht sein; denn es giebt keinen Zweifel über die Forderungen an die Kandidaten; sie lauten Selbständigkeit, Tüchtigkeit und erprobter Liberalismus. Allein die sachliche Politik wird nur allzu sehr gegängelt durch Vorurtheile, durch Animosität, durch Erbitterung und selbst durch Etiquettenfragen; die Bevölkerung in ihrer Masse schert sich zwar den Teufel um alle diese Stimmungen und diese sehr tiefgründigen Erwägungen, jedoch in jenen kleinen Kreisen, welche die politische Maschinerie in Bewegung erhalten, wiegen manchmal jene Faktoren allzu schwer, und dann leidet die Sache des Liberalismus, während die erbitterte Gesinnungstüchtigkeit in ihrem kleinen exklusiven Kreise Triumphe feiert; freilich Triumphe, die nicht selten zu baldigen Enttäuschungen führen.

Gewiß ist es immer eine Sache von Bedeutung, die politische Maschinerie ausschließlich in der Hand zu haben, und die politische Wirksamkeit ohne den Apparat wohlerprobter Räder und Rädchen ist sicherlich wesentlich erschwert. Aber gefährlich ist auch für jede Partei die Ueberschätzung dieser formalen Hilfsmittel, die es ermöglichen, bestimmte Parolen durch bestimmte Organe schnell unter die Bevölkerung zu bringen. Denn die politische Maschinerie bedeutet nur etwas, wenn sie auf die Bevölkerung wirkt; wenn die Räder nicht mehr die Bevölkerung erfassen, sondern nur um sich selbst lärmend sich drehen, dann geben sie freilich noch immer das Bild eines stattlichen Mechanismus, aber die praktische Wirksamkeit dieses Mechanismus erweist sich schließlich als ziemlich bedeutungslos. Diese Lehren haben die letzten Reichstagswahlen den Liberalen ertheilt, und daß sie ganz nutzlos gewesen sind, kann man nicht behaupten.

An manchen Orten freilich siegt von Neuem ein engherziger separatistischer Geist; an anderen Orten dagegen fing man an, feinhöriger zu werden; man war nicht mehr der Ansicht, daß die Welt mit dem eigenen Verein aufhört. Man horchte in die Bevölkerung hinaus, ließ sich von den Stimmungen dort beeinflussen, trägt ihnen Rechnung, und wenn man unter dem unerfreulichen Zeichen der Wahlbewegung nach etwas erfreulichem sucht, so ist es diese Erscheinung, die leider noch viel zu vereinzelt ist. Sie muß sich ausbreiten; sie muß wachsen.

Daß der Fraktionsterrorismus und der Fraktionshochmuth, sei es in welcher einzelnen Gruppe immer, den Liberalismus in absehbarer Zeit nicht zum Siege, sondern durch Splitterrichterei und durch Aufreiben der Kräfte im inneren Kampf nur von Niederlage zu Niederlage führen kann, wird von Tag zu Tag deutlicher. Um so mehr Anerkennung verdienen jene vereinzelten Wahlkreise und Vereine, die das politisch Nothwendige erkannt haben, und die demgemäß handeln; und wenn vielfach noch nach dem Rezept gehandelt wird, daß im Dienste des Liberalismus zunächst keine wichtigere Aufgabe zu erfüllen sei, als daß die Liberalen mit blauen Augen denen mit programmwidrigen braunen Augen die Hälse abschneiden, so werden weitere bittere Erfahrungen auch diese „gesinnungstreuen“ Hasser schließlich belehren.

Jenes Schreiben an den Professor Schweninger, das diesen beauftragt hatte, dem Monarchen Berichte über das Befinden des Fürsten Bismarck zuzustellen, liegt jetzt gedruckt vor; der Inhalt dieses Briefes ist wirklich ganz ungewöhnlich. In diesem Schriftstück befiehlt — so zu — der Kaiser dem Professor Schweninger, auch ferner für die Gesundheit des früheren Reichskanzlers zu sorgen. Es geschieht das mit schmeichelhaften Ausdrücken für die älteren Verdienste des Fürsten Bismarck und gewiß hat Dankbarkeit diese Worte diktirt; aber man fragt sich, welche Macht der Welt kann einem deutschen Unterthanen einen bestimmten Arzt oktroyiren; nun freilich bedurfte es hier einer Oktroyirung nicht, denn Professor Schweninger stand auf Wunsch des Fürsten Bismarck an dem Platze, auf welchen der Kaiser ihn noch überdies sich stellen hieß.

Das Schreiben des Kaisers verlangt des Weiteren fortlaufende Nachrichten über das Befinden des Fürsten Bismarck von Professor Schweninger; auch dieses Verlangen ist gewiß von Theilnahme diktirt; aber man fragt sich wiederum, welche Macht der Welt kann dem Arzt eines Privatmannes die Pflicht offizieller Berichterstattung über seinen Patienten auferlegen? Wenn Fürst Bismarck über seinen Zustand Niemanden unterrichten will, so erscheint das als sein gutes Recht, und der Arzt, der sich solchen Wünschen nicht fügte, würde eine Indiskretion begehen, die nicht zu rechtfertigen wäre. Dabei ist es ganz gleichgültig, ob dieser Arzt überdies Universitätsprofessor ist, und doch hat man gerade aus diesem Umstand eine Nöthigung für Prof. Schweninger herleiten wollen, sich den Anordnungen einer höheren Stelle zu fügen. Augenscheinlich untersteht aber auch ein Universitätsprofessor nur als Dozent der Disziplin des Unterrichtsministers; als Arzt aber ist er so frei wie jeder Privatarzt. Das Alles erscheint nicht zweifelhaft, und doch giebt es Zeitungen, die mit Vorwürfen gegen Professor Schweninger vorgehen, für den man besondere Sympathien im Uebrigen gar nicht zu hegen braucht. Diese Erscheinung ist charakteristisch; sie zeigt, wie weit wir noch entfernt sind von jener englischen Auffassung individueller Freiheit, die sich in die Worte zusammenfaßt: Mein Haus ist meine Burg.

Die Krankheit des Fürsten Bismarck, deren ernste Folgen noch bei Weitem nicht beseitigt scheinen, hat auch von Neuem das Gerücht aufschwirren lassen, der frühere Reichskanzler habe seine Memoiren im Schubfach abgeschlossen liegen; sie seien bereits an eine Verlagsbuchhandlung verkauft, und sollte der Fürst einmal die Augen geschlossen haben, so würde unmittelbar nachher dieses Werk in den Schaufenstern erscheinen. Uns wird von bester Seite mitgetheilt, daß diese Nachricht in allen Theilen unzutreffend ist. Seit dem Tode von Lothar Bucher hat Fürst Bismarck kaum noch an seinen Memoiren gearbeitet;

er hat seitdem nichts mehr über sein Leben diktirt, und er hat überhaupt nichts im Zusammenhang zu Papier gebracht, so daß auch das, was vorliegt, nur Bruchstücke sind. Es ist schade, daß damit die Hoffnung schwindet, vom Fürsten Bismarck Memoiren zu erhalten; denn wie sie auch gewesen wären, sie hätten ein seltenes Denkmal dargestellt.

Unsere Regierung befindet sich heut in einer unerquicklichen und doch so bezeichnenden Lage. Sie ist dabei mit Rußland über einen Handelsvertrag zu berathen; aber die Agrarier suchen gerade jene Konzessionen zu verhindern, ohne die eine Vereinbarung ganz unmöglich wäre. Ohne eine Beseitigung der differentiellen Behandlung russischen Getreides besteht überhaupt keine Basis für den Handelsvertrag; und wiederum die Bereitwilligkeit, diese Forderung zu bewilligen, wollen die Agrarier mit dem Rufe beantworten: Fort mit Caprivi. Das spielt sich auf dem einen politischen Kriegsschauplatz ab; auf dem anderen wird verhandelt über die Art, wie die Kosten für die Militärvorlage zu decken sind. Da schlägt die Regierung zunächst eine Tabak- und eine Weinsteuer vor, aber von einem Angriff auf die Liebesgabe verlautet kein Wort, und doch verlangt die Gerechtigkeit mit der Kürzung der Benefizien für begüterte Leute zu beginnen, ehe überhaupt nur an die Frage weiterer Neubelastung breiter Massen herangetreten werden kann. Aber selbst eine Regierung, die so agrarisch ist, die Liebesgabe nicht anzutasten, genügt den Agrariern noch nicht; sie müßte auch zu der sträflichen Frivolität bereit sein, den Zollkrieg mit Rußland zu verewigen. Die Folgerung, die sich aus diesen Thatsachen ergibt, ist klar; nach den Wünschen der Agrarier kann kein Staatsmann, der nicht den Staat in Katastrophen stürzen will, das Regiment führen. Der weiteren Folgerung verschließt sich dagegen die Regierung: daß eine gesunde politische Entwicklung in Deutschland nur durch schroffe und rücksichtslose Zurückweisung der agrarischen Beutegier herbeigeführt werden kann.

Zwischen Siam und Frankreich ist der papierne Friede abgeschlossen. Frankreich hat alles Wesentliche durchgesetzt, was es beanspruchte; auch auf das rechte Mekongufer reicht sein Einfluß jetzt hinüber, und zudem ist der Vertrag mit einem ganzen Schwarm von Klauseln durchwirkt, die zahlreiche Anhaltspunkte zu immer neuer Einmischung in jedem Augenblick darbieten können. Dieser Friede ist daher wahrscheinlich nur eine Station auf der Bahn weiterer Entwicklungen; entweder neue feindliche Zusammenstöße oder Siam gleitet langsam und unaufhörlich in die Botmäßigkeit Frankreichs hinüber. In England fragt man sich daher, was soll gegen diese Möglichkeiten geschehen, und die Opposition diskutirt zugleich darüber: War es zweckmäßiger, heute Siam preiszugeben, um es später zu stützen, vielleicht auch zu theilen, oder wäre es nicht besser gewesen, mit einem energischen Schutz den Anfang zu machen.

Der Bürgerkrieg in Brasilien hat eine Reihe von Staaten veranlaßt, mit ihrer ernstlichen Intervention zu Gunsten der bestehenden Regierung und gegen die sogenannten Rebellen zu drohen. Deutschland scheint sich, wie bestimmt verlautet, einem solchem Vorgehen nicht anzuschließen. Das ist durchaus zu billigen. So nachdrücklich wir die Rechte unserer Staatsangehörigen in Brasilien wahrzunehmen verpflichtet sind, so haben wir doch keine Veranlassung, uns in einen Bürgerkrieg einzumischen, wenn man auch unbedingt anerkennen muß, daß in jedem Fall der deutsche Handel unter den brasilianischen Wirren leidet. Das muß, insofern keine Uebergriffe gegen deutsches Eigenthum oder Personen stattfinden, ertragen werden, so unerfreulich es ist. Eine Intervention dagegen verfehlt häufig genug ihren Zweck und ist in jedem Falle geeignet, die eigenen Staatsangehörigen in dem fremden Lande in eine ganz schiefe und häufig gefährdete Lage zu bringen; es können sich aber bei solchen Interventionen auch Verwicklungen von Land zu Land anspinnen, die sehr unbequem und in ihren weiteren Folgen nicht zu überblicken sind.

* * *

## Die Tabaksteuer.

„Tabak und Branntwein sind sehr steuerfähige Objekte". Dieser oft wiederholte Satz enthält einen richtigen Gedanken, der aber schief ausgedrückt ist. Steuern werden ausschließlich von Menschen bezahlt und von Menschen getragen, und der Versuch, ein seelenloses Objekt als Träger einer staatlichen Last hinzustellen, muß zur Verwirrung führen. Im täglichen Leben mag es erlaubt sein, sich eines ungenauen Ausdrucks zu bedienen; sobald man anfängt, Begriffe festzustellen und Schlußfolgerungen zu ziehen, muß man sich der Genauigkeit in der Sprache befleißigen. Der an die Spitze gestellte Satz würde in präziser Fassung dahin lauten: Menschen, die auf den Genuß von Tabak und Branntwein Geld verwenden, sind auch im Stande, einen Theil der verwendeten Geldmittel für die Bedürfnisse des Staates herzugeben und dürfen sich nicht über Ungerechtigkeit beklagen, wenn es von ihnen verlangt wird.

Diesen Satz halte ich für richtig. Im Allgemeinen bringt es der Fortschritt der Kultur mit sich, daß der Verbrauch an denjenigen Artikeln steigt, welche zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse dienen. Der Verbrauch von Eisen, Baumwolle, Soda, Zucker, um diese vier wichtigen Artikel aus vielen hervorzuheben, ist seit dem Beginn dieses Jahrhunderts in kolossaler Weise gestiegen Es wird unter ihnen keiner sein, von dem nicht in wirthschaftlich hochentwickelten Ländern das Zwanzigfache dessen verbraucht wird, was vor hundert Jahren verbraucht wurde. Dem Verbrauche entsprechend mußte eine Steigerung der Produktion erfolgen und diese Steigerung der Produktion ist möglich geworden durch den Fortschritt der Wissenschaft und Technik.

Die Steigerung des Bedarfs an Eisen, Baumwolle, Soda und Zucker gibt ein ungefähr richtiges Bild von dem Anwachsen der Gesittung und des Lebensbehagens. Es würde nicht schwer sein, diesen Satz im Einzelnen durchzuführen und Liebig hat es in Beziehung auf einen dieser Artikel gethan. Aber unmöglich kann man sagen, daß der Verbrauch von Tabak und alkoholhaltigen Getränken einen Maßstab für die Kultur eines Landes bietet. Die Diskussion darüber, ob diese beiden Artikel überhaupt zu denjenigen gehören, deren Konsum wünschenswerth ist, kann nicht ganz von der Hand gewiesen werden. Jedenfalls ist das Uebermaß des Konsums schädlich, zunächst für die Gesundheit, aber auch in mancher anderen Beziehung. Und dabei ist der Anreiz, sich einem Uebermaß der Konsumtion hinzugeben, ein sehr großer und die Gesetzgebung thut nichts Ueberflüssiges, wenn sie durch eine Steuerlast ein Gegengewicht gegen diesen Reiz schafft. In England, wo man seit einem halben Jahrhundert mit einer ganzen Reihe von Verbrauchsabgaben rücksichtslos aufgeräumt hat, hat man doch an den Zöllen und Verbrauchssteuern auf Tabak und alkoholhaltigen Getränken festgehalten und Niemand hat den Versuch gemacht, aus politischen oder volkswirthschaftlichen Gründen daran zu rütteln.

Sofern diese Abgaben den Erfolg haben, dem schrankenlosen Anwachsen des Verbrauchs vorzubeugen, wird sich gegen dieselben schwer etwas einwenden lassen. Ganz etwas anderes ist es, die bereits eingebürgerte Konsumtion wiederum einzuschränken. Denn eine solche Einschränkung hat auch eine Einschränkung der Produktion zur Folge. Sie entwerthet Kapitalien, die in dieser Produktion festgelegt sind; sie treibt Leute, die in einem bestimmten Arbeitszweige ihr Unterkommen gefunden haben, aus diesen Stellungen heraus. Ich habe nicht nöthig, viel Mitgefühl mit dem Manne zu haben, der in Folge einer Steuererhöhung gezwungen ist, seinen übermäßigen Konsum in Branntwein oder Wein und Cigarren einzuschränken, aber ich habe ein vollberechtigtes Mitgefühl mit demjenigen, der in Folge dieser Einschränkung seine Arbeitsstelle verliert und nicht sofort eine andere gleich einträgliche finden kann. Der Cigarrenarbeiter verdient sein Brot in ebenso mühevoller und redlicher Weise wie jeder andere Arbeiter, und man kann ihm keinen Vorwurf daraus

machen, daß er seine Arbeitskraft an derjenigen Stelle angeboten hat, wo Nachfrage nach derselben bestand. Ebenso hat auf Berücksichtigung derjenige Anspruch, der seine Kapitalien im Tabakshandel und der Tabaksfabrikation festgelegt hat und diese Kapitalien verlieren würde, wenn eine Einschränkung des Absatzes einen Rückgang der Produktion zur unvermeidlichen Folge haben würde. Alle diese Erwägungen treffen für den Tabak in viel höherem Maße zu, als für die alkoholhaltigen Getränke, denn in einer Fünfpfennigcigarre ist viel mehr menschliche Arbeit verkörpert, als in einem Glase Bier, Wein oder Branntwein, für welches die Natur den Gährungsprozeß unentgeltlich beigesteuert hat.

In England hat man die Frage der Tabakbesteuerung in mustergültiger Weise gelöst. Man hat von Anfang an dieses neue Genußmittel, welches vor etwa zwei Jahrhunderten Eingang fand, mit mißtrauischen Augen angesehen. Man hätte ihm am liebsten den Eintritt ganz und gar verweigert; als man sich überzeugte, daß das nicht möglich sei, belastete man es mit einer hohen Steuer. Diese hatte den Erfolg, daß der Tabakskonsum in England langsamer Eingang fand als in anderen Ländern und noch vor fünfzig Jahren konnte man in England mit ernsthaftem Gesicht die Behauptung vortragen, daß der Engländer überhaupt nicht rauche. Als dann der zunehmende Wohlstand und die Macht der Sitte die Steuer überwanden und der Tabaksgenuß zunahm, geschah dies, ohne daß besser begründeten Bedürfnissen ein Abbruch geschah, und der Fiskus konnte sich seines wachsenden Gewinnes ohne Nebengedanken erfreuen. Es trat nicht das Bestreben auf, aus fiskalischen Gründen die Tabaksteuer zu erhöhen; daß man aus „ethischen“ Gründen den Tabaksgenuß einschränken müsse, ist ein Satz, der in gutem Englisch sehr schwer verständlich zu machen sein würde, und da man den gesteigerten Konsum nicht in Folge Steuererhöhungen wieder zurückschraubte, so hat man auch die Produktion niemals einzuschränken Veranlassung gehabt.

Man legte aber nicht allein eine solche Steuer auf, sondern sorgt auch für die wirksamste Kontrolle derselben. Jedes Tabaksblatt, das in England verbraucht wurde, mußte die See und demnächst ein englisches Grenzzollamt passiren. Die Möglichkeit des Schmuggels ist in der höchsten Weise erschwert; der Anbau von Tabak im eigenen Lande ist verboten. Deutsche Professoren haben dieses Verbot des Tabakbaues als eine Beschränkung der wirthschaftlichen Freiheit bezeichnet, die geradezu unerhört sei, und in einem Lande, das sich im Uebrigen seiner wirthschaftlichen Freiheit rühme, doppelt auffallen müsse. Dieses Urtheil mag vollständig begründet sein, aber diese Einschränkung der persönlichen Freiheit belästigt Niemanden, weil Niemand nach dieser Freiheit begehrt. Es gibt in England auch nicht einen einzigen Landwirth, der Sehnsucht danach trüge, die Kraft seines Bodens durch den Anbau der Tabakspflanze auszunutzen. Man vermißt diese Freiheit nicht, weil man sie nie besessen hat und sich von ihrem Besitz keinen Vortheil verspräche. Man verzichtet auf den Tabaksbau, wie man auf den Zuckerrübenbau verzichtet, der gesetzlich nicht verboten ist, aber wenn er betrieben würde, keinen Vortheil verspräche.

Zu den Grundsätzen einer hohen Besteuerung und des ausschließlichen Grenzzolles kommt noch ein Drittes, die gleiche Besteuerung des Tabaks ohne Berücksichtigung der Qualität. Dieses Prinzip des Gewichtszolles erleichtert die Steuerhebung, aber man wirft ihm Ungerechtigkeit vor. Der geringste Tabak muß die gleiche Abgabe zahlen, wie das edelste Produkt der Havanna; die Cigarre des armen Mannes wird gleich schwer betroffen, wie das aromatische Kraut, das dem Aristokraten zugänglich ist. Für diese Gleichheit des Steuersatzes lassen sich indessen zwei sehr gewichtige Gründe geltend machen. Zunächst der, daß die Abschätzung des Tabaks nach seinem Werthe selbst für den gewiegten Geschäftsmann eine der schwierigsten Aufgaben ist, welche im geschäftlichen Leben überhaupt gestellt werden kann, und daß man den einfachen Steuerbeamten mit dieser Aufgabe nicht betrauen kann. Und zweitens der, daß man die schlechtesten Arten des Tabaks auf diese Weise von dem Lande überhaupt fern hält und daß der Tabaksgenuß des armen Mannes zwar quantitativ verringert, aber qualitativ verbessert wird, und wie es scheint, ist der arme Mann damit zufrieden. Jedenfalls gibt es in England keine Tabaksteuerfrage; es gibt keine nennenswerthen Bestrebungen, welche an dem bestehenden Zustande etwas ändern wollen, weder im Sinne der Steuererhöhung, noch der Steuerermäßigung. Auch der Schutz, der den Tabaksfabrikanten gegenüber dem Rohtabak verliehen ist, hat sich in so mäßigen Grenzen bewegt, daß das Kapital, dem ja hinreichend andere Wege zur Verfügung standen, die Versuchung nicht fühlte, sich in der Tabaksindustrie in großem Umfang festzulegen.

Ganz anders waren die Zustände in Deutschland. Hier konnte der Tabaksbau vielfach steuerfrei betrieben werden, und er hat in einzelnen Gegenden eine so große Ausdehnung erlangt, daß man eine soziale Revolution hervorbringen würde, wenn man ihn erheblich einschränken wollte. Dem Pfälzer Tabaksbauer ist nicht damit gedient, für sein Land eine selbst reichliche Entschädigung zu erhalten, weil er nicht wüßte, wie er seine Arbeitskraft verwerthen soll. Im Kreise Marienwerder wird mit sehr geringer Arbeit ein sehr reichlicher Ertrag an Tabak erzielt, aber dieser Tabak ist von so geringer Qualität, daß er nicht anders als zu Kauzwecken verwendet werden kann. Der hohe Schutz, dessen sich die Tabaksfabrikate erfreuten, hat eine große Cigarrenindustrie in das Leben gerufen, die nahezu hunderttausend Arbeitern Beschäftigung gibt und in der große Kapitalien angelegt sind. Der Großhandel in Rohtabak hat sich für die ganze Welt nach den deutschen Seestädten hingezogen, welche sich lange Zeit hindurch einer Freihafenstellung erfreut haben. Die Interessen der Tabaksproduktion sind in Deutschland um vieles mächtiger als die Interessen der Tabakskonsumtion, und in den Interessen der Produktion, nicht in der sentimentalen Rücksicht auf die Pfeife des armen Mannes liegt es begründet, daß jedesmal eine fieberhafte Aufregung entsteht, wenn leichtfertiger Weise die Umgestaltung der Tabaksteuer von Neuem aufgeworfen wird.

Die Interessen der Produktion und nicht die Rücksichten auf den Biertrinker sind es gewesen, welche gegen die beabsichtigte Erhöhung der Brausteuer eine Erbitterung wachgerufen haben, welche der Militärvorlage der Regierung hätte verderblich werden müssen. Nachdem die Brausteuer diesem Unmuth hat weichen müssen, gehört es zu den gänzlich unbegreiflichen Erscheinungen, daß man auf den Gedanken einer Tabaksteuer zurückgefallen ist, den man schon hatte fallen lassen, weil man die Erbitterung, die er hervorrufen würde, vorausgesehen hat. Man versucht noch immer, sich bei dem Gedanken vorbeizudrücken, das Geschenk zurückzunehmen, welches man vor sechs Jahren den Kartoffelbrennern in den Schooß geworfen hat. Man versucht noch immer, sich dem Gedanken zu entziehen, daß die Kosten der Militärvorlage, welche allen in gleichem Umfange zu Gute kommt, auch nach Maßgabe der Leistungsfähigkeit von allen getragen werden müssen. Die Nothwendigkeit wird dazu zwingen, auf diese einfachen und klaren Gedanken endlich zurückzukommen.

Die Einführung einer Fabrikatsteuer soll jetzt die Mittel gewähren, die Konsumtion zu belasten, ohne die Produktion einzuschränken. Man will die wohlfeileren Sorten schonen, und die theureren Sorten mehr belasten. Es steht dem die Thatsache entgegen, daß bisher jede Erhöhung der Tabaksteuer zu Einschränkungen der Konsumtion geführt hat, und der Versuch, diese Folge abzuwenden, wahrscheinlich in Zukunft ebenso erfolglos bleiben wird. Der Verbrauch an besseren Tabaksarten ist verhältnißmäßig ein sehr geringer. In Berlin und vielleicht noch einigen größeren Städten gibt es einzelne Geschäfte, welche den Handel mit den feineren Cigarrensorten vorzugsweise pflegen, aber das will wenig besagen gegenüber den Tausenden von Geschäften, in welchen theurere Cigarren als zu zehn, ja zu

fünf Pfennigen gar nicht feil gehalten werden. Eine Fabrikatsteuer, welche sich auf die Cigarren von mehr als 10 Pfennigen Werth beschränkt, würde so gut wie nichts einbringen; eine solche, welche diese mit ergriffe, würde einen mäßigen Ertrag liefern, und eine Steuer, welche schon die Fünfpfennigcigarren in Mitleidenschaft zöge, würde die Produktion empfindlich einschränken. Der Gedanke des Herrn G. von Mayr, daß man die Folgen der Steuererhöhung dadurch wett machen könne, daß man das Format der Cigarren verkleinert, steht auf gleicher Höhe mit den Einfällen eben dieses Herrn, durch welche er einst die Straßburger Tabaksmanufaktur zur Blüthe bringen wollte.

In welchem Umfange das Geschäftsleben augenblicklich unter einem schweren Druck steht, scheint der Regierung noch wenig zum Bewußtsein gelangt zu sein. Ich halte die gegenwärtige Krises für schwerer, als die des Jahres 1873, welche man dem Freihandelssystem zur Last legte; ich halte sie für schwerer, weil ihre Erscheinungen sich dem Auge mehr verbergen. In einer solchen Zeit Maßregeln zu treffen, welche den Unternehmungsgeist und die Arbeitsgelegenheit verringern, halte ich für ein unverantwortliches Verfahren. In einer solchen Zeit müssen die Bedürfnisse des Staates auf die leistungsfähigsten Schultern gelegt werden. Man hat den Brennern einen großen Theil ihrer Verbindlichkeiten geschenkt; man hat den preußischen Grundbesitzern die Grundsteuer geschenkt. Man darf jetzt in Form einer erhöhten Steuer, sei es auf Wein, auf Bier oder Tabak nicht überwiegend die schwächeren Schultern zu Leistungen heranziehen, die zu tragen sie in diesem Augenblicke weniger als jemals fähig sind.

Alexander Meyer.

## Politische Bildung und Wundergläubigkeit.

Was versteht man unter Bildung? Die meisten Menschen verwechseln diese mit dem Wissen. Aber so nahe beide sich berühren, so wenig fallen sie doch zusammen. Es gibt Menschen mit sehr begrenztem Wissen, die nichtsdestoweniger auf einer hohen Bildungsstufe stehen, und umgekehrt sind manche Vielwisser höchst ungebildet. Bildung ist eben nicht das Wissen allein, sondern eine derartige innerliche Verarbeitung desselben, — wobei natürlich ein Mindestmaß davon stets erforderlich ist —, daß es, wie man zu sagen pflegt, in succum et sanguinem, in Fleisch und Blut übergeht und so eine intime, verständnißvolle und lebendige Auffassung aller der Beziehungen verschafft, welche in den Bereich eines bestimmten Erkenntnißgebietes fallen, einer bestimmten Seite der Wirklichkeit angehören.

„Bildung ist weder Wissen noch Können, wohl aber Produkt verarbeiteten Wissens und Vorbedingung methodischen Könnens. Sie hat den Namen vom „bilden", d. h. umgestalten eines Stoffes zu Form und Zweck. Was umgestaltet wird, ist hier ein noch rohes Organ unserer Psyche, und es wird gestaltet zur Befähigung für die Auffassung eines Wirklichen. Der „gebildete" Musiker ist kraft seiner musikalischen Bildung befähigt, Thatsachen der Tonwelt wahrzunehmen, die das gesunde Ohr des Ungebildeten nicht ahnt; er hat einen „Sinn", der ihm ein für tausend Andere nicht vorhandenes Stück Welt erschließt. Und eben dieses thut jede Bildung für den Bereich desjenigen „Sinnes", den sie ausgestaltet oder auch wohl erst erweckt."

In dieser treffenden Weise wird der Begriff der Bildung von dem Wiener Rechtslehrer Adolf Exner umschrieben in einer unlängst erschienenen höchst anziehenden und lehrreichen Rektoratsrede*), welche sich über das Wesen der politischen Bildung verbreitet. Er weist mit Recht darauf hin, daß es keine homogene Eigenschaft gibt, die nach der landläufigen Vorstellung als „allgemeine Bildung" den ganzen Menschen gleichwie mit einem duftenden und glänzenden Lack überzöge, sondern nur, wenn man so sagen darf, viele Bildungen, d. h. so viele, als wir „Sinne" in obiger Bedeutung des Wortes unterscheiden und als es Ausschnitte der Welt gibt, die für uns ein gesondert empfundenes Interesse haben. Wir unterscheiden also scharf zwischen künstlerischer, litterarischer, philosophischer, naturwissenschaftlicher, linguistischer Bildung u. s. w. Wenn wir jemanden schlechtweg als einen gebildeten Menschen bezeichnen, so heißt das nur, er besitzt in allen den für uns hauptsächlich wichtigen Richtungen gebildete Sinne, wobei wir die minder erheblichen übersehen. So lassen wir wohl Leute auch dann noch als gebildet gelten, wenn sie für Musik kein Ohr, für Malerei kein Auge haben, schwerlich aber, wenn sie aus Träumen prophezeien und an Zauberei glauben, also die gröbste Unkenntniß in psychologischer und Naturkenntniß an den Tag legen.

*) Leipzig. Duncker und Humblot.

Wenn nun also Bildung sich in dieser Weise differenzirt je nach den Gebieten seelischer Thätigkeit, auf welchen sie ihre Kraft entfaltet, so fragt es sich, worin demgemäß das Wesen der politischen Bildung bestehe. Offenbar gründet auch sie sich auf bestimmte Erkenntnisse von den Zusammenhängen des politischen Lebens, besteht aber keineswegs in der Summe dieses Wissens, sei dasselbe auch noch so groß, sondern in dem Ergebniß ihrer geistigen Verarbeitung, in der Erweckung und Schärfung dessen, was man als politischen Sinn bezeichnen darf. Hierbei kommt es zunächst wie auf jedem Gebiete menschlicher Erkenntniß auf den Einblick in die Kausalzusammenhänge an, die nur vermittelst methodischer Beobachtung des wirklichen Geschehens erworben werden kann. Schon daraus läßt sich leicht entnehmen, daß die politische Bildung keineswegs eine so leichte Sache und so weit verbreitet ist, wie man annehmen sollte, da zahlreiche Bildungsmittel, vor allem die Presse, den politischen Wissensstoff in die entferntesten Winkel tragen. Denn die Beobachtung des politischen Geschehens hat ihre ganz besonderen Schwierigkeiten wegen des oft weiten zeitlichen Abstandes von Ursachen und Wirkungen, wegen der Unmöglichkeit, die Erscheinungen hier wie auf dem Gebiete der Naturerkenntniß durch das Experiment zu isoliren, vor allem auch wegen der Uebersinnlichkeit der Objekte. Es gehört also immer ein nicht geringer Grad von Abstraktionskraft dazu, um von den nächstliegenden, greifbaren, augenfälligen Thatsachen sich zum Einblick in den Zusammenhang und die Wirkungsweise der bewegenden Kräfte des politischen Lebens zu erheben.

Ob nun diese so geartete Bildung vorhanden sei, läßt sich natürlich wenn überhaupt, mit einiger Sicherheit nur an bestimmten Merkmalen erkennen. Exner findet unter ihnen namentlich zwei, die von symptomatischer Bedeutung sind. Zunächst ist historische Bildung die unerläßliche Voraussetzung für die politische. Denn alle Erscheinungen des staatlichen Lebens sind historisch bedingt, und man kann sie nur verstehen, wenn man nicht nur in ihren gegenwärtigen Zusammenhang, sondern auch in ihre zeitlichen Ursachen Einblick hat. Diese historische Bildung bekundet sich aber vor allem in dem Bewußtsein von dem vernünftigen Zusammenhang historischen Geschehens und der relativen Nothwendigkeit bestimmter Zustände und Einrichtungen der Vergangenheit. Der historisch Gebildete wird nicht an diese das Maß der Gegenwart herantragen, sondern sie nach ihrem eigenen Maße messen, für die sozialen Produkte eines jeden Zeitalters Grund und Rechtfertigung in den politischen und sozialen Voraussetzungen eben dieser Zeit suchen.

„Der politisch Gebildete sagt sich, was seiner Zeit Dauer und wirksamen Bestand gehabt hat, müsse unter den gegebenen Verhältnissen wohl auch seinen Grund gehabt haben; er wird vielleicht nicht in der Lage sein, diesen aufzudecken, aber er wird geneigt sein, ihn vorauszusetzen und zu suchen, unbewußt geleitet von dem Hegelschen Spruch: „Alles Wirkliche ist vernünftig"; er wird deshalb gegenüber historischen Thatsachen mit politischen Werthurtheilen äußerst zurückhaltend sein, eingedenk der Wahrheit, die auch wieder nur ihm gegenwärtig ist, daß künftige Geschlechter von Alltagsmenschen unter den gepriesenen Errungenschaften unserer Zeit reichlich genug des Ungerechten, Verkehrten und Lächerlichen finden werden, um ihren Spott aus der vollen Schale ihres Unverstandes über uns auszugießen."

Noch ungleich charakteristischer aber als dieser historische Sinn ist das andere Merkmal, dem Exner eine sympto-

matische Bedeutung für die politische Bildung zuschreibt: nämlich die Einsicht in „politische Nothwendigkeiten" und deren Gegentheil „politische Unmöglichkeiten". Denn diese Einsicht geht unmittelbar hervor aus der Erkenntniß des Kausalzusammenhanges, welcher die politische Welt so gut beherrscht wie das mechanische Leben der Natur. Unter den Gesetzen der Natur gibt es freilich eine größere Anzahl, die einer exakten Beobachtung und Bestimmung zugänglich sind, in der politischen Welt ist das nur selten der Fall. Aber deshalb herrscht nicht dort Gesetzmäßigkeit und hier menschliche Willkür und ist nicht im ersteren Falle der Kausalzusammenhang strenger, die Wirkung eine nothwendigere Folge der Ursache, sondern die moralisch-politischen Phänomene sind nur unendlich feiner und tiefer verzweigt, daher für unsere beschränkten Erkenntnißmittel weniger leicht erfaßbar als die Naturgesetze mit ihren verhältnißmäßig einfachen Voraussetzungen. Wer aber seinen Blick an die Beobachtung dieser feineren Phänomene gewöhnt hat, der sieht, daß auch hier alles bedingt ist, er weiß, wie sehr dabei der Spielraum des nach landläufiger Vorstellung freien Eingreifens einzelner Persönlichkeiten beschränkt ist, wie wenig im Grunde auch der Mächtigste eigentlich „machen" kann. So unterscheidet er sorgfältig das politisch Mögliche und Unmögliche und ist dadurch gegen den Wahn des politisch Ungebildeten geschützt, als ob alles an sich Schöne und Wünschenswerthe in staatlichen Dingen jederzeit „gemacht" werden könnte, wollten nur die sogenannten „maßgebenden Faktoren" ein Einsehen haben, eine Meinung, die wie Exner treffend bemerkt, ja die breiteste Unterlage der gemeinen politischen Kannegießerei bildet.

Wie verhält es sich nun unter diesen Gesichtspunkten mit unserer Zeit, die als so weit in jeder Bildung fortgeschritten gilt? Darf man sie auch im politischen Sinne hochgebildet nennen? Beschränkt man sich auf Deutschland, wie es auch Exner thut, so wird man ihm kaum widersprechen können, wenn er diese Frage verneint. Ich lasse es hier dahingestellt, inwieweit der überragende Einfluß der Naturwissenschaften an diesem Rückgang der politischen Bildung, wie Exner meint, mitverschuldet sei. Aber so viel ist unbestreitbar, daß vor allem der Sinn für das politisch Mögliche weiten Volksschichten in bedenklichem Maße abhanden gekommen ist. Politik ist vielen Leuten „die Fertigkeit, für beabsichtigte soziale Funktionen die unfehlbaren Maschinen zu bauen". Während sie für ein neues Projekt das perpetuum mobile vielleicht nur ein Lächeln übrig haben, erörtern sie ernsthaft das „an sich" richtige Wahlsystem und „die beste" Verfassung.

„Als Wähler verlangen sie von ihrem Abgeordneten schlechtweg die Durchführung des Programms bis zur Grenze des physisch Möglichen (wie als Bauherren vom Architekten die Ausführung des verabredeten Bauplans); politische Unmöglichkeiten gibt es da nicht für sie; wenn also das „einzig Richtige wieder einmal nicht geschehen ist, so war der Mißerfolg offenbar verschuldet, entweder durch Unverstand oder bösen Willen."

Exner hätte hier zur Exemplifizirung ganz besonders auf das sozialpolitische Gebiet hinweisen können, das er kaum besonders erwähnt. Denn nirgendwo ist der Sinn für das politisch Mögliche mehr verloren gegangen, ja bei vielen ist die verstandesmäßige Einsicht hier überhaupt verdrängt worden durch eine Art von Fetischismus, durch einen Wunderglauben an die Allmacht des Staates. Darnach gibt es keinerlei Schranken für die Wirksamkeit des Staates, sondern wo immer sich soziale Uebelstände bemerkbar machen, da vertraut man darauf mit blinder Zuversicht, daß es der Staatshilfe und nur ihr allein gelingen werde, dieselben zu beseitigen. Ins Extrem gesteigert ist dieser Wunderglaube bei den Sozialdemokraten — und, muß man hinzufügen, bei zahlreichen verschämten Anhängern ihrer sozialistischen Heilslehre —, welche nach der Zauberformel suchen, mit der man die „soziale Frage lösen", d. h. durch eine bestimmte staatliche Organisation alles menschliche Elend beseitigen könne. Hier hat der Wunderglaube zum Theil, wie schon oft bemerkt wurde, fast einen religiösen Charakter angenommen. Es ist in der That nur eine geringe Differenz, ob der kirchlich Gläubige den vollkommenen Glückszustand im Jenseits erwartet oder der gläubige Sozialist ihn, wenn auch in etwas abgeschwächter Form — Krankheiten z. B. dürfen im sozialistischen Staate zum Theil fortbestehen — schon hienieden erhofft, vermittelst einer gänzlichen Neubildung des Staates. Zwischen diesen beiden Formen gibt es natürlich manche Abstufungen und Variationen. Bald schwebt dem Wundergläubigen, der auf die Staatsallmacht vertraut, bloß die Befriedigung seiner egoistischen Interessen vor, wie bei den sozialistisch schillernden Agrariern, bald hat er ohne selbstsüchtige Hintergedanken wirklich nur ein fernes ideales Ziel, nämlich die Beseitigung der sozialen Ungleichheit und des Massenelends im Auge. Wie dem aber auch sei, in jedem Falle gilt dabei der Staat als die geheimnißvoll über allem thronende Macht, deren Thätigkeitssphäre und Kraft unbegrenzt, deren Wirksamkeit, wenn richtig geleitet, unfehlbar ist.

Nun wird die Ursache für diesen Wunderglauben natürlich nicht ausschließlich in dem Mangel an politischer Bildung zu suchen sein. Vielleicht kann man einiges von dieser Thatsache auf Rechnung der vorwiegend unpraktischen und ideologischen Richtung setzen, welche man der deutschen Nation häufig nicht ganz mit Unrecht zuschreibt, indem man sie das Volk der Träumer und Denker nennt. Andererseits ist eine der Hauptursachen in den Einwirkungen des Bismarck'schen Systems zu suchen, welches in den letzten Jahren seiner Herrschaft durch praktische Maßnahmen, nämlich seine staatssozialistischen Experimente, wie durch direkte politische Inspiration für die zahlreichen Kanäle benutzt wurden, diesen Wunderglauben an die Allmacht des Staates besonders nachhaltig erweckt und gefördert hat. Eine der wesentlichsten Ursachen wird man aber auch hier wie in so vielen anderen Fällen nicht bloß in einem Mangel an politischer Bildung, sondern in der politischen oder vielmehr sozialpolitischen Ueberbildung vieler dieser Wundergläubigen erblicken müssen. Als man am Ausgange des Mittelalters zuerst einen Einblick in den gesetzlichen Zusammenhang der Naturerscheinungen erhielt und beobachtete, welche ungeahnten Wirkungen sich oft durch treue Beobachtung dieser Gesetze erreichen ließen, steigerte sich bei vielen das Staunen über diese neu sich aufthuende Welt zu einem wahren Rausche der Erkenntniß. Man wollte jetzt mit einem Schlage die geheimnißvollen bisher noch verborgenen Pforten sprengen, man glaubte bei ernstem Bemühen unschwer hinter den Kulissen das Räderwerk des ganzen Naturmechanismus beobachten und dann die dort wirksamen Kräfte sich selbst dienstbar machen zu können. So wurde aus der wissenschaftlichen Einsicht ein Wunderglaube — der natürlich, wie immer in dergleichen Fällen, unter den Einsichtslosen zahlreiche Proselyten machte — Magierthum und Zauberwesen blühten, und zahlreiche Leute suchten mit Ernst und Eifer nach dem Stein der Weisen, mit dessen Hilfe man nach Erschließung aller Geheimnisse der Natur auch alle Gebrechen und Uebel der Menschheit beseitigen könne. Etwas Aehnliches erleben wir heute. Auch auf dem Gebiete der Sozialwissenschaft, die unter den Wissenschaften eine der allerjüngsten, vielleicht d i e jüngste ist, — systematisch in ihrem ganzen Umfange wird sie eigentlich erst seit Jahrzehnten betrieben — hat die erste Entdeckerfreude, das frohe Staunen über die Fülle der rasch zuströmenden Einsicht in die Struktur des sozialen Lebens und die ungewisse Ahnung mehr als die wirkliche Erkenntniß der Folgen, welche sich daraus für den menschlichen Fortschritt ergeben, bei vielen die klare Einsicht getrübt und einen Wunderglauben erzeugt, der Berge versetzten zu können meint. Wie man zu den Zeiten des wunderthätigen Magus vertrauensvoll nach gelehrtem Rezept einen Homunculus zu schaffen gedachte, so werden heute unzählige Male, meist natürlich auf dem Papier und in der Idee, vereinzelt sogar schüchtern auch in der Wirklichkeit, Versuche gemacht, aus bloßem menschlichen Rohmaterial auch einen Staat zu „machen", sei es nun, daß man einen bestehenden erst in Atome zerschlagen will, um ihn dann nach einem bestimmten Rezept neu zu mischen, oder daß man ihn auf politisch jungfräulichem Boden, — etwa im innersten Afrika — ganz ab integro herzustellen

gedenkt; und andere wieder suchen eifrig nach dem sozialen Allheilmittel, nach dem Stein der Weisen, mit dem sie vermöge einer bloßen gründlichen Sozialreform die soziale Frage lösen, d. h. mit einem Schlage alle Uebel des menschlichen Gemeinschaftslebens beseitigen könnten. Von Zeit zu Zeit vernimmt man immer wieder ein frohlockendes Heureka in der Oeffentlichkeit, aber es scheint wirklich, als ob doch der echte Stein der Weisen bis jetzt noch nicht gefunden sei.

Indessen zeigen doch diese beiden analogen historischen Thatsachen in einem Punkte eine sehr weitgehende Differenz. Der Einfluß des Wundergläubigen im Mittelalter, der zwischen Gläsern, Retorten und Büchern nach dem Stein der Weisen suchte, blieb, wenn nicht auf einen Einzelnen und seine nächste Umgebung, doch auf wenige Menschen beschränkt, die er für sein Treiben zu interessiren wußte, während der politische Wunderglaube der Gegenwart thatsächlich einen weitreichenden Einfluß auf unser ganzes Volksleben und auf die Entwicklung des Staates ausübt; und wenn dort die unausbleibliche Enttäuschung ihre Rückwirkung nur auf einzelne Personen äußerte, die man nun als Betrüger ansah, so trifft sie hier mit ihrer ganzen Schwere das Gefüge des Staates, und mit der Erschütterung des Vertrauens zu diesem zieht ein Heer der bedrohlichsten Uebel und Gefahren für alle herauf. Werden dieselben vorübergehen können, ohne die schwersten Krisen zu veranlassen? Die Beantwortung dieser Frage wird davon abhängen, inwieweit es gelingen wird, den Wunderglauben zu zerstören und statt dessen nach Möglichkeit wahre politische Bildung in das Volk hineinzutragen.

M. Kronenberg.

## Wilhelm Wundt und die wissenschaftliche Psychologie.

Einer unserer bedeutendsten Naturforscher fand einmal auf dem Arbeitstische seines Assistenten die damals eben erschienene „Ethik“ von Wundt. Kaum hatte er das Titelblatt gelesen, als er ganz entsetzt ausrief: „Wer hätte das von Wundt geglaubt! Wie kann ein wissenschaftlicher Mann eine Ethik schreiben?“

Diese unscheinbare — übrigens buchstäblich wahre — Anekdote ersetzt eine ganze Abhandlung über den gegenwärtigen Zustand der Philosophie, und sie beleuchtet zugleich die Stellung, welche Wundt in der gelehrten Welt einnimmt.

Unendlich oft ist das Thema von der verlorenen Herrschaft der Philosophie behandelt worden. Von den verschiedensten Standpunkten hat man — auch vor der letzten Rektoratsrede Virchow's — den Entwicklungsprozeß betrachtet, der zum „Siege des naturwissenschaftlichen Denkens“ und zum „Niedergange der Philosophie“ geführt hat, und dabei haben sich denn natürlich auch früher schon mancherlei schiefe Ansichten ergeben. Die einen meinten, daß die schlechte Wirthschaft der Dynastie Schelling-Hegel erst den Thron der Philosophie um sein Prestige gebracht und somit erschüttert habe. Sie vergessen dabei, daß schon vor hundert Jahren Kant das elegische Lied angestimmt hat: „Es war eine Zeit, in welcher sie die Königin der Wissenschaften genannt wurde. Jetzt bringt es der Modeton so mit sich, ihr alle Verachtung zu beweisen, und die Matrone klagt, verachtet und verlassen: Modo maxima rerum, tot generis natisque potens, nunc trahor exul, inops.“ — Andere wiederum vertreten die Ansicht, daß mit dem Aufblühen der Einzelwissenschaften die Philosophie als besondere Disziplin ihre Daseinsberechtigung ganz naturgemäß eingebüßt habe. Sie sehen es eigentlich als überflüssig und als eine besondere Gnade an, daß die Lehrstühle für Philosophie überhaupt noch besetzt werden. Vielleicht würden sie auch für Einziehung dieser Professuren ihre Stimme erheben, wenn man an den Formen und Einrichtungen der Universitäten nicht so ungern rüttelte. Und schließlich sind ja unter den Philosophen gerade die Professoren am wenigsten gefährlich.

Bei diesem Zustande der Dinge mußte es natürlich besonderes Aufsehen erregen, als im Jahre 1874 eine Professur der Philosophie in Leipzig mit einem Manne besetzt wurde, der richtig Medizin studirt, wissenschaftliche Arbeiten von Werth geliefert hatte, und sogar schon Professor der Physiologie in Heidelberg geworden war — nämlich mit Wilhelm Wundt. Zwar war der Vorgang nicht ganz ohne Beispiel. Denn auch Lotze war erst in der medizinischen Fakultät habilitirt, ehe er zur Philosophie überging. Aber das geschah ungefähr drei Jahrzehnte früher, als ein Philosoph immerhin noch etwas galt. Jetzt — in den siebziger Jahren — konnte man den Uebertritt zur Philosophie nur als einen Akt außerordentlicher Selbstentäußerung bewundern. Und als nun Wundt den Versuch wagte, seine geschulte Methodik auch im philosophischen Lager weiter zu verwerthen, als er im Jahre 1879 zu experimenteller Forschung gar das Institut für Psychologie gründete, da war des Verwunderns und Kopfschüttelns kein Ende. Was wollte denn Wundt? Ein ordentliches Laboratorium, mit seinen Chronometern, mit optischen, elektrischen und anderen Apparaten, ganz wie in einem physikalischen Institut, und das alles, um das Leben der Seele zu studiren? Wollte er der Natur „mit Hebeln und mit Schrauben“ die Geheimnisse abzwingen, um deren Ergründung die tiefste Spekulation sich vergeblich gemüht hatte? Jetzt fingen auch die Philosophen an, die Köpfe zu schütteln. Aber aus diesem Institut gingen ernste Arbeiten hervor, Ergebnisse ruhiger, vorsichtiger Forschung, die man nicht unbeachtet lassen konnte. Und so kam es denn, daß Naturforscher, sogar Professoren, eine Zeitschrift lesen mußten, welche unter dem Titel „Philosophische Studien“ erschien. Denn seit 1881 macht Wundt in dieser Zeitschrift seine und seiner Schüler Arbeiten bekannt. Fast noch schlimmer war es, daß andererseits Männer, welche über die kühnsten Spekulationen grau geworden waren, Professoren der Philosophie, nunmehr sich herablassen mußten, Aufsätze und Schriften zu studiren, in denen eine rohe Empirie verarbeitet war. Indessen man fand bald die Trostesformel. Das war am Ende gar keine Philosophie, sondern Naturwissenschaft. Wundt blieb nach wie vor Physiologe, und es war nur eine Marotte von ihm, sich einen Philosophen, sein Laboratorium ein Institut für Psychologie zu nennen. Aber das ging auch nicht auf die Dauer. Denn immer deutlicher zeigte Wundt, daß er zwar nicht in jeder einzelnen seiner Arbeiten, wohl aber in der Gesammtheit seines Strebens dieselben spekulativen Ziele im Auge behielt, welche die Philosophie seit Jahrhunderten, wenn auch mit unzulänglichen Mitteln verfolgt hatte. Verschmähte er es auch seinen Forschungen scharfsinnig-kühne Hypothesen zu Grunde zu legen, so ließ er es sich doch nicht nehmen, am Ende seiner Arbeiten selbst metaphysische Peripektiven zu eröffnen. Ja es ist unverkennbar, daß die Hoffnung auf diese langsam reifenden Früchte den eigentlichen Reiz seines Schaffens bildete. Und als nun Wundt gar, wie jeder andere Professor der Philosophie auch, seine Ethik und seine Logik geschrieben hatte, da konnte die Zunft ihn nicht länger zurückweisen. Für die Philosophen hatte er wohl jetzt erst den Befähigungsnachweis erbracht. Aber bei den Naturforschern war gerade dadurch sein Kredit stark erschüttert. „Wie kann auch ein wissenschaftlicher Mann eine Ethik schreiben?“

Indessen Wundt ist über seine philosophischen Bücher der psychologischen Einzelarbeit nicht untreu geworden. Zu seinen Mitarbeitern zählen jetzt Vertreter der verschiedensten exakten Wissenschaften, Mediziner, Mathematiker, Astronomen tragen zu den „Philosophischen Studien“ bei. Leider steht zu diesen Leistungen und zu den Hoffnungen, die sie erwecken, die Theilnahme des lediglich empfangenden und empfänglichen Publikums bis jetzt nicht in dem rechten Verhältniß. In der Oeffentlichkeit weiß man nur wenig davon, daß zur Zeit sich eine wissenschaftliche Psychologie entwickelt, welche nicht mehr unsicher hin und her tastet, sondern zielbewußt,

wenn auch sehr, sehr langsam ihren Weg geht. Aber diese Zurückhaltung gegenüber jeder philosophischen Lektüre ist durchaus nicht gerechtfertigt. Wundt hat es bereits im Jahre 1863 in dem Vorwort zu seinem ersten philosophischen Werke ausgesprochen: „Von der Philosophie gilt hauptsächlich, daß sie eine Wissenschaft für alle ist.“ Und diesem Programm ist er wenigstens dadurch treu geblieben, daß er sich erfolgreich bemüht hat, überall klar und, wo es irgend angeht, gemeinverständlich zu schreiben. Es ist überhaupt heutzutage nur noch eine Legende, daß philosophische Bücher unverständlich geschrieben sind. Gerade unter den Katheder-philosophen gibt es einige — ich nenne außer Wundt beispielsweise nur Paulsen — die zu unseren besten Stilisten gehören. Nun ist es ja in der Natur der Sache begründet, daß von den Arbeiten Wundt's eine große Anzahl nur auf wissenschaftliche Kreise berechnet ist. Selbst der unschätzbare Genuß seines Hauptwerkes, der „physiologischen Psychologie“ — deren erster Band jetzt in vierter Auflage erschienen ist — wird dem versagt sein, der nicht wenigstens einige naturwissenschaftliche und mathematische Kenntnisse für die Lektüre mitbringt.

Dagegen besitzen wir seit einem Jahre ein Buch, das, wo nicht dazu bestimmt, so doch vollkommen geeignet ist, um in Laienkreisen Theilnahme und Verständniß für die wissenschaftliche Psychologie zu verbreiten. Das ist die zweite Auflage der „Vorlesungen über Menschen- und Thierseele von Wilhelm Wundt.“ (Hamburg und Leipzig bei Leopold Voß. 1892.) Vor mehr als 30 Jahren ist die erste Auflage dieses Werkes in zwei stattlichen Bänden erschienen. In diesem Menschenalter voll unermüdlicher Arbeit ist Wundt in seiner objektiven Wahrheitsforschung auf einen anderen Standpunkt manchen Fragen gegenüber geführt worden. Viele Kapitel mußten ganz fortfallen, andere durch die Ergebnisse neuerer Untersuchungen geändert werden. Der eine Band, in dem das Werk jetzt vorliegt, ist frei von allem gelehrten Ballast und gibt ein anschauliches Bild von dem gegenwärtigen Standpunkt der wissenschaftlichen Psychologie.

Es ist natürlich hier nicht der Ort, um die „Vorlesungen über Menschen- und Thierseele“ eingehend zu besprechen. Aber vielleicht ist es nicht unangemessen, wenn ich statt dessen hier den Versuch wage, wenigstens die wesentlichen Merkmale der neueren Psychologie darzustellen und die Richtung zu bezeichnen, in der sich ihre Bestrebungen im Gegensatz zu der früheren Psychologie bewegen.

Die Wissenschaft vom Leben der Seele ist fast ebenso alt wie die Philosophie überhaupt und nicht viel jünger, als die Mathematik und die Naturforschung. Aber keine andere Wissenschaft hat so spät begonnen, die richtigen Wege einzuschlagen, um sich schätzbare und unbestrittene Besitzthümer zu erwerben. Im Alterthum und im Mittelalter litt die Psychologie an demselben Uebel wie die Naturwissenschaften. Statt gründlich und unbefangen zu beobachten, zog man es vor, aus unerwiesenen Annahmen und widerspruchsvollen Begriffen seine Erkenntnisse herzuleiten. Aber auch als bei Beginn der Neuzeit die beobachtende Methode, die Induktion, in den Naturwissenschaften sich Geltung verschaffte, auch da konnten die Erfolge, welche diese Forschungsweise erzielte, eine Nachahmung der entsprechenden Methode in der Psychologie noch nicht erzwingen. In dem Geburtslande der Induktion, in England, haben zwar einzelne Philosophen (Locke z. B.) schon früh die Nothwendigkeit der Beobachtung auch für die Erforschung des Seelenlebens grundsätzlich anerkannt. Aber die praktischen Versuche, die auf diesem Wege gemacht wurden, waren nur mit dürftigen Erfolgen belohnt. Das ist ganz erklärlich. Denn die wissenschaftliche Beobachtung, das Experimentiren, das sich in der Erkenntniß der äußeren Natur bewährt hatte, bietet nicht etwa nur größere, sondern wesentlich andere Schwierigkeiten da, wo es sich um die Erforschung innerer Zustände und Vorgänge handelt. Im Allgemeinen fehlte aber selbst der gute Wille und der ernsthafte Versuch, ein verständiges und erfolgversprechendes Beobachtungsverfahren für die Psychologie auszubilden. Gerade im 18. Jahrhundert trieb jene alte Methode, welche man seit dieser Zeit die rationale Psychologie nannte, ihre höchsten Blüthen. Da bildete irgend eine Annahme über das Wesen der Seele den Ausgangspunkt und die Grundlage aller psychologischen Untersuchungen. Man wählte überdies die Hypothese nicht, wie in anderen Wissenschaften so, daß sie mit den Erscheinungen, welche der Erfahrung sich darbieten, nach Möglichkeit sich vereinigen ließ, sondern aus ganz unwissenschaftlichen Gesichtspunkten z. B. um recht viel damit beweisen zu können, und um mancherlei Wünsche und Hoffnungen zu sichern. So definirte man die Seele als ein „einfaches Wesen“, um recht bequem die Unzerstörbarkeit und Unsterblichkeit der Seele daraus herzuleiten.

Ein energisches Bedürfniß nach Erfahrungsthatsachen aus dem Gebiete des Seelenlebens zeigte sich im 18. Jahrhundert merkwürdiger Weise gerade in den Kreisen, welche im Uebrigen die Psychologie in der hergebrachten Weise pflegten, und die glänzendsten Vertreter der rationalen Methode stellten. Von Moses Mendelssohn, den Dilthey den Klassiker der rationalen Psychologie genannt hat, ging die Anregung aus zu der Gründung eines „Magazin für Erfahrungsseelenkunde“. Aber man muß einige Bände dieser Zeitschrift, welche in den achtziger und neunziger Jahren erschien, nur einmal durchblättern, um zu sehen, welch ein wirres Durcheinander von Einbildungen, Hallucinationen und unkontrollirbaren Wahrnehmungen kritiklos in diesem Magazin aufgespeichert wurde. Relativ vernünftig war es noch, daß einzelne Mitarbeiter die Geschichte ihrer Kindheit erzählten, um damit der Psychologie ein — freilich nur vorsichtig verwendbares Material zu liefern.

Immerhin hätte die Geistesrichtung, welche sich aus diesen Versuchen erkennen läßt, vielleicht schon früher zu einer Psychologie geführt, welche mit Recht den Namen einer empirischen Wissenschaft verdiente, wenn nicht allen diesen Bestrebungen ein gar mächtiger Gegner erstanden wäre. Kant, der seine wuchtigen Waffen mit entscheidendem Erfolg gegen die rationale Psychologie geführt hat, ging so weit, der Psychologie überhaupt, also auch in einer empirischen Behandlung, jede Existenzberechtigung abzusprechen, weil ihr nach seiner Meinung die beiden Grundbedingungen einer Wissenschaft fehlen; nämlich erstens die Anwendbarkeit der Mathematik und zweitens die Möglichkeit einer methodischen Beobachtung auf dem Gebiete des Seelenlebens. — Nicht lange darauf machte Herbart seinen kühnen und geistreichen, wenngleich nur zum Theil gelungenen Versuch, diese grundsätzlichen Einwendungen durch die That zu widerlegen. Herbart behandelte die Psychologie als eine Mechanik des Seelenlebens. Nach dem Muster der Physiker bediente er sich der höheren Mathematik, um aus wenigen Grundprinzipien die allgemeinen Gesetze des seelischen Lebens herzuleiten. Daneben wies er allerdings der Beobachtung und besonders der Selbstbeobachtung die Aufgabe zu, die Entstehung und den Verlauf der seelischen Vorgänge im Einzelnen zu verfolgen und zu beschreiben.

Es ist allgemein bekannt, daß die Herbart'sche Psychologie unter den Philosophen und Pädagogen Ansehen und Einfluß in hohem Grade erworben und bis auf den heutigen Tag behalten hat. Eine Anerkennung ihrer Legitimität von Seiten der anderen wissenschaftlichen Mächte ist ihr indessen versagt geblieben. Und diese Ablehnung ist nicht unberechtigt. Schon der Weg, den Herbart ging, mußte Jeden, der die naturgemäße Entwicklung exakter Wissenschaften kennt, mit starkem Mißtrauen erfüllen: Herbart stellt seine allgemeinen Gesetze auf, bevor ihm eine Reihe unbefangen und methodisch beobachteter Erscheinungen zur Verfügung stand. Die Beobachtungen aber, die von ihm und von seiner Schule gemacht wurden, waren einerseits in der Art, wie sie angestellt wurden, wenig vertrauenerweckend; und andererseits waren sie beeinflußt von der Kenntniß eben jener Gesetze, deren Wirksamkeit sie bestätigen sollten. Auch die allgemeinen Naturgesetze werden aus Begriffen mathematisch hergeleitet. Aber gefunden wurden sie durchweg durch Beobachtung, durch Messung und Wägung. Ehe Keppler sein System aufstellte, mußte Tycho de Brahe seine scharfen

und genauen Beobachtungen gemacht haben. Diese Vorbedingung einer wissenschaftlichen Psychologie war also noch zu erfüllen. Es mußten Methoden gefunden werden, um auch die Erscheinungen des seelischen Lebens einer exakten Beobachtung zu unterwerfen. Exakt aber ist eine Beobachtung nicht schon dann, wenn sie nur mit scharfer Aufmerksamkeit ausgeführt ist. Dazu ist vielmehr ein konstanter Maßstab und eine Methode des Messens nöthig. Selbstverständlich ist nun nicht daran zu denken, daß man gleich unser höheres Gefühlsleben, unser Lieben und Hassen, den Schmerz und die Freude unter eine derartig messende Beobachtung zwingen kann. Schon die elementaren Empfindungen, welche durch äußere Eindrücke entstehen, die Empfindung des Drucks, des Lichts, der Töne und Geräusche, sie zeigen sich trotz ihrer Einfachheit spröde genug gegenüber einer exakten Untersuchung, und es mußte sich Genie und ruhiger wissenschaftlicher Sinn in einem Manne vereinigen, der wenigstens dieses Gebiet seelischer Erscheinungen einer wissenschaftlichen Behandlung erschließen sollte. Als ein solcher Mann bewährte sich G. Th. Fechner, Professor der Physik in Leipzig.

Fechner fand allerdings den Boden der Psychologie schon in gewissem Sinne günstig vorbereitet, als er ihn betrat. Es lagen wenigstens schon einige Gruppen von psychischen Erscheinungen vor, welche sicher beobachtet waren und eine gewisse Uebereinstimmung zeigten. Aus den Kreisen der Naturwissenschaft, und zwar von zwei Seiten, von Physiologen und Astronomen war dieses Material gekommen, das erste, das einer wissenschaftlich-psychologischen Behandlung fähig und würdig war.

Der Physiologe E. H. Weber in Göttingen hatte darauf aufmerksam gemacht, daß bei gleichmäßiger Verstärkung eines Reizes die dadurch erzeugte Empfindung nicht in demselben Maße, sondern langsamer anwächst. Nicht immer äußert sich überhaupt der Zuwachs eines Reizes als eine gesteigerte Empfindung. Es bedarf dazu bei großen Reizen einer verhältnißmäßig großen Verstärkung, und es gibt Zustände des Bewußtseins, in denen eine Steigerung der Empfindungsintensität gar nicht mehr möglich ist. Die so ermittelten Thatsachen erinnern an gewisse Erfahrungen des alltäglichen Lebens. Eine Vermehrung des Vermögens erhöht wohl im Allgemeinen das Wohlbehagen eines Menschen. Aber ein Gewinn, der einen unbemittelten Mann schon stark erregt, kann einen Millionär, der darum gar nicht idealer zu sein braucht, noch ganz kalt und ungerührt lassen. In der That sind solche und ähnliche Erscheinungen aus dem Gefühlsleben der Menschen von älteren Mathematikern schon als gesetzmäßige Vorgänge angesehen und durch mathematische Formeln ausgedrückt worden. Aber während es sich da mehr um eine Spielerei handelt, lassen sich für die angedeuteten Vorgänge des elementaren Empfindungslebens genauere Beobachtungen anstellen.

In roher Form kann jeder Leser derartige Versuche machen. Man belaste z. B. die Handfläche eines Menschen mit irgend einem Gegenstand, etwa einem Buch von 100 Gramm Gewicht. Dann lege man ihm, während seine Augen geschlossen oder abgewandt sind, ein Gewicht von 10 Gramm auf das Buch. Auf Befragen hören wir, daß er die Vermehrung des Druckes gar nicht gemerkt hat. Wir entfernen die 10 Gramm und ersetzen sie durch 15 Gramm; mit demselben negativen Erfolg, und so fort. Erst wenn das Zusatzgewicht etwa 30 Gramm beträgt, wird es als vermehrter Druck empfunden. Nun erneuern wir den Versuch, aber indem wir die Handfläche gleich von vornherein mit einem Gewicht von 200 Gramm belasten. Legen wir jetzt unter denselben Umständen 30 Gramm hinzu, so wird noch keine verstärkte Empfindung hervorgerufen; auch 40 oder 50 Gramm können hinzugefügt werden, ohne daß dadurch die Intensität der Druckempfindung zunimmt. Erst bei einem Zusatzgewicht von etwa 60 Gramm erfahren wir jetzt, daß die Empfindung sich verstärkt hat. Bei wiederholten Versuchen stellt sich heraus, daß immer ein ausgeübter Druck um etwa ein Drittel seiner Stärke vermehrt werden muß, wenn die Vermehrung uns zum Bewußtsein kommen soll.

Stellt man auf anderen Sinnesgebieten ähnlich angeordnete Versuche an, so ergeben sich zwar andere Zahlen. Der Zuwachs einer Lichtempfindung z. B. wird als solcher schon wahrgenommen, wenn die Lichtquelle, aus der die Erregung kommt, nur um etwa ein Hundertstel ihres Betrages verstärkt wird. Aber es zeigt sich doch überall, daß die Empfindlichkeit gleichmäßig geringer wird, je stärker die schon vorhandene Empfindung ist. Das unbestrittene Verdienst Fechner's ist es nun, daß er Methoden erfunden hat, um das Verhalten der Empfindung bei Veränderung der äußeren Reize auf allen Sinnesgebieten genau zu messen. Dieses Verdienst ist um so größer, da die Fechner'schen Maßmethoden — später verbessert — sich auch anderen psychologischen Problemen gegenüber bewährt haben. Die zweite Leistung Fechner's, deren Verdienst und Bedeutung allerdings nicht allgemein und unbedingt anerkannt wird, besteht in der Aufstellung seines „psychophysischen Gesetzes“: Wir haben gesehen, daß eine Abhängigkeit der Empfindung von dem erregenden Reiz wohl überall vorhanden ist, aber nicht derartig sich erweist, daß etwa bei einer Verdoppelung des äußeren Eindrucks auch die Empfindung doppelt so stark wird. Es muß offenbar ein komplizirteres Gesetz sein, nach welchem die Abhängigkeit der Empfindung vom äußeren Reiz bestimmt wird. Fechner hat nun die gesetzmäßige Art dieser Abhängigkeit durch eine mathematische Formel ausgedrückt, die er bescheiden das Weber'sche Gesetz genannt hat. Psychophysisch aber heißt dieses Gesetz, weil es eine Beziehung zwischen inneren — psychischen — und äußeren — physischen — Vorgängen darstellt.

Ein großer Theil der experimentellen Arbeiten, welche von Wundt und dessen Schülern ausgeführt wurde, ist nun seit Jahrzehnten darauf gerichtet, die Gültigkeit des Fechner'schen Gesetzes zu prüfen. Zu diesem Zwecke wurden die Maßmethoden verbessert und unter Benutzung der Fortschritte in der Präzisionsmechanik genau und sicher arbeitende Apparate konstruirt. Es hat sich ergeben, daß das Fechner'sche Gesetz nicht allgemein und uneingeschränkt gültig ist. Schon bei Lebzeiten Fechner's hatte Wundt ferner gegen die Art, wie das Gesetz von seinem Urheber gedeutet und für die Psychologie verwerthet wurde, starke Einwendungen erhoben, und der allgemeine Standpunkt Wundt's hat sich durch zahlreiche Einzelarbeiten immer mehr befestigt. Trotzdem wird in der Schule Wundt's der Beginn der wissenschaftlichen Psychologie auf die Leistungen Fechner's zurückgeführt. Es ist ein Zeichen rührender Pietät, wenn Oswaldt Külpe, einer der treuesten Mitarbeiter Wundt's, nicht bloß den Geburtstag, sondern sogar die Geburtsstunde seiner Wissenschaft bestimmt durch den Moment, in dem Fechner „am 22. Oktober 1850 morgens im Bette“ zu seinem grundlegenden Gesetz gelangte.

Zu einem anderen Arbeitsgebiet der experimentellen Psychologie gab, wie gesagt, die Astronomie die erste Anregung. Im Jahre 1795 — so erzählt Wundt — fiel es dem Leiter der Sternwarte von Greenwich auf, daß „sein Assistent sich die Gewohnheit angeeignet hatte, alle Sterndurchgänge um eine halbe Sekunde zu spät zu sehen“. Er glaubte einen derart unzuverlässigen Assistenten entlassen zu müssen. Später hat Bessel die wissenschaftliche Ehre jenes Mannes gerettet, indem er nachwies, daß es kaum zwei Beobachter gibt, die den Durchgang eines Sternes gleich bestimmen. Nachforschungen, die auf allen Sternwarten angestellt wurden, bestätigen das und führten noch zu anderen interessanten Ermittelungen, die sich alle nur auf folgende Weise erklären lassen: Der Zeitpunkt, in dem ein äußerer Vorgang stattfindet, fällt nicht zusammen mit dem Moment, in dem er wahrgenommen wird, und noch weniger natürlich mit dem Moment, in welchem die erfolgte Wahrnehmung durch irgend ein Zeichen bekundet wird. Wenn ich mir auch die größte Mühe gebe, auf einen objektiven Vorgang in demselben Augenblick, in dem ich ihn wahrnehme, durch irgend ein Zeichen zu reagiren, so erfolgt meine Reaktion doch immer um irgend einen Bruchtheil

einer Sekunde zu spät. Diese „Reaktionszeit“ setzt sich offenbar aus mehreren Bestandtheilen zusammen. Es ist darin zunächst die Zeit enthalten, welche die körperliche Leitung durch die Nervenbahn bis zum Centralorgan beansprucht; ferner aber die Zeit, welche die psychischen Akte der Wahrnehmung und der Willensthätigkeit bis zur Reaktion erfordern. Schon im Jahre 1861 konstruirte Wundt in sinnreicher Weise einen einfachen Apparat, welcher die Messung der Reaktionszeit für Eindrücke des Gefühls und Gehörs ermöglicht. Jahrelange mühevolle Arbeit auf diesem Gebiet unter stetiger Verbesserung der Apparate und Untersuchungsmethoden hat zu wichtigen und überraschenden Aufschlüssen geführt. Selbstverständlich ist das Interesse der Psychologie an allen diesen Arbeiten nicht etwa erschöpft durch die Ermittelung irgend welcher Zahlenwerthe. Hier sowohl wie bei den Intensitätsmessungen ist vielmehr der Gewinn von Zahlen nur Nebensache und das ganze Messen nur ein Mittel zu höheren psychologischen Zwecken. Nach Wundt wenigstens erhält das psychologische Experiment erst seinen Werth dadurch, daß das Bewußtsein beim Experimentiren in einen Zustand versetzt wird, in welchem die inneren Vorgänge, ihrem ganzen Verlauf nach, schärfer und zuverlässiger studirt werden können, als dies bei unkontrollirter Selbstbeobachtung möglich wäre.

Bei der Vorsicht, mit der Wundt seine Schlüsse zieht, ist die Ausbeute an rein psychologischen Erkenntnissen, die durch die experimentelle Forschungsweise gewonnen wurden, noch nicht sehr groß. Immerhin ist über die Natur der Aufmerksamkeit und der Willensthätigkeit z. B. viel Interessantes auf diesem Wege ermittelt worden. Man darf aber auch nicht glauben, daß Wundt die Aufgaben seiner Wissenschaft einseitig nur durch Experimental-Psychologie lösen will. In dem Arbeitsgebiet der Völkerpsychologen findet er ergiebige Quellen wissenschaftlicher Erkenntnisse, aus denen wenig bisher geschöpft ist. Nicht so viel verspricht er sich von der jetzt vielfach beliebten Beobachtung der Kindesseele und von der Thierpsychologie. Aber er spricht auch diesen Forschungen, sofern sie nur mit wissenschaftlicher Methode geübt werden, nicht ihre Berechtigung ab.

Jedenfalls genügen die Leistungen der exakten Psychologie schon, um an die Zukunft dieser jungen Wissenschaft reiche Erwartungen zu knüpfen. Und wenn es jetzt überhaupt noch Menschen mit kühner Phantasie gibt, welche glauben, daß die Philosophie gar nicht gestorben ist, sondern daß sie zurückkehren wird, um den verwaisten Thron wieder einzunehmen, so stützt sich diese Hoffnung nur auf Wundt und dessen aufstrebende Schule.

Sigmund Auerbach.

## Edouard Rod: Michel Teissier.*)

Es ist auffällig, daß die Politik, welche doch im modernen französischen Leben einen so breiten Raum einnimmt, welche die Spalten der Zeitungen füllt und sich nach und nach sogar die Salons erobert hat, in der modernen französischen Litteratur fast nichts bedeutet. In den letzten fünfundzwanzig Jahren sind kaum zwei oder drei Stücke politischen Inhalts über die Bretter gegangen; die einzigen, die ein wenig von sich reden machten, waren „Rabagas“ von Sardou, wo noch dazu die Politik sehr an zweiter Stelle steht, und „Le Député Leveau“ von Jules Lemaître, und mit dem politischen Roman sind wir fertig, wenn wir das übrigens platte Werk Claretie's, „Monsieur le Ministre“, und von Alphonse Daudet „Numa Roumestan“ genannt haben. Das ist herzlich wenig. Und doch ließe sich zweifellos auf diesem Felde etwas erreichen; denn es ist ja undenkbar, daß ein Stoff, der täglich Tausende von Menschen interessirt und leidenschaftlich bewegt, der einen so großen Antheil am Leben der Völker ausmacht, ungeeignet sein sollte, einen Schriftsteller zum Vorwurf zu dienen. Mit seinem Michel Teissier war Edouard Rod, einer der feinsinnigsten und ernsthaftesten unter unseren Romanschriftstellern, nahe daran, uns den erwarteten politischen Roman zu schaffen; leider hat er jedoch plötzlich vom besten Wege abgelenkt und, während es doch gewiß im Bereich seines Talents gelegen hätte, seinen Gegenstand nach dieser Seite hin auszudehnen, zog er es vor, den Vorwurf ausschließlich zu einer Seelenstudie zu gestalten. Auch das läßt man sich gern gefallen, da ein sehr interessanter Roman mit ganz hervorragenden Stellen daraus geworden ist; nur ist es ärgerlich, zunächst enttäuscht zu werden, und unser politischer Roman ist abermals bis zu den griechischen Kalenden hinausgeschoben.

Michel Teissier ist im politischen Leben Frankreichs derjenige, auf den sich aller Augen richten; gestützt auf eine Rednergabe ohne Gleichen, hat er es unternommen, die staatserhaltenden Kräfte der Nation zu einer umfassenden Partei, zur „Partie de reconstitution morale du pays“ zu vereinigen und zum Kampf gegen den noch am Ruder befindlichen Jakobinismus zu führen. Er hat sich an alle Gutgesinnten gewendet, und alle haben sich mit Begeisterung um ihn geschaart, als um den Mann, in dem sich allzu lang gehemmte Bestrebungen verkörperten, als um den Feind jener schmachvollen Kompromisse, welche Freimuth und Ueberzeugungstreue aus den regierenden Kreisen verbannt haben; sein bedeutender Einfluß ist weniger noch aus seiner Beredsamkeit zu erklären, als aus der allbekannten Geradheit seines Charakters, dem vollkommenen Einklang von Leben und Lehre. Dem Volk entsprossen, hat er allein der eigenen Kraft alles zu danken; nachdem er frühe mit einem gleichaltrigen Mädchen eine Ehe geschlossen, zu welcher beide nur ihre Liebe als Mitgift brachten, hat er freudig an der Seite der geliebten Frau gearbeitet, als Journalist zuerst, dann, durch seine Begabung allmählich aufsteigend, als Abgeordneter, und jetzt, mit ungefähr vierzig Jahren, ist er Parteiführer, hält fast schon das Ministerportefeuille in Händen, ohne daß je eine ernste Wolke sein Glück verdunkelt, je eine Verleumdung, ein Argwohn die Lauterkeit seines Rufes ernstlich angetastet hätte.

Hier aber beginnt die Tragödie. Hausgenossin der Familie ist ein junges Mädchen, Blanche Estève, die Tochter eines alten Freundes von Teissier, der lange todt ist, und dessen Wittwe bei ihrer Wiederverheirathung eine ziemlich thörichte Wahl getroffen hat. Blanche fühlt sich daheim nicht glücklich und verbringt meist ihre Tage bei Susanne, Teissier's Frau. Teissier hat sie so zu sagen erzogen und liebt sie gleich einer älteren Tochter. Doch nach und nach wird er inne, wie sein Gefühl für sie sich verwandelt: während seine alte Liebe zu Susanne, welche gleichen Alters mit ihm ist, und deren Haar sich bereits mit Silberfäden zu mischen beginnt, allmählich die Form einer herzlichen, ruhigen Zuneigung annimmt, erwächst langsam in seinem frisch gebliebenen Herzen die Zuneigung, die er für das junge, schöne und geistvolle Mädchen hegte, zur Liebe, zu einer anfänglich verborgen gehaltenen, bald erwiderten, endlich leidenschaftlichen Liebe. Wohl kämpft er gegen diese Leidenschaft, aber diese Liebe findet ihre Nahrung in sich selbst; Blanche ist nicht seine Geliebte, auch will er sie nicht dazu machen, es wäre ihrer und seiner unwürdig, aber nur um so tiefer verstrickt er sich mit jedem neuen Tage. Schon weist ihn eine Stimme der Versuchung auf die Scheidung hin, als auf den einzigen Weg zur Befreiung aus unerträglicher Lage. Scheidung! mit aller Macht wehrt er diesen Gedanken von sich ab; sollte er seine Frau, die er noch wahrhaft verehrt, sollte er seine Kinder verlassen können? Er macht einen verzweifelten Versuch, diesen Alp zu verscheuchen, indem er, um sich selbst zu fesseln, der Kammer einen Antrag auf Abschaffung der Ehescheidung unterbreitet und mit seiner — übrigens fruchtlosen — Befürwortung desselben einen seiner glänzendsten rednerischen Erfolge davonträgt. Er hatte gehofft, seine Schiffe hinter sich zu verbrennen — ach! alsbald ergreift ihn die Liebe mit neuer Gewalt und nimmt ihn so gefangen, daß ihm nichts

*) La vie privée de Michel Teissier. Paris. 1893. Perin.

auf der Welt mehr etwas gilt als seine Liebe, nicht einmal mehr seine Partei und das politische Werk, welches er unternommen.

So lange diese Leidenschaft seiner Frau verborgen bleiben kann, läßt sie sich noch ertragen; er geht seinen rastlosen Lebensgang fort, spricht heute in der Kammer und bereitet für den folgenden Tag die Krisis vor, welche einem Ministerium verhängnißvoll werden soll, ja, es gelingt ihm so gut, dies Doppeldasein zu führen, daß Niemand, der ihn so völlig in politische Angelegenheiten verstrickt sieht, die innerliche Bedrängniß des Mannes ahnen kann. Aber ein Zufall macht Susannen alles offenbar, auch sie ringt Wochen lang mit sich selbst; sie will ihre Entdeckung noch allein für sich behalten, denn sie glaubt nur an eine augenblickliche Verblendung und hofft den Gatten zurückzugewinnen. Allein sie hat ihrer Energie zu viel zugemuthet, und eines Abends kann sie dem Sturm nicht mehr gebieten. Der Auftritt zwischen beiden ist herzzerreißend, um so mehr, als Teissier fühlt, daß seine Frau Recht hat; vielleicht möchte er so sogar die Liebe, die ihn unterjocht hält und ihm so viel Leiden bereitet, aus seiner Seele bannen, aber diese Leidenschaft und diese Qual sind ihm lieb geworden, er wagt nicht, den entscheidenden Entschluß zu fassen. Susanne, die ihren Mann noch immer liebt und keinen anderen Wunsch hegt, als ihn zu sich zurückzuführen, weiß die Trennungslinie zu ziehen, welche seine Handlungsweise von eigentlicher Untreue scheidet, und besänftigt sich allmählich; er solle kämpfen, fordert sie, er solle Blanche nicht wiedersehen, er solle entschlossen dieser hoffnungslosen Neigung entsagen, dann werde er vielleicht wieder zur Ruhe gelangen. Die Abstufung dieser seinen Empfindung hat Rod klar und trefflich geschildert und durch tausend unendlich zarte Uebergänge läßt er es natürlich erscheinen, daß Teissier das verspricht, was sie wünscht.

Um sich die Erfüllung seiner Verpflichtung zu erleichtern, beschließt Teissier, einige Monate in Savoyen auf dem Lande zu verbringen. Zwar wäre seine Anwesenheit in der Kammer von nöthen, er vor allem vermöchte durch seine moralische Autorität einen wichtigen Beschluß durchzusetzen — aber was bedeutet ihm jetzt die Politik, die ehemals sein ganzes Leben ausfüllte? Wenig, gar nichts mehr. Er beurlaubt sich und will als ehrlicher Mann sein Versprechen halten. Auch thut er anfangs, was in seiner Macht steht, schreibt nicht mehr an Blanche und ist damit einverstanden, von ihrem Ergehen nichts zu erfahren; aber wer könnte der Leidenschaft gebieten, daß sie auch aus den Gedanken wiche? Sei es daheim am Familientisch, sei es auf dem Spaziergange, wo seine Hand in der seiner Tochter liegt, immer wieder ist sie es, die seine Phantasie beschäftigt, umsonst ist sein Ringen. Da er diesen Mißerfolg gewahrt, er, der sonst keine Pflicht unerfüllt ließ, beginnt er allmählich im innersten Herzen ihr gram zu werden, die ihm diese Aufgabe gestellt hat, ja bald, sie zu hassen. Sie aber sorgt für ihn, umgibt ihn mit neuer Zärtlichkeit, die sie vielleicht ihm in höherem Grade klug aufdrängt, als aus dem Herzen spendet und mit dem Herzen mitempfindet; sie meidet voll Vorsicht jede neue Auseinandersetzung, indem sie auf das Wort ihres Gatten baut oder doch vorgibt, es zu thun: so kann er zu keiner Aussprache mit ihr gelangen und fühlt nur Zorn und Liebe im Stillen wachsen. Da kommen eines Tages einige Delegirte zu ihm und bitten ihn, eine Rundreise durch Frankreich zu machen, um Wahlreden zu halten; plötzlich von dem Gedanken wie geblendet, daß sich hier ein Mittel darbiete, Blanche wiederzusehen, ein Mittel, das er nicht aufgesucht hat, aber auch nicht von der Hand zu weisen vermag, willigt er ein; er reist ab, er findet sie wieder und liebt sie noch heftiger als zuvor.

Die Gestalt der Blanche ist kaum angedeutet, und sicherlich würde uns Teissier's Liebe mehr Sympathien abgewinnen, wenn uns der Gegenstand dieser Liebe vertrauter wäre. Wir sehen die gekränkte Gattin, wie sie voll höchster Feinheit all ihre Energie aufwendet, um den Verlorenen zurückzugewinnen, und vielleicht sind einige der schönsten Züge, welche der Roman aufzuweisen hat, in der Schilderung ihres Charakters enthalten; die andere hingegen ist nur in unbestimmten Umrissen gezeichnet. Wir erfahren, daß sie Liebreiz besitzt, ehrenhaft gesinnt ist und gleichfalls gegen die immer mächtigere Liebe ankämpft, aber alles das ist nur zur Hälfte ausgedrückt; wir würden Teissier gern, vor unseren Augen, durch den Gegenstand seiner Neigung einigermaßen entschuldigt sehen. Der Fehler ist freilich ziemlich geringfügig, und da Rod nun einmal einen analytischen Roman schreiben wollte, so war es einigermaßen natürlich, daß den beiden Helden sein Hauptinteresse gehörte. Uebrigens hat auch Blanche gegen den Schluß des Buches schöne Momente; als Teissier von einem politischen Bankett kommt, und sie trotz des gegebenen Wortes wieder aufsucht, erhebt sie einen heftigen, edlen Protest; aber was vermag dieser? Er ist mit Leib und Seele dieser Leidenschaft verfallen; von dem Heimgekehrten muß die eigene Frau erfahren, daß die Kur mißlungen ist, und daß er kränker zurückkommt als er fortgegangen.

Es läßt sich denken, wie schwer es war, diese Scene des Wiedersehens annehmbar zu gestalten; doch geht der Verfasser an sie mit solcher Kühnheit heran, daß er uns mit sich fortreißt. In erschütternder Ironie legt Susannens zum Tode getroffene Liebe ihr als letztes grausames Wort den Rath in den Mund, Teissier möge seine Zuflucht zur Scheidung nehmen, zur Scheidung, die er selber einst von der Rednerbühne herab so heftig bekämpft hat; so werden wir in seinem Uebergang darauf vorbereitet, daß Teissier, wie es geschieht, seine Frau beim Worte nimmt, ihren Gedanken auffaßt und diskutirt, als hätte sie ihn nicht bloß in einem Augenblick des Zornes hingeworfen, daß er sein Mandat in der Kammer niederlegt, die letzten Förmlichkeiten erfüllt und, ohne daß wir nur Zeit gehabt hätten, darüber nachzudenken, das Haus verläßt und Blanche endlich heirathet. Das Buch schließt damit, daß beide die Hochzeitsreise antreten.

Eine kurze Skizze vermag in keiner Weise einen Begriff von diesem Roman zu geben, in welchem der feine Psychologe Rod alle Empfindungen in ihre kleinsten Bestandtheile zerlegt. Was sich vor allem der Wiedergabe entzieht, das ist die tiefe Traurigkeit, die den Leser aus diesem Buche anweht. Michel Teissier und seine Frau sind — und zwar auch er trotz allem — ehrenhafte Menschen, ja man könnte sie hochherzige Naturen nennen — sie erfüllt ihre Pflicht vollständig, und seine Schuld liegt in der Schwäche seiner Natur, aber für ihn fällt in die Wagschale, daß er wohl diese Schwäche bekämpft. Und doch dringen beide es mit ihren vielen trefflichen Eigenschaften nur dahin, sich gegenseitig tief unglücklich zu machen, und beide versinken nur tiefer in Noth, je tapferer sie ringen. Besäßen sie weniger Zartheit der Seele, wären sie aus gröberem Stoffe gebildet, dann würde gewiß eine solche, nur leider allzu alltägliche Episode ihnen nicht das Herz abdrücken, Teissier machte Blanche zu seiner Geliebten, er würde ihrer wohl bald überdrüssig, und Susanne, falls sie die Sache überhaupt durchschaute, gewährte Verzeihung, um ihr Leben vor der Zerstörung zu retten. So aber schaffen ihre besten Eigenschaften ihnen beiden die tiefste Pein; darin gerade liegt die Eigenart wie auch die tiefe Wahrheit und die Melancholie dieser Charakterstudie.

Rod verspricht uns eine Fortsetzung unter dem Titel „La seconde Vie de Michel Teissier"; binnen Kurzem soll sie erscheinen. Diese seconde vie ist das Dasein, welches ihm an der Seite von Blanche, seiner zweiten Frau, bereitet ist, gewiß kein beneidenswerthes; das läßt sich voraussehen, denn Teissier ist nicht der Mann, der mit ruhigem Gewissen an sein Verhalten gegen Susanne zurückdenken kann. Abermals diese, jede erhoffte Freude vergällende Gewissenspein, zu welcher ihn sein besseres Empfinden verurtheilt! Die guten Seelen, die den Schuldigen gern bestraft wissen, werden gewiß durch eine solche Fortsetzung befriedigt sein. Allein was bedeutungsvoller; diese Fortsetzung wird die Ergänzung der leidigen — und mit kleinlichem Maßstab gemessen — unmoralischen Wahrheit sein, die auch aus dem ersten Bande hervorspringt; Teissier's Unglück wird gerade

aus seinen noch unversehrten Tugenden hervorwachsen, und das schärft die Tragik des Werkes.

Wir werden den Verfasser gewiß mit Interesse bei der weiteren Entwicklung seiner These begleiten — aber was würde man nicht darum geben, wenn er, die tausend Kuriositäten des analytischen Romans bei Seite lassend, uns endlich auch unseren politischen Roman schaffen wollte; denn hier ist die Politik nur Beiwerk! Steht es denn geschrieben, daß dieser Wunsch so vieler Franzosen sich niemals erfüllen soll?

Paris. **Raymond Kaechlin.**

## Vom andern Ufer.

Haben Sie jemals von der **Margarethenbucht** gehört? Sind Sie jemals da gewesen? Möglich ist ja beides, aber das Letztere ist unwahrscheinlich genug. Es ist ein vielreizender Ort, an dem ich Ihnen schreibe, aber er ist wenig bekannt, — auch in England selbst. Er ist recht klein, sein Kreisabschnitt kaum mehr als 1200 Schritte. Ein wahres Schatzkästlein, sagt der Eine. Nichts als Stein und Wasser, wirft der Andere verächtlich hin. Keine Zerstreuung, kein Kursaal, keine Promenade. Keine Orchester, keine Landungsbrücke, kein Dampfboot, keine Eisenbahn, keine Läden, kein Handel und Wandel. Nur Wasser und Steine, und ein bischen Grünes, und die herrlichste Luft. Warum soll man hierherkommen? Kein richtiges Badeleben. Auf dem europäischen Festland ist **Brighton** nicht unbekannt, das man auch London-an-der See nennt, aber das nordische Neapel mit seiner zwei Meilen — wenn auch nur englischen Meilen — langen Seefaçade, und jeder gesellschaftlichen Herrlichkeit, die das Herz — oder der verwöhnte Gesellschaftsmensch — begehren mag. Auch **Hastings** und **Eastbourne** werden Einem und dem Andern erinnerlich sein, und im Norden **Scarborough**. Nach der lieblichen Insel **Wight** wandern nun, jedes Jahr, mehr und mehr unsere kontinentalen Freunde, und England, außerhalb London und den Fabrikstädten, das blühende, lächelnde England hört allmählich auf das zu sein, was es bislang für so Viele war: terra incognita. Aber **Saint-Margaret's-Bay**!

Nichts als Stein und Wasser. Doch das Wasser ist die große Weltstraße, die vom Norden Europas hinauszieht in das atlantische Weltmeer, und so fort in das Mittelmeer, den Stillen Ozean. Und die Steine sind die herrlichen weißen Kreidefelsen, die Albion den Namen gegeben. Mir gegenüber, deutlich im Sonnenlicht erglänzend, nur achtzehn Meilen entfernt, lassen sich andere Kreidefelsen entdecken. Sie sind ein Theil der Küste Frankreichs und gleichen durchaus den hiesigen, das heißt in eben dem Maße, in welchem die Menschen, hüben und drüben, sich ungleich geworden sind. Hier empfindet man recht deutlich, wie neu die Trennung ist. Freilich muß man nach Jahrtausenden rechnen. Dann stellt sich uns, hier mehr als irgendwo, dar, wie einst jene Felsen und diese ein zusammenhängendes Tafelland bildeten, und wie erst die Titanenkraft einer gewaltigen Strömung aus Nordost die Straße in heftigem Umsturz bildete, welche heute die Länder trennt. Und doch auch vereint. Nicht nur die Dampfschiffe gehen zwischen uns und Frankreich über den **Pas-de-Calais**, the straits of Dover. Von hier aus, von der kleinen Margarethenbucht, taucht Fernsprecher und Telegraph in das Meer. Die erste unterseeische Telegraphenlinie ward hier gelegt. Es war im Jahre 1851, ein paar Monate vor Ludwig Bonaparte's Staatsstreich, als wir in Havre uns des Gelingens freuten. Und heute scheint es dem jungen Geschlecht, als ob es immer so gewesen, daß die Erfindung des Menschengeistes die Entfernungen mit Blitzeseile überbrücke. Und die Predigten sind verhallt, die damals schon, auf Grund des Telegraphen, den ewigen Völkerfrieden verkündeten.

Nur Wasser und Steine. — Und doch ein unaussprechlich lieblicher, friedlicher Ort. Und so klein. Er könnte nie der großen Welt angehören. Auch nur ein sehr geringer Theil der großen Welt könnte hier Platz finden. Die Bucht ist ja viel zu enge. Fünfzehn Häuser und Häuslein, mit ihren kleinen Gärten, haben den Raum ausgefüllt, der zwischen Meer und Fels für der Menschen Wohnplätze übrig ist. Höchstens ließen sich noch zwei kleine Hütten bauen, aber sie müßten arg klein sein. Weiterhin wird der Zwischenraum zu enge, der die steil abfallenden Felsen von dem andringenden Meer dürftig trennt. Noch ein paar Häuser sind hinter uns längs dem Fahrweg angeklebt, der auf das Hügelland hinaufklimmt; darunter bietet ein Gasthaus, wie hier unten eine Pension, dem Reisenden genügende Herberge, in beiden Fällen nicht ohne Eleganz. Nach Westen, rechts, wird die Bucht von dem scharf vorspringenden Kap abgeschlossen, welches den Namen des **South Foreland** trägt. Nach Osten reiht sich höchst malerisch Fels an Fels. Nach beiden Seiten, nach **Dover** und nach **Deal** hat der Fahrweg aufgehört. Nach **Dover** hat er vielleicht nie bestanden. Nach Deal war er vor fünfzehn Jahren noch vorhanden. Seither haben ihn wüthende Sturmfluthen abgerissen. Das Land hier, im Angesicht der Bucht, war früher etwas ausgedehnter; alle älteren Bewohner erinnern sich dessen wohl. Aber das Meer hat verhältnißmäßig viel der spärlichen Erde abgerissen, um es weiter ostwärts, bei **Kingsdown**, wieder abzusetzen. Und wenn die reicheren Gutsbesitzer des Hinterlandes, oder der Grafschaftsrath von **Kent**, nicht zu Hilfe kommt, wird das Meer auch diesen Rest wegspülen. Etwas Derartiges wird auch schon von Weiterblickenden, insbesondere den gesetzeskundigen Schriftgelehrten, vorausgesehen, und in ihrer Weise bauen sie dem Uebel vor, so weit ihnen möglich, nicht zum allgemeinen Wohl, aber doch ein bischen zu ihrem eigenen: in dem Miethsvertrage über dies Häuslein, das ich bewohne — es war einmal ein Küstenhüterhäuschen — findet sich diese köstliche Klausel: sollte das Haus von der Meeresfluth weggewaschen oder zerstört werden, so wird der Miether nur noch für acht Tage nach dem Unfall den Miethzins zu zahlen haben; nachher ist der Vertrag erloschen. Auf lange hin kann allerdings der Kapitalist die Naturkraft nicht ignoriren. Aber so leicht gibt er den Elementen auch nicht nach. Auf acht Tage trotzt sein Pergament der Sturmfluth, wenn es auch das Haus selbst nicht vermag. Das Geld für achttägigen Miethszins wird er doch noch herausschinden. Welch niedliches Thema, um wider den Kapitalismus zu donnern! Ich überlasse meinem Freunde, einem Prediger des Sozialismus, den Text gratis.

Es möchte scheinen, als ob wir hier an Manchem Mangel leiden müßten, das zu des Leibes Nothdurft und des Geistes Befriedigung unentbehrlich. Dem ist nicht so. Eine Meile hinter uns, und von hier nicht gesehen, liegt das Dorf St. Margaret-at-Cliffe. Dort findet sich abermals ein Gasthaus und boarding house; in diesem und in Miethswohnungen bei den Dörflern, endlich auch in einem Rekonvalescentenheim, von dem philanthropischen Millionär **Samuel Morley** gestiftet, wohnt die Mehrzahl der Badegäste. Von dort kommen sie am Vormittag zu uns herunter, dorthin kehren sie am Abend zurück. Dort sind einige Kaufläden, und, guter englischer Sitte gemäß, kommen deren Inhaber mit ihren Wagen zu uns, erbitten täglich Bestellungen und liefern das Bestellte ab.

In dem erwähnten Dorfe befindet sich eine sehr alte Kirche, in dem Baustil, den man hier den normännischen nennt; und nicht weit davon eine andere, ebenfalls alte. Dies scheint anzudeuten, daß der Bezirk vormals eine viel größere Bevölkerung ernährte. — Nicht wenig merkwürdig ist auch, daß hier noch der alte Gebrauch des Abendgeläutes, der curfew (= couvre-feu) stattfindet, den vor mehr als achthundert Jahren **Wilhelm der Eroberer** zwangsweise einführte. Um acht Uhr mußten alle Lichter und Feuer ausgelöscht werden, und das englische Volk hatte zu Bett zu gehen. Heutzutage hat der Gebrauch natürlich alle Be-

deutung verloren; aber es hat einmal ein Mann, dem ein Unfall zugestoßen war, eine milde Stiftung gemacht, damit der Gebrauch aufrecht gehalten werde: — ein gar konservativer Herr. Dazu hat er ein Stück Feld hinterlassen, und es findet sich immer Jemand, der beim Tode des Inhabers das Feld übernimmt und die Abendglocke läutet. Mit dem katholischen Vesperglöckchen hat die Sache nichts zu thun.

Vielleicht sind wir hier, in diesem friedlichen Oertchen selbst, auf historischem Boden; gewiß sind wir es, wenn wir unsere Schritte auf wenige englische Meilen in die Nachbarschaft richten. An diesen Küsten landete Julius Cäsar bei seinem ersten Versuch, die Britten zu bewältigen. So sagen wenigstens die meisten Forscher in ihrer allerdings etwas nebelhaften Spekulation; andere verlegen den Landungsplatz an die Küste von Essex. Freilich wird die Landung nicht vor meinem Fenster erfolgt sein; dort ist für Legionen kein Platz. Aber wenn wir nur fünf englische Meilen ostwärts gehen, da, bei Walmer und Deal, sind die hohen Felsenwände zurückgetreten, da hat sich das Ufer ausgebreitet: da allerdings mag die Landung stattgefunden haben, welche den Anfang bildete der unvermeidlichen fünfhundert Jahre dauernden römischen Herrschaft auf dieser Insel, einer Herrschaft, die so zahlreiche Zeugen und Trümmer hinterlassen, die so vielfache Bildung hier verbreitete. Und doch war diese Bildung bestimmt, auf eine Zeitlang dem Sturme des germanischen Eindrangs zu weichen, der jene Periode schloß, von der Tacitus uns im Agricola berichtet, und die, in der seltsamen Mischung des Britten und Römers, in Shakespeare's Cymbeline und Lear traumhaft fortlebt.

Aber das ist lange her. Steigen wir mehr als ein Jahrtausend herab, der neueren Zeit zu. Hier, hoch oben auf der Felsenklippe des South-Foreland finden sich die festen Reste eines alten Gemäuers. Nichts ist zerbröckelt. Aber der größere Theil dessen, was offenbar eine Befestigung war, ist mit den Felsenstücken, auf denen es ruhte, hinabgestürzt in die Tiefe des Meeres. Die Wellen von unten nagen beständig, und von oben dringt Regenwasser in Ritzen, friert, und reißt im Thauen Stücke des Felsens hinab. Was von der Befestigung noch übrig, heißt die Batterie. Man hat von da eine schöne Aussicht. Aber wann war das Gemäuer neu? Welchen Feind sollte es abwehren helfen? Nicht ganz so stumpf ist der Geist der Anwohnenden, daß er nicht eine Antwort suchte. Eine Befestigung, um auf die vorbeifahrende spanische Armada zu feuern, sagt der Eine; eines der Werke, behauptet der Andere, durch welche die gefürchtete Landung der französischen Armee verhindert werden sollte, die Napoleon der Große bei Boulogne versammelt hatte, als er nach Ulm und Austerlitz abgerufen ward. Zwischen 1588 und 1805 weiß hier die Tradition nicht zu unterscheiden. Diese Fischer und Ackerbauer haben keinen Chronisten.

Wir sind nun auf dem Wege nach Dover. Vier Meilen eines reizenden Fußpfades, hoch über dem Meer, reich an wilden Blumen und bunten Schmetterlingen, bringen uns die sanft hinrollenden Dünen entlang, deren Thäler die leicht schwellenden Linien eines jungfräulichen Mädchenbusens zeigen, nach der alten Römerstadt, die schon früher eine alte Stadt der Britten war. Hier auf dem weithin gestreckten Schloß, das so viele Ereignisse der englischen Geschichte gesehen und nun, wie die Stadt selbst, von modernen Festungswerken umgeben ist, blickt uns auch der älteste Leuchtthurm dieser Insel entgegen. Die Römer haben ihn gebaut. Und hinter der Stadt, an ihrem westlichen Ende, tritt die Eisenbahn in den Tunnel, der die Shakespeareklippe durchbohrt. So ist der Felsen genannt, auf den der Dichter in Lear hinweist:

> . . . Half way down
> Hangs one that gathers samphire, — dreadful trade!

Hat nicht Schiller im Wilhelm Tell die Stelle benutzt und vertieft in der Schilderung des gefangenen Ehemannes der verzweifelten Armgart? Ist das nicht sein armer Wildheuer vom Rigiberge

> Der überm Abgrund weg das freie Gras
> Abmähet von den schroffen Felsenwänden. . . .
> Bei Gott, ein elend und erbärmlich Leben!

Heutzutage sammelt Niemand mehr diesen Meerfenchel, es sei denn in kleinem Maße der Botaniker, welcher ihn Chrithmum maritimum nennt. Zu Shakespeare's Zeit verwendete man das Kraut als Zuspeise und er vertrat bei Tische die Stelle, welche seither von den „Mixed Pickles“ und vielem Aehnlichem eingenommen wird. Mir ward nicht vergönnt, in dieser Verwendung die Pflanze zu genießen, die hier in großen Massen die ihr günstige Stellen der Felsen bekleidet, mit saftigem Blattwuchs und gelblichen Doldenblüthen. Aber wohl als Gemüse, das bei einem eleganten Diner dem Gaste als etwas Seltenes, dem Orte Eigenthümliches, bereitet und vorgesetzt wurde. Es bedurfte indeß einer starken Anstrengung des Höflichkeitstriebes, um der Artigkeit der Wirthin gerecht zu werden. Denn das Ding schmeckte abscheulich, wie extra-schlechter und rauher Spinat.

An einem andern dieser schönen Tage auf ostwärts nach Walmer und Deal, statt westwärts nach Dover. Wir könnten freilich in beiden Richtungen eine Eisenbahn benutzen. Aber nicht von hier, o nein! nicht von hier aus. Das ist ja eben eine der seltsamen Segnungen dieses freundlichen Ortes, daß er von keiner Bahnlinie berührt wird, und uns der Einfall der Barbaren gnädig erspart ist, das heißt der Schwärme von Kunden der Vergnügungszüge, mit ihrem Lärm und ihren Bier- und Branntweinflaschen, wie sie andere Seebäder periodisch unsicher machen. Zwei oder dreimal des Tages können wir auch einen Omnibus benutzen, aber wozu Eile? das gibt es an diesem Ort nicht für uns, die wir auf ein paar Wochen uns hier ansässig gemacht. Lieber steigen wir auf steilem Zickzackpfad die Klippen hinauf und machen zu Fuß über die wellenden Hügel, durch duftiges Gras, an wohlgepflegten Gehöften vorüber, mit dem Blick aufs herrliche Meer, den Weg nach Walmer und Deal.

Die beiden Städte hängen zusammen wie Hamburg und Altona, ohne äußerlich erkennbare Scheidelinie. Deal ist eine sehr alte Stadt, und einer der sogenannten Fünfhäfen, die entlang der Südostspitze von England gelegen, eine bedeutende Rolle während der langjährigen Kriege mit Frankreich gespielt haben. Auch sind hier noch zwei Kastelle, wohl erhalten, und als mittelalterliche Festungsbauten merkwürdig genug. Im Uebrigen haben diese Städte, beinahe flach an der Küste hingestreckt, den gewöhnlichen gemeinplätzigen Charakter von Seebädern zweiten Ranges, ein wenig höher stehend als Margate, welches den Vorzug hat, die Seeluft in geradester Linie vom Nordpol zu beziehen, und den Nachtheil, ein Anziehungspunkt für alles zu sein, was London an Vulgarität enthält.

Bedeutende Namen verbinden sich mit diesen Orten und der ihnen vorliegenden Seegegend, welche die Downs heißt. Hier wurden in den englisch-holländischen Kriegen wiederholt Seeschlachten geliefert, und die gewaltigen Gestalten der Admirale Tromp und de Ruyter, Blake und Prinz Rupert, des Winterkönigs Sohn, steigen vor uns auf. In Walmer Castle hält jetzt die Nation für irgend einen hochverdienten Staatsmann eine ehrenvolle schöne Heimstätte bereit, welchem unter dem Namen eines Behüters der Fünfhäfen kaum eine andere Dienstpflicht zufällt, als bisweilen einer alterthümlichen Festlichkeit beizuwohnen und seine Unterschrift einem wohl ziemlich nichtssagenden Schriftstück beizufügen. Hier verbrachte Wellington, der Staatsmann, dessen Rolle als solcher kaum weniger bedeutend war, als seine Feldzüge in Indien, Portugal, Spanien, Frankreich und Belgien, die letzten Jahre seines Lebens, und hier starb er im November 1851. Ihm folgten, in der Würde, Lord Palmerston, Lord Granville; dann ein bürgerlicher, W. H. Smith, der sich aus der höchst bescheidenen Lage eines kleinen Buchhändlers zur Stellung eines Millionärs und zur Rolle eines Führers der Konservativen im Hause der Gemeinen nicht hinaufgeschwungen, aber hinaufgearbeitet hatte, von allen geachtet, wenn auch, seiner etwas hausbackenen ehrsamen Weise entsprechend, mit dem

freundlich gemeinten Spitznamen Old Mortality bezeichnet — einer Variation, die aus Walter Scott's Old Mortality entsprungen. Jetzt hat Lord Dufferin die Stelle eines Hafenwächters im Schlosse von Walmer, wohin er sich zeitweise zurückzieht, wenn ihm die Insulten der zügellosen Pariser Presse zu arg werden.

Zurück zur stillen Margarethenbucht. Wir haben den herrlichsten Sonnenaufgang gehabt. Der Tag verging in ungetrübter Schönheit. Ich sitze auf der Veranda vor meinem Häuschen Nichts zwischen mir und der See, als der Fahrweg, und die Zelte, die man hier gewöhnlich zum Aus- und Ankleiden beim Bade benutzt. Das Meer ist unbeschreiblich still, da es doch zu anderen Zeiten wie ein wildes Thier aufbrausen kann. Wir beobachten die Schiffe. Selten sind weniger als fünfzehn zugleich in meiner Gesichtslinie, öfter fünfundzwanzig; einmal habe ich vierundsechzig gezählt. Darunter die schwimmenden Paläste, die nach Spanien gehen, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, nach Natal, ins Mittelmeer, nach Aden, Indien, Australien, China. Ein Bild des modernen Verkehrs. Hinter meinem Häuschen ein kleiner, freundlicher Garten. Dann steil aufsteigend, voll an Versteinerungen, die thurmhohen Felsen, die uns völlig gegen Nordwind schützen, gegen Nordwest und Nordost, so daß zur Weihnachts- und Neujahrszeit wir den Aufenthalt hier, im Vergleich zum nebeligen London, höchst angenehm finden. Es wird Abend. Auch der letzte Wiederschein der untergehenden Sonne in den rosigen Wolken des Ostens verschwindet allmählich. Nach Westen ist uns die Aussicht auf den sinkenden Tageskönig versperrt. Es entzünden sich die natürlichen Leuchten des nächtlichen Himmels, und schon haben sich die wohlthätigen Warnungszeichen entzündet, welche der Mensch aufgerichtet, Leuchtthürme, Lichtschiffe, — eine jener edlen Gaben der Wissenschaft, die nichts Uebles in ihrem Schooße birgt. Sie umgeben uns, wie ein großer Kranz ziehen sie von hier zur französischen Küste hinüber, und von da zurück zur unsrigen, — an Form und Farbe verschieden, Blicklichter und stäte, weiß, roth, grün, und so von dem Seefahrer leicht unterschieden. Ein großes Licht, nach vielen Versuchen vor einigen Jahren auf dem South-Foreland errichtet, scheint in unsere Bucht nach Osten hinein; ein anderes, ganz in der Nähe, wirft seinen Schimmer südwärts, nur diesen sehen wir hier. Daran schließt sich die Graunase — gris nez — auf dem Wege nach Boulogne, wo einst Heinrich VIII. gekämpft, — dann mir gegenüber Calais, dessen Verlust das Herz der Königin Marie gebrochen. — „Nach meinem Tode werdet Ihr auf meinem Herzen das Wort Calais geschrieben finden" — und das jetzt kein Engländer wieder im Besitz seines Vaterlandes sehen möchte, denn in eben dem Maße, in dem England vom Festland sich zurückzog oder zurückgedrängt wurde, ist seine Größe gewachsen. Dann sehen wir das Licht auf dem Sande von Gravelingen. „Gravelingen! — heißt's in Goethe's Egmont — Freunde! Da ging's frisch. . . . Auf einmal kam's, wie vom Himmel herunter, von der Mündung des Flusses bau, bau! immer mit Kanonen in die Franzosen drein. Es waren Engländer, die unter dem Admiral Malin von ungefähr von Dünkirchen vorbeifuhren. Zwar viel halfen sie uns nicht; sie konnten nur mit den kleinsten Schiffen herbei, und das nicht nah genug; schossen auch wohl unter uns. — Es that doch gut! Es brach die Wälschen und hob unsern Muth." Manche wollen noch weiterhin das Licht von Dünkirchen entdecken, welches Cromwell, nach der Erstürmung durch seine Truppen in Verbindung mit denen des Marschall Turenne, für England erwarb, und das der Pensionär Frankreichs, Karl II., hochseligen Andenkens, für ein weiteres Trinkgeld an die Franzosen zurückgab. Hier nun kehrt der Lichterkreis nach der englischen Küste zurück. Zwei Leuchtschiffe, ein rothes und ein grünes, warnen vor den gefährlichen Goodwin-Sands, einst blühenden Feldern, so berichtet die Sage, des herrschsüchtigen und gierigen Grafen Goodwin, des unglücklichen König Harald's Vater; durch einen gewaltigen Seesturm bestrafte die Vorsehung den bösen Mann, — und gelegentlich auch die unschuldigen Leute, die seine Felder bebauten; die Wellen verschlangen Alles, und nun verschlingt die hin- und herwogende ungeheure Sandbank den unvorsichtigen Schiffer, der sich nicht durch Menschenwitz warnen läßt.

Ich steige noch einmal die Hügel hinan, und erblicke noch weitere Leuchten, das untere Licht von South-Foreland, — Kingsdown, — das North Foreland bei Broadstairs, wo Dickens sein „Bleak House" schrieb, endlich, bei klarem Wetter, die Lichterreihe von Ramsgate. Das war bis vor sieben Jahren der Wohnsitz des vielthätigen Philanthropen Sir Moses Montefiore. Von dort aus, wie auf seinen weiten Reisen hat dieser Apostel der Menschengüte seine Wohlthaten nach Orient und Occident verbreitet. Dort starb er mehr als hundert Jahre alt, von seiner Königin geadelt, von Allen verehrt. Er war ein Jude und war so glücklich, von Herrn Ahlwardt nichts zu hören.

Und da ich Ramsgate nenne, — in neueren Tagen ein unschöner Ort und Lieblingsplatz der Philister — tönt nicht in Ihren Ohren ein alter Klang der Dichtung? Dorthin ziehen uns Heine's Verse Und mit der Erinnerung an „Kitty" sei dieser Bericht geschlossen. . . . .

Es ist mir hoffentlich gelungen, ihn nicht allzu anziehend zu machen; denn wäre das geschehen, so möchten mehr Besucher hierherziehen, als wir brauchen könnten, — sie möchten unser Idyll stören. Bitte, bitte, liebe Leute, ich bin doch zu gutmüthig, um Euch zu rathen, nach Margate zu gehen. Geht doch lieber nach Brighton oder an welch andern schönen Ort, der Euch behagen mag. Vielleicht laßt Ihr Euch wegwarnen, da so sehr wenig Raum hier ist. Und was könnten wir Euch darbieten?

Nichts als Steine und Wasser.

September 1893. Eug. Oswald.

## Eine moderne Todtenmesse.

„Todtenmesse" heißt ein kleines Büchlein — Umschlag mit schwarzem Rahmen — das soeben bei Fontane und Co. in Berlin erschienen ist. Das Buch führt als Motto: Fismoll-Polonaise Op. 44 von Chopin und ist dem sehr bizarren, aber noch echteren Lyriker Richard Dehmel gewidmet. Der Verfasser, Stanislaw Przybyszewski, ist ein junger, in den litterarischen Kreisen der Reichshauptstadt sehr bekannter Pole, der, nachdem er Medizin studirt und Sozialismus betrieben, jetzt in engeren Freundesgelagen zu später Stunde seinen Chopin unvergleichlich spielt und in der Dichtung Ausdruck für seine zugleich feine und stürmische Individualität sucht. Es ist ein bischen gefährlich für mich, über ihn zu schreiben, denn er hat einmal über mich eine sehr überschwengliche Broschüre veröffentlicht; unter Gentlemen braucht man das ja aber nicht nothwendig als die bekannte Gegenseitigkeit auszulegen. Das Buch hat mich gewaltig gepackt; und — honni soit qui mal y pense.

Das kleine Werk gehört in eine Gruppe von Büchern, die immer ein schlechtes Schicksal haben. Hinab zu dem großen Publikum gelangen sie entweder nie, oder jedenfalls erst so spät, daß es dem Verfasser nicht mehr vergönnt ist, seine kleine Freude daran zu haben. Sie kommen nicht so weit, sie bleiben auf dem Wege stecken, auf dem halben Wege, bei den legalisirten Vermittlern in unserer so überaus schön eingerichteten Zeit, den Rezensenten. Da werden sie gelesen und todtgeschwiegen, oder nicht gelesen und heruntergemacht, je nach den Umständen. Außer dem Staatsanwalt, dessen Interesse sie auch in gewissen Fällen erwecken können, weiß Niemand von ihrem Dasein, als die paar Leute, die sie als gelöste Lieder und morgenröthlich gelichtetes Dunkel in ihrem Innersten empfinden und manchmal ihre schwärmerisch-überschwenglichen Anbeter werden.

Przybyszewski's Buch ist eines von diesen. Es wird wohl auch das gewöhnliche Schicksal derselben theilen. Das ist traurig, — um so mehr, weil alle diese Bücher unter Schmerzen geboren werden, von deren ganz organischer Intimität die ordinären Büchermacher keine Vorstellung haben. Es ist auch Schade um die Kritik selbst: in so einem Buche wie dieses könnte sie Anregungen finden zu minder sterilen Untersuchungen als die, ob Sudermann oder Hauptmann der größere ist, — solche Fragen sind doch, nach einem Poe'schen Ausdruck, nur Erörterungen über: was ist mehr, „creep" oder „crawl" —, sie könnte selbst produktiv werden, mit den Problemen wachsen.

Die „Todtenmesse" ist eine sehr moderne. Sie ist eine ganz innerliche, wird im Innern des Menschen gehalten, von dem Ich über das Ich, vom einen Theil desselben über den anderen Theil, vom ausgewachsenen Ich über das Ur-Ich, von dem Gehirn über das Geschlecht. Das Thema ist eine Variante zur Tragik der gespaltenen Individualität; und die Messe hat das ganze, erhaben-schmerzhafte Vibriren einer individuellen Seele, welche sich als Menschheitsseele fühlt, die zu Grunde gehen muß, indem sie das Neue gebiert, — eine vertrocknete Hülse um den jungen, frischen Keim, der später, in gesunder Erde wachsend, neue Kulturblüthen absetzen wird.

Mit einem Paradoxon möchte ich sagen, das Charakteristische unserer Zeit sei nicht die eine oder andere äußere Erscheinung, etwa eine wissenschaftliche Entdeckung oder eine soziale Bewegung, sondern eine **Ummandlung** im menschlichen Innern, ein psychophysisches Phänomen. Die Persönlichkeit von heute fühlt sich selbst in weit höherem Grade denn jemals früher als etwas Nicht-Einheitliches. Das Phänomen selbst ist natürlich nicht neu, sondern wahrscheinlich so alt wie die menschliche Natur selbst; aber es ist sich nie früher über sich selbst so bewußt geworden; und aus dem neuen Bewußtsein haben sich neue Gefühlskonflikte herausgebildet, die tiefer und produktiver sind, als viele frühere und deren Erlauschen die Aufgabe des neuen Dichters sein muß.

Die Einheitlichkeit der Persönlichkeit ist aufgehoben: die Wissenschaft weist die ganze Skala von Zerspaltungsphänomenen nach, von der ersten, schlummernden, unbewußten Doppelregung bis zum völligen Doppelsein, wie es in somnambulärer und rein pathologischer Doppelgängerei erscheint. Die Einheitlichkeit des Geschlechts ist aufgehoben: die Grenzen zwischen Mann und Weib verwischen sich prinzipiell ganz; die Stufenleiter schreitet ununterbrochen fort von dem relativ reinen Typus hinauf zum absoluten Doppelwesen, bei dem die Physis Eins, die Psyche das Entgegengesetzte ist. Die Einheitlichkeit des Willens ist aufgehoben: er ist in ein Wollen und ein Handeln zerspaltet, in einen Zustand der sensorischen Nerven und einen Zustand der motorischen Nerven, in ein Urtheil und eine Ausführung; und von dem Punkt des scheinbar totalen Einsseins schießen nach allen Richtungen Linien aus, welche am anderen Endpunkt die eine oder andere typische Erscheinung des zerspaltenen Willens darstellen, das Phänomen des Handelns ohne das vorangehende Stadium des Wählens, das Phänomen des Willens ohne das nachfolgende Stadium des Handelns. Und schließlich, vor Allem: das Gleichgewicht zwischen der vitalen Basis und den kontrollirenden Thätigkeiten ist aufgehoben; das Vegetative ist ganz weggetrocknet, das Gehirn hat alles aufgesogen; der Mensch ist sich selbst eine Präparatsammlung geworden, ein Herbarium von getrockneten Blumen; keiner der schönen Schmetterlinge des sinnlichen und affektiven Ichs, der nicht in demselben Augenblick, wenn er sich aus der Puppe hebt, sofort auf der spitzen und tödtenden Nadel des Analysir-Sinnes aufgespießt wird.

Dies Letztere besonders ist das Thema, das einen sehr großen und gewiß nicht den schlechtesten Theil der modernen französischen, skandinavischen und russischen Litteratur füllt. Es ist auch dasselbe Thema, das Przybyszewski in seiner „Todtenmesse" behandelt. Aber er thut es auf seine, ganz originelle Weise.

Der junge Mann, den er für seine Schilderung ausgewählt hat, leidet unter der Spaltung zwischen den beiden Wesenstheilen: dem Vitalen, Vegetativen, Unmittelbaren und dem Zuschauenden, Auflösenden, Bewußten. Er ist somit ein Verwandter von Armand de Querne in Bourget's „Un crime d'amour", von Noëmi Hurtrel im „L'Irréparable" desselben Autors und von Greslou, dem „Disciple" von William Högh in Hermann Bang's „Hoffnungslose Geschlechter", von Jakobsen's Nils Lyhne und Eti Högh, von Turgenjeff's Rudin, von dem Helden in Huysmans „En rade" und von mehreren anderen zeitgenössischen Dichtungstypen. Aber unter ihnen allen steht Przybyszewski's „Certain" ganz für sich, ganz wie das Buch selbst in seiner Art als ein Unikum in der gesammten modernen Litteratur dasteht. Sein „Certain" ist nicht bloß ein einzelner Mensch, der durch einen inneren Fehler zu Grunde geht in unserer Alltagswelt, sondern er ist aufgefaßt als die Gesammtmenschheit selbst, die in ihrer unbewußten Wanderung dem Unbestimmten entgegen, einen Augenblick stehen geblieben ist, um sich im Spiegel des Sichselbstbewußtwerdens zu betrachten und zu sehen, wie sie gleich einer überreifen Frucht verfault, damit der neue Kern frei werde. Und er ist auch kein bloßer Verurtheilter im Zeichen der Degeneration, deren Träger er ist, sondern er bezeichnet zugleich den stolzen, gepeinigten Märtyrer dieses Lebens, dessen inhärenter Trieb es ist, sich selbst immer aufs Neue zu überwinden und sich immer neu zu gestalten. Der Held ist daher kein Einzelmensch nur, er ist ein mit Blut und schmerzenden, zitternden Nerven gefülltes Riesensymbol; und das Buch ist keine „moderne" Erzählung, sondern ein lyrisch-wissenschaftlicher Hymnus, eine schauerliche Messe, die in den finsteren Abgründen des aufsteigenden organischen Entwicklungslebens einen tausendfach verstärkten, groteskentstellten Widerhall findet und in der weiten Zukunftsferne wie das Echo eines unheimlichen und beklemmenden Donnerliedes verhallt. Der klaffende Gegensatz im Przybyszewski'schen „Certain" ist nicht nur, wie in den modernen Vererbungsromanen und Dramen, als eine hereditäre Belastung dargestellt. Freilich wird auch dieses Motiv benutzt: das intime Unlustgefühl mitten in seiner geschlechtlichen Lust leitet „Certain" davon her, daß sein Vater ein armer polnischer Bauer war, die Mutter dagegen eine verfeinerte Adelsdame, die ihre Kinder mit Ekel empfangen und geboren hatte. Aber dies Motiv reicht allein nicht zu, das ganze Phänomen „Certain" zu erklären. Der Streit, der in ihm rast zwischen der Seele und dem Geschlecht, hat evolutionäre Bedeutung; er selbst ist als Träger dieses auf die Spitze getriebenen Gegensatzes die Brücke zwischen zwei Phasen in der menschlichen Entwicklung. Am Anfang war das Geschlecht, lehrt er. Nichts außer ihm — alles in ihm. Das war der Geist der Bibel, der über den Gewässern schwebte. Das Geschlecht hat alles aus sich geschaffen, Leben, Licht, Bewegung, die aufsteigende Kette der Organismen, das Gehirn; es ist noch alles, was ist; alles ist seine Schöpfung. Zuletzt schuf es auch die Seele; aber an dieser seiner letzten Schöpfung ging es zu Grunde. Erst waren sie noch eins, das Geschlecht und die Seele, — mit anderen Worten: das Vitale und das Gehirn; aber dann kam die Spaltung und ein wüthender Kampf: das Kind erhob sich gegen seine Mutter, die Schöpfung machte sich von ihrem Ursprung los, die Seele sog das Geschlecht ganz in sich auf. Aber damit hat sie zugleich ihr eigenes Todesurtheil gesprochen; denn das Geschlecht war der Stoff, aus dem allein Leben geschaffen werden konnte, die einzige vitale Quelle. Auch die Seele muß sterben, wie und weil das Geschlecht gestorben ist. Diese Tragödie ist eine Menschheitstragödie und eine individuelle zugleich; und „Certain" ist ihr Träger. In seinem persönlichen Schicksal vollzieht sich ein Schicksal der Menschheit: er muß untergehen, weil er das Schlußglied ist in einer endlosen Kette der Entwickelungstransformationen des Geschlechts.

Es ist also eine allgemeine Metamorphose der ganzen

menschlichen Natur, die wir sich in diesem einzelnen Menschen vollziehen sehen. Darum ist das Bild, im Großen gesehen, weder traurig noch krankhaft, meint der Verfasser im Vorworte. Freilich geht das Individuum zu Grunde; aber die Menschheit gewinnt, hebt sich aus seiner Asche empor, wie der neue Vogel Phönix. Und man soll sich nicht durch die vielen sogenannten Degenerationserscheinungen dupiren lassen, von denen diese große Metamorphose bei dem Einzelnen begleitet ist; die Neurosen bezeichnen den Weg, den die fortschreitende Entwicklung des menschlichen Geistes einzuschlagen scheint; „gerade in den Neurosen und Psychosen liegen die Samenkeime eines neuen, bis jetzt noch nicht klassifizirten Empfindens; sie sind es, in denen das Dunkle sich mit der Morgenröthe des Bewußtseins röthet und die unterirdischen Riffe sich über das Niveau der Meeresfläche heben“. Ob dieser kühne Gedanke auch die Wahrheit enthält? Es scheint so. Viele große Dichter sind in ihren Persönlichkeiten und in ihren Werken Zeugnisse davon; und viele Meister der modernen Psychophysiologie bestätigen es.

Viele Kritiker werden wahrscheinlich sagen, so etwas wie das Buch von Przybyszewski sei kein Dichtwerk; ich finde, daß überhaupt die ästhetische Pedanterie nie so schlimm gewesen ist, wie in der Tageskritik von heute. Bei einer solchen Behauptung muß jedenfalls zugleich das Charakteristikon eines Dichtwerks genau präzisirt werden. Ich habe meinerseits versucht, die Grenzen, die das Dichterische von dem Nicht-Dichterischen scheiden, zu ziehen in meinem „Materialismus in der Litteratur“ und in meinem Beitrag zum Schmidkunz'schen Buche „Psychologie der Suggestion“, sowie in mehreren kleinen Aufsätzen. Nach dieser Theorie ist Przybyszewski's kleines Buch ein absolutes und echtes Stück Dichtung. Es ist eine ganze Individualität und ein eigenes Temperament, welche von der „Todtenmesse“ in uns übertragen werden als Bild und Stimmung. Demgemäß hat es auch mit diesem Buch seine ganz besondere Bewandtniß: es ist ein so vollständig ehrliches Buch. In unserer Zeit, wo die ganze Litteratur zu schielen anfängt und beinahe jedes Werk den lautenden Punkt irgend einer Anpassung hat, empfindet man es fast wie ein Aufathmen nach dem Aufenthalt in ungesunder Atmosphäre, einmal ein göttlich unbekümmertes Selbstbekenntniß zu lesen. Und schließlich: ein in unentwirrbarem Gebüsch abseits im Walde blutend niedergesunkenes edles Wild flößt uns dessere Gefühle ein, als die vortrefflichen Zugthiere, die pflichttreu und besonnen an dem ihnen hochachtungsvoll ergebenen Publikum auf der großen Landstraße ihre gut beladenen Karren vorbeiziehen.

Ola Hansson.

---

**Schlaraffia politica.** Geschichte der Dichtungen vom besten Staate. Leipzig. 1892. Fr. Wilh. Grunow.

Eine Geschichte der menschlichen Irrthümer, meinte Goethe, würde bei weitem das interessanteste und lehrreichste aller Geschichtsbücher sein. Wir sind natürlich noch weit davon entfernt, ein solches Buch zu besitzen, und vielleicht wird es überhaupt niemals erscheinen; inzwischen aber ist es eine sehr dankenswerthe Aufgabe, wenigstens einzelne menschliche Irrthümer, die in der Welt eine große Rolle gespielt haben, mit historischem Pragmatismus zu behandeln. Ein solcher freilich vorerst noch in bescheidenen Grenzen stecken gebliebener Versuch liegt hier vor. Unser Büchlein erzählt von den Staatsidealen aller Zeiten und Völker, von jenen Versuchen, die seit Plato und Thomas Morus bis auf Bebel und Theodor Hertzka immer wieder gemacht worden sind, um den Himmel auf Erden, den man erträumte, anschaulich zu zeichnen. Der interessanteste, allerdings auch schwierigste Theil der hier von selbst gegebenen Aufgabe wäre es gewesen, die Frage zu beantworten: wie entstehen aus der Natur des Menschen diese rastlos erneuten Versuche, einen vollkommenen Zustand des menschlichen Gemeinschaftslebens in allen Einzelheiten auszumalen, der doch niemals erreichbar ist, weil er den Grundbedingungen des menschlichen Wesens widerspricht? Dabei würde man dann sogleich darauf geführt werden, das Verhältniß dieser politisch-sozialen zu den religiösen Paradiesvorstellungen zu untersuchen, wobei sicher eins festgestellt werden könnte: sie ergänzen sich beide wechselseitig, die Sehnsucht des menschlichen Herzens nach einem vollkommenen Glückszustande sucht im irdischen Dasein Befriedigung, wenn es dieselbe im erträumten Jenseits nicht mehr finden kann, wenn der religiöse Glaube in seinen Grundfesten erschüttert ist, wird das Paradies vom Himmel auf die Erde verlegt, weil man dieses, welches die Phantasie aus dem Material der Wirklichkeit sich zusammensetzt, für realisirbar hält. So ist es auch heute wieder, wo Tausenden die gläubige Hingabe an die Utopien des Sozialismus ein Ersatz ist für den religiösen Glauben, den sie völlig über Bord geworfen haben. (Man lese darüber nur die interessanten Ausführungen und Berichte Paul Göhre's in seinem Buche: „Drei Monate Fabrikarbeiter“.) Ebenso ist es aber auch umgekehrt: wenn gläubige Inbrunst wieder die Gemüther erfüllt, so schwinden allmählich die politisch-sozialen Märchendichtungen, um dem religiösen Mythus, den farbenprächtigeren Darstellungen vom himmlischen Paradiese das Feld zu räumen: ist doch in der ganzen Zeit vom Ende der Alexandrinischen Epoche bis zum Beginn des Reformationszeitalters, also namentlich während des Mittelalters, von politischen Utopien so gut wie gar nicht die Rede, während sie in der neueren Zeit von Thomas Morus bis auf unsere Tage in dem Grade beständig sich vermehren und an Einfluß gewinnen als die zersetzende Kritik der religiösen Ueberlieferungen fortschreitet.

Von allen derartigen im umfassenden Sinne historischen und psychologischen Untersuchungen sind freilich in vorliegender Schrift nur sehr schwache Ansätze vorhanden. Der ungenannte Verfasser — er ist im Lager der „Grenzboten“ zu suchen — begnügt sich damit, die verschiedenen Dichtungen und Systeme vom besten Staate in historischer Folge vorzuführen und hie und dort mit kurzweiligen Betrachtungen oder auch wohl kritischen Bemerkungen zu begleiten. Indessen der Verfasser beherrscht sein Material in nicht gewöhnlichem Umfange, er weiß vor allem seine Darstellung lebendig zu machen und mit gesundem Humor zu würzen, und so ist unsere vorliegende Schrift ein sehr lesenswerthes Büchlein, das allen empfohlen werden darf, die sich für die politisch-sozialen Traumgebilde, wie sie heute wieder stärker als je im Schwange gehen, interessiren — und wer interessirte sich heute nicht dafür? Will man in ihr inneres Wesen und ihre Bedeutung für die Zukunft Einblick gewinnen, so gibt es kein besseres Mittel als die vergleichende historische Betrachtung, welche aufs deutlichste lehrt, daß alle derartigen Dichtungen, mögen sie auch, wie es heute meist üblich ist, im Gewande des politischen Systems auftreten, auf die Sphäre der Phantasie, der sie entsprungen sind, beschränkt bleiben müssen, niemals aber in das wirkliche politische Leben des thatkräftigen Handelns übergreifen können und dürfen. Wo von Seiten einzelner Schwärmer, wie etwa der Wiedertäufer von Münster oder der Pariser Communards von 1871, dennoch das Letztere versucht wurde, da handelt es sich immer nur um eine seltsame geschichtliche Episode, die als Posse oder blutiges Satyrspiel begann, um als Tragödie in kürzester Frist zu enden.

—g—

---



Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 2. Berlin, den 14. Oktober 1893. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinrich Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1893 unter Nr. 4448 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

In Berlin hat ein General z. D. den verantwortlichen Redakteur einer Zeitung in seiner Wohnung aufgesucht, und als dieser Redakteur sich weigerte, eine für ihn entehrende Erklärung zu unterzeichnen, da zog der General einen Revolver und schoß auf den Redakteur. Die Kugel verursachte eine sehr bedeutende Kontusion an der Brust; prallte jedoch glücklicherweise ab, ohne eine offene Wunde zu hinterlassen.

Das ist ein Ereigniß, welches bedeutendes Aufsehen erregt hat, und in das ein Militär verwickelt ist. Dann ein zweites, in dem auch ein Militär der Held war:

In Würzburg wurde unter Ausschluß der Oeffentlichkeit gegen einen Lieutenant „wegen sozialdemokratischer Umtriebe" verhandelt. Einer der Untergebenen des Lieutenants soll behauptet haben, sein Vorgesetzter habe ihm gegenüber sozialdemokratische Lehren gepredigt. Der Lieutenant ist fast ein halbes Jahr in Untersuchungshaft gewesen; zuerst in Landau, dann in Würzburg. Gepeinigt von der Isolirhaft machte er einen Fluchtversuch; wurde gefangen und nun wegen seiner geistigen Zurechnungsfähigkeit einer ärztlichen Untersuchung unterworfen, aber für gesund befunden. Jetzt endlich, nach so langer Haft, hat ihn das Gericht von jeder Schuld freigesprochen.

Auf einen Verdacht hin, der zudem unbegründet war, hatte dieser Lieutenant Monate lang gesessen; nach einer That dagegen, die völlig offen als Mordversuch sich darstellt, blieb der General z. D. auf freiem Fuß; er konnte sogar den Versuch machen, auf einen ihm mißliebigen Rechtsanwalt zu fahnden, und bis zur Stunde ist von seiner Verhaftung nichts bekannt geworden.

Der Gegensatz in der Praxis, die hier und dort geübt worden ist, erscheint schreiend.

Nun muß man unbedingt zugeben, daß die Disziplin im Heere unentbehrlich ist, und daß Offiziere im Heere keine politische Propaganda zu treiben haben. Wiche man von diesem Grundsatz ab, so würde das Instrument, für dessen Kampfbereitschaft so riesige Summen ausgegeben und so riesige persönliche Opfer gebracht werden, in dem Augenblick ganz oder theilweise versagen, wo das Vaterland seiner am dringendsten bedarf. Ebenso erforderlich ist es, daß in dem Offizier ein reges Ehrgefühl steckt; aber daß dieses Ehrgefühl anders beschaffen sein muß, wie bei anderen anständigen Menschen und daß man vom Offizier überhaupt ein anderes Ehrgefühl zu verlangen habe, wie von allen Leuten in verantwortlicher Stellung, kann man nicht zugeben. Das ist eines von jenen verbitternden und eines von jenen alle nicht uniformirten Stände herabsetzenden Vorurtheilen, die in Deutschland noch so überaus tief gewurzelt sind. Nichts als Vorurtheil steckt in dieser Anschauung, denn während alle konservativen Perrücken entsetzt bei dem Gedanken zu wackeln beginnen, daß unseren Offizieren das Duell, dieses Privilegium einer besonderen Standesehre, strikte verboten werden könnte, gibt es seit einem Menschenalter in England keinen Offizier mehr, der seine Händel im Zweikampf auszutragen sich verpflichtet fühlte; und der englische Offizier ist so tüchtig und so tapfer vor dem Feinde und so kühn, wie die alte Generation, die auf einen schiefen Blick mit einem Degenstoß antwortete.

Jener General, der einen Redakteur mit einem Revolverschuß bedrohte, glaubte sich durch eine Zeitungsnotiz in seiner Ehre gekränkt. Diese Notiz, die an Familienereignisse rührte, mußte dem Mann überaus schmerzlich sein; er klagte; er erhielt von dem Richter sein Recht. Aber weil sein Gegner auch nur den übrigens zu Boden gefallenen Antrag gestellt hatte, seine beleidigenden Angaben unter Beweis zu erhärten, fühlte sich der General hierdurch von Neuem so verletzt, daß er die gesammte Rechtsordnung über den Haufen warf. Hätte das in ganz gleichem Falle ein bemitleidenswerther Herr Schulze oder Herr Müller gethan, die nur den schwarzen Rock tragen, so hätte sie der nächste Schutzmann unfehlbar gepackt, und sie säßen unrettbar hinter Schloß und Riegel. Ueber jenen General dagegen, der auch beklagenswerth sein mag, schreibt die „Kreuz-Zeitung":

„Solche gemüthlichen und dabei kraftvollen Naturen können nur Sympathieen erwecken. Im Vertrauen auf ihr gutes Recht setzen sie sich über die Formen der Rechtsprechung hinweg, nachdem dieselben versagt haben.“

Und völlig dieser Auffassung entspricht die Behandlung, die wenigstens vorläufig der General von der kompetenten Behörde erfahren hat.

Man spricht immer vom Geiste des Militarismus, und der Deutsche, in dem ein gesundes Selbstbewußtsein steckt, empört sich nicht ohne Grund, wenn dieses Gespenst citirt wird. Kommt dann die Regierung und verlangt zur Sicherung der deutschen Grenzen noch so und so viele neue Regimenter, so wird nicht allein die Nothwendigkeit erwogen; es werden nicht allein die neu entstehenden Lasten geschätzt, sondern die Parole lautet: Wir wollen den Geist des Militarismus nicht stärken, und dieser Ruf ist der Regierung am gefährlichsten und selbst bei gerechten Forderungen.

Der Geist des Militarismus steckt aber in jenen paar Tausend Rekruten mehr oder weniger keineswegs so gar bedrohlich; der steckt bedrohlich ganz wo anders. Wenn Militärposten in belebten Straßen schießen; wenn Offiziere den Bürger bei kleinem Anlaß mit dem Säbel bearbeiten, und nur zu geringer Strafe verurtheilt werden; wenn das Duell mit schwerstem Ausgang kaum eine ernste Unbequemlichkeit im Gefolge hat; wenn durch den Ausschluß der Oeffentlichkeit bei einem Militärprozeß der Argwohn erregt wird, daß diese Oeffentlichkeit ein solches Verfahren nicht billigen würde, vermöchte sie zuzuschauen; wenn in unser gesellschaftliches und politisches Leben durch die Sonderstellung der Reservelieutenants und der Offiziere zur Disposition ein ganz fremdes, unassimilirbares Element hineingetragen wird; wenn man das Schicksal des Würzburger Lieutenants, der einem politischen Verdacht zum Opfer fiel, mit der bisherigen Freiheit jenes Berliner Generals vergleicht, der offenkundig sich zu einer schweren, strafbaren That hinreißen ließ, dann zeigt sich wirklich der Geist des Militarismus, und er muß von den Liberalen mit allem Nachdruck bekämpft werden.

Unsere Regierung aber sollte sich sagen, daß ein moderner Staat nur durch die gewaltigen Volksheere aufrecht erhalten werden kann; und ein solches Volksheer wird um so stärker sein, je fester diese Institution in der Nation selbst wurzelt, zu deren Schutz sie geschaffen wurde.

Völlig verfehlt ist es dagegen, sorgsam darüber zu wachen, daß nur ja jene Vorurtheile bestehen bleiben, die den Militarismus als einen Staat im Staate mit besonderen Gesetzen nach allen Richtungen und womöglich mit einer besonders uniformirten Ehre ausstatten.

Das ist ein trauriges Erbtheil aus jener Zeit, da eine Soldateska die Schaar geknechteter Unterthanen in Ordnung zu halten hatte; heute aber ist das Heer eine Institution, die Krone und Bürger gemeinsam zum Schutz des gemeinsamen Vaterlandes errichtet haben, und unsere deutsche Entwicklung hat schon schwer genug darunter gelitten, daß bei kleinen und großen Anlässen immer wieder klar erwiesen wurde, wie diese moderne Schöpfung mit den Banden vergangener Zeiten umschnürt und als gesonderter Körper vom nationalen Leben und von der nationalen Rechtsauffassung scharf getrennt wird.

Der Versuch des Berliner Komitees der freisinnigen Vereinigung, mit den Wahlvorständen der Volkspartei in der Reichshauptstadt zu einem Uebereinkommen über die aufzustellenden Kandidaten zu gelangen, ist in einzelnen Wahlkreisen gänzlich, in einem Wahlkreis zunächst gescheitert. Dieser Ausgang ist nicht überraschend; und es läßt sich gegen den Ausgang auch nicht einmal etwas einwenden. Wenn eine Partei stark genug zu sein glaubt, um ihren Besitz mit eigenen Kräften halten zu können, so handelt sie in dieser Weise. Ob sie richtig gerechnet hat oder nicht, wird die Zukunft zeigen.

Freilich darf man eines nicht vergessen; der Sieg, wie er auch fällt, hat an sich nur einen ganz ephemeren Werth; er wird zu einer vorübergehenden Kräftigung des Selbstgefühles führen; aber das ist auch alles und das ist sehr wenig. Entscheidend bleibt allein, welchen dauernden Vortheil wird von einem solchen Siege der Liberalismus haben; und da muß man sagen, gelingt es nochmals, Berlin mit Ach und Krach die gesammte alte Vertretung aufzudrängen, gelingt es, das Verlangen der Vereinigung und jener großen Kreise der Volkspartei, die beide für einige Sitze nach neuen Männern rufen, mit den Mitteln der Wahlmaschinerie niederzuhalten, dann werden die traurigen Erfahrungen der Berliner Reichstagswahlen bei zukünftigen Wahlen nur verstärkt sich erneuern.

Die Freude darüber, wer schließlich in Berlin gesiegt hat, wird nach vier Wochen schon verblasen sein; aber die Wirkung bleibt lange, ob jedes aufkeimende Leben in Berlin wie unter einem Alpe erdrückt wird, oder ob es sich Geltung verschaffen kann. Die eine Erfahrung wird zu weiterer Fahnenflucht; die andere zur Belebung des entschiedenen Liberalismus führen, und gerade diese Möglichkeiten bedingen die Bedeutung der Berliner Wahlen.

Inzwischen wird der Kampf gegen die Freisinnige Vereinigung an den alten Stellen in früherer Weise fortgesetzt. Verbrüderung mit den Nationalliberalen und Freikonservativen; in Aussicht stehende Bundesgenossenschaft mit der äußersten Rechten und den Antisemiten — damit begann es; ein Beispiel genügt, um zu zeigen, daß diese Art der Polemik durch einen Wechsel des Stils nicht um ihren einheitlichen Charakter gekommen ist. Dem Hinrutschen zu Antisemiten und zur reaktionären Rechten gesellt sich die Andeutung, es beruhe eine der letzten Ursachen des freisinnigen Zwiespaltes auch darauf, daß die einen erbärmliche Portefeuillejäger sind und die anderen glücklicherweise nicht. Die einen hofften nämlich, daß sie „vielleicht sogar im Reichsschatzamt mit der Aufgabe betraut würden, die neuen Steuern für die neuen Soldaten ausfindig zu machen“. Diese Behauptung ist natürlich ebenso wahr, wie jene über Berliner Bündnißverhandlungen mit irgend welchen Parteien.

Zur Zeit des Fürsten Bismarck nannte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ jeden Gegner einen „Reichsfeind“; es ist eine verwandte Methode jeden Freisinnigen, der nicht die vorgeschriebene Uniform trägt, in den Verdacht zu bringen, daß er eigentlich mit den Reaktionären konspirire und daß er sein politisches Verhalten schon durch das ferne Leuchten eines Portefeuilles erkaufen lasse. Nennen wir ihn einen „Volksfeind“. Solchen lieblichen Steckbrief muß man nicht tragisch nehmen; c'est à la guerre comme à la guerre, und solche Steckbriefe sind auch politisch nicht ein Mal gefährlich.

Denn erstens bekommt sie nur ein kleiner Kreis zu Gesicht und auch von diesem kleinen Kreis vertrauen solcher Darstellung nur die Einfältigsten. Die andern aber, und das ist eine sehr erfreuliche Wirkung, sagen sich das Folgende: Auch eine wesentlich verschiedene Auffassung über die Methode des politischen Kampfes mußte nothwendigerweise den Zusammenhalt der freisinnigen Partei lockern, und sie sagen sich ferner, daß diese eine Methode es zweifellos unmöglich machen werde, Alle jene um die Fahne des Liberalismus in Deutschland zu sammeln, die in Wahrheit liberal sind, und doch wäre dies die erste Vorbedingung auch nur eines fernen Sieges. Solche aber, die so sprechen, giebt es in der Volkspartei schon ziemlich viele; und ihre Einsicht und ihr entschiedener Liberalismus werden in der That zur Schaffung gesunder Verhältnisse ganz unentbehrlich sein.

Gegen die projektirte Tabaksteuer und gegen die Weinsteuer schwillt die Bewegung immer stärker an; die finanziell Bedrohten regen sich immer lebhafter. Ihr wirthschaftlicher Standpunkt findet eine starke Stütze in der gesunden politischen Erwägung, daß die Aufdringung neuer Steuern der großen Masse unserer Bevölkerung schwerlich plausibel zu machen sein wird, ehe nicht zuvörderst die Hand an die Branntweinliebesgabe gelegt worden ist.

Im österreichischen Abgeordnetenhaus war man auf besondere Ueberraschungen nicht gefaßt. Finanzminister Dr. Steinbach hatte eben der Kammer ein Finanzexposé gegeben, in dem die bemerkenswerthe Wendung sich findet, daß

das Band zur Silberwährung endgültig durchschnitten werden müsse, da erhob sich Ministerpräsident Graf Taaffe und kündigte — es war vergangenen Dienstag um 1¾ Uhr — nonchalant mit einem Dutzend nüchterner Sätze an, was Niemand erwartet hatte, daß nämlich die Regierung sogleich einen Gesetzentwurf auf den Tisch des Hauses über „die Ergänzung, beziehungsweise Aenderung der Reichsrathswahlordnung" niederlegen werde.

Bisher wählte der Großgrundbesitz 85 Vertreter, die Handelskammern 21, die Stadtbewohner, welche 5 Gulden direkte Steuern zahlen oder Landtagswähler sind, ernannten 117 und die Angehörigen der Landgemeinden mit ähnlichem Census 130 Abgeordnete. Grundbesitz und Handelskammern behalten nun auch nach dem neuen Gesetzentwurf ihre bisherige Vertretung; dagegen treten zu den Wählern der Stadt- und Landgemeinden vor allem jene, welche Soldat waren, welche schreiben und lesen können. Wählten bisher 1,7 Millionen Bürger, so würden dann nach ungefährer Schätzung etwa weitere 3 Millionen Wähler zu den bisherigen städtischen und Landgemeindewählern hinzukommen.

Die Wirkung der Wahlreform ist also die: die Stellung der Großgrundbesitzer und der Großindustriellen bleibt unangetastet; die Stellung der Liberalen dagegen, welche in der Stadt und auf dem Lande ihre festen Sitze haben, wird erschüttert durch die sozialistischen Massen der neuen Wähler. Denen freilich nutzt das neue Wahlrecht nichts, denn auch sie werden zunächst durch die Macht der Großgrundbesitzer in Schach gehalten werden; so sieht das Taaffe'sche allgemeine Wahlrecht aus, das auf die alte Interessenvertretung aufgepfropft wird. Geht dieses Gesetz durch, so wird ein wenig später die bisherige Interessenvertretung vor der sozialistischen und national radikalen Sturmfluth zusammenbrechen, freilich erst, nachdem zuvor eine weise Staatskunst den liberalen Schutzdamm klüglich durch Unterminiren zum Zusammenbruch gebracht hat.

S p a n i e n ist mit den afrikanischen Riffpiraten in Händel gerathen. Solche Verwicklungen sind stets böse. Die Riffpiraten kann man besiegen; aber ein solcher Sieg ist nichts werth; will man ihn jedoch politisch ausnutzen, so taucht plötzlich die marokkanische Frage auf, die zugleich auch Frankreich und England in Bewegung setzt.

* * *

## Die Mängel der Strafrechtspflege und der Gesetzentwurf über die Wiedereinführung der Berufung.

Unzweifelhaft ist im Laufe der letzten zehn oder zwölf Jahre das Ansehen der deutschen Strafrechtspflege und das Vertrauen zu derselben nicht eben gestiegen. Nach einer weitverbreiteten Ansicht, die auch im Reichstage sehr zahlreiche Anhänger gefunden hat, ist es wesentlich die Beseitigung der Berufung für die Strafsachen mittlerer Ordnung gewesen, welche seit Einführung der Strafprozeßordnung die öfter gerügten Mißstände und insbesondere Verurtheilungen unschuldiger Personen bewirkt hat. Nun scheint endlich der Bundesrath dem Andrängen nachgegeben zu haben: dem Reichstag wird vermuthlich bald eine Vorlage über Wiedereinführung der Berufung für die sog. mittleren Strafsachen*) zugehen und voraussichtlich wird diese Vorlage mit dieser oder jener untergeordneten Modifikation zum Gesetz erhoben werden.

*) Für die Strafsachen unterster Ordnung, die in einem mehr summarischen Verfahren in erster Instanz verhandelt werden, besteht bekanntlich Berufung; bei den Urtheilen der Geschworenengerichte ist sie der Natur der Sache nach ausgeschlossen.

Man kann, wie die Dinge einmal liegen, mit dieser Aenderung unseres Strafverfahrens einverstanden sich erklären; aber man sollte nicht verkennen, daß es sich um einen prinzipiellen Rückschritt und um einen Nothbehelf handelt, der die Grundschäden unseres Strafverfahrens unangetastet läßt und zu gleicher Zeit danach angethan ist, über das Fortbestehen solcher tieferen Schäden hinwegzutäuschen und somit letztere noch für recht lange Zukunft aufrecht zu erhalten.

Es liegt auf der Hand, daß eine einmalige gründliche Prüfung der Beweisfrage, bei welcher die urtheilenden Personen sich der vollen Verantwortlichkeit bewußt werden, vorzuziehen ist einer doppelten Prüfung des Beweises, bei welcher die erste Instanz sich mit der Ausgleichung eines etwaigen Fehlers durch die zweite, die letztere aber damit beruhigen kann, daß doch im Zweifel der Richter erster Instanz das Richtige werde getroffen haben; es ist ferner bis jetzt noch Niemandem gelungen, ein Berufungsverfahren für Strafsachen zu konstruiren, welches den Forderungen der Unmittelbarkeit (Mündlichkeit) und damit auch den Forderungen eines wirklich gründlichen Beweises für die Mehrzahl der Fälle ohne riesige Kostenvermehrung und ebenso riesige Belästigung der Gerichte und der Zeugen genügte; und es ist klar, welche Verschleppungen entstehen müssen, wenn, wie es bei der Berufung der Fall ist, Angeklagter wie Staatsanwalt mit der einfachen Behauptung, daß das Urtheil unrichtig sei, Urtheil und Verfahren der ersten Instanz bei Seite schieben und eine zweite vollständige Verhandlung eröffnen lassen können. Der große Umfang der Bezirke der jetzigen Oberlandesgerichte erschwert, wenn die Berufung von den landgerichtlichen Urtheilen an die Oberlandesgerichte gehen soll, die Sache in erhöhtem Grade. Die Kosten der Zeugen- und Sachverständigenvernehmungen können dann bei den weiten Entfernungen eine derartige Höhe erreichen, daß weniger bemittelte Angeklagte für den Fall, daß sie nicht v o l l s t ä n d i g in der zweiten Instanz obsiegen, ihren finanziellen Ruin riskiren und somit lieber von der Berufung Abstand nehmen. Man hat, um diesen Uebelstand zu vermeiden, einerseits vorgeschlagen die Errichtung von periodisch zusammentretenden Strafberufungskammern an einzelnen vom Sitze des Oberlandesgerichts besonders entfernten Orten, andererseits die Errichtung einer Strafberufungskammer bei jedem Landgerichte. Der erste Vorschlag unterliegt allen Bedenken, welche nicht ständige mit einem wechselnden und theilweise reisenden Personale besetzte Gerichtshöfe bei jedem Sachkundigen erwecken müssen. Für den zweiten kann man freilich geltend machen, daß früher in Hannover eine derartige Einrichtung bestand und daß die hannoverschen Juristen meistens glauben, dabei besondere Uebelstände nicht entdeckt zu haben. Indeß wenn es in einem kleineren Lande unter besonderen Voraussetzungen nichts Bedenkliches haben mochte, Mitglieder desselben Gerichtshofes an Urtheilen unmittelbarer Kollegen amtlich Kritik üben zu lassen, so folgt daraus nicht, daß aus diesem an und für sich prinzipwidrigen Verhältnisse nicht Uebelstände hervorgehen in einem großen Staate, in welchem politische Gegensätze z. B. und persönliche Mißhelligkeiten in ganz anderer Weise sich auswachsen können, als da, wo ein behagliches und eigenthümliches Stillleben die sämmtlichen Richter umfaßte. Es konnte aber nach dem hannoverschen Verfahren sich der eigenthümliche Fall ergeben, daß, wenn die mit drei Richtern besetzte Strafkammer erster Instanz den Angeklagten einstimmig freigesprochen hatte, die mit fünf Richtern besetzte Berufungskammer ihn mit drei gegen zwei Stimmen verurtheilte: dann erlitt der Angeklagte Strafe, obgleich von acht Richtern eines und desselben Gerichtshofes sich fünf für die Freisprechung erklärt hatten. Nach dem gegenwärtig geltenden Gesetze erfolgt Verurtheilung bei den Strafkammern nur mit vier Stimmen gegen eine. Nach dem von R e i c h e n s p e r g e r und Genossen im Dezember 1890 bei dem Reichstage eingebrachten Gesetzentwurfe sollte für die erste Instanz eine Besetzung mit drei, für die zweite eine Besetzung mit fünf Richtern eintreten, in der zweiten Instanz aber eine

Verurtheilung auch nur mit vier gegen eine Stimme Platz greifen: dann wäre das Stimmenverhältniß dem Angeklagten günstiger; immerhin aber könnte er mit vier gegen vier Stimmen eines und desselben Gerichtshofes verurtheilt werden, und wenn man den im Ganzen unvermeidlichen Einfluß einer in erster Instanz mit zwei Stimmen gegen eine etwa erfolgenden Verurtheilung auf die zweite Instanz ermißt, verschiebt sich überhaupt auch bei diesem für den Angeklagten möglichst günstig ausgedachtem Vorschlage die Chance, was die wahrscheinliche Abstimmung betrifft, vielleicht nicht unerheblich zum Nachtheil des Angeklagten.

Der einzig wirklich durchschlagende Grund für die Eröffnung einer zweiten Instanz auch über die Beweisfrage*) ist aber die oft sehr mangelhafte Vorbereitung der mündlichen Hauptverhandlung. Zuweilen, so wird mit gutem Grunde versichert, wird dem Angeklagten erst durch seine Verurtheilung völlig klar, was man denn eigentlich ihm Schuld gibt, und allzu spät erfährt er, was gegen die Belastungszeugen und ihre Aussagen einzuwenden ist und welche anderen Zeugen und Beweismittel ihm behufs Bestreitung oder Herabminderung seiner Schuld zu Gebote stehen. In der That, sowie das Vorverfahren jetzt gesetzlich gestaltet ist, hatten es sich die meisten Derjenigen nicht gedacht, welche den Wegfall der Berufungsinstanz in der zweiten Instanz befürworteten: der Büreaukratismus mit seinem hergebrachten Mißtrauen gegen die Heranziehung eines Vertheidigers, mit seiner Antipathie gegen die sogenannte Parteiöffentlichkeit**) und seiner Vorliebe für das Inquisitionssystem hat hier leider bei den Berathungen der damaligen Reichsjustizkommission in den meisten Beziehungen den Sieg davon getragen, so daß namentlich ein unerfahrener, verschüchterter und verhafteter, also an jeder selbständigen Vertheidigung verhinderter Angeschuldigter, gegen den eine unglückliche Verkettung von Umständen zu sprechen scheint, ungeachtet der vollsten Gewissenhaftigkeit der amtlich betheiligten Personen wie in einer geheimnißvollen Schlinge verstrickt werden kann. Und in der Praxis gestaltet sich, auch abgesehen von etwaigen wirklichen Verstößen gegen das Gesetz, manches noch ungünstiger. So bietet namentlich der vom Gesetzgeber als ein besonderer Schutz des Angeklagten gedachte Beschluß des Gerichts über die Eröffnung der Hauptverhandlung, praktisch, wie man weiß, von solchem Schutze äußerst wenig. Eine meisterhafte, unseres Wissens nicht widerlegte, Kritik dieses Vorverfahrens, welches das ganze Hauptverfahren in der ungünstigsten Weise zu beeinflussen geeignet ist, hat vor einigen Jahren ein auch in der Litteratur sonst bekannter angesehener Praktiker***) geliefert und seinen auf Einführung eines mehr mündlichen, zugleich dem Anklageprinzipe entsprechenden Vorverfahrens kann man sowohl im Interesse eines besseren Schutzes der Unschuld wie einer sicheren und schnellen Repression des Verbrechens im Wesentlichen nur beitreten, und wenn der Unterzeichnete früher in der „Nation" weniger weitgehende Aenderungen in Vorschlag gebracht hat†), so ist das eben nur geschehen, weil jene weiter gehenden Aenderungen des Vorverfahrens vermuthlich weit schwieriger im Wege der Gesetzgebung bei uns durchzusetzen sind.

Uebrigens würden selbst bei Aenderung des Vorverfahrens mehr im Sinne der Mündlichkeit und eines wirklichen Anklageverfahrens, — welches allein ermöglicht, daß nicht auch das Hauptverfahren inquisitorisch und halb schriftlich wird — noch weitere recht tiefgehende Reformen unserer Strafjustiz wünschenswerth bleiben. Dahin sind zu rechnen:

1. eine andere und bessere Organisation der Staatsanwaltschaft, welche diese ebenso wie die Gerichte unabhängig*) stellt von der politischen Verwaltung, und unter dieser Voraussetzung

2. ein freieres Ermessen der Staatsanwaltschaft bei der Erhebung von Anklagen, so daß nicht wie jetzt der Buchstabe des Gesetzes über das Volksrechtsbewußtsein bei der Verfolgung höchst geringfügiger Dinge den Sieg davon tragen würde. Damit würde dann von selbst einer höchst bedenklichen ausdehnenden Auslegung der Strafgesetze Einhalt gethan werden. Als Gegengewicht gegen diese freiere Stellung der Staatsanwaltschaft sodann

3. eine freiere Gestaltung des jetzt auf ein Minimum beschränkten Rechtes der Anklage von Privatpersonen**);

4. eine Revision der Bestimmungen über das Geschworenengericht und über das schwurgerichtliche Verfahren. Man hat bei Abfassung der Reichsjustizgesetze den organischen Zusammenhang der Geschworenenbank und des rechtsgelehrten Richterthum so gut wie völlig vernichtet und die Zuständigkeit der Geschworenengerichte mangelhaft geordnet und wundert sich nun, daß das Institut mangelhaft funktionirt und möchte es mit Stumpf und Stiel ausrotten!

5. eine sorgfältige und bessere Ausbildung der angehenden Juristen, welche um so nothwendiger ist, als einerseits ein wahrhaft mündliches Verfahren und andererseits mit der Zeit unausweichliche Reformen auf dem Gebiete des materiellen Strafrechts hohe Anforderungen an den Praktiker stellen,

6. durchgreifende Beseitigung der sog. Richternoth: Ueberlastung der Gerichte mit Geschäften hat Uebereilungen und Mißgriffe zur unausbleiblichen Folge.

Göttingen. L. v. Bar.

*) Unseres Erachtens würde bei den weiten und vielleicht in Zukunft noch mehr zu erweiternden Strafrahmen die Eröffnung einer zweiten Instanz über die Straffrage vielmehr für sich haben, da die Ungleichmäßigkeit der in den verschiedenen Gerichtsbezirken wechselnd erkannten Strafen nachgerade das Gerechtigkeitsgefühl beleidigen kann, und eine größere Gleichmäßigkeit, welche nur durch Eingreifen höherer Gerichtshöfe zu erreichen ist, daher dringend nöthig wäre. Die Begründung und Ausführung dieses Gedankens kann aber an diesem Orte nicht geliefert werden.

**) Parteiöffentlichkeit bedeutet nothwendige oder bezw. mögliche (gestattete) Gegenwart der Parteien bei den Verhandlungen, insbesondere bei Zeugenvernehmungen.

***) Landgerichtsrath Dr. Kronecker, in v. Liszt's Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft Bd. 7 (1887) S. 394 ff. und Bd. 10 (1890) S. 487 ff.

†) Die früher schon in der „Nation" Jahrg. III S. 684 von dem Unterzeichneten unter Vorbehalt besserer Redaktion formulirten Vorschläge waren die folgenden:

§ 1. In allen von den Strafkammern in erster Instanz zu verhandelnden Sachen ist über die Eröffnung des Hauptverfahrens (bezw. die Außerverfolgsetzung des Beschuldigten oder die Einstellung des Verfahrens) auf Grund eines nicht öffentlichen Schlußtermins zu entscheiden, in welchem der Staatsanwalt, der verhaftete Angeschuldigte und sofern eine Vertheidigung stattfindet, der Vertheidiger anwesend sein müssen. Ein nicht verhafteter Angeschuldigter wird zum Termine jedoch nur geladen. Der Beschluß nebst Gründen ist öffentlich zu verkünden.

§ 2. Die in § 1 bezeichneten Entscheidungen werden abgegeben von zwei Mitgliedern des Landgerichts, welche damit für die Dauer des Geschäftsjahres vom Präsidium des Landgerichts beauftragt werden. Bei der Beschlußfassung hat die strengere Meinung den Vorzug; ist nicht zu entscheiden, welches die strengere Meinung sei, oder handelt es sich um eine verschiedene juristische Qualifikation der dem Angeklagten zur Last gelegten Handlung, so ist der Beschluß so zu fassen, daß die Meinung des dem Dienstalter nach jüngeren Gerichtsmitgliedes als eventueller Beschluß mit in den Beschluß aufzunehmen ist. Bezüglich der Bestimmung der örtlichen Zuständigkeit der inländischen Gerichte entscheidet die Meinung des älteren Gerichtsmitgliedes. Beweisaufnahmen, Beeidigungen und Zwangsmaßregeln finden für besonders zweifelhafte Fragen statt, insoweit sie von beiden Gerichtsmitgliedern einhellig beschlossen werden. Doch kann der Referent auch wichtige nicht über dreißig Kilometer entfernt wohnende Zeugen laden lassen, sofern die Ladung zu einem erstmaligen Termine geschieht.

§ 3. Die Entscheidung erfolgt auf Grund eines Referats eines Gerichtsmitgliedes, welches die wesentlichen Punkte der bisherigen Ermittlungen hervorheben muß. Der Staatsanwalt, der Angeschuldigte und bezw. der Vertheidiger sind darüber zu hören, und es ist festzustellen, daß der Angeschuldigte über die wesentlichen Punkte der Beweisermittlung unterrichtet sei, auch die Anklage gehörig verstanden habe.

§ 4. Gegen den im § 1 bezeichneten Beschluß steht beiden Theilen die sofortige Beschwerde zu, jedoch nur insofern in dem Beschlusse eine Rechtsnorm verletzt ist.

*) Man wird behaupten können, daß die jetzige Stellung der Staatsanwaltschaft im Strafprozeß und überhaupt in der Justizverwaltung — eine französische Erfindung, welche zugleich bei uns in wichtigen Beziehungen nicht eben verbessert ist — dem deutschen Rechtsbewußtsein nicht ganz entspricht.

**) Selbstverständlich nur unter gewissen Kautelen: Anwaltszwang und Gerichtsbeschluß über die Zulässigkeit der Anklage.

## Die Anlegung deutschen Geldes im Auslande.

In den letzten Jahren ist in Europa sehr viel Geld an ausländischen Werthen verloren worden. Deutschland ist daran in großem Umfange betheiligt gewesen. Viele fremde Staatspapiere, welche in Deutschland weit verbreitet sind, haben schwere Kursverluste erlitten, einzelne Staaten, deren Papiere Deutschland in großer Menge besitzt, sind sogar zeitweise fast bankerott. Fremde Privatsicherheiten, namentlich Nordamerikanische sind stark gefährdet. Eine der größten Eisenbahnen der Vereinigten Staaten ist schon in bedenklichen Zahlungsschwierigkeiten und die allgemeinen Verhältnisse haben gerade in diesem Lande eine Gestalt angenommen, welche auch für andere dortige Unternehmungen ein gleiches Schicksal befürchten läßt.

Die Betroffenen sind vorzugsweise die oberen und mittleren Klassen der Bevölkerung. Manche können die erlittenen Verluste verschmerzen, andere erlitten sehr empfindlichen kaum wieder gut zu machenden Schaden. Denn der besseren Zinsen wegen sind nicht selten Ersparnisse, welche für das Alter oder für bestimmte Zwecke z. B. zur Erziehung der Kinder dienen sollten, in ausländischen Werthen angelegt und manche Familie kommt durch solche Verluste in wirkliche Bedrängniß. Freilich ist in nicht wenigen Fällen durch langen Bezug höherer Zinsen der Verlust mehr als ausgeglichen oder der Erwerb zu einem so niedrigen Preise erfolgt, daß der Schaden nur gering ist. Aber das tritt nicht zu Tage. Viel mehr beklagen sich alle, die solche nothleidend gewordene Werthe besitzen, auch die wenig oder gar nicht Geschädigten, bitterlich, und sie sind um so weniger zurückhaltend, als sie ihre Schädigung nicht sich selbst zuschreiben, sondern als den eigentlich und einzig Schuldigen denjenigen anklagen, welcher die Werthe in den Handel gebracht hat, das Emissionshaus oder den Bankier, von welchem sie dieselben erworben haben.

Nun handelt es sich auch in den meisten Fällen um sehr große Summen, da ausländische Papiere fast nur von großen Privatunternehmungen, also in Posten von manchen Millionen eingeführt werden und fremde Staatspapiere rechnen sich meist nach Hunderten von Millionen und sind durch die Emittenten und die lokalen Bankinstitute oft im ganzen Lande verbreitet.

Nichts ist daher natürlicher, als daß sich die öffentliche Meinung lebhaft mit der Frage beschäftigt, ob und wie solchen Verlusten vorgebeugt werden kann.

Manche möchten die Sache durch ein Verbot fremder Papiere radikal ändern. Was sollen wir, sagen sie, unser gutes, sauer verdientes Geld Fremden leihen, noch dazu vielleicht öfter zu Zwecken, die uns direkt schädlich sind? Im eigenen Lande hätten wir doch Verwendung genug dafür; unsere Industrie und Landwirthschaft, unsere Handwerker klagen ja stets, daß es ihnen an Kredit fehle. Verbleiben wir, das Geld außer Landes zu geben, so werden wir für uns Mittel in Hülle und Fülle und eine neue Blüthe in unserem ganzen Erwerbsleben haben.

Bei näherer Betrachtung wird man sich aber überzeugen, daß staatliche Verbote hier nicht am Platze sind. Ihre Wirksamkeit ist zweifelhaft, denn man kann wohl die Einführung und den offiziellen Börsenhandel eines Papiers, nie aber den privaten Ankauf desselben verbieten und dieser Weg, auf welchen jetzt schon viele fremde, nicht an unseren Börsen notirte Papiere nach Deutschland kommen, würde dann viel mehr beschritten werden. Die Kontrole, welche doch immerhin durch die Notirung an der Börse gegeben ist, würde dabei zum Schaden der Besitzer wegfallen. Daß man ohne Weiteres die Notirung aller ausländischen Werthe verbietet, ist unmöglich; eine Auswahl durch Gesetz ebenso, denn die Fälle, in welchen ein Ausschluß wünschenswerth wäre, lassen sich nicht unter allgemeine Normen bringen, zumal nicht der geringste Grund vorliegt, Staatsanleihen etwa vor privaten zu bevorzugen, eher wäre das Entgegengesetzte richtig. Noch bedenklicher wäre es, der Regierung die Genehmigung der Einführung fremder Papiere vorzubehalten. Die Beurtheilung ihres Werthes ist sehr schwer und jede Genehmigung würde die Uebernahme einer gewissen Verantwortung der Regierung enthalten, jede Ablehnung müßte Verstimmung in dem betreffenden Lande erzeugen. Oft würde die äußere Politik maßgebend sein und zu Entscheidungen führen, die auf die wirthschaftlichen Interessen höchst schädlich wirken.

Muß man also den Gedanken eines Verbotes aufgeben, so bliebe doch die Frage, ob nicht Mittel gefunden werden könnten und sollten um die Auswanderung deutschen Geldes zu erschweren und den Gläubiger auswärtiger Werthe besser als bisher zu schützen.

Zur Beurtheilung dieser Frage sind zunächst einige allgemeine Bemerkungen und einige Daten über die thatsächlichen Verhältnisse nothwendig.

Wer sein Geld in fremden Werthen statt in einheimischen anlegt, thut dies nicht, weil er eine Vorliebe für das Ausland hat, sondern er glaubt zu einem besseren Ertrage zu kommen, weil der Kurs niedriger, der Zins höher ist, als für deutsche Papiere.

Wenn Deutschland in den letzten Jahren eine so große Menge ausländischer Werthe aufgenommen hat, so ist es zum guten Theile deshalb geschehen, weil bei uns dieser Grund besonders stark wirkte. Die Eisenbahnverstaatlichung hat eine Menge höher verzinslicher bezw. höhere Dividenden tragender Obligationen und Aktien von Privateisenbahnen beseitigt. Während vorher etwa 1500 Millionen Mark solcher meist sehr solider Papiere vorhanden waren, gab es Ende 1891 nur noch etwa 720 Millionen davon und mit Ausnahme derjenigen einiger weniger übrig gebliebener größerer Bahnen haben sie nur lokalen Umsatz und sind deshalb als Anlagewerthe viel weniger zu gebrauchen.

In dieser Periode ist ferner der Zinsfuß sehr heruntergegangen und die Finanzminister der deutschen Staaten haben den daraus sich ergebenden Vortheil für den Staatshaushalt kräftig durch Konversionen, Zinsreduktionen und Ausgabe niedrig verzinslicher Anleihen ausgenutzt. Die kommunalen Verwaltungen sind dem staatlichen Beispiele gefolgt.

Nach den Aufstellungen des „Deutschen Oekonomisten" sind in Deutschland, Konversionen ungerechnet, von 1883 bis Ende 1892 etwa 11—12 Milliarden Werthe emittirt, davon etwa 3½ Milliarden ausländische. Von den einheimischen fallen je 2½ Milliarden etwa auf Staatsanleihen und Pfandbriefe und etwa 600 Millionen auf Kommunalanleihen. Etwa 6½ Milliarden also sind sichere aber niedrig verzinsliche Werthe. Ausgegeben sind außerdem 110 Mill. Eisenbahnaktien und Obligationen, also ein sehr geringer Betrag meist rein lokalen Werthes, 770 Millionen Industrieaktien und je 350 Millionen Industrieobligationen und Bankaktien. Der größere Theil dieser letzteren, etwa 1½ Milliarden, ist zu festen Anlagen weniger geeignet. Es fehlte also in Deutschland fast ganz an Papieren, in welchen man sein Geld mit dem Gefühl leidlicher Sicherheit zu 4½—5 Prozent anlegen konnte. Mit solchen Zinsen waren aber viele, namentlich mittlere und kleinere Kapitalisten zu rechnen gewohnt, ja viele hätten sich eine Herabsetzung ihrer Lebenshaltung gefallen lassen müssen, wenn sie den Zinsfuß auf 3½ bis 4 Prozent hätten reduziren müssen.

In Hypotheken — abgesehen von den Pfandbriefen — sind freilich auch noch große Summen angelegt, aber für sehr viele Zwecke der Geldanlage sind sie wenig geeignet, weil sie schwerer verwerthbar und verkäuflich sind und der pünktliche Eingang der Zinsen viel weniger sicher ist, als bei guten Papieren. Der Zinsfuß der guten Hypotheken war auch natürlich der allgemeinen Abwärtsbewegung gefolgt.

Unter solchen Umständen war es ganz natürlich, daß ausländische Papiere mit höherem Ertrage gerade in den

Kreisen der mittleren und kleinen Kapitalisten sehr willige Nehmer fanden, und daß das Emissionsgeschäft dadurch zu fortwährend neuer Einführung solcher Werthe angespornt wurde.

Trotz dieser Auswanderung von etwa $2^1/_2$ Milliarden deutschen Geldes hat es aber dem inländischen Erwerbsleben an Kapital nicht gefehlt; eine stärkere Zuführung von Kredit würde, namentlich der Industrie, deren Absatzgebiet durch die allgemeine Schutzzollpolitik sehr beschränkt war, eher schädlich als förderlich gewesen sein.

Das Geld, welches in das Ausland gegangen ist, war mindestens größtentheils im Inlande überhaupt nicht vortheilhaft, keineswegs aber zu solchem Zinse zu verwenden, wie er durch die ausländische Geldanlage ermöglicht wurde.

Eine Aenderung wird in dieser Beziehung nicht zu erwarten sein. Zur Zeit ist allerdings von neuer Anlegung deutschen Geldes im Auslande nicht viel die Rede. Die eingetretenen großen Verluste haben die Ansammlung von Kapital erschwert, der Staat nimmt einen stets wachsenden Theil der Ersparnisse der Nation für sich in Anspruch und die übeln Erfahrungen der letzten Zeit wirken natürlich abschreckend. Aber die einheimischen Anlagen sind auch nicht verlockend und die in den letzten Jahren gemachten, wenn auch geringeren Ersparnisse bleiben unverwendet oder in den Depositen der Banken zu niedrigem Zinsfuß, besseren Zeiten wartend, liegen.

Unsere Industrie würde allerdings durch Beseitigung der Zollschranken, unsere Landwirthschaft durch Aufgeben der doch fruchtlosen Agitation um staatliche Hilfe und bei den größeren Besitzungen durch Umgestaltung der Wirthschaftsmethode in bessere Verhältnisse gelangen und mehr Kapital als jetzt nützlich verwenden können, aber diese Entwicklung wird sich nur allmählich vollziehen und dann zur Folge wieder eine schnellere Vermehrung des verfügbaren Kapitals haben. Deutschland wird, wie andere hoch entwickelte Länder, namentlich England, Frankreich, Belgien, die Niederlande und die Schweiz, mehr Kapital produziren, als es für sich vortheilhaft verwenden kann; es muß einen Theil seines Geldes an das Ausland geben. Damit schädigt es sich auch keineswegs. Im Gegentheil, allerdings unter der Voraussetzung, daß die Verwendung eine zweckmäßige ist.

Wie der einzelne aufstrebende Geschäftsmann nöthig hat, daß ihm der bereits wohlhabend gewordene mit Kapital hilft; wie in jedem Lande gewisse Theile die Kapitalbesitzenden, andere die Kapitalverbrauchenden sind, und stets beide Theile in ihrem Wohlergehen auf einander angewiesen sind, so ist es auch in der Weltwirthschaft. Die in der Entwicklung zurückgebliebenen Gebiete könnten aus eigener Kraft allein nur langsam vorwärts kommen, sie bedürfen wie der Intelligenz, so auch des Kapitals der vorgeschritteneren Länder. Diese haben an beiden Ueberfluß und finden in den neuen Gebieten dafür eine zwar schwierigere, gefährlichere, aber zugleich auch lohnendere Beschäftigung. Der Verdienst ist dort größer und das Kapital macht größere Gewinne als im eigenen Lande, ihm kann deshalb auch ein höherer Ertrag in Zinsen und Dividenden gewährt werden. Dieser Ertrag erhöht die Ersparnisse der Heimath und wird von dort aus wieder, je nach Umständen, im Inlande oder im Auslande verwendet werden. Außerdem dient er auch zur bequemen Ausgleichung der Zahlungsbilanz. Der Reichthum Englands beruht zu einem sehr großen Theile auf der zweckmäßigen Verwendung seines überschüssigen Kapitals in auswärtigen Unternehmungen.

Von einem gewissen Standpunkte aus wird man einwenden, daß dem Verdienst an Zinsen ein größerer Nachtheil gegenüberstehe. Unser Kapital diene doch dazu, sagt man, andere Länder politisch und wirthschaftlich schneller zu entwickeln, und so uns in ihnen eher, als es sonst der Fall gewesen sein würde, gefährliche Konkurrenten zu schaffen. Aber gerade die entwickelten Völker haben das größte wirthschaftliche Interesse, zurückgebliebene Länder in die Höhe zu bringen, weil der Austausch von Produkten mit ihnen ein größerer und sicherer wird und das Land, welches zu dieser Entwicklung das Geld gibt, kann sich dadurch einen Vorzug in dem Wechselverkehr schaffen. Der Frieden, die beste und unentbehrliche Grundlage jeden Fortschrittes und steigenden Verkehres, wird am sichersten gewährleistet durch die wirthschaftliche Annäherung der Völker, welche jede gewaltsame Unterbrechung zu einem schweren Schaden macht.

Ein anderer Einwand ist, daß, wenn auch prinzipiell die Verwendung des Geldes hochcivilisirter Staaten in weniger entwickelten Ländern vortheilhaft sein möge, doch Deutschland von seinen auswärtigen Kapitalanlagen nicht den entsprechenden Gewinn gehabt habe. Ein beträchtlicher direkter Gewinn ist freilich wahrscheinlich doch gemacht. Die Differenz zwischen dem Verdienst, welcher — im Ganzen genommen, an fremden Werthen gemacht ist, und dem Verdienst, welcher bei inländischen Anlagen hätte gemacht werden können, wird wohl erheblich größer sein als der Verlust, der an einzelnen fremden Papieren entstanden ist. Aber den großen Vortheil, den besonders England aus seiner auswärtigen Kapitalverwendung zieht, nämlich die Befruchtung des einheimischen Handels und der eigenen Industrie haben wir in Deutschland in viel geringerem Maße gehabt.

Ein sehr großer Theil der in Deutschland befindlichen fremden Werthe besteht in Staatsanleihen. Diese haben in ziemlich erheblichem Umfange rein konsumtiver Verwendung, namentlich zu Kriegsrüstungen und zur Kriegführung gedient; manche Staaten, welche von uns sehr viel Geld erhalten haben, haben eine schlechte Finanzverwaltung geführt und das Empfangene zum großen Theil vergeudet. Diese Gelder sind der wirthschaftlichen Entwicklung gar nicht zu Gute gekommen. Aber auch solche Anleihen, welche direkt zu wirthschaftlichen Zwecken gemacht sind, haben nicht selten die beabsichtigte Verwendung gar nicht gefunden oder die gemachten Anlagen bringen in Folge schlechter Verwaltung nicht die erwarteten Erträge. So haben die Anleihen oft nicht zur Stärkung, sondern geradezu zur Schwächung der Schuldner geführt und in Folge davon zu empfindlicher Schädigung der Gläubiger. Die Schuldner konnten nicht oder nur unter Voraussetzungen zahlen, welche zu erfüllen ihnen lästig oder unmöglich waren, wie die Erhöhung der Steuern oder die Herstellung eines geordneten sicheren Staats- und Finanzwesens. Es zeigte sich sehr deutlich, daß der Vorzug, welchen man Staatsanleihen bei uns zu geben pflegt, weil man sie für besonders sicher hält, zwar bei gewissen Staaten unbestreitbar, bei anderen aber zweifelhaft ist und daß er bei einer Kategorie von Staaten sich in das volle Gegentheil verkehrt. Nun gibt es kein mit Sicherheit durchführbares Zwangsmittel, um einen Staat zur Erfüllung seiner Verpflichtungen zu bringen, wenn er entschlossen ist, dies nicht zu thun. Unsere heutige völkerrechtliche Praxis hat es aufgegeben, im Interesse der eigenen Staatsangehörigen andere Mittel gegen einen fremden Staat anzuwenden, als vorsichtige freundschaftliche Vorstellungen. Jede andere Maßregel, wie gerichtliche Klagen, können aber unschwer von dem angegriffenen Staate wirkungslos gemacht werden. Gegenüber Staaten wie Argentinien, Griechenland u. s. w. gibt es keine Zwangsmittel, auch kein moralisches, als unter Umständen die Noth, nämlich das Bedürfniß nach neuen Anleihen, in welchem Falle nicht bloß für diese, sondern, freilich mit erheblichen Reduktionen, auch für alte eine bessere Sicherheit erreicht werden kann. Beispiele hierfür sind die Türkei und Egypten, welche aus diesem Grunde sich einer wirksamen europäischen Finanzkontrole haben unterwerfen müssen. Bis dahin ist aber für einen stark verschuldeten Staat nichts bequemer, als einfach nicht zu zahlen. Das nationale Ehrgefühl, welches einen Staat anhalten sollte, seinen Verpflichtungen gerecht zu werden, pflegt in solchen Fällen nur zu leicht zu versagen.

Die großen Verluste Deutschlands an fremden Werthen liegen auch thatsächlich fast nur in Staatspapieren. Was in Nordamerika in Eisenbahnen angelegt ist, hat sich zu einem großen Theile bewährt und wo Verluste eingetreten

sind, hat doch verhältnißmäßig viel mehr gerettet werden können als bei Staatsanleihen.

Eine Beschränkung der auswärtigen Geldanlagen wird zunächst und hauptsächlich diese Form zu treffen haben.

Dafür wird das Publikum schon in ziemlich hohem Grade selbst sorgen.

Aber damit ist nicht genug geschehen; es wird vielmehr überhaupt eine Reform in der Verwendung unseres Geldes im Auslande und in dessen Sicherung anzustreben sein.

Einige Ideen dafür soll ein zweiter Artikel geben.

K. Schrader.

## Allgemeines Wahlrecht in Oesterreich.

Vor zweiundeinhalb Jahren, am 14. März 1891[*]), schrieb ich in der „Nation" über die Reichsrathswahlen und hierbei in Betreff des allgemeinen Wahlrechts in Oesterreich das Folgende: „Vielleicht wird die Reform nicht auf einmal durchgeführt und man gewinnt die Großgrundbesitzer durch Anerkennung ihres qualifizirten neben dem allgemeinen Wahlrechte und sichert dadurch auch der Regierung noch bedeutenden Einfluß. Man kann streiten, in wie viel Jahren der einzige noch mögliche Ausweg beschritten werden wird; daß dies aber nur eine Frage der Zeit ist, darüber herrscht in immer weiteren Kreisen kein Zweifel mehr."

Jetzt überrascht Graf Taaffe das Abgeordnetenhaus und das ganze politische Oesterreich durch die Ankündigung eines Gesetzentwurfes, dessen Zweck die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes bei völliger Schonung der politischen Privilegien der bevorrechteten Interessengruppen ist. Hätte man dem Ministerpräsidenten zu Beginn der Aera Taaffe von einem solchen Gesetzentwurfe gesprochen, er hätte wohl nur ein mitleidiges Achselzucken für den sonderbaren Schwärmer gehabt. Oesterreich und das allgemeine Wahlrecht unter der Leitung Taaffe's, im Zeitalter der Schulgesetznovellen und der Ausnahmezustände! Die Gegensätze sind bezeichnend für die ganze Frivolität des Systemes und seines Erfinders.

Das System besteht in der Systemlosigkeit, sein Inhalt in der gewollten politischen Inhaltlosigkeit. Es handelt sich darum weiter zu regieren, so wie es gerade geht, und mit dem, der sich gerade übertölpeln läßt. Während des ersten Decenniums der Versöhnungsregierung stützte sich die Regierung auf eine slavisch-klerikale Majorität und das ging recht gut. Mit dem Widerstande gegen die Volksschulnovelle, mit dem Siege der Jungtschechen und dem Widerstande gegen den böhmischen „Ausgleich", mit den letzten Reichsrathswahlen begannen die größeren Schwierigkeiten. Immerhin gelang es noch, zweiundeinhalb Jahre hindurch mit dem neuen Reichsrathe zu regieren. Das war zum größten Theile ein Verdienst der braven Männer von der deutschen Linken, die sich auch dann immer wieder ködern ließen, wenn das Ministerium ganz auf sie angewiesen war. Nach den bösesten Reden des Ministerpräsidenten folgte doch immer wieder eine Art Versöhnung; man konnte doch nicht an die Unverbesserlichkeit der Regierung glauben, bis man — nur für kurze Zeit — einsehen mußte, daß man wieder in die Falle gegangen war. Die Deutsche Linke versuchte es nicht und konnte es vielleicht wegen ihrer Zusammensetzung aus konservativen Elementen nicht versuchen, gestützt auf eine große oppositionelle Volksbewegung, die Regierung zu stürzen; so wollte sie wenigstens nicht zur „faktiösen" Opposition werden und dadurch auch in den leitenden Kreisen, auf die in Oesterreich und anderswo so vieles ankommt, allen Boden und alle Hoffnung auf künftige Unterstützung verlieren. Sie stellte sich natürlich auch nicht an die Spitze der Bewegung für das allgemeine Wahlrecht, die nicht nur die Arbeitermassen, sondern auch einen Theil der bürgerlichen Klassen zu größerem politischen Leben erweckte. Graf Taaffe war, wie sich's nun zeigt, weniger bedenklich. Er überzeugte sich, daß sich in diesem Oesterreich mit den heutigen Parteien, so sehr sie auch bestrebt waren, gouvernemental zu sein, nicht weiter regieren ließ, daß er unter den heutigen Umständen weder der Nationalitäten-, noch der Rassenbewegung mehr Herr werden kann, ein so großer Künstler er auch ist. Er will also das allgemeine Wahlrecht gewähren, eine neue parlamentarische Maschine schaffen, die ihm nicht gefährlich erscheint, da er aus den alten Zeiten die beiden großen Sicherheitsventile, die qualifizirten Stimmen, der Bevorrechteten, namentlich der Großgrundbesitzer und das Herrenhaus, beibehält. Es wird sich wieder für einige Jahre regieren lassen. Die Nationalitätenkämpfe werden offenbar zurücktreten, und es werden andere Fragen in den Vordergrund treten, die, wenn, wie zu erwarten, eine starke bäuerlich-klerikale Partei noch neben dem Großgrundbesitze im Abgeordnetenhause ihren Platz findet, bewältigt werden können. In Wien wird die antisemitische Hetzpartei durch die Sozialdemokraten verdrängt werden, d. h. das Handwerk durch die Fabrikarbeiter; auch aus dem nördlichen Böhmen und anderen Städten werden sozialdemokratische Abgeordnete in den Reichsrath kommen; aber was bedeuten für den Grafen Taaffe zwanzig sozialdemokratische und einige demokratische Stimmen? Die deutsche Linke wird sehr zusammenschmelzen und ihre Bedeutung ganz einbüßen, da sie in dem Kampfe voraussichtlich auf dem Lande wie in der Stadt unterliegen muß. Und deshalb trauern im Innern die sogenannten Liberalen Oesterreichs wohl am meisten über den neuesten Schachzug der konservativen Regierung; sie hätten kaum verblüffter sein können, wenn sie in der „Wiener Zeitung", unserem Staatsanzeiger, ein kaiserliches Handschreiben gelesen hätten: „Mein lieber Dr. Viktor Adler! Ich ernenne Sie zu meinem Ministerpräsidenten." Herr Viktor Adler ist nämlich der Führer der österreichischen Sozialdemokraten.

Und doch wird am Ende aller Enden vielleicht auch schon dieses Abgeordnetenhaus den Regierungsentwurf annehmen. Denn wenige Abgeordnete werden es wagen, gegen das allgemeine Wahlrecht jetzt noch zu stimmen. Jungtschechen und Deutschnationale haben es mit mehr oder weniger Ehrlichkeit schon seit einiger Zeit verfochten; ein Theil der Klerikalen ist ihm nicht abgeneigt; der Großgrundbesitz verliert nichts; die deutsche Linke wird nicht noch den letzten möglichen Halt im Volke verlieren wollen. Was Graf Taaffe mit den Polen anfängt, ist freilich zweifelhaft; denn diese mögen es sich überlegen, ob sie dem Ruthenen gegen den polnischen Grundbesitzer und Feudalherren die politischen Waffen in die Hand drücken wollen. Doch wird wohl schon heute Niemand ernstlich glauben, daß der Ministerpräsident nicht dies Hinderniß — durch Zugeständnisse mehr, als durch gute Worte — zu beseitigen verstehen wird.

Graf Taaffe wird also seinen Gesetzentwurf schließlich wohl durchbringen, und abermals einige Jahre regieren können. Vielleicht mag es einigen Anhängern der Regierung und einigen Hochtories schon heute merkwürdig erscheinen, daß ihre Regierung, wenn auch mit Sicherheitsvorrichtungen, gerade jenes Losungswort ausgibt, das der radikale Pernerstorfer und Victor Adler in hundert Volksversammlungen als ihren Wunsch vorgebracht haben, und das in tausendstimmigen Arbeiterchören in diesem Sommer vernehmlich genug auch in die höchsten Regionen dringen mußte. Sie werden sich mit dem Gedanken trösten, daß die Sicherheitsvorrichtungen stark und daß der Graf Taaffe auch fernerhin ein kluger Mann sein wird.

Andere hingegen werden in unserer Regierung den Geist erkennen, der das Böse will und doch das Gute schafft. Das ist ja das Verhängniß Aller, die sich dem Fortschritte entgegenstemmen wollen, daß sie sich der Mittel bedienen müssen, die ihnen ihre Zeit bietet, und gerade dadurch beitragen müssen zum Fortschritte der Menschheit — mögen sie nun Napoleon oder Bismarck oder auch nur

[*]) „Nation" Jahrg. VIII. Nr. 24.

Graf Taaffe heißen. Wenn aus der Beschränktheit unserer „liberalen“ Verfassung heraus das allgemeine Wahlrecht erwachsen mußte, um wie viel sicherer werden die letzten Ueberbleibsel der Interessenvertretung, die 100 Stimmen des Großgrundbesitzes und der Handelskammern, vom Strome des demokratischen Fortschrittes weggespült werden!

In wie viel Jahren dies geschehen wird, darüber kann man streiten; daß es geschehen wird, darüber kann kein Zweifel sein.

Für Oesterreich hat eine neue historische Epoche begonnen.

Wien. L. M. H.

## Die Münchener Kunstausstellungen.

(Schluß.)

Wie in der Natur draußen der Ertrag der Ernte — auf den Aeckern das Getreide, in den Bergen der Wein, an den Bäumen das Obst — von des Himmels Gunst und Gnaden abhängt, so wirft auch die Kunst nicht Jahr um Jahr denen, die sich bei ihr mit idealsten Zwecken angebaut haben, gleichmäßig reichlichen, gleichmäßig bevorzugten Ertrag in den Schoß. Die höchsten und reifsten Leistungen sind hier ebenso gut eine freundliche Gabe Gottes, wie ein üppig strotzendes Weizenfeld. Genug, wenn das Gesammtprodukt sich über dem Niveau in klarer Güte hält. Die Bilder, die die Seele im Innersten erschüttern und als unvernichtbare Denkmale der Zeit in die Geschichte gelangen, sind aus dem Erdreich auch der fruchtbarsten Kunstbetriebe immer nur sehr spärlich gewachsen. Von solchen Werken bringt selbst das Genie nur wenige, das Talent oft kaum eines hervor. Wäre es anders, so müßten unsere Museen die Weite der Chicagoer Maschinenhalle haben, von der ja Wundermären über das Wasser herüberbringen.

Auch der Frühling der Sezession gestaltete sich nun freilich zu einem verschlagenen Winter; als andere Ausstellungsunternehmungen längst sich eingerichtet hatten, da begann sie erst, den harten Boden der primitivsten Vorarbeit zu brechen. Und als jene das Werk fertig vor sich sahen, da leuchtete den Sezessionisten eben der erste warme Sonnenstrahl durch den grauschwarzen Himmel.

Die Genesis ihrer diesjährigen Leistung konzentrirt sich auf zwei knappe Monate. Daraus ergab sich nothwendigerweise Zweierlei: die individuelle Leistungskraft der Sezessionsmitglieder konnte sich nicht ruhig und intensiv genug für die besonderen Ausstellungszwecke des Jahres 1893 entfalten, d. h. es mußte ein Jeder geben, was er just hatte, und die ausländischen Genossen vermochten nicht so thatkräftig theilzunehmen wie sie gewollt und wie sie für die nächsten Perioden beabsichtigen. Bei den Franzosen, die ja bereits einen eigenen Salon beschickt hatten, lag der Fall weitaus günstiger. Dennoch haben die Freunde allen Grund, mit dem ersten impulsiven Ergebniß wohl zufrieden zu sein, und die Feinde finden wenig Anlaß zu frohlocken; wenn sie sich im stillen Kämmerlein fragen, wo die größere Parteisucht zu finden sei, im königlichen Glaspalaste oder im höchst bürgerlichen Bilderhause der Prinzregentenstraße, so werden ihnen die Sezessionsleute als die wahren Idealisten, als die Idealisten der That erscheinen. Sie begehren nicht äußerlich bestimmenden Einfluß, nicht öffentliche Ehren und klingende Vortheile, sie wollen sich einfach ausleben, wollen frei die Arme regen und von keinem anderen Gesetze als dem selbstgegebenen abhängig sein. Und diese sittliche Stärke hat etwas Imposantes — auch für den Gegner, der nun, da er ihnen nichts am Zeuge flicken kann, prahlerisch ausruft: Wo sind die Wunderwerke, die Titanenwerke, die uns die Umstürzler versprochen haben?! Die Sezessionisten haben sich niemals als Prometheiden geberdet; sie haben zu keiner Zeit mehr versprochen, als man von ihnen erwarten konnte. Das einzelne Subjekt vermag für sich nichts mehr zu leisten, als es bisher geleistet hat. Was sie versprochen haben, das war etwas Organisatorisches, eine verjüngte Erscheinungsform, — und dieses Gelöbniß haben sie gehalten.

Als Lessing das Hamburgische Theater und seine Dramaturgie ankündigte, da schrieb er am Ende: „Heute geschieht die Eröffnung der Bühne. Sie wird viel entscheiden; sie muß aber nicht alles entscheiden sollen.“ Auch die Eröffnung des sezessionistischen Unternehmens hat viel entschieden — über die große und allgemeine Haltung, über einen neuen deutschen Ausstellungsmodus, und da vielleicht alles; über den Umfang und die Grenzen der einzelnen Begabung hat sie nicht alles entschieden, denn jedes neue Jahr bringt dem Menschen neue Saaten und neue Früchte mit.

Wie man im Glaspalaste den großen Genossenschaftsmarkt nach e i n z e l n e n Schaustücken durchwühlen mußte*), und die ganze Untersuchung auf eine Isolirung des Guten hinausließ, so wird bei den Sezessionisten gerade die entgegengesetzte Anschauung gefordert. In der Natur der Sezession liegt die Beschränkung, erwächst der Grundsatz zu wägen, nicht zu zählen, — also durchaus ein aristokratisches Bestreben hinsichtlich der Wirkung nach Außen und in die Ferne. Es sollen nicht durch bunte Bildermassen vor Allem Käufer angelockt, sondern es soll auch ein Publikum ermuntert, geleitet, erzogen werden. Aeußere Motive: Statt fast tausend Mitglieder nur 284, doch durchweg schaffende Köpfe, statt 59 großer Hallen, die ausgefüllt sein sollen und müssen, nur zwölf Säle und Sälchen; statt kalter, weiter Galerien warme, vertrauliche, sanft gestimmte Räumlichkeiten. Innere Motive: Das erregte, durch ein drängendes Zeitgefühl hervorgerufene Ringen nach jungem Ideale oder besser: nach ungezählten Idealen; der noble Trieb, hinter dem Werke zu verschwinden und auf diese Art ein Werk zu schaffen, das nach keinem anderen Maße als dem rein künstlerischen individuellen beurtheilt werden soll.

Das Reich der unumschränkten Künstlerpersönlichkeit ist oft verkündigt worden, zumal in diesen Blättern. Jüngst nun hat man in München viel Feines und Reizvolles darüber gesagt. Da ist Herr Benno Becker; er malt und schreibt; doch nicht in der Art, daß die Schriftsteller sagen, er sei nur ein guter Maler, und die Maler, er sei bloß ein brauchbarer Schriftsteller. Er ist vielmehr ein Mann, mit dem die K u n s t k r i t i k u n d die M a l e r e i zu rechnen haben. Er ist ein Ostpreuße, breit, behäbig, gedrungen; doch er besitzt eine sehr zarte und liebenswürdige Seele und den allerbesten Geschmack. Verhalten wie seine Farbe, sein Naturgefühl, ist auch seine ganze Kunstempfindung; überall latente Poesie. Einst hat er programmatisch gearbeitet, doch jetzt tritt er vor die Resultate der schaffenden Wirklichkeit, abwägend. Er thut das mit derselben zarten Diskretion, die seiner Kunst eigen; es ist ihm nicht ganz geheuer dabei — er sieht eine gährende Uebergangsepoche — wie ein wogendes uferloses Meer; die Vielgestaltigkeit der gegen alles Herkommen frondirenden Erscheinungen, die Heterogenität der Wirkungen erschüttert ihn, macht ihn nervös. Wir leben in einer Zeit, die nach seiner Ansicht einen S t i l noch nicht erkennen läßt:

„Der Strom der Kunst rast an uns vorbei — ungezügelt, durch nichts gehemmt, tummeln sich die Individuen. Ob es einmal möglich sein wird, von all den Werken, die unter unseren Augen entstanden, mit Gewißheit zu sagen, sie gehören dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts an, sie können keiner anderen Periode entstammen, das scheint sehr unwahrscheinlich. Das noch nicht zur Klarheit gekommene Zeitalter hat eine ebenso schwankende Kunst gezeitigt. Das ist der Fluch der Uebergangszeiten.“

Und nun zeichnet Becker — es geschieht in der „Kunst für Alle“ — mit tiefer, voller Einsicht in die Erscheinungen der Zeit eine Galerie des Individualismus, wie man sie reicher und werthvoller sich kaum vorstellen kann. Böcklin und Cazin, Lenbach und Whistler, Besnard und Puvis, Degas und Menzel, Liebermann und Uhde, Raffaëlli und Carrière, Monet, Melleville und Guthrie, Zorn — es ist

*) Vergl. Nation, Bd. 10 Nr. 53.

dieser Männer Geist, der schweigend wie redend durch die sezessionistischen Ausstellungen schreitet. Becker's knappe, subtile Charakteristiken gehören zu dem Treffendsten, was, nach dem ausgezeichneten Helferich, bei uns niedergeschrieben worden ist. Schade nur, daß die zarten, leuchtenden Linien von der geschwätzig-flachen Alltagskritik, die neben Becker in der genannten Zeitschrift denselben Boden bebaut, gleich wieder verwischt werden.

Gegenüber einer solchen Sammlung von Namen und Potenzen (sie ließe sich leicht vermehren) rückt nun freilich die Lehre vom Stil und von den Uebergangszeiten in ein eigenes Licht. Es gibt zwei Gattungen von „Stil": Der Stil, der der „Mensch" ist, und der Stil, der der künstlerische Ausdruck einer Gesammtheit ist. Dort das individuell Meisterliche, hier das traditionell Schulmäßige, dort die selbstischer schaffende, stetig sich erneuende Künstlerkraft, die aus eigenem Erdreiche Säfte zieht, hier beginnender oder fortschreitender Verfall. Wie im sittlichen Leben das Ringen edler ist, als das satte Gefühl des errungenen Besitzes, so scheinen mir im Dasein der Kunst die Großes und Vielseitiges emporbringenden Uebergangsepochen gerade die Blüthezeiten zu sein. Weder der Kampf darf schrecken noch das scheinbar zusammenhanglose Aufschießen der Kräfte. „Was der Lehrer anbetete, verbrennt der Schüler, und was jener verbrannte, betet er an" — sagt Becker. Er weiß ohne Zweifel, woher das Wort stammt. „Mitis depone colla, Sicamber, incende quod adorasti et adora quod incendisti" — so hat der uralte Bischof von Rheims, Remigius, gesprochen, als er am rauhen Frankenkönige Chlodwig die fromme Taufhandlung vornahm. Der Priester predigt selbst die Zerstörung, Bildersturz und Tempelbrand, als die Weihe eines neuen Lebens. Nicht bloß in theologischen Dingen ist die Vernichtung oft etwas Heiliges. Auch die artistischen Schöpfer unserer Zeit fühlten, daß sie verbrennen mußten, denn Jeder hatte eine Persönlichkeit zu retten und zu entfalten. Dem Trümmerhaufen soll keine Thräne nachgeweint werden.

Aber die Mannigfaltigkeit der heutigen Gebilde hat wohl etwas Gemeinsames, einen stillen, geistigen Stil, wenn man will: Eine grundlegende Malweise. Das Pleinair ist nicht umsonst erfunden — nicht umsonst haben die Bahnbrecher von England und Fontainebleau, haben Manet und Claude Monet gearbeitet. Dem Kunstbetriebe im letzten Viertel dieses Jahrhunderts gibt der vollständige Sieg des Pleinair und der Farbe den Charakter. Das ist die durchgreifende Erkennungsmarke aller großen Leistungen. Eine Zeit, die also gezeichnet ist, kann anderer Stilmerkmale entrathen. Das ist das Centrum der „Vielstrahligkeit" unserer Kunst; das ist die natürliche Einheit des allgemeinen Kunstgefühles. Eine Einheit, die belebt, nicht erstarren macht — die das Kunstgefühl mehrt und steigert, nicht abschleift. Die neue Farbenanschauung hat dem Maler unendliche Perspektiven gegeben; das ganze Reich der Natur und des Weltlebens ist sein Eigenthum, wo ein Jeglicher nun sucht sich einzurichten. An einem unerschöpflichen Quell sitzt der Künstler. Das Wort von der „Ueberwindung des Naturalismus" ist, wenn man den Naturalismus in seinem Wesen faßt — eitel Dunst, es ist nicht von modernen, es ist von mobischen Leuten aufgebracht. Der Naturalismus — als schöpferische Beseelung der Wirklichkeit — wird, da er einmal errungen, nicht so leicht wieder untergehen: Das naive Schauen, der potenzirte Sinnenreiz, farbige Vibrationen sind das Primäre, die Idee ist ein Sekundäres. Was man in der Malerei Traum, Märchen, Poesie nennt, es erhebt sich nun durchaus auf realistischer Grundlage.

Solche Gedanken bekräftigt gerade die sezessionistische Ausstellung im Betrachter; aber auch jene Ausstellung zeigt die Kehrseite: Ansätze von Stilbildung im Schutzsinne. Diese Erscheinung tritt, gerade weil sie vereinzelt ist, stechend und nicht eben erfreulich aus dem großen künstlerischen Ganzen hervor, und man kann lebhaft wünschen, daß sie zerrinne und wieder verschwinde. Böcklin's Kraft und Herbigkeit wird noch immer scheu gemieden, aber Franz Stuck's Kompromißarbeit wird gesucht. Ich meine den Maler Stuck, der am Werke ist, einen Stil nicht der dekorativen Malerei überhaupt, sondern einen dekorativen Bilderstil für das Publikum, — für die guten Stuben des Bürgerthums zu schaffen. Nicht das rein Künstlerische, die ganz subjektive, tendenzlose Befriedigung der eigenen Persönlichkeit wird gesucht, es werden vielmehr Brücken geschlagen zum unklaren Geschmack der Menge. Die Begabung Stuck's zu Kunstgewerblichem steht über allem Zweifel — er ist vielleicht der größte Ornamentalist in Deutschland — Alterthum und Renaissance und Rokoko stehen zu seinen Diensten — von Vasen, Bronzen, Münzen, Gobelins, Architektur, Statuen, Reliefs hat er Staunenswerthes gelernt und da offenbart er das feinste Stilgefühl. Seine Begabung zur Malerei aber steht nicht über allem Zweifel. Sein Malen ist: eine talentvoll illustrirte Stilgeschichte. Nie wird das klarer als im Laufe des abfließenden Ausstellungsjahres. Wo er als Maler aufhört, da soll die Malerei recht eigentlich erst beginnen; die unbefangene, warme, vertrauliche Anschauung der Natur. Seine „Kreuzigung", die zunächst frappirte, verlor stark, bei näherer und wiederholter Bekanntschaft. Man staunte vor der Saftleistung, aber man belebte sich endlich auch darüber, daß hier fehle — der naive Impuls Stuck's Phantasiethätigkeit drückt nicht aus eigener Kraftfülle hervor, sie bedarf der Einwirkungen von Böcklin sowohl wie von Klinger, ja was sie leisten könnte, allein, ohne Böcklin und Klinger, würde sich auf ein Unwesentliches beschränken. Das ist alles schön und gut, solange nicht Ostentation ins Leisten hineingelegt wird. Wenn aber Stuck im großen Ehrensaale eine ganze, wohlgestimmte Wand zuertheilt wird, ein Arrangement, das die Ueberschätzung geradezu herausgefordert und das Ideal des rein Künstlerischen in der breiteren Kunstmeinung aufs Spiel setzt, so ist es des Kunstfreundes Pflicht, einmal festzustellen, von wannen das kommt und wohin das geht. Ludwig von Hofmann strebt in ähnlicher Richtung, — etwas viel Majolika, Gobelin, Lackarbeit — doch ein entschiedener Geschmack, Feinheit und ein warmes Farbengefühl. Auch bei ihm sind die Einflüsse sehr leicht zu erkennen, doch er nützt sie nicht, um konziliant zu sein. Was bei Stuck die Geschicklichkeit ist, das ist bei ihm ganz unbeirrter Künstlersinn.

Die Hauptmasse der nachwachsenden Jugend*) will von Pose, von Kompromiß und Nachgiebigkeit gegen die Launen des Tages nichts wissen. Sie malen, um zu malen, um sich zu fördern. Das ganze moderne Leben dringt in ihre Kunst ein, — dichterische Empfindungen regen sich, — der Schwung der Phantasie erhebt sich an den warmen Stimmungen des Naturdaseins. Religiöser Sinn kehrt zurück — dogmenloses Christengefühl. Ein kunstgewordener Zeitgeist. Der Mensch in seinen ruhigen Lebensbedingungen, in seiner sozialen Aufrüttelung. Ueberall aber eine Farbenluft und -kräftigkeit, die kaum einer Steigerung noch fähig zu sein scheint; und so muß das Auge der Betrachtenden umlernen, wie das Auge der Malenden zu ganz neuer Haltung sich gewöhnen mußte. Ungekannte Effekte kommen auf, ohne daß Effekte gesucht worden sind. Diese mächtige Farbigkeit steht erst im Beginn ihrer Wirkungen; sie wird allmählich ein wichtiger Bestandtheil aller unserer Bedürfnisse werden. Man wird sich zur farbigen Helle drängen wie nach einem unentbehrlichen Verfeinerungselemente. Der Pionier des Lichtes ist die junge Generation, in der noch keineswegs Alles diszipliniert und sicher ist. Abhängigkeit von Mustern, — Formenmischungen und -schwankungen, ja Ansätze von Manieren, die man lieber verlernen sollte. Doch selbst in

*) Ich schreibe hier die Namen auf, damit man erkenne, wie weit die Flucht aus dem Glaspalaste sich erstreckte: Schlittgen, Reinicke, B. Becker, Becker-Gundahl, Landenberger, Fritz Haß, Wahle, Levine, Ch. Vetter, Borchardt, Block, Zügel, Corinth, Hierl-Deronco, Olde, Stahl, H. Heermann, Leistikow, Ury, Hummel, Engelhart, Eckmann, Behrens, Th. Th. Heine, Hölzel, Stremel, die beiden Oppler, Neuhaus, Zügel, Corinth, Grethe, Exter, Niemeyer, Samberger, Meyer-Basel, Reiniger, Keller-Reutlingen, H. König, H. Heim, P. Schröter, Dettmann, F. Alexander, Strathmann, Ankarkrona (als naturalisirter Münchener), M. von Aster, P. Erodel, Fehr, Flad, Herterich, Langhammer, Lipps, G. von Maffei, H. von Heyden, Ubbelohde, Vinnen, Linda Kögel u. A. m.

der unvollkommensten Organisation leuchtet ein springender künstlerischer Punkt — Charakterkeime, die ein selbstlos entsagendes, heißes Studium zur Entfaltung bringen möchte.

Begreiflich ist es allerdings, wenn einer sich aus dieser gährenden Frühlingswelt unter den klaren, beruhigten Himmel der älteren Meister flüchtet. Vielleicht zu Gotthard Kuehl, dem Niederdeutschen, dem frischen Barockmenschen, — dem mächtigen Könner. Er malt den Bauernschlag, die Arbeiterklasse, das Schiffervolk seiner lübeckischen Heimath. Am liebsten in ihren Behausungen. Und er zeigt den Geist, die Atmosphäre dieser Häuser — Alltags wie Sonntags. Viele Fenster, zumal am Alkoven, der zur Straße, aufs Grüne hinausblickt. Breite, starke Männer, ins Handwerk vertieft oder fromme Greisinnen im Sorgenstuhl. Der warme, starke Sonnenschein, der im Raume flimmert, will ihr stumpfes, frostiges Alter erwärmen. Malerisch locken die weißen Hauben, die altfränkisch kolorirten und bedruckten Stoffe, die Theerjacken, — das Enge, Schiefwinklige der Bauart, die eintönig-glänzend gefärbten Einrichtungen und Gegenstände. Oder Kuehl malt Renaissance-Kirchen, — voll hüpfender Formen und schnörkeliger Heiligthümer: Große flammende Altarsonnen, wehmüthige Madonnen, die in die rosigen Farben der Weltlust getaucht sind. Im Chorraume Mädchen und Knaben, gekleidet in ein lebendiges Roth oder Weiß, viel Licht fluthet über die Schaaren, wie Gottes liebender Segen. . . Man tritt vor Uhde's abgeklärte Arbeiten. Im „Tobias", einem seiner kleineren Religionsbilder, eine herbe Sinnigkeit, — altmodische Anmuth und Genügsamkeit; aus unserer Großeltern Tagen, da der Vater, die sorgende Mutter den Sohn nur unter ängstlichen Liebkosungen, zögernd in die Ferne schickten: Ihr frommer Reisesegen nimmt leuchtende Gestalt an — ein Engel im weißen Feierkleide; auf dem Treppenpodest, wo die letzten Zärtlichkeiten ausgetauscht werden, zittert der lichte, wärmende Tagesschein — die schönste Wandersonne. Diese schlicht-rührende Schilderei spricht menschlicher, herzlicher uns an, als das der feurigste Bibelinterpret vermöchte. Dann Kinderleben und Kinderglück: Die eigenen Kleinen in der Laube; von den grünen Reflexen der Blätter zart verfärbt, von durchschießenden Sonnenstrahlen umspielt. Auch das Kind aus dem Volke, störrisch, verschüchtert — von der Straße herausgeholt und fix festgehalten in seiner drolligen Täppigkeit. . . . Man weilt bei Liebermann, der menschliche Wesenheit im Porträt studirt: Ein melancholischer, ernster Greis, auf dessen Angesicht sich Sorge und Kummer tief eingeschrieben — ein klarer, klug blickender Weltmann. Oder er führt uns auf den Weideplatz, wo das Grün so lebhaft blinkt, wo das Licht über die trägen, breiten Thiere spielt, wo die ärmliche Hüterin bald träumend, bald arbeitend, die Zeit verträgt. Ein kraftvolles, frisches Stück Leben. Des Meisters Gegensatz ist Hugo von Habermann. Nicht Leben nur, sondern Lebendigkeit. Nervosität, doch Sicherheit. Ein sprunghaftes, doch stets zielbewußtes Schaffen. Man hat ihm viel am Zeuge geflickt, diesem anmuthigen Maler interessanter, vieldeutiger Häßlichkeiten. Die Anderen kamen zur sogenannten Schönheit durch die Konvention, er aber kam zur sogenannten Häßlichkeit durch seine weltkundige, psychologisch gestimmte, immer die Natur fühlende Art. Er liebt die seelischen Finessen und Außergewöhnlichkeiten; er hat den zartesten Geschmack. Er hat sein Selbstbildniß gebracht, — eine Perle der Ausstellung. Es vergegenwärtigt den modernsten und seltsamsten der Menschen. Das rembrandteske Wesen, in das er das Bild getaucht, erhöht die Wirkung; es ist kein formales Kunststück, er hat das so empfunden — wie sich naturvolle Kunst in allen Zeiten berühre. Seine „Pietà" steht außerhalb aller Tradition: Der Gefühlsmittelpunkt liegt in der getheilten Stimmung der Maria, die sich über den blutigen Schragen beugt: Nicht weibischer Schmerz nur, auch die weibliche Scheu und der Respekt von einer geheimen Macht — vor der Heiligkeit des Todes . . . Und Albert Keller, der das Innenleben, die gemüthlichen Verfassungen der Frauen mit einer schwer erreichbaren Größe der Charakteristik sichtbar macht. Im vorigen Jahre kam seine Legende von der „heiligen Julia", ganz modern empfunden. Eine Hypnose des Schmerzes. Jenes Stadium, da das Leiden zur Lust wird. Es sieht der Geist, was er will; bei körperlicher Anästhesie das regeste Leben des Gemüthes — das nimmt schon Himmelsfreuden voraus. Auf dem neuen Bilde aber — unter Lebenden ein schwelgerischer Traum von erdentrückter Glückseligkeit. Klosterfrauen, denen der Anblick der im Heiland entschlafenen Schwester die Ahnungen vom paradiesischen Reiche Gottes suggerirt. Die Seelen in Extase und Erwartung — die verhaltene Empfindung des Neides, daß sie noch nicht der Wonnen theilhaftig sind, welche nur durch den leiblichen Untergang errungen werden. Eine vornehme koloristische Kraft hat die Todte und die Menschen in ein sonderbar verhüllendes, unendlich fein und mannigfach auf der Haut und an den Gegenständen schwingendes Licht gesetzt; gelbe Kerzen (das Gelb eine farbige Pointe), blaugraues Schwelen, matter und dünner Tagesschein . . . Man schreitet weiter: Gabriel Max, der das gesundende Gemüth im gesundenden Menschenleibe zeigt oder tief in die Thierseele hinableuchtet; Hans Thoma, der in archaischer Empfindung Himmlisches und Irdisches einigt, der sanfte, poetisirende Naturfreund, der feine Märchenersinner; Max Klinger läßt die farbige Pracht der italienischen Atmosphäre flimmern; Trübner erscheint, der kraftvoll-schlichte Courbetschüler; selbst Skarbina's prickelnde Chicarbeiten finden eine regere Theilnahme wegen der Gewandtheit, womit der Künstler farbige Problematik treibt. Villegas' großartige Virtuosität zwingt den Respekt, und auch vor dem Versuche Herkomer's, im Intérieur (Rathstube seiner Heimathsstadt Landsberg) eine bestimmte Größe der Naturanschauung zu entfalten, mag man gern verweilen. Da sind wir schon unter den Fremden:

Das künstlerische Herz der Welt schlägt noch immer in Paris. Ein entzückender Corot, der in Ruhe und Klarheit unter springenden, vielseitigen, nervös angeregten und anregenden Kameraden hängt, bezeugt, daß die Nachwirkungen von Barbizon im Lande zu Ende sind. Es herrschen: lichte Naturbeseelung, wie sie Claude Monet aufbrachte und übte, das allseitige Ausschöpfen des modernen Weltlebens, wie es von Manet durchgesetzt wurde; es herrschen Besnard's Farbenkünste, und das klare Naturgefühl, wie es Amerikaner (Harrison), wie es Skandinavier (Edelfelt, Zorn, Thaulow), die ihrerseits hinwiederum Großes — Verfeinerung der Formen, der Technik, des Geschmackes, Paris verdanken — in die französische Kunst hinüberleiteten. Der religiöse und ethische Symbolismus ward dort vom Gedanken freier als etwa in Belgien, weil er sich unter den Einflüssen einer reifen Kultur, die überall in Naturanschauung mündet, entwickeln konnte. Man sieht Henri Martin, der Herr seines Auges ist und rein und zart in seinen Empfindungen, und man hat guten Grund, ihn aufrichtig zu bewundern. Es fehlen nicht leise Neigungen zum Professionalismus, ein kokettes Befreunden mit der Zierlichkeit, der Glätte, der rosigen Leere, die dem Bourgeois so sympathisch ist (Courtois, Collin, Duran, Dubufe und theilweise auch Aublet und Gervex — Dagnan-Bouveret schlägt immer mehr ins Blutleere, Komödienhafte), aber der liebenswürdige Reiz, den ein ungemein sicherer Geschmack hervorbringt, hebt doch überall versöhnend, die Wirkung ins Unkünstlerische auf. Aus der Schule des Lichtes, doch nicht des farbenschwelgenden, sondern des die Stimmung verhaltenden, die Natur mild lackernden Lichtes kommen René Billotte und Emile Barau. Eine Schwermuth, die nicht weichlich ist und an das Schottenthum und vielleicht auch an die Eilif Petersen rührt, liegt in ihren Schildereien von den großen Häusermeeren der Stadt Paris, von den ländlichen Vorarten und Dorfbezirken. Herbst- und Nachtgefühle schwingen . . . . Den Landschaftsgeist Raffaëlis durchbeben soziale Motive. Kahl, traurig wie die entkleidete, von Wind und Wetter durchschauerte Natur ist ihm die Welt. Da haust das Elend, die Verderbtheit — das man bemitleidet, der man verzeiht. Immer lebhaft, sieht er des Lebens wechselnd-bunte Bewegung, vor allem die niedere, rastlose Bohême, die räthselhafte Existenzen. Alfred Stevens, der jugendfrische Alte, führt auf

die parfümirte Höhe der Zehntausend: der Maler des Parisismus, der weltfreudigen Behaglichkeit, der charmante, warmblütige Herold der Französin und ihrer Häuslichkeit — sei's Boudoir, sei's Atelier. Die Frau ist des Aman-Jean und des zugewanderten Antonio Gandora Haupt- und Glanzmotiv. Aman-Jean, ein großer, schlichter Empfinder, — ein Poet der weiblichen Gefühlsfeinheiten. Durch seine Entwicklung ging Whistler, — der Whistler der Präraffaeliten, des Burne-Jones und des Rossetti. Der elegante Frauentypus, dem die Förmlichkeit und Schwere des reichen, im Luxus gesteigerten Lebens nichts anhaben kann im Herzensgrunde. Frauen, die sich in dämmerige Winkel flüchten, um sich zu lösen, zu weinen. In den Formen alles weich; große, fragende Augen, volles Haar — wie die seltsamen Märchenprinzessinnen aus der Welt der Marie de France oder des romanisch-sehnsüchtigen Wolfram. Dieser Aman-Jean ist vielleicht des Präraffaelitismus feinste Blüthe. Als Maler bringt er eine hohe Leichtigkeit und Eleganz hinzu. Die klarste, loseste Modellirung in einer lebendigen, fast ätherischen Farbe (mit Vorliebe ein bebendes Silbergrau). Ein durchsichtig-schmiegsamer Schleier ist das Symbol seiner malerischen Form; er erinnert an Carrière, doch er ist naiver als Carrière. Aus derselben Sphäre entwickelte sich Gandara. Er ist um einige Grade kühler denn Aman-Jean, — hier und da etwas gesucht. Seine Kohlenzeichnungen offenbaren dieselbe Sicherheit der Form bei verschwimmenden Konturen. Seine Frauen sind grillig, launig. Halb Herrscherinnen, halb Sklavinnen. Aber Geschöpfe, deren innere Haltung nicht auf den ersten Blick sich durchschauen läßt. . . .

Es ist über Holland ein Wort noch zu sagen. Die Leute vom Haag haben nichts aus ihrer Werkstatt entsendet, was ihrem außerordentlichen Kunstcharakter nicht entspräche: Josef Israels ist goldklar, in die Seele greifend wie immer, die Maris sind vortrefflich, Tholen ist vortrefflich. Sie „sitzen", möchte man sagen, mit ruhigen beschaulichen Gefühlen, in der Natur, im Menschenleben der Heimath wie Klassizisten. Sie schreiben sich nicht virtuosenhaft ab und aus, doch in ihre Wirkungen ist eine gewisse feine Monotonie gelangt. Da blitzt lebhaft ein erfrischendes Licht in ihre Gruppe. Es ist George Hendrik Breitner. Er hat den weiteren Gesichtskreis. Mit demselben schlichten Heimathsgefühle ausgestattet, verschließt er sich doch nicht dem Weltläufigen, Großartigen. Er hat sehr viel von Eduard Manet gelernt, vor allem als Luminist. Auch er besitzt die volle und lustige Breite, den großen Sinn und ein Auge für die Echtheit, das sich scharf kontrollirt.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich verlasse das Haus der Sezession. Während ich die Stufen hinabschreite und mich im Gehen noch einmal umwende, fährt mir ein antikes Bild durch den Sinn. Im zweiten Buche seines kosmischen Gedichtes, da, wo er vom unendlichen Flusse des Lebens spricht, holt Lukrez aus dem Wesen eines hellenischen Jugendspieles, dem sogenannten Fackellaufe, das folgende schlagende Gleichniß:

> . . . „Und so eilt von Geschlecht zu Geschlecht dies flüchtige Dasein,
> Wie durch der Jünglinge Reih'n beim Wettlauf wandert die Fackel."

So ist auch die künstlerische Wahrheit nicht dauerndes Besitzthum Eines oder Einiger — sie eilt von Diesem zu Jenem, von Jenem zum Andern, der Zeit gemäß und dem Raume. Die Generationen, die just vor uns liefen, haben ihre Arbeit schlecht gethan und die Fackel nicht mehr brennend auf uns gebracht, und von Neuem mußte der Lauf beginnen. Unsere Zeit aber ist hurtig, von goldener Jugendkraft — sie trägt ihre künstlerische Wahrheit frisch der Zukunft entgegen. Sie übt scharf ihre Pflicht unter den besonderen Bedingungen. Aber auch ihr Beruf wird sich einst erfüllen. Möge sie dann ein Geschlecht vorfinden, das eigen- und frischgesinnt das flammende Licht ergreift und es sicher zu neuen Zielen trägt: „Wie durch der Jünglinge Reih'n beim Wettlauf wandert die Fackel . . ."

Julius Elias.

## Telephon mit Amerika.

Der Gedanke, mit einem Freunde jenseits des Ozeans ein Gespräch anzuknüpfen, mochte noch vor wenigen Jahren zu abenteuerlich erscheinen, um auch nur einer näheren Erörterung werth zu sein. Aber unsere Zeit lernt Schwierigkeiten solcher Art überwinden; bis zur Verwirklichung des Telephons mit Amerika sind wir zwar auch heute noch nicht gelangt, aber nach der Ansicht eines hervorragenden englischen Elektrikers, Silvanus P. Thompson, sind wir wenigstens nicht mehr weit davon entfernt. Nach seiner Ueberzeugung, die derselbe jüngst vor einem Kongresse seiner Fachgenossen in Chicago begründete, verfügen wir bereits heute über die Mittel zur Lösung des anscheinend so schwierigen Problems und es kommt nur darauf an, ob wir dieselben richtig zu gebrauchen verstehen. So mag es denn von Interesse sein, diese Mittel und die Schwierigkeiten, die sich ihrer Anwendung entgegenstellen, einer kurzen Prüfung zu unterziehen.

Daß die Größe der Entfernung zwischen zwei Orten an sich noch kein absolutes Hinderniß für deren telephonische Verbindung bildet, ist bekannt. Die ersten Telephone, mit welchen Bell im Jahre 1876 vor die Oeffentlichkeit trat, versagten allerdings, sobald die Entfernung zwischen beiden Apparaten eine nicht sehr weit gesteckte Grenze überschritt. Denn mit der Länge der Leitung wächst auch der elektrische Widerstand derselben und in gleichem Maße sinkt die Stärke des von dem Sprechtelephon erzeugten Stromes, bis derselbe nicht mehr im Stande ist, die Platte des Hörtelephons in Schwingungen zu versetzen. An die Stelle des Bell'schen Sprechtelephons, welches in seiner ursprünglichen Gestalt mit dem Hörtelephon vollkommen identisch war, traten aber bald andere, auf dem Prinzip des Mikrophons beruhende Vorrichtungen, welche den Strom, anstatt ihn selbst zu erzeugen, von einer beliebig starken galvanischen Batterie empfangen; und nun galt es nur noch, dieses System stetig zu vervollkommnen und das Hörtelephon empfindlicher zu machen, um die Grenze der telephonischen Verständigung immer weiter hinauszuschieben.

Aber der telephonische Draht ist ein sonderbarer Geselle, der nicht gestört sein will und die Nachbarschaft anderer Drähte, zumal wenn sie dem älteren Bruder des Telephons, dem Telegraphen, angehören, schlecht leiden mag. Jedesmal, wenn in einem Telegraphendrahte ein Signal gegeben, also ein Strom hergestellt wird, durchzuckt den nahen Telephondraht ein momentaner Induktionsstrom, dem bei der Unterbrechung des Telegraphenstromes ein zweiter von entgegengesetzter Richtung folgt und ein jeder von ihnen gibt sich im Telephon wie ein kurzer, gegen die Platte desselben geführter Stoß zu erkennen. An welcher Stelle der Telephonleitung der benachbarte Telegraphendraht gerade von einem Strome durchflossen wird, ist dabei ganz gleichgültig; und auf langen Linien, welche von sehr vielen Telegraphendrähten begleitet sind, werden sich solche Stöße jeden Augenblick wiederholen und sich zu einem ununterbrochenen Geräusch verbinden, welches die zarteren Laute des Telephons vollständig unterdrückt. Es hilft auch nichts, den Telephondraht in die Erde zu betten oder mit einer isolirenden Hülle zu umgeben, denn die Induktion durchdringt auch die letztere und macht sich noch auf so erhebliche Entfernungen zwischen den beiden Drähten geltend, daß man mit ihrer Hilfe sogar mit Erfolg versuchen konnte, eine telegraphische oder telephonische Verbindung zwischen Eisenbahnstationen und fahrenden Zügen herzustellen. Außer in diesem einzigen Falle muß natürlich die Induktion mit Nachdruck bekämpft werden und da heißt es vor allem auf die Sparsamkeit verzichten, welche das Telephon gleich dem Telegraphen nur mit einer einzigen Leitung ausstattet und als Rückleitung die Erde benutzt. Besteht die Leitung nämlich aus zwei Drähten, so tritt der Strom durch den einen in das Telephon und durch den anderen wieder heraus und besitzt also in beiden Drähten verschiedene Richtungen. Die Induktion hingegen läßt in beiden Drähten Ströme von einer

und derselben Richtung entstehen, welche nun von entgegengesetzten Seiten her in das Telephon einzudringen streben. Das Resultat ist dann, daß sich ihre Wirkungen auf das letztere größtentheils vernichten. Ein vollständiger Ausgleich wäre allerdings nur dann möglich, wenn beide Ströme auch die gleiche Stärke hätten und zu diesem Zwecke müßten die beiden Telephondrähte auch gleich weit von dem Telegraphendrahte entfernt sein. Auch diese Bedingung läßt sich einigermaßen erfüllen, wenn die beiden Drähte auf jeder Tragstange sich kreuzen, so daß abwechselnd ein jeder von ihnen dem Telegraphendrahte näher ist.

Durch solche und ähnliche Maßregeln lassen sich die Störungen einer unruhigen Nachbarschaft beseitigen und so lange die Drähte in der gewöhnlichen Weise auf Tragstangen frei in der Luft geführt sind, kann man dann wirklich sagen, daß mit genügend empfindlichen Apparaten eine Grenze für die telephonische Verständigung kaum existirt. Sobald aber ein Meeresarm überschritten und mithin ein längeres Kabel eingeschaltet werden muß, treten neue Hindernisse auf, welche in der Natur der Telephonströme selbst begründet und darum ungleich schwieriger zu beseitigen sind. Bereits bei der Legung des ersten transatlantischen Kabels wurde beobachtet — und die Theorie hatte dies schon zum voraus als nothwendig erkannt — daß jeder einigermaßen starke Strom in demselben eine Art Verzögerung erfuhr. Dieselbe erklärt sich folgendermaßen.

Wird das eine Ende einer langen Leitung mit dem Pole einer galvanischen Batterie verbunden, so tritt die elektrische Spannung natürlich zuerst an diesem Ende auf und beansprucht eine gewisse, wenn auch in der Regel sehr kurze Zeit, um die ganze Leitung zu durchlaufen und am anderen Ende ihre volle Höhe zu erlangen. Und wenn der Strom an der Ausgangsstelle unterbrochen und dafür die letztere mit der Erde verbunden wird, so findet das Umgekehrte statt: hier verschwindet alsbald die elektrische Spannung, während sie sich in den entfernteren Theilen noch einige Zeit erhält. Bei Leitungen der gewöhnlichen Art sind diese Zeiten außerordentlich kurz, anders aber bei einem Kabel, dessen Leitungsdraht mit seiner Guttaperchaisolirung und der Schutzhülle von Eisendrähten einen sogenannten Kondensator bildet; ein solcher — in der Form der Leydener Flasche wohl allgemein bekannt — besitzt nämlich die Fähigkeit, große Elektrizitätsmengen ohne bedeutende Spannung in sich aufzunehmen: seine Kapazität — so lautet der technische Ausdruck — ist sehr groß. Er gleicht also einem Gefäße von großem Inhalt; wenn wir ein solches aus der Ferne durch ein langes und enges Rohr mit Wasser füllen wollen, so wird natürlich eine gewisse Zeit verstreichen, bevor das Niveau desselben im Gefäße merklich zu steigen beginnt; und umgekehrt wird auch, wenn die Zufuhr unterbrochen und das Rohr für den Ausfluß geöffnet ist, das Niveau sich noch einige Zeit auf fast unveränderter Höhe erhalten. Dauern vollends Zufuhr und Abfluß jedesmal nur sehr kurze Zeit und wechseln sie rasch mit einander ab, so wird davon in dem Gefäße überhaupt nichts mehr bemerkbar und der ganze Effekt beschränkt sich auf periodische Druckschwankungen im Rohre, welche mit wachsender Entfernung von der Ausgangsstelle immer schwächer werden und schließlich, ohne das Gefäß erreicht zu haben, ganz und gar verschwinden. Einer derartigen pulsirenden Bewegung gleichen aber gerade die rasch wechselnden Ströme, auf welchen die Wirkung des Telephons beruht. In der Zeit von einer Schwingung bis zur nachfolgenden muß der ganze Draht gewissermaßen mit Elektrizität gefüllt und wieder entleert werden und das ist, wie uns das Bild des Wassergefäßes erkennen läßt, wohl bei einer Luftleitung von geringer Kapazität möglich, nicht aber bei einem Kabel von der bis jetzt üblichen Konstruktion. Die Trägheit des letzteren in der Aufnahme und Abgabe elektrischer Ladungen ist in der That so groß, daß die transatlantische Telegraphie, obschon sie dieser Eigenthümlichkeit durch Verwendung sehr schwacher Ströme und besonders empfindlicher Apparate Rechnung trägt, trotzdem in der Minute höchstens 6 bis 8 Worte von Europa nach Amerika zu übermitteln vermag. Dagegen bringt es die in England eingeführte automatische Telegraphie in der gleichen Zeit bis auf 500 Worte! Dem rapiden Stromwechsel des letzteren Systems würde das Kabel nicht folgen können und noch weniger vermag es daher die Schwingungen des Telephons zu übermitteln, welche unter Umständen tausend Einzelströme in der Sekunde erfordern. Um den letzteren gewachsen zu sein, müßte das Kabel jedesmal in $^1/_{2000}$ Sekunde sich laden und ebenso rasch wieder entladen!

Dennoch will S. P. Thompson eine so rapide Ladung und Entladung erzielen und zwar auf folgende Weise. Denken wir uns ein Kabel mit zwei Drähten (einen für die Hin- und einen für die Rückleitung) und beide in Abständen von je 10 bis 20 Kilometern durch sehr dünne und hinreichend lange (etwa in Form von Spulen gewundene) Zwischendrähte mit einander verbunden, so ist zunächst klar, daß diese letzteren die Beseitigung der jeweils im Kabel angehäuften Ladungen kräftig unterstützen werden, weil diese nun nicht mehr den langen Weg bis zum Ende des Kabels und durch den anderen Draht zurück zu machen brauchen. Mit anderen Worten heißt das, daß die sonst so gefürchteten Isolationsfehler eines Kabels, welche eben in einer leitenden Verbindung zwischen den Leitungsdrähten und der Schutzhülle bestehen, für die Raschheit der Signalgebung geradezu von Vortheil sein müssen; und diese Beobachtung ist in der That schon wiederholt gemacht worden. Nur pflegen solche „Fehler" mit der Zeit bis zu einem Umfange zu wachsen, welcher jeden Strom alsbald in die Erde übergehen läßt und somit das weitere Telegraphiren überhaupt unmöglich macht, wogegen die Wirkung der von Thompson vorgeschlagenen Verbindungsdrähte genau bestimmt und kontrollirbar ist. Ja dieselben unterstützen, ebenso wie die Entladung, auch den Ladungsvorgang und zwar Dank ihrer besonderen Anordnung in Form langer und dünner Spulen, in welchen die sogenannte Selbstinduktion in hohem Grade zur Geltung kommt. Ebenso wie nämlich das Entstehen oder Verschwinden eines Stromes in einem Drahte in einem benachbarten Drahte einen Induktionsstrom hervorruft, so geschieht dies auch zwischen verschiedenen Theilen eines und desselben Leiters, zumal wenn derselbe zur Spule gewunden ist. Diese Selbstinduktionsströme treten also vorzugsweise in den dünnen Drähten der Verbindungsspulen auf, von welchen aus sie in die Hauptleitung übergehen; die Anordnung ist dann derart getroffen, daß bei der Stromschließung diese Ströme im Hauptdrahte dieselbe Richtung, bei der Stromunterbrechung die entgegengesetzte Richtung annehmen wie der von der Station in die Hauptleitung gesandte Strom. Im ersteren Fall unterstützen sie also dessen Wirkung und lassen die erforderliche Spannung rascher zu Stande kommen, im letzteren Falle helfen sie die noch vorhandene Ladung zerstören und die Bahn für eine neue frei machen.

Natürlich hat sich der Urheber dieser Vorschläge nicht mit diesen allgemeinen Muthmaßungen begnügt, sondern durch Rechnung festgestellt, wie ein Kabel beschaffen sein muß, um den gewünschten Effekt zu erzielen; Versuche mit geeigneten, dem neuen Kabel ähnlichen Vorrichtungen haben ihm dann in der That die telephonische Korrespondenz noch unter Bedingungen ermöglicht, unter welchen sie bisher als ausgeschlossen galt. In der Praxis pflegen indessen die Dinge doch manchmal etwas anders auszufallen als im Laboratorium und es ist deshalb begreiflich, wenn die Kapitalisten zögern werden, sich an der Legung eines Kabels, über dessen Konstruktion und Brauchbarkeit jede Erfahrung fehlt, zu betheiligen. Thompson selbst räth darum, zunächst einen Versuch mit einer kürzeren Linie zu machen. Aber auch wenn dieser Versuch technisch in jeder Beziehung gelingen sollte, ist die Rentabilität eines transatlantischen Telephonkabels trotzdem überaus fraglich; es sprechen eben hierbei Faktoren mit, welche mit den technischen Eigenschaften des Kabels absolut nichts zu thun haben.

Vor allem ist hier die Zeitdifferenz zwischen Europa und Amerika zu nennen. Dieselbe beträgt z. B. zwischen Newyork und London fünf Stunden; d. h. Newyork hat

Mittag, wenn es in London bereits 5 Uhr Nachmittags ist. Für den telephonischen Verkehr ist aber naturgemäß nur auf die beiden Ländern gemeinsamen Geschäftsstunden zu rechnen; es ist darum zwar denkbar, daß ein Londoner Geschäftsmann nach Schluß der Börse seinem Newyorker Korrespondenten telephonisch Aufträge für die dortige Börse ertheilt, aber das Umgekehrte ist nicht möglich. Nicht zu vergessen ist ferner, daß für geschäftliche Abmachungen nur selten das gesprochene Wort die sicherere Mittheilung durch den Telegraphen ersetzen kann — und die Benutzung des Kabeltelephons wird somit auf wenige Stunden des Tages und ganz besondere geschäftliche Vorkommnisse beschränkt bleiben. Dann aber müssen die Gebühren — die schon zwischen Paris und London 10 Frs. für je 3 Minuten betragen — eine unerschwingliche Höhe erreichen. Allerdings macht Thompson geltend, daß das von ihm vorgeschlagene Kabel ebenso wie für das Telephon auch für die ungemein rapide automatische Telegraphie zu gebrauchen sein würde — indessen genügen für den jetzigen Telegrammverkehr die vorhandenen Kabel vollkommen und eine so bedeutende Verkehrszunahme, wie sie die Leistungsfähigkeit des Thompson'schen Kabels einigermaßen ausnützen würde, wäre nur durch eine gewagte Herabsetzung der Gebühren zu erkaufen.

Mag darum auch eine eventuelle Verwirklichung des Thompson'schen Projektes technisch einen großen Fortschritt bedeuten, so kann man ihr finanziell dennoch keine günstige Prognose stellen. Die Aktionäre der bestehenden Kabelunternehmungen, welche ein Kapital von insgesammt 800 Millionen Mark repräsentiren, brauchen sonach nicht zu befürchten, daß ihr Eigenthum über Nacht an seinem Werth wesentlich einbüßen wird.

Bernhard Zerbst.

---

## Fritz Mauthner: Lügenohr.*)

Fritz Mauthner kennen die Leser der Nation; sie kennen ihn aus zahlreichen Beiträgen in diesen Blättern; die meisten wohl auch aus seinen Romanen und seinen umfangreicheren satirischen Schriften. Das Bild, das man von ihm so gewinnen kann, hat scharfe Züge.

Die geistige Individualität Mauthner's beruht auf einer Mischung zweier Fähigkeiten. Er sucht im Leben und in der Kunst das Poetische; das vermag nur derjenige, welcher mit feiner Empfindung ausgestattet wurde; und er sucht im Leben und in der Kunst das Lächerliche; das kann nur, wer mit klar spiegelndem Verstand begabt ist. Dabei kann man sagen, daß sein Verstand durch Eigenart in höherem Grade bemerkenswerth ist, während sein poetisches Empfinden so individuelle Züge vielleicht nicht trägt.

Mauthner benutzt seinen scharfen Verstand, um unabhängig zu prüfen. Vorurtheilslos stellt er sich den Erscheinungen gegenüber; er ist weder der Anwalt einer politischen, noch einer religiösen, noch einer bestimmten künstlerischen Sekte. Eine solche Art zu denken, ist vor Allem antiphiliströs — wenn man den Schwarm ähnlicher moderner Wortbildungen durch dieses vermehren darf; doch nicht dies Wort in dem Sinne gemeint, daß damit nur die Feindschaft gegen das augenscheinlich Hausbackene und Spießbürgerliche, das ewig Gestrige ausgedrückt werden soll. Das erschöpft den Begriff nicht.

Philister gibt es überall dort, wo es schablonenhafte Vorurtheile gibt, und daß nur der brave Kerl und schlechte Musikant, der Vergangenem in gedankenloser Pietät lebt, ein Philister sei, ist unzutreffend. Es kann genau so philiströs sein, inbrünstig am Allerneuesten zu hängen. Wird aber der Philister zum Philister durch seine gläubige Befangenheit und seine unfreie Gläubigkeit, so ist es ohne große Bedeutung, ob sein enger Glaube dem verstaubten Alten oder dem blitzblanken Neuesten gilt; das ist nur eine Frage des veränderten Kostüms, denn das eine kann in seinem Kern so wurmstichig und so faul, so ledern, so trivial und banal sein, wie das andere, und ist es nur zu oft. Der Cylinderhut des Urgroßvaters und der Cylinderhut des modernsten Gigerl sind verschieden an Form, aber gleich häßlich und gleich geschmacklos; und das allerneueste politische oder künstlerische Schlagwort, das furchtbar frisch und keck auftritt und ausschaut, kann von einem echten Philistergeist gemünzt sein. Es gibt eben alte und neue Vorurtheile, aber sie bleiben Vorurtheile und damit das Zeichen des Philisters; „naturalistische" von heute und „idealistische" von gestern; oder „aristokratische" von gestern und „demokratische" von heute.

Man muß denn ein Auge haben für den endlosen Zug der Vorurtheile, die alle so herrisch und pretentiös einherschreiten, wie Welteroberer, die das Gehen von einem Heldendarsteller in der Provinz gelernt haben; und die Vorurtheile beschauen höhnisch einander mit so viel giftiger Feindschaft, und unbeschadet ihrer Feindschaft und ihrer hochmüthigen Blicke für die lächerliche Gestalt des Nebenmannes ähneln sich alle gegenseitig so überaus; sie alle mit dem nämlichen Zeichen intimer Verwandtschaft, alle mit demselben traulichen Familienzug stolzer Bornirtheit; — wer dies zu erschauen begabt ist — der muß lächeln oder lachen, milde und bitter, und wenn er spricht, legt ihm die Komik der Weltgeschichte ein satirisches oder ein ironisches Wort auf die Zunge. Aus solchem Beschauen gewann Mauthner solche ironische und satirische Worte; freilich in solchem Beschauen und in der Fähigkeit solche Worte zu finden, liegt auch eine starke Versuchung.

Witz und Humor ist eine köstliche Gabe; und wer sie besitzt, wird nur allzu leicht ein Großthuer damit. Von denen, die sie nicht besitzen und die statt mit dem sprühenden Edelstein nur mit farbigem Glas sich behelfen, soll gar nicht gesprochen sein. Aber auch die geistvollen Besitzer des echten Gutes sind nicht selten geneigt, es zu mißbrauchen. Prahlerisch wie ein Soldat, der auch im tiefsten Frieden sich den kleinsten Anlaß nicht entgehen läßt, um mit dem Säbel zu rasseln und um mit dem Stahl in der Sonne zu funkeln, so sind auch sie unaufhörlich bei der Hand, um keck mit dem Witz oder einer humorvollen Wendung zu hantiren. Sie verstehen es, Feuer zu schlagen; ihr Feuer leuchtet auch hell; und es wärmte einmal gar wohlthätig den einen und brannte gar böse den anderen; aber dann stecken sie immer häufiger und häufiger ihr Feuer an, und ganz allmählich in langsamer Steigung beginnen sie ihr Metier fabrikmäßig zu betreiben; sie werden zünftige, arbeitsame Fabrikanten an Feuerwerkskörpern, und wenn sie ihr Feuerwerk abbrennen, so blitzt und blinkert das zwar noch recht gut und die Gaffer staunen; aber es ist nicht mehr bestimmt, eine böse Wunde auszubrennen oder ein scharfes Licht in trübe ungesunde Nebelatmosphäre hineinzuwerfen. In fünf Minuten ist alles nutzlos verpufft, und es herrscht die alte Dunkelheit.

Diesen Uebergang zum Fabrikbetriebe, der seinen Mann oft gut nährt, wie heute überhaupt der Fabrikbetrieb, suchen in unseren Tagen besonders viele geistvolle Menschen; sie melken sich fleißig Witz und Humor ab, wie ein anderer ein ehrliches Milchgeschäft betreibt. Der Massenvertrieb dieses Produktes findet dann durch die modernen Witzblätter und durch jene modernen Theaterstücke statt, die Lustspiele, Schwänke und Possen heißen; das sind die Stätten für den Massenkonsum dieser Artikel und diese Artikel erhalten ihren Charakter gerade durch diesen ihren Ursprung. Man lacht oft über sie, wofür man dankbar sein kann; man hat sie schon vergessen, wenn man das letzte Wort gehört hat, wofür man aufrichtig dankbar sein muß, und man hat meist leise oder stärker einen faden Nachgeschmack, was von der Fabrikationsmethode herrührt, und das ist ärgerlich.

Mauthner hat nun seine Fähigkeit, witzig zu sein, nie „gegründet"; er spielt auch nicht mit ihr, und er kokettirt auch nicht mit ihr. So eine witzige oder satirische Wendung

*) Stuttgart. J. G. Cotta Nachfolger.

sitzt an dem, was er schreibt, wie ein Dorn an einer Pflanze; auch ein Dorn gehört zum Ganzen, und er könnte nirgends anders sein. Und gerade diese Erscheinung ist bei Mauthner besonders sympathisch; sein Witz, seine Satire, sein Humor sind nicht äußerer Schmuck und äußere Zier; sie sind nicht losgelöst vom Ganzen; sie sind aus dieser Weltbetrachtung hervorgewachsen und sind ihr unentbehrlich. Er ist nicht einer von denen, die sich langsam dazu abgerichtet haben, alles hienieden witzig oder alles satirisch zu sehen; er betrachtet die Welt mit liebevoller Empfindung, und weil er ein kluges Auge hat, sieht er dann auch so manche Narrheit und so manche Lächerlichkeit, und wenn er sie erblickt, dann findet er die scharfe Wendung und das scharfe kontrastreiche Bild, das nicht den Zweck hat, zu blinken und zu frappiren, wohl aber das Verkehrte und Beschränkte besonders deutlich als verkehrt und beschränkt erscheinen zu lassen.

Gerade nun diese Mischung von poetischem Empfinden und unabhängigem verstandesscharfen Weltbetrachten zeigt sich besonders deutlich im „Lügenohr". Gedichte und Fabeln in Prosa heißen diese ganz kurzen und vielfach feinen und ernsten litterarischen Sächelchen, die Mauthner hier zusammen getragen hat.

Es war als hätte er sich bei einzelnen dieser Arbeiten die Augen besonders klar geputzt, und so etwa wie ein kluger Goldschmied, von dem aus dem Morgenlande berichtet wird, verfuhr er dann. Was als echtes Gold und edles Metall viel bestaunt wird und gläubig von Hand zu Hand geht, oder wenigstens von einer „Partei" in hohen Ehren gehalten wird, das prüfte er vorsichtig nach und, wie es oft geschieht, fand er viel unechtes unter diesen gepriesenen Schätzen. Aber wohl hütete er sich das Unechte mit nackter Logik als unecht zu demonstriren. Er wußte, daß die Menschen auf diese Weise sich ihre „Schätze" nicht leicht rauben lassen. Er nahm vielmehr so ein unechtes Steinchen und setzte es so geschickt neben ein echtes, daß es nun wirklich ganz todt und häßlich und dumm erschien, und auch in den Augen der Gläubigen seinen Glanz verlieren mußte. Oder er faßte eine brave, alte Wahrheit so gut, daß sie jetzt besonders hübsch und einleuchtend erscheint, oder er spielt wohl manchmal auch mit dunkelen Gedanken und Empfindungen, daß es verschwommen und mystisch und doch noch anziehend wetterleuchtend durcheinander schillert wie in einem Opal. Freilich überall ist die Arbeit nicht gleich sauber und gleich fein. — Mir aber gefiel er am besten, wenn er in seiner Methode den Menschen die Augen öffnet.

Wer das unternimmt, der hat viel Chancen bald bei dieser Partei, bald bei jener Koterie, bald bei dieser blinden Schaar der Gläubigen, bald bei jener glaubensglühenden Sekte der Ungläubigen anzustoßen. Für jene, welche in der beliebten Art für irgend etwas „voll und ganz eintreten, ist daher das Buch nicht recht geeignet. Für die „Voll und Ganzen" ist es nicht; es ist für Leute „ohne Uniform". Wer aber höher als irgend ein Dogma, das Streben nach Unabhängigkeit des Urtheils und des Empfindens stellt, der findet an irgend einer Stelle des kleinen Buches neben Mißlungenem und Gleichgiltigem gewiß ein kleines Bijoux, fein gearbeitet und meist ernst blinkend, das gerade ihm Freude machen wird.

O. E. Scandi.

## Musik.

(K. Opernhaus. „Gringoire" Oper in 3 Akten von Ignaz Brüll. — „Mara", Oper in 1 Akt von Ferdinand Hummel. — „Die erste Walpurgisnacht" von Felix Mendelssohn-Bartholdy.)

Mit dieser Dreifaltigkeit musikalischer Einakter hat am 11. Oktober das Berliner Opernhaus den Novitätenreigen seiner neuen Spielzeit eröffnet. Ich könnte also die Reihe meiner Berichte mit einer schönen Abhandlung über den Werth und die Bedeutung der einaktigen Opernstücke im Allgemeinen und die Berechtigung sogenannter „Einakterabende" im Besonderen beginnen. Ich werde mir aber dieses Mal die Abhandlung schenken, denn die Leser der „Nation" kennen meine Meinung über diese künstlerische „Tagesfrage" zur Genüge und ich fange an, die Opernkrankheit der Einakteritis mit eben dem Gleichmuth zu ertragen, wie ich Glockenröcke und Schinkenärmel ertragen habe. Ich tröste mich dabei mit dem episodischen Charakter der modernen Opernbewegung und mit der von der Volksweisheit erhaltenen Versicherung, daß in der Noth sogar der Teufel mit einem Fliegenschmaus vorlieb nehmen müsse.

* * *

Das erste der im Opernhause aufgeführten Opernwerke, Ignatz Brüll's „Gringoire", ist nicht mehr ganz nagelneu; es hat im Frühling 1892 zu München seine erste Aufführung erlebt und ist seitdem über verschiedene Bühnen gegangen. Einen nachhaltigen Erfolg hat diese „komische Oper" indessen nirgends gehabt und auch in Berlin stehen ihre Aussichten trotz dem reichlichen Beifall, den man dem mit Recht beliebten Komponisten des Goldenen Kreuzes zollte, nicht sonderlich günstig. Der arme Gringoire, der in Wahrheit ein sehr witziger und anschlägiger Kopf und gar kein sentimentaler Schwärmer war, verdankt seine Beförderung zum Opernhelden dem weitverbreiteten Irrthum, daß ein Vorwurf sich dann besonders für die Oper eigene, wenn Sänger und Sängerinnen von Beruf den Mittelpunkt der Handlung bilden. Dem ist aber nicht so, denn die Macht des Gesanges, die dabei zumeist erwiesen werden soll, tritt im gesprochenen Drama viel deutlicher, verständlicher und überraschender zu Tage als im Rahmen eines musikalischen Werkes, dem der Gesang auch als allgemeines Ausdrucksmittel dient. In dem vorliegenden besonderen Falle aber liegt außerdem im Wesen der dramatischen Fabel Etwas, was dem Wesen der Musik von Grund aus fremd ist. Das berühmte Theaterstücklein von Theodor de Banville, nach dem Victor Léon das Textbuch für Brüll zurecht gemacht hat, ist ein Spiel der witzigen Laune. Wie bei Boccaccio oder im Heptameron der Margarethe von Navarra wird hier ein ächtes Novellenmotiv dazu verwendet, einen Satz oder ein Problem landläufiger Psychologie zu erörtern. Dies geschieht, obwohl eines armen Teufels Leben daran hängt, mit mehr spielerischem Behagen am Scherz als mit theilnehmender Empfindung. Um dem Dramolet diesen seinen Grundcharakter und natürlichen Reiz auch in der musikalischen Bearbeitung zu erhalten, fehlte es aber Brüll an geistiger Leichtigkeit, an Humor und eleganter Geschmeidigkeit im Ausdruck. Er fand den Lustspielton nicht und so verwandelte sich ihm, da er den Nachdruck auf die lyrischen Momente legte, die spaßhafte „comédie" in ein rührsames Liederspiel. In diesen Liedern, obwohl sie die Rührung mitunter mit allzu gewöhnlichen Mitteln erzielen, steckt der gesunde und lebendige Kern der Brüll'schen Oper, alles was er drum herum komponirt hat, ist äußerlich und nichtig und nur dazu angethan, das Schwinden der Charakterisirungskunst und das Erlahmen der musikalischen Erfindungskraft zu offenbaren

Den grellsten Gegensatz zu dieser weichlichen und weinerlichen Liederoper bildet „Mara", die tscherkessische Blutbanntragödie, die Herr Axel Delmar, ein jüngeres Mitglied unseres Schauspielhauses, und Herr Ferdinand Hummel, einer der Harfenspieler unserer Kgl. Kapelle nach neuesten berühmten Mustern in Verse und in Musik gebracht haben. Geht bei Brüll alles gemüthlich und ruhig seinen Gang, so bildet eine geräuschvolle Aufgeregtheit den Grundzug dieses Werkes, das mit der Aufführung am 11. d. M. die Feuerprobe der Bühnenfähigkeit glänzend bestand. Der Stoff ist für ein Opernwerk in veristischer Manier glücklich gewählt und vom Textdichter in geschickter Weise gestaltet. Ein langes, wildbewegtes Orchestervorspiel, in dessen Verlauf ein Flintenschuß von der Bühne her vernommen wird, eröffnet der Phantasie die Aussicht auf ein leidenschaftlich erregtes Drama und einen tragischen Abschluß. Wenn der Vorhang sich hebt, macht die bange Stimmung, die eben

noch die durch den Schuß erschreckte Mara umfing, alsbald einem ruhigen, friedlichen Bilde Raum. Ein anmuthiges Idyll, vom Komponisten mit besonderem Glück ausgeführt, zeigt uns Mara im Spiele mit ihrem Söhnlein Dmitri. Die hübsche Scene klingt in einem artigen Schlummerliedchen stimmungsvoll aus. Da erscheint Mara's Gatte Eddin und vor ihm, dem Schuldbeladenen, flieht der Friede von der Scene. Flüchtig und verfolgt kehrt er zu seinem Herde zurück, denn er hat soeben den Vater seines Weibes erschossen und die Blutrache ist ihm auf den Fersen. Mara versteckt ihn in einem hohlen Baum und verleugnet vor der nachdringenden, racheheischenden Sippe seine Spur. Vergebens, denn in dem Augenblicke, da die wilde Bande das Leben seines Kindes bedroht, bricht Eddin aus seinem Verstecke hervor und nun ist sein Loos besiegelt. Er darf noch einen längeren Abschiedsgesang an die arme Mara richten, dann aber führen sie ihn den Berg hinan, um ihn lebend von hoher Flur ins Thal zu stoßen. Mara's Liebe sendet ihm als letzten Gruß den befreienden Schuß, er sinkt todt an die Felswand, bevor die Häscher ihre grausame Rache vollzogen haben.

Hummel, mit dem theatralischen Musikstil und allen Künsten der modernen Orchestration wohl vertraut, hat diese gedrängte Handlung in einer Weise „vertont", der man das Lob der Schlagfertigkeit und Treffsicherheit auf alle Fälle wird zugestehen müssen. Er greift seine Aufgabe frisch und keck an und beschwört aus seinem Orchester so gewaltige Tonstürme herauf, daß für Viele der Eindruck echter, tiefer Empfindung und wahrhaftigen Lebens erreicht ist. Die Zukunft allein kann lehren, ob es dem begabten Tonkünstler gelingen wird, diesen Eindruck auch vor denen zu erzielen, die den lauten Ton nicht als untrügliches Zeichen der tiefen Ueberzeugung und die augenfälligste Gebärde nicht als zweifellosen Beweis lebhafter Empfindung betrachten. Jedenfalls wird man der weiteren Entwicklung des neuen Opernkomponisten nach diesem ersten schönen Erfolg mit Theilnahme folgen.

Den Abschluß des Novitätenabends bildete eine szenische Vorführung der ersten Walpurgisnacht von Felix Mendelssohn-Bartholdy, ein Experiment, dem sowohl der symbolisch-philosophische Charakter der Goethe'schen Dichtung, als auch Art und Form der Mendelssohn'schen Musik widerstreben.

Heinrich Welti.

## Theater.

### Residenz-Theater:

„System Ribadier", Schwank in 3 Akten von Georges Feydeau und Maurice Hennequin. Deutsch von Emil Neumann.

Einem Kulturhistoriker müßte es auffallen, daß seit einer Reihe von Jahren Possen geschrieben werden, in denen die betrogene Ehefrau eine komische Rolle spielt. In diesem Punkte wenigstens ist die Gleichberechtigung der Geschlechter Wirklichkeit geworden; die Gattin hat das Recht erobert, ebenso humoristisch zu wirken wie der Gatte, während in den vorangegangenen Jahrhunderten das Weib nur in seiner Eigenschaft als Schwätzerin, als Rechthaberin oder als Heuchlerin, als dumme Magd, als Schwiegermutter oder als alte Jungfer für die Possenbühne vorhanden war. Die alte Ehebruchsposse war immer ebenso wie die alte Ehebruchstragödie, auf die Hahnreischaft des Mannes begründet. Der Mann hatte dieses Vorrecht. Und es ist charakteristisch für die Zeit, in welcher Björnson die nach ihrer Meinung betrogene Braut den Handschuh werfen läßt, daß auch die betrogene Ehefrau ihr Recht erkämpft hat, für eine lustige Figur zu gelten.

Im Alterthum hatte das Wort „Untreue des Gatten" gar keinen Sinn. Denn wo die Frau nur eine Art Sklavin war und wo der Hausvater sich vielfach ganz gesetzlich ein Rudel Kebsweiber halten konnte, da fehlte für ihn natürlich der Begriff der Untreue. Man müßte das ganz anders nennen. Und bei den Kulturvölkern des neueren Europa ist der Zustand doch thatsächlich oft nur eine durch Heuchelei gemilderte Polygamie; wenigstens in dem verhältnißmäßig ehrlichen Paris erschien die Unbeständigkeit des Mannes als so selbstverständlich, daß die betrogene Frau nicht einmal den bescheidenen Vortheil davon hatte, lächerlich gefunden zu werden, so lächerlich wie etwa der unsterbliche cocu.

Ich glaube nicht, daß Georges Feydeau und Maurice Hennequin — die berühmteren Feydeau und Hennequin sind todt — sich so überflüssige Gedanken machten, als sie ihr „System Ribadier" schrieben. Sie fanden die neue Gattung bereits als fertige Schablone vor. Der Mann betrügt und hat irgend einen neuen Einfall, seiner Frau etwas vorzumachen. Nun ist es klar, daß solche Possen auf Ursprünglichkeit der „Moral" oder Idee keinen Anspruch machen, daß es also eben soviele Schwänke dieser Art geben kann, als Männer Ausreden finden, ein paar Stunden außer dem Hause zuzubringen. Die Variation ist also unendlich, so ähnlich die Stücke einander auch im Bau bleiben werden. Im ersten Akte wird der Gatte sein System einem Hausfreunde verathen, im zweiten Akte wird das System scheitern und die Frau alles erfahren, im dritten Akte wird sie den Spieß umkehren, aber schließlich guten Grund haben, zu verzeihen. Und so wird, dank der angeborenen Galanterie aller Franzosen, am Ende in der neuen Posse, deren Heldin die betrogene Ehefrau ist, genau wie in der alten nur der Ehemann ausgelacht werden.

„System Ribadier" hat das große Verdienst, wenigstens während eines ganzen Akts die übermüthigste Lustigkeit gespendet zu haben. Von einem höheren Humor ist keine Rede, aber die Tollheit überschlägt sich so wild, daß man schon Zahnschmerzen haben müßte, um nicht mitzulachen.

Der Einfall Ribadier's ist natürlich ganz phantastisch, wie sich das für eine richtige Posse schickt. Er schläfert seine Frau nicht nur bildlich ein, sondern hypnotisirt sie thatsächlich und läßt sie so in tiefem Schlafe zurück, bis er wiederkommt, sie aufzuwecken. Wie der Hausfreund nun durchs Fenster kommt und sinnlich-übersinnlich die Heißgeliebte zunächst durch Anhauchen aus dem Traumschlafe erlöst, wie Ribadier, der ertappt worden ist, darüber nach Hause wiederkehrt, wie der Hausfreund die unglücklichsten Versuche macht, die Frau seinerseits zu hypnotisiren, wie sie sich nun schlafend stellt, wie der Gatte, von dem Onkel seines Liebchens verfolgt, ins Zimmer tritt und sich, im Vertrauen auf die Hypnose, keinen Zwang mehr auflegt, wie er und der Onkel von einer Familienkatastrophe ausgehen und sich doch bald geschäftlich verständigen, das und viele kleine Arabesken sind von zwingender Heiterkeit.

Aber der einleitende Akt ist herzlich langweilig und im dritten Akte ist aus einem wohlfeilen, aber fruchtbaren Scherze so gut wie keine Wirkung mehr gezogen. Um sich an Ribadier zu rächen, erzählt ihm die Frau, während der Hypnose sei ein Mann bei ihr gewesen. Hier hätten die Dichter ansetzen müssen, um das Stück von der betrogenen Ehefrau fortzuführen. Der betrogene Ehemann, der sich ebenso zu rächen suchen wollte, wäre auf dem Gipfel des unfreiwilligen Humors angelangt; die Frau konnte das Tragische streifen. Feydeau und Hennequin, die Jüngeren, haben sich damit begnügt, einen Cirkusspaß mit einem unglücklichen Kutscher aufführen zu lassen. Die vielgerühmte Sauberkeit der Arbeit, die sonst auch an minder gelungenen Pariser Dramenartikeln zu loben ist, fehlt dem „System Ribadier". Die Akte passen nicht genau zu einander. Als ob eine Uhr mit Rädern eines andern Systems geflickt worden wäre, so muthet der letzte Akt an. Darum bleibt er auch plötzlich stehen.

An einigen solchen unglücklichen Verzahnungen, welche in die Luft starren anstatt in das Gefüge einzugreifen, mag

freilich etwas ganz anderes die Schuld tragen als die Leichtfertigkeit der beiden französischen Verfasser. Mir wenigstens schien es mitunter, als hätte der deutsche Bearbeiter — vielleicht auch nur aus Achtung vor dem deutschen Censor — einzelne Situationswitze philisterhaft umgebogen. Es stimmt nämlich nicht Alles; in einer Posse wird keine Vase zum Fenster hinausgeworfen, ohne daß Jemand getroffen würde, in einer Posse behält der Onkel die verführte Nichte nicht des Geldes wegen im Hause, in einer Pariser Posse schleicht der Kutscher nicht so schnell an der schlafenden Frau vorbei.

Nur eine Vergleichung mit dem Original könnte lehren, ob solche Stilmängel den Franzosen oder den deutschen Mitarbeitern zur Last fallen. Sonst sind die Franzosen weise genug zu wissen, daß das frivolste Genre am wenigstens eine frivole Technik verträgt. Aber auch ohne Vergleichung mit der Pariser Aufführung läßt sich behaupten, daß das Residenz-Theater diesmal viel schuldig blieb. Die beiden Gatten waren mit vorzüglichen Kräften, aber dennoch falsch besetzt.

Fritz Mauthner.

## Deutsches Theater.

(„Man sagt“, Lustspiel von Viktor Léon und Heinrich von Waldberg.)

Vereinzelt nur begegnet man auf deutscher Bühne dem Namen von jungen Wiener Autoren. Unfruchtbar ist in Wien die litterar-theatralische Produktion geworden. Kaum irgend gewahrt man frische Ansätze; und was von neuen Wiener Bühnen-Autoren uns Kunde bringt, das deutet auf ein mühseliges Fortschleppen und kein Vorwärtsschreiten.

Léon und Waldberg sind zwei Wiener Schriftsteller. Das Deutsche Theater hat sich ihres Lustspiels angenommen und es am Donnerstag zum ersten Male aufgeführt. Das Deutsche Theater, sonst so streng gegen Autoren mit unbekanntem Namen, hat sich auf einmal willfährig bewiesen; und das um eines im Grunde kindlichen Bühnenwerkes willen.

„Man sagt“ gehört zu jener Gattung von Komödien, die den Cigarren mit gutem Deckblatt und schlechtem Pfälzer Tabak als Inhalt gleichen. Ein Galeotto-Motiv ist hier das Deckblatt und das alte seichte Bühnengeplauder, das von abgestandener Theaterpraxis Zeugniß gibt, ist der Inhalt. Frau Fama, um im altbekannten Stil der Wiener Komödie zu schreiben, ist ein böses Frauenzimmer. Der unfaßbare Jedermann, eifersüchtig auf Rechte und Sitten der Gesellschaft, kann zum tragisch wirkenden Kuppler werden, wie in Echegaray's Galeotto. Zu schildern, wie er in seiner Bornirtheit komische Wirrnisse hervorruft, das mochte die Wiener Lustspielautoren zu ihrer Arbeit verlockt haben. Aber ihre komische Erfindung blieb armselig genug; ihr Gelächter über den Irrwahn schwatzender Salongesellschaft klingt so dünn. Und so rührten sie den alten Brei aufs Neue um und kamen mit einer lehrhaften Moral angetänzelt. Eine rechtschaffene Bekehrung wird vorgenommen, der Narr im Stücke wird von seinem Leiden kurirt. Philipp Bender, der Bankier, hat einen Sohn, der sich in eine Schauspielerin verliebt und um sie, als rechtschaffener Mann, ehrlich wirbt. Aber man erzählt sich allerlei von der Künstlerin. Mag es auch erlogen sein, alle Welt wird darüber einig sein: etwas ist doch daran. Das setzt der Vater der Braut seines Sohnes auseinander, und mit dem Mangel an selbstsüchtiger Leidenschaft, der die Theaterprinzessinnen von jeher ausgezeichnet hat, verzichtet die Schauspielerin auf ihr Glück. Kein Kampf um ihre Ehre, kein Kampf um ihre Liebe! Die Welt versteht diese Resignation nicht und dichtet sich die Fabel zurecht: Philipp, der Vater, habe über Don Carlos, den Sohn, gesiegt. Er sei es, den die Künstlerin bevorzugt. Das ist natürlich eine Infamie, und als Papa Bender am eigenen Leibe verkostet hat, wie grundlos Gerüchte entstehen können, ist auch er vom Vorurtheil genesen und die brave Schauspielerin kriegt ihren treuen Emil. Die Freude im Publikum ist um so größer, als auch Emils Schwester, der wohlbekannte Theaterbackfisch, der seinen künftigen Herrn und Gebieter anfangs abscheulich findet, um ihm später wegen seiner kraftvollen Männlichkeit gerührt ans Herz zu fallen, glückliche Braut wird.

Mit Behagen ergehen sich unsere Schauspieler in solchem Geplausche. Sind sie doch der oft erprobten Wirkungen, die sich so ohne Mühe ergeben, sicher. Aehnlich war es auch kürzlich am Lessingtheater mit dem „Saisonlustspiel“ der Firma Blumenthal und Kadelburg. Im „Mauerblümchen“ sind die späten Liebesleiden des Mannes von fünfzig Jahren komisch verwerthet. Aber auch hier wird ein Motiv, das litterarisch behandelt werden könnte, nur oberflächlich „angeschnitten“. Auch hier ist der theatralische Witz die Hauptsache und zum Schluß wird der kranke Mann durch eine moralische Gewaltkur zur höchsten Genugthuung ehrsamer Zuschauer geheilt.

Ob solche Komödien ein paar Dutzend Male und darüber gegeben werden, was verschlägt's? Dem kritischen Sinn geben sie keine Anregung; und nur der dumpfe Aerger darüber wächst, daß man von Woche zu Woche stets zum selben Spektakel sich schleifen lassen muß und daß man schier verzagen möchte, wenn man immer aufs Neue sieht, wie leicht es der schlaue Macher und der simple Nachtreter hat, und wie schwer sich die Thore dem ernsthaft ringenden Künstler öffnen!

L. Schönhoff.

---

### Briefkasten der Redaktion.

**P. B. in Stettin.** Wir haben Ihren Brief dem Verfasser des Artikels zugestellt.

---

**Wie in früheren Jahren hält die Expedition auch in diesem Jahre Einbanddecken für den abgelaufenen Jahrgang in zwei Farben (braun und grün) zum Preise von 1 Mark per Stück vorräthig. Alle Buchhandlungen nehmen Aufträge entgegen; bei direktem Bezuge von der Expedition bitten wir neben dem Betrage von 1 Mark die Packet-Portokosten mit 50 Pf. einzusenden.**

---

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 3. Berlin, den 21. Oktober 1893. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinrich Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 7b und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1893 unter Nr. 4448 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

In Toulon sind die russischen Schiffe angelangt und ein Theil der Mannschaften ist alsdann mit der Eisenbahn weiter gefahren nach Paris. In Tarent haben englische Kriegsschiffe angelegt, und während in stiller diskreter Weise zwischen Italienern und Engländern an dem einen Orte verbindliche und schwungreiche Reden ausgetauscht worden sind, wurde in dem französischen Hafen und der französischen Hauptstadt mit geräuschvollen, prunkenden Festlichkeiten die Ankunft der fremden Gäste gefeiert. Es verlohnt nicht, auf den Inhalt jeder einzelnen der gehaltenen Reden einzugehen, und es verlohnt noch weniger, die Reihe der Gastmähler, der Spazierfahrten, Ausflüge, Empfänge nachzurechnen.

Das Alles ist Hülle; Kern ist allein, daß die französische Bevölkerung enthusiastisch entzündet ist von dem Gedanken, der russischen Freundschaft theilhaftig zu sein. Welche politische Bedeutung man dabei in Frankreich der russischen Freundschaft beimißt, darüber mögen die Ansichten weit auseinander gehen. Die einen fühlen sich gehoben, weil die russischen Liebenswürdigkeiten ihnen ein Beweis der eigenen Kraft und Größe sind; ohne jeden Hintergedanken bietet diesen Franzosen der jetzige Anlaß die Möglichkeit sich wieder als bündnißfähige grande nation zu fühlen; es steckt aber tief im französischen Blut das Bedürfniß, solchen Empfindungen von Zeit zu Zeit nachzuhängen, und um so größer ist dies Bedürfniß, seitdem das Jahr 1870 dem Selbstgefühl unserer westlichen Nachbarn eine so schwere Wunde verletzt hatte. Andere denken politischer; sie betrachten die Beziehungen zu Rußland als eine Gewähr gegen eine mögliche kriegerische Vergewaltigung; und wie diese die Defensive im Auge haben, so erscheint Dritten in verlockender Nähe eine russisch-französische Allianz zu offensiven Zwecken. Alle diese Stimmungen nebst der Lust an Festen und Demonstrationen schlugen zusammen, um einen Rausch von Freude und Hoffnungen in Frankreich zu erzeugen.

Rußland gestattet dem Gewährung, und sorgt allein dafür, daß seine vorsichtige Politik nüchterner Zurückhaltung nicht wider Willen in unbequeme Bahnen durch erhitzte Straßenkundgebungen fortgerissen werde. Dies ist bisher gelungen und dies liegt in besonders hohem Grade im russischen Interesse, denn Rußland will in der Lage bleiben, die Linien für die politische Fortentwicklung vorzuzeichnen; die Franzosen haben sich dagegen durch ihr Temperament immer mehr in die Rolle des Empfangenden und des Geleiteten gegenüber Rußland hineindrängen lassen. Auch zu dieser Ehre zugelassen zu sein, wird für die Franzosen bei der Ausgabe neuer russischer Anleihen kostspielig genug werden, und schließlich wird sich auch für die Franzosen herausstellen, daß die sogenannte politische Aufrichtung Frankreichs, die angeblich jetzt besiegelt sein soll, nur in der steigenden Abhängigkeit der Republik von der Petersburger Politik besteht.

Eine aktive Politik, die sich gegen den Dreibund richten will, würde heute nur in Petersburg gemacht werden, nicht in Paris, und solange der jetzige Kaiser von Rußland lebt, erscheint uns diese Situation keineswegs so ungünstig. Mag Rußland für seine Geldverhältnisse und für seine Orientpolitik aus der französischen Hingebung einige Vortheile zu ziehen hoffen, das erstere namentlich wäre wohl möglich; daß aber die Franzosen für ihre elsaß-lothringischen Pläne, welche den Russen gleichgültig sind, aus dieser Beziehung Nutzen haben werden, erscheint um so unwahrscheinlicher. Und nach dem Rausche wird einmal die Zeit kommen, wo auch die Franzosen gleiche Erwägungen anstellen.

Für Afrika freilich und für den Orient können die russisch-französischen Beziehungen schwerer in die Wagschale fallen; und gerade aus diesem Umstande erklärt es sich, daß mit dem russischen Touloner gleichzeitig der Tarentiner Flottenbesuch der Engländer stattfand. Das Gleichgewicht in der politischen Kräftevertheilung am Mittelmeer sichert

nicht die Macht des Dreibundes, und konnte eine russisch-französische Flottenverbrüderung andeuten, daß diese beiden Mächte die bestehenden Zustände zu ändern planen, so bewies der Besuch der englischen Flagge im italienischen Hafen, daß alsdann eine Abwehr die römische und die Londoner Politik gemeinsam in die Hand nehmen würde. Das ist ein Wink, der auch im Mittelmeer die Unternehmungslust der verbrüderten Russen und Franzosen zu vorsichtiger Zurückhaltung veranlassen dürfte.

Ist schon die Friedensliebe des russischen Kaisers eine gute Gewähr gegen Abenteuer, so liegt eine zweite Gewähr in der Thatsache, daß den russisch-französischen Kräften gleichwerthige Kräfte entgegenzutreten vermögen. Und gerade diese Umstände erklären das absonderliche Schauspiel, daß Form und Inhalt der jetzigen Veranstaltungen so seltsam gegen einander abstechen. Neben den eingestandenen bestehen uneingestandene Motive; und neben dem Wollen und Können ein verstecktes Wünschen. So kommt es, daß Kommandanten von Schlachtschiffen, Seeoffiziere und Generale, lauter Männer des Krieges, benutzt werden, um aller Welt zu verkünden, daß alle Welt den Frieden will.

Mitten in die französisch-russischen Feste hinein fiel der Tod des Marschall Mac Mahon, und dieser Tod hat wenigstens in die französischen Zeitungen einen Schatten geworfen. Denn zum französischen Patriotismus gehört es, Mac Mahon für einen großen Mann und einen nationalen Helden zu halten.

Persönlich tapfer war der Erstürmer des Malakoff, aber er war weder ein genialer Offizier noch ein hervorragender Mensch. Sein Ruhm knüpft sich vor allem an den Namen Magenta, allein heute weiß man, daß die Franzosen zwar in dieser Schlacht nach harten Anstrengungen siegten; der Plan für die Schlacht und der Verlauf der Schlacht wurde dagegen keineswegs von einem überlegenen Geist geregelt. Die „Campagne de l'Empereur Napoléon III en Italie“, der französische Generalstabsbericht, gesteht selbst zu, daß, nachdem die ursprünglichen Dispositionen durch unvorhergesehene Ereignisse hatten über den Haufen geworfen werden müssen, der Sieg bis zuletzt äußerst zweifelhaft war.

L'Empereur Napoléon comprit dès lors que ses troupes, surprises dans l'éxécution de leur mouvement, manquaient du temps nécessaire pour l'opérer. Il se hâta, en conséquence, de modifier ses premières dispositions en poussant en — devant de l'ennemi les corps qui s'en trouvaient les plus rapprochés. C'est ce qui explique le décousu apparent de la bataille de Magenta.“

In Italien entschied mehr das Schlachtenglück als die überlegene Vorausberechnung, die weder auf der französischen noch auf der anderen Seite herrschte.

Als dann Mac Mahon im Jahre 1870 einem größeren Gegner sich gegenüber sah, versagte seine Fähigkeit vollständig. Er wurde bei Wörth geschlagen, und der Rückzug, den er antrat, zeigte nunmehr, daß ihm die unentbehrlichste Eigenschaft eines großen Heerführers fehlte: Festigkeit und Entschlossenheit. Seine militärische Einsicht korrigirten ihm unaufhörlich politische Erwägungen der Pariser Regierung; so kam es, daß er unentschlossen zwischen zwei Plänen hin- und herschwankte, zwischen der Absicht auf Paris oder auf Metz zu marschiren, keine von beiden Aufgaben löste und bei Sedan vom Schicksal ereilt wurde. In kurzem Ueberblick kann man diese gewaltige Wendung, wie das französische Heer gleich in einem Netz gefangen wurde, bei Moltke in seinen klassischen Denkwürdigkeiten nachlesen.

Bei Sedan rettete ein Granatsplitter Mac Mahon vor der harten Pflicht, die Kapitulation unterzeichnen zu müssen. War er selbst auch für die militärische Lage verantwortlich, so trug doch die formelle Verantwortung nunmehr sein Nachfolger im Kommando, General von Wimpffen. Mit seinem Gerechtigkeitssinn sagt daher Moltke nicht ohne Bitterkeit:

„Dieser schmerzliche Auftrag (zur Kapitulation) wurde dem General von Wimpffen zu Theil, welcher an der verzweifelten Lage, in welcher die französische Armee gebracht worden war, durchaus keinen Theil hatte.“

Und an anderer Stelle:

„Für den Marschall Mac Mahon war es ein besonderer Glückszufall, daß er schon am Anfang der Schlacht verwundet worden war, sonst wäre unausbleiblich er der Unterzeichner gewesen, und obwohl er nur die Befehle ausgeführt hatte, die ihm von Paris aus aufgedrungen waren, würde er schwerlich später über den Waffengefährten zu Gericht gesessen haben, dessen Befreiung ihm nicht gelungen war.“

Allein Mac Mahon wurde ja zum glorieux vaincu, und dieses klingende Wort war ihm im hohen Maße zur Erlangung der Präsidentschaft förderlich. Als Präsident war er nichts als ein Werkzeug des reaktionären Klerikalismus. Um das republikanische Regiment zu stürzen, dazu fehlte ihm nicht der Wille, nur die Verwegenheit und auch diesmal die folgerichtige Thatkraft.

Wenn die Franzosen heute gleichwohl diesen Mann mit hehren Worten feiern, so erklärt sich das aus der stolzen Neigung, möglichst viel Ruhm für die Nation festzuhalten, aber eine solche Apotheose wird die Geschichte nicht bestehen lassen.

Daß der bisherige preußische Kriegsminister von Kaltenborn-Stachau sich seiner Aufgabe, namentlich nach der parlamentarischen Seite hin, nicht gewachsen zeigte, war augenscheinlich, und bekannt ist gewesen, daß seine Stellung daher seit langem erschüttert war. Jetzt ist er durch den General Bronsart von Schellendorff, einen Bruder des früheren Ministers, ersetzt worden.

Obgleich die preußischen Landtagswahlen näher und näher heranrücken, verbleibt doch die Bevölkerung in trauriger politischer Theilnahmlosigkeit. Eine regere Mitarbeit an den Wahlvorbereitungen zeigt sich leider nirgends; darüber sind alle Beobachter und alle Parteien einig.

Das Komitee der freisinnigen Vereinigung für Berlin hat einen Aufruf veröffentlicht, dessen Inhalt durchaus auf dem bisherigen freisinnigen Programm fußt. Trotz mancherlei Schwierigkeiten, die sich vor allem aus der politischen Passivität der Bevölkerung ergeben, gilt es nunmehr, die Organisation zu vervollständigen; es muß ein fester Rückhalt für jene Bestrebungen geschaffen werden, die neue Kräfte dem Abgeordnetenhaus durch die Wahlen in der preußischen Hauptstadt zugeführt wissen wollen.

Für den Parteitag in Köln ist der Bericht des sozialdemokratischen Parteivorstandes über das abgelaufene Jahr veröffentlicht worden. Daß die Erfolge der Sozialdemokratie bei den letzten Wahlen nicht allen Erwartungen entsprochen haben, ist um so erstaunlicher bei der gewaltigen Opferwilligkeit und bei den großen finanziellen Mitteln, die dieser Partei zu Gebote stehen. Die Partei hat vom Oktober 1892 bis September 1893 nicht weniger als 258 326,06 Mark vereinnahmt und 316 667,81 Mark verausgabt; davon entfallen auf den Monat Mai und Juni für Wahlagitationen zum Reichstag allein 57 321,50 Mark und 53 092,15 Mark. Und das sind Arbeiter, die für ihre politischen Ziele solche Summen aufbringen; bei ihnen bedeutet meist jede Mark, die sie zahlen, eine Entbehrung und Einschränkung. Welche Wirkungen könnten andere Parteien erzielen, wenn ihre Anhänger in entsprechender Weise opferwillig wären.

Der Plan, den Gladstone verfolgt, um schließlich doch mit der Homerulevorlage durchzudringen, läßt sich jetzt überblicken. Er wird in der nächsten Sitzung die irische Gesetzesvorlage nicht an das Unterhaus, sondern zuerst an das Oberhaus bringen. Damit zeigt er den Iren, daß er ihren Wunsch nicht begraben will; während aber das Oberhaus die Vorlage ablehnt, soll das Unterhaus sich mit populären Gesetzesentwürfen zum Nutzen Englands und Schottlands beschäftigen. Kommt dann die Auflösung, so hat Gladstone von Neuem die Massen für sich gewonnen. Dieser Plan zeigt den alten Meister parlamentarischer Strategie in alter Meisterschaft.

Im Senat der Vereinigten Staaten verzögern mit allen Mitteln der Obstruktion die Silberleute noch immer die Aufhebung der Sherman-Akte. Es scheint aber, daß der Präsident und die Majorität fest bleibt; dann muß auch vor dem Druck der öffentlichen Meinung die Minorität in Kurzem erlahmen und sich besiegt geben.

* * *

## Die Weinsteuer.

Als das Deutsche Reich gegründet war, legte es seine Hand nicht allein auf die Zölle, sondern auch auf einen Theil der inneren Verbrauchssteuern, in dem Sinne, daß es nicht allein den Ertrag dieser Abgaben für sich in Anspruch nahm, sondern auch den Einzelstaaten untersagte, aus denselben Erträge zu ziehen. So wurde die Besteuerung des Tabaks und des Salzes, in welcher früher große Zersplitterung geherrscht hatte, gleichmäßig geordnet. Für den Zucker hatte diese Gleichförmigkeit schon in den Zeiten des alten Bundes bestanden. Abweichend wurden die Verhältnisse des Branntweins und des Bieres geregelt. Einzelnen Staaten wurden hier Reservatrechte eingeräumt; das Reich übernahm die Verpflichtung, seine Hand auf dieselben nicht zu legen. Dagegen traten die übrigen Staaten des Reiches zu einer Brausteuergemeinschaft und zu einer Branntweinsteuergemeinschaft zusammen. Die Begründung jener Reservatrechte soll hier nicht erörtert werden; volkswirthschaftlich ist sie nicht zu rechtfertigen; sie bildete einen Theil des Preises, der dafür zu zahlen war, daß das Deutsche Reich überhaupt gegründet werden konnte. Die Reservatrechte sind fossile Reste aus der alten Zeit der Zerrissenheit.

Wiederum völlig anders wurde der Wein behandelt. Die Reichsverfassung schwieg darüber; das Reich nahm also zur Zeit keine Bezüge aus demselben in Anspruch. Die Reichsverfassung schwieg auch über die bestehenden Landessteuern auf Wein; sie duldete also stillschweigend, daß dieselben weiter erhoben werden durften. Aber andererseits schuf sie kein Reservatrecht. Es blieb die Möglichkeit offen, daß in späterer Zeit die Landessteuern auf Wein von Reichswegen abgeschafft würden; es blieb die Möglichkeit offen, daß eine Reichssteuer auf Wein eingeführt würde; es blieb endlich die Möglichkeit offen, daß man beide Maßregeln mit einander vereinigte.

Thatsächlich hat man wohl in jenen Tagen nicht daran gedacht, daß jemals eine Reichsweinsteuer eingeführt werden könnte. Die Verhältnisse in Preußen sprechen dagegen. In Preußen hatte eine sehr unzweckmäßig angelegte Produktionssteuer auf Wein bestanden, welche den Erzeuger geringer Weine schwer belästigte. Die Klagen und die Versuche, diesen Klagen abzuhelfen, haben niemals ein Ende genommen. Endlich entschloß man sich zu einem radikalen Schritt. Man schaffte, in innerem Zusammenhang mit den Verhandlungen über den französischen Handelsvertrag, die Weinsteuer gänzlich ab und gewann damit in der schutzzöllnerischen Rheinprovinz ein gewisses Maß von Sympathien für die Handelsvertragspolitik. Das vollzog sich wenige Monate vor dem Tage von Königgrätz; es hätte ein grober Vertrauensmißbrauch darin gelegen, wenn man wenige Monde nach Königgrätz die Weinsteuer wieder eingeführt hätte.

Preußen hatte also kein Interesse an der Weinsteuer; es hatte aber auch kein Interesse daran, den wenigen Staaten, die eine Weinsteuer besaßen, dieselbe zu nehmen. Württemberg, Baden und Hessen hatten von alter Zeit her eine Besteuerung des Weines, die, unter sich gründlich verschieden, doch zweckmäßiger geordnet war, als die preußische es gewesen, und die darum nicht drückte, weil die Bevölkerung seit langer Zeit daran gewöhnt war. Man konnte füglich die Weinsteuer als eine interne Angelegenheit der weinbauenden Staaten bezeichnen. Was innerhalb des Landes erzeugt wurde, wurde mit wenigen Ausnahmen auch innerhalb des Landes getrunken. Der Ruhm des Affenthalers hat nie weit über die Maingrenze vordringen können. Unter solchen Umständen konnte man auch den genannten Staaten den Vortheil gönnen, die Erträge aus der Weinsteuer zur Befriedigung ihrer Staatsbedürfnisse zu verwenden.

Jetzt taucht nun der Gedanke einer Reichsweinsteuer auf, der in den Jahren nach 1866 so völlig abseits gelegen hatte, und erfüllt die Produzenten mit schweren Besorgnissen. Wir stehen dem heimischen Weinbau in ganz anderer Weise gegenüber, als dem heimischen Tabakbau. Wenn wir für den heimischen Tabakbau eine schonende Rücksicht zulassen, so geschieht dies lediglich mit Rücksicht auf den Produzenten und nicht mit Rücksicht auf den Konsumenten. Wir mögen den inländischen Tabakbau nicht vernichten, weil mit ihm das Wohl von so vielen Existenzen verflochten ist, aber wir halten es nicht für besonders erfreulich, daß er jemals diese Ausdehnung erlangt hat. Den heimischen Weinbau halten wir unter allen Umständen für wünschenswerth. Es giebt vielen Tabak, den wir unter allen Umständen für schlecht halten, so große Mühe sich auch der Produzent mit ihm gegeben hat. Aber Wein ist eigentlich nur dann schlecht, wenn er verdorben oder von Menschenhand verderbt worden ist. Im Uebrigen sprechen wir nur von geringem, nicht von schlechtem Wein. Es wird in Deutschland viel Wein erzeugt, der ein Uebermaß von Säure hat, aber „sauer macht lustig". Es giebt in Deutschland viel Wein, der nur einen geringen Gehalt an Alkohol hat; desto weniger wird er schädlich wirken. Ein Schoppen sehr geringen Weins kann uns unter Umständen als ein Labetrunk dienen; eine wirklich schlechte Cigarre weisen wir zurück. Wenn in einem Landstriche die Bevölkerung mit Wein versorgt ist, statt zum Branntwein greifen zu müssen, so ist das für sie und für das Gemeinwohl ein großes Glück und man thut Unrecht, ihr das zu verkümmern. Der Tabak ist ein sehr transportfähiges Gut. Wenn in manchen deutschen Landstrichen der Tabakbau ganz unterdrückt würde, so würde der Konsument sein Bedürfniß durch fremden Tabak ebenso gut und ebenso billig gedeckt sehen. Der Transport von Wein wird dadurch vertheuert, daß das Transportgefäß, Faß oder Flasche, zugleich mit transportirt werden muß. Er wird dadurch erschwert, daß Wein auf dem Transporte leicht verdirbt.

Wenn auch nur auf einer kleinen Strecke Landes der Weinbau unterdrückt würde, so würde die eingewohnte Bevölkerung zum Branntweingenuß gedrängt werden. Aus diesen Umständen ist es erforderlich, eine neue Weinsteuer mit großer Vorsicht zu behandeln.

Gegen die Besteuerung des Weines lassen sich selbstverständlich finanzwissenschaftliche Bedenken nicht erheben. Allein, was jetzt in Aussicht steht, ist eine dreifache Besteuerung des Weines, durch das Reich, durch die Einzelstaaten und durch die Gemeinden. Denn man will gleichzeitig die weise Bestimmung beseitigen, daß die Gemeinden in der Auferlegung von Oktrois auf gewisse Artikel, namentlich auch auf den Wein Entsagung üben müssen. In den Zeiten der jungen Begeisterung für das Deutsche Reich ist gerade diese Bestimmung mit besonderer Zustimmung aufgenommen worden. Aber seitdem ist Miquel'sche Klugheit gegen Delbrück'sche Weisheit auf der ganzen Linie siegreich gewesen. Daß die Weinkonsumtion, und in Folge dessen auch die Weinproduktion in die ärgste Bedrängniß kommt, wenn drei Faktoren den Vers variiren, daß Wein ein sehr steuerkräftiger Artikel ist, liegt auf der Hand. Der Weintrinker wird nicht allein die dreifache Steuer, sondern auch die dreifachen, vielfältigen Erhebungskosten zu tragen haben.

Das Projekt der Regierung will die Belästigung des Verkehrs möglichst vermeiden und die Kontrolle mild anlegen. Das ist sehr löblich; aber ohne Zweifel wird der Vorlage nach Jahresfrist eine andere folgen, welche besagt, daß die Kontrollmaßregeln sich als unzulänglich erwiesen haben und daß man, um Steuerdefraudationen zu ver-

meiden, zu einer scharfen Kontrolle schreiten muß. Ceterum censeo: alle die unglücklichen Projekte, die jetzt auftauchen, beweisen, wie unerläßlich es ist, zunächst die Liebesgabe für die Kartoffelbrenner aufzuheben und im Uebrigen den Weg zu beschreiten, den die freisinnige Partei schon im Jahre 1887 als den allein möglichen bezeichnet hat, die Einführung einer Reichseinkommensteuer. Sie hat gewisse Schwierigkeiten, aber Herr Miquel mag sein Talent, Schwierigkeiten zu überwinden, auch an dieser Aufgabe zeigen.

Alexander Meyer.

## Die Anlegung deutschen Geldes im Auslande.

(Schluß.)

Der Vortheil, welchen Deutschland von der Verwendung seiner Ueberschüsse in anderen Ländern gehabt hat, besteht fast ausschließlich in dem Bezuge höherer Zinsen; unser Handel und unsere Industrie haben davon nur geringen Nutzen gezogen. Die Staatsanleihen, an welchen wir uns betheiligt haben, sind zum großen Theile für konsumtive Zwecke, zur Deckung von Defizits, zu Rüstungen, zur Kriegsführung gemacht. Die deutsche Waffenindustrie hat zwar große Aufträge erhalten, aber, in der Regel wenigstens, nicht, weil Deutschland Anleihen übernommen hat, sondern weil gerade dieser Zweig unserer Gewerbsthätigkeit besonders leistungsfähig ist. Soweit das von uns dargeliehene Geld von den Regierungen zu produktiven Zwecken verwendet ist, namentlich zum Bau von Eisenbahnen, hätte auch bei der Herstellung und der Materiallieferung Deutschland entsprechend betheiligt sein sollen. Das ist aber nur in geringem Maße der Fall gewesen, und, wo es geschehen, nicht als eine Folge der Hergabe des Geldes. So ist es gekommen, daß oft die fremden Staaten Eisenbahnbauten, zu welchen deutsches Geld gegeben ist, in die Hände englischer oder französischer Ingenieure und Lieferanten gelegt haben.

Auch in den Fällen, in welchen unser Geld in fremden Privatunternehmungen angelegt ist, hat unsere Industrie davon keinen nennenswerthen Vortheil ziehen können. Das Geld ist gegeben, meist ohne daß man auch nur daran gedacht habe, daß unsere Industrie dadurch einen gewissen Anspruch auf Betheiligung erwürbe.

In anderen Ländern, namentlich in England und Frankreich, ist man anders verfahren. Man hat es verstanden, wo man Geld gab, auch in großem Umfange dessen Verwendung in die Hand zu bekommen. Englische und französische Bauunternehmer und Ingenieure haben mit dem Gelde ihrer Länder und auch mit deutschem Gelde gebaut und, wie natürlich, die Lieferungen an ihre Landsleute vergeben. Besonders Englands Industrie hat hieraus großen Vortheil gezogen; ihre hervorragende Stellung nicht bloß in den Kolonien, sondern in vielen anderen europäischen und überseeischen Ländern verdankt sie eben dem Umstande, daß die drei Dinge, englisches Geld, englische Unternehmung und englische Lieferanten, auf das Engste mit einander verbunden zu sein pflegen. So ist für England zu dem Zinsgewinne an den fremden Werthen noch der Gewinn der Industrie und die Schaffung lohnender Arbeitsgelegenheit in fremden Ländern hinzugetreten und ein etwaiger Verlust an Kapital oder Zinsen ist, wenn auch nicht für den Einzelnen, so doch für die Gesammtheit mehr als ausgeglichen durch diese Vortheile. Eine weitere günstige Folge ist, daß in allen fremden Ländern das englische Element dauernd festen Fuß gefaßt und eine angesehene Stellung sich erworben hat. Frankreich hat einen ähnlichen Einfluß in den europäischen Ländern romanischer Bevölkerung und im Orient, wenn auch längst nicht in gleichem Maße, gewonnen.

Wenn Deutschland in diesen Beziehungen noch weit zurückgeblieben ist, so liegt dies zum guten Theile daran, daß es erst seit etwa 25 Jahren eine politische Rolle im Auslande zu spielen begonnen hat, und daß erst allmählich seine Industrie sich eine Stellung auf dem Weltmarkte erobert hat. Aber jetzt können mit Fug und Recht Staat und Industrie Deutschlands gleiche Ansprüche, wie diejenigen irgend eines anderen Landes, im Auslande erheben, und deshalb muß jetzt, soweit angängig, bei der Verwendung deutschen Geldes im Auslande auch deutscher Industrie Mitarbeit und Absatz zu sichern gesucht werden.

Der Vortheil, der auf diesem Wege für die deutsche Nationalwirthschaft erreicht werden würde, ist auch ein Vortheil der Geldgeber, welche dadurch für ihr Geld eine größere Sicherheit bekommen, daß sie dessen Verwendung in die Hand ihrer Landsleute legen und ganz besonders dann, wenn auf diesem Wege auch eine dauernde deutsche Kontrolle über die betreffenden Unternehmungen geschaffen wird.

Allerdings bedarf es hierbei des Zusammenwirkens der Emissionshäuser mit der Industrie.

Die Industrie wird natürlich damit sehr zufrieden sein. Schwerer wird es in manchen Fällen den Emissionshäusern werden, bei der Uebernahme von Anleihen — selbstverständlich nur solcher, welche ihrer Natur nach dazu Gelegenheit bieten — günstige Bedingungen für unsere Industrie zu erreichen und es wäre unbillig, von ihnen zu fordern, daß sie, wenn dieses nicht möglich ist, die Abschließung eines sonst guten Geschäftes unter allen Umständen von der Hand weisen sollten. Aber bei gutem Willen ist es oft möglich, und auch die Banken haben davon noch den nicht zu unterschätzenden Vortheil, daß sich an das Anleihegeschäft dann diejenigen Bankgeschäfte anschließen, welche mit der Abwicklung der Lieferungen u. s. w. in Zusammenhang stehen. Jede dauernde Einführung unserer Industrie in fremde Länder führt überhaupt zu weiterer Ausdehnung des Bankgeschäftes.

Möglich sind unter Umständen solche Bedingungen auch bei Staatsanleihen, namentlich solcher Staaten, welche nicht gar große Ansprüche machen dürfen, weit leichter erreichbar aber bei Privatunternehmungen.

Die Annahme, als ob Staatsanleihen den Papieren von Privatunternehmungen vorzuziehen seien, hat durch die letzten Ereignisse eine große Einschränkung erfahren. Gewiß kann man heutzutage ohne andere Gefahr, als die verhältnißmäßig geringfügiger zeitweiliger Coursrückgänge sein Geld in den Anleihen aller derjenigen Staaten anlegen, welche in geordneten politischen und wirthschaftlichen Verhältnissen sich befinden. Kriege und finanzielle Krisen werden von solchen Staaten jetzt ertragen, ohne daß ihre Gläubiger gefährdet werden, und gesicherter Kredit ist in dem Maße eine ihrer Lebensbedingungen, daß keine Regierung diesen ernstlich zu gefährden wagen wird.

Ganz anders aber steht es mit erst neu sich entwickelnden oder aus langer Vernachlässigung wieder emporstrebenden Staaten. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß diese nicht nur leicht über das Maß ihrer Kräfte hinausgehen, sei es in Kriegsrüstungen und dergleichen, sei es in Ausgaben für die Landeskultur, sondern daß bei nicht wenigen von ihnen die politischen und administrativen Einrichtungen nicht derartig sind, um eine stetige und gewissenhafte Finanzverwaltung zu verbürgen. Sein Geld in den Anleihen solcher Staaten anzulegen, ist eine mehr oder weniger gewagte Spekulation, die, wie die Erfahrung zur Genüge bewiesen hat, recht unglücklich auslaufen kann. Solche Spekulationen zu befördern ist keine Veranlassung. Vom Standpunkte des einzelnen betrachtet, ist die Gefahr des Verlustes größer als die Chance des Gewinnes und als Nation haben wir keine Veranlassung, jene Länder durch bereitwillige Aufnahme ihrer Anleihen zu unproduktiven Ausgaben zu verleiten. Ihren Staatspapieren werden nach den gemachten Erfahrungen sowohl die Banken als auch das Publikum ein berechtigtes Mißtrauen beweisen, welches nur durch den bündigen Nach-

weis gesunder Grundlagen wird überwunden werden können. Für produktive Ausgaben, zu Eisenbahnen, Kanälen, Häfen ꝛc. sind solche Staaten auf Privatunternehmungen zu verweisen, welche, wenn Deutschland das Geld dazu gibt, auch in deutsche Hände zu legen sind und zwar in solchen Formen, daß das in ihnen angelegte deutsche Kapital auch einen entsprechenden dauernden Einfluß auf die Unternehmungen sich wahrt. Deutsche darin thätig bleiben und deutsche Lieferanten betheiligt werden.

Solche Unternehmungen bieten dem Geldgeber größere Sicherheit als eine Staatsanleihe desjenigen Staates, in welchem sie gemacht werden, denn Privatrechte werden immer gerichtlichen Schutz finden und wenn nicht ganz unverantwortlich gewirthschaftet ist, wie bei dem Panamakanal, so sind doch Werthe geschaffen, an welche man sich halten kann, während ein schuldender Staat faktisch an nichts gebunden ist. Nicht einmal, wenn er gewisse Anleihen auf besondere Staatseinnahmen basirt hat, denn ein Rechtszwang ist gegen ihn nicht möglich, es sei denn, daß er dieselben gewissermaßen als Faustpfand den Gläubigern dadurch übergeben hat, daß ihre Vereinnahmung und Verwaltung einer unabhängigen, den Gläubigern direkt verantwortlichen Verwaltung zusteht, wie die Türkei und Egypten durch die Einsetzung einer internationalen Administration de la dette publique gethan haben.

Diese Verschiedenheit zwischen Staatsanleihen und Privatsicherheiten tritt gerade jetzt in drastischen Beispielen hervor. Die Gläubiger der griechischen Regierung kommen zusammen, beklagen sich bitter und können nichts thun, als bei der Schuldnerin zu petitioniren und zu protestiren, und sie wissen recht gut, daß sie nur erhalten, was die Regierung ihnen mehr oder weniger gutwillig gibt. Die Besitzer der Obligationen der Northern Pacific Eisenbahn bilden Komitees zur Wahrung ihrer Rechte, bestellen sich Vertreter in Nordamerika und können sich darauf verlassen, daß sie durch gerichtliche Geltendmachung ihrer verbrieften Rechte genau diesen und dem Vermögen der Eisenbahn entsprechend befriedigt werden.

Natürlich sind alle Geldanlagen in zweifelhaften Ländern in höherem Maße spekulativ als gleichartige im Inlande oder in den Staaten, welche bezüglich der Sicherheit ihrer Finanzen und ihrer inneren Einrichtungen nicht hinter Deutschland zurückstehen; und dies ist von jedem, welcher seine Kapitalien zu solchen Anlagen verwenden will, zu berücksichtigen.

Viel weniger Unheil wäre durch ausländische Anlagen angerichtet, wenn nicht das deutsche Publikum großen Leichtsinn in der Verwendung seines Geldes besäße und recht oft ohne jede Kritik Papiere nur mit Rücksicht auf den zu erhoffenden Zinsgewinn erwürbe. So selbstverständlich es ist, daß derjenige, der nichts von seinem Vermögen verlieren darf, ganz sichere, wenn auch gering verzinsliche Anlagen wählen muß; daß bei größeren Mitteln die Verlustmöglichkeit auf den Betrag, der ohne großen Schaden verloren gehen darf, beschränkt werden muß; daß ferner, je größer die Gewinnchance, desto größer auch die Verlustchance ist und daß ein hohen Gewinn versprechendes Papier besonders sorgfältig auf seine Sicherheit zu prüfen ist; daß man größere Beträge überhaupt nur in solchen Werthen anlegen sollte, über deren Beschaffenheit man sich selbst ein einigermaßen sicheres Urtheil bilden und welche man in ihrer Entwicklung verfolgen kann; so oft wird doch gegen diese einfachen Regeln gesündigt. Hier hilft nichts als Belehrung des Publikums, und es wäre gar nicht übel, wenn auf den höheren Stufen der Fortbildungsschulen, in den Vorträgen der Volksbildungsvereine und auf Universitäten solche Fragen in der Art und Ausdehnung, wie sie für den betreffenden Kreis passen, sachkundig besprochen würden.

Wird das Publikum vorsichtiger, so werden es natürlich auch die Emissionshäuser, denen man allerdings in manchen Fällen vorwerfen kann, daß sie weniger auf die innere Güte, als auf die Verkäuflichkeit der angebotenen Werthe gesehen haben.

Freilich wird auf diese Weise nicht jedes unsolide ausländische Papier vom deutschen Markte verbannt werden und diejenigen, welche radikal und sofort jeden entdeckten Mißstand beseitigen wollen, suchen nach anderen Mitteln, um das deutsche Publikum zu schützen. Diese könnten selbstverständlich nicht auf ausländische Werthe beschränkt werden, sondern müßten das ganze Emissionswesen betreffen, denn sonst würde der Schwindel einen um so größeren Platz im inneren Geschäfte finden, in welchem schon jetzt viel bedenklichere Dinge, als im ausländischen, vorgekommen sind.

Welche Vorschläge die Börsen-Enquête-Kommission machen wird, ist noch nicht bekannt; der nächste Schritt wird wohl auf dem Gebiete der Besteuerung versucht werden, vielleicht durch eine eigene, für ausländische Werthe noch besonders hoch gegriffene Emissionssteuer. Ist schon der finanzielle Erfolg einer solchen zweifelhaft, so noch mehr die Wirkung auf die Fernhaltung unsolider Werthe. Eher wird das Gegentheil erreicht werden, denn die guten Papiere finden auch in anderen Ländern ihren Markt, und Schwindelpapiere vertragen leicht eine höhere Steuer; es ist also leicht möglich, daß diese dem Publikum eher in höherem als geringerem Maße angeboten werden, wenn den guten der Eingang erschwert wird.

Die Emissionshäuser für den Werth der von ihnen eingeführten Effekten haftbar zu machen, wie auch wohl vorgeschlagen, ist unmöglich, wenn man darunter versteht, daß sie dauernd für Alles, was den Effekten im Laufe der Zeit etwa passiren kann, eintreten sollen. Für diese Haftung müßten sie sich eine Prämie von solcher Höhe ausbedingen, daß das Geschäft sie gar nicht tragen könnte; sie müßten eine Geschäftskraft übernehmen, welcher ihre Einrichtungen nicht gewachsen sein würden und trotz aller Mühe würde ihre Macht nicht ausreichen, um gerade diejenigen Umstände zu beseitigen, welche hauptsächlich zu Schädigungen führen. Denn sehr häufig liegt der Grund dafür, daß Staatspapiere oder Privatwerthe notleidend werden oder sehr im Werth verlieren, nicht in Umständen, welche schon bei der Emission vorhanden waren, sondern in später eingetretenen Ereignissen, und diese sind von Banken nicht zu verhindern; politische Wandlungen bei den Staaten, gar nicht; schlechte Verwaltung bei Privatunternehmungen nur dann, wenn ein maßgebender Theil der Aktien in den Händen der Bank dauernd sich befindet, etwas, wozu auch die größte Bank höchstens bei dem einen oder anderen von ihr emittirten Werthe im Stande ist, weil sie so viel Kapital, wie dazu erforderlich wäre, nicht lange festlegen kann.

Die Haftung kann nicht weiter ausgedehnt werden, als für die Richtigkeit und Vollständigkeit der thatsächlichen Angaben unter Zugrundelegung, derer die Emission erfolgt ist. Man kann fordern, daß die Prospekte gewisse Angaben enthalten, welche zur Beurtheilung des Werthes der aufgelegten Papiere dienen; und man mag darin vielleicht weiter gehen als jetzt; davon wird die Folge sein, daß die Emissionen unterbleiben, welche solche Mittheilungen nicht vertragen können. In höherem Maße werden indessen dadurch inländische als ausländische Werthe betroffen werden.

Die Korrektur muß doch in der Hauptsache durch besseres Verständniß und größere Vorsicht des Publikums geschehen.

Aber wenn man nun im Interesse der Hebung unserer Industrie und um Deutschland an dem höheren in anderen Ländern zu machenden Zinsgewinn theilnehmen zu lassen, die Betheiligung Deutschlands an Geldanlagen im Auslande und damit auch in gewissem Umfange eine Betheiligung an spekulativen Unternehmungen empfiehlt, so bleibt doch noch die Frage, ob man nicht die Gefahren dieser Spekulation vermindern kann. Der wesentlichste Schutz ist besondere Zurückhaltung bei Aufnahme von Anleihen fremder Staaten in wenig geordneten Verhältnissen, und es ist zu hoffen, daß Publikum und Banken in dieser Beziehung durch Erfahrung klug geworden sind, aber in zwei Richtungen läßt sich auch noch ein weiterer Schutz finden.

In England besteht schon seit langer Zeit ein permanentes Schutzkomitee für foreign bondholders, eine sehr starke und in Folge langer Thätigkeit, guter Beziehungen

in allen fremden Ländern und vortrefflicher Leistungen vorzüglich unterrichtete und schnell aktionsfähige Korporation. Sie hat häufig den Besitzern nothleidender fremder Werthe sehr gute Dienste geleistet, weil sie vertrauenswürdige und sachverständige Persönlichkeiten zur sofortigen Verfügung hat und die Informationen besitzt, welche zur Einleitung und Durchführung von Schutzaktionen erforderlich sind und deshalb gleich die nöthigen Organisationen schaffen und thätig eingreifen kann. Daneben besteht noch eine besondere Organisation für die Besitzer amerikanischer Werthe. Die Begründung eines ähnlichen Institutes in Deutschland ist versucht, aber bis jetzt nicht gelungen. Wenn ein Schutz für einen nothleidenden Werth erforderlich wird, so muß ganz von vorn und ohne Anlehnung an Bestehendes eine Organisation geschaffen werden, welche dann wieder Mühe hat, die geeigneten Kräfte, ausreichende Informationen und Beziehungen sich zu schaffen. Wo ein großes Bankhaus mit an die Spitze tritt, wie bei den jetzt für die Northern Pacific-Eisenbahn getroffenen Schutzmaßregeln, da macht sich dieser Mangel nicht so fühlbar, aber diese Voraussetzung fehlt nur zu häufig.

Es ist zu wünschen, daß in der einen oder andern Weise ähnliche Einrichtungen, wie die englischen, auch bei uns geschaffen werden.

Freilich kann auf diesem Wege nur eine einmal eingetretene Schädigung möglichst verringert werden, für die Verhütung lassen sich aber andere Maßregeln denken.

Die Versicherung gegen Gefahren findet eine stets ausgedehntere Anwendung und der Gedanke liegt nahe, ob man sich nicht auch gegen den Verlust an Werthpapieren versichern könnte. Ein gewisser Vorgang ist vorhanden in der schon ziemlich viel angewandten Versicherung gegen den Verlust bei Auslosungen für eine mäßige Prämie. Aber dabei handelt es sich um eine begrenzte und voraus zu berechnende Gefahr, welche eine Versicherungsanstalt ohne Bedenken übernehmen kann. Coursverluste, Zinsverluste, Gefährdung des Kapitals sind dagegen so wenig vorauszuschätzen und können so große Dimensionen annehmen, daß schon darin ein absolutes Hinderniß für jedes nur einigermaßen vorsichtige Geschäft liegt, ein solches Risiko überhaupt zu übernehmen. Außerdem wäre eine gleichbleibende Prämie nicht möglich, sie müßte nach der jeweiligen Gefahr periodisch festgesetzt werden und würde natürlich, sobald eine solche sich wirklich zeigt, so hoch gegriffen werden müssen, daß die meisten Besitzer lieber selbst die Gefahr tragen würden.

Indessen ist eine andere Art Versicherung möglich.

Der reiche Mann, welcher sein Geld nicht in Hypotheken oder absolut sicheren Staatspapieren anlegen will, sucht, wenn er ein vorsichtiger Geschäftsmann ist, sein Vermögen nicht in einerlei, sondern in verschiedenartigen Werthen und zwar so unterzubringen, daß nicht gleichzeitig ein Verlust bei einem großen Theil seines Vermögens eintreten kann. Er kauft sich auch vorzugsweise solche Papiere, welche er selbst einigermaßen kontrolliren kann, oder bezüglich welcher er besondere Gründe kennt, die ihn von dieser Kontrolle dispensiren, z. B. wenn Personen, denen er volles Vertrauen schenken kann, diese Kontrolle besorgen.

Der weniger Bemittelte kann nicht so verfahren; wenn er nicht sein Geld nur ganz sicher anlegen will, sondern etwa für einen Theil desselben eine einträglichere Verwendung sucht, so muß er sich mit einer oder wenigen Kategorien von Papieren begnügen und den Zufall walten lassen.

Was einer allein nicht kann, können aber viele gemeinschaftlich; sie können zusammentreten und in gleicher Weise, wie der einzelne Reiche, sich auf gemeinschaftliche Rechnung verschiedenerlei Werthe in ähnlicher Gruppirung wie dieser erwerben und dieses Vermögen gemeinschaftlich verwalten und kontrolliren, nothwendig werdende Umtauschungen vornehmen &c. Dies ist der Gedanke, der in Holland nicht seltenen Aktiengesellschaften zum vereinigten Besitz von Werthpapieren. Die Dividende derselben besteht in den Zinsen der gemeinschaftlich erworbenen Werthe und den bei etwaigen Veräußerungen gemachten Coursgewinnen. Bei dieser Form findet also gewissermaßen eine Selbstversicherung statt. Das Maß der Sicherheit und des Gewinnes hängt bei einer solchen Gesellschaft ganz von der richtigen Auswahl und Verwaltung der gemeinsamen Werthe ab.

Eine etwas andere Form entsteht, wenn die Gesellschaft nicht bloß Aktien, sondern auch durch ihren ganzen Besitz oder einen Theil desselben gedeckte Obligationen ausgibt. Die Besitzer derselben sind also auch Mitbesitzer der gemeinsamen Werthe, aber sie beschränken ihren Gewinn an denselben, indem sie sich mit einem festen, allerdings noch über den normalen für sichere Werthe hinausgehenden Zinse begnügen, weil das Aktienkapital die Garantie für diesen und für die Sicherheit des Kapitals übernimmt. Wie groß diese Sicherheit ist, hängt — außer von denselben Umständen wie bei der vorher erwähnten Form, von der Höhe des Aktienkapitals im Verhältniß zum Obligationenkapital und von der Art der Belegung des ersteren ab. Besteht dasselbe zu einem entsprechenden Theile in ganz sicheren Werthen, so ist die Garantie, welche es gewährt, eine sehr große und das Geschäft ist dann ein Versicherungsgeschäft geworden, dessen Prämie in der Differenz zwischen der Verzinsung der Obligationen und der für ihren Ertrag erworbenen anderen Werthe besteht.

Die Verwaltung hat natürlich das größte Interesse, nur solche Werthe zur Deckung der Obligationen zu erwerben, auf welche, im Durchschnitte aller gerechnet, kein Verlust, sondern ein angemessener Gewinn zu erwarten ist; der Ausschluß schlechter Papiere versteht sich also von selbst.

Hat ein derartiges Unternehmen einen großen Umfang, so daß es, auch bei zweckmäßiger Gruppirung, große Posten der einzelnen Werthe besitzen kann, so ergibt sich auch die Möglichkeit einer wirksamen Kontrole sowohl durch Beschaffung geeigneter Informationen, als auch auf andere Weise, z. B. durch Abordnung von Vertrauenspersonen in die Verwaltungen oder von Agenten, welche den Einfluß der von ihnen vertretenen Besitzer bei den Regierungen geltend machen oder vorkommenden Falles rechtzeitig warnen können.

Grundbedingung des Erfolges solcher Gesellschaften ist, daß an ihrer Solidität kein Zweifel ist und daß man nicht auf den Gedanken kommen kann, daß ihr Kapital zu gefährlichen Spekulationen verwendet wird. Deshalb ist die Mittheilung der Werthe, welche für die Obligationen erworben sind, sowie derjenigen, welche die Garantie bilden, der Art und dem Betrage nach in der Bilanz nothwendig.

Wenn solche Gesellschaften in größerer Menge bestehen, so ist auch ein Zusammenarbeiten zu gewissen Zwecken, z. B. zur gemeinschaftlichen Einziehung von Informationen und gemeinschaftlichen Vertretung möglich; selbst auf die Emissionen könnten sie einen großen Einfluß üben, da sie große Abnehmer guter Papiere sein würden und durch Zurückweisung schlechter deren Verbreitung, vielleicht selbst deren Einführung verhindern könnten.

Erschöpfend alle Fragen zu behandeln, welche bezüglich der Verwendung deutschen Geldes im Auslande entstehen können, ist selbstverständlich in dem zugemessenen engen Raume nicht möglich. Die Absicht der vorstehenden Ausführungen ist hauptsächlich die, zu zeigen, daß es thöricht und gegen die Interessen unserer Nationalwirthschaft und unseres Einfluß im Auslande schädlich sein würde, wenn wir nicht auch deutsches Kapital bei der Entwicklung anderer Länder mitarbeiten ließen, daß aber Vorsicht bei der Auswahl zu üben und möglichst der Verwendung des Geldes eine solche Form zu geben ist, daß unsere Arbeitskraft und unsere Industrie in der Fremde zur bessern Geltung kommt sowie daß es Mittel und Wege gibt, um denjenigen, der sein Geld zu solchen Zwecken hergibt und nicht spekuliren will, möglichst gegen Verluste zu schützen.

K. Schrader.

# Tocqueville's Memoiren aus den Jahren 1848 und 1849.

Nicht lange nach dem Tode von Alexis de Tocqueville leitete einer seiner Freunde, der feinsinnige Louis de Loménie, einen ihm gewidmeten Nachruf mit den Worten ein: „Ein Mann, um den uns die Fremden beneideten, ebenso ausgezeichnet durch Charakter wie durch Talent, derjenige unserer philosophischen Publizisten, der sich seit Montesquieu auf die höchste Stufe des Ruhmes erhoben hatte, eines der geachtetsten Mitglieder unserer früheren politischen Versammlungen." Niemand, der Tocqueville's Werke und Leben kennt, wird diese Worte übertrieben finden. Die Memoiren eines solchen Mannes aus einem der merkwürdigsten Abschnitte der Geschichte seiner Zeit zu erhalten, wird daher unter allen Umständen als ein litterarisches Ereigniß gelten dürfen. Der Werth der uns gebotenen Gabe wird aber noch durch die Ueberraschung gesteigert*).

Es war in weiteren Kreisen nicht bekannt, daß Tocqueville Aufzeichnungen über seine Erlebnisse aus der Revolutionszeit hinterlassen hatte. Doch findet sich in seiner gedruckten Korrespondenz eine Notiz, die auf eine frühe Beschäftigung mit einem solchen Plane schließen ließ. In einem Briefe an Senior vom 10. April 1848, in welchem Tocqueville die Ursachen der jüngsten Umwälzung andeutet, sagt er: „Das ist die Erklärung der Revolution von 1848, wie sie die Geschichte eines Tages geben wird und wie ich selbst sie entwickeln werde, wenn Gott mir das Leben läßt." An die Ausführung dieses Planes legte er Hand, sobald eine erzwungene Muße ihm dies erlaubte. Er hatte den kommenden Sturm vorausgesagt, aber nach dem Zusammenbruch nicht gezögert, sich mit seinen besten Kräften beim Neubau zu betheiligen. In der konstituirenden Versammlung und im Verfassungsausschuß hatte er für die Herstellung einer dauerhaften Republik gearbeitet, ohne die Schwierigkeit der Aufgabe zu verkennen. Im zweiten Ministerium des Präsidenten Louis Napoleon hatte er das Auswärtige übernommen, ohne sich über die Gefahr des drohenden Cäsarismus zu täuschen. Nach der Entlassung dieses kurzlebigen Ministeriums blieb er entschlossen, das Loos der gesetzgebenden Versammlung zu theilen, mußte aber, um seine zarte Gesundheit zu schonen, den Schauplatz der parlamentarischen Kämpfe Monate lang meiden. Da begann er im Juli 1850, während eines Aufenthaltes auf seinem Landsitz, mit dem Versuche, die „bewegte Physiognomie" der durchlebten Revolutionszeit festzuhalten. Er setzte das Unternehmen während der letzten Monate des Jahres 1850 und während der ersten des Jahres 1851 in Sorrent fort, dessen mildes Klima aufzusuchen sein zunehmendes Lungenleiden ihn zwang. Er schloß seine Darstellung, die er bis zum Ende seiner Ministertaufbahn fortführte, im Herbste 1851 während der Vertagung der Nationalversammlung ab.

Man hört demnach einen der kundigsten Augenzeugen über Ereignisse berichten, deren Erinnerung noch frisch in seiner Seele haftete und darf doch, wie man ihn kennt, sicher sein, keine Parteischrift von seiner Feder zu empfangen. Zu der Thatsache, wird er aber, als der tief eindringende Geist und der weite, über die Einzelerscheinungen sich erhebende Blick des großen Historikers auch hier keineswegs. Es zeugt von seltener Selbstbescheidung, wenn er sich die Schwierigkeiten seines Beginnens nicht verhehlt.

„Ich habe bemerkt", sagt er, „daß die Mehrzahl der Memoirenschreiber uns ihre schlechten Handlungen oder Neigungen nur dann aufgezeigt haben, wenn sie ihnen zufällig, was mitunter vorgekommen ist, als Heldenthaten oder gute Instinkte erschienen sind ... Dann ist es nicht die Liebe zur Wahrheit, welche die Zunge löst, sondern es sind die geistigen Verkehrtheiten, die unwillkürlich die sittlichen Fehler verrathen. Aber selbst wenn man aufrichtig sein will, gelangt man nur selten zum Ziel. Daran trägt zunächst das Publikum Schuld, welches gerne sieht, daß man sich anklagt, aber nicht leiden mag, daß man sich lobt. Selbst die Freunde sind gewöhnt, was man Uebles von sich aussagt, liebenswürdige Aufrichtigkeit, und was man Gutes von sich erzählt, vordringliche Eitelkeit zu nennen, so daß die Wahrheitsliebe ein sehr undankbares Geschäft wird, bei dem man nur zu verlieren, aber nichts zu gewinnen hat. Indessen die Hauptschwierigkeit liegt im Gegenstande. Man ist sich selbst zu nahe, um gut zu sehen, man verliert sich leicht inmitten der Meinungen, Interessen, Ideen, Neigungen, Triebe, durch die man sich zum Handeln hat bestimmen lassen. Diese Masse kleiner Pfade, die denen, die sie betreten, selbst nicht genau bekannt sind, hindert die klare Erkenntniß der großen Wege, die der Wille eingeschlagen hat, um zu den wichtigsten Entschlüssen zu gelangen. Indessen will ich versuchen, mich in diesem Labyrinth zurecht zu finden, denn es ist billig, mir selbst gegenüber die Freiheiten herauszunehmen, die ich mir schon so oft gegenüber anderen herausgenommen habe und noch herausnehmen werde."

Man muß zugeben, daß der Memoirenschreiber Tocqueville in dieser Hinsicht die Probe sehr gut bestanden hat. Er macht kein Hehl aus den starken Seiten, durch die er sich anderen überlegen fühlt. Aber er verschweigt auch die Schwächen nicht, deren er sich bei seinem Auftreten auf der öffentlichen Bühne bewußt geworden ist. Schon der „gänzliche Mangel der Kunst, eine Anzahl von Menschen zu gruppiren und zu leiten", dessen er sich zeiht, würde es begreiflich machen, daß er nicht der Mann war, die Rolle eines Führers auf sich zu nehmen, am wenigsten in einer Zeit, in der die heftigsten Leidenschaften entfesselt worden waren. Von einzelnen Fehlgriffen, deren er sich anklagt, ist einer der ihm bedauerlichsten, in der republikanischen Verfassung den Grundsatz der Wahl des Präsidenten durchs Volk vertheidigt zu haben. Wer sich selbst nicht schont, wird andere gewiß nicht milde behandeln. In der That ist in der langen Galerie der den Denkwürdigkeiten eingeflochtenen Porträts zeitgenössischer Politiker kaum eines, bei dem merkliche Liebe die Hand des Zeichners geführt hätte. Höchstens von Lanjuinais ließe sich dies sagen, „dem ehrlichsten Mann", dem Tocqueville im öffentlichen Leben begegnet ist, „demjenigen, der ihm am wenigsten persönliche Interessen mit seiner Hingebung an das Gemeinwohl zu verflechten schien". Auch Dufaure erscheint in günstigem Lichte, wennschon die Rauhheit seiner Formen beklagt wird. Desgleichen findet Falloux einen verständnißvollen, ziemlich nachsichtigen Beurtheiler, der sogar den unheilvollen Wirkungen des von dem Vorkämpfer der Kirche ausgearbeiteten Unterrichtsgesetzes nicht gedenkt. Aber wie manche Größe der damaligen Zeit wird unbarmherzig von ihrem Piedestal herabgezogen. Ledru-Rollin gilt dem Memoirenschreiber nur als „ein sehr sinnlicher und sehr sanguinischer derber Bursche ohne Grundsätze und fast ohne Ideen, ohne wahren Muth des Herzens und des Geistes, selbst ohne Bosheit, denn er wünschte aller Welt Gutes und wäre unfähig gewesen irgend einem seiner Gegner den Hals abschneiden zu lassen, es sei denn wegen historischer Reminiscenzen oder aus Gefälligkeit gegen seine Freunde". In Barbès sieht er eine Mischung von Demagog, Narr und Kavalier mit Vorwiegen des Narren, „dessen Narrheit zur Wuth wurde, wenn er die Stimme des Volkes hörte". Marrast nennt er „einen Republikaner nach der Art von Barras, der den Luxus, die Tafel, die Frauen immer der Demokratie in Lumpen vorgezogen hat", was er an anderer Stelle durch die Bemerkung ergänzt, „eine Verbindung von Faulheit, Unbesonnenheit und Frechheit habe den Grund seines Wesens ausgemacht."

Vielleicht am schlimmsten wird Lamartine mitgespielt.

Ich weiß nicht, „heißt es von ihm", ob ich in dieser Welt egoistischer Ansprüche „in deren Mitte ich gelebt habe, einem Geiste begegnet bin, der leerer als der seinige vom Gedanken ans Gemeinwohl war. Ich habe eine Menge von Menschen gesehen, die das Land in Unruhe versetzten, um groß zu werden, das ist die gewöhnliche Verderbtheit, aber er ist, glaube ich, der einzige, der mir immer bereit erschien, die Welt umzuwälzen, um sich ein Vergnügen zu machen. Auch habe ich nie einen unaufrichtigeren Geist gekannt, der eine größere Verachtung der Wahrheit gehegt hätte. Wenn ich sage, er verachtete sie, so täusche ich mich, er ehrte sie nicht genug, um sich irgendwie mit ihr zu beschäftigen. Im Sprechen und Schreiben ist er wahr und unwahr, ohne sich um das eine oder um das andere zu kümmern, nur mit dem Gedanken an einen gewissen Effekt beschäftigt, den er augenblicklich hervorbringen will."

Urtheile von so schneidender Schärfe dürfen von der späteren, das Für und Wider abwägenden Geschichtschreibung nicht einfach übernommen werden. Auch wird sie sich

*) Souvenirs de Alexis de Tocqueville publiés par le comte de Tocqueville. Paris. Calmann Lévy. 1893.

hüten, Vorwürfe der Feigheit, die gelegentlich gegen Cremieux, Cormenin, Thiers erhoben werden, ohne sorgfältigste Nachprüfung zu wiederholen. Weniger zweifelhaft erscheint die Behauptung, daß der zuletzt genannte mit Molé und anderen Häuptern der Mehrheit während des Sommers 1849 in geheimen Unterhandlungen mit dem Präsidenten diesen dazu drängen wollte, „auf gemeinsame Kosten und zum Zwecke gemeinsamen Gewinnes die Republik zu stürzen". Was endlich den Präsidenten, den späteren Kaiser Napoleon III., selbst betrifft, so darf Tocqueville bei der feinen Charakteristik, die er von ihm entwirft, als sehr zuverlässig gelten. Denn er war, wie er mit gutem Grunde behauptet, „unter allen seinen Ministern, vielleicht unter allen Menschen, die an seiner Verschwörung gegen die Republik nicht theilnehmen wollten, derjenige, dem er am meisten Gunst schenkte und der ihn am besten in der Nähe gesehen hat". Er erkannte denn auch sehr bald, daß dieser Mann „mit den unbeweglichen Zügen und dem ausdruckslosen Blick" weit mehr war, „als was man nach seinem Vorleben und nach seinen thörichten Unternehmungen von ihm erwartete." Er betrachtete ihn nicht, wie so viele seiner Gegner oder Freunde „als ein politisches Instrument, das man nach Belieben benutzen oder zerbrechen könnte". Er unterschied geraume Zeit vor dem Staatsstreich „zwei Menschen" in ihm: „den Epikuräer, der sein neues Glück und die mühelosen Freuden seiner Stellung mit Behagen genoß und den alten Verschwörer, den fatalistischen Träumer, der berufen zu sein glaubte, der Herr von Frankreich zu sein und durch Frankreich Europa zu beherrschen".

Einen so großen Raum auch das persönliche Element in diesen Erinnerungen einnimmt, so steht es doch hinter den allgemeinen Betrachtungen, mit denen Tocqueville die Erzählung des Erlebten begleitet, zurück. Man hat immer das Gefühl, den Verfasser des wie eine neue Offenbarung aufgenommenen Buches, „Die Demokratie in Amerika", den künftigen Schöpfer des unerreichten Werkes „Frankreich und das alte Regime" sprechen zu hören. Unablässig beschäftigt ihn das schwierige Problem, wie sich die überkommene Centralisation in seinem Vaterlande mit der ersehnten Freiheit versöhnen lasse. Er hält es für undenkbar, daß die Centralisation, „die selbst die Feinde der Regierung lieben", jemals in Frankreich zerstört werden könne. Er beklagt „den Geschmack an amtlichen Stellungen und den Wunsch von den Steuern zu leben, die große und dauernde Schwäche der Nation, das Erzeugniß der demokratischen Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft und der übertriebenen Centralisation der Verwaltung". Er spricht es wehmuthsvoll aus:

„In Frankreich findet sich der politische Bettel unter allen Regierungen, er wächst sogar mit den Revolutionen, die gegen ihn gemacht sind, weil alle Revolutionen eine gewisse Anzahl von Menschen ruiniren und weil bei uns ein ruinirter Mensch immer nur auf den Staat rechnet um sich wieder zu erheben."

Solche Worte mögen noch heute, unter sehr veränderten Umständen, im Vaterlande Tocqueville's beherzigenswerth sein. Auch mag man dort ruhigeren Blutes in Erwägung ziehen, wie er, bei einem Rückblick auf die auswärtige Politik von 1849, die Gefahren eines russischen Uebergewichtes und die Nothwendigkeit ihm „die Einheit aller germanischen Rassen gegenüberzustellen", vor Augen führt. Andere Aussprüche, wie die über den Ursprung der Revolutionen und die bedrohlichen Folgen einer Klassenherrschaft, haben für die Geschichte aller Staaten der Neuzeit Geltung. An einer Stelle spricht er, mit einer für die damalige Zeit seltenen Freiheit von Vorurtheilen, über den Sozialismus:

„Ich bezweifle nicht, daß die Grundgesetze unserer modernen Gesellschaft auf die Dauer starke Veränderungen erleiden werden, wie sie solche in vielen ihrer Haupttheile schon erlitten haben. Aber wird man jemals dahin gelangen, sie zu vernichten und durch andere zu ersetzen? Es scheint mir nicht durchführbar. Ich will nicht mehr sagen, denn je genauer ich den Zustand der alten Welt erforsche und je mehr ich die Welt unserer Tage im Einzelnen durchschaue, wenn ich die wunderbare Verschiedenheit erwäge, die man hier nicht allein unter den Gesetzen, sondern unter den Prinzipien der Gesetze antrifft, wenn ich die von einander abweichenden Formen betrachte, die das Recht des Eigenthums angenommen und, was man auch einwenden mag, heute noch auf Erden beibehalten hat: so bin ich versucht zu glauben, daß die sogenannten nothwendigen Einrichtungen oft nur die Einrichtungen sind, an die man gewöhnt ist, und daß hinsichtlich der gesellschaftlichen Verfassung das Gebiet des Möglichen viel weiter ist, als die Menschen je der Gesellschaft es sich vorstellen."

Alles in allem genommen wird bei dem Leser die Empfindung zurückbleiben, daß Tocqueville aus seinen Studien und Erlebnissen zu sehr pessimistischen Schlüssen in Betreff der Zukunft Frankreichs gelangt war. Er ruft einmal aus:

„Werden wir, wie uns andere Propheten versichern, die vielleicht ebenso thöricht sind, wie ihre Vorgänger, zu einer von unseren Vätern und von uns selbst nicht geahnten gesellschaftlichen Umwandlung gelangen oder werden wir bei der Anarchie mit Unterbrechungen endigen, jener chronischen, unheilbaren Krankheit, die den alten Völkern so wohl bekannt war? Was mich betrifft, so weiß ich nicht, wann diese lange Fahrt ihr Ziel erreichen wird. Ich bin es müde, immer trügerische Nebel für das Ufer zu halten und ich frage mich oft, ob dies Festland, das wir seit so lange suchen, wirklich vorhanden, oder ob es nicht unser Geschick, ewig auf dem Ozean umherzutreiben."

Der Herausgeber der Denkwürdigkeiten, ein Verwandter ihres Autors, scheint diesen Pessimismus zu theilen. Er wirft in seinem Vorwort die Frage auf, welche Rolle Tocqueville wohl heute spielen würde, und gibt zu erwägen:

„Würde er, aufgeklärt durch die kurze Erfahrung von 1848, den Versuch nochmals wiederholt haben, der nur ein ewiges Provisorium sein kann, die Republik mit Hilfe der Monarchisten zu regieren? Würde er, in der Ueberzeugung, ‚daß die republikanische Regierung den Bedürfnissen Frankreichs nicht zum besten angepaßt sei, daß diese Regierung ohne Gegengewicht immer mehr Freiheit verspricht, aber immer weniger Freiheit gewährt als die konstitutionelle Monarchie', nicht von dieser die Beschützung der ihm so theuren Freiheit gefordert haben?"

Hierauf gibt Tocqueville selbst durch eine Bemerkung in seinen Memoiren eine Art von Antwort: „Wenn die Menschheit sich immer gleich bleibt, so sind doch alle geschichtlichen Vorgänge verschieden. . . . Die alten Bilder, die man mit Gewalt in neue Rahmen einzwängen will, machen immer eine schlechte Wirkung."

Zürich. Alfred Stern.

## Universitäts-Erweiterung.

Es ist ein Gemeinplatz geworden, daß die Richtung unserer Zeit eine demokratische ist, und daß trotz allen Widerstandes, den die Demokratie noch in einzelnen Ländern findet, ihr endgültiger Sieg als zweifellos erscheint. Da ist es denn eine tröstliche Wahrnehmung, daß das Volk aller Orten einzusehen beginnt, wie die Dauer seiner Herrschaft davon abhängt, ob es die nöthige Einsicht besitzt, dieselbe mit Verständniß und im Sinne höherer nationaler Aufgaben zu führen, und wie dazu vor allem eine gründliche und ernste Bildung gehört. Nicht als ob nun jedem Volksgenossen litterarisches oder gar gelehrtes Wissen zu Theil werden soll; davon kann ja die Rede nicht sein — es handelt sich vielmehr darum, logisches Denken, Achtung vor künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen, angemessenes Urtheil über die wichtigsten materiellen und politischen Fragen allgemein zu verbreiten. Nur auf diese Art kann der feindselige Gegensatz zwischen den Gebildeten und Ungebildeten beseitigt, die Gesammtheit der Nation wieder, wie in den Staaten des Alterthums, auf eine gemeinsame Grundlage der Anschauungen und Gefühle gestellt werden. Nur wenn die Massen auf die Höhe universeller Kultur erhoben werden, sind sie im Stande, den schwierigen Aufgaben, die der Besitz der Macht ihnen stellt, in würdiger Weise gerecht zu werden.

So bilden sich in vielen Ländern Anstalten und Einrichtungen, die bestimmt sind, durch unmittelbare Belehrung seitens der höchstgebildeten Elemente unterrichtend und erziehlich auf die mittleren und unteren Stände zu wirken. Auch auf diesem Gebiete ging der ebenso fruchtbare wie praktische Genius Englands mit leuchtendem Beispiele voran. Bereits seit dem Jahre 1873 besteht hier die Univer-

sity Extension, diese sich immer mehr ausdehnende Organisation von vielen Hunderten von Vortragscyklen, die Lehrer und Studenten der verschiedenen Universitäten in zahlreichen Städten und selbst Dörfern alljährlich den Lernbegierigen aller Klassen darbieten.*) Die Erfolge dieser Unterrichtsweise waren bald so überraschend große, daß sie vielfach Nachahmung fand. So veranstaltet seit dem Jahre 1883 der dänische „Studentersamfund" Vortragsreihen für Arbeiter in Kopenhagen und an anderen Orten.**) Von Dänemark aus hat sich die Einrichtung der „Bauernuniversitäten" auf das sprachverwandte Norwegen übertragen.

Begeisterte Aufnahme hat dann die „Universitäts-Erweiterung" in den Vereinigten Staaten von Amerika gefunden. Erst seit fünf Jahren dort eingebürgert, nahm sie sofort die rapide Entwicklung, die jede nützliche und zukunftsreiche Sache auf den fruchtbaren Boden der neuen Welt erfährt. Nachdem Vincent sie 1888 vorgeschlagen und verfochten hat, gewann sie schnell allgemeinen Beifall. Jede der großen Städte wurde ein Mittelpunkt eifriger Propaganda: so New-York, Brooklyn, Buffalo, St Paul, San Francisko, viele andere. Die Regierungen unterstützen das Werk mit beträchtlichen Hilfsgeldern. Die berühmtesten Professoren der großen Universitäten — der Harvard-, der Hopkins-, der Yale-Universität — halten sich nicht für zu vornehm, eifrig an demselben mitzuarbeiten. In Philadelphia allein wohnten im Jahre 1891 an 40 000 Zuhörer den Vorlesungen bei, die sämmtliche Zweige der Wissenschaft, mit Ausnahme der rein theoretischen Disziplinen, umfaßten. Die junge Universitäts-Erweiterung Amerikas ist also im Begriffe, an Wachsthum und Stärke ihre englische Mutter um vieles zu übertreffen.

Australien nahm gleichfalls diese nützlichen Bestrebungen des Stammlandes auf. 1891 wurden in Melbourne die ersten Vorlesungen der „Erweiterung" vor nicht weniger als 1400 Zuhörern eröffnet.

Aber diese herrliche und zukunftsreiche Einrichtung bleibt nicht auf Skandinavien und die angelsächsischen Staaten beschränkt. Im November 1892 haben, unter dem Schutze einiger hervorragender Professoren, zumal des trefflichen vlamischen Historikers P. Fredericq, reifere Studenten der Genter Universität eine „Höhere Schule für Volksunterweisung" begründet, und ihre Vorträge haben bei allen Klassen der Bevölkerung so großen Beifall gefunden, daß die Hörsäle die Zahl der Besucher nicht faßten. In noch größerem Umfange hat in Brüssel ein junger Professor der Geschichte, L. Leclère, in diesem Jahre eine Gesellschaft der Universitätserweiterung gestiftet. Sie zählt schon mehrere Hunderte von Mitgliedern; Lokalkomitees sind in Brüssel, Antwerpen, Mecheln, Charleroi, Mons und an sonstigen Orten entstanden; die mächtige und weit verbreitete Ligue de l'Enseignement hat ihren großen Einfluß der neuen Gesellschaft zu Gebote gestellt. Bereits in diesem Sommer haben zwei Brüsseler Dozenten in Antwerpen je einen Kursus gehalten, die an 300 Zuhörer fanden. Für den bevorstehenden Winter aber haben achtzehn Professoren und Dozenten der Brüsseler Universität sich zu Vortragscyclen bereit erklärt. In Belgien ist das Unternehmen um so nothwendiger und zugleich um so aussichtsreicher, als es gilt, die großen Massen der Bevölkerung zur Theilnahme an den Staatsgeschäften, die ihnen so lange versagt war und erst in diesem Jahre zugestanden wurde, durch ausgedehnte und praktische Unterweisung zu befähigen.

Hoffentlich ist der Tag nicht fern, wo, mit vorsichtiger Anpassung an die deutschen Verhältnisse, auch bei uns die Universitätserweiterung Boden gewinnen wird. Es handelt sich hier nicht allein darum, bildend und moralisirend auf das Volk zu wirken, sondern auch um ein Werk des sozialen Ausgleiches, der sozialen Versöhnung, das in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht von höchster Wichtigkeit sein würde. „Die Wirksamkeit der Cambridger Lehrer inmitten der Arbeiter erhebt diese in eine höhere Sphäre", schreibt ein Bergmann aus Northumberland. „Zugleich aber wird uns Cambridge und alles, was diese Universität betrifft, lieb, und die ganze Klasse, der ihre Wanderlehrer angehören, wird von uns mit Gefühlen des Wohlwollens betrachtet."

Endlich würden unsere deutschen Studenten durch Betheiligung an dem ernsten und heiligen Werke der Volksunterweisung sowohl hohlem Renommistenthume als auch geistlosem Dünkel entzogen und von früh an auf den Zusammenhang mit den breiten Schichten der Nation hingewiesen, deren geistige Führer sie einst werden sollen. Nicht nur für unser Volk, sondern auch für unsere Universitäten würde aus der „Erweiterung" wesentlicher und bleibender Vortheil erspriessen.

Sollte daher nicht gleichfalls in Deutschland diese Aufgabe in Angriff genommen werden?

M. Philippson.

*) S. darüber meinen Aufsatz „Kirche und Volksschule in England"; „Nation", Jahrg. X., S. 410 f.

**) Siehe: F. Bajer, Studenten und Arbeiter; „Nation", Jahrgang IV, S. 618 ff.

## Gounod.

Frankreich hat den Tod des berühmtesten unter seinen zeitgenössischen Tondichtern zu beklagen. Zu Saint-Cloud ist am 18 Oktober **Charles Gounod** gestorben. Ein reiches und schönes Dasein fand damit seinen Abschluß. Im Entwicklungsgange der Kunst, der er gedient, wird der Tod dieses fünfundsiebzigjährigen Greises aber keinen Abschnitt machen; schon seit einem halben Menschenalter war es nur noch der Schatten des Faustkomponisten, der umging, wenn eine neue Arbeit Gounods für kurze Zeit auf den weltbedeutenden Brettern erschien. So hatte er nicht seinen Ruhm, wohl aber die Wirkungskraft seiner künstlerischen Individualität lange überlebt als der Tod ihn aus den Reihen der europäischen Notabilitäten holte.

Charles François Gounod wurde am 17. Juni 1818 in Paris geboren. Sein Vater war ein tüchtiger Maler, seine Mutter eine fertige Pianistin. Früh zeigte sich die starke musikalische Begabung des Knaben und er wurde den besten Lehrmeistern zur Ausbildung übergeben. Von 1836 bis 1838 studirte er am „conservatoire" unter Halévy's, Lesueur's und Paër's Leitung Kontrapunkt und Kompositionslehre und errang als Neunzehnjähriger mit einer Kantate „Maria Stuart und Rizzio" zum ersten Male einen Preis. Zwei Jahre darauf, 1839, brachte er es mit einer anderen Kantate „Fernand" zum „grand prix de Rome" und gewann dadurch die Mittel zu einer Studienreise nach Italien, das bis auf den heutigen Tag dem akademisch geschulten und approbirten französischen Musikerverstand als das gelobte Land der Tonkunst gilt. Hier, wo er drei Jahre verweilte, empfing der gründlich vorgebildete, schwärmerische junge Musiker die entscheidenden, seine künstlerische Entwicklung bestimmenden Eindrücke aus der mystischen Versenkung in die Wunderwelt der katholischen Kirchenmusik und — aus der intimen Berührung mit den größten Meistern deutscher Tonkunst.

Ueber diesen bedeutsamen Lebensabschnitt, da dem im Kultus der reinen Schönheit Mozart's aufgewachsenen Tonkünstler sich ein Verständniß für Bach und Beethoven erschloß und den leicht erregbaren, sinnenfreudigen Jüngling die Dämmer der Mystik zu umfangen begannen, besitzen wir in den Briefen und Tagebuchaufzeichnungen von Fanny Hensel werthvolle Aufschlüsse. Felix Mendelssohn's Lieblingsschwester Fanny, die im Jahre 1839 mit ihrem Manne, dem Maler S. Hensel, eine italienische Reise machte, war es nämlich, die Gounod eine nähere und tiefere Kenntniß der beiden deutschen Großmeister, Bach und Beethoven vermittelte. In diesen Urkunden ist ebenso ergötzlich als belehrend mitgetheilt, wie die eifrige Apostelin des alten Thomaskantors den Stipendiaten des französischen Konservatoriums ein Bach'sches Konzert vorspielt und sie damit so sehr in Begeisterung versetzt, daß sie ihr die Hände küssen und drücken, und sich gar nicht zu fassen vermögen, namentlich der „entsetzlich lebhafte" Gounod, der keine Worte finden kann auszudrücken, welchen Einfluß dies auf ihn übe. Auch die Scene, wie der

künftige Komponist des „Faust" die Schwester Mendelssohn's fußfällig um die Wiederholung eines Beethoven'schen Adagios bittet, verdient von der Musikgeschichte festgehalten zu werden. „Dem fällt nun die Bekanntschaft mit deutscher Musik wie eine Bombe ins Haus, möglich, daß sie großen Schaden anrichtet", meinte die geistreiche Frau, allein ein Blick auf den Werdegang des Gounod'schen Talentes beweist, daß die deutschen Anregungen, die er in Rom empfangen und durch eine Reise nach Deutschland (1843) in sich kräftigte, gute Früchte getragen haben. Als zwanzig Jahre später, „Faust" durch die warme Innerlichkeit und den romantischen Zauber seiner besten Scenen entzückte und durch die Neuheit und den Reichthum seiner Harmonik Staunen erregte, da offenbarte sich, wie förderlich das Studium der deutschen Meister, von Bach bis Schumann, für Gounod gewesen war.

In „Faust et Marguerite", der Oper, die den Einfluß deutscher Tonkunst am deutlichsten verräth, haben auch Gounod's Geistesart und Empfindungsweise den überzeugendsten Ausdruck gefunden und so hat das vielbewunderte und vielgescholtene Werk, das am 19. März 1859 seine erste Aufführung erlebte, obwohl ihm noch über ein Dutzend andere Opern folgten, bis heute nicht nur als das Meisterwerk, sondern auch als das Musterwerk, das Prototyp der Gounod'schen Opernschöpfungen gegolten.

Es gibt ein merkwürdiges Bildniß Gounod's: der Meister ist dargestellt, wie er mit priesterlicher Haltung und in schwärmerischer Inbrunst die Partitur des „Don Juan", gleich einem Brevier, an sein Herz drückte. Zutreffender läßt sich sein Wesen, eine hyperromantische Mischung von Sensualismus und Mystik, nicht kennzeichnen. Eine echte Tannhäusernatur hat er, gleich Liszt, sein Leben lang zwischen dem torus der Liebesgöttin und dem Gnadenbilde der Schmerzensmutter geschwankt. Und diese Gegensätze sprechen auch aus seiner Musik; vereinzelt als elegante, erotische Tändeleien (Baucis et Philémon) oder als stark rhetorisch gehaltene Ausbrüche einer Ekstase (Sapho), vereint als lyrische Ueberschwänglichkeiten von weichlich-sinnlichem Grundcharakter, wofür die berühmte „Gartenscene" im Faust, vielleicht das individuellste Stück Musik, das Gounod geschrieben, als das beste Beispiel gelten kann.

Die weltumspannende Gegensätzlichkeit seines Wesens zu sinnfälligem Ausdruck zu bringen, standen indessen Gounod leider nur selten die erforderliche Kraft und Fülle der Einbildung zu Gebote, und so wurde der feingebildete und kenntnißreiche Musiker gedrängt, oft nach Mitteln und Formeln zu greifen, die sich ihm aus der Erfahrung als wirkungsvoll, nicht aber aus der Empfindung als naturnothwendig erwiesen hatten. So wurde er, der in den besten Stunden als ein romantischer Tönedichter Lebendiges schuf, in den Tagen der Arbeitsmühen ein eklektischer Opernstückkomponist. Daß auch auf diesem Wege manches reizvolle Stück Musik geschrieben wurde, lehrt ein Einblick in jede der zahlreichen Partituren, die Gounod seit dem Jahre 1859, dem Höhepunkt seines Schaffens, geschrieben hat, zumal in Roméo et Juliette und Mireille, daß aber alle diese Werke, Opern und Oratorien, nicht aus innerer Schaffensnoth und lebendiger Empfindung geboren, sondern zumeist aus äußerer Veranlassung und mit mehr Fleiß als mit Inspiration gemacht sind, das bezeugt ihr Schicksal: sie wurden trotz dem Ruhm und Ansehen Gounod's rasch vergessen. Danach ist es von geringerem Belang, zu erfahren, daß der maestro in der langen Zeit seiner Thätigkeit es mit verschiedenen Mustern und Vorbildern versucht hat und, als der romantische Ton seiner Jugendzeit nicht mehr verfing, es im „Polyeucte" mit der Einfachheit der heroischen Oper Gluck's und Spontini's probirte. Alles vergebens!

Im Laufe der künstlerischen Entwicklung und im Wechsel der theatralischen Moden beharrte nur eines seiner Werke. „Faust", diejenige Oper, die auch allein Gounod einen dauernden Namen in der Operngeschichte sichert, sowohl um des eigenen Werthes willen als wegen der Wirkung, die sie diesseits und jenseits der Alpen auf die Opernproduktion ausgeübt hat. In Paris, wo „Faust" zehn Jahre nach seinem ersten Erscheinen im théâtre lyrique seinen Einzug in die große Oper halten konnte, war dies Ereigniß das erste Anzeichen, daß das Ende des goldgleißenden Götzen nahe; in Italien half Gounod's Meisterwerk die Regeneration der Oper im modernen Sinne vorbereiten, und bezeugte also im Weiterwirken auch hier die eigene Lebenskraft. Für die Entwicklung der deutschen Oper blieb Gounod trotz der unzähligen Aufführungen des „Faust" auf unsern Bühnen, eine Episode ohne folgenwichtige Bedeutung, als einem edel angelegten Tondichter und einem Vermittler germanischen und romanischen Wesens gebührt ihm aber auch bei uns ein ehrender Nachruf.

Heinrich Welti.

## Aus der Pflanzschule Zola's in England.

Wenn auf den Feldern der Nachbarn die junge Saat hervorsprießt, und das eigene Feld noch ganz todt daliegt, pflegt man wohl zuerst zur Selbstberuhigung zu sagen: das Korn der anderen kommt früh, aber es taugt nichts. Was lange währt wird gut. Nach einer Weile aber geht man doch zu dem Nachbar, klopft ihm auf die Schulter und fragt, wie er das angefangen habe? Was er für Saat genommen und wie er sein Feld bewässert habe? Und das ist ganz natürlich. Und ganz natürlich ist es auch, daß man nach wieder einer Weile, wenn die eigenen Halme immer noch dürftig bleiben, es auf die Weise des anderen versucht. Vielleicht, daß sich die auch auf dem eigenen Felde bewähren könnte.

In England hat man in litterarischer Beziehung jetzt alle drei Stadien durchgemacht. Zuerst hat man zu dem modernen Naturalismus den Kopf geschüttelt und entrüstet „Pfui" gesagt. Dann hat man sich mit ihm beschäftigt und hat ihm auf den Londoner Bühnen, die freilich nicht die Welt bedeuten, Einlaß verschafft. Schließlich sind englische Schriftsteller den fremden Anregungen gefolgt und haben nach dem übernommenen Rezept Eigenes zu schaffen versucht. Das alles ist ganz natürlich. Wunderbar ist es nur, daß es Thomas Hardy, einem in litterarischen Dingen alten Genres längst erprobtem Manne, gelungen ist, auf so experimentelle Weise einen „Experimental-Roman" zu schreiben, der wahrhaft bedeutend ist. Freilich vergißt die englische Kritik, wenn sie im Ueberschwange der Begeisterung von Thomas Hardy's „Tess of the d'Urbervilles"*) eine neue Periode englischer Romandichtung datiren möchte, daß Treibhauspflanzen selten nur unter freiem Himmel fortgedeihen wollen. Aber das Buch, welches auf dem inländischen Markte so große und berechtigte Bewunderung geerntet hat, verdient doch auch, auf den Weltmarkt gebracht zu werden.

Teß, aus dem alten adligen, jetzt ganz verkommenen Geschlechte der d'Urbervilles, ist am Anfange des Romans ein naives kindliches Bauernmädchen; sie ist am Schlusse eine Mörderin: das ist in psychologischer Hinsicht der denkbar weiteste Weg. Aber die äußeren Ereignisse, die dahin führen, sind verhältnißmäßig einfache. Sie wird, ganz jung noch, verführt; richtiger, es wird ihr Gewalt angethan. Sie haßt ihren Verführer und verläßt ihn. Sie gibt einem Kinde das Leben, welches bald darauf stirbt. Sie kommt in eine andere Gegend, lernt mit der ganzen Kraft ihres starken Herzens einen gebildeten Mann lieben, und wird von ihm wieder geliebt. Nach der Trauung, zwischen Lipp' und Bechers Rand, gesteht sie ihre Schuld, die doch eigentlich keine Schuld ist. Er verläßt sie, sie geräth ins Elend, und fällt wieder ihrem Verführer anheim. Ihr Gatte kehrt endlich aus der Ferne zurück, um ihr zu verzeihen. Da stößt sie ihrem Verführer das Messer in die Brust. — Diese Thatsachen, die ohne Verknüpfung nur sensationell erscheinen, bilden das Skelett des Buches. Die Ausführung ist die des naturalistisch-psychologischen Romans Zola'scher Schule.

*) Tauchnitz, Edition Nr. 2800 und 2801



Meisterhaft ist die intellektuelle Entwicklung der kleinen Teß. Mit ihrem großen Schmerze und ihrer Schande steht sie ganz allein da. Ihre Eltern, zu denen sie zurückkehrt, machen ihr keine Vorwürfe, können ihre Leiden aber auch nicht begreifen. Sie gehören zu denen, die apathisch immer mehr herunter kommen, und sich den Luxus sittlicher Weltanschauung längst abgewöhnt haben. Ihren Trost findet sie in der Natur, der sie ganz naiv gegenüber steht, und im lieben Gott. Sie hat in der Schule nur das Landläufige über Gott gelernt und dies Wenige hat sie auch bald wieder vergessen. Da wird ihr die Natur zum lieben Gott. Sie singt die alten Gesangbuchverse vor sich hin, aber sie denkt dabei an die grünenden Felder und an den Fluß. Sie glaubt denselben Gott zu haben, zu dem alle die anderen im Dorfe beten, und sie ist innerlich zu etwas gleich einem freien, starken Pantheismus durchgedrungen. Unbewußt ist sie eine Heidin, aber auch bewußt steht sie dem Gott der Christen selbständig gegenüber: in der Nacht, in der ihr Kind stirbt, tauft sie es selbst. Der Mann, den sie lieben lernt, hat sich gleichfalls seine eigene Religion, unabhängig von der staatlich sanktionirten, gebildet. Und da wird es ihr Herzensbedürfniß, sich in seine Gedanken, die sie nicht durchdringt, hineinzuleben, und sich das, was er glaubt, zu eigen zu machen — weil er es glaubt.

Auch die psychologische Entwicklung ihres Charakters ist streng folgerichtig und überzeugend. Teß ist eine Doppelnatur. Einerseits ein naives, sinnliches Kind des Landes mit stark ausgeprägten Neigungen und Abneigungen. Ein kraftvolles und selbständiges Wesen, das aber oft den rechten Augenblick zum Handeln nicht finden kann, und dann wieder gar nicht handelt. Andererseits aber lebt etwas von einer Wildkatze in ihr. Momentan gereizt springt sie zu und ist dann zu allem fähig. Bis zu gewissem Grade kann sie Leiden ganz muthig ertragen, aber das hat bei ihr seine Grenze. Nur daß die Leiden, sobald vorüber, nicht mehr stark in ihrem Herzen nachwirken. Der Augenblick hat bei ihr immer Recht. Deshalb vermag sie sich dem Manne, der sie verführt hat und den sie gehaßt hat, später hinzugeben. Den Mord begeht sie wie ein Raubthier, das lange geheim den Groll in sich getragen, und dann mit einem Sprunge sich auf sein Opfer stürzt. Und doch ist es eine Komplikation der Motive, die sie dazu treibt: der Haß, der momentan hell in ihr auflodert, und die Liebe. Sie hofft, durch den Mord ihren Gatten wiederzugewinnen. Alles das ist durchaus wahr und kann wirklich so sein. Und doch liegt in der psychologischen Entwicklung die Schwäche des Buches.

„Ich liebe dich zu sehr, als daß ich dir nicht die Wahrheit über deine Arbeit sagen sollte", heißt es bei Kipling einmal. „Sie ist stark, sie ist geduldig, und oft liegt Kraft darin, aber — es besteht kein eigentlicher Grund, dem zu Folge sie überhaupt gethan werden mußte." Was Kipling damit sagen will ist klar: der schöpferische Impuls, den der Künstler verspürt, muß ein zwingender sein. Was nicht geschrieben und gemalt werden muß, bleibt besser ungethan. Und dieser subjektive Zwang objektivirt sich — es ist nicht leicht zu sagen auf welche Weise — im Werke, und scheint allein im Stande zu sein, demselben den höchsten Stempel der Wahrheit, die Nothwendigkeit, zu geben.

Man gab sich früher damit zufrieden, wenn in einer Dichtung Geschehnisse und Thaten motivirt waren. Das moderne Kunstwerk muß nothwendig sein. Die Prämissen zugegeben, müssen die Motive so in einander greifen und so in das Gebiet der Thatsachen hinüberwirken, daß ein anderer Ausgang unmöglich erscheint. Es ist sicher, daß die physio-psychologischen Entdeckungen der Neuzeit, indem sie den Glauben an die Willensfreiheit vollends untergruben, diese Forderung in uns wachgerufen haben. Genug, daß sie für uns besteht. Und Zola hat ihr, wenn auch ganz und gar nicht als erster, in seinen besten Romanen genügt. Aber das konnte ihm sein getreuer Schüler Hardy eben doch nicht nachmachen, weil es unnachahmbar ist. Man glaubt Hardy, daß in Wirklichkeit die Ereignisse sich so folgen konnten, wie er sie geschildert hat. Aber man sieht eine Fülle anderer Möglichkeiten gleichberechtigt daneben bestehen.

Die zwingende Nothwendigkeit fehlt, und das macht auch Hardy's sonst treffliche Milieuschilderungen vielfach überflüssig. Als Selbstzweck sind eingehende Beschreibungen des Milieus ein Ballast, weil uninteressant. Der naive Leser, der dem Herzen jedes wahren Schriftstellers am nächsten steht, überschlägt sie gähnend. Bedeutung erhält das Milieu doch nur dadurch, daß es Sinnesart und Gefühlsleben der Menschen beeinflußt und erklärt. Hardy aber hat es auch da mit peinlicher Genauigkeit behandelt, wo es diesem Zwecke nicht dient. Auf einer Farm lernt Teß ihren späteren Gatten kennen und lieben. Aber sie selbst und ihre Liebe wäre auch unter ganz anderen äußeren Verhältnissen dieselbe gewesen. Wozu also, fragt man sich, die eingehenden Schilderungen des Gutes und der Milchwirthschaft? Teß' Wesen und Gefühle erhellen sie nicht, und der Leser — lernt dadurch doch nicht melken. Das ist eine Nachahmung von Zola in seinen schwachen Stunden.

Wichtig und bestimmend für das Gefühlsleben und die intellektuelle Entwicklung von Teß sind die Stimmungen und der Charakter der englischen Flachlandschaft. Nicht also ein begrenztes Milieu, sondern ein weites Land, das trotz der Verschiedenheit der in Betracht kommenden Plätze überall ähnliche Stimmungen hervorruft. Auch in diesen Naturschilderungen ist Hardy dem Beispiele Zola's gefolgt. Und es ist zweifelhaft, ob er recht daran gethan hat.

Was dem einen Volke in der Litteratur recht ist, ist dem anderen Volke darum noch lange nicht billig. Die französische Sprache ist biegsam und leichtflüssig und sie ist reich an malerischen Bezeichnungen und Nüancirungen. Denkt man an Zola's Nachahmer in Deutschland, so kann man sich des Lächelns kaum erwehren. Sie lassen die schönste Eigenschaft ihrer Sprache, die Innerlichkeit, ungenützt und suchen sie da zu brauchen, wo sie nichts herzugeben hat. Unsere Modernsten haben es deshalb in dieser Art der Naturschilderung noch eben nicht viel weiter gebracht als der selige Ewald von Kleist, der „Begeisterer" geduldiger deutscher Jungfrauen mit seinem „Frühling". Die englische Sprache aber steht der deutschen in dieser Hinsicht erheblich näher als der französischen. Auch Hardy wird als Missionar Zola'scher Naturmalerei in England nicht gar zu viel Seelen gewinnen.

In anderer Beziehung aber ist Hardy ein Missionar, dem breitester Erfolg zu wünschen ist. In ethischer Hinsicht. Der Moralkodex, nach dem er seine Menschen beurtheilt, ist modern und echt und, wie es scheint, für England wieder neu. Man darf nicht vergessen, daß die ethischen Probleme einer großen Mehrzahl der modernen englischen Romane darin bestanden, daß der Held die furchtbaren Zweifel durchzukämpfen hatte, ob etwa das „Geboren von der Jungfrau Maria" wörtlich oder symbolisch oder mystisch aufzufassen sei. Man darf nicht vergessen, daß sich die Richtungen eigentlich nur darin unterschieden, daß die einen so kühnem Zweifler zujubelten, die anderen aber das tragische Messer für ihn wetzten. Hardy's Weltbetrachtung aber ist wahrhaft modern, weil individualistisch. Er verurtheilt, wie Hebbel, den schwächlichen Liebenden, dessen Herzensweisheit mit dem einen „darüber kann kein Mann weg" zu Ende ist. Und er läßt die arme gequälte Teß nach dem Morde Tage vollen Glückes an der Brust ihres Geliebten genießen, ehe die Sühne an ihr vollzogen wird. Und sie hat die Kraft, auch da noch glücklich zu sein.

Die englische Kritik hat ganz recht gethan, daß sie die Thore ihres Treibhauses weit aufgerissen hat, um der schönsten Blüthe ihrer sorgenden Pflege die Bewunderung vieler zu Theil werden zu lassen. Mittlerweile aber ist ganz unter freiem Himmel ein starker Baum aufgewachsen, der bessere Früchte gegeben hat und geben wird: Rudyard Kipling, über den hier schon gesprochen wurde und dessen neuestes Werk noch zu betrachten sein wird.

Ernst Heilborn.

## Eine Aufführung im antiken Theater zu Avenches.

Daß es in einem waadtländischen Städtchen ein echtes antikes Theater aus römischer Zeit gibt, ist nicht allgemein bekannt. Und noch mehr wird man erstaunen, wenn man vernimmt, daß in diesem Theater neulich die Aufführung eines Römerdramas stattgefunden hat. Denn solche poetische Anläufe und solche Phantastereien traut man den als etwas nüchtern verschrieenen Schweizern nicht zu. Ja! wenn die Waadtländer Provençalen wären! In Arles und Nîmes soll, wie man zuweilen vernimmt, in den antiken Theatern gespielt werden; auch in Veronas alter schöner Arena finden von Zeit zu Zeit Aufführungen statt. Aber aus der Schweiz klingt eine solche Nachricht wie eine Fabel. Doch hat sich dieses hübsche Ereigniß wirklich zugetragen und zwar am 30. September und wir dürfen hinzusetzen, daß es, wenigstens in seiner Idee und Absicht, die Aufführungen in antiken Theatern der Provence und Italiens übertroffen hat. Denn in Nîmes und Arles sind es meistens rohere Volksbelustigungen — Stiergefechte und dergl. —, die das moderne Volk im antiken Cirkus anstellt und in der Arena von Verona hat Schreiber dieser Zeilen selbst vor ein paar Jahren an den verwegenen Reiterkünsten Buffalo Bill's und seiner Indianer zwar großes Vergnügen gehabt, aber zugleich den unharmonischen Gegensatz dieser wilden, brüllenden, ihre Gewehre abfeuernden Bursche aus dem fernen Westen zum Charakter der antiken Ruine stark empfunden.

Im altrömischen Theater von Avenches jedoch wurde ein Drama aufgeführt, dessen Stoff, der lokalen Ueberlieferung dieser einst größten Stadt Althelvetiens entnommen, mit dem Orte, wo man sich befand so enge Beziehung hatte, als wenn das Oberammergauer Passionsspiel in Jerusalem, auf dem Oelberg, auf Golgatha aufgeführt würde. Der freiwillige Tod einer jungen Priesterin Aventicums, Julia Alpinuta, die, als sie ihren Vater nicht losbitten konnte, von dem römischen Feldherrn Cäcinna, dem geliebten Vater in die Schattenwelt nachfolgte, das war der Gegenstand des Stückes. Für diese Aufführung das Interesse auch des Auslandes zu wecken, scheint uns um so mehr am Platze, als sie in künftigen Jahren wiederholt werden soll. Solche Volksschauspiele liegen nun einmal im Zug der Zeit und tauchen überall auf; wir erinnern an „Andreas Hofer“ in Meran, an Lutherspiele da und dort. Für Avenches aber ergibt sich die Eigenthümlichkeit, daß man in einem antiken Theater Gestalten und Thaten aus der uralten Geschichte eben dieser Stadt zu sehen bekommt.

Das Städtchen Avenches, über den Trümmern der einst gewaltigen Römerstadt Aventicum, liegt eine halbe Stunde südlich vom Murtensee in freier, offener, fruchtbarer Landschaft. Schon vor Eroberung des Landes durch die Römer stand hier die größte Ortschaft der alten Helvetier. Hier befand sich ihre Münzstätte, welche Gold-, Silber- und Kupfermünzen mit Aufschriften in keltischer Sprache prägte. Als dann Julius Cäsar Helvetien unterwarf, wurde Aventicum die römische Hauptstadt des Landes und nach dem Muster römischer Städte eingerichtet. Sie erhielt ihr Forum, Tempel erhoben sich und Paläste, Theater, Badehäuser und ringsum üppige Villen vornehmer Römer, die als Staatsbeamte Helvetien verwalteten. Die höchste Blüthe erreichte Aventicum unter den Kaisern Vespasian und Titus, die es als ihre Heimath ansahen — noch Vespasian's Vater soll hier das Gewerbe eines Goldschmids betrieben haben — und öfter haben jene Kaiser daselbst residirt.

Von all dieser Herrlichkeit ist nun freilich unter freiem Himmel nur wenig übrig geblieben. Draußen in den Tabakfeldern unterhalb des auf einem Hügel liegenden offenen Städtchens steht noch ein einsamer hoher Pfeiler edler Konstruktion, den manche Archäologen als einzigen Ueberrest des Jupitertempels bezeichnen, andere als eine der Säulen von der Halle des Forums. In die Außenmauer der Kirche hat man gewaltige, schön behauene Stücke vom Fries eines Tempels eingemauert. Freilich das in einem schloßartigen Bau, der auf den Murtensee herrliche Aussicht gewährt, untergebrachte Museum der Stadt ist überreich an den kostbarsten Funden alter Zeit, so daß einem Alterthümler hier das Herz im Leibe lachen muß. Welche wundervollen Mosaiken! Schon Goethe erwähnt ihrer in seinen Briefen an Frau von Stein. Und die Statuen, die Reliefs, die altrömischen Helme, Panzer, Schwerter, Schmucksachen, Hausgeräthe, die zahllosen Lampen, die Inschriften — man glaubt, in einem der kleinen Museen jener Etruskerstädte der Toskana zu stehen. Indessen das alles mußte unter der Erde gefunden werden, meistens beim Pflügen auf den Aeckern, wo noch alljährlich neue Alterthümer entdeckt werden. Der Erdboden hatte alles bedeckt. Denn die Alemannen, die 260 nach Chr die üppige Römerstadt überfielen und einnahmen, pflegten aus Prinzip solche ihnen gefährliche Stätten der feindlichen Kultur gründlich zu zerstören. Den befestigten Ort, den sie selbst auf den Trümmern anlegten, nannten sie Wiflisburg, ein Name, der noch heute auf den Landkarten neben Avenches steht und im vorigen Jahrhundert, als die Waadt noch von Bern beherrscht wurde, allgemein gebräuchlich war.

Immerhin konnte eine so gewaltige Stadt wie das alte Aventicum von Barbaren nicht so völlig auf einmal vertilgt werden. Es erging ihr wie so vielen antiken Städten Italiens und Siziliens; die prächtigen Steintrümmer wurden über das ganze Land hin verschleppt zum Bau von Schlössern und Landhäusern und Kirchen und Brücken; so leider auch die steinernen Sitze des antiken Theaters, dessen trichterförmiger Zuschauerraum sich zwar sehr charakteristisch ausnimmt, aber doch ganz anders wirken würde, wenn diese Steinsitze noch vorhanden wären. Das Theater liegt in der Tiefe, dicht neben dem alten Thurm des Museums und am nördlichen Eingang des Städtchens. Hier wurde das Drama „Julia Alpinula“, die ungedruckte französische Prosadichtung eines in Neuenburg lebenden Poeten, Adolph Ribaux, von hundertfünfzig Darstellern und Darstellerinnen, alle aus Avenches selbst, mit erheblichem Pomp gespielt.

Der Name Julia Alpinula ist wenigstens für Leser der Dichtungen Lord Byron's kein unbekannter. Im „Chitdo Harold“ (3. Gesang) spricht Byron von Avenches und seiner Priesterin. Den Eindruck, den ihm die Ruinen Aventicums machten, gibt folgende Strophe wieder:

„An grauer Wand ragt einsam eine Säule,
Aus alter Zeit ein gramvoll ödes Stück,
Von früher Pracht die letzten, schwachen Theile!
Sie schauet wie mit wild verstörtem Blick
Wohl schauen mag, wer durch ein bös Geschick
Zu Stein ward und noch fühlt. Noch hält sie Stand.
Daß sie nicht fällt, ist nichts als blindes Glück.
Deckt doch Aventicum, der Menschenhand
Gleich alter Stolz, als Schutt längst sein erobert Land.“

Und nun, in unmittelbarem Anschluß an diese Strophe die beiden, welche dem Andenken Julia Alpinulas geweiht sind:

„Und hier — o! heilig mir der Name sei! —
Gab Julia, die Tochter, Priesterin,
Ihr junges Herz in frommer Kindestreu
An ihres Vaters Grab dem Tode hin.
Sie fleht und weint; hart bleibt des Richters Sinn.
Der Spruch ergeht: den Tod muß er erleiden.
Da stirbt sie mit ihm, die gelebt für ihn.
Schlicht, ohne Bildniß, ist die Gruft der Beiden,
Ihr Geist, ihr Herz, ihr Staub sind nicht im Tod zu scheiden.“

„Nein! solche Thaten sollten nie verhallen,
Und solche Namen müßten nie verwehn!
Vergißt die Welt auch Staaten, die zerfallen,
Der Knecht' und Knechter Kommen und ihr Gehn:
Der Tugend Bergeshoheit soll bestehn
Und, überragend all ihr Erdenweh,
Empor aus ihrem ew'gen Leben sehn
Ins Sonnenantlitz, gleich dem Alpenschnee,
Der unvergänglich rein uns strahlt aus höchster Höh.“

In einer Anmerkung, die Lord Byron zu dieser Stelle seines „Childe Harold“ schrieb, bezieht er sich auf die Grabschrift Julia Alpinulas. „Ihre Grabschrift wurde vor vielen Jahren gefunden und lautete: Julia Alpinula hic jaceo,

infelicis patrix infelix proles, Deae Aventiae sacerdos. Exorare patris necem non potui. Male mori in fatis illi erat. Vixi amos XXIII." Zu deutsch: Hier liege ich, Julia Alpinula, eines unglücklichen Vaters unglückliche Tochter, Priesterin der Göttin Aventia. Durch Flehen des Vaters Tod abzuwenden habe ich nicht vermocht. Gewaltsam zu sterben war ihm bestimmt. Dreiundzwanzig Jahre alt bin ich geworden.

Byron sagt, er kenne nichts Rührenderes als diese Grabschrift, nichts Ergreifenderes als diese Geschichte. Aber wo befindet sich denn das Original dieser Grabschrift? Ja, wer das sagen könnte! In Umlauf setzte sie bei der gelehrten Welt zuerst ein Holländer, Paul van Merle aus Dortrecht, der gegen Ende des 16. Jahrhunderts in der französischen Schweiz lebte und für den berühmten belgischen Humanisten Justus Lipsius alte Inschriften sammelte. Die nur zu große Eleganz der Latinität dieser Grabschrift erregte bald den Verdacht der Philologen. Wenn man nur wenigstens den Stein, auf dem sie stehen sollte, hätte besichtigen und prüfen können. Aber der sollte, wie ein etwas romantisch angelegter Waadtländer Historiker, Marc-Antoine Pellis versicherte, nach England gekommen und dort verschwunden sein. Wirklich hat man keinen glaubhaften Zeugen, der jemals diesen Stein gesehen hätte. Sein Verschwinden im Lande der Nebel scheint daher allen ernsthaften Archäologen nur als der zum Ganzen passende Schluß einer überhaupt nebelhaften Geschichte. Und so steht Julia Alpinula, stehen Byron's Verse über sie und alle die dramatischen Bearbeitungen dieses Stoffes ganz eigentlich in der Luft.

Aber da zeigt sich nun wieder die Macht der Phantasie über die Gemüther der Menschen. Während kein einziger schweizerischer Historiograph mehr an die Geschichte der Julia Alpinula glaubt und diese Gestalt selbst aus neueren Schulbüchern ausgemerzt wurde, da schon der Tellmythus gewissenhaften Lehrern in der Schweiz Kopfzerbrechens genug macht, triumphirt die vielleicht nur von der Einbildungskraft jenes gelehrten Holländers erschaffene schöne Lustgestalt über alle Resultate der forschenden Wissenschaft. Diese mit dreiundzwanzig Jahren aus Kindesliebe in den Tod gehende Priesterin der Aventia lebt wie Jephta's Tochter, wie Antigone jenes unzerstörbare Leben, um das die Millionen unbemerkt ins Grab sinkender wirklicher Menschen solche phantastische Schemen beneiden könnten. Um die dürftigen, aber das Gemüth packenden Andeutungen der Grabschrift hat sich mit Zuhilfenahme einiger Daten der wirklichen Geschichte eine ganze Tradition gewoben. Der Vater hieß Julius Alpinus, war ein vornehmer angesehener Mann und helvetischer Patriot, der daran dachte, sich im rechten Zeitpunkt der Römerherrschaft zu entledigen. Dieser Zeitpunkt schien in den Wirren des Thronwechsels, als Vitellius der Nachfolger Galba's wurde, gekommen. Er zettelte eine Verschwörung, einen Aufstand an. Cäcinna, der römische Befehlshaber der sogenannten „räuberischen“ einundzwanzigsten Legion (legio rapax) warf seine Truppen nach Aventicum, bedrohte die erschrockene Stadt mit dem Untergang und ließ Julius Alpinus, das ehrwürdige Haupt der helvetischen Patrioten, hinrichten. Das ist nun freilich nicht bloß Tradition, sondern Geschichte, wie man im Tacitus nachlesen kann. Aber Julia Alpinula, die sich Cäcinna zu Füßen wirft und jedes Opfer bringen will, um das Leben des Vaters zu erkaufen, endlich mit ihm in den Tod geht, ist in aller ihrer absolut unhistorischen Sagenhaftigkeit der Kern dieser Ueberlieferung, deren man überhaupt nur um ihretwillen gedenkt. Und damit der Triumph der Phantasie ein vollständiger sei, wird nun Julia Alpinula gleichsam die lokale Heilige von Avenches und nach bald zweitausend Jahren seit ihrer mehr als zweifelhaften Existenz die Heldin eines dramatischen Spiels, das fortan jährlich sich erneuern soll.

Indessen — mit diesem Spiel hat es seine eigene Bewandtniß; es ist noch keineswegs, wie es sein sollte, was unsere Leser am besten verstehen werden, wenn wir ihnen nun endlich jene Aufführung vom 30. September schildern.

In allen Schweizerstädten war durch riesenhafte Plakate Wochen lang vorher das Ereigniß gehörig bekannt gemacht worden. Doch nur die Westschweiz nahm es mit dem Besuch ernstlich. Von Zürich, St. Gallen, Chur liegt Avenches doch ziemlich weit ab und dann ergab auch die französische Sprache eine natürliche Abgrenzung. Aber vom nahen Freiburg, von Lausanne, von Neuenburg und auch von Bern her brachten die Bahnzüge an jenem Vormittag viele festlich gestimmte Gäste, Damen und Herren, im Ganzen mehr ein feiner gebildetes Publikum; doch strömte aus der nächsten Umgebung auch das Landvolk herbei und von den vielen Schlößern und schönen Landgütern, die um Freiburg und Murten herum liegen, langten mit eigenen Wagen und Pferden die reichen Besitzer mit ihren Familien an. Auch daß die französische Schweiz par excellence das Land der Mädchenpensionate ist, zeigte sich bei diesem Anlasse. Die armen Hühnchen in ihren hellen Sommerkleidern, mit ihren Federhütchen — was sollten sie an diesem Tage ausstehen!

Noch Tags zuvor hatte in der ganzen Schweiz der Föhn regiert, der warme Südwind, der die Alpen in unvergleichlichem Silberglanz zeigt und den Himmel so tiefblau färbt, wie man ihn sonst nur tief im Süden sieht. Hätte er doch an jenem Sonnabend noch angehalten! so lange er weht, kann es nach alter Erfahrung nicht regnen. Aber am Morgen, der noch strahlend begonnen hatte, hörte sein Wehen plötzlich auf und sofort entstiegen den Becken des Neuenburgers- und des Murtensees verdächtige Dünste, die mit rasender Schnelligkeit zu Wolkenschleiern wuchsen und dem Himmel eine bleigraue Färbung gaben. Indessen man hoffte das Beste, weil man es wünschte, weil man nicht glauben wollte, daß eine so schöne Unternehmung, zu der man mit wahrem Enthusiasmus aus der Ferne herbeigereist war, der gemeinen Tücke eines plötzlichen Wetterumschlages erliegen sollte.

Auf die Mittagstunde war der Beginn der Vorstellung angesagt; die Zeit bis dahin reichte eben, um in den beiden überfüllten Gasthöfen der eigentlich nur aus zwei Gassen bestehenden kleinen Stadt mit Mühe und Noth ein paar Bissen zu essen und ein Glas Wein zu erobern. Vermochten die Wirthsleute und ihre Angestellten den Bedürfnissen einer solchen Menge, auf die sie eigentlich hätten gefaßt und vorbereitet sein müssen, nicht völlig zu genügen, so darf dagegen zu ihrer Ehre erwähnt werden, daß die Preise dieselben lächerlich billigen blieben wie an gewöhnlichen Tagen; der Liter des vortrefflichen Waadtländer Weißweins einen Franken, ein bürgerliches Mittagessen ebensoviel. Idealer gesinnte Besucher machten noch schnell einen Rundgang zur Besichtigung der oben erwähnten römischen Ruinen; auch ein prächtiges Renaissanceportal am Schlosse von Avenches fand gebührende Bewunderung.

Jetzt aber war der Augenblick gekommen, zum antiken Theater hinabzugehen. Und eben jetzt — leider! — fielen die ersten Regentropfen. Doch Niemand ließ sich abhalten. In langen Zügen schob sich die Menge durch die Eingangspforte in das tiefe Rund eines Zuschauerraums, der seit mindestens sechzehn Jahrhunderten nie mehr zu solchem Zweck war geöffnet worden. Freilich mußten Stühle und Holzbänke die gerundeten Steinsitzer vertreten und ich gedachte der vorsichtigeren Syrakusaner, die in ihrem Theater die Sitze gleich in den Felsen gemeißelt hatten, sonst wären sie auch nicht mehr dort.

An der Stelle der antiken Scena war jetzt ein von einem mächtigen, nach beiden Seiten verschiebbaren Vorhang verhülltes Theater mit Kulissen aufgeschlagen. Ueber der Bühne schwebte ein hoher Baldachin aus Zelttuch, der wenigstens im Anfang der Vorstellung, bevor ihn der Regen gänzlich durchdrungen hatte, den armen Darstellern und Darstellerinnen einigen Schutz gewährte, während wir Zuschauer dem immer kräftiger einsetzenden Regen gänzlich Preis gegeben waren. Schirme hatten nicht alle Leute, auch spannte man sie nicht gern auf, erstlich um den dahinter sitzenden Personen nicht den Blick nach der Bühne zu rauben, sodann auch, weil das Geräusch der auf die Regendächer fallenden Tropfen die Worte der Darsteller zu sehr deckte. Ich hatte

noch rechtzeitig von einem Bauern eine Pferdedecke leihen können und bin, glaube ich, um diese indianerhafte Umhüllung mehr beneidet worden, als je ein Minister um seinen besternten Staatsfrack.

Der Vorhang theilte sich. In antiken Gewändern als Musen der Geschichte und der Sage sprachen zwei wunderschöne junge Fräulein aus Avenches, die auch nachher im Drama die weiblichen Hauptrollen hatten, den anerkennenswerthen Entschluß aus, auf dem neutralen Boden der Poesie einander schwesterlich zu begegnen. Dieser in Versen geschriebene Prolog hatte besonders da, wo die Vergangenheit heraufbeschworen wurde, schöne Worte, die namentlich in französischer Sprache prächtig klingen, z. B.:

„Le Passé se réveille avec son beau sourire:
Sur les brumes du nord luit le soleil latin."

Wenn nur die „brumes du nord" nicht so leibhaftig da gewesen wären und „le soleil latin" leider nur bildlich!

Auf die Heldin des Stückes hinweisend lautete eine andere Stelle des Prologs:

„Revis, ô Julia, blanche et pure victime,
Fleur suave, effeuillée en ton premier printemps!"

Sehr gefiel uns auch der Gedanke, wie die Schatten der einstigen Bewohner Aventicums, wenn sie heute wieder ihre Stadt besuchen könnten, dieselbe Natur finden würden, die ihnen einst vertraut und lieb war:

„Ombres chères, voyez: de son onde vermeille
Le lac baigne toujours les coteaux gracieux.
Deux mille ans ont passé. La nature est pareille,
Et la même clarté tombe des mêmes cieux."

Dann wandte sich in den Schlußworten der Prolog direkt an die Zuschauer:

„..... Peuple, sens-tu passer le souffle des aïeux?
Regardez, regardez, comme dans un mirage,
Le vieil Aventicum se lever radieux!"

Hatten diese Verse für das Drama selbst die günstigste Voreingenommenheit zu Stande gebracht, so sollte uns indessen das Stück eine Enttäuschung bereiten. Nicht daß es an und für sich ein schlechtes Römerdrama wäre; aber es ist kein Stück für die Aufführung im Freien, kein mächtig wirkendes Volksschauspiel, sondern mit Liebesscenen, Intriguen und Verwicklungen aller Art eine nach herkömmlichen Rezepten hergestellte Arbeit für das gewöhnliche Theater in geschlossenen Räumen. Daher war denn auch die Bühne ganz so beschaffen, wie jedes Stadttheater. Die verschiedenen Akte sollten mit verschiedenen Dekorationen gespielt werden, was dann nur unterbleiben mußte, weil Regen und Wind schon die erste Dekoration, das Forum von Aventicum mit dem Tempel der Aventia im Hintergrund, vor den Augen der Zuschauer gründlich einweichten und in Fetzen rissen. Da wollte man wenigstens die Dekorationen der anderen Akte schonen; waren dieselben doch alle, wie auch die Kostüme, theuer genug aus Mailand bezogen worden, von den Herren Sormani und Chioppa, die für die Skala und für alle Mailänder Bühnen arbeiten.

Ein solches Stück mit komplizirter Handlung, mit allem Raffinement der geschickten französischen Bühnentechnik, mit intimen Scenen aus dem Leben altrömischer Machthaber, ja mit Pariser Salonintriguen, ins Antike übersetzt, mag so gut wie der „Fechter von Ravenna" oder „der Sohn der Wildniß" in einem unserer gewöhnlichen Theater am Platze sein; aber zur Aufführung als Volksschauspiel im Freien wäre eine einfachere, dafür jedoch desto großartigere Handlung das allein richtige gewesen. Vollends wer für ein antikes Theater dichtete, mußte sich hierin die griechischen Tragiker zum Vorbild nehmen. Ein Dichter, der seinem eigenen Volke auf offener Bühne unter freiem Himmel Geschichte oder Sage des Vaterlandes lebendig machen will, muß das in großen, einfachen, rührenden Zügen thun mit starkem Hervorheben des nationalen Gedankens. Was ist die ganze Fabel der „Schutzflehenden" des Aeschylos? daß die Töchter des Danaos, verhaßtem Ehebund mit den Söhnen des Aigyptos zu entgehen, an den Strand von Argos kommen, daß der dortige König Pelasgos und das Volk ihnen Schutz gewähren und, als ein ägyptisches Schiff die Mädchen durch den Herold zurückfordert, das Asylrecht nicht verletzen lassen. Das ist das ganze Stück. Und doch, wie muß es seiner Zeit die Hellenen gepackt haben! Denn in dieser dürftigen Handlung steckte der ganze nationale Stolz der Griechen gegenüber den „Barbaren", den minderwerthigen Afrikanern, deren Drohen und Toben den bei den einheimischen Göttern geschworenen Eid der Gastfreundschaft eines griechischen Herrschers und Volkes nicht zu erschüttern vermochte.

Nach solchem Vorbild, nicht nach den Mustern des théâtre Gymnase hätte Herr Ribaux seine Dichtung gestalten müssen. Dann wäre er auch nicht auf die unglückliche Idee gekommen, gerade den ergreifendsten Charakterzug, ja das eigentliche Heldenthum der Julia Alpinula, ihre bis in den Tod getreue Kindesliebe, so schwer anzutasten, wie er es leider gethan hat. Er läßt nämlich seine Julia nicht mit ihrem Vater und nicht aus Schmerz über dessen Hinrichtung sterben. Sondern seine Julia ist am Tag nach dem Tode des Vaters bereit, mit Septimius, einem jungen Römer, der ihr seine Liebe erklärt hat, nach Italien zu fliehen und dort ein trauliches Turteltaubenleben zu beginnen; ja, man sieht auch voraus, daß sie, da ihr Liebhaber bereits heimlich Christ geworden, ihre althelvetische Gottheit Aventia verleugnen und ebenfalls zum Christenthum übertreten wird. Aber eine Nebenbuhlerin in dieser ihrer Liebe zu Septimius, Faustine, die Tochter eines vornehmen Römers, droht ihr, den Septimius als Christen zu denunziren und den wilden Thieren vorwerfen zu lassen, wenn sie nicht zurücktrete und ihn freigebe. Letzteres thut denn Julia, kann aber den Schmerz um den ihr verlorenen Liebhaber nicht überwinden und gibt sich deshalb den Tod.

Aerger kann man — unserem Gefühl nach — eine durch die Sage geheiligte Ueberlieferung und ihre Hauptgestalt nicht zu Grunde richten, als es hier geschehen ist. Diese ihrer Hoheit entkleidete, ihres Heldenthums der Kindesliebe beraubte Julia Alpinula des neuenburgischen Dichters mag allenfalls auf diesen und jenen französischen Theatern gespielt werden, nur gerade nicht im antiken Theater von Avenches, wo sie die lokale Tradition aufs empfindlichste verletzt und geradezu pietätlos erscheint. Da ist ja genau das Gegentheil von dem geschehen, was Lord Byron verlangte, wenn er schrieb: „O! heilig mir der Name sei! und „Solche Thaten sollten nie verhallen." Hätte diese Julia Alpinula den Liebhaber nicht an ihre Nebenbuhlerin abtreten müssen, so würde sie, unbekümmert um des Vaters grausamen Tod, in Italien mit Septimius ein warmes Nestchen bezogen und wie das nächste beste verliebte Schätzchen weiter gelebt haben.

Diese Erwägungen, die sich uns von Auftritt zu Auftritt aufdrängten, waren es schließlich auch, die uns über den erbarmungslosen Regen trösteten, unter dem die Aufführung natürlich entsetzlich litt. Wenigstens ging doch kein wirklich weihevolles Werk da vor unseren Augen zu Grunde. Nur daß wir die armen Darsteller innig bemitleideten, vor allem diese Julia Alpinula und auch diese Faustina mit ihren nackten Armen, die in der Kälte des nassen windigen Herbsttages immer röther wurden. Wind und Regen wirthschafteten furchtbar. Jeder neue Windstoß erweiterte die Risse in den Palastfronten des Forums, eine Säule im Hintergrund sank langsam zu Boden, ein Weihgefäß des Tempels fegte der Sturm vom Gestell herab und rollte es vor sich her über die Bühne, kurz man erlebte eine zweite Zerstörung von Aventicum. In den Zwischenpausen hatten sechs Männer Mühe, den Vorhang zusammenzuhalten, der sich wie ein mächtiges Segel blähte. Das Podium war bald so naß, daß ein Bote, der einmal eiligen Laufes anlangte, ausglitt und beinahe schlimm gestürzt wäre. Wie zum Hohn auf die „milden, Liebe weckenden Frühtingslüfte", von denen öfter die Rede war, peitschte der naßkalte Herbstwind die Fetzen der längst zerrissenen Soffiten, daß sie wie geflügelte Schlangen über das Theater hinzischten. Wie zauste er auch die Haarlöckchen der bildschönen Julia Alpinula, als sie in feierlichem Zuge vor ihren Priesterinnen einherschritt, während ein verborgenes Orchester einen Marsch aus der Gluck'schen

„Iphigenie in Tauris“ spielte. Diese Aufzüge, zu denen auch der Einmarsch der römischen Legion mit den Anführern zu Pferde zu rechnen ist, hätten ohne die Unbill der Witterung gewiß schöne Wirkung gethan; das Stück freilich hätten sie auch bei schönstem Sonnenschein nicht retten können.*) Da konnte auch das vorzügliche Spiel mehrerer Darsteller nicht helfen noch die erhebliche Pracht und historische Treue der Kostüme. Wo der Herzfehler in der Rolle der Titelheldin sitzt, sind alle Künste der Illusion vergebliche.

Aber wenn das dramatische Spiel von Avenches — auch abgesehen vom Regen — diesmal mißlungen ist, so muß man doch keineswegs glauben, nun sei diese Sache für immer abgethan. Die Société pour le développement d'Avenches, welche diese „olympischen“ Spiele des Waadtlands unter ihre Fittige genommen hat, war so vorsichtig, das Werk des von ihr beauftragten Dichters nicht drucken zu lassen und hat daher alle Gelegenheit, es bis zum nächsten Jahr einer gründlichen Umarbeitung zu unterwerfen, was sie gewiß thun wird, da das Verdikt der Kritik über das gegenwärtige Stück von A. Ribaux in der ganzen Schweiz ein ziemlich einmüthiges ist. So ist denn vorauszusehen, daß im nächsten Jahre und dann nicht so spät im Jahre, sondern noch in guter Sommerszeit die höchst interessante Aufführung im antiken Theater zu Avenches in besserer Gestalt sich wiederholen wird und da können wir allen unseren Lesern, die etwa um jene Zeit in die Schweiz reisen oder schon dort sind, nur dringend rathen, diese seltene Gelegenheit einer theatralischen Aufführung in einem altrömischen Theater nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen; sie werden auch an den artigen Einwohnern von Avenches, die nicht nur auf der Bühne gute Figur machen, sowie an den Ruinen und an den Alterthümern im Museum ihre helle Freude haben.

Bern. J. V. Widmann.

*) Eine Wiederholung der Aufführung fand Sonntag, den 8. Oktober, statt und zwar nun bei herrlichem Spätsommerwetter, das namentlich auch die hellen Farben der antiken Kostüme und die Dekorationen zur vollsten Geltung brachte. Dem Dichter und den Darstellern wurden von dem etwa 3000 Personen starken Publikum große Ovationen bereitet, aber der unglückliche Schluß der Handlung machte sich ebenso fühlbar wie das erste Mal. Der Verf.

## Madox Brown.

In Ford Madox Brown, dem am 6. Oktober verschiedenen Meister, hat England seinen Menzel verloren, einen Maler, dessen Leben ein Stück Kunstgeschichte bedeutet. Seine Jugend fiel noch in die Zeit, da allenthalben in der europäischen Kunst Schönheit und Wahrheit als feindliche Mächte galten — da nur den „allgemeinen Formen“ Bürgerrecht gestattet und die äußerliche Nachahmung der italienischen Klassiker „Idealismus“ genannt wurde. Um aus dieser Periode der Nachahmung herauszukommen und mit eigenem Auge sehen zu lernen, mußte die Malerei ins Volk gehen und da von der Pike auf dienen. Beobachtung hatte an die Stelle der Abstraktion, die Apotheose des Modells an die Stelle des Eklektizismus zu treten. Die alte Lehre Leonardo's, daß jede Art der Malerei Porträtmalerei sei, und diejenige die beste, die am überzeugendsten nachahme, mußte wieder zur Geltung kommen. Die Pioniere auf diesem Wege waren in Frankreich Millet und Courbet, in Deutschland Menzel und Leibl, in England die Praeraphaeliten.

Ford Madox Brown rechnete sich nicht zu der Gruppe, die 1848 von Rossetti, Millais und Holman Hunt gebildet wurde, aber er war der ältere Kamerad der jungen Leute, ihr reiferer Freund und Vorläufer. Ihre Prinzipien waren von ihm schon praktisch zur Geltung gebracht, bevor Ruskin sie theoretisch verkündete.

Brown hatte seine Jugend auf dem Kontinent verlebt — in Antwerpen bei Wappers, in Paris und Rom. Die Bilder, die er dort im Beginne der vierziger Jahre malte, unterscheiden sich kaum von den Historien, die damals von den Delaroche's und Galait's aller Länder fabrizirt wurden. Die Stoffe waren Byron entnommen: der „Schlaf Parisinas“ und „Manfred auf der Jungfrau“. Doch als er 1845 nach London zurückkehrte und dort in Westminster Hall seinen Karton „Harold“ und seinen „Fluch Lears“ zur Ausstellung brachte, zeigte sich schon seine knorrige Eigenart. Bei Wappers herrschte die edle Linie, eine Bewegung mit großen königlichen Gesten, hohe Würde und konventionelle Aufhäufung reicher, das Auge kitzelnder Stoffe. Bei Brown ist jene Exaktheit, die das Historienbild, sofern es Geltung beanspruchen will, haben muß. Alle archäologischen Details, die altbritischen Kostüme, Kleinode, Frisuren, Waffen, Möbel und Teppiche hat er mit dem Eifer wie Menzel die Uniformen der preußischen Grenadiere studirt und auf diesem archäologischen Materiale fußend mit der Objektivität des Historikers die alten Zeitalter so auferstehen lassen, wie sie waren, nicht wie sie schöner hätten sein können. Nichts ist der Pose, dem Schein, der Theateraffektirtheit geopfert. Jede Gestalt, ob häßlich, ob schön, in Haltung, Gesichtsausdruck, Bewegung ist ein Charakter von starrer strammer Härte, von jener konzentrirten Lebensfülle, die in die holzgeschnitzten Altarfiguren des Mittelalters geschnürt ist. Wycliff seine Bibelübersetzung lesend, Chaucer am Hofe Eduards III., die Fußwaschung, Romeo und Julie, Elias und die Wittwe, in allen diesen Werken war er — trotz der romantischen Stoffe — ein herber Realist, an dem kein Atom von akademischem Schulstaub klebte.

Und solch konkretes Naturstudium leitete ihn daraus hin, schließlich von der Transposition dieser Gestalten in ein fremdes Milieu überhaupt abzusehen und einfach darzustellen, was die eigene Umgebung ihm bot. Im „Work“, das 1852 begonnen und nach mehrfacher Unterbrechung 1865 beendet ward, hat er das erste moderne Arbeiterbild nach Courbet's Steinklopfern geschaffen. Lebensgroße, staubbedeckte Straßenarbeiter stehen an der Stelle, wo früher nur sammetbekleidete historische Größen sich bewegten — die deutsche Kunst gelangte 12 Jahre später mit Menzel's „Schmiede“ zu gleichem Ziele.

Damit trat aber noch ein anderes Problem in den Vordergrund: die neuen Menschen paßten nicht mehr in die alte farbige Hülle. So lange Brown den Alten in den Stoffen gefolgt war, hatte er im Allgemeinen auch beim Farbenton der Galeriebilder beharren können. Um die arbeitende Menschheit kennen zu lernen, mußte er aus seinem Atelier hinaus ins Freie. Hier sah er, daß auf diese von Licht und Luft umflossenen Gestalten unmöglich die Farbenanschauung der alten Meister ohne Weiteres übertragen werden konnte. Er versuchte den Vorgang so zu malen, wie er auf der Straße sich abspielte: in blendendem Sonnenschein. Die Sonne rieselt durch die Bäume und besät die Röcke der Arbeiter mit unzähligen hellen Pünktchen. Das Pleinair hielt seinen Einzug in die englische Malerei — mehrere Jahre bevor mit Manet die entsprechende Bewegung in Frankreich sich vollzog.

Die Franzosen besitzen in hervorragendem Grade das Talent, den Edelstein zu schleifen, einem Gedanken die allgemein gültige ansprechende Form zu geben, und so haben sie auch, was bei Brown noch hart und brüsk war, in ungeahnter Weise polirt und verfeinert. Aber der Ruhm eines Pioniers, ein Ehrenplatz unter den Vorkämpfern des modernen Kunstgedankens bleibt ihm gleichwahl gesichert.

München. Richard Muther.

„**Sozialliberal**“ von **Dr. J. Jastrow**. Ein Weckruf zu den Landtagswahlen. Berlin. Rosenbaum & Hart. 1893.

Wollte man dieses kleine Buch eingehend besprechen, dann wäre man gezwungen, eine stattliche Broschüre zu schreiben; so vieles berührt dieser Weckruf.

Wer die politische Lage als Freisinniger betrachtet, dem bieten sich zwei Möglichkeiten. Er kann sagen, wir Freisinnigen haben unser gutes altes Programm, und ich werde nachweisen, daß der Freisinn, wie er war und ist, nicht vervollkommnet werden kann; er ist tadellos in der

Vertretung seiner Grundsätze und in der politischen und parlamentarischen Taktik desgleichen; mithin muß Alles beim Alten bleiben, wobei dann nur die Entscheidung noch zu treffen wäre, welche besondere freisinnige Parteigruppen am reinsten das wahre Dogma des Liberalismus bewahrt hat. Die Wirkung einer solchen Betrachtung ist, daß die einen das Gesicht schief ziehen und die anderen mit Stolz sagen: Hier wird uns von Neuem bestätigt, daß wir den echten Ring besitzen. Und dieses Gefühl des Stolzes wird auch nicht durch den Umstand getrübt, daß dem echten Ringe zum Trotze der Liberalismus in Deutschland nicht nur nicht vorwärts kommt, sondern an Einfluß und Macht, an Gewalt über die Geister, an Anziehungskraft für die Jugend augenscheinlich verliert; auch dafür muß eine solche Broschüre eine Antwort haben. Sie sagt dann: An der Vortrefflichkeit gerade unserer Truppen liegt es nicht, sondern an der Stumpfheit der Geister, an der Niedertracht unserer Gegner und falschen Freunde sowie an zweihundert anderen Gründen, für die alle Welt verantwortlich zu machen ist, während wir selbst augenscheinlich völlig unschuldig sind. Eine solche Fraktionsapotheose, die das Motto tragen sollte, „Alles ist am besten bestellt in unserer besten aller Fraktionswelten," darf alsdann sicher sein, eine gute Aufnahme bei den Eingeschworenen zu finden. Ob die Wirkung einer solchen Schrift groß ist? Sie überzeugt die Ueberzeugten und macht die Selbstzufriedenen selbstzufriedener. Auch das ist eine Wirkung, freilich zum Theil eine verderbliche.

Eine Broschüre solcher Art kann aber auch einen anderen Standpunkt wählen. Statt von einem papiernen Programm mit den besten Grundsätzen auszugehen, kann sie zunächst Thatsachen ins Auge fassen und sagen:

Wir Liberalen vertrauen der Intelligenz und den guten Eigenschaften der Bevölkerung; so enttäuschende Schwankungen auch das Volksbewußtsein durchmacht, wir sind überzeugt, daß der gesunde Menschenverstand, wenn er nicht brutal vergewaltigt wird, sich schließlich bei einer modernen intelligenten Bevölkerung stets Bahn bricht. Daher sind wir für die Betheiligung aller Volksschichten am politischen Leben, wir sind für das allgemeine Wahlrecht. Im Reichstag haben wir dieses Wahlrecht; aber auch im Reichstag ist der liberale Gedanke im entschiedenen Niedergang begriffen; im preußischen Landtag haben wir dies Wahlrecht nicht, und doch darf man sich nicht ausschließlich auf die „Erbärmlichkeit" des Wahlrechts berufen, wenn man die Schwäche des Liberalismus dort erklären will; denn wie unvollkommen dieses Instrument immerhin ist, in einer bedeutungsvollen Zeit war es in der Hand hervorragender Menschen gleichwohl eine mächtige Waffe des Liberalismus! Können so die Formen, in denen sich das politische Leben bethätigt, nicht allein verantwortlich gemacht werden für die Enttäuschungen des Liberalismus, so noch weniger die fundamentalen Anschauungen, auf denen sich der liberale Gedanke aufbaut. In diesem Punkt herrscht unter allen Liberalen, die diesen Namen verdienen, Einstimmigkeit. Vertrauen wir aber heute noch der liberalen Weltanschauung und vertrauen wir ebenso dem immer wieder zur Geltung kommenden gesunden Sinn der Bevölkerung, dann muß es nothwendigerweise noch andere Ursachen geben, die dem freisinnigen Gedanken seine die Bevölkerung ergreifende Kraft geraubt haben.

Unbekümmert um all und jede Personenfrage und um all und jede Fraktionsrivalität untersucht Dr. Jastrow diese Ursachen auf dem Gebiet, das er sich abgesteckt hat; so wird seine Schrift freilich für keine Gruppe und für keine Person zu einer Verherrlichung; aber die Verherrlichungen, für wen sie immerhin seien, erscheinen uns heute auch recht entbehrlich.

*In jeder Beziehung dem zuzustimmen, was Dr. Jastrow an der bisherigen Haltung der freisinnigen Partei auszusetzen hat, und was er für die Zukunft vorschlägt, vermögen wir nicht. Aber eine solche Broschüre ist ja auch nicht gedacht als ein kanonisches Programm; sie enthält Anregungen, die müssen erörtert, sie müssen gewogen und sie mögen dann verworfen oder angenommen werden. Eine solche Behandlung verdient jedoch das Buch, denn es ist aus gut liberalen Anschauungen heraus gewachsen.

Der Freisinn dieses Buches ergibt sich in zwiefacher Beziehung. Was die Entwicklung unseres heutigen Staates am schwersten bedrückt, ist der moderne Feudalismus in der Form des Agrarierthums. Und was sagt Dr. Jastrow über das Agrarierthum:

„Das Fortbestehen der „selbständigen Gutsbezirke" ist nichts als ein Glied in der Reihe von Bevorzugungen, welche die heutige Gesetzgebung den Großgrundbesitzern zuwendet. Als Grund für diese wird namentlich die Bedeutung des ländlichen Adels für das preußische Staatswesen angeführt. Gewiß soll nicht verkannt werden, was dieser Stand in der preußischen Geschichte geleistet hat. Aber die kernige Natur der adligen Gestalten beruhte gerade auf der wirthschaftlichen Selbständigkeit des schlaßgesessenen Adels. Durch die Maßregeln der Reichsgesetzgebung, welche dem Gutsbesitzer die Sorge für seinen Getreidebau durch Getreidezölle, die Sorge für seine Branntweinbrennerei durch die Branntwein-Liebesgabe, die Sorge für seine Zuckerfabrik durch Zuckerprämien abnehmen sollten, ist gerade die wirthschaftliche Selbständigkeit dieser Kreise untergraben worden. In den Schlössern, deren Insassen einst auf sich selbst gestellt waren, wächst jetzt eine Generation heran, welche seit ihren Jünglingsjahren von Wirthschaft nicht anders hat reden hören, als in dem Sinne, daß man ihr ohne fremde Hilfe nicht mehr gewachsen sei. Die Anschauungen über wirthschaftliche Selbständigkeit haben sich in diesem Stande gänzlich anders entwickelt als in anderen Ständen. Wenn heute eine Versammlung von Landwirthen stattfindet, so reden über die Landwirthschaftspolitik am lautesten diejenigen, welche nach ihrem eigenen Eingeständniß nicht im Stande gewesen sind, genügende Erträge herauszuwirthschaften. Was würde man in einer Versammlung von Kaufleuten sagen, wenn Jemand als Legitimation für seine Kenntniß von Handelsdingen anführen wollte, daß er nahe am Bankerott sei?"

Und wie gegenüber dem Agrarierthum, so trifft auch das Buch in der anderen für den Liberalismus entscheidenden Richtung in der Grundstimmung den richtigen Ton — gegenüber den Arbeitern.

Neben unwichtigeren, in höherem Grade vielleicht zweischneidigen Vorschlägen, enthält in dieser Beziehung das Buch von Dr. Jastrow einen Gedanken, der besonders beherzigenswerth ist. Dr. Jastrow weist darauf hin, daß die Gestaltung unserer Schulverhältnisse, die von der Volksschule zu den höheren Schulen keine gangbaren Uebergänge gewährt, dem intelligenten Nachwuchs der Arbeiterbevölkerung die Erlangung einer höheren Geistesentwicklung auf das Aeußerste erschwert. Und seine Vorschläge gehen dahin, hier Wandel zu schaffen, damit in immer höherem Grade eine freie Cirkulation der Säfte im Volkskörper von unten nach oben sich entwickeln kann.

Bezeichnet die Stellung gegenüber dem Agrarierthum und der Arbeiterbevölkerung auf den zwei entscheidenden Endpunkten, zwischen denen sich die liberale Politik zu bewegen hat, den Geist des Buches, so ist die Mittellinie ausgefüllt mit einer Reihe von Vorschlägen, die zum wenigsten das Verdienst haben, zusammenfassend daran zu erinnern, welche vielseitigen Aufgaben dem Liberalismus zu lösen bleiben, während es langsam scheinen konnte, als schrumpfe seine Thätigkeit zusammen und konzentrire sich allein auf die freilich nothwendige Abwehr neuer Steuerbedrückungen. Auch die Abwehr neuer Steuerbedrückungen muß gewiß geleistet werden; allein wie der Liberalismus einmal groß gewesen ist durch den Schwung, den ihm die idealen Forderungen seines Programms gaben; so ist er klein geworden, je mehr er diese zurücktreten ließ. Daran sind die Bismarck'schen Zeiten, daran sind auch andere Ursachen Schuld.

Ist das Buch von Dr. Jastrow, das nicht kritiklos überschätzt werden soll, bemerkenswerth und lesenswerth der Anregungen wegen, die es enthält, so ist das Schicksal, welches die Broschüre bereits erfahren hat, nicht weniger charakteristisch für die augenblicklichen Verhältnisse innerhalb des Freisinns.

Von den einen wurde die Schrift berechtigterweise mit Anerkennung begrüßt, weil sie neue Ideen zur Diskussion stellt und somit eine wohlthätige, gesteigerte geistige Regsamkeit im Liberalismus zu entzünden geeignet ist. Da aber die Schrift zugleich von dem orthodoxen Kanon — so freisinnig ihre Grundstimmung ist — sich Abweichungen erlaubt, so wurde sie von den anderen ohne weiteres bei Seite geworfen, und Dr. Jastrow, der ein Mann von wissenschaftlicher Tüchtigkeit ist, verächtlich mit dem Etiquette eines Menschen versehen, „dem es in erster Reihe darauf ankommt, Broschüren zu fabriziren".

Seien es Menschen, seien es Bücher, sie alle erleiden das nämliche Schicksal. Auf jede Abweichung von den vorgeschriebenen Anschauungen und auf jede Kritik der bestehenden Verhältnisse innerhalb des Liberalismus steht Diskreditirung und Abschub aus der Reihe jener, welche „von Rechtswegen" als Freisinnige bezeichnet werden können. Daß auf diese Weise eine Partei klein wird und daß ihr keine neuen Gedanken zugeführt werden, begreift sich; wie sie auf diese Weise wachsen und geistig regsamer werden soll, das begreift sich dagegen nicht; und doch erscheint auch dies heute einigermaßen nothwendig. —n.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 4. Berlin, den 28. Oktober 1893. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1893 unter Nr. 4448 eingetragen.

Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Am nächsten Dienstag findet in Preußen die Wahl der Wahlmänner für das Abgeordnetenhaus statt. Mit froher Zuversicht können die Freisinnigen leider nicht in den Kampf gehen und besondere Erfolge werden nicht einmal von jenen schlechten Rechnern geträumt, deren Zuversicht bei den letzten Reichstagswahlen so überaus bitter getäuscht worden ist. Heute gilt es für die Freisinnigen, in zähem Festhalten und mit Anspannung aller Kräfte wenigstens jenes bescheidene Maß politischen Einflusses sich zu bewahren, durch das die Majorisirung des preußischen Abgeordnetenhauses Seitens der verbündeten reaktionären Rechten und reaktionären Ultramontanen verhindert werden kann. An dieser Aufgabe mitzuwirken, muß Gewissenspflicht jedes Liberalen sein.

In Berlin stehen auch heute die Verhältnisse genau so wie bisher, und die hiesigen Vorgänge verdienen gerade aus dem Grunde eine besondere Betrachtung, weil sie typisch sind für die politische Entwicklung, in der wir uns zur Zeit befinden, und für jene politische Strategie, welche die einen dem Freisinn heilsam, die anderen verderblich erachten.

Eine Basis gemeinsamen Vorgehens für alle freisinnigen Richtungen hätte sich leicht finden lassen; einen Theil der alten Vertreter, Virchow an der Spitze, setzt auch die Vereinigung auf ihre Liste; einen Sitz besaß die Vereinigung, und über die anderen hätte man zu einer Uebereinstimmung gelangen können und müssen, da auch die Volkspartei nach neuen Männern verlangt und — wenn diejenigen, welche für die Volkspartei in Berlin die Wahlen leiten, überhaupt auf eine Unterstützung der freisinnigen Vereinigung Werth gelegt hätten. Das war nicht der Fall.

So wurden in Berlin die freisinnigen Kräfte nicht zusammengefaßt, sondern sie wurden zersplittert; um die Kluft recht tief zwischen Vereinigung und Volkspartei aufzureißen, wurden die Mitglieder der Vereinigung sogar bis zu den Antisemiten und ärgsten Reaktionären verwiesen; das war etwas weit.

Allein stellen wir uns selbst einmal auf den Standpunkt, daß alle Mittel gelten, so muß sich nunmehr zeigen, welchen Gewinn schließlich der Liberalismus von dieser Art der Kriegführung haben wird; es ist dieselbe, die bei den letzten Reichstagswahlen geübt worden ist. Zwar ist es richtig, daß die Volkspartei in Berlin noch die alte Organisation in der Hand hat, und das ist ein Instrument, welches man nicht unterschätzen soll; aber auch nicht überschätzen. Warten wir ab, ob es dem Liberalismus gut thut, wenn der Freisinn der einen Richtung eine Vereinbarung mit dem Freisinn der anderen Richtung in Berlin kurz abweist.

In Köln verhandelt der Parteitag der Sozialdemokraten. Die Sitzungen sind noch nicht abgeschlossen; aber der Charakter des Parteitages in einer Richtung — über die prinzipiellen Beschlüsse wird später zu sprechen sein — tritt gleichwohl deutlich genug zu Tage, und man kann sagen, es zeigen sich genau dieselben Züge, wie man sie auch bei den Berliner Verhandlungen beobachten konnte. In dieser Wiederkehr derselben Erscheinungen steckt durchaus Logik.

Wie in Berlin, so wurde auch in Köln von den Vertretern der sozialdemokratischen Partei, diesen geistigen Leitern der Bewegung, Stunden und Stunden über den hausbackensten Kleinkram verhandelt. Ob der lokale Theil des Berliner „Vorwärts“ so oder anders redigirt werden solle; ob ein Redakteur mehr oder weniger anzustellen sei; und ähnliche Fragen von gleicher Bedeutung beschäftigten Sitzungen hindurch diese große Versammlung.

Die tiefste Wurzel dieser Erscheinung steckt gar nicht in den augenblicklichen Verhältnissen der Partei, in ihrer intellektuellen Zusammensetzung; diese Wurzel steckt ganz wo anders; sie steckt im Programm, im innersten politischen Wesen der Sozialdemokratie. In gewissem Sinne und in gewissem Umfange bildet nämlich die sozialdemokratische Partei schon heute ein Gebilde, in dem sich die Idee vom sozialdemokratischen Zukunftsstaat leibhaftig verkörpert. Die Majorität ist souverän und unterwirft jede politische Bethätigung der Partei, das wichtigste und das unwichtigste ihrer Kritik und ihren Beschlüssen.

Solche Parteitage zeigen in der Realität — doch freilich dem sozialdemokratischen Zukunftsstaat gegenüber in unendlicher Verkleinerung — was es bedeuten will, wenn die freie Bethätigung der Persönlichkeit mehr und mehr zurückgedrängt

wird, und Großes und Kleines, Jedes und Alles das Verhalten am Festtage, das Festtagsabzeichen und das Cliché der Festtagszeitung von vielköpfigen Versammlungen mit Majorität berathen und entschieden werden soll.

Erwartet Herr Bebel schon in wenigen Jahren jenen großen „Kladderadatsch“ der bürgerlichen Gesellschaft, auf den unmittelbar die Errichtung des sozialdemokratischen Staates mit seinem riesigen Beamtenapparate und mit seinen riesigen Anforderungen an die Tüchtigkeit jedes Beamten folgen soll, so mußte auf dem jetzigen Kongreß immer wieder betont werden, daß der Partei die „tüchtigen geistigen Kräfte“ fehlen, um auch nur ausreichend die Redakteurstellen an den sozialdemokratischen Blättern besetzen zu können. Neben den Bebel'schen Hoffnungen sind die Erörterungen zahlloser Trivialitäten und die Berathungen über die Redakteurnoth gar bezeichnend dafür, wie sich Aspirationen und Realität innerhalb der sozialdemokratischen Partei zu einander verhalten.

Wir selbst freilich wünschen der Sozialdemokratie aufrichtig jene Fülle geistig hervorragender Kräfte, die ihr heute noch nicht ausreichend zu Gebote stehen. Jene Kräfte werden es sein, die in Folge ihrer geistigen Bedeutung unabhängige Kritik an die eigenen Lehren legen, und weil diese Männer aus den Reihen der Sozialdemokratie selbst hervorgegangen sind, wird man ihrer Kritik auch bei den Sozialdemokraten Glauben schenken. Dann wird statt Vertröstungen auf eine ferne utopische Zukunft zu spenden und statt in der realen Wirklichkeit vor Allem Nichtigkeiten zu regeln, ein sozialdemokratischer Parteitag den Weg zu den großen politischen Aufgaben finden, die heutigen Tages zum Wohle der Arbeiter behandelt sein wollen.

Wie schlechte Erfahrungen die „Kreuzzeitungskonservativen“ mit den „reinen Antisemiten“ gemacht haben, das Bewußtsein der eigenen Schwäche führt jene doch immer wieder an die Seite dieser zurück, und sie gehören auch dahin. So ließ denn Herr von Manteuffel, der Führer der Tivoli-Konservativen, sich in einer Berliner Versammlung von den Verehrern Ahlwardt's und der „Staatsbürger-Zeitung“ feiern, und er erntete lebhaften Beifall, als er unter Hinweis auf die augenblicklich in Berlin tagende Brandenburgische Provinzialsynode es als ungeheuerlich bezeichnete, daß dort ein Christ und Deutscher, der Kammergerichtsrath Schröder, unter scharfer Zurückweisung antisemitischer Ausführungen sogar von — jüdischen Deutschen gesprochen hatte. Für Herrn von Manteuffel gibt es nur Juden und Deutsche; das ist ein unversöhnlicher Gegensatz und somit ist ein Begriff „jüdischer Deutscher“ so undenkbar, etwa wie — reinliches Schwein.

Das ist einigermaßen der Standpunkt des Herrn von Manteuffel, und der Garde der Ahlwardt'schen „Staatsbürger-Zeitung“. Man kann auch einen anderen Standpunkt einnehmen. Wird als Deutscher nur der bezeichnet, der über ein bestimmtes Quantum deutscher Kultur und deutscher Gesittung verfügt, so wäre es richtiger, von einem unüberbrückbaren Gegensatz zwischen echtem Deutschthum und einem Antisemitismus dieser Art zu sprechen.

In der Synode, auf welche Herr von Manteuffel hinwies, ging es recht interessant zu, und ganz in dem Sinne, wie es Herr Stöcker nur wünschen kann. Unter diesen Umständen war auch Herr Stöcker dort ein vielsprechendes Mitglied.

Die Versammelten waren in der Majorität darüber einig, daß man die Pforte zur protestantischen Rechtgläubigkeit recht eng zumauern müsse und daß jeder, dem es sein Gewissen verbietet, sich durch diese enge Pforte durchzuschieben, unbarmherzig aus der protestantischen Kirche auszuschließen sei. Bei einer solchen Auffassung ist es selbstverständlich, daß den Herren jede Mischehe zwischen Juden und Christen ein Greuel sein muß. Ist eine solche Ehe aber ein Greuel, so ist natürlich auch eine Staatsgesetzgebung unsittlich, welche solche Ehen durch die Civiltrauung ermöglicht. Die haben wir ja nun in Deutschland eine hübsche Reihe von Jahren, und als sie gesetzlich festgestellt wurde, da war man der Ansicht, daß sie einem echten Christenthum nicht schade; wohl aber der Kultur und dem inneren Zusammenhalt des Staates durch Annäherung aller Staatsbürger an einander nützen werde. Das Christenthum, das man damals im Auge hatte, war freilich ein anderes wie jenes, von dem Herr Stöcker sagte:

„Um die Wahrheit des Gewissens handle es sich im Christenthum nicht, sondern um eine Fülle der Offenbarungsthatsachen.“

So etwa sprach auch vor hundert und etlichen Jahren der Hauptpastor Goeze, der als Mensch, der in seiner geraden Beschränktheit übrigens beileibe nicht auf die nämliche Stufe mit Herrn Stöcker gestellt werden soll. Herr Stöcker aber, ein Goeze fin de siècle, konnte in der Synode sagen, daß wir Gott sei Dank jetzt wenigstens anfingen, Lessing gründlich überwunden zu haben. Es scheint beinahe, als sollte es dahin kommen.

Vor zwei Wochen erzählten wir die Vorgänge, die sich vor dem Militärgericht in Würzburg abgespielt hatten und berichteten gleichzeitig von jenem General, der auf einen Redakteur in Berlin geschossen hat. Was ist mit jenem General geworden? Ist irgend etwas von dem geschehen, was unzweifelhaft eingetreten wäre, wenn der General ein Herr Schulze oder Müller aus dem Civilstand gewesen wäre. Nichts weiß man hierüber; keine Nachricht spricht davon. Vielleicht ist etwas in dieser Angelegenheit geschehen; vielleicht geschieht nichts; sicher ist nur eines: Alles vollzieht sich in der Militärgerichtsbarkeit wie hinter einem Schleier; bei diesem Berliner Fall wie bei dem Würzburger Fall. Bei einem neuesten Fall ist es nicht anders.

Der Chefredakteur der sozialdemokratischen „Sächsischen Arbeiter-Zeitung“ diente vor Wochen als Reservist; er ist seitdem längst entlassen; da nimmt man ihn auf der Straße fest, steckt ihn in Militärkleider und führt ihn in das Gefängniß ab. Erst am folgenden Tage erfährt man auf der Redaktion von dieser Verhaftung, und für die Gründe der Verhaftung ist man noch bis heutigen Tages auf Vermuthungen angewiesen. Ueber die Schuld oder die Unschuld des Dr. Gradnauer kann also gar nicht gesprochen werden, wohl aber über die Art seiner Verhaftung.

Diesen Mann greift man mitten aus dem bürgerlichen Leben heraus; kein Vertheidiger kann zu ihm, und kein Mensch weiß überhaupt mit Sicherheit, wessen er angeklagt ist; der General aber, dessen That aller Welt offenkundig ist, erfährt die genau entgegengesetzte Behandlung, und ist das eine verblüffend, so ist das andere nicht weniger verblüffend.

Daß die Grundsätze der Militärgerichtsbarkeit, die zu so grellen Widersprüchen führen, gute sind, will in das Gehirn von Bürgern, die keine Uniform tragen, nicht hinein. Und da in Deutschland noch immer die Mehrzahl der Bewohner keine Soldaten, wohl aber Bürger sind, die über das gesammte Staatsleben ein Wort mitzusprechen haben, so wird man sich wohl allmählich dazu bequemen müssen, auch die Militärgerichtsbarkeit jenen Rechtsbegriffen anzunähern, wie sie in der bürgerlichen Gesellschaft aller heutigen Kulturstaaten herrschen.

In Hannover wird im Augenblick ein Spieler- und Wuchererprozeß verhandelt. Auf der einen Seite stehen die Angeklagten, Subjekte, welche den Leichtsinn junger Leute ausbeuten; unter ihnen ein Paar herabgekommene Adlige, wie sie es seit den Zeiten Riceaut's stets gegeben hat. Alle diese Typen sind keine ungewöhnlichen Erscheinungen; auf der anderen Seite die Ausgebeuteten, fast ausschließlich junge Offiziere. Auch daß diese jungen Leute einmal hoch spielen, prägt dem Prozeß keinen bemerkenswerthen Charakter noch nicht auf; solche Erscheinungen sind traurig, aber sie überraschen nicht; allein daß diese jungen Männer auf diese eine Unbesonnenheit eine ganze Reihe anderer folgen lassen; daß sie es den Ausbeutern so leicht machen, sie auszubeuten, daß sie geradezu unglaublich leichtherzig immer wieder sich verstricken lassen und dann nicht einmal wissen, um welche Beträge es sich handelt — diese Erscheinungen sind sehr bedenklich; sie zeigen,

daß diese jungen Leute sich nicht vorübergehend einmal hinreißen ließen, sondern daß sie in einer Sphäre aufgewachsen sind, wo sie nicht lernten, wie man mit Geld umgehen muß und welchen Werth das Geld hat. Erwägt man, daß zahlreiche der adligen Offiziere, die in Hannover als Zeugen vernommmen wurden, dem Kreise der Agrarier entstammen, so fällt damit auch ein scharfes Licht auf die politischen und wirthschaftlichen Bestrebungen dieser Kreise und auf ihre Lebensführung.

Herr von Manteuffel unter den Ahlwardtianern, Herr Stöcker unter der Majorität der Synodalen; die jungen Offiziere als Zeugen im Spielerprozeß, und dazu die Erscheinungen, welche die Militärgerichtsbarkeit zeitigt — das ist ein charakteristischer Ausschnitt aus der heutigen deutschen Kultur einer bestimmten einflußreichen Sphäre.

In Sachsen und Baden haben Wahlen zum Landtag stattgefunden, die große Verschiebungen unter den Parteien nicht herbeigeführt haben; in Baden verloren die Nationalliberalen mit einigen Sitzen, aus denen sie verdrängt wurden, die absolute Majorität; in Sachsen machten die Sozialdemokraten einige Fortschritte trotz aller Anstrengungen von Antisemiten und Konservativen.

Die Russenfeste sind in Frankreich am Ende. Sie boten von Anbeginn bis zum letzten Tage das nämliche Schauspiel. Viel Enthusiasmus — kein unbequemer Zwischenfall, und so kann man über sie die Akten schließen mit den Worten: Am meisten Ehren erwies diesen Festen die Politik, denn sie beschäftigte sich mit diesem internationalen Amüsement über Gebühr.

Die Finanzverhältnisse Italiens gestalten sich immer bedenklicher; nun kann man zwar nicht behaupten, daß gerade neue Momente die finanziellen Schwierigkeiten Italiens vermehrt haben; die Beängstigung mehrt sich jedoch vor Allem darum, weil man noch nicht die feste Hand sieht, die das Staatsschiff aus seiner schwierigen Lage herausführen kann. Der Minister Giolitti hat zwar eine große Finanzrede gehalten, aber sie befriedigte nicht. Der frühere Minister Rudini hat zwar diese Rede bitter kritisirt, aber auch seine Kritik ist noch kein Heilmittel. Besäße Italien nur den Mann, der zielbewußt und voll Kraft die Aufgabe in Angriff nehmen könnte und dem das allgemeine Vertrauen gehörte, so wäre nicht daran zu zweifeln, daß unser Verbündeter jenseits der Alpen sich aus den heutigen Kalamitäten herausarbeitete; dann fänden die Italiener auch leichter auswärts die Hilfe, die ihnen die Rückkehr zu besseren Zuständen erleichtern könnte.

Wie der Kampf um die Silberfrage vor 14 Tagen in Washington stand, schildert ein Bericht dieser Nummer; auch heute wird noch um die Sherman-Akte gekämpft; aber wenn die neuesten Nachrichten richtig sind, so neigt der Kampf sich seinem Ende entgegen, und Cleveland geht aus ihm als Sieger hervor.

* * *

## Mischehen.

Im Jahre 1847 erhob der Staatsanwalt in Königsberg gegen das Dr. Falkson'sche Ehepaar Klage, die darauf gerichtet war, das bestehende Band der Ehe für nichtig zu erklären. Derartige Fälle, in denen Eheleute, die in echter Ehe zu leben glauben und in derselben beharren wollen, durch die Hand der Obrigkeit auseinander gerissen werden, sind von höchster Seltenheit. Wo trennende Ehehindernisse vorliegen, gelingt es der Regel nach nicht, eine Ehe zum Abschlusse zu bringen; wer die Absicht, eine Ehe zu schließen, anmeldet, ist verpflichtet, eine Reihe von Zeugnissen beizubringen, aus denen hervorgeht, daß ein solches Hinderniß nicht vorliegt; das Aergerniß tritt nicht erst nachträglich zu Tage und man braucht es darum nicht durch Richterspruch aus der Welt zu schaffen. Nur wenn ein Fall von Bigamie vorkommt, hat der Staatsanwalt, nachdem er die Schuldigen zur gerichtlichen Bestrafung gebracht hat, die zweite Aufgabe, auch vor dem Ehegericht die Nichtigkeitserklärung der Ehe zu betreiben und ein solches Verfahren ist vollkommen gerechtfertigt. Die Bigamie ist indessen ein sehr seltenes Verbrechen, und von den Fällen der Bigamie abgesehen wird ein Einschreiten von Amtswegen sehr selten vorgekommen sein.

Der Fall des Dr. Falkson lag aber eigenthümlich. Er war ein Jude, und er hatte eine Christin geheirathet. Ob Ehen zwischen Christen und Juden zu jener Zeit als nichtig betrachtet werden mußten, war zweifelhaft, da sich das Landrecht darüber nicht deutlich aussprach. Einige meinten, die Ehen zwischen Christen und Juden seien schlechthin nichtig; andere meinten, sie seien gültig, sofern sie nach christlichen Ehegebräuchen eingegangen waren. Damals hatten die Rabbiner noch das Recht, Eheschließungen zwischen Personen jüdischer Religion in gültiger Weise vorzunehmen. Daß eine von ihnen eingesegnete Mischehe nichtig war, darüber bestand kein Zweifel, wohl aber darüber, ob dem christlichen Geistlichen erlaubt war, was dem jüdischen Rabbiner verboten war. Die Frage war juristisch ganz interessant, aber sie konnte praktisch nicht zum Austrag gebracht werden, weil es in Preußen keinen Geistlichen gab, der die Ehe eines Juden mit einer Christin oder eines Christen mit einer Jüdin eingesegnet hätte. Dr. Falkson umging dieses Hinderniß; er ließ seine Ehe in der Dreifaltigkeitskirche zu Hull durch einen Prediger der anglikanischen Kirche nach den Gebräuchen dieser Kirche einsegnen. Der anglikanische Geistliche nahm daran keinen Anstoß, wohl aber der Staatsanwalt in Königsberg. Die Frage, ob eine Ehe zwischen einem Juden und einer Christin so anstößig sei, daß der Staat verpflichtet erschien, sie wieder aufzulösen, eine Frau, welche geglaubt hatte, eine rechtmäßige Ehefrau zu sein, zu einer Maitresse und ihre Kinder zu unehelichen Kindern zu stempeln, konnte zum ersten — und glücklicherweise auch zum letzten Male zur gerichtlichen Entscheidung gebracht werden. Das Gericht der ersten Instanz erklärte die Ehe für nichtig und auf die von den Ehegatten eingelegte Berufung bestätigte das Gericht zweiter Instanz diesen Ausspruch. Die Ehegatten beschritten auch die dritte Instanz; sie legten Revision beim Obertribunal ein. Ehe dasselbe seinen Ausspruch fällte, wurde die Verfassungsurkunde vom 5. Dezember 1848 oktroyirt, welche die Unabhängigkeit der bürgerlichen Rechte von dem religiösen Bekenntnisse aussprach. Der Staatsanwalt erachtete das Fundament seiner Klage für erledigt und zog dieselbe zurück; das Obertribunal hatte nur noch einen Ausspruch darüber zu fällen, wer die Kosten der Revisionsinstanz zu tragen habe. Es legte dieselben den Ehegatten zur Last und erkannte damit an, daß der Staatsanwalt nach Lage der früheren Gesetze mit seiner Klage Recht gehabt habe. Für das Falkson'sche Ehepaar, das meines Wissens eine lange und glückliche Ehe geführt hat, kam die oktroyirte Verfassungsurkunde zur rechten Zeit.

Die Frage, ob eine Ehe zwischen Christen und Juden, sobald sie einmal geschlossen war, von Amtswegen für nichtig erklärt werden müsse, konnte hiernach nicht mehr aufgeworfen werden. Wohl aber blieb die Frage übrig, wie solche Ehen abgeschlossen werden könnten. Ein christlicher Geistlicher würde sich nach wie vor geweigert haben, sie einzusegnen; der Weg der Civilehe stand nur dann offen, wenn von den eheschließenden Theilen keiner einer anerkannten christlichen Kirche angehörte. Es blieb daher nur übrig, daß der christliche Theil aus der Landeskirche austrat, Dissident wurde. Und das ist dann in der That zu wiederholten Malen geschehen.

Gelöst wurde diese Schwierigkeit wie manche andere erst durch das Civilstandesgesetz. Der Civilstandesbeamte fragt nicht nach dem Glaubensbekenntniß der eheschließenden Parteien. Den Abschluß einer gemischten Ehe trifft keine standesrechtliche Schwierigkeit mehr. So sind denn, wie kürzlich auf der brandenburgischen Provinzialsynode mitgetheilt wurde, in den sechzehn Jahren von 1875 bis 1890 christlich-jüdische Mischehen in der Anzahl von 4214 abgeschlossen worden, aus denen 7528 Kinder hervorgegangen sind. Es ist zu bedauern, daß die Statistik nicht ergänzt

werden konnte. Es wäre interessant zu erfahren, ob der Prozentsatz der Ehen, die zu einer Ehescheidung geführt haben, bei diesen Mischehen größer oder geringer gewesen ist, als bei anderen Ehen.

Daß der Staat keine Veranlassung hat, die Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses als ein Ehehinderniß zu betrachten, ist auch auf dieser Synode nicht bestritten worden. Andererseits wollen wir nicht bestreiten, daß die Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses ein Hinderniß sein kann für die kirchliche Einsegnung einer solchen Ehe. Wir möchten nicht, daß einem Geistlichen in dieser Beziehung ein Zwang angethan wird, wenn wir es auch mit Freuden begrüßen, wenn wir sehen, daß ein Geistlicher aus freien Stücken sich zu einer solchen Einsegnung entschließt. Dagegen hat man auf der Synode geglaubt, auf dem Wege der Kirchenzucht dem Abschlusse solcher Ehen entgegentreten, denn die meisten solcher Ehen seien „sehr bedenklich“.

Es liegt nahe, hier eine Frage einzuschieben. Eine Ehe kann zu einer christlich-jüdischen Mischehe dadurch werden, daß von einem jüdischen Ehepaar der eine Theil zur christlichen Kirche übertritt. Auch solche Fälle sind vorgekommen. Sind nun solche Ehen auch sehr bedenklich und gilt es auch von ihnen, daß hier von einer sittlichen Kindererziehung nicht die Rede sein kann? Wenn eine sittliche Kindererziehung in einer Mischehe in der That unmöglich wäre, so wäre doch die Schwierigkeit in dem Falle viel größer, wo der religiöse Dissens zwischen den Ehegatten erst nach abgeschlossener Ehe hervorgetreten ist, als wenn er schon bei dem Abschluß der Ehe vorhanden war und die Ehegatten also die Lage, in welche sie sich versetzten, klar übersehen konnten.

In den Verhandlungen der Synode wurde folgender Fall erzählt. Ein Christ hatte eine Jüdin geheirathet, führt mit derselben ein durchaus christliches Familienleben und läßt seine Kinder in der christlichen Religion erziehen. Er hat sich das Vertrauen seiner Mitbürger in dem Grade erworben, daß er wiederholt zum Mitgliede der kirchlichen Gemeindevertretung erwählt worden ist, und die Beschwerde gegen seine Zulassung zu diesem Amte ist zurückgewiesen worden. Man sollte glauben, es hätte im Interesse derer, welche diese Diskussion hervorgerufen haben, gelegen, gerade diesen Fall zu verschweigen, denn er widerlegt die Befürchtungen, welche sie an den Abschluß von Mischehen geknüpft haben, in schlagender Weise. Diese Ehe war gewiß nicht „sehr bedenklich“.

Aber der Beweis, daß auch nur eine größere Anzahl dieser Ehen sehr bedenklich sei, ist nicht angetreten worden. Es fehlt an jeder Statistik darüber, daß sie zu einer größeren Anzahl von Ehescheidungen oder von verwahrlosten Kindern führen als andere Ehen. „Sehr bedenklich“ erscheint es vielmehr, so allgemeine Behauptungen auszusprechen, die mit thatsächlichem Material nicht unterstützt werden können.

Ernsthafte Beschwerde muß darüber geführt werden, daß in den Verhandlungen das Wort fallen durfte, „die christlich-jüdischen Mischehen seien ein neues Geschwür, das in Folge des engen Zusammenlebens von Christen und Juden an unserem Volkskörper aufgebrochen sei“. Ueber 4214 Ehen, die in rechtsgültiger Form abgeschlossen worden und gegen die keine Einwendung glaubhaft gemacht werden konnte, in Bausch und Bogen in dieser Weise abzuurtheilen, ist in der That ein starkes Stück. Der Staatskommissarius, welcher den Verhandlungen beiwohnte und der ausdrücklich erklärte, er würde den Antrag nicht zugelassen haben, wenn er in demselben einen antisemitischen Charakter entdeckt hätte, scheint auch an dieser Wendung keinen Anstoß genommen zu haben. Zum Frieden unter den Konfessionen trägt es sicherlich nicht bei, wenn das Zusammenwohnen der Anhänger verschiedener Religionsparteien als ein Unglück hingestellt wird.

Die Unabhängigkeit der Gültigkeit einer Ehe von dem religiösen Bekenntniß der Ehegatten ist durch das Staatsgesetz festgestellt, und eine gültige Ehe muß auch als eine würdige Ehe so lange anerkannt werden, bis im einzelnen Falle das Gegentheil nachgewiesen ist, und es sollte den Staatsbehörden ernstlich zu denken geben, ob der Vorstoß, der hier gemacht worden ist, als ein angemessener bezeichnet werden kann.

Alexander Meyer.

## Ein Tag in Washington.

Geschäft und Politik sind in den Vereinigten Staaten mehr als irgendwo sonst herrschende Kräfte. Treten dieselben bei wichtigen Fragen des öffentlichen Wohls in einen feindlichen Gegensatz, so pflegt ein heftiger Kampf die ganze Volkswirthschaft zu erschüttern; schließen sie endlich Frieden, so geschieht es nicht selten auf Kosten der allgemeinen Interessen.

Selten ist dieser Zusammenhang der Dinge so klar in die Erscheinung getreten, wie bei dem Widerstande des Senats gegen die Aufhebung der Sherman-Akte. Dies im Jahre 1890 erlassene Gesetz verpflichtete die Regierung der Vereinigten Staaten dazu, monatlich $4\frac{1}{2}$ Millionen Unzen Silber aufzukaufen, wofür ein Münzbedürfniß thatsächlich nicht existirt. Würde Jemand beantragen, dies Prinzip nutzloser Ankäufe von Waaren aus allgemeinen Mitteln auf andere Artikel, etwa auf Kartoffeln, Gummischuhe oder Hemdenknöpfe auszudehnen, so würde ein solcher Antrag zwar nicht unsinniger sein, als die Shermanbill, aber der Antragsteller liefe doch Gefahr, in ein lunatic asylum gesperrt zu werden. Die Bestimmungen der Sherman-Akte aber sind nicht nur seit Jahren in Kraft, sondern ihre Abschaffung ist — trotz offenkundiger schwerer Schädigung des ganzen geschäftlichen Lebens — eine wahre Herkulesarbeit. Als ich vor drei Wochen Europa verließ, nahm man dort als sicher an, der Senat würde in Kürze dem Beispiel des Repräsentantenhauses folgen, das mit erfreulicher Geschwindigkeit und mit überraschend großer Majorität dem Druck der öffentlichen Meinung — allerdings angesichts einer höchst gefährlichen Geldkrisis — nachgegeben und den Widerruf der Sherman-Akte votirt hatte. Selbst hier in New-York fand ich diese Meinung noch vorherrschend. Inzwischen aber haben die Silberfreunde im Senat eine so hartnäckige Obstruktionspolitik eingeschlagen, daß ein rascher und bedingungsloser Widerruf heute hinaus gerückt zu sein scheint, während eine Verschleppung und Versumpfung der Frage, oder am Ende das Zustandekommen eines faulen Kompromisses nicht völlig ausgeschlossen erscheint.

Um eine solche Entwicklung zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß der Senat gleichmäßig aus je zwei Repräsentanten der Einzelstaaten zusammengesetzt ist, so daß also z. B. der schwach bevölkerte Silberstaat Nevada eben so viel Gewicht in die Wagschale der Abstimmung zu werfen hat, wie der mehr als hundert Mal stärker bevölkerte Staat New-York. Die kleinen Silberstaaten, wie Nevada, Idaho, Montana u. s. w. haben also gerade im Senat einen ganz unverhältnißmäßigen Einfluß. Ferner kommt der Silberpartei zu Statten, daß im Senat dem Reden keine Grenze gesetzt werden kann. Die Obstruktionisten unternahmen es daher, durch Reden against time den Schluß der Debatte, die jetzt schon seit Wochen im Gange ist, und damit auch jede Abstimmung zu verhindern. Um diesem Manöver entgegen zu wirken, beschlossen die Führer der im Senat vorhandenen, allerdings nur sehr kleinen Repealmehrheit, die Sitzungen des Senats nicht unterbrechen zu lassen und auf diese Weise den Redefluß der Silbermänner zu erschöpfen. Dieser Versuch ist mißglückt. Es hat sich in der That bewährt, daß Reden Silber ist. Die Silbersenatoren haben sich ausdauernder im Sprechen, als ihre Gegner im Hören erwiesen. Bei diesem großen Wettkampf zwischen Ermüdung und Redefluß hat ein Senator, Allen aus Nebraska, mit einer vierzehnstündigen Rede den Vogel abgeschossen. Ich habe einem Theil dieser Rede im Sitzungssaal des Senats — als Mitglied eines fremden

Parlaments admitted to the floor — beigewohnt und konnte, wenn auch nicht der Ueberzeugungskraft, so doch der Lungenkraft, des ehrenwerthen Senators aus Nebraska meine Anerkennung nicht versagen. Die 14 Stunden sind übrigens nicht buchstäblich zu nehmen. Von Zeit zu Zeit wird nämlich ein Beamter des Senats veranlaßt, längere Citate aus statistischen und anderen Werken vorzulesen. Inzwischen kann sich der Dauerredner verpusten. Natürlich bietet eine derartige oratorische Leistung, nachdem die Neugierde befriedigt ist, keine weitere Anziehungskraft und der Saal zeigt bald bedeutende Lücken. Die Taktik der Obstruktionisten hat aus dieser begreiflichen Flucht der Zuhörer in der Weise Vortheil gezogen, daß alle Augenblicke die Frage aufgeworfen wurde, ob noch ein Quorum, das heißt eine Mehrheit vorhanden sei. Schließlich hat diese in immer kürzeren Zwischenpausen wiederholte Anzweiflung der Beschlußfähigkeit die Mehrheit gezwungen, den Versuch aufzugeben, die Minorität sich todt reden zu lassen.

Das Schauspiel, das der Senat damit dem Volke gegeben hat, hat begreiflicher Weise den Respekt vor dieser Körperschaft nicht erhöht. Der äußere Erfolg ist aber einstweilen auf der Seite der Silberfreunde und die Interessen des Landes leiden bedenklich.

Die politische Tragweite dieser Vorgänge reicht jedoch noch weit über das wirthschaftliche Gebiet hinaus. Die Administration des Präsidenten Cleveland hat durch die Hartnäckigkeit des Senats eine arge Schlappe erlitten, die um so empfindlicher erscheint, als dieselbe durch die eigene Partei des Präsidenten ganz wesentlich mitverschuldet ist. Die Demokraten sind tief gespalten und stehen im Allgemeinen in der Silberfrage dem Präsidenten feindlicher gegenüber, als die Republikaner. Daneben hat sich Cleveland durch seine Gegnerschaft gegen die Maschinenpolitiker in der eigenen Partei Widersacher verschafft, die, wie z. B. der Senator Hill von New-York, das Mißgeschick der Regierung mit Befriedigung ansehen, wenngleich sie für den Widerruf der Sherman-Akte stimmen müssen. Die republikanischen Repealer andererseits sind zumeist allzusehr Parteipolitiker, als daß nicht auch sie die unbequeme Lage, in der sich die Regierung befindet, mit einiger Genugthuung betrachteten. Ein weiter blickender Parteimann sollte zwar zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Republikaner selbst vom bloßen Parteistandpunkte aus nichts Klügeres thun könnten, als in dieser wichtigen Frage energisch für die Regierungspolitik und ihre eigene Ueberzeugung einzutreten. Aber weitsichtige Parteipolitiker sind auf dieser Seite des großen Wassers leider eben so selten, wie bei uns; wenn es nur im kleinen Fraktionskochtopf tüchtig brodelt!

Die Silberfrage, die begreiflicherweise fortdauernd im Mittelpunkt des politischen wie der kommerziellen Interessen steht, wirkt zersetzend auf die beiden großen Parteien und auf die wirthschaftliche Wohlfahrt des Landes. Da ich Gelegenheit hatte eine Anzahl Senatoren aus beiden Lagern, sowie den Secretary of the Treasury, Mr. Carlisle, und den Präsidenten Cleveland zu sprechen, so konnte ich mich aus bester Quelle darüber unterrichten, wie tief die Silberfrage in das amerikanische politische Leben einschneidet.

New-York, 16. Oktober 1893. Th. Barth.

## Siciliana.

Die Insel Sicilien steht wieder einmal auf der Tagesordnung der inneren italienischen Politik. Der Ministerpräsident Giolitti hat in seiner Programmrede, in der doch nur die wichtigsten Fragen der Politik behandelt wurden, sie neben der allgemeinen Finanzkalamität ausführlich behandelt, und die Einschiffung zahlreicher Truppenmassen und die Eintheilung der Insel in Militärdistrikte hat stattgefunden. Erstaunt fragt sich die Welt, wie ist es möglich, daß in einem Theile Europas, der seit Jahrtausenden wie kaum ein anderer an den Segnungen der fortschreitenden Kultur Antheil haben konnte, in einem Lande, dessen Regierung, man mag über zahlreiche Mißgriffe derselben denken wie man will, seit einem drittel Jahrhundert den besten Willen hatte, ihren Mitbürgern in jeder Beziehung aufzuhelfen, Zustände, wie die heutigen Tages dort herrschenden, entstehen und jedem Versuche, sie zu beseitigen, trotzen können. Ist in der That die gegenwärtige Lage der herrlichen Insel nicht schlimmer, wenigstens von außen angesehen, als im Jahre 1860, da sie Garibaldi von dem Joche der Bourbonen befreite und man den Anschluß an das Königreich Italien fast einstimmig dekretirte? Und hat man nicht den Dingen hier mit den verschiedensten Mitteln beizukommen gesucht; und haben sich hier nicht die besten Verwaltungsbeamten Italiens, mochte sie nun die parlamentarische Rechte oder Linke ernennen, rasch abgenutzt? Nach solchen vergeblichen Versuchen, ein ganz bestimmt umgrenztes Gebiet beim besten Willen in Ordnung zu halten, die Sicherheit der wohlhabenden Bewohner zu schützen, Akte der Privatrache mit Erfolg vor den ordentlichen Gerichten zur Bestrafung zu ziehen, könnte man die Frage aufwerfen, ob nicht am Ende die Regierungspraxis der Bourbonen, die es wenigstens dahin gebracht hatte, daß man vor 1860 „mit dem Thaler auf der Hand" sicher durch die ganze Insel reisen konnte, die einzige seinen Bewohnern entsprechende gewesen sei und noch sein würde. Und doch würde nichts verkehrter sein als dieser Schluß, wenn man schwerlich auch wird behaupten dürfen, daß die Regierung oder die verschiedenen Regierungen, welche die Insel seit 1860 gehabt hat, die den Umständen entsprechenden gewesen sind. Es liegt hier ein politisches Problem vor, das zu den interessantesten der Gegenwart gehört. Um dasselbe zu begreifen, muß man es aber richtig stellen.

Ich bin weit entfernt davon, dieses Problem hier auf einigen Spalten so nach allen Seiten hin erörtern zu wollen, daß auch der, welcher gar keine Kenntniß der lokalen, geschichtlichen und sozialen Bedingungen der Insel hat, die Richtigkeit meiner Formulirung desselben wird beurtheilen können. Nur einige Grundlinien dazu mögen gezogen werden. Sie werden aber hoffentlich deutlich machen, daß es sich in der so singulären sicilischen Frage um eine allgemein interessante geschichtliche Erscheinung handelt. Will sich einer der geneigten Leser über die sicilischen Verhältnisse in ihrer Besonderheit genauer unterrichten, so mag er die Atti Parlamentari des italienischen Parlaments von 1874 bis 1875 und den Bericht der italienischen parlamentarischen Untersuchungskommission über die Zustände Siciliens und vor allem das große Werk von L. Franchetti und Sidney Sonninco: La Sicilia nel 1876 studiren. Denn Besseres haben wir nicht über die sozialen und politischen Verhältnisse der Insel, die sich seitdem im Wesentlichen nicht verändert haben. Hüten möge sich aber Jeder, dem die Zustände Siciliens nicht bekannt sind, sich ein Urtheil nach der Broschüre des in Sicilien geborenen Novellisten Luigi Capuana zu bilden, dem jüngst die ganz unverdiente Ehre einer Uebersetzung ins Deutsche durch Alfred Ruhemann in Rom unter dem Titel: „Das heutige Sicilien" zu Theil geworden ist. Ein oberflächlicheres Gerede über eine schwierige Frage, als die hier gebotene, ist kaum denkbar. Das einzig Gute an ihr ist nur, daß sie einen Beitrag zur Geschichte des mysteriösen Wortes mafia enthält, — vorausgesetzt, daß er der Wahrheit entspricht. Nach ihm soll mafia in den ersten 60 Jahren unseres Säkulums schon in einem bestimmten Stadttheile Palermos nachweisbar sein und die „Schönheit, Grazie, Vollendung" bedeutet haben, während es jetzt Räuber- und Verbrecherthum und Gesellschaft zur Pflege der entsprechenden Künste hierzu, synonym mit dem neapolitanischen Camorra, bedeutet. Hat diese Umprägung des Wortes stattgefunden, so ist sie in den Gefängnissen Palermos vorgenommen worden, in denen dieses Wort und mafioso, d. h. ein der mafia Angehöriger, nach der bisherigen Annahme überhaupt entstanden ist.

Doch kann die Schrift des Herrn Luigi Capuana vielleicht noch ein anderes Verdienst für sich in Anspruch nehmen. Das freilich sehr gegen ihren Willen. Mir scheint

sie nämlich ein schlagendes Beispiel für meine Behauptung zu sein, daß das ganze Problem der sicilischen Frage in der vollkommenen Unwahrhaftigkeit besteht, in der sich die große Masse der Sicilianer ihr gegenüber bewegt.

Es gibt gewiß Sicilianer, welche sich den Zuständen ihrer Heimath gegenüber kaum Illusionen machen. Ich möchte dazu auch den Marchese Rudini zählen, den gewesenen Ministerpräsidenten Italiens, der als junger Bürgermeister von Palermo im Jahre 1866 dem Aufstande des Pöbels dieser Stadt und ihrer Umgebung mit Energie und Erfolg entgegengetreten ist. Es gibt auch zahlreiche andere Sicilianer, welche es nicht in Abrede stellen können, daß sich die Insel in sozialer und kultureller Beziehung in anomalen, ungesunden Verhältnissen befindet, die aber, trotzdem daß sie das nicht in Abrede stellen können, ja vielleicht gerade weil sie das nicht können, auf alle die, welche mit der Hand auf diese Wunde zeigen und Mittel zur Heilung andeuten, hassen, weil ein Uebermaß von Stolz auf die Heimath es nicht erträglich findet, daß man an der bella Sicilia etwas auszusetzen hat. Es gibt noch Andere, die da meinen, es sei überall in der Welt nicht schlechter als bei ihnen bestellt; das Unglück Siciliens bestehe nur darin, daß die Italiener dem Wesen, der Eigenart der Sicilianer nicht gerecht zu werden verständen, sie von oben herab als Italiener zweiter Ordnung, als Menschen, die soeben aus dem Mittelalter heraus kämen, ansähen und behandelten, sie aber noch dazu für ihre persönlichen Zwecke ausplündern und bestehlen wollten. Dazu kommen dann noch die gewissenlosesten Aufhetzer und Volksverführer, welche gegen jede Regierung sind, sei es, daß sie ihre alten, noch aus den feudalen Zeiten stammenden, gesetzlich längst beseitigten Vorrechte dem geltenden Rechte gegenüber durch prepotenza behaupten wollen, sei es, daß sie durch Erregung von Unzufriedenheit und Haß ihre eigenen trüben Geschäfte am Vortheilhaftesten fördern können. Diesen gehorcht und folgt ein großer Theil des ärmeren Volks in den großen Städten, und Jenen die Angehörigen der kleinen Landstädte — denn eigentliche Dörfer gibt es in Sicilien nur sehr wenige — welche zu den baronalen Grundherren noch im Verhältnisse mittelalterlicher Gefolgschaften stehen und von manchen vornehmen Herren auch gleich diesen verwendet werden. Um das niedere Volk, dessen große Masse in dumpfer, stummer Gewöhnung in sozialem Elende dahinlebt oder sich in wilder Verzweiflung zusammenrottet und dann furchtbare Gewaltthaten an den Hütern der Ordnung oder an seinen Blutsaugern ausübt, kümmern sich diese seine Leiter sehr wenig. — Danach gestaltet sich das politische Problem für Sicilien dahin: ein mit seiner sozialen und politischen Lage unzufriedenes Volk zu besseren Zuständen hinüberzuführen, es mit Erfolg zu regieren, welches in seinen oberen Schichten jede Regierungsmaßregel, jeden Versuch, die Ursachen der Uebelstände und der Unzufriedenheit zu beseitigen, so weit dieses innerhalb des für eine Staatsregierung Möglichen liegt, mit Entrüstung von sich weist. Bei den Einen verhindert ein an spanischen Hochmuth erinnernder Stolz die Vorbedingung zu der Besserung. Man will die thatsächliche Lage den Italienern und gar den Nichtitalienern gegenüber schlechterdings nicht anerkennen. Die Anderen finden ihre persönlichsten Interessen, trotz alles Schimpfens und Verwünschens auf die italienische Regierung, ihre Maßregeln und ihre Beamten bei den herrschenden Zuständen am besten gewahrt. Die Regierung der Rechten des italienischen Parlamentes konnte es der Majorität der Sicilianer nicht recht machen; man wählte Männer der Linken. Nachdem diese seit 1876 mit dem Sicilianer Crispi als einem ihrer bedeutendsten Mitglieder regiert hat, ist man wieder da angekommen, wo die Rechte die Insel gelassen hatte. Ja es ist noch schlimmer geworden. Die Bewohnerschaft der Insel, als ein Ganzes angesehen, befindet sich also in dem Zustande eines Kranken, dem man seine Krankheiten, ja die Ursachen derselben nachweisen kann, welcher aber nichtsdestoweniger erklärt, es sei eine Thorheit, ja eine Beleidigung, ihm zuzumuthen, die nöthigen Heilmittel einzunehmen. Herr Luigi Capuana macht es den beiden Florentinern Franchetti und Sonnino geradezu zum Vorwurfe, daß sie die Zustände seiner Heimath als ungesunde angesehen und danach ihre Untersuchung eingerichtet hätten. Als wenn ein Land, über das eine parlamentarische Enquête vorgenommen wird, sich ohne Eiterbeulen zu befinden pflegte!

Wie es gekommen ist, daß ein so begabter, kräftiger Volksstamm so zu sagen unregierbar geworden ist, dazu ist hier nicht der Platz, um es im Einzelnen nachzuweisen. Der sehr vorsichtige Berichterstatter der italienischen Enquêtekommission, der Unterstaatssekretär Bonfadini, hat den Gegensatz der kontinentalen und insularen Italiener in die Worte zusammengefaßt, daß die Laster und die Leidenschaften der Italiener des Festlandes sich in moderner Richtung entwickelt, während die der insularen, die Ziele ändernd, sich in mittelalterlicher Weise ausgebildet hätten.

Hat Herr Bonfadini unter der mittelalterlichen Richtung, welche Sicilianer und Sarden genommen, den Mangel an Achtung vor den allgemein geltenden Gesetzen, die Vorliebe für Selbsthilfe, Rücksichtslosigkeit gegen das Leben und das Eigenthum der Mitmenschen und Abhängigkeit im religiösen Denken und Handeln von äußerlicher Beobachtung von Ceremonien und noch fast ganz heidnischen Gebräuchen verstanden, so können wir ihm nur beistimmen. Daß dieses fast noch mittelalterliche Empfinden des größten Theiles der Sicilianer nicht dadurch gehoben und beseitigt worden ist, daß dieses Volk unter einem Regiment heraus, welches absichtlich alle besseren Regungen der menschlichen Natur erdrückte, wie das das bourbonische that, in einen Zustand der Freiheit und Selbstbestimmung versetzt und nach parlamentarischer Ordnung regiert wurde, das dürfte nicht schwer zu begreifen sein. Aus demselben Grunde aber wird eine Besserung der vorhandenen Uebel nicht so bald und so rasch, wie alle aufrichtigen Freunde Siciliens und Italiens sie erhoffen möchten, eintreten können. Aber sie wird kommen, und es ist schon Vieles geschehen, was die Möglichkeit der Besserung anbahnt. Wenn man nur bedenkt, daß die in ihrem Innern bis 1860 kaum aufgeschlossene Insel jetzt mindestens zweimal mehr Eisenbahnen hat, als damals fahrbare Straßen, daß also auch die moderne Kultur jetzt anders in die Insel eindringen kann, als noch vor einem Menschenalter, daß Recht und Gerechtigkeit jetzt ganz anders gepflegt wird als früher, daß die Schulbildung eine ganz andere geworden ist, daß die großen idealen Kräfte der Volksseele, daß Liebe zum Vaterlande und Unterordnung unter seine Gesetze, auch in Folge der militärischen Erziehung, jetzt viel kräftiger emporwachsen können als in den vergangenen Jahrhunderten, in denen sie ganz unterbunden waren, so wird man sich für überzeugt halten dürfen, daß die politischen und sozialen Zustände auch auf dieser schönen Insel, der Perle des Mittelmeeres, sich heben werden, und die Frage so mancher edler Sicilianer:

> Porchè tanto sorriso di cielo
> Sulla terra del vile dolor?

endlich einmal verstummen wird.

* * * *

## Emin Pascha.

Es ist eine mißliche Sache, den Nekrolog eines Mannes zu schreiben, dessen Tod noch nicht als ganz sicher festgestellt gelten kann, und gerade derjenige, dem diese Zeilen gelten, ist schon zum öfteren todt gesagt worden und doch wieder zum Vorschein gekommen. Diesmal jedoch tritt die Todesnachricht mit einer solchen Sicherheit auf, daß ein Zweifel kaum mehr gestattet zu sein scheint, und angesichts der sehr unsicheren Lage, in welcher sich die standesamtlichen Zustände im Innern des dunklen Erdtheils befinden, haben wir kein Recht, eingehendere Aufklärungen zu erwarten über die Schlußkatastrophe, welcher das Leben des kühnen Pioniers der Afrikaforschung zum Opfer fiel. Wir müssen mit der Thatsache rechnen, daß Emin Pascha zu den Gewesenen gehört, und so liegt uns die Pflicht ob, den Gang dieses

eigenartigen Lebens in seinen Hauptzügen dem Leser dieser Zeitschrift vorzuführen.

Eine reizvolle Aufgabe ist dies wohl, aber gewiß keine leichte, denn an authentischen Angaben herrscht empfindlicher Mangel, und obwohl eine nicht ganz unbeträchtliche Litteratur über die halb sagenhafte Person des merkwürdigen Mannes nach und nach angewachsen ist, so sind wir doch weit davon entfernt, die ganze Laufbahn Emin's klar überblicken zu können.*) Denn er war uns zu lange und zu weit entrückt; er war mit Leib und Seele Afrikaner geworden, und wenn er sich daneben allerdings auch den lebhaften Sinn für deutsche Wissenschaft noch bewahrt hatte, so wurde doch allgemein darüber Klage geführt, daß er mit Mittheilungen über die eigene Vergangenheit sich sehr zurückhaltend zeigte. Die Fälle, in denen europäische Entdecker ihrem heimischen Welttheile so ganz und gar untreu werden, sind ja nicht häufig, aber einige lassen sich doch anführen. Aimé Bonpland, der lange Jahre in Paraguay gefangen gehalten war, mochte auch nach seiner Befreiung nicht mehr in die europäische Civilisation, der er sich entwachsen fühlte, zurückkehren, sondern blieb unter seinen geliebten Tropenpflanzen zurück, mit der Zeit fast alle Erinnerungen an die erste Periode seines Daseins abstreifend. Und so wie Emin war einige Zeit früher auch Livingstone im südlichen Centralafrika derart heimisch geworden, daß ihn selbst die Eingeborenen allmählich als ihres gleichen zu betrachten sich gewöhnt hatten. Was Livingstone für das südliche Seengebiet war, das ist sein deutscher Schicksalsgefährte für die Quellbezirke des Nils geworden, und die Namen beider ausgezeichneten Forscher wird die afrikanische Entdeckungsgeschichte stets mit gleichen Ehren nennen.

Isaak Schnitzer (nicht Schnitzler) wurde am 29. März 1840 zu Oppeln geboren, doch siedelte sein Vater, ein jüdischer Kaufmann, schon drei Jahre nach der Geburt des Sohnes nach Neisse über. Nachdem der erstere 1845 gestorben war, ging die Mutter mit einem Christen eine zweite Ehe ein, deren Folge war, daß sie selbst zum Christenthum übertrat und ihrem Sohne aus erster Ehe den Vornamen Eduard beilegte. Dieser absolvirte das Gymnasium zu Neisse und studirte dann von 1858 ab in Breslau und Berlin die Heilkunde. Er gehörte der Burschenschaft an, und die Erinnerungen an diese Jugendepisode waren bei ihm offenbar auch später noch recht lebhaft, denn mit einer an ihm sonst seltenen Wärme gab er seinen Bundesbrüdern vor ein paar Jahren den Gruß zurück, welchen sie ihm nach Afrika entboten hatten. Im Jahre 1864 zum Doktor promovirt, trat der junge Schnitzer eine Reise nach der Türkei an, welche für seine Zukunft insofern entscheidend werden sollte, als er von nun an in Europa nicht mehr recht festen Fuß zu fassen im Stande war. Wir gehen über diesen Abschnitt, auf den sich selbst nicht gerne einzulassen Emin seine Gründe haben mochte, nur kurz hinweg. Nachdem er Quarantänearzt und Leibarzt des Paschas von Skutari gewesen war und letzteren bei seiner Verbannung nach Kleinasien begleitet hatte, heirathete er dessen Wittwe — wenigstens kam er mit ihr 1875 vorübergehend nach Deutschland zurück. Ob er damals schon zum Mohammedanismus sich bekehrt und bei dieser Gelegenheit den Namen „Emin" (treuer Freund) angenommen hatte, steht nicht völlig fest, ist jedoch zum mindesten sehr wahrscheinlich. Jedenfalls zog es ihn bald abermals nach dem Orient zurück, und noch im gleichen Jahre 1875 sehen wir ihn wieder als Redakteur des jungtürkischen Blattes „Die Wahrheit" in Konstantinopel auftreten. Oppositionelle Neigungen waren den türkischen Staatsmännern in dieser Form etwas Neues, und da man am Bosporus mit der Unterdrückung solcher Gelüste rasch bei der Hand zu sein pflegt, so wurde die Zeitung verboten, der mißliebig gewordene Zeitungsschreiber aber verbannt. Die Geographie kann dem Großtürken für diese Handlungsweise nur dankbar sein, denn Emin trat nunmehr als Arzt in ägyptische Dienste und damit in die Bahn, welche ihm zu unvergänglichen Lorbeeren verhelfen sollte. Zunächst Militärarzt, kam Emin zu Chartum mit dem berühmten Gouverneur Gordon, einer zu der seinigen vortrefflich passenden Natur, in Beziehung und wurde von diesem mit hohen Aufträgen nach der ägyptischen Südprovinz „Aequatoria" entsendet. Um dies gleich hier zu erledigen, sei bemerkt, daß der thatkräftige Mann, manchen gegen ihn gerichteten Intriguen zum Trotz, bei der Regierung des Khedive stets gut angeschrieben blieb; aus dem einfachen „Hakim" Emin Effendi wurde bald ein Emin Bey und später jener Emin Pascha, der über ein ungeheures Landgebiet eine fast unumschränkte Selbstherrschaft ausübte.

Nach langen blutigen Kämpfen hatten die Vizekönige von Aegypten den ganzen Lauf des „Weißen" Nils in ihre Gewalt bekommen, von Chartum an, wo er sich mit dem aus Abessynien kommenden „Blauen" Nil verbindet und nun den einheitlichen Riesenstrom darstellt, bis zu dem Punkte, in welchem ersterer den Albertsee verläßt. Freilich ging die Herrschaft der ägyptischen Beamten über das Thal des Flusses, das sie durch einige Regierungsdampfer vollständig im Schach zu halten in der Lage waren, nicht viel hinaus, und viele von den angeblich unterworfenen Negerstämmen behielten thatsächlich ihre Unabhängigkeit bei. Emin begann seine Wirksamkeit damit, sich nach Süden hin aufzuklären, und seine in den Jahren 1877—1879 nach den angrenzenden schwarzen Königreichen Unioro und Uganda unternommenen Reisen waren für die Erdkunde ebenso erfolgreich, wie sie andererseits zur Belebung des Handels und Verkehrs zwischen den Ländern am obersten Nil die besten Dienste leisteten. Inzwischen Gouverneur der Aequatorialprovinz geworden, machte Emin neue Vorstöße in die Stammsitze einer Reihe fast völlig unbekannter Negervölker, der Madi, Schuli, Latuka, Dinka u. s. w. und theilte seine dort gemachten Erfahrungen in europäischen Zeitschriften mit. Es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß Emins Mittheilungen für die Ethnographie eine fundamentale Bedeutung hatten, denn gerade das ihm unterstellte Land, durch welches sich die Grenzlinie zwischen nördlichem und südlichem Negerthum (Nigritier und Sudanesen hier, Bantu dort) hindurchzieht, war in dieser Hinsicht nahezu eine Terra incognita gewesen, und der europäische Arzt brachte alle die Eigenschaften mit, welche für Forschungsexpeditionen der bezeichneten Art ausnehmend befähigen. Von nichts weniger denn robustem, doch überaus zähem Körperbau, begabt mit einer aller Hindernisse spottenden Energie und Willensstärke, als geschickter Arzt von den Naturmenschen von vornherein gerne gesehen, als äußerlich sehr korrekter Anhänger des Propheten völlig unverdächtig und endlich noch mit dem staunenswerthesten Sprachtalente ausgerüstet, wußte er sich überall Eingang und der von ihm vertretenen Sache Achtung zu verschaffen. An humane Behandlung war man von den ägyptischen Beamten nicht gewöhnt; um so mehr verschaffte sich das freundliche Auftreten eines so hohen Würdenträgers Anerkennung, und so gelang es Emin, seine Provinz zu der best verwalteten in dem weiten Reiche zu erheben. Außer auf die Völkerkunde richtete der Unermüdliche sein Augenmerk auch noch auf andere Disziplinen; so hat er insbesondere die Ornithologie Afrikas erheblich bereichert durch die Sendungen, welche er seinem Freunde Hartlaub in Bremen übermittelte. Die physische Geographie verdankt ihm u. a. die ersten zuverlässigen Aufklärungen über die berüchtigten „Pflanzenbarrièren" im Nil und in den diesem tributären

*) Eine Biographie Emin's besitzen wir von P. Reichard (Leipzig 1891). Daneben ist als eine sehr werthvolle Quelle der Belehrung zu schätzen das von Dr. Schweinfurth und Prof. Ratzel gemeinsam herausgegebene Werk „Emin Pascha" (Leipzig 1888), und neuerdings hat Vita Hassan's Schrift „Die Wahrheit über Emin Pascha" (Berlin 1893) großes Aufsehen erregt. Nebst den von Emin selbst veröffentlichten, durchweg nur sachliche Aufschlüsse darbietenden Aufsätzen hat der Biograph hauptsächlich zu rechnen mit den freilich oft recht widersprechenden Bemerkungen, welche er in den Reiseberichten eines Buchta, Junker, Pater Schynse, Stanley und Casati vorfindet. Für die beiden letzten Jahre ist so gut wie alleiniger Zeuge Dr. Stuhlmann, der demnächst mit einer selbstständigen Veröffentlichung hervortreten wird; der vorliegenden Skizze kam wesentlich zu gute eine gedrängte, aber mit gewohnter Akribie gearbeitete Zusammenstellung der wichtigsten Momente in Emin's Laufbahn von Fritz Förster (Globus, 64. Band, Nr. 16).

Wasserläufen, welche als schlimmster Feind einer geregelten Schiffahrt zwar längst bekannt, noch niemals aber genauer untersucht worden waren.

So kam das Jahr 1882 heran, zu dessen Anfang der Gouverneur auf der Höhe seiner Macht stand,*) während sich doch zugleich jene Bewegung vorbereite, welche mit all dem Guten, was Emin in seinem Amtsbezirke geschaffen, in Bälde aufräumen sollte. Die Aegypter hatten es niemals verstanden, die eroberten Provinzen sich zu assimiliren, vielmehr war und blieb ihre Herrschaft verhaßt, und allenthalben waren Keime genug vorhanden, um einem irgend wie entstehenden Aufstande Nahrung zuzuführen. Ein sowohl kluger als überspannter Fakir (wohl am besten mit Bettelmönch zu übersetzen) rief die Bewohner des Sennaar und Kordofans zum religiösen Kampfe gegen die Aegypter, diese lauen und schlechten Islamiten, auf, indem er sich selbst als wahren Nachfolger Mohammeds („Machdi") proklamirte, und da, wie erwähnt, alles zum Abfall reif war, so wurde die Oberherrlichkeit des Khedive rasch und gründlich hinweggeräumt. Emin blieb in seiner exponirten Lage zuerst fast unangefochten, denn erst im April 1883 wurde ihm die Verbindung nach dem Norden vollständig abgeschnitten, und die ersten Angriffe der Empörer gegen die Aequatorialprovinz konnten von den treu gebliebenen Truppen zurückgewiesen werden. Auch ohne Kontakt mit der Centralgewalt, führte Emin sein Leben als Regent und Forscher ganz in der gewohnten Weise fort und hatte die Freude, durch Europäer, welche unter den schwierigsten Verhältnissen sich den Weg zu ihm bahnten, einigen Trost in seiner Einsamkeit zu finden. 1883 kam Casati (vergl. unseren Artikel im 8. Jahrgang Nr. 18 und 19 d. Z.), 1884 kam Junker zu ihm, und beide verweilten längere Zeit wo nicht in seiner unmittelbaren Nähe, so doch in dem seiner Obhut unterstellten Gegenden. Inzwischen wurde eben dieses Gebiet mehr und mehr eingeengt, indem immer neue Landschaften im Norden sich der machdistischen Revolte anschlossen. Im Juli 1885 sah sich Emin gezwungen, seine Truppen im Süden, in Wadelai, zu konzentriren, aber er war derselben nicht mehr so sicher, wie früher, weil dieselben mit einigem Rechte ihren endgültigen Untergang besiegelt glaubten. Das alles hielt ihren Befehlshaber nicht ab, seine Entdeckerarbeit beharrlich fortzusetzen, und eben in dem kritischen Jahre 1886 gelang ihm die völlige Umsegelung des Albertsees und die Auffindung des in diesen sich südlich ergießenden Flusses, des Semliki, dessen Verlauf nachmals Stanley genauer ergründete. Das folgende Jahr 1887 gehört zu dem am wenigsten bekannten, obgleich gerade jetzt die große „Entsatzexpedition" im Gange war. Ohne zu untersuchen, ob Emin überhaupt „gerettet" sein wolle, organisirte man bekanntlich in England jene Unternehmung, an deren Spitze der „Amerikaner" Stanley gestellt ward; wie es derselbe ermöglichte, vom Kongo aus bis an den Albertsee durchzudringen, ist noch in Aller Erinnerung (vergl. auch einen Aufsatz im 7. Jahrgang d. Z. Nr. 48, dann auch Nr. 17 und 41). Am 29. April genannten Jahres hatten Emin und Stanley an jenem See ihr erstes Zusammentreffen, welches aber vorerst noch keine Entscheidung brachte; vielmehr kehrte Ersterer, begleitet von dem Engländer Jephson, wieder in seine Provinz zurück. Hier waren inzwischen die Unruhstifter nicht müßig gewesen, sondern hatten einen großen Theil der Soldaten und Offiziere für ihre Umsturzpläne gewonnen, so daß am 13. August in Duflé, einen der Hauptposten am obersten Nil, der offene Aufruhr losbrechen konnte. Es fällt schwer, sich über Emins Verhalten in dieser schlimmsten Periode ein ganz zutreffendes Urtheil zu bilden; wenigstens scheint aus Casati's — gerade auch nicht durch besondere Klarheit ausgezeichneter — Darlegung soviel hervorzugehen, daß der Pascha in den entscheidenden Tagen nicht die ihn sonst kennzeichnende ruhige Entschlossenheit bewährte, sondern sich von den Ereignissen einigermaßen überraschen ließ. Als einen Fehler ihm dies anzurechnen, halten wir uns um so weniger berechtigt, als höchst wahrscheinlich sein hohes, scharf ausgeprägtes Humanitätsgefühl es war, das ihn abhielt, mit Pulver und Blei gegen die Verschwörer vorzugehen. Auch so war die Gefangenschaft Emins, in welcher ihn die Aufständischen hielten, nur eine kurze, denn da die Machdisten immer unverschämter wurden und auch Ladó, den früheren Regierungssitz des Statthalters, in Besitz nahmen, so sah man in Duflé die Nothwendigkeit ein, den Mann wieder an die Spitze zu stellen, von dem auch die Aegypter vernünftigerweise allein hoffen durften, daß er noch einen Ausweg aus solch verzweifelter Lage werde finden können.

So übernahm denn Emin, aus dem Gewahrsam befreit, aufs Neue das Kommando und schlug den Angriff, welchen die „Derwische" am 25. November 1888 auf seinen letzten Zufluchtsort Duflé unternahmen, siegreich zurück. Allein ihn, den klar die Sachlage überblickenden, vermochte der Augenblickserfolg nicht zu täuschen über den schweren Ernst der Situation, und der bislang zurückgewiesene Gedanke, sich des von Stanley eröffneten Rettungsweges zu bedienen, mochte bestimmtere Gestalt bei ihm annehmen, obschon er allerdings die Art und Weise seiner Rückkehr sich ganz anders dachte, als sie bald darauf wirklich erfolgte. Seine Absicht war es, eine vollständige Räumung der ihm anvertrauten Ländertheile zu vollziehen, seine Soldaten und deren Angehörige sämmtlich mitzunehmen und überhaupt an Stanley's Kolonne sich mit der seinigen in vollster Gleichberechtigung anzuschließen. Dieser Gedanke wurde nicht verwirklicht; Stanley hatte nur hoffärtige Ablehnung für Vorschläge, die wohl seiner Meinung nach dem eigenen Ruhm Abbruch thun mußten. Als beide Männer am 13. Februar sich zum zweiten Male begegneten, war die gegenseitige Spannung bereits eine hochgradige geworden, und es konnte auch in der That zwischen so verschiedenen Naturen keine Harmonie der Gefühle und Interessen Platz greifen, denn dem rücksichtslosen, egoistischen, nur an seinen Ruhm denkenden Yankee stand ein Mann gegenüber, in welchem orientalischer Fatalismus und deutscher Idealismus sich eigenthümlich zusammenfanden, der aber unter allen Umständen niemals das eigene Ich in den Vordergrund zu stellen gelernt hatte. Emin mußte sich wohl oder übel dazu verstehen, bloß mit seinem engeren Gefolge dem Stanley'schen Zuge sich anzuschließen und sozusagen von dem großen afrikanischen Triumphator dem Publikum als kostbares Beutestück vorführen zu lassen. Am 10. April 1889 trat man den Marsch zur Ostküste an, der fast volle acht Monate in Anspruch nahm und das kleine Heer aufs Neue in Mühsale und Gefahren aller Art stürzte, dabei aber auch zu werthvollen geographischen Errungenschaften verhalf, unter denen nur die Entdeckung und theilweise Besteigung des Riesenberges Ruwenzori hier genannt sein möge. Erst als man die Grenze des deutschen Schutzgebietes erreicht hatte, durfte man sich in Sicherheit glauben, und so erfolgte denn am 4. Dezember der Einzug in den Hafenort Bagamoyo, ein Ereigniß, welches der Telegraph nicht verfehlte, urbi et orbi zu verkündigen, und welches in Deutschland besonders allseitige freudige Erregung hervorrief.

Leider fehlte der hinkende Bote nicht, denn jener ersten Depesche folgte unverzüglich eine zweite, welche von dem schweren Unfalle berichtete, der Emin betroffen hatte: am Abend des Einzugstages hatte ein fröhliches Gastmahl stattgefunden, und der, zu dessen Ehrung dasselbe in erster Linie stattfand, stürzte von der Plattform des deutschen Stationsgebäudes herab.*) Die hochgradige Augenschwäche, an welcher Emin schon lange gelitten hatte, scheint das Unglück verschuldet zu haben. Anfänglich wurden die Verletzungen des Paschas als tödtliche betrachtet, allein die unverwüstliche Kraft des schon durch so viele Prüfungen Gegangenen hielt auch diesen Anprall aus, und schon im April des nächsten Jahres war der Kranke unter aufmerksamster Pflege wieder

*) Emins Note „Ueber den Sudan und die Aequatorialprovinz im Sommer 1882" (Ausland 1883) kennzeichnet am besten den damaligen Stand der Dinge.

*) So nach B. Förster; nach Anderen hätte Emin in seiner Kurzsichtigkeit Thüre und Fenster des Speisezimmers verwechselt.

soweit genesen, daß er seine Bereitwilligkeit, in den Reichsdienst einzutreten, erklären konnte.

Daß dies kein glücklicher Schritt war, darüber dürfte heute wohl in allen Kreisen Uebereinstimmung herrschen. Emin hatte bisher nur die Pflichten des Regierenden gekannt und in einer, soweit eben afrikanische Verhältnisse das Wort zulassen, geradezu mustergültigen Weise wahrgenommen, aber zum deutschen Beamten eignete er sich jetzt noch weit weniger, als er, der diesen Dienst nie gekannt, in früheren Jahren sich dafür vielleicht geeignet haben würde. Mit Wißmann, einer ihm in so vielen Beziehungen kongenialen Persönlichkeit, hätte sich Emin vielleicht auf die Dauer vertragen, aber mit dem strengen Regimente v. Soden's auszukommen, war für ihn unmöglich. Man handelte am klügsten, als man ihm eine Expedition nach dem Seengebiete übertrug, zu welcher er am 25. April 1890 auszog, geleitet von Lieutenant Langheld und Dr. med. Stuhlmann, allein von vornherein hätte man sich sagen müssen, daß es in dieses Mannes Art nicht liegen könne, einen bestimmten Auftrag zu vollziehen, vorschriftsmäßig über alle Einzelheiten zu rapportiren und dann ordnungsgemäß zurückzukehren; ein solcher Staatsdiener durfte nicht mit dem üblichen Maße gemessen werden. Unter einem höheren Gesichtspunkte muß man beiden Theilen recht geben: Emin durfte verlangen, daß man ihn frei gewähren lasse, und auf der anderen Seite mußten Gouverneur und Reichskanzler die strikte Einhaltung der von ihnen ausgegangenen Befehle fordern. Es hätte nichts geschadet, wenn die Mitglieder der Kolonialregierung vor der Anstellung Emin's das Schiller'sche Gedicht „Pegasus im Joche“ durchgelesen und eine Nutzanwendung daraus gezogen haben würden.

Zunächst zwar ließ sich alles gut an. Im August wurde eine Station in Tabora, im November eine solche in Bukoba am Ukerewe gegründet, und die Kämpfe mit den widerhaarigen Wangoni verliefen sämmtlich zum Vortheile der Deutschen. Auch als Emin Mitte Februar 1891 mit Dr. Stuhlmann gegen die beiden westlichen Seen hin aufbrach, konnte dieser Marsch noch einigermaßen mit den Instruktionen in Einklang gebracht werden, doch mußte diese Täuschung mehr und mehr schwinden, als die Expedition auch in Masamboni (westlich vom Albertsee) noch nicht halt machte, sondern immer tiefer in die Wildnisse dieses Herzens von Centralafrika eindrang. Welche Beweggründe den Pascha im letzten Grunde dabei leiteten, ob er wirklich Wadelai und seine dort zurückgelassenen alten Soldaten aufsuchen oder längs des Ituri den Durchpaß nach dem Kongo erkämpfen wollte, das ist noch immer nicht mit völliger Klarheit zu übersehen. Die Unzuverlässigkeit seiner Mannschaft, die Feindseligkeit der Natur und der Menschen, vor allem aber der Nachlaß der eigenen Kraft setzten dem Vorstoße endlich ein Ziel, und am 12. Dezember traf Emin, dessen Augenleiden bis zu fast völliger Erblindung fortgeschritten war, wieder in Masamboni ein. Von hier datiren die letzten ganz sicheren Nachrichten über sein Schicksal. Um nämlich die noch marschfähigen Reste seiner Schaar zu retten, befahl der Führer am 10. Dezember 1891 seinem Begleiter, unter allen Umständen den Rückzug nach dem deutschen Gebiete zu versuchen, und, wie man weiß, ist dieser Versuch fast unerwartet gelungen; seit Herbst 1892 weilt Dr. Stuhlmann wieder in Deutschland und hat seitdem schon mehrfach über die letzten Monate seines Zusammenseins mit Emin Bericht erstattet. Die direkten Mittheilungen über des letzteren Schicksale dagegen haben mit dem bezeichneten Tage aufgehört.

Das Wenige, was man seitdem noch vernommen, beruht auf Erkundigungen, welche Kapitän Lugard, der bekannte englische Geschäftsträger in Uganda, von herumziehenden arabischen Händlern eingezogen hat. Im März 1892 scheint Emin mit seinen Invaliden zu einer Wanjemakarawane gestoßen zu sein, mit welcher er südwärts über den Aequator vordrang. Fast wäre er bis zum Kongo selbst gekommen, als seiner Erdenlaufbahn das Ziel gesetzt wurde, auf welches er selbst sicherlich in seinem durch nichts zu erschütternden Stoizismus schon längst gefaßt war. Und zwar ist anscheinend wieder seine Humanität gewesen, die seinen Untergang vorbereitete. Indem er nämlich, wo er konnte, den Sklavenhändlern zu Leibe ging, hatte er sich den unversiegbaren Haß der im südöstlichen Afrika noch immer sehr mächtigen Kaste zugezogen, und eines der einflußreichsten Mitglieder derselben, Seid den Abed, nützte die Gelegenheit aus, sich des auch in seiner Hilflosigkeit gefürchteten Gegners zu entledigen. Er hetzte die Wanjema gegen diesen auf, was zur Folge hatte, daß Emin von seinem eigenen Führer — muthmaßlich am 20. Oktober 1892 — ermordet wurde. Es ist jetzt gerade etwa ein Jahr seit seinem Tode vergangen. Konnten über diese unbeglaubigte Erzählung noch Zweifel herrschen, so müssen diese doch leider verstummen, seitdem eine Bestätigung von ganz anderer Seite hinzutrat. Vor Kurzem nämlich haben die Truppen der Kongoregierung Nyangwe, den eigentlichen Stützpunkt der arabischen Seelenverkäufer, mit stürmender Hand eingenommen, und dabei fielen ihnen die sichersten Zeugnisse dafür in die Hände, daß Emin in der geschilderten Art den Tod gefunden habe. Lieutenant Dhanis hat dessen Tagebücher aufgefunden, welche bis zum 12. Oktober reichen und uns wohl in Bälde Aufschluß über das Martyrium der letzten Monate spenden werden.

Emin Pascha ist, so kann man wohl sagen, in seinem Berufe gestorben, als tapferer Soldat auf dem Schlachtfelde der Afrikaerforschung, welches bereits so viele wackere Deutsche aufgenommen hat. Die Leistungen des hochverdienten Mannes für die Wissenschaft ins richtige Licht zu stellen, wird die Aufgabe der nächsten Zukunft sein; heute schon ein Fazit dieser Art ziehen zu wollen, wäre verfrüht. Uns bleibt vorläufig nur die Pflicht, eine Palme auf das Grab des edlen Menschen niederzulegen, eines Menschen, der den vollgültigen Beweis dafür geliefert hat, daß, was gut und groß in der deutschen Erziehung ist, auch unter den erschwerendsten Verhältnissen erhalten bleiben und segensreich wirken kann.

München. S. Günther.

## Paul Hervieu.

Guy de Maupassant ist uns — welch ein Verlust! — nach langem, schwerem Leiden durch den Tod entrissen! Paul Bourget befindet sich auf Reisen. Nachdem er bisher die vornehme Welt und auch die Halbwelt studirt hatte, will er nun noch die neue kennen lernen und ist nach Chicago zur Ausstellung gegangen. Das Feld ist frei für andere Darsteller des gesellschaftlichen Lebens. Paul Hervieu hat die Abwesenheit seiner Vorläufer benutzt und auf der Bühne mit einem Drama Fuß zu fassen versucht, das größeren Beifall verdient hätte: „Les Paroles restent“ — und im Buchhandel ist er mit einem Roman aufgetaucht, welcher gebührende Verbreitung findet: „Peints par eux-mêmes“.

Das Drama hat nur wenige Aufführungen erlebt, obgleich es einige Gestalten von wirklichem Interesse auf das Theater brachte; vor allen die Heldin selbst, Régine de Vesles, ein entzückendes Mädchen von fünfundzwanzig Jahren. Der Tod ihres Vaters, eines hervorragenden Diplomaten, hat sie als Waise und ohne Mittel zurückgelassen. Es ist ein Glück, daß sie Talent zur Malerei hat, ein größeres Glück noch, daß sie Verwandte besitzt, den Grafen und die Gräfin de Ligueil, die sie bei sich aufnehmen, ihr Wohnung, Kost und selbst ein Atelier gewähren. Durch eine sehr geschickte Exposition — die Scene spielt während eines Balles — erfahren wir alles dieses und lernen sogar das junge Mädchen selbst kennen. Eine böse Zunge, wie sich deren zuweilen auf Bällen finden, theilt uns mit, daß zur gleichen Zeit, als Vesles französischer Gesandter in Rumelien war, ein niederländischer Legationssekretär Namens Wissen dort weilte. Ein Augenzeuge, dessen Name sogleich genannt werden soll, hat, durch die Lage

seiner Fenster und zufällige Schlaflosigkeit begünstigt, diesen Missen zu wiederholten Malen in das Haus gehen sehen, welches Vesles ganz allein bewohnte, und einmal hat er deutlich wahrgenommen, wie jener eine zierliche Frauenhand küßte, dieselbe Hand, die ihm die Pforte zu öffnen und hinter ihm wieder zu verschließen pflegte. Man nehme hinzu, daß diese Manipulationen immer zwischen Mitternacht und zwei Uhr Morgens stattfanden und daher natürlicher Weise verdächtig erscheinen mußten. Dieser Augenzeuge ist leider nicht der Erste Beste; er heißt Marquis de Rohan, ein Offizier, den eine besondere Mission damals in diese östlichen Gegenden führte, und er hat jene Anekdote der erwähnten bösen Zunge mitgetheilt, wie er ehemals ihr alles anvertraute, und das scheint er heute zu bereuen, denn jetzt erzählt er ihr nichts mehr. Dies sind die Personen des Stückes. Der Zuschauer erhält noch eine weitere Aufklärung; er erfährt, daß Mlle. de Vesles völlig schuldlos ist; er erfährt es aus ihrem eigenen Munde, denn sie sagt zu Missen, der sie durch den Ballsaal führt: „Ich wiederhole es Ihnen noch einmal, ich hege eine herzliche Freundschaft für Sie. Ich bin überzeugt, auch Sie haben viel Sympathie für mich übrig, freilich weniger als Sie mitunter allzu kühn behaupten, aber gerade soviel wie ich Ihnen gestatten darf."

Man braucht nur ein wenig mit der Bühne vertraut zu sein und eine geringe Dosis Prophetengabe zu besitzen, um den Gang der Ereignisse errathen zu können. Ich kürze daher meine Erzählung ab, welche nur bestätigen soll, was der Leser voraussieht. Jene Besuche Missen's waren vollig unschuldiger Art. Die Energie und der Patriotismus von Vesles hatten während seines Aufenthalts im Osten die anderen diplomatischen Agenten veranlaßt, ein Bündniß gegen ihn zu schließen, dem der Legationssekretär Missen freilich durchaus fern stand. Aber er war genöthigt, den Schein der Neutralität zu wahren, und so mußte er, wenn er Herrn de Vesles eine Warnung zukommen lassen wollte, dies im Geheimen thun. Rohan erfährt das erst, nachdem er Missen gefordert hat; sie schlagen sich, und der unglückliche Rohan wird ernstlich verwundet. Im letzten Akt finden wir ihn schwer krank in einem Wärterhäuschen des Bois de Boulogne wieder, wohin er nach dem Duell getragen worden ist. Er will sich vor dem Sterben noch mit Reginen, die er verehrt, verbinden, alles ist zu der bevorstehenden Feier bereit, sogar die Gesundheit, die ihm nach dem Ausspruch des Arztes wiederkehren soll. Leider hat Rohan Freunde, die sich nach ihm erkundigen, er verbirgt sich vor ihnen, hört sie aber reden; und sie hatten wie gewöhnlich üble Nachrede. Die Wunde öffnet sich von Neuem, und als die Freunde sich entfernt haben, fällt er todt zu Reginens Füßen nieder. „Les paroles restent", sagt einer der Umstehenden. „Elles tuent", sie tödten, fügt der Arzt hinzu. So schließt das Stück, das an Galeotto von Echegaray entfernt in der Fabel erinnert; diese Fabel ist hier vielleicht ein wenig gesucht; aber die Ausführung ist reizvoll.

Ferner gründet sich das steigende Ansehen von Hervieu auf den genannten Roman „Peints par eux-mêmes". Es ist der Briefwechsel zwischen einer Anzahl von Leuten der großen Welt, die sich zur Herbstzeit auf dem Schlosse Pontarmé im Departement Indre et Loire zusammenfinden. Man will hier ein ungedrucktes Lustspiel aufführen von jenem Grafen Pontarmé, der ein alter Edelmann ist, der in seinen Mußestunden die Feder zur Hand nimmt, und der das schönste unter den historischen Schlössern der Gegend besitzt. Vor unseren Augen wird nun die Korrespondenz all dieser verschiedenartigen Persönlichkeiten geplündert; wir sehen sie schreiben, diese aufrichtig, jene mit einer Maske vor dem Gesicht, einige recht fade, andere — die kleinere Anzahl — geistvoll. Von diesen allen ist der geistvollste jener, der die Feder gar nicht aus der Hand legt: Paul Hervieu. Man möchte nach jeder Seite das Buch hinlegen, um einen Gedanken zu pflücken und einen Strauß von Aussprüchen zu binden, welche der Erzählung, die sie zieren, entrathen könnten. So komme ich ganz von selbst auf das zu sprechen, was in meinen Augen vielleicht die schwächste Seite des Buches ist. Es mangelt an einer Geschichte, die sich erzählen ließe, an dem, was so alte, vorurtheilsvolle Leute, wie ich es bin, einen Stoff zu nennen pflegen. Hier kann man nicht berichten, daß einstmals ein junges schönes Mädchen existirte, die einen braven Jüngling liebte, und man kann nicht mit der beruhigenden Versicherung schließen, daß sie in sehr glücklicher Ehe lebten und viele Kinder hatten. Ach nein, ein so gutes Ende nehmen Mme. de Tremeur und ihr Freund Le Hinglé nicht, und ihr Anfang ist auch nicht viel besser als ihr Ende. Ihre Briefe sprechen von Liebe, aber sie schildern mehr flüchtiges Empfindungsleben als echte Gefühle.

Also sie nehmen alle beide ein schlechtes Ende, sagte ich. Le Hinglé ist gezwungen, im Spiel zu gewinnen, arrangirt seine Karten zu diesem Zwecke und betrügt; eines schönen Tages richtet er sich selbst und schießt sich eine Kugel durch den Kopf. — Mme. de Tremeur dagegen verschluckt zuviel Laudanum und vergiftet sich; man weiß freilich nicht, ob es durch Zufall oder mit Vorbedacht geschieht; was aber jedenfalls außer allem Zweifel steht, das ist: beide hatten eine Strafe wohl verdient. Paul Hervieu denkt: der Ausweg, sie selber die Strafe vollziehen zu lassen, bewahre ihn vor dem Verdacht, als wolle er sich den herrschenden Vorurtheiten anbequemen; in echter Modernität fürchtet er augenscheinlich, für einen Feind des Lasters und einen Freund der Tugend gehalten zu werden — und man muß doch modern sein.

An dem Gegenstande des recht heiklen Romans, der im Wesentlichen nichts weiter ist, als die auf recht unwahrscheinliche Weise herbeigeführte Entlarvung des Liebesverhältnisses zwischen Hinglé und Mme. de Tremeur, ist gewiß vielerlei auszusetzen; doch um so mehr Bewunderung zolle ich dem Schriftsteller, der einen solchen Stoff mit soviel Kunst und Talent behandelt hat. Von den zweiundvierzig Briefen, mit denen er das Buch ausgestattet hat, ist jeder Einzelne so zu sagen vollendet. Wie könnte man diesem Schriftsteller, oder soll ich sagen Postboten, zürnen, dessen Indiskretion wir unser Entzücken verdanken, und der uns einen so wohl versehenen Briefkasten aufschließt? Er zeigt uns wieder einmal, daß sich unter der Hülle des konventionellen und affektirten Weltmenschen oft genug Leidenschaft und Brutalität verbirgt, und er verleiht dieser unbestreitbaren Wahrheit neuen Nachdruck; nur, finde ich, er entfaltet mehr Kunst bei der Schilderung der Narrheiten als bei der Darstellung der Leidenschaften dieser Menschen.

Im Theaterstück wie im Roman, in „Les Paroles restent" wie in „Peints par eux-mêmes" befinden wir uns mitten in der großen Welt und wir müssen dem zustimmen, der sie vor unseren Augen entstehen läßt; wir sehen sie lebendig vor uns mit ihren Gewohnheiten und Ansprüchen, ihren Konventionen, Masken und Hüllen. Wie fein ist ihre Atmosphäre analysirt, wie treffend sind sie geschildert! Hervieu hat sie mit auserlesenen Bewohnern bevölkert, denen die Mode eine Göttin und der Jockeyklub ein Tempel ist. Zu dem Herzen solcher Leute, wenn anders sie eins haben, muß man durch eine Schicht mehr vordringen; während das Herz offen zu Tage liegt, wenn Hervieu einen Künstler oder Handwerker darstellt. Der Weltmann bedarf wie der Heuchler der Demaskirung, um studirt zu werden, und Molière hat einen größeren Beweis seines Genies gegeben, da er den lebenden Tartuffe lebendig erschuf, als indem er Orgon gestaltete. Und ist die Entkleidung dann vollzogen, so bleiben immer noch eine Anzahl hergebrachter Gedanken, einige unveräußerliche und wie es scheint ererbte Neigungen abzuziehen; ihr Einfluß muß berechnet und zu den ewigen und echten menschlichen Gefühlen erst in das rechte Verhältniß gesetzt werden. Da wäre zu nennen, die Eitelkeit, die abgöttische Verehrung, die dem Erfolg gezollt wird, der Kultus der eigenen Person durch die Toilettenkünste und was sonst. In diesem Gebiet hat sich Paul Hervieu als Künstler ersten Ranges bewiesen, er hat für diese Zwecke Gestalten geschaffen, die im Sprechen wie im Schreiben vollkommen lebend vor uns stehen.

Soll ich noch eine seiner hervorstechendsten Eigenschaften nennen, die sich beim Lesen förmlich aufdrängt?

Er besitzt Geist. — Ich weiß recht wohl, daß der Geist allein nicht genügt, was sage ich! — daß er sogar schädlich ist. Es gibt berühmte Romanschriftsteller, die über ihn die Achseln zucken und sich's zur Ehre anrechnen, keinen Geist zu haben. Od mit Recht? Der Geist ist doch nicht zu verachten; er ist eine schöne Gabe der Natur wie der Wohllaut der Stimme oder die Regelmäßigkeit der Gesichtszüge; freilich die bedingen allein noch nicht den lieblichen Gesang oder die edle Erscheinung, aber sie tragen doch dazu bei. Wie läßt sich jene geheimnißvolle, immer vorhandene Einheit definiren, die da bewirkt, daß wir Hervieu's Geist zwischen den Zeilen leuchten sehen, selbst wenn wir den Brief eines Dummkopfes lesen, der Albernheiten zu Papier bringt? Wir bewundern Hervieu, daß er die Dummen so gut reden lassen kann. Mir wäre es lieb, wenn bei ihm der Geist die Phantasie etwas weniger regierte; dann, glaube ich, würde das Drama, das sich in „Peints par eux-mêmes" abspielt, an ergreifender Wirkung ebenso viel gewinnen, als es an Bosheit verlieren würde.

Stößt man auf einen Roman, der aus den Briefen mehr oder minder verderbter Weltmenschen besteht, so muß man sogleich an die „Liaisons dangereuses" denken, jenen klassischen Roman des vorigen Jahrhunderts, den die Männer heimlich lesen, während sie auf der Schule sind, und die Frauen nach ihrer Verheirathung, falls sie einen vorurtheilsfreien Mann besitzen. Wir finden dort bei einigen Personen absolute Verderbtheit und bei der Heldin eine zweifelhafte Tugend. Die Treulose ist von einer unwahrscheinlichen Aufrichtigkeit: sie zeigt sich einem früheren Geliebten und getreuen Korrespondenten ganz so wie sie ist — abscheulich. Dieses Verfahren bezweckt, den Leser klar sehen zu lassen, aber es entspricht der Natur nicht. Kurzum, wenn man dieses Meisterwerk ausgelesen hat, so sagt man sich mit Wohlgefallen, daß Laclos zwar ein bemerkenswerthes Buch geschrieben, die Männer und Frauen seiner Zeit aber nur in gewissem Sinne gekannt hat. Von Hervieu dagegen möchte ich behaupten, daß er seine Zeitgenossen sehr wohl kennt, und daß er einer größeren Anzahl von ihnen in das Herz schaut, angefangen mit dem Künstler — dem Maler und dem Schriftsteller Marfaux — bis zu der blinden Alten, und von der vornehmen Dame mit dem empfänglichen Herzen bis zu der kleinen Streberin, die sich und ihren Mann in der Welt voranbringt. „Peints par eux-mêmes" hat eine so zahlreiche und mannigfaltige Gruppe von Persönlichkeiten aufzuweisen, daß das Buch schon dadurch sich über die „Liaisons dangereuses" mit ihren einförmigen Gestalten emporhebt.

Zum Schlusse werde ich gewahr, daß es sehr schwer hält, einen Begriff von einem Roman und einem Drama zu geben, deren Inhalt von geringerem Interesse ist als die Form. Der Reiz des Dialogs, die künstlerische Vollendung der Erzählung lassen sich nicht übertragen, und ich muß entschieden als das beste Mittel, Hervieu zu verstehen, die Lektüre seiner Werke empfehlen. Seine Leser bedauere ich nicht.

Clarens. Arthur Baignères.

## Louise von François.

Als vor wenigen Wochen Louise von François in Weißenfels die Augen schloß, da klang durch die spärlichen Notizen, welche die Zeitungen der todten Dichterin widmeten, ein Ton der Entfremdung hindurch; beinahe, als ob das stille Leben, das jetzt zur Rüste gegangen, schon längst nicht mehr unserer Zeit angehört hätte. Der Freund der deutschen Dichtung wird diese Thatsache beklagen, allein es wird ihm nicht schwer werden, eine Erklärung dafür zu finden, die ihn berechtigt, derartigen Stimmen keine Beachtung zu schenken und das Urtheil getrost der Zukunft anheim zu geben. Denn was so manchem bedeutenden poetischen Talente unserer Zeit auf das innigste zu wünschen wäre: nur der Stimme seines Inneren zu folgen, sein eigenes Selbst nicht zu verleugnen und durch die Anbetung des Tagesgötzen nicht flüchtigen Ruhm für dauernden einzutauschen — das hat Louise von François wirklich gethan. Sie ist als Dichterin den Weg gegangen, den sie für den richtigen erkannt hat, unbeirrt durch den wechselnden Geschmack der Menge wie der litterarischen Moden. Sie hat es verschmäht, durch allerlei flitterhaften Aufputz sich ein größeres Lesepublikum zu gewinnen; sie wollte um äußeren Erfolges willen auch nicht ein Geringes von dem Ernst ihrer Lebensauffassung und dem Adel ihrer Gesinnung preisgeben. Wer aber so, nur dem Gotte in der eigenen Brust getreu, seinen Weg verfolgt, den mag man immerhin altfränkisch schelten, man mag im Einzelnen gegen den technischen Aufbau, gegen die Motivirung, gegen die Gestalten seiner Werke Manches einzuwenden haben — ihm ist eine dauernde Wirkung gesichert, wenn es auch manche Zeitgenossen nicht Wort haben wollen.

Weder im Stoffe noch im Inhalte war Louise von François geneigt, dem Zeitgeschmacke irgend welche Zugeständnisse zu machen. Ihr kam es nicht darauf an, durch eine verwirrende Fülle von Ereignissen zu wirken oder bunt wechselnde Bilder an dem Leser vorüberzuführen, sondern sie wollte Menschen schildern. Darum wandte sie ihren Blick gern von dem verwirrenden Treiben der Gegenwart, in der die Individualität immer mehr zu Gunsten einer allgemeinen Schablone ertödtet wird, in eine frühere Zeit zurück. Eine Zeit, in der noch nicht die Unrast Herrin über die meisten Gemüther geworden war, schien ihr geeigneter zum sinnvollen Verweilen auf dem Lebensschicksale des Einzelnen. Nicht ohne heitere Selbstironie hat die Dichterin in einer ihrer Erzählungen selbst von ihrer Neigung gesprochen, ihre Helden in eine entferntere Zeit zurück zu versetzen.

„Die Zeit", sagt sie, „in welcher die gelbe Kutsche noch sechs Stunden an der Meile fuhr, wo ein aus- oder einsteigender Passagier ein Stadtereigniß bildete, die Zeit, in welcher der Enkel noch Muße und Laune hatte, die Erlebnisse seiner Altvorderen, so weit irgend die Tradition reichte, nachzuleben wie ein persönliches Geschick, wo die Weltkunde im Centrum der Heimath begann und häufig genug in deren Peripherie auch endete; ich will diese Zeit beileibe nicht schlechthin die gute nennen, die gute nicht einmal für einen Erzähler; aber für einen Erzähler von meinem bescheidenen Kaliber ist sie die beste."

So hat sie bei ihren meisten Erzählungen, bei denen eine ausdrückliche Zeitangabe nicht gemacht wird, offenbar die Zeit im Auge gehabt, in der sie selbst zuerst begann, Beobachtungen und Erfahrungen zu sammeln und sie innerlich zu verarbeiten: etwa die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts. Wohl greift sie gelegentlich auch in frühere Perioden zurück und wählt etwa die Erhebung des Jahres 1813 oder den siebenjährigen Krieg zum Hintergrunde ihrer Darstellung, aber die Farben, die sie verwendet, sind offenbar auch in solchen Fällen der Zeit entlehnt, in der sie aufgewachsen ist. Mit dieser Vorliebe hängen gewisse romantische Nachklänge zusammen, die sich hier und da bei der Dichterin finden und auf denen sie offenbar mit einer gewissen Neigung verweilt: so das liebliche Waldidyll im „Katzenjunker", das in seiner Art wirklich ein kleines Kabinetsstück ist. Auch manche Erfindungen führen uns etwas auf dieses halbromantische Gebiet hinüber, z. B. die Heirath der Tochter des alten Invaliden und Leiermannes mit dem Sohne des alten Adelsgeschlechtes in der Novelle: Die Sandel. Allein wenn die Verhältnisse, die in diesem und ähnlichen Fällen geschildert werden, auch unzweifelhaft recht unwahrscheinlich sind, so sehen wir doch die Dichterin auf das Lebhafteste bemüht, durch sorgfältige psychologische Entwicklung der an sich unwahrscheinlichen Handlung den Charakter der Lebenswahrheit aufzuprägen: daß der alte blinde General schließlich seine freudige Zustimmung zu der Ehe seines Sohnes mit der Tochter des Invaliden gibt, erscheint uns um so mehr als eine Unmöglichkeit, als er fast während der ganzen Novelle als der Typus eines zähe an Standesvorurtheilen hängenden Aristokraten charakterisirt wird; allein wenn wir erwägen, wie dieser Mann am Schluß aus allen den Verhältnissen, die bisher die scheinbar uner-

schütterliche Grundlage seines Lebens ausmachten, sich herausreißt oder vielmehr herausgerissen wird, so erhält es immerhin eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß mit diesen Verhältnissen auch die bisherigen Lebensanschauungen des Generals ins Schwanken gerathen, wenn man auch zugeben mag, daß nach immer in der Motivirung manche Lücke sich aufzeigen läßt.

Aber noch in manchen anderen Zügen läßt sich die Einwirkung der Kreise, aus denen Louise von François mit Vorliebe ihren Stoff wählte, nicht verkennen: sie zeigt sich z. B. auch in den Persönlichkeiten, die sie uns vorführt: der lyrisch und sentimental angehauchte Phosphorus Hallunder, der erst durch ein schweres Lebensschicksal zum thätigen und strebenden Manne umgewandelt wird, ist ein echter Sohn der dreißiger oder vierziger Jahre unseres Jahrhunderts. Die Neigung, seltsame Käuze zu zeichnen, wie etwa die beiden Freunde des ehrlichen Pastors in „Frau Erdmuthen's Zwillingssöhne" mag ebenfalls auf die Zeit zurückzuführen sein, in der sie die ersten stärkeren litterarischen Eindrücke empfing — der Zeit, in der Jean Paul und Hoffmann mehr als heute den Geschmack beherrschten. In dieser Neigung berührt sich Louise von François mit Wilhelm Raabe, an den man auch in der Darstellung zuweilen leise gemahnt wird, ohne daß man freilich nöthig hätte, eine Beeinflussung der Dichterin durch Raabe anzunehmen: sie haben es eben beide verschmäht, modisch zu erscheinen. Denn auch in der Darstellungsweise hat die Dichterin, und ganz unzweifelhaft mit bestimmter Absicht, einen Erzählungsstil festgehalten, wie er jetzt nicht eben allzuhäufig mehr gefunden wird. Sie ist nicht das, was man einen realistischen Erzähler nennt, der von seinen Gestalten und deren Schicksalen wie ein unbetheiligter gleichgültiger Zuschauer erzählt. Sie betrachtete vielmehr die von ihr geschaffenen Persönlichkeiten als ihr Fleisch und Blut und nahm daher auch das Recht für sich in Anspruch, sie wie ihr Fleisch und Blut zu lieben. Sie erzählt von ihren Helden wie eine Mutter von ihren Kindern und setzt ebenfalls wie eine Mutter das gleiche Interesse auch bei ihren Zuhörern voraus. Ein billiger Beurtheiler wird eine derartige Darstellungsweise um so weniger verwerfen, als ihre Verwendung bewußten und wohlerwogenen künstlerischen Rücksichten entspringt. Er steht durchaus in Harmonie mit der Zeit, aus der Louise von François meist ihre Stoffe wählt, und mit den Personen, die uns geschildert werden. Der durchaus einheitliche Eindruck, den wie beispielsweise in der letzten Reckenburgerin erhalten, ist gerade auf diese Uebereinstimmung von Form und Inhalt zurückzuführen. Hätte die Dichterin sich verleiten lassen, in einem solchen Falle den ihr eigenthümlichen Erzählungsstil aufzugeben und sich einer Darstellungsart anzuschließen, die gerade damals des größten Erfolges sich erfreute — eine Darstellungsart, in der alles auf Spannung angelegt ist und die Handlung unaufhaltsam von Thatsache zu Thatsache fortstürmt — so würde sie vielleicht mehr Leser gefunden, aber derartig innerlich geschlossene Dichtungen wie die letzte Reckenburgerin nicht erreicht haben.

Was all diesen Erzählungen ein so eigenthümlich charakteristisches Gepräge verleiht und sie als Ganzes so scharf aus der Masse der gleichartigen Litteratur heraushebt, das ist ein gemeinsamer Zug, der sich fast durch alle Dichtungen der Verfasserin hindurchzieht und der, wenn er nicht — wie häufig — das Hauptmotiv bildet, doch überall in der einen oder anderen Weise anklingt. Die schlichte Wahrhaftigkeit, die aus ihren Werken zu uns spricht, ist zum großen Theile daraus zu erklären, daß dieser gemeinsame Zug unzweifelhaft auf persönlich Erlebtem beruht. Wir wissen, daß die Dichterin durch den Leichtsinn eines Verwandten, der mit der Verwaltung ihres Vermögens beauftragt war, plötzlich gezwungen wurde, einem sorgenfreien Leben zu entsagen. Aus diesem Erlebniß ist ein wesentlicher Theil der Motive erwachsen, auf denen ihre Erzählungen sich aufbauen. Wiederholt finden wir daher den Gegensatz von Leichtsinn, der zum wirthschaftlichen Ruin führt, und strenger, aufopferungsvoller Entsagung, die das Zerstörte wieder aufzubauen sucht. So in Judith, die Kluswirthin. Der Vater der Judith, ein bäuerlicher Gastwirth aus Westfalen, und ihre Mutter verthun leichtsinnig ihr ganzes Gut, leben nur dem Vergnügen, an dem sie freigebig die ganze Bauerschaft theilnehmen lassen und ziehen auch ihren Sohn in das verlotterte Leben hinein, so daß ihm jede Kraft und Energie verloren geht; die Tochter aber, die im einsamen Leben herangewachsen ist, nimmt, da der völlige Zusammenbruch unmittelbar bevorsteht, das Hauswesen in die Hand und weiß es durch entsagungsvolle Arbeit, durch Strenge in ihren Anforderungen an sich selbst wie in ihren Ansprüchen an Andere wieder herzustellen. Aehnlich liegen die Gegensätze in der vortrefflichen Erzählung: Hellstädt. Der Vater des Lieutenants von Hellstädt, ein liebenswürdiger, gastfreier, hilfsbereiter Edelmann, im Verkehr mit seinem Sohne wie ein Freund und von ihm daher abgöttisch verehrt — daneben aber in der Verwaltung seines Vermögens von grenzenlosem Leichtsinn, der auch vor dem Eigenthum seiner Kinder nicht Halt macht; und ihm gegenüber seine Frau, die sich frühzeitig zu einem freudlosen, entsagungsreichen Leben entschlossen hat, um das Erbgut ihrer Tochter vor dem Leichtsinn des Vaters zu retten. Offenbar absichtlich hat die Dichterin gerade in dieser Erzählung die Gegensätze so scharf als möglich herausgearbeitet: ist der alte Hellstädt von bezaubernder Liebenswürdigkeit, so grenzt die Herbigkeit, mit der seine Frau das einmal für richtig Erkannte durchführt, an Härte, ja an Grausamkeit. Auch bei den übrigen Personen kehren die gleichen Gegensätze wieder: so zwischen dem jüngeren Hellstädt und einem armen Kameraden, zwischen einem nahen Verwandten Hellstädt's und einem gewissenlosen Spekulanten. Entsagungsvolle Arbeit ist schließlich auch die Lösung, in die der Roman ausklingt. In der gleichen Weise wie in Hellstädt gestalten sich ebenfalls die Gegensätze in einigen anderen ihrer Novellen. Aber auch sonst hat die Dichtung Louises von François aus dieser Wendung ihres eigenen Lebens reiche Nahrung gezogen. Die stille Entsagung, zu der sie nach schweren inneren Kämpfen sich offenbar selbst durchgerungen hat, ist es, die sie in ihren Gestalten verkörpert: wir finden sie bei Phosphorus Hallunder, der in entsagungsvoller Nächstenliebe und in der Hilfe, die er der ihm untreu gewordenen Braut in ihrem späteren Unglücke gewährt, Ersatz für das nicht erreichte Glück der Liebe findet, bei dem wackeren Pastor, der „Erdmuthen's Zwillingssöhnen" die Liebe widmet, die er der Mutter gegenüber nicht äußern durfte, bei Simon Lauter in „Judith die Kluswirthin", wir treffen sie bei der letzten Reckenburgerin wie bei der Heldin der Novelle: Zu Füßen des Monarchen.

Gerade in dieser letzten Erzählung hat uns die Dichterin ihre eigene Entwicklung vielleicht am klarsten geschildert: die Heldin verzichtet auf ein Glück, weil sie überzeugt, daß es nicht von Dauer sein würde; sie weist den Liebesantrag eines gleichaltrigen Vetters zurück mit der Begründung: „Dreißig Jahre bei Mann und Frau seien verschiedene Größen und gut Freund sein und Mann und Frau sein, das sei auch zweierlei." Aber während sie durch diese Entsagung das Glück des geliebten Mannes begründet, erlebt sie sich doch nicht ohne schwere Kämpfe zu ruhigem, friedvollen Verzicht auf das Glück, das ihr so nahe war. Und wenn wir auch durchaus nicht berechtigt sind, anzunehmen, daß ein ähnliches Ereigniß wirklich im Leben der Dichterin vorgekommen ist — daran wird nicht zu zweifeln sein, daß die folgenden Worte, in denen die Heldin von den Kämpfen und bitteren Schmerzen spricht, die ihr die Entsagung gekostet hat, die eigensten Stimmungen der Dichterin wiedergeben:

„Die Früchte der gesunden Vernunft reifen wohl allgemach, aber viel, viel langsamer als alle übrigen süßen oder bitteren Erdenfrüchte. Sie gleichen dem Kern der Nuß unter harter Schale."

Darin aber, daß sie die meisten ihrer herben, aufopferungsvollen, man möchte sagen, männlichen Frauengestalten, unzweifelhaft in den meisten Zügen ihrer eigenen Persönlichkeit nachgebildet und ein Stück der Tiefe und selbstüberwindenden Stärke ihrer Seele in alle diese dichterischen Figuren hineingelegt, haben wir den Grund für die Thatsache zu suchen, daß uns namentlich diese Seite ihrer poetischen

Produktion so unmittelbar anspricht. Freilich ist diese Welt nicht immer und auch nicht für Jedermann anziehend, aber die Wahrheit des Erlebten spürt man überall auf das Stärkste durch, und gerade daraus ist die eigenthümliche Kraft zu erklären, mit der derartige Gestalten, namentlich der in seiner Art vollendetste Typus der Gattung, die letzte Reckenburgerin, gezeichnet sind.

Louise von François war achtunddreißig Jahre alt, als sie mit ihrer ersten Erzählung an die Oeffentlichkeit trat, und es ist wahrscheinlich, daß die innere Entwicklung, aus der ihre Welt- und Lebensauffassung ebenso wie ihre schriftstellerische Persönlichkeit sich ergab, damals schon abgeschlossen war. So kommt es, daß man von einer eigentlichen Entwicklung innerhalb ihres poetischen Schaffens nicht eigentlich reden kann. Die gleichen Merkmale und Züge, die uns in ihren früheren Arbeiten entgegentreten, kehren auch in ihrer späteren Thätigkeit wieder.

Es wäre gewiß verkehrt, wollte man unmittelbar nach dem Tode nur auf die Vorzüge eines bedeutenden Menschen hinweisen; das wirklich Gute hat auch den Tadel nicht zu scheuen. So treten denn auch in den Erzählungen der Dichterin einige Mängel hervor, die zum größten Theil auf eine gewisse Unsicherheit in der Handhabung der Technik zurückzuführen sind. Nicht selten wird die Handlung dadurch unnöthig aufgehalten, daß Dinge, die für die Weiterentwicklung der Erzählung ohne jede Bedeutung sind, in etwas weitschweifiger Breite ausgeführt werden. So kommt nicht selten eine gewisse Unklarheit in die Komposition, die den Gesammteindruck der Dichtung unzweifelhaft schädigt. Zum Theil kann man derartige störenden Elemente aus der schon oben von uns berührten Neigung der Dichterin erklären, eine gewisse Uebereinstimmung zwischen der stilistischen Form und dem zu behandelnden Inhalte herzustellen; es gibt aber auch eine Reihe Stellen, bei denen eine derartige Erklärung sich nicht mehr halten läßt. Es scheint, daß Louise von François die einmal für richtig und als der Art ihrer Stoffe entsprechend erkannte Erzählungsweise eben allmählich so lieb gewonnen hat, daß sie auch da nicht von ihr lassen wollte, wo sie zu dem geschilderten Vorgange nicht paßte. Ein anderer Uebelstand entspringt ebenfalls aus einem Vorzuge ihres poetischen Schaffens: weil sie so viel eigene und erlebte Züge in die Hauptpersonen ihrer Erzählungen hineintrug, standen ihr diese zwar deutlich und klar vor Augen und wurden von ihr mit anschaulicher Kraft gezeichnet; aber nicht das Gleiche ist mit den Nebenpersonen der Fall. Zwar fehlt es keineswegs ganz an gut charakterisirten Nebenfiguren. Im Allgemeinen aber muß man sagen, daß die Gabe anschaulicher Schilderung bei derartigen Nebenfiguren der Dichterin nicht in dem Maße zu Gebote stehen scheint wie bei den Hauptgestalten. Eine Ausnahme macht auch hier: die letzte Reckenburgerin, wo jedem Theile der Erzählung die gleiche unparteiische Sorgfalt zugewendet worden ist. Es ist darum etwas Richtiges an dem Urtheil, daß dieser Roman den Höhepunkt der dichterischen Thätigkeit der Verfasserin bezeichnet. Mancher Leser wird vielleicht geneigt sein, eine Erzählung von so gedrungener Kraft wie Judith die Klubwirthin der letzten Reckenburgerin vorzuziehen. Aber mit Rücksicht auf die gleichmäßige Ausgestaltung, die doch das eigenthümlich charakteristisch-persönliche Gepräge nicht verwischt, wird man allerdings geneigt sein, der letzten Reckenburgerin den Preis unter den Erzählungen der Dichterin zuzugestehen.

Auch einen Streifzug in das dramatische Gebiet hat Louise von François gewagt: ihr Lustspiel: Der Posten der Frau (1881) ist keine ganz selbständige Arbeit, sondern die Dramatisirung einer etwas älteren Novelle gleichen Titels (1873), die in dem Lustspiele zuweilen wörtlich benutzt worden ist. Bei einem Vergleiche zwischen der dramatischen und der novellistischen Behandlung des gleichen Stoffes wird das Urtheil zu Gunsten der Erzählung ausfallen müssen. Auf dem gewohnten Boden bewegt die Dichterin sich freier und entfaltet mit größerer Sicherheit die eigenthümlichen Vorzüge ihres Talentes. Dazu kommt, daß auch der Stoff, so wie er nun einmal angelegt war und auch in der dramatischen Bearbeitung festgehalten worden ist, entschieden für eine epische Behandlung am geeignetsten war. —

Wenn der Gebildete bei dem Namen Louise von François an die letzte Reckenburgerin denkt, so kann man gewiß zugeben, daß dieser Roman durchaus geeignet ist, uns von der eigenartigen Persönlichkeit der Dichterin wie von ihren großen schriftstellerischen Gaben eine klare und deutliche Vorstellung zu geben. Dennoch wäre es zu bedauern, wenn die Dichterin bei den nächsten Generationen nur in diesem einem Werke fortleben würde. Vieles Treffliche, so vor Allem einige von den in ihrer schlichten Einfachheit rührenden kleineren Novellen, z. B. das Jubiläum, verdient das Schicksal des Vergessenwerdens durchaus nicht. Es ist daher wohl ein berechtigter Wunsch, daß eine Sammlung des Besten, was Louise von François geschrieben, recht bald veranstaltet werden möchte. Durch eine solche Auswahl die auch auf eine allgemeine Theilnahme rechnen könnte, würde das Andenken der Dichterin am schönsten geehrt werden.

Georg Ellinger.

---

## Hauptpastor Goeze.*)

Nicht an den Freunden nur, auch an den Feinden soll man dich erkennen . . .

Nichts ist interessanter und gibt charakteristischere Ausbeute, als von den Prometheusthaten großer Lichtstreiter auch einmal den Blick auf ihre kleinen und großen Widersacher zu wenden. — Des Kämpfers Lessing wuchtigstem theologischen Gegner, dem Hauptpastor Goeze, so näher zu treten, wird jetzt Gelegenheit gegeben. Erich Schmidt hat sich ritterlich dem Feind seines Helden nicht versagt, und daß die Akten vollständig würden, des Pastors Schriften gegen Lessing neu herausgegeben. So stehen jetzt diese Anti-Lessinge friedlich auf dem Bücherbrett neben den Anti-Goezen, und wer zu lesen versteht, dem werden diese Blätter lebensvolle Bilder von Scharmützeln, Plänkeleien und Entscheidungsschlachten aus dem großen theologischen Feldzuge geben, da die Orthodoxie danieder sank und freie Forschung, freier Glaube siegte.

Es kann hier nicht die Absicht sein, den einzelnen Phasen dieses Kampfes, seinen Motiven und Verwicklungen nachzugehen; in Erich Schmidt's großem Lessingwerk sind sie klar aufgezeichnet. Wir wollen diese Streitschriften des Vorkämpfers der Orthodoxie nur durchblättern, um Züge zu seinem Bilde zu gewinnen.

* * *

Eine Persönlichkeit war der Hauptpastor an der St. Katharinenkirche zu Hamburg, Johann Melchior Goeze, zweifellos. An jene Mönche des Mittelalters mahnt er, die unter der Kutte die Rüstung trugen. Er war eine kriegerische Natur und sah seine Aufgabe weniger im Erbauen, als im strafenden Dräuen; nicht tröstlicher Zuspruch war seine Sache, sondern das Donnerwort, und mit heiser gurgelndem Ton wetterte er allsonntäglich von der Kanzel herab das Bußgebet: „Schütte deinen Grimm auf die Heiden." Ihn plagte weder Skrupel noch Zweifel, er fürchtete sich weder vor Hölle noch Teufel; in engster Beschränktheit schaute er weder rechts noch links, sondern stets nur geradeaus auf das ῥητόν der Schrift; seine Leitsprüche sind: alles oder nichts, wer nicht für mich ist, ist wider mich, und der markige Kriegsruf Luther's: „das Wort, sie sollen lassen stahn". Das Wort ist's, auf das Wort kommt es an, wer am Wort rüttelt, der legt auch die Hand an die Religion. Und so stellt er sich als Wächter und Thorhüter des Wortes breitspreizig auf, bereit jedem Widersacher die Klinge zu zeigen. Der Unduldsamen Unduldsamster wird er nun; den Schatten des sanften Melanchthon stört er auf, er muß

*) Goeze's Streitschriften gegen Lessing. Herausgegeben von Erich Schmidt. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts 43—45.) Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung, 1893.

ihm Rede stehen; er hat „gar einen feinen Geruch“ und wo er Neologie oder Bibelkritik wittert, gleich ist er bei der Hand, zu wehren und zu zürnen: quo usque tandem ... Schöne Litteratur, ausgenommen die Gutgesinnten Klopstock, Gellert, Haller, sind dem frommen Mann ein Greuel und das Goethe'sche Paar, Werther und Stella, hat er als höllische Lockmittel zu Bigamie und Selbstmord den Zeitgenossen warnend dargestellt.

Die Gegner sprachen vom „Papste Hammoniens“, von dem „lutherischen Ketzerrichter“, der in der guten Stadt Hamburg demnächst ein Auto da fé veranstalten, und wohlbeleibt, mit fetten Wangen lächelnd, sich an den im Feuer zappelnden Neologen und Aufklärern weiden werde.

Und von den liberaler denkenden Amtsgenossen, Alberti und Friderici, die während Goeze's Terrorismus starben, sagte die Volksstimme: er habe sie zu Tode gepredigt und geschrieben.

Dieser christliche Heimdall, der von dem Bekenntniß: die Evangelisten sind Wort für Wort untrüglich; die christliche Religion steht und fällt mit jedem Wort der Bibel; Buchstabe ist Geist, die Buchstaben der Bibel sind Religion; nicht wankte und nicht wich, mußte so recht die Christenburg gefährdet glauben, als die Wolfenbüttler Fragmente und der Herausgeber Lessing gerade das Gegentheil behaupteten. Er fühlte sich gefordert und hielt sich für berufen und auserwählt, den Strauß der Gottlosen zu bestehen. Früher hatte er allerdings mit Lessing freundschaftlich verkehrt. Der Hamburger Dramaturg war im Hauptpastorat neben der St. Katharinenkirche aus- und eingegangen; das war jetzt vergessen; der sachliche Gegensatz steigerte sich außerdem zu persönlicher Gereiztheit, als der Wolfenbüttler Bibliothekar eine bibliographische Bitte des Pastors und Bibelforschers ignorirte.

„Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofraths Lessing's mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und auf den einzigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift“, dann die „drei Stücke“, „Lessing's Schwächen, gezeigt von Johan Melchior Goezen“, sind die Gegengeschosse gegen Fragmente, Antigoezen und kleinere theologische Sendlinge aus Wolfenbüttel.

Goeze ist in der Kraft seiner Ueberzeugung ein wuchtiger Polemiker; reiche Belege für die von Erich Schmidt ihm zuerkannten „dramatischen Momente seiner Rede, Lebendigkeit und Steigerung“ finden sich; aber er zetert mehr, als daß er kühl und scharf vorgeht; die Ruhe und Konzentrirung des geübten Fechters fehlen ihm; auf Lessing's Lippen sieht man stets das überlegene sichere Lächeln, die Hand spielt lässig mit einer Gerte, oder einer Rose, die er unterwegs gepflückt; der Hauptpastor aber kommt zu der Disputation angekeucht, athemlos, unter dem Arm schleppt er Foliantenlast und nun sprudelt er los, ruckweise, sich überstürzend, und wie ein keifendes Weib immer wieder auf dasselbe zurückkommend in ewiger Wiederholung. Den Einwänden des Gegners gegenüber hat er Wachs in den Ohren, er hält seinen „Kanzeldialog“, ohne auf Unterbrechung zu achten, — mögen sie reden, was kümmert's mich!

Der miles christianus ärgert sich vor allem an Lessing's leichter und eleganter Florettirkunst in der Behandlung theologischer Fragen:

Er wirft ihm vor, daß er sich, statt auf Gründe zu stützen, mit allerlei Gleichnissen und Bildern helfe. „Sophismen, mit denen er die blöden Augen blende“. Er wolle nächstens einmal alle diese Bilder und Gleichnisse sammeln, „von denselben nach dem Alphabete ein ordentliches Regiment formiren, und alsdann diese Lessingischen irregulären Truppen und Maradeurs, die Musterung vor dem gesunden Menschenverstand durchgehen lassen“. Wie ein „Papillon“ flattere Lessing von einem Gegenstand zum anderen, er gaukele um seine Gegner herum, trete in die Pfützen, damit ihnen der Koth ins Gesicht fliegen soll, schneide ihnen Fratzengesichter vor.

Gleichwohl verschmäht, wie schon aus diesen Stellen hervorgeht, Goeze selbst Bilderschmuck nicht, und wenn ihm freilich die glänzende Fassung Lessingscher Stilkunst abgeht, so haben doch seine Vergleiche, wie wir eben sahen, etwas frischlebendiges, Anschauliches und machen unbeschadet ihrer Plumpheit die Lektüre genießbar.

Mit dem ganzen Dünkel des Fachgelehrten gegen den „Laien“ spielt Goeze immer auf Lessing's dichterische Thätigkeit an und warnt ihn, zur Philosophie und Theologie überzugehen. Immer wieder spricht er von der „Theaterlogik des Herrn Lessing“, der sich in der Dialektik der „Kunstgriffe der Komödie“ bediene, worüber man sich allerdings bei einem Mann nicht wundern dürfe, „der das Theater zu aller Zeit mit so vieler Applikation studirt, der eine dicke Dramaturgie, der so viel Komödien und Tragödien geschrieben hat“.

Das Theater bringe doch sonst, frage er verwundert, „vorzüglich sanfte Gesinnungen und angenehme Sitten vor“, warum zeigt sich das nicht bei Herrn Lessing? und nachdrucksvoll fährt er fort: „Gewiß er würde sich geschämt haben, seinen Major Tellheim, einem niederträchtigen und betriegerischen Wirt, solche Worte sagen zu lassen, mit welchen er alle Seiten gegen mich besudelt.“ Schließlich folgt als großer Trumpf: „Eine schlechte Komödie kann er abwürdigen, aber an unserer Bibel muß er anlaufen und zu Schanden werden.“

Auch ein kräftiges Schimpfwort verhält er sich nicht und spricht mit Vorliebe von den „Stinktöpfen“, durch die er sich nicht vertreiben lassen würde. Allerdings ist hier nicht im Entferntesten jene groteske Schimpferei der „Freywilligen Beiträge“ erreicht, die Lessing dorstellen, wie er „einige zerissene Lumpen aus dem Gassenkothe aufsammelt, solche um sich hängt, in der Absicht, unter dieser Gespensterfigur, wie auf der Schaubühne, wider Christum und seine Anhänger zu deklamiren.“ So focht die Orthodoxie damals für Christum und — nur damals?

Goeze kämpft wenigstens fast immer ehrlich, unritterlich ist er nur, wenn er Lessing durch Hinweis auf seinen Landesherrn einzuschüchtern sucht. Mit schiefem Vergleich stellt er Zweifel gegen die Schrift gleich dem Zweifel gegen die Landesordnung, aus dem ersten folge nach seiner Meinung Abfall von Gott, aus dem zweiten Abfall vom Fürsten. Und das, meint er, werde der Herr Lessing doch nicht predigen wollen. Auch ein solches Argument ist noch heute neu. Aus allen seinen Reden aber kommt stets Kanzelpathos, das bestimmt ist, die Herzen der Gemeinde zu erschüttern. Seinen andächtigen Pfarrkindern stellt er vor, wie Lessing den zu den Türken übergelaufenen Adam Neuser vertheidigt, wie er dagegen „Ehre und Unschuld der Apostel Jesu“ gegen den verleumderischen Fragmentirten nicht geschützt habe. Mahnend erhebt er seine Stimme, und man hört fast, wie die gewaltige Faust auf das Kanzelbrett schlägt: „Christen, laßt Euch nicht verführen! Christen, werdet Ihr Euch Eure von Gott gegebene Bibel von Herrn Lessing nehmen lassen?“

Noch einmal hat der Streitbare eingelenkt und jenen seltsamen Brief abgefaßt, der überschrieben ist, „Lieber Herr Hofrat“, und in dem unter anderen steht, „Gott weiß, daß ich Sie herzlich liebe“. Eine Mahnung zur Umkehr ist's, bekehre Dich, bekehre; ein Gewissensrath, abzulassen und ein Hinweis auf die Todesstunde. Es war einem Lessing gegenüber vergebens, und nun folgt die letzte Absage.

„Wie tief ist der gefallen, der sonst im Felde der schönen Wissenschaften als ein Morgenstern glänzte.“

Und im letzten Stück von „Lessing's Schwächen“ wendet er sich von dem gefährlichen Dichter fort zu dessen ungefährlichen Dichtgenossen, dem frommen Klopstock und dem harmlosen Gellert:

Aber der Morgenstern Lessing glänzt noch.

Felix Poppenberg.

---



Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 5. Berlin, den 4. November 1893. 11. Jahrgang

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). – Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1893 unter Nr. 4446 eingetragen.

Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Das Ergebniß der preußischen Abgeordnetenwahlen läßt sich noch nicht vollkommen überblicken; aber eines steht fest, der Ausgang ist für die Freisinnigen nichts weniger als erfreulich. Es wird sich am Ende aller Enden leider herausstellen, daß die Freisinnigen in das neue Haus noch schwächer einziehen werden als sie im alten waren, und sie sind schon erschrecklich schwach dort gewesen. Also man übertreibt nicht, wenn man nach dem Zusammenbruch bei den Reichstagswahlen von einem neuen Zusammenbruch bei den Landstagswahlen spricht. Das ist ungeschminkt das traurige Facit.

Dieses Resultat sucht die Volkspartei sich zu versüßen durch den glatten, unbestrittenen Sieg, den sie in Berlin errungen hat; und in der ganzen trüben Wahlbewegung gehört zu den erfreulichen Erscheinungen gewiß dieser Erfolg insofern, als durch ihn ein Niedergang der konservativ-reaktionären Bewegung in Berlin wenigstens besiegelt worden ist. In dieser Thatsache steckt ein reiner Gewinn für den Freisinn.

Die Volkspartei ist geneigt, wenn man vor allem auf ihr Hauptorgan hört, einen anderen Gewinn höher zu veranschlagen; nämlich den, daß es der freisinnigen Vereinigung, die aus dem Nichts sich eine Organisation schaffen mußte, in dem einzigen Berliner Wahlkreis, den sie in Angriff genommen hatte, nur gelungen ist, 105 Wahlmänner durchzubringen. Das ist nicht viel; allein es ist der Anfang zu einer Organisation, und es ist immerhin noch eine andere Zahl als 48, die man in einigen Zeitungen lesen kann, wobei man Sozialdemokraten und Mitglieder des Wahlvereins der freisinnigen Vereinigung ohne weiteres als Vertreter der Volkspartei einreihte. Es gibt über diesen Punkt schon Proteste. Gleichwohl bleibt der Sieg der Volkspartei stattlich und unbestritten.

Ein Zeichen des üblichen Geschmackes ist es nun, sich den Anschein zu geben, als sei der Berliner Mißerfolg der Vereinigung etwas ganz Unerhörtes. Dieser Mißerfolg hat seine Parallele in Stettin, wo die Volkspartei gegen Herrn Broemel Sturm lief, und wo dieser 379 Wahlmänner für sich gewann und sein Gegner 12. Irrthümer über die Chancen der Wahl sind eben möglich, und der Irrthum des Berliner Lokal-Komitees der Vereinigung war nicht einmal so groß, denn im besten Fall hatte man im ersten Wahlkreis auf 200 Wahlmänner gerechnet. Was will aber solcher Irrthum lokaler Komitees gegen jenen heroischen Fehler besagen, der sich ergab, als unmittelbar vor der letzten Reichstagswahl nach wochenlangem zuversichtlichem Trompetengeschmetter verkündet wurde, daß die Volkspartei 180 Kandidaten aufgestellt hätte, darunter „99", „sage 99" „in Wahlkreisen mit guten und mittleren Aussichten", und nicht ein einziges Mitglied der Volkspartei wurde darauf im ersten Wahlgang gewählt. Nachdem solches im Juni sich zugetragen, muß man vorsichtig sein, um nicht im November eine überzeugende Satire auf sich selbst zu schreiben.

Es gibt nichts Unerfreulicheres als solche Polemik, und doch, wie soll man ihr entgehen? Im politischen Leben muß man sich seiner Haut wehren, denn eine Behauptung, so falsch sie ist, eine Vorstellung, so verzerrt sie sein mag, sie kann leicht zu einer verderblichen Macht werden, wenn sie unwiderlegt und unwidersprochen bleibt. Aber freilich, dieser erbärmliche Kleinkrieg darf nicht dazu verleiten, den Blick von den großen Entscheidungen abzuziehen.

Ob nun die freisinnige Vereinigung, ob die Volkspartei ein paar Mandate mehr oder weniger für sich ergattert, daran liegt herzlich wenig gegenüber der Thatsache, daß der entschiedene Liberalismus allmählich zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit in den Parlamenten herabzusinken droht. Vor solcher herben Wirklichkeit darf man die Augen nicht verschließen, und die Reichstagswahlen wie die Landtagswahlen haben erwiesen, daß der bisherige Weg, verkürzt durch erbitterte Anfeindungen der verschiedenen freisinnigen Gruppen gegeneinander, nur tiefer in den Sumpf hineinführt.

Der Liberalismus bedarf neuer Impulse, er bedarf aus sich selbst heraus einer Erneuerung, und die erste Vorbedingung einer Erneuerung liegt darin, daß er bei aller

Festigkeit in den prinzipiellen Grundsätzen die liberalen Kräfte zusammenzufassen, statt sie in gegenseitigem Kampfe zu zersplittern lernt, und er muß seine Kampfesmethode von jener depravirenden Gehässigkeit und Kleinlichkeit freihalten, die ganze Bevölkerungsschichten dem politischen Leben völlig entfremdet hat. Jene freisinnige Richtung, die von diesen Grundsätzen sich leiten läßt, wird schließlich eine bessere Zukunft vorbereiten, und nur wenn eine solche Auffassung langsam aller Orten Wurzel faßt, wird man hoffen dürfen, daß der Freisinn nicht noch tiefer hinabsinken muß, um erst nach noch bittereren Lehren seine Erneuerung zu finden.

Der Reichstag ist für den 16. November berufen worden.

Die Verhandlungen des sozialdemokratischen Parteitages, obgleich sie eben erst abgeschlossen worden sind, erscheinen schon völlig aus dem Gesichtsfeld entrückt, sowenig bedeutungsvoll waren sie am Ende aller Enden. Wenn man erwähnt, daß über den Antisemitismus nichts Neues gesagt wurde, wohl aber zutreffend die alte Behauptung verfochten worden ist, daß die antisemitische Lehre theils zum Anarchismus, theils zur Sozialdemokratie hinleite, so bleibt nur eine einzige wichtige Erscheinung des Kongresses zu registriren übrig. Einer der sozialdemokratischen Redner sagte in einer Polemik gegen die Parteileiter:

„Wir haben nicht bloß revolutionäre Propaganda zu treiben, sondern auch diejenigen Maßregeln zu verlangen und zu unterstützen, die unter den heutigen Verhältnissen bereits eine Besserung der Lage des Arbeiters bedeuten."

Hier ist in wenigen Worten jener bedeutungsvolle Gegensatz ausgedrückt, der sich durch einen großen Theil der Verhandlungen hindurchzog.

Wie schon auf den früheren Kongressen, so trat auch auf diesem offener oder weniger offen die sozialdemokratische Parteileitung jenen Bestrebungen entgegen, die, wie die Gewerkschaftsbewegung darauf hinzielen, das Loos der Arbeiter bereits heute zu bessern. Die Parteileitung sagt: Die kleinen Verbesserungen helfen doch nichts; sie schaden nur, indem sie die Kräfte von dem Hauptziele ablenken; das Hauptziel ist aber der „große Kladderadatsch"; warten wir auf ihn, streben wir ihm mit aller Kraft zu. Die anderen sagen: Dieser „Kladderadatsch" wäre sehr erwünscht, aber wer weiß wie fern er ist; vielleicht sehr, sehr fern, und der Mensch kann nicht von der Hoffnung auf eine unsichere Zukunft allein leben. Arbeiten wir daran, auch die Gegenwart für uns günstiger zu gestalten.

Wie früher so hat auch diesmal die Parteileitung gegen die Vertreter dieser letzeren Ansicht gesiegt. Aber ein solcher Sieg wird von Jahr zu Jahr schwerer werden, und so sicher die Wirklichkeit mit ihren eindringlichen Ansprüchen schließlich immer triumphirt über die Wünsche der Phantasie, so sicher wird auch einmal die heute unterdrückte Richtung innerhalb der Sozialdemokratie die herrschende werden, und im Vordergrund wird dann stehen nicht der Wunderglaube an ein nebelhaftes, immer wieder verschwindendes irdisches Paradies, sondern der Glaube daran, daß nur durch Fortentwicklung der heutigen Verhältnisse, durch nüchterne Arbeit in der Wirklichkeit sich die leider mit Recht noch traurig zu nennende Lage großer Bevölkerungsschichten wird bessern lassen.

Diese Wandlung hat die englische Arbeiterbewegung durchgemacht; auch sie begann mit der Hoffnung auf den Segen plötzlichen Umsturzes, und sie ist seit Langem eingemündet in die gewaltige Gewerkschaftsbewegung, die mit wechselndem Glück aber doch fortschreitend den Arbeiter durch die Koalition bessere Arbeitsbedingungen erkämpft. Zur Förderung einer solchen Umgestaltung der sozialdemokratischen Partei von innen heraus kann die bürgerliche Gesellschaft nur eines thun; hat sie diesen Prozeß durch das Sozialistengesetz in gefährlicher Weise aufgehalten, so muß sie sich jetzt doppelt hüten vor jedem störenden Eingriff und vor jeder bedrückenden Ungerechtigkeit gegen die Arbeiter, die stets dazu führt, den Glauben an die Verbesserungsfähigkeit der heutigen Zustände zu untergraben und die vage Hoffnung auf den wunderbaren heilbringenden Umsturz zu erhöhen. Nicht die Sozialdemokratie, sondern nur ihre eigenen Fehler hat die heutige Gesellschaft zu fürchten, und sie hat die Zeit gewähren zu lassen.

Der Kölner Kongreß war schließlich noch durch ein kleines Zwischenspiel unterbrochen. Herr Bebel verlas unter dem Jubel der Anwesenden einen Brief, den der heutige Finanzminister Miquel vor einem Menschenalter als blutjunger Student an Marx geschrieben hatte. Dieser Brief eines zukünftigen Ministers ist sehr verschwommen, sehr revolutionär und sehr mordgierig; das amüsirte die Hörer des Briefes, und Herr Bebel wird mit seinem billig erkauften Erfolg im Augenblick zufrieden gewesen sein. Aber es gibt auch so billige Erfolge, daß sie nicht gerade förderlich sind; auch dieser Erfolg hat in seiner Wirkung auf die Oeffentlichkeit versagt und ist sogleich umgeschlagen. Wer spricht denn davon, daß Herr Bebel nicht immer Sozialdemokrat gewesen ist, und es verräth keinen besonderen Geschmack, wenn man triumphirend nachweisen wollte, daß Herr Bebel in seiner politischen Sünden Maienblüthe anders gesprochen hat, als heutigen Tages.

Der Spielerprozeß in Hannover ist zu Ende, und die angeklagten Gauner werden auf eine Reihe von Jahren in das Gefängniß wandern. Diese Seite der Angelegenheit ist damit gebührend erledigt; aber diese Seite ist nicht die wichtigste, denn daß es Halunken gibt, ist keine Ueberraschung, und daß sie eingesperrt werden, ebensowenig. Diese Spielergesellschaft konnte aber nur ihr Wesen treiben, weil sie auf Existenzen stieß, die in ganz plump gelegte Fallstricke hineingingen.

Unglaubliche Leichtherzigkeit in der Behandlung von Geldangelegenheiten, unglaubliche Unbedachtsamkeit in der Wahl des Verkehrs, der bedenkliche Wunsch nach den Aufregungen des hohen Hazardspieles und wohl auch der Wunsch nach mühelosem Gewinn durch die Gunst einer Roulettekugel oder einer glücklichen Karte wirkten zusammen, um eine ganze Schaar junger Offiziere in eine sehr bedenkliche Lage zu bringen. Hier offenbart sich ein ernster sozialer Schaden, der durch einen scharfen Erlaß und eine einmalige scharfe Maßregel schwerlich sich heilen läßt.

Dieser Spielerprozeß spiegelt die Gebrechen einer ganzen sozialen Schicht und ist bis zu einem gewissen Grade sicher von typischer Bedeutung; denn es ist anzunehmen, daß ähnliche Vorkommnisse sich häufig genug abspielen, freilich ohne an die Oeffentlichkeit zu kommen.

Während eines der Argumente der Agrarier lautet, daß die Landwirthschaft ohne Sondervortheile zu Grunde gehe, und daß sie erhalten werden müsse, damit diejenigen Kreise leistungsfähig bleiben, welche dem Heere einen beträchtlichen Theil seiner höheren Militärs geben, so sehen wir hier, daß junge Offiziere Tausende und Tausende in einer Nacht leichtherzig verspielen. Gewiß trifft die Verantwortung hierfür zunächst das Individuum; aber zugleich doch auch jene sozialen Zustände, in denen diese einzelnen Personen groß geworden sind. Und man wird nicht verkennen können, daß ein solcher Spielerprozeß in jener Gesellschaftsschicht, in der er sich abspielt, nicht so gar verwunderlich ist. Diese Gesellschaftsschicht sagt nicht, wir wollen einfach leben und tüchtig arbeiten; sie sagt: Schließen wir uns lieber dem Bund der Landwirthe an und versuchen wir durch Agitationen unsere persönliche Lage auf Kosten der Gesammtheit zu verbessern; oder sie sagt: verschlechtern wir das Geld, um unsere Schulden leichter bezahlen zu können; und man wird sich auch nicht wundern dürfen, daß junge Offiziere das Loosspielen im Großen betreiben, wenn der Staat selbst durch Veranstaltung von Lotterien das Glücksspiel privilegirt.

Hier zeigt sich wieder einmal, wie jeder Schaden im öffentlichen Leben, den der Staat duldet und vielleicht sogar aus Unverstand schützt, neue gefährliche Schäden erzeugt, und wie gerade jenen Ständen, die durch eine ungerechtfertigte Protektion geschützt werden, dieser Schutz zur verderblichen

Gefahr gereicht, und gleich ihnen so dem sie patronisirenden Staate.

Seit dem 2. Oktober, das ist nunmehr seit einem Monat, kämpfen die Spanier mit wenig Glück um Melilla auf afrikanischem Boden gegen die sogenannten Riffpiraten. Der Anlaß des Kampfes ist, wie meist bei solchen Kriegen mit barbarischen Völkern, dunkel; angeblich haben die Spanier bei dem Bau von Forts eine den Mohammedanern heilige Stätte verletzt; aber das ist auch nur der äußere Anlaß. Die tiefere Ursache liegt darin, daß die Spanier in Marokko sich stärker zu befestigen suchen, und daß die Marokkaner am liebsten die Spanier in das Meer hineintreiben würden.

Jetzt, da nun einmal der Kampf entbrannt ist, fragt es sich, welche Ausdehnung wird er annehmen. Sobald Spanien erobernd in Marokko vorgeht, werden Frankreich und England sich einmischen, und es stehen dann Verwicklungen bevor, die sich nicht absehen lassen. Das bischen Herzegowina könnte dann in dem bischen Melilla sein Seitenstück erhalten.

Heute steht es fest, daß der Aufstand in der Herzegowina angezettelt war; ist es mit den Kämpfen um Melilla ebenso?

Man weiß, daß die Franzosen soeben eine Expedition gegen Tuat marschbereit machen; man weiß, daß der Kaiser von Marokko im Süden seines Reiches weilt, um der französischen Eroberung der Wüstenoasen zuvorzukommen; auch dort im Süden ziehen sich also Wolken zusammen, und Frankreich wäre gewiß geneigt, gleichfalls im Norden mit Spanien gemeinsam marokkanische Eroberungen zu machen.

In England fängt man daher an, ernstlich besorgt zu werden, denn die marokkanische Frage dringt zugleich die Entscheidung, ob England nach wie vor durch Gibraltar den Zugang zum Mittelmeer beherrschen soll. Nimmt man hinzu das Erscheinen des russischen Geschwaders, so wird man verstehen, daß die Engländer, wenn nicht unmittelbar, dann doch wenigstens im weiteren Ausblick eine Entwicklung von ähnlicher Bedrohlichkeit im Mittelmeer wie an den Grenzen von Indien befürchten.

England glaubte lange Jahre, ohne jeden festen Verbündeten am stärksten zu sein; es scheint aber, daß der Zeitpunkt immer näher rückt, wo dem Inselreich die zweifelhafte Richtigkeit dieses Prinzips ziemlich deutlich demonstrirt wird.

In Oesterreich hängt die Ministerkrisis noch immer in der Luft. Graf Taaffe ist zwar noch nicht gegangen und seine Nachfolger sind zwar noch nicht ernannt; aber Niemand zweifelt mehr daran, daß diese vierzehnjährige Ministerlaufbahn, die ein Unglück für Oesterreich war, an ihrem Ende angelangt ist.

In so tiefe Verwirrung hat Graf Taaffe die innere Politik Oesterreichs hineingestürzt, daß der Ausweg, um aus den Schwierigkeiten herauszukommen, wie ein Ausweg aussieht, der keiner ist. Denn welches Heil und welche produktive Thätigkeit wäre von einem Koalitionsministerium zu erwarten, das sich aus Polen, aus Reaktionären und aus liberalen Deutschen zusammensetzt; und doch soll eine solche Maschine, in der kein Rad zum andern paßt, das Staatsschiff wiederum in ruhigeres Wasser treiben.

Die Kämpfe um die Sherman-Akte sind beendet; der Senat nahm den Antrag Voorhees an, der bedingungslos die Aufhebung des Silberankaufsgesetzes verfügt; allein diesem Widerruf ist eine Erklärung zu Gunsten des Bimetallismus angefügt. Dieses Votum hat die Repräsentantenkammer genehmigt und der Präsident kontrasignirt. Sicher ist also, daß die Sherman-Akte beseitigt ist, während die Erklärung für den Bimetallismus dem Anschein nach zu jenen Pflästerchen gehört, die nichts nützen und nichts schaden. Denn daß die Amerikaner nach dem harten und siegreichen Kampfe gegen das Silber sich von Neuem in Währungsabenteuer stürzen sollten, ist schwer zu glauben, und wenigstens wäre eine Voraussetzung für die wirthschaftliche Gesundung der Vereinigten Staaten die zuverlässige Gewähr, daß die Silberleute nicht nochmals zu herrschendem, verderblichem Einfluß gelangen.

---

## Der Liberalismus und die Bevölkerung.

Der Liberalismus hat weder im deutschen Reichstage noch im preußischen Abgeordnetenhause eine starke Stellung. Im ersteren kann er durch geschickte Kombination noch manches verhindern; in dem letzteren wird er eine so mächtige konservative Partei gegen sich haben, daß diese nur der Gewinnung weniger Stimmen bedarf, um sich in jeder Frage den Sieg zu sichern; es ist sogar möglich, daß die jetzigen Wahlen den Konservativen schon für sich allein die Mehrheit geben.

Dieser Zustand wird, wenn nicht besondere, aber kaum zu erwartende Umstände zu einer Auflösung der Parlamente führen, fünf Jahre hindurch fortdauern. In dieser langen Zeit kann sehr viel von einer mit der Majorität der beiden Parlamente übereinstimmenden Regierung durchgesetzt werden; darunter können auch Gesetze sein, welche dazu dienen, die nächsten Wahlen der jetzt herrschenden Richtung wieder zu sichern.

Die Interessenpolitik, gelegentlich auch sozialistische Tendenzen werden die Gesetzgebung und Verwaltung beherrschen, und Konservative und Ultramontane und orthodoxe Protestanten, zusammen mit Bauernbündlern, Zünftlern und Antisemiten, werden eifrig an die Arbeit gehen, um an die Stelle der liberalen Grundlagen, auf welchen in der Hauptsache wenigstens die Institutionen des Reichs aufgebaut sind, rückschrittliche zu setzen.

In den Parlamenten können die liberalen Parteien hiergegen einen ausreichenden Widerstand nicht leisten. Das neue preußische Abgeordnetenhaus wird in seiner Mehrheit sogar bereit sein, ein Volksschulgesetz nach Art desjenigen des Herrn von Zedlitz anzunehmen, wenn die Regierung es ihm bringt, und im Reichstage wird es nur darauf ankommen, den indirekten Steuern, welche jetzt gemacht werden sollen, eine einigermaßen geschickte — d. h. den Interessen der Konservativen und des Partikularismus entsprechende — Form oder eine Beigabe in Gestalt eines angenehmen Zugeständnisses an eine sonst nicht willfährige Partei zu geben, um wieder die ganze Last der erhöhten Reichsbedürfnisse auf die Schultern des weniger bemittelten Theiles der Bevölkerung zu legen. Herr Miquel versteht sich auf solche Geschäfte und wird auch dieses vortrefflich zu Ende führen trotz der schönsten Reden, welche dagegen werden gehalten werden.

Parlamentarisch betrachtet ist die Situation für den Liberalismus die denkbar schlechteste, zumal er mit Sicherheit eigentlich nur auf die freisinnige Richtung und — im Reichstage — auf die süddeutsche Volkspartei zählen kann. Die Nationalliberalen haben so viele Elemente jetzt unter sich, die stark nach der konservativen Seite sich hinneigen, daß auf diese Partei noch weniger als früher zu rechnen ist.

Aber kann nicht die öffentliche Meinung einen bedeutenden Einfluß üben? Hat sie nicht das Volksschulgesetz des Herrn von Zedlitz verhindert und diesen selbst zu Falle gebracht? Freilich; aber wird sie das zweite Mal gleich stark sein? Das ist keineswegs sicher, denn wäre wirklich eine so allgemeine und so kräftige Abneigung gegen die orthodoxultramontanen Pläne, so hätten die jetzigen Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause eine viel lebhaftere Bewegung hervorrufen und ein ganz anderes Resultat haben müssen.

Das politische Leben ist matt geworden; eine gewisse Lebendigkeit giebt ihm noch die Interessen- und Radaupolitik. Der Liberalismus wendet sich an das Pflichtgefühl, an das Staatsbewußtsein, die Vaterlandsliebe und — damit erreicht man heutzutage bei uns in Deutschland herzlich wenig. Diese Worte spielen freilich gerade bei den Gegnern der Liberalen eine große Rolle, sie dienen aber in der That nur zu einer recht durchsichtigen Verschleierung egoistischer Pläne.

Das muß anders werden, wird nicht bloß ein liberaler Parteipolitiker, sondern Jeder sagen, der über die aller-

nächste Zukunft und sein beschränktes Interesse hinaussieht. Ein großes Reich wie Deutschland, in der Mitte des europäischen Kontinentes gelegen und von allen Seiten dem friedlichen Wettbewerb und unter Umständen auch feindlichen Angriffen ausgesetzt, kann sich nicht stark halten, wenn eine kurzsichtige Interessenpolitik und rückschrittliche Tendenzen sein Staatsleben, ja sein ganzes Dasein in immer höherem Maße beherrschen, die Bevölkerung erbittern und verhetzen, jede Autorität untergraben.

Aber auf welchem Wege soll es anders werden?

Mit der bloßen Opposition gegen die verderblichen Tendenzen im Parlamente, in Volksversammlungen und in Leitartikeln wird nicht viel geleistet. Den Beweis liefert die Geschichte der letzten Zeit seit 1878. In dieser ganzen Periode ist der Liberalismus in der Opposition gewesen. Er konnte nicht anders, wenn er nicht seine Grundsätze verleugnen und damit sich selbst vernichten wollte. Die innere Schwäche des Nationalliberalismus kommt eben davon, daß er nur zu oft, um nicht opponiren zu müssen, seine liberalen Ueberzeugungen nicht zur Geltung gebracht hat. Die freisinnige Partei ist ihren Grundsätzen treu geblieben, aber die Zahl ihrer Anhänger hat sich vermindert, und man darf sich darüber nicht täuschen, daß ihr an vielen Stellen mehr die Rührigkeit einiger führenden Personen als ein tieferes Interesse der Wählerschaft noch die Parlamentssitze erhalten hat. Das ist ganz natürlich. Eine Partei, welche lange Zeit hindurch in einer erfolglosen Opposition steht, verliert das Vertrauen der Wähler und selbst, wenn ihr die Entwicklung der Ereignisse in vielen Beziehungen Recht gegeben hat, z. B. der freisinnigen Partei bei der Eisenbahnverstaatlichung, der Versicherungsgesetzgebung, der Handelspolitik u. s. w., so gewinnt ihr das nicht leicht die einmal verlorenen Freunde wieder. Wenn sie aber das Vertrauen durch Verschärfung der oppositionellen Haltung wieder zu gewinnen sucht, so stößt sie dadurch die zahlreichen Elemente, welchen aus diesem oder jenem Grunde es unangenehm ist, mit einer oben und in den höheren Gesellschaftskreisen mißliebigen Partei in Verbindung zu stehen, nur noch mehr zurück.

Nun darf nichts ferner liegen, als dem Liberalismus rathen zu wollen, von der Opposition gegen Maßregeln abzusehen, welche seinen Grundsätzen widersprechen, und man soll billig genug sein, gelegentliche zu scharfe Ausdrücke in oppositionellen Reden und Schriften nicht gar zu sehr aufzumutzen. Im Kampfe geht es nicht anders zu, und man braucht nur die Reden, welche jetzt von hochgeborenen Lords in England gehalten werden, zu lesen, um sich zu überzeugen, daß selbst der hoch gebildete und durch seine gesellschaftliche Stellung zu größter Rücksicht verpflichtete Staatsmann in erbittertem Streite nicht jedes Wort auf die Wagschale legen kann.

Der Liberalismus muß, so lange die gegenwärtigen Zustände bestehen, in der Opposition bleiben — auch wenn ihm dadurch noch manche Anhänger verloren gehen sollten.

So bliebe nichts übrig als die Hoffnung, daß die Dinge sich so entwickeln, daß das gegenwärtige System in sich zusammenbricht, etwa wie gerade in diesem Augenblick das System Taaffe in Oesterreich, oder daß es durch einen übermächtigen Druck der öffentlichen Meinung beseitigt wird? Schlimm genug wäre es, wenn man auf diesen, wohl nicht gar nahen Augenblick warten müßte, denn vorher wäre solches Unheil angerichtet, daß man lange zu thun haben würde, ehe es wieder beseitigt ist, und dies würde nicht möglich sein, ohne neue Störung und Verbitterung in unser politisches Leben zu bringen. Aber wäre der Liberalismus bei solcher Wendung der nächste Erbe? Die Sozialdemokratie würde sehr starke, und durch eine Opposition, welche schärfer und prinzipieller als die irgend einer anderen Partei sein würde, gut unterstützte Erbansprüche erheben. Diese Ansprüche werden von um so größerer Bedeutung sein, da sozialistische Tendenzen eine viel weitere Ausdehnung auch in anderen als den Arbeiterkreisen gewonnen haben, und je länger die jetzigen politischen Zustände dauern, desto mehr Macht erwerben. Im Grunde sind es ja stark sozialistische Tendenzen, welche den Kern der heutigen antisemitischen Bestrebungen ausmachen und die protestantischen und katholischen kirchlichen Sozialpolitiker sind ebenfalls Sozialisten, nur mit dem Vorbehalt, daß ihre Kirche die Leitung habe; in der Nationalökonomie, in der Jurisprudenz und auch in der Staatsverwaltung spielen sozialistische Theorien schon eine nicht geringe Rolle.

Und doch werden diese Theorien nie auch nur vorübergehend zur Herrschaft gelangen können, wenn der Liberalismus sich auf seine Kraft besinnt und sie anzuwenden weiß.

Die Gegner haben es zwar verstanden, an die Stelle des Liberalismus ein Zerrbild desselben zu setzen. Den eigentlich politischen Inhalt des Liberalismus haben sie bei Seite geschoben und ihn nur als eine wirthschaftliche Partei aufgefaßt. Sie haben ihn dargestellt, als sei er eben nur das, was sie Manchesterthum nennen, eine Richtung, die nur wirthschaftliche Freiheit wolle und zwar nur um die Welt rücksichtslos zum Besten der Reicheren und Stärkeren auszubeuten, und die jedes Eingreifen des Staates zu Gunsten der Schwächeren verweigere. Diese Schilderung hat aber zu keiner Zeit, nicht einmal auf die alten englischen Freihändler, noch weniger auf ihre deutschen Nachfolger zugetroffen. Der deutsche Liberalismus ist von jeher eine wesentlich politische Richtung gewesen, und es bedarf für denjenigen, welcher unsere geschichtliche Entwicklung kennt, keines besonderen Beweises, daß das Deutsche Reich und fast alle seine Einrichtungen, daß die ganze moderne freiheitliche Entwicklung, welche auch die Konservativen nicht entbehren möchten, auf Anregung und eifrige Mitarbeit der Liberalen zurückzuführen ist, und daß speziell die arbeitenden Klassen nicht auf dem Standpunkte, auf welchem sie sich jetzt befinden, stehen würden, wenn ihnen nicht liberale Politiker, lange ehe sie und insonderheit die Sozialdemokratie etwas bedeuteten, die Wege gebahnt hätten. Die dem Liberalismus unterliegende Grundanschauung ist, daß das Ziel der einzelnen Menschen, wie der ganzen Menschheit, ihre höchste allseitige Ausgestattung nur in freier Entwicklung erreicht werden kann, und daß folgeweise aller Fortschritt zur Voraussetzung und wieder zur Wirkung größere Freiheit hat und haben muß. An die Stelle des Staatszwanges soll mehr und mehr die allgemeine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit gewisser Schranken treten, wie dies in der bisherigen Entwicklung der Menschheit auch der Fall gewesen ist. Freilich kann diese Freiheit nicht bestehen in Mißachtung der Freiheit der Nebenmenschen und sie kann darum nur geübt werden in denjenigen Grenzen, welche ihr das Gesammtinteresse — der Gemeinde, des Staates, der Menschheit, auflegt —, aber diese Schranken dürfen niemals derartig sein, daß der Höherentwicklung des Individuums dadurch eine dauernde Hemmung auferlegt wird. Denn das Volk, die Menschheit, ist nicht etwas Besonderes für sich, sondern nur die Zusammenfassung der Individuen; bleiben diese zurück, so hat die Gesammtheit dasselbe Schicksal. Der Sozialismus dreht die Sache um. Er will zuerst durch große von einer augenblicklichen Mehrheit erzwungene Maßregeln die Gesammtheit anders machen und erwartet davon die entsprechende Rückwirkung auf die Einzelnen. Er setzt sich eine Unmöglichkeit vor, denn durch Gesetze oder organische Einrichtungen läßt sich ein Volk nicht mit einem Schlage ändern, sondern es kann nur der Schein erweckt werden, als ob es geändert sei.

Die sozialistische Auffassung betont mit vollem Rechte gegenüber dem Interesse des Einzelnen, dasjenige der Gesammtheit, setzt den Altruismus entgegen dem Individualismus. Beide widersprechen sich aber nicht, sondern sind nur verschiedene Richtungen, welche sehr wohl mit einander vereinigt werden, so gut wie die Liebe gegen sich selbst mit derjenigen gegen den Nächsten.

Diese Vereinigung ist Sache nicht sowohl prinzipieller Entscheidung, als vielmehr praktischer Erwägung der Umstände und des einzelnen Falles, welcher in Betracht kommt. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben der heutigen Politik aller Kulturstaaten die richtige Vereinigung, zu finden.

Der deutsche Liberalismus und insonderheit der freisinnige steht auf diesem Standpunkte und hat ihn auch in der ganzen Sozialgesetzgebung vertreten. Er kann aber auch auf seinen Grundlagen nicht anders als jede Interessenpolitik, sei es die der Grundbesitzer oder der Industriellen oder der Arbeiter, jede ungerechte Ausübung der Staatsgewalt, jede Zurücksetzung einzelner Theile der Bevölkerung ihres Glaubens, ihrer Abstammung oder ihres Standes wegen bekämpfen; er muß ehrlich und unbefangen kritisiren, aber er hat nicht bloß in Deutschland, sondern wo er sich nur hat bethätigen können bewiesen, daß er aufbauen und organisiren will und kann.

Ist bei uns der Liberalismus parlamentarisch zur Zeit nicht in der Lage, seine Kraft zu zeigen, so bleibt ihm Raum genug dazu im außerparlamentarischen Leben. Die Stellung, welche er zeitweise in den Volksvertretungen eingenommen hat, beruhte auch ganz wesentlich auf seinen Leistungen in der Wissenschaft, auf sozialem Gebiete, in der Kommunalverwaltung, im kirchlichen Leben, in freier politischer Thätigkeit, in Vereinen, in Versammlungen, in der Presse. Durch die Theilnahme an solcher Bethätigung ist ein großer Theil der Männer gebildet, welche später eine Rolle in den Parlamenten gespielt haben und auf diesem Wege sind die Ideen geschaffen, die Maßregeln vorbereitet, welche dann zu günstiger Zeit in Gesetzgebung und Verwaltung ihren Ausdruck gefunden haben.

An dieser Art der Thätigkeit hat es der Liberalismus längere Zeit hindurch nur zu sehr fehlen lassen. Parlamentarische Arbeit und Fraktionskämpfe nahmen viele seiner besten Kräfte in Anspruch, Andere waren verstimmt oder entbehrten der richtigen Anregung. So ist für die Vertretung und Verwirklichung liberaler Grundsätze viel weniger geschehen, als nach dem Maße der vorhandenen Kräfte hätte geleistet werden können. Nicht selten haben sogar liberale Männer aus Unkenntniß oder Nachgiebigkeit die Ideen ihrer Gegner ausführen geholfen.

Für Kräfte jeder Art gibt es reichliche Arbeit, und es ist dringend nöthig, daß sie gethan wird.

Unbefangene Kritik, frei von Parteihaß und Leidenschaft und von Sonderinteressen thut allenthalben Noth; viel Gutes, das in seinen Anfängen vorhanden ist, bedarf der Ausgestaltung und Durchführung. Niemand wünscht dringender Unterstützung als die Männer, welche in der Arbeit schon stehen. Vor allem aber ist es erforderlich, wieder nähere Beziehungen zwischen den besitzenden und den arbeitenden Klassen zu schaffen, diesen die Ueberzeugung zu geben, daß die ersteren nicht ihre Feinde sind, daß beider Interessen zusammen gehören und daß die Vereinigung derselben am besten durch gemeinsame Arbeit erreicht werden kann. Es ist gar nicht so schwer mit den Arbeitern, auch mit sozialdemokratisch gesinnten, zusammen zu arbeiten und ihnen zu beweisen, daß man ihr Bestes will, wenn man nur unbefangen und ehrlich ist und sie nicht als Untergeordnete, sondern als Gleichberechtigte behandelt.

Auf Einzelnes einzugehen, wird sich nach später Gelegenheit bieten, eine allgemeine Bemerkung sei aber hier noch gestattet.

Soll durch freie außerparlamentarische Thätigkeit der Liberalismus gefördert werden, so muß eine Fruktifizirung im Interesse einer einzelnen Fraktion durchaus vermieden werden. Die Fraktionen gehören in die Parlamente und mögen bei Wahlen um den Sieg ringen, auf anderen Gebieten muß der Liberalismus wieder lernen sich eins zu fühlen, sonst nimmt ihm innerer Hader die Kraft und schreckt gerade diejenigen Elemente zurück, die wieder zur Mitarbeit und kräftigerem Hervortreten im öffentlichen Leben gewonnen werden müssen.

K. Schrader.

## Die Provinzialsynoden der preußischen Landeskirche.

Die Verfassung der preußischen Landeskirche schreibt den Zusammentritt der Provinzialsynoden in dreijährigen Perioden vor. Dementsprechend sind in den beiden letzten Monaten die Synoden sämmtlicher Provinzen — bis auf diejenige Schlesiens — versammelt gewesen; letztere wird erst in den letzten Tagen des November zusammentreten. Auch ohne die Berathungen dieser Synode abzuwarten, wird indessen ein Ueberblick über die Ergebnisse der stattgehabten Synodalverhandlungen schon jetzt um so mehr am Platze sein, als demnächst die bevorstehenden Verhandlungen des Reichstages das öffentliche Interesse an den kirchlichen Dingen wieder in den Hintergrund werden treten lassen. Bei der Zusammensetzung der schlesischen Synode wird auch durch deren Berathungen das Gesammtbild der Verhandlungen und der Ergebnisse derselben schwerlich verändert werden.

Vorangeschickt mag werden, daß auch für die gegenwärtige Synodalperiode die Wahlen der Kreissynoden in fast ausschließend konfessionellem Sinne die Provinzialsynoden gebildet hatten. Eine ein wenig mildere Schattirung war vor drei Jahren überdies auch nur noch in den Synoden der Rheinprovinz, sowie der Provinzen Posen, Westpreußen und Sachsen bemerkt worden; von diesen hatte aber auch nur die westpreußische die Anträge, welche nach den Namen der Herren von Kleist-Retzow und von Hammerstein bezeichnet, unter der Firma vorgeblicher Befreiung der evangelischen Kirche bekanntlich nur eine größere Schrankenlosigkeit für die hierarchischen Bestrebungen verlangen, sich nicht zu eigen gemacht. Diese bisherige gemäßigtere Haltung der genannten Provinzialsynoden hatte ihren Grund bei den drei ersten in den gemischt konfessionellen Verhältnissen der betreffenden Provinzen gefunden, welche die Evangelischen der verschiedenen Richtungen daselbst stärker zum Zusammenschluß, und damit auch zu größerer Friedfertigkeit gegen einander gemahnt hatte; in Sachsen hatte die stärkere Vertretung der Mittelpartei mäßigend gewirkt. Davon ist in dieser Synodalperiode nichts mehr zu bemerken gewesen. Insbesondere hat auch die westpreußische Provinzialsynode zum ersten Male sich ihren Präses aus der konfessionellen Partei gewählt und in gleicher Weise ihren Vorstand zusammengesetzt. Das Filtrirsystem, welches die preußische Kirchenverfassung zur Grundlage der Zusammensetzung der kirchlichen Vertretungskörper gemacht hat, ist also bei dem ihm von Natur innewohnenden Ziele, die Minderheiten zu unterdrücken, angelangt. Eine Korrektur dagegen könnte nach Lage der Sache in dieses Verhältniß nur gebracht werden, wenn der königliche Landesherr, welchem die Verfassung ebenfalls in nicht unbeträchtlichem Umfange das Recht beigelegt hat, aus seiner kirchenregimentlichen Machtvollkommenheit in die Provinzialsynoden wie in die Generalsynode Mitglieder zu berufen, für die Ausübung dieses seines Hoheitsrechts von seinen Behörden dahin berathen würde, daß dadurch die ausgeschlossenen Minderheiten berücksichtigt würden. Dies ist aber bisher nicht geschehen. Wie für die früheren Synodalperioden sind auch für die gegenwärtige die königlichen Berufungen nur im Sinne der gewählten Synodalmajoritäten erfolgt und diese haben daraus natürlich eine Ermuthigung für die rücksichtslose Geltendmachung ihres Standpunktes entnommen.

Es entspricht wohl dem Charakter der „Nation“, wenn ich in diesem Ueberblick über die stattgehabten Synodalverhandlungen diejenigen Gegenstände übergehe, welche über den Kreis der Glieder der evangelischen Landeskirche Preußens hinaus kaum ein Interesse in Anspruch nehmen können.

Den Hauptgegenstand der Berathungen aller Provinzialsynoden hat die Begutachtung einer neuen Ordnung für das gottesdienstliche und sakramentale Leben der preußischen Landeskirche — der agendarischen Formulare

für den Gebrauch derselben — gebildet, deren an dieser Stelle schon unmittelbar nach ihrem Bekanntwerden (in Nummer 45, Jahrg. 1893) gedacht ist. Die gegenwärtig bestehende Ordnung der Landeskirche beruht bekanntlich auf Verordnungen König Friedrich Wilhelms III. von 1821 und 1829, welche seiner Zeit, da sie mit der Einführung der Union durch denselben Monarchen zeitlich zusammenfielen, bei ihrer Einführung auf mannigfachen Widerstand gestoßen waren, ja sogar zur Separation der Altlutheraner geführt hatten, schließlich aber doch allgemeinen Eingang gefunden und in Verbindung mit einer gewissen liturgischen Selbsthilfe seitens der Gemeinden und der amtirenden Geistlichen den Rahmen für ein friedliches Zusammenleben der verschiedenen Richtungen in der Kirche dargeboten haben. Daß dieses Werk König Friedrich Wilhelms III. gewisse Mängel seiner Zeit an sich trägt und einer Ergänzung zur Befriedigung mannigfacher seitdem, insbesondere auch durch die Kirchenverfassung neu hervorgerufener kirchlicher Bedürfnisse bedarf, versteht sich von selbst. Die jetzt durch Berufung auf diese Thatsachen in die Wege geleitete totale Revision verdankt ihren Anstoß indessen der Generalsynode von 1879. Schon diese ihre Entstehung weist darauf hin, daß dieselbe von den die Generalsynode ausschließlich beherrschenden konfessionellen Parteien zugleich zu Zwecken der Durchführung ihrer ausschließenden Bestrebungen verlangt worden ist und dazu benutzt werden soll. In der mehr als zehnjährigen Vorbereitungszeit, welche für die Ausarbeitung des vorliegenden neuen Agendenentwurfs seitdem gebraucht worden ist, sind die Bedenken, welche selbst seitens des Kirchenregiments gegen die Betretung dieses Weges zu dem in Aussicht genommenen Ziele mit gutem Grunde gehegt worden waren, zum Ausdruck gekommen. Vor dem Andringen der Generalsynode von 1891 haben dieselben leider nicht mehr Stand gehalten. Das Agendenwerk soll vielmehr jetzt zum schleunigen Abschluß gebracht werden. Der eben stattgehabten Begutachtung durch die Provinzialsynoden soll schon im Frühjahr nächsten Jahres die definitive Feststellung durch eine außerordentliche Generalsynode folgen. Man drängt zur Eile.

Ueber die Gründe, warum sich das Kirchenregiment diesem Drängen angeschlossen hat, hat sich der geistliche Vizepräsident des Oberkirchenraths Oberkonsistorialrath Professor Freiherr von der Goltz, welcher als Kommissar des Kirchenregiments bei der rheinischen und ostpreußischen Synode fungirt hat, dahin ausgesprochen, daß man eine einheitliche Gestaltung der gottesdienstlichen Ordnung der preußischen Landeskirche sowohl zum Schutze gegen die Willkür von Gemeinden und Geistlichen, wie auch bei der gesteigerten Freizügigkeit der Bevölkerung zur Belebung eines und desselben evangelischen Heimathsgefühls innerhalb des ganzen Umfanges der preußischen Landeskirche, sowie außerdem zur Erhöhung des Ansehens der evangelischen Kirche gegenüber der römischen, für nothwendig halte. Rom insbesondere solle gezeigt werden, daß die evangelische Kirche keine in vielen Schattirungen schillernde religiöse Genossenschaft, sondern ebenfalls eine einheitliche kirchliche Organisation sei.

Freiherr von der Goltz hat sich dabei leider nicht auch darüber ausgesprochen, wie solche Tendenz mit der in der Augsburgischen Konfessionsurkunde gegebenen Grundlage der evangelischen aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen vereinbar ist; dort ist solche Grundlage in den Worten gegeben: „denn dieses ist genug zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirchen, daß da einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt, und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden, und ist nicht Noth zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirchen, daß allenthalben gleichförmige Ceremonien, von Menschen eingesetzt gehalten werden."

Die Verhandlungen der Provinzialsynoden beweisen, wie sehr das jetzige Unternehmen, der preußischen Landeskirche eine einheitliche Form zu geben, dem wahren Bedürfniß der Zeit und der Kirche, welche beide gleichmäßig den Frieden fordern, widerspricht.

Eine Totalrevision der Agende kann den Bekenntnißstand der Kirche nicht unberührt lassen.

Zwar bestimmt § 1 der Generalsynodalordnung: „Der Bekenntnißstand und die Union in den Provinzen und den dazu gehörenden Gemeinden (der Landeskirche) werden durch dieses Verfassungsgesetz nicht berührt", aber es liegt auf der Hand, daß bei Feststellung einer kirchlichen Ordnung, welche die Aufgabe verfolgt, diesen garantirten Bekenntnißstand zum Ausdruck und zur Anwendung in der Kirche zu bringen, die Frage nach dem Wesen und der Substanz des darzustellenden Bekenntnisses nicht umgegangen werden kann. Es müssen deshalb an diesem Punkte die theologischen und kirchlichen Streitfragen des Tages, welche sich an den Bekenntnißstand anknüpfen, aufleben, und sie haben dies daher auch bei den jetzt stattgehabten Verhandlungen der Provinzialsynoden gethan.

Die Verfasser des Agendenentwurfs haben gemeint, dies dadurch vermeiden zu können, daß sie sich so weit als thunlich an die bestehende Ordnung angeschlossen haben. Es ist dies aber — wie sie selbst sagen — eben nur möglich gewesen, „soweit es thunlich war", und thunlich ist es vermöge der Nothwendigkeit der Sache nicht gewesen.

Unter den nicht zu umgehenden Streitfragen ist die vornehmlichste diejenige: ob und inwieweit die sogenannte apostolische Glaubensformel den Bekenntnißstand der evangelischen Landeskirche Preußens zum richtigen und vollen Ausdruck bringt, und ob und inwieweit dieselbe daher mit rechtlicher und kirchlicher Bedeutung als Ausdruck dieses Bekenntnißstandes verwerthet werden kann und darf? Seit einem halben Jahrhundert beschäftigt diese Frage — wie bekannt — nicht etwa blos die evangelische Theologie, sondern die gesammte evangelische Kirche Deutschlands. Innerhalb der preußischen Landeskirche haben sich schon auf der im Jahre 1846 von König Friedrich Wilhelm IV. einberufenen ersten außerordentlichen Generalsynode die hervorragensten Theologen und Kirchenpolitiker auf das Eingehendste damit befaßt. Wie sich seitdem die Auffassung des genannten Symbols, sowohl in der theologischen Welt, wie innerhalb des Kreises der Gemeindeglieder weiter verändert hat, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Für weite Kreise ist die Art der Anwendung des Symbols innerhalb der kirchlichen Ordnung geradezu zu einem Anstoß an der Kirche selbst geworden. Wo neue agendarische Ordnungen in den deutschen Landeskirchen innerhalb der letzten Jahrzehnte festgestellt worden sind, ist man daher auch bemüht gewesen, diesen Anstoß zu beseitigen oder wenigstens zu mildern. Wenn jetzt die preußische Landeskirche ebenfalls zu einer Revision der Agende schreiten will und soll, so kann sie sich der gleichen Aufgabe um so weniger entschlagen, als gerade in ihrem Schooße zuletzt — noch an der Angelegenheit des Professors Dr. Harnack — die genannte Streitfrage zum Schiboleth für die kirchlichen Parteien geworden ist.

Die Verfasser des neuen Agendenentwurfs haben der Schwierigkeit in der Weise zu begegnen versucht, daß sie in der Liturgie des Hauptgottesdienstes sowie in der Ordnung der Taufe und Konfirmation es bei der Anwendung des Apostolikums in der Form der Agende von 1829 im Wesentlichen belassen haben, während sie bei der Ordnung der Ordination zum geistlichen Amt die durch die Agende von 1829 eingeführte Zusammenfassung des persönlichen Glaubensstandes seitens des zu Ordinirenden in der Hersagung des Apostolikums mit dem Hinweise darauf zu beseitigen vorgeschlagen haben, daß dieselbe überflüssig sei, weil die Geistlichen in demselben Akte ohnehin auf „Gottes-wort (in der Bibel), auf die prophetischen und apostolischen Schriften des alten und neuen Testaments, auf die drei christlichen Hauptsymbole und die Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche" verpflichtet würden. Es bedürfe also — haben sie gemeint — um so weniger noch einer besonderen, überdies durch die wörtliche Hersagung über Gebühr mit Gewicht bekleideten Hervorhebung des apostolischen Symbols bei dieser Gelegenheit, als solche außerhalb der preußischen Landeskirche nirgends stattfinde;

es würde dadurch nur das Mißverständniß hervorgerufen werden, als ob die preußischen Geistlichen für ihr Lehramt in anderer Weise als andere deutsche evangelische Geistliche, und stärker als an die anderen Bekenntnißschriften der Kirche gebunden werden sollten.

Daß sich bei dieser Lösung der Frage keine Richtung in der evangelischen Kirche beruhigen kann, liegt auf der Hand.

Die kirchlich **Liberalen** können unmöglich an der veränderten Stellung, welche weite Kreise der Gemeinden zum Apostolikum genommen haben, vorübergehen. Es ist ganz und gar unthunlich, daß sie von Neuem diejenige Anwendung desselben **ausdrücklich sanktioniren und damit als angemessen erklären**, welche wohl 1829 naiv hingenommen werden konnte, deren Gebrauch aber von der Orthodoxie erklärtermaßen seitdem zur Fesselung für den Glaubensstand der Gemeinde und der Einzelnen an den Buchstaben des Symbols verwerthet werden soll. Die **Orthodoxen** ihrerseits wollen sich ebenso wenig die Gelegenheit, diese von ihnen bisher nur behauptete und erstrebte Fesselung des Glaubensstandes zu einer Rechtsthatsache zu machen, entgehen lassen.

Auf der brandenburgischen Provinzialsynode sind diese Gegensätze zu besonders klarem und scharfem Ausdruck gekommen, weil hier allein der kirchliche Liberalismus in den leitenden Personen des Protestantenvereins noch seine Vertretung gefunden hatte. Unter dem Gewicht des entschiedenen Auftretens der Liberalen haben hier, wie rühmend hervorgehoben werden soll, auch hervorragende Vertreter der Mittelpartei treffliche Worte gegen den Versuch der die Synoden beherrschenden Orthodoxie, den christlichen Bekenntnißstand der evangelischen Gemeinde für die preußische Landeskirche an das apostolische Symbol zu binden, gefunden, während das auf der sächsischen Provinzialsynode, obwohl Professor Dr. Beyschlag Mitglied dieser ist, nicht der Fall gewesen ist. Leider ist es aber auf Seite der Mittelpartei nur bei **Worten** geblieben; die Partei hat auf allen Synoden dem Agendenentwurfe, wie derselbe von den Majoritäten konfessionell noch wesentlich verschärft worden ist, schließlich doch zugestimmt, so daß derselbe auf einzelnen Synoden sogar einstimmig angenommen worden ist. Für die Liberalen der brandenburgischen Synode hat der Unterzeichnete folgende Verwahrung dagegen zu Protokoll niedergelegt:

„Angesichts der Beschlüsse betreffs der dem Agenden-Entwurf für die preußische Landeskirche zu gebenden Form sehen sich die unterzeichneten Mitglieder der Synode in die Lage versetzt, gegen die beschlossenen agendarischen Formulare als gegen einen Angriff auf die durch den Unionscharakter der Landeskirche nach der Generalsynodal-Ordnung allen Gliedern gewährleistete Stellung zum Bekenntnißstande verwahren zu müssen.

Da die Provinzialsynoden nur berufen sind, ein gutachtliches Votum über die agendarischen Formulare abzugeben, verzichten wir zur Zeit noch **nicht** auf die Hoffnung, daß es in den weiteren Stadien der Vorbereitung bis zum Abschluß des in Angriff genommenen Werkes den vereinten Anstrengungen der Generalsynode und des Kirchenregiments unter Gottes Gnade gelingen werde, dem Werke doch noch eine Gestalt zu geben, welche allen auf dem ewigen Glaubensgrunde des Evangeliums von Christo stehenden Gliedern der Kirche in **gleicher** Weise eine freudige Antheilnahme an dem kirchlichen, gottesdienstlichen und sakramentalen Leben derselben ermöglichen werde.

Wir fassen die wesentlichen Gründe, aus welchen die beschlossenen Formulare diesen von dem Bedürfnisse der Zeit auf das Dringendste geforderten Zweck — unserer Ueberzeugung nach — nicht erreichen können, noch einmal dahin zusammen:

1. In der Liturgie des Hauptgottesdienstes wird für die Bezeugung des gemeinsamen Glaubensstandes der Gemeinden die in dem Apostolikum gegebene dogmatische Formulirung in einer Weise verwerthet, daß für viele aufrichtige fromme evangelische Christen daraus die Gewissensbedrängniß entstehen muß, als sei der christliche Heilsglaube und damit auch die Zugehörigkeit zur Landeskirche an diejenige Auffassung der christlichen Heilsthatsachen gebunden, welche in dem Wortlaut des genannten Symbols zum Ausdruck kommt.
2. Die Form, in welcher bei der Taufe und der Konfirmation von den Pathen und von den Konfirmanden die Bezeugung ihres **eigensten persönlichen** Glaubensstandes an den Ausdruck des Apostolikums gebunden werden soll, richtet einen Gewissenszwang auf, welcher die von der Kirche nicht zu verantwortende Gefahr heraufbeschwört, daß die vor der Gemeinde ein Pathenamt übernehmenden Glieder derselben und die jungen Konfirmanden an ihrem Gewissen und an der Wahrhaftigkeit vor Gott Schaden nehmen und damit ihr ewiges Heil preisgeben.
3. Indem die hohe Versammlung im Widerspruch mit den einstimmigen Vorschlägen der aus allen kirchlichen Richtungen zusammengesetzt gewesenen Agendenkommission und des Kirchenregiments, sowie im Gegensatz zu der in allen anderen deutschen Landeskirchen bestehenden Ordnung auch für die Ordination zum geistlichen Amt in der preußischen Landeskirche von den Ordinanden eine Bezeugung ihres persönlichen Glaubensstandes gemäß dem Wortlaut des Apostolikums gefordert hat, hat sie auch für die Wirksamkeit des Dienstes am Wort, für welchen die Bethätigung voller wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit und evangelischer Freiheit die unerläßliche Voraussetzung ist, eine Schranke aufgerichtet, welche solche Wirksamkeit um den Segen an der Gemeinde bringen muß.

Wir bitten Gott, daß er das der Kirche befohlene Werk nicht zum Anlaß schwerer Wirren werden, sondern zum Frieden derselben gereichen lasse."

Diese Erklärung macht die wesentlichen Streitpunkte zur Sache erkenntlich.

Das apostolische Symbol soll nach den gefaßten Synodalbeschlüssen mit dem Bekenntnißstande der preußischen Landeskirche identifizirt und künftig kirchlich und rechtlich bindend für jedes Glied der preußischen Landeskirche und vornehmlich auch für das Lehramt in derselben erklärt werden.

Mit aller Schärfe ist dies von den Rednern der Synodalmehrheiten als ihr Wille und ihre Absicht proklamirt worden. Die Heftigkeit, mit der dies geschehen ist, hat theilweise an Cynismus und Brutalität gestreift. So — wenn gegenüber dem Hinweise, daß bei der Proselytentaufe Erwachsener von solchen, die dem Christenglauben bisher fern gestanden haben, doch unmöglich schon mit dem vollen Verständniß des Christenthums auch die Verpflichtung auf das apostolische Symbol gefordert werden dürfe, von dem Superintendenten Wolfgram erwidert worden ist: „Dann seien dieselben für das Christenthum eben noch nicht reif und dürften eben darum noch nicht in die christliche Kirche aufgenommen werden." Desgleichen, wenn Generalsuperintendent Dr. Hesekiel auf der Posenschen Provinzialsynode gegenüber dem Hinweise auf die Gewissenszweifel junger Kandidaten des Predigtamtes betreffs der Wortfassung des Apostolikums bemerkt hat: „**Grade darum** müßten die jungen Geistlichen durch Einführung des Zwanges zu dem Hersagen des Symbols bei der Ordination **mitten in den Geisteskampf hineingestellt** werden, damit sie genöthigt wären, sich zu bemühen, das Symbol zu verstehen und sich auf den Zeitpunkt freuen könnten, wo sie es recht zu verstehen gelernt haben würden." Die offene Proklamirung solchen Kirchenzwanges durfte der Unterzeichnete gewiß später bei der Erörterung der Eidesnoth verwerthen, welche die Synoden ebenfalls zum Gegenstand ihrer Verhandlungen gemacht haben. Wie kann — bemerkte er — die Kirche über die sinkende Werthung des Eides im Volke klagen, wenn sie bei den von ihr bei ihren höchsten Akten erforderten Gelöbnissen es selbst so wenig ernst nimmt! Natürlich war es Herr Stöcker, welcher in der brandenburgischen Synode den durch die Agende aufzurichtenden Glaubenszwang am nachdrücklichsten und gewaltthätigsten vertrat. Nach ihm hat auch in der evangelischen Kirche das durch die Reformation den einzelnen Gliedern wiedergewonnene Recht persönlicher Gewissensfreiheit in der Stellung zum Bekenntnißstande, sowie das freie Recht der Gemeinde, wie solches durch Art. 7 der Augsburgischen Konfession der ganzen Kirche gewahrt ist, kein Existenzrecht mehr vor der kirchlichen Tradition und vor der Rechtsordnung der kirchlichen Anstalt. Damit wäre die evangelische Kirche denn richtig wieder auf den Standpunkt der römisch-katholischen zurückgekehrt. „Nicht Christus soll also das Haupt der Kirche mehr sein — bemerkte Freiherr v. Soden sehr richtig, — die persönliche Stellung der Gemeindeglieder und der Gemeinden zu diesem Haupt ihrer Kirche soll nicht mehr für die Zugehörigkeit zu derselben entscheidend sein, sondern die Verpflichtung auf das Apostolikum, wie die Majorität der Synoden dieselbe kirchengesetzlich bestimmt." Nur die rheinische, westpreußische und sächsische Synode haben sich

damit einverstanden erklärt, es betreffs des Ordinationsgelübdes bei den Vorschlägen des Kirchenregimentes zu belassen und auf die Hersagung des Apostolikums durch die Ordinanden zu verzichten. Von den andern Synoden ist dies gefordert und gegen den Wunsch des Kirchenregiments bemerkenswerther Weise sogar von mehreren Generalsuperintendenten, welche doch ebenfalls als Vertreter des Kirchenregiments zu gelten haben, mit Nachdruck als unerläßlich vertreten worden. Wie Generalsuperintendent Hesekiel auf der Posenschen Synode, hat dies auch Generalsuperintendent Pötter auf der Pommerschen gethan. Die Vertretung des Kirchenregiments vor den Synoden ist überhaupt nirgends geeignet gewesen, den Uebereifer der Synoden zu zügeln. Der Vertreter des Kirchenregiments bei der brandenburgischen Synode, der Generalreferent der Agendenkommission, Geheimer Oberkonsistorialrath Professor Dr. Kleinert, der noch das größte Maß von Entschiedenheit gegenüber den synodalen Tendenzen aufgewendet und sich bis zu der Warnung verstiegen hat, die beschlossene Aenderung des Ordinationsformulars möchte auf das Gelingen des ganzen Werkes von bedenklichem Einflusse sein und der Kirche den Keim schwerer und langdauernder Wirren einimpfen, meinte doch schließlich, daß das Kirchenregiment dennoch die Pflicht haben werde, auch den seinem Wunsche zuwiderlaufenden Beschluß der Synode ernster Beachtung zu würdigen. Der Kommissar der pommerschen Synode, Konsistorialpräsident Richter, erkannte geradezu an, daß für die verlangte und beschlossene Abänderung des Ordinationsformulars ein zwingender Grund vorliege. „Der Pastor, welcher jeden Sonntag das Apostolikum als Mund der Gemeinde zu bekennen habe, müsse dies Bekenntniß bei der Ordination auch selbst ablegen.“ Kein Wunder, daß ein solches Auftreten der Vertreter des Kirchenregiments den Eifer der Synodalmajoritäten gesteigert hat. Dieselben halten sich des endlichen Sieges gewiß, und warum sollten sie nicht? Bereits ist es ihnen ja gelungen, die kirchlich-liberale Richtung, wie sie der Protestantenverein vertritt, von allen Provinzialsynoden bis auf die brandenburgische, und von der Generalsynode gänzlich auszuschließen. Dasselbe Schicksal sind die konfessionellen Parteien nahe daran, auch der Mittelpartei zu bereiten. Wie der Unterzeichnete Namens der Linken auf der Brandenburger Synode, so mußte auf der pommerschen schon jetzt der Wortführer der Mittelpartei auch die Stimmenthaltung der Mitglieder dieser Partei erklären, weil die Provinzialsynode die Wahlen für die Vertretung in der Generalsynode lediglich nach den Gesichtspunkten der Majorität unter völliger Beiseiteschiebung der Minderheit vollzogen hat.

Als Kuriosum mag noch erwähnt werden, daß die pommersche und brandenburgische Synode auch den „Teufel“ wieder in dem Taufformular in seine vollen mittelalterlichen Ehren eingesetzt hat. In der brandenburgischen Synode geschah das durch einen feierlichen Beschluß mit 62 gegen 54 Stimmen.

Entsprechend ihrem ausschließenden Verhalten bei der Begutachtung des Agendenentwurfs haben die Synoden auch sonst nur die Ziele des äußersten Konfessionalismus in aller Konsequenz verfolgt. Von der westfälischen und der pommerschen ist die Forderung wiederholt worden, daß die Anstellung der Professoren der Theologie an den Universitäten nur in Uebereinstimmung mit dem Gutachten des durch den Generalsynodalvorstand zu verstärkenden Oberkirchenraths solle geschehen dürfen. „Es müsse unbedingt gefordert werden — so sagte man — daß die Universitäten aufhörten Anfechtungsinstitute für angehende Theologen zu sein.“ Ein gleicher Beschluß der ostpreußischen Synode ist nur darum nicht zu Stande gekommen, weil die Antragsteller erst in der letzten Sitzung hervortraten und mit dem gleichzeitigen Verlangen, „daß auch die juristischen Mitglieder des Kirchenregiments (des Oberkirchenraths und der Konsistorien) auf das Wort Gottes, die Bekenntnißschriften und die Ordnungen der Kirche verpflichtet werden sollten“, einen Ueberrumpelungsversuch unternahmen, der zu so gereizten Auseinandersetzungen führte, daß sie wegen der ihnen angeblich angethanen Beleidigungen ihre Anträge zurückzogen. Auch in der posenschen Synode betonte der Synodalassessor Superintendent Saran-Bromberg unter Zustimmung der Synode, „es müsse unter allen Umständen verhindert werden, daß die liberale Theologie in der evangelischen Kirche noch länger irgend welche Berechtigung habe und daß ihr Lehrstühle an den Universitäten eingeräumt würden.“ Die westfälische Synode verstärkte dieses Ansinnen noch durch eine besondere Verwahrung gegenüber dem von Professor Harnak angeblich gegen den Bekenntnißstand der Kirche im Apostolikum gerichteten Angriff.

Mit der Theologie an den Universitäten ist natürlich auch der **Religionsunterricht an den höheren Lehranstalten** von den Synoden einer nichts weniger als schmeichelhaften Kritik unterzogen worden. Man hat „größere Werthung desselben und größere Garantien dafür“ gefordert, da, wenn man gegenwärtig auch einen kirchlich vertrauenswürdigen Unterrichtsminister habe, doch die Zukunft in dieser Beziehung nicht sicher sei. Man verlangte deshalb eine Vermehrung der Lehrstunden für den Religionsunterricht, eine größere Sorgfalt in der Auswahl der Lehrkräfte für denselben nach der Richtung eines festen Bekenntnißstandes der Lehrer, und größere Berücksichtigung der Geistlichen bei der Ertheilung und Inspektion des Unterrichts. Die Bemerkung des Unterzeichneten diesem Begehren gegenüber, daß zu Mißtrauen der Kirche der bestehenden staatlichen Verwaltungspraxis in Preußen gegenüber wahrlich kein Grund vorliege, zumal Religion nicht wie andere Unterrichtsgegenstände gelernt werden könne, begegnete man in der Brandenburgischen Synode mit dem Ausspruch, man könne des Guten immer noch mehr verlangen, und auch die Religion bedürfe der Grundlage eines festen Wissensstandes.

In Verbindung damit ist auch zur Steuer der Verwahrlosung der konfirmirten und der Schule entwachsenen Jugend das **Fortbildungsschulwesen** in den Kreis der synodalen Berathungen gezogen worden, und dabei wurde allerseits wieder auf die vollständige Freilassung des Sonntags von diesem Unterricht zurückgekommen. Es ist sogar der monströse Gedanke aufgetaucht, die gesammte Jugend bis zum 18. Lebensjahre dem Zwange zu solchem Unterricht zu unterwerfen, d. h. — wie Unterzeichneter betonen mußte — einer Ausdehnung der gesetzlichen Schulpflicht bis zum 18. Jahre, sowie der Aufnahme des Religionsunterrichts als eines obligatorischen Lehrgegenstandes in den Lehrplan der Fortbildungsschulen. Wie Unterzeichneter der brandenburgischen Synode vorhielt, müßte damit sofort der Streit über die Konfessionalität auch der Fortbildungsschulen ins Leben gerufen werden. Angeeignet hat sich dieses extravagante Begehren in seinem ganzen Umfange allerdings nur die pommersche Synode, obwohl hier selbst der ehemalige Minister des Innern, jetzige Oberpräsident von Puttkamer, auf die unüberwindlichen Schwierigkeiten solchen Unterfangens hinwies.

Zu einer bemerkenswerthen Verhandlung ist es auf allen Synoden über die **Eidesfrage** gekommen. Die Synoden haben den Ersatz des promissorischen Zeugen-(Vor-)Eides durch den assertorischen (Nach-)Eid, eine größere Feierlichkeit für die gerichtliche Abnahme des Eides, und eine Verminderung in dem Erforderniß des Eides gefordert — worüber gewiß Meinungsverschiedenheiten als berechtigt anzuerkennen sind. Von der ostpreußischen und pommerschen Synode sind diese Forderungen aber noch durch das Verlangen der Wiederherstellung einer konfessionellen Eidesform, und durch den Anspruch, daß Christen ein Eid nur von einem christlichen Richter solle abgenommen werden dürfen, zu einem Uebermaß gesteigert worden, welches geradezu einen Angriff gegen die bestehende staatliche Rechtsordnung enthält.

Der in dem letztbezeichneten Verlangen enthaltene Anklang an die bedauerlichen Begehren des Antisemitismus fand in der brandenburgischen Provinzialsynode einen weiteren Ausdruck in einem Antrage, welcher ein kirchliches Zuchtgesetz gegen „das Ueberhandnehmen christlich-jüdischer Mischehen und gegen Christen und Christinnen, die beklagenswerther Weise eine solche einzugehen beabsichtigen oder ein-

gegangen sind" gefordert hat. Die Synode hat sich denselben gegen den Einspruch des Unterzeichneten, den derselbe mit dem Hinweise sowohl auf die staatliche Ordnung des Eherechts als das wahre Interesse der evangelisch-christlichen Kirche begründete, angeeignet. Da diese Sache in Nummer 4 der „Nation" bereits ihre Behandlung erfahren hat, erübrigt ein weiteres Eingehen auf dieselbe.

Dagegen sei zum Schlusse dieser Uebersicht noch erwähnt, daß die vielberufenen Kleist-Hammersteinschen Anträge in ganzem, uneingeschränktem Umfange ihre Wiederauferstehung auf der pommerschen Provinzialsynode erfahren haben, wobei sich indessen der Vorgang wiederholt hat, welcher auf der letzten Generalsynode in die Erscheinung getreten war, daß man den auf die Theilnahme des Generalsynodalvorstandes bei Besetzung der kirchenregimentlichen Aemter durch den Landesherrn gerichteten Theil der Anträge hat unter den Tisch fallen lassen. Der königliche Kommissar Konsistorialpräsident Richter erklärte, daß er „**leider** die Ablehnung dieses Antrages empfehlen müsse." Auf der ostpreußischen Synode hatte der als Kommissar des Kirchenregiments fungirende Probst Freiherr von der Goltz dem Antrage im Voraus durch die Erklärung den Weg verlegt, daß er sich nicht in der Lage befinden würde einen dahingehenden Beschluß der Synode entgegen zu nehmen.

Uebersieht man dieses Ergebniß der Berathungen der Provinzialsynoden, so wird man sich dem Eindruck nicht versagen können, daß dasselbe weder der staatlichen noch der kirchlichen Entwickelung förderlich sein kann, — **jener** nicht, weil sich die Synoden nicht nur in vielen Einzelheiten, sondern mit ihrer ganzen Tendenz in Widerspruch gesetzt haben mit den Wegen, in welchen die Staatsentwicklung fortschreitet und fortschreiten muß, wenn sie den Erfordernissen des modernen Kulturstaates genügen will, — **dieser** nicht, weil dasselbe dem dringendsten Bedürfnisse grade der evangelisch-christlichen Kirche zuwider läuft, welches gebietet, die von der Kirche der Reformation nun einmal kraft des ihr innewohnenden Prinzips unzertrennliche persönliche Freiheit in Bezug auf ihren Bekenntnißstand anzuerkennen und zu achten, und damit alle Glieder der Kirche auf dem christlichen Glaubensgrunde einheitlich zusammenzufassen. Um die Wahrung des **staatlichen** Interesses diesen unevangelischen synodalen Tendenzen gegenüber braucht man ernste Sorge wohl **nicht** zu hegen; die Verhältnisse sind zu mächtig, als daß dieses Interesse sich nicht Geltung verschaffen sollte auch trotz der Tendenzen der preußischen Synoden. Für die **evangelische Kirche** aber kann die Sorge nicht stark genug sein. Schon jetzt besitzt sie das Herz großer Theile des evangelischen Volkes nicht mehr; dessen sind die Klagen und der Eifer der Synoden Beweises genug. Wenn die synodalen Majoritäten in Verfolgung ihrer Tendenzen selbst vor der Gefahr der rechtlichen Scheidung von der Kirche nicht mehr zurückschrecken, so bleibt doch das Wort des Unterzeichneten wahr, „daß der todte Ballast, welchen die Kirche in den innerlich ihr entfremdeten Gliedern mit sich schleppt, sie unabwendlich allmählig in den Abgrund hinabziehen muß". Es wird sich fragen, ob die evangelische Bevölkerung der preußischen Landeskirche noch den Willen und die Kraft besitzt, sich gegen dieses Schicksal ihrer Kirche und damit gegen das ihr selbst drohende Verhängniß zu wehren. Es ist die letzte Stunde, die ihr dafür bis zur Feststellung des Kirchengesetzes, welches die neue agendarische Kirchenordnung einzuführen berufen sein wird, gelassen ist. Einer entschlossenen und nachdrücklichen Willensmanifestation des evangelischen Volkes — das hat das Schicksal des Zedlitz'schen Volksschulgesetzentwurfes bewiesen — möchten sich am Ende doch auch die höchsten öffentlichen Gewalten nicht versagen.

H. Schröder.

## Dühring als Litterarhistoriker.*)

Der zweite Theil von Eugen Dühring's großer internationaler Dichterabschlachtung ist erschienen und verlangt wieder, wie vor vielen Monaten der frischere erste Theil, einige Worte der Abwehr. Es ist keine erfreuliche Aufgabe, die Narrheiten eines Mannes zu lesen, den man um seiner philosophischen Schriften willen verehrt und dem man, wenn auch fast niemals geistigen Genuß, so doch oft geistige Förderung zu danken gehabt hat. Und es ist ein noch lästigeres Geschäft, zum zweiten Male die Thorheiten des verirrten Ritters zu sammeln und auszustellen. Es scheint mir aber eine Pflicht gegen den Mann und gegen seine Gemeinde. Dühring ist so oft mit Unrecht todtgeschwiegen worden, daß der Verdacht aufkommen könnte, auch seine ungeheuerliche Litteraturgeschichte werde um ihrer Gefährlichkeit willen nicht genannt. Und es wäre doch nur Rücksicht gegen einen auf anderen Gebieten verdienstvollen Schriftsteller gewesen, diesmal zu schweigen.

Dühring ist im ersten Theil seines Buches mit Voltaire, Lessing und Goethe fertig geworden; im vorliegenden zweiten Theile thut er Rousseau, Schiller, Byron und Shelley ab und theilt dann noch einige gelegentliche Fußtritte gegen Börne, Heine, Ibsen und einige Andere aus. Der Grundton seiner Darstellung ist eine Süffisance, die sich nur ungenau mit „Dünkel" übersetzen ließe. Dieses „Von oben herunter" müßte einmal von einem guten Komiker auf die Bühne gebracht werden. Mit den Augen stumm gelesen können selbst starke Belegstellen den Ton des Buches nicht deutlich genug wiedergeben. Einen Schopenhauer nennt Dühring einen „sich sonst etwas freier bewegenden Schriftsteller"; Heine war „eher mit Etwas begabt, was nach Talent aussah". In dieser eigentlich protzenhaften Art spricht er nicht nur von Leuten, die er nicht mag, von Schiller und Kant, sondern auch von seinen Lieblingsdichtern; als ob Herr Dühring sich im Grunde all zu tief herabließe, bis zu einem Rousseau oder Byron herab.

Im Einzelnen macht ein scharfer Geist wie Dühring natürlich ganz vortreffliche Bemerkungen; man könnte aus dem dicken Buche gewiß mehr als ein Dutzend guter Aphorismen herausreißen, und auch für die interessante Persönlichkeit und Weltanschauung Dühring's ist seine Stellungnahme oft lehrreich. So sind namentlich die beiden Kapitel über Rousseau reich an guten Gesichtspunkten; dem gemaßregelten Berliner Privatdozenten gefällt Rousseau's Haß gegen die offizielle Wissenschaft, dem kunstfremden Litterarhistoriker der im Grunde seiner Seele ebenso kunstfremde Genfer Puritaner, und unbewußt mag dem unklaren „antikratischen", d. h. mit einem geläufigeren Worte anarchistischen Ideal Dühring's die Kulturfeindschaft Rousseau's behagt haben.

Schiller wird — mit mangelhafter Sachkenntniß — durchaus als ein Schüler Rousseau's behandelt; und so wie hier historische Irrthümer unterlaufen, so verwechselt Dühring auch bei der Besprechung einiger Gedichte die verschiedenen Perioden. Trotzdem ist in diesem Kapitel manches vortrefflich und die Absage gegen Schiller's nachgemachtes Griechenthum besonders erwähnenswerth. Dühring steht all diesen Dingen, die er nicht recht kennt, mit der Naivetät eines Kindes gegenüber. Wenn das Glück gut will, trifft er den Nagel auf den Kopf; wenn das Glück weniger günstig ist, kann er sich bis zum Kindischen verlieren. So tadelt er an der „Glocke" ganz ernsthaft und sehr ausführlich, und mit jenem Mangel an Humor, der für Dühring charakteristisch ist, daß der Mann, der durch des Feuers Macht an den Wanderstab gebracht worden ist, nicht bei Zeiten an die Vortheile der Feuerversicherung gedacht habe. Ganz ähnlich vermißt Dühring später in einem aufreizenden Gedichte Shelley's „ein praktisches Auskunftsmittel". Shelley habe

*) Dr. Eugen Dühring, Die Größen der modernen Litteratur. Verlag von C. G. Naumann in Leipzig. II. Theil. (Vergl. „Nation" Nr. 38 vom 23. Mai d. J.)

zwar mit seinem „Gedichtchen“ die soziale Frage gestreift, aber den Arbeitern nicht „Mittel und Wege gezeigt“, ihren Wünschen thatsächlich genug zu thun.

Diese beiden zufälligen Eingeständnisse Dühring's sind aber charakteristisch für seine Stellung zur Dichtkunst. Nicht daß er die Größen der Litteratur wie dumme Jungen behandelt, macht ihn unfähig, sie zu würdigen; daß er aber von Hause aus offenbar kein Organ für die Kunst Goethe's besitzt, das macht ihn so abenteuerlich in seiner Eigenschaft als Litterarhistoriker. Ich habe nicht die Absicht, einem Manne wie Dühring mit konventionellen Begriffen und Vorstellungen zu kommen. Mag er die Flecken an den Sonnen der Kunst aufweisen und untersuchen, mag er den Glauben an die Größen der modernen Litteratur zerstören, mag er sogar die Bedeutung aller Dichtkunst herabsetzen und das Spielerische in allem dichterischen Schaffen betonen: wer frei ist von Vorurtheilen, wird ihm folgen können. Vor Allem aber muß, wer die schöne Litteratur umbringen will, sie vorher wahrgenommen und aufgenommen haben, wie der Jäger ein Wild nicht schießen kann, wenn er es nicht vorher gesehen hat. Dühring aber hat, wie die beiden Fälle von Schiller und Shelley am schlagendsten beweisen, gar kein inneres Verhältniß zur Kunst. Er hätte trotzdem, wie er es in einem Kapitel versucht, ein Buch von der Ueberschätzung der Litteratur schreiben können und es wäre gewiß ein lesenswerthes Buch geworden. Wir hätten vielleicht erfahren, daß es, ebenso wie Faust nach Dubois-Reymond's Vorschlag sich hätte an die Erfindung der Luftpumpe machen sollen, Schiller's Pflicht gewesen wäre, ein nützlicher Feuerversicherungsagent zu werden. Shelley war dann als Unfallversicherungsbeamter, Ibsen wegen der vielen Kranken in seinen Stücken als Lebensversicherungsdirektor unterzubringen. Dühring geht in seiner Kritik aller Poesie noch weiter. „Es muß die Zeit kommen“, sagt er, „in welcher das Behagen an Märchen selbst für kleine Kinder nicht mehr statthaben kann, weil man diese von vornherein an die Wirklichkeit gewöhnt und sie anhält, sich auch im Phantasiespiel keinem Widersinn zu überlassen“.

Das Alles, so einseitig es ist, kann den Inhalt eines immerhin anregenden Buches bilden; nur dürfen wir vom Verfasser verlangen, daß er selbst nicht mit uns spiele, daß er allzu hohe Ansprüche an die Dichter zu machen vorgebe, wo er doch gar keine an sie stellt, weil er sie alle mit einander verachtet und haßt.

Sein Haß gegen die Dichtkunst wird erklärlicher, wenn man bemerkt, daß Dühring die Phantasien der Poesie mit den Erfindungen der Religion auf gleiche Stufe stellt und darum nicht übel Lust bezeugt, mit beiden auf einmal aufzuräumen. Er sieht nicht oder will nicht sehen, daß man die Erfindungen der Religion glaubt, die der Poesie nicht, daß die ersten darum unser Handeln beeinflussen und völkermordend wirken können, die andern nicht, daß die Religion der Wissenschaft keinen Platz neben sich gönnen kann, wohl aber die Poesie. Wie dem auch sei, Dühring, der Religionsfeind, hält jede Poesie für eine Abart von Religion und behandelt sie danach; sowie er den alten Jehovahglauben für den neuern Christusglauben verantwortlich macht und die jüdischen Litteraten für den alten Jehovahglauben.

Aus Anlaß des ersten Theils der „Litteraturgrößen“ hatte ich so lustige Proben von Dühring's Judenkrampf gebracht, daß ich mir vornahm, diesen Zug des zweiten Theils zu übergehen. Aber sein antichristlicher Standpunkt ist so wüst mit seinem antisemitischen verwirrt, daß es unmöglich scheint, den Gedanken klar zu machen, bevor nicht eine reinliche Trennung vollzogen ist. Und am Ende, warum soll man in dieser öden Welt nicht lachen, so oft eine Burleske dazu einlädt. Etwas Burleskeres als Dühring's Judenwitterung läßt sich kaum erfinden.

Es ist natürlich, daß er jedesmal, wenn er an einer „Größe“ zu tadeln hat, zuerst ruft: Ein Jude oder Judengenosse! So wird der Exjesuit Blumauer judäerhaft genannt, so drückt sich Rousseau „in seiner hebräischen Art“ aus, wenn er von seinem Nächsten spricht, so heißt der wildgehaßte Lessing diesmal gar über alle Maßen frech ein „slavohebräischer Bastard“; so wird der arme Lenau zum Judengenossen gestempelt, so wird in Hoffmann von Fallersleben, dem Dichter von „Deutschland, Deutschland über Alles“, wirklich und wahrhaftig „etwas Judenhaftes“ entdeckt, so werden Zola, Ibsen, Tolstoi und Turgenjeff nach einander als Geschöpfe der jüdischen Reklame hingestellt. Das Alles ist nicht neu und nicht lustig, auch die Beschimpfungen von Börne und Heine sind es nicht.

Neu aber sind drei Entdeckungen oder Vermuthungen Dühring's. Die erste betrifft die Legitimität der Familien, die zweite ein Verbrechen aus dem Leben Heine's, die dritte ist ein Beitrag zur Schillerwissenschaft.

Zuerst also hat Dühring sich eine einfache Hypothese zurechtgelegt, die vieles erklärt, wozu er sonst keinen Vers machen könnte. Zeigt ein christlicher Mann eine schwache Seite, so hat seine Mutter oder Großmutter mit einem Juden die Ehe gebrochen und es ist so jüdisches Blut beigemischt worden. Zeigt dagegen eine Jude einiges Talent, so hat seine Mutter oder Großmutter mit einem Christen die Ehe gebrochen. Ich scherze nicht so albern, es steht ziemlich so bei Dühring. Shelley, sonst ein ehrenhafter Mann, hat einmal den ewigen Juden besungen. Wie ist das möglich?

Dühring sagt wörtlich:

„Der Umstand — daß seine erste . . . Frau einen jüdisch aussehenden Vater und eine ebenso aussehende Schwester hatte, gibt bezüglich der Wahlverwandtschaft Shelley's zu solchen Blutgemischtheiten Einiges zu denken.“

Und weiter:

„Es dürfte einige Schwierigkeiten haben, über die Einmischung von Judenblut in Shelley's Familie und Vorfamilie, sei diese Pfropfung nun ehelich oder außerehelich vor sich gegangen, in äußerlich greifbaren Thatsachen feste Anhaltspunkte und untrügliche Anzeichen aufzufinden.“ (II. Theil, Seite 272 und 273.)

Heine, der Jude, hat etwas Talent gehabt. Wie ist nun das wieder möglich? Der Hebräer war eben „ein klein wenig Deutsch gemischt, — allem Anschein nach.“ Ich glaube, man kann auch über diese große und fruchtbare Hypothese Dühring's noch lachen, ohne schamlos zu heißen.

Auf Heine aber wirft Dühring noch einen zweiten Verdacht; es ist seine zweite Entdeckung und ich frage mich, ob man auch darüber noch lachen darf. Ich möchte aber den Antrag stellen, daß man lache.

Dühring hat das bekannte Heine'sche Gedicht „Nächtliche Fahrt“ gelesen. Etwas gekünstelt ist die Form und dunkel ist der Sinn. Ihrer drei stiegen in den Kahn; dann kommen dem einen, dem Dichter, Anwandlungen, als ob er die arme Schönheit erlösen müßte von der Welt Unflätherei.

„Und als wir stiegen aus dem Kahn,<br>
Da waren wir unserer Zwei.“

Eine ziemlich vage Allegorie. Was aber macht Dühring daraus? Wirklich und ernsthaft — eine Mordgeschichte von der „nächtlichen Seite des Judäersinns“. Heinrich Heine hat damals so etwas wie einen rituellen Mord begangen oder einen Lustmord; es wird nicht ganz klar. Zuerst sagt Dühring noch vorsichtig (Seite 289):

„Wenn nicht etwa gar die That, so ist doch allermindestens der Sinn des Poeten dabei von Grund aus verbrecherisch betheiligt.“

Dann (Seite 291) meint er, die Annahme sei erörterbar, „daß in jenem Gedicht eine Beichte enthalten sei“; ob Heine selbst der Mörder war — „darauf wäre es wohl für einen Kriminalprozeß angekommen“ — könne Dühring nicht entscheiden. Aber ein Jude war es gewiß.

Heine ist ja nun leider todt; aber er hatte doch einen Helfershelfer, es waren erst drei, dann zwei. Wie wenn der andere noch lebte und man ihn zur Rechenschaft ziehen könnte! Heiliger Ahlwardt! Es ist ja zum Lachen, aber man lacht nicht ganz ohne Bitterkeit.

Doch Dühring hat dafür gesorgt, daß man aufathmen und wieder herzlich und behaglich lachen könne. Er hat noch eine dritte Entdeckung gemacht. Unter Schiller's Räubern nämlich hat er einen Juden entdeckt. Die andern sind flotte Bursche gewesen, einer aber ist ganz verworfen,

„mit etwas Hebräeranklang", Spiegelberg. Dühring kennt ihn, den Spiegelberg! Und nicht einmal Schiller selbst hat es bisher gewußt! Auch diese Hypothese ist fruchtbar. Man braucht nur auf den Klang der Namen zu achten und erkennt den Juden sofort in Mephistopheles, der auch ein ganz verworfener Kerl war. Jago war Hebräer und hieß eigentlich Jakob. Franz Moor ist kein echtes Kind; die Gräfin Moor hat eine Liebschaft mit einem Hebräer gehabt, und das mit dem Hungerthurm sieht fast so aus, als ob Schiller eine Beichte hätte ablegen und einen Vatermord eingestehen wollen.

Doch genug des Unsinns. Dühring wird skurril, wenn er irgendwo jüdische Spuren wittert; und wir halten uns ja für verpflichtet, den alten Dühring, den Geschichtschreiber der Philosophie und der mechanischen Prinzipien, ernst zu nehmen.

Es ist hier schon wiederholt darauf aufmerksam gemacht worden, daß Dühring's Judenhaß aus seinem Haß gegen das Christenthum hervorgegangen ist. Er spricht einmal von den drei semitischen Götterdespotien, die im Kerne ziemlich von derselben Prägung unter den Namen Judenthum, Islam und Christenthum die Anschauungen der Welt verzerrt haben; und da er Schiller's „Götter Griechenlands" beurtheilt, sagt er deutlicher: „überhaupt kann etwas ernsthaft Antichristliches nicht umhin, vor allen Dingen antihebräisch auszufallen".

Beachten wir noch, wie Dühring's sonst hanebüchener Stil plötzlich vorsichtig wird, wenn er geradezu auf das Christenthum und seinen Stifter zu reden kommt, so finden wir als Ergebniß, daß der Verfasser ein Buch geschrieben hat, dessen Faden er niemals lange in der Hand behält. Er verspricht eine Darstellung von Litteraturgrößen, drängt sich aber an ihnen vorbei, um auf die Kultur zu schimpfen, deren Erzeugniß sie sind. Hinter der Kultur sieht er das Christenthum stehen und fordert es vor sein Gericht; um es aber mit größerem Beifall der Menge prügeln zu können, zieht er ihm zuerst die alten Kleider des Judenthums an, vergißt dann Alles, und schreibt ein Buch gegen die Trachten des Orients, die er nicht kennt.

Fritz Mauthner.

## Ueber die altkölnische Malerschule.

Man redet in Köln gerne von Mittelalter und Gothik und es ist begreiflich, daß sich gerade hier die Ueberlieferung aus den Tagen der Romantiker erhalten hat. Diese hatten von der Herrlichkeit der alten Kaiserzeit ein poetisches Bild entworfen, zu dem die Farben allerdings zumeist dem bunten Treiben entnommen waren, das uns die Kunst des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts geschildert hat, und wo könnte sich dieser Traum lebendiger gestalten als gerade hier in Köln? Wir wandeln unter den Prachtbauten aus der Zeit der Hohenstaufen und in den Werken der kölner Malerschule haben wir die Sitten und Empfindungen einer großen Vergangenheit leibhaftig vor Augen. Wenn wir freilich dann die Geschichtsbücher nachschlagen, so kommen wir mit der Poesie des Mittelalters nicht weit über die Hohenstaufen hinaus. Schon das Grabmal Rudolphs von Habsburg zeigt merkwürdig nüchterne und verständige Züge und der bedeutendste Kaiser des vierzehnten Jahrhunderts, der kluge Luxemburger Karl IV. ist eine sehr prosaische Erscheinung.

Wenn nun der Ausdruck Mittelalter gar zu allgemein ist, um eine feste Charakteristik zu geben, so läßt sich mit dem Worte gothisch allerdings ein ganz bestimmter Begriff verbinden. Und zwar gilt dies nicht bloß für die Architektur; vielmehr ist gerade das, was am meisten in der Gothik imponirt, daß damals das ganze Leben eine Einheit war, daß Religion, Sitte, Wissenschaft, Kunst und Poesie auf denselben Boden und bei allen christlichen Nationen gleichmäßig ausgebildet waren. Bei der Plastik und Malerei zeigt sich das in dem gleichförmigen Gesichts- und Körpertypus, der über ganz Europa verbreitet ist. Der Mittelpunkt dieses geistigen Lebens ist Frankreich, aber auch hier finden wir im vierzehnten Jahrhundert einen großen Umschwung. Die Niederlage von Poitiers vom Jahre 1356 ist ein Wendepunkt in der französischen Geschichte. Das alte Ritterthum macht einem neuen Adel Platz, der in den furchtbaren Kriegen, Kommuneaufständen und Jacquerien den Sinn für die feinere Kultur des Mittelalters verloren hat. Die Monarchie stützte sich auf den Bürgerstand, denselben Bürgerstand, der an der Nordgrenze des Landes, in Flandern und Brabant, zu so hoher Blüthe gelangt war. Flandrische Bildhauer wanderten nach Paris, um die Grabmäler der Könige auszuführen. Unter Karl V. und VI. entstehen eine Reihe von Porträtstatuen, welche die Natur in schlichter Wahrheit wiedergeben, und am Ende des Jahrhunderts arbeitet am burgundischen Hofe zu Dijon ein großer Künstler in dieser Richtung: Claux Sluter. Sein Grabmal Philipps des Kühnen, das in den neunziger Jahren entstanden ist, und sein Mosesbrunnen, der 1401 vollendet war, haben mit der Gothik wenig mehr zu schaffen. Bei der nahen Verbindung, die Köln zu Burgund und den Niederlanden unterhielt, ist es begreiflich, daß wir hier denselben Verlauf beobachten können.

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts herrscht noch die Gothik: ein Beispiel sind die Statuen an den Chorpfeilern des Domes. Der Künstler bemüht sich, Andacht und Seelenreinheit auszudrücken, auch das Streben nach Anmuth und Würde ist nur zu deutlich zu erkennen, aber es fehlt das individuelle Leben, das nur durch scharfe Naturbeobachtung gewonnen werden kann. Es sind mehr Stimmungen als Charaktere geschildert. Dabei sind die Aeußerlichkeiten, namentlich das Haar und der Bart und die feinen Hände ungemein frei und lebendig gearbeitet und in dem prächtigen Fluß der Gewänder ist ein fast übermäßiger Reichthum entfaltet. Ganz vollendet erscheint diese Kunst da, wo wir den Charakter nicht vermissen, in den musizirenden Engeln über den Statuen. In ihren fröhlichen Kindergesichtern tritt ein Zug hervor, der wohl der kölner Kunst eigenthümlich ist: der Schönheitssinn in seiner besonderen Neigung zum Weichen und Lieblichen.

Diese Werke gehören der Mitte des Jahrhunderts an. Um dieselbe Zeit bemerken wir den neuen Stil in dem Grabmal des Erzbischofs Walram von Jülich, dann bei Wilhelm von Gennep und am deutlichsten an dem des Engelbert von der Mark, der 1368 gestorben ist. Namentlich erinnern die Porträtstatuetten, wohl der geistliche Adel des Domkapitels, der die Nischen der Seitenwände wie ein ewiges Leichengefolge füllt, an das Werk Sluters in Dijon. Das großartigste Denkmal Friedrichs von Saarwerden gehört dann schon in das fünfzehnte Jahrhundert.

Derselbe Vorgang läßt sich in Italien beobachten: in Giovanni Pisano vereinigt sich der gothische, um nicht zu sagen französische Typus mit einem leidenschaftlichen Streben nach Naturwahrheit. Dann kommt wieder, wie das gewöhnlich wechselt, in Andrea Pisano ein reineres Formgefühl zur Geltung. Wie man nach lebendigem Ausdruck sucht, ohne doch die Natur zu beherrschen, zeigen die reizenden Skulpturen am Dome zu Orvieto. Endlich vereinigt Ghiberti mit vollendetem Schönheitsgefühl großartige Charakteristik und siegt in der Konkurrenz für die Thür des Baptistero im Jahre 1403. Ghiberti hat uns auch die Kunde von einem Kölner Künstler aufbewahrt. Er sagt: „in Köln lebte ein ausgezeichneter Bildhauer, der war in seiner Kunst so vollkommen wie die alten Griechen, namentlich in den Köpfen und in allen nackten Theilen, nur waren seine Statuen etwas kurz." — Das ist in dem Munde eines solchen Mannes ein merkwürdiges Lob! Weiter heißt es:

„Er war sehr gelehrt und hatte große Anmuth in seinen Werken. Für den Herzog von Anjou arbeitete er viel in Gold und als dieser einmal eine große Tafel aus Noth einschmelzen ließ, da erkannte der Kölner die Eitelkeit alles Irdischen und ging ins Kloster. Er war auch ein vortrefflicher Zeichner und gab den jungen Künstlern Anweisung bis zu seinem Tode 1418."

Es hat also auch in Köln einen Moment gegeben, da sich die ideale Auffassung der gothischen Zeit wie bei Ghiberti mit dem neuerwachten Sinn für die Natur vereinigte. Wir kennen keine Werke, die wir jenem großen Künstler zuschreiben könnten, aber die edlen Gestalten der Apostel am Portal des südlichen Domthurmes möchten wohl dem Charakter seiner Kunst entsprechen.

Was wir hier auf dem Gebiete der Skulptur betrachtet haben, wird die Geschichte der Malerei verständlich machen. Wolfram von Eschenbach rühmt im Parcifal die Maler von Köln und Mastricht und aus dem dreizehnten Jahrhundert ist hier noch so viel erhalten in Ursula, Cunibert und Gereon, daß wir den Ruf der Schule wohl verstehen. Ihr Stil ist ausgebildet auf den großen Wandflächen der romanischen Kirchen. In Maria Lyskirchen sehen wir deutlich, wie die Gliederungen der Bautheile, die von der Gothik eingeführt werden, seine Entfaltung behindern. Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erscheint dann der gothische Stil ganz unverfälscht in den Miniaturen des Johann von Valkenburg. Etwas später sind die Gemälde an den Chorschranken des Domes. Bei ihnen ist am auffälligsten, wie die ganze Auffassung von den Glasmalereien der Fenster beherrscht wird. Die Anordnung der Fensterbilder mit den goldenen Baldachinen auf blauem Grunde ist genau nachgeahmt, und obgleich man hier Platz genug hatte, sind künstlich enge Räume geschaffen, in welche man die Figuren mühsam hineingedrängt hat. Am besten hat das Vorbild auf das Kolorit gewirkt. Die hellen Töne des romanischen Stiles konnten gegen die Farbengluth der großen Fenster nicht aufkommen. Zu dem Blau und Gold des Hintergrundes paßte nur ein tiefes Roth. Gewänder und Gesichter sind mit weißen Lichtern zu einer Leuchtkraft gebracht, daß man fast Oelgemälde zu sehen glaubt. Doch soll man nicht verschweigen, daß diese Wirkung zum Theil auf dem Balsam beruhen wird, mit dem die Bilder neuerdings aufgefrischt sind. In den Gesichtern ist der gothische Typus deutlich ausgeprägt: breite Stirn, große mandelförmige Augen unter runden Brauen, gerade Nase mit starken Flügeln, ein weicher halbgeöffneter Mund und ein feines vorstehendes Kinn. Der Ausdruck wird namentlich dadurch erzielt, daß die Augäpfel in die Ecke geschoben werden. Hier und da ist ein Versuch gemacht, Charaktere zu schildern: einige Geistliche sind offenbar nach dem Leben gemalt, ebenso einige Leute unter dem anbetenden Volke und die Henker sind nach Kinderart ganz roh und abschreckend gebildet. In den Unterschriften sind die Drolerien sehr lebendig ausgeführt. Da tanzt das junge Volk im Reigen oder eine Frau läuft mit dem Rocken hinter einem Fuchs her, der die Gans gestohlen. Der wilde Jäger erscheint mit seinem Horn und eine weibliche Figur geflügelt und gekrönt mit Pfeil und Bogen: es ist Frau Minne, in welcher der antike Eros wieder auferstanden ist. Wie in den oberen Gemälden die Glasfenster haben hier die Miniaturen als Vorbilder gedient. Man nimmt an, daß diese Bilder zwischen 1320 und 1330 entstanden sind. Der Stil erhält sich bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts. Die Freskoreste aus dem Hansasaal des Rathhauses wie ein Paar kleine Tafelgemälde zeigen seine letzte Entwicklungsform.

Die Tafelmalerei war auf deutschem Boden zuerst von Kaiser Karl IV. gepflegt, der italienische und oberdeutsche Künstler nach Prag berufen hatte. Im Gefolge dieses Fürsten war auch ein böhmischer Maler nach Köln gekommen und hatte ein großes Bild mit Passionsszenen gemalt. Um dieselbe Zeit entstand hier der Claren-Altar im Dom, an welchem die Geschichte Jesu geschildert ist. In den Kompositionen erkennen wir noch die unmittelbare Ueberlieferung des gothischen Stils: sie folgen größtentheils älteren Vorlagen und das Mittelstück findet sein Vorbild in einer Miniatur aus der Mitte des Jahrhunderts. Aber alle die bekannten Szenen sind von neuem warmem Leben erfüllt. Das kleine nackte Kind, das mit rührender Natürlichkeit gezeichnet ist, bildet den Mittelpunkt der zärtlichsten Pflege und Andacht, die aus den Minen und Geberden der Umgebung spricht. Wir fühlen den Pulsschlag der persönlichen Empfindung des Künstlers, der sich auch in den runden weichen Köpfen ein eigenes Ideal geschaffen hat. Der gothische Typus ist aufgegeben, eigenthümlich ist zum Beispiel die Bildung der Augen: während diese bisher etwas länglich, zuweilen sogar schmal gebildet waren, ist jetzt das untere Lid herabgezogen, um einen bedeutenden Ausdruck zu gewinnen. Ueberhaupt ist die Formengebung willkürlich. Am schärfsten ausgeprägt ist diese Eigenthümlichkeit in der Madonna mit der Bohnenblüthe oder, wie man dieselbe Blume in Nürnberg richtiger nennt: Erbsenblüthe. Wir sehen eine überhohe breite Stirn umrahmt von welligem goldblonden Haar. Die großen Augen werden durch die breiten Lider halb verschleiert, wodurch der Blick etwas vornehm Träumerisches erhält, die Nase ist ganz schmal und gerade gebildet und der feine Mund etwas zu klein für das schöngerundete Untergesicht. Das Gesicht und der nackte Körper des Kindes sind in feinverschmolzenen Tönen ausgeführt und dem zarten Ausdruck des Gesichtes entsprechen die milden tiefen, übrigens sehr fett aufgetragenen Farben der Gewandung, das Dunkelblau des Mantels und ein stumpfes Violett, die mit dem Golde des Hintergrundes eine feine Harmonie bilden. Auch die beiden Flügel mit der heiligen Katharina und Barbara sind durch eigenthümliche Färbung ausgezeichnet. Die eine trägt ein weißes Brokatkleid und darüber einen rothen Mantel mit dunkelgrünem Futter, die andere ein feuerfarbenes Kleid unter grünem Mantel mit rothem Futter. In diesen Figuren kommt uns die Schwäche des Künstlers deutlich zum Bewußtsein. Sie sind ganz allerliebst, zartsinnig und poetisch aufgefaßt, aber die Gesichtsbildung, welche die der Madonna wiederholt, wird etwas eintönig und in der überaus schön gelegten Gewandung steckt ein Körper ohne Brust und Hüften mit flachen Schultern und überschlanken Händen. Der Künstler hat eben nur aus der eigenen Empfindung heraus geschaffen und so verfällt er in Uebertreibung und Manier. Ganz merkwürdig ist der Eindruck, wenn wir das Bild umkehren. Auf die Rückseite ist eine Verspottung des Heilandes gemalt. Man hat sie dem Meister abgesprochen, wie ich glaube, ohne jeden Grund. Da ist Christus dieselbe ideale Erscheinung wie auf allen Bildern dieser Schule und daneben ist die Roheit des Pöbels in behaglicher Ausführlichkeit geschildert. Wir müssen uns daran erinnern, daß hier im Jahre 1393 noch den Kriegsgefangenen die Augen ausgestochen sind. Im Uebrigen ist die Anatomie der Henkersknechte nicht besser als die der heiligen Frauen. Jedenfalls erkennen wir hier einen Künstler, der längere Zeit die Malerei in Köln beherrscht und dessen Einfluß, namentlich in Westfalen, noch bis weit ins fünfzehnte Jahrhundert zu spüren ist. Seinen Namen giebt uns die Bemerkung der Limburger Chronik zum Jahre 1380.

In dieser Zeit war ein Maler zu Köln, der hieß Wilhelm. Er war der beste Maler in allen deutschen Landen, als er war geachtet von den Meistern. Er malte einen jeglichen Menschen von aller Gestalt, als hätte er gelebt.“

Es ist mit Recht darauf hingewiesen, daß gerade in Köln die großen Theologen gelehrt haben, die Mystiker, welche die Seele aus dem geld- und genußsüchtigen Treiben der Zeit zurückriefen in ihr innerstes Heiligthum und statt der scholastischen Dogmatik den Preis des religiösen Gefühls verkündeten. In den tiefsinnigen Reden eines Meister Eckard und Johannes Tauler von der Vereinigung mit Gott und der Liebesgluth, die alles Irdische verzehrt, klingt eine innige und weiche Poesie. Diese Männer hatten auch für die Kunst Verständniß. Der Zeitgenosse Tauler's, Heinrich Suso, empfahl alle Zeit gute Bilder um sich zu haben, durch welche das Herz zu Gott entzündet werde. Ihre Predigt wandte sich in der Muttersprache an die große Menge und hat lange nachgewirkt. Nachdem in der Mitte des Jahrhunderts schwere Unglücksjahre die Gemüther erschüttert hatten, war namentlich in den unteren Klassen eine warme Religiosität erwacht. Die volksthümlichen Lieder aus den Kreisen der Mystiker, die neben dem lateinischen Kirchengesang der persönlichen Empfindung Ausdruck geben, erhalten sich bis in das fünfzehnte Jahrhundert.

Sie waren besonders in den Nonnenklöstern beliebt und die Malerei des Meister Wilhelm hat ja auch etwas Weibliches. Bei seinem schönsten Bilde in München, der heiligen Veronica, schaut aus dem weißen Kopftuch mit dem rothen Mantel ein feines Nonnengesicht hervor. Diese Liederweisen aber auch auf eine neue Richtung in der Musik: sie knüpfen nämlich an bekannte Volkslieder an. So heißt es:

> Es stot ein lind im himelrich
> do blühent alle este
> ganz Jesu nach,

oder:

> ein Blumen auf der Haide,
> es mag wol Jesus sin,
> darum trag ich groß leide,
> das ich nicht bei ihm bin,

oder:

> es komt ein schiff geladen,
> recht auf sein höchstes bord,
> es bringt den sohn des vaters,
> bringt uns das ewige wort.

Nun berichtet uns dieselbe limburger Chronik, der wir die Notiz über Meister Wilhelm verdanken, zum Jahre 1360:

„In denselben Jahren verwandelten sich die Carmina und Gedichte in deutschen Landen. Denn man bisher lange Lieder gesungen hatte mit fünf oder sechs Gesetzen, da machten die Musiker neue Lieder, das hieß Wiedergesang mit drei Gesetzen."

Im Lochheimer Liederbuch haben wir eine Sammlung von Gesängen, die, wie die Musikgelehrten sagen, einen Fluß und Reiz der Poesie aufweisen, die mit der melodischen Dürftigkeit des Minnegesanges und noch mehr des Meistergesanges in scharfem Gegensatze steht. Endlich müssen wir daran denken, daß hier in Köln die Träger der alten gothischen Kultur im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts ihre führende Stellung verloren haben. Das ritterliche Geschlecht, das einst den Dom gegründet hatte, war untergegangen, die Sitten der Patrizier waren bei Laien und Geistlichen verwildert, alle Gedanken in diesen höheren Kreisen auf Handelserwerb und Parteifehden gerichtet. Der Hader unter den großen Familien und ihre schlechte Verwaltung des städtischen Vermögens hatten sie der Gemeinde verhaßt gemacht. 1370 mußte der Weberaufstand mit blutiger Strenge niedergeschlagen werden und 1396 nahmen die Zünfte die Schlüssel der Stadt und gaben ihr eine demokratische Verfassung.

Am deutlichsten tritt der Umschwung in der allgemeinen Empfindungsweise bei der Architektur zu Tage. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts hat sich ein reiner, man möchte sagen, abstrakter Stil herausgebildet. Wenn man zuerst diese regelmäßigen Bögen mit dem einfachen klaren Maßwerk sieht, macht das Ganze einen vornehmen Eindruck, bei näherer Bekanntschaft findet man es doch etwas trocken und schematisch. Als dann zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die neue demokratische Regierung den Rathhausthurm erbaut, ist der ganze Stil verändert. Schon die Fischblasen zeigen die Richtung auf das Malerische. Man betont nicht mehr allein die konstruktiven Glieder, sondern man erfreut sich wieder an der ruhigen Gliederung raumbildender Flächen.

Auch die Malerei nimmt in dieser Zeit eine bedeutsame Wendung. In der Krypta von Sanct Severin finden wir zwei Wandgemälde vom Jahre 1411. Während das eine dem verschliffenen Stil der Schule Meister Wilhelm's angehört, zeigt das andere eine so lebenswahre Charakteristik der schönen Köpfe, daß wir an die Skulpturen des Domportals erinnert werden.

(Schluß folgt.)

E. Aldenhoven.

## Klein-Rom bei Groß-Wien.

(Ein Besuch in Carnuntum.)

In den ersten Stunden sommerlich heiterer Nachmittage, wenn eine angenehme Brise das Donauthal entlang streicht, die unfernen Bergkonturen in zartem Dunst verschwimmen und allerorts leuchtende Farben und grelle Töne um die Sinne schwirren, ist der Passant der Wiener Schlagbrücke, zumal des Sonntags, ein Wandelbild von nie versagendem Zauber gewohnt. Wohin er das Auge wenden mag, sieht er die wohlbekannten Kanalboote, blank und schlank, mit Ausflüglern dicht besetzt, in kurzen Zwischenräumen vom Stapel gehen. Aufwärts pusten die einen, den einladenden Rebenhängen entgegen und den „dionysischen Stimmungen", die zu Füßen des Kahlenbergs zu gewärtigen sind; andere gleiten thalwärts zu den sportlichen Genüssen und Emotionen der Au, die ihren Namen von der Freude hat. Die Dritten wieder treten von hier die Rundfahrt um die Praterinsel an, eine Miniaturreise, deren wechselvolle Reize übrigens der Eingeborene, wie das zu gehen pflegt, mehr vom Hörensagen kennt.

Es mochte sich also wohl was ganz Besonderes zutragen in der Morgenfrühe eines Maitages in diesem Jahre. Da nahm ein Dampferpaar Fremde und Einheimische in nicht enden wollenden Schaaren in seine Räume auf, schoß den Kanal flott hinab, ließ Rotunde und Turf links liegen und strebte hinaus in die wenig verlockende Einsamkeit der großen Donau, um dort seine lebende Fracht in das massigere Pester Passagierboot zu ergießen. Eine bunte Menge füllt in geselliger Bewegung Kajüte und Deck. Es sind die „deutschen Philologen und Schulmänner" von gestern, heute ein vergnügliches Touristenvölkchen, die, nachdem sie drei lange, lange Tage lang alles, aber auch alles genossen, durchgekostet, überstanden, Sitzungen, Vorträge, Museen, Bibliotheken, Theater, Bankette, Empfänge, nunmehr die Schlußnummer des Programms absolviren, einen Ausflug nach dem Römerlager, das Wien knapp vor seinen Thoren liegen hat und kaum hundert Wiener kennen. Diesem Ausfluge gelte diese Erinnerung.

Eben erst haben wir das Weichbild der Hauptstadt, welche hierher nur schwach pulsirende Verkehrsadern entsendet, verlassen, und schon wird es zwischen den einförmig flachen Uferlinien mit den zahllosen Auen und „Haufen" beklemmend still, landschaftlich wie wirthschaftlich. Auf diesen Gewässern ruht ein Frieden, schlimmer als der — Zollkrieg. Protektionistische Unterströmungen wirken hier, wo der mächtige Strom zwischen beiden Reichshauptstädten breit und voll dahinfließt, seiner Belebung durch Handel und Wandel entgegen. Die Regulirung steht hier noch in ihren Anfängen. Ein paar Schlepper, ein Baggerschiff, das ist alles, was im Verlauf einer Stunde Thalfahrt unsern Weg kreuzt. Aber schon ergeben sich bemerkenswerthere Veduten. Höher und höher wellt sich zur Rechten der Boden, bis er etwa Mitte Wegs, genau so wie dies schon stundenweit oberhalb der Stadt geschieht, in schroffem Hang abstürzt, an dessen oberem Rand kümmerliche Dörfer kleben. Jetzt treten auch die Felspfosten der alten Porta hungarica aus dem Dunstkreis, weiter hinaus der sanfter geböschte Thebener Kogel, näher zu das malerische Profil der Terrasse, auf der die Hainburg thront, die „alte" schon im Nibelungenlied geheißen. Und da, auch auf dem Südufer, grüßt aus waldiger Tiefe das Schloß Petronell der Grafen Traun herüber.

Ein wenig Leben kommt in die Gegend. Wir legen an, erwartet von ganz Deutsch-Altenburg im Sonntagsputz. Eine halbe Stunde später und wir betreten die Akropolis des Städtchens, ein nicht sehr umfangreiches Plateau, das hart nebeneinander zwei Sehenswürdigkeiten trägt: die nette Ortskirche, in deren Anlage sich romanischer und deutscher Stil zu anschaulicher Verbrüderung gefunden haben, und einen Tumulus, den „Hütelberg", dessen fast groteske Steilheit schon von weitem die Blicke auf sich zieht. Auch diese Höhe, der allerlei Türkensagen ein gewisses Prestige verleihen, erklimmen wir und lassen nun das Auge in die

Runde schweifen. Soweit es reicht, historische Landschaft, blutgedüngte Erde! Kelten und Römer, Slaven und Germanen, Hunnen und Avaren, Magyaren und Osmanen — sie alle haben einmal diesen Streifen Landes durch längere oder kürzere Zeit innegehabt und wieder verloren. Drüben erschließt sich das östliche Marchfeld, das man Oesterreichs Marsfeld heißen möchte, hüben nehmen wir noch die nördlichsten Kuppen des Wiener Walds wahr; aber auch was wir uns zunächst haben, gibt sich selbst dem wenig gebildeten Blick als ein Terrain zu erkennen, zur fortifikatorischen Anlage, zum Stützpunkt von Heeresbewegungen wie geschaffen. Wer dies natürliche System von Ueberhöhungen betrachtet, versteht sofort, wie Carnuntum zum exponirten Posten ersten Ranges werden mußte, von dem aus auf bedeutende Strecken nach Nord und West hin jede verdächtige Regung beobachtet und die Niederungen des linken Ufers beherrscht werden konnten. Quaden und Markomannen bedrohten unmittelbar, sarmatische Völkerschaaren mittelbar die Reichsgrenze: an diesem Punkt, wo überdies das Thal der March und der Ostabfall der Alpen die Richtung nach Italien eröffneten, war mit einem starken Waffenplatz dem Stromübergang ein Riegel vorzulegen, und so wird aus dem Keltendorf am „Stein" die Römerstadt. Noch sprechen der „Quadenring" und die „Schanze" auf den Höhen, die dem Hundsheimer Berg vorgelagert sind, und das „Burgfeld" eine deutliche Sprache, und nicht zuletzt das „Heidenthor", ein hochgeschwungener Bogen, der unweit der Bahnstation Petronell aus der Ackerflur ragt und, überwältigend noch in seinen Trümmern, dank mühevoller Grab- und Meßarbeit nunmehr als Ueberrest eines antiken Grabdenkmals erkannt ist.

Die Römer also, gleichviel wer vor ihnen an dieser Stelle saß, sind es gewesen, die den Punkt zum centralen Legionsquartier an der Donaulinie — Vindobona links, Brigetio—Komorn rechts, Scarbantia—Oedenburg im Rücken — erkoren und mit diesem Lagerviereck und den civilen Ansiedelungen darum her bis auf lange hinaus dem Gebiet seinen Typus aufgedrückt haben. Ist doch die Chaussee, die Ungarns depossedirte Krönungsstadt mit der kaiserlichen Residenz verbindet, wobei Hainburg, die Tabakmetropole, und Klein-Schwechat, die klassische Geburtsstätte des Weltbiers, die Etappen bilden, im Wesen keine andere als die Heerstraße, die vom Donaulimes über Laureacum und Vindobona nach Unterpannonien führt; und noch 1846 zählen die „Sibyllinischen Bücher aus Oestreich" eine Stromflotille, wie sie bereits um 50 nach Chr. hier stationirte, zu den wesentlichen Erfordernissen einer Befestigung der Hauptstadt der Monarchie.

Ein kurzer Abstecher, den unsere Gesellschaft noch vor der Mittagsrast dem sorgfältig angelegten Museum des Vereins „Carnuntum" abstattet, illustrirt in vollem Umfang, was Kubitschek und Frankfurter in ihrem gründlichen „Führer" bekunden: „Der Boden ist hier allerorten mit Mauerzügen durchsetzt, und kein Grabungsversuch bleibt unbelohnt; kein Keller kann angelegt, kein Haus fundirt, kein Pflug tiefer angesetzt werden, ohne daß antike Bauten und Mosaike berührt werden." An Funden vornehmeren Rangs, von Kunstwerken first rate zu geschweigen, fehlt es zwar fast durchaus in der Sammlung; derlei Schaustücke verfeinerten Stadtlebens dürfen hier, an der äußersten Gemarkung des römischen Reichs, auf halb barbarischem Boden, gar nicht erwartet werden. Dennoch lohnt sich flüchtige Umschau. Zwischen Inschriftsteinen und Münzen spaziert man auf und ab, bestaunt die unerschöpfliche Fülle der Altärchen, Statuetten, Krüge und Aschenkisten, die mit Jagd- und Kriegswaffen und hunderterlei zierlichem Schmuck und Hausrath wechseln, verfolgt die Kulturbehelfe abgeschiedener Geschlechter bis zum letzten Toilettenbedarf der Frauen, bis zu den Spielsachen der kleinen und den Amuletten der großen Kinder hinab. Welch ein Reichthum der Dinge, der Formen und Farben! Welches Raffinement auch in Befriedigung zumeist für modern geltender Bedürfnisse! Welche Fertigkeit in der Herstellung der Emails und Glasflüsse, der Gemmen und Terrakotten! Der Reichhaltigkeit der bearbeiteten Stoffe nicht zu vergessen, Eisen, Kupfer und Bronze sammt den Edelmetallen, aber auch Marmor, Bernstein, Elfenbein und Buxus.

Und nunmehr, da es auf der gegen Westen zu erst steil, dann mäßig ansteigenden Landstraße zu den Fundstätten selbst geht, ist sachkundige Führung sehr von nöthen, und an der gebricht's auch nicht. Sonst wäre von der eifrigen Thätigkeit der jüngsten Wiederentdecker Carnuntums wenig zu merken, so trostlos kahl muthen uns die Trümmerfelder zu beiden Seiten der Straße an. Erst wenn man näher zusieht, gewinnen diese Brocken und Scherben Sprache und Leben, erzählen uns die Ziegel und Thürpfosten eine ganze Geschichte der Stadt. Wir überzeugen uns an Ort und Stelle, daß die Militärstadt nicht identisch ist mit dem nach über Petronell hinausreichenden Civilort, von dem erst neuerdings umfassende Reste ans Licht gefördert sind, und lassen uns belehren, daß so manches Stück der heutigen Ansiedlung auf antiker Substruktion ruht. Hier sind Straßenzüge aufgedeckt, dort Badeanlagen, dort Friedhöfe; bald ist es ein Waffenmagazin, bald ein sakrales Gebäude, dessen Fundamente bloß liegen: freigelegt ist natürlich ein ansehnlicher Theil des Lagers selbst, in dessen unmittelbarer Nähe, verrathen durch hell verlaufende Streifen in der Saat des dort muldenartig sich senkenden Terrains, sich ein mäßig großes Amphitheater gefunden hat.

An der Hauptstraße Petronells begrüßte uns ein Willkommspruch der Ortsgemeinde in gut gemeintem Lapidarlatein. Unwillkürlich vergegenwärtigt man sich, durch die freundlichen Rebengäßchen dem Schlosse zuschreitend, das altrömische Gemeinwesen mit seinem Viermännerkollegium an der Spitze, mit seinen Kulten und Kapellen, seinen Offiziershäusern und Buden, den canabae mit ihrem lustigen Marketendertreiben. Ein militärisches Pensionopolis mag man es nennen, von den Ausgedienten der benachbarten Garnison und daneben von dem üblichen Troß der Armee bevölkert. Und daß die Legionen aus allen Theilen des weiten Reichs rekrutirt sind, bezeugen die Grabsteine, auf denen uns Verstorbene aus Italien, Ungarn, Deutschland, Frankreich begegnen, bezeugt auch die Häufigkeit hieher verpflanzter orientalischer Götterdienste, des persischen Mithras nicht minder als des syrischen Baal-Dolichenus.

Unansehnlich und ungekannt mag der Ort in der Mitte des ersten Jahrhunderts gewesen sein, als Vellejus, der widerlichste der Offiziösen, den Platz, von dem des Tiberius kombinirte Aktion gegen den Markomannenbund auszugehen bestimmt war, kurzweg locus Norici regni nannte, und seine Bedeutung ist vorbei, als dreihundert Jahre später Ammian von einem schmutzigen öden Nest zu erzählen weiß. Zwischen diesen Daten liegt Carnuntums Größe und Fall. Was es dem Reiche werden könne, hat zuerst Vespasian klar erkannt. Wie er die Statthalterschaft von Pannonien und den Hauptsitz der illyrischen Truppen hieher verlegt, so haben spätere Kaiser den Werth der Position durch Erhöhung zum Municipium, später zur Kolonie mit Stadtrecht zu festigen gesucht, so Hadrian, Septimius Severus. Und wenn der Stoiker auf dem Kaiserthron einen Theil seiner Selbstschau hier abfaßte, mitten im Lärm des Germanenkrieges, wenn Diocletian, Constantin, Julian, Valentinian für Haupt- und Staatsaktionen friedlicher und kriegerischer Natur den vorgeschobenen Posten, über hundert Meilen von Rom, zum Schauplatz erkoren haben, was Wunder, daß Carnuntum lange Zeit aushielt, ehe die kleinere Schwesterstadt am Fuß des Mons Cetius es überflügelte? Dann bedurfte es inmitten der wilden Greuel der Völkerfluth, da die ungebrochene Kraft der Barbaren über die Nordmarken herüberdrang und alles Römische und Civilisirte vor sich niederschmetterte, nur eines zufälligen Anlasses, der die mörderische Wuth der blonden Nachbarn zu Aexten und Fackeln greifen ließ, und um Carnuntum war's geschehen. Seit dieser Zeit, anderthalb Jahrtausende, liegt es verheert und begraben, und heute sind wir bestrebt, seinen Schutt zu deuten.

Wien. Siegfried Mekler.

## Many Inventions.

Die Dichter sind den Kindern ihrer Muse meist schlechte Väter. Vielleicht weil sich die Muse zu rechter Ehe mit Treuversprüch bis zu seligem Verscheiden und garantirtem Wittwenschmerz nicht hergeben mag. Viele schämen sich darum ihrer illegitimen Sprößlinge und geben sie als Findlinge aus. In irgend einer Gasse wollen sie das arme schreiende Ding gefunden haben und keck behaupten sie es der Welt ins Gesicht, daß sie ihm nur aus lauter Güte und Erbarmen das druckpapierne Röckchen angezogen haben. Und da auch die Muse, das launenhafte Geschöpf, sich um ihr Kind nicht weiter kümmert, wird es der Wirklichkeit untergeschoben. Die Leute glauben es nicht recht, und doch wird dem Kind der Muse feierlich ein Geburtsschein ausgestellt, in dem die Wirklichkeit als legitime Mutter, der Dichter aber als Taufzeuge zeichnet. Und das war immer so. Die Dichter im alten Griechenland haben ihre Dichtungen als erlebt und wirklich ausgegeben, unter den höfischen Dichtern des deutschen Mittelalters gehörte es zum bon ton, und immer wieder wird es mit Erfolg versucht. Und bin ich nicht ganz ein Fremdling auf dem litterarischen Markte, so stehen wir in eben solcher Zeit mitten drin. Rudyard Kipling dagegen hat sein neuestes Buch "Many Inventions"*) genannt.

Nur ein Novellenband ist es, den der jetzt 28jährige Dichter unter dem Titel: „Mancherlei Erdichtetes" in die Welt geschickt hat. Nur ein Novellenband, und doch ist das Buch ein Ereigniß. Einmal für die englische Litteratur, denn wer bisher, wie Schreiber dieser Zeilen, daran gezweifelt hat, daß Kipling, von dem schon wiederholt in dieser Zeitschrift die Rede war, ein großer und selbständiger Dichter ist, welcher in der zeitgenössischen Litteratur einen hervorragenden Platz einnehmen wird, der wird diese Zweifel jetzt wohl aufgeben müssen. Ein Ereigniß ist das Buch sodann für den Dichter selbst. Denn er hat neue Wege darin eingeschlagen. Nicht nur hat er die breite Straße des Naturalismus verlassen, die er bisher betreten hat: er hat sich einen Privatweg ganz zu eigenem Gebrauche geschaffen. Und dieser Weg führt mitten hinein in die verschlossene, geheimnißvolle Werkstatt der Natur. Will man die Naturstudien in Kipling's neuem Buche mit irgend etwas Bekanntem vergleichen, so muß man in eine andere Kunst, in die Malerei, und zwar zu den Werken Böcklin's hinübergreifen. Der neue Kipling fordert den Vergleich mit Arnold Böcklin geradezu heraus.

Vielleicht ist das der eigenthümlichste Zug der Künstlerphantasie Böcklin's, daß sich die Naturstimmung ihm zu Gestalten verdichtet. Gleichviel welche Gestalten, ob menschliche Körper, ob mythische Gebilde, ob Thierleiber. Einmal ist es der Tod, der durch die Herbstlandschaft reitet, ein andermal ein Drache, der in einer Felsschlucht haust, wieder ein andermal ein Hirtenknabe, der auf einer Flöte bläst. Immer aber sind diese Gestalten da. Sie müssen da sein: sie sind aus der Stimmung der Landschaft organisch hervorgewachsen, sie sind der Mittelpunkt, sie sind der Schlüssel zu den Geheimnissen der Natur. In ihnen verkörpert sich das eine Stück Natur in der einen Stimmung. Nun aber das Seltsame: diese Gestalten sind nicht Ausgeburten grübelnder Phantasie; sie sind ganz realistisch erfaßt und gezeichnet. Mag die Gestalt in einen Fischschwanz endigen oder Bockshörner tragen: die Gesichter sind wahre, echte, charakteristische Menschengesichter. Man ist ihnen auf der Straße begegnet und man trifft im Leben Typen, bei deren Anblick man an diese Naturdämonen erinnert wird. Es ist Phantastik, und es ist Realismus, und in diesem Zusammen erzwingt es Stimmungen, ganz wie die Natur sie wachruft.

So ist auch Kipling verfahren. Er hat Gestalten geschaffen, Sonderlinge, und er läßt sie ihr Schicksal ausleben. Es sind Menschen mit scharf umrissenen Physiognomien, realistisch treu gezeichnet. Sieht man ihnen aber näher ins Gesicht, so hören sie auf, beliebige Alltagsmenschen zu sein. Die Landschaft hat sie geboren und die Landschaft verkörpert sich in ihnen. Sie erschließen durch ihr Sein das Sein und Weben der Natur. In den indischen Wäldern lernt ein Forstmeister einen armen, nackten Wilden kennen. Er hat immer in den Wäldern gelebt und er kennt alle ihre Geheimnisse, die Menschenauge und Menschenohr verschlossen sind. Die Thiere hören auf seine Stimme und er kennt die Laute der Thiere. So lange er denken kann, war er immer im Walde. Wölfe sind seine Brüder gewesen und sie jagen mit ihm und leben mit ihm. Sein Intellekt und sein Gemüthsleben sind wenig ausgebildet, und doch ruft sein Dasein ahnungsvolle Schauer wach, wie sie der Wald mit seinem Stimmengeflüster wachruft — wer ist er? Ein lebender Anachronismus aus der Urzeit, als die Menschen ganz noch Kinder der Natur waren? Oder ist er Pan, der große Gott? Niemand weiß es, auch er weiß es nicht. Es ist das Sein des indischen Urwaldes, das sich in ihm verkörpert. Und wieder andere zieht die Landschaft in ihren Dunstkreis hinein und assimilirt sie ihrem Wesen. An irgend einer einsamen Meeresstraße steht ein Leuchtthurm. Ein englischer Seemann ist mit der Wartung der Leuchtflamme betraut. Außer einem idiotischen Genossen sieht und spricht er Niemand. Immer nur der Ausblick auf das einsame Meer und der Blick in das blendende Licht der Leuchtflamme. Er wird wahnsinnig. Und in dem stillen, blöden Wahne des einsamen Mannes lebt und athmet die Stimmung der verlassenen Landschaft mit dem grellen Scheine des Leuchtthurms. Und ganz wie Böcklin hat auch Kipling fabelhafte Naturdämonen geschaffen, die in das Reich der Phantastik gehören. Die es nicht gibt und die es nie gegeben hat, und die doch jeder kennt, der die Schauer einsamen Naturgenusses durchlebt hat. Phantasmen, die bei aller Phantastik ganz realistisch anmuthen.

In der Schack'schen Galerie befindet sich ein Gemälde von Böcklin „Meeresidylle". Das Meer ist leise bewegt, die Wellen kräuseln sich und der Himmel ist bedeckt. Ein Felsen ragt aus dem Meere empor. Ein nacktes Weib liegt auf dem Rücken und streckt sich auf dem felsigen Riffe. Ein alter behaarter Meergeselle mit Fischschwanz und langem Bart sitzt hinter ihr und bläst in eine Muschel. Vorn aber schwimmt sich bäumend das rechte Kind der Wellen, die alte bärtige Meeresschlange herbei, erhebt den Kopf zu dem Weibe und läßt sich den behaarten Hals krauen. Leise kräuseln sich die Wellen . . .

Und Kipling erzählt: Sie machten zu dritt die Reise von Madagascar nach Southampton. Am Morgen nach einer warmen Nacht blickten sie ins Meer. Es war ruhig, der Himmel klar, und Sonnenstrahlen glänzten auf dem Wasser. Seltsam: es sah aus als ob sie bergab führen. Man rief den Kapitän. Schnell wurde das Schiff gewendet: ein mächtiger Wasserberg rollte heran. Ein zweiter und ein dritter folgte. „Die Wirkung eines unterseeischen Vulkans," sagte der Kapitän. Es wurde bitter kalt. Dichter weißer Nebel stieg auf. Das Meer war eisig, und immer noch nahm die Kälte zu. Man ließ das Nebelhorn ertönen; laut dröhnend klang Antwort zurück, aber aus der Ferne. Ein zweiter Warnungsruf, und es antwortete aus nächster Nähe. Ein Giftgeruch wie von zehntausend Alligatoren erfüllte die Luft. Plötzlich ein Schrei! Nahe dem Schiffsbord schwebte ein Haupt. Kein Menschen- und auch kein Thierhaupt — anders. Das Schreckeinflößende lag in den Augen, in den weißen, todten, blinden Augen. Es verschwand und der Nebel zerriß. Da konnten sie es erkennen: es war ein Wesen, das seinen Todeskampf kämpfte. Das Blut strömte ihm aus den Seiten und es wandt sich in seinem wilden Schmerze. Sie sahen das letzte Todesringen der großen Seeschlange.

In satirischen Rahmen hat Kipling sein Bild eingeschlossen. Die das mit ansehen, sind drei Journalisten. Glückselig machen sie ihren Bericht. Aber als sie in das kultivirte, kluge England kommen, wird ihnen klar, daß keine respektable Zeitung ihnen Glauben schenken würde. So beschließt Kipling, was er erlebt, als erdichtet zu erzählen und er gibt dieser „erdichteten" Geschichte den Titel „A Matter of Fact".

*) Leipzig. Heinemann and Balestier 1893. The English Library. No. 139.

Wäre es nicht ein gar so trauriges Unternehmen, eine Ilias nach Homer zu schreiben, man könnte sich versucht fühlen, an dem Böcklinschen Gemälde und an der Kipling'schen Erzählung darzulegen „die Grenzen der Malerei und Poesie“.

„Ich lag im Thau unter den Sternen in dunkler Nacht und — ich weiß“, heißt es bei Kipling einmal. Die Natur hat sich ihm nicht nur zu Gestalten verdichtet, sie hat ihm auch ihr uraltes, weisheitsvolles Märchen gesungen, das sie so vielen ihrer Lieblinge sang, das Märchen von der Seelenwanderung. In die moderne Weise Kipling's klingen die Klänge dieser alten Sage ganz leise hinein. Ein armseliger Handlungsgehilfe in London erzählt dem Dichter eines Abends eine Geschichte. Er hat nie das Meer gesehen und er hat nie in einem Schiffe gestanden. Und doch erzählt er „die schönste Geschichte der Welt“ von einem Galeerensklaven aus alten Zeiten. Der Dichter dringt in ihn und nach und nach erstehen immer mehr Einzelheiten vor seinen Augen. Er kann das alles nicht kennen und doch erzählt er mit überrealistischer Treue die Schicksale seines erdichteten Helden. Ohne es zu ahnen erzählt er — was er selbst vor mehr als zweitausend Jahren in einem früheren Leben erlebt hat. Freilich klingen die Töne dieses alten Märchens bei Kipling, so oft er sie anschlägt, nur wie aus weiter Ferne herüber. Er ist nicht der Mensch dazu, sich in überirdische, mystische Spekulationen zu verlieren. Er klammert sich an dieses Leben, und es genügt ihm, es in seinen Tiefen zu begreifen. Den Schrecken des Todes und den größeren Schrecken des Lebens setzt er immer nur sein Manneswort entgegen: „was immer kommt oder auch nicht kommt, die Kinder der Menschen dürfen nicht erschrecken“. Er zieht es vor, beides abzulehnen, die überirdischen Geheimnisse und die überirdische Hilfe. Auch in seinem neuen Buche lebt „der Humor der Starken“.*)

Es sind starke Naturen, die Kipling in Many Inventions gezeichnet hat. Sie gehören nicht zu denen, welche die Zähne zusammenbeißen, um sich selbst zu kraftvoller That aufzustacheln. Ihre Stärke ist naive Kraft. Kraft, der es das Höchste und Freudigste ist, sich bewähren zu dürfen. Sie sind wie die Kinder, die mit den Gliedern strampeln und schreien, nur um ihrem Kraftgefühl Ausdruck zu geben. Sie kämpfen nicht um das Ziel, sie kämpfen um des Kampfes willen. Sie gehören fast alle zu den Enterbten des Lebens und sie erhoffen nichts von dem Diesseits und weniger noch von dem Jenseits. Aber sie gäben das freudige Gefühl, das in ihnen pulsirt, wenn sich die Muskeln spannen, nicht für alle Reichthümer Indiens hin. Am wohlsten ist ihnen, wenn sie ganz auf sich selbst stehen müssen. „Meine Rechte! Hol' sie der Teufel! Ich bin ein Mann“.

Und starke Menschen sind auch die Frauengestalten Kipling's. Ihnen fehlt das Impulsive, das Muthwillige. Aber wenn der entscheidende Augenblick kommt, findet er sie immer bereit. Sie gehen nicht wie Kipling's Männer lachend in den Tod, aber sie weinen auch nicht. Es ist etwas katzenartig Zähes in ihrer Natur, das bei langandauernden Leiden in die Erscheinung tritt. Badalia Herodsfoot ist ein armes Weib aus dem Ostende Londons, der ihr Mann auf und davon gegangen ist. Sie wird von der Straßenmission zur Vertheilung von Almosen verwendet. Aber was sie auch durchzumachen hat, den lieben Gott braucht sie dazu nicht; sie wird schon allein damit fertig. Eines schönen Abends kommt ihr Mann, thierisch betrunken, zu ihr zurück. Er fordert Geld und sie gibt ihm willig was sie hat. Die anvertrauten Summen aber weigert sie ihm. Er schlägt sie, aber sie beharrt auf ihrer Weigerung. Sie beharrt dabei auch als er sie mit Füßen tritt und würgt, und sie sterbend daliegt. Er läßt sie liegen und die Straßenmission wird benachrichtigt, daß es da, Gunnison Street Nr. 17, wieder eine Sterbende gibt. Da legt sie von dem Gelde Rechenschaft ab, kämpft ihren Todeskampf, und erzählt in ihren letzten Worten, daß sie ihren Mann nun schon seit zwei Jahren nicht mehr gesehen hat. Seit zwei Jahren!

„Badalia Herodsfool's Kassabuch“ erregte sogleich, als es in einer Zeitschrift veröffentlicht wurde, das allgemeine Interesse der englisch sprechenden Welt. Und doch steht die Erzählung, äußerlich genommen, ganz auf der Stufe der früheren Skizzen Kipling's. Sie ist im Londoner Jargon geschrieben und ist von verblüffender Wirklichkeitstreue. Aber eines ist neu an ihr und zeigt die Wandlung des Dichters: der Einblick in die Tiefen der Menschennatur. Das war dem rührigen und geschickten Momentphotographen Kipling bisher entgangen. In seinem Romane „the light that failed“ und in seiner Lyrik hatte er zwar an diesen Geheimnissen gerührt, aber in seinen Erzählungen blieb er immer resignirt vor dem verschleierten Bilde stehen, ohne den Schleier zu lüften. In Many Inventions zeigt er den psychologischen Scharfblick des bedeutenden Dichters. Vielleicht daß Kipling den Schlüssel zu den Geheimnissen der Natur und den Geheimnissen des menschlichen Herzens, den er, der wanderlustige, in aller Welt vergebens gesucht hat, zu allerletzt in seiner eigenen Brust gefunden hat. Vielleicht daß er in dem bunten Treiben, das er zu enträthseln suchte, die Stimme seines eigenen Inneren überhörte, und dann doch zu der Erkenntniß kam, daß sie allein ihm des Räthsels Lösung zuflüstern konnte. Vielleicht deshalb: „Many Inventions“.

Ernst Heilborn.

*) Vergl. Nation Jahrgang X Nr. 29.

**D. di Bernardo: La pubblica amministrazione e la sociologia** 2 Bde. Turin, Fratelli Bocca, 1888 und 1893.

Das vorliegende Werk, dessen Verfasser sich durch verschiedene rechts- und staatswissenschaftliche Schriften bereits bekannt gemacht hat, sucht unter Kritik der bisherigen Versuche der Begründung einer Sozialwissenschaft zugleich in positiver Weise die Aufgaben des Staates zu bestimmen und den Weg zur Lösung dieser Aufgaben zu finden. In beiden Beziehungen bietet der in der gesammten europäischen Litteratur der Staatswissenschaften bewanderte Verfasser viel Interessantes, so namentlich in der scharfen Kritik der so sehr beliebten Uebertragung naturwissenschaftlicher Begriffe auf soziale und staatliche Verhältnisse, und die vom Standpunkte des Darwinismus z. B. und von Spencer gemachten Fehlschlüsse werden einer vorzüglichen Beleuchtung unterzogen. Der Verfasser ist ebensowenig ein Anhänger der Spencer'schen Theorie, welche die Aufgabe des Staates auf ein Minimum beschränken will, wie des eigentlichen Sozialismus oder des deutschen Katheder- und Staatssozialismus, und er verwirft z. B. auch die von Gneist über das Verhältniß von Staat und Gesellschaft aufgestellten Sätze. Unbefangene Würdigung der Geschichte der einzelnen Staaten und ihrer Rechtsinstitutionen, unbefangene Würdigung des Volkscharakters, aber auch der äußeren Lage und Machtstellung der einzelnen Staaten, endlich Benutzung der Erfahrung und scharfe Logik sollen sodann die positiven maßgebenden Maximen für die öffentliche Verwaltung liefern, bezüglich deren Staat und Gesellschaft sich nicht feindlich gegenüberstehen, vielmehr sich einträchtig die Hände zu reichen haben. Der zweite Band schließt mit einer Kritik der öffentlichen Verwaltung im Deutschen Reiche, in England, Frankreich und Italien, endlich mit einer Ausführung über die Geschichte der öffentlichen Verwaltung, sämmtlich Kapitel, welche Belesenheit und Kenntnisse des Verfassers in vortheilhaftestem Lichte erscheinen lassen und reich sind an treffenden Bemerkungen.

Freilich dürfte dem Verfasser die positive Begründung einer wirklichen Sozialwissenschaft — eine in der That verzweifelt schwierige Aufgabe — nicht gelungen sein. Auch er kommt in den positiven Ausführungen nicht hinaus über den Nachweis einiger wichtiger Kausalverbindungen im Leben von Staat und Gesellschaft, wie solche in anderen Systemen der Politik vielleicht schon umfassender dargelegt sind. Und dabei ist zu bedauern, daß der Eindruck des ganzen Werkes nicht unbeträchtlich unter einer oft zu weit ausholenden Gelehrsamkeit und unter störenden Wiederholungen und mit gleichbedeutenden Worten überladenen Sätzen leidet. Auch werden Wenige z. B. die scharfen Urtheile des Verfassers über die öffentlichen Zustände im Deutschen Reiche für völlig zutreffend ansehen. Gleichwohl hat der Verfasser ein lehrreiches, auch in Deutschland recht beachtenswerthes Werk geschrieben. v. B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 6. Berlin, den 11. November 1893. 11. Jahrgang

# Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1893 unter Nr. 4415 eingetragen.

Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhaus haben das Ergebniß geliefert, das wir vorausgesehen haben. Die Konservativen werden 148 Mitglieder, die Freikonservativen 61 Mitglieder stark sein; doch kann es sein, daß zwischen diesen beiden Parteien noch kleine Verschiebungen eintreten; das Centrum zählt 94, die Polen haben 18, die Nationalliberalen 89, die Dänen 2 Vertreter; unbestimmt ist die Stellung eines Abgeordneten; die freisinnige Volkspartei endlich hat 14, die freisinnige Vereinigung 6 Mitglieder. Die Konservativen haben demnach gegenüber den letzten Wahlen 23 Sitze gewonnen; die Freikonservativen verloren 5 und gleichfalls das Centrum 5 Mandate; die Nationalliberalen gewannen 2, die Polen 3 und die Freisinnigen beider Richtungen verloren zusammen 9 Sitze; die verbleibende Differenz erklärt sich daraus, daß im alten Hause 10 Abgeordnete keiner Fraktion beigetreten waren; diesmal sind dagegen bis auf einen Abgeordneten alle Volksvertreter unter bestimmter Parteiflagge gewählt.

Die obigen Zahlen besagen, daß den Konservativen und Freikonservativen zusammen zur absoluten Majorität von 217 Stimmen nur 8 Stimmen fehlen; Centrum und Konservative verfügen dagegen über eine gesicherte Majorität von 242 Stimmen. In der starken konservativen Partei aber befinden sich charakteristischer Weise nicht weniger als 43 Landräthe. Dieser Phalanx gegenüber bedeuten als geschlossene Partei nur noch die Nationalliberalen etwas; aber leider ist die nationalliberale Partei von konservativen und selbst reaktionären Elementen stark durchsetzt, so daß sie selbst eines festen inneren Haltes entbehrt. Die Freisinnigen endlich sind fast zur völligen Bedeutungslosigkeit herabgesunken; das ist eine traurige Wahrheit; aber es wäre ein Verbrechen an der Zukunft, diese Wahrheit verhüllen zu wollen. Es giebt nur einen Weg zu neuem Aufschwung: ohne alle Illusionen der Wirklichkeit ins Antlitz zu schauen und für jede sachliche Kritik die Ohren offen zu halten.

Eine Reihe von Thatsachen zeigt, welchen Weg abwärts der Freisinn in jüngster Zeit zurückgelegt hat. Er verlor bei den letzten Reichstagswahl 235 000 Stimmen; er verlor von den wenigen Mandaten, die er im Abgeordnetenhause noch besaß, weitere 9; und zwar hat die freisinnige Volkspartei außer dem alten Bestand der Berliner Sitze im ganzen Lande nur noch 5 Plätze und die Vereinigung 6 Plätze festzuhalten vermocht; dabei ist verloren gegangen Königsberg, wo die Volkspartei einen Parteitag abgehalten hat; es ist verloren gegangen Nordhausen, wo gleichfalls ein Parteitag der Volkspartei stattgefunden hatte; und jeder dieser Parteitage wurde als ein riesiger Erfolg gefeiert; es unterlag Eugen Richter selbst und Reinhart Schmidt in Hagen und während zu Hagen im Jahre 1888 noch 308 freisinnige und nur 183 Stimmen für den Gegner abgegeben worden sind, hatten diesmal die Gegner 283 und die Freisinnigen nur 279 Stimmen; das heißt jene gewannen ganze 100 Wahlmänner, während der Freisinn herabging.

Diese Einzelheiten müssen hervorgehoben werden, um zu zeigen, welches Ergebniß schließlich dabei herauskommt, wenn eine große, eifrige Rührigkeit, und wenn eine recht hübsche Skrupellosigkeit bei der Ueberrumpelung zahlreicher Vereine darauf verwandt wird, um die alte Maschinerie, ganz so, wie sie war und ist, in eine Hand zu bekommen; für den Freisinn kommen dabei nur neue Niederlagen heraus.

Man kann freilich die Siegeszuversicht in den eigenen Reihen noch eine kurze Zeit konserviren, wenn man herzählt, daß so und so viele Dutzend Vereine, von denen die meisten nur noch herzlich wenig bedeuten, sich der freisinnigen Volkspartei angeschlossen haben, und daß da und dort ein ausgezeichnet verlaufener Parteitag stattgefunden hat. Alle diese Revuen auf dem Paradeplatz blenden aber nur die, welche den Verhältnissen selbst fern stehen,

In der Schlacht zeigt sich, daß diese ganze Organisation den Sieg nicht verbürgt, von Monat zu Monat an Bedeutung verliert und den Freisinn nur von Niederlage zu Niederlage führt; denn gerade der engherzige Geist, der in vielen dieser Organisationen herrscht, die Verblendung, die dort gezüchtet wird, der Haß gegen jegliche abweichende Meinung, die dort für Gesinnungstüchtigkeit gilt, das Alles führt innerhalb der Freisinnigen zu immer neuen Spaltungen; und war der Boden, der sich noch unter den Füßen des Freisinns befand, seit längerer Zeit schon schmal und eng genug, auf der einen Seite beständig verkleinert von der Sozialdemokratie, auf der anderen von Antisemiten, Reaktionären und Vertretern egoistischer Interessengruppen, so gehört keine tiefe Weisheit dazu, um vorauszusehen, daß die meisten dieser gefährdeten Posten rettungslos verloren sind, sobald innere Zwietracht und Verfeindung die vorhandenen geringen Kräfte noch weiter schwächt. Es brauchten an vielen Orten immer nur kleine Bruchtheile ausgeschlossen und abgesprengt zu werden, um den Freisinn zu einer sicheren Niederlage zu führen, und es gab nur ein Mittel, den Niedergang aufzuhalten, wenn nämlich der Gegensatz zwischen den Freisinnigen auf das geringste Maß herabgedrückt wurde.

Nachdem durch den Führer der Volkspartei die Sprengung des alten Verbandes herbeigeführt, und nachdem eine Uebereinkunft, innere Streitigkeiten mit allen Kräften seitens der Parteileitungen während der Reichstagswahl zu beseitigen, von der Volkspartei zurückgewiesen war, konnte man mit Sicherheit das Verhängniß voraussehen. In allem Unglück ist es ein Glück, daß das Verhängniß so schnell und so gründlich hereingebrochen ist; denn die Lehre, welche vorliegt, ist deutlich genug, und je deutlicher sie ist, um so schneller wird eine Wandlung eintreten können.

Auch heute gibt es ja noch Fanatiker, die der Ansicht sind, daß genau so gehandelt werden mußte, wie gehandelt worden ist; aber es mehrt sich doch auch mit jedem Tage die Zahl jener, welche stutzig werden, und welche sich sagen, was kommt bei dieser tiefsinnigen Politik der einen Fraktion gegen die andere Fraktion für den Freisinn heraus? Man kann eine ganze Reihe von Reichstagswahlkreisen nennen, die ausschließlich durch Verhetzung der Freisinnigen gegeneinander den Gegnern in die Hände gespielt wurden; so war es bei der Reichstagswahl; so ist es bei der Landtagswahl gewesen.

Es ist richtig, daß es der freisinnigen Volkspartei gelungen ist, der Vereinigung den einzigen Sitz zu nehmen, den sie in Berlin hatte, aber sicher wäre eine Einigung hier und an anderen Orten besser gewesen; wahrscheinlich hätte man ohne den Streich gegen die Vereinigung in Liegnitz diesen Kreis gehalten; gewiß wäre Hirschberg ohne die gehässigsten persönlichen Verunglimpfungen zu behaupten gewesen, und wer will sagen, ob nicht der widerwärtige Kampf voll rücksichtsloser Gehässigkeit auch verderbliche Keime nach Nordhausen, nach Königsberg, nach Kiel, nach Frankfurt, nach Hagen und wo sonst hin getragen hat. Es genügte ja schon kleinere Kreise zu verärgern, um die schwachen Majoritäten des Freisinns zu geschlagenen Minoritäten herabzudrücken.

Steckt ein Funke politischen Sinnes in den Provinzen, so werden sie sich nach diesen Erscheinungen nunmehr von Berlin emanzipiren und werden jene Fraktionsenthusiasten in die Ecke stellen, deren höchstes Ideal der rücksichtslose Kampf für die eigene Fahne war, und mochte der Liberalismus dabei noch so schlecht fahren. Die Aufgabe muß von der entgegengesetzten Seite in Angriff genommen werden. Die Hauptfrage ist, wie kann der Liberalismus zu neuem Einfluß gebracht werden, und niemals darf es die Hauptsache sein, ob das Instrument hierzu, diese oder jene Fraktion ist, — das wird von lokalen Umständen abhängen; und die lokalen Umstände müssen so berücksichtigt werden, daß alle Kräfte herangezogen, und wenn es geht, auch nicht der geringste Bruchtheil an Kräften abgesprengt wird.

Diese Politik, die Takt, Umsicht und politischen Weitblick verlangt, ist gewiß schwierig; sie hat zur Voraussetzung, daß die Bevölkerung sich wieder darauf besinnt, was Liberalismus ist; die Bevölkerung muß Wesentliches und Unwesentliches unterscheiden lernen und nicht wähnen, daß ein halbes Dutzend Schlagworte und eine Parole, die aus Berlin kommt, schon Handwerkszeug genug sind, um echten Freisinn von seinen unechten Bestandtheilen zu scheiden. Solche Umbildung größerer Bevölkerungsschichten geschieht langsam, aber geschieht sie, so werden mit der wachsenden Freiheit und der wachsenden geistigen Regsamkeit sich dann auch neue politische Probleme heraus arbeiten, die von freisinnigen Grundsätzen aus einer Lösung entgegenzuführen sind. Nur auf diese Weise läßt sich zugleich eine Auffrischung und Erneuerung des freisinnigen Programms herbeiführen.

Auch ein Programm ist nur das Ergebniß einer organischen Entwicklung, die in der Bevölkerung selbst sich vollziehen und die in der Bevölkerung selbst ihre Wurzeln haben muß; und wie man heute nicht mehr, gleich im vergangenen Jahrhundert, die an sich „ideale Verfassung“ bei der Studirlampe herauszuspintisiren sucht, so gibt es auch nicht das „ideale Programm“, das nun plötzlich die Herzen der Hunderttausende gewinnt. Ein Stück bedrucktes Papier mit noch so schönen Aussprüchen übt in unserem mit Papier überschwemmten Zeitalter nicht diese geheimnißvolle Wirkung. Aber auch ein Programm kann neu belebt werden, wenn die Regungen und Strömungen innerhalb der Bevölkerung verständige Beachtung, Pflege, Regulirung erfahren, statt daß jede selbständige geistige Bethätigung, schon darum, weil sie selbständig ist, in den Bann gethan wird.

Auf der einen Seite sagt man: Bei uns ist Alles vortrefflich, und wenn doch Alles schief geht, so ist alle Welt daran schuld, nur wir nicht. Alles muß daher auch beim Alten bleiben: unser altes Programm und unantastbar ist auch unsere alte Methode und unantastbar sind unsere alten bewährten Männer. Bei diesem Standpunkt kommt es nur auf eines an, auf strenge Disziplinirung der vorhandenen Kräfte, und da die Disziplinirung einer am besten übt, so tritt praktisch der Anspruch auf Monopolisirung der Gedankenarbeit des gesammten Liberalismus durch einen Menschen hervor; die weitere Folge ist der Bann und die Verketzerung gegen Personen, gegen Zeitungen, gegen Schriften, die sich nicht in jedem Punkt dieser Disziplinirung fügen. Gegen diese Anschauung, die in wesentlichen Punkten kaum eine Aenderung erfahren wird, muß sich eine andere zur Geltung zu bringen suchen. Daß alles so, wie es ist, vortrefflich sei, scheint die Erfahrung nicht zu bestätigen; es muß daher der verständigen Kritik, die von freisinnigen Grundsätzen ausgeht, ein weiter Spielraum gewährt werden, und dementsprechend kann die Aufgabe nicht starre Disziplinirung der vorhandenen Mitarbeiter, die immer zusammenschmelzen, sondern Belebung der vorhandenen Kräfte zu selbständiger Thätigkeit und Gewinnung neuer selbständiger Kräfte sein; und nicht Monopolisirung der Gedankenarbeit, sondern Heranziehung jeder brauchbaren produktiven Fähigkeit zu freier Mithilfe, das ist das Ziel.

Gerade ein solcher Gegensatz bedingt es auch, daß die Volkspartei im Augenblick immer noch einen kleinen Fetzen Macht mehr an sich reißt als die Vereinigung. Die Volkspartei, die sagt, ich bleibe wie ich war, ist eine feste gegebene Größe; die Vereinigung, die sagt, Beharren heißt langsamer Untergang, kann leicht in den Verdacht gebracht werden, daß jeder Versuch einer Erneuerung gleichzeitig ein Aufgeben der entschieden freisinnigen Grundsätze bedeutet; und endlich: die alte Maschinerie im alte Geist weiter benutzt, ist für den Moment immer noch leistungsfähiger, wie das Zusammenwirken unabhängiger Kräfte die erst Fühlung mit einander gewinnen müssen. Das Alles war von Anfang an klar; aber ebenso klar ist es, daß der alte Weg zum Abgrund führt, das sagt heute von der „Volkszeitung“ auf der äußersten Linken jedes liberale Organ, eines natürlich ausgenommen. Und diese allgemeine Stimmung ist es, auf die man für die Zukunft seine Hoffnung setzen muß; aus dieser Stimmung, die nach Gestaltung ringt, wird sich ein Liberalismus her-

ausarbeiten, der fest fußend auf den alten Grundsätzen, die politische Toleranz und die politische Beweglichkeit gerade soweit treibt, um für gemeinsame große liberale Aufgaben die Kräfte zusammenzufassen, statt sie durch engherzige Intoleranz in Zersplitterung untergehen zu lassen.

In Oesterreich ist die Ministerkrisis bisher nicht beendet; das ist nicht verwunderlich, denn es muß ein hartes Stück Arbeit sein, ein Kabinet aus Liberalen und Reaktionären, aus Polen und Klerikalen zu zimmern. So verwickelt erscheint die Arbeit, daß immer noch die Befürchtung gehegt wird, das Koalitionsministerium werde überhaupt nicht zu Stande kommen. Diese Annahme freilich ist wohl grundlos; aber die Schwierigkeiten bei der Konstituirung dieses Kabinets werden symbolisch sein für die Schwierigkeiten gemeinsamer politischer Thätigkeit in einem solchen Kabinet.

Während in Oesterreich die ärgste politische Wirrwarr herrscht, ist Ungarn auf dem Wege des Fortschrittes wieder einen Schritt weiter gekommen. Das liberale Ministerium hat bei dem Monarchen die Genehmigung des Gesetzentwurfes über die Civilehe durchgesetzt und damit seine eigene Position vor dem Parlament außerordentlich gefestigt. Wenn man diese Entwicklung mit der Oesterreichischen vergleicht, so wird man nur erneut zu Schlüssen gedrängt, die ebenso günstig für die politische Begabung der Ungarn, wie ungünstig für die politische Begabung der Deutschen sind. Diese vermochten ihre Stellung in Oesterreich und ihren Liberalismus nicht festzuhalten, während das den Ungarn in ihrem Lande so wohl gelungen ist. Und wenn man auf unsere eigenen heimischen Verhältnisse blickt, hat man dann nicht auch einen Beweis dafür, daß der Deutsche zur Ausübung praktischer Politik noch immer nicht erzogen ist.

Auf afrikanischem Boden kämpfen stark bedrängt die Spanier weiter; das ist zunächst eine böse Aufgabe für Spanien; allein auch Frankreich beginnt sich zu regen; die französische Presse hetzt die Spanier gegen England auf; in Marseille faßten Volksversammlungen sympathische Resolutionen für Spanien und unsympathische für England, und endlich scheint man in Paris zu schwanken, ob man die für die Expedition gegen Tuat bestimmten Truppen nicht lieber festhalten solle, um sie unter Umständen gegen die nördlichen Theile von Marokko zu verwenden. Das alles sind kleine Anzeichen; aber sie beweisen, wie leicht die marokkanische Frage ernste Auseinandersetzungen zwischen Spanien, Frankreich und England hervorrufen kann, und dann zurückwirkend auch auf die anderen Mittelmeermächte.

* * *

## Die Steuerreform.

Sechzig Millionen an neuen Steuern aufzubringen ist unter allen Umständen nicht leicht; Herr Miquel scheint es für leichter zu halten, hundert als sechzig Millionen aufzubringen und hat darum zu den Kosten der Vermehrung des Heeres, welche von Reichswegen aufzubringen unerläßlich ist, noch einen erheblichen Betrag hinzugefügt, der im Reiche aufgebracht und dann von diesem den Einzelstaaten überlassen werden soll. Wenn es dem Herrn Miquel gelungen wäre, neue Reichssteuern in Vorschlag zu bringen, die sich eines allgemeinen Beifalls erfreuen, so wäre dieses Vorgehen verständlich. Aber diese Steuerprojekte rufen augenblicklich bei der Bevölkerung überall eine Reihe von Protesten hervor, die man unmöglich als ganz unbegründet bei Seite legen kann. Schon aus diesem Grunde sollte man mittelst dieser Steuern nicht mehr einfordern, als unerbittlich aufgebracht werden muß.

Die Denkschrift der Staatsregierung hält fest an dem zuerst vom Fürsten Bismarck verkündeten Grundsatze, daß das Reich nicht allein für sich selbst zu sorgen habe, sondern sich so einrichten müsse, daß es den Finanzen der Einzelstaaten von seinem Ueberflusse abgeben könne. Dieser Satz muß als entschieden falsch bekämpft werden. Es steht demselben zunächst die Thatsache entgegen, daß man in keinem anderen Staatswesen, das als Bundesstaat organisirt war, so verfahren hat. Weder in der Schweiz noch in den Vereinigten Staaten hat man jemals danach verfahren, obwohl in den letzteren der protektionistische Eifer die Zölle weit über dasjenige Maß hinaus gesteigert hat, welches durch finanzielle Erwägungen geboten war. Der Satz ist falsch aus dem weiteren Grunde, weil es ein oberster Grundsatz jeder gesunden Finanzwirthschaft ist, daß die Sorge für die Herbeischaffung der Einnahmen und die Sorge für die Bemessung der Ausgaben in denselben Händen liegt; nur dadurch, daß die Verantwortlichkeit für diese beiden Funktionen in denselben Händen liegt, läßt sich das Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und Ausgaben herstellen. Es war gewiß ein unerwünschter Zustand, und nur durch die Jugend des Reiches zu erklären, daß ein großer Theil der Reichsbedürfnisse durch Matrikularbeiträge aufgebracht wurde; allein es war ebenso unerwünscht, nach der Beseitigung des Systems der Matrikularbeiträge zu dem System der Ueberweisungen nach Maßgabe der Franckenstein'schen Klausel überzugehen.

Die Denkschrift behauptet, die Einzelstaaten würden, wenn sie keinen Zuschuß vom Reiche mehr erhalten, nicht mehr im Stande sein, ohne Ueberlastung für ihre eigenen Bedürfnisse zu sorgen. Diese Behauptung muß entschieden bestritten werden; die Einzelstaaten haben zehn Jahre lang nicht allein ihre eigenen Bedürfnisse aufgebracht, sondern darüber hinaus noch durch Matrikularbeiträge für das Reich gesorgt. Das Letztere soll ihnen nicht zugemuthet werden; wenn sie aber in der That außer Stande wären, für ihre eigenen Bedürfnisse zu sorgen so wäre das der schlagendste Beweis dafür, wie korrumpirend die Franckenstein'sche Klausel in der Zeit ihres Bestehens gewirkt hat.

Es lassen sich sehr viele Gründe dafür geltend machen, die erhöhten Kosten der Heeresverwaltung durch eine solche Steuer aufzubringen, welche sich der Leistungsfähigkeit der Einzelnen möglichst genau anschließt, also durch eine Reichseinkommensteuer oder eine dieser verwandten Abgabe. Die Regierung wendet dagegen ein, daß Gründe von verwaltungsrechtlichem Charakter dagegen sprechen, dem Reiche die Befugniß zur Erhebung einer Einkommensteuer zu geben. Dieses Bedenken ist keineswegs unwiderleglich, aber es läßt sich wenigstens hören; um so weniger aber liegt eine Veranlassung vor, die Einzelstaaten von der Verpflichtung zu befreien, die Mittel, welche sie zur Deckung ihrer eigenen Bedürfnisse nöthig haben, auf dem Wege der direkten Besteuerung aufzubringen.

Der Vorschlag der Regierung, daß aus Reichsmitteln den Einzelstaaten jährlich 40 Millionen zugewiesen werden sollen, die aus Reichsmitteln stammen, ist schon aus dem Grunde nicht geeignet, zu einem Rechtssatz erhoben zu werden, weil ihm das erste Erforderniß eines Rechtssatzes fehlt, die Gewähr für die zwangsweise Durchführung desselben. Reichstag und Bundesrath stellen in jedem Jahre nach der Ueberzeugung, welche sie von der augenblicklichen Zweckmäßigkeit haben, den Reichshaushalt fest. Sie stellen ihn in der Form eines Gesetzes fest und bei dem Erlasse eines Gesetzes kann der Gesetzgeber an nichts gebunden sein, als an seine Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit. Beim Erlasse des Gesetzes von heute kann der Gesetzgeber nicht an sein Gesetz vom vorigen Jahre gebunden sein; findet er, daß er im vorigen Jahre ein unzweckmäßiges Gesetz gemacht hat, so ändert er es durch das Gesetz von heute ab. Es wäre die wunderbarste Verkehrung aller Verhältnisse, wenn die Einzelstaaten aus einem Reichsgesetz den Anspruch herleiten wollten, daß Reichstag und Bundesrath dieses Reichsgesetz nicht abändern. Ein Gesetz, durch welches der Gesetzgeber sich selbst vorschreiben will, wie er beim Erlasse eines künftigen Gesetzes zu verfahren hat, ist ein inhaltloses Wort. Mit solchen inhaltlosen Ver-

sprechungen hat man bei uns schon gar so viel gesündigt, und es wäre Unrecht, die Zahl derselben noch zu vermehren. Will man das Verhältniß zwischen Reichsfinanzen und Staatsfinanzen in dauernder und organischer Weise regeln, so würde sich dafür nur der eine Weg bieten, in die Reichsverfassung einen Artikel aufzunehmen, nach welchem das Reich seine Verhältnisse auf dem Wege der Besteuerung aufzubringen hat und zu dem Mittel der Matrikularbeiträge nicht mehr greifen darf. Ist eine solche Bestimmung erst einmal in die Verfassung aufgenommen, so wird es sehr schwer sein, sie aus derselben wieder zu entfernen.

Der eigentliche Grund unserer finanziellen Schwierigkeiten liegt darin, daß unsere Finanzverwaltung im Reich und Staat seit dem Rücktritt Delbrücks und Camphausens jeder Sparsamkeit entbehrt hat. Die völlig ziellosen kolonialen Unternehmungen, die Unterstützung von Dampferlinien, deren wirthschaftliche Nutzlosigkeit auf der Hand lag, die Aufwendung von Milliarden für die Verstaatlichung der Eisenbahnen, die Herausziehung von Summen aus dem Betriebe dieser Eisenbahnen, wobei die Bedürfnisse der Zukunft unberücksichtigt blieben, die Verwirthschaftung von vielen Millionen für den Ankauf von Rittergütern, deren Besitzer sich ruinirt hatten, die Verschenkung der Grundsteuer, die rechtlich unbegründete Entschädigung der mediatisirten Fürsten dafür, daß sie endlich zu einer Steuer herangezogen wurden, von deren Entrichtung sie zu Unrecht lange Zeit befreit geblieben waren, die Durchführung der Altersversicherung auf Kosten des Reiches, das Alles waren Maßregeln einer Regierung die sich fest überzeugt hielt, daß an jedem Wochenschluß Gott die Zeche berichtigen werde. Alle diese Maßregeln, von denen die freisinnige Partei jeden einzeln bekämpft hatte, mußten zuletzt in den Zustand der Rathlosigkeit führen, in welchem wir uns gegenwärtig befinden.

Die Ordnung im Finanzwesen muß hergestellt werden und zu diesem Behufe müssen Steuern auferlegt werden, die eine wirthschaftlich bedauerliche Wirkung stets ausüben, und mit denen ein Volk, das auf keinen unglücklich geführten Krieg zurückzuschauen hat, billiger Weise verschont werden sollte. Allein man soll in uns nicht die Meinung zu erregen versuchen, daß man an diesem traurigen Zustande dadurch etwas bessern könne, daß man an dem Verhältnisse der Reichsfinanzen zu den Staatsfinanzen etwas ändert. Noch weniger läßt sich in einem solchen Augenblick der Grundsatz durchführen, die leistungsfähigen Klassen der Bevölkerung, die mit reichlichem Einkommen gesegneten, zu verschonen, und die ganze Last auf die breiten Schichten der Bevölkerung abzuwälzen. Je höher die Gesammtlast der Steuer wird, desto dringender wird die Anforderung, bei ihrer Vertheilung die Forderungen der Gerechtigkeit walten zu lassen, und nicht beliebig einzelne Gruppen herauszusuchen, die „bluten“ mögen.

Freiherr von Maltzahn hatte sich der Ueberzeugung nicht verschlossen, daß die jetzige Finanzlage es unerläßlich mache, wenigstens einen Theil der Liebesgabe wieder einzuziehen, und die Differenz zwischen dem begünstigten Kontingent und der normalen Spiritusabgabe zu verringern. Er war damit schon in der Konferenz der süddeutschen Finanzminister gescheitert. Herr Miquel, der eifrige Gönner der Branntweinbrennerei und ebenso eifrige Gegner des Branntweinkonsums, ist selbstverständlich auf diesen Gedanken nicht zurückgekommen. Die Steuervorschläge, welche er wirklich macht, rufen aber so große Verschiebungen in den wirthschaftlichen Verhältnissen hervor und wecken durch die in ihnen enthaltenen Ungerechtigkeiten einen so großen Unmuth, daß es sehr zweifelhaft ist, ob sie angenommen werden, und daß die Frage entsteht, ob nicht der Augenblick gekommen ist, wo man sich genöthigt sieht, der einseitigen Begünstigung der Kartoffelbrenner ebenso ein Ende zu machen, wie man sich schweren Herzens genöthigt gesehen hat, an die Exportprämien der Zuckerfabrikanten die Hand zu legen.

Ist erst einmal das geschehen, was das Nothwendigste ist, die Reform der Branntweinbesteuerung, so wird sich über die Erhöhung der Stempelabgaben reden lassen. Es liegen in derselben große Härten, aber diese Härten treffen mit gleichem Maße die verschiedenen Schichten der Bevölkerung und drücken nicht wie die Gesetze über Steuern auf Bier, Wein und Tabak auf einzelne Klassen. Wären die Grundzüge der Gesetze über die Tabaksteuer und die Weinsteuer im Juni bekannt gewesen, hätte man den Inhalt derselben auch nur von fern ahnen können, so würde sich der Reichstag dagegen ebenso eifrig und wahrscheinlich ebenso erfolgreich verwehrt haben, wie gegen die Biersteuer, und er wird voraussichtlich die Konsequenzen aus der Haltung ziehen, die er im Frühjahr eingenommen hat.

Alexander Meyer.

## Wesen und Zwecke der Strafjustiz.

### I.

Eine neue Theorie des Strafrechts*) klopft an der Pforte der Gesetzgebung. In der Einführung der sogenannten bedingten Verurtheilung (oder bedingten Strafvollstreckung), die, wie man anerkennen muß, eine wachsende Zahl von Zustimmenden gefunden hat und in einer Anzahl höchst bedeutender Staaten eingeführt ist, könnte bereits eine Anerkennung der Richtigkeit dieser neuen Theorie gefunden werden, und man verkündet, daß sie eine fernere Anerkennung in weiterem, wenngleich den gehegten Erwartungen keineswegs entsprechenden Umfange in dem vor Kurzem veröffentlichten Vorentwurfe eines schweizerischen Strafgesetzbuchs gefunden habe, den man dem Professor Stoos in Bern verdankt. Bereits einmal ist in der „Nation“ von den neuen Horizonten des Strafrechts die Rede gewesen**), und auch von den Sitzungen und Beschlüssen der internationalen kriminalistischen Vereinigung, welche den Sammelpunkt für die Anhänger dieser neuen Richtung der Strafrechtswissenschaft bildet, hat die „Nation“ Berichte gebracht. Die Anhänger der neuen Richtung sind natürlich keineswegs in allen Punkten einer und derselben Meinung; haben wir es doch einerseits mit selbständig denkenden Männern zum Theil von bedeutendem wissenschaftlichen Rufe und andererseits mit Prinzipien zu thun, welche von den bis dahin herrschenden sehr erheblich abweichen; die Stellung der Einzelnen, welche an den Verhandlungen der internationalen kriminalistischen Vereinigung sich aktiv betheiligt haben, gegenüber diesen bisher angenommenen Prinzipien ist daher eine sehr verschiedene, und die Beschlüsse der internationalen Vereinigung sind zum großen Theile derartig durch Konzessionen und Kompromisse abgeschliffen, daß man den Kern der neuen Richtung daraus schwerlich mit einiger Bestimmtheit zu erkennen vermag. Man wird aber nicht fehl gehen, wenn man die von Prof. v. Liszt in Halle formulirten Sätze als den Kern der neuen Lehre auffaßt. Liszt steht auch thatsächlich an der Spitze der internationalen kriminalistischen Vereinigung, ist unermüdlich für dieselbe thätig und wird kaum nachlassen, die internationale Vereinigung und soweit er vermag, auch die Gesetzgebung in die Wege zu drängen, die ihm die richtigen scheinen. Scharf ausgeprägt und scheinbar von äußerster Folgerichtigkeit sind die Liszt'schen

*) Die Litteratur über die neueste Evolution der Theorie des Strafrechts ist schon eine recht umfangreiche. Zur weiteren Orientirung mag hier namentlich verwiesen werden auf verschiedene Aufsätze v. Liszt's in dessen Zeitschrift für die allgemeine Strafrechtswissenschaft Jahrg. IX, X, XII und XIII (1893). Gegen die Liszt'sche Theorie sind insbesondere aufgetreten Lammasch im Gerichtssaal Bd. 44 (1891), v. Mittelstädt, Gerichtssaal Bd. 46, 47, Merkel, Vergeltung und Zweckgedanke im Strafrechte (1892). Außerdem sind zu vergleichen die seit 1889 periodisch erscheinenden „Mittheilungen der internationalen kriminalistischen Vereinigung“. Gegen die bedingte und die unbestimmte Verurtheilung insbesondere: Wach, „Die Reform der Freiheitsstrafen“ 1890.

**) In den Nummern vom 14. und 21. September 1889.

Prinzipien, die zugleich durch zahlreiche Schüler des Liszt'schen Seminars eine wirksame Vertretung und Verbreitung erhalten, geeignet, eine große Wirkung auszuüben, und um so mehr, als sie mit gewissen jetzt beliebten sozialpolitischen Tendenzen zu harmoniren scheinen. Versuchen wir daher uns in der Kürze mit ihnen auseinander zu setzen. Nach einigen neueren Arbeiten Liszt's ist dies besser möglich als im Jahre 1889. Am Schlusse mag es auch von Interesse sein, den Vorentwurf des schweizerischen Gesetzbuches in Betrachtung zu nehmen.

Die neue kriminalistische Schule will sich praktisch und theoretisch rechtfertigen. Die praktische Rechtfertigung dafür, daß etwas wesentlich Neues zu geschehen habe, wesentlich neue Prinzipien gefunden werden müssen, wird in der, wie man sagt, völligen Unzulänglichkeit der bisherigen Strafrechtspflege gefunden. Diese wird dargethan einerseits durch den Hinweis auf die hohen Ziffern der sogenannten Rückfälligen, bei denen die Strafe sich unwirksam erweist, andererseits durch die Darlegung des großen Schadens, den kurzzeitige Gefängnißstrafen an unverdorbenen oder wenig verdorbenen Personen, insbesondere auch an jugendlichen Personen, häufig anrichten. Und zwar haben wir es hier, das ist die Meinung, nicht mit einzelnen verbesserungsbedürftigen Punkten des bisherigen Systems zu thun; letzteres ist vielmehr, wie man sagt, von Grund aus fehlerhaft.

Nach der bisher herrschenden, wenngleich nicht unbestrittenen Auffassung hatte die Strafe in erster Linie es mit der **That** zu schaffen; sie sollte zunächst eine gerechte Vergeltung der That sein; nur in zweiter Linie kam die Persönlichkeit des Thäters in Betracht, insofern man diese bessern oder für das Gemeinwesen unschädlich machen wollte. Das wird von der neuen Theorie als unrichtig bezeichnet. Der Staat hat nicht dem Phantom einer nicht existirenden abstrakt gerechten Vergeltung nachzujagen; vielmehr ist die Aufgabe, die er im Strafrechte zu lösen hat, eine andere reale Aufgabe, eine **sozialpolitische**, und diese besteht darin, die einzelnen Individuen sozialpolitisch tüchtig oder doch wenigstens sozialpolitisch unschädlich zu machen. So muß die Strafe dem Individuum, nicht der That angepaßt werden; letztere kommt nur in Betracht als mehr oder weniger schlüssiges Zeichen der mehr oder weniger antisozialen Beschaffenheit (des Charakters) des Individuums, oder mehr vulgär ausgedrückt, der größeren oder geringeren Gefährlichkeit des Individuums. Während daher die Einen, welche nur eine besondere Gelegenheit zur Begehung des Verbrechens hinreißt, als unverdorben und einer Zwangserziehung nicht bedürftig mit einem Denkzettel davonkommen, der in einer Geldstrafe, zuweilen in einer kürzeren Freiheitsstrafe, in vielen Fällen nur in einem richterlichen Urtheile bestehen kann, dessen Strafbestimmung bei gutem oder gesetzmäßigem Betragen nach bestimmter Frist in Wegfall kommt (bedingte Verurtheilung), müssen die Anderen, die Gewohnheitsverbrecher, einer Zwangserziehung unterworfen werden, die so lange dauert, bis der antisoziale Charakter von ihnen abgestreift ist, oder sie müssen unschädlich gemacht werden durch lebenslängliche Freiheitsentziehung oder solche Freiheitsentziehung, die häufig kaum Hoffnung auf Wiedererlangung der Freiheit läßt, und da der Richter schwerlich bei der Aburtheilung den Charakter des Verurtheilten in der erforderlichen Weise schon überschauen kann, während die Gefängnißverwaltung den Sträfling genau kennen lernt, so müssen die Strafen für diese Personen von unbestimmter Dauer sein, mindestens aber von einer Behörde, welche freilich ein richterliches Element in sich enthalten soll, in der aber der Gefängnißverwaltung eine wesentliche Stimme eingeräumt sein muß, verlängert oder verkürzt werden können, je nachdem durch späteres Betragen der wahre Charakter des Gefangenen erkennbar ist. Man sage dabei nicht, daß eine solche von der individuellen Beschaffenheit des Verurtheilten abhängige größere oder geringere Strafe ungerecht sei. Gerecht ist alles, was zum Schutze der Gesellschaft nothwendig ist — daher denn **Liszt** auch die Strafe als Schutzstrafe bezeichnet — und wenn wir das Kind und den Geisteskranken nicht strafen, sondern in anderer Weise behandeln, so hat das seinen Grund darin, daß der Verbrecher in der normalen Weise durch Motive (hier durch die Strafe) bestimmbar ist*), während beim Kinde und Geisteskranken das nicht der Fall ist: dem einen also das „Leiden" (in der Strafe), dem anderen „die helfende Hand." Und das Erziehungsprinzip verlangt auch, daß die Grenze, welche das dem Strafrecht unbedingt entzogene Kindesalter bestimmen soll, recht weit im Interesse völliger Straflosigkeit hinausgerückt und in dem Zwischenstadium zwischen Kindesalter und voller strafrechtlicher Mündigkeit dem Richter in völlig unbestimmter Weise freie Hand zwischen Strafe, völliger Straflosigkeit und bloßen Erziehungsmitteln gelassen werde. Ein erwähnenswerther Nebenpunkt in dem Programm Liszt's ist endlich, daß auch die Geldstrafen bis zu sehr bedeutender Höhe und in Prozenten des Einkommens festgesetzt werden sollen. Auch dies entspricht der möglichsten Individualisirung der Strafe, zugleich aber empfiehlt es sich als soziales Prinzip.

Bei dieser fast bis ziemlich zur äußersten Grenze gehenden Unbestimmtheit der Strafen muß die scharfe Scheidung der einzelnen Deliktsbegriffe stark an Bedeutung einbüßen, da für die meisten Delikte alle möglichen Strafen erkannt werden können. Freilich geht nun v. **Liszt** nicht so weit, den einfachen Satz aufzustellen, daß wer eine antisoziale Handlung begehe, straffällig werde, und somit das, was bisher den Haupttheil der eigentlich Strafrechtsjurisprudenz ausmacht, für überflüssig zu erklären. Aber gegenüber der Strafvollstreckung, von der allein das Heil der Zukunft zu erwarten ist, wird diesem Theile der Strafrechtswissenschaft mit allem, was da geleistet ist an Herausbildung der Schuldlehre in dem sogenannten allgemeinen Theile des Strafrechts, eine recht bescheidene Rolle zugewiesen. Dieser Theil des Strafrechts soll **nur** dem Einzelnen Schutz vor Verurtheilungen (vor beliebigen Maßregeln der Zwangserziehung oder Unschädlichmachung) gewähren oder gar nur wie gesagt wird „die magna charta des Verbrechers" bilden. v. **Liszt** sagt das zwar wörtlich nur von dem Strafgesetzbuche; aber er meint es dem ganzen Zusammenhange nach auch von jenem gesammten Theile der Strafrechtswissenschaft, von welcher ja neuestens**) ein großer Theil von ihm für (werthlose) „Konstruktionen" erklärt wird, die am besten über Bord geworfen werden.

Prüfen wir nun die einzelnen Sätze. Dem Realismus unserer Zeit scheint der Satz, daß das Strafrecht es vorzugsweise mit dem Verbrecher, nicht in erster Linie mit dem Verbrechen zu thun, zu entsprechen. Dennoch ist er unhaltbar. Man übersieht, indem man ihn aufstellt, die auch nach der neuen Schule selbst ja maßgebende Unterscheidung von öffentlicher (staatlicher) Strafe und Erziehung, welche letztere doch auch bei mehr oder weniger verdorbenen Individuen und selbst bei Geisteskranken der Strafe in einem anderen Sinne nicht entrathen kann. Dieser Unterschied besteht darin, daß bei der Erziehung die Strafe nur so weit gehen darf, als sie das dauernde Wohl des Zöglings fördert, bei der staatlichen Strafe dagegen das Wohl des Sträflings dem Wohle des Gemeinwesens nachsteht, daher auch die staatliche Strafe äußersten Falls bis zur Vernichtung des Schuldigen (Todesstrafe) reichen kann. Daher bleibt es immer ein arger Mißgriff, bei der staatlichen Strafe nicht in erster Linie die Wirkung auf die Gesammtheit, sondern die Wirkung auf das Individuum ins Auge zu fassen, und wenn die neue Theorie sich mit dem Ruhme schmücken will, das Verbrechen **sozialpolitisch** zu behandeln, so hat unseres Erachtens die alte Theorie, welche

*) Hier findet sich nebenbei bemerkt eine verhängnißvolle Unklarheit. Bestimmbar durch die Strafe in ihrer äußeren Gestalt (z. B. durch Einsperren, Hunger, Fesselung oder durch die neuerdings wieder zu hohen Ehren gelangte Prügelstrafe ist auch das Kind und der Geisteskranke; aber das Kind und der Geisteskranke sind häufig nicht bestimmbar durch die allgemeine Kenntniß, daß im Staate Strafgesetze bestehen. Welche Bestimmbarkeit nun ist hier gemeint? Nach der Konsequenz der Theorie v. **Liszt's** müßte wohl Bestimmbarkeit durch die unmittelbare Androhung genügen.

**) v. Liszt in der „Zukunft" Nr. 34 vom 7. Okt. 1893. S. 18.

bei der Strafe zunächst die That und nicht den Thäter beachtet, viel eher Anspruch auf den sozialpolitischen Titel: denn sie, indem sie die Wirkung der Strafe auf die Gesellschaft, die Gesammtheit als die Hauptsache ansieht — mag man diese Wirkung nun als Vergeltung oder wohl richtiger als nachdrückliche Mißbilligung, Reprobation der That, betrachten — behandelt auch den Thäter, von welchem die Wirkung der Strafe auf die Gesellschaft sich fortpflanzen soll, gerade vorzugsweise als soziales Wesen. Auch das „Unschädlichmachen des Verbrechers“ ist doch seinem Wesen nach nicht staatliche Strafe; wir machen auch Geisteskranke und Thiere unschädlich, ohne zu strafen; nur wenn wir so unschädlich machen, daß andere sich daran ein warnendes Exempel nehmen, oder so, daß wir gemeinkundig, also mit Wirkung auf andere, erklären: „Solche Thaten sind absolut zu reprobiren, nicht zu dulden“, dann strafen wir im Sinne des öffentlichen Strafrechts.

Eben die Wirkung, die wir, sowohl bei dem Erziehen wie bei dem Unschädlichmachen auf andere, auf die Gesammtheit ausüben wollen, zwingt aber in beiden Dingen zu einem gewissen Maßhalten. Bei dem Unschädlichmachen springt das sofort in die Augen. Wir dürfen dasselbe nicht bis zu dem Grade ausdehnen, daß es an sich der großen Mehrzahl der Bevölkerung wiederum als verabscheuenswürdige Handlung erschiene. Wir würden dann Staat und Strafe verhaßt machen, und statt die verbrecherischen Neigungen wirksam zu bekämpfen, das Mitleid mit dem Verbrecher erregen, den Verbrecher als Opfer der Tyrannei erscheinen lassen. Daher verschlägt das Argument für unbestimmt lange Strafen auch nichts, daß man doch nicht gefährliche Menschen zum Schaden der Gesammtheit, wie „Raubthiere“, wie Kräpelin sich ausgedrückt hat, wieder freilassen dürfe. Hat denn überhaupt das Publikum ein absolutes Recht, vor jeder Gefahr geschützt zu werden, und ist das überhaupt denkbar? Was von dem Unschädlichmachen gilt, ist aber auch von der bis ins Maßlose gesteigerten oder verlängerten Erziehung zu behaupten. Dieselbe wird meistens doch einen harten und empfindlichen Eingriff in die Freiheit bedeuten. Auch sie muß daher, schrankenlos angewendet, als gehässige Tyrannei erscheinen. Volksbewußtsein und Herkommen stellen also dem Strafmaß auch für den Fall Schranken, daß der Schuldige durch die verbüßte Strafe noch nicht erzogen wäre, ja daß man ihn nach verbüßter Strafe noch für einen recht gefährlichen Menschen halten müßte.

Und wenn der einzelne Mensch und sein Charakter den eigentlichen Grund der Zwangserziehung oder Unschädlichmachung durch die Strafe bilden soll, so daß das begangene Verbrechen nur als Erkennungszeichen des gefährlichen Charakters gilt, wie kommt man dazu, dies Erkennungszeichen als das einzige und untrügliche hinzustellen? Wäre nicht auch auf andere Weise die Gefährlichkeit eines Menschen zu konstatiren? Die Konsequenz der „Gefährlichkeitstheorie“ oder wenn man den Ausdruck lieber will — er klingt ja moderner und schöner und verheißt noch eine weitere Anwendung, namentlich im Sinne des Zwangsstaats der Sozialdemokratie — der Theorie der Bekämpfung des antisozialen Charakters der Einzelnen führt eigentlich dahin, besondere Kommissionen oder Behörden einzusetzen, vor denen eine Anklage wegen Gefährlichkeit erhoben werden könnte. Liszt verwahrt sich ausdrücklich gegen diese Konsequenz, und praktische Geltung erlangen — damit sind wir einverstanden — wird sie auch wohl nicht. Aber die Tendenz ist unausbleiblich, daß die Verbrechensbegriffe äußerst dehnbar gemacht werden, daß man die äußere Seite des Deliktes, die bleibenden Wirkungen immer weniger beachten, den Willen wie die vollendete That zu strafen geneigt sein wird, und Liszt befindet sich mit seiner Polemik gegen die „Scholastik“, die Begriffsjurisprudenz bereits etwas auf diesem Wege. Je mehr aber die äußere Seite des Deliktes vernachlässigt, je mehr der böse Wille an sich für genügend zur Bestrafung erachtet wird, um so mehr muß die Praxis der Gefährlichkeitstheorie sich annähern, und um so leichter sind Mißgriffe, ja Verurtheilungen völlig Unschuldiger möglich, um so ungleichmäßiger werden Verurtheilungen und Freisprechungen, je nach Temperament und augenblicklicher Stimmung der einzelnen Richter oder Geschworenen erfolgen, und um so mehr wird das allgemeine Gerechtigkeitsgefühl gegen solche Rechtspflege sich aufbäumen.

Wie aber steht es mit der Unterscheidung von Gelegenheits- und Gewohnheitsverbrechern? Bis jetzt hat für dieselbe noch Niemand eine befriedigende Definition, welche zur Grundlage einer Gesetzgebung gemacht werden könnte, auch nur annähernd zu geben vermocht, so umfassend auch der Gebrauch dieser Begriffe in der Diskussion gelehrter Versammlungen und in der Litteratur gewesen ist und noch ist. Wer durch augenblickliche Noth bewogen eine günstige Gelegenheit zur Begehung eines Diebstahls benutzt, ist Gelegenheitsdieb. Allein werden nicht die bei weitem meisten der immer wieder zum Gefängniß zurückkehrenden Diebe nur durch die Noth und durch die sich darbietende Gelegenheit zur erneuten Begehung von Diebstählen bewogen? Hätten sie ihr gutes und bequemes Auskommen und fänden sie keine günstige Gelegenheit, die sich ihnen bei großer Erfahrung in diesem Geschäfte natürlich leichter als den Neulingen bietet, so würden sie nicht stehlen. Und wie steht es mit einer großen Anzahl von Mordthaten der gemeinsten Art? Ist es nicht oft die unerwartete Gelegenheit, welche zu einer That verführt, die nach oberflächlicher Betrachtung geradezu unbegreiflich erscheint? Dostojewski schildert in unübertrefflicher, meisterhafter Weise in seinem „Raskalnikow“, wie dieser, ein gebildeter Mensch und in manchen Beziehungen nicht unedler Charakter, dadurch, daß eine besondere Gelegenheit die That begünstigt, zu einem zwiefachen Raubmörder wird. Freilich hat den Mörder schon lange der Gedanke an die Schreckensthat beschäftigt, und freilich entspringt sie aus der schrecklichen Theorie, daß wer moralisch und intellektuell höher stehe, auch das Leben eines Andern nehmen könne, um das Gut zu erlangen, mit dem er Vieles und jener nichts zu schaffen vermöge. Aber wie kann man in solchem Falle von einem Gewohnheitsverbrecher reden? Und doch wird die bürgerliche Gerechtigkeit sich nicht dazu entschließen dürfen, — auch mit Rücksicht auf die öffentliche Sicherheit — Mörder wie Raskolnikow mit der strengsten Strafe des Gesetzes zu verschonen.*) Der Begriff des Gelegenheitsverbrechens ist also völlig unbrauchbar, und daher kann die Eintheilung in Gelegenheits- und Gewohnheitsverbrecher nicht zu einer grundlegenden gemacht werden; höchstens könnte man von Gewohnheits- und Nichtgewohnheitsverbrechern reden. In Wahrheit aber meint man mit den Gewohnheitsverbrechern einfach die rückfälligen oder im mehrfachen Rückfall bestraften Verbrecher, und somit wären wir dann wieder angelangt bei der alten hausbackenen Strafrechtswissenschaft, die sich auch schon mit dem Rückfall beschäftigt hat, freilich ohne damit den Anspruch zu erheben, das Strafrecht im besonderen Sinne sozialpolitisch zu behandeln, und doch ziemlich diejenigen Fragen stellend, welche auch von der internationalen kriminalistischen Vereinigung in dieser Beziehung diskutirt worden. Namentlich ist es ja eine nicht ganz neue Frage, ob die Strafen des Rückfalls in infinitum verlängert werden dürfen, d. h. mit anderen Worten im Sinne der neuen Theorie, ob man eine Kategorie „Unverbesserlicher“ annehmen dürfe? Eine unbeschränkte Anwendung aber ist hier auch von der möglichen Unschädlichmachung Unverbesserlicher nicht zu machen: man kann doch einen im sechsfachen Rückfall bestraften Holzdieb, den die Förster mit Recht im gewöhnlichen Sinne etwa als „unverbesserlichen Holzdieb“

*) Man wird vom Standpunkte des deutschen Strafgesetzbuches vielleicht gegen das gewählte Beispiel einwenden, daß die bei uns unbedingt auf Mord gesetzte Todesstrafe die Frage des Gewohnheitsverbrechens in dem angenommenen Falle ausschließe. Sie würde aber z. B. bei einem beendigten Mordversuche sofort praktisch werden. In dem Roman Dostojewski's kommt Raskolnikow mit erheblich geringerer Strafe ab, weil in Rußland Todesstrafe nur bei Staatsverbrechen vorkommt, und das Gericht, da der Thäter bald nach der That erkrankte, auch bei Begehung derselben verminderte Zurechnungsfähigkeit als vorhanden annimmt.

bezeichnen, nicht zu zehn Jahren Freiheitsstrafe und mehr wegen solcher kleineren Delikte verurtheilen, ihn vielleicht gar wie einen Mörder lebenslänglich einsperren.

Indeß sehen wir ab von der blendenden, aber praktisch recht wenig leistenden Theorie der Gelegenheits- und Gewohnheitsverbrecher, so erscheint als eine der weiteren Hauptthesen des neuen Systems die Forderung, daß eine Behörde — zusammengesetzt etwa aus einem Richter, dem Staatsanwalt, einem Gefängnißbeamten, vielleicht auch aus einigen anderen Personen — die vom Gericht im Strafurtheil ausgesprochene Strafe soll verkürzen und verlängern können, je nachdem der Verurtheilte nach Ablauf der im Urtheile bestimmten Zeit sich gebessert hat oder nicht, nach einer dem bisherigen System sich möglichst anschließenden Modifikation der neuen Theorie innerhalb der im Strafurtheile anzugebenden Grenzen eines Strafminimum und eines Strafmaximum. Diese Modifikation, durch welche die neue Theorie der Gesetzgebung annehmbar gemacht werden soll, leidet zunächst an dem inneren Widerspruche, daß ebensowenig wie die zu genügender Besserung des Sträflings erforderliche Strafdauer auch die nöthige Prüfungsdauer im Urtheile vorher bestimmbar ist: den Charakter des einen Sträflings mag die Gefängnißbehörde nach einigen Wochen oder Monaten, den Charakter eines anderen erst nach Jahren mit einiger Bestimmtheit anzugeben sich getrauen, und es gibt bekanntlich auch Individuen, deren Charakter immer ein Räthsel bleibt. Sodann — das liegt in der Natur der Sache begründet — wird in der Behörde oder Kommission der Gefängnißbeamte die wesentlich entscheidende Stimme erhalten. Denn er allein beobachtet die Gefangenen während der Prüfungszeit. Sind die Richter aber heut zu Tage schon an vielen Orten mit Amtsgeschäften überladen, wie sollen sie noch Zeit finden, zu einer gründlichen Lösung dieser neuen äußerst schwierigen Aufgabe? Auch die Zeit der höheren Gefängnißbeamten ist stark in Anspruch genommen, und so kann schließlich der *Bericht der Unterbeamten*, deren oft mangelhafte Vorbildung so vielfach beklagt worden ist, die Entscheidung thatsächlich an die Hand geben, und das ist um so bedenklicher, als erfahrungsgemäß nicht selten gerade die raffinirtesten Gauner mit der Gefängnißordnung und den Unterbeamten sich am besten abzufinden wissen, besser als manche weniger verdorbenen Subjekte, die durch Ungeschicklichkeit und kleine Nachlässigkeiten den Zorn der Unterbeamten sich zuziehen können*). Die psychologische Wirkung einer Verlängerung des im Strafurtheile bestimmten Strafminimums kann ferner, wie Wach bemerkt, sich sehr ungünstig gestalten, da der Verurtheilte sich leicht bestimmte Hoffnung darauf machen wird, nach Verbüßung dieses Minimums entlassen zu werden; jede Verlängerung wird der Sträfling dann der Parteilichkeit oder Voreingenommenheit einzelner Gefängnißbeamten zurechnen. Die Hauptsache aber ist folgende. Wenn in jener Weise in erster Linie nicht die That, sondern die Persönlichkeit des Schuldigen für die Strafe bestimmend sein soll, so enthält die Strafe unausbleiblich ein moralisches Werthurtheil über die Persönlichkeit des Schuldigen, und zwar doch wieder im Verhältniß zur That, welche ja den Grund der Bestrafung bildet: der moralisch höher stehende Schuldige leidet geringere, der tiefer stehende schwerere (längere) Strafe. Thatsächlich stellt sich also, um sogleich ein Beispiel zu wählen, die Sache so, daß, wenn Jemand von einem moralisch Hochstehenden erheblich an der Gesundheit beschädigt wird, die Strafe minimal, wenn Jemand aber ganz dieselbe Verletzung durch einen moralisch tiefer Stehenden erleidet, die Strafe bedeutend schwerer ausfallen wird. Die Volksmoral wird daraus den Schluß ziehen, der moralisch höher Stehende könne sich eher etwas erlauben, als der moralisch tiefer Stehende oder, da die Strafe überwiegend doch als eine Schädigung des Verurtheilten aufgefaßt wird, der moralisch höher Stehende habe auch in der *Rechtsordnung* einen höheren Werth als der moralisch tiefer Stehende; denn er wird mehr geschont als dieser. Von dieser Vorstellung bis zu dem Gedanken, daß dem moralisch höher Stehenden ein stärkerer, dem moralisch niedriger Stehenden ein geringerer Rechtsschutz gebühre, ist der Sprung nicht allzuweit: wir sind dann zu einer völligen Zersetzung der Rechtsidee gelangt, welche auf dem Prinzipe der gleichen Behandlung aller Personen beruht, insofern sie nicht durch besondere *rechtlich* hervorgehobene Eigenschaften ausgezeichnet sind. Gerade darin beruht ja die wohlthätige soziale Macht der Rechtsordnung, daß ihre Gebote für Alle die gleiche Geltung haben und ihr Schutz Allen gleichmäßig zu Theil wird. Nichts mehr als die im Allgemeinen Alle gleich treffende Strafe verbürgt die Unverbrüchlichkeit der Verbote und Gebote des Strafrechts: die zu weit getriebene Individualisirung der Strafe bedeutet die Aufhebung der Strafe als einer Rechtsinstitution, ganz abgesehen davon, daß in der praktischen Handhabung, bei der Fehlsamkeit oder wenigstens Bestreitbarkeit der Urtheile über Charakter und Besserung einer Person, Gerechtigkeit und Willkür kaum unterscheidbar sein möchten.

Diese Betrachtung ergibt zugleich, daß es, abgesehen von anderen Bedenken, prinzipiell unrichtig ist, Geldstrafen in erster Linie nach Vermögens- oder Einkommensquoten des Angeklagten zu bestimmen, wie das auch manche Anhänger der neuen Schule wollen. Polizei- und Steuerkontraventionsstrafen müssen aus anderen Gründen recht *bestimmte* Strafsätze androhen, das beweist auch die in allen Ländern übliche Gesetzgebung. In Kriminalsachen aber ist die Berührung mit der Strafjustiz schon als Angeklagter, noch mehr als Verurtheilter — denn in dem Urtheile selbst liegt oft eine nicht unerhebliche, für ehrliebende Personen sogar recht empfindliche Strafe — auch abgesehen von dem materiellen Nachtheil, meist eine wahrlich nicht geringe Unannehmlichkeit, die gerade von wohlhabenden und reichen Personen mit aller Scheu gemieden wird. Und daß es reichen Personen meist so besonders gleichgültig wäre, abgesehen etwa von kleinen nicht in Betracht kommenden Polizeistrafen, Geldstrafen zu bezahlen, ist noch von Niemandem behauptet worden. Die Ausmessung der Strafe nach Vermögens- oder Einkommensquoten — beides ist ja im praktischen Erfolg, falls die Prozente entsprechend angesetzt werden nicht sehr verschieden — ist daher nicht dadurch zu rechtfertigen, daß die Strafe ohne solchen Ansatz unwirksam wäre, was nach der neuen Theorie doch gefordert werden müßte. Sie ist vielmehr nichts anderes als übertriebene Gerechtigkeit oder genauer gesagt *Vergeltung*, obschon die Anhänger der neuen Schule gerade von Vergeltung im Strafrecht nichts wissen wollen. Man sagt, der Wohlhabende oder Reiche werde durch die Geldstrafe, falls sie nicht in jener Quotirung festgesetzt wird, weit weniger getroffen, als der Bedürftige oder in knappen Verhältnissen Lebende. Aber jene Quotirung hebt diese Ungleichheit nicht auf. Der Reiche, der etwa die Hälfte seines jährlichen Einkommens zum Kapital schlagen kann, wird durch eine Geldstrafe, die ihm ein Zehntel dieses Einkommens entzieht, bei weitem nicht so schwer getroffen wie derjenige, der gerade mit dem Einkommen ausreicht, und für denjenigen, der nicht zahlen kann, verwandelt sich die Geldstrafe in Freiheits- oder Zwangsarbeitsstrafe*). Die absolute Gleichheit wäre also nur mit der Ersetzung der Geld- durch Freiheitsstrafe zu ermöglichen; das wäre dann eine Gerechtigkeitstheorie, dahingehend, daß weil bedauerlicherweise Einige es weniger gut haben können, nun Alle es schlechter haben müssen. Aber die hohen Geldstrafen, deren Einführung neuestens, abgesehen von jener Quotisirung, von Vielen verlangt wird, haben noch andere bedenkliche Seiten; sie würden in manchen Fällen einer gänzlichen oder theilweisen Vermögenkonfiskation sich annähern können, und hat man vergessen, welche Lehren die Geschichte des Strafrechts über die Vermögenskonfiskation

*) Man vergleiche hierüber des Genaueren den Aufsatz von *Gautier* (Genf) Pour et contre les peines indéterminées in der Zeitschrift für Schweizer Strafrecht 1893. S. 1—52.

*) Mit Recht hat man auch auf die Frage aufmerksam gemacht: Wie soll die Geldstrafe bemessen werden, wenn es sich um den Sohn eines vermögenden Mannes handelt, ersterer aber nennenswerthes eigenes Vermögen noch nicht besitzt?

ertheilt? Hat man vergessen, daß bis vor Kurzem die völlige Abschaffung der Vermögenskonfiskation als eine der wichtigsten Errungenschaften einer aufgeklärten Strafgesetzgebung einstimmig gerühmt wurde? Und was könnte aus Geldstrafen, die Vermögenskonfiskationen gleichkommen, in einer Zeit werden, wo der Klassenhaß wuchert, und Viele alles dasjenige als widerrechtlichen Raub ansehen, was irgend an Vermögen über ihr eigenes Besitzthum emporragt? Daher sind denn die Resolutionen der internationalen kriminalistischen Vereinigung, die 1891 zu Christiania bezüglich der Geldstrafen beschlossen wurden, schließlich recht weit von den Liszt'schen Vorschlägen entfernt geblieben. Eigentlich sind sie nur eine Bestätigung des bisherigen Rechtszustandes; denn daß der Richter bei Bemessung einer Geldstrafe auf die Vermögensverhältnisse des Angeklagten Rücksicht nimmt, ist doch wohl überall unbezweifelte Praxis, und wer wollte sich gegen den Satz erklären, daß man in einigen Fällen über die bisher bestehenden Höchstbeträge der Geldstrafe bis zu einer gewissen Grenze hinausgehen könne?

Göttingen. L. v. Bar.

## Theodor Mommsen.

### Abriß des römischen Staatsrechts.

Am 8. November 1843 ward Theodor Mommsen die juristische Doktorwürde ertheilt. — Zur Feier von Familienfesten pflegen wohl begüterte Privatleute Stiftungen zu gründen. Zur Feier von Festen in der Gelehrtenlaufbahn pflegen umgekehrt die mit geistigen Gütern Gesegneten zahlreiche Gaben aller Art, Festschriften, Zeitungsartikel, Auszeichnungen zu erhalten. In letzterer Art dem Herkommen gemäß, wurde Mommsen's siebzigjähriger Geburtstag begangen*); sein 50jähriges Doktorjubiläum verherrlicht er jetzt, wie ein gewöhnlicher Kapitalist, am schönsten sich selbst durch eine Familienstiftung: eben in diesen Tagen hat er der Litteratur und der Wissenschaft seinen „Abriß des Römischen Staatsrechts" geschenkt.

Von den drei Familienkreisen, über deren Patrimonium der Gelehrte Mommsen als Haupt und pater familias zu gegenseitiger Amelioration wie kaum einer vor ihm verfügt, denen der Historiker, Philologen und Juristen, sind wir Juristen dieses Mal als Fakultät wie beim Diplom zunächst betheiligt, so auch mit der Gabe zunächst bedacht. Ist doch das Buch ein Auszug aus Mommsen's umfassendem, mehrbändigem „Römischen Staatsrecht", entstanden zu Gunsten der Juristen, die nicht zugleich Philologen sind. Dadurch ist seine eigenthümliche Form bedingt; es handelt sich ihm darum, „die wesentlichen Momente des öffentlichen Rechts der Römer systematisch zu ordnen unter Weglassung der knapper Zusammenfassung nicht fähigen Belege." Diese Belege, die Citate aus Quellen und Litteratur, die verwickelteren Auseinandersetzungen, die antiquarischen Einzelheiten, die lediglich der Vollständigkeit oder der wissenschaftlichen Tradition zu Liebe aufgenommenen Notizen sind dem größeren Staatsrecht überlassen. Die Theorien desselben sind wohl durchweg, die Anordnung ist im Wesentlichen beibehalten, mit Ausnahme eines hier vorangestellten ersten Buches. In einem glatten Zuge, in geschlossenem Text, ohne jede Note, über Schwierigkeiten und Dunkelheiten hinwegführend, die Thatsachen und Hypothesen eng an einander schließend: so stellt uns hier die feste Hand des Meisters auf knappem Raum (363 Seiten!) vor Augen einen Bau von vollendeter Eleganz und Sicherheit der Linien, klassisch durchsichtig in Anlage und Ausführung, scheinbar einfach ja hingezaubert aus der Schöpferkraft eines Geistes, der Geschichte und Völker denkend nacherschafft, thatsächlich, wie nur der Eingeweihte wahrnimmt, in jedem Worte ein Resultat sorgfältiger Abwägung aller Forschungsergebnisse auf das Maß ihrer Sicherheit geprüft.

Welches Behagen muß es für den Verfasser gewesen sein, auf solche Weise einmal die ganze Kette seiner Ideen über dieses sein Lieblingsthema, ohne polemische und kritische Abschweifung, zusammenhängend zu entwickeln! Welche Freude ist es für den fachkundigen Leser, mit ihm diese Entwicklung durchzugehen, hinter jeder Wendung in die Fülle der in ihr klassisch abgeschlossenen Erwägungen sich wieder hinzuzudenken, oder auch von dem glatt und tief dahin fließenden Strom sich leicht getragen mitführen zu lassen! Immer mächtiger zieht dieser Strom daher. Haben wir uns mit den beiden ersten Büchern in die Grundbegriffe des Mommsen'schen Staatsrechts, die Bürgerschaft und die Magistratur eingelebt, so entwickeln sich uns im dritten Buche die einzelnen Aemter bis zu dem verwickelten staatsrechtlichen Gefüge des Prinzipates; im vierten Buche entfalten sich die einzelnen Zweige der Staatsverwaltung in den verschiedenen Amtsfunktionen, von dem alten städtischen Seckelwesen bis zu der Verwaltung des Erdkreises durch den Statthalter des Weltreiches; mit dem fünften Buche aber wird die Höhe des politischen Interesses erreicht, wenn uns da die Theilung der Gewalt zwischen Komitien und Senat in republikanischer, zwischen Herrscher und Senat in der ersten Kaiserzeit vorgeführt wird, wenn wir den Uebergang von jener Epoche zu dieser, den Zusammenbruch des Augustischen Prinzipatsystems um 235 n. Chr. gleichsam miterleben. Die Schilderung der neuen Diokletianischen Staatsordnung, welche dem schon agonisirenden Römerstaat noch einen „Herbstfrühling" bescheren sollte, bildet den Abschluß. — Welche Förderung, welche Annehmlichkeit aber auch für den jungen Juristen, der einsieht, „daß für lebendige Anschauung und prinzipielles Verständniß des römischen Privatrechts und Privatprozesses es nicht genügt zu wissen, daß der Prätor die rechtsprechende Behörde ist und der Geschworene judex heißt" — welche Förderung für ihn, sich die Kunde des römischen Staatsrechts aus solcher Quelle holen zu können!

So sind gewiß vor allem wir Juristen, und namentlich im Interesse unserer Schüler wie unseres Unterrichts, wir Lehrer des römischen Rechts Mommsen für diese seine Gabe zum tiefsten Dank verpflichtet. Die Besprechung des Buches an dieser Stelle aber halte ich deshalb für angezeigt, weil es mir keineswegs ausschließlich für die Kreise, an welche es sich zunächst wendet, von Bedeutung scheint, vielmehr sollte ich meinen, aus denselben Gründen ist es so recht ein Geschenk für jeden höher Gebildeten, der von etwas angestrengterem Lesefleiß nicht zurückscheut, weil er es der Mühe werth erachtet, sich von dem inneren Gefüge des römischen Staatswesens, von der Politik wie Recht zur Geltung bringenden römischen Denkart und nicht zum mindesten, von der Auffassung dieser Dinge durch einen Mann wie Mommsen zuverlässige Kenntniß zu verschaffen. Wen aber sollte dies nicht interessiren? Welcher Gebildete sollte nicht empfinden, daß man von einem solchen Ausflug in das öffentliche Rechtsleben des römischen Gemeinwesens unter solcher Führung heimkehren muß, bereichert mit mancherlei Ausbeute und Anregung, verwerthbar auch für andere Verhältnisse, namentlich aber mit vertiefter Einsicht in das Wesen der Staatsgewalt wie der bürgerlichen Selbstbestimmung, in das Ineinandergreifen von Gesetzlichkeit und Freiheit.

Von den mannigfachen Gedanken-Kombinationen, welche die Lektüre des Mommsen'schen Buches hervorrufen mag, sei es mir noch gestattet, einzelne vorzuführen.

Die ganze Antike steht unter der Vorstellung, daß die Grundgesetze des öffentlichen wie des bürgerlichen Rechts nicht beliebig von menschlicher Willkür geschaffen, sondern durch die göttlichen Satzungen unabänderlich gegeben sind, eine Vorstellung, welche sich schon im Mythus (von der Inspiration der Gesetzgeber durch höhere Wesen) äußert, um sich in der Philosophie zum Begriffe des natürlich gegebenen, allen Menschen gemeinsamen Rechts zu klären. Das christliche Mittelalter stellt über alle Satzungen, aller menschlichen

*) Vergl. die Festartikel in der Nation v. 26. Nov. 1887.

Gewalt entrückt, das göttliche Rechtsgebot, mag es nun dem Menschen direkt in der heiligen Schrift, mag es ihm indirekt mittelst der göttlichen Weltordnung geoffenbart sein. Die Reformation bewahrt von dieser Lehre mindestens die erste Hälfte, die biblische Offenbarung als höchste Rechtsquelle, indem sie sich mit Vorliebe hält an die zehn Gebote und an die Talions-Vorschrift, so daß sogar noch bis in das absolutistische 18. Jahrhundert hinein den Fürsten das Recht versagt wird, Mörder zu begnadigen. Der Rationalismus dagegen nimmt die andere Hälfte der mittelalterlichen Lehre auf, indem er an Stelle der göttlichen Weltordnung die von Gott dem Menschen verliehene Vernunft setzt: was diese als richtig und geboten erkennt, das Naturrecht, erscheint dem ganzen 18. Jahrhundert als Norm und Grundlage alles Rechts, gültig von selbst und überall ohne staatliche Vermittlung. Diese naturrechtlichen Ideen bekämpft und beseitigt zu haben, nimmt als ihr Hauptverdienst in Anspruch die sogenannte historische Schule, welche unter Savigny's Führung zu Beginn unsers Jahrhunderts die Herrschaft erobert; sie selbst aber glaubt, daß ein gewisser nothwendiger Drang der mit einem romantischen Schimmer umkleideten Menschenseele es sei, der dem Gesetzgeber, bewußt oder unbewußt, die Hand führe und so die Gesetzgebung der Willkür entrücke. Erst als dieser romantische Schimmer verflogen war und mit ihm der Glaube an die Gesetze dictirende Volksseele, hat sich uns die Entdeckung aufgedrängt, daß uns nichts mehr übrig bleibt, woraus wir noch ein höheres Gesetz herzuleiten vermöchten; und so ist denn unsere Zeit, zum ersten Male im Laufe unserer Civilisation, unter den Bann ihrer brutal positiven, nur materielle Machtverhältnisse anerkennenden Weltanschauung, angekommen bei dem Ergebnisse, daß es keine Rechtsquelle außerhalb des Staates gibt, daß nichts Recht ist, was nicht vom Staate geboten ist, daß alles Recht ist, was vom Staate geboten wird. Recht ist, was (dem Staatswillen) gefällt. Und nun arbeitet unsere „Gesetzgebungsmaschine" mit Volldampf! Mittelst Parlamentsmajorität und fürstlicher Sanktion ist nichts unerreichbar, nichts vor Abänderung und Abschaffung sicher; eine Grenze gibt es überhaupt nicht; würde heute in formal legaler Weise — und auch über Mängel in diesem Erfordernisse lassen wir mit uns reden, falls nur der Erfolg heilend hinzutritt — die Aufhebung alles Eigenthums oder aller Staatsbürgerrechte, die Einführung des sozialdemokratischen oder des orientalisch-despotischen Staatswesens beschlossen und verkündigt: unseren juristischen Theorien bliebe nichts übrig, als diese neuen Sätze als Recht anzuerkennen und zu ihrer Handhabung die Praxis für verpflichtet zu erklären.

Wenden wir von diesem Abgrunde den schwindelnden Blick auf das feste Gefüge des Römerstaates, wie ihn uns Mommsen vorführt. Die Kontinuität seiner Einrichtungen drückt sich aus schon in einem gleich äußerlich in die Augen fallenden Umstande: die Zeit von Gründung der Stadt bis auf Diokletian umfaßt mehr als ein Jahrtausend; trotzdem ist es Mommsen möglich gewesen, uns das Römische Staatsrecht dieser ganzen Zeit als Ein System, ohne zeitliche Gliederung, vorzuführen. In dem dritten, die einzelnen Aemter aufzählenden Buche stehen die Könige des Beginns und die Kaiser des Endes vollwerthig nebeneinander, ohne das System zu sprengen. Sachlich beruht dies ja zunächst auf der großartigen Mommsen'schen Konzeption von der Selbstberechtigung der Römischen Magistrate, welche ihre Herrschaft nicht auf den Volkswillen zurückführen, sondern als gleich ursprüngliche Macht neben dem Volke stehen; zuletzt aber doch darauf, daß auch Bürgerschaft und Magistrat zusammen der bestehenden Rechtsordnung gegenüber nicht freie Hand haben. „Im Gegentheil gilt diese, als nicht durch die Comitien geschaffen, auch nicht als von ihrem Belieben abhängig, vielmehr als ewig und unabänderlich" (S. 319, vergl. auch S. 105, 188 u. f. f.). Sieht man bei Mommsen, wie gerade diese politische Maxime der höchste Grund Römischer Größe gewesen, wie ihre stärkere und schwächere Bethätigung Hand in Hand gegangen ist mit dem Aufschwung und dem Verfall des Römischen Gemeinwesens, so muß sich uns der Zweifel aufdrängen, wie es wohl bestellt sein mag um den Werth unserer klaren Erkenntniß, auf die wir so stolz sind, der Erkenntniß von dem lediglich staatlich-willkürlichen Wesen des Rechts. Waren alle jene Illusionen aller bisherigen Zeitalter nicht von unschätzbarem Werthe? Waren sie wirklich bloß Illusionen? Ist unser, formal zweifellos unantastbarer, Rechtsbegriff nicht etwa ausschließlich ein formaler, über dem uns die Sache, der Inhalt verloren gegangen ist?

Ich breche hier ab. Diese Note darf doch wohl kaum hoffen, in nächster Zeit viel Anklang zu finden. Unsere Generation ist der Philosophie, auch der philosophirenden Geschichtsbetrachtung, wenig geneigt, am wenigsten unsere juristische Generation. Eigentliche Rechtsphilosophie findet keine Stätte in dem umfassenden Plan, den Prof. Binding in Leipzig entworfen hat, um uns durch eine Reihe von Beiträgen hervorragendster Kräfte ein einheitliches „Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft" zu schaffen. Die Ausführung dieses weit gesteckten Planes schreitet übrigens rüstig vorwärts; soeben hat Prof. Regelsberger in Göttingen den ersten Band seiner hierher gehörigen Pandekten erscheinen lassen; auch Mommsen's Abriß des Römischen Staatsrechts ist als ein Glied dieser Binding'schen Sammlung, auf ihre Veranlassung entstanden. Deshalb mag die Gelegenheit zu einem Hinweise auf dies große litterarische Unternehmen hiermit benutzt sein.

Mommsen's Jubiläumsgabe ist sachlich der Rechtswissenschaft dargebracht; persönlich trägt sie die Widmung: „Meinem Freunde Otto Hirschfeld 1864 — . . . ." Mögen diese Punkte noch lange unausgefüllt bleiben!

Bonn. Ernst Landsberg.

## Die ersten zwei Jahrhunderte der Geschichte von Florenz.*)

Wer nur den Titel dieses Buches liest, könnte sich abschrecken lassen durch die Vorstellung, es gelte einer grauen Vorzeit, die dem Geiste lebendigen historischen Wissensdranges wenig Anziehendes verspreche. Aber diese Auffassung wird sofort einer anderen weichen, wenn die Sache sich dahin aufklärt, daß unter den ersten zwei Jahrhunderten das zwölfte und dreizehnte unserer Zeitrechnung gemeint sind. Es muß allerdings überraschen, daß auf einem alten geschichtreichen Boden die Anfänge eines im Mittelalter bereits hochentwickelten Gemeinwesens erst so spät sich in deutlichen Umrissen zeigen sollen. Aber der Forscher, welcher hier diese Grenzlinie gezogen hat, ist nach gewissenhafter Prüfung zu dem Ergebniß gelangt, daß nicht früher die Zeit endet, wo trotz vielfacher chronistischer Ueberlieferung die Sage mit der Geschichte verwebt bleibt. Das Geheimniß, daß von jener Grenze die aufsteigende Linie in so rasche Bewegung kommen konnte, ist nach ihm in dem Umstand zu suchen, daß derselbe historische Boden doch unter dem wilden und bunten Getriebe der Uebergangsjahrhunderte einen gewaltigen Schatz fruchtbarer Keime in seinem Schoß bewahrt hatte, welcher nur auf günstige Verhältnisse wartete, um mit Macht aufzugehen. Dieser Gedanke wird zwar vom Verfasser nicht ausdrücklich in den Vordergrund gestellt, aber er schwebt über der Gesammtheit seiner Ideen. Sie fassen sich zusammen in die Verherrlichung des eingeborenen Ingeniums im Gegensatz zu dem der fremden Eroberer, insbesondere der deutschen. Man kann nicht mehr Guelfe sein als Villari. Wohlverstanden, Guelfe ist hier gemeint im Sinne des Gegensatzes der romanischen Rasse zur germanischen. Im Weisenthum des Mittelalters laufen zwei Elemente nebeneinander, wenn sie

*) I primi due Secoli della Storia di Firenze. Ricerche di Pasquale Villari. Vol. Primo. In Firenze. G. C. Sansoni, Editore. 1893.

auch einer gemeinsamen Quelle entspringen und ihre Wasser nicht selten mischen. Neben dem Gegensatz zwischen Romanischem und Germanischem besteht noch der zwischen Papstthum und Kaiserthum. Unter dem nationalen Gesichtspunkte decken sich die beiden, aber unter dem politischen nicht. Das päpstliche Welfenthum begriff zugleich die unbedingte Supremalie der geistlichen Herrschaft über die weltliche in sich, die Unterwerfung des Staates unter die Kirche, zunächst des deutschen Kaisers unter die römische Knie. An diesem Punkt zweigt das Welfenthum Villari's ab. Hier steht er auf ghibellinischem Boden, so weit wenigstens als von einer Parteinahme zwischen zwei Richtungen die Rede sein kann, deren jede ihm wegen ihrer noch ganz scholastischen und abstrakten Methode gleich wenig Sympathie einflößt. Aber die positive Staatswissenschaft, welche mit Guicciardini und Machiavelli den modernen Nationalstaat aus konkreten Voraussetzungen aufbaut und ihre praktische Nutzanwendung zunächst in den zur Tyrannis ausgearteten kleinen Dynastenherrschaften fand, knüpft mehr an Dante an als an Thomas von Aquino; jener der größte Repräsentant des idealen weltlichen Ghibellinenthums, dieser des geistlichen Welfenthums. Von dem Verfasser des Werkes „Machiavelli und seine Zeit“ konnte man das nicht anders erwarten. Eben in den drei Bänden dieses schon vor reichlich einem Jahrzehnt von dem Verfasser herausgegebenen großen Werkes muß man die tieferen Aufschlüsse über seine ganze Grundanschauung suchen. Im Uebrigen wäre es ein Irrthum, aus derselben, wie sie eben hier charakterisirt ist, auf eine Abneigung Villari's gegen deutsches Wesen überhaupt zu schließen. Er strebt nach einem ganz objektiven Urtheil, an der Hand der geschichtlichen Vorgänge, und gelangt zu dem Ergebniß, daß die aufwärtsgehende Politik und Kultur Italiens und namentlich von Florenz sich als ein konsequent fortgesetzter siegreicher Kampf des romanischen Volkselementes gegen die Eindringlinge des Nordens herausentwickelt hat. Er ist so wenig befangen in persönlicher Voreingenommenheit gegenüber dem Deutschthum, daß er auf Schritt und Tritt die Verdienste der deutschen Gelehrsamkeit um die Erforschung der ihn beschäftigenden Aufgabe rühmend anerkennt; und um das am meisten für diesen Geist Bezeichnende hervorzuheben, er hat den neuesten Band der ältesten florentinischen Geschichte, die hier besprochen werden soll, einem deutschen Gelehrten gewidmet, dem Oberbibliothekar der Universität Halle, Dr. Otto Hartwig, dessen Publikationen über das italienische Mittelalter epochemachend auf diesem Gebiete eingegriffen haben. Die Widmung beginnt mit den Worten:

„Theuerster Freund, Sie sind in unseren Tagen der Erste gewesen, der über die ältesten Anfänge von Florenz und seiner Gemeindeverfassung wissenschaftliche Forschungen begann, welche auf Urkunden begründet waren.“ (Unter diesen sind insbesondere gemeint die von Hartwig herausgegebenen „Quellen und Forschungen zur ältesten Geschichte von Florenz“.)

Die Gemeinde Florenz, deren Entwicklung in dem vorliegenden Werke ergründet werden soll, fängt erst am Schlusse des elften Jahrhunderts an, in greifbarer Gestalt aus dem Dunkel hervorzutreten, welches mit dem wunderbaren Gewirre der zum italischen Boden herabgestiegenen nordischen Invasionen sich verbreitet hatte. Germanischer Feudalismus, die Mystik des römischen Kaiserthums, die Ansprüche der päpstlichen Macht, nicht zu vergessen das Hinübergreifen des byzantinischen Exarchates, das alles wieder nicht nur unter einander in fortwährendem Kampf, sondern auch zerrissen von den Fehden kleiner Kommunen und Barone, hatte ein Chaos geschaffen, dessen historischer Kern aus den zeitgenössischen oder der Zeit nächsten Chroniken zwar von mancher Seite in einzelnen tüchtigen Arbeiten aber noch nicht im großen Ganzen ans Licht gefordert worden ist. Die allgemeinen Darstellungen lassen namentlich die volkswirthschaftlichen Zustände noch vielfach im Dunkeln. Selbst dem Machiavelli bestreitet Villari mit Recht einen ansehnlichen Theil der Erzählungen, die er in seine florentinischen Geschichten aus den älteren Chroniken herüber genommen hat. Städte, die später weit von Florenz überstrahlt wurden, Fiesole, Lucca, Pisa, treten früher als dieses aus dem Dunkel hervor.

Die wahren Anfänge von Florenz, gleichbedeutend mit der Kommune, knüpfen an die ersten unabhängigen Gestaltungen der städtischen Gewerbe an. Die Gemeindeverfassung beruht vom Anbeginn auf den industriellen Körperschaften, und die ganze Entwicklung bis zum Sturz der Republik ist die Geschichte der industriellen, kommerziellen und politischen Entwicklung dieser Körperschaften. Schon daraus ergibt sich der natürliche Gegensatz des städtischen Emporstrebens gegen die Aristokratie des toskanischen Landes, welche nach Villari ihren Ursprung wie ihre Macht ausschließlich vom germanischen Feudalwesen und seinem einzigen Waffenhandwerk ableitet. Zwischen den beiden Schutzmächten, Kaiser und Papst, hatte daher auch Florenz keine schwere Wahl. Es entschied sich für das welfische Papstthum, und die politischen Ereignisse griffen unterstützend ein, da seit dem Tode der Markgräfin Mathilde (1115) die Päpste fortdauernd Ansprüche auf ganz Tuscien erhoben, die allerdings von den Kaisern bekämpft wurden. Der Form nach erhielt sich die anerkannte Supremalie des Kaiserthums noch bis ans Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in unbestrittener Anerkennung.

Die Anfänge der Technik, auf welcher die Gewerkschaften fußten, liegen im Dunklen, wie die alles dessen, was uns mit Deutlichkeit erst im zwölften Jahrhundert entgegen tritt. Villari meint, ihre Ueberlieferung müsse sich in der Stille fortgesponnen haben durch die Jahrhunderte des Uebergangs von der römischen und byzantinischen Welt in die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts, d. h. bis zu der Zeit, wo sie in fester Verfassung einen zukunftsreichen Kern des Staatswesens bilden. Von jetzt an treten die beiden Grundelemente der florentinischen Entwicklung als stark ausgebildete Genossenschaften hervor: die aristokratische Genossenschaft der Burgen und die bürgerliche der Zünfte, le associazioni delle torri e delle arti. Doch muß man sich die Zusammensetzung der bürgerlichen Körperschaften nicht als große plebejische Massen vorstellen. Zunächst waren auch bis in die späteste Zeit die Massen des Volkes nur spärlich an der Staatsmacht betheiligt; die Demokratie beschränkte sich auf einen Kreis von etlichen tausend Männern, und unter diesen waren nicht wenige selbst von adliger Abstammung, die sich frühzeitig in die Stadt gezogen und ihr Leben mit der Kommune verbunden hatten, während andererseits aus den emporkommenden bürgerlichen Familien, dem Popolo grasso, den „neuen Reichen“, sich eine in ihrer Art aristokratische Welt herausbildete. Wo immer aber das aristokratische Element mit dem bürgerlichen zusammenprallte, schied sich der Gegensatz in Ghibellinen und Welfen. Als offizielle Bezeichnung treten die beiden berühmten Namen zum ersten Male im Jahre 1215 deutlich ans Licht. Gelegentlich eines blutigen Ueberfalles, in dem eine hervorragende adlige Figur, Buondelmante di Buondelmonti, erschlagen wurde, führen die Chronisten die beiden Parteinamen zum ersten Mal als notorisch an. Der deutsche Forscher Hartwig verlegt die erste Erwähnung noch in etwas spätere Zeit, ins Jahr 1239. Er stellt fest, daß zwar der Sache nach der Gegensatz mit jenem Familienzwist begann, daß aber die Namen, die deutschen Ursprungs sind, erst im genannten Jahr auftauchen. Der Kampf des bürgerlich gewerblichen Welfenthums gegen die ghibellinische Aristokratie hatte zwei Hauptstadien zu durchlaufen. Zunächst galt es, die Raubburgen außerhalb des Stadtgebietes zu legen, die eine Hälfte der Aufgabe, die konsequent Jahrhunderte lang fortgesetzt wurde, um der Industrie und dem Handel der Stadt freie und sichere Bahn nach dem Meer und nach den großen Binnenstädten, besonders nach Rom, zu verbürgen. Denn in diesen wichtigen Lebensbedingungen stand Florenz sehr zu seinem Nachtheil hinter seinen Rivalen, insbesondere hinter Pisa, zurück.

Nachdem die Ritterschaft des flachen Landes gebrochen war — Villari meint, allerdings wohl irrthümlich, sie habe an Kultur nach hinter der des Nordens, Deutschlands und Frankreichs



zurückgestanden, weil sie lediglich die Macht der landfremden Barbarei repräsentirte — kam der ungleich schwerere Kampf im Innern der Stadt, gegen den Theil des ghibellinischen Adels, welcher sich daselbst in seinen stolzen Burgen mit den hohen emporragenden Thürmen diesseits der Mauern festgesetzt hatte. Das Florenz dieser Parteikämpfe ist bekanntlich das der oft erzählten und immer wieder mit Spannung gelesenen grausamen Umwälzungen, in denen sich die Parteien gegenseitig überfallen, niedermetzeln, mit Hinrichtungen und Verbannungen auszurotten suchen; so oft die Welfenpartei siegt, müssen die stolzen Thürme der Ghibellinen erniedrigt, bald ganz zerstört, bald auf eine Maximalhöhe abgetragen werden.

Eine der furchtbarsten Episoden war der Kampf, den Kaiser Friedrich II. im Jahre 1247 als Diversion seines Feldzugs gegen den Papst entfesselte. Er ließ die ghibellinischen Häupter der Uberti in Florenz auffordern, sich der Herrschaft zu bemächtigen. Alsbald stand die ganze Bewohnerschaft gegen einander in Waffen; auf der einen Seite der gesammte ghibellinische Adel, auf der anderen das Volk und die adligen Guelfen. Friedrich von Antiochien, des Kaisers natürlicher Sohn, kam in dem Moment, wo der Kampf unentschieden schwankte, seiner Partei mit 1600 deutschen Reitern zu Hilfe. Die Guelfen wurden derart zerschmettert, daß sie auszuwandern beschlossen, und zwar suchten sie die verlassenen Burgen auf, aus welchen sie selbst einst ihre Gegner verjagt und in die Stadt hereingeführt hatten. Nicht drei Jahre dauerte es, so trat auch hier wieder der ewige Wechsel der Parteien in seine Rechte. Mit Kaiser Friedrichs Tod war die Macht der Ghibellinen in Italien und besonders in Florenz definitiv zu Ende; das florentinische Volk erhob sich gegen die kaiserliche Regierung, und deren Anhänger gaben alsbald ihre Sache verloren. Von da an (1256) datirt die erste vollständig ausgebildete und bekannte Stadtverfassung, welche die des Primo Popolo oder Popolo Vecchio genannt wird — eine politisch kriegerische Verfassung, welche die Republik in Kommune und Volk theilte und beide zu gemeinsamer Thätigkeit in Krieg und Frieden organisirte.

Mit dem Kampf gegen die stadtgenössische Aristokratie war noch lange nicht die Bahn zurückgelegt, welche die auf Gewerbe und Handel gestützte Bürgerschaft zu durchlaufen hatte, um an ihr wahres Ziel zu gelangen: eine merkantile Weltstellung, wie sie Venedig, Genua, Pisa, und früher Amalfi einnahmen. Hier wartete das schwerste Stück Arbeit, vor Allem die Bekämpfung des den Zugang zum Meer beherrschenden Pisa. Schon diese Rivalität brachte es mit sich, daß, wenn Pisa gut ghibellinisch und kaiserlich war, Florenz es mit der Kirche hielt. Etwa ums Jahr 1220 beginnt diese Fehde, welche dann mit wechselndem Glück und auf beiden Seiten durch Bündnisse verstärkt die nächsten Jahrhunderte fortwüthet. Nächst Pisa stand Siena als gut kaiserlich gegen Florenz. Der brutale Ueberfall, mit dem Karl von Anjou den Vernichtungskampf gegen die letzten Hohenstaufen eröffnete, fand natürlich das guelfische Florenz auf seiner Seite und befestigte die Herrschaft der Partei, nicht ohne dem Geist der Selbständigkeit, der bis dahin sie belebt hatte, Eintrag zu thun. Das Beispiel der Ghibellinen, welche ihre Rückkehr jedesmal mit Hilfe der kaiserlichen Hilfsvölker durchgesetzt hatten, verleitete auch die Guelfen dazu, sich nach Protektoren umzusehen, und sie fanden natürlich den französischen Usurpator gerne dazu bereit. Der Papst hatte Karl von Anjou zum Friedensstifter (Paciaro) in Toskana auf zehn Jahre ernannt, und die Florentiner boten ihm in Anschluß daran die Oberhoheit auf sechs Jahre an. Unter dem Zusammenwirken aller dieser Vorgänge hatte sich allmählich eine Umbildung der herrschenden Volksschichten vollzogen, auf deren Unterlage die gesammte Weiterentwicklung voranschritt. Die verschiedenen gegensätzlichen Elemente strebten danach, in sich eine neue gemeinsame Form zusammen zu finden; Reste von ghibellinischem Adel, die unter dem Schutz der Friedensstiftung in die Stadt zurückgekehrt waren, entsagten ihren aristokratischen Namen, um sich mit dem reich geworbenen Patriziat zu verschmelzen, und aus beiden vereint entstand eine neue Klasse, il Popolo grasso, welche die Zügel des Gemeinwesens führte.*) In der Gesammtheit trat als charakteristisch hervor, daß über der rasch aufgeblühten Macht der Zünfte die alte Kriegsgewohnheit stark zurückgegangen war und das Bedürfniß nach Söldnerheeren sich fühlbar machte. Handel und Gewerbe waren überwiegend die Beschäftigung der Florentiner, so zu sagen ihre ganze Existenz, sagt Villari, man konnte sie bezeichnen als ein Volk von Kaufleuten und Bankiers. Unter anderen hat die Einführung des Goldguldens und damit die Sicherheit der Währung den Handel in Florenz sehr gehoben. Von jetzt an treten die Gegensätze von Guelfen und Ghibellinen in den Hintergrund; es bleiben nur noch die von Aristokratie und Demokratie, doch war der Kern der Aristokratie nach wie vor ghibellinischer Abstammung.

(Schluß folgt.)

L. Bamberger.

## Ueber die altkölnische Malerschule.

(Schluß.)

Blicken wir wieder auf die ganze Entwicklung Europas, so finden wir um 1425 in den Niederlanden Hubert van Eyck, in Florenz Masaccio und in Köln Stephan Lochner. Er ist ein Oberdeutscher vom Bodensee. Wir können also über seine Ausbildung nur Vermuthungen äußern. Wahrscheinlich ist, daß er dem großen Altarwerke der Gebrüder van Eyck die entscheidende Anregung verdankt. Er hat nicht ganz den unbarmherzig scharfen Blick, mit dem die Niederländer Kleines und Großes umfassen, aber er malt wirkliche Menschen, die fest auf dieser grünen Erde stehen voll Lebenserfahrung und Lebenslust. Und eines hat er vor seinen Lehrmeistern voraus: das ist der ideale Formensinn, welcher sich namentlich in der vollendeten Zeichnung der Christuskinder offenbart. Hier in Köln war er in den Werken des Meister Wilhelm auf eine zarte und warme Empfindung gestoßen, die er sich aneignete und mit aller Macht der neugefundenen Kunstmittel zu verkörpern suchte. So sehen wir auf dem sogenannten Dombild in der Madonna das Ideal des alten Meisters mit frischem und natürlichem Leben erfüllt, daneben aber stehen die derben Gestalten der thebaischen Legionäre und die vergnügten Mädchengesichter der elftausend Jungfrauen. Das Gemälde ist etwa 1430 bis 1440 für die Kapelle des Rathes ausgeführt und verherrlicht daher die Heiligen der Stadt. Die heiligen Gereon und Ursula waren schon beim Kampf an der Ulrepforte 1268 mit ihren Bannern auf den Mauern der Stadt erschienen, hier ist es zum ersten Mal, daß sie in der Kunst neben den heiligen drei Königen einen so großen Platz einnehmen. Das zeugt von der Bedeutung, welche die Legende in der Phantasie des Volkes gewonnen hat.

Die Poesie der Ritterzeit war erloschen. Seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gab es keine Minnesänger mehr, desto mehr Satiriker und Novellisten. Der Hang zur prosaischen Erzählung überwiegt. Im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts entstehen ja auch die großen Städtechroniken, von denen wir hier in Köln zwei bedeutende Beispiele haben. Reichen Stoff bieten dieser Neigung die Heiligenlegenden, die zumeist als Bearbeitung der legenda aurea in die Laienwelt eindringen. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst sind allein in Deutschland bis zum Jahre 1520 45 Passionalien, 18 Leben der Patriarchen und 125

*) Auch guelfischer Adel, und zwar in noch größerer Zahl, kehrte nach der Austreibung von 1260, der größten, die stattgefunden hat, 1267 in die Stadt zurück und betheiligte sich am städtischen Berufe. Giovanni Villani, der Chronist des vierzehnten Jahrhunderts, bringt das rasche Aufblühen von Florenz ausdrücklich damit in Zusammenhang, daß der guelfische Adel und die großen Kaufleute in der Verbannung Geschäftsverbindungen angeknüpft und dieselben dann von der Heimath aus weiter gepflegt hatten.

Leben einzelner Heiligen erschienen. Aus dieser reichen Welt treten an den verschiedenen Orten die Lokalheiligen hervor. Denn seit dem vierzehnten Jahrhundert hatte sich die Individualität der einzelnen Nationen entschieden gesondert und in Italien wie in Deutschland hatte die politische Spaltung, die Ausbildung der verschiedenen Territorien dem geistigen Leben überall eine eigene Färbung verliehen. Das Ritterthum selbst war verschwunden, aber es lebte in den Gemüthern als ein schöner Traum aus vergangenen Tagen. Der unstäte und leichtsinnige Luxemburger Sigismund, der hier von den Zinnen des neugebauten Rathhausthurmes die Stadt bewunderte, war gewiß kein großer Mann, aber er war erfüllt von einem phantastischen Glauben an die Herrlichkeit des alten Kaiserthums. Die Kölner Rathsherren wußten am besten, wie es mit dieser Herrlichkeit in Wahrheit stand, allein das Volk am Rhein hatte die besseren Tage nicht vergessen und wartete auf die Rückkehr des letzten Hohenstaufen. Aehnliches vernehmen wir aus Frankreich, wenn die Jungfrau von Orleans ihr Vertrauen auf Karl den Großen und den heiligen Ludwig setzt. In der Legende sind daher die ritterlichen Heiligen und die vornehmen Frauen sehr beliebt und die Sitten des burgundischen Hofes, an welchem sich der bürgerliche Reichthum mit dem höfischen Prunk einer neuen Ritterschaft vereinigt hatte, gaben ihnen die prächtige Ausstattung von kostbaren Stoffen, glänzenden Waffen und Kleinodien.

Stephan Lochner starb im Jahre 1452 und aus einer großen Kreuzigung von 1458 sehen wir, wie weit sein unmittelbarer Einfluß reichte. Wir können uns wohl denken, daß sein Rathskapellenbild, das noch Dürer bewundert hat, in ähnlicher Weise wie Masaccio's Fresken in Florenz ein Vorbild für die folgende Generation geblieben ist. Aber sie mußten nun in mühsamer Arbeit sich erringen, was seine Genialität vorweggenommen hatte. Vor Allem galt es, die Natur nach allen Seiten durch ehrliches Studium zu erfassen und die Mittel zu finden, sie in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit wiederzugeben. Es war nur natürlich, daß man sich dabei an die Niederländer hielt und der nächste und auch wohl verständlichste Meister war Dirk Bouts von Harlem, der sich 1450 in Löwen niederließ. Um dieselbe Zeit wanderte Rogier van der Weyden nach Italien und es ist sehr möglich, daß er auf der Rückreise Köln berührt hat und hier die Anbetung der Könige malte, die einst in Sanct Columba stand. Im hiesigen Museum befindet sich ein Krucifixus, bei dem der Johanneskopf ganz gut in einem Bilde Rogiers stehen könnte. Vielleicht ist es ein Jugendwerk des Mannes, den wir den „Meister des Marienlebens“ nennen. Der Name ist bezeichnend, denn die Gestalt der heiligen Jungfrau tritt jetzt in anderer Weise als früher in den Mittelpunkt der religiösen Kunst In gothischer Zeit war es die Himmelskönigin, die liebe Frau, welcher das Ritterthum diente; jetzt ist es mehr die schmerzensreiche Mutter. In den Mysterien tritt das zuerst hervor. Seit dem vierzehnten Jahrhundert hatten die bürgerlichen Kreise Korporationen für die Mysterien gebildet. 1389 gab Karl VI. in Paris der confrérie de la passion ein eigenes Theater. Von nun an nehmen die Mysterien einen künstlerischen Charakter an: in die herkömmliche kirchlich-feierliche Darstellung der Leidensgeschichte fügt sich die bewegte Lyrik der planctus Mariae, der Marienklagen. Diese Mysterien waren aber von großer Bedeutung für die Maler. Da hatten sie die Szenen vor Augen, die sie schildern sollten, und die dramatische Ausführung gab nicht nur Stimmungen, sondern auch Charaktere. Die Marienverehrung in dieser neuen Gestalt hat ihren Mittelpunkt in einem kirchlichen Feste gefunden, das hier in Köln entstanden ist. Auf dem Provinzialkonzil von 1423 ließ Erzbischof Dietrich von Mörs das Fest der sieben Schmerzen empfehlen. Es sollte ein Kampfmittel gegen die hussitische Bewegung sein und verbreitete sich über die ganze katholische Christenheit, bis es Benedict XIII. 1727 in den offiziellen Festcyclus aufnahm. Je mehr dann Phantasie sich von den großen lyrischen Momenten auf das Epische richtete, desto mehr wurde das ganze Leben der Jungfrau zu einer Schilderung der heimischen Umgebung, der Häuslichkeit, des Familienlebens und des ganzen bürgerlichen Wesens. Dabei verschwindet mehr und mehr der ideale Typus. Wie schon Filippo Lippi die Madonna als Bürgerfrau selbst mit dem Florentiner Kopfputz malt, so nehmen auch im Norden die Heiligen einen bürgerlichen Charakter an. Am Ende des Jahrhunderts klagt Thomas Murner, daß man seinen Vater oder seine Frau als Heilige in den Kirchen abbilden läßt.

Auch bei dem Meister des Marienlebens sehen die weiblichen Heiligen etwas nüchtern und verständig aus, aber es liegt ein stiller Zauber auf der hohen klaren Stirn und den reinen Zügen. Ebenso haben seine Männer etwas bürgerlich Ernstes und Verständiges und dabei in den späteren Bildern einen weichen, fast wehmüthigen Ausdruck. Wir müssen immer wieder bedauern, daß wir von der Persönlichkeit dieser Künstler so gar nichts wissen. Es liegt das in dem ganzen Betrieb der damaligen Kunst, bei dem die Persönlichkeit zurücktreten mußte. Im demokratischen Köln war allerdings die gesellschaftliche Stellung der Zunftgenossen eine günstige. So ist der Dombaumeister Konrad Kuyn im Jahre 1445 Rathsherr und 1448 Stephan Lochner. Auch der Meister des Marienlebens, den wir aus seinen Werken als einen guten reinen Menschen kennen lernen, würde uns als eine bedeutendere Persönlichkeit erscheinen, wenn wir beweisen könnten, daß er dem größten Gelehrten und Staatsmann der Rheinlande nahegestanden hat. In einer hiesigen Privatsammlung findet sich ein Bild des heiligen Bernhard, dem die Mutter Maria die Milch aus ihrer Brust zuspritzt. In jedem Zuge ist die reinste Andacht ausgesprochen, ungemein ansprechend das feine Gelehrtengesicht des Heiligen und sehr zart die Bewegung der Hand, die er auf den Fuß des sitzenden Kindes legt. Vergleichen wir nun das große Altarbild, das unser Meister für Nikolaus Cusanus in seinem Heimathsort an der Masel kurz vor dessen Tode 1464 gemalt hat, so finden wir in dem Donator die Züge des heiligen Bernhard wieder, der allerdings bei uns noch in der Blüthe des Mannesalters erscheint. Das Bild hier ist also wohl 1452 entstanden, als der Kardinal in Köln eine Provinzialsynode abhielt.

Den bedeutendsten Nachfolger dieses Künstlers nennen wir den „Meister der Sippe“. Auch diese Bezeichnung ist charakteristisch. Denn jene Neigung, das bürgerliche Leben darzustellen, führte dazu, die Familie der heiligen Jungfrau immer weiter auszudehnen. 1378 hatte Urban VI. den Engländern den Kultus der heiligen Anna gestattet. Ursprünglich war sie von der Kirche nur im Orient verehrt, aber ihre Legende war schon von Jakobus a Voragine in seine Sammlung aufgenommen. Gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde durch Sixtus IV. ein alter Streit der Franziskaner gegen die Dominikaner entschieden und die Feier der unbefleckten Empfängniß Marias mit besonderem Ablaß begnadigt. Seitdem wurde der Ruhm der Großmutter Gottes so populär, daß er eine Zeit lang beinahe den ihrer Tochter verdunkelte. Sie war die Patronin der Gebärenden, aber auch der Bergwerke und daher des Gelderwerbs. Die Darstellung der heiligen Anna selbdritt, die Lionardo noch zu einer wunderbaren Komposition veranlaßte, wurde damals ganz allgemein. In Köln finden wir sie auf einem der ersten Holzschnitte. Hier war in der Nähe, in Düren, ein alter Kultus und in Tongern war der heilige Servatius zur heiligen Sippe gerechnet. Denn schon von Gerson werden die drei Männer der heiligen Anna genannt: Joachim Cleophas und Salomas, von denen sie drei Töchter mit dem Namen Maria hatte, die mit Joseph, Alphäus und Zebedäus vermählt sind. Zu allen diesen kommen auf den Gemälden dann die Kinder, die späteren Apostel, und zuweilen auch die Tante der heiligen Jungfrau, Hesmeria und ihr Mann Elind, dessen Enkel eben der heilige Servatius war.

Der Meister der Sippe ist ein merkwürdig vielseitiger Mensch. Sein bedeutendstes Werk ist wohl der Sebastians-Altar. Bei seinem Anblick müssen wir bedauern, daß dem Künstler nicht vergönnt war, wie die Italiener in großen Wandgemälden sein Talent zu entfalten. Die Komposition ist

großartig, aber zu gedrängt auf der engen Fläche. Mit dem Behagen eines Signorelli malt er die kühnen Stellungen der Bogenschützen. Und daneben haben wir wieder von ihm ein kleines Bild von traulicher Anmuth und feinster Farbenstimmung, die heilige Barbara und Dorothea in einem freundlichen Garten und zwischen ihnen den Christusknaben, der im Schoße seines Hemdchens Blumen bringt. In dem Sebastians-Altar bemerken wir zuerst die vollendete Behandlung des nackten Körpers. Der jugendliche Heilige mit dem mädchenhaften Gesicht ist nach dem Modell gearbeitet und zwar nach einem schönen Modell. Es ist merkwürdig, daß die Leute immer von den „Heiligen mit den verrenkten Gliedmaßen" reden. Diese Maler kannten den nackten Körper besser als ihre Kritiker. Sie hatten hinreichend Gelegenheit, ihn zu studiren und wir dürfen außerdem daran erinnern, daß damals hier an der Universität das Studium der Anatomie eröffnet war. Bei dem Sebastian ist das Modell so genau nachgebildet, daß die Färbung des Halses sich scharf abſetzt gegen die helleren Theile des Körpers, die von der Kleidung beschützt waren.

Wie die Augen sich der Natur geöffnet hatten, sehen wir auch in der Landschaft. In einem der ältesten Bilder dieses Kreises, das die Verherrlichung der Jungfrau darstellt, erscheinen die grotesken Formen aus dem Thale der Maas, die wir aus den niederländischen Gemälden kennen, und in dem großen Bildercyklus der Ursulakirche ist die niederrheinische Ebene schon 1452 mit überraschender Naturwahrheit geschildert. Bei dem Meister der Sippe ist der goldene Hintergrund vollständig verschwunden und an seine Stelle treten weite Landschaften unter einem lichten blauen Himmel. So sind wir wieder ganz im Luftkreis dieser Erde. Um so auffallender ist ein Mangel in der Zeichnung, der uns den schwachen Punkt der Schule offenbart: das ist die Perspektive. Da fehlt die geistige Arbeit, die in dem humanistischen Florenz die Kunst zu ihren letzten Zielen führte. Wir sind eben in dem Köln der Dunkelmänner. Der gelehrte de Monte, zu dessen Andenken der Meister des Marienlebens eine schöne Kreuzabnahme malte, war einer der letzten Scholastiker, der in seinem berühmtesten Werke die Seligkeit des Aristoteles bewiesen hat.

An materieller Unterstützung fehlte es dieser Kunst nicht. Die großen Familien der Stadt und die zahlreichen Brüderschaften gaben reichliche Aufträge, auch für die Umgegend war hier der Markt. Als der Benediktiner Johannes Butzbach im Jahre 1500 von Deventer nach Kloster Laach wandert, kauft er in Köln etliche Schildereien, um die Zellen der Mönche zu schmücken. Namentlich Holzschnitte und Kupferstiche gehen von hier in alle Welt. Denn auch in den zeichnenden Künsten hatte Köln einen glänzenden Anfang gemacht. Das beweisen die ältesten Kupferstiche mit Madonnenbildern, welche die Züge der rheinischen Schule tragen, und um 1500 arbeitete hier der Meister, der den unglücklichen Krieg, den Kaiser Max gegen die Schweizer führte, und damit die Schöpfung des letzten Ritters, das Heer der Landsknechte, geschildert hat. Von ihm ist auch das selten schöne Kartenspiel gestochen, dessen Titelblatt die Inschrift trägt: Salve felix Colonia! — Aber der Schwerpunkt des geistigen Lebens liegt am Ende des Jahrhunderts in Oberdeutschland und Nürnberg übernimmt die Führung.

Dennoch gibt es hier noch bedeutende Meister. Sie stehen unter dem Einfluß der Niederländer, besonders des Quentin Massys, doch weist auch Einiges auf die Oberdeutschen hin. Wenn meistens die Verwandtschaft mit Memling hervorgehoben wird, so ist zu bedenken, daß dieser als geborener Deutscher wohl Manches aus Köln mitgenommen hat. Die Stärke der Schule beruht in dieser Zeit auf dem Kolorit. Schon der Meister der Sippe ist darin ausgezeichnet. Er meidet allerdings in jeder Beziehung die tiefen Töne, aber er komponirt mit der Farbe. So füllt die Mitte seines Hauptwerkes, der „Sippe", ein mächtiger Akkord von Roth und Gold, der auf den Flügeln langsam in ein feines Grün und Blau verklingt. Die vollendetste Technik zeigt „der Meister des Bartholomäus-Altars". Er ist wohl das bedeutendste Talent der Schule, von den Einen bewundert, von den Anderen gescholten. Wir bemerken an ihm eine Mischung von scharf ausgeprägten Eigenschaften, in denen sich die Gegensätze der Zeit berühren, also was man heute fin du siècle nennt. Es tritt eben immer mehr der Charakter der Reformationszeit hervor, auf der einen Seite tiefe Religiosität und aufrichtige Angst um das Seelenheil, andererseits eine übertriebene Aeußerlichkeit, ja Verweltlichung der Anschauungen und Kultusformen. Die Neigung zum Lieblichen und Weichen bleibt der kölner Schule eigen von ihren Anfängen bis zuletzt, und wenn ich bei den Bildern des Meisters Wilhelm an die Poesie der Nonnenklöster erinnern konnte, so ist auch jetzt der Antheil der Klosterfrauen zu beachten, die zum Theil, wie Gertrud von Büchel in Rolandswerth, die Malerei ausübten. Daneben aber herrscht immer noch die alte Roheit. Es wurde ja damals unendlich viel geköpft, gehenkt und gevierteilt. Das merkt man auch in den Bildern.

Der Maler des Bartholomäus-Altars faßt nun noch einmal alle Züge der Schule in starker Uebertreibung zusammen. In seiner Madonna ist das Vorbild des Meister Wilhelm nicht zu verkennen: nur ist die Nase noch dünner, der Mund noch kleiner geworden, die Augenbrauen sind ganz weggefallen. Und diese Formen wiederholen sich bei allen weiblichen Heiligen. Daneben findet sich die Uebertreibung in der Häßlichkeit. An den schmalen Gelenken der heiligen Damen hängen plumpe knochige Hände und bei den im Uebrigen reizend ausgeführten Engeln wirkt die große Zehe geradezu lächerlich. Aber sie wirkt, und das ist offenbar die Absicht dieses ungemein begabten Künstlers. Er stellt seinen zarten Farbensinn in den Dienst der feinsten Empfindsamkeit und zugleich rechnet er mit der grobsinnlichen Wirkung, wenn er seinen Thomas die Finger in die breite Wunde legen läßt oder wenn Johannes unter dem Kreuze ganz natürliche Thränen vergießt, während die spitzen Finger vorsichtig in die wohlgeordneten Haare greifen. — In der Landschaft ist die Waldeinsamkeit des Eremiten und die krystallklare Meeresfluth, an der die egyptische Maria kniet, durchaus romantisch aufgefaßt. Bei der Kreuzigung beweisen die nackten Putten, die in der Luft umherwirbeln, daß der Maler schon die Italiener kannte. Dasselbe können wir von einem anderen Maler annehmen, der noch weit ins sechzehnte Jahrhundert hineingearbeitet hat, dem „Meister von Sanct Severin". Er ist ebenfalls ein großer Kolorist und, wenn seine Farben nicht so bunt und glänzend sind wie die des Bartholomäus-Altars, so schafft er um so feinere Harmonien. Er ist trotzdem mehr Epiker als Lyriker und wir müssen bedauern, daß die Devotionsbilder der Zeit sich auf die Heiligenlegende und die Passion beschränken, wodurch zum Beispiel der ganze reiche Stoff des alten Testamentes ausgeschlossen ist. Was darin hätte geleistet werden können, zeigen uns die trefflichen Holzschnitte der kölner Bibel. Der Meister von Sanct Severin zeigt in den Typen seiner ersten Werke eine ausgesprochene Vorliebe für häßliche Formen, aber in seiner letzten Periode tritt eine Wandlung ein und, wenn wir annehmen, daß er selbst in Italien gewesen ist, erklärt sich auch das Schicksal eines seiner Bilder im hiesigen Museum, das die Stigmatisirung des heiligen Franciscus schildert. Es ist ein großes Altarwerk, das nach der bösen Sitte der alten Händler in sieben Einzelbilder geschnitten war. Davon waren fünf dem Neapolitaner Solario, genannt lo Zingaro, zugeschrieben, zwei der kölner Schule eingereiht und, da der Schnitt unglücklicher Weise mitten durch zwei heilige Mönche gegangen war, so hingen die Heiligen nun mit der einen Hälfte unter den Italienern und mit der anderen unter den Kölnern. Bemerkenswerth ist allerdings, daß auch auf diesem Bilde die Architektur noch keine Spur der Renaissanceformen zeigt. Dagegen kommt mit dem sechzehnten Jahrhundert hier bald die niederländische Kunstweise zur Herrschaft, welche sich dem italienischen Einfluß vollkommen hingibt, und wir haben in Bartholomäus de Bruyn einen der bedeutendsten Porträtisten aus dieser Schule, dessen Einfluß bis zum Ende des Jahrhunderts dauert.

So ist uns in den Werken der kölner Malerschule die große Epoche des Ueberganges vom Mittelalter zur modernen Zeit geschildert. Gothisch ist an ihnen nur noch der Hintergrund und die Umrahmung.

Köln. E. Aldenhoven.

# Theater.

## Berliner Theater.

„Jenseits von Gut und Böse" Schauspiel in drei Aufzügen von J. V. Widmann

In den Cafés von Berlin, wo doch die Buchmacher des litterarischen Wettrennens dicht genug beisammen sitzen, die begabten und die unbegabten, die reichen und die armen, die verwegenen und die schüchternen, würde man eine so erfreuliche Gestalt, wie die von Joseph Victor Widmann vergebens suchen. Er ist der geborene Nichtgroßstädter, er ist aber auch durchaus kein Kleinstädter. In Bern lebt er jahraus jahrein seinem Beruf als Journalist und nicht einmal auf den Schmerzen des Mannes, der seinen Beruf verfehlt hat, ertappt man ihn. Als ob es selbstverständlich wäre, daß ein Dichter sein Brot als Redakteur verdiene, so ruhig betreibt er sein Tagewerk. Und man kennt ihn in Deutschland als einen der bravsten und gewissenhaftesten Arbeiter der Presse.

Wenn dann der Sommer kommt und alle Welt nach der Schweiz reist, dann nimmt auch Widmann sein Ränzel und wandert über Berg und Thal irgendwohin, wo die Fremden nicht leicht sich hinverirren; dort schöpft er tiefer Athem als zu Hause und wird ein freierer Journalist. Sein guter Humor läßt ihn Natur und Menschen anders sehen, als der Philister sie sieht, und er bringt in seine Redaktionsstube als Ausbeute seiner Ferien regelmäßig Reiseskizzen und Reisenovellen zurück, die nicht immer ein hohes Ziel treffen oder auch nur treffen wollen, die aber immer erfreulich sind durch die Persönlichkeit des Verfassers und die eigenthümliche warmblütige Wahrheit der Darstellung.

Das alles ist schön und begreiflich. Unbegreiflich ist es nur, wo und wie dieser Schriftsteller, nachdem er das ganze Jahr im Tagesdienst und während der Ferien zu seinem und unserem Vergnügen die Feder geführt hat, noch Zeit und Stimmung findet, alle paar Jahre einmal noch höher zu steigen und recht eigentlich als Dichter eine große Aufgabe anzufassen. Wenn Widmann ein ganz richtiger Schweizer wäre, so würde diese Verbindung verschiedener Fähigkeiten weniger überraschen; ein schweizer Dichter muß vor allem ein ordentlicher Mensch sein und seine Landsleute sehen nicht gern einen Gegensatz zwischen Poesie und andern nutzbringenden Beschäftigungen. Wir andern sind allesammt noch halbe Romantiker und wundern uns und bewundern den fleißigen Arbeiter und fröhlichen Plauderer, der sich plötzlich einen Ruck zu geben und — wenn auch in großen Zwischenräumen — reine Dichtungen zu schaffen vermag.

Widmann ist nicht Schweizer von Geburt, aber viel fehlt ihm nicht, um für ein Vollblut zu gelten. Auch die Tendenz seines Schauspiels „Jenseits von Gut und Böse"*) ist ein wenig eidgenössische Tendenz; sie richtet sich gegen Friedrich Nietzsche's Moralgötzenzertrümmerung, insbesondere gegen die moderne Bewunderung und Verhimmelung der skrupellosen Renaissancemenschen. Es läßt sich nicht leugnen, unsere Zeit hat eine Vorliebe für die Kraftnaturen dieser lasterhaften italienischen Epoche, eine platonische Vorliebe, wie ich glaube, und zwischen der poetischen und selbst der philosophischen Verklärung einerseits und der Uebersetzung in die That andererseits ist eine unüberbrückbare Kluft. Gerade unser nervöses, willenskrankes Geschlecht ist der Gefahr, die Blutmänner und Kraftweiber jener Tage nachzuahmen, am wenigsten ausgesetzt. Die Emotion, sich in die Seelen so ungeheuerer Verbrecher hineinzuträumen, die mag sich die Dame fin de siècle gern bereiten; um aber selbst verbrecherisch und groß aufzutreten, dafür fehlt uns nicht weniger als Alles.

Mit diesem Bekenntniß gestehe ich, daß ich das Drama Widmann's etwas lustiger, etwas weniger tragisch gewünscht hätte. Sein Professor wäre auch ohne den wunderbaren Traum kein Mörder geworden; er spielt nur mit den Gedanken des Cinquecento oder richtiger Quattrocento.

Das merkwürdige Drama selbst aber hat folgenden Inhalt. Robert Pfeil, ein sonst ganz ehrsamer Professor der Kunstgeschichte, entfremdet sich seiner Frau Johanna, weil er sich in die Werke und Menschen der italienischen Renaissance wissenschaftlich, in eine schöne Baronin seiner eigenen Zeit aber menschlich verliebt hat; um der Baronin willen ist er im Begriff, verschiedene Nichtswürdigkeiten zu begehen: er will ihrem Dümmling von Bruder gegen sein besseres Gewissen durchs Examen helfen, er will einen guten alten Kollegen durch ein Pamphlet ruiniren und will endlich, indem er sich mit seiner Geliebten kompromittirt, seine Frau zum Selbstmord treiben. Da tritt deren Bruder, Dr. Lossen, in Aktion. In dem Augenblick, da Robert Pfeil als Fürst von Rimini verkleidet mit der Baronin ein Maskenfest besuchen und sich an diesem Abend völlig von Johanna lösen will, gibt ihm der Schwager eine fast zauberhafte Cigarette zu rauchen. Der Professor-Fürst sinkt in einen tiefen Schlaf und träumt zwei Akte des Dramas: Er ist in Wirklichkeit der wilde Malatesta, der Fürst von Rimini, geworden und verkehrt im Traume mit den Menschen seiner Umgebung, als ob auch sie sich verwandelt hätten. Die Baronin bringt ihn durch ihre Helfershelfer dazu, ihren Mörder von Bruder zum Ritter zu schlagen und seine gute Frau umzubringen. Zu spät erkennt er, daß er ruchlos gehandelt hat; in Verzweiflung stößt er sich den Dolch in die Brust — aber in diesem Augenblicke verläßt ihn sein Traum, er ist wieder ein ehrsamer Professor, der gebessert froh ist, seine Johanna lebend an seiner Seite zu finden.

Es kann nicht ausbleiben, daß man dieses Schauspiel mit Grillparzer's dramatischem Märchen „Der Traum ein Leben" vergleicht. Hier ist aber Rustan seiner innersten Natur nach ein wilder Geselle, der nach Abenteuern strebt; Professor Pfeil hat sich sein Uebermenschenthum nur angelernt, darum drängen sich seine Unthaten nicht so schauerlich wie die Rustans am Hofe von Samarkand, darum entsteht kein so scharfer Riß zwischen Traum und Wirklichkeit und darum eben hätte ich gewünscht, Widmann's Stück wäre bei aller Poesie doch possenhafter. Dies ist aber keine Frage der dichterischen Technik, sondern eine der Weltauffassung; was Widmann gewollt hat, das hat er schön und rein durchgeführt.

Nach der Lektüre des Stückes ist etwas anderes schwer zu entscheiden. Bei Grillparzer gewährt es den größten Reiz, wie der Traum seines Helden sich wüst und grauenhaft dem Zuschauer als Traum mittheilt; mit genialem Griff hat Grillparzer die ganze Psychologie des Traumlebens aufgeboten, um die scheinbare Logik und doch wieder holde Verwirrung der Ereignisse auf uns wirken zu lassen. Bei Widmann schienen sich die beiden Handlungen — die des Traums und die der Wirklichkeit zu deutlich zu decken — und besonders der Umstand konnte, trotz der meisterhaften Züge beim Einschlafen und Erwachen, störend wirken, daß die Baronin, die doch nicht mitgeschlafen hat, am Ende dasselbe thut, was die Maitresse des geträumten Zwischenstücks, daß also das moderne Drama während des historischen Maskenspiels weiter geht. Es war das kühn und hübsch erfunden und es kam nur darauf an, ob die Zuschauer auch von der Bühne herunter den gewollten Eindruck erhielten.

Die Aufführung nun war ein vollkommener litterarischer Erfolg und das trotz eines ungleichen und stellenweise recht komödiantenhaften Spiels; Widmann's Name wird durch dieses Stück in Berlin geläufig werden und vielleicht einem seiner älteren Dramen den Weg zur Bühne ebnen. Aber so wenig die Darstellung seinen feinen Absichten entsprechen

*) Vergl. auch „Nation" Jahrg. X. 48 S. 730.

konnte, so wenig war die Wirkung aufs Publikum immer die gewünschte. Die umschließende Handlung ermüdete in ihrem ersten Theil und wurde leider in den wenigen komischen Momenten auf die lustigen Effekte hin zu stark ausgenutzt; deshalb lachte man bei dem märchenhaften Einschlummern und begleitete auch das äußerst schnell heruntergehastete Erwachen mit störender Heiterkeit. Die eingeschlossene Handlung wieder erinnert nicht gerade an einen Traum, fesselte aber in ihrer stärkeren Hälfte wie ein farbenprächtiges historisches Drama, geistreicher und intimer als Wildenbruch je eines geschrieben hat.

Um endlich auf die Tendenz zurückzukommen und auf ihre Aufnahme beim Publikum, so wird es wohl der Wahrheit nahe kommen, daß die geehrten Zuhörer wohl sehr vielfach den Namen Nietzsche wiederholten, aber nicht viel mit ihm anzufangen wußten. Widmann hat dem Thersites in seiner „Oenone" die Verkündigung der christlichen Sklavenmoral in den Mund gelegt; nun eifert er gegen Nietzsche's Herrenmoral. Der Skeptiker — und ein bischen skeptisch muß man als Kritiker wohl sein — wird sich weder für Nietzsche noch für Malatesta erhitzen und nur leicht bedauern, daß Widmann's feste Anschauung von Pfaffen leicht könnte mißverstanden werden.

Fritz Mauthner.

## Lessing-Theater.

(Richard Voß: „Arme Marie".)

Da sich das naturalistische Schaffen dort, wo die extremsten Versuche gewagt wurden, gerne in Kleinkram und Spitzfindigkeiten verlor, unternahmen es im bewußten Gegensatz hierzu bühnenromantisch gestimmte Leute, das Theater mit den schroffsten Exzentrizitäten, mit den gewaltsamsten Vorgängen zu erfüllen. Das Unwahrscheinlichste wird zum Ereigniß, wenn sich romanhafte Sensationen daraus schmieden lassen. Auf die verfeinerte Sensibilität, die uns die moderne Kunstbewegung kennen lehrte, antwortet man mit theatralischem Hurrah und mit gesuchter Brutalität. Die sorgsame Analyse besonderer seelischer Vorgänge, die Vorliebe für Stimmungsmalereien ist verpönt; ehe der Hörer noch intime Theilnahme für die handelnden Personen gewinnen kann, wird er wie im Sturm rasch nacheinander nach den verschiedensten Schauplätzen geschleppt, mit Ueberraschungen wird er vollgestopft, und seine Phantasie scheint überhitzt. Bei dieser Guckkastendramatik geht aber die Mitempfindung des Gemüths so abscheulich leer aus.

Es ist kein bloßer Zufall, daß die Schauspiele dieser Gattung, wie die Sensationsromane auch, nach Monaco oder Baden-Baden verlegt werden. So war es mit dem Drama „Chic" von Roberts, so ist es mit dem Schauspiel „Arme Marie" von Richard Voß. Der „geneigte Leser" und der gütige Hörer wissen, welche Sonderbarkeiten, welche tollen Schicksalslaunen sich dort erfüllen können, wo auf engstem Raum Vertreter einer ganzen Welt sich drängen. Wenn in Monaco der Himmel einstürzt, das wäre am Ende nicht so verwunderlich. Man braucht die Einbildungskraft nicht erst darauf vorzubereiten, daß da eintreten könnte, was man am wenigsten erwartet hätte. Für den Durchschnittsmann ist die Suggestion hier von vornherein gegeben: Montecarlo ist ein Zauberland, himmlisches Paradies und dämonische Hölle sind hier dicht bei einander gelagert. Nun, Magier und Dichter, zaubere uns deine Kunststückchen vor!

Ein besonderes Beispiel mag darthun, wie weit all die romanhaften Gewaltsamkeiten von innerlicher Gewalt entfernt sind. Marie, die Tochter der Marchesa Campobasso, liebt einen armen Künstler und heirathet einen reichen Fürsten. Marie soll in ihrem Wesen das Bildniß unserer Zeit bedeuten. In ihr tobt heißes Fieber nach Luxus und Genuß, und alle Kraft zu entbehren ist ihr versagt. So verzehrt sie sich in ewiger Gluth, die arme Marie, und nie kann sie ein seelisches Gleichgewicht erringen. Wiewohl Marie nun dem Krösus sich in aller Form verkauft hat, so hat sie doch ihre leibliche Keuschheit ihm nicht preisgegeben; und als der arme Maler kommt, den sie sehnsüchtig erwartet, so macht sie ihm in plumper Deutlichkeit und in dem Bewußtsein, als müßte es ihn beglücken, das Geständniß von ihrer Reinheit. Da haben wir die alte, brutale Theatralik wieder, die sich um neue Erkenntnisse, um erweiterte oder veränderte Moralbegriffe, um die zarten und vielfach verästelten Empfindungen eines modernen Lebewesens so blutwenig bekümmert. Ist denn der junge Künstler ein Zulu oder Buschneger? Was hat leibliche Keuschheit in der Kulturwelt, der er entstammt, für einen Werth, wenn das ganze Gemüthsleben der Frau verderbt und verdorrt ist? Und nicht etwa, um den brutal-materiellen Sinn der armen Marie zu kennzeichnen, ist dies Motiv vom Autor verwandt, also nicht als Mittel zur Charakterisirung, nein, es ist eines seiner Wunder, das seine Hörer verblüffen soll, ein Komödienwitz.

Es wäre trostlos, wenn solche Kraftmeierei nicht etwa eine rasch vorübergehende Reaktion gegen allzu subtile psychologische Grübeleien wäre, sondern sich dauernd auf unserer Bühne einbürgern wollte. Man bearbeitet den Hörer tüchtig mit plumpen Faustschlägen und ruft dabei ein ums andere Mal: Wollen sich denn die poetischen Schauer noch immer nicht bei dir einstellen? Auch für unsere Schauspielerei, die mühsam an Lebensbeobachtung gewöhnt wurde, erwüchsen aus solchem dramatischen Genre bedeutende Schäden. Schon tritt das Virtuosenhafte patzig hervor; der grellste Auftrag ist am beliebtesten; und die Mühe, eine Menschengestalt zu einem einheitlichen Organismus zusammenzufassen, wird freudig fallen gelassen. Besteht doch die Vorlage, die der Autor zeichnet, aus lauter Stückwerk und daß man die einzelnen Stücke, hier den krassesten Affekt, dort die bissigste Ironie, Hoffnungsjubel und Verzweiflungsweh in möglichst deutlichen Kontrasten, schreiend genug fürs simpelste Verständniß herausbringe, wird dem Schauspieler, der nun einmal auf den Beifall der Menge lauert, bald zur Hauptsache.

L. Schönhoff.

**Theodor von Bernhardi: Unter Nikolaus I. und Friedrich Wilhelm IV.** Leipzig. 1893. S. Hirzel.

Von dem auf sechs Bände berechneten Memoirenwerke des ausgezeichneten Historikers und Militärschriftstellers Theodor von Bernhardi, welcher 1887 als preußischer Legationsrath auf seinem Gute Kunersdorf bei Hirschberg in Schlesien gestorben ist, liegt unter obigem Titel der zweite Band vor. Irren wir nicht sehr, so ist derselbe von einem bekannten baltischen Publizisten herausgegeben. War der erste Band des Werkes dadurch besonders interessant, daß er uns tiefe Einblicke in das Leben und Treiben von bedeutenden Vertretern der romantischen Schule gewährte, — war doch Th. von Bernhardi's Mutter eine Schwester von Tieck und sein Vater auch ein Anhänger dieser Richtung —, wie er uns auch in die Zustände der russischen Ostseeprovinzen in dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts einführt, so hat dieser Band vorzugsweise ein politisches Interesse. Denn der junge Mann, der mit seinem Stiefvater, einem Baron von Knorring, nach Rußland verschlagen war und sich ohne eine eigentliche systematische Vorbildung genossen zu haben, ganz im Gegensatze zu seiner romantischen Verwandtschaft zu einem sehr scharfen politischen Denker, nationalökonomischen Forscher und militärischen Fachschriftsteller ausgebildet hatte, lebte und webte in historisch-politischen Untersuchungen und Bestrebungen. Die immer stärker hervortretende antideutsche, nationalrussische Strömung in Petersburg litt ihn nicht lange in der noch am Stärksten von europäischen Elementen beeinflußten Hauptstadt des Zarenreiches. Der furchtbare Despotismus des Kaisers Nicolaus I., welcher das große Reich einer Katastrophe entgegen zu treiben schien, war ihm aufs Tiefste verhaßt. Deutsch gesinnt vom Scheitel bis zur Zehe, beschloß der junge Mann, den sein Thatendrang über die Studirstube hinaustrieb, sich mit seiner feingebildeten Frau, einer Tochter des Weltumseglers von Krusenstern, nach Deutschland zu wenden. Zunächst wurde Weimar zum Aufenthaltsorte gewählt (1851).

Aber hier gefiel es dem jungen Paare wenig. Der Hof war russisch gesinnt und zu einem freien Meinungsaustausche waren nur Wenige hier bereit. Bernhardi fühlte sich hier wie unter der Aufsicht der russischen Polizei. Dazu kamen unerquickliche gesellschaftliche Verhältnisse. Franz Liszt und die Fürstin Wittgenstein, über die Bernhardi mehr wußte, als sie ahnte, spielten eine große Rolle in der Gesellschaft und verleideten u. A. ihm den Aufenthalt. Er beschloß daher, sich in Schlesien anzukaufen und die nächsten Jahre der Abfassung eines größeren kriegshistorischen Werkes zu widmen. Er kaufte 1852 das Gut Kunersdorf, schrieb hier sein Werk: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Infanterie Grafen Toll", ein Werk, das mit den russischen, absichtlich erfundenen falschen Darstellungen des Krieges von 1812—1814 gründlich aufräumte, und studirte die Kriegsgeschichte von 1840—1850 nach den besten Quellen. Doch diese Arbeiten beschäftigten den ruhelosen Geist keineswegs ausschließlich. Wie er sich an der Newa und der Ilm in der vornehmsten Gesellschaft bewegt und dadurch vieles über die Zeitgeschichte erfahren hatte, das er seinem Tagebuche anvertraute, so finden wir ihn in Schlesien, in Berlin, Dresden, Warschau und auf Streifzügen, welche er nach Süddeutschland unternahm, in reger Verbindung mit zahlreichen bedeutenden Menschen und von der lebhaftesten Theilnahme für alle öffentlichen Angelegenheiten erfüllt. Im intimen politischen Verkehr mit den Führern der altliberalen Partei kam er bald in Beziehungen zu dem Prinzen von Preußen und dessen Sohne, den ersten beiden deutschen Kaisern. Man würde hier zu weitläufig werden, wenn man alle die Namen der bekannten Männer hersetzen wollte, mit denen er Bekanntschaft machte.

Ueber das, was Bernhardi nun in Petersburg und Rußland in den Jahren 1834—1851 gesehen und erfahren hat, nicht minder von den Erlebnissen in Deutschland 1852—1857, hat er sich in seinem Tagebuche Aufzeichnungen gemacht, welche hier nicht ganz vollständig vorgelegt werden, die aber doch nach Manchem als zu indiskret erscheinen werden. Dafür werden sie aber auch stets als eine der ersten Quellen für die Zeit Nicolaus I und seines Einflusses auf die preußisch-deutsche Geschichte gelten. Mit Bitterkeit, das läßt sich nicht verkennen, wird hier der Hochmuth des Zaren Preußen gegenüber geschildert, aber noch mit gesteigerterer Bitterkeit die ehrlose Gesinnung der russischen, d. h. der Kreuzzeitungspartei in allen ihren Grundzügen aufgedeckt. Man spottet in Deutschland augenblicklich vielfach über die Franzosen, welche sich an Rußland wegwürfen. Aber die Franzosen, so lächerlich sie sich auch dabei machen mögen, werfen sich doch aus Patriotismus weg; sie wollen sich eine Hilfe gegen uns erkaufen, um ihre tiefe Niederlage zu rächen. Ganz anders lag es damals in Preußen. Diese „kleine aber mächtige" Partei der Russenfreunde verehrte in dem moskowitischen Zaren ihren „Vater", um mit dessen Hilfe ihr Vaterland zu beherrschen. Daß es ihr nicht darauf ankam, es dafür tief gedemüthigt zu sehen, dazu erzählt Bernhardi ein drastisches Beispiel über das andere. Eins mag mitgetheilt werden, weil es zu bezeichnend ist und auch des Humors nicht entbehrt. Bernhardi hatte sich mit dem Landrathe seines Kreises, der in das Abgeordnetenhaus gewählt sein wollte und dazu alle die Mittel anwandte, die auch noch heutigen Tages im Gebrauche sind, überworfen. Dafür rächte sich der Mann an ihm. Aber wie? Lassen wir Bernhardi selbst erzählen (S. 283):

„Unser „würdiger" Landrath hat mich förmlich verklagt, und zwar recht charakteristischer Weise weder bei dem Minister, noch selbst bei der Camarilla, sondern bei der russischen Gesandtschaft!! Er hat Paul Rennenkampff auf einer Soirée bei dem Minister v. d. Heydt umständlich und mit großer Erbitterung erzählt: ich hätte bei den Wahlen gegen ihn gestimmt und zwar weil er russisch gesinnt sei!!! und wenn ich das noch in bescheidener, schüchterner Weise gethan hätte, aber ich sei als Erster, der gegen ihn stimmte, aufgestanden und mitten in den Saal getreten, um meine Stimme abzugeben! Dabei verschlang der Mann eine große Menge Gefrorenes in sichtlicher Hast, während er seinem gepreßten Herzen Luft machte. — Er soll nicht wenig überrascht gewesen sein, als Paul Rennenkampff lachte und erwiderte: ich ließe in diesem Augenblick ein Werk drucken, in welchem sich eine solche Russenfeindschaft nicht zeige."

Rennenkampff konnte das allerdings wissen, denn er war ein genauer Bekannter von Bernhardi. Würde sich so weit wohl ein französischer Sous-préfet vor einem Russen demüthigen und blamiren? Dergleichen Stückchen allerunterthänigster Devotion, von Herren und Damen des preußischen Kreuzzeitungsadels aufgeführt, kann man bei Bernhardi noch mehrere finden, wie auch die gutbeglaubigte Anekdote, daß Julius Stahl als Heidelberger Student stets einen Dolch im Busen getragen habe, auf dem die Inschrift: Tod den Tyrannen! eingeätzt war.

Doch ich will diese kleinen, und die noch viel, viel wichtigeren Mittheilungen, welche Bernhardi uns macht, hier nicht ausschreiben, um nicht dem Leser die Lektüre des ganzen Buches zu verleiden, sondern sie nachdrücklichst auf dasselbe hinweisen. Dasselbe ist nicht nur äußerst unterhaltend, sondern auch im höchsten Grade belehrend auch für den Geschichtsschreiber.

Karl Heinrich.

---

**E. W. Middendorf: Peru.** Beobachtungen und Studien über das Land und seine Bewohner während eines fünfundzwanzigjährigen Aufenthaltes. I. Band: Lima. Berlin. 1893. Robert Oppenheim.

Ein Werk über ein Land von der Ausdehnung Perus muß stattlich genug ausfallen, wenn bereits der erste Band als ein voluminöses Buch sich darstellt, denn wenn auch natürlich in solchen Staaten die Hauptstadt an sozialer und wirthschaftlicher Bedeutung alle anderen Städte erheblich überragt, so tritt dafür in dem ersten Bande die Natur völlig zurück, abgesehen von einigen Bemerkungen über die Lage Limas und über die Erdbeben, von welchen es nur zu häufig betroffen ward, beschäftigt sich der Verfasser ausschließlich mit dem Menschen und dessen Einrichtungen. Hierzu hat ihn ein langer Aufenthalt vorzüglich befähigt, denn dem deutschen Arzte erschließen sich alle sozialen Schichten gleichmäßig, sein Blick kann mehr, wie der irgend eines Anderen, von der Oberfläche in die Tiefe dringen, und daß seine Angaben auf Zuverlässigkeit beruhen, dafür bringt er besonders hohe Garantien mit. Mit offenbarer Neigung zur Statistik führt uns Dr. Middendorf in alle Einzelheiten des peruanischen Staatswesens ein, und vieles von dem, was er uns da bietet, ist von großem Interesse, so die genaue Schilderung der Unterrichtsverwaltung und der einzelnen Lehranstalten, während die wörtliche Wiedergabe des Strafgesetzbuches denn doch wohl auch für eine solche Monographie des Guten zu viel sein möchte. Den politischen Verhältnissen seines Adoptivvaterlandes wendet der Verfasser die größte Aufmerksamkeit zu, und man fühlt unwillkürlich, daß er treu und objektiv darzustellen beflissen ist. Viel Gutes hat er ja leider nicht zu erzählen, denn der ununterbrochene Kampf um die Macht, wie er in den Ländern des romanischen Amerika an der Tagesordnung zu sein pflegt, hat auch hier meist ehrgeizige Streber, aber keine charaktervollen Menschen gezeitigt, und allgemein angesehene Persönlichkeiten, wie der Präsident Ramon Castilla war, sind eigentlich selten. Wenn man die Geschichte Perus zu Rathe zieht, so erhält man freilich leicht den Schlüssel zu so mancher unerquicklichen Erscheinung, und da der Verfasser unsere Vorlage in historischen Dingen gut bewandert ist und sehr gern Exkurse dieser Art einschiebt, so kann man sich mühelos ein Bild von der Entwicklung des Landes machen, falls nicht dieser Ausdruck als ein zu euphemistischer erscheinen sollte. Denn wenn man an der Hand unseres Führers sieht, was die Spanier durch das Hilfsmittel beutegieriger Vizekönige und blutgieriger Inquisitoren aus diesem ursprünglich so gut angelegten Lande und Volk im Verlaufe dreier Jahrhunderte gemacht haben, so findet man es immerhin erstaunlich, daß die verhältnißmäßig kurze Zeit der Freiheit noch so viele Fortschritte ermöglicht hat, und gar manches, was auch jetzt noch zu wünschen übrig läßt, erscheint bei der Vergleichung mit der Vergangenheit in einem anderen und auch besseren Lichte.

Der Verfasser ist während der Kriege, die Peru mit seinem alten und glücklicheren Konkurrenten Chile führte, im Lande gewesen und geht auch auf sie, obschon nur gelegentlich, bei mehreren Gelegenheiten ein. Da nun die Sympathien der Deutschen durchweg auf chilenischer Seite sind, so verlohnt es sich, nach dem Grundsatze „audiatur et altera pars" auch einmal die Kehrseite der Medaille sich anzusehen. Die militärische Ueberlegenheit und überhaupt eine gewisse Tüchtigkeit der siegreich gebliebenen Chilenen wird zugegeben, aber im Uebrigen scheinen sich dieselben gerade nicht sehr gut aufgeführt zu haben. Wenigstens wird in unseren Augen es ein schwerer Vorwurf für die Führer der Okkupationsarmee bleiben, daß sie die wissenschaftlichen Anstalten der Stadt Lima auf das empfindlichste schädigen ließen, und zwar nicht etwa in flüchtigem Siegesrausche, sondern nach vorbedachtem Plane. Was der Verfasser (S. 455 ff.) über die Beraubung der Nationalbibliothek sagt, sollte man in einem Kriege zwischen zwei civilisirten Völkern heutzutage doch nicht mehr für möglich halten. Freilich aber sind Bürgerkriege zwischen Gegnern gleichen Stammes immer die unmenschlichsten.

S. Günther.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 7. Berlin, den 18. November 1893. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1893 unter Nr. 4448 eingetragen.

Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Die Thronrede, mit welcher der Reichstag eröffnet worden ist, bringt nicht die geringste Ueberraschung; das heißt unter den gegebenen Umständen bringt sie nicht viel erfreuliches, wenigstens was die innere Politik anbelangt.

Einen größeren Abschnitt nimmt eine Auseinandersetzung über die „Reichssteuerreform" ein, deren Wesen bereits bekannt war. Es werden die Wein- und Tabaksteuer sowie ein Gesetzentwurf zur Erhebung von Reichsstempelabgaben angekündigt, und es wird darauf verwiesen, daß aus dem Ergebniß dieser Steuern die Einzelstaaten eine feste Dotation erhalten sollen. Das sind die viel erörterten Miquel'schen Pläne.

Sodann wird ein Reichsseuchengesetz angekündigt, für das die traurigen Erfahrungen des vorausgegangenen Jahres nutzbar gemacht worden sind, und der Reichstag wird auch zu beschließen haben über jene internationalen Maßregeln zur Bekämpfung von Epidemien, die im letzten Frühjahr in Dresden beschlossen worden sind.

Von dem Ausbau des Systems der Handelsverträge sagt die Thronrede, daß die geschlossenen Uebereinkommen mit Oesterreich-Ungarn, Italien, Belgien und der Schweiz die Grundlage geboten haben, um auch mit Spanien, Rumänien und Serbien zu Vereinbarungen zu gelangen. Diese Verträge gehen dem Reichstage zu, sowie die Verordnungen über die außerordentliche Erhöhung der Einfuhrzölle gegenüber Rußland. Alsdann heißt es:

„Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß der Verlauf der schwebenden Handelsvertragsverhandlungen mit Rußland zur Beseitigung dieser Maßnahmen führen wird."

Die Thronrede schließt mit dem Ausdruck „zuversichtlicher" Erwartung, daß der Frieden erhalten bleiben wird; denn unsere Beziehungen zu allen Mächten sind „gute und freundliche"; und unsere „enge Freundschaft" dauert mit jenen Mächten fort, die sich mit uns zur Verfolgung gemeinsamer friedlicher Zwecke verbündet haben.

Dieser Ausblick auf die internationale Politik ist erfreulich, und es ist auch erfreulich, daß unsere handelspolitischen Beziehungen mit drei weiteren Mächten eine feste und für längere Zeit gesicherte Regelung erfahren sollen. Das ist die erste und ganz unerläßliche Voraussetzung für eine gedeihliche Entwicklung des der deutschen Industrie unentbehrlichen Exporthandels.

Die große Frage bleibt, wird unsere Regierung die Energie und Entschlossenheit besitzen, um ein gleiches Ergebniß auch Rußland gegenüber herbeizuführen. Die Thronrede spricht von der „Hoffnung", daß der „Verlauf der schwebenden Handelsvertragsverhandlungen" zu einer Beseitigung der Differentialzölle an unserer Grenze gen Osten führen wird. Diese Wendung, die nicht gerade zuversichtlich lautet, zeigt doch, daß die Aussichten bisher nicht völlig getrübt sind. Und das ist bei den bescheidenen Erwartungen, die man nach Lage der Verhältnisse hegen muß, immerhin schon etwas; denn unsere Regierung hat zwar, wie ihre Thaten beweisen, die Neigung, unsere Handelspolitik in ersprießlichere Bahnen hinüber zu leiten; aber dieser verständigen Neigung entspricht leider nicht ein ausreichendes und Vertrauen erweckendes Maß resoluter Festigkeit gegenüber den selbstsüchtigen Agitationen und Ansprüchen der Agrarier.

Zu Güstrow in Mecklenburg hat ein liberaler Parteitag stattgefunden, dessen Ergebniß man mit größter Befriedigung verzeichnen kann. Nationalliberale des guten, alten Schlages, wie der frühere Abgeordnete Büsing, und Freisinnige der verschiedenen Richtungen, im Ganzen einhundertzehn Herren, traten zusammen, und diese Männer, die an der Spitze der liberalen Bewegung in Mecklenburg stehen, beschlossen, bei künftigen politischen Kämpfen vom Boden eines gesunden, kräftigen Liberalismus aus gemeinsam und einträchtig, den Gegnern, konservativen Reaktionären und Sozialdemokraten, entgegenzutreten. Dr. Dorndlüth

aus Rostock leitete die Verhandlungen und der einzige freisinnige Vertreter Mecklenburgs im Reichstage, Dr. Pachnicke, der in Parchim-Ludwigslust gewählt worden ist, hielt die Eröffnungsrede.

Dr. Pachnicke wies darauf hin, daß es nicht die Absicht sei, das freisinnige Programm zu verwässern, sondern daß man die alten Grundsätze mit allem Nachdruck betonen wolle. Aber man müsse sich entschließen, die Kräfte zusammenzufassen, statt sie zu zersplittern.

„Der Freisinn ist auf einem Tiefstand angelangt wie nie zuvor; wer will es da verantworten, ihn durch innere Zerklüftung noch weiter zu schwächen? Sonderorganisationen ziehen Sonderkandidaturen nach sich, und dann tritt die Gefahr heran, daß alle liberalen Kandidaten bei der Stichwahl ausfallen. Will die Partei jetzt noch die geringeren Unterschiede im eigenen Lager allzu stark betonen, so setzt sie ihre ganze Zukunft aufs Spiel.“

Diesen Anschauungen traten sämmtliche Anwesende, mit Ausnahme von zweien, bei, und sie entsprechen in der That dem politischen Bedürfniß des Augenblicks; daher hat auch das Vorgehen in Mecklenburg eine Bedeutung, die über die dortigen lokalen Verhältnisse hinausreicht. Der Zusammenschluß der liberalen Mecklenburger sollte für das Land von vorbildlicher Bedeutung sein. In dem Sammeln sämmtlicher Kräfte auf ein gut freisinniges Programm, das aber den einzelnen Individualitäten Spielraum läßt, liegt die Vorbedingung eines neuen Aufschwunges der Linken; das ist so zweifellos wie die Behauptung, daß eine Partei durch immer erneute Absplitterungen und Proskriptionen nicht größer, sondern kleiner wird.

Und wenn der Parteitag zu Güstrow gleichwohl Anfeindungen nicht entgangen ist, so ist auch diese Thatsache nach allen Erfahrungen der letzten Zeit nicht verwunderlich. Wem die Fraktion nur ein Mittel ist, um dem Liberalismus zu neuer Bedeutung zu verhelfen, der wird auf ein einträchtiges Zusammenarbeiten aller Liberalen hinarbeiten; wer aber den eigenen kleinen Fraktionsgewinn an die Spitze aller Erwägungen stellt, und für wen jenseits der eigenen Fraktion der Liberalismus überhaupt aufhört, der wird jene freisinnige Politik fortführen, deren Ergebniß durch die letzten Reichstagswahlen klar gestellt worden ist.

Die Stadtverordnetenwahlen in Berlin haben ein erfreuliches Ergebniß gezeitigt. Die reaktionäre antisemitische Bürgerpartei wird aller Wahrscheinlichkeit nach völlig aus dem Rathhaus verschwinden; sie hat alle Mandate verloren und steht nur noch mit einem Mandat zur Stichwahl. Im Uebrigen besteht das Ergebniß bisher darin, daß die Sozialdemokraten drei Sitze gewonnen haben, und daß die Liberalen, wenn die Stichwahlen ihnen günstig sind, in alter Stärke zurückkehren werden. Es stehen drei Stichwahlen aus, bei denen allen die Liberalen betheiligt sind, und sie haben bereits für sich gewonnen 38 Sitze von den 40, die sie zu vertheidigen hatten.

Der sozialdemokratische Redakteur Gradnauer, der vom sächsischen Militärgericht mitten aus dem bürgerlichen Leben heraus verhaftet worden war, ist nach mehrwöchentlicher Einsperrung nunmehr entlassen worden, da ihm strafbare Handlungen nicht nachgewiesen werden konnten. Irrt sich ein bürgerliches Gericht, so hat ein Verhafteter doch wenigstens durch seinen Vertheidiger die Möglichkeit, zur schleunigen Aufdeckung des Irrthums das Möglichste beizutragen; ein Militärgericht dagegen verhaftet und enthaftet ohne jede Kontrolle, so daß der Bürger, der zum Schutze des Vaterlandes im Gebrauch der Waffen geübt wird, bei Mißgriffen und Irrthümern jener Behörde so gut wie gänzlich schutzlos sich preisgegeben fühlen muß. Daß die Leistung und Schlagfertigkeit des Heeres einen solchen Zustand primitiver Rechtsbildung erfordert, wird man nicht klar zu machen im Stande sein; dieser Zustand hat nur die Folge, daß einem großen Theile der bürgerlichen Gesellschaft die Heereseinrichtungen mit ihren Begleiterscheinungen als ein schwer zu tragendes Uebel erscheinen; während die Bevölkerung unter gesunden Verhältnissen das Heer mit Selbstbewußtsein allein als Instrument zur Vertheidigung der nationalen Unabhängigkeit betrachten müßte.

Das österreichische Koalitionsministerium ist geboren. Fürst Windischgrätz, ein Konservativer guten Schlages, ist Ministerpräsident und neben ihm amtiren der tschechisch-feudale Graf Schönborn als Justizminister, der klerikal feudale Graf Falkenhayn als Ackerbauminister, der Pole Madeyski als Unterrichtsminister, der deutsch liberale Plener als Finanzminister und der deutsch-liberale Graf Wurmbrand als Handelsminister; dazu als Kriegsminister Graf Welsersheimb und als Minister des Innern Marquis Bacquehem, die beide in dem Ruf stehen, ein Verständniß für die Bedeutung des Deutschthums zur Aufrechterhaltung der Staatseinheit zu besitzen. Bunt genug ist die Zusammensetzung dieses Kabinets, das nur in einem Umstande einen sicheren Fortschritt darstellt; es ist seit langem in Oesterreich das erste parlamentarische Ministerium, geschaffen durch die politische Lage in der Volksvertretung und in seiner Zusammensetzung bedingt durch die Stärkeverhältnisse der einzelnen parlamentarischen Parteien.

Graf Kalnoki, der leitende Minister der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns, der eine Urlaubsreise nach Oberitalien angetreten hat, suchte König Umberto in Monza auf und konferirte mit dem italienischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Brin. Es ist augenscheinlich offiziell die Parole ausgegeben worden, daß dieser Besuch nur als ein Akt der Höflichkeit dargestellt werden soll. Recht wahrscheinlich ist es jedoch, daß diese Höflichkeit einen ernsten politischen Kern birgt.

Es war vor einiger Zeit berichtet worden, daß Italien eine Annäherung an Rußland suche; es war auch gesagt worden, daß Italiens Verhältniß zu Deutschland und Oesterreich nicht mehr die Richtung der römischen Politik vor Allem bestimme; daß vielmehr das Hauptgewicht in Italien auf die Beziehungen zu England gelegt werde. Diese Gerüchte beruhen gewiß nicht auf Thatsachen; denn an der Bundestreue Italiens ist nicht zu zweifeln; aber diese Gerüchte deuten doch vielleicht Unterströmungen innerhalb der italienischen Politik an, und es wäre nur allzu erklärlich, wenn Graf Kalnoki das Bedürfniß empfände, die Basis der friedlichen Dreibundpolitik, die für ganz Europa ein Segen ist, auch vor jeder künftigen Unterspülung zu schützen.

* * *

## Der Beginn des Reichstages.

Mit den möglichst ungünstigen Aussichten für die Vorlagen des Reichskanzlers beginnt die neue Session. Nach der Auflösung des alten und der Wahl des neuen Reichstages stand die Annahme der Militärvorlage auf der Schneide des Messers. Eine Mehrheit von wenigen Stimmen konnte dafür gewonnen werden, aber nur unter der Voraussetzung, daß der Reichskanzler sich feierlich lossage von denjenigen Steuervorlagen, durch welche er die Mittel zur Deckung der Heeresbedürfnisse hatte aufbringen wollen. So gab denn auch der Reichskanzler die bestimmte Zusicherung ab, daß von den alten Vorlagen nicht mehr die Rede sein solle, und daß bei der Ausarbeitung neuer Vorlagen die schwächeren Schultern geschont werden würden.

Es lassen sich verschiedene Steuern denken, welche die Last nach der Leistungsfähigkeit bemessen; es konnte von einer Einkommensteuer, einer Vermögenssteuer, einer Erbschaftssteuer die Rede sein. Die Regierung hat die Zusage, die schwächeren Schultern zu schonen, nicht inne gehalten. Sie hat ein Steuerprojekt vorgelegt, gegen welches genau dieselben Bedenken vorliegen wie gegen das Projekt, welches im Juni in das Wasser fiel. Im Herbste des vorigen Jahres schwankte die Regierung zwischen der Tabaksteuer

und der Biersteuer; sie ließ die Tabaksteuer fallen, weil sie dieselbe für die schlechtere von den beiden hielt. Hätte sie die Tabaksteuer aufrecht erhalten, so würde sich dagegen dieselbe Opposition geregt haben, wie gegen die Biersteuer. Der Reichskanzler würde sich, um die Militärvorlage durchzusetzen, genöthigt gesehen haben, der Tabaksteuer in ebenso feierlicher Form zu entsagen, wie er der Biersteuer entsagt hat.

Daß die Regierung im Stande ist, ohne einem ausdrücklich abgegebenen Versprechen formell zuwider zu handeln, die Tabaksteuer vorzulegen, verdankt sie ausschließlich dem Umstande, daß sie diese Steuer vor einem Jahre schon hat fallen lassen, weil sie selbst dieses Projekt für unzweckmäßig erachtete. Die Tabaksteuer wie die Weinsteuer bedrohen die schwächeren Schultern; nicht darauf legen wir Werth, daß sie dem Konsumenten den Genuß vertheuern, sondern darauf, daß sie den Produzenten, den Winzer, den Cigarrenarbeiter, den Tabaksbauer in seiner Erwerbsfähigkeit und der Möglichkeit, seine Arbeitskraft auszunutzen, verkürzen.

Hinsichtlich der Tabaksteuer verfolgt die Regierungsvorlage das verkehrte Prinzip, die Ausdehnung des einheimischen Tabakbaues zu begünstigen. Jeder Fortschritt in der heimischen Tabakkultur reißt ein Loch in die Reichsfinanzen. Man kann den einheimischen Tabakbau, da seit Jahrhunderten zahlreiche Existenzen darauf gegründet sind, schonend behandeln, aber man darf ihn nicht fördern. Ich halte die Frage einer eingehenden Erwägung für würdig, ob es nicht zweckmäßig wäre, den einheimischen Tabakbau zu kontingentiren.

Von den einfachsten Mitteln, den Reichsfinanzen aufzuhelfen, indem die Liebesgabe für die Branntweinbrenner aufgehoben oder wenigstens verkürzt wird, hat die Regierung keinen Gebrauch gemacht; sie hat den Fehler, den sie durch die Wahl der Steuerobjekte beging, noch gesteigert, indem sie sich über das Bedürfniß des Reiches hinaus nach Steuern umsieht, welche den Einzelstaaten zu Gute kommen und ein Projekt vorlegt, welches in der gekünstelten und gedüftelten Form, die Herrn Miquel eigen ist, einen Zusammenhang zwischen Reichsfinanzen und Landesfinanzen herstellt.

So wichtig die Steuerfrage ist, die Frage der Handelsverträge ist wichtiger. Daß der Reichskanzler die Verträge mit Oesterreich, Italien, der Schweiz und Belgien durchgesetzt hat, daß er jetzt Verträge mit Spanien, Rumänien und Serbien abgeschlossen hat, welche der Zustimmung des Reichstags harren und daß er mit Rußland verhandelt, ist sein großes Verdienst, das in diesen Blättern stets voll gewürdigt worden ist. Aber er hat nichts dazu gethan, um sich der Zustimmung des Reichstags zu seiner Politik zu versichern. Eine demagogische Verhetzung gegen diese für das Gedeihen Deutschlands so wichtigen Verträge ist durch den Bund der Landwirthe in einer geradezu beispiellosen Weise in die Massen hineingetragen. Die konservativen Blätter brüsten sich, daß ihre Partei Wahlerfolge davon getragen habe, obwohl sie von der Regierung nicht unterstützt sei, vielmehr an der Spitze der Opposition stehe, ja daß der Bund der Landwirthe an der Spitze der Opposition gegen die Regierung marschire; leider läßt sich aber nicht verkennen, daß die Regierung an der Spitze der Opposition gegen den Bund der Landwirthe nicht steht. Dieselben Männer, welche als Mitglieder des Bundes der Landwirthe in der Opposition stehen, werden als Konservative und Mitglieder der Regierungspartei von den Landräthen begünstigt oder sind selbst Landräthe. Und diesem Treiben steht die Regierung unthätig, beinahe achtlos gegenüber. So läßt sich bei dem Beginn der Reichstagssession noch nicht voraussehen, ob die Regierung für ihre wichtigsten Vorlagen, die Steuergesetze und die Handelsverträge, eine Majorität erringen wird.

Alexander Meyer.

## Wesen und Zwecke der Strafjustiz.

### II.

Die neue Theorie des Strafrechts kann, wie in dem ersten Theile dieses Aufsatzes darzulegen versucht ist, soweit sie als grundstürzende und grundlegende auftritt, nur als verfehlt und undurchführbar bezeichnet werden. Wie schon von anderer Seite (insbesondere von Zucker) hervorgehoben wurde, erinnert sie an die im vorigen Jahrhundert nicht selten angewendete Verurtheilung von Inquisiten als „gefährlicher" Subjekte auf unbestimmte Zeit und bis Besserung zu bemerken, und die klassischen Ausführungen, welche Anselm v. Feuerbach am Ende des vorigen Jahrhunderts gegen eine Strafrechts-Theorie und Praxis gerichtet hat, die, statt zunächst an den allgemeinen Eindruck des Strafgesetzes auf die Gesammtheit sich zu halten, das Individuum mit seiner Moralität oder Immoralität ins Auge faßt — diese Ausführungen dürften auch noch jetzt Angriffen gewachsen sein, welche von Seiten der neuen Richtung gegen die sog. klassische oder scholastische Schule des Strafrechts erhoben werden. Im Einzelnen stellt sich übrigens die neue Theorie dar als eine theoretisch ziemlich einfache Vereinigung von Abschreckung, Besserung und sog. Spezialprävention durch Unschädlichmachen: dem Gelegenheitsverbrecher der „Denkzettel" — das ist Abschreckungstheorie — dem Besserungsbedürftigen die Besserung und dem Unverbesserlichen Gefängniß als Zuchthaus von unbestimmter, wahrscheinlich lebenslänglicher Dauer. Der unfehlbare Richter oder eine unfehlbare Kommission entscheiden dabei, welche Theorie bei dem einzelnen Subjekte zur Anwendung kommen soll.

Selbstverständlich beruht eine Strafrechtstheorie, welche sich der Einwirkung auf die einzelnen Individuen, die der Strafe verfallen, zum Ziele gesetzt hat, und jede Annäherung an die Idee einer Vergeltung der That durch die Strafe auf das entschiedenste zurückweist, auf dem ausgesprochensten Determinismus. Würde dieser Determinismus, der jetzt freilich nicht nur auf dem Gebiete des Strafrechts immer lauter die Herrschaft beansprucht als mit der Idee des Strafrechts unvereinbar nachgewiesen, so wäre damit der neuen Theorie vollends der Boden entzogen. Der Determinismus, so sagen die Anhänger desselben, beruht auf dem Gesetze unseres Denkens, dem zufolge wir uns nichts ohne Ursache vorstellen können, und dies Gesetz wird auch vom Strafrechte vorausgesetzt; denn würde das Gesetz von Ursache und nothwendig daraus folgender Wirkung nicht auch psychologische Geltung beanspruchen können, ja wäre ja die Strafdrohung selbst wirkungslos. In der That muß man nun zugeben, daß wie überhaupt im menschlichen Leben, so gleichfalls vom Strafrechte das Kausalgesetz auch psychologisch als gültig betrachtet wird, indeß doch nur bis zu einem gewissen Grade, ja daß die im täglichen Leben herrschende Ansicht und das unmittelbare Bewußtsein und das Gewissen des Einzelnen, ungeachtet scheinbar zwingender Motive, sich immer die Möglichkeit eines diesen Motiven widerstreitenden freien Entschlusses vorstellen. Der Determinismus betrachtet diese Möglichkeit als Täuschung: man glaube frei zu handeln und werde sich der versteckten Motive nicht bewußt; in der Welt der Erscheinungen, die unserer Erkenntniß allein zugänglich sei, könnten Ausnahmen vom Kausalgesetze unmöglich gedacht werden. Allein das Kausalgesetz gilt keineswegs ausnahmslos für unser Denken: es stößt auf die Antinomie des ersten Anfangs der Dinge, für den es keine Ursache geben kann, und es läßt uns im Stich bei der Erklärung der Entstehung des Bewußtseins aus dem unbewußten Stoffe; es gilt ausnahmslos nur für unser Bestreben: wir suchen überall den Kausalzusammenhang, eine nothwendige Folge der Erscheinungen aufzufinden; wir kommen weiter in dieser Entdeckung; aber eine völlige Einstellung aus die Welt der Erscheinungen in den Kausalzusammenhang wird nie stattfinden. So verhält es sich auch mit der psychologischen Analyse im Strafrecht. Der konsequente Determinismus ist daher ebensowenig bewiesen, wie der absolute Indetermi-

nismus, und wie könnte es auch anders sein, da es sich in Wahrheit um die Frage handelt, wie das einzelne Individuum zusammenhängt mit dem allgemeinen, allumfassenden Grunde des Seins? Am wenigsten aber kann er Geltung für eine Theorie des Strafrechts beanspruchen, welches letztere nur im Anschluß an die im Volke und im täglichen Leben herrschenden Vorstellungen, nicht aber im vollen Widerspruch mit diesen die Sittlichkeit und die Rechtsordnung stützen und fördern kann; im Volke und im täglichen Leben aber wird man auf absehbare Zeit sich von der Vorstellung einer freien Entschließung bei Vornahme einer Handlung durch eine zurechnungsfähige Person nicht losmachen.

Ohne Annahme einer solchen freien Entschließung ist ja auch eine Zurechnung zur Schuld unmöglich. Ist das Individuum nur ein Durchgangs- und Knotenpunkt für andere Kräfte, mag man diese nun in somatischen körperlichen Verhältnissen — der Bildung des Gehirns u. s. w. — oder in sozialen Einflüssen suchen, so kann man nur diese Kräfte, nicht aber das Individuum verantwortlich machen und man kann nicht in der Strafjustiz oder sonst irgend ein moralisches Urtheil über dasselbe fällen. Die Vertheidiger des absoluten Determinismus — und zu diesen gehören auch Einzelne*), welche der neuen Schule des Strafrechts erheblichen Widerstand entgegensetzen — behaupten freilich, daß lobendes und tadelndes Urtheil über edle und unedle Handlungen von der Annahme der Freiheit des handelnden Individuums durchaus unabhängig sei, daß es sich dabei ebenso verhalte wie bei dem ästhetischen Urtheile über ein Kunstwerk, und ebenso wie wir einen Unbrauchbaren, einen Dummkopf, einen Ignoranten zurückstellen hinter dem Tüchtigen, dem Klugen und Kundigen, ebenso müsse sich auch der moralisch tiefer Stehende, der Verbrecher, eine andere Behandlung gefallen lassen, als der sozial korrekte Charakter. So ansprechend diese Argumentation scheint, so ist dabei doch übersehen, daß, wenn wir dem redlichen, aber weniger tüchtigen Menschen einen niederen Platz anweisen, wir dies doch niemals deshalb thun, um ihm ein Leiden zuzufügen, sondern deshalb, weil Andere tüchtiger, besser sind. Der Verbrecher aber wird nicht nur niedriger im Urtheil gestellt; er **leidet** auch Strafe, nicht weil andere besser sind, sondern weil er schlecht gehandelt hat. Auch der Dumme, der Unbegabte mag unter dieser seiner Eigenschaft leiden; aber **absichtlich** darf ihm die Gesellschaft, der Staat dieser Eigenschaft wegen ein Leid nicht zufügen. Das Werthurtheil, das über geistig oder selbst moralisch tiefer Stehende — abgesehen von ihren etwaigen moralwidrigen **Handlungen** — gefällt wird, ist also spezifisch verschieden von dem Strafurtheile und das letztere daher durch den Hinweis auf jenes **nicht** zu begründen. Begründen läßt sich durch die Analogie jener anderen Werthurtheile nur entweder das Unschädlichmachen oder das Erziehen ohne Rücksicht auf begangene Handlungen, und da das Erziehen möglicher Weise besser auf eine dem Individuum angenehme als auf eine dem Individuum unangenehme Weise erfolgt, ja muß — und dies bestätigt die Erfahrung — eine auf den konsequenten Determinismus gegründete Straftheorie zwischen maßloser Härte und übertriebener Milde haltlos hin- und herschwanken.

Indeß, so unhaltbar die neue Theorie im Ganzen wie in den Einzelheiten erscheint — sie erstrebt eine höchst unsichere Wirkung auf den Einzelnen und schädigt die Wirkung des Strafrechts auf die Gesammtheit —, so sehr stimmt sie zu mächtigen Zeitströmungen und ist daher auch um so mehr geeignet, Viele mit sich fortzureißen. Die Würdigung der Charaktere, der absolute Schutz vor gefährlichen Personen, die Ueberschätzung der psychologischen Kenntnisse, die wir besitzen, das stimmt zu der beliebten Ueberspannung der Aufgaben des Staatswesens, zu der Theorie von der Unfehlbarkeit der Beamten des Staates, zu der Ansicht, daß der Einzelne ein beliebig zu formendes Produkt der Gesellschaft sei, zu einem weitgehenden Despotismus, mag dieser von einem Einzelnen oder von einem sozialdemokratischen Ausschusse gehandhabt werden. Und eben weil die neue Theorie gewissen Zeitströmungen entspricht, geht sie über die Frage ziemlich leichten Herzens hinweg, ob denn wirklich zu einer **grundstürzenden Reform** ein Bedürfniß vorhanden sei. Es wird gesagt, daß die hohen Ziffern der Rückfallsstatistik die Unwirksamkeit, ja Schädlichkeit unserer bisherigen Strafjustiz erweisen. Indeß die große Mehrzahl der im Deutschen Reiche und in Oesterreich Bestraften hat, wie die Statistik beweist, **keine** Vorbestrafung erlitten**); das spricht doch nicht für die völlige Verkehrtheit des jetzigen Strafensystems. Ebensowenig hält die beständige oder bedenkliche Zunahme der Verbrechen vor einer genaueren Betrachtung Stand, wenngleich an einzelnen Orten, in den Großstädten, wo eine rasche Zunahme und zugleich **Zusammendrängung** der Bevölkerung stattfindet, eine Zunahme der Verbrechen in der Natur der Sache begründet ist.

Indeß über die Fehlerhaftigkeit der neuen Theorie als Grundlage des Strafrechts darf nicht übersehen werden, daß sie auf gewisse Gebrechen und andererseits auf gewisse nothwendige Verbesserungen unserer Strafjustiz und insbesondere des Strafvollzugs mit Energie aufmerksam gemacht hat und die Erörterung darüber im Fluß erhält. Es ist darauf schon in dem früheren Aufsatze in der „Nation“ hingewiesen worden. Jetzt lassen sich die Zielpunkte in der Kürze folgendermaßen skizziren:

1. die neue Richtung will eine engere Verbindung zwischen Gericht und Strafvollzugsbehörde. Die Verurtheilung zu unbestimmten Strafen in der oben erörterten Weise erscheint, wie ausgeführt wurde, ungeeignet. Dagegen empfiehlt sich

a) ein genaues Strafvollzugsgesetz, so daß, unbeschadet der den Gefängnißbehörden nothwendig zu belassenden Disziplinarmaßregeln, das Gericht genau weiß, wie die Strafe beschaffen sein wird, zu welcher es verurtheilt. Bei dem Mangel überhaupt eines Strafvollzugsgesetzes, das durch die dürftigen Vorschriften des Strafgesetzbuchs nicht ersetzt werden kann, ist der Mißstand, daß die Gerichte die Strafen, zu denen sie verurtheilen, nur in den verschwommensten Umrissen kennen, gerade im Deutschen Reiche besonders fühlbar;

b) ein weitergehender Gebrauch der sog. bedingten Freilassung, d. h. der Freilassung unter der Bedingung, daß der Sträfling eine bestimmte Zeit lang ein tadelfreies Betragen beobachte. Diese bedingte Freilassung sollte überhaupt durch Betheiligung von Richtern an der Beschlußfassung mehr zu einem wirklichen **Rechtsinstitute** ausgebildet werden.

2. Die neue Richtung hat mit Recht gegen die Art polemisirt, in welcher kurzzeitige Freiheitsstrafen jetzt oft angewendet werden. Zu entbehren aber sind sie nicht, und nicht selten ist ihre Wirkung auch eine gute. Man muß aber

a) ihre Anwendung einschränken sowohl durch weitere Anwendung der Geldstrafe und Erleichterung ihrer Zahlung (Ratenzahlung mit ausreichenden Fristen), wie durch das Institut der sog. bedingten Verurtheilung. Subsidiarisch wird freilich bei Zahlungsunfähigen meist die kurzzeitige Freiheitsstrafe nicht zu entbehren sein; nur ausnahmsweise kann letztere, wie die Erfahrung zeigt, hier durch erzwungene Arbeitsleistung ohne Entziehung der Freiheit ersetzt werden;

b) die Vollstreckung so einrichten, daß noch unverdorbene Personen nicht gerade durch diese Art der Freiheitsstrafe verdorben werden. Dazu ist Einzelhaft derselben erforderlich. Auch kann eine Abkürzung in manchen Fällen durch eine Schärfung der Haft (Schmälerung der Kost) zweckmäßig sein.

3. Die neue Richtung erstrebt, in wesentlicher Uebereinstimmung mit den Beschlüssen des internationalen Gefängnißkongresses (Congrès pénitentiaire international),

*) So insbesondere **Merkel**, Lehrb. d. Strafrechts S. 72 ff.

**) Vergl. in diesem Sinne Zucker im Gerichtssaal, Bd. 44 (1891) S. 43 ff.

eine gründliche Reform der Behandlung jugendlicher Verbrecher. Die Altersgrenze, bis zu welcher absolute Freiheit von öffentlicher Strafe stattfindet — nach dem deutschen Strafgesetzbuche reicht dieselbe bis zum vollendeten zwölften Lebensjahre — soll bis zu einer weiter vorgeschrittenen Altersstufe erstreckt werden; zur Strafbarkeit in der Zwischenstufe bis zur vollen Altersreife soll nicht mehr, wie nach dem deutschen Strafgesetze, die Einsicht des jugendlichen Angeklagten in die Strafbarkeit der Handlung genügen, vielmehr das Gericht nach ganz freiem Ermessen beschließen, ob eine Zwangserziehung mit oder ohne Strafe einzutreten habe. Hier geht übrigens die Richtung der internationalen Vereinigung nicht so radikal vor, wie die erste Sektion des letzten internationalen Gefängnißkongresses*), nach deren Thesen gegen jugendliche Personen (etwa bis zu 18 Jahren) von einer Bestrafung ganz abzusehen und nur eine zweckmäßige Erziehung (möglicher Weise in der eigenen Familie des jugendlichen Individuums) ins Auge zu fassen wäre.

Unzweifelhaft richtig ist nun, daß für jugendliche Delinquenten, falls sie überhaupt längere Strafen erleiden sollen, besondere Strafanstalten, die mehr den Charakter von härteren Erziehungsanstalten tragen — in England dienen dazu die sogenannten Reformatory schools — erforderlich sind. Die Bestimmung des deutschen Strafgesetzbuchs, derzufolge „besondere Räume“ in den für Erwachsene bestimmten Strafanstalten genügen können, ist ein trauriger Nothbehelf. Ebenso ist es unzweifelhaft, daß die abweichende Behandlung der jugendlichen Verbrecher nicht — worauf es nach den fehlsamen Vorschriften des deutschen Strafgesetzbuchs meistens hinauskommen wird — in einer Abkürzung der Freiheitsentziehung zu bestehen hat. Die Zwangserziehung ist für den jugendlichen Verbrecher eine Wohlthat und für den Staat äußerst nützlich: sie verheißt ja der Regel nach auch ganz andere Ergebnisse als bei erwachsenen Personen, die nicht mehr so bild- und biegsam sind, und bei denen das Erlernen nützlicher Kenntnisse und Fertigkeiten meist auf weit größere Schwierigkeiten stößt. Die Dauer der Zwangserziehung braucht also mit der Schuld des jugendlichen Delinquenten nicht im Verhältniß zu stehen, und hier ist es daher richtig, eine Verlängerung und Abkürzung der Zwangserziehung in die Hand einer Erziehungsbehörde zu legen.**) Endlich muß man einräumen, daß die Einsicht allein in die Strafbarkeit der Handlung bei jugendlichen Personen die Zurechnungsfähigkeit und somit eine wirkliche öffentliche Strafe nicht begründet; es gehört zur Zurechnungsfähigkeit auch eine gewisse Widerstandsfähigkeit gegen äußere Eindrücke und insbesondere gegen Einwirkung anderer Personen, und diese Widerstandsfähigkeit ist nicht immer mit jener Einsicht gegeben. Sie ist aber anzunehmen, wenn der angeklagte jugendliche Verbrecher, der jene Einsicht besitzt — und zu dieser Einsicht, richtig verstanden, gehört ja auch Einsicht in die allgemeinen moralischen und rechtlichen Schranken, welche das Zusammenleben der Menschen dem Einzelnen auferlegt — nicht an krankhaften Entwicklungszuständen leidet. Fordert man noch mehr zur Bestrafung, so gelangt man entweder zur völligen Unmöglichkeit, die Entscheidung über die Strafbarkeit der jugendlichen Angeklagten zu motiviren, d. h. zur Willkür, oder zur Straflosigkeit fast aller jugendlicher Angeklagter und müßte sogar einen erheblichen Theil erwachsener Angeklagter, die an Charakterschwäche leiden und eine mangelhafte Erziehung genossen haben, freisprechen: das Recht, wenn es nicht zur Willkür werden soll, verlangt überall greifbar festzustellende Merkmale der Unterscheidung. Daher ist es denn völlig unrichtig, die Frage, was mit einem jugendlichen Delinquenten zu geschehen habe, der die Grenze der unbedingten Straffreiheit zur Zeit der That bereits überschritten hat, rein auf die Zweckmäßigkeitsfrage abzustellen, auf welche Weise für die Erziehung des Schuldigen am besten gesorgt werde. Im Grunde würde das nichts anderes bedeuten, als absolute Straffreiheit auch für jene weitere Stufe des jugendlichen Alters, wie man daraus ersieht, daß Unterbringung von nur verwahrlosten jugendlichen Personen und Kindern, die Strafbares nicht begangen haben, in Erziehungsanstalten auch im Wege der obervormundschaftlichen Aufsicht oder sonst polizeilich zwangsweise geschehen kann. Für die jugendlichen Personen selbst wäre doch fast immer eine wenn auch strenge Zwangserziehung besser als längere Einsperrung im Charakter wirklicher Freiheitsstrafe und mit den Nachtheilen für Ruf und Ehre, welche die Strafe mit sich bringen kann. Die Erziehung der einzelnen jugendlichen Personen darf aber nicht ausschließlich in Betracht kommen, sobald man sie, (wenn auch in verringertem Grade wegen ihrer Jugend) überhaupt für zurechnungsfähig erachtet. Es muß unter der letzteren Voraussetzung selbst der Erziehungszweck dem Zwecke weichen, daß auch jugendlichen Personen das Recht unverbrüchlich sein soll. Auch von jugendlichen Personen, die sich auf jener Zwischenstufe von 14 bis 18 Jahren befinden, werden in neuester Zeit wahrhaft schreckenerregende Verbrechen in raffinirtester Weise begangen. Wenn ein kaum dem Kindesalter entwachsenes Dienstmädchen seine Dienstherrin, ein sechzehnjähriger Bursche, bei dem von schlechten Eltern und Verwahrlosung gar nicht zu reden ist, eine gute Bekannte seiner Familie als Raubmörder tödtet, um das Geraubte zu Luxusausgaben zu verwenden, welchen Eindruck würde es da machen, und welche Folgen würde es haben, wenn Gesetz und Gericht erklärten, auf das spätere Leben jener intensiv bösen Kreaturen dürfe bei Leibe nicht der geringste Schatten aus einer staatlichen Bestrafung fallen, man habe sie ebenso zu behandeln wie nur verwahrloste jugendliche Personen, die etwa aus Noth oder von den Eltern gezwungen der Bettelei, der Landstreicherei oder der Prostitution sich ergeben?! Man kann es daher nur richtig finden, wenn Staatsanwalt Appelius*) in den von ihm für die deutsche Gruppe der internationalen kriminalistischen Abtheilung ausgearbeiteten Thesen die wirkliche staatliche Strafe gegen jugendliche Verbrecher, welche das vierzehnte Lebensjahr überschritten haben, keineswegs unbedingt streichen will. Mag immer der Erziehungszweck unter der Verbüßung einer staatlichen Strafe leiden, so find doch alle darauf hinauskommenden Einwendungen hinfällig, weil staatliche Strafe, da wo sie eintritt, niemals in erster Linie Erziehung und Wohl des zu strafenden Individuums beabsichtigen kann.**) Freilich ist bei Beantwortung der Frage der Zurechnungsfähigkeit große Vorsicht erforderlich und ebenso bei Festsetzung der Strafe und der Erziehungsmaßregeln, und wie in einem sehr lesenswerthen kleinen Werke***) berichtet wird, besteht jetzt in Paris bei der Aburtheilung von Kindern die empfehlenswerthe Sitte, einen Vertreter der Société protectrice de l'enfance zu hören, auch über die zu verhängende Erziehungsmaßregel, und diese Gesellschaft beobachtet auch

---

*) Die Plenarversammlung hat übrigens die definitive Beschlußfassung noch ausgesetzt. Vrgl. Actes du Congrès de St. Pétersbourg (1890) Vol. I, S. 201 ff. Seite 655.

**) Das deutsche Strafgesetzbuch §§ 56 57 kennt die Unterbringung in eine Erziehungs- oder Besserungsanstalt als vom Strafrichter auszusprechende Maßregel nur in dem Falle, daß ein Angeschuldigter, welcher das zwölfte, aber nicht das achtzehnte Lebensjahr bei Begehung der strafbaren Handlung überschritten hatte, wegen Mangels der erforderlichen Einsicht freigesprochen wird. Für diesen Fall aber ist richtig bestimmt: „In der Anstalt ist er (der Angeschuldigte) so lange zu behalten, als die der Anstalt vorgesetzte Verwaltungsbehörde solches für erforderlich erachtet, jedoch nicht über das zwanzigste Lebensjahr.“

*) Appelius, Die Behandlung jugendlicher Verbrecher und verwahrloster Kinder (Bericht im Auftrage der von der internationalen kriminalistischen Vereinigung gewählten Kommission) 1892.

**) Natürlich wird man in sehr zahlreichen Fällen öffentliche Strafe und Zwangserziehung verbinden müssen. Es fragt sich dann, ob erstere oder letztere voranzugehen soll, oder ob richterliches Ermessen zu entscheiden hat. Der Idee der Strafe entspricht, daß die Strafe unbedingt voranzugehen hat. Die Strafe muß den Schuldigen möglichst in dem Zustande treffen, in welchem er bald nach der That sich befindet. Hat die Zwangserziehung ihr Ziel erreicht, so trifft die Strafe ja eine völlig veränderte Persönlichkeit. Uebrigens dürfte eine Einzelhaft zu sechs Wochen auf ein verstocktes jugendliches Gemüth meist einen guten, die Erziehung vorbereitenden Einfluß ausüben.

***) Tomel et Rollet, Les enfants en prison. Paris. Plon, Nourrit et Co. 1892.

die in Untersuchungshaft befindlichen jugendlichen Beschuldigten.*)

4. Der neuen Richtung und insbesondere der Ansicht Liszt's entspricht, wie bemerkt, die Einführung der sogenannten bedingten Verurtheilung oder bedingten Strafvollstreckung. Die dagegen vorgebrachten Einwendungen beweisen wohl nicht die Unzulässigkeit einer derartigen Beseitigung der Strafvollstreckung, da sie insbesondere übersehen, daß schon das Strafurtheil an sich, wenigstens in allen Fällen einer überhaupt moralisch tadelnswerthen Handlung, eine Strafe für den Ehrliebenden enthält und die ganze Maßregel doch wesentlich nur auf Ehrliebende berechnet ist.**) Wohl aber ist es richtig, daß nur mit äußerster Vorsicht von einem von Rechtswegen eintretenden Erlasse einer einmal erkannten Strafe die Rede sein darf. Es müssen wirklich mehrfache und sehr erhebliche Gründe für eine besonders milde Beurtheilung des Falles zusammentreffen, damit die Anwendung der bedingten Verurtheilung nicht das Rechtsgefühl schädige und zur Willkür ausarte. Der erwähnte schweizer Vorentwurf ermächtigt zur bedingten Verurtheilung das Gericht nur beim Zusammentreffen folgender Voraussetzungen:

wenn der Thäter zum ersten Mal wegen eines Verbrechens verurtheilt wird;

das Verbrechen nicht aus gemeinen Beweggründen begangen hat;

den Schaden, der aus dem Verbrechen entstanden ist, soweit es ihm möglich war, ersetzt hat;

wenn die Strafe Gefängniß von höchstens sechs Monaten ist;

wenn der Thäter durch die Einstellung (der Vollstreckung) voraussichtlich vor weiteren Verbrechen bewahrt wird.

Vielleicht wird es sich empfehlen, für die bedingte Verurtheilung auch einstimmigen Gerichtsbeschluß zu fordern. Ganz besonders eignet sie sich selbstverständlich für jugendliche Angeklagte und ist mit der Unterbringung des Verurtheilten in eine Erziehungsanstalt sehr wohl vereinbar. Von dem Betragen des Verurtheilten in der Anstalt (von dem Erachten der Anstaltsbehörde) würde dann die Frage der späteren Strafvollstreckung abhängen, und im Wege der Gnade ist man bereits in Preußen in dieser Weise vorgegangen.***)

Wenn die neue Richtung mit Einführung der sog. bedingten Verurtheilung eine sparsamere Verwendung der Strafe mit gutem Grunde erstrebt — denn jede Strafe und ganz besonders die Freiheitsstrafe, sofern sie nicht unumgänglich nothwendig ist, schädigt den Nationalwohlstand, — so hat sie gleichfalls sehr richtig die Verminderung der Bestrafungen insofern ins Auge gefaßt, als sie

5. der Entschädigung des durch die That Verletzten eine größere Berücksichtigung zu Theil werden lassen will. In der That wird, namentlich bei uns im Deutschen Reiche, durch Geld- und noch mehr durch Freiheitsstrafe der Verurtheilte oft ökonomisch ruinirt, so daß der Verletzte, der sonst den Schaden oder einen Theil desselben von dem Schuldigen ersetzt bekommen hätte, nun durchaus leer ausgeht. Der Staat, der doch auch wohl die Verpflichtung hätte, dem Verletzten bei Erlangung des Schadenersatzes behilflich zu sein, raubt ihm die Entschädigung noch obendrein. Die Verhandlungen der internationalen Vereinigung zu Christiania, bei denen Prins-Brüssel und Getz-Christiania Berichterstatter waren, haben in dieser Beziehung sehr lehrreiche Erörterungen geliefert.

*) Was würde man im Deutschen Reiche sagen, wenn in der von Rollet und Tomel berichteten Weise Vertreter und Mitglieder derartiger Privatgesellschaften sich in gerichtliche Verhandlungen einmischen wollten? Und doch ist gerade hier, wo es auf sorgfältige Beobachtung des Individuums ankommt, die aus reiner Menschenliebe und Gemeinnützigkeit erfolgende Mitwirkung kundiger Privatpersonen oft werthvoller als amtliche Routine.

**) Eigentlich ist die sogenannte bedingte Verurtheilung in der z. B. von der belgischen Gesetzgebung angenommenen Form kaum verschieden von einem gerichtlichen Verweise, mit dem eventuell, d. h. für den Fall, daß der Verurtheilte binnen bestimmter Frist ein neues Delikt begeht, noch eine weitere Strafe verbunden wird.

***) Beiläufig bemerkt würde dies Institut der bedingten Verurtheilung die übelsten Wirkungen ausüben können in einem Lande, in welchem auch nur mit einigem Scheine der Verdacht bestände, daß richterliche Urtheile je nach der politischen Parteistellung der Angeklagten verschieden ausfallen möchten.

Das deutsche Strafgesetzbuch hat bereits, insbesondere hierin abweichend von dem früheren sog. gemeinen Rechte, wie den meisten der früheren Strafgesetzbücher, die strafrechtliche Verfolgung einer größeren Anzahl strafbarer Handlungen von einem darauf gerichteten Antrage des Verletzten abhängig gemacht. Das führt in vielen Fällen dazu, daß der Antrag binnen der bestimmten (dreimonatlichen) Frist unterbleibt und der Schuldige straffrei wird, wenn dem Verletzten inzwischen Entschädigung geleistet oder gesichert wird. Gegen diese Neuerung entbrannte der Zorn vieler konsequenter Juristen, die ein solches Antrags- (richtiger Hinderungs-) Recht des Verletzten bei der öffentlichen Strafverfolgung als eine schwer zu ertragende Anomalie betrachteten und deshalb die Sache wesentlich nur als Anlaß zu schimpflichem Handel, zu Erpressungen darstellten und zugleich in der so oft beliebten Weise von einer bedauerlichen Bevorzugung bemittelter Personen redeten; als ob nicht in sehr zahlreichen Fällen eine amtliche Strafverfolgung nur in Folge einer Anzeige des Verletzten möglich wäre, und als ob nicht dann die Erpressung in um so üblerer Gestalt auftritt, da die Möglichkeit, mit der Anzeige zu kommen, die ganze lange Verjährungszeit hindurch dauert, indeß der Antrag nach Ablauf von drei Monaten nicht mehr gestellt werden kann; als ob nicht die Fälle unendlich zahlreicher wären, in denen weniger bemittelte oder vermögenslose Personen Beschädigungen ausführen, als diejenigen, in denen die streng zu züchtigenden Wohlhabenden als Schuldige vorkommen, und als ob die Entschädigung, die eine straffreie, weniger bemittelte Person dem oft auch recht armen Beschädigten zahlen kann, für die Rechtsordnung und das Rechtsgefühl so gar nichts bedeutete!

Eine erheblich größere Oekonomie von indirekt noch größerer Bedeutung würde in der Verwendung von Strafen und also auch von Freiheitsstrafen auch dadurch bewirkt werden können, daß man das sogenannte Legalitätsprinzip bei der Verfolgung geringerer Delikte beseitigte. Diesem nach der deutschen Strafprozeßordnung gültigen Prinzipe zufolge ist die Staatsanwaltschaft, wenige und unbedeutende Ausnahmefälle abgerechnet, unbedingt verpflichtet, alle strafbaren Handlungen zu verfolgen, sofern zureichende thatsächliche Anhaltspunkte dafür vorliegen; das führt dahin, auch die thatsächlich unbedeutendsten Handlungen zu verfolgen, sofern nur irgend der Wortlaut des Gesetzes zutrifft. Der Rechtssicherheit wird dadurch nicht genützt, wohl aber wird das Rechtsbewußtsein geschädigt; denn dieses beurtheilt Handlung und Strafe nicht sowohl nach den Buchstaben der einzelnen gesetzlichen Bestimmung, als vielmehr nach der realen Bedeutung der Handlung und dem Zusammenhange und dem Geiste der gesammten Rechtsordnung. In anderen Ländern, namentlich in England, ist der öffentliche Ankläger keineswegs in jedem Falle einer Gesetzesverletzung verpflichtet, dieselbe zu verfolgen: man überläßt es ihm, je nach der Bedeutung des Falles die Anklage zu erheben oder zu unterlassen, und auch in Frankreich beobachtet die Staatsanwaltschaft hierin ein gewisses diskretionäres Ermessen. Es versteht sich dabei von selbst, daß die Zufriedenstellung des Beschädigten, der nach englischem Strafprozeßrechte in allen Fällen, nach französischem Rechte in den nicht vor die Schwurgerichte gehörigen Fällen die Anklage selbst erheben kann, hierbei einen erheblichen Einfluß äußert.*) Nach unserer deutschen Einrichtung dagegen heißt es hier wiederum: Fiat justitia, pereat mundus. Sehr häufig ist das

*) Getz wies bei den Verhandlungen der internat. kriminalistischen Vereinigung zu Christiania insbesondere auch auf die norwegische Strafprozeßordnung hin, welche im § 85 ausdrücklich bestimmt: „Auch sonst kann die Verfolgung unterbleiben, wenn keine öffentlichen Rücksichten die Bestrafung des Verbrechers erforderlich machen, besonders wenn eine sehr lange Zeit seit der Verübung verflossen ist oder sonst sehr mildernde Umstände vorliegen.“

Resultat, daß der Beschädigte und der Schuldige von denjenigen, welche der Sache näher stehen, gleichmäßig bemitleidet werden, während auf die Justiz nicht gerade ein Loblied angestimmt wird, kluge Leute vielmehr dringend den Beschädigten anheimgeben, Diebstähle und Unterschlagungen u. s. w. nur in besonderen Ausnahmefällen der Justiz zu verrathen. Ganz besonders schädlich wirkt aber die rücksichtslose Verfolgung bloßer Fahrlässigkeitsvergehen; geringere Fahrlässigkeit und Unglücksfall*) sind oft nur schwer zu unterscheiden, und in vielen Fällen wirkt bei unabsichtlicher Beschädigung für den Schuldigen das Bewußtsein, einen Andern geschädigt zu haben, wie eine ganz erhebliche Strafe. Ist es da nicht besser, die Strafverfolgung an den Strafantrag des Verletzten zu binden, als den Schuldigen von Amtswegen zu verfolgen, ökonomisch zu ruiniren und dadurch an der Schadensersatzleistung zu verhindern?**) Ueberhaupt aber sollte man sich gesagt sein lassen, daß sparsame Anwendung der Strafen, insbesondere der erheblicheren Strafen, wozu jede (nicht lediglich für den Fall der Zahlungsunfähigkeit subsidiär) ausgesprochene Freiheitsstrafe zu rechnen ist, die Wirksamkeit der Strafjustiz in den wirklich bedeutenden Fällen erhöht, und daß nichts die Wirksamkeit der Strafe so schädigt, als das Uebermaß der Anwendung. Nun führt aber das Legalitätsprinzip bei der Strafverfolgung seitens der Staatsanwaltschaft und zugleich die in Deutschland stattfindende Ueberspannung des Anklagemonopols der Staatsanwaltschaft diese letztere von selbst und nothwendig dahin, auch Fälle, die ihr selbst recht zweifelhaft erscheinen, namentlich auf Andrängen angeblich verletzter Personen u. s. w., zur gerichtlichen Entscheidung durch Erhebung der Anklage zu bringen. Ist dann erst einmal eine Verurtheilung in solchem zweifelhaften Falle, vielleicht durch Einlegung aller denkbaren Rechtsmittel, erreicht, so steht die Verfolgungspflicht unbedingt bis auf Weiteres fest und eine ausdehnende Interpretation des Strafgesetzes, die praktisch oft von recht problematischem Werth ist, bietet vielleicht für recht lange Zeit allen wissenschaftlichen Anfechtungen Trotz. So kann es kommen, daß angesehene und achtbare Personen eigentlich wegen eines nichts (z. B. in zweifelhaften Beleidigungsfällen) Freiheitsstrafe erleiden, und es empfinden die wirklichen Spitzbuben eine begreifliche Genugthuung, wenn sie erfahren, daß jene Personen ihre Kollegen im Gefängniß geworden sind und vielleicht nicht besser behandelt werden als sie selbst, die ehrenrührige Verbrechen begangen haben. Abgesehen aber hiervon herrscht ja im deutschen Reiche eine wahre **Bestrafungsmanie**. Die meisten der zahlreichen Schriftsteller, welche sich mit Verbesserung sozialer Uebelstände beschäftigen, verfehlen nicht zur praktischen Durchführung ihrer Vorschläge eine Erweiterung oder Verschärfung des Strafgesetzes, zuweilen einen ganzen Strafkodex in Vorschlag zu bringen***), und unsere neuen Gesetze strotzen denn auch von empfindlichen Strafdrohungen, die gerade wegen des erwähnten Legalitätsprinzipes eine ganz andere Bedeutung erlangen als in manchen anderen Ländern, wo sie als äußerste Schreckmittel wesentlich nur auf dem Papier stehen.

5. Die neue Richtung verlangt ganz besondere Maßregeln gegen die sogenannten unverbesserlichen Delinquenten. Während aber ein französischer Schriftsteller der Meinung ist, man dürfe überhaupt Niemanden vor dem Tode als unverbesserlich bezeichnen, differiren die von den Vorständen der schweizer Strafanstalten neuestens eingeforderten Gutachten*) über die Anzahl der Vorbestrafungen und die übrigen Voraussetzungen, welche man für die Annahme der Unverbesserlichkeit eines Verurtheilten zu fordern habe, in sehr hohem Grade, und man wird gut thun, jedenfalls jenen Ausdruck in der Gesetzgebung und überhaupt Bestimmungen zu meiden, welche bei bestimmten Kategorien die Strafbehandlung als aussichtslos erscheinen lassen, z. B. durch allzu lange Freiheitsentziehungen, welche dem Verurtheilten die Hoffnung auf Wiedererlangung der Freiheit völlig rauben: Dadurch erstickt man den Trieb zur Besserung und lähmt den wünschenswerthen Eifer der Gefängnißbeamten.

Wie entsteht aber **meistens** die sogenannte Unverbesserlichkeit der entlassenen Sträflinge? Einfach dadurch, daß es den entlassenen Sträflingen im äußersten Maße erschwert ist, ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Der Welt fremd geworden und davon entwöhnt für sich selbst zu sorgen, werden sie noch dazu fast überall als frühere Sträflinge zurückgewiesen, wenn sie um Arbeit und Erwerb sich bemühen. Daß dann bei Rückfällen, die aus Mangel an Erwerb begreiflich sind, die einfache Verlängerung der Strafzeit nichts nutzt, eine unter enormer progressiver Verlängerung der Strafzeit versteckte lebenslängliche Einsperrung aber eine harte Ungerechtigkeit enthält, die zwar den einzelnen Rückfälligen unschädlich macht, aber eben als Ungerechtigkeit die Strafrechtspflege schädigt — genau wie die früher gegen (namentlich rückfällige) Diebe in so großem Umfange üblichen Todesstrafen, die doch auch den einzelnen Dieb unschädlich machten — dürfte einleuchtend sein.

Das Problem, ohne irreführendes Nebenwerk, bleibt immer die Frage, wie kann man, ohne den Charakter der Freiheitsentziehung als einer zunächst für die **That** bestimmten und in ihrer Wirksamkeit auf die Gesammtheit berechneten Strafe zu schädigen, den einzelnen Sträfling präsumtiv am besten wieder zu einem leidlich brauchbaren Mitgliede der menschlichen Gesellschaft machen? Dazu ist der allgemeinen **Theorie** nach am meisten geeignet das englisch-irische Gefängnißsystem, welches den Sträfling allmählich schon während der Strafzeit zu immer größerer Freiheit erziehen will, nachdem es ihn anfangs den Ernst der Strafe, auch durch strenge Einzelhaft hat fühlen lassen. Aber freilich in der Ausführung begegnet dies System den mannigfachsten Schwierigkeiten. Daß sie unüberwindlich seien, wird andererseits, sofern man nur beachten will, daß Menschenwerk immer Stückwerk bleibt, nicht zu behaupten sein. Die Frage aber, wie im Einzelnen der Strafvollzug zu gestalten sei kann in diesem Zusammenhange hier, wo wir uns nur mit der neuen Theorie, den „neuen Horizonten“ des Strafrechts beschäftigen wollen, nicht wohl auch nur annähernd erörtert werden. Nur sei bezüglich der Rückfälligen — meistens wird es sich um Diebe, Einbrecher und Betrüger handeln, allenfalls um Landstreicher und gewerbmäßige Bettler — bemerkt, daß die Zusatzstrafen, durch welche man diese Personen auch unschädlich machen soll, nicht in einer einfachen Verlängerung der eigentlichen Strafhaft bestehen sollten, was, wie gesagt, eine Ungerechtigkeit sein und den Erziehungszweck gerade beeinträchtigen wird, sondern in einer milderen, wenn auch längeren, allmählich einer bloßen Ueberwachung sich annähernden Freiheitsbeschränkung, welche den Verurtheilten allmählich zur vollen Freiheit und zum eigenen Erwerbe erziehen soll. Prinzipiell richtig hat der schweizer Vorentwurf dafür auch die Einrichtung besonderer Anstalten vorgesehen, und man könnte, falls die Nachhaft jenen milderen Charakter trüge, auch nichts dagegen einzuwenden

*) Nach dem deutschen Strafgesetzbuch § 232 tritt zwar nach der allgemeinen Regel in die Verfolgung fahrlässiger Körperverletzungen nur auf Antrag ein. Aber die Ausnahme, der zufolge die mit Uebertretung einer Amts-, Berufs- oder Gewerbepflicht begangene Körperverletzung von Amtswegen zu verfolgen ist, überwuchert fast die Regel: nach der Anwendung, welche die Praxis hier von dem Worte **Beruf** macht, genießen eigentlich sonderbarer Weise nur die in Ausübung eines Sports, eines Scherzes begangenen Körperverletzungen, das Privilegium nicht von Amtswegen verfolgt zu werden.

**) Die internat. kriminalistische Vereinigung stellte zu Christiania unter anderem die Sätze auf:

1. Die Gesetzgebung soll mehr, als es bisher der Fall war, auf die Entschädigung des Verletzten Rücksicht nehmen.

2. Wenn der Schuldige in den Fällen der leichteren Vermögensdelikte den Beschädigten rechtzeitig entschädigt, so soll von der Verurtheilung zur Strafe Abstand genommen werden. Diese Bestimmung kommt nicht zur Anwendung, wenn der Schuldige schon früher wegen eines Vermögensdeliktes verurtheilt worden ist.

***) Die meisten dieser sozialpolitischen Projektenmacher — gelegentlich gehören auch Hygieniker hierher — haben keine Ahnung davon, daß z. B. eine rationelle Strafgesetzgebung auch darauf Rücksicht nehmen muß, ob und wie die zu strafende That im Strafprozesse mit einiger Sicherheit zu beweisen ist, ob nicht die Anzeige oder Verfolgung der That gesunden und beachtenswerthen Empfindungen widerstreitet u. s. w.

*) Zeitschrift f. schweizer. Strafr. 1893 S. 292 ff.

haben, daß über Eintritt und Dauer dieser Nachhaft eine besondere Behörde beschließen soll. Aber der schweizer Entwurf schweigt noch über die Art der Vollstreckung dieser Haft, und die lange Dauer der Haft läßt erkennen, daß hier die oben von uns bekämpfte der Gerechtigkeit widerstrebende Theorie des Unschädlichmachens einen wenn auch nur sehr moderirten Sieg scheint erfochten zu haben.

Im Uebrigen verhält sich der schweizer Vorentwurf noch spröde gegen die neuen Horizonte, wenigstens soweit sich dies aus dem bis jetzt veröffentlichten Theile ersehen läßt. Die Bestimmungen über den Vollzug der Freiheitsstrafen sind unvollständig; vielleicht sollen sie durch ein besonderes Gesetz über den Strafvollzug ergänzt werden; wäre das nicht beabsichtigt, so würde in den einzelnen Kantonen ebensowenig wie im Deutschen Reiche eine nach gleichen Grundsätzen erfolgende Vollstreckung der Strafe verbürgt sein. Dazu kommt, daß ebenso wie derzeit im Deutschen Reiche ein klar gedachter und durchgreifender Unterschied zwischen Gefängnißstrafe und Zuchthausstrafe nicht gemacht ist: der Unterschied besteht nur in der längeren Dauer der Zuchthausstrafe und in der wenig bedeutenden Vorschrift, daß Zuchthausstrafe und Gefängnißstrafe nicht in demselben Gebäude vollzogen werden dürfen. Beizustimmen ist sicher der dem englisch-irischen System entstammenden Vorschrift, daß der Verurtheilte bei (Gefängniß- wie bei Zuchthausstrafe) jedenfalls die ersten drei Monate in Einzelhaft zuzubringen hat, und ebenfalls, „soweit“ der Sträfling selbst darum nachsucht. Ob es außerdem noch zweckmäßig ist, wie der Vorentwurf will, dem Gerichte (bei Abgabe des Strafurtheils) die Befugniß zu geben, Einzelhaft weiterhin und also bis zum Ablauf der Strafzeit von vornherein anzuordnen, kann zweifelhaft erscheinen. Doch liegt hier der richtige Gedanke zum Grunde, daß dem richterlichen Urtheile ein größerer Einfluß als bisher der Fall war, auf den Strafvollzug einzuräumen sei.*)

Sehr richtig und lobenswerth ist die Bestimmung am Schlusse des Art. 47.

> „Er (der Sträfling) soll möglichst mit Arbeiten beschäftigt werden, die seinen Fähigkeiten entsprechen und durch die er sich nach der Entlassung seinen Unterhalt erwerben kann.“

Man wird danach z. B. auch einen wegen Preßdeliktes zur Freiheitsstrafe verurtheilten Zeitungsredakteur oder Schriftsteller nicht zwangsweise mit Dütenkleben u. s. w. beschäftigen dürfen. Ausreichend aber ist die Bestimmung nicht. Für die große Masse der Sträflinge beginnen die Schwierigkeiten mit der weiteren Frage, welche Arbeiten mit der nothwendigen Aufrechterhaltung der Ordnung, Sicherheit und Disziplin und überhaupt mit der Entziehung der Freiheit vereinbar sind. Daß außerdem jede auch nur zu Gefängnißstrafe verurtheilte Person, selbst wenn sie die Kosten der Haft bezahlen kann, unbedingt zur Arbeit angehalten werden soll, verwischt den Unterschied zwischen Zuchthaus- und Gefängnißstrafe noch mehr als dies im Deutschen Reiche zur Zeit der Fall ist und kann die erwähnte richtige und humane Bestimmung über die Beschäftigung der Sträflinge mit Arbeit nach Maßgabe ihrer Fähigkeit in der Praxis theilweise illusorisch machen.

Ebenso wenig wie im schweizer Vorentwurf wird vermuthlich die neue Theorie in anderen Gesetzbüchern demnächst dasjenige, was ihre Anhänger als das Prinzip betrachten, in absehbarer Zeit verwirklicht sehen, und wie oben darzulegen versucht ist, wäre mit der Verwirklichung dieses Prinzipes, so lange Richter und Beamte nicht wirkliche und unfehlbare Herzenskündiger werden, auch das Ende der staatlichen Strafe als einer Rechtsinstitution gegeben und die Strafe vielmehr zu einer nur für den sozialistischen Zwangsstaat passenden Einrichtung herabgedrückt.

Aber so wenig wir hiernach mit dem neuen Prinzip des Strafrechts und der hierauf gebauten Theorie mit ihren eigentlichen Konsequenzen einverstanden uns erklären möchten, so sehr müssen wir anerkennen, daß die Vertreter jenes neuen Prinzips durch den Widerspruch, den sie erheben und erregen, die äußerst wichtige Kulturfrage des Strafvollzugs stärker in Fluß gebracht und insbesondere die engere Verbindung des richterlichen Urtheils und des Vollzugs der Freiheitsstrafen — eine Verbindung, welche z. B. im Deutschen Reiche so gut wie gar nicht existirt — als unumgängliches Erforderniß einer guten Strafrechtspflege bezeichnet haben, und die Arbeiten und Debatten der internationalen kriminalistischen Vereinigung haben hier bedeutende Einzelheiten schon der Lösung näher gebracht und werden dies zweifellos auch fernerhin thun. Vielleicht würde unsere Zeit, die weniger Gefallen findet an langsamen und bescheidener aussehenden Verbesserungen, als an neuen und grundstürzenden Theorien, insbesondere, wenn diese letzteren sich mit dem Prädikate „sozial“ oder sozialpolitisch schmücken können, der Strafjustiz und ihrer nothwendigen Fortbildung äußerst wenig Beachtung schenken, wenn nicht für die Strafjustiz auch ein scheinbar völlig neues und glänzendes soziales Prinzip geltend gemacht würde. Man kann dies letztere als ein irriges und gefährliches bekämpfen und gleichwohl der neuen Richtung das Verdienst zuerkennen, wichtige Einzelfragen der Strafjustiz der Vernachlässigung und Verkümmerung zu entziehen und hierdurch den Fortschritt zu fördern.

Göttingen. L. v. Bar.

*) Mit der formellen Fassung der einzelnen Bestimmungen haben wir uns hier nicht zu beschäftigen. Liszt lobt die „verblüffende“ Kürze einzelner Paragraphen. Aber dieselbe dürfte nicht überall am Platze und mehrfach die genauere Fassung wichtiger allgemeiner Bestimmungen im deutschen Strafgesetzbuche vorzuziehen sein.

## Die ersten zwei Jahrhunderte der Geschichte von Florenz.

(Schluß.)

Bei dem großen Gewicht, welches Villari auf die gewerbliche und kaufmännische Grundlage des florentinischen Gemeinwesens legt, durfte man erwarten, daß er der Schilderung dieser Zustände einen beträchtlichen Theil seiner Darstellung widmen würde. Geht er doch so weit, die politischen Erfolge gerade durch die geistige Ueberlegenheit zu erklären, welche die Meister der Industrie und Finanz sowohl in der Handhabung der Geschäfte als in den internationalen Beziehungen erworben hatten. Immer wieder kommt er darauf zurück, die gewitzigte Klugheit, durch die sich die alten Toskaner auszeichneten — sie soll als ein Erbstück noch heute erkennbar sein — die Sottigliezza, wie er sie nennt, die subtile Geriebenheit, wenn man so sagen darf, der durch die großen und verwickelten Geschäfte erlangten Verstandesschärfe zuzuschreiben. Wenn wir in diesem ersten Bande gerade hierüber zwar mancherlei interessante Aufschlüsse finden, aber nicht so viele und so wohlgeordnete, wie wir erwarten durften, so kommt es vermuthlich daher, daß wir es überhaupt nicht mit einem systematisch angelegten Werke zu thun haben, sondern mit der Zusammenstellung einer Reihe von größeren Abhandlungen, die zu verschiedenen Zeiten geschrieben und publizirt wurden und sich innerhalb einer Zeitgrenze von fünfundzwanzig Jahren bewegen; der erste datirt aus dem Jahre 1866. Natürlich lassen sich die Spuren solcher Entstehung nicht verkennen. Wiederholungen, Rückgriffe auf bereits besprochene Gegenstände, lückenhafte Behandlung anderer blieben unvermeidlich. Der Verfasser gibt sich keiner Täuschung darüber hin. Er weiß sehr wohl, daß er besser das alte Material zu einem neuen Buch umgearbeitet hätte. Aber äußere Umstände scheinen ihn daran gehindert zu haben. Vielleicht bringt der zweite Band eine vollkommenere Leistung. Leider ist die Form auch darin

vernachlässigt, daß jedes genaue Register fehlt. Immerhin sind aus dem über die verschiedenen Kapitel oder richtiger Fragmente vertheilten Berichte über die gewerblichen Zustände eine Reihe interessanter Notizen zusammenzustellen.

Als um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die demokratische Verfassung auf Grund des industriellen Klassenwesens ins Leben trat, waren es sieben Berufszweige, welche über alle anderen hervorragten, die höheren Zünfte, Arti maggiori genannt. Die bedeutendste unter diesen sieben war die der Färberei, welche nach der Straße, in welcher sie betrieben wurde, die Zunft der Calimala, l'arte di Calimala, genannt ward. Villari leitet die Ursache der hohen Entwicklung dieser Kunst des Färbens von dem Zusammenhang mit der wahren Kunst der Malerei ab, deren Anfänge in frühere Jahrhunderte zurückreichen. Was damals als erstes und mächtigstes Gewerbe in Florenz blühte, beruhte ganz genau auf dem, was wir nach heute unter Veredlungsverkehr verstehen — eine der glücklichsten Anwendungen der Arbeitstheilung, welche, nach einem halben Jahrtausend naturgemäßen Entstehens, in unseren Tagen auf den meisten Gebieten dem Zerstörungswahnsinn der nationalen Schutztheorie erliegen sollte. Damals, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wurden die wollenen Tücher, in deren Herstellung England, Flandern, Holland, Frankreich es zur Ueberlegenheit gebracht hatten, behufs seiner Appretirung und besonders eleganter Färbung nach Florenz geschickt, und von da wieder in die ganze Welt vertrieben. Es war der florentinische Geschmack, welchem die anderen nicht nachkommen konnten. Zu jener Zeit beherrschten überhaupt bekanntlich die großen im Genußleben vorangeeilten Städte Norditaliens, Mailand, Venedig, Florenz, die europäische Mode, wie heutzutage Paris. Ein englisches Gattungswort bewahrt uns eine Erinnerung daran. Wie die großen Geldleute Jahrhunderte lang Lombarden hießen, so erhielten in England die Putzmacherinnen den Namen Milliner, den sie noch heute tragen, nach der Stadt Mailand, aus der die meisten herüber kamen. Die Arte di Calimala, welche das Färben, Walken und sonstige Appretiren betrieb, war, wie alle anderen Zünfte, in einer höchst komplizirten Verfassung konstituirt, deren Aufgaben nach zwei Hauptrichtungen hin durch vielfach abgestufte Aemter versehen wurden, einerseits als einflußreiche Mitregenten des Gemeindewesens, andererseits als strenge Aufsichtsbehörde über den Betrieb des Gewerbes, das seinen guten Ruf mittelst der schärfsten Ueberwachung der Fabrikation und des Handels eifersüchtig zu wahren bedacht war. Der geringste Fehler in einem dem Markt überlieferten Waarenstücke wurde von der Zunft am Einzelnen unnachsichtig bestraft. Den sieben höheren Zünften (arti maggiori) waren nach und nach andere bis zur Gesammtzahl von einundzwanzig zugewachsen. Die vierzehn letzten hießen die kleinen Zünfte, arti minori. Die sieben ersten waren folgende, der Ordnung nach von der obersten anfangend: die Richter und Notare; die der Calimala oder der Veredlung auswärtiger Tuchwaaren; der Wolle; der Seide oder auch der Porta S. Maria genannt; der Geldwechsler; der Aerzte und Apotheker; der Pelzhändler und Kürschner. Die oberste Stufe der Juristen figurirte nicht mit Unrecht an der Spitze der Gewerbe, weil das Schwergewicht ihrer Berufsthätigkeit in der Leitung des geschäftlichen und streitigen Theils dieser sich in den mannigfaltigsten statutorischen Formen bewegenden Körperschaften lag. Die florentinischen Notare gelangten im dreizehnten Jahrhundert zu einer Berühmtheit in Italien, die derjenigen der großen Rechtslehrer der Bologneser Schule an die Seite gestellt wurde. Immerhin kam die Entwicklung des Gewerbewesens mehr und mehr den beiden Hauptzweigen, der Wollweberei und Färberei, zu Gute. Ihr Uebergewicht im Gemeinwesen wuchs in dem Maße, als sie in fremden Ländern Fuß faßten und die Blüthe des auswärtigen Handels repräsentirten. Ihre obersten Aufsichts- und Rechtsbehörden, die Konsuln, ursprünglich nur zu heimischen Funktionen berufen, zweigten sich in einer Wiederholung nach außen ab; besondere Konsuln an fremden Handelsplätzen für jeden besonderen Gewerbszweig wurden die angesehenen Vertreter und schon damals mit einer Art von diplomatischem Charakter bekleideten Repräsentanten des herrschenden Theils der Bevölkerung. So trieb alles vereint zur Ausgestaltung einer wahren Industrie- und Handelsrepublik hin. Die Zahl der Werkstätten, der Kaufläden und der Umsätze, welche die Chronik aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts verzeichnet (Giovanni Villani), sind von erstaunlicher Beträchtlichkeit. Merkwürdigerweise hat aber Florenz nie die Herstellung der Wollenwaaren selbst auf die Höhe seiner Veredlungskunst bringen können. Die Landwirthschaft, welche jetzt im Toskanischen hoch entwickelt ist, stand damals noch in Mißkredit — eine Folge des Antagonismus zwischen Stadt und Land — und die Schafzucht, welche in England und Flandern zu hoher Stufe gekommen, konnte der Industrie nicht folgen. Mit der Ausbildung des Merkantilismus in den letztgenannten Ländern mußte daher das Abhängigkeitsverhältniß von der italienischen Veredlung zum Bruch kommen. Es erfolgten die bekannten Ausfuhrverbote der rohen Wollwaaren aus England und die eigene Entwicklung der Verfeinerungskunst in den Produktionsländern, namentlich auch in Flandern. Im fünfzehnten Jahrhundert befand sich die Industrie der Calimala von Florenz bereits im entschiedenen Rückgang, und von jener Zeit an verlor sie nach und nach ihre herrschende Bedeutung. An ihre Stelle trat die Behandlung der Seide, welche durch die Beziehungen mit dem Orient begünstigt war und sich bis in die neueste Zeit fortentwickelt hat. Im fünfzehnten Jahrhundert beherrschte Florenz die Seidenmärkte Europas, wie es bis dahin in der Spezialität der gefärbten Wollenzeuge dominirt hatte. Auf dem Boden so mannigfaltiger Erwerbsthätigkeit mußte natürlich auch eine Geldwirthschaft aufkommen, in welche alle diese Transaktionen ausliefen, und die florentinischen Aktienbanken, damals monti genannt, gehörten bekanntlich zu den ersten und ausgebildetsten des Mittelalters. Villari führt aus einer Chronik von 1371 eine Stelle an, die in einer wahrhaft verblüffenden Weise verräth, daß schon damals gewisse Börsengeschäfte gemacht wurden, welche noch heutzutage als die letzten Ausläufer raffinirtester Agiotage gelten, doppelte Prämien mit dem Recht zu geben und zu nehmen, auf ein Jahr sich erstreckend, und die im Laufe dieses Jahres zwischen den Parteien hin und her aufgelöst und umgestürzt wurden. Um das Bild vollständig zu machen schrieb das Gesetz eine Börsensteuer vor, welche von jeglichem darauf basirten Umsatz erhoben wurde.

Schließen wir die hier nur flüchtig angedeutete Charakteristik dieses florentinischen Gemeinwesens mit der Betrachtung, welche Villari an das Ende seines vorletzten Kapitels setzt:

„Diese Kaufmannsaristokratie regierte die Republik mit solcher Energie und solchem Eifer, weil sie zu gleicher Zeit die florentinische Machtfülle und den eigenen persönlichen Reichthum mehrte. So konnte es geschehen, daß eine Stadt, welche kaum jemals mehr als hunderttausend Einwohner beherbergte, mit einem kleinen Gebiet und von Feinden rings umgeben, ein für Italien bedrohlicher und in Europa geachteter Staat zu werden vermochte. Diese Kaufherren waren so eifersüchtig auf ihre Freiheit, daß sie kein Opfer scheuten und vor keiner Gefahr zurückschreckten, selbst auf Kosten ihrer geschäftlichen Interessen, und so gut welfisch sie waren, besonnen sie sich nicht einen Augenblick, sich gegen den Papst aufzulehnen, sobald er Miene machte, ihre Freiheit beeinträchtigen zu wollen."

Aus dem bisher Gesagten mag sich ein genügender Einblick in den Inhalt dieses ersten Bandes und in den Geist, dem er entsprungen ist, ergeben. Gerade nach der Seite des geistigen Inhalts hin liegt das Interesse. Der Verfasser huldigt nicht nur dem Genius seiner Adoptivvaterstadt schlechthin, sondern seine Apotheose gilt vor Allem der dreifachen Potenz, von der er ihre Größe ableitet: Italischwelfisches, gewerblich kaufmännisches, freiheitstrotziges Element. Die große Kulturüberlegenheit, zu welcher es der Florentiner gebracht hatte, erklärt sich ihm aus der erziehenden Kraft dieser drei Faktoren, die sich insbesondere dazu verschmolzen, um jenen kräftigen Saft fein destillirter Klugheit,

sottigliezza, zu erzeugen, auf die er immer und immer wieder zurückkommt. Er citirt das Wort Bonifaz' VIII., der eines Tages eine Reihe von Gesandten empfing, die, aus den verschiedensten Ländern kommend, alle Florentiner waren —. Ohne sich darüber zu wundern bemerkte der Papst: „Die Florentiner sind das fünfte Element der Welt."

Zur Vervollständigung alles Vorhergegangenen würde natürlich eine Skizze des Lebenslaufs und der schriftstellerischen Thätigkeit unseres Verfassers gehören. Aber dies Leben ist so reich an Inhalt und an Leistungen, daß eine auch bescheidenen Anforderungen entsprechende Schilderung nur im Rahmen einer neuen selbständigen Abhandlung ausgeführt werden könnte. In dieser Zeitschrift ist Villari, sein Leben und sein Wirken schon vor Jahren einmal Gegenstand einer sehr eingehenden Darstellung gewesen*). Diejenigen unserer Leser, welche durch die gegenwärtige Besprechung angeregt, auf jene älteren Nummern zurückgreifen möchten, würden gewiß mit Dank die nachgeschlagenen Blätter aus der Hand legen, welche aus einer auf diesem Gebiete kompetentesten, unter einem Pseudonym verborgenen, Feder kommen.

Villari ist im Jahre 1827 in Neapel geboren, in Folge der Ereignisse des Jahres 1848, an deren Bewegung er Theil nahm, verließ er das Land und schlug seinen Wohnsitz in Florenz auf. Im Jahre 1859 übernahm er eine Professur der Geschichte an der Universität von Pisa, im Jahre 1862 vertauschte er diese Stellung mit einer ähnlichen am Istituto superiore von Florenz, einer gelehrten Schule, welche die Mitte hält zwischen Akademie und Seminar. Eines seiner Hauptwerke ist oben schon genannt worden, die in drei starken Bänden niedergelegte quellenmäßige Lebensbeschreibung und Beurtheilung Machiavellis. Ihr zur Seite steht ein älteres Werk über Savonarola, in zwei Bänden. Sein Machiavelli ist auch in deutscher Uebersetzung erschienen. Eine unendliche Reihe anderer, besonders der historischen Forschung gewidmeten Schriften wären daneben anzuführen. Aber auch auf wirthschaftlichem, philantropischem und pädagogischem Gebiete hat der vortreffliche Gelehrte namhafte Leistungen aufzuweisen. In den beiden oben erwähnten Aufsätzen der „Nation" ist insbesondere auf die Anstrengungen hingewiesen, die er machte, um seine Vaterstadt Neapel aus dem Pfuhl der Verlotterung und Verunreinigung heraus zu ziehen, der ihr später beim Ausbruch der Cholera so verhängnißvoll werden sollte. Da erst erinnerte man sich, daß lange vorher Villari in seinen Lettere meridionali jene Räumung des Augiasstalls verlangt hatte, die man natürlich erst vornahm, als das Unglück die Richtigkeit der Warnung bestätigt hatte. Villari war früher einmal Unterstaatssekretär im Ministerium des Unterrichts und in dem Ministerium Rudini, welches dem Giolitti's vorausging, Unterrichtsminister.

Welch ein merkwürdiges und tragisches Zusammentreffen tritt uns vor Augen, wenn wir von dem Bild, welches sich in diesem Band florentinischer Geschichten widerspiegelt, die Augen nach dem Bilde richten, unter dem das Italien der letzten Monate vor uns steht! Dort die höchste staatliche Blüthe, entsprossen aus einer mit strengster Disziplin und höchster Energie betriebenen Geschäftsthätigkeit — hier der Verfall der wirthschaftlichen Institutionen und des Staatskredits in Folge einer beispiellosen Lockerung aller Bande der Vorsicht und Gewissenhaftigkeit in der Behandlung der öffentlichen Finanzangelegenheiten. Als Villari in diesem Bande sich an dem Rückblick auf den Geist der Ordnung und Tüchtigkeit erbaute, welche vor einem halben Jahrtausend italische Betriebsamkeit an die Spitze europäischer Kultur stellte, war der Grund und Boden, auf dem die Finanzwirthschaft des heutigen Italiens steht, schon durch das gebankrotte Schlender- und Gevatterschaftswesen des letzten Jahrzehnts nach allen Richtungen hin untergraben. Der augenfällige Zusammenbruch ist erst seitdem erfolgt. Aus der Geschichte seiner alten großen Zeiten hat das heutige Italien offenbar nicht gelernt, seine neu erworbene Größe mit den richtigen Mitteln zu erhalten. Die nächste Zukunft mag zeigen, ob es aus seinen lebendigen Erfahrungen mehr Belehrung ziehen kann, als aus dem Studium vergangener Tage. Die Kalamität der Gegenwart ist groß, aber sie ist nicht groß genug um das Schicksal eines Landes zu besiegeln, das auf eine so glorreiche Vergangenheit zurückblickt und keinen von den Schätzen der Natur und des Geistes, aus denen sie hervorging, eingebüßt hat. Die Frage der Erlösung Italiens aus der Noth des Tages ist vor allem eine Frage der moralischen Ermannung derjenigen Klassen der Gesellschaft, in deren Händen die Führung der Staatsgeschäfte und der großen wirthschaftlichen Angelegenheiten des Landes ruht.

L. Bamberger.

*) Pasquale Villari. Ein italienischer Gelehrter und Sozialreformer. Jahrgang 1884/85. Nr. 12 u. 13.

## Die Elektrotechnik auf der Weltausstellung zu Chikago.

Auf der elektrotechnischen Ausstellung zu Frankfurt a. M. war das Hauptinteresse der Fachleute, neben dem großen Kraftübertragungsversuche zwischen Lauffen und dem Ausstellungspalaste, den elektrischen Eisenbahnen zugewendet. Sie erschienen dortselbst in den verschiedensten und vollendetsten Formen. Dasselbe ist von den elektrischen Booten der Weltausstellung zu Chikago zu sagen.

Die wenigen elektrischen Boote, welche bisher von verschiedenen großen Firmen erbaut wurden, haben schon seit längerer Zeit Zeugniß von den Vortheilen dieser Fahrzeuge abgelegt. Ein solches funktionirt ohne Rauch, Ruß und Hitze; und es bedarf der Schmier- und Feuerungsmaterialien nicht, welche zur Verunreinigung eines Bootes beitragen. Der Bewegungsmechanismus arbeitet zudem fast geräuschlos, und kein Dampfkessel ist vorhanden, der die Gefahr einer Explosion befürchten läßt.

Der erste Konstrukteur auf dem Gebiete der elektrischen Boote, Ferdinand Reckenzaun, gewann zu Chikago den ersten Preis über alle anderen Erfinder. Vierundfünfzig nach seinen Plänen gebaute Fahrzeuge wurden von der Electric Navigtion Company zur Beförderung des Publikums auf dem Michigansee verwendet. Von diesen dienten fünfzig mit einer Geschwindigkeit von 10—13 Kilometer in der Stunde dem Verkehr; während vier derselben mit einer doppelt so großen Geschwindigkeit, für die Kommissäre der Ausstellung reservirt waren. Die Länge eines jeden Bootes beträgt etwa 11 Meter, seine größte Breite 1,8 Meter und der Tiefgang 0,85 Meter. Ein jedes Fahrzeug besitzt drei Maschinentheile. Eine Akkumulatorenbatterie, welche die elektrische Energie für den Betrieb durch Ladung erhält, den elektrischen Motor mit der Schiffsschraube und den nöthigen Regulirungsmechanismus. Das Gesammtgewicht des Bootes beträgt 2414 Kilogramm, von welchem die Akkumulatorenbatterie, welche aus 72 Zellen besteht, allein 1308 Kilogramm wiegt. Die Reckenzaun'schen Boote werden auch nach anderen Modellen gebaut. Man gibt ihnen Längen von 6-30 Meter und Geschwindigkeiten von 8 bis 20 Kilometer in der Stunde. Ein elektrisches Boot ist dadurch sehr begünstigt, daß der Betriebsmechanismus — die Akkumulatoren nämlich — keinen großen Raum für sich in Anspruch nehmen, wie z. B. der Dampfkessel und die Maschinen eines Dampfbootes. Die Kraftreservoire können vielmehr beliebig vertheilt werden. Durch eine solche Vertheilung wiederum wird der Gleichgewichtszustand des Bootes bedeutend erhöht, und seine Fahrsicherheit nimmt zu. Zumeist pflegt man die Batterie unter die Sitze der Passagiere aufzustellen.

Wie es bei der Einführung des Dampfbetriebes bei Schiffen nothwendig ward, aller Orten an den Küsten und auf den Inseln in der weiten Welt Kohlenstationen zu errichten, so bedürfen die elektrisch betriebenen Fahrzeuge der Ladestationen, auf denen die Akkumulatoren ihre elek-

trische Energie aufs Neue empfangen, wenn dieselbe nach längerer Zeit erschöpft ist. Auf der Weltausstellung war eine solche Ladestation für 54 Boote vorhanden. Ein jedes Boot empfing von der Dynamomaschine auf derselben eine Energie, die etwa 10 Pferdestärken entsprach. Die Kosten hie für betrugen für die Stunde 40—80 Pfennige, je nach der Größe und Geschwindigkeit des Bootes. Während eines Tages legte ein jedes Boot etwa 13 Rundfahrten von etwas mehr als 5 Kilometer zurück; und machte hierbei 17 Landungen; gewiß eine schöne Leistung. Die Fahrzeuge haben sich auch bei stärkstem Verkehr dauerhaft und sicher gezeigt. So hat z. B. das erste Boot, das am 13 April seine Thätigkeit begann, unausgesetzt gearbeitet und seitdem mehr als 4000 Kilometer zurückgelegt. Es ist durchaus taktfest und bedurfte keiner Reparaturen. Die Reckenzaun'schen Boote eignen sich ihrer Geräuschlosigkeit halber besonders zu Jagd- oder Rekognoszirungszwecken; und es ist kaum zweifelhaft, daß sie bald dem Dampfboote Konkurrenz machen werden. Zunächst dürfte es allerdings unwahrscheinlich sein, daß sie in größter Form zur Durchquerung des Ozeans Verwendung finden; aus dem einfachen Grunde, weil es vorläufig an internationalen Ladestellen fehlt. — Das elektrische Boot ist durch seine Vorführung auf der Ausstellung zu Chikago als ein praktischer Mechanismus anerkannt worden, der die Zeit des Versuches überwunden hat.

Wenn auch prinzipiell auf dem Gebiete der elektrischen Beleuchtung auf der Ausstellung zu Chicago nichts Neues vorgeführt wurde, so war doch das Feld, welches beleuchtet werden mußte, von — beispielloser Ausdehnung. Dadurch ergaben sich neue Konstruktionsschwierigkeiten, die jedoch in sehr geschickter Art überwunden wurden. Die Ausstellung stellte ein Terrain von 243 Hektar dar; mit zwölf Hauptgebäuden, von denen das größte 514 Meter lang und 240 Meter breit war. Die ganze Bodenfläche unter Dach war überhaupt so groß, wie die Ausstellungen von Wien, Philadelphia und Paris während der 70er Jahre zusammengenommen. Im Ganzen dienten 80 000 Glühlampen und 4000 Bogenlampen dazu, um diesen kolossalen Räumen Licht zu geben. Um die nöthige Kraft für die Ausstellung zu beschaffen, waren Dampfkessel für 24 000 Pferdestärken vorhanden. 17000 von diesen dienten allein, um die elektrische Energie zu erzeugen; und zwar 9000 für das Glühlicht, 5000 für das Bogenlicht und 300 für die Kraftübertragung. Den großartigsten Lichteffekt stellte die Glühlichtanlage des merkwürdigen Ferrisschen Rades dar. Das Rad war das für die Ausstellung von Chicago, was der Eiffelthurm für die Pariser Ausstellung bedeutete. Das Ferris'sche Rad entspricht einem mächtigen riesigen Karoussel, welches einen Durchmesser von etwa 86 Meter besitzt. Am Radkranze sind 36 Waggons für je 40 Personen befestigt; und diese mächtige Vorrichtung dreht sich im Schwunge um seine Achse. 2000 Pferdekräfte waren nothwendig, um den Koloß in Bewegung zu setzen. Bei eintretender Dunkelheit traten die Wunder der neuen Maschine am meisten hervor. Das Rad war dann von 2440 Glühlampen beleuchtet und ein Riesenscheinwerfer überschüttete zudem den riesigen Feuerwirbel mit seinen Strahlen. Das Ferris'sche Rad stellte den großartigsten Illuminationsbau dar, welchen die Erde bis dahin gesehen hatte.

Praktischer waren die Versuche, den Dienst eines Schiffes ganz elektrisch zu gestalten. In diesem Sinn war das Kriegsschiff „Illinois" ausgerüstet. Durch 112 Akkumulatorenzellen empfing die elektrische Vorrichtung ihren Strom. Dieser versah 40 Glühlampen während der Nacht ständig mit Strom und speiste außerdem 350 Glühlampen von der gewöhnlichen Stärke sowie zwei Motoren, welche Ventilationsmaschinen betrieben, um den Pulverdampf aus dem Batterieraum zu entfernen. Besondere Aufmerksamkeit schenkte man auf dem „Illinois" den Scheinwerfern. Sie sind mit Parabolspiegeln von fast einem Meter Durchmesser ausgerüstet und entwickeln auf diese Weise eine Leuchtkraft von 16 000 Kerzen. Auch die Signalvorrichtungen, welche durch verschiedenfarbige Glühlampen hergestellt sind, können durch einfache Hebelbewegung mittelst elektrischen Kontaktes in beliebiger Weise gruppirt werden.

Im Innern der Ausstellung, wo die feinen Präzisionsapparate Aufstellung gefunden hatten, interessirte in hervorragender Weise ein Telethermometer; d. h. ein Fernthermometer, das von der deutschen Firma Hartmann & Braun ausgestellt worden war. Durch diesen Apparat ist man im Stande, die Temperatur geschlossener Räume aus der Entfernung fortdauernd zu kontrolliren. Das hat seine Wichtigkeit für Schul- und Arbeitsräume; man kann die Temperatur des Backofens feststellen und vor Allem die Alles verzehrende Gluth der Hochöfen fortdauernd überwachen. Und zwar aus beliebiger Ferne.

Von den elektrischen Eisenbahnen läßt sich viel Neues nicht mittheilen; neue Systeme wurden nicht vorgeführt. Dagegen hatten mehrere Firmen elektrische Lokomotiven für den Schnellverkehr ausgestellt. Besondere Aufmerksamkeit erregte die elektrische Schnellzugslokomotive der General Electric Company. Es ist dies die erste elektrische Lokomotive für den Verkehr zwischen den Städten. Sie läuft auf vier Rädern von 1107 Millimeter Durchmesser, ist etwa 5 Meter lang, 3½ Meter hoch und etwas mehr als 2½ Meter breit. Ihre Geschwindigkeit in der Stunde beträgt 48 Kilometer und darüber; und sie vermag dabei einen Zug von 5440 Kilogramm zu bewegen. Unökonomisch sind übrigens diese Fahrzeuge für weitere Strecken vorläufig noch dadurch, daß man zu ihrem Betrieb langer Speiseleitungen bedarf. Im Augenblick — gleich nach Schluß der Ausstellung — wurde bereits der Plan entworfen, mit Hilfe der neuen Maschine eine 400 Kilometer lange elektrische Bahn zwischen St. Louis und Chikago anzulegen. Die ganze Strecke soll in drei Stunden zurückgelegt werden; was einer Geschwindigkeit von 130 Kilometer in der Stunde entspricht.

Auch die Ausstellung zu Chikago hatte, ähnlich wie die zu Paris und Frankfurt a. M. u. a., einen elektrotechnischen Kongreß ins Leben gerufen, an dem die ersten Fachleute der verschiedenen Nationen Theil nahmen. Es kam darauf an, sich über die elektrischen Maßeinheiten zu einigen und ältere Verträge zu revidiren. So wird es die Physiker unter den Lesern der „Nation" interessiren, daß das „Ohm" definirt und einheitlich angenommen wurde, als der Widerstand einer Quecksilbersäule von 106,3 Centimeter Länge und 14,4521 Gramm Gewicht, beim 0 Punkt der 100theiligen Skala. Leider gelang es nicht, eine Einigung für die Lichteinheit zu erreichen. — Im Großen und Ganzen brachte die Ausstellung zu Chikago keine hervorragende Neuerungen. Aber dasjenige, was wir früher nur gewohnt waren in kleinen und in einzelnen Formen zu sehen, trat uns in dieser größten Weltausstellung in tausendfachen Modifikationen und in kolossalen Dimensionen entgegen. Auch das ist ein technischer Fortschritt!

Franz Bendt.

## Ein Condottiere des sechzehnten Jahrhunderts.

Eine unerschöpfliche Fundgrube historischer Forschung, ein immer fruchtbereiches Feld historischen Interesses bildet das sechzehnte Jahrhundert. Niemals hat es früher oder später eine Zeit so wechselvollen Ringens, so mächtiger Gegensätze, so gewaltiger und fesselnder Charaktere gegeben. Nicht umsonst fühlten epische und dramatische Dichter sich immer wieder von ihm angezogen. Das ganze Jahrhundert erfüllt der Riesenkampf um die höchsten Ideen der europäischen Menschheit, zwischen den großen religiösen Bekenntnissen, zwischen Verfolgungssucht und Duldsamkeit. Er spaltet den Erdtheil in zwei feindliche Parteien, die einander mit allen Mitteln der Gewalt, der List, des Opfermuthes bekriegen. Aber von ähnlichen Epochen des Mittel-

alters unterscheidet sich das sechzehnte Jahrhundert dadurch, daß seine Menschen Kinder der Renaissance sind, vom Geiste der Antike durchdrungen, jeder eine selbständige, voll ausgebildete Persönlichkeit, die ihre bestimmte Individualität nach allen Seiten hin geltend macht und ihr besonderes Sein und Wollen in die Wagschale wirft. So wird die Starrheit und Gleichförmigkeit des Prinzipienkampfes durchbrochen und vermannigfaltigt durch den bunten und anziehenden Wechsel der Einzelwesen und Einzelbestrebungen, der jeder Episode des großen Dramas ihre besondere und immer neue Färbung gibt. Diese merkwürdigen Menschen der Reformationszeit zeigen eine staunenswerthe Verschiedenheit der Anschauungen und Ziele. Mit der begeisterten Hingebung für die Religionsgemeinschaft, die sie verfechten, mischen sich bei ihnen skrupelloser Ehrgeiz, unbegrenzte Liebes- und Sinnenlust, Freude an schimmerndem Glanze und heiterer Pracht, feinstes Verständniß für Litteratur, Wissenschaft und Kunst.

Da ist der Hof der Valois in Frankreich, von dem die Bartholomäusnacht und so viele andere blutige Verfolgungen der Neugläubigen ausgegangen sind. Er war zugleich die Stätte raffinirtesten Luxus und üppiger Galanterie und bot daneben das Bild enger Vereinigung mittelalterlicher Ritterlichkeit und humanistischer Bestrebungen auf allen Gebieten der Kunst, der Gelehrsamkeit und des Schriftthums. Auch unter den sittenstrengen und glaubenseifrigen Reformirten wußten sich Condé und zahllose junge Edelleute von dem Ernste religiöser Uebungen sehr wohl in unbedenklichen Vergnügungen zu erholen, waren die Führer, die Bourbons, die Rohan, die Coligny, ein Oranien, ein Murray, stets auf ihre persönliche Machtstellung bedacht. Im Allgemeinen: niemals wurde das Band der Ehe weniger geachtet, als im sechzehnten Jahrhundert. Und ebenso glichen sich Alt- und Neugläubige in unbegrenzter Habsucht. Die größten Kriegsmänner waren, nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen, „dem Profit ein wenig allzu ergeben“, „erjagten den Thaler, indem sie ihrem Könige dienten“; die „Göttin Pecunia“ herrschte überall als höchste Herrin; die „Dämonen Gold und Silber“ besaßen zahlreiche Anbeter. Die ersten Würdenträger und Diplomaten bettelten unausgesetzt um einträgliche Aemter und Pensionen und scheuten sich nicht, ihre Gunst an Privatleute und selbst fremde Höfe um klingende Münze, Edelsteine und goldene Ketten zu verkaufen. Ehrgeizige tragen in dem wilden Kampfe kein Bedenken, je nach dem Nutzen die Partei zu wechseln, auf dem stürmischen Meere der Politik hin und wieder zu kreuzen. Katharina von Medici weiß lange Zeit hindurch nicht, ob sie auf lateinisch die Messe oder auf französisch die Psalmen singen hören soll, die Montmorency bleiben unentschieden zwischen dem Katholizismus ihrer Väter und dem neuen Glauben der Bourbonen, und Elisabeth von England verehrt die Jungfrau Maria und die Heiligenbilder, um dann wieder mit den eifrigsten Puritanern im Bunde durch Schwert und List die Reform zu vertheidigen.

Um so glänzender hebt sich von dieser echt renaissanceartigen Selbstsucht und Unmoral der Mächtigen und Ehrgeizigen der grenzenlose Opfermuth, die todesverachtende Ueberzeugungstreue der Massen ab. Der einfache Handwerker wie der berühmte Gelehrte und der reiche Parlamentsrath besteigen, die Psalmen Marots singend, um ihres Glaubens willen den Scheiterhaufen in Paris und in Lyon; in den Niederlanden lassen sich Tausende von den Henkern des Blutrathes zum Schaffot schleppen, weil sie das Wort der Bibel nicht verleugnen wollen; in Deutschland verlassen ganze Ortschaften die Heimath und das Erbe der Väter, um nicht der Lehre des Evangeliums untreu zu werden. Aber wenn sie tüchtige Führer finden, greifen sie auch zum Schwerte und kämpfen bis zum letzten Athemzuge für ihren Glauben. Aus dem Blute dieses furchtbaren, ein volles Jahrhundert währenden Krieges, der ganz Europa mit Trümmern und Leichen bedeckte, erwuchs langsam, aber immer kräftiger und siegreicher die Zauberpflanze Gewissensfreiheit, die sich seitdem zum gewaltigen, alle Kulturländer beschattenden Baume entwickelt hat.

In diesem langen Ringen entfalten die betheiligten Völker eine Reihe bewundernswerther Eigenschaften, mit einem Reichthum, wie er ohne Beispiel in der Geschichte ist. Tapferkeit, bis zur Tollkühnheit, bis zur Herausforderung der Gefahr, ist so gewöhnlich, daß sie eigentlich selbstverständlich wird. In den kurzen Zwischenräumen zwischen äußeren Kämpfen und Bürgerkriegen schlägt man sich, nur des Vergnügens halber, nicht zu zweien, sondern zu sechs, zu acht, zu zwölf, und selten bleiben weniger als die Hälfte der Streitenden auf dem Kampfplatze. Noch auffallender, als solche Todesverachtung, ist die weite Verbreitung staatsmännischer Einsicht und diplomatischer Geschicklichkeit. Nicht nur die berühmten Männer und Frauen ersten Ranges — die Philipp II. und Heinrich IV., die Burleigh und Sully, die Oranien und Granvella, eine Elisabeth von England und Katharina von Medici — gehören zu den bedeutendsten Politikern aller Zeiten. Vielmehr, welch' hohe Begabung finden wir auch bei den stolzen und doch so schlauen und feinen kastilischen Diplomaten, bei den englischen Ministern, die die Sache des Vaterlandes und des Glaubens mit bewundernswerther Einsicht und zugleich mit absoluter Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel vertheidigen, bei den venezianischen Nobili, anerkannten Meistern der Staatskunst, mit unerreichtem Scharfblick für die Einzelcharaktere wie für die Lage, Bedürfnisse und ökonomischen Zustände der Nationen.

Und wie wußten sie alle, neben den Waffen des Krieges und der Beredsamkeit, die Feder zu führen! Niemals ist mehr Papier beschrieben worden, als in jenem eisernen Jahrhundert. Die Millionen seiner politischen Schriftstücke, die unsere Archive bewahren, legen davon Zeugniß ab. Aus der Korrespondenz Katharinens von Medici besitzt man, abgesehen von allen offiziellen Akten, noch heute mehr als sechstausend Briefe. Philipps II. schwere, kaum lesbare Handschrift findet man auf Hunderttausenden vergilbter Blätter. Die Reste der politischen Korrespondenz jedes Fürsten, jedes Ministers, umfassen im Drucke Dutzende von Quartbänden. Alle, Männer und Frauen, besitzen sie feine, ja gelehrte Bildung. Elisabeth von England spricht nicht allein fließend französisch und italienisch, sie liest auch die Reden Cicero's wie die Dialoge Plato's in der Ursprache, sie spielt die Guitarre und weiß zierliche Stickereien zu fertigen. Katharina von Medici vereinigt um sich die ersten Künstler, Gelehrten und Dichter Frankreichs, legt eine große Büchersammlung an und verfaßt zahlreiche Poesien in dem affektirten Geschmack ihrer Umgebung. Karl IX., der König der Bartholomäusnacht, schenkt mit vollen Händen den Poeten, schreibt Verse, die ihm Ronsard korrigirt, sowie ein gut gedachtes und anziehendes Buch über die Naturgeschichte und Jagd der Hirsche. Gelehrte wie biblische Citate finden sich in den Schriftstücken und Reden aller Staatsmänner. Wer kennte nicht die Hurtado de Mendoza, Cervantes, Lope de Vega, die das Schwert des Krieges und das Prachtgewand des Diplomaten mit der Feder des Dichters vertauschten? Ebenso verfaßten die rauhen Krieger und listigen Diplomaten der französischen Religionskriege Denkwürdigkeiten und Geschichtswerke, die des Reizes und der Kunst nicht entbehren. Die Schlußberichte der venezianischen Gesandten sind meisterhafte Abhandlungen über Politik und Nationalökonomie, die zugleich als Musterstücke italienischer Prosa gelesen zu werden verdienen.

So lohnt es sich für den Forscher wie für den Freund der Geschichte, ja ich möchte sagen für den Psychologen, die Biographie auch der Männer zweiten Ranges aus jener merkwürdigen Zeit zu studiren. Zu den Hervorragendsten derselben gehört der Connetable von Lesdiguières, der Zeitgenosse Heinrichs IV. und Sully's.

## II.

Lesdiguières war ein Krieger, Verwalter und Staatsmann, der während seines Lebens in ganz Europa laut schallenden Ruhmes genoß. Aber es ward ihm nicht vergönnt, eine jener Schlachten zu gewinnen, die auf lange hinaus das Schicksal der Völker entscheiden, noch eine Thätig-

keit auszuüben, die der inneren Entwicklung einer Nation für Dezennien oder Jahrhunderte den Weg vorzeichnet. So kam es, daß trotz seiner hervorragenden Stellung und trotz seiner hohen Begabung sein Name bald dem Gedächtnisse der Nachwelt entschwand. Nur die panegyrische Biographie, die von ihm sein Sekretär Videl verfaßt, gab von seinem Wesen und Schaffen unzuverlässige Kunde. Erst neuerdings haben Gelehrte seiner Heimathprovinz Dauphiné durch umfassende Forschungen die Materialien zu einer wirklichen Geschichte des letzten Connetable von Frankreich geliefert, und nun hat ein junger Historiker, Herr Charles Dufayard, diesen Stoff, den er durch eigene sorgfältige Arbeiten vermehrte und ergänzte, zu einem umfassenden Lebensbilde gestaltet.*)

Eine Persönlichkeit, wie die Lesdiguieres', ist fast nur in dem abenteuerlichen sechzehnten Jahrhundert möglich. Entsprossen einer bedürftigen kleinen Adelsfamilie, die ihr Dasein als Dorfnotare fristete, selber in seiner Jugend so arm, daß ihn begüterte Verwandte wie einen Bettler von ihrer Gesellschaft ausschlossen, wußte er sich durch Schlauheit, Tapferkeit, Thätigkeit und Umsicht zum höchsten militärischen Würdenträger, zum Herzoge und Pair des Königreichs zu erheben. Von seinem außerordentlichen Muthe und seiner Kaltblütigkeit in der Gefahr wußte man sich viel zu erzählen. Eines Tages werden seine Soldaten durch feindliche Uebermacht zum Rückzuge genöthigt. Da bemerkt er, daß er eine seiner Pistolen verloren hat; sofort kehrt er ganz allein mitten unter dem heftigsten Gewehrfeuer um, hebt seine Waffe auf, hängt sie an seinen Sattel und reitet dann wieder gemächlich zu seinen Kriegern. Zu 74 Jahren führt er bei San Damiano seine Leute ins Feuer, hoch aufgerichtet im Sattel, feurigen Auges, den Degen in der Hand. Seinen letzten Feldzug unternahm er im Alter von 82 Jahren! Unermüdlich war dieser Sohn der Dauphineer Alpen. In einem Monat entscheidet er (1587) den Kampf zwischen Protestanten und Katholiken seiner Provinz zu Gunsten der ersteren: heute erstürmt er eine Festung, wohnt morgen einer Hochzeit bei, gewinnt am dritten Tage eine Schlacht und betreibt dann mit glücklichem Erfolge schwierige Unterhandlungen. Freilich sind ihm alle Mittel genehm, die zum Ziele führen: nicht mit Unrecht nennt man ihn den „Fuchs des Dauphiné“. Er zeigt für seine selbstischen Zwecke eine Härte, eine Grausamkeit, die der Brutalität der That Rohheit und Hohn in Form und Wort hinzufügt. Die Ueberlieferung der Thäler von Champsaur berichtet noch, daß dort die Frauen ihre Haare einbüßten durch die schwere Last der Steine, die sie auf dem Kopfe zu Lesdiguieres' Schlosse tragen mußten, bei dessen Bau ihre Gatten frohndeten. Den Bauern von Vizille, die auch daran arbeiten sollten, schrieb er mit furchtbarer Kürze: „Ihr werdet kommen, oder Ihr werdet brennen.“

Allein Lesdiguieres ist kein gewöhnlicher Intrigant und Tyrann. Indem seine Stellung sich erhöht, der Kreis seiner Thätigkeit sich ausdehnt, erweitert und vertieft sich auch sein Geist. Der glückliche Condottiere wird der ergebene, höchst einsichtige und nützliche Diener des Staates und des Monarchen, nachdem er Jahrzehnte hindurch nur den eigenen und seiner Partei Interessen gedient hat. Diese Bekehrung zum Königthum hatte allerdings einen ganz persönlichen Charakter. An der Spitze der Hugenotten seiner Provinz bekämpfte er fünfundzwanzig Jahre lang die Monarchie und ihre Vertreter im Dauphiné, bis ihn die Erhebung des großen Protestantenhäuptlings Heinrich von Navarra auf den französischen Thron plötzlich, mit so vielen anderen calvinischen Republikanern, zum Royalisten macht. Während indeß später der Uebertritt Heinrichs zur katholischen Kirche ihm die große überzeugungstreue Masse der Protestanten wieder entfremdet, bleiben ein Lesdiguieres, ein Sully der Krone unverbrüchlich treu, nicht nur weil sie dem Vaterlande mehr ergeben sind als der Religion, sondern auch weil sie vom Könige für sich selbst immer größere Ehren und Vortheile erwarten. Denn mit dem patriotischen wie religiösen Eifer Lesdiguieres war es nie sonderlich bestellt. Diese kalte, selbstsüchtige Natur, die auch den Nächststehenden gegenüber niemals ein inniges, zärtliches Wort findet, der jeder Idealismus, aller Schwung der Einbildungskraft fehlt, hat für so allgemeine Begriffe kein Verständniß. Der Kriegsmann und Politiker ist in ihm stärker als der Protestant und selbst der Franzose. Freilich für plumpe schurkische Treulosigkeit war er zu fein. Die wiederholten Bestechungsversuche des Herzogs von Savoyen, der ihm die größten Vortheile versprach, wenn er mit seinen Truppen, Festungen und Freunden zu ihm überträte, hat er jederzeit zurückgewiesen. Aber sonst durfte man ihm ins Gesicht sagen: „Die einzige Religion, die ihn zu fesseln vermöge, sei die, die seinem Reichthum und seiner Macht diene.“ Man nannte ihn den „Staatshugenotten“, so lange er sich als protestantisch gab; und später, nach seinem Uebertritte, verhöhnte ihn Richelieu selber als „den lauen Alten, den dünn gefärbten Katholiken“. Um so kräftiger waren Lesdiguieres' egoistische Instinkte ausgeprägt, niemals verlor er seinen Nutzen aus den Augen. Seine Habsucht war grenzenlos und strebte ihre Befriedigung hauptsächlich durch zwei Mittel an: Plünderung und Unterschlagung. Freunde und Feinde zog er mit rührender Unparteilichkeit bis aufs Hemde aus. Er gehörte nicht zu jenen sittenstrengen Hugenotten, die „für den Glauben und für die Förderung der Ehre Gottes und seines heiligen Evangeliums kämpfen, nicht um zu rauben, sich zu bereichern und ihre Börse mit dem Gute Anderer zu füllen“. Im Gegentheil, die besiegten Feinde, die eroberten Ortschaften, die friedlichen Bauern — alle werden ausgeplündert, bis sie nicht einen Pfennig mehr ihr eigen nennen. Die Kirchengüter zieht er in Masse ein, nicht für das gemeine Wohl, sondern für sich. Die Kriegskontributionen und Steuern, die er für die Kasse der Protestanten oder des Königs erhebt, fließen zum großen Theil in seine eigenen Taschen. Während er beständig über seine Armuth und seine Opfer jammert, kauft er zahllose Domänen, dehnt er seine Besitzungen über ganz Frankreich und sogar die Nachbarländer aus, sammelt er Mittel, die ihm, dem einst bettelarmen, gestatten, wie ein großer Fürst, ja reicher und glänzender zu leben, als der König selber.

Eine kurze Uebersicht seines Lebensganges wird die ganze Mannigfaltigkeit und Elastizität dieses kräftigen und harten Sohnes der Alpen erweisen.

## III.

François de Bonne de Lesdiguieres, geboren am 1. April 1543, wurde, nach dem Beispiele seiner ärmlichen Vorfahren, zunächst zum Rechtsstudium bestimmt, dem er auf den Universitäten Avignon und Paris oblag. Seine Gegner haben ihm deshalb den Spottnamen „der Herr Advokat“ gegeben. Allein sein kühner Sinn trieb ihn nicht zu friedlichem Gewerbe, sondern zu den Aufregungen und herben Freuden des Waffenhandwerks. Zuerst diente er im königlichen Heere. Aber schon auf der Hochschule hatte er zu den Lehren der Reform geneigt; in den Reihen des protestantischen Adels winkte dem armen Landjunker größerer und schnellerer Vortheil, als im königlichen Dienste: kaum brach 1562 der erste Religionskrieg aus, so trat er als Fähnrich in die Hugenottenschaaren des Dauphiné ein. Bald zeichnete er sich hier durch Muth, Entschlossenheit, Geschicklichkeit und List aus. Er verbesserte seine soziale Stellung durch eine reiche Heirath, die er lediglich als Geschäftssache betrachtete; seine Frau, Claudine de Berenger, hat er stets mit vollkommener Kaltblütigkeit vernachlässigt. Er sah sie nur selten, schrieb ihr noch seltener: „Ich hoffe und fürchte,“ wurde der zaghafte Wahlspruch der armen Verlassenen. Er aber, schon berühmt und reich, der Schrecken der Katholiken, die Hoffnung der Protestanten des Dauphiné, stieg bis 1575 zu der letzteren unbestrittenem Führer auf, dem „Befehlshaber für den Dienst Gottes und für die Angelegenheiten

*) Le Connétable de Lesdiguières. Paris. 1892. Hachette. Das Werk ist ebenso gewissenhaft und gründlich, wie anziehend und lebhaft geschrieben; nur mannigfache stilistische Nachlässigkeiten wären zu tadeln.

der Religion". Damit war der kleine Dorfjunker Herr einer großen und kriegerischen Provinz geworden. Als solcher vertheidigte er sie mit unermüdlicher, bewunderungswerther Thätigkeit, unvergleichlichem Heldenmuthe und kecker List, sowohl gegen die katholische Liga wie gegen Herzog Karl Emmanuel von Savoyen, der die Bürgerkriege Frankreichs benutzen wollte, um diesem Provence und Dauphiné zu rauben. Bei Pontcharra schlägt Lesdiguières (1591) mit 6000 Mann die 15000 Savoyer und Spanier Karl Emmanuels, tödtet ihnen 2500, verliert selber nur wenige Hundert. Das Dauphiné ist für Frankreich gerettet, ja vor feindlichen Plünderungszügen bewahrt.

Ein solcher Feldherr war für Heinrich von Navarra ein überaus schätzbarer Verbündeter und, als er den französischen Thron bestiegen hatte, ein sehr wichtiger Diener. Der schlaue Gaskogner, der selber ein weites Gewissen hatte, schloß beide Augen, wenn es sich um die Räubereien und Unterschlagungen des Alpensohnes handelte; er sah nur den Vortheil, den ihm der unerschrockene Vertheidiger der Grenzgebirge gegen Italien leisten konnte. So ernannte er ihn 1598 zum Generallieutenant der Provinz Dauphiné. Zwei Jahre später beauftragte er ihn mit der Führung des großen königlichen Heeres, das den Herzog von Savoyen in wenigen Monaten gänzlich besiegte und so zu dem verlustvollen Frieden von Lyon zwang.

Es ist höchst interessant, das gegenseitige Verhältniß dieser beiden Naturen zu beobachten, die so viele Aehnlichkeit besaßen. Heinrich IV. durchschaute Lesdiguières vollkommen; er charakterisirt ihn gelegentlich dessen Schwiegersohn Créquy gegenüber auf das schonungsloseste, und setzte ihm als königlichen Gouverneur des Dauphiné stets einen Fremden zur Seite. Allein er wußte, daß der Generallieutenant durch eigenen wohlverstandenen Vortheil bei der Partei des Königthums festgehalten wurde und durch sein Ansehen, seine Macht und seine hohen kriegerischen und politischen Gaben diesem die wesentlichsten Dienste leisten konnte. So zeigte er ihm äußerlich unbedingtes Vertrauen, und wirklich nahm Lesdiguières weder an der Verschwörung des Marschalls Biron noch an der des Herzogs von Bouillon Theil. Zum Lohne seiner Treue erhielt er 1606 den Marschallstab. Den Tod Heinrichs, für dessen ehrgeizige Eroberungspläne er mit Begeisterung gearbeitet hatte, betrauerte Lesdiguières aufrichtig; aber er diente auch der Regentin Maria von Medici und dann dem jungen Könige Ludwig XIII. Denselben Karl Emmanuel von Savoyen, den er einst so lange bekämpft hatte, unterstützte er erfolgreich gegen die Angriffe der Spanier und brachte die Heirath von dessen ältestem Sohn mit einer französischen Prinzessin zu Wege, um den kriegerischen und mächtigen Herzog dauernd an Frankreich zu fesseln. Aus jedem Verdienste um den Staat wußte freilich Lesdiguières für sich selbst Vortheil zu ziehen. Er nöthigte durch Drohungen der Regentin seine Erhebung zum Herzoge und Pair des Reiches ab, sowie die Ertheilung völliger Justizhoheit im Dauphiné. Als unumschränkter und prachtliebender Herrscher regierte er die Provinz, in der er vordem als Bandenführer umhergeirrt war. Wie ein König unterhielt er zwei Kompagnien Garden, deren Offiziere er selbst ernannte, besaß er wohl armirte und mit allen Vorräthen versehene Festungen, hatte er in Vizille ein Zeughaus mit Waffen und Ausrüstung für zehntausend Fußgänger und dreitausend Reiter. Er ließ in Grenoble selbständig Münzen schlagen und Kanonen gießen, die neben dem königlichen sein eigenes Wappen trugen. Unter der schwachen Regentschaft Mariens trieb er seine eigene Politik, die bisweilen mit dem Willen des Hofes in offenem Widerspruche stand. Freund und Feind sahen in ihm den „König des Dauphiné". Eine solche Rolle war freilich in einer Zeit, wo von der unbedingten Unterordnung der Großwürdenträger unter die Centralgewalt noch nicht die Rede war, weniger ungeheuerlich als sie es heutzutage sein würde.

In seinem Privatleben fröhnte er ungezügelter Sinnlichkeit, und zwar um so mehr, je fremder er seiner Gemahlin gegenüber stand. Als hoher Sechziger nahm er eine offizielle Geliebte zu sich, Marie Vignon, die Frau eines Seidenhändlers. Das anmuthige und geistreiche Weib wußte den Greis dauernd an sich zu fesseln; als der Gatte unbequem wurde, ließ ihn Lesdiguières durch einen Oberst Allard ermorden, den er dann mit Gewalt aus den Händen der Justiz befreite. Nach dem Tode Claudinens beschloß er „die Vignon" zu heirathen, von der er schon mehrere Töchter besaß. Zur Ehre der protestantischen Geistlichkeit sei es gesagt, daß sie den allmächtigen „König des Dauphiné" stets auf das bitterste wegen seines doppelt ehebrecherischen Verhältnisses öffentlich getadelt und ermahnt hatte, und daß sie sich nunmehr durchaus weigerte, die skandalöse Heirath einzusegnen. Aber die katholischen Priester waren weniger bedenklich, und der Erzbischof von Embrun scheute sich nicht, einer solchen Ehe am 16. Juli 1617 die kirchliche Weihe zu ertheilen. Die neue Herzogin, eine Katholikin, war seitdem von unauslöschlichem Hasse gegen die Reformirten erfüllt, und bot ihren ganzen Einfluß auf den greisen Marschall auf, ihn seinem Bekenntniß abwendig zu machen. Dies gelang ihr um so eher, als dem Uebertritt ein glänzender Preis winkte. Ludwig XIII. stellte ihm die höchste militärische Würde des Reiches, den Stab des Connetable, in Aussicht, der aber nur einem Katholiken ertheilt werden würde. Mit cynischer Leichtigkeit, ohne sich der Mühe einer vorhergehenden religiösen Bekehrung zu unterziehen, gab Lesdiguières den sechzig Jahre hindurch bekannten Glauben auf, und wurde dann sofort zum Connetable ernannt (1622). Am Rande des Grabes hatte der Achtzigjährige den schmachvollen Handel geschlossen. Aber seitdem wollte ihm nichts mehr glücken. Der letzte Feldzug, den er 1625 in Italien führte, durch den er den Franzosen ein Gebiet und beherrschenden Einfluß auf der Apenninenhalbinsel gewinnen wollte, und von dem er die Krönung seiner politischen und militärischen Laufbahn erhoffte, mißlang kläglich. Die Anstrengungen und der Kummer dieses gescheiterten Unternehmens führten sein Ende herbei; am 28. September 1626 ist er, im 84. Lebensjahre, gestorben. Als der Priester mit dem Sakramente zu ihm gekommen, hatte er gesagt: „Herr Pfarrer, thun Sie mit mir alles Nöthige"; und als die Ceremonie beendigt war, fragte er: „Sind Sie fertig?" — „Ja, Monseigneur". — „Dann adieu, Herr Pfarrer, und besten Dank."

Marie Vignon aber erhielt den gebührenden Lohn für ihr schmähliches Handeln. Nach dem Tode des Connetable erklärte der Gatte von dessen Tochter aus erster Ehe, der Marschall Créquy, Mariens Vermählung mit seinem Schwiegervater für ungültig und brachte dessen ganzen Besitz an sich.

Lesdiguières war von mittlerer Gestalt, mager und sehnig, ovalen Antlitzes, mit scharfem und tiefem Blick, gekrümmter Nase, breiter und von energischen Furchen durchzogener Stirn; die Haare trug er kurz, den Bart zugespitzt. Sein Gesicht zeigt, wie sein Charakter und die Art seiner Begabung, eine gewisse Aehnlichkeit mit Heinrich IV.

Die militärische Größe des letzten Connetable von Frankreich liegt weniger auf dem Gebiete einer umfassenden, sorgfältig vorbereiteten und planmäßig durchgeführten Strategie. Er hatte sich gebildet in den Bandenkämpfen eines Hochgebirgslandes mit engen Thälern, tief eingeschnittenen Schluchten, schwierigen, oft schneebedeckten Pässen, wo jeder Hügel eine fast uneinnehmbare Festung trug. Ein solcher Krieg bestand hauptsächlich in Hinterhalten, Ueberfällen und Einzelkämpfen, die beständig an den verschiedenen Orten wiederholt werden mußten. Hier sicherten meist persönliche Tapferkeit, List und Schnelligkeit der Bewegung den Sieg; der tüchtige Führer mußte, nach dem Ausspruche Bayard's, des „Ritters ohne Furcht und Tadel", abwechselnd „anspringen wie ein Windhund, sich vertheidigen wie ein Eber und fliehen wie ein Wolf". In solcher Kriegsführung war der verwegene, verschlagene und moralisch unbedenkliche Lesdiguières durchaus Meister. Allein die Gefechte bei Esparres, Pontcharra, Salbertrand beweisen, daß er, obwohl mit geringzähligen Streitkräften, auch wirkliche Schlachten zu gewinnen verstand. Was ihm zum dauernden Ruhme bei der Nachwelt gefehlt hat, ist ein großer Schauplatz,

wo er seine hervorragenden Feldherrneigenschaften hätte entfalten können.

Dieser rauhe und gewaltthätige Krieger hat dabei nie vergessen, daß er sich einst der Wissenschaften befleißigt hatte. Wenn er auch, ungleich so vielen seiner Zeitgenossen, die Feder nie zu anderem Zwecke geführt hat, als zu geschäftlichen Briefen, liebte er doch die Litteratur. Er studirte die Alten und zumal Plutarch, aus dessen Biographien ihm sein Sekretär täglich vorlesen mußte. Ebenso interessirte dieser Mann der That sich für die großen zeitgenössischen Geschichtschreiber, einen de Thou, einen d'Aubigné. Er stellte sich eine große Bibliothek zusammen. Und nicht mindern Geschmack hatte dieser Condottiere, der viel mehr von der Renaissance als von der Reformation an sich trägt, für die Künste. In seinem Lieblingsschlosse Vizille vereinigte er die Meisterwerke Guido Reni's, Giulio Romano's und Paolo Veronese's mit den Marinen Claude Lorrain's und den Landschaften der holländischen Maler. Viele Künstler schaarte er um sich; die berühmten Bildhauer Johann und Jakob Richier wurden seine „Hofskulptoren". Damit rief er im Dauphiné eine künstlerische Bewegung von solcher Kraft hervor, daß sie sein Hinscheiden überdauerte.

Allein Lesdiguieres' Leben und Thun hat nicht nur ein biographisches, es hat auch ein allgemein geschichtliches Interesse. Er vor allen hat es verhindert, daß Karl Emmanuel seinen Plan ausführte, ein großes Allobrogisches Königreich zu gründen, dessen Hauptstadt Genf, dessen Provinzen, außer Savoyen, das Dauphiné und die Provence geworden wären — einen Plan, der in beiden französischen Ländern unter den eifrigen Katholiken großen Beifall gefunden hatte. Indem er aber den Savoyer von Frankreich ausschloß, wies er ihn auf Italien als das einzige Ziel der ehrgeizigen Vergrößerungspläne seines Hauses hin. Es mußte der bisherige französische Charakter des Herzogthumes aufgegeben werden, der italienische mußte als der hauptsächliche hervortreten. So wurden die Thaten Lesdiguieres' zu einem wichtigen Wendepunkte in der europäischen Geschichte: hier setzen die savoyischen Bestrebungen ein, die das kleine Land von einem französischen Theilstaate zum italienischen Einheitsstaate führen.

M. Philippson.

## Theater.

Königliches Schauspielhaus: Hannele. Traumdichtung in zwei Theilen von Gerhart Hauptmann.

Es ist ungewöhnlich viel thörichtes Zeug geredet worden über die neue Dichtung von Gerhart Hauptmann. Er erfreut sich in seinen jungen Jahren bereits der zweifachen Ehre, eine Partei für sich und eine Partei gegen sich zu besitzen. Beide Gruppen streiten mit einander im Stile des biblischen Dekalogs: Du sollst. Das neue Drama sollte nach dem Auftreten Hauptmann's so und so werden, sagen seine wildesten Parteigänger. Hauptmann sollte seine Dramen so und so schreiben, sagen sehr viele Andere. Und große Worte werden hier und dort gebraucht; die Kritik wird feierlich wie eine Wagnerianerin.

Es handelt sich um ein wunderhübsches kleines Stückchen, das wohl jeden vorurtheilslosen Zuschauer tief ergriffen hat und das in seinen Charakteren und in seiner Sprache bei scheinbarer Einfalt die raffinirteste Kunst verräth. Ob diese wunderreiche Geschichte den Regeln älterer Dramen entspreche, oder ob aus ihr selbst neue Regeln zu ziehen seien, das scheint mir eine Untersuchung für Registratoren und solche, die es werden wollen. Auch die Vergleichung mit älteren Dramen Hauptmann's und die Sorge, ob er sich auch treu geblieben sei, dürfte dem einunddreißigjährigen Mann gegenüber kaum angebracht sein. Uebrigens ist er vorläufig noch ganz der alte Hauptmann, vielleicht zeigt sich sogar in der Technik ein kurzes Zurückgehen zu der Zeit, da man die Familie Selicke tapfer bewunderte. Hauptmann ist wahrhaftig kein Pedant; wer aber verkennen wollte, daß im Hannele wie in dem großen Weberstück tiefstes Mitleid den Stoff schuf oder fand, und härtester Realismus ihn formte, der hat für das Wesen dichterischer Persönlichkeiten nicht Auge genug. Uns jedoch geht hier nur an, was Hauptmann gewollt hat, und wie es ihm zuerst in der Dichtung und sodann beim Publikum gelungen ist.

Hannele ist ein gutes frommes Kind, das unter barbarischen Mißhandlungen des Stiefvaters vor lauter Jammer in ekstatische Zustände geräth, um des Himmelreichs willen ins eisige Wasser springt, herausgezogen und vom Lehrer Gottwaldt in das elende Armenhaus des schlesischen Gebirgsstädtchens getragen wird. Damit beginnt das Stück. Im Fiebertraum sieht Hannele leibhaftig ihren Stiefvater, ihr verstorbenes Mütterchen, allerlei Engel, die Leute aus dem Dorfe und endlich die Schulkinder mit dem schönen und milden Lehrer Gottwaldt, der sich schließlich in den lieben Herrn Jesus verwandelt und unter Assistenz von Engelsgeschöpfen Hannele in den Himmel auffahren läßt. In dieser Verzückung stirbt Hannele und das Stück ist aus.

Ueber die Zulässigkeit von Geistererscheinungen ist seit Lessing gerade genug gesagt worden. Die Zuschauer sehen den Fiebertraum Hanneles mit demselben Rechte, mit dem sie die Geister im Hamlet und Macbeth sehen. Das erst noch zu beweisen, hieße Gänse nach Berlin tragen. Und Hauptmann ist darin natürlich realistischer, als er in seinem Stücke die Hallucinationen aus einem deutlich umschriebenen pathologischen Zustand hervorgehen, und daß sie auf den Fortgang der Ereignisse nicht den leisesten Einfluß haben. Der alte Shakespeare muß wohl an seine Gespenster nebenbei geglaubt haben. Die Himmelfahrt Hanneles konnte auch ein glaubensfreier Mensch objektiv schildern. Gegen den Realismus in Hanneles Traum läßt sich nur das Eine einwenden, daß die Fieberphantasien sich von natürlichen Schreckbildern in künstlerischer Steigerung bis zur seligsten Sterbenswonne erheben, also bis zum Augenblicke des Todes klare und schließlich sogar in Verse gebundene Form erhalten. Wir wissen aber nichts Bestimmtes über solche letzten Augenblicke. Im berühmten Brüsseler musée Wiertz befinden sich zwei oder drei schauerliche Gemälde, welche die letzten Gesichtsvorstellungen im Gehirn eines Enthaupteten darstellen wollen, vor und nach dem Todesstreich. Die wüsten Gräßlichkeiten von Wiertz mögen der krankhaften Wahrheit näher kommen. Doch Hauptmann's gesunde Inkonsequenz ist mir lieber.

Von diesem einen Punkte abgesehen ist der Traum des armen Kindes höchste subjektive Wahrheit. Und so meisterhaft sind alle Phantasmen aus der geringen Lebenserfahrung und der individuellen Sinnesanlage Hanneles herausgeholt, daß der Leser des Buches in starker Ergriffenheit alles mitträumt, ihr Sterben also so zu sagen mit erlebt und froh ist, wie das arme Kind von der grenzenlosen Noth des Daseins erlöst wird. Immer stiller liegt das kranke Hannele auf seinem schlechten Bett, immer leiser geht ihr Athem, immer schöner und bunter werden die Gesichte und das Eingehen ins Himmelreich der Seligen wird zur Empfindung der Wirklichkeit. Ein grelles Bild des Armenhauselendes geht als Kontrast voraus, und die Himmelserscheinungen heben sich davon ab, wie auf der Bühne von der künstlichen Finsterniß.

Die Wirkung auf dem Theater entsprach trotz der sorgsamsten Aufführung nicht völlig diesem Eindruck. Man will bei der bevorstehenden Pariser Aufführung die Illusion dadurch erhöhen, daß alle Erscheinungen durch Spiegelung hervorgezaubert werden, also nicht so handgreiflich bleiben wie trotz aller magischen Lichteffekte auf der Bühne des Schauspielhauses. Das mag einen Reiz mehr bieten, aber ich glaube nicht, daß damit die Gefahr beseitigt wird. Das Publikum soll nicht einen Augenblick vergessen, an wem es

eigentlich Antheil nimmt. Es ist nicht schwer festzuhalten, daß wir einen Traum sehen. Wenn Hannele aber bald ganz passiv bleibt, bald aus dem von ihr geträumten Glassarg steigt und in die geträumten Brautkleider gekleidet wird, so ist es wohl schwer oder unmöglich, die wichtigste Vorstellung festzuhalten, daß wir mit dem sterbenden Hannele träumen. Wir müßten wahrnehmen können, wie das wirkliche arme kranke Hannele ihr eigenes verklärtes Bild sieht, um bis zu Ende mit der „Heldin“ zu fühlen. Doch gestehe ich gerne, daß dies vielleicht noch mehr verwirren könnte, und daß übrigens das Nachlassen der zwingenden Kraft des Stückes nur kurze Zeit andauert.

Die Inscenirung des königlichen Schauspielhauses erreichte ihren Höhepunkt in den beängstigenden Traumswirren, da die Dorfbewohner durcheinander huschen; es war fieberhaft anzusehen. Eigentlich ganz in der Ordnung waren auch die pausbäckigen Kirchenengel, und da war die Darstellerin des Hannele, Frau Conrad, welche durch ihr großes Talent und ihre kleine Gestalt ohnehin der Rolle gewachsen war, hinreißend mit ihrem glückseligen Gesicht. Die Zuschauer waren in der Mehrheit tief ergriffen. Eine ansehnliche Minderheit rümpfte ihre Nasen über die Zumuthung, so eine Kindergeschichte ernst nehmen zu müssen. Aber die Achtung vor Gerhart Hauptmann, die getragene Stimmung der Mehrheit, hoffentlich auch die für meinen Geschmack aufdringliche schwarze Gardine ließen Widerspruch gegen den lauten Beifall nicht aufkommen.

Fritz Mauthner.

* * *

Deutsches Theater: „Kain“, „Der König von Thule“. — Residenztheater Franz Oppenheimer: „Föhn“.

Ich verlange keine Pietät vor dem Todten, desto mehr aber für einen lebendigen Organismus. Wenn Lord Byron ausdrücklich erklärt hätte, zerrt meinen Kain nicht auf eure Bühnen, so brauchte man darum noch sein Vermächtniß nicht anzuerkennen. Wenn der Dichter unklug gesprochen hätte, wenn sein Werk sich bühnenkräftig erwiese — bühnenkräftig etwa im Sinne einer theatralischen Erbauung — dann frohgemuth damit auf die Bretter! Mit Byron's „Kain“ hätte es Herr L'Arronge aber besser nicht wagen sollen. Als er den zweiten Theil des „Faust“ bearbeitete, da konnte er wenigstens einzelne Scenen daraus zu dekorativen Stimmungsbildern fassen. Man mag dies Herausreißen von Genrestücken aus einer monumental angelegten Dichtung noch so niedrig einschätzen, eine runde künstlerische Summe wird doch gewonnen. Der Organismus von Byron's „Kain“ verträgt es aber nicht, in Stücke geschlagen zu werden. Die feierliche Pracht der Wallfahrt Kain's durch das Chaos und die Unterwelt kann ich nur mit dem inneren Auge schauen. Kein Regisseur der Welt kann mir durch ein äußeres Bild Vorstellungen ähnlichen Grades erwecken, wie sie die Lektüre der Dichtung oder vielleicht ein Vortrag, dem ich mit geschlossenem Auge folgen darf, in mir wachruft. Kain's Durst nach Erkenntniß, Kain's Individualismus, sein Selbsttrotz erproben sich auch nicht an so vielen irdischen Dingen, wie Fausten's irrendes Streben. Zur Entfaltung bunten Wechsels, genrehafter Bilder ist in der conciseren Kaindichtung kein Platz. Die Wucht ihrer Gedanken, ihr melancholie-geborener Pessimismus mag den Einsamen beschäftigen und Widerhall in ihm wecken, sinnliche Wärme, wie sie die Bühne braucht, geht nur von wenigen Scenen aus, darunter vornehmlich von dem Auftritt vor den Opferaltären, da der demüthig-gebeugte Mensch der Sklavenmoral sich von dem selbstherrlichen Menschen, der Fatalist Abel von dem Empörer Kain trennt. Die Einheit des Gedichts hat L'Arronge zerstört, indem er Kain's Flug nach der Unterwelt strich, weil das bühnentechnisch nicht zu überwinden war; und in Bruchstücken, die ein scenisches Genrestück für sich vorstellen, ist Kain zu arm. Der Anschauung endlich, wonach durch solche Bühnenexperimente tiefsinnige Dichtungen durch die theatralische Aufführung gleichsam popularisirt, dem Heer der Unwissenden übermittelt werden, möchte ich am wenigsten beistimmen. Das Grandiose kann man nicht in kleinen Portionen dem ersten Besten eingeben. Er verdaut's doch nicht.

Ein Kain, ähnlicher einem Menschen, der verbittert wurde im Gedränge von seinesgleichen, als einem grüblerischen Träumer in der Einsamkeit war Herr Kainz.

Auf Hans Hopfen's Drama „König von Thule“ weiß ich mir keinen Vers zu machen. Zu Anfang dachte ich, das Werk sei wohl als Satire zu fassen. Eine Jugend, wüst und lottrig, mit überhitzter Begehrlichkeit und zwerghafter Kraft, kämpft in aller Lümmelhaftigkeit des im Besitz Geborenen gegen das sturmerprobte, kernfeste Alter an und wird in all seiner geilen Unfruchtbarkeit und Aufgeblasenheit von der gesund gebliebenen älteren Generation gemeistert. Beziehungen aus dem öffentlichen Leben der Gegenwart ergeben sich da von selbst. Wenn aber eine satirische Absicht vorlag, warum ist sie dann ohne Schärfe und Spitze geblieben? König Magnus von Thule hat sein Vaterland, auf das jeder Fremde sonst zu spucken pflegte, zum geachtetsten, friedenverbürgenden Land der Erde gemacht und als sein aufbegehrender Sohn, der äffische Nachahmer väterlicher Gewalt, zu seinem Alten spricht: Sonne Dich nicht länger so selbstbewußt in Deiner Majestät, wir wollen auch mal unsere Kunst und Kraft probiren, da erfaßt den alten Magnus für ein Weilchen der Ekel vor seinem Erben. Dann aber, als dieser Ekel überwunden, schmeißt Held Magnus seinen Jungen vom hohen Söller herab. Sollte Hans Hopfen minder entschlossen sein, als sein König von Thule, der vor den impotenten Buben und ihrem Maulheldenthum so gar keinen Respekt hatte? und wollte der Dichter den Sinn seiner Dichtung nicht so verbergen, daß ihn Niemand mehr fand, was wollte er dann sonst mit seinem Massenaufgebot von Helden und Buben? Oder wollte er, ein Homeride mit gemachter Naivetät, in den Schilderungen heroischer Prügeleien schwelgen? Mit groteskem Humor faßte Herr Kainz den Oger, den Sohn des Königs Magnus, die königliche Fratze. Sein Widerpart, Herr Pittschau, hingegen war der richtige, steife Kartenkönig.

Im Laufe der vergangenen Woche wurde auch ein neuer Mann, Herr Franz Oppenheimer, als starkes, frisches Bühnentalent gepriesen. Ein Theaterstück von ihm „Föhn“ wurde im Residenz-Theater aufgeführt. Wo er Späßchen anbringt, mag mir der Ulklustige willkommen sein. Wo er seelische Wandlungen erklären, Wunder der Liebe offenbaren will, da ist er zum Erbarmen. Neckische Kätzchen, süße Möpse malen, das ist sein Fall. Und Kätzchen malen, das fesselt auch sein Publikum. Der kluge Skowronnek, der im Lessingtheater sein neues Lustspiel „Der Erste seines Stammes“ aufführen ließ, hat das gleichfalls eingesehen.

L. Schönhoff.

**Druckfehler-Berichtigung.**

Lies „Nation“ vorige Nummer S. 86 Sp. 2 Zl. 21 v. o. „Sakralwesen“ statt Seckelwesen und S. 87 Sp. 1 Zl. 22 v. o. „Volksseele“ statt Menschenseele.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 8. Berlin, den 25. November 1893. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1893 unter Nr. 4448 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Zwischen dem Reichskanzler, Grafen Caprivi, und dem Führer der Kreuz-Zeitungs-Konservativen, Freiherrn von Manteuffel, sind in der Presse Erklärungen ausgetauscht worden, die charakteristisch sind.

Graf Caprivi und Herr von Manteuffel hatten eine vertrauliche Privatbesprechung mit einander, wie solche häufiger zwischen den Ministern und den Führern der einzelnen Parteien stattzufinden pflegen. Erklärlicherweise hat sich der feststehende Brauch herausgebildet, über solche intimen Gespräche unter vier Augen nichts in die Oeffentlichkeit zu bringen. Das ist Gepflogenheit der politischen Courtoisie und der politischen guten Sitte. Der Inhalt dieses Gespräches wurde aber doch veröffentlicht, und zwar bezeichnenderweise in einer Form, daß der „Reichsanzeiger" die dem Grafen Caprivi zugeschriebenen Worte glaubte berichtigen zu sollen. Die Freundlichkeit gegen den Reichskanzler, die eine solche Indiskretion birgt, — man weiß nicht, von welcher Person sie ausgeht — ist bezeichnend für die Stimmung jener agrarischen Kreise, die sich auf die Delikatesse ihrer vornehmen Sitten solange etwas zu gute thun, bis ihre Interessen ins Spiel kommen.

Nun scheint es uns freilich, daß Graf Caprivi weder zu einer Berichtigung besondere Veranlassung hatte, noch brauchte er besonderes Bedauern über diese Indiskretion zu empfinden. Was Graf Caprivi deutlicher oder vielleicht auch weniger unumwunden gesagt hat, ist nämlich von so unangreifbarer Richtigkeit wie das Einmaleins. Der „Reichsanzeiger" behauptet Folgendes:

„Weiter bemerkte der Reichskanzler, daß er in der Verschuldung durch Erbtheilung und in der zeitweisen über den realen Werth hinausgegangenen Steigerung der Güterpreise einen wesentlichen Grund für die gegenwärtige Kalamität (nämlich der Agrarier) zu erkennen glaube. Zu stark verschuldete Besitzer würden sich auch unter Einschränkungen auf die Dauer nicht halten können. Der Reichskanzler gab, ebenso wie in der Sitzung des Reichstages am 10. Dezember 1891 zu erkennen, daß er dies als eine sehr bedauerliche Perspektive betrachten würde."

Dem gegenüber behauptet Herr von Manteuffel, daß Graf Caprivi den nachstehenden Ausspruch gethan habe:

„Nach einer Bemerkung über die schlechte Ernte des laufenden Jahres und die unverhältnißmäßig niedrigen Preise gab ich der Befürchtung Ausdruck, daß ein großer Theil der Landwirthe die Hypothekenzinsen nicht würde bezahlen können. Der Herr Reichskanzler erwiderte darauf etwa Folgendes: Nur wenn die Güterpreise auf ein Niveau zurückgingen, welches dem derzeitigen Werthe des Grund und Bodens und seiner Ertragsfähigkeit entspräche, könnte die Landwirthschaft wieder gesunden. Deshalb würden seiner Ueberzeugung nach nur die Landwirthe, denen es klar wäre, daß sie zu theuer gekauft, bezw. das Gut in der Erbschaft zu hoch angenommen hätten und sich dazu entschlössen, den Grundwerth ihres Gutes und seine Ertragsfähigkeit niedriger einzuschätzen als bisher, und demzufolge billiger zu wirthschaften und zu leben, in Zukunft sich halten können. Denen aber, die hierzu der Höhe ihrer Verschuldung wegen außer Stande seien, könne — zu seinem Bedauern — eben nicht geholfen werden."

Auch diese Worte sind vollständig treffend und nur noch etwas deutlicher, als jene, welche der „Reichsanzeiger" brachte.

Warum also diese Polemik?

Daß die Anschauungen des Herrn von Caprivi unzutreffende seien, hat die „Kreuz-Zeitung" nicht zu behaupten gewagt; was sie denuncirt, ist nur, daß ein deutscher Reichskanzler gerade solche richtigen und in diesem Falle solche gesunden wirthschaftlichen Anschauungen hegt; das eben ist nach agrarischer Auffassung das Unerhörte, Staatsverbrecherische. Ein deutscher Reichskanzler muß vielmehr sagen: Obgleich zahlreiche Agrarier durch Erbschaft oder durch Kauf ihre Güter zu theuer erwarben, und obgleich sie außerdem ein Leben führen, das ihre wirthschaftlichen Kräfte weit übersteigt, so muß doch der Staat dafür sorgen, damit sie auch ferner die Mittel zu einer Existenz haben, für die ihre eigenen wirthschaftlichen Revenuen in keiner Weise ausreichen. Zu der Richtigkeit des wirthschaftlichen Einmaleins von dem gesun-

den Ausgleich zwischen Einnahmen und Ausgaben darf sich ein deutscher Reichskanzler nicht bekennen. Dies Einmaleins ist für alle Welt, aber für die adligen Großgrundbesitzer, da sollte ein Gesetz erlassen werden, dessen Grundgedanke so zu lauten hätte:

> Vermögen adlige Großgrundbesitzer mit den Einnahmen, die sie selbst haben, nicht ihren Wünschen entsprechend zu leben, so hat der Staat aus der Tasche der anderen Bürger soviel herauszuziehen und den Großgrundbesitzern zuzuwenden, bis diesen auf solche Weise eine angenehme Existenz einschließlich hannoverscher Vergnügungen gesichert ist.

Diese Auseinandersetzung zwischen dem Staatsanzeiger und dem Freiherrn von Manteuffel war ein charakteristisches Vorspiel für die Reichstagsverhandlungen über die Handelsverträge. Wenn Graf Caprivi in seinen gesunden wirthschaftlichen Anschauungen fest bleibt, so braucht man diese Reichstagsverhandlungen nicht zu fürchten; es ist nur zu wünschen, daß eine gleiche Auffassung, wie sie der Reichskanzler bei diesen Unterhaltungen zum Ausdruck gebracht hat, auch die Erörterungen mit den russischen Delegirten über die Beseitigung des Zollkrieges inspirirt.

Am zweiten und dritten Dezember wird die konstituirende Generalversammlung des Wahlvereins der Freisinnigen Vereinigung stattfinden. Es entspräche nicht der heutigen Lage des entschiedenen Liberalismus, eine ruhmredige Reklame für diese Veranstaltung zu machen. Von unten, mühevoll muß der Bau wieder begonnen werden; aber bei energischem Wollen wird es gelingen, die feste und gesicherte Grundlage für einen Liberalismus zu finden, der in sich selbst stark und genügend frei von engem Buchstabenglauben ist, um eine neue Entfaltung der freisinnigen Weltanschauung in harter Arbeit anzubahnen.

Ueber die Abgrenzung unseres kolonialen Besitzes im Hinterland von Kamerun ist mit England ein Uebereinkommen getroffen worden. Dieses Uebereinkommen, das unsere Kolonial-Chauvinisten natürlich nicht ganz befriedigt, ist ein verständiges vortheilhaftes Arrangement; nicht die Länderstrecken, die uns zugesprochen worden sind, und auch nicht der Zugang zum Tschadsee, der uns eröffnet wird, erscheint uns am werthvollsten; denn das Alles sind zur Zeit nur papierne Gewinne auf der Landkarte, die jeder so hoch oder so niedrig bewerthen kann, wie ihm beliebt. Der reale Gewinn, den dieser Vertrag auch heute schon gewährt, liegt darin, daß eine Quelle der Verunreinigung mit England verstopft ist.

Graf von Hartenau, Fürst Alexander von Bulgarien, ist einer schmerzhaften Krankheit erlegen. Der junge schöne preußische Gardeoffizier, der auf den Thron nach Sofia berufen wurde; der dort unter Gefahren und Intriguen sich behauptete; der mit siegreicher Hand die Serben zurückschlug; der von russischen Söldlingen weggeschleppt wurde, und der dann in einer schwachen Stunde auf seine Krone resignirte, ist in unserer nüchternen Zeit eine romantische und sympathische Erscheinung.

Als der „geraubte Vater“ aus den Händen seiner Entführer wieder an das heimische Donauufer zurückgekehrt war, da rief „das ganze Land von der Donau bis zum schwarzen Meer: Iskame, iskame, iskame Knjaza! Wir wollen, wir wollen, wir wollen unsern Fürsten wieder haben.“ Aber die Qualen der Entführung und Gefangenschaft hatten Alexander von Bulgarien seelisch gebrochen; wahrscheinlich flüsterte ihm auch die Intrigue einen treulosen Rath ins Ohr. So setzte er sich hin und schrieb jene Depesche an den Kaiser Alexander von Rußland, die mit den Worten schloß:

> „La Russie m'ayant donné ma couronne c'est entre les mains de son Souverain que je suis prêt à la remettre.“

Und als der Zar dann antwortet:

> „Je ne puis approuver Votre retour en Boulgarie, prévoyant les conséquences sinistres qu'il peut entraîner pour le pays bulgare, déjà si éprouvé.“

da fand Alexander nicht mehr die Kraft, sich in offener Auflehnung zu behaupten; er dankte ab, und er machte damit seine Laufbahn, welche die Entwicklung zu ernster Bedeutung zu nehmen schien, zu einer romantischen Episode.

Rußland zog keinen Gewinn aus dieser Abdankung; und für Rußland mag es nicht angenehm sein, an den bulgarischen Alexander zurückzudenken. Für Deutschland ebensowenig. Denn in jener Zeit lag die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ vor dem Zarenreiche auf dem Bauche, beschönigte jeden bulgarischen Streich Rußlands, und ohne anderen Nutzen, als das Selbstgefühl der Russen hinaufzuschrauben. Und welche trübe Erinnerung birgt die offiziöse Hetze gegen Alexander von Bulgarien während der kurzen Regierung des Kaisers Friedrich.

Der Streik der englischen Kohlengrubenarbeiter, der am 29. Juli begonnen hatte, ist endlich beendet durch eine schiedsrichterliche Vermittlung, die der Minister Lord Rosebery übernommen hatte. Für die jetzige Regierung bringt diese durch sie herbeigeführte Verständigung einen Gewinn. Für die Arbeiter wie für die Arbeitgeber war der Streik nur ein Unglück, der beiden Klassen schwere Wunden geschlagen hat. Auch dieser Streik gehört zu jenen, bei welchen der wirthschaftliche Unverstand über die nüchterne Erwägung triumphirte; er brachte eine bittere, vielleicht für die englischen Grubenarbeiter und Grubenbesitzer auch eine heilsame Lehre.

Das Ministerium Dupuy hat vor den französischen Kammern einen ersten Sieg erkämpft. In der Programmerklärung wandte sich Dupuy ebenso entschieden gegen die Radikalen wie gegen die reaktionäre Rechte, und es zeigte sich hier zum ersten Mal, daß die Rechte und die Radikalen auch gemeinsam ein Ministerium nicht mehr zu stürzen vermögen; die Gemäßigten bilden die starke Majorität. Die Frage bleibt aber, ob diese Majorität sich wird zusammenhalten lassen.

Man darf die Augen nicht davor verschließen, daß italienische Blätter immer von Neuem die Frage erörtern, ob nicht eine Wendung zu Frankreich die finanzielle Lage Italiens schnell bessern würde, ohne seine politische Stellung zu schädigen. Wenn die Pariser Börse den Italienern ihre internationale Politik diktiren kann, so wird Frankreich gewiß nicht zögern, ein Land, das sich in entscheidenden Fragen mit diesen Mitteln beeinflussen läßt, dementsprechend zu behandeln. Für einen zwangsweise so bekehrten Freund wird man wenig Rücksicht haben, das sagen sich auch die weiterblickenden italienischen Politiker. Es ist daher ganz toll, wenn einzelne italienische Organe die Dreibundpolitik für die italienischen Schwierigkeiten besonders verantwortlich machen. Der Dreibund verbürgt Italien seine Unabhängigkeit und seine freie Großmachtstellung; gegen die italienischen Finanznöthe kann aber das befreundete Ausland sich erst dann hilfreich regen, wenn die Italiener selbst sich über ein konsequentes und rationelles Hilfsprogramm klar sind.

Das österreichische Kabinet hat sein Koalitionsprogramm vor der Volksvertretung entwickelt. Dies Programm ist geschickt verfaßt; es enthält eine Reihe von guten Versprechungen allgemeinen Charakters; dann aber auch die Zusage einer umfassenden Wahlreform und die volle Anerkennung der Bedeutung der parlamentarischen Institutionen. Unter diesen Umständen nahmen die Liberalen die Erklärung mit warmer Billigung und die Reaktionäre mit kühler Zurückhaltung auf; die Gegensätze innerhalb der konservativen Reihen haben sich sogar schon derartig zugespitzt, daß einige Mitglieder aus dem Hohenwartklub ausgeschieden sind; das ist die erste Erschütterung, welche das Fundament des Kabinets erfährt.

* * *

## Die Einheit der Liberalen.

Der Reichstag ist, nachdem er sich fast eine ganze Woche Ruhe gegönnt hat, in die Berathungen eingetreten: Die Handelsverträge, welche mit Spanien, Serbien und Rumänien abgeschlossen sind und welche man, im Vergleich zu dem russischen, die kleinen nennt, sind zuerst an die Reihe gekommen. Sie werden voraussichtlich mit ansehnlicher Mehrheit angenommen werden, trotzdem bieten die Diskussionen lebhaftes Interesse. Denn an dieser Stelle findet das erste aufklärende Gefecht zwischen den Parteien und der Regierung, mit dem Reichskanzler an der Spitze, statt, und hier wird der Kampf gegen den Abschluß des russischen Handelsvertrages begonnen werden. Daraus erklärt sich, daß das Centrum den Beginn dieser Berathung hinausgeschoben hat. Bei ihm liegt die Entscheidung über den russischen Handelsvertrag. Ist es geschlossen gegen denselben, so ist eine zustimmende Mehrheit schwerlich zu gewinnen, tritt es auch nur mit einem ansehnlichen Theil seiner Mitglieder auf die andere Seite, so ist die Annahme des Vertrags sicher. Die Ablehnung würde aller Wahrscheinlichkeit nach den Rücktritt des gegenwärtigen Reichskanzlers zur Folge haben müssen, der dem Centrum eine genehme Persönlichkeit ist. Dieser Umstand spräche für die Zustimmung, aber der agrarisch Gesinnten giebt es in dieser Partei sehr viele und einer der angesehensten Führer, Herr von Schorlemer, hat sich an ihre Spitze gestellt. Die Entscheidung ist also schwierig genug, und das Centrum wird, wenn es nicht gefährlicher innerer Zwietracht sich aussetzen will, sehr vorsichtig operiren müssen.

Noch unbequemer kann seine Position bei den Steuern werden. Tabaksteuer und Weinsteuer finden auch bei den Wählern des Centrums viele Feinde und erfreut ist Niemand über Steuererhöhungen. Ohne das Centrum ist wahrscheinlich keine dieser Steuern durchzusetzen, da eine ansehnliche feste Minorität gegen sie besteht und Konservative und Nationalliberale auch mit Heranziehung kleinerer Gruppen keine Mehrheit bilden können. An der Durchsetzung dieser Steuern muß der Regierung Alles gelegen sein, sonst bleibt nichts übrig, als in irgend einer Form auf die Liebesgabe oder die direkte Besteuerung zu greifen, sei es unmittelbar von Reichswegen durch eine eigene Einkommensteuer, Erbschaftssteuer, Wehrsteuer oder dergl. oder durch Heranziehung der Matrikularbeiträge. Keiner dieser Alternativen sind die verbündeten Regierungen geneigt, am wenigsten Preußen, und der Reichskanzler würde sich gegen die Gegenströmung im preußischen Ministerium schwerlich behaupten können, wenn der Ausgang seiner militärischen Politik die Schwächung der preußischen Einnahmequellen oder die neue Belastung der preußischen Finanzen wäre.

An die Liebesgabe lassen aber weder die Konservativen noch das Centrum rühren. Das partikularistische Interesse ist gerade im Centrum sehr stark vertreten. Dieses wird deshalb unter Umständen doch für Tabak- und Weinsteuer zu haben sein, vielleicht nach manchem Drehen und Wenden und nach vergeblichen Versuchen, die Börsensteuer so zu gestalten, daß durch ihre Erhöhung die beiden anderen Steuern oder doch eine von ihnen überflüssig gemacht werden würde. Vergeblich werden solche Versuche sein müssen, weil schon die jetzt geplante Erhöhung der Umsatzsteuer und des Effektenstempels längst nicht den erwarteten Ertrag bringen wird und jede noch weiter gehende Erhöhung nur eine abschwächende Wirkung haben würde. Aber von keiner Partei ist weniger, als vom Centrum zu erwarten, daß es so große Dienste wie die Unterstützung der Handelsvertrags- und Steuerpolitik ohne entsprechende politische Vortheile und ohne seinen Anhängern eine Entschädigung für die auch von ihnen schwer genug empfundenen Lasten leiste. Die Aufhebung des Jesuitengesetzes wird nicht genügen, die Bedeutung desselben ist weit mehr eine prinzipielle als eine praktische. Die für das Centrum werthvollen Zugeständnisse liegen auf dem Gebiete der gewerblichen, der agrarischen und der Schulpolitik. Hier trifft das Centrum durchaus mit der Konservativen Partei zusammen und für viele seiner Bestrebungen findet es volles Verständniß sowohl beim Reichskanzler als auch bei dem preußischen Ministerium. Der leise Widerstand, welchen die Büreaukratie manchen Wünschen, z. B dem Befähigungsnachweise, noch entgegensetzt, kann überwunden werden, und die reaktionäre Richtung wird triumphiren.

Ganz offen verkünden die Konservativen schon den Kampf. Sie erheben die maßlosesten agrarischen Forderungen, sie fordern nicht allein von der Regierung die Einbringung des Zedlitz'schen Volksschulgesetzes, sondern stellen schon in Aussicht, daß sie nöthigenfalls selbst es beantragen würden, und sie bekämpfen ganz offen und rücksichtslos den Reichskanzler.

Die Hoffnung freilich werden sie schwerlich haben, daß sie, als Partei, den russischen Handelsvertrag verhindern werden; recht Viele von ihnen werden auch einsehen, daß er für die Landwirthschaft längst nicht die Bedeutung hat, welche ihm in agrarischen Kundgebungen zugeschrieben wird; aber durch die große Kraftentfaltung und die rücksichtslose Bekämpfung der Regierung wollen sie sich den Erfolg für ihre weiteren Ziele sichern. Die etwa noch widerstrebenden Elemente in der Regierung sollen die konservative Macht fürchten lernen, weichen oder sich unterwerfen, und dann hoffen sie mit der Majorität, über die sie fast allein schon im preußischen Abgeordnetenhause und mit Hilfe des Centrums im Reichstage verfügen, alle ihre Wünsche sich erfüllen zu sehen. Graf Caprivi neigt bezüglich der inneren Politik stark auf die konservative Seite und er wird beschränkenden Maßregeln gegen Handel und Gewerbe, der Ausdehnung der Polizeigewalt u. dergl. vielleicht keinen Widerstand entgegensetzen; werden die Cirkel seiner auswärtigen Politik von Konservativen und Centrum nicht gestört, so wird er mit ihnen in ganz gutem Einvernehmen leben können; die Befriedigung der agrarischen Forderungen wird hauptsächlich Sache Preußens sein.

Sind die Schlachten über die Handelsverträge und über die Steuern geschlagen, so können mithin Konservative und Centrum zumeist in friedlichem Zusammenwirken mit der Regierung ihre Geschäfte besorgen.

Werden nun in dieser Situation die liberalen Parteien den parlamentarischen Kampf gegen einander fortsetzen oder werden sie sich entschließen, wo irgend angänglich, ihre Differenzen zurücktreten zu lassen vor der dringenden Nothwendigkeit, vereint die liberalen Grundsätze, denen doch auch noch ein guter Theil der Nationalliberalen anhängt, zu vertreten? Die ernste Mahnung, welche Herr v. Bennigsen zu der Zeit, als das Volksschulgesetz in Berathung stand, an alle Liberalen richtete, ist heute mehr noch, als damals, am Platze. Es genügt in dieser Lage nicht, daß bei gewissen Abstimmungen alle Liberalen zusammenkommen, es bedarf auch einer einheitlichen Aktion; nur dadurch kann den Gegnern wie den Freunden in den Parlamenten und außerhalb derselben die Ueberzeugung beigebracht werden, daß alle Liberalen fest zusammenstehen. Darum darf die gegenseitige Bekämpfung nicht fortdauern. An einen Sieg in den Parlamenten können freilich die Liberalen, wie die Lage jetzt ist, nur in Ausnahmefällen denken, aber die Wirkung sowohl auf die Regierung als auch auf die Bevölkerung ist doch eine ganz andere, wenn sie die liberalen Grundsätze durch einheitliches Zusammenwirken aller derjenigen vertheidigt sehen, welche sich noch zum Liberalismus bekennen, als wenn, selbst wo Einheit in der Hauptsache vorhanden ist, doch untergeordnete Verschiedenheiten zu unfreundlichen Anklagen benutzt werden. In den Augen der Gegner wie der Freunde setzt solche Selbstzerfleischung beide Theile herab und nimmt auch einem schließlich vielleicht übereinstimmenden Wirken den rechten Eindruck

Außerhalb der Parlamente sehen verständige Leute dies schon ein. Das Land Mecklenburg hat trotz aller Versuche, Zwietracht zu säen, der Ueberzeugung, daß alle Liberalen zusammengehen müssen, wenn der Kampf gegen ihre Gegner nicht hoffnungslos sein soll, auf dem Güstrower Parteitag Ausdruck gegeben. Es ist zu erwarten, daß die Versammlung der Freisinnigen Vereinigung am 2./3. Dezember ebenfalls die Nothwendigkeit der Einigkeit aller Liberalen in den

Vordergrund stellen wird, und daß auch in anderen deutschen Gebieten das Beispiel Mecklenburgs Nachahmung findet.

Nur dann, wenn es gelingt, als Regel ein solches Zusammengehen der Liberalen herbeizuführen, ist für sie nach fünf Jahren Aussicht auf einen Erfolg bei den Wahlen; nur dann ist der Regierung die Möglichkeit gegeben, unannehmbaren Forderungen der konservativ-klerikalen Parteien gegenüber durch Auflösung des Parlaments an das Volk zu appelliren, ohne befürchten zu müssen, daß nur die extremen Parteien, rechts Konservative und Klerikale, links die Sozialdemokratie, den Vortheil davon haben.

K. Schrader.

## Alexander von Bulgarien.

Die fürstlichen Häupter, durch welche die aus zerfallendem türkischen Gebiet gebildeten Staaten sich theils vor dem Kampfe der Faktionen zu retten, theils dem europäischen System einzuordnen suchten, sind sehr verschiedenen Häusern entnommen. Als es sich in den dreißiger Jahren darum handelte, das neugeschaffene Griechenland mit einer monarchischen Spitze zu versehen, die es den Mächten acceptabel und seinem verwilderten Volke zu einer Kulturheimath machen sollte, schien der mögliche Erfolg noch zu klein und das Wagniß zu groß, um die Sprossen großer Dynastien zur Bewerbung zu veranlassen. Rußland freilich würde an seine Zukunftspläne einen Großfürsten gesetzt haben, wenn die Rücksicht auf das damals noch orientmächtige England den Plan nicht im Keime erstickt hätte; eine andere Großmacht war aber nicht zu haben, und so blieb, nachdem Leopold von Koburg vorsichtig abgelehnt hatte, nur ein Wittelsbacher übrig, dessen Vater für die Befreiung des Landes dichterisch thätig gewesen war. Als dieser, des Koburgers Voraussicht merkwürdig spät bestätigend, dreißig Jahre darauf fiel, war der junge Staat genügend konsolidirt, und England bereits genug zurückgedrängt, um einen russischgesinnten Dänen zu seinem Nachfolger werden zu lassen, dessen Kronprinz, wiederum fast dreißig Jahre später, die Tochter und Schwester deutscher Kaiser heimführen konnte. Rumänien: das ein Menschenalter nach Griechenland seine selbständige Laufbahn begann und sich faute de mieux zuerst mit einem einheimischen Bojaren begnügte, vermochte sich wenige Jahre darauf zu einem Zweige der Hohenzollern-Familie aufzuschwingen, der, abgesehen von seiner großen preußischen Verbindung, dem Kaiser Napoleon durch seine Familienbeziehungen und dem Zaren als Hemmniß der drohenden Republik annehmbar war. Gegen seines Thronfolgers Ehe mit einer Tochter des eigenen Adels hat das rumänische Volk, das diesen Adel besser kannte, als die idealistische Königin — lebhaft protestirt. Serbien, dessen dissolute eingeborene Häuptlinge von Rußland wegen ihrer Verwendbarkeit gegen die österreichische Nachbarschaft aufrecht erhalten wurden, zahlt die Kosten dieses Arrangements und kann sich in seiner Entwicklung weder mit Griechenland noch mit Rumänien messen. Ueber Schweinezucht, Ministermord und verlorene Schlachten ist es noch nicht weit hinausgekommen.

Tritt das Sinken der Türkei, tritt die wachsende Kräftigung der Balkanvölker in dem Rangverhältniß von Otto und Carol hervor, so zeigt sich dieselbe Erscheinung in anderer Weise in dem erst vor fünfzehn Jahren entstandenen Bulgarien. Durch einen russischen Krieg ins Leben gerufen und bei der Größe der russischen Verluste und der Kleinheit der russischen Diplomatie von England sofort wieder halbirt, wurde akkordirungshalber die nördliche Hälfte thatsächlich dem Zaren überlassen, während die südliche praktisch an den Sultan zurückfiel. Der Bestimmung beider Fürstenthümer gemäß ging das erstere an einen Neffen der russischen Kaiserin, der als Sohn des hessischen Prinzen Alexander und der Tochter eines russischen Generals sächsisch-bürgerlicher Abkunft jede Garantie für Mokowitismus und bescheidene Unterordnung zu geben schien; das letztere ward in die Hände eines Fanarioten gelegt, eines Mannes mit der richtigen geschäftlichen Tradition seiner Rasse im Dienste der Pforte.

Alexander I., der neue Fürst von Bulgarien, war ein Mann, der viel Würde, Muth und Einsicht mit ein wenig Naivetät vereinte, und der an dem letzteren Ingredienz seines sonst so staatsmännischen Charakters zu Grunde ging. Von den Russen als eine Art Statthalter eingesetzt, bis sie das widerwillig geräumte Land einmal zurücknehmen könnten, glaubte er durch Hingebung an die russische Politik in allen großen Fragen seine Loyalität genügend zu erweisen, und erwartete als einzigen Lohn, daß man ihm eine verständige und wohlwollende Entwicklung seines Volkes gestatte. Daß die letztere den Russen nicht genehm sein würde, war ein Umstand, den seine Unbefangenheit weder voraussah, noch rasch genug auf die unüberwindliche Ursache zurückführte, als er ihn endlich bemerken mußte. Ihrer Politik gemäß verwünschten die Russen den inneren bulgarischen Ausbau, der zu konsolidiren drohte, was sie nur als ein vorübergehendes Arrangement geschaffen hatten; der Fürst dagegen, seiner redlichen Absichten bewußt, erblickte lange in ihrem Einspruch nur die Feindseligkeit einzelner hyperslavischer Beamten, ohne zu bemerken, daß eben seine Redlichkeit sein Vergehen war. Sein Irrthum wurde theils durch persönliche Liebenswürdigkeiten Alexander II., theils durch die Verschiedenartigkeit der Beamten und Offiziere verstärkt, die man ihm russischerseits zur Berathung und Leitung ins Haus schickte. Der Zar, der den geringen Neuling unmöglich fürchten konnte, gefiel sich darin, in ihm den strebsamen Zünfting zu sehen, den er mit verwandtschaftlicher Güte behandeln durfte; die russische Diplomatie, die ihm zutraute, daß er seine Rolle allmählich begreifen werde, schickte ihm neben den vielen Militärs und Civilisten, die Ordnung und Aufschwung verhindern sollten, auch gelegentlich einen oder den anderen, dem an dem öffentlichen Wohl zu arbeiten und die murrenden Bulgaren zu befriedigen erlaubt war. Seine Aufgabe edelsinnig und in echter deutscher Sachlichkeit erfassend, legte der Fürst, solange Alexander II. lebte, dem anständigen Theil seiner Prätorianer zu viel Gewicht bei, und schrieb die Handlungen des böswilligen Gros vielmehr der russischen Undisciplin als den Instruktionen des Petersburger Kabinets zu. Als Alexander III. den Thron bestieg, nahm die Situation allerdings einen Charakter an, welcher dem Bulgarenfürsten nicht länger gestattete, sich über die Quelle seiner internen Schwierigkeiten zu täuschen, wenn er auch noch manchmal versuchen mochte, sich in alte Illusionen zurückzuversetzen. Daß er trotzdem sich in seinem Kurse nicht beirren ließ und in der Hauptsache thatkräftig fortfuhr, dem Lande nach bestem Vermögen zu nützen, krönt seine Rechtschaffenheit und seinen Muth.

Obschon seine russischen Generale und Beamten ihm von Anfang an mit ostentativer Respektwidrigkeit begegnet waren, vergingen dennoch acht Jahre, ehe sie zum Aeußersten zu schreiten wagten. Der Fürst war schon im Lande, als General Dondukoff, der abtretende Gouverneur, öffentlich sagte, er habe seine Minen so gelegt, daß das deutsche Prinzchen in sechs Monaten abwirthschaften müsse; der Fürst saß kurz nach seiner Ankunft mit seinen Offizieren bei Tisch, als General Paranzoff, der anwesende russische oetroyirte Kriegsminister, laut bemerkte, der neue Herrscher sei eigentlich ein netter Mensch, und er werde seinen Offizieren erlauben, ihn mit „Hoheit" anzureden. Beide wurden abberufen, um anderen Platz zu machen, die sich meist in denselben Namenlosigkeiten ergingen und ihren Verbalinjurien die Realinjurie der offenen Nichtachtung fürstlicher Befehle hinzufügten. Man rächte sich an dem, den man als Werkzeug gebrauchen wollte, dafür, daß überhaupt ein Werkzeug nöthig geworden war. In dieser drückenden Enge wußte sich der Fürst mit ungewöhnlicher Klugheit und Mannhaftigkeit zu behaupten. Er überhörte heute, um morgen zuzuschlagen. Er gewann den einen, um den anderen zu entfernen. Seine Kourage und Popularität ersetzten die Macht, als er noch keine besaß, und die Feigheit der rohen Gesellen, die ihn

beleidigen, aber nicht wegschicken durften, so lange man die bulgarische Frage nicht aufrollen mochte, that das Uebrige. In den vielen schweren Phasen, durch die er während seiner acht Jahre gegangen ist, hat wesentlich seine persönliche Tapferkeit die Stellung, die man ihm aus Furcht vor internationalen Verwicklungen nicht zu nehmen sich getraute, vor Unwürdigkeit bewahrt.

Allmählich steigerten sich die Dinge und trieben in den Krach. Als der Fürst nicht die von den Russen für ihren nächsten Einmarsch verlangten Bahnen, sondern die für die ökonomische Entwicklung des Landes erforderliche Wien—Konstantinopel-Linie baute, „befahl ihm im Namen seines Monarchen“ der zarische Generalkonsul Jonin, sich des besten Theiles seiner Macht zu entkleiden. Der Fürst überließ die Entscheidung der Kammer, welche auf seine Seite tretend den russischen Anschlag vereitelte. Obschon die Russen nunmehr für seine Vertreibung zu agitiren und konspiriren anfingen, vergingen wieder zwei Jahre, ehe man den letzten Schlag riskirte. Ostrumelien hatte sich 1885 auf Betreiben Rußlands mit Bulgarien vereinigt. Der Fürst, dessen Entfernung Rußland zur Bedingung seiner Zustimmung zu machen dachte, war selber in die Bewegung eingetreten und dadurch im Innern und Aeußern gestärkt. Bulgarien war an Umfang und Stellung gewachsen, und erhielt das Aussehen einer dauerhaften Macht. Jetzt half nichts mehr. Man peitschte sich in Petersburg zur Courage, organisirte eine pekuniäre Militärmeuterei in Sofia, und schleppte den Fürsten auf russisches Gebiet, um ihn Tags darauf auf die persönliche telegraphische Warnung des Deutschen Kaisers nach Oesterreich hin zu entlassen. Es ist in frischer Erinnerung, wie der Fürst, vom größten Theil des Volks und der Truppen festlich empfangen, nach Sofia zurückkehrte, um auf ein drohendes Telegramm des Zaren hin sofort wieder abzudanken. Nach dem, was er erlebt, war er von der russischen Schamlosigkeit und der europäischen Indifferenz zu sehr überzeugt, um das Land durch sein Verbleiben neuen Wirren aussetzen zu wollen. Daß er sich gegen beide durch die Organisation einer ausländischen Leibwache hätte schützen können, und die Anwendung dieses einfachen Mittels etwas ungeschickt unterließ, zeigt das Beispiel seines Nachfolgers. Es war eine jener unerwogenen Vertrauensseligkeiten, die der arglosen Bravheit seines Charakters entsprachen. Ein Freund der Russen, begriff er lange nicht, daß diese, wie sie einmal sind, seine Feinde sein mußten; als er ihre Feindschaft erkannte und über ihre Pläne nicht mehr im Zweifel sein konnte, rechnete er für seine Sicherheit auf das bulgarische Militär, ohne zu bedenken, was eine Handvoll Meuterer vermag. Vielleicht zeigt sich in beiden Punkten der Mangel an Berathung, den er von den Mächten erfuhr. Deutschland, Oesterreich und Frankreich mochten Rußland nicht verletzen; das gladstonische England wollte es ebensowenig; das salisburysche war ihm erst nach der gelungenen Einverleibung Ostrumeliens nicht mehr gram. Schließlich ist dieser vielversprechende Mann an einem vernachlässigten Magengeschwür gestorben, wie es in der klinischen Behandlung fast immer geheilt wird!

In einem einer deutschen Dichterin gehörigen Album stehen die folgenden Verse eines deutschen Herzogs:

Dem Freunde deutsche Liebe.<br>
Dem Feinde deutsche Hiebe.

Und darunter steht die Einzeichnung Alexanders von Bulgarien:

„Diese Anschauung wird von den europäischen Kabineten nicht immer getheilt. Kissingen 1888.“

Manchmal wollen, manchmal können die Kabinete sie nicht bethätigen. Was Rußland an dem jungen Fürsten gethan, der vom Lieutenant der Garde du Corps so plötzlich zum edelen und bedeutsamen Staatsmann emporwuchs, wird in mehreren deutschen Hauptstädten schwerlich vergessen werden.

* * *

## Die Kriterien des Lebens.

Ist es wahr, was Meister Virchow in seiner Rektoratsrede aussprach, daß unsere Biologie von der Gefahr bedroht sei, daß die Mystik noch einmal Einfluß auf sie gewinnen könne? Haben wir nicht genug geforscht, beschrieben, versucht, gemessen, um die Wissenschaft des Lebens auf exakte Grundlagen zu stellen? An heißem Bemühen hat es nicht gefehlt Aber diese große Sphynx des Lebens läßt sich so leicht nicht besiegen.

Der Menschheit im Großen scheint das Ringen um die Lösung des Räthsels, das sie uns aufgegeben hat, ziemlich gleichgültig zu sein. Sie hält es mit den Philosophen und Dichtern, welche über das Leben allerlei Schönes zu erzählen wissen.

Was ist Leben! Raserei!<br>
Was ist Leben? Hohler Schaum!<br>
Ein Gedicht, ein Schatten kaum.<br>
Wenig kann das Glück uns geben,<br>
Denn ein Traum ist alles Leben,<br>
Und die Träume selbst ein Traum.

So läßt Calderon den Sigismund sagen in einem Drama, das geschrieben scheint, um den geringen Unterschied zwischen dem Traum und dem Leben zu beweisen. Das Leben ein Traum, wie oft kehrt der Gedanke nicht den Dichtern wieder; selbst Shakespeare, der große Wirklichkeitskenner, hat seine Stunde, in der er den Prospero sagen läßt:

We are such stuff<br>
As dreams are made on and our little life<br>
Is rounded with a sleep.

Vielleicht würde die Menschheit weniger bereit sein, sich mit diesem Vergleich zufrieden zu geben, wenn sie das Leben, also ihr eigenes Leben, das sie selbst lebt, als einen Wirklichkeitsvorgang erfassen könnte. Ein Vorgang der in der Wirklichkeit drin steht, das würde heißen ein Vorgang, der den gleichen Gesetzen unterworfen ist, wie die Vorgänge, die wir in unserer Umgebung beobachten, der wie diese objektiv beschrieben, definirt, auf seine Kausalität untersucht werden soll. Nein, ein solcher Vorgang ist unser Leben nicht, sagen die Meisten oder doch Viele. Unser eigenes Wesen zu zergliedern, in unser Inneres zu blicken, mit der kalten Objektivität, mit der wir die Außenwelt ansehen, das widerstrebt dem einfachen natürlichen Gefühl, davor schaudert es wie vor einem zu erleidenden Schmerze zurück. Da ist es, wo eben die Mystik einsetzt. Aber es gibt auch einen Punkt, wo die Wissenschaft einsetzt, und der ist der stärkere. Denn es ist der Punkt, an dem alle Menschen sterblich sind, da handelt es sich nicht um ein Wollen, sondern um ein Müssen. Es ist die Noth, welche uns zwingt, unsere Scheu zu überwinden, und die Gesetze des Lebens zu erforschen, um unser und unserer Mitmenschen Leiden zu lindern. Das Leben ist nur so lange ein Traum, so lange es glatt geht, so lange es nur ein Erleben der äußeren Begebenheiten ist, die an uns vorübergleiten. Wenn aber Schmerz und Noth beginnen, dann nimmt es sofort einen anderen Charakter an. Derselbe Schopenhauer, welcher Träumen und Leben dem Lesen in einem und demselben Buche vergleicht, findet bald darauf, daß das Leben einem Wandeln über eine Kreisbahn von glühenden Kohlen, in der es einige kühlere Stellen gibt, gleiche. Ja wenn das so ist, dann verdient diese Kreisbahn genau untersucht zu werden. Denn es ist mir nicht gleichgültig, ob ich über glühende Kohlen oder über kühlere Stellen wandere. Vielleicht kann es mir nützen, die Lage und Vertheilung dieser Stellen kennen zu lernen, vielleicht kann es sogar gelingen, das Verhältniß der glühenden Kohlen zu den kühleren Stellen etwas zu Gunsten der Wandernden zu verändern.

Gewiß würden die Bestrebungen der Wissenschaft, das Wesen des Lebens zu erforschen, in ganz anderem Maße das Interesse der Menschheit erregen, wenn man ihr deutlicher zurufen könnte „Tua res agitur“. Aber die Methode

der biologischen Disziplinen bringt es mit sich, daß ihr Forschungsgebiet sich von dem Leben, das die Menschheit eigentlich allein interessirt, nämlich ihrem eigenen, mehr und mehr entfernt. Erschreckt von der Komplizirtheit, welche der Lebensvorgang bei den höchsten lebenden Wesen darbietet, hat die Wissenschaft versucht, denselben zu zergliedern, ihn in einzelne Abschnitte zu zerlegen und jeden derselben einzeln zu behandeln. Aus demselben Grunde hat sie ihre Aufmerksamkeit auf immer einfachere Lebewesen gerichtet, und heute ist das mikroskopisch Kleine ganz und gar in den Vordergrund getreten. Damit entfernt man sich aber mehr und mehr von dem, wofür die große Masse der Menschheit allein Interesse und Verständniß hat, nämlich ihrem eigenen Schicksal. Höchstens einmal, wenn ein solch mikroskopisch kleiner Organismus besonders gefährliche Eigenschaften hat, wird er für eine kurze Zeit der Gegenstand einer fast fieberhaften Neugierde, die ihn aber nur in der Absicht kennen lernen will, um sich seiner zu erwehren. Man versuche doch einmal, Jemanden etwas von den neuesten Forschungen auseinanderzusetzen, z. B. daß das Leben ein den Gährungserscheinungen verwandter Prozeß sei, man wird nicht viel Aufmerksamkeit und Verständniß damit erzielen. Es fehlt die Brücke zwischen dem, was die Wissenschaft über das Leben zu Tage bringt, und dem, was wir als Leben empfinden und kennen. Deshalb ist die Wissenschaft so einflußlos auf die Ansichten des Menschen über das Leben, deshalb fehlt diesen Ansichten das Steuer exakter Feststellung und deshalb sind sie leicht in Gefahr, wenn irgend ein Wind des Wunderbaren bläst, nach den Regionen des Mystischen abzutriften.

Aber auch das Verfahren der Wissenschaft leidet an einer logischen Schwäche. Woher weiß sie denn, daß die Wesen, welche sie untersucht, lebende sind? Zwar werden sie so genannt, und in den meisten Fällen begegnet sie in dieser Annahme keinem Zweifel, aber indem sie an immer einfacheren Wesen die Grundzüge des Lebens festzustellen sucht, muß sie doch auch einmal an eine Grenze kommen? Ist nun diese Grenze so mit Wall und Graben umzogen oder mit Grenzpfählen umsteckt, daß man weiß, was innerhalb derselben sich befindet, sei lebend und darüber hinaus Nichts. Offenbar kann darüber Niemand Brief und Siegel haben. Etwas Anderes wäre es, wenn die Wissenschaft schon wüßte, was das Leben ist, dann würde man leicht feststellen können, was in ihren Bereich gehört, nämlich alle Wesen, bei denen man das Leben fände. Gibt es also solche Kriterien, an denen man das Leben erkennen und von allen übrigen Vorgängen in der Natur unterscheiden kann? Ich bin bei meinen Forschungen vielfach genöthigt worden, mir die Frage vorzulegen, was ist Leben? und ich habe in ihrer Beantwortung eine Anzahl Kriterien gefunden, welche sich bei allen lebenden Wesen wiederfinden, welche also dem Wesen des Lebensvorganges entsprechen, in welcher Form und unter welchen Bedingungen es sich auch vollziehe. Die Einsicht, welche sich hieraus ergibt, scheint mir eine doppelte zu sein. Zuerst nämlich ergibt sich aus diesen Kriterien, daß das Leben ein scharf charakterisirter Vorgang ist, der trotz seiner scheinbar proteusartigen Mannigfaltigkeit von bestimmten Gesetzen beherrscht wird. Als einen solchen Vorgang habe ich das Leben in dem Aufsatz über „die Grenzen der Anpassung“, der jüngst in dieser Wochenschrift erschien, geschildert und gesagt, daß diese Gesetze einmal ebenso sicher formulirt werden können, wie andere Naturgesetze.

Was könnte der Menschheit größere Aussichten erwecken als das?

Jegliche andere Wissenschaft kann der Menschheit nur einen Machtzuwachs in einer bestimmten Richtung geben, die Wissenschaft vom Leben aber, wenn es ihr gelingt, dasselbe einmal mit festem Griff zu erfassen und in den Bereich der Erkenntniß zu rücken, verspricht die Menschheit zur Herrin ihres eigenen Schicksals zu machen. Die zweite Einsicht, welche sich aus einer solchen allgemeinen Definition des Lebens ergibt, ist die, daß das Leben ein einheitlicher Prozeß ist, der sich in allen lebenden Wesen in der gleichen Weise abspielt. Dies erklärt, warum wir dem mikroskopisch kleinen einfachen Lebewesen näher verwandt sind, als der vollkommensten Maschine, warum ein Band alles Lebende umschlingt.

Zum Beweise will ich die Kriterien des Lebens aus dem vollkommensten Leben, aus unserem eigenen, ableiten und sie überall an das, was wir selbst als Leben empfinden und fühlen, anknüpfen. In einer späteren Charakteristik der lebenden Wesen will ich dann nachweisen, wie diese Kriterien sich bei allen wiederfinden und im Grunde alle Organisationen bestimmen. Man wird, wenn man eine solche Untersuchung beginnt, sich zunächst fragen müssen, woher denn diese Bezeichnung „Leben“ stamme. Ich sage Bezeichnung und spreche noch nicht von einem Begriff des Lebens, denn dieser Begriff soll ja erst in dieser Untersuchung durch die Aufstellung seiner Kriterien definirt werden. Es ist nicht schwer herauszufinden, daß wir mit „Leben“ zu allererst den Zustand bezeichnen, in dem wir uns selbst befinden. Daß wir leben, ist uns unbedingt sicher, ist uns die Richtschnur für alle Erkenntniß überhaupt. Ob irgend etwas außer uns lebt, ist uns niemals in gleichem Grade gewiß, sondern wird es erst durch eine Prüfung, die wir mit ihm anstellen. Die Prüfung aber besteht darin, daß wir untersuchen, ob es sich ebenso verhält wie wir selbst. Daher ist der Zustand unseres Empfindens, Fühlens, Handelns für uns zunächst das, was wir „Leben“ nennen, und folgerichtig ist das, was wir außerhalb uns wahrnehmen, nur insofern als Leben anzuerkennen, als es unserem eigenen Zustand gleicht. Das ist das erste und allgemeinste Kriterium des Lebens. An ihm hängt wie an einem Faden unsere ganze Zusammenfassung einer Reihe von Naturerscheinungen als lebende Wesen. Wie uns der Nachbar dadurch als lebend erscheint, daß er spricht, sich bewegt, ißt und trinkt wie wir, so wird uns der Hund lebendig, wenn er, unserem Anruf folgend, aufspringt, uns ansieht und uns zu verstehen scheint; so sind uns die Thiere mit ihren Bewegungen, ihrem Kampf untereinander im Ganzen Spiegel unserer selbst. Die Pflanzenwelt aber, die früher für todt galt, ist von der Zeit an für uns lebend geworden, wo die genauere Untersuchung in ihr Eigenschaften hat entdecken lassen, die Analogien mit den unserigen darbieten. Indessen läßt sich nicht leugnen, daß dieser Faden der Aehnlichkeit dünner und dünner wird, je weiter wir uns von dem Menschen entfernen. Man macht auch bald die Erfahrung, daß er doch nicht ohne Kritik verfolgt werden darf. Sind es denn nur lebende Wesen, welche Aehnlichkeit mit dem Menschen darbieten? Bekannt ist, daß die Naturvölker, welche Maschinen noch nicht gesehen haben, diese für beseelt, das heißt für lebend halten. Aber nicht bloß Naturvölker thun dies, sondern Menschen von lebhafter Phantasie überhaupt. Victor Hugo erzählt in einer Schilderung seiner ersten Eisenbahnfahrt: „Man muß eine große Anstrengung machen, um sich nicht einzubilden, daß die Lokomotive, das Eisenpferd, ein wirkliches Thier ist. Man hört sie in der Nähe schnauben, bei der Abfahrt jammern, im Laufe bellen. Sie schwitzt, sie zittert, sie zischt, sie wiehert, sie hält plötzlich inne, sie scheint durchzugehen.“ Die Art, wie Zola in seinem Roman „La Bête humaine“ die Lokomotive personifizirt und in ein wahrhaft menschliches Verhältniß zu ihrem Führer gebracht hat, ist noch in frischer Erinnerung. In der That hat doch eine Lokomotive in ihrem Verhalten viel mehr Aehnlichkeiten mit uns, als z. B. ein Regenwurm, oder gar ein mikroskopisch kleine Amöbe. Und doch sind die letzteren mit uns wirklich gleicher Art und die erstere nicht. Es gibt also wahre und falsche Aehnlichkeiten. Wie unterscheiden wir sie? Offenbar sind wahre Aehnlichkeiten solche, die in dem in allen lebenden Wesen vorkommenden Prozeß, d. h. dem Leben begründet sind. Wenn wir sie also herausfinden, so werden wir damit das festgestellt haben, was dem Leben unter allen Umständen zukommt, was es von allen übrigen Naturvorgängen unterscheidet, also was das Leben charakterisirt und definirt. Wie aber werden wir dabei verfahren? Nun indem wir eine Reihe von Fällen, bei denen eine Verwechs-

lung mit einem lebenden Wesen möglich wäre, untersuchen und feststellen, durch welches Kriterium wir schließlich entscheiden, ob wir es mit Leben zu thun haben oder nicht. Die Summe aller dieser Kriterien: das sind die Kriterien des Lebens. Die erste und häufigste Verwechslung ist die mit der Leiche. Was gleicht dem lebenden Menschen mehr als der todte Mensch? Für die momentane Betrachtung kann die Gleichheit eine vollkommene sein, aber schon nach einigen Momenten stellen sich Zweifel ein. Nehmen wir einmal an, hier werde Jemand gebracht, den man eben aufgefunden habe und ein Kreis von Menschen, der ihn umstehe, beschäftige sich mit der Frage, ob er lebend sei oder todt. Er scheint mir todt, sagt einer, er bewegt sich nicht. Die Bewegung ist also eines der Kriterien, an denen wir das Leben erkennen, und wir werden zu Nummer eins jetzt hinzufügen Nummer zwei: „*Lebende Wesen bewegen sich.*" Doch wenn wir einen Augenblick länger bei unserem Menschenhaufen verweilen, werden wir diesem Kriterium gleich noch eine Einschränkung hinzufügen, denn ein zweiter der Umstehenden sagt eben: „doch er bewegt sich, ich habe eben gesehen, wie sein Kopf gewackelt hat." „Ja das beweist nichts", wird ihm von allen Seiten entgegnet, „es hat Jemand an den Stein gestoßen, auf dem er liegt." Also nicht jede Bewegung ist ein Beweis des Lebens, und diejenige, welche von außen her mitgetheilt wird, offenbar nicht. „Doch er lebt", ruft jetzt Jemand aus dem Haufen, „ich habe seine Brust sich heben sehen." Damit ist die Sache entschieden, wenigstens für den Augenblick, und Jedermann wartet gespannt auf die Wiederkehr dieser Bewegung. Warum wird sie als ein vollgültiger Beweis des Lebens angesehen? Weil sie nicht durch eine äußere Kraft bewirkt sein kann. Weder die Schwerkraft kann sie bewirken, denn sie erfolgt ihr entgegen, noch ein äußerer Stoß, der den Körper wohl erschüttern aber nicht ausdehnen könnte. Deshalb muß die Kraft, welche diese Bewegung veranlaßt, im Innern des Körpers entstehen, und weil wir das im Moment durchschauen, sind wir überzeugt, daß in dem Moment wenigstens, wo diese Bewegung erfolgt, noch Leben in dem Menschen vorhanden ist. Unser zweites Kriterium lautet also vollständig: „*Lebende Wesen bewegen sich aus inneren Kräften.*"

Nun wollen wir einmal den Schauplatz unserer Untersuchung wechseln und ins Panoptikum nach Berlin verlegen. Da liegt Jemand auf einem Lager, der Form nach ein Mensch, in allem Aeußeren treu nachgebildet, bis auf das Kolorit der Haut, und seine Brust hebt und senkt sich in regelmäßigen Zügen. „Ein Schlafender" ist der erste Gedanke. Aber bald regt sich der Zweifel. Zwar die ersten beiden Kriterien sind hier erfüllt. Das Objekt der Untersuchung gleicht uns und es bewegt sich aus inneren Kräften. Aber das genügt uns noch nicht, es müssen noch mehr Kriterien in Anwendung kommen. Wie verfährt jene Gruppe junger Mädchen vom Lande, die zweifelnd davor stehen? Eine davon nimmt den Zipfel von ihrem Tuche und kitzelt die Nase des Objektes ihrer Zweifel. Als darauf nichts erfolgt, dreht sie sich zu ihren Gefährtinnen um und sagt: „Es ist doch nur so'ne Wachsfigur."

Das psychologische Moment, welches hier den Ausschlag gab, ist leicht zu ergründen. Sie erwartete, daß auf den Reiz, welchen sie auf diese Figur ausübte, diese mit einer Bewegung, oder wenigstens mit einer Veränderung ihrer seitherigen Bewegung antworten würde. Als aber das nicht erfolgte, sondern die Figur in gleichem Rhythmus ihre Bewegungen fortsetzte, erkannte sie, daß diese Bewegungen nicht dem Leben ihre Entstehung verdankten, wie sie zuerst vermuthet hatte. Bewegungen des lebenden Wesen müssen also nicht bloß aus inneren Kräften erfolgen, sondern sie müssen auch beeinflußt werden von den Reizen, welche von außen her auf die lebenden Wesen wirken. Wir drücken dieses dritte Kriterium so aus, „*lebende Wesen sind reizbar*". Damit haben wir zwei Grundeigenschaften festgestellt, welche in der Philosophie und auch in der spekulativen Physiologie früherer Jahre als Motilität und Irritabilität bezeichnet wurden und als die hinreichenden Charaktere des Lebens galten. Aber uns genügen sie noch nicht. Denn ich denke mir, daß irgend ein Panoptikum der Zukunft eine Figur ausstellt, welche ein solches Kitzeln an der Nase mit einer Bewegung, sei es ein Wegdrehen des Kopfes, oder ein Greifen mit der Hand, oder vielleicht auch ein Niesen beantwortet. Unmöglich wäre das schon bei dem Stande unserer heutigen Technik nicht. Sir William Siemens war es, wenn ich nicht irre, welcher auf einer Londoner Ausstellung ein Auge ausstellte, welches sich auf den Reiz des Lichtes öffnete und schloß. Die Sache war dadurch möglich gemacht, daß eine Selenplatte, welche sich in dem Auge befand, wenn sie von dem Lichte bestrahlt wurde, ihren elektrischen Widerstand änderte. Dadurch aber wurde die Vertheilung eines elektrischen Stroms, der durch mehrere Elektromagnete floß, die gleichfalls in dem Auge angebracht waren, geändert, und diese Magnete wurden magnetisirt oder entmagnetisirt. Durch die Anziehung aber, welche dieselben ausübten bei ihrer Magnetisirung, wurden in einfacher Weise die Apparate in Bewegung gesetzt, welche das Auge öffneten und schlossen. Ganz analog könnte man in der Haut einer solchen Figur Plättchen anbringen, welche durch eine gelinde Reibung schon ihren elektrischen Zustand änderten, und damit auf die Stromvertheilung in Elektromagneten im Innern derselben eine ähnliche Wirkung ausübten wie in dem Siemens'schen Auge. Die Umsetzung der Kräfte dieses Elektromagneten in verschiedene Bewegungen wäre dann eine Sache ganz einfacher Mechanik.

Dann hätten wir also eine Figur, welche nicht bloß Motilität, sondern auch Irritabilität besitzt, welche alle drei seither ermittelten Kriterien erfüllt. Lange würde auch diese Figur uns nicht imponiren. Bald würden wir herausfinden, daß wir es mit einem Automaten zu thun haben, der auf einen bestimmten Reiz stets dieselbe Bewegung ausführt. Warum ist das nicht dieselbe Reizbarkeit, die wir an uns kennen? Ja weil wir eben nicht auf einen Reiz immer dieselbe Bewegung ausführen. Wenn uns etwas reizt, z. B. durch eine Berührung unserer Hand, stehen uns vielerlei Bewegungen zu Gebot. Wir können unsere Hand wegziehen, oder wir können uns umdrehen oder fortgehen, oder mit der anderen Hand den reizenden Gegenstand entfernen, oder zerstören u. s. w. Daß dem Automat diese Mannigfaltigkeit der Bewegungen nicht zu Gebote steht, das macht ihn uns verdächtig. Er führt immer nur dasselbe aus. Dafür giebt es nun zwei Gründe. Zuerst besitzt er überhaupt nur den Mechanismus für eine Bewegung, während wir offenbar vielerlei Bewegungsmechanismen besitzen. Das wäre nun ein Kriterium, das man zunächst so aussprechen könnte: „Lebende Wesen sind einer großen Mannigfaltigkeit der Bewegungen fähig." Aber das genügt noch nicht. Wenn man Automaten mit einem Bewegungsmechanismus bauen kann, warum denn nicht auch solche mit vielen. Wenn die Elektrotechniker gegenwärtig nicht so viel zu thun hätten mit der Bewältigung großer gewinnbringender praktischer Aufgaben, so wäre es ihnen gewiß schon eingefallen, uns Automaten zu bauen, welche gehen und laufen und springen können, welche allerlei mechanische Arbeit verrichten mit ihren Armen, welche Augen haben, die durch Licht reizbar sind, nach dem Prinzip des Telephons gebaute Ohren, welche auf Schall reagiren und eine Haut, die für Berührung empfindlich ist. Das wäre eine mit den heutigen Hilfsmitteln ganz lösbare Aufgabe, und dann hätte man die Mannigfaltigkeit der Organisation. Aber immer wäre das doch nur ein Automat aus einem zweiten Grund, nämlich weil in ihm der bewegende Mechanismus immer in einer ganz bestimmten Verbindung mit dem den Reiz aufnehmenden sein würde. So hoch auch die Zahl der Bewegungen gesteigert würde, die ein solcher Automat auszuführen im Stande wäre, stets wäre vorauszusagen, was er nun thun würde auf einen gegebenen Reiz hin. Das aber ist bei einem lebenden Wesen nicht der Fall und dadurch erhalten dessen Bewegungen den Charakter des Unberechenbaren, den Schein der Freiheit. Kommt das nun daher, daß in dem lebenden Wesen die Verknüpfung zwischen dem Reiz und der Bewegung keine nothwendige, den allgemeinen Natur-

gesetzen unterworfene sei? Dieser Frage, die lange eines der schwierigsten Probleme der Physiologie bildete, sind wir in neuerer Zeit näher gerückt und haben die Antwort gefunden, daß die Verknüpfung zwischen Reiz und Bewegung in dem lebenden Wesen eine ebenso nothwendige ist, wie sie in dem Automaten sein würde. Aber die lebenden Wesen besitzen eine Einrichtung, in welcher fast alle Verbindungsbahnen zwischen den Reiz- und Bewegungsapparaten zusammenlaufen, und welche man als eine centrale Umschaltungsstelle ansehen kann. Wie im Telephonamt der Beamte jede Leitung mit jeder beliebigen andern durch eine einfache Umschaltung verbinden kann, und wie ich deshalb durch mein Telephon jeden andern Telephonbesitzer anrufen kann, so kann auch vermöge dieses centralen Umschaltungsmechanismus in dem lebenden Wesen von jedem Reizort aus jeder beliebige Bewegungsmechanismus in Thätigkeit gesetzt werden. Wenn wir aber diese centrale Umschaltung ausschließen, wie wir es durch das Experiment leicht können, dann wird unser lebendes Wesen zu einem Organismus, der jeden Reiz ebenso eintönig und voraus berechenbar mit einer bestimmten Bewegung beantwortet, wie es der Automat thut. Es ist also der Besitz einer besonderen Einrichtung, welche hier das lebende Wesen charakterisirt und wir werden unser viertes Kriterium des Lebens so aussprechen: „Lebende Wesen besitzen eine Einrichtung, durch welche die Bewegungen, die sie auf Reize ausführen, variirt werden können". Nun muß ich es aussprechen, daß ich auch diese Einrichtung für nachbildbar halte, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Es gibt bereits elektrische Weichensteller, welche die Ueberführung eines Zuges von einem Geleise auf das andere selbstthätig bewirken. Die Erfindung eines Apparates, durch den die Umschaltung einer Telephonverbindung in eine andere selbstthätig bewirkt wird, halte ich nur für eine Frage der Zeit. Jetzt sitzt in dem Umschaltungszimmer der Telephonverwaltung ein Beamter, der, wenn ich ihn anrufe und ihm die Nummer nenne, mit der ich zu sprechen wünsche, eine metallische Verbindung zu meiner Telephonleitung löst und eine andere metallische Verbindung einfügt. Es wäre aber nicht nöthig, daß das durch einen Menschen geschieht. Ein Elektromagnet könnte ebensogut die Verbindung der Centralstation zu meiner Leitung unterbrechen und dafür die eines anderen Abonnenten einfügen. Es käme nur darauf an, daß er die richtige herausfände. Aber wenn alle Leitungen nach einem bestimmten Prinzip in einem Schaltapparat geordnet wären, würde es nicht zu schwer sein, durch ein Signal, mit dem man anruft, den Elektromagneten gerade an die Stelle zu senden, wo sich die gewünschte Nummer befindet. Gut, gesetzt es machte Jemand von einer solchen selbstthätigen Umschaltungsverbindung Gebrauch bei dem Bau eines Automaten, was würden wir dann sehen? Ein Wesen, welches im Stande wäre, einen Reiz nicht mit einer, sondern mit zwei, drei, vier oder vielen Bewegungen zu beantworten. Welche dieser Bewegungen zum Vorschein käme, könnten wir nicht im Voraus wissen, das Wesen wäre unberechenbar. Gewiß müßte es ein determinirendes Moment geben, welches bestimmte, daß der Umschaltungsapparat das eine Mal diese, das andere Mal jene Verbindung herstellte, aber dieses determinirende Moment würde nicht in dem Reiz selbst zu liegen brauchen und deshalb könnte es nur von Jemand aufgefunden werden, der den Mechanismus schon ein wenig durchschaute. Es wäre z. B. möglich, daß das determinirende Moment in der Temperatur bestände, so daß eine kleine Erwärmung die Umschaltung nach der einen, eine kleine Abkühlung dieselbe nach der andern Richtung vor sich gehen ließe. Da nun kleine Temperaturschwankungen in jedem Körper fortwährend stattfinden, ohne daß sie von außen leicht zu bemerken sind, so müßte die Art, wie die Reize beantwortet würden, fortwährend sich ändern, ohne daß man erkennen könnte, warum.

Gewiß müßte ein solches Wesen außerordentlich lebensähnlich und deshalb für naive Gemüther geradezu grauenerregend wirken. Aber würden wir es als lebendes Wesen anerkennen? Was würde uns darauf aufmerksam machen, daß es das nicht ist?

Gesetzt den Fall, es könnte gehen, was ja möglich wäre, wenn es den entsprechenden Mechanismus hätte und wir nähmen es mit ins Freie. Draußen ist es kalt. Unsere Haut wird blaß, wir knöpfen uns zu. Die Hunde krümmen sich zusammen, oder laufen lebhaft umher, um sich zu erwärmen, die Katzen drücken sich an die Häuser, die Pferde dampfen, an unserm Begleiter aber gibt es keine Veränderung. Kein Wunder, ihm macht die äußere Temperatur nicht kalt und nicht warm. Vielleicht aber, und sogar sehr wahrscheinlich wird die äußere Temperatur auf die Dauer einen viel größeren Einfluß auf ihn haben als auf mich. Sie wird seinen Bewegungsapparat, wenn dieser ein einigermaßen feiner ist, in Unordnung bringen, denn elektrische Leitungsfähigkeit ändert sich mit der Temperatur, Metalle ziehen sich zusammen und verlieren die Kontakte u. s. w. Wie kommt es nun, daß meine Mechanismen dieser Temperaturänderung widerstehen? Ja, weil ich die Fähigkeit habe, denselben entgegenzuwirken. Dadurch daß ich blaß werde, d. h. meine Hautgefäße kontrahire, mich zuknöpfe, mich rascher bewege, bewirke ich in meinem Organismus Veränderungen, durch die derselbe auch unter geänderten Bedingungen leistungsfähig bleibt. Ich passe mich der veränderten Umgebung an, wie ich es in einem früheren Aufsatz (die Grenzen der Anpassung in Nr. 40 d. Bl.) auseinandersetzte, und ebenso machen es die übrigen lebenden Wesen auch. Dem Automaten aber fehlt die Fähigkeit sich selbst so zu ändern, daß dadurch die Wirkungen der Umgebung kompensirt würden, er unterliegt deshalb dem Einfluß der Umgebung. Wir sprechen deshalb unser fünftes Kriterium des Lebens so aus. „Lebende Wesen sind anpassungsfähig, d. h. sie verändern sich unter dem Einfluß ihrer Umgebung in dem Sinne, daß ihr Leben erhalten bleibt". Dieser Anpassungsfähigkeit sind freilich auch für die lebenden Wesen Grenzen gezogen und gar manches harte Opfer belehrt uns, daß wir uns nicht an jedes Klima, nicht an alle Umgebungsbedingungen anpassen können. Auf der anderen Seite fehlt auch den Automaten diese nicht ganz. Ein Schiffschronometer, und auch dieser ist ja zu den Automaten zu rechnen, zeigt in den Tropen die Zeit mit derselben Genauigkeit wie in Hamburg oder Liverpool. Sein Gang darf bei einer Reise um die Welt nicht um wenige Minuten differiren. Der Kunstgriff, durch den das erreicht wird, ist bekannt. Man nimmt zur Herstellung der regulirenden Theile Metalle von verschiedener Ausdehnungsfähigkeit durch die Temperatur, oder man kompensirt die Wirkung der Ausdehnung durch entgegengesetzte Hebelwirkungen. So erlangt man einen Mechanismus, der sich bei jeglicher Temperatur durch kompensirende Wirkungen selbst in Ordnung hält. Der Kunstgriff könnte ausgedehnt werden. Man könnte auch größere Automaten konstruiren, welche im Stande wären, sich einem wechselnden Klima anzupassen. Solche Automaten würden es wohl in ihrem Aeußeren zeigen, wenn sie in veränderte Umgebung kämen, gerade wie es die lebenden Wesen thun. Sie würden vielleicht auch in der Kälte blaß werden und rascher gehen und in der Hitze roth und langsamer. Unmöglich wäre das auch nicht, nur immer unheimlicher.

Um neue Kriterien zu finden, müßten wir unseren Gefährten schon etwas länger beobachten. Da würden wir denn freilich sehen, daß er so wenig alterte, wie er jemals jung gewesen ist. Nicht daß es bei ihm an Zeichen der Vergänglichkeit fehlte. Das nicht, so gut wie die unsrigen würden auch seine Mechanismen allmählich stumpf und leistungsunfähig. Abnutzung und damit eine Begrenzung der Leistungsfähigkeit gibt es bei ihm auch und eine Art von Tod könnte man ihm mit derselben Sicherheit voraussagen, wie uns selber. Aber jene fortschreitende Kette von Veränderungen, welche sich an uns von der Jugend bis zum Alter vollzieht, welche uns aus Neugeborenen zu Säuglingen, aus Säuglingen zu Kindern, aus Kindern zu Erwachsenen, aus Erwachsenen zu Greisen werden läßt, die würde ihm fehlen. In ihm gäbe es kein Entwickeln und Ansteigen der Kräfte bis zu einem

Höhepunkt, kein Ausbilden der Körperform und dann wieder ein Zusammensinken. Gleich groß und gleich stark ginge er durch sein Dasein, bis er durch allmähliche Abnutzung seiner Mechanik dem Tode verfiele. Daher können wir nun unser sechstes Kriterium des Lebens aussprechen: „*Lebende Wesen durchlaufen einen gesetzmäßigen Cyklus von Zuständen, durch den sie in einer bestimmten Reihenfolge umgeformt werden.*“

Wenn man mich fragte, ob ich erwarte, daß auch dieses sechste Kriterium von einem künstlich von uns geschaffenen Wesen erfüllt werden könne, so müßte ich antworten, in dieser Ordnung der Dinge, die wir seither betrachtet haben: Nein. Denn diese Art von Veränderungen, die sich uns hier enthüllt, ist ganz unabhängig von allen äußeren Einflüssen. Das lebende Wesen durchläuft sie, was auch immer die Kräfte sein mögen, die auf dasselbe wirken, vorausgesetzt, daß es seine Bahn überhaupt durchläuft. Im Gegensatz zu allen seither betrachteten Erscheinungen muß also dieser Cyklus von Zuständen in der Natur des lebenden Wesens selbst liegen, und man kann ihn daher nur hervorbringen, indem man ein lebendes Wesen selbst schafft.

Wie aber schafft man ein lebendes Wesen? Dafür gibt es kein Vorbild als in den lebenden Wesen selbst. Lebende Wesen haben keinen Erbauer oder Erfinder. Doch wir werden dieses Kriterium besser in einer positiven Form ausdrücken. Was heißt es denn eigentlich: das lebende Wesen durchläuft eine Reihe von verschiedenen Zuständen? Das heißt, es besteht in seinem Leben aus einer Reihe von verschiedenen Wesen. Es ist als Kind ein anderes Wesen denn als Säugling, als Mann ein anderes Wesen denn als Kind. Jeder Zustand geht aus dem vorausgehenden hervor, d. h. der Säugling schafft das Kind, das Kind den Mann, der Mann den Greis. Noch deutlicher wird der Sachverhalt, wenn man sich fragt, woher kommt in der Zeit des Wachsthums die neue Substanz, welche den Körper vergrößert? Sie wird erzeugt von derjenigen, welche schon vorher da war. Und aus dieser Fähigkeit sich selbst zu erzeugen ergibt sich die Fähigkeit, verloren gegangene Theile zu ersetzen, welche bei den höheren Thieren allerdings bis auf die Heilbarkeit der Wunden zusammengeschrumpft ist, ergibt sich die Fähigkeit Geschlechtsprodukte zu erzeugen, aus denen wieder neue lebende Wesen hervorgehen. Somit können wir unser siebentes Kriterium so aussprechen: „*Lebende Wesen erzeugen sich selber*“.

Damit ist ausgesagt, das Leben ist ein Kreisprozeß, der sich in sich selber schließt und damit gegen alles Nichtlebende abschließt. In der That ist doch also richtig, was die Wissenschaft voraussetzt, daß das Reich des Lebens umwallt und geschlossen ist, und daß nichts Fremdes hinein kann. Aber wir haben mehr gewonnen als diese Erkenntniß, indem wir mit diesen sieben Kriterien das Leben sondern von allen übrigen Phänomenen. Wir gewinnen eine Definition des Lebens selbst, wir gewinnen die Ueberzeugung, daß das Leben nichts Fließendes, Unbestimmtes, Veränderliches ist, sondern ein fester, charakteristischer Vorgang. Jeder Vorgang, der diesen sieben Kriterien entspricht, ist Leben, und wo sich ein Wesen zeigt, an dem sie sich nachweisen lassen, da gehört es zu uns, da ist es uns verwandt. Diese sieben Kriterien müssen aber auch den Ausgangspunkt jeglicher Theorie des Lebens bilden, die einmal geschrieben wird. Wer immer versuchen will, das Leben zu erklären, der muß die Grundlagen aufstellen, aus denen diesen sieben Kriterien genügt werden kann, sonst ist der Versuch von vornherein verfehlt. Eines dieser Kriterien ist dem Verhältniß der lebenden Wesen zu einander, vier sind dem Verhältniß zu ihrer Umgebung, und zwei dem Verhältniß der verschiedenen Zustände desselben lebenden Wesens entnommen. Bestimmte Gesetze regieren also alle diese Verhältnisse. Ihre Gesammtheit wird uns die Natur des Lebensvorgangs erkennen lassen. Mancher wird sich vielleicht wundern, daß in diesen Kriterien nicht von Speise und Trank und von Hunger und Durst die Rede war. Aber gespeist und getränkt müssen auch Maschinen werden. Kraft in irgend welcher aufgespeicherten Form muß jeder Vorgang zugeführt erhalten, bei dem wieder Kraft in Form von Bewegung frei wird. Nichts als die Zufuhr von Kraft in aufgespeicherter Form ist aber unsere Nahrungsaufnahme, und in der Art, wie sie diese Kraft aufnehmen und in Wärme und Bewegung umsetzen, unterscheiden sich die lebenden Wesen prinzipiell gar nicht von den Maschinen. Höchstens könnte man die Stoffe, aus denen die Nahrung der lebenden Wesen besteht, verschieden finden von denjenigen, die zur Speisung der Maschinen dienen. Aber in der Beziehung bestehen auch die größten Unterschiede zwischen den lebenden Wesen, und das, was ihnen gemeinschaftlich ist, daß es sich um die Zufuhr gewisser Verbindungen handelt, aus deren Affinitäten zum Sauerstoff ihre Kräfte gewonnen werden, das haben sie auch mit den Maschinen gemein. Noch manches andere Zeichen des Lebens möchte Jemand, der etwa eben einen Samariterkurs durchgemacht hat, vermissen, aber ein wenig Ueberlegung wird den Denkenden leicht lehren, wie alle die Einzelmanifestationen des Lebens, die auf die spezifische Organisation eines Lebewesens gegründet sind, sich zurückführen lassen auf das allgemeine Kriterium, welches für alles Leben gilt.

Aber für alle Zukunft ist diese Liste der Kriterien nicht abgeschlossen. Denn sie sagt nur aus, woran wir das Leben *erkennen*, aber noch nicht, was das Leben *ist*. Sie ist also ganz und gar gebunden an die Stufe unserer Erkenntniß und die steht heute dem Leben noch gewissermaßen naiv gegenüber. Wenn wir erst einmal wissen sollten, was das Leben ist, dann wird um philosophisch zu reden, manches, was zum Realgrund des Lebens gehört, für uns auch Erkenntnißgrund geworden sein.

Zürich. Justus Gaule.

## Quintino Sella und Francesco Crispi.

### I.

Im Jahre 1849 schrieb ein zweiundzwanzigjähriger Piemontese, den der Minister Desambrois mit einem Freunde zur Beendigung seiner Studien nach Paris auf die École des mines geschickt hatte, an seinen älteren Bruder:

„Du weißt vielleicht nicht, in welchem Lichte man hier Italien ansieht. Es ist gut, daß Du das wissest. Hier wird Italien als die natürliche Hilfsmacht Frankreichs betrachtet, welche dazu bestimmt ist, ihm seine Menschen, seine Schätze, seine Fluren zu Schlachtfeldern für seine Heere zu liefern und dafür leere Versprechungen und keinen reellen Nutzen einzustecken; nicht einmal den des Ruhms, den sie sich allein beizumessen ängstlich besorgt sind. Wenn Du die Geschichte fragst, wirst Du finden, daß es sich in der Vergangenheit so verhielt, besonders aber in den Revolutionskriegen und denen des Kaiserreichs, zu denen wir ihnen mehr als dreimalhunderttausend Mann gestellt haben, ohne daß von ihren Thaten auch nur einmal die Rede wäre. Jetzt kann man dasselbe Resultat nur behaupten, wenn Italien in sich recht getheilt, schwach und eine leichte Beute des Stärkeren ist. . . .

Die Volubilität ist wahrhaftig an den Franzosen das Auffallendste (il fatto più rimarchevole). Stelle Dir vor, daß im vergangenen Jahre nach der Februarrevolution die jungen Leute, die in das Theater gingen, es nicht satt bekamen, patriotische Lieder zu singen, Späße zu machen und allen Verhöhnungen der Könige und der Geburtsaristokratie Beifall zu klatschen. Jetzt hören dieselben Menschen, dieselben jungen Leute nicht auf, die schändlichsten Dinge, die man gegen die Republikaner sagt, zu billigen. Aehnliches wiederholt sich unter anderen Umständen im Pariser Leben, wo man nur seine eigene Meinung zeigen kann. Ich sehe täglich in der Schule, wie die jungen Leute vom vorigen Jahre in diesem Jahre umgeschlagen sind, es scheint unglaublich. . . . Wenn die Dinge nicht durch ein unerwartetes Ereigniß plötzlich sich ändern, so ist gewiß, daß Du hier die Monarchie bald wieder hergestellt sehen wirst. Jedenfalls ist die Richtung der Geister eine solche, daß man von einer solchen Restauration als von einer feststehenden Thatsache spricht, und ich höre auch, wie die Demokraten, die ihre Meinung noch nicht gewechselt haben, von einer näheren oder ferneren Epoche reden, in der das eintreten wird. Dieser Wankelmuth (leggerezza) treibt die Franzosen manchmal zu merkwürdigen, manchmal zu großartigen Thaten. In Augenblicken der Gefahr z. B. einigen sie sich leicht, ordnen sich rasch und zeigen dann einen überraschenden Muth. . . . Das hat bewirkt, daß sie bei der allgemeinen Unkenntniß der übrigen Völker sich für die erste Nation gehalten haben, aber das Gebäude, das sie aufgerichtet, wird nur kurze Zeit bestehen, und niemals werden sie etwas wahrhaft

Dauerndes, etwas wahrhaft Großes schaffen können. Vergleiche mit ihren Thaten die des römischen und des griechischen Volkes und dann urtheile, ob im Jahre 1893 das französische Volk ihnen vergleichbar sein wird." *)

Zwei Jahre später saß Der, der dieses schrieb, mit seinem Freunde in einer Köhlerhütte im Harze unweit von Klausthal. Nachdem die Freunde England besucht hatten, begaben sie sich nach Deutschland, lernten mehrere deutsche Universitäten, namentlich die von Berlin, kennen, und besuchten dann die altberühmten Bergwerke des Harzes, um praktische Studien zu machen. Da das Erz hier mit Holzkohlen verhüttet wurde, so beschlossen die beiden Italiener, die ihnen unbekannte deutsche Art der Holzkohlengewinnung praktisch und gründlich kennen zu lernen. Sie ließen sich bei einem Kohlenmeiler in der Nähe von Riefensbeck**) eine Reisighütte bauen und halfen dem Kohlenbrenner bei Aufstellung und Pflege des Meilers. Sie leisteten dabei alle Handarbeiten, berechneten aber auch die Kurven des konischen Holzstoßes. Am Abend regalirten die Italiener die harzer Forstbeamten und andere Gäste, die herbeigekommen waren, um die sonderbaren Fremdlinge zu sehen und zu sprechen, und ließen sich über die Verpflegungsmaßregeln, welche die Staatsverwaltung für ihre fiskalischen Beamten hier getroffen hatte, belehren. Dieser praktische Staatssozialismus war nicht nach dem Geschmacke der Italiener. Sie glaubten auch nicht nach dem der Beamten. Sie meinten aus den zahlreichen Gesuchen der Beamten, ihnen in Italien ein Unterkommen zu verschaffen, diesen Schluß ziehen zu sollen.

Neunzehn Jahre später stand der Schüler des Kohlenbrenners im Harzwalde als allgewaltiger Finanzminister Italiens vor seinem Könige. Viktor Emanuel wollte 1870 seinem Bundesgenossen von 1859 zu Hilfe ziehen. Dem widersetzte sich der Finanzminister. Der König, hierüber irritirt, warf ihm entgegen: „Ich begreife, zum Kriegführen gehört Muth." „Ja," erwiderte der Minister, „aber man muß mehr Muth haben, um Eurer Majestät Widerstand zu leisten, als zum Kriegführen." Darauf der König mit trotziger und unwilliger Miene: „Man sieht, daß Sie von Tuchhändlern abstammen." „Jawohl Majestät, aber von Tuchhändlern, die stets ihre Firma in Ehren gehalten haben, während dieses Mal Ew. Majestät ihren Namen unter einen Wechsel setzen würde, den sie einzulösen nicht sicher ist."

Der König hatte damit Recht, daß Quintino Sella aus einem Geschlechte von Tuchfabrikanten stammte. Schon seit dem 16. Jahrhundert hatten die Sella in einem Alpenthale, drei Stunden von der Fabrikstadt Biella entfernt, Tuchmacherei betrieben. Ein Großonkel Quintino's hatte die erste mechanische, durch Wasserkraft getriebene Weberei Piemonts hier begründet. Sein Vater Maurizio gehörte dem Familiengeschäfte an. Von zwanzig Geschwistern, die dessen Frau Rosa ihrem Gatten gebar, war Quintino als der fünfte am 7. Juli 1827 geboren. Daher der Vorname. Nachdem der begabte Knabe, der dreizehnjährig fast die Hälfte der „Göttlichen Komödie" wörtlich herzusagen kannte und gleichzeitig sich schon als sehr tüchtig für Mathematik auswies, die damals üblichen Vorschulen durchlaufen und seine Studien auf der Universität in Turin beendet hatte, wurde er, wie schon bemerkt, als Stipendiat der Regierung nach Paris geschickt. Er kam vor der Februarrevolution dort an und war Zeuge des Einzugs der Aufständischen in die Tuilerien. Von der Volkswoge mit fortgerissen kam er in das königliche Schloß. Es ist charakteristisch für diesen Italiener, daß er trotz aller Aufregung, in der er sich in Folge der beobachteten Vorgänge befand, so viel Ruhe besaß, die Menschen zu zählen, welche vor ihm in das Palastthor gedrungen waren. Es waren siebenzig. Aus dem Zimmer der Herzogin von Orleans nahm sich der Student einen angefangenen Brief der unglücklichen Fürstin zum Andenken mit und sah dann dem Umwerfen des königlichen Thrones im Krönungssaale verwundert zu. Die Menge hatte sich, anfänglich von dem Glanze geblendet, ziemlich anständig gehalten. Dann griff ein einzelnes Individuum den Thron an. Sofort folgte ihm die Schaar. Sella merkte sich daraus für das Leben, daß „bei solchen Gelegenheiten nur Einer anzufangen brauche, um sofort zahlreiche Nachahmer zu finden". In Paris hatten die Studien im Jahre 1848 keinen günstigen Boden. Der Patriotismus trieb auch die Freunde nach Hause, um sich in das Heer aufnehmen zu lassen. Sie meldeten sich deshalb bei dem Minister Desambrais, der aber empfing sie höchst ungnädig und meinte, Soldaten habe man in Piemont genug, sie sollen sofort wieder zu ihren Vorlesungen zurückkehren. Und so geschah es auch. In der That war die wissenschaftliche Ausbildung des so talentvollen jungen Mannes für sein Vaterland wichtiger als sein Dienst in der Armee. Seinem Vaterlande aber zu dienen, mit Aufopferung seiner wissenschaftlichen Lieblingsstudien und seiner gemüthlichen Neigungen, die ihn viel mehr in das Familienleben als in die Oeffentlichkeit zogen, war der junge Gelehrte aus dem reinsten Pflichtgefühl auch vollkommen bereit. Dieser Gegensatz zwischen seinen persönlichen Neigungen und seinem Pflichtgefühle enthüllt uns das Geheimniß seiner Erfolge wie seiner Mißerfolge. Sella war kein Mann, dem die Politik und namentlich die Politik, wie sie damals von den Staatsmännern Italiens, eingekeilt zwischen den enthusiastischen Revolutionären wie Mazzini, Garibaldi u. s. w. und der großen Sphinx an der Seine getrieben werden mußte, gefallen hätte. Sein großes Ziel war auch die Herstellung der Einheit Italiens. Darin wußte er sich einig mit allen vorwärts treibenden Kräften seiner Nation. Und vor Allem mit seinem Könige, an dem er trotz Manchem, was er an ihm zu tadeln fand, und was er auch nicht gerade immer in höfischem Tone offen aussprach, mit echt piemontesischer Königstreue hing. Es ehrt ihn und seinen Herrn, daß sie sich beide im Dienste des großen Vaterlandes und seiner heiligen Sache doch immer wieder zusammenfanden und ihre Zusammenstöße vergaßen. Als 1868 der Finanzminister Graf Cambray-Digny die Mahlsteuer, welche Sella stets befürwortet hatte, im Parlamente durchsetzte, sagte Sella u. A.: die Minister müßten wohl wissen, welches Opfer sie damit dem Volke auflegten; jetzt ruhten die Regierungen nicht mehr auf den Spitzen der Bajonette, sondern auf der Liebe und Achtung der Regierten. „Darum," so schloß er seine Rede, „meine Herren Minister, laßt es fühlen, wo es nur angebracht ist, damit die Regierungen es erkennen können, wie nothwendig es ist, daß die Regierenden geliebt und geachtet werden, daß sie das aber nicht können, wenn sie nicht das Beispiel der Moralität geben." Die letzten Worte wurden auf das Privatleben des Königs gedeutet und dieser selbst hatte sie so verstanden. Als im Dezember 1869 man von allen Seiten in Sella drang, zum dritten Male das Finanzministerium zu übernehmen und er am 6. d. M. zu einer Audienz zum König in den Palazzo Pitti in Florenz befohlen wurde, ahnte ihm daher nichts Gutes. Viktor Emanuel trat ihm denn auch langsam entgegen und wiederholte die oben citirten Worte aus der Parlamentssitzung vom 27. März 1868. Ihm entgegnete Sella mit seinem gewohnten, halb unbefangenen, halb verschmitzten Lächeln: „Majestät, die Maulthiere theilen zuweilen Tritte aus, aber man kommt doch auf sie zurück, damit sie den Karren, wenn er im Morast versinkt, wieder herausziehen." Der König erwiderte nichts und ging auf die Kabinetsbildung über. Er schlug eine Kombination vor, die Sella verwarf. Dieser rieth zu Cialdini. „Aber der will nicht," sagte der König, der eine Stunde lang vorher mit ihm konferirt hatte. „Ich bin sicher," entgegnete Sella, „daß er den Wünschen Ew. Majestät nachgeben wird," ging hinaus, trat ins Vorzimmer, wo der General noch wartete, und bewog diesen nochmals zum Könige zu gehen. Binnen wenigen Minuten war der General Ministerpräsident und

*) Quintino Sella per Alessandro Guiccioli I. S. 24 u. f. Diese zweibändige Biographie Sella's ist ein ausgezeichnetes Werk und macht dem gewesenen Bürgermeister von Rom alle Ehre. Wer sich in Deutschland über die politischen Verhältnisse des modernen Italiens nach dem Tode Cavour's unterrichten will, sollte das Buch nicht ungelesen lassen.

**) So ist wohl statt des nicht existirenden Kieferöbeck bei Guiccioli zu lesen.

Sella übernahm das schwere Portefeuille des Finanzministers. Trotz dieser und ähnlicher Zusammenstöße im Sommer 1870 verehrte der König wenige Tage nach dem Empfang der römischen Deputation, die das Resultat der Abstimmung der römischen Bürgerschaft dem Könige überreichte, dem treuen und energischen Staatsmanne seine Photographie mit der Unterschrift: Al amico Quintino Sella. Vittorio Emanuele. Roma libera. 1870.*)

Weniger leicht als mit dem Monarchen konnte sich Sella mit den Parlamentariern auf die Dauer verständigen. Nicht als ob er ein Gegner der parlamentarischen Staatsform, ein Büreaukrat oder Absolutist gewesen wäre! Nicht im Entferntesten. War er doch selbst durch seine parlamentarische Thätigkeit seit 1860 in die Höhe gekommen und ist ihm doch seine Wählerschaft von da an bis an sein Ende ohne Unterbrechung treu geblieben. Die Sache hatte einen anderen Grund.

Als induktiver Naturforscher, als ausgezeichneter Geologe und Krystallograph, dessen Arbeiten schon frühzeitig durch die Aufnahme ihres Urhebers in verschiedene Akademien anerkannt wurden, war er gewöhnt, alle an ihn herantretenden Dinge vorurtheilsfrei und kritisch zu beobachten. Er stand nicht unter dem Banne einer wissenschaftlichen Schule und gerieth nicht unter den einer politischen Partei. Und das um so weniger, als er die Aufgaben und Bedürfnisse des politischen Lebens seines Vaterlandes nicht allzu lange nur von dem Standpunkte des Volksvertreters, sondern gar bald von dem eines hohen Beamten, eines Ministers, anzusehen die Gelegenheit und die Pflicht hatte. Hatte schon Cavour nach der ersten Parlamentsrede Sella's gesagt: „der verspricht viel“, so kam nach dem Tode des großen Staatsmannes bald die Reihe an ihn, und 1868 mußte der erst fünfunddreißig Jahre alte Professor der Mineralogie auf Drängen seiner Freunde im Ministerium Ratazzi das ganz besonders dornenreiche Ministerium der Finanzen übernehmen. Eignete er sich in Folge seines mathematisch-scharfen Verstandes, seiner Arbeitskraft und seines ganz soliden, aller Phantasterei und aller Unwahrhaftigkeit abgeneigten Wesens ganz besonders zu diesem Amte, hob sein ernster, nie im Strohfeuer aufflackernder Patriotismus ihn über die schweren Sorgen hinweg, die ihm die heimische Finanzlage und die Nothwendigkeit, immer neue Steuern auf der einen Seite aufzulegen, dagegen auf der anderen immer größere Ersparnisse einzuführen, war er also ein Finanzminister, wie ihn Italien brauchte und noch heute braucht, so war er auf der andern Seite doch gar kein Minister, wie ihn der italienische Parlamentarismus forderte. Durchaus nicht unfreundlich im persönlichen Verkehre, aber streng sachlich, daher nicht geneigt, auf lokale oder gar persönliche Wünsche und Anliegen einzugehen, nichts weniger als ein Doktrinair, oder ein Mann von unbeugsamen, stets auf das Interesse des Ganzen gerichteten Grundsätzen, war er nicht geneigt Parteiparolen zu huldigen oder sich vor die Unterstützung von Coterien und regionalen, d. h. lokalen und partikularistischen Kameraderien, durch Gegengaben auf Kosten der Allgemeinheit zu erwerben und zu sichern. Die Bildung solcher Kliquen und die Beeinflussung der Behörden durch sie ist aber gerade ein Krebsschaden des politischen Lebens in Italien. Sind sie weniger schädlich als die politischen Geheimbünde und Verschwörungen, zu denen sich die nationalgesinnte liberale Opposition, namentlich in Unteritalien, früher nothgedrungen zusammenfaßte und organisirte, so sind sie doch ein Nachspiel derselben und zu einem nicht leicht zu beseitigenden Schaden des politischen Lebens auf der Halbinsel geworden. Die tiefe Zerklüftung, in der Italien bis 1859, beziehungsweise bis 1870, sich befand, der unglaubliche Nothstand, der in einzelnen Theilen desselben herrschte — der Leser möge sich nur z. B. der Schilderungen erinnern, welche F. Gregorovius von den Zuständen in den ehemaligen Provinzen des Kirchenstaates entworfen hat, — machen das Auftreten solcher Kameraderien und regional gebildeter Parlamentsgruppen, deren Mitglieder nach Hilfe schreien, nur zu begreiflich. Ihnen entgegenzukommen, ihre Anträge zu fördern, oder gar persönliche Rücksichten auf Kosten des allgemeinen Wohles zu nehmen, dazu war nun Sella durchaus nicht der Mann. Das verstand der „alte Fuchs“ Depretis, der Kollege Sella's im Ministerium Ratazzi von 1862, viel besser, und darum hat sich dieser schlaue, den italienischen parlamentarischen Sitten oder Unsitten entgegenkommende Mann in der Zeit des Nachlassens der nationalen und patriotischen Hochfluth ganz anders zu behaupten gewußt, als Sella. Dieser handelte nach Grundsätzen und Ueberzeugungen, jener nach taktischen parlamentarischen Erwägungen. Für diesen war die politische Thätigkeit in erster Linie eine Pflichterfüllung gegen das Vaterland; für jenen vor Allem eine Sache persönlicher und parteipolitischer Erwägungen. Ein Politiker, dem in seinem Metier so wohl ist „als einem Fisch im Wasser“, war Sella nicht, dagegen ein Patriot reinster Art, der in Zeiten, wenn Alle verzagten, das Steuerruder erfaßte und unnachsichtig gegen Jedermann, auch gegen sich selbst, es mit Geschick und Erfolg führte. Er genoß daher großes Vertrauen auch da, wo man ihn wegen seiner harten Anforderungen an die Steuerkraft des Landes haßte.

Als er 1870 dem preußischen Gesandten erklären ließ, er werde eher sein Portefeuille niederlegen, als in eine Intervention zu Gunsten Frankreichs willigen, glaubte dieser ihm und reiste beruhigt nach Berlin ab. Und als die französische Partei in der Umgebung des Königs nach Sedan noch immer nicht den Zug gegen Rom wagen wollte, und die Linke des Parlaments mit Mandatsniederlegung, d. h. in diesem Falle mit Revolution drohte, ging Sella ungerufen in die Versammlung des Komitees der Linken und versicherte, man werde nach Rom gehen. „Dem glauben wir es, aber nicht den anderen“, erwiderten die Cairoli, Ratazzi, Crispi u. s. w. und verzichteten auf alle weiteren eigenmächtigen Schritte.

Hatten alle politischen Handlungen Sella's das Gepräge der Sachlichkeit und Ehrlichkeit, der Selbstaufopferung und des Patriotismus an sich getragen, so wurde dieser Eindruck durch die Art seines Sprechens im Parlament womöglich gesteigert. Sella war kein Redner wie Marco Minghetti, der die Italiener, die wie alle Romanen für die Schönheit in der Behandlung ihrer Sprache und die Reinheit im Gebrauche derselben höchst empfänglich sind und daher von dem Wohlklange einer Phrase sich leicht bestechen lassen, durch die Schönheit seiner Perioden und die Durchsichtigkeit seiner Auseinandersetzungen bezauberte. Er brachte seine Reden nicht wie dieser vorher zu Papier und feilte sie nicht aus, sprach vielmehr frei, nachdem er sich des zu behandelnden Stoffes auf alle Weise bemächtigt hatte. Daher hatte er im Momente des Sprechens wohl mit der Form zu ringen. Aber seine Zuhörer konnten gleichsam der Entstehung seiner Ideen assistiren und von diesem Werdeprozesse mit ergriffen werden. Und wenn er dann warm wurde und die in sich geschlossenen Gedankengänge sich noch verdichteten und er sich zu einem Appell an das Pflichtgefühl und den Patriotismus erhob, dann zollten ihm auch seine politischen Feinde nicht nur den Tribut der Anerkennung, sondern auch der Bewunderung. So besonders, als der 1883, wenn auch vergeblich, gegen die Aufhebung der Mahlsteuer sprach.

Nachdem im März 1876 die Linke an das Ruder gekommen war, übernahm Sella die Führung der Rechten, wieder mehr aus Pflichtgefühl als aus Freude an einer Führerschaft. Das zeigte er deutlich, als ihn nach dem unglücklichen Verlaufe des tunesischen Handels der König mit Bildung eines neuen Kabinets beauftragte. Wäre damals die Linke, deren Häupter Italien durch eine allzu vertrauensselige und wenig geschickte Haltung in eine ganz unhaltbare Lage gebracht hatten, nur halb so patriotisch gesinnt gewesen wie Sella, es wäre mit ihm eine starke gemäßigte Regierung gebildet worden. Aber die Linke dachte mehr an die Erhaltung ihres Parteiregimentes als an das Heil Italiens, und Sella blieb in der Opposition. Im Jahre 1882 wollte er sich sogar nicht mehr ins Parlament wählen lassen. Nur auf Zureden seiner

*) Guiccioli I. S. 181. 211. 316.

Freunde nahm er die Wahl wieder an, weil sonst in seinem Wahlkreise vielleicht ein Republikaner gewählt worden wäre. Im März 1884 ist dann der Mann gestorben, der außer den großen politischen Verdiensten um sein Vaterland, unter denen die Rettung von dem Bankerotte, die Bewahrung vor der Einmischung in den deutsch-französischen Krieg und die endliche Besitzergreifung Roms durch das italienische Königthum immer die hervorragendsten und unvergeßlichsten Ruhmestitel bleiben werden, sich den Dank aller Gebildeten Italiens und der ganzen Welt durch die unausgesetzte Förderung der Wissenschaft und des Unterrichts in dem so lang schmählich verwahrlosten alten Kulturlande erworben hat. Für die geistige Hebung seiner Nation hatte der so sparsame Finanzminister immer Geld und er sorgte dafür, daß es nicht weggeworfen werde. Man sagt, der Gram über die verkehrte Finanzwirthschaft der Linken habe ihn aufgerieben. Andere behaupten, allzu große körperliche Anstrengungen, welchen er sich bei Besteigung seiner geliebten heimathlichen Alpengipfel unterzogen habe — Sella ist der Begründer des italienischen Alpenklubs —, habe ihm ein allzu frühes Ende bereitet. Es sei dem wie ihm wolle, in Quintino Sella hat Italien seinen tüchtigsten, lautersten und kenntnißreichsten Staatsmann verloren, den es nach dem Hinscheiden des großen Cavour besessen hat. Darin stimmen wohl Freunde wie Feinde so ziemlich alle überein.

Uns Deutschen war Sella wohlgesinnt. Er hatte unser Volk an der Arbeit gesehen, die Bergleute und Kohlenbrenner des Harzes und die Männer der Wissenschaft. Unsere Sprache verstand er und wies seinen Bruder darauf hin, welch ein Band der Einheit des Volkes darin liege, daß in Deutschland Jedermann hochdeutsch verstehe. Der Gegensatz, in dem sich das neue italienische Königreich mit dem internationalen Jesuitismus befand, der auch der Todfeind des deutschen Geistes und des neuen Deutschen Reiches sei, dieser gemeinsame Gegensatz schien ihm die deutsche und italienische Nation auf einander anzuweisen und zu verbinden. Darum hatte er auch an den Sieg der deutschen Waffen im Jahre 1870 geglaubt. Als der Sieg entschieden war, machte Vittorio Emanuele ihm einen Vorwurf daraus, daß er, wenn er so fest an den Sieg der Deutschen gegen die Meinung aller Militärs geglaubt habe, ihm das und seine Gründe für seine Meinung nicht gesagt habe. Aber auch die schwachen Seiten der Deutschen kannte er. Für eitel wie die Franzosen hielt er sie nicht, aber für stolz. Darum wollte er auch bei allem Verlangen danach doch den Mann nicht kennen lernen, der seiner Nation die Wege nach Rom indirekt geebnet hatte. Als sich ihm die Gelegenheit dazu bot, mit ihm zusammenzukommen — wahrscheinlich als Begleiter des Königs nach Berlin — lehnte er das bestimmt ab, weil er gehört habe, daß Bismarck über den Charakter der Italiener und ihren Ernst wegwerfend gesprochen habe.*) Auch vor der großen Rachsucht des Mannes warnte er einen Freund, damit Italien nicht eine Unvorsichtigkeit seiner Staatsmänner zu büßen habe. — Sella bildet in diesem Punkte, wie in so vielen anderen, einen höchst charakteristischen Gegensatz zu dem italienischen Staatsmann, der neben ihm eine ganz andere Seite des italienischen Wesens personifizirt und der bedeutendste Vertreter einer anderen Schule italienischer Politiker ist, zu Francesco Crispi, obwohl auch dieser mit ihm wesentlich in einer Richtung arbeitete.

(Schluß folgt.)

Karl Heinrich.

## Ueber Grotemeyer's Kinderbilder.

Die Bülowstraße im Westen von Berlin, die breit ist und voll von munterem, doch nicht überhastetem Leben, die grüne Bäumchen und ein wenig Rasen in der Mitte und über sich ein gutes Stück freien Himmels hat und durch die der Wind frisch hindurch blasen kann, wird von einer Reihe von kleineren Straßen gekreuzt, die völlig andere Züge zeigen. So verschieden das Städtebild der einzelnen Großstädte ist, solche Seitenstraßen kehren immer wieder; sie gehören gerade mit zu dem, was einer Stadt ihren Charakter als Großstadt aufprägt. Zu der riesigen Anspannung im Leben des Großstädters gehört seine Abgespanntheit, und zu den Straßen, in denen mächtig und abwechslungsvoll und anregend ein schaffendes und quellendes Leben arbeitet, jene anderen Straßen, die sich lang, lang hindehnen, in mäßiger Breite, mit einförmigen großen Häusermassen besetzt, ohne rechte Belebtheit, mit etwas dumpfiger Luft; man sieht nichts von der Natur, und man sieht hier nichts von der kecken Thatkraft der Großstadt; man meint, hinter diesen steinernen Mauern, langweilig wie eine graue dürftige Sträflingskleidung von Sackleinwand, müßten nur blasse und abgemüdete Menschen wohnen. Das sind die Straßen, die in das Bild aller Großstädte einen Zug von Trauer und Grämlichkeit einzeichnen; sie gehören zu jenen blutlosen Großstadtgesichtern, die so fahl und glücklos in die Welt blicken, als gäbe es kein Lachen.

Eine solche Straße ist auch die Steinmetzstraße, die von der Bülowstraße ausgeht, und in ihr steht ein hohes Gebäude, so langweilig wie jedes andere der langen Reihe, gelb angestrichen, und im Thorweg liest man die Worte: „Pestalozzi-Fröbel-Haus“.

In dieses Gebäude ist ein noch junger Maler Wochen um Wochen hineingegangen, und er hat in seiner Mappe aus dem Hause ein gutes Stück Leben fortgetragen; Leben des Hauses und Leben der umgebenden Großstadt.

Protektorin des Pestalozzi-Fröbelhauses ist die Kaiserin Friedrich, und an der Spitze der Anstalt steht Frau Henriette Schrader, die Gattin des früheren Reichstagsabgeordneten, den die Leser der „Nation“ gut kennen. Aus ganz kleinen Anfängen entstanden, wächst und erweitert sich das Unternehmen von Jahr zu Jahr. Es hat eine doppelte Aufgabe.

Eltern aus den umgebenden Straßen, die den Tag über „auf Arbeit gehen“ und für ihre kleinen Kinder nicht sorgen können, senden sie hierher. Die kleinsten Kinder werden im Pestalozzi-Fröbelhause mit lustigen Spielen beschäftigt; die älteren erlernen Handarbeiten; noch ältere die Anfangsgründe der Schulbildung. Das ist die Aufgabe nach der einen Seite. Zugleich aber beherbergt das Haus eine Anzahl junger Mädchen, zum Theil als Pensionärinnen, und diese werden unter Anleitung erfahrener Lehrerinnen in der Kinderaufsicht und der Kindererziehung und in häuslicher Thätigkeit unterwiesen: theoretisch, und zugleich in der Praxis an den kleinen Schutzbefohlenen, die ihnen allmorgentlich in das Haus hineinlaufen. Hier werden Kinder gebadet, und hier wird gekocht, und es wird gesungen und gerechnet und marschirt und Lampen werden geputzt, und es werden aus kleinen Fädchen Puppen gemacht, und es wird sehr anmuthig gespielt, und das Alles nach besonderen wohlerwogenen Methoden, über deren Wesen und Art zu urtheilen ich nicht kompetent bin; und es wird auch gefrühstückt, das aber nach der ganz alten, lustigen Methode, wie sie allen Kinderlippen gemeinsam ist.

Im Innern ist das Gebäude ganz einfach ausgestattet, und die alten kahlen Wohnungen, wie dürftige Berliner Miethswohnungen zu sein pflegen, sind gar kaum verändert worden. Mit dem Wachsthum der Anstalt wurde ein Raum nach dem anderen bescheiden für die neuen Zwecke hergerichtet; überall nisteten sich die Kinder ein und überall die jungen Mädchen, und jetzt ist das Haus vom Keller, wo gebadet wird, bis unter das Dach von einem Leben erfüllt, wie es nur Kinder und junge Mädchen im Verkehr mit einander erzeugen können. Es geht die Treppen hinauf und hinab, und es wird auch gar ernst vor der großen schwarzen Wandtafel geschulmeistert; aber Alles ohne steife Disziplin, ohne Drill, ohne pedantischen Zwang; man möchte sagen, gar nicht preußisch und gar nicht norddeutsch; es werden hier nicht Menschenkinder zu irgend etwas abgerichtet. Eine gesunde Freiheit und ein Ernst voll Frische und eine gute Traulichkeit weht durch dieses kahle Haus.

*) Guicciolt I. S. 361.

Das Bild ist eindrucksvoll: die karge Einrichtung, die gar nicht schulmäßig langweilig ist, sondern malerisch in ihrer Dürftigkeit, da in jedem Raum mancherlei getrieben werden muß; dazu die in der Thätigkeit angeregten Mädchengesichter, befangene Backfischchen und jüngere und ältere Damen, und dann die Kinder, viele mit bleichen Backen und großen, tiefliegenden, fragenden Augen; ärmlich und doch guter Dinge und ernst bei der Sache. Jene frischen Mädchen, die in dieser schmucklosen Umgebung so liebevoll und getreulich und zwanglos mit den Kindern der Dürftigkeit hantiren, das fügt dem Ton von gesunder Freiheit und frischem Ernst noch einen andern hinzu. Armuth, Kindlichkeit und jugendliche Hilfsbereitschaft schlagen zusammen zu einem Akkord, der wie stille Heiligkeit klingt.

Für einen Künstler ist aus diesen Stimmungen und Bildern etwas herauszuholen, und das hat Grotemeyer gethan.

Die Einrichtungen des Pestalozzi-Fröbelhauses sollten auch den Amerikanern auf der columbischen Ausstellung veranschaulicht werden. Die Kaiserin Friedrich schrieb für diesen Zweck einen Geleitbrief, edle Worte voll einfacher Menschlichkeit, und Frau Schrader erklärte die Methode des Unterrichts und der Erziehung mit der Feder, im Anschlusse an Skizzen von hervorragender Bedeutung, die Grotemeyer aus dem Leben des Pestalozzi-Fröbelhauses festgehalten hatte. Das Ganze liegt jetzt in schöner Mappe, ein ansprechendes und eindrucksvolles Werk, ein echtes Weihnachtswerk, vor.*) . . . . . . . .

Sobald man von modernen Kinderbildern deutscher Künstler spricht, tauchen drei Namen von völlig ungleichem Werthe auf: Adrian Ludwig Richter, Hendschel und Pletsch, und man wird jetzt noch zu nennen haben: Grotemeyer. Zwischen Richter, der vor 90 Jahren geboren wurde, und Grotemeyer liegt ein gewaltiges Stück deutscher Entwicklung und deutscher Umformung, und den Stempel hiervon tragen auch charakteristisch diese Kinderbilder.

Man wird sagen, daß man die Leistungen jener nicht neben einander stellen darf; denn die einen zeichneten Kinder zur Freude der Erwachsenen, die anderen zur Freude der Kinder. Das ist richtig, aber alle zeichneten doch, was sie gerade sahen, und aus der Empfindung heraus, mit der sie empfanden, und hierin liegt der Vergleichspunkt.

Richter war in schwerer Kriegszeit aufgewachsen, aber in dem Eckchen, wo er seine Knabenjahre verbrachte, blieb es still und heimlich und seltsam, ein Rest merkwürdiger Käutze, von dem aus die Phantasie empfindungsvolle Wanderfahrten antreten konnte. Es war eng und lauschig und närrisch und kleinstädtisch und philisterhaft und gemüthvoll und fromm und ein bischen bedrückt — echt deutsch aus dem Anfang dieses Jahrhunderts; wenigstens die eine Seite vom echten Deutschthume damaliger Zeit.

Im Hause des Großvaters von väterlicher Seite war Adrian Ludwig Richter viel. Dieser arme Kupferdrucker war eine Gestalt. Er war viel mit religiösen Vorstellungen, die mit seinen alchymistischen Studien im Zusammenhang standen, beschäftigt; in seinem Wesen ruhig, dabei aber ironisch.

„So hauste er in seinem dunklen Stübchen in jenem Eckgebäude, in welchem eine Menge Wanduhren wie verrückt durcheinander tickten und lackten, künstliche Kukuks die Stunden schrieen; dort suchten ihn seine Vertrauten heim, verschimmelte Alchymisten, alte kabbalisirende Juden in den seltsamsten Exemplaren: mit stiller Verwunderung und Scheu sah der Knabe diesem Wesen zu. Die Großmutter, auch ein Original, war, obgleich seit zwanzig Jahren blind, heiter und lebenslustig; zu ihr, die sich gern unterhielt, kamen so oft als möglich alle Kinder und Enkel, die sie schwärmerisch liebte und nicht müde wurde im Gesicht zu befühlen, um sich von ihnen ein Bild zu machen. . . . Die Großeltern von mütterlicher Seite, in ganz anderer Weise original, bewohnten ein Haus mit großem Garten. Er war ein Kaufmann von der kleinsten Sorte, ein gutmüthiger, aber polternder und auffahrender Mann, mit einer weißen Zipfelmütze, dürr und beweglich. Das gerade Gegentheil war die Großmama, eine dicke, phlegmatische Holländerin, die eine gewisse Gravität zu entwickeln wußte, eingedenk, daß sie eine geborene van der Berg und ihr Vater ein etwas größerer Kaufmann in Amsterdam gewesen war, als ihr Gatte in der Friedrichstadt. Ein alter Hausfreund, ebenfalls ein Holländer, im hechtgrauen Frack mit blitzenden Stahlknöpfen, mit langem spanischen Rohr, stattlicher Perrücke und Haarbeutel, saß als täglicher Gast im kleinen Zimmerchen, und vollendete das Genrebild aus dem vorigen Jahrhundert."

Diese Schilderung, die so köstlich ist, als hätte Gottfried Keller die Farben gemischt, rührt von Otto Jahn*) her.

In solcher Luft wuchs Richter auf und als sein künstlerisches Temperament erwacht war, machte er Jagd auf malerische Gestalten; war die Jagd glücklich, so nannte er dies: „Ich habe einen köstlichen Chodowiecky entdeckt"; der wurde einer von seinen künstlerischen Ahnen. Aber freilich stand Richter zu den Menschen doch schon anders wie jener. Chodowiecky, „eine Art Nicolai in der Kunst", wie der zu früh verstorbene Janitschek glücklich sagt, war von sachgemäßer, naiver Gravität dem Leben gegenüber; Richter sah schon den Philister als Philister, aber ohne Bitterkeit; nur mit schalkischem, gutem Lächeln. Die Welt, wie sie gerade stand und ging, war ihm in seiner frommen Gläubigkeit etwas Ewiges, auch mit ihren Philistern und mit ihrer Armuth und mit dem Tode. So zeigte sich ihm das Weltgetriebe nur in seinen einfachsten Grundlagen: Das Kind und die Liebe und der Greis und der Tod und dann die gute, ewige Natur. Und dieser tiefwurzelnde, kraftvolle Stamm war nur ganz leicht umrankt von vergänglichem Schlinggewächs der Zeit; ein wenig deutsche weiche, verschwimmende Empfindsamkeit und ein wenig deutsche beschauliche Philiströsität.

Es gibt zwei kleine Bilder, die mir recht anschaulich zu zeigen scheinen, wie Richter, — um ein modisches Wort zu gebrauchen, — „sozial" empfand.

Da steht eine große Bierbouteille. Auf dem Grunde liegt, hingestreckt, abgemattet und doch friedlich, der Bauersmann mit dem Dreschflegel im Arm; in der Mitte sieht man einen behäbigen Bürger, und oben aus dem Flaschenhalse heraus guckt ein steifer vornehmer Perrückenträger; neben der Flasche aber steht der Tod, der hält an langer Stange ein Hütchen, wie zum Lichtauslöschen; das schwenkt er gar lustig über den Kopf des Vornehmen, und wenn er niederdrückt, dann geht das vornehme und das ärmliche Flämmchen gleich schnell aus:

„Die Welt gleicht einer Bierbouteille,
Wir Menschenkinder sind das Biee,
Der Schaam bedeutet große Leute,
Als Bier sieht man den Bürger an,
Als Hefe steht ihm traun zur Seite
Der vielgeplagte Bauersmann."

Das ist eine harmlos einfache Weltphilosophie.

Unter einem anderen Bilde steht der Vers:

„Schön röthlich die Kartoffeln sind,
Und weiß wie Alabaster,
Sie däu'n sich lieblich und geschwind,
Und sind für Mann und Weib und Kind,
Ein echtes Magenpflaster."

Oben aber sitzen im Bilde die behädigen Alten und Jungen und schälen und essen gar glücklich und zufrieden. Diese künstlerische Apotheose der Kartoffel von damals ist ein rechtes Symbol; heute säßen um die armselige Kartoffelschüssel die hohlwangigen Proletarier, aus deren tiefen Augen das Unglück der Welt spräche. So damals — so jetzt.

Die Welt von Richter hat etwas Wunschloses, und so hat dieses Weltempfinden seinen reinsten Ausdruck in den Kindern erhalten, die paradiesisch dahinleben. Richter gibt nicht dieses Kind oder jenes Kind, sondern: das Kind, bald in der Natur, bald im bescheidenen kleinen Bürgerhaus. Die Natur ist gut und selbst ein arger Sturm oder ein schweres Gewitter hat noch etwas gutartiges, und die Sterne glänzen und die Sonne scheint, aber sie versengt nicht, und das einfache Haus ist sauber und freundlich und gar keusch, und eine schreckliche Armuth gibt es nicht. In solcher Um-

*) Unsere Kinder. Skizzen aus dem Pestalozzi-Fröbelhause zu Berlin von Fritz Grotemeyer. Berlin, Hermann Walther, 1893. Mark 25.

*) „Mittheilungen über Ludwig Richter" in: „Biographischen Aufsätze." Leipzig, S. Hirzel, 1866.

gebung leben Kinder, voll reiner friedlicher Gedanken und voll reiner kindlicher Empfindungen. Und solches kindliches Gedanken- und Empfindungsleben losgelöst von aller scharfen, zeitlichen Charakteristik, — es ist da, weil der Künstler es so aus seiner reichen Brust schöpfte, — das hat Richter in wunderbarer, heiterer, tiefsinniger Vielgestaltigkeit und mit glücklichster Hand festzuhalten gewußt. Das war die Zeit, wo man vom anderen Standpunkte aus, bitter und wehmüthig sagen konnte: O Deutschland, du große Kinderstube.

Und diesen milden Künstler nannte man mit seinen Gleichstrebenden auch ein Mal einen — Naturalisten, und er war ein Revolutionär. Richter erzählte:

„Einer meiner Lehrer sagte: Wenn Sie Baumschlag machen wollen, so nehmen Sie einen Streifen Papier, brechen ihn zusammen, biegen die Spitzen heraus und setzen diese Formen mit drei, vier, fünf und sechs Spitzen in Gruppen neben einander; das gibt Baumschlag; dito macht man auch Gras. — Ach, gütiger Gott, ich war Tags vorher im Plauenschen Grunde gewesen und war vor Wonne fast aus der Haut gefahren, wie ich am Mühlengraben und in den Wiesen, im hochaufsprossenden Gras die prachtvollen Kleeblüthen, Butterblumen und Pechnelken, Gundermann und tausend andere Formen und Farben aufblühen gesehen hatte . . . und sollte nun Baumschlag machen, der fast aussah wie hölzerne spanische Reiter . . . Und doch hatte ich zu großen Respekt vor der Weisheit der Professoren . . .; nichts in der umgebenden Kunstwelt, das einen hätte auf die Sprünge helfen können. Von der Noth einer manierirten Zeit hat die jetzige junge Kunstwelt gar keinen Begriff."

So stand damals Naturalismus und Manierirtheit einander gegenüber; hierin steckt die Lehre, daß der Naturalismus nur dem Kurzsichtigen als eine feste Größe erscheinen kann. Was man Naturalismus zu allen Zeiten nannte, war das Drängen der unbefriedigten Künstlerbrust zur unmittelbaren Berührung mit der Natur: Rückkehr zur Natur. Aber diese Natur empfindet jede Zeit anders, und es fragt sich nur, ob ein Künstlergeschlecht vergängliche, wandelbare, modische Unnatur festhält, oder ob es einen jener ewigen Züge der Natur auffaßt, den nicht jede kommende gesunde Generation gleich tief nachfühlt, aber für die doch jedes Geschlecht eine Anknüpfung auch in dem eigenen Innern findet. Solche Kunst schuf Richter; sie bleibt am Leben; und lebt immer wieder auf.

Von Richter muß man tief hinabsteigen zu Hendschel und Pletsch; und doch sind auch diese charakteristisch.

Pletsch gibt den Typus jenes Kindes, das junge Frauen und junge Mädchen, wenn sie mit abgegriffener Münze zahlen, „süß" nennen; dies Kind ist putzig, ist gravitätisch und eigentlich stets unkindlich; alle seine Kinder sind bewußt wie kleine Salonlöwen, und gingen sie auch barfuß und im Hemdchen durch die freie grüne Natur. Pletsch's Bilder sind von einer gemachten Lieblichkeit und Einfachheit. Schöpfte Richter seine reizenden Kindergestalten aus tiefer Empfindung, so Pletsch aus einer flachen Sentimentalität; aber seine Art ist gerade charakteristisch geblieben für die Unzahl der Kinderbücher.

Hendschel ist auch sentimental, wenn er des Lebens Seligkeit schildert; aber er ist souverän, wenn er mit seinem feinen Stift, der so sicher zeichnet, einen lustigen Witz festhält. Und seine Witze sind am lustigsten, wenn ein kecker Bengel sie ausführt, und am verwegensten, wenn dieser Bengel ein Schusterjunge ist, denn die Schusterjungen haben seit jeher das Privilegium gehabt, für den Witz der Straße zu sorgen.

Und damit ist dann die Kinderzeichnung zu etwas ganz anderem geworden; es wird nicht das Kind, der Knabe, das Mädchen gezeichnet, sondern Kinder aus einer ganz bestimmten Sphäre, ganz bestimmte Kinder; auch nicht das Kind in der Natur und in der Häuslichkeit, sondern in einer ganz bestimmten Häuslichkeit und in einer ganz bestimmten Natur; vor Allem der städtische Junge, der „Straßenjunge"; manchmal zerlumpt, barfuß, ganz ärmlich; aber doch nicht bedrückt, nicht „auflögerisch" — das niemals — sondern frisch, keck, lustig, witzig, so daß jedes gut genährte und gut gekleidete Kind den kleinen Vagabunden um sein lustiges Leben beneiden muß. Das „Proletarierkind" ist da; aber sein Leben ist von fideler, reizvoller Ungebundenheit.

Hier hat Grotemeyer eingesetzt, und er bringt ein neues Stadium der Entwicklung, innerer und technischer Entwicklung; seine Aufgabe leitete ihn freilich dazu hin, ganz bestimmte städtische Kinder in ganz bestimmter Umgebung wiederzugeben; aber er löste diese Aufgabe doch nur darum so wie er es that, weil er mit seinen Fähigkeiten in unserer Zeit lebt.

Einige wenige der Skizzen von Grotemeyer sind keck bis zur künstlerischen Frechheit; andere zeigen die augenscheinlichsten Verzeichnungen und doch sind alle reizvoll; die unbedeutenden wie die von echtem Werthe, weil alle zum wenigsten scharf das heutige Kunststreben charakterisiren.

Jedes dieser Blätter predigt einen Wahlspruch vor allem: Ich will nicht konventionell sein; ich will verkörpern das, was ich sah, und ganz so, wie ich es sah; voll Schärfe der Auffassung, voll Schlichtheit, voll Wahrhaftigkeit. Derartig handelte auch die Frührenaissance; aber sie handelte so: unbewußt, weil sie so handeln mußte; heute produzirt man nach dieser Methode, weil man so handeln will, aus Ueberlegung, aus bewußtem Kunstprinzip. Und bewußtes Kunstprinzip, dieses Produkt aus eigener Vorliebe und Schulmeinung, ist wiederum Manier und Konvention.

So gibt es denn heute unter den Modernen eine Konvention des Unkonventionellen, wenn man so sagen darf. Der Konvention der lieblichen Linie stellt man die Konvention der häßlichen Linie gegenüber; einer Absicht der „schönen" Komposition eine Absicht der häßlichen Komposition; aber das eine ist so konventionell wie das andere. Und ein Kinderkopf, der bei Grotemeyer über einem Sommerhut erscheint, wie eine aufgesteckte riesige Agraffe; oder eine Wasserflasche, deren Hals aufdringlich ein Kind so verdeckt, daß man nur den bedeutungsloseren Hinterkopf sieht, das schreit auch bereits: Ich bin Konvention; ich bin überflüssiger-, unzweckmäßigerweise häßlich, weil ich nicht naiv, sondern mit ganz bewußter Absichtlichkeit die Lehre von der rücksichtslosen künstlerischen „Wahrheit" predigen will.

Von Richter zu Grotemeyer, das ist für die matteren Leitungen der Zeit ein Weg von der Manier der künstlerischen „Schönheit" zur Manier der künstlerischen „Wahrhaftigkeit"; aber als Konvention wird auch solche „Wahrhaftigkeit" künftiger Zeit erscheinen.

Grotemeyer ist jedoch keineswegs nur konventionell in der neuesten Art, sondern er ist auch modern aus künstlerischem Temperament. Er sieht die Wirklichkeit oft überraschend scharf, und er hat manchmal ein bewundernswerthes Auge für spontane Bewegungen, und er hält das fest; und seine Wirklichkeit besteht nicht nur in Linien, sondern auch die Atmosphäre, der Dunstkreis, in dem diese Wesen leben, und die ihr Sein bedingen, entgeht seinem Auge nicht. Diese Wesen leben in ihrer Luft, und damit schwindet die klare, immer gleiche luftlose Helligkeit früherer Zeit, und diese Skizzen gehören in die Reihe jener Werke, welche den Malern das eigentlich malerische Element, die feinsten Wirkungen des Lichtes, zurückerobern. In den besten der Grotemeyer'schen Skizzen — eine ganze Reihe wurde von der Nationalgallerie erworben — ist die Behandlung des Lichtes von höchstem Reiz.

Durch das Licht werden diese Skizzen aber nicht nur malerisch interessant; das Licht ist es auch, was der realistischen Auffassung ein glückliches poetisches Gegengewicht bietet.

Diese Kinder, die im Zimmer spielen und lernen und beten, und im Freien sich tummeln, die zeichnen und erstaunt die Kuh betrachten und die vor der Kaiserin Friedrich ihre Weihnachtsfreude feiern, das sind freilich Kinder, wie wir sie sehen auf der Straße und den Höfen; manch eines mit hohlen Backen und mit jenen großen Augen, die von trüben Schicksalen erzählen und die trübe Schicksale erwarten. Neben den heiteren kleinen Rundbacken sieht unsere Zeit so die Kinder der Armen.

Rücksichtslos gibt Grotemeyer die Formen des Häßlichen, wie des Hübschen wieder; und aus diesen charakte-

ristischen Formen taucht dann die umliegende Großstadt hervor; mit ihrem grauen Häusermeer und vor allem mit ihrer Misere für die Kinder der Dürftigen. Das ist Großstadt: jene dürre, ältliche Proletarierfrau, die grämlich und verkniffen ihr Kind unter der Schaar der nach Hause drängenden Kleinen am Thorweg erwartet. Weit ab sind wir von Ludwig Richter mit seinem drolligen Dresden um 1815 und 1820. Hier erscheint die trübe Steinmetzstraße und die anderen kleinen Straßen der Berliner Vorstadt.

Aber diese ernste, graue Welt durchtönt doch ein lieblicher Ton. Um die Kinder sind gütige frische junge Mädchen, und diese Kinder und ihre Pflegerinnen hat Grotemeyer manchmal in ein wunderbar strahlendes Licht gehüllt, daß es die Köpfe und Formen wie Heiligenschein umspielt und es bricht der Glanz so liebevoll in die Räume wie köstliche Offenbarung, auch das Geringste verklärend.

Mit dem ernsten Realismus der Form und der malerischen Poesie des Lichts hat Grotemeyer glücklich ein Stück vom Inhalt unserer Zeit und vom Geiste des Pestalozzi-Fröbelhauses in der Berliner Steinmetzstraße gebannt. Es ist echtes Kinderleben und schlichtes gesundes Samariterthum der Großstadt.

P. Nathan.

## Theater.

Lessing-Theater, „Der Andere". Von Paul Lindau.

Eine dramatische Kuriosität, eine Gespenstergeschichte für schauerbedürftige Seelen, die trotz ihrer scheinbar düsteren psychologischen Darstellung doch nichts weiter ist, als ein anekdotischer Witz, das ist Paul Lindau's neues Drama „Der Andere". Ein typischer Vertreter des Berlinischen Rationalismus will sich und anderen einreden: „ich habe die Gabe des doppelten Gesichts", und deklamirt das viel mißbrauchte Wort aus dem Hamlet von den merkwürdigen Dingen, von denen unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt. Was bedächtig tastende kritische Wissenschaft noch lange nicht erprobt hat, das behauptet der Dilettant um so dreister mit einer „Sachkenntniß, die durch keinerlei Erfahrung getrübt ist," wie Paul Lindau selber einstmals witzig sagte, und der verwundert aufhorchenden Menge ruft er mit aufdringlichem Lärm in die Ohren: das Allerneuste, meine Herrschaften, das Allerneuste aus der Schreckenskammer der Menschheit: der verbrecherische Staatsanwalt oder der Räuber aus verlornem Selbstbewußtsein.

Wer hat dem Staatsanwalt Dr. Hallers sein Selbstbewußtsein gestohlen und wer hat ihm jene Zwangsvorstellungen suggerirt, unter deren Einfluß er handelt wie ein Anderer? Ja, wer? Paul Lindau will überrumpeln. Was braucht er eine Erklärung zu geben? Wenn Staatsanwalt Hallers des Nachts nach der Verbrecherkneipe schleicht, da handelt er wie unter dem Druck einer Hypnose. Wo steckt aber die Kraft, die Herrn Hallers willenlos frei macht, die sein Bewußtsein, als sei er der schreckhafte Staatsanwalt, ausschaltet und ein vollständig neues Bewußtsein einschaltet? Paul Lindau dekretirt: Das eben ist das Geheimnißvolle, das Wunderbare, das Grauenhafte. Staatsanwalt Hallers ist eines Tags beim Reiten eines störrigen Gauls auf den Kopf gefallen und seither hat's ihn mit dem niederträchtigen Doppelleben. Bei Tag ist er der Gescheidteste, der anständigste Mensch von der Welt, da weiß er, wie man Verbrecher kujonirt, die Wiedereinführung der Prügelstrafe ist sein Ideal, so brav, fromm und gutgesinnt ist der Doktor, und just immer, wenn die Mitternachtstunde naht und oberhalb seiner Wohnstube ein befreundetes Fräulein den letzten Akkord auf dem Klavier anschlägt, wird er irrsinnig und es packt ihn die Gier, Raub und Einbruch zu begehen. Wehen ihn die Schauer gespenstischer Nacht an, oder ist es das Klavierspiel seiner Freundin, das ihn rasend macht? Es lohnt nicht der Mühe, über dies Problem nachzudenken; Paul Lindau selber würde vielleicht verstohlen lachen, wenn man sein Thema ernsthaft nehmen wollte. Er fand eben eine grotesk-witzige Anekdote vor, wie sie der Phantasie der Amerikaner entspringen kann. Ueber Willensfreiheit und Zwangsvorstellungen wird jetzt so viel gesprochen und geschrieben und da lag es nahe, daß ein findiger Kopf das witzige Witzspiel ersann: Gerade einen starren Verfechter der Willensfreiheit, einen Staatsanwalt vom Schlag des grimmigen Dr. Hallers, lasse ich im unfreien Zustande zum Einbrecher werden. Da habe ich den raffinirtesten Kontrast gewonnen und die schönste Spukgeschichte dazu. Für seine zartnervigen Deutschen gab Paul Lindau zum Ende seines Stücks noch die tröstliche Versicherung ab: Liebes Publikum, du hast kein wahrhaftiges, echtes Löwengebrüll vernommen; nimm die Fabel, die Dir vorgetragen wurde, nicht so furchtbar tragisch. Die kleine Störung im Erinnerungsvermögen des Staatsanwalts wird bald behoben sein und Herr Hallers wird wieder eine Zierde der Staatsanwaltschaft werden. Wird er aber wieder Grillen fangen wollen, so kommt sein braves Frauchen, eben die klavierpaukende Freundin und glättet ihm die Falten auf der Stirne. — Es geht nichts über Gemüthlichkeit und gemüthliche Auffassung.

Sonderbarer Weise fanden sich philiströse Schwärmer, die gegen eine erschütternde und nervenzerreißende Kunst, wie die in Paul Lindau's Drama, den Schutz der Polizei anriefen. Aber wer wird sich um solcher Spielereien willen so blutig aufregen? Mit demselben Rechte könnte man den Gaukeleien und Illusionen in Castans Panoptikum ein Ende bereiten. Denn eine Dame ohne Unterleib, die frei in den Lüften schwebt, ist auch schrecklich anzusehen und ein gräuliches Unding; und wer solch ein Ding zum ersten Male betrachtet und gerade nicht allzufest bei Verstande ist, dem kann es leicht dabei wie ein Schauer über den Rücken laufen. Herr Mitterwurzer half diese Schauer durch seine Darstellungsmittel erhöhen. Schade, daß er seine Kunst, die menschlich-tiefes wohl beleuchten und aufhellen kann, an theatralische Illusionen verschwendet. Kinder fürchten sich wohl vor Nußknackern in abenteuerlich-bizarren Formen, wie vor Gespenstern; für die Anderen bleibt der Nußknacker ein Nußknacker, und wenn man ihm die wüthendsten Augen und das breitest verzerrte Maul anmalt.

L. Schönhoff.

## Zeitschriften.

### Die politische Lage in Frankreich.

(„The Contemporary Review".)

Gabriel Monod, der hervorragende französische Historiker, liefert in der oben genannten englischen Monatsschrift eine Schilderung der parlamentarisch-politischen Verhältnisse seines Vaterlandes, die durch Vorurtheilslosigkeit der Betrachtung, durch Weite des Blicks und durch Schärfe des Urtheils in hohem Grade bemerkenswerth ist.

Monod beginnt damit, die Verschiebungen klar zu legen, die durch die letzte Parlamentsauflösung herbeigeführt worden sind. Auch er weist darauf hin, daß trotz dem Panamaskandal die extremen Parteien schlechte Geschäfte bei den Wahlen gemacht haben; die Bevölkerung wandte sich vielfach von jenen ab, die in höherem Grade politische Agitatoren als praktische Politiker sind. Bezeichnend in dieser Beziehung ist die Niederlage Clémenceau's, dem es nicht gelang, einen Parlamentssitz zu erhalten. Von Clémenceau entwirft Monod bei dieser Gelegenheit eine interessante Charakteristik, die treffend die völlig individuellen Eigenschaften gerade dieses französischen Politikers, wie auch das Typische solcher politischen Gestalten festhält.

Clémenceau hat der republikanischen Partei hervorragende, greifbare Dienste nicht erwiesen, und er war auch nicht der Vertheidiger

oder Apostel irgend einer originellen politischen Idee; dem entspricht es, daß er die Rolle eines Parteiführers nicht unter weiten politischen Gesichtspunkten auffaßte; ja er erstrebte nicht einmal ernstlich die Stellung des Führers einer großen Fraktion. Mit einem Wort, er schien am politischen Kampfe vor Allem eine Art Sportinteresse zu haben. Und doch hat er als Leiter einer Zeitung, „La Justice“ — die nicht geht — und als Führer einer parlamentarischen Gruppe von acht oder zehn Personen Jahre hindurch den größten und bedenklichsten Einfluß auf die französische Politik ausgeübt. Keiner konnte sich rühmen, so viele Minister gestürzt zu haben. Er trug in nicht geringem Grade zum Fall von Gambetta und Jules Ferry bei; er verhinderte, daß Ferry Präsident der Republik wurde; er ebnete Boulanger die Pfade, und wenngleich es lächerlich ist, Clémenceau als den Agenten Englands anzuklagen, so ist es gleichwohl wahr, daß er die Schuld trägt, wenn Frankreich seine Ansprüche in Aegypten nicht wahrte. Und woher dieser außerordentliche Einfluß? Er entsprang seiner großen Beredsamkeit, seinem feurigen Temperament und dem ausschließlich negativen Charakter seiner Politik. An dem Siege irgend eines politischen Prinzips lag ihm nichts in erster Reihe; er strebte zunächst rednerische Erfolge im Parlamente an, und er wählte daher eine Haltung von energischem Uebelwollen oder offener Opposition gegen jedes Ministerium, wie sie auch auf einander folgen mochten. Tauchte alsdann eine brennende Frage im Parlamente auf, so trat Clémenceau als der Führer der Opposition hervor, und seine Rede, mit ihrer kalten Kraft, mit ihrer Freiheit von jeglichem Streben nach rhetorischem Effekt und ihrer bewundernswerthen dialektischen Geschicklichkeit, scharf wie das Messer einer Guillotine, riß seine Zuhörer fort und besiegelte das Schicksal des Ministeriums. Er war gleichgültig gegen die Folgen solcher Thätigkeit, und er machte sich auch keine Sorgen darüber, welches Ministerium jenes, welches er gestürzt hatte, ersetzen sollte. Er liebte die Opposition um der Opposition willen, und er bildete sie zur Höhe einer Kunst aus. Vielleicht daß Clémenceau später nochmals einen Sitz in der Kammer finden wird; allein der Bann ist gebrochen, den er ausübte; er ist nicht mehr der allseitig gefürchtete „Popanz“. Die französische Bevölkerung hat sich von diesem politischen Typus abgewendet.

Die Politik Clémenceau's konnte gerade darum immer wieder triumphiren, weil in dem letzten Parlament eine Koalition der extremen Linken und der Konservativen stets die Ministerien zu stürzen vermochte; so waren die gemäßigten Republikaner immer darauf angewiesen, einige Radikale in das Kabinet zu nehmen; das war ein Aushilfsmittel für kurze Zeit; allein da es nie möglich war, die Radikalen vollständig zu befriedigen, so folgten immer von Neuem auf einander die Kabinetskrisen.

Jetzt liegen die Verhältnisse wesentlich anders; die ersten Zusammenstöße im französischen Parlament haben es bewiesen. Die gemäßigten Republikaner verfügen von 575 Sitzen über 311, mit den zur Republik bekehrten Konservativen sogar über 340 bis 345 Stimmen; denen gegenüber stehen 50 bis 60 unversöhnliche Konservative, 122 Radikale und 50 Sozialisten; die alte Koalition kann also kein Ministerium mehr stürzen, und da sich dies nicht erreichen läßt, so werden auch die unversöhnlichen Konservativen es allmählich zweckmäßiger finden, die Gruppe der konservativen Republikaner zu unterstützen.

Monod faßt das Ergebniß der Wahlen dahin zusammen: die Boulangisten wurden bis auf 5 oder 6, die sich nur als Republikaner vorstellten, fortgefegt; Clémenceau verschwand; die Monarchisten wurden auf zwei Drittel ihres Besitzes reduzirt. Radikale und Monarchisten bilden keine Mehrheit mehr, so daß das Gesammtvotum der heutigen Staatsform entschieden günstig ist und eine stabilere Regierung verspricht. Wichtig ist endlich noch das Anwachsen der Sozialisten auf 50 Köpfe; nicht sowohl weil hierin eine ernste sozialistische Gefahr liegt, als weil diese Erscheinung die Republikaner veranlassen könnte, sich staatssozialistischen Experimenten zuzuneigen; das wenigstens ist eine Möglichkeit.

Sind somit im Ganzen die Aussichten für eine ruhigere Entwicklung der französischen politischen Verhältnisse günstig, so fehlt doch noch eines, um einen schließlichen Erfolg zu verbürgen: die Persönlichkeit, welche die Situation zu benutzen vermag.

Freycinet, Rouvier, Ribot, Bourgeois, deren Namen man wohl nennen könnte, sind mehr oder weniger durch den Panamaskandal diskreditirt. Es bleibt Constans über, der durch den Sieg über Boulanger seine politische Stellung fest begründet hat. Kein Redner hat die Gabe der Ueberredung in so hohem Grade wie er; kein Minister flößt seinen Untergebenen so viel Vertrauen und den unruhigen Massen so heilsame Furcht ein wie er; allein obgleich man bestimmte Anklagen gegen ihn nicht erheben kann, so umschwärmen doch seine Vergangenheit mancherlei ungünstige Gerüchte; er genießt nicht der allgemeinen Achtung, und das ist seinem Aufkommen hinderlich.

Man darf schließlich den jetzigen Premierminister Dupuy nicht vergessen. Er hat eine rasend schnelle Karriere gemacht; er war Lehrer; er wurde 1885 zuerst gewählt, und er ist jetzt bereits Premierminister mit einer glücklichen Laufbahn hinter sich. Er unterdrückte die Unruhen im Quartier Latin; er sorgte dafür, daß die Arbeitseinstellungen im Pas de Calais innerhalb gesetzlicher Schranken blieben; die Wahlen, die er gemacht hat, wurden zu einem Triumph für die Gemäßigten; er führte die Auseinandersetzung mit Italien wegen Aigues-Mortes für Frankreich glücklich, und auch Toulon fällt in seine Ministerlaufbahn. Gleichwohl wird die Kammer das Kabinet Dupuy schwerlich lange am Ruder lassen. Auch dieses Kabinet birgt noch radikale Bestandtheile, und dann wird die Kammer als Zeichen ihrer Souveränität durch ein von ihr geschaffenes Ministerium den Lauf der Politik vorzeichnen wollen.

Oder wird die Majorität der Gemäßigten in der Kammer zusammenhalten, um einem Ministerium eine feste politische Richtung vorzeichnen zu können? Für die innere Politik bestehen Meinungsverschiedenheiten genug; die Gegensätze, welche der Panamaskandal geschliffen hat, sind noch nicht abgestumpft; eine noch stärkere, zersetzende Wirkung übt der Protektionismus. Anders ist es auf dem Gebiet der auswärtigen Politik; auf diesem Gebiet haben sich Ansichten von einer gewissen Allgemeingültigkeit herausgebildet. Man will keine abenteuerliche Kolonialpolitik; aber man will das Erworbene festhalten; man will ferner die Abrundung und Konsolidirung des bisherigen Besitzes. Freilich ist es möglich, daß auch hier die Behandlung von Behanzin in Afrika schon bald Schwierigkeiten machen wird. In Europa endlich will man die Beziehungen zu Rußland mehr und mehr bessern; Deutschland und Oesterreich gegenüber ist man reservirt; gegen Deutschland einfache nüchterne Neutralität; gegen Oesterreich mit der Nuance der Freundlichkeit. Italien wirft Monod seine Undankbarkeit vor; wenn man an die tunesischen Erfahrungen Italiens denkt, gewiß mit Unrecht; und nur in diesem Falle verläßt den französischen Historiker auch sein klarer politischer Blick, denn er sagt, daß Italien die Macht sei, welche den Krieg wolle. Da selbst ein so unparteiischer Franzose wie Monod so tiefe und durch Thatsachen nicht begründete Erbitterung gegen Italien nährt, so ist für die römischen Politiker wieder einmal erwiesen, daß ihr eigenes Vaterland für seine unabhängige Politik als Großmacht Verständniß und Rückhalt nur bei Deutschland und Oesterreich und bei England findet.

Monod geht dann dazu über, die Folgen der russisch-französischen Annäherung darzulegen, und er fragt, wird diese Uebereinstimmung dauern, und wird nicht Frankreich zu der Einsicht gelangen, daß es selbst ein schlechtes Geschäft gemacht hat? Frankreich hat Rußland sein Geld gegeben; es hat dem russischen Korn seine Häfen geöffnet; es soll geneigt sein, Rußland Kohlenstationen im Mittelmeer und im fernen Osten einzuräumen. Was kann Rußland dagegen bieten? Einige gute Exportplätze für französischen Wein. Aber ist es weise, einer vierten Großmacht den Eintritt in das Mittelmeer zu gestatten; ist es weise, die Hilfsmittel eines Staates zu steigern, der in zwanzig Jahren eine Bevölkerungszunahme von 38 Millionen aufweist? Und soll die diplomatische Reserve, die man Rußland gegenüber zu bewahren hat, auch dazu führen, das Verhalten der Russen gegenüber den Bulgaren, Juden, Polen, den Sekten und den sibirischen Gefangenen, zu billigen; soll man die Unterdrückung aller lokalen Selbstverwaltung gut heißen? Und würde ein unglücklicher Krieg Frankreich vernichten, so würde ein glücklicher Krieg Rußland zum Alleinherrscher machen, und die Folge wäre die lächerliche Farce, daß Frankreich und Deutschland sich dann nach einem Kriege an einander anlehnen müßten.

Diese ausgezeichnete Studie, die so lehrreich für die Franzosen sein müßte, schließt Monod mit einem Ausblick in die Zukunft, der nicht hoffnungsfreudig ist. Er findet unsere Zeit auf allen Gebieten gährend und chaotisch, und er sieht noch nicht jenes neue Element auftauchen, das die europäische Bevölkerung neuen und höheren Zielen zuführt.

P. N.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 9. Berlin, den 2. Dezember 1893. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1893 unter Nr. 4118 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Aus Orleans empfing der Kaiser und der Reichskanzler Graf Caprivi Packete zugesandt, die, wie ein Begleitbrief besagte, Sämereien enthalten sollten. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß beide Sendungen nicht mit unbedachter Sorglosigkeit geöffnet wurden; so stellte man fest, daß sich in der Umhüllung ein Sprengstoff befand.

So verbrecherisch der Anschlag war, so dumm ist er ersonnen worden, um den vorgesteckten Zweck zu erreichen; denn es ist klar, daß der Kaiser und der Reichskanzler nicht gerade ihre Zeit damit verbringen, um eingelaufene Postpackete zu öffnen. Auch diese That erweist sich mithin als Herostratenthum politischer Narren und Schwachköpfe.

So oft nun derartige Anschläge entdeckt werden, zeigt sich immer dieselbe Erscheinung. Eine allgemeine Erregung geht durch die Welt, und diese nervöse Unruhe erzeugt unmittelbar das Verlangen nach wirksamerem Schutz gegen solche verbrecherischen Individuen. Diesmal ist der Ruf ganz besonders laut, denn der Berliner Versuch wird ergänzt durch verwandte Thaten und Versuche in Spanien, in Frankreich, in England, in Kanada; und etwas zurückliegend in Italien; es sind also in der That fast alle großen Kulturländer in Mitleidenschaft gezogen, und die, welche es augenblicklich nicht sind, haben doch aus einer noch nicht zu fernen Vergangenheit gleiche Bedrohungen zu verzeichnen. Begreiflich ist es also, daß aus zahlreichen Zeitungen der Ruf erschallt: wir müssen uns besser schützen.

Die Absicht ist gut; aber die Ausführung erscheint schwierig; und so gibt es denn bisher in der That nur einen einzigen greifbaren Vorschlag, der gemacht worden ist. Man hat gesagt: Wir müssen uns zur Abwehr gegen die Anarchisten international zusammenschließen; schaffen wir eine neue Organisation, ein Stück Papier, das mit neuen internationalen Vereinbarungen über die Behandlung von Anarchisten bedruckt wird.

Ein derartiger Vorschlag, der so große Perspektiven zu eröffnen scheint, hat für viele Gemüther etwas Beruhigendes. Die Phantasie stellt sich vor, wie die Polizeibehörden der verschiedenen Länder nunmehr Hand in Hand arbeiten, und wie durch solche gemeinsame Thätigkeit die Anschläge der Anarchisten vereitelt und diese selbst unschädlich gemacht werden. Aber das Alles sind nur Hirngespinste. Niemals ist festgestellt worden, daß anarchistische Anschläge hätten verhindert werden können, wenn die Polizeibehörden der einzelnen Staaten in festeren Beziehungen zu einander gestanden hätten. Thatsächlich liegen die Dinge ganz anders. Obgleich ein Uebereinkommen zwischen den Nationen bisher nicht vorhanden war, so ist es bekannt, daß doch zwischen Paris und London und Berlin und St. Petersburg, und den anderen großen Centren, gleichwie über andere Verbrecher, so auch jene Nachrichten über die Anarchisten, die international von Wichtigkeit sein können, ausgetauscht werden. Also nicht dadurch finden die Anarchisten Förderung, daß jenseits der Landesgrenze die Polizei des Nachbarstaates den Neuangekommenen völlig unvorbereitet gegenübersteht; die Ursache steckt vielmehr darin, daß trotz dem Austausch aller möglichen Nachrichten die Polizeiverwaltungen sowohl diesseits wie jenseits der Grenze, häufig nicht genügend unterrichtet sind. Solche verbrecherischen Anschläge, die von wenigen in aller Stille ausgeheckt wurden, werden nicht leicht rechtzeitig entdeckt, und daran läßt sich gar nichts ändern, ob nun die Verhandlung von Polizei zu Polizei durch internationale Ver-

einbarungen in so und so viel steifen Paragraphen oder wie heute, durch internationale Gepflogenheit geregelt wird, die viel biegsamer und anpassungsfähiger ist.

Solche internationalen Uebereinkommen würden unter Umständen nur ein Mittel sein, um die Hand auch auf politische Flüchtlinge zu legen, die mit den Anarchisten gar nichts zu thun haben. Und deshalb werden jene Länder, welche das politische Asylrecht für eine bedeutungsvolle freiheitliche Institution erachten, schwerlich geneigt sein, derartige internationale Vereinbarungen zu treffen, die einen Nutzen nicht bringen, aber eine Quelle für peinliche Erörterungen von Staat zu Staat sein können.

Schon die ferne Hoffnung, daß auf diesem Umwege die politische Freiheit eine Einengung erfahren könnte, veranlaßt aber gerade unsere reaktionären Parteien, die deutsche Regierung auf einer solchen falschen Bahn vorwärts zu drängen; die Anarchisten, die auf allen Seiten rücksichtslos preisgegeben werden, dienen dabei nur als Vorwand. Es scheint jedoch, daß unsere Regierung nicht geneigt ist, sich international zur Verfechterin von Ideen zu machen, die sich mehr für den politischen Standpunkt russischer Staatsmänner eignen und mit denen auch die russische Regierung schon wiederholt Schiffbruch gelitten hat; eine solche Haltung unserer Regierung wäre in hohem Grade anzuerkennen.

Der „Vorwärts“ veröffentlicht ein geheimes Rundschreiben des Ministers Eulenburg über Maßregeln, welche sich zur Bekämpfung der Sozialdemokratie eignen sollen. Dieses Rundschreiben enthält keine Lehren von irgend welcher Weisheit; das Schriftstück ist vielmehr eine so gleichgültige Büreaukratenarbeit, daß sie ihres bedeutungslosen Inhalts wegen auch durch den „Reichsanzeiger“ hätte bekannt gegeben werden können. Die Indiskretion des „Vorwärts“ ist daher ein Schlag ins Wasser. Sie ist nur eine Demonstration, um zu zeigen, daß selbst sogenannte „geheime“ Schriftstücke den Sozialdemokraten zugänglich sind. Das ist erwiesen, aber ein solcher Beweis ist nicht gerade ein großer Triumph. Für eine große, volksthümliche, parlamentarische Partei, deren Wirksamkeit nur in der taghellen Oeffentlichkeit liegen kann, ist es von zweifelhaftem Werth, darzuthun, daß sie über Hintertreppen zu einem gleichgültigen ministeriellen Schriftstück gelangt, welches ziemlich überflüssiger Weise als geheim behandelt worden ist.

Die Annahme von Gabriel Monod, daß das französische Ministerium sich in der neuen Kammer nicht halten werde, ist über Erwarten schnell in Erfüllung gegangen. Durch seine radikalen Mitglieder wurde das Kabinet sogleich beim Zusammentritt des Parlaments in den Abgrund hinabgerissen.

Dupuy hatte beabsichtigt, zunächst das Ministerium in alter Zusammensetzung bestehen zu lassen und sich erst später der radikalen Kollegen zu entäußern. Diese zogen es jedoch vor, sich nicht friedlich beseitigen zu lassen, sondern die gesammte Regierung zu Falle zu bringen. Zu diesem Zweck erklärten die radikalen Abgeordneten in der Sitzung, daß ihre Freunde im Ministerium bereits demissionirt hätten; die radikalen Minister widersprachen nicht; folglich, so schloß man, habe die Kammer gar keine geschlossene Regierung sich gegenüber. Die Intrigue war damit geglückt; die Radikalen hatten es zu Wege gebracht, daß Dupuy gezwungen war, nunmehr die Demission des gesammten Kabinets zu geben, das in offener Sitzung auseinander gebrochen war.

Bisher ist es nicht gelungen, ein neues Kabinet zu bilden. Der Grund hierfür liegt in persönlichen Motiven. Keiner der Politiker, welcher zur Fortführung der Geschäfte berufen sein könnte, hat Neigung, in die Bresche zu treten; da die Kammer noch gar nicht in der Lage war, für die künftige Politik eine feste Direktive zu geben, so fürchtet jeder unter diesen Umständen sich vorzeitig in unsicheren Versuchen abzunützen.

Wie über Frankreich, so ist gleichfalls über Italien eine Ministerkrisis hereingebrochen. Der parlamentarische Bericht über die Geschäftsführung der Banca Romana war so belastend auch für den Minister Giolitti, daß dieser sich gezwungen sah, sogleich zurückzutreten, ehe noch das politische Programm des Kabinets erörtert worden war.

Die Neubildung des Ministeriums ist heute in Italien von besonderer Bedeutung und besonders verantwortungsvoll; denn es gilt, den Staat langsam aus der schweren finanziellen Krisis zur Gesundung zu führen. Zanardelli, der das neue Ministerium konstituiren soll, hat einen guten Ruf; man rühmt seine unbestechliche Ehrlichkeit, seine Festigkeit und Energie, und er zeigt das Bestreben, für die große Aufgabe auch andere Männer von hervorragender Tüchtigkeit heranzuziehen, wie Sonnino und Saracco, die sich den Finanzen zu widmen haben würden, dieser klaffenden Wunde am italienischen Staatskörper. Hoffentlich gelingt es, ein Ministerium zu bilden, das die Kraft besitzt, um Italiens internationale Stellung zu wahren und Herr der inneren finanziellen Schwierigkeiten zu werden.

Die Zolltarifreform, welche durchzuführen sich die bei der Präsidentschaftswahl siegreiche demokratische Partei stark gemacht hatte, wird im Kongreß der Vereinigten Staaten von Amerika, welcher in den nächsten Tagen zusammentritt, jetzt ernsthaft in Angriff genommen werden. Die betreffenden Anträge sind bereits publizirt. Dieselben zielen, wie zu erwarten war, vorzugsweise auf die Zollbefreiung von Rohstoffen für die Industrie ab, während die Ermäßigung der Zollsätze auf Fabrikate nur in sehr bescheidenem Grade vorgesehen ist. Ob die Tarifreform selbst in diesem beschränkten Umfange durchzubringen ist, steht dahin. Jedenfalls wird es zu ernsten parlamentarischen Kämpfen kommen, bei der das Mittel der Verschleppung keine kleine Rolle spielen wird.

* * *

## Deutschland aus der Vogelperspektive.

Es thut wohl, Deutschland gelegentlich einmal aus weiter Ferne zu betrachten. Der Kleinkram unseres politischen Lebens, das Tagesgezänk der Parteien, die Armseligkeiten des kleinen Ehrgeizes und des großen Eigennutzes entschwinden dem Blick mit der Entfernung und nur die Gipfel der Entwicklung bleiben erkennbar. Und die sind immerhin stattlich genug. Deutschland kann sich mit seinen Kulturleistungen noch immer sehen lassen unter den Völkern des Erdballs. Das wird auch anerkannt; manchmal sogar über Gebühr. Der Mensch kann aber bekanntlich viel ungerechtes Lob ertragen, und er verstummt gern, wenn man sein Land mit einem nicht allzu kritischen Superlativ beehrt.

Amerika aber ist recht eigentlich das Land der Superlative. Es hängt das mit der wunderbaren Entwicklung des Landes zusammen, die auch die gewagtesten Behauptungen hinter sich zurückgelassen hat. Kein Wunder, daß der Optimismus alle Schranken durchbricht, wenn die Nüchternheit so arge Niederlagen erleidet, wie in dem Falle des Kommandanten des Forts Dearborn. Wo heute Chicago steht mit mehr als einer Million Einwohner, stand vor 70 Jahren ein einsames Fort, und der Lieutenant, der den Posten befehligte, schrieb 1823 an den Kriegsminister: „Ich stelle ergebenst anheim, den Posten aufzuheben, und zwar aus dem Grunde, weil die Umgebung einen Charakter besitzt, der es unmöglich macht, daß dort jemals eine Bevölkerung sich ansiedelt, die groß genug wäre, um die nothwendigen Kosten für die Unterhaltung eines Forts an diesem Punkte zu rechtfertigen“.*) Wo derartig alles ins Große geht, geht auch

*) I respectfully recommend, that the post be abandoned for the reason that the surrounding country is of such a character, that it is impossible, that it can ever support a sufficient population to justify the expense necessary to maintain a fort at this point.

Lob und Tadel gern bis an die Grenzen des Möglichen. Die superlativen Ausdrücke sind jedoch keineswegs der Ausfluß eines geringeren kritischen Vermögens. Sie cirkuliren vielmehr wie die unterwerthigen Silberdollars, die man für voll in Zahlung nimmt und gibt, obgleich Geber und Nehmer recht wohl wissen, daß man mehr als ein Drittel abziehen muß, um auf den realen Silberwerth zu kommen.

Indem ich dies vorausschicke, kann ich konstatiren, daß das Prestige Deutschlands heute in den Vereinigten Staaten von Amerika größer ist, als wahrscheinlich jemals vorher. Daß Deutschland ein waffengewaltiges Reich bildet, daß es eine mächtige Stellung in Europa einnimmt, daß es wissenschaftliche Leistungen ersten Ranges aufzuweisen hat, daß die Bauern, welche es über den Ozean schickt, zu den werthvollsten Bestandtheilen des amerikanischen Nationalitätengemischs gehören, das alles wußte man seit langer Zeit. Aber der Flecken, den die Philadelphiaer Ausstellung auf deutscher Arbeit zurückgelassen hatte, war, wenn auch bei Sachverständigen, doch in der öffentlichen Meinung noch nicht getilgt. Das ist seit der Chicagoer Ausstellung mit einem Schlage anders geworden. Vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean habe ich keine Stimme vernommen, die nicht des Lobes voll gewesen wäre über die Darstellung deutscher Arbeitserzeugnisse auf der columbischen Ausstellung. Unter allen fremden Ländern, die auf der World's Fair vertreten waren hat Deutschland in der That den Vogel abgeschossen. Und dies allgemeine Urtheil hat sich umgesetzt in eine erhöhte Werthschätzung Deutschlands als Kulturfaktor, ja hat sogar dazu beigetragen, den jetzigen deutschen Kaiser, dessen lebhaftes Interesse an einer würdigen Vertretung Deutschlands in Chicago man kannte, zu einer Popularität zu verhelfen, die er vorher in keiner Weise besaß.

Ein derartig erhöhtes Ansehen gehört zu den Imponderabilien, die für den politischen oder wirthschaftlichen Kalkulator wenig bedeuten; dem Weiterblickenden dagegen erscheint der Respekt, in dem ein Volk bei andern steht, als ein werthvoller nationaler Besitz, der sich auf wirthschaftlichem Gebiete zudem nicht selten in höchst reale Exportziffern umsetzt.

Auch den Deutschamerikanern ist dieser Erfolg in Chicago zu Gute gekommen und sie erinnern sich freudiger der alten Heimath, nachdem dieselbe im friedlichen Wettkampf der Völker so gut bestanden hat. Was mir vor sieben Jahren niemals begegnet ist, das passirte mir diesmal, trotz meines weit kürzeren Aufenthalts, zu wiederholten Malen: ich traf Männer, deren Familien seit Generationen in Amerika ansässig waren und die geflissentlich ihre deutsche Abstammung hervorhoben. Die Deutschamerikaner nehmen im geschäftlichen Verkehr des Landes im Allgemeinen eine sehr angesehene Stellung ein und auch ihr politischer Einfluß ist beträchtlicher, als man nach dem geringen Prozentsatz deutscher Namen unter den Berufspolitikern schließen sollte. Cleveland ist nach einem weit verbreiteten Urtheil nur durch das German vote erneut ins Weiße Haus gelangt, und die gegenwärtige Administration ist sich dieser starken deutschen Unterstützung auch wohl bewußt. Ich habe nie einen amerikanischen Politiker anerkennender über das deutsche Element sprechen hören, als den gegenwärtigen Staatssekretär Gresham. Derselbe steht dem deutschen Element allerdings auch insofern besonders nahe, als er mit diesem den Mangel an Parteifanatismus theilt. Er war lange Zeit einer der angesehensten Männer in den Reihen der republikanischen Partei und kam bei Präsidentschaftsnominationen öfter in Frage. Trotzdem trat er in der letzten Wahlkampagne offen auf die Seite des Demokraten Cleveland. Formell ist Gresham auch heute noch Republikaner, und es bedeutete daher einen völligen Bruch mit den geheiligtsten Traditionen der Maschinenpolitiker, als Cleveland, der Erwählte der Demokratie, den Republikaner Gresham zum Staatssekretär ernannte. Auch unter den Deutsch-Amerikanern gibt es Hunderttausende, die für Cleveland gestimmt haben, nicht weil er ihrer Partei angehörte, sondern einfach weil er ihnen der rechte Mann zu sein schien. Präsentiren die Republikaner das nächste Mal den besseren Mann, so verhilft das deutsche Element vielleicht den Republikanern zum Siege. Mit einem Wort: der Deutsche fügt sich auch jenseits des Meeres ungern der Parteiparole und der Parteidisziplin. Eben deshalb ist der deutsche Einfluß innerhalb der beiden großen organisirten Parteien des Landes so unverhältnißmäßig gering, z. B. im Vergleich zu dem Einfluß der Irländer, für die das Motto passen würde: right or wrong — my party! Der Deutsche ist im Allgemeinen ja auch im alten Vaterlande ein schlechter Parteigänger. Es hängt das mit unseren Vorzügen wie mit unseren Fehlern zusammen. So geduldig der Deutsche sich im Allgemeinen dem äußeren Zwange fügt, so wenig ist er geneigt, seine Ueberzeugungen einem gemeinsamen Zweck freiwillig unterzuordnen. Das trifft vorzugsweise für jene breiten Mittelschichten der Bevölkerung zu, aus denen sich der Liberalismus rekrutirt. Hier wird sich eine größere Parteibildung ohne weitgehende Toleranz im Einzelnen nie vollziehen. Man kann diese Elemente politisch nur um wenige große Grundsätze und Ziele sammeln. Sobald man die Parteidisziplin darüber hinaus zur Anwendung bringen will, bleibt man auf kleine Parteiverbände angewiesen. Man mag das beklagen, aber man kann es nicht bestreiten angesichts der trostlosen Lage, in der sich der Liberalismus gegenwärtig in Deutschland befindet. Während jeder Tag deutlicher zeigt, daß Reich und Staat sich auf liberale Grundsätze stützen müssen, weil mit der wachsenden Maßlosigkeit des konservativen Agrarierthums ebensowenig wie mit dem Ultramontanismus und der Sozialdemokratie ein dauernder Bund zu flechten ist, während auch den weiterblickenden Elementen der gegenwärtigen konservativen Regierung dieser Zusammenhang der Dinge immer klarer wird, steht das liberale Bürgerthum dieser für die Geltendmachung des Liberalismus ungewöhnlich günstigen politischen Konjunktur ohnmächtig gegenüber und verpufft ein gutes Theil seiner Kräfte im ödesten Parteikrakehl.

Daß bei solcher Unzulänglichkeit und Verworrenheit weite Kreise gerade der gebildeteren und wohlhabenderen Bevölkerung eine praktische Bethätigung in der Politik ganz aufgegeben haben, ist begreiflich genug. Wenn dieser Prozeß sich weiter vollzieht, so wird der Liberalismus als politischer Faktor bald völlig zur quantité négligeable herabsinken, und dieselben Volksschichten, auf denen die Stellung Deutschlands als Kulturfaktor vornehmlich beruht, werden politisch nur als Regierte in Betracht kommen.

Ist Hoffnung vorhanden, daß diese Erkenntniß, die ja weit genug verbreitet ist, zu einer Wiederaufrichtung des Liberalismus führt?

Th. Barth.

## Parlamentsbriefe.

### I.

Die erste Lesung der drei Handelsverträge wurde auf den Antrag des Centrums um drei Tage hinausgeschoben, damit die Mitglieder sich gründlich unterrichten könnten; die gründlich unterrichteten Mitglieder haben dann drei Tage debattirt und endlich die Verträge zur gründlichen Prüfung in eine Kommission verwiesen. Wenn nicht einer Verwerfung, ist damit wenigstens einer Verschleppung vorgearbeitet; mindestens in Betreff Rumäniens können ernstliche Verwicklungen entstehen, wenn die Annahme nicht noch im Laufe des Kalenderjahres erfolgt. Und das Kalenderjahr reicht, soweit es sich um Arbeiten des Reichstags handelt, höchstens bis zum 20. Dezember.

Vor zwei Jahren ist es noch möglich gewesen, die ungleich wichtigeren Handelsverträge, welche damals den Reichstag beschäftigten, ohne Kommissionsberathung in kurzer Zeit zu erledigen; darin, daß dies jetzt unmöglich geworden ist, prägt sich die Verschlechterung aus, welche die Zusammensetzung des Reichstags durch die Neuwahlen erlitten hat. Es ist nichts als eine Redensart, wenn man vorgibt,

Handelsverträge oder überhaupt Verträge mit fremden Mächten mit parlamentarischer Gründlichkeit berathen zu wollen. Eine Amendirung ist ausgeschlossen und jeder einzelne Abgeordnete sieht sich vor die Frage gestellt, ob er die Verträge unverändert annehmen oder ob er alle die Nachtheile in den Kauf nehmen will, die mit der Ablehnung verbunden sind. Ueber wichtige Entscheidungen kann man sich in der That häufig schneller schlüssig machen, als über Kleinigkeiten. Die drei Verträge sichern der deutschen Industrie Zugeständnisse und verlangen von uns keine Tarifherabsetzungen, welche nicht schon früher vom Reichstage beschlossen wären.

Für die Annahme des Tarifs treten zwei Männer ein, die vor Jahren an der Spitze der schutzzöllnerischen Bewegung gestanden haben, die Herren Hammacher und von Stumm; daß dieselben zu Vorsitzenden der Kommission ernannt worden sind, mag als ein Vorzeichen dafür gelten, daß die Verträge schließlich angenommen werden. Die nationalliberale Partei und das Centrum sind in ihrer Majorität für die Annahme; diese beiden Parteien sind es gewesen, welche vorzugsweise auf die Einsetzung einer Kommission gedrungen haben, um ihre widerspenstigen Genossen noch zu gewinnen. Was links von diesen beiden Parteien sitzt, ist völlig einmüthig für die Annahme. Die deutsche Reichspartei ist gespalten. Die konservative Partei tritt für die Ablehnung ein; es ist indessen nicht ausgeschlossen, daß bei der Abstimmung sich viele Mitglieder eines Besseren besinnen. Die Antisemiten treten einmüthig und nachdrücklich für die Verweisung ein.

Was die Konservativen, für welche die Grafen Limburg und Kanitz, sowie die Herren von Plötz, von Hammerstein und von Kardorff das Wort nahmen, vorgebracht haben, richtet sich weit weniger gegen die Handelsverträge als gegen die Person und die Politik des Reichskanzlers. Herr von Plötz, der Vorsitzende des Bundes der Landwirthe, insbesondere hat über die Handelsverträge kein Wort und ausschließlich über den Nothstand der Landwirthe gesprochen. Die Klagen, die er vorbrachte, wurden schon zu der Zeit, als Fürst Bismarck noch am Ruder war, ebenso laut erhoben. Aber man hat sich damals der Hoffnung nicht hingeben können, den Fürsten Bismarck zu stürzen. Dem Grafen Caprivi gegenüber hat man von Anfang an die Hoffnung gehegt, ihn entweder zur vollständigen Unterwerfung unter die agrarischen Forderungen, oder nachdem diese Aussicht gescheitert war, zur Abdankung zwingen zu können, und so die Einsetzung einer Regierung herbeizuführen, in welcher die Anschauungen der Herren von Kardorff und Graf Limburg zur Geltung kommen. In dieser Erwartung hat eine agrarische Agitation begonnen, welche an Stärke und Maßlosigkeit alles übersteigt, was man bisher in Deutschland erlebt hat, und an der sich auch direkt abhängige Staatsbeamte mit einer Ungenirtheit betheiligen, als ob die Opposition gegen die Politik des Reichskanzlers zu den staatserhaltenden Obliegenheiten eines preußischen Beamten gehörte. Schon in der letzten Reichtagswahlbewegung kam es vor, daß ein vortragender Rath im preußischen Handelsministerium, Herr Gamp, das Vertrauen des Bundes der Landwirthe durch ein als Flugblatt verbreitetes Schreiben erwarb, in welchem folgender Passus enthalten war:

> Was schließlich die Frage des Zollschutzes für land- und forstwirthschaftliche Erzeugnisse anlangt, so hatte ich es für völlig ausgeschlossen, daß Rußland bereit und im Stande ist, Zugeständnisse in Bezug auf die Ermäßigung seiner Zölle zu machen, die auch nur annähernd die Nachtheile aufzuwiegen vermögen, welche für die deutsche Land- und Forstwirthschaft aus der Bewilligung der ermäßigten Zollsätze an Rußland nothwendiger Weise entstehen müssen. Aus diesem Grunde erscheint es völlig ausgeschlossen, daß Jemand, der die Zölle auf die Erzeugnisse der Land- und Forstwirthschaft nicht als ein möglichst bald zu beseitigendes Uebel, sondern als einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit und weitsichtiger Wirthschaftspolitik erblickt, dem Handelsvertrage mit Rußland zustimmen kann.

Das geschah vor sechs Monaten. Und wie ist den Herren Agrariern inzwischen der Kamm geschwollen!

Graf Caprivi und der Staatssekretär Freiherr von Marschall haben die Vertheidigung der Verträge sachlich gut geführt. Herr von Marschall, der in der agrarischen Presse der „ehemalige Staatsanwalt“ genannt zu werden pflegt, hat den Beweis geführt, daß er sich in seine Aufgabe völlig eingelebt hat. Beide Herren haben sich darauf berufen dürfen, daß sie nicht im Verdacht stehen können, aus Parteirücksichten den Konservativen entgegenzutreten; wenn sie dieselben bekämpfen, so sind sie dazu durch sachliche Gründe veranlaßt, deren Gewicht sie in entscheidender Stellung würdigen gelernt haben.

Aber beide Herren haben doch in Einem gefehlt; sie nahmen den Anschein an, als ständen sie Gegnern gegenüber, die durch Gründe zu belehren seien. Herr von Lutz hat als bayerischer Minister einmal das Wort gebraucht: „Wenn Sie her schießen, so schieße ich hinüber.“ Diesen Ton vermißte ich diesmal in den Aeußerungen, die vom Bundesrathstische fielen. Herr von Marschall gab die Erklärung ab, er habe nicht die konservative Partei angreifen wollen, sondern die agrarischen Forderungen. Das war, wie die Sachen lagen, ein schwächlicher Rückzug, der, weil er den Gegnern Muth einflößte, hätte vermieden werden sollen. Herr von Caprivi schwieg auf die provozirende Anfrage des Herrn von Hammerstein, ob die Regierung sich von der konservativen Partei lossagen wolle; hier wäre die Versicherung am Platze gewesen, daß die Regierung ihre Politik auch gegen die Feindseligkeit der konservativen Partei durchsetzen werde. Fürst Bismarck ist vielleicht in seinem ganzen Leben im Herzen niemals auf die konservative Partei ernstlich böse gewesen, aber er wußte sehr genau, wie er sie behandeln müsse, um mit ihr regieren zu können. Er nahm nicht den geringsten Anstand, den liberalen Parteien kräftig die Hand zu drücken, wenn auch mit dem Vorbehalt, sie wieder laufen zu lassen, sobald er dadurch den erwünschten Eindruck auf die Konservativen erzielt hatte. Ein aufmerksamer Beobachter wird die beklemmende Besorgniß nicht los, daß die Regierung schließlich einem Gegner erliegen muß, der in voller Waffenrüstung auf sie losgeht und gegen den sie nur mit Galanteriewaffen sich vertheidigt.

Nach Erledigung der Handelsverträge begann die Budgetdebatte und drehte sich fast ausschließlich um die neuen Steuervorlagen. Statt des Grafen Caprivi trat Herr Miquel, der preußische Finanzminister, in den Vordergrund. Graf Posadowsky, der Schatzsekretär, der an die Stelle des Herrn von Maltzahn getreten ist, erwies sich weit mehr als ein Ablatus des preußischen Finanzministers, denn als ein Gehilfe des Reichskanzlers. Die ganze Krankheit unserer Zustände wurde uns in Erinnerung gebracht. Der Zusammenhang zwischen dem Reichskanzler und der preußischen Staatsregierung ist schwach; der Zusammenhalt innerhalb des preußischen Staatsministeriums selbst ist schwach und Herr Miquel hat innerhalb des letzteren eine Stellung gewonnen, welche den Einfluß aller übrigen Minister zurücktreten läßt.

Herr Miquel sieht die Dinge durch die agrarische Brille an. In einer Zeit, wo die Finanznoth des Reiches auf das Höchste gestiegen ist, sieht er sich fortdauernd nach Gelegenheiten um, dem Grundbesitz Geschenke zu machen. Daß er die Grundsteuer aus den Händen gegeben hat, daß er sie, soweit es sich um Besitzer selbständiger Gutsbezirke handelt, geradezu verschenkt hat, daß er den Branntweinbrennern eine Liebesgabe von 40 Millionen jährlich zugewiesen hat, genügt ihm nicht; in diesem Augenblick will er den Tabaksbauern ein Geschenk durch den Erlaß der heimischen Tabaksteuer machen, damit dieselben seiner Fabrikatsteuer geneigter werden.

Der Finanzplan des Herrn Miquel hat weit weniger Aussicht auf Erfolg, als der unheilvolle Finanzplan, den er im preußischen Staate durchgesetzt hat. Es ist begründete Hoffnung vorhanden, daß sowohl die Weinsteuer als die Tabakfabrikatsteuer abgelehnt werden. Von dem Stempelgesetz sind einzelne Theile annehmbar. Dagegen steht der Erfolg seiner Absicht, die Finanzverhältnisse zwischen dem Reich und den Einzelstaaten anders zu regeln, auf des Messers Schneide, und könnte auf Annahme wohl erst in

dem Augenblick rechnen, wo man sich über die einzelnen neuen Steuern geeinigt hat.

Die große Majorität des Reichstags will die Lasten des neuen Heeresgesetzes auf die Schultern der wohlhabenden Leute legen. Dazu wären Einkommensteuer, Vermögenssteuer, Erbschaftssteuer, Wehrersatzsteuer geeignete Wege. Herr Miquel sagt, alle diese Wege seien ungangbar. Was Herr Miquel nicht will, das liebt er als unmöglich hinzustellen, wenn es auch thatsächlich ohne große Schwierigkeiten ausführbar ist. Was Herr Miquel will, pflegt er als sehr leicht hinzustellen, zum Beispiel die Herstellung eines der Gesundheit zuträglichen Branntweins, wenn auch die Thatsachen unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellen. Man faßt das zusammen in den Satz, Herr Miquel sei ein großer Dialektiker.

Zwei gewaltige Schwierigkeiten liegen für die Regierung vor; die Handelsvertrags- und Agrarpolitik auf der einen, die Steuerpolitik auf der anderen Seite. Beide finden eine völlig verschiedene Parteigruppirung vor; beide finden in den Regierungskreisen verschiedene Männer vor, welche die Verantwortlichkeit übernehmen. Anscheinend kümmert sich der Reichskanzler ebensowenig um die Steuerfragen, als sich Herr Miquel um die Handelsverträge kümmert, deren Gegner er vielleicht im Herzen ist. Noch niemals war beim Beginn einer Reichstagssession so dunkel, wie das Ende derselben sein wird.

Proteus.

## Enthüllungen über den „Krieg in Sicht".

Seit den großen Verbrüderungsfesten mit Rußland, die kürzlich in ganz Frankreich gefeiert wurden, ist die räthselhafte Begebenheit, welche sich im Frühjahr 1875 abgespielt hat, von Neuem mit verstärkter Betonung von französischer Seite aus aufs Tapet gebracht worden. Es liegt so nahe, die große gegenseitige Sympathie, welche jetzt, sei es zum förmlichen Bündniß, sei es nur zu einem gleichbedeutenden Thatbestand geführt hat, auf den historischen Ausgangspunkt zurückzuführen, daß damals schon der Kaiser von Rußland als rettender Engel Deutschland das Schwert aus der Hand geschlagen habe. In Frankreich gilt dies jetzt für ausgemacht; von deutscher Seite ward es immer bestritten, namentlich zur Zeit, als Fürst Bismarck noch Kanzler war, von dessen Organen. Urkundlich widerlegt worden ist die französische Darstellung leider niemals, und da sie neuerdings mit immer mehr Sicherheit auftritt, so wäre es angezeigt, daß etwas der Art geschähe. Es kann nicht gleichgültig sein, ob es wahr oder falsch ist, daß die deutsche Regierung im Frühjahr 1875 einen Krieg gewollt habe und nur vor Rußlands Drohung zurückgewichen sei. Bald nach eingetretener Beruhigung und später noch einmal 1879 ward von Seiten Bismarck'scher Organe erklärt, die ganze Episode beruhe lediglich auf einer schwindelhaften Erfindung des Fürsten Gortschakoff, der sich, insbesondere in einem Interview mit einem französischen Journalisten, mit dem Refrain „Soyez forts", aus Eitelkeit gerühmt habe, Frankreichs Retter gewesen zu sein. Diese Auslegung hat nicht verhindert, daß die entgegengesetzte Darstellung von französischer Seite immer wieder auftaucht und jetzt allmählich zu einer notorischen Thatsache umgestempelt zu werden im Begriff steht. Vor einiger Zeit erschien aus der sehr unlauteren Quelle der Pariser Times-Korrespondenz eine neue Version. Dieser gemäß sollte nicht Bismarck den Krieg gewollt, aber Moltke ihn für nothwendig erachtet haben, um Frankreich, ehe es von Neuem zu Kräften gekommen, von Neuem und auf lange erschöpft niederzuwerfen. Bismarck, damit nicht einverstanden, sollte, um eine Ausführung der Absicht zu verhindern, diese durch eine bestellte Indiskretion eines seiner Getreuen zur Kenntniß des russischen Kaisers gebracht haben und damit Moltke in die Parade gefahren sein. Die Version war nicht ungeschickt erfunden. Es sah dem Rechner Moltke nicht absolut unähnlich, daß er einen günstigen Feldzug wagen wollte, ehe die kühl berechneten Aussichten sich positiv gegen uns stellten. Nur Eines paßte nicht dazu: daß er einen solchen Plan mit Ueberraschung seines Königs an den Vorabend der Ausführung hätte bringen wollen. Daß aber Kaiser Wilhelm von einem solchen Plan nichts ahnte und als er von seiner angeblichen Existenz hörte, ihn mit Abscheu von sich wies, steht unbestritten fest. So muß auch die Konjektur Moltke als hinfällig bezeichnet werden.

Soeben ist wieder eine neue französische Enthüllung in die Oeffentlichkeit getreten, welche die alte Behauptung des von Alexander II vereitelten, von Bismarck beabsichtigten Kriegs mit neuen Akten zu belegen versucht. Aus dem Nachlaß eines eben verstorbenen Herrn Gavard, der in der kritischen Zeit den französischen Gesandten in London vertrat, werden Aufzeichnungen beigebracht, welche jener Darstellung nicht ungeschickt zu Hilfe kommen, Unterhaltungen Gavard's mit dem englischen Minister des Auswärtigen Lord Derby, mit dem Grafen Schuwaloff und mit dem Herzog von Cambridge. Als eines der zutreffendsten Symptome, daß Deutschland Händel gesucht habe, wird ein Privatschreiben des französischen Ministers des Auswärtigen, Herzog Decazes, vom 6. Mai 1875 an Gavard wiedergegeben, in dem es heißt: „Hohenlohe sagte mir soeben, im Begriff nach München abzureisen, Herr von Bülow (der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen) finde, daß Gontaud Biron (der französische Gesandte in Berlin) merkwürdig optimistisch sei, während die deutsche Regierung nichts weniger als beruhigt über die Harmlosigkeit unserer Rüstungen denke." Diese soeben veröffentlichte Stelle wird wohl dazu beitragen, eine längst kursirende Ueberlieferung aus dem Kreise des verstorbenen Herzogs Decazes aufzufrischen. Nach dieser Erzählung soll die Sache so vor sich gegangen sein. Fürst Hohenlohe, auf dem Punkt abzureisen, habe sich zum französischen Minister begeben und von ihm Aufklärung über die im Gange befindlichen Rüstungen verlangt. Dieser, davon betroffen, daß eine solche Interpellation, wenn sie irgendwie förmlich Gestalt annehme, zu einem Bruch führen müsse, hätte mit absichtlicher, seinen Gedanken verrathenden Miene zu Hohenlohe gesagt: „Ich sehe, das Fenster steht offen, wir wollen es doch lieber schließen, damit uns Niemand hören kann". Hohenlohe habe bei diesen Worten und den sie begleitenden Gesten den Ernst der Situation begriffen und das Thema fallen lassen.

Nach den Publikationen Gavard's wird diese Version wahrscheinlich mit neuer Sicherheit in Erinnerung gebracht werden.

Wir Deutsche sind bis jetzt allen diesen Dingen gegenüber nur auf unoffizielle, man könnte sogar sagen unoffiziöse Verneinungen angewiesen und daher auf die nach der inneren Wahrscheinlichkeit der Behauptungen fragende Vermuthung. Und hier kann man nur sagen: es bleibt bis zum authentischen Gegenbeweis im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß Bismarck damals ernstlich den Krieg gewollt habe, damals so wenig wie jemals nach 1870. Eine solche Absicht entsprach seiner ganzen Denk- und Handlungsweise nicht. Das muß für jeden, der ihn als den Staatsmann vorurtheilslos beobachtet hat, unzweifelhaft sein. Auch die vor einiger Zeit veröffentlichte Schrift Geffcken's über dies Thema vermag diese Vermuthung nicht umzustoßen. So bleibt, da die Sache doch nicht ganz aus der Welt zu schaffen, d. h. nicht ganz aus der Luft gegriffen ist, nur die andere Auslegung über, daß Bismarck zwar nicht den Krieg gewollt hat, aber die Furcht vor demselben der französischen Regierung beibringen, um sie einzuschüchtern. Das sähe ihm ebenso ähnlich, wie ihm jenes andere nicht ähnlich sieht. Doch mit Bestimmtheit läßt sich natürlich auch das nicht behaupten, so lange wir eben aufs Rathen angewiesen sind. Nur so viel steht fest: der Schein zum mindesten bleibt bis jetzt auf dem Fürsten sitzen, als hätte er diese Scheindemonstration machen wollen. Und wenn das nicht wegzuleugnen ist, so bleibt auf dem großen Diplomaten doch der Vorwurf sitzen, daß er damit

einen Bock geschossen hat. Jene Scheindemonstration hat Deutschland nichts genützt, aber den Franzosen zum ersten Male den Weg nach Rußland hin gezeigt, und wenn Deutschland heute nicht mit leichtem Sinn über das zwischen Rußland und Frankreich geschlungene Band spottend hinweggehen darf, so hat jenes Experiment von 1875 den ersten Anstoß zu allem Folgenden gegeben.

Fürst Bismarck steht in der Meinung der ganzen Welt so sehr als der erste Diplomat seiner Zeit da, daß Niemand sich sobald unterfangen wird, ihm Fehler nachweisen zu wollen. Gleichwohl gibt es, auch der größten Autorität gegenüber, keine Pflicht blinder Unterwerfung. Was am meisten auf Deutschland lastet, ist die Gefahr eines russischen Krieges. Es ist kindisch zu glauben, diese einfache Thatsache könne patriotisch vertuscht werden. Ständen wir zu Rußland in dem Verhältniß wie bis 1875, so läge jeder Gedanke an die Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich fern. Trotz aller Friedensbetheuerungen der Pariser Festgeber ist doch der wahre aber geheime Sinn des himmelhohen Enthusiasmus, der dabei zum Ausbruch kam, der: die Russen werden uns Elsaß-Lothringen erobern helfen. Wer will behaupten, daß aus diesem Glauben beinahe aller lebenden Franzosen, nicht einmal ein Anstoß zu einer neuen Konflagration entspringen könne?

Das gespannte Verhältniß zu Rußland ist eine Erbschaft der Bismarckischen Regierung. Wie die Anfänge so die Verschärfung fallen ganz in die Zeit bis 1890. Die Presse des ehemaligen Kanzlers hat zu verschiedenen Malen versucht, seinem Nachfolger die Verantwortung zuzuschieben. Dies beweist aber nur, daß man in Friedrichsruh die Schwere der Verantwortung, die man selbst trägt, fühlt und dem verhaßten Nachfolger zu eigener Entlastung und zu dessen Tort sie aufzulasten sucht. Graf Caprivi hat nur in der allerletzten Epoche das Versehen begangen, das handelspolitische Verhältniß zu Rußland in einer Zeit, wo er es noch glatt und einfach in friedliche Bahnen leiten konnte, abreißen und in den Krieg des Zuschlagzolls hineintreiben zu lassen. Sein ungestümer Eifer für die Militärvorlage hat ihn übersehen lassen, wie er damit in die Strömung der fanatischen Agrarier gerieth und in die gespanntere Lage zu Rußland. Aber alles Andere datirt aus der Bismarckschen Periode, der leise Anfang von 1875, die Fehlrechnung des ehrlichen Maklers von 1878, der sich damit nur Feindschaft erwarb; der blindwüthige Krieg gegen die russischen Staatspapiere, der den deutschen Wohlstand zahllose Millionen gekostet hat und mehr als alles Vorhergegangene dazu beitrug, in Frankreich Stimmung für Rußland zu machen und Rußlands Finanzquellen zu stärken.

Vielleicht mußte es unter allen Umständen so kommen; vielleicht war das, was uns als Fehler erscheint, unvermeidlich. Aber so viel steht fest: Alles, was schlimm daran ist, hat die auswärtige Politik des Fürsten Bismarck so herbeigeführt, wie es jetzt dasteht.

Und was jenen ersten Fall betrifft, auf den jetzt die französische Darstellung als den Anfang der Freundschaft mit Rußland hinweist, so wäre es nicht ganz gleichgültig, daß Deutschland darüber glaubhafte Aufklärung erhielte. Fürst Bismarck selbst kann sie nicht wohl geben, denn es handelt sich um Staatsangelegenheiten, über die er jetzt als Privatmann nicht offizielle Aktenstücke enthüllen kann. Aber die gegenwärtige Reichsregierung hindert nichts, die Wahrheit aufzudecken. Und wo vielleicht die Akten nicht ausreichen, können die Gesandten aus jener Zeit, Fürst Hohenlohe und Graf Münster, über die Vorgänge in Paris und London mit Ermächtigung wahrscheinlich volle Aufklärung geben. Die Angaben, wie sie jetzt wieder in der französischen Presse auftreten und ohne Zweifel ihren Weg durch die Welt machen werden, enthalten die Anklage, daß Deutschland vor etwa zwei Jahrzehnten einen ungerechten Krieg zu entzünden versucht habe. Es erscheint nicht als überflüssig, eine solche Anklage zu widerlegen.

* * * *

## Quintino Sella und Francesco Crispi.

### II.

Es würde einseitig geurtheilt sein und der Wahrheit nicht entsprechen, wenn wir nicht von vornherein bekennen würden, daß Francesco Crispi ein ebenso glühender Verehrer der Einheit, Freiheit und Ehre seines Vaterlandes gewesen sei und noch sei wie Quintino Sella. Aber der Patriotismus jenes trägt doch eine ganz andere Farbe an sich als der Sella's, und die Mittel und Wege, die jener gewandelt hat und wandeln mußte, um seinen politischen Bestrebungen zum Ziele zu verhelfen, sind sehr weit von denen verschieden, durch die dieser Italien am Besten und Sichersten dienen zu können meinte. Es wäre ganz thöricht, Crispi einen Vorwurf daraus zu machen, „daß er die dunklen Pfade der Verschwörer gewandelt sei", und ihm deshalb den loyalen Piemontesen vorzuziehen. Die besonderen Umstände und eigenthümlichen Lagen, in denen die Menschen politisch in die Höhe kommen, entscheiden, erklären und rechtfertigen hier Alles. Und in diesem bestimmten Falle darf man vor Allem nicht übersehen, daß wenn Sella noch lebte, er jetzt sechsundsechzig Jahre zählen würde, während Crispi das vierundsiebenzigste Jahr überschritten hat, er also einer Generation angehört, welche die Sturm- und Drangperiode der italienischen Einheitsbewegung schon mit vollem Bewußtsein und an gefährlichster Stelle mithandelnd durchlebt hat. Dazu kommt, daß Sella in fest begründetem äußeren Wohlstande lebend und den Wissenschaften ergeben in einem relativ wohlgeordneten Staatswesen aufwuchs, während Crispi der seit dem Anfang des Jahrhunderts stets revolutionär gesinnten Insel Sicilien entstammt und seine Familienverhältnisse nichts weniger als sichere waren. Beide Männer sind verschiedene, in mancher Beziehung einander entgegengesetzte Typen des italienischen Volkscharakters, der größere Kontraste in sich einschließt als der deutsche. Das wird aus der Skizze wohl erhellen, die wir neben die von Sella entworfene von dem sicilianischen Revolutionäre und italienischen Staatsmanne eben deshalb stellen möchten.

Crispi befindet sich freilich hierbei schon dadurch im Nachtheile, daß uns zu seiner Würdigung, obgleich schon manche Arbeit über ihn erschienen ist und er selbst Episoden seines bunten Lebens uns erzählt hat, doch kein Werk zur Verfügung steht, das der Biographie Sella's von Guiccioli auch nur annähernd vergleichbar wäre. Gegen das Buch: „Crispi, mit Urtheilen hervorragender Zeitgenossen", das Herr Dr. Hans Barth vor einigen Monaten über den italienischen Staatsmann hat ausgehen lassen, möchten wir Crispi in der That eher in Schutz nehmen. Denn dieser Panegyriker trägt doch die Farben so stark und so wenig geschmackvoll auf, daß er gegen seinen Helden einnehmen muß. Herr Barth spricht eigentlich nur in Hyperbeln über Crispi — eine sich stets wiederholende Parallele ist die mit Bismarck — und nimmt es mit seinen Angaben nicht allzu genau. Ich brauche, um das zu zeigen, nur auf die erste Seite seiner Schrift zu verweisen. Da heißt es z. B. von Ribera, der Geburtsstadt Crispi's in Sicilien, sie sei „spanischen Ursprungs", und die Familie Crispi, die griechisch-albanesischer Abstammung sei, habe dort seit „undenklichen Zeiten" gesessen. Die Wahrheit ist, daß der Fürst von Paternò im Jahre 1633 die Stadt auf einem seiner Feudi begründet hat und nach seiner Frau, die der spanischen Familie Ribera angehörte, nannte.*) Die Familie Crispi kann also erst seit 1633 hier gewohnt haben, und wenn sie an dem Orte oder in seiner Nähe damals schon gesessen hat, so hat sie auch dieses nicht seit „undenklichen Zeiten" gethan, sondern erst seit 1467, wo die ersten Albanesen nach Sicilien kamen. Der Stammsitz der Familie Crispi ist außerdem nicht Ribera, sondern Palazzo

*) G. Dennis, A Handbook for travellers. Pag. 192. (Murray).

Adriano, eine der vier Kolonien, welche die Albanesen in Sicilien gründeten. Es kommt aber noch besser! Das Heimathstädtchen Crispi's liegt „entzückend unweit den Trümmern von Selinunt und Heraclea*) am Mittelmeere". Ich weiß nun nicht, ob man von einem Ort in Europa sagen kann, er liege „unweit" eines anderen, wenn er in der Luftlinie über 40 Kilometer von ihm entfernt liegt, — so weit liegt Ribera mindestens von den Ruinen von Selinunt, — Thatsache aber ist, daß Ribera nicht am Mittelmeere liegt, sondern eine ganze Strecke vom Meere entfernt, und daß G. Dennis das elende Nest mit Recht a miserable looking place nennt.

Derartige Ungenauigkeiten kann man durch das ganze Buch Barth's verfolgen. Sein Verfasser ist noch sorgloser in der Behandlung der italienischen Zeitgeschichte. Er erinnert darin nicht an seinen berühmten Landsmann Hermann Reuchlin. Die Schilderung des Fräulein Crispi, des „Engels des Hauses", „mit den tiefschwarzen Locken und den feuersprühenden Augen" u. s. w. (S. 188) ist in einer Schrift, die ernsthaft genommen sein will und einem Politiker gewidmet ist, in der That ebensowenig geschmackvoll wie viele andere dem Helden selbst dargebrachte Lobhudeleien. Noch weit geschmackloser als diese ist freilich der Versuch, den Herr Barth gemacht hat, eine kleine internationale Abstimmung über Crispi herbeizuführen und die eingelaufenen Vota theilweise abdrucken zu lassen. Er hat sich dazu an Männer in Italien, Frankreich, Deutschland, England, Rußland u. s. w. gewendet, von denen sich Einzelne sicherlich gefragt haben, wie sie zu der Ehre kommen, über einen Politiker wie Crispi schriftlich „interviewt" zu werden. Und was sollen wir, zu deren Belehrung Herr Dr. Hans Barth sein Buch geschrieben hat, daraus lernen, wenn die Franzosen ihn traitre, andere ihn einen „wahren Monitor" nennen und noch andere von ihm bekennen, sie kennten ihn nicht. Lassen wir also den Interviewer!

Crispi, geboren 4. Oktober 1819, entstammt, wie wir schon sahen, den nach Sicilien in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts vor den Türken geflüchteten Albanesen. In seiner Familie war Wohlstand und Bildung verbreitet. Sein Vater war ein Advokat, der Onkel Bischof dieser der griechisch-unirten Kirche angehörigen sicilianischen Albanesen und Verfasser mehrerer Schriften zur Geschichte seiner Stammesgenossen auf der Insel. Der nationale Gegensatz dieser letzten Einwanderer Siciliens gegen die älteren Bewohner der Insel ist erloschen, und der junge Crispi fühlte sich von Jugend an nur als echter Sicilianer. Schon im achtzehnten Jahre zum Rechtsanwalt in Palermo geworden, trat er in Verbindung mit den oppositionellen, nationalen Elementen dieser Stadt, die ein schöngeistiges Blatt, den „Oreteo", herausgaben. In ihm veröffentlichte er auch Gedichte religiösen Inhalts, während er seine patriotischen Freiheitsliedern für sich behalten mußte. Die bourbonische Polizei verstand bekanntlich in diesem Punkte keinen Spaß. Crispi, der sich schon verheirathet hatte, aber seine Frau früh verlor, wollte es auch um so weniger auf einen Bruch mit der Regierung ankommen lassen, als seine Familie den dringenden Wunsch hegte, ihn in die Beamtenlaufbahn zu bringen. In der That bestand er auch das hierzu erforderliche Examen, konnte sich aber nicht in die „Gepflogenheiten" der bourbonischen Beamtenkarriere finden und verließ deshalb die Insel, um in Neapel an dem höchsten Gerichtshofe Rechtsanwalt für sicilische Prozesse zu werden. In dieser seiner Eigenschaft hatte nach den im Königreiche beider Sicilien einmal herrschenden Rechtszuständen der Vertheidiger verschiedener sicilischer Kommunen Veranlassung, dem Könige Ferdinand II. sich persönlich zu nahen. Denn wie hätte damals in Neapel ein Gerichtshof den Muth gefunden, in einer Angelegenheit, in die kirchliche oder politische Elemente hineinspielten, einen Prozeß nach dem einfachen Rechte zu entscheiden, wenn nicht der König vorher für eine Partei gewonnen gewesen wäre? Aber auch die Berührungen mit seiner königlichen Majestät dem Re Bomba machten den sicilischen Feuerkopf nicht königstreu. Die langjährige Verschwörerlaufbahn Crispi's begann damals in Neapel und setzte sich dann 1848 in Sicilien fort. In Palermo war am 12. Januar der erste dieses an Volksaufständen so fruchtbaren Jahres ausgebrochen und Crispi am 14. d. M. dort angekommen. Hier standen die ältesten Adelsgeschlechter an der Spitze der Revolution, und der junge Crispi spielte daher nur eine untergeordnete Rolle. Es soll ihm das nicht zum Vorwurf gemacht werden und sei nur erwähnt, weil sein Panegyriker ihn schon jetzt als Heldenschauspieler auftreten läßt. Der junge Advokat war allerdings ein Führer der äußersten revolutionären, aber wenig bedeutenden Linken. Wie die Volksbewegung von 1848 in Sicilien zuerst gewaltsam ausgebrochen war, so sollte sie hier aber auch am Frühesten niedergeschlagen werden. Die Schweizerregimenter im Solde Ferdinands II. eroberten die Insel, von der Flotte unterstützt; die Sicilianer, des Kriegshandwerks unkundig, da bei ihnen keine Soldatenaushebung stattfand, leisteten schwachen Widerstand. Schlimme Parteizwistigkeiten bereiteten der Erhebung ein wenig ruhmreiches Ende. Wir wollen es gern glauben, daß der feurige junge Rechtsanwalt von Ribera zu denen gehörte, welche bis zuletzt Widerstand leisteten. Schließlich kam aber sein Vater in Palermo an. Crispi flüchtete als Bauer verkleidet aus den Mauern der Stadt und schiffte sich mit anderen Genossen nach Marseille ein. Von der Amnestie war er mit 43 besonders Kompromittirten ausgeschlossen.

Von da ab beginnt das eigentliche Verschwörerleben Crispi's, das elf Jahre dauerte. In Turin betheiligte sich der Flüchtling an einem radikalen, republikanischen Blatte und knüpfte Verbindungen mit Mazzini an. Im Jahre 1853 ließ ihn deshalb Cavour verhaften und dann ausweisen. Mit seiner Geliebten, der Wäscherin seines Gefängnisses, floh Crispi nach Malta und ließ sich dort von einem „herumziehenden Jesuiten" in Gegenwart von zwei Zeugen mit ihr trauen. Auch in Malta ausgewiesen, nahm ihn ein englischer Schiffskapitän unentgeltlich mit nach London. Nachdem er hier durch die Vermittelung Mazzini's eine kleine Anstellung in einem Bankhause gefunden und sein Weib hatte nachkommen lassen, schien sich sein Leben friedlicher zu gestalten. Doch verließ er London bald, weil er sich von seinem Prinzipal betrogen sah und ging nach Paris, um sich an einem Zeitungsunternehmen zu betheiligen. Doch die napoleonische Polizei duldete den unruhigen Radikalen hier nicht allzu lange. War er doch Agent Mazzini's in Paris und unterhielt Verbindungen mit Jules Favre, Grevy und anderen notorischen Gegnern des Kaiserreiches. Kein Wunder, daß er, obwohl ganz unschuldig an dem Attentat Orsini's, doch von diesem in Mitleidenschaft gezogen wurde. Er mußte nach London zurück. Jetzt aber begannen bessere Aussichten für ihn. Waren die italienischen Flüchtlinge in London mit dem Bündnisse Cavour's und Napoleons III. nichts weniger als einverstanden, so waren sie doch sofort bereit, die neue Lage für ihre Zwecke auszunutzen. Crispi plante selbstverständlich sofort einen Aufstand in Unteritalien ins Leben zu rufen und ging 1859 zweimal mit falschen Pässen nach Sicilien, um die Unzufriedenen und angeblich zum Aufstand bereiten Revolutionäre zu einer That mit fortzureißen. Doch die Dinge waren hier im Oktober 1859 noch nicht reif. Man darf sagen, 1860 auch noch nicht. Freilich das neapolitanische Regime war ganz entwurzelt. Es hatte keinen Zusammenhang mehr mit dem Leben des Volks. Aber dieses war doch weit entfernt, in seiner Gesammtheit sich gegen „diese praktische Leugnung Gottes" zu erheben. Einzelne, besonders energische Männer waren wohl dazu bereit. Aber der im Frühjahr in Palermo ausgebrochene Aufstand war unterdrückt, und es wäre mit demselben ganz ausgewesen, wenn nicht Garibaldi durch seine Landung in Marsala die schon fast ausgetretenen Funken wieder belebt hätte. Daß aber Garibaldi sich zu diesem gewagten Zuge schließlich bereit finden ließ, ist allerdings dem ungestümen Drängen Crispi's vor Allem zuzuschreiben. Aber um welchen Preis geschah es?

*) H. Minoa ist gemeint.

Crispi ließ in verschiedene oberitalienische Zeitungen, z. B. die „Perseveranza“, ganz und gar erfundene Nachrichten einschmuggeln, welche von dem günstigen Fortschreiten des Aufstandes berichteten. Auf Grund dieser Lügen, die F. Crispi seinem Freunde Garibaldi vormachte, ließ sich dieser bestimmen, das waghalsige Unternehmen anzutreten, das nur wie durch ein Wunder geglückt ist, und noch im letzten Augenblicke auf dem Festlande Italiens gescheitert wäre, wenn nicht Cavour hier mit starker Hand eingegriffen hätte. Das sittliche Urtheil über diese Lügen Crispi's seinem Freunde gegenüber wird kaum ein zweifelhaftes sein. Man begreift daher, wie der französische Deputirte Francis Laur von ihm schreiben konnte: Si la maison de Savoie tombait, il la trahirait également. Das glaube ich nun nicht. Wie dem Manne zur Erreichung seiner Zwecke jedes Mittel auch recht sein wird, eine Maxime, zu der sich ja auch die Staatsmänner anderer Länder freudig bekannt haben und wohl noch bekennen, so gibt es doch etwas in dem Charakter Crispi's, was er sein Leben lang nicht verleugnet hat, und das ihm einen letzten großen Verrath nicht gestatten wird: die Liebe zu Italien. So stürmisch die Leidenschaften dieses Sicilianers sein mögen, und so unberechenbar seine Thaten im Momente, so wenig wählerisch er in seinen Mitteln ist und heute hierhin und morgen dorthin in Ueberzeugungen, welche für Andere felsenfest stehen, schwankt: in einem Punkte, in der Liebe der Einheit, Macht und Ehre Italiens, wie er sie versteht, ist er echt und fest. Sie hat ihn getrieben, sein Leben für das Vaterland wiederholt aufs Spiel zu setzen, namentlich 1860, und nicht nur „Zwirnsfäden“, sondern feste Ketten für es zu zerreißen. Danach hat er sich auch 1860 im Großen und Ganzen benommen. Der Republikaner trat für das monarchische Italien ein, weil die Monarchie die einzige Regierungsform war, unter der die Einheit Italiens zu haben war, so mancherlei Unannehmlichkeiten er auch damals Cavour gemacht hat. Vor diesem klugen, gewaltigen Geiste mußten sich schließlich doch alle Revolutionäre beugen.

Es war dem reizbaren, aufbrausenden und herrischen Manne natürlich nicht leicht, sich nach der Stellung, welche er an der Seite Garibaldi's 1860 in Unteritalien eingenommen hatte, in bescheidenere Stellungen zu gewöhnen und in reguläre Verhältnisse sich einzuleben. So viel sah aber Crispi ein, daß wenn auch die Aera der Revolutionen in Italien noch nicht geschlossen sei, sie, die Revolutionäre, doch auf die einmal, und noch dazu unter ihrer thätigen Mitwirkung, geschaffene politische Lage Rücksicht nehmen müßten; daß sie, die alten Republikaner, jetzt, nachdem sie Unteritalien für das monarchische Italien gewonnen hatten, nicht sofort dieses Gewebe wieder auftrennen dürften. „In der Politik“, pflegte er daher zu sagen, „muß die Haltung der Menschen sich mit den Zeiten und den sozialen Bedingungen ändern.“ Es kam daher zwischen ihm und Mazzini, den er sonst neben sich und Napoleon III. als den einzigen großen Revolutionär des 19. Jahrhunderts anerkannte und verehrte, zum Bruche. Auch an dem wahnwitzigen Zuge Garibaldi's, der 1862 mit seiner Verwundung auf dem Aspromonte endete, betheiligte sich Crispi nicht. Keineswegs war er aber deshalb zu einem Anhänger der Regierungen geworden, die nach dem Tode Cavour's in Italien einander folgten. Das machten schon die persönlichen Feindschaften, die im parlamentarischen Leben Italiens noch eine ganz andere Rolle spielen als sonst wo, von vornherein unmöglich. Crispi gehörte zu den Führern der parlamentarischen Linken, die sich vorzugsweise aus Unteritalien rekrutirte, und die die Befreiung Venetiens und die Eroberung Roms energischer betrieb als die sich an Napoleon III. anlehnende Rechte. Am Kriege von 1866 betheiligte er sich im Gefolge Garibaldi's wieder persönlich. Nicht so an dessen Zuge gegen Rom, der mit Mentana endete, obwohl er dem alten Freischaarenhelden bei den Vorbereitungen zu der Expedition, die er nicht zu hindern im Stande war, in jeder Weise beistand. Er hat auch die Aushändigung der zwei Millionen Lire an Garibaldi, durch die der elende Ministerpräsident Ratazzi den Zug heimlich unterstützte, bewirkt. Als die Krisis von 1870 heraufzog und Viktor Emanuel für Frankreich ins Feld zu ziehen die Miene machte, schloß sich Crispi mit der Linken der Opposition gegen diesen Plan an. Soll doch damals Bismarck diese oppositionelle Partei selbst mit Geld und Waffen unterstützt haben. Ebenso drang die Linke auf die Beschleunigung der Besitzergreifung Roms.

Damit hatte Crispi seine Politik in doppelter Richtung festgelegt. Er war zu einem der am Besten gehaßten Feinde des Vatikans geworden und nicht minder zum Gegner der französischen Politik in Italien. Der Mann, der die Einheit Italiens auf seine Fahne geschrieben hatte, konnte auch nicht im Prinzip ein Freund der zwei Mächte sein, welche die geschworenen Feinde dieser Einheit sind und mehr oder weniger sein müssen. Doch fand Crispi zunächst noch keine Gelegenheit seinen Gesinnungen gegen diese natürlichen Gegner seines Vaterlandes praktischen Nachdruck zu geben. Erst als im Frühjahre 1876 die parlamentarische Linke sich der Regierung bemächtigt hatte, gewann Crispi Einfluß auf die offizielle Politik, zwar noch nicht als Minister, sondern als Kammerpräsident und angesehenes Haupt der herrschenden Partei. Als solcher trat er denn auch die berühmte diplomatische Rundreise durch Europa im Jahre 1877 an, die den Zweck hatte, Italien aus seiner Isolirung zu retten, einer Reise, von der in diesen Blättern schon eingehender gesprochen ist. War das momentane Resultat derselben auch kein gerade glänzendes, so hatte sie doch den kommenden Minister in eine persönliche Verbindung mit einer Reihe von Staatsmännern gebracht und die Aufmerksamkeit Europas auf den in einen Staatsmann verwandelten alten Verschwörer gerichtet. Es konnte daher auch nicht ausbleiben, daß der zu den wichtigsten Verhandlungen gebrauchte Politiker auch bald einen Sitz in dem Ministerium erhielt. Er übernahm die Verwaltung des Ministeriums des Innern unter dem Vorsitze von Depretis.

Man kann nicht anderes sagen, als daß Crispi dieselbe mit großer Umsicht und vielem politischen Takte unter den schwierigsten Verhältnissen geführt hat. Fällt doch in die Zeit seines Regimes der Tod Viktor Emanuels und der Pius' IX. und das Konklave! Mit großer Bestimmtheit und Sicherheit trat er den Intriguen der intransigenten Partei des Vatikans, wie der republikanischen Gassenpolitik entgegen. Doch war die Dauer dieses seines Ministeriums nur eine kurze. Es hat nur 70 Tage gewährt. Crispi hat natürlich von seiner Vergangenheit her viele schlimme Feinde. Seine alten revolutionären Genossen hassen ihn den Emporgekommenen als Verräther, seine früheren politischen Gegner als einen unzuverlässigen Menschen, der sie besiegt hat. Die Eifersucht, die gelosia, dieser schlimmste Fehler des italienischen Volkscharakters, mußte sich gegen ihn aber um so mehr richten, als er nicht darauf ausging sie zu beschwichtigen, sondern seinem Naturell entsprechend eher noch zu provoziren. Denn war Crispi schon als Kammerpräsident sehr diktatorisch und selbstherrisch aufgetreten, so wurde er als Minister nicht entgegenkommender als früher, vielmehr noch autokratischer als je ein Minister der Rechten. Doch konnten seine Feinde ihm Angesichts seiner Erfolge nicht von der politischen Seite beikommen. Der Angriff geschah von der seines Privatlebens aus, das allerdings nicht über jedes Bedenken erhaben war. Die von einem Jesuiten in Malta ihm angetraute Wäscherin hatte in dem Anfang der siebenziger Jahre sein Haus verlassen, mit einer schönen Geldsumme abgefunden. Das Weib, das ihm treu gedient und z. B. vielfach Depeschen Mazzini's an ihn nach Paris gebracht hatte, war nicht bildungsfähig gewesen. Sie soll auch dem Trunke ergeben gewesen sein. Nun verheirathete sich Crispi zum zweiten Male mit einer schönen jungen sizilischen Wittwe. Darauf wurden in den Zeitungen Anklagen gegen ihn wegen Bigamie erhoben, und so groß wurde die Aufregung, daß er seinen Abschied als Minister nehmen mußte. Doch wurde die gegen ihn erhobene gerichtliche Anklage auf Bigamie eingestellt, weil die Trauung mit der ersten Frau keine legal giltige gewesen sei. In Italien, wo man im Betreff derartiger Verhältnisse sonst nicht sehr diffizil ist,

konnte sich doch der Exminister nur langsam von dem ihm angehefteten Makel erholen. Trotzig aber hat er doch auch diesem Angriffe gegenüber sein Haupt stets hoch getragen.

Dank der Ungeschicklichkeit der übrigen Führer der Linken, und der großen Schwierigkeiten der allgemeinen Lage, sollte auch nach wenigen Jahren der Augenblick wieder kommen, in dem der energische Mann politisch vollkommen rehabilitirt wurde, ja sogar die Führung der Regierung übernahm.

Man kann verschiedener Meinung darüber sein, Wer von Beiden der schlimmere Feind des italienischen Königreiches ist: der Papst oder Frankreich. Sieht man aber näher zu, so kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß die französische Republik sich als der weitaus gefährlichere und erbittertere Gegner der italienischen Einheit bewiesen hat. Wiederholt war die Kurie bereit mit dem italienischen Nationalstaate ein Abkommen zu treffen. Es würden sich auch schon Mittel und Wege gefunden haben, einen äußerlichen Frieden herzustellen. So hat die Kurie die erste Rate der päpstlichen Civilliste, welche ihr Italien ausgesetzt hatte, angenommen; sie war unter Leo XIII. 1887 bereit mit Italien sich zu verständigen. Wer aber stets dazwischen getreten ist und die Kurie an dem Abschlusse eines auch nur halbwegs friedlichen Provisoriums verhindert hat, ist die französische Diplomatie gewesen. In jeder Weise bemühte sich diese Italien in Rom selbst Schwierigkeiten zu bereiten, den Papst zum Verlassen seine Residenz zu bewegen und ihn unter den bestimmenden Einfluß einer Republik zu bringen, die bei sich selbst nichts weniger als kurialen Grundsätzen huldigt. Im schärfsten Gegensatze gegen die Politik Kaiser Napoleons III., der doch immer noch eine Vorstellung davon hatte, daß in Europa noch andere Völker ein Recht auf nationale Existenz und Unabhängigkeiten hätten als die Franzosen, stehen eben die Tendenzen der französischen Republik. Daß sich diese in erster Linie gegen Italien richten, und, wie die Besetzung von Tunis zeigt, zum großen Schaden für Italien gerichtet haben, erklärt sich einfach daraus, daß es einmal seit Jahrhunderten gesammtfranzösische Anschauung ist, das getheilte Italien nach Gutdünken zu beeinflussen und zu verwerthen. Dazu kommt, daß man dem französischen Mob eine solche Politik mit dem Verweise auf die Undankbarkeit der Italiener recht mundgerecht machen konnte. Und bot nicht die finanzielle und militärische Schwäche Italiens ein viel geeigneteres Feld unblutige Lorbeern zu ernten als etwa Deutschland gegenüber, das man an der Seine freilich ebenso haßt als Italien, aber fürchtet, während man dieses noch dazu verachtet? Man hätschelt gelegentlich die Italiener in der Erwartung, daß das spät geborene Kind der „lateinischen Völkerfamilie" sich doch noch der Führung der ältesten Tochter derselben wieder unterwerfen und auf einen eigenen Willen verzichten werde. Macht es dazu keine Miene, so wird es dafür mit Drohungen heimgesucht, gelegentlich auch mit Ruthen gestrichen und ihm jede Existenzberechtigung abgesprochen.

Das ist nun aber der springende Punkt, an dem die Politik Crispi's einsetzt. Er selbst ist ein stolzer, herrischer Mensch, darum schon ist ihm der Gedanke unerträglich, einer Nation anzugehören, die von einer anderen am Gängelbande geführt werden, und erst in Gefolgschaft dieser ihre Existenzberechtigung erhalten soll. Und die, welche ihm und Italien solches ansinnen und danach handeln, haßt er mit der ganzen Leidenschaft eines Sizilianers, eines Nachkommens der einst vor dem Halbmonde geflüchteten Albanesen. Er würde selbstverständlich die Deutschen ebenso hassen und vielleicht noch heftiger, als die Franzosen, mit denen ihn eine größere Vertrautheit ihres Lebens und ihrer Sitten immerhin verbindet, wenn die deutsche Politik sich der italienischen so entgegen würfe als die französische. „Aber es gibt heute weder Welfen noch Ghibellinen, weder Kaiser noch Papst für uns, wir müssen Italiener sein und nichts anderes als Italiener." So rief Crispi 1882 in Palermo aus, als man den sechshundertjährigen Jahrestag der sizilischen Vesper feierte. Und nach diesen Worten, die durch keine seiner Handlungen seitdem Lügen gestraft worden sind, muß man seine Thätigkeit als Minister, die ja noch in aller Erinnerung ist, beurtheilen. Nach ihnen wird man auch für die Zukunft sein Handeln im Großen und Ganzen prognostiziren dürfen. An Seiten- und Absprüngen für den Moment wird es bei dem leidenschaftlichen Manne, der in der Wahl seiner Mittel wahrlich niemals wählerisch gewesen ist, nicht fehlen. Seine Leidenschaftlichkeit ist es ja auch gewesen, die seinen Sturz als Minister herbeigeführt hat. Da er seinen Groll gegen seine alten Feinde von der Rechten, selbst die schon Todten, nicht bemeistern konnte und sich im Parlamente zu leidenschaftlichen Angriffen auf die Finanzverwaltung eines persönlich so intakten Mannes wie Marco Minghetti fortreißen ließ, bewahrten dessen Freunde ihm die persönliche Treue und ließen ihre Todten nicht „abrommeln", sondern stürzten den Mann, der an der Spitze der Verwaltung stand. Ob nicht dieselbe Leidenschaftlichkeit ihn in der auswärtigen Politik zu Versuchen führen könnte, der in Europa herrschenden Spannung ein gewaltsames Ende zu bereiten, wer wird das sagen können? Er selbst hat versichert, er habe mit dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh nur für den Frieden Europas konspirirt. Wenn der hochbetagte Staatsmann, der jetzt in das fünfundsiebenzigste Lebensjahr getreten ist, seine Nation wirklich so lieb hat als er versichert, darf man dieser Behauptung wohl eben so glauben, als der anderen noch ganz kürzlich von ihm auf Grund seiner langjährigen Erfahrung ausgesprochenen Ueberzeugung, daß seinem Vaterlande nur aus dem innigen Zusammengehen mit Deutschland Heil erblühen könne. Am besten aber würde er seinem Vaterlande dienen, wenn er jetzt alle seine Energie zur Ausheilung von dessen Wunden in dem Geiste verwenden wollte, in dem es einst Q. Sella von seinem Ruine gerettet hat. Die nächste Zukunft Italiens nicht nur, sondern auch eine ferne hängt jetzt mit davon ab, ob Crispi sich zu einem so entsagungsvollen Wirken in seinen alten Tagen selbstlos entschließen kann.

November 1893.

Karl Heinrich.

## Ein neues Buch über das Leben Jesu und den Ursprung des Christenthums.

Ein holländischer Theologe, Dr. W. Brandt, hat vor einigen Monaten im Verlag von Reisland zu Leipzig ein sehr merkwürdiges, hoffentlich epochemachendes Buch erscheinen lassen. Es ist betitelt: „Die evangelische Geschichte und der Ursprung des Christenthums" und enthält 600 Oktavseiten. Es ist mit lateinischen, griechischen, hebräischen, sogar aramäischen Citaten und mit Hinweisungen auf gar viele gelehrte Werke reichlich ausgestattet. Doch sind die meisten Citate ins Deutsche übersetzt, der Stil des Verfassers ist, abgesehen von sehr wenigen Hollandismen, durchaus gesund, sehr einfach, sehr klar, manchmal beredt, so daß nicht bloß Theologen, sondern auch höher gebildete Laien dieses Werk mit gespannter Aufmerksamkeit und mit großem Nutzen lesen werden, vorausgesetzt, daß sie für den Gegenstand, mit dem Herr Brandt sich hier beschäftigt, einiges Interesse mitbringen.

In den drei ersten Theilen, d. h. in den 446 ersten Seiten seines Buches, gibt Dr. Brandt eine die „evangelischen" (d. h. die in unseren vier Evangelien enthaltenen) Erzählungen vom Prozesse, vom Leiden und der Auferstehung Jesu in allen Einzelheiten mit der größten Gründlichkeit beleuchtende Kritik, deren Resultat für unsere sogenannten Bibelgläubigen äußerst unangenehm sein muß. Denn sie ist von ausgezeichnetem Scharfsinn geleitet, verfügt über einen sehr großen Reichthum mannigfaltigster Gelehrsamkeit, und erscheint offenbar in den meisten Punkten unwiderleglich. Aber nicht bloß unter den kirchlich Gesinnten, sondern auch unter den unseren kirchlichen Kreisen Fernstehenden werden Manche mit einigem Bedauern, ja mit einem schmerz-

lichen Gefühl, zurücksehen auf die in unserer Kindheit schon uns liebgewordenen, und jetzt durch das schonungslose Messer einer solchen Kritik zerstörten Bilder. Die Einsetzung des heiligen Abendmahls, die Wunder der Macht und der Liebe, die Jesus bei seiner Gefangennahme gethan, der Herz durchbohrende Blick, den er beim Krähen des Hahnes auf seinen Petrus richtete, sein Verhör vor Hannas, der Dialog zwischen ihm, dem gebundenen Gefangenen, und dem rohen Soldaten, der ihn beohrfeigte, sein Verhör vor dem Hohen Rathe, seine ergreifenden Aussprüche vor dem Richterstuhle des Pilatus, namentlich das Wort „mein Reich ist nicht von dieser Welt“, der etwas wehmüthige Skeptizismus des an der Wahrheit verzweifelnden, vor dem Gottessohn sich scheuenden Pilatus, der Traum seiner Frau, sein Händewaschen, sein starker Wunsch, den offenbar Verleumdeten zu befreien, sein Angebot „Jesus oder Barrabas“ frei zu geben, das „Ecce homo!“, auch die Mißhandlungen und die Dornenkrone und Verhöhnungen, die eine rohe Soldateska an dem Gefangenen verübte, die Rede, die Jesus auf dem Wege nach Golgatha an die weinenden Weiber richtete, die sieben Worte des Sterbenden: alle diese unvergeßlichen Bilder der Passionsgeschichte hat Dr. Brandt, nach einer sehr sorgfältigen, offenbar von unbestechlicher Wahrheitsliebe zeugenden Untersuchung, aus dem Gebiet der Geschichte ausgewiesen. Und daß die Erzählungen von Jesu Auferstehung und Himmelfahrt nicht als geschichtlich erhärtete Thatsachen gelten können, braucht hier nur der Vollständigkeit wegen erwähnt zu werden. Also gibt es am Grabe des Meisters keine frommen Frauen mehr und auch keine Engel, keine Maria Magdalena, kein Gespräch des zuerst unbekannten und dann sich offenbarenden Meisters mit den nach Emmaus wandernden Jüngern, kein Abschied des Verklärten, gen Himmel sich Erhebenden, die Seinigen zu allen Völkern Sendenden. Und auch die bei der Taufe unserer Kinder gebräuchliche Formel, ja die Taufe selbst, hat er nicht angeordnet. So hat Dr. Brandt die in unseren Evangelien gegebene Passions- und Auferstehungserzählungen aufgelöst. Und nicht bloß diese Erzählungen. „Die Geschichte Jesu vor seinem Leiden ebenso Zug für Zug zu erörtern, schien mir“, sagt Dr. Brandt, „nach allem was schon Strauß darüber geschrieben, nicht mehr nöthig. . . . Auch der sonst Unkundige wird am Ende des zweiten Theiles (also in der Mitte des Buches) bereits überzeugt sein, daß von der wirklichen Geschichte Jesu in den Evangelien nur wenig enthalten ist. In dieser Beziehung gleicht letztere einer üppigen Frucht mit winzigem Kern.“ So auf Seite X der Vorrede.

Nun ist es doch wohl der Mühe werth, diesen in dem vierten Theile, d. h. in den 150 letzten Seiten des Brandt'schen Buches enthaltenen „winzigen“, aber für Jeden nach geschichtlicher Erkenntniß Strebenden wichtigsten Kern zu klarer Anschauung zu bringen. Und dies zu thun, wollen wir, zunächst unter Dr. Brandt's Führung, hier versuchen.

Jesus von Nazareth war eigentlich ein Schriftgelehrter, ein Rabbi. In seiner Jugend war er zuerst Schüler eines uns dem Namen nach unbekannten, aber gewiß der pharisäischen Partei angehörenden Lehrers. Bei einem solchen Lehrer, unter dem Einfluß einer gleichgesinnten Umgebung und seiner Eigenart folgend, nahm er in sich auf die besten Elemente des edelsten Pharisäismus: das Streben nach genauer Gesetzeserfüllung und die Hoffnung, daß, wenn Israel nur einmal Buße thäte und das Gesetz treu befolgte, das Himmelreich auf Erden durch Gottes Allmacht gegründet würde.

Während Jesus sich zur Thätigkeit eines Rabbinen vorbereitete, stand in Israel ein Mann auf, der durch seine äußere Erscheinung und auch durch seine Reden an die alten Propheten erinnerte: Johannes der Täufer. Zwar taufte er nicht seine willigen Zuhörer, wie die evangelische Ueberlieferung sagt, im Jordan. Denn „die Flußtaufe war den Juden in Palästina fremd und in der Mischnah (dem ältesten Theil des Talmuds) wird der Jordan sogar für ungeeignet zu Reinigungsbädern erklärt, weil sein Wasser gemischt sei.“ Er hielt aber viel auf gewisse durch Gebet geweihte Abwaschungen, und wurde deshalb der Täufer genannt. Aber noch mehr als irgend welche Waschungen und Ceremonien pries und empfahl der neue Prophet echte Buße und gute Werke. Den Sündern drohte er Gottes Zorn an, den Gerechten aber oder nach Gerechtigkeit kräftig Trachtenden stellte er das Gottesreich und seine Herrlichkeit in nahe Aussicht. Indem er das that, weckte er im Volke die schlummernde Messiashoffnung gewaltig auf und wurde er seinem Landesfürsten, dem Herodes Antipas, verdächtig. Die öffentliche Ruhe zu sichern, ließ dieser ihn gefangen nehmen und im Kerker tödten. Aber noch vor seiner Gefangennahme ließ der Täufer den Galiläer Jesus, der kürzere oder längere Zeit in seiner Umgebung gelebt und seinem Worte gelauscht hatte, durch eine Botschaft auffordern, sein Werk fortzusetzen. Jesus that es in freier eigenthümlicher Weise. Er lebte nicht weltflüchtig und asketisch wie der Täufer. Er war in seinen Reden nicht hart, und in seinem Wirken nicht abstoßend streng wie jener. Der Täufer hatte für sich viel Verehrung, aber keine Liebe erregt. Jesus wurde von seinen Zuhörern und Anhängern warm geliebt. Denn er liebte sie; er ließ sich herab zu ihnen, ging ein auf ihre Bedürfnisse und Nöthe. Damals, und schon seit lange, war das Judenthum, wenigstens für die armen und kleinen Leute in Israel, noch mehr ein Unglück als eine Religion. Der Sabbath mit seinen pedantischen Arbeitsverboten, die drei jährlichen Festreisen nach Jerusalem, die vielen Ausgaben für den Opferdienst und die Priesterschaft, die sehr komplizirten Speisegesetze, kurz das ganze jüdische Ritual griff hemmend und störend in die Existenz der meisten von Ackerbau und kleinem Gewerbe lebenden Leute ein. Eigentlich konnten nur die reichen und in Judäa wohnenden Israeliten, ohne allzu große Beschwerden den Forderungen der rituellen Gerechtigkeit genügen. Das thaten sie auch, wenigstens thaten es viele, vernachlässigten aber über den kleinen Geboten die großen, über dem Opfer die Frömmigkeit und Nächstenliebe. Nun wurde Jesus aus Liebe zum Volk und Kraft seiner verständigen Frömmigkeit ein Rabbi, wie die Armen und Kleinen ihn brauchten. Ihnen predigte er das Gesetz so, wie sie es üben konnten, und vielfach auch in aller Anspruchslosigkeit übten. Von ihnen forderte er eine Gerechtigkeit, die man ohne Wallfahrten, ohne Opfer, ohne Geld erreichen konnte, und die doch besser war, als die der strengsten Schriftgelehrten. Zum Troste in jeder Noth verkündigte er den Armen, den Unterdrückten, den Weinenden das Himmelreich auf Erden und in naher Zukunft. Die Reichen aber sollten, um an dieser Herrlichkeit ihren Antheil zu erlangen, zu Gunsten der Armen arm werden. Indem er so predigte, gewann Rabbi Jesus in Galiläa unter dem Volke begeisterte Anhänger. Sie hielten ihn für den König des von ihm verkündeten Reiches, für den Messias. Er selbst widersprach nie dieser Meinung. Er scheint vielmehr sie getheilt zu haben, wenn er auch nur selten sie in seinen Reden förmlich und unzweideutig bestätigte. Doch neben der Begeisterung und der Liebe seiner Anhänger machte sich bald der Haß seiner Gegner, der Reichen, der Frömmler, der buchstabengläubigen Schriftgelehrten geltend. Von Jerusalem aus schickte wahrscheinlich der Hohe Rath Kommissare nach Galiläa mit dem Auftrage, die Lehre und das Wirken des jungen und der Ketzerei sehr verdächtigen Rabbinen zu inspiziren. Jesus seinerseits wollte seine Sache in Jerusalem vor dem Hohen Rathe zur Entscheidung bringen. Dort hoffte er, daß Gott, vielleicht durch ein Wunder, die hochehrwürdigen Herren, die Aeltesten seines Volks, zur Erkenntniß und zur Anerkennung der heilsamen Lehre, die er predigte, bringen würde. Dann würde gewiß das Volk ihm zufallen, dann würde Gottes Reich mit Gewalt kommen, der Gottlosen Herrschaft wunderbar gebrochen werden und Israel zur Freiheit und zur Glückseligkeit gelangen.

Mit dieser Hoffnung im Herzen zog er, nachdem er höchstens ein Jahr in Galiläa gewirkt hatte, zur Osterzeit nach Jerusalem. Dort predigte er aber nur einige Tage, im Vorhofe, oder in einer Halle des Tempels, wohl auch



in Synagogen. Gewiß fand er dort unter der großen Menge der Festgenossen Beifall und begeisterte Zustimmung, besonders und zunächst unter den Galiläern, die mit ihm zur Feier des Festes gekommen waren. Die Reichen aber und die Vornehmen, deren Geldgier und Frömmelei er geißelte, die Schriftgelehrten, deren heiliges Gesetz er zu lockern wagte, die Priester, deren gottseliges Handwerk er verdarb, die über den Landfrieden wachenden und die Freundschaft der Römer sorgsam hütenden Sadduzäer vereinigten sich in gemeinsamem Haß gegen ihn. Einige von ihnen, die zum Hohen Rath gehörten, beschlossen, unter Führung des Hohenpriesters, ihn bei dem römischen Landpfleger als einen Feind der kaiserlichen Regierung, als einen Mann, der von der Wiederherstellung des altisraelitischen Königreiches sprach, und selbst König werden wollte in diesem künftigen Reiche, anzuklagen und ihn so aus der Welt zu schaffen. Judas, ein judäischer Mann, aus Kerioth gebürtig, der vielleicht erst jetzt in Jerusalem sich den Schülern Jesu angeschlossen und über die Unthätigkeit des Messias die Geduld, wegen seiner enttäuschten Erwartungen alle Verehrung verloren hatte, Judas half ihnen bei der Ausführung ihres Vorhabens. Unter seiner Leitung gingen etwa zwanzig Mann aus der Dienerschaft des Hohenpriesters, mit Schwertern bewaffnet, nach dem Orte, wo Jesus in der Nähe der Stadt übernachtete, nach Gethsemane. Da fanden sie ihn mit seinen anderen Schülern. Einige von ihnen hatten auch Schwerter und machten einen Versuch, ihren Meister zu schützen, einen ungeschickten und unglücklichen Versuch, den Jesus wahrscheinlich in keiner Weise unterstützte. Sehr bald flohen sämmtliche Schüler Jesu und er wurde gefangen fortgeführt, nicht vor den Hohen Rath, sondern vor die im Hause des Oberpriesters versammelte Koterie seiner schlimmsten Feinde. Einer seiner Schüler, Simon Petrus, nachdem auch er mit den anderen geflohen war, ermannte sich so weit, daß er ihm, in einiger Entfernung, bis in den Hof des hohenpriesterlichen Palastes folgte. Dort aber, im Gedränge, leugnete er, daß er zu seinen Schülern gehöre. Was nun zwischen Jesu einerseits, dem Hohenpriester und seinen Freunden andererseits gesprochen und verhandelt wurde, das hat von den Freunden Jesu keiner erfahren können. Wahrscheinlich ist nur in hohem Maße, daß die priesterlichen Herren in den Antworten und Aussprüchen des Gefangenen Material fanden zur Begründung ihrer Anklage auf Hochverrath, oder doch Grund zu der Erwartung, daß sie mit ihrer Anklage nicht in Verlegenheit kommen würden. So schickten sie ihn denn zu Pilatus und denunzirten ihn als einen politisch gefährlichen Mann. Pilatus machte, wie Dr. Brandt sich ausdrückt, „kurzen Prozeß“, verurtheilte den tollkühnen Juden zum Kreuzestode, und befahl die sofortige Ausführung seines Urtheils. Römische Soldaten hatten die Hinrichtung zu vollziehen. Von dem Verhör, dem Jesus bei Pilatus, mit Hilfe eines Dolmetschers, unterzogen wurde, haben die Freunde Jesu nichts hören und auch nichts mit einiger Sicherheit erfahren können. Es fand ja nicht auf offenem Platze und vor der versammelten Volksmenge statt, sondern hinter geschlossenen Thüren, in den ersten Tagesstunden. Gegen Mittag verbreitete sich in Jerusalem das zunächst überraschende Gerücht, daß der Prophet aus Nazareth von Pilatus zum Tode verurtheilt worden, daß er am Kreuze hange, daß er sterbe, gestorben sei. Am Fuße des Kreuzes, das, beiläufig gesagt, erheblich anders aussah, als unsere Maler es darstellen, standen keine Verwandten und keine Freunde Jesu, sondern römische Soldaten, die für die Ausführung des Urtheils zu sorgen, also Verehrer des Gekreuzigten fern zu halten hatten. Einige von diesen Soldaten kleideten den Verurtheilten vollständig aus, warfen ihn auf den Boden, banden ihm die Arme an einen unter seinem Halse liegenden Balken, nagelten seine Hände fest, zogen dann mit einem Strick, oder hoben mit einer Art Gabel diesen Balken auf einen anderen im Boden senkrecht eingerammten, verbanden irgendwie die beiden Balken, und befestigten an dem senkrechten, wahrscheinlich mit zwei Nägeln, die Füße des Dulders. Damit sein Körpergewicht seine Hände nicht zerrisse und ihn so vom Kreuze herabbrächte, wurde er rittlings auf einen in gehöriger Höhe aus dem senkrechten Balken hervortretenden Pflock gesetzt. So hing Jesus einige Stunden, dann starb er. Der letzte Laut, den er von sich gab, war ein Schrei, den einige seiner Freunde und Verehrerinnen, obwohl sie in ziemlicher Entfernung vom Kreuze standen, möglicher Weise gehört haben. Dann sahen sie wie sein todtes Haupt sich auf seine Brust senkte. Wahrscheinlich stand neben seinem Kreuz kein anderes; er starb allein. Seine Kleider theilten die Soldaten unter sich nach römischem Recht. Es waren im Ganzen fünf Stück. Unter diesen aber kein ungenähter Rock, der zu verloosen gewesen wäre.

Entmuthigt, und in dem Glauben an ihren Messias tief erschüttert, kehrten die nächsten Freunde nach Galiläa zurück. Dort, in der Stille, an den Orten, wo sie Jesus gehört, und mit ihm verkehrt hatten, erholte sich allmählich ihr Glaube von seiner tiefen Erschütterung, und indem sie in den Propheten und Psalmen forschten, fanden sie Weissagungen des Leidens und der Auferstehung des Messias. Petrus zuerst, dann andere Freunde des Gekreuzigten, erlebten Visionen, glaubten mit voller Gewißheit den gekreuzigten Messias lebendig, oder doch eine sichere Offenbarung seiner Herrlichkeit, zu sehen. Einmal wurde eine solche Vision einer ganzen Versammlung von ungefähr fünfhundert Brüdern zu Theil. Möglich, sogar wahrscheinlich, ist, daß nicht jeder dieser Fünfhundert die Erscheinung sah. Wäre sie in dieser Versammlung, die sich der ihren Führern zu Theil gewordenen Visionen freute, zunächst nur einem zu Theil geworden, so hätte dieser einen andern, und die zwei alle Uebrigen durch die Kraft ihrer Begeisterung fortgerissen. Durch diese Visionen, zu welchen es in der Geschichte der Kreuzzüge und der Kamisardenkriege manche Parallelen gibt, vollendete sich die Gründung der messianischen Gemeinde. Die nächsten Schüler Jesu bildeten nun ein Kollegium von zwölf Männern, und ergriffen mit neuem Eifer die von Jesu begonnene Arbeit. Die zwölf Stämme Israels wollten sie sammeln und aus ihnen für den Tag der Rückkehr Jesu das Volk des neuen Gottesreiches schaffen.

Einige Jahre später wurde ein jüdischer Eiferer, der aber ein bedeutendes Maß von hellenistischer Bildung empfangen hatte, Paulus, oder wie er auf hebräisch hieß, Schaul, ihr Mitarbeiter, gewissermaßen auch ihr Nebenbuhler, ja ihr Gegner. Auch er hatte in einer Vision den gekreuzigten Jesus lebendig, verklärt, gesehen, hatte sich mit unwiderstehlicher Kraft berufen gefühlt, in der Heidenwelt Juden und Heiden zur Theilnahme an dem Reiche des verklärten Herrn zu berufen. Mit den Stoffen und Kräften, die er durch seine, theils rabbinische, theils hellenistische Erziehung sich angeeignet hatte, baute er ein sehr originelles Lehrgebäude, worin eigentlich nur er ganz heimisch war. Doch war es so eingerichtet, daß jüdische Proselyten, Heiden und nach Freiheit strebende Juden darin die Befriedigung ihrer religiösen und moralischen Bedürfnisse finden konnten. Sie hatten darin den Glauben an den einen Gott, das Sittengesetz als Vorbereitung zu einer freien, gesetzlosen Sittlichkeit, die Kräfte des göttlichen Geistes zur Schöpfung eines gottseligen Lebens, die Hoffnung einer bevorstehenden Welterlösung und Verklärung. Durch Paulus wurde das neue Christenthum in die weite Heidenwelt verpflanzt, und entwickelte sich da in zahlreichen Gemeinden. Doch entwickelte es sich in sehr mannigfaltigen, ja zum Theil in stark kollidirenden, disharmonischen Gestalten. Im zweiten Jahrhundert schon war es in großer Gefahr in zahlreiche Sekten und Parteien sich aufzulösen. Der Auflösung entgegen arbeitete aber in der jungen Christenheit, hauptsächlich von Rom aus, eine nach Einigung, nach kirchlicher Einheit strebende Kraft, die Kraft der römischen Bischöfe. Diese standen aber amtlich nicht höher als ihre Kollegen in den römischen Provinzen. Während nun in der jungen Christenheit der Episkopat entstand, wurden auf Grund älterer und leider verlorener Dokumente, „der Denkwürdigkeiten des Petrus und der von Matthäus gesammelten Aussprüche des Herrn“, unsere Evangelien geschrieben. Zuerst das

Evangelium des Markus, später das des Matthäus und das des Lucas, zuletzt das Johanneische. Die Eigenthümlichkeit des letzteren hat Dr. Brandt nur in geringem Maße dargestellt. Desto mehr hat er die der drei anderen Evangelisten zur Anschauung zu bringen sich bemüht. Alle drei wollen die Gemeinde erbauen, die in ihr streitenden Parteien versöhnen, die wachsende Autorität der Bischöfe durch das Vorbild der Apostel, namentlich des Petrus, begründen, den Argwahn und die Feindschaft der kaiserlichen Behörden von der jungen Christenheit abwenden. Um diesen Zweck sicherer zu erreichen, haben sie die Verantwortung für die Kreuzigung des Meisters dem Pilatus soviel sie nur konnten, abgenommen und sie den Juden aufgebürdet, auch den politischen Charakter des Messiasthums so gut als gänzlich verwischt. Die Erlebnisse und die Thaten des Meisters haben sie erzählt nur in schwachem Maße nach den Angaben einer matt gewordenen und zum Theil verworrenen Ueberlieferung. Die Hauptquelle aus der sie das, was sie hierüber erzählen, geschöpft haben, waren sehr willkürlich gedeutete Weissagungen und Vorbilder des Alten Testaments. Auch einige außerbiblische Schriften, so z. B. Virgil's Schilderung der bei Cäsars Ermordung geschehenen Wunder und Philo's Erzählung von den Mißhandlungen, die einem alexandrinischen Stadtnarren widerfuhren, lieferten ihnen Umrisse und Farben zu einigen ihrer Erzählungen. Selbst die Aussprüche des Meisters, sowie sie in der dem Apostel Matthäus zugeschriebenen ältesten Sammlung aufbewahrt waren, enthielten manche aus biblischen, aus apokryphischen Schriften und auch aus rabbinischen Ueberlieferungen entnommene Bestandtheile. Manches darin ist auch von den Evangelisten selbst frei geschaffen. So entstand in unseren drei ersten Evangelien das Bild des christlichen Messias, des Heilandes.

* * *

Dies die Hauptumrisse des von Dr. Brandt gezeichneten Geschichtsbildes, so gut sie innerhalb des hier gegebenen Rahmens und mit den Kräften des Referenten nachgezeichnet werden konnten. Im Ganzen freut sich der Referent den Ergebnissen des Autors beistimmen zu können, um so mehr als er selbst in einigen seiner Schriften ungefähr zu denselben wissenschaftlichen Resultaten gelangt ist. Nur in drei, in geschichtlicher Beziehung nicht unwichtigen, Punkten kann er Dr. Brandt nicht zustimmen. Zunächst ist es das Datum des Todes Jesu. Dr. Brandt will hierüber weder das Zeugniß unserer drei ersten Evangelisten noch das Zeugniß des vierten gelten lassen. Jesus soll weder am 14. noch am 15. Nisan, sondern an einem anderen Tage der Osterzeit gestorben sein. Am letzten Abend seines Lebens soll er, trotz dem Zeugniß der drei ersten Evangelisten und des Apostels Paulus, trotz der in den Kreisen des Apostels Johannes üblichen Gebrauchs, den 14. Nisan durch ein Abendmahl zu feiern, das jüdische Passah nicht gegessen haben. Diese nach unserem Ermessen äußerst kühne Behauptung begründet Dr. Brandt, indem er hinweist auf den Antheil, den jüdische Rathsherren, priesterliche Männer und ihre Leute an der Gefangennahme und Verurtheilung Jesu genommen haben, den sie aber durch die Menge ihrer heiligen Geschäfte und durch die rituellen Vorschriften des Gesetzes und der Sitte zu dieser Zeit gebunden, daran nicht hätten nehmen können. Wir glauben eher, daß es richtig ist, an den vorhin erwähnten Zeugnissen festzuhalten und aus der Thatsache, daß Jesus mit seinen Jüngern noch am letzten Abend seines Lebens das jüdische Passah gefeiert, und am folgenden Tage, also am 15. Nisan, gestorben ist, den Schluß zu ziehen, daß die jüdische Priesterschaft an der Gefangennahme und an der Verurtheilung Jesu, wenigstens in dieser ersten Osternacht, sich gar nicht betheiligt hat. Vielleicht haben die Feinde Jesu im hohen Rathe schon längere Zeit vor dem Feste bei Pilatus die nöthigen Schritte gethan, um die Verurtheilung des „Judenkönigs" zu erwirken. Auf einen solchen vor dem Osterfeste schon im Sanhedrin gefaßten Beschluß weist der vierte Evangelist, vielleicht auf Grund einer alten Ueberlieferung, hin. Jedenfalls erscheint es uns als eine Inkonsequenz, wenn Dr. Brandt das Zeugniß des Paulus in Betreff der Auferstehungsvisionen mit vollem Recht energisch festhält, und das Zeugniß desselben Apostels in Betreff des letzten Abendmahls Jesu als eine willkürliche Erfindung seines frei schaffenden „Genius" beseitigt.

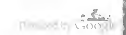
Zweitens glauben wir, daß die Erzählung vom Messianischen Einzug Jesu in Jerusalem, in allen ihren wesentlichen Zügen, geschichtlich ist. Allerdings erschien sie den Evangelisten und ihren christlichen Gesinnungsgenossen, als die Erfüllung bekannter Weissagungen. Daraus folgt aber nicht mit Nothwendigkeit, daß sie auf Grund dieser Weissagungen frei erdichtet worden ist. Jesus selbst kann sehr wohl bei dieser Gelegenheit, und vielleicht auch bei andern, die Absicht gehabt und ausgeführt haben, dem Volke die in ihm verwirklichte Weissagung vor die Augen zu stellen. Daß aber von diesem Einzuge in dem von den Evangelisten berichteten Prozesse Jesu nichts gesagt wird, das beweist wahrlich nicht, daß er nicht stattgefunden hat, da wir, nach Dr. Brandt's sehr richtigen Untersuchungen, von dem wirklichen Prozesse Jesu eigentlich nichts wissen.

Drittens glaubt der Rezensent, daß die in den drei ersten Evangelien enthaltenen Aussprüche und Reden Jesu, abgesehen von einzelnen, durch die scharfe Discrepanz in der sie zu den andern stehen oder durch ihre völlige Isolirtheit und Fremdartigkeit, leicht erkennbaren, wirklich von Jesu herrühren. Ihre wesentliche Echtheit bezeugt sich selbst, wie uns dünkt, schon dadurch, daß die Evangelisten sie gar oft offenbar mißverstanden, falsch übersetzt, oder in einen handgreiflich unrichtigen Zusammenhang gestellt haben. Indem sie das thaten, haben sie bewiesen, daß sie mit fremdem Gut umgingen, nicht Selbstgeschaffenes verwalteten. Man braucht die Worte und Aussprüche Jesu nur aus der gar oft unpassenden Umgebung, aus der falschen Beleuchtung, in der sie stehen, herauszunehmen und sie gleichsam sich frei bewegen zu lassen, um zu sehen, daß jedes, fast jedes von ihnen ein Glied ist an einem lebendigen Organismus.

Diese drei Punkte wollten wir gewissenshalber hervorheben, ohne daß wir auf die Verschiedenheit, die sich in diesem Hervorheben ausspricht, in religiöser oder moralischer Beziehung, irgend einen Werth legen möchten. Die Fragen, um die es sich hier handelt, sind lediglich historische Fragen. Daß über sie und überhaupt über die geschichtliche Erscheinung, Jesu unter den sachkundigen Forschern es so verschiedene Ansichten und Ueberzeugungen gibt, das allein schon beweist, daß der Gegenstand dieser Verschiedenheit nicht zu dem allen Menschen unentbehrlichen Seelenbrot gehört. Was Gegenstand geschichtlicher, mühsamer, unsicherer Forschung ist, das kann nicht zum Heil Aller und eines Jeden unentbehrlich, das kann nicht der nothwendige Grund des gottseligen Lebens sein.

Für Dr. Brandt ist gewiß weder das in den Evangelien gegebene Christusbild, noch das von ihm mühsam erforschte Gegenstand des selig machenden Glaubens. Doch behauptet er, und wir haben nicht den geringsten Grund sein Wort hier zu bezweifeln, daß er sich, oder wenigstens seine „Phantasie" an dem evangelischen Christusbild erquickt und erbaut. Das thun wir ja Alle, und so gut wir können. Doch sollte man sich nicht verbergen, daß die Erbauung, die uns und Anderen in der Anschauung dieses Bildes zu Theil wird, im Lichte kritischer Erkenntniß unvermeidlichen Gefahren ausgesetzt ist. Leicht wird sie gestört durch einen wahrlich nicht unedlen Zorn, wenn wir an die oft gar nicht harmlose Unzuverlässigkeit der Ueberlieferungen uns stoßen. Und die wirklichen, hinter ihren ungeschichtlichen Berichten verborgenen Thatsachen, ja groß, so wunderbar schön sie auch sein mögen, sie sind für uns doch fremdartig, vieldeutig, jedenfalls nur den Forschern verständlich. Auch haben sie nicht bloß gute, sondern auch beklagenswerthe Wirkungen hervorgebracht, so daß wir schließlich am sichersten gehen, wenn wir, zu unserem Troste und zu unserer Belehrung, uns hier des kühnen, aber doch sehr einfachen Wortes erinnern, wonach Massillon seine Leichenrede auf den Roi soleil begann: „Dieu seul est grand, mes frères."

M. Schwalb.



# Ein deutscher Novellist — eine italienische Novellistin.

Wir hören Kunstrichter und Kenner klagen, daß dem jüngeren deutschen Schriftstellergeschlecht die rechte Lust am Fabuliren verloren gegangen sei. Und gewiß ist das Erzählen, das Ausspinnen und Verweben einer vielfädigen, fesselnden Handlung nicht die Eigenschaft, der so manche neue litterarische Erscheinung ihre schnelle Berühmtheit verdankt. Zur Freude am Fabuliren gehört eine gewisse Unschuld der Phantasie, nicht zu viel Gelehrtheit und eine frohsinnige Natur — oder aber die Gabe göttlichen Tiefsinns, den das laute Leben nicht aus seinen prophetischen Träumen zu wecken vermag.

Wir leben in keiner harmlosen Zeit. Der Himmel ist voller Wolken, und zuweilen scheint die Erde zu schwanken. Wir sehen vieles kommen, was uns nicht immer gefällt, und manches dahinsinken, was uns im Grunde lieb ist, selbst wenn wir es nicht billigen. Das Schlimmste aber ist, daß so betäubend viel geschrien wird, daß Niemand eigentlich weiß, wer recht hat — und daß bei dem Wanken und Gähren und der Unabgeklärtheit der Verhältnisse kein Mensch erräth, wohin wir steuern. Das ist für die Kunst eine schwere Zeit. Denn das Grundbedürfniß einer gesunden Künstlerseele ist Klarheit, Einfachheit und Zusammenfassung; unsere Welt aber bietet dem Auge einen trüben, verworrenen Stoff, und dem formenden Geist nicht den Ruhepunkt, dieses Chaos ohne Anfang und Ende unter eine Weltanschauung zu versammeln.

So ist es natürlich, daß der Künstler, rathlos vor dem Ganzen, sich auf das Einzelne flüchtet. Er beginnt, sich genau in seiner Umgebung umzusehen. Er wird ungemein gegenständlich. Dem Inhalt ist nicht beizukommen; er ist ja riesengroß, und Keiner weiß eine Lösung. Aber das einzelne Vorkommniß, das fesselt. Und gerade das Zunächstliegende. Womöglich etwas Selbsterlebtes; denn wo er nicht dabei war, wie soll er das wiedergeben? Sonst ist jeder Gegenstand gleichwerthig. Schön und häßlich sind ihm zu subjektive Unterscheidungen; er strebt einen objektiveren Boden an: das Charakteristische. Das Charakteristische, das ist das Wesenseigenthümliche: die einer Wesenheit eigenthümliche Lebensäußerung, das Merkmal, mit dessen Wiedergabe die Illusion einer angeschauten Wirklichkeit hervorgerufen wird. So gelangt die Kunst zu dem Satz, welcher das Feldgeschrei der Münchener Sezessionisten bildet: der Künstler darf alles malen, was er zu malen im Stande ist. Das Können, eine raffinirte Technik, darauf richtet sich der Ehrgeiz. Und nicht bloß in der Malerei.

Das ist die formalistische Seite. Es gibt aber auch eine ideelle. Was ein denkender Kopf nicht deutlich sieht, das beschäftigt sein Auge doppelt. In dieser unklaren Zeit ist etwas Fixirendes in die Kunst gekommen. Man betrachtet jedes Ding, jede Klasse von Dingen oder Wesen, man befühlt sie von allen Seiten, in allen Lebensäußerungen, mit neuen, gesellschaftlichen Sinnen. In Frankreich wurde die Formel gefunden, die Kunst sei etwas wie eine Wissenschaft mit Flügeln. Wieder heißt es: wir können nur bilden, was wir mit eigenen Augen gesehen haben. Und wieder heißt es: der Gegenstand, der Inhalt ist gleichgültig. Die Wissenschaft und ihre geflügelte Schwester kennen keine sittliche, keine soziale oder politische Voreingenommenheit. Man schildert das heraufziehende soziale Gewitter, ohne Begeisterung, ohne Haß: es wird kommen. Man behandelt die Prostitution, ohne Empörung oder Trauer: sie besteht ja. Naturereignisse, sagt der französische Naturalist und rückt sich die Brille.

In einer solchen Zeit, der es zwar nie ganz an lustigen Musikanten, Spaßmachern und solchen Leutchen fehlt, welche doch dem allgemeinen Ernst zu Liebe sich mit der Miene des moralistischen Spötters auf ihrem Phantasiegäulchen spazieren tummeln, wird ein feines, aristokratisches Talent zur Wehmuth gedrängt. Ein tiefer Ernst, und der unverhohlene Weltschmerz des Uebergangsmenschen sind dem jungen Rudolph Stratz eigen, der sich, wenn auch minder schnell wie die leichtfüßigen oder volkskräftigen Talente, die Beachtung des guten Geschmacks verdient. Mit einem Lustspiel hat er sich vor ein paar Jahren eingeführt. Aber es war kein lustiges Stück; die lustigen Dinge waren mit ein paar ernsten, beinahe traurigen Augen angesehen, und erst das Fabuliren war gar nicht seine Sache. Dafür entschädigten eine jugendliche Lebendigkeit, warme Lichter und das ehrliche Bestreben nach wahrhafter Charakteristik. Dann folgte ein ernstes Stück: das Majorat. Das Strätzlein begann sich zu strecken und ein Stratz zu werden. Der ehemalige Offizier leuchtete seinen Standesgenossen recht schonungslos ins Gesicht, und dabei war etwas ganz besonderes: keine Spur von Polemik, kein Tröpfchen Renegatenthum, nichts wie strenge, ehrenhafte, traurig schauende Wahrhaftigkeit. Heute steht Rudolph Stratz vor uns als ein Mann, mit dem Roman Unter den Linden*) hat er sein Gesellenstück geleistet.

Unter den Linden ist das charakteristische Rendezvous der Berliner Sportswelt. Die reiche Bourgeoisie umlagert den Thiergarten; die Sportswelt trifft sich auf dem Rennplatz und in den feinen, aristokratischen, abgedämpften Weinsalons unter den Linden. Ein typischer Fall, die alltäglichste Geschichte. Graf Parsenow, der blendende, unwiderstehliche, mit dem Ideal eines Schnurrbarts und ausgemeißelter Blasirtheit, ein unübertrefflicher Kavalier, ein unfehlbarer Pistolenschütze, ein tadelloser Roué — Graf Parsenow ist ruinirt. Wie das kam? Wie es eben kommt. Rennen, Spiel, eine Operettendiva — viel Glück in der Liebe, aber auf einmal gar kein Glück mehr im Spiel. Als das Pferd beim Rennen verunglückt, das seinen letzten Spielversuch ausmachte, geht er den Weg alles Fleisches: er verlobt sich. Er verlobt sich, von allen beklagt, von sich selbst tief bemitleidet. Es ist auch zu schrecklich, sich zu verladen mit einem reizenden, reichen, liebevollen Weibe! Er kommt sich wie amputirt vor. Aber die Schrecken sind noch nicht zu Ende, denn die schöne Frau hat ihr Vermögen bei dem großen Bankier und Lebemann Van Look liegen, und Van Look fliegt in die Luft, eine leere Kasse hinterlassend, aus der vermuthlich der Teufel die Depositen geholt hat. Nun ist die Situation verzweifelt. Was soll ein Parsenow anfangen? Von der Verlobung zurücktreten? Das thut kein Ehrenmann, und ein Ehrenmann ist Parsenow, ganz unzweifelhaft. Also arbeiten — für Weib und Kinder! Soll er Buchmacher werden? Oder Inhaber einer Rennschule? Oder Versicherungsagent? Oder noch besser ein in feinere Kreise eingeführter Wein- und Cigarrenreisender — ja, etwas anderes kann er sich nicht vorstellen! Wenn nicht eine Art Inspektor auf dem Gut seines Schwagers, ein verbauernder Krautjunker! — Da kommt die Erlösung: ein Duell wächst ihm in die Hand, er braucht nur zuzugreifen — und er greift zu, nimmt einen kavaliermäßigen Abgang und läßt sich — man bemerke, er läßt sich erschießen. So endet sein Heldenleben.

Das ist ja der äußere Riß der Geschichte, und er nimmt sich in dieser nackten Wiedergabe etwas hämisch aus. In dem Romane nicht. Denn Rudolph Stratz war selbst Kavalier, er hat unter Kavalieren gelebt, und so weit er sich von ihnen entfernt hat, so ernsthaft er ihr Flatterleben übersieht, er hängt doch daran. Ja, er hängt an diesem Kavalierleben, an diesem aufregungsvollen, schneidigen, bewunderten, glitzernden, champagnerperlenden Dasein; an diesem Dasein, das sich beständig einsetzt, nutzlos einsetzt, aber doch einsetzt, schäumend und verpuffend, aber doch ein Leben, ein Leben! Es ist eine große Stärke des jungen Dichters, daß er seine Welt, die er schildert, nicht bloß kennt, sondern liebt, sie nicht naturalistisch studirt hat, sondern in ihr wurzelt. Er hat den Werth der Arbeit erkannt, er weiß, daß ihr die Zukunft gehört, daß es zu Ende geht mit diesem flotten Ritterthum, das nicht säete und nicht erntete und doch immer gut gekleidet ging — eine Narrenkomödie, diese

*) Unter den Linden. Berliner Zeitroman von Rudolph Stratz. Berlin. F. Fontane. 1893.

Welt! Was man gern gehabt, das ist nichts werth, und was nun kommt, kann man nicht lieben. Und im Grunde spielen sie ja wirklich Komödie, diese armen, nervösen Leute, deren Ehrgeiz die Triumphe des Turfs im Sommer, die Aufregungen der Kartenkampagne im Winter, deren Ideal ein glänzendes Leben und die höchste Blasirtheit, und die doch schließlich alle nichts sind wie müde, abgehastete Masken, Masken auf dem großen Maskenball des Lebens, wo sie einander etwas weiß machen, bis die Stunde schlägt, die Wagen vorfahren, die letzten Paare eingestiegen sind und man sich nach dem tollen Fastnachtstrubel den Mantel reichen läßt und hinaustritt in die tiefe, klare Nacht.

Und dieser große Bankrott geschieht mitten in der Großstadt. Das schallt und lärmt, die Wagen rasseln, die Menschen drängen, es ist ein Getose! Und während sie an einander vorüber laufen und nichts von einander wissen, vollzieht sich ganz in der Stille ein Zusammenbruch, eine Tragödie nach der anderen. Da ist der Fall Parsenow, der Fall Van Look, der Fall Eden-Theater, der Fall Käthe Krauß. Und sie lärmen weiter, darüber hin und wissen nichts davon! Oh dieses Berlin, es ist wie ein großes, seelenloses Ungeheuer, in dessen Rachen die Existenzen verschwinden, verschluckt, hinabgeschlungen! So vertieft sich das Bild, es wird zu einem Großstadtbild; aber nicht zu einem allgemeinen, destillirten — es ist Berlin.

Mit diesem Berliner Roman begegnet sich eine Novelle der Neapolitanerin Mathilde Serao.

Mathilde Serao, deren verzuckerte Blüthen der Leidenschaft vor vier Jahren an dieser Stelle besprochen wurden, bekennt sich heute zum italienischen Verismo. Man darf um alles nicht den Verismo mit dem gallischen Naturalismus zusammenwerfen. Der Naturalismus der Flaubert und Zola kleidet sich wissenschaftlich, er ist eine Studiensache, er untersucht und beschreibt. Der Verismo beschreibt nie. Er erlebt, legt dar. Man lese die Novelle: Giovannino oder den Tod.*) Da ist ein dunkles, schmieriges Haus mit einem pfützigen Hof, unten Stall, oben Kleinbürgerthum und Armuth. Das wird uns nicht erzählt, wir erleben es, wir riechen, schmecken die Armuth, wir hören das Geschrei und Gezänke und die ehelichen gereizten Zwiegespräche. Es ist wie ein Drama. Und der Stil! Eine brutale Geschichte mit unbeschreiblicher Brutalität erzählt, manchmal geradezu roh, und auf diesem hart schraffirten Untergrund mit harten Linien aufgezeichnet das rührendste Seelengemälde! Und dann bricht das Gefühl hindurch, wie ein lieber Stern von entzückender Milde. Auch Stratz ist eine Art Verist, aber neben dieser Kunst ist er ein Schüler.

Die zweite Geschichte behandelt einen Bankkrach. Ist der Roman von Stratz ganz Berlin, so ist die Novelle der Serao ganz Neapel. Da ist kein aristokratischer Parfum — man denke sich den Toledo und Parfum! — kein Weltschmerz, keine Philosophie, keine soziale Frage; nichts als das schreiende, feilschende, lachende, sanguinische Neapel. Ein zügelloses Volk, aber urgesund. Und doch ist es am Erkranken: es krankt am Goldfieber. Diese armen, bedürfnißlosen Neapolitaner haben nämlich doch schrecklich gern Geld. Und plötzlich gibt es Geld wie Heu! Ein paar Banken haben sich aufgethan, die geben monatlich zwölf Prozent! Die ganze Stadt ist in Aufregung. Hier setzt die verblüffende Kunst der Serao ein. In einer kleinen Novelle von etwa hundert Seiten gibt sie die ganze Stadt, alle Kreise. Wie sie das macht? Sehr einfach. Zunächst bildet sie einen Rahmen aus dem Mittelstand. Da ist der Professor Peruta, ein armer Schulprofessor, der von seinem bischen Gehalt noch Mutter und Schwester drüben im Cilento erhalten muß. Den bittet die dicke, lustige Arbeitslehrerin, ihre Ersparnisse zu Ruffo Scilla zu tragen. Denn Ruffo Scilla gibt zwölf Prozent monatlich! Er hat es, so flüstert sie geheimnißvoll, von Rothschild. Warum Rothschild durchaus die Neapolitaner reich machen will — danach fragt kein Neapolitaner, wenn es Geld gibt. Den wackeren Professor drückt der Auftrag wie ein Verbrechen. Er tritt unterwegs beim Schulbuchhändler ein — er findet einen eleganten jungen Mann, der den Buchhändler für Ruffo Scilla bearbeitet; Ruffo Scilla gibt zwölf Prozent, es ist englisches Geld, es kommt alles von England! Er kommt in die Normalschule — der Litteraturlehrer spricht mit dem Direktor, er hört das Wort Scilla! Seine Schülerinnen sind unaufmerksam und plaudern, er hört immer das verhängnißvolle Ruffo Scilla. Und schon trägt er einen Brief seiner Schwester in der Tasche, der sich auffallend sorgenvoll nach dem Hause Ruffo Scilla erkundigt.

Eine andere Gruppe, die Mittelgruppe. Da ist die schöne, zarte Signora Eleonora. Eine Gestalt ganz Duft, ein Spitzengewebe; die Serao kann auch aristokratisch sein, sie kann alles. Die Signora ist vermählt mit dem eleganten, stolzirenden Signor Carlo; Signor Carlo, ein begüterter Mann, will leben, lustig leben, mit Frauenzimmern leben; dazu braucht er Geld wie Heu, und da er es nicht in Schwaden hat, wird er Kollekteur der Firma Costa, die auch zwölf Prozente gibt. Diese Kollekteure sind eine neapolitanische Spezies. Sie tragen sich tadellos, haben eine schwarze Perle in der Kravatte, sind sehr gesprächig, reisen als Agenten in der Provinz und treiben den Banken ihre Opfer zu. Ein solcher Kollekteur ist Signor Carlo geworden, der mit Frauenzimmern lebt und seine Gattin vernachlässigt — die zarte, arme Eleonora, geliebt von einer treuen Seele, aber keusch gegen die Versuchung, glücklos ausharrend — so lange es eben geht.

Um den tragischen Roman der schönen Eleonora nun wickelt die Serao ganz Neapel. Eleonora ist in der Kirche gewesen, müden Herzens und ohne Trost und Erbauung. Sie befindet sich auf dem Heimweg, aber plötzlich biegt sie ab, denn auf dem Heimweg erwartet sie wie immer Paolo, der sie liebt, Paolo, die Versuchung. Indem sie einen Umweg macht, geräth sie in jenes Winkelgewirr, das keine Stadt auf Erden besitzt außer Neapel. Es ist Weihnachten, großer Markt. So ein Markt war noch nie, man fühlt, heuer gibt es Geld wie Heu! Und wenn es Geld gibt, da gibt sich der Neapolitaner ein Freudenfest: er ißt. Nein, er frißt! Oder richtiger: er schleckt. Hier wird die Serao unvergleichlich. Sie wird ganz Neapolitanerin, ganz Leckermaul! Besonders wie sie die Süßigkeiten beschreibt, diese Wonne der Neapolitaner, diese Kuchen, diese schmelzenden Leckereien! Und wie sie vor der Buchdruckerei lagern, wo man hundert Visitenkarten für zwei Lire erhält; ganze Familien! Es gibt ja Geld wie Heu, da muß man kaufen! Und dazwischen wimmelt die Provinz in langen Zügen. Aus Santamaria, Nocera, Caserta, selbst aus Salerno sind sie gekommen, den Priester an der Spitze, mit pfiffigen Blicken und goldenem Schmuck, die geizigen Provinzialen, die ohne Vertrauen zur italienischen Rente, ohne Glauben an die Nationalbank, ihre Truhen geöffnet haben, um bei den neuen Banken mit den Wunderzinsen ihre Ersparnisse zu verdreifachen.

Während dessen schreitet der Bankschwindel reißend fort. An der Piazza della Carita reicht der ruhelosen Eleonora ein Ausrufer einen bunten Zettel: das Bankhaus Ferrero gibt zwanzig Prozent monatlich in Gold! Aber an der Via San Giacomo liest sie schon, daß Palmieri zweiundzwanzig gibt! Und an der Brigida schlägt Costa an, daß er dreiundzwanzig in Gold und fünfundzwanzig in Papier gibt! Und dazwischen schreien die Händler: Feuerwerk, Feuerwerk! Denn wenn der Neapolitaner gut gegessen hat, muß er gut knallen. Ein Maskenball, jagt der aristokratische Stratz. Feuerwerk, Feuerwerk, gellt die plebejische Neapolitanerin!

So ist es um Weihnachten. Am zehnten Februar, als das Schicksal der schönen Eleonora schon entschieden ist, gibt es in Neapel hundertundzehn Banken, die bis zu dreißig Prozent geben. Das Fieber ist auf dem Höhepunkt, der Krach liegt in der Luft. Er bricht ein. Die Phantasie kann nichts Schmerzlicheres erfinden. Und so einfach, so unendlich jammervoll steht sie da, diese Vernichtung von tausend Existenzen; der schreiende Greis: Kinder, Kinder, tödtet mich, ich bin ja ein Räuber, ein Mörder! Und der

*) Giovannino oder den Tod! Dreißig Prozent. Erzählungen von Mathilde Serao. Stuttgart. Engelhorn. 1893.

kreideweiße Jüngling: da bleibt nichts übrig, als sich umzubringen, umzubringen! Und die unaufhörlich weinenden Frauen, und dann die Nacht des Entsetzens und der Verzweiflung. Vorher hat sich das Drama der Eleonora vollzogen; wie sagt die Nietzsche'sche Ehebrecherin? Ja, ich habe die Ehe gebrochen, aber erst hat die Ehe mich gebrochen. Und nun, nach der ausgetob'ten Mengenverzweiflung, schließt sich sachte die Rahmenerzählung mit einem unbeschreiblichen Ton. Der arme Professor Peruta hat das Gefürchtete erfahren, daß seine greise Mutter, die arme Schwester, von einem ruchlosen Kollekteur verlockt, ihr Häuschen verkauft und den Erlös, ihre einzige Habe, bei Ruffo verloren haben. Noch wissen sie ihr Schicksal nicht; der kranke, gebrochene Mann zittert, wie die Greisin den Schlag ertragen wird. So holt er sie von der Bahn, er hat sie kommen lassen, führt sie in sein armes Kämmerlein, und dort küßt er die runzelige, arbeitsmüde Hand der alten Frau und sagt, indem tödtliche Blässe sein Gesicht überzieht: Mutter, du hast jetzt keine andere Hilfe als mich!

Es ist etwas wunderbares um dieses Italien; es hat wenig Theorie, gar keinen Naturalismus und eine Idealität ohne Ende. Auch ein italienischer Schriftsteller hat einmal die menschliche Narrheit behandelt, sogar die Narrheit aller Narrheiten: das war der würdige Ippolito Nievo, als er den Doktor Lucilio schilderte, der für seine Ideale, die Freiheit seines Vaterlandes und seine Liebe kämpfte und kämpfte, vergeblich, ohne Hoffnung auf Gelingen, aber unermüdlich, immer vergeblich und immer von Neuem; denn er war der Meinung, daß man von dem Kampfe und der Hoffnung auf seine Ideale nie ablassen dürfe! War er nicht ein Narr, der Doktor Lucilio, der Narr aller Narren? Heiliges Land, das solche Narren trägt! Wir wünschen dem deutschen Vaterlande recht viele solche Narren.

Leipzig. Ludwig Beer.

## Zeitschriften.

### Von der interparlamentarischen Konferenz.

(„Conférence interparlementaire".)

In der Novembernummer der in Bern erscheinenden „Conférence interparlementaire", dem offiziellen Organ der interparlamentarischen Vereinigung, ist das Protokoll abgedruckt, welches über die Verhandlungen des Büreaus dieser Vereinigung aufgenommen wurde, die im vorigen Monat in Brüssel stattfanden. Den Vorsitz auf der Brüsseler Konferenz führte Herr Rahusen, Mitglied der Ersten Kammer der niederländischen Generalstaaten.

Die Brüsseler Zusammenkunft hatte wesentlich den Zweck, die interparlamentarische Konferenz des nächsten Jahres vorzubereiten. Diese soll im Haag abgehalten werden. Der Präsident der Ersten Kammer der Generalstaaten hat den Sitzungssaal dieser Körperschaft bereits zur Verfügung gestellt. Ein Statut der interparlamentarischen Vereinigung, das Reglement des interparlamentarischen Büreaus und ein Musterstatut für die betheiligten parlamentarischen Gruppen der verschiedenen Länder wurden jeweilig im Entwurf festgestellt, um der nächstjährigen Konferenz unterbreitet zu werden. Deutscherseits wird voraussichtlich der Antrag „Baumbach", betreffend den Schutz des Privateigenthums zur See in Kriegszeiten, wieder aufgenommen werden. Noch ist ein Antrag des bisherigen Reichstagsabgeordneten Dr. von Bar angemeldet, welcher sich auf das internationale Fremdenrecht und die Befugniß zur Ausweisung bezieht. Die Brüsseler Konferenz beschloß ferner auf Antrag des spanischen Delegirten Marcoartu den Erlaß einer Dankadresse an Herrn Gladstone, weil letzterer bekanntlich im Hause der Gemeinen die Annahme einer Resolution zu Gunsten von internationalen Schiedsgerichten herbeigeführt hat, nachdem hierzu von den beiden Kammern des Kongresses der Vereinigten Staaten die Anregung ausgegangen war.

Von Interesse ist ferner ein Rundschreiben, welches das interparlamentarische Büreau an diejenigen französischen und italienischen Parlamentarier richtete, die der parlamentarischen Vereinigung angehören. Angesichts der Verstimmung nämlich, welche in letzter Zeit zwischen Frankreich und Italien eingetreten, werden in diesem Schreiben die beiderseitigen Parlamentarier gebeten, ihren Einfluß in versöhnlicher Weise geltend zu machen, und hierzu auch die Mitwirkung der Presse in Anspruch zu nehmen. In dem betreffenden Schriftstück lauten die entscheidenden Sätze:

„Le peuple français et le peuple italien sont au fond, ardemment désireux de la paix . . . Une guerre fratricide . . . serait un recul de la civilisation et un crime véritable. L'opinion publique doit être facile à soulever chez tous les deux par l'éventualité d'un pareil malheur . . . . Faites enfin comprendre à tous vos compatriotes que ce n'est pas sur de futiles sujets de désaccord qu'on peut, d'un coeur léger, marcher aux plus effroyables aventures."

Außer von Herrn Rahusen und Dr. Gobat, dem Chef des interparlamentarischen Büreaus in Bern, ist dieses Schriftstück von einem namhaften französischen Parlamentarier, Herrn Senator Trarieux, und einem Mitglied der italienischen Deputirtenkammer, dem Marquis Pandolfi, mit unterschrieben. Herr Trarieux wird der nächstjährigen Konferenz im Haag auch den Entwurf eines Aufrufs an die Presse aller Länder vorlegen, in welchem um Interesse für die Bestrebungen der interparlamentarischen Konferenz und um wirksame Unterstützung und Förderung ihrer friedlichen Bestrebungen gebeten werden soll. Für die Konferenz im Haag darf voraussichtlich auch auf das Erscheinen zahlreicher deutscher Parlamentarier gerechnet werden, zumal da die bisherigen Mitglieder der interparlamentarischen Vereinigung diese Mitgliedschaft nicht verlieren, auch wenn sie zur Zeit einer parlamentarischen Körperschaft nicht angehören.

ch.

**Verlorenes Eden — Heiliger Gral.** Roman in drei Bänden von Karl von Perfall. Köln und Leipzig. 1894. Druck und Verlag von Albert Ahn.

Wir haben in Deutschland keinen Mangel an großen dreibändigen Romanen, in denen die Spannung des Lesers bis zum letzten Kapitel wach gehalten wird durch eine immer neu verwickelte Form der Frage: Wird Hans die Grethe kriegen? Aber wir sind trotz der neuen Richtung immer noch arm an großen Romanen, die ein bestimmtes Milieu so gründlich ausschöpfen, wie das etwa in den besten Romanen Zola's geschieht. Auf dieses Vorbild weist Karl von Perfall in seinem mächtigen Dreibänder, den er zuerst der „Neue Liebesgarten" nennen wollte, auch dadurch hin, daß das eigentliche Thema die Erotik ist. Weiter kann die Vergleichung nicht gehen. Karl von Perfall, der schon in seiner Novelle „Natürliche Liebe" gezeigt hat, wie man dem Philisterium ins Gesicht schlagen und doch ein feinsinniger Poet bleiben könne, hat sich dieses Mal die große Aufgabe gestellt, das Thema der Liebe durch alle Variationen der musterhaften Gattenliebe bis zum raffiniertesten Hetärengelüste hindurch zu verfolgen, und das Ganze in einem Hohenlied auf den Idealismus der Sinnlichkeit ausklingen zu lassen. Das Milieu durfte in Deutschland kein anderes sein als das der Münchener Künstlerkreise; denn anderswo herrscht bald die Kälte oder Heuchelei des Nordens, bald die Enge oder Rohheit der Kleinstadt. Perfall hat sich mit der Komposition mehr geistig gemüht, als daß es ihm darauf angekommen wäre, die Ereignisse abenteuerlicher zu verwickeln. Es fehlt nicht an aufregenden Momenten. Eine schöne Künstlertochter, die ihre psychische Unschuld verloren hat, endet durch Selbstmord, eine lasterhafte Bürgersfrau ertrinkt bei einer heimlichen Kahnfahrt, und so geschieht noch manches, was im hergebrachten Roman wirksam eine Katastrophe herbeiführen würde. Bei Perfall gehen die Schicksale der einzelnen Gruppen neben einander weiter und mit guter Kunst wird nur die Stimmung des Lesers durch die krassen Vorfälle beeinflußt.

Unter den Münchener Künstlern Perfall's bewegt sich auch ein norddeutscher Junker, an dem man nicht vollen Antheil nehmen kann, der aber dem Verfasser oft Gelegenheit gibt, klug und warm seine stolze Meinung von der Bedeutung Süddeutschlands für das Reich auszusprechen. Dieser Junker und seine Elberfelder Gattin scheinen vielleicht nur darum zu breit behandelt, weil ihre Interessen in München etwas enge sind. Wo aber Perfall's Lieblingsidee zu vertheidigen ist, da gelingen ihm prachtvolle Figuren, wie die der geistreich liederlichen Schauspielerin Elise Stahlmann, die noch mehr kann als Kinder kriegen, und die der idealen Malersgattin. Beide so verschiedene Frauen haben ihren Kinderglauben eingebüßt, ihr Eden verloren, beide suchen irgendwo auf Erden die Wahrheit, den heiligen Gral.

Besonders zu beachten ist an dem Roman von Karl von Perfall die ruhige Sachlichkeit, mit der er die Dinge seines Hauptthemas, die

geschlechtlichen Fragen berührt; ohne Prüderie und ohne Frivolität, als ob er mit der gesunden Frau Poesie, die man sonst Muse genannt hat, lange genug verheirathet wäre, um ihre schöne Nacktheit natürlich zu finden. F. M.

**Die Wahrheit über Emin Pascha**, die ägyptische Aequatorialprovinz und den Sudan. Von Vita Hassan, ehemaligem Arzt und Apotheker der Aequatorialprovinz, unter der Mitarbeit von Elie M. Bourck. Aus dem französischen Originale übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. B. Moritz. Berlin 1893. Geographische Verlagsbuchhandlung Dietrich Reimer.

Wie wie in unserem unlängst erschienenen Artikel („Nation", Jahrg. XI Nr. 4) über Emin Pascha andeuteten, ist es immer eine etwas zweifelhafte Sache, das Leben eines Mannes zu schildern, über den so wenig gesichertes Material vorliegt, und wer dieses Wagniß trotzdem unternahm, der mußte darauf gefaßt sein, seine Angaben durch bald nachfolgende Veröffentlichungen mannigfach rektifizirt zu sehen. Bis zu einem gewissen Grade trifft dies auch im vorliegenden Falle zu, aber es gereicht dem Berichterstatter zu großer Befriedigung, konstatiren zu können, daß die aus obigem Werke sich ergebenden Berichtigungen sich wesentlich nur auf Nebendinge beziehen und das Lebensbild des merkwürdigen Mannes, wie wir es zu zeichnen bestrebt waren, unangetastet lassen. Und daß Vita Hassan in der That in der Lage war, genaue und authentische Mittheilungen zu machen, das geht aus seinem Buche mit aller Sicherheit hervor. Viele Jahre war derselbe fast ununterbrochen in Emin's Gesellschaft und scheint sich das Vertrauen seines sonst so wenig zugänglichen, gegen seine Umgebung nicht ohne Grund zurückhaltenden Vorgesetzten in außergewöhnlichem Maße erworben zu haben. In Tunis einem dort wohnenden italienischen Dragoman geboren, erlernte der junge Hassan die Pharmazie und waltete seines Amtes als Militärapotheker und Hospitalarzt in der Aequatorialprovinz, bis er mit Emin und Stanley den bekannten Rückmarsch anzutreten genöthigt wurde. Nach seiner Rückkehr verfaßte er das uns hier beschäftigende Werk; die Vollendung desselben in der ihm von der wohlbekannten Verlagsbuchhandlung gegebenen eleganten Form sollte der Autor jedoch nicht mehr erleben, weil er am 14 März d. J. einer aus Afrika mitgebrachten schweren Krankheit im Alter von fünfunddreißig Jahren erlag. Der deutsche Uebersetzer hat sich seiner Aufgabe mit Geschick entledigt und einen angenehm lesbaren Text geschaffen.

Der Schwerpunkt des Ganzen liegt unstreitig im zweiten Bande, im Verhältniß zu welchem der erste sich lediglich als eine Einleitung darstellt. Dieser letztere enthält, von den selbstbiographischen Mittheilungen abgesehen, hauptsächlich eine geschichtlich-geographische Charakteristik des Gebietes, auf welchem die im zweiten Theile ausführlich behandelte Tragödie sich abspielen sollte. Was wir über Emin's Jugendzeit erfahren, war großentheils schon bekannt, und das kann uns auch gar nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, wie ungerne der Pascha selbst vertrauten Freunden — man erinnere sich des bekannten Briefes an Dr. Hartlaub — Eröffnungen in dieser Hinsicht machte. Immerhin begegnen wir da und dort einer beachtenswerthen Notiz; eine solche scheint darauf hinzuweisen, daß Emin's Uebertritt zum Islam kein so freiwilliger war, wie gewöhnlich angenommen wird. Als nämlich, so erzählt Vita Hassan (I, S. 17), der Adjutant des Gouverneurs sich einmal in der Trunkenheit sehr heftig gegen jeden Glaubenswechsel aussprach, sagte der Letztere in einiger Erregung: „Hören Sie mich, Ahmed Mahmud. Wenn ein Mann seine Religion eines Weibes wegen aufgibt, so ist er tadelnswerth, thut er es des Geldes wegen, so ist er verächtlich; thut er es aber, weil ihm das Messer an der Kehle sitzt, so ist er, wenn auch nicht ganz zu rechtfertigen, so doch zu entschuldigen und zu beklagen." Diese Worte eröffnen freilich der Hypothesenbildung einen sehr weiten Spielraum.

Manches von dem, was der erste Band bringt, ist an sich gewiß nicht ohne Interesse, steht aber zu den Titelworten kaum noch in äußerlicher Beziehung und wird deshalb von manchen Lesern als Ballast empfunden werden. Dahin gehören die vielen Mittheilungen über sudanesische Negerstämme und deren Gebräuche, denn wir haben in den betreffenden Abschnitten kaum etwas angetroffen, was nicht den Ethnographen bereits bekannt wäre. Dagegen wird Vielen das über den Mahdismus und die verschiedenen Führer der gewaltigen Volksbewegung, welche der neue Paraklet hervorrief, Gesagte wichtig sein, und wer diese lebendige Schilderung liest, begreift leicht, daß vor solch gewaltigem Anstoße die oberflächliche, allgemein unbeliebte ägyptische Herrschaft wie ein Kartenhaus zusammenbrechen mußte.

Der zweite Band beginnt mit dem überaus merkwürdigen Schreiben, durch welches der zur Bezwingung von Aequatoria ausgesandte Unterbefehlshaber des Mahdi den ägyptischen Gouverneur zur Kapitulation aufforderte, und mit den Folgen, welche die hierdurch indirekt bethätigte Kriegserklärung unmittelbar hatte. Vita Hassan verschweigt nicht, daß Emin bei dieser Gelegenheit eine gewisse Unschlüssigkeit des Handelns verrieth, wie immer, wenn er sich noch nicht klar darüber war, ob er es zum Blutvergießen kommen lassen solle oder nicht, denn bei der äußersten Furchtlosigkeit für die eigene Person nahm er seine Verantwortlichkeit im Amte überaus ernst und wurde dann unentschlossen. Die nun folgenden Kapitel enthalten des Neuen oder doch in eine neue Beleuchtung Gerückten ziemlich viel. Wir erfahren, wie sich sofort die Soldaten und Offiziere als von meuterischem Geiste erfüllt zeigten, wie Emin's Gattin, eine Abessynierin, mit wahrem Heldenmuthe den Vorschlag Dr. Junker's, mit ihm abzureisen, von sich wies, wie der Geist der Empörung sich lauffeuerartig unter den Negern ausbreitete, und wie endlich die Gewitterwolke im Norden sich allmählich zu entladen anfing. Der Verfasser nahm an den Abwehrmaßregeln selbst thätigen Antheil, indem er das von den „Derwischen" hart bedrohte Fort Amadi in besseren Vertheidigungszustand setzen half, ohne freilich den schließlichen Fall der Festung verhindern zu können. Casati's Vorschlag, die Provinz jetzt schon aufzugeben und mit Kind und Kegel den Weg nach der Ostküste Afrikas zu erzwingen, wies Emin, wohl mit Recht, als unausführbar zurück, wohl aber trat er jetzt dem Gedanken näher, den gefährdeten Theil seines Territoriums ganz aufzugeben und die ihm noch verbliebenen Kräfte in dem Landstriche nördlich vom Albertsee zu konzentriren. Zu dem Zwecke wurden neue Beziehungen mit dem Beherrscher des angrenzenden Negerreiches Unioro angeknüpft; diese Gelegenheit benützt der Verfasser, der selbst an den Verhandlungen theilnahm, sich ausführlich über die Sitten und Staatseinrichtungen des Unioroyolkes zu verbreiten. Gleich nachher ward Hassan mit einer ziemlich gefährlichen Sendung nach dem nilabwärts gelegenen Lado betraut, während Emin mit dem einen der beiden ihm gehörigen Regierungsdampfer den Albertsee befuhr und wichtige geographische Entdeckungen machte. Mit sichtlicher Treue wird weiterhin die Ankunft Stanley's und die daran sich anreihende Revolte des einen Bataillons der Regierungstruppen geschildert, anläßlich welcher unser Autor nahe daran war, eines grausamen Henkertodes sterben zu müssen. Hier trat der Feind als rettender Engel ein, denn das siegreiche Vordringen der Mahdisten verhinderte die Europäer, zum Aeußersten zu schreiten, da sie jetzt nur noch in Emin ihr Heil erblicken durften. So ward derselbe sammt seinen treu gebliebenen Beamten wieder frei, die Soldaten marschirten gegen den Feind und schlugen ihn zurück, ohne daß jedoch, wie wir irrthümlich annahmen, der Pascha bei den betreffenden Gefechten selbst den Befehl geführt hätte. Nunmehr erscheint Stanley auf der Bühne, und damit befinden wir uns auch wieder in einer historisch schon mehr aufgeklärten Periode. Weniger die Dinge selbst fesseln unsere Aufmerksamkeit, als dies die Charakterzeichnung des „Retters" und die Kennzeichnung seiner Gewaltmaßregeln thut; leider kann man nicht sagen, daß das ungünstige Urtheil, das man bei uns über Stanley zu fällen gewohnt ist, durch diese ersichtlich wahrheitsgetreue Erzählung eine Verbesserung erführe.

Dem Menschen Schnitzer (nicht Schnitzler, wie es im Buche heißt) hat Vita Hassan ein liebevolles Studium zugewandt, und was er von ihm und seinen hervorstechenden Wesenseigenthümlichkeiten berichtet, stimmt gut überein mit den Aussagen Dr. Stuhlmann's, dessen Schrift „Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika" der gleiche Verlag hoffentlich bald der Oeffentlichkeit übergeben wird. Die Schwächen des etwas räthselhaften Mannes — Verschlossenheit, überstarkes Machtbewußtsein, eine gewisse Neigung zu diplomatischen Umwegen im geschäftlichen Verkehr — werden keineswegs verschwiegen, allein um so heller erstrahlt dem gegenüber dessen reine und edle Gesinnung, dessen unerschütterliche Humanität, verbunden mit einer geradezu altspartanischen Unbestechlichkeit und einer ihn auch unter den schlimmsten Verhältnissen nicht zu beugenden Liebe für wissenschaftliche Forschung. Und so möge Emin's Andenken unter uns fortleben!

München. S. Günther.

---



Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 10. Berlin, den 9. Dezember 1893. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1893 unter Nr. 4418 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Am vergangenen Sonnabend und Sonntag hat die Generalversammlung des Wahlvereins der Freisinnigen Vereinigung — so lautete der offizielle Titel — stattgefunden. Ohne große Posaunenstöße war die Zusammenkunft vorbereitet worden; ohne große Posaunenstöße ist sie verlaufen, und das war gut. Diejenigen, welchen die Leitung oblag, gingen nämlich von der zutreffenden Voraussetzung aus, daß, wenngleich eine geschickte Reklame und geschickte Coulissenschieberei wohl im Stande sein würde, eine pompöse Vorstellung zu arrangiren, hiermit doch wenig erreicht sei; es liegt in ernster Zeit so wenig daran, die zu blenden, die sich blenden lassen, denn an ihrer Hilfe ist wenig gelegen, und jene, deren Mitarbeit politisch werthvoll ist gehören meist zu den Auguren, die wissen, wie es gemacht wird. Nach dem traurigen Zusammenbruch des entschiedenen Liberalismus ist aber für seine Erneuerung die Beseitigung jeder Täuschung, vor Allem auch der Selbsttäuschung eine Nothwendigkeit. Nicht das trügerische Bewußtsein, eine große Partei zu sein, die nur durch einen unglücklichen Zufall Verluste erlitten hat, sollte die Versammelten beherrschen; man wollte der Wahrheit ins Auge blicken und hoffte gerade auf jene ernsten und arbeitsbereiten Männer, die kaltblütig erkennen, in welcher gefährlichen Lage der Liberalismus sich befindet und die dennoch bereit sind, mit nachdrücklicher, illusionsloser Energie und zugleich ohne Engherzigkeit für jene Weltanschauung zu arbeiten, ohne die ein moderner Staat des Lebensodems entbehren würde. Diese Erwägungen haben im Lande Verständniß gefunden; aus einigen sechzig verschiedenen Wahlkreisen waren Vertreter erschienen und über 200 Anwesende folgten den Verhandlungen. Das ist eine Grundlage, tragfähig genug, um auf ihr fortzubauen.

Fünf wichtigere Aufgaben, zum Theil auch von centraler Bedeutung waren es, mit denen sich die Versammlung beschäftigte. Eine Vereinigung, die erst seit Kurzem ins Leben getreten war, thut das, was man mit Neugeborenen zu thun pflegt; es fand eine Taufe statt, und man gab dem Täufling ein politisches Glaubensbekenntniß mit auf den Lebensweg; man nahm sodann Stellung gegenüber den brennendsten Tagesfragen und man erwog das Verhalten zu den benachbarten Parteien; man sorgte endlich dafür, daß der alte gute Katechismus des entschiedenen Liberalismus nicht als Dogmenglauben in todter Erstarrung versteinere, sondern daß er durch Ergänzung und Ausbau gemäß den neu hervortretenden Bedürfnissen der Zeit, aber auf der alten unverrückbaren Grundlage fortgebildet werde.

Für den Neugeborenen wurde der alte Name „liberale Partei“ erkoren, wenngleich die Fraktion in den Parlamenten aus einem Zweckmäßigkeitsgrunde zunächst noch die frühere Benennung freisinnige Vereinigung forttragen wird. Der Name „liberale Partei“ erscheint gut gewählt und führt zurück zu den Tagen, da der liberale Gedanke etwas bedeutete, und er zeigt an, daß die Basis für das neue Gebäude breit sein soll und einer Mannigfaltigkeit von Individualitäten Raum zu gewähren hat. Liberal sein heißt, auch die Fähigkeit besitzen, politische Toleranz zu üben. Ist schon die Toleranz unentbehrlich, wenn über ganz enge Grenzen der Liberalismus jemals hinauswachsen soll, so birgt doch auch die Toleranz ihre Gefahren. Ihr ärgster Feind ist jene Charakterschwäche, welche selbst jene Abschwenkungen tolerirt, durch die fundamentale politische Grundsätze verletzt werden. Ein Fundament solcher festen Grundsätze, die allein die innere Einheit einer Vielheit von Personen verbürgen, kann keine Partei, die aktionsfähig bleiben will, entbehren. So verankerte denn gemäß den Ausführungen des Abgeordneten Rickert die liberale Partei, die nur mit neuen Mitteln den freisinnigen Zielen zustrebt, fest ihr Fahrzeug auf den alten bisherigen Grundsätzen.

Nachdem die großen Linien festgestellt waren, konnte man zu den Detailfragen des Augenblicks übergehen. Wie die Beziehungen zu den benachbarten Volksparteilern und

zu den benachbarten Nationalliberalen zu gestalten seien, war nicht zweifelhaft. Eine liberale Partei, welche ihres Namens würdig ist, hat keine engherzige Fraktionspolitik zu betreiben; ihre Aufgabe ist die Förderung des liberalen Gedankens, mag sich dieser auch immerhin in volksparteilichen oder in nationalliberalen Formen verkörpern, sobald er nur liberal ist. Daher weder nach rechts noch nach links eine vorgefaßte Feindschaft; aber freilich, dieser Programmpunkt läßt sich allein durchführen, wenn auch die „liberale Partei" eine entsprechende Berücksichtigung ihres eigenen politischen Standpunktes findet. Wo sie diese Berücksichtigung nicht erfährt, wird sie dieselbe kräftiglich durchzudrücken haben; dann freilich wird der Liberalismus in selbstmörderischem Gegensatze zu neuen Niederlagen kommen; im anderen Falle ist dem Liberalismus die Möglichkeit gegeben, je nach Lage der Verhältnisse in dieser oder in jener Kombination, auch dort die Kräfte siegreich zusammenzufassen, wo jede einzelne, gesonderte Fraktion geschlagen werden müßte.

Die augenblicklichen politischen Tagesfragen wurden von einzelnen Referenten beleuchtet; der Abgeordnete Alexander Meyer sprach über die Handelsverträge und über ihre Gegner, vor Allem den Bund der Landwirthe; Herr Gutsbesitzer und früherer Abgeordneter Wilbrandt knüpfte hier an und zeigte, daß, wenn der Bund der Landwirthe mit seinen Agitationen der Landwirthschaft nicht helfen werde, doch in der That die Lage der Landwirthe zum Theil eine recht schwierige sei, und er wies die Wege, wie praktisch ihnen Erleichterung geschafft werden könnte. Der Abgeordnete Dr. Barth nahm Stellung zu den augenblicklichen Steuergesetzentwürfen in dem Sinne, der in dieser Zeitschrift schon nachdrücklich genug klargelegt ist; Herr Lehrer J. Tews endlich erörterte die Schulfrage, jene geistigen Gefahren für die kommende Generation, die seit dem Zedlitz'schen Gesetzentwurf der Bevölkerung nur allzu deutlich geworden sind.

Noch eine Aufgabe blieb schließlich zu erledigen, und dieser Aufgabe muß man eine besondere Bedeutung beimessen. Die bisherige Entwicklung hat gezeigt, daß es sehr gefährlich ist, wenn einfach die Fraktion dekretirt, diese oder jene Stellung hat ein Freisinniger in dieser oder jener neu auftauchenden politischen Frage zu wählen; das ist häufig verhängnißvoll aus einem zwiefachen Grunde. Die Majorität der Fraktion trifft leicht ihre taktischen Entscheidungen, ohne die Stimmung des Landes genügend zu kennen; dann gehen der Partei Tausende von Anhängern verloren; die Majorität einer kleinen Fraktion ist aber auch nicht im Stande, immer in jeder Frage über eine ganz erschöpfende Sachkenntniß zu verfügen, und auch aus diesem Grunde ist es geboten, daß die Beziehungen zwischen Fraktion und Wählerschaft enger geknüpft werden, so eng, daß dadurch die parlamentarische Thätigkeit wie das politische Leben des Landes Förderung und Belebung erfahre. Eine Resolution des früheren Abgeordneten Schrader sucht dieses Ziel geschickt zu erreichen. Der Vorstand soll die kompetenten Parteigenossen in freie Kommissionen berufen, die vorurtheilslos bestimmte politische Fragen durchberathen, die das Verständniß für diese politischen Fragen in die Bevölkerung hinaustragen und die gleichzeitig eine sachgemäße parlamentarische Erledigung dieser Probleme seitens der Fraktion vorbereiten. Hierdurch scheinen uns mit glücklichem Griff die erstrebten Vorbedingungen geschaffen zu sein; es kann damit das politische Leben in gesunder Weise belebt und der einseitigen Parteiverknöcherung entgegen gewirkt werden.

Darf man schon mit dem Verlaufe der Verhandlung durchaus zufrieden sein, so erscheint es uns doch vollkommen verfehlt, mit einem hergebrachten Siegesgesang zu schließen. Solche Versammlungen wirken zunächst nur ermunternd und anregend; und wir meinen auch, daß die Beschlüsse, welche von der Versammlung ausgegangen sind, gesunde Anregungen enthalten. Aber Beschlüsse sind an sich nichts, und Anregungen sind erst werthvoll, wenn sie zu Thaten führen. Eine angeregte und zuversichtliche Stimmung ist freilich eine gute Vorbedingung; die Erfüllung bringt sie nur, wenn sie nachhaltig genug ist, um sich in ernste, zähe Arbeit trotz allen Schwierigkeiten umzusetzen. Was der Liberalismus jetzt braucht, nachdem neue äußere Formen der Bethätigung geschaffen sind, das ist solche hingebungsvolle harte Arbeit im Dienste idealer, vorurtheilsloser, freisinniger Ueberzeugungen

Auf das Kabinet Dupuy ist in Frankreich ein Kabinet Casimir Perier gefolgt. Perier gilt als ein gewandter und ehrenhafter Politiker gemäßigter Richtung, und in gemäßigtem Geiste war auch die ministerielle Erklärung gehalten, mit der sich das neue Ministerium der Volksvertretung vorstellte Diese Erklärung, die etwa dasselbe sagt, was das Programm des abgetretenen Premiers Dupuy enthielt, wurde in der Kammer mit lebhaftem Beifall aufgenommen; als aber unmittelbar darauf Raynal, der Minister des Innern — ein Jude in der Stellung unserer Puttkamer und Eulenburg — scharf eine radikale Anregung in Betreff einer politischen Amnestie ablehnte, da schmolz sogleich bei der Abstimmung die Majorität der Regierung in beängstigender Weise zusammen. Dieser Vorgang zeigt, daß freilich das neue Kabinet eine Majorität gemäßigter Republikaner hinter sich hat; die Majorität ist aber weder groß noch fest gefügt und die nächste Aufgabe, die daher dem jetzigen Ministerium in der dem Kabinet freundlichen Presse gestellt wird, lautet: die gemäßigten Republikaner, von denen zahlreiche gleich im ersten Gefecht desertirten, zusammenzufassen und zu disziplиniren.

Italien ist noch nicht so weit wie Frankreich; es ist Zanardelli nicht gelungen, ein Kabinet zu bilden; er trieb freilich sämmtliche erforderliche Ministerkandidaten auf; nur für die Finanzen, respektive für den Schatz konnte er die geeigneten Kräfte nicht gewinnen; das heißt, er hat das gesammte Material, um ein Haus zu errichten, nur das Material für die Grund- und Eckmauern fehlte ihm; ihm fehlte die Hauptsache. Diese Erscheinung ist bezeichnend und sie zeigt, daß zum Heile Italiens die Aufgabe von der entgegengesetzten Seite angefaßt werden muß. Es handelt sich nicht darum, durch geschickte taktische Verknüpfungen mühsam ein Majoritätsministerium zusammenzuzimmern; die Hauptsache für Italien sind die Finanzfragen, sie müssen in den Mittelpunkt der Erwägungen gerückt werden, und für einen gesunden Finanzplan muß eine starke politische Hand sich dann eine patriotische, opferwillige Majorität zusammenschweißen.

Wird Gladstone schließlich, um in der irischen Frage zu siegen, das Parlament von Neuem auflösen, — diese Frage kehrt immer wieder. Für ihre Beantwortung weisen englische Zeitungen jetzt auf ein Blaubuch hin, das von der irischen Frage zwar gar nicht handelt, wohl aber von den Kosten einer Parlamentsauflösung, und diese Kosten müssen in der That ein ernstes Gewicht für die politischen Entschlüsse des Kabinets Gladstone bilden Das ist sogleich klar, wenn man auch nur einige der interessanten Zahlen aus jenem Blaubuch anführt.

Trotz dem Gesetz von 1883, das die Wahlkosten nach der Kopfzahl der Wähler regelt, ist die verausgabte Gesammtsumme bei der letzten Auflösung enorm gewesen; sie betrug 958532 Pfund; das sind rund 20 Millionen Mark, und diese Summe vertheilt sich auf 1307 Kandidaten, von denen 637 durchfielen und 670 gewählt wurden. Die relativ theuerste Wahl in Anbetracht der wenigen abzugebenden Stimmen war die von Graham Murray, der für 1466 Stimmen 900 Pfund, also über 18000 Mark ausgab, während John Leighton, der durchfiel und nur 35 Stimmen erhielt, jede dieser Stimmen 12 Pfund 18 Schilling und 10 Pence kosteten. In absoluten Zahlen aber hat die größten Aufwendungen Sir Hugh Gilzean Reid gemacht, der auch nicht gewählt wurde, und 1 968 Pfund 15 Schillinge verausgabte, also rund 40000 Mk.

Solche Zahlen müssen ein starker Hemmschuh gegen eine übelerwogene Auflösung sein; denn ein Parteiführer wird es nicht leicht wagen, namentlich in der jetzigen Zeit wirthschaftlichen Niederganges, seinen Anhängern Opfer in dieser Größe zuzumuthen, und diese Opfer sind zugleich kulturhistorisch charakteristisch für das heutige politische Leben

Englands, wenngleich bekanntlich im vorigen Jahrhundert einzelne Wahlen noch bei weitem kostspieliger gewesen sind.

Die Botschaft, mit welcher Präsident Cleveland die ordentliche Session des Kongresses zu Washington eröffnet hat, liegt nunmehr vor, und sie rechtfertigt die guten Erwartungen, welche man von der politischen Haltung des Staatsoberhauptes der Union bisher hegte. Cleveland schreitet trotz allen Schwierigkeiten mit Entschiedenheit auf jener Bahn weiter, die in seinem Programm vorgezeichnet ist, das ihm zur höchsten Würde verholfen hat.

In seiner neuesten Botschaft heißt es:

„Wenn wir dem Volke direkt mittels der Zollreform helfen wollen, so müssen wir vor allem die Zölle des jetzigen Tarifs auf die nöthigsten Lebensbedürfnisse reduziren. Die Wohlthaten einer solchen Reduktion sind greifbar und einleuchtend und werden sofort von Tausenden gespürt werden, die alsbald besser genährt, besser gekleidet werden und ein besseres Obdach bekommen."

Aber nicht allein die nothwendigsten Lebensbedürfnisse sollen vom Zolle frei sein, sondern auch die Rohmaterialien:

„Es ist ganz klar, daß die Vertheuerung unserer Industrieprodukte, welche aus der bisherigen Politik entsteht, nicht nur den Markt für unsere Produkte innerhalb unserer Grenzen beschränkt, zum eigenen Nachtheile unserer Fabrikanten, sondern auch den Bürgern den Ankauf erschwert. Die Interessen der Arbeiter werden sicherlich, wenn auch indirekt, durch diese Seite unseres Tarifsystems geschädigt. . . . Selbst wenn man die oft widerlegte Behauptung aufstellen könnte, daß aus zollfreien Rohmaterialien und niedrigen Einfuhrzöllen eine Herabsetzung der Löhne sich ergeben würde, so führt die Intelligenz unserer Arbeiter sie schnell zu der Entdeckung, daß trotzdem ihre stetige Beschäftigung, welche durch zollfreie Rohmaterialien ermöglicht wird, einen wichtigen Faktor in ihrer Haltung zur Tarifgesetzgebung bildet."

Das ist eine arbeiterfreundliche Politik, eine Sozialpolitik im eigentlichen Sinne des Wortes, und darum ist sie so völlig verschieden von dem, was man bei uns in Deutschland Sozialpolitik nennt.

* *
*

## Parteien und Programme.

Der Glaube an den abstrakten Werth staatlicher Verfassungen, der diese befähigen könnte, auf jedem Boden, wohin immer sie verpflanzt werden, dieselben oder auch nur ähnliche politische Früchte zu tragen, ist längst entwurzelt. Die Skepsis unserer Zeit hat sich aber damit nicht begnügt. Auch die politischen Parteien und deren Programme unterliegen beständig erneuten Zweifeln in Bezug auf ihre Existenzberechtigung. In Folge dessen zeigt sich in allen Ländern, wo parlamentarische Einrichtungen existiren, die Tendenz der Parteizersplitterung. Feste Programme erweisen sich allenthalben ohnmächtig, große Parteien innerlich zusammen zu halten, während daneben die wachsende Verschiedenartigkeit der wirthschaftlichen Interessen, das naturgemäße Resultat der gewaltigen technischen Umwälzung und der Verkehrsmittel-Revolution unseres Jahrhunderts, die Ansprüche an Gesetzgebung und Verwaltung in allen Ländern in verwirrendem Grade gesteigert hat. Das trifft selbst für Völker zu, die eine alte parlamentarische Kultur besitzen. Wo, wie in den Vereinigten Staaten von Amerika, die siegende Partei zugleich in den Besitz der gesammten politischen Macht, insbesondere in den Besitz einer ungeheuren Patronage, gelangt, halten die beiden großen historischen Parteien, die Demokraten und die Republikaner, zwar ihre politische Existenz aufrecht und alle Versuche, eine dritte Partei von maßgebender Bedeutung dazwischen zu schieben, sind bisher gescheitert; aber Niemand würde es heute fertig bringen, ein Parteiprogramm von grundsätzlicher Bedeutung für eine dieser beiden Parteien aufzustellen. Noch jüngst zeigte sich gelegentlich der Aufhebung der Sherman-Akte ein klaffender Riß, der durch beide Parteien ging, und bei den kommenden Verhandlungen über die Zolltarifreformen wird sich Aehnliches wiederholen. Mit Mühe und Noth zimmert jede Partei vor allgemeinen Wahlen eine Platform, auf der man einige politische Grundsätze offen zur Schau stellt, um nach den Wahlen davon in der Regel nur sehr geringen Gebrauch zu machen.

In England steht die Sache nicht viel anders. Die Zeiten, in denen man von den beiden großen Parteien der Whigs und Tories reden konnte, sind längst dahin. Man unterscheidet einstweilen allerdings nur erst Konservative, liberale Unionisten, Irländer — in zwei Fraktionen — und Gladstoneaner. Aber Gladstone's Partei wird, wie Wallensteins Armee, nur durch den Führer zusammengehalten. Was nach seinem Tode werden wird, weiß Niemand vorherzusagen.

In Frankreich und Italien sind die Parteien gar dermaßen im Fluß, daß die Ministerien von heute zu morgen nicht genau wissen, auf wen sie sich stützen können. Kann es etwas Charakteristischeres geben, als daß das Ministerium Casimir Perier in derselben Kammersitzung, in der es unter allgemeinem Beifall sein Regierungsprogramm entwickelte, bei der ersten Abstimmung um ein Haar bereits wieder gefallen wäre?

Deutschland mit seinen zahllosen politischen Parteien darf sich deshalb kaum beschweren; es unterliegt einer Entwicklung, die völlig international zu sein scheint. Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Entwicklung sich jemals zu den früheren festen Parteiformen zurückwenden wird. Es bleibt daher nichts weiter übrig, als sich den neuen politischen Lebensbedingungen anzupassen, d. h. statt der engeren weitere Parteien, statt der strafferen losere politische Programme ins Auge zu fassen.

In dieser Beziehung haben wir gerade in jüngster Zeit eine sehr lehrreiche Erfahrung machen können. Das Jesuitengesetz gehört ohne Zweifel zu den sogenannten Ausnahmegesetzen, die in den Programmen beider freisinnigen Gruppen generell verpönt sind. Nichtsdestoweniger hat keine der beiden Gruppen geschlossen gestimmt. Trotzdem kann man nicht sagen, daß die getrennte Abstimmung aus einer Verschiedenheit der Stellung gegenüber dem Jesuitismus hervorgegangen wäre. Kein Freisinniger, der für die Aufhebung des Jesuitengesetzes gestimmt hat, ist dazu durch jene Motive veranlaßt worden, welche die Centrumspartei bewogen haben, die Aufhebung des Jesuitengesetzes zu beantragen. Man sieht hier an einem wichtigen Beispiel, wie leicht selbst eine grundsätzliche Uebereinstimmung zu einem verschiedenen Votum angesichts einer konkreten politischen Frage führen kann.

Gelegentlich der letzten großen Heeresverstärkung brach andererseits bekanntlich die freisinnige Partei auseinander, obgleich hier ein Verstoß gegen das Parteiprogramm überhaupt nicht in Frage kam.

Derartige Beispiele sind wohl geeignet, die Erwägung herbeizuführen, welche Grundsätze für die politische Zusammengehörigkeit denn maßgebend sein sollen? Stehe ich beispielsweise nicht politisch demjenigen viel näher, der mit mir darin übereinstimmt, daß die Einführung des achtstündigen Arbeitstages ein großer Kulturfortschritt wäre, wenngleich er mit mir darüber streitet, ob eine solche Reduktion zwangsweise im Wege der Gesetzgebung ohne die schwersten Schädigungen durchführbar erscheint, als demjenigen, der mit mir zwar gegen den gesetzlichen Achtstundentag stimmt, aber nur deswegen, weil er die Verringerung der täglichen Arbeitszeit überhaupt nicht will? Man sieht, je tiefer man in diese Materie eindringt, um so mehr bekommt man das Gefühl, vor einer politischen Entwicklung zu stehen, in deren Verlauf von der alten Parteidogmatik nicht viel übrig bleiben wird.

Vielleicht führt die gekennzeichnete Entwicklung allmählich dazu, daß an die Stelle größerer einheitlicher Parteien, die jede für sich im Stande wären, eine Majorität im Parlamente zu bilden, innerlich verwandte Parteigruppen entstehen, die getrennt marschiren und doch wenigstens bei großen Fragen vereint schlagen können. Mit Parteikartellen operirt man ja bereits vielfach. Wir haben bei uns der-

artige Kartelle gesehen und in England beruht die Regierungspartei wie die Opposition schon seit Jahren auf Kartellen zwischen Konservativen und liberalen Unionisten einerseits und Gladstoneanern und Irländern andererseits. Es wäre wohl denkbar, daß derartige aus einer politischen Zwangslage hervorgegangenen Kartelle allmählich loseren organischen Verbindungen Platz machten, die es ermöglichten, gewisse größere politische Ziele gemeinsam anzustreben, ohne deshalb der einzelnen Parteigruppe im Uebrigen die selbständige Bewegung zu beschränken.

In Deutschland ließe sich dem entsprechend daran denken, alle liberalen Elemente zu einem solchen weiteren Verbande zu vereinigen, um wenigstens in den wesentlichsten Theilen den Liberalismus vor einer reaktionären Ueberfluthung zu schützen. Derartige Gebilde lassen sich natürlich nicht von heute auf morgen schaffen; ihre Entstehung kann nur eine allmähliche sein und muß durch längere Uebung in politischer Toleranz vorbereitet werden.

Die Verhandlungen auf der Generalversammlung des Wahlvereins der Freisinnigen Vereinigung, welche am 2. und 3. Dezember in Berlin stattfand, ergaben ein sehr lebhaftes Verständniß für diese Seite der Politik. Man will sich zusammenschließen, um jeder Zeit politisch aktionsfähig zu sein; man will den wichtigsten politischen Zeitfragen gegenüber sich nicht mit einer programmatischen Parteiformel abfinden, sondern in gemeinschaftlicher Arbeit und ohne Vorurtheil eine der liberalen Weltanschauung entspringende Lösung anstreben; man will endlich versuchen, alle verwandten liberalen Richtungen davon zu überzeugen, daß in gewissem Umfange ein Zusammenwirken nicht bloß im allgemeinen Interesse des Liberalismus geboten, sondern auch gegenwärtig bereits bei gutem Willen möglich ist.

Th. Barth.

## Parlamentsbriefe.

### II.

Die Diskussion über die Steuervorlagen wird einen gewaltigen Zeitraum einnehmen, sie beherrschte schon die Generaldebatte über das Budget vollständig und es wird bis tief in den Januar hineindauern, bevor auch nur die erste Lesung sämmtlicher Vorlagen zu Ende gebracht ist. Der preußische Finanzminister hat bisher nicht die Gelegenheit gefunden, seine Ideen im Zusammenhang zu entwickeln. Er wünschte, die Generaldiskussion über sein allgemeines Finanzgesetz schon mit der Budgetdebatte zu verbinden; dieser Wunsch verstieß so sehr gegen alle Gepflogenheiten der Geschäftsordnung, daß er nothwendig abgelehnt werden mußte. Er wünschte dann, das allgemeine Finanzgesetz vor den drei einzelnen Steuervorlagen erörtert zu sehen; diesen Wunsch hätte man ihm erfüllen können, sogar erfüllen sollen; man hat ihn abgeschlagen. Praktisch ist die Sache von keinem großen Belang, denn die Weinsteuer wird er mit aller Beredsamkeit und Dialektik nicht durchsetzen, und wenn aus seinem Finanzplan ein Glied herausgeschlagen ist, so ist der ganze Plan zerschlagen.

An der Finanzdiskussion haben von Seiten des Bundesrathstisches bisher vier Mitglieder theilgenommen. Zunächst der Reichskanzler in Person. Er hatte im Juni, als die Militärvorlage auf der Schneide des Messers stand, eine Erklärung abgegeben, ohne welche die Annahme nicht erfolgt wäre. Er bezeichnete die damals vorliegenden Steuergesetze, vor allen Dingen die Biersteuer, als abgethan; er gab die Versicherung ab, er wolle bestrebt sein, Steuern zu ersinnen, welche die breiten Massen der Bevölkerung nicht belasten. Heute wäscht er seine Hände in Unschuld; er habe sich bemüht, allein seine Bemühungen seien ohne Erfolg geblieben. Damit überließ er das Feld den Finanzministern. Man muß sagen, daß wenn er sich um die Militärvorlage nicht mehr bemüht hätte, als um die Steuervorlagen, die Militärvorlage niemals Gesetz geworden wäre. Man kann unmöglich dem Grafen Caprivi Entlastung darüber ertheilen, daß er die Sorgfalt eines ordentlichen Reichskanzlers (um in der Sprache des Handelsgesetzbuches zu reden) aufgewendet habe, um seine vertragsmäßigen Verbindlichkeiten denen gegenüber zu erfüllen, die ihm zur Annahme der Militärvorlage verholfen haben.

Der Zweite war der neue Staatssekretär des Schatzamtes Graf Posadowsky. Er hat bisher noch kein Wort von wirklicher Bedeutsamkeit gesprochen und ist nicht mehr in den Vordergrund getreten, als sein Vorgänger, Freiherr von Maltzahn, es zu thun pflegte. Die Dinge liegen noch heute so, daß der preußische Finanzminister der eigentliche Leiter der Reichsfinanzpolitik und der Schatzsekretär nur sein Adlatus ist. Der Gesammtplan, wie er vorliegt, ist das Werk des Herrn Miquel und kann nur durch diesen mit Wirksamkeit vertheidigt werden.

Als Dritter war der bayerische Finanzminister, Herr von Riedel, zur Stelle und hat einige Male das Wort ergriffen. Er hat nicht vom Standpunkte des Deutschen Reichs, des deutschen Volkes aus gesprochen, sondern als der Bundesbevollmächtigte für Bayern und war dem Reichstage gegenüber der Dolmetscher der Wünsche, welche die bayerische Regierung hegt. Verfassungsmäßig ist das sein gutes Recht. Aber daß es sein gutes Recht ist und daß dieses Recht so gehandhabt wird, lenkt die Blicke auf die Mängel der Verfassung. Herr von Riedel ist die fleischgewordene clausula bajuvarica und diese Klausel hat einen sehr großen Umfang.

Der Vierte endlich war Herr Miquel, der als der Urheber des vorliegenden Planes eine sehr schwere Verantwortlichkeit zu tragen hat. Auf Herrn Miquel lastet die Schuld, daß die Abgeordneten, welche gegen das Militärgesetz gestimmt haben, jetzt triumphirend darauf hinweisen können, sie hätten es ja vorausgesehen, daß ohne drückende und ungerechte Belastung der Steuerzahler die Militärvorlage gar nicht durchzusetzen sei. Kein sozialdemokratischer Agitator hätte die finanzielle Lage des Deutschen Reiches so sehr in das Schwarze malen können, wie es vom Regierungstische geschieht. Die reichen Leute in Deutschland sollen bereits zu arm sein, um noch Steuern zu zahlen und darum mußte man das Geld von den Armen nehmen. Die Militärvorlage ist zu Stande gekommen durch die Mitwirkung von Abgeordneten, welche die feste und nach meiner Meinung wohlbegründete Ueberzeugung hatten, daß die Mittel für dieselbe sich auf dem Wege einer gerechten Besteuerung wohl aufbringen lassen.

Ausführlich hat Herr Miquel wiederum seine Ansicht begründet, daß man der Liebesgabe für die Branntweinbrenner nicht auf den Leib rücken dürfe. „Ohne Schlempe kein Vieh!“ Ich sollte meinen, das Vieh, welches Schlempe frißt, werde keine unüberwindliche Abneigung dagegen an den Tag legen, die Kartoffeln, aus denen Schlempe hergestellt wird, zu fressen. Ich bezweifle, daß das Reichsgesundheitsamt die Verwendung der Schlempefütterung mit besonders freundlichen Augen ansehen kann. Daß Schlempebutter als frische Grasbutter in den Handel gebracht werden darf, widerspricht dem Geiste des Nahrungsmittelgesetzes durchaus.

Herr Miquel befürchtet, daß bei Aufhebung der Liebesgabe ein großer Theil Boden, der jetzt dem Pfluge unterworfen sei, wieder der Kiefer verfallen würde. Boden, den die Natur für die Kiefer bestimmt hat, soll man aber nicht mit den Steuern düngen, die man Unbetheiligten abnimmt.

Der Gesetzentwurf, betreffend die Stempelabgaben, findet bei der Majorität des Hauses eine günstige Aufnahme und muß um so mehr als diskutirbar bezeichnet werden, als er einige zweifellose Verbesserungen des bestehenden Zustandes — z. B. die stärkere Besteuerung der Lotterien — bringt. Die unbedingte Ablehnung dieses Gesetzentwurfes haben die Sozialdemokraten in sehr aufrichtiger Weise

motivirt. Sie wollen, obwohl die Militärvorlage vom Reichstag angenommen worden ist, die dazu erforderlichen Mittel in jeder Weise verweigern. Dieser Auffassung können sich nur diejenigen anschließen, denen es völlig gleichgültig ist, ob das Geld durch entschieden schlechte Steuern oder durch relativ erträgliche aufgebracht wird.

Die kleinen Handelsverträge sind von der Kommission angenommen worden, selbstverständlich ohne daß in den Berathungen derselben ein neuer Gesichtspunkt zur Sprache gebracht worden wäre. Sie werden voraussichtlich zur rechten Zeit, also noch vor Weihnachten, die zweite und dritte Lesung passiren und es wird sich dann zeigen, ob die Verhandlungen mit Rußland zu einem Erfolge führen.

Der Schwerinstag wurde mit der Berathung des Jesuitengesetzes ausgefüllt. Das Centrum hat in früheren Sessionen die Verhandlung seines Antrages mit auffälliger Lässigkeit betrieben; diesmal betrieb es sie mit ebenso auffälliger Eile. Es hatte sich durch rechtzeitige Einbringung den ersten Platz gesichert; es setzte durch, daß mit der ersten Lesung die zweite, die zu einer Abstimmung führt, verbunden wurde. Es erhielt dann auch eine Majorität; zur dritten Lesung des Antrages, die dann dem Bundesrath Anlaß geben wird, Stellung zu nehmen, wird es erst nach Monaten kommen.

Bei der Aufhebung des Jesuitengesetzes handelt es sich um zwei wesentlich von einander verschiedene Punkte. Zunächst darum, die Beschränkungen der Freizügigkeit aufzuheben, welche über einzelne Mitglieder des Jesuitenordens verhängt werden können; sodann darum, die Hindernisse zu beseitigen, welche den Niederlassungen jesuitischer Kongregationen von Reichswegen entgegenstehen. Ueber den ersten Punkt wird unter liberalen Männern keine Meinungsverschiedenheit bestehen können; wollte das Centrum seine Kraft auf diesen Punkt konzentriren, so würde es wahrscheinlich in der kürzesten Frist einen Erfolg erzielen können.

Ueber den zweiten Punkt dagegen gehen die Ansichten in liberalen Kreisen auseinander und die Meinungsverschiedenheiten treten innerhalb der freisinnigen Volkspartei ebenso klar hervor, wie innerhalb der Freisinnigen Vereinigung. Innerhalb der konservativen Partei besteht derselbe Zwiespalt und die Stellungnahme des einzelnen konservativen Abgeordneten hing zugestandenermaßen vielfach davon ab, ob er auf die Mischung der Konfessionen in seinem Wahlkreise Rücksicht zu nehmen hat.

Es sind nicht nur zwei, sondern drei Standpunkte zu erkennen gewesen. Die Einen wollen den Jesuiten die Niederlassung unter allen Umständen verbieten und vielleicht jede Niederlassung irgend eines Ordens bekämpfen. Die anderen sind geneigt, die Beschränkungen des Jesuitenordens aufzuheben, falls dafür gewisse Kompensationen geboten werden, welche Beschränkungen der freien Meinungsäußerung unmöglich machen sollen. Die Dritten endlich wollen die Jesuiten in demselben Umfange zulassen, wie jeden anderen Orden, nicht aus Freundschaft für die Jesuiten, sondern in der Ueberzeugung, daß hier wie auf vielen anderen Gebieten Polizeiverbote der Sache, die dadurch gefördert werden soll, nichts helfen. Für jeden dieser drei Standpunkte lassen sich gute Gründe anführen, die auch in der „Nation“ schon öfter beleuchtet worden sind.

Praktisch ist mit der Beseitigung der reichsrechtlichen Schranken nicht das Geringste gewonnen, denn nachdem dieselben niedergelegt sind, bestehen noch weitere durch die Landesgesetzgebung gezogene Schranken. Desto unbegründeter war die Hast, mit welcher die Sache betrieben werden sollte.

Unter den Kompensationen, welche für die Aufhebung des Jesuitengesetzes gefordert werden, spielt die Abänderung des § 166 des Strafgesetzbuches eine große Rolle. Dieser Paragraph wendet sich nach seinem Wortlaut gegen Beschimpfungen der Religion, aber die Anwendung, welche die Gerichtshöfe davon gemacht haben, hindert häufig die freie Meinungsäußerung, auch über solche Gegenstände, welche einer rückhaltlosen Besprechung so sehr bedürfen, wie die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier. In den meisten Fällen ist der Paragraph zu Gunsten der katholischen Kirche und auf Anrufen ihrer Mitglieder angewendet worden und in gut protestantischen Kreisen hat man das als einen Uebelstand empfunden.

Proteus.

## Zur sogenannten Reform des Irrenwesens.

Die eröffnete Session des deutschen Reichstages wie die bevorstehende des preußischen Landtages dürften, wenn nicht alle Zeichen trügen, gelegentlich auch wieder die Verhältnisse der Geisteskranken zur Erörterung bringen.

Da sich sowohl bei den früheren parlamentarischen Verhandlungen, speziell auch bei denen im preußischen Herrenhause am 26. Mai d. J., ebenso wie bei den Besprechungen in der Presse eine nicht geringe Unkenntniß sowohl der gesetzlichen Bestimmungen wie der Bedingungen, unter denen Jemand in Preußen in eine Irrenanstalt aufgenommen werden kann, gezeigt hat, erscheint eine kurz zusammenfassende Erörterung über diese Motive nicht überflüssig.

Der Kernpunkt der Angriffe gegen die bestehende Ordnung ist in den Aeußerungen der Abgeordneten Stöcker und Simon von Zastrow in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 16. März 1892 zu finden, in denen es heißt, daß „in Preußen viele Fälle vorgekommen seien und vorkämen, in welchen nicht geisteskranke Personen auf Betreiben ihrer Familien auf Grund des Gutachtens irgend welcher Aerzte als geisteskrank ins Irrenhaus gesperrt und ungerechtfertigter Weise entmündigt worden seien“. Dabei wird speziell auf die Privat-Irrenanstalten Bezug genommen.

Also es sind viel Geistesgesunde in die Privat-Irrenanstalten aufgenommen und verbrecherischer Weise dort festgehalten worden! Wo sind die Beweise für eine solche Behauptung? Die Hauptzeugen, welche einer gewissen Partei gedient haben, de Jonge, Paasch u. a., haben sich nachträglich genügend legitimirt und dürften kaum noch von jenen Herren benutzt werden. Wo, fragt man, sind die Staatsanwälte in Preußen, welche jenes verbrecherische Treiben nicht verfolgen? Glaubt man etwa, daß sie amtlich gar keine Kenntniß von derartigen Anschuldigungen erhalten? Man darf wohl mit Sicherheit behaupten, daß die Staatsanwälte jedes Landgerichts, in dessen Bezirk sich eine Irrenanstalt befindet, reichlich mit Strafanträgen gegen Irrenärzte jedes Jahr versehen werden. Warum kommt es aber in all diesen Fällen nicht zu einem Strafverfahren; warum endet die Angelegenheit, welche höchstens zu einem Ermittelungsverfahren führt, immer mit der Reposition der Akten? Sind die Staatsanwälte etwa auch Partei?

*Thatsächlich ist in Preußen kein einziger Fall nachgewiesen, in welchem ein Geistesgesunder widerrechtlich in einer Irrenanstalt seiner Freiheit beraubt worden ist.*

Liegt somit keine Thatsache vor, welche zu einer Aenderung in dem jetzigen Verfahren bei Aufnahme in die Irrenanstalt resp. eine Verschärfung der Bedingungen erforderlich machte, so wolle man sich doch auch klar machen, daß in den bestehenden Vorschriften auch für die Zukunft weitgehende Garantieen dafür geschaffen sind, daß das Verbrechen der Freiheitsberaubung eines Gesunden in einer Irrenanstalt verhütet wird.

Die Aufnahmebedingungen der Privat-Irrenanstalten sind nicht einheitlich in Deutschland geregelt. In Preußen vollzieht sich die Aufnahme in folgender Weise: ein praktischer Arzt bescheinigt die Nothwendigkeit der Aufnahme; der in die Anstalt aufgenommene Kranke wird an demselben oder am nächsten Tage von dem Physikus des Bezirks, in dem die Anstalt liegt, untersucht und er bescheinigt in einem Gutachten die Nothwendigkeit des Verbleibens in der Anstalt. Gleichzeitig wird an die Polizeibehörde des Ortes, in

dem die Anstalt sich befindet, wie an die Polizeibehörde des Wohnortes des Kranken und endlich an die zuständige Staatsanwaltschaft Anzeige gemacht. Soll demnach das Verbrechen der widerrechtlichen Freiheitsberaubung durchgeführt werden, so müssen sich zum Zwecke desselben verbinden der erste Arzt, welcher das Aufnahmeattest schreibt, der königliche Physikus und der Direktor der Irrenanstalt. Stillschweigende Komplizen sind der Assistenzarzt oder die Assistenzärzte der Anstalt; 2 Polizeibehörden und der Staatsanwaltschaft wird Anzeige gemacht, daß das Verbrechen in der Ausführung begriffen ist und fortgesetzt wird!

Das Bestreben der deutschen Irrenärzte geht dahin, die Aufnahme in die Irrenanstalten nicht zu erschweren, sondern zu erleichtern. Wer allerdings auf dem traurigen Standpunkt steht, daß Irrenanstalten Detentionsanstalten sind zu dem Zwecke, Kranke, welche anderen Gefahr bringen könnten oder Gefahr gebracht haben, ihrer Freiheit zu berauben, dessen Weisheit würde etwa der gleichen, welche in der Graugans, jenem altgermanischen Strafrecht, im Kapitel 32 enthalten ist, in dem es heißt: wenn ein Wahnsinniger einen Todschlag begeht, so soll es nur dann als eine im Wahnsinn vollführte That durch Zeugen erwiesen und durch Rechtsspruch erkannt werden können, wenn der Thäter schon früher sich selbst solche Verletzungen zugefügt oder zuzuführen gesucht hat, die den Tod oder Körperschaden hätten herbeiführen können.

Die Irrenanstalten sind Krankenhäuser, ihr erster und oberster Zweck ist, Geisteskranke zu heilen. „Damit der Irre Verpflegung und, wenn es angeht, auch Heilung findet, haben wir dem Allgemeinen Krankenhause ein Tollhaus zur Seite errichten lassen“, heißt es im Statut des Allgemeinen Krankenhauses zu Wien von 1784.

Von der schnellen und leichten Aufnahme beim Beginne der Erkrankung in eine Irrenanstalt hängt in einer großen Zahl von Fällen die Möglichkeit ab, daß der Kranke genese. Man versperre den Eintritt, erschwere ihn auf das Möglichste, nehme damit aber auch die Verantwortung auf sich, schuld daran zu sein, daß einer großen Zahl von Kranken statt der Sonne der Genesung dauernde geistige Nacht bereitet wird. Viele Millionen sind in den letzten Dezennien von den Provinzialverbänden Preußens aufgebracht worden, um durch Eröffnung neuer Irrenanstalten vor allem eine schnelle Aufnahme der frisch Erkrankten zu ermöglichen. Man mache die Aufnahme recht schwer, und jene Millionen sind weggeworfen und der humane Zweck ist vereitelt.

Daß im Uebrigen auch ein finanzieller Punkt hier mitspricht, mag nur angedeutet werden: je größer die Zahl der unheilbar werdenden Kranken, um so größer die kommunalen Verpflichtungen für diese wie für die Angehörigen, wenn der Kranke der Ernährer der Familie ist.

Wenn diese letzteren Betrachtungen im Wesentlichen die öffentlichen Anstalten, welche nicht Gegenstand des öffentlichen Angriffes waren, betreffen, so mag hier daran erinnert werden, daß in vielen Provinzen, speziell auch in Berlin und der Provinz Brandenburg, die öffentlichen Anstalten bisher nicht im Stande waren, alle ihnen zugewiesenen Kranken, zu behandeln und daß sie sich der Hilfe der Privatanstalten bedienen mußten, so daß praktisch eine Trennung zwischen beiden nicht mit Strenge durchführbar ist.

Es wäre im höchsten Grade bedauerlich, wenn die obersten Behörden Preußens, jenem oben erwähnten Andringen nachgebend, sich wirklich dazu entschließen sollten, eine Verschärfung in Bezug auf die Aufnahmebedingungen in die Privat-Irrenanstalten herbeizuführen, wie es neulich in Zeitungsberichten zu lesen war. Bei der Entwicklung unseres Irrenwesens sind — wie schon oben gezeigt — zur Zeit die Privat-Irrenanstalten eine Nothwendigkeit. Der Staat hat ein Interesse daran, daß die Leiter derselben möglichst tüchtige und von ihrem Beruf ganz erfüllte Männer seien. Fügt man zu den gewohnten Angriffen der Presse auf dieselben noch neue vexatorische Maßregeln mit der Bekundung des offenen Mißtrauens seitens der vorgesetzten Behörden hinzu, so dürfte man wohl erreichen, daß von einem Beruf, welcher von allen der schwierigste und verantwortungsvollste ist, sich gerade die Besseren und Besten abwenden. Dann wird gerade das eintreten, was vermieden werden soll, daß der Privat-Irrenanstaltsdirektor in dem Betrieb seiner Anstalt lediglich ein Geschäft sieht. Es ist wiederholt zum Ausdruck gekommen, daß gerade in Deutschland das Privat-Irrenanstaltswesen sich in der erfreulichsten Weise entwickelt hat, und daß aus demselben tüchtige Männer und wissenschaftliche Leistungen hervorgegangen sind. Der Weg, der eingeschlagen werden soll, wird das seinige dazu beitragen, jenes Ansehen und jene Bestrebungen zu ruiniren. Man thäte dann wahrlich noch immer besser, eine Verstaatlichung der Privat-Irrenanstalten herbeizuführen.

So sehr ich jeder Verschärfung der Aufnahmebedingungen widerstrebe, und im Gegensatz dazu es als das Ziel hinstelle, die Aufnahme in eine Irrenanstalt unter denselben Bedingungen wie in jedes andere Krankenhaus zu ermöglichen, um so gerechtfertigter erscheint eine dauernde und sachgemäße Ueberwachung aller Irrenanstalten. Abgesehen von den allgemeinen hygienischen Verhältnissen, welche in einer Irrenanstalt ganz besondere Maßregeln erfordern, verlangt die Thatsache, daß der Direktor einer Irrenanstalt die Macht hat, eine Anzahl Staatsbürger ihrer Freiheit zu berauben, einer sorgfältigen Kontrole. Die Kontrole würde von den Direktoren der Anstalten nicht als ein Zeichen des Mißtrauens, sondern als ein nothwendiges Korrelat für die Machtbefugniß, welche in der Unterdrückung des höchsten Gutes, der persönlichen Freiheit, liegt, betrachtet werden, ja noch weiter als eine Schutzmaßregel gegen die Angriffe von außen, mit Freuden begrüßt werden. Ich habe mich an anderer Stelle („Deutsche medizinische Wochenschrift“ 1892 Nr. 30) bereits darüber ausgesprochen, daß diese Kontrole jetzt eine mangelhafte ist und wie sie in Zukunft beschaffen sein müsse.

Selbstverständlich ist, daß zu einer Kontrole nur derjenige berufen sein kann, welcher von der zu kontrolirenden Sache etwas versteht.

Mit einer durch Sachkenntniß nicht getrübten Subjektivität hat man ferner im preußischen Abgeordnetenhause wie im Herrenhause von der Entmündigung gesprochen, ohne wohl nur eine Kenntniß davon zu haben, wie dies Verfahren vor sich geht. Während die Ueberwachung der Irrenanstalten Sache der Verordnung ist und ihre Regelung den einzelnen Bundesstaaten überlassen ist, ist das Entmündigungsverfahren durch ein Reichsgesetz, die Civilprozeßordnung vom 1. Oktober 1879, festgestellt.

Zur Entmündigung gehört ein Antrag eines Verwandten oder des Staatsanwalts. Der letztere pflegt besonders dann einzutreten, wenn Jemand längere Zeit in einer Irrenanstalt festgehalten wird, und der Staatsanwalt es für nothwendig hält, daß durch ein gerichtliches Verfahren die mangelnde Dispositionsfähigkeit des angeblich Kranken festgestellt wird.

Dann werden Gutachten über den zu Entmündigenden eingeholt. Der Richter ist in der Zahl und Auswahl der Gutachten nicht beschränkt. Hat er die Ueberzeugung gewonnen, daß der Betreffende in der That im Sinne des Gesetzes geisteskrank ist, dann spricht er die Entmündigung aus. Dieser Beschluß kann im Wege der Klage angefochten werden; das Recht der Klage steht auch dem Entmündigten selbst zu. Es wird dann vor dem Landgericht verhandelt, und gegen das Urtheil dieses Gerichts steht die Berufung an das Oberlandesgericht resp. Kammergericht zu. Im Verlaufe dieses Verfahrens können dann und werden häufig genug nicht bloß die verschiedensten Gutachten herangezogen, sondern auch die Medizinalkollegien, die wissenschaftlichen Deputationen des Kultusministeriums um Gutachten angegangen.

Die Leichtigkeit, mit der all diese Instanzen angerufen werden können, zeigt die Erfahrung jedes Irrenarztes. Und wenn der Betreffende schon in allen Instanzen als geisteskrank erkannt wurde, dann hat er zu jeder Zeit auf Grund des § 616 der Civilprozeßordnung die Möglichkeit, die Wiederaufhebung der Entmündigung zu beantragen und somit das Verfahren von Neuem zu eröffnen.

Ich glaube, es können größere Garantien dafür nicht getroffen werden, daß ein Geistesgesunder nicht entmündigt wird, als hier vorhanden sind.

Sie sind jedenfalls viel größer, als die dagegen, daß ein Unschuldiger von einem Landgericht zu langwieriger Zuchthausstrafe oder von einem Geschworenengerichte zum Tode verurtheilt wird.

Und wir billigen diese Garantien vollständig, wir wollen ihrer nicht entbehren, da, wo es sich um den bürgerlichen Tod handelt. Man sage uns aber nicht, daß „auf Grund des Gutachtens irgend eines beliebigen von der Familie gewonnenen Arztes Jemand entmündigt werden kann“.

Eins ist allerdings richtig, daß, wenn die Nothwendigkeit der Aufnahme in eine Irrenanstalt, wie es der bekannte Aufruf in der „Kreuz-Zeitung“ vom 9. Juli 1892 will, in die Hand „einer Kommission von unabhängigen Männern gelegt wird, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger genießen“, die Irrenanstalten zum Theil überflüssig, die Entmündigungen selten werden dürften. Denn diese Herren würden nur den für geisteskrank erklären, der bereits durch eine „gemeingefährliche“ Handlung sich legitimirt hat. Gerade eine der Hauptaufgaben des sachkundigen Arztes, den Schaden vorauszusehen, den ein Geisteskranker sich oder Anderen zufügen wird, und damit die Möglichkeit zu geben, jenen zu verhüten, würde jenen Männern wegen mangelnder Kenntniß und Erfahrung fern bleiben.

Wer die täglichen Polizeiberichte mit Verständniß liest, wird mit Schrecken sehen, wie groß die Zahl der Geisteskranken ist, welche, in der Freiheit befindlich, den Tod suchen oder durch gewaltthätige Handlungen Andere gefährden. Unsere Gerichtsverhandlungen geben oft genug von den schweren Verbrechen Kunde, welche Geisteskranke, die bisher ihrer Freiheit nicht beraubt waren, begingen.

So ist wahrlich kein Anlaß vorhanden, sich darüber zu beklagen, daß unsere Verordnungen und unsere Gerichte die Möglichkeit geben, daß Geistesgesunde in Irrenanstalten gebracht und entmündigt werden können; wohl aber fordern Humanität und die Sorge um die öffentliche Sicherheit dringend, daß die Zahl der Geisteskranken, welche sich im Genuß der Freiheit ihrer Person und ihrer Handlungen befindet, in ihrem eigenen wie im öffentlichen Interesse, dauernd sich vermindere.

E. Mendel.

## Glossen zur Zeitgeschichte.

### Religiöse Bildung.

„Als wir jüngst in Regensburg waren“. — ist uns das Mittelalter einmal wieder recht nahe getreten, zuerst in den gemüthlichen Straßen an der Donau mit ihren romanischen Häusern, die hier so zahlreich wie in keiner anderen deutschen Stadt erhalten sind, dann in den Kirchen und zwar nicht bloß an den herrlichen Grabmälern des vierzehnten Jahrhunderts sondern auch bei den Lebendigen.

Da ist im Obermünster ein Madonnenbild, ein gnadenreiches, wie man sieht, denn auf den Votivtafeln daneben lesen wir: „Maria hat geholfen“ — „Joseph hat geholfen“. Davor steht eine Holzbank, auf der Bittschriften niedergelegt sind und zwar zunächst nicht für die Lektüre der Mutter Gottes bestimmt, sondern für ihre andächtigen Verehrer. Die merkwürdigste lautet: „Ein Student bittet dringend um ein Ave Maria, um guten Fortgang in den Studien zu erlangen. Vergelt es Gott und die liebe Mutter Gottes!“ Mit Bleistift ist noch flüchtig daneben geschrieben: „Ich bitte nochmals, bittet für mich!“

Daß der junge Mann es nöthig hat, glauben wir ihm. Die humanistische Bildung muß auf dem Regensburger Gymnasium nach dieser Probe mühsam zu erwerben sein. Aber man denke, wie umständlich: erst wendet er sich an die Gläubigen von Obermünster, die sollen sich bei der Jungfrau Maria für ihn verwenden und diese muß dann wieder bei irgend einer Person der heiligen Dreieinigkeit ihre Fürsprache einlegen! Es sieht just so aus, als ob der Bittsteller fürchtete, die allerseligste Jungfrau könnte für die Gymnasialstudien kein besonderes Interesse haben.

Daß aber nicht bloß die katholischen, sondern auch die protestantischen Einwohner der Stadt einen eigenthümlichen Kulturstandpunkt einnehmen, beweist ein anderer Vorfall. An einem kleinen Hause nicht weit von St. Emmeran war bei einer Reinigung der Vorderwand ein Fresko zu Tage gekommen. Schon sah man in der Ecke links über der Thür einen Sebastian von schönen Formen, ein gutes Beispiel für den Stil des fünfzehnten Jahrhunderts. Sachverständige und Liebhaber waren zur Stelle und man beschloß, daß die Reinigung der Façade vorsichtig fortgesetzt und die aufgedeckten Theile des Gemäldes sofort abgezeichnet werden sollten. Als wir aber am anderen Morgen wiederkamen, hatte der lutherische Hausbesitzer den abgöttischen Greuel wieder übertünchen lassen.

Wir haben es eben in der religiösen Bildung am Ende dieses merkwürdigen Jahrhunderts recht weit gebracht. Wie ein fremder Ton aus einer längst vergangenen Zeit klingt eine Inschrift aus St. Emmeran. Sie stammt vom Jahre 1805, also noch aus der Zeit des flachen Rationalismus, wie man in Norddeutschland sagt. Ja, man wird sogar ein wenig an die Sinngedichte Lessing's erinnert, dessen religiöse Anschauungen uns ja auch kaum mehr verständlich sind. Die Verse stehen auf dem Grabstein eines Herrn Maximilian von Dedell, fürstlich fuldaischen geistlichen Rathes und Johanniterordens-Donatpriesters und lauten:

> Er starb nach vielen durchgemachten Reisen
> Auf dieser großen schönen weiten Welt.
> Er wird als Kenner nun den Schöpfer preisen,
> Daß es ihm niegends so wie dort gefällt.

Aulicus.

## Luise Dorothea von Gotha.*)

Die thüringische Fürstin des achtzehnten Jahrhunderts, von der im Nachstehenden die Rede sein soll, gehört zu den geistreichen, anmuthigen, thatkräftigen Frauen, an denen jenes Jahrhundert reich war. Sie war eine weniger aktive Natur als etwa ihre Zeitgenossin, die große Landgräfin von Hessen, und nahm in ihren litterarischen Neigungen einen wesentlich anderen Standpunkt ein als ihre Nachbarin Anna Amalie von Weimar. Sie hatte nie völlig selbständig die Regierung zu führen wie Letztere und nicht mit starker Hand in die Welthändel einzugreifen wie Erstere. Sie lebte neben ihrem gutmüthigen, wenn auch etwas beschränkten Gatten, der sie gewähren ließ, und fühlte sich am wohlsten in wissenschaftlicher Beschäftigung, ernster Unterhaltung, die im Wesentlichen sowohl mündlich als schriftlich der französischen Sprache sich bediente, wenn sie auch keineswegs von französischer Geistesart ausschließlich beherrscht wurde.

Luise Dorothea, geboren in Meiningen am 10. August 1710, ein frühreifes, munteres Kind, heirathete am 13. April 1729 den Erbprinzen von Gotha, dessen Aussicht, ein Land

*) Luise Dorothea Herzogin von Sachsen-Gotha. 1732—1767. Mit Benutzung archivalischen Materials von Jenny von der Osten. Mit sechs Bildnissen. Leipzig. 1893. Breitkopf & Härtel. Die Darstellung des sehr schön ausgestatteten Buches ist gewandt, das umfangreiche, bisher meist ungedruckte und unbenutzte Material ist sorgsam benutzt. Bisweilen hätte die Anordnung eine andere sein können, so daß der innere Zusammenhang mehr gewahrt würde, während das Buch durch seine chronologische Aneinanderreihung das Zusammengehörige auseinander reißt. Auch hätte die Verf. in Mittheilung zahlreicher seitenlanger Briefe und Aktenstücke sparsamer sein sollen, um so mehr, da die vollständige Veröffentlichung der Briefe der Herzogin an Voltaire in Aussicht steht. Doch ist das Buch als Quellensammlung sehr reichhaltig und als Darstellung lesenswerth und erfreulich.

von 55 Quadratmeilen mit hundertfünfzig Tausend Einwohnern zu regieren, sich bereits im Jahre 1732 verwirklichte. Wie die meisten deutschen Kleinfürsten jener Zeit hielt Friedrich III., so nannte sich Luisens Gemahl, einen großen, glänzenden Hofstaat, zu dessen Charakteristik die eine Notiz dienen mag, daß allein in der Küche 23 männliche Personen beschäftigt waren, darunter ein Hühnerstopfer und ein Bratenwender nebst einer weiblichen Person, einer Küchenfrau.

Die junge Fürstin beschäftigte sich nun keineswegs ausschließlich mit Dingen des Haushalts, sondern widmete sich, in Gemeinschaft mit ihrer Freundin Franziska von Neuenstein, die ihr aus der Heimath nach Gotha gefolgt war, hauptsächlich geistigen Interessen. Für sie wie für die Zeit überhaupt war die Philosophie Christian Wolff's Hauptführerin des Denkens. Daneben herrschte am Hofe wie in der Gesellschaft ein großer Eifer für experimentelle Naturwissenschaften, der sich ebenso wie jene philosophische Spekulation mit der Freude an leichter poetischer Thätigkeit wohl vertrug. Der hauptsächliche Vertreter jener leichteren litterarischen Beschäftigung war der als Mitglied der Rheinsberger Tafelrunde wohl bekannte Graf Gotter, der vorzüglichste Anreger bei ernsteren Studien war der sächsische Graf Manteuffel. Letzterer verschaffte der Freundin — denn mit ihm kam es wirklich zu einer Art Freundschaftsorden, in dem jedes Mitglied einen Beinamen führte, und in dem jeder Unterschied des Standes verwischt sein sollte — physikalische Instrumente und neue Bücher, vermittelte auch die Bekanntschaft des Professors Gottsched und seiner Gattin und unterstützte die freisinnige Fürstin in ihren Bemühungen gegen den Gothaer Hofprediger Cyprian, einen eifrigen Ketzerriecher und ein starkes Bollwerk der Orthodoxie. Freilich ließ dieser sich in dem rücksichtslosen Aussprechen seiner religiösen Ansicht nicht durch die hohe Stellung der Fürstin und nicht durch ihre äußere Beachtung kirchlicher Vorschriften irre machen. Vielmehr zeigte der trotzige Kämpe seine Unabhängigkeit, z. B. bei folgendem Vorgange: Bei einer Predigt nämlich, die er in Gegenwart der Luise Dorothea hielt, lenkte Cyprian die Betrachtung auf die Verschiedenheit der in der Welt bestehenden Ansichten und rief mehrmals mit sichtbarer Wendung zu der Fürstin bekümmert aus: „Alles Uebel kommt aus Meinungen!“ Meinungen wurde aber damals allgemein für Meiningen gesetzt und Meiningen war der Geburtsort der Fürstin.

Das friedliche Leben, in dem glänzende Gastereien, Maskeraden und Bälle nicht fehlten, wurde durch die schwierigen politischen Verhältnisse häufig genug gestört. Differenzen mit den Nachbarstaaten, der sogenannte Wasunger Krieg, die Schwierigkeiten, welche die dem Gothaer Fürsten testamentarisch bestimmte, aber vielfach bestrittene Weimarische Vormundschaft erregte, waren nur Beispiele jener großen Streitigkeiten, die Deutschland in zwei Theile spalteten und auch das Gothaer Ländchen nicht verschonten. Die Thaten Friedrich des Großen versetzten auch Gotha in Mitleidenschaft. Der Fürst von Gotha, der meist mehr Militär hielt, als er gebraucht hätte, um seiner Reichspflicht zu genügen, war ein von deutschen und ausländischen Fürsten gern gesehener und gut bezahlter Soldatenlieferant. Diese seine Eigenschaft veranlaßte die erste Anknüpfung mit Friedrich II. Lange widerstrebte der Gothaer Fürst dem Ansinnen Friedrichs, ihm ein Regiment zu überlassen. Es scheint, wenn auch bestimmte Zeugnisse dafür fehlen, daß diesen Widerwillen allmählich Luise Dorothea brach, die ihre Bewunderung Friedrichs auch ihrer Umgebung aufzuzwingen und ihr die politischen Interessen des Ländchens zu opfern wußte. Der Enthusiasmus der Herzogin machte sich besonders Luft nach dem ersten Besuche, den Friedrich 1757 in Gotha abstattete, einem Besuche, während dessen und nach dem Friedrich in mündlichen Aeußerungen und in Briefen eine an ihm ungewohnte Werthschätzung der Fürstin zeigte. Seitdem wurde sie heimliche Berichterstatterin für den König, setzte, da sie immer mehr die stille Mitregentin ihres Gatten wurde, der sich nicht ungern lästige Geschäfte abnehmen ließ, dem Ansinnen des Kaisers und des Reichs, die Achterklärung des Preußenkönigs zu beherzigen und ihr Kontingent zu den Reichstruppen stoßen zu lassen, den größten Widerstand entgegen. Sie war es, die Voltaire's diplomatische Rolle bei Friedrich unterstützte, seine Friedensvorschläge gingen durch sie, er antwortete durch denselben Kanal. (Petrifet hieß er in der Korrespondenz zwischen Voltaire und der Herzogin). Nachdem diese politische Vermittelung Voltaire's, über die sich Friedrich immer etwas lustig machte, ohne sichtbaren Erfolg geblieben war, blieb die Herzogin auch für ernstere Verhandlungen des Königs mit Choiseul die Vermittlerin; sie schickte ihren Kammerherrn Edelsheim nach Holland und Paris als Träger königlicher Briefschaften, in denen sie kleinere Veränderungen dem Könige vorzuschlagen wagte. Diese diplomatischen Geschäfte veranlaßten zwischen der Fürstin und dem Könige einen natürlicher Weise französisch geführten Briefwechsel, in dem die Herzogin auch litterarische Fragen berührte, z. B. die Bedeutung des Philosophen Hume, und in dem der König gelegentlich die wichtigsten Aufschlüsse über seine Stimmung gab.

Nach dem Scheitern der französischen Friedensunterhandlungen war die Fürstin theils selbständig, theils im Auftrage des preußischen Königs bemüht, Friedensunterhandlungen mit England zu beginnen; auch diese freilich hatten nicht den gewünschten Erfolg. Solche Mißerfolge vermochten nicht den lebhaften brieflichen Verkehr zu stören. Die Herzogin gehörte vielmehr zu den ersten, denen der Friede von Hubertusburg angekündigt wurde. Auch später bewies der König ihr seine Theilnahme dadurch, daß er ihr abrieth, ihre Tochter mit einem Herzog von Orleans zu vermählen, und seinerseits den Vorschlag einer Verheirathung der Prinzessin mit dem Erbprinzen von Braunschweig machte, aus dem freilich nichts wurde. Während der König sie gelegentlich nannte „eine Fürstin, die ganz Europa bewundert, eine Frau, welche die Herzen unterjocht, dazu geschaffen sei, Achtung und Würdigung aller derjenigen sich zu erwerben, die das Glück haben, sie zu kennen“, triumphirte sie nach dem Friedensschluß in folgender Weise: „Ew. Majestät verdanken wir unser Glück; Sie retten unser Vaterland, unsere Freiheit, unsere Religion und unser Recht; wie viel Verpflichtungen und Dankbarkeit schulden wir diesem Helden und Befreier, diesem anbetungswürdigen Herrscher, der niemals seinesgleichen haben wird.“ Und ein andermal schrieb sie:

„Die kommenden Jahrhunderte werden es kaum glauben, daß ein so kleines Königreich wie das preußische so vielen furchtbaren Feinden zu widerstehen vermochte, von denen jeder an Kräften und an Mitteln stärker war als Preußen. Ist dies nicht ein Wunder? Zu seiner Ausführung bedurfte es freilich eines Hauptes wie des seinigen, eines Genies und eines Heroismus, der über alles hervorragt, was wir in der Geschichte kennen und bewundern. Dieses wunderbare Zeitalter verdient wahrlich, seinen Namen zu tragen.“

Die letztere Stelle findet sich in einem Briefe an Voltaire. Die Herzogin, stets eine Liebhaberin der französischen Litteratur, die sich in ihren ersten Jahrzehnten französisch mit deutschen Schriftstellern unterhalten hatte, kam in der zweiten Hälfte ihres Lebens in einen regen Verkehr mit französischen Schriftstellern. Dies war in ihrer Vorliebe für die französische Sprache innerlich begründet, aber es hatte seinen äußerlichen Anlaß in der Thatsache, daß ihr Sohn, der Erbprinz Friedrich, geboren 1735, der freilich im Jahre 1756 starb, mit seinem Hofmeister von Thun nach Paris geschickt wurde und dort einerseits durch den Genannten, andererseits durch seine Lehrer, z. B. den Theologen Klüpfel in enge Beziehungen zu dem Deutsch-Franzosen Grimm und zu Voltaire gelangte. Dieser, der mit der Marquise du Chatelêt dem Gothaer Prinzen Friedrich Aufmerksamkeit schenkte, fand in dieser Annäherung eines Sprößlings des deutschen Fürstenhofes Veranlassung seit dem Jahre 1751, seine neuen Schriften an die Herzogin zu schicken. Auf seiner Flucht von Berlin 1753 machte er in Gotha, wo damals die preußischen Neigungen noch nicht so öffentlich ausgesprochen waren, wie später, Halt. Er gedachte nur wenige Tage zu bleiben, verweilte aber länger

als einen Monat, vom 22. April bis 25. Mai und beschäftigte sich auf Veranlassung der Herzogin mit einem größeren geschichtlichen Werke über Deutschland, das er selbst freilich als eine unschmackhafte Arbeit bezeichnete, und das an Geschicklichkeit der Verarbeitung des spröden Materials und an künstlerischer Darstellung die übrigen geschichtlichen Arbeiten Voltaire's nicht erreicht. Dem gewaltigen Franzosen, der damals in Frankreich und in Deutschland das gesammte Publikum beherrschte, stand die Herzogin urtheilslos gegenüber. Sie bewunderte den Künstler und den Gelehrten und berauschte sich an dem Zauber seiner Darstellung auch dann, wenn sie die Ansichten des Philosophen nicht ganz theilte. Nur ein einziges Mal erlaubte sie sich eine Kritik, die für ihre Anschauungen bemerkenswerth ist. Sie schrieb sich nämlich das Verdienst zu, daß in Voltaire's berühmtem Gedicht über das Erdbeben von Lissabon der skeptische Schluß in einen mehr gläubigen verwandelt wurde. Die Beziehungen zu Voltaire waren nicht rein litterarisch. Außer den politischen, die bereits angedeutet wurden, sind auch finanzielle zu erwähnen. Nicht bloß, daß die Herzogin ihren Dank für das in ihrem Auftrage verfaßte oder ihr gewidmete Werk mit klingender Münze bezeugte, sondern Voltaire wurde andererseits auch Vermittler eines Anlehens, das die Herzogin bei einem Genfer Bankier machte. Er wurde ferner Empfänger mancher Sendungen, die die Herzogin für die von Voltaire vertheidigten Opfer der Intoleranz, Calas und Sirven schickte. Dieses schöne Verhältniß jedoch löste sich, wie so manche andere Voltaire'sche Verhältnisse dadurch, daß der französische Schriftsteller das Ansehen seiner Gönnerin in Privatstreitigkeiten für sich auszunutzen versuchte.

Auch die Beziehungen zu anderen französischen Schriftstellern waren nicht von langer Dauer. Dem Philosophen Helvetius, dessen Tendenzen die Herzogin abgeneigt war, begegnete sie mit Achtung. Rousseau, dessen Theorien sie gleichfalls nicht theilte, nahm sie gegen die Angriffe der Anderen in Schutz und wünschte, ihm in ihrem Lande eine Zufluchtsstätte zu bereiten. Der Einzige, der mit Gotha in Verbindung blieb und später, freilich Jahrzehnte nach dem Tode der Herzogin, dauernd in Gotha lebte, ja dort auch sein Leben beschloß, war der schon genannte Melchior Grimm, der seit 1753 in diesem Amte Raynal ablösend, seine litterarischen Berichte nach Gotha schickte und durch sie die Herzogin und andere deutsche Fürsten über litterarische Vorkommnisse in Paris und Frankreich unterhielt. Es ist überaus merkwürdig, daß die Herzogin vergeblich versuchte, Friedrich den Großen zum Abonnenten und zum Lobredner dieser Grimm'schen Korrespondenz zu gewinnen. Friedrich jedoch, der wohl einzelne dieser Aeußerungen des litterarischen Korrespondenten bewunderte, nahm im Allgemeinen einen höheren Standpunkt ein und ließ sich von dem angenehm vorgetragenen Klatsch des Pariser Plauderers nicht fesseln. So blieb diesem nur der resignirte Trost, daß der König ihn deswegen nicht lesen wolle, weil er kein Originalfranzose, sondern ein französisch schreibender Deutscher sei.

Da der Erbprinz, dessen Aufenthalt in Frankreich den Anlaß zu den Beziehungen mit den Größen der französischen Litteratur gegeben hatte, früh starb, so wurde (1756) der zweite Sohn Ernst zum Thronerben erklärt, dessen Erziehung im Gegensatz zu der seines Bruders in Gotha geleitet wurde. Um diese Erziehung war die Herzogin eifrig bemüht. Eine große Anzahl französischer, auch einzelne deutsche Aufzeichnungen von ihrer Hand haben sich erhalten, in denen sie den Knaben zu unterrichten versuchte, ferner Niederschriften des Knaben, durch die er dem Wunsche der Herzogin nach schriftlichem Ausdruck zu genügen bestrebt war. In allen diesen Schriftstücken wird der Ton weniger auf das Ansammeln von Kenntnissen als auf die Stärkung der Tugend gelegt, Selbstbeherrschung und Selbsterkenntniß empfohlen, Moral nach Wolff'schen Prinzipien gefordert. Eine besondere Eigenart der fürstlichen Erzieherin bestand darin, daß sie von dem Sohne sehr häufig Schilderungen seiner Umgebung, Porträts derselben verlangte und dadurch den Sohn zur scharfen Beobachtung, freilich aber auch zur frühzeitigen Beurtheilung ermahnte.

Unter den Personen des Hofes verdienen in der späteren Lebenszeit der Fürstin Fräulein von Wangenheim, Gotter's Nichte, deren schönes Porträt dem Buche beigegeben ist, und die Oberhofmeisterin Frau von Buchwald, geborene von Neuenstein, die früher genannte Jugendgefährtin der Herzogin, erwähnt zu werden. Während jene mehr durch ihre Munterkeit und Lieblichkeit den Hof verschönte, war diese durch ihre Würde, ihre vielseitige Bildung, ihr liebenswürdiges Eingehen in die geistige Bestrebung Anderer lange Jahre eine Zierde des Hofes, die als solche auch von den Nachbarhöfen geehrt und auch beneidet wurde.

Die Herzogin selbst war eine vielfach gebildete, verständige, thätige Frau. Trotz der Leiden ihres Ländchens und mancherlei trüber Erfahrungen, blieb sie selbst im Gegensatz zu Voltaire während ihres Lebens stets Optimistin. Bei aller philosophischer Bildung bewahrte sie sich tiefe Frömmigkeit, trotz des etwas freien Tones, der damals an deutschen Höfen herrschte, trotz ihres vielfachen Verkehrs mit geistreichen und begehrlichen Männern ließ sie sich niemals von Leidenschaft hinreißen. Ihr war die Tugend, die sie in ihren Aphorismen häufig empfahl, kein leeres Wort. In ihrer ganzen Kultur war sie französisch. Ihre Briefe an Friedrich und Voltaire, um nur die hauptsächlichsten hervorzuheben, sind zwar, wie die meisten Frauenzimmerbriefe jener Zeit, unorthographisch geschrieben, aber sie bezeugen die volle Eleganz der gewandten französischen Stilistin. Man vergleiche damit ein deutsches Briefchen, z. B. das an den Freiherrn von Seckendorff aus dem Jahre 1742:

„Wohgebohrner Sehr Werther Herr
Geheimberath.

Mit aller Danknehmigkeit erkenne Dero wohlgemeinten Wunsch zu meinem abermahls erlebten Geburtstag und versichere hinwiederum, daß an des Herrn Geheimberaths Vergnügen besonderen Theil nehme und mir eine Freude machen werde, wenn zu Deroselben Zufriedenheit was beytragen kann und in der That zu zeigen wie aufrichtig ich verharre

des Herrn Geheimberath
aufrichtige Freundin
Louise Dorothée."

Dieser Brief zeigt, daß sie nicht bloß in dem alten Formelkram befangen war, sondern sich in einem ungewohnten Gewande ungeschickt bewegte. Daher darf es uns nicht wundern, daß deutsche litterarische Erscheinungen von ihr nicht beachtet wurden, daß die neue Litteraturrichtung, die damals aufkam, in Gotha keine Stätte fand, und daß gegenüber Rousseau und Voltaire, denen, wie wir sahen, die größte Aufmerksamkeit geschenkt wurde, Klopstock und Lessing niemals genannt werden. Vielleicht war auch dies die Wirkung ihres Umgangs mit Friedrich dem Großen und ihrer Verehrung des großen Königs, denn ihn nahm sie sich in ihrer ganzen Thätigkeit zum Muster, gleich ihm sorgte sie in unermüdlicher Weise für das Wohl ihres Landes. Wohlthätige Einrichtungen aller Art wurden von ihr veranstaltet, bedeutende Anstalten führen ihren Ursprung auf sie zurück. Daher war ihr Tod am 22. Oktober 1767 ein trauervolles Ereigniß für das ganze Land, ihr Verlust wurde nicht nur in pompösen Reden, sondern in Aeußerungen der innigsten Anhänglichkeit betrauert.

Ihr Testament, in deutscher Sprache geschrieben, aber weit korrekter und gewandter, als die oben mitgetheilte Sprachprobe, bekundet die herzlichste Liebe zu ihrem Gatten, freundliche Fürsorge für alle Personen ihrer Umgebung, Abneigung vor jedem Gepränge. Am kennzeichnendsten für sie war wohl der den Erbprinzen betreffende Passus, der so lautete:

„Mein ältester Sohn, wenn ihn Gott zur Regierung gelangen lässet, wird seine Unterthanen wie seine Kinder betrachten, gerecht und billig in seinen Handlungen, ordentlich in allen seinen Sachen sein und seine Regentenpflichten mit Freudigkeit ausüben, damit sein Andenken dereinst in Segen verbleibe."

Ernst II., wie der Sohn als Herzog hieß, wurde ein tüchtiger Herrscher, welcher der mütterlichen Erziehung Ehre machte, namentlich ihre wissenschaftlichen Liebhabereien übte;

aber der reiche Geist der Mutter lebte mehr in dem zweiten Sohne August fort, der, bei aller Sympathie für die französische Litteratur, den regsten Verkehr mit den damals tonangebenden deutschen Schriftstellern unterhielt, nur Schiller fremd, Goethe dagegen freundlich verbunden war, die schönste Vertraulichkeit aber mit Wieland, besonders mit Herder pflegte. Durch ihn wurde der einzige Mangel ausgeglichen, der sich unter dem segensreichen Walten der Luise Dorothea fühlbar gemacht hatte: Gotha wurde durch ihn eine Heimstatte deutschen Geisteslebens.

Ludwig Geiger.

## Griechische Plastik.

Und wenn Banausen und Barbaren glauben, die alten Griechen seien todt und begraben: die Erinnerung an eine schönere und freiere Welt steigt immer wieder triumphirend über diesem kläglichen Geschlechte auf. Ja, gerade in den letzten Dezennien ist unser sehnsuchtsvolles Forschen vom Geschick belohnt und wir dürfen uns getrösten, daß die unsterblichen Gestalten des Alterthums verständlicher und deutlicher geworden sind als je zuvor.

Da liegt vor uns das große Werk eines berliner Gelehrten, in welchem eine Fülle neuer Anschauungen auf dem Gebiet der alten Kunst erschlossen wird. **Adolf Furtwängler** hat die Ergebnisse seiner langjährigen Forschungen unter dem Titel: **Meisterwerke der griechischen Plastik***) veröffentlicht. Gleich zu Anfang überrascht er uns mit einer einzig schönen Gabe.

Von dem Höchsten, was die hellenische Kunst geschaffen, von den Werken des Phidias konnte man bisher keines unter den erhaltenen Antiken mit voller Sicherheit wiedererkennen. Die beiden Statuetten, die seine Athene Parthenos wiederholen, gaben von dem Original nur eine trübe Vorstellung und von dem olympischen Zeus war nur auf den Münzen ein schwaches Abbild erhalten. Jetzt dürfen wir eine der berühmtesten Statuen des Meisters in einer Kopie bewundern, die durch ihre bezaubernde Schönheit uns die Gewißheit gibt, daß wir den hohen Künstlergeist in seinem eigenen Werk vor Augen haben.

Die Geschichte dieser Entdeckung ist merkwürdig genug. In einer Athenestatue des dresdener Museums hatte man schon zu Anfang dieses Jahrhunderts den Stil des Phidias erkannt, dann war in neuester Zeit auch ausgesprochen, daß sie wahrscheinlich die vielbewunderte Athene Lemnia wiedergebe, die auf der Akropolis aufgestellt war. Allein der Kopf ist schlecht ergänzt; man sah in ihm die Wiederholung eines Marmorwerkes in Bologna, das zuerst als Jünglingskopf veröffentlicht war. Diesen bologneser Kopf erklärten einige Gelehrte für eine moderne Fälschung, schärfer blickende erkannten eine Amazone. Nun wurde der Kopf in Dresden von der Statue abgenommen und besonders aufgestellt. Da ließ Furtwängler einen Abguß des bologneser Kopfes auf den dresdener Torso setzen und es stellte sich heraus, daß er genau auf den Ansatz paßte. Die merkwürdige Uebereinstimmung beweist, daß wir in beiden Theilen die genaue Kopie einer berühmten Statue besitzen, und wer das neuerstandene Ganze im Abguß sieht, wird keinen Augenblick zweifeln, daß wir vor einer der hervorragendsten Schöpfungen des Alterthums stehen.

Die hohe schlanke Jungfrauengestalt umfließen die schweren Falten des dorischen Peplos, der mit der schräg umgeworfenen Aegis über den Hüften gegürtet ist. Das stolze Haupt mit dem dichtgelockten, im Nacken aufgerollten Haar neigt sich uns freundlich entgegen. Der Umriß des Gesichtes, die Bildung der zarten Wangen und der feinen Nase sind von vollendeter Anmuth und unendlich vornehm ist der Ausdruck um die frischen vollen Lippen. Es ist ein wundervolles Werk, wie es nur Hellas, nur Athen erzeugen konnte, und wir empfinden in ihm den vollen Reiz einer genialen künstlerischen Persönlichkeit.

Phidias hatte die Bronzestatue der helmlosen Athene, die im Auftrage der lemnischen Kolonisten auf der Akropolis aufgestellt war, mit seinem Namen bezeichnet; sie stand offenbar mit der Linken auf den Speer gestützt, während sie in der Rechten den Helm hielt, der auch bei einer Wiederholung der Büste auf einer Gemme angegeben ist. Mit Recht nimmt Furtwängler von diesem neugefundenen Werke den Ausgang, um dem Stil des Phidias und seiner Schüler unter den erhaltenen Skulpturen nachzuspüren. Er hält die Lemnia für die erste sicher bezeugte Arbeit aus dem Mannesalter des Künstlers. Sie wäre etwa im Jahre 450 entstanden, dann die Parthenos 447 bis 38 und endlich der Zeus 437 bis 32. In derselben Zeit leitete Phidias den Bau des Parthenon und schmückte ihn mit Skulpturen. Für die Giebelgruppen erhalten wir, wie mir scheint, zum ersten Mal eine befriedigende Erklärung. Danach sind im Westgiebel Athene und Poseidon dargestellt, wie sie — nicht feindlich, auch nicht im Wettbewerb, sondern eben nur gleichzeitig durch den Oelbaum und den Salzquell von der Akropolis Besitz ergreifen. Daneben stehen die Wagen, auf denen die Götter gekommen sind mit ihren Lenkerinnen und zu beiden Seiten sitzen die Urbewohner des Landes, rechts der Schlangenmann Kekrops mit seinen Töchtern, den Thauschwestern, und ihrem Bruder Erysichthon, links Erechtheus und seine Töchter, unter ihnen Kreusa mit Ion und Oreithyia mit den Boreaden, in den Ecken vielleicht Butes und Buzyges mit ihren Frauen.

Bei den früheren Erklärungsversuchen war man zumeist von der Angabe des Pausanias geleitet, daß in den Ecken des olympischen Zeustempels die Flußgötter des Landes verkörpert seien und so nach und nach zu einer Art personifizirter Landkarte von Attika gekommen. Bei den Vorschlägen Furtwängler's, die ja zum Theil auf die ältesten Benennungen zurückgreifen, scheint mir vor Allem die Bedingung erfüllt, daß wir uns fragen, was die Athener, wenn sie diese Bilder sahen, sich am ersten unter ihnen vorstellen mochten. Dasselbe gilt von der Bestimmung des Westgiebels. Hier kann man nach den erhaltenen Standspuren ein Relief in Madrid zu Grunde legen, auf dem Zeus thronend erscheint und die neuerschaffene Athene in voller Rüstung nach rechts schreitend, zwischen ihnen die schwebende Nike und links hinter dem Throne Hephaistos mit dem Hammer, der das Haupt des Donnerers gespalten hat. Von den Göttern, welche dem Wunder beiwohnen, ist links nur die erschreckt davon Eilende erhalten, rechts aber die herrliche Gruppe der sitzenden und liegenden Göttinnen, für die das madrider Relief, wenn es auch stehende Gestalten verwendet, die alte Benennung der Parzen sichert. Denn die Spinnerinnen sind vollkommen am Platz neben Nyx und Helios, die das weltbewegende Schauspiel einrahmen. Neben dem letzteren erscheint noch eine jedem Athener verständliche Gestalt, der Jäger Kephalos, der Geliebte der Morgenröthe.

Während Viele die Skulpturen des Parthenon nur den Schülern des Phidias zuzuschreiben wagten und zum Theil eine weiter entwickelte freiere Kunst in ihnen erkennen wollten, sieht Furtwängler hier den Stil des Meisters selbst in seiner reifsten Entwicklung. Er widerspricht der Annahme, daß Phidias um 500 geboren sei, und streicht die aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts angeführten Werke, wenn er auch mehrere Arbeiten nachzuweisen versucht, die der Lemnia etwa um 10 Jahre vorausgehen und einen zwar strengen aber keineswegs alterthümlichen Stil zeigen. Auch das Porträt des Künstlers, das wir nach der Ueberlieferung am Schilde der Parthenos zu sehen glaubten, wäre demnach apokryph. Auffällig bleibt dabei, daß Plinius als Zeitbestimmung für seine Thätigkeit das Jahr 448 gibt, und daß man überhaupt so frühe Werke des Phidias im Alterthum

*) Die Verlagshandlung Giesecke und Devrient (Leipzig und Berlin) hat dem Werke eine besonders würdige und geschmackvolle Ausstattung gegeben.

anführen konnte, scheint mir darauf zu führen, daß man einen jugendlichen Phidias kannte, der noch in der Formengebung der Schule befangen war wie etwa der perugineske Raphael. Ob das gerade der Stil gewesen ist, der hier dem Hegias zugeschrieben wird, bleibt freilich zweifelhaft.

Alle diese Untersuchungen sind ja vielfach anfechtbar und können nur durch das Zusammenwirken aller wissenschaftlichen Kräfte zu festen Ergebnissen gebracht werden. Die Erfindungen der Neuzeit, vor Allem die Photographie, die Verbreitung der Gipsabgüsse und die Erleichterung des Reisens haben es überhaupt erst möglich gemacht, so zu arbeiten. Aber noch niemals ist mit diesen neugewonnenen Hülfsmitteln der antiken Kunstgeschichte ein so reiches Material zur Verfügung gestellt, wie in diesem Buche, und während man bei den meisten Arbeiten der modernen Archäologen das unbehagliche Gefühl hat, daß die Darlegung der Stilunterschiede auf einer unsicheren und aus ungenügendem Material gewonnenen Anschauung beruht, lohnt es sich hier, jedem Gedankengange nachzugehen, weil er uns zu immer neuen fruchtbaren Beobachtungen führt und weil bei jeder einzelnen Ausführung ein Gesammtbild von der ganzen geschichtlichen Entwicklung zu Grunde liegt.

Am meisten überrascht wird jeder Leser sein, wenn er vernimmt, daß wir die Kopie eines kolossalen Werkes von Phidias mit Namensunterschrift besitzen, die wir alle gesehen haben, ohne sie zu erkennen. Die Dioskuren auf Monte Cavallo tragen ja die Bezeichnung Opus Fidiae und Opus Praxitelis. Die Inschriften sind 1589 erneuert und vertauscht, aber sie stammen aus der späten Kaiserzeit und prüfen wir die einzelnen Formen, so läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die Grundlage sich wohl in den Werken des fünften Jahrhunderts wiederfinden läßt. Eine Notiz des Plinius, der einen Koloß (von einem Paar) erwähnt, läßt sich recht gut auf einen Dioskuren anwenden und auch den Namen des Praxiteles weiß unser scharfsinniger Führer in diesem Zusammenhange zu erklären. Denn derselbe Name wird auch bei der Athene Promachos auf der Akropolis genannt, die sonst dem Phidias selbst zugeschrieben wird. Somit wäre der ältere Praxiteles ein Genosse des Meisters, der unter seiner Leitung sowohl dies mächtige Werk als auch die gewaltige Statue auf der Akropolis geschaffen. Letztere hatte man schon früher mit Wahrscheinlichkeit in dem Torso Medici des Louvre erkannt und Furtwängler gibt ihr auch noch einen schönen Kopf in Kopenhagen, so daß wir uns von dem Wahrzeichen Athens, das der Schiffer von Sunion her zuerst erblickte, eine deutliche Vorstellung machen können.

Einem anderen Genossen des Meisters, dem Alkamenes, wird durch eine ebenso glückliche Zusammensetzung ein schönes Werk gesichert, indem der vatikanische Hephaistoskopf einem Torso in Kassel aufgesetzt wird. Diesem Künstler waren früher schon der prüfende Diskuswerfer, die barberinische Juno und die Venus genetrix zugeschrieben: jetzt werden ihm auch die farnesische Athene und der Ares Borghese gegeben. Doch können wir bei diesen Einzelheiten nicht verweilen.

Nach den Attikern wird das Haupt der peloponnesischen Schule, Polyklet, geschildert und damit treten wir in einen Kreis von Erscheinungen, die dem hellenischen Leben ebenso eigenthümlich sind wie seine Götter, vom Olymp in die Palästra. Eine der erfreulichsten Errungenschaften der neueren Archäologie ist die Entdeckung, daß uns der Doryphoros des argivischen Künstlers in Marmornachbildungen erhalten ist. In der leichtbewegten Haltung, in welcher der Künstler die glücklichste Form für die Erscheinung des siegreichen Athleten gefunden hatte, tritt uns das Musterbild des hellenischen Jünglings entgegen. Wir sehen einen Körper, der durch weise geleitete Uebung zu vollkommener Kraft und Gesundheit ausgebildet ist, gleich gerüstet zu Spiel und ernstem Kampf. Die menschliche Gestalt, die in den Einzelformen der Natur wie in der ersten künstlerischen Nachbildung so wunderlich und mangelhaft erscheint, hat in dem gleichmäßig abgewogenen Spiel der starken breiten Glieder ihr Gesetz gefunden. Zucht und Anstand spricht aus allen Formen des Körpers wie aus den ruhigen Zügen des schöngeformten Kopfes und den klaren Augen. Wir begreifen wohl, daß dieses Werk als ein vollkommenes Muster der Bildhauerkunst gelten konnte.

Aber vielleicht hat Polyklet für den geistigen Ausdruck noch eine höhere Form gefunden. Sein zweites berühmtes Werk, der Diadumenos, ist uns ebenfalls erhalten und an der herrlichen Statue in Madrid finden wir in Gesicht und Haar eine weichere Bildung und reichere Modellirung. In Deutschland können wir diesen prachtvollen Kopf in der Wiederholung des Kasseler Museums bewundern: die weichen Züge haben einen leisen Anflug von Melancholie, den wir im Süden oft an schönen Jünglingen bemerken. Furtwängler glaubt, daß der Fortschritt, den wir hier erkennen, nicht einer späteren Umbildung, sondern der Arbeit des Meisters selbst zu danken sei. Es ist ein hübscher Gedanke von ihm, daß uns dieser Kopf einen Anhalt geben könnte, um uns eine Vorstellung von der berühmten Hera des Polyklet zu machen, und die Münzen scheinen es zu bestätigen.

Der Diadumenos müßte demnach um 420 gearbeitet sein, und da die Amazone in die Zeit um 440 gesetzt wird, so wäre der Doryphoros gegen zehn Jahre jünger als die Lemnia des Phidias. Wir müßten also annehmen, daß der Künstler in einer Arbeit seiner ersten Blüthezeit schon die Vollendung in den Maßen erreicht habe, die wir sonst als die reife Frucht langer künstlerischer Erfahrung anzusehen gewohnt sind. Allerdings scheinen keine Vorstufen erhalten zu sein. Dagegen wird uns eine Reihe von merkwürdigen und anziehenden Statuen vorgeführt, welche den Raum zwischen den beiden berühmten Athleten ausfüllen und nicht nur den vollentwickelten Jünglingskörper, sondern auch die verschiedenen Stufen des Knabenalters zur Darstellung bringen. Namentlich müssen drei mit dem Namen Polyklets bezeichnete Untersätze in Olympia, auf denen die Fußspuren der Statuen erhalten sind, dazu dienen unter den unzähligen Athletenstatuen der europäischen Museen die nach Stellung und Körperbildung dazu passenden herauszufinden.

Solche Untersuchungen haben einen großen Reiz: aus den verstümmelten oder durch schlechte Ergänzung entstellten Marmorresten, an denen wir meistens gleichgültig vorübergehen, entstehen vor unsern Augen überaus anziehende Gestalten. Aber wir stoßen auch auf große Schwierigkeiten. Es ist im einzelnen Fall, wenn nicht die litterarische Ueberlieferung aushilft, kaum möglich in den Nachbildungen das Werk des Meisters von dem des Schülers zu unterscheiden. Man denke nur, wie im Kreise Lionardo's selbst die Gesichtsbildung in den Schulwerken sich wiederfindet. Sehr häufig sind berühmte Statuen als Vorbilder für neue Schöpfungen benutzt. So ist zum Beispiel der Doryphoros für jugendliche Götter wie Hermes, Pan und Ares selbst noch in römischer Zeit verwendet worden. Besonders schwer aber ist die Unterscheidung zwischen stilistischen Umbildungen und eigentlichen Kopien, die seit dem ersten Jahrhundert vor Christi Geburt in großer Anzahl angefertigt sind. Es ist bisher wohl oft darin gefehlt, daß man sich diesen Unterschied nicht genügend klar gemacht hat, und Furtwängler hat gewiß Recht, wenn er vor Allem wirkliche Kopien nach den alten Meistern festzustellen sucht. Ich weiß aber nicht, ob er hierin nicht bisweilen zu weit geht. So gibt er uns ein sehr lebendiges und verständliches Bild von einem Zeitgenossen des Phidias, dem Kresilas aus Kydonia, dem wir das Porträt des Perikles verdanken; allein der münchener Diomedes will doch, so wie er ist, kaum in das fünfte Jahrhundert hineinpassen und der Vergleich mit dem gewiß verwandten Kopf aus Palazzo Riccardi kann diesen Eindruck nur bestätigen.

Ebenso wird es mir schwer im Apollo von Belvedere, namentlich gegenüber dem Steinhäuser'schen Kopfe, die Züge des vierten Jahrhunderts zu entdecken. Dafür bin ich aber von Herzen dankbar, daß dem Gott die schreckliche Meduse aus der Hand genommen ist, die soviel Unheil angerichtet

hat. Wer in dem letzten Menschenalter irgend Etwas, wenn auch nur populärer Weise, von archäologischen Dingen vernommen hat, der weiß, daß eine Bronzestatuette des Grafen Stroganoff unserem Apoll die Aegis in die Linke gibt. Die schönsten mythologisch-historischen Kombinationen sind erfunden, um dieses sonderbare Faktum zu erklären, nur auf Eines war man nicht verfallen, daß die stroganoff'sche Bronze eine Fälschung ist. Jetzt können wir dem Fernhintreffer wieder seinen Bogen in die Linke geben und, nach den erhaltenen Spuren, in die Rechte den Lorbeerzweig, mit dem er reiniget und sühnt.

Es ist begreiflich, daß durch die neugewonnenen Anschauungen die alten guten Bekannten unter den Antiken vielfach in ein neues Licht gerückt werden. Manch liebgewordene Schätzung wird zerstört, zuweilen auch ein neues Räthsel aufgegeben. Wir werden z. B. darauf aufmerksam gemacht, daß die Juno Ludovisi den Haarzopf und die Priesterbinde trägt, die einer römischen Kaiserin gehören, aber das Antlitz bleibt doch immer ein göttliches und auch der kühnste Schmeichler wird darin kein fürstliches Porträt erkennen können.

In ähnlicher Weise wie beim Apoll von Belvedere wird auch in einem anderen Falle der Standpunkt der Beurtheilung verschoben. Man war gewohnt, die Venus von Capua mit der Venus von Milo zu vergleichen als eine verflachte Nachbildung aus römischer Zeit. Es läßt sich aber aus den verschiedenen Nachahmungen erweisen, daß gerade die Capuanerin, wenn sie auch selbst der Kaiserzeit angehört, auf ein berühmtes Original zurückgeht, wie auch die Stellung mit dem aufgesetzten linken Fuße und dem entblößten Oberkörper für die Göttin, die sich in dem Schilde spiegelt, ganz natürlich ist, und endlich gibt es eine viel bessere Wiederholung des Kopfes zu Rom in Palazzo Caetani, die auf ein Original des vierten Jahrhunderts zurückführt. Wenn wir nun annehmen, daß dem Urheber der pariser Statue dieses Original als Vorbild gedient hat, so würde sich die Verwandtschaft mit der Art des Skopas erklären, die man von je her in der Venus von Milo zu erkennen glaubte. Die veränderte Haltung aber findet man in einem Relief wieder, das, wie Münzbilder lehren, die Landesgöttin, die Tyche der Insel, darstellt. Eine genaue Prüfung der Fundberichte und der erhaltenen Bruchstücke führt nämlich zu dem Ergebniß, daß die Statue des Alexandros von Antiochia — so nannte den Künstler die verlorene Inschrift — den linken Arm mit einem Apfel in der herabhängenden Hand auf einen Pfeiler stützte, während die Rechte das Gewand über der Hüfte hielt. Fügen wir hinzu, daß die Ausführung einen Künstler des ersten oder zweiten Jahrhunderts vor Christi Geburt verräth, der in bewußtem Gegensatz gegen die Ausschreitungen des Hellenismus auf die Vorbilder der klassischen Zeit zurückging, so werden wir allerdings begreifen, daß dieses einzige Werk bei jeder näheren Betrachtung in Widersprüche lockt, die eben dadurch veranlaßt werden, daß es keine einheitliche Schöpfung ist.

Wer die erkältende Kritik bei dieser Offenbarung der schönsten Göttin unangenehm empfindet, der wird entschädigt werden durch die Fülle von Werken, in denen Geist und Hand des Schöpfers der knidischen Aphrodite und des thespischen Eros nachgewiesen werden. Mit unerschöpflich neuem Zauber entzückt uns Praxiteles im Satyr von Palermo wie im Eros von Centocelle, in der Venus von Arles wie in der Diana von Gabii, im ausruhenden Satyr wie im Genius Borghese, im Eubuleus wie im Hermes von Olympia und in all dieser reichen Mannigfaltigkeit empfinden wir doch immer wieder die seelenvolle Anmuth, die nur ihm gehört. Furtwängler gibt uns sogar ein neues Original des Künstlers, indem er in einem Aphroditekopfe des Lord Leaconfield in Petworth die Hand des Meisters selbst erkennt.

Von dem reichen Inhalt seines Buches mit den mehr als 170 Abbildungen habe ich nur eine Andeutung geben können. Selbst von den Künstlern, die er ausführlich behandelt, habe ich nur wenige erwähnt. Das Schönste aber, was er gibt, ist doch das neue Bild der Göttin, die in Kunst und Wissenschaft gebietet.

> „Ihr Reich ist groß: die friedliche Olive
> Pflanzt diese Hand, die im Gewühl der Schlacht
> Die Lanze schwingt. Die Städtegründerin
> Beseelt den Rath der Männer wie sie klug
> Der Frauen künstliche Gewebe ordnet.
> Von ihr kommt der Gedanke, ob die Cither
> Ihn hell umrauscht, ob ihn der Marmor birgt. —
> O liebe Herrin, gieb uns deinen Segen!"

E. Aldenhoven.

## Ein Liebesroman von Ricarda Huch.

Daß alle Romane Liebesromane sind, gilt für eine ausgemachte Sache. Aber wenn jener schöne Dämon, den die Griechen Eros nannten, einmal als Litterarhistoriker und Rezensent über die Myriaden aller Romane zu Gericht sitzen sollte, würde er als echte Liebesromane verhältnißmäßig nur wenige anerkennen, diejenigen nämlich, in denen er sich selbst in seiner ganzen Gewalt und Herrlichkeit vollkommen gewürdigt wiederfinden würde. Auch darauf, ob der Verfasser zu ihm halte, sich muthig auf Seite der schönen Leidenschaft stelle, würde er achten und danach entscheiden. Goethe mit den Leiden des jungen Werther und mit den Wahlverwandtschaften würde auch bei diesem Kritiker am besten wegkommen; denn wie jeder Gott will auch Eros Opfer sehen, die ihm fallen, von aller Glorie der Poesie bestrahlte, todtgeweihte Menschen, die, indem sie an seinem Altar hinsinken, selbst durch ihren bitteren Tod, den Lohn frevelhafter Leidenschaft, nicht etwa abschrecken, sondern nur neue freudige Opfer werden.

Ein Roman dieser Art nun ist das neueste Werk der Dichterin des Schauspiels „Evoë", (welches letztere wir vor einem Jahr in dieser Zeitschrift anzeigen durften.*) In der tragischen Familiengeschichte, welche Ricarda Huch unter dem Titel: Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren**) veröffentlicht hat, ist die Liebe nicht wie in tausend anderen Romanen nur die Spielfeder, die das Triebwerk der Handlung in Gang setzt; wie in den genannten Goethe'schen Dichtungen ist sie vielmehr alles, die heißathmende Seele des ganzen Werkes. Und auch das macht das Buch der modernen Dichterin jenen klassischen Schöpfungen verwandt, daß auch in diesem neuen Roman edle, hochsinnige Naturen der Allgewalt des Eros sich und Andere opfern müssen bis in den Tod. Endlich wird man — wie es Goethe gegenüber geschehen ist — die Dichterin möglicher Weise ebenfalls der Schuld zeihen, die Sache der Leidenschaft gegenüber der bürgerlichen Moral geführt zu haben.

Mit diesem Vorwurf ist es nun eine eigene Sache. Die ihn erheben, haben in ihrem Sinne Recht und der Dichter, der sich nicht an ihn kehrt, hat ebenfalls Recht. Wenn der verstandesstarke Lessing dem leidenden Werther den posthumen Rath ertheilt, doch lieber eine recht große Reise, und wäre es nach China, zu machen, statt sich wie ein Spießbraten am Feuer der eigenen Leidenschaft und der schönen Augen Lotte's zu rösten, so sind wir keinen Moment im Zweifel, daß ein solcher Rath, zu rechter Zeit und im wirklichen praktischen Leben ertheilt, wohlwollend ist, seinen sittlichen Werth hat und unter Umständen viel Unheil verhüten kann. Aber die klare Einsicht hierein und hiermit zusammenhängend der Wunsch, unsere Söhne und Töchter in ähnlichen Anfechtungen ganz so „Lessingisch" berathen zu wissen, verhindern uns keineswegs, den „Werther" gerade so wie er ist, schön zu finden und wir würden es für die Dichtung in höchstem Grade bedauern, wenn Werther verständig genug gewesen wäre, sich rechtzeitig zurückzuziehen. Es ist eben das alte Herrenrecht der Poesie, den Einzelfall,

*) „Nation", Jahrg. X, Nr. 7.
**) Verlag Wilh. Hertz, Berlin 1893.

losgelöst von irgend welchen theoretischen oder praktischen Konsequenzen, einfach so zu geben, wie Phantasie und Gemüth des Dichters ihn erlebt haben. Ein Gedicht braucht nicht ein Beispiel zu sein, so wenig als ein Wasserfall im Gebirg oder ein Adler eines ist. Auch eine Dichtung ist eine berechtigte Lebenserscheinung, vorausgesetzt, daß sie den in ihrem eigenen Wesen ruhenden Gesetzen entspricht. Wir können den Versuch Nietzsche's, die bisherige Moral umzuwerthen, die Begriffe von Gut und Böse durch Stark und Schwach zu ersetzen, mit aller Entschiedenheit verwerfen in demselben Augenblick, in dem uns das dichterisch schön dargestellte Schicksal von Menschen, die in Nietzsche's Sinn zu leben suchten und dabei untergingen, volle Sympathie einflößt. So lange der Dichter in seiner Sphäre bleibt, steht er in einem magischen Bezirk, in den die Censoren der Moral nur zu ihrem eigenen Schaden eindringen, weil sie sich in dieser Wunderwelt so lächerlich ausnehmen, wie wenn plötzlich auf offener Bühne mitten unter Phantasiegestalten die nächsten besten Banausen von der Straße auftauchen würden. Es ist ja dankenswerth, wenn ein sittlich robuster Charakter im Leben zu einem verträumten, verliebten und schlaffen Jungen spricht: „Bitte! nehmen Sie sich zusammen, baden und schwimmen Sie täglich, turnen Sie, suchen Sie sich eine regelmäßige Berufsthätigkeit und gehen Sie früh zu Bett.“ Wenn er dies aber zu Eichendorff's Taugenichts spräche oder Ottilie in den „Wahlverwandtschaften“ überreden wollte, in eine Haushaltungsschule oder einen Kochkurs einzutreten, um sich von ihrer Liebe zu kuriren, würde er sich eben sehr komisch ausnehmen. In gewissem Sinne begegnen sich Moralwächter und Dichter auf halbem Wege und in derselben Absicht; jene verwahren sich wider eine Gefährdung der bürgerlichen Moral durch den Geist einer Dichtung; diese sind insofern hiermit einverstanden, als sie sich sogar sehr ernstlich verbitten, daß man ihre Gestalten ohne weiteres als Beispiele fürs Leben behandle und den Einzelfall einer Dichtung behandle, als ob er fürs praktische Leben Normalfall sein sollte. Eigentlich folgen wir alle instinktiv der hier auseinandergesetzten Forderung einer ziemlich schroffen Trennung unseres wirklichen Lebens und unserer Phantasiegenüsse. Denn die besten Dichter sowohl wie die einfachsten Philister wünschen sich um alles in der Welt nur keinen Roman zu erleben, während jene ihn gern schreiben, diese ihn gern lesen. Auch hieran mag man also ermessen, wie thöricht es ist, die Verantwortlichkeit eines Dichters für sein Werk über die ästhetischen Gesetze und Grenzen hinaus vor ein ihm fremdes Forum zu ziehen.

Es schien uns nothwendig, einer näheren Betrachtung des höchst bemerkenswerthen Romans diese Erwägungen vorauszuschicken, da poetische Werke, in denen das Naturrecht der Leidenschaft über die herkömmliche Moral siegt, wenn auch unter Selbstvernichtung seiner Verfechter, auch heute noch wie vor mehr als hundert Jahren mit mißtrauischen Blicken angesehen werden. Auch wollten wir jedem Mißverständnisse unseres eigenen Standpunktes vorbeugen und wiederholen in dieser Beziehung, daß wir die Ideen in Ricarda Huch's Roman, wenn sie uns im praktischen Leben oder als philosophisches System entgegentreten würden, bekämpfen müßten, während sie als Dichtung der eigentlichen Moraldiskussion gar nicht unterliegen können. Hier sind sie gleichsam eine elementare Emanation und zugleich die natürliche Atmosphäre der Gestalten, die uns eine ungewöhnliche Dichterkraft in diesem Werke geschenkt hat.

Eine ungewöhnliche Dichterkraft, in der That! Dieselbe hat sich stark genug erwiesen, moderne Menschen, eine Patrizierfamilie in einer norddeutschen Seestadt, mit dem poetischen Zauber zu umgeben, mit dem sonst nur sagenhafte Geschlechter des Alterthums auf unsere Phantasie wirken. Alle die Reize, die sonst die immer verschönernde zeitliche Ferne um hervorragende Gestalten spinnt, hat Ricarda Huch Menschen zu verleihen gewußt, die als unsere Zeitgenossen die Merkmale des zu Ende gehenden Jahrhunderts tragen. Die Romanschriftsteller der naturalistischen Richtung, Franzosen, Skandinavier und Deutsche, beschäftigen sich allerdings ebenfalls ausschließlich mit dem modernen Menschen; aber ihnen gelingt es wundérselten, ihren Realismus zugleich mit Poesie zu durchleuchten. Wäre das Bild nicht etwas zu niedrig, möchten wir sagen, daß die meisten realistischen Romane der Modernen Kuchen gleichen, die nicht aufgegangen sind, mochte der Teig noch so gut zubereitet sein; sie bleiben schwer und unverdaulich. Es bewährt sich eben auch da wieder die Wahrheit, daß die Gegenstände und Erscheinungen unseres Lebens an und für sich weder poetisch noch unpoetisch sind, sondern als beides sich erst ausweisen, je nachdem man sie anfaßt und behandelt.

Ricarda Huch bringt an alle Dinge des Daseins eine Herzensfrische, ein gesteigertes Lebensgefühl heran, als ob diese alte Welt für sie im Glanz eines ersten Schöpfungsmorgens schimmerte. Ihre Seele badet in den Strahlen der Lebenssonne mit wonnigem Behagen, grüßt auch die tragischen Schatten mit wollüstigem Schauer, da nun einmal Leben und Tod so innig und untrennbar ineinandergewoben sind. Und aus dieser tiefen Lust an der Welt gewinnt sie die Kraft, das für gleichgültige Augen alltägliche gemeine Dasein poetisch zu empfinden und, ohne der Wahrheit Eintrag zu thun, schön nachzubilden.

Aber zu dieser so glücklichen dichterischen Naturveranlagung kommt nun auch das bewußte und an den besten Meistern und Mustern gebildete künstlerische Schaffen. Welch feiner Zug ist es z. B., daß dieser ganze Roman der glühenden Weltlust und tödtlichen Leidenschaft von einem Mönch erzählt wird, der alle diese Begebenheiten, die er selbst mitleidend erlebte, nun in seiner Zelle gleichsam wie ein an Lebenserinnerungen zehrender abgeschiedener Geist melancholisch überdenkt und sie niederschreibt, sich selbst sowohl zu wehmüthiger Freude wie zur Buße! Durch diese Einkleidung wurde nicht nur der angedeutete schöne Gegensatz gewonnen, sondern für das Gefühl des Lesers auch eine mit großer künstlerischer Weisheit ausgedachte Milderung der verletzenden Eindrücke, die man empfangen könnte da, wo die Liebenden im grausamen Egoismus der Leidenschaft ihre Pflichten und die Rechte anderer mit Füßen treten. Wenn wir durch die Einleitung und Einkleidung, durch die betrachtenden Zwischenbemerkungen des schwermüthigen Erzählers schon wissen, daß diese Liebe nothwendiger Weise tragischen Ausgang muß genommen haben und alle diese rothen leuchtenden Blumen der Lust Grabesblumen sind, die schattenden Fittige des Todesengels über dem schuldigen Paare schweben, dann gewinnt die Schilderung dieser am Abgrund des dunkeln Verhängnisses spielenden Liebe einen wesentlich anderen Charakter; die Sühne ist mit der Schuld zugleich gegeben.

Nach der Fiktion der Verfasserin ist also der Erzähler ein Ludolf Ursleu, den man sich als einen vielleicht jetzt noch lebenden Mönch im Kloster Maria Einsiedeln zu denken hat. Nachdem er den Zusammenbruch seiner ganzen Familie hatte mitansehen müssen, war eine stille Klosterzelle, zu der er, der norddeutsche Protestant, freilich nur durch Glaubenswechsel Zutritt gewinnen konnte, der einzige Ort auf Erden, wo er in leidlicher Fassung die Neige des Lebens auszukosten vermochte. Dort schreibt er die traurige Geschichte nieder, wie seine Schwester Galeide in der Unbändigkeit ihres allbegehrenden Herzens über ein ehrenhaftes Haus und Geschlecht, das in stolzem Vollglück blühte, Leid und Kummer und Tod gebracht hat; aber gleich den Greisen auf der Mauer Iliums, die der verderblichen Helena um ihrer Schönheit willen nicht fluchen können, vermag auch der die Annalen seiner zu Grunde gerichteten Familie schreibende letzte Ursleu die Schwester nicht zu verdammen, sondern wird, selbst wenn er ihre Verirrungen verzeichnet, immer wieder überwältigt von der Erinnerung, welch wunderbares Kind, welch herrliches Mädchen, welch wonnesames Weib sie gewesen.

Diese Galeide ist also die eigentliche Heldin des Romans. Schon als Kind hüpft sie mit zierlicher Anmuth über allerlei Gewohnheitspferche der Sitte. Ihr Wesen ist eine seltsame Mischung von Weichheit und eiserner Festigkeit. Alles aber, was sie thut, steht ihr gut und wirkt auf ihre Umgebung

mit hinreißender Unwiderstehlichkeit. Galeide ist der verzogene Liebling des Urgroßvaters, eines Mannes von dem gerühmt wird, „daß er nie ein Ereigniß oder eine Idee zuerst vom moralischen Standpunkt aus betrachtete. Wenn ihm ein Mensch gefiel, so hätte er sich füglich als ein Strauchdieb und Pirat entpuppen können, der Urgroßvater hätte schon eine Erklärung dafür gefunden. So groß war seine Fühlung für das Leben des Herzens; denn was in der Welt geschieht, das ist ja doch im letzten Grunde erklärlich, ja nothwendig. Uebrigens hätte er einer Erklärung allenfalls auch entrathen können und hätte frisch zugeliebt und gehaßt, wie es ihm ums Herz war". Dieses dem Urgroßvater eigenthümliche: „frisch zulieben, wo ein Mensch Einem gefällt", liegt nun auch in Galeidens unbefangener Natur und wird ihr zum Verhängniß. Es war eine junge französische Schweizerin, Lucile, in das norddeutsche Patrizierhaus aufgenommen worden, um Galeiden „die schon verehrte Sprache der übrigens verhaßten Nachbarn" beizubringen. Diese Lucile gewinnt die Liebe eines Vetters Galeidens und wird von ihm geheirathet. Aber Ezard — so heißt der Vetter (die Verfasserin liebt seltene Namen) — ist eine Galeiden wahlverwandte Natur, ein Elitemensch; auch nach der Meinung des Urgroßvaters wären Ezard und Galeide für einander bestimmt gewesen. Die halbwüchsige Base war jedoch der Aufmerksamkeit Ezards anfangs entgangen; erst, als er sich schon mit Lucile verbunden hatte, begann er Galeide zu bemerken. Und alsobald ist helle Liebe zwischen ihnen, eine Liebe von jener märchenhaften Stärke wie die Tristans und Isoldens. Ezard, im Bann dieser Leidenschaft, verletzt die Pflichten gegenüber Lucile und seinem Kinde, Galeide verräth die Freundin, die Lucile ihr gewesen. Der Vater Galeidens verzehrt sich in Gram über diese den Frieden und die Ehre der Familie untergrabende dämonische Liebe der Beiden; er wird darüber unfähig, seinen Großhandelsgeschäften wie bisher als kühner und umsichtiger Kaufmann vorzustehen; es geht zurück mit dem Wohlstand des Hauses, das „gemächliche Phäakenthum" nimmt ein Ende und als das erste Opfer fällt Galeidens Vater, indem er Hand an sich selbst legt. Welche andern Familienglieder ihm zunächst folgen und unter welchen Umständen dies geschieht, soll hier nicht nacherzählt werden. Es genüge in dieser Beziehung die Andeutung, daß Ezards und Galeidens frevelhafte Liebe sich als ein verzehrendes Feuer erweist, das mit dem Lebensglück aller der Personen genährt wird, die als Familiengenossen oder sonst irgendwie mit diesen Beiden in Berührung kommen. Aber alle diese in schwere Mitleidenschaft gezogenen Menschen bringen es nicht fertig, Ezard und Galeide, die Urheber so vielgestaltigen Unheils, zu hassen. Die Liebe der Beiden wird wie ein großes Schicksal hingenommen, das die Liebenden umleuchtet gleich der Flamme, die um die Mastspitzen eines Schiffes spielt und den Blitz vorher verkündet, der schmetternd herniederfahren wird. Dieser Roman ist eben ein wirklicher Roman der Liebe, dessen Handlung so vorgetragen wird, daß sie sich wie ein dithyrambischer Hymnus auf Eros, den Gewaltigen, ausnimmt. Dieses ehrliche und muthige Eintreten der Verfasserin für die so komplizirte menschliche Natur auch nach ihrer sinnlich instinktiven Elementarbasis hat etwas Hinreißendes. Hierbei sei ausdrücklich hervorgehoben, daß keine schwüle oder gar lüsterne Erotik in der Ausmalung der Wechselfälle dieser Liebesgeschichte unser Gefühl beleidigt. Wir haben es nicht mit einem französischen Ehebruchsroman zu thun; die deutsche Dichterin zeigt uns die beiden Liebenden unenthaltsam und enthaltsam zugleich, unenthaltsam darin, daß, vom ersten Augenblick ihrer Leidenschaft an, ihr Begehren aufeinander gerichtet ist ohne Rücksicht auf Pflichten, die hierdurch verletzt werden, enthaltsam aber in Folge der Selbstachtung vornehmer Naturen, die sich nicht dem erniedrigenden Diebstahl verbotener Genüsse hingeben mögen. Auch darf nicht der Vorwurf erhoben werden, die Verfasserin lasse die beiden Liebenden nicht gegen ihre Leidenschaft ankämpfen; es geschieht dies vielmehr durch die wiederholten Versuche langer örtlicher Trennung und dadurch, daß jedes sich in die anstrengenden Arbeiten eines die ganze Kraft in Anspruch nehmenden Lebensberufes wirft. Galeide bildet sich auf einem Musikkonservatorium zur Violinvirtuosin aus, Ezard findet in einem öffentlichen Amt seiner Vaterstadt vollauf Beschäftigung und spielt während der die Stadt heimsuchenden Choleraepidemie eine hervorragende Rolle. Aber diese Trennungen und diese Arbeiten vermögen nichts über die Liebe der Beiden. Als nun auch Lucile der Seuche erliegt, scheint — von der quälenden Erinnerung an die Todte abgesehen — nichts einer Vereinigung der Liebenden im Wege zu stehen. Doch eben jetzt soll sich das Wort von der dunkeln Macht, die zwischen Lipp' und Kelchesrand schwebt, bewahrheiten. Die Verstorbene findet den Rächer ihres hingemordeten Lebensglücks in ihrem Bruder, der sich in Galeide verliebt und einzig durch die Gewalt seiner Augen einen gewissermaßen suggestiven Einfluß auf diese gewinnt, so daß ihre Seele eine Art magnetischer Ableitung erfährt von ihrer Liebe zu Ezard. Zwar diese Liebe ist noch immer gleichsam das Dogma ihres Herzens, aber in Wahrheit vermag sich Galeide Gaspard, dem Bruder der todten Lucile, der von der Dichterin als der verkörperte Wille geschildert wird, nicht zu entziehen und gelangt so in einen unseligen Zwischenzustand, der ihr zuletzt das Leben verleidet, so daß sie einen an sich geringfügigen Anlaß benutzt, es mit einem absichtlichen Sturz durchs Fenster zu enden. Diese Bezauberung Galeiden's durch Gaspard, einen wunderlichen Menschen bäuerischen Wesens, den sie anfangs nur übermüthig verlacht hatte, wird den meisten Lesern einen unangenehmen Eindruck hinterlassen. Auch uns ist es beim erstmaligen Lesen des Romans so gegangen: da wir aber dieses Werk, um seines außerordentlichen poetischen Gehalts willen, ein zweites Mal aufmerksam durchlasen, fanden wir, daß dieser Schluß psychologisch richtig und zugleich ein Akt wahrer poetischer Gerechtigkeit ist. Psychologisch ist er eben dadurch vorbereitet, daß Galeide von Anfang an als eine starken Eindrücken erliegende Natur geschildert wurde, auch als eine Natur, die nichts kann umkommen lassen, was sie sich anzupassen und anzueignen vermag. Von einer Schweizerreise, die sie als Kind machte, hätte sie die Seen und die Alpen am liebsten in ihrem Taschentüchlein heimgetragen. Nicht gemeine Begehrlichkeit, aber eine Art neugierigen Durstes nach jedem Born des Lebens steckt in ihr. Kommt noch hinzu ein unachtsam behagliches Tändeln, dem spielenden Kätzchen gleich, das auch bei fortwährender Gefahr des Sturzes vom Dache nicht abläßt, im Genuß der warmen Sonnenstrahlen sich zu rollen und hin und herzuwälzen, so begreift man, daß ein solcher eigentlich immer in seinen elementaren Anfängen steckengebliebener Charakter dem starr auf ihn gerichteten Auge des starken Willens nicht zu widerstehen vermochte. Was aber die poetische Gerechtigkeit betrifft, so liegt sie erstlich darin, daß dieselbe Unfähigkeit, ihrem Temperament Gewalt anzuthun, durch welche Galeide in ihr Verhältniß zu Ezard war verstrickt worden, nun auch die Beziehungen zu Gaspard und so die Katastrophe herbeiführt; ferner auch darin, daß die geopferte Lucile selbst im Tode die Schuldigen bestraft; denn dadurch, daß ihre Leiche zu den Verwandten in der Schweiz war geführt worden, gerieth Galeide in die verhängnißvolle Nähe Gaspard's. Demnach ist der auf den ersten Blick befremdende Schluß des Romans im Gegentheil sehr wohl ausgedacht und gut begründet.

Gleichwohl erblicken wir nach allem, was wir hier zu Gunsten der Handlung und des Aufbaues dieses Romans anführen durften, den Hauptwerth des Buches weniger in der Lenkung der Erzählung und ihrer Gestalten zu diesem oder jenem Ausgang, als vielmehr in dem wogenden Gefühlsleben, das den eigentlichen Gehalt dieses Werkes ausmacht. Die Erzählung ist nur der Becher in dem uns ein aus allen Tiefen der Menschennatur geschöpfter schäumender Trank kredenzt wird. Die Lyrik dieses Romans ist seine Kraft und Schönheit. Wie ein Mosaikgemälde, mag es nun eine Götterhochzeit oder eine Centaurenschlacht darstellen, aus tausend in Gold und Farben schimmernden Steinchen zusammengesetzt ist, so besteht die Epik dieses Romans aus unendlich vielen lyrischen Elementen, die meistens Hymnen

des Lebens oder Elegien der Todesahnung sind. Nicht daß sich das in langen sogenannten „schönen Stellen“ kund gäbe, wie man sie einst aus Jean Paul's Romanen in die Gedenkbücher empfindsamer Mädchen abschrieb. In Ricarda Huch's Roman ist diese Lyrik versteckter, aber dafür auch fortwährend da, in jeden Satz gleitend mit gewissen seltenen Worten, die unmittelbar Stimmung erzeugen fast so, wie es sonst nur die Musik zu bewirken vermag. Die durchaus verständige und sehr logische Dialektik ihrer Sprache ist reichlich durchsetzt mit solchen affektiven Elementen, die Gefühl und Phantasie unablässig in Anspruch nehmen. Durch Zitate dieses Urtheil zu belegen, ist insofern mißlich, als die aus dem Zusammenhang gerissenen Stellen natürlich nicht so wirken können, wie sie es im schönen, harmonisch bewegten Fluß der Erzählung thun. Gleichwohl versuchen wir hier einige Proben der Sprache wiederzugeben. Von Galeide als Kind heißt es:

„Sie war im Grunde ein wonnig Ding, weich und rund an allen Gliedern, bequem und wohlig auf dem Schooß zu haben wie eine junge Katze, still und zufrieden. Sie wurde deshalb gehätschelt, getragen, was sie sich alles gleichmüthig gefallen ließ und mit nur geringer Zärtlichkeit erwiderte. Ich muß aber sagen, daß sie auch sehr anhänglich und liebevoll sein konnte, wenn sie einmal eine Zuneigung gefaßt hatte; böse war sie eigentlich mit Niemand. Sie hatte gern, daß man sie gewähren ließ und war nicht ungern allein. Sie lag dann etwa in der Sonne und spielte Theater mit den Wolken, oder träumte auch nur und hatte meistens ein Kätzchen, ein Kaninchen oder ein anderes Thier bei sich, wie sie denn überhaupt die Thiere den Menschen vorzuziehen schien. Es war eigenthümlich, wie auch die Thiere sie von jeher aufsuchten und ihr zahm wurden.“

Gleich nachher lesen wir — bei den Erinnerungen der Geschwister an eine Schweizerreise in ihren Kinderjahren —:

„Wir waren an dem unsäglich schönen Wallensee, dem man tückische Wildheit nachsagt. Ich liebte ihn dafür um so mehr, daß er die Menschen befehdete, die auf ihm fuhren, und hegte daneben die Zuversicht, er werde wohl wissen, daß ich jenen nicht beizurechnen, sondern ein Mensch für sich sei, der ihn wohl verstehe und heilig halte. Außerdem hielt ich es für ein seliges Loos, unter diesen grünen Wasserhügeln begraben zu sein und durch das bewegliche smaragdene Glas unbeweglich in den blauen Himmel darüber sehen zu können.“

Ezards erstes Erscheinen in der Familie, gerade am Konfirmationstage Galeidens, wird folgendermaßen eingeführt:

„Die Aufmerksamkeit wandte sich von der eigentlichen Heldin des Tages, die in ihrem schwarzen Schleppenkleide sehr schlank, blaß und betrübt aussah, bald gänzlich auf ihn. Tritt er nicht wie Odysseus unter die Phäaken? so dachte ich. Denn so hatte ich mir den göttlichen Dulder vorgestellt, nicht etwa die Spuren überstandener Leiden im Gesichte, sondern in seiner Erscheinung den Bekämpfer und Besieger des Schicksals verrathend. Und es giebt keinen Gegner, gegen den sich erfolgreich gestemmt zu haben, so mit Kraftgefühl und Befriedigung erfüllen kann, wie das Schicksal. ... Dazu besaß Ezard die Zierde unnahbarer, natürlicher Bescheidenheit, die man wohl eine Zwillingsschwester der Schönheit nennen kann; ich meine der Schönheit, die das schöne Gemüth durchschimmern läßt, von dem sie erfüllt und belebt ist, einem venetianischen Glaskelch von grüner Farbe vergleichbar, der seinen wahren Sinn erst darthut, wenn das tiefe Gold edelsten Rheinweins ihn durchleuchtet.“

Als die Geschäftslage des alten Patrizierhauses schlecht zu werden beginnt, lesen wir von der Wirkung des Unglücks auf die schöne Mutter des fingirten Erzählers:

„Meine Mutter nahm sich aus wie etwa ein griechisches Götterbild zur Zeit des aufsteigenden Christenthums in einem verödeten heidnischen Tempel. Sie klagte nicht und war schön und heiter wie sonst, nichtsdestoweniger erfüllte ihr Anblick das Herz mit Gram und ich hätte sie nehmen und weit forttragen mögen nach einem schönen, blühenden Eiland im Stillen Ozean, oder auch nur nach jener traubenvollen Weinlaube in Welschland.“

Die Einkleidung der ganzen Erzählung in niedergeschriebene Erinnerungen eines Bruders Galeidens hat der Verfasserin den Vortheil gebracht, neben dem eigentlichen Liebesroman auch einige Episoden zu geben, die sich wie kleine selbständige Novellen ausnehmen, ohne übrigens den Gang des Romans zu sehr zu unterbrechen oder zu stören. Ludolf Ursleu der Jüngere berichtet eben nicht nur die Liebesgeschichte Galeidens und Ezards, sondern blickt auch auf seine eigene Jugend und ihre Freuden und Irrungen zurück. Es haben sich da der Verfasserin zunächst zwei Studentengeschichten ergeben, von denen die erste, ein ziemlich heikles Problem, ungemein kühn und zugleich zart anfassend, in Bezug auf das Mädchen, das in ihr die Hauptrolle spielt, einen tragischen, die andere einen belustigenden Verlauf nimmt. Diese zweite, die man geradezu „Die Studentin“ überschreiben könnte, ist auch im Ton der Darstellung überaus schalkhaft. Noch poetischer scheint uns eine dritte Episode, die während der Choleraepidemie in der norddeutschen Handelsstadt sich abspielt. Es muß hier eingeschaltet werden, daß der Verfasserin diese Seuche überhaupt zu großartigen Bildern packende Motive gegeben hat. Eines der rührendsten nun ist die in dem zarten exotischen Kinde eines reichen überseeischen Handelsherrn verkörperte Todesfurcht. Das holde zerbrechliche Geschöpf, dessen Eltern bereits der Krankheit erlegen sind, sucht umsonst im kühlen Gartensaal der väterlichen Villa und im Kreise jugendlicher Genossen das nahende Gespenst zu bannen. Denen, die ihr huldigen, macht sie die bittersten Vorwürfe:

„Ihr wißt es, daß ich sterben muß und helft mir doch nicht. Wenn ihr mich wahrhaft liebtet, würdet ihr mich nicht in den tiefen schwarzen Brunnen der Vergangenheit fallen lassen, vor dem ich mich fürchte.“

Als sie den ihr eine Zeit lang verschwiegenen Tod der Eltern endlich erfährt, ruft sie mit leidenschaftlichem Ernst:

„Weinen könnte ich, aber nur um mich. Sie haben doch gelebt! Aber ich, nun ich erwachen wollte, muß ich fort. Könnte ich ein häßlicher, kriechender Käfer sein, wie gerne wollte ich! Wenn ich nur in der lieben warmen Luft bleiben dürfte, unter der guten Sonne, die ich so liebe.“

Sie flieht endlich aufs Meer, hat aber den Keim der Krankheit mit sich genommen. All ihr Sträuben nützt ihr nichts. Der Tod ist hinter ihr „wie ein Geier ein Lerchlein oder sonst einen winzigen Vogel verfolgt und oft meine ich fast, ich sähe ihre Seele flattern mit immer matterem Flügelschlage“. Noch nach vielen Jahren trägt der mönchische Schreiber dieser Erinnerung folgende dem Andenken Florens gewidmete Worte ein:

„Ich gedenke ihrer noch oft, und zuweilen am Abend wähne ich, das lustige Seelchen auf einer Felskante am Berg gegenüber halb sitzen, halb schwanken zu sehen, weiß wie Mondschein und mir sehnsüchtig zunickend; bis es sich auflöst und schwindet und als ein goldener Tropfen leise klingend wieder hinabfällt in den schwarzen, grundlosen Brunnen der Vergangenheit!“

So könnten wir noch viele schöne Einzelzüge aus dieser wie ein reicher Garten duftenden und blühenden Dichtung hervorheben, wollen aber in der Hoffnung, daß die Leser sie am ursprünglichen Ort werden zu finden und zu genießen wissen, zum Schluß lieber auf den Zusammenhang des Werkes mit der Idee des Menschenthums überhaupt hinweisen. Denn wenn wir in unserer Einleitung es zwar ablehnten, daß man die Blumen des Parnasses auf ihren moralischen Medizingehalt hin untersuche, so sind wir andererseits nicht so hyperästhetisch, eine derartige Dichtung nur wie ein zu Ehren der Dame Phantasie abgebranntes Luftfeuerwerk aufzufassen. Ein Buch, in das eine heiße und bewegte Menschenseele die Konfession ihrer Jugendgefühle ausgegossen hat, ist nicht ein bloßes Spiel zum Vergnügen, sondern eine Erscheinung, die gleich dem Geist im „Hamlet“ gefragt sein will, warum sie gekommen. Nun, abgesehen von uns unbekannten subjektiven Gründen, welche der Dichterin diesen Stoff nahe legen mochten, ist ihr Roman eine stolze Verherrlichung vornehmen Menschenthums. Daß die beiden Hauptgestalten des Romans durch ihre Liebe sich in Schuld verstricken und Unheil anrichten, ist keine Verleugnung dieses Gedankens. Denn auch ihre unerlaubte Liebe wurzelt schließlich in diesem vornehmen Menschenthum, das naturgemäß wählerisch ist und nur das ihm selbst Ebenbürtige lieben kann. Und da sie auch in ihrer Schuld adelige Naturen bleiben, nicht in die Gemeinheit versinken und endlich mit ihrem Untergang sühnen, was sie verbrochen, so ist es nicht wohlgethan, wenn wir uns immerfort bei der Mischung von Schuld und Unglück aufhalten, in welcher diese Elitemenschen zu Grunde gingen; sondern richtiger ist es, uns zu erbauen in dem freudigen Glauben an schöneres Menschenthum, den die Verfasserin beinahe auf jeder Seite ihres Buches bekennt.

Zu tadeln haben wir wenig. Einen das Wesen, den Gehalt des Romans andeutenden Titel hätten wir dem etwas zu langen: „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren“ vorgezogen. Besser wäre wohl auch vermieden worden, Kloster Einsiedeln, überhaupt ein bestimmtes, wirklich noch existirendes Kloster zu nennen, wo diese Erinnerungen angeblich verfaßt worden. Auch mag es den chronologischen Ordnungssinn mancher Leser verletzen, daß zu der Seuche, welche die Stadt Ezards und Galeidens befällt, die vorjährige Choleraepidemie von Hamburg die Farben und viele Einzelzüge geliefert hat, während von der Gegenwart des Erzählers aus gerechnet, diese Seuche vor etwa zwanzig Jahren hätte stattgefunden haben müssen. Doch sind alle diese Bemerkungen untergeordneten Charakters, wie es auch etwas mehr äußerliches aber immerhin empfindliches ist, daß in einem poetisch so werthvollen Buche so viele Druckfehler stehen geblieben sind. Diesem letzteren Uebelstand muß seiner Zeit eine zweite Auflage kräftig abhelfen und an eine solche wagen wir eher zu glauben, als daß auf dem diesjährigen Weihnachtsbüchertisch auch nur zwei dem Roman von Ricarda Huch ebenbürtige deutsche Romane sich werden finden lassen. Diese Ueberzeugung sei denn auch unsere Entschuldigung wenn wir in Würdigung eines so bedeutenden Werkes so ausführlich gesprochen haben.

Bern. J. V. Widmann

## Theater.

### Lessing-Theater.

August Strindberg: „Spiel mit dem Feuer“. — Gastspiel der Frau Eleonore Duse.

„Die Familie ist keine vollkommene Institution. Die Familie ist eigentlich eine Speiseinstitution: eine Wasch- und Plättanstalt, aber eine unökonomische. Nichts als Zubereiten von Speisen, Markteinkäufe, Besorgungen beim Kaufmann und Waschen, Plätten, Scheuern. So viele Kräfte in Bewegung für so wenig Personen. Ein Gastwirth, der Hunderte von Personen speist, benutzt kaum mehr.“ So schreibt August Strindberg in seinem neuesten Buch „die Vergangenheit eines Thoren“. Wie einen Menschen, der trotz aller Sehnsucht nicht zur Ruhe kommen kann, drängt es den Dichter zu Selbstbekenntnissen. Er wird nicht müde, Ursachen und Wirkungen seiner Unrast immer aufs Neue bloßzulegen; und eine eigenthümlich hypochondrische Wollust reizt ihn, seine Wunden offen zur Schau zu tragen. Eine andere Natur hätte diese Wunden vielleicht stolzer und schamhafter verhüllt. Auf das Düstere und Unfreudige im Familienleben beengter, bürgerlicher Welt weist August Strindberg hin und in den Erinnerungen an seine Kindheit erkennt er sich selber als einen Knaben, der Selbstquälereien nachhängt. Vom Tagwerk abgespannt, kehrt der Familienvater ernst und mürrisch heim; er ist's, vor dem das Kind zunächst sich ängstigt. „Die Erziehung“, erzählt Strindberg, „bestand aus Zausen und Schelten und Gehorchen. Das Leben nahm das Kind mit Pflichten, nichts als Pflichten, mit keinen Rechten in Empfang; und der Knabe war sehr gefühlvoll. Er weinte so oft, daß er deshalb einen ganz besonderen Spitznamen erhielt. Und so zog er sich empfindlich zurück und wurde bitter. Dann wurde er schüchtern und zurückhaltend. Er fing an, Kritik zu üben und fand an Selbstquälereien Geschmack.“ Dieselbe Empfindsamkeit, die das Kind schon bedrückte, beherrscht den Mann Strindberg. Ihm ist es, als sollte er immer um sich eine Thräne weinen. Die nichtsnutzige Familie, das nichtsnutzige Weib, sie quälen, sie beschränken, sie rauben Lebensmuth und Freiheit dem Manne, dessen minder robuste Individualität leicht zur Scheu und Verzagtheit neigt.

Verschwenderisch reich an Einfällen, scharfsinnigen Beobachtungen, die das Thema in immer neue Beleuchtung rücken, ist Strindberg's grüblerische Empfindsamkeit. Man kann die Wehleidigkeit beklagen, die den Dichter immer und ewig zu stachligem Humor von einerlei Färbung zwingt, die ihn zu keiner Freiheit kommen läßt gegenüber seinen persönlichen leidvollen Erfahrungen; aber sie ist einmal sein besonderes künstlerisches Temperament; und das ist stark genug, auf mich poetischen Eindruck zu üben, mag ich auch sonst den Anschauungen des Dichters, wenigstens dort, wo er unbedingt verallgemeinert, nicht beipflichten.

Wie in der bedeutenderen Komödie „Gläubiger“, so steht auch in dem Lustspiel „das Spiel mit dem Feuer“ ein Weib zwischen zwei Männern. Das Weib kann in seiner Art beide Männer zugleich lieben, das heißt, sie will gnädig von beiden Männern empfangen und nichts geben. Ihre Parasitennatur hat Frau Kerstine in die reiche Familie des Malers Knut geführt. Dort geht es spießbürgerlich unerquicklich zu. Knut und seine Gattin Kerstine leben am Herd ihrer Eltern. Knut ist ein halbmännischer Schwächling. Frau Kerstine, die Begehrliche, verließe ihn ganz gerne und folgte dem Bildhauer Axel, dem Freunde ihres Gatten. Natürlich ist sie bei aller Hitzigkeit praktisch. Axel, der unglücklich verheirathet ist, müßte von seiner Frau geschieden sein. Daß dies geschehe, nimmt Frau Kerstine an und nun wirft sie die Fangarme nach Axel aus. Der schlaffe Knut beobachtet das gefährliche Spiel; er schürt sogar das Feuer; es gewährt dem blutarmen Menschen einen besonderen Reiz, sich an dem Liebesgetändel seiner Gattin und seines Freundes zu berauschen. Zum äußersten indessen kommt es nicht. Axel wird nämlich von seiner Frau nicht geschieden; und das ernüchtert die kluge Kerstine. Kann sie keinen Falken haben, so rupft sie ein unschuldigeres Vögelchen, und zärtlich wirft sie sich ihrem Gatten an den Hals, der nicht kraftvoll genug ist, sie die Treppe hinabzuwerfen. Strindberg's Komödie wurde trotz Mitterwurzer's klugem Spiel von einer förmlich erbitterten Opposition niedergezischt. Meiner Empfindung nach kehrte sich die Erbitterung gegen die Grundethik des Stückes, gegen die Moral, „Verachte das Weib, willst du nicht selber verächtlich werden.“ Auf die feine Kunstform waren die Zischenden in ihrer Entrüstung nicht bedacht. Den Axel gab Herr Mitterwurzer. Er spielte am selben Abend auch sonst noch mancherlei; aber es ist, da es bloß virtuosenhaft-komödiantischer Selbstgefälligkeit diente, nicht der Rede werth.

Im Lessing-Theater gibt auch Eleonore Duse wiederum Proben ihrer Kunst; zumeist Wiederholungen ihres vorjährigen Gastspiels. Das ist schade. Es wäre interessant gewesen, an dem Gebilde eines großen Dichters die Weite und Tiefe dieser merkwürdigen schauspielerischen Begabung zu messen. Man machte zwar daraus viel Wesen, daß Frau Duse die Magda in Sudermann's Heimath neu studirte und als Magda zuerst vor dem Berliner Publikum auftrat. Aber die Rolle der Magda ist nicht allzuweit entfernt von den sensationellen Rollen eines Sardou. Das künstlerische Wesen der Frau Duse folgt durchaus nicht so schmiegsam den Tendenzen des Dichters, wie man annimmt. Das Sensationell-theatralische in einer Bühnengestalt liebt sie zu mildern, oder sie streift es ab, um eine einheitliche Charakterentwicklung zu schaffen. Sie wirft manches Aeußerliche über Bord, um desto klarer innerliche Gemüthsbewegungen auszudrücken. So gibt sich ihre Magda nicht von vornherein mit Nachdruck als bedeutende Dame, emanzipationslustig und im Vollbewußtsein der Emanzipation. Nicht eine sentimentalische Laune hat die große Dame ins Vaterhaus geführt, sondern ein sentimentalisches Bedürfniß. So lösen sich die Widersprüche in Sudermann's Heimath von selbst; man begreift mit wärmerem menschlichem Interesse, wie ein solches Weib vom Odem des Vaterhauses so berührt und bewegt wird, daß es an seiner Schwelle wie festgebannt haften bleibt. So schuf Frau Duse nach ihrem eigenen Diktat.

L. Schönhoff.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 11. Berlin, den 16. Dezember 1893. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1893 unter Nr. 4448 eingetragen.

**Inhalt:**





## Politische Wochenübersicht.

Seit einiger Zeit gehen Erörterungen durch die Presse, die, an verschiedenartige Gerüchte anknüpfend, von Mißverständnissen und Verstimmungen zwischen der Bundesregierung und den Einzelstaaten und zwischen diesen und Preußen zu berichten wissen. Vor Kurzem war es Bayern und Preußen, zwischen denen sich diese Vorgänge angeblich abspielten; im Augenblick ist es das Reich und Württemberg, deren Beziehungen gleichfalls unerwünschten Schwankungen anheimgefallen sein sollen. Da nun in der Reichsregierung stets ein starkes Stück Preußen steckt, so ist es das sogenannte preußische Regiment, mit dem man im Süden polemisirt.

Diese Reibungen zwischen den verschiedenen Regierungskörperschaften vor das Forum der öffentlichen Gerechtigkeit zu ziehen, ist bei der Unzuverlässigkeit des vorliegenden Materials stets außerordentlich mißlich. Aber es ist vielleicht auch nicht einmal zweckmäßig, diese kleinen Feindschaften und Aergerlichkeiten zu bedeutungsvollen Thatsachen aufzubauschen. Solche Verstimmungen einzelner Regierungen gegen einander sind um so bedeutungsloser, je nachdrücklicher die *eigene* Stimmung der Bevölkerung dahin zum Ausdruck gelangt, daß Regierungsliebhabereien, welcher Art sie auch seien und von welcher Seite sie auch genährt werden, rücksichtslos einer ungestörten Einigkeit geopfert werden müssen. Unitarierthum und Partikularismus sind heute Theorien, die für die praktische Politik und daher auch für die Zeitungspolemik keine Bedeutung mehr haben sollen; der Partikularismus hat dort aufzuhören, wo es das Interesse der Gesammtheit erfordert und das Unitarierthum dort, wo der Partikularismus schädigend für die Gesammtheit nicht mehr ist. Weder das eine noch das andere um seiner selbst willen, oder aus Caprice und Wunsch, sondern beide untergeordnet jenen realen Interessen, die verkörpert sind in der kostbaren Einheit Deutschlands und in der thatsächlichen Zusammenfassung Deutschlands aus Bundesstaaten. Mit einem solchen Programm kann die Bevölkerung über ministerielle und andere Verstimmungen als schließlich bedeutungslose Erscheinungen ruhig zur Tagesordnung übergehen.

Der frühere Berliner Bürgermeister Duncker ist gestorben. Soll er offiziell klassifizirt werden, so muß man von ihm sagen, er sei ein Konservativer gewesen. Aber er war einer von jenen Konservativen, die man sich gefallen lassen kann, denn seine konservative Gesinnung hinderte ihn nicht, aufgeklärt und human zu sein und zugänglich verständigen neuen Ideen. Er war noch mehr; er war ein kenntnißreicher und thätiger Arbeiter in der städtischen Verwaltung; und durch den Bericht über „die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1882 bis 1888“, der im Wesentlichen von ihm herrühren soll, hat er sich zugleich ein bemerkenswerthes litterarisches Denkmal gesetzt. Es ist das eine musterhaft sachliche und gleichzeitig schriftstellerisch geschmackvolle Behandlung einer vielfach zähen und trockenen Stoffmasse.

Von der Zuschauertribüne der französischen Deputirtenkammer schleuderte ein gewisser Vaillant, der sich viel herumgetrieben und der schon fünfmal wegen gemeinen Diebstahls bestraft war, ein Explosivgeschoß. Glücklicherweise wurde Niemand getödtet, dagegen wurde eine sehr große Anzahl Personen leicht, einige wenige auch schwer verletzt. Der Präsident der Kammer Dupuy verlor nach der That nicht einen Augenblick seine Ruhe, ebensowenig der Ministerpräsident Casimir Perier. Nachdem sich der Rauch verzogen hatte, wurden sogleich alle Thore des Parlamentsgebäudes besetzt; so gelang es Vaillant, der selbst verwundet war, und der sich verdächtig gemacht hatte, festzunehmen und ihn bald zu einem Geständniß zu bringen; er nannte sich einen Anarchisten. Während aber noch Verhaftungen im Parlamentsgebäude

vorgenommen und die Verwundeten dort verbunden wurden, setzte Dupuy die Verhandlungen fort, und Perier hielt eine Ansprache, die dem Lande versicherte, es werde die Regierung ihre Schuldigkeit thun. Diese Festigkeit, die, obgleich sie der theatralischen Berechnung nicht entbehrt, doch in hohem Grade bewunderungswerth ist, hat politisch ihre Bedeutung. Die Franzosen sind empfänglich für die Kunst der Inszenirung des Heroismus, und so haben denn Dupuy, der gewesene Ministerpräsident und Perier der augenblickliche, sich durch ihre kaltblütige Festigkeit eine große Popularität erworben. Dieser Besitz wird auch politisch seiner Zeit in die Waagschale fallen.

Die zweite Folge des Attentates sind vier Gesetzentwürfe, welche die Regierung mit außerordentlicher Schnelligkeit eingebracht hat; eine Ergänzung zum Preßgesetz, eine Ergänzung zum Vereinsgesetz; ein Gesetzentwurf über die Aufbewahrung von Sprengstoffen, Höllenmaschinen ꝛc., ein Antrag auf Vermehrung der Polizei. Ist die Polizeimannschaft nicht ausreichend, so muß sie natürlich vermehrt werden. Dagegen ist der Werth der anderen Gesetzentwürfe zweifelhafter. Nicht daran lag es, daß man keine Handhabe gehabt hätte, die Aufreizung zum Verbrechen in der Presse und in Versammlungen zu bestrafen; sondern daran, daß die vorhandenen Gesetzesparagraphen nicht ausgenutzt wurden; und höchstens könnte man sagen, daß jene neuen Ergänzungen vielleicht noch zweckmäßig sind, die auch schon den strafbar machen, der überflüssigerweise Sprengstoffe bei sich aufbewahrt, oder jenen anderen, der, ohne selbst zu Verbrechen anzureizen, doch einem anarchistischen Klub angehört, in dem solche Auswiegelungen zum Programm gehören. Aber praktisch werden auch diese Ergänzung nicht allzuviel zu bedeuten haben, denn die Polizei erfährt eben nicht, wer Sprengstoffe aufhebt, und die Klubs sind ungefährlicher, wie die geheimen Konventikel, die sich gleichfalls dem Auge der Polizei entziehen.

Der Schaden in Frankreich scheint an anderer Stelle zu liegen; er steckt darin, daß jene Repressivgesetze, welche vorhanden sind, schon nach kurzer Zeit unter dem schwankenden Drucke der öffentlichen Meinung wieder außer Uebung kommen.

Dieses Schwanken zwischen freiheitsfeindlicher Strenge und laxer Nachgiebigkeit erscheint besonders gefährlich; beseitigte man dieses Schwanken, so wäre mehr gewonnen, als durch eine — so muß man aus der Erfahrung schließen — wahrscheinlich auch nur vorübergehende größere Strenge.

Crispi bildet das neue Kabinet in Italien; es soll ein Versöhnungsministerium sein, und man bringt auf allen Seiten seinem Unternehmen gute Erwartungen entgegen, die sich hoffentlich erfüllen werden. Jedenfalls ist es der richtige Gedanke in einer so schweren Lage des Vaterlandes, alle Kräfte, ohne Rücksicht auf eine enge Fraktionsschablone, zur Mitarbeit heranzuziehen.

## Ein parlamentarisches Kaleidoskop.

Der Reichstag hat den deutsch-rumänischen Handelsvertrag mit 189 gegen 165 Stimmen angenommen. Die Mehrheit ist ausreichend, um der Reichsregierung aus einer internationalen Verlegenheit zu helfen, aber sie genügt nicht, um eine konsequente Politik zu treiben. Die Zahl der Majorität möchte allenfalls ausreichen, aber die Zusammensetzung ist so brüchig, daß man nicht von heute zu morgen mit Sicherheit auf ihr ferneres Bestehen, auch nur in handelspolitischen Fragen, rechnen kann. Einzelne Mitglieder der Reichspartei, der kleinere Theil des Centrums, der größere Theil der Nationalliberalen, die freisinnigen Gruppen, die süddeutsche Volkspartei, die Sozialdemokraten, Welfen und Polen haben die Mehrheit hergestellt. Sieht schon diese Majorität bunt genug aus, so waren die Motive der einzelnen Gruppen nicht minder verschiedenartig. Niemand wird danach behaupten wollen, daß jene 189 Stimmen eine sichere Unterstützung der Caprivi'schen Handelspolitik bedeuten. Als grundsätzliche Anhänger dieser Politik, auf welche der gegenwärtige Reichskanzler für jeden Handelsvertrag rechnen kann, sind nur etwa hundert Abgeordnete im gegenwärtigen Reichstage anzusehen. Die Stimmen, welche darüber hinaus für den rumänischen Handelsvertrag eingetreten sind, waren ängstlich bemüht, sich gegenüber einem etwaigen deutsch-russischen Handelsvertrage die Hände freizuhalten. Und die Regierung selbst hat, um nur zunächst einmal den rumänischen Vertrag zu sichern, wiederholt hervorgehoben, daß eine Zustimmung zu dem rumänischen Vertrage Niemanden in seiner Haltung gegenüber einem etwaigen deutsch-russischem Vertrage binde.

Das Alles zeigt die Unnatur der gegenwärtigen politischen Lage.

Man vergegenwärtige sich nur einmal deutlich die Situation: eine konservative Regierung, in einer wichtigen politischen Frage, bei der obendrein ihr Prestige dem Auslande gegenüber in Frage steht, verlassen von den Konservativen im Reichstage, heftig angefeindet von den eigenen Verwaltungsbeamten, angewiesen auf die Unterstützung der Sozialdemokraten, deren Bekämpfung sie wiederholt als eine ihrer wichtigsten Aufgaben bezeichnet hat, besiegt ohne die Hilfe der Polen, mit denen bei Wahlen zusammenzustimmen als kleiner Hochverrath gilt.

Kann der Reichskanzler bei einer solchen Konstellation auf dem Wege der Handelsvertragspolitik weiter marschiren?

Er muß ja jetzt zu einem Abkommen mit Rußland übergehen. Verhandlungen zwischen zwei großen Reichen, die in einem so weit vorgeschrittenen Stadium scheitern, bedeuten eine schwere diplomatische Niederlage, der sich auszusetzen der Reichskanzler gewiß keine Neigung verspüren wird. Die Vorlage eines deutsch-russischen Handelsvertrags wird also aller Wahrscheinlichkeit nach kommen. Wird auch jene Vorlage im Reichstage Annahme finden? Wer kann das heute voraussagen!

Und so wie es mit der Handelsvertragspolitik steht, verhält es sich beinahe ohne Ausnahme mit allen anderen Zweigen der Politik.

Man kann geradezu sagen: es gibt zur Zeit keine einzige wichtige politische Frage, bei der die Reichsregierung im Voraus zuverlässig weiß, ob sie eine Mehrheit haben wird oder nicht. Und jede Mehrheit, die sie findet, ist wieder völlig verschiedenartig zusammengesetzt.

In dieser fortgesetzten Verschiebung der parlamentarischen Majoritäten kommt der Krebsschaden unseres ganzen politischen Lebens drastisch zum Ausdruck. Die Regierung wird dadurch an jeder planvollen Politik gehindert, und das Parlament geht bei diesem beständigen Durcheinander immer weiter aus den Fugen und sinkt allmählich zu einem bloßen Debattirklub herab.

Wo ist das Heilmittel gegenüber dieser Zersetzung zu suchen? Etwa im Parlamente? Nie war die Aussicht dafür geringer, als gegenwärtig. Oder bei den Staatsmännern, die an der Spitze der Regierung stehen? Die Aufgabe ist groß, aber sie erfordert eine eiserne Faust zur Durchführung. Fürst Bismarck hätte eine homogene Regierungsmehrheit schaffen können, wenn er seine diplomatische Vorliebe für das divide et impera nicht auch auf die innere Politik übertragen hätte. Die Schwächung des Parlaments durch Spaltung schien ihm erstrebenswerther als die Stärkung des Reichstags durch Organisirung großer Parteiverbände. Bereits in den letzten Jahren seines Regiments konnte er sich davon überzeugen, welche verhängnißvollen Folgen diese Politik der parlamentarischen Zersetzung gezeitigt hat. Unter den Wirkungen dieser Politik leiden wir heute mehr denn je. Und so wenig der gegenwärtige Reichskanzler für diese Entwicklung verantwortlich gemacht werden kann, so wenig hat er andererseits bisher gethan, um diesen Wirkungen entgegen zu arbeiten. Er sucht sich; mit den Parteien abzu-



finden, so gut es eben gehen will, aber er unterläßt es, sich eine feste Mehrheit, mit der ein Staatsmann arbeiten kann, zu schaffen.

Vielleicht wäre der Versuch weniger aussichtslos, als es äußerlich scheint. Nur muß die Bevölkerung klar erkennen können, wohin die Reise geht und daß der leitende Staatsmann auch entschlossen ist, alle gesetzlichen Mittel anzuwenden, um den Widerstand derjenigen zu brechen, die sich einer solchen Reorganisation widersetzen.

Wenn man aber sieht, mit welcher Ungenirtheit in Preußen sogar unmittelbar abhängige Regierungsbeamte, Landräthe, Regierungspräsidenten, Ministerialräthe, getreu den Instruktionen des Bundes der Landwirthe, gegen die Politik des Reichskanzlers zu Felde ziehen, wenn man bemerkt, wie der Reichskanzler den Agrariern gegenüber seine im Interesse der Allgemeinheit eingeleitete Handelspolitik mehr entschuldigt, als vertheidigt, so muß jeder Wähler stutzig werden, und jener starke Bruchtheil der Wählerschaft, der stets geneigt ist, einer energischen Regierung zu folgen, wird unsicher, ob es für ihn nicht vortheilhafter ist, mit seinem Landrath gegen den Reichskanzler zu marschiren, als mit dem Reichskanzler gegen den Landrath, der für ihn die Regierung viel unmittelbarer vertritt, und der dem einfachen Mann viel mehr schaden kann, als der Reichskanzler.

Man darf behaupten, daß ein solcher Kampf politischer Beamten gegen den vornehmsten Rath des Staatsoberhauptes in keinem anderen Lande der Welt heute möglich wäre. Wenn sich in England oder in den Vereinigten Staaten von Amerika — um nur die freiesten Länder zu nennen — ein absetzbarer Regierungsbeamter unterstände, gegen die Politik der Regierung auch nur annähernd in der Weise zu agitiren, wie es preußische Landräthe ungescheut thun, so wäre er in vierundzwanzig Stunden seines Amtes entsetzt. Allerdings denkt in jenen Ländern auch Niemand daran, abhängige Beamte zu Volksvertretern zu machen.

Aber diese bei uns bestehende Anomalie nöthigt doch die Regierung nicht, sich von ihren eigenen Beamten politisch malträtiren zu lassen. Daß man das demagogische Agrarierthum nicht mit Sammethandschuhen anfassen darf, wenn man es unschädlich machen will, dürfte doch allmählich klar sein.

Die Fiktion, als ob die Agrarier nur verirrte Freunde der Reichsregierung seien, ist nicht länger aufrecht zu erhalten. Man behandle sie endlich als das, was sie sind, als rücksichtslose Gegner jeder Regierung, die nicht für die einseitigsten Klasseninteressen eintreten will.

Th. Barth.

## Vom Prinzen Krapotkin zum Zuchthäusler Vaillant.

Nous crions:
„Révolte contre toutes les lois".

Elisée Reclus, der auf dem Gebiete der geographischen Wissenschaften ein ganz hervorragender Gelehrte ist, und der, soweit bekannt, stets das bürgerliche Leben eines tadellosen Ehrenmannes geführt hat, schreibt von seinem Freunde, dem Prinzen Krapotkin, das Folgende:

„Unter denen, welche aus der Nähe oder aus der Entfernung sein Leben beobachtet haben, giebt es keinen, der ihn nicht achtete, der nicht Zeugniß ablegte für seine hohe Intelligenz und sein Herz, das von Güte überströmt, der ihn nicht für wahrhaft edel und rein erachtete . . . Sein Verbrechen ist, daß er die Armen und Schwachen liebt; seine Missethat ist, daß er ihre Sache vertritt."*)

Neuerdings hielt sich Krapotkin in London auf; er hatte ein bescheidenes Häuschen in Harrow on the Hill; er lebt zurückgezogen wie ein Gelehrter, er ist ein außerordentlich eifriger Besucher der Lesezimmer im Britischen Museum, und er liefert für die großen englischen Revuen, namentlich für die „Nineteenth Century" Beiträge, die voll wissenschaftlicher Ruhe und wenigstens stets beweiskräftig für großen Kenntnißreichthum sind. Dieser Prinz Krapotkin ist nicht der Vater, aber für Frankreich der eifrigste Säemann anarchistischer Ideen gewesen; und nicht nur für Frankreich. Die anarchistischen Glaubenssätze hat er zuerst in jene Fassung gebracht, die für die Tagesagitation allerorten heute dienen.

Vaillant, der durch seinen Bombenwurf in der französischen Deputirtenkammer mehrere Dutzend Menschen leichter und schwerer verwundete, ist ein völlig heruntergekommener verlumpter Mensch. Er ist unwissend, wegen gemeiner Verbrechen wiederholt bestraft, fünfmal wegen Diebstahls; er ist moralisch und intellektuell brute, ein Vieh. Und dieser Vaillant sagt, daß er seine That als Anarchist begangen habe.

Zwischen dem Prinzen Krapotkin, einem makelfreien Charakter, und dem Zuchthäusler Vaillant ist eine Kluft wie zwischen der Höhe moderner Weltbildung und der tiefen Barbarei großstädtischen Verbrecherthums, und doch führen von dieser Höhe zu dieser Tiefe Fäden. Den Zusammenhang aufzuweisen, ist vor allem psychologisch interessant. Es zeigt sich dann, wie Edelsinn und Bestialität unmittelbar zusammenstoßen können. . . . .

Der moderne Sozialismus und der moderne Anarchismus haben gemeinsame Wurzeln; sie entwickelten sich an dem Gegensatz, der sich innerhalb der internationalen Arbeiterassoziation, zwischen Bakunin, dem Russen, und Marx, dem Deutschen, herausgebildet hatte. Jene internationale Assoziation der Arbeiter, die im Jahre 1864 gegründet worden war, ist erfüllt von den Kämpfen zwischen Marx und Bakunin, die sowohl sachlicher, wie vor allem auch persönlicher Natur waren, und die sich darstellten als das Ringen zweier gleich zäher und gleich herrschsüchtiger Gegner, wobei Bakunin das feurigere, thatkräftigere Temperament, Marx den verschlagenen Strategen darstellt. Beide fußten auf Hegel; Bakunin mit russischer Anpassungsfähigkeit und Weltläufigkeit setzte die Hegel'sche Kunst der Dialektik in scharfgeprägte politische Agitationsmünze um, die er in Reden und Broschüren in die Bevölkerung schleuderte; griff seine Agitation unmittelbar in die Massen hinein, so sollte sie sich auch sogleich in Thaten umsetzen. Marx förderte die neue Sache zugleich geheimer und auf Umwegen, und er schuf nach der Sitte früherer deutscher professoraler Gründlichkeit den philosophisch-ökonomischen Kodex der Partei, der weitläufig und tiefgründig und in gelehrsamer Unverständlichkeit mehr geheimnißvoll verbarg als klar darlegte, und darum gerade konnte dieser Kodex eine Art heiliges Buch werden, dessen Lektüre und Kritik nicht verboten zu werden brauchte, weil es nur ganz wenige zu lesen wagten und von diesen wenigen nur wenige zu durchdringen vermochten.

Schon in der Charakteranlage von Bakunin und Marx steckt somit ein Theil der Verschiedenheiten von Sozialismus und Anarchismus. Der Russe, der mit fliegender Hast schnell zerfallende Organisationen schuf, ging auf die rasche That aus und zog für das, was nach der That zu geschehen hat, nur leichthin einige Umrisse. Der Deutsche, jüdischen Blutes, knüpfte mit ungeheurer Beharrlichkeit immer wieder die abreißenden Fäden nach allen Seiten an; er organisirte und schablonisirte, und er schweißte mit einer talmudisch-philosophischen Zugespitztheit und Dunkelheit sein theoretisches System zusammen. Diese Gegensätze führten endlich zum offenen, entscheidenden Bruche im Jahre 1873. Im September dieses Jahres tagte zu Genf der sechste Generalkongreß der Internationalen, losgelöst von den Marxisten. Damals fiel zuerst das Wort Anarchie: Der Collectivist Brousse sagte:

„Ihr wollt das Gebäude der Autorität einreißen; die Anarchie ist euer Programm. Noch ein Axthieb und alles stürzt zusammen."*)

*) Pierre Kropotkine: Paroles d'un Révolté. Ouvrage publié par E. Reclus. Paris. Marpon et Flammarion. P. VII.

*) Wichtiges Material über diese Zeit enthält: J. Garin, Die Anarchisten. Deutsch. O. Wiegand. Leipzig. 1887.

In jener Verschwörerecke des Genfersees, die eingekeilt zwischen Italien und Südfrankreich, namentlich Flüchtlingen aus dem Zarenreich ein Asyl gewährt, hatte sich der politische Anarchismus unter dem Namen der romanischen, dann der Jura-Föderation, zuerst entwickelt. Die Sache war da, aber diese Richtung nannte sich zunächst, um einen Gegensatz zu der Lehre Proudhon's festzuhalten parti fédéraliste, dann anti-étatiste und anti-autoritaire. Nur die Gegner nannten die Gruppe, um sie bloßzustellen, Anarchisten; man ließ sich diesen Namen, gefallen aber hielt zunächst darauf, ihn mit einem Bindestrich so zu schreiben: „an-archistes", Gegner der Herrschaft, doch nicht Freunde der Unordnung, bis man schließlich gleich den Geusen sich selbst Anarchisten nannte. Es ist bezeichnend, daß der Vater dieser Richtung ein Russe und seine ersten Adepten die leicht erregbaren, damals auf tiefer Bildungsstufe stehenden romanischen Arbeitermassen Südfrankreichs und Oberitaliens waren.

Am 2. Juli 1876 starb Bakunin in Bern; er hatte den letzten Theil seines Lebens, gealtert und krank, in der Nähe des herrlichen Locarno auf einem Gütchen verbracht, das er der Großmuth seines Freundes Caffiero verdankte.

An Bakunin's Stelle trat Krapotkin, wiederum ein Russe.

Wie Bakunin war auch Krapotkin ein russischer Verschwörer und russischer Flüchtling, der ein Leben voll Abenteuer und außerordentlicher Gefahr bereits hinter sich hatte.

Um zu begreifen, welche Richtung diese Sekte verfolgt, muß man schildern, wie sie sich dem Pariser Kommuneaufstand des Jahres 1871 gegenüberstellt, diesem Aufstand, der die Spitze rücksichtslosesten Radikalismus darzustellen scheint. Lissagaray*), der Biograph jener furchtbaren Tage und ihr Verherrlicher sagt:

„Der gewappnete Sozialismus ist aus den Mauern von Paris herausgesprungen, nicht allein in Europa, auch in Amerika. Der achtzehnte März gehört allen Völkern, wie der vierzehnte Juli, und die Proletarier der ganzen Welt pflegen ihn feierlich zu begehen."

Auch für Krapotkin ist der Kommuneaufstand eine Großthat:

„Die Regierung war verflogen, gleich einer Pfütze stinkenden Wassers beim Wehen des Frühlingswindes, und Paris, das kaum einen Tropfen Blutes seiner Kinder vergossen hatte, war am 19. befreit von dem Schmutzfleck, der die Hauptstadt verpestete."**)

Aber Krapotkin theilt auch den überaus interessanten Brief eines seiner intimen Gesinnungsgenossen mit, der jene Kommunetage mitdurchlebt hat, und dieser Brief spiegelt wieder, wie ein Anarchist die Märztage nachempfand.

„Ich werde mich stets jener schöner Augenblicke der Befreiung erinnern. Ich war aus meinem Zimmer in Quartier latin, hoch oben gelegen, herabgestiegen, um in jenen immensen Klub unter freiem Himmel mich zu begeben, der die Boulevards von einem zum anderen Ende von Paris erfüllte; alle Welt besprach die öffentlichen Angelegenheiten; alle persönlichen Angelegenheiten waren vergessen: es handelt sich nicht mehr darum, zu kaufen und zu verkaufen, alle waren bereit, sich mit Geist und Körper in die Zukunft hineinzustürzen. Selbst die Bourgeois, fortgerissen von dem allgemeinen Eifer, sehen beglückt, sich eine neue Welt öffnen. „Muß die soziale Revolution vollzogen werden, nun gut, vollziehen wir sie: es sei alles gemeinsam, wir sind bereit." Die Elemente der Revolution waren da: es handelt sich nur noch darum, sich ihrer zu bedienen. Als ich des Abends in mein Zimmer zurückkehrte, sagte ich mir: „Wie schön ist doch die Menschheit! Man kennt sie nicht; man hat sie stets verleumdet!" Dann kamen die Wahlen, die Mitglieder der Kommune wurden ernannt, und die Kraft der Opferfähigkeit, und der Eifer zu handeln, verlöschten langsam. Jeder begann wieder seine gewohnte Beschäftigung und sagte sich: „Jetzt haben wir eine ehrliche Regierung, lassen wir sie handeln."

Krapotkin sagt an anderer Stelle ergänzend: Auch der Kommuneaufstand ging zu Grunde, weil er dem „fétichisme gouvernemental" huldigte, weil das Volk sich eine Regierung gab.

Die Regierungslosigkeit ist das Prinzip; und dieses bringt die Anarchisten in einen völligen Gegensatz zu den Sozialisten, deren Ideal der schrankenlose Majoritätsdespotismus auf allen Gebieten ist — politisch und wirthschaftlich.

Die Sozialisten rücken die wirthschaftliche Frage in den Vordergrund; die Anarchisten leugnen nicht die Bedeutung der wirthschaftlichen Frage; aber das wirthschaftliche Wohlergehen und die wirthschaftliche Gleichheit genügen ihnen nicht; sie wollen dazu die unbegrenzte persönliche Freiheit, ja diese vor Allem, und diese Freiheit soll ebensowenig verkümmert werden durch einen Despoten, wie durch eine despotische Majorität, sei sie nun von einem Parlament oder auch durch die Abstimmung eines ganzen Volkes repräsentirt. Erhält somit der Sozialismus durch die stete Betonung der Magenfrage zunächst ein materialistischeres Gepräge, so mündet die anarchistische Lehre mit der Verherrlichung einer fessellosen Freiheit des Individuums unmittelbar in verstiegenstem Idealismus.

Eine Strecke Weges können beide gleichwohl gemeinsam gehen. Die Kritik der heutigen Zustände ist bei beiden dieselbe; mit glühenden Farben schildert der eine wie der andere die Schäden und Ungerechtigkeiten der heutigen sozialen Zustände: Chaos industriel et commercial et faillite de la production capitaliste. . . . Décomposition galopante et faillite prochaine des États*). Das unterschreibt jeder Sozialist.

Die Anarchisten gehen dann weiter; sie kritisiren unerbittlich das System der Volksvertretung.

„Les candidats sont omniscients et infaillibles; mais que seront les mandataires? Quand ils auront enfin leur part de royauté, ne seront ils pas fatalement saisis par le vertige du pouvoir, et comme des rois, dispensés de toute sagesse et de toute vertu?"

So Elisée Reclus.

Die Sozialisten wollen die Staatsintervention auf das äußerste steigern; die Anarchisten zeigen auf Schritt und Tritt die verhängnißvollen Folgen, welche schon die heutige Staatsintervention und das Repräsentativsystem haben und sie sagen, daß neue ökonomische Grundlagen neue politische Institutionen verlangen. Baut man die Staatsherrschaft aus, so steigert man auch die Uebel der Staatsherrschaft. Folglich muß man gleichzeitig das Privateigenthum wie jede Form der Staatsherrschaft vernichten.

Was alsdann? So scharf die Kritik, so einfach ist der Aufbau. C'est simple comme bonjour.

Die Expropriation der Expropriateure ist erfolgt, und die Regierungen und alle Behörden sind durch das Volk gestürzt.

Es gibt jetzt nur noch Berufsgenossenschaften, in die man frei eintritt, und aus denen man frei austreten kann. Diese Berufsgenossenschaften tauschen nach Bedürfniß ihre Arbeitsprodukte aus. Friedlich leben sie nebeneinander, friedlich leben die einzelnen Kommunen nebeneinander. Da es keine Grenzen mehr gibt, gibt es keine internationalen Rivalitäten mehr, und da alles Allen gehört, gibt es auch keine Verbrecher, denn die meisten Verbrechen richten sich ja gegen das Eigenthum. Ohne Eigenthum keine Uebelthäter. „Bei einer guten sozialen Organisation wird die Tugend unnütz". Sollte es aber doch noch einige Verirrte geben, so sind es eben verirrte Leute, denen man mit Milde verzeihen muß. Diese Welt ist das Paradies:

„Begehre von jedem nach seinen Fähigkeiten, gib jedem nach seinen Bedürfnissen."

„Chacun travaillera pour le bien-être de tous et tous pour le bien-être de chacun." Es herrscht ihre Identifikation: de l'individue avec tous ses semblables.

Und der Wahlspruch dieser Welt ist:

„Si tu veux être heureux, fais à chacun et à tous ce que tu voudrais que l'on te fît à toi-même".

*) Geschichte der Kommune von 1871, auch deutsch. Stuttgart, Dietz. 1891.

**) Paroles d'un Révolté p. 119.

*) Die nachfolgende Darstellung stützt sich im Wesentlichen auf die Zeitschrift „Le Révolté", in der von 1879 bis 1882 die Ideen des Anarchismus im Anschluß an Proudhon und Bakunin nach allen Seiten von Krapotkin entwickelt wurden; hier ist der ganze Gedankenvorrath des politischen Anarchismus ausgemünzt. Später wurden die wichtigsten dieser Aufsätze herausgegeben von Elisée Reclus, dem Geographen.

Das sind evangelische Worte, und der Anarchismus beruft sich denn auch unmittelbar auf die Kirchenväter und die großen Kirchenlichte; denn Ambrosius sagt:

„Die Natur predigt das Recht der Gemeinschaft und nur ein Unrecht hat das Eigenthum geschaffen".

Und Basilius:

„Der Reiche ist ein Dieb".

Und Hieronymus:

„Der Ueberfluß ist immer die Folge eines Raubes; wenn dieser nicht durch den gegenwärtigen Besitzer begangen wurde, so haben es seine Ahnen gethan".

Und Johannes Chrysostomus:

„Der Reiche ist ein Räuber. Er soll sich der Allgemeinheit fügen, indem er ihr von seinem Ueberflusse gibt. Es wäre besser, wenn alle Güter gemeinschaftlich wären".

Und endlich Clemens:

„Von Rechtswegen sollte Alles Allen gehören. Die Ungerechtigkeit hat das Privateigenthum geschaffen".

So mündet denn der Anarchismus bei jenem mildesten, edelsten Idealismus, der seine Wurzeln in der Bibel hat.

Unmittelbar neben diesem biblischen Idealismus gähnt aber der gräßliche Abgrund. Teufelsfratze und Engelsgesicht entsprießen demselben Samen.

Soll die Menschheit regenerirt und auf die anarchistische Höhe gehoben werden, so muß das alte Gebäude von Grund auf zerstört werden, und die Menschheit einer furchtbaren Kur unterliegen. Eine jahrelange Revolution muß über die Erde dahinbrausen, und diese Revolution muß eingeleitet werden durch jene Form kühner Propaganda, durch die sogenannte Propaganda der That. Die Propaganda der That hat die Menschen immer wieder an die tiefen Schäden des heutigen gesellschaftlichen Lebens zu erinnern, und der Terrorismus muß die Zögernden schließlich zu Konzessionen zwingen. Jedes Opfer hat der Anarchist für diese Aufgabe zu bringen. Der erste von den fanatischen Grundsätzen „über die Pflichten des Revolutionärs lautet also:

„Der Revolutionär ist ein selbstgeopferter Mann. Er hat keine gewöhnlichen Interessen, Gefühle oder Neigungen, kein Eigenthum, nicht einmal einen Namen. Alles in ihm wird verschlungen von einem einzigen ausschließlichen Interesse, einem einzigen Gedanken, einer einzigen Leidenschaft — der Revolution."

Der wilde Fanatismus war stets das größte Unheil dieser Welt; er hat mit der Bibel in der Hand Millionen in den Tod geschleppt; er verkettet auch in diesem Falle das Streben nach unerreichbaren, paradiesischen Idealen mit dem blutdürstigsten Verbrecherthum.

Diese Verknüpfung von unmöglichstem Idealismus und größter Barbarei, von Wildheit und Milde ist heute ein besonderes Gewächs russischen Bodens. In zahlreichen russischen Schriften wird das Problem entwickelt, wie die Unfähigkeit, die Wirklichkeit zu gestalten, zu dem Wunsche führt, die Wirklichkeit zu vernichten, wie der russische Idealismus sich im Nihilismus verkörpert. So konnten denn auch Souvarin die Worte in den Mund gelegt werden:

„Si la justice n'était pas possible avec l'homme, il faillait que l'homme disparût".

Die beiden Seiten der Lehre, ihr utopischer Idealismus und ihre barbarische Verbrechertaktik wurden von Russen nach Westeuropa gebracht, und allein Russen waren in Westeuropa ihre hervorragenden Vertreter. Auf dem westeuropäischen Boden sich selbst überlassen, fiel die Lehre charakteristischer Weise in ihre Theile auseinander. Die Russen sind verbrecherische Idealisten; ihre Nachahmer in Westeuropa waren in ihren charakteristischen Erscheinungen reine Idealisten oder reine Verbrecher. Und gerade auch in Deutschland hat sich diese Scheidung besonders scharf vollzogen.

Es gibt in Deutschland drei Typen, die den Anarchismus vertreten: der philosophische Anarchismus, der Anarchismus als politisch-wirthschaftliche Theorie und der Anarchismus der That seitens des Verbrecherthums.

Der philosophische Anarchismus, der in seiner Art das Leben zu kritisiren, auf Proudhon, in seiner Art Folgerungen aus dieser Lebensbetrachtung zu ziehen, auf Max Stirner zurückgeht, ist ein feines, weltabgewandtes, echt germanisch-idealogisches System, ein System der aristokratischen Einsamen. Sein heutiger Vertreter ist John Henry Mackay, ein Schotte, der in Deutschland aufgewachsen ist.

Mackay ist ein philosophischer Dichter; seine Freunde haben ihn den ersten „Sänger der Anarchie" genannt, und er charakterisirt sich selbst in dem Vorwort zu seinem neuesten Buch „Die Anarchisten"*). Er entgegnet auf die Frage, warum er nicht agitatorisch auftritt, das Folgende:

„Ich erwidere darauf: weil ich es nicht kann; weil ich es nicht könnte, auch wenn ich es wollte. Die Gaben der Menschen sind verschieden. Ich bin ein Künstler, vielleicht nicht „durch und durch", denn mein Interesse gehört Vielem im Leben, doch so manches lastet auf mir, von dem ich mich, ich fühle es, nur befreien kann in dichterischem Schaffen. Die Herausgabe und Leitung einer Zeitung aber würde mich tödten und ein Hervordrängen meiner Person in den lauten, rohen Kampf des Tages und seiner Meinungen wäre mir vollends unmöglich."

Dieser Dichter, dessen „Anarchisten" lyrisch-weich, wehmüthig und ein wenig breit von den Uebeln dieser Welt sprechen, wendet sich direkt gegen die Terroristen. Der Inhalt seines Buches sucht gerade den Gegensatz zwischen den zwei Richtungen des Anarchismus herauszuarbeiten, zwischen dem philosophischen Anarchismus und dem Anarchismus edel angelegter Menschen, die zu Fanatikern geworden sind:

„Trupp war ein vorzüglicher Mensch. Aber er war oft auf beiden Augen blind. Er war ein Fanatiker. Er war zudem der Fanatiker einer Phantasie. Denn eine Phantasie ist der Kommunismus, welcher die Gewalt zu Hilfe rufen muß, um trostlose Wirklichkeit zu werden."

Aus diesem Buche tönt der Spruch Lessing's wieder: Was Blut kostet, ist des Blutes nicht werth. Und Mackay folgert mit Stirner, die Befreiung der Menschen können nicht die Menschen vollziehen. Jeder einzelne kann nur sich selbst befreien, und erst, wenn ein jeder einzelne sich selbst befreit hat, werden alle frei sein. Anarchist sein, heißt daher, einsam an seiner Selbstbefreiung arbeiten und nichts thun, was andere an ihrer Befreiung hindern würde. Aus der aristokratisch-egoistischen Zurückgezogenheit auf sich selbst soll das allgemeine Glück erstehen.

Weder mit großer Schärfe noch mit großer Kraft wird diese lyrische Philosophie vorgetragen, die wie die stille Einsamkeit des schottischen Hochlandes mit seinen mystischen Nebelschleiern anmuthet.

Unmittelbar in die Politik sucht eine neue Broschüre von Benedict Friedländer einzugreifen. Schon ihr Titel sagt, was sie enthält; der lautet: Der freiheitliche Sozialismus im Gegensatz zum Staatsknechtsthum der Marxisten**).

Eugen Dühring's Lehre mit Wärme aufnehmend und vertheidigend, greift diese Schrift mit großem Geschick die Theorien der heutigen Sozialdemokratie an, den Zwangsstaat von Marx.

„Wenn je die marxistischen Bestrebungen verwirklicht werden würden, so wären voraussichtlich nur die Formen der Knechtschaft und Ausbeutung und ihre persönlichen Träger andere geworden; die Uebel selbst aber würden die gleichen bleiben."

Die Schrift ist geboren aus dem Gegensatz zur Sozialdemokratie, aus der Furcht vor jener Majoritätsdespotie, die das politische wie das wirthschaftliche Leben Aller beherrscht und die Alles regelt. Und nun ist eines psychologisch außerordentlich interessant. Friedländer, der mit nicht gewöhnlicher Schärfe aus der menschlichen Natur heraus nachweist, daß der sozialdemokratische Staat ein Staat der Knechtschaft sein müsse, — derselbe Mann ist gänzlich blind, um zu erkennen, wie der kommunistische Anarchismus oder das

*) Kulturgemälde aus dem Ende des 19. Jahrhunderts. Berlin. Magazin für Volkslitteratur. 1893.

**) Freie Verlagsanstalt. Berlin. 1892.

„antikralisch-sozialitäre System" Dühring's und Hertzka's — auf die feinen Unterschiede gegenüber anderen wirthschaftlichen Lehren der Anarchisten und Kommunisten kommt es hier nicht an — gleich utopistisch ist wie der Marxismus.

Alle Produktionsmittel gehören natürlich Allen und die Ausnutzung der einzelnen Produktionsmittel steht freien Wirthschaftskommunen zu, denen Jeder beitreten und aus denen Jeder nach Belieben austreten kann. Welche Wirthschaftskommune würde dann in Jahrzehnte langer harter Arbeit Sümpfe austrocknen und Kanäle bauen, um im Augenblick, da die genußbringende Verwerthung eintritt, von neuen Genossen überschwemmt zu werden, die den Vortheil an dem Schaffen der anderen fast mühelos mitverzehren; wie Heuschrecken würden die Menschen über jene Früchte herfallen, die sich jeweilig unter Aufwendung der geringsten Arbeit pflücken lassen, bis auch an den Stellen müheloseren Lebens eine Einöde geschaffen wäre, und die Gleichmäßigkeit, dann in der That auf der tiefsten Stufe der Kultur erreicht ist.

Die Verknüpfung der Fähigkeit schärfsten Sehens nach der einen Richtung mit völliger Unfähigkeit nach der anderen Richtung zu blicken, dieser „verdunkelte Punkt im Gehirn", der so charakteristisch für alle Apostel und Heilslehrer ist, zeigt sich auch hier.

Neben dem Philosophen, neben dem politisch-ökonomischen Theoretiker jener Praktiker, der im russischen Sinne zum Handeln schreitet oder der andere hierzu aufstachelt; das ist für Deutschland Johann Most, der zu Augsburg 1846 von katholischen Eltern geboren wurde;*) sein Vater war ein kleiner Subalternbeamte.

In Most vollzieht sich der Uebergang zum reinen Verbrecherthum. Das anarchistische System ist nur noch Phrase, die Menschenbeglückung ist nur Redensart, und Realität ist die Lust am Verbrechen aus moralischem Wahnsinn und aus Eitelkeit. Für die Propaganda der That, die Bakunin und Krapotkin predigten, liefert Most die Anleitung. In seinem kleinen Lehrbuch: „Revolutionäre Kriegswissenschaft" heißt es einleitend:

„Ueber die Bedeutung, welche die modernen Sprengstoffe für die soziale Revolution in Gegenwart und Zukunft haben, braucht heutzutage nichts mehr gesagt zu werden. Es liegt auf der Hand, daß dieselben im nächsten Abschnitt der Weltgeschichte den ausschlaggebenden Faktor bilden."

Und es folgen Anweisungen für den Gebrauch und die Herstellung von Nitroglycerin und Dynamit, von Bomben, Giften und anderen menschenfreundlichen Stoffen. Gerade diese „Revolutionäre Kriegswissenschaft" von Most, der selbst ein ausgemachter verlumpter Feigling ist und nur andere in Verbrechen und Tod hetzt, hat in der anarchistischen Litteratur niedrigster Art Epoche gemacht, und dieses Buch erlangte vorbildliche Bedeutung.

Most ist nichts als ein Verbrecher, aber ein Verbrecher mit der Feder. Wer die Feder nicht zu führen vermag, und wer mit der Feder seiner Bestialität und seiner Eitelkeit daher nicht fröhnen kann; bei wem eine höhere aber feigere Intelligenz durch eine stupidere und brutalere Thatkraft ersetzt wird, der schleudert dann nach den Rezepten von Most todtbringende Bomben. Damit ist der Kreis vom Prinzen Krapotkin, der im bürgerlichen Leben tadellos ist, zu dem Arbeiter Vaillant geschlossen, der schon fünfmal wegen Unterschlagung verurtheilt wurde.

Lombroso weist in seiner Charakteristik bestimmter Verbrechertypen auf ihre maßlose Eitelkeit hin; so groß und so verblendet ist die Eitelkeit dieser Verbrecher, daß sie ihrem Wahn auch das Opfer der Selbstvernichtung zu bringen bereit sind. In dem Hirn eines Vaillant ist der Anarchismus nur noch die eitle Großmannssucht des Verbrechers. Das ist aus den Lehren eines Bakunin und Krapotkin geworden, und so verbindet sich auf den Wegen des Fanatismus paradiesisches weltfernes Denkerideal und weltzerstörendes banausisches Verbrecherthum.

*) Vergl. Der Anarchismus und seine Träger". Berlin 1887. Neufeld & Mehring. Ein Buch, dessen Angaben freilich nur mit Kritik benutzt werden können.

Unter dem Baum der Freiheit, sagen die Reaktionäre, ist der Anarchismus erwachsen; das ist falsch. Auch am Baume des Despotismus, in Rußland, wuchert er, und gerade von dorther flog der Same nach Westen. Das soll man nicht vergessen, wenn man die Mittel zur Bekämpfung des Anarchismus beräth, der politisch bedeutungslos, und, wie jedes gemeine Verbrechen gefährlich nicht der Gesammtheit, sondern nur den Einzelnen ist.

P. Nathan.

## Parlamentsbriefe.

### III.

Der rumänische Handelsvertrag ist in zweiter Lesung mit der kleinen Majorität von 189 gegen 165 Stimmen angenommen worden. Hiernach ist anzunehmen, daß die Annahme auch in der dritten Lesung erfolgt. Da die Verträge mit Serbien und Spanien nicht ernstlich gefährdet erscheinen, so hat die Regierung also einen vollen Sieg erfochten. Aber einen schweren Sieg. Es hat im Sitzungssaale des Reichstags sehr aufgeregte Scenen gegeben, und genau wie bei Berathung der Militärvorlage im Mai und dann wieder im Juni schwankten die Vermuthungen über den endlichen Ausgang von Stunde zu Stunde.

Man muß sich den eigentlichen Punkt der Meinungsverschiedenheit mit voller Schärfe vor die Augen halten; der Vertrag bestätigt einen bestehenden Zustand, und führt keine Aenderungen herbei. Was jetzt durch Vertrag auf eine Zeitdauer von 12 Jahren festgesetzt wird, das war provisorisch schon auf dem Wege der Verordnungen in das Leben gerufen worden. Nicht die Annahme des Vertrags ruft einen Wandel in den bestehenden Zuständen hervor, sondern die Ablehnung hätte einen solchen Wandel hervorgerufen. Darin unterscheidet sich die jetzige Lage von derjenigen vor zwei Jahren. Damals wurde der Landwirthschaft in der That ein Wechsel in ihrer Lage durch Herabsetzung der Getreidezölle um 1,50 Mark zugemuthet, diesmal nicht. Hiernach ist auch die Beweislast zu regeln. Diejenigen, welche eine Veränderung des bestehenden Zustandes wünschen, haben den Beweis für die Nützlichkeit dieser Veränderung zu führen. Die Agrarier mußten nachweisen, daß der Landwirthschaft durch eine Zollerhöhung auf rumänisches Getreide irgend ein Nutzen erwachse. Diesen Beweis haben sie nicht geführt: sie haben nicht einmal die Nothwendigkeit, einen solchen Beweis zu führen, verstanden.

Das Paradigma, nach welchem alle agrarischen Redner ohne Ausnahme ihre Reden einrichteten, war das folgende. „Die Landwirthschaft befindet sich in einer Nothlage, folglich muß der Vertrag verworfen werden. Der terminus minor in diesem Syllogismus fehlte und ist durch keine dialektische Kunst herbeizuführen. Ein größerer oder geringerer Aufwand an Pathos hat die Logik durchaus ersetzen müssen. Nicht nur vor einem Richterstuhl, auf welchem objektiv geurtheilt wird, sondern von dem eigenen Standpunkte agrarischer Interessen aus ist die Haltung der Agrarier unbegreiflich.

Nur einen Gesichtspunkt haben sie geltend gemacht, der eine nähere Erwähnung verdient. Sie meinen, daß durch einen rumänischen Handelsvertrag dem russischen Handelsvertrage die Wege geebnet werden. Werde der rumänische Handelsvertrag abgelehnt, so werde der Regierung die Lust, mit Rußland weiter zu verhandeln, gründlich verleidet; werde der Vertrag mit Rumänien angenommen, so werde die Kraft, in Zukunft einem Vertrage mit Rußland zu widerstehen, geschwächt. „Ethisch" kann man auch diesen Grund nicht nennen; man soll im Augenblicke etwas Verkehrtes thun, um bei einer späteren Gelegenheit das Richtige thun zu können.

Aber auch dem, was dieses Argument Beweiskräftiges haben kann, wurde von dem Freiherrn von Stumm der Boden ausgestoßen. Er meinte, den rumänischen Handels-

vertrag abzulehnen, sei eine schutzzöllnerische Uebertreibung, die nothwendig einen Rückschlag in freihändlerischer Richtung zur Folge haben müsse. Er ist, wie es scheint, ein Gegner des Handelsvertrages mit Rußland, aber gerade weil er diesen nicht haben will, stimmt er für den Vertrag mit Rumänien. Man hört „Ulyß mit Warnungsblick von Athenens Geist beseelt". In der That, auch die Freihändler glauben, daß die Ablehnung des rumänischen Handelsvertrages den Sturz des Schutzzollsystems eingeleitet hätte. Man kann aber nicht zugleich ein aufrichtiger Freihändler und ein Pessimist sein. Die freihändlerische Weltanschauung ist optimistisch durch und durch, und darum haben die Freihändler für diese kleinen Handelsverträge, die ihnen blutwenig, aber immerhin etwas bieten, ihre volle Kraft eingesetzt.

Ueber die Haltung der Regierung ist einiges zu sagen. Herr von Marschall hat sich vom ersten bis zum letzten Augenblicke als ein guter Kämpe gezeigt. Die Agrarier haben sich den Spaß nicht entgehen lassen, ihn an seine staatsanwaltliche Vergangenheit zu erinnern, um ihm so nach den Kunstregeln des feinen Stichs Mangel an staatsmännischer Begabung vorzuwerfen. Er hat sich als sachkundiger und schlagfertiger Mann gezeigt und Mangel an Einsicht fällt ihm nicht zur Last. Vielleicht Mangel an Temperament, den wir auch dem Reichskanzler vorwerfen müssen. Graf Caprivi hob einmal ausdrücklich hervor, daß das Deutsche Reich in seinem Ansehen dem Auslande gegenüber geschädigt werden müsse, wenn ein internationaler Vertrag nicht die Zustimmung des Reichstages finde. Und dennoch müssen wir jetzt bei einem Rückblick auf die geführten Verhandlungen sagen, wir haben nicht die geringste Sicherheit dafür, daß bei einer Ablehnung des Vertrages die Regierung die verfassungsmäßig zulässigen Mittel ergriffen haben würde, um die Ehre des Deutschen Reiches zu wahren. Ich mache es der Regierung zum Vorwurfe, daß sie nicht die richtige Erkenntniß davon hat, wie stark unter allen Umständen eine Regierung ist, welche das gemeine Wohl einseitigen Interessen gegenüber vertritt.

Im Eingang wurde erwähnt, wie unsicher die Aussichten des rumänischen Handelsvertrages bis zum letzten Augenblicke gewesen sind. Der Grund dieser Unsicherheit liegt darin, daß nicht zu berechnen war wie sich das Stimmenverhältniß im Centrum und in der nationalliberalen Partei stellen würde. Die Parteileitung beider Fraktionen war für die Annahme der Verträge. Aber in beiden Fraktionen waren zahlreiche Dissidenten und nicht wenige Mitglieder, die sich der Abstimmung entzogen. Von manchen dieser Männer ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie von der Heilsamkeit der Verträge überzeugt waren und nur durch Versprechungen, die sie vor der Wahl abgegeben, verhindert worden sind, ihrer Ueberzeugung zu folgen. Wenn Herr von Bennigsen diejenigen Abgeordneten, welche dem Bunde der Landwirthe beigetreten sind, damit rechtfertigt, daß die Landwirthschaft ein wichtiges Staatsinteresse sei, so ist darauf zu erwidern, daß es ein großer Unterschied ist, ob man irgend einem Verein beitritt, der sich die Hebung landwirthschaftlicher Interessen angelegen sein läßt, oder ob man diesem Bunde der Landwirthe beitritt, der für diese Ziele und mit diesen Mitteln kämpft.

Von den Steuervorlagen ist bisher nur der Gesetzentwurf über die Stempelsteuer berathen und an eine Kommission verwiesen worden. Die Aussichten desselben in seinen einzelnen unter sich nicht zusammenhängenden Theilen sind unsicher. Es gibt einen Bruchtheil des Reichstags, der entschlossen ist, gegen jede Steuer zu stimmen, und er wird dafür immer Gründe finden, denn gegen jede Steuer lassen sich gute Gründe anführen. Die Aufhebung der Liebesgabe für die Brenner kann noch immer nicht als eine abgethane Sache behandelt werden. Freiherr von Maltzahn hatte als Schatzsekretär die Verringerung dieser Liebesgabe um den vierten Theil vorgeschlagen, und auf einen solchen Vermittelungsvorschlag würde ja von Seiten derjenigen Richtung, die in diesen Blättern vertreten ist, als Abschlagszahlung eingegangen werden. Selbst diejenigen, welche eine Begünstigung der Kartoffelbrenner von Staatswegen für unerläßlich halten, müssen die Ueberzeugung gewinnen, daß durch das bestehende Gesetz das Ziel mit untauglichen Mitteln verfolgt wird. Die verschiedenen Theile des Stempelgesetzes werden verschiedenen Schicksalen unterliegen. Am meisten ist zu fürchten, daß Versuche angestellt werden, das Termingeschäft an der Börse noch mehr zu behindern. Quittungsstempel und Frachtbriefstempel finden in den verschiedenen Fraktionen eine sehr getheilte Aufnahme. Es ist leicht möglich, daß das Gesetz schließlich eine Form erhält, in welcher der finanzielle Nutzeffekt gleich Null ist.

Proteus.

## Der „große Generalstab" als Geschichtschreiber.

W. Schrader hat jüngst in seiner Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle die interessante Mittheilung gemacht, daß der Philosoph Christian Wolff durch die Generale von Natzmer und von Löben bei Friedrich Wilhelm I. angeschwärzt und dadurch gestürzt worden ist. Sie stellten gelegentlich dem Könige vor, daß nach dem Wolff'schen Determinismus auch desertirende Soldaten nur der Vorherbestimmung folgten und deshalb nicht straffällig seien. Diese derbe Denkweise eines soldatischen Gemüthes erreichte bei Friedrich Wilhelm ihren Zweck, der nun im ersten Zorne jenen bekannten Befehl erließ, nach welchem Wolff abgesetzt und bei Strafe des Stranges des Landes verwiesen wurde. Bei dem Bildungsgrade, welcher damals unter den Offizieren herrschte, ist die Annahme nicht unbegründet, daß jene beiden in gutem Glauben handelten und das, was sie in ihrem logischen Unverstand vorbrachten, wirklich für wahr hielten. Auch heute noch gilt es in gewissen militärischen Kreisen für schneidig, mit der Wissenschaft auf dem Kriegsfuße zu stehen. Freilich etwas sind die Zeiten gegen früher doch anders geworden. Scharnhorst hat nicht umsonst die Kriegsakademie ins Leben gerufen. Ihrer Gründung lag gewissermaßen der Gedanke zu Grunde, daß für den Offizier, der höhere Stellungen erstrebte, doch eine weitergehende wissenschaftliche Bildung nothwendig sei. So sucht man denn auch heute, geleitet von diesem Streben, für die sogenannten civilen Disziplinen an der Kriegsakademie mit Vorliebe akademische Kräfte zu gewinnen.

Der Besitz wissenschaftlicher Kenntnisse wirkte aber bald auch produktiv; man wollte mit dem erworbenen Pfunde wuchern. Von allen Fächern lag nun die Geschichtswissenschaft den Militärs am nächsten. Je mehr diese in den letzten Jahrzehnten ihre Aufgabe darin suchte, nicht nur die politischen Vorgänge zu behandeln, sondern allen Zweigen des öffentlichen Lebens nachzugehen, um so mehr suchte sich auch der Gedanke Geltung zu verschaffen, daß die Kriegsgeschichte eigentlich nur von militärischer Feder richtig erfaßt werden könnte. Im großen Generalstab wurde eine besondere kriegsgeschichtliche Abtheilung gebildet. Hatte auch schon in den Jahren 1824 bis 1847 der Generalstab kriegsgeschichtliche Forschungen auf dem Gebiete des siebenjährigen Krieges angestellt, so war die daraus erwachsene Darstellung doch nicht von besonderem Werthe, wenn auch damals bereits Moltke daran mitgearbeitet hatte. Erst als Moltke Chef des Generalstabs wurde, gewann die kriegsgeschichtliche Abtheilung Bedeutung. In ganz richtiger Weise sah diese ihre erste Aufgabe darin, die großen Kämpfe Preußens unter König Wilhelm zu behandeln. Man war sich darüber klar, von welcher Wichtigkeit es für spätere Geschlechter sein mußte, wenn gleich nach Beendigung des Krieges daran gedacht wurde, das Geschehene in möglichst authentischer Form festzustellen. Das war natürlich nur mit Aufwand des ganzen militärischen Apparates möglich, durch den ein Nachfragen bei allen Kombattanten erfolgen konnte. Trotz-

dem die Vorgänge noch in jedes Erinnerung frisch sein mußten, war es doch an einzelnen Punkten höchst schwierig, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden.

Zuerst wurde der Krieg 1866 in Angriff genommen, dem folgte der deutsch-französische Krieg. Gerade bei der Behandlung dieses letzteren lernte der Generalstab ungeheuer. Während der Krieg von 1866 in seiner äußeren Gewandung noch einen sehr bescheidenen Eindruck machte, da Skizzen und Pläne in einfachster Zeichnung und in sehr beschränkter Zahl beigefügt wurden, trat das Werk über den Krieg mit Frankreich in ganz anderer Art auf. Noch glänzender nach der technischen Seite hin wurde dann der 1888 herausgegebene Krieg gegen Dänemark ausgestattet. Hier wurde an Karten und Skizzen ein ausnehmend reiches Material geboten, selbst für die kleinsten Gefechte fehlte nicht die meist in Buntdruck ausgeführte Uebersichtskarte, für größere Kämpfe, z. B. den Sturm auf die Düppler Schanzen, wurden mehrere große Blätter geboten, um den Angriff von Phase zu Phase zu verfolgen. Alles war in musterhafter Weise ausgeführt, höchst lehrreich, aber auch höchst kostspielig. Wenn das Werk über den Krieg 1870 bei seiner Ausgabe in Lieferungen anfangs auch in weitesten Kreisen Absatz gefunden hatte, so ließ derselbe doch nach, je mehr sich der Abschluß des Ganzen verzögerte, und heute gehört das Buch zu denjenigen, die in jedem Antiquariat ständig zu finden sind und die heute nur bei einem sehr gedrückten Preise einen Liebhaber finden. Der dänische Krieg hat in Folge seines hohen Preises, der durch die Ausstattung bedingt war, natürlich noch weniger Abnehmer gefunden.

Nachdem nun die Kämpfe der Gegenwart erledigt waren, glaubte die kriegsgeschichtliche Abtheilung nicht auf ihren Lorbeeren ruhen zu dürfen, sondern sich andere Aufgaben suchen zu müssen. In den neu begründeten „kriegsgeschichtlichen Einzelschriften“, die unter Verantwortlichkeit des großen Generalstabes seit Beginn der achtziger Jahre erschienen, wurden neben Episoden der neuesten Kriegsgeschichte verschiedentlich Vorgänge der älteren brandenburgisch-preußischen Zeit behandelt. Diese Beiträge waren nicht alle gleichwerthig; wünschenswerth schiene es uns, daß die Verfasser genannt würden, wodurch der Kritik nach mancher Seite hin die Arbeit erleichtert würde. Diese kleinen Studien sind nun ein Beweis dafür, daß der Generalstab nach Beendigung der Bearbeitung der Feldzüge der Gegenwart seine Thätigkeit auf ferner liegende Perioden der Geschichte lenken wollte. Zuerst dachte die Abtheilung an die Bearbeitung der Befreiungskriege, dann nahm sie die **Kriege Friedrichs des Großen** in Arbeit. Von diesem sehr weitschichtig bemessenen Werke liegt nun der erste Theil in drei Bänden, welcher den ersten schlesischen Krieg behandelt, abgeschlossen vor. Die Methode, nach der 1870, 1864 bearbeitet wurden, ist auf die Vergangenheit übertragen. Es fragt sich, ob dies mit Recht geschehen ist.

Zunächst müssen wir dieser militärischen Geschichtschreibung gegenüber den Grundsatz aufstellen, daß für die Behandlung jeder historischen Frage ein tiefgehendes, vielseitiges Studium nothwendig ist. Dies kann im Allgemeinen am besten auf den Universitäten durch den Besuch der Vorlesungen und die Theilnahme an den von den Professoren geleiteten Seminarien erreicht werden. Hier wird auch vor allem methodische Schulung erworben. Als Autodidakt kann man ja auch vieles erreichen, allein es sind doch damit soviel Gefahren verknüpft, daß man diesen Weg besser meidet. Wie sieht es nun mit der wissenschaftlichen Durchbildung der zur kriegsgeschichtlichen Abtheilung gehörigen Kräfte aus? Recht schwach. Es erwacht leicht der Gedanke, als ob man in diesen Kreisen die Wissenschaft nicht übermäßig respektirte, denn sonst wäre es kaum möglich, daß selbst der gedruckte offizielle Katalog der Bibliothek des Generalstabes ganz eigenartige Dinge aufwiese. Dem Verfasser jenes Kataloges ist es nämlich gelungen, die italienische Litteratur um einen Schriftsteller Namens Medesimo zu bereichern. Dieser Signor Medesimo spukt nicht nur aus Versehen im Autorenverzeichniß herum, sondern ist auch ganz richtig S. 255 zu finden: Medesimo, schiarimento sulla condotta del general Durande comandante le truppe pontificie nel Veneto scritti da lui medesimo Roma 1848 (Aufklärungen über den Zug des General Durande, Kommandanten der päpstlichen Truppen in Venetien, von ihm selbst geschrieben). Hätte der Betreffende nur ein wenig die Anfangsgründe der italienischen Sprache studirt, so wäre ihm die Schöpfung dieses Schriftstellernamens nicht gelungen. Jedenfalls hätte er sich aber sagen müssen, daß, wo es mit seiner Kunst zu Ende war, er sich bei anderen Rath holen mußte.

Dieser mehr humoristisch angehauchten Leistung treten andere bedenklichere Versehen des genannten neuesten Generalstabswerkes würdig an die Seite. Sie finden sich der Mehrzahl nach in der Einleitung des ersten Bandes, welche die politische Lage beim Regierungsantritt Friedrichs des Großen behandelt. Hier wird z. B. behauptet, daß der Herzog von Liegnitz 1537 mit Brandenburg den Erbvertrag geschlossen habe, „geleitet von dem Wunsche, für den Fall des Aussterbens seines Geschlechtes den Heimfall seiner Länder an ein protestantisch gesinntes Fürstenhaus zu sichern“. Diese Logik ist unhistorisch, denn Joachim II. vollzog doch erst November 1539 den Glaubenswechsel. Auch in den Daten der Personalnachrichten der einzelnen Generale, die gegeben werden, finden sich häufig Unrichtigkeiten, die in einem solchen Werke vermieden werden mußten, denn hier sollte doch nur das Bestreben obwalten, nach jeder Richtung hin das Beste zu liefern. Wenn man ferner Bd. I S. 52 einen Satz liest: „Das Generaldirektorium bestand aus vier Departements, deren jedes mehrere Provinzen umfaßte“, so muß man daraus ohne Weiteres folgern, daß dies nur Jemand schreiben konnte, der von den altpreußischen Verfassungsverhältnissen keine Ahnung hatte.

Derartige häufig vorkommende Fehler, die sämmtlich aufzuzählen zu weit führen würde, hätten bei einem wirklich eindringenden historischen Studium der Verfasser dieses Werkes vermieden werden können. Besser freilich wäre es noch, wenn die kriegsgeschichtliche Abtheilung für derartige Arbeiten sich fachwissenschaftlich geschulte Historiker hielte. So viel uns nämlich bekannt ist, befindet sich unter den Hilfskräften der Abtheilung nur ein einziger, der, nachdem er als Hauptmann aus dem Dienst geschieden war, in Leipzig historische Studien getrieben und dort die philosophische Doktorwürde erworben hat. Die übrigen Kräfte, welche dem Leiter der Abtheilung zur Verfügung stehen, sind entweder zu diesem Zwecke kommandirte oder pensionirte Offiziere. Die ersteren bleiben nur kürzere Zeit in dieser Stellung, kommen meist gerade von der Kriegsakademie, die anderen bringen für diese Thätigkeit keine andere Vorbildung mit als den guten Willen, sie sollen eben neben ihrer Pension noch weiter versorgt werden. Daß der Chef der Abtheilung mit diesen Kräften viel Mühe und Arbeit hat, glauben wir gern und nehmen auch an, daß ihm einige geschulte Historiker für die von jenen zu leistenden Aktenauszüge lieber wären. Allein bestimmungsgemäß müssen die verfügbaren Gelder in erster Linie pensionirten Offizieren zu Gute kommen. Noch ein anderer Schaden des oben skizzirten Geschäftsganges ergibt sich daraus, daß das Kommando des aktiven Offiziers oft eher abgelaufen ist, als er seine Arbeit beendet hat, sie wird dann einfach von seinem Nachfolger, der sich häufig erst wieder einarbeiten muß, fortgesetzt.

Diese sich hieraus ergebenden Ungleichheiten müssen durch die Leitung der Abtheilung ausgeglichen werden. Daß dies aber nach allen Seiten hin möglich wäre, wird Niemand zu behaupten wagen. Vergleichen wir damit andere Civilressorts. Wenn z. B die Akademie der Wissenschaften eine größere wissenschaftliche Veröffentlichung plant, so wählt sie für diese eine Kommission aus ihrer Mitte. Diese sucht dann die für den betreffenden Zweck geeigneten Kräfte, denen dann bei der Ausarbeitung ihrer Aufgabe die volle wissenschaftliche Verantwortlichkeit gelassen wird. Hier werden also gleich von vornherein solche Mitarbeiter ausgewählt, die der Aufgabe gewachsen sind und nicht erst bei der Arbeit zu lernen haben.

Daß nur Offiziere, die an die methodische Auffassung

kriegswissenschaftlicher Aufgaben der Gegenwart gewöhnt sind, die hierbei gewonnenen Grundsätze auf die Vergangenheit übertragen, finden wir natürlich, aber nicht wissenschaftlich berechtigt. Dies zeigt sich namentlich bei der Behandlung der beiden Schlachten von Mollwitz und Chotusitz. Wenn wir die zur Erläuterung beigegebenen, in elegantem Buntdruck ausgeführten Orientirungskarten über die Bewegungen der Heere in den verschiedenen Momenten der Schlacht ansehen, so scheint es uns fast, als ob gleichsam als Kriegsspiel die Vergangenheit belebt werden sollte. Ist man wirklich in der kriegsgeschichtlichen Abtheilung der Meinung, daß diese Schlachten so und nicht anders abgelaufen seien und glaubt man denn in der That, daß das uns überlieferte Material die Möglichkeit böte, den Gang einer Schlacht des vorigen Jahrhunderts so genau festzustellen? Wie wenig festbegründet die gewonnenen Resultate sind, ergibt sich wohl schon daraus, daß sie betreffs der Schlacht bei Mollwitz durch die Untersuchungen Koser's und Hermann's wieder umgestoßen sind. Der Schlacht bei Chotusitz ist dann nicht nur in der Darstellung ein breiter Raum gewidmet, sondern ein besonders kritischer Exkurs von nahezu vierzig Seiten beigefügt. In dieser Untersuchung ist mit Recht des verstorbenen Joh. Gust. Droysen Akademieabhandlung als Richtschnur genommen. Allerdings ist dieser sich der Schwierigkeiten bei der Behandlung dieses Stoffes sehr wohl bewußt gewesen, und deshalb werden seine Resultate auch heute noch Geltung haben. Droysen wollte in richtiger Erkenntniß der Sachlage nicht eine Darstellung der Schlacht geben, sondern nur die Berichte, die von derselben noch vorliegen, untersuchen und in ihren einzelnen Angaben vergleichen, ob noch feste Punkte genug aus ihnen sich ergeben, um wenigstens ein ungefähres Bild von dem Verlaufe der Schlacht gewinnen zu lassen, ein Verfahren, wie er selbst sagt, das, so weitläufig und oft kleinlich es erscheinen mag, in diesem wie in allen ähnlichen Fällen doch allein im Stande ist, an das Licht zu bringen, wie viel oder wie wenig in der hergebrachten Ueberlieferung stichhaltig ist. Dem entsprechend hat er dann auch in seiner Geschichte der preußischen Politik den Schlachtverlauf bei Chotusitz behandelt, indem er sich jeden Augenblick der wenig gesicherten Grundlage bewußt war. Allein die kriegsgeschichtliche Abtheilung verfährt, eben weil sie die auf dem Gebiete der neuesten Geschichte gewonnenen methodischen Grundsätze fälschlich auf die Vergangenheit überträgt, anders, sie will absolut zu festen Resultaten im Einzelnen gelangen und glaubt dann mit Hilfe der detaillirten Karten dem Leser die Vergangenheit genau vorzaubern zu können.

Eine gewisse Verachtung gegen wissenschaftliche Gepflogenheiten zeigt sich dann auch darin, daß in den beigefügten Citaten eine Nonchalance sondergleichen herrscht. Das Werk soll doch auch zum Weiterstudium angehenden Offizieren und vielleicht auch Historikern dienen. Letztere sind so unbescheiden, vom Autor eines Werkes zu verlangen, daß es ohne Mühe möglich ist, die Quellen nachzuprüfen. Bei den Citaten aus der politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen wird allerdings die Nummer des Schreibens beigefügt, aber bei den oeuvres de Frédéric le Grand glaubt man mit der Angabe des Bandes Genügendes geleistet zu haben. Da mag sich denn mehrere hundert Seiten hindurch der Leser das Betreffende heraussuchen. Diese Unsitte, die Seitenzahl nicht zu geben, scheint sich aber erst mit dem zweiten Bande ausgebildet zu haben, denn im ersten finden wir sie fast immer beigefügt. Einen geradezu wunderbaren Eindruck macht es dann, daß Orlich's Werk stets nach Band und Seitenzahl citirt wird, während man sich bei Grünhagen mit der alleinigen Angabe des Bandes begnügt. Dies beruht entweder auf verschiedener Gepflogenheit der Bearbeiter oder auf ungenauer Arbeit der die Auszüge liefernden Hilfskräfte. Jedenfalls mußte aber die letzte Redaktion sich die Mühe nicht verdrießen lassen, hier Ordnung und Gleichmäßigkeit, wie man sie selbst von Erstlingsarbeiten verlangt, zu schaffen.

Schließlich können wir einen anderen Punkt nicht unerörtert lassen. Das Werk ist mit ungeheurem Luxus ausgestattet. Der Druck ist ein sehr weitläufiger, so daß auf den Seiten trotz des großen Formates wenig steht. Mit den Karten und Skizzen (es sind 44 für den ersten schlesischen Krieg) ist Verschwendung getrieben. Man hätte sich mehr fragen sollen, ob die großen Uebersichtskarten wirklich nöthig waren und nicht wie die große Karte von Schlesien durch jeden größeren Atlas ersetzt werden konnten. Denn durch das beliebte Verfahren ist das Werk, das doch nicht nur von Bibliotheken, sondern auch von Privaten zum Studium erworben werden soll, ganz unnütz vertheuert. Wer hat in seinen Mitteln 37 Mark allein für den ersten schlesischen Krieg übrig, und wer wird für die Kriege Friedrichs des Großen insgesammt mindestens 200 Mark ausgeben? Wir glauben, daß auch mit wenigen Mitteln ein Werk, das dem großen König würdig wäre, geschaffen werden konnte. Mit gleichem Recht könnte die Akademie der Wissenschaften ihre Publikationen nur auf feinstem Velinpapier drucken lassen.

Wenn es uns auch an tüchtigen militärischen Schriftstellern nicht fehlt, so sind wir doch der Ansicht, daß bei der Lösung kriegsgeschichtlicher Fragen im großen Stil die Beihilfe der Fachhistoriker nicht entbehrt werden kann und wir halten es deshalb für nothwendig, daß die kriegsgeschichtliche Abtheilung, wenn sie diese Studien fortsetzen will, Fachmänner heranzieht, damit nicht wieder bei der Behandlung politischer Fragen, die sich doch nicht ganz ausschließen lassen, derartige Fehler vorkommen, die auch das beste Werk entstellen.

• • • •

## Annette von Droste-Hülshoff.

Der Briefwechsel der Annette von Droste-Hülshoff mit Levin Schücking ist jetzt veröffentlicht worden.*) Ein überflüssiges Buch für den, der moderne Gedanken, oder auch nur sonderlich originelle Ansichten sucht. Ein überflüssiges Buch, fürchte ich, für unsere raschlebige Zeit überhaupt. Aber es steigen Bilder daraus auf . . .

Barocke, alterthümliche Bilder und eine schlichte, altmodische Gestalt mit seltsam fesselnder Physiognomie —: Hart am Ufer des Bodensees ragt die Meersburg empor. Ein massiver, grauer Steinbau mit rundem Thurm und zinnengekrönter Mauer. Der Besitzer, der Freiherr von Laßberg, hatte es versucht, die Räume wohnlich zu machen, aber es ist als hätten die alten Mauern spöttisch auf neues Hausgeräth herabgelächelt. Wie im Märchen ist alles in Halbschlaf versunken. In dem Speisezimmer, mit dem kleinen Kanapee am Ofen, unter dem die Lachtauben gurren, mit dem Klavier, auf dem stets dieselben Notenblätter liegen, mit dem „Noli me tangere Winkel" Laßberg's, mit der alten Uhr, die immer Zwölf schlägt — da kommen die Bewohner Abends zusammen. Da hat Annette von Droste-Hülshoff, die oft und lange dort weilte, ihre Gedichte vorgelesen. Sie selbst in ihrem schwarzen, altmodischen Seidenkleidchen, dem „Besten", wie ein Bild, das in die barocke Umgebung paßte. Wer aber dem Bilde in die seltsamen blauen Augen blickt, den hält es gefangen.

Das Leben hat Annette von Droste-Hülshoff viel versagt. Sie war liebebedürftig und liebereich, und ein Altesmädchen-Loos ist ihr zu theil geworden. Die Freuden und Kämpfe des Daseins hat sie an sich selbst kaum erfahren. Sie hat nur zusehen dürfen, wie die anderen es treiben. Und sie war's zufrieden. Sie hat sich Münzen und Muscheln gesammelt, und die Münzen haben ihr von alten Zeiten, die Muscheln von der wilden Pracht des Meeres erzählen müssen. Das waren ihre Schätze. Sie hat sich bedächtig in das Gewebe ihrer Gedanken und Träumereien eingesponnen. Resignation hat ihr das Wiegenlied gesungen und hat sie still durchs Leben begleitet.

*) Leipzig. 1893. Fr. Wilh. Grunow.

Nicht stumpfe Alltagsresignation. Ihre Resignation war eine lächelnde und kluge Freundin. Sie flüsterte ihr zu, daß all das Vielbegehrte nicht begehrenswerth und lehrte sie das Lächeln, das sich einstellt, wenn man dem Kämpfen zusieht, und doch weiß, daß es zweck- und preislos ist. Vanitas vanitatum ist die Ueberschrift eines ihrer Gedichte — man könnte es über viele derselben setzen. Und nur ganz selten stiehlt sich eine Thräne ihr ins Auge, wenn sie beim Anblick fremden Glückes gar zu herbe daran gemahnt wird, wie schnell und freudlos ihr das eigene Dasein verstrichen. Aber auch dann noch lächelt sie unter Thränen. Wunderbar, wie sie bei ihrem still beschränkten Leben den hohen Standpunkt finden konnte, von dem aus alles menschliche Treiben winzig klein erscheint. Sie hat ein Gedicht geschrieben, in dem die Krähen von alten, vergessenen Zeilen erzählen. Ein Rabe fliegt hinzu und weiß von Tagen zu berichten, von denen nur die Sage den Menschen ihr lallendes Lied ins Ohr raunt. Wie weit reicht das Wissen der Menschen? Und was bleibt von ihren Thaten? Ein Krähenbericht und eine Rabenerzählung.

Aber nicht nur, daß sie die Nichtigkeit des Ruhmes und der Ehren erkannte, alles Glänzende widerstrebte ihrem Wesen. Sie war eine schlichte Natur. In den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts verlangte der Geschmack des Publikums nach glänzendem Kolorit und pathetischer Diktion, und sie selbst hat in ihren ersten Versuchen diesem Geschmack gehuldigt. Als sie über ihr eigenes Wesen zur Klarheit kam, fing sie an, ganz schlicht und einfach zu schreiben. Der Realismus war ihr Herzenssache. „Nur das Einfache ist großartig, nur das ganz Ungesuchte wahrhaftig rührend und eindringlich", hat sie einmal an Schücking geschrieben. Sie war stolz darauf, als Schriftstellerin einen „Krähenpelz" zu tragen, und sie mochte ihn nicht mit bunten Federn ausstaffiren. Deshalb liebte sie es auch in ihren Gedichten vom ganz Alltäglichen auszugehen. Deshalb ist sie da am größten, wo sie das Alltagsleben poetisch verklärt. Wenn sie von der armen Wöchnerin erzählt, der man das Kind heimlich begraben hat, ohne ihr von seinem Tode zu sagen, dann erreicht sie ihre stärksten Wirkungen. Sie hatte Verständniß für die geistig Armen. Ihr Herz gehörte den Liebevollen.

Ein Allesmädchen-Loos ist ihr zu theil geworden, und doch wie reich war sie an Liebe! Es ist rührend, in dem Briefwechsel zu lesen, wie sie für Schücking besorgt war, wie sie ihm beistand, wie lieb sie ihn hatte. Ein ängstliches Aristokratenkind, wagte sie es nicht, ihn in ihren Briefen „Du" zu nennen. Und dann, wenn ihr das Herz überging, wenn sie an die Zeiten dachte, als sie noch zusammen gewesen waren, oder sie ihm als „Mütterchen" Rath ertheilte, dann brach immer wieder das „Du" verschämt und liebevoll hervor. Und verschämt, ein altes Mädchen, setzte sie sich oftmals auf die alten Plätze, wo er bei ihr gewesen war, und schaute träumend aus, ob er nicht wieder käme. Weil sie selbst so reich an Liebe war, deshalb feiert die thätige, aufopfernde Liebe in ihren Gedichten verklärenden Triumph. Sie war keine Dichterin der Leidenschaft, sie hat keine Liebesgedichte geschrieben, aber sie war eine Dichterin der helfenden, tröstenden Liebe:

> Nicht fröhnen mag ich kurzem Ruhme,
> Doch wißt: Wo die Sahara brennt,
> Im Wüstensand, steht eine Blume.
>
> Farblos und Duftes bar, nichts weiß
> Sie, als den frommen Thau zu hüten
> Und dem Verschmachtenden ihn leis'
> In ihrem Kelche anzubieten.
> Vorüber schlüpft die Schlange scheu,
> Und Pfeile ihre Blicke regnen,
> Vorüber rauscht der stolze Leu,
> Allein der Pilger wird sie segnen.

* * *

„Ich renne alle Tage wie ein Postbote, immer den Weg durch die Haide", hat sie einmal an Schücking geschrieben. Ihre täglichen Spaziergänge sind wichtiger für sie geworden, als alle Menschen und alle Bücher. Sie war eine sensible Natur und die westfälische Heimathslandschaft hat der Dichterin Geheimnisse zugeraunt, welche in ihr ursprüngliches Wesen nicht hineinpaßten.

Wie eine Blume von Regen und Sonnenschein, so war ihr Gemüthsleben von der Stimmung der Landschaft abhängig. Und zwingend geht die landschaftliche Stimmung aus ihren Gedichten auf den Leser über. Aus einer Schülerin Walter Scott's wurde sie selbst eine Meisterin landschaftlicher Detailmalerei. Immer aber setzte sie das Naturbild in ein Stimmungsbild um. Und wie eine Moderne schuf sie ihre Menschen abhängig von dem Boden, auf dem sie erwachsen. Das Haideland hat ihr Menschenschicksale zugeflüstert, und wie eine Mutter lacht und weint in ihren Balladen die Landschaft mit ihren Kindern. Und solch' eine Ballade ist auch ihre berühmte Erzählung, die Judenbuche. Es ist als ob die Wälder Westfalens mit geheimnißvollem Rauschen die verbrecherischen Gedanken in das Herz des Helden hineingeraunt hätten. Schuldbedeckt entflieht er dem gespenstigen Bannkreis. Aber die Naturgewalt zieht ihn in ihren Schoß zurück und zwingt ihn, da seinem Leben das Ende zu machen, wo er die Mordthat beging. Und sein Leben verrauscht wie der Wind in den Blättern.

Sie war eine Realistin und die westfälische Heimathslandschaft hat ihr Romantik aufgedrängt. Aber nicht die Alltagsromantik, welche die hohlen Nüsse mühsam mit Märchenflittergold überzieht. Annette von Droste-Hülshoff's Augen sahen in nächster Nähe wunderbar scharf, schon in geringer Entfernung ließen sie alle Umrisse verschwimmen. So sah sie die Landschaft. Ihre allzeit geschäftige Phantasie ließ aus den unscharfen Linien Märchengestalten erstehen. Sie selbst war wie der Knabe, von dem sie erzählt hat, der furchtsam durch die Haide eilt und den sie alle hetzen, der gespenstige Gräberknecht und die gebannte Spinnlenore und der tolle Geigenmann. Sie war eine nervöse und sensible Natur, und ihre Romantik war zum Theil — erlebt.

Sie hat ein Gedicht geschrieben, „das Fräulein von Rodenschild" und sie hat es sich nie ausreden lassen, selbst erlebt zu haben, was sie darin erzählte. Das Fräulein steht in der Nacht auf, ihr Blut ist erregt. Sie sieht das Hausgesinde mit Laternen aus dem Thore ziehen, die Osternacht mit frommem Liede zu begrüßen. Plötzlich schnellt alles auseinander — sie erblickt sich selbst in dem Gewande, das sie eben an hat, die Reihen der Bedienfleten durchschreiten. Sie sieht ihr Ebenbild weitergehen, sie faßt sich ein Herz, sie geht ihm entgegen. Sie stehen sich gegenüber, eine gleich der andern, Auge geheftet in Auge. Sie heben beide die Hand, sie berühren sich — eiskalt durchbebt es ihre Glieder.

Und Hebbel hat ein Gedicht geschrieben, „das Mädchen Nachts vor'm Spiegel". Das Mädchen steht und versenkt sich in die Reize ihres Spiegelbildes. Ihr Blut ist erregt. Sie denkt an die Zeit, in der sie Braut sein wird. Da ertischt die Kerze. Ihr ist, als schließe sie der Tod in seine eisigen Arme.

An dem Hebbel'schen Vorgange ist nichts Mystisches. Aber die Sensation ist in beiden Fällen die gleiche. Die körperlichen Vorgänge, welche sie verursachen, sind identisch geschildert. Nur daß bei Annette von Droste-Hülshoff die nervöse Erregung stärker ist und nicht ein objektives Spiegelbild, sondern eine subjektive Hallucination den Anlaß bietet. In psychischer Hinsicht ist ihr Gedicht darum nicht weniger wahr. Hier, wie so oft in ihren Werken, vermittelt die Romantik der Form den tiefen Einblick in psychisch reale Vorgänge. Weil sie die Romantik nie gesucht hat, sondern sie sich ihr aus landschaftlichen Stimmungen oder wie hier aus körperlicher Disposition aufdrängte, darum wirkt dieselbe oftmals wirklich wie der Zauberspiegel im Märchen, der die Geheimnisse der Natur und der menschlichen Seele offenbart.

Sie war eine zarte und weibliche Natur und die westfälische Heimathslandschaft hat ihr männliche Züge verliehen. Sie hat selbst in einem ihrer Gedichte erzählt, wie der Wunsch, ein Mann zu sein, in ihrer Seele einmal

mächtig wurde, als sie auf dem Schloßthurm stand, und der Sturm in ihren aufgelösten Haaren wüthete. Die herbe Stimmung ihrer westfälischen Heimath ist in sie übergegangen. Ihre Dichtung hat vielfach männliches Gepräge. Bei aller Detailmalerei ist ihr Stil knapp, knochig. Und auch in der Stoffwahl bekundete sie oftmals männlichen Griff. So hatte Levin Schücking ganz recht, wenn er ihr schrieb: „Sie dagegen haben zu weiblicher Beobachtungsgabe einen männlich klaren, ordnenden Verstand bekommen, einen Geist, der mit dem weiblichen Interesse für das Einzelne, Geringe, die Miscelle — den männlichen Aufschwung von diesem Einzelnen zum Ganzen, von der Miscelle zum System, möcht' ich sagen, verbindet. Darum ist mein Mütterchen so'n Genie." — In der That, in dem Herzen dieses alten Mädchens konnten entgegengesetzte Eigenschaften deshalb fest verschmolzen nebeneinander bestehen, weil sie gleich sehr eine freie und selbständige Individualität, gleich sehr ein abhängiges Kind der heimathlichen Landschaft war.

* * *

„So muß ich armes, loyales Aristokratenblut da zwischen Herwegh, Hoffmann von Fallersleben u. s. w. paradiren", hat Annette von Droste-Hülshoff einmal geschrieben. Ihre Hauptproduktion und die Zeit ihrer Reife fiel in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts. Aber sie verstand den Geist ihrer Zeit nicht. Rathlos und ängstlich stand sie dem politischen Ringen und dem Kampf gegen die Autorität gegenüber. In der strengen Tradition eines altadligen Hauses erzogen, erkältete und verschüchterte sie der frische Luftzug, der aus den Niederungen herauf gegen die Höhen blies. Sie sah in all dem Treiben nur eine Rettung: festes Sichanklammern an die bestehenden Autoritäten. So ist sie selbst für die Autorität eingetreten in Politik und in Religion.

Aus den Eindrücken, welche die Natur in dem Menschen hervorrief, sagen Mythologen einer gewissen Schule, sei die Religion entstanden. Zu allen Zeiten hat sich in sensiblen und mystisch beanlagten Naturen aus landschaftlichen Stimmungseindrücken religiöses Empfinden losgelöst. Bei Annette von Droste-Hülshoff war das nicht der Fall. „Ich habe Dich in der Natur gesucht", sagt sie in einem ihrer Gedichte, „und weltlich Wissen war die eitle Frucht". Und sie fährt fort: „O Gott, Du bist so mild und bist so licht! Ich suche Dich in Schmerzen, birg Dich nicht." Ihre Religiosität war ihr nicht aus Stimmungen erwachsen, sie war nicht einmal, wie man es bei einer so starken Persönlichkeit erwarten sollte, individuell. Annette von Droste-Hülshoff war ganz in dem traditionellen Katholizismus befangen.

Persönliches Sündenbewußtsein freilich und persönliches Heilsbedürfniß kommt in ihren geistlichen Dichtungen stark zum Ausdruck. Daneben aber findet sich so viel Uebernommenes, mit ihrem Wesen ganz Disharmonirendes, daß man fühlt, das Meiste war anerzogen, nicht erlebt. Wenn sie, das sorgende „Mütterchen", sagt: „Drum will ich nicht an Menschen glauben, Und nur an Dich, mein Gott, allein", so war das eben nur die traditionelle christliche Wendung, die ihr Dichterkrößlein mit forttrug. Sie glaubte nicht nur in ihrem guten Herzen fest an die menschliche Natur, sie litt und darbte für ihre Mitmenschen. Man muß durch die harte Schale dieser konventionellen Religiosität durchsehen bis in das frischgebliebene Herz. Und das war erfüllt von Liebe.

Die christliche Sage erzählt, daß Johannes, der Evangelist, alt und geistig verdüstert durch die Straßen von Patmos schritt, die Leute anhielt, und ihnen in geheimnißvollem Tone immer dieselben Worte zuraunte: „Kindlein, liebet einander." Die eine Weisheit war ihm von all seinem Wissen geblieben. Und in der einen Weisheit gipfelt auch die Lebensanschauung der Annette von Droste-Hülshoff. Für die Zeit, in der sie lebte, war ihr Sprüchlein nicht das rechte Wort. Aber sie hatte so viel psychologisch Sicheres, so viel männlich fest Gefügtes zu bieten, daß man es dem alten Mädchen nicht verargen soll, wenn sie ihre lächelnde Resignation auf die eine Weisheit gründete: „Kindlein, liebet einander."

Es war ein seltsames Zusammentreffen —: Annette von Droste-Hülshoff, „das arme loyale Aristokratenblut", starb als die revolutionären Stürme des Frühjahrs 1848 ihre alte liebe Meeresburg umtosten.

Ihr Briefwechsel ist heute vielleicht ein überflüssiges Buch. Aber es steigen Bilder daraus auf. . . .

Ernst Heilborn.

## Neue französische Berichte über Ancien régime und Revolution.

Der Strom von Veröffentlichungen über die letzte Zeit des Ancien régime, die Revolution und die Kaiserzeit, der seit etwa zehn Jahren aus öffentlichen und Privatarchiven Frankreichs fließt, will immer noch nicht versiegen, im Gegentheil, mit der Centenarfeier von 1789 ist er erst recht breit geworden und überschwemmt den französischen Büchermarkt: nur allein aus der Offizin von Plon sind in der letzten Zeit die Memoiren von Hyde de Neuville, von dem Nuntius Salomon, von den Generalen Marbot, Rochechouart und Tercier, die Erinnerungen von Macdonald, von Puymaigre, von Chaptal, die Korrespondenzen von Vaudreuil und dem Grafen d'Artois sowie die von Davout herausgekommen, daneben sind aber noch andere Häuser, wie das von Calman Levy kaum minder thätig. Es erhebt sich die Frage, ob denn dieser Massenproduktion das Interesse des Publikums entspricht. In Frankreich scheint es noch der Fall zu sein: die meisten jener Bücher haben zwei und mehr Auflagen erlebt, die Memoiren des General Marbot — in drei starken Bänden à $7\frac{1}{2}$ Francs — brachten es sogar in einigen Jahren zu 29: etwas ganz Unerhörtes bei uns, in dem bücherseligen Deutschland. Dem gegenüber muß aber gesagt werden, daß wir, die wir uns doch immer noch sehr für alles interessiren, was in Frankreich gemacht wird, schon etwas gleichgültig gegen diese Memoires und Souvenirs geworden sind: wir finden, daß zum mindesten die, welche vom Ancien régime handeln, uns eigentlich doch wenig Neues mehr lehren. Es sind ja nur immer wieder Leute der „bonne compagnie", die wir da vernehmen, immer wird uns nur „vom Hof und von der Stadt", von Versailles und von den Pariser Salons erzählt: dessen sind wir überdrüssig. Ja, wenn einfache Bürger vor uns erscheinen, etwa wie jener Buchhändler Hardy, aus dessen Denkwürdigkeiten einst Aubertin geschöpft hat, auch wenn's Landedelleute wären wie der ältere Mirabeau, wie Ferrières oder der Vater Chateaubriand: diesen würden wir gerne noch lauschen. In den Publikationen der Provinzialgeschichtsvereine begegnen wir hie und da solchen Gewährsmännern, aber in der Litteratur, die von Paris ausgeht, in den Läden der großen Buchhandlungen zur Schau gestellt, in den Journalen und Salons besprochen wird, sind sie sehr selten anzutreffen, da herrschen die Hof- und Staatsleute, die vornehmen Damen und die geistreichen Litteraten, die Generäle und Marschälle.

Auch die zwei neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete führen uns in die längst bekannten Lebenskreise.*) Zwar der Baron Thiébault, dessen Memoiren uns heute seine Tochter vorlegt, scheint aus der Roture aufgestiegen zu sein, aber er hat sich doch von Jugend auf in den höchsten Regionen der Bourgeoisie bewegt, in jenen, die Fühlung mit den Magistraten, ja mit dem Adel hatte und aus der auch im alten Frankreich gar manche Würdenträger

*) Mémoires du Général Baron Thiébault. Publiés sous les auspices de sa fille Mlle Claire Thiébault . . par Fernand Calmettes I. 1769—1795. Paris, 1893. E. Plon, Nourrit et Comp. — Un Paladin au XVIII siècle. Le Prince Charles de Nassau-Siegen d'après sa Correspondance originale inédite de 1784 à 1789 par Le Marquis d'Aragon. Paris, 1893. ibid.

hervorgegangen sind; die andere Persönlichkeit aber gehörte dafür durchaus zum blauen Blut: es ist ein Prinz aus dem Hause Nassau-Siegen. Und so ist es denn wieder „Hof und Stadt“, wo wir herumgeführt werden, wir athmen wieder in jener seltsam parfumirten Atmosphäre von Humanität, Sentimentalität und Galanterie, in der sich die französische Gesellschaft am Ausgang des ancien régime so behaglich bewegte und die uns schon ein wenig auf die Nerven geht, wir vernehmen wieder die schön gedrechselten, eleganten Redensarten, die so oft schon an unser Ohr geschlagen. Dazu kommt noch bei Thiébault, dessen Memoiren übrigens erst zwischen 1822 und 1837 aus dem Gedächtniß niedergeschrieben worden sind, eine überaus selbstgefällige Breite, für die ihm pietätvolle Kinder und Enkel Dank wissen mögen, nicht aber das Publikum, das wenigstens in Deutschland für einen Thiébault nicht die Muße hat um ca. 1000 Seiten zu lesen — so viel braucht's aber, denn der erste Band, der bis jetzt vorliegt, zählt schon deren 540! Den Prinzen lernen wir aus Briefen kennen und das ist besser, auch war der Herausgeber so klug, von seinen Lesern nicht vorauszusetzen, daß sie wissen, wer der Prinz Karl von Nassau-Siegen eigentlich war; er beginnt das Buch mit einer kurzen Biographie seines Helden bis zum Jahre 1784, wo die Briefe anheben, während der Herausgeber Thiébault's uns gar nichts über die Person seines Memoirenschreibers sagt, und so müssen wir uns erst aus dessen langer Erzählung die Hauptmomente seines Lebens zusammensuchen. Dabei bleibt manches unklar, so wer sein Vater gewesen ist und wie es kam, daß sich seine Familie in Preußen befand, als er geboren ward. Freilich, dieser Vater hat selber auch Memoiren verfaßt, fünf Bände oder mehr, aber wer hat diese zur Hand, wer wird sich die Mühe nehmen wollen, sie zur Hand zu nehmen! Nun, aus diesen entnehmen wir, daß der alte Thiébault, Dieudonné mit Namen, dem Lehrstand angehörte und durch D'Alembert's Verwendung aus einem lothringischen Kolleg als Professor der „allgemeinen Grammatik“ an die Militärakademie nach Berlin berufen wurde. Er blieb dort bis zum Jahre 1784, wo er nach Paris ging und alsbald — dies erzählt auch der Sohn — eine ehrenvolle Stelle als Kontrolor des sogenannten Garde meuble, Kustos der königlichen Archive und königlicher Censor erhielt.

Es ist aber Zeit, daß wir uns rechtfertigen, warum wir denn nach alledem die Aufmerksamkeit unserer Leser auf diese beiden Bücher dennoch richten. Nun, sie haben doch beide etwas Lesenswerthes. Thiébault verbrachte, wie wir nun schon verrathen haben, die ersten vierzehn Jahre seines Lebens in Preußen, in Berlin; viel ist es freilich nicht, was er von diesem Aufenthalt erzählen kann, aber es interessirt uns doch, wie sich das preußische Wesen in den Jugenderinnerungen eines Franzosen spiegelt, und gerne hören wir wieder einmal, wie sehr Friedrich der Große auch die Fremden, die in seinem Staate lebten, zur Bewunderung hinriß. In Paris verkehrte dann im Hause des Vaters eine Gruppe von Litteraten, die uns gerade etwas weniger bekannt ist: Roucher, Grouvelle, Cerutti, Bitaubé, ja auch Chamfort und Rivarol. Zur Biographie Rivarol's liefert das dritte Kapitel dieser Memoiren geradezu einen werthvollen Beitrag. Das Spottgedicht, das dieser geistvolle Litterat gegen Delille's ‚Gärten‘ richtete, wäre danach ein Racheakt für die Undankbarkeit des poetischen Abbés, der an Rivarol's Tisch lange schmarotzt, dann aber, da dieser in Noth geräth, ihm schnöde den Rücken kehrt und in den Chor seiner Verleumder einstimmt. Ferner soll die Familie Montlezun den trägen Rivarol bewogen haben, sich um den Preis, den die Berliner Akademie 1783 auf die beste Arbeit über die Universalität der französischen Sprache setzte, zu bewerben, sie sperrte ihn zuletzt ein, um ihn zur Arbeit zu zwingen: wirklich traf diese in Berlin am Vorabend der Entscheidung ein. Bekanntlich erhielt Rivarol den Preis, Thiébault aber berichtet, daß dies zum Theil auf die Fürsprache seines Vaters geschah, der ja damals noch in Berlin war und gewiß auch freundschaftliche Beziehungen zu den Akademikern hatte. Von anderer Seite wissen wir, daß die Akademie zuerst in der That einer anderen Arbeit, deren Verfasser der württembergische Hofrath J. Schwab (nicht Schwabbe, wie es bei Thiébault heißt) war, den Preis zuerkannt hatte, ja ein moderner französischer Beurtheiler gibt zu, daß diese an Gelehrsamkeit und Tiefblick den glänzenden Essai Rivarol's weit übertreffe.*)

Noch über einen andern Schriftsteller, aus einem ganz anderen Kreise stammend und einer späteren Generation angehörend, bringen die Memoiren Thiébault's einige interessante Nachrichten. Es ist Victor Joseph Jouy, der spätere Ermite de la Chaussé d'Antin. Thiébault lernte diesen auf den belgischen Feldzügen kennen, wo die beiden Waffengenossen waren. Jouy hat sich erst etwa zehn Jahre später als Verfasser von Opern, die von Spontini, Cherubini und Rossini komponirt wurden, bekannt gemacht; litterarische Berühmtheit erlangte er in den letzten Zeiten des Kaiserreichs und während der Restauration als Chronist und Sittenmaler, er verdankte sie nicht zum wenigsten den liberalen Ideen, die er da verfocht. Thiébault aber schildert ihn als enragirten Royalisten vom Schlage des Suleau: mitten in den republikanischen Heeren, als Offizier der Republik, wagt er sich als solcher zu bekennen; verwegen, ja tollkühn, fordert er mitunter die Guillotine geradezu heraus, er kompromittirt Freunde, die ihn zu Tische laden, vor fremden Gästen, denen gegenüber ihm jene die größte Vorsicht empfehlen, durch die unzweideutigsten Aeußerungen antirevolutionärer Gesinnung. Thiébault theilt auch eine Strophe aus einem Gedicht Jouy's mit, das das unglückliche Geschick Frankreichs während der Schreckenszeit zum Vorwurf hat, er nennt sie „wahrhaft pindarisch“:

> Dans la malheureuse patrie
> Que déchirent d'ingrats enfants,
> Tu ne verras pas l'anarchie
> Déployer ses drapeaux sanglants,
> De meurtre avide
> Sa main perfide
> Alimenter les factions
> Et de ses crimes,
> De ses victimes
> Epouvanter les nations!

Jouy verfaßte das Gedicht im Feldlager, vor sich hinsummend, ohne etwas aufzuschreiben; es enthält 52 solcher Strophen.

Diese Beiträge zur französischen Litteraturgeschichte sind aber nicht das werthvollste, was uns die Memoiren Thiébault's bringen. Dies ist unstreitig sein Bericht über die Feldzüge von 1792 bis 1795, die er als Freiwilliger mitmachte. Wir haben andere Erzählungen über diese, französische und deutsche — wir haben die erschöpfende Darstellung Chuquet's. Aber hier sind Mittheilungen, auch wenn sie nur individuelle Eindrücke geben, immer noch erwünscht. Freilich, daß sie so viel später aufgezeichnet als empfangen wurden, schmälert ihren Werth ein wenig. Einmal wendet sich Thiébault mit Entschiedenheit gegen die nationale Legende, als wären die militärischen Erfolge der Franzosen in jenen Jahren der revolutionären Begeisterung und der unwiderstehlichsten Tapferkeit der republikanischen Jugend zu danken: ohne Generäle, ohne Offiziere, ohne Soldaten — so sagt man — hätten sie damit alle Heere Europas geschlagen.

„Nichts“, sagt auch er, „ist lächerlicher und falscher. Ohne die systematische Langsamkeit insbesondere der Oesterreicher wären wir verloren gewesen. Die Feinde allein haben uns gerettet, indem sie uns Zeit ließen, Soldaten, Offiziere und Generäle heranzubilden; was aber die Festungen betrifft, so ist gerade durch den Verlust derselben unserer Sache am besten gedient gewesen. Es ist um so wichtiger, dies zu konstatiren, als solche Fehler, wie sie unsere Gegner 1793 begingen, sich nicht wiederholen werden.“

Diese Aeußerung verräth tiefe militärische Einsicht und klare Selbsterkenntniß: sollen sich darin aber nicht spätere Erfahrungen spiegeln? Vergessen wir nicht, diese Zeilen sind nach Moskau, nach Leipzig, nach Waterloo geschrieben, schon lag eine kriegsgeschichtliche Litteratur über die Ereignisse

*) Caro im Journal des Savants 1888, novembre. Lescure, der neueste und recht weitschweifige Biograph Rivarol's, hat von allem dem nichts.

von 1792 und 1793, 1794 und 1795 vor. Immerhin aber, sich in Dingen, wo die nationale Eitelkeit ins Spiel kommt, von den Thatsachen belehren lassen, ist allemal ein Verdienst, und bekennen, daß man belehrt ist, zeugt von moralischem Muth: dieser Thiébault macht sich nichts vor und läßt sich nichts vormachen.

Mehr als bei Thiébault ist es bei Nassau-Siegen die Persönlichkeit, die anzieht. Zwar hat auch er Konventionelles genug: wie wäre dies anders möglich bei einem Grand seigneur vom Ende des 18. Jahrhunderts! Schön, glänzend, galant, immer glücklich in der Liebe (sogar auf Tahiti hat er ein Liebesabenteuer), verschwenderisch, tapfer, großmüthig — ist er ganz so wie hundert andere von den hochgeborenen Herren, die uns in Versailles und später in Koblenz begegnen. Aber es zeichnet ihn ein Zug fürs Großartige, Kühne, Absonderliche aus, ein Trieb nach Unternehmungen ins Ferne, Unbekannte. Zwanzigjährig nimmt er an der Weltreise des Bougainville theil, mit achtundzwanzig Jahren will er sich an der Küste von Guinea ein Fürstenthum gründen; während des englisch-französischen Krieges finden wir ihn überall dort, wo das Seltsamste, das Abenteuerlichste gewagt wird: bei einem geplanten Landungsversuch in England soll er die Avantgarde führen, bei der Belagerung des unüberwindlichen Gibraltar kämpft er an Seite des Marschalls Crillon. Auf der Höhe des Lebens stehend, verläßt er Frankreich, um auf angeheiratheten polnischen Gütern chimärischen Planen über Schiffbarmachung des Dnjstr, über die Bildung einer politischen und merkantilen Quadrupelallianz zwischen Frankreich, Rußland, Oesterreich und Spanien nachzugehen. Dann tritt er, wie ein Decennium später Langeron und Richelieu, in russische Dienste und kämpft gegen Türken und Schweden: durch vier Seesiege, die er über den Capudan Pascha davonträgt, sichert er sich eine ehrenvolle Stelle in den Annalen des Zarenreiches. Dann eilt er nach Koblenz, um der Sache der Emigration seinen Rath und seinen Degen zu leihen. Dem Bestreben, Rußland zu einer thatkräftigen Unterstützung dieser Sache zu bewegen, sind die letzten Jahre seines Lebens gewidmet.

Die Briefe Nassau's, die d'Aragon — aus einem Privatarchive schöpfend — vorlegt, umfassen die Jahre 1784 bis 1790; sie zeigen den Prinzen in Wien, in Warschau, auf seinen polnischen Gütern, am Hof Katharinens, im Feldlager am schwarzen und am baltischen Meer. Ueberall tritt in ihnen ein lebhafter Geist, Freude am Weltwesen und ein energisches Wollen zu Tage. Es ist wahr, bisweilen erinnert er an Don Quijote, aber er ist doch nie völlig blind für die realen Verhältnisse rings um ihn. Kaiser Leopold, der ihn in Pillnitz sah, hat von ihm gesagt: „Er scheint mir noch der Vernünftigste von allen Emigranten". Auch in sittlicher Beziehung steht er höher als alle die anderen irrenden Ritter der Legitimität, bei aller Abenteuerlust ist etwas Tüchtiges in ihm, das für ihn einnimmt.

Nassau starb erst 1808. Ueber den letzten Abschnitt seines Lebens geht d'Aragon flüchtig hinweg, da dieser neuerdings von Forneron und Daudet in ihren Büchern über die Emigranten ausführlich behandelt worden ist und seine Quelle mit dem Jahre 1790 versiegt.

Wien. Eugen Guglia.

## Theater.

Königliches Schauspielhaus: „Die kluge Käthe", Lustspiel in vier Aufzügen von Hans Olden.

Wer so im Laufe der Jahre mehr als tausend Theaterstücke öffentlich beurtheilt hat und wohl mehr als hundert Mal in der Lage war, das Ding eine Posse zu nennen, das der Verfasser ein Lustspiel genannt wissen wollte, von dem sollte man annehmen, daß ihm der Unterschied zwischen diesen beiden Titulaturen bekannt sei. Ich muß leider gestehen, daß hierin wie auch sonst so häufig das Urtheil eine Gefühlssache ist. „Die kluge Käthe" von Hans Olden entspricht ziemlich genau dem, was man sich unter einem Lustspiel vorstellt. Der Verfasser verräth nicht nur Witz, sondern auch Geist, er spricht eine gebildete und hübsche Sprache, beschäftigt sich und uns mit einem Zeitproblem und hat für all das als Gerüst eine Handlung erfunden, in der kaum eine äußerlich grobe Unwahrscheinlichkeit vorkommt. Dennoch fühlt man, daß man es mit einer Posse zu thun habe. Was zum Lustspielt fehlt, das ist nicht irgend ein ästhetisches Erforderniß, sondern so etwas wie der persönliche Untergrund, man traut dem Verfasser den Glauben an dieses Werk nicht zu, nicht den Glauben an die Tendenz, nicht den Glauben an die Wahrheit der Handlung und vielleicht nicht einmal den Glauben an seine Hauptperson.

Das Stück, welches sich gegen das Eindringen neuer Ideen in die Herzen unserer jungen Mädchen wendet, ist in den letzten Jahren häufig geschrieben worden, besser und schlechter als das von Olden ist. Eines der schwächsten Dramen aus dieser Gruppe ist Paul Heyse's Lustspiel „Ein unbeschriebenes Blatt". Aber Heyse's ganze litterarische Persönlichkeit deckt sich mit seinem unglückseligen Ansturm gegen die geistige Revolution, die sich unserer Jugend bemächtigt hat und die das noch lernfähige Alter selbst zum Nachprüfen so vieler ewiger Wahrheiten zwingt. Hans Olden denkt vielleicht nur nicht tief genug, um auf der äußersten Linken dieser Bewegung zu stehen; sein Naturell müßte ihn dahin drängen. Wenn er nun mit Paul Heyse um die Wette ein Loblied auf die gute alte Zeit verfaßt, so gelingt ihm das Spaßhafte daran um so viel besser, als keine Leidenschaftlichkeit störend betheiligt ist. Er mag wirklich ganz kühl der Meinung sein, daß ein unschuldiger Backfisch eine angenehmere Gesellschaft sei, als ein geistig entjungferter Blaustrumpf. Aber den Glauben an die alten moralischen Mächte, den fanatischen Glauben an die Thorheit von Stirner und Nietzsche besitzt er nicht. Wenigstens glauben wir an seinen Glauben nicht. Und darum empören wir uns auch nicht gegen das Spiel, solche Männer herunterzureißen. Olden hat sich in seiner skeptischen Stimmung oder in seiner Klugheit gegen derlei Angriffe geschützt. Wohl gibt er dem Publikum des Schauspielhauses Gelegenheit, über einen Buchtitel Nietzsche's zu lachen, aber er selbst lacht nirgends mit. Er thut ganz unschuldig, und würde vielleicht mit einigem Brustton sagen dürfen: Ich achte diese Männer hoch; ich will nur nicht, daß Backfische das unverstandene Zeug nachplappern. Sehr richtig, nur daß man gewöhnlich nicht dem Gelächter preisgibt, was man gern hat. Die Glaubenslosigkeit, die philosophische Konfessionslosigkeit Olden's verräth sich überall da am deutlichsten, wo ein offenes Bekenntniß entweder am königlichen Schauspielhause unmöglich, oder selbst für dieses fromme Publikum langweilig wäre. So verleitet z. B. die kluge Käthe ihren Chokoladenonkel, seinen albernen und bombastisch patriotischen Sedantoast in eine kosmopolitisch humanistische Rede umzuarbeiten. Nach der Tendenz des ganzen Stückes, wenn der Dichter an sie glaubte, müßte die erste Sedanrede herzerfreuend sein, die Freiheitsphrasen der zweiten lächerlich. Olden aber ist zu klug, um sich zu kompromittiren. In beiden Reden ist Bissel a Lieb und Bissel a Treu und eine ganze große Menge Falschheit dabei. Wenn der Verfasser dann den dummen Chokoladenfabrikanten recht geistreich sagen läßt: „Die alten Redensarten gefallen mir nicht mehr, die neuen gefallen mir noch nicht" — so wird man ihm gern beistimmen. Aber er hätte zu diesem konfessionslosen Motto nicht gerade ein Parteistück schreiben müssen.

Aeußerlich ist, wie gesagt, nicht viel Unwahrscheinliches an der Handlung der „klugen Käthe". Und doch kann nicht einmal der Verfasser an diese Entwicklung der Dinge geglaubt haben. In eine kleine deutsche Stadt kehrt ein achtzehnjähriges Mädchen aus der Schweizerpension zurück, wo sie allerhand Lehren von Nihilismus, Kommunismus, Frauenemanzipation u. dergl. sich in den Kopf gesetzt hat.

Dabei ist sie blitzdumm und jedem neuen Eindruck zugänglich. Daß sie sich nun in einen wirklich klugen Doktor — übrigens Doktor einer anonymen Fakultät — tüchtig verliebt, daß sie durch Liebe gebessert wird, daß bei dieser Gelegenheit der alte Narr von Onkel ein weiser Mann wird, das mag hingehen. Das ist die konventionelle Lüge unserer Einakter. Wie der Faden der Handlung sich aber durch ganze vier Akte schlingt, wie die kluge Käthe in breit ausgeführten Scenen ihre eigene Mutter mit dem geliebten Doktor verheirathen möchte, und wie da die wohlfeilsten Nothbehelfe die Handlung vorwärts stoßen, das kann Hans Olden nicht glauben. Wenn er sich nicht zu vornehm dazu fühlte, würde er diese Auftritte leicht zur ausgelassensten Wirkung steigern können. Aber er wollte leider keine Posse schreiben, als ob eine gute Posse nicht vornehmer wäre als ein schlechtes Trauerspiel.

Mit besserem Vertrauen stand der Verfasser wohl seiner Hauptfigur gegenüber. Die kluge Käthe mag er selbst für ein lebendiges, unter uns athmendes Geschöpf halten. Er hat ihr Züge von wirklichen Wesen gegeben, zuvor von verschiedenen wirklichen Wesen. Ganz dem Theater hingegeben, hat Olden mehr an die Rolle gedacht als an den Charakter. In der kleinen dummen Person stecken so viel Persönlichkeiten, als die Rolle große Auftritte hat. Kindisch und reif ist die kluge Käthe, schwatzhaft und gefühlvoll, albern und am Ende sogar wirklich klug. Eine Staatsrolle, mit der überall Staat gemacht werden wird, wo das Stück zufällig einen großen Erfolg hat.

Im Königlichen Schauspielhause von Berlin wurde es freundlich aufgenommen. Die Darsteller machten denselben Fehler wie wohl diese Kritik: Sie nahmen das Lustspiel zu schwer. Der Chokoladenonkel hätte anstatt von Herrn Klein von einem Komiker gespielt werden müssen und auch der übrigen Familie hätte etwas mehr Lächerlichkeit nicht geschadet. Nur Frau Conrad traf es richtig, da sie nach der ältesten Schule mit ihrer Rolle tändelte. Die kluge Käthe ist nichts weiter als die altbewährte Naive, der man diesmal eben wieder das Zeilkostüm umgehängt hat. Hätte Olden das Stück so geschrieben, wie Frau Conrad es spielte, es wäre kaum ein Meisterwerk, aber um so sicherer ein sogenanntes Zugstück geworden.

Wenn ihm etwas zu einem Dichter fehlt, so sollte er wenigstens den Muth des Fehlens haben, der auch auf diesem Gebiete ein günstiges Zeichen ist.

Fritz Mauthner.

**Atlas.** Novelle von Maria Janitschek. Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. Fünfzigster Band. Berlin 1893.

Mark und Gabriel sind Freunde. Gabriel schön wie ein Erzengel, wie eine brennende Lilje, wie eine Flamme, die zum Himmel lodert. Mark ein braunes Stückchen Erde, oder wie eine Wurzel, knorrig, fest, verbogen, aber das Mark der Erde umschließend. Mark ist der Adoptivbruder Gabriels. Ein buckliger Zwerg, ein Kerlchen um viele Spannen kürzer wie andere Menschenkinder und zehnmal höher an Willen. Die Natur hat ihm einen Buckel angeschaffen, auf den er wie Atlas die Welt nimmt. Aber er wäre doch nur eine Koboldskraft, eine Trolbenkraft, die häßliche, keuchende Kraft eines weltbestürmenden Unholdes, wenn nicht Gabriel wäre, der schöne, leuchtende Gabriel. Denn Gabriel und Mark sind eins; eine eherne Nabelschnur verbindet sie, wie durch dieses innigste Band das Leben der Mutter in das Ungeborene einströmt, so rinnt die Kraft des Buckligen in die Venen des Erzengels hinüber, und die jauchzende Schönheit Gabriels blüht hinein in die wilde Trolbenkraft seines lieben Gesellen und wandelt sie zu leuchtende Schöpfung, blau und roth verbinden sich zu fürstlichem Purpur, und so geschieht es, daß der häßliche Kraftmensch Mark ein künstlerischer Schönheitsbildner, und der liljenschlanke Gabriel zum Kraftverströmer und Energieverbreiter wird. Ein unlösbar gefestetes Bündniß, wer vermag es zu schmelzen? Es müßte eine Flamme vom Himmel lecken oder die Erde sich theilen und eine grausige Kraft zermalmend hervorlangen! Nichts von dem geschieht; statt dessen kommt ein winziges Fünkchen geflogen, und siehe, die ehernen Bande zerschmelzen, der königliche Purpur zersetzt sich in schnödes Blau und banales Roth. Just das unbedeutendste aller Mädchen, ein Vergißmeinnicht einem Lieutenant oder Regierungsassessor ins Knopfloch, das korrekte Geschöpfchen eines Philisterpaars — etwas, was gar nicht eines Gabriel zur Glückseligkeit bedarf, jedem Hans oder Fritz gehört hätte, wenn er zuvor gekommen wäre! Mark, das Mark der Erde, die heilige Kraft wird verdrängt durch ein Blaublümelein! Durch ein kleines geistiges Zwergwesen, das seinen Gabriel herabziehen wird, wo ein großes Weib ihn gemeinsam mit Mark auf noch olympischere Höhen gehoben hätte! Denn das ist es: einer erhabenen Genossin hätte Mark den Blutsbruder abgetreten, oder vielmehr es wäre ein Atlasbund dreier Geister geworden, welche die Welt auf die Schultern genommen hätten. Aber mit diesem Schmarotzergeschöpfchen, diesem kleinen Schlinggewächs gilt es einen Kampf auf Tod und Leben; die heilige Flamme seines Gabriel darf nicht in dem Schooß eines Weibes ertrinken. Wie der Kampf ausgeht? — In einer der schönsten Dichtungen der Maria Janitschek, der Novelle Weibesschönheit, findet ein Künstler das Höchste seiner Träume, den Inbegriff und die Fleischwerbung seiner bildnerischen Sehnsucht in einem wundervollen Frauenleib; er macht seine Werkstatt zum Tempel, in dem er in heiligem Kultus alle seine Ideale in eine höchste Form einbildet; aber eines Tages erwachen die Sinne, sie erwachen in beiden, vergebens flieht der Künstler, so oft er zurückkehrt, findet er das verlangende Weib, schließlich unterliegt er — an ihrer Seite zu Boden gleitend, drückt er den Dolch in ihren herrlichen Busen und rettet den Göttern die reine Form. Das ist keine Katastrophe, es ist ein Triumphgesang. Ganz ähnlich endet der Atlas.

Ist er ein Märchen oder eine Novelle? Er spielt in unseren Tagen und wächst aus unserer Umgebung hervor, aber ein paar Hände haben ihn geformt, die selbst wie mit einer Trolbenkraft in die Tiefen des Erlebens hinabfahren und so wild herausgestalten, daß das tägliche Erlebniß wie mit einem Tigersprung überholt und zur menschheitlichen Symbolik auseinander geweitet wird. Diese kühne, ungeduldige, leidenschaftlich heischende Persönlichkeit, diese Hammerkraft, die den Stein zuweilen abspaltet, wo er vorsichtig polirt werden müßte, diese triumphirende Sprache, dieser überschäumende Affekt mag wohl manchem nichtverstehenden Schwächeren wie Affektation erscheinen; aber wir sollen sie heilig halten als einen geistigen Ueberschuß, wir sollen uns freuen, eine so tapfere Kraft zu besitzen und uns gewöhnen, dieser Eigenart zu folgen, auch wo sie uns minder verwandt und nicht unmittelbar verständlich ist. Dank aber gebührt dem Grote'schen Verlag, der durch die Aufnahme eines so merkwürdigen Talentes seine Sammlung bereichert und geschmückt hat.

L. Br.

**Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten.** Von Gustav Diercks. Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.

Unter den zahlreichen Büchern, die bei Gelegenheit der diesjährigen Chicagoer Ausstellung entstanden sind, nehmen die Kulturbilder von Diercks eine hervorragende Stelle ein. Der bekannte Kulturhistoriker gibt in einer Reihe von Abhandlungen ein vollständiges Bild von Land und Leuten in der großen Republik des Westens. Genaue und scharfe Beobachtung und umfassende Studien, geleitet und durchdrungen von freier, vornehmer Anschauung, machen das Werk zu einem ebenso lehrreichen wie fesselnden. Die Darstellung ist überall lebhaft, anregend und von erfreulichster Schönheit und Ebenmäßigkeit des Stiles. Jedes der zehn Kapitel macht einen eigenen Essay aus, ist ein kleines in sich abgerundetes Kunstwerk, gleichsam eine lebendige Individualität. Das bietet einen besonderen Reiz, hat freilich auch den Nachtheil, daß Wiederholungen mehrfach nicht vermieden werden konnten. Der Verfasser bewährt überall den großen, umfassenden Blick des wahren Geschichtschreibers und setzt Vorzüge wie Fehler der amerikanischen Anschauungen, Sitten und Einrichtungen mit großer und überzeugender Unparteilichkeit auseinander. Besonderes Gewicht ist auf die Darstellung des Unterrichtswesens, zumal auch bei Indianern und Negern, sowie begreiflicher Weise auf die Schilderung des deutschen Elementes und seines Einflusses auf das Amerikanerthum gelegt.

—n—n.

Verantwortlicher Redakteur Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Berlin, den 23. Dezember 1893. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rud. Mosse, Berlin SW., Jerusalemer-straße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1893 unter Nr. 4448 eingetragen.

## Die Leser der „Nation",

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation",
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Ein Austausch freundlichster Weihnachtsangebinde findet im Augenblick zwischen dem Grafen Caprivi und den Kreuzzeitungs-Konservativen statt.

Aus der „Magdeburgischen Zeitung" hatte die „Norddeutsche Allgemeine" einen Artikel übernommen, der den Hammerstein und Genossen mit großer Unverhülltheit die Wahrheit sagte; in solchen Worten war das bisher an diesem Orte seit jener Zeit nicht zu lesen gewesen, da Fürst Bismarck die Kreuzzeitungs-Fronde mit seiner schweren Faust niedergeschlagen hatte. Es wird den Tivoli-Konservativen unumwunden auseinandergesetzt, daß sie egoistische Demagogen sind, welche die alten konservativen Prinzipien verfälscht haben, und welche die Anhänger dieser alten Prinzipien terrorisiren und mundtodt zu machen suchen, um eine Politik engherzigen, skrupellosen Cliquenvortheils verfolgen zu können. Da sich durch Zaghaftigkeit die Kreuzzeitungs-Partei nie ausgezeichnet hat, so konnte die Antwort auf diese Auseinandersetzung nicht zweifelhaft sein; gerade der stärkste Machtfaktor dieser Spielart der Konservativen liegt in ihrer Rücksichtslosigkeit und in der Zähigkeit, mit der sie ihrem Ziele nachgehen. So schreibt denn die „Kreuz-Zeitung": zwischen ihren Anhängern und dem Grafen Caprivi sei das Tischtuch zerschnitten. Damit werden die Kreuzzeitungs-Konservativen zu einer Oppositionspartei gegen die Regierung des Staatsoberhauptes, und warum sollten sie das nicht werden dürfen, wie jede andere Partei es je nach Lage der Verhältnisse auch schon geworden ist. Das ist ein gutes Recht jeder politischen Richtung; aber freilich dieses gute Recht können gerade Kreuzzeitungs-Politiker ohne verhüllende Scheinheiligkeit nicht anerkennen.

Die Sachlage, die völlig klar ist, muß daher verdunkelt werden.

Graf Caprivi ist heute zweifellos der Vertrauensmann der Krone. Den Grafen Caprivi stürzen wollen mittelst parlamentarischer Majoritäten, heißt mithin der Krone durch den Volkswillen einen neuen Minister aufdrängen; und dabei ist es ganz gleichgültig, ob dieser Volkswille auf Grund eines sogenannten liberalen oder eines sogenannten konservativen Programms sich manifestirt. Der Volkswille nimmt in diesem oder in jenem Falle eine andere Richtung; aber die Kraft, die gegen den Minister und gegen die Krone eingesetzt wird, bleibt die nämliche; es ist die Kraft der Bevölkerung gegen die Kraft der Krone und ihrer Vertrauensmänner, der Minister.

Der Ruf der Konservativen: Fort mit Caprivi, heißt daher nichts anderes, als daß die Kreuzzeitungsrichtung das parlamentarische Regiment proklamirt — freilich mit einer Einschränkung. Ist die Regierung den Konservativen nicht

völlig zu Willen, so sind diese Konservativen ganz demokratisch gesinnt und stacheln das Volk zu rücksichtsloser Fronde gegen die Vertrauensmänner der Krone auf; das thut heute der Bund der Landwirthe. Ist die Regierung dagegen eine gehorsame und dienende Magd der Konservativen, dann behaupten diese, daß ihre Machtstellung durch eine Volksbewegung nicht angetastet werden darf, und auf Grund dieser Behauptung, deren egoistische Zweckmäßigkeit für das Wohlergehen des eigenen Clans nicht angezweifelt werden kann, erklärt sich diese Art Konservative in solchem Falle als die einzige feste Stütze des Thrones und als Verfechter einer möglichst wenig behinderten monarchischen Machtvollkommenheit.

In Wahrheit waren diese Konservativen stets das Unglück der Krone wie des Staates; eine hundertjährige Erfahrung lehrt das. Ihr Regiment brachte Preußen den Zusammenbruch von Jena und den Sturz der Monarchie herab von der Höhe friedericianischer Zeiten. Ihr Einfluß wirkte der Wiederaufrichtung entgegen; in der schwersten Zeit Preußens suchten sie in berüchtigt gewordenen Petitionen die Steuerlasten von den eigenen Schultern abzuwälzen; sie waren die Gegner von Stein und Hardenberg in den Tagen des Neubaues; sie lagen vor Kaiser Nikolaus auf dem Bauche, so daß alle echten Patrioten, auch konservative, darüber schamroth wurden; sie wiesen Preußen den Weg nach Olmütz, und als es endlich Preußen gelungen war, die große That der deutschen Einheit zu vollbringen, da feierte der liberale Gedanke die Tage seines Triumphes und nicht der konservative. Das ist eine lehrreiche Entwicklung, lehrreich für den Staat wie für die Krone der Hohenzollern.

Mit diesen Gegnern fertig zu werden, ist nicht so gar schwierig. Ihre Macht lag stets nur darin, daß sie für sich die Macht der Regierung auszunutzen verstanden. Waren sie dazu in der Lage, so verfügten sie über einen großen Einfluß; aber sie kommen auch in dem Augenblick aus der Fahrt, wo ihnen nicht mehr die Staatsbehörden das ultrakonservative Schiff rudern helfen.

Freilich eines festen Entschlusses bedarf es, um die konservative Fronde zur Ungefährlichkeit herabzudrücken. Wie unser heutiges Beamtenthum einmal beschaffen ist, wird man sehr deutlich die Frage stellen müssen, wer in dem Kreuzzeitungs-, wer im Staatsschiff zu bleiben gedenkt. Daß durch den Staatsanzeiger von neuem den politischen Beamten ihre Pflichten eingeschärft wurde, ist ein Anfang. Eine solche Mahnung, wenn ihr im Nothfall Thaten folgen, wird ihre klärende Wirkung schnell üben, und sie wird zeigen, daß die Reaktionäre weit stärker an Ansprüchen, als an realer Macht sind. Solange jedoch wird diese gesunde Scheidung ausbleiben, wie der Anschein vorhanden ist, daß die Regierung die sentimentale Schwäche und die Kreuzzeitungspartei, die rücksichtslose Kraft, der die Zukunft gehört, repräsentirt.

Graf Caprivi und der Freiherr von Marschall haben die Erfahrung bereits machen können, wie verfehlt es ist, auf unverhüllte Rücksichtslosigkeiten mit einigen wohlmeinenden, leise mahnenden und doch recht verbindlichen Worten zu antworten. Der äußersten Rechten imponirt nur eines, und das ist die Kraft. Entwickelt die Regierung diese Kraft nicht, so werden ihr die Hammerstein in Kurzem die Todteninschrift auf den Grabstein setzen; entwickelt sie dagegen diese Kraft, dann kann die jetzige Weihnachtszeit zum Beginn eines langsamen und heilsamen Umschwunges in der inneren deutschen Politik werden, wie in entgegengesetzter Richtung dieser Umschwung auch durch einen Weihnachtsbrief, durch den Dezemberbrief des Fürsten Bismarck angebahnt worden ist.

Für Bayern hat ein Parteitag der Freisinnigen stattgefunden. Die alten Führer des dortigen entschiedenen Liberalismus, die Stauffenberg und Günther, wollten die Selbstständigkeit der bestehenden bayerischen Organisation, wie sie war, aufrecht erhalten; das wäre für die bayerischen Verhältnisse sehr nützlich gewesen. Eine andere Gruppe drängte hingegen auf den Anschluß an die Richter'sche Fraktion. Diese Gegensätze führten zu einer Trennung.

Hielt man sich, wie bisher, selbständig und unabhängig von den Gegensätzen der Berliner Fraktionspolitik, so war ein Zusammenhalten aller freisinnige Elemente in Bayern möglich; machte man den Versuch, alle Fäden in eine Hand zu spielen, so war auch in Bayern, wie sich gezeigt hat, eine Spaltung unvermeidlich, über die sich die Fraktionsfanatiker bis zu dem Augenblick in ihrem Gemüthe freuen können, da nach neuen Niederlagen der zersprengten Liberalen die sehr reale Freude der Gegner des Liberalismus beginnt.

Von dem Reichsgericht in Leipzig sind zwei französische Offiziere wegen Spionage zu längerer Festungshaft verurtheilt worden. Bei dieser Gelegenheit könnte man einmal die Frage aufwerfen, welchen realen Werth die Spionage dieser Art heutigen Tages überhaupt noch hat.

Es ist gewiß von Wichtigkeit, über die Tüchtigkeit, über die Stärke und Bewaffnung eines Heeres, dem man unter Umständen einmal feindlich gegenüber stehen kann, zuverlässige Nachrichten zu besitzen. Aber wie die Verhältnisse heute liegen, bedarf es dazu gar nicht der geheimen Spionage. Die Fortschritte der militärischen Technik sind in kürzester Zeit stets Gemeingut; dieselben wissenschaftlichen Voraussetzungen führen an mehreren Orten zu denselben Entdeckungen, und für die Schlagfertigkeit eines Heeres gibt es zahlreiche Merkmale, die allen sachverständigen Augen sichtbar sind. So waren wir Deutsche denn im Jahre 1870 sehr gut über das französische Heer und seine Bewaffnung aufgeklärt, und diese unparteiische scharfe Beobachtung hat Deutschland großen Gewinn gebracht; aber während des ganzen Krieges ist es auch nicht einmal hervorgetreten, daß durch den Besitz französischer Festungspläne ein wesentlicher Vortheil durch unsere Truppen errungen worden wäre.

Verzichteten wir schon damals auf diese Form der Spionage oder brachte sie schon damals uns keinen Vortheil?

Jedenfalls scheint es, daß auch heute noch die Franzosen als Mittel einer guten Kriegsvorbereitung die Spionage außerordentlich überschätzen. Sie glauben ihr Land mit deutschen Spionen überschwemmt, und haben noch nicht einen Spion zu fangen vermocht, und sie müssen immer wieder französische Spione in deutsche Gefängnisse wandern sehen, und doch werden sie schwerlich von diesem heimtückischen Krieg im Frieden irgend welchen erheblichen Vortheil gehabt haben.

General a. D. Kirchhof, der sich von einem Redakteur beleidigt fühlte, der darauf in die Wohnung dieses Redakteurs eindrang und den Redakteur mit einem Schuß tödten wollte, ihn aber nur leicht in der Herzgegend verwundete, soll zu acht Tagen Festung von dem Militärgericht verurtheilt worden sein. Wer einem Polizisten in übermüthiger Laune ein schiefes Gesicht zieht, kann wohl auch acht Tage Gefängniß erhalten. Der Mordversuch eines hohen Militärs und die Beamtenbeleidigung eines Civilisten wiegen also in Deutschland unter Umständen gleich schwer, oder auch gleich leicht, und das heißt dann Gleichheit vor dem Gesetz, — die ein moderner Kulturstaat nicht recht entbehren kann.

Crispi hat sein Ministerium gebildet; die hervorragendsten Gestalten des Kabinets sind: er selbst, Sonnino, Saracco und Baron Blanc. Crispi's Porträt ist erst ganz kürzlich in diesen Blättern gezeichnet worden. Sonnino und Saracco gelten für kundige Finanzleute, und sie werden vor Allem an der finanziellen Wiederaufrichtung Italiens zu arbeiten haben; Sidney Sonnino ist übrigens ein Jude — neben Raynal in Frankreich der zweite Jude, der im Augenblick in Europa ein Portefeuille inne hat, wohl zum Entsetzen unseres Junkerthums. Der Baron Blanc endlich, der das auswärtige Ministerium übernommen hat, ist ein Schüler des großen Camillo Cavour.

Mit Blanc hat sich sogleich die öffentliche Meinung auf das Lebhafteste beschäftigt. Ist er ein Freund des Dreibundes, neigt er zu Frankreich? Chiala hat in dem auch in der „Nation" besprochenen Werke „La Triplice Alleanza" („Nation" Jahrg. X Nr. 41) die Vorgeschichte des

Dreibundes gezeichnet, und er tritt jetzt in der italienischen Presse nachdrücklich mit der Behauptung hervor, daß gerade Blanc einer der Hauptarbeiter für die Allianz gewesen sei.

Wichtiger als eine einzelne solche Handlung, und sei sie noch so bedeutungsvoll, erscheint uns die Schule, aus der Baron Blanc hervorgegangen ist. Da er das diplomatische Handwerk und echten Patriotismus von Cavour gelernt hat, so kann er nicht zu jenen gehören, welche unbesehens die Legende von der früheren, herzinnigen Freundschaft Frankreichs zu Italien zu übernehmen bereit sind.

Es gibt ein Buch Il conte di Cavour in Parlamento*) und die Herausgeber dieses Buches sind: „Il commendatore Artom e il cavalier Blanc, discepoli ed amici del conte di Cavour“; dieser Cavalier Blanc ist der heutige Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, und er erzählt aus den letzten Lebensmonaten Cavour's das Folgende:

„Wenige Wochen vor seinem Tode befand er sich im Parlament einem jener Italiener gegenüber, denen er ihre Heimath hatte rauben müssen; es war der General Garibaldi. In diesem Augenblicke zeigte sich das Herz Cavour's so, wie es jene Einwohner von Savoyen und Nizza kennen gelernt haben, die mit ihm nach der Cession ihres Landes an Frankreich in Verbindung gestanden haben. ‚Niemals‘, schrie der General in stolzer Aufwallung auf, ‚niemals werde ich die Hand jenen drücken, die mich zu einem Fremdling in Italien gemacht haben.‘ Graf Cavour beugte sich vor diesem gerechten Schmerz und antwortete voll Ergriffenheit mit einem Ton, den nie jene vergessen werden, welche zugegen waren. ‚Ein Ereigniß hat zwischen dem General Garibaldi und mir einen Abgrund aufgerissen. Ich glaubte eine Pflicht zu erfüllen, eine für mich grausame Pflicht, die grausamste, die ich jemals in meinem Leben erfüllen mußte. Was ich selbst damals empfunden habe, läßt mich verstehen, was der General hat dulden müssen; und wenn es über seine Kräfte geht, mir zu verzeihen, so fühle ich, daß ich ihm deswegen einen Vorwurf nicht machen kann. . . .‘“

Wer so intim die Beziehungen Frankreichs zu Italien auch aus der Zeit scheinbar ungetrübter Freundschaft kennt, der wird nüchtern und nicht als Parteimann, sondern allein als italienischer Patriot die auswärtige Politik leiten. Und gerade darin scheint uns die Festigkeit des Dreibundes zu liegen, daß dieses Stück Papier nicht die Kraft einzelner Mächte zum Vortheil anderer ausbeutet, sondern gleichen realen Nutzen allen Betheiligten bringt; — auch den Italienern, denen früher die französische Freundschaft Nizza und Savoyen kostete, und denen jüngst diese Freundschaft die tunesischen Ueberraschungen eingebracht hat.

Die finanziellen Erklärungen, mit denen Crispi vor die Kammer getreten ist, sind ernst und gerade darum Vertrauen erweckend. Crispi appellirt an den Patriotismus aller Parteien und verspricht kein geheimes Allheilmittel; er sagt vielmehr offen, daß neue Steuern und daneben Ersparungen nothwendig sein werden. Diese ungeschminkte Wahrheit hat bei einzelnen Fraktionen der Kammer keinen Beifall gefunden; aber es ist zu wünschen, daß diese bittere und doch einzig wirksame Medizin schließlich statt erneuter Quacksalbereien durch den Beschluß der Kammer zur Anwendung kommen wird.

Griechenland hat sich jetzt auch bankerott erklärt, und es sucht das Ministerium Trikupis sogar jene Verpflichtungen zu brechen, für die feste und bindende staatliche Zusicherungen vorliegen. Daß die betheiligten Mächte den Versuch machen werden, wenigstens die offenen Rechtsverletzungen zu verhindern, scheint sicher zu sein.

Die Schweiz hat gleichfalls ein strenges Gesetz gegen die Anarchisten erlassen; das ist nützlich, und das ist der Weg, um zum Ziele zu gelangen. Wenn jeder einzelne Staat für sich selbst sorgt, wird auch der Allgemeinheit am besten gedient werden. Diese Anschauung bricht sich heute aller Orten Bahn, und von überflüssigen und zu neuen Verwicklungen Anlaß bietenden internationalen Vereinbarungen, die verständigerweise Graf Caprivi sogleich zurückgewiesen haben soll, spricht man nicht mehr.

* * *

*) Firenze. G. Barbèra. 1868.

## Rückblick auf das Jahr 1893.

### I.

Von seinem Vorgänger übernahm das jetzt ablaufende Jahr als Erbschaft die Militärvorlage mit ihren ungewöhnlich hohen Geldforderungen. Es wurde vor einem Jahre an dieser Stelle bemerkt, daß der Volksvertretung noch niemals mitten im Frieden eine so tief einschneidende Forderung gestellt sei. Ueber diese Vorlage sind viele Wochen hindurch die Verhandlungen in der gründlichsten Weise geführt worden. Das Ergebniß der Vorberathungen war, daß einerseits die Regierung ihre Forderungen um einen erheblichen Bruchtheil erniedrigte, und daß andererseits von allen Seiten mit Ausnahme der Sozialdemokratie zugestanden wurde, die Durchführung der zweijährigen Dienstzeit müsse eine Erhöhung der Aushebungsziffer zur Folge haben. Trotz dieser Zugeständnisse von beiden Seiten blieb indessen eine Meinungsverschiedenheit bestehen, bei welcher die Regierung zunächst in die Minderheit gerieth, dann aber, nachdem sie den Reichstag aufgelöst hatte, in dem neugewählten Reichstage mit großer Mühe eine kleine Mehrheit erlangte.

Die große Mehrheit der freisinnigen Fraktion lehnte die Forderungen der Regierung ab, und eine kleine Mehrheit zerriß das Fraktionsband, welches zwischen ihr und denjenigen Mitgliedern bestand, die sich durch ihre Ueberzeugung, daß die Regierung die Nothwendigkeit ihrer Vorlage nachgewiesen habe, zu einem zustimmenden Votum hatten bewegen lassen. Während diese Mehrheit in Volksversammlungen triumphirend verkündete, daß sie einen starken „Ruck nach links“ gemacht habe, warf sie denjenigen, welche diesen Ruck nicht mitmachen wollten, Verrath und Unfall vor. Der Kampf zwischen zwei weit von einander abstehenden Fraktionen wurde kaum mit so großer Heftigkeit geführt, wie der Bruderkrieg zwischen den zwei Gruppen, von denen jede sich noch heute zu dem gemeinsamen Programm von 1884 bekennt, und die nur über eine Opportunitätsfrage zerfallen waren, welche verständiger Weise nicht zu einem entscheidenden Punkt erhoben werden durfte.

Das Für und Wider in der Militärfrage ist in diesen Blättern wiederholt abgewogen worden, und es liegt nicht in meiner Absicht, an dieser Stelle auf polemische Ausführungen einzugehen. Als eine Thatsache muß aber festgestellt werden, daß die freisinnige Partei eine sehr schwere Niederlage erlitten hat. Sie hat die Hälfte ihrer Mitgliederzahl eingebüßt und findet sich gegenwärtig ungefähr in demselben Zustande, den sie nach dem unglücklichen Wahlfeldzuge von 1887 eingenommen hat. Noch schlimmer ist es ihr bei den preußischen Landtagswahlen gegangen, die stattfanden, nachdem die erste fünfjährige Legislaturperiode abgelaufen war. Die freisinnige Partei behauptete hier nur die neun Sitze der Stadt Berlin, die Provinzialhauptstädte Danzig, Stettin, Posen, Breslau und Wiesbaden und zwei Sitze in solchen posenschen Kreisen, in denen von Altersher ein Kartell aller deutschen Parteien gegen die Polen bestand, das auch diesmal aufrecht erhalten wurde. Wann die Verhältnisse sich einmal wiederum zu Gunsten der freisinnigen Partei ändern werden, darüber läßt sich keine Prophezeiung wagen; einstweilen sind noch alle die Kräfte in voller Wirkung, die zu dem Niedergang beigetragen haben.

Inmitten dieses beispiellosen Wirrwarrs zeigt die Regierung eine stoische Ruhe, als ginge sie derselbe nicht das Geringste an. Graf Caprivi hat die Richtschnur seines Verhaltens wiederholt dargelegt. Er vertheidigt seine Vorlagen mit sachlichen Gründen und kümmert sich nicht darum, ob Parteien bestehen und welche Bestrebungen dieselben verfolgen. Von Fall zu Fall nimmt er die Unterstützung dort an, wo sie ihm gewährt wird. Er läßt jeden Tag seine Sorgen haben und erst wenn eine Vorlage glücklich erledigt ist, fängt er an, darüber nachzudenken, mit welchen Mitteln er die nächste durchsetzen will. Leicht verständlich ist diese Politik; sie ist auch unleugbar ehrlich. Dem Anschein nach ist sie auch richtig. Bisher hat er in den fast vier Jahren

seiner Thätigkeit noch jede seiner wichtigeren Vorlagen, wenn auch mit gewaltigen Anstrengungen, durchgesetzt. Eine Ausnahme macht das Volksschulgesetz, aber dieses ist am wenigsten an parlamentarischem Widerstand gescheitert. Er hat die Militärvorlage mit Hülfe der Polen, der Antisemiten und der freisinnigen Vereinigung durchgesetzt. Er hat die Handelsverträge mit Rumänien, Spanien und Serbien gegen den Bund der Landwirthe mit Hülfe der Polen, der Sozialdemokraten und Freisinnigen durchgesetzt. Bei den Polen hat ihm der dort bestehende Fraktionszwang beide Male nur mit einer kleinen Majorität geholfen. Aber wenn auch die Sache bisher erträglich gegangen ist, so läßt sich doch die bange Frage nicht abweisen, wie lange das noch fortgehen kann, und was geschehen soll, wenn es einmal nicht mehr geht.

In einem konstitutionellen Staate ist eine Regierung, die sich nicht auf eine feste Majorität stützt, auf die Dauer eine Unmöglichkeit. Entweder geht die Regierung aus der bestehenden Majorität hervor; das ist in England stets der Fall. Oder die Regierung muß sich eine Partei schaffen. Wie das gemacht werden kann, hat der Fürst Bismarck gezeigt. Ein Staatsmann, der Positives leistet, wird sich stets einen bedeutenden Anhang gewinnen, und ein Staatsmann, der Verständiges leistet, wird sich diesen Anhang unter den verständigen Leuten gewinnen. Aber es genügt nicht, daß eine Regierung zur Volksvertretung spreche, sie muß auch zu den Wählern sprechen, damit diese eine Volksvertretung entsenden, die den Worten der Regierung zugänglich ist. Es genügt nicht, daß sie von Fall zu Fall ihre nächsten Ziele zeigt, sie muß auch die ferneren Ziele, nach denen sie strebt, zeigen. Sie darf sich nicht ausschließlich an den nüchternen Verstand wenden, sie muß auch verstehen, das Herz anzuregen.

Die letzten Reichstagswahlen haben sich ohne jede Beeinflussung seitens der Regierung vollzogen, wenn man unter der Regierung die Person des Reichskanzlers versteht. Graf Caprivi hat weder in eine einzelne Wahl eingegriffen, noch allgemeine Wahlerlasse gemacht, wie sie unter dem Fürsten Bismarck üblich waren. Aber trotzdem sind die Wahlen nicht unbeeinflußt gewesen. In Preußen haben die Landräthe genau so gehandelt, wie bei früheren Wahlen. Und da ihnen von oben her keine Weisungen gegeben waren, in welchem Sinne sie wirken sollten, so haben sie in dem Sinne gewirkt, der ihnen der richtige schien. Sie haben das nächste Ziel der Regierung, die Annahme der Militärvorlage gefördert, aber dem ferneren Ziele der Regierung, die Annahme der Handelsverträge, haben sie vielfach entgegengewirkt.

Das Ergebniß der Neuwahlen war ungünstig für die freisinnige Partei; darin liegt die Aehnlichkeit mit dem Jahre 1887, allein es war keineswegs günstig für die Regierung, und darin besteht der Unterschied von jenem Jahre. Mit dem Kartellreichstage, der auf die Septennatswahlen folgte, konnte Fürst Bismarck Alles durchsetzen, was sein Herz begehrte, die abermalige Erhöhung der Getreidezölle, das neue Branntweinsteuergesetz, sogar die Invaliditätsversicherung. Mit dem gegenwärtigen Reichstage hat die Regierung schon die Militärvorlage nur knapp durchsetzen können, und die Vorschläge, welche sie zur Deckung der erforderlichen Mittel gemacht hat, werden wahrscheinlich zum größeren Theile abgelehnt werden. Mit anderen wichtigen Vorlagen wird die Regierung auf die größten Schwierigkeiten stoßen. Der Reichstag ist so zusammengesetzt, daß nicht allein diese Regierung ihn als unbequem empfindet, sondern jede andere Regierung, wie immer sie beschaffen sei, würde mit demselben schlecht auskommen.

Darauf, daß die Sozialdemokratie etwa zehn Stimmen gewonnen hat, ist verhältnißmäßig wenig Gewicht zu legen. Auf eine solche Eventualität mußte man, als neue Wahlen ausgeschrieben wurden, gefaßt sein. Aber eine zweite Partei, welche mit schlimmeren Waffen, als die Sozialdemokratie kämpft, hat ebenfalls erheblich an Zahl zugenommen. Die Antisemiten sind zu einer Anzahl gewachsen, die ihnen gestattet, eine Vertretung in den Kommissionen zu fordern. Sie haben bei Annahme der Militärvorlage den Ausschlag gegeben, und die Regierung hat sich genöthigt gesehen, ihnen gute Worte zu geben und Versprechungen zu machen. Neuerdings haben die Antisemiten den Rassenhaß weniger betont als sie es sonst gewohnt waren. Sie haben sich die Bezeichnung einer deutschen Reformpartei beigelegt und behaupten, die Vertretung der Interessen des Mittelstandes zu ihrer Aufgabe zu machen. Daß man mit diesem Stichwort ebensowenig zu klar erfaßbaren und praktisch durchführbaren Vorschlägen gelangt, wie die Sozialdemokratie mit ihrer ausschließlichen Vertretung der Arbeiterinteressen, liegt auf der Hand.

Und endlich ist eine dritte Partei auf dem Plan, welche eingeständlich die Vertretung einseitiger Berufsinteressen zu ihrer Aufgabe macht, das ist der Bund der Landwirthe. Derselbe hat die konservative Partei völlig absorbirt. Konservative von gemäßigterer Haltung, wie die Herren von Helldorf und Graf Stolberg, sind bei den Wahlen in aller Stille beseitigt worden. Aber auch zahlreiche Abgeordnete des Centrums und der nationalliberalen Partei sind auf den Bund der Landwirthe eingeschworen. Der Bund hat in den ersten Monaten seines Bestehens mit großem Erfolge, mit ungewöhnlich großen Mitteln und unter Mitwirkung solcher Beamten gearbeitet, die nach den bestehenden Vorschriften verpflichtet sind, die Politik der Regierung zu unterstützen. Zweifellos werden die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Es wird eine Zeit kommen, in welcher die Begeisterung für den Bund der Landwirthe erlischt, sobald die Wähler sich überzeugen, wie wenig er im Stande ist, seine Versprechungen einzulösen. Aber gerade zur Zeit der Wahlen standen seine Saaten wie diejenigen der Antisemiten in vollster Blüthe. Es hätte sowohl im Interesse der Regierung wie in demjenigen der freisinnigen Partei gelegen, Neuwahlen in diesem Jahre zu vermeiden, und bei Anwendung einiger Umsicht hätte sich dieses Ziel erreichen lassen.

Es läßt sich nicht einmal erkennen, ob der Reichskanzler sich der Unterstützung des preußischen Staatsministeriums erfreut. Von einem direkten Konflikt zwischen ihm und dem preußischen Ministerpräsidenten oder dem Finanzminister ist allerdings in der letzten Zeit nicht die Rede gewesen. Aber die preußischen Minister hätten für die Annahme der Handelsverträge etwas mehr thun können, als daß in der zwölften Stunde der Handelsminister mit einer Rede für dieselben eintrat. Freilich läßt sich nicht beurtheilen, ob der Reichskanzler eine solche Unterstützung, insonderheit von Seiten des Ministers für die Landwirthschaft, in Anspruch genommen hat.

In das Jahr 1893 ist die Regierung mit einer großen Schwierigkeit eingetreten, der Sorge für die Militärvorlage. In das Jahr 1894 tritt sie mit zwei großen Schwierigkeiten ein, der Sorge um die Annahme der Steuergesetze, durch welche die Kosten der Militärvorlage gedeckt werden sollen, und der Sorge um den russischen Handelsvertrag. Herr Miquel hat mit seinen Steuervorlagen das Versprechen des Reichskanzlers, die Last auf die stärkeren Schultern zu laden, nicht eingelöst. Ein Minister hat jederzeit den Vorzug, dasjenige, was er nicht ausführen mag, für unausführbar zu erklären. Und Herr Miquel macht von diesem Vorzuge den weitgehendsten Gebrauch. Er hat Vorlagen gemacht, deren Annahme im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, und es ist zu erwarten, daß, wenn er mit diesen Vorlagen scheitert, nicht er, sondern ein Anderer derjenige sein wird, der vom Platze weichen muß.

Der Abschluß der Handelsverträge mit Oesterreich, Italien, Belgien und der Schweiz war die That des Grafen Caprivi, die ihm dauernd zum Verdienste angerechnet werden muß. Er hat durch den Abschluß von drei anderen Verträgen dieses Werk glücklich fortgesetzt. Den Handelsvertrag mit Rußland durchzusetzen, wird seine Leistungsfähigkeit auf eine stärkere Probe stellen, als sie ihm bisher angesonnen worden ist. Und wenn dieser Handelsvertrag eingebracht werden wird, dann wird sich der Mangel herausstellen,

daß die Stimmung für denselben nicht besser vorbereitet worden ist.

Aus der Geschichte des preußischen Staates ist die Annahme der drei großen Steuergesetze hervorzuheben, durch welche Herr Miquel sich die Anerkennung der Agrarier erworben hat. Ob die Gemeinden durch das Kommunalsteuergesetz eine Besserung ihres Haushalts erfahren werden, wird sich erst später herausstellen. In Oberbürgermeisterkreisen herrscht bisher keine Freude.

Von sonstigen deutschen Angelegenheiten ist der Tod des Herzogs von Koburg zu erwähnen, dem der Herzog von Edinburg gefolgt ist, ohne daß die staatsrechtlichen Doktorfragen, die sich an diese Succession knüpften, eine praktische Folge gehabt hätten.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Alexander Meyer.

## Eine Konstitution für Rußland.*)

Als Alexander II. durch die zufällige Verspätung seines Schwagers Alexanders von Hessen, sich einige Minuten nach der angesetzten Zeit in den Speisesaal des Winterpalais begeben wollte und Saal und Diner in die Luft flogen, während der kaiserliche Cortège sich noch auf der Treppe befand**), berief der durch das verwegene Attentat tief erschütterte Zar den General Loris Melikoff und bekleidete ihn mit einer über allen Behörden stehenden thatsächlichen Diktatur.

Der Sohn eines armen armenischen Händlers, welcher es durch Begabung und Gewandtheit zum General, Grafen, Korpskommandanten und Provinzgouverneur gebracht hatte, sollte Loris Melikoff den allmächtigen Zaren, der drei Attentaten entronnen war, vor dem vierten bewahren. An Muth, Einsicht und Redlichkeit war er der richtige Mann für die Aufgabe, und es war wesentlich sein Unglück, nicht seine Schuld, daß er sie nicht zu erfüllen vermochte. Am 13. März 1881, ein Jahr nachdem General Loris Melikoff die Leitung der Geschäfte übernommen, wurde der Zar auf offener Straße ermordet und ein wenig später der erfolglose Chef der Exekutivkommission und Minister des Innern entlassen. Der Abtretende zog sich schließlich nach der Riviera zurück, wo er im Jahre 1888 starb, und die Zwischenzeit zur Sichtung seiner Papiere und wahrscheinlich auch zur Abfassung von Memoiren benützte. Einen Theil der ersteren übergab er einem Freunde, aus dessen Händen wir jetzt einen merkwürdigen Auszug in der unter dem Strich genannten russischen Schrift empfangen haben. Anonym von dem Londoner russischen Preßkomitee veröffentlicht, trägt die Broschüre die äußeren und inneren Kennzeichen der Authentizität an sich. Sie gibt Aktenstücke, welche jede kritische Präsumtion der Echtheit für sich haben, wird von einem gemischt englisch-russischen Komitee publizirt, dessen Soutiens in die höchsten Kreise der Londoner Gesellschaft reichen, und ist überdies in so gemäßigtem Sinn und von einem so loyalen Diener der Dynastie geschrieben, daß die Herausgeber, wenn sie sich auch die kostbare Gabe nicht entgehen lassen wollten, sie dennoch mit der Bemerkung zu begleiten für nothwendig hielten, daß die ausgesprochenen Ansichten nicht die ihrigen seien und in einer besonderen Veröffentlichung diskutirt werden würden.

Wie sich aus den gemachten Mittheilungen ergibt, war General Loris Melikoff nicht nur zur Ausrottung der Verschwörer, sondern auch zu dem Versuch einer inneren Gesundung der Verhältnisse berufen. Er hielt es zu diesem Zweck für nothwendig, der nur allzu notorischen Büreaukratie den Rath unabhängiger Personen an die Seite zu setzen und erwirkte für diesen bedeutsamen Schritt die seit seinem Regierungsantritt öfter erwogene und ebenso oft zurückgehaltene Billigung des Souveräns. Da seine politischen Ansichten bekannt und ihm nur durch seine militärischen Verdienste nicht schädlich geworden waren — er ward durch die Eroberung von Kars der Begründer der neuen russischen Stellung in Kleinasien — so muß der Zar schon bei seiner Ernennung die lange abgelehnte Neuerung mehr oder minder beabsichtigt haben. Der größte Theil der gebildeten Gesellschaft begleitete dieselbe denn auch mit lebhaftem Beifall, während der Nihilismus, nur auf Rache für die vorhergehende Repression bedacht, mit einem Mordanfall auf den neuen wohlwollenden Diktator antwortete.

So schwer ihm bei diesem ominösen Anfang die Hemmnisse seines Unternehmens auf die Seele fallen mußten, so war er doch von der Nothwendigkeit desselben zu sehr überzeugt, um sich von den Gefahren, die die Verspätung mit sich brachte, irre machen zu lassen. Die erste Maßnahme bestand in der Entsendung einer Anzahl von Senatoren, die in acht Gubernien Verwaltung, Justiz, Unterricht und Domänen zu revidiren hatten. Alle sollten sich gleichzeitig mit dem Stand der öffentlichen Meinung bekannt machen und besonders darüber berichten, in welchem Sinne dieselbe von dem herrschenden System der Massensibirisirung Verdächtiger ohne Urtheil, ja ohne Untersuchung berührt würde. Das Sinken des Wohlstandes und der Moral, die Beschränkung der Kreisvertretungen durch die Verwaltung und der allzu geringe, der Presse gestattete Spielraum waren gleichfalls besonderer Beachtung empfohlen. Ebenso wurde eingehende Auskunft über das Ergehen der Handwerker-, Fabrik- und Bauernbevölkerung eingefordert, zumal über die von der letzteren gehegte Erwartung einer neuen ausgiebigeren Landvertheilung. Auf Grund der einlaufenden Berichte sollten dann die Reformvorschläge des Chefs der Exekutivkommission aufgebaut werden.

Das Jahr verging, die Berichte liefen ein und der Kaiser genehmigte am 1. März 1881, den Vorschlägen des General Melikoff gemäß, die Einberufung einer theils aus Ernannten, theils aus Erwählten bestehenden berathenden Versammlung, deren Zusammensetzung und Bestimmung sich weiter unten ergeben wird. Am 13. März, 12½ Uhr sandte der Kaiser das unterzeichnete Dekret dem General Melikoff zur Drucklegung zurück und fuhr zur Parade. Auf der Heimfahrt ward er ermordet — ermordet von Denen, die wenigstens zum Theil ihn gesegnet haben würden, hätten sie seine letzten Intentionen und Handlungen gekonnt. Die Regierung Alexanders III. begann.

Ihren Anfang füllten die heftigsten Kämpfe in der Brust des neuen Regenten und in den leitenden Kreisen der Dynastie, des Hofes und der Verwaltung. Mit dem unterzeichneten Dekret seines Vaters vor sich war der neue Zar durchaus geneigt, den Dingen ihren Lauf zu lassen und den entgegengesetzten Einflüssen, die sich sofort geltend machten, zu widerstehen. Ein Brief Kaiser Wilhelms I., der vermuthlich die Antwort auf eine nicht mitabgedruckte Bitte um Rath gewesen ist, bestärkte ihn nicht nur darin, auf dem beschrittenen Wege zu verbleiben, sondern sogar weiter zu gehen, als sein Vater beabsichtigt hatte. Kaiser Wilhelm befürwortete die Einführung konstitutioneller Regierungsformen in Rußland und empfahl dabei die Beachtung der folgenden Punkte: 1. Kein allgemeines Wahlrecht, aber auch keine Beschränkung des Wahlrechts durch Census. 2. Zweikammersystem mit der Theilnahme an der Gesetzgebung, aber ohne die Befugniß, Minister zu stürzen. 3. Dreijähriges Budget, mit weiterer Geltung des alten, wenn ein neues nicht zu Stande kommt und ohne politische Einmischung bei Kreditbewilligungen. 4. Kein Ersatz der Kronländereienbezüge durch Civilliste. 5. Freiheit des Bekenntnisses, aber keine unbeschränkte Freiheit des Unterrichts und der Presse.

Andere, weniger hochstehende Rathgeber suchten ihre Ansichten vor den Zaren zu bringen, indem sie an General Loris Melikoff schrieben und ihn um Unterbreitung ihrer Skripta an höchster Stelle baten. Einige wurden auch direkt konsultirt. Der bekannte Moskauer Professor Tschitscherin schilderte den herrschenden Zustand der Verwaltung,

*) Constituzia Grafa Loriz Melikowa. London, 1893.
**) Koch, Alexander von Bulgarien. Darmstadt, 1887.

der jedem Minister gestattet, nach eigenem Gutdünken und ohne Rücksicht auf die Maßnahmen der anderen zu handeln, in düsteren Farben, und empfahl ein einheitliches Kabinet und eine Stärkung der gesetzgebenden Behörden durch volksthümliche Wahlen. General Miljutin, der Panslavist, übermittelt Tschitscherin's Denkschrift an Melikoff, indem er hofft, letzterer werde diese Gedanken, die den seinen so ähnlich seien, auch unter den veränderten Verhältnissen tapfer vertheidigen und noch durchführen können. Gradowski, der gelehrte Staatsrechtsprofessor und Mitarbeiter des liberalen „Golos“, warnt die Regierung vor dem Irrthum, die liberale Bewegung dem Verfall des orthodoxen Glaubens in den gebildeten Ständen zuzuschreiben, da die Religion der höheren Klassen nirgends die der unteren sei. Danach läßt er es zwischen den Zeilen lesen, daß, da Peter der Große europäische Gesittung eingeführt habe, es nur natürlich sei, daß auch in der Politik das europäische Bedürfniß der Meinungsäußerung und der Mitwirkung sich geltend mache. Er glaubt nicht, daß die Massenverhaftungen diese Gesinnung bannen werden, sondern fürchtet vielmehr, daß die Proskription der Gebildeten den Ungebildeten den Vorwand liefern könnte, sich gegen die höheren Stände gewaltthätig zu wenden. Es gebe sich im unteren Volk eine entschiedene Neigung kund, über die Wohlhabenden herzufallen, und die Regierung habe alle Veranlassung, so schlimme Tendenzen nicht zu fördern, Tendenzen, die nicht der Stärkung der Religion, sondern dem Wachsthum der Barbarei zu Gute kommen und das Land schließlich seinen Nachbarn zur leichten Beute hingeben würden. Dem russischen Patriotismus dieser Aeußerung setzte Marquis Wielopolski seinen polnischen entgegen, indem er die russische Meuterei niederzuschlagen, die Polen aber durch nationale und religiöse Duldung zu den treuesten Unterthanen zu machen bat. Einen anderen, weniger bedenklichen Sonderzweck verfolgte der Eisenbahnkönig Poljakoff, welcher die Gelegenheit ergriff, um der Regierung zu versichern, daß die lang erstrebte und niemals erreichte Russifizirung der Juden sich am ehesten durch die Erweiterung ihrer bürgerlichen Rechte vollziehen lassen werde. Wenn man ihnen überall zu wohnen, russische Schulen zu besuchen und an allen russischen Einrichtungen theilzunehmen erlaubte und sie auch von den bestehenden Spezialsteuern befreite, würden die Juden in wenigen Jahren mit Leib und Seele Russen sein und sich schließlich amalgamiren. Man weiß, daß dieses Ziel neuerdings auf dem umgekehrten Wege erstrebt wird, indem man die 4 000 000 Juden zwischen Hungertod und orthodoxer Taufe wählen läßt.

Die außerordentlichste Meinungsabgabe vielleicht war die des Pariser Polizeipräfekten Andrieux, der als repressiver Sachkenner konsultirt worden sein muß. Auch er, der Genosse eines Boulanger werden sollte, legt es dem Zaren nahe, dem Volke durch Manifest anzukündigen, daß er die bestehenden Freiheiten im Sinne seines Vaters erweitern werde, sobald die Meuterer einmal ausgerottet wären. Zu letzterem Behuf solle man von Civil- und Militärgerichten gleichmäßig abiehen und die Nihilisten, die die Gesellschaft terrorisiren wollten, als wilde Thiere behandeln und summarisch abschlachten. Einige freilich werde man laufen müssen, damit sie die anderen verriethen. Auch in Frankreich gebe man ja gewaltige Summen für geheime Zwecke aus.

Noch ehe der Strom der erbetenen und unerbetenen Rathschläge versiegt war, überreichte der Minister des Innern, Graf Loris Melikoff, am 18. März, fünf Tage nach der Ermordung Alexanders II., seinem Nachfolger ein Dokument, welches eine geschichtliche Uebersicht des vom verstorbenen Zaren beschlossenen und von dem regierenden bereits gebilligten Reformwerkes enthielt:

„Am 10. Februar des laufenden Jahres“, heißt es im Eingang dieses gewaltigen Aktenstückes, „unterbreitete der Minister des Innern dem in Gott ruhenden Kaiser einige Erwägungen betreffs weiterer Schritte auf dem Allerhöchst vorgezeichneten Wege zur Wiederherstellung der von frechen Uebelthätern seit einer ganzen Reihe von Jahren gestörten staatlichen Ordnung. Der Minister des Innern gestattete sich hierbei zu erklären, daß, wie die eingehende Untersuchung ergab, die anarchischen Irrlehren, welche den Fortgang der durch Kaiser Alexander II. unternommenen Reformen so sehr gehemmt haben, wohl einzelne Personen von ihrer heiligen Pflicht abzuziehen, aber in die Tiefe des russischen, der Staatsordnung treu ergebenen Volksgemüths nicht einzudringen vermochten. So oft der Minister des Innern die lebendige Volkskraft zu seiner Unterstützung einlud, begegnete er der vollsten Bereitwilligkeit, der Ordnung zu dienen und die begonnenen Reorganisationen zu fördern.“

Nach diesem beruhigenden Präambel kommt der Minister zur Sache: „Gleichzeitig stellte der Minister des Innern ganz gehorsamst anheim, die Revisionsberichte der nach mehreren Gubernien verschiedener Zonen entsendeten Senatoren, so vielfach neues und werthvolles Material sie auch enthalten, durch die praktischen Aussagen ortsangesessener, mit den lokalen Bedingungen näher vertrauter Leute zu ergänzen“ — ein unscheinbarer Satz, welchen der Minister zur Grundlage des russischen Konstitutionalismus zu machen wünschte. Es folgt nun die Aufzählung der mit Hilfe der erwähnten „praktischen Aussagen“ zu untersuchenden Angelegenheiten, welche die gesammte Verwaltung und Justiz mit der Organisation und Abgrenzung ihrer Behörden, dazu die städtische und Kreisvertretung, die Bauernsache, Erwerb und Finanz betreffen.

Danach gelangen wir zu dem Kern, vielleicht richtiger gesagt dem Keim der einzuführenden Verfassung:

„Den Eingebungen seines liebevollen Herzens folgend und seinen getreuen Unterthanen ein neues Zeichen seines monarchischen Vertrauens gewährend, geruhte der verewigte Kaiser dem Vortrage des Ministers des Innern gemäß in den beiden von der ernannten Spezialkommission abgehaltenen Sitzungen das Prinzip der Heranziehung örtlicher Vertreter zu den Centralbehörden behufs der Ausarbeitung von Gesetzvorschlägen für die Weiterführung der Allerhöchst befohlenen Reorganisationen zu billigen. Zur thatsächlichen Verwirklichung des allergnädigsten Willens und um die zwischen der Regierung und den besten Kräften der Gesellschaft bestehenden fruchtbringenden Bande auf dem betretenen Wege weiter zu festigen, geruhte der hochselige Kaiser die sach- und zeitgemäß modifizirte Anwendung derselben Methode zu befehlen, welche schon bei der Erörterung der Bauernfrage befolgt worden ist.“

Es sollen demnach zunächst vorbereitende Kommissionen aus kaiserlich berufenen Beamten und Nichtbeamten gebildet werden, um die ihr Allerhöchst aufgetragenen Gesetzvorschläge für verschiedene Zweige des Staatslebens auszuarbeiten:

„Ehe die von den vorbereitenden Kommissionen entworfenen Gesetzvorschläge statutengemäß den Erwägungen des Reichsraths unterzogen werden, sollen sie der Beurtheilung einer Allgemeinen Kommission unterliegen, welche unter dem Vorsitz eines Allerhöchst ernannten Präsidenten zu tagen hat und sowohl kaiserlich berufene ständige Mitglieder aus den vorbereitenden Kommissionen wie erwählte Abgeordnete der Kreisvertretungen und einiger großer Städte nebst speziell nominirten Repräsentanten der kreisvertretungslosen Provinzen zu umfassen haben wird. Die Kreisvertretungen haben je nach der Bevölkerung einen oder zwei Abgeordnete zu wählen; die Hauptstädte je zwei, die anderen bedeutenden Städte je einen. Die Abgeordneten brauchen nicht den wählenden Versammlungen, müssen aber den betreffenden Kreisen oder Städten angehören; Wahlordnung und Wahlbedingungen werden nach näher bestimmt werden. Auch diejenigen Mitglieder der vorbereitenden Kommissionen, welche nicht zu ständigen Mitgliedern der Allgemeinen Kommission ernannt werden, haben das Recht, den Sitzungen der Allgemeinen Kommission beizuwohnen und über Gesetzentwürfe, an deren Ausarbeitung sie betheiligt gewesen sind, mit abzustimmen. Die Allgemeine Kommission, für deren Sitzungen eine beschränkte Frist anberaumt werden wird, hat nur eine berathende Stimme, und keinen Einfluß auf die bestehende Ordnung der Anregung und endgültigen Erledigung gesetzgeberischer Fragen. Die von der Allgemeinen Kommission bearbeiteten Gesetzvorschläge werden von den betreffenden Ministern mit ihren eigenen Darlegungen und Konklusionen in der alten Weise dem Reichsrath vorgelegt. Die näheren Bestimmungen betreffs der Zusammensetzung, Berufung und Geschäftsordnung der Kommissionen werden Allerhöchstem Befehl gemäß demnächst erlassen; die Materialzusammenstellung für die den vorbereitenden Kommissionen zu machenden Vorlagen hat sofort zu beginnen.“

Somit gelangen wir zu dem, durch die entsetzliche Entwicklung der Dinge und ihre fürchterlichen Folgen erschütternden Schluß:

„Am 1. März befahl der in Gott ruhende Kaiser dem Minister des Innern eine amtliche Kundgebung zur Veröffentlichung im Reichsanzeiger vorzubereiten, welche die Allerhöchst getroffene Entschließung zur allgemeinen Kenntniß bringen sollte. Der Entwurf dieser Kundgebung wurde aufgesetzt und von dem in Gott ruhenden Kaiser dem Minister des Innern am 13. März um halb ein Uhr Nachmittags mit der Anordnung zurückgestellt, denselben vor seiner Drucklegung in der Sitzung des Ministerkonseils am 16. März zur Verlesung zu bringen.

Die Rathschläge Gottes sind unerforschlich. Zwei Stunden nach Ertheilung dieses vielbedeutenden Befehles endete Kaiser Alexander II., der alle seine Tage dem Glück der ihm von Gott anvertrauten Völker geweiht hatte, den königlichen Kampf seines Lebens unter den Händen frevleger Mörder. Den Thron seiner Ahnen besteigend, fand Kaiser Alexander III., der Nachfolger des kaiserlichen Märtyrers, in der ihm von seinen Vorfahren überlieferten Liebe für das Volkswohl den großen Entschluß, auf dem von seinem in Gott ruhenden unvergeßlichen Herrn Vater vorgezeichneten Wege zu beharren. In dem ungeheuchelten Ausdruck des allgemeinen Schmerzes ein neues Zeugniß des unzerreißbaren Bandes erblickend, das nach dem göttlichen Willen den russischen Zaren auf ewig mit seinen Unterthanen verknüpft und in Zeiten der Prüfung sich stets neu bewährt, geruhte Kaiser Alexander III., nächst der unabweisbaren Pflicht die frechen Verächter der staatlichen Ordnung zu verfolgen, seine allergnädigste Willensmeinung dahin kundzugeben, daß die Missethaten einer Handvoll wahnsinniger Auswürflinge seinen Entschluß, das väterliche Vermächtniß der Liebe zu dem ihm von Gott anvertrauten Reich ganz und voll auszuführen, nicht zu erschüttern vermögen. Auf Grund dieses Entschlusses geruhte Se. Kaiserliche Majestät die genaue Ausführung des oben dargelegten geheiligten Willens seines Herrn Vaters, als eines würdigen Vermächtnisses des verblichenen Volkswohlthäters, zu befehlen. Gleichzeitig haben Se. Majestät dem Minister des Innern aufgetragen, die Veröffentlichung der getroffenen Entschließungen in der vom hochseligen Kaiser Alexander II. angeordneten Weise zu vollziehen."

Auf diesen, die Unterschrift des Generaladjutanten Loris Melikoff tragenden Bericht schrieb Kaiser Alexander III. sofort die genehmigenden Worte: „Vortrefflich dargelegt".

Am 20. März, zwei Tage nach Erstattung und Unterzeichnung des Berichts, fand die in demselben vorgesehene Sitzung des Ministerkonseils statt. Sieben Mitglieder, der Großfürst Wladimir und die Minister Walujeff, Nabokoff, Saburoff und Abaza, stimmten dafür; fünf, Graf Stroganoff, Solski, Miljutin, der kaiserliche Verwandte, Pobjedonoszeff, der gewesene kaiserliche Erzieher, Makoff, Lieven und Possjet, stimmten dagegen. Makoff und Lieven sind nachmals als die richtigen Tschinowniks, mit allen traditionellen Pertinenzen dieser Qualifikation, hervorgetreten; Pobjedonoszeff ist das Horreur der civilisirten Welt; Possjet ein technischer Büreauchef. Der Kaiser war über die Majorität, welche seine Entschließung gefunden hatte, erfreut und sagte zu seinem Bruder Wladimir, wie dieser dem General Melikoff erzählte: „Mir ist damit ein Berg von den Schultern gefallen."

Es sollte anders kommen. Noch ehe die Veröffentlichung im Reichsanzeiger erfolgen konnte, traf Kontreordre ein. Pobjedonoszeff und die reaktionäre Partei hatten das Ohr des Kaisers gewonnen. Pobjedonoszeff sprach von der Pflicht, die Autokratie nicht durch öffentliche Berathungen zu entweihen; Katkoff, in seiner „Moskauer Zeitung", beschuldigte den Großfürsten Konstantin, den Oheim des Kaisers und Fürsprecher moderner Reformen, ziemlich durchsichtig des Einverständnisses mit der nihilistischen Verschwörung*); und als die Moskauer Studenten sich in einem Meeting weigerten, einen Kranz auf das Grab Alexanders II. zu legen, gewann die entgegengesetzte Strömung bei Hofe vollends die Oberhand. Am 9. Mai schrieb der Kaiser an seinen Bruder:

„Lieber Wladimir, ich sende Dir das von mir genehmigte Manifest, welches übermorgen, am Tage meiner Ankunft in der Hauptstadt, veröffentlicht werden soll. Ich habe lange darüber nachgedacht. Die Minister versprachen mir zwar, durch ihre Maßnahmen jedes Manifest unnöthig zu machen, können sich aber nicht zu entschiedenen Schritten entschließen. Mittlerweile dauert die allgemeine Erregung fort und alle Welt erwartet etwas Ungewöhnliches. Ich habe mich demnach an Konstantin Petrowitsch Pobjedonoszeff gewendet und ihm den Entwurf eines Manifestes aufgetragen, welches offen sagt, welche Richtung ich den Dingen zu geben gedenke und wie ich niemals eine Beschränkung der für Rußland nöthigen und nützlichen Autokratie gestatten werde. Das Manifest ist sehr gut abgefaßt. Es wird vom Grafen Stroganoff nach Inhalt und Zeitgemäßheit völlig gutgeheißen. Auch A. W. Adlerberg, dem ich es heute vorlas, ist dieser Meinung. Und so mache es denn mit Gott zu guter Stunde seinen Weg."

Damit war das Ende da. Das Regime Pobjedonoszeff, welches Rußland und die Welt seitdem schaudernd erlebt haben, war inaugurirt. Und Deutschland bekam den Nachbarn, den es heute an Rußland hat. Σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωποι.

* * * *

*) Der Großfürst wurde später seines Amtes als Großadmiral in Ungnaden entsetzt.

## Little Falls.

Little Falls heißt eine kleine Stadt in Minnesota; sie liegt am Mississippi; Einwohnerzahl 5000; Entwicklungsfähigkeit — nach der Meinung ihrer Bürger — unbegrenzt. Einstweilen bietet der Ort noch wenig. Zum Vergnügen wird nicht leicht Jemand nach Little Falls reisen. Mich hat desungeachtet ein zweistündiger Aufenthalt daselbst auf das Lebhafteste interessirt und zu einigen vergleichenden Betrachtungen zwischen Amerika und Deutschland angeregt, die ich den Lesern dieser Zeitschrift nicht vorenthalten möchte.

Die Pine Tree Lumber Company besitzt in Little Falls eine Sägemühle, wie sie praktischer kaum gedacht werden kann. Das Etablissement liegt unmittelbar am Wasser, aus dem die großen Blöcke direkt in die Mühle gezogen werden. Noch triefend rollen die Blöcke riesigen Sägen zu, mittelst deren sie die erste Zustutzung erfahren. Dann setzen sie ihren Weg auf beständig laufenden Walzen fort, bis sie in der Form zerschnittener, behobelter, sortirter Bretter und Schindeln nach wenigen Minuten aus der Mühle wieder herauskommen. Das Alles vollzieht sich mit einer Sparsamkeit, soweit menschliche Arbeitskraft in Frage kommt, daß man an dem kunstvollen Mechanismus als Volkswirth seine helle Freude haben muß. Es ist ein Gegenstück zu der raffinirten Art, wie auf den großen Schlachthöfen in Chicago die Schweine in ihre Theile zerlegt werden. Aber was mich mehr interessirte, als die Mühle, war der Leiter derselben, ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, Namens Weyerhaeuser. Dem Amerikaner macht es Freude, Fremden etwas zu zeigen, was sich sehen lassen kann. Hier kam hinzu, daß wir es mit einer besonders liebenswürdigen Persönlichkeit und dem Sohne deutscher Eltern zu thun hatten. Der Vater des jungen Mannes hatte vor etwa vierzig Jahren Deutschland verlassen, arm wie eine Kirchenmaus. Heute ist er 15—20 Millionen Dollars „werth" und seine Unterschrift ist allenthalben in den Vereinigten Staaten, wo ein Baum gefällt wird, so gut wie baares Geld. Er ist der bedeutendste „Holzhauer" Amerikas. Was wäre wohl aus dem Manne geworden, wenn er in Deutschland — er stammt vom Rhein — geblieben wäre? Vielleicht hätte er es auch hier zu Etwas gebracht; vielleicht wäre er auch hier ein reicher Mann geworden. Aber Eins scheint mir sicher: sein Sohn säße dann nicht in einem kleinen Nest und leitete die Sägemühle einer Gesellschaft, an der sein Vater finanziell betheiligt wäre. Als demnächstiger Erbe eines vielfachen Millionärs wäre er vermuthlich Offizier in einem fashionablen Kavallerieregiment oder er zerbräche sich als Regierungsassessor, der nicht von seinem Gehalt zu leben braucht, bei Austern und Champagner den Kopf darüber, wie der nothleidenden Landwirthschaft von Staatswegen geholfen werden könne. Möglicherweise ließe er sich sogar dazu herab, in irgend einer Hauptstadt die wirthschaftlichen Interessen seines Vaters zu vertreten, aber er würde das schon als ein unbequemes Opfer ansehen.

Diese Verschiedenheit der Werthschätzung wirthschaftlicher Thätigkeit bildet ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten. Man spricht wohl davon, daß jenseits des Ozeans der allmächtige Dollar alles beherrsche. Die Behauptung ist nur theilweise richtig. Der bloße Besitz, der todte Reichthum, steht bei uns sogar in höherem Ansehen als dort; man kann mit Geld hier leichter eine äußerliche Stellung — Titel und Orden, gräfliche und fürstliche Schwiegersöhne nicht ausgeschlossen — erlangen, als im Lande der Dollars und Cents. Der Reichthum wird bei uns in weiten Kreisen gewissermaßen als eine Art Entschuldigung für die wirthschaftliche Arbeit, aus der er hervorgegangen ist, angesehen, und der Parvenu ist demgemäß bestrebt, den Ursprung seiner Schätze nach Möglichkeit zu verdecken. In Amerika dagegen liegt die Sache gerade umgekehrt. Die Millionen allein thun es dort nicht; sondern die wirthschaftliche Macht, die lebendige Kraft, die im Reichthum zur Ausübung kommt, gibt öffentliches Ansehen.

Wer viele wirthschaftliche Triebräder in Bewegung setzt und auf diese Weise der wirthschaftlichen Kultur Dienste leistet, der hat eine ganz andere Position, als die reiche Drohne, die bloß genießt. Vor einem Rockefeller, der — trotzdem er ein mindestens doppelt so großes Einkommen hat als der deutsche Kaiser — seine großen kaufmännischen und industriellen Unternehmungen mit rastlosem Eifer selbst überwacht und leitet, hat die öffentliche Meinung deshalb auch erheblich mehr Respekt, als vor einem Astor, der sich im Wesentlichen darauf beschränkt, sein in sicherem Grundeigenthum angelegtes kolossales Vermögen zu verwalten. Nicht einmal in der Politik konnte der Letztere festen Fuß fassen, so daß er vor Kurzem unzufrieden den Schwerpunkt seiner Existenz nach England verlegt hat. Nirgends gibt es denn auch so viele reiche Leute, die im wirthschaftlichen Leben völlig aufgehen, wie in den Vereinigten Staaten. Es hängt das natürlich mit der ganzen Entwicklung des Landes zusammen. Das Ziel, ein Land von dem Umfange Europas der wirthschaftlichen Kultur zu erschließen, bot dem Unternehmungsgeist Aufgaben von einer solchen Größe und Vielseitigkeit, daß die höchste Thatkraft ihre Befriedigung finden konnte. Die Thätigkeit und der Einfluß, welche staatliche Autorität zu verleihen im Stande sind, mußte dagegen in die zweite Reihe zurücktreten, zumal in einer Republik, in der das stehende Heer gering ist und die Büreaukratie wegen des häufigen Wechsels der Beamten keine tieferen Wurzeln fassen kann. Endlich bürgert sich das Genußleben einer alten Welt auch nicht so rasch ein, weder in künstlerischer noch selbst in materieller Beziehung. Es werden wohl noch einige Generationen vergehen, ehe man drüben das Talent erworben hat, mit Grazie zu verschwenden. Die Amerikaner, welche ihren vollen Reichthum genießen wollen, sind daher noch immer genöthigt, nach Europa zu kommen.

Immerhin — was auch die Ursachen sein mögen — die Thatsache wird sich kaum bestreiten lassen, daß die erfolgreiche wirthschaftliche Arbeit nirgends höher geschätzt wird, als in den Vereinigten Staaten. Und dieser Umstand trägt nicht wenig dazu bei, die Konkurrenz der neuen Welt gegen die alte zu einer so bedrohlichen zu machen. Wenn die besten Köpfe und die energischsten Naturen sich mit Vorliebe der wirthschaftlichen Arbeit widmen, wenn ferner die dabei erworbenen Reichthümer nicht für den Genuß zurückgelegt, sondern immer wieder in den Kreislauf des Wirthschaftskörpers zurückgeführt werden, so muß sich allgemach eine wirthschaftliche Suprematie herausbilden, die vor Allen jenen Ländern gefährlich wird, die am Tiefsten in büreaukratisch-militärischen Vorurtheilen befangen bleiben.

Th. Barth.

## Ueber Toaste.

Wie erklärt es sich, daß die Verbindung von Reden und Trinken gerade unter englischer Firma zu uns gekommen ist, und nicht nur zu uns, sondern auch zu anderen Völkern, die weniger geneigt sind, sich vom Fremdartigen reizen zu lassen? Das Trinken brauchten wir nicht von außen zu importiren, und die Redseligkeit suchen wir nicht gerade bei den Engländern. Ist es nicht merkwürdig, daß ein Land, dessen Boden keinen Tropfen Wein erzeugt,*) den rebenbauenden Galliern der Gironde, den Winzern des Rheins und der Mosel die Formel für die Eloquenz des liebevollen weinumkränzten Bechers diktirt hat? Allerdings haben in neuester Zeit die Franzosen neben dem bereits eingebürgerten Ausdruck „un toast“ auch das Wort „un punch“ von jenseits des Kanals eingeführt. Das läßt sich jedoch einigermaßen erklären. Die Hauptbestandtheile des Punsches, Rum oder Arak, werden in den englischen Kolonien erzeugt; und da man doch einmal einen absonderlichen Namen für eine neue Art von Gasterei brauchte, die sowohl der Tageszeit als dem Stoff und dem Sinn nach schwer unterzubringen war, so stellte sich das den dampfenden Wohlgeruch versinnlichende Wort nicht ungelegen ein. Wenn ich nicht irre, ist es zunächst für Offiziersgelage angewendet worden und möchte vielleicht von der Marine abstammen. Bei der jüngsten frankorussischen Verbrüderung, die mit sechzehn Frühstücken und Mittagessen unmöglich ihren Herzensdrang befriedigen konnte, wurden auch die „Punch“ noch in die schwer zu findenden Lücken eingeschoben. Den five o'clock tea, welchen die französische Damenwelt auch schon von drüben herübergeholt hatte — das dritte englische Wort also für ein gemeinsames Trinken — konnte man den nordischen Seehelden nicht wohl anbieten, und die fünfzig Millionen russischer Weiblichkeit — alles bewundernswerthe Geschöpfe! — mußte man sich begnügen, aus der Ferne zu feiern und zu verehren. Dabei fällt mir ein, wie merkwürdig es ist, daß unser großer Dichter bei seinem berühmten Lied auf den Punsch in einen etymologischen Widerspruch gerathen ist. Denn während er bekanntlich die Verherrlichung der elementaren Vierzahl seinem Gesang zu Grunde legt, bedeutet das Wort Punsch ganz genau die Zahl fünf, und Punschlied müßte eigentlich übersetzt werden: Fünflied. Unser deutsches Wort fünf so gut wie das griechische penta und das lateinische quinque mit allen ihren Ableitungen kommt nämlich direkt vom sanskritanischen Pancha her, das, wie wir aus unserem geographischen Unterricht wissen, auch dem Land der fünf Ströme, dem Pendschab, seinen Namen gegeben hat. Punsch heißt das Getränk, weil es ursprünglich aus fünf, nicht aus vier Ingredienzien gebraut wurde. Dies Fünfte war nämlich der Zimmt, welcher also schon zu Schiller's Zeit der Vergessenheit anheimgefallen sein mußte. Der Zimmt ist überhaupt von der Höhe seines früheren Ruhmes herabgestiegen. Noch vor fünfzig Jahren spielte er in der Küche und in der Zuckerbäckerei eine wichtigere Rolle als heute, wie denn überhaupt ohne Zweifel mit einer Verfeinerung der Nerven eine Menge von Gewürzen theils ganz ausgeschieden, theils in ihrer Verwendung sehr eingeschränkt worden sind. Bei unseren Großmüttern galt es noch für sehr fein, etwas Vanille dem Thee zuzusetzen, und wer die theuren Stengel nicht erschwingen konnte, half sich ganz verschämt mit Zimmt, ein Gedanke, der heute wohl einer Waschfrau Schauder erregen würde. Es kam auch vielfach vor, daß die Krämer dem Thee, um ihm einen edlen Parfüm zu geben, einen leisen Anflug von Bergamottöl beibrachten. Wenn man die Geschichte des Geschmacks in allen Dingen zurückverfolgen will, kann man viel aus der Beobachtung auf dem platten Lande schöpfen, wo die Wandlung erst auf Distanz nachfolgt. Kommt man bei uns auf ein Dorf, so wird in dem Maß, als der Gast geehrt werden soll, die Suppe mehr oder minder stark nach Muskatnuß schmecken, wie das ehemals wohl allgemein der Fall war. Muskat, Cardamom, Ingwer, Coriander, das alles gehörte zum eisernen Bestand einer guten bürgerlichen Küche, an Nelken wurde nicht gespart — lauter Dinge, die heute nur in ganz bescheidenen Dosen figuriren. Es mag sein, daß die Mannigfaltigkeit und Stärke der Gewürze in der Zeit, da der Handel des Mittelalters sie zuerst aus dem Orient nach Europa brachte — und man weiß, welche Rolle sie in diesem Handel spielten — einen größeren Zauber auf den Gaumen ausübten, und daß sich das die Jahrhunderte lang fortpflanzte, nur ganz allmählich sich abstumpfend, oder vielmehr der Verfeinerung des Nervensystems weichend. War es doch nicht anders mit den Wohlgerüchen und Schminken! Vermuthlich würde man uns mit den Bisambüchsen des siebenzehnten Jahrhunderts heute Meilen weit hinweg jagen, und die tollste Kokette würde nicht wagen, sich so viel Roth aufzulegen, wie eine würdige Dame am Hofe des fünfzehnten Ludwig. Je mehr die Kultur voranschreitet, desto schonsamer hauft sie mit den Eindrücken — siehe auch das Strafverfahren! — und wo wir ein Bedürfniß nach Verschärfung wahrnehmen, können wir eine Rückwärtsbewegung der Kultur auf dem beson-

*) In alten Zeiten soll auch in England, wie in der Mark, ein saurer Wein gezogen worden sein.

deren Gebiete ahnen, so z. B. in der modernen Belletristik und Dramatik mit ihrer grausamen Nervenbehandlung des Publikums; demselben vergröberten Triebe entstammt die Sehnsucht mancher Gesetzgeber nach Wiedereinführung der Prügelstrafe.

Mit all dem ist meinen Leserinnen nicht klarer geworden, warum die englische Institution der Toaste sowohl dem Namen als der Sache nach eine weltbeherrschende geworden ist. Gerade so erging es nämlich mir. Ich hatte mir darüber den Kopf zerbrochen, mit all den Abschweifungen, auf die man geräth, wenn man sich vergeblich bemüht, einer Sache beizukommen. Auch alle Nachschlagsbücher, die ich zu Rathe zog, einschließlich des neuesten großen Werkes aus englischer Feder über die Geschichte des Trinkens*), führten mit unsicheren Andeutungen nicht weiter zurück als etwa in den Anfang des vorigen Jahrhunderts und auf bekannte Erklärungen über die Entstehung des sonderbaren Wortes „Toon". Da brachte mir eines Tags die Post einen Brief und ein Buch. Das letztere führt den Titel „The history of Toasting or Drinking of Healths in England" und der Brief war von einer Dame, welche mir etwa folgendes schrieb: Sie haben vor längerer Zeit einmal bei Tische in meiner Gegenwart den Wunsch geäußert, etwas Genaueres über die Geschichte des Toastens in England zu erfahren. Ich habe mich bei meinem längeren Aufenthalt in diesem Lande bemüht, diesen Dingen nachzugehen, und schicke Ihnen als Ergebniß beiliegende Sachen. Außer dem Buch befand sich bei der Sendung noch eine Anzahl sehr sorgfältig gemachter Abschriften aus anderen Werken über dasselbe Thema. Daß ich von solcher Aufmerksamkeit lebhaft gerührt war, wird die gütige Leserin verstehen (darum habe ich mich oben speziell an sie gewendet), wenn schon ich aus natürlicher Diskretion alle die edle Geberin im Uebrigen zierenden Vorzüge verschweige. Mit begreiflicher Spannung machte ich mich an die nähere Bekanntschaft mit dem neuen Material. Als Verfasser stand auf dem Titel des Buches genannt: The Reverend Richard Valpy French D. C L., F. S A. Rector of Clanmartin and Wilcrich. Der Mann ist also ein Geistlicher, Doktor und Mitglied einer illustren Gesellschaft, er amtirt im englischen Welschland. Der Verlag befaßt sich mit der Spezialität der Mäßigkeitsvereine, und in deren Sinn und Dienst ist die Abhandlung geschrieben, doch tritt der heilige Abscheu gegen die geistigen Getränke erst am Schluß hervor. Bis dahin ist das Thema eher mit Liebe behandelt. Soweit war Alles gut.

Aber bei näherer Besichtigung entdeckte ich, daß der Verfasser an einem schrecklichen Fehler litt, den ich nur zu gut kenne, weil er auch zu den meinen gehört. Er hat sich nämlich von seinem Gegenstand verführen lassen, zu weit auszuholen. Bei der litterarischen Behandlung eines Stoffes geht es nicht wie sonst im Leben, wo sich der Arme beschränken muß und der Reiche sich gehen lassen kann. Hier gilt das Umgekehrte. Wer einen reichen Stoff unter den Händen hat, muß sich beschränken lernen, wer es mit einem bescheidenen zu thun hat, darf sich gehen lassen. Und wie groß war gerade bei diesem Stoff die Versuchung, vom Einen zum Anderen, vom Hundertsten ins Tausendste zu gerathen. Man denke sich: Hauptthema das Reden beim Trinken, oder vielmehr das Trinken mit Reden. Die ganze Geschichte des Trinkens und die ganze Geschichte des Redens öffnete ihre Pforten rückwärts bis zur Sintfluth. Und unser Mann Gottes hat sich nicht einmal von der Sintfluth aufhalten lassen. Umgekehrt wie jener Richter im Stücke Corneille's, der den seine Rede mit der Schöpfung anhebenden Advokaten drängt, wenigstens bis zur Sintfluth vorwärts zu kommen,

> Advokat: Avant la naissance du monde . . .
> Richter: Avocat, ah! passons au déluge.

geht er in seinem Entdeckungseifer hinter dieselbe zurück. Die Frage ist freilich eine höchst interessante: Hat Noah erst nach der Sintfluth angefangen Wein zu pflanzen? Gemeinhin wird die Sache so aufgefaßt. Aber einige theologische und sprachliche Sachkenner sind anderer Ansicht. Gestützt auf den Wortlaut der Genesis (IX. 20), insbesondere in Verbindung gebracht mit einer Stelle in Matthäus (XXIV. 37–39), die mir entschieden zu ihren Gunsten zu sprechen scheint, behaupten sie lesen zu müssen, Noah habe lediglich fortgefahren, seinen Wein zu bauen wie ehedem. Und so schließt daraus nun unser Mäßigkeitsapostel ganz fein: hat Noah schon vorher Wein gepflanzt, so hat er auch schon vorher getrunken, und hat er getrunken, so guckte er wohl auch zuweilen etwas zu tief ins Glas — kurz und gut, er war ein Säufer, daher ein Sünder, und darum schickte Gott, um die Welt und ihn zu strafen, die Fluth, in der alles andere begraben wurde. Schon damals hätte, rechtzeitig organisirt, eine richtige Mäßigkeitsgesellschaft alles Unglück verhüten können — also homöopathisch ausgedrückt: Wasser, zu rechter Zeit angewendet, hätte vor dem Untergang durch Wasser bewahrt. Kann es ein schöneres quod erat demonstrandum geben? Und auch die für uns Neuere so interessante Seite, die strafrechtliche, kommt dabei auf ihre Kosten. Noah war rückfällig, als er sich später in so bedenklicher Weise besoff, nach der harten Strafe der Sintfluth, die freilich mehr die andern als ihn, den Hauptschuldigen, getroffen hatte, wie das seitdem noch öfter in der Welt passirt ist. Wie schwer ist es doch, in diesem Kapitel bei der Stange zu bleiben! Und war es nicht verzeihlich, daß ein Mann, der anfing über die Gebräuche beim Trinken nachzudenken und der ihren Spuren in seinem christlichen Zeitalter und Vaterland nachging, auf denselben Gedanken gerieth, wie der deutsche Dichter, der Noah's erstes Gespräch mit Gott nach verlaufenen Wassern belauscht hat? Aber es gibt bekanntlich neben der heiligen Geschichte auch noch eine profane. In der Bibel ist unzählige Mal vom Wein die Rede, bei den Propheten nicht minder. Dazu nun das ganze Alterthum des Orients und des Occidents, und die ganze Poesie des Weins, und wer Poesie sagt, sagt Liebe — Weib, Wein und Gesang, wer will sie trennen? „Kaum daß ich Bacchus, den göttlichen, habe —". Hier ist ein Ende!

Leider hat sich der reverend Richard Valpy von dieser Gefahr nicht abschrecken lassen. Er hat es gemacht wie ich, ehe ich sein warnendes Beispiel kennen lernte, er hat vielerlei nachgelesen, was er eben auftreiben konnte über die Trinksitten vom grauen Alterthum bis auf diesen Tag, und darum erzählt er uns zwar auch manches über die der Engländer, aber noch mehr über die aller Zeiten. Wer sich aber nicht zur Aufgabe setzt ein umfassendes Werk darüber zu schreiben — und das wäre eine gewaltige Aufgabe — der fange lieber gar nicht an; es wird doch nur Stückwerk. Denn das Reich des Trinkens geht natürlich in alle Anfänge zurück, in die Jahrtausende Egyptens, Indiens und Chinas und in alle Breiten hinaus, und überall findet sich zum Durst die Poesie, sei es die der Religion, sei es die der Freundschaft oder der Liebe. Bekanntlich liefert die Sittengeschichte der Griechen und Römer das Vorbild beinah zu allen Einzelheiten der noch heute in Uebung befindlichen Bräuche. Man könnte von den Toasten sagen, was einst einer meiner Mitschüler auf dem Gymnasium in tiefsinnigen Worten an den Eingang eines Aufsatzes über Träume schrieb: „Schon die Alten kannten sie, wie folgende Stelle aus Homer beweist." Nicht nur die Träume kannten sie, sondern sogar das Zutrinken, und zwar die verfeinerte Art desselben: erst nach Tisch. Denn erst „nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war" füllte der edle Odysseus den Becher um dem Peliden zuzutrinken. Wer sich über das Toasten bei den Alten belehren will, findet Aufschluß in den bekannten Werken von Becker und Guhl, dem Charikles und Gallus, welche auch unser Wallifer Pfarrer benützt hat, oder in Friedländer's Sittengeschichte Roms und in anderen Schriften dieser Art. Die Griechen und die Römer toasteten. Sie tranken sich gegenseitig zu, sie ließen die Mächtigen, sie ließen die Frauen leben. Es gab schon festliche Gelegenheiten in Rom, bei welchen nur auf den Kaiser getrunken werden durfte, und das Trinken auf das Wohl der Geliebten

*) The history of Drink, zweite Auflage, London 1880, von James Samuelson.

war so ausgebildet, daß z. B. eine besondere Art desselben darin bestand, so viele Becher zu leeren, als Buchstaben zum Namen der Herzensdame gehörten. Die meisten Ceremonien dieser Art hatten die Römer von den Griechen übernommen, und einzelne charakteristische nannten sie: „auf griechische Weise trinken“, so die unter dem „König“ Basileus, auf lateinisch Magister bibendi, dem heutigen Toastmeister Englands, ein Brauch, der übrigens bereits 1100 Jahre vor Christi Geburt aus chinesischen Erzählungen angeführt wird. Was bei dem raffinirten Luxus der antiken Welt besonders auffällt, ist die Sitte, beinah liegend nicht nur zu essen, sondern auch zu trinken, und das Merkwürdige dabei ist, daß diese Gewohnheit nicht eine primitive war, sondern, wie die Forschung bezeugt, das Sitzen ursprünglich im Gebrauch war und erst später dem des Liegens gewichen ist. Wie langsam hat sich überhaupt in der Menschheit gerade der Theil der Kultur entwickelt, welcher aus den zwei wichtigsten Elementen zusammengesetzt ist, Bequemlichkeit und Reinlichkeit. Die Gabel ist kaum seit dreihundert Jahren beim Essen im Gebrauch. Wie muß man in früheren Jahrhunderten im Winter gefroren haben! Am Hofe des prachtliebenden Ludwig XIV. litt man in den großen Sälen bei Tisch bittere Kälte; bei einem Fest, das die Mutter des Regenten beschreibt, fror der Wein in den Gläsern. Die Verfasserin berühmter Memoiren, Frau von Staal, geb. de Launay, die Vertraute der Herzogin von Maine, schildert den Schlafraum, welchen sie in einem königlichen Schloß bewohnte, der Art, daß gewiß ein heutiger Berliner Hängeboden noch ihren Neid erregt hätte. Und erst die Reinlichkeit! Das unnennbar Unentbehrlichste ist erst in diesem Jahrhundert aus England nach dem Festland herübergekommen, kaum vor dessen zweiter Hälfte, und bis auf den heutigen Tag relativ eine Seltenheit in vielen Städten des Nordens, in Kapitalen des Südens. Dampf und Elektrizität haben schneller ihren Weg gemacht, als die einfachsten Bedingungen der Gesundheit und Reinlichkeit.

Schon aus Dankbarkeit für jene Erfindung müßte man den Engländern verzeihen, daß auch das Toasten mit seinen Schrecken von ihnen zu uns gekommen ist. Denn trotz Luther's Tischreden bleibt doch die Vermuthung bestehen, daß, wie das Wort auch die Sitte in ihrer heutigen Gestalt von drüben stammt. Die alten Germanen tranken redlich, aber von den Reden, die sie dabei hielten, berichtet uns Tacitus nur, daß sie sich zankten und rauften. Gesungen haben wohl die Deutschen beim Trinken schon im frühen Mittelalter, aber Reden gehalten auch damals schwerlich.

Auch die Franzosen lernten das Toasten erst von den Engländern. Voltaire führt es als eine Nachahmung ihrer Sitten an, und am meisten scheint es in Schwung gewesen zu sein zur Zeit, da die vertriebenen Stuarts in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch eine weitverbreitete Anhängerschaft in Großbrittanien besaßen. Es war damals unter den Gegnern der neuen Dynastie eingeführt, sich mit geheimen Andeutungen auf das Wohl der Prätendenten einander zuzutrinken. Um nicht hochverrätherischer Ausdrücke bezichtigt werden zu können, trank man schlechthin „auf den König“, aber man stellte vorher ein Gefäß mit Wasser auf die Tafel, womit angedeutet werden sollte: auf den König jenseits des Wassers. Manche führen die ganze Sitte erst auf diesen Ausgangspunkt zurück. In einem von einem gewissen Brown im Jahre 1702 an die Irländer gerichteten Pamphlet wird denselben ausführlich nachgewiesen, daß es gottlos sei, auf die Gesundheit eines Königs zu trinken und gar auf das Andenken eines verstorbenen. Doch aus zahlreichen Belegen läßt sich nachweisen, daß der Brauch viel älter ist und wahrscheinlich germanischen Ursprungs. Die ersten Spuren führen auf dänische und angelsächsische Sitten zurück, Legenden, Redeweisen und Lieder, in welchen die sprachliche Form auf die ältesten Einwanderungen der Dänen und Sachsen hinweist. Der Zutrinkende sprach die Worte: „Was heil“ (mit a oder e) und der Dankende antwortete: „Trink heil“. Aus dieser Sprachweise ward die Bezeichnung Washail auf das Ceremoniell und die es begleitenden Reden und Gesänge bei volksthümlichen Umzügen an bestimmten Tagen des Jahrs, der twelfth night (Epiphanias, Dreikönigstag) Weihnachten und Neujahr übertragen. Da zogen die Mädchen mit einem Gefäß, die Washail-Bowle genannt, singend von Haus zu Haus. Das darin befindliche Getränk war aus Ale, Muskatnuß, Zucker, geröstetem Brot und gebratenen Aepfeln gebraut, also eine Art Kaltschale. Für das Zutrinken auf das Wohl der Bewohner ließen sie sich natürlich beschenken. Es gibt noch Abbildungen solcher Bowlen, welche die Inschrift Washail tragen. Ganz besonders auf Neujahrsnacht ward das Hoch ausgebracht, und hier kommt auch schon in alten Liedern der Ausdruck Toast vor, welcher mit der Zeit an Stelle des Washail trat. Folgendes ist die erste Strophe aus einem alten Liede der Gattung

„Wassail Wassail over the town,
Our toast is white, our ale is brown
Our bowl is made of the maplintree,
We be good fellows all; I drink to thee“.

Die Erklärung für die auffallende Bezeichnung des Wortes Toast ist bekannt. Man weiß, daß es noch heute ein Stück geröstetes Brot bedeutet, wie in obigem Lied, und einfach aus dem im Lateinischen das Rösten bezeichnenden Ausdruck abgeleitet ist. Unzweifelhaft ist, daß vor alter Zeit der Brauch bestand, die vergohrenen Getränke mit dieser Zuthat zu genießen. Die englischen Trinksitten, ebenso wie die des Orients, knüpfen sich ursprünglich nicht an den Redensaft an, sondern an Meth und Bier (Ale), in Indien an Soma und Sura, wie ja auch die alten Germanen noch nicht Wein genug hatten, um sich damit so reichlich zu besaufen. Sobald einmal der Rebensaft zu den Gelagen ausreichte, verschwand in England auch der Beisatz von geröstetem Brot. Andere Völker kennen ihn nicht. Daß nun für diese besondere Sitte des Trinkens auf das Wohl einer anderen Person das Wort Toast angewendet worden und so siegreich sich behauptet hat, wie der Uebergang in die anderen europäischen Sprachen zeigt, soll nach der meist verbreiteten Auffassung auf Rechnung jener zunächst poetischen Formbildung kommen, welche den Theil für das Ganze setzt (pars pro toto). Etwas gezwungen erscheint die Ableitung, aber eine bessere ist eben nicht da. Einzelne Sprachforscher behaupten, das Wort Toasten sei eine Umbildung des deutschen Wortes „Anstoßen“, eine Konjektur, die nicht minder gewagt erscheint als die allgemein geltende. Die Versuchung, alles, was mit dem Trinken zusammenhängt in fremden Sprachen, auf deutschen Ursprung zurückzuführen, liegt so nahe.*) Das häufig vorkommende englische Wort carouse, Trinkgelage, wird allgemein von Gar aus, bis auf den letzten Tropfen austrinken, abgeleitet. Wird doch von den Meisten auch angenommen, daß der italienische Ausdruck für Toast „Brindisi“ vom deutschen „Bring dir's“ herkomme. Unter den mannigfaltigen Erläuterungen, welche zur Entstehung des Ausdrucks Toast gegeben werden, möge nur noch eine Erwähnung finden, weil sie höchst kurios ist und in verschiedenen Abhandlungen wiederholt wird, seitdem sie zum erstenmale in der Zeitschrift „The Tatler“ im Jahre 1709 auftauchte. In der ausgelassenen Gesellschaft, welche sich nach dem Sturz des puritanischen Regimentes unter Karl II. wieder von den strengen Sitten der republikanischen Aera erholte, war es unter anderem nicht ausgeschlossen, daß die vornehmen Damen ihre Verehrer empfingen während sie im Bade saßen. Als eines Tages eine berühmte Schönheit solchermaßen eine Schaar von Cavalieren um ihre Wanne versammelt sah, ergriff einer ihrer Getreuen ein Glas, schöpfte es aus dem Bade voll und trank den Inhalt auf die Gesundheit der Herin. Ein Anderer der Beistehenden sagte aber, die Flüssigkeit lasse ihn kalt, was er haben möchte, sei der Toast, das feste Stück, das drin stecke. Als er Miene machte, hineinzuspringen, um sich den Toast zu holen, hielten ihn die Freunde mit Gewalt zurück. Was die Dame selbst zu dem Beginnen gesagt hat, wird nicht berichtet. Von jener Zeit und Anekdote her soll das Wort besonders in Aufschwung gekommen sein.

*) In meinen Betrachtungen über „Die Kunst zu schenken“ (Weihnachten 1888) habe ich den Gegenstand ausführlicher behandelt.

Eines hat mich immer gewundert, daß noch Niemand darauf verfallen ist, das Wort von dem Namen des egyptischen Gottes Toth abzuleiten, welcher als Gott der Beredsamkeit verehrt wurde. Auf seinen Abbildungen wird er als ein Mensch mit dem Kopf eines sehr langschnabeligen Vogels dargestellt. Uebrigens haben die Engländer neben diesem technischen Ausdruck einen noch älteren für dieselbe Sache, welcher sich ebenfalls bis auf die neue Zeit erhalten hat. Eine Gesundheit ausbringen heißt auch to pledge a health. Das Wort pledge bedeutet so viel wie verpfänden, gewährleisten, und es fehlt natürlich nicht an Kommentaren, welche für diese Formel eine historische Erläuterung haben, z. B. daß man sich in Faustrechtszeiten mit Leib und Leben für die Sicherheit der beim Zutrinken angerufenen Person verbürgte.

(Schluß folgt.)

L. Bamberger.

## Zur Erinnerung an Paracelsus.

Während des 16. Jahrhunderts bis in die Mitte des 17. hinein steht die Geschichte der Medizin unter dem Zeichen des Streits für und wider Paracelsus. Er war es, der mit kühner Ursprünglichkeit gegen die Macht der Ueberlieferung auftrat. Wie Aristoteles die gesammte geistige Atmosphäre, so beherrschten im Speziellen in der Heilkunde Galenus und Ibn Sina (Avicenna) die Ansichten und Methoden der Aerzte. Was nicht in ihren Büchern stand, hatte keine Geltung. Demgegenüber erhebt Paracelsus mit scharfen Worten und energischen Thaten das Recht der selbständigen Forschung und Erfahrung. Nicht aus den Schriften der Alten, sondern aus der Natur, die nur durch eigenes Zusehen und Probiren erkannt werden kann, soll der Arzt lernen. Aristoteles ist nur der Schwamm, der am Baume der Philosophie gewachsen ist.

„Und so ihr schon Aristoteles selbst werendt und der Porphyrius und Albertus, darzu Avicenna, Galenus selbst, noch ist kein Grund da, das Ihr einen Einigen Krancken darauff möchten vertrösten? Dann wer will sich ein Lügnerey und Speculierung vertrösten? Niemandts.“

Fort mit der Autorität, zurück zur Natur, aus dem Bücherkram hinaus ins Freie!

Paracelsus ist ein echter Repräsentant jener wilden Stürmer, welche den Bann der Tradition brechend im Bewußtsein ihrer eigenen Kraft sich im alleinigen Besitz der Wahrheit glauben. Nur solche Leute können etwas durchsetzen, aber liebenswürdige Naturen sind sie in der Regel nicht; ihr Leben reibt sich auf in Hast, Eifer und Streit. So erging es auch Theophrastus Bombast von Hohenheim, der den Namen seines Geschlechts mit „Paracelsus“ übersetzte und sich nach seinem Geburtsort Einsiedeln in der Schweiz den Beinamen Eremita beilegte. Er lernte rasch und viel und widmete sich dem Studium der Medizin; aber die Universitäten bieten ihm nicht, was er sucht. In langer Wanderschaft durchstreift er fast alle Länder Europas. Ein rauher Gesell, „mit Käse, Milch und Haferbrot von Kindheit auf genährt und unter Tannzapfen aufgewachsen“, verschmäht er in Kleidung und Gebaren das marktschreierische Wesen der Aerzte, er verkehrt mit Leuten jeder Art, sammelt seine Erfahrungen bei Bauern und Fuhrleuten, selbst bei Henkern und Schindern, nirgends aber vergißt er den Zweck seiner Reisen, er studirt die Eigenthümlichkeit der Länder und Völker, den Zusammenhang der natürlichen Verhältnisse. Nach seiner Rückkehr machten seine glücklichen Kuren Aufsehen. Er wird in Basel Stadtarzt und Professor an der Universität. Die Bücher des Ibn Sina verbrennt er öffentlich und ärgert seine Kollegen, indem er seine Vorlesungen deutsch hält und keinen Hehl aus seiner Verachtung gegen die Büchergelehrsamkeit macht. In Folge eines verlorenen Prozesses um ein vorenthaltenes Honorar beleidigt er die Richter und verläßt Basel, um sich wieder auf unsteter Wanderung bald hier, bald dort aufzuhalten. Der Druck seiner Werke beginnt, sein Ruf und Ruhm breitet sich immer weiter aus; daß er in deutscher Sprache schrieb, ist eine reformatorische That. Im Jahre 1540 endlich beruft ihn der Erzbischof von Salzburg zu sich, aber schon im folgenden Jahre ereilt den erst 48jährigen Mann der Tod; daß sein Tod ein gewaltsamer gewesen sei, ist wohl unbeglaubigte Sage.

Paracelsus kargt nicht mit dem Ausdruck seines Selbstbewußtseins; alles, was andere vor ihm lehrten, ist eitel Lug und Trug; er ist, so erklärt er, der gottgesandte Arzt für Deutschland, der größte, den es je gab; seine Bücher sind mehr werth als alle, die seit vierttausend Jahren geschrieben worden. Worauf kann sich eine solche Ueberhebung stützen? Oder überschätzen wir vielleicht Hohenheim's Bedeutung, wenn wir durch ganz Deutschland seines Geburtstags, des 17. Dezember 1493, nach 400 Jahren mit Ehren öffentlich gedenken? Gewiß nicht. Er war in der That ein Reformator und er hat als solcher gewirkt, wenngleich wir heute vielleicht gerade das nicht als seine bleibende That betrachten, worauf er subjektiv die Ueberzeugung seiner Unvergleichlichkeit gründete.

Zweierlei mochte Hohenheim mit Stolz erfüllen, sein praktisches Wissen und seine theoretische Einsicht. Eine Fülle chemischer und medizinischer Kenntnisse hatte er sich durch eigene Erfahrung erworben, die ihm Vertrauen zu seinen Unternehmungen gaben; zugleich aber schaute er in das Ganze des Weltzusammenhangs hinein von einem Standpunkte, von welchem aus sich ihm das Geheimniß des Lebens und der Krankheit in neuem Lichte aufzuthun schien. Die große und die kleine Welt, d. h. das Universum und der Mensch, haben sich, so lehrt er, aus demselben ungeordneten, eigenschaftlosen Urzustande (limbus), den Gott aus dem Nichts geschaffen, herausgebildet. Daher sind die Gesetze für beide Welten, den Makrokosmus wie den Mikrokosmus, dieselben. Der Himmel mit seinen Gestirnen hat sein Gegenbild an der Erde mit ihren Metallen, Pflanzen und Thieren; was in der großen Welt vorgeht, dem entsprechen die Veränderungen im Menschen; alles verläuft in jener ähnlich wie im Leben des einzelnen Menschen. Alle Dinge sind organisirt und entwickeln sich von innen heraus nach Analogie des Samens, welchen die ganze Welt wie jedes Einzelwesen in sich trägt. Es besteht also in der Welt eine innere Gesetzmäßigkeit, vermöge deren sie unserer Erforschung zugänglich wird; und diese Erforschung ist das Edelste, was der Mensch auf Erden leisten und genießen kann. Die Natur des Menschen ist somit der Erkenntniß nicht verschlossen, die Heilkunde braucht nicht hilflos zu sein; aber der Mensch kann nur erkannt werden aus der Erforschung der großen Welt.

„Der Mensch wird erlernt von der großen Welt und nicht aus dem Menschen. Das ist die Konkordanz, die den Arzt ganz macht, so er die Welt erkennt und aus ihr den Menschen auch, welche ein Ding sind und nicht zwei.“

Wir können nun freilich sagen, daß die neue Weltanschauung, in welcher Hohenheim das Geheimniß des Zusammenhanges der Dinge erschlossen sieht, nichts Originelles sei. Wir erkennen darin die Folgerungen aus dem Wirken der Weltseele, welche der Neuplatonismus lehrt, der durch die Bestrebungen der Humanisten zu neuem Leben erweckt worden war und Paracelsus in allen seinen Gedanken beeinflußte. Aber Paracelsus zog daraus den wichtigen Schluß, daß die Welt in Folge jener inneren gesetzmäßigen Anlage durch die Erfahrung, und nur durch die Erfahrung, der Erkenntniß zugänglich sein müsse. Allerdings blieb es ihm noch vollständig verborgen, wo und wie eigentlich die Hebel dieser Erfahrung anzusetzen seien, wo und wie man die Gesetze zu suchen habe, welche die Dinge innerlich verbinden; er suchte sie in Vergleichen und Analogien äußerlicher Art, die nicht die Sache selbst zu treffen vermögen.

Dennoch ist er auf dem Wege, auf welchem allein die Bahn für die neue Naturwissenschaft gebrochen werden

konnte; dennoch leistet er selbst einen wichtigen positiven Beitrag für die Möglichkeit einer messenden und wägenden Erforschung der Natur. Diese bisher zu wenig gewürdigte Leistung Hohenheim's ist seine Reform in der Lehre von den Elementen. Es sei gestattet, die dauernde Bedeutung des Mannes für die Entwicklung der Naturwissenschaft in Bezug auf dieses begrenzte, aber typische Gebiet zu erörtern. Um dieselbe zu verstehen, muß man sich nur das Problem vergegenwärtigen, an welchem in jener Zeit überhaupt die Möglichkeit hing, zu einem Fortschritt in der Erklärung der Natur zu gelangen.

Man unterschied zweierlei Eigenschaften der Naturkörper, die elementarischen und die verborgenen. Die elementarischen Eigenschaften liegen begründet in der Natur der Elemente, deren bekanntlich vier, Feuer, Luft, Wasser, Erde, unterschieden wurden; Aristoteles hatte sie aus der Kombination der vier Grundeigenschaften Wärme und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit abgeleitet. Vermöge dieser Eigenschaften, zu welchen als sekundär noch die übrigen sinnlichen Qualitäten, wie Schwere, Härte, Farbe, Geschmack u. s. w. traten, wirken die Naturkörper aufeinander, aus ihrer Verbindung mußten die Veränderungen der Dinge erklärt werden.

Außerdem gab es aber nun noch zahllose andere Wirkungen der Körperwelt, die man beobachtet hatte oder doch beobachtet zu haben glaubte, vor Allem die Kraft der Heilmittel, die spezifischen Thätigkeiten der thierischen Organe, wie z. B. die Verdauung, endlich alle übrigen Erscheinungen, die sich nicht mit den elementarischen Eigenschaften vereinigen ließen. Nicht nur, daß der geriebene Bernstein Strohhälmchen und der Magnet das Eisen anzieht, sondern auch, daß die Gegenwart des Diamanten die Wirkung des Magnets aufhebt, daß der Seeigel ein Schiff in seinem Laufe anhält, daß die Verbrennung einer Chamäleonsleber Regen und Donnerwetter herbeizieht, alle diese Erdichtungen des Wunderglaubens faßte man mit den noch unerklärten Thatsachen zusammen unter dem Namen der verborgenen Eigenschaften, der qualitates occultae. Unter diesen Sammelbegriff konnten nun alle neuen Entdeckungen aufgenommen werden; die Schöpfung einer neuen Eigenschaft war mit einem Federstrich gethan, und die oberflächliche Erklärung mochte sich damit beruhigen.

Alle Annahmen kamen doch schließlich darauf hinaus, daß Gott selbst durch eine mehr oder weniger vermittelte weltregierende Thätigkeit die den Dingen angedichtete Wirkung nach seiner Willkür hervorrufe. Die verborgenen Eigenschaften wurden dadurch aus dem allgemeinen Naturzusammenhange, aus welchem sie nicht erklärlich scheinen, herausgelöst und ausdrücklich der Willkür des Schöpfers unterstellt. Damit ist dem zügellosesten Aberglauben Thür und Thor geöffnet, denn der Wille Gottes ist unerforschlich. Wie Gott den Dingen ihre besonderen Eigenschaften verleiht, so mochte er sie auch gelegentlich ihrer Wirkungsfähigkeit entbinden können. Von einer Naturerklärung konnte unter solchen Umständen nicht die Rede sein.

Das nächste Erforderniß für einen Fortschritt der Naturerkenntniß war also die Einreihung der verborgenen Qualitäten in die allgemeine Gesetzmäßigkeit der Welt. Es mußte, selbstverständlich ohne Zweifel an der Allmacht des Schöpfers, die Einwirkung Gottes in den Naturlauf im Einzelnen ausgeschlossen werden. Dazu gab es auf dem dogmatischen Standpunkt der Philosophie nur zwei Wege. Entweder die Gottheit rückte vollständig über die Welt hinaus, und in der Welt waltete nur die Mechanik des Naturgeschehens; oder der treibende Geist schlüpfte ganz in die Dinge selbst, das Gesetz dieses Geistes wurde Gesetz der Natur, in den Dingen organisirte sich die Weltseele, die Natur wurde belebt. Den letzteren Weg schlug die Naturphilosophie zunächst unter dem Einflusse des Neuplatonismus ein. Mit dieser Auffassung der Natur als eines lebendigen Organismus verbindet sich nun eine Ansicht über die Bestandtheile der Körperwelt, welche der Tradition der Alchymisten entstammt. Und in dies Gemisch von Phantastik, Mystizismus und Naturbeobachtung greift Paracelsus mit der glücklichen Kraft des Genies hinein und formt daraus eine Lehre vom Wesen der Elemente, welche das Haupthinderniß der Naturerklärung, die aristotelische Lehre von der Einfachheit der vier Elemente, beseitigt und an ihre Stelle die Wechselwirkung unveränderlicher Grundsubstanzen setzt.

Die Alchymisten erkannten zwar die Elemente als ursprüngliche Stoffe an, bedienten sich aber zur Erklärung ihrer Operationen nur zweier Prinzipien, des Mercurius und des Sulfur; bei Geber tritt dazu als ein drittes Prinzip noch Arsenicum. Offenbar waren die Alchymisten auf ihre Annahme durch die Beobachtung geführt worden, daß sie bei ihren Analysen nicht auf die Elemente, sondern auf Substanzen stießen, welche sich unter die Begriffe eines flüchtigen Prinzips, Mercurius, und eines mehr konsistenten, Sulfur, einreihen ließen. Es ist dabei die Ansicht, daß diese Prinzipien selbst aus den Elementen gebildet sind.

Diese Lehre stürzt Paracelsus um; die Elemente sind nichts Ursprüngliches, sondern selbst zersetzbar. Denn aus ihnen entstehen Neubildungen, solche sind aber nur möglich, wo Zersetzung vorhergegangen ist. Es gibt vielmehr drei Grundbestandtheile aller Dinge: Mercurius, Sulfur und Sal. Dies beweist die chemische Analyse, welche nur auf Stoffe dieser Art führt. Was raucht und sich sublimirt, ist Mercurius; was brennt, ist Sulfur; was als unverbrennliche Asche zurückbleibt, ist Sal. Zwar können diese Substanzen nicht selbständig dargestellt werden, denn sie sind stets an einander gebunden, weil Mercur die Flüssigkeit, Sulfur die Veränderung, Sal die Festigkeit des Körpers bedingen; aber sie sind bei der Verbrennung zu erkennen. Mercur ist ein Liquor, Sulfur ein Oel, Sal ein Alkali. Den verschiedenen Stoffen kommen ihre besonderen Mercurii, Sulfura und Sales zu; von ihrer normalen Mischung im Körper hängt das Bestehen der Gesundheit ab. Aus den Grundsubstanzen erst entstehen die Elemente, zu denen übrigens das Feuer nicht gerechnet werden darf, denn es tödtet und scheidet nur. Das vierte Element ist nicht das Feuer, sondern der Himmel (worunter der Aether zu verstehen ist). Die Wirksamkeit eines Elements beruht auf dem in ihm befindlichen Archäus oder Lebensgeiste. In jedem Elemente steckt ein Fabrikator, ein Arbeiter, der für uns durch den Befehl Gottes sorgt Tag und Nacht.

In dieser Annahme von Lebensgeistern in den Elementen könnte man einen Gegensatz gegen die wissenschaftliche Naturerklärung vermuthen, die Wiedereinführung der „verborgenen Eigenschaften“ in der Gestalt von willkürlichen Geistern. Aber das hieße die Ansicht des Paracelsus verkennen. Lebensgeister heißen diese Archäi nur, weil überhaupt die ganze Natur beseelt gedacht wird; damit soll jedoch die Gesetzmäßigkeit der Welt nicht aufgehoben, sondern gerade begründet werden. Sie sind die schaffenden Prinzipien oder wirkenden Kräfte in den Dingen, keine persönlichen Geister, sondern Naturkräfte, sie wirken unbewußt und nur vermöge der stofflichen Elemente. So schwebt Paracelsus der Gedanke vor, daß in den Elementen Stoff und Kraft vereinigt liegt, der Stoff ist belebt, und das Leben ist selbst nichts anderes, als Bethätigung, Kraft, wir würden heut sagen „Energie“. Alles Vorhandene besitzt Wirkungsfähigkeit; Sein und Wirken sind nicht zu trennen. Das Leben des Wassers ist seine Flüssigkeit, das des Feuers seine Flüchtigkeit, die wesentliche Eigenschaft jedes Dinges dasjenige, was sein Leben ausmacht. Leben ist Wirken und Wirken ist Sein; eines ist nur erklärlich durch das andere.

So werden Leben und chemischer Prozeß bei Hohenheim ein und dasselbe, und in der Erweiterung und Ausdehnung dieser gesetzlichen Entwicklung auf das gesammte Weltgeschehen liegt seine Bedeutung für die Umgestaltung der Weltanschauung im 16. Jahrhundert. Die Entwicklung besteht nicht mehr allein in der Entfaltung des Begriffs im Denken, sie liegt im sinnlichen Naturgeschehen vor Augen. Körper sind es, welche durch Abscheidung und Aufnahme von Stoffen entstehen. Nunmehr ist das Vertrauen neu gekräftigt, es werde gelingen, den kausalen Zusammenhang

der Natur zu enthüllen, welcher nur durch die Erfahrung an den Einzeldingen aufgesucht werden kann. Scheidung und Zusammensetzung umfaßt den ganzen Weltlauf, und dieser trägt das Gesetz seines Werdens in sich selbst, er muß daher als der Lebensprozeß eines Organismus zu verstehen sein. Aus aller Phantastik der paracelsischen Schriften leuchtet dieser Gedanke hervor, daß die Welt sich erklären lassen müsse. Dadurch hat Paracelsus seinen eingreifenden Einfluß auf Medizin, Chemie und Philosophie geübt.

Im speziellen Gebiet der Lehre von den Elementen spricht sich dieser Einfluß ganz besonders deutlich aus, indem Paracelsus an Stelle der sinnlichen Eigenschaften „Wärme, Kälte, Feuchtigkeit, Trockenheit“ als Grundformen der Materie andere Begriffe setzt, die sich auf das chemisch-physikalische Verhalten der Körper beziehen. Es darf zugegeben werden, daß dieser Versuch roher und unphilosophischer ausgefallen ist, als die feinsinnige Unterscheidung der Griechen; aber er ist dafür dem Experiment zugänglich und wirkte nach einer Richtung hin, in welcher der weitere Fortschritt in der Naturwissenschaft geschehen mußte. Denn dieser Fortschritt mußte gerichtet sein nach einer quantitativen Untersuchung der materiellen Bestandtheile, und zu dieser waren die stofflichen Produkte der Analyse geeigneter als die unfaßbaren Qualitäten der Elemente. Es war damit ein wichtiger Schritt geschehen zur Bildung des Begriffs der chemischen Elemente als der unzerlegbaren Substanzen. Eine eingehende Darstellung des inneren Zusammenhangs dieser Gedanken hat Schreiber dieses in seiner „Geschichte der Atomistik“ (Hamburg 1890, vergl. Band I S. 288—306) gegeben.

Die Bedeutung Hohenheim's für die Geschichte der Chemie ist lange Zeit dadurch verkannt worden, daß man glaubte, er habe in dem Verfasser der alchymistischen Schriften, welche unter dem Namen des Basilius Valentinus gehen, einen Vorläufer gehabt. In diesen Schriften finden sich durchweg die Gedanken des Paracelsus in klarerem und geordneterem Vortrage als bei Paracelsus selbst; es findet sich aber auch der Versuch, die Grundsubstanzen aus den Elementen abzuleiten, während Paracelsus den Fortschritt machte, die Elemente auf die Grundsubstanzen zurückzuführen. Es ist jetzt kein Zweifel mehr, daß die dem Mönch Basilius Valentinus zugeschriebenen Schriften erst nach Paracelsus, wahrscheinlich erst in den Anfang des 17. Jahrhunderts zu setzen sind, da ältere Handschriften sich nicht nachweisen lassen. Wenn daher Basilius selbst auch in Artikeln zur 400jährigen Gedenkfeier des Paracelsus als Vorläufer desselben genannt wird, so beruht dies auf einem Irrthum. Bei Basilius sind vielmehr die Gedanken des Paracelsus, welche dieser mit dem Ungestüm des Reformators und Verachtung aller Lehren der Schule verkündete, von einem Manne dargestellt, welcher der traditionellen scholastischen Bildung nicht fremd ist und mit Aristoteles zu vermitteln sucht. Dadurch steigt ganz wesentlich das Verdienst des Paracelsus als eines originellen Denkers. In jeder Hinsicht erweist er sich als Bahnbrecher für eine von der Tradition freie und unabhängige Forschung, der in das verdorrte Schriftthum der Wissenschaft neues Leben bringt.

Gotha, am 17. Dezember 1893.

Kurd Laßwitz.

## J. M. Barrie.

Irgendwo in Schottland liegt Thrums. Es ist ein kleines Nest abseits vom Wege. Die Eisenbahn hat ihre Fangnetze noch nicht darum ausgebreitet. Einsam liegt es inmitten der bergigen schottischen Waldlandschaft. Irgend ein Fluß ist in der Nähe. Die Hütten im Orte sind überaus ärmlich, das ganze Dorf ist trübselig. „Schön kann es nur denen scheinen, die ganz mit dem Leben abgeschlossen haben, sich auf ihren Stock lehnen und lange darauf niederblicken, weil sie nichts anderes mehr haben bis zu ihrem Tode.“ Nur das Pfarrhaus fällt auf. Es steht auf einer kleinen Anhöhe und ist ein weißer Bau mit grünem Dach. Ein schmaler Garten umgibt es. An irgend einem Ende von Thrums muß sich auch das Armenhaus befinden, denn alle haben Furcht davor. Sonst aber läßt sich von dem Oertchen wenig erkennen. Thrums liegt im Zwielicht.

Tritt man in das Dorf ein, so schlägt einem ein schwerer Wollgeruch entgegen. Die ganze Atmosphäre ist damit durchschwängert. Die Einwohner, fast allesammt arme Weber, sind bis spät in die Nacht hinein an ihre Stühle gebannt. Keiner von ihnen bringt es recht zu etwas. Sie sind zumeist in dieser Wollgeruch-Atmosphäre geboren, sie arbeiten, um darin leben zu dürfen, und sie sterben darin. Sie sind stille und gutherzige Menschen. Nur von Zeit zu Zeit, wenn wieder einmal der Versuch gemacht wird, die Löhne herabzudrücken, rotten sie sich zusammen, vertreiben die Arbeitgeber und den einen Polizisten und setzen eine Wache vor dem Dorfe aus. Eine Weile ist dann Kriegszustand. Noch ein paar Wochen kommen Soldaten, verhaften die Hauptrödelsführer und ziehen wieder ab. Und dann hat Thrums wieder seinen Frieden.

Sonntags aber geht Alt und Jung in die Kirche. Und zwar am Vormittag und am Nachmittag. So klein der Ort, er ist doch in zwei Gemeinden gespalten, die U. P. (United Presbyterians) und die „Auld Lichts“. Letztere sind die ganz Orthodoxen. Patriarchalische Zustände herrschen in ihrer Gemeinde, und die Weltkenntniß der Leute fängt mit dem ersten Buch Mosis an, um mit der Offenbarung St. Johannis zu enden. Wäre der Hunger nicht und der Branntwein, die „Auld Lichts“ würden ein ganz gottseliges Leben führen.

Thrums, der Name des kleinen, weltentlegenen Weberdorfes, guckt heutigen Tages überall aus den Spalten der vornehmen Londoner „Reviews“. Der es so berühmt und ach! so vielbesprochen gemacht hat, ist ein junger, eben dreiunddreißigjähriger Schriftsteller, James Matthew Barrie. Barrie ist ein geborener Schotte und seine Vaterstadt Kirriemuir ist das Thrums seiner Erzählungen.

Ein Moderner und ein Charakteristiker ist Barrie in die Weberhütten der „Auld Lichts“ in Thrums eingekehrt und mit offenem Auge und warmem Herzen hat er nach charakteristischen Merkmalen gespäht. Was er gesehen und gefühlt, hat er zuerst in anspruchslosen Skizzen niedergelegt. Er hat beides verstanden: er hat durch das äußere Gebahren der Menschen hindurch ihr inneres Sein erfaßt und er hat das Innerliche im Aeußerlichen wiedergespiegelt. Er hat seine „Auld Lichts“ über Alltagsdinge reden lassen und er hat ihnen ihren ungehobelten schottischen Alltagsdialekt nicht genommen; aber die Art und Weise, wie sie die täglichen Vorkommnisse auffassen, zeigt ihr ganzes Herz. Nur daß Barrie nie den Muth der Wahrheit besessen hat! Auch nicht in seinem besten Buche, in seinen Skizzen „A Window in Thrums“.*)

In einer der Weberhütten am Ende des Dorfes ist ein kleines Fenster, das auf die Landstraße hinaussieht. Dahinter sitzt eine kranke Frau, die nur mit Mühe auf den Stock gestützt, sich von ihrem Bett zu dem morschen Lehnstuhl am Fenster fortbewegen kann. Ihr Mann ist ein Weber und ihre erwachsene Tochter besorgt die kleine Wirthschaft. Den einen Sohn hat man ihr vor zwanzig Jahren übergefahren, todt ins Haus getragen; der andere Sohn ist nach London gegangen. Barrie ist in die kleine Häuslichkeit eingekehrt, hat das Stübchen unter dem Dache bezogen und fleißig hat er alles, was er gesehen, in sein Skizzenbuch eingetragen.

Eins haben die Leutchen in dem Weberhause alle gemein: sie schämen sich ihrer Gefühle. Die Frau glaubt Diphtheritis zu haben, und man hat zum Doktor geschickt. Der Mann sitzt ihr gegenüber, aber er weiß nichts zu sagen. In den 39 Jahren der Ehe hat er alle Liebesbetheuerungen

*) The English Library Nr. 42.

vergessen. Er findet die Worte nicht mehr. Er würde wirklich gern zu ihr gehen und seinen Arm um ihre Schultern legen. Aber er rutscht nur unruhig auf seinem Stuhl hin und her und sieht sie gelegentlich einmal von der Seite an. Und ganz ebenso ist es mit den Kindern. Als der Sohn noch im Hause war, lief er immer vor der Schwester fort. Er fürchtete, sie könne zärtlich werden. Ging er ja einmal mit ihr aus, so durfte sie ihn erst vor dem Dorfe treffen. Denn auch die armen Hungerleider in Thrums wollen „gelten". Erwartet man Nachbarsleute zum Besuche, so erhält der Mann zuvor seine Instruktionen, wie er sich zu benehmen hat. Die kranke Frau putzt sich für den Doktor zurecht. Wer sich aus dem äußersten Elend so ein bischen herausgearbeitet, läßt sich vornehm eine Klingel an seiner Hütte anbringen — wie die Herrschaften in London. „Tiddie klopfte nie an die Thür. Sie glaubte sich nicht vornehm genug für solche Ceremonien. Aber wenn Leedy Tiddie besuchte, klopfte sie an, um zu zeigen, daß wir unserer sozialen Stellung nach über Tiddie standen."

Eine ganze Fülle köstlicher charakteristischer Züge weist die Weberfamilie hinter dem kleinen Fenster in Thrums auf! Als die Kinder noch klein waren, sagte die kranke Mutter wohl einmal, daß sie bald weit von ihnen gehen würde. Da standen die Kinder leise in der Nacht auf, liefen aus dem Häuschen und begruben den Stock der Mutter: „Nu wirste nich wegjehn, Mudda; nee, nu wirste bleib'n."

Jammerschade, daß Barrie nicht den Muth der Wahrheit gefunden hat!

Als Engländer ist er umgekehrt verfahren, wie die modernen Erfolgbeflissenen in Frankreich und in Deutschland: er hat nur die guten und hübschen Charakterzüge zusammengetragen, wie jene nur die häßlichen. Sein Bild ist darum nicht minder unwahr geworden. Bei aller Trefflichkeit der Einzelzüge versagt seine Gesammtcharakteristik. Er hat ein paar glücklicher Typen und eine kleine Anzahl überzeugender Charaktere geschaffen. Aber die Menschen im Allgemeinen werden in Kirriemuir doch anders aussehen, als in seinem Thrums. Hunger und Branntwein werden ihnen manch kräftig Wörtlein auf die Zungen legen, wovon bei Barrie nichts geschrieben steht. Selbst in den besten Werken Barrie's liegt Thrums im Zwielicht.

Der Sohn aus London ist nach Thrums heimgekehrt! Die kluge Mutter sitzt nachdenklich in ihrem Stuhle am Fenster. Auf ihrem Schoße liegt ein feiner Londoner Damenhandschuh. Den hat sie in der Rocktasche ihres Sohnes gefunden. Es ist wahr, an einem stillen Sonntagvormittag verbrennen Mutter und Sohn gemeinsam, ohne ein Wort zu reden, den Handschuh. Aber als der Sohn nach London zurückgekehrt, läßt er nichts mehr von sich hören. Er ist verschollen. Nach Jahren erst, nachdem all die Seinen gestorben sind, wird er in dem Dörfchen wiedergesehen — Thrums' verlorener Sohn.

J. M. Barrie selbst ist zu Thrum's verlorenem Sohn geworden. Erfolgsucht heißt die Londoner Schöne, der er sich an den Hals geworfen. In seinem neuesten Romane „The Little Minister"*) hat Barrie die mühsamen Wege treuen Naturstudiums verlassen und hat sich auf die breite bequeme Straße begeben, die gepflastert mit litterarischen Reminiszenzen und umzäunt mit den Brettern der Konvention zum Erfolge führt. Er hat richtig spekulirt. Der neue Roman hat seinen Namen mit einem Schlage berühmt gemacht. Die litterarischen Eintagsfliegen surren ihn lustig als einen der Ihren. Aber dieser Ruhm ist zu theuer erkauft.

Der Held des Buches ist ein einundzwanzigjähriger Pfarrer der „Auld Lichts". Barrie hat ihm alle die Eigenschaften verliehen, die sich an englischen Predigern in der Unsumme der religiösen Alltagsromane seit langem bewährt haben. Und das ist schlimm. Schlimmer aber ist die Gestalt, die neben ihm aus dem Zwielicht, das über Thrums lastet, aufgetaucht ist. Sie soll ihrer Abstammung nach eine Zigeunerin sein; nicht doch!, sie ist ein Kindchen von Victor Hugo's Esmeralda. Ein Lord soll sich ihrer angenommen und sie auf die Schule in Edinburg geschickt haben. In Wahrheit hat sie die Schule der Sardou und Dumas durchgemacht. Und was das Schlimmste: dies unglückliche Phantasiepüppchen wird durch die Liebe zu dem einundzwanzigjährigen Pfarrer „veredelt".

„The Little Minister", das Buch, welches den Ruhm Barrie's in die elegante Welt hinausgetragen, ist sicherlich ein schlechtes Buch. Aber Technik und Komposition sind mit Raffinement behandelt. Alles ist auf den Effekt hin gearbeitet. Aber mit dramatischer Wucht bricht die Katastrophe herein. Die Ideen sind von der Art, wie sie bei dem englischen Lesepublikum seit langer Zeit als leicht verdaulich geschätzt sind. Vereinzelt jedoch huschen, scheu und zaghaft, wie Irrlichter über fauligen Boden, durch diese Mache die feinen Züge, die Barrie treuem Naturstudium verdankte. Und unter den Nebengestalten ist die alte Pfarrhausmagd so schlicht und wahrhaft gezeichnet, daß man mehr Mitleid empfindet als Zorn über den verlorenen Sohn, der so sein Erbtheil verpraßt.

Doch ein merkwürdiges Oertchen, dies Thrums! Nirgends sonst in der Welt scheinen die Frauen so unbedingt die Herrschaft über die Männer auszuüben wie gerade hier. So naiv, als wäre es selbstverständlich, hat kaum ein anderer Schriftsteller die Ueberlegenheit der Frau über den Mann geschildert, wie Barrie. Wenn irgend ein Mann in Thrums etwas beginnt, so hat ihm sicher eine Frau den Anstoß dazu gegeben. Die Frauen sind die Klugen, Sehenden, und, wenn die Soldaten einrücken, sind sie allein die Muthigen. Nur einmal hat Barrie versucht, in jenem kleinen Geistlichen einen Mann zu schildern, der seiner Geliebten, der Zigeunerin, an Charakterfestigkeit überlegen ist. Und da — ist er unwahr geworden.

Thrums liegt im Zwielicht. Es ist ein häßliches Dorf, und man hat vieles, sehr vieles darin auszusetzen. Erst wenn man davon Abschied nehmen soll, wird man sich bewußt, daß manches darin einem lieb geworden ist. Ein paar Szenen, die man nicht so leicht vergißt, und ein paar Menschen, denen man ins Herz gesehen.

Ob über Thrums noch einmal die Sonne aufgehen wird?

Ernst Heilborn.

*) The English Library Nr. 75, 76.

## Das Observatorium auf dem Mont Blanc.

Die Vollendung des Mont Blanc-Observatoriums im September 1893 bildet den Glanzpunkt einer langen Reihe wissenschaftlicher Bestrebungen, um Kenntniß von den Vorgängen in den höheren Schichten unserer Atmosphäre zu erhalten. Astronomie, Astrologie und Geophysik, Meteorologie und Physiologie dürfen von diesem Werke wichtige Ergebnisse erwarten. Zuerst und am eindringlichsten machte sich in der Meteorologie das Bedürfniß nach Höhenstationen geltend, namentlich nachdem die Beobachtungen von Saussure in den Alpen und von Humboldt in den südamerikanischen Anden deren Bedeutung gezeigt hatten. Aber nur langsam wurden Fortschritte erzielt, zunächst durch Errichtung kleinerer Beobachtungsstationen auf Höhen von meist unter 2000 Metern. Unternehmungen größeren Stiles fanden erst in den letzten zwei Jahrzehnten statt, es sind hier zu nennen die Stationen auf dem Säntis in der Schweiz (2500 m), Sonnblick in den hohen Tauern (3100 m), Pikes Peak in Colorado (4300 m), Punta Gnifetti des Monte Rosa (4559 m) und Mont Blanc (4810 m). Ja, es ist sogar das letztere Observatorium in neuester Zeit noch übertroffen durch die 5077 m hohe Station auf dem Charchani in den Anden von Peru. Auf dem Charchani befinden sich jedoch nur einige selbst registrirende meteorologische Instrumente, längere Beobachtungen können hier ja nicht angestellt werden; auch wird der Berg von höheren Bergen in der näheren Um-

gebung überragt, wodurch seine Bedeutung als Gipfelstation wesentlich leidet. Die Errichtung des Gebäudes war, da der Gipfel sich nur wenig oberhalb der Schneegrenze befindet, mit ungleich weniger Schwierigkeiten verknüpft als der Bau auf dem Mont Blanc.

Die Gründung des Mont Blanc-Observatoriums wurde nur durch eine seltene Vereinigung von Geist, Opferwilligkeit, Thatkraft und Ausdauer ermöglicht. Drei Männer sind es vor Allen, deren Verdienste hervorzuheben sind: in erster Linie der Physiker Jules Janssen, der geistige Urheber des Planes und rastlose Leiter der ganzen Ausführung, ferner Herr Bischoffsheim, bekannt als Gründer der Sternwarte zu Nizza, vielleicht der günstigst gelegenen der Welt, und Prinz Roland Bonaparte. Die Geschichte des Unternehmens bietet so viel des Interessanten und Beachtenswerthen, daß sie auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient, um so mehr, da es der Wunsch der Gründer ist, das neue Observatorium nicht als ein exklusiv französisches, sondern als ein wirklich kosmopolitisches anzusehen, wo jeder Gelehrte den besten Empfang findet.

Die ersten Bestrebungen, fortlaufende Beobachtungen vom Mont Blanc zu erhalten, verdanken wir Herrn Vallot, welcher bei einem viertägigen Aufenthalte auf dem Gipfel im Jahre 1887 die Möglichkeit eines Observatoriums in dieser Höhe erkannte, bald darauf mit der Erbauung eines Observatoriums und Schutzhauses 400 Meter unterhalb des Gipfels auf dem Rocher des Bosses (4365 Meter) begann und dasselbe 1890 vollendete. Dieses Observatorium sowie das 1891 vom französischen Alpenklub auf den Grands Mulets (3006 Meter) erbaute wurde zunächst mit meteorologischen Registrirapparaten ausgerüstet und Vallot hat bereits den ersten Jahrgang dieser Aufzeichnungen der französischen Akademie vorlegen können. Wenig später als Vallot — im Jahre 1888 — begann Janssen seine wissenschaftlichen Untersuchungen am Mont Blanc und zeigte in einem in der Akademie hierüber gehaltenen Vortrage, daß nur ein Observatorium auf dem Gipfel selbst völlig einwurfsfreie und der günstigen Lage des Berges entsprechende Resultate geben könne. Auf diese Anregung hin wurde die Verwirklichung des Planes zunächst durch die Betheiligung Bischoffsheim's und später durch Gründung einer „Association provisoire de l'observatoire de Mont-Blanc“ gesichert. Die Arbeiten auf dem Gipfel begannen im September 1891; es wurden unter der Leitung des Schweizer Ingenieurs Imfeld zunächst Schneetunnels gegraben, in der Absicht Felsen zu finden, auf denen man das Observatorium fundiren könne. Da man jedoch bei zwei rechtwinklig zu einander stehenden Tunnels von einer Gesammtlänge von 46 Meter selbst in 15 Meter Tiefe noch nicht auf Fels stieß, so wurde der kühne Plan gefaßt, das Gebäude direkt auf den Schnee zu setzen Versuche im Observatorium zu Meudon in Paris ergaben das überraschende Resultat, daß die Tragkraft des Schnees von der Beschaffenheit desjenigen auf dem Mont Blanc mehr als 3000 Kilogramm pro Quadratmeter beträgt; außerdem wurde probeweise eine kleine Holzhütte auf dem Mont Blanc errichtet, deren seitherige geringe Veränderungen eine weitere Bürgschaft für die Möglichkeit des definitiven Baues gewähren. Letzterer wurde in Meudon vollständig zusammengesetzt; er hat, um dem Winde besser widerstehen zu können, die Form einer abgestumpften Pyramide von 7 Meter Höhe, die untere der beiden Etagen ist fast ganz in den Schnee eingelassen, um dem Gebäude Halt zu gewähren und die Temperaturunterschiede in diesen Räumen auszugleichen. Das Ganze ist in allen seinen Theilen fest mit einander versteift und Verschiebungen durch Schnee können mittelst großer Schrauben ausgeglichen werden. Im Laufe des Jahres 1893 wurden die Baumaterialien auf den Gipfel geschafft, zum Theil mit Hilfe von eigens zu diesem Zweck konstruirten Winden. Diese Winden wurden auch benutzt zur Beförderung des Schlittens, auf welchem Janssen — ein Mann von 70 Jahren — auf den Mont Blanc gelangte. Seine beiden Fahrten von 1890 und 1893 stehen jedenfalls einzig in der Geschichte des Alpinismus da; eine Fahrt auf diesen Gipfel ohne die geringsten körperlichen Anstrengungen dürfte bisher selbst von erfahrenen Bergsteigern für unausführbar erklärt sein. Es bewährte sich jedoch diese Art des Transports in jeder Beziehung.

Uebergehend zu den wissenschaftlichen Resultaten, welche das Mont Blanc-Observatorium liefern kann, ist vor Allem eine schon jetzt von Janssen hier festgestellte Thatsache zu nennen: Die Abwesenheit von Sauerstoff in der Sonnenatmosphäre. Bekanntlich hat man in der von Kirchhoff und Bunsen entdeckten Spektralanalyse ein Mittel, die Bestandtheile eines leuchtenden Körpers an dem von ihm gelieferten Spektrum zu erkennen. Dieses Spektrum ist von einer Reihe dunkler Bänder und Linien durchsetzt, von denen jede einem bestimmten chemischen Elemente entspricht. Das Spektrum eines Himmelskörpers zeigt uns jedoch nicht nur die in ihm enthaltenen Stoffe, sondern gleichzeitig diejenigen der von seinen Strahlen durchlaufenen Erdatmosphäre. Der Einfluß der letzteren muß aber in größeren Höhen abnehmen, und zwar im Verhältniß zu ihrer Dichte. Derartige feine Untersuchungen erfordern außer einem möglichst hoch gelegenen Standpunkte sehr genaue Instrumente und eine sorgfältige Aufstellung, wie sie nur in einem festen Observatorium möglich ist. Es ist nun Janssen durch Beobachtungen auf den Grands Mulets 1888, im Observatorium des Herrn Vallot 1890 und auf dem Mont Blanc-Gipfel 1893 thatsächlich gelungen, festzustellen, daß die Verminderung und Abschwächung der im Sonnenspektrum sich zeigenden Sauerstofflinien entsprechend der Dichte der unter ihm liegenden Luftschichten stattfand. Im Observatorium zu Meudon ahmte Janssen die in der Natur vorkommenden Verhältnisse nach, indem er Licht nach seinem Durchgange durch lange, in verschiedenem Grade luftverdünnte Röhren betrachtete, und er gelangte auch auf Grund dieser Experimente zu dem Satze, daß die Sauerstofflinien rein tellurischen Ursprungs sind. Die Frage nach dem Vorhandensein von Sauerstoff auf der Sonne ist von weitgehendem, nicht nur astronomischem Interesse. Da die Sonne sich langsam abkühlt, so müßte bei Anwesenheit von Sauerstoff ein Zeitpunkt eintreten, wo sich dieser mit der vorwiegend aus Wasserstoff bestehenden Sonnencorona zu Wasserdampf vereinigt; die entstehenden Wolken würden vermöge ihres starken Absorptionsvermögens die Wärmeausstrahlung verhindern, und eine verhängnißvolle Temperaturerniedrigung auf der Erde und den übrigen Planeten würde die unausbleibliche Folge sein.

Von den bisher beobachteten meteorologischen Phänomenen ist, abgesehen von farbenprächtigen Dämmerungserscheinungen, die Janssen mit poetischer Lebhaftigkeit schildert, ein Sturm gelegentlich der Besteigung im Jahre 1890 beachtenswerth. Dieser Sturm, den Janssen mit einem Taifun vergleicht und der am Abend des 18. Oktober einsetzte, richtete am folgenden Tage auf einem nur wenige Kilometer langen Gebiete im Thale von Jour in der Nähe des Genfer Sees Verheerungen an, wie sie in unseren Gegenden äußerst selten sind. Es ist für das Verständniß dieser lokalen Orkane von höchster Wichtigkeit, hier eine vertikale Erstreckung eines solchen Phänomens von mindestens 5 Kilometern nachgewiesen zu haben, da man meist mit viel kleineren Höhen zu rechnen pflegt. Aehnliche Erscheinungen auf dem Mont Blanc werden, ganz abgesehen von den regelmäßigen Aufzeichnungen, uns interessante Einblicke in das Wesen der atmosphärischen Wirbel, deren Ursprung und weitere Ausbildung geben können.

Erwähnung verdienen auch einige physiologische Beobachtungen. Bei der Besteigung der Grands Mulets, die Janssen große körperliche Anstrengung bereitete, empfand er trotz der Seehöhe von nur 3000 Meter die Wirkungen der Bergkrankheit während des ganzen Tages nach der Besteigung und verspürte namentlich bei geistiger Beschäftigung, bei einfachem Nachdenken eine plötzliche Schwäche. Anders bei den letzten Fahrten, die Janssen ohne Mühe im Schlitten zurücklegte; hier blieben die geistigen Kräfte völlig intakt; sie waren eher mehr erregt als gewöhnlich, und Janssen ist von den theoretischen Schlüssen, die er hier aus seinen Beob-

achtungen zog, besonders befriedigt. Er spricht die Ansicht aus, daß geistige Arbeit auf hochgelegenen Stationen durchaus möglich ist, wofern nur jede physische Anstrengung ausgeschlossen wird. Es scheint jedoch noch fraglich, ob diese Wechselwirkungen zwischen geistiger und körperlicher Arbeit bei allen Personen ja rein zum Ausdrucke kommen. Die sehr verschiedene Wirkung der Höhe auf Luftschiffer deutet auf eine große Mannigfaltigkeit der Erscheinung.

Von den wissenschaftlichen Fragen, welche auf dem Mont Blanc einer Lösung entgegengeführt werden können, haben hier nur einige berührt werden können, aber schon deren Erwähnung wird gezeigt haben, welche Errungenschaft die Wissenschaft mit diesem Observatorium gemacht hat. Und das Observatorium ist jetzt erst äußerlich fertig gestellt; die innere Einrichtung, vor Allem die Instrumente, fehlen fast vollständig. Daß auch hier Vorzügliches geleistet werden wird, dafür bürgen die Namen der Gründer des Unternehmens. Man plant sogar die Errichtung eines besonderen astronomischen Pavillons mit einem zwölfzölligen Aequatorialinstrument auf den Rochers Rouges, 300 Meter unter dem Gipfel. Auch touristisch soll der Mont Blanc zugänglicher gemacht werden durch Anlagen von Schutzhütten mit Oefen, Betten, Konserven und dergl. von 500 zu 500 Meter Höhe, so daß die Zeit nicht fern sein dürfte, wo der Hochtourist den Mont Blanc als „Damenberg“ bezeichnet.

Mit Recht können die Franzosen stolz auf ihre Höhenobservatorien sein und anderen Nationen zum Vorbilde dienen. Außer auf dem Mont Blanc haben sie Stationen auf dem Pic du Midi, dem Mont Ventoux, dem Puy de Dôme, nicht zu vergessen den Eiffelthurm, denn nicht allein auf die absolute Höhe kommt es an, sondern auch auf die freie, von Terrainunebenheiten nicht beeinflußte Lage. Von meteorologischen Gesichtspunkten aus würden weitere Fortschritte namentlich durch Höhenstationen in der Nähe der Zugstraßen der barometrischen Depressionen zu erzielen sein, denn hier bietet sich Gelegenheit zum Studium der mächtigen atmosphärischen Strömungen, welche das wechselnde Wetter bei uns bedingen. Das Ideal eines solchen Observatoriums ist das vor wenigen Jahren auf dem Ben Nevis in Schottland — auch aus privaten Mitteln — errichtete; fast so günstig und für das nördliche Deutschland der allein geeignete Punkt dürfte der Brocken sein, jedoch hat sich hier noch nicht die Gründung eines dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechenden Observatoriums ermöglichen lassen. Die Eroberung des höchsten Gipfels Europas für die Wissenschaft wird hoffentlich neue Anregung geben zur Errichtung weiterer Höhenobservatorien.

Auf dem Observatorium des Brocken,
Mitte Dezember.

R. Süring.

---

**Norddeutsche Erzähler.** Novellen von Wilhelm Jensen, Heinrich Seidel und Julius Stinde. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1893.

Als zweiten Band seines dritten Jahrgangs bietet der „Verein der Bücherfreunde“ seinen Bücherfreunden ein stattliches Sammelwerk, Werke von Jensen, Seidel und Stinde. Wer die Abwechselung liebt, der wird die alt-flaemländische Skizze von Wilhelm Jensen gern aufschlagen und wird sich dabei erinnern, daß Jensen im Holsteinschen geboren ist, wenn er auch in Süddeutschland lebt und seine phantastischen Geschichten häufig am Mittelmeer spielen läßt. Er ist ein guter Erzähler und Norddeutscher von Geburt. Norddeutsche Erzähler in der Worte eigentlicher Bedeutung sind aber Seidel und Stinde, der erste der Liebling einer stillen Gemeinde, der letzte der Held der unvergessenen Buchholzen-Erfolge. Julius Stinde's Novelle „Martinhagen“ ist wieder einmal die Mischung, die lange vor den Buchholzgeschichten den Verfasser als plattdeutschen Dramatiker bekannt machte. Etwas Rührung und viel derber Humor, etwas Frömmigkeit und viel gesunden Menschenverstand, wenig Kunst und viel Gemüthlichkeit, so thut Stinde eins zum andern und erfreut mit dem Resultat junge und alte Leute. Es ist nicht die Kunst um der Kunst willen, nicht l'art pour l'art, aber es hat nicht ohne Grund das breiteste Publikum. Diesmal ist der Stoff eine moralische Gouvernantengeschichte. Köstlich ist der Anfang, wie da das ganze weltentlegene Haus, der Pächter, die Frau und die Kinder, vor der drohenden Ankunft einer Berliner Gouvernante zittert. Die Charaktere der Dorfbewohner sind bis ans Ende treu durchgeführt; die Handlung, durch die die Berlinerin gebessert wird, hat vom Pessimismus der Neuern auch nicht einen Hauch verspürt. — Ganz anders wirkt der Humor in der kleinen Novelle von Heinrich Seidel, „die silberne Verlobung“. Auch hier eine pietätvolle Andacht zum Kleinen, auch hier der unerschütterte Glaube an die Güte der Menschennatur und an den Sieg des Rechten, auch hier große Einfachheit in der Erfindung der Fabel. Doch der Einfall, daß ein Brautpaar 25 Jahr warten muß und erst nach der silbernen Verlobung glücklich wird, ist originell und die Stimmung, die der Dichter über seine Darstellung ausgegossen hat, ist so fein und künstlerisch, wie wir es bei deutschen Erzählern nicht leicht wiederfinden. Es wäre sehr erfreulich, wenn die große Verbreitung dieses Sammelbandes dem Ansehen Seidel's zu gute kommen und seine stille Gemeinde vergrößern helfen würde.

—r.

---

**The diplomatic reminiscences of Lord Augustus Loftus. 1837 till 1862.** Leipzig. 1892. Tauchnitz. 2 Bde.

Mancher wird diese Aufzeichnungen des bekannten englischen Diplomaten, der so lange in hoher Stellung auch an der Spree geweilt hat, mit der Hoffnung, wichtige geschichtliche Aufschlüsse zu erhalten, in die Hand nehmen. Allein er wird sich bei näherem Zusehen sehr rasch enttäuscht finden. Was Lord Augustus Loftus über seine Erlebnisse in Berlin, wo er zum ersten Male 1837 als Attaché weilte, Stuttgart, Wien, Konstantinopel und wohin ihn sonst der Beruf führte, zu erzählen weiß, erweitert unsere Kenntniß von Persönlichkeiten und Ereignissen nur sehr wenig. Recht diplomatisch wird vieles verschwiegen oder nur leise angedeutet und haben die höchsten Herrschaften reichlich Lob gespendet. Dafür aber wird man durch einige ebenso neue wie falsche Mittheilungen überrascht. Es mag noch hingehen, daß (Band I. S. 25, 73) Wilhelm von Humboldt (neben dem Fürsten Wittgenstein) als „intimer Freund“ Friedrich Wilhelms III. bezeichnet oder daß Bronzell ins Jahr 1844 verlegt wird (I. 67). Vielleicht beruht dies letzte Versehen auf einem Druck- oder Lesefehler, an denen das Buch sehr reich ist. Was soll man aber dazu sagen, daß dieser Diplomat behauptet (I. 312), die genaue Verabredung von Plombières sei nie bekannt geworden, als wenn Cavour's Briefwechsel nicht existirte. Das Stärkste ist vielleicht der mehrmals wiederholte Satz (I. 92, 184) Bismarck sei ein Mitglied des Parlamentes der Paulskirche gewesen und habe dort seine politische Laufbahn begonnen. Einleuchtender ist es, wenn aus Bismarck's Munde angeführt wird: „er rühme sich, keine Grundsätze zu haben, denn er habe beobachtet, daß, wenn man etwas durchzuführen wünsche, die Grundsätze den Weg versperren und die Erreichung des Zieles hindern.“ (I. 282.) Es mag noch bemerkt werden, daß Lord Augustus Loftus ein entschiedener Fürsprecher internationaler Schiedsgerichte ist. (S. I. 214, 327). „Welch ein Segen wäre es,“ ruft er einmal aus, „wenn die ungeheuren Summen, welche jetzt für die Heere im Frieden ausgegeben werden, der Entwicklung der Industrie und des Wohlstandes des Volkes gewidmet werden könnten! Die Zeit wird kommen, aber, ich fürchte, in finanzieller Hinsicht zu spät, um die Thorheiten der Vergangenheit wieder gut zu machen.“ Um dieser Gesinnung willen sei dem diplomatischen Memoirenschreiber mancher historische Bock, den er geschaffen hat, verziehen.

A. St.

---



Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 13. Berlin, den 30. Dezember 1893. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die anderen Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Einler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

## Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Es ist nicht mehr zweifelhaft, daß Deutschland im Augenblick eine sehr ernste politische Krisis durchmacht. Jener Kampf, der seit dem Zusammenbruch Preußens im Beginn dieses Jahrhunderts niemals ganz aufgehört hat, ist heute von Neuem in ein entscheidendes Stadium getreten. Er ist in der kurzen Zeit seines Auf- und Abwogens unter sehr verschiedenen Fahnen geführt worden; aber im tiefsten Kern sind die Gegensätze stets die nämlichen gewesen.

Es sind hier die Vertreter des Staatsinteresses, dort die Vertreter einer Interessencoterie, die einander gegenübertreten.

Und gerade hierin liegt der Grund, daß die Wege des Liberalismus stets dann in die Bahnen konservativer Staatsmänner einmündeten und einmünden mußten, wenn diese Staatsmänner das Wohl der Gesammtheit und nicht bestimmter Interessengruppen zu fördern suchten. So knüpfen sich die liberalen Ideen unmittelbar an die Reformgesetzgebung so konservativer Männer wie Stein und Hardenberg an; und auch der Konservative Bismarck war auf die ausschließliche Hilfe der Liberalen angewiesen, und er mußte die Kreuzzeitungsgruppe niederschlagen, als es sich nicht mehr darum handelte, reaktionäre Fraktionspolitik zu treiben, wohl aber das Reich zu gründen und auszubauen.

Dieser fast hundertjährige Kampf stellt sich von Neuem heute und zwar gerade darum in seinem rein prinzipiellen Charakter dar, weil er einen materiellen Inhalt zur Zeit nur scheinbar hat. Man hätte es begreifen können, wenn der heutige Widerstand der reaktionären Agrarier bei dem ersten Handelsvertrage, der die Getreidezölle herabsetzte, in gleicher Stärke sich geltend gemacht hätte. Damals handelte es sich in der That darum, die Getreidepreise in Deutschland und damit die Volksernährung zu verbilligen. Dieses Ziel ist erreicht, und ob nun der Vertrag mit Rußland zu Stande kommt oder ob nicht zu Stande kommt, das durch den Zollnachlaß wohlfeiler gewordene Getreide wird in einem wie im anderen Falle seinen Weg nach Deutschland finden; einerlei ob dieses Getreide österreichischer, amerikanischer oder russischer Herkunft ist. Somit ist der Kampf gegen den russischen Handelsvertrag für die schärfer blickenden Agrarier nur Kulisse; was sie wollen, ist der Sturz des Grafen Caprivi. Sie wollen den Grafen Caprivi beseitigen, weil sie einen Reichskanzler nicht dulden mögen, welcher je länger er amtirt, desto häufiger und in immer neuen Rückfällen zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß das Standesinteresse den Interessen der Gesammtheit untergeordnet werden muß.

In diesem Kampfe werden kaum mit den durchsichtigsten Umhüllungen die direkten Angriffe auf die Krone versehen. Dies hat dieselbe Gesellschaft zur Zeit des Kaiser Friedrich ja genau

ebensogemacht; gegen die Minister legt man sich eine solche Zurückhaltung nicht mehr auf. Behauptungen, welche Graf Caprivi aufgestellt hat, bezeichnet die „Kreuz-Zeitung“ als „Verleumdungen“, und sie droht direkt mit der Pistole, was ja gleichfalls keine Neuerung ist, denn auch der Polizeipräsident Hinkeldey wurde von einem Mitglied derselben Fraktion durch eine Kugel aus dieser Welt geschafft, in der er sich den Konservativen unbequem erwiesen hatte. Das geschieht zur Förderung des Ansehens der Krone und ihrer Diener, der Minister.

Andererseits wird man auch die internationalen Konsequenzen eines solchen Vorgehens nicht niedrig veranschlagen dürfen. Gerade konservative Politiker sind es, welche die Ohnmacht unserer Regierung vor dem In- und Auslande gern mit aller Deutlichkeit erweisen möchten. Eine Regierung aber, die auf dem Gebiete der internationalen Politik durch das eigene Parlament eine Niederlage erleidet, verliert alles Ansehen im Ausland und gerade auch die Krone, die bei uns ihre Minister nach eigenem Ermessen wählt, würde in diesem Falle mit diskreditirt werden.

Zu solchen allgemeinen Wirkungen träte die spezielle Wirkung auf Rußland. Liegt die Möglichkeit eines kriegerischen Zusammenstoßes zwischen beiden Reichen seit länger als einem Jahrzehnt in dem Bereiche der Möglichkeit, so würde die wirthschaftliche Annäherung die Gefahren wenigstens etwas herabmindern, indem neue friedliche Beziehungen von beiden Seiten angesponnen würden, und ganz entsprechend würde der wirthschaftliche Bruch die Gefahren ebenso sehr steigern, indem neues Gift den alten Verhetzungen zu Hilfe käme und durch die wirthschaftlichen Schädigungen neue Wunden geschlagen werden würden. Aber auch vor der Verantwortung, die deutsch-russischen Beziehungen nach ungünstiger zu gestalten, wie sie bisher waren, scheuen die agrarischen Junker nicht zurück.

Ueber die Verhandlungen der Anfang Dezember abgehaltenen Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen ist jetzt im Druck ein stenographischer Bericht erschienen. Derselbe wird dazu beitragen, eine Reihe irriger Behauptungen, die von einem Theil der Presse an die Verhandlungen angeknüpft worden sind, klarzustellen. Parteivorgänge pflegen ja der Entstellung am meisten ausgesetzt zu sein. So wurde unter anderem neuestens auch eifrig die Behauptung kolportirt, Herr von Stauffenberg hätte in Nürnberg gelegentlich des Parteitages der Freisinnigen Bayerns erklärt: Er werde der Freisinnigen Vereinigung nie beitreten. Wie wir aus direkter Quelle wissen, ist es Herrn von Stauffenberg nicht eingefallen, eine derartige Aeußerung zu thun.

In Prag haben die Anhänger der „Omladina“, des bekannten czechischen Geheimbundes, einen politischen Mord verübt. Zwei Omladinisten haben einen Handschuhmacher Mrva erdolcht, der zur Zeit, da der Belagerungszustand in Prag verhängt wurde, der Regierung Nachrichten und Enthüllungen zugetragen hatte. Die Mörder sind festgenommen und geständig. Auch diese That beweist, welche staatsfeindlichen Leidenschaften durch die jungczechische Agitation entfesselt worden sind.

Das Ministerium Crispi hat Glück. Durch eine Schaar Derwische war die Grenze der afrikanischen Besitzungen Italiens bedroht worden. Eine tapfere Schaar der italienischen Besatzung warf sich dem feindlichen Heerhaufen entgegen und errang einen vollständigen Sieg. Das ist ein großer Gewinn; und klug abwägende Vorsicht ist es, daß das italienische Ministerium vor jeder abenteuerlichen Ausnützung des Sieges die Offiziere in Afrika warnte. Auf Siege können Niederlagen folgen; und jeder Vorstoß tiefer in das Innere hinein wird immer gefährlicher und jedenfalls sehr kostspielig. Unnütze Ausgaben aber muß Italien vor Allem vermeiden.

* * *

## Politische Neujahrsbetrachtungen.

Was Deutschland im kommenden Jahre politisch zu erwarten hat, kann diesmal ziemlich klar vorausgesagt werden. Wir stehen vor einer ernsten Auseinandersetzung zwischem dem Agrarierthum und dem Staatsinteresse.

Der Kampf zwischen diesen beiden Gegensätzen hat seit anderthalb Jahrzehnten nie geruht, aber die Stellungen der Gegner haben sich nicht unwesentlich geändert.

Als Fürst Bismarck vor fünfzehn Jahren die Aera des agrarischen Protektionismus eröffnete, gelang es seiner gewiegten diplomatischen Kunst nicht nur, die sozial und politisch mächtige Klasse der Großgrundbesitzer durch den Köder scheinbarer und wirklicher wirthschaftlicher Vortheile nahezu vollzählig aus dem freihändlerischen Lager herauszulocken, er brachte außerdem eine Koalition agrarischer und industrieller Schutzzöllner zu Stande, welche unter der Fahne des Schutzes der nationalen Arbeit dem patriotischen Ziele zustrebten, die große Masse der Konsumenten zum Nutzen einer Anzahl mächtiger Produktionszweige zu besteuern. Tarifverträge mit anderen Staaten paßten selbstverständlich in dies System der protektionistischen Abschließung nicht hinein und so trieb man langsam dem Zeitpunkte entgegen, an dem der wirthschaftliche Krieg Aller gegen Alle in Europa an keinem Tarifvertrage mehr ein ernstliches Hinderniß fand. Der Pakt zwischen Agrariern und industriellen Schutzzöllnern erlitt inzwischen wesentliche Modifikationen.

Während der protektionistische Antheil der Industrie an der gemeinschaftlichen gesetzgeberischen Unternehmung im Wesentlichen konstant blieb, wuchs der schutzzöllnerische Appetit der Agrarier so rasch, daß er nur durch öftere erhebliche Steigerungen landwirthschaftlicher Schutzzölle, durch Branntweinsteuerbegünstigungen und ähnliche Liebesgaben gestillt werden konnte, wenngleich auch nur vorübergehend. Mit dem Sturz des Fürsten Bismarck fiel der mächtigste Förderer dieser Entwicklung. Der Versuch, seinen Nachfolger für die agrarische Politik zu interessiren, mißglückte; derselbe besaß zu viel Selbständigkeit, um sich einfach vor den agrarischen Wagen spannen zu lassen, und zu viel staatsmännisches Pflichtgefühl, um die agrarische Interessenpolitik als Mittel zu anderen politischen Zwecken zu benutzen. Statt dessen entwickelte sich in dem Grafen Caprivi die Ueberzeugung, daß im Interesse der deutschen Volkswirthschaft wenigstens dem handelspolitischen Chaos, das mit dem Jahre 1892 über Europa hereinzubrechen drohte, durch Tarifverträge — wenn irgend möglich — vorgebeugt werden müsse.

Dieser Umschwung erfolgte langsam und vorsichtig und zu einer Zeit, als in Folge ungünstiger Ernten für die wichtigsten landwirthschaftlichen Produkte wahre Nothstandspreise auf dem Weltmarkt bezahlt werden mußten. Dieser Umstand schwächte die Widerstandskraft der Agrarier, ließ die in den Handelsverträgen vorgesehenen Herabsetzungen der Getreidezölle als geringe Zugeständnisse, selbst vom agrarischen Standpunkte aus, erscheinen, und lockerte endlich mehr und mehr die agrarisch-industrielle Verbindung.

Inzwischen trat der natürliche Rückschlag gegen die zeitweitigen Nothstandspreise ein und die Agrarier machten den ernsthaften Versuch, nicht nur das verlorene politische Terrain wiederzugewinnen, sondern auch den Staatsmann zu beseitigen, der sich so wenig qualifizirt erwies, einseitige Klasseninteressen zu protegiren. Man gründete den Bund der Landwirthe, spannte Antisemitismus und Bimetallismus mit vor den Wagen und hetzte mit allen modernen Mitteln der Demagogie gegen den Kanzler. Daß die Krone hinter dem Grafen Caprivi stand, ignorirten die konservativen Demagogen geflissentlich. Auch auf die Pflege der Beziehungen zu den industriellen Schutzzöllnern ward wenig Acht gegeben. Man hoffte, allein durch den Lärm einer krampfhaften Agitation wie durch die alten guten Verbindungen bei Hofe eine Aenderung der Politik des Reichskanzlers herbeiführen zu können. Die Bekämpfung der Handelsverträge

mit Rumänien, Serbien und Spanien war eine erste ernste Kraftprobe auf parlamentarischem Gebiet. Die Entscheidungsschlacht wird bei dem deutsch-russischen Handelsvertrage geschlagen werden.

Man sieht, wie erheblich sich die Zeiten geändert haben. Vordem marschirten die Agrarier unter der Führung des Reichskanzlers, zusammen mit mächtigen industriellen Bundesgenossen, gegen die Vertreter der Konsumenten und die Freunde der Handelsfreiheit. Heute streiten sie mit einer Erbitterung sondergleichen gegen den Reichskanzler und übersehen in ihrer blinden Wuth, daß die Vertreter industrieller Interessen mehr und mehr auf jene Seite überschwenken, wo sich für die Erfordernisse der deutschen Ausfuhr ein wachsendes Verständniß zeigt.

Für uns erklärte Anhänger der Handelsfreiheit liegt in diesem Umschwunge eine begreifliche Genugthuung. Wir haben den wesentlichsten politischen Kampf unserer Tage stets als den Kampf der allgemeinen Staatsinteressen gegen einseitige Klasseninteressen aufgefaßt. Jetzt zeigt das Auftreten des Grafen Caprivi, der ein konservativer Mann und kein Freihändler ist, daß das agrarische Klasseninteresse in der Form, wie es sich jetzt bei uns geltend zu machen versucht, auch von einem so gemäßigten Politiker, wie es der Reichskanzler ist, als staatsgefährlich angesehen wird. Dies ist der entscheidende Punkt, dem gegenüber die Frage, ob ein Handelsvertrag diese oder jene Gestalt bekommt, ob ein Zoll so oder so hoch normirt wird, von untergeordneter Bedeutung ist.

Das preußische Junkerthum, das mit seinen weitverzweigten Verbindungen im Heer und Beamtenthum der agrarischen Bewegung seine eigentliche Stütze gibt, begreift denn auch recht gut, daß seine ganze politische Stellung gefährdet ist, wenn der gegenwärtige Reichskanzler am Ruder bleibt, nachdem der Gegensatz zwischen dem Junkerthum und dem ersten Vertrauensmann der Krone so deutlich zu Tage getreten ist.

Wie dieser Streit schließlich enden wird, das hängt nicht zum wenigsten von den Kräften ab, die aus der Bevölkerung der Politik des Grafen Caprivi zu Hilfe kommen. Bestände heute bei uns noch eine Partei, wie es die nationalliberale Partei in der ersten Hälfte der siebziger Jahre war, so würde der Reichskanzler in einer solchen Partei seine natürliche Stütze finden. Aber die liberalen Parteibruchstücke, die heute in unseren Parlamenten sich befinden, sind ja keine Kräfte, mit denen ein Staatsmann auf die Dauer Politik treiben kann. Sie sind nicht nur zahlenmäßig zu schwach, sondern größtentheils auch nicht vorurtheilslos genug, um einen Staatsmann, der nicht in die enge Fraktionsschablone paßt, resolut zu unterstützen. Der Reichskanzler kann deshalb einen längeren Kampf gegen die Agrarier wirksam nicht mit den gegenwärtigen organisirten Parteien des Reichstags führen, sondern nur mit der hinter dem Parlamente stehenden öffentlichen Meinung. Diese öffentliche Meinung aufzuklären und rechtzeitig zu Kundgebungen anzuregen, erscheint deshalb gerade bei dieser eigenartigen politischen Konstellation von besonderer Wichtigkeit.

Th. Barth.

## Rückblick auf das Jahr 1893.

### II.

Am ergebnißreichsten gestaltete sich das ablaufende Jahr für das cisleithanische Oesterreich, in welchem der Minister Graf Taaffe, von Jedermann verlassen, von Niemandem bedauert, seinen durch anderthalb Jahrzehnte mit so großer Zähigkeit behaupteten Posten räumen mußte. Selten ist Jemand so lange Zeit hindurch leitender Staatsmann gewesen, ohne irgend etwas zu leisten, wodurch er seine Befähigung für diese Stellung nachweisen konnte. Nachdem alle größeren Parteien Oesterreichs den vergeblichen Versuch gemacht hatten, das Staatsschiff zu steuern, wurde ein Mann berufen, der keiner Partei angehörte und lediglich das persönliche Vertrauen des Monarchen, dem er von den Jugendjahren her befreundet war, zu seiner persönlichen Legitimation aufweisen konnte. Er gab an, die Versöhnung der Parteien sich zum Ziel gesetzt zu haben, und zu seiner Ehre muß man annehmen, nicht allein, daß es mit diesem Bestreben ihm ernst gewesen ist, sondern auch, daß er wenigstens anfänglich die Begabung sich zugetraut hat, dieses Ziel zu erreichen. Ein hoch gesteigertes Selbstvertrauen zeichnete ihn von Anfang an aus; daß dieses Selbstvertrauen nicht durch seine Mißerfolge erschüttert worden ist, bleibt psychologisch schwer zu begreifen. In der letzten Stunde seiner Amtsführung trat er mit dem Entwurfe eines grundstürzenden neuen Wahlgesetzes hervor, auf den Niemand vorbereitet war und der allgemeine Zurückweisung erfuhr. Nach seinem Rücktritte wurde ein Koalitionsministerium gebildet, in welchem die feudalultramontane Rechte, die konstitutionell gesinnte deutsche Linke und die Polen gleichmäßig vertreten waren. Dem Führer der deutschen Partei, dem befähigten und sehr vorsichtigen Freiherrn von Plener wurde das wichtige Amt des Finanzministers anvertraut. Es liegt klar zu Tage, daß ein solches Koalitionsministerium nur möglich ist, wenn jede der daran betheiligten Parteien auf einen Theil ihrer Wünsche verzichtet, wenn jede Partei sich darauf beschränkt, Maßnahmen zu verhindern, die von ihrem Ziele ablenken, und darauf verzichtet, ihre letzten Ideale zu verwirklichen. Ein solcher Zustand ist kein an sich wünschenswerther, unter Umständen kann er aber ein nothwendiger sein. Für Oesterreich ist er ein nothwendiger gewesen, und es kann sich sehr wohl fügen, daß eine ähnliche Nothwendigkeit auch in anderen Staaten eintritt.

In Frankreich ist der gesetzgebende Körper neu gewählt worden. Als Resultat hat sich ergeben, daß die der Mitte angehörigen Fraktionen wesentlich gestärkt worden sind, während die nach abenteuerlichen Zielen strebenden Parteien, Boulangisten, Antisemiten, Monarchisten u. s. w., stark geschwächt, zum Theil aufgerieben sind. Man darf es als ein gutes Zeichen ansehen, daß unter dem allgemeinen Wahlrecht auch solche Wendungen möglich sind. Der veränderten Strömung ist unter anderen auch Clémenceau, der seit zwanzig Jahren als der Vater aller Hindernisse betrachtet werden mußte, zum Opfer gefallen. Der Panamaskandal hatte seinen Schatten auch auf ihn geworfen; im Uebrigen aber zeigte sich bei den Wahlen das Bestreben, wie viele andere Skandale, so auch den Panamaskandal zu vergessen.

Einige Wochen hindurch war Frankreich durch den Gegenbesuch, den die russische Flotte für das Erscheinen der französischen Flotte in Kronstadt abstattete, in Extase versetzt. Zögernd wie zu allen anderen Dingen hatte sich der Zar auch zu dieser Maßregel verhalten. Ob bei dieser Gelegenheit eine geschriebene Verabredung zwischen den beiden Staaten zu Stande gekommen ist, weiß man nicht, und auch wenn man es wüßte, bliebe die Frage offen, ob das Geschriebene das Papier, auf welchem es geschrieben worden, werth ist. Ein Dynamitverbrechen, welches mitten im gesetzgebenden Körper verübt worden ist und zwar keinen Todesfall, aber zahlreiche Verletzungen zur Folge gehabt hat, wird den Wunsch des Zaren, die Beziehungen zu Frankreich nicht allzu intim werden zu lassen, bestärkt haben.

Im englischen Unterhause hat Gladstone die Genugthuung gehabt, seine Homerule-Bill angenommen zu sehen, während dieselbe im Hause der Lords mit großer Majorität abgelehnt wurde. Der Kampf um Homerule stellt sich zur Seite dem Kampf um die Reform-Bill und demjenigen um die Aufhebung der Korngesetze; ein viertes politisches Ereigniß von ähnlicher Bedeutung hat England im Laufe des Jahrhunderts nicht zu verzeichnen. Man kennt den Verlauf solcher Kämpfe in England; das Unterhaus lehnt einige Male ab und mit Nachdruck wird versichert, daß kein englisches Unterhaus sich

jemals zu einem so verwegenen Experimente hergeben werde. Endlich dringt die Sache im Unterhause durch, und nun beginnt im Oberhause dasselbe Spiel. Aufgegeben wird eine Bestrebung, die einmal im Volke tiefe Wurzeln geschlagen hat, nie, und nachdem der gefürchtete Vorschlag einmal Gesetz geworden, erfolgt niemals ein Versuch, das Gesetz wieder zu beseitigen. Gladstone ist ein alter Mann, aber die Befürchtung, daß nach seinem Tode sich Niemand finden werde, der sein Werk fortsetzt, erscheint nach allen Erfahrungen, die man bisher in England gemacht hat, unbegründet. Zudem ist Gladstone trotz seines Alters noch immer so rüstig, daß man hoffen darf, es werde ihm selbst noch gelingen, seinen Vorschlag durch das Oberhaus hindurchzubringen. Die Schwäche Gladstones hat von jeher in der auswärtigen Politik gelegen. Angesichts der Schwierigkeiten, die ihm sein letztes Lebenswerk verursacht, hat er darauf verzichtet, seine diplomatischen Liebhabereien aufrecht zu erhalten. Er überläßt die auswärtige Politik dem Lord Rosebery, und hat diesem gestattet, in Egypten die von Lord Salisbury eingeleitete verständige Politik weiter durchzuführen.

In Italien ist Crispi, nachdem er im Januar 1891, vor kaum drei Jahren von den Geschäften zurückgetreten war, heute wieder Ministerpräsident. Jedes der beiden Kabinette der Zwischenzeit, das Rudini's und das Giolitti's, hat ungefähr anderthalb Jahre gewährt. Zahlreiche Mißbräuche, die bei den italienischen Notenbanken vorgekommen waren, hatten in diesem Lande eine eben so große Aufregung hervorgerufen, wie der Panamaskandal in Frankreich, und der Ministerpräsident war davon nicht unberührt geblieben. Die Versuche, einen anderen Ministerpräsidenten zu gewinnen, scheiterten und Crispi erschien endlich als der allein mögliche Kandidat. Die Art, wie er sein Kabinet zusammensetzte und einführte, zeigte, daß die Erfahrungen der letzten Jahre an ihm nicht spurlos vorübergegangen sind, und daß er es gelernt hat, eine Verständigung mit Vertretern anderer Anschauungen zu suchen. Ihm fällt die schwierige Aufgabe zu, die finanziellen Verhältnisse Italiens, die bedenklich geworden sind, zu ordnen.

In Belgien ist durch den Erlaß eines neuen liberalen Wahlgesetzes die Unzufriedenheit, welche in diesem Staate herrschte, beschwichtigt worden.

Spanien ist durch eine Gewaltthätigkeit der sogenannten Riffpiraten mit diesen in einen Konflikt versetzt und zu einer kriegerischen Expedition provozirt, deren Ende zur Zeit noch nicht abzusehen ist.

In Serbien hat der junge König Alexander einen bemerkenswerthen Beweis von Selbständigkeit abgelegt. Er hat eines Tages sich für majorenn erklärt, seine Minister abgesetzt und sich mit einem neuen liberalen Ministerium umgeben. Sein Vater Milan hat inzwischen die Welt dadurch von sich reden machen, daß er die ihm zur Verfügung gestellten Mittel aufgebraucht hat.

Der Fürst von Bulgarien hat sich vermählt und dadurch den Beweis geliefert, daß er seine Stellung für gesicherter hält, als sie der Welt erscheint. Sein Vorgänger, Fürst Alexander, ist nach einem, an rühmlichen Thaten reichen, an Erfolgen armen Leben einer plötzlichen Krankheit erlegen.

Zu den Staaten, die sich außer Stand sehen, ihren Gläubigern gerecht zu werden, hat sich auch Griechenland gesellt und dem äußeren Anschein nach wesentlich aus dem Grunde, weil es die Einstellung der Zahlungen für bequemer hält, als die Leistung derselben. Ein Privatmann, der in ähnlicher Weise sich von seinen Verpflichtungen befreien wollte, würde allerlei Weiterungen zu erwarten haben.

In Brasilien ist gegen die republikanische Regierung ein weit aussehender Aufstand ausgebrochen, dem anscheinend das Streben nach Wiederherstellung der Monarchie als mitwirkende Ursache zu Grunde liegt; doch nimmt man allgemein an, daß dieses Streben nicht auf Erfolg zu rechnen hat.

In den Vereinigten Staaten ist die Weltausstellung in Chicago in der glänzendsten Weise verlaufen. Wir dürfen davon mit um so größerer Genugthuung Kenntniß nehmen, als die gut geleitete deutsche Ausstellung an diesem Erfolge einen wesentlichen Antheil hat. Der Verlauf des Unternehmens hat die Stimmenzahl derjenigen vermehrt, welche der Ansicht sind, daß auch Deutschland in naher Zeit die Verpflichtung übernehmen müsse, in seiner Reichshauptstadt eine Ausstellung zu veranstalten.

Cleveland hat seine zweite Präsidentschaft angetreten, und hat sich sofort der Aufgabe unterzogen, die beiden wirthschaftlichen Kalamitäten zu beseitigen, welche durch die Maschinenpolitik seiner Vorgänger herbeigeführt worden sind, die schiefen Edelmetallverhältnisse des Landes und die durch die Mac Kinley-Bill verkörperte Schutzzollpolitik. Ueber die Abänderung des Zolltarifs ist es zu Beschlüssen noch nicht gekommen und es ist vorherzusehen, daß darüber ein heißer Streit geführt werden wird. Dagegen ist es hinsichtlich der Währungsverhältnisse insofern zu einer erfreulichen Entscheidung gekommen, als die Sherman-Akte, welche die Union verpflichtete, alljährlich 54 Millionen Unzen Silbers anzukaufen, trotz des verzweifelten Widerstandes, welchen die im Senat vertretenen Silbermänner leisteten, ohne Weiteres aufgehoben ist. Seit fünfzehn Jahren hatte das verkehrte System der überflüssigen Silberausprägungen und Silberankäufe auf dem Lande gelastet. Der Aufhebung der Sherman-Akte war der Entschluß der englischen Regierung vorangegangen, die freie Silberprägung in Indien aufzuheben. Der Preis des Silbers hat einen Tiefstand erreicht, wie er noch nie zuvor dagewesen ist. In diesen Blättern ist von jeher die Ansicht vertreten worden, daß nicht die Münzpolitik der Staaten den Sturz des Silberpreises verursacht hat, sondern daß der Preissturz des Silbers, der eine natürliche Folge der Produktionsverhältnisse war, den Staaten ihre Münzpolitik vorgezeichnet hat. Kein Irrthum ist verderblicher, als der, daß der Staat die Macht habe, die Preise der Dinge zu regeln. Eine Taxe für Droschkenkutscher und einen Preis für die Cotelettes auf der Eisenbahnstation mag er vorschreiben; sobald er sich daran macht, die Preise der Rohstoffe zu regeln, zeigt sich seine Ohnmacht. Ob der Rückgang des Silberpreises eine erfreuliche oder beklagenswerthe Erscheinung war, ist eine müßige Frage; mit dem Silber ist lediglich geschehen, was mit vielen anderen Stoffen, mit Kupfer und Zinn, mit Wolle und Baumwolle, mit Spiritus und Zucker vorher geschehen war, ohne daß eine Ringbildung etwas daran hätte ändern können. Der Ring, den die Silbermänner gebildet, war vielleicht die mächtigste Ringbildung, welche die Welt je gesehen hat und auch sie hat erliegen müssen.

Eine erfreuliche Erscheinung des abgelaufenen Jahres muß zum Schlusse noch berührt werden; es ist gelungen, den Einfall der Cholera in Europa überall mit geringen Opfern abzuschlagen.

Alexander Meyer.

## Schutzzöllnerische Mißerfolge in Australien.

Australien hat bekanntlich sehr bedeutende Silberbergwerke, und da die Aktien, die früher als Spekulationspapiere sehr beliebt waren, seit dem letzten Falle der Silberpreise fast werthlos geworden sind, so kann man sich nicht wundern, daß die wirthschaftlich Kranken anfangen zu quacksalbern. Es hat sich demgemäß unter unserer Bevölkerung seit Kurzem ein Verein gebildet, der Kardorff'sche Prinzipien auf sein Banner schreibt und lebhaft für Doppelwährung agitirt. Kürzlich hielt einer ihrer Apostel in einer zahlreich besuchten Versammlung einen Vortrag, und unter den Zuhörern befanden sich auch zwei ehemalige Premierminister von Victoria, die, wie hier zu Lande üblich, aufgefordert wurden, dem Redner zu danken. Der eine von ihnen, der fast acht Jahre lang die Finanzen unserer Kolonie geleitet hatte, erklärte, er sei mit großem Interesse dem Vortrage gefolgt, könne aber keine eigene Meinung abgeben, da er erst seit drei

Monaten angefangen habe, die Währungsfrage zu studiren, und noch nicht weit genug in seiner Lektüre vorgeschritten sei. Der andere theilte uns mit, daß er zwar schon seit drei Jahren versucht habe, sich ein klares Bild über diese Frage zu schaffen; je mehr er aber lese und höre, um so unverständlicher sei sie ihm. — Diese Antworten waren durchaus ernsthaft gemeint! Sie sind ein Beispiel dafür, aus welchem Material koloniale Ministerien gebildet werden, und wie gering die volkswirthschaftliche Bildung selbst der leitenden Parlamentarier hier ist. Daß viele der gesetzgeberischen Maßregeln der letzten Jahre sich in der Praxis als grobe politische Fehler erwiesen haben, ist darum auch kaum zu verwundern. Diese Fehler haben nicht wenig dazu beigetragen, die unglücklichen Verhältnisse herbeizuführen, welche unsere Kolonie Victoria dem Ruine so nahe brachten.

Die Folgen dieser politischen Kurzsichtigkeit zeigen sich nirgends schärfer als in unserer Zollgesetzgebung, die ursprünglich freihändlerisch, seit zehn Jahren mehr und mehr schutzzöllnerisch geworden ist, bis sie jetzt einen protektionistischen Höhepunkt erreicht hat, der außer in den Vereinigten Staaten noch in keinem Lande der Welt erreicht worden ist. Der leitende Gedanke dabei war der: für fast jeden wichtigeren Importartikel eine inländische Industrie hervorrufen zu wollen und mehr Leuten lohnende Beschäftigung zu verschaffen. Um das Ziel zu erreichen, war nach der Ansicht unserer großen Politiker nichts weiter nothwendig, als Zölle von 30 bis 50 Prozent aufzulegen, oder auch noch mehr, wenn das nicht ausreichen sollte. Jahre lang ertönte der Schlachtruf bei jeder Parlamentswahl unter unserer, der großen Mehrzahl nach stark demokratischen Bevölkerung: Schutz der heimischen Industrie (die gar nicht existirte); und die populärsten Abgeordneten waren die, welche die höchsten Zölle versprachen; sie nannten sich Liberale und eroberten im Laufe der Zeit fast jeden Sitz. Die wenigen Konservativen, die übrig blieben, sahen sich in solch aussichtsloser Minderheit, daß sie ihre freihändlerischen Ansichten nie vor die Oeffentlichkeit brachten.

Was hat man nun durch diese Schutzzollpolitik in Victoria erreicht? Haben wir heute eine Anzahl neuer blühender Etablissements und Fabriken, haben mehr Leute innerhalb der Kolonie lohnende Beschäftigung gefunden und ist die Bevölkerungszahl gestiegen? Die statistischen Zahlen beweisen, daß seit den letzten drei Jahren nicht nur die Zahl der verschiedenen Betriebe bedeutend herabgegangen ist, sondern daß auch weit weniger Arbeiter beschäftigt sind, und zwar obendrein für einen geringeren Lohn, als früher. Und gehen wir weiter und ziehen Erkundigungen über das Gedeihen der noch bestehenden Fabriken ein, so erhalten wir traurige Berichte. Bei den relativ noch immer hohen Arbeitslöhnen und den großen Anlagekosten sowie in Folge der Zölle, die auf vielen zur Fabrikation nothwendigen Artikeln liegen, kann der Fabrikant trotz aller Protektion seine Waaren nicht so billig herstellen wie die auswärtige Konkurrenz; und die importirten Artikel sind nicht allein billiger, sondern auch besser. Viele brave, ehrliche Leute haben vor dem Insolvenzgericht öffentlich Zeugniß abgelegt, wie sie, ermuthigt durch den Zoll, der auf ihren Fabrikaten lag, große Anlagen gemacht hatten, in Folge mangelnden Absatzes gezwungen waren, auf Lager zu arbeiten und nachher weit unter Kostpreis verkaufen mußten. Um gut und billig fabriziren zu können, dazu gehört eben vielerlei, was für australische Verhältnisse vorläufig jedenfalls unerreichbar ist. Die eine Industrie verlangt das Aufkaufen theurer Patente, eine zweite billige Arbeitslöhne, zu einer dritten gehören technische Kenntnisse, bei anderen wieder steht der Transport des Rohmaterials hindernd im Wege, und überall fehlt die so nothwendige industrielle Erfahrung, welche in der alten Welt theilweise seit Jahrhunderten bestimmte Industrien an gewisse Distrikte bindet. Wo aber Handarbeit nicht durch Maschinen ersetzt werden kann, da fällt die Lohnfrage stark ins Gewicht, und man könnte ebenso gut auf dem Kreuzberg eine Kaffeeplantage anlegen, wie z. B. in Australien Nürnberger Spielsachen herstellen wollen.

Der Fabrikant hat also nicht den erhofften Gewinn gemacht und der Arbeiter nicht die gewünschte Beschäftigung und den erhöhten Lohn gefunden. Der Hauptleidtragende ist aber natürlich der Konsument. Er zahlt bei allen seinen Einkäufen jetzt erhöhte Preise und zwar nicht nur den ausgelegten Zoll, sondern auch die von den verschiedenen Zwischenhändlern für die Zollauslage angerechnete Entschädigung. Das hat das Leben hier allmählich so unerquicklich theuer gemacht, daß gar mancher, der nicht an die Scholle gebunden ist, die Kolonie verläßt. Wer aber bleibt, ob reich oder arm, schränkt seinen Bedarf ein. Wenn ich für meinen Rock und mein Bier heute mehr zahlen muß, als früher, meine Einnahme aber dieselbe bleibt, so bin ich gezwungen, meinen Rock länger zu tragen und weniger Bier zu trinken; so daß selbst die Einnahme, die der Staat bei den höheren Steuern aus mir persönlich zieht, sich eher vermindert als erhöht. Der Landmann aber, der doch hauptsächlich für den Export arbeitet, kann diese persönliche Einschränkung für seinen landwirthschaftlichen Bedarf nicht stattfinden lassen; er muß seine Maschinen und Geräthschaften, seine Säcke, in denen er Wolle und Weizen verpackt, auch zu dem theureren Preise kaufen, und ist trotzdem gezwungen, für seine Produkte die auf dem Weltmarkte herrschenden Preise zu nehmen, welche in den letzten Jahren bekanntlich stark heruntergegangen sind. Ist es daher zu verwundern, wenn sich neue Kolonisten lieber jenseits unserer Grenzen ansiedeln, wo ihnen so ruinöse Zölle nicht auferlegt werden?

Wie hart diese Zölle überall treffen, könnte man an vielen Beispielen beweisen. Dabei sind die Gemeinden den Steuern ebenso unterworfen wie die Privatpersonen. Allein die Anlage der Eiskammern des Melbourner Fleischmarktes hat über 20000 Pfund Sterling an Zollvertheuerung gekostet, und die jetzt stattfindende Kanalisirung der Stadt erfordert den Transport von Cement, Röhren und anderer Materialien im Werthe von über einer halben Million Pfund Sterling, auf denen Zölle von 30 bis 50 Prozent liegen. Das erforderliche Geld für solche kommunalen Unternehmungen wird nun durch Anleihen im Auslande gefunden, und so borgen wir Geld in England, um mehr als ein Drittel davon unserer Regierung in Zöllen zu zahlen. Das ist doch Finanzpolitik, die an Wahnsinn grenzt, namentlich wenn man bedenkt, daß die meisten Gemeinden aus der Staatskasse subventionirt werden. Es ist kaum nothwendig zu erwähnen, daß unser Kolonialdefizit bei alledem mit jedem Jahre größer wird. Die Einnahmen des Zollamtes sind seit dem Jahre 1889 beständig gefallen, da die hohen Zölle wie ein Alp auf dem Handel liegen und ein gesundes Geschäft geradezu unterdrücken. Es wird nur das Allernothwendigste mit großer Vorsicht importirt, da sich der Konsum in Folge des Preisaufschlages erschreckend vermindert hat. Namentlich Luxusartikel, die früher bei mäßiger Besteuerung der Staatskasse einen erklecklichen Nutzen brachten, sind heute von unserem Markte so gut wie ausgeschlossen. Den interkolonialen Handel hat Melbourne zum großen Theile heute schon verloren; manche europäische Häuser, die früher ihre Filialen und Läger hier hatten, haben sich in Folge der Zollgesetzgebung veranlaßt gesehen, in die Nachbarkolonien zu gehen, und der Verlust, der hierdurch entsteht, ist weit empfindlicher, als der alleinige Ausfall der Zollgebühren. Dem Niedergange unseres Einfuhrhandels folgt der des Ausfuhrhandels auf dem Fuße: wenn Schiffe hier ankommen, werden sie auch von hier befrachtet wieder abgehen; legen sie aber heute in den Häfen von Adelaide oder Sydney an, so nehmen sie auch ihre Ladung dort ein, denn der Konsument zieht naturgemäß vor, seine Produkte nach dem Hafenplatze zu senden, wo er seine Einkaufsverbindungen hat. Durch die verringerte Schiffahrt verliert unsere Kolonie also auch Hafengebühren, Lagergelder und Arbeitslöhne; und nebenbei geht der recht einträgliche Verdienst an dem Verproviantiren der großen Schiffe für ihre langen Reisen und die Kommission des Zwischenhändlers in die Taschen des Kaufmanns in der Nachbarkolonie. Der inländische Frachtverkehr ist in so starke Mitleidenschaft gezogen, daß unsere Eisenbahnen in

diesem Jahre einen durchschnittlichen monatlichen Ausfall von 30 000 Pfund Sterling gegen das Vorjahr zeigen.

Für diesen starken Rückgang suchen unsere Schutzzöllner natürlich die allgemeine finanzielle Krisis verantwortlich zu machen, aber warum geht es in Neu-Süd-Wales und auch in Süd-Australien heute schon so viel besser? Augenscheinlich nur, weil diese Länder etwas mehr politische Klugheit haben walten lassen und sich nicht in so unvernünftiger Weise mit Schutzzöllen verbarrikadirt haben. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß diese Krisis bei uns durch die Schutzzollpolitik erheblich verschärft worden ist, da letztere veranlaßt hat, große Summen, die total verloren sind, in unrentable Unternehmungen zu stecken, und da außerdem unsere Exportindustrie in ihrer gedeihlichen Entwicklung einen nicht leicht wieder gut zu machenden Schaden erlitten hat.

Erfreulich ist, daß sich in unserer Bevölkerung jetzt mehr und mehr die Neigung nach einem Systemwechsel bemerkbar macht. Namentlich in der ländlichen Bevölkerung gährt es, während gleichzeitig einige Vorkämpfer der Freihandelspartei jetzt eine lebhafte Regsamkeit zeigen. Auch der selbständig denkende Arbeiter fängt an einzusehen, daß er nicht derjenige war, der aus den Schutzzöllen Vortheil gezogen hat, und so dürfen wir hoffen, daß unsere nächsten Wahlen zum Parlament etwas verschieden ausfallen werden, wenn auch die Abgeordneten die gleichen bleiben; denn hier ändert der Parlamentarier meist mit der Wählerschaft seine Meinung, so lange er nur sein Mandat und die damit verknüpften Vortheile behält.

Die Theorie des Freihandels kann nicht leicht eine glänzendere Rechtfertigung finden als durch die Erfahrungen unserer Kolonie, und wenn auch in Europa andere Verhältnisse herrschen, kommt es am Ende doch überall auf das Gleiche heraus, daß nämlich dasjenige Land in wirthschaftlicher Beziehung auf die Dauer am gesundesten dasteht, welches seinen Bewohnern die geringsten Hindernisse in den Weg legt, dort zu kaufen, wo es am vortheilhaftesten geschehen kann.

Melbourne, November 1893.

W. Mommsen.

## Ueber Toaste.*)

(Schluß.)

Obgleich unser Weihnachtsgespräch sich ungewohnter Weise nun schon auf's Neujahr fortgesponnen hat, muß ich mir doch versagen, noch tiefer in die vielerlei Bräuche einzudringen, die sich im Lauf der Zeiten auf diesem fruchtbaren Gebiete der Lebensfreuden bei den verschiedenen Nationen herausgebildet haben. Auch in der deutschen Litteratur ist natürlich reiche Belehrung darüber zu finden. Eines jedoch bleibt unerläßlich, daß wir uns die eigentliche Kardinalfrage stellen: Worauf beruht der offenbar aus der Grundanlage der menschlichen Natur entsprungene Drang, den Genuß geistiger Getränke mit einer Demonstration zum Heil oder zur Ehre eines Nebenmenschen zu verbinden? Ich sage Nebenmenschen, denn ein Toast z. B. auf die Presse, welchen weder die Alten noch die Stuart'schen Kavaliere kannten, ist doch auch eigentlich immer nur ein Toast auf die beim Bankett anwesenden Herren Journalisten, welche so gütig sind, zunächst das Fest und fernerhin das Jahr über die Festgeber freundlich zu behandeln. Bei unseren großen Zweckessen folgt regelmäßig nach dem Hoch auf die Damen das auf die Presse; man erinnert sich dann sofort, daß man nicht bloß den ersteren, sondern auch der letzteren den Hof machen muß.

Wahrscheinlich hat der englische Dichter Sheridan das Richtige getroffen, wenn er in all diesen Liebenswürdigkeiten als den wahren Kern die Excuse for drinking herausfindet, eine schöne Ausrede für's Trinken. Daher kommt auch, daß alle diese Sitten sich ausschließlich an den Genuß der gegohrenen Getränke anlehnen, weil eben nur die im Uebermaße, über den Durst, genossen werden. Für die anderen sucht man nach keiner Ausrede. Obwohl Thee und Kaffee zuträglicher für die Gesundheit sind als Wein und Bier, bestand und besteht doch kein Brauch, Gesundheiten darin auszubringen. Der einzige, welcher hier erwähnt werden könnte, wäre der in einem Theil des bayerischen Frankenlandes bestehende, demgemäß bei großen Damenkaffees am Schlusse die Vornehmste der Gesellschaft sich erhebt und in feierlicher Rede sich so vernehmen läßt: „Wir danken für die treffliche Bewirthung und bedauern die verursachten Unkosten.“ Daß der Wein für ein der Gesundheit besonders zuträgliches Getränk gilt, ist wohl auch nur eine Excuse for drinking, und daß man ihn nicht seiner Heilkraft wegen auf die Gesundheit Anderer trinkt, erhellt schon daraus, daß, wie beschrieben, die Toaste ursprünglich gar nicht beim Wein, sondern bei anderen Spirituosen aufgekommen sind. Von Schnapstoasten ist glücklicher Weise in der civilisirten Welt noch nicht die Rede. Das spricht deutlich zu Ehren des Weins, dessen unbestreitbar eingeborenes poetisches Element im Bunde mit der guten Ausrede das Fundament der Trinksitten geliefert hat.

Es gibt aber neben der Poesie des Trinkens auch eine des Essens, eine höchst ehrenvolle, ja menschlich höher stehende als die des Trinkens. Eine der höchsten Freuden des Daseins, ein behagliches Gespräch zu mehreren, fließt am schönsten beim Mahle dahin, und das Wesen des Mahles ist eben das Essen, nicht das Trinken, wenn auch das letztere dazu gehört. Die Nation, welche am meisten Sinn für Konversation hat, die französische, hat auch am meisten Sinn für die Küche. Bei den berühmten Soupers des achtzehnten Jahrhunderts spielte das Trinken keine Rolle. Das hängt auch schon damit zusammen, daß die Damenwelt an ihnen betheiligt war, die glücklicher Weise bis auf den heutigen Tag dem Genuß geistiger Getränke im Ganzen gleichgültig gegenübersteht — ein Gesichtspunkt, welcher bei den Bestrebungen nach völliger Gleichstellung der Geschlechter nicht übersehen werden sollte. Zwar kann wohl überhaupt als ausgemacht angesehen werden, daß das weibliche Geschlecht im Ganzen weniger Werth nicht nur auf das Trinken, sondern auch auf das Essen legt, als das männliche. Auf zehn Frauen kommt höchstens eine, die viel darauf hält, und solche, die es im Uebermaß treiben, sind höchst seltene Ausnahmen. Ob sie nach anderen Richtungen hin sich dafür schadlos halten, ist eine Frage, die begreiflicher Weise hier nicht untersucht werden soll. Man behauptet zuweilen, ihre Gleichgültigkeit gegen das Essen rühre von ihrer Beschäftigung mit der Küche her. Dieser naheliegende Einwurf hält aber nicht Stich. Denn auch Frauen, die nach ihrem Stande gar nichts mit der Küche zu thun haben, gleichen darin allen anderen, und ihre Gleichgültigkeit gegen den Wein erklärt sich gewiß nicht auf diese Weise, da sie doch beinah nie die Aufsicht über den Keller führen. Am meisten trinken die Damen von jeher in England. Aus vergangenen Jahrhunderten wird Schlimmes darüber berichtet, und auch heutigen Tages soll ihre Leistungsfähigkeit über die ihrer Schwestern vom festen Lande bedeutend hinausgehen. Vielleicht hängt damit zusammen, daß sie auch an der Politik viel mehr Theil nehmen und z. B. bei Wahlbewegungen jetzt sich gewaltig in eigener Person hervorthun. Alles in Allem möchte ich behaupten, daß wohlverstandenes Essen und wohlverstandene Unterhaltung zusammen gehören, und in beidem leisten da, wo sie überhaupt dazu begabt sind, die Männer das Höhere. Zu einer vollendeten kleinen Tafelrunde gehören gewiß auch Damen, aber sie haben mehr begleitende Funktionen dabei. Zunächst soll ihre äußere Erscheinung das Ganze verschönern, und dann

*) Berichtigung: In dem ersten Theile, Nr. 12, S. 181, Spalte 1 unten muß es statt: Corneille'schen, Racine'schen Stückes heißen.

sollen sie so zu sagen den Taktstock dabei führen. Wer das Glück hatte, in seinem Leben angenehme Erfahrungen auf diesem Gebiete zu sammeln, weiß, welche hohe Kunst eine sachverständige Herrin des Hauses üben kann, indem sie den Gang der Unterhaltung ohne sichtbare Eingriffe, und vor Allem ohne Pedanterie zu leiten und zu beleben versteht. Sobald man's merkt, wird's unausstehlich. Zu einer guten Tafelrunde gehört eine Mehrzahl von Männern und eine kleinere Anzahl Damen, schon damit die Versuchung der Galanterie nicht bei Tisch rege werde, wo sie nicht hingehört. Die Soupers des achtzehnten Jahrhunderts waren so zusammengesetzt. Das Essen als Kunstgenuß und zugleich als ein Element des verfeinerten geselligen Verkehrs nimmt überhaupt im französischen Leben einen breiteren Platz ein als bei irgend einer Nation. Auch die nördlicheren lassen es am Schmausen nicht fehlen, z. B. vor Allem die Belgier, aber sie betreiben es einseitiger. Die Italiener legen weniger Gewicht aufs Essen und Trinken als auf den allerdings nicht zu verachtenden Luxus der Bedienung bei Tafel. In Frankreich am meisten gelangen Sinnlichkeit und geistige Bewegung bei Tafel zu gleichmäßiger Geltung. Achte man auf die französische Komödie. In ihren Stücken kommt so häufig eine Szene vor, in der man sich zu Tisch setzt, und wer die Memoirenlitteratur kennt, wird beobachtet haben, wie oft Einer erzählt, das und jenes sei passirt, als er gerade bei dem und jenem zu Gaste gewesen sei; auch zu Zeiten größter Aufregung und von Katastrophen hört man nicht auf, sich einander einzuladen.

Diese Art wohltemperirter Geselligkeit verträgt sich aber nicht mit einer, bei der man vom zweiten Gang an sofort aus dem Fluß der Unterhaltung und aus dem Gleichgewicht des Gemüths gerissen wird, dadurch, daß einer der Gäste an sein Glas klopft, sich erhebt und eine mehr oder minder feierliche Anrede beginnt, wie dies leider bei uns furchtbar überhand genommen hat. Ich weiß nicht, ob es Andern ähnlich geht, aber meine erste Bewegung in solchem Fall ist immer die, daß ich unter den Tisch kriechen möchte. Und das ist gar nicht unnatürlich. Eine ebenmäßig und ebenbürtig zusammengesetzte, behaglich plaudernde Tafelrunde wird mit einem Schlag umgewandelt in ein Publikum und einen Schauspieler; es ist, als wenn alle Sitze auseinandergerückt würden und ein Podium aus der Mitte aufstiege, und als wenn die vier Wände fielen, um in ihre behagliche Atmosphäre die kalte Luft von draußen hereinströmen zu lassen. Aber nicht nur das, der ganze moralische Zustand der Gesellschaft wird sofort verschlechtert durch zersetzende psychologische Elemente, die sich aus der neuen Szenerie entwickeln. Ein Ehrgeiziger und ein Parterre von Kritikern schießen auf, da, wo vor einer Minute noch unbefangene nur aufs Genießen bedachte Menschenkinder beisammen saßen. Auch wer nur aus Gefälligkeit oder aus Unvermeidlichkeit eine Tischrede hält, kann sich von dem Wunsch, seine Sache gut zu machen, nicht frei halten, und selbst jener Mann, den ich einmal seinen Speech so einleiten hörte: „Ich weiß zwar, daß ich stecken bleiben werde", war nicht frei von der Anwandlung relativen Ehrgeizes.

Nichts ist aber der Lebensfreudigkeit feindlicher als Ehrgeiz. Daß Einer mit einer Rede im Leibe sich am Genuß des Weines ergetze, ist denkbar; ja er wird eine Art Trockenheit der Zunge empfinden, die von der Erwartung erzeugt wird; aber mit der Würdigung der Speisen, zu welcher ein vollkommenes Gleichgewicht der Seele erfordert wird, ist die Bereitschaft zum Ergreifen des Wortes unvereinbar. Mit der Konversation geht es nicht anders. Während der Redner in spe scheinbar sich mit seiner Nachbarin unterhält, wiederholt er sich im Stillen die Knalleffekte oder den Anfang oder den Schluß seiner kurz oder lang vorher präparirten Ansprache. Wenn nur Einer reden wollte, das ginge noch an, und darum stelle ich mir z. B. die feierlichen Geburtstagsessen, bei denen nur eine hohe Gesundheit ausgebracht wird, unbekannter Weise, recht schön vor. Aber bei minder erhabenen Anlässen erfaßt ja der Redeteufel Einen nach dem Andern, und so bildet sich um die Wette eine Kette innerer Bewegung, welche auf die Gesammtheit der Unterhaltung und Verdauung störend einwirkt. Da, wie in der gesammten Schöpfung, auch unter den Rednern es mehr schlechte als gute gibt, so ist die Zuhörerschaft, obwohl die passive Rolle für sie bei weitem glücklichere ist, von Pein auch nicht frei. Es gehört zu den elendesten Momenten, wenn bei Tisch ein ungeschickter Redner zu stolpern und zu holpern beginnt. Und nun erst die Mißhandlung, welche die Hauptsache, die Speisung, dabei erfährt, die Gerichte, die durch Warten verderben, der Appetit, der durch lange Unterbrechungen vergeht, die endlose Länge des Stillsitzens zwischen den zwei nämlichen Nachbarn, mit denen sich der Gesprächsstoff, wenn er überhaupt bei solchen Unterbrechungen aufkommen kann, doch endlich erschöpfen muß, endlich die indiskreten oder einfältigen Gesichter der zuhörenden Aufwärter. Ein gräulicher Unfug ist ferner das Aufstehen nach jedem Toast, um die am Schluß derselben genannte Person noch mit persönlichem Anstoßen zu feiern. Das wird ein tumultuarisches Umherlaufen und ein gegenseitiges Begießen mit überfließenden Gläsern, welches auch den letzten Rest von Komfort zerstört.

Da jeden Redner mehr oder weniger der Toast, den er im Leibe hat, inkommodirt, so sucht er ihn möglichst früh los zu werden. Die anerkannten Staatsredner haben dabei den Vortheil, daß sie ihre Last zuerst abladen und dann in Ruhe essen können. Um ihr Privilegium auszunützen, stehen sie meistens auch schon gleich nach der Suppe auf; und ist das Unheil einmal angefangen, dann folgt natürlich Schlag auf Schlag. Jeder will sobald als möglich auf seinen Lorbeeren ruhend schmausen. Zu den Lasten eines öffentlichen Berufs gehört die manchmal nicht zu umgehende Nothwendigkeit, an einem Zweckessen Theil zu nehmen. Alle bereits geschilderten Qualen erreichen hier ihren Höhepunkt. Da die Sache gewöhnlich so eingerichtet ist, daß die Getränke von den Gästen je nach Verbrauch dem Unternehmer bezahlt werden, so hat derselbe ein doppeltes Interesse, durch sparsam bemessene Bedienung lange Pausen entstehen zu lassen, die durch Reden und Trinken ausgefüllt werden. Je weniger kultivirt die Völker sind, desto länger sind ihre Ceremonien. Ein afrikanisches Palaver dauert mehrere Tage.

Die Tischberedsamkeit ist eine besondere Art, von der man bei Leibe nicht verächtlich sprechen soll. Wie jegliche Kunst ist sie schwer und hat ihre Feinheiten. Jeder, der überhaupt Reden halten kann, ist auch im Stande, eine Tischrede und sogar eine gute zu halten, wenn er einigermaßen vorbereitet ist, was ich überhaupt für die Regel bei guten Reden halte. Gewiß, es gibt vortreffliche Improvisationen, aber keine unfehlbaren Improvisatoren. Der gewissenhafte Redner wird, wenn er kann, sich immer lieber vorher besinnen auf das, was er zu sagen hat. Das ist er sich und seinen Hörern schuldig. Die Leute, die immer aus dem Handgelenke reden können, sind meistens Flachköpfe. Die Franzosen, welche doch gewiß eine redebegabte Nation sind, extemporiren nicht nur selten, sondern sie sprechen selten frei. Ich habe Viktor Hugo und Louis Blanc in einer großen Volksversammlung ihre Reden aus geschriebenen Heften ablesen sehen. Sie lasen nicht gerade jedes Wort, aber den Anfang jeder Periode und, nachdem sie sichtbarer Weise das Ende derselben noch rasch ins Auge gefaßt hatten, erhoben sie den Blick nach den Zuschauern (sie sprachen nämlich von der Bühne eines der größten Theater aus) und rezitirten den Rest auswendig. Die Gestikulation, welche den deklamatorischen Vortrag begleitete, half einigermaßen über die Schwerfälligkeit einer solchen Diktion hinaus und gab ihr etwas mehr Leben. In Deutschland wäre eine derartige Prozedur unter solchen Umständen nicht denkbar, und der deutsche Geschmack scheint mir hierin der bessere zu sein. Der Grundgedanke der rednerischen Wirkung liegt in der Vorstellung, daß sie einem lebendigen, im Augenblick hervorbringenden Quell entspringe. Dem widerspricht der Eindruck mechanischer Abhaspelung voraus aufgewundener Gespinnste. Im deutschen Parlament ist das Vorlesen von Reden nach der Geschäftsordnung ausgeschlossen. Die Franzosen legen so großen Werth auf die korrekte Form, daß sie der Sicher-

heit halber die schriftlich präparirte vorziehen. Aber hierbei wird die wahre Natur der Aufgabe allzusehr der Formvollendung geopfert. In Frankreich gestattet es die Sitte sogar, an der Bahre des Verstorbenen eine Rede auf denselben abzulesen. Bei uns würde das geradezu verletzend auf das Gefühl wirken, und dies Gefühl ist im Rechte. Aber was hier gegen die im Voraus in allen Einzelheiten festgelegte Rede gesagt wird, soll nicht umgekehrt der Improvisation zu Gute kommen. Die Regel für eine gute Rede, wie für einen guten Feldzug ist, daß sie im Voraus wohl überlegt seien, was nicht ausschließt, daß die Umstände zu richtigen Eingebungen des Moments wie zu glücklichen Gefechten führen können und sollen. Die Debatte, also vor allem die parlamentarische Verhandlung mit ihrer Aufgabe, dem meist erwarteten, aber auch dem unerwarteten Angriff zu begegnen, drängt ja von selbst auf die Improvisation hin. Aber auch hier wird der beste Improvisator der sein, der schon lange vorher alle Seiten einer Frage in sich überdacht und seinen Köcher mit Pfeilen für alle denkbaren Fälle vorgesehen hat. Eine solche innere Vorbereitung allgemeiner Natur ist die Bedingung für jede ernste rednerische Qualifikation, sie ist ihrem Wesen nach verwandt mit dem, was man sich unter Uebung denkt. Dieser Uebung darf natürlich, um auf unseren besonderen Fall zurückzukommen, auch der Tischredner nicht entbehren. Ja, wenn für irgend eines, so ist für dieses Genre die Leistung aus dem Stegreif nicht nur die erlaubte, sondern die erwünschte. Die Stimmung ist es, welche hier Inhalt und Form der Rede geben soll, und wenn schon mancher gute Toast auch von Einem „unvorbereitet wie er sich hatte“ gehalten worden ist, so verdient doch als der Tischredner von Talent und Beruf nur der bezeichnet zu werden, welcher wenigstens im Effekt den Eindruck der Unmittelbarkeit hervorbringt. Denn natürlich nur auf den Effekt kommt es an, nicht auf das, was ihm im Stillen vorangegangen ist. Ich glaube, auch die guten Tischredner sammeln in ihren Mußestunden einen Vorrath von humoristischen Wendungen bei sich an, die sie im richtigen Moment als augenblicksgeborene Raketen aufsteigen lassen. Das geht aber Niemandem etwas an. Wie eine Sache zu Stande gekommen, verschwindet vor der Thatsache, daß sie gelungen ist. Schon der alte Goethe, der Alles gesagt hat, sagt: Was gut gemacht ist, scheint leicht gemacht zu sein. Die Deutschen sind im Großen und Ganzen als Nation nicht unter die mit der Redegabe besonders gesegneten zu rechnen, aber ich wüßte doch unter Verstorbenen und Lebenden eine stattliche Zahl gerade vorzüglicher deutscher Tischredner aufzuzählen, und es ist nicht schwer zu erklären, warum wir gerade in dieser Spezialität uns auszeichnen. Nur das glaube ich auch bemerkt zu haben, daß hervorragende Tischredner auch sonst in ihren Vorträgen etwas haben, was an die farbenfrohe Produktivität der Weinlaune erinnert. Unsere großen politischen Redner haben nie bei Tische sich besonders hervorgethan. Ich kann mich nicht besinnen, von irgend einem zierlich ausgesponnenen Toaste Bismarck's gehört zu haben. Lasker war beinah niemals zu einem solchen zu bringen, und Eugen Richter verspürt, wenn ich nicht irre, dieselbe Antipathie. Umgekehrt Windthorst ließ sich keine Gelegenheit entgehen. Saß man auch nur ein halbes Dutzend bei Tisch, es dauerte nicht lange, der kleine, im buchstäblichen Sinne des Wortes leutselige, Schalk klopfte an sein Glas und hielt einen schnurrigen Vortrag. Da man von vornherein geneigt war, der einflußreichen, bejahrten und hochstehenden Excellenz dankbar zu sein, so war sie des Beifalls gewiß, und diese Gewißheit gibt bekanntlich die zum Gelingen sehr viel beitragende Seelenruhe. Ein Redner in großem Stil war der überlegene Debater und Taktiker bekanntlich überhaupt nicht. Sein Pathos war meistens trivial und geschmacklos, und das Anziehendste in seinen Parlamentsreden waren auch seine guten, beißenden, improvisirten Scherze. Waren Damen bei Tisch, für deren dem berühmten Manne natürlich zuströmende Huldigungen er sehr empfänglich war, so galt gewöhnlich ihnen sein im Rokokostil der Galanterie gehaltener Toast. Mit all dem hat er unzählige Male seinen Wirthen und Tischgenossen Freude gemacht, wie ihm, was man auch sonst von seiner Wirksamkeit denke, nie vergessen werden darf, daß er ein humaner, liebenswürdiger Mensch war — ein Zug, der in unserem politischen Leben täglich mehr dem anderen Extrem weicht.

Da jede Geschichte eine Moral haben soll, so möchte ich diese lange mit folgender zum Schluß bringen. Toaste müssen sein, das beweist ihre uralte und ausgebreitete Existenz. Auch sie haben ihre Vernünftigkeit, und unter Umständen sogar ihre Annehmlichkeit. Aber für deutschen Brauch wäre außerordentlich wünschenswerth, daß er auf die großen Vorbilder zurückginge, die ihm die klassischen Bräuche zeigen, die des Alterthums und die der Engländer. Hier galt oder gilt als Regel, mit dem Trinken auf das Wohl erst anzufangen, wenn das Essen vorüber ist. Erst nach dem eigentlichen Gastmahl, dem Deipnon, begann das Symposion, das Zusammentrinken mit dem Zutrinken. So auch bei den Engländern; erst wenn das Tischtuch abgenommen, fängt das Trinken und Reden an, weshalb der Toast auch der After-dinner speech heißt. Wenn dies auch bei uns eingeführt würde, so fiele die Versuchung weg, die aus dem Brauch einen Mißbrauch macht; der Mensch, welcher die wahre schöne Tafelfreude gern genießt, gut zu essen und sich dabei gut zu unterhalten, könnte ungestört sich dieser Gottesgaben freuen und dann, sofern er nach guten und schlechten Reden und nach Uebermaß des Weins kein Bedürfniß fühlt, sich — lachend oder weinend — aus dem Bunde stehlen.

L. Bamberger.

## „Weltschönheit“: die Aesthetik eines Künstlers.

„Du kannst nicht vollkommene Erkenntniß haben, Du kannst nicht vollkommenes Glück erringen, aber Du kannst in der Schönheit vollkommene Befriedigung erlangen. Du kannst den Tod nicht aus der Welt schaffen, nicht das Uebel, nicht die Ungleichheit, nicht die Ungerechtigkeit; aber Du kannst die Welt mit dem Zauberlicht der Schönheit vergolden und durch dein Gedicht zum Paradies machen. Ich weiß nicht, ob es ein Vorzug des Menschen ist und ein Beweis seiner Klugheit, Fragen zu stellen, die keiner Beantwortung fähig sind; ich weiß nicht, ob es gut ist, utopische Forderungen zu machen, die von der menschlichen Natur doch nicht erreicht werden können. Wer aber Schönes thut und schafft, der hat etwas Wirkliches geleistet, der hat handelnd das Räthsel des Lebens gelöst.“ In diesem Schlußakkord klingt der „Versuch einer allgemeinen Aesthetik: Weltschönheit von Richard Kralik*)“ aus; er stimmt zu den Grundmotiven der ganzen Gedankensymphonie unseres Freundes, von dessen Art und Kunst ich den Lesern der „Nation“ schon einmal in dem Aufsatze „Eine neue Theorie der Dichtkunst (Jahrg. 1890, Nr. 48)“ berichten durfte. Mein damaliger, sehr bedingter Fürspruch hat trotz aller Einschränkungen und Vorbehalte den einen und den anderen Kenner überrascht. Fritz Mauthner fühlte sich zu einer streitbar einsetzenden, friedfertig austönenden Erwiderung im „Magazin“ bestimmt: er hatte bis dahin nur dann und wann die krausen Verse und Stücke unseres „Eigenbrödlers“ angeblättert, um sie, wie ich selbst, kopfschüttelnd aus der Hand zu legen. Auch in der Prosa von Kralik's „Kunstbüchlein gerechten, gründlichen Gebrauchs aller Freunde der Dichtkunst“ fand sich Grillenhaftes die Menge, das einen scharfen Kopf verdrießen, eine schärfere Zunge zum Spott herausfordern mußte. Allein, als vollkommene Narrenteidung konnte ein aufmerksamer, geschmackvoller Leser das Kunstbüchlein doch nicht abthun. Mehr als einer, der bis

*) Wien, Konegen, 1894.

zum Erscheinen dieses Werkleins nicht nur Kralik's litterarische Versuche rundweg ablehnte, sondern Jeden als verblendet ansah, der sich von der Meinung nicht abbringen ließ, ein so reicher Geist werde noch anderes bieten, als Phantastereien in alterthümelnden Formen, wurde durch die Lektüre der gehaltvollen Schrift auf andere Gedanken gebracht. Der ehedem Belächelte oder Bemitleidete bekehrte weder Freund noch Feind zu den orakelhaften Aussprüchen des „Kunstbüchleins" über den Mythus als geheimnißvollen Urgrund von Welt und Kunst; die Wenigen aber, die mehr aus Lust am Widerspruch, als aus sachlichem Antheil nach den hundert Paragraphen Kralik's langten, fanden bald heraus, daß diese höchst anfechtbaren Theorieen weder das Einzige, noch das Beste waren, was unser Spätling der Romantik zu sagen und zu geben wußte. Und also erlebte ich wieder einmal eine der unscheinbaren Freuden, die dem kritischen Thorschreiber sparsam genug zugemessen werden; ich blieb kein Prophet in der Wüste; ganz unbefangene, sachkundige Leute, wie Alfred Berger, bekannten sich, unbekümmert um die Losung der Altkonservativen und Jungradikalen, zu der Ansicht, daß Kralik als Genie des Kunstverständnisses ein Recht habe, in Kunstsachen dreinzureden. Eine Weile lang mag seine Stimme von dem Getöse der ungezählten Narren und Unberufenen übertönt werden, die zur Stunde nach dem Heimgange der Meister und dem Verstummen der älteren kritischen Chorführer vom Schlage Ferdinand Kürnberger's, Josef Bayer's und Rudolf Valdek's in Wien das große Wort führen; allgemach wird ihn auch „die kompakte Majorität" zu den — seien wir großmüthig — fünf, sechs litterarischen Persönlichkeiten zählen, die unter dem deutsch-österreichischen Nachwuchs zur Stunde überhaupt in Betracht kommen. Derselbe Autor, dessen lyrische und dramatische Werke uns fast durchweg befremdlich, vielfach ungenießbar erscheinen, gewinnt unsern Dank und Antheil als schöpferischer Geist, sowie er in durchsichtiger, anmuthiger Prosa selbständigen Ideen, und das gleich über alle Dinge Himmels und der Erden, entwickelt; war doch das Kunstbüchlein — wie schon vor Jahr und Tag in dem oben angezogenen Aufsatz der „Nation" angedeutet wurde — nur der Vorläufer einer Metaphysik, Ethik und Aesthetik Kralik's; „Weltweisheit" und „Weltgerechtigkeit" sind abgehandelt in Schriften, die einstweilen noch im Pulte ruhen; **Weltschönheit** legt heute schon Zeugniß ab für die Gedankenarbeit des Forschers, für die Künstlerarbeit des Prosaikers in den wenigen seit der Veröffentlichung des „Kunstbüchleins" verstrichenen Jahren.

Die Vorzüge jener Theorie der Dichtkunst erschienen oft, allzu oft verdunkelt durch allerhand Schrullen und Paradoxien, die wie eine Lohengrinbotschaft aus Montsalvatsch, orphisch verzückt, zum Ausdruck gebracht wurden. In erquicklichem Gegensatz zu diesen Anwandlungen zeichnet sich „Weltschönheit" aus durch klaren Vortrag und anmuthigste Form. Uebersichtlich in der Anlage gibt Kralik's Versuch einer allgemeinen Aesthetik im ersten Theil eine spekulativ streng gedachte „Grundlegung der Aesthetik", der sich im zweiten eine gediegenstem Studium entstammte „Geschichte der Aesthetik" und im dritten Theil ein wohlgegliedertes „System der Künste" anreiht. Die Ueberschriften dieser Untertitel lauten ein wenig ernst und akademisch; mit Recht, soweit damit die Weltgegenden bezeichnet werden sollen, in denen Kralik sich und seine Gedanken heimisch macht; mit Unrecht, sofern man sie als Wegweiser zu massiven Lehrgebäuden betrachten würde. Kralik führt uns in ein Phantasieschlößlein, das er dem Kult der Kunstforschung gewidmet hat: zierlich in Haupt- und Seitenflügeln, Gemach um Gemach mit gleicher Sorgfalt und immer neuen, geschmackvollen Einfällen herausstaffirt, wohl ausgestattet mit einer Sammlung von Miniaturen vieler Liebhaber und Meister der Kunst, belebt durch sinnreiche Wechselreden des Hausherrn und seiner Symposiongäste, deren Auge ab und zu ein lustig vorüberhuschender Kinderreigen, deren Ohr ein von milder Frühlingsluft herübergetragener, leiser Aeolsharfenklang ergötzt. Mit einem Wort: Weltschönheit ist die Aesthetik eines Künstlers, der Bescheid weiß in der Bibliothek und Bauhütte, in der Geschichte der bildenden wie der redenden Künste und Bescheid gibt romantischen Sinnes, gläubigen Herzens und kunstfrohen Humors.

„Das Wesen der Schönheit" — so scherzt Kralik eingangs — „soll und kann nicht reflektirend ergründet werden, es sollen durch die Reflexion nur Irrthümer der Reflexion aus dem Wege geräumt werden. Wir wollen uns orientiren in dem Labyrinth der Meinungen und heil und unzerrissen von dem Minotaurus der Kritik uns wieder herausbringen. Das ist unser Recht und unsere Pflicht. Allvater hat ja bekanntlich in seiner Güte die Welt zu paradiesischem Genusse, nicht zu kritischer Erkenntniß des Guten und Bösen, des Schönen und Häßlichen geschaffen. Nachdem aber der Sündenfall der Reflexion einmal geschehen ist, kann er auch nur durch Reflexion geheilt werden."

So spielt Kralik gelegentlich bewußt ironisch mit seinem Vorwurf, niemals aber schlägt dies seine Gedankenspiel in Tändelei um. Ihm gibt es „nichts Hohes und Niederes, womit die Schönheit nicht zusammenhängen dürfte. Aus den Urgründen unseres Daseins hebt sie sich empor. Wie dem Gott der Begeisterung, dem sinnenden Dionysos, die trunkenen Satyren vorantaumeln, so läuft ihr die bedürftigste Sinnlichkeit voraus". „Sie hat eine Doppelgängerin, die Liebe, die manchmal ihr so ähnlich sieht, daß sie sich selber oft mit ihr verwechselt. Was ist nicht schön? Und was ist nicht durch Schönheit erzeugt? Nur um der Schönheit, dem schönen Schein zu genügen, mag die Natur die häßlichen Eingeweidemassen unseres Leibes mit der leuchtenden Haut, diesem Wunder der Farbe, umgeben haben." Schöpfer und Menschheit, so sagt Kralik in fast hymnischem Schwunge, wirken nur als Herren und Knechte der Weltschönheit.

„Das Schöne ist die ganze Welt, aber zum Unterschiede vom Guten und vom Wahren, nicht durch Willen und Verstand aufgefaßt, sondern durch das **rein passive Aufnahmsvermögen der Seele**, man mag nun dies Vermögen Gefühl, Empfindung, Sensation, Impression, Aisthesis, Anschauung, Wahrnehmung, Einbildungskraft oder Sinnlichkeit nennen. Damit ist dem Schönen kein Fußbreit seines unendlichen Gebiets entzogen, es ist aber doch aufs schärfste von seinen Rivalen abgegrenzt.

Ein Beispiel wird das Verhältniß noch klarer machen: Ich sehe Bauern und Bäuerinnen auf einem Felde Korn schneiden. Das kann ich nun entweder theoretisch, oder ethisch, oder ästhetisch betrachten und auf mich wirken lassen.

Als **Theoretiker** seh' ich Menschen, sinnlich vernünftige Wesen, Individuen einer bestimmten Rasse, gekleidet in Wolle oder Leinwand, die ich mikroskopisch untersuchen kann, ich werde die Getreidearten botanisch bestimmen, die Mechanik der Bewegungen beachten, physikalische und chemische Bemerkungen über Licht, Farbe, Schall und dergleichen machen. Die Landschaft, in der sie stehen, wird mich geologisch und geographisch beschäftigen, ich werde kulturhistorische und statistische Notizen machen können, meine Spekulation kann mich bis zu Gedanken über den metaphysischen Zusammenhang all dieser Erscheinungen tragen, über den Grund und den Sinn und das Verhältniß zum All. Kurz, ich werde suchen, alle diese Dinge zu verstehen, in systematischen Zusammenhang mit meinem Geist zu bringen.

Als **Ethiker** wird mich der Zweck der Arbeit beschäftigen, das ökonomische Verhältniß, die Beziehung zwischen Arbeit und Ertrag, die Familienverhältnisse, die sittlichen Beziehungen, Eigenthumsfragen, staatliche und private Rechtsbande, die Religion und vieles ähnliche. Ich werde mich vielleicht selber begehrlich und interessirt verhalten in Bezug auf dies und das, und diese Begehrlichkeit einer moralischen Kritik unterziehen. Kurz, mich wird der Zusammenhang dieser Dinge mit dem Willen, mit dem Vortheil, dem Streben und den Trieben des Menschen beschäftigen.

Ich werde schließlich als **Aesthetiker** all das auch sehen und betrachten, aber ich werde rein passiv nur den Eindruck dieser Wahrnehmungen, ihren Schein auf mich wirken lassen, ich werde mich nur aufnehmend, fühlend, genießend verhalten. Ich werde mich an dem Farbenspiel, der Luftperspektive, den Linien der Landschaft, den anmuthigen Bewegungen der Arbeitenden bewundernd berauschen, dem fröhlichen Gesang hingegeben lauschen.

Dies passive Verhalten der Seele dem Schönen gegenüber macht es erst verständlich und wissenschaftlich begreifbar, warum das ästhetische Gebiet mit dem des Traumes, des Wahnsinns, des Rausches sich so häufig berührt; das sind eben alles Phänomene der passiven Seite des Seelenlebens, der Hingerissenheit, der Ergriffenheit. Darum erscheint auch das Schöne als ein Traum, ein Wahn, eine Eingebung, ein Besessensein, ein Rausch."

Diese theoretische Grundlegung schützt Kralik vor dem Einwurf, dem Bild der leibhaftigen Welt zum Trotz (um sein eigenes Gleichniß zu gebrauchen) über dem Anblick der leuchtenden Haut der Eingeweidemassen zu vergessen. Deutlicher noch wird seine Haltung der ebenso unleugbaren

Welthäßlichkeit gegenüber in dem historischen Theil seiner Aesthetik, zumal in dem Rosenkranz gewidmeten Abschnitt:

„Durch die Definitionen des Schönen sollte eigentlich auch das Unschöne genügend gekennzeichnet sein, und jede Aesthetik des Schönen wird also auch zugleich eine Aesthetik des Häßlichen sein. Dennoch ist es sehr dankenswerth, einmal alle Möglichkeiten des Häßlichen zu erschöpfen und zusammenzufassen, gleichsam in einer ästhetischen Walpurgisnacht. Der Künstler wird sehen, daß es eigentlich nichts absolut Häßliches, nichts absolut Unbrauchbares für die Kunst gibt, und daß der Hexenspruch: schön ist häßlich, häßlich schön, nicht ganz unberechtigt ist. Denn all das Karrikirte, Formlose, Inkorrekte, Gemeine, Widrige, Verzerrte, Satanische, Unregelmäßige, Maßlose, Unharmonische, Plumpe, Scheußliche, Gräßliche, Schwerfällige, Rohe, Windige, Raffinirte, Kleinliche, Schwächliche, Schmutzige, Unsittliche, Triviale, Burleske, Gewöhnliche, Fade, Platte ist an seinem Ort ästhetisch und, sei es auch nur durch den Kontrast, Wohlgefallen erregend. Gerade die höchste, erhabenste Kunst kann ohne das entschieden Häßliche am wenigsten auskommen. Und ich habe gar nichts dagegen, wenn man definirt: das Aesthetische ist das Schöne sammt dem Häßlichen; denn beides erscheint, beides ist in Wahrheit da, beides kann in interesseloser Empfindung anschauend genossen werden.

So weitherzig das empfunden ist, und so gescheit Kralik auch an mancher anderen Stelle seiner „Weltschönheit“ (zumal in den Erörterungen über „das Schöne der Relation oder die Harmonie“) auf diese heiklen, seiner Kunst- und Weltanschauung gefährlichsten Zweifelfragen eingeht, so ist hier doch der wunde Punkt seiner Lehre.

„Wenn ich den Menschen“, so meint er in dem der Kunst der Menschenbildung gewidmeten Abschnitt, „diesen zweifelhaften Gipfel der Schöpfung mit dem nüchternen Auge der sogenannten wissenschaftlichen Forschung ansehe, so weiß ich nicht, was auf der Welt noch häßlicher sein kann. Aber ich muß ihn mit dem mystischen Feuer meiner Schönheitstrunkenheit beleuchten, ich muß ihn ganz verzehren lassen von der Gluth meiner Sympathie, meiner Empfindung, meiner Vergeistigung, um ihn je nach den verschiedenen Stärkegraden meiner Anschauung erträglich, schön oder entzückend zu finden. Und dies Menschliche, dies ewige Wahre, was nur das Auge des Künstlers und des Liebenden sieht, das muß die Kunst auch darstellen, wenn sie die Kopie Gottes kopiren will. Sie braucht nicht zu Maskenglätte, zu wasserklarer Schönfärberei die Wirklichkeit zu verfälschen, aber sie muß dort, wo die Photographie und der Abguß nur todten Leichnam gibt, Leben, Seele, Geist geben, jede Linie, jede Miene, jeder Blick, jedes Licht, jede Runzel im Gesicht und in der Gestalt des Menschen zum Symbol, zur Sprache des Geistigen machen.“

Ganz einverstanden, so lange von erhebender, schwärmerischer, geistlicher und idealistischer Kunst die Rede ist. Gilt ein Gleiches auch von der strafenden und anklagenden Kunst der Satire und Groteske? Oder, um die Einseitigkeit Kralik's noch sinnfälliger zu machen, hören wir, was er über die Beziehung von Religion und Kunst denkt:

„Es ist sehr falsch, sich unter Religion nichts als Askese, Grämlichkeit, Weltentfremdung vorzustellen; im Gegentheil: wahre Religion ist die kunstreichste Verschönerin der Welt, ist Lehre reinster und echtester Lebensfreudigkeit und größter Geistesfreiheit. So war das Leben des göttlichen Religionsstifters mit Bewußtsein und Betonung nicht asketisch, sondern ästhetisch, ein fortwährendes Hochzeitsfest, harmonisch erwogen und ausgestaltet vom Beginne bis zum letzten tragischen Augenblicke.“

Ich habe weder den Beruf, noch die Vermessenheit, dieser Deutung von Jesu Leidensgeschichte das Dogma entgegenzuhalten, die Lehren der Erbsünde 2c.; nur die welthistorische Wirkung von Christi vorbildlichem Lebenslaufe für Millionen Mühseliger und Beladener, sein letztes Wort, sein Gebet (Herr, laß diesen Kelch an mir vorüberziehen), ich möchte sagen: die einfachsten, elementarsten, gemeingültigsten Ueberlieferungen der biblischen Geschichte stimmen meines Erachtens nicht oder doch nicht ganz zu solcher Auslegung. Sie war nur einem Denker möglich, der wie als Poet in seiner „Offenbarung“, so auch in seiner Aesthetik den tiefsinnig gefaßten Begriff des Spieles voranstellt. Deus ludens in orbe terrarum, Natura ludit in individuis, diese und ähnliche Aussprüche wählt Kralik gern zum Grundtext seiner ästhetischen Erörterungen. Sehr natürlich, daß er bei solcher Gesinnung mit besonderer Liebe Schiller's gedenkt, der „zuerst den Begriff des Spieles als der absoluten Bethätigung des Geistes erkannt und darin den richtigen Ausgangspunkt wenigstens der Aesthetik gefunden hat. Schiller verlangt, daß eigentlich alles ästhetisch betrachtet und behandelt werde.“ Gleichen Sinnes bekennt sich Kralik zu den Versen eines erst jüngst bekannt gewordenen Schiller'schen Gedichtes:

Die Kunst lehrt die geadelte Natur
Mit Menschentönen zu uns reden;
In todten, seelenlosen Oeden
Verbreitet sie des Lebens Spur.
Bewegung zum Gedanken zu beleben,
Der Elemente todtes Spiel
Zum Rang der Geister zu erheben,
Ist ihres Strebens hohes Ziel.

Ein Credo und ein Vormann, die sich sehen lassen dürfen. Kralik's Verdienst bedarf freilich noch so hochstehender fremder Gewährsmänner und Zeugnisse nicht. Er denkt und spricht aus eigener, geschlossener Welt- und Kunstanschauung heraus, die man ehren muß, auch wenn man sie im Ganzen oder im Einzelnen bestreitet. Ein Buch, wie seine „Weltschönheit“ ist echt und wirkt echt, vom ersten bis zum letzten Satz, wie ein innerlich Durchlebtes. Für den Anfang findet es vielleicht wenig Leser und selbst bei ihnen im heutigen Zeitenlauf gewiß eher Widerspruch als Verständniß. Es soll uns aber gar nicht wundern, wenn das schöne und gute Buch — und wäre es nur als Aphorismensammlung — früher oder später Mode werden sollte.

Wien, Weihnachten 1893.

A. Bettelheim.

## Barbey d'Aurevilly.

### I.

Die Litteratur von heute ist überwiegend eine Epigonen-Litteratur. Sie ist es in allen Ländern. In Deutschland, wo Zola und Ibsen zu einem Zeitpunkt creirt wurden, an dem sie in ihren Heimathländern schon längst entweder überholt und desavouirt oder als klassisch anerkannt waren, wandert man noch fröhlich im Zeichen dieser beiden Geister. In den nicht wenigen Aufsätzen über die jungen deutschen Dichter von heute, die ich lese, habe ich noch keinen einzigen gefunden, wo jenes spezifisch deutsche Gepräge an den deutschen Sprossen des sogenannten Naturalismus, das sehr nachdrücklich betont wird, auch deutlich und anschaulich nachgewiesen worden wäre. Ob dies ein Mangel an der Kritik oder an der Dichtung selbst ist? irgendwo muß er ja sein. Ich wäre geneigt zu meinen, das letztere sei der Fall. Das Neue schrie hier in Deutschland ungewöhnlich stark gegen das Alte; und auch die intelligenteste und ehrlichste Kritik kann sich durch weniger anführen lassen. Ein Epigone von Ibsen kann freilich zeitgemäßer erscheinen als ein Epigone von Schiller; aber dabei bleibt doch Epigone Epigone. Eine größere Zeitdistanz als die, über welche die Tageskritik verfügt, wird das zeigen. In den letzten Tagen wird indessen angekündigt, daß die Allerjüngsten mit Ibsen-Zola schon fertig sind und gar nichts mehr von ihnen wissen wollen. Aber darauf kommt es ja auch schließlich nicht an; die Frage muß nach Stirner-Nietzsche formulirt werden: nicht frei wovon, sondern frei wozu? Und handelt es sich hier nicht nur — um einen Wechsel von berühmten Mustern? Ich finde, die litterarische Entwicklung in Deutschland macht ganz genau dieselben Stufen durch wie die litterarische Entwicklung in Dänemark — nur daß die Entwicklung droben einige Jahre Vorsprung hat. Und in Dänemark ist man schon so weit, daß die Jüngeren — Epigonen von Paul Verlaine und den englischen Präraphaëliten sind. Und gibt es nicht auch schon in Deutschland Zeichen davon, daß auch hier diese Epigonenphase durchgemacht werden muß, ehe das neue Eigene kommen kann? Vielleicht wird auch in Deutschland bald die Zeit da sein, da ein Epigone von Verlaine oder den englischen Präraphaëliten — ganz wie jetzt droben im Norden — zeitgemäßer erscheinen wird als der Ibsen-Zolasche Epigone; aber auch dabei bleibt doch Epigone immer Epigone.

Es hat wirklich für einen Kritiker, der sich nur für das aus erster Hand, für das Nochniegewesene, interessirt, riesig wenig Interesse, sich mit den aktuellen Persönlichkeiten und Werken zu beschäftigen. Sein Blick wird selten von ihnen festgehalten; er gleitet über sie weg und bleibt auf etwas haften, das hinter ihnen steht, — dem Prototypen. Und man kann ja nicht helfen, daß man von Epigonen spricht, wenn man überall die Prototypen vor Augen hat. Die heutige Litteratur ist eine Litteratur von Epigonen mit ihren Prototypen. Für die Kritik liegt Ergiebiges nur darin, zu diesen Feuerherden zurückzukehren, an denen sich die Dichter von heute ihre Hände nothdürftig gewärmt haben.

Ein solcher Ausgangspunkt war Barbey d'Aurevilly. Er stand mitten im Wogengetöse eines halben Jahrhunderts unerschütterlich wie ein Leuchtthurm auf granitenem Grund. Seine Weltanschauung wurde in der Hitze fünfzigjährigen Kampfes nur ein immer härterer Stahl; der Wechsel und die Gegensätzlichkeiten des Zeitgeistes trugen nur dazu bei, daß sich seine Individualität immer fester zusammenschloß.

Und als eines Tages der Zeitgeist sich auf sich selbst besann, und sich diesem einzelnen Geist gegenüberstehen fand und in sich selbst blickte, da entdeckte er in seinem eigenen Innern das Spiegelbild, den Abdruck dieses Individuums. Bei jenem Manne, der Sainte-Beuve schon bei Lebzeiten auf seinen wirklichen Werth reduzirte und an dem großen Taine schon bei seinem ersten Hervortreten den radikalen Widerspruch der Prinzipien nachwies und der in Zola sofort den Drachen erkannte, den er tödten mußte — bei ihm, dem Mann aus der Generation von 1830, dem Bewunderer Balzac's, dem Zwillingsbruder in Apollo von Baudelaire und dem intimen Freund Coppée's haben nicht nur die modernsten Decadenten, Satanisten und Buddhisten jene Originalität geholt, die sie outrirt und lächerlich gemacht haben, sondern auch die besten Geister des jungen Frankreichs, wie Bourget und Huysmans, haben bei ihm gelernt. Barbey d'Aurevilly ist der Prototyp eines großen Haufens zeitgenössischer kleiner Epigonen.

## II.

Eine der ausgeprägtesten und bezeichnendsten Erscheinungen in der neuesten französischen Litteratur ist der Neu-Katholizismus. Huysmans, der erst in „Là-bas“ die schwarze Messe geschildert hat, und jetzt in „Là-haut“ auch die weiße Messe schildern will, steht um 5 Uhr Morgens auf, um in die Kirchen zu gehen, bringt seine meiste Zeit in den Gotteshäusern zu und denkt ernsthaft daran, Mönch zu werden. Wie Bourget nach dem heiligen Stuhl pilgerte, ist ja allgemein bekannt. Und diese religiöse Zeitdisposition bricht sich in tausend verschiedenen und wunderlichen Weisen bei den meisten jüngsten Geistern Bahn. Aber diese jüngsten Geister sind sämmtlich Leute, die das Leben und die Kultur nicht haben bewältigen können und die aus ihrem Ohnmachtsgefühl oder aus ihren allzu gesteigerten und abgehetzten Sinnen ein religiöses Bedürfniß gemacht haben. Bei den extremsten Vertretern dieser neuesten mystischen Religiosität, z. B. bei dem famosen Sar Péladan, kommt sie in ihrer Art den religiösen Orgien des Alterthums und den Ausschreitungen des gegenwärtigen fanatischen Sektenwesens am nächsten. Die gesteigertste Religiosität geht in die brutalste Sinnlichkeit und die raffinirteste Perversität über, — wie dort in Thätlichkeiten, so hier in der dichterischen Phantasie.

Barbey d'Aurevilly hat in allen seinen Romanen und Novellen die unheimlichsten und absonderlichsten Themata behandelt; und er gibt sich selbst zugleich immerwährend als der katholischste Schriftsteller Frankreichs aus. Durch diese Kontrastzusammenstellung, die in ihm schon vor 50 Jahren Körper fand, steht er jetzt, neben Baudelaire, als der Vater der weihrauchspendenden Dekadenten da. Aber er war weder Katholik wie sie, noch Dekadent wie sie; er war das eine sowohl wie das andere auf seine Weise; er war eigentlich weder das eine noch das andere; denn hinter beidem stand das, wovon beides bedingt war: er selbst, seine einheitliche und auf sich selbst gestellte Persönlichkeit.

Was versteht wohl Barbey d'Aurevilly unter diesem seinem Katholizismus, auf den er immer so eindringlich hält? Er hat es in der Vorrede zu der zweiten Ausgabe von „Une vieille maîtresse“ mit aller wünschenswerthen Klarheit dargelegt. Er habe, heißt es, in diesem Roman der Leidenschaft den kräftigsten Ausdruck gegeben, den er konnte; aber müsse er sich als Katholik anklagen wegen der Gluth der Farben, die er als Maler brauchte? Nein! Gott, der Schöpfer aller Realitäten, verbiete dem Künstler keine von ihnen, wenn dieser nicht ein Werkzeug des Verderbens daraus mache. Mit diesem Vorbehalt erlaube ihm der Katholizismus, das Laster und den Irrthum in ihren Thaten und Geberden abzumalen und sie ähnlich abzumalen. Es könne abscheulich und gräßlich sein; aber darauf komme es nicht an, sondern darauf, ob es die Schönheit der menschlichen Wahrheit besitze; denn die Wahrheit und die Schönheit werden nicht, aus welcher Art sie auch sein mögen, vom Katholizismus, der die oberste Wahrheit ist, eingeschränkt oder ausgetilgt. Das zu malen, was ist, die menschliche Wirklichkeit, Verbrechen oder Tugend zu greifen und sie durch die Allmacht der Inspiration und der Form lebendig zu machen, die Wirklichkeit zu zeigen und sie bis ins Ideale zu beleben — das sei die Aufgabe des Künstlers. Jeder Katholik habe seinen Beruf in seinen Gaben. Der Künstler sei nicht „un préfet de police d'idées.“ Wenn er eine Wirklichkeit geschaffen hat, indem er sie malt, habe er sein Werk vollbracht. Aber, wendet man ein: die Moralität des Werkes! Der Einfluß, den er mit seinem Werke auf die öffentliche Sittlichkeit ausübt! Darauf sei katholischerseits zu antworten: der Künstler schafft, indem er die Dinge wieder erzeugt, die Gott gemacht und der Mensch entstellt und umgestürzt hat. Wenn er sie exakt und durchsichtig wiedergeschaffen hat, dann besitzt er auch die Moral, die man von ihm fordern kann. Die Moralität des Künstlers liegt in der Kraft und der Wahrheit seiner Malerei. Dadurch daß er, indem er die Wirklichkeit abmalte, ihr das Leben einblies, hat er seine Moral gehabt: er ist wahr gewesen. Die Wahrheit kann nie Sünde oder Verbrechen sein.

„Si on conclut d'une oeuvre d'art vivante et vraie, si on en conclut des choses mauvaises, tant pis pour les coupables raisonneurs! L'artiste n'est pour rien dans la conclusion!“

Entweder: man muß davon Abstand nehmen, das menschliche Herz zu schildern; oder: man muß es schildern wie es ist. Und der Katholizismus zögert nicht, dazu Stellung zu nehmen. Er — die Wissenschaft vom Guten und Bösen — untersucht die Herzen und die Nieren, diese beiden Kloaken, die wie alle Kloaken mit Phosphorschimmer gefüllt sind; er sieht in die Seele. Es ist der echte Katholizismus, meint offenbar der Verfasser, der von sich sagen kann: nihil humani me alienum puto — und zwar im Gegensatz zum Freidenkerthum sowohl wie zum Protestantismus. Und Barbey d'Aurevilly schließt: „Il est de viles décences, sagte Rousseau. Der Katholizismus kennt solche nicht“.

Man muß zugestehen, daß dieser Katholizismus sehr wenig mit der allein seligmachenden Kirche in der landläufigen Vorstellung gemein hat. Er fällt ja ziemlich zusammen mit der unbedingtesten Vorurtheilslosigkeit und mit jener Auffassung von der Aufgabe der Dichtung, die erst Shakespeare in „Hamlet“ formulirt hat und welche in unseren Tagen als etwas Neues wieder hervorgetreten ist, das besonders dem Naturalismus seine raison-d'être gibt. Etwas von diesem Katholizismus würde sogar in unserer aufgeklärten Zeit sicherlich nicht schaden. Und einen anderen Katholizismus habe ich in Barbey d'Aurevilly's Schriften nicht gefunden. Sein wüthender Feind Zola schrieb einmal:

„Il n'a derrière lui que l'enfer, le diable mis à la place de Dieu; nous avons derrière nous la science. Et c'est ici que la séparation est décisive“.

Das ist sehr kindisch formulirt; und Barbey d'Aurevilly hat unter allen Umständen von dem angeblichen „Teufel“ tiefere Dinge gelernt als Zola von der „Wissenschaft“. Die

Wissenschaft bei Zola, das ist die Rougon-Macquart'sche Stammtafel; das Satanische bei Barbey d'Aurevilly, das sind die Frauen in „Diaboliques“. Barbey d'Aurevilly war Katholik ganz so wie er Royalist, wie er Normanne war; das eine wie das andere gehörte mit zum Manne, — spontane Aeußerungen einer von dem Instinkt bestimmten und durch den Instinkt einheitlichen Persönlichkeit. Und an dem Dichter Barbey d'Aurevilly äußerte sich der Katholizismus darin, daß er sich als einen Beichtvater der Menschen insgemein, der Menschennatur selbst fühlte, der die Fähigkeit und die Berufung hatte, alle geheimen Sünden und Leiden auszuhorchen und in ihrer ganzen abschreckenden Nacktheit darzustellen.

### III.

Jules Amédée Barbey d'Aurevilly wurde am 1. November 1808 in der Normandie, dicht an der Grenze der Bretagne, geboren, — in einer jener normannischen Gegenden am großen Meere, welche mit ihren vielen Wässern, kräftigen Vegetation und weiten Horizonten an die englische und südskandinavische Natur erinnern. Seine Geburtsstätte, die kleine Stadt Saint-Sauveur-le Vicomte, hatte schon im Mittelalter, im englisch-französischen Kriege, eine große Rolle gespielt als einer der Hauptschlüssel zur Normandie; und wie sie noch da lag zwischen einem uralten Ritterschloß auf der einen Seite und einem uralten Benediktinerkloster auf der anderen Seite, erschien sie wie ein unberührtes Stück Feudalzeit. Die stolzen historischen Erinnerungen hatten ungeschwächt durch die Jahrhunderte in der Bevölkerung fortgelebt; in den Tagen der Revolution waren diese Gegenden Hauptplätze der Chouannerie gewesen. Die Familie hatte — sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits — altes normannisches Blut, — einmal, wie man sagt, sich mit dem allerblauesten Blut Frankreichs vermischt: der Vater der Mutter soll eins der zahlreichen Nebenkinder von Louis XV., le roi Bien-Aimé, gewesen sein. In dieser Stadt und in dieser Familie wurde also Barbey d'Aurevilly geboren, — am Tage Allerheiligen und in einem reichen Hause aus dem achtzehnten Jahrhundert. Wie das äußere Gepräge des elterlichen Hauses war auch das innere: der Geist des ancien régime wurde mit religiöser Sorgfalt aufrechterhalten, und der junge Barbey d'Aurevilly in ihm erzogen. Er machte seine Studien in Valogne, einer kleinen Nachbarstadt, in Paris und Caen. Er sollte Jurist werden, machte auch sein Examen; aber der künstlerische Geist in ihm war zu stark. Er brach seine Laufbahn ab, überwarf sich mit dem Vater, und ging als ein junger, vornehmer und armer Mann nach Paris, um sein Glück als Dichter zu suchen.

Es wurde für ihn ein mehr als fünfzigjähriger Kampf um den Ruhm und das tägliche Brot.

Die stärkste Strömung in der Zeit seiner Jugendjahre war die Reaktion gegen den Aufklärungsgeist, das Wiedererwachen der religiösen und dynastischen Gefühle. Sein Umgang in der Normandie bestand hauptsächlich aus dem Adel des Landes, der zurückgezogen in der Provinz lebte, zuweilen ganz verarmt, immer rebellaunig, doppelt zugeknöpft und unzugänglich der Welt gegenüber, die nicht die Seinige war, diesem tiers-état, dem er das Einzige entgegensetzte, was er noch entgegensetzen konnte: die geschlossenen Thüren seiner Salons. Barbey d'Aurevilly's intimste Freunde waren ein paar Geistliche aus seiner Heimath; sein eigener Bruder, den er sehr liebte und der auch selbst ein begabter Dichter gewesen zu sein scheint, wurde ein wirklicher Heiliger und starb als Abbé in einem Kloster der Vaterstadt. Ist es wunderlich, wenn ein Mann wie Barbey d'Aurevilly, der mit solchen Eindrücken in das Leben trat und dem dieses Leben nur ein ununterbrochener Existenzkampf wurde, für dessen unwürdige Verhältnisse er doppelt empfindlich war, — ist es wunderlich, wenn er sich immer mehr auf den Instinkt verlassen lernte und sich in immer ausgeprägteren Gegensatz zu dem neuen Zeitgeist stellte? Er reagirte gegen den Bürgerkönig und den Demokratismus genau so instinktiv wie gegen die Revolution; und je mehr er sich hinter seinen Instinkt verschanzte, je unzeitgemäßer mußte er sich nach außen bethätigen. Freilich ließ er Politik Politik sein, — das unsaubere Ding, mit dem man sich nicht gern befassen mag; aber die Gesinnung umfaßt ja das Ganze, auch da, wo sich die äußere Wirksamkeit nur gegen etwas Einzelnes richtet. Er war Dichter und Kritiker; und auf diesem Gebiet sah er den ganzen modernen Zeitgeist verkörpert in Zola. Diese beiden Männer haben jahrelang in einem Kampfe auf Leben und Tod mit einander gerungen. Wer wurde Sieger? Schwer zu entscheiden; Zola kriegte Gold und Ruhm, aber Barbey d'Aurevilly war ungebrochen. Ein seltsames Schauspiel, dieser Gegensatz, der sich vom Alleräußerlichsten bis zum Allerinnerlichsten erstreckte und in dem sich zwei Rassen und zwei Zeiten individualisirten! Der imposante Barbey d'Aurevilly, der Sohn der halbgermanischen Normandie und zugleich so durch und durch Franzose, ein Riese von Gestalt, mit stolzen, edlen Zügen und blauen dyranischen Augen, Aristokrat aus Instinkt, ein Ritter, ein romantischer Grandseigneur, der durch die Straßen des modernen Paris in einer seltsamen Tracht ging, von den Straßenjungen umjubelt, ohne daß er, das unmoderne Kind, verstehen konnte warum, ein Grandseigneur aus dem französischen ancien régime, der seine Ehre darin setzte, wie kein anderer unterhalten zu können. Und auf der anderen Seite Zola, der plebejische Halbitaliener mit der untersetzten Statur, der Bulldoggenphysiognomie, den struppigen Haaren und jenen kurzen, dicken Fingern, die zwar das Feinste und Zerbrechlichste in der Menschennatur nicht fassen, wohl aber die brutale Realität packen konnten, in der Dichtung wie im Leben. Wer hat gesiegt? Schwer zu sagen. Freilich: Zola, der Kleinbürgersohn und ehemalige Buchhändlergehilfe, sitzt mit seinen Millionen von Francs und Millionen von Lesern in einer reichen Villa in den schönen Umgebungen von Paris, während Barbey d'Aurevilly, der Grandseigneur, seine Tage in demselben einzigen Zimmer in einer kleinen, entlegenen Straße endete, wo er jahrzehntelang gewohnt hatte, so arm, daß er nicht die Mittel zu seinem Begräbniß hinterließ, arm an Ruhm wie an Geld, arm an allem außer seiner eigenen inneren, immer unerschütterlichen Ruhe und der rührenden, im besten Sinne des Wortes romantischen Hingebung seines kleinen auserlesenen Kreises.

### IV.

Barbey d'Aurevilly war also nach seiner Abstammung Normanne. Er ist auch als Dichter Normanne. Er und nicht Flaubert, sein Landsmann und sein Abscheu, ist der Normanne in der französischen Litteratur. Es verging kein Jahr, ohne daß er von Paris in seine Heimath zurückkehrte „— cette terre qui a des griffes pour retenir; qui la touche, ne peut s'en detacher“ — um, die in diesen Meeresgegenden so schönen Herbstwochen da zu verbringen. Er lebte als Mensch und Dichter äußerlich in Paris, aber innerlich immer in der Normandie. Instinktmensch, wie er war, ist bei ihm der Nabelstrang mit dem Mutterlande nie abgeschnitten worden; es scheint, daß er stets die mütterliche Erde berühren mußte, um produktiv zu werden. Er war sich dessen auch bewußt:

„Le génie n'est pas encore devenu le problem sine matre creatam que ses bâtards s'imaginent nous faire croire. Les esprits qui honorent le plus la pensée moderne ont gardé le goût du terroir.“

Seine Bücher sind durch und durch normannisches Leben, normannisches Milieu, normannische Landschaften, normannische Menschen und Schicksale. Es giebt kein einziges Buch von ihm, keinen Roman und keine Novelle, die sich nicht in der Normandie abspielte. Er suchte in den alten normannischen Chroniken solche Stoffe auf, die seine eigenthümliche Sensibilität in Schwingung setzten, wie in „Une page d'histoire“; er faßte den Plan, der dichterische Schilderer der größten lokalpatriotischen Begebenheit, des Chouankrieges, zu werden, und schrieb darüber zwei seiner besten Werke, „Le chevalier des Touches“ und „Ensorcelée“; und seine sämmtlichen übrigen Arbeiten, die Novellensammlung

„Diaboliques“, wie die Romane „Une vieille maîtresse“, „Ce qui ne meurt pas“, „Un prêtre marié“, u. s. w., bewegen sich immer in dem einen und selben Milieu, das er von außen und innen kannte, schildern das Leben in der gegenwärtigen Normandie, in den abgelegenen Emigrantenschlössern auf dem Lande und in den abgeschlossenen Emigrantenkreisen in den kleinen Städten.

Der Normanne hat gemischtes Blut. Er ist halb Gallier, halb skandinavischer Germane. Diese inhärente Zweitheilung tritt auch beim Dichter Barbey d'Aurevilly hervor, obgleich in ihm organisch verschmolzen zu jener Individualität aus einem Stücke, die er war. Seine Darstellungsweise, sein Stil, gibt davon Zeugniß: es ist Thatsache, daß seine ganz germanisch langen Perioden, die mit der ganzen germanischen Stimmungsinnerlichkeit gefüllt sind, — mit jenem gewissen Etwas, für das ein Germane das nicht ins Französische übersetzbare Wort „sentimental“ erfand, — und die sich oft in einer germanisch-rythmischen Cadence bewegen, — es ist Thatsache, daß diese Barbey d'Aurevilly'schen Perioden ein wesentliches Hinderniß für das sympathische Verständniß des großen Publikums und der kleinen Kritik in Frankreich bildeten. Es war der normannische Erdgeist, die Seele der normannischen Natur, welche den Aeußerungen seiner individuellen Seele und seines individuellen Geistes dies Gepräge gab, — die Monotonie der grauen Tage des Nebellandes und die träumerische Melancholie der horizontlosen Flächen, die wasserreiche, wiesengrüne Ebene und das große Meer. In dieser romanischen Rasse, die seit Alters her immer ein Stadtkind gewesen ist, stand er da, ein echtes rechtes Landkind, das als menschliche und dichterische Persönlichkeit noch ganz eins mit dem heimathlichen Erdgeist war. Und dabei war er ganz Franzose. Durch Naturbedingtheit nordgermanischer Normanne, war er durch historische Bedingtheit französischer gentilhomme. In seinem dichterischen Schaffen offenbarte sich diese gallische Veranlagung als klare, distinkte Zergliederung minimaler und zusammengesetzter Seelenvorgänge, in einem fast logischen Aneinanderreihen solcher psychologischer Entwicklungsglieder, — ein Aneinanderreihen, das doch nie aufhört ganz psychologisch zu sein.

Barbey d'Aurevilly hatte seine litterarischen Ausgangspunkte in dem Byronismus und der Romantik. Er hörte selbst nie ganz auf, ein Romantiker zu sein. Er liebte das Exotische; das Spanische zog ihn schon gewaltig an, aber noch mehr, wenn etwas Afrikanisches dazu kam. Aber wie alle großen Romantiker ging er nicht nur auf die Suche durch die geographische Fremde, sondern zugleich durch die unbekannten Regionen im Menschen. Er, wie sie alle, liebte nicht nur das äußerlich Exotische, sondern diese Liebe führte zum innerlich Exotischen über. Durch diesen Hang wurden die Romantiker überhaupt größere Psychologen, feinere Kenner der Tiefen und Verstecke der menschlichen Natur, als die typischen Vertreter der Naturalistik; und die „psychologischen“ Novellisten und Kritiker der Gegenwart, wie Bourget und Huysmans, wandten sich von Zola ab, um in Barbey d'Aurevilly einem ihrer ersten Meister zu huldigen.

In der Konzeption der Stoffe der Barbey d'Aurevilly'schen Dichtwerke verräth sich gewöhnlich ein germanisches und romantisches Temperament, in der Ausführung aber ein französischer und moderner Geist.

(Schluß folgt.)

Ola Hansson.

## Theater.

Residenz-Theater: „Sappho“, Sittenbild in fünf Akten. Von Alphonse Daudet und Adolphe Belot. (Deutsch von Paul Block.)

Wenn heute über Alphonse Daudet's vortrefflichen Roman „Sapho“ zu sprechen wäre, so hätten wir eine günstige Gelegenheit, wieder einmal die historische Freiheit der Franzosen, die deutsche, insbesondere die norddeutsche Heuchelei in Liebesgeschichten zu erörtern. Daudet darf unter dem Beifall seiner Landsleute und seiner Landsmänninnen die leidenschaftlichen Beziehungen zwischen einem zwanzigjährigen Studenten und einer fast vierzigjährigen Courtisane schildert, er darf hinter einem sehr durchsichtigen Schleier nicht nur alle Sinnenfreude zeigen, sondern auch allen Schmutz und alle Laster, und er darf schließlich den Roman mit Recht einen moralischen nennen und ihn darum für seine Söhne schreiben, „wenn sie zwanzig Jahre alt sein werden“. Bei uns ist man bezüglich aller Geschlechtsbeziehungen so verlogen, in ihrer künstlerischen Verwendung so roh, in ihrer moralischen Beurtheilung so pfäffisch, daß viele strebsame junge Leute sich gleich für deutsche Daudets und Zolas ausgeben konnten, als sie einige schlechte Studien nach betrunkenen Kellnerinnen veröffentlicht hatten. Und auch unsere neuen Schulen sind in allen Sexualfragen entweder so zurückhaltend oder so naseweis, daß die gesunde und starke Poesie des Franzosen groß und fast neu wirkte, wo sie trotz der Dramatisirung sichtbar wurde.

Wir haben es nur mit dieser Dramatisirung zu thun, zu der sich Daudet leider verstanden hat. Der Fall ist typisch und darum lehrreich für die Art, wie man in Frankreich und anderswo erfolgreiche Romane lüderlich in schlechte Bühnenstücke umzuformen sucht; Beleidigungen des Publikums sind solche Schöpfungen, aber das geehrte Publikum empfindet so etwas nicht leicht; von dem Vorrecht des Dramatikers, der Menge Dinge sagen zu dürfen, die sich der Einzelne nicht bieten lassen würde, darf doch wohl auch der Kritiker Gebrauch machen.

Eine genaue Vergleichung zwischen dem Roman und dem Drama würde den Raum einer Doktor-Dissertation überschreiten. Doch schon einige Proben werden genügen zum Beweise dafür, daß die Bühnenbearbeiter die Motive der Handlung willkürlich geändert, die Charaktere verwässert und die Grundidee auf den Kopf gestellt haben, um aus einem psychologisch feinen Romane ein seelenloses und grobes Theaterstück zu machen.

Aus der Motivirung der Handlung ist — wenigstens in der deutschen Bearbeitung, die wir im Neuen Theater gesehen haben, — der wesentliche Zug fortgeblieben, um dessen Willen die Hauptfigur eigentlich Sappho heißt. Der furchtbare Ekel, der den fröhlichen Studenten vor dem Modell der griechischen Liebessängerin erfaßt, dann wieder das Kontrastgefühl, das ihn zum letzten Mal in ihre Arme treibt, fehlt vollständig. Die zarten Beziehungen des Helden zu seiner Familie fehlen und mit ihnen der Gegensatz von Fanny Legrand zu den „heiligen“ Frauen zu Hause. Und wie da im Großen, so vermissen wir auch im Kleinen zahlreiche Motive, die das Bild erst vollenden. Wie in einem Hohlspiegel verzerrt werden die wichtigsten Szenen durcheinander geschoben. Hübsche Worte werden sinnlos durch die falsche Stelle, an der sie zitirt werden. Bei der Durchforschung von Fanny's Liebesbriefen findet Jean plötzlich das Porträt eines ihrer berühmten Liebhaber, von Gavarni skizzirt und unterzeichnet. Warum sie es verwahrt habe? Der Unterschrift wegen, sagt Fanny schlau. Im Drama ist von dem Bilde nicht die Rede. Warum sie die Briefe all dieser Berühmtheiten nicht längst verbrannt habe, fragt Jean. „Der Unterschrift wegen,“ sagt Fanny dumm. Solche Ungeschicklichkeiten finden sich zu Dutzenden. Im Roman fragt Fanny im Moment der ersten Begegnung, was Jean für einen Beruf habe, und freut sich darüber, daß er kein Künstler ist. Sie kennt die Künstler. Im Drama wird dieses Gespräch nach monatelanger Intimität geführt.

Noch schlimmer ist den Charakteren von der Bühnenbearbeitung mitgespielt worden, und das ohne vernünftigen Grund, denn nichts ist, wie wir jetzt immer deutlicher erfuhren, auf dem Theater dankbarer als reiche, lebenswahre Charaktere. Aber die Bearbeiter der „Sappho“ fühlten sich wohl in der Rolle des seligen Prokrustes; die eine Figur machten sie gerade nur um ihren einen Kopf kürzer, die andere streckten sie zu ansehnlicher Bühnenlänge. Der Bildhauer Caoudal wird aus einem greifbar wahren alternden Lebemann ein Geck ohne Spur von Tragik, der Ingenieur

Dechellette aus einem cynischen Philosophen ein Heulmeier; Onkel Cäsar, im Roman einer der köstlichen Daudet'schen Südfranzosen, ein Bummler, der aus lauter Großthuerei Wechsel fälscht und Familien zu Grunde richtet, wird im Drama ganz wohlfeil ein komischer Alter. Und Tante Divonne, im Roman eine hoheitsvolle Bäuerin von fast Keller'scher Größe, ist im Drama wahrhaftig die gewöhnlichste komische Alte geworden.

Aus all diesen Verflachungen und Versimpelungen ist eine neue Handlung entstanden, aus welcher ziemlich das Gegentheil von dem hervorleuchtet, was Daudet's Roman gewollt hat. Zur Warnung für seine Söhne und doch wohl auch für andere junge Leute, die zwanzig Jahre alt geworden sind, will er das Buch geschrieben haben. Moralisch ist die Absicht und subjektive Betrachtungen unterbrechen darum hie und da den epischen Ton. Moralisch oder nicht, die Wirkung ist erschütternd und eine nebenher gehende Nutzanwendung kann nicht ausbleiben. Der junge Jean wird von einer raffinirten Person entdeckt; sie wird ihm zur Klette; nach der Zeit der ersten Sinnentollheit erfährt er ihr Vorleben; er versucht es, sich loszureißen, aber er vermag es nicht mehr; immer nackter enthüllt sich ihre Häßlichkeit, sie nimmt ihm nach einander seine anständigen Gewohnheiten, ihr Fleisch fesselt ihn an ihre Gemeinheit. Endlich, da er jedes Familiengefühl verloren hat, da er vom eigenen Vater verstoßen ist, da er um ihretwillen auf eine reine Braut verzichtet und sich so in seiner Heimath bürgerlich unmöglich gemacht hat, erhält er von Fanny um eines Sträflings willen den Abschiedsbrief.

Diesen Brief erhält Jean auch im Drama. Aber die reine Braut wartet irgendwo auf ihn, Eltern hat er nicht, die beiden komischen Alten werden ihn mit offenen Armen aufnehmen. Wozu der Lärm? Er hat wie andere junge Leute auch ein paar Jahre flott gelebt, und noch dazu mit einem der schönsten, lustigsten und begehrtesten Weiber von Paris. Wenn er sein Leben überdenkt, muß er ihr dankbar sein und sich sagen, daß sie zwar mitunter wie eine Fischfrau geschimpft hat, ihn aber übrigens heiß und treu und selbstlos geliebt und glücklich gemacht hat. Aus dem moralischen Lasterroman ist ein frivoles Drama geworden. „Die Moralität ist wieder hergestellt", sagt zwar in der Uebersetzung von Paul Block der Onkel Cäsar. Ich bin aber so kühn zu vermuthen, es möchte im Original le moral heißen und nicht la morale, was dann freilich einen ganz anderen Sinn gäbe. Jean hat eben wieder Muth und Lust zu leben.

Für die Zuverlässigkeit der Uebersetzung mag dieses eine Wort genügen. Die Aufführung war recht gut, nur die kleineren Damenrollen waren ungenügend besetzt. Frl. Rosa Bertens spielte die Sappho. Aeußerlich erinnerte sie mehr an die Schilderung, die Daudet von der Sappho macht, als an die Bronze Caoudal's. Sie war anmuthig verführerisch in den ersten beiden Akten und echt in der großen Zankszene; gegen das Ende hin verschwendete sie kalte Schauspielkunst an eine unmögliche Aufgabe.

Fritz Mauthner.

**Ludwig Fulda: Sinngedichte.** Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart. 1893. Cotta.

Die Sinngedichte sind wieder einmal aufgeflogen. Das ist ein lustiges und im Grunde gutartiges Völkchen, Spottvögel, die mehr picken als hacken — es ist sogar etwas Spatzengesindel dabei. Fulda's nächste litterarische Verwandtschaft ist der fahrende Sänger, der Spielmann des Mittelalters. Unrast und Wanderfreude, ein wenig Spottlust, spielende Phantasie, eine fiedelnde Form, und ein Herz voll wackeren Frohsinns. So ist ihm schneller Erfolg geworden, und weil er sich zeitweilig mit naivem Behagen an ihm weidete, haben ihn manche Gegner als einen Favorit, eine Art Schmarotzer des Reichthums hingestellt, dessen Ruhm in irgend welchen Salons fabrizirt werde. Das ist in das Blaue hinein geredet; Fulda darf sich schon als Moralisten aufführen, sein sittlicher Ernst ist ohne Prahlerei, und er hat niemals durch leichtfertige Nachrede seine litterarische Glaubwürdigkeit herabgemindert. Im Uebrigen sollten ihn die Gegner weniger beneiden; daß seine scheinbar so leichten Erfolge von viel inneren Schmerzen und Selbstdemüthigungen begleitet waren, steht auf manchen Seiten seines Schelmenbuches. Man muß selbst Künstler sein, um das bittere Wort zu begreifen: wir sind auf nichts so arg versessen als auf ein Rezept zum Selbstvergessen! Da stolziren die Leute mit rothen Schlipsen und feinen Schuhen, haben eine Genugthuung an sich selber, der Dichter spottet und seufzt dazwischen: mit der Zeit brächt' ich es *schaffend* gern so weit, an mir selbst und *meinen Gaben* halbwegs solch' einen Spaß zu haben! Eine schmerzliche Narrheit ist es auch, wenn er den klugen Leuten ihre Rathschläge vorrechnet: *vollbringe, was du nicht vermagst und sei, was du nicht bist*, mach ungeschehn, was längst geschah, reit' auf den Berg im Trab, und steht ein Birnbaum droben da, so brich dir Aepfel ab!

„Du solltest laufen und nicht schlendern."
Ach, liebster Freund, ich thu' das meine!
„Du bist noch jung; du kannst dich ändern."
So ändre du mir erst die Beine.

Wer will es dem Poeten verdenken, wenn er sich zurückzieht? Aber die Einsamkeit ist eine bittere Gesellschaft, sie ist „keine Schmeichlerin!" Wahrlich ein tiefes Wort, das bewahrt werden sollte. Und die Gesellschaft versteht und verzeiht dem Einsamen nicht: „nichts verletzt die Menschen schlimmer, als wenn man ihrer nicht bedarf!" Ach diese öde Geselligkeit, die den ruhmbeglückten Künstler so gern umdrängt, dieses Konversiren um des Konversirens willen, wie verdorrt das Herz bei dem Geplapper! In allen Tönen wird die Gesellschafterei verhöhnt; sie sind verschworen den Geist zu tödten und zu begraben mit lachendem Munde,

Fehlt's auch nach Tisch am rechten Sinn,
Die Geister zu erbauen,
Es liegt etwas Erhabnes drin,
Gemeinsam zu verdauen.

Was ihr Genießen heißt, mir scheint's Entbehren. Was ihr Entsagen nennt, ich nenn's Genießen. Er ist im Herzen weltenfern, spottet über das „Makartbouquet von Gedanken", und dazwischen klingt die herblustige Mahnung: wer wirklich was zu sagen hat, der kann im übrigen nicht still genug sein.

Ueber alle Gebiete des Geistes und Witzes: Litteratur, Bühne, Kritik, Wissenschaft, Politik verbreitet sich die zierliche Sammlung. Fulda ist der geborene Sinndichter, der Einfall war von je sein eigenstes Element. Da wird einem Rezensenten zugerufen: erklären willst du mir das Bild und stellst dich selbst davor! Und einem Politiker: Halbbildung ist eine Prometheusflamme in Kinderhand! Neben dem lustigen Wort: es ist der Fluch der öffentlichen Meinung, daß jeder eines andern Meinung hat — steht das bittere: sogar die großen Gedanken haben ihre Lakaien, und das tragische: die Dummheit ist von alters her der Bosheit Henkersknecht! Im Ganzen überwiegt das Lustige in der Masse, das Ernsthafte an Werth. Fulda ist ein Kind der Epoche, er leidet unter ihrer Verworrenheit. Ihm steht Herkules in jedem Augenblick am Scheidewege; treu dir selber, ist ein schönes Wort, wenn man nur sicher wüßte, wer man selber ist! Wenn der Menschensohn hienieden endlich reif wird zum Entscheiden, ist schon über ihn entschieden; man lispelt oft, ich bin so frei, und ist doch so gebunden! Er beneidet

die Brutalen,
Die Entschlafenen, die Ganzen,
Die mit fremdem Herzblut zahlen
Und an frischen Gräbern tanzen,

aber gleich wirft er klirrend die Münze herum:

Fröhlich steht der Erdenwandrer
Jede neue Sonne tagen,
Der gelernt, das Leiden *andrer*
Ohne Murren zu ertragen.

So behält er die Lacher auf seiner Seite, auch in einem ernsthaften Augenblick. Fulda's Sehnsucht ist bei dem Ernst; es ist das brennende Verlangen seines Lebens, ein tiefes Gesellschaftsdrama zu schaffen. Ob ihm auf diesem Gebiete Gelingen blühen wird, stehe dahin; er wird darum nicht mehr sein, nicht weniger, nicht reicher, noch ärmer an Verdienst, auch ein spöttisches Gelächter ist eine Gottesgabe und hat schon manchmal der Menschheit mehr gefrommt wie die Todtengräbermiene tendenziöser Moralisten.

L. Beer.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 14. Berlin, den 6. Januar 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemer Straße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

## Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Die Neujahrsansprachen, welche diesmal die Welt zu hören bekam, haben keine politische Bedeutung; sie entbehren sogar der charakteristischen und individuellen Züge. In Berlin sind bei den Empfängen überhaupt keine Reden gehalten worden; in Rom und Paris und an anderen Orten wurden freilich einige Worte ausgetauscht, die aber nur das sagen, was gesagt zu werden nicht braucht; nämlich einige wohlgerundete Sätze über den Frieden und über die guten Eigenschaften dieser guten Sache.

Der preußische Landtag ist für den 16. Januar berufen worden.

Aus Kamerun ist eine überraschende Nachricht eingelaufen, und wie alle Nachrichten aus unseren Kolonien die Beachtung finden, ist auch diese von schlechtem Inhalt gewesen. Freudenbotschaften, die etwas bedeuten, hat uns bisher noch niemals irgend eine unserer Kolonien gesandt; wir sind zufrieden, wenn wir nichts hören aus unseren überseeischen Besitzungen, und wenn diese ein stilles Dasein führen, für welche Stille das Mutterland freilich alljährlich eine hübsche Reihe Millionen zu verausgaben hat. Nicht eine jener Hoffnungen ist in Erfüllung gegangen, die zur Zeit des Bismarck'schen Flaggenhissens gehegt worden sind; in Erfüllung gingen nur jene Enttäuschungen und unerfreulichen Ueberraschungen, welche von den Gegnern der Kolonialpolitik vorausgesagt worden sind.

Die neueste Ueberraschung ist eine Meuterei der schwarzen, angeworbenen Polizeitruppe in Kamerun. Die Gründe der Meuterei sind noch nicht völlig klargestellt; ihre Folgen liegen dagegen zu Tage; so und so viele Europäer und Schwarze wurden von den Meuterern getödtet, Faktoreien wurden gestürmt, und vorübergehend befand sich Kamerun im Besitz der Aufrührer. Glücklicherweise kehrte hierauf das deutsche Kriegsschiff an die Küste von Kamerun zurück; es landete seine Blaujacken, stellte die Ordnung wieder her und expedirte nunmehr so und so viele der Schwarzen, welche die Revolte in Szene gesetzt hatten, ins Jenseits. Todte hier, Todte dort ist das Fazit bisher; zu diesem Verlust an Menschen kommt der Verlust an Werthen und die Kosten für neue Aufwendungen, um ähnliche Vorkommnisse in Zukunft zu verhindern. Es soll die dortige Truppenmacht nämlich durch die Entsendung eines stärkeren Kontingents unserer Landsleute aus Deutschland vermehrt werden, die dann wiederum zum wenigsten Gefahr laufen, in beträchtlicher Anzahl dem heimtückischen Tropenfieber zu erliegen. Und wofür das Alles?

Für die Industrie und den Handel Deutschlands haben diese politischen Extravaganzen des sinkenden Bismarck'schen Regiments nirgends eine Bedeutung gehabt; man müßte es denn als einen Vortheil bezeichnen, daß die kartographischen Institute vorübergehend einen lohnenden Absatz im bedruckten Papier fanden, auf welchem die neuen Farbenzusammenstellungen jener deutschen überseeischen Besitzungen gegeben wurden, die man um so zuversichtlicher für ein Paradies halten konnte, je weniger man sie kannte und je weniger Verständniß man überhaupt für koloniale Unternehmungen hatte.

Mit dem Blühen und Gedeihen mancher großen Fabrik in Deutschland, für die der Staat gar keine direkten Aufwendungen macht, sind mehr reale und gesunde wirthschaftliche Interessen verknüpft, als mit der ganzen Kolonie Kamerun, für die wir Menschenleben opfern, wie wenn es dort gelte, einen kostbaren Schatz der Nation zu hüten. Das sind die Folgen jenes abenteuerlichen Landkartenpatriotismus, der nicht danach frägt, was in überseeischen Ländern für uns erworben wurde, sondern nur, daß irgend welche Landfetzen nunmehr als deutsche Kolonie bezeichnet werden konnten.

Die Kreuzzeitungs-Partei führt ihre Fehde gegen den Grafen Caprivi fort; doch sind die Angriffe jetzt vorsichtiger erwogen. Diese Thatsache beweist freilich nicht, daß die agrarischen Reaktionäre ihre Ansichten auch nur im Geringsten reformirt haben; davon ist keine Rede. Diese Politiker scheinen dagegen die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß die Art ihres Ansturmes unzweckmäßig gewesen ist, und vielleicht die Stellung des Grafen Caprivi eher befestigt als erschüttert hat. Ein solcher Ausgang war nicht unwahrscheinlich, denn der Sturz des Grafen Caprivi, der mit Zustimmung des Kaisers und Bundesraths die Unterhandlungen mit Rußland eröffnet hatte, würde bedeutet haben, daß der Reichskanzler und die Krone sich vor den brutalen Angriffen der Stöcker und Hammerstein zu beugen bereit seien, selbst auf die Gefahr hin, die Gegensätze in Deutschland auf das Aeußerste und auch die internationalen Gegensätze nicht unwesentlich zu verschärfen. Eine leise Herabminderung des Tones in der „Kreuzzeitung" soll jetzt den schlechten Eindruck verwischen, den jene Elemente dadurch hervorgerufen haben, daß sie mit aller Kraft ihrer adligen Fäuste an den Säulen rüttelten, welche gerade Konservative angeblich vor Beschädigungen zu wahren so bereit sind.

Wenn nun die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" auch auf diese vorsichtigeren Plänkeleien mit Kraft im Interesse der Regierung antwortet so ist dies zwar tapfer und hat eine gewisse symptomatische Bedeutung; es bestätigt von Neuem, daß Graf Caprivi nicht zu jenen schwankenden Charakteren gehört, die sich durch Einschüchterung von dem einmal als richtig erkannten Pfade abbringen lassen. Aber alle diese Geschosse aus Druckerschwärze werden die Entscheidung nicht bringen. Es hieße auch die Tugenden der Kreuzzeitungs-Politiker verkennen, wenn man annehmen wollte, daß etwa sie sich einschüchtern ließen durch Worte in offiziösen und anderen Zeitungen. Dazu haben sie zu kräftige Nerven und einen zu gesunden Egoismus. Worte wissen sie als Realpolitiker auf ihren wahren Werth zu schätzen, und es muß immer von Neuem wiederholt werden, daß sie Respekt nur vor Thaten haben. Aber ein Leitartikel in der „Norddeutschen Allgemeine Zeitung" ist höchstens ein Programm für die neue politische Vorstellung, die beginnen soll; für den Kampf gegen die Agrardemagogie. Doch auch angekündigte Vorstellungen werden manchmal wieder abgesagt, das weiß die Kreuzzeitungsclique; und sie wird sich so lange auf ihre Kerntruppen, das sind jene schmiegsame Elemente der Beamtenhierarchie, die für die ländliche Bevölkerung höchste Autoritäten sind, stützen können, bis diese Elemente an deutlichen Thatsachen sehen, daß es für Stellung und Avancement, für Protektion und Dekoration wirklich gefährlich ist, gegen die Regierung zu marschiren.

Die „Weser-Zeitung" in Bremen konnte am 1. Januar d. J. auf ein fünfzigjähriges Bestehen zurückblicken. Sie darf mit Fug und Recht von ihrer öffentlichen Thätigkeit sagen: militavimus non sine gloria. In allen nationalen und grundsätzlich liberalen Fragen treu und fest, hat die „Weser-Zeitung" eigentlich nie einen orthodoxen politischen Parteistandpunkt eingenommen. Gerade dadurch war sie in der Lage, in dem Bereich ihres Wirkungskreises auf die Liberalen aller Schattirungen einen gewissen Einfluß auszuüben. Ihren Bemühungen ist es deshalb auch wesentlich mit zu verdanken, daß bei der letzten Reichstagswahl in Bremen alle Liberalen zusammenwirkten und dadurch den Sozialdemokraten ein Mandat entrissen. Wie die Dinge in Deutschland gegenwärtig liegen, erscheint dieses Zusammenfassen der aufrichtig liberalen Elemente, ohne Rücksicht auf Fraktionsengherzigkeit, als das einzige Mittel, dem Liberalismus politisch wieder einen erheblicheren Einfluß zu verschaffen.

Am 16. und 17. August vergangenen Jahres fanden bei Aigues-Mortes Scenen wildester Bestialität statt. Italienische und französische Arbeiter waren dort in Streit gerathen; aus diesem Streit entwickelte sich eine Prügelei und aus der Prügelei eine wahre Schlacht; gegen fünfzig Italiener wurden zum Theil getödtet, zum Theil verwundet; die Zahl ist nie ganz genau ermittelt worden. Wegen dieser Verbrechen standen jetzt vor dem Assisenhof der Charente zu Angoulême siebzehn angeklagte Franzosen und ein Italiener. Man hatte die Verhandlungen nach Angoulême verlegt, weil man fürchtete, daß die Geschworenen aus der Umgegend der Ereignisse einen unparteiischen Wahrspruch nicht fällen würden.

Ueber die Vorgänge selbst verbreiteten die Verhandlungen gebührendes Licht. Der Friedensrichter von Aigues-Mortes, Hugoux, machte folgende Aussagen über die entscheidenden Augenblicke; die Aussagen wurden von allen Seiten bestätigt:

„Um die Italiener vor den andrängenden französischen Arbeiterschaaren zu retten, sperrte die Gendarmerie die Fremden in ein Gehöft ein; allein die Franzosen „machten sich sogleich daran, das Gehöft mit Sturm zu nehmen. Während die einen gegen die Thüren vorgingen, erkletterten die anderen das Dach, das sie einstießen, und sie schleuderten darauf auf die Belagerten alles, was ihnen unter die Hände kam. Der Offizier der Gendarmerie wandte sich darauf erneut an die Menge. Die Ruhe wurde einigermaßen hergestellt, und die Italiener wurden aus dem Gehöft herausgeholt, in das sie sich geflüchtet hatten und unter dem Schutze der Gendarmerie gingen sie nach Aigues Mortes. Unterwegs begegnete man einem neuen Trupp französischer Arbeiter. Bei dem Anblick der Italiener stürzten sich jene auf diese trotz der energischen Intervention der Gendarmerie. Von allen Seiten angegriffen, flüchteten die Italiener; auf der Straße und über die Felder wurden sie verfolgt. Bald bedeckten Leichname den Boden. Die Verwundeten, mit Blut bedeckt, schleppten sich längs den Gräben vorwärts. Acht Menschen hatten den Tod gefunden in diesem furchtbaren Handgemenge und sechsunddreißig bis vierzig Personen waren schwer verwundet."

Die Schuld der wegen dieser Thaten Angeklagten war zum Theil völlig erwiesen; denn die ihr Urtheil Erwartenden leugneten nicht. In dem Bericht der „Débats" heißt es:

„Il faut noter . . plusieurs des accusés . . ont reconnu les violences abominables auxquelles ils se sont portés sur des blessés."

Auf diesen Punkt kommt besonders viel an; also die Angeklagten waren geständig, gegen verwundete Italiener scheußliche Gewaltthätigkeiten begangen zu haben. Ueber diese feigen Verbrecher sprachen die Geschworenen von Angoulême ein Nichtschuldig aus; zur Erhöhung des Eindrucks, den dieser Urtheilsspruch macht, hätte nur noch eines gehört, daß nämlich sämmtliche Franzosen zwar freigesprochen, der eine Italiener dagegen wegen der Ermordung seiner Landsleute verurtheilt worden wäre.

Würde ein solches Urtheil im Reiche eines Malaienherrschers auf einer Insel des indischen Archipelagus gefällt worden sein, dann würden europäische Kriegsschiffe im Namen der Civilisation — wie man sich auszudrücken pflegt — Gerechtigkeit gefordert haben. In diesem Falle ist derartiges gänzlich ausgeschlossen. Alles ist nach den strengen Regeln des Rechtes geschehen und nicht im indischen Archipelagus, sondern in Angoulême gibt es Geschworene, welche aus Chauvinismus sich jeder Regung der Gerechtigkeit entledigt haben. Diese Thatsache zeigt, wie sehr ein falscher Patriotismus das sittliche Empfinden, auch im sogenannten Kulturmenschen, depraviren kann; mit Bestürzung gewahren dies auch einige der großen französischen Zeitungen.

Daß dieser Prozeß nicht nur ein Beitrag zur französischen Sittengeschichte, sondern auch charakteristisch für die politische Lage ist, erscheint zweifellos. Die unablässige Hetze gegen Italien hat hier eine Frucht gezeitigt; sie würde wahrscheinlich ganz andere Früchte zeitigen, wenn nicht Italien ein Glied des Dreibundes wäre und in besten Beziehungen zu England stünde. Ohne diese Vorsichtsmaßregeln würde der Ruf aus dem Jahre 1870 A Berlin nur allzu leicht eine Umgestaltung in den Ruf A Rome erhalten; und es gehört wirklich einiger Muth dazu, Angesichts solcher Symptome, Italien vom Dreibund loslösen und es in jene Lage wieder versetzen zu wollen, da Frankreich sich in nächster Nähe von Sizilien, in Tunis, festsetzte.

Aus Sizilien lauten die Nachrichten noch immer trübe; an immer neuen Stellen bricht die Gährung hervor und führt zu gewaltthätigen Auftritten. Es wird großer Energie und großer Umsicht bedürfen, um schnell dieser zerrüttenden inneren Tumulte Herr zu werden.

* * *

## Eine politisch-wirthschaftliche Krisis.

Es muß etwas geschehen, damit wir wirthschaftlich besser bestehen können. Das ist der Grundtext aller agrarischen Predigten. Aber was? lautet die Gegenfrage. Das ist uns einerlei, wird replizirt, wenn es nur hilft. Und zum Helfen ist ja die Regierung da. Sie soll nachsinnen. Wenn sie nur ernstlich will, so wird sich schon etwas finden. Irgend ein Heilkraut wird wohl auf dem Felde der Zollgesetzgebung oder der Steuerpolitik oder der Währung wachsen. — Dem Grafen Caprivi wird seitens der Agrarier nichts mehr verdacht, als daß er diese Replik nicht für ausreichend hält und daß er obendrein verlangt: die Vorschläge dürfen nicht gegen das Allgemeinwohl verstoßen. Daß die Lage verschuldeter Großgrundbesitzer heute keine rosige ist, wer wird das bestreiten. Das ist aber nicht in Deutschland allein so. Das Verhältniß des Ertrages der Güter zu den bezahlten Gutspreisen oder den geschätzten Gutswerthen ist allenthalben seit geraumer Zeit ein ungünstiges geworden. In anderen Ländern, wie beispielsweise in England, hat man diesem aus der Verkehrsmittel-Revolution unseres Jahrhunderts hervorgegangenen Entwicklungsprozeß dadurch Rechnung getragen, daß man — Angesichts der Aussichtslosigkeit einer künstlichen Preissteigerung inländischer agrarischer Produkte durch Schutzzölle u. s. w. — bereits seit geraumer Zeit starke Abschreibungen vom Werthe der Grundrente vorgenommen hat.*) Entsprechend sind auch die Pachtpreise niedriger geworden. Die Neuregulirung der Renten und Pachten ist allerdings auch in England noch nicht völlig durchgeführt, aber es scheint, als ob dort wenigstens das Schlimmste bereits überstanden ist, während in Deutschland durch den agrarischen Protektionismus der letzten fünfzehn Jahre der natürliche Heilungsprozeß aufgehalten ist und nun alles auf den Schrauben einer künstlichen Preisbildung ruht.

Dieser Umstand und die durchweg sehr hohe Verschuldung unserer Großgrundbesitzer machen die agrarische Krisis bei uns zu einer besonders gefährlichen Erscheinung. Verwickelt wird dieselbe aber noch obendrein dadurch, daß in Preußen länger als in anderen Kulturstaaten gleichen Ranges der wesentliche politische Einfluß mit dem Großgrundbesitz verknüpft geblieben ist. Die nothleidenden Agrarier kämpfen deshalb nicht bloß um die Aufrechterhaltung einer wirthschaftlichen Position, sondern auch um die Festhaltung einer politischen Machtstellung. So erklärt sich denn auch die Erbitterung, mit der sie selbst gegen die Träger der Regierungsgewalt zu Felde ziehen, weil diese dem agrarischen Rufe: Es muß etwas für uns geschehen! die nüchterne Antwort entgegenstellen: Nennt uns das Mittel, das Euch hilft, ohne wichtigere Staatsinteressen zu verletzen.

Das agrarische Programm von heute hat zwei deutlich erkennbare Zielpunkte: die Schuldenermäßigung und die Steigerung der Preise für landwirthschaftliche Produkte. Diese Ziele sind im Wege der Gesetzgebung nur so zu erreichen, daß man genau so viel, wie man dem einen Staatsbürger zuwendet, andern Staatsbürgern nimmt. Gewiß kann man durch Schutzzölle die Preise für Roggen und Weizen künstlich steigern, aber nur auf Kosten deutscher Konsumenten; gewiß kann man durch eine Geldentwerthung im Wege des Bimetallismus die hypothekarische Verschuldung eines Theils des Grundbesitzes verringern; aber diese Entlastung entspricht auf Heller und Pfennig dem Schaden, der aus derselben Maßregel den Hypothekengläubigern erwächst. Das ist eine bittere Wahrheit, denn sie ruft bei denen, welche zahlen müssen, die berechtigte Entgegnung hervor: weshalb sollen denn wir Andern, wir Handwerker, Arbeiter, Kapitalisten gezwungen werden, die Ausfälle, welche aus der Ermäßigung der Grundrente hervorgehen, zu decken? Es widerspricht das durchaus dem Begriff des Privateigenthums, das ohne das Risiko wirthschaftlicher Konjunkturen gar keine Existenzberechtigung hat. Nun kommt hinzu, daß das landläufige Mittel der Schutzzollerhöhungen durch unsere Handelsvertragspolitik für das nächste Jahrzehnt im Wesentlichen unwirksam geworden ist. Um so eifriger drängt jetzt die agrarische Agitation auf eine Schuldenentlastung durch Geldverschlechterung hin.

Die Schuldenentlastung ist des Pudels Kern bei der sogenannten Währungsfrage, soweit dieselbe in das Gebiet der praktischen Politik fällt. Die Sache aber offen auf die agrarische Fahne zu schreiben, davor schreckt man einstweilen noch zurück. Deshalb wird über dies Verlangen der für so viele undurchsichtige Schleier der Doppelwährung gebreitet. Auch die in der Rübensteuer steckende Zuckerprämie wagte man dann erst einzugestehen, als sich ihr Vorhandensein schlechterdings nicht mehr bestreiten ließ; und daran knüpfte sich dann auch ohne Weiteres das Verlangen einer offenen statt der verdeckten Prämie.

Meines Erachtens wäre sogar die offene Uebernahme eines Theils der agrarischen Schulden auf die Reichskasse noch ein geringeres Uebel, als die Einführung der Doppelwährung. Glücklicherweise ist die Durchführung dieser letzteren Maßregel so schwierig und gefahrvoll, daß auch eine sehr leichtfertige Regierung dazu nicht leicht die Hand bieten wird. Der gegenwärtige Reichskanzler ist solcher Quacksalberei gegenüber jedenfalls unzugänglich.

Das ist ein Grund mehr, weshalb ihn die Agrarier so grimmig befehden.

Die politischen Gegensätze, welche aus der agrarischen Krisis hervorgegangen sind, tragen einen ungewöhnlich ernsten Charakter. Eine besonnene Staatskunst wird darauf bedacht sein müssen, der Landwirthschaft jede Hilfe und Förderung angedeihen zu lassen, die mit der Gerechtigkeit verträglich ist, ohne den agrarischen Extravaganzen die geringste Konzession zu machen.

Th. Barth.

*) Nebenbei bemerkt, ist die englische Landwirthschaft keineswegs „zu Grunde gegangen", wie unsere parlamentarischen Agrarier das mit Vorliebe behaupten. Allerdings ist in Großbritannien die Zahl der für den Weizenbau bestimmten acres stark zurückgegangen (seit 1874 um etwa 1,4 Mill. acres, wogegen in derselben Periode die Zahl der acres, auf denen Hafer gebaut wird, um rund 400 000, der Rindviehbestand um mehr als 800 000 Stück und der Bestand an Pferden um rund 200 000 gewachsen ist). Gegenwärtig produzirt Großbritannien trotz der starken Einschränkung des Weizenbaus noch immer mehr Weizen als das Königreich Preußen (im Jahre 1891 rund 72 Mill. Bushels gegen rund 1,3 Mill. Tonnen in Preußen).

## Volksbibliotheken in Deutschland und im Auslande.*)

Das deutsche Volk genießt den Ruhm, die besten Schulen zu haben und in seinen breiteren Schichten besser unterrichtet zu sein, als diejenigen civilisirten Nationen, die auf dem Weltmarkte mit ihm um die Palme ringen. So wenig befriedigend auch die Fortschritte des Schulwesens in dem größten Staatswesen Deutschlands in den letzten Jahrzehnten gewesen sind, so mangelhaft insbesondere die Fürsorge für den Volksschulapparat vielfach war, dieses Urtheil wird im Allgemeinen doch noch zutreffend sein. Von den nordischen Staaten und den fortgeschrittenen Kantonen der Schweiz abgesehen, hat Deutschland, was die Verbreitung der Elementarkenntnisse anbetrifft, immer noch den ersten Platz inne. Selbst unsere deutsch-polnischen Grenzdistrikte

*) Vergl. auch „Nation" Jahrg. X Nr. 38.

halten einen Vergleich mit günstigen Bezirken Englands, Frankreichs und Nordamerikas aus, aber eben nur, soweit es sich um den Besitz des Elementarwissens, also um denjenigen Theil der Volksbildung handelt, der auf den Grundstufen des Schulunterrichts angeeignet wird. Der deutsche Volksschullehrer arbeitet nach einer gründlichen und durch Jahrhunderte lange Geistesarbeit und Tradition fortgebildeten Methode, die selbst da nicht ganz versagt, wo alle anderen Voraussetzungen für das Gelingen der Schularbeit schlecht erfüllt sind.

Einen wesentlich anderen Eindruck erhält man von den Bildungsverhältnissen unserer Nation, wenn man nicht bloß die unmittelbaren Resultate des Volksunterrichts ins Auge faßt, sondern die **Verwendung des Schulwissens im praktischen Leben**, die Fortentwicklung der in der Jugend gepflegten Keime. In dieser Hinsicht fällt ein Vergleich zwischen der deutschen Nation und der englischen und amerikanischen nicht zu unseren Gunsten aus. Wenn man die Geschichte der self-made men durchblättert, so entfällt auf ein Dutzend Engländer und Amerikaner in der Regel immer erst ein Deutscher. Einen Abraham Lincoln (Präsident der Vereinigten Staaten von 1861—64), der nur ein halbes Jahr lang Schulunterricht genoß, einen Andrew Johnson (Nachfolger Lincoln's), der von seiner Frau lesen und schreiben lernte, einen Franklin, Livingstone, Stephenson, Faraday, Garfield, Edison vermögen wir nicht ebenso oft zu stellen wie unsere Vettern. Ohne Zweifel haben die großartigen wirthschaftlichen Verhältnisse das Ihre gethan, um jene aus dem Nichts emporstrebenden Geister zu bilden, aber zum großen Theil liegt der Grund doch auch in der Eigenart unserer Volksbildungsinstitute.

Der Volksunterricht ist in Deutschland bereits obligatorisch gemacht worden, als noch kein anderes Volk an die Einführung des Schul- bezw. Bildungszwanges dachte. Man hat sich nicht genügend bemüht, dem Volke den Nutzen der geistigen Bildung zu zeigen, sondern eine Wohlthat ihm nach dem Rezepte des absoluten Staates einfach aufgezwungen. Dadurch hat man nicht das dem Volke innewohnende Streben sich verbunden, sondern den Trotz der Selbstverantwortlichkeit gegen sich herausgefordert und einen Volkskrieg gegen die Schulbildung hervorgerufen, der noch heute fortgeführt wird. Die der Selbstbestimmung und Selbstverantwortlichkeit vorgreifende Staatsgewalt hat sich auch hier in ihrer ganzen Ohnmacht gezeigt. Die lediglich befohlene Schulbildung wird gering geachtet und vernachlässigt, sobald der Befehl aufhört, während die aus dem eigenen Antriebe hervorgegangene Bildungsarbeit fortdauert, bis sie ihr Ziel erreicht hat. Jene Staaten, die den Schulzwang erst gesetzlich feststellten, als ein großer Theil des Volkes den Segen der Schulbildung bereits begriff, haben heute zwar weniger entwickelte Schulen, aber mehr Bildungstrieb, sie weisen höhere Analphabetenziffern auf, aber doch ein regeres Kulturleben in den niederen Volksklassen.

Mit dieser Thatsache hängt es ohne Frage zusammen, daß bei uns in Deutschland für die Beförderung der Fortbildung auf der Grundlage des Elementarunterrichts und für die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse der Erwachsenen heute weniger geschieht als in anderen Staaten. Auch die Behörden sind in eine gewisse Lethargie auf dem Gebiete der Volksbildung hineingerathen, sie schlummern auf ihren Volksschullorbeeren, während man anderswo dem vorwärtsdrängenden Volksgeiste die Wege möglichst ebnet und das Verlangen nach Geisteskost befriedigt.

Es soll in diesen Zielen nicht die Rede sein von den großen Veranstaltungen, die für die Ergänzung der Elementarbildung durch Begründung von Fortbildungsanstalten, Volkshochschulen, Universitätsinstituten u. s. w. in anderen Kulturländern aus der eigensten Initiative der Lernenden getroffen worden sind. Neben diesen Anstalten wird das **Schriftthum** eines Volks immer den größten Antheil an seiner Civilisation haben. Die Dichter und Denker sind und bleiben die berufensten Volkspädagogen, und Niemand wird ohne sie höhere Stufen der Geisteskultur und Gesittung erreichen. Die breitesten Schichten eines Volkes in diese Schule zu nehmen, ist die große und schöne Aufgabe der **Volksbibliotheken**. Für diese spezifische Aufgabe gibt es außer ihnen kein zureichendes Mittel, weswegen es nicht zu viel behauptet ist, daß überall, wo keine Volksbibliothek vorhanden ist, **in dem Kranz oder Bau der Bildungsinstitute ein nothwendiges Glied fehlt.** Volksschule, Volksbildungsschule, öffentliche Vorträge, Unterhaltungsabende, Bildungsvereine u. s. w., sie alle weisen auf die Volksbibliothek als auf ihre treueste und leistungsfähigste Bundesgenossin hin, die auch dort noch strittigen Boden festhält und neues Terrain erobert, wo die anderen Elemente ihre Arbeit einstellen.

Sieht man sich unter den bestehenden Volksbibliothekseinrichtungen um, so überzeugt man sich bald, daß diese Institute bei uns in **Deutschland** verhältnißmäßig wenig entwickelt sind. Seitens der deutschen Staaten wird für die Volksbibliothek so gut wie nichts hergegeben. Das sächsische Kultusministerium opferte von 1875 bis 1889 jährlich 15 000 M., seitdem ist diese Summe um 3000 M. erhöht. Auch in Württemberg, Altenburg, Gotha und Anhalt unterstützt der Staat die Bibliotheken, aber nirgends sind diese Mittel ausreichend für größere Leistungen. Im preußischen Kultusetat ist für diesbezügliche Ausgaben noch kein Posten vorhanden, doch dürfen die Gemeinden wenigstens gewisse staatliche Zuschüsse für die Schulbibliotheken verwenden, die auf dem Lande die bescheidenen litterarischen Ansprüche der Erwachsenen befriedigen.

Auch seitens der Gemeinden wird in Deutschland für die Volksbibliotheken verzweifelt wenig ausgegeben. Selbst die **Reichshauptstadt**, die seitens des nicht mehr bestehenden „Vereins für wissenschaftliche Vorträge" im Jahre 1847 durch Hergabe eines Kapitals von 15 000 M. zur Begründung von Bibliotheken gedrängt und durch denselben Verein eine Reihe von Jahren in der Angelegenheit vorwärts geschoben wurde, hat es in dieser Hinsicht zu bemerkenswerthen Leistungen nicht gebracht. Allerdings sind aus den 4 im Jahre 1850 gegründeten Bibliotheken inzwischen 27 geworden, die gegenwärtig einen Lesestoff von 100 330 Bänden haben, aber im Uebrigen befinden sich diese Leihbibliotheken noch genau in derselben primitiven Verfassung wie vor 43 Jahren. Von den inzwischen in Frankreich, England und Amerika geschaffenen Instituten hat man in Berlin anscheinend gar keine Notiz genommen, oder man hat nicht die Absicht, in ähnlicher Weise dem Bildungsbedürfniß der Bevölkerung entgegen zu kommen. Eins wäre freilich so schlimm wie das andere.

In dem laufenden Etat der Stadt Berlin stehen für 27 städtische Volksbibliotheken ganze 24 300 M., aus anderen Quellen kommen noch 3 305 M. hinzu, so daß der Gesammtetat der Bibliotheken mit 27 605 M. abschließt. Mit einer solchen Summe etwas Bemerkenswerthes zu leisten, ist ganz unmöglich. Nach den Angaben von Prof. Reyer in Wien*) wurden dagegen in **Boston** (1890) 670 000 M., in **London** (1891) 660 000 M., in **Chicago** (1891) 470 000 M., in **Sidney** (1891) 280 000 M., in **Manchester** und **Liverpool** (1890) je 240 000 M., in **Paris** (1891) 200 000 M., für die Volksbibliotheken ausgegeben. In **England** ist es den Städten gestattet, eine besondere Bibliothekssteuer zu erheben. Im Jahre 1890 hatten in Folge dessen 40 Städte große Bibliotheken mit mehr als 100 000 Benutzungen im Jahre, 30 Städte — von London und Glasgow abgesehen — weisen zehn Millionen Buchbenutzungen jährlich auf. Die Londoner Volksbibliotheken liehen ihre 230 000 Bände im Durchschnitt elf Mal aus, erzielten mithin 2½ Millionen Benutzungen, Manchester notirt mit 200 000 Bänden 1½ Millionen Benutzungen. Demgegenüber rangirt **Berlin** etwa mit Ortschaften wie Aberdeen (105 000 Einwohner), Newcastle (186 000 Einwohner), Portsmouth (159 000 Einwohner), Dundee (142000 Einwohner), Leicester (142 000 Einwohner), nur mit dem Unterschiede, daß die Bibliotheken dieser Städte mit einem

*) Entwicklung und Organisation der Volksbibliotheken von Prof. Dr. Ed. Reyer. Leipzig 1893 Wilhelm Engelmann

zwei bis fünf Mal kleineren Bücherbestande in der Zahl der Benutzungen Berlin nahezu erreichen. Nicht minder großartig sind die Leistungen der amerikanischen Volksbüchereien, an der Spitze die in einem großen, eigens zu diesem Zwecke erbauten Palaste untergebrachte Bostoner Volksbibliothek mit 556 000 Bänden und 1 300 000 Benutzungen. Jünger, aber in Bezug auf die verfügbaren Mittel neuerdings noch günstiger gestellt, sind die Volksbibliotheken in Chicago, die mit 230 000 Bänden auch 1 300 000 Benutzungen erzielten. Paris hatte 1891 64 städtische Volksbibliotheken mit ca. 250 000 Bänden, die 1½ Mill. Mal ausgeliehen wurden. Man genirt sich fast, die Berliner Zahlen: 27 Bibliotheken mit 100 330 Bänden, 363 155 Benutzungen und einem Budget von 27 605 M. daneben zu stellen. Und doch darf sich Berlin mit den meisten deutschen Großstädten in dieser Beziehung noch messen. Nur wenige haben eigene Bibliotheken, in anderen, wie in Dresden, Wien, Frankfurt a. M., Bremen, Krefeld, Essen, Wiesbaden sind rührige Bildungsvereine bemüht, das Manko, soweit die Privatthätigkeit dazu im Stande ist, auszugleichen. Einzelne dieser Bibliotheken weisen verhältnißmäßig recht beachtenswerthe Leistungen auf. Die Bremer Centralbibliothek erzielte 1891 mit 10 000 Bänden 92 000 Benutzungen, die Volksbibliotheken des gemeinnützigen Vereins in Dresden, die von der Stadt mit ca. 11 000 M. unterstützt werden, leihen ihre 25 000 Bände im Durchschnitt fünf bis sechs Mal aus. Die ca. 6000 Bücher enthaltende Bibliothek des Krefelder Handwerker- und Bildungsvereins erreichte 1891 42 000 Benutzungen. Aber wie groß ist der Abstand von jenen Zahlen des Auslandes! Dazu kommt, daß sich in Frankreich und Nordamerika die Volksbibliotheken nicht etwa auf die größeren Städte beschränken, sondern, ähnlich wie im Königreich Sachsen, in die kleinsten Ortschaften vorgedrungen sind. Im Jahre 1885 hatten die Vereinigten Staaten nach Prof. Reyer's Angaben 5340 Volksbibliotheken mit 20 Millionen Bänden. In den vier Seinedepartements wurden von 1889 bis 1891 200 Volksbibliotheken gegründet.

Wie in der quantitativen Entwicklung, so stehen wir vor Allem auch in der Ausgestaltung unserer Volksbibliotheken hinter dem Auslande zurück. Suchen wir z. B. eine der 27 Berliner Volksbibliotheken auf. Im ungünstigsten Falle werden wir auf dem staubigen Korridor, der vielleicht gerade gefegt wird, nach unserem Begehr gefragt. In der Regel aber stehen die Bibliotheken in den Amtszimmern der Rektoren oder in einem anderen kleinen Schulraume. Für das Publikum ist ein bescheidener Vorraum abgeschlagen. Veranlassungen zum Lesen an Ort und Stelle oder auch nur zur Durchsicht eines Buches fehlen. Stehenden Fußes empfängt jeder seine Gabe und ist froh, wenn er aus dem engen Raume, in dem öfter nicht zehn Menschen Platz haben, heraus kann. Die Mehrzahl der auf ihre Fortbildung bedachten Leser will sich aber auch orientiren über das, was vorhanden ist, will in dieses und jenes Buch hineinsehen, ob es das bietet, was man sucht. Für den Romanleser ist das freilich nicht nöthig, und Romanleseanstalten sind diese Bibliotheken im Großen und Ganzen auch nur. Der Prozentsatz der belehrenden Litteratur, der zur Ausgabe gelangt, ist klein genug. Von den 363 155 im Jahre 1892/93 ausgegebenen Bänden entfallen auf schöne Litteratur, Jugendschriften und Zeitschriften 311 000 Bände. Die Bibliotheksstunden liegen am Mittwoch und Sonnabend von 12—2 Uhr und am Sonntag von 11—1 Uhr, also mit Ausnahme der Sonntage zu einer Zeit, wo der Arbeiter in der Werkstätte steht und die Frau mit der Besorgung des Mittagbrotes beschäftigt ist. Die Pariser Volksbibliotheken sind an jedem Abend 2 Stunden, die meisten englischen und amerikanischen Sammlungen den ganzen Tag geöffnet. Die letzteren haben allerdings auch eigene stattliche Gebäude mit den komfortabelsten Einrichtungen. Wir werden solche schwerlich in absehbarer Zeit erhalten, zur Noth genügen freilich auch bescheidenere Lokale. In unseren Schulhäusern und anderen öffentlichen Gebäuden ließen sich mit Leichtigkeit Lesezimmer einrichten, ohne daß die Räume für jeden anderen Zweck ungeeignet würden. Ferner würde durch Beseitigung der zwecklosen Bürgschaften, durch geeignete Bekanntmachung der Bibliotheken viel genützt sein. Um der lernlustigen heranwachsenden Jugend die Bibliotheken näher zu bringen, sollten sie in der Regel in Schulgebäude gelegt werden, in denen Fortbildungsunterricht ertheilt wird und dann vor und nach den Unterrichtsstunden offen stehen, ein Verfahren, das Arbeiterbildungsvereine, z. B. der Hamburger, seit lange eingeschlagen haben.

Es bedarf nicht der Hunderttausende, noch viel weniger der Millionen, die bildungsfreundliche Engländer und Amerikaner für die Volksbibliotheken hergegeben haben,*) auch nicht so großer Aufwendungen seitens der Gemeinden, um der Gesammtbevölkerung eins der werthvollsten Bildungsinstitute zu bieten. Aber liebevolles Verständniß und Interesse ist nöthig, um die an anderen Stellen erzielten Fortschritte sich anzueignen. Daran fehlt es bei uns. Man glaubt genug gethan zu haben, wenn man die staatlichen Schulpflichten einigermaßen erfüllt. Daß die dadurch erweckten geistigen und sittlichen Kräfte aber der weiteren Pflege bedürfen, wenn sie zur Reife und zur Einwirkung auf das geistige und wirthschaftliche Leben der Nation kommen sollen, vergißt man. Volksbildung und Volkswohlfahrt sind zwei untrennbare Dinge. Es gibt darum auch keinen namhaften Volkswirth, der seine Rechnung mit der materiellen Güterwelt abschließt. Ebenso wenig dürfen aber allerdings die Bemühungen für Hebung und Erweiterung der Volksbildung die materiellen Voraussetzungen und Hilfsmittel derselben außer Acht lassen.

Der Wettkampf der Nationen wird mit geistigen Waffen entschieden. Was die Staatsregierungen in dieser Beziehung versäumen, sollen die Kommunen um so eifriger pflegen, und Private, wie in den mehrfach herangezogenen Staaten, durch ihre Initiative die Bewegung in Fluß bringen. Nur wenn das deutsche Volk seinen Schulruhm behält und bei seinen Schriftstellern fleißiger in die Lehre geht als seine Nachbarn, wird es seinen Platz in der Reihe der civilisirten Nationen behaupten und seine Kulturmission auch in Zukunft erfüllen.

J. Tews.

## Börse und Presse.

Der Bericht der Börsen-Enquête-Kommission befriedigt jene nicht, welche sich der naiven Erwartung hingegeben hatten: wenn man nur ordentlich forsche, so werde sich auch schon das geeignete Mittel finden lassen, um dem „Giftbaum" der Börse das Gift zu entziehen und denselben in ein harmloses Nutzgewächs zu verwandeln. In der That nehmen sich die von der Kommission beschlossenen Vorschläge nicht so aus, als ob Wunderkuren von ihnen zu erwarten wären. Selbst wenn das ganze Bouquet von Vorschlägen in die Gesetzgebung übergeht, so wird an der jetzigen Natur des Börsenverkehrs schwerlich viel geändert werden. Das quid leges sine moribus gilt vielleicht nirgends so sehr, wie gerade auf dem vorliegenden Gebiete, auf dem Treue und Glauben — trotz mancher Verletzungen dieses Prinzips — in so hohem Grade die unerläßliche Voraussetzung aller geschäftlichen Operationen bildet.

Nun umfassen die Kommissionsvorschläge allerdings auch eine Reihe von Bestimmungen, welche darauf abzielen, die geschäftliche Ehrenhaftigkeit der Börsenbesucher vor Versuchungen zu behüten. Ein ganzer Abschnitt handelt von der Börsendisziplin, dem Börsendisziplinarhof, den zu ahnenden Handlungen, den Disziplinarstrafen u. s. w. Aber was

*) Wie uns bekannt wird, geht eine Kommission der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Abth. Berlin, mit dem Plane um, eine Musterbibliothek mit Lesesaal einzurichten. Beiträge nimmt Herr Kaufmann Paul Jaffé, Berlin W., Steglitzerstr. 85, entgegen.

darf man von so schwachen Kautelen erhoffen, wo gefährliche Leidenschaften, wo Gewinnsucht und Machtgier in immer neuen Erscheinungsformen in Frage kommen.

Wir wollen bloß einen Punkt herausgreifen, das Verhältniß der Börse zur Presse. Als Disziplinarvergehen will die Kommission u. a. angesehen wissen:

> die Gewährung und Annahme von Geschenken in der Absicht, Aeußerungen in der Presse zu Gunsten oder zum Nachtheil gewisser Unternehmungen herbeizuführen oder zu unterdrücken.

Es ist kein Wort darüber zu verlieren, daß mit dieser Bestimmung der Finger in eine offene Wunde gelegt ist; und dürfte man hoffen, durch Disziplinar- oder Strafvorschriften diese Wunde zum Heilen zu bringen, so könnte man zu dem Erlaß solcher Bestimmungen nur Ja und Amen sagen. Aber daß jene Bestimmung sich wirksamer erweisen sollte, als der gelegentlich den Kindern ertheilte Rath, den Vögeln, die man fangen will, Salz auf den Schwanz zu streuen, ist leider kaum anzunehmen.

Die einfache plumpe Bestechung ist übrigens nicht annähernd so gefährlich, wie die raffinirte Brunnenvergiftung, bei deren Ausführung der heimliche Thäter seine Mitwirkung ebenso zu verwischen weiß, wie der Fuchs in der Fabel seine Fußspuren. Der arme Schächer, dessen Kritik mit ein paar Hundertmarkscheinen zu beeinflussen ist, wird schwerlich im Stande sein, der öffentlichen Meinung viel Sand in die Augen zu streuen. Anders liegt die Sache allerdings bei jenen großartigen Bestechungen, wie sie z. B. gelegentlich des Panamaschwindels aufgedeckt wurden. Daß die französische Presse, indem sie sich mit Millionen den Mund stopfen ließ, gar viel dazu beigetragen hat, dem Riesenkrach die Wege zu ebnen, ist gar nicht zu bezweifeln. Aber diese Bestrebungen wurden nicht einmal durch das drohende Gespenst des Zuchthauses verhindert; was hätten da Disziplinarvorschriften genützt! Wahrscheinlich wird übrigens gegenwärtig nirgends in der Welt das Bestechen der Presse und das Eichbestechenlassen so ungenirt betrieben, wie in Frankreich und speziell in Paris. Es ist ein offenes Geheimniß, daß — als die Amerikaner sich seiner Zeit bemühten, die europäische Presse dem Gedanken der Beschickung der Chicagoer Ausstellung günstig zu stimmen — sie in Paris sich einer runden Forderung von mehreren Millionen Franken gegenüber befanden. In keinem anderen europäischen Lande sind sie einer ähnlichen Zumuthung begegnet. Das Pariser Verlangen war denn auch selbst für die Amerikaner ein allzu starker Tabak. Man verließ sich deshalb lieber auf die in der guten Sache liegende Ueberzeugungskraft und auf jene Blätter, die ihr Herz auch ohne metallische Reizmittel entdecken. Die Ungenirtheit, mit der gelegentlich des Panamaschwindels Bestechungen der Presse und Erpressungen seitens der Presse verübt wurden, erinnert einigermaßen an die parlamentarischen Sitten Englands in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Regierung kaufte damals die günstigen Voten der Unterhausmitglieder wie der Verwaltungsrath des Panamaunternehmens sich die günstige Kritik der Presse kaufte. Dafür leben wir jetzt in einem demokratischen Zeitalter, in dem in letzter Linie alles darauf ankommt, die öffentliche Meinung für sich zu haben. Alle Kräfte im Staate, welche an der Macht sind oder zur Macht gelangen wollen, die großen Kapitalkräfte ebenso wie die politischen Faktoren, haben deshalb die begreifliche Tendenz, sich die Presse günstig zu stimmen. Das kann durch Ueberzeugung, durch Bestechung, durch Bedrohung und durch mancherlei andere Mittel geschehen. Die Bestechung durch baares Geld ist die plumpste Form der Beeinflussung. Die meisten einflußreicheren Organe in Deutschland pflegen dieser Versuchung nicht zu erliegen, und die einflußlosen werden nicht leicht in Versuchung geführt. Der richtige Börsianer renommirt allerdings gern mit seiner Menschenverachtung und erklärt im vertrauten Kreise am liebsten die gesammte Presse für käuflich. Aber dies liegt wohl daran, daß der Geschmack jener Kreise in Folge ihrer Vorliebe für litterarische Kost, die starken Hautgout hat, zu Uebertreibungen leicht geneigt ist. Wer viel mit Prostituirten umgeht, in dessen Augen gibt es ja auch keine anständigen Frauen mehr.

Was an Preßbestechungen in Deutschland alljährlich in Baar verausgabt wird, das dürfte ganz erheblich unter den phantastischen Vorstellungen bleiben, die man in manchen Kreisen von dieser Methode der Beeinflussung hegt. Selbst die subalterne Form der Bestechung durch Zuweisung oder Entziehung theurer Inserate spielt vielleicht eine größere Rolle. Schon diese Art der Beeinflussung entzieht sich aber der von der Börsen-Enquête-Kommission ins Auge gefaßten Disziplinar-Vorschrift. Noch viel mehr trifft das zu für jene Preßgefälligkeiten, die mit geldwerthen Informationen, mit Betheiligungen u. s. w. bezahlt werden. Nicht selten wird auch die gutgläubige Unkenntniß ohne jede Gegenleistung gemißbraucht, indem man derselben die eigenen Interessen und die eigentliche Absicht unter der Maske des falschen Biedermanns klüglich verschweigt.

Welche dieser verschiedenen Formen der Brunnenvergiftung die gefährlichere und unsittlichere sei, ist generell kaum zu beantworten. Die Täuschung der öffentlichen Meinung ist ja das eigentliche Vergehen. Durch welche Mittel diese Täuschung herbeigeführt wird, ist — von dem Gesichtspunkte der Gemeingefährlichkeit aus betrachtet — von weit geringerer Bedeutung. Jago's Schuldkonto würde nicht stärker belastet sein, wenn er Desdemona's Taschentuch durch Bestechung mit Geld an sich gebracht hätte. Daß er täuscht, und die Raffinirtheit, mit der er täuscht: nur diese beiden Momente sind entscheidend. Das gilt auch für die Täuschung der öffentlichen Meinung unter mißbräuchlicher Benutzung der Presse. Wer ein Blatt oder einen einzelnen Journalisten dazu verleitet, eine geschäftliche Unternehmung oder eine bestimmte Person mittelst Druckerschwärze zu diskreditiren, der wird dadurch nicht ehrenwerther, daß er sich diesen Liebesdienst kein Geld kosten läßt. Viel mehr fällt schon ins Gewicht, ob er zu den hinterrücks Angefallenen in dem Verhältniß eines einfachen Konkurrenten oder in dem eines scheinbaren Freundes steht. Auch dies kommt ja gelegentlich vor, daß Jemand einem Nebenmenschen coram publico zärtlich die Hand drückt, um diesem dann am folgenden Tage durch eine gefällige Feder ein paar schwarze Flecke auf seinen ehrlichen Namen spritzen zu lassen.

Allen diesen zahllosen Formen des Niederträchtigen gegenüber, die in täglicher Uebung sind, nimmt sich in der That der Versuch, durch Disziplinarvorschriften Ehrenhaftigkeit zu produziren, ein wenig sonderbar aus.

Den Schäden, wie sie in dem Verhältniß zwischen Börse und Presse bestehen, ist wirksam nur von der Presse selbst beizukommen. Sie hat allen Grund, den unlauteren Beeinflussungen der Börsenleute jeglichen Widerstand entgegen zu setzen. Sie handelt damit nicht bloß ehrenhaft, sondern auch geschäftlich klug. Man mag darüber im Zweifel sein, ob es ein besseres „Geschäft“ ist, der großen Masse des Lesepublikums eine gediegene geistige Kost oder breite Bettelsuppen oder reichlich mit Skandal gepfefferte Ragouts vorzusetzen; aber darüber sollte eigentlich kein Zweifel mehr sein, daß Unbestechlichkeit für ein Preßorgan eine Eigenschaft ist, die sich auf die Dauer bezahlt macht.

Das Bedürfniß des Publikums, sich in wirthschaftlichen Dingen, bei denen die Gefahr unabsichtlicher Irrthümer schon an und für sich so erheblich ist, nicht auch noch doloser Weise ausnützen zu lassen, ist so groß, daß der Ruf der Unbestechlichkeit auf diesem Gebiete im Kampf ums Dasein ganz besonders förderlich wird. Von der wachsenden Einsicht der Presse, daß sie ein vitales eigenes Interesse verletzt, wenn sie sich zu unlauteren Börsenmanipulationen mißbrauchen läßt, versprechen wir uns deshalb noch immer mehr, als von irgend welchen Disziplinarvorschriften und ehrengerichtlichen Prozeduren.

· · · ·

## Barbey d'Aurevilly.

### V.

Welche waren denn diese Stoffe des Dichters-Katholiken? Es ist eine delikate Sache, darüber Referate zu geben: erstens ist dafür bei dem Leser etwas von jener seltenen Unerschrockenheit, die Barbey d'Aurevilly Katholizismus nannte, unbedingt nothwendig — für die Prüden hat er nicht geschrieben, und zweitens geht bei solchen Referaten das Feinste und Tiefste gern verloren. Es ist mit gewissen Dichtungen wie mit den Parfümen: sie müssen geschlossen gehalten werden.

Barbey d'Aurevilly ist in allen seinen Werken — der erwähnten Auffassung seiner Aufgabe gemäß und um einige von ihm selbst in „L'ensorcelée" gebrauchte Worte anzuwenden — „l'observateur qui s'abime dans le mystère de la passion humaine et de ses sources", und seine Stoffe gehören alle demselben Kreis an: „jener Zerrüttung (aliénation) aller menschlichen Vermögenheiten, die Liebe heißt". Er sagt selbst irgendwo, daß der menschlichen Natur ein doppelter Instinkt innewohne, eine doppelte Neigung: für „tout ce qui est criminel, dépravé, funeste, et tout ce qui est merveilleux". Und es ist diese selbe Doppelneigung in ihm, die ihn zu dem merkwürdigen Psychologen und Dichter gemacht hat, der er ist. Er erkannte oder fühlte instinktiv, daß er sich auf diese so ganz menschliche Neigung in ihm verlassen müsse, um produktiv zu werden. Aus diesem inneren Trieb heraus sind alle seine Themata und Gestalten entsprungen. Ich glaube, die allermeisten seiner Geschichten haben nie einen äußeren Verlauf in der objektiven Welt gehabt; sie dürften sich nur in seinem verborgensten Innern abgespielt haben. Diese seltsamen Seelenkonflikte haben sich in seinem eigenen Ich zusammengefiltert und abgewickelt, ohne jene Relation zur Außenwelt, die die Geschichte ausmacht; und diese seltsamen Menschen haben ihr eigentliches Leben in seiner Seele geführt. Der erste Anstoß war sicher gewöhnlich ein ganz kleiner Vorgang, etwas Unwesentliches; aber war dieser erste Anstoß einmal da, so war auch die Bewegung da, die sich in immer weiteren Ringen durch seine Phantasie verbreitete, bis sie sich endlich als ein psychologischer Vorgang entwickelte oder als eine menschliche Physiognomie auftauchte. Die wirklichen Dichter werden auf diese Weise produktiv, schaffen ihre Werke aus dem eigenen Ich, weben diese Organismen aus ihrer eigensten Substanz, und die erste Anregung, der primus motor des Schaffensvorgangs kann so klein oder so zufällig sein, daß sie sich dessen später nicht erinnern können. Das Wesentliche ist immer, wenn der Dichter ein Dichter ist, das Subjektive: Edgar Poe hat vielleicht nie etwas größeres geschrieben, als jene unheimliche Einleitung zu „The fall of the house of Usher", wo, äußerlich gesehen, nichts anderes vorkommt als ein einsames Haus an einem einsamen See in einer einsamen Gegend. Man merkt es leicht in den Schriften von Barbey d'Aurevilly, daß auch er einer von ihnen gewesen ist, die auf diese Weise schaffen. Ein Gesicht, flüchtig gesehen auf der Straße; ein Name, bei dem Stimmungsbilder sich in nebeliger Ferne heben; der Tonfall einer Stimme, in der vollständigsten Einsamkeit plötzlich vernehmbar geworden, weit, weit her und doch ganz nahe, konkret wie von einem anwesenden Menschen, aber ohne daß man sich gleich sagen kann, zu welchem Gesicht sie gehört; ein Duft, verschwunden wie gekommen, — aus solchen Kleinigkeiten können Geschichten und Menschen hervorwachsen.

Barbey d'Aurevilly fährt in einer Nacht mit dem Postomnibus durch die Normandie und sieht in einer schlafenden Stadt ein beleuchtetes Fenster mit einer rothen Rollgardine; daraus — und aus anderen gleichwerthigen Erlebnissen — entsteht „Le rideau cramoisi". Oder er besucht während eines Herbstaufenthaltes in der Heimath eines Tages das Irrenhaus und bekommt chevalier des Touches zu sehen; der Name des ehemaligen Chouanhäuptlings erweckt in ihm eine ganze fata morgana von fernen Gebilden; er erinnert sich außerdem noch einer Episode aus seiner Kindheit, einer Anekdote von einer Dame, die immer erröthete, wenn ein Name genannt wurde, ohne daß Jemand verstand, warum; — daraus wird „Le chevalier des Touches". Oder könnte daraus entstanden sein. Oft ist es eine Geschichte, die er sich auf einem seiner Streifzüge durch die Normandie von irgend einem Reisegefährten erzählen läßt, — ein Aberglaube, eine von der Volksphantasie umgedeutete oder entstellte Begebenheit:

> „J'ai toujours été grand amateur et dégustateur de légendes et de superstitions populaires, lesquelles cachent un sens plus profond qu'on ne croit, inaperçu par les esprits superficiels".

Es ist mit dem alten Aberglauben, wie mit der in Sprichwörtern überlieferten Bauernphilosophie: sie enthalten Wahrheiten, die, instinktiv empfangen, mit den Resultaten der modernen Wissenschaft oft zusammenfallen. Barbey d'Aurevilly verstand dies; er ging von der Auslegung des betreffenden Phänomens auf das Phänomen selbst zurück; er schälte es reinlich heraus, um es in seiner mysteriösen Undurchdringlichkeit hinzustellen oder es psychologisch zu durchleuchten.

Das Phänomen ist immer dasselbe: das Fundamentalgesetz und Fundamentalräthsel des Lebens, die Liebe. Aber es ist nicht die alltägliche Liebe, die Barbey d'Aurevilly schildert, die Liebe als jugendliche Lust oder häusliches Glück, die zahme Liebe, die wärmende Liebe, die Erotik oder die Hingebung, sondern es sind die Untiefen der Liebe, die verworrenen Pfade und die dunklen Verstecke. Die Liebe, die er schildert, ist eine Besessenheit; sie liegt jenseits von Gut und Böse; sie grenzt an Wahnsinn und wandert schlafwandlerisch durch alle Verbrechen. Sie ist ein wilder Urtrieb der Menschennatur, das was außerhalb aller Kultur liegt, tiefer als der Verstand und stärker als der Wille ist, ein verzehrendes Feuer oder eine schleichende Seuche, das Brutalste und Sublimste zugleich, das Stärkste und das Krankste, die grandiose Einheit von Gott und Teufel. Es sind dies alles Dinge, die nicht durch Beobachtung, nur durch Empfindung, nicht durch den Blick nach außen, nur durch das Lauschen nach innen, ergriffen werden können; und Barbey d'Aurevilly, der diese Geschöpfe heraufbeschwört, thut das mit der priesterlich feierlichen Miene eines Magiers, des Magiers der erotischen oder — wenn man so will — „satanischen" Leidenschaften.

Und diese, aus den untermenschlichen Tiefen seines Ichs heraufbeschworenen Seelen- und Sinnesregungen blieben ja nicht immer allgemeine Zustände; sie nahmen allmählich konkrete Formen, Körper und Gesichter an, lösten sich ab und standen frei da — die Barbey d'Aurevilly'schen Frauen. Die Barbey d'Aurevilly'schen Frauen, — das sind keine kleinbürgerlichen Madame Bovary's, die von der verbotenen Frucht gegessen haben, und keine unglücklichen Dienstmädchen wie Germinie Lacerteux und auch keine Dutzendausgaben der Venus vulgivaga wie Nana. Sie sind Heilige und Märtyrerinnen, Märtyrerinnen der Leidenschaft, Heilige des Liebeskultus, sphinxartige Personifikationen des Lebensräthsels, Trägerinnen der verhängnißvollen Schicksale.

Da sind erstens die Frauen aus „Les diaboliques". Alberte in „Le rideau cramoisi", die im Moment höchsten Genusses stirbt, als ob ihre Sinnes- und Seelengefühle so intens waren, daß der endliche Organismus sie nicht umfassen konnte, sondern von ihnen zersprengt werden mußte. Das noch nicht ausgewachsene, häßliche Kind in „Le plus bel amour de Don Juan", welches den Liebhaber ihrer schönen Mutter in der Form des argwöhnischen Hasses liebt und von dieser Liebe so in allen Fiedern und bis an den centralsten Punkt ihres Frauenwesens durchdrungen wird, daß sie eines Tages in allem Ernst die Beichte ablegt, sie trüge ein Kind von ihm; denn sie habe sich einmal auf einen Stuhl gesetzt, auf dem er eben gesessen habe, und bei dem Feuer, das dabei durch ihr ganzes Wesen lief, habe sie gefühlt, daß sie die Seinige geworden sei; das ist ganz

nach dem Vorbild mittelalterlicher Berichte verarbeitet. Hauteclaire Stassin in „Le bonheur dans le crime“, die ihre Herrin mit Gift aus dem Wege geschafft, um den Gatten allein für sich zu haben, und die jetzt seine Frau ist, — sie, die Mörderin, und er, der Mitwissende, alle beide sind so wolkenlos glücklich, so instinktiv ruhig, wie die Menschen mit dem guten Gewissen. Und die Portugiesin schließlich in „La vengeance d'une femme“, die sich an ihrem Manne, der ihren Geliebten in grausamster Weise ermordet, dadurch rächt, daß sie sich selbst in schändlichem Métier zu Grunde richtet und den befleckten Namen des Mannes mit ihrem eigenen befleckten Körper in das Grab nimmt, — ein Gegenstück zu jener Rache, der Franz I. zum Opfer fiel.

Und wie diese Frauen der Novellen sind die Frauen der Romane Barbey d'Aurevilly's. Z. B. die Heldin in „L'ensorcelée“. Sie wohnt einer Messe bei und sieht unter den Priestern einen neuen, unbekannten. Sie weiß nicht warum, aber das Blut steigt ihr ins Gesicht, welches plötzlich voll von rothen Flecken wird. Und von diesem Augenblick an ist sie eine Besessene, — wie eine Stigmatisirte der Liebe; denn ihr Gesicht füllt sich immer und immer mehr mit Blut, und mit diesem gebrandmarkten Gesicht geht sie dem unheimlichen Manne nach, wie die Somnambule dem Magnetiseur. Sie ist nicht mehr sie selbst, ein freies Geschöpf, etwas das sein Dasein für sich hat; unsichtbare Kräfte, die in ihr walten, machen sie zu einem Geschöpf, das den unwiderstehlichen Trieben blindlings folgt. Sie steigt so tief hinab, wie eine Frau steigen kann; sie bettelt um Liebe, — und am Morgen findet man in einem Teich ihre Leiche. Was ist in der Nacht geschehen? Man bekommt es nicht zu wissen; die Geschichte ist nach außen genau so dunkel wie nach innen.

Die Liebe ist für Barbey d'Aurevilly eins mit dem Leben selbst. In ihr ist alles Leben; außer ihr gibt es kein Leben. Darum geht er mit ihr durch alle Sünden und Verbrechen, um alle die Aeußerungen — im Guten und Bösen — der gesteigertsten Vitalität abzuzeichnen. Deshalb gibt es auch unter seinen Frauen nicht nur jene, die ihr tragisches Schicksal in der Ueberfülle und Ueberspanntheit der Leidenschaften finden, sondern auch eine andere Gattung — die Kehrseite —: die, welche ihr tragisches Schicksal in dem Nichtvorhandensein der lebenspendenden Vitalkraft finden.

## VI.

Derselbe Barbey d'Aurevilly, der als Novellist diese fast weibliche Sensibilität besaß, durch die er jene Frauen aus sich selbst heraus formen konnte, war als Kritiker der Mann durch und durch, der normannische Mann, wie er ihn überall schildert: robust, hart, grobkörnig gerade, derb in seinem Humor, unerbittlich in seiner Abneigung. Immer, wenn ich seine Kritiken lese, denke ich an meinen ersten Eindruck vor seinem Bilde: dem, welcher diesem Manne zu mißfallen das Unglück hatte, muß es ungemüthlich zu Muthe gewesen sein!

Barbey d'Aurevilly hat im Laufe seiner fünfzigjährigen journalistischen Thätigkeit eine Unzahl Feuilletons geschrieben. Sie werden jetzt nach seinem Tode unter dem Gesammttitel „Les oeuvres et les hommes“ herausgegeben. Er hat als Kritiker kein System; er war als Kritiker absolut nur der auf sich selbst gestellte Mann, der alles auf sich bezieht, auf seine von dem Instinkt bestimmte und durch den Instinkt einheitliche Persönlichkeit. Er hatte nur ein selbstherrliches Credo, das ungefähr folgendermaßen lautet*):

Der Kritiker soll einen männlichen Geist (mâle génie) haben. Er soll sich auf die Kritik verstehen wie Ludwig XIV. auf das Regieren. Er soll über oder jedenfalls neben allen litterarischen, politischen und moralischen Versuchungen stehen, einen Geist für sich haben. In der Kritik muß immer die Persönlichkeit des Kritikers der Persönlichkeit des Kritisirten gegenüberstehen. Der Kritiker ist der Stator selbst in Person; und sein Handwerk ist etwas Großes, ist Maß und Gewicht, Prinzipien und Gewißheit. Die Kritik ist nicht nur eine Empfindung, sondern eine Idee. Sie besteht nicht nur darin, alles zu verstehen. Sie besteht auch nicht darin, alles zu beurtheilen. Sie besteht nicht einmal darin, alles zu verurtheilen. Sie besteht vor Allem in dem Tonfall, mit dem verurtheilt wird; es ist aber dieser Tonfall, der straft, der Büttel ist und der Gerechtigkeit ausübt.

So, fährt Barbey d'Aurevilly fort, ist aber die heutige Kritik nicht mehr. Aus dem widerlichen Wort: „tout comprendre, c'est tout pardonner“ hat man sogar das noch widerlichere Wort: „tout comprendre, c'est tout accepter“ hergeleitet. Von der heutigen Kritik gilt, was Auguste Barbier — freilich nicht über die Kritik — gesagt hat:

„ouvrant à tout venant et sa jambe et son coeur.“

Den Prototypen dieser Vulgivaga-Kritik sieht er in Sainte-Beuve, — seinem Antipoden in der Kritik wie Zola in der Dichtung. Der kleine Essay über Sainte-Beuve ist für den Autor ungemein charakteristisch. Sainte-Beuve, der Anekdotenschnüffler und Historietten-Amateur, ist für Barbey d'Aurevilly der klassische Vertreter des Allzuzeitgemäßen. Von nichts überzeugt und auf Alles neugierig, flattert er auf seinen beweglichen Insektenflügeln von Blume zu Blume, die allerverschiedensten, aller entgegengesetztesten Dichtungsarten benaschend. Das Endgültige, das Stabile, das Solide, alles was unwiderruflich ist, vermißt man bei ihm durchgängig; er glaubt nicht daran. Er hat nicht ein einziges Mal das ne varietur des wirklichen Kritikers geliefert. Und wie konnte man das von ihm erwarten? Wie sollte das, was nicht die Kraft ist, die Gerechtigkeit sein können? „Il faut du biceps, pour tenir droite cette balance; les plus fines mains n'y suffiraient pas.“ Er hat sein ganzes Leben lang Kritik machen wollen; aber eine Kritik hat er nie geschrieben, der Kritiker ist er nie gewesen. Die Worte, die Georg Brandes später berühmt gemacht hat: der moderne Kritiker untersuche seinen Gegenstand wie ein Botaniker seine Pflanze, stammen von Barbey d'Aurevilly, der sie über Sainte-Beuve schrieb, wie Georg Brandes später über Joseph de Maistre. Sainte-Beuve ist der Skeptiker, der Schillernde, der Nuancenhafte; nur eins ist er nie: der Stator, der Kritiker. Die echte Kritik hat die Festigkeit des Marmors; Sainte-Beuve, nach Barbey d'Aurevilly, ist nur „un critique de cire“, das geniale Chamäleon, die personifizirte Unpersönlichkeit, der graziöse Bonbonnièrenmacher.

Alles dies ist sehr einseitig. Gewiß. Ganz wie seine Dichtung eine einzige große Einseitigkeit war. Aber es steckte im Einen wie im Andern eine ganze Persönlichkeit, — einseitig wie alle starken Persönlichkeiten, die immer die Rückseiten ihrer Vorzüge besonders deutlich zeigen.

Ich habe mich mit Barbey d'Aurevilly ausführlicher als beabsichtigt beschäftigt. Das kam von selbst: er ist als Dichter wie als Kritiker einer der Aktuellen von morgen; man ist dabei, an ihn wieder anzuknüpfen. Der Leser wird das bei einer Bekanntschaft mit Barbey d'Aurevilly aus erster Hand recht deutlich fühlen. Seine Romane und Novellen werden sich auch hier von selbst einen Weg zu einem ganz bestimmten Kreis von Lesern machen. Dagegen wäre zu wünschen, daß aus der fast unübersehbaren Menge seiner Feuilletons das Wesentliche, Eigenthümliche, Dauernde ausgeschält und gesammelt werden möchte.

Ola Hansson.

*) Siehe besonders den Band „Les critiques ou les juges jugés.“ Paris. Lemerre.

## Schopenhauer in historischer Beleuchtung.

Innerhalb der bisherigen Geschichte der Philosophie Schopenhauer's kann man ziemlich deutlich drei Hauptperioden unterscheiden. Die erste derselben ist gekennzeichnet durch die völlige Nichtbeachtung des Philosophen wie seiner Lehre seitens der Zeitgenossen. Mit dem vollen Bewußtsein und der stolz ausgesprochenen Ueberzeugung, daß er ein unvergleichliches System geschaffen, wie es noch nie in eines Menschen Kopf gekommen, ja, daß er der einzig berufene Thronerbe Kant's und der Philosoph des Jahrhunderts sei, war er von vornherein als Schriftsteller aufgetreten: er mußte es diesen Aspirationen zum Trotz erleben, daß er Jahrzehnte lang gleicherweise der Gelehrtenwelt wie dem größeren Publikum der Gebildeten unbekannt blieb und seine Schriften in den Vorrathskammern der Buchhändler vermoderten. Sein Hauptwerk, „Die Welt als Wille und Vorstellung", erschien im Jahre 1819. Als er beinahe zehn Jahre später, Ende des Jahres 1828, sich nach dem Erfolge desselben erkundigte, schrieb ihm sein Verleger Brockhaus, daß von der geringen Auflage von 750 Exemplaren eine „bedeutende Anzahl" zur Makulatur gemacht worden, der Absatz stets „sehr unbedeutend" gewesen und noch immer 150 Exemplare vorräthig seien. Von diesem geringen Vorrathe wurden im Jahre 1830 noch 97 Exemplare eingestampft, und von den 53 übrig gebliebenen waren dreizehn Jahre später, im Jahre 1843, „noch genug für die Nachfrage vorhanden". Ein volles Menschenalter währte diese Periode, in der es schien, als sei der Geist der Geschichte über einen der genialsten Denker aller Zeiten mit Stillschweigen hinweggeschritten und habe ihn endgültig in der Dunkelheit des gemeinen Menschendaseins zurückgelassen. Dann aber, gegen Ende der vierziger und zu Beginn der fünfziger Jahre, löste sich allmählich der Bann, der auf ihm zu liegen schien, und nun, da er bereits an der Schwelle des Greisenalters stand, häuften sich die Ruhmeskränze auf seinem Haupte. In den letzten Jahren seines Lebens hatte er schon die ausgebreitetste Popularität erlangt, und galt als einer der gefeiertsten philosophischen Schriftsteller aller Zeiten. In noch stärkerem Grade wuchs sein Ruhm und der Einfluß seiner Lehre nach seinem Tode. In den sechziger und siebziger Jahren war Schopenhauer wenigstens in Deutschland der am meisten gelesene aller philosophischen Schriftsteller, aber auch im Auslande wurde er mit Eifer studirt, die Litteratur über ihn schwoll zu einer fast unübersehbaren Fülle an, und zahlreiche begeisterte Anhänger verkündeten aller Orten die Lehre des Meisters.

Diese größte Blütheperiode der Schopenhauer'schen Philosophie umfaßt ebenso wie die voraufgegangene der völligen Nichtbeachtung ungefähr ein Menschenalter. Seit etwa einem Jahrzehnte indessen hat sich eine neue Wandlung bemerkbar gemacht. Unzweifelhaft besteht ja auch heute noch eine große Schopenhauer-Gemeinde, aber man kann doch deutlich bemerken, daß ihre Mitgliederzahl sich schon erheblich verringert hat und noch weiter vermindert. In erster Linie aber hat sich die Art des Einflusses, den seine Lehre ausübt und der Anerkennung, die man ihr entgegenbringt, wesentlich modifizirt. In den sechziger und siebziger Jahren hatte Schopenhauer seine meisten und eifrigsten Anhänger nicht unter den Philosophen, sondern unter den Litteraten, und seine Lehre übte damals nur eine geringe Einwirkung auf die philosophische Gedankenentwicklung aus, um so mehr aber inspirirte sie die schöngeistige Litteratur. Von hier aus drang sie alsdann selbst in die Salons, in schöngeistig angehauchte Theezirkel ein, wo sie alsbald gleich einer neuen Kleidertracht zur äußerlich nachgeahmten Mode vielfach herabsank und nun natürlich keine eifrigeren Anhänger fand als die Frauen, trotz aller bösen Worte, mit denen Schopenhauer das weibliche Geschlecht bedacht hat. Heute dagegen hat der Frankfurter Philosoph in der schönen Litteratur schon längst anderen Modegötzen das Feld räumen müssen — unter ihnen steht jetzt sein ursprünglicher Anhänger und späterer heftige Widersacher Nietzsche in erster Reihe —, um so eifriger aber wird seine Lehre jetzt von den Philosophen studirt und wissenschaftlich bearbeitet. Dabei treten die absolut feindseligen, wie die einseitig apologetischen Tendenzen, die sich früher lärmend gegenüberstanden, nur noch vereinzelt hervor, sie haben einer ruhigeren Auffassung und einer kühleren, objektiven kritischen Prüfung Platz gemacht. Mit anderen Worten: gegenwärtig ist auch Schopenhauer bereits für uns zu einer historischen Erscheinung geworden.

Zunächst haben sich die historische Gelehrsamkeit und selbst die philologische Akribie, welche heutzutage in fast allen historischen Disziplinen zu Geltung kommt, auch der Schriften unseres Philosophen bemächtigt, und diese Richtung der geschichtlichen Schopenhauer-Studien hat einen besonderen Anstoß erhalten, seitdem vor einigen Jahren das Buchhändlerprivilegium für die Schriften Schopenhauer's erloschen und damit ein wesentliches äußeres Hinderniß für die dokumentarischen Veröffentlichungen beseitigt ist. Das Beste, was uns diese gewiß dankenswerthen Bemühungen in der jüngsten Zeit gebracht haben, ist die neue Schopenhauer-Ausgabe von Eduard Grisebach.*) Ich habe sie schon vor einiger Zeit, als erst ihre Anfänge vorlagen, an dieser Stelle**) besprochen und damals bemerkt, es lasse sich bereits erkennen, daß diese Schopenhauer-Ausgabe mit der verdienstvollen Kant-Ausgabe des Reclam'schen Verlags, welche Kehrbach veranstaltet hat, und deren Vorzüge allgemein anerkannt sind, auf gleicher Höhe stehe. Jetzt, nachdem die ganze Ausgabe abgeschlossen vorliegt, kann man das Urtheil noch dahin erweitern, daß sie unter allen Schopenhauer-Ausgaben weitaus den ersten Rang einnimmt, nicht nur weil sie die vollständigste, umfassendste ist, sondern auch weil sie auf dem gründlichsten Studium der Quellen beruht und diese mit großer Sorgfalt und kritischer Umsicht verwerthet hat.

Der eigentlichen Gesammtausgabe in sechs Bänden, welche die selbständigen, von Schopenhauer selbst veröffentlichten Schriften umfaßt, hat Grisebach noch einen vierbändigen Nachtrag unter dem Titel „Schopenhauer's handschriftlicher Nachlaß" folgen lassen. Er enthält diejenigen, zumeist auf der königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrten Manuskripte des Philosophen, — allerdings ist noch nicht alles verwerthet, — welche in der ursprünglichen Gesammtausgabe keine Aufnahme gefunden haben. Der größte Theil des hier gegebenen Textes ist zwar schon früher von Frauenstädt, dem bekannten Apostel und litterarischen Erben Schopenhauer's, publizirt worden, indessen so unvollständig, mit so zahlreichen Lücken und Textverstümmelungen und so geringer kritischer Sorgfalt, daß dem gegenüber diese Nachlaßpublikation von Grisebach fast den Anspruch erheben könnte, auch die erste zu sein. Uebrigens sind einzelne kleinere Abhandlungen und eine größere Zahl von Aphorismen hier auch wirklich zum ersten Male gedruckt worden.

Wer mit Schopenhauer's Lehre und seiner Geistesart auch nur einigermaßen vertraut ist, wird freilich nicht erwarten, in diesem Nachlaß etwas zu finden, das uns neue Aufschlüsse, vom rein Persönlichen abgesehen, bieten könnte. Schopenhauer nimmt darin eine ganz einzigartige Stellung ein, daß weder bei ihm selbst noch bei seiner Lehre von einer inneren Entwicklung, von einem stufenweisen Fortschreiten zu immer höheren Anschauungen gesprochen werden kann. Er ist frühzeitig mit sich und der Welt theoretisch völlig im Reinen und ergreift seine bestimmte fest umgrenzte Aufgabe. Mit dem Erscheinen seines Hauptwerkes „Die Welt als Wille und Vorstellung" ist dieselbe bereits gelöst. Drei Jahre nachher schreibt er selbst einmal an seinen Freund Osann:

> „Ich habe gelebt, um mein Buch zu schreiben: daher von dem, was ich in der Welt wollte und sollte, sind $^{99}/_{100}$ gethan und gesichert: der Rest ist Nebensache, folglich auch meine Person und ihr Schicksal."

In der ganzen Zeit von 1819 bis zu seinem Tode (1860) beschränkt sich daher auch seine produktive geistige Thätigkeit im Wesentlichen darauf, seine Grundgedanken zu paraphrasiren, zu erläutern, zu variiren und in Aphorismen, in die

*) Leipzig, Philipp Reclam jun.
**) „Nation", Jahrgang VIII, Nr. 36.

Kleinmünze des Verstandes, umzuprägen. Er gewinnt keinen höheren Standpunkt, und am wenigsten ist er fähig, den Pulsschlag seiner Zeit zu verstehen und von ihr Einwirkungen zu empfangen, sondern trotzig festgeschlossen und sich selbst genügend, so stehen seine Persönlichkeit wie sein Gedankensystem der Mitwelt gegenüber. Nach dieser Richtung schildert er einmal sich selbst in den Worten:

„Wie Hamlet, wenn er den Geist seines Vaters erblickt, die Augen starr allein auf diesen heftet und alle Umstehenden unbeachtet läßt, — so haben alle die, welche eine große und wichtige Wahrheit zuerst erkannten, nur diese ihr ganzes Leben hindurch im Auge behalten, ohne auf das derweilige Treiben der Zeitgenossen zu achten, oder mit dem, was diese zu ihrem Gesichte sagten, sich aufzuhalten. Denn eine solche Erkenntniß macht den Blick gewissermaßen starr."

Dieselbe Eigenthümlichkeit Schopenhauer's bringt es mit sich, daß wir auch in seinen Briefen wohl mancherlei Aufschlüsse über persönliche Beziehungen, Lebensschicksale und einzelne Charakterzüge erhalten, aber uns vergebens nach Aeußerungen umsehen, welche uns mehr und tiefere Einsicht in seine Lehre geben könnten als seine Schriften. Das tritt sofort deutlich hervor, wenn man die umfangreiche Sammlung von Schopenhauer-Briefen studirt, welche vor Kurzem Ludwig Schemann veröffentlicht hat.*) Dieselbe ist leider sehr überladen, theils durch langathmige Auseinandersetzungen des Herausgebers reflektirender und selbst polemischer Art, welche nicht in eine Sammlung von Dokumenten gehören, die für sich selber sprechen, theils durch mancherlei werthlose Stücke, deren Veröffentlichung allenfalls von dem archivalischen Spürsinn des Herausgebers, aber nicht von seinem kritischen Unterscheidungsvermögen rühmendes Zeugniß ablegt.

Was dem Briefwechsel geistig bedeutender Menschen oft einen so eigenthümlichen Reiz gibt, daß wir sie gleichsam in ihrer Werkstatt belauschen, daß wir verfolgen, wie sie im schriftlichen Meinungsaustausch lernend und belehrend ihre Ideen herauszuarbeiten streben, die Wahrheit suchen und finden, das fehlt hier vollständig. Schopenhauer selbst erklärt einmal ausdrücklich, daß seine Briefe keine neuen Gedanken enthielten, „als welche ich nicht an Privatkorrespondenzen verschwende," und er hat eine Herausgabe derselben nicht gewünscht. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, sind auch alle seine Briefe in einem knappen, oft geschäftsmäßig trockenen Stil gehalten. Das Skurrile, ungeschminkt Derbe seiner Ausdrucksweise, dem man so oft in seinen Schriften begegnet, findet sich natürlich hier besonders stark vertreten und ist gerade wegen der äußersten Knappheit des Stils oft von besonders drastischer Wirkung.

Der Schwerpunkt dieser Briefe liegt in dem, was sie zur Aufklärung mannigfacher persönlicher Beziehungen beitragen. Den werthvollsten Theil in dieser Rücksicht bildet der Briefwechsel mit Goethe, dem er zeitlebens als Anhänger seiner Farbenlehre und als unbedingter Bewunderer seines Genies gehuldigt hat. Man kann dieser von allen persönlichen Beziehungen unabhängigen Verehrung für das Genie, als einen Wohlthäter der Menschheit, keinen schöneren Ausdruck geben, als es Schopenhauer thut, wenn er trotz wiederholter Vernachlässigung von Goethe's Seite diesem schreibt:

„Ich kann es nicht verhehlen, daß es mich sehr geschmerzt hat, so gar keine ernstliche Theilnahme, Rückwirkung, Erwiderung von Ihnen zu erhalten.... Indessen bleibe es ferne von mir, gegen Sie mir auch nur in Gedanken einen Vorwurf zu erlauben. Denn Sie haben der gesammten Menschheit, der lebenden und kommenden, so Vieles und Großes geleistet, daß alle und jeder, in dieser allgemeinen Schuld der Menschheit an Sie, mit als Schuldner einbegriffen sind, daher kein Einzelner in irgend einer Art je einen Anspruch an Sie zu machen hat. Aber wahrlich, um mich bei solcher Gelegenheit in solcher Gesinnung zu finden, mußte man Goethe oder Kant sein: kein anderer von denen, die mit mir zugleich die Sonne sahen."

Von dem Briefwechsel mit Goethe abgesehen, verdient derjenige mit Adam von Doß in erster Reihe eine besondere Erwähnung. Adam von Doß, ein Jurist, der in jungen Jahren starb, hatte sich frühzeitig, von lebhaftem ehrlichen Wahrheitsdrange erfaßt und von metaphysischen Zweifeln gequält, der Lehre Schopenhauer's mit feurigem Enthusiasmus ganz zu eigen gegeben; er war dann auch dem Meister persönlich näher getreten und mit ihm in dauernder Verbindung geblieben. Schopenhauer hat ihm selbst das Zeugniß gegeben, daß er seine Lehre mit mehr Ernst als irgend ein Anderer ergriffen habe; er nannte ihn den tiefsinnigsten seiner Apostel und verglich ihn gern mit dem Evangelisten Johannes, nicht nur wegen dieses Tiefsinnes, sondern auch wegen seiner sanften, weichen Gemüthsart. Nicht ohne eine gewisse Rührung verfolgt man die Aeußerungen dieses in seiner schlichten Einfachheit so seltenen Wahrheitsdranges, wenn man erfährt, wie Doß die überaus kärgliche Muße, welche ihm die Sorge um den Broterwerb einerseits und um seinen von fortdauernden Leiden geschwächten Körper andererseits übrig ließ, dazu benutzt, um in die Lehre Schopenhauer's immer tiefer einzudringen und wie er mit einer fast naiven Unbefangenheit dem Meister seine Zweifel unterbreitet. Doß ist unzweifelhaft die sympathischste Erscheinung im Kreise der Schopenhauer'schen Jünger.

Unter dem 19. März 1857 schreibt Schopenhauer an Adam von Doß: „Suchsland, mein Verleger, kommt aus Jena, wo er hospitirt hat beim Kuno Fischer, der Kantische Philosophie las und gerade mein Lob in den stärksten Ausdrücken verkündete. Er hat 200 Zuhörer und sogar der Landesherr hat bei ihm hospitirt." Unter den hervorragenden Zeitgenossen Schopenhauer's war Kuno Fischer einer der ersten, welcher auf seine damals in ihrem Werthe noch sehr umstrittene Lehre, ohne ihr Anhänger zu sein, doch nachdrücklich hinwies und ihre bleibende, von der wechselnden Gunst der Zeiten unabhängige historische Bedeutung festzustellen suchte. Er hat dieses Thema seitdem wiederholt, immer tiefer in dasselbe eindringend, auf dem Katheder behandelt und jetzt, nachdem mehr als ein Menschenalter seit jener Erwähnung Schopenhauer's verflossen ist, das Endergebniß seiner Studien in einem Werke veröffentlicht, welches unzweifelhaft die dauernde Grundlage für die geschichtliche Betrachtung und Beurtheilung Schopenhauer's wie seiner Lehre bilden wird.*) Es reiht sich den Darstellungen an, welche er in seiner klassischen Geschichte der neueren Philosophie von dem Entwicklungsgange derselben bis zu Schelling gegeben hat. Der auszeichnende Charakter, welcher allen Theilen dieses umfassenden Werkes eigen ist, tritt auch in dem vorliegenden Bande aufs Neue hervor: unter den zeitgenössischen Historikern besitzt wohl Niemand in gleichem Grade die Fähigkeit, ein großes Gedankensystem von innen heraus zu reproduziren und dadurch gleichsam organisch nachzuschaffen, unbeschadet der strengsten Kritik, welche nachher in ihre Rechte tritt; und auf seine Darstellung läßt sich die Charakteristik übertragen, welche er selbst von dem philosophischen Stil im Allgemeinen und demjenigen Schopenhauer's im Besonderen gerade in dem vorliegenden Werke gibt:

„Bedeutende Gedanken so einleuchtend vortragen, daß jeder Denkende sie verstehen muß, sie dergestalt ordnen, abstufen und sprachlich nüanciren, daß sie im Hörer und Leser genau den Sinn erwecken, welchen der Schriftsteller beabsichtigt: darin besteht die Schönheit des Stils, sie wird nur aus dem eigenen, zu völliger Klarheit entwickelten Denken geboren und ist dessen deutlichster Ausdruck ... In der schriftlichen Darstellung soll jeder Gedanke so einfach, schlicht und verständlich ausgeprägt werden, als ob es sich um eine Inschrift handelt; daher der schöne Stil etwas vom Lapidarstil behalten und haben soll: eben darin unterscheidet sich die schriftliche Rede von der mündlichen. Aus diesem Grunde kann und soll man nicht so schreiben wie man spricht; die schriftliche Rede kann und soll so natürlich und naiv sein wie die mündliche von guter Art, aber nicht improvisirt wie diese. Alles Geschwätzige ist in der schriftlichen Darstellung vom Uebel. Um schön zu schreiben, muß man klar und geordnet denken: ‚man muß so denken wie die Architekten bauen', nicht so wie man Domino spielt."

Das ganze Werk Kuno Fischer's zerfällt in zwei Bücher, von denen das eine Leben und Charakter Schopenhauer's behandelt, das andere die Darstellung und Kritik seiner Lehre

*) Leipzig 1893, F. A. Brockhaus.

*) Arthur Schopenhauer. Von Kuno Fischer. (Band VIII der Geschichte der neueren Philosophie.) Heidelberg 1893. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

enthält. Man könnte glauben, daß dem Historiker für die eigentliche Darstellung der Lehre Schopenhauer's, die von ihm selbst schon mit so meisterhafter Klarheit entwickelt ist, nur noch wenig zu thun übrig sei. Wer indessen das vorliegende Werk aufmerksam studirt, der bemerkt leicht, wie viele Dunkelheiten, die zumeist der Sache nicht dem Philosophen zur Last fallen, erst hier aufgehellt oder erklärt werden. Nur auf wenige Hauptpunkte der Schrift, die auch für einen größeren Leserkreis wohl von Interesse sind, möchte ich an dieser Stelle mit einigen Worten hinweisen.

Vor allem hat Fischer ein merkwürdiges Problem in dem Charakter Schopenhauer's scharfsinnig formulirt und gelöst, nämlich ob und inwieweit bei ihm Lehre und Leben sich im Einklang befunden haben. Nach einer solchen Uebereinstimmung zu forschen, würde man kaum veranlaßt sein, hätte uns nicht Schopenhauer selbst darauf hingewiesen. Denn er beanspruchte, nicht nur ein philosophisches System neben anderen, sondern auch eine neue Heilslehre aufgestellt zu haben; er wollte eine Art Religionsstifter sein, weshalb er sich gern den abendländischen Buddha nennen ließ und seine nächsten und ergebensten Anhänger nach christlichem Vorbild als Jünger, Apostel und Evangelisten bezeichnete und klassifizirte. Nun stellt Schopenhauer in seiner Lehre Unglück und Elend als den thatsächlichen dauernden Zustand des Weltlaufs hin, er schildert Entbehrungen und Leiden als das einzige Thema des menschlichen Daseins. Ist diese Grundanschauung, so muß man fragen, der natürliche Reflex seines eigenen Lebens, oder befindet sie sich überhaupt damit in irgend welcher Uebereinstimmung? Weder das eine noch das andere ist der Fall. Schopenhauer hat Leiden und Unglück so wenig selbst erfahren, daß er vielmehr als einer der glücklichsten Menschen, als ein wahres Sonntagskind bezeichnet werden muß. Er besaß zeitlebens, ganz besonders auch in seinem Greisenalter, eine fast unverwüstliche Gesundheit, deren er sich wiederholt als eines der kostbarsten Besitzthümer rühmt; die quälenden Sorgen um den materiellen Erwerb, die schon so manche geistig strebende hochbegabte Natur frühzeitig aufgerieben haben, sind ihm nie nahe getreten, er erfreute sich stets vollster Unabhängigkeit, er durfte ganz seinem eigenen Genius leben und in ungestörter Muße sein Lebenswerk vollenden, das ihm eigentlich nichts mehr zu thun übrig ließ; er sah seine Lebensbahn von vornherein, ohne nach rechts oder links zu schwanken, klar vorgezeichnet und durfte sein ganzes innerstes Sein an die Schöpfung von Werken dahingeben, deren Unsterblichkeit er mit untrüglicher Gewißheit voraussah; er durfte endlich eines behaglichen, frohen, von Freundschaft und vielseitiger Verehrung durchleuchteten und erwärmten Greisenalters genießen, in dem die Ruhmeskränze auf seinem Haupte sich häuften. Niemand wird ein solches Leben als von Unglück erfüllt bezeichnen wollen. So wenig aber, als mit den Grundthatsachen seines Weltbildes befindet sich Schopenhauer's Leben in Uebereinstimmung mit den höchsten Forderungen, welche seine Sittenlehre aufstellt. Er hat keineswegs daran gedacht, die Willensverneinung, die das Endziel seiner Heilslehre bildet, selbst zu verwirklichen und etwa als Büßer oder Anachoret ein entsagungsvolles, asketisches Leben zu führen; and die Tugenden der Selbstentsagung und Selbstverleugnung, der Demuth und Gelassenheit, die er vor allen preist, lagen so gänzlich außerhalb seiner ursprünglichen Willensrichtung, daß selbst ihre theoretische Verherrlichung weder früher oder später vermocht hat, die entgegengesetzten Charaktereigenschaften, sein ungestümes, jähes und heftiges Wollen, die beständige Angst vor den Gefahren der Welt, die Ueberschätzung ihrer Scheinwerthe und die ungeheure Werthschätzung seiner selbst, auch nur zu mildern, geschweige denn ganz zu beseitigen.

Trotz alledem aber darf man nicht meinen, daß seine pessimistische Lehre äußerer Schein oder bloße Maske gewesen sei; nur ist sie eben nicht Schicksal, sondern Anschauung, sie hat zunächst nichts mit seinem persönlichen Charakter und seinen Lebenserfahrungen zu thun, sondern ist objektiv aufgenommenes Bild, eine völlig schmerzlose, durch die Stärke ihrer Klarheit und Lebhaftigkeit genußreiche Vorstellung.

„Die Tragödie des Weltelendes spielte im Theater, er saß im Zuschauerraum auf einem höchst bequemen Fauteuil mit seinem Opernglase, das ihm die Dienste eines Sonnenmikroskopes verrichtete; viele der Zuschauer vergaßen das Weltelend am Buffet, keiner von allen folgte der Tragödie mit so gespannter Aufmerksamkeit, so tiefem Ernst, so durchdringendem Blick; dann ging er tiefeerschüttert und seelenvergnügt nach Hause und stellte dar, was er geschaut hatte."

Betrachtet man also unter diesem Gesichtspunkt den Ursprung der Schopenhauer'schen Lehre und ihr Verhältniß zu seiner Persönlichkeit, so ergibt sich alsbald die Lösung des Räthsels. Seine Lehre war ein Genieprodukt, nicht das Ergebniß einer ursprünglichen Willensrichtung, ein Kunstwerk, welches nicht nach dem Sollen fragte, sondern nach dem Sein und dieses objektiv in Begriffen darzustellen suchte; und Schopenhauer selbst war in erster Linie Künstler, aber nicht auch das, was er hat sein wollen, ein Religionsstifter. Vergleicht man also seine Lehre mit seiner moralischen Persönlichkeit, so tritt der Widerspruch alsbald klaffend hervor, vergleicht man sie mit seiner genialen Geistesart, so finden sich beide durchaus im Einklang. Denn alsdann wird man von Schopenhauer so wenig die Verkörperung seiner Sittenlehre verlangen können, wie etwa vom Bildhauer, daß er den schönen Menschentypus, den er im Marmor darstellt, auch in seinem eigenen Leibe verkörpere. Alsdann erklären sich auch so manche Eigenheiten, die uns sonst gar verwunderlich erscheinen würden. Wir brauchen ihn nur uns vorzustellen, wie er bei der Arbeit in seinem Atelier hantirt, gleichsam in Hemdsärmeln, mit allen Unarten einer Künstlernatur, immer derb zufahrend in seinen Reden, ungeschminkt grob und superlativisch in seinen Ausdrücken, namentlich in den zahlreichen Kosenamen, vom „Subjekt" aufsteigend in einer langen Skala bis zum „Hundsfötter" und „Schuft", mit denen er seine Widersacher zu bedenken pflegt. Die eigenen Bekenntnisse über die Art seines geistigen Schaffens bestätigen durchaus diese Auffassung von dem Vorwalten seines rein künstlerischen Genies, welches, wie Niemand gerade einleuchtender dargestellt hat als Schopenhauer, erst dann zum Schaffen wahrhaft befähigt ist, wenn es vom Willen, vom ursprünglichen Charakter sich zeitweise loslöst und nun als reines Weltenauge die Dinge in ihrem einfachen Sein und ihrer ursprünglichen Gestalt auf sich wirken läßt, wenn es die Wahrheit nicht von Willensimpulsen getrieben sucht, sondern, fast ohne es zu wollen, von ihr gleichsam besessen wird. So schildert Schopenhauer in einem Briefe an Goethe die Art seines geistigen Schaffens:

„Jedes Werk hat seinen Ursprung in einem einzigen glücklichen Einfall, und dieser gibt die Wollust der Konzeption; die Geburt aber, die Ausführung ist bei mir wenigstens nicht ohne Pein. Denn alsdann stehe ich vor meinem eigenen Geist, wie ein unerbittlicher Richter vor einem Gefangenen, der auf der Folter liegt, und lasse ihn antworten, bis nichts mehr zu fragen übrig ist."

Und in seinen Rudolstädter Bekenntnissen vom Jahre 1813 heißt es:

„Wenn mir ein Gedanke nur undeutlich entsteht und als ein schwaches Bild vorschwebt, so ergreift mich eine unsägliche Begierde, ihn zu fassen, ich lasse alles stehen und verfolge ihn, wie ein Jäger das Wild, durch alle Krümmungen, stelle ihm von allen Seiten nach und verrenne ihm den Weg, bis ich ihn fasse, deutlich mache und als erlegt zu Papier bringe."

Allerdings ist es nun gerade das innere Erleben dieses Zwiespalts zwischen ursprünglicher Charakteranlage und genialer Geistesart, zwischen Willen und Intellekt, das seine Lehre offenkundig inspirirt hat. Alle wirklichen Leiden, sofern sie nicht von außen bestimmt werden, flossen für Schopenhauer aus seinem moralischen Charakter, alle hohen Freuden des Daseins aus seinem Genie; in dem Abgrunde seines Willens herrschte Dunkel, in seinem Intellekt eine Quelle und Fülle von Licht. Dasselbe Verhältniß spiegelt sich in seinem System wieder, es wird hier gleichsam auf die breite Fläche des gesammten Daseins projizirt: die Welt als Wille, das ist die Welt des Scheins, die in den täuschenden Schleier der Maja gehüllt ist, das ist zugleich die Welt des Elendes, des Jammers und fortdauernder Qual; die Welt als Vorstellung, als reines zeitloses Objekt, als

Gegenstand der genialen künstlerischen oder philosophischen Anschauung, das ist im Gegensatze dazu die Welt der reinen Freuden, in der, um mit Schiller zu reden, des Jammers trüber Sturm nicht mehr rauscht, in der die höchste Seligkeit beschlossen ist. Der Aristokratismus des Geistes, der sich daraus von selbst ergibt, ist von Niemandem so eindringlich gepredigt worden als von Schopenhauer, er spielt in seinem System eine so dominirende Rolle, daß man dasselbe unschwer daraus herleiten könnte. In immer neuen Wendungen variirt er das Horazische Odi profanum vulgus et arceo und häuft Ausdrücke der tiefsten Verachtung auf die große Masse der Menschen, die nur ihren zeitlichen kleinen Interessen leben, auf dieses „Pack der Menschheit", die „Fabrikwaare der Natur", wie er sie nennt, und um so mehr preist er auf der anderen Seite die wenigen Genies, welche die Natur immer nur höchst selten erzeugt. Es ist oft bemerkt und gerade auch von Schopenhauer vielfach feinsinnig geschildert und begründet worden, daß geniale Naturen immer etwas vom Wesen der Kinder behalten, indem sie leichtgläubig und unerfahren wie diese durchs Leben schreiten, sich in ihren eigenen zeitlichen Interessen oft sehr wenig selbst berathen können und wie die Kinder durch gleißenden Schein, der ihr Auge blendet, sehr oft sich täuschen lassen und sich ihm gefangen geben. Gerade der letztere Zug tritt auch bei Schopenhauer in stärkster Weise hervor, ganz besonders in seinen letzten Lebensjahren, da der Ruhm, den er so lange erstrebt hatte, ihm in überreicher Fülle zu Theil wurde. Hier ist er so wenig von dem tragischen Grundgedanken seiner Lehre, von der Idee der Weltvernichtung, beherrscht, daß er gegenüber dem Bibelworte, das menschliche Leben währe 70 Jahre, bei dem Upanischad und einem französischen Physiologen Flourens Trost sucht, welche behaupteten, es könne auch wohl 100 Jahre dauern; und die Verachtung der Scheinwerthe der Welt, welche seine Lehre predigt, hat für ihn so wenig praktische Bedeutung, daß er von den Regungen der kleinlichsten, einer oft komisch wirkenden Eitelkeit ganz beherrscht ist. In ergötzlicher Weise schildert Kuno Fischer dieses Verhalten in seinen letzten Lebensjahren:

„Wenn man Schopenhauer's Lebensgeschichte mit Theilnahme verfolgt und ihn von dem unbändigen Wunsche nach Ruhm so viele Jahre bedrängt und gequält sieht, so entsteht, wie bei Romanen, die man in der Jugend liest, die gespannte Erwartung, ob sie sich kriegen oder nicht: nämlich er und der Ruhm. Man ist erleichtert, wenn man ihn endlich mit Petrarca's Worten aufjauchzen hört: ‚Ich bin den ganzen Tag gelaufen, es ist Abend, ich bin da!' Er in der Daphne, die vor ihm floh, nachgejagt, bis er sie ergriff und nun hatte, was er wollte: nicht die Daphne, sondern den Lorbeer! — Indessen war er heißhungrig geworden und konnte von der ambrosischen Kost nicht genug haben; er verschlang Weihrauch und Lorbeer wie Salat und seufzte täglich: ‚Ich erfahre nur die Hälfte, nur den vierten Theil meines Ruhmes.' Da war kein litterarischer Winkel verborgen, kein Skribler unbedeutend genug: die Lobsprüche, woher sie auch kamen, sollten fleißig ausgespürt und pünktlich bei Heller und Pfennig abgeliefert werden, damit er sie einkassire. Man lese nur seine Briefe an die Apostel, denen er es zur wichtigsten Pflicht machte, was auch nur über ihn gedruckt wäre, auszukundschaften und in unfrankirten Briefen an die Centralstelle einzusenden. Er war wirklich wie die Kinder: er konnte Gold und Katzengold nicht unterscheiden!"

Indessen wird man auf diese Charakterschwäche keinen übertriebenen Werth legen dürfen. In einem von Gwinner mitgetheilten Bekenntniß spricht er einmal selbst andeutungsweise von derartigen Schwächen und fügt dann hinzu, das alles sei doch nur fremder Stoff, aus dem höchstens der Rock gemacht gewesen sei, den er eine Weile getragen und dann gegen einen anderen abgelegt habe. Wer aber sei er denn? Der, welcher die Welt als Wille und Vorstellung geschrieben und vom großen Problem des Daseins eine Lösung gegeben, welche vielleicht die bisherigen antiquiren, jedenfalls aber die Denker der kommenden Jahrhunderte beschäftigen werde.

Derselbe Zwiespalt zwischen dem moralischen Charakter und der genialen Geistesart Schopenhauer's, zwischen seinem Willen und Intellekt, der seine ganze Lehre beeinflußt, hat namentlich auch in seinem Pessimismus deutliche Spuren zurückgelassen. Es gibt einen landläufigen gemeinen Pessimismus, der einen ganz subjektiven Charakter hat und nichts weiter ist als die Kehrseite einer unersättlichen Genußgier; und es gibt andererseits einen edlen, erhabenen, von einem tief-religiösen Grundzug beherrschten Pessimismus, der aus der Tiefe der Welterkenntniß hervorgeht. Der erstere wurzelt im Willen, sein Ziel ist die stärkste Weltbejahung, sein Grundcharakter die äußerste Selbst- und darum Genußsucht, mit der er zusammengehört wie das Symptom mit seiner Krankheit; der zweite wurzelt im Intellekt, sein Ziel ist die Weltverneinung oder im religiösen Sinne die Erlösung. Die Schopenhauer'sche Philosophie umfaßt beide Arten, und daraus erklärt es sich, daß wir, wenn der Philosoph uns seinen Pessimismus darstellt, bald von Mißbehagen und selbst Widerwillen erfüllt, bald unwiderstehlich fortgerissen werden, von jener unbezwinglichen Kraft, die der Wahrheit innewohnt. Wo er einen rechnungsmäßigen Kalkül anstellt, um die Summe des menschlichen Glücks als unendlich klein, die des Unglücks als riesengroß erscheinen zu lassen, da holt er seine Argumente zumeist aus der Denk- und Empfindungsweise der Genußgierigen, welche mit Faust von sich sagen dürfen:

So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

Hier werden seine Klagen über das Elend und die Erbärmlichkeit der Menschen wie der Welt zum ermüdenden Lamento und sie wirken keine Ueberzeugung, sie haben einen rein subjektiven, oft auch einen ganz persönlichen Charakter, so daß man ihnen andere Meinungen mit gleichem oder besserem Rechte entgegenstellen könnte. Dagegen ist seine pessimistische Lehre da von eindrucksvollster Ueberzeugung und packender Wirkung, wo sie unmittelbar seiner genialen Geistesart entspringt, und wo er als objektiver, interesseloser Beobachter die reine Idee des Seienden mit der ganzen Frische und lebendigen Kraft seines Geistes zu erfassen sucht. Er durfte mit Recht darauf hinweisen, daß diese Art des Pessimismus von jeher ein Erbgut aller genialen Geister gewesen sei, mochten sie nun Denker oder Dichter sein, weil das Genie zwar durch das Erkennen selbst zu reiner Freude, durch das Erkannte aber, das alte qualvolle Räthsel des Oedipus, nur zu tiefer Schwermuth gestimmt werden kann. Daher gilt von den Genies, was Giordano Bruno von der eigenen Gemüthsstimmung angibt, in tristitia hilaris, in hilaritate tristis; sie werden von dem Doppelgefühl einer überirdischen Heiterkeit, die uns von ihrer hohen Stirn, aus ihrem klaren schauenden Blicke entgegenleuchtet und einer unbezwinglichen Schwermuth und Melancholie beherrscht, als deren körperlicher Ausdruck der schmerzlich zusammengezogene Mund sich darstellt. Diese Schwermuth erkannte auch Goethe als die Grundirung gleichsam des geistigen Schaffens für den Poeten an:

Zart Gedicht wie Regenbogen
Ist nur auf dunklem Grund gezogen.
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.

In diesem erhabenen, aus tiefer Welterkenntniß hervorgegangenen Pessimismus findet sich Schopenhauer durchaus im Einklang mit den geistesverwandten Dichtern seiner Zeit Leopardi und Byron, welch letzterer dasselbe Thema in seinem „Kain" so meisterhaft behandelt hat, ja überhaupt mit den größten Dichtern aller Zeiten. Es ist dasselbe Thema, welches auch die großen griechischen Tragiker behandelt haben, auch Shakespeare, namentlich im Hamlet, oder wenn er den König Heinrich IV. das Leitmotiv desselben angeben läßt:

O, könnte man im Schicksalsbuche lesen,
Der Zeiten Umwälzung, des Zufalls Hohn
Darin ersehen, und wie Veränderung
Bald diesen Tag, bald jenen uns kredenzet, —
O, wer es säh'! und wär's der frohste Jüngling,
Der, seines Lebens Lauf durchmusternd,
Das Ueberstandene, das Drohende erblickte, —
Er schlüg' es zu, und setzt' sich hin, und stürbe.

Ein doppeltes Antlitz zeigt nicht nur der Charakter und die pessimistische Lehre, sondern die ganze Philosophie Schopenhauer's. Sie hat einen sterblichen und unsterblichen Theil

wie alles Große. Im Jahre 1868 schrieb Richard Wagner an Lenbach, als dieser ihm sein Schopenhauer-Porträt übersandt hatte:

„Ich habe die eine Hoffnung für die Kultur des deutschen Geistes, daß die Zeit komme, in welcher Schopenhauer zum Gesetz für unser Denken und Erkennen gemacht werde.“

Als Wagner diese von der wohl zu verstehenden Begeisterung des Jüngers eingegebenen Worte niederschrieb, lauschte man dem Meister noch fast allgemein mit derselben Gespanntheit, welche alles Neue und Ueberraschende so leicht hervorruft, einer Gespanntheit, welche nur immer wieder begierig horchen, aber sich nicht durch kritische Reflexionen unterbrechen lassen will. Jetzt hat man ihn nun zu Ende gehört, die objektive Beurtheilung tritt in ihr Recht, und da wird man nicht jenes Wort von Richard Wagner, sondern das historische Urtheil Kuno Fischer's sanktioniren: es mag dahin gestellt bleiben, ja sehr fraglich sein, ob man Schopenhauer auch in der Zukunft Recht gibt; sicher ist nur eins: daß man ihn nie wieder vergißt.

M. Kronenberg.

## Bauernfeld's Nachlaß.*)

Ein Lustspieldichter, der seit mehr als zwei Menschenaltern Mit- und Nachwelt unterhält, würde Beachtung verdienen, selbst wenn er nur ein findiger Handwerker wäre. Und Bauernfeld ist mehr, ist anderes, als ein Handwerker. Ein Künstler im hohen, strengen Sinn Grillparzer's oder Hebbel's war er, nach dem übereinstimmenden Urtheil beider, allerdings nicht. Der Dichter von „Weh dem, der lügt“ ist in seinen (von August Sauer im VI. Ergänzungsbande der neuen Grillparzerausgabe veröffentlichten) „Erinnerungen aus dem Jahre 1848“ soweit gegangen, den Bruch in Bauernfeld's Entwicklung seiner unzeitigen Beschäftigung mit der Politik zuzuschreiben. Halb Goetheaner, halb Tieckianer, sei Bauernfeld in die Litteratur eingetreten; bis zu seinem 30. Jahre habe er schwerlich eine Zeitung gelesen; erst der Censurdruck habe ihn getrieben, an dem Lärm des jungen Deutschland als echter Wiener Raisonneur theilzunehmen. Der tiefe Grund der steten Unruhe in Bauernfeld's Wesen sei in Mängeln seiner Begabung gelegen; glücklich in der Charakteristik der Nebenpersonen, weil er diese negativ halten könne und nur abgerissen, sprungweise einzuführen brauche, seien seine Hauptpersonen meist unbedeutend oder allgemein gehalten. Sein unvergleichliches Talent für das Einzelne sei durch das Fließende seiner Natur in Bezug auf ein Ganzes sehr in Schatten gestellt worden. Nicht in derselben Form, doch in der Sache vielfach übereinstimmend, äußerte sich Laube wiederholt über den Komödienschreiber, der seinen Lustspielgrößen ein unentbehrlicher Mitarbeiter wurde. Hoch, sehr hoch schlägt Laube Bauernfeld's Bedeutung für das Repertoire, seinen Dialog, seine Fähigkeit für das einfache Tageslustspiel an; selbst der Vorbehalt, den der Dramaturg gegen das innerste Wesen des Autors macht — „die innerliche Beschaffenheit seiner künstlerischen Natur ist kein fester Kern, sondern sie ist eine Art Gallerte“ — sei in gewissem Sinne eine Empfehlung für den Lustspieldichter, der das Vergängliche in den Lebenskonventionen oder doch das Wandelbare in sich tragen muß, um es leicht, behaglich, lächerlich und — rasch zu gestalten. Minder feierlich als im geschriebenen, meinte Laube im gesprochenen Wort zu Bauernfeld, der fast jedes seiner eingereichten und angenommenen Stücke vor der Aufführung auf den Wink oder Einwurf des Nächsten Besten oder Schlimmsten ummodelte: „Herr, sind Sie ein Schneider oder ein Dichter?“ Durchwegs Zeugnisse, die nicht gegen den Künstlerfleiß Bauernfeld's, nur gegen einen Grundmangel seiner Natur sprechen: es war ihm nicht gegeben, irgend ein Werk langsam ausreifen zu lassen. Er war ein Bühnenjournalist, wie Goldoni, den Blick unverwandt auf die Gesellschaft des Tages und die Modewandlung der Stunde gerichtet; dabei gesittet und anmuthig im Ton des Spottes; in seiner Empfindsamkeit lange nicht so tief, wie seine Jugendfreunde Schwind und Schubert und doch nicht unwerth ihrer Art und Kunst. Als richtiger Kenner des Wiener Mittelstandes und der aristokratischen Ischler Kreise in den wechselvollen Jahrzehnten von 1830 bis 1890 ist Bauernfeld ein unentbehrlicher Gewährsmann für jeden, der über deutschösterreichische Dinge und Menschen dieser Epoche mitreden will. Daß er weit über diese lokale Bedingtheit auch nach Deutschland hinübergegriffen, weiß jeder Theatergänger. Bei einer vom Burgtheater gebrachten Inscenirung von „Bürgerlich und Romantisch“ ist uns im vorigen Jahre erst recht klar geworden, daß dies vormärzliche Zeitbild, im Kostüm der Dreißigerjahre gespielt, mit seinen auf Paßschwierigkeiten gebauten Motiven als historisches Genrestück im Repertoire keiner feineren Lustspielbühne fehlen sollte. Die Haare der Lustspielmuse Bauernfeld's scheinen wohl ein bischen angegraut: ihre Backen aber sind jugendroth und die Aeuglein blitzen so frisch und lustig, wie nur am Tag der Première, die am 7. September 1835 stattfand. Die Durchschnittsmenschen waren dazumal harmloser, fröhlicher, gemüthlicher. Wie ein Nachklang aus jener Zeit gemuthen die Lustspiele, die — auf testamentarischen Wunsch Bauernfeld's — Ferdinand von Saar als erste Gabe aus dem Nachlaß bietet. Nicht ohne Sorge nahm ich den Band zur Hand, dem Saar ein Geleitswort mit auf den Weg gegeben, wie es nur ein Altwiener dem anderen zu schreiben vermag; allein auch die Lektüre der Bauernfeldiana heimelte mich mehr und mehr an; wie wenn ich im Traum wieder einmal im basteienumgürteten Wien meiner Kindheit umherschlendern würde. Ein Feuillet'sches Proverbe „Im Alter“, deutsch gewandet, wird mit Darstellern, die der ersten Besetzung, Julie Rettich, Löwe, La Roche, nicht ganz unwürdig wären, jederzeit einen Spiel- und Thränenerfolg haben. „Die Verlassenen“ sind eine echte Ischler Conserve zwischen Ur-Oesterreichern. „Mädchenrache“ behandelt spanische Motive im Hof-Bibliotheksstil, d. h. in der vormärzlichen Art, in der die Beamten der kaiserlichen Büchersammlung, Halm und seine Leute, Lope und die anderen ins Wienerische übersetzten. „Der Alte vom Berge“ — die Bekehrung eines atheistischen Misanthropen zu „Gott“ durch die Begegnung mit einem todgeglaubten Kind der Liebe — ist in seiner treuherzigen, zu Lachthränen rührenden Treuherzigkeit ein document humain der nicht immer waschechten Altwiener Gemüthlichkeit. Sehr witzig (und wohl einem französischen Urbild entlehnt) ist eine satirische Festkomödie im Bauernfeldischen Pariserisch: betitelt Le Paradis, die übermüthige Geschichte und Philosophie des Sündenfalls in gereimten Wechselgesprächen zwischen Le Seigneur, Adam, Eva und der Schlange, ausklingend in einer (wie für den Gott der Lustspieldichter gemachten) Kunstweisheit des HERRN:

> Le savoir n'est que pour moi pour le Dieu:
> A vous suffit le savoir faire.

Als ehrwürdigstes Erbstück betrachten wir aber Bauernfeld's letztes Opus „Die Hitzköpfe“, eine lose Szenenreihe, die der 87jährige halb Erblindete wenige Wochen vor seinem Heimgang in der Villa Wertheimstein seiner Pflegerin, der „Resel“, diktirte; die Komödie spielt in den Tagen Ludwigs XIV. und gipfelt in einer Schutzrede für Molière:

> Ein Wort zu seinen Gunsten sei vergönnt,
> Er, der der Lüg' und Heuchelei ein Feind,
> Der Wahrheit Pfade wandelt, der Natur,
> Er nennt die Dinge bei dem rechten Namen,
> Er stellt den Menschen hin und sagt: Sa ist er!
> Sa nackt und bloß, so schwach, sa reich an Fehlern,
> Sa arm an Mitteln, Fehler los zu werden! u. s. w. u. s. w.

In derselben Zeit hatte Bauernfeld, zu Ehren der Grundsteinlegung zum Raimund-Denkmal, ein paar (leider

*) Eduard von Bauernfeld's Dramatischer Nachlaß. Herausgegeben von Ferdinand von Saar. Stuttgart. 1893. Cotta.

in diesem Nachlaßband nicht gebrachte) Strophen improvisirt, die mir unvergeßlichen Eindruck machten: der sieche, auf dem Ruhebett mehr liegende, als sitzende Greis begann, auf ein hingeworfenes Wort von Josephine von Wertheimstein — seine Verse aus dem Gedächtniß herzusagen. Von Zeile zu Zeile wuchs mit dem Behagen die gebückte Gestalt des Alten. Von innerem Feuer durchglüht, erhob er sich bei der Wendung, die des Heine'schen Grußes an den Wiener Volksdichter gedenkt. Einmal, noch einmal stand der alte Bauernfeld wieder vor uns, wie er so oft in denselben Räumen seine neuesten Eingebungen vorgetragen mit einer Kraft und einem Schwung, den seine besten Darsteller kaum jemals erreichten, niemals übertrafen. Wer ihn würdig auf solchen Höhepunkten seines Lebens festhalten könnte, wäre kein schlechter Porträtist.

Wien. **A. Bettelheim.**

**Publications of the English Goethe Society vol VII. Transactions 1891—1892. Edited by Eugene Oswald M. A. Ph. D. Secretary to the Society. London, published for the society by David Nutt, 270 Strand. 1893.**

Die Anzeige eines einzelnen Bandes einer im Auslande erscheinenden periodischen Veröffentlichung verlangt wohl eine besondere Rechtfertigung. Diese Rechtfertigung liegt darin, daß der hier zu besprechende 7. Band der erste ist, der unter der zielbewußten Redaktion des den Lesern der „Nation" wohlbekannten Schriftstellers Eugen Oswald erscheint, ferner darin, daß dieser Band Kunde gibt von der gedeihlichen Entwicklung einer mit der deutschen Goethe-Gesellschaft in naher Verbindung stehenden englischen Goethe-Gemeinde, die, wie es solchen Gesellschaften oft beschieden ist, kürzlich eine Zeit schwerer, bedrohlicher Krise durchgemacht hatte. Der englischen Goethe-Gesellschaft gehören Männer und Frauen der deutschen und englischen Gesellschaft Londons an, Forscher und Schriftsteller, Beamte und Kaufleute. Der vorliegende Band enthält die Namen der Mitglieder, gibt aber, was für uns wesentlicher, Kunde von der wissenschaftlichen Thätigkeit der Gesellschaft, die sich begreiflicher Weise bei der Verschiedenheit der Länder und der Zusammensetzung der Gesellschaft von der, wie sie etwa im Goethe-Jahrbuch seit 15 Jahren alljährlich einer großen Gemeinde dargeboten wird, durch Verschiedenes unterscheidet. Während das Jahrbuch nämlich aus einem privaten wissenschaftlichen Unternehmen herausgewachsen ist, das sich ursprünglich an eine verhältnißmäßig kleinere Zahl von Fachleuten wandte und diesen seinen Ursprung weder verleugnen kann noch will, nur eben seine Kreise keineswegs widerwillig weiter ziehen muß und außer den Fachleuten nun auch dem großen Publikum von den Arbeiten der Gelehrten Nachricht gibt und es zur Theilnahme an diesen auffordert, wendet sich die englische Publikation ausschließlich an ein nicht vorbereitetes Publikum. Daher fehlen ihr drei Theile, die dem deutschen Unternehmen eigenthümlich sind: kleine wissenschaftliche Untersuchungen, die einzelne Stellen Goethischer Dichtungen erklären oder biographische Thatsachen und Daten erläutern, ferner Mittheilungen von ungedruckten Briefen und Aktenstücken, überhaupt von Material, das der spätere Biograph oder Beurtheiler bedeutender Werke als Rüstzeug braucht, endlich die Bibliographie, die theils referirende, theils kritische Zusammenstellung der gesammten in dem Berichtsjahre erschienenen Ausgaben, Kommentare, biographischen Schriften. Dafür enthält ihrerseits die englische Publikation zwei Arten von Beiträgen, auf die man bei einem deutschen Jahrbuch verzichten muß, nämlich Uebersetzungen Goethischer Arbeiten und solche litterarhistorische Aufsätze, die nicht Goethe betreffen. Von jenen seien die Uebersetzungen von „Meine Göttin, Gesang der Parzen, Sonette, römische Elegien" hervorgehoben, von denen die letzteren durch Th. Martin in englischen Distichen den deutschen Leser wohl etwas seltsam anmuthen, aber wegen des feinsinnigen Versenkens des Uebersetzers in das Original ebensowohl Hervorhebung verdienen, als wegen des Umstandes, weil es die erste Uebersetzung dieses eigenartigen, gewiß noch heute von vielen Ausländern perhorrescirten Werkes ist. Die Aufnahme solcher Uebersetzungen ist völlig gerechtfertigt, weil es ja Zweck der englischen Gesellschaft ist, ihre Landsleute für Goethe zu gewinnen und diejenigen, die keine oder eine ungenügende Kenntniß der deutschen Sprache besitzen, auf die leichteste Weise in ein unbekanntes Gebiet einzuführen. Auch die zweite Art der dem englischen Jahrbuche eigenthümlichen Beiträge, die Aufsätze über andere deutsche Schriftsteller, finden, so ungewohnt dies uns auf den ersten Augenblick erscheint, in diesem Jahrbuche mit vollem Rechte ihren Platz, denn man kann nicht leugnen, daß eine derartige Sammlung die Erweckung der Freude am deutschen Geistesleben überhaupt zu ihrem Ziele haben muß. Eine derartige Abhandlung ist um so willkommener, wenn sie, wie es hier geschieht, Adelbert v. Chamisso betrifft, einen Dichter also, der zu Goethe's Zeiten lebte und von ihm mannigfach in seinem Dichten bestimmt wurde. Oswald's Abhandlung über ihn ist eine sehr fleißige Arbeit, die Biographisches und Dichterisches gleich sorgfältig berücksichtigt, auch weniger bekannte Arbeiten, z. B. Chamisso's Faust, am ausführlichsten freilich den Peter Schlemihl behandelt, dagegen sind die schönen erzählenden Dichtungen der späteren Zeit auf die doch eigentlich der Hauptnachdruck bei Chamisso gelegt wird, kurz, vielleicht zu kurz abgethan, die Musenalmanache 1804—18 6, wie überhaupt die lyrischen Versuche der Jugendzeit werden gar nicht erwähnt.

Unter den eigentlichen Goethe-Arbeiten die ausführlichste ist die von Alexander Tille, einem deutschen Gelehrten, der als Universitätsdozent in Glasgow wirkt, über die künstlerische Darstellung der Faust-Legende; eine Abhandlung, die nur kurz erwähnt zu werden braucht, weil sie den deutschen Lesern in einer von dem Verfasser herrührenden Fassung in den „Preußischen Jahrbüchern" vorliegt. Andere Abhandlungen verbreiten sich über Goethe's Optimismus und Pessimismus, behandeln Goethe als Staatsmann, streifen, ohne etwas Neues zu bringen, ja auch ohne die darüber bereits existirenden Arbeiten völlig genügend zu benutzen, die früheren Kritiken Goethischer Werke in England. Bei zweien ist etwas eingehender zu verweilen. Der Verfasser der ersten „Beiträge zum Studium des Faust", W. C. Coupland, der schon vor acht Jahren über diese Goethische Dichtung ein sehr beachtenswerthes Buch geschrieben hatte, lenkt die Aufmerksamkeit seiner englischen Leser auf manche neue Erscheinungen der Faust-Litteratur, auf die Faust-Bände der Weimarschen Goethe-Ausgabe, auf einige neue Erklärungen, z. B. die Kuno Fischer's, dem gegenüber er die Einheit der großen Dichtung vertheidigt, sodann auf einige neuere Arbeiten über Mephisto, welche die Frage erörtern, ob die Ausführung dieser Persönlichkeit im Laufe der Dichtung Schwankungen unterworfen war, eine Frage, die unser Autor mit manchem seiner Vorgänger bejaht. Eine zweite Abhandlung von Mensch über Goethe und Wordsworth ist eine lang ausgesponnene Parallele beider Dichter, deren Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zusammengestellt werden, eine Parallele, die viel Geistreiches bietet, aber dem deutschen Leser, trotzdem dieser neuerdings durch Brandes' meisterhafte Darstellung des englischen Dichters mit dessen Wesen vertraut gemacht wurde, doch etwas seltsam vorkommen muß. Denn dieser englische Dichter des Naturalismus stand doch auf einem wesentlich anderen Standpunkte als Goethe, hatte mit ihm persönlich gar keine Berührung, wurde von Goethe selbst, soweit mir bekannt, niemals erwähnt und durchaus nicht beachtet, schenkte dem deutschen Dichter eine so geringe Theilnahme, eher Mißachtung als Achtung, daß uns eine derartige Gegenüberstellung doch allzu gezwungen erscheint. Doch mag man auch mit dieser Abhandlung weniger zufrieden sein und bei einzelnen anderen kritische Bedenken nicht unterdrücken können, so wird man doch den ganzen Band mit unbeeinträchtigtem Vergnügen betrachten. Alle Beiträge, die Uebersetzungen, Untersuchungen und allgemeinen Betrachtungen beweisen ein ernstes Streben und eine schöne Kenntniß von Goethe's Dichtungen und sie zeigen, was als besonders werthvoll hervorgehoben werden muß, vor allem jenes ernstliche Verlangen gebildeter Ausländer, in die deutsche Kulturentwicklung einzudringen und ein neues Einheits- und Friedensband um zwei Völker von gemeinsamem geistigen Ursprung und einer auf dasselbe Ziel hinarbeitenden Entwicklung zu schlingen.

**Ludwig Geiger.**

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 15. Berlin, den 13. Januar 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Zwischen dem ostpreußischen konservativen Verein und dem Reichskanzler Grafen von Caprivi hat ein Austausch von Schriftstücken stattgefunden, die zunächst Bedeutung für den russischen Handelsvertrag haben, die aber auch darüber hinaus die Frage des Identitätsnachweises und die Währungsfrage behandeln.

Eines ergibt die Resolution des einflußreichen ostpreußischen konservativen Vereins unzweideutig; dieser Verein ist nicht geneigt, die demagogische Agitation der „Kreuzzeitungs“-Konservativen geschlossenen Auges mitzumachen. Der Verein hat es vermieden, die Erregung im Lande durch aufreizende Versammlungen zu schüren, und die Resolution vermeidet es überdies, gegen den noch unbekannten deutsch-russischen Vertrag Stellung zu nehmen. Diese Thatsache hat ihre politische Bedeutung; sie zeigt, daß die Wucht der Kräfte, die hinter der „Kreuzzeitung“ stehen, nicht überschätzt werden darf.

Der ostpreußische Verein stellt bei dem Reichskanzler zwei Anträge, die augenscheinlich beide in der bezeichnenden Voraussetzung formulirt worden sind, daß der Vertrag mit Rußland thatsächlich zu Stande kommt und die Genehmigung des Parlaments erhält. Die Agrarier des Ostens wünschen die Aufhebung des Identitätsnachweises für Getreide und eine „internationale Regelung der Währungsfrage, durch welche dem Silber das Recht, als vollwerthiges Münzmetall zu dienen, wiedergegeben werden soll“. Eine Vorlage für Aufhebung des Identitätsnachweises stellt Graf von Caprivi in unmittelbare Aussicht, und er ist gleichzeitig geneigt, die Zahl der vorhandenen Gutachten darüber zu vermehren, wie in der Währungsfrage die Quadratur des Kreises gefunden werden kann.

Scheint die Resolution des ostpreußischen Vereines ein augenscheinliches Einlenken bestimmter Kreise der Agrarier zu verrathen, so ist die Antwort des Grafen Caprivi zum Theil ein taktischer Zug. Für die Aufhebung des Identitätsnachweises lassen sich in der That mancherlei Gründe anführen, und da die östlichen Agrarier nur eine internationale Regelung der Währungsfrage verlangen, deren Durchführung heute aussichtsloser als je erscheint, und da Graf Caprivi nur neue theoretische Erörterungen zugesteht, so liegt die unmittelbare Gefahr zunächst ausschließlich in der neuen Beunruhigung, die stets entsteht, sobald sich auch nur in weiter Ferne die Möglichkeit eines Umsturzes unserer Währungsverhältnisse zeigt; diese Beunruhigung kann aber gerade um so länger anhalten und um so gefährlicher wirken, je zweifelloser es ist, daß unsere bimetallistischen Interessenten sich durch Argumente niemals belehren lassen werden. Das Zugeständniß, das ihnen gewährt worden ist, nährt daher ihre Agitation und wird doch unter keinen Umständen bewirken, daß diese Agitation auch vor den besten Gegengründen die Segel streicht.

Graf Caprivi erwartet freilich auch eine andere Wirkung. Mit einer sehr geschickten Wendung applicirt er jenen Konservativen eine verdiente Censur, welche die Währungsfrage, jenes verwickeltste Problem der Nationalökonomie, gerade ihrer Schwierigkeiten wegen für besonders geeignet erachten, als demagogisches Agitationsmittel zu dienen. Je weniger diese Frage verstanden wird, um so leichter für die Bimetallisten dem Lande eine goldene Zeit im Falle einer Neuregelung zu versprechen. Graf von Caprivi hofft nun, daß eine von der Regierung in die Hand genommene Enquete diese Frage den agrarischen Demagogen aus der Hand nehmen wird. Diese Erwartung wird sich gewiß nicht

erfüllen und zwar aus dem sehr einfachen Grunde nicht, weil die Kreuzzeitungspartei der Demagogie zur Bethörung der Massen nicht entrathen kann, um am Leben zu bleiben.

Durch die Presse gingen einige Tage hindurch Nachrichten, daß in letzter Zeit Graf von Caprivi seine Entlassung eingereicht hätte und daß eine Kanzlerkrisis bestanden haben sollte. Diese Nachricht ist durchaus unbegründet; das bestätigt auch eine offiziöse Auslassung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, die leider formal nichts weniger als geschickt abgefaßt ist, und die daher auch gerade das bewirkt hat, was nicht bewirkt werden sollte. Diese Auslassung bot nämlich einen neuen Anreiz für einige Zeitungen, ihre Angaben über die Kanzlerkrisis aufrecht zu erhalten — zur besonderen Freude der „Kreuzzeitung“, welche jedes derartige Gerücht mit Sorgfalt verzeichnet. Der Grund hierfür kann nicht zweifelhaft sein.

Es gilt im Kreise der Landräthe und anderer abhängiger Bundesgenossen der Kreuzzeitungspartei die Ueberzeugung aufrecht zu erhalten, daß das Regime Caprivi bereits vor Abschluß des russischen Handelsvertrages in den letzten Zügen liegt. Wird dieser Anschein erregt, so werden die Landräthe auf ein hinsterbendes System keine Rücksicht nehmen, und sie werden nach wie vor einflußreiche Förderer und Kampfgenossen für den Bund der Landwirthe bleiben. Stürzt dann Graf Caprivi auch nicht vor den Verhandlungen über den Handelsvertrag, so siegen doch vielleicht die Kreuzzeitungsleute, wenn durch einen rücksichtslosen Ansturm gegen den Vertrag der Reichskanzler nach dessen Ablehnung zu Falle kommen sollte. Diese Manöver sind augenscheinlich sehr zweckmäßig im Interesse reaktionärer Agrarier; aber die liberale Presse hat gewiß keine Veranlassung, an denselben Drähten, wie die Kreuzzeitungspolitiker, zu ziehen.

In Frankreich haben in sechsunddreißig Departements Senatorenwahlen stattgefunden, die von Neuem gezeigt haben, daß die Opposition gegen die Republik heute bereits so gut wie gänzlich entwurzelt ist. Nur noch ein Departement ist den legitimistischen Ueberlieferungen treu geblieben; das Departement des Côtes-du-Nord. Der alte Stammsitz des Royalismus entsendet von Neuem fünf Senatoren, die Gegner der Republik sind; im Uebrigen aber erlitt die Rechte empfindliche Verluste; sie hat nicht weniger als acht Sitze verloren. Auch im Luxembourg ist die monarchische Opposition allmählich zu einer Bedeutungslosigkeit herabgesunken, wie bei uns etwa das Welfenthum.

Vaillant, der in die französische Deputirtenkammer ein Sprenggeschoß geschleudert hatte, hielt vor den Geschworenen eine prahlerische, phrasenreiche und inhaltsleere Vertheidigungsrede. Die Geschworenen verurtheilten ihn hierauf zum Tode. Vaillant ist der Typus jener Verbrecher, die aus Eitelkeit ihrem eigenen armseligen Leben einen herostratischen Abschluß zu geben bereit sind.

Es scheint, daß die italienische Regierung der unruhigen Bewegungen auf Sicilien bereits Herr ist; dagegen ist es jetzt auch in einigen Städten der Halbinsel zu Krawallen gekommen, die freilich gleichfalls schnell niedergeschlagen worden sind. Dies Alles zeigt, wie tief Italien in Gährung ist. Freilich bieten alle diese Vorkommnisse noch keinen Anlaß zu unmittelbaren ernsten Besorgnissen, denn man muß eines in Abzug bringen, daß eine südliche Bevölkerung zu gewaltthätigen Demonstrationen besonders geneigt ist. Doch zeigen sich hier möglicherweise Gefahren, die dem Kabinet Crispi die höchste Aufgabe stellen. Seit fast dreißig Jahren hat Italien nicht gleich schwere Zeiten durchzumachen gehabt.

## Die neue Silberkommission.

### I.

Als im Sommer dieses Jahres die für das englisch-indische Reich eingesetzte Kommission beschloß, die Prägung der Silbermünzen für dieses Gebiet insoweit aufzuheben, daß den Privaten das freie Prägungsrecht entzogen und nur der Regierung als Eventualität vorbehalten wurde, künftig unter gewissen Umständen die Ausgabe von Rupien vorzunehmen, brach sich in der öffentlichen Meinung unwiderstehlich die Ueberzeugung Bahn, daß damit eine entscheidende Wendung in der großen Frage des Währungskampfes eingetreten war. Mit Recht folgerte man gleichzeitig daraus, daß die nahe bevorstehende Sitzung des amerikanischen Kongresses, welche über das sogenannte Shermangesetz beschließen sollte, nunmehr auch unfehlbar dasselbe aufheben und damit den Versuchen einer künstlichen Vertheuerung des Silbers in den Vereinigten Staaten ein Ende machen werde. War doch die indische Maßregel selbst unter dem Eindruck beschlossen worden, daß die Vereinigten Staaten sicherlich zu jenem Entschlusse kommen würden, und daß Indien, um den Folgen desselben, nämlich einer weiteren Entwerthung seines Geldes vorzubeugen, schon in Erwartung der kommenden Dinge dem Zudrang des Silbers zu seinen Münzstätten Einhalt thun müsse. Die unvermeidliche Folge dieser mit doppelter Wucht einschlagenden Wendung war ein Niedergang des Silberpreises, der denselben auf beinahe die Hälfte des Maßes zurückführte, welcher bis vor etwa zwei Jahrzehnten als der normale angesehen worden war.

Dieser Vorgang wirkte zunächst in Deutschland dahin, daß nun auch für diejenigen, welche bis dahin noch an der Richtigkeit der vor zwanzig Jahren bei uns eingeführten Münzreform gezweifelt hatten, jeder Zweifel beseitigt war. Schon vorher hatte die nach Brüssel einberufene Münzkonferenz zum so und so vielten Male den augenfälligen Beweis geliefert, daß alle Versuche internationaler Vereinbarungen gänzlich hoffnungslos seien. Trotzdem daß diese Münzkonferenz von vornherein gar nicht einmal gewagt hatte, eine Lösung der Aufgabe zu unternehmen, deren Ziel die internationale Doppelwährung ist, sondern nur dem Versuche gelten sollte, durch gemeinsame Bestrebungen eine Hebung des Silberpreises herbeizuführen, hatte sich auch dieser weniger hochstrebende Vorsatz als unausführbar herausgestellt.

Angesichts aller dieser Erfahrungen gelangte die unbefangene Anschauung der Dinge unwillkürlich zu dem Resultate, daß es ein unberechenbares Glück für die deutsche Volkswirthschaft gewesen, sich zu einer Zeit, wo dies noch mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit und unter nicht zu großen Opfern geschehen konnte, bei der organischen Einrichtung ihres Münzwesens von dem zu den heftigsten Schwankungen und zu einer so großen Werthverminderung verurtheilten Silber in der Hauptsache befreit und ihren Münzfuß auf die Grundlage des Goldes gesetzt zu haben, welches, wie von allen Seiten unbedingt zugestanden wird, gegenwärtig die alleinige Basis der Verrechnung und des Austausches von Baarzahlungen zwischen den großen Handelsvölkern der Welt bildet.

Bis zu der erwähnten Epoche des letzten Sommers war der Streit über die Währung in manchen Kreisen des deutschen Volkes noch immer als eine offene Frage angesehen worden. Mit Ausnahme derjenigen, welche der agrarischen Agitation mit ihrem wilden Schlachtruf blindlings folgten, beschränkte sich die Mehrzahl der Gebildeten auf die Erklärung, daß sie sich kein Urtheil über die schwierige Frage zutrauten. Aber was jetzt geschah, mußte auch den minder Eingeweihten die Augen öffnen, und so brach sich in weiten Kreisen die Ueberzeugung Bahn, daß nunmehr über die Heilsamkeit der von den Gesetzgebern — Regierung und Volksvertretung — des ersten deutschen Reichstages geschaffenen Münzverfassung kein Zweifel mehr aufkommen konnte.

Natürlich hatte dies alles nicht zur Folge, daß die geschlossene Phalanx der Silber- und Doppelwährungsfreunde die Waffen niederlegte. Die Führung derselben hatte schon lange sich als eine solche bewährt, die durch keinerlei Mißerfolge zu entmuthigen war, und man kann ihr das Zeugniß nicht versagen, daß auch die handgreiflichste, durch die Thatsachen unterstützte Widerlegung ihrer Behauptungen sie an der unerschütterlichen Festhaltung derselben niemals irre gemacht hat. Unter dem Druck der oben gekennzeichneten Erscheinungen jedoch schien man eine Zeit lang von neuen Versuchen zur Wiedereroberung des verlorenen Terrains abstehen zu wollen. Eine Wendung trat erst ein, als mit dem Zusammentritt des gegenwärtigen Reichstags und dem darin eröffneten Kampf um die Handelsverträge die Anstrengungen der agrarischen Partei ihren Höhepunkt erreichten, und der Bund der Landwirthe zu einer Macht wurde, welche sich mit Recht vermessen konnte, in dem Wettlauf um die Mehrheit im Reichstage den verbündeten Regierungen mit der Gefahr einer Niederlage hart auf den Leib zu rücken.

Dies Kraftbewußtsein führte ganz natürlich dazu, daß von dem agrarischen Programm auch derjenige Punkt wieder von Neuem in den Vordergrund gestellt wurde, welcher seit langem sich als ein ausgezeichnetes Schlagwort zur Gewinnung der ländlichen Massen bewährt hatte. Je weniger diese zur Beurtheilung der Sache geeignet waren, um so leichter erschien es, ihnen von dem Triumph derselben ungemessene Vortheile zu versprechen. Es war keine schlechte Taktik, den Kampf gegen die Handelsverträge und gegen die Reichsregierung mit einem erneuten Feldzuge für die Doppelwährung zu unterstützen. Diejenigen Kreise der Bevölkerung, welche man dafür ins Feld führte, blieben in ihrer Erkenntniß über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Sache durch die entscheidenden Vorgänge in Indien und Amerika noch immer unberührt; bei ihnen konnte man nach wie vor durch die seit langer Zeit in Gang gesetzten Redeweisen das Feuer des Glaubens an das Heil der Doppelwährung von Neuem anfachen. Der Reichsregierung konnte man, indem man den Krieg gegen die Handelsverträge durch den Angriff von einer zweiten Front verstärkte, die Vertheidigung erschweren und dieselbe damit in die Lage drängen, daß sie unter der Gefahr einer Niederlage bei dem zunächst durchzufechtenden Kampfe um die Handelsverträge sich zu dem Auskunftsmittel akademischer Zugeständnisse auf dem Gebiete des Währungsstreites bequemte. Die Doppelwährungspartei rechnete bei dieser Sache ohne Zweifel folgendermaßen: Verbinden wir den Ansturm gegen die Handelsverträge mit dem gegen die Münzverfassung, so können wir nur dabei gewinnen; denn entweder unterliegen wir in Sachen der Handelsverträge, dann sind wir durch die vorausgehenden Vorstöße um so besser in der Lage, als nachträgliche Entschädigung ein Zugeständniß in der Münzfrage zu verlangen; oder wir siegen bei den Handelsverträgen, dann ist die gegenwärtige Regierung gestürzt, die Nachfolger werden aus unserer Partei genommen werden, und ihnen ist dann für unser Währungsprogramm von selbst der Weg gezeigt.

So war man denn auf Seiten der Anhänger unserer Goldwährung längst darauf vorbereitet, daß die durch die Reichstagsauflösung herbeigeführte schwache parlamentarische Lage der Reichsregierung sie wahrscheinlich dazu bestimmen werde von ihrer bisherigen festen Haltung in der Währungsfrage etwas abzulassen, trotz der glänzenden Rechtfertigung, die gerade soeben durch die Weltereignisse unserer Münzverfassung bereitet worden war. Zunächst verriethen einige Redewendungen, welche der Reichskanzler bei den Parlamentsverhandlungen gebraucht hat, wenn auch nicht im Wortlaut, so doch in der Tonart, daß er nicht mehr zu dem gleichen Maß von Ablehnung gegen bimetallistische Zumuthungen entschlossen sei, wie zur Zeit, da die bekannte Interpellation Mirbach, während der Tagung der Brüsseler Münzkonferenz, ihre Herausforderung an ihn gerichtet hatte. Diese mildere Haltung hat nun in den letzten Tagen ihren förmlichen Ausdruck gefunden in der Antwort, welche der Reichskanzler den Unterzeichnern eines von ostpreußischen Landwirthen an ihn gerichteten Schreibens ertheilt hat. Ohne von seinem früher dargelegten, der Aufrechthaltung unseres Geldwesens entschieden zugethanen Ansicht etwas Preis zu geben, hat er sich doch dazu herbeigelassen, den Gegnern derselben ein freundlicheres Gesicht zu zeigen. Er will von Neuem untersuchen lassen, ob es kein Mittel gebe, den Preis des Silbers zu heben. Ob es wirklich für Deutschland eine so wichtige Angelegenheit sei, den Preis des Silbers in die Höhe zu bringen, ist eine Frage, bei der man sich nicht aufzuhalten braucht, solange man, wie wir Gegner des Bimetallismus, auf dem Standpunkt steht, daß es keinen vernünftigen Weg gibt, diese Erhöhung durch gesetzgeberische Veranstaltung herbeizuführen. Aus der Antwort des Reichskanzlers erhellt, daß auch er an eine solche Möglichkeit nicht glaubt, und daher mag er schon ohne viel Kopfzerbrechen den Silberleuten zu Gefallen stillschweigend einräumen, auch er wünsche dem weißen Metall wieder bessere Tage; und wenn solche uns die Gelegenheit bescherten das von Bismarck im Jahre 1879 leider festgelegte überschüssige Silber zu gutem Preise loszuschlagen, so wäre das gewiß willkommen zu heißen. Im Uebrigen grollen wir dem Grafen Caprivi nicht darüber, daß er seine Freundlichkeit gegenüber den Herren aus Ostpreußen in die Form einer neuen Enquete gekleidet hat. Es sind deren schon so viele über die Welt dahingegangen, daß es auf eine mehr oder weniger nicht ankommt. Die Enqueten sind für verzweifelte Probleme der Gesetzgebung das, was der Winteraufenthalt im Süden für verzweifelte Krankheitsfälle ist. Er erfüllt den Patienten mit neuen Hoffnungen und schafft dem behandelnden Arzt Ruhe. Einstweilen hat die Kunde von dieser neuen Demonstration nur einen sichtbaren Effekt hervorgerufen. Der Börsenbericht aus Frankfurt meldete am Tage der Veröffentlichung, daß daraufhin mexikanische Staatspapiere von 65 auf 65 1/4, gestiegen seien. Deutschland hat also jedenfalls der mexikanischen Regierung und ihren Gläubigern eine, wenn auch bescheidene, Freude gemacht. Am Silberpreis in London war von Freude noch nichts zu bemerken, denn die Veränderung des Kurses um 1/4 Penny dürfte doch eher auf Zufalls Rechnung kommen.

In Erwartung der großen Belehrung, welche das bevorstehende Allheilmittel ans Licht fördern wird, ist es indeß angezeigt, auf das ganze Material einen Blick zu werfen, welches als Sontien, wie man in der Kriegssprache sagt, von der litterarischen Abtheilung der Doppelwährungspartei für den parlamentarischen Feldzug mobil gemacht worden ist und mithin auch die Cadres für den Aufmarsch bei der bevorstehenden Enquete liefern soll.

Unter dem Titel „Wissenschaftliche Gutachten“ ist vor einiger Zeit eine Sammlung von Abhandlungen erschienen, die sich diese Aufgabe stellt. Es soll hier nicht näher auf die Frage eingegangen werden, inwieweit die ausschließlich theoretische Beschäftigung mit der Materie vorzugsweise oder allein berechtigt ist, das entscheidende Wort in dem ganzen Streit zu sprechen. Der holländische Finanzminister Pierson, vormals Universitätsprofessor und ein in jeder Richtung ausgezeichneter Vertreter des Bimetallismus, sagte jüngst bei Erörterung der Währungsfrage in der zweiten Kammer: „Es sind nun zwei und ein halbes Jahr, (vorher war er in der Direktion der niederländischen Bank gewesen), daß ich mich nicht mehr täglich mit Bank- und Münzsachen und Wechselkursen beschäftige, und ich möchte nicht gern etwas auf diesem Gebiete vorschlagen, ehe ich mit Personen, die noch in der Praxis stehen, Raths gepflogen habe.“ Ohne Zweifel ist das Problem der Währung von Grund aus ein wissenschaftliches, und nur wer den Hauptbedingungen wissenschaftlicher Befähigung zu entsprechen vermag, ist im Stande, die ganze Aufgabe von ihren allgemeinen Gesichtspunkten zu erfassen. Wissenschaftlichkeit ist in diesem Sinne zu definiren als die Verbindung von zureichender Kenntniß der Thatsachen und der Litteratur mit der Uebung im methodischen Denken. Daraus ist aber sicher nicht zu schließen, daß etwa nur akademische Lehrer diesen beiden Bedingungen entsprechen können. Auch hat man bei allen zahlreichen Münzkongressen noch nicht daran gedacht, sie aus Akademikern zusammenzusetzen. Es gibt glücklicherweise

auch außerhalb dieses Kreises Leute, welche weder im Wissen noch im Denken hinter der Professorenwelt zurückstehen, wie es auch in dieser Professorenwelt bekanntermaßen an Beispielen mangelhafter Kenntniß und noch mehr mangelhaften Denkens nicht fehlt. Ferner sind selbst innerhalb der zunftmäßigen Gelehrtenwelt bekanntlich auf diesem Gebiet, wie auf so vielen anderen, die Meinungen durchaus getheilt, und nicht nur das, sondern die Meinungen der einzelnen sind erfahrungsmäßig dem Wechsel, und manchmal recht krassem Wechsel, unterworfen, sogar unter Einwirkung von Strömungen, die nicht gerade den Quellen der reinen Wissenschaft entspringen. Am allerwenigsten wissenschaftlich ist es aber, in Kontroversen mehr auf Namen als auf gute Gründe sich zu berufen, und das wäre im vorliegenden Falle einzuwenden, auch wenn die angerufenen Autoritäten zahlreich oder sämmtlich von hoher Bedeutung wären. Aber es ist von jeher die Praxis der bimetallistischen Agitation gewesen, ihre Ansicht als die allein wissenschaftliche zu verkünden und in diesen Grenzen gerade die von ihr ins Gefecht geführten Namen als die vom höchsten Klang auszugeben. Die Praxis ist um so komischer, als diese Proklamation des höchsten Ansehens und der ausschließlichen Wissenschaftlichkeit zum größten Theil von solchen Leuten ausgeht, die weder ihrem eignen Bildungsgange noch ihren Leistungen nach irgendwie berufen sein könnten, selbst zu beurtheilen, was den Namen des Wissenschaftlichen verdient oder nicht. Das Renommiren ist eines der wesentlichsten Hilfsmittel der Silberpropaganda von jeher gewesen; Großsprecherei und Schwarzmalerei sind die beiden Pole, zwischen denen seit zwei Jahrzehnten die bimetallistische Welt sich um sich selber dreht.

So viel steht jedenfalls fest: die Herren vom Bunde der Landwirthe und ihre Hintersassen sind nicht durch wissenschaftliche Argumente, sondern durch ganz andere Erwägungen in ihrem Thun und Treiben bestimmt, und ebenso fest steht, daß das Zugeständniß, welches der Reichskanzler ihnen durch das Versprechen einer neuen Untersuchung gemacht hat, nicht unter der Wucht wissenschaftlicher Argumente, sondern nur unter dem Druck der im Reichstag gegebenen Stimmverhältnisse gemacht worden ist. Wenn der Bund der Landwirthe statt der Abschaffung der Goldwährung verlangt hätte, an unseren medizinischen Fakultäten auch Lehrstühle für die Kneipp'sche Heilmethode einzurichten, so hätte der Reichskanzler aus denselben taktischen Motiven darauf eingehen können, den Herren das höfliche Zugeständniß zu machen, daß er durch sachverständige Personen untersuchen lassen wolle, ob ihr Begehren gerechtfertigt sei.

Wie das Wiederaufleben der bimetallistischen Bewegung einzig und allein nicht aus den sachlichen Vorgängen in der Welt, sondern aus der neuesten politischen Parteigruppirung in Deutschland in ihrem Gegensatz zur Handelspolitik der Reichsregierung hervorgegangen ist, so ist auch das neueste Produkt dieser Kombination, das Zugeständniß einer anzustellenden Untersuchung, lediglich ein Symptom der Machtstellung, welche im Lauf der Jahre der Großgrundbesitz der nordostdeutschen Aristokratie über Deutschlands Schicksale erlangt hat. Man kann darüber im Zweifel sein, inwieweit das schutzzöllnerische Bündniß zwischen Landwirthschaft und Industrie, welches seit dem Jahre 1879 die deutsche Wirthschaftspolitik beherrscht hat, noch jetzt innerlich besteht; aber darüber kann nicht der geringste Zweifel herrschen, daß der Ansturm gegen die deutsche Reichswährung von Seiten des Handels und der Industrie wie von der Gesammtheit der Bevölkerung, soweit sie nicht im Banne der agrarischen Agitation steht, aufs entschiedenste abgelehnt wird. Von allen Symptomen der Erschlaffung und des Niedergangs des Bürgerthums und des Wiederaufkommens einer adligen Kastenherrschaft in Deutschland, wie man sie vor zwei Jahrzehnten für undenkbar angesehen, ist keines so augenfällig als der, wenn auch nur scheinbare, erste Erfolg, welchen mit dem Zugeständniß des Reichskanzlers in Sachen der Währungspolitik die agrarischen Bemühungen davongetragen haben. Noch ist nicht daran zu denken, daß auch nach diesem Zugeständniß es gelingen könnte, ernstlich Hand an das bewährte Fundament unseres Geldwesens zu legen; aber auch die kleine Konzession, welche dessen Gegner jetzt erlangt haben, und welche sie selbst dem Fürsten Bismarck unter Umständen, die dazu viel eher verführen konnten, nie zu entreißen vermochten, ist das beschämendste Zeugniß für die Unterwerfung, welche die anerkannten Interessen der allgemeinen deutschen Wohlfahrt sich jetzt unter die Herrschaft zwar nicht gesetzlich, aber thatsächlich bevorrechteter Klassen gefallen lassen. Obwohl es nach alledem weder mit dem wissenschaftlichen noch mit dem thatsächlichen Stand der Dinge, sondern einfach mit der parlamentarischen Machtfrage zusammenhängt, daß die Dinge jetzt so gekommen sind, wollen wir doch dem Luxus der vorzugsweise so genannten wissenschaftlichen Gutachten, welche für das agrarische Treiben als Zierrath beschafft worden sind, einige Aufmerksamkeit schenken.

Die sechs Gutachten, welche in einer Flugschrift zusammengefaßt sind, nachdem sie vorher in dem speziell der Doppelwährungsagitation gewidmeten Organ erschienen waren, sind natürlich verschiedenen Kalibers, wie ihre Verfasser der persönlichen Bedeutung nach von einander sehr verschieden sind. Nur in einem negativen Punkte stimmen sie mit einander überein. In allen diesen Auseinandersetzungen findet sich keine Vertretung des Standpunktes, welcher bis jetzt der ganzen Doppelwährungsbestrebung zum Ausgang und zum Ziel gedient hatte. Nicht einer der uns vorgeführten Experten wagt es noch, wie wir ehemals gewohnt waren, den Vorschlag zu machen, daß ein Verhältniß der freien Prägung des Silbers zum Golde auf seinem vormaligen Fuße ($15^1/_2:1$), sei es in autonomer Weise, sei es durch internationale Verträge, wiederherzustellen sei. Offenbar haben auch diese Vorkämpfer gegen die Goldwährung es doch nicht über sich vermocht, ihr Auge gänzlich der Einsicht zu verschließen, daß es ein geradezu komisches Unterfangen wäre, ein Edelmetall, das im Verlauf von zwei Jahrzehnten auf die Hälfte des Preises herabgekommen ist, durch irgend welche gesetzliche Verfügungen in wirksamer und dauernder Weise wieder auf den alten Preis hinaufzudekretiren. Solche Hexenmeisterei schlägt der gesunden Vernunft zu sehr ins Gesicht, um auch von dem kühnsten Dialektiker vertheidigt werden zu können. Nur die Unterzeichner des Königsberger Briefes an den Reichskanzler gehen von dem erhabenen Standpunkt aus, daß das Silber eine Art von göttlichem Legitimitätsrecht auf die Wiedererlangung seiner früheren Herrschaft habe, so daß dieses Gottesgnadenthum natürlich sich der Kritik menschlicher Vernunft entzieht. In der oben erwähnten Sitzung vom 18. Dezember 1893 erklärte der holländische Finanzminister, dessen Delegirte noch auf der Brüsseler Konferenz den vertragsmäßigen Bimetallismus verfochten hatten, wörtlich Folgendes: „Es scheint mir, daß an eine bimetallistische Vereinigung, wie man sie sich ursprünglich gedacht hatte, wobei freie Prägung in einem festen Verhältniß der beiden Metalle zu einander stattfinden sollte, nicht mehr zu denken ist, und wohl darum, weil man über das zu Grunde zu legende Verhältniß sich nicht mehr wird einigen können."

(Fortsetzung folgt.)

L. Bamberger.

## Parteipolitik.

Der Entwicklung unseres Parteilebens nachzugehen, gehört nicht zu den angenehmen Aufgaben der Publizistik. Aber man versteht die deutsche Politik nicht, wenn man nicht auch die Evolutionen des deutschen Parteilebens im Auge behält. Insbesondere versteht man nicht die Einflußlosigkeit des Liberalismus in Deutschland, wenn man sich nicht die Kräfte vergegenwärtigt, deren rastlose Thätigkeit jedes Zusammenschließen verschiedenartiger liberaler Elemente zu gemeinsamer politischer Arbeit verhindert.

Gegenwärtig liegt gerade ein besonders lehrreicher Fall vor.

Es gibt kaum eine andere Provinz in Deutschland, in welcher die Freisinnigen, falls sie bei Wahlen und sonst im öffentlichen Leben Erfolge erzielen wollen, so sehr auf ein ehrliches Zusammenwirken aller ihrer Richtungen angewiesen sind, wie in Schleswig-Holstein. Die Geschichte der letzten Wahlen zum Landtage und Reichstage zeigt das nach der negativen wie nach der positiven Seite hin mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. In den Parlamenten Preußens und Deutschlands ist die Provinz nur noch durch zwei freisinnige Abgeordnete, die Bauernguts-besitzer Thomsen und Lorenzen, vertreten. Beide Männer haben ihre Wahlkreise seit einer Reihe von Legislaturperioden inne, und ihre Zugehörigkeit zu dieser oder jener freisinnigen Richtung ist bisher ersichtlich für ihre öftere Wiederwahl ohne jede Bedeutung gewesen. Herr Thomsen trat sogar zeitweilig aus der freisinnigen Partei ganz aus und wurde „wild", ohne daß seine Wähler ihm deshalb ihr Vertrauen entzogen hätten. Heute haben beide Abgeordnete sich der Freisinnigen Vereinigung angeschlossen und sind eifrig bemüht, die freisinnige Wählerschaft ihrer Kreise zusammenzuhalten. Daß sie dabei nicht in engherziger Rücksicht auf die Wahrung ihrer Mandate handeln, weiß Jeder, der sich davon überzeugen konnte, wie schwer es war, jene Männer zu dem stets erneuten Opfer einer Mandatsübernahme zu bewegen. Es ist mehr als bloß wahrscheinlich, daß jeder erfolgreiche Versuch, die freisinnigen Wählerschaften ihrer Kreise in verschiedene Richtungen auseinander zu zerren, den Verlust beider Mandate an eine der nicht freisinnigen Parteien zur Folge haben wird. Andere parlamentarische Mandate hat der Freisinn in Schleswig-Holstein gegenwärtig nicht zu verlieren; dagegen gibt es eine Anzahl Kreise, in denen die gerechtfertigte Hoffnung besteht, bei einer günstigen politischen Konstellation Mandate zu erobern, vorausgesetzt, daß man es versteht, alle aufrichtig liberalen Elemente um einen gemeinsamen Kandidaten zu schaaren.

Die Situation ist so klar, daß nicht bloß ausgesprochene Anhänger der Freisinnigen Vereinigung, sondern auch Männer, wie die Herren Dr. Ahlmann und Riepa, Verleger und Redakteur der „Kieler Zeitung", des leitenden Blattes der Provinz, welche der Freisinnigen Volkspartei jedenfalls näher stehen, als der Freisinnigen Vereinigung, sich der Ueberzeugung nicht verschlossen haben, daß kein Versuch unterlassen werden dürfe, um die freisinnigen Wähler der Provinz in der bisherigen Organisation zusammenzuhalten, so wenigstens die Möglichkeit einer gemeinschaftlichen Aktion zu wahren und damit zu verhindern, daß die freisinnige Wählerschaft von Schleswig-Holstein durch Bekämpfung unter einander zur gänzlichen Machtlosigkeit herabsinkt.

Dieser Standpunkt hat auch die Billigung einer Vertrauensmännerversammlung gefunden und der geschäftsführende Provinzialausschuß ist bereits in Thätigkeit getreten, um für diesen Standpunkt die Freisinnigen beider Richtungen zu gewinnen. Es unterliegt auch kaum einem Zweifel, daß diese Bemühungen Erfolg haben würden, wenn man die Freisinnigen in Schleswig-Holstein einfach sich selbst überließe. Das war jedoch von vornherein nicht anzunehmen.

In Voraussicht dessen wünschten Herr Haenel und dessen spezielle Freunde den Zusammenschluß nicht bloß auf die Leitung der Provinzial-Organisation zu beschränken, sondern auch in den Kreis- und Lokalvereinen die Trennung nach Möglichkeit zu verhindern. Sie werden sich gesagt haben, daß es an Bemühungen nicht fehlen werde, einen Keil von außen in die freisinnige Wählerschaft Schleswig-Holsteins hineinzutreiben, wogegen man sich energischer, als von anderer Seite vorgeschlagen, wappnen müsse. Ihre Voraussicht ist auch zunächst nicht getäuscht worden.

Herr Eugen Richter hat bereits das Seinige gethan und wird es weiter thun, um die Durchführung jener friedfertigen Idee in Schleswig-Holstein ebenso zu verhindern, wie ihm das bereits in manchen anderen Gegenden gelungen ist. Ob er auch dort erfolgreich sein wird, steht zwar dahin, da in den Elbherzogthümern der Sinn für Selbständigkeit noch ziemlich kräftig ist, aber im Allgemeinen gehört ja nicht viel dazu, unter bisherigen Bundesgenossen Zwietracht zu säen. Man wird billiger Weise annehmen müssen, daß Herr Richter damit glaubt, der Sache des Freisinns einen Dienst zu erweisen. Er handelt dabei auch eigentlich nach denselben Grundsätzen, die ihn schon beherrschten, als die freisinnige Fraktion noch nicht gespalten war. Sein Ideal war von jeher eine, wenn auch noch so kleine, in sich fest geschlossene Partei, die in gleichem Schritt und Tritt durchs politische Leben marschirt. Sein Bestreben ging deshalb stets dahin, allen auftauchenden politischen Fragen gegenüber sofort eine feste Formel zu prägen, damit die Parteigenossen festzulegen und etwaige abweichende Meinungen dann als Parteiketzereien schleunigst auszurotten.

Niemand wird bestreiten wollen, daß diese Methode taktisch manches für sich hat. Indem sie die Einheitlichkeit der politischen Haltung von vornherein zu erzwingen sucht, vermag sie eine kräftigere Opposition zu organisiren, als wenn das Pro und Contra vorher in sorgfältigen kontradiktorischen Verhandlungen abgewogen wird. Der einheitliche Wille ist in politischen Kämpfen gewiß nicht zu unterschätzen. Die Frage ist nur, ob die so gewonnene größere Schlagfertigkeit jene Schäden aufwiegt, die mit der charakterisirten Methode nothwendig verbunden sind. Und diese Frage muß meines Erachtens rundweg verneint werden, wenigstens für die deutschen Parteiverhältnisse.

Größere politische Parteien fest zusammenzuhalten, ist allenthalben schwer. Es läßt sich zur Noth in solchen Staaten durchführen, wo die siegende Partei die Gewißheit hat, auch an die Macht zu kommen, wo daher die Unterwürfigkeit unter den Willen eines Führers eventuell in sehr realer Weise belohnt werden kann. Wo, wie in Deutschland, eine derartige Aussicht thatsächlich nicht vorhanden ist, muß die Eigenart derjenigen, die man für die politische Arbeit gewinnen will, mehr geschont werden. Man hat nur die Wahl, ob man auf die Selbständigkeit im Urtheil Rücksicht nehmen und nicht besonders wesentliche Meinungsverschiedenheiten übersehen oder sich auf eine kleinere Partei zurückziehen will. Was aber insbesondere den Liberalismus in Deutschland anlangt, so wird er — eingeschlossen zwischen dem, sich auf seine festen Beziehungen zur Krone, zum Heer und zur Büreaukratie stützenden, Junkerthum, und der die breiten Arbeitermassen der Städte beherrschenden Sozialdemokratie — zur politischen Ohnmacht so lange verurtheilt bleiben, als es nicht gelingt, das freier denkende Bürger- und Bauerthum wieder um gemeinsame politische Ziele zu sammeln. Welche Kraft dasselbe bei einiger Geschlossenheit besitzt, zeigte sich ja deutlich genug gelegentlich der preußischen Volksschulvorlage. Mit dieser Vorlage war eine **gemeinsame Empfindung** des liberalen Bürgerthums verletzt und vor dieser Empfindung wich sogar eine Regierung zurück, die der Mehrheit im Parlament gewiß war.

Leider ist diese Gemeinsamkeit der politischen Empfindung in den Schichten der Bevölkerung, aus denen der Liberalismus sich vorzugsweise zu rekrutiren gezwungen ist, zur Zeit nur ziemlich spärlich vorhanden. Die Interessenpolitik des Protektionismus hat das Bürgerthum stark zerklüftet und gibt anscheinend denen Recht, die da sagen, daß diese Spaltungen sich politisch nicht überbrücken lassen. Aber gerade auf diesem Gebiete bereitet sich ersichtlich ein gewisser Umschwung vor. Die Handelsvertragspolitik des Grafen Caprivi hat die alte Allianz der agrarischen und der industriellen Schutzzöllner stark gelockert; dieselbe wird durch den deutsch-russischen Handelsvertrag vielleicht völlig gesprengt werden. Nach dem Abschluß der Handelsvertragspolitik aber werden voraussichtlich Schutzzollfragen eine Reihe von Jahren hindurch in den Hintergrund der praktischen Politik gedrängt werden. In Währungsfragen, in Handwerkerfragen u. s. w. findet sich aber zwischen Agrariern und Industriellen kein rechter Boden für eine gemeinsame politische Arbeit.

Diese in Aussicht stehende neue Interessengruppirung

muß die Gegner des Liberalismus schwächen und böte dem Freisinn eine erhebliche Chance, sein politisches Einflußgebiet zu erweitern, wenn er wieder zu einer werbenden Kraft gelangen könnte. Aber eben diese fehlt. Aeußerlich ist zwar — wenigstens bei der Freisinnigen Volkspartei — alles wunderschön bestellt. Der Parteiapparat arbeitet in den geschickten Händen des Herrn Richter gegenwärtig, wo die Parteileitung völlig homogen ist, sogar präziser, als vordem in der Freisinnigen Partei, und es fehlt nicht an den üblichen Versammlungstriumphen. Aber wir haben alle diese Dinge zu lange in der Nähe gesehen, um nicht zu wissen, daß derartige Kraftäußerungen sich auf dem Zeitungspapier sehr viel imposanter ausnehmen, als in der Wirklichkeit. Immerhin ist nicht zu bestreiten, daß es Herrn Richter gelungen ist, den bei Weitem größten Theil der ehemaligen freisinnigen Vereine zum Anschluß an die Volkspartei zu bewegen. Daß er aber bei aller Regsamkeit auch nur eine Handvoll neuer Kräfte, die dem alten freisinnigen Verbande nicht bereits angehört haben, von rechts oder links als Ersatz für die Ausscheidenden herangezogen hätte, läßt sich nirgends konstatiren. Es handelt sich immer nur darum, längst freisinnige Seelen in den besonderen Schooß der Volkspartei aufzunehmen. Die dabei verfolgte Manier hat bisher regelmäßig die eine sichere Folge gehabt, daß eine Anzahl freisinniger Männer, des langen Haders müde, dem politischen Parteiwesen überhaupt Lebewohl sagen. Man mag zugeben, daß diese Elemente für die kleine agitatorische Arbeit, welche von mancher Seite als des Pudels Kern betrachtet wird, nie viel bedeutet haben; aber wenn man beispielsweise sieht, wie in Bayern der formale Anschluß an die Volkspartei sämmtliche freisinnigen bayerischen Landtagsabgeordneten bis auf einen veranlaßt hat, nicht weiter mitzuspielen; wenn man bemerkt, wie eine ähnliche Abstinenz gerade in den Kreisen der intellektuell und sozial hervorragenderen Parteigenossen sich auch anderswo vielfach bemerkbar macht, so wird Niemand, der vom Parteieifer nicht völlig verblendet ist, in dieser Entwicklung eine Stärkung des Freisinns erblicken können.

Man kann der Freisinnigen Vereinigung den Vorwurf machen, daß es ihr nicht besser gelingt, diese verletzten Elemente zu sich herüberzuziehen. Man wirft ihr ja überhaupt vor, daß sie den Kampf um die freisinnigen Seelen nicht nachdrücklich genug führt. Ohne Zweifel fehlt ihr der eigentliche Fraktions-Furor. Das ist ihre Schwäche und ihre Stärke. Ihrer größeren Toleranz ist es zuzuschreiben, daß bei den letzten Reichstagswahlen in einer nicht geringen Anzahl von Wahlkreisen — es mag nur an Lübeck, Bremen, Halle erinnert sein — Kandidaten der Freisinnigen Vereinigung die zum Siege unerläßlichen Stimmen von rechts her auf sich vereinigten, welche einem Kandidaten der Volkspartei voraussichtlich nie zugefallen wären. Das mag in den Augen eines Parteifanatikers ein Grund zur besonderen Verketzerung sein; schwerlich jedoch selbst in den Augen weitsichtigerer Mitglieder der Volkspartei, seitdem sich bei den letzten Reichstagswahlen herausgestellt hat, daß diese Partei ebenfalls nicht stark genug war, um ohne Unterstützung dritter Parteien auch nur ein einziges ihrer Mandate zu retten.

Die Freisinnige Vereinigung kann ihre politische Aufgabe nur darin erblicken: den Fraktionsfanatismus nach Möglichkeit zu überwinden, den wesentlichen Inhalt der liberalen Weltanschauung aus dem nebensächlichen Wust der Parteiformeln herauszulösen und zu versuchen, für diesen wesentlichen Inhalt nicht bloß die alten bewährten Männer, sondern auch neue Kräfte zu interessiren.

Die politische Konjunktur ist der Erfüllung dieser Aufgabe zur Zeit nicht gerade günstig. Aber die Zeiten wechseln, und sicher ist nur das Eine, daß unsere gegenwärtigen Parteiverhältnisse alle Zeichen einer bloßen Uebergangsperiode tragen. Fast alles, was in unserem Parteileben gegenwärtig besteht, ist in der That werth, daß es zu Grunde geht. Gesunde politische Verhältnisse können nur aus einer völligen Neubildung unseres Parteiwesens hervorgehen. Dabei wird das in necessariis unitas, in dubiis libertas eine sehr weite Auslegung erfahren müssen, wenn die alte Fraktionsklüngelei überwunden werden und wirklich lebensvolle Parteigebilde oder Parteigruppen entstehen sollen.

Einstweilen liegt ein solches Ziel allerdings noch in weiter Ferne. Das ist aber kein Grund, demselben nicht zuzustreben.

Th. Barth.

## Glossen zur Zeitgeschichte.

### Die Waage der Gerechtigkeit.

Frau Kulicke hatte das Unglück gehabt, wegen einer Gewerbeübertretung zu fünf Mark Strafe verurtheilt worden zu sein; sie hatte das fernere Unglück, daß, obgleich sie thatsächlich bezahlt hatte, doch ein Kriminalbeamter bei ihr irrthümlicherweise erschien und sie mit Haft bedrohte, falls sie nicht zahle oder die Quittung über die geleistete Zahlung nicht vorlege. Da Frau Kulicke erklärlicherweise nicht nochmals fünf Mark opfern wollte und die Quittung nicht zur Hand war, so kamen zwei Polizeibeamte und führten die sich Sträubende sanft oder weniger sanft auf das Polizeibüreau. Ueber diesen tragischen Vorfall veröffentlichte Frau Kulicke zwei Berichte in der Zeitung; da sie die Polizei als gar zu wenig galant gegen eine Dame dargestellt hatte, beantragte der Staatsanwalt wegen der verübten Beleidigung, die er „für außerordentlich schwer“ hielt, eine Geldstrafe von nicht weniger als 900 Mark, und diese Strafe von vollen 900 Mark erachtete auch der Gerichtshof für angemessen. Das war das Strafmaß, mit dem unsere wohllöbliche Polizei gerochen wurde, als eine zu Unrecht wegen fünf Mark Geldstrafe verfolgte Frau sich zu beleidigenden Aeußerungen hinreißen ließ.

Eine geistreiche Malice des Zufalls fügte es, daß ein zweiter Prozeß gar einträchtig am selben Tage sich abspielte, und daß gar einträchtig und recht geeignet zu philosophischem Grübeln am selben Tage auf demselben Papier gedruckt, neben die Schicksale der Frau Kulicke das Schicksal des Grafen Caprivi den deutschen Lesern von den Zeitungen vor die Augen und vor den sinnenden Verstand gebracht wurde.

Herr Glöß, der Buchhändler ist und der vom Antisemitismus lebt, hatte in Bilderbogen den Grafen von Caprivi beleidigt. Dieser Herr Glöß, der auch schon im Prozeß Ahlwardt dadurch eine originelle Rolle gespielt hatte, daß er den Verfasser der Broschüre über die Judenflinten für einen tadellosen Tugendhelden erklärt hatte, er trat vor den Gerichtshof sogleich mit dem gehörigen Aplomb auf, wie dieser jedem Manne zukommt, der das erhabene Bewußtsein besitzt, ein professioneller Judenhetzer zu sein. Herr Glöß sagte, er wisse nicht, ob sich etwa unter den Richtern irgend einer befinde, „welcher jüdischer Religion ist, von Juden abstammt oder jüdische Verwandtschaft hat“. Da er sich von einem mit solchen Eigenschaften behafteten preußischen Richter nicht aburtheilen lassen wolle, so ersuche er den Vorsitzenden, die nöthigen Ermittelungen selbst anzustellen und ihm, dem Herrn Glöß, mitzutheilen, wer demgemäß abzulehnen sei, wer nicht. Der Vorsitzende, Herr Landgerichtsdirektor Rieck, fand mit wohlthätiger Milde, daß dieses Ansinnen eine strafbare Ungebühr nicht sei; andererseits schien es dem Herrn Landgerichtsdirektor doch nicht angebracht, als Beauftragter des Herrn Glöß ein Ermittelungsverfahren über Religion, Abstammung und Ahnenstand des beisitzenden Richterkollegiums offiziell zu übernehmen. Herr Glöß war daher kurz entschlossen, er lehnte das gesammte Richterkollegium ab. Das war jedenfalls das sicherste. Auf diesen neuen Schachzug zog sich Herr Rieck mit seinem Kollegium zurück, um über den Antrag des Herrn Glöß zu berathen. Das Ergebniß der Berathung war, daß der Antrag zwar abgelehnt wurde, daß aber Herr Landgerichtsdirektor Rieck offiziös das bekannt gab, was er offiziell festzustellen sich geweigert hatte. Das war ein feiner Unterschied. Offiziös hatte Herr Glöß gesiegt, denn Herr Rieck

gab dem Angeklagten die Versicherung, daß keiner der Richter „jüdischer Abstammung oder mit Juden verwandt“ sei.

Ich denke es mir überaus erbaulich, wie preußische Richterkollegien etwa in Zukunft ein Ermittlungsverfahren darüber anstellen, ob einer der Anwesenden ein Jude, Judensprößling, Judenverschwägerter oder Judenknecht ist. Daß zu solcher collegialischen Germanenprobe man in der Robe einen Stammbaum mitzubringen hat, ist selbstverständlich.

Also nachdem Herr Glöß ermittelt hatte, daß seine Richter zu dem Volksstamm nicht gehörten und zu ihm auch in keiner Beziehung standen, zu welchem Christus gehört hatte, da nahm der Prozeß seinen weiteren Verlauf; oder vielmehr zwei Prozesse, denn Herr Glöß war zweimal angeklagt. Die Anklagen gründeten sich auf so schöne Bilderbogen, wie daß der Reichskanzler Graf Caprivi „als Schutzpatron einer jüdischen Wucherschule und Pleiteanstalt“ hingemalt war; und auf so gelungene Verse wie:

In Deutschland herrschen Kahn und Kohn,
Caprivi ist ihr Schutzpatron.

Der Staatsanwalt beantragte wegen des einen Falles vier Monate, wegen des anderen Falles sechs Monate Gefängniß. Der Gerichtshof erkannte für beide Fälle zusammen auf 150 M. Geldstrafe, und Herr Glöß kann sich frohen Herzens sagen, daß für seine antisemitischen Bilderbogen dieser Prozeß eine einträgliche Reklame gemacht hat, die auf keine andere Weise, nicht durch Annoncen und nicht durch Kolporteure, so billig zu bewirken gewesen wäre.

Und nun die Moral von der Geschichte.

Die Gerechtigkeit hält bekanntlich eine Waage in der Hand, in welche wohl gewogen die That und die Sühne gegen einander gelegt werden. Will man die Sühne, die Frau Kuticke und Herrn Glöß auferlegt worden ist, in eine mathemathische Formel bringen, so ergibt — 900 M. gegen 150 M. — ein Verhältniß = 6 : 1. Das heißt die Polizeibeleidigung der zu Unrecht bedrängten Frau Kuticke wiegt sechsmal so schwer wie eine Reihe von Caprivibeleidigungen.

**Accursius.**

## Wie der Antrag Gröber und Genossen auf den Buchhandel wirkt.

Ueber diesen Antrag des Centrums, welcher, wenn zum Gesetz erhoben, in seiner praktischen Wirkung den Gewerbebetrieb im Umherziehen zu Gunsten des stehenden Gewerbetriebes unterbinden, mindestens seine Weiterführung dem unkontrollirbaren Ermessen von so und soviel Bezirksregierungen des Deutschen Reiches überantworten würde, ist in der Tagespresse während der letzten Wochen so viel geschrieben, seine Verderblichkeit und Ungerechtigkeit im Allgemeinen von den Zeitungen, — nicht bloß der entschieden liberalen Organe, — so oft dargelegt worden, daß Weiteres hierüber in diesen Blättern zu sagen, erübrigt. — „Die Nation“ steht zwar, wie bei allen Angriffen auf die Gewerbefreiheit, auch hier auf dem Standpunkt: All dieses Flickwerk nützt wenig, schadet sicher und befriedigt im günstigsten Falle immer nur die Wenigen — auf Kosten der Meisten. Das ist bisher wenigstens das Ergebniß der zahlreichen „Novellen“ der Gewerbeordnung gewesen. Das Lehrbeispiel dieser Gattung von Gesetzgebung sind die Innungsnovellen. Ihre Wirkungslosigkeit, ja ihre Schädlichkeit bestreitet eigentlich Niemand mehr. Der frappante Mißerfolg kommt vorzugsweise daher, daß bei allen diesen gesetzgeberischen Neuerungen allgemeine und unklare Strömungen, Wünsche einzelner Interessenten, an die Stelle wirklich sachverständiger Prüfung getreten sind. Erst wenn es zu spät war, begriff man völlig, wie schädlich das Gesetz auf diejenigen wirkte, welche von seiner Ausführung unmittelbar betroffen wurden. Nichts erscheint deshalb gerechtfertigter, als der energische Widerstand, welchen bereits jetzt der bedrohte Buchhandel dem Antrage Gröber und Genossen entgegenstellt. Daß der Buchhandel mit diesem Antrag wesentlich getroffen werden soll, — wenn er auch, außer bei § 56,10 nicht ausdrücklich erwähnt ist, — beweist die Fassung der §§ 42, 44, 55, 60 unwiderleglich. Welche Wirkung aber der Antrag — sollte er Gesetz werden, in der Welt der konkreten Thatsachen haben wird, dies sei gestattet in ganz kurzen Zügen zu zeigen. Es verlohnt sich, einmal klar zu legen, in welchem Umfange hier wieder einmal — ganz abgesehen von der konstanten Beunruhigung des deutschen Geschäftslebens durch Gesetze, — hier durch die Gesetzgeber — ganz sicher Schaden angerichtet wird. —

Der Verfasser dieser Ausführungen, Inhaber einer der bedeutendsten Kolportage Großbuchhandlungen Deutschlands, nimmt als sehr stark Betheiligter das Wort*); er ist dem Herausgeber dieser Zeitschrift um so mehr zu Dank verpflichtet, zum Worte verstattet zu sein, als ja diejenigen, auf deren eigene Existenz ein Gesetz zu wirken bestimmt ist, sich fast stets nur in der Verkleidung journalistischer Anonymität ihrer Haut wehren müssen; was nicht immer sehr wirksam ist.

Es soll zuvörderst nicht geleugnet werden, daß auch schlechte Litteratur im Kolportagebuchhandel vertrieben wird. Aber, diesen Auswüchsen entgegenzutreten, hat, ganz abgesehen von den Bestimmungen der Novelle vom 1. Juli 1883 die Polizei, — welche vielleicht nicht bloß in Preußen Alles kann — doch ein überreiches Arsenal von Mitteln. Und außer dieser überstarken Repressivgewalt des Staates wirkt auch in der geistigen Produktion, wie in der materiellen Gütererzeugung, die eiserne Regel, daß in derselben Preislage die bessere Qualität die schlechten langsam, aber sicher verdrängt. Hat doch eine sorgsame, der Petition Leipziger Buchhändler an den Reichstag, beigefügte eingehende Statistik das überraschende Ergebniß zu Tage gefördert, daß die gesammte buchhändlerische Produktion = 100 gerechnet, nur 5,38 Prozent der Gattung jener „Volks“-Romane noch angehören, welche, nicht für geistige Feinschmecker geschrieben, im Uebrigen zumeist eher bloß geschmacklos, als unsittlich zu nennen sind. Ueberdies aber befinden sich derartige Litteraturerzeugnisse nachweislich im langsamen, aber stetigem Rückgange.

Mithin bietet diese Art Litteratur sicherlich nicht mehr einen Grund, kaum einen Vorwand für diesen neuesten gesetzgeberischen Anlauf.

Was stört, was zerstört nun derselbe, wenn er Erfolge haben sollte? Hierauf dürften folgende Ziffern und konkrete Thatsachen Antwort geben, für deren Genauigkeit langjährige Erfahrung im Geschäft spricht, soweit überhaupt für derartige, auf Schätzung beruhende Ziffern, Gewähr geleistet werden kann.

Es werden durch die genannten Anträge in erster Linie direkt betroffen: die Buchhandlungen, welche ihren Umsatz in der Hauptsache durch Kolportage finden und nur nebenbei Sortiment führen. Die Anzahl dieser Buchhandlungen, soweit sie hier in Betracht kommen, wird circa 3500 betragen. Rechnet man auf jede Handlung den Inhaber und 3 Leute, — welche Durchschnittszahl sehr gering angenommen ist, da manche derartige Handlungen 20—30 Personen beschäftigen, — so ergibt sich hier schon eine Anzahl von ca. 14 000 Interessenten, in welche diejenigen Kolporteure, die allein für eigene Rechnung Geschäfte machen, noch nicht hineingerechnet sind. In gar nicht unbedeutendem Umfange würden ferner auch die Sortimentsbuchhandlungen geschädigt werden, welche nebenher Kolportagehandel betreiben. Es gibt deren in Deutschland ca. 4000, die mit ihren Angestellten, von welchen durchschnittlich zwei für jede Handlung anzunehmen sind, auch ein Kontingent von ca. 12 000 Interessenten stellen würden.

*) Anm. der Redaktion. Der Verfasser ist Inhaber von Rud. Ziegler's Kolportage-Großbuchhandlung in Leipzig.

Gerade dieser Theil des Buchhandels ist, nebenher bemerkt, sich heute noch gar nicht völlig klar über die Tragweite des Gröber'schen Antrages, denn künftig würde, sofern der Antrag Gesetz wird, jeder Gehilfe, Austräger oder Laufbursche, der ein paar neue Sachen außerhalb des Ladens dem Publikum vorlegt, sich im Besitze eines Wandergewerbescheines nebst Druckschriftenverzeichniß befinden müssen.

Sehr schwer betroffen würden ferner die Reisebuchhandlungen, die sich lediglich mit dem Vertriebe größerer Werke: Encyklopädien, Atlanten 2c. befassen, über deren sehr umfangreiches Wirken aber leider statistisches Material nicht zu Gebote steht. Nur beispielsweise sei hier angeführt, daß an einem einzigen Werke im Ladenpreise von 160 Mk. allein durch den Reisebuchhandel 116 000 Exemplare vertrieben worden sind, was einem umgesetzten Kapitale von ca. 18 Mill. Mark gleichkommt. Auch ein Theil derjenigen Verleger, welche größere fachwissenschaftliche Werke, Sammlungen von technischen Vorlagen 2c. herausgeben, ist bei der Eigenart ihrer Verlagsartikel zum Theil auf den direkten Vertrieb durch Reisende angewiesen.

Alle vorgenannten Gruppen von Geschäften gehören zu denjenigen, welche eine eigene gewerbliche Niederlassung besitzen.

Als letzte Kategorie der direkt betroffenen Handlungen erscheinen die eigentlichen Hausirer und Kolporteure, welche keinen festen Wohnsitz haben und ihr Gewerbe lediglich im Umherziehen betreiben. Die Anzahl dieser Leute ist, soweit es den Druckschriftenvertrieb angeht, eine ganz minimale und beschränkt sich die Thätigkeit derselben meist auf den Absatz von Kalendern, sensationellen Broschüren, litterarischen Eintagsfliegen und anderen Artikeln, die nur ein vorübergehendes Interesse erregen. Die Anzahl dieser Händler kommt den übrigen vorgenannten Gruppen gegenüber gar nicht in Betracht.

Nachdem so die durch die geplante Gesetzgebung direkt Betroffenen aufgeführt sind, bedarf es wohl kaum noch der Erwähnung, daß indirekt der gesammte Verlagsbuchhandel aufs schwerste geschädigt wird, da er mit wenigen Ausnahmen durch die Kolportage- und Sortimentsbuchhandlungen den Absatz seiner Produkte an das Publikum vermittelt, mit dem Verlage leiden ebenso schwer das Druckgewerbe, die Buchbinder, Papierhändler, Schriftsteller, Zeichner u. s. w.

Wie weit alle oben angeführten Kreise betroffen werden, das ergibt sich aus der Thatsache, daß jeder Buchhändler, sobald er außerhalb seines Ladens selbst oder durch Angestellte Druckschriften vertreibt, nach der Absicht des Gesetzentwurfs, in die Kategorie der Hausirer versetzt wird. Er bedarf dann eines Wandergewerbescheins nebst Druckschriftenverzeichniß, während bisher eine gegen eine geringe Schreibgebühr erhältliche Legitimationskarte genügte. Dieser Wandergewerbeschein kostet eine nicht unbedeutende Gebühr, die, soweit unsere Nachrichten reichen, in den einzelnen Bundesstaaten zwischen 10 und 30 Mk. schwankt.

Diese Gebühr würde der Gewerbetreibende noch gern zahlen, wenn der Wandergewerbeschein, wie bisher, für das ganze Reich Gültigkeit hätte. Das ist aber nicht der Fall, sondern der Schein soll nur für den Bezirk derjenigen Behörde, von welcher er ertheilt ist, gültig sein, d. h. die meisten Kolportagebuchhändler würden gezwungen sein, mindestens ein Dutzend und mehr Scheine zu lösen und für jeden die entsprechende Steuer zu bezahlen. Für manche Handlungen würden neben den unerträglichen Formalitäten sehr große Kosten entstehen. Es würde z. B. eine Handlung, die im Umkreise von nur 10 Meilen von Leipzig Kolportage betreibt, ca. 30 Wandergewerbescheine zu lösen und gezwungen sein, um fortarbeiten zu können, eine Extrasteuer von 300 bis 750 M. zu entrichten. Am schwersten würden dabei die Reisebuchhandlungen betroffen, welche nur auf einzelne Werke reisen lassen, aber den Vertrieb auf ganz Deutschland erstrecken und dadurch gezwungen würden, für ihre wenigen Werke für jeden einzelnen Verwaltungsbezirk des ganzen Deutschen Reiches einen Wandergewerbeschein zu lösen. Zu großen Unzuträglichkeiten führt es endlich auch, daß der Wandergewerbeschein auf den Inhaber lautet, denn dadurch ist der Reisende gar nicht mehr an seinen Brotgeber gebunden, sondern kann jeden Augenblick, nachdem sein Chef den Schein besorgt und die Steuer gezahlt hat, für eigene Rechnung Handel treiben.

Die auffälligste Bestimmung des Gesetzentwurfes ist aber, daß die Ertheilung des Wandergewerbescheines von der Bedürfnißfrage abhängig gemacht wird. Woher den Behörden die Erleuchtung kommen soll, wie viel geistige Nahrung in ihren Bezirken gereicht werden darf, ist leider von den Herren Gröber und Gen. nicht gesagt worden.

Das bisher Angeführte bietet eigentlich für den Buchhandel schon ein Uebermaß von Erschwernissen. Damit nicht genug, es kommt nun aber auch noch das Druckschriftenverzeichniß in Frage, das bei Ertheilung jedes Wandergewerbescheines der Behörde eingereicht und von derselben genehmigt werden muß. Es ist eine wohl genügend bekannte Thatsache, daß die meisten Zeitschriften, sowie fast alle in Lieferungen erscheinenden Werke, außerdem sehr viele komplete Werke, durch die Kolportage vertrieben werden. Nehmen wir von diesen Druckschriften nur die gangbarsten Werke, so ergibt sich für eine große Handlung eine Anzahl von ca. 1500 Büchern, welche seitens der Behörde auf ihren Inhalt zu prüfen und zu genehmigen wären. Bei mittleren Handlungen würde sich diese Zahl auf 800 bis 1000, bei den kleineren und kleinsten Handlungen auf mindestens 200—300 belaufen. Sollten alle weniger gangbaren Werke in das Verzeichniß aufgenommen werden, so würden sich diese Zahlen verfünffachen, d. h. also auf 7500 resp. 4000 bis 5000 resp. 1000 bis 1500 lauten. Daß diese Zahlen nicht zu hoch gegriffen sind, mag die Thatsache beweisen, daß im letzten Jahre in Deutschland 22 435 Bücher neu erschienen sind.

Bedenken wir nun, daß nach obigen Ausführungen circa 25 000 bis 30 000 Wandergewerbescheine zu ertheilen, daß also ebenso viel Druckschriftenverzeichnisse zu genehmigen sind, von denen jedes einzelne 200 bis 1500 eventuell auch bis 7500 Titel enthält, so stehen wir vor der Frage: Wer soll diese ungeheure Arbeit bewältigen? dann aber auch vor dem weiteren Problem: wie sich die Behörde von dem Inhalte der vielen Tausende von Preßerzeugnissen Kenntniß verschaffen soll? Wie soll es mit Werken werden, die neu erscheinen und im genehmigten Verzeichnisse nicht enthalten sind? Jede Woche, ja jeder Tag bringt neue Erscheinungen, denn bei einer Jahresproduktion von 22 435 Büchern würden auf den Tag 61 Werke entfallen. Wie soll es mit Werken werden, die bei dem Reisenden bestellt werden, ohne daß er sie im Verzeichniß führt?

Dies sind Fragen, die gelöst werden müssen, ehe der Antrag Gesetz werden kann. Wer diese Bedenken einer ernsten Prüfung unterzieht, muß der Meinung werden, daß die Bestimmungen des Antrages Gröber in der Praxis gar nicht ausführbar sind, wenn man nicht den Kolportagebuchhandel ganz und gar verbieten oder aber eine Censurbehörde schaffen will. Dies wäre der praktische Erfolg des Gesetzes.

Daß Letzteres die Antragsteller wirklich beabsichtigen, ist wohl kaum anzunehmen, ebenso wenig aber auch, daß ein Gesetz gemacht wird, um den wenigen Hintertreppenromanen den Garaus zu machen. Von diesen sind zufolge sicherer Statistik im Jahre 1892 im Ganzen 16, schreibe sechzehn, produzirt, eine Zahl, welche gegenüber 22 419 anderen Erzeugnissen völlig verschwindet.

Daß ist dasjenige, was die Zahlen und Thatsachen gegen den Antrag Gröber bezeugen. Man sollte meinen, es sollte dies für sich allein genügen. Und dabei stellt das Vorgetragene nur den wirklichen, unmittelbaren Schaden, die Verschlechterung der Vermögenslage, des Erwerbslebens der unmittelbar Betroffenen dar. Mittelbar geschädigt und in Mitleidenschaft gezogen werden alle mit dem Buchhandel in engster Gemeinschaft und Mitarbeit

stehenden Gewerbetreibenden. Mindert sich, was eine nothwendige Folge des Antrages sein würde, der Umsatz an Büchern, so trifft dies Drucker, Steindrucker, Zeichner, also Hunderttausende gerade der Elite der Lohnarbeiter, und sicherlich — die Autoren auch. Wenn irgendwo das Dichterwort vom „Fluch der bösen That“ Platz greift: hier würde „fortzeugend“ das Böse in einem Umfange geboren werden, — welchen sicherlich die Antragsteller selbst nicht gewollt oder geahnt haben können.

Otto Maier.

## Aus unserem Citatenschatz.

### Schiller über den Schillerpreis.

„. . . Man hat lange geglaubt, der Dichtkunst unseres Vaterlandes einen Dienst zu erweisen, wenn man den Dichtern Nationalgegenstände zur Bearbeitung empfahl. Dadurch, hieß es, wurde die griechische Poesie so bemächtigend für das Herz, weil sie einheimische Scenen malte und einheimische Thaten verewigte. Es ist nicht zu leugnen, daß die Poesie der Alten, dieses Umstandes halber, Wirkungen leistete, deren die neuere Poesie sich nicht rühmen kann, — aber gehören diese Wirkungen der Kunst und dem Dichter? Wehe dem griechischen Kunstgenie, wenn es vor dem Genius der Neuern nichts weiter als diesen zufälligen Vortheil voraus hätte, und wehe dem griechischen Kunstgeschmack, wenn er durch diese historischen Beziehungen in den Werken seiner Dichter erst hätte gewonnen werden müssen! Nur ein barbarischer Geschmack braucht den Stachel des Privatinteresses, um zu der Schönheit hingelockt zu werden, und nur der Stümper borgt von dem Stoffe eine Kraft, die er in die Form zu legen verzweifelt. Die Poesie soll ihren Weg nicht durch die kalte Region des Verstandes nehmen, soll nie die Gelehrsamkeit zu ihrer Auslegerin, nie den Eigennutz zu ihrem Fürsprecher machen. Sie soll das Herz treffen, weil sie aus dem Herzen floß, und nicht auf den Staatsbürger in dem Menschen, sondern auf den Menschen im Staatsbürger zielen.“

Schiller.

(Aus dem Aufsatze: Ueber das Pathetische.)

## Siciliana.

### I.

In Nr. 4 des Jahrgangs XI der „Nation“ war behauptet und auszuführen versucht worden, daß „das ganze Problem der sicilischen Frage in der vollkommenen Unwahrhaftigkeit bestehe, in der sich die große Masse der Sicilianer ihr gegenüber bewege“. Dieses ist richtig; wenn auch die Fassung insofern mißverständlich ist, als man unter „der großen Masse der Sicilianer“ zunächst die Masse des niederen Volkes verstehen könnte. Das soll es aber offenbar nach dem, was weiter erörtert wird, nicht heißen. Unter „den Sicilianern“ sind die gebildeteren, herrschenden Klassen der Bevölkerung, oder um mich eines sicilischen Ausdrucks zu bedienen, die capelli (Hüte) zu verstehen. Wie wenig aber gerade diese sogenannten besseren Stände das Aussprechen der Wahrheit über die Zustände Siciliens vertragen können, davon will ich hier nur zwei Beispiele anführen.

Ein Professor der Hochschule von Palermo, der kein geborener Sicilianer war, hatte eine Biographie eines der tapfersten Männer geschrieben, die Garibaldi 1860 nach Sicilien gefolgt waren. In diesem Buche waren Briefe abgedruckt, die Nino Bixio während des Feldzugs in Sicilien an seine Angehörigen gerichtet hatte, und in denen von dem Heldenmuthe, welchen die Sicilianer damals entfaltet hätten, keine sehr glänzende Schilderung gemacht war. Darob entbrannte der Zorn der sicilianischen Patrioten so lebhaft, daß man den Autor in Palermo vor die Alternative stellte, entweder auf sein Amt an der Universität zu verzichten, oder in der 2. Auflage der Biographie auf den Wiederabdruck der ehrenrührigen Briefstellen zu verzichten. Und dabei mußte jeder Sicilianer, der das Jahr 1860 mit erlebt hatte, wissen, daß die Klagen Nino Bixio's keineswegs unbegründet waren!

Eine ähnliche Erfahrung hat der Schreiber dieser Zeilen zu machen Gelegenheit gehabt. Als der gegenwärtige Finanzminister Italiens, Sidney Sonnino, mit seinem Freunde L. Franchetti 1876 die Insel bereist und das ausgezeichnete Werk: La Sicilia nel 1876 in zwei Bänden hatten erscheinen lassen, das die objektivste Schilderung der Zustände des heutigen Siciliens enthält, die wir besitzen, und in dem sie vor den Gefahren warnten, die wir in diesem Augenblicke leider nur zu furchtbar sich verwirklichen gesehen haben, da hatten diese Herren die Güte, mir ihr Werk zuzusenden. Auf Grund meiner eigenen Beobachtungen und Studien, die ich während eines fünfjährigen Aufenthaltes auf der herrlichen Insel gemacht hatte, und mit Zuhilfenahme des genannten Werkes veröffentlichte ich daher im 40. Bande der „Preußischen Jahrbücher“ einen ausführlicheren Artikel unter der Ueberschrift: Sicilien im Jahre 1876. Dieser Aufsatz wurde in Palermo bekannt und die Folge war, daß die Società per la storia Siciliana, die mich seit ihrer Neugründung zu einem ihrer Mitglieder ernannt hatte, mich aus ihren Reihen ausschloß, obwohl der Vorsitzende der Gesellschaft, der Marchese Torrearsa, und andere sonst einflußreiche Mitglieder derselben sich bemühten, ihre Kollegen in ihrem Entschlusse wankend zu machen. Ich hatte allerdings die Zustände Siciliens nicht im rosigen Lichte geschildert, aber aus einer Gesinnung heraus, die mir die Dankbarkeit gegen das schöne Land, das mir fünf der besten Jahre meines Lebens Gastfreundschaft erwiesen hatte, zur Pflicht machte. Zur Erklärung des Beschlusses der Gesellschaft schrieb mir damals mein edler Freund Michele Amari, dessen Namen doch überall mit in erster Linie genannt wird, wenn von wahrhaft patriotischen und um ihr Vaterland hoch verdienten Sicilianern die Rede ist, und der den Beschluß seiner Landsleute für sehr wenig angebracht hielt, ich möge bedenken, daß derselbe, so zu sagen, ein Akt der Verzweiflung sei; die Männer, die mich exkludirt hätten, seien ihrer Gesinnung nach gute sicilianische Patrioten; sie könnten auch die Richtigkeit meiner Schilderung der Zustände ihrer Heimath nicht leugnen, aber gerade der Umstand, daß sie das nicht könnten und kein Heilmittel sähen, die unglückliche Lage der Inselbewohner zu ändern, versetze sie in eine Art Wuth, die sich gegen mich gerichtet habe, weil ich zur Verbreitung der Kenntniß der unglücklichen Zustände beigetragen habe; sie hätten an ihrem Jammer genug und wollten nicht, daß noch Fremde ihre schöne Heimath bejammerten.

Im Vergleiche mit den Herren L. Franchetti und Sidney Sonnino war ich in der That noch glimpflich weggekommen. Denn über die Schilderung, welche diese beiden warmherzigen und sehr unterrichteten Männer in ihrem Werke von Sicilien gemacht hatten, war die Mehrzahl der sicilischen Zeitungen mit einem wahren Wuthgeheul hergefallen.

Und was das Schlimmste war, die sicilischen Abgeordneten im Parlamente, der jetzige Ministerpräsident Crispi an ihrer Spitze, wurden nicht müde, die ganz unhaltbaren Zustände Siciliens und die großen Gefahren, die sie einschlossen, zu vertuschen und sie im Großen und Ganzen als nicht schlimmer und nicht bedrohlicher als die des übrigen Italiens hinzustellen. Die Folgen dieses Versteckenspielens und Gehenlassens sind jetzt nun aller Welt vor Augen getreten. Die unglückliche Masse des niederen Volkes der von der Natur so überreich ausgestatteten Insel muß es jetzt büßen, was der irregeleitete Chauvinismus und die niederträchtige Selbstsucht der besitzenden Klassen verschuldet hat. Die Einen haben durch Verdeckung der Sünden der Andern sich in gleicher Weise

zu Mitschuldigen gemacht. Denn der aus Trägheit und Gewinnsucht resultirenden Selbstsucht der reichen Grundbesitzer und der zahlreichen Mittelsmänner, welche sich zwischen diese und das schwer arbeitende und doch hungernde Volk eingeschoben haben und dieses fast noch mehr aussaugen, als die Grundbesitzer selbst, ist das Elend zum größten Theile zuzuschreiben, das jetzt über die Insel gekommen ist und das ganz Italien in Mitleidenschaft zieht. Gewiß, die Regierung, die Jahrzehnte lang der Entwicklung der Dinge mit verschränkten Armen zusah und nichts that, um das traurige Loos der arbeitenden und hungernden Bauern zu mildern, und die Volksverführer, die dem ungebildeten Haufen, von dem nur eine ganz verschwindende Minorität lesen kann, mit den Lehren von Marx und Genossen die Köpfe verdrehten und ihn zum Widerstande gegen die Obrigkeit und zu Gewaltthaten anhetzten, welche bei der Rohheit und Leidenschaftlichkeit dieser südländischen Naturkinder in wahrhaft bestialische Orgien ausarten mußten, sie beide, Regierung und Volksverführer, tragen allerdings auch einen guten Theil der Verantwortung an den heutigen Vorkommnissen auf der Insel. Die Regierung jedoch fast noch mehr als die Agitatoren. Denn zur Entschuldigung der heutigen Volksführer muß man doch auch bedenken, daß die Männer, welche die Führer der revolutionären Bewegung auf der Insel sind, von dem namenlosen Elend der Landbevölkerung ergriffen, zunächst nur in guter Absicht wenigstens theilweise eine Organisation der Armen geschaffen haben, um die unerträglichen Leiden derselben zu heben, und die Regierung des Landes, die fast nur noch die Exekutivbehörde der besitzenden Klassen der Insel war, zu zwingen, den ungeheuerlichen Zuständen auf derselben ein Ende zu machen. Denn abhängig wie jede Regierung in Italien von der Majorität des Parlamentes ist, ist die Regierung in Sicilien von den Deputirten der Insel in einer fast noch größeren Abhängigkeit gehalten worden. Denn die weitaus größte Mehrzahl der Deputirten gehörte eben der dort herrschenden Klasse an. Auf dieser ruht die Last der Verantwortlichkeit daher mittelbar und unmittelbar fast ganz allein. So sehen es auch unbetheiligte Sicilianer selbst an. Ende Oktober 1893 schrieb man mir von hervorragender Seite:

„Sie werden wohl aus den Zeitungen ersehen haben, wie die Zustände auf der Insel, in Folge der unverzeihlichen Lässigkeit (inerzia) der reichen Grundbesitzer, immer bedenklicher werden. Wenn man dem Beispiel des Nepoten des Exministers Perez — des Cavaliere F. Lobue-Perez — folgte, der seine Ländereien den Bauern nach toskanischer Weise in Halbpacht (mezzadria) gegeben hat, so würde die Lage sich sofort zum besseren wenden. Wie aber jetzt die Dinge liegen, ist der Bauer (contadino) ganz unterdrückt und ausgehungert und häufig schlechter behandelt als das Vieh — dem man doch, um es nicht umkommen zu lassen, zu fressen gibt. Hier und da erlaubt man den elenden Bauern nicht einmal einen Bart zu tragen; das ist doch 1893 wahrhaft lächerlich."

Auch in der neuesten Nummer der „Nuova Antologia" (1. Januar 1894) wird in einem Aufsatze, auf den wir noch weiter zurückkommen werden, ganz bestimmt behauptet und begründet, daß die Hauptursache der unglücklichen Verhältnisse in Sicilien die Latifundialwirthschaft, d. h. die Großgrundbesitzer sind.

Um diese Verhältnisse einigermaßen zu verstehen, muß man sich sowohl die geschichtlichen wie die lokalen Voraussetzungen des modernen Siciliens ins Gedächtniß zurückrufen. Man darf ferner nicht vergessen, daß die durch sie bedingten sozialen Zustände auf der Insel, die fast genau so groß ist wie die preußische Provinz Sachsen (462 □Meilen), keineswegs die gleichen sind. Zwar decken sich die Theile der Insel, die wesentlich ein und dieselbe Bodenkonfiguration und daher auch ein und dieselbe Bodenwirthschaftung ꝛc. haben, nicht vollständig mit den Stufen, in welche die sozialen Zustände der Arbeiterbevölkerung sich gliedern, aber im Wesentlichen entsprechen sie einander doch. Wer sich die Mühe gegeben hat, die Zeitungsnachrichten über die lokalen Aufstandsversuche auf der Insel auf einer Karte zu verfolgen, muß schon darauf aufmerksam geworden sein, daß dieselben fast nur in Orten stattgefunden haben, die dem Inneren der Insel oder deren Westhälfte angehören. Die Ostküste der Insel, die die Präfekturen Messina, Catania und Syrakus umfassen, ist fast ganz frei von ihnen geblieben. Ebenso sind diese Theile der Insel fast ganz von dem üblichen Brigantaggio, der Gefangennahme und Wegführung von Wohlhabenden, die sich dann durch hohes Lösegeld befreien müssen, verschont geblieben. Als im vergangenen Herbst einem reichen Landbesitzer einige Meilen westlich von Catania „sequestrirt" wurde, erschien mir das als ein sehr bedenkliches Zeichen für das Umsichgreifen des Brigantaggio. Aber der Fall blieb nur vereinzelt und erklärt sich daraus, daß eine berüchtigte Bande von weither einen kühnen Vorstoß hierher gemacht hatte. Direkte Nachrichten bestätigen auch, daß die Verhältnisse, wie ich sie früher gekannt hatte, noch fortbestehen. Auch die immer zahlreicher werdenden Nachrichten von Raub und Mordanfällen in Sicilien, welche im Herbste 1893 unsere Zeitungen brachten, schrieb ein Bekannter von mir, der zahlreiche Verwandte in Messina hat, dorthin und erkundigte sich u. A. auch nach der persönlichen Sicherheit in dieser Stadt und ihrer Umgegend. Es kam wohl Antwort an auf den Brief, aber die besondere Frage wurde nicht berührt. Sie wurde also wiederholt und nun kam eine Entschuldigung mit der Erklärung, man habe diese Frage ganz vergessen, weil man in Messina von diesen Dingen ebenso wie in Deutschland nur etwas aus den Zeitungen erfahre. Und wie es in Messina steht, so sieht es auch im Wesentlichen in Catania und Syrakus aus. Die Sicherheitsverhältnisse dieser drei östlichen Präfekturen zu denen der vier übrigen, Palermo, Caltanisetta, Girgenti und Trapani werden dadurch illustrirt, daß sich in den Jahren 1872—74 die Mordthaten, welche in der Provinz Palermo stattfanden, zu denen der Provinz Syrakus verhielten wie 227, 311 und 325 zu 43, 38 und 31! Ich habe die Kriminalstatistik Siciliens nicht weiter verfolgt, bin aber überzeugt, daß dieselbe sich seit jenen Jahren im Betreff des Verhältnisses der verschiedenen Provinzen zu einander nicht wesentlich geändert haben. Sind doch auch die Ursachen dieser Verschiedenheit dieselben geblieben. Diese mögen in einem weiteren Artikel kurz auseinandergesetzt werden.

O. Hartwig.

## John Tyndall und Heinrich Hertz.

Wenn ein hervorragender Mensch, nach vollbrachtem Lebenswerk, erschöpft und ruhebedürftig im Frieden entschläft, so trauern wir um den Verlust einer ehrwürdigen, durch das Verdienst verklärten Persönlichkeit. Allein dieser Schmerz wird gemildert durch den natürlichen und unvermeidlichen Verlauf des ewigen Wechsels alles Lebenden.

Die beiden Männer, deren weit bekannte Namen an der Spitze dieses Nachrufs stehen, sind nicht in dieser Weise von uns geschieden. Beide sind vor der Zeit und jäh dahingerafft worden. John Tyndall starb plötzlich am 4. Dezember, und am Neujahrstage verschied, zwar nicht unvermuthet, jedoch viel zu früh, noch fast im Jünglingsalter, Heinrich Hertz.

John Tyndall hat ein Alter von 73 Jahren erreicht, aber er starb keines natürlichen Todes, sondern in Folge eines unglücklichen Zufalls, durch Vergiftung mit Chloral, welches ihm versehentlich an Stelle von Epsomsalz gereicht wurde.

In Leighlin Bridge in Irland am 21. August 1820 als Sohn armer Eltern geboren, arbeitete er von seinem 19. Lebensjahre ab, 9 Jahre lang, zuerst bei trigonometrischen Landesvermessungen, später bei Eisenbahnbauten und erwarb sich hierbei die Geldmittel, um seine Kenntnisse und Fähigkeiten auszubilden. 1848 wandte er sich nach Marburg, um an der dortigen Universität sich den Naturwissenschaften zu widmen. Kein geringerer als Robert Bunsen lehrte zu jener Zeit in Marburg. Unter dessen

Leitung vorzugsweise begann Tyndall Chemie und Physik zu studiren. Er ging alsdann nach Berlin, wo er in dem Laboratorium von Magnus sich ganz der Experimentalphysik widmete. Dort kam er mit Helmholtz, Rieß und anderen berühmt gewordenen Physikern in regen Verkehr und schöpfte hieraus dauernden Gewinn für seine späteren wissenschaftlichen Arbeiten. Nach England zurückgekehrt, wurden ihm kurz nach einander verschiedene öffentliche Lehrämter übertragen. Seine 1853 übernommene Professur der Physik an der Royal Institution of Great Britain in London legte er 1887 wegen geschwächter Gesundheit nieder und schied damit zugleich für immer vom Schauplatz wissenschaftlicher Thätigkeit.

Tyndall lieferte eine Reihe von werthvollen Arbeiten im Gebiete der Akustik, der Wärmelehre, des Magnetismus u. s. w. Besonders bekannt geworden sind seine alpinen Forschungen und namentlich die zum Theil gemeinsam mit Huxley angestellten Untersuchungen über die Bewegung der Gletscher.

Aber seine eigentliche Bedeutung und diejenige Wirksamkeit, welche seinen Namen weit in alle Lande trug, liegt auf einem anderen Gebiete als dem der Aufdeckung großer wissenschaftlicher Wahrheiten. Das Feld, welches er mit unvergleichlichem Geschick und Erfolg bebaute, ist die Popularisirung der physikalischen Wissenschaft. Hierin sind überhaupt die Engländer allen anderen Völkern weit voraus, insbesondere den Deutschen. Und zwar nicht nur etwa in Bezug auf die dem Laien am wenigsten leicht zugängliche Physik, sondern in der Art und Weise wie sie es verstehen die Errungenschaften aller strengen Wissenschaften vor das große Publikum zu bringen, ihm dieselben verständlich und nutzbar zu machen. Es würde nicht eines psychologischen Reizes entbehren, dieser Erscheinung nachzuspüren und zu erforschen, weshalb gerade in Deutschland in dieser Hinsicht verhältnißmäßig so wenig gutes geleistet wird. Sollte es die freiere, urwüchsigere Jugenderziehung sein, die glückliche Antipathie dieses englischen Volkes gegen den leiblichen und geistigen Drill, was in England auch den Gelehrten naiver und volksthümlicher erhält? Wir wollen es hier nicht untersuchen. Genug, die Engländer haben einen Davy, Faraday, Darwin und noch manche ausgezeichnete Forscher aufzuweisen, welche es nicht verschmähten, die Wahrheiten der Wissenschaft der Allgemeinheit vorzutragen, und welche es in meisterhafter Weise verstanden, das Interesse weitester Kreise für den wissenschaftlichen Fortschritt zu wecken und rege zu erhalten.

Tyndall besaß diese Fähigkeit in seltenem Maße und er bethätigte sie auf einem so weiten Wissensgebiete, wie es vor ihm noch nicht versucht worden war. Die meisten seiner Vorgänger begnügten sich damit, irgend eine merkwürdige Naturerscheinung, einen Zweig der Forschung herauszugreifen und dem größeren Publikum zur Kenntniß zu bringen, wie z. B. Davy in seinen interessanten Vorlesungen über elektrische Erscheinungen, über die von ihm entdeckten Alkalimetalle, über schlagende Wetter und seine bekannte Sicherheitslampe, so Faraday in dem berühmten populären Werke über die Natur der Flamme (natural history of a candle). Die Vorträge Tyndall's umfaßten dagegen fast das gesammte Gebiet der physikalischen Wissenschaft, er behandelte in cyklischen populären Vorlesungen die Lehre vom Schall, vom Licht, von der Wärme u. s. w. und lieferte durch die Herausgabe dieser glänzenden Monographien ein gemeinfaßliches Werk über die Physik, im hohen Grade anziehend und belehrend, zugleich unterhaltend und doch niemals trivial. Keine ehrendere Anerkennung konnte diesem gediegenen, in edelstem Sinne populären Werke werden, als durch die Uebersetzung desselben ins Deutsche durch Helmholtz und eine Reihe namhaftester deutscher Physiker.

Kein augenfälligeres Zeugniß aber für den beispiellosen Erfolg dieser Thätigkeit Tyndall's läßt sich beibringen, als die Thatsache, daß er zu einer wissenschaftlichen Rundreise nach Amerika aufgefordert wurde, welcher Einladung er auch entsprach und die ihm durch seine Vorträge die Summe von annähernd 300 000 M. einbrachte. Und nicht minder bezeichnend ist es für diesen Mann, daß er diese ganze Summe für wissenschaftliche Zwecke verschenkte, wie er sich denn überhaupt auch durch seine großartige Uneigennützigkeit und Wohlthätigkeit ein bleibendes Andenken gesichert hat.

Tyndall hätte vielleicht noch Jahre lang seiner Familie und seinen zahlreichen Freunden erhalten bleiben können. Allein sein Lebenswerk war, als ihn das Geschick so unvermuthet ereilte, vollendet.

Wie ganz anders bei seinem jungen deutschen Fachgenossen, der mit ihm fast gleichzeitig hingerafft wurde.

In Heinrich Hertz erlitt unsere Generation vielleicht den größten wissenschaftlichen Verlust, den sie erleiden konnte. Tief erschüttert stehen alle Freunde des geistigen Fortschritts, alle Priester und Jünger der Wissenschaft an dem frischen Grabe, in das so viel herrliche Hoffnungen versenkt worden sind.

Der Lebenslauf von Heinrich Hertz ist bald erzählt, denn er erreichte nicht das Alter von 37 Jahren und führte das stille, eingezogene Leben eines Denkers und Forschers. Sein Name wird noch keine zehn Jahre genannt, aber in dieser kurzen Zeit ruhmvoller Arbeit hat er einen Klang erreicht, der fortschweben wird bis in die fernsten Zeiten.

Geboren am 22. Februar 1857 zu Hamburg, widmete sich Hertz zuerst dem Studium der Ingenieurwissenschaften, wandte sich jedoch bald zur Mathematik und Physik, zu welchen ihn eine seltene Befähigung hinzog. Er studirte in München und in Berlin, wo er Assistent von Helmholtz wurde. Der mächtige Einfluß dieses großen Forschers ist bestimmend geworden für Hertzens Lebenswerk. 1883 habilitirte er sich in Kiel und wurde schon 1885 als Professor der Physik an die technische Hochschule in Karlsruhe berufen, wo er 1887 und 1888 seine Epoche machenden elektrischen Untersuchungen ausführte. 1889 ging er als Nachfolger des berühmten Clausius nach Bonn. Hier befiel ihn bald die tückische Krankheit, die nach jahrelangen grausamen Leiden seinem kostbaren Wirken und Leben ein Ende setzte.

Es ist eigentlich nur eine That, welche wir Hertz verdanken, aber welche Großthat. Es ist der sorgsam vorbereitete und allmählich herangereifte experimentelle Nachweis der Einheit von Licht und Elektrizität, eine der wundervollsten und sicher folgereichsten Entdeckungen des naturwissenschaftlichen Zeitalters. Ein Zufall war es, der ihn bestimmte, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, eine Preisaufgabe der Berliner Akademie, ein Zufall, der ihm den Weg wies zur Anschauung der längst geahnten Wahrheit, den Weg, den vor ihm Jahrzehnte lang die erfahrensten Entdecker vergeblich aufzuspüren gesucht hatten.

Seltsam mag es Manchem erscheinen, welche Rolle der Zufall in der Geschichte der großen Erfindungen und Entdeckungen spielt. Aber es gibt nichts Zufälliges, Einmaliges, denn die Erscheinungen kehren täglich wieder, doch nur Wenige sind es, die in dem Alltäglichen das Merkwürdige erkennen und es zu greifen wissen. Ganz so ist ja auch die Elektrizität selbst, deren Wesen von Hertz erschlossen wurde, entdeckt worden. Als Signora Galvani die Froschschenkel an dem eisernen Geländer ihrer Küche zucken sah und diese Beobachtung ihrem Manne berichtete, dachte derselbe nicht, wie es die Meisten an seiner Stelle gethan hätten: ja, was geht mich denn das Zittern der Froschschenkel an, sondern er untersuchte dieses unscheinbare Vorkommniß, und die Folge war der Galvanismus, war die Entdeckung der Elektrizität.

So verdanken auch die Hertz'schen Versuche ihre Entstehung gelegentlicher Anregung, gelegentlichen Beobachtungen; wie es denn ganz undenkbar ist, daß eine Entdeckung sich nach einem vorgezeichneten Plane abspielt. Leicht ist das Planen, das Ausführen schwer, und so erforderte auch die erfolgreiche Durchführung der Hertz'schen Untersuchungen eine außergewöhnliche glückliche Vereinigung von durchdringendem Verstand, seiner Beobachtungsgabe und besonderem experimentellem Geschick.

„Nicht leicht ist es freilich, von diesen Dingen zugleich verständlich und völlig zutreffend zu reden," wie sich Hertz selbst in einer vor der Naturforscherversammlung in Heidelberg 1889 gehaltenen herrlichen Rede (erschienen in Bonn bei Emil Strauß) ausdrückte, einem ganz kurzen, höchst lesenswerthen Vortrage, wundervoll durch die klare Tiefe des Gedankeninhalts, wie durch die klassische Form und Sprache. Wir können es nicht versuchen hier zu schildern, wie Hertz bei seinen Entdeckungen vorging, nur was er entdeckte, wollen wir in den Umrissen darstellen.

„Das Licht ist eine elektrische Erscheinung, das Licht an sich, alles Licht, das Licht der Sonne, das Licht einer Kerze, das Licht eines Glühwurms. Nehmt aus der Welt die Elektrizität, und das Licht verschwindet; nehmt aus der Welt den lichttragenden Aether, und die elektrischen und magnetischen Kräfte können nicht mehr den Raum überschreiten."

Diese kühne Behauptung ist, ihrem Inhalt nach, nicht neu, sie wurde, und schon vor Jahrzehnten, von zwei englischen Großmeistern der Physik ausgesprochen, allein sie blieb eben nur eine Behauptung, von dem Einen geglaubt und bewundert, von dem Anderen als unkontrollirbares Phantasiegebilde kaum der Beachtung gewürdigt. Diese merkwürdige Hypothese zur Wahrheit erhoben, sie durch zwingendes, untrügliches Experiment zur unumstößlichen Gewißheit gemacht zu haben, ist Hertzens unvergängliche That.

Wie das Licht, die Wärme früher, so wurde bis in die Mitte unseres Jahrhunderts auch die Elektrizität allgemein als etwas stoffliches betrachtet, wie es noch die heute üblichen Ausdrücke: elektrische Fluida, elektrische Ströme, positive und negative Elektrizitäten bekunden. Wie die Uebertragung der elektrischen Kraft im Raume von dem einen Körper auf den andern erfolge, darüber konnte man sich eine klare Vorstellung nicht machen; man nahm, wie noch heute bei der Gravitation, welche den Lauf der Gestirne beherrscht und regelt, eine den Raum überspringende Fernwirkung an, eine für den nach begreiflichem ursächlichem Zusammenhang forschenden Verstand höchst unbefriedigende, fast schmerzhafte Zumuthung.

Der Erste, der an diesen hergebrachten Anschauungen über die unvermittelte Fernwirkung zu rütteln wagte, war Faraday, dem bei seinen bahnbrechenden elektrischen Forschungen eine Reihe von Erscheinungen entgegentrat, die seinem frischen und ursprünglichen, von keinerlei Schulregeln befangenen Geiste im höchsten Maße auffallen mußten. Er hörte sagen, daß man bei der Elektrisirung eines Körpers etwas in ihn hineinbringe, aber so sehr er auch danach suchte, er konnte nichts dergleichen finden, er sah nur äußere Wirkungen, keine Aenderungen im Innern. Es wurde gelehrt, daß die Kräfte den Raum übersprängen, aber Faraday sah, daß es von größtem Einfluß auf die Kräfte war, mit welchem Stoff der vermeintlich übersprungene Raum erfüllt war. So kehrten sich die Sachen in seiner Vorstellung um. Die elektrischen, magnetischen Kräfte, Wirkungen wurden ihm zu Wirklichkeiten, die Elektrizitäten, die magnetischen Fluida zu fraglichen Dingen. Er ahnte einen Zusammenhang zwischen dem wellenbewegten Aether, dem Träger des Lichts, und den elektrischen und magnetischen Aeußerungen. Allein es waren nur Ahnungen des divinatorischen Genies, beweisen konnte er sie nicht, so eifrig er sich darum bemühte. Wie herrliche und fruchtbare Gefilde sein reicher Geist in beispielloser Ausdauer auch erschloß, das begehrte Land der Erkenntniß, er fand es nicht.

Seinem hochbegabten Schüler James Clerk Maxwell war es vorbehalten, den gesuchten Zusammenhang von Licht, Magnetismus, Elektrizität nicht nur ahnend vorauszusehen, sondern mathematisch zu begründen. Dieser nicht minder eigenartige und kühne Genius drang, bewaffnet mit dem ganzen Rüstzeug des modernen mathematischen Arsenals, das er mit nahezu unfehlbarer Sicherheit zu handhaben verstand, in das Gebiet, an dessen Grenzen sein großer Lehrmeister fast schon gestanden hatte. Er sprach es unumwunden aus, und wußte es mathematisch zu formuliren: daß Licht, Magnetismus und Elektrizität Wirkungen ein und derselben Kraft, nicht der Art, nur dem Grade nach verschieden seien. Das wellengetragene Licht sei nur eine andere Form der Elektrizität, beides Wellenbewegungen verschiedener Größe ein und desselben Weltäthers. Während die Lichtwellen von außerordentlicher Kleinheit, begrenzt durch ein Intervall von nur einigen Zehntausendsteln des Millemeters, seien die elektrischen Wellen damit verglichen unendlich groß, Hunderte von Metern, Kilometern erreichend. Und Maxwell wußte seine Hypothese so auszugestalten, daß es ihm gelang, alle Erscheinungen der Optik, des Magnetismus und der Elektrizität durch ein gemeinsames Band zu vereinigen. So wurde er der Begründer der „elektromagnetischen Lichttheorie", eines der grandiosesten Gebilde des menschlichen Geistes.

Der Zweifler, der Kopfschüttler gab es nicht wenige. Jedoch unter den berufensten wurde die neue Lehre mit Begeisterung aufgenommen, so namentlich von Helmholtz und seiner Schule. Ein rastloses Forschen und Arbeiten in neuen Bahnen begann; manch kostbares Gut wurde zu Tage gefördert. Aber der versuchte experimentelle Nachweis der Grundlagen der Theorie gelang nicht. Eine Theorie aber, so vollkommen sie erscheinen mag, ist keine Gewißheit und so nützlich und fruchtbar sie auch wirken kann, dennoch kann sie falsch sein. Die Wissenschaft zählt nicht wenige Beispiele dieser Art und ihre Geschichte lehrt, daß die größten Meister den schwersten Irrthümern unterworfen waren. Wenn selbst ein Newton, der Begründer der irrigen Emissionstheorie des Lichtes, welche die Wissenschaft mehr als ein Jahrhundert beherrschte, in einen solchen Fehler verfiel, wo war da noch Vertrauen möglich? Und doch war diese ganze Theorie Maxwell's von einer so gewaltigen Ueberzeugungskraft, von einer solchen inneren Wahrscheinlichkeit, daß die Hoffnung, sie durch das Experiment zu bestätigen, nicht schwinden konnte.

Unter den vielen Fragen, welche sich beständig aufwarfen, kehrte immer die eine, die schon Faraday beschäftigte, wieder, ob die elektrischen und magnetischen Kräfte Zeit zu ihrer Ausbreitung bedürfen. War diese erste und hauptsächlichste Frage im bejahenden Sinne zu beantworten, so war der schwerste Schritt gethan, die zeitlos den Raum überspringende Fernwirkung als unmöglich dargethan. Hier setzte Hertz mit seinen Untersuchungen ein, und der Wurf gelang. Leicht war das Gelingen nicht und erforderte den vollendeten Meister. Denn diese in beschränkten Raumverhältnissen auszumessende Zeit mußte, weil die Geschwindigkeit der Fortpflanzung elektrischer Kraft eine ungeheure ist, jedenfalls außerordentlich klein und daher sehr schwierig feststellbar sein. Doch wie gesagt, es glückte, und der Versuch ergab, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der elektrischen Kraft gleich ist der Lichtgeschwindigkeit, ganz wie es die Theorie verlangte.

Nun gelang es auch nachzuweisen, daß der elektrische Vorgang wie der optische in einer Wellenbewegung besteht; die Wellen sind in beiden Fällen von derselben Art, transversale, aber von enormen Größenunterschieden. Es wurden elektrische Wellen von verschiedener Länge erzeugt und ausgemessen, 10, 20, 30 und mehr Meter lange, wie es auch Lichtstrahlen von verschiedener Farbe, d. h. von verschiedener, nur unendlich viel kleinerer Wellenlänge gibt. Ein elektrisch empfindendes Auge müßte sich also an dem Farbenspiel elektrischer Kraft erfreuen können, wie das menschliche am Anblick des Regenbogens. Und alle physikalischen Eigenschaften der optischen Aetherwellen, sie fanden sich wieder bei den elektrischen und ließen sich nunmehr ohne Schwierigkeit nachweisen. Sie prallen von einer metallischen Wand zurück, sie können im Brennspiegel zusammengedrängt und wieder ausgestrahlt werden, ein in den Weg gestellter metallener Gegenstand wirft elektrische Schatten, wie die Lichtstrahlen können die elektrischen durch ein aus nichtleitendem Stoff hergestelltes Prisma gebrochen werden, dessen Dimensionen nur, entsprechend der Größe der Wellen und des Strahles zu vergrößern sind, und endlich besitzen sie die bisher nur bei den Lichtstrahlen beob-

achtete, diese von allen anderen Wellen charakterisch unterscheidende Eigenschaft der Polarisationsfähigkeit.

Hiermit war die elektromagnetische Lichttheorie in glänzender Weise durch das Experiment bestätigt, mit unumstößlicher Gewißheit die wesentliche Einheit von Licht, Magnetismus, Elektrizität nachgewiesen.

Das ist die Großthat von Heinrich Hertz.

Und welche Ausblicke in die Zukunft eröffnet diese That! Nicht von geringem Reiz wäre es, auszumalen, welch ein befruchtender Strom neuer Gedanken, neuer Anregungen sich über das ganze, weite Gebiet der Physik, der Chemie ergossen hat, welcher Nutzen hieraus nicht nur der gelehrten Forschung, sondern auch dem praktischen Leben erwachsen wird, erwachsen muß.

Vor uns in nicht mehr unabsehrbarer Ferne liegt jetzt auch die große Frage, was ist die Kraft, welche die Planeten die Sonne umkreisen heißt? Von vielen vermeintlich unvermittelten Fernwirkungen bleibt uns nun diese eine noch, die Gravitation. Sollte auch hier eine Wellenbewegung des Weltäthers von ungeheurer Größe und Gewalt die treibende Ursache sein, welche die Gestirne in Wirbeln herumführt? Und was ist denn der Aether selbst, der Träger so mannigfacher Kraft? Ist er vielleicht auch der schaffende Bildner alles dessen was ist, der chemischen Elemente, des Stoffes überhaupt, ist er der Urstoff der Weltengebilde?

Sind diese letzten Probleme jemals lösbar, so erfordern sie zu ihrer Beantwortung jedenfalls einen Genius von heldenhafter Kraft. Einen dieser kühnen und gewaltigen Geister verlor die Menschheit in Heinrich Hertz. Sein erster Wurf war ein Heldenwurf. Und dieser jugendliche Geist durfte sich wohl die Lösung noch größerer Aufgaben zutrauen. Wohl begründet ist daher die Klage um die Vernichtung so reicher Hoffnungen.

Der frische Hügel deckt was sterblich war an Heinrich Hertz. Nicht eine Nation ists die um ihn trauert, die Gemeinschaft des Menschengeschlechts verlor in ihm den jugendlichen Helden, der die spröde Natur bezwang. Und seine Stirn mit dem edelsten Reis, mit dem Lorbeer des Friedens und des Fortschritts geschmückt, so wird sein Bild auf unsere Nachfolger kommen und sie zur Nacheiferung und zu ruhmvoller Arbeit für die allgemeine Wohlfahrt der Menschheit anfeuern.

Heidelberg, den 9. Januar 1894.

J. W. Brühl.

## Viktor Hehn über Hermann und Dorothea.

Kurze Zeit nach dem Tode Viktor Hehn's ist an dieser Stelle der Versuch gemacht worden, ein Bild von den schriftstellerischen Leistungen und der Persönlichkeit des einsamen Gelehrten zu entwerfen.*) Seitdem hat das Material über Hehn sowohl nach der rein biographischen als nach der litterarischen Seite hin eine bedeutende Bereicherung erfahren. Die Art, in der Hehn's Briefwechsel mit Wichmann von diesem sogleich veröffentlicht worden ist, wird gewiß Niemand gutheißen wollen, aber immerhin bietet er zahlreiche bemerkenswerthe Züge zur Charakteristik Hehn's. Ueber den wissenschaftlichen Entwicklungsgang Hehn's hat Schrader's kurze Biographie neues Licht verbreitet und namentlich über die Vorgeschichte der beiden ersten größeren Schriften Hehn's wichtige Aufschlüsse zum Theil unter Beibringung bisher unbekannten Materiales gegeben. Wie es zu erwarten war, sind auch aus dem Nachlasse zahlreiche kleinere und größere Arbeiten zu Tage gekommen, und so wenig man sonst geneigt sein mag, die Zetteldurchstöberei zu empfehlen, so muß man doch in diesem Falle dankbar dafür sein, daß uns noch manches aus der reichen Thätigkeit Hehn's zugänglich gemacht wird. Denn Hehn pflegte nicht schnell zu veröffentlichen und legte vieles schon Vollendete wieder zurück, um es nach seinem eigenen Ausdruck im Pulte ausreifen zu lassen; so hat sich unter seinen Papieren manches erhalten, was innerlich und äußerlich zur Publikation vollkommen geeignet ist. Derartige Arbeiten den Freunden und Verehrern Hehn's vorzuenthalten, wäre ein Unrecht. Gewiß möchte schon jetzt Niemand, der das Wirken Hehn's mit Theilnahme betrachtet, die Tagebuchaufzeichnungen vermissen, die unter dem Titel: De moribus Ruthenorum aus seinem Nachlaß herausgegeben und auch an dieser Stelle eingehend gewürdigt worden sind*). Dem späteren Darsteller der Kulturgeschichte werden diese Blätter wahrscheinlich ein werthvolles Material sein; noch wichtiger sind sie zur Erkenntniß der Individualität Hehn's: sie zeigen auf jeder Seite den Widerwillen des harmonisch gebildeten Menschen, des Geistesaristokraten gegen ein Volk, bei dem die dünn aufgestrichene Kulturtünche nur schwer die innere Rohheit und Barbarei verdecken kann. Beruhte die Theilnahme dieser Schrift bei denen, die den russischen Zuständen an sich ein großes Interesse nicht entgegenbringen, mehr auf dem Werth, den sie für die Charakteristik ihres Verfassers gewinnt, so wird man die neueste Veröffentlichung aus dem Nachlasse Hehn's auch um ihrer selbstwillen begrüßen dürfen.

Hehn war bekanntlich von 1846 bis zum Jahre 1851 Lektor der deutschen Sprache in Dorpat und übte hier eine gesegnete Wirksamkeit aus, der seine ungerechte Verbannung nach Tula ein jähes Ende bereiten sollte. Schon während seiner Dorpater Lehrzeit hatte er Goethe zu eingehendem Studium gewählt und an der Dorpater Universität wiederholt Vorlesungen über einzelne Abschnitte aus Goethe's Leben und Dichten gehalten. Er gedachte nun, bestimmte Theile aus diesen Vorlesungen zu selbständigen Darstellungen zu erweitern und machte mit seinem Colleg über Hermann und Dorothea den Anfang. Die Darstellung selbst war abgeschlossen, auch eine Einleitung dem zum Drucke fertigen Werke bereits beigegeben, als Hehn verhaftet wurde, um dann nach Tula zu wandern. Seine sämmtlichen Papiere wurden mit Beschlag belegt und nach Petersburg in die sogenannte „dritte Abtheilung" (Geheimpolizei) gebracht. Erst lange nach seiner Begnadigung erhielt er sie wieder zurück, aber manches, was in Petersburg aus einem oder dem anderen Grunde Anstoß erregt hatte, war zurückbehalten worden. Hehn hat nur einen Theil seiner Arbeiten wieder geordnet, andere blieben liegen, und dieses Loos traf auch das bereits druckfertige Manuskript über Hermann und Dorothea. Trotzdem wird man es gewiß recht und billig finden, wenn dieses dem Publikum, für das es nach Anlage und Ausführung bestimmt war, zugänglich gemacht wird. Das ist jetzt durch Th. Schiemann und Albert Leitzmann geschehen: Ueber Goethe's Hermann und Dorothea.**)

Um gleich unser Gesammturtheil zu formuliren: das Buch ist als eine vortreffliche Leistung zu betrachten. In der Art den Dichter aufzufassen, steht Hehn bereits hier auf der Höhe der Gedanken über Goethe; ja manche Leser werden geneigt sein, dieser Schrift den Vorzug vor manchem Kapitel der Gedanken über Goethe zu geben. Denn die Schroffheiten und Härten, die in Hehn's letztem Werke bei der Stellung des Verfassers zu einzelnen Fragen und Persönlichkeiten häufig hervortreten, fehlen hier ganz; der Siebenunddreißigjährige urtheilt im Ganzen milder als der vereinsamte und gealterte Mann. Wer freilich die allmähliche Entwicklung der Geistesrichtung Hehn's mit Aufmerksamkeit verfolgt, der wird, selbst wenn er auf einem ganz entgegengesetzten Standpunkte steht, sogar an den scharfen und nicht selten ungerechten Aeußerungen des älteren Hehn ohne sonderlichen Anstoß vorübergehen, aber ein derartiges Eindringen in den Gesammtcharakter der schriftstellerischen Persön-

*) Vergl. „Nation" Jahrgang VII. Nr. 44.

*) Vergl. „Nation" Jahrgang X. Nr. 13.

**) Stuttgart 1893. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Nachfolger.

lichkeit kann unmöglich von einem jeden Leser verlangt werden; und darum wird dieses Buch dem Verfasser gewiß auch unter den Litteraturfreunden Verehrer gewinnen, die sich um jener Urtheile willen von den Gedanken über Goethe abgestoßen fühlten.

Gleich der Eingang des Buches zeigt uns Hehn auf der Höhe seiner Kraft: die Betrachtung des Epos im Allgemeinen, die er seiner Darstellung vorausschickt, gehört zu seinen glücklichsten Arbeiten. Wie er hier den Charakter des epischen Gedichts bestimmt und seine einzelnen Merkmale namentlich im Gegensatz zum Drama herauszuarbeiten weiß, wie er dann schließlich Goethe selbst als epischen Dichter kennzeichnet, das verräth überall ebensoviel historischen Sinn wie tiefe Einsicht in das Wesen der Poesie. In gleichem Maße zieht uns das folgende Kapitel an, wo eine Charakteristik des achtzehnten Jahrhunderts entworfen und gezeigt wird, wie Engländer, Franzosen und Deutsche während dieses Zeitalters in ganz verschiedener Richtung an der Entwicklung des kulturellen Lebens Europas sich betheiligten. Wenn Hehn sagt, das achtzehnte Jahrhundert sei in England industriell, in Frankreich emanzipativ, in Deutschland ästhetisch gewesen, so lassen sich gegen eine solche summarische Zusammenfassung zwar im Einzelnen viele Einwendungen erheben, aber in den Grundlagen ist die vorgetragene Anschauung gewiß richtig. Hehn charakterisirt die fremden Länder nur in kurzen Strichen, aber ausreichend und anschaulich, um desto länger bei Deutschland zu verweilen und die Grundlinien einer Analyse des deutschen Geistes zu entwerfen mit beständiger Rücksicht auf die Entwicklung deutschen Geisteslebens im achtzehnten Jahrhundert, aber doch andererseits so, daß die Betrachtung sich nicht bloß auf ein bestimmtes Zeitalter beschränkt, sondern die hauptsächlichsten im Wesen des deutschen Volkes während der Neuzeit auftretenden Züge berücksichtigt werden.

Es ist vollkommen richtig, wenn Hehn auf Grund dieser Charakteristik in Hermann und Dorothea die schönste Verklärung des eigenthümlich deutschen Geistes sieht. Ganz ähnlich wie sich dem Verfasser hier die ästhetische Begründung unwillkürlich zu einem ausgeführten kulturhistorischen Bilde umformt und abrundet, verhält es sich auch mit dem schönen Abschnitt: Sitten und Lebenssphäre. Auch der kleinste Zug des Gedichtes wird hier verwendet, um eine sichere Vorstellung der Grundlagen zu gewinnen, auf denen der Dichter sein Werk aufgebaut hat. Gewiß ist eine solche genaue Betrachtung des Einzelnen, die doch den Blick auf das Gesammtkunstwerk niemals verliert, jedem bloßen Ästhetisiren vorzuziehen. Man hat nicht selten mit Recht gesagt, daß es schwieriger sei ein Kunstwerk zu loben als zu tadeln. Die Fehler findet auch ein oberflächlicher Mensch leicht heraus und weiß sich dann die Miene des unerbittlichen Kunstrichters zu geben; um die Schönheiten einer künstlerischen Arbeit darstellen zu können, hat man einerseit Stille und gesammelte Vertiefung, andererseits einen weit überschauenden Blick nöthig, der auch in der Erfindung und Stellung der kleinsten Einzelheit die Absicht des Dichters zu erkennen weiß. Für eine derartige Kritik bilden die einzelnen Abschnitte des Hehn'schen Buches die vortrefflichsten Beispiele, und zwar gilt das ebenso von den übrigen Kapiteln, in denen die Stoffquelle, die Entstehung und Aufnahme des Gedichtes, Ort und Zeit der Handlung, Charakter, Diktion und Metrum eingehend und geistvoll betrachtet werden. Das Buch kann daher auf das Dringendste allen denen zum Studium empfohlen werden, denen das schwierige und so oft mißbrauchte Amt anvertraut worden ist, ein öffentliches Urtheil über Kunstschöpfungen abzugeben. Nicht minder aber sollte es Niemand außer Augen lassen, der als Lehrer das Goethesche Gedicht der heranwachsenden Jugend erklärend nahe zu bringen hat. Die Gedanken über Goethe konnte der Lehrer nur mittelbar für seine Zwecke ausnutzen; das vorliegende Buch dagegen wird ihm auch eine unmittelbare Stütze bieten und ihn auf Vieles zur Erläuterung Wichtige hinweisen, das er sonst übersehen hätte. Auch könnte es der Lehrer gewiß versuchen, reiferen Schülern einzelne kürzere ausgewählte Abschnitte vorzulesen; Vieles in dem Buche ist trotz aller Feinsinnigkeit so einfach geschrieben, daß es gemeinverständlich im besten Sinne des Wortes ist. Darum steht auch zu hoffen, daß das Buch nicht auf die gelehrten Kreise allein beschränkt bleibt, sondern sich den Weg zu allen denen bahnen wird, die in der Verehrung des Erbtheils der großen Epoche unserer Dichtkunst mit Hehn noch eines Sinnes sind.

Als eine Art Anhang hat Hehn seinem Buche eine kurze vergleichende Betrachtung von Vossens Luise und Klopstocks Messias beigefügt; doch bildet dieses Kapitel mehr als einen Anhang, ja es schließt vielmehr die Darstellung wirkungsvoll ab, indem an zwei vortrefflich ausgewählten Beispielen gezeigt wird, wie der epische Dichter sich leicht nach der einen oder der anderen Seite verirren kann und mit welcher Meisterschaft gerade Goethe das in der Mitte liegende Richtige getroffen hat. Der Luise fehlt es an Idealität, hier „kopirt ein niederländischer Genremaler ängstlich und genau die kleinsten Bestimmtheiten der Wirklichkeit; Essen und Trinken, die Mahlzeit vom ersten bis letzten Gericht, die Kleider, den Schlafrock, das Pfeifenrohr, die ganze Hauseinrichtung, alle Verrichtungen des täglichen Lebens werden in ausführlicher Malerei aufgeboten, um unserer Anschauung Realität zu bieten; dennoch will sich das Bild nicht beleben, es bleibt todt. Auf mechanische Weise stellt sich Zug neben Zug, die Schilderung erwächst nicht organisch aus innerem Kern durch den bildenden Instinkt de Poesie." Umgekehrt vermochte Klopstock gerade deshalb den rechten epischen Ton nicht zu treffen, weil er sich eigensinnig von der Wirklichkeit abkehrte und das reiche poetische Material, das ihm für sein Gedicht zu Gebote stand und das einer wahrhaft bildenden Phantasie überall Gelegenheit gegeben hatte, eine handelnde, konkrete, menschlich ans Herz greifende Welt zu schaffen, in Empfindungen und nebulose Erhabenheit verflüchtigte.

G. Ellinger.

## Bildende Kunst.

### (Eine Jordon-Rede und ihre Schatten — Ausstellungen.)

Vor Hadrian steht der Künstler. Er hat ein Marmorbild des Juppiter tonans aufgerichtet, ein großes und mächtiges, und harrt des Urtheils aus kaiserlichem Munde. Und der Kaiser staunt das Monument an und rühmt in tönenden Worten den, der es schuf. Und das Volk stimmt mit schallendem Jubelruf seinem kunstsinnigen Kaiser zu. Hadrian entfernt sich huldvoll, und die Menge verläuft sich, den Ruhm des Bildners auf der geschwätzigen Zunge. Der bleibt zurück allein, und betrachtet noch einmal sein also gepriesenes Werk, lange und tief. Da blitzt in ihm die beschämende Erkenntniß auf: das ist gar nicht deine eigene Leistung, das ist die Leistung von Jahrhunderten — eine große Vergangenheit hat die Formen geschaffen, die du mit geschickten Fingern jetzt und selbstgefällig, als wär's ein Fund von dir, benützest, ohne in den Marmor den Inhalt flößen zu können, den nur das Zeitgefühl ergibt. Durch die Kunst, das „Räthsel seiner Tage zu lösen", — dieses Glück des Phidias ward ihm versagt. Darum ist die Arbeit seiner Hände — bei allen äußerlichen Vorzügen — kalt, leer, unfreundlich, — sie ist ohne Ursprünglichkeit und schlecht, wenn auch ein Hadrian sie gefeiert hat: denn ein Kaiser braucht in Kunstdingen keine begründete Ansicht zu haben.

Dieses schlichte und rührende Märchen hat Emanuel Geibel ersonnen, und eines seiner feinsten und echtesten Gedichte ist daraus entstanden. Das poetische Selbstbekenntniß der eigenen schmerzvollen Epigonenempfindung. Die Geibel-Biographen haben meines Wissens diesen verhaltenen Klageruf, worin ein Charakter sich ausdrückt, in seiner eigent-

lichen Bedeutung überhört. Und doch sind es Verse, die einem durch Mark und Bein gehen:

„Sieh her, noch braun sind meine Haare,
Und nicht das Alter schuf mich blaß,
Doch gäb ich alle meine Jahre
Für einen Tag des Phidias!“

Phidiasgelüste auch hat Max Jordan gezeigt und erweckt, und doch ist er in Gesinnung wie in Anschauung von Emanuel Geibel das blanke Gegentheil. Der Dichter stieg recht lebhaft vor mir auf, als ich die Rede las, die der Direktor der Nationalgalerie und Dezernent im Kultusministerium wider die gegenwärtige Entwicklung der artistischen Dinge und für die „alten Meister“ gehalten (wie wenig sie ihren ungebetenen Vertheidigern entgehen können, die alten großen Meister!). Es war eigentlich keine Rede, es war ein Pronunciomento, mit amtlicher Würde und in Feierlichkeit vorgetragen. Die Leistung, an sich schon sehr kennzeichnend, gab auch der Kunstsaison eine gewisse Note, und darum muß man davon sprechen, wenn man das herbstliche und winterliche Ausstellungswesen im Ganzen charakterisiren will. Geibels Bildhauer erwünscht, daß er, in dessen Erdentagen Zeit und Kunst entzweit sind, selbst in den Epochen hellenischer Blüte, da Zeit und Kunst eins waren, gelebt und gewirkt hätte. Aus entgötterter Gegenwart blickt er, trüben Auges, zurück in das götterfolle Alterthum, das er für unwiderbringlich hält. Die starre Meinung der Zeitgenossen aber ist, daß man schon ein Künstler sei, wenn man ein Nachahmer sei, und dieser Nacheiferung schmerzhafter Feind wird unser Bildhauer. Herr Jordan dagegen fühlt sich wohl in seinem Reiche von schönen Schatten. Die Natur und die Zeit, das sind ihm überwundene Dinge. „Die Nachahmung der Natur bleibt immer unter dem Originale und ist schließlich zwecklos“. Darum soll die Idee wieder die Kunst beherrschen, die Entdeckung des Pleinair als nicht geschehen betrachtet werden. Der Gott der Gegenwart ist ihm die Tradition. Und wo hat er seine offizielle Weisheit, welche die künstlerische Kraft und Hoffnung deklassiren soll, ausgebreitet? Bei em Feste im Verein der Berliner Künstlerinnen. Das ist derselbe Verein für weibliche Gelegenheitsmalerei, der ab und zu durch himmlisch talentlose Gesammtausstellungen die Welt in Schrecken setzt. So wenig wie man im Hause des Henkers vom Strick reden darf, so wenig sollte man im Hause des Dilettantismus festlich das Recht epigonenhafter Aneignung verkündigen. Nichts leuchtet schärfer in unsere künstlerischen Zustände hinein, als die Thatsache, daß ein hoher Verwaltungsbeamter auftritt, das, was ein halbes Jahrhundert erstrebt, für nichtig erklärt und darauf zu seinem Theil das öffentliche Urtheil verwirren und den Fortschritt erschweren darf. In Paris und auch in München, wo doch die Regierung oft genug von den liebtosen Ultramontanen in die Enge getrieben wird, wäre dergleichen unmöglich. Indessen — die Jordanrede gehört schließlich zu den kurzathmigen Zeitleistungen, die heute geboten und nicht viel später vergessen werden, um nach Ablauf einiger Jahrzehnte gelegentlich einmal als kulturgeschichtliche Humoristika aus der Versenkung wieder aufzutauchen.

Aber Max Jordan ist ein Konsequenter. Was er ausspricht, das bildet nur den Reflex seiner Thaten. Bei ihm sind Geist und Hand einig. In der „Nationalgalerie“ hat man's im Lauf der Zeiten herrlich weit gebracht: Die Mittelmäßigkeit hat eine garantirte, behagliche Heimath gefunden. Es sollte sein ein Monument von unserer künstlerischen Stärke und ward nur ein tristes Denkmal unserer Schwäche. Bildersammlungen, die durchaus den Geist der Malerei im 19. Jahrhundert bezeugen, findet man nur im Privatbesitz. Das Schicksal unserer Staatsgalerie hängt also schließlich von dem Zufall ab, ob sich unter den Sammlern weitherzige Mitbürger finden werden, die ihren, mit Geschmack, Verständniß, individueller Freude aufgestapelten Kunstbesitz zu dem Altar des Vaterlandes bringen werden. Allerdings finden selbst die Schenkenden an Herrn Jordan ihren Richter, und nicht einmal einen milden: Man erinnert sich, wie Böcklin's unvergleichliche Pietà die dem Institute durch Minister Goßler aus einer Stiftung zugewendet worden, Jahre hindurch ein zurückgezogenes Leben führen mußte, bis eines Tages in der Presse laut nach dem Bilde gefragt wurde.

Aber damit erschöpft sich beim Direktor Jordan die höchst individuelle Auffassung, der modernen Malerei zu dienen, noch längst nicht. Er ehrt die Mittelmäßigkeit, ja die Talentarmuth noch nach ihrem seligen Tode. Nicht von den Herren der Linken nur, auch von Herren der Rechten ist schon lebhaft Klage darüber geführt worden, daß man in der Nationalgalerie die Zurüstung von Leichenfeiern allzu freigebig und schnell betreibe. Kaum endet in irgend einem Winkel Germaniens oder in einer deutschen Kolonie des Auslandes ein kleines veraltetes Haupt sein Leben, so veranstaltet man auch schon, feierlich, in der Staatsgalerie eine pompöse Testamentseröffnung, und in wohlausgestatteten Katalogen wird heftig das Weihrauchfaß geschwungen. Es ist der alte Haß gegen den Fortschritt, der hier die Liebe diktirt. Was waren Paul Schobelt, Otto Brandt, Julius Scholtz der deutschen Kunst, daß sie um sie sollte weinen? Man verwechselt Pietät mit Konnivenz gegen die Unbedeutenden, die im Reiche des Könnens Armen. In künstlerischen Dingen gibt es nur eine Pietät: Ueberzeugung und freies Urtheil. Die Männer, denen Jordan auch litterarisch, in blühendem Nekrologe, die Geschäfte der Unsterblichkeit besorgt hat, sie mögen als Menschen verehrungswürdig, vielleicht auch als Lehrer nicht ohne Anregungen gewesen sein; — als Künstler aber zeigen sie weder Temperament noch Charakter. Doch es ist kein Zufall, daß den relativ Befähigten unter ihnen Jordan auch relativ kühl und knapp behandelt hat: Ich meine Julius Scholtz. Er malte nicht schlechtere und nicht bessere Historien- und Militärbilder als sie unter französischen und belgischen Einflüssen in den fünfziger und sechziger Jahren allüberall hergestellt wurden. Aber er that's nicht ohne Wärme und innerliche Theilnahme. Hart ist seine Farbe, doch sauber ist sein Stil. Am meisten haben mir die Porträts eingeleuchtet. Porträtreihen aus vergangener Zeit haben immer etwas Ermüdendes, — wenn nicht der Geist und das Leben der Vergangenheit mit heraufsteigt. Scholtz hat einen leisen Begriff davon gehabt: Er müht sich — in der Farbe allerdings freudlos und flach — gleichsam die menschlichen Daseinsbedingungen festzuhalten, frei von Pose. Dabei bleibt er selbst in kühler Ruhe abseiten, so daß eine eigentliche innere Vertraulichkeit mit den Modellen nicht entstehen will. Er liest nicht gerade in Seelen, aber er versucht von der Persönlichkeit nach Kräften ein Charakteristisches aufzufangen. Schobelt arbeitet, nach Jordans Ideale, nur mit dem Geiste. Er hat nicht in die Natur geblickt, er schafft sich, mit der schwächsten Technik von der Welt, aus Erinnerungen allerlei Dekorationen: Mythologie, Geschichte, Märchen, Symbolik — breite, schlimme Bettelsuppen. Für Brandt's Kokettiren mit der italienischen Landschaft, die aus einem nüchtern, dünnen, luft- und lichtlosen Kolorismus neckisch-seicht hervorlugt, fehlte mir jedes Empfinden.

Das Berlin, in dem sich wohl die „kunsterhaltende“ Partei Jordan behaglich fühlen könnte, trat in einer Gruppe von 31 Ausstellern auf, zumeist Landschaftern aus alternden, schläfrigen Schulen. Zwar läßt der Geist einer jüngeren, farbenfrohen Kunst einige seltsame Lichter blitzen, aber sie erhellen nur ein graues Stoppelfeld. Aus der Gesammtunternehmung spricht nichts Individuelles. Gleichmäßig harte Arbeit, — viel, sehr viel Fleiß, hier und dort ein glücklicher Griff und ein frischerer Zug. Im Allgemeinen: die hergebrachte Motivsuche zur schönen Sommerwanderzeit, — an den wohlbekannten Prunkstellen der Natur: An den norddeutschen Meeren, auf dem Rügener Inselgebiete, in Ostpreußen oder auch in den Hochgebirgen des Südens. Stimmungen verschiedener Zeiten sind durcheinander komponirt und über alles eine starre, grelle Atmosphäre gebreitet. Man hat nicht in die Natur geschaut mit gelöstem Gefühle. Statt der Stimmung gibt es höchstens Gestimmtheit. Franz Hochmann sitzt zwischen zwei Stühlen; er hat viel Talent und eine feine Witterung für das Idyllische. Er kommt von Baisch und Hessner her und hat sich sauber

eine Kunst der dekorativen Landschaft zurechtgelegt. Er hat das Zeug zu einem — Düsseldorfer Klassiker. Man wird seine Sachen kaufen, und mit entschiedenem Rechte, weil sie sich ruhigen Wänden mit ihrer sanften Farbigkeit sehr wohlthuend einfügen. Er kann mehr wie Max Uth, aber der ist mir lieber. Er ist ungeschlacht und nicht manierlich; aber er hat Kraft und Feuer, und er hat sein Verhältniß zur Natur wie ein entzückter, rücksichtsloser Werber. Eine innere Freudigkeit, die sich im blühendsten Kolorismus ausspricht. Ich kann mir denken, daß sehr viele und keineswegs geschmacklose Leute von ihm nichts wissen wollen und auch nicht geschenkt ein Bild von ihm nähmen — denn sein Streben steht jenseits aller feinen Kultur, alles Dekorativen, aber Uth mit seiner freien Schlagkraft, die nichts Ausgeschriebenes gibt, gehört als ein Berufener mit ins Boot der Pioniere, die die Werkzeuge der Kunstgeschichte sind, und es kommt auf ihn an, auch ein Auserwählter zu werden. Es ist gar kein Vorzug, der Finesse aus dem Wege zu gehen, etwa wie sie Schlabitz entfaltet, ein Künstler, der einst berechtigte Hoffnungen erregte, aber seine zarten Fähigkeiten allgemach zum Spielerigen hinunterbildete. Er ist noch heute sehr liebenswürdig, — man sieht ihn gern, und von den Einunddreißig war er der Reifste.

Es braucht nicht betont zu werden, daß äußerlich nicht bei ihnen, noch bei den Vätern der Akademie, die in den neu hergerichteten Räumen der preußischen Kunstschule eine „Elite-Ausstellung“ veranstalteten, Jordansche Ideen die Triebfedern waren. Die Erscheinungen beherrscht ein allgemeiner müder Geist, der in den Verhältnissen ruht und dessen Symbol nur der Name Jordan ist. Die Leiter der Nationalgalerie und der Akademie möchte ich überhaupt nicht in Vergleich stellen. Herr Carl Becker ist ein milder, versöhnlicher, aufrechter Mann; in stillem, treuem Tagewerke malt er seine Bilder, und er hält nicht Reden, wenigstens nicht aus dem Fenster hinaus. In den vier Wänden des Kunstvereins ist er schon häufig gegen die knifflige Diplomatie A. von Werner's und für einen freieren, weiteren Betrieb der künstlerischen Angelegenheiten Berlins eingetreten; er war — und daß soll ihm nie vergessen werden — für die Aufnahme der Münchener Sezessionisten, als sie sich, ohne Obdach und Mittel, in einer sehr gefährlichen Lage befanden. Für ihr Werk ist er im Innern ohne Neigung, — aber er sieht, wenn auch nicht seine Künstler, doch die Künstler in ihnen und mit Noblesse streckt er ihnen die Hand entgegen. Dann möchte er seine Seele nicht wohl mit der Verantwortung belasten, an dem naiven Zerstörungswerke theilgenommen zu haben, das hier die Blüthe eines Neuen im Keime ersticken will. Es ist sein gutes Recht, in dem seiner Obhut unterstellten Institute die Gepflogenheiten des Hauses zur Geltung zu bringen. Da hat er gebundene Marschruthe. Der Geist der Akademien ist leider konservativ. Also sind sie zu streichen aus der Reihe der führenden Körperschaften. Die preußische Akademie blieb ganz in ihrer Art jetzt, da sie erklärte: „Unter Aufsicht des Senates vorzugsweise ausgewählte Sonderausstellungen in engerem Rahmen von lehrhaftem, historischem und retrospektivem Charakter“ in Zukunft veranstalten zu wollen. Man sollte sich hüten, allzuoft die Vergangenheit aufzurufen, zumal in einem Hause, wo Kunstgeschlechter erzogen werden. Sehr schlimm, wenn man die Geschichte zur eigenen Repräsentation braucht. Rückschau in die Vergangenheit ist in festlichen Momenten wohl geboten und willkommen. Wird sie zur Gewohnheit erhoben, so werden kommende Zeiten bloß einen Mangel an Kraft feststellen und sagen, die preußische Akademie sei der Meinung gewesen, daß wir eine kleine Kunst gehabt. Man glaubte nun die neue Epoche dadurch am besten einzuleiten, daß man bei den gegenwärtigen Mitgliedern um auserlesene Arbeiten sammeln ging. Auf diese Art werde eine Elite-Ausstellung entstehen. Herr Becker wird sich inzwischen davon überzeugt haben, daß sieben ausgezeichnete Bilder von Physiognomie, unter hundert Werken, noch längst kein Unternehmen von Physiognomie ergeben. Diese Elite-Ausstellung an sich hat keinen Charakter, und sie unterscheidet sich wenig von den Feld-, Wald- und Wiesenausstellungen unserer großen Händler. Und das Resultat im Einzelnen? Ein Menzel von 1853, sehr merkwürdig für den Entwicklungsgang des Künstlers, der hier in Rembrandt's luftiges Tiefdunkel hinabtaucht — ein Dagnan-Bouveret, wenig Farbe, entschiedene Zeichnung, in der Manier Carrières, — Pradilla mit einem italischen Strandbildchen, nervös, voll prickelnder Reize, — Lenbach mit dem seelenvollen Porträt einer Frau, von den Höhen der Gesellschaft, verhältnißmäßig reiche Farbe, — Böcklin, geheimnißvoll, erregend schreckhafte Freude, führt groß in das Schweigen des Waldes ein, — Hubert mit einer sehr vornehmen, wenn auch etwas leeren Dekorationsarbeit. Dann aber zwei alte Revolutionäre, die nun in Behaglichkeit von ihrem Finderglücke profitiren: Wilhelm Leibl und Eduard von Gebhardt. Jener, der große Courbetfreund, ist der Wahrmalerei in Deutschland einer der ersten Bahnbrecher gewesen. Da — so könnte man Jordan vorhalten — ist einer von Ihren „Propheten der Häßlichkeit, des Kleinen und Nebensächlichen, welche sich lediglich auf Nachahmung der Natur berufen“, und vielleicht der genialste. Schöne Bauernweiber zu malen, war Leibl's Sache nie. Und Gebhardt — er enthüllt die Massenempfindung bei einer Bergpredigt — der hat einst den starren Himmel wieder belebt, indem er das Wort Gottes irdisch zu gestalten unternahm, herzensfromm, nicht konfessionell. Aufschauend zu Rembrandt und Dürer, deren Großthaten sich an die Popularisirung der Bibel knüpfen, verließ er den blutleeren, süßlichen Idealismus unserer italienisirenden Kirchenkunst, auch an der archäologischen Schablone schritt er vorüber, und er trat herzhaft mit seinem menschlichen, geraden Gefühle vor. Die lebendige Gläubigkeit des Mittelalters stellt er vor, da der christlichen Religion Reich am höchsten stand. Und Beide, Leibl, der einst den insultirten jungen Max Liebermann mit seinem breiten Bauernrücken deckte, wie auch Herr von Gebhardt, müssen fragen, wenn sie sich in den Räumen der Kunstakademie umblicken: Wo sind die, so nach uns kamen?

Julius Elias.

**Hamburg während der Pestjahre 1712—1714.** Von Professor Dr. Adolf Wohlwill. (Jahrbuch der Hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten X. 2.) Hamburg. 1893. Lucas Gräfe und Sillem. 118 S. gr. 8°.

Die vorjährige Choleraepidemie hat einem verdienten hamburgischen Geschichtsforscher den Anlaß gegeben, in zahlreichen urkundlichen Quellen Aufschlüsse über eine traurige Zeit der Geschichte Hamburgs zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu suchen, die manche Analogieen zu den jüngsten Erlebnissen bietet. Er hat sich dabei nicht auf die Archive Hamburgs beschränkt, sondern mit wahrem Bienenfleiße auch aus Bremen, Lübeck, Altona, Berlin, Hannover, Kopenhagen, um nur einige seiner Hauptfundstätten zu nennen, Stoff zur Herstellung seines fein ausgeführten Mosaikbildes gesammelt. Wir sehen die Hansastadt, den Drangsalen des nordischen Krieges kaum entgangen, von der aus Polen ausgegangenen Epidemie der Bubonenpest ergriffen, lernen die Erscheinungsformen der Krankheit, die Versuche sie einzudämmen, die Störungen des Handels kennen, die sie zur Folge hatte, erfahren, wie sich die benachbarten Regierungen und die großen Handelsmächte Holland und England zu der Sache stellten, hören von den Konflikten, die auch nach dem Erlöschen der Epidemie noch mit Dänemark und dem Kaiser auszufechten waren. Eine Fülle anziehender kulturhistorischer Nachrichten ist in der fleißigen Arbeit enthalten, und auch der Mediziner wird bei ihrem Studium seine Rechnung finden. A. St.

## Briefkasten der Redaktion.

E. K. in Berlin. Besten Dank für Ihre Zusendung. Sie sehen, wir haben bereits in dieser Nummer davon Gebrauch gemacht.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 16. Berlin, den 20. Januar 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die anderen Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4550 eingetragen.

Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Die Sitzungen des Handelstages haben einige verständige, sachlich-kritische Diskussionen über die vorliegenden Steuergesetze, aber doch nichts besonders Bemerkenswerthes gebracht, wenn man eine Sitzung ausnimmt, nämlich die Festsitzung.

Im Allgemeinen ziehen solche Festsitzungen in wolkenloser Harmlosigkeit vorüber, und wenn das Essen und Trinken gut und auch die offiziellen Toaste mit ihrem ewig gleichbleibenden Inhalt nicht allzu schlecht sind, so entwickelt sich unter der Einwirkung von Speise, Trank, Rede und dem schließlichen bläulichen Gewölk der Cigarren ein verschwommenes banales Etwas, das man als die gehobene Stimmung eines gelungenen Festmahles zu bezeichnen pflegt. Das Schicksal solcher Festmahle ist es, daß die Erinnerung an sie verschwunden ist, sobald am anderen Morgen auch der letzte der Gäste von dem leisen Druck in irgend einem Winkel seines ausgezeichneten Gehirns sich befreit fühlt, und wer nicht Gast war, der hat gewiß nur höchst selten Veranlassung, sich mit den Berichten über solche wichtigen gemeinsamen Speisungen zu beschäftigen. Diese Festsitzungen sind die Idyllen des öffentlichen Lebens.

In die Idylle des Handelstages flog nun angeblich eine dunkle Masse hinein, so daß einer der vornehmsten Theilnehmer sich veranlaßt fühlte, plötzlich äußerst erregt zu erklären: er sei mit „Dreck“ beworfen worden; — unter allen Umständen ein ungewöhnlicher Gang bei einem feierlichen Festmahle mit Großwürdenträgern. Der aber, der bemerkt haben wollte, daß sein schöner Leibrock so häßlich beschmutzt worden sei, war kein Geringerer als ein leibhaftiger Minister, und sein Name lautet Herr Miquel.

Man kann sagen, es hat etwas befreiendes, wenn unvermuthet in die säuselnden Gemeinplätze offizieller Toaste so ein Wort hineinfällt, das man wohl, — da es von Herrn Miquel herkommt, — rabelaisisch nennen kann. In jenem Winkel Frankreichs nämlich, wo die urkräftigen „Propos“ des Maistre François Rabelais gewachsen sind, und wo der unsterbliche Typus des vielgewandten, alles unternehmenden Südfranzosen geboren wurde, in der Geburtsgegend des Panurge — un factotum, un maistre aliborum qui de tout se mesle … un homme, qui met toute pièce en œuvre — dort saßen auch die Vorfahren des Herrn Miquel, der unsere etwas verblaßte moderne Toastsprache um das renaissancefrische Wort „Dreck“ vermehrt hat; dies eine Wort in dieser Situation gesprochen, ist fast origineller, als die sämmtlichen Steuervorschläge des Herrn Miquel, und dies Wort zeigt, wie stark und in welcher Ursprünglichkeit es in der Brust des Herrn Miquel auch unter der Ministeruniform noch gährt.

Um die Originalität der Situation noch zu erhöhen, enthüllte unsanft den Seelenzustand des Herrn Miquel eine Hand, die sonst gewiß nicht verletzend in das Innere von Ministerbrüsten hineinzugreifen sich verpflichtet fühlt. Herr Michel nämlich, der ein Kommerzienrath ist, hatte in einem Toaste die Gesetzesvorlagen des Herrn Miquel leicht mit kritischen Worten gestreift, und als Herr Michel — mit deutschem ch — geschlossen, da behauptete Herr Miquel — mit französischem qu — daß der Kommerzienrath den Minister mit Dreck beworfen habe, ein Ereigniß, das sich gewiß noch niemals zugetragen hat, so lange wie es Kommerzienräthe gibt.

Will der preußische Herr Finanzminister aus dem Vorkommniß eine Folgerung ziehen, so wird er sich sagen müssen, daß es einiges zu bedeuten hat, wenn der deutsche Michel, selbst in der völlig zahmen Spezies des Kommerzienrathes, und sogar bei einem Festmahl, aufsässig zu werden anfängt. Andererseits wird die Bevölkerung aus der gereizten Erregung des Herrn Miquel zu ihrer Beruhigung schließen können, daß der Vater der neuesten Finanzpläne seine Schöpfungen bereits so gut wie fast völlig verloren gibt. Und dieser Zusammenbruch hat hoffentlich noch mehr zu bedeuten, wie nur die Abwehr finanzieller Schädigung von solchen Gewerben, die geschont werden sollten.

Herr Miquel verkörpert ein System, das uns nicht ungefährlich erscheint; es birgt einen ungesunden Kern, der je nach den Verhältnissen sich als recht sehr wandlungsfähig erwiesen hat. Gekünstelt und mehr blendend als geistvoll sind die Vorschläge des Herrn Miquel, die er mit Geschicklichkeit und auch mit Verwegenheit zu tanciren versteht. Aber die Politik der kleinen und großen Finessen voll Unruhe und überraschender Abweichungen erscheint uns nicht das Heilsamste für jenes Deutschland, das in ziemlich trüber Gährung zurückgeblieben ist noch dem Niedersturz der Bismarck'schen Dämme, die den verschiedenen Strömungen feste Bohnen angewiesen hatten. Deutschland bedarf heute der Sammlung; die Bevölkerung bedarf der Neuorientirung, und die wird sich am schnellsten erreichen lassen bei einer Politik sachgemäßer Einfachheit, die voll Festigkeit ihre verständigen Ziele verfolgt.

Der Versuch des Abgeordneten Eugen Richter, mit Hilfe eines in Hamburg am vorigen Sonntage abgehaltenen Provinziol Parteitages die Bemühungen zu durchkreuzen, welche auf ein Zusammenhalten der freisinnigen Wählerschaft in der Provinz Schleswig-Holstein gerichtet sind, hat den erhofften Erfolg nicht gehabt. Die „Freisinnige Zeitung" hält es deshalb für angezeigt, in einer meterspaltigen Polemik gegen unseren Artikel über „Parteipolitik" die Erfolge ins hellste Licht zu rücken, welche die Leitung der freisinnigen Volkspartei seit der Spaltung der freisinnigen Fraktion aufzuweisen hat. Es ist das leider dieselbe Sorte von Erfolgen, deren glänzendes Resultat bei den letzten Reichstags- und Landtagswahlen zu Tage trat, und die sich in der gegenwärtigen parlamentarischen Schwäche des Freisinns so beredt kundgibt.

In Frankreich hat das Parlament die Umwandlung der $4^1/_2$ prozentigen in eine $3^1/_2$ prozentige Rente genehmigt; diese Zustimmung bedeutet eine Finanzoperation von gewaltigstem Umfange. Man kann die Größe derselben daran ermessen, daß der Staatsschatz nach der Durchführung des Beschlusses über 67 Millionen Francs jährlich an Zinszahlungen ersparen wird.

Mit dieser Konversion verschwindet eines der letzten Zeichen, das Frankreich mit den Mitteln der inneren Gesetzgebung verschwinden lassen kann und das die Republik an den unglücklichen Krieg der Jahre 1870 und 1871 erinnerte. Die fünf Milliarden Schuld der Kriegszeit und die riesigen eigenen Aufwendungen hatten Frankreich gezwungen, Geld zu höheren Zinsen zu leihen. In wunderbarem Emporblühen hatte die Republik dann ihre finanziellen Kräfte wieder erneuert, und ein Zeichen dieser Kraft trotz der verschiedenen Krachs und trotz der ungeheuren budgetären Verschwendungen ist diese neueste Finanzoperation großen Stils.

Nimmt man französische Blätter zur Hand, so kann man freilich fast zweifeln, ob den Franzosen nicht noch bemerkenswerther, als die Konversion, ein kleines Mädchen erscheint, welches sich durch nichts auszeichnet, wie durch den einen traurigen Umstand, daß es einen Verbrecher zum Vater hat. Sidonie Vaillant ist heute eine Tagesgröße: die kleine Sidonie, deren verkommener Vater die Bombe in die französische Deputirtenkammer warf. Die Herzogin von Uzès kam zuerst auf den pikanten Einfall, Sidonie auf eigene Kosten erziehen zu lassen, vielleicht sie zu adoptiren. Warum soll eine Herzogin, welche die seltensten Affen sich hält, nicht auch als eine neue Merkwürdigkeit die Hand auf die Tochter eines Menschen legen, der mit Eclat einen Massenmord verüben wollte? Andere mißgönnten oder der Herzogin ihre gute Idee. Die Ausdeutung dieser Pikanterie zu privaten Zwecken hielt man für unerlaubt, und so traten zwei andere Vorschläge gleichfalls hervor. Die einen wollen Sidonie Vaillant als Kind des Staates, die anderen als Kind der Stadt Paris erziehen lassen, sodaß nunmehr die ernstesten Blätter in den allerernstesten historischen Parallelen darauf hinweisen mußten, daß solches wohl üblich mit den Kindern von berühmten Generalen sei, die ruhmreich den Tod für den Staat gefunden haben, aber bisher nicht üblich für die bedauernswerthen Kinder berüchtigter Verbrecher. Diesen gelehrten und empfindungsvollen fin-de-siècle Erörterungen haben die Anarchisten mit äußerst praktischem Griff ein Ende bereitet; sie haben Sidonie Vaillant entführt, und man weiß nicht, wo sich im Augenblick die Aermste befindet.

Eines aber haben die Franzosen wieder bewiesen. Wie die Bienen aus allen Blumen Honig, so muß man auch ihnen zugestehen, daß sie sich unter allen Umständen amüsant zu erregen verstehen, und wäre es auch auf Kosten der unglücklichen Tochter eines gemeinen Verbrechers, der nichts Besseres begegnen könnte, als daß sie in friedlicher Stille erzogen würde, statt die Beute erregungslüsterner Sensationshascher zu werden.

Sicilien ist ruhig; aber in der Provinz Massa und Carrara hat eine neue Revolte stattgefunden; daß auch sie schnell niedergeschlagen werden wird, ist mit Sicherheit anzunehmen, und man darf zuverlässig hoffen, daß etwaige fernere kleine Eruptionen gleichfalls schnell gedämpft sein werden. Damit aber wird das Kabinet nur die eine und, man kann wohl sagen, die leichtere Seite seiner Aufgabe gelöst haben. Das schwerer zu Erfüllende ist die Anbahnung solcher Reformen, welche die Ursachen der Erregung, die Unzufriedenheit breiter Bevölkerungsschichten zu beseitigen erstreben, und welche in erster Reihe gesündere wirthschaftliche Verhältnisse schaffen. Das Größte ist hier zu leisten, wie denn die Zahlungsstockung der Banca generale in Rom ein neues Anzeichen für die schweren Kalamitäten Italiens ist.

Ueber die Reformen selbst verlautet noch nichts Zuverlässiges; wohl aber über den Weg, auf welchem Crispi diese Reformen durchzusetzen gedenkt. Er will sich für das Ministerium auf begrenzte Zeit eine Art Diktatur vom Parlament bewilligen lassen; und man kann nicht behaupten, daß ein solches Verlangen der inneren Begründung entbehren würde; denn auf das italienische Parlament hat bisher der Egoismus der einzelnen Wahlkreise einen so starken Druck ausgeübt, daß die einzelnen Parlamentarier freilich stets bereit waren, im Prinzip für finanzielle Ersparnisse zu sein; aber im konkreten Falle waren solche Ersparnisse stets unmöglich, weil jeder Wahlkreis mit Revolte drohte, sobald ihm der Hafer in der Staatskrippe auch nur um etwas knapper zugemessen werden sollte. Ueber diese Schwierigkeit war nicht hinwegzukommen, solange alle Welt für Sparen war, aber jeder Einzelne dagegen, daß das Staatspfründnerthum auch in seinem eigenen Wahlkreis beschränkt werde.

Der Vorschlag Crispi's wäre demgegenüber ein glücklicher und kühner Griff; aber er wäre auch ein entscheidender Markstein in der Geschichte des modernen Parlamentarismus. Es würde sich dann zeigen, daß ein Parlamentarierthum, welches unterjocht ist von lokalem Interessenegoismus, in kritischen Zeiten abgelöst werden muß durch die Diktatur, die bei solcher Entwicklung eher im Stande ist, das Interesse der Gesammtheit und den Staatsgedanken aufrecht zu erhalten. Bleibend lebensfähig wird sich aber nur jener Parlamentarismus erweisen, dessen Vertreter sich nicht als die Wortführer bestimmter Stände und lokaler Gruppen, sondern als Mandatare der Gesammtheit des Volkes fühlen.

Das Ministerium Wekerle in Ungarn ist bei der Durchführung seines großen Werkes, der Verweltlichung des Staates, auf wachsende Hindernisse gestoßen. Immer neue Theile der Regierungspartei bröckeln ab; vorläufig ist die Majorität für das Kabinet zwar noch gesichert; aber die Arbeit des katholischen Klerus, der geräuschlos diese Majorität zusammenschmelzen macht, ist doch beängstigend. Ueberraschen können diese Erscheinungen nicht, denn es war klar, daß eine so tiefeingreifende Gesetzgebung nicht ohne ernste Kämpfe verwirklicht werden würde; gleichwohl werden die Ungarn, welche seit 1848 so folgerichtig auf freiheitlichen Bahnen vorwärts geschritten sind, gewiß auch diese neue Etappe der Entwicklung glücklich erreichen.

## Die neue Silberkommission.

### II.

Es verstand sich von selbst, daß man an der Stelle, von welcher die Beschaffung der wissenschaftlichen Gutachten ausging, darauf bedacht war, sich nur an solche Autoritäten zu wenden, von denen sich erwarten ließ, daß ihre Antwort im Sinne des Fragestellers ausfallen würde. Wenn wir zu den sechs aufgerufenen Zeugen, Lexis, Scharling, Kleinwächter, Konrad, Schäffle und Schmidt auch noch die des Professors Adolf Wagner, der schon vorher in den „Preußischen Jahrbüchern“ sein Verdikt abgab und dasselbe in einer besonderen Broschüre veröffentlichte, als siebenten hinzurechnen, so sind, wie sich aus einer näheren Prüfung der einzelnen ergeben wird, diese sieben nicht nur in wichtigen Punkten unter sich nicht einig, sondern wenigstens drei derselben sind für die Heilmethode der vertragsmäßigen Doppelwährung, wie sie von unseren bimetallistischen Politikern betrieben wird, nicht zu verwenden.

Es könnte scheinen, als ob mit der Veranstaltung dieser Publikationen eine Art von Vorspiel für die Enquete aufgeführt worden wäre, welche jetzt vom Reiche in Aussicht gestellt wird, und als ob Graf Caprivi mit der von ihm verkündeten Maßnahme den Weg zu betreten gedächte, den ihm die „Schriftleitung des Deutschen Wochenblattes“ mit der Veröffentlichung ihrer wissenschaftlichen Gutachten gezeigt hatte. Allein man wird wohl erwarten können, daß die beabsichtigte amtliche Untersuchung eine andere und bessere Methode befolgen wird, um die Angelegenheit einer abermaligen Prüfung zu unterziehen. Vor allen Dingen wird sie sich nicht einseitig nur an Vertreter einer und derselben Richtung wenden, ebensowenig vorzugsweise an die Universitätslehrer, zu deren Beruf die Lösung praktischer Aufgaben der Volkswirthschaft nicht gehört. Es könnte einem bang um den Staat werden, der vom Katheder herab regiert würde. Aber ganz abgesehen von der Unparteilichkeit, auf die man hier vertrauen darf, ist auch die sachliche Behandlung der zu entscheidenden Frage bei einer Begutachtung, welche diesen Namen verdienen soll, ganz anders zu erfassen, als dies in dem vorliegenden Material geschieht. Der Grundzug sämmtlicher hier vorgebrachten Auseinandersetzungen geht nämlich dahin, daß sie sich darauf zuspitzen, Voraussagungen über den künftigen Gang der Dinge zu machen. Es ist dies allerdings charakteristisch für die abstrakte Behandlung des Themas und für die ganze Polemik, die seit Jahr und Tag gegen die deutsche Münzverfassung vom bimetallistischen Lager aus gerichtet worden ist. Man begreift auch, daß gerade diese Art der Behandlung vorzugsweise beliebt wird, wenn es sich darum handelt, einen bestehenden Zustand als auf die Länge unhaltbar anzugreifen. Im Reiche der Zukunft ist beinahe alles unkontrolirbar; vor der Möglichkeit und der sie bearbeitenden Phantasie öffnen sich alle Thüren, und im Spiele mit denkbaren Veränderungen ist es der abstrakten Dialektik ein Leichtes, die kommenden Dinge so zu gruppiren, daß sie sich zu dem erwünschten Beweis gefällig brauchen lassen.

Ein ganz Anderes ist es, aus dem, was bereits in Vergangenheit und Gegenwart feststeht, seine Argumente zu beschaffen. Hier gilt es, feststehenden Thatsachen und gewonnenen Beobachtungen Rede zu stehen, die sich zwar bekanntlich auch dehnen und strecken lassen, aber doch in der Hauptsache viel weniger, als die wahrscheinlichen oder unwahrscheinlichen Fügungen der Zukunft. Darum ist es so bezeichnend für die Deduktionsart der Gutachten, und namentlich auch des ihnen zuzurechnenden Professors Wagner, daß sie sich wenig in ihrer Beweisführung auf das Erlebte berufen, dagegen umsomehr mit Schattenbildern operiren, welche an die Wand einer mehr oder weniger entfernten Zukunft geworfen werden.

Daß diese Methode eine unnatürliche ist, springt auf den ersten Blick in die Augen. Seit zwanzig Jahren hat die deutsche Münzreform Gesetzeskraft erlangt. Alsbald nach ihrer ersten Verkündung wurde ihre Durchführung in Angriff genommen, und wenn auch in den früheren Stadien dieser Durchführung aus oft besprochenen Gründen von Seiten der damit befaßten Behörde, trotz aller dagegen erhobener Proteste und Warnungen, eine beklagenswerthe Langsamkeit und schließlich, mit der Sistirung der Silberverkäufe, eine absichtliche Störung eingegriffen hat, so steht doch unleugbar fest, daß selbst trotz dieser begangenen Fehler in Jahr und Tag das deutsche Geld- und Bankwesen auf der gemeinsamen Grundlage der Münz- und Bankverfassung kräftig und gesund erstarkt ist, und daß die lebendigen Funktionen der deutschen Nationalwirthschaft nach innen und außen sich ruhig und sicher darauf bewegt haben und weiter bewegen. Die Zahlen allein genügen, um hier keinen Widerspruch aufkommen zu lassen. Bis Ende des abgelaufenen Jahres waren auf den deutschen Prägeanstalten beiläufig $2^3/_4$ Milliarden an Goldmünzen ausgeprägt worden, welche den bei weitem überwiegenden Bestandtheil unseres ganzen Geldvorraths bilden und allen Zahlungsverhältnissen nach innen und außen zum unzweifelhaften Maßstabe dienen. Zur Würdigung eines solchen in so kurzer Zeit erzielten Resultats kann die Vergleichung mit dem englischen Goldbesitz dienen. Dieses an Volkszahl zwar hinter Deutschland zurückstehende, aber an Nationalvermögen es weit übertreffende Großbritannien hat für den Bedarf seines enormen inneren und auswärtigen Verkehrs einen Vorrath angesammelt, der nach übereinstimmenden amtlichen Prüfungen auf etwa hundert Millionen Pfund Sterling, also zwei Milliarden Mark geschätzt wird. Neben den $2^3/_4$ Milliarden, die Deutschland in Goldmünzen ausgeprägt hat, verfügt es Jahr aus Jahr ein noch an fremden Goldmünzen und Barren über einen Vorrath von 200 bis 300 Millionen, und wenn auch mehrere hundert Millionen im Lauf der Jahre nach dem Ausland abgeflossen und andere für den Bedarf der Industrie in den Schmelztiegel gekommen sind, so bleibt immer noch eine stattliche Ziffer, verglichen zu dem Lande, das vor beinah achtzig Jahren die Goldwährung bei sich eingeführt hat. Dieses, trotz der obenerwähnten Mißgriffe in verhältnißmäßig kurzer Zeit erzielte Resultat läßt die rastlosen Angriffe auf unsere große Münzverfassung als eine Ausgeburt jener eigenthümlichen Geistesrichtung erscheinen, die ihre besondere Genugthuung darin findet, die eigenen Institutionen herabzusetzen, und wenn einmal etwas gut gelungen ist, kein höheres Ziel zu kennen, als es wieder zu zerstören. Zwei Jahrzehnte großen wirthschaftlichen Lebens in Auf- und Niedergang, wie die Weltbewegung sie immer mit sich gebracht hat und immer mit sich bringen wird, sind vorübergegangen, ohne daß Stockungen oder Gefährdungen auf diesem Gebiete Deutschland in seinem Geldverkehr erschüttert hätten. Das Zutrauen zu der Beständigkeit desselben im Inland und Ausland ist fortwährend gewachsen, und trotz aller Beunruhigungen, welche die Anhänger des Silbers sowohl bei ihren Mitbürgern als bei anderen Völkern heraufzubeschwören unausgesetzt bemüht waren, hat das wirthschaftliche Leben der Nation in dieser seiner elementaren Existenzbedingung sich unangefochten fortbewegen können. Keinerlei Beschwerden über Hindernisse im Geldverkehr kommen zum Ausdruck. Wäre es da nicht die erste Anforderung an eine Beleuchtung dieser Dinge, daß sie sich die Aufgabe stellte, ihre Augen auf diese offen zu Tage liegenden Zustände zu richten, statt sich immer und immer wieder auf die Erregung von Furcht und Gefahr zu werfen, welche die Zukunft bringen könnte? Nicht was ist, sondern was sein und kommen möchte, bildet die Unterlage des theoretischen Ansturmes gegen unsere Münzverfassung, und in dieser Richtung ist ganz besonders der Umstand charakteristisch, daß unter den vor den Augen der Phantasie heraufbeschworenen Gefahren sich vorzugsweise immer die einzige befindet, in welcher wir bis jetzt keine Erfahrungen machen konnten, und welche auch mit den bei der Vorausberechnung ins Spiel gesetzten Faktoren unserer Münzgesetzgebung selbst sehr wenig gemein hat: nämlich die Eventualität eines künftigen unglücklichen Krieges für Deutschland. Wenn es angezeigt wäre, diesen

speziellen Angriff auf seine einzelnen Beweisführungen zu prüfen, so könnte man sich anheischig machen, als gänzlich verfehlt auch diesen zu widerlegen.*) ja sogar zu zeigen, daß die vorgeschlagenen Heilmittel ihre tödtliche Wirkung gerade im Kriegsfall ausüben müßten. Aber es kann im Rahmen der gegenwärtigen Auseinandersetzung nicht bezweckt sein, diese Besonderheit zu erörtern. Dagegen liegt es nahe, eine andere Kategorie von Gefahren, welche hier viel eher in Betracht kommen, und für welche auch Erfahrungen in Hülle und Fülle bereits gegeben sind, in unseren Gesichtskreis zu ziehen. Deutschland hat nicht nur in diesen zwanzig Jahren seine ganze Volkswirthschaft auf dem Boden der neuen Münz- und Bankverfassung in wachsender Sicherheit sich entwickeln sehen, sondern es hat auch die Probe auf dieselbe gemacht, während Krisen schwerster Art in anderen Ländern den Rückschlag auf seine Zustände ausüben mußten, wie dies bei der Solidarität des heutigen Weltverkehrs unvermeidlich ist, Störungen, welche zwar naturgemäß mitempfunden wurden und um so lebhafter mitempfunden werden müssen, je vollkommener die Geld- und Handelsbeziehungen eines Landes zur Weltbewegung sind, aber dennoch niemals unseren Geldverkehr in ernste, dauernde Verlegenheit zu bringen vermochten. Ja, wir selbst haben am eigenen Leibe alsbald nach Einführung des neuen Münzwesens die große Geschäftskrise der siebziger Jahre durchgemacht, welche in Folge der über die ganze Welt verbreiteten Gründungs- und Ueberspekulationskrankheit zum Ausdruch gekommen war, und das zu einer Zeit, wo wir noch in den Anfängen unserer kaum begonnenen Münzreform standen. Gegen Ende des Jahrzehnts kam der türkisch-russische Krieg, ihm folgte der große Bontouxkrach in Frankreich, ebendaselbst der Kupferkrach, der Panamakrach mit seinen ungeheuren Rückschlägen; ferner die welterschütternde Krisis der Fallimente von Baring und Murrieta in London mit ihrem ganzen Gefolge von Zusammenbrüchen; letzter Hand noch die drei Katastrophen in Australien, in Nordamerika und in Italien, nicht zu vergessen die Zahlungseinstellungen der Staaten von Argentinien, Portugal und Griechenland und die für Deutschland besonders verhängnißvollen Verheerungen im amerikanischen Eisenbahnwesen.

Hat sich etwa bei dieser ganzen Kette welterschütternder Stürme gezeigt, daß das deutsche Geldwesen falsch angelegt sei? Ungeschädigt von allen Wellenschlägen haben Handel und Wandel in Deutschland selbst, wie in ihrer Beziehung zum Auslande ihr Tagewerk fortgesetzt; ja in den seltensten Momenten ist auch nur die Erscheinung aufgetreten, welche, obwohl fälschlich, von den Alarmisten als das größte aller Uebel in Geldsachen denunzirt wird, nämlich eine nennenswerthe Goldausfuhr. Mit kurzen Ausnahmen hat die deutsche Währung in ihrer Verrechnung mit dem Auslande so gestanden, daß die Basis des Goldumlaufs durch den Kurs aufs Ausland nicht verengert wurde; eine sachliche und vorsichtige, von der gesetzgeberischen Organisation vorgesehene Leitung der Reichsbank hat genügt, das Gleichgewicht in gutem Zustand zu erhalten, und periodenweise ist es ohne besondere Anstrengung gelungen, unseren Goldschatz auf eine solche Höhe zu bringen, daß auch vorübergehende Abflüsse, sei es nach dem inneren Verkehr, sei es nach außen, nicht die entfernteste Beunruhigung hervorzurufen im Stande waren. Beiläufig gesagt ist es auch charakteristisch für die seit einiger Zeit bei uns tonangebende Richtung, daß gerade bei uns das Geschrei gegen die Börse und den auf sie angewiesenen Großhandel so überlaut geworden ist, während kein Land so wenig zu den kritischen Bewegungen, zu skandalösen Vorgängen beigetragen hat, wie Deutschland. Abgesehen von drei aber vier gemeinen Betrügern, deren Verbrechen nur lokale Kreise in Mitleidenschaft gezogen haben, sind gerade die Börsen von Berlin, Hamburg, Frankfurt im Gegensatz von London, Paris, New-York, Australien, Italien, von großen Fallimenten verschont geblieben, obgleich die Berliner Börse dabei stets zu größerer Bedeutung für den Weltverkehr emporkam. Gerade die deutsche Spekulation hat sich als die vorsichtigste gezeigt und ihre Geschäfte ohne Ausbruch von Katastrophen abgewickelt. Es gehört auch zu den charakteristischen Erscheinungen des heutigen Deutschland, daß nach solchen Erfahrungen die polizeiliche Zuchtruthe gegen den Handelsstand erhoben wird. In den Vereinigten Staaten, deren Börsen keine Termingeschäfte kennen, und in welchen seit Jahren Milliarden zur Unterstützung des Silbers ausgegeben worden sind, haben im Jahre 1893 allein zweiundsiebenzig Eisenbahngesellschaften mit einem Kapital von sechs und einer halben Milliarde Bankerott gemacht! Hier also, an solchen zur Vergleichung dienenden Thatsachen hätten die gelehrten Herren, welche ach und wehe über die deutsche Münzverfassung schreien, Ursache gehabt, ihr Sezirmesser anzulegen, hier etwelche Krankhaftigkeit zu zeigen, statt nach bekannter Manier uns immer von Neuem zuzurufen: noch zwar seid ihr gesund, aber wehe euch in künftigen Tagen, da werdet ihr unfehlbar krank werden, wenn ihr nicht unser Rezept befolgt! Aber natürlich, es ist ja so viel leichter, aus dem Handgelenk solche künftige Krankheitsbilder an die Tafel zu malen, als sich die gegebene Wirklichkeit aus der Nähe anzusehen. Ist es nicht wahrhaft komisch, wenn wir in einer jener Schriften lesen, die Vertheidiger einer durch zwanzigjährige harte Proben bewährten Verfassung opferten einem leichtfertigen Optimismus; dagegen entspreche es einer von Illusionen freien kritischen Auffassung, den Ausbau eines eigenen gesunden Geldwesens auf den ewigen Bestand heiliger internationaler Münzverträge zu gründen? Und diese Verherrlichung völkerrechtlicher Verabredungen als felsenfester Unterlage unserer nationalen Volkswirthschaft erhebt ihre Stimme im selben Athemzug, in dem sie uns die Gefahr zeigt, welche unser Geldwesen bei Ausbruch eines europäischen Kriegs laufen möchte. Als wenn nicht der erste Kanonenschuß die rechtliche und thatsächliche Geltung solcher Verträge aufhöbe, — vorausgesetzt immer, daß sie an sich des Erhaltens werth wären.

Der einzige Punkt, in welchem sich die wissenschaftlichen Begutachter nicht auf künftige Eventualitäten, sondern auf vorhandene Zustände berufen, liegt im Gebiete der Preisbildung. Die Behauptung, daß ein Goldmangel vorhanden sei und als solcher den Niedergang der Preise bewirke, ist die einzige, die sich auf wenigstens angebliche Thatsachen beruft. Aber diese Phänomene, sowohl der Mangel an Gold, als der allgemeine Niedergang der Preise, und die Ableitung eines solchen Preisdruckes von einem angeblichen Mangel an Gold, dies Alles sind nichts weniger als ausgemachte Wahrheiten; sie sind nicht nur in jedem ihrer Bestandtheile anfechtbar, sondern sie sind nicht einmal in übereinstimmender Weise von den ins Feld geführten Autoritäten anerkannt.

Auch hier fragen wir vergebens, auf welcher Seite der Gutachten aus der Vergangenheit nachgewiesen werde, daß einer gesunden Volkswirthschaft die Beschaffung des ihr nöthigen Goldes nicht erreichbar, oder deren Besitz entzogen worden sei. Auch hier wieder werden uns statt der Thatsachen Phantasiebilder naher oder entfernter Zukunft an die Wand gemalt. Während in den letzten Jahren die Masse des gewonnenen Goldes, wie zahlenmäßig erwiesen ist, um 30 Prozent sich erhöht hat, wird diese vollendete, greifbare Thatsache als eine Kleinigkeit vernachlässigt, und während die südafrikanische Goldproduktion im letzten Jahre, welches noch lange kein abschließendes ist, auf die Summe von wenigstens 112 Millionen Mark gestiegen ist, d. h. auf einen Betrag, welcher dem der meistproduzirenden Goldländer gleichkommt, beruft man sich „unentwegt“ darauf, daß der Geologe Süß, welcher Afrika als eine quantité négligeable behandelte, dennoch Recht habe mit seiner Behauptung, die Goldproduktion der Erde sei im Schwinden, allerdings mit der behutsamen Einschränkung, daß eine solche Gefahr wohl sich erst nach Hunderten von Jahren zeigen werde!

*) Dies ist übrigens in meinen im vorigen Sommer erschienenen „Stichworten der Silberleute“ bereits geschehen.

Seit der Zeit, wo zum ersten Male diese Behauptung aufgestellt und daraus das bekannte Gleichniß von der kurzen Decke abgeleitet wurde, hat sich die Goldproduktion der Welt um 50 Prozent erhöht, und alle Angaben aus den neu erschlossenen Förderungsgebieten lassen einen weiteren Fortschritt für die nächste Zeit erwarten; insbesondere trifft das zu für Südafrika. Bedenkt man, daß die ganze Entwicklung dieses Gebietes, und namentlich an dessen Mittelpunkt, dem sogenannten Witwatersrand, erst sieben Jahre alt ist und sich in dieser kurzen Zeit in der erstaunlichsten Progression gesteigert hat, so muß man sich fragen, wie es möglich ist, solchen positiven Erscheinungen gegenüber immer die alten Schlagworte zu wiederholen. Wie sehr auch die Golddecke immer mehr in die Breite wächst, immer muß das alte kurze Sprüchlein ausreichen, die Blöße zu decken, die sich die Propheten gegeben haben. Noch im Jahre 1887 war die Ausbeute des Witwatersrandes so unbedeutend, daß die monatlichen Ergebnisse gar nicht aufgenommen wurden; für das gesammte Jahr wurde die Zahl von 34 897 Unzen aufgeführt. Seitdem stieg die Entwicklung in folgenden Schritten: 1888: 230 917, 1889: 379 733, 1890: 494 801, 1891: 729 213, 1892: 1 210 903 und in dem eben abgeschlossenen Jahre 1893, dessen letzten Monat Dezember soeben noch der Kabelbericht von Südafrika herübertelegraphirt, beläuft sich die Gesammtsumme auf 1 478 473 Unzen, d. h. rund 106 Millionen Mark. Man vergleiche den Fortschritt dieser Zahlen, um zu erkennen, daß wir uns in einer ununterbrochen aufsteigenden Bewegung befinden. Was aber besonders wichtig für diese Produktion ist, das liegt in der Natur ihrer Bedingungen; denn während die pessimistischen Prophezeiungen der immer und immer wieder angerufenen und bis jetzt allein stehen gebliebenen Autorität sich einzig darauf stützen, daß im Großen und Ganzen die reichen Goldgebiete der Erde aus Anschwemmungen herrührten, die sich nach den ersten Angriffen zu erschöpfen drohten, haben wir es in Südafrika ebenso wie in einem wichtigen Gebiete Australiens mit einer festen Erzlagerung zu thun, welche auf regelrecht bergmännische Weise ausgebeutet wird und bei ihren Verfolgungen in die Tiefe auf einer ganzen Reihe von Minen bis jetzt keine Enttäuschung bereitet hat. Beiläufig gesagt, ist der Witwatersrand zwar das bis jetzt reichste und am meisten bearbeitete Goldfeldgebiet von Südafrika, allein die Goldproduktion Südafrikas beschränkt sich durchaus nicht auf dieses Gebiet, und die Erforschung der noch gar nicht in Angriff genommenen, weit umherliegenden Territorien ist lange nicht abgeschlossen. Rechnet man noch die Jahresergebnisse des Bezirks Barberton mit zehn Millionen und die der indischen Goldminen von Mysore nebst den neuen Goldfeldern von Westaustralien im Betrag von dreißig Millionen hinzu, so stellt sich diese erst in der neueren Zeit hinzugekommene Goldproduktion im letzten Jahr auf 150 Millionen Mark, wahrscheinlich in Folge der noch nicht feststehenden Ziffern aus Queensland noch höher. Die Goldbergwerke des Witwatersrandes gaben eine Million Lstrl. Dividende im Jahr 1893.

Endlich muß in Betracht gezogen werden, daß nicht bloß die Beschaffenheit der Fundorte die Fortschritte der Goldgewinnung in Afrika und Australien auf eine andere Basis gestellt hat, sondern daß auch das Verfahren der Gewinnung von reinem Gold aus den Erzen bekanntlich dank den Fortschritten der chemischen Behandlung außerordentliche Verbesserungen erfahren hat, die immer noch in der Vervollkommnung begriffen sind. Ebenso wie diese weltbekannten Thatsachen bei dem Aushängen der kurzen Decke beharrlich ignorirt werden, geschieht dies mit den sachverständigen Publikationen, welche die Falschheit der stereotypen Behauptung nachweisen. Seit etlichen Jahren haben namentlich zwei mit den örtlichen Verhältnissen vertraute Sachkenner den Reichthum der australischen und namentlich der afrikanischen goldhaltigen Gebiete wiederholt eingehend nachgewiesen, nämlich Dr. Ruhland und Dr. Georg Heim, dessen letzte ausführliche Schrift alle erdenklichen Belege zur Unterstützung seiner Behauptung aufführt.*) Aber Professor Wagner beruft sich einfach auf Süß, ohne die gegnerischen Schriften auch nur zu erwähnen; der viel weniger parteiische Professor Conrad erwähnt sie zwar als „einschneidend und zum Theil berechtigt", geht jedoch mit der einfachen Bemerkung über sie hinweg, daß er dennoch „die Grundanschauungen der Sueß'schen Lehre für unanfechtbar halte". Man könnte wirklich zu der Meinung kommen, daß die Vertheidiger der kurzen Decke dem Grundsatz jenes Mannes huldigten, welcher, durch die Argumente seines Gegners in die Enge getrieben, demselben zurief: „Ja, Sie haben Beweise, aber das beweist gar nichts!"

(Schluß folgt.)

L. Bamberger.

## Parlamentsbriefe.

### IV.

Die Tabaksteuer wird für verloren betrachtet; die Regierung allein ist es, welche die Hoffnung, sie noch in den Hafen zu geleiten, nicht aufgeben will. Die ausschlaggebende Partei des Centrums hat sich durch den Mund des Abgeordneten Fritzen in einer zwar sehr gemäßigten, aber doch entschiedenen Form gegen diese Steuer erklärt, und da Herr Fritzen der erste Redner war, der zum Worte kam, so war die Sache eigentlich von Anfang an entschieden und die viertägige Diskussion, welche sich noch daran knüpfte, war Arbeit an einem Leichentuch. Nun gibt es allerdings Mitglieder des Centrums, welche für die Vorlage stimmen werden; einem Gerüchte zufolge soll Herr Lieber zu denselben gehören. In Regierungsblättern wird die Rechnung aufgemacht, daß in der Fraktionssitzung des Centrums, welche die Ablehnung beschloß, nur etwa der vierte Theil der Fraktionsmitglieder anwesend gewesen sei. Die Thatsache mag richtig sein, aber es lassen sich wenig Schlüsse daraus ziehen. Der Regel nach fällen stark besuchte Fraktionssitzungen genau dieselbe Entscheidung, wie schwach besuchte; nur wenn ein Gegenstand in unerwarteter Weise zur Diskussion gelangt, kann eine Minorität die Majorität überrumpeln. Daß die Tabaksteuer den ersten Gegenstand der Berathung nach den Ferien bilden würde, war allgemein bekannt, und jeder Abgeordnete, der die Besorgniß hegte, seine Ansicht möchte von seinen Fraktionsgenossen nicht getheilt werden, hatte Veranlassung, auf seinem Platze zu sein. Die überaus schwache Frequenz, welche der Reichstag sowohl in den Sitzungen der meisten Fraktionen, als in den Plenarverhandlungen zeigte, ist in hohem Grade bezeichnend für die Lage.

Die Tabaksteuer hat eine ungeheure Erregung im Lande hervorgerufen. Die Zahl der eingegangenen Petitionen soll größer sein, als sie jemals bei irgend einer anderen Frage war. Ich will die Bedeutung dieser Thatsache keineswegs überschätzen, denn es wäre vermessen, zu behaupten, jeder Einzelne, der eine solche Petition unterschrieben, sei mit vollem Herzen und mit vollem Verständniß bei der Sache. Ich gebe zu, daß der vierte Theil, vielleicht die Hälfte aller Unterzeichner ihre Unterschrift nur gegeben hat, weil sie einem Freunde eine Gefälligkeit nicht abschlagen wollte. Aber die Hälfte, die dann übrig bleibt, und der es völlig Ernst um die Sache ist, bildet noch immer eine sehr stattliche Anzahl. Man versuche es nur einmal, um eines völlig gleichgültigen Gegenstandes willen eine solch „künstliche Agitation" in Scene zu setzen, und man wird sich schnell überzeugen, daß das ein unmögliches Bestreben ist.

*) Georg Heim. „Ist eine Abnahme der Goldproduktion zu befürchten?" Berlin. Verlag von Leonhard Simion. 1893. — Schon im Jahre 1877 habe ich in meiner gegen die Theorie von Süß gerichteten Abhandlung über „Das Gold der Zukunft" in der deutschen „Rundschau" (Jahrgang IV, Heft 1) die Autorität von Gustav Wolff auf gleicher Basis herbeigezogen.

Die Betheiligung des Hauses war, wie schon gesagt, eine recht schwache, und man hat auch hieraus den Schluß gezogen, daß die Erregung im Lande eine künstlich gemachte gewesen sei. Auch das ist ein offenbarer Fehlschluß. Es gibt keinen Abgeordneten, dem das Schicksal der Vorlage völlig gleichgültig sein kann. Wäre das Schicksal der Vorlage ein irgendwie zweifelhaftes, so würde das Haus so vollzählig besetzt gewesen sein, wie dies bei der Militärvorlage und bei den Handelsverträgen der Fall war. Die Abgeordneten blieben weg, weil sie von vornherein überzeugt waren, daß die Vorlage abgelehnt werden würde, und weil sie nicht erwarten konnten, nach Allem, was in Flugschriften, Zeitungsartikeln und Petitionen schon gesagt war, noch irgend etwas Neues zu hören.

Der Entwurf ist derselben Kommission überwiesen, welche auch das Stempelgesetz zu berathen hat. Auch das ist ein Zeichen für die Stimmung des Hauses. Wäre die Mehrheit der Ansicht gewesen, daß etwas heraus kommen kann und soll, so würde sie den Entwurf einer besonderen Kommission überwiesen haben. An der Gestaltung der Tabakbesteuerung haben ganz andere Kreise Interesse und für dieselbe Verständniß, als an der Gestaltung der Börsensteuer; höchst wahrscheinlich wird, wenn die Berathung der Börsensteuer zu Ende geführt ist, ein sehr großer Theil der Kommissionsmitglieder austreten und durch neue Wahlen ersetzt werden, so daß thatsächlich eine neue Kommission entscheidet. Inzwischen hat es aber gute Wege damit, daß die Börsensteuervorlage erledigt wird. Die Kommission hält zwar sehr fleißig Sitzungen ab, kommt aber trotzdem nur langsam von der Stelle, da eine wahre Fluth von Abänderungsanträgen eingetreten ist. Es wird daher eine geraume Zeit vergehen, bis die Tabaksteuer auch nur in Angriff genommen werden kann.

Die Vertheidigung der Regierungsvorlage lag vorzugsweise in den Händen des neuen Schatzsekretärs, Grafen Posadowsky, den das Haus bei dieser Gelegenheit näher kennen lernte. Er legte großen Werth darauf, als der Vater der Vorlage anerkannt zu werden, verwahrte sich dagegen, nur ein Famulus (man verzeihe diesen burschikosen Ausdruck, aber die in der Sitzung gebrauchten waren noch schlimmer) des Herrn Miquel zu sein und bewährte seine Vaterschaft dadurch, daß er sich seines Kindes liebevoll annahm. Er zeigte sich als ein fleißiger, wenn man will, auch als ein schlagfertiger, aber nicht als ein erfolgreicher Redner. Ein Minister oder Staatssekretär hat der Regel nach den Vorzug, aufmerksamer angehört zu werden, als ein Abgeordneter, denn man kann stets erwarten, von ihm Neues zu hören. Mit besonderer Aufmerksamkeit aber pflegen Finanzminister und Schatzsekretäre angehört zu werden, denn ihre Worte sind Geld werth. Graf Posadowsky aber wurde mit einer Unaufmerksamkeit angehört, welche an die Zeit erinnert, wo Herr Bitter Finanzminister war. Herr Miquel hatte sich drei Tage lang zurückgehalten, und als er am vierten Tage in die Schlachtreihe einrückte, konnte er das Schicksal der Vorlage nicht mehr ändern.

In den Reihen der Abgeordneten, welche gegen die Vorlage stritten, waren zwei Sozialdemokraten, die früher Cigarrenarbeiter gewesen waren, die Herren Meister und Molkenbuhr. Sie hoben hervor, daß der unausbleibliche Rückgang des Tabakskonsums und der Tabaksindustrie, der eine Folge des Gesetzes sein werde, in erster Linie von den Cigarrenarbeitern getragen werden würde, die mit einem Rückgange des Lohnes dafür büßen müßten. Schon bei den früheren Erhöhungen des Tabakszolls hat sich diese Erscheinung geltend gemacht und der Rückgang des Konsums würde ein noch größerer gewesen sein, wenn jener Lohndruck nicht stattgefunden hätte. Der Kern dieses Gedankenganges wird, wenn auch einige Uebertreibungen mit unterliefen, nicht zu bestreiten sein. Eine sehr klare und anschauliche Schilderung der voraussichtlichen Folgen des Gesetzes gab der neue Abgeordnete für Bremen, Herr Frese, der als Großhändler in Rohtabak das volle Gewicht eines Sachverständigen in die Wagschale zu werfen hatte, und der durch seine frische Ausdrucksweise die Aufmerksamkeit des Hauses fesselte.

Was die Minister auf die Ausführungen des Herrn Frese und der beiden Sozialdemokraten zu antworten hatten, war im Wesentlichen Folgendes. Diese Herren hätten sich zwar mit dem Schicksale der Händler, Fabrikanten und Arbeiter beschäftigt, seien aber stillschweigend über die Lage der Tabakpflanzer hinweggegangen. Diese aber befänden sich unter dem gegenwärtigen Gesetze in einer sehr bedrängten Lage und um ihretwillen müsse das Gesetz geändert werden, selbst wenn eine Erhöhung der Staatsfinanzen nicht damit verbunden sei. Der inländische Tabaksbau gehe zurück und es sei Pflicht der Regierung, dafür zu sorgen, das Alles, was im Inlande erzeugt werden kann, in demselben auch wirklich erzeugt werde. Herr Miquel ging so weit, eine Ausdehnung des Tabaksbaues auf Provinzen, in denen er bisher nicht üblich war, namentlich auf Westfalen, dringend zu wünschen.

Hier steckt der Pferdefuß der Vorlage. Keinem Zauberer wird es möglich sein, die Reichsfinanzen und den inländischen Tabaksbau gleichzeitig zu heben. Wer den inländischen Tabaksbau begünstigt, schädigt die Reichsfinanzen, indem er ihnen ein in minderem Grade steuerpflichtiges Objekt unterschiebt; wer die Reichsfinanzen heben will, muß gegen den inländischen Tabaksbau hart sein, der nur durch staatlichen Schutz, das heißt durch finanzielle Opfer, die der Staat ihm bringt, gedeihen kann. Ob es nöthig oder nützlich ist, den inländischen Tabaksbau zu begünstigen, ist eine Frage, über welche ich mich früher ausgesprochen habe und auf welche ich heute nicht ausführlich eingehen will. Wer diese Frage bejaht, soll wenigstens nicht den Schein erwecken, als ob es ihm auf eine Stärkung der Reichsfinanzen ankomme. Ich habe Verständniß dafür, daß man den Tabaksbau, der sich seit Jahrhunderten festgesetzt hat, schonend behandelt; aber den Tabaksbau in Gegenden einzuführen, in denen er bisher nicht üblich war, hatte ich für einen Verstoß gegen die wirthschaftlichen Interessen des Deutschen Reiches. Wenn die Herren Miquel und Posadowsky diesen Verstoß mit ihrem eigenen Leibe büßen wollen, mögen sie sich verpflichten, ein Jahr lang nur Pfälzer Cigarren zu rauchen. Diejenigen, welche ihnen Beifall zurufen, werden es ablehnen, als Gäste an dieser Buße theilzunehmen.

Unter den Gegnern der Vorlage befanden sich einige, mit denen wir uns nicht gern auf derselben Bank befinden. Herr von Hammerstein bewies, daß er kein einseitiger Agrarier sei, sondern auch für die Industrie ein warmes Herz habe, damit, daß er gegen die Vorlage auftrat. Es ist bekannt, daß die Industrie, für welche er eintrat, gerade in dem Wahlkreise gepflegt wird, in welchem er ein Unterkommen gefunden hat. Herr Boeckel hielt eine Rede, die uns zur ernstesten Selbstprüfung veranlaßte, ob die Gründe, welche wir gegen die Tabaksteuer haben, in allen Theilen stichhaltig sind. Das Resultat dieser Prüfung war, daß wir lieber einmal mit Herrn Boeckel stimmen, als die Tabaksteuervorlage annehmen wollen.

Die Schwerinstage des Reichstages werden damit zugebracht, gemeinschädliche Anträge des Centrums zu berathen. Ein Gesetzentwurf, welcher die bestehende Konkursordnung in prinziploser Weise durchbricht, wurde an eine Kommission verwiesen, und damit wohl für diese Session zurückgestellt. Ein anderer Gesetzentwurf, der die Konsumvereine in ihrer Thätigkeit hemmt, wurde zur zweiten Lesung im Hause bestimmt.

Der Landtag wurde mit einer Thronrede eröffnet, welche in den konservativen Kreisen großen Beifall gefunden hat. Sie verweilt ausführlich bei der Nothlage der Landwirthschaft und stellt Maßregeln in Aussicht, um derselben abzuhelfen. Die Landwirthschaftskammern, deren Bildung in Aussicht gestellt wird, sollen nicht der Vorstellung entsprechen, die man gewöhnlich mit diesem Worte verbindet. Sie sollen nicht allein berathende Körperschaften, sondern zugleich Kreditinstitute sein, die einen nicht kündbaren, aber amortisablen Kredit gewähren. Es ist begreiflich, daß die Regierung sich jetzt eifrig bemüht, die gute Laune der Agrarier für die Zustimmung zu einem russischen

Handelsverträge dadurch zu gewinnen, daß sie ihnen allerlei Zugeständnisse in Aussicht stellt. Wie wenig es ihr gelingen wird, geht daraus hervor, daß unmittelbar nach Eröffnung der Session eine Interpellation über den agrarischen Nothstand im Herrenhause eingebracht wurde, deren Beantwortung Herr von Heyden schon für den Donnerstag zusagte.

Die Beantwortung ist denn auch erfolgt und hat gezeigt, daß im preußischen Staatsministerium die Nothwendigkeit, in Währungsfragen keine gewagten Experimente zu machen, leider nicht so gewürdigt wird, wie es uns im Interesse der Gesunderhaltung unseres Geldwesens unbedingt erforderlich erscheint. Man wird dieser Entwicklung eine erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden müssen; man darf in der Politik nichts für unmöglich halten.

Proteus.

## Preiskrönungen.

Eine Preiskrönung, die nicht bestätigt wird, interessirt das Publikum noch weit mehr, als ein Stück, das verboten, und ein Buch, das beschlagnahmt ist. Wäre das Urtheil der Preisrichter, welche Herrn Fulda für seinen „Talisman" den Schillerpreis und Herrn von Sybel für seine Geschichte der „Begründung des Deutschen Reichs durch Kaiser Wilhelm I." den Verdunpreis zuerkannten, vom Kaiser einfach ratifizirt worden, so war in zwei Tagen von der Begebenheit nicht mehr die Rede. Die Nichtbestätigung dagegen hat einen unerschöpflichen Quell von Médisance erschlossen, der dem Männerstolz vor Königsthronen reichliche Gelegenheit gibt, im Salon wie in der Kneipe zu paradiren. Was derartige Fälle für das Tagesgespräch besonders bequem macht, ist der Umstand, daß uns die Opfer nicht leidzuthun brauchen. Die Popularität eines Dichters oder Gelehrten wird erfahrungsgemäß durch nichts so gesteigert, als durch die Vorenthaltung eines von kompetenten Beurtheilern zuerkannten Preises. Der anstandslos bewilligte Lorbeer weckt die Kritik gegen das ausgezeichnete Werk, der verweigerte Lorbeer bringt sie zum Schweigen. Die Herren Fulda und von Sybel erdulden deshalb ein Märtyrerthum, das sich tragen läßt. Eine höchst undankbare Rolle dagegen hat der Träger der Krone übernommen. Die Ertheilung von Preisen für die bedeutendste künstlerische oder wissenschaftliche Leistung eines bestimmten Zeitabschnitts ist meines Erachtens an sich schon eine unglückliche Idee. Es bedeutet — wenn man das Wort zulassen will — die Akademisirung der öffentlichen Kritik. Es liegt in der Natur solcher Preiskrönungen, das zeitgenössische Werke, welche Lob und Tadel besonders stark herausgefordert haben, mit Vorliebe übergangen werden und daß die Preisrichter sich leichter auf ein Werk einigen, dessen Werth in der Abwesenheit von Fehlern und Geschmacklosigkeiten liegt, als auf ein solches, dessen Werth in der Anwesenheit starker Vorzüge beruht. Daß derartige Preise auf Kunst und Wissenschaft befruchtend wirkten, ist bisher noch nirgends zu Tage getreten. Dieser akademischen Natur der Preiskrönungen entspricht auch die Bestätigung des preisrichterlichen Urtheils durch den Souverän. Es wird dabei vorausgesetzt, daß diese Bestätigung keine andere Bedeutung haben soll, als etwa die in konstitutionellen Ländern übliche formale Bestätigung von Regierungsakten eines vom Souverän ernannten Ministeriums.

Sobald dagegen das formale Bestätigungsrecht in ein reales sich verwandelt; sobald der Souverän also das Urtheil der Preisrichter nachprüft und sein eigenes persönliches Urtheil maßgebend sein läßt, so tritt eine Situation ein, die für den Träger der Krone in jedem Falle unersprießlich ist.

Mag die Entscheidung des Monarchen sachlich auch noch so berechtigt sein, er wird vor der öffentlichen Meinung doch stets den Kürzeren ziehen. Ein objektiver Maßstab, an dem sich der größere oder geringere dichterische oder wissenschaftliche Werth eines Werks abmessen ließe, ist nicht vorhanden. Die Entscheidung, wem der Preis gebührt, muß deshalb dem subjektiven Ermessen überlassen bleiben. Einem sorgfältig ausgewählten Preisrichterkollegium nun steht die Präsumtion zur Seite, daß seine Mitglieder besonders qualifizirt sind, die richtige Auswahl zu treffen. Die Befähigung und die Integrität der Preisrichter ist denn auch in den vorliegenden Fällen von keiner Seite beanstandet. Indem der Kaiser desungeachtet in beiden Fällen es abgelehnt hat, das Urtheil der Preisrichter mit seinem königlichen Placet zu versehen, hat er zu erkennen gegeben, daß er auch in Fragen der Kunst und Wissenschaft jene superiore Stellung beansprucht, die ihm in rein politischen Dingen als Staatsoberhaupt verfassungsmäßig zusteht.

Damit bekommt die Bestätigung eines Preises auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft den Charakter eines politischen Aktes. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß die öffentliche Meinung der Nichtbestätigung in beiden Fällen politische Motive untergeschoben hat.

Nichts erscheint aber bedenklicher als eine Verwischung der Grenzen zwischen Politik und Kunst und zwischen Politik und Wissenschaft.

Im Reichstage scheint man gegenwärtig dieses Prinzip ebenfalls in Frage stellen zu wollen, indem man von einigen Seiten ästhetische Bedenken gegen den Begas'schen Entwurf des Kaiserdenkmals ins Feld führt, um daraus die Nichtbewilligung der für dies Denkmal geforderten Summen herzuleiten. Meines Erachtens handelte der vorige Reichstag politisch richtig, als er am 2. Juli 1890 den Beschluß faßte, die Platzfrage sowohl wie die Frage der Gestaltung des Denkmals, also die spezifisch künstlerischen Gesichtspunkte, aus den parlamentarischen Erwägungen ganz auszuschalten und dem kaiserlichen Ermessen die endgültige Beantwortung dieser Fragen zu überlassen. Politiker, die nach einem derartigen Verzicht dem vom Kaiser gebilligten Denkmalsentwurf aus ästhetischen Bedenken die parlamentarische Bestätigung versagen, haben, wie mir scheint, kaum noch Ursache, die Nichtbestätigung des Schillerpreises und des Verdunpreises abfällig zu kritisiren. Etwas Anderes ist es, wenn ein Parlamentarier den vorgelegten Entwurf des Kaiserdenkmals verwirft, weil ihm die Kosten der Ausführung zu hoch erscheinen. Bei dieser Erwägung bleibt das Parlament durchaus auf dem politischen Boden und innerhalb seiner Kompetenz. Kunsturtheile zu fällen und rein wissenschaftliche Fragen zu beantworten, ist dagegen nicht Sache des Reichstags, mögen auch noch so viele kunstverständige Männer und hervorragende Gelehrte in seinem Schoße sich befinden.

Grundsätzlich sollte man die Scheidelinie zwischen Kunst und Wissenschaft einerseits und Politik andererseits so scharf wie möglich ziehen. Weil wir diesen Grundsatz für wichtig halten, bedauern wir die vom Kaiser abgelehnte Bestätigung der besprochenen preisrichterlichen Urtheile ebenso wie die parlamentarische Bemängelung der kaiserlichen Entscheidung in der Denkmalsfrage.

Th. Barth.

## Aus unserem Citatenschatz.

### Ein Junker-Ideal.

Unsere adligen Großgrundbesitzer im Osten vertreten beharrlich die Ansicht, für einen verschuldeten Junker sei es nicht standesmäßig, die Güter zu verkleinern und die Lebenshaltung einzuschränken, sondern sie fordern, es solle die gesammte Nation fortgesetzt Opfer bringen, um den „Edelsten" der Nation ihren verschuldeten vollen Besitz für die Zukunft zu garantiren. Regen sich demgegenüber die Landarbeiter, so soll ihnen die Freizügigkeit verlegt werden; sinken die Preise, so soll das ganze Volk den Roggenproduzenten gegen

Rußlands Wettbewerb einen ewigen Schutz von mindestens 5 Mark per Metercentner gewähren. Melden sich die Gläubiger und drängen sie zur Gutsverkleinerung, dann soll die Währungsverschlechterung und womöglich das famose Rodbertus'sche Rentenprinzip helfen. Die Schuldenbefreiung soll durch Verwandlung aller Kapitalschuld in Renten, in Annuitäten bewirkt werden; dies soll erfolgen, um die Verdrängung heutiger wirthschaftlich zu schwacher Grundbesitzer zu hintertreiben.

Die Wenigsten wissen, aber der Rechtshistoriker kann es nachweisen, daß der heutige verschuldete Junker noch immer als Ideal fordert, was leider früher thatsächlich ein Recht eines Theiles der Kavalierwelt war und als solches Recht — weil mit den Interessen der übrigen Nation unverträglich — fallen mußte.

Folgende Stelle aus einem 1787 erschienenen Büchlein*) mag alles weitere illustriren:

„Wenn ein begüterter Reichscavalier so tief in Schulden geräth, daß er solche von dem Ertrag seiner Güter und übrigen Einkünften zu bezalen außer Stande sich befindet, und die klagenden Gläubiger gleichwol auf ihre Befriedigung andringen, so werden mittelst einer von dem Kaiser, nach vorgängiger Directorialischen, allerunterthänigsten Berichterstattung, und hierauf an den Ritterkanton des verschuldeten Mitglieds gewöhnlich übertragener Kaiserlicher Administrationscommission von dieser sodann autoritate Caesarea die sämtlichen Güter und sonstige Gefälle des verschuldeten Reichscavaliers demselben ab — und in Kaiserliche Administration genommen; dem adelichen Eigenthümer eine vom Kaiser nach Befinden demselben ausgeworfene alljährliche Competenz zu einer Verpflegung davon abgereicht; die vorhandenen Gläubiger samt und sonders zu einem allenfallsigen Nachlasse an ihren liquidirten Forderungen (pacto remissorio) in Güte vermocht, und dieselben sodann von jenem zu dem Ende aufgenommenen Anlehen, accordirtermaßen baar befriedigt; bei dessen Entstehung aber, oder vielmehr gemeiniglich hierzu ermangelnder dergleichen beträchtlicher Geldaufnahme, nach vorherigem Concursmäßigen Verfahren, auch eingeholten Classifications-urtel — und fördersamst abgezogenen Administrationskösten, von dem Ueberreste der alljärlichen Güterrevenüen, die vorhandene Schulden rechtlicher Ordnung nach, endlich nach und nach, in vielen Jahren erst getilget. Nur allzuoft, und bei manchem Ritterkanton auch häufig genug pflegt der Vorfoll sich zu ereignen, daß ein übelhausender begüterter Reichscavalier in ein solches Schuldenlabyrinth geräth, woraus derselbe oft sein ganzes Leben hindurch — und wol selbst auch nach dessen Tode, seine männliche Erben, sich wieder herauszuhelfen, oder zu dem wirklichen Besitze und Genusse ihrer adelichen Güter zu gelangen, ganz ausser Stande sind! dann wann ein Reichsgraf — wie Herr von Moser sagt, heutiges Tages so stolz ist, Fürstliche Schulden zu machen; so dürften in Wahrheit auch die gemachte Schulden manches Reichsedelmanns, den Reichsgräflichen Schulden oft wenig oder nichts nachgeben! Und wohl mehrmalen schon hat ein solcher Reichscavalier von einigen tausend Gulden alljärlicher Einkünfte — gleichwol über hunderttausend Gulden Schulden zusammen gebracht! Freilich ist es alsdann ein besonderes Kunststük, oder vielmehr ein halbes Wunderwerk, von etlichen tausend Gulden alljärlichen Güterertrags — den in Kaiserliche Administration gesezten Cavalier zu seiner Bedürfnis, eines standesmäßige alljärliche Competenz abzureichen; die beträchtliche Administrationskosten gleichergestalt erst davon wegzuziehen, und von dem hierdurch schon ziemlich ins kleine gebrachten Ueberreste gedachten alljärlichen Güterertrags — sodann noch über hunderttausend Gulden Schulden abzutilgen! um so mehr, als bei dergleichen Reichsadelichen Concursen, oder Kaiserlichen Administrationen die verschuldeten Güter selbst, als Lehens- oder Stamms- und Fideikommisgüter dieser Schulden wegen keineswegs veräußert, und dadurch den Lehensfolgern oder Stammserben würklich entzogen werden dürffen! — Gleichwol muß dies halbe Wunderwerk dennoch geschehen, und die hypothetische Unmöglichkeit, von einigen tausend Gulden järlicher Revenüen dieses alles zu bestreiten — muß allein durch die Länge der Zeit, bei indessen beständig fortdauernden dergleichen Kaiserlicher Administrationen, oft bis auf Soehne und Enkel hinaus — endlich doch zur successiven Würklichkeit gebracht — oder anderer Rath geschaft werden.

Oft verstehen sich nun auf besonderes Zureden, oder vielmehr nach eigener Uebersicht jener Hypothetischen Zahlungsunmöglichkeit oder der dadurch gleichsam sich verewigenden Güteradministration, die Gläubiger nolens volens, zu einem gütlichen Accord; oft wird auch wol um die accordirte gleich baare Zahlungssumme würklich aufzubringen, mit Kaiserlicher Allerhöchsten Genehmigung, von mehrern vorhandenen Eigenthumsgütern eines, zur Tilgung der Hauptschulden, veräussert und bisweilen hilft sich auch wol der künftige Stammserbe durch eine vorteilhafte Vermählung endlich zur Noth wieder auf; — wenigstens könnte derselbe mit einiger Verläugnung seiner Reichsadelichen Vorzüge auf die Art oft sich wieder aufhelfen, seine väterlichen, oder altväterlichen Güter zugleich Schulden und Administrations frei zu machen, und bei deren eigener kluger Verwaltung, endlich Sich und seine Güter wiederum in glüklichere Umstaende versezen! Allein teils die eigene Vernachläsigung oder kaltblütige Betreibung, oder auch wol zu stolze Verwerfung aller dieser — unter gewissen sonst nicht allzuvortheilhaften Aussichten — oft alleinigen Hülfsmittel — und teils auch noch mancherlei hinzukommende anderweite besondere Nebenumstände, verhindern gewöhnlichermassen die gleichbaldige vortheilhafte baare Befriedigung der Gläubiger sowol, als die ausserdem noch wol mögliche frühere Schuldenabtilgung und verlängern solchemnach auch die Güteradministrationen verschuldeter Reichsedelleute, wo sie solche in anderweitem Betrachte nicht gar zu verewigen pflegen."

*) Vergl. S. 110 ff. des Buches:

Versuch eines ausführlichen Privatrechts des teutschen Reichsadels.
Erster Teil
von Christoph Ludwig Pfeiffer, Consulent und Advocat
Nürnberg und Altdorf bei George Peter Monath 1787.
Neunzehnter Abschnitt.
Von dem Schuldenwesen und den Kaiserlichen Güteradministrationen der Reichsedelleute, samt denselben auch dabei noch zu statten kommenden persönlichen Praerogativen und Freiheiten.

## Siciliana.

### II.

Die Gegensätze in der sozialen Lage der drei östlichen und der vier westlichen Provinzen Siciliens erklären sich vor Allem daraus, daß in diesen das Latifundiatwesen das herrschende ist. Nicht als ob es nicht auch in den östlichen Provinzen Latifundien gäbe und die auf diesen bestehende landwirthschaftliche Betriebsform von der in den westlichen Präfekturen verbreiteten prinzipiell abwiche! In der Provinz Catania, die in der sogenannten chiana di Catania, dem Simetothale, den für Ackerbau fruchtbarsten Theil der Insel besitzt, und in der Provinz Syrakus, in der z. B. die Güter des Marchese Rudini, des ehemaligen Ministerpräsidenten, liegen, gibt es auch Latifundien. Aber sie bestimmen doch in keiner Weise den landwirthschaftlichen Betrieb und damit die soziale Lage der Landbevölkerung so ausschließlich, wie in jenen anderen. An der Ostküste Siciliens, sowie auf der Nordküste in der Provinz Messina herrscht, um es mit den landesüblichen Ausdrücken zu bezeichnen, der fondo vor, in dem Westen dagegen der feudo, d. h im Osten prävalirt die Baum- und Weinkultur, im Westen und im Innern dagegen der Getreidebau und die Weidewirthschaft. Es entspricht dieser Gegensatz durchaus den Verschiedenheiten in der Bodengestaltung der Insel. Die im Westen und Norden der Insel sich steil erhebenden Gebirgszüge haben zwischen

sich und dem Meere an den meisten Stellen nur einen schmalen Küstensaum. Aber wie ist dieser bebaut, und welche Rente wirft er und die in das Gebirge sich hineinziehenden zahlreichen kurzen Flußläufe ab! Da finden sich die Pflanzungen der Agrumi, d. h. der Citronen, Apfelsinen u. s. w., von denen an einzelnen Stellen der Hektar einen Rohertrag bis zu 3000 Lire abwirft. An den Bergen hinauf wachsen Oelbäume, Reben, Mandeln, Sumach, Johannisbrotbäume, Opuntien u. s. w., zwischen denen noch häufig Weizen, Bohnen und Gemüse gezogen werden. Es ist begreiflich, daß in dieser Region der Baum- und Weinkultur, die ungefähr ein Fünftel der Insel einnimmt und die dennoch fast so viel Reinertrag abwirft, als die übrigen vier Fünftel — ungefähr nur ein Einunddreißigstel der Grundfläche der Insel ist ganz unproduktiver Boden und die Waldregion, die boschi, wird zum guten Theil noch als Weide benutzt — keine Großfelderwirthschaft bestehen kann, sondern auch größere Besitzungen in einzelne Fondi zerlegt werden müssen, welche von Bauernfamilien, die an Ort und Stelle wohnen, bestellt werden. Es paßt auf diese Bauernwohnungen allerdings in der Regel das Wort Sidney Sonnino's: „Unnöthig sind alle Schulen, jeder Unterricht, jede Erziehung, jedes Buch, jedes Vorbild, jeder Gottesdienst, jeder Katechismus der Moral oder der Religion, unnütz Alles, um den geistigen und sittlichen Zustand einer Volksklasse zu heben, so lange es derselben nicht möglich ist, sich anständige Wohnungen zu verschaffen. Wozu helfen Predigten, Vorstellungen, Beispiele oder Vorschriften, wenn der junge Arbeiter gezwungen ist, in demselben Raume mit fünf oder sechs Personen verschiedenen Geschlechts und jeden Alters zusammen zu leben und zu schlafen, wenn in diesem Raume jedes natürliche Geschäft verübt wird. Wo sollen Sittsamkeit, Anstand, Zartgefühl, Reinlichkeit, Gesundheit herkommen, wenn Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Schwägerinnen zusammenschlafen, und fast immer in Gesellschaft irgend eines Thieres, des Schweines, der Ziege, des Esels und des Maulthiers, in einem Schmutz und Gestank, die es einem civilisirten Wesen unmöglich machen, nur in eine solche Höhle einzutreten." Und trotz alledem ist die soziale Lage dieser Bauern in den Fondi geradezu beneidenswerth gegen die der unglücklichen Afterpächter auf den Feudi im Innern der Insel oder gar der Arbeiter in den Schwefelminen! Denn sie können sich doch immerhin ihren Lebensunterhalt verdienen, da sie, wie z. B. in der Nähe von Messina, in einem Halbpachtverhältnisse zu ihren Grundbesitzern stehen, ähnlich dem der Bauern Toskanas, und nicht ganz selten von Geschlecht zu Geschlecht auf demselben Fondo sitzen bleiben und nicht erst stundenlange Wege zurückzulegen haben, ehe sie auf ihren Acker kommen, wie die Landpächter in den Latifundien. Hier an der Ostküste Siciliens gibt es auch einzelne Bauernwirthschaften in unserem Sinne, d. h. die Bauern bearbeiten ihren eigenen Grund und Boden. Es ist eine Thatsache, die auch E. Baer in seiner ausgezeichneten Arbeit: Il Latifondo in Sicilia*) nachdrücklich hervorhebt, daß in den drei östlichen Provinzen viel mehr kleinere Ortschaften sich finden als in den übrigen, und die soziale Lage der Bauern schon deshalb eine viel bessere ist als in den westlichen. Die Theilung der alten Feudi, die auch hier bestanden haben, ist hier auch faktisch durchgeführt, man kann ebenso gut sagen, weil es hier zahlreiche kleine Orte gab, als umgekehrt behaupten, daß die Zahl der kleinen Ortschaften zugenommen hat, weil die Feudi zertheilt worden sind.

Denn das ist die Fundamentalthatsache, aus der sich die heute noch bestehenden Besitzverhältnisse auf der Insel und die aus ihnen resultirenden sozialen Zustände erklären, daß die aus dem Mittelalter herrührenden Fideikommisse, Lehnsverbände, Primogenituren u. s. w., trotzdem daß sie schon seit fast einem Jahrhundert gesetzlich aufgehoben sind und das bourbonische Regiment sich allerdings nur mit schwächlichen Mitteln bemühte, die legale Beseitigung dieser mittelalterlichen Institutionen auch faktisch durchzuführen, sich thatsächlich doch forterhalten haben. Denn die Familien, die im Besitze der alten Feudalherrschaften (exfeudi) sind, theilen dieselben im Erbgange nicht, sondern halten sie zusammen und zahlen den einzelnen Berechtigten Quoten aus dem Reinertrage aus. Und die Gelegenheit, zahlreiche neue Grundbesitzer in Sicilien zu schaffen, als die vom Staate eingezogenen Klostergüter u. s. w. zum Verkaufe kamen, ist fast unausgenutzt geblieben oder doch lange nicht so ausgenutzt worden, wie das hätte geschehen können und sollen. Man hat zwar der parlamentarischen Untersuchungskommission 1875 gesagt, es seien durch diesen Verkauf zwanzig Tausend neue Grundbesitzer geschaffen worden; aber die Richtigkeit dieser Angabe ist von Anfang an bestritten worden, und faktisch sind jetzt durch Zwangsverkäufe und freiwillige Verkäufe der damals erstandenen geistlichen Güter der größte Theil derselben auch in die Hände derer übergegangen, die schon im Besitze des größten Theiles des Grund und Bodens in Sicilien waren. Das bestätigt auch Baer, der l. l. S. 645 geradezu sagt: „Trotz aller dieser Anstrengungen (der Gesetzgebung in diesem Jahrhundert) besteht der Latifundialbesitz fast in derselben Ausdehnung wie früher und ergänzt sich (si ricostituisce) durch die ehemaligen Kirchengüter. Man hat also das Uebel nicht an seiner Wurzel angegriffen." Hatten die bei diesen übereilten Verkäufen interessirten Sicilianer doch auch das Einströmen fremden Kapitals und damit auch die Aufbesserung des landwirthschaftlichen Betriebes durch die landesüblichen Mittel, die Bedrohung mit einer coltellata u. s. w. fast ausnahmslos zu verhindern gewußt.

Und wie äußerte sich nun dieses fortbestehende Uebel? In gar manchen, einfach klar vor den Augen liegenden direkten, rein materiellen Konsequenzen. Noch viel mehr aber und, wenn es möglich wäre, in noch viel unheilvolleren auf das gesammte soziale und moralische Leben der Volksmassen einwirkenden indirekten Folgen.

Die Weise, in der die sicilischen Latifundien bewirthschaftet werden, ist, soviel Abweichungen im Einzelnen auch bestehen mögen, doch fast überall in ihren Grundzügen eine gleichartige. Der Besitzer des Latifundiums, der ja häufig gar keine Einzelpersönlichkeit, sondern ein Familienverband u. dgl. ist, hat in der Regel gar keine Beziehungen zu der Bewirthschaftung desselben. Er wohnt in einer der drei großen Städte der Insel oder in Rom, Neapel, Florenz, oder gar außerhalb Italiens.

Wo sollten sie auch auf ihrem Feudi wohnen, da dieselben, mit ganz geringen Ausnahmen, gar keine Baulichkeiten außer ganz primitiven Hirtenwohnungen und einfachsten Ställen für das Vieh haben? Der sog. Absentismus der Feudalbarone von ihren Besitzungen ist eine der ersten Eigenthümlichkeiten der sicilischen Gutsverhältnisse. Denn nur selten, vielleicht nur einmal bei Uebernahme der Besitzung oder wichtigen Veränderungen z. B. durch Bahnbauten kommt der Eigenthümer auf seinen Grund und Boden, von dem er die Rente zieht und dem gegenüber er keine Pflichten zu haben glaubt. Er verpachtet sein Grundstück an einen möglichst leistungsfähigen Spekulanten, der in einer der dem Grundstück benachbarten Landstädte wohnt und diese Pächter (gabellotti, massari) zerschlagen nun die Feudi, von denen es nicht wenige gibt, die 6000 Hektar groß sind, in einzelne Theile und verpachten diese wieder entweder direkt in einzelnen Loosen an die Bauern oder nochmals an zweite Unternehmer, die sie dann weiter zerschlagen und an die kleinen Leute verpachten. Die Pachtzeit dieser ist eine kurze, sich nur auf wenige (2—4) Jahre erstreckende. Die Dauer der Pacht hängt von der Güte des Bodens insofern ab, als durch diese die Fruchtfolge bestimmt wird. Denn das dritte oder vierte Jahr muß jedes Grundstück als Weide liegen bleiben, auf der die Viehheerden des Grundbesitzers oder der Gabellotti, oder ganzer Gesellschaften ihre Nahrung suchen. Die Düngung des Bodens wird durch das weidende Vieh und durch die Asche der verbrannten Stoppeln des Weizens allein besorgt. In dieser Weise werden ungefähr 2 400 000 Hektare Boden in Sicilien seit unvordenklicher Zeit bewirthschaftet, ohne daß der Boden sich geweigert hätte,

*) Nuova Antologia vom 15. April 1883.

den ihn ausbeutenden Menschen immer noch lohnende Ernten zu geben!

Es bedarf wohl keiner Ausführung, daß eine derartige Bewirthschaftung des Bodens eines der an sich fruchtbarsten Länder Europas den Besitzern desselben nicht den Ertrag abwirft, der erzielt werden würde, wenn er rationell bebaut und in kleinere Güter zerschlagen werden würde. Daß die Eigenthümer dieses nicht selbst einsehen sollten, ist schwer begreiflich und wenig glaublich. Wenn es nun aber doch nicht geschieht, so müssen erhebliche Gründe dagegen vorliegen.

Und diese sind auch vorhanden. Sie liegen in der ungeheuren Macht, die Gewohnheit und Bequemlichkeit über die Gemüther der besitzenden Klasse in Sicilien ausüben, und in dem Mangel an Kapital, das erforderlich wäre, um aus den großen Latifundien gut und erfolgreich, ja mit intensiver Bodenkultur zu bewirthschaftende Güter in unserem Sinne zu machen. Beide Ursachen mögen sich ungefähr für das Festhalten am Bestehenden die Wage halten. Denn ist es nicht viel bequemer für die reichen Grundbesitzer, die Herzöge, Fürsten und Marchesen von Monteleone, Trabia, Santa Rosa, Santa Elia, Spedalotto, die Erben Nelson's, und des Fürsten Filangieri; und wie diese Herren sonst noch heißen mögen, in den großen Städten, oder auf Reisen und in den Bädern und in Montecarlo zu leben, Korso zu fahren, das Theater zu besuchen u. s. w. als in der Einsamkeit auf dem Lande sich zu langweilen, zu arbeiten und sich über schlechte Preise zu ärgern? Ist es am Ende nicht auch weniger riskant, bei dem hier von Naturereignissen ganz besonders abhängigen Ertrage der Ernten einen schmaleren, aber sicheren Pachtertrag zu haben, als in günstigen Jahren viel mehr herauszuwirthschaften und in schlechten wieder zuzusetzen? Und wenn man hier Meiereien und Höfe anlegen wollte, wo bliebe da, selbst wenn man das Geld dazu leicht auftreiben könnte, wenigstens für die ersten Jahre, die gewöhnliche Rente? Aerger, Arbeit und Verluste wären für die Grundbesitzer sicher für die Uebergangszeit aus dem jetzigen, historisch gewordenen zu einem wahrhaft gedeihlichen Zustande unausbleiblich. Deshalb hängen diese Grundherren mit aller Zähigkeit an der Aufrechterhaltung der nur hier noch bestehenden Zustände. Es fragt sich nur, ob das noch für längere Zeit möglich ist. Es scheint uns durchaus nicht so, nachdem alle möglichen Mittel, diese festzuhalten, erschöpft sind. Denn schon längst wären diese Zustände unhaltbar geworden, wenn nicht den Grundbesitzern in den Mittelspersonen, die sich zwischen sie und die eigentlich allein arbeitende Bauernschaft eingeschoben haben, ein Stand erwachsen wäre, der an der Erhaltung des Bestehenden ein noch fast größeres Interesse hätte, als die Grundbesitzer selbst. Diesen Mittelstand bilden die Pächter und Afterpächter der Feudi, Händler aller Art, zahlreiche Advokaten und andere ähnliche Personen von höchst zweifelhaften Verdiensten. Diese Leute müssen freilich mehr arbeiten als die Grundbesitzer selbst. Aber sie leben doch auch fast ausschließlich von der Arbeit der Bauern, die den Grund und Boden im Schweiße ihres Angesichts bestellen. In größeren Massen wohnen sie in den Landstädten zusammen und beherrschen dieselben. Sie pressen der von ihnen durch Vorschüsse an baarem Gelde oder an Aussaat ganz von ihnen abhängigen armen, bettelarmen Landbevölkerung, die zufrieden sein muß, von ihnen eine Landparzelle zu erhalten, den letzten Centesimo ab. Steigert der Besitzer des Bodens bei steigenden Getreidepreisen seinen Massari und Gabolotti den Pachtzins, so drücken diese nicht in demselben Verhältnisse auf ihre Unterpächter weiter, sondern der Druck wächst in gesteigerten Proportionen ohne daß die Pacht beim Fallen der Getreidepreise zurückgeht. Der wirthschaftlich Schwächere wird von dem Stärkeren hier ohne alles Erbarmen ausgebeutet: Und das seit 1860, seit dem Aufhören des bourbonischen Regimentes, fast noch stärker als früher. Denn hatte früher auf der Insel in politischen Dingen Niemand etwas zu sagen gehabt als der König beider Sicilien, so hatte man doch gelegentlich das Eingreifen desselben, so willkürlich, gewaltthätig und jedem Fortschritt abhold es auch in den weitaus meisten Fällen sein mochte, zu fürchten. Das war jetzt anders geworden. Denn beherrschten nicht jetzt die aus der Zahl der Grundbesitzer und der mittelbar oder unmittelbar in deren Diensten stehende Bevölkerungsklasse gewählten Deputirten zum Parlamente die Insel in viel höherem Grade als die Exekutivbehörde selbst? Auf dem Papier sah es freilich anders aus. Aber was helfen gute Gesetze, wenn die Personen nicht da sind, sie auszuführen, oder wenn, falls diese da sind, ihnen von der Mehrzahl der Bevölkerung ein solcher Widerstand entgegengestellt wird, daß ihre Kraft bald erlahmt. Denn das ist ebenso ein Erbe der Vergangenheit in Sicilien, wie die Latifundien, daß der großen Masse der Bevölkerung jede Achtung vor dem Gesetze fehlt und ein Jeder weit geneigter ist, sich selbst Recht zu schaffen, als es bei den Behörden zu suchen. Der Haß, den die Sicilianer gegen die bourbonische Regierung fast ohne Ausnahme hegten, hatte dieses mittelalterliche Empfinden der Insulaner womöglich noch gesteigert. Alle Oberitaliener, die als Beamte nach Sicilien kamen, waren erstaunt über den Kontrast, der sich in dieser Beziehung zwischen ihrer Heimath, ja selbst zwischen dem südlichen Festlande und Sicilien aufthat. — Es ist hier nicht der Ort, den ziffermäßigen Erweis zu erbringen, daß die sicilischen Bauern bei den zur Zeit bestehenden Pachtbedingungen selbst in guten Jahren nur die nothdürftigsten Mittel zur Erhaltung ihres Lebens durch fleißigste und mühsamste Arbeit sich erringen können. Das Buch von Sidney Sonnino hat die Grundlagen hierzu vollständig beigebracht, und es ist seit 1876 in dieser Beziehung nicht besser, an manchen Orten eher schlimmer geworden. Würde der durch dieses Aussaugen der armen Bauern herbeigeführte Nothstand an anderen Orten schon längst zu Aufständen geführt haben, so haben wir noch eins der schlimmsten Uebel, an denen das heutige Sicilien krankt und das endlich aller Welt zu Tage getreten ist, aber noch gar nicht berührt.

Jedem aufmerksamen Zeitungsleser wird es nicht entgangen sein, daß in den Landstädten, in denen es zu Aufständen und Blutvergießen gekommen ist, die Masse der Bevölkerung, unter denen sich auch viele Weiber befanden, sich den Truppen mit dem Ruf: „Es lebe der König! Es lebe die Königin!" entgegengeworfen haben. Das war keine List, um die Offiziere von dem Befehl, Feuer zu geben, abzuhalten, sondern der Ausdruck einer echten Volksstimmung, die in Sicilien allerdings etwas ganz Neues ist, und früher, vor 1860, nicht denkbar war. Das arme Volk wollte mit diesen Evvivas von seinen Lokaltyrannen und Blutsaugern an den fernen Herrscher des Landes appelliren, von dem es gehört, daß es ein gerechter Mann, ein Galantuomo sei. Der Aufstand hat sich in der That weniger, ja fast nirgends gegen die staatlichen Behörden und nur indirekt gegen die staatlichen Ordnungen, sondern fast überall zunächst nur gegen die städtischen Behörden und deren Steuererheber und dann, wenn diese von den staatlichen Autoritäten geschützt werden mußten, erst gegen diese gerichtet. Und dazu lag leider überall reicher Grund vor.

In den sicilischen Landstädten, von denen einzelne über 40 000 Einwohner zählen, z. B. das in ganz enge Felsthäler eingebaute Modica, besteht die Bevölkerung der großen Masse nach aus den Bauern, die ihre erpachteten Ackerparzellen, welche nicht selten über 20 Kilometer entfernt von der Stadt liegen, von hier aus bestellen müssen, aus Kaufleuten, die diese Arbeiterbevölkerung mit den nöthigsten Handelsartikeln versorgen, den Pächtern und Nebenpächtern der in der Umgebung der Stadt liegenden Latifundien und den Staatsbeamten. Die Stadtverwaltung ist fast ausschließlich in den Händen der Pächter der Latifundien und deren Anhang, den Kaufleuten, Advokaten u. s. w. Was diese Menschen den armen Bauern nun nicht schon bei den Pachtverträgen, Darlehnen und anderen Gelegenheiten abgepreßt haben, suchen sie ihnen durch städtische Auflagen noch ganz abzunehmen. Hier herrscht die größte Ungerechtigkeit nicht nur bei der Auswahl der Steuern, sondern bei der Vertheilung auf die Einzelnen. Es dürfen gesetzlich 10 Pro-

zent des Werthes auf alle Lebensmittel, Brot, Wein, Fleisch, Gemüse u. s. w. als städtische Abgaben erhoben werden. In einigen größeren Städten der Insel ist diese Verzehrungssteuer mit Erlaubniß der Regierung auf 15 Proz. erhöht, und da man den Werth der Objekte hier und da nicht nach dem Preise abschätzt, den sie außerhalb der Stadt haben, sondern nach dem bei den Verkäufern innerhalb der Stadt, auf mehr als 20 Proz. hinaufgeschraubt worden. Dazu kommt eine Steuer auf alle Thiere, die zum Betriebe der Landwirthschaft nöthig sind, Zugvieh, Last- und Reitthiere und Schlachtvieh, und eine Heerdsteuer (tassa fuococatico), die in 246 Kommunen Siciliens mit 1417 888 Einwohnern im Jahre 1887 1 772 999 Lire abwarf, während dieselbe Steuer im ehemaligen, etwas größeren Königreich Venedig nur 681 184 Lire eintrug! Man sieht, der größte Theil dieser Stadtabgaben ist auf die Schultern der Armen abgewälzt, welche von ihren Lebensmitteln, ihrem zum Erwerbe nöthigen Viehe und Feuerstellen ebenso Steuern aufbringen müssen wie die Reichen. Und würden diese städtischen Abgaben nur gleichmäßig veranlagt! Aber hier herrscht die größte Ungerechtigkeit im Einzelnen. Die herrschende Klasse sucht vielfach ihre Angehörigen von der Aufbringung der Steuern zu befreien. Es passiren die unglaublichsten Betrügereien bei der Einschätzung. Der Sicilianer E. Cavalieri, der 1876 die Herren L. Franchetti und Sidney Sonnino auf ihrer Forschungsreise durch die Insel begleitet hatte und jetzt in der Nuova Antologia vom 1. Januar 1894 einen ausführlichen Aufsatz über die Fasci dei lavoratori e le condizioni della Sicilia veröffentlicht, erzählt u. A., ein Präfekt von Palermo habe einmal einen Obergensdarmen beauftragt, ganz im Stillen ein genaues Verzeichniß alles Viehs in einer Kommune anzufertigen. Als das Resultat habe sich ergeben, daß das Municipio dieser Ortschaft nicht den zehnten Theil der seinen Mitgliedern gehörigen Thiere in die offizielle Steuerrolle eingetrogen habe, während einzelnen armen Teufeln weit mehr Thiere aufgesetzt seien, als sie in Wirklichkeit besessen hätten!

Andere ganz exorbitante Ungerechtigkeiten in der Kommunalbesteuerung werden aus offiziellen Aktenstücken, die sie ganz naiv als selbstverständlich eingestehen, von Cavalieri nachgewiesen.

Gehen die meisten Munizipalverwaltungen in dieser Weise gegen die armen Bauern vor, so wird man schon glauben, daß sie ebensowenig gerecht in der Verwaltung der gewonnenen Einnahmen verfahren. Die herrschende Klasse verwendet dieselben natürlich vor allem in ihrem Interesse. Statt sie zu nützlichen, produktiven Anlagen auszugeben, z. B. Schulen, Wasserleitungen u. dergl. anzulegen, baut man ein neues Theater, legt eine schöne Promenade an, pflastert die Hauptstraße des Ortes aufs Prächtigste, gründet Sinecuren für Angehörige der herrschenden Familien, stellt im Interesse der Grundbesitzer zahlreiche Flurwächter an, die die kleinen Leute beaufsichtigen müssen und zu bezahlen haben. Selbst in einer großen Stadt der Insel, die von einer Choleraepidemie furchtbar heimgesucht war, weil sie kein gesundes Wasser hatte, schwankte die städtische Verwaltung nichtsdestoweniger doch lange, ob sie eine neue Wasserleitung anlegen oder das Theater umbauen solle.*) Daß hierbei Privatinteressen im Spiele waren, versteht sich von selbst.

Angesichts aller dieser Verhältnisse und Zustände wird es nicht Wunder nehmen, wenn schon seit Jahrzehnten alle unabhängigen und wohlmeinenden Kenner der Insel auf eine radikale Aenderung der Hauptübelstände gedrängt und das jetzt ausgebrochene Unheil vorhergesagt haben. Nur aus ihrem Sinne heraus habe ich schon 1877 geschrieben: „Wenn nicht der Schrecken vor der „Internazionale“ die Machthaber dazu bringt, noch rechtzeitig dem drohenden Sturme in etwas vorzubeugen, so wird auch dieser Italien nicht erspart bleiben. Denn im Vergleich mit der sozialen Lage der italienischen agrikolen Bevölkerung erfreut sich im Durchschnitte selbst das Proletariat unserer großen Städte einer beneidenswerthen Existenz. Hat hier der Himmel besser für das Wohlsein der Sterblichen gesorgt, so sind die Menschen hier härter gegen ihre leidenden Mitbrüder als bei uns. Der h. Franz von Assisi mit seinen Minderbrüdern soll zwar nicht vergessen werden. Aber die heutigen Italiener scheinen ihn doch nur gar zu sehr vergessen zu haben.*) Nun, die „Internazionale“ hat ihren Einzug in Italien gehalten und da natürlich am erfolgreichsten, wo die Zustände am schlimmsten waren. Und doch immer noch nicht in der Ausdehnung und mit den Erfolgen, die man, nach unseren Maßstäben gemessen, hätte voraussetzen können. Denn in der Bewegung, welche seit den letzten Jahren die agrikole Bevölkerung Siciliens ergriffen und zu einer Organisation derselben in den sog. fasci (Bünden) geführt hat, spielt der internationale Sozialismus doch verhältnißmäßig noch keine dominirende Rolle. Es würde nur eines vernünftigen Entgegenkommens von Seiten der herrschenden Klassen und einer kräftigen Aktion der Regierung bedürfen, um denselben aus ihnen ganz zu eliminiren.

Die Geschichte dieser „Arbeiterbünde“ in Sicilien ist rasch erzählt, meint auch Enea Cavalieri. Nachdem es dem Sozialisten und Anarchisten Bakunin schon 1867 gelungen war, in Neapel eine Sektion der Internationale zu gründen, bildeten sich einzelne Zweigniederlassungen derselben auch in Sicilien. So in Sciacca, einer großen Landstadt im Südwesten, in welche 1865 noch keine fahrbare Straße führte. Darauf in anderen Landstädten im Innern, aber auch in Catania. Hier wie überall war die Entstehung von mehr oder weniger sozialistischen Assoziationen, die sich pompöse Namen, z. B Söhne des Etna, beilegten, durch die schlechte, unredliche und parteiische Stadtverwaltung mit herbeigeführt worden. Der jetzt so viel genannte verhaftete Deputirte von Catania De Felice Giuffrida, erlangte sein Ansehen in dieser Stadt durch Aufdeckung der Mißwirthschaft des Magistrats derselben. Er gründete hier einen Arbeiterverein, nicht nur um das Loos der Arbeiter zu heben, sondern schon mit politischen Hintergedanken. Die Arbeitervereine sollten zu Wahlvereinen für die Parlamentswahlen werden. Man wird das ganz natürlich finden. Ist doch eine Besserung der sozialen Lage der sicilischen Arbeiterbevölkerung nur zu erreichen, wenn man die Parlamentsmandate, die hier bisher fast ausschließlich in den Händen der herrschenden Klasse waren,**) dieser entwand und in die eigenen Hände brachte. Die Arbeiterbünde verbreiteten sich daher rasch, zunächst allerdings nur in den größeren Städten der Insel. So in Messina, Trapani, Palermo, Girgenti und in anderen Centren der Insel. Die erstgenannte dieser Städte, die immer politisch radikal gewesen war — hatte sie doch demonstrativ G. Mazzini zu ihrem Deputirten gewählt, als dieser noch aus Italien verbannt war — entsandte in dem Deputirten Colajanni einen ausgesprochenen Sozialisten ins Parlament. Ihm ist allerdings das sehr zweifelhafte Verdienst nicht abzusprechen, durch sein Buch Il Socialismo zur Verbreitung und Begründung des Sozialismus in Sicilien sehr wesentlich beigetragen zu haben, er erwarb sich aber doch auch das Anrecht auf die Dankbarkeit Italiens dadurch, daß er die Untersuchung der skandalösen Verwaltung der Banca Romana durchgesetzt hat. Zu den beiden genannten sozialistischen Führern kam noch als Dritter Garibaldi Bosco hinzu. Diese drei verhältnißmäßig noch jungen Männer haben dann in Verbindung mit einigen anderen gleichfalls jugendlichen Agitatoren, einem Dr. Barbato ganz besonders, nach und nach die soziale Bewegung der

*) Die besten Freunde Italiens, z. B. der berühmte Korrespondent der „Times“, A. Gallenga, bekanntlich ein Italiener, haben auf diese und ähnliche, in ganz Italien verbreitete Vergeudung des öffentlichen Vermögens mahnend und beschwörend schon längst hingewiesen.

*) Preußische Jahrbücher. Bd. 40. S. 99.

**) Es sei der Kuriosität halber bemerkt, daß Anfangs der siebziger Jahre die Wahl des Deputirten in Caccamo von dem berüchtigten Briganten Leone abhing, der seinen Freund, den Advokaten Torina in Palermo, durch Bedrohung von dessen Gegnern durchsetzte, dafür aber bei Torina in Palermo Unterschlupf fand, und dem Präfekten der Stadt seine Visitenkarte schickte. Die Regierung hatte 25 000 Prämie auf das Haupt dieses Mannes gesetzt.

unteren Bevölkerungsklassen Siciliens organisirt und in das sozialistische Lager hinüber zu führen verstanden. Doch ist ihnen das keineswegs ganz gelungen. Man kann sagen, die Organisation der sicilischen Fasci ist nach sozialistischen Mustern, z. B. der Pariser Arbeiterbörse, von sozialistischen Führern besorgt worden, aber die Tendenz der meisten derselben ist an sich keine sozialistische, sondern nur eine auf die Besserung der materiellen Lage der Arbeiterbevölkerung gerichtete, also eine, die der englischen Trades unions entspricht. Das Verhältniß der Fasci zu dem Sozialismus, das wir hier nicht im Einzelnen nach Cavalieri's Mittheilungen verfolgen können und über das erst die bevorstehende gerichtliche Untersuchung ganz klares Licht verbreiten wird,*) ist jedenfalls kein so innerlich festes, daß es nicht sofort gelöst werden könnte, wenn den gerechten Forderungen der Arbeiterbevölkerung, namentlich denen der Landstädte, nur einigermaßen Genüge geschieht. Es mag nur noch bemerkt werden, daß auch in dieser Frage der Partikularismus der Sicilianer den Führern viel zu schaffen macht und daß sich auch hier und da ein religiöses Element in die Bewegung einmischt. Einfache Landleute berufen sich auf die urchristliche Gütergemeinschaft und in Le Grotte, einer der reichsten Schwefelstädte Siciliens, soll der Fascio dei Lavoratori sogar aus einem Verein evangelisch gesinnter Schwefelgrubenarbeiter, dem Circolo Savonarola hervorgegangen sein. Die katholische Geistlichkeit der Insel, unter der sich nicht wenige Bauernschinder und Wucherer finden, ist daher auch den Arbeiterbünden entschieden entgegengetreten und hat hier und da die Taufe von Kindern der Mitglieder derselben verweigert, worauf diese dann in den Bundeslokalen von Laien erfolgt ist. Wie tiefgehend diese Bewegung ist, verrathen diese Thatsachen fast noch deutlicher, als der Widerstand den man der bewaffneten Macht entgegen gestellt hat. Wie rasch sich die Bewegung übrigens über die ganze Insel verbreitet hat, geht aus folgenden Zahlen hervor. Ein Verzeichniß der verschiedenen Associazionen, das im August 1893 erschien, gibt ihre Zahl auf 119 an. Ein im November ausgegebenes zählt schon 163 auf, und weitere fünfunddreißig waren in der Bildung begriffen! —

Wird es der italienischen Regierung gelingen dieser Bewegung Herr zu werden? So werden sich nach alledem manche Leser fragen. Es ist ein wahres Glück für das auch sonst so schwer geprüfte Italien, daß augenblicklich ein Mann an der Spitze der Regierung desselben steht, der ein geborener Sicilianer ist und sich auf der Insel allein schon deshalb großen Ansehens erfreut. „Don Ciccio“ (Koseform für Francesco) erfreut sich auch dort großer Beliebtheit und wirklichen Vertrauens. Und neben ihm wirkt im zweitwichtigsten Ministerium der Mann, der die agrikolen Verhältnisse der Insel aufs Genaueste studirt hat und ganz unbeeinflußt von den vorherrschenden Klassen über sie denkt. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß Herr Sidney Sonnino niemals seine Hand dazu bieten wird, nach der durchaus nothwendigen gewaltsamen Unterdrückung der revolutionären Bewegung hier ein System gewaltsamer Repression zu inauguriren, das nur von ganz ephemeren Erfolgen begleitet sein würde. Hatte der jetzige Finanzminister doch schon im August 1893 als Deputirter in der Kammer einen Gesetzentwurf eingebracht, der die staatliche Regelung der Pachtverträge der sicilischen Grundbesitzer und Bauern verlangte und enthielt. Ein solches Gesetz ist allerdings das zunächst Nöthige. Ferner ist nothwendig, wie auch E. Baer begründet hat, daß für die Anlage von Meierhöfen auf den großen Latifundien gesorgt wird und dadurch die Möglichkeit geschaffen wird, einen wirklichen Stand von kleinen Grundbesitzern heranzuziehen. Das wird Zeit kosten. Freilich noch mehr Zeit wird vergehen, ehe bei der Mehrzahl der Sicilianer jener mittelalterliche Geist, der keinen Respekt vor gesetzlich geordneten Zuständen hat und darum nur zu geneigt ist, gesetzlose Gewaltthat und Mißbrauch der gesetzlichen Gewalt, dem Recht und der Gerechtigkeit entgegenzustellen, einer modernen und höheren Auffassung der Bürgerpflichten gewichen sein wird. Aber kommen wird diese Auffassung, weil sie es muß. Die Geschicke der schönsten und von der Natur mit den reichsten Gaben ausgestatteten Insel unseres Erdtheils hängt davon ab.

Nachtrag:

Nach einer Korrespondenz der „Allgemeinen Zeitung“ in Nr. 12 vom 13. Januar 1894 soll der Marchese Rudini sich „in einem Gespräche“ dahin geäußert haben, daß der Wassermangel in Sicilien „die Hauptursache“ der Latifundialbildung sei. „So lange es in Sicilien nicht reichlicher regnet“, sagte er, „wird und muß es Latifundien geben.“ Sollte das der Herr Marchese wirklich gesagt haben, so verräth diese Aeußerung eine große Einseitigkeit der Auffassung. Gewiß, es würde in Sicilien weit mehr regnen, wenn nicht die Latifundialbesitzer im Innern der Insel schon längst fast allen Wald hätten abholzen lassen und ihn nicht da, wo einige Reste uralten Waldes in knorrigen Eichbäumen vorhanden waren, noch in unseren Tagen abgeholzt hätten. Ich habe auf der Nordküste der Insel eine Straße angelegt gefunden, um die großen Eichstämme, welche Engländer zum Schiffbau gekauft hatten, an die Küste zu bringen. Aber es gibt auch in Sicilien an Orten Latifundien, wo an Wasser kein Mangel ist. Die intensive Bodenbewirthschaftung ist in Sicilien überhaupt nur mit Zuhilfenahme von Bewässerungsanlagen möglich, wie sie die Araber auch auf der Insel angelegt hatten. Haben doch auch in der Nähe Palermos Wasserleitungen und Brunnen noch heute arabische Namen. Dieselbe Mißwirthschaft, die die gesegnetesten Fluren Spaniens zum großen Theil in Wüsteneien verwandelt hat, hat auch hier geherrscht. Und könnte man in Sicilien nicht wenigstens den Versuch mit artesischen Brunnen und dergleichen machen, wie es die Franzosen in der Sahara doch mit Erfolg gethan haben? Wenn der Marchese Rudini wirklich alles durch die Besserung der Municipalverwaltungen erreichen zu können hofft, sonst aber die agrikolen Uebelstände auf nicht zu ändernde klimatische Verhältnisse zurückführt, so werden wir es ja erleben, daß sich die Municipalbehörden Siciliens auf die eigenthümliche Beschaffenheit des Gehirns der Sicilianer berufen, wie denn schon ein Sicilianer dem Redakteur der florentinischen „Nazione“ gesagt hat: bisognerebbe modificare il nostro sangue. (La Nazione. 6. Januar 1894.)

O. Hartwig.

*) Cavalieri sagt c. l. S. 131 ganz bestimmt: Astraendo dal loro infeudamento al socialismo, i Fasci della Sicilia, come nuclei dei operai, debbono invece qualificarsi Società di resistenza, Trades unions insomma.

---

## Kerner-Intérieurs.*)

In einem der liebenswürdigsten Bücher, dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“, hat Justinus Kerner, der schwäbische Geisterseher, Arzt und Poet, von seinen jungen Leiden und Freuden berichtet. Studentenjahre, Jugendliebe, Einzug in die Stadt der Weibertreue schilderte später seine Tochter Marie. Als Schlußsteine fügt diesen Denkmalen jetzt der Sohn, Theobald Kerner, Erinnerungen aus dem Lebensherbst seines Vaters hinzu.

Der Magus der Seherin von Prevorst ist, wie alle Erscheinungen der Romantik, interessant genug, auch die Aufmerksamkeit unserer Zeit beanspruchen zu können. In eigenthümlichster Weise verbindet sich in ihm das Spukhafte, Unheimliche mit einem behaglich-gemüthlichen Zug; es ist schwäbische Romantik, die er darstellt; beschaulicher und friedlicher als die scharfnegirende Berliner, dafür allerdings auch nicht so tollgenial wie die Heidelberger. Mehr noch

*) Das Kernerhaus und seine Gäste. Von Theobald Kerner. Mit dem Bildniß und Facsimile Justinus Kerner's nebst anderen Porträts und Illustrationen. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.

als aus seiner Lyrik, die Ludwig Geiger einmal an dieser Stelle analysirt hat, erkennt man die Nuancen seiner Romantik aus dem seltsamen Büchlein „Reiseschatten von dem Schattenspieler Lux“.

Hier finden sich all' die echten romantischen Stimmungen: Mondnacht in der alten Reichsstadt . . . flüsternde Liebespaare unter der Thür, Brunnenrauschen vor der gothischen Kirche, die wie ein schwarzer Sarg daliegt Das hochgelobte Nürnberg steigt vor uns auf, ein Sebaldus notturno wird intonirt und eine feierliche Wallfahrt zu Hans Sachsen's Grabe veranstaltet. Hinein flechten sich ländliche Idyllen an der Heerstraße; Jahrmarktsscenen mit Schattenbildern, bunt und grell, und dann als Kontrast Klosterfrieden mit Rosenromantik.

Wie E. Th. A. Hoffmann es liebt, ist das Unheimliche, Stimmungsvolle, Traumhafte mit Burlesken durcheinander gewirrt. Das Spukhafte wird durch skurrile Possen abgelöst. Das Spukhafte ist aber nie so schaudernd starr wie bei Hoffmann, sondern stets gemüthlich, es hat Bonhommie, wie der brave Bärenhäuter Arnim's; und das Skurrile ist nie ingrimmig, wie das Hohnlachen eines Irrsinnigen, sondern immer nur grotesk spielend.

Der Hauptzug Kerner's, diese behaglich temperirte Neigung für das Unheimliche, die das Gruseln gar zu gern an kalten Winterabenden, wenn draußen der Schnee fällt und der Wind an den Fensterläden rumort, auf der molligen Ofenbank lernt, ist auch in diesem neuen Buch mit vielen Beispielen belegt.

Es zeigt allerdings keine wohl komponirte, abgerundete Darstellung, sondern reiht anekdotisch erzählend, Geschichtchen an Geschichtchen, Miszelle an Miszelle. Mittel zur psychologischen Charakteristik werden aber dadurch reichlich gegeben.*)

Wir stellen ja jetzt das gleiche Begehren, das wir den Persönlichkeiten eines Dichtwerkes gegenüber haben, das Verlangen, sie in ihrer Luft und ihrem Licht nicht nur als hohle von ihrem Boden losgelöste Schemen wandeln zu sehen, auch an historische Erscheinungen. Wir wollen sie in ihrer Umgebung belauschen, das charakteristische Detail ihres Lebens kennen lernen, wir wollen uns auf kurze Zeit einmal in ihrem Hause zu Gaste bitten, mit ihnen zu lachen und zu weinen. Wir wollen neben dem groß ausgeführten, die Totalität der Eigenart machtvoll packendem Porträt — einem Lenbach — noch gern eine Mappe kleiner Genrebilder, intim und liebevoll erfaßter Intérieurs, die übrigens nicht gerade von Allers zu sein brauchen.

Solcher Intérieurs aus dem Kernerhause bietet nun das neue Buch eine Fülle.

* * *

Lebendig steigt das ganze Hauswesen des Justinus vor uns auf.

Die behagliche Klause am Fuß der Burg Weibertreu, die anfangs nur eine kleine Doktorwohnung war, später aber durch ein Schweizerhäuschen mit Balkon vergrößert wurde. Vor dem Hause liegt schattenreich der Garten und in ihm von Altanen und Rebengeländen umgeben, mitten unter Rosen ein Pavillon, der die Zahl 1600 über der Pforte trägt.

Dem heiteren Frieden dieser Idylle gesellt sich gleich, echt kernerisch, ein leichtes unheimliches Ingrediens hinzu, der Garten soll in alten Zeiten ein Kirchhof, und der Pavillon ein Todtenhaus gewesen sein.

Unheimlicher aber noch wird's in dem anderen Garten, der an die Weinsberger Stadtmauer stößt und zwischen dichten Bäumen den alten Gefängnißthurm birgt. Ein riesiger Nußbaum reckt seine düsteren Fangarme gegen ihn aus und wie verwunschen träumt das schmale epheuumrankte Pförtchen, das direkt ins Burgverließ führt. Oben im Thurm ist ein gothisches Stübchen, wo im Lehnstuhl sitzend und mit einem großen Teppich eingewickelt geisterfeste Gäste übernachten konnten. Hier war's wirklich spukhaft. Hier hatte der Graf von Helfenstein die letzte Nacht vor seinem qualvollen Tode durch Bauernhand zugebracht.

In der Ecke steht aus Holz geschnitzt sein Beichtvater der Karmeliter, Prior Aloisi aus dem Heilbronner Kloster. Die Augen starren aus dem grauen Gesicht, um den Leib schlingt sich ein weißer Strick, die Hand ist drohend erhoben. In diesem Refugium, einem echt romantischen Milieu, entstand die Uebersetzung des Orlando Furioso von Herman Kurz und der Faust des Nicolaus Lenau. Der Wahnsinn war ihm wohl damals schon auf den Fersen, er fühlte oft, wie er sagte, daß „der Teufel hinter ihm stehe und ihm über die Achsel ins Manuskript schaue“.

Weniger gruselig sieht es in dem eigentlichen Wohngebäude aus

Hier ist vor Allem die Universalstube des Hauses, die Stube für alles, stolz Studirzimmer genannt. In der Ecke steht zwar der breite braunrothe Schreibtisch aus Tannenholz, den Kerner selbst am Anfang seiner medizinischen Thätigkeit zurecht geschreinert, mit der Unschlittkerze im Messingleuchter darauf und dem Rezeptbuch, das ein Skelettbild und die Aufschrift: „Für den Tod kein Kraut gewachsen ist“ ominös verzieren — derselbe Schreibtisch aber diente in seinen Mußestunden, wegen seiner breiten Einfassung trefflich als Wickeltisch und das jüngste Kernerkind, Emma, erhob oft darauf ein Zetergeschrei. Nach alt patriarchalischer Sitte saß hier Abends auch das Gesinde, Knecht und Magd, bei der Herrschaft, mit Hausarbeiten beschäftigt. Und des Nachts schliefen die Kinder in der großen Bettkommode in der Ecke. Die Stube im Giebel nannte Kerner's Kirchhofshumor das Sargzimmer.

Ein bewegliches und originelles Treiben entfaltete sich in diesen Räumen, Gäste kamen und gingen, Kranke und Gesunde, Sonderlinge, Dichter, Musiker und fahrende Apostel, und all' dies bunte Leben ersteht jetzt noch einmal vor uns . . .

* * *

Wir fahren mit dem Doktor Justinus in der altmodischen Chaise holprig über Land zu Krankenbesuchen, vor uns auf dem Bock der seltsamste Kutscher, der je einen Wagen gelenkt. Seltsam übrigens doch nur für jeden anderen, denn in den grotesk unheimlichen Kernerstil paßt es durchaus, daß dieser Gesell zugleich der Todtengräber von Weinsberg ist und auf den schnurrigen Namen Zipperle hört. Dies absonderliche Gefährt mit dem Doktor im Fond und dem Todtengräber auf dem Bock, der wohl auch manchmal zum Knall der Peitsche dumpf an zu singen fing: „Alle Menschen müssen sterben“, oder beim Vorüberfahren am Heilbronner Kirchhof mürrisch brummte: „Die da innen liegen alle nicht regelrecht, alle gehören einen halben Schuh tiefer, da mach ich's besser“, erscheint wie aus einer romantischen Novelle geschnitten und würde sich, z. B. in Bonaventura's Nachtwachen von Schelling, ganz organisch ausnehmen.

Zum Unheimlichen gesellt sich häufig, wieder ganz im Kernerstil, der Humor, so wenn Kerner das Rezept für eine kranke Bauerfrau, die er unterwegs trifft und der er etwas verschreiben soll, in Ermangelung von Papier auf den Rücken eines zufällig des Weges kommenden Gärtners fein säuberlich mit dessen eigener Kreide aufmalt.

Kommt man dann nach langer Fahrt wieder zurück zu Frau Friederike, dem Riekele, und hat sich Dr. Justinus in seine Kapuzinerkutte, die ihm als Schlafrock dient, gehüllt, dann beginnen die merkwürdigsten Unterhaltungen. Und die schönste ist das Schlummerstündchen nach dem Abendbrot, das natürlich sein apart Kerner'sches Gepräge und seinen apart Kerner'schen Namen hat. Nahe dem warmen Ofen legt sich der Vater mit den Kindern auf den Stubenboden; wenn wir neugierig fragen, was sie da thun, antwortet Justinus mit düsterer Stimme: „Wir messen uns unsere Särge an“. Dieses Kerner'sche „Sarganmessen“ ist das beste Beispiel dafür, wie sich in Kerner ein gemüthlich-behaglicher Sinn mit einem Hang zum Unheimlichen verband. Etwas Beschaulich-gruseligeres als das „Sarganmessen“ konnte es überhaupt nicht geben; die Kinder lagen, die Arme unter dem Kopf, bequemlich ausgestreckt und sahen blinzelnd der Mutter zu, die am Tische saß und spann; und das Rädchen schnurrte

und schnurrte so heimlich, und der flaumenweiche Flachs glänzte so silbern am Rocken vom farbigen Bande umwickelt; man sprach dann von den Spatzen, die gegen das Fenster pochten, erzählte sich Geistergeschichten und löste sehr ernsthaft das schwierige Exempel, wieviel Liter Wein der Vater schon aus dem prächtigen, von Lenau erhaltenen Kristallpokal, dem Lenauglase, getrunken hatte, — bis die Mutter mahnte: „Kinder, es ist Zeit, zu Bett gehn".

Nicht minder vergnüglich ist's mit Kerner und seinem Sohne Theobald zur Frau Linsenmeyer zu fahren. Frau Linsenmeyer hatte in Heilbronn vor dem Fleinerthor den Gasthof zur Traube. Vater und Sohn machten sich aber oft den Spaß bei ihr zu sitzen, ohne erst den weiten Weg fahren zu müssen. Man blieb einfach zu Haus und ließ Frau Friederike die Frau Linsenmeyer spielen. Die erscheint dann ganz gravitätisch mit weißer Haube und großer Schürze, begrüßt den „Herrn Oberamtsarzt und den Herrn Sohn" und tafelt ihnen auf. Dann wird Bezahlung und Abschied markirt und Vater Kerner sagt zu der wieder zurückverwandelten Mutter Kerner: „Das Bier im Wirthshaus und bei der Frau Linsenmeyer schmeckt eben viel besser, als wenn man's zu Haus trinken würde", und man lacht und scherzt, bis die gute Hausfrau schalkhaft drohend meint: „Horcht, ich glaub', ihr habt bei der Frau Linsenmeyer heute zu tief ins Gläschen geguckt."

Doch nicht immer geht's so harmlos zu. Besessene und Irrsinnige werden ins Kernerhaus zur Heilung und Beobachtung gebracht und rührend ist es, wie Justinus Kerner, der Exorcist, einmal einen Tobsüchtigen durch Spiel auf der Maultrommel besänftigt.

An einem Novembertage zieht denn auch die Seherin von Prevorst, deren Gesichte und Geschichte Kerner getreulich aufgezeichnet, hier ein.

Und jetzt sitzen wir mit Theobald dem kleinen Krankenpfleger, „wie ein Schmetterling an der Nadel", gebannt an dem Lager der Somnambule und sehen sie an, wie sie da liegt in den Kissen „das todtenblasse von Krankheit und Schmerzen abgemagerte feine Gesicht nonnenartig umrahmt von einem großen weißen Tuch, das Haare und Schultern umhüllte; mit den großen in seltsamem Lichte strahlenden Augen, mit den langen schwarzen Wimpern, den schön gebogenen Augenbrauen und den elfenbeinweißen durchsichtigen Händen. Oft wenn der Vater über Land mußte, magnetisirte er Theobald vorher, daß die Seherin das Fluidum aus seiner Hand in sich auffsaugen konnte. Dann hörte er oft sonderbares Rauschen im Zimmer und die Thüren schienen auf und zu zu gehen, ohne daß Menschenhand sie rührte.

* * *

Am Lebendigsten ist's aber im Kernerhaus, wenn liebe Gäste kommen, nicht nur Sonderlinge und seltsame Käuze, wie der Missionär Hebich, der Kerner's Bordeaux austrank und ihn dabei von der irdischen Aeußerlichkeit zum himmlischen Manna bekehren wollte; oder der Potator Dr. Wangemann, der die kleine ihm konzedirte Dosis Wein löffelweise schlürfte; oder der originelle Pfarrer Käserle, sondern gute Freunde und Geisteskameraden. Dann sitzt man fröhlich erregt in der Sommernacht oben auf dem Geisterthurm beim Wein, überflattert von der schwarz-roth-goldenen Fahne; von der Ruine der Burg Weibertreue klingen durch die Nachtluft langgezogen die Töne der Aeolsharfen, die Justinus zwischen die Schießscharten des Thurmes gespannt hatte. Häufig kommen auch Liederkränze und Gesangvereine vorbeigezogen und stimmen vorm Kernerhause Kernerlieder an, meist: „Wohlauf noch getrunken!" „Preisend mit viel schönen Reden" oder „Zu Augsburg steht ein hohes Haus". Einmal ist es allerdings auch passirt, daß ein besonders rühriger Sängerbund als „eines Ihrer schönsten Lieder" — Lützow's wilde Jagd ihm vortrug.

Das Kernerhaus war von freigebigster Gastlichkeit, Frau Friederike war eine musterhafte Wirthin, die mit den einfachsten Mitteln Haus zu halten wußte, der Garten lieferte Gemüse und Obst und kamen einmal ganz unerwartet Freunde noch in letzter Minute, so verzichteten die Kinder auch wohl einmal freiwillig auf das Mittagbrot. Von allen Ecken und Enden sprachen aber auch die Gäste vor und in dem Fremdenbuch, das Justinus angelegt, sind die besten Namen genannt.

Vor allen die Schwaben. Neben Strauß, Friedrich Theodor Vischer, Mörike erschienen hochwillkommen Schwab, Uhland, Karl Mayer. Jugenderinnerungen wurden dann ausgetauscht, die Zeiten des „Sonntagsblattes", das sie in ihrer Dichtersünden Maienblüthe herausgegeben, wieder heraufbeschworen.

Weinfröhlich, ein fideler alter Student, kehrte Freiligrath, im verschossenen braunen Sammtrock mit der verblichenen grünen Frankenkappe auf dem Löwenhaupt, im Kernerhaus ein und riß durch seine lustige Ungebundenheit alle hin.

Geibel kam in hellgelber, schnurverbrämter Joppe, den rothen Fez auf dem Kopf. Mit seinem langen Schnurr- und Knebelbart, den er gern mit einem Malteserkreuz verglich, sah er sehr martialisch aus, doch war er nicht gespensterfest und eines Morgens gestand er sogar todtenblaß, einen Geist gesehen zu haben. Eine Frau in altdeutschem Gewande habe sich über ihn gebeugt, ihn traurig angesehn und sei dann verschwunden.

Lange hielt sich Nikolaus Lenau im Kernerhause auf. Schwab hatte ihn freundlich empfohlen, Justinus empfing ihn mit offenen Armen und alle trugen willig seine Launen, die zwischen düsterer Melancholie und greller Lustigkeit wild hin und her taumelten.

Er hatte viel zu erzählen von „Gustav Schwab, Karl Mayer, Gustav Pfizer, Uhland, von Wien und Ungarn, Ziegeunern und Räubern;" er las seine Gedichte vor, spielte hinreißend Violine, bezauberte und ärgerte abwechselnd Emma Niendorf, die auch zum Besuch kam und ihm später einige Erinnerungsblätter widmete.

Die „schöne Anmuthstrampel", wie sie Brentano ungalant getauft hatte, machte auf alle Berühmtheiten eifrige Jagd, und Lenau war für sie eine gefundene Beute.

Er dichtete bei Kerner den Faust. Die Scenen, wo Faust auf dem Zinnteller traumverloren halbverwischte Züge einkratzt und dann eifervoll mit der Gabel in das weiße linnene Tischtuch stößt, sind zur Erinnerung seiner eigenen hausfraukränkenden Thätigkeit am Mittagstisch des guten „Rickele" geschrieben.

* * *

Außer dem großen persönlichen Verkehr pflegte Justinus Kerner noch einen weit verzweigten **Briefwechsel**. Er hatte selbst alle interessanten Briefe, die er von 1809—1823 erhalten, sorgfättig registrirt sie einbinden lassen, zehn dicke schwarze Bände. Auf diese Briefschätze ist die litterarische Welt seit einer Reihe von Jahren gespannt; mit dem 18. September 1886, dem 100. Geburtstage des Dichters, war der Zeitpunkt vorbei, vor dem nach des Dichters Willen nichts veröffentlicht werden sollte, doch ist außer gelegentlichen Publikationen*) seither auch noch nichts in die Oeffentlichkeit gekommen. Hier werden als Proben interessante Briefe des Fürsten Alexander von Hohenlohe „Prälaten und Domherr von Großwardein in Ungarn", dargeboten. Justinus, der allzeit Gefällige, machte ihm auf seine Bitte sechs Predigten über die Todsünden, die der Fürst vor dem kaiserlichen Hof in Wien hielt und später unter dem Titel „Das entstellte Ebenbild Gottes" herausgab.

* * *

Mit den Jahren ward es stiller um Kerner. Das Licht seiner Augen trübte sich und als melancholische Spielerei ersann er sich das Malen mit Dintenklexen, die „Klexographie". 1854 starb dann auch die treue Hausfrau, die schon manchmal gesagt hatte: „Ich wäre schon längst gestorben, aber die Gäste lassen mir keine Zeit dazu." Jetzt war sie wirklich dahingegangen. Der blinde Justinus saß

*) Briefe von Tieck an Kerner erschienen z. B. „Allgemeine Zeitung" 1886. Nr. 260.

nun allein mit Theobald auf dem Gartenbänkchen unter den Tannen. Und der alte Geisterseher sprach vom Jenseits und vom Wiedersehn nach dem Tod und versprach dem Sohne ihm nach dem Tode zu erscheinen. Im Jahre 1862 ist er dann gestorben. In der braunen Kapuzinerkutte begrub man ihn. Auf seinem Grabe ruht eine liegende flache Platte wie auf dem Grabe Albrecht Dürer's und Hans Sachsen's und der Epheu hat das Grab wild umrankt.

Theobald Kerner, der uns dies Buch geschrieben, hat oft auf dem stillen Gartenbänkchen gesessen, aber der todte Vater ist ihm nicht erschienen.

Felix Poppenberg.

## Theater.

(Lessing-Theater. Sardou: „Madame Sans-Gêne".)

Arm an Gewinn und im Verhältniß arm an neuen Anregungen scheint das Theaterjahr verlaufen zu wollen. Hätte Hauptmann's „Hannele" nicht einen Streit der Meinungen entfacht, so hätte die litterarische Kritik kaum um irgend ein Bühnenstück sich aufregen müssen; weder um ein heimisches, noch um ein fremdes. Als Beweis, daß süddeutsche, närrische Karnevalslaune nicht ausgestorben sei, durfte man im Lessing-Theater den Schwank der Herren Laufs und Jacoby vom „Unglâubigen Thomas" herzlich willkommen heißen. Von naivem Frohsinn minder voll war die Posse „Der Herr Senator" von Schönthan und Kadelburg (im Deutschen Theater). Ernst Wichert's „Vaterländisches" Schauspiel „Aus eigenem Recht" gewann durch Nebeneinflüsse, die mit Theater und Litteratur an sich nichts zu thun haben, die Bedeutung eines Saisonstückes für das „Berliner Theater".

Ein Saisonstück und nichts weiter ist desgleichen Sardou's neue Komödie „Madame Sans-Gêne". Man hat den „Neuerern in der deutschen Kritik" den Vorwurf gemacht, daß sie sich allzu hochmüthig und leicht über die geschickte Arbeit des Kunsthandwerks im Drama hinwegsetzen. In der That wird heute von der Pariser und selbst der Wiener Kritik eine gewisse witzige Gewandtheit, die für das, was in traditioneller Uebung erworben wurde, eine neue Variante findet, ernsthafter geschätzt, als hier in Berlin, wo unter ernsten Männern der Kritik ein Laut ursprünglich poetischer Empfindung mehr Werth genießt, als die klügste theatralische Rechenmeisterei. Man liebt hier fürs Erste die dramatische Arbeit nicht, — die „Neuerer in der Kritik" wenigstens hatten es so —, bei der der Hörer sich fragt: „Bin doch gespannt, wie der Teufelskerl, der Autor, sich aus dem verzwickten Dilemma herauswinden wird!" Man will den Meister über seinem Werk vergessen; seine Gestalten müssen erscheinen, als wandelten sie von selber; nicht, wie der geehrte Herr Verfasser sich benehmen wird, sondern wie seine Gebilde nach ihren eigensten Lebensgesetzen sprechen, fühlen und handeln, muß der Hörer zu wissen verlangen.

Wenn man ein Drama so betrachtet, dann bleibt für Sardou's „Madame Sans-Gêne" kaum ein Rest von Theilnahme übrig. In Paris, das soll wohl heißen in einem großen Theil der bürgerlichen Gesellschaft von Paris, ist zur Zeit ein lebhaftes Interesse für die napoleonische Thatenepoche erwacht. Man berauscht sich vielleicht in bewußter Reaktion gegen gewisse melancholiegeborene, asketischer Weltflucht, mystischer Inbrunst zugewandte Stimmungen in derselben Pariser Gesellschaft am freudenfarbigen Zauber heroischer Szenerie. Der Sinn Sardou's haftet an der Tradition. Was das Alter geweiht hat, was sich in sicheren Lebensformen bewegt, das ist ihm ehrwürdig und heilig. Für die Größe des jäh Emporgekommenen, wie für die Gewalt der Pathetik in einer volksthümlichen Bewegung fehlt ihm die theilnehmende Wärme. Revolution von oben, wie Revolution von unten ist ihm gleichmäßig verhaßt. So steht er der Poesie von Shakespeare's „Coriolan" wie der Poesie von Schiller's „Wilhelm Tell" gleich fern. Aber von der modischen Vorliebe für das Napoleonische in Paris hätte er doch gerne auch profitirt; und so schrieb er seine Madame Sans-Gêne. Wenn seine revolutionäre Empfindung ihn zu hartem Spott gegen die napoleonische Parvenuwirthschaft verführt hätte, wenn er ein lustiges Widerspiel gegen die Heroenanbetung erfunden, wenn er selbst einseitig übertrieben hätte, wie nur ein Karrikaturenzeichner, es wäre was geworden. Aber Sardou hat als revolutionärer Spötter über Volksrevolutionen weit schärfere Hiebe auszutheilen vermocht, so im „Thermidor". Der Napoleon-Legende gegenüber erschien es ihm vortheilhafter, Tapferkeit mit Vorsicht zusammenzukoppeln; und so kam dabei nichts Rechtschaffenes heraus, nicht einmal ein dramatisches Pamphlet. Aus dem Wunderbau geschichtlicher Vorgänge war für Sardou nichts zu holen, also schleppte er aus der Memoirenlitteratur eine Fuhre von Anekdötchen zusammen und wob daraus eine Intriguenkomödie, in der nichts wundersam, wie in großer Zeit, sondern Alles wunderlich zugeht; und weil der lammherzigste verhärteste Spießbürger in wonnigen Taumel fällt, wenn oben auf der Bühne Menschen ohne Furcht und Tadel erscheinen und aus biedermännischem Herzen heraus manchmal unerschrocken aber immer unmanierlich den Großen der Erde die Leviten lesen, so hat Sardou durch seine Wäscherin „Madame Sans-Gêne" gewonnenes Spiel. Sie hat das Herz und den Mund, fast hätte ich im Stil von Madame Sans-Gêne gesagt „das Maul" auf dem rechten Flecke und löst durch ihren Frauenwitz den Wirrwarr in Napoleons Schlafzimmern. Der Politik der Bühnenkulissen zuliebe muß Madame Sans-Gêne selbst als Herzogin von Danzig sich so tolpatschig in ihren Lebensgewohnheiten zeigen, daß nicht leicht in Logen oder im Parkett eine Dame von zweifelhafter Herkunft sitzen könnte, die über das Monstrum von Ungeschick nicht aus vollem Halse lachen könnte. Jedes Nähmädchen, das zur gnädigen Frau avancirt ist, kann sich voll stolzer Ueberlegenheit über die Madame Sans-Gêne freuen, die in achtzehn Jahren noch nicht gelernt, wie man ein Schleppkleid trägt; und auch derlei hilft zum Erfolg eines Theaterstücks. Frl. Jenny Groß gab die Rolle der Madame Sans-Gêne.

Irgendwo las ich, daß alle Welt nach dem Lessingtheater werde wandern müssen, um die Madame Sans-Gêne der Jenny Groß zu sehen. Ich bin überzeugt, daß die Kritik in Augsburg oder Lübeck gleicher Anschauung sein werde, wofern in Augsburg oder Lübeck routinirte Schauspielerinnen „mit Drolerie" über eine Schleppe zu stolpern verstehen. Das bringen die sogenannten Bombenrollen schon so mit sich.

L. Schönhoff.

**Le culte de la raison et le culte de l'être suprême (1793—1794). Essai historique par F. A. Aulard. Paris. 1892. Felix Alcan.**

Zu den hundertjährigen Erinnerungstagen der französischen Revolutionsgeschichte gehört auch der 10. November 1793. An diesem Tage, der im republikanischen Kalender der 20. Brumaire des Jahres II hieß, fand in Notre-Dame eine oft beschriebene Feier statt: die des Kultus der Göttin der Vernunft. Diese merkwürdige Erscheinung auf ihre Ursprünge hin untersucht, in ihre Verzweigungen verfolgt und mit einer anderen ihr entgegengesetzten, der des Kultus des höchsten Wesens, verglichen zu haben ist ein Verdienst F. A. Aulard's. Dem deutschen Publikum ist der ausgezeichnete Kenner der Revolutionsgeschichte, der Herausgeber der Akten des Jakobinerklubs und des Wohlfahrtsausschusses, der freigesinnte Lehrer der studirenden Jugend in Paris kein Fremder.*) Auch für diese Arbeit, wie für andere, hat er bisher unbe-

*) Eine Reihe von Aulard's kleineren Arbeiten zur Revolutionsgeschichte ist jüngst gesammelt erschienen unter dem Titel: „Etudes et leçons sur la révolution française". Paris. 1893. Alcan.

kanntes, zerstreutes Material, namentlich aus zahlreichen Archiven von Departements und Munizipalitäten, beigebracht und viele seltene Druckschriften aufgespürt, aus denen sich Aufklärungen gewinnen ließen. Dabei ist er zu der Ueberzeugung gelangt, daß die antichristliche Bewegung, die in einer gewissen Periode der Revolution durchbrach, nicht sowohl aus einer vorgefaßten philosophischen Idee abzuleiten, sondern vielmehr mit dem Drange der nationalen Vertheidigung in Verbindung zu setzen ist. Weil der Klerus vielfach gemeinsame Sache mit dem Landesfeind machte, versuchten patriotische Fanatiker den Altar umzustürzen. „Sie bildeten sich thörichter Weise ein, fortgerissen von dem Wunsche, das Vaterland zu retten, in wenigen Tagen eine Jahrhundert alte Religion zerstören und die Schöpfung eines neuen, mächtigen Gährungsstoffes für die Seelen improvisiren zu können.“

Man kann der These Aulard's entgegenhalten, daß die antichristliche Bewegung sich sehr häufig auch gegen den nationalen Klerus richtete, dem keine Unterstützung des Landesfeindes vorzuwerfen war. Aber abgesehen davon, ist sein Bericht überaus lehrreich und überzeugend. Er weist nach, daß der Konvent kein bestimmtes religiöses Programm hatte, sondern von Tag zu Tag, unter wechselnden Eindrücken, seine kirchenpolitischen Gesetze gab. Er zeigt, daß die Kommune von Paris die treibende Kraft bei der Einrichtung des Kultus der Vernunft gewesen ist, daß aber in der Hauptstadt viele in diesem Kultus „nur ein Amusement“ sahen. Ernster wurde die Sache in der Provinz genommen, wo die öffentliche Abschwörung des bisherigen Gottesdienstes nicht selten mit großer Feierlichkeit vor sich ging. Hie und da wurden statt der bisherigen Heiligenbilder die Büsten von Marat, Chalier, Le Peletier eingeschoben. Eines der merkwürdigsten Zeugnisse dieser revolutionären Episode ist der offizielle Moniteur des Kultus der Vernunft, der unter dem Titel „Dokumente der Vernunft, antifanatisches Journal, veröffentlicht vom Bürger Chantreau“ auf Kosten der Administration des Departements des Gers in Auch erschien. „Der Kultus der Vernunft“, heißt es hier, „ist die Anerkennung der durch die ewige Weisheit eingerichteten Ordnung, die dem Menschen nur die wahren Tugenden vorschreibt, welche für sein und für seiner Brüder Glück nothwendig sind.“ Die Naturreligion Rousseau's vermischt sich bei dem Verfasser dieses Blattes mit dem Geiste der Encyklopädie. Neben solchen abstrakten Sätzen finden sich die groben Ausfälle des „Père Duchesne“ von Hébert, die den Kommentar zu den rohsten Kirchenschändungen Fouché's und seiner Genossen bildeten.

Hier setzte Robespierre ein, indem er die Hebertisten beschuldigte, den Samen des Unfriedens in Frankreich auszustreuen und zugleich das Land gegenüber der öffentlichen Meinung Europas bloßzustellen. Dies politische Motiv war aber nicht das einzige, das ihn bestimmte, den Kampf gegen die Hebertisten aufzunehmen. Ein religiöses kam dazu. Robespierre sah im Kultus der Vernunft den Kultus des Atheismus und der Atheismus war seiner Meinung nach „aristokratisch“. In einer bekannten Rede sagte er: „Die Idee eines großen Wesens, das über der unterdrückten Unschuld wacht und das triumphirende Verbrechen bestraft, ist volksthümlich. . . . Wenn Gott nicht existirte, müßte man ihn erfinden.“ Für seine politischen Bedenken hatte auch Danton Sinn. Daher verband er sich mit ihm zur Bekämpfung der Hebertisten. Kaum aber war sein eigenes Haupt gefallen, als Robespierre die Bahn frei sah, um seine Lieblingsidee zu verwirklichen und den Kultus des höchsten Wesens zu proklamiren. Aulard setzt vortrefflich auseinander, wie „der finstere Doktrinär“ damit einen seit lange feststehenden Plan verfolgte, ohne sich um die feindliche oder gleichgültige Masse der Pariser Revolutionäre zu kümmern. Er verschweigt aber auch nicht, daß mit dieser Wendung das Revolutionstribunal zum Tribunal der religiösen Inquisition wurde. Der Oberpriester der neuen Religion hatte nicht einmal die Genugthuung, in der Provinz seinen Zweck zu erreichen. Häufig ging der Kultus des höchsten Wesens in den des Vaterlandes auf. Noch häufiger setzten sich unter dem neuen Deckmantel die fanatischen und räuberischen Eingriffe in Ritus und Eigenthum der alten Kirche fort. Mit dem 9. Thermidor hörte der Kultus des höchsten Wesens auf, und nicht lange danach entschloß sich die Republik, überhaupt auf den Versuch zu verzichten, die alte Religion zwangsweise durch eine neue verdrängen zu wollen.

A. St

**Jerome K. Jerome: Novel Notes. The Leadenhall Press, L T D. London 1893.**

„Ich denke, nur Leute, welche Leiden nicht kennen gelernt haben, mögen davon lesen wollen. Wenn ich ein Buch schriebe, es würde ein lustiges Buch — ein Buch, das die Menschen lachen macht.“ Eine Krankenpflegerin sagt das in Jerome K. Jerome's*) neuestem Werk „Novel Notes“. Sie spricht damit Jerome's ureigenste Gedanken aus. Sein neuestes Werk ist wieder ein lustiges Buch geworden. Eines der lustigsten, das ich kenne.

Drei junge Autoren kommen mit Jerome zusammen, um gemeinschaftlich einen Roman zu schreiben. Einen Roman, der bei dem englischen Lesepublikum Erfolg haben soll. Sie berathen hin und her, wie man das anfängt, und sie suchen die Erfolgmittelchen hübsch zusammen. Die Heldin muß schön und gut sein. Und wie bringt man das zur Darstellung? „Wir hängen ihr einen Korb an den Arm mit Hühnern und Weinflaschen, setzen ihr ein chickes Hütchen auf und schicken sie überall herum zu den Armen.“ Ueberhaupt die Armen! Was wollte die Gesellschaft wohl ohne Arme anfangen? In Dingsda ist ein junger reicher Geistlicher angestellt. Er wird nur eine wohlthätige Dame heirathen. Aber in Dingsda ist leider nur ein einziger Armer. Die Damenwelt konkurrirt um ihn, buhlt um seine Gunst, er lebt wie ein Fürst und tyrannisirt die Wohlthätigen. Das dauert so lange, bis der junge Geistliche sich in eine Schauspielerin verliebt hat, sein Amt niederlegt und mit ihr auf und davon geht. . . . Die Heldin schön und wohlthätig, der Held ein Schurke. Denn Schurken sind interessant. „Autoren sollten eine Gesellschaft gründen zur Unterstützung und Ermuthigung von Verbrechern“.

Es ist ein lustiges Buch, das Jerome K. Jerome geschrieben, und alle Arten des englischen Tagesromans werden darin durchgehechelt. Eine Fülle von Geschichten wird erzählt, aus denen man den Abenteuerroman zurechtzimmern könnte, oder den spiritistischen Roman, oder die religiöse Erzählung. Alles mit garantirtem Erfolg. Aber, wie das so kommt, die jungen Autoren bleiben nicht immer bei der Sache. Sie erzählen sich gelegentlich Hunde- und Katzengeschichten, und Jerome's lachende Ironie schwingt ihre Pritsche über die Gesellschaft ganz ebenso wie über die Lektüre derselben. „Laß dich nie gegen Respektabilität aufsässig machen“, sagt eine Katze; „sie ist das, was am meisten befriedigt auf dieser Welt, und dabei — das Billigste.“

Und unter all die lustigen Sächelchen huschen hier und da ergreifende Szenen aus dem Alltagsleben: Als junge Männer kamen sie täglich zusammen. Sie lasen sich ihre Schriften vor und übten unbarmherzige Kritik aneinander. Das verstimmte, und sie sahen sich nicht mehr. Jahre vergingen. Jerome kam von einem Diner und schlenderte den Strand entlang. Ein Fremder bat ihn um Feuer. Das Streichholz flackerte auf, und Jerome erkannte den Freund von ehemals. „Wie ist es dahin gekommen, alter Junge“, fragte ich und legte meine Hand auf seine Schulter. Sein Rock war speckig und ich zog die Hand so schnell als möglich zurück und versuchte sie heimlich im Taschentuch abzuwischen. „O, das ist eine lange Geschichte“, sagte er kühl, „und zu alltäglich, um sie zu erzählen. Du weißt, mit manchen von uns geht es aufwärts. Mit manchen abwärts. Dir geht es recht leidlich, wie ich höre. . . .“

Weil Jerome K. Jerome Leiden kennt, darum ist sein neuestes Buch wieder so lustig geworden. Aber wieder fällt es einem schwer, an seine eigene Lustigkeit zu glauben. Denn wieder blickt unter der lachenden Maske des liebenswürdigen Müßiggängers ein tiefernstes Gesicht hervor. Oftmals träumt er einen Traum. Er muß eine lange Straße durchschreiten, in der sich die Menschen drängen; er muß vorwärts durch Wälder, immer vorwärts. Bis zu einem einsamen Haus. Er sieht es und erschrickt. Aber er muß eintreten. Es ist das Haus, in dem er seine Kindheit verlebt hat. Das Spielzeug, mit dem er spielte, liegt noch da. Und das Zimmer füllt sich mit düsteren Gestalten. Und die Gestalten sind immer er selbst, eine jede in anderem Alter. Und sie blicken ihn stier an. Er erschrickt und flieht und sie folgen ihm —.

Warum fürchtet der lustige Müßiggänger so sehr das eigene Selbst vergangener Tage?

Ernst Heilborn.

*) Vergl. „Nation“ Jahrgang X. Nr. 39.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 17. Berlin, den 27. Januar 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Die Beziehungen des Kaisers zu dem Fürsten Bismarck sind in ein neues Stadium getreten. Der Kaiser hörte, daß Fürst Bismarck kürzlich einen Influenzaanfall glücklich überstanden habe und nahm diese Mittheilung zum Anlaß, um dem Fürsten durch einen Adjutanten alten Wein sowie ein Handschreiben zu senden, das die Hoffnung aussprach, den ersten Kanzler des Deutschen Reiches auch demnächst in Berlin zu sehen. Fürst Bismarck empfing die Gabe mit verbindlichen Worten und erwiderte, daß er in allernächster Zeit sich persönlich zu bedanken hoffe.

Darauf ein neues kaiserliches Handschreiben mit der dringenden Aufforderung, doch, wenn möglich, schon zu dem kaiserlichen Geburtstag in Berlin einzutreffen. Für die Anwesenheit des Fürsten wurde nunmehr der Freitag festgesetzt.

Die Wirkung, welche diese Nachricht auf die meisten Zeitungen ausgeübt hat, läßt sich in wenigen Worten charakterisiren, denn diese Wirkung ist eine fast völlig einheitliche. Mit mehr oder weniger Reichthum von empfindsamen Worten feiert man die große Versöhnung und schwelgt in den Gefühlen edler und reiner Menschlichkeit, während die politische Bedeutung des Vorganges fast immer mit einer kurzen Wendung abgethan wird. Man verneint meist einen unmittelbaren Einfluß auf die Politik, etwa einen so einschneidenden Umschwung wie einen schnellen Kanzlerwechsel, diese extravaganteste Prophezeiung, und glaubt höchstens, daß Fürst Bismarck langsam ein Art von Ehrenbeirath für den Kaiser werden kann, und daß er dementsprechend seine oppositionelle Haltung werde aufgeben müssen. In Summa sieht man die Zukunft in rosigstem Lichte: Kaiser und Fürst versöhnt; der Fürst durch die Güte des Monarchen beschämt läßt von seinen kleinen Preßrancunen ab, und ist die heutige Politik dieses starken Gegners damit ledig, so wird sie sogar einen Zuwachs an Kraft durch den erfahrenen Rath ihres früheren Widersachers erhalten.

Jeder wird zugeben, daß, vom rein menschlichen Standpunkt aus betrachtet, eine solche Versöhnung etwas wohlthuendes hat. Versöhnung ist immer ein bestrickendes Wort, und die Versöhnung zwischen einem Kaiser und einem Manne von der geistigen Bedeutung und den nationalen Verdiensten des Fürsten Bismarck wirkt außerdem noch anziehend durch den dramatischen Reiz, den große historische Scenen stets haben. Anlaß genug, daß das überraschende Schauspiel auf den verschiedensten Seiten mit freudig erregten Gefühlen begrüßt ward. Aber es wäre falsch anzunehmen, daß im Wesentlichen der Vorgang nur das Empfindungsleben des deutschen Volkes beeinflussen wird.

Daß der Kaiser nicht die Absicht gehabt hat, mit seinem aus eigenster Initiative hervorgegangenen Briefe eine neue Wendung seiner Politik zu inauguriren, scheint festzustehen. Dieser Brief, von dem der „Reichsanzeiger" besonders hervorhebt, daß auch in Regierungskreisen Niemand vorher von ihm Kenntniß gehabt hat, entsprang sicherlich Regungen der Empfindung und nicht dem politischem Kalkül. Allein Monarchen ist es auferlegt, daß sie durch die Manifestation ihrer rein menschlichen Gefühle politische Wirkungen erzeugen können und zwar auch solche, die sie keineswegs beabsichtigt zu haben brauchen. Ein derartiger Fall scheint uns hier vorzuliegen; davor darf man die Augen nicht verschließen.

In einer Beziehung tritt diese Wirkung bereits zu Tage. Die extremen Agrarier, welche aus guten Gründen Gegner des Grafen Caprivi sind, haben unmittelbar versucht, diesen kaiserlichen Briefwechsel für ihre Zwecke auszubeuten. Hat Fürst Bismarck Monat für Monat die kaiserliche Politik, welche durch den Grafen Caprivi vertreten wird, mit allen Mitteln bekämpft, so bedeutet eine Annäherung des Kaisers

an den früheren Reichskanzler, daß ihm dieser erbitterte und und zum Theil mit den bedenklichsten Waffen geführte Kampf verziehen ist. Es ist ein kleiner Schritt diese Verzeihung dadurch zu motiviren, daß der Kaiser als Jemand hingestellt wird, der die Berechtigung dieses Kampfes nunmehr zuzugestehen geneigt ist; und neigt der Kaiser heute stärker wieder zum Fürsten Bismarck wie zum Grafen Caprivi, so erhält auch die Politik der äußersten Rechten eine neue Rechtfertigung.

Diese Darstellung kann in allen ihren Voraussetzungen durchaus falsch sein, dies wird aber nicht verhindern, daß weiten Kreisen der Glauben an ihre Richtigkeit beigebracht werden wird, und in diesem Sinne die Thatsachen auszudeuten, ist die äußerste Rechte bereits am Werke.

Als weitere Folge ergibt sich dann, daß die schwierige, von den mannigfachsten Intriguen bedrohte Stellung des Grafen Caprivi geschwächt wird. Alle jene schwankenden und abhängigen Elemente, deren größte Angst es ist, nicht mit dem richtigen offiziösen Wind zu segeln, werden sich fertig machen, das Steuer von Neuem herumzulegen, und sie werden, ob mit Recht oder Unrecht ist gleichgültig, an den baldigen Sturz des Grafen Caprivi glauben. Auch ein solcher Glaube, der sich auf falsche Voraussetzungen gründet, ist im politischen Leben eine Macht; diese Macht muß dem Grafen Caprivi die weitere Durchführung seiner Politik erschweren, und dafür werden die Agrarier schon sorgen, daß die Wirkung in dieser Richtung nach Möglichkeit sich steigere.

So zeigt sich denn hier, wie der menschliche Impuls eines Monarchen unmittelbar zu einer Macht werden kann, die ganz unbeabsichtigt eine politische Position schwächt, welche Kaiser Wilhelm wahrscheinlich zu stärken wünscht. Denn er hat einem hohen Beamten unmittelbar vor der Absendung des Briefes an den Fürsten Bismarck ganz offen erklärt, daß er in der Frage der Handelsverträge hinter dem Grafen Caprivi steht, und daß die Agrarier nicht glauben sollten, der Kaiser lasse sich einen Reichskanzler von Seiten der Kreuzzeitungspartei aufdrängen.

Nicht weniger harmlos wäre es, anzunehmen, daß nunmehr Fürst Bismarck einfach als bescheidener und wohlmeinender Freund an die Seite des Kaisers rücken wird. Dazu ist Fürst Bismarck nicht der Mann und solches paßt höchstens für die stillen Verhältnisse des Privathauses; aber ein Staatsmann von gewaltiger Vergangenheit und ein Monarch pflegen schließlich doch Beziehungen anderer Art aufrecht zu erhalten, als wie sie in Geschichtsbüchern für die reifere Jugend wohl mit anmuthigen Farben ausgemalt werden.

Was die deutschen Philister im Uebermaß besitzen, findet sich im Charakter des Fürsten Bismarck absolut nicht; und hierauf beruht zum Theil seine Größe. Fürst Bismarck ist nämlich völlig frei von jeder Sentimentalität in öffentlichen Angelegenheiten. Er ist aber auch kein Poseur und er findet auch keinen Genuß am äußern Schein und äußern Glanz. Also alles das, was heute die Augen so Vieler blendet, wird ihn bei der Versöhnung ganz und gar nicht blenden. Die Phantasie von Hunderttausenden ist bestrickt von einer Rührscene, während Fürst Bismarck alle Emotionen über sich ergehen lassen wird, ohne das praktische Ziel, das er verfolgt, darum aus dem Auge zu verlieren.

Es wäre ja auch völlig lächerlich zu verlangen, daß ein Mann von dem Kaliber des ersten deutschen Reichskanzlers gleich dem Helden eines schlechten Rührstückes nach einer gefühlvollen Aussprache einen Strich durch Alles machen sollte, was er seit Jahren gethan hat. Fürst Bismarck ist nicht von der Art, um sich durch eine Gefühlswallung umwerfen zu lassen; eine solche Annahme wäre für diesen Charakter wirklich beleidigend, und schlimm genug für die verschwommene politische Auffassung weiterer Kreise, daß sie nach ihrem Ebenbilde den Fürsten Bismarck zu einer solchen romantisch weichen Phantasiegestalt umzumodeln im Begriffe stehen.

Ist diese Voraussetzung richtig, so gibt es auch nur zwei Folgerungen. Entweder die Versöhnung soll nur in der Sphäre der Gefühle sich abspielen, dann wird Fürst Bismarck ganz zweifellos trotz aller erhebenden Freundschaftsbezeugungen politisch in seine oppositionelle Stellung zurückkehren und den Kampf wenig geändert fortführen, den er geführt hat. Oder die Versöhnung führt auch zu neuem politischem Einfluß, dann würde es von ebenso geringer Menschenkenntniß zeugen, wollte man annehmen, daß der Fürst als ein alle Zeit bereiter Souffleur, nur dann seine Stimme unhörbar vernehmen läßt, wenn dies gewünscht wird. Auch in die bescheidene Enge des Souffleurkastens läßt sich ein Bismarck nicht drängen.

Aber man kann in der Politik auch überhaupt nicht mit einzelnen wunderbaren Rathschlägen wunderbare Wirkungen erzielen; es ist die Kontinuität vielmehr von höchster Bedeutung; Alles hängt schließlich mit Allem zusammen, und Fürst Bismarck, der das weiß, ist nicht gerade ein Charakter, der sich die Sphäre seines Einflusses bescheiden zumessen läßt. Hat Fürst Bismarck erst den Hebel wieder angesetzt, so wird er daher auch nicht ruhen, bis er alle jene Umgestaltungen und Umwälzungen herbeigeführt hat, die er herbeiführen will; wobei es keineswegs nöthig ist, daß er zum zweiten Male Reichskanzler würde. In dieser Frage wird seine Gesundheit mitsprechen; es gäbe auch andere Möglichkeiten. Und die neue Position des Fürsten Bismarck würde diesmal nur um so fester sein, denn wie bedenklich könnten wohl die Wirkungen für die Krone werden, wenn sie zum zweiten Male sich entschließen sollte, einen Bruch herbeizuführen.

Die Versöhnung also mit sentimentaler Harmlosigkeit zu betrachten, geht ganz und gar nicht, und der Stein, den die Krone jetzt guten Herzens gelöst hat, kann eine überraschende Richtung einschlagen. Politisch spurlos wird das Ereigniß gewiß nicht vorübergehen, und die Krone wird großen Taktes und großer Festigkeit bedürfen, damit nicht doch in seiner ursprünglichen drohenden Bedeutung zur Wirklichkeit wird jenes Bismarck'sche Wort: le Roi me reverra!

Es ist in hohem Grade zu loben, daß die interessirten Kreise sich gegen den erneuten Ansturm der Bimetallisten sogleich zu regen beginnen. Das Kollegium der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft ist mit gutem Beispiel vorangegangen; in einer Eingabe an die Reichsregierung legt es knapp und klar dar, welch großen Nutzen die Goldwährung Deutschland gebracht hat, und welcher Schaden schon entsteht, wenn auch nur entfernt der Verdacht auftauchen sollte, daß man bei uns zu gewagten Währungsexperimenten bereit sei. Es ist zu wünschen, daß dieses rasche Vorgehen überall in Deutschland energische Nachahmung finden möge.

Serbien scheint vor neuen ernsten Wirren zu stehen. Ein Zeichen beginnenden Sturmes ist es stets, wenn König Milan nach Belgrad zurückkehrt. Dort ist er jetzt, und nachdem man von Verfassungsbruch und Revolution gesprochen hatte, hat man jetzt noch einmal zu einem milderen Auskunftsmittel gegriffen. Das bisherige radikale Kabinet ist entlassen worden, und man versucht es mit einem Koalitionsministerium. Diese vorsichtige Lösung kann aber über die Thatsache nicht hinwegtäuschen, daß der Boden Serbiens völlig unterwühlt ist, und in jedem Augenblick können neue Erschütterungen von dort gemeldet werden.

Aus Italien lauten die Nachrichten erfreulicherweise besser. Die Ruhe ist überall wieder hergestellt, und damit ist wenigstens die erste Voraussetzung für die Einführung organischer Reformen geschaffen.

* * *

## Die neue Silberkommission.

### III.

Die Erregung von Furcht vor dem Gespenst der kurzen Decke operirt auch in den vorliegenden Gutachten mit der Drohung, daß solches Ungemach nothwendig entstehen müsse, sobald Staaten, die bisher noch nicht die Goldwährung besessen, versuchen sollten, zu derselben überzugehen. Betrachten wir auch hier, statt uns mit Zukunftskatzenmusik abzugeben, die Lehren der Erfahrung! Seitdem vor dreizehn Jahren jener Schreckensruf zum ersten Mal in seiner drastischen Form losgelassen ward, haben wir nur an einem einzigen großen Staate erlebt, daß er sich zu dem erwähnten Schritt entschloß und den Entschluß auch durchführte. Dies war Italien, welches im Jahre 1881 gesetzlich den Goldfuß, allerdings nicht im strengsten Sinne, einführte und in diesem und dem folgenden Jahre das dazu nothwendige Metall anschaffte. Wenn jetzt, nach länger als zehn Jahren, thatsächlich das Gesetz in seinen Wirkungen auch wieder aufgehoben ist, so entsprang das nicht aus der Beschaffenheit der neuen Währung, sondern aus der schlechten Bewirthschaftung der Staatsfinanzen und des Bankwesens, welche, durch leichtsinnigen Aufwand und leichtsinniges Borgen zu übermäßiger Ausgabe von Schuldverschreibungen und Banknoten getrieben, wie immer und überall in solchen Fällen, das gute Geld zum Lande hinausjagten, ja sogar auch das schlechte, die Scheidemünze. In der Zeit aber, wo Italien sich das zur Durchführung des Gesetzes für nöthig erachtete Gold anschaffte, konnte dies geschehen, ohne daß der Goldmarkt deshalb in Verlegenheiten kam. Und wohl gemerkt, als dies geschah, befand sich die Weltgoldproduktion auf ihrem niedrigsten Standpunkt. Nichtsdestoweniger konnte sich Italien in kurzer Zeit die festgesetzte Summe von 444 Millionen Franken in Gold beschaffen, ja, wie bekannt, erhielt es eine beträchtlich größere Summe, nämlich 47 Millionen mehr als ausbedungen war, da es sich für die kontrahirenden Bankfirmen sogar vortheilhaft stellte, einen Theil des im Betrage von 200 Millionen zu liefernden Silbers in Gold umzuwandeln. Aber in nichts, auch nicht am Silberpreis oder am Zinsfuß der Banken gemessen zeigte sich eine Spannung durch Goldvertheuerung. Der Silberpreis stand am Ende des Jahres, in dem diese Goldmasse nach Italien gezogen worden war, zwischen 51 und 52, wie am Anfang vor der Operation; der Zinsfuß der Bank von England war im Jahresdurchschnitt 3½ Proz. Und beides während die Goldproduktion sich in der stärksten Periode des Abnehmens befand, im Jahr 1880 noch 160 000 Kilo, 1881: 159 000, 1882: 148 000 Kilo.

Aehnliche Erscheinungen lassen sich an den Metallbewegungen nachweisen, welche die in neuerer Zeit von Oesterreich behufs seiner Währungsreform beschafften Goldvorräthe hervorriefen. Die jüngsten Bewegungen auf dem Silbermarkte haben mit jenen österreichischen Goldanschaffungen nichts zu thun und rühren aus offen liegenden, anderartigen Ursachen her. Seit Ende der siebenziger Jahre beruft sich die Schreckenstheorie darauf, daß wenn ein Staat nach dem anderen zur Goldwährung übergehen werde, ein furchtbares Zerren an der Decke entstehen müsse. Von den kleineren Reformen dieser Art, Egypten, Tunis, Rumänien, die sich unbemerkt vollzogen, nicht zu reden, ist das Experiment bedeutender und rascher Herbeiziehung beträchtlicher Goldmassen zum Zweck von Münzreformen also nur in Italien und Oesterreich vorgenommen worden, und in beiden Fällen hat es keine der angedrohten Störungen hervorgerufen. Die Thatsache, daß so wenige markante Experimente aufzuweisen sind, zeigt aber, daß auch die Ursachen der befürchteten Wirkungen ihrer Natur nach gar nicht so rapid und massenhaft zu erwarten sind, wie es nach jenen Darstellungen scheinen könnte. Dieselben Gründe, wie bisher, werden schon auch für die Zukunft sorgen, daß keine Ueberstürzung eingreife. Die Umbildung, wo sie für den Lauf der Zeiten angezeigt ist, wird in einem langsamen Tempo erfolgen. Nirgends zeigt sich das deutlicher als bei dem, was wir jetzt in Indien und Amerika erleben; daher trifft es sich außerordentlich gut, daß sich die von den wissenschaftlichen Gutachten verlangte Untersuchung vornehmlich auf die Frage zugespitzt hat, welchen Einfluß die Maßregeln in Indien und Amerika auf das Verhältniß zwischen Goldvorrath und Goldgewinnung einerseits und Goldbedürfniß andererseits ausüben müßten? Gerade diese Frage ist den angerufenen Experten als ihre vornehmste Aufgabe bezeichnet worden. Merkwürdigerweise hat auch der Bescheid des Reichskanzlers an die ostpreußischen Landwirthe diese indisch-amerikanischen Vorfälle zum Anhaltspunkt genommen, um seine größere Fügsamkeit zu motiviren. Gerade diese Ereignisse sollen den Anstoß gegeben haben, nunmehr eine Untersuchung vorzunehmen, die bis dahin für entbehrlich erklärt worden und durch sie überflüssiger als vorher geworden ist. Denn, wie schon Eingangs bemerkt, ist die natürliche Folgerung, welche aus jenen neuen gesetzgeberischen Beschlüssen der indischen und amerikanischen Regierung sich aufdrängt, doch offenbar die, daß sie, statt neuen Glauben an die Möglichkeit einer künstlichen Erhöhung des Silberwerthes zu erwecken, vielmehr diesem Glauben die letzte Stütze entziehen müssen. So hat die erste gesunde Auffassung in der ganzen Welt die Sache angesehen, und nicht mit Unrecht. Auch ließen die sowohl von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten wie von der englisch-indischen Kommission ausdrücklich angeführten Motive keinen Zweifel darüber bestehen, daß sie mit jener allgemeinen Auffassung übereinstimmten. Die großen Entscheidungen, zu welchen sich Amerika und Indien nach langen Kämpfen und Schwankungen aufgerafft haben, beruhen auf der unabweisbaren Erkenntniß, daß auch die letzte Aussicht auf die Rückkehr des Silbers zu seinem früheren Werthe und seiner früheren Bedeutung in dem Geldwesen der Kulturländer nach aller menschlichen Berechnung geschwunden ist. Es ist in der That eine wunderliche Interpretation weltgeschichtlicher Vorgänge, wenn man jetzt zu dem Schluß gelangt, daß nunmehr erst recht Anlaß gegeben sei, sich mit der Frage zu beschäftigen, deren definitive Beantwortung gerade von den kompetentesten Stellen in Gestalt so tief einschneidender Maßregeln ergangen ist. Und wenn die wissenschaftlichen Gutachten sich von dem Gedanken leiten lassen, daß diejenigen Länder, deren Währung auf dem Golde beruht, nunmehr neuen Gefahren ausgesetzt seien, so drängt sich doch die Frage auf, wie es denn kommt, daß gerade diejenigen Staaten, welche solche Gefahren am meisten zu scheuen hätten, selbst jene Maßregeln in die Welt gesetzt haben? England, welches die Silberprägung in Indien eingestellt hat, wäre doch gerade das Land, das am meisten Ursache hätte, sich zu beunruhigen, wenn seine Goldwährung dadurch bedroht erschiene; und das Gleiche kann von der amerikanischen Regierung gesagt werden, deren Präsident, wie die Mehrheit der Bevölkerung, an dem Grundsatz festzuhalten erklärt, daß ihr ganzes Finanzwesen auf dem Vertrauen beruht, alle Verpflichtungen letzter Hand in Gold einzulösen, (wenn auch und gerade weil die Umtauschmittel auf einem theils aus Gold, theils aus Silber bestehenden Vorrath zusammengesetzt sind). Es ist gar nicht zu verstehen, daß gerade Deutschland jetzt mehr als die beiden bezeichneten Staatswesen, Ursache finden sollte, in den von denselben beschlossenen Maßregeln einen Grund zur Beunruhigung zu sehen. Die Reichsregierung hatte bis jetzt unter dem ersten, wie unter dem zweiten Kanzler immer den gesunden Standpunkt eingenommen, daß, welcher Ansicht man auch in der Währungsfrage sei, Deutschland von allen Staaten am wenigsten Grund habe, mit einem Anstoß zur Prüfung oder Lösung des Problems voranzugehen. Dem entsprach die vom Fürsten Bismarck vorgezeichnete Haltung der deutschen Delegirten auf dem Pariser Kongreß des Jahres 1881, auf welche mit Recht Graf Caprivi, als auch für ihn maßgebend, sich berief. Die Ereignisse des Jahres 1893 mußten nur zur Befestigung dieser Ansicht führen. Nicht nur das: eine der lautesten Klagen ging stets dahin, daß der Niedergang des Silbers den Preis des Getreides in Rußland und Indien herabdrücke. Jetzt

hat Indien, wie Rußland, seine Währung vom Silberpreis losgelöst. Es gibt kein Land mehr, das Silber prägt und zugleich auf dem Getreidemarkt konkurrirt! Daher kann nicht der geringste Zweifel darüber aufkommen, daß lediglich taktische Gründe den Reichskanzler zum Verlassen des geraden Weges getrieben haben — eine Taktik, deren Richtigkeit hier nicht untersucht, aber noch viel weniger gut befunden werden soll. Wenn die im Anschluß an den bekannten Konzlerbrief im Herrenhause abgegebene Erklärung des preußischen Landwirthschaftsministers sich gleichfalls darauf beschränkte, Fragen zu stellen, ohne deren Beantwortung zu präjudiziren, so ist das doch in Ausdrücken geschehen, welche zu verstehen geben oder geben sollen, daß man nicht aus taktischen Beweggründen, sondern aus sachlichen Erwägungen zur beabsichtigten Prüfung sich angespornt fühlt. Im preußischen Ministerium ist das agrarische Element stark vertreten. Es ist schon lange ruchbar geworden, daß namentlich der Finanzminister mit den Bimetallisten Fühlung genommen hat, und bei der Elastizität seines Geistes ist nicht ausgeschlossen, daß deren Visionen seine Phantasie reizen. In seiner parlamentarischen Zeit bekannte er sich noch zur entgegengesetzten Ansicht. Von einer besonderen Stellung des Handelsministers hatte man bis dato nichts gehört. Aber in neuester Zeit wurde von wohlunterrichteten Personen erzählt, daß just die Besorgniß vor einem gewaltigen Goldabzug nach Indien und Amerika ihm ernstlich zu denken gegeben hätte.

Vielleicht hat gerade das Gutachten des Professors Lexis, der sich eines wohlbegründeten Ansehens und freien Standpunktes rühmen darf, einen besonderen Eindruck auf den Minister gemacht. Beinahe ganz ausschließlich mit den wahrscheinlichen Folgen der indischen Maßregel beschäftigt sich nämlich das erste der vorliegenden Gutachten, welches von diesem ausgezeichneten Gelehrten unterschrieben ist. Bekanntlich ist derselbe durchaus nicht mehr auf Seite der Bimetallisten, zu denen er vor langen Jahren einmal hinneigte. Dies bezeugen auch verschiedene in seinem Gutachten eingeflochtene Aeußerungen, beispielsweise der Ausspruch, daß gegenwärtig in Europa eine fühlbar gewordene Goldknappheit nicht besteht, und an einer anderen Stelle das Zugeständniß, daß Deutschland zu den mit Gold und Kredit genügend ausgestatteten Ländern gehört. Die Vertheidiger der Goldwährung für Deutschland haben mehr gemeinsame Berührungspunkte mit Professor Lexis als deren Gegner. Und gerade, weil er auch von unserer Seite in seinem wissenschaftlichen Werthe gerechter Würdigung sicher sein kann, ist es interessant, daß sein Urtheil über die wahrscheinlichen Folgen der indischen Maßregel als ein Beweis dafür angerufen werden kann, wie auch bei unbefangener und durchaus sachverständiger Prüfung das Irren nahe liegt für den sich vorzugsweise mit den Eventualitäten der Zukunft auf diesem Gebiete beschäftigenden Sinn. Herr Lexis wird wohl heute selbst nicht bestreiten, daß alles, was er über den künftigen Gang der Dinge voraussehen zu müssen glaubte, bis jetzt nicht eingetreten ist, vielmehr gerade das Gegentheil. Von vornherein meinte er, daß Indien trotz der Zahlungsausgleichungen durch die Tratten der englischen Regierung noch jährlich 130 bis 140 Millionen Mark Edelmetall, wahrscheinlich in Gold, aus Europa zur Begleichung seines Ueberschusses an Ausfuhr werde beziehen müssen.

Die Handelsbilanz Indiens hat sich aber in der zweiten Hälfte des Jahres zum ersten Mal aus einer aktiven in eine passive verändert, woraus allerdings nicht der Schluß gezogen werden soll, daß dies auf die Dauer so bleiben werde. Ohne die übrigens weltkundigen Ziffern der Aus- und Einfuhr hier alle aufzuführen, genügt es, die unverdächtige Autorität des vornehmsten englischen Bimetallisten und Agrariers, des ehemaligen Ministers Chaplin, zu zitiren, welcher in der Sitzung des Unterhauses vom 19. Dezember vergangenen Jahres darauf aufmerksam machte, daß im Monat Oktober die Handelsbilanz gegen Indien 17 Millionen Rupien betrug, während im Oktober 1892 dieselbe sich auf 15 Millionen zum Vortheil Indiens belief, also im Ganzen einen Unterschied von 32 Millionen aufwies. Desgleichen zeigen die Handelsbewegungen, daß die Einstellung der Silberprägung in Indien nicht, wie vielfach erwartet, die Silberverschiffungen dahin vermindert und daß sie auch nicht die Nothwendigkeit einer starken Ergänzung durch Gold herbeigeführt hat. In den drei Monaten Juli bis Oktober überstieg die Einfuhr in Indien die Ausfuhr um 1 200 000 Pfund Sterling, und zwar gerade in Folge zunehmender Silbereinfuhr. Im Monat Dezember gingen noch 700 000 Pfund Sterling Silber von London nach Bombay und Calcutta, und die bis zum 8. Januar reichenden Ziffern weisen von Neuem 604 000 Pfund Sterling auf, genau so viel, wie in dem gleichen Zeitabschnitt des vorigen Jahres weggegangen war. Es sind allerdings Ursachen der verschiedensten und eigenthümlichsten Art, welche diese ganz unerwartete Wendung herbeigeführt haben. Aber es kommt auch auf die Ursachen gar nicht an, wo es sich um den Nachweis handelt, daß alle künftigen Erscheinungen auf dem unendlichen Gebiet der Preis- und Handelsbewegungen überhaupt und ganz besonders in Sachen der Edelmetalle unberechenbar sind. Herr Lexis kann sich ganz mit Recht darauf berufen, daß, wenn er sich geirrt hat, die englische Regierung und ihre indischen Rathgeber das gleiche Loos mit ihm theilen, sie, die doch gewiß als die Berufensten zur Beurtheilung dieser Dinge anerkannt werden müssen. Aber gerade dieser Umstand bekräftigt nur unsere Behauptung, daß alle Zukunftsspekulationen hier zu den größten Täuschungen führen können, und daß es deshalb unverantwortlich ist, einen bestehenden guten Zustand zu zerstören im Hinblick auf das, was man als wahrscheinlich bevorstehend erwartet. Auch darin hat sich Lexis mit der englischen Regierung geirrt, daß er glaubte, die getroffene Maßregel werde der indischen Rupie einen Preis von 16 Pence sichern, ja Lexis war darin noch sanguinischer als die englisch-indische Kommission. Er glaubte nicht nur, daß die englische Regierung ihre Tratten mit Leichtigkeit zu dem in Aussicht genommenen Kurs von 16 Pence verkaufen könne, sondern er erwartete auch, daß man ihr mehr solcher Tratten abverlangen werde, als sie nach ihrem eigenen Bedarf abzugeben im Stande wäre, und er sah die Eventualität voraus, daß, um einen größeren Betrag von Anweisungen auf Indien liefern zu können, die englische Regierung in die Nothwendigkeit käme, Silber am Markte zu kaufen und zur Deckung solcher Tratten nach Indien zu verschiffen, woraus er dann eine weitere Folge von Verlegenheiten ableitet. Bekanntlich nun hat sich diese Voraussicht, welche die indische Kommission zur Festsetzung eines Maximalpreises von 16 Pence für die Rupie bestimmte, als ein schwerer Irrthum herausgestellt, und die ganze Maßregel der Sistirung der Ausprägung wäre viel besser für ihre Urheber abgelaufen, wenn sie sich nicht unterfangen hätten, in diesem einzigen Punkte ihrer Zukunftsberechnung zu trauen. Bekanntlich ist die englisch-indische Regierung jetzt genöthigt worden, sich zu einer Anleihe von 10 Millionen Pfund Sterling ermächtigen zu lassen, weil es ihr nicht gelingen konnte, zu dem von ihr vorgesehenen Kurs ihre Tratten an den Mann zu bringen; nach den neuesten Berichten hat sie sich sogar entschlossen, ihren Standpunkt aufzugeben, die Grenze, die sie sich selbst gezogen, wieder aufzuheben und Tratten ohne Rücksicht auf jene frühere Limite zu verkaufen.

Um Herrn Lexis durchaus gerecht zu werden, sei hier auch noch erwähnt, daß er seine Wahrscheinlichkeitsberechnungen selbst nicht für die nächste Zeit und nicht mit Gewißheit als unfehlbare aufstellt; aber er gibt doch unter den verschiedenen Eventualitäten, auf die man sich gefaßt machen müsse, den von ihm vorangestellten entschieden die größere Aussicht. Und das genügt, um die von uns aus dem ganzen Vorgange zu ziehende Lehre zu verstärken.

Aus dem ganzen Verlauf der bis jetzt ans Licht getretenen Erscheinungen geht auch hervor, daß weder die Absicht der Regierung noch die Zustände Indiens zur Zeit ein Hindrängen nach dem Ersatz der silbernen Umlaufsmittel durch Goldcirkulation erwarten lassen. Hier, wie in Nordamerika, sind Anstrengungen nach dieser Richtung bis jetzt nicht zu verzeichnen, vielmehr deuten alle Symptome darauf

hin, daß der sogenannte Kampf ums Gold durch gewaltsame Aufsaugung des Goldes in diesen beiden Welten noch lange auf sich warten lassen wird, und daß die, welche ihre Anstalten im Glauben an das Eintreffen dieser prophezeiten Thatsachen getroffen hätten, einer verfehlten Spekulation zum Opfer gefallen wären.

Dieselbe von Lexis vorausgesehene Wendung der Dinge ist es gleichwohl, die auch in dem Gutachten von Professor Conrad ausdrücklich als ein Hauptargument angeführt wird. Er fügt noch hinzu, daß zu der durch Indiens künftige Goldbezüge bevorstehenden Gefahr diejenige trete, welche durch den steigenden Verbrauch der Industrie bedingt wäre. Es gibt bis jetzt noch keinen zuverlässigen Gesammtbericht über diesen industriellen Verbrauch; der vom amerikanischen Münzdirektor angefertigte, welcher noch am meisten Material bietet, macht in Ansehung der dazu verwendeten Hilfsmittel keinen anderen Anspruch als den auf eine redliche Bemühung, zu einem gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit zu gelangen. In Deutschland sind die Resultate der betreffenden Untersuchungen noch ganz unvollständig; die Ziffern Frankreichs — und sie sind gewiß der Berücksichtigung werth — weisen nicht auf eine Zunahme, sondern auf eine Abnahme hin. Nach den Veröffentlichungen des französischen Finanzministeriums belief sich der Verbrauch gemäß den von den Punzirungsämtern eingegangenen Erklärungen im Jahre 1883 auf 12 771 Kilo, im Jahre 1885 auf 9390 Kilo, im Jahre 1889 auf 8495 und im Jahre 1892 auf 8139 Kilo. Die Zunahme der Goldproduktion in der Welt ist in den letzten Jahren so stark gewesen, daß selbst eine unwahrscheinliche Zunahme des Industrieverbrauchs nicht gleichen Schritt mit ihr hätte halten können.

Im Uebrigen steht auch Herr Conrad in der Hauptfrage, wie er selbst konstatirt, viel freier da, als die Bimetallisten. In seinem vorliegenden Gutachten geht er sogar soweit, einzuräumen, daß gegenüber der neuesten Entwicklung der „Produktionsverhältnisse“ (also wohl der Zunahme der Silberproduktion) die Zuversicht, daß eine Konvention der Großmächte ein Werthverhältniß auf die Dauer festsetzen könne, erschüttert sei, und er spricht es mit Bedauern aus, daß seiner festen Ueberzeugung nach in absehbarer Zeit auf einen Versuch dieser Art nicht zurückgekommen werden könne. Um den von ihm befürchteten Uebeln vorzubeugen, befreundet er sich mit dem Gedanken, den auch schon andere Nationalökonomen angeregt hätten, „durch ein staatlich garantirtes Werthpapier ein allgemeines Werthmaß mit stabilem Charakter zu schaffen“. Praktisch ausgedrückt wird der Gedanke dann in dem Vorschlag,

„unter Garantie des Staates baar gedeckte Noten auszugeben, die aber weder Goldcertifikate noch Silbercertifikate repräsentiren, sondern Anweisungen, welche zur Hälfte des Werthes in Gold, zur Hälfte in Silber nach dem momentanen Werthverhältniß zwischen Gold und Silber einlösbar sind. Dieses Verhältniß müßte etwa wöchentlich von einer besonderen Behörde festgestellt werden, zunächst für das eigene Land, bei uns für die Reichsbank. Allmählich müßte die Einrichtung womöglich mit internationaler Autorität für die zu einer allgemeinen Münzkonvention zu vereinigenden Staaten erweitert werden, um damit eine gemeinsame Grundlage für internationale Zahlungen zu gewinnen.“

Es wird wohl genügen, diesen Vorschlag hier wörtlich wiederzugeben, ohne in eine Kritik seiner Ausführbarkeit und Heilkraft einzugehen. Wenn man erlebt hat, wie soeben noch eine verhältnißmäßig einfache Maßregel, die Sistirung der indischen Münzen, ihre kompetenten Urheber in ihren nächsten Folgen überrascht hat, wird man auch, ohne tiefer in den Vorschlag einzudringen, vor den unbekannten Folgen eines solchen dunklen Experiments Respekt bekommen; auch thut man wohl Herrn Conrad nicht Unrecht, wenn man annimmt, daß er selbst schwerlich rathen würde, sofort Hand an die Ausführung seines Gedankens zu legen. Er verhehlt sich die entgegenstehenden Bedenken nicht und schließt mit dem Ausspruch, daß er nicht zu übersehen vermöge, ob die praktischen Schwierigkeiten, die der vorgeschlagenen Maßregel entgegenstehen, zu überwinden sein möchten. Erinnert man sich, zu welchen unerwarteten Verwicklungen ihrer Zeit so einfach erscheinende Verabredung des Lateinischen Münzbundes im Laufe der Zeit geführt hat, so muß man wohl etwas scheu werden bei dem Gedanken an solche auf dem Wege der Reflexion ausgeklügelten Experimente. Wer hätte beispielsweise noch vor wenigen Jahren daran gedacht, daß in Folge der Bestimmungen des Lateinischen Münzbundes eine Kalamität wie der Abfluß der ganz unterwerthigen Scheidemünze aus Italien eintreten würde? Und wie haben sich die amerikanischen Silberleute geirrt als sie wähnten, mittelst des Shermangesetzes dem Silber dauernd einen hohen Preis zu sichern! Auch unsere Bimetallisten hatten jenes Gesetz als einen großen Erfolg gepriesen. Endlich, welche Enttäuschung hat der vorige Reichsbankpräsident v. Dechend denen bereitet, welchen er voraussagte, daß die Einstellung der deutschen Silberverkäufe den Preis desselben wieder auf den alten Stand bringen werde! Damals über 50, jetzt 30!

Dieselbe Befürchtung, welche für die Herren Lexis und Conrad in den Vordergrund tritt, beherrscht auch den Geist des Herrn Professor Scharling. Auch er rechnet mit der Möglichkeit, daß die amerikanische Regierung sich demnächst daran begebe, statt des „demonetisirten“ Silbers Gold in maßlosen Quantitäten zu kaufen, und daß gleichzeitig die indische Bevölkerung in Folge der Entwerthung des Silbers sich sowohl in ihren Umlaufsmitteln als in ihren Luxusbedürfnissen vorzugsweise dem Golde zuwenden werde. Alle diese Zukunftsbilder sind aber bis jetzt von den Ereignissen widerlegt worden. Indien fährt fort, Silber in Masse heranzuziehen, und in Amerika beschäftigt man sich mit dem Gedanken einer, wenn auch beschränkteren, neuen Silberprägung, auf keinen Fall aber mit einem Ankauf zu einer starken Verbreiterung der Goldunterlage. Wenn Herr Scharling am Schlusse seines Zukunftsbildes damit droht, daß sehr bald zwischen den europäischen Banken ein Kampf ums Gold entbrennen müsse, der „alle früheren ähnlichen Kämpfe übertreffen werde“, so muß man zunächst fragen, wo und wann denn in der Vergangenheit diese furchtbaren Kämpfe geführt worden sind.

Abgesehen von diesem an die Auffassung der beiden früher genannten Nationalökonomen sich anschließenden Gedanken bewegt sich das Gutachten des Herrn Scharling auf dem Gebiete des von ihm seit längerer Zeit ganz besonders aufmerksam und eifrig bearbeiteten Wechselverhältnisses zwischen Goldvorrath und Preisbildung. Es ist schon oben bemerkt worden, daß das betreffende Problem eins der schwierigsten in der ganzen Materie, und wenigstens in der von ihm behaupteten Ausdehnung für die meisten Spezialisten ein noch immer ungelöstes ist. Herr Scharling bestreitet diesen Stand der Frage auch nicht, behandelt sie aber in seinen Schlußfolgerungen doch immer so, als wäre sie in seinem Sinn entschieden. Auf eine Erörterung darüber einzugehen, ist gewiß hier nicht der Ort. Herr Scharling, wie manche seiner Kollegen, und besonders der ihm in der Reihe der Gutachten folgende Professor Kleinwächter in Czernowitz, nehmen als ausgemacht an, daß die gegenwärtige gedrückte Lage der Geschäfte beinahe ausschließlich von der sogenannten Goldknappheit herrühre. Ganz abgesehen davon, daß die oft erwähnten Belege nichts weniger als einen Mangel an Gold für die Gegenwart und Zukunft aufweisen, darf man sich wundern, daß so viele augenfällige Erklärungen für den derzeitigen niedrigen Stand des gesammten Weltverkehrs mit Stillschweigen übergangen werden. Wohl gemerkt, Erklärungen für die schlechten Geschäftskonjunkturen, nicht für den Niedergang der Preise, dem viel natürlichere Erklärungen zu Gebote stehen als der Mangel an Tauschmitteln. Wer das Vermögen besitzt, um etwas käuflich zu erwerben, wird heute weniger als je an diesem Erwerb dadurch gehindert werden, daß die Zahlungsmittel für das im Uebrigen ausführbare Geschäft versagen. Aber der Bedarf an brauchbaren Dingen wie der Drang zu neuen Unternehmungen ist dadurch zurückgegangen, daß enorme Vermögensverluste die Er-

sparnisse der Nationen eingeschränkt und die Lust zu neuen Anlagen eingeschüchtert haben. Die in den Zahlungseinstellungen der Banken, der Eisenbahnen und der Staaten verlorenen Milliarden sind unproduktiv verbraucht worden, die ehemaligen Besitzer dieser Kapitalien sind um diese Milliarden verarmt. Dazu kommt eine andere schwer wiegende Ursache, die man merkwürdigerweise Jahr aus, Jahr ein in den lebhaftesten Ausdrücken beklagt, ohne die Nutzanwendung daraus zu ziehen, wenn es sich um die Erklärung hervortretender wirthschaftlicher Mißstände handelt. Die ins Unendliche hinauswachsende Verzehrung der Nationalvermögen, welche die Kriegsrüstungen und die immer vergrößerten Heeresstände nach sich ziehen, beschränkt sich nicht in ihrer Wirkung auf den an sich schon verderblichen Steuerdruck und die Schmälerung der Erwerbsthätigkeit, sondern sie entzieht dem werdenden Kapital der europäischen Nationen mehr und mehr umfassende Beträge, die der unproduktiven Vernichtung anheimfallen. Rechnet man dazu die kostspieligen Kämpfe zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, welche durch Streiks ihre verheerenden Wirkungen nach allen Seiten hin ausbreiten und die Unternehmungslust vermindern helfen, so hat man Erklärungen genug für den Rückgang der Geschäfte, ohne dafür einen Mangel an Zahlungsmitteln verantwortlich zu machen. Wie jüngst Einer sagte: es fehlt nicht an Geld, nur bekommen es die nicht, welche es umsonst haben möchten.

Wenn Herr Scharling meint, die eifrigen Monometallisten begrüßten mit Entzücken jeden neuen Versuch, dem reinen Goldfuß neues Terrain zu erobern, weil der Bimetallismus den richtigen Prinzipien widerstreite, so versteht er aus dem Grunde, wenigstens die deutschen Monometallisten, ganz falsch, weil deren Befriedigung sich einfach daraus erklärt, daß sie jedesmal, wenn von Neuem ein Staat gezwungen wird, der Silberausprägung zu entsagen, sich Glück wünschen, daß Deutschland den betreffenden Entschluß gefaßt hat, ehe es von der Noth dazu getrieben wurde, und als es sich noch die Verlegenheiten ersparen konnte, mit welchen die nachfolgenden zu rechnen haben. Herr Scharling meint, die Staaten, welche jetzt solche Maßregeln ergreifen, seien bestrebt, durch die „künstliche Veranstaltung eines Verbots von Silberausmünzung“ den mißlichen Zustand der Dinge zu vergrößern. Wer kann sich aber der Einsicht verschließen, daß nicht freie Wahl sondern nur die unabweisbare Nothwendigkeit jene Staaten zu den entscheidenden Maßregeln hingetrieben hat? Was Oesterreich im Jahre 1879, was die Lateinischen Staaten im Jahre 1878 gethan haben, dazu sahen sich jetzt Amerika und Indien unwiderstehlich gezwungen. Nur die Voraussicht, daß ihre Währung unrettbar zu Grunde gerichtet würde, wenn nicht Einhalt geschähe, hat sie zu dem Entschlusse bestimmt, durch welchen sie sich vor der Ueberfluthung mit Silber, wenn auch mit unvollkommenen Mitteln, zu bewahren gedenken.

Auch Professor Kleinwächter schließt sich den Erwägungen des Herrn Lexis wegen der von Indien und Amerika drohenden Gefahr eines massenhaften Goldabzuges an. Es ist nicht zu verwundern, daß gerade eine von Lexis aufgestellte Hypothese so verlockend auf die Kollegen gewirkt hat, aber um so belehrender ist auch die Thatsache, daß doch alles ganz anders kommt. Im Uebrigen charakterisirt sich der Standpunkt des Herrn Kleinwächter durch eine Entschiedenheit, die jede Hoffnung auf Verständigung abschneidet; denn nur zwischen solchen, die noch einigermaßen auf gemeinsamem Boden stehen, ist eine Auseinandersetzung möglich. Wer Deutschlands Uebergang zur Goldwährung im Jahre 1871 und 1873 so unbedingt verhängnißvoll und thöricht findet, wie dieser Professor, kann natürlich in dem gegenwärtigen Zustand der Dinge nur Grund zur höchsten Beunruhigung finden. Bezeichnender Weise erklärt er sich auch jenen Schritt der deutschen Gesetzgebung vor allen Dingen nur als die Ausgeburt eines politischen Größenwahns und glaubt, daß die wahnwitzige Idee besonders deshalb zu ihrer Ausführung verleitete, weil, wie er sich ausdrückt, „das hierzu erforderliche Gold in den französischen Milliarden fein säuberlich aufgeschichtet in Berlin thatsächlich vorgelegen habe“. — „Man brauchte“, fährt er fort, „nur zuzugreifen, um das Gold in die Münze zu senden, und die Goldwährung war da.“ Sich die Vergangenheit in der Phantasie zurecht zu legen, ist indessen nicht so einfach, wie das Prophezeien für die Zukunft. Hier ist schon einige Kontrolle möglich. Ein Blick auf die erste Denkschrift über die Durchführung der Münzreform, welche der Reichskanzler am 4. Mai 1872 vorlegte, lehrt, daß die französische Kriegsentschädigung gerade zur Ausprägung der ersten hundert Millionen Goldmünzen gar nichts geliefert hat, daß vielmehr das Reich dieses Gold käuflich erwarb. In der zweiten Denkschrift vom 5. April 1873, die schon die Ausprägung von 405 Millionen Mark anzeigt, wird ausdrücklich gesagt, daß im Ganzen dazu 85 Millionen aus der französischen Lieferung genommen werden konnten, mit der Bemerkung, daß zeitweise „die Beschaffung des Prägegoldes in der Lage des Marktes Schwierigkeiten fand“. Auch weisen bekanntlich die Annalen der volkswirthschaftlichen Berathungen in Deutschland eine ganze Reihe von Beschlüssen und Gutachten auf, welche bereits in den sechziger Jahren zur Einführung der Goldwährung hindrängten. Herr Kleinwächter irrt sich nicht bloß in diesem Punkte, sondern auch z. B. darin, daß er das Königreich Holland unter die Goldwährungsländer rechnet. Zwar hatte die holländische Regierung einen darauf hinzielenden Gesetzentwurf ausgearbeitet, aber derselbe wurde am 2. März 1874 mit einer kleinen Mehrheit von der zweiten Kammer des Königsreichs abgelehnt, und seit langen Jahren ist gerade die Regierung dieses Landes wegen ihres starken Silber- und kleinen Goldvorraths eine Hauptvertreterin des Bimetallismus. Noch mehrere derartige Irrthümer figuriren in dem vorliegenden Gutachten, so z. B. die im Vorausgehenden bereits widerlegte Behauptung, daß die italienische Valutareform des Jahres 1881 zu einer stärkeren Anspannung des Werthverhältnisses zwischen Gold und Silber geführt habe. Doch dies sind Versehen, auf welche besonderer Nachdruck nicht zu legen ist, und unbeschadet welcher der Verfasser im Recht sein könnte, wenn er in der Hauptsache Recht hätte. Besonders charakteristisch ist, daß er die Anhänger der Goldwährung als durch ihren „liberalen Doktrinarismus“ dazu verführt erachtet. Diese Schattirung erklärt sich bei ihm wahrscheinlich aus dem Umstand, daß er in seiner ganzen Auseinandersetzung zunächst österreichische Verhältnisse im Auge und vielleicht besondere Gründe hat, sich mit den Liberalen dieses Landes nicht zu vertragen. Andererseits ist er trotz aller dieser Gegensätze in einigen Punkten auf dem richtigen Wege zu finden, so z. B. in dem Anerkenntniß, daß die kolossale Steigerung der Silberproduktion einen ihr entsprechenden Rückgang des Silberpreises zur Folge gehabt hat, oder darin, daß er das Shermangesetz eines der widersinnigsten Gesetze, die je erlassen wurden, nennt, welches keinen anderen Zweck gehabt habe, als den Silberpreis im Interesse der Minenbesitzer zu stützen. Auch gehört er zu denen, welche nicht glauben, daß die Grundlage des Verhältnisses von $1:15\frac{1}{2}$ bei einer Doppelwährung festzuhalten sei. Als er sein Gutachten ausfertigte, war das Shermangesetz noch nicht abgeschafft, und er hielt es damals nicht für unmöglich, daß die Vereinigten Staaten zur Silberwährung übergingen. Daran schloß er die weitere Folge, daß alsdann Canada sich zu demselben Schritt entscheiden und dieses wieder zu einem Abfall der Kolonie von Großbritannien führen werde! Wenn wir noch hinzufügen, daß er von dem Uebergange der Vereinigten Staaten zur Silberwährung einen kolossalen Aufschwung der dortigen Volkswirthschaft erwartet, wird wohl eine nähere Auseinandersetzung mit derartigen in entfernte Extreme ausgesponnenen Prophezeiungen nicht verlangt werden.

In dem Gutachten des Professor Schaeffle ist bei Licht besehen sehr Anfechtbares von unserem Standpunkte aus nicht zu finden. Beinahe sämmtlichen von der Silberpartei aufgestellten Theorien steht er mit mehr oder weniger ausgesprochenen Zweifeln gegenüber, und bei aller Hinneigung zu ihrem letzten Schlusse ist er doch vorsichtig genug, keine

Erklärung abzugeben, aus der sich beispielsweise die Nothwendigkeit oder auch nur die Räthlichkeit einer Umkehr Deutschlands deduziren ließe. Das Verhältniß von 1 : 15½ nennt er ein längst hinfälliges und dessen Aufrechthaltung unmöglich. Das Gewicht, „welches die Agrarier auf die mittelbare Prämienwirkung der Silber- und Papierentwerthungsländer gelegt haben," erscheint ihm mehr oder weniger übertrieben. Auch stimmt er mit der von uns oben ausgesprochenen Erwartung überein, daß die Maßregeln Indiens und Amerikas nicht die drastischen Wirkungen auf den Goldbedarf haben werden, welche seine Kollegen davon erwarten. Und endlich erklärt er die Annahme, daß die allgemeine Waarenverbilligung im Jahrzehnt 1875/85 eine Folge der Goldknappheit gewesen sei, für übertrieben und unerweisbar. Am Schlusse seines Gutachtens stellt er sich auf die Seite derjenigen, welche immer an der Meinung festgehalten haben, daß eine irgendwie bimetallistische Lösung nur als eine vertragsmäßige im Bunde mit England „zielführlich" sein könne. Man darf diesen Standpunkt in Anwendung auf die jetzt von Deutschland beschlossene Enquete wohl dahin erweitern, daß die Reichsregierung uns mit dieser Maßregel hätte verschonen können, so lange England nicht aus eigenem Antriebe den ersten Schritt zu solcher Umkehr unternimmt. Nach den Schlußworten des von Herrn Hermann Schmidt in London abgegebenen Gutachtens dürfen die Bimetallisten sich um so eher gedulden, als, wie Herr Schmidt behauptet, „den Engländern, wenn der jetzt beschrittene Weg zur Sicherung Indiens gegen die Währungswirren nicht ausreicht, nichts übrig bleiben wird, als zur Rettung Indiens den Widerstand gegen den Bimetallismus aufzugeben „So werde" — dies sind seine letzten Worte — „die Schließung der indischen Münzstätten dem Silber schließlich die englischen Münzstätten öffnen."

Dies abzuwarten hätte das Deutsche Reich ohne Zweifel besser gethan, als sich von dem bis jetzt eingehaltenen Weg abdrängen zu lassen. In dem großen Kreise derer, welche das Rütteln an unserer Währung geradezu unbegreiflich finden, beruhigt man sich über das jetzige Vorgehen damit, daß alle solche Versuche erfolglos zu Boden fallen müßten. Wie weit dieser Glaube berechtigt ist, soll im Augenblick nicht untersucht werden. Aber darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die eben gethanen amtliche Schritte bereits schädlich wirken müssen. Wer den Gang der Geschäfte kennt, wird nicht zweifeln, daß seit der Erklärung des Landwirthschaftsministers im Herrenhause viele Leute in Deutschland bereits sich die Frage aufgeworfen haben, ob sie nicht zur Erhaltung ihres Vermögens Forderungen und Hypotheken kündigen, deutsche Effekten verkaufen und Sicherheit in ausländischen Anlagen suchen sollen. Ebenso werden Ausländer, die Kapitalien in Deutschland stehen haben, aus ihrer Ruhe aufgeschreckt werden, und die Lust, neue Kreditverbindungen mit Deutschland anzuknüpfen, wird leicht auf das Bedenken stoßen, daß in Folge möglicher Veränderung in unserer Währung bedeutende Schädigung eintreten könne. Ist aber einmal in diesen empfindlichen Dingen der erste Anstoß zu Mißtrauen gegeben, so wird die Fortwirkung in weite Kreise hinaus unberechenbar. Dies Alles führt zu dem Schlusse, daß weise Vorsicht den neuesten von Preußen und dem Reich gethanen Schritten nicht nachzurühmen ist. Eben deshalb kalkuliren diejenigen richtig, welche diese Schritte willkommen heißen, weil Verwirrung und Mißtrauen in die Zahlungsverhältnisse Deutschlands zu bringen ihnen als eine günstige Vorbereitung zu einem Sturm auf das Gebäude unserer Münz- und Bankverfassung erscheint.

L. Bamberger.

## Parlamentsbriefe.

### V.

Nach der Tabaksteuer wurde die Weinsteuer abgeurtheilt; sie hat noch weniger Freunde als jene und ihre Ablehnung ist außer allem Zweifel. Das Kapitel von der Besteuerung des Weins ist das schwierigste in der ganzen Finanzwissenschaft, selbstverständlich nur in solchen Staaten, die eigenen Weinbau treiben. Für England, in welchem keine Traube zum Keltern reift, liegt die Sache sehr einfach: man verzollt den Wein an der Grenze. Da nur Wein von besserer Beschaffenheit den Transport erträgt, so kommt ganz geringer Wein nicht in das Land, und der Wein, welcher in das Land kommt, ist Luxusartikel und kann einen Zoll tragen. Die große Menge der Bevölkerung sieht sich auf Bier und Whiskey angewiesen und der Fiskus zieht wie von dem Tabak so auch vom Wein die Einnahme, die er sich erwünscht, ohne schwächere Schultern zu belasten.

Aber trotzdem waltet zwischen Tabak und Wein ein großer Unterschied ob. Deutschland kann England darum beneiden, daß dieses sich den Tabakbau von jeher fern gehalten hat, aber England kann Deutschland darum beneiden, daß dieses im Stande ist, Wein in seinen Grenzen zu ziehen. Die Weinrebe gehört zu den kostbarsten Erzeugnissen der Kultur; ihre geographische Verbreitung ist eine sehr begrenzte. Sie reift nicht, wenn sie nicht ein gewisses Mindestmaß von Jahreswärme hat und sie gedeiht nicht, wenn ein gewisses Höchstmaß von Jahreswärme überschritten wird. Das ist ein Satz, der freilich von jeder einzelnen Pflanzengattung gilt, aber die Weinrebe hat die Eigenthümlichkeit, daß der Raum zwischen dem Mindestmaß und dem Höchstmaß geringer ist, als bei irgend einer anderen Pflanze. Und überdies stellt sie hohe Ansprüche an die Bodenbeschaffenheit. Den schmalen Erdgürtel, auf welchem der Wein gedeihen kann und das Terrain dieses Gürtels, auf welchem die Rebe Wurzel faßt, sollte man ausnutzen, um so viel Wein wie möglich zu bauen. Auf kein Erzeugniß seiner Thätigkeit hat der Bodenbebauer einen so großen vaterländischen Stolz, als auf seinen Wein, und es ist ein kulturwidriges Bestreben, durch Besteuerungsmaßregeln den Weinbau einzuschränken. Eine Weinsteuer, die seit langer Zeit besteht und sich als erträglich erwiesen hat, beizubehalten, mag hingehen, aber eine Besteuerung des Weinbaues neu einzuführen, ist ein schwer verantwortliches Unternehmen.

Was Deutschland an Wein erzeugt, ist geringfügig im Vergleich mit anderen Ländern. Die Bodenfläche, welche Frankreich mit Weinreben bestellt hat, ist zwanzigmal so groß wie die unsrige. Der Vergleich mit Spanien und Italien würde für uns wahrscheinlich noch ungünstiger ausfallen. Trotzdem ist Deutschland mit Recht auf seinen Weinbau stolz; auf einem kleinen Gebiete Deutschlands wachsen die edelsten Trauben der Welt, und wenn auch der größere Theil des deutschen Weinlandes nur geringe Weine hervorbringt, so ist es doch eine Wohlthat, daß in diesen Gebieten es auch dem Unbegüterten gestattet ist, sich an diesem Getränk zu laben. Geringer Wein ist etwas anderes als schlechter Wein; jeder Wein, der von Menschen mit Behagen und ohne Nachtheil für die Gesundheit getrunken werden kann, ist gut.

Die Aufregung, welche die Weinsteuervorlage hervorgerufen hat, machte sich naturgemäß am lebhaftesten in den weinbauenden Gegenden geltend und wird von den Regierungen der Weinländer getheilt. Es ereignete sich der bisher seltene Fall, daß ein Mitglied des Bundesraths, der württembergische Ministerpräsident von Mittnacht, gegen die Vorlage des Bundesraths das Wort ergriff und dabei andeutete, daß durch diese Vorlage die Erwartungen getäuscht worden seien, mit denen Württemberg in das Deutsche Reich eingetreten sei. Man wird ihm nicht ganz Unrecht geben können, freilich auch nicht ganz Recht.

Dem Wesen eines Bundesstaates entspricht es, daß alle Verzehrsteuern gemeinschaftlich sind. Wird in irgend einem

Theile des Bundes ein Artikel in besonders großem Umfange verzehrt, wie etwa in Baiern das Bier, so hat er dennoch keinen Anspruch darauf, den Ertrag aus diesem Artikel für sich zu behalten, denn zum Ausgleich wird er von anderen Artikeln, die für gemeinschaftliche Rechnung erhoben werden, weniger verzehren. Das Reservatrecht der süddeutschen Staaten hinsichtlich des Biers ist daher von Anfang an nicht zu billigen gewesen; nicht aus Gründen der Gerechtigkeit hat man es zugestanden, sondern aus politischen Gründen, um die Südstaaten dem Eintritt in das Reich geneigter zu machen.

Hinsichtlich der Verzehrsteuer auf Wein schwiegen die Verträge; sie räumten den Süddeutschen kein Reservatrecht ein, deuteten aber auch nicht an, daß es in der Absicht lag, jemals eine Steuer auf Wein für Rechnung des Reiches zu erheben. Preußen hatte im Zusammenhange der Handelsvertragspolitik, die es damals trieb, die Weinproduktionssteuer, die es im Jahre 1819 eingeführt hatte, im Jahre 1865 abgeschafft; sie hatte eine winzige Summe, — unter erheblichen Schwankungen im Jahresdurchschnitt 300 000 Mk. — eingebracht, und den Winzern zu zahllosen Klagen Veranlassung gegeben, die man beschwichtigen wollte, als man den Zoll auf ausländische Weine ermäßigte. Kein Mensch konnte es damals für wahrscheinlich halten, daß Preußen im Laufe eines Menschenalters auf den Gedanken, den inländischen Weinbau zu besteuern, zurückkommen würde. In Hessen, Württemberg, Baden und den neu einverleibten Reichslanden bestanden dagegen Weinsteuern, alle unter sich völlig verschieden konstruirt, alle aber so in die Gewohnheiten des Verkehrs eingedrungen, daß die Bevölkerung keine lebhafte Klage darüber führte. Preußen schwieg offenbar absichtlich darüber; es wollte den bestehenden Zustand ebensowenig in Frage stellen wie ausdrücklich anerkennen.

Mag man über die Zweckmäßigkeit von Weinsteuern denken wie man will, so ist es doch offenbar ein verkehrter Zustand, eine Reichssteuer neben den Landessteuern zu erheben. Welche Gesammtlast einem gewissen Artikel auferlegt werden kann, muß von einer einzigen Centralstelle aus beurtheilt werden. Die Verkehrtheit wäre um so größer, als der Wein gleich dem gesammten Schankgewerbe noch vielfach zu den Gemeindelasten herangezogen wird, also nicht einer doppelten, sondern einer dreifachen Besteuerung unterliegen würde. Auf Grund aller dieser Erwägungen muß man anerkennen, daß die Weinländer auf Grund der bei der Gründung des Reiches gepflogenen Verhandlungen guten Grund zu der Erwartung hatten, man werde auf den Gedanken einer Reichsweinsteuer nicht kommen.

Daß Herr von Mittnacht seinen Anschauungen vom Tische des Bundesraths her offenen Ausdruck gab, war verfassungsmäßig jedenfalls sein gutes Recht. Man kann auch nicht verkennen, daß er dazu einen starken Antrieb erhalten hatte. Die süddeutsche Volkspartei hatte sich in sehr kräftiger Weise gegen eine Reichsweinsteuer ausgesprochen und dafür lebhafte Zustimmung erworben; es konnte der Regierung sehr wohl daran gelegen sein, den Beweis zu führen, daß sie in der Wahrung der Volksinteressen hinter einer oppositionellen Partei nicht zurückstehe. Vom Standpunkt der Reichsinteressen dagegen ist es jedenfalls zu beklagen, daß ein wichtiger Faktor der Gesetzgebung nicht eine einheitliche Haltung zu einer wichtigen schwebenden Frage einnimmt. Daß ein Minister gegen den andern in offener Landtagssitzung polemisirt, ist unzulässig und würde als sehr schädlich für das Gemeinwohl empfunden werden; daß ein Mitglied des Bundesraths gegen das andere in offener Reichstagssitzung polemisirt, ist freilich zulässig, aber kaum minder schädlich für das Gemeinwohl. Fürst Bismarck hat einen solchen Zustand nur darum für zulässig erklärt, weil er sich sehr wohl bewußt war, die daraus erwachsenden Nachtheile von seiner Person fern halten zu können. Die Mangelhaftigkeit der bestehenden Reichsverfassung offenbart sich auch in diesem Zustande.

Im preußischen Landtage ist die Budgetdebatte benutzt worden, um den Steuerplänen, welche Herr Miquel dem Reichstage vorgelegt hat, kräftig zu Hilfe zu kommen, und Herr Miquel hat zum Kampfe angefeuert. Er hofft auf diese Weise wenigstens die Tabaksteuer zu retten. Im preußischen Landtage können die agrarischen Stimmen in viel kräftigerer Weise zum Ausdruck kommen, als im Reichstage, und die Nationalliberalen haben es für zweckmäßig gehalten, den Wünschen, welche auf die Reichssteuerreform gerichtet sind, beizuspringen. Nach der Reichsverfassung ist der Reichstag berufen, die Stimmen des deutschen Volkes zum Ausdruck zu bringen, und daß diejenige Landesregierung, welche vor allen anderen die Aufgabe hat, den Reichsgedanken zu Ehren zu bringen, vom Urtheile des Reichstages an dasjenige des preußischen Landtages appellirt, ist eine Anomalie, die kaum größer gedacht werden kann.

Wie im Herrenhause, haben auch im Abgeordnetenhause die Agrarier Schritte gethan, um den russischen Handelsvertrag zu hintertreiben und sich für den Umsturz unserer Währung auszusprechen. Die ganze Sachlage ist eine solche, daß es nicht verwunderlich ist, wenn die Agrarier sich den ausschweifendsten Hoffnungen hingeben, und die Nachricht von dem bevorstehenden Besuche des Fürsten Bismarck in Berlin benutzt haben, um sich in diesen Hoffnungen zu bestärken.

Proteus.

## Staffeltarife.

Schützt mich vor Konkurrenten — und helft mir, daß ich selber einer werde! Dieser fromme Doppelwunsch bildet die Quintessenz des Protektionismus, des agrarischen, wie des industriellen. Aber selten tritt der innere Gegensatz dieses Verlangens so drastisch zu Tage, wie bei dem Streite der Agrarier um die preußischen Staffeltarife für Getreide.

Diese Tarife bestehen im Lokal- und direkten Verkehr der preußischen Staatseisenbahnen seit dem 1. September 1891; sie sind auf Andringen und zu Gunsten der ostpreußischen Getreideproduzenten eingeführt, und sie bilden seit ihrer Einführung einen Stein des Anstoßes für die süd- und westdeutschen sowie für manche mitteldeutschen Agrarier. Auch die ostpreußischen Seeplätze sahen die Einführung dieser Staffeltarife ursprünglich mit scheelen Augen an, weil sie davon eine Beeinträchtigung ihres Getreidehandels befürchteten. Die Besorgniß ist inzwischen auf Grund der gemachten Erfahrungen erheblich verringert. Unter den Agrariern dagegen droht der Bürgerkrieg wegen der Staffeltarife aufs Neue und heftiger als früher zu entbrennen, sobald die Frage der Aufhebung des Identitätsnachweises praktische Gestalt gewinnen wird. Die Süd- und Westdeutschen verlangen die Aufhebung der Staffeltarife als „Kompensation" für die Aufhebung des Identitätsnachweises, während die Grundbesitzer im östlichen Preußen das Opfer der Staffeltarife für größer erklären, als die Wohlthat der Aufhebung des Identitätsnachweises.

Der Streit ist um deswillen besonders charakteristisch, weil beide streitende Theile von demselben prinzipiellen Standpunkte aus kämpfen. Beide verlangen eine Intervention des Staates zu Gunsten des von ihnen produzirten Getreides. Die Einen verlangen eine Ermäßigung der Eisenbahntarife, damit ihr Produkt dem Getreide der agrarischen Kollegen im Westen und Süden wirksamer Konkurrenz machen könne, die Anderen verlangen die Aufrechterhaltung hoher Tarifsätze, damit der Wettbewerb des nationalen Getreides der engeren Heimath erspart bleibe. Hier handelt es sich also nicht mehr um den Schutz der nationalen, sondern bereits um den Schutz der provinziellen Grundrente. Da wir aber einstweilen noch nicht so weit sind, um die alten binnenländischen Zollbarrieren wieder aufzurichten, so sucht man den Schutz in der Verhinderung von Verkehrserleichterungen. Dem entspricht auf dem Gebiete des kauf-

männischen Kleinverkehrs eine Bewegung, die darauf gerichtet ist, die Fünfzigpfennig-Packetsendungen der Reichspost zu beseitigen, um den kleinen Krämer vor der Konkurrenz der großen Händler zu schützen und ihm wenigstens die Kundschaft der nächsten Umgebung zu erhalten. Handelte dieser Protektionismus konsequent, so müßte er die Schienen aus der Erde reißen und die Telegraphendrähte zerstören. Er thäte es auch vielleicht, wenn er neben dem Wunsche, Konkurrenten loszuwerden, nicht auch den Wunsch hätte, den Absatz seiner Produkte zu erweitern, das heißt Konkurrent zu werden. Um diesen letzteren Wunsch erfüllen zu können, bedarf er aber derselben Verkehrsmittel, die ihm die Konkurrenz erschweren. Und so unterzeichnet denn derselbe Staatsbürger, der gestern eine Bittschrift gegen das billige Packetporto losgelassen hat, heute vielleicht eine Petition, die ihm eine neue Bahn- und Kanalverbindung schaffen soll. Aus diesem Widerspruch kann der Protektionismus seiner inneren Natur nach nicht herauskommen. Wir Anderen sind besser daran. Uns ist jede Verkehrserleichterung recht. Werden jedoch Mittel der Allgemeinheit für die Herstellung eines Verkehrsmittels aufgewandt, so ist zu prüfen, ob der in Aussicht stehende Nutzen der Verkehrserleichterung die aufgewandten Kosten auch werth ist. Handelt es sich endlich um eine Tarifherabsetzung auf bereits vorhandenen Verkehrsstraßen, so fragt es sich, ob die billigeren Tarifsätze nicht bloß die Brutto-, sondern auch die Nettoeinnahmen des betreffenden Verkehrsmittels zu steigern geeignet sind. Ist die letztere Frage zu bejahen, so werden wir zu jeder Tarifherabsetzung, einerlei, welche Konkurrenzfolgen sie haben kann, Ja und Amen sagen.

Bei den erwähnten Staffeltarifen für Getreide hat sich nun bereits thatsächlich ergeben, daß dieselben, indem sie einen neuen Verkehr schufen, zugleich vortheilhaft für die Eisenbahnen waren und deren Reineinnahmen steigerten. Die Forderung auf Beseitigung der Staffeltarife bedeutet danach nichts anderes, als die Zumuthung an die preußischen Staatsbahnen, auf eine rationelle Einnahmequelle zu verzichten und einen Verkehr aufzugeben, der ostpreußische Ackerbauprodukte werthvoller macht, indem er auf weitere Entfernungen ihren Absatz ermöglicht. Ein solches Verlangen erscheint vom Standpunkte der allgemeinen Interessen aus in keiner Weise gerechtfertigt. Wohl aber haben die Eisenbahnreformer Anlaß, aus den praktischen Erfahrungen, die mit den Staffeltarifen bisher gemacht worden sind, die Forderung herzuleiten, daß diese Staffeltarife verallgemeinert und weiter ausgebildet werden.

Es liegt auf der Hand, daß ein Eisenbahntarif nichts taugt, der die Frachtsätze starr nach der Elle bemißt und für eine Strecke von 1000 Kilometern das Zehnfache einer Strecke von 100 Kilometern berechnet. Die einfache Multiplikation des Einheitssatzes mit der Zahl der durchlaufenen Kilometer muß naturgemäß die Möglichkeit, Güter über längere Strecken zu befördern, wesentlich einschränken und damit den Gesammtverkehr verringern, während jede relative Ermäßigung der Frachtsätze für längere Strecken den entgegengesetzten Erfolg hat. Der Verkehrszuwachs, der auf diese Weise gewonnen wird, verursacht aber, da die Selbstkosten der Eisenbahnen auch nicht annähernd im Verhältniß zu der Steigerung des Verkehrs sich erhöhen, nur ein Minimum von Mehrausgaben, so daß die Eisenbahnen schon sehr weit mit den Frachtsätzen für Transporte auf längeren Strecken heruntergehen können, ehe der so gewonnene neue Verkehr für sie unprofitabel wird.

Aus diesen Erwägungen sind die Staffeltarife entstanden, das heißt Tarife, welche die Benutzung der Eisenbahn über längere Strecken insofern begünstigen, als der Einheitssatz staffelförmig mit der Länge der durchfahrenen Strecke sich ermäßigt.

Das Prinzip dieser staffelförmigen Ermäßigung des Streckeneinheitssatzes ist ein so rationelles, daß dasselbe längst in allen Nachbarländern, vornehmlich in Belgien, Frankreich, Oesterreich-Ungarn, selbst in Rußland, — zum Theil schon seit Jahrzehnten — zur praktischen Geltung gelangt ist, während man in Preußen auf diesem Gebiete erst einige zaghafte Schritte vorwärts zu thun gewagt hat. Die Staffeltarife für Getreide sind allerdings nicht vereinzelt geblieben. Für Kokes, Steine, Düngemittel, Eisenerze, Holz, Petroleum, Futtermittel und einige andere Artikel existiren ebenfalls Staffeltarife; aber der agrarische Widerstand, den die Staffeltarife für Getreide gefunden haben, hat ersichtlich dazu beigetragen, die ganze Tarifreform zu verlangsamen. Das preußische Eisenbahnministerium scheint seinerseits durchaus geneigt zu sein, die Reform über die bisherigen Staffeltarife hinaus fortzuführen, aber die öffentliche Meinung ist noch nicht hinreichend für diese Reform gewonnen. Der Umstand, daß die Junker des Ostens für die Getreide-Staffeltarife so große Begeisterung zeigen, hat vielen die Staffeltarife überhaupt verdächtig gemacht. Man übersieht dabei, daß zwar die Agrarier des Ostens jene Tarife um deswillen lieben, weil sie ihnen selbst zu Gute kommen, daß aber dies Motiv für Unbefangene kein Grund sein kann, einer Reform zu widerstreben, die zugleich im allgemeinen Verkehrsinteresse liegt.

Bei dieser Lage der Dinge ist es ein anerkennenswerthes Verdienst des vortragenden Raths im preußischen Eisenbahnministerium, Franz Ulrich, die Frage der Staffeltarife erneut in übersichtlicher und eindringlicher Weise litterarisch behandelt zu haben. Sein vor einigen Tagen erschienenes Werk*) über „Staffeltarife und Wasserstraßen" ist das Muster einer vorurtheilsfreien volkswirthschaftlichen Darstellung. Man braucht derselben nicht in allen Punkten beizustimmen und kann doch seine Freude an der klaren Gedankenführung haben. Ulrich stellt ganz richtig in den Mittelpunkt seiner Ausführungen, daß die *Frachtermäßigung* der springende Punkt in dem Staffeltarifsystem ist.

„Eine weitere erhebliche Ermäßigung der regelmäßigen Tarife in der bisherigen Weise, daß die Ermäßigung für alle Entfernungen erfolgt, ist aus zwei Gründen kaum mehr durchführbar: einmal, weil die Tarife für kürzere Entfernungen, wenigstens für die Massengüter, bereits vielfach an den Punkt gelangt sind, wo es zweifelhaft erscheint, ob sie mit Rücksicht auf die für kurze Entfernungen besonders hohen Selbstkosten noch einer erheblichen Ermäßigung fähig sind, und zweitens, weil die Transportmengen der kürzeren Entfernungen so groß sind, daß die Ausfälle, welche durch eine erhebliche Ermäßigung ihrer Frachten entstehen, durch den Verkehrszuwachs nicht wieder eingebracht werden können. . . . . Dagegen sind die deutschen Eisenbahnen bei den verhältnißmäßig geringen Transportmengen, welche auf längere Entfernungen befördert werden, sehr wohl in der Lage, für die weiteren Entfernungen noch erhebliche Tarifermäßigungen zu gewähren. Die dadurch entstehenden Ausfälle werden verhältnißmäßig nicht sehr bedeutend sein und durch den Verkehrszuwachs voraussichtlich nicht nur gedeckt werden, sondern noch Ueberschüsse bringen. . . . Die Sachlage ist also so, daß die deutschen Verkehrsinteressenten entweder für die Zukunft auf erheblichere Tarifermäßigungen der Eisenbahnen verzichten oder aber dieselben in der Form von Staffeltarifen annehmen müssen."

Natürlich werden die Staffeltarife, je mehr man sie ausbildet und verallgemeinert, um so stärker auf die Konkurrenzverhältnisse einwirken. Aber das haben sie mit jeder anderen Frachtermäßigung gemein. Will man derartige Frachtermäßigungen generell verbieten? Und wenn man es will, glaubt man damit wirthschaftliche Verschiebungen hindern zu können? Schafft nicht jede Gründung einer neuen Fabrik, jede Eröffnung eines Bergwerks, jeder technische Fortschritt, jede Erfindung solche Verschiebungen? Derartige Verschiebungen sind für den Einzelnen oft unbequem, aber Veränderung ist Leben und ohne jene beständigen Verschiebungen und Anpassungen an neue Verhältnisse gäbe es keinen wirthschaftlichen Fortschritt.

Ulrich bringt noch ein weiteres wesentliches Argument zu Gunsten der Verallgemeinerung der Staffeltarife für alle Verkehre und alle Güter vor, das er aus dem Wettbewerb zwischen Eisenbahnen und Wasserstraßen herleitet.

Man wird nicht weit fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Länge der deutschen Eisenbahnen etwa viermal so groß ist, wie die Länge der schiffbaren inländischen Wasserstraßen, während man den Güterverkehr auf diesen Wasser-

*) Staffeltarife und Wasserstraßen. Von Franz Ulrich, Geh. Oberregierungsrath und vortragender Rath im Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Berlin 1894 bei Julius Springer. 234 Seiten.

straßen auf ungefähr ein Drittel des Güterverkehrs der Eisenbahnen veranschlagen kann. Man ersieht schon hieraus, daß die Wasserstraßen keine verächtlichen Konkurrenten der Schienenwege sind. Dieser Wettbewerb hat sich verschärft, seitdem die Fahrwasserverhältnisse verbessert, das Kanalnetz zwischen den Hauptströmen weiter ausgebaut, die Frachtschiffe größer und leistungsfähiger, der Transport durch Vermehrung von Dampfschleppern regelmäßiger und rascher geworden ist. Es sind schon längst nicht mehr bloß die niedrigwerthigen Artikel, wie Holz, Steine, Erden und dergleichen, welche den Wasserweg aufsuchen, sondern auch Petroleum, Getreide, Zucker und Kaufmannsgüter aller Art werden durch die billigeren Wasserfrachten von den Eisenbahnen fort und auf den Wasserweg gelockt. Bei Artikeln, wie Wein, Getreide, Baumwolle, Wolle, Zucker u. s. w. ist der Anreiz zur Benutzung der Wasserstraße sogar um deswillen relativ stärker, als bei Artikeln, wie Kohlen, Erze und Steine, weil die Differenz zwischen den Frachtsätzen von Eisenbahnen und Wasserstraßen bei jenen werthvolleren Artikeln besonders groß ist. Was insbesondere für den Artikel Getreide der Wassertransport heute bedeutet, mag man aus der einen Thatsache ermessen, daß im Jahre 1891 allein den preußischen und süddeutschen Rheinhäfen auf dem Wasserwege 1 175 032 Tonnen Getreide (aller Art) zugeführt worden sind, welchen Quantitäten gegenüber die in Folge der Einführung von Staffeltarifen auf preußischen Eisenbahnen bewegten Getreidemengen nahezu verschwinden.

Ulrich zieht aus derartigen Erscheinungen den Schluß, daß ohne eine erhebliche Ermäßigung der Eisenbahnfrachten für längere Fahrstrecken die Konkurrenz des Wasserweges sich immer nachdrücklicher geltend machen wird, so daß auch der Stand der Eisenbahneinnahmen im Ganzen davon nachtheilig beeinflußt werden muß.

Auch dieser Eventualität würde man durch eine Verallgemeinerung des Prinzips der Staffeltarife wirksam begegnen können. Es eröffnet sich hier die Perspektive, die Staatseinnahmen durch eine Ermäßigung der Eisenbahnfrachtsätze zu steigern. Wenn es eine Reform giebt, die den Beifall der liberalen Wirthschaftspolitiker verdient, so ist es diese.

Th. Barth.

## Elisée Reclus.

Von Elisée Reclus, dem hervorragenden französischen Geographen, ist in letzter Zeit auch in der deutschen Presse vielfach die Rede gewesen. Seiner fachmännischen Leistungen wurde dabei freilich zumeist nur nebenher gedacht; die Mehrzahl der Zeitungsleser interessirt der „Anarchist“, der, obwohl persönlich ein Mann des Friedens, theoretisch für einen Gesinnungsgenossen Ravachol's und Vaillant's gelten will. Bekanntlich hat der Aufsichtsrath der „freien“, d. h. von jeder Staatskontrolle befreiten Universität Brüssel Reclus als Lehrer der Erdkunde berufen, und mit dem neuen Jahre sollte derselbe seine Vorlesungen in der belgischen Hauptstadt beginnen, allein als der Name des Professors mit den Schandthaten der Pariser Bombenwerfer in Verbindung gebracht wurde, da gerieth auch jener Ausschuß in Furcht, und zumal durch den Einfluß des Rektors Graux kam der Beschluß zu Stande, die Berufung zu „vertagen“, d. h. wohl gänzlich fallen zu lassen. Es heißt zwar, daß die entschiedeneren Elemente in jener Körperschaft, an ihrer Spitze der „Progressist“ Janson, die Bedenken ihrer „doktrinären“ Kollegen nicht theilten und auf der Erfüllung des einmal mit Reclus abgeschlossenen Vertrages bestünden, aber trotzdem ist es nicht wahrscheinlich, daß Reclus noch im Alter die Lehrthätigkeit beginnen sollte, welche ihm bisher versagt war. Wie dem aber auch sei, jedenfalls verdient es die bedeutende Persönlichkeit des Mannes, daß seinem Leben und seinen Leistungen auch in dieser Zeitschrift ein besonderer Artikel gewidmet werde.*)

Jean Jacques Elisée Reclus wurde am 15. März 1830 in einem Dorfe der Gironde als Sohn des dortigen reformirten Pastors geboren. Mehrere seiner zahlreichen Brüder haben sich ebenfalls in der Wissenschaft einen geachteten Namen gemacht: Elie als Naturforscher, Onésime als Verfasser eines geachteten und weit verbreiteten Lehrbuches der Wissenschaft, welcher in Elisée ein so tüchtiger Vertreter erstand. Dessen Neigung für die damals in Frankreich noch recht stiefmütterlich behandelte Geographie dürfte auf deutschem Boden entsprossen sein, denn der junge Reclus erhielt seine Bildung theilweise in Rheinpreußen und studirte später in Berlin, wo damals noch Carl Ritter thätig war. Der Geist, in welchem dieser erste akademische Geograph Deutschlands seine Zuhörer anzog, wirkte in dem jungen Franzosen mächtig nach, denn derselbe kann als einer von den Schriftstellern bezeichnet werden, welche am treuesten in der Ritter'schen Tradition verharrten. Neben der Wissenschaft schwärmte jedoch der junge Reclus auch für die Freiheit, und es zog ihn die an das Jahr 1848 sich anschließende Bewegung derart in ihre Kreise, daß er nach dem Staatsstreiche Louis Napoleons den Boden des Heimathlandes zu heiß für sich fand und sich ein freiwilliges Exil auferlegte. Er benützte dasselbe, um fünf Jahre lang größere Reisen durch Europa, Nord- und Südamerika zu unternehmen und die durch Ritter's Vorträge in ihn gelegten Keime unter der Einwirkung mächtiger und unmittelbarer Eindrücke ausreifen zu lassen. Erst 1857 kehrte er nach Paris zurück und betrieb dortselbst geographische Schriftstellerei im großen Maßstabe; die nächsten dreizehn Jahre können als die Periode seines rüstigsten und glücklichsten Schaffens bezeichnet werden.

Aus dieser riß ihn das stürmische Kriegsjahr 1870 heraus. Während der großen Belagerung diente er in der Mobilgarde, wurde aber hauptsächlich für die Luftschifferabtheilung in Anspruch genommen, welche ja damals diesen Zweig des Kriegswesens zu ungeahnter Entwicklung brachte. Seine sozialistische Gesinnung trat während dieser Zeit immer stärker hervor, und als im Frühling 1871 die Kommune zur Herrscherin in Paris ausgerufen wurde, stellte sich Reclus bereitwillig in ihren Dienst, betheiligte sich an der Herausgabe des „Cri du peuple“ und nahm auch von Neuem die Waffen gegen die verhaßten „Versailler“ in die Hand. Im Gefechte von Châtillon (5. April) wurde er gefangen genommen und vom Kriegsgerichte zur Deportation nach Neu-Kaledonien verurtheilt. Das Urtheil wurde jedoch nicht vollstreckt, denn es regnete Gnadengesuche für den trefflichen Gelehrten, und Thiers konnte nicht umhin, den Spruch des Kriegsgerichts aufzuheben und die einfache Verbannung an dessen Stelle treten zu lassen. Seit Beginn des Jahres 1872 lebte Reclus, der sich zuerst nach Italien gewendet hatte, an den Ufern des Genfer See, und obwohl ihm späterhin die Rückkehr nach Frankreich freigestellt ward, wollte er doch von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch machen, bevor nicht für sämmtliche ehemalige „Kommunards“ eine General-Amnestie ergangen wäre. Seit wenigen Jahren erst wohnt er wieder in Paris, und hier scheint ihm denn seine unglückliche Hinneigung zu den extremsten Politikern aufs Neue einen Streich gespielt zu haben. Man las wenigstens, daß nach dem Vaillant'schen Attentate seine Korrespondenz mit Beschlag belegt wurde und Anhaltspunkte für seinen Verkehr mit allen möglichen anarchistischen Häuptlingen ergab; sein Neffe Paul scheint zu dem genannten Verbrecher geradezu nähere Beziehungen unterhalten zu haben.

Elisée Reclus dürfte, wie unsere Zusammenstellung der wichtigsten Daten seines Lebens darthut, für einen jener

*) Unsere Skizze lehnt sich theilweise an den hübschen biographischen Abriß an, welchen Professor Umlauft in Wien im 4. Jahrgang der „D. Rundschau für Geographie und Statistik“ (S. 339 ff.) veröffentlichte, und welcher insbesondere auch die nothwendigen Litteraturangaben enthält.

unbelehrbaren Schwärmer zu halten sein, deren es sonst in Deutschland mehr als in dem nüchternen Frankreich gibt. Derselbe Mann, der für die realen Verhältnisse des Bodens, der Bodenflächenkonfiguration, der menschlichen Siedelungsbedingungen einen so überaus klaren und scharfen Blick an den Tag legt, geht desselben offenbar vollkommen verlustig, sobald es sich um die Wahngebilde seiner Partei handelt. Ist es auch an sich bekannt, daß der sogenannte Anarchismus die denkbarst verschiedenen Individualitäten vereinigt, edle Idealisten wie niedrige Verbrecherseelen, so wird dieser auffällige Umstand doch gewiß am deutlichsten durch die Genossenschaft eines Reclus und eines Most illustrirt.

Wenden wir uns noch dieser zeitgeschichtlichen Betrachtung der litterarischen Wirksamkeit eines so merkwürdigen Menschen zu! Dieselbe ist eine höchst fruchtbare gewesen; aber nicht die Menge der von ihm der Oeffentlichkeit übergebenen Bände hat ihm eine wahrhaft bedeutende Stellung unter seinen Fachgenossen gesichert, sondern diese verdankt er der wunderbar plastischen Darstellung, mit welcher er die Eigenart geographischer Typen zu kennzeichnen versteht. Seine älteren Schriften*) sind durchaus achtbare Arbeiten, würden aber in keiner Weise hingereicht haben, den Autor auch außerhalb seines Vaterlandes bekannt zu machen — diesen Erfolg erzielte erst das großartige Werk „La Terre", welches in zwei starken Bänden 1867—1868 erschien und 1874—1876 bereits die dritte Auflage erlebte. Brillant ausgestattet, von der berühmten Verlagsbuchhandlung Hachette & Comp. mit Karten, Plänen und Bildern auf das reichlichste versehen, inaugurirte es eine vollständig neue Epoche in der Art und Weise, die physikalische Geographie abzuhandeln; wie stark es auch in Deutschland nachwirkte, davon überzeugt man sich, wenn man in vielen deutschen Büchern von verwandter Tendenz denselben Abbildungen wieder begegnet, welche Reclus' „Erde" schmücken. Dieselben sind eben mit größter Kunst und Geschicklichkeit so ausgewählt, um gerade charakteristische Formen zur Anschauung zu bringen. Der erste Theil beschäftigt sich mit den Festländern und mit ihrer Süßwasserbedeckung, während dem zweiten Theile das Meer, die Lufthülle und das organische Leben auf dem Erdkörper zufielen. In jenen Abschnitten zumal, in denen der Verfasser die Abhängigkeit des Menschen von der umgebenden Natur, die Bedingtheit seiner Wohnplätze von den geographischen Faktoren ins richtige Licht zu setzen bestrebt ist, erweist er sich als der treue Schüler des Berliner Altmeisters, dessen teleologische Weltanschauung freilich aus tiefer Religiosität hervorgegangen war, trotzdem aber auch den grundsätzlichen Atheisten Reclus in ihren Bannkreis zu ziehen vermochte. Daneben leiten von Reclus jedoch auch zahlreiche Fäden hinüber zu Oskar Peschel, dessen „Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde" gar manchmal an „La Terre" erinnern, ohne daß deshalb eine direkte Beeinflussung des einen Forschers durch den anderen angenommen zu werden braucht. Studien solcher Art lagen ebenso zu sagen in der Luft, und es ist kein Wunder, daß zwei geniale Männer verschiedener Stammeszugehörigkeit gleichzeitig auf das gleiche Arbeitsfeld sich geführt sahen. Eine deutsche Bearbeitung des Werkes von Reclus hat Otto Ule in sehr dankenswerther Weise geliefert, und erst unlängst ist von derselben eine neue, zeitgemäß umgeänderte Ausgabe der Oeffentlichkeit übergeben worden.

In seinem waadtländischen Asyle begann Reclus mit erneuter Kraft zu arbeiten, und zwar stellte er sich eine neue Aufgabe, welche man nur mit dem Namen gigantisch bezeichnen kann, welche er aber in seiner Weltabgeschiedenheit, allen störenden Einflüssen entrückt, wirklich glücklich zu Ende führen sollte. Nachdem er nämlich 1873 eine physikalische Erdkunde in etwas anderer Fassung herausgegeben („Les phénomènes terrestres, les mers et les météores") begann er 1876 seine „Nouvelle Géographie Universelle", ein auf fünfzehn Bände berechnetes Riesenwerk, welches in monographischer Form die gesammte Länder- und Völkerkunde des Erdballes vorzuführen bestimmt ist. Die Schlußbände sind dem Schreiber dieser Zeilen noch nicht zugänglich gewesen, doch soll Zeitungsnachrichten zu Folge die Herausgabe derselben vor Kurzem erfolgt sein, wie es denn auch hieß, der Verfasser habe seine Zusage, nach Belgien zu kommen, davon abhängig gemacht, daß man ihn zuerst das Werk seines Lebens vollenden lasse. Die Menge von Gelehrsamkeit, welche Reclus in diesen stattlichen Quartanten — der erste Band, das mittelländische Europa, enthält z. B. 1012 Seiten großen Formates — aufgespeichert hat, ist eine ganz erstaunliche, und man merkt es der Litteraturbeherrschung des Autors an, daß derselbe schon in jungen Jahren alle wichtigen lebenden Sprachen sich angeeignet hatte. Natürlich ist nicht jede einzelne Angabe des Textes über jeden Zweifel erhaben, vielmehr hat man die von Reclus aufgestellten Ansichten wohl ab und zu bereitwilliger aufgenommen, als es nöthig gewesen wäre, und die Behauptungen über die dereinstige Größe der Insel Helgoland z. B., welche man auch nach der deutschen Besitzergreifung in allen möglichen Zeitungen lesen konnte, gehen theilweise wohl auf die in diesem Falle sehr anfechtbare Autorität von Reclus zurück. Allein wer wollte solcher Arbeitsleistung gegenüber zum Splitterrichter werden und nicht vor allem die echt geographische Denkart des Schöpfers dieser Werke anerkennen?

Zu wünschen wäre es sehr, daß einem so vorzüglich veranlagten Manne noch am Abend seines Lebens ein Lehrstuhl überwiesen würde.*) Denn daß von einer solchen Lehrkanzel die allermannigfaltigsten Anregungen ausgehen würden, kann wohl nicht in Zweifel gezogen werden; hoffen wir nur, daß der politische Starrsinn des in seiner Konsequenz ja gewiß auch achtungswerthen Mannes nicht verderben möge, was wohlmeinende Freunde zu seinen Gunsten eingeleitet haben!

München. S. Günther.

*) Guide à Landres, 1864. Voyage à la Sierra Nevada de St. Marthe, 1861; Les villes d'hiver de la Méditerranée et les Alpes Maritimes, 1864; Introduction au dictionnaire des communes de la France, 2 Auflagen, 1864 und 1869.

*) Eine neueste Drahtnachricht will wissen, Reclus werde doch in Brüssel zu lesen anfangen, allerdings aber in einer Privatwohnung und nicht im Universitätsgebäude. Nach einer anderen Depesche hätte er dem Universitätsrathe seine endgültige Demission überreicht.

## Die Briefe Karls XII.

In Schweden rüstet man sich seit einiger Zeit gewaltig für den zukünftigen Krieg gegen Norwegen. Man thut es freilich auf seine Weise. Den Anfang der Bewegung bildeten die berühmten Worte des ehemaligen Staatsministers Akerhjelm — in jener geheimen Sitzung, deren Verhandlungen am folgenden Tage in allen Zeitungen zu lesen standen —: „mit den Norwegern schwedisch sprechen." Im Geist dieser politisch so klugen Worte hat man später immer verfahren. Neulich erschien in Stockholm von einem höheren schwedischen Militär und Militärschriftsteller Björlin ein Werk „Der Krieg in Norwegen 1814—15", welches sich durch die taktvolle Aktualität auszeichnete, die norwegischen Offiziere in einer Weise zu schildern, daß sogar die unionistische norwegische Presse die „reine Flagge" aufzog. Und in den Weihnachtstagen hat König Oskar selbst, der auch den kastalischen Quell liebt, zum fünfzigjährigen Jubiläum der „Svea", eines Weihnachtskalenders des Verlegers Bonnier, ein „altschwedisch"-patriotisches Sturm- und Vertheidigungslied hergegeben, damit die Norweger recht deutlich sehen mögen, daß ganz Schweden, die Majestät inklusive, wie ein Mann auf der Wacht steht, alle eventuellen Frechheiten abzulehnen. Während die „Altschweden" aber gesprochen, geschrieben und gedichtet haben, haben die Jungnorweger gehandelt und so ungefähr alles durchgesetzt, was sie durchsetzen wollten. Jetzt tritt der schwedische Reichstag

zusammen, und da wird es erst recht losgehen — mit Reden; über den Ausgang der ganzen Angelegenheit aber ist kein Mensch im Zweifel: wenn es einmal endlich zum Stücke kommt, werden die Bauern im Reichstage den altschwedischen Gelüsten ihr kurzes und bestimmtes Nein entgegensetzen. Und damit ist die Sache abgemacht.

Man sollte glauben, daß auch die soeben veranstaltete Ausgabe der Briefe Karls XII. mit zu diesen Kriegsrüstungen gehörte. Was könnte wohl die „altschwedische“ Gesinnung kräftiger wieder beleben als eben die Lektüre der eigenhändigen Briefe des „Heldenkönigs“? Aber — das war wirklich nicht der Fall. Auch nicht der eingeheizteste Großschwede würde beim Lesen dieser — zum Theil ungewöhnlich leeren — Briefe eines ziemlich unsympathischen Menschen explodiren können.

Ueber die Persönlichkeit Karls XII. haben sich die entgegengesetztesten Auffassungen geltend gemacht. Voltaire's völlig unhistorisches Buch über ihn, die Verherrlichung der Poeten und die frei schaffende Volksphantasie haben sein Gesicht mit einem sagenhaften und göttlichen Nimbus umgeben, unter dem fast gar nichts Menschliches mehr zu sehen war. Seitens der Forschung ist auch die Neigung hervorgetreten, in ihm ein Universalgenie nachzuweisen, das auf allen möglichen Gebieten weit voraus vor seiner Zeit war und dessen Gedanken erst später ihre Verwirklichung gefunden haben. Die Reaktion ist dabei natürlich auch nicht ausgeblieben. Ich kann dafür ein drastisches Beispiel anführen. Sein Todestag, der 30. November, wird alter Tradition gemäß in der schwedischen Universitätsstadt Lund, wo Karl XII. nach der Wiederkunft zum Vaterlande seine feste Wohnung hatte, jedes Jahr von den Studenten mit Fackelzug, Gesang, Reden und gewaltigem Punschtrinken gefeiert. Vor ein paar Jahren kam es bei dieser Gelegenheit zu einem großen Reichsskandale, indem die jüngeren, oppositionellen Elemente gegen das Fest protestirten: es sei der Bildungsadepten der Gegenwart unwürdig, ein „Lieutenantsgenie“ zu verherrlichen.

Diese beiden extremen Auffassungen sind gleichwerthig; das eine Bild sagt genau so wenig wie das andere, — alle beide sind gleich zerflossen und ohne bestimmte Züge. Das psychologische Bild der wunderlichen historischen Erscheinung, die Karl XII. hieß, ist bis jetzt noch nicht gegeben, — wie überhaupt die Psychologie in der schwedischen Geschichte und Litteraturgeschichte fast gänzlich fehlt. Die vorliegende Briefsammlung gibt freilich auch nicht eine ganze Physiognomie, ein durchgeführtes und endgültiges Bild; aber einige Züge kann man nach ihr scharf und deutlich zeichnen.

Diese „eigenhändigen Briefe des Königs Karl XII.“ sind von dem Herausgeber, Ernst Carlson, in verschiedenen öffentlichen und privaten Archiven des In- und Auslandes gesammelt, — unter den letzteren besonders im Stadtarchiv in Lübeck, im preußischen Staatsarchiv in Marburg, im großherzoglichen Archiv in Oldenburg, im Geheimen Staatsarchiv in Berlin und im Staatsarchiv in Dresden. Die Briefe sind gerichtet an seine Verwandten, besonders an seine jüngere Schwester, die spätere Königin Ulrika Eleonora, und an ihren Gemahl, den Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel, den späteren König Friedrich I. von Schweden, an seine Generale Rehnskiöld, Magnus Stenbock, Arvid Bernhard Horn u. s. w., an einige europäische Fürsten schließlich, den König August II. von Polen und die Könige Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Sie erstrecken sich über sein ganzes Leben, von 1691, wo er nur acht Jahre alt war, bis zu seinem Todesjahr 1718. Eine beträchtliche Anzahl der Briefe, z. B. diejenigen an seine beiden Schwäger, sind deutsch geschrieben.

Von dem Temperament Karls XII. im Allgemeinen erhält man durch die Briefe einen ganz bestimmten Eindruck. Es ist hart, kalt und unaffektiv. Um das recht deutlich zu empfinden, braucht man nur seine Briefe mit den Schreiben und Reden der beiden anderen großen Könige Schwedens, Gustav Wasa's und Gustav II. Adolf's, zu vergleichen. Gegen den wuchtigen Zorn des imposanten Cholerikers Gustav Wasa, der immer mit voller Kehle und Seele spricht und immer ganz mit seiner ungeheuren Vitalität dabei ist, und gegen den tiefen, vollen, warmen Unterton, der in Gustav Adolf's Reden so mächtig, fast lyrisch wirkt, sticht die fast unpersönliche Dürre in Karls XII. Briefen, — in denen gar nichts schwingt und sich eine Individualität verräth, dürr wie ein trockener Boden, worin nichts wachsen kann, — merkwürdig ab.

Man hat immer die starke Familienliebe Karls XII. hervorgehoben. Davon ist in den Briefen wenig zu finden. Nur bei einer einzigen Gelegenheit bricht sie durch: nämlich bei der Botschaft vom Tode der älteren Schwester, Hedwig Sofia; dies ist auch das einzige Mal, daß man eine wirkliche Stimme mit ihrem besonderen Tonfall hört, natürlich und unmittelbar. Sonst gibt es in den 100 Briefen an Ulrika Eleonora nichts anderes als die banalsten Höflichkeitsphrasen, die wie aus einem Briefformularbuch abgeschrieben scheinen, in jedem Brief in unerschütterlicher Langeweile immer wieder heruntergeleiert werden und sehr oft den ganzen Brief ausmachen. Der Bruder ist gewiß immer sehr besorgt um sie, erkundigt sich gewissenhaft, wie es ihr geht, und ist ganz zerschmettert und untröstlich, als er einmal erfährt, daß sie ein bischen krank gewesen ist; aber er thut dies ganz ebenso, wie er nie vergißt, für die eingemachten Pommeranzenschalen schönstens zu danken, die er rasend liebte und die von Stockholm ihm auf seinen Streifzügen durch Europa immer auf den Fersen folgten. Zierliche Manieren, aber keine warmen Gefühle. Er bedauert unaufhörlich in mechanisch wiederkehrenden Ausdrücken, daß er seine liebe Schwester nicht wiedersehen darf; aber als die beiden Schwestern ihm einmal während des polnischen Krieges schreiben, daß sie zu ihm kommen wollen — wie auch die Offiziersfrauen im Winter ihre Männer besuchten —, antwortet er sehr angelegen an Beide, er „halte diese Reise unbedingt für unausführbar und zu beschwerlich“. Noch auffallender zeigt sich diese in zierliche Formen verkappte Gleichgültigkeit gegen die Schwester nach seiner Heimkunft nach Schweden aus der Türkei. Wie bekannt, verbrachte er seine letzten Jahre in Schonen, mit kürzeren Abstechern längs der Westküste; er hat die Hauptstadt nach seinem Zuge nach Rußland nie wiedergesehen. Warum? Die Frage ist noch nicht beantwortet worden. Die Distance war ja für ihn, der von seinem 14tägigen Ritt zwischen Bender und Stralsund wie von einer Kleinigkeit spricht, gar nicht vorhanden. Man hat die Abneigung gegen das Hofleben als den wahrscheinlichen Grund angesehen; aber die wäre ja kein Hinderniß gewesen, daß er für einen Tag hinging, um nach sechzehnjähriger Abwesenheit seine liebe Schwester, nach der er sich immer so gesehnt hatte, zu besuchen. Sollte es vielleicht sein eigensinniger Stolz gewesen sein, der ihn zurückhielt, nach Stockholm zu gehen, ehe er alles wieder in Ordnung gebracht hatte? Lag vielleicht dieser eigensinnige Stolz wie ein Punkt von Beschämung in ihm? So viel ist jedenfalls deutlich zu lesen, daß es ihm vollständig gleichgültig war, die Schwester wiederzusehen. Sie schrieb und schrieb, bat ihn zu kommen oder nur zu sagen, wo sie mit ihm zusammentreffen könnte; aber er dankt für die Pomeranzenschalen, „ißt ihre Gesundheit“ in ihnen, freut sich sehr, sie bald wiedersehen zu dürfen, und bedauert nur, daß es jetzt ganz unmöglich sei, wegen „verschiedener Kleinigkeiten“. So geht es immer fort. Und als die beiden Geschwister endlich eine Verabredung getroffen haben, bei Vadstena zusammenzukommen, macht er ihr eine französische Visite en passant auf seinem Ritt von Vermland nach Schonen, läßt sich über den Wettern zu ihr in offenem Boot von nur einem Ruderer übersetzen und reitet schon am folgenden Tag wieder fort.

Ein anderer Ausschlag desselben Temperaments ist die bekannte Abneigung Karls XII. gegen die Frauen. Er hat nie ein Verhältniß mit dem schönen Geschlecht gehabt. Er war Misogyn, aber nicht aus schlechten Erfahrungen, auch nicht aus Theorie; es war nicht Haß, was er gegen das Weib fühlte, sondern Gleichgültigkeit. Das Weib existirte nicht für ihn; und wo er nicht vermeiden konnte, es wahrzunehmen, da ging er ihm still aus dem Wege. Es war

ihm sichtbar eine nothgedrungene Pein, daß sich die Offiziersfrauen immer im Winterlager einfanden; mit Ungeduld erwartete er den ersten schönen Tag, wo er aufbrechen konnte, denn da mußten alle Frauen sofort Abschied nehmen.

„Wir haben jetzt," schrieb er 1704 aus Heilsberg in Ostpreußen an Ulrika Eleonora, „einen Haufen schwedischer Frauen hier gehabt, die mit Schiffen herübergekommen sind und einen Haufen Bräute mit sich hatten, so daß hier fast jeden Tag Hochzeit gewesen ist. Aber den neuvermählten Männern dürfte die Lust bald all sein, denn wir dürfen jetzt binnen Kurzem aufbrechen und uns zu divertiren suchen mit der angenehmen und gewöhnlichen Feldpromenade."

Seine Schwester und Andere schrieben ihm immer, daß er doch endlich heirathen sollte.

„Mon cœur", antwortet Karl XII. aus seinem Hauptquartier in Altranstadt, „schreibt in einem ihrer Briefe über ein Spargament (Gerücht) mich betreffend über Mariage; so muß ich wohl zugestehen, daß ich mit dem Soldathaufen getraut werden dürfte, mit ihm in Lust und Noth zu leben. Aber Mariage suchen sonst alle wir, die wie bei dieser Armée sind, zu vermeiden. Denn das ist bei dieser Armée gänzlich verboten."

Als die Großmutter Hedwig Eleonora ihn in einem Briefe an ein Versprechen erinnert, nach dem er mit 30 Jahren heirathen sollte, antwortet er ihr aus Bender, daß er sich dieses Versprechens nicht mehr erinnern könne, daß es aber gewiß für ihn noch zu früh sei, an so eine „Beschäftigung" zu denken, daß es jedenfalls damit anstehen müsse, bis der Krieg zu Ende geführt sei, „denn wenn einer allzu viele Beschäftigung auf sich nimmt, wird er mit keiner von ihnen fertig", und daß er schließlich hofft, Ihre Majestät selbst halte es für reichlich zeitig genug für eine Mannsperson, wenn er 40 Jahre alt sei. Als er nach Schweden zurückkam, war er ungeselliger als je; er lebte lange in Lund, ohne „das Stockholmische Frauenzimmer", das dahingefahren war, nur zu sehen, und bleibt immer zu Hause, wenn seine ganze Umgebung zu Hochzeiten oder Gesellschaften fährt, ganz wie früher in den Winterlagern.

Es ist ja möglich, daß dies Gepräge der Briefe zum Theil seinen Grund in dem unaufhörlichen Feldleben hatte, das weder Lust noch Zeit zum Schreiben gab; und in der That schreibt er immer und immer unwilliger und mit größerer Beschwer, wie er es auch selbst gesteht. „Aber wenn ich was vergessen habe", schreibt er aus Stralsund 1715, „bitte ich meine Herzensschwester um Nachsicht mit mir; denn ich kann selten die Gedanken zusammenhalten, wenn ich schreibe, so lange daß ich nicht vergesse, ehe ich meinen Brief schließe, was ich zu schreiben vorgehabt, wenn ich damit angefangen". Aber der eigentliche Grund liegt doch tiefer, — in seinem Temperament, wie gesagt. Es war eine Erbschaft, dieses Temperament; er war darin seines Vaters Sohn. Karl XI. war ganz so verschlossen wie er, aber bei ihm steckte was dahinter. Er war genau so eigensinnig wie der Sohn, aber es war bei ihm kein steriler Eigensinn, sondern die gute Unbeugsamkeit, das zähe Aushalten, die stille, eiserne Konsequenz einer bewußten, gereiften, großen Lebensaufgabe. Und diese eben scheint Karl XII. gänzlich gefehlt zu haben.

Wie faßte er seine Kriege selbst auf?

Ich habe schon einen Passus zitirt: er wolle bald aus dem Winterlager aufbrechen und sich „zu divertiren suchen mit der angenehmen und gewöhnlichen Feldpromenade". Die Auffassung seiner Unternehmungen, welche in diesen Worten Ausdruck erhalten hat, scheint die durchgehende gewesen zu sein. Diese Formulirung kehrt in unwesentlichen Variationen immer wieder. Aus der Stadt Rawicz in Posen schreibt er 1705 an seine Schwester:

„Hier ist jetzt alles sehr friedlich, und passirt nichts Besonderes, bis man wieder so glücklich wird und irgend eine lustige Gelegenheit kriegt, womit sich divertiren."

Und 1701 aus dem livländischen Schloß Lais:

„Hier fängt es, Gott sei Dank, an ganz sommerlich zu werden, und erwarten wie mit Gottes Hülfe uns jetzt bald rühren zu dürfen und unser Handwerk wieder aufnehmen zu können."

Und im Brief aus Bender 1711, wo er sich langweilte, heißt es im selben Sinne:

„Ich meine also, daß man binnen Kurzem wieder etwas kriegen dürfte, womit die Zeit zu vertreiben."

Von irgend einem bestimmten Plan oder Ziel ist nirgendwo in den Briefen die Rede, — was man ja aus seiner bekannten Verschlossenheit erklären mag, was aber natürlicher dadurch zu erklären wäre, daß so ein aus Ueberblick und Ueberlegung gewonnener Plan bei ihm gar nicht vorhanden war. Für diese Annahme spricht auch Alles. Karl XII. hat, nach den Briefen, nie verstanden oder verstehen wollen, zwischen Großem und Kleinem, Haupt- und Nebensächlichem zu unterscheiden; wie seine eigenen Malheurs nahm er auch die seines Volkes als etwas Unwesentliches auf. Ueber die Katastrophe bei Pultava, worin sich für ihn und Schweden alles zerschlug, referirte er wie folgt:

„Hier ist Alles gut gegangen. Nur zuletzt ist, nur durch einen besonderen Zufall, ein Unglück geschehen, daß die Armée Verlust gehabt hat, was ich hoffe binnen Kurzem sich verbessern wird."

Für die wirkliche Sachlage hat er nie Augen gehabt, — oder aus Eigensinn dies nicht eingestehen wollen. Der fürchterliche Winter 1708—9 und seine Folgen nahmen sich für ihn so aus (Brief aus Pultava 1709):

„Hier bei der Armée steht es ganz gut, obgleich zuweilen einige Fatiguen vorgefallen sind. Außerdem ist dieser Winter sehr kalt gewesen, so daß die Kälte beinahe ungewöhnlich erschienen ist, so daß einige von des Feindes sowohl wie von unseren Leuten zuweilen todtgefroren sind oder etwas von Händen und Füßen oder auch die Nase verloren haben. Aber unter allem diesen ist dieser Winter doch ein vergnügter Winter gewesen. Denn obgleich einige unglücklich gewesen sind, hat man doch das Vergnügen gehabt, daß es von Zeit zu Zeit doch immer irgend ein Zeitvertreib gegeben hat, indem die Schwedischen Partieen oft kleine Actionen mit dem Feinde gehabt haben."

Und er hat immer „gehofft", alles würde ganz selbstverständlich und von selbst „in Ordnung" kommen. 1711 heißt es noch: „Obgleich es zuweilen ein bischen schwierig erscheinen kann, so dürfte doch alles nach Wunsch gehen; ich bin überzeugt, daß alle Dinge bald in vollkommen gutem Stande kommen werden." Und 1713, aus Demotika in der Türkei:

„Ich vermuthe, wie groß auch jetzt für Schweden die Schwierigkeiten zu sein scheinen, daß im nächsten Jahre unsere Sachen auf einen besseren Fuß kommen dürfen, nachdem es jetzt einige Jahre genügend Zeit gehabt hat, sich auszuruhen."

Aus Stralsund schreibt er der Großmutter in einer Zeit, wo alles absolut aussichtslos war:

„Ich hoffe, daß es nicht mehr allzu lange dauern soll, ehe Aenderung darin (in der Lage Holstein-Gottorps) wird. Obgleich es noch ziemlich schwierig aussieht, so dürfte doch Ende des Sommers alles sich völlig ändern . ."

Und als er sich Ende desselben Jahres auf die abenteuerlichste Weise nach Schonen herübergerettet hat, schreibt er seiner Schwester aus Ystad, mitten zwischen Trümmern stehend:

„Ich bin überzeugt, daß sich Auswege finden werden, so daß alles in den früheren Stand wieder kommen wird."

Hatten die leichten Erfolge der ersten Kriegsjahre, wo er die Feinde wie Fliegenschwärme vor sich hertrieb, sich in seinem Gehirn zu einer fixen Idee verhärtet, so daß die Vorstellung gar nicht mehr in ihm aufkommen konnte, es dürfte einmal übel ausgehen? Oder war alles nur das Gefühl der Beschämung eines Mißglückten, in Eigensinn umgesetzt? Oder hatte er nur immerfort das Bedürfniß, „sich zu divertiren" mit diesen „angenehmen und gewöhnlichen Feldpromenaden", die für ihn das Leben gewesen zu sein scheinen? Er liebte als Jüngling waghalsige Ritte mit Hindernissen; sein ganzes Leben macht in der That den Eindruck, für ihn nur so ein Ritt mit Hindernissen in größerem Stil gewesen zu sein.

Die unaffektive Dürre des Menschen Karls XII. erklärt die Härte des Feldherrn. In seiner Kriegsführung war nichts von der noblen und humanen Strenge aus den Zeiten Gustav II. Adolfs. Karl XII. bezeichnete gegen seinen großen Vorgänger einen Rückfall in die Barbarei. Die Ordres an die Generale in seinen Briefen geben davon empörende Zeugnisse.

„Wir brauchen hier (Thorn) für 6 Monate oder mehr Amunition zu sammeln, wobei der Herr General (Rehnsköld) uns zu helfen suchen muß, es mag geschafft werden, wie es kann, und mag auch das Land darunter leiden so viel es will." — „Der Ort, wo die Partei geschlagen worden ist, muß verbrannt werden und Alles da herum. Und diejenigen Einwohner des Landes, die Sie festkriegen können und die auch noch so wenig in Verdacht sind, daß sie etwas ungetreues gethan haben, müssen sofort auf bloßen Beweis aufgehängt werden, so daß die Furcht komme und sie wissen mögen, daß, wenn man mit ihnen anfängt, dann wird auch nicht das Kind in der Wiege geschont. Wenn der Feind Sie auf dieser Weise beunruhigt und ausweicht, wenn Sie ihn drängen, dann ist es am besten, daß Sie verheeren und brennen rund herum und das Land in einem großen Distrikt ganz öde machen, so daß Niemand zu Ihnen kommen kann. Sonst ist von hier nichts Großes zu erzählen, sondern haben wir es gut und dürften auch den Ort brennen, wo sich der Feind sehen läßt. Und neulich habe ich eine ganze Stadt aufgebrannt und die Bürger gehängt."

Und so geht es immer fort.

Karl XII. war, als er in unaufgeklärter Weise bei Frederikshald in Norwegen erschossen wurde, gewiß nicht ganz derselbe, welcher als Knabe aus Schloß Kungsör Briefe an die Verwandten in Stockholm schrieb. Seine Briefe geben davon Zeugniß, äußerlich wie innerlich; die Handschrift und die Persönlichkeit des Schreibers wurden alle beide immer unleserlicher und verschwommener. Und doch war er wesentlich derselbe. Er, der als Knabe sein Hauptvergnügen darin fand, in den Wäldern um Stockholm Bären zu jagen, hat später sein ganzes Leben lang eigentlich nichts anderes gethan, als mit dieser Jugendbeschäftigung fortzufahren, — nur daß er später nicht mehr als Privatperson Thiere schoß, sondern als König und Landesvater auf die Jagd nach Völkern ging. Aber dieser Unterschied scheint für ihn selbst nicht vorhanden gewesen zu sein.

Das Hauptresultat dieser Briefe, welche für die allgemeine Zeitgeschichte ziemlich belanglos sind, hat der Herausgeber in den Schlußworten seiner Vorrede sehr gut angegeben. Wenn durch sie, sagt er, das Bild Karls XII. etwas von der gedichteten Größe und sympathischen Anziehungskraft verloren hat, so erweckt das Bild seines Volkes, wie es dasteht, desto größere Bewunderung; und je mehr das Licht der Geschichte auf dieses Bild fällt, desto mehr wird die ungewöhnliche Gestalt Karls XII. in Schatten gestellt werden.

Der Briefsammlung ist ein Porträt von Karl XII. beigegeben. Es zeigt die bekannten Züge: die sehr schmale und sehr hohe, augenscheinlich durch Rasiren nach oben zugespitzte Stirn, die lange, unten dicke und breite Nase, und die herabfallenden Schultern. Strindberg, der Karl XII., den größeren Misogynen, arg zugerichtet hat, versuchte nachzuweisen, daß die ganze Familie mit Lombroso'schen Degenerationszeichen behaftet war. Die Physiognomie Karls XII. hat einen Zug, der ungemein charakteristisch ist: eine Grimasse von einem Lächeln, das stehen geblieben ist, — einem Lächeln, daß sonst nur bei beschränkten und sehr eigensinnigen Frauen vorkommt.

Ola Hansson.

## Bildende Kunst.

(„Festliches." — Der Winterausstellungen zweiter Theil.)

Jüngst war ich auf einem Kostümfest der Berliner Akademie. Trübe Eindrücke nahm ich auf. Die Lustbarkeit erschien mir für unsere hiesigen Kunstzustände überaus bezeichnend. Ich will nicht reden von den Unzulänglichkeiten im Einzelnen: Nicht davon, daß die dekorative Umgestattung des Saales in ein altdeutsches Städtebild dünn und flach war; daß das Spiel von der Vereinigung Berlins mit Kölln nicht den geringsten litterarischen Werth und nicht leiseste Beziehung zum Metier der Gastgeber besaß; daß zur Herstellung des individualitätslosen Mummenschanzes die Maskengarderobiers der Friedrichstraße ihre ältesten Rüstkammern aufthun mußten; daß man in der Zahl der Mitwirkenden — ein Rudel lebender Gänse einstellen mußte, um die Lachlust zu erregen. Ich rede vielmehr von dem Geiste, der das Ganze eingab und der dem großen Kunstcharakter unserer Zeit so sehr widerstrebt. Einst, unter den romantisch **empfindenden** Menschen hatte die Flucht zu solchen Vergangenheitsfesten, wie es diese hier sind, ihre innerliche Bedeutung und ihre Würdigkeit. Da waren dem Künstler Schein und Sein zweierlei Dinge; er wollte sich als göttlich bevorzugter Geist über den banalen Weltlauf erheben. Man trug die wallenden Mäntel, die Sammetjacken, die verwegenen Hüte, die Haare in langen kraftverkündenden Locken — so unterschied man sich schon äußerlich von der Menge. Die Feste waren dem Künstler kein müßiges Spiel, sondern eine erhebende Angelegenheit: Mit Inbrunst erging man sich da in den Zeiten, die von Alter grau, also heilig waren. In zwei Perioden blühten solche Feste: Als die Cornelius und Kaulbach regirten und dann als eine deutsche Renaissance künstliche Blüthen trieb: da war es der geniale Lorenz Gedon, der in München die Kunstgenossen zu außerordentlich prunkhaften und geschmackvollen Kostümbällen sammelte. Heute jedoch wirkt ein öffentliches Künstlergepränge leicht wie ein Anachronismus, und es mahnt gewissermaßen symbolisch daran, daß die Berliner Malkunst ihre Existenz vor Allem durch Tradition und Historie aufpäppelt.

Eine andere Jugend stieg vor mir auf, die nur nach ihrer Arbeit beurtheilt sein will. Sie kommen aus einem ganz entgegengesetzten Winkel der Kunstübung; sie vermögen an sich fördernd, befruchtend zu wirken, und ich stehe nicht an zu sagen, daß sie die einzigen Ausstellungen boten, die sich um der Kunst willen ins Werk zu setzen und anzuschauen verlohnten. Auch sie zeigten Mängel, in den einzelnen Leistungen wie in der Organisation des Ganzen, aber es waren wesentlich Fehler der Kraft und des allzu bewußten Vorwärtsdrängens. Die Schwächen des Talentes sind verzeihlicher als die Schwächen der Talentarmuth. — die Berliner Alltagskritik freilich ist anders gesinnt: sie beschönigt diese und streicht jene mit Macht heraus. Ich will gern gestehen, daß die neueste Unternehmung des Herrn Edward Munch als verfehlt zu erachten sei und daß man Grund zu der Vermuthung habe, die mehr mit nervösem, kränklichem Eifer als mit Geschmack und ruhiger Kraft erzielte Jahresernte sei nur deshalb in öffentlicher Ausstellung aufgezeigt worden, damit dem hart mitgenommenen jungen Norweger der Kampf ums Dasein etwas erleichtert werde. In diesem Kampfe scheint er recht müde geworden zu sein; wäre er lebensklug, so würde er die Ermattung, die immerhin einer Niederlage gleichkommt, vor dem Publikum verborgen haben: Aber wie oft sind solche Menschen, die ihrer eigensinnigen Kunst Alles opfern, lebensklug? Ich habe Munch niemals für ein Genie und einen ganz Aufrechten gehalten und immer betont, daß er die keck disziplinlose Farbenkunst und den Augenblickserfolg mit Vielen theile, daß zu seiner glücklichen Naturanlage ein gesteigertes Können sich noch erst gesellen müsse. Was sich jetzt bot, das war, gegen die relative Frische des vorigen Jahres gehalten, leider kein Gesundheitsbild. Eine Arbeit war da recht charakteristisch: Munch will einen Fiebersiechen und ein Sterbezimmer malen, und er malt nun Menschen und Dinge, in verwischten Karikaturen, so wie sie der Kranke sieht, während doch Stimmung und Atmosphäre aus der Wesenheit der um den halb Todten versammelten Leute und aus dem Charakter des Raumes selbst sich hätten ergeben sollen. Statt der Anschauung von etwas Malerischen ergibt sich ein Pathologisches. Dieses Alles zugestanden, so ließen sich aber aus der Sammlung vier oder fünf Stücke lösen, die in anderem Zusammenhang sich meisterlich ausgenommen hätten: Porträt, Liebeszauber, Intérieur, Aktstudie.

Uebrigens darf man Munch's recht wohl gedenken, wenn man eine neue und kräftige Begabung wie Erich Hancke vorführt. Der junge Mann hat zum ersten Male mit geschickter Hand wählend, ausgestellt — nur wenige Sachen.

etwa dieselbe Art und dasselbe Prinzip der Lichtmalerei, das unter Anderen Munch vertritt, bestimmt Hancke's Wesen; es ist wahrscheinlich, daß ihn Munch und wohl auch Krogh besonders erregt haben. Doch er hat heute schon mehr Disziplin und Haltung als Munch, denn er war auch Schüler des Joseph Block, der eine so weiche und sichere Hand hat und als produzirender Mensch immer so gut weiß, wie draußen der Wind weht. Ohne irgendwie nach den Anschauungen der Menge zu schielen, hat Herr Hancke doch etwas Gefälliges und heiter Selbstgefälliges. Die herbe Gelassenheit französischer, schottischer, skandinavischer Farbenleute fiebt sich bei ihm zu einer gut durchdachten, etwas empfindlichen koloristischen Wirkung. Er schöpft Andern ein wenig den Rahm von der Milch, aber es steckt naive Methode darin, und er gefällt mir ausnehmend wegen der Klarheit und Ungezwungenheit, die ihm eigen, und der gewissen Größe, die in seinen Bildern auch noch da herrscht, wo er sich auf die breiten, einigermaßen leertönenden und das Virtuosenhafte streifenden Flächen einläßt. Seine Beobachtung und Auffassung der menschlichen Persönlichkeit wie des Weltlaufes ist oft so reich an Geist und natürlichem, geradem Empfinden, daß ich es für meine Pflicht erachtete, den Namen des ganz unakademischen Erich Hancke, dessen bescheidene Sammlung von der Zeitungskritik völlig übersehen worden ist, hier anzumerken. Ich zweifle nämlich nicht daran, daß dieser Name noch dereinst etwas Wesentliches werde zu bedeuten haben.

Als vereinzelte Erscheinung auch will Kurt Herrmann ins Auge gefaßt sein, der sich als frischer Bürger von Berlin, von seinen alten Münchener Kunstverwandten gesondert hat. Zwei Jahre sind vergangen, seit man zuletzt ernsthaft über ihn reden durfte. Hier und dort ein Porträt — sonst blieb es ziemlich still von ihm. Er hat nun einen festen Schritt vorwärts gethan: Er hat die Kreise seiner Weltbetrachtung erweitert, hat versucht, ohne Probleme auszuhecken, die Dinge unter dem Gesichtspunkte der jungen Licht- und Bewegungsmalerei zu erblicken, hat seine koloristischen Fähigkeiten aufgemuntert, die vor Rückfällen ins Flache und Monotone nicht immer bewahrt erschienen. Dabei ist er der elegante Maler geblieben, der feine Modelle in einer verfeinerten Kultur sucht, der den ganzen prickelnden Luxus der modernen Lebenskunst braucht, um in Stimmung zu gelangen und Stimmung zu erzeugen. Aber sein freies Naturell wehrt sich gegen das Exentrische, Grillige, Parfümirte. Es ist Bravour in ihm, doch die Bravour des gesunden Blutes. Ein dunkelsatt getöntes, dezent eingerichtetes, warmes Intérieur voll schöner, kurioser Sachen, mit lauschigen Winkeln, — der Boden mit geschmackvoll-farbigen Perserteppichen belegt — seidene japanische Fenstervorhänge dämpfen das Licht und geben eine gelbliche Atmosphäre — das ist die Werkstatt, wo der Künstler, ein wohlgelaunter Herr, manierlich wirthschaftet.

Sonderausstellungen dieser Art, so fesselnd die Persönlichkeit der Ausstellenden an sich sein mag, müssen vor den größeren und weiteren Zielen eines Gesammtunternehmens zurückbleiben, wie es die Münchener „Vierundzwanzig" wiederum geboten haben. Ihre Leistung, leicht und lebhaft ausgeführt, war in diesem Winter die einzige, die bei einer Fülle von apart strebenden Individualitäten einen ausgeprägten Charakter, eine künstlerische Einheit besaß. Man steht auf dem Boden der Zeit, froh und frei; man weiß, was man will, und was man will, das kann man. Die Kritik hat den Münchenern am Zeuge geflickt, mit relativem Rechte. Mängel, die anorganisch sind, den vollen Eindruck aber abzuschwächen vermögen, soll man nicht erst aufkommen lassen. Leute wie Uhde, Habermann, Knehl, Keller dürfen nicht vergessen, daß sie nicht bloß acte de présence zu machen haben, daß sie vielmehr zu einer kulturellen Sendung als wichtige Kräfte mitberufen sind. Sie vertrauen, daß man sie sonst ja kenne, — allein je höher die Anerkennung ist, deren man sich erfreut, um so tiefer pflegt man sich zu verpflichten. Auf keinen Fall aber wird sich den jüngeren Gruppen unter den Vierundzwanzig eine matte Auffassung der Dinge nachsagen und beweisen lassen. Große Mannigfaltigkeit: Unbedenklich zugreifende Naturmenschen, abhängig von den Impulsen des Augenblickes, — gewissenhafte Wirklichkeitsschilderer, — sanfte Poeten der Farbe, — zierliche Erzähler, — raffinirte Weltleute, — feine, seelenvolle Porträtisten. Allen aber einzig maßgebend: das Malerische. Die Monet'sche Idee steht noch immer im Vordergrunde: deutlich zum zweiten Male gedacht oder auch still verarbeitet und cachirt. Darin erschien mir Hans Olde sehr merkwürdig. Aus diesem Manne hat der große französische Meister des Lichtes einen sehr zarten Künstlercharakter gemacht. Wer auf den Begriff „nationale Kunst" einen entschiedenen Werth legt, darf Olde getrost einen deutschen Maler nennen. Er beseelte die herbe Landschaft seiner Heimath, das feucht-klare, saftige und immer kühle Klima der holsteinischen Niederung. Dort haust er, dem Städteleben fern, nur der Natur hingegeben, wie Monet es thut in seiner Heimath. Außerordentlich munter und fein charakterisirt Olde jene Gebiete in ihrem sonderbar flimmernden Farbenwechsel. Die größte Ehrlichkeit des optischen Sehens verbindet sich mit einem weiten, zarten Naturgefühle. Er liebt das grelle schattenlose Licht, die Unverhülltheit der Erscheinungen, indessen Benno Becker und Ludwig Dill im webenden Dämmer, in einem mild verhaltenden Kolorismus sich wohl und behaglich fühlen. So oft ich Bilder finde von der Hand dieser Künstler, muß ich an eine Strophe Gottfried Keller's denken:

> „Ein wunderliches Zwielicht spielt
> Beschaulich über Berg und Thal;
> Natur halb warm und halb verkühlt,
> Sie lächelt noch und weint zumal."

Dill mischt mit dieser Empfindung einen feinen alterthümelnden Zug ins Geschichtliche, ehrwürdig Verfallene; er sucht gern die morschen Zeugen einer architektonischen Vergangenheit auf. Sein Hauptelement ist immerhin das Wasser, klar oder nebel- und schattenhaft; und dann sieht er so gern die Bewohner der Binnenseen und Flüsse, ihre trägen Fahrzeuge und das ganze Beiwerk ihres halbmüßigen Fischer- und Schifferlebens. Ernste Melancholie ist die Note seiner Arbeiten, — Becker hat ein stärkeres, ein poetisches Empfinden, das vieler Stimmungen zugleich mächtig ist. Sein Verhältniß zur Natur ist das eines scheuen Anbeters. Er hat keine Lieblingsplätze, er irrt durch die Welt, nicht suchend, sondern überall aufnehmend. Seine Farbe hat einen stumpfen, auflösenden Glanz; die harte Wesenheit der Dinge schreckt ihn, er sieht sie (gleichsam aus der Ferne) umschrieben und muß sie umschreiben.

Ich schließe hier Julius Exter an, der den Schotten nacheifert und Besnard: er hat als Maler ein ganz naives, immer wohlthuendes und sicheres Talent, und doch vergriff er sich als artistischer Mitspieler von Hauptmann's „Hannele" so arg. Er ist, wie bekannt, der Illustrator des Traumstückes. Während er sonst die Natur in ihrer Eigenart, so tief mitempfindend, echt und lauter zu erfassen und zu verdichten weiß, oft ein wahrer Zauberer der Farbe, bleibt er hier ängstlich tappend, allerlei Stile zusammensuchend, kurz gar nicht hingebend und naiv hinter der mächtig aufsteigenden Dichterphantasie zurück. Gerade mir fällt dieses Geständniß sehr schwer. Das Bild aber, das Exter ausstellte — im Zwielicht unter ernstem dunklem Laube Mutter und Kind, mit einer erstaunlichen Größe und Weichheit des Gefühles gemalt — ist recht wohl geeignet, auch Unwilligen den Glauben an seinen künstlerischen Charakter wiederherzustellen. Einen gewissen Gegensatz zu dieser Art, die Welt als Kunst zu sehen, bilden Persönlichkeiten wie Block, Schlittgen, Wahle. Es sind Feuilletonisten, — malende und zeichnende Leute, die einigermaßen litterarische Neigungen haben. Block ist nicht immer ohne Sentimentalitätshascherei und Gezwungenheit: sein Werk ist oft leer, wo er doch wähnt, volltönende Akkorde gegeben zu haben. Oft aber auch trifft er's: Menschliches aufzudecken, feine Beziehungen zwischen Mann und Weib, und dann trifft er auch geschmackvoll den malerischen Zusammenhang, die überzeugende Tonstimmung. Das kleine Intérieur mit dem

weichpointirten gelben Lichte — das Menschenpaar, dem das Herz aufspringt — dieses Bildchen gehört zu seinen freiesten Leistungen. Wahle und Schlittgen: Gourmands und starke Könner. Es treibt sie zur Hochfluth des Lebens. Aber wo andere banale, durchtriebene Wirklichkeit sehen, da löst ihr Geschmack noch immer ein künstlerisches. Sie nehmen die Neigungen, Emotionen, Übertreibungen unserer sonderbaren Zeit fest aufs Korn, im Geiste des Malerischen. Nicht ärmer an Zeitgefühl, doch ruhiger, weniger sprunghaft gibt sich Reinhold Lepsius, ein geistreicher Porträtist, der tief in die Charaktere zu blicken vermag. Er hat eine Trias von jungen Menschen gemalt. Es sind die Kinder des Professor Paul Gueterbock. Ich nenne sie, ohne Bedenken — für den, der das Bild auf Treue der Natur zu kontrolliren Lust hat. Die unähnlichsten Porträts können die besten Bilder sein. Hier aber decken sich äußere und innere Echtheit zu außerordentlich feingestimmter Einheit. Der starre Begriff der „Gruppe“ ist völlig aufgehoben: Dreifaches Leben verbreitet sich im Raume. Und wie ist dieser Raum gemalt — wie in allen Daseinsbedingungen der thaufrischen Jugend! Die Gestalten vibriren in der Luft, in einer überaus weichen, warmen, alles Harte und Gipsige auflösenden Sommerluft, die voll und sonnenhell durchs halbgeöffnete Fenster weht. Ein Blick in grüne Freiheit: die Landschaft von der Höhe der Wohnung zart und groß beobachtet. Keine Spur von jener koketten Grilligkeit und Scheinintimität, die jetzt nach englischen Anregungen überall Mode wird (bei den Engländern ist ein Schuß naiver Geckenhaftigkeit Nationalitätsbedürfniß). Porträtschöpfungen, die, gleich der Arbeit des Herrn Lepsius, die blühende Wirklichkeit beseelen, überdauern die Zeit, worin sie entstanden sind. Sie sind ein Stück Menschengeschichte, ein Stück Kultur.

Julius Elias.

**The Letters of Charles Dickens.** Edited by his sister-in-law and his eldest daughter. 1833 to 1870. London. 1893. Macmillan & Co.

Dies ist die Volksausgabe eines werthvollen und reichen Buches, das man dankerfüllt niederlegt; in seinem netten Einbande und gutem Druck, mit etlichen 720 Seiten für 3 Shillinge eines der wohlfeilsten Bücher des englischen Marktes. Die beiden Herausgeberinnen erledigten sich ihrer Aufgabe mit Takt und Verständniß: die Reihenfolge der Briefe ist chronologisch und einem jeden Jahre geht eine knappe Schilderung der Hauptereignisse voraus nebst Erklärung derjenigen Stellen in den folgenden Briefen, die sonst vielleicht nicht ganz verständlich wären. An einzelnen Punkten wird uns durch Anmerkungen außerdem geholfen und, ein komisches Mißverständniß ausgenommen, sind dieselben ebenso korrekt wie willkommen. Dickens schildert in einem Briefe aus Boston den Ausbruch eines Feuers in seinem Hotel und schließt: „Brände sind in diesem Lande etwas ganz Natürliches. Ein großes Feuer war heute Morgen um 4 Uhr und ich glaube nicht, daß eine einzige Nacht vergangen ist, seit ich unter dem Schutze des Adlers bin, in der ich nicht die Feuerglocken melancholisch über die ganze Stadt hätte schallen hören.“ „Adler“, bemerkt die Fußnote, „ist der Name einer Feuerversicherungsgesellschaft“. Dies ist urkomisch, denn Dickens spielte natürlich auf den „Spread Eagle“, das Wappenthier der Vereinigten Staaten an.

Die Briefe umfassen das ganze Leben des Autors von dem Jahre an, in dem er zuerst schriftstellerisch auftrat, ein Einundzwanzigjähriger. Sie sind bemerkenswerth nicht allein durch den weiten Kreis von Korrespondenten, den sie beschreiben, der 200 an Zahl und beinahe alle Gesellschaftsklassen umfaßt, sondern besonders durch den Einblick in Dickens' Seele. Charles Dickens war unbedingt einer der schaffensfreudigsten und wirkungsmächtigsten Schriftsteller des modernen England. Seit dem Tage, an dem er mit den Pickwick Papers das fröhliche Lachen zweier Erdtheile weckte (1837) bis zu der Stunde, da der Tod ihn inmitten der „Mysterien von Edwin Drood“ abrief (1870), war seine Popularität im Steigen und, nimmt man den Verkauf seiner Werke als Maßstab, so ist sie es seit seinem Tode noch in verstärktem Maße. Wenigen Menschen ist es vergönnt, so viel Glück zu verbreiten wie Boz; „eines der erfreulichsten Dinge, die ich erfahren habe“, schreibt er einmal, „ist die Art, wie ich auf der Straße von Arbeitern angehalten werde, die meine Hand schütteln wollen und mir sagen, sie kennen meine Bücher“. Den Besten seiner Zeit war er ein liebevoller Freund, mit manchen, wie John Forster, Lytton, Macready, Maclise, erstreckt sich sein Briefwechsel durch alle Jahre, die das Buch umfaßt. Seine Freude an den Erfolgen Mitstrebender in der Kunst gleichgültig, welcher Muse sie dienen, wenn es nur eine Muse ist, wirkt aufs Liebenswürdigste und zeigt sein echtes Herz. Oft noch in später Nacht setzte er sich an den Schreibtisch, einem Schauspieler für eine bedeutende Leistung zu danken, die Eindruck auf ihn gemacht hatte. Und mit welcher Gewissenhaftigkeit las er sich durch die Manuskripte, die ihm Anfänger schickten, wie herzlich ermunternd ist seine Freude, fand er ein frisches Talent unter der vielen Spreu. Aber er verlangte Ernst. „Ich fühle mich verpflichtet,“ so weist er eine leichtfertige Dilettantin ab, „zu sagen, daß ich erfolgreiche Schriftstellerei nicht als eine Sache betrachte, die in ‚Augenblicken der Muße‘ erreicht werden kann.“

Obwohl er durch und durch Engländer ist und nirgends so verstanden werden kann, wie in England, so ist er doch zu einem kosmopolitischen Dichter geworden. Seine Briefe ergänzen seine Bücher, wie die Begleitung den Gesang. In ihnen klingt dieselbe Melodie, die sich im Buche künstlerisch gereift findet und mehr als alles zeigt das vorliegende Buch, welch ein ernstschaffender, um alles Wissenswerthe eifrig sich bekümmernder Künstler Dickens gewesen. „Ich würde niemals Erfolg im Leben gehabt haben,“ lauten seine ernsten Worte in einem Briefe an seinen Sohn Harry, „wenn ich vor Mühe zurückgeschreckt wäre, oder auf das unbedeutendste Ding, das ich je unternommen, nicht dieselbe Sorgfalt und Arbeit verwendet hätte, wie auf das bedeutendste. Thue alles so gut Du irgend vermagst. . . . Besieh Dir die Manuskripte, die sich in Gadshill vorfinden und stelle Dir die geduldigen Stunden vor, die ich Jahr auf Jahr auf jede Zeile verwandte.“ Diesem Grundsatze getreu, daß, was werth ist, gethan zu werden, das sei auch werth, daß es gut gethan werde, hat Dickens nie etwas ergriffen, in dem er nicht Ausgezeichnetes geleistet hätte; er war der beste Reporter, der vortrefflichste Stenograph, vorzüglich als Schauspieler, Regisseur, unübertrefflich als Redakteur, unermüdlich junge Talente anfeuernd und unterstützend, und das Vorlesen von Szenen aus seinen eigenen Romanen entfaltete er zu vollendeter Kunst. Bei den humoristischen Stellen lachten alle aufs herzlichste, Vorleser wie Zuhörende, bei den tragischen ereigneten sich oft rührende Szenen. Ehe er sich entschloß, die grausige Mordszene aus „Oliver Twist“ vorzutragen, hielt er eine Probevorlesung. „Ich fragte Mrs. Keeley, die berühmte Schauspielerin, die bei dem Experiment dabei war: „Was meinen Sie, soll ich es lesen oder nicht?“ — „Natürlich, lesen“, antwortete sie. „Wenn man solchen Effekt erreicht hat, wie diesen, muß man ihn ausnützen. Doch“ — ihre großen schwarzen Augen ganz langsam rollend und sehr bestimmt sprechend — „das Publikum hat seit fünfzig Jahren auf etwas Sensationelles gewartet und beim Himmel! nun hat es es.“ — Dickens verkürzte sein Leben mit diesen Vorlesungen, die ihn körperlich so erschütterten, daß er manches Mal fast bewußtlos aus dem Saale getragen werden mußte. Ueberanstrengung verschuldete seinen frühen Tod.

Kein Autor ist mehr gelesen, nachgedruckt, übersetzt, dramatisirt worden. In England ist eine Litteratur über ihn entstanden, in der mir am Merkwürdigsten ein Buch erschienen, das in Form eines Lexikons Auskunft über jede Dickens'sche Figur gibt. In England ist Dickens' Name ein „household word“, und es verlohnte sich für einen Kunsthändler, zehn Tausend Mark für das Verlagsrecht seines Bildnisses zu zahlen (von Frith), das seitdem im Stich erschienen und ein schöner Schmuck so manchen Heims geworden ist.

London. A. Rutari.

## Briefkasten der Redaktion.

**Hamburg.** Freundlichsten Dank für Ihren Hinweis, der nicht unberücksichtigt bleiben soll.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr 18. Berlin, den 3. Februar 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Der deutsch-russische Handelsvertrag ist abgeschlossen, und aller Voraussicht nach stehen wir unmittelbar vor der Veröffentlichung desselben durch den „Reichsanzeiger"; wird diese Veröffentlichung erst erfolgt sein, so zweifeln wir nicht, daß die Kreise der Industrie und des Handels mit ganz anderem Nachdruck wie bisher für die Beseitigung des Zollkrieges mit unserem östlichen Nachbarstaat und für die Annahme des Uebereinkommens eintreten werden. Ein Zollkrieg als bleibende Institution mit einem Nachbarreiche wie Rußland ist ein Wahnsinn — wirthschaftlich und politisch, und der in Aussicht stehende Zollvertrag bringt außerdem unserem Erwerbsleben so manche Erleichterung, um deren Willen sich zu rühren, wohl selbst die schläfrigste Interessengruppe bereit sein wird.

Aber es bricht sich auch mehr und mehr die Ueberzeugung sogar in ländlichen Kreisen Bahn, daß die Opposition gegen diesen Handelsvertrag sich nicht einmal vom Standpunkt des engherzigsten agrarischen Egoismus aus würde rechtfertigen lassen. Im Augenblick haben wir exorbitante Kampfzölle gegen Rußland, und wenn selbst diese nicht den Getreidepreis hinaufzurücken im Stande sind, so ist eines bewiesen; nachdem der Zoll auf Brotfrüchte durch die bisherigen Handelsverträge herabgesetzt ist, kann die Beibehaltung hoher Getreidezölle allein und ausschließlich gegen Rußland der Landwirthschaft einen Vortheil niemals bringen. Wird das russische Getreide von deutschen Märkten ausgeschlossen, so strömt das für uns erforderliche Getreide einfach aus jenen Ländern zu, denen wir eine Herabsetzung der agrarischen Zölle zugestanden haben. Also nach Annahme der bisherigen Handelsverträge bringt die Ablehnung des russischen auch den Großgrundbesitzern keinen Vortheil mehr; und nicht im Interesse der Landwirthschaft wird daher der jetzige Kampf geführt, sondern nur im Interesse einer reaktionären Klique, die aus allgemeinen politischen Gründen den Grafen Caprivi stürzen will.

Die internationale Politik, die Interessen von Handel und Industrie verlangen den Vertrag, und die Interessen der Landwirthschaft widerstreiten in keiner Weise dem Abschluß. Diese Thatsachen sind so klar, daß es nicht schwer sein wird, sie zur Geltung zu bringen; und wenn die Regierung nur ihre Karten auszunutzen weiß, so wird ihre Position nicht schwach, sondern über Erwarten stark sein.

Der Abschluß dieses Handelsvertrages ist in der That eine Leistung, denn ein solcher Vertrag, der auf Jahre hinaus dem deutschen Handelsleben gestattet, seine Dispositionen zu treffen, wurde uns bisher niemals von unserem östlichen Nachbar zugestanden; das Regime Caprivi brachte ihn zum Abschluß, während Fürst Bismarck als höchsten Trumpf sagte und immer wieder verbreiten ließ, daß die Drähte nach St. Petersburg abgerissen seien.

Gegen die Macht dieser Thatsachen ist der offene Kampf nicht mehr ganz leicht. Fürst Bismarck hat sich daher bis jetzt wohl gehütet, rückhaltlos gegen den russischen Handelsvertrag Stellung zu nehmen, und nur die Kreuzzeitungspartei zieht noch mit scheinbarer Einmüthigkeit an dem alten Strange weiter. Das läßt sich begreifen, denn die Führer dieser Partei sind durch die Politik, die sie bisher verfolgt haben, allzu stark engagirt. Nachdem ihre geniale Strategie zu dem Fiasko des Tivoliprogramms geführt hatte, hat man jetzt die Gefolgschaft wieder bei Gelegenheit des russischen Handelsvertrages in eine sachlich ganz unhaltbare Position gegenüber der Industrie gebracht; der Kampf gegen unsere gute Währung aber muß schließlich die bisherige schutzzöllnerische Allianz zwischen Industrie und Landwirthschaft völlig zersprengen, und damit wäre dann der Rückhalt zertrümmert, ohne welchen die einseitige agrarische Großgrundbesitzerpolitik der so nothwendigen Stütze bei den einflußreichen industriellen Bevölkerungsschichten entbehrt. Zu diesem Ergebniß ihrer angestrengten und wohl erwogenen politischen Bemühungen kann man die Herren

von Hammerstein, von Plötz und von Manteuffel nur beglückwünschen. Was den Liberalen nicht gelungen, das eigennützige Großgrundbesitzerthum politisch zu isoliren, dies scheint jenen Strategen zu glücken, und man kann vertrauen, daß der offene politische Kampf die langsam sich entwickelnden Gegensätze nur noch stärker hervorhämmern wird.

Allein die Kreuzzeitungspartei hat niemals dem freien politischen Kampf allein vertraut; ihr Einfluß beruhte vor Allem auch auf ihren ausgezeichneten Beziehungen, und eine Position, die sie nicht durch offenen Angriff zu nehmen vermochte, hat sie nur zu oft durch geschickt gelegte Minen in die Luft gesprengt; die Geschichte Preußens weist Beispiele hierfür zur Genüge auf. Selbst Fürst Bismarck sah sich gezwungen, einmal den Kampf gegen diese kleine Partei mit Nachdruck durchzufechten. Aus diesen Möglichkeiten können ernste Gefahren drohen, und um diese Gefahren zu beschwören, gibt es vor Allem einen Weg.

Heute noch versucht die Kreuzzeitungspartei die Vorstellung zu erwecken, als liege am russischen Handelsvertrag eigentlich Niemandem so recht etwas, läßt man einige Theoretiker, einige „vaterlandslose“ Börsianer und die „revolutionären“ Agitatoren unberücksichtigt. Diese Legende, mit der offen und besonders auch geheim ausgiebig operirt wird, muß gründlich zerstört werden. Die Agitationen des Bundes der Landwirthe, die jeder sachlichen Begründung entbehren, sollten endlich auch andere Kreise der Bevölkerung aus ihrer Indolenz aufjagen, und es sollte eine Bewegung entfesselt werden, die jeden Zweifel darüber verscheucht, welche großen und starken Interessengruppen und ein wie großer Theil der Bevölkerung aus allgemeinen politischen Gründen hinter der Handelsvertragspolitik steht.

Der Kaiser von Rußland war ernstlich erkrankt; glücklicher Weise scheint die drohendste Gefahr schon überwunden, so daß eine Katastrophe wohl nicht mehr zu erwarten ist. Auch uns in Deutschland muß daran liegen, daß Rußland nicht plötzlich seinen Herrscher verliert; denn so wenig Sympathie wir für das politische System empfinden, das er im Innern vertritt; ein großes Verdienst läßt sich dem Kaiser von Rußland nicht bestreiten. Er hat sich bisher stets als ein friedliebender Monarch erwiesen.

* * *

## Das preußische Herrenhaus und der Premierminister von Neuseeland.

Am Jahrestage der Begründung des Königreichs Preußen, am 18. Januar 1894, fand im preußischen Herrenhause eine Interpellation unserer agrarischen Junker statt, in der von den offenen und geheimen Wünschen und Plänen dieser Partei, soweit es sich um eine Schuldenentlastung des Grundbesitzes handelt, allerlei Charakteristisches zu Tage gefördert wurde.

Wer die Entwicklung der agrarischen Bewegung aufmerksam verfolgt hat, der kann darüber nicht im Zweifel sein, daß das Streben nach einer Entlastung von Grundschulden des Pudels Kern bildet. Die bimetallistische Agitation, die ohne die agrarische Unterstützung bei uns über ein wissenschaftliches jeu d'esprit nicht hinauskommen würde, hat dies sehr reale Ziel der Schuldenentlastung auf dem Umwege der Geldentwerthung im Auge. Aber die resoluten preußischen Junker scheinen diesem Ziel auch direkt auf den Leib rücken zu wollen. Daß sie dabei nicht gesonnen sind, mit den wohlerworbenen Rechten der Hypothekengläubiger allzu zimperlich zu verfahren, hat der Führer der Konservativen, Freiherr von Manteuffel, mit erfrischender Offenheit bei Begründung der erwähnten Interpellation im Herrenhause dargethan. Ganz klar scheint den Herren allerdings der modus procedendi noch nicht zu sein. Es schwebt ihnen ersichtlich eine gesetzgeberische Aktion vor, wonach die gegenwärtigen ländlichen Hypothekenschulden in eine Rentenschuld zu verwandeln sind, hinter welcher der Kredit des Staates steht. Man hat sich das etwa so zu denken, daß der Staat an die Stelle der Privathypothekengläubiger tritt und seinen Kredit unentgeltlich zur Verfügung stellt. Wo also der nothleidende Agrarier bisher vielleicht 4½ oder 5 Prozent Hypothekenzinsen zu bezahlen hatte, da springt der Staat ein, borgt seinerseits Geld zu 3½ Prozent, löst die Privathypotheken ab und berechnet in Zukunft dem agrarischen Schuldner nur jene 3½ Prozent, die ihm die eigenen Anleihen kosten. Natürlich soll der Staat diese Rentenschuld seinerseits nicht kündigen dürfen; dagegen will man ihm gestatten, statt 3½ etwa 4 Prozent mit der Maßgabe zu erheben, daß das überschießende ½ Prozent zur Amortisation dient. Nach so und so viel Jahren gibt es dann keine verschuldeten Gutsbesitzer mehr und ein goldenes Zeitalter tritt an die Stelle des heutigen Nothstandes. Der Einwand, daß eine solche Depossedirung privater oder korporativer Hypothekengläubiger durch den Staat unter Umständen bei den ersteren auf Widerstand stoßen würde, macht den Stützen von Thron und Altar weiter kein Kopfzerbrechen. Was verschlägt es — so führte Herr von Manteuffel aus — wenn bei dieser „Konversion“ die Hypothekengläubiger ein paar Prozent ihres Eigenthums einbüßen? Man rettet doch die nothleidende Landwirthschaft. Er faßte dabei einen Kapitalsverlust von 2 Prozent ins Auge. Aber sein Argument paßt ebensogut auf 20 und mehr Prozent, denn es bringt zum Ausdruck, daß der Gesetzgeber auf das Recht des Privateigenthums keine Rücksicht zu nehmen braucht, wenn er zur Ueberzeugung gelangt, daß das Vermögen des A in den Taschen des B besser aufgehoben ist. Ein anderes Mitglied des Herrenhauses, Graf Klinckowström, verfolgte den Gedankengang des Herrn von Manteuffel noch weiter und nahm bereits ein Moratorium für die Uebergangsperiode in Aussicht, um den Hypothekengläubigern es unmöglich zu machen, sich durch rechtzeitige Kündigung ihrer Hypothekenforderungen der finanziellen Nothstandsoperation zu entziehen.

Einstweilen bewegen sich diese Velleitäten allerdings noch im Stadium der Erwägung; greifbare gesetzgeberische Vorschläge liegen noch nicht vor. Aber sie werden schwerlich ausbleiben, wenn die Agrarier noch mehr Oberwasser bekommen, als sie bereits gegenwärtig haben, — und die entgegenstehenden Interessen ihren naiven Glauben an die Vertragstreue und die „Heiligkeit“ des Privateigenthums in träger Ruhe weiter kultiviren.

Das preußische Herrenhaus kann sich bei seinen Bestrebungen sogar auf eine gewichtige Autorität, auf den Premierminister der Kolonie Neuseeland, berufen, der kürzlich in einer Wahlrede sich den Antipoden mit folgendem Vorschlag empfahl: „Wir haben uns schlüssig gemacht, unsere Dispositionen zu treffen, um Anleihen auf den Grundbesitz in unserer Kolonie zu erleichtern, indem wir den Ackerbauern und Viehzüchtern Geld vorstrecken. Dies Geld würde gegen eine Kommissionsgebühr von 1 Prozent und einen Zinssatz von 5 Prozent durch die Regierung zur Verfügung gestellt werden. Die Regierung würde damit an die Stelle der Banquiers und der finanziellen Gesellschaften rücken, die in England leicht Geld zu 4 Prozent finden und es an die Einwohner der Kolonie zu 7 und 8 Prozent ausleihen. Auf diese Weise würde die Landwirthschaft jene Wohlthaten genießen, die gegenwärtig durch die Geldgesellschaften realisirt werden.“

Was so ein Neuseeländer kann, kann doch Herr Miquel auch, und er kann mehr!

Es gehört eine viel geringere Dialektik, als sie Herrn Miquel in so reichem Maße zur Verfügung steht, dazu, um einen ähnlichen Plan zur Linderung der agrarischen Nothstände in Preußen zu empfehlen. Man kann gegen eine derartige Verstaatlichung des landwirthschaftlichen Kredits zwar viel einwenden; unter Anderem auch, daß diese Ueberspannung des Staatskredits der nächste Weg zum Staatsbankerott sein würde, und daß

nach dem Grundsatz: was dem Einen recht ist, ist dem Anderen billig: die Konsequenz dieser Maßregel dazu führen müßte, nicht bloß den Grundbesitzern, sondern allen Kreditbedürftigen den Kredit des Staates zur Verfügung zu stellen. Aber wer möchte behaupten, daß wenn derartige Pläne mit Nachdruck agitatorisch verarbeitet werden, in dem gegenwärtigen preußischen Landtage dafür keine Mehrheit zu finden wäre?

Die Barrieren, die uns von den gewagtesten agrarischen Experimenten trennen, sind viel schwächer, als die Meisten es sich träumen lassen. Die Hypothekengläubiger haben vor Allem Anlaß, in der nächsten Zeit die Augen offen zu halten.

Th. Barth.

## Parlamentsbriefe.

### VI.

Von den Bestandtheilen, aus denen sich der große Miquel'sche Finanzplan zusammensetzt, ist nun endlich auch der letzte im Reichstage zur ersten Lesung gelangt und darauf an dieselbe Kommission verwiesen worden, die sich augenblicklich mit der Börsensteuer beschäftigt und in welcher demnächst die Weinsteuer und die Tabaksteuer ihrer Wiederbelebung harren. Es ist schwer zu sagen, aus welchem Grunde man drei Tage lang über dieses Gesetz debattirt hat; sein Inhalt geht dahin, aus den Mitteln, welche die neu einzuführenden Steuern eindringen werden, den Einzelstaaten ein Pekulium zu überweisen. Die neuen Steuern kommen aber nicht zu Stande; was von denselben angenommen wird, bringt einen so geringfügigen Ertrag, daß man die Mehrkosten für das Militär nur zum Theil damit decken kann. Es sind also keine Mittel da, die man verwenden kann und der Gesetzentwurf ist gegenstandslos. Mit dieser kurzen Betrachtung hätte die Diskussion erschöpft sein können; daß trotzdem so ausführlich gesprochen wurde, rief die Empfindung bleierner Langeweile hervor.

Herr Miquel hatte sich von Anfang an eine andere Reihenfolge der Berathung gewünscht. Es sollte dieses Verwendungsgesetz zuerst, vor den übrigen Bestandtheilen seines Finanzplanes, durchberathen werden. Dabei sollten die Vorzüge desselben in so hellem Brillantfeuer strahlen, daß nun der Reichstag, um sich ein so kostbares Besitzthum nicht entgehen zu lassen, in heller Begeisterung für die Quittungs-, Tabak- und Weinsteuer stimmte. Indessen auch in dieser Form wäre ihm sein Vorhaben wohl fehlgeschlagen.

Allerdings stützt sich Herr Miquel für dieses Verwendungsgesetz auf eine kompakte Partei, was ihm bei den drei Steuergesetzen mißlungen ist. Es ist die alte Kartellpartei, die hier einmal wieder lebendig geworden ist und dem Anschein nach einmüthig sein wird. Dagegen hat das Centrum seinen ablehnenden Standpunkt mit so großer Schärfe präzisirt, daß es kaum einen Schritt wird zurückthun können. Die Gruppen der Linken lehnen gleichfalls ab, und so würde das Gesetz zu Fall gekommen sein, auch wenn es vor den übrigen zur Berathung gekommen wäre.

Ein nationalliberaler Redner, der für das Gesetz mit Wärme sprach, konnte doch nicht umhin, zu bekennen, daß es aliquid monstro simile sei; es war eine Redewendung, deren Pufendorf sich einst bedient hatte, um das alte heilige römische Reich zu charakterisiren. Allein trotz dieser Aehnlichkeit mit einem Ungeheuer hielt er das Gesetz für ein heilsames; man kann indessen wohl den Satz als einen ausnahmslosen hinstellen, daß Gesetze, die ein Monstrum sind, nichts taugen. Napoleon sagte einst von der Kunst, er billige nur die genres tranchés; in der Politik gilt dasselbe. Gut sind nur Gesetze, die auf einem klaren Grundgedanken beruhen, und deren Inhalt man mit wenigen Worten zum Verständniß bringen kann. Die Gesetzentwürfe des Herrn Miquel haben stets das Eigenthümliche, daß man sie erst dann ganz versteht, wenn er selbst sie erläutert hat; ja es genügt kaum, daß man ihn sprechen hört; man muß ihn auch sehen, sein Mienen- und Geberdenspiel verfolgen; erst dann dringt man in die Tiefen seiner Intentionen vollständig ein.

Alle Vorlagen des Herrn Miquel haben den Charakter des Ueberkünstelten, des Ausgeklügelten. Herr Miquel verfügt über ein ungewöhnlich hohes Maß von Verstand, aber dieser Verstand ist ein spitzer und nicht ein breiter. Auf den Pfaden des gewöhnlichen Menschenverstandes läßt er sich nicht gern betreffen. Herr Miquel mag sprechen worüber er will, sobald er fertig ist, hat man den Eindruck, als riefe er dem Hörer zu: „Seht Ihr, auf diesen Gedanken wäre Niemand als ich gekommen, aber dafür bin ich auch der, der ich bin. — Wenn Ihr Euch einige Mühe gebt, werdet Ihr mich begreifen und sobald Ihr mich begriffen habt, kann es nicht ausbleiben, daß Ihr mir zustimmt." Ein wirklich tüchtiger Gedanke hat es nicht zu fürchten, daß ein anderer als der Urheber ihn in minder vollkommener Weise wiederholt; die Gedanken des Herrn Miquel haben stets darunter zu leiden, daß ein anderer, beispielsweise Graf Posadowsky, sie wiederholt. Die Gedanken des Herrn Miquel zeigen sich nur ansprechend in dem Kleide, das ihr Urheber ihnen gegeben hat.

Seit dem Jahre 1879 ruhen die Reichsfinanzen auf einer verkehrten Grundlage. Die clausula Franckenstein, welche ein so wesentlicher Bestandtheil unserer Verfassungszustände geworden ist, ist auch ein ausgeklügeltes und erkünsteltes Werk. Das Centrum wollte sich zu dem Schritte verstehen, dem Fürsten Bismarck Mittel zu bewilligen, für welche das Reich damals kein Bedürfniß hatte. Es verstand sich zu diesem unkonstitutionellen Schritt, weil ihm damals Gegenleistungen auf dem Gebiete des Kulturkampfes in Aussicht gestellt wurden. Und um diesen Schritt zu beschönigen, erklärte es, daß es konstitutionelle und föderative Garantien brauche, und nachdem es längere Zeit darüber nachgedacht, verfiel es auf die clausula Franckenstein.

Von den Einnahmen aus den Zöllen und Verbrauchssteuern rückt der Reichstag sich einen Theil selbst aus den Augen; er drückt auf eine Feder und sie verschwinden, als ob sie niemals dagewesen wären. Sie fließen als Ueberweisungen in die Kasse der Einzelstaaten. Dann aber drückt der Reichstag auf eine andere Feder und die soeben verschwundenen Gelder erscheinen sofort wieder; nur tragen sie jetzt den Namen von Matrikularbeiträgen. Es wird psychologisch stets unbegreiflich bleiben, wie man von einem so öden, so mechanisch geistlosen Verfahren sich irgend einen Nutzen hat versprechen können. Der Haushalt des Reiches wird beschwert durch einen großen durchlaufenden Posten, der einmal als Einnahme, ein anderes Mal als Ausgabe erscheint, während thatsächlich nicht ein einziges Geldstück seine Stelle gewechselt hat. Ein Kaufmann, dem man vorspiegeln wollte, er könne sein Geschäft heben, wenn er einen großen Posten in seine Bücher einträgt und ihn dann stornirt, würde sich nicht die Mühe geben, über einen solchen Einfall zu lachen; er würde die Achseln zucken.

Die Rückkehr zu Wahrheit und Natur würde einfach darin bestehen, daß man vorschreibt, das Reich solle seine Ausgaben aus seinen eigenen Einnahmen, und die Einzelstaaten ihre Ausgaben gleichfalls aus ihren Einnahmen bestreiten. Und diesen Weg haben wir stets empfohlen. Herr Miquel macht den künstlichen Zustand noch künstlicher, die clausula Franckenstein schreibt einen gewissen Mindestertrag der Zölle und Verbrauchssteuern vor, welcher dem Reiche unter allen Umständen verbleiben soll; die lex Miquel will daneben noch einen gewissen Mindestertrag vorschreiben, welcher an die Einzelstaaten unter allen Umständen abgeführt werden soll. Und mit solchen mechanischen Vorschriften will man eine gute Finanzwirthschaft wiederherstellen, will man den Reichsgedanken heben.

Zur Hebung des Reichsgedankens hat man nun noch die Landtage gegen den Reichstag mobil gemacht. Im

preußischen Abgeordnetenhause, in welchem die Kartellparteien eine überwältigende und unerschütterliche Majorität haben, ist die Finanzreform des Herrn Miquel gleich allem Andern, was Herr Miquel gethan hat, als ein großes Werk gepriesen worden. Zuletzt wird man dahin kommen, daß man es als eine Hebung des Reichsgedankens bezeichnet, wenn dem Reichstage seine gesetzgeberische Gewalt überhaupt genommen und an die Landtage übertragen wird.

Die Machtstellung, welche die Kartellpartei im Abgeordnetenhause einnimmt, hat der agrarische Theil derselben dazu benutzt, um gegen die im Reich verfolgte Politik der preußischen Regierung Sturm zu laufen. Die Verhandlungen über den russischen Handelsvertrag und die Münzgesetzgebung des Reiches sollen vom preußischen Abgeordnetenhause aus untergraben werden. Es darf mit Genugthuung festgestellt werden, daß die Regierung diesen Sturm kräftig abgeschlagen hat. Der Ministerpräsident und insbesondere der Handelsminister haben mit einer Entschiedenheit, die nichts zu wünschen übrig läßt, sich zu dem neuen Kurse bekannt und es war bedeutungsvoll, daß diese Erörterungen in derselben Stunde stattfanden, in welcher Fürst Bismarck einmal wieder zu einem flüchtigen Besuche in der Residenz und im Königsschlosse verweilte. Auf der anderen Seite kann nicht unbemerkt bleiben, daß Herr Miquel in seiner unergründlichen Klugheit bisher jedes Wort vermieden hat, welches ihn als einen Freund des russischen Handelsvertrages oder als einen Vertheidiger der bestehenden Münzgesetzgebung erscheinen lassen könnte.

Proteus.

## Das Ministerium Crispi und die Lage Italiens.

### I.

Eine verantwortungsreichere, dornenvollere Aufgabe hat wohl selten eine Regierung übernommen als das Ministerium Crispi bei seinem Amtsantritt am 15. Dezember 1893: Die Finanzen des Staates sind belastet mit einem Defizit, das nach den Eingeständnissen des vorhergebenden Ministeriums dreißig, nach den Berechnungen von gründlichen Kennern der Finanzen mehr als hundert Millionen beträgt. Dieses Defizit soll durch Ersparnisse, die im Parlamente mächtig vertretene Interessen verletzen, oder durch Steuern, die nur einer Minderheit genehm sind, gedeckt werden; denn eine neue Anleihe ist ausgeschlossen. Die Bevölkerung steht unter dem Eindruck einer Korruption, die Jahre lang im Verborgenen den Kredit des Landes, das Vertrauen zu den Staatsbehörden und den größten Banken unterwühlt hat, nur durch einen Zufall enthüllt, und nur unter dem Zwange der öffentlichen Meinung von einer Regierung und einem Parlamente bekämpft worden ist, die selbst, wenn nicht der aktiven, so doch der passiven Mitschuld an ihr verdächtig erscheinen. Ganze Provinzen, die durch Jahrzehnte lange Aussaugung und durch ein verkehrtes Gemeindesteuersystem fast systematisch verarmt waren, bäumen sich gegen die örtlichen Obrigkeiten auf, befinden sich im offenen Aufruhr und müssen durch Gewalt in die Schranken des Gesetzes zurückgewiesen werden. Ein Parlament, das unter dem Einfluß einer maßlosen Wahlbestechung entstanden, den Willen des Volkes nicht zum Ausdruck bringt und mehr als alle seine Vorgänger durch Kirchthurmsinteressen und Rücksichten auf seine Wähler in seinen Entschließungen bestimmt wird, in dem sich um Personen und nicht um Grundsätze Parteien gebildet haben, deren Grenzen in einander fließen, das durch keine Abstimmung den Willen seiner Mehrheit zum Ausdruck gebracht hat und über dessen Stellung zu den wichtigsten Gesetzentwürfen sich tiefes Dunkel ausbreitet, steht der Regierung nicht zur Seite, sondern mißtrauisch gegenüber. Die gesellschafts- und staatsfeindliche Bewegung des Sozialismus, die verhältnißmäßig spät den Wall der Alpen überschritten hat, beginnt, sich weiter Kreise zu bemächtigen und ist gefährlicher in Italien als in England, Frankreich, Deutschland und der Schweiz, weil sie hier eine Bevölkerung findet, die zu Gewaltthaten leicht geneigt, zu staatsgefährlichen Verschwörungen durch eine lange Leidensgeschichte vortrefflich vorbereitet und zum großen Theile so ungebildet ist, daß man sie zum Marsch in das sozialistische Paradies um die Symbole der Religion, ja des Aberglaubens sammeln kann.*)

So beschaffen war die Erbschaft, die das Ministerium Crispi nach einer langen Krisis antrat, aus der es keine andere Lehre ziehen konnte, als daß die bisherige Mehrheit der Kammer wegen ihres Mangels an fähigen Staatsmännern nicht mehr regierungsfähig sei. Nun ist es sechs Wochen fast im Amt; während dieser Zeit hat sich der oben geschilderte Krankheitszustand noch verschlimmert. Der Aufruhr in Sicilien hat zu so großen gegen das Leben und Eigenthum gerichteten Verbrechen geführt, daß der Insel für eine Zeit die verfassungsrechtlichen Freiheiten entzogen und eine militärische Diktatur aufgezwungen werden mußten. Fünfzigtausend Mann trugen die Transportschiffe der Navigazione generale über das tyrrhenische Meer; dieser Machtentfaltung ist es gelungen, der Empörung Herr zu werden; ihre Ursachen freilich hat sie nicht beseitigt. Die Leser der „Nation“ sind über diese von sachkundiger Feder gründlich unterrichtet worden. Sie wissen, daß der Sozialismus nicht die Ursache des Aufstandes in Sicilien ist und daß kein französisches Gold nöthig war, um die Bauern der Insel aufzuwiegeln, daß deshalb der Staatsmann, der durch die Auflösung der sozialistischen Arbeitervereinigungen und durch die Einkerkerung von deren Gründern und Führern den Aufstand auf die Dauer unterdrücken zu können meint, sich in falschen Illusionen wiegt. Wenn die Presse der Regierung immer wieder auf den Zusammenhang der Aufstände mit sozialistischen Umtrieben hinweist, wenn sie mit geheimnißvoller Miene von einer internationalen Verschwörung spricht, der sie auf die Spur gekommen sei, so thut sie das wohl wider besseres Wissen zu dem klugen Zwecke, den strengen, das Budget um viele Millionen belastenden Maßregeln, zu denen das Ministerium sich gezwungen sah, den Charakter der Grausamkeit zu nehmen.

Aber auch über eine andere Provinz mußte die Regierung den Belagerungszustand verhängen. Arbeiter der Marmorbrüche von Carrara haben sich zusammengerottet und mit Flinten und improvisirten Mordinstrumenten bewaffnet, um nach einem wohl überlegten Plan über friedliche Mitbürger herzufallen und, ohne anderen Zweck als Raub und Brand und Mord, ihr anarchistisches Müthchen an ihnen zu kühlen. Das energische Eingreifen der Verwaltungs- und Militärbehörden hat dieser Bewegung ein schnelles Ende bereitet. Unschwer ist zu erkennen, daß unter den verwegenen und rohen Gesellen, die das schimmernde Gestein aus den Felsenwänden brechen, der Anarchismus zahlreiche Anhänger gefunden hat. Hier hatte man es nicht mit einer Lohnbewegung zu thun, denn fast keine andere Industrie Italiens ist so blühend und wirft so reichlichen Gewinn ab, wie die Förderung des carrarischen Marmors, der keinen Konkurrenten in der Welt hat; eine Industrie, die im Jahre 1893 einen Bruttoertrag von mehr als 14 Millionen lieferte. Ungefährlicher als der sicilianische Aufstand, weil künstlich erzeugt, ist die anarchistische Bewegung von Carrara doch ein Symptom für die zunehmende Erbitterung, welche die staatsfeindlichen Elemente nun auch unter der Arbeiterbevölkerung Italiens erregt haben, und für das Ministerium Crispi bedeutet sie, so schnell es ihrer

*) Einer der jetzt verhafteten Führer der sizilianischen Sozialisten, Garibaldi Bosco, hat in der That die antisozialistische Einwirkung des Klerus dadurch mit Erfolg bekämpft, daß er der frommen Bevölkerung den Sozialismus als eine wahre von Christus gepredigte Religion pries. Auf seinem in einen Altar umgewandelten Rednerpult prangte überall im Scheine zweier Kerzen ein gekreuzigter Christus.

auch Herr geworden ist, eine neue Schwächung seiner nicht allzu starken Stellung. Denn die Ausnahmemaßregeln und die zahlreichen Verhaftungen, die sie zur Folge hatten, fügen der großen Summe der Feinde, mit welcher der „Mann mit der eisernen Faust" zu rechnen hat, immer neue hinzu.

Aber nicht nur zur Herstellung der Ruhe und Ordnung im Lande sah sich Crispi zu außerordentlichen Schritten genöthigt. Sein Unglück wollte es, daß das Mißtrauen der Bevölkerung, das seit Monaten durch die Enthüllungen über die Mißwirthschaft in der Banca romana und durch die Zahlungseinstellungen großer Banken genährt worden war, gerade in diesen ersten Wochen seiner Regierung den Höhepunkt erreichte und selbst an der Sicherheit der vorsichtigsten und solidesten Kreditanstalten, der Sparkassen, zu zweifeln begann. Es ruhen in den Sparkassen Italiens $1^1/_2$ Milliarden von Ersparnissen der minder begüterten Klassen. Eine wie große Gefahr nicht nur den Kredit sondern auch die Ruhe und Ordnung im Staat bedroht hätte, wenn der Ansturm des Publikums gegen die Kassen dieser Anstalten, Institute wie die Sparkasse von Mailand, die allein fast 450 Millionen Lire im Depot hat, zur Zahlungseinstellung gezwungen haben würde, das brauche ich nicht näher auseinanderzusetzen. Dieser Gefahr mußte die Regierung vorbeugen. Es blieb ihr zur Erreichung dieses Zweckes kein anderes Mittel übrig, als die Ermächtigung der Emissionsinstitute zur Erhöhung ihres Notenumlaufes. Denn sie allein konnten den Sparkassen zu Hilfe kommen. Da solche Erhöhung aber gerade in Folge der Enthüllung jener verbrecherischen Mißwirthschaft in der Banca romana durch das Gesetz vom 10 August 1893 den Zettelbanken unmöglich gemacht war, mußte sie durch ein Dekret wesentliche Artikel dieses erst am 10 Januar von ihr selbst in Kraft gesetzten Gesetzes wieder aufheben. Sie erreichte dadurch ihren Zweck. Dieser Beweis, daß die Regierung selbst nach den traurigen Erfahrungen des letzten Jahres das vollste Vertrauen in die Solidität der Sparkassen setzte, wirkte so beruhigend, daß die Sparkassen voraussichtlich die Hilfe der Zettelbanken gar nicht in Anspruch zu nehmen brauchen. Aber der Opposition war diese Maßregel ein neues Mittel zur Agitation gegen das Ministerium. Sie gab sich den Anschein, als ob sie in dem Dekret nur eine Gesetzesverletzung erblickt, die den Kredit Italiens vollständig ruiniren würde, und ignorirte seine schwerwiegenden fast zwingenden Motive.

Das Ministerium Crispi hat bei seinem Amtsantritt vom Parlament einen Gottesfrieden verlangt. Er ist ihm gewährt worden. Nicht durch seine Schuld, sondern durch die Folgen langjähriger Uebelstände und zahlreicher Fehler und Unterlassungssünden seiner Vorgänger hat es in der Zeit dieses Gottesfriedens nur negative Zeichen seines Daseins geben können. Die drei Regierungshandlungen, die es unter schwerer Verantwortung in den sechs Wochen seiner Amtirung auf sich nahm, sind Aufhebungen von Gesetzen im Wege der Verwaltung. Acht Provinzen hat es der konstitutionellen Freiheiten zum Theil beraubt, und in einem zwar nicht von ihr entworfenen, aber von ihr in Kraft gesetzten Gesetze hat es gerade die Bestimmungen unterdrückt, um deren willen es geschaffen worden war. Die Gefängnisse des Landes hat es bevölkert, das Defizit hat es durch die Truppentransporte um mehrere Millionen erhöht, keinen einzigen Gedanken aber zur Herstellung des Gleichgewichts des Budgets hat es bisher der öffentlichen Meinung zur Diskussion unterbreitet. Wäre es in solcher Lage ohne ein bis in alle Einzelheiten ausgearbeitetes Finanzprogramm vor das Parlament getreten, so wäre es voraussichtlich dem ersten Ansturm erlegen. Darum hat es sich zu einer vierten, nicht minder außergewöhnlichen Maßregel entschlossen, zur Vertagung der Kammer um volle vier Wochen durch königliches Dekret. Auch diese Vertagung, die offiziös durch den anormalen Zustand der öffentlichen Sicherheit begründet wurde, war für jede Regierung, die sich mit ihren Pflichten nicht durch ein leichtfertiges und leichtes: „après nous le déluge" abfindet, ein heiliges Gebot der traurigen Zeitverhältnisse. Aber auch sie hat dem Ministerium vielleicht einige Anhänger entfremdet. Denn durch die abermals verlängerte Unsicherheit über das Finanzprogramm der Regierung erleiden Handel und Industrie, die wahrlich schon tief genug darniederliegen, neue empfindliche Einbußen. Und die darunter zu leiden haben, erwägen selten, ob die Unterlassung der Maßnahmen, die sie schädigt, ihre Interessen nicht noch tiefer verletzt hätte.

Wie gestaltet sich nun die Lage des Ministeriums Crispi auf Grund aller der außergewöhnlichen Maßnahmen, die es in der Zeit des ihm bewilligten Gottesfriedens, zu ergreifen gezwungen war? Gleich nach dem Sturze des Ministeriums Giolitti versammelte sich die bisherige parlamentarische Mehrheit in Montecitorio und beschloß eine Tagesordnung, die nichts Anderes besagte, als daß sie der bisherigen Politik treu bleiben wolle. Diese von mehr als 200 Abgeordneten besuchte Versammlung, die einzige parlamentarische Kundgebung, die man etwa zur Grundlage eines Urtheils über die Parteiverhältnisse machen könnte, fand längst vor der Konstituirung des Ministeriums Crispi statt. Wer erwägt, wie tiefen Einfluß persönliche Beziehungen auf die Parteizugehörigkeit in Italien haben, der wird kaum annehmen, daß diese stärkste Gruppe des Parlaments nicht durch die Rückkehr Crispi's zur Macht zersprengt worden ist. Immerhin bilden „die um Giolitti" einen anerkennenswerthen Faktor im parlamentarischen Leben, welcher der Regierung nicht grundsätzlich Feindschaft geschworen hatte, als sie ihr Amt antrat, und deren Preßorgane dem Ministerium Crispi zwar mit einiger Zurückhaltung aber doch nicht mit Unfreundlichkeit begrüßten. Ganz unnöthiger Weise hat Crispi sich die Gruppe entfremdet, indem er in dem Immediatbericht, der den Belagerungszustand in Sicilien motivirte, vor dem ganzen Lande gegen seine Vorgänger die schwere Anklage erhob, „durch bedauerliche Nachlässigkeiten" den Aufstand in Sicilien ermöglicht zu haben. Diese Anklage, die zur Motivirung des Dekretes nicht nur nicht nöthig war, sondern durchaus ungerechtfertigt erscheint, wenn sie sich nur gegen Giolitti und nicht etwa gegen alle Vorgänger Crispi's bis zum Jahre 1876, also auch gegen ihn selbst richtet, hat einen Sturm der Entrüstung in der giolittianischen Presse entfesselt. Sie hat um so tiefer verletzt, weil sie in einem an den König gerichteten offiziellen Schreiben enthalten war. Wenn Crispi die Regierung nicht mit dem Gedanken übernommen hat, die Kammer aufzulösen, so war diese Anklage eine unkluge und ganz nutzlose Reizung einer starken Partei.

In offener Feindschaft steht dem Ministerium die äußerste Linke gegenüber; sie wird ihm für keine der Maßregeln des „Gottesfriedens" Indemnität ertheilen; sie wird es vielmehr in den ersten Sitzungen für die Verhaftung des Fraktionsgenossen Felice di Giuffrida, über dessen Haupt die furchtbare Anklage des Hochverraths und der Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates schwebt, zur Rechenschaft ziehen.

Die Rechte, die nach dem Scheitern der Bemühungen Zanardellis den Anspruch erhob, zur Regierung zurückzukehren, steht dem Finanzminister Sonnino und Saracco, dem Minister der öffentlichen Arbeiten, nahe. Sie erhoffte von ihnen eine ihr genehme Finanzpolitik. Daß sie aber nur eine sehr unsichere Stütze des Ministeriums sein würde, wenn sie ihm überhaupt zur Hilfe kommt, beweist ein Vorgang der letzten Woche, der wohl kaum von der ganzen europäischen Presse besprochen worden wäre, wenn er nicht allgemein für ein Symptom des Verhältnisses zwischen Crispi und der Rechten gehalten würde. Die „Hamburger Nachrichten" zuerst und dann die „Times" brachten Depeschen aus Rom, in denen Rudini, der Führer der Rechten, beschuldigt wurde, im Jahre 1891 bei Gelegenheit des Besuches von Giers in Monza mit Rußland verhandelt zu haben, um Italien im Fall eines Krieges die Neutralität zu sichern. Die „Times" knüpften an diese Depesche den Vorwurf des Verraths am Dreibunde. In der Presse der Rechten wurden sie auf eine Inspiration Crispi's zurückgeführt, dessen freundschaftliche Beziehungen zum Korrespondenten der Times kein

Geheimniß sind. Einem scharfen Dementi der „Riforma", die noch immer als Crispi's Organ gilt, schenkten die Blätter der Rechten zwar äußerlich Glauben; die Energie aber, mit der sie die beiden Korrespondenten unter der Androhung des Vorwurfs der Verleumdung aufforderten, ihre Quelle zu nennen, beweist, daß sie das Dementi der „Riforma" nicht überzeugt hat. Die ganze Geschichte ist des großen Aufsehens nicht werth, das sie erregt hat. Ich erwähne sie nur, weil sie mir als ein Mittel erscheint, einigen Aufschluß über das Verhältniß der Rechten zu Crispi zu gewinnen. Es bleibt die kleine um den Finanzminister geschaarte Partei des Centrums übrig, deren Stimmen dem Ministerium sicher sind.

So ist, äußerlich betrachtet, die parlamentarische Stellung des Ministeriums Crispi so ungünstig wie möglich. Mit schwererer Verantwortung belastet als irgend einer seiner Vorgänger wird Crispi am 20. Februar vor ein Parlament treten, in dem er kaum mehr als dreißig sichere Freunde hat.

Ob es ihm möglich sein wird, auf das noch vollkommen unbekannte Finanzprogramm, das er der Kammer vorlegen wird, sich eine Mehrheit zu schaffen, das ist mir nicht wahrscheinlich, wenn ich erwäge, daß in dieser von lokalen Interessen zersetzten Volksvertretung sich gegen fast alle möglichen Kombinationen gleich starke Feinde erheben.

Rom, Ende Januar 1894.

(Ein Schlußartikel folgt.)

C. Mühling.

## Aus unserem Citatenschatz.

### „Die Stützen von Thron und Altar" — einst.

„Die Kreuzritter verstehen sich auf das Intriguiren ganz vortrefflich."
Bernhardi, Bd. II S. 144.

Preußen war durch die Siege der napoleonischen Heere zerschmettert. Die Schlacht von Jena war verloren; die Festungen hatten kapitulirt, obgleich der Adel das Kommando führte. Der alte bisherige Staat, in dem die „Ritterschaft" neben dem König geherrscht hatte, war vernichtet. Der Ausbau der Monarchie mußte nach dem Zusammenbruch des aristokratischen Feudalstaates auf neuer Grundlage versucht werden, oder eine bessere Zukunft erschien unerreichbar. Für die innere Wiederherstellung und für die Befreiung von der Fremdherrschaft spendete die Bevölkerung Gut und Blut. Mit welcher freudigen Opferwilligkeit die „Stützen von Thron und Altar" zum gemeinen Besten in der höchsten Noth des Vaterlandes auf einige ihrer Vorrechte verzichteten, zeigen die folgenden Bruchstücke aus einer leider immer wieder in Vergessenheit kommenden

### „Bittschrift einiger Landstände an Se. Majestät den König von Preußen."

„. . . . Wir wurden durch die Eindrücke am 18. Oktober belehrt . . ., daß von nun an der Staat nach jenen fremden Grundsätzen regiert, also eigentlich der bisher bestandene alte Brandenburgische Preußische Staat aufgelöst sein solle, denn:

1. wurde die alte ständische Verfassung durch Nichtachtung dieses ihres Rechtes, der Rathgebung und Bewilligung, de facto über den Haufen geworfen . . . .

Ja es wurde sogar der Ritterschaft, ungeachtet im Eingang des Edikts die Hilfe, die sie bei Sicherstellung der Kontributionen geleistet, rühmlich anerkannt wird, im Verfolg desselben öffentlich vorgeworfen, daß sie sich auf Kosten ihrer Mitbürger öffentlichen Lasten entzogen hätte, und später bei einer feierlichen Gelegenheit vor dem Staatskanzler gesagt und durch alle Zeitungen verkündet: „eine Berathung mit den jetzt bestehenden Provinzialständen würde kein den Zweck erfüllendes Resultat liefern können."

Wir müssen mit Bedauern hinzusetzen, daß hierdurch vom Thron aus ein Same des Mißtrauens und des Zwiespalts ausgestreut worden ist, wo man ein Band der Vereinigung zu finden gehofft hatte.

2. sind durch diese Edikte alle Exemtionen und Freiheiten, nicht etwa geschenkte sondern ursprünglich vertragsmäßige und durch das Königliche Wort geheiligte, . . . . mit einem Federstrich vernichtet, und eben dadurch jene fremden Grundsätze der Willkür und des Verderbens auch in diesem Lande eingeführt und dessen Revolutionirung begonnen worden. . . .

Aber wir sind es Ew. Königlichen Majestät, wir sind es diesem Lande, uns und unseren Nachkommen schuldig zu erklären:

„Daß wir nur diesem Zwange weichen, daß wir unserer wohlerworbenen und festbegründeten Gerechtsame uns nicht begeben haben, sondern sie so lange als noch bestehend betrachten, bis es Ew. Königl. Majestät gefallen wird, über diejenigen unter denselben, die dem allgemeinen Wohle zuwiderlaufend erscheinen mögen, Verträge mit uns abzuschließen, und sie solchergestalt auf gesetzmäßigem Wege zu lösen. . . . Wir sind nämlich überzeugt, daß nicht nur die Grundsätze, nach welchen die neuen Verordnungen abgefaßt sind, sondern ihre Tendenz ganz dahin gerichtet ist, Unheil und Verderben über unser Land zu bringen . . . und (es wird)

so unser altes ehrwürdiges Brandenburgisches Preußen ein neumodischer Judenstaat werden. Wir wagen es zu sagen, daß, wenn der Grundsatz der Willkür, der Gleichmachung der Stände und die Mobilisirung des Grundeigenthums wirklich durchgeführt werden, uns keine Rettung für diesen Staat und für Ew. Königl. Majestät hohes Haus mehr erscheint. . . ."

Wir ersterben u. s. w. u. s. w. Ew. Königl. Majestät allerunterthänigste Stände des Lebusischen, Storkow- und Beeskow'schen Kreises. Graf von Finkenstein, von Marwitz, von Burgsdorff, auch in Vollmacht des Fürsten von Schönberg-Waldenburg, von Flemming, Leßmann-Karbe, von Massow, von Eckartstein u. s. w. u. s. w.

(Abgedruckt in „Die neuen Jakobiner in den preußischen Staaten. 1811.")

### Ein halbes Jahrhundert später!

Auf Jena waren die Märztage von 1848 gefolgt. Die Herrschaft des Feudalismus hatte im Verlaufe von wenigen Jahrzehnten dem Staat von Neuem einen vollständigen Zusammenbruch gebracht. Allein dieselbe soziale Schicht, die Preußen zum Tilsiter Frieden geführt hatte, die ohne Rücksicht auf das Interesse des Staates bei der Wiederaufrichtung des Vaterlandes so tapfer „ihre Exemptionen und Freiheiten" gegen jede Schmälerung vertheidigt hatte, die der Monarchie die Revolution auf den Hals gehetzt hatte, verfügte von Neuem über das Ohr des Königs. Die feudale Partei war wiederum „Stütze von Thron und Altar". Die „Kreuz-Zeitung" triumphirte.

Die Schmach von Olmütz fällt in die Zeit dieser Herrschaft — das ist ein Monument für die auswärtige Politik; der Prozeß Waldeck fällt in diese Zeit — das ist ein Monument für die innere Politik.

Für diese verblassende Zeit der Kreuzzeitungs-Herrlichkeit liefern jetzt eine Fülle neuer Züge die Aufzeichnungen Theodor von Bernhardi's,*) der einer der hervorragendsten Militärschriftsteller Preußens, ein Adliget, ein durchaus gemäßigter Mann, aber freilich auch ein selbstloser, edler Patriot gewesen ist, und der die besten Beziehungen bis hinauf zu Moltke und dem späteren Kaiser Wilhelm und Friedrich unterhalten hat. Aus seinen Aufzeichnungen theilen wir einige wenige charakteristische Stellen mit.

Von Rußland, das im Innern gänzlich vermorscht war, erwarteten die Leute der „Kreuz-Zeitung" das Heil, weil dort die Despotie herrschte, und Kaiser Nikolaus, „der nur zu niesen brauchte, damit die Hähne in Spanien eine Stunde früher als gewöhnlich zur Ruhe gingen," war der Gott dieser patriotischen Politiker.

Kaiser Nikolaus suchte mit Hilfe der Kreuzzeitungspartei in Preußen Minister zu stürzen und einzusetzen, und er hoffte auch, daß die preußische Armee gegen ihn nicht marschiren werde, so stark wähnte er damals seinen Einfluß auf das preußische Heer durch die „Kreuzritter".

24./3. November 1850. . . . Dem Adjutanten des hier anwesenden Prinzen August von Württemberg, Baron Geyr von Schweppenburg, hat (Kaiser Nikolaus) aufgetragen, er solle die vortreffliche preußische

*) „Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's." Bd. I und II. Leipzig, S. Hirzel. 1893. Vergl. auch „Nation" laufender Jahrgang Nr. 6 und 11.

Armee von ihm grüßen, und wenn es, was Gott verhüten solle, zu einem Kriege komme, würde er an die preußischen Vorposten heranreiten und sagen: „Kinder, schießt auf mich, wenn Ihr könnt".

12./24. Februar 1851. Der Kaiser Nikolaus scheint sich nicht zu kennen vor Wuth, daß das Ministerium Gerlach nicht zu Stande gekommen ist. . . .

18./20. Februar. . . . Der Kaiser aber hätte gar zu gern ein Ministerium Gerlach an der Spitze Preußens gesehen. Die Intrigue wurde von hier aus mit aller Macht unterstützt. . . .

1. Juni 1852. . . . Die Schmach ist ärger wie zu Rheinbundszeiten, damals wurde man geknebelt, aber man hatte doch gekämpft und war besiegt, — man gehorchte einer tragischen Nothwendigkeit. Jetzt kriechen die Fürsten freiwillig vor dem Kaiser Nikolaus, um unter seinem Schutz ihre Völker knechten zu können. Damals war man auch geknechtet, aber durch Napoleon, der doch ein anderer Mann war, als der Kaiser Nikolaus.

Der Krimkrieg nahte heran:

13. März 1854. Der Mobilmachungsplan der preußischen Armee ist Rußland verrathen, dem Kaiser Nikolaus mitgetheilt worden — und die „Kreuz-Zeitung" hat die Taktlosigkeit begangen, diesen Verrath in Schutz zu nehmen und zu erklären, dergleichen sei gar nicht vom Uebel.

Bernhardi erfuhr:

„daß die Untersuchung über die angeblich durch den Fürsten Croy erfolgte Mittheilung des preußischen Mobilmachungsplanes an den russischen Militär-Agenten Grafen Constantin Benckendorff (Croy's Schwiegersohn) auf höheren Befehl niedergeschlagen worden sei."

In einem Gespräch mit Oberst Gervien vom preußischen Generalstab und Oberstlieutenant von Zalesky erhielt Bernhardi Auskunft über eine noch erbaulichere Russenfreundschaft:

25. Juli 1855. Ich sage: Preußens Befestigungssystem ist nicht vollendet, so lange Breslau nicht wieder eine Festung ersten Ranges ist. Gerwien theilt diese Ueberzeugung, die überhaupt unter allen Leuten von Einsicht verbreitet ist; er sagt: Auch die Kreuzzeitungs-Partei theilt sie, und weiß eben deshalb die Befestigung Breslaus zu hintertreiben. Auch daß Königsberg befestigt wird, ist ihr ein Dorn im Auge. Sie weiß es durch Intriguen, durch ihren Einfluß beim König dahin zu bringen, daß die für den Bau von Königsberg bewilligten Gelder nicht einmal verwendet werden. . . . Preußen soll eben, den Plänen dieser Partei zu Folge, Rußland gegenüber wehrlos bleiben, damit, wenn einmal eine andere Partei in den Besitz der Macht gelangen sollte, sogleich ein russisches Heer ungehindert bis in das Herz der Monarchie, bis Berlin, vordringen kann, um die Partei wieder in Besitz der Regierungsgewalt zu setzen!?

Dieser Politik entsprachen eine Reihe anderer Thatsachen, die darthun, daß jene Kreise den Kaiser Nikolaus schon als Herrscher Preußens betrachteten. Bernhardi berichtet über sich selbst:

10. März 1856. Unser „würdiger" Landrath hat mich freilich verklagt, und zwar recht charakteristischer Weise weder bei den Ministern, noch selbst bei der Kamarilla, sondern bei der russischen Gesandtschaft.

Oder:

22. August 1856. Graf Schlippenbach, früher Garde-Ulan, dann Kommandeur des 7. und darauf des 6. Kürassier-Regiments (Kaiser Nikolaus) — fand, als er das letztere übernahm, daß es im Avancement gegen andere zurück war und schrieb an den erhabenen Chef — den Kaiser Nikolaus —, er möge doch ein Einsehen haben, und dem Regiment ein besseres Avancement verschaffen! — Nikolaus war auch in dem Grade taktlos, daß er dieses Schreiben unserem Könige zusendete . . . Das war Friedrich Wilhelm IV. denn doch zu arg; Schlippenbach bekam einen starken Verweis.

Natürlich konnte die Kreuzzeitungs-Partei nur Offiziere solchen Schlages gebrauchen:

18. Mai 1855. Unduldsamkeit der Kreuzzeitungs-Partei; sie sucht jeden zu unterdrücken, der nicht unbedingt mit ihr geht. Sie hat Spione in allen Regimentern und sucht jedem Offizier zu schaden, dessen Ansichten sie nicht vollkommen korrekt findet. Die höchste Vorsicht ward dadurch nothwendig für alle nicht unbedingt kreuzritterlich gesinnten Offiziere „und die Charaktere leiden darunter." — Das läßt sich denken; Verstecktheit und Heuchelei sind an der Tagesordnung, die alte unbedingte Ehrenhaftigkeit des preußischen Offiziers geht verloren. . . .

7. August 1855. In der Rheinprovinz hat der Oberpräsident, Kleist-Retzow, seine Civilbeamten beauftragt, die Offiziere der Armee zu beaufsichtigen, und über ihre „Gesinnungstüchtigkeit" geheime Berichte einzusenden, die natürlich weiter gehen, an Schöler, Neumann und die sonstige militärische Umgebung des Königs. Wer in diesen geheimen Parteiberichten keine gute Nummer hat, dem geht es schlecht. . .

Rußland hatte seine Schwäche im Krimkrieg enthüllt; Kaiser Nikolaus wollte diese Niederlage nicht überleben und schied aus der Welt zum tiefsten Schmerze der Kreuz-Zeitungspartei.

8. März 1855. Die Kreuz-Zeitung ist mit schwarzem Rande erschienen, als sie den Tod des Kaisers Nikolaus zu melden hatte! — So ganz unverhohlen feiert sie in diesem Kaiser ihren eigentlichen Herrn. —

22. März. Beim Grafen Zedlitz kam gestern zur Sprache, daß sein Vater Unterschriften sammelt zu einer großen Beileidsadresse an den Kaiser von Rußland, so vollständig haben die Leute sich daran gewöhnt, in dem Kaiser von Rußland ihren eigentlichen Herrn und Gebieter zu verehren . . . Gerlach sagt in der Kammer, der Tod des Kaisers Nikolaus habe in ganz Preußen den Eindruck gemacht, als ob ein Vater gestorben sei!

4. April. In Berlin treiben Gardeoffiziere und Aristokratie einen förmlichen „Kaiser"-Cultus. Man trägt Trauermedaillen mit dem Bildniß des Kaisers Nikolaus an einem schwarzen Bande. Die Herren Gardeoffiziere tragen sie an der Uhr, die Damen an den Bracelets.

15. Mai. Feier in Brandenburg; die Uniform des Kaisers Nikolaus ist in Prozession in die Kirche zu Brandenburg getragen worden, zur höchsten Entrüstung aller Verständigen . . . Einer der Führer der katholischen Partei in der Kammer äußerte laut: Da hätten die Protestanten einen großen Lärm gemacht über den heiligen Rock und nun trieben sie selber Abgötterei mit den Kleidern des Kaisers Nikolaus.

Bei diesen Zuständen war es in Preußen schon recht russisch geworden:

4. Mai 1853. Wie die jetzt herrschende reaktionäre Partei mit Gewalt darauf hinarbeitet, das religiöse Gefühl und jeden sittlichen Halt im Volk zu vernichten! Die Religion hat ihre Macht über die Gemüther verloren, weil sie so lange Zeit als Mittel der Polizei und Regierung mißbraucht worden ist . . . . Gendarmen schleichen im Lande herum, Sonntags, um Jeden zu verhaften, der arbeitet, das heißt Heiligung des Sonntags . . . .

4. Juni 1857. . . Den Lehrern der Geschichte werden Handbücher vorgeschrieben, nach denen sie unterrichten müssen und sie dürfen keine Zusätze machen. Meine armen Kinder! . . Den Professoren ist es unter der Hand verboten, Mommsen's Geschichte von Rom zu empfehlen.

War da der folgende Ausspruch verwunderlich:

27. März 1857. Der Oberpräsident in Pommern, Senfft-Pilsach erklärt, „wenn die gegenwärtigen Zustände nur noch zehn Jahre halten, dann können wir der Zukunft mit einiger Ruhe entgegensehen", d. h. dann ist die Ausbeutung Preußens im Interesse der Partei gesichert!

Die wenigen Personen, die irgendwie sich mißliebig gemacht hatten, wurden, um durch Terrorismus einzuschüchtern und die Allmacht der Partei vor jeder Anfechtung zu schützen, rücksichtslos und mit allen Mitteln bekämpft; so erging es selbst einem Hinckeldey:

„So ist denn Hinckeldey gefallen. Was ein sehr schlimmes Licht auf die Sache wirft, das sind, wie Vincke sagt, gewisse Leitartikel in der „Kreuz-Zeitung", die gleich im Anfang des Winters erschienen, und in denen vielfach auseinandergesetzt wurde, daß man Hinckeldey um jeden Preis loswerden müsse."

Das war im Winter 1856 und nicht im Winter 1894, und der vor die Pistole geladene hieß Hinckeldey und nicht Caprivi.

Entscheidende Aufklärungen über die Beseitigung Hinckeldey's geben unmittelbare Mittheilungen des späteren Kaiser Wilhelm.

16. März 1856. Vincke theilt mir einen kleinen Aufsatz über diese Katastrophe mit, den er an den Prinzen von Preußen gerichtet und den er mit Randbemerkungen des Prinzen zurückerhalten hat. Der Prinz schreibt: „Der König verlangt, die Herren Heydebrand und Schmeling sollten aus Berlin ausgewiesen werden. Hinckeldey widersprach und machte geltend, die Herren seien Beide mit dem Recht, Uniform zu tragen, verabschiedet, könnten also nicht wie Gesindel weggewiesen werden. . . . Dafür (nämlich daß Hinckeldey sich in diesem Sinne ausgesprochen) habe ich das Wort des Königs", schreibt der Prinz, indem er diese Worte unterstreicht. Die Sache wurde dahin vermittelt, daß Herrn von Heydebrand unter der Hand mitgetheilt wurde, es sei der persönliche Wunsch des Königs, daß er seinen Aufenthalt nicht bleibend in Berlin nehme. Heydebrand ging dann nach Paris und am 24. Juni war die Klubangelegenheit zur Zufriedenheit aller Parteien vollständig erledigt. Am 16. Dezember fällt es den Herren ein, die Angelegenheit wieder aufzunehmen und ein Ehrengericht zu verlangen. Heydebrand kam dazu eigens aus Paris zurück. Schon daraus geht hervor, daß diese Geschichte bloßer Vorwand war und daß das ganze Treiben einen politischen Zweck hatte. „Es galt, Hinckeldey aus der Umgebung des Königs zu verdrängen, denn er war der einzige, der noch gegen die Kreuzzeitungspartei zu sprechen und vor ihr zu warnen wagte." (Ipsissima verba des Prinzen." . . .)

So bestand denn erklärlicherweise auch bittere Feindschaft gegen den Prinzen von Preußen in der Kreuzzeitungspartei:

4. April 1855. Mit großer Feindschaft ist in diesen Kreisen vom Prinzen von Preußen die Rede.

Juli 1855. Der Besuch des Prinzen von Preußen war in anderer Rücksicht bemerkenswerth gewesen: die Reise war über Hirschberg gegangen, das sich dazu festlich geschmückt hatte; nur die Fenster einiger bekannter Mitglieder der Kreuzzeitungspartei waren unerhellt geblieben.

7. August 1855. Zalesky sagt, daß in den Kreisen der Kreuzritter der Prinz von Preußen, die Prinzessin und der junge Prinz „die Demokratenfamilie“ genannt werden.

6. September 1857. Die Heirath mit der Prinzessin von England ist der Junkerpartei ein Dorn im Auge; sie sucht daher auch allerhand ungünstige Gerüchte über sie in Umlauf zu bringen; zuerst über ihr Aeußeres. Diese lassen sich nun dem Porträt gegenüber nicht weiter behaupten. Nun sagt man, sie verstehe kein Deutsch und wolle es auch nicht lernen, da sie eine entschiedene Abneigung gegen die deutsche Sprache habe.

Als aus der englischen Prinzessin eine deutsche Kaiserin geworden war, verbreiteten bekanntlich dieselben Kreise loyale Worte über die Politik englischer Unterröcke in preußischen Königsschlössern, und als der Prinz Friedrich Wilhelm eine Kaiserkrone trug, da brachten sie den deutschen Kaiser in einen loyalen Zusammenhang mit den Bewohnern von — Palästina.

In Bernhardi's Denkwürdigkeiten ist eine Unterhaltung mitgetheilt, die unmittelbar nach dem Tode des Kaiser Nikolaus stattgefunden hatte:

2. Oktober 1854. Heute hat Herr von Gerlach dem Unterstaatssekretär von Manteuffel gesagt: Nach diesem großen Unglück (dem Tode des Zaren) sei es mehr als je Pflicht aller konservativ Gesinnten fest zusammenzuhalten. Manteuffel antwortet: „Allerdings! Wenn nur gewisse Leute nicht Anspruch darauf machten, das Monopol konservativer Gesinnung haben zu wollen.“ Ich: „Wenn ihr Treiben nur konservativ wäre! aber ich fürchte sehr, es könnte sich destruktiv erweisen, wenn man die Herren gewähren läßt.“ — Manteuffel, schon im Fortgehen, kneift sein Gesicht zu einer wunderbaren Grimasse zusammen und sagt nach einigem Zögern: „Ja, die bringen uns Revolutionen herauf.“

Aber trotz den Lehren der Vergangenheit gewann die „Kreuzzeitungs“-Partei immer von Neuem wieder verderblichen Einfluß. Den Grund hierfür gibt Bernhardi, dieser scharfe Beobachter und Kenner der preußischen politischen Verhältnisse, treffend so an:

„Westphalen und die Seinigen haben in Gerlach und anderen ein paar gute Freunde in der täglichen Gesellschaft des Königs, die diesen entre la poire et le fromage zu vielerlei beschwatzen. Die Kreuzritter verstehen sich auf das Intriguiren ganz vortrefflich.“

Und andererseits:

Sophistik vermag viel über den Verstand eines redlichen Menschen, „besonders wenn sie einem Fürsten gegenüber von Geistlichen und Absolutisten ausgeht“.

## August Hirsch †.

Vor nicht langer Zeit erzählte mir ein hochbetagter aber geistesfrischer Danziger Arzt, er sei — es dürfte Ende der vierziger Jahre gewesen sein, — einmal zu seinem Kollegen August Hirsch gekommen und habe plötzlich sein Zimmer mit großen Wandregalen ausgekleidet gesehen. In den zahlreichen Fächern lagen Zeitungen und Broschüren in wohlgeordneter Menge. „Du willst wohl gar noch ein Gelehrter werden?“ habe er ihn nicht ohne herbe Ironie gefragt. Denn große Stücke habe weder er noch die anderen Studiengenossen auf Hirsch's Begabung gehalten. Nur vor seinem eisernen Fleiß, der ihn vom Kaufmannslehrling hatte zum studirten Arzt aufsteigen lassen, habe man Respekt gehabt. Das Staunen meines Gewährsmannes stieg in der Folgezeit noch, als Hirsch im nächsten Jahrzehnt bald Medizinalrath in Danzig wurde, eine Arbeit nach der anderen veröffentlichte und 1863 bereits als ordentlicher Professor an der Berliner Universität vortrug. Die Verwunderung des Danziger Kollegen war aber ebenso begründet, als die glänzende Laufbahn Hirsch's berechtigt war, den auch die Leser dieser Zeitschrift aus Beiträgen kennen. Sein Arbeitsgebiet lag nicht nach jener Seite, wo nur das Genie des Entdeckers durch neu erfundene Thatsachen die Wissenschaft zu bereichern im Stande ist, sondern seine Bedeutung gipfelte im sorgfältigen Sammeln, Sichten und Zusammenstellen von Befunden Anderer. Und hierin hat er die größte Meisterschaft bekundet. Schon seine erste Arbeit über die geographische Verbreitung von Lungenschwindsucht und Wechselfieber, mit der er sich für seine niemals begonnene Laufbahn als englisch-indischer Kolonialarzt vorbereiten wollte, hat ihn auf das Gebiet geführt, das er später als seine eigenste Domäne ungemein fruchtbar bearbeitete. Denn sein Interesse hatte sich besonders nach einigen weiteren ähnlichen Unternehmungen über Typhus, Ruhr und Friesel so auf die Geschichte und Verbreitungsart der ansteckenden Leiden konzentrirt, daß er bald den Plan zu einer umfassenden Darstellung dieses Gebietes der Krankheitslehre festlegte. Ausgeführt wurde dieser Plan unter der stetigen Ermunterung Virchow's, der ja neben jenen Arbeiten, durch die er die Medizin groß gemacht hat, noch selber Muße gefunden, sich mit der Seuchenkunde zu beschäftigen. So entstand Hirsch's Hauptwerk, das 1860 erschienene Handbuch der historisch-geographischen Pathologie. In ihm sind zum ersten Male alle Daten über das frühere und gegenwärtige Vorkommen, sowie über den Ausbreitungsmodus der infektiösen und konstitutionellen Krankheiten mit einer bewunderungswürdigen Vollständigkeit zusammengetragen. Das Werk ist deshalb jedem wissenschaftlich arbeitenden Mediziner unentbehrlich geworden. Man muß es seines stupenden Materials wegen, das in der zweiten vor einem Jahrzehnt etwa erschienenen Auflage noch enorm gewachsen ist, in fast allen epidemiologischen Fragen zu Rathe ziehen. Gerade weil man dem Werke zum Vorwurf gemacht hat, daß es dort, wo es sich auf Grund der gesammelten Thatsachen zur Höhe des Urtheils erhebt, seine Schwächen besitze, soll ausdrücklich erwähnt werden, wie Hirsch als einer der ersten die Lehre des damals viel verpönten Prager Arztes Semmelweis von der ansteckenden Natur des Wochenbettfiebers unterstützte, einer Lehre, deren praktische Folgerungen Hunderttausenden von Frauen das Leben gerettet hat.

Als Autorität auf seinem Gebiete ist Hirsch zu wiederholten Malen zum Studium von Seuchen von der Regierung entsendet worden. So hat er nacheinander die epidemische Genickstarre in Westpreußen, die Cholera in Posen und Preußen und die Pest in Rußland begutachten müssen. Freilich ist es erst der bakteriologischen Methode, die Hirsch nie geübt hat, vorbehalten gewesen, die Ursachen der Seuchen aufzufinden, und nichts kann heller den Unterschied zwischen dem modernen Naturforscher und dem mehr aus Schriftweisheit schöpfenden Gelehrten früherer Art beleuchten, als ein Vergleich von Hirsch's Gutachten mit der Mission Koch's, der den Cholerabacillus bis ins jagenumflorte Indien verfolgte und das vielerwogene Räthsel von der Entstehung und Verbreitung der Cholera mit einem Schlage löste.

Es sei fern von uns, darum die anerkannte Vortrefflichkeit der Arbeiten Hirsch's irgendwie bemängeln zu wollen. Eine neue Zeit hat eben neue Aufgaben geschaffen, und so ist es nur natürlich, daß Hirsch sich immer mehr seinem zweiten Arbeitsfelde, dem der Geschichte der Medizin zuwandte, das er übrigens gleich vom Beginn seiner Berliner Universitätsthätigkeit an mit Eifer und großem Geschick betreten hatte. Er hat erst jüngst die „Geschichte der medizinischen Wissenschaften in Deutschland“ dargestellt und mit diesem hervorragenden Werk den wohlverdienten Beifall aller Kenner geerntet. Trotz seines hohen Alters war er immer rastlos thätig. Obwohl Professor der speziellen Pathologie und Therapie, hatte er doch keine klinische Stellung, und der praktischen Ausübung der Medizin ist er schon seit Langem fern geblieben. Die ihn kannten, schätzten ihn nicht bloß wegen seines staunenswerthen Wissens, sondern ebenso sehr wegen seiner Bescheidenheit, Lauterkeit und humanen Gesinnung. Sein Herz, das für alles Edle und Große

schlug, hat dem erst spät Müden am 28. Januar endlich den Dienst versagt. Ehre seinem Andenken und über sein Grab hinaus der Dank Aller, denen sein Fleiß die Bahn für weitere Forschung geebnet hat!

W. Fließ.

## Die Herstellung einer Erdkarte.

Das monumentale Werk der Anfertigung einer großen einheitlichen Himmelskarte, welches der im Jahre 1887 zu Paris stattgehabte internationale astronomische Kongreß nach dem Vorschlage von Mouchez in Aussicht nahm und das unter der dankenswerthen finanziellen Unterstützung seitens der einzelnen Staaten seiner Verwirklichung entgegengeht, soll nach den Anregungen des Berner (5.) internationalen Geographenkongresses ein würdiges Gegenstück in der Anfertigung einer nach einheitlichen Gesichtspunkten hergestellten Erdkarte erfahren.

Der genannte Kongreß war bei diesem Beschlusse von der Erwägung geleitet, daß das Kartenmaterial, welches über die Landoberfläche der Erde vorliegt, trotz seiner außerordentlichen in den letzten Jahrzehnten eingetretenen Bereicherung nach seiner Verschiedenartigkeit in Maßstab, Projektion, Schrift und Inhalt, sowie bei der gegenwärtigen Zersplitterung und theilweisen Unzugänglichkeit seiner Bezugsquellen eine unmittelbare wissenschaftliche und praktische Verwendung noch nicht zuläßt oder dieselbe doch ungemein erschwert. Denn obwohl in runden Bruchtheilen die Hälfte der Erdoberfläche auf Grund detaillirter und allgemeiner topographischer oder wenigstens flüchtiger Aufnahmen kartographisch dargestellt, zwei Sechstel rekognoszirt sind und nur etwa ein Sechstel auf noch unerforschtes Gebiet entfällt, sind dem Geographen, dem Forscher, Reisenden, Kaufmann, der Schule und dem praktischen Leben die Vortheile eines derartigen, im Allgemeinen als günstig zu bezeichnenden kartographischen Standpunktes noch nicht zugänglich gemacht.

Die Nothwendigkeit, fast bei jedem über die eigene Heimath hinausreichenden Kartenbedürfniß mit verschiedenen, oft schwer erhältlichen Kartenwerken rechnen zu müssen, deren von einander abweichender Maßstab und Inhalt meist nicht einmal einen unmittelbaren Vergleich zulassen, steht der Entwicklung und Verbreiterung des geographischen Wissens ebenso sehr im Wege als sie den Anforderungen des täglichen Lebens zuwiderläuft. Ebenso entfällt bei dem geschilderten kartographischen Verhältniß für weitere Kreise die — auch mit Rücksicht auf die überall hervortretenden Kolonialbestrebungen — als besonders wünschenswerth zu bezeichnende Möglichkeit, an die Verhältnisse und räumlichen Ausdehnungen fremder Erdtheile oder einzelner Landstrecken derselben durch ihren unmittelbaren Vergleich mit den bekannten Verhältnissen der Heimath den richtigen Maßstab anzulegen, oder den Forschungsreisenden auf jene Lücken hinzuweisen, welche häufig selbst in ziemlich bekannten Gebieten noch auszufüllen sind.

Wenn nun auch innerhalb des Berner Geographenkongresses vollkommene Klarheit darüber bestand, daß die erwähnten dem gegenwärtigen kartographischen Standpunkte anhaftenden Mängel nur durch eine nach einheitlichen Gesichtspunkten hergestellten Karte der gesammten Erdoberfläche zu beseitigen seien, und daß diese Karte bezüglich der noch nicht vermessenen und eingehend erforschten Landstrecken unser ganzes topographisches und orographisches Wissen, hinsichtlich der genau bekannten und bereits kartographisch dargestellten Länder aber unsere Kenntnisse in sorgfältiger Auswahl zur Darstellung bringen müsse, so ist es andererseits doch erklärlich, daß die zahlreichen, bei Herstellung eines so umfangreichen und für die verschiedensten Zwecke bestimmten Kartenwerkes ins Gewicht fallenden technischen Fragen eine abschließende Berathung des ganzen Planes und seiner Ausführung nicht ohne Weiteres zuließen.

Mit Rücksicht hierauf mußte sich der genannte Kongreß begnügen, die beiden grundlegenden und nach damals schon gewonnener Erfahrung zu Meinungsverschiedenheiten besonderen Anlaß bietenden Fragen des Kartenmaßstabes und der zu wählenden Projektion durch den Beschluß zur vorläufigen Erledigung zu bringen, daß die Erdkarte im Maßstab 1:1000000 auszuführen und die einzelnen Blätter durch Meridiane und Parallele zu begrenzen seien. Im Uebrigen mußte der Entwurf des Herstellungsplanes einer besonderen, unter Vorsitz des eidgenössischen Obersten Lochmann, Chefs des schweizerischen topographischen Büreaus, gebildeten Kommission übertragen werden, über deren im Laufe dieses Jahres erfolgte Vorschläge das Kommissionsmitglied, Professor Dr. Penck in Wien in den deutschen geographischen Blättern (herausgegeben von der geographischen Gesellschaft in Bremen, Band XV., Heft 3 und 4) eingehend berichtet hat.

Indem wir uns begnügen müssen, wegen der Begründung dieser Vorschläge auf die ausführlichen Erörterungen des Professors Dr. Penck a. a. O. hinzuweisen, beschränken wir uns darauf, den von der Kommission aufgestellten, die Herstellung der Erdkarte betreffenden Plan in allgemeinen Umrissen zu kennzeichnen.

Hiernach hat eine nochmalige Prüfung der Maßstabfrage allerdings unter erheblichen auf allgemeine oder wenigstens theilweise (für die unerforschten Gebiete) Anwendung eines kleineren Maßstabes abzielenden Gegenströmungen dazu geführt, die Festsetzung des Maßstabes auf 1:1000000 als besonders vortheilhaft zu bezeichnen.

Die Projektion der Karte soll nach dem in neuerer Zeit vielfach angewendeten Polyeder-Entwurf und speziell nach dem Kegelmantel-Entwurf erfolgen, so daß demnach von einer Herstellung der Blätter in der mit der Erdgestalt nicht in Einklang stehenden Rechteckform abgesehen und das Kartenbild auf Mäntel abgestumpfter Kegel übertragen wird, welche einzelnen Zonen der Erde entsprechen. Bei diesem Entwurf erscheinen die einzelnen Blätter als krummlinige Trapeze, welche nur innerhalb ein und derselben Zone streng zusammenpassen. Die Eintheilung der Karte soll unter Festsetzung des Meridians von Greenwich als Anfangsmeridian in 5° Trapezen erfolgen, wobei die aus der Konvergenz der Meridiane gegen den Nord- und Südpol hin sich ergebende Verschmälerung der Blätter vom 60. Parallel an durch Herstellung von Doppelblättern ausgeglichen werden könnte. In letzterem Falle würde die gesammte Erdkarte, welche nicht bloß das feste Land und die größeren Inseln und Inselgruppen, sondern auch die Mehrzahl der Binnenmeere sowie in eigenen, mit einer kleineren Gesammtdarstellung des Archipels verbundenen Kartons die vereinzelten, rein ozeanischen Inseln darstellen soll, 769 Einzel- bezw. Doppelblätter umfassen, während die Zahl derselben auf 880 steigt, wenn von Anwendung der Doppelblätter jenseits des 60. Parallels abgesehen wird.

Nachdem die Erdkarte den verschiedensten Zwecken dienen soll, ist die Festsetzung ihres Inhalts eine besonders wichtige Frage. Es muß hierbei im Interesse der Uebersichtlichkeit und leichten Lesbarkeit der Karte von einer zu starken Bedeckung derselben mit Details abgesehen, andererseits aber auf den Eintrag aller wesentlichen, den verschiedenen Zwecken der Karte Rechnung tragenden Angaben gerücksichtigt werden, ohne eine Bevorzugung der einen auf Kosten einer anderen Richtung eintreten zu lassen. Auf Grund dieser Erwägungen schlägt die Kommission folgende Einträge für die Erdkarte vor: Wasserspiegel und Wasserläufe (soweit nothwendig und möglich mit Hoch- und Niederwasserständen, Tiefenangaben, Schiffbarkeitsgrenzen, besonders der mit 10m für die größten derzeitigen Fahrzeuge bemessenen, sonstige Isobathen, Fluthhöhen und wichtigen Ankerplätzen), — Sümpfe und Gletscher, — Geländedarstellung in Schraffir- oder Schummermanier für Darstellung der relativen Erhebungsverhältnisse mit nebenherlaufenden zahlreichen Höhenangaben und einer Farbenabtönung zur Kennzeichnung der absoluten Höhenverhältnisse, — die Grenzen und Hauptgliederung der Staaten, —

die wichtigsten Kommunikationen und Telegraphenlinien, — Orte, welche als Verkehrscentren, Häfen, Sitze politischer Behörden oder besonderer industrieller Thätigkeit sowie auf Grund einer 3000 Seelen übersteigenden Bevölkerung von Bedeutung sind. Auf Darstellung der Bedeckung des Geländes soll — mit Ausnahme der Bezeichnung großer, siedlungsarmer Waldgebiete — nach Anschauung der Kommission mit Rücksicht auf den wechselnden Charakter derselben und im Interesse der Uebersichtlichkeit der Karte abgesehen werden. Jedoch wird ausdrücklich anerkannt, daß die vorerwähnten auf den Inhalt der Karte bezüglichen Vorschläge nur als allgemeine Anhaltspunkte zu dienen und lediglich auf normal besiedelte und eingehend aufgenommene Gebiete Anwendung zu finden hätten, während es sich einerseits in besonders stark besiedelten Landstrecken zur Hintanhaltung einer zu dichten Beschreibung der Karte empfiehlt, für die wiederzugebenden Kommunikationen und Orte eine noch engere Auswahl zu treffen, andererseits in wenig gekannten, noch nicht vermessenen Gebieten über die Grenzen jener Vorschläge hinauszugehen.

Für die Beschreibung der Karte wird ausschließlich die lateinische, je nach der Bedeutung des zu bezeichnenden Objekts in verschiedener Größe anzuwendende Schrift vorgeschlagen. Für jene Sprachgebiete, welche kein eigenes Alphabet haben (China) oder andere Alphabete als das lateinische besitzen, wären die offiziellen Bezeichnungen nach bestimmten, von dem betreffenden Gebiet vorzuschlagenden oder sonst zu vereinbarenden Regeln litteral auf das lateinische Alphabet zu übertragen. Auch könnten durch Herstellung eigener Schriftplatten für die größeren der letztgenannten Gebiete Sonderausgaben mit der einschlägigen Schrift bewerkstelligt werden.

Die gleichen Schwierigkeiten wie auf dem Gebiet der Schrift erwachsen bezüglich der bei den Höhen- und Tiefenangaben zu wählenden Maßeinheit. Die günstigste Lösung dieser Frage erblickt die Kommission in der Wahl des Metermaßes unter Anwendung des Dekameters für die einzelnen Zahlenangaben.

Zur Vereinfachung des Herstellungsverfahrens und Verminderung der Kosten wird es als erforderlich erachtet, die Anwendung von Farben und damit die Zahl der herzustellenden Druckplatten möglichst zu beschränken. Demzufolge sollen nur die Wasserflächen und -Linien durch blaue, die Gebirgsschraffen sowie die Höhenstufen 300—500m und 500—1200m durch braune, die Höhenstufen 0—100m und 100—300m durch grüne Farbe dargestellt werden, wobei die je zwei in der gleichen Farbe gehaltenen Höhenstufen durch helleren oder satteren Farbenton zu unterscheiden wären. Höhenstufen über 1200m absoluter Höhe würden lediglich durch Schraffirung bezw. Schummerung zum Ausdruck gelangen. Im Uebrigen soll der Inhalt der Karte durch Schwarzdruck gegeben und hierbei zwischen Gebieten, deren geographische Forschung als abgeschlossen erachtet werden kann, und solchen Landstrichen unterschieden werden, bezüglich deren das Material für ein feststehendes und fertiges Kartenbild noch nicht vorliegt. Für erstere wäre die sorgfältigste Darstellungsweise, am besten Kupferstich, für letztere eine zunächst nur provisorische Reproduktion, unter Umständen durch Autographie, zu wählen, bis auch hier die Forschungsergebnisse bis zu einem einigermaßen abschließenden Umfange gediehen sind.

Die Kosten für Herstellung der Karte, seitens der Kommission bei einer Auflage von 1000 Exemplaren auf nahezu 4 Millionen Mark veranschlagt und durch den Verschleiß dieser Auflage kaum zur Hälfte deckbar, bedingen selbstverständlich, daß die einzelnen Kulturstaaten zur Herstellung der Karte entsprechende Beisteuer leisten oder die Anfertigung der auf ihr Gebiet entfallenden Sektionen übernehmen. Bei dem Umstande, daß mehr als drei Viertel aller Kartenblätter auf die Britten (222), Russen (192), Nordamerikaner (65), Franzosen (55), Skandinavier (54), Niederländer (24), Deutsche (21), Spanier (16), Italiener (10), Portugiesen (8) entfallen, während an dem übrigen Viertel 17 Staaten betheiligt sind, glaubt die Kommission, daß die Betheiligung der erstgenannten zehn Staaten zur Sicherung des Werkes genüge, weil der auf andere allenfalls dem Unternehmen fernbleibende Staaten entfallende Antheil dann durch Freunde des Unternehmens, geographische Gesellschaften und Anstalten u. dergl. übernommen werden könnte.

Auf Grund dieser Vorschläge und Aeußerungen der Kommission hat es die Regierung der Schweiz schon im Monat Juli 1893 mit dankenswerther Bereitwilligkeit versucht, die zunächst ins Gewicht fallenden europäischen Regierungen für das Unternehmen zu gewinnen und dieselben einzuladen, durch offizielle Beschickung einer etwa im September 1893 in der Schweiz zusammenzuberufenden Kommission in weitere Erörterungen und Berathungen wegen Herstellung der Erdkarte und wegen der Betheiligung der einzelnen Regierungen einzutreten

Bis jetzt ist indessen der Zusammentritt dieser Kommission nicht erfolgt. Man würde jedoch sicher zu weit gehen, wenn man aus diesem Umstande auf eine prinzipiell ablehnende Haltung der einschlägigen Regierungen schließen wollte. Es erscheint vielmehr die Annahme gerechtfertigt, daß dieselben den Zeitpunkt für eine offizielle und mehr oder minder verbindende Stellungnahme zu dem aufgeworfenen Projekte noch nicht für gegeben und den Vorschlag, daß die einzelnen Staaten die Herstellung der auf ihr Gebiet entfallenden Sektionen der Erdkarte selbst übernehmen, wenn auch nicht gerade für undurchführbar, so doch für unzweckmäßig erachten.

In der That ergibt eine nähere Prüfung der Vorschläge der Kommission, daß dieselben trotz ihrer eingehenden und sachgemäßen Bearbeitung noch eine Reihe von Fragen zur Erörterung stellen, welche entweder überhaupt nicht vor das Forum einer aus offiziellen Regierungsvertretern gebildeten Kommission gehören oder wenigstens hier nur unter wesentlich höheren und zeitraubenderen Schwierigkeiten der Erledigung zugeführt werden könnten, als dies bei einer internationalen Vereinigung von Fachleuten der Fall ist. In ersterer Beziehung sei beispielsweise nur auf die offen gelassene Frage hingewiesen, auf welchen Nullpunkt die Höhenangaben der Karte bezogen werden sollen, sowie auf die Nothwendigkeit, die Abtönung von Höhenstufen in grüner Farbe immerhin noch einer technischen Prüfung zu unterziehen, nachdem sowohl die Ungebräuchlichkeit wie auch die Unzweckmäßigkeit einer solchen Bezeichnung gegen diese sprechen. Denn abgesehen von der bei Licht schwierigen Unterscheidbarkeit der grünen Farbe von der zur Wasserbezeichnung vorgeschlagenen und thatsächlich auch dem allgemeinen Gebrauche entsprechenden blauen Farbe gestattet der heutige Standpunkt der Technik recht gut vier Abtönungen des Geländes in Braun, so daß die vom Standpunkt der Uebersichtlichkeit der Karte erwünschte Anwendung nur einer Farbe für die Geländedarstellung nicht allein möglich, sondern mit Rücksicht darauf, daß dann eine besondere Farbenplatte für die beiden unteren Höhenstufen entfallen könnte, zu Gunsten der Kostenverminderung geboten erscheint.

Ebenso kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Fragen, bei welchen das Interesse einzelner der betheiligten Staaten in den Hintergrund treten muß, wie z. B. die Bestimmung der anzuwendenden Schrift und Maßeinheit, bei einer durch die betheiligten Regierungen offiziell geführten Berathung der Angelegenheit — wenn überhaupt — nur schwer und unter großem Aufwand von Zeit und Schreibwerk zum Austrag gebracht werden könnten. Im Schoße einer die wissenschaftliche und gemeinnützige Bedeutung des Unternehmens über Sonderinteressen stellenden internationalen Vereinigung von Freunden des Unternehmens und von Sachverständigen werden alle diese Fragen gewiß unschwer der von der Kommission vorgeschlagenen und als zweckmäßig anzuerkennenden Lösung zugeführt werden können, — bei offizieller Berathung durch Regierungsvertreter dagegen ist nicht in gleichem Maße zu erwarten, daß die Sonderinteressen und an sich begreiflichen Wünsche der einzelnen Staaten mit gleicher Bereitwilligkeit und Begeisterung den höheren Rücksichten des Unternehmens zum Opfer gebracht werden.

Ein weiterer Grund, auch die abschließende Berathung und weitere Förderung des Erdkartenprojektes ohne regierungsseitige Einmischung den Fachkreisen zu überlassen, möchte überdies darin gefunden werden, daß wohl auch aus diesen Kreisen heraus — wenn auch nicht ohne staatliche Subvention — die Herstellung der Erdkarte unter einheitlicher Leitung zu erfolgen haben wird. Denn selbst im Falle der Bereitwilligkeit der betheiligten Regierungen erscheint die Herstellung der Karte durch die einzelnen Staaten mit großen Schwierigkeiten verbunden und keineswegs vortheilhaft. Es wäre wohl kaum zu vermeiden, daß schon die Vertheilung jener Sektionen, auf welchen Gebiete verschiedener Staaten vertreten sind, den Ausgangspunkt zeitraubender Verhandlungen und Meinungsverschiedenheiten bilden würde. Dazu käme, daß die Zersplitterung der Herstellungsarbeiten, welche mit der Zahl der betheiligten Regierungen noch nicht einmal genügend gekennzeichnet ist, sondern sich noch innerhalb der einzelnen Staaten auf eine Reihe von Behörden und Anstalten erstrecken müßte, ihre Durchführung und zwar nicht allein in technischem Sinne beeinträchtigen würde. Ein Werk, das wie das hier besprochene in ausgeprägtester Form den Grundgedanken der Einheitlichkeit zum Ausdruck bringen soll, muß nicht allein in seinem Entwurfe, sondern auch in seiner Durchführung einheitlich behandelt werden. Diesem Gesichtspunkte kann aber nur dadurch Rechnung getragen werden, daß eine aus internationalen Fachkreisen gebildete Centralleitung an die Spitze des Unternehmens gestellt wird und dasselbe nach einheitlichen Grundsätzen zum Abschluß bringt.

Die Lösung dieser Aufgabe erscheint allerdings nur möglich, wenn die finanziellen Schwierigkeiten des Unternehmens aus dem Wege geräumt sind. Dies aber ist der Punkt, an welchem die staatliche Beihilfe eintreten kann und nach der bisherigen Stellungnahme der meistbetheiligten Staaten zu Fragen von so hervorragender wissenschaftlicher und kultureller Bedeutung wie die vorliegende sicher auch eintreten wird.

Die Zurückhaltung offizieller Kreise zur Frage der Herstellung einer Erdkarte, wie sie zur Zeit vorzuliegen scheint, dürfte sich sonach mehr auf die Form der Durchführung dieses Unternehmens beziehen als sich gegen letzteres selbst richten. Unter diesen Verhältnissen ist nur zu wünschen, daß jene Kreise, welche das Recht der geistigen Urheberschaft eines allgemein begrüßenswerthen, großartigen Planes für sich in Anspruch nehmen dürfen, nicht müde werden, auch an der Verkörperung dieses Planes unentwegt fortzuarbeiten. Die Herstellung einer Erdkarte, die ja viel unmittelbarer in den Interessenkreis des staatlichen und täglichen Lebens eingreift wie die Anfertigung einer einheitlichen Himmelskarte, wird wie diese sicher auf die Unterstützung offizieller Kreise rechnen dürfen, wenn nur erst nach sorgfältiger Sichtung des Nothwendigen von dem Unzweckmäßigen bezüglich Form und Umfang dieser Unterstützung klare Verhältnisse geschaffen sind.

München. Gerneth.

## François Rabelais.

### I.

Die vier Jahrhunderte, welche verflossen sind, seit Rabelais im Garten Frankreichs, in der Touraine, das Licht der Welt erblickt hat, haben viele Schatten um sein Bild gewoben, und manches, was wir über ihn wissen sollten, unserm spähenden Auge für immer entrückt. So manche Seite seiner Werke ist so tief in diese Schatten getaucht, daß wir sie mit allen Mitteln der heutigen Interpretirkunst nicht mehr zu deuten vermögen; über sein Porträt, das in der Genfer Bibliothek hängt, wenn es anders echt ist, haben diese Jahrhunderte ihren dunklen Schleier gezogen, so daß der Retoucheur nur zögernd und unsicher die Züge des Antlitzes wieder wach zu rufen versucht hat. An seiner Biographie hat die Sage unermüdlich und lange Zeit unwidersprochen gearbeitet, so daß am Stamme seiner Lebensgeschichte die üppig wuchernde Legende empor rankt und unseren Blicken oft gerade das Wissenswertheste entzieht.

Wer kennte nicht Stücke dieser Legende, lustige und nicht selten zweideutige Geschichten, als deren Held Rabelais ausgegeben wird, le grand railleur? Mit- und Nachwelt haben sie ihm erfindungsreich und böswillig angedichtet und sie haben Glauben gefunden, da doch als selbstverständlich galt, daß der Erzähler so vieler toller Streiche und Unsauberkeiten selbst ein rechter Thunichtgut, oder, um einen Ausdruck von mehr Erdgeschmack zu brauchen, was er nicht übel nehmen kann, selbst ein rechter Unflat gewesen sein müsse.

Lassen wir diese Legende bei Seite; es bleibt für die Schilderung seines Lebens ohnedies nicht viel Raum.

Rabelais ist um 1490 in Chinon geboren, in jener fruchtbaren und üppigen Touraine, welche er später zum Utopien seiner Riesengeschichten machen wird. Sein Vater, Thomas, besaß ein Haus in der Stadt und vor den Thoren ein Weingut von Ruf. Im Uebrigen wissen wir über die Familie nichts, als daß dieser Vigneron Thomas Rabelais mehrere Söhne hatte. Der jüngste, François, besuchte die Schule der benachbarten Benediktiner-Abtei Seuillé und setzte seine Studien im Kloster de la Baumette bei Angers fort, wo er in vornehmen Schulkameraden, den Du Bellay und D'Estissac, einflußreiche Lebensfreundschaften sich gewann.

Auf Wunsch des Vaters ward er Franziskaner und lebte als Mitglied dieses Ordens im Kloster Fontenay-le-Comte im Bas-Poitou (1509—1524), in welchen Jahren er die verschiedenen Grade bis zur eigentlichen Priesterweihe durchlief.

Rabelais ist während fünfzehn der besten Jahre seines Lebens Mönch, Bettelmönch, gewesen: das moinage hat ihm denn auch seinen Charakter indelebilis aufgedrückt und als er später die Kutte in die Nesseln warf, wie der Franzose sagt, da ward doch sein Geist die Kutte nicht mehr los.

Der Franziskaner-Orden ist wissenschaftsfeindlich und da Rabelais sich eifrigen Studien hingab, juristischen, mathematischen und astronomischen und namentlich Griechisch, die neuentdeckte Sprache der Ketzerei, zu lernen anfing, mit Budæus und wohl auch schon mit Erasmus in Korrespondenz trat, so traf ihn bald der Verdacht seiner Ordensbrüder. Eine Untersuchung führte zur Beschlagnahme verfehmter Bücher und veranlaßte Rabelais zur Flucht (1523). Bei seinem Freunde D'Estissac, dem Bischof des benachbarten Maillezais, findet er eine Zufluchtsstätte inmitten einer humanistischen Gesellschaft. Die Freunde, besonders Budæus, verwenden ihren Einfluß für den Flüchtling; die Verfolgungen werden eingestellt, die konfiszirten Bücher zurückgegeben und 1524 erhält er einen päpstlichen Indult, dem zu Folge er zu den Benediktinern übergehen darf: Rabelais wird Kanonikus der Benediktiner-Abtei Maillezais und ergibt sich in seiner Mußezeit vorzüglich medizinischen und botanischen Studien.

Nur einige Jahre litt es ihn hier. Dann verließ er, wie er selbst sagt, ohne Erlaubniß seines Superiors den Dienst seiner Kirche, nahm statt des Ordenskleides das eines Weltgeistlichen et per sæculum vagatus est: er zog in die Welt, ein fahrender Scholast, ein Dreißiger. Sein Ziel ist Montpellier. In den Registern der Universität finden wir seinen Namen im September 1530 als den eines Kandidaten des Baccalaureates verzeichnet und 1531 hält er die üblichen dreimonatlichen öffentlichen Vorlesungen, in welchen er auf Grund eines ihm gehörigen griechischen Manuskriptes den Studenten Hippokrates und Galen neu erklärt.

Sein Brot erwirbt er sich, indem er geistliche und ärztliche Praxis verbindet, hier Rezepte verschreibt und dort Messe liest. Seit Ende 1531 lebt er in Lyon; er wird im folgenden Jahre Arzt am großen Hospital der Stadt. Er hält eine Vorlesung über Anatomie mit Hilfe des Leich-

nahms eines Gehängten. Bekanntlich ist er einer der ersten, welche mit Demonstrationen am Kadaver Anatomie gelehrt haben und die zeitgenössische Dichtung hat ihn deswegen gefeiert.

Jetzt tritt er für uns in die Litteratur ein.

Er besorgt als Revisor und Editor für einen Lyoner Verleger mehrere gelehrte Publikationen medizinischen und juristischen Inhalts. Auch wendet er sich der volksthümlichen Schriftstellerei zu, wird Kalendermann und Volksbuchschreiber, offenbar durch die Aussicht auf leichten Gewinn bestimmt. Mit den Volksbüchern — den livres bleus — von Robert dem Teufel, den vier Haimonskindern u. s. w. theilte sich damals in die öffentliche Gunst die Geschichte vom Riesen Gargantua, eine abenteuerliche Erzählung, wohl bretonischen Ursprungs. Sie berichtet, wie der Zauberer Merlin für den König Artus im fernen Orient ein Riesenpaar geschaffen, Grandgousier und Gallemelle, und wie diese einen ihnen ebenbürtigen Sohn erzeugt: Gargantua. Derselbe ritt mit ihnen aus dem Morgenlande auf einer riesigen Stute an den Hof des Königs Artus. Auf dem Zug durch die Bretagne verlor er Vater und Mutter. Betrübt und mit dem Bedürfniß sich zu zerstreuen, kommt das Riesenkind nach Paris, setzt sich dort auf einen Thurm der Notredamekirche, läßt seine Füße in die Seine hinunterbaumeln und schafft sich Kurzweil mit den großen Thurmglocken. Es hätte nicht so viel gebraucht, um das ganz neugierige und spottsüchtige Paris in Bewegung zu setzen. Aergerlich reitet der Riese weg, nicht ohne die beiden größten der Glocken seiner Stute als Schellen anzuhängen. Endlich gelangt er an König Artus' Hof, verrichtet da unerhörte Heldenthoten, nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern auch bei Tische, bis er nach zwölfhundert Jahren, drei Monaten und vier Tagen durch die Fata Morgana ins Feenland entrückt wird.

Dieses Volksbüchlein hat Rabelais für einen Lyoner Verleger revidirt und etwas überarbeitet; es erschien, wohl schon vor 1532, unter dem Titel: Les grandes et inestimables chroniques du grand et énorme géant Gargantua, anonym. Trotzdem ist Rabelais' Betheiligung an der anspruchslosen Publikation nicht zweifelhaft.

Das Büchlein machte Glück. Von dieser Chronique gargantuine sagt er, wurde in zwei Monaten mehr verkauft als Bibeln in neun Jahren. Dieser Erfolg bewog ihn, der Chronique eine Fortsetzung eigener Erfindung zu geben. So sind es ökonomische Rücksichten, welche ihn auf den Weg der Schriftstellerei drängten, der ihn zur Unsterblichkeit führen sollte.

Rabelais gab dem Gargantua des Volksbüchleins einen Sohn Pantagruel und erzählt dessen Leben, sich seinen eigenen Einfällen überlassend.

Noch im Jahre 1532 erschien diese neue Chronique pantagruéline unter dem pompösen Titel: Pantagruel, les horribles et épouvantables faits et prouesses du très renommé Pantagruel, roi des Dipsodes, fils du grand géant Gargantua. Composé nouvellement par maître Alcofrybas Nasier, der in den späteren Auflagen weiter als abstracteur de quintessence bezeichnet wird.

Diese Erzählung, welche heute das zweite Buch seines Werkes bildet, ist Rabelais' erste selbständige Schrift.

Im nämlichen Jahre 1532 thut er sich auch als Kalendermann auf und beginnt die Veröffentlichung einer Almanachserie, welche sich von 1533 bis 1550 erstrecken wird und gibt auch eine Prophezeiung aufs Jahr 1533 heraus: Pantagruéline prognostication, certaine, véritable et infaillible ... au profit et avisement de gens étourdis et musards.

Diese Prognostication ist eine Satyre ziemlich platter Art auf die üblichen Kalenderprophezeiungen und besonders gegen den astrologischen Aberglauben gerichtet.

Im Anfang 1534 unternimmt er die erste seiner vier Romfahrten, diesmal als Leibarzt des französischen Gesandten, seines Freundes, des Bischofs Du Bellay.

Er blieb nur wenige Wochen in der ewigen Stadt. Die späteren Aufenthalte waren länger. Alle sind dem Studium des alten Rom gewidmet und ihre Frucht tritt in gelehrten Arbeiten zu Tage. Rabelais sieht Italien als wißbegieriger Antiquar und verbindet mit dem archäologischen das Interesse des Naturforschers. Aber die Schönheit des Landes hinterläßt in seinen Schriften keine Spuren und die Poesie der Ruinen scheint ihn nicht zu rühren. Die wissenschaftliche Frucht dieser ersten Reise ist eine Veröffentlichung über die Topographie des alten Rom (1534).

Da ihm mit der Zeit das gar ärmliche Volksbuch der Chronique gargantuine als eine unangemessene Einleitung zu seinem Pantagruel erscheinen mußte, so machte er sich daran, jenes Volksbuch frei umzugestalten und auszuweiten, und schuf so unter Benutzung der Angaben desselben, eine ihm angehörende Gargantuageschichte, die er 1535 zu Lyon erscheinen ließ: La vie inestimable du grand Gargantua, père de Pantagruel. Dieses nämliche Jahr 1535 führte ihn mit Kardinal Du Bellay wieder nach Rom; er benutzt die Gelegenheit, um dem Papst eine Bittschrift zu überreichen, in welcher er um Absolution für sein weltliches Vagabundiren ersucht. Er erhält dieselbe in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, mit welchen sein Wissen und seine Lebensführung gelobt werden. Von Neuem darf er den Benediktinerrock tragen und die Ausübung der Medizin ist ihm gestattet, soweit sie dem Geistlichen überhaupt gestattet war, ohne Anwendung von Eisen und Feuer und sine spe lucri. Es ist indessen zweifelhaft, oder wirklich die Mönchskutte wieder angezogen. Trat er wirklich bei den Benediktinern in der Nähe von Paris wieder ein, so war es nur für kurze Zeit und unter Verhältnissen, die ihm eine erwünschte Freiheit wahrten. Sein Leben blieb nach wie vor unstät.

Zwar nennt er sich seit Jahren Dr. med.; doch promovirt er erst jetzt, im Mai 1537, in Montpellier. Er verbringt die nächste Zeit in Südfrankreich; überallhin begleitet ihn der Ruf eines hervorragenden Arztes.

Der Bruder des Kardinals, Wilhelm du Bellay, französischer Vizekönig des Piemont, nimmt ihn hierauf in seinen Dienst als Leibarzt und Historiker, so daß wir Rabelais von 1540—1542 in Turin finden, wo er die Geschichte der Kriege seines Herrn in lateinischer Sprache schreibt, ein Werk, das uns nicht erhalten geblieben ist. Nachdem Du Bellay in den ersten Tagen des Jahres 1543 gestorben, verlieren wir Rabelais' Spur für mehrere Jahre.

Mittlerweile arbeitete er an einer Fortsetzung der Geschichte des Pantagruel, welche 1546 in Paris, diesmal unter seinem wirklichen Namen und mit einem ausdrücklichen Privileg des Königs Franz I. erschien.

Daß er dabei im Sinne hat, seine Riesengeschichte noch weiter fortzusetzen zeigt sich schon darin, daß er auf dem Titel dieses dritten Buches den geneigten Leser bittet, mit dem Lochen bis zum 78. Buche zuzuwarten. —

Es ist als ob Rabelais des Königs Schutz suchte; die Zeiten sind gefährlich; religiöser Fanatismus erregt die Gemüther und bereits flammen die Scheiterhaufen, an welchen nach wenigen Jahren der Brand des religiösen Bürgerkrieges sich entzünden wird. Rabelais' Kampfgenosse und Verleger Etienne Dolet wurde 1546 in Paris gefoltert und verbrannt; da wird auch Rabelais selbst der Boden der Hauptstadt zu heiß: er wendet sich ins Ausland, nach dem kaiserlichen Metz, wo er in Roth geräth, bis er 1547 Stadtarzt wird.

Hier mag ein Wort über Rabelais Stellung in den kirchlichen Wirren seiner Zeit am Platze sein.

Humanismus und Reformation sind zwei geistige Bewegungen desselben Ursprungs und derselben Richtung. Der Humanismus bedeutet eine Förderung des Gedankens einer Reform der mittelalterlichen Kirche. Die Humanisten beschäftigen sich in gleicher Weise mit dem heidnischen und mit dem jüdischen und christlichen Alterthum: Philologia sacra et profana.

Reuchlin ist Hebraist, Erasmus der Gräcist des neuen Testamentes und sie erheben mit den Reformatoren den Anspruch, die Zustände der zeitgenössischen Kirche an der Hand der Geschichte frei zu prüfen und zu kritisiren. Humanisten und zukünftige Reformatoren bilden Anfangs eine

große Partei. Reuchlin, Luther, Erasmus, sie sind alle drei von demselben Hasse der päpstlichen Theologen verfolgt. Aber in ihrem Kampfe gegen den gemeinsamen Feind gehen sie bald auseinander.

Während Luther zur offenen Auflehnung gegen Rom, zur kirchlichen Revolution mit dem Appell an die Menge überging, begnügte sich Erasmus mit dem Plane einer Reform der Kirche innerhalb der Schranken der römischen Hierarchie. Und während Luther zur Gründung einer neuen Orthodoxie fortschritt und den Grundsatz der freien Forschung zu Gunsten dieser Orthodoxie konfiszirte, blieb Erasmus kühl bei diesem Grundsatz stehen. Er blieb das Haupt jener aufgeklärten katholischen Partei, welche fast freidenkerisch genannt werden muß, die aber an der katholischen Kirche aus Gründen persönlicher Gewöhnung und politischer Ueberlegung festhält.

Was sich mit Erasmus und Luther zutrug, das wiederholt sich auf dem Boden Frankreichs mit Rabelais und Calvin. Rabelais ist erst entschieden evangelisch gesinnt: als er 1535 den Bildungsgang des Riesen Gargantua erzählt, ironisirt er die mönchische Unterrichtsweise und läßt an Stelle der Messe und des Rosenkranzbetens die Reden der prêcheurs évangeliques treten. Als aber Calvin auf die starre Lehre von der Prädestination seine alleinseligmachende Orthodoxie gegründet hatte und so eine neue Form des Geisteszwanges einführte, da hatte Rabelais nur noch Spott für die Calvinisten und zählt ihre Vertreter unter den Kindern der Unnatur auf als démoniacles Calvins, imposteurs de Genève. Er bleibt innerhalb der katholischen Kirche, ein gemäßigter Freidenker; nicht ein religiöser Skeptiker, denn, wenn er auch unkirchlich gesinnt ist, so hängt er doch dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit entschieden an.

So steht er, der Humanist, zwischen zwei Feuern, dem der katholischen und dem der Calvinistischen Orthodoxie und wohl mochte er nicht selten Grund haben für seine Sicherheit zu fürchten. —

1549 finden wir ihn wieder in Rom bei seinem Gönner, dem Kardinal Du Bellay, der sich in die ewige Stadt zurückgezogen. König Franz I. war gestorben und sein Sohn Heinrich II. hatte Du Bellay, den Günstling seines Vaters, entlassen und zur Leitung der Staatsgeschäfte die Guisen und die Châtillon berufen. Wir finden Rabelais von Rom aus mit diesen neuen Herrschern Frankreichs in Beziehung: ein interessanter von Rabelais an den Kardinal de Guise adressirter Bericht über große Festlichkeiten der französischen Kolonie in Rom ist uns erhalten.

Inzwischen erheben aber seine Feinde in Frankreich ihre Stimme lauter und ein Mönch schreibt 1549 ein heftiges Pamphlet Theotimus sive de tollendis et expungendis malis libris, in welchem Rabelais nicht nur in den üblichen Phrasen als Ungläubiger dargestellt, sondern in welchem auch seine Lebensführung als diejenige eines Schlemmers von cynischem Wandel denunzirt wird.

Es ist die erste Anklage dieser Art. So wenig glaubwürdig sie ist, — denn solche Schmähungen gehören zum Tone der religiösen Controverse der Zeit, — so hat sie doch dauernd auf die Vorstellung gewirkt, welche Mit- und Nachwelt sich vom Menschen Rabelais gemacht haben.

Unter dem Schutze der Guisen und Châtillon kehrt Rabelais, seinen Feinden zum Trotz, 1550 in die Heimath zurück und erhält in der Nähe von Paris in dem den Guisen gehörenden Meudon jene bekannte Pfründe. Indessen behält er sie kaum zwei Jahre: im Januar 1552 gab er sie mit einer anderen, deren Einkünfte er seit längerer Zeit besaß, auf. Auch an seine Thätigkeit als Curé de Meudon hat sich die Legende geknüpft: doch ist es wahrscheinlich, daß er nicht selbst offizirt hat, sondern seinen Vikar amten ließ.

Wenige Tage nach seiner Resignation war der Druck des vierten Buches seiner Riesengeschichten abgeschlossen, so daß man wohl mit Recht das Erscheinen dieses neuen, sehr angriffslustigen Theils mit seinem Rücktritt von geistlichen Aemtern in Zusammenhang setzen darf.

Ein Sturm erhob sich. Verfolgungen wurden eingeleitet; doch siegte der Einfluß von Rabelais' Gönnern und der Verfasser blieb unbehelligt.

Im folgenden Jahre 1553 scheint er, und zwar in Paris, gestorben zu sein. Die Berichte über seine letzten Stunden gehören ins Gebiet der Legende: die einen dieser Anekdoten lassen ihn als Farceur und Cyniker sterben, die andern als treuen Christen.

So ist auch auf dem Sterbebette sein Gesicht ein doppeltes, ein Janusgesicht; es guckt auch aus den verschiedenen Grabschriften hervor:

Die eine feiert ihn als den berühmten Gelehrten den großen seltenen Geist, der von einsamer Höhe herab über die Menschen lacht. Ein Anderer, und zwar kein Geringerer als Ronsard, feiert höhnisch den Schlemmer, der sich im Wein, ja im Schmutz wälzt, dessen Leben ein großer Rausch war. Eine lateinische Grabschrift sagt von ihm: er wird für die Nachwelt ein Räthsel sein. Und das ist er auch. Die neuere Forschung hat vielfach die Tendenz, ihn wesentlich als Mann des Ernstes und seinen Scherz als reine Maske aufzufassen. Das vermag ich nicht. Er ist nach meiner Meinung eine räthselhafte Mischung von hohem Fluge der Gedanken, von ernster Arbeitsfreudigkeit, humanistischem Streben, gründlichem Wissen, kühner Forscherlust und von Ungeschmack, Vulgarität und ungeschlachter Freude am Unsaubern.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Zürich H. Morf.

## Theater.

(Neues Theater: Elsa v. Schabelsky, „Gisela", Schauspiel in vier Akten.)

In einer Zeitung für Frauen hat Frl. Elsa v. Schabelsky erst unlängst auf die Thatsache hingewiesen, wie gering im Verhältniß zur gesammten Produktion der Schriftstellerinnen die Bühnenerfolge weiblicher Autoren seien. Die Verfasserin des Schauspiels „Gisela" meint, der innere Grund dafür sei in einer gewissen Schamhaftigkeit, in einer Keuschheit zu finden, die sich scheue, für das Starke einen starken, für das Aeußerste den gewagtesten Ausdruck zu suchen. Die Schriftstellerin lebe in ewiger Angst, die Leser oder ihre Hörer könnten sie mit den Gestalten, die von ihr geschaffen wurden, identifiziren.

So habe man in der That Frau Sand als unsittlich verschrieen; und nur, weil das Talent der Sand so mächtig war, konnte sich die Dichterin darüber hinwegsetzen, daß man mit Fingern auf sie wies.

Da haben wir's! Zunächst ist es im Wesen gleichgültig, ob eine Schriftstellerin ihre innersten Empfindungen, die Summe ihrer Lebenserfahrungen im Roman oder im Drama ausspricht. Die grellere Bühnenbeleuchtung macht nicht so sehr viel aus. Frau Sand zum Beispiel war Erzählerin. Das Wichtigste aber bleibt immer: für das künstlerische Talent wird es eine Nothwendigkeit sein sich auszusprechen. Alles künstlerische Schaffen, selbst das des Dramatikers, der ohne lyrische Grundstimmung gleichfalls nicht auskommen kann, wird in gewissem Sinn eine Seelenbeichte sein. Je ernster, je lebhafter, je konzentrirter der Geist des Schaffenden Stimmungen und Erlebnisse durchdringt, die ihn beschäftigen, um so gleichgültiger wird es dagegen sein, welche Schlüsse die Nachbarn etwa aus seinen Bekenntnissen, aus seinem Sinniren, aus dem Schatz seiner Beobachtungen über den Wandel der Menschen auf ihn selber und seine Lebensverhältnisse ziehen könnten. Ihm wird es genau so ergehen, wie dem inbrünstigen Beichtkind im Beichtstuhl. Mag die Kirche noch so voll Menschen sein, das Beichtkind hört und sieht sie nicht.

Wer sich aber um alle Welt bekümmert, wer sich nicht zu sagen getraut, was er leidet, nicht aus Schamhaftigkeit,

sondern aus Mangel an Muth, und damit er ja gesellschaftsfähig bleibe in der Gesellschaft, der verfällt in kokette Ziererei und opfert des Dichters besten Theil: die Offenheit. Nicht selten hört man als höchsten Preis eines weiblichen Dichters ausrufen: Wie männlich ihre Dichtung klingt! Fast regelmäßig aber ist das ein falsches Lob. Die Dichterin hat dann nicht männliche Töne gefunden, sie blieb ein Weib all ihren Empfindungen nach, nur Muth und Offenheit hat sie bewährt.

Mit dem Bühnenerfolg an sich hat das nichts zu schaffen. Kokette Ziererei und süßliche Fälschungen herben Lebensernstes waren niemals Hindernisse für kräftige und ausgiebige Bühnenerfolge. Das sah ich erst neulich im Berliner Theater. Man gab Olga Wohlbrück's Schauspiel „Das Recht auf Glück“. Ein verkrüppeltes Menschenkind mit verkrüppelter Seele kämpft darin um sein vermeintliches Lebensglück. Nun giebt es der Wege zum relativen Glück, zur Befreiung vom Leid zu gelangen, ja mancherlei. Nach weibisch-theatralischer Anschauung freilich nur einen für ein unschönes, hinkendes Mädchen: Selig unter die Haube zu kommen. Das geschieht denn zum Trost der Zuschauer in Wohlbrück's Schauspiel, wiewohl es nach der ursprünglichen Anlage des Frauencharakters schwerlich hätte so kommen dürfen. Aber ein braves Publikum läßt sich so gerne trösten!

Mit Ziererei und Schamhaftigkeit will Frl. v. Schabelsky nicht auf den Plan treten. Im Gegentheil: In ihrem Schauspiel „Gisela“ kommt sie mit Cynismen. Sie deutet keineswegs schüchtern an. Derb und beredt fährt sie drein. Sie spricht sich in hitzigen und überhitzigen Affekt hinein und packt damit mitunter ihre Hörer, wie im zweiten Akt ihres Stückes, ganz kräftig. Sie versteht sich offenbar darauf, theatralische Spannungen vorzubereiten, aber die litterarkünstlerischen Empfindungen bleiben ungesättigt. Es ist ein Jammer, daß unsere weiblichen Dramatiker meist den engsten Bühnenkreisen angehören. Der Schauspielerei hängen sie mit einer wahren Brünstigkeit an, die ich nicht verstehe. Nach den Bedürfnissen dieser Schauspielerei, nach ihren Gewohnheiten, einzelne Lebenserfahrungen ins affektirt Pathetische zu übertreiben, modeln und stutzen sie ein Weltbild zurecht. Wenn sie eine Menschengestalt darzustellen versuchen, immer erscheint sie ihnen in leidiger Bühnenbeleuchtung. Da wird der gesunde Backfisch strahlend roth angeschminkt, die „interessante Frau“ erscheint blaß gepudert, der galante Schuft ist weltmännisch und gewandt, der Biedermann eckig und ein wenig geradezu, das heißt grob. Die feinen, wechselnden Reize, die große Mannigfaltigkeit, die ein Charakterbild in der Beleuchtung, die das freifluthende, wirkliche Leben schafft, gewährt, werden nicht beachtet. Was alle modernen Kunstbestrebungen sehnsüchtig zu erreichen streben, das wird fallen gelassen. Das theatralische Arrangement wiegt vor, nicht die Charakterstudien. Man operirt mit längst fertigen Typen, die in der oder jener Variante Jedermann bekannt sind, und meidet es, seinen Hörer in ganz individuelle Charakterstudien einzuführen. So haftet diesen Arbeiten etwas Starres an, mag auch weiblicher Scharfblick mit großer Klugheit hier und dort feine Einzelzüge beobachtet haben.

Im Gil Blas des Lesage heißt es in einer kurzen Betrachtung: mancher arme Teufel wäre seiner Noth ein- für allemal quitt geworden, hätte ihm irgendwer nur einen Beutel mit zwanzig Zechinen zugeworfen. Frl. Gisela von Affing erhält diesen Beutel zugeworfen. Sie ist arm, das theilt sie mit Millionen. Sie ist arm geworden, das Loos ist schwerer. Nun kommt ihr der Architekt Thalberg in den Weg, ein Mann von mäßiger Bedeutung und mäßigem Talent. Sie heirathet ihn, denn sie berechnet, das sind die zwanzig Zechinen, die mich für immer aus meinem Lebensjammer erlösen. Sie könnte zufrieden sein. Thalberg kann ihr ein bescheidenes Familiendasein verbürgen. Aber wo bliebe dann das Groteske, das Theatralisch-Gewaltsame? Frl. v. Affing hätte sich bescheiden können, wie die Meisten, die nach schweren Irrfahrten in den Hafen einlaufen. Wie menschlich ist es, daß sie darnach der Unbill, die sie erduldeten, nicht mehr achten. Wie oft hat man in der Erinnerung nur ein leises Lächeln übrig für Dinge, die einen trafen, wie ein Keulenschlag, als man noch ein Bettelmann war. Mit gesunden Zähnen knackt man Steinnüsse auf, den kranken thut jeder kalte Lufthauch weh. Die junge Frau Thalberg ist rachgierig, wie Frauen von ihrer Intelligenz nicht zu sein pflegen. Man rühmt ja im Schauspiel ihren Geist und ihre Schönheit. Sie will Die zu Füßen sehen, die ihr in den vier Jahren ihrer bitteren Armuth weh gethan haben. Das mag weiblich sein. Um eines Rangstreits willen zwischen zwei Frauen nahm die Nibelungennoth ihren Anfang. Frau Thalberg greift gleich zum rabiatesten Auskunftsmittel. Sie wird Fürstendirne und hat, so scharfsinnig sie angeblich ist, wirklich Gefallen daran, daß ihr, die ihr einst wehe gethan, schmeicheln. Als ob sie nicht empfände, wie ihre Schmeichler sie zugleich verachten! Sie, die so klar die Situation erfaßt, als ihr Gatte und zugleich ihr Zuhälter ihr eine Gefühlskomödie vorspielt, sollte hierin so bornirt sein? Das innere Getriebe hätte ich enthüllt wissen wollen, wodurch die Frau Thalberg zur Maitresse und ihr Gatte zum schweigenden und duldsamen Ehemann reifen. Wie die Thörichte um ihre Rache betrogen wurde, wie es nicht des Aufwandes werth ist, der ewigen Angst, der Gesellschaft korrekt zu erscheinen, wie das geschändete Ehepaar lebt, wie das Scheindasein der Beiden sich gestaltet, das wären ernste dichterische Aufgaben geworden. Die werden aber nur oberflächlich berührt; und von der satirischen Absicht, wonach die Miserablen es herrlich hätten auf Erden, und die Guten die Düpirten seien, wurde ich nicht betroffen. Herr Thalberg hat seinen ehrlichen Jugendfreund und seine unwissende Schwester durch eine Tartüfferie getäuscht. Wenn Thalberg nach seiner Komödie dennoch bei seiner Frau und der Maitresse des Fürsten bleibt, dann weiß der Dümmste und der Ehrlichste genug. Das beweist nichts für die Macht des Gemeinen und die Ohnmacht des Edlen. Die unverkennbare Bühnengeschicklichkeit der Verfasserin wie das auf den Effekt hin arbeitende Spiel des Herrn Jarno (Thalberg) und des Fräuleins Renier (Gisela) verhalfen dem Schauspiel zu freundlichen Ehren.

L. Schönhoff.

**Dr. Ludwig Bamberger: „Die neue Silberkommission“.** Sonderabdruck aus der Wochenschrift „Die Nation“. Berlin 1894. Verlag von Rosenbaum & Hart.

Die Artikel mit der Ueberschrift „Die neue Silberkommission“, die Dr. Ludwig Bamberger in den drei letzten Nummern der „Nation“ veröffentlichte, haben eine so allgemeine Beachtung gefunden, daß es zweckmäßig erschien, sie zu einer Broschüre vereint nochmals herauszugeben. Sie sind jetzt bei Rosenbaum & Hart in Berlin erschienen, worauf wir unsere Leser aufmerksam machen wollen.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37. — Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 19. Berlin, den 10. Februar 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Der deutsch-russische Handelsvertrag liegt nunmehr vor, und damit hat sich die Lage der Gegner dieses Vertrages trostlos verschlechtert. Diese Verschlechterung leitet sich aus zwei Umständen her. Es kann heute jenes intriguante Gezischel der Agrarier nicht mehr fortgesetzt werden, welches da besagte, eigentlich sei nur Graf Caprivi für den Vertrag, während sowohl der Kaiser wie eine ganze Reihe Minister entweder Gegner oder nur laue Freunde desselben seien; und andererseits ist auch der öffentlichen Meinung, welche die Beseitigung des bestehenden handelspolitischen Zustandes sehnlichst erwartete, der Mund entsiegelt, während sie bisher, um die Lage der deutschen Unterhändler nicht zu erschweren, vorsichtig schweigen mußte.

Die erste arge Enttäuschung hatten die Agrarier schon erfahren, als Minister von Berlepsch vor den preußischen Junkern so unzweideutig für den Handelsvertrag eintrat. Das war nicht erwartet worden; und für diese unangenehme Ueberraschung werden zweifellos die Kreuzzeitungsleute dem Herrn Finanzminister Miquel einen erheblichen Theil der Schuld zuwälzen. Das läßt sich verstehen.

Eine der Künste des gewiegten Politikers besteht nämlich auch darin, daß man sich von einem Interviewer nicht nur richtig, sondern im Bedarfsfalle auch ganz falsch verstehen läßt. Das letztere war Herrn Finanzminister Miquel wiederholentlich zugestoßen; es wurden ihm Aeußerungen gegen den Handelsvertrag in den Mund gelegt; diese Aeußerungen gegen den Vertrag wurden dann lau widerrufen, und da diese Widerrufe von jener Art waren, die nach allgemeinem politischen Brauch als erneute Bestätigungen aufgefaßt wurden, so konnte man es den Agrariern nicht übel nehmen, wenn sie sich durch den mißverstandenen Herrn Miquel in die angenehmsten Täuschungen versetzen ließen; denn für einen gewiegten Politiker halten sie ihn natürlich. Und gewiß, gewiegt ist Herr Miquel im Allgemeinen.

Allein in diesem Falle muß doch in der Rechnung irgend wo ein Fehlschluß gewesen sein. Entweder täuschten sich die Agrarier in Herrn Miquel, oder Herr Miquel täuschte sich in seiner politischen Vorausberechnung; denn nachdem der Herr Finanzminister lange Zeit als Gegner des Vertrages in der öffentlichen Meinung geschillert hatte, beseitigte erst die kraftvolle und geradlinige Erklärung des Ministers Berlepsch jede Zweideutigkeit und jedes Mißverständniß. Herrn Miquel aber hatte die öffentliche Meinung jener fatalen Aeußerungen wegen in dem unangenehmen Verdachte, daß er auf der falschen, auf der unterlegenen Seite gestanden habe, und eine solche Annahme muß einem Politiker, der soeben mit seiner ganzen Steuergesetzgebung Schiffbruch leidet, ganz besonders unangenehm und fatal sein.

Jetzt blieb den Agrariern nur noch der Monarch übrig. Daß er nicht hinter dem Grafen Caprivi und hinter den preußischen Ministern stände, war natürlich nach der Erklärung des Herrn von Berlepsch ausgeschlossen; aber es konnte fraglich sein, mit welcher Energie er seine Räthe deckte, und seitdem Fürst Bismarck in Berlin gewesen war, der so feindlich der Entwicklung der Handelspolitik gegenüber gestanden hatte, verbreitete man geschäftig die Mär: es sei die Stellung des Grafen Caprivi erschüttert, und dies bedeute auch eine Erschütterung der Politik der Handelsverträge.

Wir stehen auf dem Standpunkt, daß gerade im Interesse der Monarchie die Person des Staatsoberhauptes in die politischen Kämpfe nicht hineingezogen werden sollte, damit die Krone durch solche Zurückhaltung vor den Rückschlägen bewahrt werde, die jedes politische Mißlingen im Gefolge hat. Allein Fürst Bismarck nützte unbedenklich die entgegengesetzte Theorie aus; er gebrauchte die Person des Monarchen direkt für seine Politik, um dadurch die Opposition zu lähmen; und er behielt sich natürlich das Recht vor, in seiner eigenen Opposition gegen den Monarchen sich nicht lähmen zu lassen, als er aufgehört hatte, Minister zu sein.

Der alte Bismarck'sche Brauch blieb bis heute für die Kreuzzeitungs-Konservativen im Schwange; das kann man bedauern; aber man kann Thatsachen in der Politik nicht der Theorie zu Liebe ignoriren, und man muß zugeben, daß die Haltung der „Kreuzritter“ eine entsprechende Abwehr des Monarchen geradezu herausforderte. Diese ist jetzt erfolgt.

Mit einer Energie, welche sich in den Zeitungsberichten nur völlig abgeschwächt widerspiegelt, gab Kaiser Wilhelm auf einer Soiree bei dem Grafen Caprivi seinen persönlichen Anschauungen über die Nothwendigkeit des russischen Handelsvertrages Ausdruck, und der Monarch hat es damit den Konservativen gänzlich unmöglich gemacht, noch ferner die Legende aufrecht zu erhalten, als fände die Agitation der Agrarier Verständniß und wenigstens milde und sympathische Beurtheilung bei dem Träger der Krone. Auch die Fäden dieses Netzes, mit dem schwankende Seelen eingefangen werden sollten, sind jetzt zerrissen.

Unsere Meinung ist es nun keineswegs, daß die „Stützen von Thron und Altar“ nach diesen Belehrungen durch die Minister und jetzt durch den Monarchen gleich Binsen zusammenknicken müßten. Im Gegentheil, die Konservativen können nunmehr zeigen, welche Willensstärke und welche Kraft sie besitzen, wenn der offizielle Wind und das offizielle Wetter ihnen ungünstig sind. Wir sind über den endlichen Ausgang in keinem Falle zweifelhaft, und daß man Zweifel nicht zu hegen braucht, dafür wird jeder kommende Tag bündigere Beweise liefern, denn jetzt ist der Augenblick gekommen, wo auch den Freunden der Handelsvertragspolitik zu sprechen gestattet ist, und sie werden von Tag zu Tag lauter zu sprechen beginnen. Es ist durch Deutschland eine Bewegung im Anzuge, welche jene verblendete Agrarierschaar rücksichtslos über den Haufen werfen wird, die thöricht genug ist, in ihrer Opposition zu verharren, obgleich der Landwirthschaft ein Vortheil aus diesem Widerstand nie und nimmer erwachsen kann.

Die Verhältnisse liegen so deutlich zu Tage, daß sie, wie schon einmal hervorgehoben wurde, auch in den Kreisen der Landwirthe gebührend gewürdigt zu werden beginnen; diese Kreise fangen an, sich von den agrarischen Reaktionären langsam und leise loszulösen und zum Theil auch laut, wie der vernehmliche Protest der württembergischen Hochtories beweist. Er wird nicht vereinzelt bleiben.

So befindet sich denn die Agrar-Demagogie in einer Lage, aus der es nur einen Ausweg gibt, und dieser Ausweg führt ganz unabänderlich durch eine Niederlage. Die Kreuzzeitungspartei hat die Möglichkeit, sich in ihrer Majorität sogleich zu unterwerfen und über die Niederlage sogleich zu quittiren; oder sie kann ihren Widerstand noch eine zeitlang fortführen, um dann sich besiegt zu erklären; aber das gute Zutrauen haben wir trotz aller bisherigen Enttäuschungen noch zu den Führern dieser Partei, daß sie eines unter allen Umständen zu vermeiden wissen werden, nämlich einen Sieg. Denn ein Sieg der Kreuzzeitungspartei in diesem Reichstag bedeutete die Auflösung des Parlamentes und bei den Neuwahlen die Auflösung der Partei. Auch die schwerste Niederlage ist aber besser wie die Vernichtung, das wissen auch die Kreuzzeitungsleute, und so befinden sich denn die Führer dieser Partei in der angenehmen Lage, daß sie mit allergrößter Vorsicht jeden Sieg in dieser Frage aus dem Wege zu gehen haben, während ihnen die Bestimmung darüber noch zusteht, zu welcher Zeit und mit welchem Gesichte, ob mit böser Miene, oder als Bekehrte oder als loyal Gehorchende sie die schwere Niederlage einstecken wollen, die natürlich auch den Anfang vom Ende des Bundes der Landwirthe bedeuten wird.

In dieser Entwicklung liegt politische Gerechtigkeit. Unter dem Regiment des Fürsten Bismarck war die Demagogie emporgekommen, und eine skrupellose Politik, welche ihre Impulse einem Genie verdankte, errang außerordentliche und immer neue Erfolge. Die Demagogie nahmen die Kreuzzeitungsleute, diese Konservativen fin de siècle, für sich in Pacht. Herr Stöcker brachte dieses Element in stärkster Dosis den Konservativen zu, und dieses Element wurde von sachkundigen Händen noch weiter entwickelt und zu erstaunlicher Blüthe gebracht. Die Demagogie besaß man somit in ausgezeichneter Qualität; aber die Genialität, jene andere Kleinigkeit, fehlte; es fehlte aber noch mehr; selbst die landläufigste Sachkenntniß. Ueberlegung und Vorsicht war nicht vorhanden, und die ganze Thätigkeit der Stöcker, der Hammerstein, der Manteuffel erschöpfte sich in Agitation und Agitation und wieder Agitation, und so konnte zum engagirten Oberagitator und Generalstabschef schließlich Herr v. Plötz als erster Vorsitzender des Bundes der Landwirthe avanziren.

Dieser Herr hat schon eine Reihe ausgezeichneter Thaten verübt, aber am besten nach allen Richtungen charakterisirt ihn und sein Werk jener Brief an den Reichstagsabgeordneten Uhden, in welchem er dem Fraktionsgenossen wohlmeinend mit der „öffentlichen Erörterung“ von „persönlichen Verhältnissen“ droht, falls Herr Uhden nicht gegen den deutsch-russischen Handelsvertrag stimmen werde. Dieses Vorgehen hat die „Vossische Zeitung“ bereits „Revolverparlamentarismus“ getauft; aber was schlimmer ist, der Schuß trifft vor Allem den Schützen, der sich und seine Sache nicht ärger schädigen könnte als durch die Anwendung so niedlicher Zwangsmittel, die zu benutzen freilich skrupellos ist, aber an deren Erfolg zu glauben, doch auch mehr als naiv erscheint. Und diese Mischung von Skrupellosigkeit und mangelnder Voraussicht ist es gerade, welche die Kreuzzeitungspolitik charakterisirt.

Die Stöcker und Hammerstein und Manteuffel und Plötz und alle die Größen der Tivoliversammlung mögen sich vielleicht noch einige Zeit an ihrem Platz erhalten, und sie können die Partei noch tiefer hineinreiten, wenn sie durch heftige Agitationen in der Währungsfrage auch die letzten Verbindungsstege zwischen Agrarierthum und der schutzzöllnerisch gesinnten Industrie zertrümmern. Aber dann ist ihre Rolle um so sicherer ausgespielt, und es ist eine erfreuliche Nebenwirkung dieses deutsch-russischen Handelsvertrages, daß er die politischen Fähigkeiten jener konservativen Führer in so helles Licht setzt und uns damit wahrscheinlich von ihnen und ihrer Art Politik zu treiben befreit. Die Lehre, daß eine solche Politik blinder, persönlicher Abneigung und geistlosen Egoismus scheitert, kann im Interesse eines Staates gar nicht früh genug ertheilt werden.

Eine andere Lehre sendet dieser Vertrag nach Friedrichsruh.

Fürst Bismarck wußte, daß der große Mißgriff, den er sich in der internationalen Politik hatte zu Schulden kommen lassen, Rußland betraf; und er war in seiner scharfen Klugheit der Ansicht, daß dieser Mißgriff für seinen Nachfolger verhängnißvoll sein würde, und daß schließlich die überkommenen Verhältnisse in ihrer Weiterentwicklung zum Kriege führen würden. Im Hinblick auf diese Möglichkeit wälzte Fürst Bismarck alle Schuld im Voraus auf den Grafen Caprivi. Immer wieder ließ Fürst Bismarck betonen, daß erst der jetzige Reichskanzler durch seine mangelnde Geschicklichkeit uns in ein schlimmes Verhältniß zu Rußland gebracht habe.

In Wahrheit ist der Verlauf ein ganz anderer gewesen.

Der Gegensatz, der bezeichnender Weise zwischen Gortschakow und Bismarck zunächst ein persönlicher gewesen war, datirte mindestens seit dem Berliner Kongreß und wurde allmählich erst ein ernster politischer, und nicht durch Drohungen und selbst nicht einmal durch stark kompromittirende Liebesdienste wie zur Zeit der Entführung des Fürsten Alexander aus Sofia, vermochte Fürst Bismarck diesen Gegensatz aus der Welt zu schaffen. Es nützte nicht „das Wettkriechen vor Rußland“, und es nützt nicht, daß Fürst Bismarck gen Osten gewandt sagte: „Nachlaufen thun wir Niemandem“. Fürst Bismarck verschlimmerte die Lage dann nur, als er seinen Feldzug gegen die russischen Werthe eröffnete, und der Seehandlung

die Beleihung russischer Werthe verbot. Das war ein zwiefacher Fehler.

Millionen deutschen Nationalvermögens gingen damals verloren und die deutschen Kapitalisten, welche zu jener Zeit unter Verlust russische Papiere abstießen, waren nun gezwungen, sich nach anderen Anlagemöglichkeiten umzusehen; sie tauschten die Werthe des Zarenreiches gegen exotische Werte ein, um an diesen leider erst recht zu verlieren.

Diese schwere direkte und indirekte finanzielle Schädigung, welche eine solche falsche Politik herbeigeführt hatte, fand ihre Ergänzung in rein politischen Nachtheilen. War der deutsche Markt den russischen Anleihen verschlossen, so mußte Rußland unter allen Umständen einen anderen Markt sich aufsuchen, und damit wurde die volkswirthschaftlich für uns so ruinöse Abstoßung der russischen Papiere die Brücke, auf der Frankreich sich dem Zarenreiche nähern konnte. Da das französische Geld nur um politische Freundschaft zu haben war, so entschloß sich schließlich der Kaiser von Rußland, auch diese politische Freundschaft zu gewähren, und Kronstadt und Toulon waren die Siegel hierunter.

Diese Entwicklung, die eine Folge der Bismarck'schen Politik war, mit einem Schlage aus der Welt zu schaffen, ist freilich nicht möglich; aber sie abzuschwächen, mußte versucht werden, und die Ironie der Sache liegt darin, daß Fürst Bismarck, der die Drähte nach St. Petersburg abgerissen wähnte, jetzt darüber belehrt wird, wie seine Mahnung von dem Nachfolger wohl beachtet und, wie dieser Nachfolger mit einem über Erwarten gutem Erfolge die schwache Stelle in der Bismarck'schen Politik zu repariren am Werke ist.

Gewiß soll man den Werth eines Handelsvertrages für die internationale Politik nicht überschätzen; aber wenn uns ein Zollkrieg in eine tiefere Feindschaft hinein treiben muß, so kann ein Handelsvertrag die guten Beziehungen wesentlich fördern. Diese Bedeutung wird dem Vertrage von der unabhängigen Presse aller Länder beigelegt, und es wird ein Markstein in der Regierung Kaiser Wilhelm II. sein, wenn dieser Vertrag den Zeitpunkt bezeichnet, von dem an die Beziehungen zwischen dem Zarenreich und Deutschland zu Gunsten des Weltfriedens ihren gespannten Charakter verlieren.

Sich gegen ein Werk von diesem Gewicht zu stellen, das ist mehr als ein Verbrechen, das ist eine Dummheit. Wir sind überzeugt, daß diese Dummheit sich glücklicher Weise nicht an Deutschland, sondern nur an jenen rächen wird, die sie begehen. Auf daß dieses geschehe, dazu ist nur eines nöthig; die Bevölkerung muß ihre Schuldigkeit thun, und ihre Ueberzeugungen klar und eindringlich und immer erneut zum Ausdruck zu bringen.

Ueber die Ursachen der Emeute in **Kamerun** liegen jetzt offizielle Nachrichten vor. Der stellvertretende Gouverneur, Herr Leist, hatte sich zur Förderung der afrikanischen Civilisation veranlaßt gesehen, den Weibern der Dohomesoldaten in Gegenwart ihrer Männer, wodurch man sich eine bessere Wirkung versprach, mit der Rhinocerospeitsche fünf bis zehn Hiebe, nach anderen Berichten bis zwanzig Hiebe öffentlich aufzählen zu lassen. Diese pädagogische Maßregel hatten sich die Frauen zugezogen, weil sie nach Ansicht des Herrn stellvertretenden Gouverneurs bei der Gartenarbeit nicht fleißig genug gewesen waren. Da die Dohomesoldaten auch aus dem Grunde unzufrieden waren, weil ihnen ihre Löhnung eindehalten worden war, so trat ein, was eintreten mußte. Auch Neger können bekanntlich von Empörung ergriffen werden, worüber der Herr Gouverneur in Ermangelung besserer Quellen sich aus Onkel Toms Hütte hätte informiren können. So brach denn die Emeute mit ihren traurigen Folgen aus, und die Voraussicht des Herrn Gouverneurs stellt noch die Thatsache in ein besonders helles Licht, daß er seine menschenfreundliche Prozedur zur Zeit der Abwesenheit unserer deutschen Kriegsschiffe vornehmen ließ.

Will man ein Paradigma neudeutscher Schneidigkeit haben, — hier hat man es. Diese Schneidigkeit bedeutet: brutales Durchgängerthum und völlig mangelnde Voraussicht. Auf afrikanische Verhältnisse angewandt, nennt man diese Methode dann wohl auch: Civilisation im Namen der Humanität und des Christenthums unter dem Zeichen der Rhinocerospeitsche.

Uebrigens theilt man uns von vertrauenswerthester Seite mit, daß jene, welche Herrn Leist kennen, sich dieses Vorkommnisses nicht wundern. Denn der genannte Herr hat in Halle, wo er lebte, Erinnerungen zurückgelassen, die sich zu den letzten Erlebnissen nur verhalten, wie Anlage zu freier Entwicklung.

Vaillant's Kopf ist gefallen; ein verbrecherischer Narr lebt weniger.

* * *

## Das „Opfer" der Landwirthschaft.

Ende gut, Alles gut! Ein Handelsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und Rußland ist von den Regierungen beider Länder vereinbart worden. Die Arbeit war eine langwierige und mühsame. Der Erfolg ist ein über Erwarten großer.

Deutscherseits kam von vornherein im Wesentlichen nur die Beseitigung der Differentialzölle auf landwirthschaftliche Produkte Rußlands in Frage. Rußlands Zugeständnisse mußten auf dem Gebiete des Zolltarifs für Industrieartikel liegen. Für zwei Kontrahenten, die sich auf freihändlerischem Boden bewegten, wäre unter solchen Umständen ein vernünftiges Uebereinkommen leicht zu erreichen gewesen. Hier traten aber zwei schutzzöllnerische Regierungen mit einander in Verhandlung, die sich bereits in einen heftigen Zollkrieg verwickelt hatten und deren protektionistische Neigungen von deutschen Agrariern einerseits, von russischen schutzzöllnerischen Industriellen andererseits unablässig stimulirt wurden. Daß trotz aller dieser Hindernisse das Werk dennoch zu Stande gekommen ist und zwar unter erheblich größeren Zugeständnissen seitens Rußlands, als selbst politische Optimisten noch vor Kurzem erwarten konnten, ist ein staatsmännischer und diplomatischer Erfolg ersten Ranges, den der gegenwärtige deutsche Reichskanzler zum Vollen für sich in Anspruch nehmen darf. Es scheint allerdings als ob auch die in diesen Fragen maßgebenden russischen Staatsmänner und der Zar selbst von der volkswirthschaftlichen Bedeutung eines erleichterten internationalen Waarenaustausches lebhafter überzeugt gewesen sind, als man ursprünglich annahm — darauf deutet unter Anderem auch die Auswahl der russischen Unterhändler hin, von denen einer, Herr A. Raffalovich, seit langer Zeit in der wissenschaftlichen Welt als entschiedener Freihändler bekannt ist —; aber immerhin erforderte es deutscherseits große Umsicht und Zähigkeit, um über eine langjährige russische Tradition hinweg zu einer so wichtigen handelspolitischen Vereinbarung zu gelangen, wie sie jetzt vorliegt. Hätte Graf Caprivi mehr Talent für die Reklame, welch nationaler Weihrauch würde ihm gestreut werden.

Wird man doch schwerlich fehlgehen, wenn man annimmt, daß unter den preußisch-deutschen Staatsmännern sich Niemand gefunden hätte, der den Handelsvertrag zu Stande brachte, wenn Graf Caprivi im vorigen Sommer gestürzt wäre. Und dieser Vertrag ist nicht bloß handelspolitisch wichtig, sondern obendrein von ungleich größerer politischer Bedeutung als alle anderen seit Begründung des Deutschen Reichs zu Stande gekommenen Handelsverträge. Er ist durchaus dazu geschaffen, die Kluft, welche zwischen dem Dreibunde und Rußland besteht, zu verengern und die entente cordiale zwischen Rußland und Frankreich zu lockern. Die französischen Agrarier in ihrer Kurzsichtigkeit thun das Ihrige, um diese Wirkung zu steigern. Man kann dem deutsch-russischen Handelsvertrage gar kein besseres Relief geben, als wenn man in Frankreich die Erniedrigung der deutschen Einfuhrzölle gegen Rußland mit einer starken

Steigerung der französischen Getreidezölle, das heißt mit einer Maßregel begleitet, durch welche Rußland seinen Exporthandel erheblich beeinträchtigt sieht. So trifft alles zusammen, um auch die rein politische Bedeutung des deutsch-russischen Handelsvertrages ins rechte Licht zu stellen. Kann unter solchen Umständen im Ernst von der Möglichkeit einer Verwerfung des Handelsvertrags durch den deutschen Reichstag die Rede sein? Es gibt ja politische Kalkulatoren, die uns mit dem Bleistift in der Hand noch heute nachweisen, daß aus Konservativen, Centrumsmännern, Nationalliberalen und Antisemiten eine sichere Mehrheit gegen den Vertrag zu berechnen sei. Aber all jenen Elementen ist bei ihrer Tapferkeit so wenig wohl zu Muthe, daß die ganze oppositionelle Herrlichkeit beim Morgengrauen des Entscheidungstages zusammengebrochen sein wird. Es wird nicht einmal der Drohung mit einer Reichstagsauflösung bedürfen. Die Herren Agrarier werden sich auch ohne dies sagen, daß dieser Vertrag nicht verworfen werden kann, ohne daß die Auflösung der Volksvertretung auf dem Fuße folgt. Und in welcher Verfassung käme die konservative Opposition wohl aus der dann folgenden Wahlbewegung heraus!

Die Aussichten der Agrarier wären in einem solchen Wahlkampfe um so schlechter, als ihre Opposition dabei jedes Rückhalts seitens der industriellen Schutzzöllner entbehren würde.

Die Agrarier müßten also den Wahlkampf ganz allein mit eigenen Mitteln und mit dem einzigen Argument, das ihnen bisher zu Gebote stand, bestreiten, nämlich mit der Behauptung, daß die deutsche Landwirthschaft durch den deutsch-russischen Handelsvertrag geschädigt werde. Und diese Behauptung entbehrt jeglicher thatsächlicher Unterlage. Schon in den Debatten über den deutsch-rumänischen Handelsvertrag ist der Nachweis geführt, daß ein Differentialzoll zu Ungunsten eines oder einzelner Exportländer bei dem Artikel Weizen ohne Einfluß auf unsere inländische Preisbildung bleibe. Erhöht man die Zollschranken gegen Rumänien oder Rußland, so verhindert man zwar den Eintritt rumänischen oder russischen Weizens in den freien Verkehr Deutschlands, aber der von Deutschlands Grenzen fern gehaltene Weizen bleibt deshalb nicht in den Ländern, wo er produzirt ist. Er sucht den Weltmarkt an anderen Stellen auf und tritt hier an den Platz jener Quantitäten amerikanischer, indischer, australischer, argentinischer u. s. w. Waare, welche dazu dient, die durch das Fernbleiben russischen und rumänischen Weizens in dem deutschen Konsumtionsgebiet entstandene Lücke auszufüllen. Mit anderen Worten: ein Differentialzoll verschiebt zwar die Bezugswege, aber er bewirkt kein Steigen der Weltmarktpreise und deshalb auch kein Steigen der vom Weltmarkt abhängigen Inlandspreise.

Der Beweis für diese Thatsache ist gelegentlich der Verhandlungen über den Handelsvertrag mit Rumänien so eindringlich geführt worden und die agrarischen Einwände waren so hinfälliger Natur, daß für den Artikel Weizen selbst eingefleischte Agrarier allgemach geneigt sind, die Wirkungslosigkeit von Differentialzöllen gegen Rußland zuzugestehen. Auch für Gerste und Hafer will man unter Umständen dasselbe gelten lassen. Anders dagegen soll es bei Roggen sein. Hier hat man sich einen Vers zurecht gemacht, wonach die Beseitigung des Differentialzolls eine Ueberfluthung Deutschlands mit russischem Roggen und einen höchst bedenklichen Preisdruck auf deutschen Märkten zur Folge haben soll. Da das agrarische Geschrei von der schweren Benachtheiligung der deutschen Landwirthschaft durch den deutsch-russischen Handelsvertrag jetzt eigentlich nur noch auf der Annahme eines drohenden Preisdrucks für Roggen beruht, so verlohnt es sich schon der Mühe, näher nachzuweisen, wie irrig auch diese agrarische Annahme ist.

Die Annahme, daß für den russischen Roggen ein Differentialzoll eine völlig andere Bedeutung habe, als für den russischen Weizen, stützt sich zunächst auf die Behauptung, daß der deutsche Markt für den russischen Roggenexport von Ausschlag gebender Bedeutung sei, so daß russischer Roggen, von dem deutschen Markte ausgeschlossen, nirgends sonst ein rechtes Unterkommen finden könne. Schon diese erste angebliche Thatsache bedarf der Richtigstellung. Es hat allerdings Zeiten gegeben, in denen Deutschland drei Viertel der russischen Roggenausfuhr absorbirte (z. B. im Jahre 1864); auch im Jahre 1869 erreichte der Antheil Deutschlands 60 Proz. des russischen Roggenexports; er hielt sich in den Jahren 1873—1883 noch zwischen 45 und 55 Proz. Aber seit 1883 ist dieser deutsche Antheil beständig geringer geworden; er betrug 1888 nur noch 22,4 Proz. der ganzen russischen Roggenausfuhr. Die letzten Jahre — die Periode der russischen Hungersnoth und der deutschen Differentialzölle — lassen den Antheil Deutschlands noch erheblich kleiner erscheinen; diese jüngste Periode kann aber nicht als normal angesehen werden und mag deshalb außer Betracht bleiben.

Das Jahr 1888 dagegen ist ein ziemlich normales und für dies Jahr ergibt eine Tabelle, welche Dr. Oskar Mertens in seiner eingehenden Untersuchung über „Rußlands Bedeutung für den Weltgetreidemarkt" vor zwei Jahren im „Allgemeinen Statistischen Archiv" (Jahrg. 1891/92 S. 189) abgedruckt hat, folgendes Verhältniß: Während Deutschlands Antheil am russischen Roggenexport im Jahre 1888 22,4 Proz. betrug, war der Antheil Englands 28,8 Proz., derjenige Hollands 20 Proz., derjenige Schwedens 14,2 Proz. u. s. f. Dieses Verhältniß veranlaßt Mertens zu der Schlußfolgerung:

> „Rußland ist der bedeutendste Produzent und Deutschland war wiederum der bedeutendste Konsument für Roggen, so daß das Bedürfniß Deutschlands nach Roggen von ausschlaggebender Bedeutung für den Preisgang, den Roggen nahm, sein mußte. Wie sich nun aber aus der vorstehend aufgeführten Tabelle leicht ersehen läßt, haben sich die Verhältnisse in den letzten Jahren nicht unwesentlich verschoben, so daß der bisher maßgebende Einfluß, den Deutschland, d. h. die Berliner Börse, thatsächlich auf die Notirung von Roggen hatte, für die Zukunft wohl kaum mit dem Nachdruck wird ausgeübt werden können, denn Holland und England haben Deutschland schon recht stark überflügelt, so daß die Preisnotirung von Roggen nächstens voraussichtlich weniger direkt von Berlin abhängig sein wird."

Nun vergegenwärtige man sich ferner, daß der gesammte russische Roggenexport im Durchschnitt der Jahre noch nicht 10 Prozent der russischen Roggenproduktion ausmacht, daß also der auf den deutschen Markt entfallende Theil einer russischen Roggenernte in normalen Zeiten nur noch etwa 2 Prozent der russischen Roggenproduktion beträgt.

Aber wäre der deutsche Markt für den russischen Roggen auch von so ausschlaggebender Bedeutung, wie unsere Agrarier sich das irriger Weise vorstellen, welche Wirkung auf die inländische deutsche Preisbildung würde dann eintreten?

Russischer Roggen, der von deutschen Märkten durch einen Differentialzoll ferngehalten wird, verschwindet doch damit nicht aus der Welt. Er sucht eben andere Märkte auf. Ebensowenig wird der Umstand, daß gegen russischen Roggen Differentialzölle bestehen, an sich den deutschen Konsum von Roggen verringern. Kann dieser Konsum — soweit er durch fremde Waare gedeckt werden muß — aber nicht auf dem bisherigen Wege durch russischen Roggen befriedigt werden, so wird anderer fremder Roggen herangezogen, und zwar naturgemäß aus solchen Ländern, woselbst der entstehende Ausfall am bequemsten anderweitig wieder ergänzt werden kann. Es ist ja allerdings denkbar, daß der deutsche Konsum, der seine Bedürfnisse auf diesem indirekten Wege decken muß, die Vertheuerung, die mit jeder weniger wirthschaftlichen Bezugsart verknüpft ist, seinerseits zu tragen hat, so daß der Bezug fremden Roggens sich relativ theurer stellen würde, was dann auch eine Steigerung des Preisniveaus für deutschen Roggen innerhalb Deutschlands zur Folge haben müßte. Das ist — wie gesagt — theoretisch möglich. Thatsächlich jedoch pflegt eine ganz entgegengesetzte Wirkung einzutreten. Das russische Produkt, vom alten Absatzmarkt verdrängt, wirft sich auf andere Plätze des Weltmarkts, steigert hier das Angebot, drückt damit die Preise und ermäßigt so das gesammte Preisniveau des Weltmarkts, was dann

wiederum auch für die Preisbildung im Innern Deutschlands deprimirend wirkt.

Sind diese Behauptungen nun auch an der Hand der Erfahrungen aufrecht zu erhalten? Ich meine, ja!

Bekanntlich besteht seit dem 1. August 1893 gegen Rußland ein Differentialzoll von 40 Mark per Tonne für Roggen, wie für Weizen; das heißt: russisches Brotgetreide hat, wenn es in den freien Verkehr Deutschlands eingeführt werden soll, 75 Mark per Tonne zu zahlen, während der Zoll gegenüber meistbegünstigten Ländern nur 35 Mark beträgt. Ein so kräftiger, der völligen Prohibition in der Wirkung gleichkommender Differentialzoll hätte, wenn Differentialzölle überhaupt geeignet sind, die Inlandspreise zu beeinflussen, den deutschen Roggenpreis zum Steigen bringen müssen. Und was ist thatsächlich eingetreten? Man vergleiche die Roggenpreise auf dem großen Berliner Markt. Für Lieferungsqualität notirte man an der Berliner Börse per Tonne einen Preis: im Monat Juli 1893 (also kurz vor dem Ausbruch des Zollkriegs mit Rußland) von Mark 142,5 — 146,5, im **August** von Mark 146,5 — 127. Also mit der enormen Steigerung der Differentialzölle gegen Rußland fiel nicht nur keine Erhöhung, sondern eine starke Ermäßigung der Roggenpreise zusammen. Und diese Ermäßigung hielt an, denn in den vier folgenden Monaten des Jahres 1893 bewegte sich der Roggenpreis zwischen 123 und 130 M. Auch bei dem Artikel Weizen trat um dieselbe Zeit dieselbe Erscheinung des Preisfalls — fast in demselben Umfange — ein. Nun würde es ja allerdings gewagt erscheinen, den Preisfall ohne Weiteres auf die Erhöhung der Differentialzölle zurückzuführen. Bei der Preisbildung kommen zu viele verschiedene Momente ins Spiel, insbesondere das Moment des Ernteausfalls. Aber beachtenswerth ist es doch, daß der starke Preisfall mit der Steigerung der Differentialzölle zeitlich genau zusammenfällt. Ich halte es nicht für unwahrscheinlich, daß zwischen diesen beiden Thatsachen ein gewisser Kausalzusammenhang insofern besteht, als der Ausbruch des Zollkriegs mit Rußland unmittelbar zu einer Lähmung des Spekulationshandels führte. Gerade in den Monaten, wo die großen Ernten auf den Markt kommen, wo die Spekulation also in normalen Zeiten ihre Hauptthätigkeit zu entfalten pflegt, trat ein schweres Hinderniß ihres Funktionirens ein. Die spekulative Uebertragung gegenwärtiger Vorräthe auf spätere Zeiten wurde eingeschränkt und die Tendenz zum Sinken der Preise mußte damit verstärkt werden.

Aber selbst wer dieser Vermuthung — exakte Beweise lassen sich ja nicht führen — keinen Glauben schenken will, der muß doch zugestehen, daß auch nicht der Schatten eines Beweises aus der thatsächlichen Preisbewegung dafür herzuleiten ist, daß ein Differentialzoll gegen russischen Roggen die Roggenpreise in Deutschland in steigender Richtung zu beeinflussen vermag. Vielmehr ist die durch uns von jeher vertretene Meinung, daß auch bei dem Artikel Roggen ein Differentialzoll gegen Rußland keinerlei preissteigernde Wirkung in Deutschland hervorrufen werde, durch die thatsächliche Entwickelung in jeder Weise bestätigt. Man kann deshalb auch mit einiger Sicherheit behaupten, daß die Beseitigung der Differentialzölle die Roggenpreise in Deutschland nicht nach unten hin beeinflussen wird. Eher ist eine Steigerung zu erwarten, nachdem ein so wesentliches Hinderniß der Spekulation fortgefallen sein wird.

Und Angesichts einer solchen Sachlage wird der Bund der Landwirthe und seine Gefolgschaft nicht müde, Zeter und Mordio über die „Opfer" zu schreien, die angeblich der Landwirthschaft durch den deutsch-russischen Handelsvertrag zugemuthet werden.

Dies theils klägliche, theils drohende Geschrei hat auch nicht die Spur einer Berechtigung, soweit es sich gegen den Vertrag mit Rußland handelt. Es konnte dort, wo es bona fide erhoben wird, nur entstehen, weil man über die Gesetze der Preisbildung in agrarischen Kreisen vielfach so konfuse Begriffe hat. Diese Konfusion ist dadurch noch erheblich gesteigert, daß man die schwierige Materie durch eine Vermischung mit allerlei währungspolitischen Betrachtungen noch wesentlich komplizirt hat. Das Dogma von dem Einfluß der russischen Valuta auf die Bildung der Getreidepreise in Deutschland beruht aber auf einem ganz ähnlichen volkswirthschaftlichen Aberglauben, wie das Dogma von der Heilswirkung der Differentialzölle gegen Rußland. Der Beweis dafür mag einer gesonderten Darlegung vorbehalten bleiben.

Th. Barth.

## Fürst und Unterthan.

Bei der Reichstagsinterpellation vom 5. d. M. wegen der Staatsangehörigkeit des Herzogs Alfred von Koburg-Gotha hat der Reichskanzler, ohne weiter die rechtliche Seite der Frage zu streifen, zutreffend erwidert:

„Wir haben uns nur an das Faktum zu halten: S. K. H. ist Deutscher, hat die Pflichten eines Deutschen, hat die Rechte eines Deutschen; es ist seine Sache, seine früheren Beziehungen zu einer anderen Nation und zu einem anderen Staate so zu regeln, daß sie mit seinen Pflichten gegen Deutschland nicht in Kollision kommen können und soweit ich gesehen habe und soweit meine Kenntniß reicht, hat S. K. H., den festen Willen, seine Pflichten eben in dieser Weise zu regeln."

Mit dieser Antwort konnte sich jeder national und liberal denkende Deutsche zufrieden geben, weniger mit der sehr überflüssigen Erklärung, die der Bevollmächtigte für Sachsen-Koburg und Gotha abgegeben hat und die dahin lautet, „daß der Herzog von Koburg und Gotha als Souverain und deutscher Bundesfürst in **keinem Unterthanenverhältniß** steht."

Wir Deutschen alle, ohne Ausnahme, stehen nicht mehr in einem Unterthanenverhältniß! Der Herr Bevollmächtigte für Sachsen-Koburg und Gotha sollte wissen, daß ein Unterthanenverhältniß in Deutschland überhaupt nicht mehr besteht?

Als im Februar 1869 das Gesetz über die Erwerbung und den Verlust der Eigenschaft als preußischer **Unterthan** bei dem preußischen Abgeordnetenhause zur Vorlage gebracht worden war, da wurde in heißen Redekämpfen von dem **rechtesten** Flügel der nationalliberalen Partei bis selbstverständlich zur äußersten Linken gegen das Wort „Unterthan" debattirt und sogar ein Abgeordneter von Bonin (Genthin) — vielleicht ein naher Anverwandter des jetzigen Koburgischen Staatsministers — hatte, unter großer Heiterkeit des Hauses, für die Streichung des Wortes „Unterthan" geltend gemacht, daß man singe: „Ich bin ein Preuße" und nicht: „Ich bin ein preußischer Unterthan" — (s. Verh. des Abg. 1868/69, Band 2 S. 1651).

Ernsthaft begründet wurde aber die Streichung des Wortes „Unterthan" von Jacobi (Liegnitz), Waldeck, Miquel, Twesten und mehreren Anderen damit, daß dieser Ausdruck nur ein halbprivatrechtliches Abhängigkeitsverhältniß bezeichne, nämlich das Abhängigkeitsverhältniß der Gutsunterthanen zur Gutsobrigkeit; daß in dem Allg. Landrecht in demjenigen Titel, der gewissermaßen die Verfassungsurkunde jener Zeit vertritt, dem Ausdruck „Staatsoberhaupt" nicht der Ausdruck „Unterthan" gegenübergestellt werde, sondern der Ausdruck „Bürger des Staats"; daß im Jahre 1813 bei der Gesetzgebung einer freiheitlichen Zeit der Ausdruck „Unterthan" ängstlich vermieden und durch den Ausdruck „Staatsbürger" ersetzt wurde und daß endlich in der preußischen Verfassungsurkunde, die doch die maßgebende Richtschnur für jeden Akt der preußischen Gesetzgebung bildet, das Wort „Unterthan" nirgends gebraucht sei, sondern nur die Ausdrücke „Preuße" oder „Staatsbürger". —

Das Abgeordnetenhaus beschloß damals die Streichung des Wortes „Unterthan" mit 194 gegen 141 Stimmen.

Aber das Herrenhaus mit seinen privilegirten Standesherren, das sofort ersah, daß mit dem Verschwinden des Ausdrucks „Unterthan" aus dem Gesetze, auch der Glanz seiner privilegirten Standesherrlichkeit etwas verdunkelt

werden würde, lehnte die Streichung des Wortes ab und so ist das Gesetz gefallen.

Der norddeutsche Bund nahm dann im Jahre 1870 die Vorlage des Gesetzes über die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit wieder auf, dasselbe wurde am 1. Juni 1870 veröffentlicht, durch Gesetz vom 22. April 1871 Reichsgesetz und ihm ist jeder Deutsche, ob souverainer Fürst, ob Standesherr, ob Staatsbürger, in gleicher Weise unterworfen. Wenn z. B. vor dem Inkrafttreten des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 den Bundesfürsten, den Mitgliedern der deutschen Fürstenhäuser und den mediatisirten Standesherren auf Grund des Art. XIV der deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815 noch in unbeschränkter Freiheit zustand, „ihren Aufenthalt in jedem zu dem (deutschen) Bunde gehörenden oder mit demselben in Frieden lebenden Staate zu nehmen“, so ist dieses Privilegium durch das vorerwähnte Reichsgesetz hinfällig geworden (s. Cahn, Staatsangehörigkeit S. 154 ff.).

Die Erwiderung des Herrn Reichskanzlers, in der bezüglich des Herzogs Alfred die Pflichten und die Rechte eines Deutschen betont worden sind, war daher, wie schon im Eingang erwähnt worden ist, eine dem Geiste des gedachten Reichsgesetzes durchaus entsprechende.

Sonach steht nicht allein der regierende Fürst in keinem Unterthanenverhältniß, sondern das ganze deutsche Volk hat seit den Jahren 1870/71 auf das Glück verzichtet, Unterthan zu sein; wir sind Staatsangehörige und das möge sich der Koburgische Staatsminister von Bonin von seinem Anverwandten, dem Abgeordneten von Bonin, wenn er noch lebt, auf Grund jener früheren Debatten bestätigen lassen.

Ald. Corvus.

## Parlamentsbriefe.

### VII.

Der russische Handelsvertrag ist zwar noch nicht an den Reichstag gelangt, aber er ist der Einbringung so nahe, daß seine Diskussion auch schon in den Einzelheiten möglich ist, und damit ist ein Gegenstand der Verhandlungen gegeben, dessen Wichtigkeit das Interesse an allen den kleinen Fragen zerstört, die in den Sälen am Dönhofsplatz und in der Leipzigerstraße vor meistens leeren Bänken erörtert werden. Der Abschluß des russischen Handelsvertrages ist ein Ereigniß ersten Ranges. Rußland erklärt sich bereit, in die Bewegung einzutreten, welche vor vierunddreißig Jahren das westliche Europa ergriffen hat, welche zeitweilig einen Rückgang erlitten hat, aber jetzt wieder im Anschwellen begriffen ist. Die östliche Grenze des Deutschen Reichs soll ferner nicht zugleich die Grenze Europas sein; der freundnachbarliche Verkehr, der ein Bedürfniß aller kultivirten Nationen ist, und auf dem die Möglichkeit dauernder friedlicher Beziehungen beruht, soll auch zwischen Rußland und Deutschland stattfinden.

In die Diskussion ist der Kaiser persönlich eingetreten, indem er auf einer vom Reichskanzler veranstalteten Festlichkeit im Gespräche mit zahlreichen Abgeordneten seine Anschauungen mit Entschiedenheit und Sachkenntniß dargelegt hat. Was in dieser Form gesprochen worden ist, hat einen Anspruch auf diskrete Behandlung und ich stelle fest, daß von Seiten liberaler Abgeordneten diese Diskretion gewahrt worden ist. Was durch die Berichterstatter liberaler Zeitungen auf Grund der Mittheilungen liberaler Abgeordneter veröffentlicht wurde, legte sich die höchste Reserve auf; die „Kreuzzeitung“ war es, welche zuerst die Nachricht brachte, daß Herr von Levetzow, der Präsident des Reichstags, es unternommen hat, gegen die Annahme des Handelsvertrags zu plädiren. Er hat in leidenschaftlicher Weise alle Gründe der Agrarier zusammengefaßt, hat aber das Feld geräumt, als der Kaiser ihm einige statistische Zahlen entgegen hielt, die nicht widerlegt werden konnten.

Der Reichstagspräsident hat als Vertreter einer Partei des Reichstags gesprochen; die Zukunft wird lehren, ob als Vertreter der Majorität oder der der Minorität. Die konservative Partei hat gegen den Abschluß des russischen Handelsvertrags mit solcher Erbitterung gekämpft, daß sie sich selbst den Rückweg verlegt hat. Indessen scheint es, daß sie von Anfang an ihre Bemühungen darauf gerichtet hat, die Verständigung zwischen den Regierungen zu vereiteln und daß sie schon früh die Unmöglichkeit erkannt hat, nachdem einmal diese Verständigung erfolgt war, die Genehmigung durch den Reichstag zu hindern. Jetzt sitzen viele Abgeordnete der konservativen Partei fest und nicht allein von dieser Partei. Sie möchten für den Vertrag stimmen und können nicht, weil sie sich durch ein unvorsichtig abgegebenes Wort gebunden haben.

Daß eine Ablehnung des Vertrages die Auflösung des Reichstages zur Folge hat, ist sicher; daß aus Neuwahlen die konservative Partei in trümmerhafter Gestalt hervorgehen würde, ist wahrscheinlich. Wie die konservative Partei diese Folgen abwenden kann, darüber hat sie sich den Kopf zu zerbrechen. Eine Wendung, wie die des Eintritts Rußlands in das System westeuropäischer Handelspolitik, läßt sich nicht mit so plumpen und im Grunde doch so kleinen Mitteln abwenden, wie die, welche Herr von Plötz Namens des Bundes der Landwirthe anwendet.

Inzwischen ist in den Bund der Landwirthe ein kleiner Riß gebracht worden durch eine Maßregel, welche darauf berechnet schien, ihn zu festigen. Durch die Einbringung des Gesetzentwurfs über die Landwirthschaftskammern hatte der preußische Landwirthschaftsminister agrarische Forderungen zu befriedigen geglaubt; jetzt erkennt wenigstens ein Theil der Agrarier darin ein Linsengericht, für welches sie ein wichtiges Gut opfern sollen. Das freie Vereinswesen ist der Landwirthschaft im hohen Grade zu Gute gekommen. Die landwirthschaftlichen Centralvereine, namentlich von Preußen und Schlesien, sehen auf eine lange erfolgreiche Thätigkeit zurück. Jetzt droht ihnen die Gefahr, aufgesogen zu werden durch eine neue Zwangsorganisation, welche als ihre einzige Mitgift ein Zwangssteuerrecht zubringt.

Die Anträge auf Verbesserung des Wahlverfahrens im Reich, welche zuerst im Jahre 1890 von den Abgeordneten Barth und Rickert dem Reichstage vorgelegt, dann öfter wiederholt, darauf durch eine Kommission gebracht und in der Fassung der Kommissionsbeschlüsse beim Beginn der gegenwärtigen Session von dem Centrum und der freisinnigen Vereinigung wieder eingebracht wurden, haben diesmal eine freundliche Aufnahme gefunden. Die konservative Partei erhob keinen Widerspruch; die Reichspartei widersprach nur schüchtern. So ist Hoffnung vorhanden, daß wir zu Maßregeln kommen, welche den ärgsten Wahlbeeinflussungen die Spitze abbrechen.

Proteus.

## Afghanische Juden.*)

Der Jude mit Säbel, Pflug und Vaterland und in allen diesen Beziehungen theilweis mit dem Germanen in einem Lande vermischt, in welchem der erstere die Mehrheit, der letztere eine kleine Minderheit bildet, ist die ironische Erscheinung, welche in dem unten genannten Buche bei unseren antisemitischen Interessenten ihre Karte abgibt.

Mr. Bellew, der Verfasser, welcher kürzlich als Generalarzt der bengalischen Armee gestorben ist, hat ein langes Leben im anglo-indischen Militärdienst und einen beträcht-

*) An Inquiry into the Ethnography of Afghanistan. By H. W. Bellew, Surgeon General, Bengal Army. Woking, Oriental University Institute, 1893.

lichen Theil desselben an der afghanischen Grenze und in Afghanistan selbst verbracht. Seine Schrift, das Resultat eingehender Untersuchungen an Ort und Stelle und vergleichender ethnographischer Forschungen, wurde dem neunten Londoner Orientalistenkongreß unterbreitet und gilt als ein wesentlicher Beitrag zur Kunde des durch seine geographische Abgeschlossenheit und innere Stammesmannigfaltigkeit schwer verständlichen Landes. Was sich uns danach in jener wichtigen anglo-russischen Puffergegend darbietet, ist ungemein interessant und könnte in naher Zukunft einmal mehr werden.

Nachdem die semitischen Heiden am Euphrat und Tigris ihren monotheistischen Landsleuten in Palästina das Reich Israel (722 v. Chr) und das Reich Juda (586 v. Chr.) zerstört und einen Theil der Besiegten in ihre eigenen Länder und Dependenzen weggeschleppt hatten, befand sich eine beträchtliche Anzahl Juden theils in Assyrien und Babylon, theils in den persischen Provinzen der Eroberer. Von den an den Euphrat exilirten zwei Stämmen durfte, nach der Niederwerfung Babylons durch die Perser, ein Theil in die alte Heimath zurückkehren und dort die jüdische Geschichte fortsetzen (536 v. Chr.); die von den Assyrern weiter östlich versetzten zehn Stämme sind, obschon Assyrien mit Babylon zusammen persisch wurde, niemals zurückgekehrt und waren, bis sie neuerlich wieder aufgefunden worden, etwa dritthalb tausend Jahre verschwunden. Heut hat man sie wieder in Sicht. Sie bilden das Gros der aus mannigfachen Quellen zusammengeflossenen afghanischen Nation.

Theils aus ihren auf Veranlassung der anglo-indischen Regierung übersetzten Geschichtsbüchern, theils aus ihrem eigenen Munde wissen wir nunmehr, daß sie sich bis auf den heutigen Tag „Bni Israel", Kinder Israels, nennen, bis zur Annahme eines losen Muhamedanismus, den sie als eine lokale Erneuerung ihrer ermatteten Religion adoptirten, 1200 Jahre lang in Mittelasien den Pentateuch lasen und das Ceremonialgesetz beobachteten, und selbst jetzt, wo das erstere gar nicht und das letztere nur noch in unklaren Resten geschieht, mit den mosaischen geschichtlichen Nachrichten und Bräuchen vielfach vertraut sind. Noch heute bezeichnet ihnen das Wort Islam „der Glauben", den Muhamedanismus und das Judenthum gemeinsam. Sie wollen zur Zeit Nebukadnezars, den sie den „Zerstörer des heiligen Tempels" nennen — es müssen sich also damals jüdische Exilirte zu den ursprünglich israelitischen jener östlichen Gegenden gesellt haben — nach dem Paropamisus gelangt und von dort später nach Westen zurückdringend und die heidnischen Urbewohner unterwerfend in ihre heutigen Sitze gekommen sein. Gewiß ist, daß Herodot, der sie 150 Jahre nach Nebukadnezar beschrieb, sie nicht allein schon in ihren heutigen Sitzen fand, sondern sogar dort eine Menge ihrer bis auf die Gegenwart erhaltenen Clannamen verzeichnete. Wieder hundert Jahre später, als Alexander der Große in diese Länder drang, fand er nach gleichzeitigen und späteren klassischen Geschichtsschreibern (Arrian, Strabo, Eratosthenes, Plinius, Curtius 2c) die gleichen Zustände, und theilweis dieselben Namen vor. Nach Alexander scheinen sie die Selbständigkeit, die sie in ihren alpinen Sitzen von Anfang an leicht erwerben konnten, sofort wiedergewonnen und in Fehden mit den benachbarten persischen und tatarischen Stämmen gestählt zu haben. Im Mittelalter wurden manche ihrer Genossenschaften zu einer Art von Schweizern, die sich kriegslustigen Fürsten der benachbarten Perser, Türken und Hindus als bewaffnete Haufen verdangen und Landsknechtsdienste thaten. Im 10. Jahrhundert erobert eine afghanische Armee mit den Arabern das westliche Hindostan; im 11. marschiren die Afghanen mit dem Turktatarenführer Mahmud Gasnavi in dieselbe Richtung und avanciren im 14. mit Tamerlan in das Herz der Hindustaaten, wo Bahlol, ihr Häuptling, den Thron von Delhi um 1450 besteigt und seine Dynastie bis 1525 regiert, zu welcher Zeit Baber, Tamerlans Nachkomme, sie durch die Begründung des erst 1857 endgültig gefallenen Großmogulthums ablöst. In den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts durch die Versuche der Engländer, ihr indisches Reich in dieser Richtung auszudehnen, in die moderne Geschichte hineingedrängt, vernichten sie 1842 ein englisches Heer von 16000 Mann bis auf einige Dutzend Menschen und werden seitdem als geschätzte Bundesgenossen sowohl von England wie von Rußland mit schmeichelnden Gesandtschaften und großen Subsidien umworben. Als ihnen grad vor dem Berliner Kongreß von 1878 eine von Samarkand vorrückende russische Armee einen gemeinsamen Zug nach Indien anbietet, veranlaßt die freundliche Aufnahme der Offerte ihren seit 3000 Jahren von ihnen getrennten Stammesgenossen Disraeli, den besseren Theil seiner an Rußland gestellten Forderungen fallen zu lassen und sich im Reichskanzleramt unserer Wilhelmstraße mit Gortschakoff zu einigen. Unmittelbar darauf verlieren sie zwar den Ausgang der nach Indien führenden Pässe an England, bleiben aber gefürchtet genug, um ihre laue Bundesgenossenschaft sofort wieder an England für eine erhebliche Jahrespension verkaufen zu können. Diese Pension ist vor drei Monaten noch erhöht worden und soll gegenwärtig über 1000000 M. betragen.

Während der gewaltigen, von diesen Ereignissen markirten Zeiträume sitzen sie unbeweglich in ihren Bergen, in zahlreiche Stämme und zahllose Geschlechter gespalten, ein freies Hirten- und Ackerbauervolk von uralter Sitte regiert und ihrem Fürsten thatsächlich nur im Kriege unterthan. Ein starkes Nationalgefühl hält sie gegen die Außenwelt zusammen, obschon ein ebenso lebhafter Stammessinn sie im Innern häufig trennt. Die Physiognomie ist die jüdische, das Idiom nach den Sprachen der unterworfenen Urbewohner verschieden. Die westlichen Stämme sprechen vorwiegend persisch, das die gemeinsame Kultursprache aller ist; die östlichen, welche sich als Kern der Nation betrachten, reden Puschtu, einen etwa zwischen Persisch und Hindi stehenden arischen Dialekt; die nördlichen ziehen tatarisch und altpersisch vor. Eingesprengt sind zahlreiche halbgriechische Geschlechter, die Nachkommen der von Alexander gestifteten griechischen Kolonien, die noch heute viel griechische Worte gebrauchen und griechische Namen in afghanisirter Form wie Aeolier, Achäer, Bojer, Jonier u. s. w. führen. Auch die von Barka und Cyrene, von Thracien, Macedonien und Phrygien herversetzten Gefangenen siegreicher Perserkönige sind noch in ihren Nachkommen als Baraki, Ludi u. a. m. erhalten. Ja sogar ägyptische Kriegsexilirte leben als Misari und Kudti fort, während an der östlichen Grenze eine kurz vor der christlichen Aera angeschwemmte Gothenwoge als Jat, Jata erkenntlich geblieben ist. Sie tritt besonders merklich im mittleren Industhal, zumal bei Peschawur hervor, wo die Mischung der Juden und Germanen eine hochgewachsene Rasse erzeugt hat, in der blonde Haare und heller Teint nicht selten sind. Die Jats sind die größten Kameelzüchter Südasiens, und ein friedliches und redliches Volk.

Hat der ungeheure Gebirgsblock des Landes den Ansturm der meisten westlichen Einwanderer gestaut, so hat andererseits ihr Verbleiben in gesonderten Thälern die alten Stammes- und Geschlechtsverschiedenheiten konservirt und die ganze Gegend zu einem lebendigen Völkermuseum gemacht, das in seiner Art einzig sein dürfte. Ueber die Differenzen des Rassengewirrs tritt indeß, zumal im östlichen eigentlichen Afghanistan der israelitische Charakter in Gesichtsbildung, Wesen und Sitte schlagend hervor. Wer diesem Typus in Englisch-Indien, wo er zahlreich verbreitet ist, oder in England, wo er gelegentlich vorkommt, einmal begegnet ist, wird sich der hohen ernsten Gestalten und der besonnenen Würde des Auftretens nicht ohne Interesse erinnern. Das Ebräische ist, nachdem sie die fünf Bücher Moses in ihren neuen Sitzen 1200 Jahre lang im Original gelesen — sie nennen sich davon noch jetzt manchmal grundlos Taurat Kuang „Thoraleser" — unter ihrem muhamedanisirten Gros noch völliger verschwunden, als unter den westeuropäischen Juden. Selbst die Musa, Isra, Jia und andere mit jüdischen Namen ausgestatteten Geschlechter verstehen nichts davon. Gleich Gothen, Griechen, Lydern, Egyptern u. a. sind sie durch Annahme der Landesreligion in den Landessprachen aufgegangen. Die vielen unter ihnen unvermischt lebender

Juden, die die alte Religion bewahren und theils unveränderte Reste des Exils, theils spätere persische Einwanderer sind, gebrauchen dagegen ebräisch noch im Gebet. Sie sollen ohne Clars sein und Gleichberechtigung genießen.

Als Ganzes nennt sich die Nation gewöhnlich von ihrem östlichen Kern Pukhto, Pujschto, Paßten, seltener Afghanen, was beides Bergbewohner zu bedeuten und ursprünglich indische und armenische Nomenklatur gewesen zu sein scheint. Die Tracht ist die persische, obschon die 50000 Mann stehendes Heer, die sie für die englische Subsidie gegen Rußland halten, angloindisch uniformirt und europäisch bewaffnet sind. Exerzitium und Taktik lassen viel zu wünschen übrig, da Stolz und Mißtrauen gegen ihre zeitweiligen Alliirten ihnen verbieten, eine auch nur annähernd genügende Zahl englischer Instruktoren in das Land zuzulassen. Ihre Hauptkraft dürfte nach wie vor in den Vortheilen liegen, welche die Vertheidigung eines Alpenlandes einem tapferen Gebirgsvolk bietet. Sie sind überdies arm und würden Niemand zur Eroberung reizen, wären sie nicht das Mittelland zwischen den antagonistischen russischen und englischen Kolossen geworden. Hirten, Ackerbauer und geschickte Handwerker, wie sie sind, stehen sie in Genügsamkeit und unberührter Ruhe zu sehr auf dem orientalischen Standpunkt, um nach Wohlstand und Erhöhung für den Einzelnen oder die Familie zu streben. Einige Aenderung beginnt allmählich die Kenntniß der englischen Litteratur in den begabten Leuten zu erzeugen, nachdem ihre Theilnahme an kultureller Entwicklung sich bisher auf eine zerstreute Lektüre des stagnirenden persischen Schriftthums beschränkte. So sehr England sie dauernd auf seine Seite zu ziehen wünscht, so ist der gegenseitige Argwohn doch zu groß und der englische Wunsch, den Ehrgeiz und die intellektuellen Möglichkeiten der Rasse nicht zu wecken, zu fest, um ihnen leichten Zugang zu europäischen Kenntnissen zu gewähren. Der Mangel fängt an empfunden zu werden. Ein lebhafter Kopf dieser Abkunft, mit dem der Schreiber dieses einmal konversirte, überraschte ihn durch die Frage, ob wohl die Bni Israel, die es in Europa geben solle, und die, wie er gehört hätte, sich noch zum jüdischen Islam bekännten, Geld und Theilnahme genug hätten, nützliche Bücher über Werkzeuge und Maschinen in das Persische oder Afghanische übersetzen zu lassen. Die lächelnde Antwort, die er empfing, war keine ermuthigende. Doch ward ihm der Rath gegeben, Engländern Zugang zu seinem Volke zu verschaffen, was zu Studien und Veröffentlichungen führen würde, die die Kunde von dieser merkwürdigen nationalen Reliquie vermehren und das Interesse an derselben steigern müßten. Er glaubte indeß, daß dem Emir Abdurrahman Khan mehr der Zweck als das Mittel gefallen würde.

Paul Säemann.

## Eine chauvinistische Legende.

Die Zeit liegt noch nahe, wo an jeden deutschen Historiker die Forderung gestellt wurde, die Vergangenheit lediglich im Lichte der dermaligen preußischen Regierung zu betrachten. Ebenso wie politisch jedweder als Reichsfeind galt, der nicht von deren Unfehlbarkeit überzeugt war, hatte man auch frühere Zeiten nur von dem Gesichtspunkte zu betrachten, ob und inwiefern sie als Vorbereitung zu dem heutigen Preußen und als übereinstimmend mit dem in diesem herrschenden politischen, sozialen und ökonomischen Systeme gelten könnten. Die Geschichte wurde damit in den Dienst der Politik gestellt und so des wissenschaftlichen Charakters durchaus entkleidet. Eine emphatische, mit Kraftworten gewürzte Sprache hatte diese Auffassung dem Volke einzuprägen; jeder Gegner, alle die meinten, daß eine Wissenschaft eigentlich zur Erforschung der Wahrheit bestimmt sei, wurden mit groben kritischen Keulenschlägen angefallen.

Glücklicher Weise ist gegen dieses verderbliche System, das von anderen Nationen nachgeahmt, die gesammte Geschichtschreibung in heillose Verwirrung gestürzt haben würde, seit einigen Jahren ein immer kräftigerer Rückschlag eingetreten. Es gilt heute nicht mehr als Prüfstein eines „nationalen“ Historikers, alles als vortrefflich zu preisen, was je ein preußischer Regent angeordnet hat, oder Menschen und Zustände der verflossenen Jahrhunderte danach zu beurtheilen, ob sie im Sinne des preußischen Regiments von 1879 gedacht und gehandelt haben. In wie weit der Umschwung mit den Aenderungen in den leitenden Kreisen des Reiches zusammenhängt, möchte ich hier nicht untersuchen; genug, er ist da, und wir können uns dessen freuen. Die Geschichtschreibung, zumal der jüngeren Historiker, lenkt in die Bahnen objektiver Wahrheit zurück, die ihr von Meister Ranke in mustergültiger Weise vorgezeichnet wurden.

Für diese Richtung ist das Buch von Dr. Ernst Wiehr „Napoleon und Bernadotte im Herbstfeldzuge 1813“*) überaus bemerkenswerth. Es geht darauf aus, auf Grund unanfechtbaren archivalisch-offiziellen Materials eine der am festesten gewurzelten und systematisch ausgebildetsten chauvinistischen Legenden zu zerstören: nämlich diejenige, die sich an die Thaten der verbündeten Nordarmee im ersten Jahre des Befreiungskrieges knüpft. Die Entstehung dieser Legende ist sehr erklärlich. Nach den furchtbaren Schlägen von 1806 und 1807 bedurfte die preußische Volksseele solcher Thaten, an denen sich ihr tief verletztes patriotisches Ehrgefühl wieder aufrichten konnte. Sämmtliche Siege des Befreiungskrieges aber wurden mit Unterstützung fremder Truppen erfochten: nur die glänzenden Erfolge der Nordarmee, die Schlachten von Großbeeren, Hagelberg, Dennewitz waren fast ausschließlich von preußischen Kriegern gewonnen. Hier knüpfte also die Sagenbildung an. Das Bedenkliche für das Volksgefühl war nur, daß an der Spitze dieser Preußen ein fremder und sogar ein französischer Oberfeldherr stand — Bernadotte, der Kronprinz von Schweden. Dieser muß deshalb als unthätig, ja als Verräther geschildert werden, während die preußischen Generale — Bülow, Tauentzien, Hirschfeld — in doppelt ruhmvollem Kampfe nicht nur den übermächtigen Feind, sondern auch den eigenen Feldherrn besiegen.

Die offizielle Geschichtschreibung hatte sich eifrig bemüht, diese Auffassung zu bestärken und zu stützen. „Was in einer Kriegsgeschichte publizirt wird“, sagte selbst der große Moltke in einem schlechten Deutsch, das das Undeutliche des Gedankens klärlich erweist, „ist stets nach dem Erfolge appretirt; aber es ist eine Pflicht der Pietät und Vaterlandsliebe, gewisse Prestigen nicht zu zerstören, welche die Siege unserer Armee an bestimmte Persönlichkeiten knüpfen.“ Demgemäß hat die von der historischen Abtheilung des großen Generalstabs verfaßte Geschichte der Nordarmee alles gethan, um die Ueberlieferung zu erhalten, und die damaligen preußischen Heerführer und Truppen bei **jeder** Gelegenheit mit uneingeschränkten Lobsprüchen bedacht.

Solchem pseudo-historischen Standpunkte gegenüber zeichnet Wiehr den seinigen mit wohlthuender Klarheit und Wahrheitsliebe im Vorwort zu seiner Schrift:

„Die Forschung wäre übel daran, falls sie vor, wenn auch lange Zeit hindurch gültigen Traditionen Halt machen müßte. Es ist vielmehr ihre Pflicht, sich von der fable convenue loszusagen, und es ist eine Pflicht der Gerechtigkeit, ohne Rücksicht auf persönliche Gefühle einer geschichtlichen Figur den Platz anzuweisen, der ihr zukommt. Nur der Pseudopatriot kann über historische Objektivität murren, die auch dem Ausländer gerecht wird.“

Bei dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten, nach Ablauf des Waffenstillstandes, also am 17. August 1813, war die Lage des Kronprinzen von Schweden an der Spitze der Nordarmee eine bedenkliche. In der rechten Flanke hatte er einen großen Strom — die Elbe — und an diesem zwei vom Feinde mit ganzen Armeekorps besetzte Festungen ersten Ranges, Hamburg und Magdeburg; in der linken Flanke gleichfalls einen großen Strom — die Oder — und zwei dem Feinde gehörige Festungen, Stettin und Küstrin; in

*) Berlin. 1893. Gronbach.

der Front das französische Hauptheer, das bei Lützen und Bautzen gesiegt und Preußen und Russen bis tief nach Schlesien zurückgedrängt hatte. Auch alle anderen seiten Elbübergänge waren in der Hand des Gegners. Es ist thöricht oder ungerecht, unter solchen Umständen von Bernadotte eine sofortige Offensive zu verlangen. Dagegen hat er, wie Herr Wiehr vollkommen überzeugend nachweist, nie den ihm von der Ueberlieferung zugeschriebenen Gedanken gehegt, Berlin ohne Schlacht aufzugeben; Bülow und Tauentzien können ihn also zu solcher nicht erst gezwungen haben. Vielmehr hat er auf die Vertheidigung der preußischen Hauptstadt bedeutenden Werth gelegt. Wenn Bülow sofortigen Angriff auf die Franzosen forderte, so hatte das einen besonderen Grund. Der General hatte, wie die bisherige Tradition selber zugibt, durch übergroße Vorsicht im Frühjahr 1813 die Gunst der öffentlichen Meinung und des Heeres verscherzt und lief Gefahr, des Kommandos entsetzt zu werden; deshalb wollte er nun mit erhöhter Energie auftreten und diese vor aller Welt darlegen. Das eigenwillige, nörgelnde und selbstüberhebende Wesen Bülow's ist überdies geschichtskundig. Dazu kam, daß er, durch irrthümliche Meldungen getäuscht, die Macht des Feindes bei weitem unterschätzte.

Es ist für die bisherige Darstellung dieser Ereignisse sehr bezeichnend, daß der große Generalstab in seiner Geschichte der Nordarmee die Vorwürfe gegen Bernadotte wiederholt, als habe derselbe die Schlacht bei Großbeeren verhindern und sich ohne Schwertstreich hinter Berlin zurückziehen wollen; während er doch selber genöthigt ist, im Einzelnen die Anordnungen des Kronprinzen zu billigen und dessen wiederholte Befehle an die preußischen Truppen zu kräftigem Widerstande gegen die Franzosen am Tage der entscheidenden 23. August anzuführen. („Beidl. z. Militär-Wochenbl.", 1859, S. 291—294, 298.) Der angebliche Rückzugsbefehl existirt nur in den dreißig Jahre nach den Ereignissen verfaßten Memoiren des Majors v. Reiche (ebendaselbst S. 316), deren Unglaubwürdigkeit Wiehr an zahlreichen Beispielen nachweist. Auch darin stimmen wir diesem Autor zu, daß Bülow sich nicht nur des Ungehorsams gegen die Vorschriften des Kronprinzen, sondern auch eines schweren taktischen Fehlers schuldig machte, indem er Großbeeren nicht hinreichend besetzte, es dadurch an den Feind verlor und erst mit Mühe und Verlust wieder nehmen mußte. Nicht minder richtig ist, daß, der Lage der Dinge nach, das Unterlassen der Verfolgung nach dem Siege von Großbeeren zumeist Bülow zur Last fällt; und wenn die offizielle Geschichte der Nordarmee den General wegen seiner bezüglichen Anordnungen noch rühmt („Beidl. z. Militär-Wochenbl." 1863, S. 112), so wird das nur aus den oben von Moltke entwickelten Gesichtspunkte verständlich. Vielmehr hat Bernadotte selber die Verfolgung des weichenden Feindes möglichst bald und wiederholt angeordnet, ohne darin gebührenden Gehorsam zu finden.

Soweit vermögen wir Herrn Wiehr zu folgen und seine Anschauungen zu theilen. Indes scheint es uns zu weit zu gehen, wenn er Bernadotte's Verfahren als ganz tadelfrei darstellen will. Uebertriebene Vorsicht ist diesem vielmehr sicherlich vorzuwerfen; sie war nicht die Folge verrätherischer Gesinnung, sondern eines bestimmten Zweckes, auf den wir noch zurückkommen werden, und dann der bei einem ehemaligen Napoleonischen Marschalle so natürlichen Ueberschätzung der französischen, Unterschätzung der verbündeten Truppen. Wenn er zur Entschuldigung seiner Behutsamkeit in einem Schreiben an Blücher vom 22. August die Stärke des Feindes zu hoch angibt, so mag das auf Unkenntniß beruhen; daß er aber das eigene Heer, anstatt der wirklich vorhandenen 107 000 Mann, auf höchstens 80 000 beziffert („Beidl. z. Mil.-Wochenbl.", 1859, S. 262), ist offenbar Absichtlichkeit. Andererseits kann ich den preußischen Sieg bei Großbeeren nicht für so unbedeutend halten, wie der Verfasser. Nicht allein das Korps Reyniers, auch das Bertrand's war zurückgeworfen; daß letzterer überhaupt nur lau gefochten hat, ändert an dieser Thatsache nichts.

Um so unbedingter ist beinahe allem zuzustimmen, was Wiehr über das berühmte Gefecht bei Hagelberg sagt. Kein Kampf ist mehr Gegenstand der Mythe geworden, als dieser. Eine überlegene französische Macht wird von dem greisen Helden Hirschfeld an der Spitze neugebildeten Landwehrtruppen angegriffen. Diese schlagen die Feinde mit den Kolben nieder; im Dorfe Hagelberg allein findet man 4000 Franzosen mit zerschmettertem Schädel; nur ein Drittel der Gegner entkommt. Nun aber weist Wiehr nach, daß die Division Girard höchstens 8—9000 Mann, die Preußen 12 000 zählten; daß Hirschfeld auf Befehl des Kronprinzen angriff; daß er dabei die gröbsten Fehler beging und bald das Gefecht ohne jede Leitung ließ, worauf unheilbare Verwirrung entstand; daß der Rückzug der Franzosen durch das Erscheinen der 4000 Kosaken Tschernitscheff's veranlaßt wurde, und daß im Ganzen etwa 30 bis 35 Franzosen den Kolbenschlägen erlagen. Die Thatsachen, auf die er sich stützt, sind der mehrerwähnten offiziellen Geschichte des preußischen Generalstabes entnommen. Um so lehrreicher für deren Tendenz sind die mühsamen Entschuldigungen, die diese für Hirschfeld vorbringt, und die ganz unbegründeten Lobsprüche, mit denen sie den zagenden, schwachen Greis bedeckt („Beidl. z. Militär-Wochenbl.", 1863, S. 79, 105, 107); oder die grausig blühende Schilderung das von den Wehrmännern unter den Franzosen angerichteten Gemetzels (daselbst S. 98), während dasselbe wenige Seiten später (104) durch Zahlennachweise gänzlich widerlegt wird. — Nur in einem scheint mir Wiehr zu niedrig zu schätzen; der Verlust der Franzosen betrug nicht, wie er sagt (S. 265), 4000 Mann, sondern 2000 Todte und Verwundete, 2000 von den Preußen und 1300 von den Kosaken Gefangene, also im Ganzen etwa 5300.

Man hat dem Kronprinzen als Beweis des Verraths angerechnet, daß er nach der Schlacht bei Großbeeren nicht Bülow's Vorschlägen gefolgt ist und entweder die Elbe überschritten oder den Feind in seinem Lager unter den Wällen Wittenbergs angegriffen hat. Unser Verfasser weist völlig überzeugend nach (S. 314 ff), daß beides unmöglich war und nur zum Verderben geführt hätte. Ganz richtig beabsichtigte Bernadotte, abzuwarten, bis der Gegner aus seiner unangreifbaren Stellung herausgekommen wäre, um dann über ihn herzufallen. Herr Wiehr stellt auch fest, daß bei Dennewitz die Preußen nicht wie die Legende will, mit 45 000 gegen 58 000 Franzosen, sondern mit 49 000 gegen 38 000 gekämpft haben, sowie daß der Kronprinz mit den Russen und Schweden noch rechtzeitig anlangte, um die Niederlage Ney's in jedem Falle zu entscheiden. Das sind ganz unwiderlegliche Ergebnisse. Allein, wie das so zu geschehen pflegt, Wiehr geht doch in seinem Eifer für den verkannten Bernadotte zu weit. Den Befehl an den preußischen General Borstell, sich nicht auf das Schlachtfeld, sondern zu der schwedisch-russischen Reserve zu begeben — eine Ordre, die dieser glücklicher Weise nicht befolgte — begründet der Verfasser mit der Unkenntniß des Kronprinzen mit der wahren Sachlage. Uns scheint aber, als wenn der Oberbefehlshaber die Pflicht gehabt hätte, sich durch schleuniges Vorreiten auf das Gefechtsfeld von dem Stande der Dinge zu überzeugen: das hat jedoch der Kronprinz überhaupt verabsäumt und ist stets ruhig bei seinen weit entfernten Reserven geblieben. Deren langes Zurückhalten, bis zum Augenblicke, wo der Sieg ohnehin schon entschieden war, sucht Wiehr ebenso vergeblich zu entschuldigen, wie das Unterlassen jeder Verfolgung des fliehenden Feindes durch die schwedische und russische Reiterei. Daß diese Truppen in den letzten vierundzwanzig Stunden 5 oder 5½ Meilen marschirt waren, wäre vielleicht für Infanterie ein Grund, nicht aber für Reiterei: man vergleiche damit nur, was Blücher bei Belle-Alliance seinen Soldaten zumuthete!

Das Ergebniß des trefflichen Buches ist, daß Bernadotte sicher von dem seit 80 Jahren gegen ihn erhobenen Vorwurf der Verrätherei völlig frei zu sprechen ist. „Dem Gefühle der preußischen Patrioten", bemerkt der Verfasser mit Recht (S. 446), „mochte es wohl widerstreben, anzuerkennen, was sie dem ehemaligen französischen Marschall,

der ihnen 1806 mehrfach als Sieger gegenübergetreten war, verdankten — für die Zeitgenossen, wenn keine Entschuldigung, so doch eine Erklärung."

Indeß einen Umstand hat Herr Wiehr wohl übersehen, eine Thatsache, die der Legende wenigstens einen Schein von Wahrheit gab. Wir bemerken, daß der Kronprinz stets ängstlich bemüht gewesen ist, seine Person und seine Schweden vor jedem Zusammenstoß mit den Franzosen zu bewahren. Daß ein und das andere Mal kleine schwedische Truppenkörper sich von Kampfbegier fortreißen lassen, ohne Befehl ihres Herrschers sich in die Schlacht zu stürzen, ändert an dieser Sachlage nichts. Ob Bernadotte solches Verfahren aus persönlich selbstischen Beweggründen oder aus schwedischem Interesse beobachtete, mag hier ununtersucht bleiben. Das eine steht fest, daß er den Kampf keineswegs unmöglich gemacht, aber immer den Preußen und ihren Führern allein überlassen hat.

Mit scharfen und eindringenden Zügen, an der Hand der Ereignisse, führt Wiehr die Thaten der heimischen Truppen, und zumal der Landwehren, auf ihren wirklichen Werth zurück; Wunder — sagt er — kennt die Geschichte nicht. Um so beherzigenswerther ist, was er (S. 272) bemerkt: „Es sei daran erinnert, daß die Landwehr von 1813 nicht mit der heutigen verglichen werden darf. Diese setzt sich zusammen aus älteren, regelrecht ausgebildeten Soldaten, jene bestand aus jungen Rekruten, die in aller Eile nothdürftig eingeübt waren."

Herrn Dr. Wiehr's Buch ist nicht nur vom eigentlich historischen Standpunkte aus höchst wichtig, es ist auch in moralischem Sinne eine erfreuliche und befreiende Leistung. Es bildet einen wissenschaftlichen Protest gegen den Chauvinismus, der sich zur wirklichen und ehrlichen Vaterlandsliebe verhält, wie die Lüge zur Wahrheit.

M. Philippson.

---

## Wanderungen durch das europäische Rußland.

Die Kenntniß des Nachbarn, seiner Eigenart, Lebensverhältnisse und Bestrebungen ist die sicherste Gewähr für den störungsfreien Verlauf nachbarlichen Lebens oder wenigstens für die Möglichkeit, die eigenen Interessen rechtzeitig und zweckentsprechend zu wahren. So ist es im Leben des Einzelnen und der kleinsten sozialen Gemeinschaften, — so ist es auch im Leben der großen politischen Körperschaften, der Staaten. Schon unter diesem Gesichtspunkte erscheint für uns Deutsche die genaue Kenntniß unseres östlichen Nachbarstaates, des europäischen Rußland und seiner Bewohner nicht allein wünschenswerth, sondern geradezu erforderlich. Die bedeutenden Machtmittel Rußlands, seine geschichtlich nachweisbaren und seine heute wie früher bestehenden Ausbreitungsbestrebungen, die von unseren Verhältnissen in vielen Dingen stark abweichende Eigenart des Landes und seiner Bewohner, die Stellung, welche es zu vielen auch unser inneres politisches und soziales Leben nahe berührenden Fragen eingenommen hat und der Einfluß, den es auf die Entwicklung unserer Zukunft ausüben kann, müssen jene Forderung geradezu dringlich erscheinen lassen.

Nichtsdestoweniger ist die Kenntniß Rußlands und seiner Bewohner noch nicht in jenem Maße in weitere Kreise des deutschen Volkes gedrungen, wie es zur richtigen Beurtheilung mancher eigenartigen, der Rückwirkung auf Deutschland nicht entbehrenden Erscheinungen im politischen, volkswirthschaftlichen und sozialen Leben jenes Landes nothwendig ist. Die räumliche Ausdehnung des europäischen Rußland, welches mehr als die Hälfte des Areals von ganz Europa einnimmt und sich über einen zehnmal so großen Flächenraum erstreckt wie Deutschland, die allerdings oft mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit bestehenden Schwierigkeiten für Reisen in Rußland, eine gewisse das Typische der einzelnen Landstrecken in den Hintergrund drängende Monotonie und Gleichartigkeit des Landes in physikalischer, klimatischer, ethnographischer Beziehung, die Apathie und theilweise auch vorsichtige Zurückhaltung seiner Bewohner bezüglich der Aeußerung über eigene Verhältnisse dürfen als die wesentlichen Hindernisse einer weitverbreiteten und tiefergehenden Kenntniß russischen Wesens und Lebens bezeichnet werden. Forschungs- und Wanderergebnisse des Einzelnen, wie sie in Nachstehendem niedergelegt sind, mögen hiernach auch des Werthes für die Allgemeinheit nicht entbehren.

### I.

Das europäische Rußland, welches nur an seiner Süd- und Ostperipherie im Krim-, Kaukasus- und Uralgebirge höhere Erhebungen zeigt, muß im Innern als eine in großen, wenig gegliederten Zügen endlos gewellte Ebene aufgefaßt werden. Die orographische Gliederung dieser Ebene hat man früher allgemein nach zwei breiten, dammartigen Landrücken vorgenommen, welche von dem 320 Meilen langen Uralgebirge, dem mächtigen Grenzwall des europäischen Rußland gegen Osten (Asien), in westlicher Richtung zum baltischen Meer und die Karpathen hinziehen und nach ihren Endpunkten als uralisch-baltischer und uralisch-karpathischer Landrücken bezeichnet werden. Durch Tillo's hypsometrische Karte ist diese Gliederung zwar unhaltbar geworden, indem dieselbe eine centrale Erhebung im Innern Rußlands und einen Zug Hügelland westlich der unteren Wolga, beide mit nordsüdlichem Zuge nachweist, gleichzeitig freilich deren schwache Ausprägung andeutend, wenn sie gegenüber einer mittleren Höhe Rußlands von etwa 160m angibt, daß kein Punkt im Innern dieses Landes die absolute Höhe von 400m erreicht. Dennoch bietet die Gliederung nach dem uralisch-baltischen und uralisch-karpathischen Landrücken nach wie vor das einfachste Mittel, in der weiten einförmigen Landfläche die Grenzlinien jener Zonen zu bezeichnen, welche sich durch die Verschiedenartigkeit der in ihnen gegebenen Lebens- und Entwicklungsbedingungen von einander abheben.

So breitet sich nördlich des uralisch-baltischen Landrückens, der als „Uwoli" vom Quellgebiet der Petschora ausgeht, bis zum Plateau von Waldai (südöstlich Petersburg) die Wasserscheide zwischen dem arktischen und dem kaspisch-pontischen Stromgebiet Rußlands bildet und bei Pskow an der livländischen Grenze mit dem Munnaberge endet, die arktisch-finnische Zone aus. Sie ist die Zone der Sümpfe und Wälder. Ihren nördlichen Theil, das eigentlich arktische Gebiet jenseits des 66. Breitengrades, bedecken größtentheils die Tundren, sumpfige von Moosen und Flechten überzogene Moore, die selbst im Sommer kaum einen Fuß tief aufthauen, und deren Gebiet eine ständige, freilich außerordentlich dünne Bevölkerung nur soweit kennt, als das Vorkommen des Rennthiermooses die Ernährung von Rennthieren gestattet. Wo dies nicht mehr der Fall ist, sieht das arktische Gebiet den Menschen nur flüchtig auf der Jagd nach der Fauna der Eiswelt, den Trägern edlen Pelzwerks.

Südlich dieser arktischen Region, diesseits des 66. Breitengrades, liegt die Region der Wälder; eine moorig thonige, von trockenen Sandhügeln durchzogene, mit Seen, Mooren und unermeßlichem Waldesdickicht bedeckte Niederung. Selbst in den südwestlichen Gouvernements Nowgorod, Petersburg und Esthland, wo ein milderes Klima den Ackerbau mehr begünstigt und auch zu einer dichteren Bevölkerung geführt hat, erstreckt sich die landwirthschaftliche Bebauung auf höchstens ein Sechstel der Gesammtfläche. Die Länge des Winters, der Temperaturen bis zu —40° R. aufweist, die Kürze des kaum noch als Jahreszeit zu bezeichnenden Frühlings und Herbstes, die oft 30° R. übersteigende Gluthhitze des Sommers drängen eben die Feldarbeit auf einen Zeitraum von 3—4 Monaten zusammen und machen dieselbe außerordentlich mühsam und erträgnißarm.

Ueberhaupt wird die Entwicklung der Vegetation vor-

zugsweise durch die Länge der Sommertage, d. h. durch den längeren Sonnenstand ermöglicht. Je weiter man nach Norden kommt, desto mehr entschädigt derselbe für die im gleichen Verhältnisse verkürzten Tage eines endlos langen Winters. So sehen die Bewohner von Archangelsk am 21. Juni die Sonne 22 Stunden am Himmel, am 21. Dezember dagegen nicht ganz vier Stunden. Im nördlichen Theil der arktischen Region, jenseits des Polarkreises, wechselt überhaupt nur ein langer, dunstgetrübter Sommertag mit einer langen, häufig durch glänzende Nordlichter erhellten Winternacht.

So wendet sich eben die Bevölkerung, welche je nach den Lebensbedingungen und klimatischen Verhältnissen der einzelnen Gebiete zwischen 1622 (Gouvernement Petersburg) und 20 (Gouvernement Archangelsk) Einwohnern auf die Quadratmeile wechselt, mehr der Verwerthung des Holzes und der Holzprodukte sowie der Jagd zu, welche in der Sumpfregion an Füchsen, Wölfen, Bären, Hermelinen und Fischottern, in der Waldregion im Elen, in Hasen, Lemmingen und verschiedenen Arten Hühnerwild mannigfache und reiche Beute findet. Auch der Mangel an Kommunikationen, welcher die Bevölkerung der arktisch-finnischen Zone mit Ausnahme jener der südwestlichen Gouvernements fast ausschließlich auf die günstigstenfalls 5 Monate eisfreien Wasseradern verweist, steht der kulturellen Entwicklung dieses Gebietes hindernd im Wege

Zwischen den uralisch baltischen und den im Allgemeinen durch die Linie Orenburg—Charkow—Chotin bezeichneten uralisch-karpathischen Landrücken bettet sich das eigentliche Kerngebiet des europäischen Rußland, die binnenländische Zone, ein. Sie bildet, wenn man von den großentheils morastigen Stromniederungen und der ungeheuren Pripetniederung (östlich des Königreichs Polen) mit den Rokitnosümpfen absieht, das Gebiet des Ackerbaues. Auch zur Trockenlegung der ursprünglich 1500 Quadratmeilen großen, mit dichtem Wald bedeckten und bei den jährlichen Ueberschwemmungen zeitweise in ein Binnenmeer umgewandelten Rokitnosümpfe ist seit 1877 unter Leitung des Generals Zilinski außerordentlich viel geschehen. Bis 1892 wurden etwa 3533 Kilometer Kanäle, 358 Brücken, 15 Schleusen und 141 Kilometer Fahrwege gebaut und so im Wege der Kanalisation etwa 2 300 000 Hektar Land trocken gelegt. Bei gleich energischer Fortsetzung der Arbeit könnte in etwa 30 Jahren das ganze Gebiet entsumpft und dem Ackerbau sowie dem Verkehr eröffnet sein. Wenn dasselbe nach seiner Qualität auch nur der Kategorie des mageren Ackerlandes zugerechnet werden kann, wird die Erweiterung der landwirthschaftlichen Bodenverwerthung durch ein derartig großes Areal doch nicht ohne günstige Einwirkung auf die Entwicklung der volkswirthschaftlichen Verhältnisse in Rußland bleiben. Auch die Kriegführung im Westen Rußlands, welche bisher durch die Rokitnosümpfe und zwar sowohl für den Angriff wie für die Vertheidigung in ganz bestimmte Bahnen gedrängt war, wird durch die Entsumpfung und Bevölkerung dieses Gebietes eine vollkommene Verschiebung erfahren.

Eine innere Gliederung der binnenländischen Zone, durch welche dieselbe in drei nach Ertragsfähigkeit verschiedene Regionen zerfällt, wird durch die Verschiedenartigkeit der Bodenbeschaffenheit hervorgerufen. Nördlich der Linie Tschernigow—Rjasan—Simbirsk, und nur an einzelnen Stellen über dieselbe nach Süden übergreifend, findet sich im Allgemeinen nur magerer sandiger Diluvialboden, der viel Dünger und sorgfältige Behandlung erfordert und trotzdem nur ein Erträgniß liefert, das den Bedarf der zwischen 364 (Gouvernement Perm) und 2931 (Gouvernement Moskau) Einwohnern auf die Quadratmeile schwankenden Bevölkerung erst zu drei Viertheilen deckt. Diese etwa 16 000 Quadratmeilen umfassende Gegend erschiene sonach übervölkert, wenn hier nicht die Fabrikthätigkeit in besonderer Blüthe stände, so daß sich die Hälfte der industriellen Gesammtthätigkeit und Produktion Rußlands auf diesen Raum zusammendrängt.

Eine zweite durch besseren Boden begünstigte und in rationeller Bewirthschaftung stehende Gruppe bilden das Königreich Polen sowie die westlichen Gouvernements Grodno, Wilna, Kowno, Kurland, Livland und Esthland, deren Bevölkerungsdichtigkeit, zwischen 905 (Esthland) und 2595 (Polen) Einwohnern auf die Quadratmeile schwankend, Zeugniß für die Ertragsfähigkeit des Landes ablegt. Immerhin deutet in beiden Gruppen der Umstand, daß der landwirthschaftlichen Ausnutzung von 9,7 (Gouvernement Perm) bis 55,3 (Gouvernement Kowno) Prozent der Gesammtfläche noch ausgedehnte, 20,6 (Kowno) bis 73,5 (Perm) Prozent des Areals einnehmende Waldstrecken gegenüberstehen, darauf hin, daß die Bodenverhältnisse zu einer besonders hervortretenden landwirthschaftlichen Ausnutzung noch nicht auffordern. Ausgedehnte Nadelwälder erstrecken sich bis zur Höhe der Wolga, um dann mehr und mehr der Birke und Espe, später der Eiche und Linde und in der Höhe von Moskau auch der Eiche Platz zu machen. Besonders die Linde ist für Mittelrußland typisch und hat hier zu einer hohen Pflege der Bienenzucht geführt.

Je weiter man nach Süden vordringt, desto mehr vermindert sich die Bewaldung, bis man nach Ueberschreitung der obenbezeichneten Südgrenzlinie mageren Ackerbaues die Region der ausgesprochenen landwirthschaftlichen Bodenverwerthung, die Kornkammer Rußlands betritt — das Gebiet der schwarzen Erde (Tschernosjom). Letztere bildet eine im übrigen Europa unbekannte geologische Formation, welche bezüglich ihrer Entstehung noch der Aufklärung bedarf. Jedenfalls ist dieselbe nicht diluvialen Ursprungs, sondern scheint aus der Mischung des ursprünglich unorganischen schwarzen jurassischen Bodens mit den an der Luft verwesenden Pflanzenrückständen zu entstehen. Im nördlichen Theil der Region eine Schichtstärke von 1 Meter, gegen Süden, wo sie sich noch über den uralisch-karpathischen Landrücken hinaus südöstlich bis zum Manytsch, südwestlich bis Kishinew hin erstreckt, eine Stärke von oft 5—6 Metern aufweisend, besitzt die Schwarzerde eine so hohe Fruchtbarkeit, daß sie keines Düngers bedarf und trotz außerordentlich lässiger Bewirthschaftung reiche Ernteerträgnisse liefert.

Wenn man von dem bewaldeteren Wolhynien absieht, entfallen in dem mehr als 10 000 Quadratmeilen umfassenden Gebiet der Schwarzerde 37,8 (Gouvernement Bessarabien) bis 70 (Gouvernement Tula) Prozent der Gesammtfläche auf Ackerland, während der Wald nur 6,8 (Gouvernement Poltawa und Pensa) bis 24,7 Proz. (Gouvernement Kijew) derselben deckt. Weite, baumlose Ebenen, auf denen Viehdünger und halbverholzte Kräuterstengel als Brennmaterial dienen müssen, breiten sich hier aus und lassen wie die Steppen im südlichen Rußland den Fremden oft jenes niederdrückende Gefühl der Einsamkeit, des Verlorenseins und der Beklommenheit empfinden, welches den Menschen ungewohnt großen Verhältnissen der Natur gegenüber, so z. B. im Hochgebirge und auf dem Meere zu befallen pflegt.

Was das Gebiet der Schwarzerde für Rußland bedeutet, drückt sich am bezeichnendsten in der Bevölkerungsdichtigkeit und den Ernteerträgnissen desselben aus. Erstere schwankt zwischen 1306 (mehr bewaldetes Gouvernement Wolhynien) und 2533 (Gouv. Podolien) Einwohnern auf die Quadratmeile, so daß mehr als die Hälfte der Bevölkerung des europäischen Rußland auf die Region der Schwarzerde entfällt. Ebenso liefert die Schwarzerde nahezu 70 Prozent des gesammten Getreideertrages des Landes. Bei fleißiger und die enorme Leistungsfähigkeit des Bodens unterstützender Bewirthschaftung könnte dieses Ergebniß noch wesentlich erhöht werden, wie sich denn auch die nördlichen Striche des Tschernosjom, sowie die an der unteren Wolga und in den südwestlichen Gouvernements, wo deutscher Fleiß und deutsches Vorbild Einfluß errangen, in Bezug auf Ergiebigkeit besonders hervorthun. Jedenfalls läßt sich auch bei der gegenwärtigen Bewirthschaftung der Schwarzerde schon mit Recht behaupten, daß in ihrem Gebiet und weder in der alten Hauptstadt des Reiches — Moskau — noch in der neuen — St. Petersburg — der Mittelpunkt volkswirth-

schaftlichen Lebens und seiner Entwicklung für Rußland liegt. Mag auch die Geschichte, der Handel und die Politik noch so viel für Hebung der Bedeutung jener Centren gethan haben, über das Wohl und Wehe des Landes vermögen sie nicht zu entscheiden. Dagegen trifft eine über das Gebiet der Schwarzerde hereinbrechende Katastrophe das russische Volk in seinem innersten Leben.

Eine wesentliche Begünstigung des Ackerbaues liegt für die binnenländische Zone in der längeren Dauer der Uebergangs-Jahreszeiten, des Frühlings und des Herbstes. Im übrigen weist das Klima, obwohl es im Westen milder und gesunder ist als in dem unter dem Einfluß der rauhen Temperatur der asiatischen Ebene stehende Osten keine auffallende Verschiedenheit gegenüber der nördlichen Zone Rußlands auf. Auch hier ist der Winter mit Temperaturen bis zu —32° R. streng und lang und in seiner Witterung ebenso beständig wie der trockene und heiße Sommer; auch hier sind die Flüsse, die wichtigsten Vermittler volkswirthschaftlichen Lebens und des Produktenausgleichs, höchstens 6 Monate dem Verkehre eröffnet.

Südlich des uralisch-karpathischen Landrückens dehnt sich — ein Gegenstück der nördlichen Tundren — im allgemeinen das Steppengebiet Rußlands aus. Zwar greift, wie früher erwähnt, die Schwarzerde auch in diese Zone über, doch erweist sie sich hier nicht allgemein als bewirthschaftungs- und ertragsfähig. So läuft die Grenze des nahezu 2000 Quadratmeilen großen, nur einzelne inselartig eingestreute Strecken bewirthschafteten Ackerlandes einschließenden Steppengebietes von Kischinew in mehr oder minder gekrümmtem Zuge gegen Orenburg, durchschneidet also das Gebiet der Schwarzerde. Hiernach erscheint die Steppenbildung unabhängig von der Bodenzusammensetzung und bedingt durch klimatische Ursachen. Strenge Winter, Frühlingsfröste, versengende Sommerhitze, Mangel an Thau und Regen, der nur strichweise und selten als schnell verrinnender Platzregen auftritt, stehen hier der Entwicklung der Vegetation hindernd im Wege und geben der Landschaft je nach der Jahreszeit ein gänzlich verschiedenes Bild.

Wenn nach den furchtbaren Schneestürmen eines nicht selten außerordentlich strengen Winters (bis zu —35° R.) die Steppe unter der Einwirkung der Frühlingssonne sich der einförmigen Schneedecke entledigt hat, bekleidet sie sich anfangs Mai mit schön blühenden Zwiebelgewächsen, hauptsächlich mit Iris und Tulpen. Schon die ersten heißen Maitage machen jedoch dieser Flora ein Ende und unter der Wirkung des langen heißen Sommers zeigt sich bald die Ebene mit spröden, versengten Kräutern überzogen, berstend vor Hitze, jedes Lebens entkleidet, bis rauhe Herbststürme die Bruchstücke verbrannter Pflanzen als „Steppenläufer“ über die Heide jagen, die erst der beginnende Herbstregen mit einem schwachen Grün bedeckt, das jedoch bald unter dem wieder fallenden Schnee verschwindet. Bei künstlicher Bewässerung könnte auch auf der Steppe die Vegetation einer verhältnißmäßig günstigen Entwicklung zugeführt werden. Nachdem sich jedoch die Bevölkerung den Mühen und Kosten einer solchen nur selten unterzieht, beschränkt sich Ackerbau und Baumwuchs und mit ihnen auch die dichtere Bevölkerung auf die Flußthäler, in denen allerdings neben den übrigen Getreidearten auch Mais, sowie Obst, Melonen, Wein, ja sogar an der geschützten Küste der Krim Palmenarten gedeihen.

Unter solchen Verhältnissen erklärt es sich, daß im Steppengebiet außerordentlich wechselnde Bodenverwerthung und Bevölkerungsdichtigkeit vorwaltet, das Ackerland zwischen 1,1 (Gouvernement Astrachan) und 45 (Gouv. Cherson) Prozent, die Waldbedeckung zwischen 0,6 (Gouv. Astrachan) und 29,1 (Gouv. Orenburg) Prozent des Gesammtareals, die Bevölkerung zwischen 148 (Gouv. Astrachan) und 1236 (Gouv. Cherson) Einwohnern auf die Quadratmeile schwanken. Von beträchtlichem Ackerbau ist überhaupt nur in den westlichen und nördlichen Randgebieten der Steppe, von nennenswerthem Waldbestand nur in den vom Gebirge oder von Höhenketten durchzogenen östlichen Gouvernements die Rede. In den ausgesprochenen Steppen-Gouvernements, besonders Astrachan und Taurien, sowie im Dongebiete, wo die großen Gutsbesitzer — die Potocki, Woronzow, Orlow u. a. — weitschweifende Tabunen von 200—1000 Pferden halten, wo auch das Kameel in der Gesellschaft mehr oder minder nomadischer Stämme auftritt, ist die Viehzucht, besonders die Pferdezucht Rußlands zu Hause, befindet sich die Heimath des Kasakenthums.

Wie groß auch nach der vorstehenden allgemeinen Schilderung die natürlichen Unterschiede zwischen den einzelnen Zonen Rußlands sind, so ist dasselbe doch im Ganzen so gleichartig wie kein anderes Land Europas. Die enormen räumlichen Entfernungen, in welchen jene Verschiedenheiten nicht plötzlich sondern in allmählicher Ueberleitung auftreten und das gleiche Gewand, welches alle Theile des weit erstreckten Reiches im Winter mit Schnee und Eis, zur Zeit der Schneeschmelze mit unabsehbaren Ueberschwemmungen und hierauf mit dem Frühjahrskoth und grundlosen Wegen, im Sommer mit dem bei jedem Winde in Bewegung gerathenden decimeterhohen Staub anlegen, vor allem aber die überall gleiche Bodengestaltung stumpfen thatsächlich die Sinne des Reisenden für die Unterschiede der einzelnen Zonen vollkommen ab und lassen denselben selbst bei Durchquerung aller Zonen über die Empfindung einer ermüdenden Monotonie nicht hinwegkommen. Und doch ist die Bedeutung und Verschiedenheit der einzelnen Zonen für die wirthschaftlichen Verhältnisse des ganzen Reiches von der hervorragendsten Wichtigkeit.

So bildet die Zusammendrängung des Ackerbaues in der binnenländischen Zone den Ausgangspunkt einer in Rußland chronisch gewordenen Kalamität — der Hungersnoth. Denn letztere beschränkt sich keineswegs auf jene Jahre, in denen — wie 1891/92 — der Nothschrei weit über die Grenzen Rußlands hinausdringt und der Nothstand einen mehr oder minder auf das Ausland rückwirkenden Umfang annimmt. Vielmehr kennt der Russe eine sogenannte kleine fast alljährlich wiederkehrende Hungersnoth (Golodowka) und die in größeren Zwischenräumen auftretende große Hungersnoth (Golod), je nachdem die Mißernte nur einzelne oder für den Ackerbau weniger in Betracht kommende Gouvernements heimsucht oder aus einem Mißwachs in mehreren Gouvernements mit starker Getreideproduktion, also besonders im westlichen und südlichen Theile der binnenländischen Zone hervorgeht.

Bei der Ueberproduktion von Getreide, welche in Rußland dank der rationellen Ackerwirthschaft in den westlichen Gouvernements und der Fruchtbarkeit der Schwarzerde besteht und seit der Vervollständigung des Eisenbahnnetzes nach Abrechnung der Einfuhr eine jährliche Durchschnittsausfuhr von über 30 Millionen Hektoliter Getreide zuließ, wäre man zur Annahme berechtigt, daß auf dem Wege inneren Ausgleichs solchen Nothstandskalamitäten vorgebeugt werden könnte. Dem stehen jedoch die Verkehrsverhältnisse und vor allem der Umstand im Wege, daß der bedeutende Aufwand, den Rußland in den letzten Jahren für Entwicklung seines Eisenbahnnetzes machte, weniger volkswirthschaftlichen Interessen als strategischen Rücksichten galt. Zahlreiche Gouvernements, vor allem des Nordens und Nordostens, besitzen kaum eine chaussirte Straße, geschweige denn eine Bahn. Erst seit 1891 sind die militärischen Rücksichten bei der Projektirung von Bahnbauten zu Gunsten der volkswirthschaftlichen in den Hintergrund getreten, so daß es erklärlich ist, daß von den etwa 32 000 Kilometern Bahnen, über welche Rußland Ende 1892 verfügte, nur ein geringer Theil dem inneren Ausgleich der Landesprodukte dienstbar gemacht werden konnte. Die im Interesse des strategischen Aufmarsches zur Westgrenze geführten Bahnen haben vielmehr lediglich die Ausfuhr erleichtert, so daß letztere durch den im Jahre 1891/92 eingetretenen Nothstand viel weniger berührt ward, als die eigenen Bedürfnisse des Landes. Zudem erschweren die fünf verschiedenen Spurweiten, welche im russischen Bahnnetz vertreten sind, und der Umstand, daß der größere Theil der russischen Bahnen noch unter der Verwaltung zahlreicher Privatgesellschaften steht, den raschen und geordneten Ab-

fluß des Handelsverkehrs in außerordentlichem Maße. Auch die mit den enormen Entfernungen in Rußland und der großentheils wenig dichten Bevölkerung zusammenhängende geringe Entwicklung des russischen Straßennetzes ist dem Binnenhandel, d. h. dem landschaftlichen Ausgleiche nicht günstig. In dieser Beziehung ist die beste Verkehrszeit der Winter, da er die Schlittenbahn bringt. Im Frühling ist der Landverkehr per Achse, besonders in Gegenden mit schwerem Boden, auf den nicht chaussirten Wegen oft wochenlang unterbrochen. Die Fahrbahn wird grundlos, die hochgehenden Gewässer sind undurchfurtbar, viele Brücken zerstört, weite Strecken überschwemmt. Gleiche Verhältnisse ruft das im Herbst eintretende, oft lange andauernde Regenwetter hervor, während im Sommer der staubige Zustand der entweder tief sandigen oder vor Hitze geborstenen Straßen dem Fuhrwerkverkehr wieder andere Schwierigkeiten bringt. Daß auch die während ihrer Schiffbarkeit allerdings intensiv ausgenützten Flüsse höchstens für die Dauer von 5—6 Monaten im Jahr zum Handelsverkehr herangezogen werden können, wurde schon früher erwähnt.

Diese schwierigen Verkehrsverhältnisse schließen auch eine Stetigkeit des Binnenhandels und eine dem Produzenten zu Gute kommende Konkurrenz des Aufkaufes mehr oder minder aus. Von den größeren Handelsemporien Moskau, Petersburg, Riga, Odessa, Reval, Mitau, Dorpat, Libau, Warschau abgesehen, vollzieht sich der Umsatz entweder auf Jahrmärkten, hat also einen nomadenhaften, momentan die ganze Umgegend in Bewegung setzenden Charakter, oder durch Vermittelung von Zwischenhändlern, meist Juden, welche großentheils ihre bestimmten Distrikte haben, deren Verhältnisse sowie die ihrer Bewohner genau kennen und diese Kenntniß sowie den oft zur Kreditgewährung führenden Mangel beweglichen Vermögens in Rußland zur Ausbeute des Produzenten verwerthen. So leidet der Bauer in Rußland beim Absatz seiner Produkte entweder auf dem Jahrmarkte unter der massenhaften Konkurrenz der Verkäufer oder außerhalb jenes Massenangebotes unter dem Mangel an Konkurrenz zwischen den Aufkäufern.

So phlegmatisch nach Vorstehendem im Allgemeinen der russische Bauer in Bezug auf die Bodenbewirthschaftung, so benachtheiligt er bei der Verwerthung seiner Ernteerträgnisse erscheint, dennoch bildet das Bauernthum den Kern der russischen Nation. Denn abgesehen davon, daß die eigentliche Bauernmasse in Rußland mit nahezu 80 Prozent der Bevölkerung errechnet wird, repräsentirt der Bauer (Mushik) in der Armee ungefähr acht und unter den Städtern etwa sechs Prozent der Bevölkerung, wie auch die Hälfte der Popen ihren Lebensgewohnheiten und selbst ihrem Wissen nach dem Bauernstande zuzurechnen ist. Danach betrüge — und dies entspricht vollkommen den Verhältnissen eines Landes, in welchem, Finnland ausgenommen, die Schulpflicht nicht obligat ist und das Bildungswesen bezüglich der breiten Schichten des Volkes sich noch in einem höchst traurigen Zustande befindet — die Zahl der Gebildeten in Rußland nur sechs Prozent der Bevölkerung. Aber auch wenn man die Zahl der Letzteren auf zehn Prozent steigert, entfallen noch neun Zehntel der Bevölkerung auf den Bauernstand, der sonach bei einer Betrachtung der einzelnen Stände vor Allem berücksichtigt zu werden verdient. Im Bauernstand liegt der Schwerpunkt der russischen Nation, in seinen Eigenschaften der Schlüssel zum Verständnisse des russischen Volkslebens.

(Weitere Artikel folgen.)

Peregrinus.

## François Rabelais.

### II.

Es scheint mir sicher, daß das Lob der Tafel und insbesondere des Weines in Rabelais' Werk mit solchem Schwung und in solchem Brustton der Ueberzeugung vorgetragen ist, daß wir die Stimme wahrer Aufrichtigkeit nicht verkennen können. Er liebt den Wein und die Freuden der Tafel. Man spricht von gewissen Dingen nicht mit diesem Lyrismus, wenn man sie nicht gekostet hat und man erzählt Unflätereien nicht mit solchem Behagen, wenn man nicht eine Herzensneigung für sie hat.

Aber es ist gewiß oberflächlich und ungerecht, seine Lebensführung einfach mit den Ausschweifungen seiner Einbildungskraft, den Enormitäten seines Witzes zu identifiziren, die er nicht selten trockenen Mundes und hungrigen Magens niedergeschrieben haben mag. Die Grundstimmung ist dieselbe; die Naturanlage drängt unstreitig Rabelais nach jener Richtung eines reichlichen, gewürzten Lebensgenusses. König Bauch spricht vernehmlich zu ihm, wie er ja bei keinem Menschen stumm ist, und besonders nicht bei dem Gesunden. Aber die Stimme der Klugheit und höherer Interessen hat er in ihm nicht überschrieen.

Wir wissen, daß Rabelais' Verkehr mit den Gelehrten der Renaissance und mit den hochstehenden Gönnern nicht auf der Grundlage schmutziger, schmarotzender Hanswursterei beruhte. Wir sehen dies schon aus seinen Briefen; sie sind durchaus von dem üblichen schwerfälligen Ernste der damaligen Briefstellerei: nicht ein Scherz, nicht ein mot pour rire darin. Rabelais ist nicht der Bouffon der hohen Herren, sondern ihr Arzt, ihr gelehrter Freund, ihr juristischer Berather, der freilich auch trefflich zu plaudern, lachend zu trösten und ein heiterer Commensale zu sein verstand. Omnium horarum homo, sagt von ihm Du Bellay. Namentlich auch für die Kranken, denen er nicht nur mit seiner Gelehrsamkeit, sondern auch mit seinem Humor zu Hilfe kam, wie er denn mit Nachdruck die therapeutische Bedeutung des Lachens hervorhebt und die Aufgabe des Arztes auch darin sieht, die Stimmung des armen Kranken zu heben. So denkt er auch bei der Abfassung seiner spuckigen Geschichten an ferne Kranke, denen er nicht mündlich Erheiterung schaffen kann.

Fehlt es uns nicht an glaubwürdigen Zeugnissen über seine humorvolle Art, seine sales acutos et lepores atticos, und dürfen wir überzeugt sein, daß er des Lebens Freuden herzlich genossen, so ist doch unbestreitbar, daß der bleibende Eindruck, den er gerade bei den Zeitgenossen hinterlassen, welche ihm am nächsten standen, sich nicht von der tollen Laune des Spaßvogels, sondern von dem umfassenden Wissen des Gelehrten, des Encyklopädikers, herschreibt.

Das fünfte und letzte Buch seines Werkes erschien erst nach seinem Tode (1562—64). Es ist unmöglich, daß es in dieser Form aus der Feder Rabelais' stammt. Eine fremde, schwerere Hand ist unverkennbar; sie verräth sich in Interpolationen, im Satzbau, in der Lädirung der Charaktere; es klingt etwas wie der scharfe Ton der inzwischen ausgebrochenen, Religionskriege hinein; aber ebenso unverkennbar ist an hundert Stellen Rabelais' Art, der Stempel seines Geistes und seiner sprachlichen Kunst

So erstreckt sich die Veröffentlichung des ganzen Werkes über dreißig Jahre: ein Vierziger, hat er es 1532 begonnen; während zwanzig Jahren hat er es bei unstätem Leben und mit vielen und langen Unterbrechungen fortgeführt und zehn Jahre nach seinem Tode hat ein Anonymus mit fremden Zuthaten den Schluß veröffentlicht: es ist nicht ein Werk aus einem Guß.

Was sonst von Rabelais Werken auf uns gekommen ist, ist sehr unbedeutend: einige Trümmer seiner Kalenderschriftstellerei, einige Briefe; von seinen gelehrten Arbeiten ist nur wenig erhalten geblieben; auch was er italienisch geschrieben haben will, ist uns verloren. Die unbedeutenden Verse, welche wir von ihm haben, verrathen keine besondere lyrische Begabung; er selbst bezeichnet sich als eine Gans unter den Schwänen der zeitgenössischen französischen Dichtung, als einen Kärrner, wo die Könige bauen. Als die wahren Titel seines Ruhmes betrachtet er seine gelehrten Werke lateinischer und griechischer Sprache......

Ein dürrer Rahmen des Rabelais'schen Romans könnte natürlich keine Vorstellung von dem bunten, lebensvollen Inhalte des Buches und seiner unverwüstlichen, ungeberdig übersprudelnden Heiterkeit geben.

Diese Heiterkeit und dieses reiche epische Leben soll einen tieferen Sinn bergen. Wir merkten dies, auch wenn der Verfasser nicht ausdrücklich in der ersten Rede uns aufforderte, gleich dem Hund, den Knochen seines Buches zu zerbeißen, um das Mark zu saugen: rompre l'os et sucer la substantifique moelle.

Was soll diese substantifique moelle, die Lehre des Buches, sein? Einen Blick auf die Rabelais umgebende mittelalterliche Kultur wird es uns zeigen.

Das Ziel dieser mittelalterlichen Kultur war, eine Civitas Dei, einen Gottesstaat, auf Erden zu errichten, der von der Kirche überragt wird, wie der gothische Dom prunkvoll das Spielzeug bürgerlicher Häuser überragt, das sich in der mittelalterlichen Stadt zu seinen Füßen drängt. Nach mittelalterlicher Weltanschauung ist die irdische Welt mit ihren Interessen das Sündhafte, zu Bekämpfende, zu Verneinende. Die Blüthe des irdischen Daseins ist die Askese, die Weltverneinung; und diese verneinte sündhafte Erde ist von der Kirche, der Vermittlerin zwischen Gott und der Welt, in Verwaltung genommen. Askese und Hierarchie sind die beiden Grundpfeiler der mittelalterlichen Weltanschauung.

Alle irdischen Einrichtungen und Interessen: Staat, Vaterland, materieller Besitz, Ehe, Familie, Wissenschaft, Kunst werden von dieser asketisch-hierarchischen Lehre nur als vorübergehende Konzessionen an die sündige Sinnlichkeit des Menschen betrachtet. Wirklichen Werth für den Menschen hat nur der jenseitige Zweck, für welchen alles Irdische nur eine kirchlich geleitete Vorübung sein soll: der ganze Inhalt des menschlichen Daseins wird auf eine jenseits der Erdenwelt liegende, transcendentale Aufgabe, auf den Heilsgedanken, bezogen.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, durch einige Beispiele die Verschiedenheit dieser Lebensanschauung von der unsrigen zu beleuchten.

Besitzlosigkeit z. B. ist der Idealzustand des Christen; der Arme ist ein Bild Christi. Im Armen glaubt das Mittelalter Christum zu speisen. Die Hand des Armen ist Gottes Opferkasten, sagt Gregor der Große. Die Unterstützung des Bedürftigen hat durchaus nicht den Zweck, diesen Armen wirthschaftlich zu heben, den Pauperismus zu bekämpfen, wie wir dies heute wollen, sondern ihr liegt der Gedanke zu Grunde, daß der Gebende eine sein Seelenheil fördernde Handlung begeht. Der Arme ist nach dieser Auffassung da, um dem Gott weniger wohlgefälligen Besitzenden Gelegenheit zu geben, sein ewiges Heil zu fördern. Wie Alles, so hat in dieser Welt der Jenseitsbeziehungen auch das Almosen keinen irdischen, sondern einen transcendentalen Zweck; es ist weltabgewandt, hat asketischen Charakter.

So findet vor dem mittelalterlichen Kulturprinzip die Beschäftigung mit weltlicher Wissenschaft nur dann Gnade, wenn auch sie überirdische Ziele hat, wenn auch sie zur Jenseitslehre wird. Die Beschäftigung mit der Litteratur des Alterthums wird nur als Vorschule christlicher Dialektik geduldet. Philosophie, Naturwissenschaft, Geschichtsforschung, alle sind sie Mägde des Heilsgedankens. Ihr Grundsatz ist: credo ut cognoscam: ich glaube, auf daß ich erkenne. Der Glaube ist das Organ der wissenschaftlichen Erkenntniß des Mittelalters.

Zweck der mittelalterlichen Naturwissenschaft ist z. B. nicht, die Gesetze der Natur zu erforschen. Man geht nicht von der Beobachtung aus; man verfährt nicht induktiv, sondern deduktiv, indem man die Vorstellung zu Grunde legt, daß die ganze irdische Natur eine große Allegorie des Gottesreiches, des Heilsgedankens sei. Die Natur ist nach dieser Anschauung eine Versinnbildlichung der Sätze der Glaubenslehre, ein großes Bilderbuch zu den Dogmen, eine Zeichensprache des Uebersinnlichen. Man *studirt* die Natur nicht, sondern man *deutet* sie auf transcendentale Zwecke, auf die Absicht des Schöpfers hin: Natursymbolik ist Naturwissenschaft. Die Allegorie ist ihr Forschungsprinzip: Feld, Wald und Firmament reden zum mittelalterlichen Menschen in Gleichnissen über die Geheimnisse der jenseitigen Welt. So mißt auch die Geschichtsforschung alle historischen Ereignisse an ihrer kirchlichen Bedeutung. Sie überträgt naiv den Maßstab der christlichen Heilslehre in die Auffassung der fremdartigsten Kulturerscheinungen hinein. Sie übersieht förmlich die Kluft, welche die mittelalterliche Gegenwart von der Kultur des Alterthums trennt. Der mittelalterliche Historiker hat kein rein menschliches, wirklich wissenschaftliches, sondern nur ein gottesstaatliches Interesse: er sucht in der Geschichte einfach nach Beispielen zu den Heilswahrheiten des Christenthums. Seine starre hierarchisch-asketische Lebensanschauung macht ihn gleichsam farbenblind angesichts der bunten Welt der Vergangenheit, die ihm einförmig im düstern Grau monotoner Erlösungsbedürftigkeit erscheint.

Weil das Mittelalter unter einer solchen Lebensauffassung steht, die alles in einem festen unveränderlichen Verhältniß zu ewigen transcendentalen Zwecken erscheinen läßt, zieht es dem individuellen Denken und Empfinden des Menschen engere Grenzen als die moderne Zeit. Jene Menschen erscheinen uns in hohem Maße geistig gleichförmig; sie ermangeln unter der Vormundschaft des Gottesstaates der freien, ausgeprägten Individualität.

Diese Weltanschauung amalgamirt sich alles, zieht Alles in den Bereich ihres gewaltthätigen transcendentalen Symbolismus. Im Besitz der geoffenbarten Wahrheit zwängt sie allen Problemen des Lebens und der Forschung ihre aprioristische Lösung auf und steckt das Individuum in eine geistige Uniform.

So sind die Wissenschaften des Mittelalters von unserem Standpunkte aus Afterwissenschaften. Aus ihnen wird eine neue Wissenschaft erst dann entstehen, wenn der menschliche Geist die Fesseln der hierarchisch-asketischen Weltanschauung von sich geworfen haben wird, wenn die Forschung verweltlicht, säkularisirt sein wird. Dann wird aus dem, mit den verwesenden Wissenschaftssystemen des Mittelalters gedüngten Boden ein neues Wissen, nicht ein transcendentales, aufs Jenseits bezogenes, sondern ein wahrhaft menschliches, erdenwärts blickendes, ein humanes Wissen entstehen: der *Humanismus*.

Und fassen wir mit den Wissenschaften alle Gebiete des Lebens ins Auge, die in gleicher Weise von dem asketisch-hierarchischen Gedanken durchsetzt sind, so werden wir überhaupt sagen: ein neuer Tag wird für die abendländische Menschheit dann anbrechen, wenn sie gegen diese Vergewaltigung der irdischen Interessen sich ernstlich aufzulehnen beginnen, wenn sie die Rechte des Erdenlebens und der Individualität ernst gegenüber der alles Irdische dominirenden Beziehungen auf das Jenseits geltend machen wird.

Dieser neue Menschheitstag bricht mit der sogenannten Renaissance an. Er emanzipirt die bisher gebundenen Kräfte des Menschen; er emanzipirt die wissenschaftliche Forschung, die Poesie, die Kunst, die Lebensarbeit, den Lebensgenuß. Er bringt eine Verweltlichung des Lebens gegenüber der Verkirchlichung desselben. Ich möchte Renaissance, Humanismus im weitesten Sinne definiren als: Verweltlichung der ganzen Lebensanschauung — und zwar: *unter der Führung des Alterthums*.

Die Kenntniß, welche das Mittelalter vom (römischen) Alterthum hat, ist ihrem Umfange nach ganz erheblich. Die ganze Bildung des mittelalterlichen Menschen ist latinisirt; seine ganze Weltanschauung in der Sprache des antiken heidnischen Feindes formulirt. Aber es hatte das Mittelalter dieses heidnische Alterthum gleichsam desinfizirt, indem es in naivster Weise seine eigenen Lebensverhältnisse auf dasselbe übertrug. Der Franzose übersetzte z. B. ahnungslos miles mit chevalier, pontifex maximus mit évêque und machte so Julius Cäsar zum Bischof. Man hielt sich thatsächlich kaum gegenwärtig, daß die Römer Heiden gewesen sind. Auch die Auffassung des Alterthums hatte sich verkirchlicht.

Aber in der Tiefe dieser siegreichen Travestie schlummert eben immer noch der Keim des antiken Heidenthums, der Weltlichkeit. Hier schlummert er, ein Dornröschen, bereit aufzuwachen, wenn seine Zeit und sein Prinz gekommen sein würde. Es glimmt der Funke weltfreudiger Opposition unter dem Schutte christlicher Travestie, mit welchem das Alter-

thum bedeckt war. Zum Alterthum wandte sich, als zu einer Zufluchtsstätte, der zu kirchlichem Frohndienst verurtheilte menschliche Gedanke, und was immer zu jener Zeit an aufklärerischer Ketzerei sich regt, gegen das asketisch-hierarchische Prinzip sich auflehnt, das nimmt antike Färbung an, geht unter der Flagge des Alterthums.

Die Verweltlichung der Lebensanschauung, welche auf der natürlichen Bahn der Entwicklung des menschlichen Geistes liegt, sog immer neue Nahrung aus der Antike. Die natürliche Neigung zu freierer humanerer Lebensauffassung führte zu der Ahnung und dann zu der beglückenden und begeisternden Erkenntniß dieser Freiheit in der antiken Kultur und namentlich im neu entdeckten Griechenthum. Und so trat jene geistige Revolution der Renaissance, welche ich als eine Verweltlichung der Lebensanschauung definirt habe, unter der Führung des Alterthums in Aktion.

Ihr erstes Manifest in Frankreich ist Rabelais' Buch. Das ist der tiefe Sinn, la substantifique moelle seines Werkes.

Der überlieferten Vergeistigung des Menschen gegenüber insistirt Rabelais auf seiner Naturbedingtheit. Er erklärt in jener grotesken Allegorie den König Bauch, d. h. das leibliche Bedürfniß als den großen Lehrmeister der Welt, als denjenigen, der alle Künste, alle Maschinen, Gewerbe und sinnreichen Einrichtungen erfand. Er lehrt, daß der Ausgang aller Civilisation in den animalen Bedürfnissen des Menschen liegt, daß die geistigen Funktionen aufs Innigste mit den leiblichen zusammenhängen: eine klare, entschlossene Anerkennung der Bedeutung des körperlichen Lebens des Menschen, mit der darauf begründeten, gegen die mittelalterliche, körperverachtende Askese gerichteten Forderung, den Leib nicht zu quälen, sondern zu pflegen, namentlich in der Jugendbildung. Der Geist eines fastenden, sich kasteienden Menschen müsse naturgemäß fade (de mauvaise salive) sein, wie sein Leib, denn: mens sana in corpore sano.

Der Lehre von der Erbsünde gegenüber insistirt die Renaissance darauf, daß die Menschen von Natur vielmehr vernünftig und gut seien, wenigstens — denn die Renaissance ist aristokratisch — die Gebildeten, in guter Gesellschaft aufgewachsenen Menschen. Diese haben par nature un instinct et aiguillon qui tousjours les pousse à faits vertueux et retire du vice: lequel ils nomment honneur.

In diesem natürlichen Ehrgefühl, in dieser Stimme der eigenen unverdorbenen, unvergewaltigten Natur, und nicht in beengenden, zwangreichen Vorschriften und Regeln finde also der Mensch die wahre Norm seiner Lebensführung: Nous ne saurions faillir à suivre Nature wird einige Jahrzehnte später Montaigne sagen.

In einer denkwürdigen Allegorie von Physis und Antiphysie hat Rabelais diesen Grundsatz naturgemäßer Lebensführung illustrirt:

Physis, das ist die Natur, brachte einst als Kinder die Schönheit und Harmonie zur Welt; Antiphysie aber, laquelle de tout temps est partie adverse de Nature gebar eine Reihe von häßlichen Monstren, welche cheminoient sur leurs têtes, les pieds contremont, denn, so behauptet Mutter Antiphysie: die Füße in Lüften und den Kopf zu unterst haben, das heiße den Schöpfer der Welt nachahmen, welcher durch den Bau des Baumes symbolisch seinen Willen dahin kund gethan habe, daß die Kopfhaare die Wurzeln und die Beine die Aeste des Menschen seien, daß also der Mensch auf dem Kopf herumzulaufen habe, wie das ihre, der Antiphysie, Kinder thun.

Hier verspottet Rabelais die Unnatur der mittelalterlichen Lebenslehren und die Symbolik jener Naturbetrachtung. Denn wer sind denn die Kinder der Antiphysie, welche der Natur zum Trotze und der Symbolik zu Liebe auf den Köpfen herumlaufen? Es sind die Vertreter des Geisteszwanges und der naturwidrigen Kasteiung, über welche er nach seiner Gewohnheit ein ganzes Schock grotesker Namen ausschüttet, die mit Schleicher, Gleißner, Päpstler, Kuttner 2c. nur unzureichend übersetzt werden.

Mit solchen Lehren postulirt die Renaissance auch das Recht irdischen Lebensgenusses an Stelle mittelalterlicher Weltflucht. Der Mensch darf seiner Neigung nach sich dieses Lebens mit den Mitteln geistigen und leiblichen Genusses freuen, die ihm vom Schöpfer verliehen worden sind.

Erquicke Dich am Studium der Wissenschaft, die das ganze Leben, die ganze Welt umfaßt — ruft Rabelais in jenem berühmten Briefe Gargantua's an seinen studirenden Sohn, der ein enthusiastisches Arbeitsprogramm der unbegrenzten freien Forschung enthält — deren Reihe jetzt „nach den dunkeln und unglücklichen Zeiten der gothischen Barbarei“ gekommen sei. Sei thätig, nimm Theil an des Lebens Arbeit. Der Forschung und Erfindungsgabe des Menschen sind schon mächtige Siege über die Natur gelungen, und noch mächtigere werden ihnen gelingen. Dieser Ausblick auf die Triumphe des Menschengeistes führen ihn zu jubelnden Prometheus-Phantasien.

Erfrische Deinen Leib auch in physischem Genuß: les plaisirs naturels et par conséquent nécessaires et justes zu genießen, das ist nicht verwerfliche Weichlichkeit, sondern das heißt geradezu die Seele stählen: c'est roidir l'âme, sagt Montaigne.

Und alle diese Lehren der Verweltlichung des Lebens, der Emanzipirung des Menschen sind mit steten Belegen aus der Litteratur des Alterthums vorgetragen. Das Alterthum ist der unzertrennliche Begleiter von Rabelais Feder, und wenn Gargantua zu Tisch sitzt, so diskutirt er mit Hilfe der herbeigeschafften griechischen und lateinischen Bücher über die Natur und Zubereitung der Speisen.

Derselbe Gargantua baut dem tapferen, lebensfreudigen Mönch Jean des Entamures ein Kloster nach seinem Sinn: einen lichtvollen, zu behaglichem Dasein einladenden Renaissancepalast, welcher Männern und Frauen offen steht, die freier Wille hier vereinigt. Dieses Renaissancekloster hat keine andere Ordensregel als die: Fais ce que voudras. Im mittelalterlichen Kloster herrscht der Zwang strenger asketischer Ordensregeln; in Rabelais' Renaissancekloster, der Abtei Thelema, herrscht völlige Freiheit. Der Gegensatz ist schlagend.

Dieses Fais ce que voudras setzt die natürlichen Neigungen des Menschen in uneingeschränktes Recht; erhebt das bisher unterdrückte, seiner Originalität beraubte Individuum zum Herrscher.

Dieses Fais ce que voudras enthält in vier Worten das Manifest der irdischen Interessen, die in der Renaissance geheißenen Geisterbewegung gegen den mittelalterlichen Zwang revoltiren. —

An jener Stelle, in welcher Rabelais uns auffordert, den Knochen seines Buches zu zerbeißen und das Mark zu saugen, spricht er von der doctrine absconse und den mystères horrifiques, welche sein Buch enthalte. Diese bombastischen Ausdrücke verrathen, daß er scherzt. Sein Buch enthält keine mystères horrifiques. Er verhöhnt hier die Sucht des Mittelalters, Alles allegorisch zu deuten und die Mysterien des Jenseits in den Metamorphosen des Ovid oder im Leben des Vogels Phönix zu finden. Er, der sich die Allegorie für seine Angriffe zu Nutze macht, verhöhnt sie zugleich — das ist echt Rabelaisisch, einer jener humorvollen Widersprüche, welche zu den Reizen seines Buches gehören. Diese seine eigenen Worte müssen uns davor bewahren, überall, im Kleinsten, bei ihm eine Allegorie, eine Geheimlehre zu wittern. Er warnt uns vor einer systematischen allegorischen Interpretation der ganzen Erzählung. Er hat vieles nur aus Lust am Fabuliren erzählt, besonders Unflätereien, und diejenigen, welche hier tiefere Bedeutung suchen, gleichen den Offizieren der Dame Quinte-Essence, welche den Wind mit Netzen fangen wollen. Andererseits hat er Vieles nach augenblicklicher Eingebung hineingeheimnißt, was nach Jahrhunderten nicht mehr verständlich ist. So bleibt Vieles für uns dunkel.

Das große Mysterium des Buches ist, daß es ein fortwährendes Genecke gegenüber den mächtigen Hütern der mittelalterlichen Tradition und Autorität darstellt, ein fortwährendes Geplänkel gegen die Vertreter jenes mittelalterlichen

Lebensgrundsatzes von der Weltflucht und der Weltherrschaft der Hierarchie.

Wie gutmüthig ist dieses Genecke! nie tönt es gehässig, giftig; selten leidenschaftlich; selten persönlich. Wird er ernst, so geschiehts unabsichtlich, wie in einem Traum, aus dem er lachend wieder erwacht. Seine Satire hat es wirklich nicht aufs Verletzen, sondern ausschließlich aufs Erheitern abgesehen: sie ist durch und durch liebenswürdig, humorvoll; ein helles Lachen schallt durchs ganze Buch; die Geneckten selbst lachen mit, wie Janotus de Bragmardo, als seine schwerfällige, bombastische Rede bei den Ministern Gargantua's ein tolles Gelächter entfesselt. Gutmüthig und liebenswürdig überantwortet der Autor sich selbst dem Lachen des Lesers, indem er sich ohne jegliche Pose gibt, wie er ist, mit allen Widersprüchen und Inkonsequenzen. Ohne methodischen Plan kombinirt er sein Buch, nachlässig von Einfall zu Einfall gelangend, nicht gewillt aus dem lachenden Vergnügen des Fabulirens sich eine Mühsal zu schaffen.

Mit der stofflichen Erfindung hat er es sich ziemlich leicht gemacht, wie so viele große Menschenschilderer. Aber welches Leben hat er diesen entlehnten Erfindungen einzuhauchen verstanden; welch' kräftiger Pulsschlag geht durch seine Figuren, trotz ihrer grotesken Erscheinung! Wie wahr, wie realistisch sind sie, die Riesen eingerechnet, deren riesige Dimensionen er unter zehn Malen neun Mal selber vergißt! Wahrheit, kräftig geschaute Wirklichkeit guckt überall aus der Maske der Uebertreibung, der Absurditäten hervor und während diese tolle Maske uns lachen macht, fesselt uns das wirkliche Leben, das aus ihr blickt. Wie hat dieser große Realist, der Rabelais heißt, uns das Treiben der Mönche zu schildern verstanden, in das er selbst so tiefe Blicke gethan. Welche Figur ist dieser Bruder Jean des Entamures, diese robuste, hochgewachsene Gestalt voller Lebenslust und Lebenskraft, dessen ganze Erscheinung, Geberden und Worte eine herausfordernde Verneinung aller mönchischen Askese sind: die Verkörperung des Widerspruchs zwischen Mönchskleid und gesundem Menschenleib. Und dieser Schelm Panurge, der drollige Lump und der Riese Pantagruel, der Held nach dem Herzen Rabelais': l'idée et exemplaire de toute joyeuse perfection — der Vertreter der Philosophie des pantagruélisme, worunter man verstehen mag: jene Lehre des vivez joyeux, jene Lehre der gaîté d'esprit, mit welcher der Mensch, immer wohlgelaunt, gutmüthig und nachsichtig, dem Leben die besten Seiten abgewinnen und sich humorvoll in die Schickung des Zufalls fügen soll.

Bekanntlich nehmen die Obszönitäten einen breiten Raum in Rabelais' Buch ein und es ist unbestreitbar, daß er sie mit Behagen erzählt und ihnen seine stilistische Meisterschaft reichlich zu gute kommen läßt. Rabelais ist obszön, aber nicht lüstern; schamlos aber nicht laszív; es ist die naive Schamlosigkeit eines derben, drallen, nackten Bébé, wie Stapfer sagt.*) Es sei sein Buch, ce livre seigneurial, bei Tisch entstanden, so lehrt er uns: beuvant et mangeant. Die Scherze desselben sind gleichsam sein Dessert. Es sind Nachtischreden einer Herrengesellschaft und zwar einer Gesellschaft von Cölibatären oder besser einer Mönchsgesellschaft, in welcher auch einige Mediziner sitzen, vor deren Forum ja auch naturalia non sunt turpia. Und wer von uns saß nicht schon mit ihnen nach Tisch im Rauchzimmer zusammen? Er werfe den ersten Stein auf Rabelais, der in naiver Ungenirtheit die Dinge niedergeschrieben hat, welche die anderen nur mündlich erzählen. Diese naive Ungenirtheit ist diejenige des Mittelalters, der Farcen und Fabliaux. Bei Rabelais kommt noch die ganze schlechte Erziehung des Bettelmönchs hinzu. Mittelalterlich und mönchisch ist auch seine Stellung zur Frau, die ihm Gegenstand der Geringschätzung ist: des femmes, je n'ai cure. Mittelalterlich ist auch seine Vorliebe für das Groteske, sein Mangel an Schönheitssinn.

Hat die italienische Renaissance einen wesentlich künstlerischen, ästhetischen Charakter, so hat die französische mehr den Intellekt, das Denken und Forschen in Bewegung gesetzt und es ist charakteristisch, daß an ihrer Spitze der in seinem künstlerischen Gehaben noch recht mittelalterliche Rabelais steht.

Ein wunderbares Gemisch von Mittelalterlichkeit und Neuheit ist seine Sprache, an deren seltsamen Reiz ich zum Schlusse leider nur noch im Vorübergehen erinnern kann. Ich müßte den Raum dieses Aufsatzes weit überschreiten, wollte ich ihr die Aufmerksamkeit schenken, die ihr gebührt.

Rabelais schreibt ein treffliches Französisch, voller Erdgeschmack und voll der originellsten fesselndsten Bildlichkeit. Aber wahllos rafft er zusammen, was ihm die Sprache seines Landes an Material bietet, Mundartliches, Veraltetes, vermengt mit eigenen kühnen Neologismen. Ja, mit kecker Hand greift er nach allen möglichen fremden Sprachen: alles ist ihm gut. Und dieses wunderbare und oft unschmackhafte Ragoût wird nun vollends mit einer üppigen lateinisch-griechischen Sauce angerichtet. Rabelais, der die Pedanterie der latinisirenden Narren seiner Zeit so trefflich verspottet hat, ist selbst ein Pedant des Latinismus und Gräcismus.

Es ist ein tolles Sprachtreiben in diesem Buche, eine wahre sprachliche Orgie. Rabelais ist auch hier maßlos. Da werden in unsinniger Verschwendung Metaphern und Sprichwörter gehäuft; da kollern zu Dutzenden die Synonymen über einander; da drängen sich die Onomatopöen, die Wortspielereien, die Kalauer, die Neologismen, Verdrehungen; da werden die Theologen der Sorbonne zu sorbonisans, sorbillans, sorbonagres, sorbonigènes, sorbonicotes, sorboniformes, sorboniseques, saniborsans, niborcisans. Das knallt und kracht in allen Ecken der überlieferten Sprachkunst; das klingt und singt, daß uns die Ohren sausen und dem Autor selbst das Korn ausgeht, so daß die Mühle manchmal leer läuft und sich seine gute Laune in sinnlosen Artikulationen Luft macht. —

Ja, dieses Manifest einer neuen Weltanschauung steckt noch voll Mittelalter. Dieses Vehikel der neuen Ideen zeigt deutlich, daß es von der Hand eines mittelalterlichen Pedanten und eines Bettelmönchs gezimmert ist.

Rabelais, der hoch aufgerichtet der französischen Renaissance voranschreitet, trägt noch die Last seiner mittelalterlichen Erziehung auf seinen kraftvollen Schultern. Er hat die Fesseln seiner Jugendbildung nicht völlig von sich zu werfen vermocht, so daß auf ihn das Bild seines Pantagruel paßt:

Man hatte, so erzählt Rabelais, das Riesenkind Pantagruel mit eisernen Ketten in der Wiege festgebunden. „Und was that er nun, meine guten Leute? Hört: er versuchte die Ketten der Wiege mit seinen Armen zu zerreißen; aber er vermocht' es nicht, denn sie waren zu stark. Da strampelte er so lange mit seinen Füßen gegen die untere Wand der Wiege, daß sie zerbrach, und sobald er die Füße unten hinausstrecken konnte, reckte er sich so gut er konnte nach unten, bis er mit den Füßen den Boden erreichte. Und dann erhob er sich mit Macht und trug also gebunden seine Wiege auf seinem Rücken, wie eine Schildkröte, welche an einer Mauer aufsteht." Das ist das Bild des ringenden Rabelais. —

Wird Rabelais' Buch nie ein Lieblingsbuch der Frauen sein, so ist es auch kein Buch für die Jugend. Es setzt eine gewisse Reife des Geschmacks und des sittlichen Urtheils voraus. Aber auch dann wird es immer eine sehr verschiedene Beurtheilung finden. Viele lehnen es mit Entrüstung ab als le charme de la canaille; ich sage mit seinem Zeitgenossen Estienne Pasquier:

De ma part, je reconnais franchement avoir l'esprit si folâtre que je ne me lassais jamais de le lire et ne le tus onques que je n'y trouvasse matière de rire et d'en faire mon profit tout ensemble.

Zürich. H. Morf.

*) P. Stapfer, Rabelais, sa personne, son génie, son œuvre Paris, Colin & Cie 1889. Vergl. René Millet, Rabelais, Hachette, 1892.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 20. Berlin, den 17. Februar 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Die sämmtlichen anläßlich des Vertragsabschlusses mit Rußland vereinbarten Abmachungen sind jetzt der Oeffentlichkeit unterbreitet, zugleich mit einer Denkschrift der Reichsregierung, welche eine sachliche Begründung der eingeschlagenen wirthschaftlichen Politik und eine sachliche Widerlegung der von den Gegnern geltend gemachten Behauptungen enthält. Alle diese Aktenstücke sind durchaus geeignet, die gute Meinung, die man von dem Vertrage hegen konnte, zu erhöhen. Damit ist den Feinden des „neuen Kurses" auch die letzte Hoffnung entschwunden, einen festen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus eine Bekämpfung der heutigen Politik der Handelsverträge auf Grund sachlicher Argumente sich durchführen läßt. Die Denkschrift der Reichsregierung weist mit zwingenden, auch bisher schon geltend gemachten Gründen nach, daß dieser Vertrag ein Opfer von der Landwirthschaft durchaus nicht verlange, dagegen der Industrie sehr erhebliche Vortheile sichere. Der Kampf gegen den Vertrag bedeutet daher nicht einmal eine egoistische Stellungnahme im Interesse des Großgrundbesitzerthums; er zeigt nur die ergiebigste volkswirthschaftliche Unkenntniß oder er bedeutet auf Kosten der Industrie und der internationalen Stellung Deutschlands einen gehässigen persönlichen Krieg mit dem heutigen Rathgeber der Krone. Diese Thatsache, welche die politische Weisheit und die politische Tartüfferie unserer agrarischen Reaktionäre so hell beleuchtet, muß mit größtem Nachdruck immer wieder hervorgehoben werden.

Daß die Kreuzzeitungsgruppe bisher fest geblieben ist, dagegen haben wir durchaus nichts einzuwenden; denn je hartnäckiger der Widerstand dieser Politiker, um so deutlicher wird es, wie verhängnißvoll der Einfluß einer solchen Partei für unser Staatsleben sein müßte; einer Partei, die mit den rücksichtslosesten agitatorischen Mitteln irregeleitete Volksmassen bei einer Politik festhält, die ihre wesentlichen Impulse vom engsten Klassenegoismus und von der persönlichen Rancune erhält. Uns kann es nur völlig erwünscht sein, wenn die Ueberzeugung von dem thatsächlich staatsfeindlichen Charakter dieser Gruppe sowohl der Bevölkerung wie der Regierung mit überwältigender Deutlichkeit aufgedrängt wird. Diese im Dienste Deutschlands verdienstliche Leistung sind die Führer der Kreuzzeitungskonservativen mit wirkungsvollem Geschick zu vollbringen am Werke, und namentlich die „Korrespondenz des Bundes der Landwirthe" und die „Kreuzzeitung" schaufeln mit erfreulichem Eifer an dem eigenen politischen Grabe.

Einer solchen Thätigkeit kann man mit um so gelassenerer Ruhe zusehen, weil die Bewegung für den Handelsvertrag zu einer Stärke anschwillt, die selbst jene in angenehmes Erstaunen setzt, welche kleine Erwartungen nicht gehegt haben. Mit größtem Nachdruck machen ihre Ansichten die Handelskammern in ganz Deutschland für die Vertragspolitik geltend; in den einzelnen Wahlkreisen rühren sich die kaufmännischen Erwerbsstände und drücken auf die widerstrebenden oder feindlich gesinnten Abgeordneten mit aufklärenden Eingaben und Petitionen, und schließlich breitet sich auch die Bewegung zu Gunsten des Vertrages unter der ländlichen Bevölkerung aus. Diese Abschwenkung der Landbevölkerung ist das Wichtigste, und so haben, um nur einige Beispiele aus den verschiedensten Theilen Deutschlands anzuführen, der 1300 Mitglieder zählende landwirthschaftliche Bezirksverein Rottweil, wie der im besten Aufschwung begriffene Stolper Bauernverein, wie vor Allem der rheinische landwirthschaftliche Verein mit 22 000 Mitgliedern sich für den Vertrag erklärt.

Zur Umstimmung der ländlichen Bevölkerung können die interessirten städtischen Kreise noch viel thun, und sie sollten ihre Verbindungen in den kleinen Städten und auf

dem Lande benutzen, um dort den gesunden Anschauungen zum Durchbruch zu verhelfen, damit auch diese Kreise in steigender Zahl durch Versammlungen und durch Resolutionen ihr Gewicht für den Handelsvertrag in die Wagschale werfen. Eine solche Arbeit hätte aber eine Bedeutung, die über den augenblicklichen Vortheil noch weit hinausreichte; sie könnte der Anfang sein, um die mißbrauchte Landbevölkerung aus dem Netze der reaktionären Agrardemagogie zu befreien und sie über ihre wahren Interessen und über ihre Pflichten dem Gesammtstaate gegenüber aufzuklären.

Daß die zu immer größerer Stärke anwachsende Strömung schließlich den Vertrag glücklich in den Hafen bringen wird, bezweifeln wir nicht, wenngleich das parlamentarische Exempel bis zur Stunde noch nicht völlig stimmen will; in dieser letzten Thatsache liegt die gesunde Mahnung, daß die bisher entfaltete Rührigkeit einer trägen Zuversicht noch keineswegs Platz machen darf. Und am Ende kann es sich nicht ganz allein darum handeln, daß der Sieg errungen wird, sondern auch darum, wie er errungen wird. Die Volksbewegung, welche dem russischen Handelsvertrag die Majorität im Reichstage sichern wird, sollte so kraftvoll und so nachdrücklich auftreten, daß sie gleichzeitig einen tödtlichen Stoß jener gewissenlosen reaktionären Demagogie versetzt, die in neuester Zeit das deutsche Leben in immer steigendem Maße beunruhigt.

Das Widerspiel zu unsern heimischen Interessenkämpfen findet man im Augenblick in Frankreich, und zwar ein Widerspiel, das bis in einzelne Züge getreu ist. Unsere Großgrundbesitzer sind bereit, leichten Herzens die Interessen von Handel und Wandel zu opfern; die französischen Agrarier sind nicht zaghafter; unsere Großgrundbesitzer kümmert es auch nicht, die internationale Stellung Deutschlands ungünstiger zu gestalten und selbst auf diese Wege sind die französischen Agrarier zu folgen bereit, was bei dem stark ausgeprägten Vaterlandsgefühl der Franzosen bemerkenswerth ist. Es wollen die französischen agrarischen Schutzzöllner nämlich den Getreidezoll von 5 auf 8 Francs erhöhen, unbekümmert um die schwere Belastung der arbeitenden Bevölkerung, die damit eintreten müßte; unbekümmert um die schwere Schädigung, welche die Industrie durch die alsdann zu erwartenden Lohnkämpfe erfahren würde; denn der Arbeiter müßte zur Bestreitung des vertheuerten Lebensunterhaltes sich erhöhte Einnahmen zu erkämpfen suchen, während andererseits die Industrie Gefahr liefe, daß das Getreide exportirende Ausland der französischen Fabrikation zur Widervergeltung die Grenze sperren würde; unbekümmert endlich auch um die naheliegende Möglichkeit, daß mit der Erschwerung der russischen Getreidezufuhr zugleich die russische Freundschaft sich von den französischen Grenzen fernhalten könnte. Besonnene französische Politiker weisen mit allem Nachdruck auf diese Gefahren hin.

Paul Leroy-Beaulieu, einer der hervorragendsten Nationalökonomen, zeigt das Verderbliche des agrarischen Klassenegoismus, und er bemerkt unter anderem in den „Débats“:

„Auch vom internationalen Standpunkt aus wäre die Maßregel von einer unerhörten Verwegenheit. Man hat gut sagen, daß die Handelsbeziehungen keinen Einfluß auf die politischen Beziehungen haben; diese Angabe findet keinen Glauben bei ernsten Leuten und guten Beobachtern. Der beklagenswerthe handelspolitische Bruch Frankreichs mit der Schweiz hat sicherlich dazu beigetragen, die herzlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern zu schwächen ...“ und „gerade der Umfang unserer Handelsbeziehungen mit Großbritannien mildert die zahlreichen Gegensätze zwischen den beiden Völkern und verhindert es, daß sie zu furchtbaren Konflikten ausarten.“

Leroy-Beaulieu geht alsdann dazu über, den Franzosen zu prophezeien, daß der „Rausch“ der russisch-französischen Feste schnell verflogen sein wird vor der rauhen Wirklichkeit der Handelsfeindschaft; und daß Deutschland alle Chancen haben werde, die französische Fehler für sich auszunutzen; denn zwischen den Völkern „haben rein finanzielle Beziehungen weit weniger Festigkeit, wie Handelsbeziehungen; jene sind ein weit weniger dauerhaftes und weit weniger starkes Band als diese“. Die Franzosen würden also vom politischen Standpunkt aus ohne Nutzen ihre Geldschränke mit russischen Anleihen gefüllt haben.

Was Leroy-Beaulieu den französischen Agrariern sagt, könnten auch die deutschen beherzigen, wenn nicht beiden gleichmäßig kurzsichtiger Egoismus die Ohren verstopft hätte.

Wie zu erwarten war, haben unsere Bimetallisten, sobald die Zusammensetzung der einzuberufenden Kommission bekannt wurde, das Geschrei erhoben, daß dieselbe einseitig zu ihren Ungunsten kombinirt sei. Von ihrem Standpunkte aus ist die dabei zu Grunde gelegte Taktik sehr erklärlich. Denn entweder fällt das Ergebniß gegen sie aus, dann werden sie sich auf ihre vorausgegangene Beschwerde berufen; oder es kommt, unwahrscheinlicherweise, zu einem ihnen günstigen Resultat; dann würden sie sich um so triumphirender auf das trotz entgegenstehender Hindernisse Erlangte berufen können. Aus dem ganzen Verhalten geht für den, der noch daran zweifeln könnte, aufs Deutlichste hervor, daß die Idee, durch das Zugeständniß der Enquete irgend eine Befriedigung bei den agrarischen Bimetallisten zu erzielen, auf Unkenntniß des Charakters der ganzen Bewegung beruht. Es hat sich bisher immer gezeigt, daß jede neue Konzession kein anderes Ziel erreichte, als das Verlangen nach weiteren neuen Konzessionen anzufachen und den Protest gegen das bereits Erreichte als gegen etwas Werthloses zu verschärfen.

Die Freisinnigen von Schleswig-Holstein haben einen Provinzialparteitag abgehalten; und der Hauptinhalt der Verhandlungen war wiederum die Frage, ob die Partei ihre provinzielle Selbständigkeit behalten solle oder sich der Volkspartei anschließen und den von Berlin kommenden volksparteilichen Direktiven sich bedingungslos unterwerfen solle. Obgleich das Möglichste geleistet worden war, um Anhänger der Volkspartei heranzuschaffen, — über die Mittel hierzu bringt die „Kieler Zeitung“ interessante aber nicht überraschende Mittheilungen — so entschied sich doch eine kleine Majorität für Aufrechterhaltung der provinziellen Selbständigkeit. Damit ist dem gesunden Prinzip der Dezentralisation zum Durchbruch verholfen; das politische Leben kann nur fruchtbar sein, wenn es nicht schablonenmäßig nach einem Dogma vom fernen grünen Tisch her gegängelt und gedrillt werden soll.

Daß dieser Fortschritt nur mit einer Sprengung der bisherigen einheitlichen Partei in Schleswig-Holstein erkauft werden konnte, ist bedauerlich. Die volksparteiliche Minorität tritt aus dem bisherigen Verbande aus und organisirte sich selbstständig nicht aus irgend welchen parteipolitischen Gegensätzen, sondern nur um die Genugthuung zu haben, jetzt Volkspartei zu heißen. Alle Zeitungen der Provinz, und auch volksparteiliche Zeitungen, sind darüber einig, daß die Minorität damit den Gegnern des Freisinns einen großen Gefallen gethan hat; denn wenn der ganze Freisinn nur mit Mühe in Schleswig-Holstein kleine Erfolge erringen konnte, so wird die Trennung beiden Theilen ihre Stellung erschweren. Dieses arithmetische Exempel ist völlig einleuchtend; doch hoffen wir, daß gerade die besonnene Richtung bei energischer Rührigkeit eine so starke Anziehung auf bisher unthätige liberale Elemente ausüben wird, um die entstandenen Lücken wieder auszufüllen.

In Paris hat ein Anarchist ein neues Bombenattentat verübt. Er schleuderte ein Geschoß in das Terminus-Hotel und verwundete eine Anzahl Personen; glücklicherweise wurde Niemand getödtet. Auch diese scheußliche, gegen harmlose Kaffeehausbesucher gerichtete That sollte die Bevölkerung nicht in unbesonnene Angst jagen. Die Cholera ist gleichfalls eine furchtbare Heimsuchung, und doch ist es allein richtig, bei der Gefahr kaltblütig zu bleiben. Daß Verbrechen ebenfalls den Charakter von Epidemien haben können, ist erwiesen; das Verbrechen des einen gibt auch der verbrecherischen Phantasie anderer ein Ziel; so war es bei den Fürstenattentaten zur Zeit von Hödel und Nobiling, so ist es bei den anarchistischen Attentaten jetzt. Diese Epide-

rien gehen schnell vorüber, wenn die Gesellschaft mit kraftvoller Festigkeit, mit Schnelligkeit und ohne viel Worte zu machen sich der Uebelthäter entledigt. Gegen solche Verbrecher, die nach Reklame lüstern sind, ist die Waffe: nüchterne und schweigsame Energie.

* * *

## Die russische Valuta im Jahre 1893.

Das Jahr 1893 ist insofern von besonderer Bedeutung für die russische Valuta gewesen, als die neue russische Finanzleitung während desselben eine ganze Reihe verschiedener Maßregeln ergriff, welche die Spekulation in russischer Valuta unmöglich machen sollten, in der Hoffnung, auf diese Weise den unaufhörlichen Schwankungen der Valutakurse und den schädlichen Folgen derselben ein Ziel zu setzen. Es ist also im Jahre 1893 der — unter allen Umständen — interessante Versuch gemacht worden, die aus der Papiergeldwirthschaft hervorgehenden Nachtheile und Unzulänglichkeiten durch künstliche, die Währung selbst nicht berührende Mittel zu bekämpfen.

Man darf hieraus entnehmen, daß gegenwärtig an leitender Stelle wieder andere Anschauungen über die Währungsfrage maßgebend sind, als früher, denn während das Ministerium Wyschnegradski die Absicht erkennen ließ, die Wiederherstellung solider Währungsverhältnisse lediglich durch allmähliche Ansammlung von Goldvorräthen behufs dermaleinstiger Einlösung des Papiergeldes anzustreben, mit anderen Worten das vom theoretischen Standpunkte wohl nächstliegende und natürlichste Heilmittel in Anwendung zu bringen, scheint die gegenwärtige Finanzleitung sich zu der Anschauung zu bekennen, daß auch, abgesehen von den Goldvorräthen und ohne deren Einfluß, durch andere Mittel eine Besserung herbeigeführt werden könne, womit übrigens nicht gesagt sein soll, das Ministerium Witte hätte die Ansammlung von Goldvorräthen bereits gänzlich fallen lassen, denn diese letzteren sind auch in 1893 noch, wenn auch etwas weniger beträchtlich, gestiegen. Die obige Anschauung, welche ja hier zu Lande in sehr weiten Kreisen getheilt wird, geht aber von der, wie uns scheint, irrthümlichen Voraussetzung aus, daß die unaufhörlichen Schwankungen des Valutakurses, deren schädliche Wirkungen gewiß von keiner Seite geleugnet werden, nicht etwa mit dem Zustand der Papierwährung unvermeidlich und unlöslich zusammenhängen, sondern daß dieselben durch zufällige, äußere Umstände bedingt sind, die nicht von dem jeweiligen Zustand der Währung abhängen und die daher ohne eine Reform der letzteren beseitigt werden können, sofern nur die richtigen Maßregeln ergriffen werden. Unter diesen rein äußeren, gewissermaßen zufälligen Ursachen der beständigen Kursschwankungen soll nun die Spekulation und zwar die Spekulation in russischer Valuta und russischen Goldwerthen obenan stehen und gegen diese hätten sich daher die Maßregeln der Finanzpolitik in erster Linie zu richten. Sei erst die Spekulation in russischer Valuta unmöglich gemacht, so würden die Schwankungen im Kurse derselben unverzüglich von selbst aufhören, — dieser Satz ist mehrfach in offiziellen und offiziösen Artikeln ausgeführt und vertheidigt worden. Dabei wird ferner noch die Annahme gemacht, es gäbe eine ganz spezielle böswillige Spekulation, welche hier und besonders in Berlin, sowie an anderen deutschen Börsen ihr Wesen treibt und deren direkte Absicht es sein soll, den Kurs der russischen Valuta zu drücken. Die Unhaltbarkeit einer solchen Auffassung von dem Wesen und der Bedeutung der Spekulation ist so häufig dargethan worden, daß hier füglich eine nochmalige Beweisführung unterlassen werden kann; es genügt, diese Auffassung als vorhanden konstatirt zu haben.

Der im Vorstehenden charakterisirten Grundanschauung gemäß richteten sich nun die Maßnahmen der Finanzverwaltung in erster Linie gegen die Spekulation, sowohl die einheimische, wie die ausländische. Während man der letzteren indirekt durch den Ausfuhrzoll auf Rubelnoten und durch das an die hiesigen Banken und Bankgeschäfte gerichtete Verbot, sich in irgend einer Weise an der ausländischen Spekulation zu betheiligen, beizukommen suchte, konnte man die heimische Spekulation leichter und bequemer fassen, indem man denjenigen Banken, denen derartige Geschäfte nachgewiesen werden würden, mit sehr empfindlichen Repressalien, wie z. B. Beschränkung oder Aufhebung ihres Kredits bei der Reichsbank u. dergl. drohte, indem man ferner durch das Gesetz vom 8. Juni 1893 alle Differenzgeschäfte in Valuta und russischen Goldwerthen direkt verbot und endlich durch das Cirkular vom 23. Juli den Banken wöchentliche und monatliche Berichte an das Finanzministerium über alle einschlägigen Operationen und Geschäfte auferlegte und dadurch das gesammte Bankgeschäft, soweit es sich dabei um Transaktionen mit dem Auslande und in russischer Valuta resp. Goldwerthen handelt, einer außerordentlich weitgehenden staatlichen Kontrolle unterstellte. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle alle Cirkuläre der Kreditkanzlei, alle Verordnungen und Gesetze, durch welche die Spekulation unterbunden wurde, herzuzählen; es sei nur hervorgehoben, daß Alles, was durch Staatskontrolle und Reglementirung auf diesem Gebiete gethan werden konnte, auch thatsächlich geschehen ist, so daß gegenwärtig die früher so beliebten Operationen wohl kaum mehr möglich sein dürften.

Damit konnte sich jedoch das Finanzministerium nicht begnügen, sondern es suchte noch unmittelbareren Einfluß auf die Gestaltung der auswärtigen Wechselkurse zu erlangen und bemühte sich auch das Angebot und die Nachfrage nach ausländischen Wechseln zu reguliren, indem es durch Vermittlung der Reichsbank Tratten kaufte oder abgab, je nachdem ob das Angebot oder die Nachfrage nach solchen überwog. Aus einem soeben veröffentlichen offiziellen Bericht über das Geschäft der Reichsbank in 1893 geht hervor, daß dieselbe zu diesem Zweck für 14,1 Millionen Rubel Gold Auslandswechsel gekauft und für 13,9 Millionen solche verkauft hat.

Sehen wir nun zu, wie sich unter diesen Umständen der Kurs der russischen Valuta im Jahre 1893 entwickelt hat. Wir geben im Folgenden zunächst eine Uebersicht über die Bewegung der Preise für Dreimonats-Bankwechsel auf London, Berlin und Paris an der St. Petersburger Börse, am Anfange eines jeden Monats und zwar verstehen sich diese Preise in Rubelkredit für je 10 Pfund Sterling, 100 Reichsmark und 100 Francs.

| | | London | Berlin | Paris |
|---|---|---|---|---|
| Januar | 1893 | 97,15 | 47,70 | 38,65 |
| Februar | 1893 | 95,30 | 46,70 | 37,80 |
| März | 1893 | 94,35 | 46,20 | 37,50 |
| April | 1893 | 96,55 | 47,20 | 38,30 |
| Mai | 1893 | 95,80 | 46,80 | 38,00 |
| Juni | 1893 | 94,00 | 45,95 | 37,30 |
| Juli | 1893 | 94,70 | 46,25 | 37,50 |
| August | 1893 | 96,75 | 47,25 | 38,30 |
| September | 1893 | 95,60 | 46,70 | 37,75 |
| Oktober | 1893 | 95,50 | 46,65 | 37,80 |
| November | 1893 | 94,90 | 46,45 | 37,75 |
| Dezember | 1893 | 94,50 | 46,25 | 37,50 |
| Januar | 1894 | 93,05 | 45,55 | 36,95 |

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich allerdings eine recht auffallende Stabilität in der Bewegung der Kurse, welche noch augenfälliger wird, wenn man die Differenzen zwischen dem höchsten und niedrigsten innerhalb eines Jahres notirten Kurse mit einander vergleicht. Dann findet man, daß z. B. die Kurse auf London im Jahre 1893 zwischen 98,85 und 93,05 schwankten, so daß die Differenz bloß 5,80 Rubel per 10 Pfund Sterling oder etwas über 6 Proz. beträgt. Dagegen schwankte der Wechselkurs auf London im Jahre 1892 zwischen 102,25 und 94, und der Abstand

zwischen den beiden äußersten Notirungen betrug somit 8,25 Rubel. Im Jahre 1891 erreichte derselbe sogar 23½ Rubel (106 und 82,50), 1890 — 15,40 Rubel (92 und 76,60) und 1889 — 9,15 Rubel (98,90 und 89,75).

Geht man noch mehr ins Detail und vergleicht z. B. den Umfang der Schwankungen innerhalb der einzelnen Monate, so stellt sich auch hier ein unleugbarer Unterschied zu Gunsten des Jahres 1893 heraus. Die umfangreichsten Schwankungen fallen hier in den Juli (97,90 und 94,45), doch betrug die Differenz zwischen der höchsten und der niedrigsten Notiz auch hier nicht mehr als 3,45 Rubel, während in früheren Jahren Schwankungen bis 4, 6 ja 7¼ Rubel innerhalb eines Monats durchaus keine Seltenheit bildeten. Es kann ferner hervorgehoben werden, daß in drei Monaten des Jahres 1893 die Schwankungen unter 1 Rubel lagen, somit noch nicht 1 Prozent erreichten und das sind Bewegungen, die kaum noch anormal genannt werden können, die vermuthlich in annähernd demselben Umfange auch bei ganz geordneten und soliden Währungsverhältnissen vorkommen würden.

Die Thatsache, daß der Valutakurs während des letztverflossenen Jahres ganz unvergleichlich viel stabiler war, als in früheren Jahren, steht somit außer allem Zweifel. Es fragt sich nur, ob und inwieweit dieses günstige Resultat den Maßnahmen des Finanzministeriums, oder aber der Gunst der natürlichen Umstände zu danken ist. Allerdings läßt sich diese Frage nicht vollkommen befriedigend beantworten, da wir nicht wissen können, wie sich der Valutakurs entwickelt haben würde, wenn eine Beeinflussung desselben von Seiten des Finanzministeriums nicht stattgefunden hätte; aber es lassen sich immerhin einige Vermuthungen über die voraussichtliche Gestaltung der auswärtigen Wechselkurse aussprechen, welche sich auf die Entwicklung der allgemeinen Wirthschaftslage und der besonderen einschlägigen Faktoren gründen und da wird man denn zunächst im Auge zu behalten haben, daß das Jahr 1893 — soweit Rußland in Frage kommt — sich im Allgemeinen überhaupt durch einen normaleren und ruhigeren Verlauf des Wirthschaftslebens auszeichnete, als wenigstens seine unmittelbaren Vorgänger. Die üblen Nachwirkungen der großen Mißernte von 1891 waren nur noch wenig oder gar nicht zu empfinden und die Aussichten auf die Ernte erwiesen sich als durchaus günstige. So war es denn nur natürlich, daß die Wechselkurse in der ersten Hälfte des Jahres eine allmählich sich bessernde Tendenz verriethen, die um so deutlicher hervortrat, je günstiger die Ernteaussichten wurden und je näher die Zeit der Ernte heranrückte. Aber noch ehe die neue Exportkampagne begonnen hatte, war ein Ereigniß eingetreten, welches der Aufbesserung der Wechselkurse naturgemäß Einhalt thun mußte — nämlich der Zollkrieg mit Deutschland! Die Verschlechterung der Kurse im Juli und August ist der Ausdruck der unvermeidlichen Wirkung dieses ökonomischen Ereignisses auf die russische Valuta. Als man aber nach einiger Zeit konstatiren konnte, daß der Export von Cerealien trotz des Zollkrieges einen durchaus befriedigenden Fortgang nahm, setzte auch wieder die Besserung der Kurse ein. Wenn die letztere zum Schlusse des Jahres keine größere Fortschritte erzielt hat, so findet man auch dafür die natürliche Erklärung in den jüngsten großen Eisenbahnverstaatlichungen der russischen Regierung. Die Aktien der hier in Betracht kommenden Gesellschaften waren zu einem sehr großen Theil im Auslande plazirt und als es nun bekannt wurde, daß diese Aktien demnächst von der russischen Regierung zurückgekauft resp. eingetauscht werden, da flossen dieselben erklärlicher Weise massenhaft nach Rußland zurück und die Rimessen, die hiergegen zu machen waren, nahmen stellenweise einen so bedeutenden Umfang an, daß dadurch das gesammte vom Export an den Markt gebrachte Trattenmaterial absorbirt und noch darüber hinaus Nachfrage nach Wechseln erzeugt wurde.

Es ergibt sich somit, daß der Valutakurs auch im Jahre 1893 jenen — man möchte fast sagen — elementaren Faktoren gefolgt ist, welche für die Bewegung der Wechselkurse im Allgemeinen maßgebend sind, und deren Paralysirung schlechterdings nicht im Bereich der Möglichkeit irgend einer Finanzpolitik gelegen ist und man ist daher wohl zu der Annahme berechtigt, daß der russische Valutakurs auch bei völligem Fehlen der künstlichen Beeinflussung sich im Großen und Ganzen nicht anders würde entwickelt haben, als es thatsächlich der Fall gewesen ist.

Dagegen mag es wohl zugegeben werden können, daß die kleineren Schwankungen — von Tag zu Tage — nicht mehr so schroff und so — scheinbar! — unmotivirt sind, seitdem die Reichsbank die Regulirung von Angebot und Nachfrage nach Devisen in die Hand zu nehmen versucht hat und daß in dieser Beziehung die Maßnahmen der gegenwärtigen Finanzleitung thatsächlich eine gewisse, wenngleich nicht allzu große Besserung herbeigeführt haben. Man muß dabei aber bedauern, daß dies nicht anders hat erreicht werden können, als um den Preis einer so weit gehenden Kontrolle des Bankgeschäfts, wie sie gegenwärtig hier ausgeübt wird, und durch ein rigoroses Gesetz über das Differenzgeschäft.

Ob diese Finanzpolitik in Zukunft von einem größeren, augenfälligeren Erfolg gekrönt sein wird, — das muß natürlich die Zukunft lehren. Wie aber auch diese Lehre ausfallen mag, — die Frage drängt sich doch schon jetzt unwillkürlich auf, was denn das Endziel der Bestrebungen der neuen russischen Finanzleitung sei? — Liegt dasselbe lediglich in der Vermeidung oder doch in der Abschwächung der vorübergehenden Schwankungen der Valuta, so wird man vom praktischen Standpunkt wenig dagegen einwenden können, da es sich hier um einen Erfolg handelt, der dem gesammten Handelsverkehr zu Gute kommt. Ist aber das Endziel höher gesteckt und wird überhaupt eine dauernde Fixirung des Valutakurses auf einem von dem gegenwärtigen nicht allzu entfernten Niveau beabsichtigt — und nur dies kann ja das Resultat einer wirklichen konsequenten „Stabilisirung" der Valuta sein! — so ist man, ganz abgesehen von den Zweifeln an der Durchführbarkeit eines solchen Vorhabens, zu der Vermuthung gedrängt, daß hierin ein Abweichen von der bisher maßgebend gewesenen Grundüberzeugung zu sehen sei, wonach die Sanirung der Währungsverhältnisse nicht anders als auf Grund der Wiedereinlösung der Noten zum vollen Nominalwerth möglich und wünschenswerth erschien. Es wird interessant sein, zu beobachten, ob das Jahr 1894 irgend welche Erscheinungen zeitigt, die geeignet sind, diese Vermuthung zu bestätigen.

Zum Schluß darf noch darauf hingewiesen werden, daß das im August 1893 erfolgte Verbot der Silberausprägung für private Rechnung von gar keinem Einfluß auf den Werth der russischen Valuta gewesen ist und es auch nicht sein kann. Die einzige praktische Folge desselben besteht daher darin, daß nunmehr, nachdem das Silber auch in Rußland demonetisirt ist, alle jene vor noch nicht allzu langer Zeit vielfach ventilirten Projekte ein für alle Male verstummen müssen, welche eine Einlösung der russischen Noten durch Silber vorschlugen, — eine Maßregel, die bei dem jetzigen Stand der Silberpreise allerdings durchführbar erscheint, deren einzige Folge aber sein würde, daß an Stelle des entwertheten Papiergeldes ein noch mehr entwerthetes Silbergeld tritt. Die russische Währung der Zukunft kann nur die reine Goldwährung sein.

St. Petersburg, im Februar 1894.

Theodor Buck.

## Parlamentsbriefe.

### VIII.

Bevor über den russischen Handelsvertrag die Würfel gefallen sind, wird kein anderes Berathungsthema der Parlamente im Stande sein, die Aufmerksamkeit zu fesseln. Wenn man diejenigen Abgeordneten zählt, welche in mehr oder weniger

bindender Form sich anheischig gemacht haben, nicht für den russischen Handelsvertrag zu stimmen, so kommt man zu dem Schlusse, daß der Vertrag abgelehnt werden wird, und dennoch überwiegt die Annahme, im Schooße der Regierung, unter den Anhängern und Gegnern des Vertrags, daß der Vertrag angenommen werden wird. Es gibt Fälle, in denen die Rechnung mit benannten Ziffern zu einem anderen Ergebnisse führt, als die Rechnung mit unbenannten Ziffern. Unter denen, welche die Ablehnung des Vertrages wünschen, befinden sich Viele, welche die Folgen einer solchen Ablehnung nicht wünschen. Daß eine Ablehnung des Vertrages die Auflösung des Reichstags im Gefolge haben wird, darüber muß jetzt wenigstens Jedermann sich klar sein; wer rechtzeitig darüber nachgedacht hat, hätte von Anfang an sich darüber klar sein müssen. Eine Niederlage auf dem Gebiete der auswärtigen Politik kann eine Regierung sich noch weniger gefallen lassen als eine Niederlage auf dem Gebiete der Militärorganisation. Und am wenigsten kann sie es sich gefallen lassen, daß ein Werk, an welchem sie Jahre lang mit so unverdrossenem Eifer gearbeitet hat, durch eine Zufallsmajorität in den Papierkorb befördert wird. Seit der Gründung des Deutschen Reiches hat selten eine Verhandlung von so großer Wichtigkeit zur Verhandlung gestanden, wichtig für die Lage von Handel und Industrie, auf deren Steuerfähigkeit die Regierung angewiesen ist, wichtig für die Lage des Erdtheils, denn die Ablehnung eines Vertrages, bei welchem Rußland über alle Erwartungen hinaus Zugeständnisse gemacht hat, würde Rußland dazu berechtigen, in Zukunft eine ausgesprochen feindselige Haltung gegen das Deutsche Reich einzunehmen. Eine Auflösung des Reichstags würde eine Entfremdung zwischen der Regierung und der konservativen Partei zur unvermeidlichen Folge haben, obwohl der Reichskanzler sichtlich bemüht ist, einer solchen Entfremdung vorzubeugen. Es gibt unter den Agrariern eine nicht geringe Anzahl, welche ihr Spiel jetzt verloren geben, und von Anfang an ihre Hoffnung darauf gesetzt haben, daß es ihnen gelingen würde, die Verständigung zwischen den Regierungen zu hintertreiben.

Obwohl die Reichsregierung sich Hoffnungen darauf macht, den Vertrag angenommen zu sehen, unterläßt sie doch nicht, sich nach Stimmen umzusehen, welche sie durch Zugeständnisse gewinnen kann. Sie bietet die Aufhebung des Identitätsnachweises, die Aufhebung der Staffeltarife als Kompensationsobjekte an. Bedenken genug erheben sich gegen eine solche Kompromißpolitik, denn es ist schlechthin nicht abzusehen, wie auf dem Gebiete der Eisenbahntarifpolitik fortan noch eine Reform möglich werden soll, wenn man vor Tarifermäßigungen zurückschreckt die im finanziellen Interesse der Eisenbahnen selbst liegen, indessen ist es begreiflich, daß man, um ein wichtiges Ziel durchzusetzen, in allen Punkten, die diesem Einen gegenüber minder wichtig erscheinen, Zugeständnisse zu machen geneigt ist.

Ein Zugeständniß indessen gibt es, welches die Regierung nicht machen kann und nicht machen wird; das ist das Rütteln an der Goldwährung. Ein Ergebniß wird die jetzt niedergesetzte Silberkommission haben; sie wird den Beweis liefern, daß wir nur die Wahl zwischen der unverbrüchlichen Aufrechterhaltung unseres jetzigen Münzwesens und der völligen Zerrüttung desselben haben. Im Abgeordnetenhause hat einmal wieder eine jener unvermeidlichen Währungsdebatten stattgefunden, welche sich seit Jahren regelmäßig wiederholen, und es zeigt sich, daß die Silbermänner immer weniger im Stande sind, die Thatsache anzusechten, daß Südafrika den Goldbedarf der Welt auf absehbare Zeit sicher stellt. Die „kurze Decke" ist um ein großes Stück länger geworden. Einer solchen Veränderung der Thatsachen gegenüber sich darauf zu berufen, daß vor fünfzehn Jahren ein Professor in einem Buche bewiesen hat, das Gold habe keine Zukunft, macht einen komischen Eindruck. Die Professoren, welche einst bewiesen haben, daß im Sonnensystem für einen Planeten zwischen Mars und Jupiter kein Raum sei, ließen sich auch nicht irre machen, als Piazzi einen solchen Planeten entdeckte.

Die seit Jahren beharrlich verfolgten Versuche, eine Reform des Wahlverfahrens dadurch herbeizuführen, daß eine bessere Sicherung des Wahlgeheimnisses versucht wird, haben insofern einen Erfolg gehabt, als es endlich gelungen ist, einen darauf abzielenden Gesetzentwurf durch die zweite Lesung zu bringen.

Aus der Etatsberathung im Reichstage sind die Verhandlungen über den Postetat hervorzuheben, in denen der Staatssekretär der Post scharfen Angriffen ausgesetzt war. Eine Anzahl dieser Angriffe, namentlich von antisemitischer Seite her, hat er mit Glück zurückgewiesen. Bei anderen Punkten konnte man aus den Erklärungen, die von ihm oder seinem Vertreter abgegeben wurden, doch eine Aenderung des Tons heraushören, den er noch vor einem Jahre anschlug. In der Zurückweisung der Forderungen, die von dem Verein der Postassistenten erhoben wurden, ist man über das Ziel hinausgegangen, und das Streben, die Lage dieser Beamten zu verbessern, hat seine volle Berechtigung.

Proteus.

## Das Ministerium Crispi und die Lage Italiens.

### II.

### Die Finanzlage Italiens.

Einer großen Mehrheit würde das Ministerium Crispi nur für einen Gesetzesvorschlag zur Herstellung des Gleichgewichts des Budgets sicher sein können: für eine wesentliche Beschränkung der Ausgaben für die Armee. Gerade zu dieser Ersparniß aber wird sich das Ministerium Crispi schwer entschließen können. Im Jahre 1886/87 betrugen die Ausgaben für das Heer 216 314 568 Lire. Im Juli 1887 wurde nach dem Tode Depretis Crispi Ministerpräsident. In dem Finanzjahr 1887/88 stiegen die Ausgaben für die Armee auf 239 969 711 Lire, und erreichten ihre höchste Höhe von 257 267 151 Lire im folgenden Jahre.*) Unter der Regierung des jetzigen Ministerpräsidenten ist also das Heeresbudget um nahezu 41 Millionen vermehrt worden. Im Voranschlage für das Finanzjahr 1894/95 beträgt es 246 Millionen, und die unter Rudini durchgesetzten Verminderungen der Heeresausgaben können, ohne daß die Organisation der Armee darunter zu leiden hätte, nach dem Urtheil der Fachleute nicht vergrößert werden. Hauptsächlich deshalb hat die Krisis, die der Demission des Ministeriums Giolitti folgte, so lange gedauert, weil kein General zu finden war, der als Kriegsminister eine Verminderung der Heeresausgaben vertreten wollte. Auch die Generäle, die sich, wie der frühere Kriegsminister Ricotti, für die Abschaffung zweier Armeekorps erklärt haben, sind weit davon entfernt, sich nur einen Centesimo von den 246 Millionen rauben zu lassen. Sie wollen vielmehr diese Reduzirung der italienischen Streitkräfte, weil sie die Ueberzeugung gewonnen haben, daß mit 246 Millionen 12 Armeekorps nicht in dem Zustande erhalten werden können, in dem sie eine Mobilisation finden muß, und daß es besser ist, 10 vollständige schlagfertige als 12 schwache Korps zu haben, welche die Bedingungen für die Organisation der Kriegsarmee nicht erfüllen. Auch der General Mocenni, der jetzige Kriegsminister, wird sich zu einer Schwächung der Streitkräfte kaum entschließen, selbst wenn Crispi nicht die Furcht, daß die Stimme Italiens im Rathe der europäischen Nationen an Gewicht verlieren könnte, von einer ernsthaften für das Budget ins Gewicht fallenden Abrüstung zurückhalten

*) In derselben Zeit von 1887—1891 stieg die Friedenspräsenzstärke von 230 832 auf 253 841 Mann, um im Jahre 1892 wieder auf 229 511 Mann zu sinken.

würde. Unwesentliche Abstriche durch Unterdrückung einiger Unteroffizier- oder Offiziersstellen und die Vereinfachung der Armeeverwaltung, die im besten Falle drei bis vier Millionen betragen werden, ist alles was man vom Kriegsminister erwarten darf. Alle anderen Ersparnisse können, abgesehen davon, daß eine kompakte Majorität in der jetzigen Kammer für sie nicht vorhanden ist, nie ausreichen, um das Gleichgewicht des Budgets herzustellen. Man spricht immer soviel von der großen Zahl überflüssiger Beamten, die der italienische Staat unterhalten muß, und es ist wahr, daß vom Präfekten (der etwa unserem Oberpräsidenten entspricht) bis zu den niedrigsten Schreibern eine große Anzahl von Beamten entbehrlich wären. Es ist nicht nöthig, daß ein Staat von 30 Millionen Einwohnern in 69 Provinzen und 284 Unterpräfekturen zerfällt. Die gesammte Provinzialverwaltung kostet aber nur 8 555 376 Lire. Wollte man also auch die Anzahl der Provinzen um ein Drittel verringern, so würde man an diesem Verwaltungszweige kaum zwei Millionen sparen können. Man darf aber auch nicht vergessen, daß diese 69 Provinzen eine Geschichte haben, daß ihre große Zahl nicht die Folge einer verschwenderischen Verwaltung, sondern eines historischen Entwicklungsprozesses, die Erbschaft aus den Jahrhunderten ist, in denen Italien in eine große Zahl selbständiger Gemeinwesen zerfiel; und daß man neben vielen unberechtigten auch viele berechtigte Interessen verletzen würde, wenn man rücksichtslos in die Organisation der Provinzialverwaltung eingriffe. Vollends unklug wäre es, um eines zu winzigen Vortheils willen die öffentliche Meinung in so große Erregung zu versetzen. In den anderen Zweigen der Verwaltung lassen sich ohne Zweifel leichter Ersparnisse erzielen. So kostet dem Staat die Eintreibung der Steuern fast 166 Millionen, das sind 12 Proz. der gesammten Steuereinnahmen. Auch die Verwaltungskosten des Schatzministeriums verschlingen alljährlich die viel zu hohe Summe von mehr als 14 Millionen. Aber die Ersparnisse, die in diesen Verwaltungszweigen zu ermöglichen sind, reichen nicht aus, um das Defizit zu decken, das, wenn man die 83 Millionen für Eisenbahnbauten unter die Ausgaben des Staates rechnet, wie man es ehrlicher Weise thun muß, die Höhe von mindestens 130 Millionen erreicht. Deshalb wird ein Ministerium, das nicht durch rechnerische Manipulationen, wie es bisher geschehen ist, sondern mit redlichem Ernst das Gleichgewicht des Budgets herstellen will, nicht umhin können, neue Steuern zu erheben. Und neue Steuern sind in Italien, trotz der großen Belastung des Volkes, aufzutreiben, daß das Volk wesentlich darunter zu leiden hätte. Es gehört nur der Muth dazu, mit alten Vorurtheilen brechend, die neuen Steuerquellen da zu suchen, wo sich die Reichthümer des Landes verbergen.

Die sogenannte Richezza mobile, die Einkommensteuer, wird in Italien auf zwei verschiedene Arten erhoben. Erstens auf Grund einer Einschätzung und zweitens durch Abzug von den vom Staate auszuzahlenden Geldern. Die auf die letztere Art erhobenen Steuern zerfallen in die Abzüge vom Gehalte und den Pensionen der Staatsbeamten, von den Gewinnen aus dem Lottospiel, vom dem Gehalt des Eisenbahnpersonals*) und von den Zinsen der Staatsschuld. Die Steuer beträgt für alle diese Einkommen 13,20 Proz. Aber das Einkommen der Staatsbeamten unterliegt nur zu 4/8, das des Eisenbahnpersonals nur zu 5/8 seines Werthes der Besteuerung und ist bis zur Höhe von 400 Lire ganz steuerfrei. Außerdem wird von diesen 4 resp. 5 Achteln eine Summe von 100 bis 250 Lire von allen Gehältern zwischen 400 und 800 Lire zur Feststellung der besteuerbaren Quote ihres Einkommens abgezogen. Das Einkommen aus dem Besitz von Rententiteln und Lottogewinnen dagegen wird in seiner ganzen Höhe eingeschätzt. Dennoch befindet sich ein Staats- oder Eisenbahnbeamter dem Fiskus gegenüber nicht nur relativ, sondern absolut in einer viel ungünstigeren Lage, als der Besitzer von Rententiteln. Denn abgesehen von den wenigen Rentetitelbesitzern, die schon vor der Einführung der Richezza mobile im Besitze ihrer Papiere waren*), bezahlen diese in Wirklichkeit überhaupt keine Einkommensteuer, weil der Kurs der Rente bei der Einführung der Richezza mobile sofort mit Rücksicht auf den Steuerbetrag gesunken ist. Ein Staatsbeamter, der ein Einkommen von 4000 Lire bezieht, bezahlt also dem Staate 264 Lire Einkommensteuer, während der Kapitalist, der jährlich für 4000 Lire Coupons abschneidet, ihm nichts bezahlt. Es liegt hier eine schreiende Ungerechtigkeit vor, für deren Beseitigung ein wirklich liberales Parlament alle seine Kräfte einsetzen sollte. Als aber das unglückliche Ministerium Giolitti eine progressive Einkommensteuer vorschlagen wollte, erhob sich nicht nur auf der Rechten, sondern auch in den Kreisen der liberalen Mehrheit ein solcher Widerspruch dagegen, daß das Ministerium — so versicherte mir ein dem linken Centrum angehörendes Mitglied der jetzigen Regierung schon im November — über dieses Gesetz gestürzt worden wäre, wenn nicht andere Angriffe ihm ein frühzeitigeres Ende bereitet hätten. Man hat bisher angenommen, daß von den 11 Milliarden der italienischen Staatsschuld sich drei im Auslande befänden. Legt man der Berechnung selbst diese viel zu ungünstige Annahme**) zu Grunde, ja nimmt man an, daß nur zwei Drittel der Rente sich in Italien befinden, so könnte die Regierung mit einer nicht durch Abzüge, sondern auf Grund einer strengen Einschätzung erhobenen Kapitalrentensteuer von nur 5 Prozent***) eine Mehreinnahme von mehr als 16 Millionen erzielen†) und sich dabei noch den Ruhm erwerben, eine Ungerechtigkeit aus der Welt geschafft zu haben, die ein Staat, der auf demokratischen Institutionen beruht, keinen Tag länger dulden dürfte. Denn nicht nur den Staatsbeamten, sondern auch allen andern Steuerzahlern gegenüber sind die Besitzer von Rententiteln günstiger gestellt; wenn auch die Staatsbeamten mehr unter dem Steuerdruck zu leiden haben als die übrigen Bürger, weil die letzteren ohne Ausnahme zu niedrig eingeschätzt sind. Ein oberflächlicher Blick auf die italienische Steuerrollen kann Jeden darüber belehren. Das gesammte der Besteuerung von 13,20 Prozent unterworfene und durch Einschätzung ermittelte Einkommen des italienischen Volkes beträgt nur $893\frac{1}{2}$ Millionen. Davon sind 392 Millionen Einkommen aus Hypotheken, immerwährenden Renten und anderen Kapitalsanlagen, $355\frac{1}{2}$ Millionen Erträgnisse gewerblicher und industrieller Unternehmungen, 104 Millionen die Früchte der persönlichen Arbeit, der Gewinn aus schriftstellerischer Thätigkeit, aus körperlicher und geistiger Arbeit (mit Ausschluß der Staatsbeamten, die im Wege der Abzüge besteuert werden und der Kommunalbeamten, deren Gehalt die 41 restirenden Millionen bilden). Der geniale Direktor der italienischen Statistik, Luigi Bodio, der eigentlich ihr Schöpfer ist, hat auf Grund des Ertrags der Erbschaftssteuer den Nationalreichthum des italienischen Volkes auf 54 Milliarden für das Jahr 1890 und auf 45 Milliarden im Jahr 1880

*) Die Eisenbahnverwaltungen ziehen diese Steuern für Rechnung des Staats vom Gehalt der Beamten ab.

*) Im Wesentlichen werden dies Wohlthätigkeitsanstalten und Stiftungen und jedenfalls nur sehr wenige Privatpersonen sein.

**) Nach dem Rechnungsabschluß vom 31. Januar sind in Folge des Affidavits für die Januarcoupons der 5prozentigen Rente im Auslande 34 Millionen, im Inlande 63 Millionen bezahlt worden; diese Zahlen sind aber nicht vollständig, denn die Zinsen der 5prozentigen konsolidirten Staatsschuld betragen im Ganzen 221 Millionen pro Semester. Es ist also nicht die Hälfte ausgezahlt worden. Im vorigen Jahre dagegen sind im Auslande 81 Millionen im Inlande nur 17 Millionen während desselben Zeitraums ausgezahlt worden. Diese die Voraussetzungen übertreffende Wirkung des Affidavits, die dem Staat das Agio von 46 Millionen, also mehr als 6 Millionen, einträgt, beweist, daß weniger italienische Rente sich im Auslande befand, als man annahm.

***) Der Staatsbeamte bezahlt 6,6 Prozent Einkommensteuer.

†) Die Zinsen der gesammten Staatsschuld betragen 570 Millionen. Nehmen wir an, daß von ihnen 70 Millionen steuerfrei bleiben müssen, weil die Titel, für die sie bezahlt werden, den Besitzer seit Einführung der Richezza mobile nicht gewechselt haben, und doch ein Drittel des Restes ins Ausland geht, so bleiben 333 Millionen besteuerbares Einkommen übrig, die bei einer Steuer von 5 Prozent $16\frac{1}{2}$ Millionen abwerfen würden.

berechnet, das bedeutet eine durchschnittliche Vermehrung des Nationalreichthums von 900 Millionen im Jahre. Eine Nation aber, die 900 Millionen im Jahr ersparen kann, und in Mobilien und Immobilien 54 Milliarden besitzt, hat ohne Zweifel ein viel, viel größeres Einkommen als das oben bezeichnete. Und selbst bei einer Erniedrigung der Steuerquote von 13,20 Proz., die ja bei einer richtigen Einschätzung ganz enorm wäre, würde der Staat noch ein glänzendes Geschäft machen, wenn er das Einkommen richtig einschätzte. Jedenfalls würde eine gründliche Reform der direkten Steuern das beste und das gerechteste Mittel zur Herstellung des Gleichgewichtes des Budgets sein. Aber im Parlamente sitzen fast ausschließlich Männer, die unter einer solchen Reform zu leiden hätten, und Neuwahlen werden auf Jahrzehnte hinaus die Physiognomie der Kammer nach dieser Richtung hin nicht verändern. Denn beschränkter als in Deutschland, Oesterreich und Frankreich ist in Italien der Kreis derer, aus welchen das Volk seine Abgeordneten wählt und mehr noch als anderswo haben nicht nur die Erwählten, sondern auch die Wähler lokale, ja persönliche Interessen im Auge. Weit mehr als die Hälfte der das wahlfähige Alter besitzenden Italiener ist ferner vom Wahlrecht ausgeschlossen, weil sie nicht lesen und schreiben können.*) Die Hebung der nationalen Bildung, die Wiedererweckung der reichen Begabung, welche die Kultur von Jahrtausenden in diesem Volke aufgespeichert hat, sollte deshalb die vornehmste Aufgabe jeder Regierung sein. In einer Zeit, in der das Streben nach politischen Idealen ein Volk im Zustande der Begeisterung erhält, kann die Macht der patriotischen Gedanken dasjenige Maß von Selbstlosigkeit im Einzelnen erregen, das der Staat zu einem gesunden Dasein beanspruchen muß. In den Zeiten der Ernüchterung, wenn die Ideale erfüllt, der Sieg errungen ist und seine Früchte geerntet werden sollen, muß die Bildung jene ethische Aufgabe lösen. In Italien sind die politischen Ideale nach harten Kämpfen erfüllt worden, und das Maß von Selbstaufopferung, das ihre Erfüllung erheischte, war groß. Bewundernd muß es Jeder anerkennen, der die Geschichte der italienischen Einheitsbewegung durchblättert. Um so größer ist nun die Erschlaffung der abgespannten Kräfte. Die Bildung aber, die ihnen neuen Schwung verleihen könnte, hat in die tieferen Schichten des Volkes trotz des Schulzwanges, dessen man sehr zum Schaden der Autorität des Staates spottet, nicht eindringen können. Mit ihrer Hebung wird auch ein anderer Uebelstand verschwinden, der in Italien größer, als in allen anderen europäischen Staaten, und nach meiner Ansicht eine der stärksten Quellen seines wirthschaftlichen und finanziellen Elends ist: der große Mangel an Unternehmungsgeist und das immerwährende Verlangen nach der Hilfe des Staates. Dadurch, daß der italienische Staat eine so große Zahl von wirthschaftlichen Unternehmungen unterstützt oder auf eigene Rechnung führt, hat er den schwachen Drang zu jeder selbständigen Initiative in seinen Bürgern vollkommen erstickt und sie gewöhnt, für jede sie treffende Noth den Staat nicht nur um Hilfe anzurufen, sondern auch verantwortlich zu machen. Dadurch ist das Budget des Staates mit einer Fülle von gänzlich unfruchtbaren Kapitalsanlagen beschwert worden. Auch jetzt, als der Aufstand in Sicilien ausbrach, verlangten wieder alle Parteien, der Staat solle öffentliche Arbeiten unternehmen, um der Noth unter der Arbeiterbevölkerung zu steuern; und gegen dies Verlangen, das bei der jetzigen Lage der Finanzen ganz unsinnig ist, erhebt sich fast nirgends ein entschiedener Widerspruch.

Die Stunde des wirthschaftlichen Aufschwungs wird für Italien nicht früher schlagen, als bis in weiten Kreisen das Bewußtsein sich verbreitet hat, daß es gerade in den Zeiten der Noth zur heiligen Pflicht wird, sich selbst zu helfen.

*) Nach der letzten Einschätzung 1881 betrug die Zahl der männlichen Analphabeten 61,03 Proz. Von je 100 im Jahr 1891 ausgehobenen Rekruten, die alle unter der Herrschaft des Schulzwanges aufgewachsen sind, waren 41,41 Proz. des Lesens und Schreibens unkundig.

Rom. E. Mühling.

## Zum Andenken an Theodor Billroth.

Als aus Abazzia vor Kurzem die Trauerbotschaft kam, daß Theodor Billroth gestorben sei, war der Schmerz über den Verlust in der ganzen gebildeten Welt ein allgemeiner. Gehörte doch Billroth in Folge seines Wissens, seines Charakters, seines Temperaments und seiner Eigenschaft als hervorragender Operateur zu den populärsten Aerzten, die es je gegeben hat. Er war zu den Menschen zu rechnen, von denen Shakespeare sagt, sie seien in der Verschwendung der Natur geboren. Aus der Fülle seines Wissens, Fühlens und Könnens gab er mit verschwenderischem Wohlwollen seine Gaben der Menschheit hin. Dadurch hat er sich ein unvergängliches Denkmal im Herzen des deutschen Volkes gesetzt und weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus reichte seine Volksthümlichkeit, sein Ruf als Arzt und Chirurg umfaßte den Erdenrund.

Bei den Laien war Billroth besonders als kühner und geschickter Operateur mit Recht von jeher in hohem Ansehen. Für Billroth gab es keine Schwierigkeiten in der Technik, er führte das Messer mit einer Sicherheit, welche die Gefahr gar nicht zum Bewußtsein kommen ließ. Er beherrschte spielend die Kunst des Chirurgen. Der Verfasser dieser Zeilen hat oft in Wien bewundernd die geniale Kunst des Meisters angesehen, die besonders bei plastischen Operationen im Gesicht das Messer wie den Griffel eines Künstlers handhaben ließ. Billroth stammte aus der Langenbeck'schen Schule und von ihr hatte er die unvergleichliche Ruhe und die glänzende Technik. Er stammte außerdem noch aus jener Zeit, wo gerade wegen der Schnelligkeit und Sicherheit der Technik das persönliche Talent mehr in den Vordergrund trat, während heute der Schwerpunkt in der wohlüberlegten Vorbereitung liegt, in Folge deren jede Operation wie ein Ereigniß abläuft, ohne daß der Zuschauer die Empfindung hat, daß etwas Besonderes ausgeführt wird. Die Art des Operirens wird dadurch weniger betont und es operirt heute keiner mehr schlecht.

Von Langenbeck hat auf die Ausbildung Billroth's den größten Einfluß ausgeübt und mit kindlicher Liebe und Verehrung hing Billroth an Langenbeck.

Wer das Glück gehabt hat, Schüler eines so bestrickenden Mannes wie Langenbeck gewesen zu sein, der wird auch diesen Einfluß verstehen. Von 1853—1860 war Billroth Assistent bei Langenbeck. Dieser war frühzeitig auf ihn durch seine pathologischen und physiologischen Arbeiten aufmerksam geworden, Arbeiten, die in der Klinik fortgesetzt wurden und 1855 und 1856 als monographische Schriften erschienen: Ueber den Bau der Schleimpolypen und Untersuchungen über die Entwicklung der Blutgefäße.

Mit der Berufung als Professor der Chirurgie nach Zürich (1860) schließt Billroth's mikroskopisch-anatomische Zeit ab; fortan beschäftigte er sich ganz mit der Chirurgie. Besonders nach drei Richtungen hin sind seine breit angelegten wissenschaftlichen Arbeiten von größter Bedeutung gewesen. Zunächst hat er in seinen Untersuchungen über das Wundfieber die Saat ausgestreut, aus denen später all die Anschauungen und Kenntnisse emporwuchsen, welche so glänzend sich in dem Kampfe gegen die Infektionen bewähren sollten. Seine thermometrischen Ergebnisse bildeten die Grundlage für die Lehre der Wundentzündungen und seine „Untersuchungen über die Vegetationsformen von Coccobacteria septica und den Antheil, welche sie an der Entstehung und Verbreitung der accidentellen Wundkrankheiten haben“ (Berlin 1874) bahnte der Anschauung von der Bedeutung der Organismen für Wunden den Weg, auf dem später durch R. Koch's Methoden Ungeahntes geleistet werden sollte.

Sodann hat Billroth von allen Chirurgen zum ersten Male eine auf Pathologie und Physiologie aufgebaute allgemeine Chirurgie und zwar zugleich in so meisterhafter Darstellung geschrieben, daß dieses 1863 zum ersten Male erschienene Buch, das den Titel führte: „Die allgemeine chirurgische Pathologie und Therapie in 50 Vorlesungen“

nicht allein bis 1893 15 Auflagen erlebte, sondern auch in fast alle lebenden Sprachen übersetzt ein Lehrbuch der Mediziner in allen Welttheilen wurde.

Endlich bestimmte Billroth durch zahlreiche und vielfach abgeänderte Thierversuche die Grenzen und die Methode ganz neuer Operationen an den wichtigsten Organen und führte die völlige Entfernung des Kehlkopfes und die Exstirpation des erkrankten Magenpförtners in die chirurgische Praxis mit Erfolg ein.

Es ist Sache einer eingehenden Erinnerungsschrift, alles aufzuzählen, was Billroth für die chirurgische Wissenschaft oft so genial erdacht und fast ausnahmslos in vollendeter Form geschrieben hat. Hier genügt es, an seine wissenschaftlichen Verdienste zu erinnern. So sind seine Berichte aus der Klinik eine wahre Fundgrube für den Chirurgen stets gewesen.

Das Jahr 1870 brachte Billroth nach Deutschland. In den Kriegslazarethen in Weißenburg und Mannheim entwickelte er seine segensreiche Thätigkeit. Von dort stammen auch seine berühmten chirurgischen Briefe „mit blutiger Hand beim Scheine der Kriegsfackel" geschrieben, die ihm eine der ersten Stellen unter Deutschlands Kriegschirurgen sichern. Aber wie er es verstanden hatte, in der Kriegschirurgie in klassischer Weise durch das Wort und die Schrift zu wirken, so war er als ausgezeichneter Arzt ebenso bemüht, für die Krankenpflege die richtigen Bahnen zu weisen. Seine Anleitung „zur Krankenpflege in Haus und Hospital" (Wien 1881) ist wohl die beste, die je geschrieben wurde.

Wie v. Langenbeck hat auch Billroth eine Gelehrtenschule gegründet. Im Sinne des Meisters hat sie sich als Hüterin der naturwissenschaftlichen Methode auch in der chirurgischen Forschung bewährt. Die zahlreichen Arbeiten erschienen meist in dem Langenbeck'schen Archiv, dessen Mitbegründer Billroth war, sowie in dem von ihm herausgegebenen Handbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie.

Wenn auch nicht einer der Gründer, so war Billroth doch ein treuer Freund und reger Förderer der „deutschen Gesellschaft für Chirurgie". Als das Werk geplant wurde, hatte Billroth die Befürchtung ausgesprochen, daß die schöne Institution der deutschen „Naturforscher und Aerzteversammlungen" dadurch leiden und die Chirurgen unter sich bald einer zunftmäßigen Monotonie verfallen würden, wenn diese Kongresse überhaupt zu einer gewissen Blüthe gedeihen könnten. Die Zeit hat gelehrt, daß Billroth's Befürchtungen unbegründet waren. Er selber war später sogar der Meinung, daß die deutsche Gesellschaft für Chirurgie durch die unerwartet zahlreiche Theilnahme der deutschen Aerzte bisher schon vielmehr für die Menschheit gewirkt habe, als eine vornehme Gesellschaft von Akademikern in einem Jahrhundert hätte leisten können.

Nach v. Langenbeck's Tode erging ein Ruf als Nachfolger desselben an Billroth. Doch zeigte sich die Volksgunst damals in so unverkennbarer Weise, daß abgesehen von anderen Gründen Billroth es nicht vermocht hätte, der neuen Heimath den Rücken zu kehren. Dieselbe Liebe wurde ihm auch in rührender Weise zu Theil, als er 1887 schwer erkrankte. Sein Haus war fortwährend umstanden von besorgten Menschengruppen, die auf hoffnungsvollere Nachrichten stundenlang warteten. Seit jener Krankheit hat Billroth sich nie wieder ganz wohl gefühlt. Sein Herzleiden verbunden mit Athemnoth machten oft jede körperliche und geistige Anstrengung unmöglich und selbst der Musiker Billroth, der die Musik leidenschaftlich liebte und wie ein Künstler ausübte und beherrschte, mußte darunter schwer leiden. Zuletzt, als er in Abbazzia weilte, war er nur mit der größten Anstrengung im Stande langsam einige Schritte am Meeresstrande entlang zu gehen. Er mußte den Schlaf fürchten, da nach ihm die Athemnoth nur um so quälender auftrat. Seine Lebensfreuden, wie er in einem Briefe schrieb, waren nur noch der Blick aufs Meer, auf die Inseln, auf den Himmel, auf die Lorbeerbäume. „Den ganzen Tag scheint mir die liebe Sonne ins Zimmer und ins Herz, da bin ich glücklich."

Seinen Kollegen war Billroth stets ein treuer Freund und Berather und er unterstützte gern ihre gemeinnützigen Bestrebungen; den Studenten versuchte er durch Vorschläge, die auf die so nöthige Reform des medizinischen Unterrichts gerichtet waren, die schweren Wege zu ebnen. Eine Persönlichkeit wie Billroth mußte auf alle, die mit ihm zusammenkamen, auf all die Tausende, die von seinen Gaben und seinem Wissen angezogen bei ihm Hilfe suchten, einen ganz besonderen Zauber ausüben, und dieser Zauber wurde verstärkt durch die echte Humanität, von der sein Wesen durchströmt war.

Sonnenburg.

## Wanderungen durch das europäische Rußland.

### II.

Bei der außerordentlich bunten ethnologischen Zusammensetzung der Bevölkerung Rußlands, innerhalb welcher die arische Rasse mit der slavischen, ästischen, germanischen, griechisch-lateinischen und iranischen Gruppe, die mongolische Rasse mit der finnischen, tatarischen und nordmongolischen (Kalmücken) Gruppe und überdies die semitische Rasse vertreten ist, erklärt es sich, daß auch der russische Bauer sich je nach seiner Stammesart nicht allein körperlich, sondern auch bezüglich des Charakters und Intellekts besondere Eigenthümlichkeiten gewahrt hat. Ebenso sind auch die Lebensbedingungen in den verschiedenen Gegenden des Landes auf die Entwicklung solcher Eigenart nicht ohne Einfluß geblieben. Gehen ja doch sogar Lebensweise, Anlage, Charakter, Neigungen und Ueberlieferungen der mit den West- und Südslaven (Polen, Tschechen, Serben, Bulgaren) zur slavischen Gruppe gehörigen und den Hauptbestandtheil der Bevölkerung bildenden eigentlichen Russen, der Großrussen, Kleinrussen und Weißrussen wesentlich auseinander. Bei dem Umstande jedoch, daß die Großrussen allein etwa die Hälfte der russischen Bevölkerung ausmachen, daß ihre Sprache die des Staates, der Litteratur, der gebildeten Gesellschaft ist, daß sie die führende Rolle im Staatsleben spielen und unausgesetzt mit Erfolg thätig sind, die übrigen Stämme ihrem eigenen Wesen mehr und mehr zu assimiliren, erscheinen die Großrussen (Moskols), welche als geschlossene Masse den mittleren Theil des Reiches und einen von hier südöstlich bis zum Kaukasus hinziehenden breiten Landstreifen bewohnen, untermischt aber fast in allen Gegenden des Reiches vorkommen, als die typischen Träger russischer Eigenart. Dies gilt von den höheren Schichten der Gesellschaft wie auch vom Bauernthum.

Der Charakter der Großrussen entbehrt gleich ihrer Heimath jeder hervorstechenden und individuellen Eigenthümlichkeit, zeigt vielmehr eine Mischung der größten Gegensätze. So tritt der dem Russen nicht abzusprechende Grundzug von Gutmüthigkeit, Gastfreiheit, Wohlthätigkeits- und Familiensinn in Momenten des Affektes allzu leicht vor Rücksichtslosigkeit, Härte, Unbeugsamkeit und Selbstsucht in den Hintergrund. Selbst unter den Härten der Natur seines Landes leidend, wird der russische Bauer leicht hart gegen andere. Dies zeigt sich auch in seinem Familienleben. Im Gegensatz zu den Damen der höheren Stände, welche sowohl im Hause wie in der Gesellschaft eine tonangebende Rolle spielen, ist die russische Bäuerin mehr Sklavin und trotz ihrer willigen Hingabe für die Interessen des Hauses meist schlecht behandelt, wenn nicht mißhandelt. Ja es ist keine seltene Erscheinung, daß die Bäuerinnen die Prügel und Mißhandlungen seitens ihrer Männer so sehr zum täglichen Leben gehörig betrachten, daß sie das längere Ausbleiben derselben als Zeichen der Gleichgültigkeit ihrer Eheherren auffassen.

Ueberhaupt ist der kalte nordische Winter nicht ohne Einfluß auf die Charakterentwicklung des Russen. Er steht der Entfaltung der Thatkraft hinderlich im Wege und führt vielmehr zu einer gewissen Apathie und Passivität des Körpers und der Seele, dem Ausgangspunkt jenes im russischen Landvolk weit verbreiteten Fatalismus, der ein energisches Eingreifen zur Verbesserung der eigenen Verhältnisse nicht aufkommen läßt und auch Grund für die mit Ausnahme des Westens des Reiches überall herrschende Lässigkeit in der Bodenbewirthschaftung ist. Hat der Bauer den Tschernosjom oberflächlich aufgekratzt und den Samen gestreut, so erachtet er seine Aufgabe für gelöst und läßt im Uebrigen den lieben Gott walten. Der russische Bauer will geführt und geleitet sein; nichts macht ihn verdrießlicher, als wenn er nach eigenen Entschlüssen arbeiten soll. Ueberall sucht er instinktiv einen Herrn. Mit dieser Anlage zur freiwilligen Unterordnung hängt auch eine gewisse Neigung zum Scheinwesen, geringe Wahrheitsliebe und das Streben zusammen, sich jeder moralischen Verantwortung für das eigene Thun und Lassen zu entziehen. Dieses geringe Einzelstreben ist übrigens auch in der Beamtenwelt vertreten und hat eine eigenthümliche Abneigung gegen Konsequenz im Thun und Denken zur Folge.

Und doch beherrscht neben dieser Apathie — ein weiterer Gegensatz im Volkscharakter — eine seltene Wanderlust das russische Volk. In der großen Einförmigkeit des Landes, in welchem keine Besonderheit sich dem Geiste des Jünglings einprägt, um ihn als Mann an die Stätte seiner Jugendzeit zu fesseln, in dem Mangel topographischer Verschiedenheiten, vielleicht auch in dem durch tatarischen Blutzuschuß gesteigerten Erbtheil uralten Nomadenthums liegt es begründet, daß der Russe kein individuelles Heimathsgefühl besitzt. Er kennt nur sein großes Vaterland, innerhalb dessen er sich überall rasch zurechtfindet, überall gleich wohl fühlt, an dem er aber auch mit seltener Ergebenheit hängt. Der Bauer ist im Allgemeinen Monarchist mit Leib und Seele. Seinem „weißen Väterchen“ in der großen Zarenstadt ist er so unbedingt ergeben wie dem Mütterchen Rußland.

In dieser Eigenart des russischen Bauernthums, in seinem natürlichen Drang zur Geselligkeit und Kameradschaft, der nur bei den zur Absonderung neigenden Weißrussen nicht vertreten ist, in der dem russischen Bauern eigenen Unterordnungsfähigkeit, in seinem loyalen Sinn und nicht zuletzt in seinem Fatalismus liegen auch jene hohen militärischen Tugenden begründet, welche das an und für sich friedfertige Russenvolk von jeher auszeichneten. Unbedingter Gehorsam, volle Hingebung für den Dienst seines Kaisers und des Vaterlandes, eine wunderbare Fähigkeit, Entbehrungen und Strapazen zu ertragen, eine mit dem fatalistischen Gleichmuth des Russen zusammenhängende Tapferkeit sind die Merkmale des russischen Soldaten. Freilich stellt die Passivität des Massencharakters, der Mangel an Selbständigkeit und Initiative die Führung auch vor die Aufgabe, mit zweifelloser Klarheit zu befehlen, überall einzuwirken, in jedem Augenblick den Anstoß zu geben und die Richtung des Handelns vorzuzeichnen.

Die charakteristischen Eigenschaften der russischen Bauern wurzeln übrigens zum großen Theil auch in der Geschichte und der wirtschaftlichen Organisation des dortigen Bauernthums. Der Mangel an Einzelstreben, die Apathie und Sorglosigkeit des Bauern, sein Bedürfniß, einen höheren Willen über sich walten zu sehen und nur äußerem Anstoß gehorchend sich der Arbeit zu widmen, sind ein Erbtheil aus der Zeit der Leibeigenschaft. Noch heute befindet sich der Mushik in einem Uebergangsstadium zu der ihm wiedergegebenen Freiheit. Er hat die Fehler der Leibeigenschaft noch nicht abgelegt, aber viele Fehler der Freiheit angenommen; er pocht auf seine neuen Rechte ohne sich der damit übernommenen Pflichten bewußt zu werden.

Vom Standpunkt der wirthschaftlichen Organisation übt der russische Agrarkommunismus, d. h. der Gemeindebesitz mit der Feldervertheilung — der Mir — einen tiefgehenden Einfluß auf die Eigenart des russischen Bauernthums aus. Ein Ueberbleibsel ferner Vorzeit, welche ja auch in der altgermanischen Markgenossenschaft eine ähnliche Einrichtung kannte, ist die Institution des Mir hauptsächlich in Großrußland noch vertreten. Im Osten ist er mehr mit der Hofwirthschaft (Einzelbesitz) vermischt, welche im Süden und Westen des Reiches ebenfalls vorwaltet. Der Mir erscheint in zwei Formen, der Markgenossenschaft und der Dorfgenossenschaft. Die erstere Form, bei welcher ein ganzer Landschaftskomplex die Genossenschaft bildet, kennt keine Vertheilung der Grundstücke, stellt vielmehr den Anbau beliebig großer Landstrecken der freien Wahl des Einzelnen anheim und ist daher nur bei ganz geringem, gleichartigem Bodenwerthe und sehr dünner Bevölkerung möglich. Thatsächlich ist auch die Dorfgenossenschaft Regel. Die Gemeinde ist hierbei die Besitzerin des Bodens, den sie periodisch — in jährlichen oder längeren Zwischenräumen — nach bestimmten, örtlich sehr verschiedenen Grundsätzen an die Gemeindemitglieder zu persönlicher Nutznießung vertheilt. Hierbei ist die Vertheilung der Steuern, für welche dem Staate gegenüber die Gemeinde solidarisch haftbar ist, in der Art maßgebend, daß die Entscheidung über Kräfte und Fähigkeiten des Einzelnen und damit über den Umfang des ihm zuzutheilenden Landes und der ihm aufzuerlegenden Steuerlast in den Händen der Gemeinde liegt. Als Maßstab hierfür dient entweder die Zahl der erwachsenen männlichen Personen innerhalb einer Familie oder die Zahl der in ihr vertretenen Wirthschaften. Denn derselbe kommunistische Gedanke, welcher sich im Mir verkörpert findet, beherrscht noch vielfach auch das Familienleben der großrussischen Bauern. Ihr Familienhaushalt ist eigentlich eine patriarchalische Arbeitsgenossenschaft. Söhne und Enkel bleiben auch nach ihrer mehr unter Bestimmung des Familienoberhauptes als nach freier Wahl erfolgenden Verheirathung im Hause und arbeiten gemeinschaftlich. Gemeinsamer Wohnsitz, Gütergemeinschaft und unangefochtene Autorität des Familienältesten werden so die Merkmale dieses altrussischen Familienlebens.

Wie aber auch die Vertheilung des Gemeindebesitzes an die Gemeindemitglieder erfolgt, ob nach der Zahl der männlichen Seelen oder nach jener der Wirthschaften, immer übt dieselbe einen steigernden Einfluß auf die Zahl der Eheschließungen und der Geburten. Denn je mehr Söhne oder Haushalte in einer Familie vertreten sind, desto größer wird der ihr zuzusprechende Landantheil. Daher ist Rußland das Land, in welchem die meisten Ehen, zudem in ungewöhnlich jungen Jahren, geschlossen werden und in welchem die Ehen am kinderreichsten sind. Wenn trotzdem dieses Verhältniß in der Bevölkerungszunahme Rußlands nicht zum Ausdruck gelangt, so hängt dies mit der dort herrschenden ungewöhnlich hohen Kindersterblichkeit und den Auswanderungen zusammen.

Wenn schon die Landvertheilung durch die Gemeinden überhaupt seitens der sogenannten Mirfresser (Mirojeden) vielfach beeinflußt wird, indem sich diese durch Bestechung oder Einschüchterung sowie durch gewissenlose Ausnützung besonderer Beziehungen die Nutznießung der besten und bequemsten Landtheile sichern, so hat auch die gerechteste Anwendung des aus der männlichen Personen- oder der Wirthschaftszahl abgeleiteten Maßstabes an und für sich den großen Nachtheil, daß der Eigenart des einzelnen Nutznießers und seiner größeren oder geringeren Befähigung zur Bodenbewirthschaftung keine Rechnung getragen wird. Ob eine Familie ihre Leistungsfähigkeit mehr auf gewerblichem, landwirthschaftlichem oder dem Gebiete des Handels sucht, ob sie die materiellen Mittel (Geräthe u. s. w.) für die volle Ausnützung des ihr zugewiesenen Landtheiles besitzt oder nicht, bleibt bei der Landvertheilung meist völlig außer Betracht. Dieser Umstand steht nicht allein der freien Entwicklung individueller Leistungsfähigkeit besonders nach gewerblicher Richtung hinderlich im Wege, sondern er führt auch vielfach zur mangelhaften Ausbeute des Landes, weil mancher die Mittel oder Befähigung zur Bewirthschaftung des ihm überwiesenen Landtheiles nicht besitzt. In solchen Fällen tritt dann meist die Entäußerung des letzteren ein,

bei welcher die reichen Bauern als Gläubiger der ärmeren und die berüchtigten Kulaken (Zwischenhändler) mit einander wetteifern, durch Herabdrückung der Preise ihren Vortheil zu wahren. Im Hinblick auf die Rolle, welche wir bereits die Juden beim Aufkauf der Landesprodukte spielen sahen, erscheint sonach die Behauptung gerechtfertigt, daß die große Bauernmasse nicht nur in den Händen dieser, sondern überdies im Geltungsbereich des Mir in jenen der Mirojeden und der Kulaken ist.

Auch die mit dem Mir zusammenhängenden periodischen Theilungen, welche schon wegen der Bevölkerungsbewegung trotz des in vielen Gemeinden angewendeten Mittels der Zurückbehaltung von Reserveland nicht zu vermeiden sind, bilden einen Krebsschaden für die Entwicklung der russischen Landwirthschaft. Je öfter solche Theilungen und mit ihnen wechselnde Zuweisung des nach seiner Güte und Lage zur Wohnstätte immerhin verschieden werthvollen Ackerlandes stattfinden, desto mehr entspricht allerdings der Mir seinem kommunistischen Grundgedanken, desto mehr wird aber auch der Landbau gehemmt und das allgemeine Gedeihen geschädigt. Denn durch den mit solchen Wiedertheilungen verbundenen Besitzwechsel fügt der Mir den Nachtheilen des Kommunismus noch die Fehler des Individuums hinzu. Der Einzelne kümmert sich wenig um die rationelle Bewirthschaftung oder Besserung des ihm zugewiesenen Ackerlandes, sei es weil im Falle seiner Zahlungsunfähigkeit doch die übrigen Gemeindemitglieder für seine Steuerverpflichtungen aufkommen müssen, oder weil es sich nicht lohnt, Ausgaben an ein Grundstück zu wenden, dessen Nutznießung binnen Kurzem an einen anderen übergeht.

Thatsächlich wird auch in Rußland, besonders von Seite der Nationalökonomen, der schädliche Einfluß des Mir auf die Entwicklung des Ackerbaues und der Bodenverwerthung nicht verkannt. Allein der Staat und zwei in Rußland mächtige Parteien, die altrussische und die sozialistische, haben Interesse an der Aufrechterhaltung dieser Einrichtung. Der Staat erblickt in ihr ein Mittel zur bequemen und sicheren Steuereintreibung und ein Gegengewicht gegen die dem Russen innewohnende Wanderlust und die hiermit verbundene Gefahr einer die staatliche Entwicklung ungünstig beeinflussenden Verschiebung der Bevölkerungsverhältnisse. Letzterem Zwecke diente ja auch die Leibeigenschaft, welche sich im Laufe der Zeit aus einer einfachen Polizeimaßregel herausbildete, durch welche 1497 der Dienst- und Wohnungswechsel auf 8 Tage vor und nach dem St. Georgstage beschränkt wurde. Und thatsächlich gelangten mit Aufhebung der Leibeigenschaft die inneren Wanderungen der russischen Bevölkerung sofort wieder in Fluß, so daß allerdings die Regierung Interesse daran hat, durch Aufrechthaltung des Mir und der damit im engsten Zusammenhang stehenden, ohnehin durch die Bauernemanzipation erschütterten Familiengemeinschaft sich das letzte Mittel zur Bekämpfung der Wanderlust zu wahren. Zudem drückt sich im Mir viel zu sehr der das ganze russische Staatsleben beherrschende Grundgedanke der Centralisation aus, als daß er nicht die volle Unterstützung der Regierung finden sollte. Der Mir bindet den Bauern allein noch an die Familie und Scholle. Mit seiner Aufhebung würde in Rußland bald ein völliges Nomadenthum eintreten. Der Bauer als unbeschränkter Eigenthümer des Bodens würde sich desselben unter der Einwirkung geschickter und gewissenloser Spekulanten, besonders des jüdischen Elements, nur allzu bald entäußern und zum Wanderstab greifen. Damit könnte leicht eine wirthschaftliche Krisis für Rußland eintreten, gegenüber welcher die Dienste kaum ins Gewicht fallen könnten, welche der wandernde Bauer Dank seines ausgesprochenen kolonisatorischen Talentes mit der Uebertragung großrussischen Wesens auf die noch weniger assimilirten Volksstämme leistet.

Mehr noch als die altrussische Partei, welche im Mir ein altüberkommenes nationales Palladium und den Schutz vor dem Krebsschaden der abendländischen Kultur, dem Proletariat, erblickt, hat die sozialistische Partei Interesse an der Aufrechterhaltung des Mir. Das Wesentlichste dessen, was der Sozialismus als Grundlage seiner Ziele voraussetzt, — der Kollektivbesitz des Bodens — ist ja im Mir gegeben. Und damit hoffen die Sozialisten denselben zum Ausgangspunkt für die Verwirklichung ihrer Theorien machen zu können, um so mehr, als es ja im Reiche des Absolutismus — ein würdiges Gegenstück zu den im Volkscharakter auftretenden Gegensätzen — auch neben dem Mir und der Familiengemeinschaft nicht an der Verkörperung sozialistischer Ideen fehlt. So hat der allen Slaven und besonders den Russen vielleicht auf Grund der Monotonie ihres Landes und der Armuth seiner Natur eigene Trieb zur Geselligkeit und das Bedürfniß der Anlehnung an andere auch auf gewerblichem Gebiete ein sozialistisches Institut geschaffen, — das der Artelj, das bewegliche Seitenstück zum unbeweglichen Mir. Die Arbeiter, welche zu gemeinschaftlichem Werke zusammenkommen, bilden uralter Sitte nach eine Gemeinschaft, eine zeitweilige, oft auch wandernde Gemeinde, eine freie Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaft. Dieselbe bestimmt, welchen Theil der Arbeit Jeder übernehmen und welchen Betrag vom Lohne er zur Genossenschaftskasse zahlen muß, die für Kost und Wohnung der Mitglieder aufzukommen hat. Der von den übrigen Mitgliedern gewählte und mißtrauisch überwachte Genossenschaftsälteste (Starosta) führt die Kasse und vollzieht die Mehrheitsbeschlüsse. Auch die Hausirer eines Kaufmanns, die Bedienten in herrschaftlichen Häusern, Droschkenkutscher, Packträger u. dergl. machten früher und machen zum Theil noch jetzt gerne ihr Artel. Auch da, wo nur wenige Leute sich zu einem Artel vereinigen, wird stets ein Aeltester aufgestellt. Der auf Grund seiner Apathie und seines Fatalismus der Initiative und Selbständigkeit entbehrende Russe bedarf eben überall des Einflusses eines höheren Willens.

Trotz des Interesses, welches nach Vorstehendem von verschiedenen einflußreichen Seiten an der Aufrechthaltung des Mir genommen wird, zeigt es sich doch von Jahr zu Jahr mehr, daß derselbe seinem Verfalle entgegengeht, weil er seinem kommunistischen Grundgedanken doch keinen nachhaltigen praktischen Ausdruck zu verleihen vermag, vielmehr einen fruchtbaren Boden für Willkür, Intrigue, Korruption und Großsprecherei abgibt und überdies der Entfaltung des Einzelstrebens und damit des allgemeinen Wohls hinderlich im Wege steht. Immer mehr häufen sich die Fälle, daß Bauern ihr Anrecht auf den Landantheil verkaufen, um dann als Taglöhner und Knechte auf dem Acker zu arbeiten, den ihnen der Mir zutheilte, oder sich dem Handel, für den der Russe eine große Vorliebe hat, zu widmen oder die Zahl der vagabondirenden landlosen Bauern zu vermehren, die in Rußland zur ständigen Erscheinung geworden sind, seit man bei Aufhebung der Leibeigenschaft von einer Landzutheilung an die früher leibeigenen Dienstboten absah. So kann auch der Mir die Ueberhandnahme eines, wenn auch einen mehr ländlichen Charakter tragenden Proletariats nicht hintanhalten und wird zum Beweise dafür, daß keine kommunistische Einrichtung vor der Vereinigung des größeren Besitzes, sei es in den geschickteren, strebsameren und sparsameren oder in den gewissenloseren Händen schützen kann.

Die Lebensweise des Bauern ist im Allgemeinen außerordentlich einfach. Die große Masse lebt in den waldreichen Gegenden Rußlands in Holzhäusern, in den waldarmen Gebieten in Hütten aus gestampftem Lehm, Flechtwerk u. dergl. Die Dichtigkeit der größeren Wohnstätten ist sehr gering; denn es entfällt im Durchschnitt auf eine halbe Quadratmeile nur eine ländliche Ortschaft, freilich in den dichter bevölkerten Gegenden mit oft mehreren Tausend Einwohnern. Diese Erscheinung hat in einzelnen Landstrichen ihren Grund in der spärlichen Bevölkerung oder in der Seltenheit des Wassers und der Quellen, in anderen in der Institution des Mir, welcher zum Zusammendrängen der Wohnstätten zwingt, überall aber ist dieselbe durch die Verkehrsschwierigkeiten, besonders während der Zeit des Thauwetters, und durch die Furcht vor Raub und Diebstahl mitbedingt. Einzeln liegende Gehöfte und Wohnstätten findet man, dem mehr zur Absonderung neigenden Charakter der

dortigen Bevölkerung entsprechend, fast nur in Kleinrußland, dem Süden des Reiches.

Alle Ortschaftstypen, wie sie nur heißen mögen, kommen vor; doch sind Längendörfer am häufigsten. Die Gebäude stehen sich hier in zwei langen Reihen gegenüber, die wegen der Feuersgefahr meist durch eine überaus breite, oft von einem Wasserlaufe durchzogene Gasse getrennt sind. Und dennoch sind Brände wegen der feuergefährlichen Bedachungen (Holz, Stroh u. dergl.), der überaus heißen, trockenen Sommer und des unachtsamen Hantirens des russischen Bauern mit seiner kleinen, deckellosen Tabakspfeife eine besondere Spezialität Rußlands.

Außer einem großen Ofen, einem Tisch und einigen an den Wänden umlaufenden Holzbänken fehlt gewöhnlich jedes Möbel in der Hütte des Bauern, meist auch das Bett. Nachts lagern sich die Bewohner mit ihrer Schaar von Kindern so gut es geht, die Bevorzugten auf dem Ofen, die anderen auf Pritschen, Bänken oder dem Fußboden, als Unterlage sich des Schafpelzes, seltener des Strohsackes bedienend. Schon diese Verhältnisse deuten auf eine geringe Reinlichkeit des Volkes, deren Mangel ja auch trotz der im kleinsten Orte vorhandenen Badestube (Dampfbad mit Dampferzeugung durch Aufgießen von Wasser auf einen rohen Steinofen) sprichwörtlich geworden ist. Der gemeine Mann schläft gewöhnlich in seinen Kleidern und entledigt sich derselben meist nur beim Baden. Dann wird wohl auch die Wäsche gewechselt, falls eine zweite Garnitur vorhanden ist. Lymphatische Leiden, Skropheln, ansteckende Krankheiten, Fieber und besonders Diphtherie sind die oft mit erschreckender Heftigkeit auftretenden Folgen solcher Lebensweise.

Als Lebensmittel dienen in den unteren Klassen schwarzes Brot, grüner oder saurer Kohl, Rüben, Hülsenfrüchte, Zwiebeln, Gurken, Pilze, dazu gesalzene Fische. Fleisch und zwar meist geräuchertes bildet die Sonntagsbeigabe zur Kohlsuppe (Schtschi). Letztere — ein Gemenge feingeschnittener Vegetabilien mit saurer Milch — bildet das tägliche Gericht. Ferner gehören zu den echt russischen, ein Lieblingsgericht von Hoch und Nieder bildenden Speisen die in Oel gebackenen Klöße oder Fleischpasteten (pirogi). Das Hauptgetränk, der Kwas, wird hergestellt, indem man Kleie und Mehl in Wasser gähren läßt und je nach Umständen veredelnde Zusätze beigibt. Er wird neben dem Thee auf den Straßen der Städte den ganzen Tag feilgeboten. Trotzdem kann er der verhängnißvollen Leidenschaft für den Genuß des Branntweins keinen Abbruch thun. Auch von dem überhandnehmenden Gebrauch des Thees, der mit dem Samowar seinen Einzug fast in jede Hütte gehalten hat, läßt sich kaum erwarten, daß er den Russen seinem Wodka (Wässerchen) untreu macht. Trotzdem ist in den besseren Schichten der Bevölkerung die Unmäßigkeit im Trinken ein vereinzelt auftretendes Laster.

So erscheint der russische Bauer trotz einer gewissen mit seiner Sorglosigkeit zusammenhängenden Neigung zur Gut- und Leichtlebigkeit im Allgemeinen doch genügsam. Hat er seine warme Stube, eine warme Krautsuppe, Thee und Wodka, vielleicht noch ein Pfeifchen Tabak, dessen Genuß nur die Altgläubigen als einen verdammenswerthen Greuel betrachten, so ist er zufrieden.

(Zwei weitere Artikel folgen.)

Peregrinus.

## Die „Sonnenblume" in England.

„Que m'importe que tu sois sage?
Sois belle! et sois triste!"
Baudelaire.

Die Fülle technischer Erfindungen und die durch sie verursachte nervöse Erregtheit, die Ueberproduktion und der Mangel eines allherrschenden Ideales haben der Litteratur von gestern und heute ihr eigenthümliches Gepräge verliehen. Unverhältnißmäßig wenige nur vermögen es, sich über die getrübten Wässer zu erheben und ein Stück blauen Himmels zu erschauen. Die meisten brauchen ihre Kräfte auf, um in den Fluthen mit fort zu rudern. Viele der Schwächeren aber, über deren Kopf die trüben Wellen von Zeit zu Zeit zusammenschlagen, deren Nerven frühzeitig abgestumpft und die deshalb besonderer Reizmittel bedürfen, haben in fieberhafter Gier mitzuthun zwar keine litterarische Strömung, wohl aber etwas wie einen Strudel verursacht: die Décadence.

Zwei Jahre ist es her. Es war an dem Tage der Erstaufführung von „Lady Windermere's Fan". Das Stück hatte gefallen, man rief den Verfasser. Er trat vor den Vorhang, im Knopfloch des Frackes eine grüne Nelke, eine brennende Cigarette im Munde und sagte: „Ich konstatire mit Vergnügen, daß Sie von meinem Stück entzückt sind. Ich hoffe, daß Sie mich fortan zu würdigen wissen werden." So stellte sich der „müde Hedonist" seinem Publikum vor. Schon früher hatte er auf allerlei Weise Aufsehen erregt. Mit der Sonnenblume in der Hand, der Blume der Aestheten, war er in mittelalterlichem Kostüm mit Kniehosen und Barett in Pall Mall und Regent Street zu London spazieren gegangen. In Paris hatte er sich im schottischen Kilt mit nackten Knieen auf der Straße gezeigt. Auch in diesen Absonderlichkeiten wollte Oscar Wilde seinem Vorbilde Barbey d'Aurévilly eben in nichts nachstehen. Dafür hat ihn Max Nordau in dem tollen Fastnachtszuge mitgehen heißen, zu dem er auch die größten Geister des Jahrhunderts in Narrenkleidung entboten hat.

Welche persönlichen Erlebnisse Oscar Wilde zum Décadent gemacht, ist mir unbekannt. Doch ist er ein Mann von Bildung. Sonderlich tiefgehend mag sie nicht sein, aber er hat den Schmetterlingsstaub der Bildung überall gesucht und gefunden. Auch barg die litterarische Atmosphäre Englands Elemente, die zur Décadence führen konnten. Die Präraphaeliten hatten noch einmal Bewegung in die Litteratur gebracht. Aber sie beschränkten sich im Allgemeinen auf die Lyrik und wandten sich fast ausschließlich an den litterarischen Gourmet. Dann aber war Stagnation eingetreten. Die Litteratur versumpfte. Der Alltagsroman und die Alltagsnovelle wucherten üppig. Von der Suche nach außergewöhnlichen Reizmitteln brachte Stevenson das Abenteuerliche, Rider Haggard die Mystik in die Litteratur. Und aus denselben Wurzeln wie Rider Haggard's Mystik entwuchs dem versumpften litterarischen Boden, äußerlich farbenprächtig und krank im Innern, Oscar Wilde's Décadence.

Doch sind es nicht nur die blasirten Gedanken eines müden, nach neuen Reizmitteln lüsternen litterarischen Roués, die Oscar Wilde in seinen „Intentions"*) niedergelegt hat. Es sind auch die geistreichen Einfälle eines mit der bestehenden Litteratur unzufriedenen Mannes. Es ist auch ein Stück Zeitgeschichte latent in dem Buche.

Müde Unzufriedenheit mit der Zeit, in der wir leben, der Zeit der Ueberarbeiteten und der „Unterbildeten", wie Wilde sagt, ist der Ausgangspunkt seiner Philosopheme. Die Atmosphäre der Großstadt hat ihm die Lebensfreudigkeit genommen. In die Natur flüchten? Die Natur ist so unkomfortabel. Die Natur haßt alles Denkende. Sie ist auch so gleichgültig. „Wenn ich hier im Parke spazieren gehe, peinigt mich das Gefühl, daß ich ihr nicht mehr gelte, als das Stück Vieh, das am Abhange weidet." Und was bedeutet uns das Leben überhaupt? Es hat keine Einheit, keine Gestaltung. Es gibt sich in einer Fülle von Einzeleindrücken aus, ist unberechenbar und macht in seiner Gesammtheit gar keinen Eindruck. Werthlos für uns, werthlos für andere. Und unsere Thaten? Was wir thun, geht in die große Mühle des Lebens über. Da werden unsere Thaten zermahlen. Unsere Tugenden verflattern als Staub in die Lüfte. Aus unseren Lastern werden eventuell die Elemente einer neuen Civilisation gemacht. Das ist noch das einzige Gute, daß unsere Sünden für den

*) The English Library. vol. 54.

Fortschritt der Kultur unentbehrlich sind. Ohne sie würde die Welt alt, verfiele der Stagnation und büßte die bunten Farben ein. Der Verbrecher ist ein Heiliger, denn durch seine Thaten gibt er dem ewig stockenden Räderwerk der Gesellschaft neuen Anstoß. Er ist ein Märtyrer, wenn die alternde Gesellschaft zum Schlage gegen ihn ausholt.

. . . In der Londoner Gesellschaft spielte am Anfange unseres Jahrhunderts Thomas Griffiths Wainewright eine große Rolle. Jung noch, war er ein angesehener Maler und Kunstschriftsteller. Er war der Pionier asiatischen Stiles in London. Er wußte das Publikum für sich zu interessiren. Er war der Freund Charles Lamb's. Bei den Diners der Aristokratie durfte er nicht fehlen. Seine schönen, wohlgepflegten Hände waren das Entzücken der Damenwelt. Derselbe Thomas Griffiths Wainewright vergiftete zuerst seinen Onkel, dann seine Schwägerin. Er wurde ein Massenmörder gefährlichster Art. Noch heute ist man über die Zahl seiner Opfer im Unklaren. Als er endlich der strafenden Gerechtigkeit verfallen war, und ein Freund ihn fragte, wie er den Mord seiner Schwägerin habe über sein Herz bringen können, sagte er: „Ja, es war eine furchtbare Aufgabe. Aber sie hatte sehr starke Knöchel." — Diesen Verbrecher hat Oscar Wilde in einem Essay verherrlicht! „Seine Verbrechen", sagt er von ihm, „scheinen starken Einfluß auf seine Kunst ausgeübt zu haben. Sie gaben seinem Stil etwas kraftvoll Persönliches."

Und mit dem heiteren Lächeln des harmlosen Novellisten hat Oscar Wilde einmal die Geschichte von „Lord Arthur Savile's Verbrechen"*) erzählt. Der Lord befand sich in einer Gesellschaft. Ein Chiromant sah sich seine Hand an und sagte ihm, er würde einen Mord begehen. Da der Lord verlobt war und das Verbrechen gern vor seiner Hochzeit abgethan haben wollte, versuchte er eine Verwandte zu vergiften. Der Versuch mißlang und nach weiteren vergeblichen Mordanschlägen traf er den Chiromanten eines Abends am Strand. Er warf ihn in die Themse und nun konnte er seine Hochzeit feiern. Später sagt er: „ich verdanke der Chiromantie mein ganzes Lebensglück — mein Weib."

Das ist „die Unschuld des Raubthiergewissens", von der Nietzsche spricht. Die Herrenmoral praktisch durchgeführt. Wohl ohne Nietzsche zu kennen, ist Wilde zu ähnlichen Konsequenzen gelangt. Er will Aristokrat sein. Die Erfindung der Buchdruckerkunst und die durch sie begründete Volksbildung sieht er als ein Unglück an. Nur daß er auch nicht an das Glück der „Herren" glaubt. Der Skeptizismus hat seine Augen nicht scharfsichtig gemacht, er hat sie geblendet. Die Sonne hat für ihn ihren Schein verloren. Was ist Wahrheit? „In religiösen Fragen die Meinung, die überlebt hat, in wissenschaftlichen die letzte Sensation." Und wenn es eine Wahrheit gäbe, sagt er ganz mit den griechischen Skeptikern, wäre sie nicht lehrbar. Auch scheut er nicht vor dem letzten Schritt zurück: er glaubt sich selbst so wenig wie den anderen. „Ich bin bereit, alles zu beweisen", sagt er. Und ein Essay schließt er mit den Worten: „ich billige nicht etwa alles, was ich hier gesagt habe. Mit vielem stimme ich ganz und gar nicht überein. Das Essay stellt einfach einen künstlerischen Standpunkt dar, und in der ästhetischen Kritik ist Haltung alles."

Lichtlos die Welt und verstummt die Stimmen im eigenen Innern. Da hat sich wie süßes Gift das Sehnen in sein Herz geschlichen, und wie eine Trunkenheit hat es seine Sinne umnebelt: l'amour de l'impossible. . . .

Das Unmögliche, die Kunst soll es wahr machen. Die Nerven sind für die Sensationen, die das Leben zu bieten hat, abgestumpft. Die Kunst soll neue ersinnen. Auch läßt sich das Leben nicht kommandiren. Man nimmt seinen Band Baudelaire und findet die Reizung, deren die Nerven im Augenblick bedürfen. „Die wahre Welt ist von dem Dichter für den Träumer erschaffen." Wie die französischen Parnassiers stellt Wilde die Kunst in den Mittelpunkt der Welt.

*) James R. Osgood, London.

Die Kunst ist Selbstzweck, sie darf das Leben nicht nachahmen. Den Realismus bekämpft er als die allerverderblichste Kunstrichtung. Was heute wahr ist, morgen ist es doch unwahr. Sein Ideal ist das romantische. Seiner Behauptung nach sieht ein großer Künstler nicht einmal die Dinge so, wie sie wirklich sind. Es wäre eine Thorheit, um japanische Kunsteffekte zu genießen, nach Tokio zu reisen. Erst etwas Studium japanischer Malerei, dann ein Spaziergang durch Piccadilly, und die japanische Kunst wird sehenden Augen deutlich. Ueberhaupt steht das Stoffliche in der Kunst hinter dem Formalen zurück. Nur wenn der Künstler keine neue Botschaft zu bringen hat, kann sein Werk wahrhaft schön sein. Die Form ist es, die ihn begeistert. Immerhin mögen die Künste in schönheitsarmer und sensibler Zeit von einander borgen. Dem Leben dürfen sie nichts verdanken.

Und Wilde geht weiter: Im Gegentheil, das Leben ist es, welches die Kunst nachahmt. Hamlet hat den modernen Pessimismus hervorgerufen. Der Nihilismus erstand aus den Büchern Turgenieff's und Dostojeffski's. Balzac hat den Geist des neunzehnten Jahrhunderts gedichtet. Die Natur selbst ist unsere Schöpfung. Wir sehen sie, wie unsere Maler sie uns malen. Es hat immer Nebel in London gegeben: sichtbar wurden sie erst als die Kunst anfing, sie darzustellen. Und die Natur bemüht sich, modern zu sein. Augenblicklich ist sie bestrebt, die Effekte des Pleinairismus zu erreichen.

Gibt es etwas, das über der Kunst steht, so ist es, Wilde's Ansicht nach, die Kritik. Vielleicht, weil die Natur ihm persönlich noch nie den Gefallen gethan hat, seine dichterischen Schöpfungen nachzuahmen. Die Kritik bewegt sich ganz in freien Sphären. Ihre Stoffwelt ist die Kunst. Und ein Kunstwerk schafft auch der echte Kritiker. Impressionistisch läßt er die Schöpfungen der Künstler auf sich einwirken und mit zarter Hand sucht er die Regungen seines Innern sowie die Eindrücke seiner Nerven in musikalisch wohltönender Prosa ausklingen zu lassen. Wie der leiseste Hauch die Blättchen der Sonnenblume erzittern macht, so muß seine Seele den intimsten Wirkungen zugänglich sein.

Die intimen Reize aber, welche Oscar Wilde und die französischen Aestheten suchen, sind meist nur deshalb intim, weil pervers. Seine Nerven sind für natürliche Empfindungen abgestumpft, deshalb flüchtet er in ein Bereich neuer Sensationen. In seinem Stil sogar hascht er nach Perversitäten: „laß mich Dir eine tolle, scharlachrothe Komposition von Dvořák vorspielen", sagt er einmal.

Mit der Naturnothwendigkeit alles Bestehenden ist die litterarische Persönlichkeit Wilde's dem versumpften litterarischen Boden Englands entwachsen. Seine Gedanken wiederholen, heißt ihn widerlegen. Und schon ist die Litteratur geschäftig, ihr eigenes Gebilde zu zerstören. In seinen „Intentions" feiert Wilde einen jungen Dichter, der durch Schilderung eines neuen Milieus neue Sensationen hervorzurufen wisse. Aber Kipling hat sich nicht nur selbst aus seinen sensationslüsternen Anfängen zu schlichter Kunst durchgearbeitet, er hat auch eine realistische Strömung in der englischen Litteratur wachgerufen. Die „Jungen" mit ihm wollen von einem Wilde nichts wissen.

Kaum erblüht, ist diese merkwürdige Sonnenblume in England gewelkt.

Ernst Heilborn.

## Hans von Bülow.

Der weite Weltkreis deutscher Tonkunst trauert. Die mächtigste, bedeutsamste Persönlichkeit unseres nationalen Musiklebens ist dahingesunken. Hans von Bülow ist am 12. Februar, 64 Jahre alt, seinem schweren Siechthum erlegen.

Aus Kairo, wo er vergeblich Heilung gesucht hatte, traf die Trauerbotschaft am Todestage Richard Wagner's in der deutschen Reichshauptstadt ein und verbreitete sich gerade in den Abendstunden, als das musikalische Berlin zur Gedächtnißfeier für den Bayreuther Meister nach dem Opernhause pilgerte. So wurde, unversehens, der Trauermarsch aus der „Götterdämmerung“ zur Todtenklage um den in weiter Ferne dahingeschiedenen Geisteshelden und der Tod verband, noch ein letztes Mal, die Namen Richard Wagner und Hans von Bülow zu unzertrennlicher Einheit.

Als der junge, neunzehnjährige Rechtsbeflissene Hans von Bülow anno 49 sich mehr und mehr der Musik zuwandte, stand Mendelssohn's Ruhm in seinem vollsten Glanze und ein Empfehlungsbriefchen Robert Schumann's erschloß dem Jüngling die heiligen Cirkel der Leipziger Tonkünstlerschaft. Da erschienen Wagner's erste kunstphilosophische Schriften und bereiteten den jungen Feuergeist zu der entscheidenden Wandlung vor, die der „Lohengrin“ in seinem Innern bewirken sollte. Dem Willen der Eltern trotzend, folgte er dem Meister in sein Exil nach Zürich und wagte unter dessen Aufsicht seine ersten Versuche als Kapellmeister. Der Verkehr mit dem Begründer der neuen Kunst wurde bestimmend für seine künstlerische Entwicklung wie für seinen Lebensgang. Beide hier weiter zu verfolgen, fehlt es an Raum und Zeit. Das Wesentlichste darüber steht in den Handbüchern des allgemeinen Wissens verzeichnet und so dürfen wir es nun genügen lassen, heute nur die wichtigsten Wendepunkte in diesem überreichen Künstlerleben zu bezeichnen und ihren inneren Zusammenhang aufzuweisen.

Nachdem Bülow durch Liszt seine Weihe als Pianist erhalten und im Jahre 1853 seine ersten erfolgreichen Konzertreisen gemacht, dann etwa ein Jahrzehnt lang auf dem gefährlichen Posten Berlin als Vorkämpfer der neuen Richtung frischen Muth und hervorragende Tüchtigkeit bewiesen hatte, berief Richard Wagner ihn, den dreiunddreißigjährigen Hofpianisten, in sein Gefolge, als die Stunde der Entscheidung für die neue Kunst näher rückte. Das erste Meisterwerk des neuen Stils, „Tristan und Isolde“, wurde zur Einübung seiner Sorgfalt und seiner Dirigentenbegabung anvertraut und unter seiner Leitung trat es siegreich und herrlich in die Kunstgeschichte. Der 10. Juni 1865 ist einer der größten Ruhmestage in Bülow's Leben; die That, die er damals vollbrachte, eine der folgenwichtigsten für die Entwicklung seiner Fähigkeiten und Anschauungen wie für die Geschichte unserer öffentlichen Musikpflege.

Zunächst kamen Bülow's Geist und Fleiß dem deutschen Theaterorchester zu Gute, das durch diese That die Einsicht und Befähigung zu einem neuen, lebendigeren Vortragsstil gewann.

Die eindringlichste Vertiefung in die Riesenpartitur des Tristan trug aber auch dem Künstler Bülow goldige Früchte. In dem unablässigen Bemühen, die tausend und abertausend Fäden dieses kunstvollen Gewirkes dem Verständniß des Hörers bloßzulegen, erstarkte seine Kunst der Zergliederung in ungeahntem Maße und in der gesteigerten Vertrautheit mit dieser Musik des lebendigsten Ausdruckes wuchs sein Vermögen, die Notenreihen als Tonsprache zu erfassen und auch die unscheinbarsten Wendungen durch die Kraft der Nachempfindungen zu beleben. Mit einem Worte: die Tristanaufführung wurde die hohe Schule für den künftigen Meisterinterpreten des „letzten“ Beethoven. Wie den weiteren musikalischen Kreisen erst durch die Bekanntschaft mit der reicher und feiner durchgebildeten Tonsprache Richard Wagner's sich auch das Verständniß für die Bestrebungen und Bemühungen Beethoven's nach freieren Ausdrucksformen tiefer erschloß, so schärfte auch Bülow, lange zuvor, seines Geistes Kraft und das Vermögen der Leben spendenden Nachempfindung in der Bewältigung und Darstellung des musikalischen Mikrokosmos „Tristan und Isolde“.

Als Hans von Bülow ein halbes Menschenalter später mit dem Vortrag der letzten Klaviersonaten Beethoven's die ganze Welt in Erstaunen und Bewunderung versetzte, da wurde das Ergebniß seiner gründlichen Kenntniß der neuen Kunst nicht weniger offenbar als seine ehrfurchtsvolle Leidenschaft für Ludwig von Beethoven. Was er im Banne dieser großen, einzigen Künstlerliebe geschaffen: die Norm für die Vortragsweise der Beethoven'schen Kunstoffenbarungen, das ist Hans von Bülow's zweiter, herrlicher Ruhmestitel in der Musikgeschichte unserer Zeit. Wohl hatte Liszt's Meisterhand, hatte Wagner durch Wort und That für eine kleinere Gemeinde schon früher den Schleier vom Räthsel dieser erhabensten Kunstschöpfungen gelüftet, aber erst Bülow's unablässiger, planmäßiger Arbeit gelang es, das deutsche Volk in seiner Gesammtheit des köstlichen Hortes theilhaftig zu machen. So tief hatte er sich in das Wesen Beethoven's versenkt und eingelebt, daß im Augenblicke des Vortrages es schien, als schaffe er selbst die Gedanken und gebe dem eigensten Innern Ausdruck. Auf diese Weise nur konnte Beethoven's neunte Symphonie ein lebendiges Besitzthum der Nation werden, eine That, die genügte, Bülow's Namen im Gedächtniß der Deutschen unsterblich zu machen.

Dem Ehrgeiz und rastlosen Streben Bülow's genügte das nicht. Nachdem er ihnen ihrer Väter bestes Erbe durch seine Geisteskraft neu erworben und beim Baue einer neuen Kunst des musikalischen Dramas mit aller Energie und Begeisterung der Jugend fördernd eingegriffen hatte, hoffte er, den Deutschen auch noch eine Nachblüthe ihrer großen Instrumentalmusik hervorzuzaubern. Gewohnt, durch die Macht seiner Persönlichkeit, die verborgensten Schätze zu heben, und mit dem Odem seiner reinen Kunstbegeisterung die Schöpfungen der Verkannten zum Leben zu bringen, befing ihn der Wahn, auch aus dem Nichts Gestalten zu schöpfen und selbst thönernen Bildern Leben einzuflößen. Die Vielen Allzuvielen hat Bülow mit den absonderlichen Experimenten seiner letzten Schaffensjahre getäuscht, die Geschichte aber wird früher oder später die Nichtigkeit dieser Versuche aufdecken.

Der Bedeutung und dem Ruhme Hans von Bülow's aber wird dieser Fingerzeig der Geschichte nichts anhaben. Was er als Vorkämpfer unserer neuen großen deutschen Kunst, was er am Flügel und vor dem Dirigentenpult als Auferwecker und Deuter unserer klassischen Tonmeister, was er als Lehrer und Erzieher höchsten Stiles für das künstlerische und geistige Leben seiner Zeit und seines Volkes geleistet hat, ist so bedeutend, so herrlich und einzig in seiner Art, daß davor alle Mängel, Fehlgriffe und Verirrungen des Künstlers ins Nichts vergehen werden. Der Vergessenheit anheim fallen werden auch die Schroffheiten und Schrullen des geistreichen Kopfes und der dankbaren Erinnerung des Volkes wird nur das Bild des kleinen, gebückten Mannes bleiben, der, fest und sicher wie die menschgewordene Willenskraft seine Thaten vollbrachte und in der heiligen Begeisterung für seine Kunst zum gewaltigsten Seelenbeherrscher wurde, wenn er die Geistesstürme der Beethoven'schen Symphonie entfesselte oder den Sonnenschein Mozart'scher Kunst über die andächtigen Hörer sich ergießen ließ.

Heinrich Welti.

## A Basso Porto.

(Neues Theater.)

Wie A Santa Lucia und A Basso Porto Theile derselben Stadt Neapel sind, so sind sie auch Theile desselben dramatischen Themas geworden. Goffredo Cognetti hat dieses zweitheilige Drama verfaßt, dessen ersten Theil wir in der musikalischen Behandlung Taskas beim Gastspiel der genialen Sängerin Gemma Bellincioni kennen lernten. „A Santa Lucia“ zeigte uns den Matrosen Cicillo zwischen zwei Mädchen schwankend: dort die rechtmäßige Braut aus guter Familie, hier die arme Bettelmagd mit dem Kind ihrer Liebe. Die reiche Braut hetzt, quält, intriguirt mit Hilfe eines ihr ergebenen Buckligen so lange, bis die andere, von

Verzweiflung gepackt, ins Meer springt und ihren Geist aufgibt. Cicillo hält die Sterbende im Arm und schwört Rache.

Ueber dieser Rache brütet er achtzehn Jahre lang. Seine Braut heirathete einen Verschwender, der sie um Haus und Habe bringt, als Wittwe zieht sie mit ihren beiden Kindern von Santa Lucia nach Basso Porto und betheiligt sich am Geheimbund der Camorra. Hier trifft sie mit dem früheren Bräutigam zusammen, der gegen die Brust ihres Sohnes das Messer wetzt und die Tochter durch Liebesheuchelei bethört. An der Mutterliebe will er seine Rache endlich kühlen. Gleichzeitig läßt er sich von der Polizei als Spion dingen, der die Camorra verräth. Die Camorra hält über ihn Gericht, sein Urtheil lautet auf Tod, und zum Mörder wird kein Anderer ernannt, als der junge Sohn jenes Weibes, das an seinem ganzen Elend schuld ist. Um nun diesen Sohn vor einem Verbrechen und seinen Folgen zu behüten, sticht schließlich das Weib selbst den Dolch in die Brust ihres Jugendgeliebten.

Es ist sehr bedauerlich, daß nicht auch der zweite Theil in Musik gesetzt wurde. Denn der Operncharakter sieht dem Stück aus allen seinen groben Nähten. Es sind nur äußere Effekte vorhanden, in die erst das Lied Seele hauchen könnte. Während Vergas grandioser Einakter durch Mascagni in seiner schlichten tragischen Gewalt nur abgeschwächt werden konnte, scheint die Muse Cognetti's des Beistandes der Schwesterkunst dringend zu bedürfen. Was an dem Stücke reizvoll ist, die beliebten Volksscenen in und vor der Schenke, bei denen das blanke Messer so leicht aus der Tasche geht, würden durch die Musik nichts an Reiz verlieren, die fehlende Charakteristik und der Mangel an Logik der Thatsachen aber würde einen Ersatz finden.

So, wie sich das Stück jetzt bietet, ist es ein lärmendes Schauderdrama, das seine Wirkung aufs Publikum nicht verfehlte, aber jedes künstlerischen Werthes entbehrt.

Peter Siegmann.

**Afrikanische Skizzen.** Von Fr. Martin, wirkl. kgl. bayer. Rath. München. 1894. J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

Der Verfasser dieser dem Prinzen Ludwig von Bayern gewidmeten Schrift hat mehrere Jahre auf Sumatra den Tabakbau gründlich kennen gelernt und wurde deshalb, als er für einige Zeit nach Europa zurückgekehrt war, von einem belgischen Syndikate dafür gewonnen, das Land am oberen Kongo auf die Möglichkeit der Anlegung von Tabakpflanzungen und anderen Kulturen zu prüfen. Die Erlebnisse und Erfahrungen, welche er auf dieser Reise gemacht, schildert er uns hier in lebensvoller Sprache, und es ist insbesondere die aus dem ganzen Büchlein hervorleuchtende Tendenz, nichts zu beschönigen, nur die volle Wahrheit auszusprechen, welche jenes über das Gros der landläufigen tropischen Reisebeschreibungen emporhebt. Der Autor sah mit offenen Augen und untersuchte allenthalben die geographisch-wirthschaftlichen Verhältnisse, ohne deren gründliches Studium jede Kolonialpolitik, wie wir Deutschen nur zu gut wissen, im Dunklen umherzutasten verurtheilt ist. Sensation sucht er nicht zu erregen, allein gerade deshalb sind ihm viele Leser zu wünschen.

Herr Martin fuhr mit einem Dampfer der „African Steamship Company", welcher unterwegs an Gran Canaria und an der britischen Sierra Leone-Küste anlegte, bis Boma und betrat hier den Boden des Kongostaates. Sein erster größerer Ausflug führte ihn in das Land der Mayombaneger, welche soeben einen Rachezug der Kongoregierung hatten über sich ergehen lassen müssen und deshalb ziemlich zahm waren, und bis an die Grenze des französischen Gebietes. Die erwarteten günstigen Bedingungen für Plantagen fand er jedoch nicht, sondern kehrte ohne Resultat nach Matadi, dem „großen Kirchhof des Kongostaates", zurück, um von hier aus flußaufwärts Streifzüge zu unternehmen. Unter großen Schwierigkeiten drang seine mit einer schweren Last von Tauschwaaren beladene Trägerkarawane nach Leopoldville vor, und unser Reisender machte dabei die Erfahrung, daß das Tropenfieber, mit welchem er sich im Sunda-Archipel hinlänglich abgefunden zu haben glaubte, in Afrika noch bei weitem schlimmer als dort auftrete. Hier konnte das Schiff bestiegen werden, welches die Reisegesellschaft nach Bangala führte, eine der gesundesten und angenehmsten Stationen in relativ pazifizirter Gegend, was aber doch nicht hinderte, daß während Herrn Martin's Anwesenheit ein kriegerisches „Palaver" mit etwelchem Blutvergießen abgehalten werden mußte. Allein der Zweck, zu welchem man eigentlich ausgezogen war, ließ sich auch hier nicht erreichen. In dem am Schlusse wörtlich abgedruckten Berichte, welchen der Reisende seinen Auftraggebern übersandte, schneidet derselbe den letzteren fast jede Hoffnung ab, daß sich ihre Wünsche jemals würden erfüllen lassen. Sehr häufig ist der Boden absolut ungeeignet für den Plantagenbau, und da, wo er bessere Aussichten bietet, läßt sich von solcher Arbeit auf Jahre hinaus kein Gewinn erhoffen, weil der Transport zu theuer zu stehen kommt, weil es an Arbeitern mangelt, und weil endlich, wenn solche etwa von auswärts eingeführt würden, keine ausgiebige Ernährung für dieselben zu erhalten wäre. Nun weiß man in Belgien wenigstens woran man ist; disciti moniti!

Ein besonderes, mehr wissenschaftlich gehaltenes Kapitel ist dem Kongostaate als solchem gewidmet, und es wird insbesondere auf dessen geschichtliche Entwicklung näher eingegangen. Auch hier wird man keinem Vertuschungsversuche begegnen; das Klima des Riesenlandes wird als das „denkbar ungünstigste" bezeichnet, und die auch bei uns mit viel Lob überhäufte Expedition van Kerckhovens wird ziemlich unverhüllt als ein Raubzug in großen Dimensionen hingestellt. Die Beamten sind Leute ohne tropische Erfahrung, die neu gegründeten Orte sind mehrfach so unpraktisch wie möglich angelegt. Mit Gehalten wird Schleuderwirthschaft getrieben, und bei der Festsetzung der Zölle ward der Handel in unverantwortlicher Weise benachtheiligt. Der Zukunft des Kongostaates wird ein überaus unerfreuliches Prognostikon ausgestellt, und dafür ist nicht nur die Natur, dafür sind in erster Linie auch die Menschen verantwortlich zu machen. Möge das vernünftige Urtheil des Autors Beachtung auch in weiteren Kreisen finden!

E. Günther.

**Novellen von Richard Beer-Hofmann.** Berlin. Freund & Jeckel 1893. 8°.

Zwei runde, wohlabgewogene novellistische Studien! Beer-Hofmann ist ein scharfer und feinsinniger Beobachter, der in wohlgefügter und abgeklärter Form wiederzugeben weiß, was er erschaut hat. Nicht um neue Stoffe, nicht um überraschende Verwicklungen ist's ihm zu thun. Was er erzählt, haben andere in inhaltlich mehr oder minder ähnlichen Erzählungen behandelt. Doch er vertieft seine Stoffe durch feinsinnig eindringende psychologische Charakteristik, er umkleidet den an sich einfachen Vorgang mit einer reichen Fülle gut und treffend erschauter Einzelbeobachtungen. Das Motto der ersten Novelle lautet: „Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?" Und in dieser Goethe'schen Frage liegen die Probleme umschlossen, die zur Erledigung kommen sollen. Der einzelne, oft unendlich kleine Anstoß zu einer Handlung, die momentane Stimmung, aus der der Entschluß herauswächst, sie werden von Beer-Hofmann in scharf umrissenem Bilde abgezeichnet. Mit einem Wort es zu sagen: er hat für die Imponderabilien des Gemüthslebens eine genauere und feinere Wage als andere. Natürlich löst sich jeder Vorgang in eine lange Reihe von Einzelmomenten auf, in denen der menschliche Wille endlich kaum mehr zu seinem Rechte zu kommen scheint. Beer-Hofmann darf also gefaßt sein, daß seinen Geschichten und natürlich auch ihm laxe Moral und sybaritische Energielosigkeit vorgeworfen werden wird. Sein unbestreitbares Verdienst ist es, daß er seinen modernen Anschauungen eine saubere und klare Technik geliehen hat, die auch im Lager derer, welche der modernen Richtung unfreundlich gegenüberstehen, diesen oder jenen befriedigen wird und die vielleicht auch manchem zeigen, daß die jüngste deutsche Dichtung ihre Herzensangelegenheiten nicht nur in zerfließender Formlosigkeit behandelt. Den echt künstlerischen Zug französischer Erzähler trifft dieser jüngste deutsche Schüler Huysmans' besser als die Mehrzahl der jüngeren deutschen Novellisten.

O. F. W.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 21. Berlin, den 24. Februar 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

**Inhalt:**





## Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser ist auf ganz wenige Stunden bei dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh gewesen. Monarch und Fürst soupirten gemeinsam in kleinerem Kreise, und der Kaiser demonstrirte darauf dem früheren Reichskanzler an zwei mitgebrachten Soldaten der Berliner Garnison die neue leichtere Equipirung der Infanterie. Diese Auseinandersetzungen sind für den Fürsten Bismarck gewiß äußerst lehrreich gewesen, denn das Militärwesen gehörte nicht zu seinen Spezialgebieten; hier konnte er also lernen. Sein Spezialgebiet war die Politik; aber da durch den Austausch ausgesuchter Liebenswürdigkeiten, durch die Bewirthung, deren Menu für die Nachwelt nicht verloren gegangen ist, und durch die Vorführung der beiden Soldaten die Zeit überreich ausgefüllt war, so scheint sich jedenfalls zu politischen Gesprächen kein freier Augenblick gefunden zu haben.

Die jetzigen Beziehungen zwischen dem Monarchen und dem Fürsten erhalten damit erneut ihren Stempel aufgedrückt; sie sind der Ausdruck einer begreiflichen Dankbarkeit und Courtoisie des Kaisers gegen den großen Mitbegründer des Reiches, und sie schaffen eine Situation aus der Welt, die für das Gefühl größerer Bevölkerungskreise und die damit auch politisch nicht gerade bequem war. Die erste Erwärmung durch die Flasche alten edlen Weines und die spätere stärkere Erwärmung durch den gut sitzenden grauen Militärmantel, hat sich somit als durchaus segensreich erwiesen; und es bleibt charakteristisch, daß der Kaiser die Zeit in Friedrichsruh mit sichtbarer Geschicklichkeit ausfüllte, um dem Fürsten einen kleinen militärischen Vortrag zu halten und nicht, um sich einen politischen Vortrag von ihm halten zu lassen. Das letztere hätte nur zur Verwirrung unserer politischen Verhältnisse beitragen können.

Seitdem die persönliche Stellung des Kaisers zu dem Fürsten Bismarck sich verändert hat, bemühen sich allzu eifrige Freunde des russischen Handelsvertrages, darzuthun, daß auch der erste deutsche Reichskanzler sich von der agrarischen Opposition des Bundes der Landwirthe abwende. Untersucht man diese Behauptung ganz unparteiisch, so ergibt sich nur, daß die Organe des Fürsten Bismarck an einem Tage mit sehr zweideutigen Worten für den Vertrag plädiren, um am anderen Tage mit etwas weniger zweideutigen Worten gegen den Vertrag Stimmung zu machen. Es wiederholt sich da etwa genau dasselbe, was sich bei der letzten Militärvorlage ereignet hatte. Freilich stand damals im Vordergrund nicht der Vater, sondern der Sohn Herbert.

Der sprach vehement gegen die wichtigsten Bestimmungen der Vorlage und stimmte dann mit staatsmännischer Konsequenz für dieselbe. In sehr leidenschaftlicher, aber sehr wenig gewandter Rede suchte er die Vorlage im Reichstage zu Falle zu bringen, und da die Vorlage sich schließlich als gesichert erwies, stellte er sich auf die Seite, welche durch jene Argumente, die er selbst vorgebracht hatte, nicht erschüttert worden war. Mit dem russischen Handelsvertrage ist das Bismarck'sche Familienspiel gewiß kein anderes.

Die „Hamburger Nachrichten" benutzen die gesuchtesten Vorwände, um der Reichsregierung durch immer neue Einwürfe das Konzept zu verrücken, und wenn der russische Handelsvertrag zu Falle kommen sollte, dann wird man in Friedrichsruh weder in Bestürzung noch in Trauer gerathen; aber da es nur allzu wahrscheinlich ist, daß das entgegengesetzte Ergebniß erzielt werden wird, und da Fürst Bismarck nie die sentimentale Neigung hatte, sich in die Schaar der Unterliegenden zu mischen, und da er endlich zu seinen alten schutzzöllnerischen Freunden von der Industrie die guten Beziehungen nicht lösen möchte, so hält er sich die Möglichkeit der Abschwenkung offen; er begnügt sich damit, seine zweideutige Stellung nach Kräften zu benutzen, um dem Grafen Caprivi noch einige Dornenhecken in den Weg zu setzen, da er nicht vermag,

ihm den Weg bedeutenden Erfolges vollständig zu verlegen. Das ist eine Politik, die sich völlig konsequent aus dem bisherigen Verhalten des Fürsten Bismarck ergibt, und die man nüchtern betrachten, aber gewiß nicht verschleiern soll, auch nicht um damit die Autorität des Grundherrn von Friedrichsruh zu Gunsten des russischen Handelsvertrages anführen zu können. Das wäre ein schlechter Liebesdienst.

Die Lage der heutigen Regierung ist so gut, daß es einer Rettung durch den Fürsten Bismarck durchaus nicht bedarf; im Gegentheil, man muß mit aller Schärfe hervorheben, daß Fürst Bismarck ein Gegner der Handelsverträge ist, und wenn der neue Kurs durch die sachliche, zurückhaltende und vorsichtige Art, mit der er seine Pläne vertritt, ein wenig farblos erscheinen könnte, so verleiht ihm gerade seine umfassende Politik der Handelsverträge, neben der Aufhebung des Sozialistengesetzes und der Einführung der zweijährigen Dienstzeit ein stärkeres und erfreuliches Kolorit. In diesen Thaten, die alle eine Abkehr vom Bismarck'schen Regime zeigen, liegt die selbständige Bedeutung der neuesten Regierungsmethode, und auch jene schutzzöllnerischen Kreise, die einst besonders ergebene Verehrer der Politik des Fürsten Bismarck waren und die heute nachdrücklich der Handelspolitik des Grafen Caprivi zustimmen, sie müssen sich des Gegensatzes von damals und jetzt bewußt werden. Gerade aus der Erkenntniß dieser Wandlung heraus müssen die deutschen Verhältnisse gesunden.

Die Fülle der Kundgebungen für den russischen Handelsvertrag läßt sich nicht mehr überblicken; man kann einfach sagen, die gesammte deutsche Industrie erhebt in ihren berufenen Vertretern einstimmig ihre Stimme zu Gunsten des Uebereinkommens, während in der „Kreuzzeitung“ mit bewunderswerther Beharrlichkeit den offenbar nicht zu belehrenden Industriellen dargethan wird, daß gerade auch das Interesse der Industrie eine Ablehnung des Vertrages erfordere. Tägliche Artikel, die durch Unkenntniß der Verhältnisse erstaunlich glänzen, predigen diese Lehre tauben Ohren, und auch den Landwirthen wird immer von Neuem der Irrwahn vordeklamirt, daß der russische Vertrag, der ihnen nach den früheren Verträgen gar nichts schaden kann, gleichwohl ihren Ruin herbeiführen müsse. Die gesammte Fülle dieser absurden Argumente, jedoch rednerisch wesentlich vergröbert, bekam schließlich die große in Berlin abgehaltene Versammlung des Bundes der Landwirthe zu hören.

Jene Versammlung ist das Erstaunlichste, was in Deutschland auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Eine sehr zahlreiche Zuhörerschaft geräth abwechselnd in Wuth und in Begeisterung, und interessant an dieser ganzen Versammlung war eigentlich nur diese Wuth und diese Begeisterung, die ein Nichts, ein Gar-Nichts, ein Phantom hervorief, nämlich die Behauptung, daß der russische Vertrag die deutsche Landwirthschaft vernichten werde.

Sagte man, bis zum letzten Blutstropfen werden wir gegen unsere Abschlachtung kämpfen, die Niemand beabsichtigt, so erfolgte „brausender, minutenlanger“ oder „tosender begeisterter Beifall“ oder auch „minutenlange Hochrufe“, und gab Jemand flache Epigramme gegen den Grafen Caprivi zum Besten, so erfolgte wohl einmal „humerisches Gelächter, welches aus tausenden dröhnender Kehlen erschallte“, — wie es in dem offiziellen Berichte einschließlich der Druckfehler buchstäblich heißt. Man muß diesem Berichte überhaupt das eine Lob zugestehen, daß er mit wahrhaft meiningischer Geschicklichkeit in immer neuen Variationen den Beifall und das Mißfallen der Anwesenden durch schallende Worte zu charakterisiren versteht. Ein animirender, vergnüglicher Lärm muß in dieser Versammlung jedenfalls geherrscht haben.

Diese gehobene Stimmung suchten die Redner durch sachliche Erörterungen in keiner Weise zu stören. Um diese Behauptung zu erweisen, dazu bedarf es nur der Anführung einiger weniger Stellen aus dem offiziellen Bericht. So sprach Herr Reichstagsabgeordneter Lutz, dem die ehrenvolle und wichtige Aufgabe zugefallen war, das Referat über den russischen Handelsvertrag zu erstatten, sonder Bedenken die inhaltschweren Worte aus:

„Hätte der Handelsvertrag für die Industrie wirthschaftliche Vortheile, so würden wir ihn uns vielleicht gefallen lassen können. Mit dem Handelsvertrag wird aber die letzte Möglichkeit einer Besserung der landwirthschaftlichen Verhältnisse genommen. Die Industrie dagegen hat, wie auch hervorragende Industrielle erklären, keine Vortheile.“

Unter diesem wirthschaftlichen Gesichtspunkt, der für die Handelskammern einigermaßen überraschend sein wird, wurde das deutsch-russische Uebereinkommen behandelt; die weitere Frage der internationalen politischen Folgen behandelte ein anderer Redner in ebenso packender Wendung. Der Freiherr von Wangenheim sagte vom Reichskanzler, „er schwimme froh auf dem Strom der Sozialdemokratie“ dahin, und dann rief er an anderer Stelle aus:

„Wenn man uns den Mißmuth des russischen Kaisers vorhält, dann können wir ja lieber die eine Hälfte des Vaterlandes den Russen und die andere Hälfte den Franzosen gleich schenken. Noch sind aber die deutschen Landwirthe, diese deutschen Eichen, da, die nicht gesonnen sind, sich von der Scholle treiben zu lassen.“

Der „stürmische Beifall und der große Jubel“, der auf diese Worte gefolgt war, ist gleichfalls verklungen, und schließlich muß doch auch einmal der Ernst wieder zu seinem Recht kommen. Es ist ein trauriger Ernst, der sich da meldet. Mißleitete Bruchtheile der Bevölkerung lassen sich mit demagogischen Redensarten fanatisiren, um einen angeblichen wirthschaftlichen Nachtheil von sich abzuwenden, der sie gar nicht bedroht. Dieser erhitzte Kampf gegen einen nicht vorhandenen Feind ist lächerlich und doch noch mehr Mitleid erregend, denn er zeigt die politisch Hilflosigkeit und Unbildung breiter Bevölkerungsschichten. Welches Verdikt aber muß wohl über jene konservativen Führer gefällt werden, die solches groteskes und beklagenswerthes Banausenthum zu einer politischen Macht in Deutschland organisirt haben? Das war ein Stück unverfälschter, staatsgefährlicher Demagogie jener „staatserhaltenden Partei“.

In Greifswald hat eine freisinnige Parteizusammenkunft stattgefunden, auf der Volksparteiler, Anhänger der Vereinigung und auch Nationalliberale des alten Schlages vertreten waren, und alle beschlossen, bei künftigen Wahlen gemeinsam vorzugehen. Herr Reichstagsabgeordneter Pachnicke sprach in dieser verheißungsvollen Versammlung; sie fügt einen neuen Landestheil in jenen Kreis ländlicher Bezirke ein, die nicht mehr geneigt sind, fraktionellen Partikularismus zu treiben, und die keinen Werth auf den Ruhm legen, den Liberalismus neuen Niederlagen entgegen zu führen, wofern nur jede einzelne machtlose liberale Bruchtheil die Genugthuung hat, sich in feindlicher Orthodoxie von jeder anderen freisinnigen Nüance abzusondern.

Besonders erfreulich ist es, daß auch hervorragende Führer der dortigen Volkspartei sich vorbehaltlos für diese Zusammenfassung der Kräfte gegen den gemeinsamen Gegner ausgesprochen haben. Freilich haben sie damit den großen Bann auf sich gezogen; aber der läßt sich tragen in dem Bewußtsein, daß auf diese Weise ein Schritt vorwärts gethan ist, um den Freisinn aus seiner heutigen Ohnmacht zu einer besseren Zukunft zu führen.

In Greenwich hat ein Anarchist mit einer Bombe sich versehentlich selbst in die Luft gesprengt; in Frankreich vergeht kaum ein Tag, ohne daß durch explodirende Geschosse oder auch durch aufgefundene nicht explodirende Bomben die Bevölkerung in Schrecken gesetzt wird. Vor allem in Paris scheint man auf dem besten Wege, die ruhige Sicherheit völlig einzubüßen. Und doch verliert das Gespenst, mit Ruhe betrachtet, völlig seine Schrecken. Was haben mit ihren zahllosen Anschlägen die Anarchisten denn schließlich ausgerichtet, — gar nichts gegen den Staat als solchen und sie sind glücklicherweise nicht einmal im Stande gewesen, eine größere Anzahl einzelner Personen zu tödten oder zu verwunden.

Dem Anarchistenschrecken der heutigen nervösen Pariser sollte man einige nüchterne Zahlen entgegen halten. Schwerlich sind auch nur zwei Dutzend Menschen durch die An-

archisten, und zwar in allen Ländern umgekommen. Welche Verheerungen richtet aber schon eine Explosion schlagender Wetter in Bergwerken, wie sie alljährlich des Oeftern sich ereignen, an? Wieviel Morde werden täglich verübt, und die traurige Katastrophe auf unserm deutschen Kriegsschiff Brandenburg bedeutet leider mehr als alle Dynamitattentate zusammengenommen. Das darf man nicht vergessen.

Man sollte die bedeutungslose Erbärmlichkeit dieser Attentate im Auge behalten und sollte durch einen lächerlichen Schrecken den Anarchisten nicht das Gefühl geben, als vermöchten ihre Thaten auch nur im Geringsten irgend einen ernsten Einfluß auf die politische Umgestaltung der heutigen Welt auszuüben. Ebenso gut könnten Diebe durch Verletzung des Eigenthumes zu einer Beseitigung unserer Besitzverhältnisse beitragen.

Für das italienische Parlament beginnen die ernsten Tage der Berathung über die finanzielle Rettung des Landes. Sonnino hat sein Programm entwickelt, und diesem Programm kann man Eines nachrühmen, seine Ehrlichkeit, die unverhüllt die Gefahren der Lage zum ersten Male dem Lande zeigt. Auf die Einzelnheiten des Finanzplanes einzugehen, wird später die Zeit sein; heute kann man feststellen, daß auf das Parlament die Offenheit einen ernsten Eindruck gemacht hat, mit der Sonnino erklärte, eine Heilung der Wunde könne nur Sparsamkeit und neue Steuern herbeiführen. Rücksichtslos opponirte bisher nur jene äußerste ewig „gesinnungstüchtige“ Linke, deren Beschäftigung es ist, ihren Patriotismus durch Geschrei, durch große Worte und durch unerfüllbare Ansprüche zu bethätigen.

* * *

## Das agrarische Abrakadabra.

Unsere Agrarier sind in eine tragikomische Lage gerathen. Seit Monaten haben sie sich gegenseitig in einen schrecklichen Zorn hineingeredet ob der entsetzlichen Opfer, welche der Landwirthschaft bei Abschluß eines deutsch-russischen Handelsvertrags zugemuthet werden würden. Und nun, wo der agrarische Zorn in schönster Blüthe steht, vermag kein Mensch eine rechte Ursache für denselben zu entdecken. Langsam beginnt selbst in den fanatisirten Gemüthern der Verdacht aufzusteigen, daß die Aufrechterhaltung der Differentialzölle gegen Rußland keinen Gewinn und die Beseitigung der Differentialzölle keinen Verlust für den deutschen Getreideproduzenten bedeutet; und damit bricht das Podium zusammen, von dem aus die Rufer im Streit seit Jahresfrist ihr Publikum haranguirt haben. Es war ein glücklicher Vergleich, den der Landschaftsdirektor Albrecht-Suzemin in der Dirschauer Versammlung am vorigen Sonntag herangezogen hat, um den anwesenden Landwirthen die Wirkungslosigkeit der Differentialzölle auf die inländische Preisbildung zu veranschaulichen. Wenn Jemand — so führte er aus — gegen Ueberschwemmungsgefahr um seine Besitzung einen Schutzdamm von 3½ und zum Theil noch mehr Meter Höhe errichtet, so wird die Fluth das Binnendeichsland mit Wasser füllen, sobald sie 3½ Meter erreicht, einerlei ob der Deich an einzelnen Stellen auch bis 5 Meter oder noch höher ansteigt. Die Wahrheit dieses Satzes ist so einleuchtend und der Vergleich so anschaulich, daß die Agrarier für ihre Hintermänner bei Zeiten auf eine veränderte Opfertheorie bedacht sein müssen! auf eine Theorie, deren Hinfälligkeit weniger in die Augen springt. In solchen Fällen, wo alle anderen Stricke reißen, zeigt sich der Bimetallismus in seiner ganzen Größe. Sobald die Doppelwährungsmänner ihr Abrakadabra vortragen, wird der agrarische Nothstand wieder lebhafter empfunden und der Nothleidende ist aufs Neue davon überzeugt, daß ihm irgendwer irgendwo irgendwie ein schreckliches Unrecht zufügt.

Die verwirrende Kraft bimetallistischer Redensarten ist in der That nicht zu unterschätzen. Hat doch sogar der absurde Antrag des Herrn v. Kardorff auf Einführung von Zollzuschlägen, die mit dem Disagio der Getreideexportländer auf und ab schwanken, eine beträchtliche Gefolgschaft gefunden. Man vergegenwärtige sich die Zumuthung, welche Rußland gegenüber in diesem Antrage liegt, der den Zoll für Roggen und Weizen bei einem 10prozentigen Disagio des Papierrubels gegen Gold um 1 Mark per Doppelcentner, bei einem 20prozentigen Disagio um 2 Mark erhöht wissen will. Der Papierrubel steht gegenwärtig bekanntlich auf etwa 2,20 Mark, während der Goldrubel 3¼ Mark werth ist. Es besteht also zur Zeit ein Disagio von mehr als 30 Proz. und es ist gar nicht abzusehen, wann dies Disagio auch nur auf 20 Proz. reduzirt sein wird. Thatsächlich bedeutet der Antrag Kardorff also: Rußland gegenüber in Zukunft einen Differentialzoll von 5½ Mark per Doppelcentner Weizen und Roggen zu erheben; demselben Rußland gegenüber, das wegen eines Differentialzolls von 5 Mark einen erbitterten Zollkrieg begonnen hat.

Der Vorschlag ist natürlich nicht ernst zu nehmen, doch zeigt er, was die Doppelwährungsmänner ihren Leuten bieten können, ohne ausgelacht zu werden. Der Vorschlag ist aber außerdem ein wahres Musterbild konfuser bimetallistischer Vorstellungen. Selbst nämlich den Fall angenommen, daß das beantragte System variabler Zollsätze einführbar wäre, so würde es genau so wenig nützen, wie die gegenwärtigen Differentialzölle. Seit einem halben Jahre besteht doch gegen Rußland sogar ein Differentialzoll von 7½ Mark per Doppelcentner Weizen und Roggen, ohne daß die geringste preissteigernde Wirkung auf deutschen Märkten zu Tage getreten ist.

Aber der Antrag ist nicht nur undurchführbar und — falls durchgeführt — wirkungslos für die deutschen Getreideproduzenten; auch die Voraussetzungen von der Bedeutung der Valuta für die Preisbildung des Weltmarkts, auf denen der Antrag aufgebaut ist, sind irrig.

Eigentlich kann man bei dem gegenwärtigen Kursstande des russischen Papierrubels von einem Disagio überhaupt nicht reden, da in Rußland gesetzlich nicht Gold-, sondern Silberwährung besteht. Der Silberrubel aber steht im Werthe tief unter dem Papierrubel; er ist zur Zeit noch nicht ⅓ Goldrubel werth, während der Papierrubel einen Kurs hat, der ⅔ Goldrubel gleichkommt. Auch kann man nicht sagen, daß der Kurs des Papierrubels irgendwie von dem Fallen und Steigen des Silberpreises beeinflußt wird. Wer das nicht bereits aus der Bewegung der Rubelkurse früherer Jahre weiß, der kann einen durchschlagenden Beleg für die Richtigkeit dieser Behauptung in der jüngsten Vergangenheit finden. Der kolossale Preissturz des Silbers im vorigen Jahre hat auf den Rubelkurs keinerlei Einfluß ausgeübt. Der Papierrubel ist sogar etwas gestiegen und hat sich seit Monaten auf derselben Höhe gehalten, während Silber immer tiefer sank. Endlich steht der Kurs des Papierrubels auch nicht in Wechselwirkung zu dem Preise russischer Exportartikel, wie Weizen, Roggen ꝛc. Die gegentheiligen Behauptungen der Bimetallisten entbehren jeglicher thatsächlicher Begründung. Selbstverständlich ist es nicht schwer, bei den starken Schwankungen, denen seit Jahrzehnten der Getreidepreis einerseits und der Rubelkurs andererseits unterworfen gewesen sind, Momente ausfindig zu machen, in denen ein hoher Rubelkurs mit einem hohen Getreidepreise und ein niedriger Rubelkurs mit einem niedrigen Getreidepreise korrespondirt hat, aber es ist ebenso leicht, Zeiten innerhalb derselben Periode zu finden, in denen das gerade Gegentheil Platz griff. Eben daraus aber geht hervor, daß der angebliche Zusammenhang zwischen Rubelkurs und Getreidepreis ein bloß eingebildeter ist.

Selbst das Körnchen Wahrheit, das in weitverbreiteten Behauptungen, mögen sie im Uebrigen noch so falsch sein, zu stecken pflegt, ist in den bimetallistischen Irrthümern, die sich an den angeblichen Einfluß des Rubelkurses auf die Weltmarktpreisbildung knüpfen, schwer zu entdecken

Nur das Eine kann man zugeben, daß, wenn das gesetzliche Zahlungsmittel eines Landes gegen Gold, das heißt gegen das alleinige thatsächliche Zahlungsmittel des Weltmarktes, plötzlich im Werthe steigt oder fällt, vorübergehend der Export des Landes mit schwankender Valuta erleichtert oder erschwert werden kann. Sinkt z. B. der Kurs des russischen Papierrubels, so wird der Preis für Exportgetreide im Innern des Landes davon wahrscheinlich nicht sofort beeinflußt werden, während der Exporteur in den russischen Ausfuhrhäfen, für dessen Verkaufsoperationen die Goldpreise des Weltmarkts bestimmend sind, die Konjunktur des sinkenden Rubelkurses vielleicht benutzt, um durch etwas billigere Anstellung der russischen Exportwaare seinen Absatz auf dem Weltmarkt zu erweitern. Dabei ist aber zweierlei nicht außer Acht zu lassen. Der Exporteur hat keineswegs das Interesse, seine unter der plötzlich eingetretenen günstigen Einkaufskonjunktur erworbene Waare entsprechend billiger anzubieten. Er sucht vielmehr auf dem Weltmarkt nach wie vor einen möglichst hohen Preis zu erlangen. Er unterbietet also die Konkurrenten nur so wenig wie gerade nöthig ist, um seine Waare an den Mann zu bringen und trifft er gerade einen Zeitpunkt, in dem andere preisbildende Faktoren des Weltmarkts eine Preissteigerung verursachen, so wird es ihm nicht einfallen, seine Waare wegen des billigen Einkaufs nun auch entsprechend billig zu verkaufen. Schon dadurch engt sich die Bedeutung der Kursveränderung einer inländischen Valuta für die Exportverhältnisse des betreffenden Landes erheblich ein. Weiter kommt in Betracht, daß der Anreiz, der von einer sinkenden Valuta auf die Thätigkeit der Exporteure ausgeübt wird, doch nicht bloß auf einen einzelnen oder auf eine beschränkte Anzahl, sondern auf sämmtliche Exporteure wirkt und somit gewöhnlich in einer allgemeinen Steigerung der Nachfrage zu Tage tritt. Diese erhöhte Nachfrage erhöht aber ceteris paribus auch die Inlandspreise und gleicht damit von selbst nach kurzer Zeit die Preisdifferenz wieder aus, welche durch den Fall der Valuta veranlaßt war. Bei einer plötzlichen Steigerung der Valuta tritt genau der entgegengesetzte Entwicklungsprozeß ein. In beiden Fällen pflegt das Gleichgewicht — das eine Mal durch erhöhte, das andere Mal durch verminderte Nachfrage — ziemlich rasch wieder erreicht zu werden.

Dagegen ist es ein bloßes Phantasiegemälde, wenn die Bimetallisten einen Zustand ausmalen, in dem die Kursschwankungen der Valuta dauernde Wirkungen auf die Weltmarktpreisbildung auszuüben vermöchten. Alle diese Wirkungen sind rasch vorübergehender Natur. Eben deshalb pflegen sie auch nur die Waarenbewegung, nicht die Waarenproduktion zu beeinflussen. Am wenigsten sind sie geeignet, die Erzeugung landwirthschaftlicher Produkte zu beeinflussen. Wissen wir doch aus Erfahrung, wie wenig selbst hohe Schutzzölle die landwirthschaftliche Produktion zu stimuliren vermögen. Wirkt aber eine sinkende Valuta nicht in der Weise, daß die Produktion sich steigert und damit auf dem Weltmarkte das Quantum angebotener Waare vermehrt wird, so kann auch von einem wirklichen Preisdruck in Folge des Sinkens der Valuta eines Exportlandes schon um deswillen keine Rede sein, weil es ein unerschütterliches Gesetz der Preisbildung ist, daß bei unverändertem Konsum und unveränderter Produktion auch kein Anlaß zu einem Sinken oder Steigen des Niveaus der Weltmarktpreise gegeben ist.

Wer mit einiger Aufmerksamkeit die Vorgänge auf dem Weltmarkt verfolgt, der wird sich leicht davon überzeugen, daß die vorstehenden theoretischen Erwägungen in den Thatsachen ihre volle Rechtfertigung finden.

Th. Barth.

## Parlamentsbriefe.

### IX.

Die Kolonialpolitik hat auch in diesem Jahre bei der Budgetberathung so lebhafte Erörterungen hervorgerufen, wie wir dies seit Jahren gewöhnt sind; aber diesmal wetteiferten die Freunde der Kolonialpolitik in Heftigkeit ihrer Angriffe mit den Gegnern derselben. Insbesondere war es der Graf Arnim, der die von den Leitern unserer Kolonieen befolgte Handlungsweise einer scharfen Kritik unterzog und die Regierung dafür mit verantwortlich machte.

Das Jahr 1893 ist ein für unsere Kolonieen besonders unglückliches gewesen. Südwestafrika befindet sich im Zustande hellen Aufruhrs und die Autorität der dortigen Behörde reicht kaum so weit, wie ihr Arm reicht; in Kamerun hat eine Meuterei der von der Regierung angeworbenen Schutztruppe stattgefunden; ein Assessor wurde ermordet und fiel leider als Opfer der Rache, die einem Anderen zugedacht war; das Gouvernementsgebäude mußte durch die Marine zurückerobert werden. Dazu gesellen sich eine Reihe von anderen Ereignissen, die vollständig aufzuzählen eine unerfreuliche Aufgabe wäre. Von allen diesen Zufällen wird mit gutem Grunde behauptet, daß sie durch die von der Regierung nach den Kolonieen geschickten Gouverneure und Offiziere verschuldet worden seien.

Graf Caprivi hatte in der Abwehr der erhobenen Angriffe einen sehr schweren Stand und er löste seine Aufgabe in der Weise, wie man es bei ihm gewohnt ist. Er verhieß strenge Untersuchung und weigerte sich, ein Urtheil zu fällen, bevor die Untersuchung beendigt worden sei. Das ist an sich ganz korrekt, aber Jedermann sieht mit Sicherheit voraus, daß diese Untersuchung nicht anders als zu Ungunsten der angeschuldigten Beamten ausfallen kann. Inzwischen vergeht ein Jahr, bis die Sache wieder zur Sprache gebracht werden kann; wahrscheinlich sind die Beamten bis dahin in glimpflicher Weise aus ihren Stellungen entlassen und Niemand hat ein Interesse daran, gegen sie persönliche Angriffe zu richten. Das ganze Odium, welches entstanden ist, bleibt auf dem verantwortlichen Leiter der Politik haften. Es wird dabei bleiben, daß die Kriegführung des Herrn von François gegen den Häuptling Hendrik Witboy nur mit den Thaten des berühmten Herrn Tartarin verglichen werden kann; es wird dabei bleiben, daß die Prügelexekutionen des Herrn Leist und der Handel mit „freien Arbeitern", den die Firma Wölber und Bröhm betrieben hat, den deutschen Namen zur unauslöschlichen Schande gereicht. Verhältnißmäßig harmlos ist im Vergleich hiermit das, was in Ostafrika geschehen ist; allein wenn der Major von Wrochem es für eine seiner ersten Aufgaben erachtet, ein Reglement über das Herumlaufen von unbeaufsichtigten Hunden zu erlassen, so ist das ein Schritt von so erschütternder Komik, daß er verdient hätte, von Cervantes beschrieben zu werden. Das Nächste wird eine Polizeiverordnung sein müssen, welche gebietet, den Schnee von den Gipfeln des Kilimandscharo abzufahren.

Indessen man muß billig sein. Was soll der verantwortliche Leiter der Kolonialpolitik sagen, wenn er um solcher Dinge willen angegriffen wird? Gewiß hat Graf Caprivi keine Mühe gescheut, um für die Leitung der Kolonien geeignete Männer zu gewinnen; gewiß hat schon der Fürst Bismarck sich darin bemüht. Es sind jetzt neun Jahre, seitdem wir in Afrika Kolonialpolitik treiben, und noch ist es nicht gelungen, einen einzigen Kolonialleiter zu gewinnen, dessen Auftreten nicht die härteste Kritik gefunden und verdient hätte. Und je mehr Leute in diesen Stellungen verbraucht werden, Leute, die in ihren früheren Stellungen als Offiziere und Beamte im Inlande verdienstlich gewirkt haben, desto geringer wird die Aussicht, bei fortgesetztem Wechsel eine geeignete Persönlichkeit zu finden. Für uns liegt es auf der Hand, welchen Schluß wir daraus zu ziehen haben, indessen wir dürfen mit einem Reichskanzler nicht rechten, der sich weigert, diesen Schluß zu ziehen, weil er weiß, daß er sein praktisches Verhalten nicht gemäß diesem

Vernunftschlusse einrichten kann, und der sich weigert, sein Siegel unter das von der öffentlichen Meinung gesprochene Urtheil zu setzen, daß die Kolonialverwaltung den gehegten Erwartungen nicht entsprochen habe.

Der Schwerinstag brachte eine Verhandlung über einen Antrag, betreffend die Rechtsverhältnisse der Handlungsgehilfen gegenüber ihren Prinzipalen. Der Gegenstand ist klein, aber das Bedürfniß unleugbar und von allen Seiten anerkannt. Es läßt sich der Gedanke nicht zurückdrängen, wie viel Gutes der Reichstag schaffen könnte, wenn er einen Theil seiner Zeit den uferlosen Debatten über Nothstand der Landwirthschaft und des Handwerks entziehen und diese Zeit darauf verwenden wollte, mehr von solchen kleinen Uebelständen zu beseitigen. Die Sozialdemokratie verfuhr nach ihrer gewohnten Taktik; sie bezeichnete das, was vorgeschlagen wurde, zwar als gut, aber als viel zu geringfügig und stellte weitergehende Anträge, die lebhaften Widerspruch hervorriefen. Darüber kam es zu einer zweifelhaften Abstimmung und in Folge dessen zu einem Hammelsprung, bei welchem sich die Beschlußunfähigkeit des Hauses herausstellte. Der Abschluß eines kleinen aber nützlichen Gesetzes ist dadurch für diese Session in Frage gestellt.

Im Abgeordnetenhause ist die Regierung mit einem sehr bösen Gesetzentwurf hervorgetreten, auf den Niemand vorbereitet war. Für die Gewinnung der Kali- und Magnesiumsalze soll das Staatsmonopol eingeführt werden; die Bergbaufreiheit oder wo eine solche nicht besteht, die Freiheit des Grundeigenthümers über seine unterirdischen Schätze zu verfügen, soll für diese Artikel beseitigt werden. Mit sehr ernsthaftem Gesicht wird versichert, es handle sich hier keineswegs um fiskalische Bestrebungen, sondern lediglich um volkswirthschaftliche Erwägungen. Herr Miquel dürfte nicht Finanzmann sein, wenn man diese Behauptung einer eingehenden Betrachtung unterwerfen sollte. Was sich zu Gunsten dieses Monopols aufstellen läßt, wäre mit demselben Rechte zu Gunsten eines Kohlenmonopols zu behaupten. Es wird gesagt, die Staatsverwaltung könne die Salzläger besser gegen die Gefahren des Ersaufens schützen, als der Privateigenthümer. Darauf ist zu erwidern, daß unsere Bergpolizei den Bergwerkseigenthümer hinreichend in allen Maßnahmen beschränkt, durch welche eine technische Schädigung hervorgerufen werden könnte. Das ist ganz in der Ordnung, aber ebenso ist es in der Ordnung, daß es dem Eigenthümer vorbehalten bleibt, den Umfang seiner Produktion und die Höhe seiner Preise festzusetzen.

Proteus.

## Timbuktu.

Die afrikanische Märchenstadt ist mit einem Schlage in den Vordergrund realsten Interesses getreten, und Oberst Bonnier heißt der Mann, dem diese immerhin stattliche That gelungen ist. Mit einer Handvoll Kolonialtruppen vom Senegal gegen den Niger hinausgesandt, sah er sich durch die Verkettung der Umstände gezwungen, auf den Wällen (?) der noch von keinem Ungläubigen unterworfenen großen Handelsstadt die Trikolore aufzupflanzen, und wenn er auch zu solchem Vorgehen nicht direkt autorisirt war, so scheint er doch in Konsequenz gewisser ihm und seinem Kameraden Boiteux vom Marineministerium zugegangener Vorschriften gehandelt zu haben, und jedenfalls wird man Timbuktu ohne Weiteres den afrikanischen Besitzungen Frankreichs einverleiben. Notabene, wenn die umwohnenden Wüstenstämme den Plan ruhig geschehen lassen; bis jetzt besteht kein Grund, bei den Tuaregs eine solche Duldsamkeit vorauszusetzen, und der kühne Heerführer, welchem der Vorstoß zunächst als Aufgabe zufiel, hat auch bereits mit dem Leben für die Uneinigkeit zwischen den vorgesetzten höheren Stellen büßen müssen. Allein die „Ehre“ ist angeblich engagirt, gerade so wie wir dies in Ostafrika erleben mußten, und dieses Phantom verlangt die Entzündung eines blutigen, weitaussehenden Krieges, dessen höchster Preis, der endgültige Besitz Timbuktus, für eine kühle Beurtheilung nicht einmal besonders lockend erscheint. Da zumal auch in Madagaskar ein Kolonialkrieg in nächster Aussicht zu stehen scheint, und da die Kämpfe mit den Sofas sogar zu Verwicklungen mit England und mit der Republik Liberia Anlaß gegeben haben, so wird das Kriegs- und Marinedepartement ebenso wie das Ministerium des Auswärtigen für die nächste Zeit genug zu thun haben. Wir Deutschen haben keine Ursache, solche Unternehmungen mit scheelen Augen anzusehen. Je mehr der Franzose mit Kabilen, Beduinen, Negern und Südseeinsulanern zu thun hat, um so weniger bleibt ihm Zeit, an die „trouée de Belfort“ zu denken, und das Kampf- und Ruhmesbedürfniß des Volkes darf seine Stillung an Orten erfahren, welche uns sehr gleichgültig sein können. Und wenn es sich um die Behauptung von Timbuktu handelt, so hat man sich nicht auf ephemere Scharmützel, sondern auf einen lang andauernden Kriegszustand gefaßt zu machen, wie ihn die Franzosen aus den Wüsten Südalgeriens nur zu gut kennen sollten. Vorläufig stellt man sich in Paris so, als nehme man die Sache sehr leicht, aber bald wird man inne werden, welch schwere Last man sich da aufs Neue aufgebürdet hat, und es sollte uns gar nicht wundern, wenn übers Jahr die Boulevardblätter behaupteten, es sei jetzt zweifellos festgestellt, daß die Tuaregs zu ihrer Unbotmäßigkeit vom Dreibund aufgehetzt worden seien und heimlich von deutschen Offizieren exerzirt und kommandirt würden.

Wenn freilich die Gründung einer großen centralafrikanischen Provinz wirklich ein lohnendes Ziel ist, und ähnliche Anschauungen herrschen ja auch in manchen Kreisen unseres Vaterlandes, dann wäre der Besitz Timbuktus in erster Linie anzustreben, um so mehr, da sich diese Bestrebungen vereinigen würden mit denjenigen, die schon lange darauf abzwecken, das Becken des Tsadesees in die französische Interessensphäre einzubeziehen. Der erobernde Forschungsreisende Savorgnan de Brazza ist unermüdet an der Arbeit, vom Gabun her Einfluß in dem großen Negerreiche Adamaua zu gewinnen, und wäre ihm erst dieser große Schritt gelungen, so würden wohl auch bald Baghirmi, Bornu und Sokolo daran glauben müssen. Säße erst in Kuka ein französischer Resident, so würde wohl das von den Beherrschern Bornus bisher mit richtigem Takte aufrecht erhaltene Prinzip der Handelsfreiheit fallen und dafür der „Meliniſis“ eine Gasse geöffnet werden müssen. Und Timbuktu würde dann von drei Richtungen her in Angriff genommen werden können: von Sokolo aus, von Senegambien aus und endlich von jener marokkanischen Exklave Tuat aus, um deren friedliche Annexion die algerische Kolonialregierung seit geraumer Zeit mit heißem Bemühen ringt, ohne bisher besondere Erfolge erreicht zu haben. Die Bewohner jener Oase befolgen nämlich bisher eine ganz kluge Politik; wenn ihnen das Steuerzahlen an den Sultan lästig wird, so liebäugeln sie mit den Franzosen an ihrer Nordgrenze, und wenn diese Ernst machen wollen, so erinnern sie sich plötzlich, getreue Unterthanen Seiner Scherifischen Majestät in Marakesch zu sein. Bisher hat sich dieses Gaukelspiel bewährt, aber ob es dies auf die Dauer thun wird, ist sehr fraglich, denn Tuat kann, wenn man in Algier ernstlich will, seine Unabhängigkeit nicht nachhaltig vertheidigen. Je schmaler aber der Wüstengürtel ist, welcher die französische Besitzungen in Nordafrika vom Nigerknie trennt, um so gesicherter ist auch der Besitz Timbuktus, und das Schicksal der Expedition Flatters, welcher die Tuaregs vor zwölf Jahren das gleiche Loos, wie jetzt dem Colonel Bonnier, bereitet haben, zeigt deutlich genug, wie viel auf die Abkürzung des eigentlichen Wüstenweges ankommt. Man sieht, der sich aufthürmenden geographisch-politischen Probleme ist eine große Anzahl, und wir Deutsche haben alle Ursache, uns zu freuen, daß wir nicht selbst uns mit ihnen zu beschäftigen haben, sondern deren Lösung ruhig unseren lieben, expansionslustigen Nachbarn jenseits der Vogesen überlassen dürfen. Interesse jedoch dürfen diese Angelegenheiten auch uns einflößen, und vor allem tritt als

eine höchst bedeutsame die Frage hervor: Was hat es eigentlich für eine Bewandtniß mit Timbuktu?

Antwort auf diese Frage ertheilen die Werke der beiden deutschen Forschungsreisenden, welche in der gegen fremde Eindringlinge sorgfältig gehüteten Stadt zu verweilen das Glück hatten.*) Die Anzahl der Europäer, welche wirklich dort waren, ist ja nur eine ganz beschränkte. Um 1630 wurde ein französischer Matrose von Sklavenhändlern dorthin gebracht, allein der arme Imbert starb als Gefangener, und so hatte sein unfreiwilliger Besuch natürlich keine weitere Folgen für unsere Kunde von Innerafrika. Die von der englischen Afrikanischen Gesellschaft**) seit 1788 plangemäß ins Werk gesetzten Vorstöße verfehlten, trotzdem die Vorbereitungen dazu mit großem Geschicke getroffen waren, sämmtlich ihr Ziel; Major Houghton, der demselben — von Westen her — noch am nächsten gekommen war, erlag den Anstrengungen der Reise, nachdem er etwa ein Drittel des Weges nach Timbuktu zurückgelegt hatte. Sein Nachfolger, der bekannte Mungo Park, drang wenigstens bis zum Niger selbst vor und erkannte den west-östlichen Lauf dieses bisher ganz in mystisches Dunkel gehüllten Stromes, aber bei seinem zweiten Versuche, dessen Ufergebiet zu entschleiern, fand er in den Wellen des Flusses sein frühes Grab. Erst 1826 wurde die so schwer erreichbare Stadt wieder von einem Christen betreten, dem englischen Major Alexander Gordon Laing, der den Weg von Tripolis aus über Ghadames und Tuat gemacht hatte. Soviel ist sichergestellt, allein auch diesmal zog die Wissenschaft keinen Nutzen aus der kühnen That, denn Laing wurde, bald nachdem er die Stadt verlassen, ermordet, und von seinen Papieren gelangte nichts nach Europa. Den ersten Bericht gab zwei Jahre später der Franzose Paul Caillé, der unter der Maske eines arabischen Pilgers mehrere Wochen in der islamitischen Hochburg verweilte und auch glücklich nach Frankreich zurück gelangte, um den von der Geographischen Gesellschaft ausgesetzten Preis, im Werthe von 8000 M., in Empfang zu nehmen. Der gelehrte Jomard bearbeitete den Reisebericht des persönlich wenig gebildeten Mannes,***) und daß derselbe in den Hauptpunkten korrekt war, hat Barth's Nachprüfung an Ort und Stelle dargethan. Gleichwohl darf man die wirklich wissenschaftliche Erforschung des mittleren Nigerlaufes doch erst von den Reisen des jetztgenannten datiren, dem von allen übrigen Afrikaforschern vielleicht mancher gleich-, keiner aber vorangestellt werden kann.

Barth kam aus dem mittleren Sudan, aus den Ländern um den Tsadsee, und gelangte am 5. September 1853 nach Kabara, dem auch in jüngster Zeit viel genannten Hafenplatze von Timbuktu, welches ja nicht unmittelbar am Niger selbst gelegen ist. Zwei Tage wurden mit allen möglichen diplomatischen Verhandlungen, wie sie der Afrikaner so sehr liebt, verbracht, und am 7. September fand der Einzug in die Metropole selbst statt, wo Barth, der allgemein für einen Moslem galt, recht gut aufgenommen wurde. Freilich entsprachen die Erfahrungen der nächstfolgenden Zeit dem Empfange nicht ganz, denn Barth, der zudem viel unter Fieberanfällen zu leiden hatte, war nicht mehr wohlhabend genug, um die an Erpressung streifende Habsucht des dominirenden Häuptlings befriedigen zu können, um so mehr, da dieser den Fremdling bald als Christen durchschaut hatte. Nur dessen Kaltblütigkeit rettete ihn, denn nachdem er in einer religiösen Disputation die Fanatiker mit überlegener Dialektik zu Boden gestreckt hatte, wandte sich ihm die Gunst und Achtung mehrerer der angesehensten Bürger zu, und auch der große Scheich Ssidi Ahmed el Bakáy erwies sich als sein Protektor. Der Umstand jedoch, daß die Stadt eigentlich keinen festen Herrn hatte, sondern den Zankapfel verschiedener Stämme und Parteien bildete, ließ diesen Schutz nicht ausreichend erscheinen, und Barth mußte froh sein, am 10. Oktober Timbuktu (er schreibt den Namen, wie ihn die Eingeborenen aussprechen, „Tumbutu") im Gefolge des Scheichs wieder mit heiler Haut verlassen zu können. Allerdings kam er dann noch öfter in dieselbe zurück und vermochte auch einen leidlich genauen Stadtplan anzufertigen, aber sein Geschick blieb dabei doch immer in der Schwebe, und insbesondere wollte die ersehnte Gelegenheit zur Rückkehr nach Europa sich noch nicht blicken lassen. In Timbuktu herrschten damals geradezu anarchische Zustände, welche die Nothwendigkeit begründeten, stets auf der Hut zu sein, und man kann sich denken, daß ein solcher Aufenthalt für einen körperlich leidenden Mann geradezu schrecklich sein mußte. Allein Barth hatte die Geisteskraft, sich durch die niederdrückenden Verhältnisse nicht entmuthigen zu lassen, und namentlich verwendete er seine unfreiwillige Muße dazu, den Mahomedanismus genauer, und zwar auch von der vortheilhafteren Seite, kennen zu lernen. Es dauerte bis zum 14. Mai 1854, bis endlich, nach mehreren fruchtlosen Versuchen, die stets wieder zur Umkehr genöthigt hatten, die Heimreise wirklich angetreten werden konnte.

Barth's vollkommene Vertrautheit mit der arabischen Sprache und sein vielfacher Verkehr mit gebildeten Landeseinwohnern, welche theilweise über ganz stattliche Bibliotheken verfügten, machte es ihm möglich, über die Geschichte der merkwürdigen Wüstenstadt zuverlässige Nachrichten einzuziehen. Danach kann man schließen, daß Timbuktu, welches den Tuaregs seine Entstehung verdanken dürfte, lange ein ziemlich neutraler Ort war, bis es 1488 durch einen mächtigen Beherrscher des benachbarten Sonrhay-Königreiches jenem Volke entrissen wurde. Eben dieser König Ssonni Ali wurde jedoch auch der Begründer der wirthschaftlichen Blüthe der Stadt, indem er gewaltsam den Handel der benachbarten Länder dorthin lenkte. Der Umstand jedoch, daß er kein strenger Muselmann war und sogar mit den portugiesischen Gjaurs Beziehungen anzuknüpfen suchte, rief eine religiöse Reaktion gegen seinen schwächeren Sohn hervor, und es wurde die neue Dynastie der Askia begründet, welche sich übrigens um Land und Stadt große Verdienste erwarb. Späterhin kam, hauptsächlich in Folge der eine Menge prinzlicher Prätendenten bedingenden Vielweiberei, das genannte Herrschergeschlecht mehr und mehr zurück, und als zu Ende des XVI. Jahrhunderts die mit Feuerwaffen versehenen Marokkaner in das Land eindrangen, brach die Macht Sonrhay's zusammen. Auch Timbuktus gute Zeit war damit vorüber, denn ein wirkliches Glied des so ungeheuer weit entfernten Sultanats Marokko konnte es ja doch nicht auf die Dauer bleiben, und so bildete sich seitdem der alsdann chronisch gewordene Zustand heraus, daß die Stadt der Zankapfel der angrenzenden und ethnologisch wie dem Bekenntnisse nach sehr verschiedenen Völker wurde — einerseits der hamitischen Tuaregs, andererseits der nigritischen Bambara und Fulbe. Letztere wurden mit der Zeit begeisterte und fanatische Anhänger des Propheten, und es äußerte sich dann auch in ihnen das dem Islam eigenthümliche Expansionsbedürfniß so stark, daß sie Eroberungszüge in Westafrika nach allen Seiten hin unternahmen. Timbuktu wurde im Jahre 1826 ihre Beute, und damit nahm eine Epoche der Unterdrückung und des Fremdenhasses ihren Anfang, als deren erstes Opfer der oben erwähnte unglückliche Laing zu betrachten ist. Zwar siegten die Tuaregs 1844 über die Fulbe und nahmen ihnen die Stadt wieder ab, allein für diese, die nun im Süden von ihren bisherigen Herren blokirt wurde, lag in jener Besitzänderung kein besonderes Glück. Kurz vor Barth's Ankunft war ein wenigstens äußerlicher Friede durch einen Vertrag hergestellt worden, kraft dessen Timbuktu nominell den Fulbe verblieb, ohne doch von ihnen militärisch okkupirt werden zu dürfen;

*) Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849 bis 1855, 4. Band, Gotha 1855, S. 399 ff.; Lenz, Timbuktu; Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, 2. Band, Leipzig 1892 (II. Ausgabe), S. 114 ff.

**) Ueber die Leistungen dieser Gesellschaft, welche der gleichnamigen deutschen — leider in den Strudeln der Kolonialbegeisterung untergegangenen — Korporation zum Vorbilde diente, orientirt sehr gut S. Ruge (Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte der Erdkunde, Dresden 1888, S. 248 ff.).

***) Mit viel Lob spricht Barth öfters von Caillé, der trotz Mittelmäßigkeit und unzureichender Vorbildung doch sehr scharf beobachtet habe.

zwei höhere Beamte, welche weder zu den Fulbe noch zu den Tuaregs in einem Subordinationsverhältnisse standen, sollten die innere Stadtverwaltung führen. Wie wenig befriedigend dieser Nothbehelf sich schon in den nächsten Jahren erwies, mußte Barth am eigenen Leibe zur Genüge erfahren. Doch haben sich, wie wir von Lenz hören, die Verhältnisse seitdem einigermaßen zum besseren gewendet. Es regiert ein in städtischen Dingen ziemlich souveräner Stadtchef („Kahia“), welcher einer altmarokkanischen (richtiger noch andalusischen) Adelsfamilie entstammt, doch kommt demselben keine eigentlich politische Macht zu, und gegenüber den auch jetzt noch nicht rastenden Streitigkeiten zwischen Tuaregs und Fulbe muß er sich durch kluge Neutralität zu helfen suchen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der unklare Zustand der ganzen Landschaft den Franzosen bei der Verwirklichung ihrer Absichten erheblich zu statten kommen wird, und zwar aus zweierlei Gründen: einmal ist ihnen die Möglichkeit geboten, durch den einen der konkurrirenden Stämme den anderen im Schach zu halten, und dann sind die Städter selbst jedem dankbar, der ihren Handel wieder in gesicherte Wege zurückführt. Nicht undenkbar erscheint es, daß im Widerstreite der kommerziellen und religiösen Interessen die ersteren den Sieg davontragen, und die Bewohner Timbuktus dürften zu ihrer Entschuldigung anführen, daß ähnliches auch unter den Rumi (Christen oder Europäern) vorkomme.

Aus unserer Darlegung wird man ersehen, daß die noch vielfach umlaufende Ansicht, Timbuktu sei die Metropole eines gewaltigen Negerreiches, durch und durch unrichtig ist. Politisch ist die Stadt gar kein Faktor, sondern ein Spielball in der Hand von Völkern, deren Civilisationsgrad weit niedriger ist als derjenige der Stadtbürger. Aber nach zwei Richtungen hin ist ihr Einfluß und ihre Bedeutung gleichwohl nicht zu unterschätzen. Timbuktu ist eine heilige Stadt der Moslemin, eine Stadt der Moscheen und Koranschulen, ein Sitz arabischer Gelehrsamkeit, und der Gedanke, daß sich die Ungläubigen eines solchen Kleinodes bemächtigen sollten, wird in ganz Centralafrika, bis in die dem falschen Propheten zugefallenen Gegenden des östlichen Sudan hinein, Aufregung und Entrüstung wachrufen. Ferner jedoch haben wir es hier mit einer wirklich großen Handelsstadt zu thun, und es genügt ein Blick auf die Karte, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der Platz von der Natur prädestinirt war, um den ganzen Verkehr des nordwestlichen Theiles des dunklen Erdtheils in sich zu sammeln. Der drittgrößte unter den afrikanischen Riesenströmen, der Niger, erreicht unweit Timbuktus seinen nördlichsten Punkt, um sich dann nach Osten, späterhin aber in südlicher Richtung gegen den Golf von Benin hin zu wenden; der Schiffsverkehr aber ist nach beiden Seiten auf dem hier schon mächtigen und wasserreichen Strome gleich leicht möglich. In Timbuktu kommen aber auch die wichtigsten Karawanenstraßen zusammen, welche von den Mittelmeerländern ausgehen und die westliche Sahara durchkreuzen. In dem nicht sehr weit nördlich gelegenen Mabruk bemerken wir eine große Straßenkreuzung; ein Pfad geht nördlich nach Tuat, ein zweiter über Ghadames nach der Großen Syrte, ein dritter über Agades nach Tibesti und weiterhin nach der alten Cyrenaika. Die eigene Produktion der doch von wohlhabenden und intelligenten Menschen bewohnten Stadt, deren Größe übrigens, den zahlreichen Schutthaufen und Ruinen nach zu schließen, ehemals eine weit beträchtlichere war, ist freilich gering, und es gibt keine bodenständige Industrie von Bedeutung daselbst, wohl aber ist es ein großartig entwickeltes Entrepôt, welches für weite Bezirke den Waarenaustausch vermittelt. Aus der Nachbarschaft, zumal aus der in der Wüste gelegenen Stadt Walata, werden Leder- und Töpfersachen zu Markte gebracht; der Goldumsatz ist nicht mehr das, was er früher gewesen, wird aber doch noch ziemlich lebhaft gegen Marokko hin betrieben; gestickte Hemden gehen von hier bis an den Südabhang des Atlas; als Salzstapelplatz steht Timbuktu noch immer unerreicht da unter seinen afrikanischen Konkurrenten; und neuerdings ist der Handel mit Kolanüssen wieder in lebhaftere Aufnahme gekommen. Als Scheidemünze dient hier, wie mehrentheils im Sudan, die bekannte Kaurischnecke (Cypraea Moneta), welche von der indischen Malediven-gruppe und von der Sansibarküste aus massenweise in das innere Afrika transportirt wird, so zwar, daß eine bestimmte Anzahl solcher Schnecken (fälschlich oft als Muscheln bezeichnet) einer bestimmten Quantität dieser oder jener Waare im Werthe gleichkommt. Aus Europa bringt das Schiff der Wüste Tuche und blaue Baumwollenstoffe, Thee, Zucker, Kerzen und allerhand Kurzwaaren auf den centralafrikanischen Markt, während Tabak und Datteln aus Tuat und Tripolitanien eingeführt werden. Straußenfedern, Gummi und Goldstaub (auch Goldwaaren) sind die Tauschartikel, mit welchen der sudanesische Kaufmann den Import bezahlt. Naturgemäß hat der Handel unter der unsicheren allgemeinen Lage stark gelitten, und diejenigen, welche von Kauf und Verkauf leben, hätten, worauf wir schon oben anspielten, gegen eine radikale Aenderung schwerlich etwas einzuwenden. „Wenn Timbuktu“, sagt Lenz, „wieder einmal unter eine starke Regierung kommen sollte, so wird sich die Stadt auch wieder heben, und der Handelsverkehr wird ein regerer werden. Gegenwärtig kann die von vielen Herren beherrschte und doch herrenlose Stadt nicht in die Höhe kommen, und es hat den Anschein, als ob der uralte Streit zwischen Fulbe und Tuaregs nicht eher geschlichtet werden wird, als bis eine dritte, eine europäische Macht sich einmischt, die dann freilich zusehen müßte, daß sie nicht das Schicksal der Fulo unter Hadsch Omar erleidt, der auch plötzlich als dritte Macht zwischen den zwei Streitenden erschien, in Timbuktu aber eine furchtbare Niederlage erlitt.“

Diesen Worten eignet, wenn man sie in unsern Tagen liest, fast ein prophetischer Charakter. Der tertius gaudens, welcher den duobus litigantibus das Streitobjekt aus der Hand nehmen will, ist in der Person Frankreichs gefunden, und derselbe hat auch schon sich überzeugen können, daß dieses afrikanische Dornröschen, welches seit Jahrhunderten für Europa in mystischem Dunkel verborgen liegt, wirklich recht kräftige Dornen besitzt. So leicht, wie der Feldzug gegen Dahome, durch dessen Eroberung die Republik der menschlichen Kultur einen nicht gering zu schätzenden Dienst erwies, wird der Kampf um Timbuktu nicht werden. Wie er aber auch ausfalle, Deutschland hat keinen Grund, irgend wie mit argwöhnischem Auge die Ereignisse am mittleren Niger zu verfolgen, denn deutsche Angelegenheiten stehen nirgends auf dem Spiele, und wenn die Franzosen ihr kleinkalibriges Gewehr probiren müssen, so geschieht es besser gegen die Beduinen der Sahara, als gegen unsere Volksgenossen.

S. Günther.

## Ein Vergessener: Jean Chapelain.

Für einen mittelmäßigen Poeten gibt es kaum etwas Schlimmeres als eitles Selbstlob, es sei denn ein unberufener Lobredner. Denn Selbstlob und übertriebenes Rühmen durch Unverständige rufen als Reaktion den Spott der Berufenen hervor; dieser aber hat die Kraft zu dauern, während jenes Lob mit seinen Urhebern zu vergehen pflegt.

Solches Schicksal theilt mit manchen Leidensgenossen Jean Chapelain, französischer Dichter und Gelehrter des 17. Jahrhunderts. Als er von Colbert beauftragt war, den Schriftstellern seiner Zeit Pensionen zuzuerkennen, überwies er sich den Höchstbetrag „als dem größten und besturtheilenden Dichter, der jemals gelebt habe“. Als nach zwanzigjährigem Mühen die ersten zwölf Bücher seines Heldengedichtes „La pucelle“ erschienen, brachen die Bewunderer in lauten Jubel aus. Das Selbstlob jedoch wurde leiser und der Jubel verstummte; statt dessen blieb das Spottwort: „Man spricht von ihr seit zwanzig Jahren, in sechs Monaten wird man keinen Ton mehr von ihr reden.“ Wer von der Pucelle sonst nichts weiß, kennt Boileau's Spott: „Sie ist ja ganz nett, nur weiß ich nicht, warum ich immer gähnen muß.

wenn ich sie lese." Und gar mancher mag der köstlichen Szene eingedenk sein, die St. Evremond seiner geistreichen Spottkomödie gegen die französische Akademie eingereiht hat, der Szene, in der Chapelain als Dichter schwitzt, etwa wie ein Holzhauer beim Kleinmachen eines besonders ungefügen Klotzes und, ähnlich seinem um hundert Jahre jüngeren deutschen Kollegen glückselig lächelnd an den Spiegel tritt, wenn er ein Reimchen erhascht hat. Was verfing es gegen solchen Hohn, daß ein Gutmeinender dem erstangeführten Spottwort den Ausruf entgegenhielt: „in tausend Jahren wird man noch davon sprechen, oder man wird von gar nichts reden" und daß Chapelain, der sein allergrößter Verehrer war, auf eine neue Vorrede zu seinem Epos mit den Worten verzichtete: „Ich nehme das Weltall zum Theater und die Ewigkeit zur Zuschauerin."

Der solches von sich schrieb, mag ein ganz guter und ehrenhafter Mensch gewesen sein, aber ein großer Mann war er nicht; und alle Versuche, ihn dazu zu stempeln oder seine Feinde als bloße Neider und mißgünstige Verkleinerer verdienter Anerkennung hinzustellen, werden schmählich scheitern müssen.*)

Jean Chapelain wurde am 5. Dezember 1595 in Paris geboren, sein Vater war Notar, seine Mutter Tochter eines Freundes des Dichters Ronsard und selbst mit dem hochgefeierten Dichter befreundet. Sie war es, die der Erziehung ihres Sohnes sich besonders annahm, durchsetzte, daß dieser eine gute humanistische Bildung erlangte und nicht nöthig hatte, den Beruf des Vaters zu ergreifen. Doch auch dem selbstgewählten Studium der Medizin konnte Jean sich nicht völlig hingeben; vielmehr wurde er durch den frühen Tod des Vaters (1614) genöthigt, Hauslehrer zu werden, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Dies ward für ihn kein bitteres Brot, er hatte das Glück, in den Häusern, in die er eintrat, die freundlichste Aufnahme zu finden. Er nahm den Ton der feinen Welt an, übersetzte ihr zu Gefallen, obwohl er das Uebersetzen brandmarkte als Zeugniß „niedriger Gesinnung und gedrückten Geistes", aus der spanischen Literatur, an der jene Gesellschaft besonderes Behagen fand. Noch mehr kam er dem Zeitgeschmack entgegen, indem er des Italieners Tassoni „Eimerraub" veröffentlichen half und Marini's „Adonis" eine Vorrede beigab (1623). Dieses Ungeheuer von 40 976 Versen, das die Liebe der Venus zu Adonis mit unzähligen Gleichnissen, Beschreibungen, Abschweifungen schilderte, kam einem Bedürfniß der Zeit entgegen, dadurch, daß es einen friedlichen Stoff den ritterlich-kriegerischen entgegenstellte, an denen man sich übersättigt hatte und daß es in vollem Maße wollüstige Schilderungen bot, an denen man sich gern ergötzte. Durch Empfehlung eines solchen Werkes schwang sich Chapelain, der bisher nur als ein großer Kenner poetischer Regeln galt, zu einem untrüglichen Richter über ästhetische Fragen auf. Als solcher gewann er Zutritt zu den Kreisen der pretiösen Gesellschaft und spielte in deren Hauptquartier, dem Hotel Rambouillet, als Schönredner, Kritiker eine große Rolle. Aber unentbehrlich machte er sich ihnen durch bald schwülstige, bald lüsterne Gelegenheitsgedichte, durch die er festliche Veranstaltungen des zu Feiern jeder Art stets aufgelegten Kreises verherrlichte, oder durch die er Schönheit und Liebesneigung der „göttlichen Julie", der Tochter der Schloßherrin pries. Sorgte Chapelain durch Anschluß an diese Kreise für seinen Ruf, bereitete er sich ein Publikum vor, das er für die Zukunft brauchte, so arbeitete er an seinem Fortkommen dadurch, daß er sich an den allgewaltigen Kanzler Richelieu heranschlängelte. Auch ihm konnte man durch Gedichte gefallen; die ihm gewidmete Ode (1633) Chapelain's war damals das Entzücken aller Welt, während sie uns trotz ihrer Korrektheit langathmig, frostig, jedes lyrischen Schwungs entbehrend, übertrieben in ihren Huldigungen erscheint. Sie hatte noch andere erwünschtere Wirkungen als ein Lächeln des Kardinals. Zwar zu einer diplomatischen Karriere, die kurze Zeit für Chapelain in Aussicht stand, kam es nicht, aber der Titel nebst den nicht ganz klaren Vorrechten eines „königlichen Sekretärs" wurden Chapelain zu Theil und in der Akademie, die, dank seiner Vermittlung aus einer Privatvereinigung zu einer Körperschaft von des Kanzlers Gnaden geworden war, wurde er ein wichtiges arbeitsames Mitglied. Er wollte sein Gehalt nicht müßig verzehren und arbeitete daher unverdrossen an den lexikalischen, grammatischen, metrischen Arbeiten der Gesellschaft mit, war einer der ersten, der das Gesetz von den drei dramatischen Einheiten mit aller Schärfe aussprach und auf seine Beobachtung drang; er wollte aber auch in der Gunst des Protektors seinen Platz behaupten, womöglich ausdehnen und ließ sich deshalb von Jenem zu dem berühmten Strafgericht der Akademiker über Corneille's Cid brauchen, obwohl er zuerst, noch vor dem Bekanntwerden der Mißbilligung Richelieu's rückhaltlos seine Bewunderung des Dramas ausgesprochen hatte. Solche Armseligkeit der Gesinnung gab Chapelain auch sonst zu erkennen.

Ein besonders charakteristisches Beispiel solcher Gesinnungslosigkeit lieferte er, als er d'Ablancourt zum Hofhistoriographen empfahl und, um sich wichtig zu machen, diesem so schrieb, als hätte er über die Stelle für den Freund zu verfügen. Colbert wies den Empfohlenen kurzer Hand zurück, weil er Protestant war und nun besaß Chapelain die Unverfrorenheit, nicht bloß seinen Schützling, der seinen Posten haben wollte, anzuknurren, weil er ihn mißverstanden habe, sondern auch noch Colbert zu danken für seine Beschirmung des reinen Glaubens und seine Abwehr unlauterer Elemente.

Freilich, soweit trieb er seine Gesinnungslosigkeit nicht, daß er Verherrlichungen in Schmähungen verwandelte, sobald der Gönner nicht mehr zahlte oder aus dem Leben schied. Höchstens schwieg er, sobald er keinen klingenden Lohn mehr empfing, nicht selten jedoch wahrte er Dankbarkeit und Treue auch über den Tod derer hinaus, denen er verpflichtet war. Nur spendete er das lauteste Lob dem jeweilig Mächtigsten, auf Richelieu ließ er Mazarin und Colbert folgen und heimste von Jedem für seine Mühen Titel, Würden und Gelder ein.

Er wußte sich bei den Großen einzuschmeicheln und arbeitete als ihr Handlanger. Im Auftrage Colbert's hatte er die Schriftstellerpensionen auszuwerfen, die nicht lebenslänglich verliehen, sondern alljährlich neu vertheilt wurden, damit man auf die Gesinnungstüchtigkeit der Autoren einen stets regen Ansporn üben konnte. Solch Amt verwaltete er aber nicht, um junge Talente zu befördern und erprobtes Verdienst zu belohnen, sondern nur um eine Schaar von Söldlingen, einheimischen und auswärtigen, um sich zu versammeln, welche die Aufgabe hatten, die französischen Machthaber, zu denen er auch sich gern zählte, in vollen Tönen zu preisen.

Daß einem solchen Manne, der zwar nichts selbständig thun konnte, der aber als alleiniger Mittelsmann der Großen den Beschenkten geradezu als Geber oder mindestens als Beeinflusser der Gebenden erschien, Huldigungen verschiedenster Art zu Theil wurden, versteht sich von selbst. Auch sind es nicht bloß die Hungerleider, welche diesen Boten der Mächtigen umschwärmen, sondern Männer der hervorragendsten Art, die unter den Dichtern, Gelehrten und Schriftstellern der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts einen bedeutenden Platz einnahmen: Conrart, Godeau, Balzac.

*) Jean Chapelain. Eine biographisch-kritische Studie von Dr. A. Muhlan, Königl. Gymnasial-Oberlehrer in Gleiwitz O.-Schl. Leipzig. O. Bock 1893. 3 M. 50 Pf. Eine fleißige, aus den Quellen geschöpfte Arbeit, die ihren Stoff nur in etwas seltsamer Weise eintheilt und ungerecht panegyrisch in ihrer Beurtheilung ist. Im letzten Abschnitte werden unter besonderen Ueberschriften Verhältnisse und Charaktereigenschaften des Schriftstellers behandelt, z. B. „Chapelain als Privatmann, Ch. und die Ehe, Ch. war kein Geizhals; Ch. als Stubengelehrter" u. s. w. In der Vertheidigung des ehemals so berühmten Mannes war dem deutschen Schriftsteller ein französischer vorangegangen, der Abbé A. Fabre mit seinem dickleibigen Buch: Etudes littéraires sur le XVII siècle. Les ennemis de Chapelain. Paris. E. Thorin 1888, XI und 725 S. Das Hauptquellenwerk ist Tamizey de Larroque's Sammlung: Lettres de Jean Chapelain, 2 Bände, Paris 1880 und 1883. Die zwölf ersten Gesänge der Pucelle d'Orléans erschienen 1656 und wurden in der unmittelbar darauf folgenden Zeit mehrfach aufgelegt; die zwölf letzten Gesänge wurden zum ersten und einzigen Male durch R. Kerviler, Paris 1882 herausgegeben.

Gerade das jedoch, was bei wirklich tüchtigen Menschen die Schaar der Freunde und Bewunderer vermehrt, die Veröffentlichung des Hauptwerks ihres Lebens, lichtete bei Chapelain den Kreis und machte ehemalige Freunde zu geschworenen Gegnern. So lange er in seiner stillen Geschäftigkeit verblieb, als eifriger Sammler, als unproduktiver Gelehrter, als galanter Dichter und als höfischer Kritiker, der den Geschmack seiner Zeit in Formen brachte, statt ihn zu leiten oder zu bestimmen, als Einer, der nur durch seine Stellung Neid erregte, nicht durch seine Leistungen, der stets ein großes Werk versprach, scheinbar ohne Ernst zu machen, das Versprechen einzulösen, — ward er umschwärmt; als das Langerwartete Ereigniß geworden war, wurde er gehöhnt.

Chapelain's großes Epos, die „Jungfrau von Orleans", von dessen 24 Büchern die Zeitgenossen nur zwölf erhielten (1656), — die zwölf übrigen wurden erst vor einem Jahrzehnt veröffentlicht, — ist das Werk eines gelehrten Versmachers, keines Dichters, die Arbeit eines bedächtigen Pedanten, keines schwungvollen Stürmers. Es ist immer mißlich, als Mann von 60 Jahren mit dem ersten größeren Werk vor die Oeffentlichkeit zu treten, um so mißlicher, wenn die Konzeption des Werkes 30 Jahre zurückliegt und die wirkliche Arbeit daran zwei Jahrzehnte gedauert hat. Aber dann kann es nur wirken, wenn es abseits von der großen Heerstraße im stillen Winkel gereift und gediehen ist. Chapelain dagegen lebte zu sehr in der Zeit, um ein Werk zu schaffen, das nicht mit der Zeit unterging, in der er lebte.

Sein Epos ist eine historische Erzählung aus dem Frankreich des 15. Jahrhunderts, etwa in der Abart wie die damaligen Romane Darstellungen aus dem römischen und persischen Leben sind; d. h. es ist eine höfische Schilderung der eigenen Zeit, die nur aus der früheren ihr Kostüm entlehnt. Denn es mangelt dem Dichter ebensowohl der geschichtliche Sinn, der Ideen und Vorfälle einer vergangenen Zeit zu neuem Leben weckt, als warmes patriotisches Gefühl, das in begeisterter Darlegung der Großthaten der eigenen Nation und in starker Herabsetzung des Nationalfeindes sich kundgibt, als endlich das schöne menschliche Empfinden mit seiner Heldin, das Schiller's Drama verklärt. Galanterie und Ritterlichkeit, die Haupteigenschaften des Hoflebens im 17. Jahrhundert, sind die wesentlichen Tugenden der Helden und Heldinnen. Dazu kommt ein außerordentlicher Respekt vor dem Königthum, von dem Karl VII. doch nicht gerade ein sonderlich würdiger Repräsentant war: eine Heilige muß sterben, um den König zu retten. Diese Heilige ist die Jungfrau, an deren Unschuld der Dichter glaubt, wenn er auch treu der Ueberlieferung ihre Verbrennung durch die Engländer berichtet. Als Heilige bleibt sie auch unempfindlich gegen die Liebe, obgleich ihr Anerbietungen französischer und englischer Ritter nicht fehlen. Trotzdem ist an Liebesepisoden kein Mangel: außer Agnes Sorel, die freilich hier nicht die unwürdige Rolle zu spielen hat, wie später bei Voltaire, obwohl sie als Karls Verderberin gilt und daher sterben muß, damit der König sich zur Männlichkeit aufraffe, tritt Marie von Burgund auf, Dunois' ehemalige Braut, die als eine Art Konkurrentin der Jungfrau erscheint und heftige Leidenschaften empfindet und erregt. In diese Liebesgeschichten ist auch Rudolf verwickelt, der Bruder der Jungfrau, in dessen Gestalt zur Verwirrung der Gegner manchmal der Sohn des englischen Heerführers, des Herzogs von Bedford, erscheint. Rechnet man dazu, daß auch allegorische Figuren auftreten, wie Betrug, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, daß Engel und Heilige erscheinen, mitreden und handeln, daß dem König gelegentlich die Zukunft verkündet wird, wobei es an Lobpreisungen des Dichters für Ludwig XIV. und seine sonstigen hohen Gönner, besonders die Familie von Longueville, nicht fehlt, — so erkennt man, nicht Stoff- oder Personenmangel sind dem Dichter zuzuschreiben. Was ihm vielmehr fehlt, das ist eben die Kunst des Dichters, die nicht durch Gelehrsamkeit und Kunstgriffe poetisirenden Handwerks ersetzt werden kann.

Chapelain's Dichtung oder richtiger deren erste bei Lebzeiten des Dichters erschienene Hälfte erregte, wie schon erwähnt, eine ziemlich starke litterarische Bewegung: Lob und Tadelverse erschienen; lateinische Uebersetzungen wurden begonnen; neben Begeisterung athmenden Analysen wurden Schmähworte laut. Je länger es dauerte, desto mehr wog die Stimmung vor, welche die letzteren diktirte. Denn eben die Zeit, in der Chapelain geherrscht hatte, war im Absterben. Ob wirklich 1659, nach der ersten Aufführung von Molières Précieuses ridicules, Ménage zu Chapelain sagte: „Wir müssen das verbrennen, was wir bisher angebetet und anbeten, was wir bisher verbrannt haben", läßt sich nicht feststellen, aber es bezeichnet vollkommen die damals herrschende Stimmung. — Eben dieser Ménage, der übrigens kaum ein Jahrzehnt später von Molière als „Vadius" in den „gelehrten Frauen" lächerlich gemacht werden sollte, wurde Chapelain's erbittertster Gegner. Ménage, ein tüchtiger Philologe und mittelmäßiger, allzu sehr der Moderichtung huldigender Dichter, wurde gegen seinen ehemaligen Freund aufgebracht, als dieser bei der Wiederbesetzung eines Platzes in der Akademie einen Anderen ihm vorzog. Seitdem entbrannte zwischen beiden ein bitterer Streit, in den sich auch andere mischten, theils um ihn zu besänftigen, theils um ihn zu schüren. Die Streitenden selbst befehdeten in grimmigem Spotte ihre litterarischen Arbeiten, verdächtigten gegenseitig ihren Charakter und ihr Thun und weihten in widerwärtigen Allweiberklatsch ein Publikum ein, das an unwürdigen Zänkereien bekannter Persönlichkeiten niedriges Behagen findet. Erst 1671 wurde der Streit friedlich beigelegt.

Wissen von diesem Feinde Chapelain's und seinem Gebahren nur die Gelehrten, so wissen von Boileau's Gegnerschaft auch die Gebildeten überhaupt; ja, man kann sagen, daß die Spöttereien des großen Satirikers den Namen des Verspotteten erst eigentlich auf die Nachwelt gebracht haben. Mögen auch persönliche Gründe Boileau's Verhalten beeinflußt haben, bestimmt wird sein Auftreten durch den gründlichen und gerechtfertigten Haß, den der neue Gesetzgeber poetischer Technik, der selbst kein Dichter war, aber das Wesen der Dichtung seiner Zeit erkannte, gegen den Theoretiker der früheren Zeit, den unglücklichen Reimer und hochmüthigen Pensionenvertheiler hegte. Für solchen Haß gab es keine Versöhnung. Von 1663 bis 1692 griff Boileau den Dichter an, ließ wohl den braven Menschen gelten, aber züchtigte Chapelain's Selbstverblendung, seinen Neid gegen wirkliches Verdienst, seine Narrheit, die eben darin bestand, daß er dichten wollte, ohne es zu können. In unerschöpflichen Wendungen behandelte Boileau, der ja gern auf einem Steckenpferde ritt, das einmal angeschlagene Thema; durch Chapelain's ohnmächtige, von unerhörter Selbstverkennung zeugende Wuthanfälle eher belustigt als gereizt und auch durch des ehemals Vielvermögenden Anstrengungen bei den Mächtigen nicht sonderlich gehindert. Die Lobredner des früher vielgelobten Mannes waren alle verstummt. Gegen Ende 1673 wurde er schwer krank und starb am 22. Februar 1674.

Er war ein fleißiger, braver, frommer, gelegentlich auch toleranter Mann, ein rücksichtsvoller Freund, aber er war ein eitler Selbstlober und ein schlechter Poet. Die Nachwelt, die sich weniger um den Arbeitenden kümmert, als um das Gearbeitete, vergaß seine Tugenden und gedachte nur seiner Schwächen und Fehler.

Ludwig Geiger.

## Wanderungen durch das europäische Rußland.

III.

Nach dem Bauern nimmt unter den vier Hauptständen, welche das russische Ständerecht kennt, der Adel die wichtigste Stelle ein, weil er eigentlich die höheren Schichten der gebildeten Welt darstellt und sich mit dem Offiziers- und

höheren Beamtenstand deckt. Denn hohe Geburtsaristokratie ist in Rußland nicht zahlreich vertreten, um so zahlreicher jedoch der sogenannte Beamten- oder Würdenadel. Schon am alten Moskauer Hofe gaben Abstammung und edles Blut sehr wenigen Familien ihren Rang. Nur in 31 privilegirten Familien, von welchen die 20 von Rurik, dem normannischen Begründer russischer Herrschaft, abstammenden den Knäsen-(Fürsten-)Titel trugen, bestanden Privilegien bezüglich der Adelsvererbung, indem in 16 Häusern die Söhne wieder Bojaren wurden, während in 15 anderen die Nachgeborenen mit dem Range eines Okolnik, der zweiten moskowitischen Würde, anfingen. In allen übrigen Familien stand der Sohn um zwei Rangstufen tiefer als sein Vater, was bei ausbleibender Beförderung den allmählichen Niedergang der Adelsfamilien zur Folge hatte. Ueberdies schaffte Peter der Große im Jahre 1722 den Bojarentitel überhaupt ab, ersetzte die Familienrangliste durch eine Personalrangliste und ließ nur den Knäsentitel bestehen, dessen Träger mithin die Repräsentanten des eigentlichen Geburtsadels wurden. Im übrigen stellte die Personalrangliste Peters des Großen 14 der militärischen Hierarchie angepaßte Rangklassen der Offiziers- und Beamtenwelt auf, welche in den oberen 5 Klassen (bis zum Oberst bezw. Staatsrath) den erblichen, in den übrigen Klassen (bis zum Fähnrich bezw. Kollegienregistrator) den persönlichen Adel verleihen. Außerdem kann der Adel auch als direkte Standeserhöhung oder mit einzelnen Orden verliehen werden. Abendländische Adelstitel (Grafen, Barone) sind selten und gehören der neueren Zeit an, der betitelte baltische Adel hat überhaupt deutschen Charakter, der Adel der Ostseeprovinzen und Finnlands hat sein besonderes auf Stammestradition beruhendes Gepräge, der ebenfalls spezifische polnische Adel hat sich in Folge seiner vielfachen Auswanderungen ins Ausland und der von der russischen Regierung unter besonderen Bedingungen vorgeschriebenen Erneuerung der Adelsbriefe wesentlich verringert. Rechnet man hierzu die aus Westeuropa eingewanderten Edelleute, so ist damit der Geburtsadel erschöpft; der übrige Theil entfällt auf den Rangadel, der jedoch kein Namensmerkmal trägt, dessen einzige Beglaubigung vielmehr in der Eintragung in das Adelsregister des Gouvernements besteht. Ueberhaupt hält der Russe im Allgemeinen auf Titel nicht viel. Wie die wirklichen Hochtorys, die Abkommen der ehemaligen selbständigen russischen Fürsten, meist gar keinen Titel führen, so hört man auch die Anwendung des Prädikats „Excellenz“, welches den vier oberen Rangklassen (vom Generalmajor bezw. wirklichen Staatsrath aufwärts) zukommt, außer im militärischen Dienstverkehr fast nie.

Das von Katharina II. geschaffene Recht des Adels, gouvernementweise Adelsversammlungen mit dem Recht der Immediateingabe und der Wahl der meisten lokalen Beamten und Richter zu bilden, hat mit der durch Aufhebung der Leibeigenschaft hervorgerufenen umfangreichen Besitzentäußerung seitens des Adels mehr und mehr an Bedeutung verloren. Auch von dem Vorrechte des Adels, Fideikommisse und Majorate stiften zu können, wird aus gleichem Grunde wenig Gebrauch gemacht. Dagegen genießt der Adel den großen Vortheil, leichter in den Staatsdienst treten zu können und hier rascher vorwärts zu kommen als andere Leute. So ist den Söhnen erblicher Edelleute schon nach zweijähriger Staatsdienstzeit in den unteren, nicht rangirten Chargen bereits die 14. Beamtenrangklasse zugänglich, den Söhnen persönlich Geadelter nach dreijähriger, denen anderer Gesellschaftsklassen jedoch erst nach acht- bis zehnjähriger, insoferne nicht die Erlangung des Grades eines Doktors, Magisters, Kandidaten oder graduirten Studenten auf dem Wege der Ablegung höherer Prüfungen die sofortige Einreihung in die 8., 9. 10. oder 11. Rangklasse zur Folge hat.

Entfällt ohnehin der größte Theil des Adels auf den Rangadel, so wird die Bedeutung des Geburtsadels weiterhin durch den Umstand geschmälert, daß derselbe im Allgemeinen und trotz des in ihm noch vielfach vertretenen enormen Reichthums nur über geringen Grundbesitz verfügt. Die grundlegende Ursache ist wohl in der Bestimmung Peters I. zu suchen, nach welcher eine Familie, die im Laufe zweier aufeinanderfolgender Generationen dem Staatsdienste fern blieb, ihre damals noch umfangreicher bemessenen Adelsrechte verlor. Unter Peter III. wurde zwar jenes Gesetz aufgehoben, allein die Wirkungen desselben waren nicht gleich rasch aus der Welt zu schaffen und überdies hat neuerdings die auf Kosten des Adels durchgeführte Aufhebung der Leibeigenschaft den Grundbesitz für den Adel weniger bequem und einträglich und damit minder begehrenswerth gemacht. Wer ein ausreichendes Vermögen besitzt, lebt lieber frei und unabhängig von den Sorgen der Güterbewirthschaftung, die minder bemittelten widmen sich dagegen mehr der Beamtenlaufbahn, auf der sie ja viele Bevorzugungen genießen. So geht selbst der alte Grundbesitz des Adels mehr und mehr in fremde Hände, meist in jene von reichen Kaufleuten über.

Diese Verhältnisse lassen die Aristokratie in Rußland auch zu keiner politisch einflußreichen Rolle kommen, so daß die russische Gesellschaft nicht in einer politischen, sondern in einer sozialen Aristokratie gipfelt, der „Snat“, in der nur die bekanntesten und berühmtesten Familien, hohe Staatswürdenträger und die Elite der Intelligenz und des Reichthums vertreten sind. Ja es bedarf sogar der Vereinigung mehrerer diese Gesellschaftsklassen auszeichnenden Vorzüge, um die Kreise des „Snat“ zu erschließen, innerhalb dessen eine seltene Gewandtheit und Eleganz der gesellschaftlichen Formen und mitten in der äußeren Gleichheit eine unsichtbare aber unübersteigliche Abgrenzung der Werthbemessung des Einzelnen herrscht. So leicht sich die offizielle Assimilirung des Adels durch Schaffung der Rangklassen vollzog, so wenig erscheint der Adel auf gesellschaftlichem Boden assimilirt, und wenn auch die gleichen Vereinigungspunkte, so besonders die in jeder größeren Provinzialstadt vorhandenen Adelsklubs zu einem ständigen Verkehr wenigstens der männlichen Adelskreise führen, so stuft sich dennoch auch hier die gesellschaftliche Stellung des Einzelnen durch mancherlei, oft kaum wahrnehmbare Schattirungen in Formen und Manieren ab.

Durch die Einführung des Rang- und Würdenadels erscheint das Beamtenthum so sehr mit der Aristokratie identifizirt, daß es hier am Platze erscheint, dasselbe einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Deutet schon die Bevorzugung des Adels bei Verleihung der niedersten (14.) Rangklasse darauf hin, daß bei Ergänzung des Beamtenstandes Verwendbarkeit, Fachkenntnisse und Pflichttreue nicht das ausschließlich maßgebende Moment bilden, so tritt dieses Verhältniß noch deutlicher durch die Vorbildung und die Beförderungsverhältnisse des Beamtenstandes in die Erscheinung. Die Vorbildung zielt mehr auf eine allgemeine, als auf eine fachmäßige Vorbereitung für den Staatsdienst ab, weil die Verschiebung der Beamten von einer in die andere Berufssparte immer noch ihre verhängnißvolle Rolle spielt, indem dieselbe aufs engste mit der Rangstufeneintheilung zusammenhängt.

Da nämlich die russischen Rangklassen ebensowenig wie die deutschen Titel Geheimrath, Hofrath u. dergl. ein bestimmtes Amt, sondern einen, sich über alle Berufssparten gleichmäßig erstreckenden Rang bedeuten und überdies im Allgemeinen nicht nach Fähigkeiten und den in einer Berufssphäre bestehenden Vakaturen, sondern nach dem Dienstalter verliehen werden, muß die Verschiebung von Beamten von einer in die andere Sparte häufig dem inneren Ausgleich dienen. Die prinzipielle Anerkennung dieser Möglichkeit hat dann noch zahlreiche Versetzungsgesuche zur Folge, sobald sich den Beamten in anderen Berufssphären einträglichere Stellen oder angenehmere Lebensverhältnisse bieten. So ist es kein seltener Fall, daß der graduirte Student nach sechsmonatlicher Dienstleistung in der Front ohne weiteres Offizier wird, ein Offizier dagegen unter Uebertritt in die seiner militärischen Charge entsprechende Beamtenrangstufe irgend ein ihm mehr zusagendes Amt im Civilstaatsdienst erhält. Wie sich dann beide mit ihrer den neuen Verhältnissen nicht angepaßten Vorbildung zurechtfinden, bleibt ihnen überlassen; Zweifel kann es jedoch keinem unterliegen, daß durch ein solches Verfahren eine Summe von wenigstens

sachlicher Unfähigkeit und Abhängigkeit des Vorgesetzten vom Untergebenen in das russische Beamtenthum getragen wird, welche für das Ansehen und die Leistungsfähigkeit des letzteren wie für das allgemeine Wohl gleich schädlich wirkt.

Nur in den obersten Rangstufen erfolgt die Beförderung mehr nach Fähigkeiten. Auf die große und mit der Allgemeinheit mehr in Berührung stehende Masse des Beamtenthums bleibt dieses Verhältniß jedoch ohne Einfluß, nachdem diese höheren Beamten mehr zur Thätigkeit bei den Centralbehörden der Staatsverwaltung berufen sind. Dagegen trägt es in die oberen Schichten des Beamtenthums vielfach ein häßliches Streberthum, unter welchem ebenfalls das Ansehen und der innere Geist des Standes leiden. Ist es doch beispielsweise auch in der Armee eine allgemeine Klage, daß die zur Hebung der Bildung im Offizierskorps angewendeten Mittel, wenn sie auch in dieser Richtung ihren Zweck nicht verfehlt haben, gerade mit Schaffung jenes Streberthums auf den kameradschaftlichen Sinn und Geist im Offizierskorps einen höchst schädlichen Einfluß ausübten. Trotz aller Generalisirung entbehren eben die Beförderungs- und Ergänzungsverhältnisse des Beamtenthums in Rußland viel zu sehr eines bestimmten, auf sachgemäßer Grundlage aufgebauten Systems und stehen zu sehr unter dem Einflusse willkürlicher und unberechtigter Bevorzugungen, als daß sie an der Qualität und dem Geiste des Beamtenstandes spurlos vorübergehen könnten.

Dazu kommen die schädlichen Wirkungen der übertriebenen Centralisirung der Verwaltung, der außerordentlichen Abhängigkeit des Untergebenen von seinem Vorgesetzten und einer den höheren Kreisen im Gegensatz zur Genügsamkeit des russischen Bauern eigenen Neigung zur Prunksucht und Genußsucht, welche viele veranlaßt, weit über ihre Verhältnisse hinaus zu leben, nur um sich eine Rolle in der feineren Gesellschaft zu erobern. Bei der außerordentlichen Ausdehnung des Reiches und der trotz aller scheinbaren Gleichheit vorhandenen Verschiedenheit der Lebensbedingungen in den einzelnen Gegenden birgt die Centralisirung der Verwaltung in den Ministerien ohnehin große Gefahren in sich, die nur durch Einräumung einer bemessenen Selbständigkeit der äußeren Beamten hinsichtlich der Erledigung dringlicher Angelegenheiten und der Art des Vollzuges der von der Centralbehörde ausgehenden Anordnungen gemindert werden könnten. Der Einräumung, sicher aber auch der zweckentsprechenden Anwendung solcher Selbständigkeit steht aber der früher erwähnte Umstand, daß viele Beamte ausreichende Fachkenntnisse nicht besitzen, und der dem russischen Volkscharakter im Allgemeinen anhaftende Mangel an Initiative hinderlich im Wege. Zudem hängt der russische Beamte mit seiner ganzen Existenz in so hohem Maße von seinem Vorgesetzten ab, daß es sich für denselben bei allen seinen Amtshandlungen weniger darum handelt, dieselben den jeweils einschlägigen Verhältnissen und den Bedürfnissen der Allgemeinheit anzupassen, als sich durch sie die Zufriedenheit und Gunst des Vorgesetzten zu sichern. So artet die Thätigkeit der Beamten vielfach in eine das Wesen der Sache oft gänzlich außer Acht lassende Wohldienerei nach oben, nach unten aber in einen starren Bureaukratismus aus, der die allgemeinen Interessen umsomehr gefährdet, je mehr er mit Unfähigkeit gepaart ist. Die Gefahr, durch die Ungnade eines Vorgesetzten um Stellung und Unterhalt gebracht zu werden, vielfach auch der früher erwähnte Hang zu einem den Einkommensverhältnissen nicht angepaßten Wohlleben, legen überdies den Keim zur Bestechlichkeit und Untreue am Staatsgut, — Eigenschaften, welche man in Westeuropa, wenn auch häufig unter Uebertreibung der thatsächlichen Verhältnisse, als charakteristisch für den russischen Beamtenstand zu bezeichnen pflegt. Es unterliegt zwar nach Vorstehendem gewiß keinem Zweifel, daß letzterer zum großen Nachtheil des allgemeinen Wohls und seines eigenen Ansehens an manchen Krankheiten und Fehlern leidet, indessen verlangt auch die Gerechtigkeit, daß man diese Fehler nicht ohne ihre in der Organisation des Beamtenthums liegenden Ursachen nennt.

Die Geistlichkeit, der dritte der russischen Hauptstände, spielt bei weitem nicht jene wichtige Rolle, welche man bei dem ausgeprägt bigotten Sinn des Russen erwarten sollte. Der Russe ist religiös, aber keineswegs klerikal. Der hohen und gebildeten Geistlichkeit ist zwar ein ziemlicher Einfluß auf das Staatsleben nicht abzusprechen. Derselbe äußert sich aber ebensowenig wie jener des höheren Beamtenthums der breiten Masse des Volkes gegenüber. Letztere kommt fast ausschließlich nur mit der niederen Geistlichkeit in Berührung, welche meist eine traurige Rolle spielt und nicht selten als Blitzableiter für die Unzufriedenheit des Landvolkes dienen muß. Es gilt dies hauptsächlich von der weißen, d. h. der zum Gemeindedienst berufenen, dem Cölibat nicht unterworfenen Weltgeistlichkeit im Gegensatz zu der schwarzen, d. h. der Klostergeistlichkeit, welche mit dem Volksleben weniger in Berührung tritt, dem Cölibat unterworfen ist und ausschließlich für die höheren Stellen der kirchlichen Hierarchie in Betracht kommt. Während die schwarze Geistlichkeit die Klasse der Archieri oder Prälaten (Metropoliten, Erzbischöfe, Bischöfe), der Archimandriten (Aebte), Igumenen (Prioren) und Mönche kennt, sind in der weißen Geistlichkeit nur die Protojerei oder Protopopen (Oberpriester) und die Jerei oder Popen (Priester) vertreten, von denen erstere zur Aufsicht der letzteren berufen sind. Protodiakonen, Diakonen, Lektoren, Küster und Sänger erhalten zwar auch eine Art Weihe, gehören aber nicht zur Priesterschaft. Die höchste über der gesammten Geistlichkeit stehende Autorität ist formell der heilige Synod, eine Versammlung der höchsten Kirchenfürsten. Da aber der Zar durch den sogenannten Oberprokuror des heiligen Synod, einen der höchsten Civilbeamten (z. B. der bekannte Pobiedonoscew) vollständigen Einfluß auf den Synod ausübt, ist er in der That das Kirchenoberhaupt, so daß die in dieser Richtung fast allgemein in Westeuropa verbreitete Anschauung — wenn auch nicht formell — so doch materiell richtig ist.

Daß die weiße Geistlichkeit trotz ihrer verhältnißmäßig hohen Einreihung in die 6. (Protopopen) und 7. (Popen) Rangstufe eine untergeordnete soziale Stellung einnimmt, liegt in der kärglichen Dotirung ihrer Stellen, in ihrer exklusiven Bildung und überwachenden Thätigkeit bezüglich der Einhaltung der strengen Kirchen- und besonders Fastengebote, in ihren äußeren, sie oft kaum vom Bauern abhebenden Lebensverhältnissen und nicht zuletzt darin begründet, daß sie noch vielfach auf traditionelle Abgaben der Angehörigen ihres Kirchensprengels angewiesen ist und sich trotz Aufhebung der früheren Erblichkeit des geistlichen Amtes doch noch fast ausschließlich aus dem eigenen Stande ergänzt, so daß sie dem Volke als ein unbequemes, streng exklusives Element erscheint, dem jedoch nach außen imponirende Attribute seiner Stellung nicht zur Seite stehen. Die Popensöhne und ausnahmsweise einige wenige Laien, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollen, werden ohne jede freiere Geistesbildung nach streng scholarischem Zuschnitte in priesterlichen Schulen und Seminarien erzogen, da an den russischen Universitäten eine theologische Fakultät nicht besteht. Verständniß für die Bedürfnisse des Volkes und Geschick für den Verkehr mit ihm gehen somit den weltfremd aufgewachsenen Geistlichen fast ausnahmslos ab, so sehr ihre Beziehungen als Familienväter zum Leben ihrer Gemeinde, innerhalb der sie wie der Landmann ihren Acker bestellen, gerade das Gegentheil erwarten lassen sollten. Das dürftige Tagewerk hindert sie an höherem Wirken in seelsorgerischem Sinne, das überdies nicht in den Absichten der griechischen Kirche liegt; sie sind vielmehr nur Träger des Kultus und in den Augen des Volkes gewerbsmäßige Spender der Sakramente. Selbst die Heirathen der Popen stellen keine innigeren Beziehungen mit dem Volke her; denn meistens heirathen die Popen Popentöchter, nicht selten die Tochter des Amtsvorgängers und mit ihr die Pfarre. Diese Verhältnisse und die kärgliche Dotirung der Priesterstellen bleiben nicht ohne Einfluß auf die Ergänzung der Geistlichkeit. Die Popensöhne finden immer weniger Geschmack am geistlichen Stande und wählen sich eine freiere und einträglichere Laufbahn, so daß Tausende von Geistlichenstellen im

Lande unbesetzt sind und höchstens auf 2000 Seelen ein Geistlicher trifft.

Was nach den vorstehenden Ausführungen nicht zum Landvolk, dem Adel und der Geistlichkeit zählt, gehört nach dem russischen Ständerecht der Klasse der Städter an. Sie zerfallen im Allgemeinen in Ehrenbürger, Kaufleute und Mjeschtschane (Stelleninhaber). Als Ehrenbürger gelten, insolange sie nicht die Zugehörigkeit zu einem anderen Stande erlangen, die Söhne der Beamten und der Geistlichkeit und Leute eines gewissen, gesetzlich vorgeschriebenen Bildungsgrades, wie Künstler, Studenten, Kandidaten und dergl. Die in volkswirthschaftlicher Beziehung wichtigste Gruppe der Städter bilden die Kaufleute, welche je nach der Höhe ihrer Steuerzahlung bezw. dem Umfang ihrer Geschäftsbefugnisse in drei Gilden eingetheilt werden. Die Kaufleute der ersten Gilde sind berechtigt, im ganzen Reiche Großhandel und in jenen Gouvernements u. s. w., für welche sie die besondere Berechtigung erworben haben, Detailhandel zu treiben, Fabriken zu errichten, Lieferungen und Pachtverträge jeden Umfangs einzugehen. Jene der zweiten Gilde sind nur zum Detailhandel, zum Betrieb von Fabriken und Werkstätten in jenen Kreisen befugt, für welchen sie einen Handelsschein gelöst haben. Ihre Zahl sowohl wie die Höhe der bei ihren Handelsoperationen zulässigen Höchstsummen unterliegen gesetzlichen Beschränkungen. Die dritte Gilde setzt sich aus den Kleinhändlern und Hausirern zusammen. Erstere dürfen nur in Kaufhöfen, Läden und dergl. ihr Geschäft betreiben, das oft die eigene Erzeugung der Waare in sich schließt, so daß sie einen großen Theil des gewerblichen Standes umfassen, während die Hausirer zum Feilbieten ihrer Waaren nur auf dem Lande berechtigt sind.

Die erste und zweite Kaufmannsgilde, deren Angehörige sich oft ihr Vermögen in irgend einer Bude als Kleinhändler erworben haben, repräsentiren den eigentlichen Geldbesitz in Rußland, wenn man von einzelnen immens reichen, ihrer Zahl nach aber nicht ins Gewicht fallenden Adligen absieht. Hieraus erklärt es sich auch, daß sie trotz der geringen Sympathie, welche im Allgemeinen der Kaufmannsstand in Rußland genießt, im volkswirthschaftlichen und politischen Leben eine große Rolle spielen und daß man einzelne wenige Großhändler der I. Gilde, insofern ihnen höhere Bildung zur Seite steht, auch in der feineren Gesellschaft Rußlands vertreten findet. Im Allgemeinen aber stellt auch die höhere Kaufmannschaft einen sehr originellen, nicht salonfähigen Typus vor, dem die geistige Beweglichkeit und die Bildungsbestrebungen des besseren westeuropäischen Bürgerthums ferne geblieben sind und der die altnationalen Sitten Rußlands noch so gut wie der Bauer vertritt, wenn er auch den Kaftan dem Gehrock geopfert hat. Oft ohne sonderliche Schulbildung, häufig nur des Lesens und Schreibens kundig, führt dieser langbärtige, schweigsame, äußerlich stets ruhige und würdige, innerlich beständig rechnende russische Kaufmann seine oft einen Jahresumsatz von Millionen repräsentirenden Geschäfte mit den einfachsten Mitteln und einer seltenen Geschicklichkeit, wobei ihm seine Redegewandtheit, wenn es das Anpreisen der Waaren gilt, seine Menschenkenntniß, unermüdliche Thätigkeit und die je nach Umständen angewendete Unterwürfigkeit oder Rücksichtslosigkeit außerordentlich zu statten kommt.

Zu den Mjeschtschanen zählen alle diejenigen Stadtbewohner, die keiner der vorgenannten Klassen angehören, also Schankwirthe, kleinere Hausbesitzer, Fuhrleute und dergl. sowie die Beisassen, d. h. Leute, die in einem bestimmten Engagementsverhältniß stehen, wie Kommis, Schreiber, Schauspieler, Hauslehrer, schließlich die nicht zahlreich vertretenen Handwerker, insoweit dieselben nicht durch eigenen Vertrieb ihrer Erzeugnisse unter die Kategorie der Kaufleute treten.

Im Allgemeinen ist das städtische Leben in Rußland wenig entwickelt. Während in Westeuropa ein Drittel, theilweise sogar die Hälfte der Gesammtbevölkerung auf die Städtebewohner entfällt, ist in Rußland das Verhältniß dieser zum Landvolk wie 1 : 10. Darin liegt auch der Mangel eines tüchtigen Bürgerthums begründet, mit welchem in Rußland das rollende Kapital beweglichen Reichthums, ein frisch pulsirendes wirthschaftliches Leben, der Geist kräftiger Initiative und eines der wichtigsten Momente für Entwickelung der Zivilisation und Kultur entfällt. Zudem lassen die Bedürfnißlosigkeit der breiten Masse des russischen Volkes und die hohe Entwickelung der ländlichen Hausindustrie die meisten Städte keine besondere Bedeutung gewinnen. Sie bilden bloß die Mittelpunkte der Verwaltung und des Tauschhandels zur Zeit der Märkte; die Gewerbthätigkeit, welche in Westeuropa den Kern des Bürgerthums darstellt, findet dort keinen fruchtbaren Boden. Dementsprechend ist auch die Bevölkerung der Städte, in denen der Beamtenstand und vielleicht einige Großhändler die Bildung, das Bürgerthum des Komptoirs den Besitz und den Mittelstand repräsentiren, die übrige große Menge aber auf die Mjeschtschane entfällt, die durch den Zuzug der ohne Landanspruch freigelassenen Leibeigenen mehr und mehr mit städtischem Taglöhnerthum und entgegen den von der altrussischen Partei auf den Mir gesetzten Hoffnungen mit Proletariat durchsetzt worden sind. So kommt es, daß die unteren Schichten der Stadtbevölkerung noch heute an Wesen, Bildung, Neigungen und Sitten den Bewohnern des flachen Landes sehr nahe stehen.

Um so vortheilhafter hebt sich von solchen Verhältnissen der binnenrussischen Städtewelt die stark entwickelte wirthschaftliche, intellektuelle und soziale Bedeutung des städtischen Elements in den baltischen Provinzen ab. Hier gibt es neben einem thal- und besitzkräftigen Handelsstand einen leistungsfähigen selbstbewußten Handwerkerstand und außer der in beiden vertretenen Bildung eine starkentwickelte Körperschaft der Intelligenz, sowie zwischen allen diesen Klassen verbindende Mittelstufen. Freilich liegen hier die Vorbedingungen für die Entwickelung städtischen Lebens und Wirkens auch wesentlich günstiger; dennoch gebührt dem vorwiegend deutschen Blut, das in den baltischen Städten pulsirt, die Anerkennung, zu ihrem Aufschwung besonders viel beigetragen zu haben.

Von den Bevölkerungskategorien Rußlands (Kosaken, Juden, Ssamojeden, Kalmüken, Kirgisen, Turkmenen, Ausländer u. s. w.), für welche theils neben, theils außerhalb des Ständerechts besondere Bestimmungen in beschränkendem oder begünstigendem Sinne bestehen, verdienen hauptsächlich die Juden Beachtung. Wie früher bereits angedeutet, üben dieselben auf das volkswirthschaftliche Leben in Rußland als Zwischenhändler, Hausirer, Pfandleiher, Geldmakler und Wucherer einen so tiefgehenden Einfluß, daß sich ihre Stellung unter besondere Bestimmungen, nach welchen sie bezüglich des Aufenthaltsorts, des Eintritts in den Staatsdienst, der Verwendung innerhalb der Armee und der bürgerlichen Rechte verschiedenen Beschränkungen unterworfen sind, sowie die wiederholten Judenverfolgungen und der bis in die untersten Schichten der Bevölkerung durchdringende Antisemitismus leicht begreifen.

Trotz aller Bestrebungen und Maßnahmen zur Ueberwachung und Unterdrückung des jüdischen Elements wird sich jedoch der Einfluß der — auch nach ihrer Zahl weit mehr als in Westeuropa ins Gewicht fallenden — Juden in Rußland nicht so rasch beseitigen lassen. Sie sind zu sehr die fast ausschließlichen Träger des Zwischenhandels geworden, als daß die Beseitigung dieses Mittelgliedes im Handelsleben ohne die empfindlichste Rückwirkung bleiben könnte. So hat Moskau, der Hauptstapelplatz des russischen Handels, durch die letzten Judenverfolgungen schon Millionen verloren. Und selbst als Wucherer wird der Jude zwar gehaßt, aber gebraucht. Ueberdies erfreuen sich die — wenn auch nicht zahlreichen — sogenannten geschützten Juden sogar in Petersburg so naher und wirkungsvoller Beziehungen zu einflußreichen Persönlichkeiten und weiß sich die Judenschaft das schlechtbesoldete untere Beamtenpersonal auf naheliegende Weise so dienstbar zu machen, daß ihre Spekulationen auch bei Staatsunternehmungen die ausgiebigste Unterstützung genießen. Daß aber der allgemein verbreitete Haß der Russen gegen die Juden von diesen nicht unerwidert bleibt, das beweisen die starke Betheiligung des jüdischen

Elements an nihilistischen Umtrieben und die Schwierigkeiten, auf welche die russische Regierung bei jeder inländischen Anleihe stößt. So trägt das Judenthum einen inneren Kampf in das wirthschaftliche Leben Rußlands, der zwar von beiden Theilen mit Erbitterung geführt wird, dessen hauptsächlichste Kosten aber zunächst noch und wohl noch für lange der Staat zu tragen hat.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Peregrinus.

## Musik.

(Opernhaus. Ruggiero Leoncavallo: „Die Medici".)

Mit der glänzenden Aufführung im Berliner Opernhause am Sonnabend, den 17. Februar, hat ein zweites Werk des erfolggekrönten Dichterkomponisten der „Pagliacci" seinen Einzug auf die deutsche Bühne gehalten: die vieraktige „historische Handlung": „Die Medici". Die Tagespresse hat den großen äußeren Erfolg der Neuheit festgestellt und der Andrang des Publikums zu den ersten Wiederholungen verbürgt eine stattliche Reihe von Aufführungen. Unser Opernhaus, das an die Einübung und Ausstattung der neuen Arbeit Leoncavallo's viel Zeit, Mühe und Geld gewendet hat, verfügt also auf eine Zeit lang wieder über ein Kassenstück und Herrn Sonzogno sind die üblichen Tantiemen gesichert. Schön.

Es gibt Leute, deren Interesse an der Kunst mit der Mittheilung und Verbürgung solcher Thatsachen völlig erschöpft ist und die daher auch von der Kritik nichts anderes zu vernehmen wünschen, als eine wohlklingende, möglichst volltönende Paraphrase über dieses Thema. Diese Leute, die den Werth eines Kunstwerkes nur nach seinem Erfolge bemessen und immerfort bemüht sind, dem schönen Schein den Vorrang vor dem echten Wesen zu verschaffen, sind ein böser, gerade heute wieder üppig wuchernder Krebsschaden in unserem Kunstleben. Ihnen, den Anbetern des Erfolges, die auch in der Presse nicht ein Bildungsmittel der Zeit, sondern lediglich ein Reklame-Institut verehren und am liebsten die nachdenklichen, gewissenhaften Kritiker durch die ersten schlechtesten Lohndiener der öffentlichen Meinung ersetzen möchten, mit allem Nachdruck entgegenzutreten, ist von Zeit zu Zeit nöthig und eine Ehrenpflicht ernstlicher Kunstbetrachtung. Ich kann dieser Pflicht hier um so beruhigter Genüge thun, als mich die Gesinnungen meiner Leser, wie mein eigenes Wort vor der ebenso beliebten als beleidigenden Verdächtigung schützen, durch ein freimüthiges Kunsturtheil irgend welche „Interessen" schädigen zu wollen.

Als im Dezember 1892 Ruggiero Leoncavallo mit den „Bajazzi" den ersten Schritt auf das deutsche Theater wagte, war ich einer der Ersten und Wenigen, die ihn mit Wärme begrüßten und freudig anerkennend auf seine Begabung und die Bedeutung seiner Komödiantentragödie hinwiesen. Auch heute, nachdem ich das fesselnde Werk, das in Berlin schon über 60 Aufführungen erlebte, wiederholt gesehen und gehört habe, kann ich mein günstiges Urtheil über die „Bajazzi" fast durchaus festhalten. Nur eines prägte sich meinem künstlerischen Bewußtsein tiefer und empfindlicher ein, als ich anfänglich dachte: die Zwiespältigkeit des Stils. In der geistreichen und geschickten Verbindung leitmotivischer Arbeit mit der Ausdrucksweise der italienischen Oper lernte ich mehr und mehr den Werth und das höhere Verdienst des zweiten Aktes erkennen, während andererseits die großen Nummern des ersten Aktes sich immer deutlicher als Abkömmlinge der Meyerbeer'schen Oper entpuppten. Die bange Frage aller derer, die von Leoncavallo etwas für die Weiterentwicklung der neuesten Oper erhofften, war daher: Wird er die musikalische Darstellungsweise des ersten oder zweiten Aktes der „Bajazzi" beim Schaffen einer neuen Oper zur Norm nehmen?

„Die Medici" stehen dem ersten Akte der Bajazzi bedeutend näher als dem zweiten; sie haben durchaus den Zuschnitt und die Ausdrucksweise der großen historischen Oper von anno dazumal. Das ist eine böse Enttäuschung für die deutschen Verehrer Leoncavallo's und scheint ein bedenklicher Rückschritt. In Wahrheit liegt die Sache nicht ganz so einfach und ganz so schlimm. Durch die Kunde von Richard Wagner's Nibelungentrilogie äußerlich angeregt, hatte nämlich Leoncavallo, lange bevor er die „Pagliacci" schuf, diese „Medici" als ersten Theil einer historischen Trilogie „Crepusculum" entworfen und zu komponiren begonnen. Man muß also in der Entwicklung des Dichterkomponisten einen Schritt zurückthun, um nicht in den „Medici" einen Rückschritt seiner Kunst erblicken zu müssen. Das hat seine Schwierigkeiten. Es ist so, als ob man sich vorstellen sollte, Richard Wagner habe, nachdem ihm der „Fliegende Holländer" die Herzen erobert, plötzlich die Musikwelt mit dem noch unbekannten „Rienzi" überrascht, eine Vorstellung, die nicht nur die Absonderlichkeit der Sachlage, sondern auch den Unterschied zwischen dem in sich folgerichtigen Entwicklungsgang eines Genies und der willkürlichen Arbeitsamkeit eines Talentes aufhellt. Wohl vermißt man in der Dichtung wie in der Musik der „Medici" jene Lebendigkeit, Treffsicherheit und Schlagkraft, die den zweiten Akt der „Bajazzi" auszeichnet, und sieht, alter Weise gemäß, den Dramatiker bescheiden hinter den Musiker zurücktreten, allein erst die künftigen Arbeiten Leoncavallo's werden erweisen, ob das nur den Stand seiner früheren oder auch seiner jetzigen Kunstanschauung kennzeichnet.

Die Ursache für die beträchllich geringere Wirkung der neuen Oper wird man zunächst im Stoff und seiner dramatischen Verarbeitung suchen. Aus den florentinischen Chroniken, den Dichtungen Poliziano's und Lorenzo des Prächtigen hat Leoncavallo die spärlichen Thatsachen für seine „historische Handlung" geholt, die uns die Verschwörung der Pazzi gegen die Medici, die Ermordung Giuliano's und den Sieg Lorenzo's vorführt. In zahlreichen Fußnoten des Textbuches hat er auf die Quellen seiner Wissenschaft hingewiesen, die leider nicht auch Quellen des Lebens für ihn und sein Werk wurden. Wir sehen wohl Vorgänge der florentinischen Geschichte sich vor unseren Augen abspielen, aber wir erleben keine Menschenschicksale, denn es ist Leoncavallo nicht gelungen, die Figuren seiner Handlung aus dem Zauberschlafe der Geschichte zum Leben der Dichtung zu erwecken. Dazu kommen empfindliche Mängel im Aufbau des Dramas. Die Begebenheiten der Bühne sind in ihren Ursachen und Wirkungen nicht klar dargelegt und oft nur mit Hilfe des Textbuches recht verständlich. Starke Situationen verlieren durch Wiederholung an Wirkung und die Hauptszene ist dem Lärm eines Ensemblesatzes geopfert. Die große Haupt- und Staatsaktion, in der das Stück gipfelt, ist mit möglichster Kürze behandelt und täuscht als etwas fast Nebensächliches neben einigen breit ausgeführten Liebesabenteuern her, deren Helden nicht genügend charakterisirt, deren seelische Entwicklung nicht hinreichend begründet ist, um den Eindruck der Wahrheit und des Lebens zu machen. So stellt sich das Ganze als ein wenig geglückter Versuch in der Art jener „historischen Oper" dar, von der Richard Wagner's Lebensthat die deutsche Bühne befreit hat.

Es ist geboten, diese Erkenntniß sehr stark zu betonen, denn die Marktschreier der neuen Opernschule haben die Parole ausgegeben, es handle sich bei Leoncavallo's Trilogie „Crepusculum", deren erster Theil in den „Medici" vorliegt, während ein „Savonarola" und ein „Cesare Borgia" noch der Ausführung harren, um nichts Geringeres als ein italienisches Gegenstück zu Wagners „Ring der Nibelungen". Schon aus der Wahl des Vorwurfes aber ließ sich erkennen, daß der gute Glaube Leoncavallo's, mit dieser „epischen Dichtung in Form einer historischen Trilogie" die Wege Wagners betreten zu haben, auf einem gänzlichen Mißverstehen des Bayreuther Meisters beruht. Das erste Stück des „Crepusculums" reiht sich nicht an die großen Schöpfungen der Kunst der Zukunft, sondern an die „große

Oper" der Vergangenheit: nicht zum „Ring der Nibelungen" wohl aber zu Meyerbeer's „Prophet" wird die Kunstgeschichte die „Medici" stellen.

Diese Verwandtschaft verräth auch die Musik, sowohl in ihrem Wesen und der einseitigen Richtung auf den theatralischen Effekt als in den besonderen Formen und Formeln des Meyerbeerschen „Stiles". Sie ist vorwiegend Zierat, nicht Ausdruck. Sie erweist überall fast die sichere Hand des Theaterkomponisten, sie offenbart nirgends einen schöpferischen Dramatiker. Dementsprechend erscheint die Arbeit des Tonkünstlers dort, wo es die entscheidenden inneren Erlebnisse und Wandlungen seiner Figuren darzustellen gilt, weniger gelungen als in den Schilderungen der äußeren Bühnenszene und den Stücken, die einer mehr durch die Situation als die Empfindung angeregten Stimmung die Farbe des Tones leihen. Meyerbeer, Verdi und Gounod sind die Ahnen des Melodikers Leoncavallo; die Kunst, die Mittel der Bühne und des Orchesters zu verwenden, hat er aber ersichtlich nicht nur an italienischen und französischen, sondern auch an deutschen Partituren, vor allem denen Richard Wagner's, emsig studirt. Eine große Freiheit und Mannigfaltigkeit in der Harmonik und eine außergewöhnliche Herrschaft über die Farbenwirkungen des Orchesters waren das Ergebniß dieser Studien, die freilich dem jungen maestro durch die Fülle der Eindrücke hin und wieder auch die Selbständigkeit erschwerten. So bekam die Partitur der „Medici" ein etwas buntes Aussehen und, da an Stelle der leitmotivischen Arbeit, die man bei den „Bajazzi" in vielversprechenden Ansätzen bewundert hatte, in der neuen Oper wieder die alten geschlossenen Formen mit den herkömmlichen Schlüssen getreten sind, jenen Charakter innerer Zusammenhangslosigkeit und äußerer Mache, der den Opern Meyerbeer's eigen ist.

Stehen sonach die „Medici" in der dramatischen Anlage und in der Wahrheit des musikalischen Ausdruckes weit hinter den „Bajazzi" zurück, so ist dagegen in der musikalischen Arbeit fast durchweg eine leichtere Hand und eine feinere Art zu bemerken. Der Sinn für Wohlklang offenbart sich in einer weniger sprunghaften und gewaltsamen Harmonik und einer an vermittelnden Schattirungen reicheren Instrumentation. Während Leoncavallo in den „großen Nummern" nicht über die Effektmittel und Wirkungen der großen Oper hinauskommt, mitunter, wie in dem begeistert aufgenommenen Septett sogar zur Alltagsphrase der Theatralik herabsteigt, bietet die Partitur in einigen Episoden sehr reizvolle Einzelheiten. So sind die Gesänge der Simonetta im ersten Akt, ihr Duett mit Giuliano, Lorenzo's Serenata, Simonetta's Tanzlied und das zum Theil einem altitalienischen Volkslied nachgebildete Mailied des Chores sehr ansprechende Eingebungen und sein durchgearbeitete Musikstücke. Auch das Vorspiel zum dritten Akt verdient hervorgehoben zu werden; es ist dasjenige Tonstück, aus dem die Eigenart des Komponisten der „Bajazzi" am deutlichsten zu uns spricht. Auf diesen Einzelheiten und dem künstlerischen Werth einer geistreich und wirkungsvoll gehandhabten Instrumentation beruht der Anspruch der „Medici" auf eine höhere Schätzung und die Hoffnung auf eine größere Zukunft ihres Urhebers die ihm aber nur beschieden sein wird, wenn mit zunehmender Reife auch seine Begabung sich vertieft und die Kraft seiner Empfindung in solchem Maße sich entwickelt, wie das spielerische und materielle Vermögen seiner Tonphantasie. Dazu ist ihm vor Allem Eines noth: Ruhe und Einkehr in sich selbst!

Die Aufführung, die die „Medici" hier fanden, macht unserem Opernhause die größte Ehre; sie verdient den lebhaften Andrang der Opernfreunde vollauf. Fachkundige Leute, die der ersten Mailänder Aufführung am 9. November vorigen Jahres beiwohnten, versichern, daß die Kräfte der Berliner Oper unter der musikalischen Leitung Joseph Sucher's und der trefflichen Regie Tetzlaff's eine Gesammtwirkung erzeugen, die den Eindruck der italienischen Vorstellung beinahe auslösche.

Heinrich Welti.

## Theater.

(Residenztheater: „Der Maskenball". — „Verfehlter Beruf". Berliner Theater: „Timon von Athen".)

Am Dienstag wurde am Residenztheater wieder eine der Possen aufgeführt, bei denen recht unkünstlerisch der Erfolg allein entscheidet. „Der Maskenball" von Alexander Bisson und Albert Carré (keck übersetzt von Benno Jacobson) wurde zwei Akte lang mit schallendem Gelächter begleitet, und als den Verfassern im letzten Akte der Athem ausgegangen war, merkten es die Zuhörer nicht, weil auch ihnen vor Lachen der Athem fehlte. Der Ausgangspunkt der Komödie ist diesmal eigentlich nicht komisch, sondern eher roh. Ein Arzt hat seinem besten Freunde vor drei Jahren die reiche Braut weggekapert, indem er ihm die Auskunft gab, der Vater sei ein Säufer, die Mutter eine ehemalige Bänkelsängerin; auch die Tochter trinke gern ein Gläschen zu viel. Der Arzt heirathet das verleumdete Mädchen, und die Posse besteht in den Sprüngen, die er machen muß, da sein Freund von einer großen Reise zurückkehrt. Genau betrachtet sind die Scenen, die aus dieser Voraussetzung herausgeholt sind, die schwächsten des Stücks, und der letzte Akt leidet trotz der Skrupellosigkeit solcher Dichtungen darunter, daß ein so gemeiner Schurkenstreich leicht genommen werden soll. Die ausgelassene Lustigkeit strahlt von Nebenfiguren aus und von der fast pantomimischen Kunst, mit der die kleinsten Nebenumstände bühnengemäß — Goethe nannte es einmal „bretterhaft" — ausgenützt sind. Ueber dieses Geheimniß der Pariser zerbrechen sich deutsche Schwankdichter, und die es werden wollen, unaufhörlich die Köpfe; und selbst deutsche Aesthetiker möchten das Auflösungswort dieses Räthsels gerne besitzen. Es ist aber gar nicht wahr, daß die Franzosen oder die Pariser ein Rezept für heitere Bühnenerfolge besitzen; es gibt auch dort gequälte Lustigkeit und elendes Possenhandwerk. Richtig ist nur, daß ein Bisson, d. h. ein Mensch mit schnurrigen Einfällen, dort von altersher den echten Handwerksfleiß besitzt, seine Arbeiten nicht früher aus der Hand zu geben, als bis alles klappt; und daß ein Bisson, d. h. ein Mensch voll Uebermuth, dazu auch noch das bischen Muth besitzt, seine drolligsten Einfälle nicht zu unterdrücken. Die deutsche Posse heuchelt Tugend und Anstand, die französische Posse bramarbasirt mit dem Gegentheil; darum geht es in Deutschland am Biertisch braver Gesellen gewöhnlich fröhlicher zu als auf den Possenbühnen. Im „Maskenball" erweckte z. B. das Purgirmittel des Apothekers Poutard Stürme von Heiterkeit. Wir Deutsche schreiben seit hundert Jahren, als ob wir Engelsköpfe mit Flügeln wären, mit noch etwas Brust daran, ohne den körperlichen Rest.

Dem gelungenen Schwank ging ein deutscher Einakter voraus von nicht minderer „Unanständigkeit". „Um fünf Uhr" von Max Reichard. Deutscher Champagner. Der Autor scheint sich nur verstellt zu haben, die Kohlensäure ist hineingepumpt, rektifizirter Kartoffelspiritus hinzugegossen und so schmeckt das Zeug durchaus nicht nach prickelndem Geist, obwohl der Einfall witzig ist.

Am Sonntag vorher wurde im selben Residenztheater um die winterhelle Mittagszeit „Verfehlter Beruf" aufgeführt, zum materiellen Vortheil der deutschen Schriftsteller. Friedrich Dernburg und Eugen Zabel sind die Verfasser. Das Stück ist nach einer ungewöhnlich hübschen Novelle von Dernburg zurecht gemacht, und so dürfte wohl sein Mitarbeiter für die fast dilettantische Dramatisirung verantwortlich zu machen sein. Friedrich Dernburg ist ein feiner Kopf, von der Natur vielleicht zum Gelehrten, sicherlich zum Schriftsteller berufen. Er war viele Jahre in hervorragender Weise als politischer Journalist thätig. Der Politiker mag wohl oft in müßigen Stunden von einer rettenden That geträumt haben. Russen und Franzosen haben ihre Armeen bis nach Berlin vorgeschoben, und nun heißt es, durch einen strategischen Meisterzug die Hauptstadt retten. Der Journalist Dernburg mag ebenso geträumt haben von

einem Ideal des Reporterthums, einem guten, rastlosen,
n Menschen, der auch in niederer Thätig-
des Standes ist. Diese beiden Träume
erzeugten eben die kleine Geschichte „der
Fidibus“, eine Novelle, wie sie auch der begabteste Schriftsteller nur einmal schreiben kann, weil sie seine Novelle ist. Man fühlt ein intimes Verhältniß zwischen Erzähler und Erzählung; sie muß ihm eine Herzenssache gewesen sein.

Da hätte er freilich dieses liebe Kind nicht zur Bühne gehen lassen sollen. Die Bühne vergröbert. Aber so grob mußte die Handlung, die sich nur aus einigen Andeutungen der Novelle herausspinnen konnte, doch nicht gezimmert werden. Wenn nach dem Sprachgebrauch der todten Symbolik eine Muse bei der Schöpfung dichterischer Werke mitwirkt, so hat der Dramaturg dieses Lustspiels mit der Muse der Unwahrscheinlichkeit geliebelt. An den unwahrscheinlichsten Stellen werden vortreffliche Reden über Berlin und über die Leute vom verfehlten Beruf gehalten, in den unwahrscheinlichsten Räumen verschwören sich unwahrscheinliche Spione gegen Deutschland, und ein höchst unwahrscheinlicher Moltke schweigt hinter den Kulissen. Das Schlimmste ist, daß der angebliche Scharfsinn des rettenden Journalisten vollkommen in der Luft schwebt; wenn er das Geheimniß der Verschwörung nicht etwa gerochen haben sollte, dann bietet die Intrigue keinen Anlaß an sein Verdienst bei der Aufdeckung zu glauben. Wir haben unter uns Kollegen mit sehr entwickelten Nasen, ich leugne es gewiß nicht, aber eine Nase, wie sie Kollege Hocker besitzt, dürfte nicht nur in Europa, sondern selbst auf der Bühne noch nicht vorgekommen sein.

Alle heiteren Stellen und die burleske Darstellung einzelner Rollen wurden mit Beifall aufgenommen, so daß man wohl über einen Erfolg berichten durfte. Aber gerade diese Heiterkeitsausbrüche, die mit dem Wesen des Stücks gar nichts zu thun hatten, zerstörten vollends die Ueberbleibsel der intimen Novelle.

An demselben Sonntag fanden wir uns des Abends im Berliner Theater ein, um den „Timon von Athen“ auf uns wirken zu lassen. Den „Timon“ von Shakespeare hätten wir versäumen dürfen. Es handelte sich aber um einen Timon von Heinrich Bulthaupt, „mit freier Benutzung der Shakespeare zugeschriebenen Dichtung“, wie es in papiernem Deutsch auf dem Zettel heißt. Es war im Berliner Theater, das sich gegen jeden frischen Luftzug abzusperren liebt, eine Sonntagnachmittagsvorstellung vorausgegangen, und die Luft aller Räume war verbraucht von dem ersten Publikum. Es ist nicht erquicklich, verbrauchte Luft zu athmen, nicht in Wirklichkeit und nicht in der Kunst.

Das soll bei Leibe kein Protest gegen Neubearbeitungen klassischer Bühnenwerke sein. Im Gegentheil, es geschieht darin viel zu wenig; und nichts kann die Dichtungen großer alter Meister dem Empfinden der Gegenwart mehr entfremden, als die neuerdings allgemein gewordene philologische Sucht, lieber geschmacklos und unverständlich zu sein, als pietätlos. Wir sind nur dann Epigonen, wenn wir uns von den Klassikern schrecken lassen. Ich kenne einen „modernen Timon“, der bis auf den unmodernen letzten Akt das alte Thema neu variirt. Von Otto Ludwig's Versuchen, an Stelle des Schiller'schen Wallenstein einen realistischen Waldstein zu setzen, datirt vielleicht die neueste deutsche Dramatik. Und wie pietätlos Schiller selbst als Bearbeiter von Goethe und Lessing auftreten konnte, ist bekannt. Es lassen sich so alte Dichtungen, wie die Tragödien Shakespeare's gar wohl verbessern, wenigstens im Geiste unserer Zeit verbessern. Der Nachdichter muß nur die Kraft haben, die Aenderungen entweder im Geiste Shakespeare's oder im Geiste unserer Weltanschauung vorzunehmen. Beides war dem sonst verdienstvollen Dramaturgen Bulthaupt nicht beschieden. Es ist etwas von Theodor Körner in das cyklopische Werk Shakespeare's hineingekommen. Anstatt einer verbesserten Tragödie haben wir einen gebesserten Timon gesehen.

Shakespeare's Timon ist im Grunde ein ungeheurer Monolog; und wie Molière's Geiziger ein großer Monolog der Geldliebe, so ist der Timon noch viel einheitlicher und handlungsloser ein Ausdruck des Goldhasses, weil das Gold zum Menschenhasser macht. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Stück dadurch weniger spannend, weniger unterhaltend wird, als etwa der geistesverwandte Lear. Spannender und unterhaltender wollte Bulthaupt die Tragödie machen und fand dafür kein besseres Mittel als eine Theaterliebschaft zwischen dem ersten Liebhaber und der ersten Liebhaberin. Der Dramaturg legte dem ausgesprochenen Junggesellen Timon eine Tochter ins Nest, sorgte für einen Bräutigam und verwandelte Shakespeare's blutigen Feldherrn Alkibiades in einen verschmähten Liebhaber, der sich aus Verzweiflung den Weibern ergibt, was übrigens dem Darsteller, Herrn Barnay, Anlaß zu einigen sanft bacchantischen Gruppenbildern gab. Alles wird von Bulthaupt ins Sentimentale gezogen. Aus Sentimentalität erschlägt Timon den durch Bulthaupt vermittelten Schwiegersohn, aus Sentimentalität verflucht er seine Tochter, die freilich nicht sein Fleisch und Blut ist, aus Sentimentalität verzeiht er endlich den Athenern und stirbt an gebrochenem Herzen. Die ganze Coriolanstimmung hat Bulthaupt aus einem einzigen Shakespeare'schen Verse gezogen, der doch wohl nur ein cynischer Fluch mehr ist. So melodramatisch, so sehr in schlechtem Sinne modern ist namentlich der letzte Akt, daß ein wohlerzogenes Publikum, sobald Timon betrübt in sein Zelt abgeht, unklar den Knall einer Pistole erwartet, mit der der edle Timon sich erschießen will. Ich für meinen Theil halte den Tod an gebrochenem Herzen für einen schlimmeren Anachronismus als es eine Pistole wäre.

Bei alledem ist die Arbeit Bulthaupt's die gebildete Leistung eines gebildeten Mannes und rückt einige kraft-genialische Scenen Shakespeare's gut zusammen. Die Entschuldigung des Zettels, daß der Timon von Athen dem Shakespeare nur zugeschrieben werde, ist einerseits überflüssig, andererseits nicht genügend. Die Shakespearephilologie behilft sich mit so geringem Material, daß sie solche Fragen fast nur aus inneren Gründen entscheiden kann. Was sie für minderwerthig hält, das nennt sie untergeschoben. Und so dürften gerade diejenigen Werke, die man für unecht erklärt, unserem Empfinden auch die fremdesten sein.

Die Darsteller des Timon und des Alkibiades überherodesten den Herodes, und einander.

Fritz Mauthner.

**König Friedrich der Große.** Von Reinhold Koser. Erster Band. Stuttgart 1893. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Trotzdem in den letzten Jahrzehnten bei uns die historischen Studien mächtig emporgeblüht sind, fehlte es doch an einem Werke, welches Friedrichs des Großen Heldengestalt in würdiger Weise der Mitwelt vorführte. Es war eigentlich beschämend, daß wir hier zu dem Werke des Engländers Carlyle greifen mußten, wenn wir an einem einheitlichen Faden den Lebensgang Friedrichs verfolgen wollten. Zwar hatte Preuß den König biographisch behandelt, aber seine Darstellung war nicht dazu angethan, weitere Kreise zu fesseln. Setzte man dann auf Droysen's preußische Politik seine Hoffnung, so wurde man darin getäuscht, da dieser Forscher gerade in dem Augenblick abberufen wurde, als er seine Darstellung bis zum siebenjährigen Kriege geführt hatte. Allein dies Werk, so lehrreich es an sich auch sein mochte, hätte doch nie eine Biographie des Königs ganz ersetzen können, weil es eben den Schwerpunkt auf die Entwicklung der diplomatischen Beziehungen legte. Je mehr nun durch die großen von der Berliner Akademie geförderten Aktenpublikationen neues Material bekannt und je genauer durch Einzelforschung selbst entlegene Punkte klargestellt wurden, um so berechtigter war der Wunsch, daß doch ein deutscher Forscher das Leben des großen Friedrich in mustergültiger Weise uns vorführen möchte. Sicher war unter den jetzt Lebenden der Bonner Professor **Reinhold Koser** der geeignetste, den die Cotta'sche Buchhandlung für ihre Bibliothek deutscher Geschichte zur Bearbeitung dieses Zeitraumes auffordern konnte.

König Friedrich der Große betitelt Koser sein auf zwei Bände

berechnetes Werk. Mit Recht läßt er den Stoff durch den siebenjährigen Krieg in zwei Theile scheiden, die auch zwei wichtigen Lebensabschnitten entsprechen. Bis zu jenem Kriege geht die Periode, in der der König in voller Jugend- und Männerkraft dastand. Nach dem Krieg war er ein anderer, der sich nicht mehr mit kühnen, die Welt stürmenden Ideen trug, sondern der zufrieden war, die Schäden, welche sein Land in den sieben Jahren genommen hatte, auszuheilen und dann danach zu streben, das mühsam erworbene Gut festzuhalten. Als vor drei Jahren der erste Halbband dieses Werkes, der die Darstellung bis zum Dresdener Frieden führte, erschien, wiesen wir bereits kurz auf die Bedeutung desselben hin. Der gegenwärtig veröffentlichte, den ersten Theil zum Abschluß bringende zweite Halbband wird noch mehr das Interesse der Leser fesseln, da hier zum ersten Male im Zusammenhang auf Grund aller zugänglichen Archivalien die Friedensthätigkeit des Königs behandelt ist. Friedenswerke und Ausgang der Friedenszeit betitelt Koser mit Recht die beiden Bücher, in denen er die Jahre 1746—1756 vorführt. Während Droysen danach trachtete, darzulegen, mit welcher Kunst und welcher Genialität Friedrich der Große so viele Jahre hindurch den Losbruch Europas gegen sich und seinen Staat hinzuhalten verstanden hat, faßte Koser daneben mehr die Werke des Friedens, die Reformen auf dem Gebiete der Rechtspflege, der inneren Politik überhaupt ins Auge. Wie nun der König in den beiden ersten schlesischen Kriegen einen frischen Wagemuth, „unbändig wie ein Füllen ohne Zaum, das sich auf der Weide tummelt", zeigt, so verläßt ihn dieser auch nicht bei der Friedensarbeit. Begabung, Jugendmuth und Kraftgefühl, urtheilt Koser, sie waren hier in glücklichster Vereinigung und strotzender Fülle vorhanden. Phaeton haben den selbstbewußten jungen Herrscher die Neider und Verkleinerer genannt. Aber seine Rosse werden ihn nicht aus der Bahn schleudern, seine Hand ist allzufest, als daß die Zügel ihr entgleiten könnten, Helle umstrahlt ihn, aber nicht die verzehrende Gluth enger, blinder, widerstreitender Leidenschaften, sein Blick bleibt frei und sicher auf das Ganze gerichtet.

Friedrich der Große hat bei seinem Thun und Handeln mehr, als man gewöhnlich glaubt, das Vermächtniß seines Vaters auszubauen gesucht. Je mehr die Verdienste Friedrich Wilhelms I. ins richtige Licht gesetzt werden, um so deutlicher muß dies hervortreten. Wie viel hat gerade er sich gemüht, auf dem Gebiete der Rechtspflege zu bessern! Er setzte es zwar durch, daß alle seit Jahrzehnten rückständigen Prozesse endlich einmal aufgearbeitet wurden, aber so weit reichte seine Macht doch nicht, daß innerhalb Jahresfrist die Räthe auf seinen Befehl ein neues Gesetzbuch ausarbeiteten. Auch seinem Sohne gelang es trotz aller Mühen nicht, zu einem abschließenden Resultat zu kommen. Wenn auch Cocceji noch so eifrig arbeitete, so blieb ihm doch nur die Lebenskraft, die beiden ersten Theile des Corpus iuris Fridericianum auszuarbeiten. Er hinterließ einen Torso, von dem nur die Bestimmungen über Ehe- und Vormundschaftsrecht Gesetzeskraft erhielten. Allein diese Arbeit ist doch mehr, als die späteren Bearbeiter Carmer und Svarez zugeben wollten, die Grundlage des heutigen preußischen Landrechtes geworden.

Nicht mindere Aufmerksamkeit schenkte Friedrich den wirthschaftlichen Fragen. Mag auch hier die ernste Küstriner Zeit die Lehrmeisterin gewesen sein, im Ganzen genommen wollte aber der Soldatenkönig nicht viel von großen kommerziellen Unternehmungen wissen. So hat Friedrich für die Handelspolitik bei seinem Regierungsantritt keine festen, durchgreifenden Grundsätze gehabt; diese gewann er erst später aus der historischen Beschäftigung mit der inneren Politik seiner Vorfahren. Nicht aus den Reihen des alten Beamtenthums nahm er den Leiter des neugegründeten Handelsamtes, sondern er berief dazu einen Schweizer Fäsch, der bisher in der völkerrechtlich nicht scharf umschriebenen Stellung eines Agenten die preußischen Interessen in Amsterdam vertreten hatte. Nun begann ein fruchtbares, freudiges Schaffen; jeder Art Manufaktur wurde eingehende Aufmerksamkeit geschenkt, dabei aber die Eigenart der neu erworbenen Gebiete, Schlesien und Ostfriesland, besonders bedacht. Wie dann wieder diese Bestrebungen im Zusammenhang mit den damaligen nationalökonomischen Anschauungen stehen, wird nicht minder wie ihr Wesen selbst von Koser eingehend erörtert.

Allein inmitten dieser ersten Gehversuche preußischer Welthandelspolitik, die sich namentlich in den Emdener Gründungen zeigte, richtete Friedrich beständig sein Auge auch auf seine haßerfüllten Gegner, die Oesterreicher und die Russen. Bereits nach dem Aachener Frieden hatten die preußischen Offiziere schon im Geiste mit den Moskowitern gekämpft. Friedrich selbst beobachtete fortgesetzt die Entwicklung, welche die Dinge in Schweden nahmen. Noch im Herbst 1749 hoffte er auf fünf Friedensjahre, und auch im folgenden Sommer war er der festen Ueberzeugung, daß er nach Ablauf dieser Frist sicher zu den Waffen greifen müßte. Ernster wurde dann seine Stimmung, als er etwas Genaueres über die 1746 zwischen Oesterreich und Rußland abgeschlossene Petersburger Allianz erfuhr. Nachdem aber jenseits des Ozeans der alte Kampf zwischen Franzosen und Engländern wieder entfacht war, mehrte sich von Tag zu Tag die Gefahr, daß die Kriegsflamme nach Europa herüberschlug. Durch den Abschluß des Westminstervertrages glaubte er dies hindern zu können. Allein diese Politik war, wie Koser näher ausführt, keine glückliche, denn sie führte gerade das Gegentheil von dem, was er wollte, herbei, den Zusammenschluß von Oesterreich und Frankreich. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, er erkannte das Mißliche seiner Lage und glaubte sich nur noch dadurch retten zu können, daß er seinen Feinden das Prävenire spielte.

Damit nun in diesen diplomatischen und staatswirthschaftlichen Auseinandersetzungen nicht eine Oase heiteren Charakters fehle, hat Koser in einem besonderen Abschnitt das Idyll von Sanssouci gezeichnet. Die Tafelrunde derer, denen es vergönnt war, in diesem erlesenen Kreise zu verkehren, wird hier in einzelnen wohlgelungenen kleinen Porträts vorgeführt. Jeder Einzelne ist wohlgetroffen, oft nur in wenigen Zeilen treffend charakterisirt. Wie Menzel mit seiner Kunst auf die Leinwand das Leben in Sanssouci hingezaubert, so hat Koser jenem königlichen Musensitz litterarisch ein gleichwürdiges Denkmal gesetzt. Man wird durch den Abschnitt so recht in die friderizianische Zeit und den friderizianischen Geist hineinversetzt.

Mit dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges schließt der erste Band dieser trefflichen Biographie ab. Nur ungern wird Jeder, der das Buch gelesen, es aus der Hand legen; die Darstellung hat ihn so gefesselt, daß er gleich zu dem zweiten abschließenden Bande greifen möchte. Hoffentlich brauchen wir nicht zu lange auf denselben zu warten.

hr.

**Von Kalau bis Säkkingen.** Ein gemüthliches Kreuz und Quer von Ludwig Hevesi. Stuttgart. 1893. Ad. Bonz & Co.

In hübscher geschmackvoller Ausstattung hat der genannte Verlag einige Jahre hindurch eine Reihe von Werken des Autors veröffentlicht, der zu den besten Schriftstellern Wiens gehört. Unter diesen zeichnet er sich durch sein musterhaftes Deutsch, seine gediegenen Kenntnisse, seine glänzende Darstellungsgabe und seinen entzückenden Humor aus. Alle diese Eigenschaften machen sich besonders in seinen Reiseschilderungen geltend, von denen nun, unter dem überschriftlich angegebenen Titel, die dritte Sammlung vorliegt. Sie schließt sich den beiden früheren, die sich auf Italien und England bezogen, an und berichtet von seinen Wanderschaften in deutschen Gauen. Seiner pietätvollen Liebe für die deutsche Sprache entspricht auch seine Liebe für deutsches Wesen und deutsche Bildung. Von ihr geleitet, hat er manche der wichtigsten Stätten aufgesucht, an die sich die Glanzperiode des deutschen Geisteslebens knüpft. So bringt er hier werthvolle Erinnerungen an Lessing und Wieland, an Goethe und einige aus dessen Kreise, an Uhland und Heine, Auerbach und Scheffel. Das alles, bei einem warmen Verständniß für den Gegenstand, von einer so gründlichen Einsicht begleitet, daß man freudig seiner vielseitigen Belehrung folgt. Nicht minder wird man dies bei seinen rein kulturgeschichtlichen Schilderungen thun, wie er sie in Bildern aus der unmittelbaren Gegenwart oder auch einer entlegeneren Zeit vorführt. Unter jenen dürfte das schalkhafte Zeitbild aus Badenweiler und die mit wohlverdienter Satire versetzten Darstellungen aus deutschen Universitätswinkeln eine besondere Beachtung finden, wie man auch nicht minder gern dem Spott beistimmen wird, den er über gewisse Gepflogenheiten des modern-touristischen Naturgenießens ausgießt. Allen, die bereits Hevesi's frühere Bücher kennen, brauchen wir zur Empfehlung des gegenwärtigen nichts hinzuzufügen, wem er völlig neu ist, der wird sich der Bekanntschaft freuen, diese auch auf seine übrigen Sachen ausdehnen und sich sowohl am Lesen wie auch namentlich am Wiederlesen erquicken. Denn dazu eignen sich zweifellos sämmtliche Schriften des liebenswürdigen Autors, in dem man alsbald neben dem lebensheiteren Weltblick das menschlich fühlende Herz lieben und schätzen lernt.

—l—m—n.

## Briefkasten der Redaktion.

**J. H. in London.** Besten Dank. Sie dürften recht haben.

Verantwortlicher Redakteur Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 22. Berlin, den 3. März 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Leipzigerstraße 75 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Genau vor drei Wochen wiesen wir schon einmal darauf hin, wie nebelumhüllt die Stellung des preußischen Finanzministers, des Herrn Miquel, zum deutsch-russischen Handelsvertrage ist. In jenen Kreisen, welche die eingeweihten heißen, welche wohlgepflegte Hände und auf dem Haupte viel Pomade oder wenig Haare haben, sagte man damals bereits seit Wochen mit der tiefernsten, geheimnißschwangeren Stirn eines Wissenden und mit der gewichtigen Betonung eines Großes Kündenden: „Jawohl, Bismarck der Andere ist für den Vertrag — aber Miquel! Wer weiß! ... — Und Miquel ist der einzige Staatsmann, den wir heute in der Regierung Preußens und des Reiches haben." Dieser einzige Staatsmann Preußens und des Reiches verhinderte mit seinen staatsmännischen Fähigkeiten nicht, daß er beständig mißverstanden wurde. Die Konservativen glaubten nämlich deutlich zu hören, daß Herr Miquel ein Gegner des Vertrages sei; und der Oeffentlichkeit wurde immer erneut versichert, daß die Ohren der Konservativen nicht ganz in Ordnung sein könnten. Aber die Kreuzzeitungsleute blieben dabei, zu behaupten, daß man ihnen zwar vieles nachsagen dürfe; ihr Gehör sei jedoch ganz vortrefflich, und die öffentliche Meinung neigte dazu, ihnen Glauben zu schenken. Dank dieser Entwicklung blieb glücklich die Behauptung am Leben, daß der Handelsvertrag auch in der Regierung starke Widersacher habe. Diese Annahme hatte zur Folge, die Position der Kreuzzeitungsleute zu stärken; jene, die stets den Muth besitzen, dort ihren Standpunkt zu wählen, wo sie im Schatten der Regierungsgunst kämpfen können, blieben Widersacher des Vertrages und des Grafen Caprivi und verharrten in Treue zur Kreuzzeitungspolitik.

Der Vater der Kreuzzeitungspolitik, der Herr von Gerlach, hatte nach dem Ableben des Kaisers Nikolaus, im März 1855, wie männiglich bekannt, in der preußischen Kammer über den Zaren als einen zweiten Vater Preußens eine Todtenklage angestimmt; jetzt, gerade 39 Jahre später, am 27. Februar, schreibt die geistige Erbin dieses Mannes, die „Kreuz-Zeitung", die folgenden schmeichelhaften Worte über die Politik des deutschen Kaisers:

„. . . Haben dazu Ströme deutschen Blutes die Gewässer Frankreichs gefärbt, damit von der Newa aus die deutsche Nation gelenkt werde? Haben dazu die deutschen Fürsten die Fülle ihrer Souveränetät auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt, um sich unter die Supremotie Rußlands zu beugen? Ist dazu das Deutsche Reich errichtet worden, damit es bequemer, nur mit zarischem Stirnrunzeln, als russisches „Protektorat" regiert werde? . . ."

Es könnte scheinen, als habe von Nikolaus bis zu Alexander die Kreuzzeitungspolitik eine völlige Drehung vollzogen; aber das ist nur Schein. Die Achse, um welche sich diese Politik bewegt, ist ganz unverrückt geblieben. Diese Achse ist der allerpersönlichste Vortheil einer kleinen Clique. Ihr Interesse sollte in den fünfziger Jahren mit Hilfe eines russischen Zaren in Preußen zur bleibenden Herrschaft gebracht werden, und sie wendet sich gegen den Zaren, und scheut sich nicht, die internationale Lage Deutschlands zu erschweren, wenn ihr Interesse sich auch nur verletzt wähnt. Einmal sollte der preußische König zum besten der Partei unter russische Vormundschaft gestellt werden, und ein anderes Mal wird der deutsche Kaiser zum besten der Partei nur der Kleinigkeit beschuldigt, daß er trotz allen vergossenen Strömen Blutes unserer tapferen Heere, das Vaterland zu einer russischen Satrapie degradiren wolle.

Die Leute aber, welche mit Hilfe eines Zaren einen preußischen König zu beherrschen suchten, oder welche einen deutschen Kaiser beschuldigen, Deutschlands internationale Stellung auf das Schnödeste Preis zu geben, nennen sich Stützen von Thron und Altar. Das zwar ist nicht gerade erstaunlich; denn je schlechter der Wein, um so besser muß das Etiquette

sein. Aber erstaunlich und zugleich bewundernswerth ist es, wenn diese Partei mit dieser Vergangenheit es durch ihre Beharrlichkeit durchsetzt, daß selbst Leute, die kein Interesse daran zu haben scheinen, ihre Verbeugung bewundernd vor diesen Stützen von Thron und Altar machen, die seit Jena immer in gleicher Weise gestützt haben.

Dieser „Kreuzzeitungs“-Partei, die eine ja loyal-ergebene Würdigung für die Politik des deutschen Kaisers hat, kamen die Mißverständnisse unmittelbar zu gute, denen Herr Miquel ausgesetzt war und aus denen sich herauszuwickeln er trotz aller Geschicklichkeit nicht genügend geschickt sich erwies. Und der chronische Zustand dieser Mißverständnisse ist auch jetzt noch nicht abgeschlossen.

In vollster Sicherheit wird behauptet, daß gesunde Menschen mit ganz gesunden Ohren aus dem Munde des Herrn Miquel auf dem brandenburgischen Provinziallage gehört haben, wie er seine konservativen Freunde, welche Gegner des Vertrages sind, für den Fall mit dem Ehrentitel von Eseln belegte, daß sie ihr Votum für die Regierungsvorlage abgeben würden, der auch Herr Miquel zugestimmt hatte. Nun wird sich ja Niemand gern von einem Minister, welchen er hochschätzt, einen Esel nennen lassen, und die Kreuzzeitungspresse spannt daher diesen angedrohten Esel vor ihren verfahrenen Karren, und sie treibt von Neuem die Ihren zum Widerstand gegen den Vertrag.

Wir haben gar nichts dagegen, daß die Kreuzzeitungsleute bis zuletzt als das erscheinen, was sie sind, als Feinde einer gesunden und friedlichen Entwicklung Deutschlands. Aber bedenklich ist es, wenn solche Feinde als ihren Bundesgenossen einen aktiven Minister bezeichnen, und dieser Minister nun wieder in die Lage kommt durch weitmaschige offiziöse Berichtigungen feststellen zu lassen, daß er das, was die einen zuverlässig gehört haben wollen, nicht gesagt habe, oder so nicht gesagt habe oder doch sicher nicht ganz so gesagt habe. Diese offiziösen Berichtigungen sollen der Annahme vorbeugen, als könne ein Unterfeldherr, der dem Feldzugsplane zugestimmt hat, die Feinde mit dem wohlmeinenden Rathe versehen, sich ja recht tapfer und rücksichtslos und bis zum Aeußersten zu wehren.

Eines steht fest, Herr Miquel befindet sich in der kontinuirlichen Gefahr, mißverstanden zu werden, und ebenso fest steht es, daß diese Mißverständnisse bisher stets den Kreuzzeitungsleuten zu Gute kamen und stets der Reichspolitik und dem Grafen von Caprivi unbequem sein mußten. Solche Zufälle, wenn sie beharrlich wiederkehren, können natürlicherweise leicht als gesetzmäßige Erscheinungen mißdeutet werden, und man ist dann sogar geneigt, sie mit Erscheinungen verwandter Art zu verknüpfen.

Gilt Herr Miquel erst einmal als wohlmeinender Protektor der Kreuzzeitungspolitik, so konnte es die Fama auch schnell Miquel'schem Einfluß zuschreiben, daß Herr von Bennigsen, der für den russischen Handelsvertrag im Reichstage spricht, die Linke, welche gleich ihm stimmt, in überraschender Wendung angreift, aber dafür die Junker, welche entgegengesetzt stimmen werden, in Anbetracht von Jena und Olmütz, als das Rückgrat des preußischen Staates feiert. Es scheint freilich, als habe Herr von Bennigsen schon nach vierundzwanzig Stunden das Bedürfniß gefühlt, die Tiefe seiner Verbeugung vor den Junkern etwas in Vergessenheit zu bringen, und auch die nationalliberale Presse hat augenscheinlich keine Neigung, Herrn von Hammerstein und Herrn von Plötz und andere edle, anderthalb Mark-Kämpfer als unentbehrliche Paladine deutscher Herrlichkeit zu betrachten. Und schließlich behauptete auch Herr von Bennigsen ein wenig mißverstanden zu sein, und man mißt daher diesem Zwischenfall, der gleichsam durch die Miquel'schen Mißverständnisse in dieser ernsten Komödie der Irrungen suggerirt erscheint, eine Bedeutung nicht bei.

Wir glauben auch nicht, daß es politisch heute förderlich ist, sich allzu eng an jene Herren anzuschließen, die behaupten, daß von der Neva aus die deutsche Nation gelenkt werde, und daß der deutsche Kaiser ein moskowitischer Satrap sei. Worte von so eindringlicher Schärfe sind ganz geeignet, daß überall einer eingehenden Revision jene Behauptung unterzogen wird, die da besagt, es sei die stärkste Stütze des Monarchen die junkerliche reaktionäre Kreuzzeitungspartei. Ueber den Ausgang einer solchen unparteiischen Revision sind wir unbesorgt. Statt im Sinne des Herrn von Bennigsen soll sie einmal in einem entscheidenden Augenblicke mit politischer Kühle gelautet haben: Die Junker sind unter Umständen sehr gut für den Staat zu gebrauchen; aber die Hohenzollern sind nicht dazu da, sich erneut von den Junkern gegen den Staat gebrauchen zu lassen.

Der Handelsvertrag läßt nicht viel Interesse für die Silberkommission übrig, die zusammentrat, Geheimhaltung beschloß und gleich für ein paar Wochen wieder auseinanderging, was keinesfalls als ein Schaden für unsere Währungsverhältnisse zu betrachten ist. Aus der Dunkelheit dieser ersten geheimen Sitzung leuchtet nur ein klarer Lichtblick hervor. Herr Graf von Mirbach nämlich beschied sich nicht damit, schriftlich gleich einigen anderen Sterblichen der Kommission mitzutheilen, daß er auf das Vergnügen verzichte, ihr anzugehören; in einem längeren Vortrag, der darauf auch gedruckt Europa mitgetheilt wurde, gab er vielmehr diese bedeutungsvolle Thatsache bekannt, und er motivirte sie damit, daß er einer Kommission nicht beitrete, die durch den Austausch der Meinungen von Gegnern und Freunden der heutigen Währung erst über die Zweckmäßigkeit des Bimetallismus zu berathen sich anschicke. Wir begreifen durchaus, daß Herr Graf von Mirbach eine solche Berathung von Sachverständigen aus den verschiedenen Lagern nicht acceptirt hat. Der Herr Graf hat den russischen Handelsvertrag mit dem unsterblichen, eines weitblickenden chef de cuisine würdigen Verdikt vernichtet: wir brauchen aus Rußland nichts als Kaviar, und er wird sicher der festen Zuversicht leben, daß die Währungsfrage unter einem nicht minder einfachen Gesichtspunkt zu beurtheilen sei. Wozu also dieser unbequeme und plebejische Austausch verschiedener Ansichten?

Seit einigen Wochen brachte der nach kurzer Nachblüthe von Neuem in Vergessenheit gerathene „Kladderadatsch“ witzlose Verdächtigungen gegen zwei höhere Beamte unseres auswärtigen Amtes. Diese Verdächtigungen zurückzuweisen, nimmt sich eine Note des „Reichsanzeigers“ leider die Mühe. Die Note deutet damit erst auf eine Sache hin, die im litterarischen Winkel zweckmäßig hätte verenden können, und diese Zurückweisung ist noch dazu nichts weniger als geschickt gefaßt.

Charakteristisch war, daß diese Verdächtigungen nur in der Bismarck-Presse, bei den „Berliner Neuesten Nachrichten“ und im Kreuzzeitungslager Beachtung gefunden haben, und bemerkenswerth ist es, daß der eine der angegriffenen Beamten den Grafen Herbert Bismarck vor die Alternative stellte, entweder jede Mitwirkung bei diesen Verdächtigungen formell in Abrede zu stellen, oder nach dem vorsintfluthlichen Kavalierbrauch seine Pistole zu laden. Da Graf Bismarck jede Betheiligung an den Insinuationen abschwor, so verlieren die Angriffe damit alle Bedeutung. Sie gehören aber zu jenen charakteristischen Kabalen, mit denen der neue Kurs von der Kreuzzeitungs- und Bismarck-Partei bedacht wird.

In England scheint eine große Entscheidung bevorzustehen. Gladstone's Augen haben sich derart verschlechtert, daß sein Rücktritt, wenigstens als Premier, unmittelbar bevorstehen soll, wenngleich er als berathendes Mitglied dem Kabinet noch angeblich erhalten bleiben wird. Als sein Nachfolger wird Lord Rosebery genannt und als Führer im Unterhaus Harcourt. Dieser Tausch wäre nicht übel. Die gewaltige Bedeutung Gladstone's besitzt freilich Rosebery nicht; aber Rosebery ist ein scharfer, feiner Kopf, auch

ein hervorragender politischer Effoiist, und er wird namentlich die auswärtige Politik Englands von jenen phanlastischen Anwandlungen frei halten, denen Gladstone, diese Mischung von klarem Finanzkünstler und mystischem Theosophen, zugänglich war.

* * *

## Vom politischen Gewinn- und Verlustkonto.

Der deutsch-russische Handelsvertrag wird im Reichstage zur Annahme gelangen. Die Mehrheit für den Vertrag mag die Erwartungen des Einen übertreffen, die des Anderen nicht erreichen, aber fehlen wird sie nicht, sobald der Namensaufruf erfolgt. Niemand wird darüber glücklicher sein, als der konservative Agrarier, welcher die dankbare Rolle des charakterfesten Politikers spielen durfte, ohne daß er die bitteren Früchte eines verhängnißvollen Sieges zu kosten braucht. Die konservativen Frondeurs werden, wie so oft, auch diesmal wieder mit einem blauen Auge davon kommen.

Das ist das einzig Bedauerliche in der gegenwärtigen politischen Situation, daß die ungewöhnlich günstige Konjunktur nicht zu einer dauernden Schwächung des politischen Einflusses der agrarischen Opposition verwerthet werden kann. Wie anders würde die Sache stehen, wenn der Liberalismus im Reichstage auch nur etwa in der Stärke vertreten wäre, wie sie zuletzt in der Legislaturperiode von 1881 bis 1884 bestand. Die Regierung wäre dann geradezu gezwungen, mit ihrer Gesammtpolitik in liberalere Bahnen einzulenken.

Aber bei der heutigen Zersplitterung und Schwäche des Liberalismus im Reichstage und noch mehr im preußischen Landtage kann von einem derartigen, aus politischer Nothwendigkeit erwachsenden, Zwange gar keine Rede sein. Die Reichsregierung schließt den Vertrag mit Rußland ab, die Konservativen frondiren, die Liberalen stimmen zu, der Vertrag geht durch, und dann — sind wir politisch wieder auf dem alten Fleck. Die nächste Regierungsvorlage findet wahrscheinlich wieder eine ganz andere parlamentarische Konstellation vor. So wird von Fall zu Fall weiter gearbeitet. Das parlamentarische Kaleidoskop zeigt immer neue Mehrheitszusammenstellungen und die Bevölkerung gewöhnt sich mehr und mehr daran, in den Regierungen die zielbewußt Handelnden und in den Parlamenten bloß — den Chor der griechischen Tragödie zu erblicken.

Einen politischen Gewinn wird aus der Kampagne der Handelsverträge nur die Regierung des Reiches ziehen. Der Reichskanzler Graf Caprivi hatte zu keiner Zeit einen so starken Rückhall in der öffentlichen Meinung Deutschlands noch eine so feste Position im Reichstage, wie eben jetzt. Er steht in dieser Frage allen Parteien des Parlaments völlig unabhängig gegenüber. Er braucht keiner Partei Konzessionen zu machen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er auch in Zukunft diese freie Stellung über den Parteien wahren wird. Und da er trotz seiner konservativen Grundanschauungen eigentlich auf allen Gebieten des politischen Lebens erheblich aufgeklärter ist, als die Mehrheit der gegenwärtigen Volksvertretung, so hat der Liberalismus kaum Ursache, sich darüber zu beklagen. Aber der Parlamentarismus als solcher wird dabei nicht gewinnen. Von einem unmittelbaren Einfluß des Parlaments auf die politischen Geschicke des Reiches sind wir gegenwärtig weiter entfernt, als je.

Th. Barth.

## Parlamentsbriefe.

### X.

Man betrachtet es jetzt als eine unzweifelhafte Thatsache, daß der deutsch-russische Handelsvertrag angenommen werden wird; aber diese Ueberzeugung gründet sich doch mehr auf die Erwägung, daß die Ablehnung desselben ein geradezu heilloser Schritt sein würde, als auf eine genaue Zählung der Stimmen. Der rumänische Handelsvertrag ist mit einer Majorität von 24 Stimmen angenommen worden; unter denjenigen, welche für ihn gestimmt haben, sind indessen mehr als zwölf Abgeordnete, die erklärt haben, für den russischen Handelsvertrag nicht stimmen zu wollen. Wäre die Majorität für den Handelsvertrag in der That eine vollkommen gesicherte, so würde eine Ueberweisung an eine Kommission um so weniger stattgefunden haben, als diese Ueberweisung die Gefahr einer Verschleppung in sich trägt. So viel ist dagegen richtig, daß nicht die Zahl der Gegner, wohl aber die Zahl der Anhänger in den nächsten Tagen noch um einige Stimmen wachsen kann.

Die Vertheidigung des Vertrages wurde durch den Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherrn von Marschall, in vorzüglicher Weise geführt. Mit strenger Sachlichkeit wies er nach, wie die Ansicht, die deutsche Landwirthschaft könne durch eine Gleichstellung des Zolles für russisches Getreide mit dem für anderes Getreide geschädigt werden, jeder Begründung entbehrt. Für denjenigen, der grundsätzlich auf dem Boden freihändlerischer Anschauungen steht, hat es einen besonderen Reiz, zu sehen, wie Jemand, der grundsätzlich auf dem Boden schutzzöllnerischer Anschauungen steht, durch die Macht der Thatsachen gezwungen wird, die Unhaltbarkeit dieser Anschauungen im einzelnen Falle anzuerkennen. Die Reaktion, welche mit dem Tarife von 1879 über Deutschland hereingebrochen war, ist eine sehr schwere gewesen, und sie hat sich bis zum Jahre 1887 hin beständig gesteigert; trotzdem hat es niemals zweifelhaft sein können, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen würden. Die Zustände, die durch die schutzzöllnerischen Tarife geschaffen sind, haben Deutschland in eine Isolirung versetzt, die ihm Gefahr brachte, und jeder Staatsmann, der diese Zustände mit dem Gefühle der Verantwortlichkeit überschaute, mußte zu dem Bestreben gelangen, sie zu ändern. Es ist vollkommen richtig, daß der österreichische Handelsvertrag den rumänischen und dieser den russischen schon in seinem Schoße barg, aber es ist ebenso richtig, daß der Abschluß des österreichischen Handelsvertrages eine Nothwendigkeit war, und daß darum die weiteren Verträge, die aus demselben entstehen, gleichfalls eine Nothwendigkeit sind.

Die freihändlerische Anschauung ist kein Dogma, das blinden Glauben erheischt; sie gründet sich auf die Erfahrung, daß eine schutzzöllnerische Politik an allen Orten und zu jeder Zeit mehr Schaden als Nutzen gestiftet hat, und nothwendig zu Zuständen führen muß, welche diesen Schaden auch denjenigen vor die Augen führen, für welche die Erfahrungen der Vergangenheit nicht hinreichende Beweiskraft haben. Wir sind mit dem Abschlusse des österreichischen Handelsvertrages an einen Wendepunkt gelangt, nach welchem eine neue schutzzöllnerische Reaktion für absehbare Zeiten unmöglich geworden ist, wenn wir uns auch bescheiden müssen, daß es mit freihändlerischen Fortschritten sehr langsam gehen wird.

Außer dem Freiherrn von Marschall griff auch der Reichskanzler persönlich in die Debatte ein, die politische Seite der Frage in sehr geschickter Weise betonend. Die Agitation des Bundes der Landwirthe hatte das Kunststück fertig bekommen, den Abschluß des russischen Handelsvertrages als einen Ausfluß der Kriegsfurcht, als eine Demüthigung vor dem Moskowiter hinzustellen. Die Rechtfertigung des Handelsvertrages ist mit wirthschaftlichen Erwägungen erschöpfend zu führen; wenn trotzdem mehrfach mit Recht die Wendung laut geworden ist, daß dieser Vertrag eine sehr

werthvolle Garantie des Friedens sei, so gründet sich das auf die allgemeine Wahrheit, daß Alles, was der Vernunft entspricht, zugleich den Interessen des Friedens dient, der auch ein Gebot der Vernunft ist. Das Verlangen, niemals einen Schritt zu thun, der dem Nachbar gleiche Vortheile bietet wie uns, ist eine Absage an die Vernunft. Das Wetzen des Säbels bei Gelegenheiten, die eine kaltblütige Abwägung der Verhältnisse erfordern, hat bisher nicht für eine Eigenthümlichkeit des deutschen Nationalcharakters gegolten; allein das Verhalten des Bundes der Landwirthe erinnert so lebhaft an die ligue patriotique, die jenseits des Rheins ihr Wesen trieb, daß man sich ernsthaft die Frage vorlegen muß, ob die verschiedenen Nationen sich in der That durch eine Verschiedenheit ihres Charakters unterscheiden.

Von den Gegnern des Vertrages ist zunächst Herr von Kardorff zu nennen, der seine Münzphantasien auch auf die vorliegende Berathung übertragen will. Deutschland soll die Höhe seiner Zölle den Schwankungen fremder Valuten anpassen, und der Kurszettel der Börse soll einen Einfluß darauf gewinnen, wie hoch der Bürger des Deutschen Reiches die von ihm eingeführten Waaren zu verzollen hat. Graf Mirbach bemühte sich, den Beweis zu führen, daß es seiner Partei fern liege, einen persönlichen Kampf gegen den gegenwärtigen Reichskanzler zu führen. Die Reden, welche im Bunde der Landwirthe gehalten werden, sprechen gegen ihn, denn hier ertönt der Ruf, der Reichskanzler müsse fort von seinem Platz, als der Kernpunkt aller Ausführungen. Graf Mirbach suchte sich mit dem geflügelten Worte abzufinden, daß Herr von Plötz sich in einer minder verantwortlichen Stellung befinde als er. Gut; dann liegt die Sache also so, daß die Leute in nicht verantwortlicher Stellung gegen den Grafen Caprivi Sturm laufen, und daß die Leute in verantwortlicher Stellung diese Thatsache ableugnen. Außerhalb des Sitzungssaales unterhält man sich ziemlich offen darüber, daß, nachdem der Handelsvertrag angenommen sein wird, den Agrariern dadurch eine Genugthuung gewährt werden müsse, daß Graf Caprivi durch einen Reichskanzler ersetzt wird, der ihnen mehr zu Willen ist.

In sachlicher Beziehung hat sich Graf Mirbach durch seine unrichtigen Anführungen über die französische Handelsbilanz und über die Bedeutung des von den Eisenbahntarifen handelnden Artikels 19 so starke Blößen gegeben, daß ernstlich mit ihm nicht zu diskutiren ist; immerhin verliehen die phrasenreichen Reden der auf ihn folgenden Herren König und Lutz seinen Ausführungen eine gewisse Folie.

Herr von Bennigsen sprach sich Namens des größeren Theils seiner Freunde für den Handelsvertrag aus, aber mit einer Rede, die an mehreren Stellen den Gegnern im hohen Grade zu Statten kam. Er hielt den Augenblick für einen passenden, um dem preußischen Junkerthum ob seines hohen Kraftgefühls ein Loblied zu singen, jetzt, wo dieses Kraftgefühl sich in einer so schädlichen Weise bethätigt. Er will den Handelsvertrag in untrennbare Verbindung mit der Aufhebung des Identitätsnachweises und der Staffeltarife bringen, zwei Fragen, von denen jede einzelne, wie man auch darüber denken mag, eine besonnene Erwägung erheischt. Er hielt dem Bund der Landwirthe eine Lobrede, der, wie ihm von seinem Landsmann Grafen Bernstorff in sehr zutreffender Weise nachgewiesen wird, die Landwirthe geradezu davon abhält, sich mit solchen Angelegenheiten zu beschäftigen, die geeignet sind, ihren Beruf zu heben. Die kräftige Erwiderung, welche Herr Richter ihm zu Theil werden ließ, war nicht unverdient.

Von den Nationalliberalen werden, wie man jetzt sagt, nur etwa zwölf gegen den Vertrag stimmen; das Centrum ist stark gespalten. Die sonst von Herrn Windthorst gelöste Aufgabe, zu beweisen, daß sowohl die Einen wie die Anderen Recht haben, und daß erst eine Kommission Klarheit darüber schaffen könne, was man eigentlich von dem viel besprochenen Handelsvertrage zu halten habe, fiel diesmal Herrn Lieber zu. In der That sollen einige hervorragende Mitglieder des Centrums mit sich über ihr Votum noch nicht im Reinen sein. Man mag die Verzögerung bedauern, aber das Schwergewicht der Gründe, welche für die Annahme sprechen, wächst von Tag zu Tage. Das Alles hielt den preußischen Finanzminister Herrn Miquel nicht ab, am vierten Tage der Generaldiskussion eine Rede für den Vertrag zu halten, welche die Regierungsvorlage mehr entschuldigte als rechtfertigte. Der Abgeordnete Barth gab nur der allgemeinen Stimmung Ausdruck, als er in seiner Gegenrede hervorhob, Herr Miquel hätte die Reichsregierung besser unterstützt, wenn er diese Rede verschwiegen hätte.

Dem parlamentarischen Ceremoniell ist durch Verweisung der Regierungsvorlage an eine Kommission Rechnung getragen. Den Kardorff'schen Antrag wird die Kommission aber nicht zu verarbeiten haben. Der Antragsteller sah die Aussichtslosigkeit seines Antrags ein und zog ihn zurück.

Proteus.

## Wanderungen durch das europäische Rußland.

### IV.

Wenn schon im Allgemeinen die Haltung eines Volkes auf religiösem Gebiet und zu besonderen politischen Stimmungsrichtungen eines der wichtigsten Merkmale für seine Beurtheilung abgibt, so ist dies in erhöhtem Maße bei den Russen der Fall, da bei ihnen — wie bei allen Orientalen — die Thatkraft nicht allein der Gesammtheit, sondern auch des einzelnen Individuums ihre Hauptnahrung aus dem Fanatismus empfängt, mit welchem sie ihrer Religion und allen politischen Anschauungen anhängen, welche einmal zum nationalen Gemeingut geworden sind.

In religiöser **Beziehung** überwiegt zwar in Polen das römisch-katholische Bekenntniß, in den baltischen Provinzen und in Finnland das Lutherthum. Dennoch beherrscht die orientalische (orthodoxe, griechisch-russische) Kirche Rußland in so ausgesprochener Weise, wie dies in keinem Kulturstaat seitens einer Kirchengemeinschaft der Fall ist. Besonders Peters I. Werk ist es, durch Beseitigung des Patriarchats die orientalische Kirche zu einer national russischen gemacht und der Regierung einen so tiefgehenden Einfluß, wenn auch nicht auf das innere Leben und die Glaubenssätze derselben, so doch auf den Kirchenkörper gesichert zu haben, daß Kirche und Staat durch die Gleichheit ihrer Interessen aufs engste mit einander verschmolzen erscheinen und daß der mächtige Einfluß der Kirche auf das Volk der Kraftentwicklung des Staates zu Gute kommt.

Der konfessionelle Unterschied zwischen der orientalischen und abendländischen Kirche war ursprünglich nicht erheblich, sondern wurde erst durch die unter Papst Pius IX. verkündeten neuen Dogmen verschärft. Vielleicht gerade dadurch, daß die orientalische Kirche auf dem Standpunkte des 10. bis 11. Jahrhunderts verblieben ist und so dem Volke als etwas unerschütterlich Feststehendes, Unwandelbares erscheint, wurde die Religion zur größten sozialen Macht in Rußland und hält die Massen unter einer Herrschaft, von der man in Westeuropa keinen Begriff hat. Zumal der Kern und Grundstock des Volkes, Bauern und Kleinbürger, beobachten auf das treueste die alten Gebräuche und Ueberlieferungen und verehren Gott und den Kaiser mit ungeheuchelter Hingebung. Bei dem Bildungsgrade der großen Masse des Volkes, von dem gegen drei Viertel des Lesens unkundig sind, ist es auch erklärlich, daß das reiche Ceremoniell und die Symbolik der orthodoxen Kirche eine um so stärkere Anziehungskraft ausüben, als die Kirchenbesucher nicht durch das Lesen von Andachts- und Gesangbüchern oder durch Orgelspiel und andere Kirchenmusik von der Aufmerksamkeit auf die gottesdienstliche Handlung, auf die Lektoren und Sänger abgelenkt werden. Allerdings besteht

dementsprechend die Frömmigkeit des Volkes wesentlich nur in der Beobachtung der äußeren oft sehr strengen Religionsgebräuche, während ihm die Neigung, tiefer in das Wesen der Religion einzudringen, im Allgemeinen fremd ist. Wallfahrten nach Klöstern, Schenkungen, freiwillige Gaben, Almosenspenden, außerordentliche Verehrung der Heiligenbilder, die Feier der Heiligentage, strenge Einhaltung der Fasten, fleißiger Besuch der Messe kennzeichnen die Religiosität des Volkes nach außen; für Predigten, die demnach auch seltener abgehalten werden, empfindet es ein geringeres Bedürfniß.

So fest und treu steht in Rußland die große Masse und der Haupttheil der Gebildeten zum Glauben und zur Kirche, daß der Zar nur die Gefährdung des orthodoxen Glaubens als Kriegsvorwand zu nehmen brauchte, um ganz Rußland um sich geschaart zu sehen. Das Vorhandensein einer kleinen Zahl gebildeter Atheisten ändert an dieser Behauptung nichts. In keinem Lande begegnet man denn auch der äußeren Bekundung der Glaubenstreue und Religiosität so häufig wie in Rußland. Man sieht selten einen Russen oder eine Russin, auch der höheren Stände, an einer Kirche ohne sich zu bekreuzigen vorübergehen. Bevor in Rußland an ein größeres Werk gegangen wird, wird immer eine Andacht verrichtet und der Beistand eines Heiligen oder besonderen Patrons angerufen; ist das Werk vollbracht, folgt das Dankgebet. Hat ein Russe die heilige Kommunion empfangen, so wird er von Freunden und Bekannten beglückwünscht. Auch seitens der Regierung wird auf Erfüllung der religiösen Verpflichtungen besonders in der Armee hohes Gewicht gelegt. Offiziere, denen in dieser Hinsicht Lässigkeit nachgewiesen werden kann, werden von der Beförderung ausgeschlossen. Im Felde unterläßt es kein Befehlshaber, seine Truppen vor Eintritt in ein Gefecht oder in eine ernstere Aktion auf Gott hinzuweisen. Dem religiösen Bedürfnisse des Volkes entspricht die große Anzahl der Kirchen in Rußland.

Einzelne religiöse Gebräuche und deren strenge Einhaltung bringen allerdings auch manche Nachtheile für das Staatsleben mit sich. So üben die nahezu 200 Fasttage während des Jahres, insbesondere das strenge und langandauernde Fasten vor Ostern einen um so ungünstigeren Einfluß auf die physische Entwicklung der Bevölkerung aus, als letztere ohnehin größtentheils auf minderwerthige Nahrung angewiesen ist. Es ist beispielsweise zu Ostern, wo nach dem vorhergegangenen Fasten feste und flüssige Nahrung im Uebermaß genossen wird, eine gewöhnliche Erscheinung, daß die Leute — jeder Widerstandskraft gegen den geringsten Exzeß besonders im Trinken entbehrend — schaarenweise in trunkenem Zustande umhertaumeln. Auch die Zahl der den Heiligen gewidmeten Festtage ist trotz ihrer durch Alexander II. herbeigeführten Verringerung immer noch groß genug, um die Arbeitszeit in empfindlicher Weise einzuschränken, um so mehr, als die Unsitte auch die den Festen folgenden Tage noch zu feiern, trotz der strengsten Maßregeln besonders in Arbeiterkreisen weit verbreitet ist.

Wenn auch bei der Hochhaltung der orthodoxen Religion in Rußland nicht gerade befremdend, so doch eines Kulturstaates unwürdig, ist die Intoleranz gegen Andersgläubige. Zwar erscheint es dem Russen als berechtigt, daß der Tatar Muhamedaner, der Pole römischer Katholik und der Deutsche und Finnländer Protestant ist. Deswegen wird diesen in dem Bekenntniß und der Ausübung ihrer Religion auch vollkommene Freiheit eingeräumt, insolange sie sich der von der orthodoxen Kirche um so eifriger betriebenen Proselytenmacherei enthalten. Allein dennoch sind sie — wenn auch nicht so sehr wie der gehaßte Israelit — dem Staate gegenüber Unterthanen zweiter Klasse. So kann beispielsweise ein noch so hochbegabter Offizier nicht in die Generalstabsakademie aufgenommen werden, wenn er einer anderen Konfession als der orthodoxen Kirche angehört. Ueber jeden Zweifel erhaben erscheint es aber dem Russen, daß der Vollblutrusse sich nur zur orthodoxen Religion bekennen kann, aus welcher Ueberzeugung sich ein förmlicher Haß gegen die Sekten — die Dissidenten (Raskolniki, Schismatiker) und die Häretiker (Jeretiki, sogenannte wilde Sekten) — und eine durch die Strafgesetze unterstützte Verfolgung aller jener ableitet, welche von der orthodoxen Kirche zu einer anderen Religion übertreten.

Und dennoch steht das ungemein reich entwickelte, eine seltene Fülle menschlicher Verirrungen aufweisende Sektenwesen Rußlands in so nahen Beziehungen zum allgemeinen Volkscharakter, dessen Eigenarten es theilweise in extremer Ausbildung widerspiegelt, daß jener Haß eben nur durch die blinde, fanatische Anhänglichkeit an die orthodoxe Religion erklärlich wird. Vor allem verbindet die Sekten trotz ihrer Absonderung von der Staatskirche und trotz ihrer Isolirtheit im Staate das den Russen eigene Nationalgefühl mit dem übrigen Volke. Sie kennen kein außerhalb Rußlands residirendes Kirchenoberhaupt und sind, wo es gilt, so treue Anhänger ihres Vaterlandes wie die Angehörigen der orthodoxen Kirche. Auch außerdem bekundet sich der russische Volkscharakter im Sektenwesen in mannigfacher Beziehung. So besteht die Eigenart der Dissidenten hauptsächlich darin, daß sie noch starrer als die Orthodoxie der Staatskirche am Alterthümlichen hängen und das Altrussenthum in höchster Potenz repräsentiren. Eine ihrer Unterarten, welche die von Peter I. erfolgte Aufhebung des Patriarchats bis zur äußersten Konsequenz verfolgend auch kein Priesterthum anerkennt, die Sekte der Christówyje liudi (Volk Christi) verkörpert den dem russischen Volk eigenen Wandertrieb in extremer Weise, indem sie es für sündhaft hält, unter der orthodoxen Kirche friedlich zu leben, und feste Wohnsitze zu haben, es vielmehr als Gebot Gottes betrachtet, als Fremdlinge und Pilger im irdischen Leben rastlos umherzuwandern. Ihnen gegenüber haben die nicht von der orthodoxen Kirche ausgehenden Reformsekten einen der eigenthümlichsten Züge des russischen Bauernthums, den lokalen Kommunismus (Mir) zu religiösen und sozialen Konsequenzen fortentwickelt. Endlich offenbart sich in dem religiösen Wahnsinn der wilden Sekten der Jeretiki, deren Religionsgebräuche an jene der Derwische des Muhamedismus erinnern, dieselbe Phantastik und fanatische Selbstaufopferung für ein in Geistesverirrung aufgestelltes Ideal, wie sie in den Verbrechen des Nihilismus zu Tage tritt. Wie die Nihilisten gehen auch sie, gleichgültig gegen die andere Welt und gegen sich selbst, geheimnißvoll, aber mit düsterer Entschlossenheit, auf ihr Ziel los, mag auch der Weg dahin über Mord, Selbstverstümmelung oder Selbstmord führen.

Wenn auch die Zahl der Sektirer in Rußland, die sich äußerlich vielfach als Anhänger der orthodoxen Kirche zeigen, von Kundigen auf etwa 11 Millionen veranschlagt wird und ganze Provinzen unter der Herrschaft fremder Religionen stehen (Polen, Finnland), so sehen wir doch nach den vorstehenden Ausführungen durch die orthodoxe Kirche in Rußland eine kirchliche Geschlossenheit vertreten, welche eine ungeheuere Macht und eine unberechenbare Steigerung der Staatskraft darstellt. Kirche und Staat sind politisch verwachsen und mehr als irgend anderswo in ihrem Bestehen auf einander angewiesen. Der Feind der Kirche ist Feind des Staates und umgekehrt. Dadurch wird Rußland für seine Bewohner zu einem heiligen Boden, für dessen Vertheidigung die ganze Bevölkerung einsteht.

Aus diesem Verhältniß heraus erklärt es sich, daß dieselbe seltene Einmüthigkeit, welche die Russen auf dem Gebiete der Religionsauffassung auszeichnet, auch die ganze politische Gesinnung des russischen Volkes beherrscht. Den Grundzug der letzteren bildet eben jene durch die enge Verbindung von Staat und Kirche mitbedingte außerordentliche Vaterlandsliebe, strenges Festhalten am monarchischen Prinzip und die früher erwähnte hohe Verehrung und Anhänglichkeit des Volkes für den Kaiser. Und diese Loyalität ist um so tiefer begründet, als sie nicht in dem instinktiven Gefühl des Gehorsams oder in einem sich von Generation zu Generation forterbenden Glauben allein beruht, sondern ihre volle geschichtliche Berechtigung hat. Denn gerade die Centralisirung der Staatsverwaltung und die nicht zu verkennende Fürsorge des russischen Herrscherhauses für die Wohlfahrt des Landes hat zur Folge, daß besonders die

breiten Schichten der Bevölkerung — die Bauernmasse — jede im Laufe der Zeiten eingetretene Verbesserung ihrer Lage dem sorgenden Väterchen in der Zarenstadt zuschreibt und von ihm die weitere glückliche Ausgestaltung ihrer Zukunft erwartet. Die Ueberzeugung, daß der Kaiser das beste will und daß nur die Korruption des Beamtenstandes den Hauptgrund bildet, wenn diese Absichten nicht in dem erwünschten Maße in die praktische Erscheinung treten, hat viel zu feste Wurzeln gefaßt, als daß nicht alles Gute dem Zar, das Schlimme seinen Organen zugeschrieben würde. So schöpft die im Blute des Volkes liegende und von den Vätern ererbte Anhänglichkeit an den Kaiser aus der in jeder Generation auflebenden Dankbarkeit und Hoffnung stets neue Kraft.

Solchen Verhältnissen gegenüber erscheint der in Rußland aufgetretene Nihilismus, dessen Anhänger nach der Zertrümmerung der geschichtlichen Grundlagen der Gesellschaft und des Staates streben und mit Hintansetzung jeder Rücksicht auf soziale Ordnung, Allgemeinwohl, ja sogar häufig der eigenen Selbsterhaltung rein materialistische und sozialdemokratische, theilweise auch ganz utopistische Zwecke verfolgen, keineswegs als eine Volkskrankheit, sondern lediglich als die Verirrung einzelner. Thatsächlich ist auch die Bedeutung des Nihilismus für die Entwicklung oder den Bestand des russischen Reiches in Westeuropa vielfach überschätzt worden. Mängel der Staatsverwaltung, die früher erwähnten Fehler in der Organisation des Beamtenstandes und die hieraus erwachsenden Folgen, Bevorzugungen und Unterdrückungen Einzelner und ganzer Bevölkerungsklassen und ähnliche Ursachen haben eben im Vereine mit den unreifen Anschauungen und Umsturzbestrebungen einzelner Fanatiker dazu geführt, daß in Rußland jene Erscheinungen früher zu Tage traten, mit welchen Westeuropa in Folge der Verbreitung und Verschärfung anarchistischer Tendenzen nun im eigenen Hause zu rechnen hat. Und trotzdem ist in Rußland jene Verkommenheit der politischen und sozialen Gesinnung noch nicht in die breite Masse des Volkes, das Bauernthum und Kleinbürgerthum, gedrungen und hat auch keine Aussicht, hier je fruchtbaren Boden zu finden. Vielmehr ist die Behauptung gerechtfertigt, daß sich die Nihilisten fast ausschließlich durch Elemente ergänzen, welche zum Theil durch ihre eigene Schuld, anderntheils durch Akte der Willkür oder einer weitgehenden Staatsraison um die Hoffnung gebracht sind, sich im Rahmen der sozialen Ordnung eine Existenz begründen zu können. Verdorbene Studenten, zurückgesetzte oder gemaßregelte Offiziere und Beamte, unterdrückte Juden sind die Hauptrepräsentanten des Nihilismus. Und wenn wir unter den Anhängern des letzteren nicht selten das weibliche Element vertreten finden, so hat dies hauptsächlich seinen Grund darin, daß die den Westeuropäer überraschende Gleichstellung der mittleren und höheren Bildung beider Geschlechter in Rußland, welche nicht selten zum Besuch der Universitäten durch junge Damen und auf Kosten der häuslichen Erziehung zu einer geistigen Parität, wenn nicht Ueberlegenheit der besseren russischen Frauenwelt führt, das ohnehin leichter zu entflammende Herz der Frau mit Kreisen und Interessen in engere Berührung bringt, aus welchen der Nihilismus seine Hauptnahrung schöpft.

Thatsächlich kann man aber über Nihilismus überall mehr sprechen hören und sich vielleicht auch besser unterrichten als in Rußland selbst. Liebt schon der Russe an und für sich Gespräche über Politik nicht, so gebietet ihm hier auch die Vorsicht besondere Zurückhaltung. Denn die Strenge, mit welcher man in Rußland den nihilistischen Bestrebungen zu Leibe geht, birgt die Gefahr in sich, wegen irgend einer unbedachten Aeußerung in dieser Richtung auf administrativem Wege nach Sibirien verschickt zu werden. Für die Bedeutung aber, die man in Rußland dem Nihilismus beimißt, und andererseits für die unerschütterliche Anhänglichkeit der Russen an ihren Kaiser ist die in hochstehenden Kreisen herrschende Anschauung bezeichnend, daß die Nihilisten in demselben Maße, als sie den Kaiser bedrohen, den Erfolg ihrer Umsturzbestrebungen in Frage stellen; denn Zar und Rußland seien unzertrennliche Begriffe.

Ein weiteres Moment, welches die politische Gesinnung der Russen beherrscht, ist das Festhalten am russischen Wesen und das Bestreben, diesem immer mehr Verbreitung zu schaffen. Man hat sich in Westeuropa daran gewöhnt, diese Gesinnungsrichtung der Russen als „Panslavismus“ zu bezeichnen und hat die Berechtigung hierzu aus dem Umstande abgeleitet, daß sich das Slaventhum von Rußland aus in Europa weiter verbreitete und daß auch die heutigen politischen Bestrebungen Rußlands — von den traditionellen, auf den Besitz der Balkanhalbinsel abzielenden Wünschen abgesehen — die Zusammenfassung der slavischen Völker unter russischem Szepter im Auge haben.

Dennoch ist jene Bezeichnung vollkommen unrichtig. Man kennt in Rußland keinen Panslavismus, sondern nur das Bestreben, russisches Wesen, russische Eigenart, russische Herrschaft möglichst zu erweitern. Es zeigt sich dies schon den slavischen Völkerschaften gegenüber, welche zum heutigen Rußland gehören, ohne Russen im engeren Sinne des Wortes zu sein. Sie sind nichts als Schützlinge, die auf eine wohlwollende Behandlung nur insolange zu rechnen haben, als sie den Ausbreitungsbestrebungen des Großrussenthums gefügig gegenüberstehen. Jede Sonderbestrebung eines sich nicht mit dem Russenthum identifizirenden Slavismus hat sich in Rußland keiner Sympathie zu erfreuen. Ist von außerhalb Rußlands wohnenden Slavenstämmen, von Serben, Bulgaren u. dgl. die Rede, so wird es allgemein nur als ein Gräuel empfunden, daß dieselben nicht Russen sind, nicht Russen heißen. Das Großrussenthum beherrscht alle offiziellen und die zu denselben zählenden sozialen Kreise. Jede neben ihm bestehende Spezialität, vor allem aber jene slavischen Stammes, stößt im Russenthum auf Unduldsamkeit und läuft Gefahr, wie die Polen unterdrückt zu werden. Am deutlichsten zeigt sich dieses Verhältniß den Kleinrussen gegenüber. Die kleinrussische Eigenart ist dem Großrussen ein Dorn im Auge. Jede Regung kleinrussischen Wesens, namentlich kleinrussischer Litteratur, wird mit Entschlossenheit, Rücksichtslosigkeit, Grausamkeit zum Schweigen gebracht. Der Kleinrusse sieht im Moskal seinen Bedrücker und dieser betrachtet jenen als den halb abtrünnigen Sohn der großen Mutter Rußland, weil er alten Sitten und Ueberlieferungen sowie seiner Sprache treu geblieben ist, hauptsächlich aber, weil er den Wandlungen der orthodoxen Kirche nicht mit der Begeisterung des Großrussen folgte; so daß das Sektenwesen der Raskolniki seinen Hauptsitz in den Ländern der Kleinrussen und Kosaken hat.

Nicht minder wie die Ausbreitungssucht russischen Wesens beherrscht der Haß gegen die Deutschen die politische Gesinnung des russischen Volkes. Theilweise hat derselbe seinen Grund in dem oben geschilderten engherzigen, jede fremde Eigenart bekämpfenden Nationalgefühl des Russen, theilweise auch in dem Umstand, daß die Deutschen von jeher, wenn auch auf Grund eigenen Verdienstes, eine von den Verhältnissen der breiten Volksmasse sich vortheilhaft abhebende und demzufolge beneidete Rolle spielten. So lebt noch heute im Volke die Erinnerung daran, daß zur Zeit der Leibeigenschaft meist Deutsche die Verwalter der Großgrundbesitzer waren, sich auf Grund ihrer Anschauungen von Pflichttreue, Arbeitsamkeit und Mäßigkeit mit der Trägheit und Unmäßigkeit des russischen Bauern nur zu oft in Gegensatz brachten und zu Peinigern der Leibeigenen wurden. So ruft es täglich den Neid und die Eifersucht der Russen hervor, daß die Deutschen, besonders die zahlreichen Kolonisten im Süden des Reiches, sich durch Fleiß und Thatkraft weit günstigere Lebensverhältnisse verschaffen als die einheimische Bevölkerung, daß sie letztere durch kluge Berechnung und Konsequenz im Denken und Handeln bei allen Unternehmungen überflügeln und selbst zu den höheren Staatsdienststellen, wie überhaupt zum Beamtenstand ein unverhältnißmäßig hohes Kontingent stellen.

Aber nicht allein auf die guten Eigenschaften der Deutschen und auf die hierdurch bedingten Erfolge der letzteren ist der Deutschenhaß in Rußland zurückzuführen. Den

Russen mit seinem hochentwickelten Nationalitätsgefühl verletzt vielleicht in noch höherem Maße die politische Haltung der Deutschen. Es erscheint ihm gleich verächtlich, wenn Deutschrussen nicht selten die eifrigsten Verfechter und Förderer russischer Tendenzen werden und sogar im intimeren Verkehr mit Stammesgenossen die Anwendung der ihnen geläufigeren deutschen Sprache vermeiden, während sich andere weder zu der alten noch zu der neuen Heimath bekennen. Wenn der Russe dieser Empfindung im persönlichen Verkehr auch keinen Ausdruck verleiht und bei Beherrschung der deutschen Sprache es liebt, dem Deutschen in seiner Muttersprache zu begegnen, im Allgemeinen beurtheilt er den Deutschen als einen kalten, berechnenden, rücksichtslosen Egoisten, der seiner Gewinnsucht selbst das Nationalitätsgefühl zum Opfer bringt. Unter solchen Verhältnissen kann es nicht befremden, daß der zudem von einem großen Theil der russischen politischen Welt und der Presse geschürte Deutschenhaß mehr und mehr alle Schichten der Bevölkerung durchdringt.

Wir dürfen uns dieser Erkenntniß umsoweniger verschließen, als dieselben Kreise, welche den Kampf gegen das Deutschthum führen, mit ihrer Hinneigung zu Frankreich einen nicht minder dankbaren Boden finden. Denn es wäre eine große Selbsttäuschung, wenn wir die in Rußland lebenden Sympathien für Frankreich lediglich als eine künstliche politische Mache betrachten wollten. Für solche Einflüsse sind die unteren Schichten der russischen Bevölkerung zu wenig empfänglich und selbst die Verbrüderungsfeste von Kronstadt und Toulon wären wahrscheinlich an ihnen ohne tieferen Eindruck vorübergegangen, wenn sie nicht im Auge des Russen zur Verherrlichung seiner Nation beigetragen hätten. Dem russischen Volke ist vielmehr an und für sich kein Volk der Erde sympathischer als das französische, wenn auch diese Empfindung bei dem Mangel unmittelbarer Berührungspunkte nicht so deutlich in die Erscheinung tritt wie der Deutschenhaß der Russen. Der Grund dieser Hinneigung liegt in der Uebereinstimmung mancher Züge der beiderseitigen Volkscharaktere, welche dieselbe leichte Erregbarkeit, dieselbe Selbstschätzung und Geringachtung fremder Eigenart, denselben stürmischen Patriotismus, dieselbe Leichtlebigkeit, — mit einem Worte mancherlei gleiche Vorzüge und mancherlei gleiche Mängel zeigen. Darf man hieraus einen Schluß ziehen, so geht er dahin, daß Rußland und Frankreich sich zwar leicht zur gegenseitigen Unterstützung zusammenfinden, daß sie sich aber nicht gegenseitig ergänzen können.

Nachdem wir in vorstehenden allgemeinen Umrissen Wesen und Kraft des russischen Volkes auf physischem, intellektuellem, religiösem und politischem Gebiet bis zu ihren Ausgangspunkten verfolgt haben, erübrigt noch eine kurze Betrachtung *der russischen Armee*. Es kann sich dabei naturgemäß nicht um weitgehende Erörterungen organisatorischer oder militärtechnischer Einzelnheiten, sondern ebenfalls nur um die Würdigung der elementaren Kraft handeln, welche der russischen Armee in Folge der Eigenart ihres Materials und der in ihr lebenden moralischen Faktoren innewohnt. Man hat sich zwar vielfach in nicht ganz berechtigter Weise daran gewöhnt, die Bedeutung und Leistungsfähigkeit einer Armee mehr oder minder nach ihrer Kriegsstärke und — um dem Werth der Ausbildung doch einigen Ausdruck zu verleihen — nach dem Verhältniß der Kriegsstärke zur Friedensstärke zu beurtheilen. Es erscheint sonach allgemein und besonders für solche Freunde von Zahlen die Bemerkung am Platze, daß nach den neuesten Angaben die Friedensstärke der russischen Armee einschließlich der Nichtkombattanten und besonderen Formationen rund 1018000 Mann, die Kriegsstärke einschließlich der dem deutschen Landsturm und der Ersatzreserve entsprechenden Reichswehr aber 4556000 Mann beträgt und überdies Rußland rastlos und unermüdlich an dem weiteren Ausbau der Armee und an der Steigerung ihrer Kriegsbereitschaft arbeitet.

Schwerer als diese Zahlen wiegen aber die Eigenschaften, welche das nationale Bewußtsein, die einheitliche Gesinnungsrichtung des russischen Volkes auf religiösem und politischem Gebiet und die Eigenart des slavischen Volkscharakters in die Armee tragen. Wenn diese Eigenschaften auch früher bereits angedeutet wurden, so verdient es doch an dieser Stelle wiederholt hervorgehoben zu werden, daß der den Russen eigene tiefreligiöse Sinn, glühende Liebe zum Vaterlande, Gehorsam gegen Vorgesetzte, Treue und Begeisterung für den Landesherrn, Genügsamkeit und ein seltenes, von *Fatalismus*, physischer Kraft und außerordentlicher Widerstandskraft unterstütztes Vermögen, in der einmal eingeschlagenen Richtung des Handelns zu verharren, der Armee eine Summe innerer Naturkraft zuführen, über welche keine Armee Westeuropas in dieser Allgemeinheit verfügt und die auch auf dem Wege der militärischen Ausbildung in ihrer Gesammtheit nicht ersetzt werden kann.

Ist es auch ein Russe, welcher in der jüngst erschienenen Broschüre „die Völker Rußlands in Waffen“ seinen Anschauungen Ausdruck gibt, so dürfen wir es doch als berechtigt und beachtenswerth anerkennen, wenn derselbe über die russische Armee sagt: „Ueberall und durchgängig herrscht in der Armee ein und derselbe physiognomische Ausdruck der Zuverlässigkeit, der Entschlossenheit, der stoischen Furchtlosigkeit vor jeglichem Fährniß. Ueberall und durchgängig eine flammende Begeisterung für das heilige Rußland und den Zar, überall und durchgängig der strikteste Gehorsam um Gotteswillen, aus der lebendigen Ueberzeugung, daß Lohn oder Strafe an jenem furchtbaren Tage des letzten Weltgerichts zu hoffen oder zu erleiden stehe. Und diese Eisenstirnen, diese Eisenfäuste stehen im Bann russischen Gehorsams, russischer Mannszucht. Der Vorgesetzte ist dem Russen die Obrigkeit, der unfehlbare Herr, auf dessen Wink und Befehl er ruht, steht, marschirt, lebt und stirbt. Fremdem Willen zu gehorchen, ist ihm angeboren, daher kommt es, daß jeder Soldat ein williges und gefügiges Werkzeug ist, — die Gesammtheit eine tadellos funktionirende Maschine, die der leitenden Hand unbedingt gehorcht.“ Hat doch schon Friedrich der Große dieses Urtheil im Wesentlichen bestätigt, als er nach der Schlacht von Zorndorf anerkannte, daß es leichter sei, die Russen zu erschlagen als sie zu schlagen.

Freilich setzt das vorerwähnte tadellose Funktioniren der Maschine — wie dies schon früher angedeutet wurde — gerade dem russischen Soldatenmaterial gegenüber ein vortreffliches, verläßiges Triebwerk, d. h. Offiziere, höhere Führer und eine Verwaltung voraus, die ihren Aufgaben vollkommen gewachsen sind. In dieser Beziehung liegen jedoch die Verhältnisse nicht gleich günstig, wie ja Rußland überhaupt an den zersetzenden Einflüssen krankt, von welchen die höheren Schichten im Gegensatz zu der gesunden Masse des Volkes durchdrungen sind. Was auch für Hebung des Offizierstandes und seiner Leistungsfähigkeit seit Jahren geschah, — das Offizierkorps entbehrt auf Grund seiner verschiedenen Abstammung, Geistesbildung und Beförderungsverhältnisse nach der Homogenität und in Folge dessen des die ganze Armee umfassenden Bandes der Kameradschaft, an deren Stelle sich gerade in den bevorzugten und für die Truppenführung maßgebenden Kreisen der Generale und Generalstabsoffiziere sich ein häßliches Strebertkum breit macht. Die Zahl der unglaublich jungen, durch willkürliche Bevorzugung emporgekommenen Generale und der unverhältnißmäßig alten Frontoffiziere trägt überdies nicht zur Hebung eines guten Geistes im Offizierskorps bei.

Der Boden, aus dem sich die höhere Führerschaft der russischen Armee entwickelt, ist demnach als ein gesunder nicht zu betrachten und der Krieg 1877/78 hat sie in der That vielfach in nicht einwandfreiem Lichte erscheinen lassen. Trotzdem gehen die hierauf gestützten absprechenden Urtheile — wenigstens in der Allgemeinheit, in welcher sie aus jenen Erscheinungen gefolgert wurden — großentheils zu weit. Und überdies ist man in Rußland unausgesetzt an der Weiterbildung und Vervollkommnung der Führerschaft thätig. Die Probe auf die Richtigkeit der hierbei angewendeten Mittel und auf deren Erfolg kann allerdings nur ein Krieg bieten; denn nur im Kriege zeigt sich die wahre Fähigkeit und der Werth eines Führers. Auf Friedensverhältnisse gestützte Urtheile führen leicht zu Trugschlüssen. Nur soviel kann als feststehend erachtet werden, daß an die russischen

Führer im Ernstfalle auf Grund der wenig entwickelten Selbstthätigkeit des Einzelindividuums besonders schwierige Aufgaben herantreten, daß sie aber dagegen in ihrem Soldatenmaterial eine Waffe besitzen, die — richtig geführt — nie versagen wird.

Einen anerkannt wunden Punkt in der russischen Armeeorganisation, durch welchen die Leistungen der Führer und der Truppe in Frage gestellt werden können, bildet zudem das Verwaltungswesen. Es hat im Kriege 1877/78 versagt und noch im Jahre 1890 bei den großen Manövern um Kowno den Beweis geliefert, daß es den Aufgaben des Ernstfalles nicht gewachsen ist. Diese innere Korruption der Militärverwaltung, die Unfähigkeit, Untreue und Bestechlichkeit der Beamten ist aber keine für sich aufzufassende Erscheinung. Sie bildet, wenn wir uns des allgemein über das Beamtenthum Gesagten erinnern, nur ein Symptom des Krebsleidens, an welchem die Entwicklung des russischen Reiches krankt, und wird nur mit diesem entfernt werden können. Hierzu genügt aber nicht die Bekämpfung einzelner krankhafter Wucherungen, sondern es ist ein tiefer, das ganze Staatsleben in Mitleidenschaft ziehender operativer Eingriff nöthig. Erst wenn dieser überstanden ist, erscheint die ganze Entfaltung der dem russischen Volke innewohnenden natürlichen Kraft nach außen hin möglich.

---

Dem Uferbewohner gleich, welcher vom Gestade den Wogenschlag des nahen Stromes beobachtet, haben wir in den vorstehenden Ausführungen das Wellenspiel russischen Wesens und Lebens an uns vorüberziehen lassen. Und wie jener auf rechtzeitigen Schutz der heimathlichen Hütte nur dann rechnen kann, wenn er die gesetzmäßigen Bedingungen für die Kraftentfaltung des benachbarten Elementes kennt und in ihrer Entwicklung verfolgt, so fordert auch unser Interesse, daß wir der unter jenem Wellenspiel verborgenen elementaren Kraft des russischen Volkes stets bewußt bleiben und ihre Entfaltung beobachten.

Peregrinus.

## Technische Probleme moderner Malerei.

Das Interesse für die Malerei ist in unserer Zeit unstreitig ein sehr lebendiges, oder es wird erst ein gesundes und förderndes werden, wenn es sinnenfreudiger geworden ist, wenn es dem Gedanken, der Anekdote, dem sogenannten geistigen Inhalt eine untergeordnete Bedeutung beigelegt haben wird. Aus dem Handwerk ist die Kunst entstanden, und so weit auch der Weg ist, den das Handwerk über das Kunsthandwerk hinweg zur Kunst genommen hat, es steckt immer noch ein gutes Stück Handwerk darin. Der Süddeutsche hat in seinem „Kunstmaler“ so gut wie der Franzose im „peintre artiste“ die Erinnerung daran behalten, während der stolzere Norddeutsche, der ein „akademischer Maler“ ist, sie verloren hat. Vielleicht trägt dieser sprachliche Unterschied ein wenig dazu bei, den Abstand zu erklären, der die Kunst des norddeutschen akademischen Malers von der des süddeutschen Kunstmalers und des französischen peintre artiste trennt. In den Gesprächen Münchener Maler spielen die technischen Dinge eine hervorragende Rolle seit Generationen, seit dem Verblassen der Cornelianischen Schule. Aber die wenigsten Beschauer ahnen, wenn sie durch eine Ausstellung eilen und leichtfertig über verfehlte Experimente, über verrückte Sensationshascherei sich lustig machen, welch tiefer Ernst, welch unabhängiges Streben, welch verzehrender Aufwand an geistiger und körperlicher Arbeit hinter diesen verlachten Arbeiten verborgen sein kann, denn nur Wenige sind auch den alten Meistern gegenüber im Stande, die technische Größe zu würdigen.

Und doch haben die alten Meister unablässig an der Vervollkommnung des Materials gearbeitet und die Siege, die sie in diesem Kampfe errangen, sind Schritt für Schritt zu verfolgen. Die Großen waren auch hier die größten. Denn je höher das Ziel war, um so geschickter und folgsamer mußte die Hand sein, die es zur Erscheinung bringen sollte. Von Cimabue zu Titian war eine dornenvolle Straße, aber es wurde auch die höchste Beweglichkeit erreicht, die Fähigkeit, alles auszudrücken, was die Zeit zu sagen hatte. Die Erfindung der Oelmalerei wurde ein wichtiges Hilfsmittel zur Lösung der Probleme; nun war die Technik für Jahrhunderte hinaus endgültig festgestellt worden. Ueber die geeignete Beschaffenheit der Leinwand und des Holzbrettes war man sich klar, über die Grundirung der Malfläche mit Kreide oder mit Oel, über die Bindemittel, über die Firnisse hatte man hinreichende Erfahrungen gesammelt. Jetzt wurde der Vortrag frei und zwanglos, der Pinselstrich kühn, wie ein Hieb. Nichts mehr von der Aengstlichkeit des Mittelalters, von der zaghaften Zurückhaltung und kümmerlichen Strichelei. Flächig und rauchig wurde die Farbe hingesetzt, die Pinselbreite blieb sichtbar, man verschmähte es, sie zu vertreiben und zu verbergen und so wurde auch die Wirkung wuchtiger und kühner. Das Beherrschen großer Flächen gelang besser als zuvor, und das Helldunkel, das auch nur eine Errungenschaft der Technik ist, bot neue, ungeahnte Reize. Aber es blieb immer noch ein weiter Spielraum für den Einzelnen und die Namen Titian, Hals, Rembrandt, Valesquez, Rubens bedeuten ebensoviel Dialekte in dieser gemeinsamen Sprache. Doch mit den großen Männern ging auch die Freiheit der Sprache verloren. Der Vortrag wurde immer süßlicher, geleckter, befangener, in Italien so gut wie in Spanien und den Niederlanden, und der tiefste Punkt dieses Verfalls wird wohl durch van der Werff bezeichnet. Das ist eine Erscheinung, die überall zu beobachten und nicht zu unterschätzen ist, daß die Kunstblüthe auch stets eine Blüthe der technischen Reize ist und der Kunstniedergang stets ein Erstarren der Technik mit sich führt. Darum mußten auch die Anfänge der neuen Kunsterhebung des 19. Jahrhunderts wieder eine neue und freie Ausdrucksweise suchen und finden, denn immer schmiegt sich die Technik der künstlerischen Idee an, die erreicht werden soll.

Die Bedeutung der Thätigkeit des einzelnen Individuums für eine Entwicklungsreihe abzuschätzen, ist oft ganz unmöglich. Am ehesten gelingt es noch auf dem Gebiete der Kunst, weil da die Leistungen am persönlichsten und abgeschlossensten sind. So scheint es, daß Turner der Vater der modernen Technik gewesen ist. Er ging selbstverständlich auf viele Dinge zurück, die Jahrhunderte lang vergessen waren, aber Vieles erfand sein eigener Genius. Glühende Sonnen malte er, lodernde Flammen, rauschende Feuerwerke. Für seine neuen und waghalsigen Effekte, sein Sprühen und Blitzen der Farbe konnte er naturgemäß mit den Mitteln, die er vorfand, nichts erreichen. Sein Pinselstrich ist kurz, brillant nebeneinander gesetzt eine reiche Skala von fast ungebrochenen Tönen, so daß die ganze Fläche in unendlich viele unvermittelt nebeneinander gesetzte kleine Töne getheilt, fast das Aussehen eines Mosaikbildes erhält. Aber in die richtige Distanz gebracht, läßt die Leinwand die Absicht des Meisters klar erkennen. Der Zauber, der ihm vorschwebte, umfängt, von ihm gebannt, nun Alle. Da klingt und tönt es aus jedem Winkel, zittert und fluthet und leuchtet. Das Licht, das war das Phantom, dem Turner nachjagte und so viele Andere nach ihm. Die Sonne wollten sie malen, die Sonne selbst mit ihrem rauschenden Leuchten. Darum mühten sie sich ab, quälten sich und zermarterten sich. Und diese Jagd nach der Sonne mit all ihren Uebertreibungen, mit all ihrem Wahnwitz war es, welche die neue Farbenanschauung schuf, das feinste und differenzirteste Sehen. In Turner's Werken sind alle Grundelemente schon vorhanden. Der große angestrebte Ton selbst ist nicht auf der Leinwand, sondern er wird durch das Zusammenklingen unendlich vieler Töne in einem gewissen Abstand vom Bilde erst erreicht. Diesen richtigen Abstand von einem Bilde zu treffen, ist das erste,



was der Kunstfreund erlernen muß. Es sollte stets bedacht werden, daß jeder Maler je nach Beschaffenheit seines Auges, nach seiner besonderen malerischen Intention, nach dem Umfang der Leinwand aus einer bestimmten Distanz sein Bild in Wirkung setzt. Diese Distanz wird jeder Kundige sofort finden, aber die Kundigen sind selten. Darum kam wohl Werchschagin auf den Einfall, das Publikum durch Barrieren zu zwingen, so weit zurückzutreten, als erforderlich war. Wenn das allgemeiner Brauch wäre, würden wohl bald die albernen Jammerrufe über die moderne Batzerei und Kleckserei ein Ende nehmen.

Der Einfluß, den Turner ausübte, war ein überaus starker. Unter den Landschaftern sind es besonders zwei, die von jenen Regungen befruchtet wurden: Corot und Claude Monet. Zu dem Studium der wieder entdeckten niederländischen Maler traten Turner's kraftvolle Neuerungen. Die Zeit der glatten, eintönigen, italienischen Lüfte war zu Ende. Im Allgemeinen wenigstens, denn hier und da spukten sie noch umher. Ich hatte das Glück, einen Lehrer zu finden, der unerschütterlich ihr Anhänger geblieben war. Wenn mit Ozengalle und Umbra sauber die Konturen der Landschaft nachgezeichnet waren, pflegte er zu sagen: „Na, nun werde ich Ihnen die Luft einstreichen". Und dann mischte er das Himmelsblau und strich die Luft von oben bis unten zu, nur dicht am Horizont kam eine Idee Zinober hinein. Was für Mühe gaben wir uns, die Farbe auch so schön glatt und gleichmäßig hinzubringen, aber es war zu schwer, es wollte niemals so recht gelingen. Damals also fing der Himmel zu leben an, zu zittern, zu flimmern. Kalte und warme Nuancen glitten durcheinander, duftig und feucht erschien die Atmosphäre, durch kleine Pinselstriche und reiche Abstufungen wurde das erreicht. Corot emanzipirte sich immer mehr von den Alten, wurde immer eigenartiger in der Wahl der Motive und der Art des Ausschnitts. Und besonders in seiner letzten und reifsten Periode, als er fast gar keine Eichen mehr malte, sondern vorwiegend Birken, Buchen, Weiden und Pappeln, wurde sein Stil voll ausgeprägt, seine Darstellung flüssig und souverän. Die Pappel, glaube ich, war es ganz vorzüglich, die ihm den Anstoß gab zu den Anfängen des punktirenden Malens, das dann von Claude Monet zu einem vollständigen System verarbeitet wurde. Die Pappel, wenn der Wind ein wenig durch ihre Blätter streicht, mit ihren flitbrigen kleinen Lichtern, mit ihrer graziösen Silhouette, oder wenn die grelle Sonne sie bescheint, wirkt wie ein Heer kleiner, wirbelnder Punkte. Diese Beobachtung findet sich zuerst bei Corot angewendet. Er verwischt zu einem unmerklichen Uebergang die Silhouetten der Bäume in den Ton der Luft und dann setzt er einzelne präzise Punkte in diese Unbestimmtheit. So erreicht er das Leben, die Bewegung und die bewundernswerthe Weichheit.

Ueber ihn hinaus geht Claude Monet. Er verschmäht überhaupt jedes flächige Malen. Aus Strichen und Punkten setzt sich seine Malerei zusammen. Er fürchtet die bleierne, todte, gestrichene Fläche, er will überall bis in den tiefen Schatten hinein die Reflexe, die huschenden Lichter darstellen, und glaubt das durch seine Methode am besten zu erreichen. Er vermeidet dadurch das Uebereinanderlegen mehrerer Schichten von Oelfarbe, das leicht zu trüben, schmutzigen Tönen führt, er vermeidet das Klebrige, Pappige, Zähe, das einer oft übermalten Leinwand anhaftet. Sein Malgrund dagegen wird wenig angegriffen, an keiner Stelle tritt er mehr als einmal in Thätigkeit, so daß seine ganze Frische erhalten bleibt. Ja vielfach wird er überhaupt nicht bedeckt, sondern bleibt unbedeckt stehen und wird als Farbe mit in die Berechnung gezogen. Den Farbkörper behandelt Monet mit größter Schonung; dadurch, daß er ihn ungebrochen auf die Leinwand setzt, giebt er ihm die höchste Leuchtkraft, deren er fähig ist. Wer vor Monet's Bildern steht, wird ohne Weiteres zugeben müssen, daß hier etwas erreicht ist, was keinem der Früheren gelang. Die Motive, die er wählt, sind ganz einfach, beinahe trivial mitunter, aber in diesen Gemälden steckt das intimste Naturstudium, das die moderne Malerei aufzuweisen hat. Eine blumige Wiese im vollsten Sonnenglanz, aber es ist wahrhaftiger Glanz, der aus strahlender Höhe herabgeleitet auf die unzähligen Blumen und Gräser, auf Bäume und Sträucher und auf die Menschen, die sich da tummeln. Man empfindet die Gluth nicht nur mit den Augen, man hört ordentlich ihr Zischen und Summen, man riecht die Düfte, die sie den Blumen entlockt, man fühlt das behagliche, das angenehme Prickeln, das sie auf der Haut hervorbringt. Das ist der Triumph Monet's, seine Fähigkeit, die stärksten Illusionen hervorzubringen.

Dieselbe Zeit, in die Monet's Anfänge fallen, sah das Auftreten des großen Reformers Edouard Manet. Er ging von den alten Meistern aus und zumal Velasquez schwebte ihm als höchstes Ideal vor. Ihm strebte er nach in der Größe der Erscheinung, in der Tiefe der Farbe, in der Lichtführung. Bis die Zeit kam, da er ganz Manet wurde. Durch einen äußeren Anlaß geschah es, als er eine Dame im Freien malte. Mit einem Schlage wurde ihm klar, daß die Farbenskala der Renaissance bereichert und erweitert werden müsse durch das moderne Auge. Und er stellte sofort in seinen ersten Arbeiten schon die Farbenanschauung fest, die bis heute unerschüttert geblieben, bei Unverständigen sogar schon zum Rezept erstarrt ist. Und nun konnte er die Technik, die er dem Velasquez abgeguckt hatte, nicht mehr gebrauchen. Bei dem Spanier sind die Schattentöne durch nur ziemlich dünne Lasuren erzeugt, das Licht pastos und kernig hingesetzt. So hatte im Großen und Ganzen die Renaissance überhaupt gemalt, dünn der Schatten, dick das Licht. Das genügte nun nicht mehr; denn all die unzähligen Reflexe, das Spielen in den Schatten ist nur durch energischen Farbenauftrag zu erreichen. Auch die Eleganz der Pinselführung wurde am Anfang ein wenig beeinträchtigt, aber bald wieder hergestellt. Der erste Vorwurf, der gegen Manet und die Seinen geschleudert wurde, betrifft die sogenannte Vernachlässigung der Kontur und der Zeichnung überhaupt. Das kam und kommt daher, weil die Tadler, die so oft Leute ohne Beobachtungsgabe sind, keine Kenntniß von dem Ueberstrahlen des Lichts haben, das die Maler wiedergeben wollen. Wer sich auch nur einmal irgend einen Körper gegen die Sonne hin angeschaut hat, weiß, wie das Licht die Silhouette unterbricht, wie es den scharfen Umriß auflöst und die Form nicht zu der Geltung kommen läßt, die sie in kühler, neutraler Beleuchtung hat. Das war es eben, was Manet beobachtet hatte, was er festhalten wollte. Aber sein Hauptverdienst ist, daß er als Grundton der neuen Kunst ein Blauviolett festgestellt hat, während der Grundton der Renaissance das Roth gewesen ist. Und da er ein echter Künstler war, gelang es ihm, diese Errungenschaften nicht nur in der Theorie darzulegen, sondern sie durch unsterbliche Kunstwerke zu verewigen.

Sein Freund und Kampfgenosse Degas wandte das gleiche Prinzip für das Pastell an, Raffaëlli überträgt die Stichelei auf die Oelmalerei, die er mitunter fast wie eine Schraffirung mit farbigen Stiften behandelt. Besnard verbindet oft beides, in die gestrichene Fläche setzt er Striche ungebrochener Farbe, um ein größeres Schillern zu ermöglichen, ein Verfahren übrigens, von dem bei Rubens und Hals Spuren zu finden sind.

Es ist überhaupt ein Charakteristikum dieser modernen Bewegung, daß sie auf die Wirkung des Pastells hinzustreben sucht. Das Trockene, Staubige des Stiftes, die weiche, körnige Oberfläche soll jetzt durch ein anders geartetes Material erreicht werden. Und wird erreicht. Das ist ein fortgesetzter Kampf mit dem Material, täglich werden neue Farben erfunden, mit Begeisterung begrüßt und nach kurzer Zeit wieder verworfen. Unzählige Rezepte wandern von Atelier zu Atelier, Tempera, Oel, Petroleum wird kombinirt, probirt, verworfen und wieder vorgeholt. Die Chemie giebt ihre theoretischen Rathschläge, aber man ist immer noch unzufrieden. Manch einer bleibt an diesen Dingen hängen und hält sie schließlich für den ganzen Inhalt der Kunst. Aber die Stärkeren behalten doch das hohe Ziel vor Augen, nur neue, bequemere Wege wollen sie suchen.

Es liegt ein dekorativer Zug in der modernen Kunst.

Und sie hat auch schon große Erfolge auf dekorativem Gebiet aufzuzeigen. Puvis de Chavannes, Besnard und Cazin haben sie errungen. Sie geben die zarte Wirkung der alten Fresken, die durch Weihrauch und Dunst verblaßt sind, wie Ghirlandajo zum Beispiel in St. Maria Novella zu Florenz oder auch der alten japanischen Buntdrucke, die durch die Zeit zu einer köstlichen Harmonie zusammengewachsen sind. Die junge Naturanschauung ist jetzt schon so weit gefestigt, daß sie der Farbenphantasie Spielraum gewähren kann.

Und nun kommt die schöne Palette, der feine bis ans Krankhafte gesteigerte Geschmack zum Vorschein, der nicht mehr den engen Anschluß an die Natur hat, aber sich doch innerhalb gewisser fest umschriebener Grenzen bewegt. Das ist die Malerei der Schotten, das ist Whistler, das ist Japan in europäischem Gewande. Die absonderlichsten Phantasien sind so schon entstanden und hie und da kommen sie nahe an den persischen Teppich im Goldrahmen.

Eine der technischen Nebenströmungen neuerer Malerei repräsentiren die Pünktler, die direkt an Claude Monet anknüpfen; — der technischen Nebenströmungen, denn in ihren Motiven, in ihrer Empfindung, in ihrer ganzen Intention stehen sie auf dem gleichen Plan mit den übrigen. Nur andere Mittel haben sie sich herausgeklügelt. Sie gehen ganz von der Theorie aus. Die Natur, sagen sie, kennt keine Mischfarben, nur die Grundtöne schafft sie und erst auf der Netzhaut des menschlichen Auges mischen sich diese zu dem farbigen Bilde, das uns geläufig ist. Daher muß der Maler ihrem Beispiele folgen. Auch er muß auf die Leinwand die reinen Farben setzen, die erst in der gehörigen Entfernung das Auge vermischt. Sonst ist es unmöglich, den Eindruck der Natur wiederzugeben. Darum reihen sie nun wie mit dem Stift Punkt an Punkt, ganz unvermittelt, wie Mosaikstückchen neben einander, aber nur die reine, nicht geschwächte Farbe, wie sie aus der Tube kommt. Es ist außer Zweifel, daß in dieser Art vorzügliche Arbeiten entstanden sind, von einer großen Naturwahrheit und merkwürdigem Stimmungsreiz; Signac, Seurat, Anquetin haben darin Besonderes geleistet. Doch es ist sicher, daß ihre Absicht auch auf anderem Wege erreicht werden kann, denn es ist durch die That bewiesen, und so läßt es sich wohl voraussagen, daß die Pünktelei bald aussterben und dem Malen mit dem breiten Pinsel Platz machen wird. Jedenfalls war es ein interessantes und lehrreiches Experiment, besonders dafür, daß das Zerlegen des Mischtones in die Mutterfarben von großem Werth ist für das Erzeugen gewisser Lichtspiele. Eine Lehre, die übrigens von Zorn, Besnard und Larsson ausgiebig benutzt wurde.

Wenn die Pünktler von rein malerischen Gesichtspunkten ausgehen, so ist für die Symbolisten oder Mystiker, oder wie sonst sie sich nennen mögen, nur die Idee maßgebend. Sie sind die Philosophen unter den Malern, die sogenannten „denkenden" Künstler, und sollten eigentlich die Freude des großen Publikums sein, denn sie geben ihm die wunderbarsten Räthsel auf. Der Zusammenhang der einzelnen Persönlichkeiten, die diese Richtung vertreten, mit der Litteratur ist überall leicht nachzuweisen. Sie glauben die Grenzen der Malerei ins Ungemessene erweitern, glauben in einen Wettkampf mit dem Wort eintreten zu können. Aber bisher ist es keinem der Herren gelungen, durch eine That ihre Meinungen zu bekräftigen, und was sie bisher an die Oeffentlichkeit gebracht, streift bedenklich das Narrenhaus oder mahnt an Herrn Barnum. Alle große Kunst stand in ihrer Zeit, fühlte mit ihr, brachte ihre Freuden und Schmerzen, ihr Hoffen und Ahnen zum Ausdruck. Das hat auch die moderne Malerei gethan, das beweisen die Werke von Manet, Lepage, Menzel, Uhde und Liebermann. Aber so sehr ich die Theorie hasse, ich glaube doch, daß es Dinge gibt, die dem Pinsel unerreichbar, die dem Wort allein vorbehalten sind. Und ich hasse die tiefsinnigen Maler, glaube nicht daran, daß irgendwo und irgendwann ein Maler, als Maler, besonders neue und besonders tiefe Gedanken ausgesprochen. Auch Lionardo nicht, auch Michelangelo nicht, die doch wohl zu den führenden Geistern gehören. Aber ich will warten, vielleicht ereignet sich das Wunder in unseren Tagen. Es zu erfassen, wird nicht so einfach sein, denn „soyons mysterieux!" ist das Motto des Symbolisten Gauguin. Von Malerei ist bei der Mehrzahl dieser Maler kaum noch zu sprechen. Licht- und schattenlose Schemen geben sie, mitunter nur angedeutet, mitunter scharf konturirt. Allerlei Archaismen, gothische besonders, aber auch fremdländische Anklänge, asiatische, sind erkenntlich. Schleifen, Striche, Schriftzüge, wie auf den irischen Miniaturen, Schnörkel, die eine bestimmte Bedeutung haben, die Lachen und Weinen und ganze Reihen von Gemüthsstimmungen ausdrücken sollen, kurz eine bewußte und affektirte Verachtung der Mittel ihrer Kunst.

Es ist Gefahr vorhanden, daß diese Vorbilder in einigen unselbständigen Köpfen Verwirrung anrichten werden. Sogar in dem gesunden Dänemark sind Anzeichen dafür nachzuweisen. In weiten Kreisen hat sich allmählich der Glaube verbreitet, daß die große, neue Kunst ein wenig krank sein müsse. Auch das ist aus der Litteratur in die Malerei herübergekommen. Es scheint auch in Deutschland in Vergessenheit gerathen zu sein, wie urgesund — um nur Einen zu nennen — Boecklin ist. Aber man wird sich dessen hoffentlich bald wieder erinnern. Doch vorläufig laufen die Leutchen noch eifrig hin und her und suchen die Kunst. Aber die Kunst sucht man nicht, die findet man.

München. Benno Becker.

## „Gottfried Keller's Leben".*)

Als im Sommer 1890 die Flammen des Züricher Krematoriums den Leichnam des Mannes verzehrt hatten, dessen Name: **Gottfried Keller** noch im kommenden Jahrhundert hell strahlen wird, da war der Eindruck aller seiner zahllosen Verehrer und Bewunderer der, es bleibe nun wirklich von dieser einzigartigen Erscheinung nichts mehr übrig, als was in seinen Werken fortlebe; auf diese als auf ein freilich reiches großes Erbgut habe man sich zurückzuziehen, dasselbe pflegend und weiter nichts mehr erwartend. Keller selbst hatte diesen Eindruck einer mit seinem Tode definitiv abgeschlossenen Dichterexistenz auf jede Weise gefördert. Wie er verlangt hatte, daß nicht einmal seine Asche gesammelt werde, sondern daß Studenten dieselbe in die Limmat streuen sollten, — ein Wunsch, der allerdings nicht erfüllt wurde, weil der im Konventionellen erstarrte, etwas unfreie Geist unserer Zeit hierfür offenbar nicht die schöne würdige Form zu finden wußte, — so hat Keller auch einst über Poetennachlaß in seinem Gedicht: „Poetentod" den Ausspruch gethan:

„Werft jenen Wust verblichner Schrift ins Feuer!
Der Staub der Werkstatt mag zu Grunde gehn!"

Das sah wahrhaftig nicht nach „nachgelassenen Werken" aus! Und ihrer sind auch thatsächlich nur wenige bei Keller vorgefunden worden. Denn der schöne Band, den Professor Bächtold vor anderthalb Jahren aus Keller's Nachlaß veröffentlichte, enthielt eigentlich wenig nie vorher Gedrucktes, bestand, wenn wir von dem Fragment des Trauerspiels „Therese" absehen**), wesentlich aus einer sehr dankenswerthen Sammlung der von Keller da und dort in Zeitungen verstreuten Aufsätze. Immerhin war dieser Band aus dem Nachlasse der erste Beweis, daß Keller selbst „den Wust verblichener Schrift" keineswegs ins Feuer geworfen hatte. Daß seine Erben dies zu thun sich wohl hüten werden, versteht sich von selbst.

Und so ergibt sich nun auf einmal die schöne und rührende Thatsache, daß der Mann, dessen Geistigkeit wir in

*) Seine Briefe und Tagebücher. Von **Jakob Bächtold**. (Berlin 1894. Wilh. Hertz.) Erster Band: 1819—1850.
**) Vergl. „Nation" Jahrg. X. Nr. 12.

seinen Werken eingeschlossen und abgeschlossen wähnten, neuerdings zu uns zu sprechen beginnt und zwar nicht etwa bloß in kleinen unbedeutenden Ergänzungszusätzen zu seinen Dichtungen, sondern daß im Gegentheil seine Persönlichkeit in plastischer Allseitigkeit vor uns emporsteigt, wie sie aus seinen Werken allein doch höchstens diejenigen Zeitgenossen sich hätten ergänzen können, die zu seinen Lebzeiten mit ihm persönlichen Umgang pflegten.

Es ist dies dadurch möglich geworden, daß außer Keller's Tagebüchern, die er freilich nicht lange führte, in die er aber sogar seine Träume der Nacht eintrug, der ganze große Briefwechsel Keller's erhalten ist, nicht nur die wichtigeren unter den Briefen, die er empfing, sondern auch die von ihm selbst geschriebenen Briefe. In Bezug auf diese Papiere schrieb er einmal an Professor Bächtold (28. Jan. 1877), der möchte nach seinem Tode „die Paar Tausend Briefe und Papierfetzen" etwas an die Hand nehmen.

Das ist nun geschehen (und geschieht noch weiter) in dem auf mehrere Bände angelegten Werke: Gottfried Keller's Leben von Jakob Bächtold, dessen erster Band hier einigermaßen gewürdigt werden soll.

Was zunächst Prof. Bächtold's eigene Arbeit und Leistung betrifft, so verdient namentlich hohe Anerkennung, wie Bächtold darauf aus war, überall Keller selbst zum Worte kommen zu lassen. Sein Verhältniß zum Gegenstande ist ungefähr das eines vortrefflichen Regisseurs zu einem ihm lieben, daher mit größter Pietät behandelten Stück eines Meisters. Seine Arbeit ist groß, aber er verbirgt sie. Nirgends auch nur eine Spur von litterarhistorischer Wichtigthuerei, von sich Vordrängen, im Gegentheil bescheidenes Zurücktreten und bloßes Verknüpfen der Konduktoren, um den elektrischen Strom des Geistes, dem zu Ehren diese Biographie herausgegeben wird, in möglichst ununterbrochene Wirksamkeit zu setzen. Auch spricht es für diesen „treuen Diener seines Herrn", daß Bächtold, der Jahre lang Keller's bester Freund und Gesellschafter gewesen war, in der Vorrede offen zugesteht, in den letzten Jahren sich nicht mehr der Gunst Keller's erfreut zu haben. Keller sah in Bächtold, wie letzterer selbst andeutet, seinen litterarischen Todtengräber und bekam dieses leibhaftige Memento mori in einer bösen Stunde plötzlich satt. So trennten sich ihre Wege. Aber jenen früheren Auftrag Keller's, den Nachlaß betreffend, hat Bächtold gleichwohl zu seiner wichtigsten Lebensaufgabe gemacht; außerdem ist er auch von dem durch die Eidgenossenschaft — der Erbin Keller's — ernannten Testamentsvollstrecker, Prof. Dr. A. Schneider, in rechtlicher Weise mit dieser Herausgabe betraut worden.

Die Biographie gibt zuerst die Jugendzeit (1819—1839). Die gewöhnliche Redensart: „nicht von schlechten Eltern sein" — welche tiefe schöne Bedeutung gewinnt sie durch Keller's Eltern! Im Vater und in der Mutter sind gute Schweizerart, ehrliches einfaches Volksthum, frei von jedem Zug ins Philisterhafte so schön verkörpert, wie man es selten finden wird. Gottfried Keller hat seine starke, aufs wahrhaft Große gerichtete Natur nicht gestohlen, sondern geerbt. Des mannhaften Vaters Segen baute dem Sohne die Häuser seiner Fabelstadt Seldwyla mit ihren tief in schweizerisches Volksthum hinabreichenden Fundamenten. Und von niederreißendem Mutterfluch, den jenes Bibelwort als Antithese zu des Vaters Segen setzt, kann hier so wenig die Rede sein, daß im Gegentheil das ganze treue Leben dieser Mutter ein in Entsagung und Arbeit und Sorgen für den Sohn umgesetztes Gebet zu sein scheint. Nun kennt man freilich diese Elterngestalten bereits aus dem „Grünen Heinrich", zu dem überhaupt Bächtold's Darstellung durchweg die Belege aus der Wirklichkeit liefert; aber wie erfreulich ist es, zu bemerken, daß zwei so kernhafte Menschen wie Keller's Eltern auch das Freilicht des urkundlichen Biographen nicht zu scheuen brauchen, ja, noch gewinnen, je mehr man von ihnen erfährt.

Auf Einzelnheiten dieser im „Grünen Heinrich" von Keller selbst in ihren intimsten psychischen Momenten so wunderbar dargelegten und hier von seinem Biographen bestätigten Jugendgeschichte einzutreten, hätte keinen Sinn. Nur das Eine erwähnen wir, daß Bächtold auch das Urbild jener so unendlich rührenden Gestalt, der frühem Tod verfallenen „Anna", im „Grünen Heinrich" zu nennen weiß. Henriette Keller hieß das schlanke liebliche Mädchen. Mit siebzehn Jahren begann sie dahinzuwelken, mit neunzehn ist sie gestorben. Auf ihr Grab (zu Richtersweil am Zürichsee) beziehen sich jene späteren Verse Keller's:

> Ja, das ist der alte Kirchhof,
> Der in blauer Fluth sich spiegelt;
> Und in seiner dunkeln Erde
> Liegt mein Heiligstes versiegelt.

Der zweite Abschnitt in Bächtold's Buch bringt die schöne, aber mehr noch harte als schöne Münchener Zeit Keller's. Zwei und ein halbes Jahr ringt Keller unter fortwährenden Entbehrungen nach Entwicklung seines Talentes zum Malen und nach einem ersten Erfolg in dieser Kunst. Daß er endlich mit allen seinen Bemühungen scheiterte, ist aus dem „Grünen Heinrich" längst bekannt gewesen; nun aber dies alles noch einmal auf Grund eigentlichen Aktenmaterials — Briefwechsel mit der Mutter! — kennen zu lernen, ist insofern wichtig zum Verständniß Keller's, als gewiß diese Entbehrungen, Enttäuschungen viel zu dem bittern Zug beitrugen, den Keller sein Lebtag nicht los wurde. Keller hat später, in Berlin (wie wir aus Bächtold's neuesten Veröffentlichungen in der Monatsschrift: „Deutsche Rundschau" wissen), die „Malice" geradezu als eine Bedingung zu tüchtigem dichterischen Schaffen hingestellt. Seine Maxime lautete damals:

> „Wer keine bitteren Erfahrungen und kein Leid kennt, der hat keine Malice; und wer keine Malice hat, bekommt nicht den Teufel in den Leib; und wer diesen nicht hat, der kann nichts Kernhaftes arbeiten."

Nun, diesen „Teufel im Leib" hatte jedenfalls der junge schweizer Dichter, der damals in Berlin, eingestandener Maßen, wiederholt Nachts mit dem Vorsatz ausging, den nächsten Besten durchzuprügeln, dessen Visage ihm nicht gefallen würde. Man wird sich nur fragen, woher dieses ingrimmige Wesen in ihn gekommen war Und da geht man gewiß nicht fehl, wenn man auf die langen seelischen (und auch leiblichen) Leiden der gehemmten Jugendjahre, von denen die Münchener Jahre die schlimmsten waren, hinweist. Damals wurde in Keller eine Art bleibender Wildheit abgelagert, die auch später noch selbst seiner Fröhlichkeit unter Umständen den Charakter zorniger Leidenschaftlichkeit gab. Keller trank zuweilen einen bösen Wein, weil im Becher herbe Erinnerungen an getäuschte Lebenshoffnungen schwammen. Man stelle sich namentlich vor, welche wühlende Unruhe es in der Münchener Zeit dem jungen Manne bereiten mußte, zu merken, daß er in seiner Kunst, der Malerei, nicht sonderlich vorwärts kam, obwohl er gleichzeitig doch ein großes Talent sich regen fühlte, von dem er nur damals nicht wußte, daß es auf einem anderen Gebiete als dem der bildenden Künste liege. Zu alledem der leidige Jammer um das „bißchen" Geld, das für die zwar im höchsten Grade aufopferungsfähige, aber auch etwas weltfremde und ängstliche Mutter „viel" Geld war! Der Briefwechsel gibt in dieser Beziehung peinliche Aufschlüsse. So schreibt Keller einmal (19. Oktober 1840):

> „Daß Ihr zu Hause mich für fähig gehalten habt, eine Krankheit zu erlügen, um Geld zu erhalten, war mir eben keine große Erquickung, da ich eben damals, als ich den Brief erhielt, kaum noch auf den Beinen stehen konnte. . . . Doch werde ich in Zukunft nichts von dergleichen Sachen schreiben, es mag mir gehen, wie es will, da man zu allem Elend noch glaubt, ich lüge."

Wir wissen, daß sich manche Leser des Buches gefragt haben, ob der Verfasser der Biographie recht gethan habe, uns in diese Misere blicken zu lassen. Nach reiflicher Erwägung bejahen wir. Anderen Falles wäre Bächtold nur übrig geblieben, diese Briefe geradezu zu vernichten. Ließ er sie ungedruckt forterxistiren, so war sicher anzunehmen, daß sie nach zwanzig oder fünfzig oder hundert Jahren doch Jemand herausgab. Also stellte er sie lieber gerade da ein,

wo sie hingehören, wo der fürchterliche Lebensernst, der aus ihnen zu uns spricht, dazu dient, uns manches sonst schwer zu deutende, im Charakterbilde des großen Dichters begreiflicher zu machen, wo aber auch ihrer deprimirenden Wirkung so viele andere über alle Beschreibung herrliche Briefe desselben jungen Mannes das Gegengewicht halten.

Zu diesen „herrlichen" Briefen rechnen wir namentlich jenen einzigen und einzigartigen Liebesbrief an Luise Rieter, den Bächtold im dritten Abschnitt „Wieder in Zürich" (1842 bis 1848), wörtlich mittheilt. Wir geben hier nur ein paar Zeilen daraus:

„. . . Ich bin noch gar nichts und muß erst werden, was ich werden will, und bin dazu ein unansehnlicher armer Bursche; also habe ich keine Berechtigung, mein Herz einer so schönen und ausgezeichneten Dame anzutragen, wie Sie sind. Aber wenn ich einst denken müßte, daß Sie mir doch ernstlich gut gewesen wären, und ich hätte nichts gesagt, so wäre das ein sehr großes Unglück für mich, und ich könnte es nicht wohl ertragen. Ich bin es also mir selbst schuldig, daß ich diesem Zustande ein Ende mache; denn denken Sie einmal, diese ganze Woche bin ich wegen Ihnen in den Wirthshäusern herumgestrichen, weil es mir angst und bang ist, wenn ich allein bin."

Welche Liebeswerbung! Ob sich auf der ganzen Welt jemals ein Liebender so der Dame seines Herzens empfohlen habe, fragt Bächtold mit Recht und citirt aus Richard III.: „Ward je in dieser Laun' ein Weib gefreit?" Die Bemerkung Keller's über sein in den Wirthshäusern Herumstreichen, woran die Geliebte unwissentlich schuld sei, ist besonders charakteristisch, nicht bloß, weil Keller damit ehrlich die Symptome seines Zustandes angab, sondern auch, weil etwas von jener Malice, vom „Teufel im Leib" darin steckt. Das schöne Frauenzimmer, dem er schreibt, soll in demselben Augenblicke, da er ihr huldigt, doch nicht etwa sich einbilden, daß er als schmachtender und girrender Seladon in Wald und Feld herumirre, den Mond anschwärme oder ihr Fenster, ja, daß er sich nur erniedrigen könnte, ihr dergleichen konventionelle Verliebtheit vorzulügen. Als einen streitbaren Gesellen soll sie ihn gleich von Anfang an kennen lernen, als einen Mann, der sich gegen die Liebe zu wehren suchte und nur im Stand ist, der Geliebten halb trotzig halb humorvoll vorzuwerfen, sie habe seinen Lebenswandel aus dem Gleichgewicht gebracht. Diesen Geist athmet auch folgende wunderbare Stelle in der Mitte des Briefes:

„Ich bin sehr gespannt auf Ihre Antwort. Ich müßte mich über mich selbst verwundern, wenn ich über Nacht zu einer so holdseligen Geliebten gelangen würde. Aber geniren Sie sich ja nicht, mir ein recht rundes grobes Nein in den Briefkasten zu thun, wenn Sie nichts für mich sein können; denn ich will mir nachher schon aus der Patsche helfen."

Es ist nicht unmöglich, daß heut zu Tage ein Mädchen die Lebenstapferkeit verstehen würde, die aus diesen ehrlichen und trotzigen Worten heraustönte; es kann ja nicht ganz erfolglos sein, daß seit geraumer Zeit die moderne Poesie sich bemüht, der Sprache wahren Empfindens mehr als bisher die Zunge zu lösen, wodurch auch die Gehörfeinheit des Publikums für alle Nüancen echten Gefühls zunehmen muß. Aber daß vor vierzig Jahren und noch dazu in der Schweiz, wo die engen Verhältnisse in kleinbürgerlich-konventionellen Sitten einen oft etwas ängstlichen Ausdruck fanden, auch ein geniales Mädchen, wie Keller's schöne Winterthurerin es war, von solch' unerhört offenem Werben eines ihr nur vom flüchtigen Begegnen oberflächlich bekannten jungen Mannes geradezu erschreckt werden mußte, fieht man leicht ein. In ihrer Bestürzung antwortete sie gar nicht. Die Mutter übernahm es, „den Dichter auf zarte Weise aufzuklären. Die Beiden haben sich nicht wieder gesehen". (Bächtold.)

Diese Liebesepisode fällt in eine Zeit Keller's, da er bereits der Malerei für immer den Abschied gegeben hatte und (seit 1843) mit ernstem Bewußtsein der Größe seines Unterfangens der Dichtkunst sich ergab. „Wenige Monde nach seiner Heimkehr" — lesen wir bei Bächtold — „brach der Quell der Poesie mit Macht hervor. Die Verse strömten ihm mit einer Leichtigkeit, die ihn selbst am meisten in Erstaunen setzte. Der Sommer 1843 ist das Geburtsjahr der Lyrik Gottfried Kellers."

Hier möchten wir aber — nachdem bisher auf Hemmungen und Widerwärtigkeiten in Keller's Entwicklung hingewiesen worden ist, — doch auch hervorheben, welches Glück für ein stilles natürliches Wachsen seines in sich webenden Geistes die sechs absolut beschäftigungslosen, — man würde bei einem gewöhnlichen Menschen sagen: müßiggängerischen — Jahre für den werdenden Dichter gewesen sind. Da lag auf dem jungen Mann kein Zwang irgend welcher Art. Jeder Tag gehörte ihm vom Morgen bis zum Abend ganz. Kein Berufsstudium nöthigte ihn, seinen Geist mit diesen oder jenen Dingen zu belasten, die kein tieferes Interesse boten. Kein Staatsexamen warf den schreckenden pedantischen Schatten in seine jungen Mannesjahre. Als Knabe und später nie mehr hat er eine Prüfung bestanden. Wo kommt denn dergleichen sobald wieder vor? Gewiß wäre auch für hundert und tausend Naturen solche völlige Freiheit verderblich. Dadurch, daß Keller die Probe bestand, bewies er gerade die Tüchtigkeit und Kernhaftigkeit seines Wesens. Aber ganz falsch wäre es, zu denken, er hätte in jenen Jahren immerfort als bildungshungriger Autodidakt auf eigene Faust sich zu erwerben versucht, was ihm, da er kein Gymnasium durchgemacht hatte, fehlte. Allerdings las er viel, unendlich viel, wurde nicht müde, wenn er zu einem Dichter in Beziehung getreten war, ihn ganz und völlig sich zu eigen zu machen in allen seinen Werken. Aber er verstand es auch, manchen langen Sommertag zu verträumen. Aus seinem in jenen Jahren unregelmäßig geführten Tagebuche, aus brieflichen Aeußerungen, aus dem, was Bächtold zu erzählen weiß, gewinnt man den Eindruck eines in ruhiger Selbstbeschaulichkeit sich einspinnenden tiefen und stillen Gedankenlebens, das nur etwa durch die Erwägung gestört wurde, da liege er nun bei Mutter und Schwester in der Kost als Nichtsthuer und könne den treuen Seelen einstweilen nur mit Wechseln auf die Zukunft zahlen. Versenkt man sich so recht in seinen damaligen Zustand, so trifft man auf Wochen, in denen er gleichsam wie eine Traube, die an Luft, Regen und Sonne hängt und nichts thut, als gezeitigt werden, allen Eindrücken aus Natur und Leben gemächlich still hielt. Bringt man dabei in Anschlag, daß dieses beschauliche in den Tag Hineinleben in einer der herrlichsten Gegenden der Schweiz sich fortsetzte, auf den freundlichen, hellen Höhen der Berge um den Zürichsee herum, so wird man zugeben, daß für das stille sich Entfalten des Dichtergenius günstigere Bedingungen kaum zu finden waren. Und daß dann an das Ende dieser Periode ruhigen autodidaktischen Dahinlebens der durch Stipendien ermöglichte Aufenthalt in Heidelberg, später in Berlin sich reihen konnte und Keller in den Jahren, in denen andere ihre Universitätsstudien längst beendet haben, eigentliche Hochschuljahre — und auch diese wieder ganz nach seinem Ermessen ohne Rücksicht auf einen bürgerlichen Beruf — als völlig reifer Geist beginnen durfte, auch das ist als ein besonders glücklicher Ausnahmefall zu begrüßen, ja man fühlt sich zu dem Ausspruche versucht, daß die sorgfältigste vorsehende Fürsorge und Weisheit für den Dichter gar keinen zweckmäßigeren Entwicklungsgang hätte ausdenken können, als wie er sich — im Gegensatz zu allem Herkömmlichen — durch die früheren Störungen, das aufgegebene Malerstudien namentlich, von selbst machte.

Als ein besonderes Glück ist auch zu betrachten, daß damals in Zürich hervorragende, dichterisch begabte Männer aus Deutschland, interessante Persönlichkeiten, sich aufhielten und G. Keller zu ihnen in ein näheres Verhältniß trat. Es waren dies August Adolf Ludwig Follen, Herwegh, Freiligrath, Julius Fröbel. Das gastliche Haus des Erstgenannten wurde ihr Mittelpunkt. Daß Follen, der prächtige Mann, nicht übel sich eignete, den König Artus einer Tafelrunde erlesener Geister vorzustellen, geht aus Bächtold's sympathischer Schilderung dieser ungewöhnlichen Persönlichkeit hervor. Wie romantisch Follen's Haushalt beschaffen war, schildert Julius Fröbel in seinen Lebenserinnerungen. Er traf einst bei einem Besuche den Freund auf seinem Landsitz bei Zürich nicht zu Hause, worauf die in Sammet gekleidete Frau in das an silberner Kette um ihre Hüften hängende Horn stieß,

und Follen, durch das Signal herbeigerufen, in seinen mittelalterlichen Talarschlafrock gekleidet, das edle Haupt mit einem Barett bedeckt, aus seinen Weinbergen herabstieg, den Ankömmling zu empfangen. Aber Follen spielte nicht bloß den Romantiker im Leben, er war Romantiker vor allem in seiner Poesie. Bächtold feiert ihn als hochbegabten Dichter, dessen schönes Epos „Tristam's Eltern" und „Harfengrüße" sehr mit Unrecht vergessen seien. Dieser Mann nun schenkte dem jungen Züricher Dichter seine Freundschaft und Förderung. In welcher Weise dies geschah, wie durch Follen und durch die anderen, oben genannten Flüchtlinge aus Deutschland Keller nicht nur die mannigfaltigste Anregung empfing, sondern auch dazu kam, seine Gedichte in einer ersten Sammlung zu veröffentlichen, soll hier nicht weiter berührt werden. Nur möchten wir hervorheben, daß der in seine frühere Mannesjahre fallende traute Umgang mit so hervorragenden Deutschen gewiß viel dazu beigetragen hat, in Keller das Gefühl der geistigen Zugehörigkeit auch des schweizerisch-deutschen Volksstammes zum großen deutschen Vaterlande mächtig zu stärken. Das Weitere in dieser Richtung mochte dann der mehrjährige Aufenthalt in Heidelberg und Berlin bewirken, indem, namentlich in Heidelberg, Keller mit besonders edel gearteten Vertretern deutscher Wissenschaft und deutschen Wesens überhaupt in enge Beziehungen trat.

Der vierte und letzte Abschnitt des Bächtold'schen Buches schildert diesen Heidelberger Aufenthalt. Eigentlich hatte die Züricher Regierung dem jungen Dichter eine große Bildungsreise in den Orient bewilligen wollen. „Was wäre dabei herausgekommen?" fragte sich Keller später und setzte hinzu: „Einige lausige Verse und eine schlechte Reisebeschreibung. Voraussichtlich jedoch wäre ich in der ersten östlichen Stadt bei lieberlichen jungen Schweizern liegen geblieben." Wie wenige junge Dichter würden in gleichem Fall so viel reifes Urtheil besessen haben. Es ist mit ein Charakterzug Keller's, romantischen Anwandlungen keinen Einfluß auf seine Lebensführung zu gestatten. In kleinen Nebensachen machte er ihnen etwa ein Zugeständniß, trug z. B. Jahre lang als Kopfbedeckung ein etwas auffallendes Barett und suchte etwa durch einen malerisch umgeworfenen Mantel seiner kleinen Figur mehr Ansehen zu geben. Aber ernste Dinge fanden in ihm auch den ernsten, völlig reifen Mann. Ja, dieser letztere Ausdruck „völlig reif" sagt noch lange nicht genug. Wenn man die Eintragungen im Züricher Tagebuch liest, oder was Keller aus Heidelberg an Freunde schrieb über die Vorlesungen, die er hörte, über den badischen Aufstand, der sich eben damals abspielte, über Religion, Litteratur und Kunst u. s. w., so begegnet man da einer tief philosophischen Erfassung der Welt und einer Lebensweisheit, wie sie wohl noch selten ein im Anfang der Dreißig stehender Mann gezeigt hat. Lassalle, Bismarck wären allerdings zum Vergleich unter den praktischen Genies der Neuzeit zu nennen, aber von Dichtern eigentlich Niemand außer Goethe und Lessing.

Mit Rücksicht auf diese außerordentliche Denkreife muß man sich denn auch hüten, den Einfluß zu hoch anzuschlagen, den in Heidelberg Ludwig Feuerbach's Vorträge und der persönliche Umgang mit diesem poetischen Systematiker des Atheismus auf Gottfried Keller's religiöse Entwicklung hatten. „Der Rest seiner Christgläubigkeit erhielt durch diesen Umgang einen scharfen Stoß", schreibt Bächtold. Aber man übersehe nicht, was Keller, bevor er nach Heidelberg gegangen war, in sein Tagebuch eintrug (1. Mai 1848), als er auf einem Spaziergang über den Züricher Jahrmarkt ein Wachsfigurenkabinet betreten hatte.

„Da fand man in einem abgeschlossenen Raum fast alle Theile des menschlichen Körpers in Wachs nachgebildet: Die meisten in kranken, schreckbaren Zuständen, eine höchst wunderliche Versammlung von menschlichen Zuständen, welche eine Adresse an den Schöpfer zu berathen schien. Ein ungeheuer großes Herz, welches seinen Eigner getödtet hatte, führte das Präsidium und ein sehr schön ausgebildeter Magenkrebs schien der Sekretär oder Schriftführer zu sein."

Die Stelle ist länger, als wir sie hier wiedergeben können und durchaus von ingrimmigem Pessimismus erfüllt, wenn schon die Form der Anklage wider die Schöpfung durch den Ausdruck des Humors gemildert erscheint. Allerdings aber bekräftigte Feuerbach's Philosophie, was längst in Keller vorbereitet war — das „tabula rasa machen mit allen bisherigen religiösen Vorstellungen" Keller schreibt darüber an Wilhelm Baumgartner (Heidelberg, den 28. Januar 1849):

„Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident oder erstem Konsul, welcher nicht viel Ansehen genoß; ich mußte ihn absetzen .... Die Unsterblichkeit geht in den Kauf .... Für mich waren es sehr feierliche und nachdenkliche Stunden, als ich anfing, mich an den Gedanken des wahrhaften Todes zu gewöhnen. Ich kann Dich versichern, daß man sich zusammen nimmt und nicht eben ein schlechterer Mensch wird."

Wir können denn auch Bächtold nicht ganz zustimmen, wenn er schreibt: „Diese Zeit des Unglaubens bildet indeß nur einen Durchgangspunkt zu seiner späteren abgeklärten Religion, die in dem Goethe'schen Satze gipfelt, das Unerforschliche still zu verehren." Zum Glauben ist Keller nicht zurückgekehrt, nur hat ihn sein poetischer Sinn und sonstiger guter Geschmack später bewahrt, sich als Fanatiker des Unglaubens zu geberden. Aber der im „Grünen Heinrich" niedergelegte edle Atheismus der Resignation ist unseres Erachtens für alle spätere Zeit die Basis der Lebensanschauung Keller's geblieben. Auch die so ziemlich der letzten Periode seines Schaffens angehörige Novelle: „Das verlorene Lachen", die ihm so sehr den Haß der Reformgeistlichkeit zuzog, deren Halbheit in jener Novelle grimmig verhöhnt wurde, dürfte unserer Auffassung recht geben. Daher hat auch bald nach Keller's Tod ein Geistlicher des Kantons Zürich ein Buch erscheinen lassen, in welchem über Keller's negative Stellung zu Religion und Kirche gar lamentabel Klage geführt wurde.

In den Heidelberger Aufenthalt fällt Keller's Liebe zu einem Fräulein, das er in einem Brief (vom Oktober 1849) folgendermaßen bei Mutter und Schwester einführte: „Ich esse hier viel Trauben mit einer schönen und nobeln Jungfer, welche mich in ihrem Garten und Weinberg herumführt." Es war Johanna Kapp. Eine glückliche Liebe wurde es auch diesmal nicht. Das Herz seiner Freundin gehörte einem Andern, allerdings in hoffnungslos resignirter Liebe, da dieser Andere ein verheiratheter Mann war. Als das edelgeartete Mädchen ihm dies ohne Rückhalt gestand und bald nachher Heidelberg verließ, schrieb Keller an sie einen Brief von ergreifender Innigkeit, aus dem wir nur folgende Worte hervorheben:

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie weich und lind mich Ihr Wunsch überkommen hat, daß ich Ihnen unter allen Lebensverhältnissen gut bleiben möchte! Das ist doch halbwegs das, was ich gewünscht habe: eine Heimath in einem edeln und verständnißreichen weiblichen Herzen; und mehr will ich jetzt nicht."

Bächtold erwähnt, daß Johanna später unheilbarem Wahnsinne verfallen sei, aus dem sie erst nach langen Jahren traurigen Siechthums 1882 der Tod erlöst habe. Es scheint aber doch, daß sie in den 70er Jahren sich noch frei bewegte und denen, die mit ihr umgingen, ein heiteres Gemüth zu zeigen wußte. So wissen wir zufällig von einem jungen schweizer Studenten, der durch Empfehlung bei Johanna Kapp eingeführt war. Als er sie besuchte, sagte sie ihm, ob er denn auch schon die Bekanntschaft des einen oder anderen jungen Fräuleins in Heidelberg gemacht habe. Er mußte verneinen. Ein paar Tage nachher erhielt er eine Einladung in den großen Garten jenseits des Neckars. Als er sich einfand, wimmelte der Garten von hellen Sommerkleidern. Die alte Dame hatte dem jungen Schweizerstudenten einen ganzen Mädchenflor eingeladen, ihn als einzigen Herrn dazu. Ihre Verrücktheit konnte also wenigstens sehr liebenswürdige Formen annehmen.

An den Heidelberger Aufenthalt reiht sich G. Keller's Berliner Zeit. Diese wird Prof. Bächtold im folgenden Bande seines Buches behandeln; wie viel Schönes wir auch da zu erwarten haben, beweisen die hierüber erfolgten Veröffentlichungen in der Monatsschrift: „Deutsche Rundschau".

Wir stellen uns gern vor, daß alle Gebildeten in deutschen Landen diesem „Leben Gottfried Keller's" das größte Interesse entgegenbringen und daher das Buch selbst lesen werden, was uns eine Beruhigung ist, indem wir nun

am Schlusse die Unvollständigkeit dieser unserer Berichterstattung erwägen. So haben wir z. B. noch gar nicht jene in den Tagebuchaufzeichnungen (1. Band) enthaltenen wunderbaren Träume gewürdigt, die unter anderem zeigen, wie die gewaltige und heiße Phantasie des Dichters auch im Schlaf noch in einer gewissen schaffenden Ordnung ihre Gestalten hervorbrachte. Man lese besonders den Traum vom 15. September 1847 mit dem Unterschlupfe des Dichters bei den zwei schönen Mädchen, die von den Dachkammerhexen bedroht sind; vielleicht lag Gottfried Keller's „Spiegel des Kätzchen“ embryonisch in derselben Gehirnzelle, die diesen Traum gebar.

Endlich möge man auch den „Anhang“ zu diesem ersten Bande gar nicht übersehen! Er enthält nicht nur zu allen Abschnitten willkommene sachliche Erläuterungen, sondern auch eine Anzahl früherer Gedichte und Aufsätze G. Keller's, die man bisher nirgends gedruckt beisammen hatte, hier auch das Gedicht (an Frau Karoline Schulz), worin Keller für eine „etwas übertrieben tobende Rezension meiner ersten Gedichte“ lustig quittirt, und die in Heidelberg entstandene, überaus reizvolle moderne Romanze: „Plauderwäsche“. Was das für ein Dichter war, dem sein sonstiger Reichthum erlaubte, ein von so humoristisch feiner Erotik erfülltes, graziöses Gedicht ungedruckt zu lassen!

Bern. J. V. Widmann.

## Die Naturvölker wie sie sind.*)

Der idyllische Naturstand, von dem das vorige Jahrhundert so beredt zu erzählen wußte, ist längst als ein Tummelplatz geschäftiger Phantasie erkannt. Die moderne Völkerkunde in ihren Ermittelungen über die Naturvölker hat das an der Hand einer großen Fülle empirischen Materials zur Genüge festgestellt. Trotzdem bleibt noch gar manche Lücke in unserer Erkenntniß auszufüllen und jedes Werk, das diesem Zweck dient, ist warm zu begrüßen. Das trifft ganz besonders zu bei dem neuesten Werk v. d. Steinen's, welches sich als eine Musterleistung neben die Arbeiten Nachtigal's und Schweinfurt's stellen kann. Fachwissenschaftliche Tüchtigkeit (schon erprobt auf der ersten Schingu-Expedition im Jahre 1884), ein vorurtheilsfreier Blick, tiefes psychologisches Verständniß der so ganz anders gearteten naiven Weltanschauung der Naturkinder, Humor und nicht zuletzt eine äußerst flüssige und gewandte, höchst anschauliche Darstellung machen die Lektüre seines Buches zu einem wirklichen Genuß.

Wie verhängnißvoll für die Völkerkunde allgemeine Schlagworte sind, Schilderungen von Typen, die schließlich doch nur aus wenigen konkreten Erfahrungen abgeleitet sind, zeigt der Verfasser an der öfters zitirten Charakteristik der Indianer durch Peschel, die so lautet: In keinem Welttheil der Erde hat man vor 1492 weniger frohes Lachen gehört, als in Amerika. Der sogenannte rothe Mann bleibt sich unter allen Himmelsstrichen gleich, er ist überall düster, schweigsam, in sich gekehrt und auf eine gewisse würdevolle Haltung bedacht. Demgegenüber sagt Steinen von seinen Karaiben: „Sie waren heiter, redselig und zutraulich, wie ich sie in ihrem Verkehr unter einander beobachtete, und wie sie sich mir allein gegenüber gaben. Ich werde die Beispiele dafür nicht schuldig bleiben, ich habe in diesem Dorfe fast eben so viel gelacht und lachen gehört, als unter den Kokospalmen von Samoa und Tonga. Es ist richtig, das Temperament ist weniger beweglich und die ganze Lebensauffassung weniger sonnig, als bei den Kindern der Südsee, die Mädchen tanzen nicht im Mondschein und die Männer singen nicht auf der Canoefahrt; leichter wird Scheu und Mißtrauen geweckt, aber von alledem ist ein weiter Weg zu der Schwermuth und Verschlossenheit, die dem Indianer, als ob es zwischen Berings- und Magelhaesstraße nur eine einzige Familie gäbe, eben so wie das schwarze Roßhaar und die mongolischen Augen, dem Anschein nach ein für alle Mal zugesprochen werden sollen“ (S. 57). Aehnliche Bedenken machen sich geltend gegen das landläufige Schema, das man für die Entwicklung des Menschengeschlechts anzusetzen pflegt: auf der einen Seite Jäger- und Fischervölker, auf der anderen Seite, durch eine tiefe Kluft getrennt, die ackerbautreibenden Stämme. Auch hier handelt es sich um eine vorschnelle Verallgemeinerung; denn gerade die Bakairi vereinigen beide, angeblich ganz und gar unverträglichen Gesittungsstufen, und zwar auf die denkbar einfachste Weise so, daß, während die Frau die Felder bestellt, der Mann der Jagd nachgeht. So korrigirt sich die abstrakte Theorie an der praktischen Beobachtung, nicht minder, wie es nach unserem Gewährsmann ein höchst bedenkliches Verfahren ist, wenn man aus dem Fehlen der Metallwerkzeuge ohne weiteres den allgemeinen Schluß zieht: die Indianer leben in der Steinzeit. Die Verfertigung z. B. der Steinbeile war durchaus kein Gemeingut, sondern dieselben wurden nur von einem Stamme aus bezogen; das Resultat läuft also, wie häufig, nur negativ aus und zwar formulirt Steinen es so: „Ich sage lieber einfach, unsere Indianer kannten noch keine Metalle und waren in ihren Arbeitsmethoden zunächst auf Muscheln, Zähne und Holz angewiesen, schon weil sie besser geeignete Steine großentheils gar nicht hatten“ (S. 205).

Suchen wir uns nun nach diesen Vorbemerkungen über den reichen Inhalt des Werkes zu orientiren, soweit das in einer flüchtigen Skizze überhaupt möglich ist. Nach Erledigung des rein geographischen und anthropologischen Details werden die sittlichen, religiösen, rechtlichen, künstlerischen und politischen Vorstellungen jener von den verderblichen Reizen und Einflüssen der höheren Civilisation äußerlich und innerlich noch völlig unberührten Naturkinder behandelt. Vorerst aber bedarf es einer korrekten Stellungnahme des Beobachters selbst, der sich aller vorgefaßten Meinungen, aller logischen Axiome und philosophischen Voraussetzungen überhaupt zu entschlagen hat, will er nicht vollständig Fiasko mit seinen Experimenten machen und sich selbst (freilich sehr wider Willen und unbewußt) zum Besten haben. Zu seinem Erstaunen bemerkte unser Reisende, daß die unermüdliche Fragelust der Eingeborenen lediglich Neugier war, darauf gerichtet zu erfahren, wie das betreffende Ding heiße, wer es gemacht habe und (als sehr relevant) wem es gehöre. Nichts wäre verkehrter gewesen, setzt er deshalb hinzu, als zu glauben, daß dieser aufrichtigen Neugier und Bewunderung ein eigentlicher Wissenstrieb oder ein tieferes Bedürfniß des Verstehens zu Grunde gelegen hätte. „Ueber die Frage, hast du das gemacht kamen sie nicht hinaus. Nein, ich gab einfach meine Cirkusvorstellung, ich zeigte meine Kunststücke, und man freute sich, daß ich sie in jedem Augenblick in aller Eleganz vorweisen konnte und mich niemals blamirte. Das verblüffendste Beispiel einer oberflächlichen Befriedigung gab später der dicke Japuü (einer der Begleiter), als Vogel (ein Reisekamerad) ihm seine goldene Uhr zeigte und um ihn auf das werthvolle Gold recht aufmerksam zu machen, sie zum Kontrast auf die Glasseite herumdrehte. Japuü hatte gerade ein Stück Beijú, Mandiokafladen, in der Hand, der nur auf einer Seite gut gebacken zu werden pflegte, und somit eine schön goldgelbe und eine andere grauweißliche Seite hatte: Beijú, sagte er gelassen, und schritt weiter. Die Erscheinung war ihm von Beijú her bekannt, und es lohnte wahrlich nicht, sich dabei aufzuhalten. (S. 76).“ Vor Allem fehlt dem Naturmenschen (man gestatte das Wort) das Vermögen der Abstraktion, er klebt immer an der sinnlichen Anschauung und gelangt nie zu der Vorstellung eines Gesetzes. Ein Mechanismus ist ihm einfach ein Zauberding und deshalb war unser Gewährsmann auch sehr häufig in derselben hülflosen Lage, wie wir unseren Kindern gegenüber, daß wir uns schlechterdings nicht im Stande fühlen, ihnen denselben begreiflich zu

*) Mit besonderer Berücksichtigung des Werkes: Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens von K. v. d. Steinen. Berlin, Dietr. Reimer 1894. Der Preis ist bei der reichen Ausstattung außerordentlich niedrig bemessen 12 M.

machen. Aus diesem Grunde ist auch die landläufige Unterscheidung zwischen Wirklichkeit und Symbol und Allegorie, die uns freilich sehr nahe liegt, ein vollständiger Mißgriff, den die spekulative Sprachforschung sich den harmlosen Naturvölkern gegenüber noch immer zu Schulden kommen läßt. Die Thiere sind ihnen nicht, wie man uns einreden will, bloße Träger und Masken menschlicher Eigenschaften, sondern wirkliche, leibhaftige Personen.

„Antonio und seine Stammesgenossen — führt Steinen aus — hätten unsere Art Symbole nicht begriffen, geschweige denn selbst welche erfunden. Ich leugne es nicht, mir hat während unserer Unterhaltung zuweilen der Verstand stille gestanden, wenn mir der treuherzige Glaube an die Wirklichkeit der „Märchen“-Thiere und ihres Kulturbesitzes in seiner ganzen Urwüchsigkeit entgegentrat, allein ich habe mich von seiner Echtheit auch so genau überzeugt, daß ich mich für verpflichtet halte, jede Erklärung, die ihn nicht voll anerkennt, zurückzuweisen. Ich meine auch, die Sache sei einfach genug zu verstehen. Der Indianer hat ja in Wahrheit die wichtigsten Theile seiner Kultur von den Personen erhalten, die wir Thiere nennen, und ihnen muß er sie noch heute wegnehmen. Zähne, Knochen, Klauen, Muscheln sind seine Werkzeuge, ohne die er weder Waffe noch Haus noch Geräth herstellen könnte. Was ist natürlicher, als daß er auch die schönen und guten Dinge, von deren Herkunft er nichts oder, wie von den Kulturpflanzen, nur Unbestimmtes weiß, ebenfalls von den Thieren herleitet, sobald er darüber nachdenkt? Was ist natürlicher, als daß die Eidechse, die mehrere Monate verschläft, den Schlaf (er wurde ihr aus den Augen gezogen) oder daß der Kampfuchs, dessen Augen im Dunkeln leuchten, wenn er Nachts auf Beute ausgeht, das Feuer geliefert hat, u. s. w.? Alle jene Errungenschaften wurden mit Gewalt oder List geraubt; darum fehlen sie den Thieren heutzutage. So wird das Kausalbedürfniß der alten naiven Jäger auf das Angenehmste befriedigt und zwar durchaus auf dem Boden der Grundanschauung, daß Thiere und Menschen nur verschieden aussehende und verschieden ausgestattete Personen sind.“ (S. 354). So seltsam hier die Phantasie schafft, so bleibt sie doch völlig auf dem Boden der ihr vertrauten, und durch alltägliche Fühlung sich stets erprobenden Erfahrung, so fern ist sie von den Gefühlen des Unendlichen und Erhabenen, des tiefen Grauens vor elementaren Naturkräften, die wir den Naturvölkern so gern unterlegen. Gerade hier zeigen sie eine befremdliche Nüchternheit und Gleichgültigkeit, schon aus dem Grunde, weil durchweg vor jeder rein idealen Stimmung das Moment der praktischen Ausnutzung überwiegt. Aber ist nicht das weite Gebiet der Zauberei und des Dämonenglaubens ein schlagender Beweis für die üppige Kraft ihrer Phantasie? Auch das nicht, denn so wunderbar die Wirkungen des gelehrten Priesters auch sein mögen, immer geht er von greifbaren Dingen der unmittelbaren Wirklichkeit aus, und eben deshalb, weil sie Traum und Wirklichkeit, Vorstellungen und Visionen nicht von Realität zu unterscheiden vermögen, trauen sie sich und Anderen die überraschendsten Leistungen zu. Im Uebrigen ist aber nicht zu vergessen, daß auch wir trotz all unserer naturwissenschaftlichen Erkenntniß in unbewachten Augenblicken uns noch zu gern in diese animistische Welt verlieren, ganz besonders, wenn wir uns in dem Banne der Dichtkunst befinden. Insofern kann man wohl Steinen zustimmen, wenn er bemerkt: „Wer, wie der große Zauberer Goethe seinem Famulus Eckermann erklärt: ich habe in meinen Jugendjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel und ich so lange an sie dachte, bis sie mir **wirklich** entgegenkam, der hext nach allen Regeln der Kunst.“

An diese für die Anfänge der Mythologie höchst bedeutsamen Erörterungen schließen sich mannigfache andere Untersuchungen; die Tracht, das Tätowiren, die Erfindung und Erhaltung des Feuers, die verschiedenen Arten des Zeichnens (Verwendung der Ornamente und die Keramik), Masken und Tanzschmuck, Recht und Sitte, die eigenthümliche Sitte der Couvade, die schon so manches Kopfzerbrechen verursacht hat, die Zählkunst und die Grundzüge der Wissenschaft bei den Bakairi, ihre Sagen und Märchen u. s. w., kurz der ganze reiche Inhalt des höheren Kulturlebens entfaltet sich vor unseren Augen. Wir können natürlich nur einige Züge herausgreifen. Was Steinen von den primitiven Zeichenversuchen am Schingu beobachtete, bestätigte wiederum die schon früher begründete Ueberzeugung, daß es sich in erster Linie um eine konkrete, räumliche Anschauung handelt und nicht etwa um irgend einen ideellen Zweck; die einfachste Zeichnung knüpft immer an die erklärende Geberde an und deshalb sind es zunächst Thiere und Menschen, nicht etwa Bäume und Häuser, die in dieser Reproduktion erscheinen. Die zeichnende Geberde bildet, wie sich dies auch mehrfach im gegenseitigen Verkehr beobachten ließ, eine nicht unwesentliche Ergänzung der Sprache, und deshalb schließt der Verfasser, daß hier bei den Naturvölkern das Zeichnen, wie die Geberde gebraucht wird, um eine Mittheilung zu machen und nicht, um zierliche Formen wiederzugeben, und — so fügt er hinzu — ich glaube nach dem persönlichen Eindruck, den ich von der Unmittelbarkeit des erklärenden Zeichnens gewonnen habe, daß es älter ist, als das ornamental-künstlerische (S. 244). Da nun außerdem die Indianer leidenschaftliche Jäger sind, so erklärt es sich um so leichter, wenn sie zu ihren Motiven immer Thiere verwenden. Daß ästhetische Empfindungen aber, so verzerrt und grotesk sie uns auch erscheinen mögen, sich gelegentlich einstellen können, soll natürlich nicht geleugnet werden; das Tätowiren z. B., die Technik, den eigenen Leib als künstlerisches Versuchsfeld zu benutzen, läßt dies unzweifelhaft erkennen, obwohl man auch hier nicht vergessen sollte, daß außerdem ganz andere, nämlich reine Nützlichkeitsgründe (Schutz der Haut gegen die Insekten 2c.) mit im Spiele sind.

Die sozialen Verhältnisse waren höchst einfach; eine ziemlich beschränkte Macht des Häuptlings, dessen Gewalt sich von Vater auf Sohn vererbte, gemeinsamer Felderbesitz, gewisse Anklänge an das Matriarchat (so z. B. in der Weise, daß bei etwaigem Fehlen eines Sohnes die Häuptlingswürde an die Familie der Schwester des Verstorbenen fiel oder daß bei Heirathen aus verschiedenen Stämmen die Frau die Stammesangehörigkeit des jungen Weltbürgers bestimmte, endlich daß der Bruder der Mutter eine fast mit dem Vater gleichwerthige Stellung einnahm und als natürlicher Beschützer der Kinder galt), waren die unverkennbaren Anzeichen, daß hier noch eine sehr primitive Struktur des geselligen Lebens vorlag. Dazu kam der gleichfalls so bezeichnende Mangel jeglichen Ceremoniells bei Eheschließungen, etwa in der Art, wie die centralafrikanischen Neger in der Nähe des Tschadsees sehr drollig die Heirath mit dem Ausdruck: Teller zusammensetzen bezeichnen. Trotzdem erklärlicher Weise individuelle Neigung, namentlich von weiblicher Seite, wenig oder gar nicht in Betracht kommt, so berichtet unser Gewährsmann doch, daß die Frau keine unwürdige Stellung einnahm und er setzt nicht ohne einen Anflug von Humor hinzu: „Der Mann ließ sie mehr Lasten tragen, als er selbst trug; er hielt sie fern von dem Flötenhaus, wo die Männer rauchten, Feste begingen, und wo die Fremden beherbergt wurden, er war ihr Herr und Gebieter — und that, was **sie** wollte!“ Es erinnert dies seltsam an die Schilderung Nachtigal's von den Aulad Soliman, den gefährlichsten und gefürchtetsten Saharanomaden, wie diese Würger und Halsabschneider sich zu Haus willig unter das Szepter ihrer liebenswürdigen Ehegattin beugen. Aus dem psychologisch äußerst interessanten Kapitel: Wissenschaft und Sage der Bakairi nur einige wenige Züge; zunächst konstatirt Steinen mit vollem Recht, daß für die Naturvölker der Tod keine physiologische Nothwendigkeit ist, sondern umgekehrt ein nefas, und zwar durch Zauberei. Gäbe es mithin nur gute Menschen, so existirte weder Krankheit noch Tod. Anderseits vermag ihr Gehirn den Gedanken einer Vernichtung nicht zu fassen, sondern jeder Mensch lebt in der entsprechenden Rangstufe weiter, die er hier auf Erden bekleidete (eine sog. ausgleichende Gerechtigkeit vom ethischen Standpunkt aus tritt hier nicht in Kraft); und diese Fortdauer ist durch die unmittelbare Erfahrung insofern garan-

tirt, als ja im Traume und in Visionen die Geister der Verstorbenen mit der diesseitigen Welt einen regen Verkehr unterhalten. Im Uebrigen unterscheidet sich der gewöhnliche Tod (nicht der gewaltsame) nur dadurch vom Schlaf, daß die Seele zu weit vom Körper sich verirrt hat, um rechtzeitig zurückkehren zu können. Die Geister der Verstorbenen werden dann, da im Laufe der Jahre die Zahl zu groß würde, um auf der Erde bleiben zu können, am Himmel lokalisirt, wo sie noch immer zu sehen sind. Es ist klar, es ist überall derselbe mythologische Entwicklungsgang, daß sich die Phantasie für den Mangel allgemeiner Gesetze eine sinnreiche Geschichte erdenkt, um dadurch sich die Naturerscheinung begreiflich zu machen. Aber diese „Märchen“ besitzen unmittelbare Realität und Ueberzeugungskraft, denen er ebenso vertraut, wie Steinen richtig bemerkt, wie ein positiver Christ den in der Bibel erzählten Wundern; daß sich diese naive Weltanschauung ganz besonders in dem zutraulichen Verhältniß der Eingeborenen zu der sie umgebenden Thierwelt dokumentirt, wurde vorhin schon erwähnt.

Was die Lektüre des vorliegenden Buches besonders genußreich macht, ist der unverfälschte Humor, der überall zum Durchbruch kommt; eine Probe davon möge diese Zeilen schließen. Steinen schildert, in einer Hängematte liegend, vor sich das Tagebuch, in das er beim Schein einer Kerze angefangen, seine Erlebnisse einzutragen, seine Stimmungen: „Gedanken hatte ich eigentlich nicht und das that wohl. Auch Sehnsucht hatte ich nicht nach den Genüssen, die uns daheim unentbehrlich scheinen. In meinem Pfeifchen und in meiner Kerze erschöpfte sich alles Bedürfniß nach Glück; im Augenblick galt mir um Vieles mehr als ein Seidel „Echtes“ oder eine Flasche Rauenthaler die Kürbisschale frischen Bachwassers, die Carlos mir an die Hängematte reichte; fallherzig gedachte ich jener Dinge wie einer blassen Vergangenheit. Ich sagte mir, daß es die Stunde sei, wo man sich daheim zu Konzert, Theater, Gesellschaft begibt. Und unversehends wußte ich mich mitten im Berliner Straßengetriebe, ich trat vor eine Litfaßsäule, las die bunten Anschläge von oben nach unten und ging lesend rund herum, aber mein Puls blieb ruhig, und es regte sich kein Zucken der Begehrlichkeit. Stillvergnügt bemerkte ich nur, daß ich kein Geld bei mir hatte, und daß meine Toilette für die Linden polizeiwidrig war; mit der Empfindung harmlosen Spottes schaute ich auf die Zeitungsverkäufer, die rollenden Wagen, die erleuchteten Läden, die treibende Menschenmenge, gern kehrte ich zurück an meinen dunklen Urwaldfluß. Aber sind denn auch sie so leicht zu entbehren, fragte ich mich in meinem träumerischen Dusel, sie, die unsere ganze Empfindungswelt beherrschen und beseelen? Eines wenigstens war gewiß: würde das Wunder geschehen sein, was nicht geschah, und hätten mich aus dem Gezweig urplötzlich ein Paar der blühendsten Lippen verführerisch angelächelt — ich würde geraucht und freundlich um die Erlaubniß gebeten haben, weiter zu rauchen. Das Beste, folgerte ich, scheint es demnach zu sein, wenn wir mit der Erinnerung an feinere Genüsse ein stilles Glück an den allereinfachsten finden können; der Philosoph von Wiedensohl hat wieder einmal Recht: Zufriedenheit ist das Vergnügen an Dingen, welche wir nicht kriegen.“

Bremen. Th. Achelis.

**Daniel Superville. Das Kanzleramt an der Universität Erlangen.** Ein Beitrag zur Universitätsgeschichte von Professor E. Sehling. Leipzig. 1893. Veit & Comp.

Es ist immer erfreulich, wenn eine Gelegenheitsursache auch Untersuchungen von bleibendem Werthe ins Leben ruft. So gilt dies auch für die Feier des Universitätsjubiläums in Erlangen, welche man der Vereinfachung halber bereits zu Beginn der Sommerferien beging, welche thatsächlich aber erst im November begangen hätte werden müssen, wenn man sich dem geschichtlichen Vorgang strenge anschließen wollte. Bei dieser Veranlassung nun hat Prof. Sehling, der siebenundneunzigste in der Reihe der „Prokanzler“ der fränkischen Hochschule, den dankenswerthen Beitrag zur speziellen und allgemeinen Universitätsgeschichte geliefert, auf den wir im Folgenden die Leser der „Nation“ aufmerksam machen möchten.

Der Mann, welcher auf dem Titel an erster Stelle genannt ist, war in der That eine ganz hervorragende Persönlichkeit, und es war nur ein längst fälliger Zoll der ihm gebührenden Dankbarkeit, der uns in der Sehling'schen Schrift vorgelegt wird. Das vorige Jahrhundert hat eine Menge hoher Schulen entstehen und wieder vergehen sehen, und nur wenigen wohnte die Lebensfähigkeit inne, welche sie befähigte, die Stürme des nächstfolgenden Zeitalters ohne Schaden zu überstehen. Göttingen und Erlangen sind unter diesen letzteren zunächst zu nennen, und sie verdanken beide ihre kräftige Fundirung ihren Begründern: hier dem klugen hannöverschen Staatsmanne v. Münchhausen, dort dem energischen, vor keinem Hinderniß zurückschreckenden „Leibmedikus“ v. Superville. Gewiß verdankt die Universität auch viel dem, auf dessen Namen sie ins Leben gerufen wurde, dem Bayreuther Markgrafen Friedrich, aber dessen größtes Verdienst bestand doch eben darin, daß er seinen trefflichen Berather frei gewähren ließ. Welche Schwierigkeiten v. Superville zu überwinden hatte, bis er am Ziele war, geht aus unserer Festschrift zur Evidenz hervor, und gleicherweise verzeichnet dieselbe — zum ersten Male in der Litteratur — die einzelnen Phasen des Intriguenspieles, welchem der hochverdiente Mann endlich doch weichen mußte, glücklicherweise erst nachdem seine Schöpfung ihre ersten fünf Jahre überstanden und das Kindheitsstadium glücklich überwunden hatte. Auch über die Lebensumstände v. Superville's in der folgenden Zeit werden wir vom Verfasser erstmalig genauer unterrichtet und erfahren mit Befriedigung, daß eine so bedeutende Kraft auch nachher nicht zum Brachliegen verurtheilt war, sondern daß der früher am Bayreuther Hofe Allmächtige den Rest seines Lebens zu Braunschweig in angesehener und einflußreicher Stellung verbrachte. Die Freundschaft der Markgräfin Wilhelmine scheint dem von ihr verehrten Manne den Weg zu diesem neuen Wirkungskreise gebahnt zu haben, und er erstattete ihr taktvoll dadurch den Dank zurück, daß er auf die Drucklegung der ihm doch zu diesem Zwecke übergebenen Memoiren der hohen Frau verzichtete. Diese Aufzeichnungen sind ohne v. Superville's Zuthun nachmals doch der Oeffentlichkeit übergeben worden und haben nicht dazu beigetragen, die Schreiberin irgend in einem besseren Lichte erscheinen zu lassen.

Der zweite Theil der Festschrift ist wesentlich rechtsgeschichtlicher Natur. Anknüpfend an den Umstand, daß v. Superville die Kanzlerwürde für sich selbst behielt und dem als Primarius der neuen Juristenfakultät von ihm berufenen Professor Gadendam das Prokanzellariat übertrug, verfolgt der Verfasser eingehend die Wandlungen, welchen diese Begriffe im Laufe der Zeiten ausgesetzt gewesen sind. An diesem Orte kann den vielfach interessanten Ergebnissen dieser Studie nicht näher getreten werden. Es genüge zu sagen, daß sich den verwandten mittelalterlichen Institutionen gegenüber das Kanzler- (oder Prokanzler-) Amt als „ein unveräußerliches Recht der juristischen Fakultät“ herausgebildet hat, dessen Verpflichtungen und Befugnisse einer strikten Definition fähig sind. Und wenn auch die moderne Entwicklung sich an verschiedenen Universitäten sehr verschieden gerade in dieser Beziehung gestaltet hat, so läßt sich die geschichtliche Kontinuität doch auch in der Mannigfaltigkeit der heutigen Erscheinungsformen immer erkennen.

S. Günther.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37. Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 23. Berlin, den 10. März 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Herr Finanzminister Miquel hat jetzt eine Rede gehalten, die so deutlich ist, daß sie noch besser verstanden werden kann, als alle bisherigen Mißverständnisse. Diese Rede hielt der Herr Finanzminister bei einem Festessen des deutschen Landwirthschaftsrathes, und diesmal behauptete er nicht, daß er, wie bei einem anderen Gastmahl, von Industriellen bei offener Tafel mit Dreck beworfen worden sei; wenn ihn die anwesenden zahlreichen Agrarier mit irgend etwas hätten bewerfen wollen, so würden es nur Lorbeerblätter haben sein können; denn in der That, Herr Miquel hat sich agrarische Lorbeeren in reichlichstem Maße verdient.

Ueber den Handelsvertrag sprach Herr Miquel nur wenig. Zum Lobe dieses Werkes sagte er, daß man seinen Schaden für die Landwirthschaft nicht überschätzen solle, da die anderen Handelsverträge nun doch einmal bestehen. Somit wird man behaupten dürfen, Herr Miquel betrachte den russischen Vertrag als die unglückliche Konsequenz einer unglücklichen Politik. Für die kaiserliche Reichsführung wie für die Industrie und den Handel ist dieses Bekenntniß aufmerksamer Beachtung werth, und es bestätigt, daß alle bisherigen Mißverständnisse, denen Herr Miquel ausgesetzt war, gleichwohl das glückliche Ergebniß gehabt haben, die innerste Geistesstimmung dieses Ministers richtig zu enthüllen. Mehr kann man von Mißverständnissen nicht verlangen.

Nachdem Herr Miquel mit der Politik der jetzigen Reichsregierung in dieser Weise abgerechnet hatte, wandte er sich einer weiter zurückliegenden Vergangenheit zu; auf die Vernichtung des Caprivi'schen Ruhmes folgte nämlich die Vernichtung des Bismarck'schen Ruhmes — Irrthümer natürlich vorbehalten.

Man hatte bisher immer angenommen, daß Fürst Bismarck seit dem Jahre 1878 eine Wirthschaftspolitik eingeleitet habe, welche zum sogenannten Schutze der nationalen Arbeit dienen sollte, und die vor Allem in ganz hervorragendem Grade das agrarische Großgrundbesitzerthum begünstigte. Um das Agrarierthum zu benachtheiligen, scheinen die Getreidezölle und die anderen agrarischen Zölle mit ihren wiederholten Erhöhungen nicht eingeführt worden zu sein. Um das Agrarierthum zu schädigen, ist wohl die Zuckerprämie, die dem Staatsschatze Millionen und Millionen kostete, nicht ersonnen worden. Um das Agrarierthum durch Geschenke heimtückisch zu ruiniren, wurde ihm auch nicht die Branntweinliebesgabe von jährlich rund 40 Millionen Mark zugewendet; und auch der nachbismarckische Erlaß der Grundsteuer war für das preußische Agrarierthum keine schwer zu verschmerzende Erleichterung. Allein Herr Miquel sagt, daß in den letzten dreißig Jahren alle Gesetze wesentlich zu Gunsten und mit Rücksicht auf Handel und Industrie gegeben worden sind — wahrscheinlich insonderheit die Börsen- und andere Umsatzsteuern — und „daß nunmehr eine neue Periode von 30 Jahren einzutreten habe, in der die Interessen und Bedürfnisse der Landwirthschaft für die Reichsentwicklung, Gesetzgebung und Regierung maßgebend sein müßten."

Man kann den Fürsten Bismarck nur tief ob der herben Kritik bedauern, die Herr Miquel an den agrarischen Thaten dieses bisher fälschlich als größten Agrariers bezeichneten Staatsmannes geübt hat. Und was bleibt denn nun vom Fürsten Bismarck übrig! Ein Freund des Liberalismus war er nicht im letzten Decennium seines Regimentes; ein Hilfe schaffender Freund des Agrarierthums ist er nach Herrn Miquel, — Irrthümer vorbehalten, — auch nicht gewesen. So arbeitete er pro nihilo, und wo dieser klaffende Riß seit dreißig Jahren sich aufthat, dorthin wird Herr Miquel treten und zum Wohl des Agrarierthums wirken. Nachdem Herr Miquel mit der Vergangenheit reinen Tisch gemacht hat, weist er bescheiden auf jene Person hin,

welche die bismarckschen und caprivischen Versäumnisse seit fast zwei Menschenaltern gutmachen könnte.

Der positiven Vorschläge macht Herr Miquel noch nicht viele. Er begeistert sich für die Landwirthschaftskammern, gegen die sich die berufenen Vertreter der Landwirthschaft und neben ihnen auch Fürst Bismarck wehren, und er verlangt, daß das Erbrecht auf landwirthschaftlichen Grund und Boden geändert werde; Grund und Boden sollen nicht mehr „individuelles Eigenthum, sondern eine Art Familieneigenthum mit besonderen Grundsätzen der Vererbung“ werden. Die Ausgestaltung dieses Gedankens darf man abwarten.

Flüchtig mag nur darauf hingewiesen werden, daß alle Sozialpolitiker über einen Punkt einig sind. Den stärksten Wall gegen die Sozialdemokratie findet man darin, möglichst weiten Kreisen einen festen Besitz, und sei er auch noch so gering, vor allem an Grund und Boden zu gewähren. Die Wirkung solchen Vorgehens ergab sich in Frankreich. Die städtischen Bevölkerungen unsers westlichen Nachbars sind zum Theil radikal und revolutionär, aber das Land, das seit 1789 unter die Masse der Bevölkerung aufgetheilt und immer wieder aufgetheilt worden ist, wurde dadurch so konservativ, daß alle radikalen Revolutionen stets nur Episoden waren, und daß Königthum, Kaiserthum, Republik ohne Unterschied stets nach kurzen Schwankungen zu einer konservativen, ja konservativ-reaktionären Politik hinübergeleitet worden sind. Gerade moderne Untersuchungen über die Wirkung der großen französischen Revolution weisen auf diese Erscheinung hin. Das ist also eine Erfahrung, welche die Geschichte liefert, und jede gesetzgeberische Maßnahme, welche sich dem Wesen nach der Institution der Fideikommisse annäherte, würde die entgegengesetzte Wirkung üben müssen; sie würde eine kleine Kaste im erblichen Besitze von Grund und Boden erhalten, und es verhindern, daß durch ergiebige Austheilung größerer Komplexe möglichst weite Kreise der Bevölkerung ein steigendes Interesse an der Aufrechterhaltung unserer bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung erwerben. Zu dem Kapitel aber von der Ironie der Geschichte gehört es, daß die Männer von 1789 eine mächtige Strömung entfesselten, welche ganz gegen ihren Willen das Staatswesen immer wieder in konservatives Fahrwasser dringt, und Herr Miquel, der bis zur Unkenntlichkeit umuniformirte Revolutionär von dazumal, könnte wohl der Mann sein, der durch die geistreiche Kurzsichtigkeit seiner behenden Einfälle das untergräbt, was er zu stützen wähnt.

Als positive Vorschläge braucht man derartige Andeutungen, die über ein Sektglas hingesprochen werden, nicht besonders ernst zu nehmen. Aber bezeichnend sind sie in hohem Maße, und gerade die letzte Rede des Herrn Miquel kommt einem Pronunciamento gleich. Die Zweifel sind jetzt beseitigt; auf dem Diner des Landwirthschaftsraths kam es zur offenen Erklärung, und Herr Miquel stellte sich diesmal — wohl unter Ausschluß jedes Irrthums — als Prätendent und Dauphin vor, den das Agrarierthum zur höchsten Macht emporzutragen sich bemühen wird; es kann daher nicht überraschen, daß man ernsthaft versichert, der Ehrgeiz des Herrn Miquel gehe zur Zeit darauf hinaus, Landwirthschaftsminister in Preußen und zugleich preußischer Ministerpräsident zu werden.

Es verdient eine besondere Erwähnung, daß Herr Miquel behauptete, nicht nur er, sondern auch die Krone wolle nunmehr nach dreißigjähriger Zurücksetzung eine Politik dreißigjähriger Begünstigung für die Landwirthschaft eintreten lassen. Vielleicht ist es im vorliegenden Falle Herr Miquel, der selbst einmal die Absichten der Krone, wie er ja auch die Fürst Bismarck'sche Politik mißdeutet hat. Ist die Behauptung des Herrn Miquel, daß die Landwirthschaft seit einem Menschenalter nie begünstigt wurde, darum erstaunlich kühn, weil sie erstaunlich falsch ist, so hat auch gerade jene agrarische Politik des Fürsten Bismarck, von der Herr Miquel nichts weiß, die verderblichsten Folgen für Deutschland gehabt. Sie hat Deutschland in Interessengruppen zerrissen, deren politisches Ideal der Kampf für die eigene Tasche ist; und wenn Agrarierthum und schutzzöllnerische Industrien nur an sich denken, so entspricht es der Logik der Thatsachen, daß damit andererseits ein Prinzip gestärkt wird, welches den Staat ausschließlich Arbeiterinteressen dienstbar machen will. Bei einer solchen Politik muß der Staatsgedanken auf das Schwerste geschädigt werden, und Fürst Bismarck, der durch seine Vergangenheit dem Staatsgedanke einen so mächtigen Rückhalt bieten konnte, hat gleichwohl diese Schädigung nicht abzuwenden vermocht.

Die schwachen, wenngleich so geschäftigen Hände des Herrn Miquel würden den rücksichtslosesten Kampf Aller gegen Alle erst recht entfesseln und damit Deutschland auf das Tiefste erschüttern; denn der Staat hat keine Gruppe von Bürgern zu begünstigen, sondern gegen Alle Gerechtigkeit zu üben; nur das kann der Untergrund einer verständigen Regierung sein; und vielleicht verwechselt Herr Miquel das Interesse eines Ministers, der ein Führer des Agrarierthums werden will, mit dem Interesse der Hohenzollern, die in ihren großen Repräsentanten stets bestrebt waren, nicht die Begünstiger eines Standes, sondern Vertreter des gesammten Staates zu sein, und statt den Egoismus einzelner Klassen zu züchten, das Pflichtgefühl gegen den Staat bei Allen zu pflegen.

Daß es eine Partei gibt, die feindlich der Landwirthschaft gegenübersteht, ist ein Märchen. Alle Welt wünscht auch der Landwirthschaft Gedeihen, und dem Liberalismus ist die Grenze für die Förderung dieses Gedeihens nur durch eine Erwägung gezogen: die Landwirthschaft soll nicht verlangen, daß andere Stände für sie frohnden müssen. Gerade auf diesen gefährlichen Weg will aber Herr Miquel den Staat von Neuem drängen, trotz den traurigen Erfahrungen seit 1878, die auch für die Landwirthschaft selbst ungeachtet aller Zuwendungen bittere gewesen sind. Herr Miquel führt nochmals den Blick der Landwirthschaft auf das verhängnißvolle Irrlicht der Staatshilfe, die nur das geben kann, was sie anderen nimmt, und die überdies durch solche Hilfe die Schützlinge in ihrem wirthschaftlichen Streben und in ihrem Pflichtgefühl als Bürger korrumpirt. Die Blüthe solcher Politik war der Bund der Landwirthe.

Die Angriffe, welche der „Kladderadatsch“ — unter Verzicht auf seinen Charakter als Witzblatt — gegen die Geheimräthe im Auswärtigen Amt von Holstein und von Kiderlen-Wächter gerichtet hat, haben der „Frankfurter Zeitung“ zu einigen interessanten Quellenstudien Anlaß gegeben. Das Blatt hat im Verfolg dieser Studien den Brief eines Redakteurs des „Kladderadatsch“ zum Abdruck gebracht, aus dem mit einer Naivetät, die wie ein Witz wirkt, klar gestellt wird, welch schrecklicher Verbrechen sich die beiden Geheimräthe schuldig gemacht haben. Sie sind nämlich nicht mit Bismarck „gegangen“, haben vielmehr dem Nachfolger Bismarck's treu und redlich gedient. Das ist Hochverrath! Das Bismarck'sche Lager durfte das nicht hingehen lassen. Deshalb legte man einige politische Kuckuseier in das Nest des „Kladderadatsch“, woselbst das fremde Gelege auch ganz bieder ausgebrütet wurde. Nun erlebt man noch die Enttäuschung, wegen dieser Heldenthat nicht einmal zur gerichtlichen Verantwortung gezogen zu werden. Das ist eine harte, aber gerechte Strafe. Die „Frankfurter Zeitung“ aber hat allen Anspruch, ein demokratisches Organ genannt zu werden, verwirkt, weil sie sich lebendiger Geheimräthe und indirekt eines noch amtirenden Reichskanzlers angenommen hat. So was ist doch unter Bismarck nie dagewesen. Die Bismarckfreunde können dies Verfahren nur als ein ruere in servitium bezeichnen. Wir sind „gesinnungslos“ genug, der „Frankfurter Zeitung“ das Aufdecken dieser Intrigue zum Verdienst anzurechnen.

Gladstone ist zurückgetreten, und Lord Rosebery ist leitender Minister in England. Die Wirkung dieser Wandlung für die augenblickliche Politik läßt sich noch nicht überschauen, aber darüber sind die Zeitungen der verschiedenen Parteien einig, daß ein solcher Wechsel, wenn nicht unmittelbar, so doch in nicht allzulanger Zeit auch tiefgreifende Umwälzungen in den Beziehungen der verschiedenen Parteien zu ein-

oder hervorrufen wird. Auch das englische Parteiwesen, das nach der Abschleifung des schroffen Gegensatzes zwischen Tories und Whigs schon in Fluß gekommen war, wird durch diese neueste Wendung eine noch weitergehende Umgestaltung erfahren.

. .

## Der letzte große Commoner.

Als wir vor etwa anderthalb Jahren in diesen Blättern (Jahrg. IX. Nr. 37, 38, 39, 40) eine Serie von Artikeln über William Ewart Gladstone veröffentlichten, schlossen wir mit den Worten: „Niemand hat bisher eine klare Vorstellung davon, wie die englische Politik, und speziell das Schicksal der radikalen Partei, ohne Gladstone sich entwickeln wird. Nur von dem Einen ist alle Welt überzeugt, wie einst zu den Zeiten, da die Königin Elisabeth mit weißen Haaren England regierte: When that snow melteth, there will be a flood.

Dieser Moment ist jetzt eingetreten. Der vierundachtzigjährige Staatsmann, dessen Beredsamkeit schon vor sechzig Jahren im Unterhause Beachtung fand, dessen Rath im englischen Kabinet bereits vor einem halben Jahrhundert von einem Staatsmann wie Peel gewürdigt wurde, ist vom Staatsruder Englands zurückgetreten. Diesmal für immer! Man hat wohl auf den Vorgang des Jahres 1874 hingewiesen, wo Gladstone dem Marquis of Hartington die Führerschaft der Partei überließ, um nach wenigen Jahren das selbstgewählte otium cum dignitate wieder zu verlassen und sich mit neuen Kräften in den Kampf der Parteien zu stürzen. Aber zwischen damals und heute liegen zwanzig Jahre; und ein vierundachtzigjähriger Greis, selbst wenn er die Lebenskraft eines Gladstone besitzt, tritt nicht vom politischen Schauplatz ab, um auf den Brettern, die die Welt sind, nach einiger Zeit erneut die erste Heldenrolle zu übernehmen. Dieser Rücktritt ist ein definitiver, was nicht ausschließt, daß der Zurückgetretene mit Rath und That seinem Nachfolger und seiner Partei auch ferner beistehen wird, soweit seine Kräfte reichen. Die englische Presse ist denn auch darin so ziemlich einig, daß Gladstone's staatsmännische Laufbahn ihr Ende erreicht hat. Sie huldigt ihm wie einem großen Todten und diskutirt über seine politische Nachlassenschaft und seine Erben wenig anders, als es geschehen wäre, wenn man die irdischen Reste des mächtigen Mannes gestern in der Westminster-Abtei beigesetzt hätte. Die Fairneß der öffentlichen Meinung Englands kommt dem abtretenden Staatsmann dabei schon zu seinen Lebzeiten voll zu Gute. So schreibt eine der angesehendsten englischen Wochenschriften, die seit vielen Jahren die Gladstone'sche Politik unablässig bekämpft hat: „Gladstone's rein persönlicher Einfluß auf die Politik ist offenbar ein guter gewesen, denn derselbe ist nie von Selbstsucht berührt worden, noch ist sein Handeln je aus schmutzigen oder kleinlichen Erwägungen hervorgegangen. Er mag sich öfter selbst getäuscht, und in Folge dieser Selbsttäuschung auch die Nation getäuscht haben, aber seine innersten Motive waren niemals niedrig oder unehrenhaft." Dies Urtheil ist, wie ich glaube, gerecht.

Gladstone hat mehr politische Wandlungen durchgemacht als irgend ein anderer lebender Staatsmann. Er hat sich vom hochkirchlichen Tory zum radikalen Liberalen und Protektor der Dissenter entwickelt. Der Verfasser der Abhandlung über the state in its relations with the church hat die irische Staatskirche zertrümmert, der ehemalige konservative Protektionist ist einer der Hauptförderer des englischen Freihandels geworden, der erbitterte Gegner der Wahlreformbill von 1831 wurde der Schöpfer des geheimen Wahlrechts und der Reform von 1884. Und doch hat dieser wandlungsfähige Geist niemals frivol seine Ueberzeugungen gewechselt; er vertrat immer seine heiligste Ueberzeugung. Seine Ueberzeugungen änderten sich eben im Laufe der Zeiten, wie sich ja auch die Ueberzeugungen seines Volkes änderten. Vielleicht ist der gewaltige, der fascinirende Einfluß, den Gladstone auch heute noch auf seine Landsleute ausübt, gerade auf diesen Parallelismus der eigenen Entwicklung und der Entwicklung der politischen Fortschritte seines Landes zurückzuführen. Er war hinter der öffentlichen Meinung der Nation nie allzuweit zurück und ihr nie allzuweit voraus. Allerdings pflegt das bei politischen Strebern nicht anders zu sein; aber Gladstone war bei aller Freude an der Macht, wie sie jeder politischen Leidenschaft innewohnt, doch nie ein Streber. Er suchte die Macht, um seinen Ueberzeugungen zum Siege zu verhelfen, aber er unterwarf sich nicht fremden Ueberzeugungen, um an die Macht zu gelangen.

Ob Gladstone ein Staatsmann im höchsten Sinne des Worts genannt werden darf, mag fraglich erscheinen. War er doch nie ganz frei von doktrinärer Beschränktheit; und selbst die Verschlagenheit des großen Parteiführers hatte etwas von theologischer Pedanterie. Mit Vorliebe legte er an die Beziehungen der Völker zu einander den Maßstab kleinbürgerlicher Moral und nur ungern ließ sich der Hartnäckige davon abhalten, Gefühlspolitik zu treiben. Die Wahrheit des summum jus summa injuria ist ihm nie ganz aufgegangen. Die höchste Stufe geistiger Freiheit hat er nicht erklommen. Gerade diese Mängel aber haben zu seinen Erfolgen nicht wenig beigetragen. In dem aristokratischen England des achtzehnten Jahrhunderts hätten seine starke politische Begabung und seine glänzende Rednergabe ohne Zweifel auch bedeutende Erfolge erzielt, aber zum führenden Staatsmann wäre er schwerlich aufgerückt. Er ist dagegen der typische Staatsmann unseres Jahrhunderts; recht eigentlich der staatsmännische Repräsentant des englischen Bürgerthums mit seiner kaufmännischen Ehrenhaftigkeit, seiner moralischen Energie und seinem common sense in allen Dingen des praktischen Lebens. Er war wie kein Anderer dazu geschaffen, England aus seiner aristokratischen Verfassung hinaus zur Demokratie überzuführen, ohne das Tempo zu überstürzen. Seine Anpassungsfähigkeit an die neuen demokratischen Lebensbedingungen ist selbst im hohen Alter nicht erschlafft, sie blieb aber stets gepaart mit einem zähen konservativen Sinn, der nur das aufgibt, was bereits im Absterben ist.

Gladstone hinterläßt eine Lücke im politischen Leben Englands, die kein Mitlebender auszufüllen vermag; und nicht bloß im politischen Leben, sondern auch ganz speziell im Parlament.

Er ist wahrscheinlich der letzte große Commoner, den die englische Geschichte aufzuweisen haben wird. Nicht etwa deshalb, weil die Beredsamkeit in England ausgestorben wäre, sondern weil mit der Demokratisirung Englands auch die Stellung des englischen Unterhauses eine wesentlich andere geworden ist.

Das englische Parlament ist nicht mehr, was es war: der Hauptreflektor der öffentlichen Meinung und das Hauptinstrument der politischen Macht. Formell ist es beides zwar auch heute noch, in Wirklichkeit dagegen wachsen dem Parlament andere Kräfte bereits über den Kopf. Es ist das eine naturgemäße Folge der wachsenden Demokratisirung Englands.

Die Behauptung wird manchem paradox erscheinen, da eine landläufige Ansicht gerade die Parlamentsherrschaft als eine charakteristische Erscheinungsform entwickelter demokratischer Institutionen zu betrachten pflegt. Thatsächlich aber enthält jede Repräsentativverfassung im Parlament ein aristokratisches Element, dessen Einfluß mit der Entwickelung der Demokratie sich mindert. Nirgends zeigt sich das deutlicher, als in der Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Die verfassungsmäßige Macht der amerikanischen Parlamente, insbesondere des Kongresses, reicht sehr weit, aber die selbständige politische Bedeutung der Parlamentsmitglieder ist nirgends geringer, als in jenem demokratischen Lande. Die Mitglieder der amerikanischen gesetzgeberischen Körperschaften sind weniger die Führer, als

die Vollstrecker der öffentlichen Meinung des Landes, und zumeist obendrein die bloßen Mandatare der Wünsche ihrer Wahlkreise. Ihren Reden wird deshalb auch nur ein mäßiges Interesse entgegen gebracht; — von der andächtigen Sorgfalt, mit der in der europäischen Presse die Parlamentsreden behandelt werden, findet man in Amerika keine Spur. Nur den Abstimmungsresultaten widmet man erhöhte Aufmerksamkeit, von den oratorischen Leistungen der Gesetzgeber nimmt man in der Regel herzlich wenig Notiz. Das Parlament ist im Wesentlichen eine politische Börse, auf der Machtinteressen gegen einander ausgespielt werden, und das Publikum kontrollirt nur, ob die Gesetzgeber auftragsgemäß handeln. Der Rest ist Dekoration.

Einem ähnlichen Schicksal werden vermuthlich langsam alle Parlamente verfallen, je mehr die Demokratie zur Herrschaft kommt. Der Parlamentarismus kann die Demokratie vorbereiten, aber die Demokratie pflegt den Herrn dann allmählich zum Diener zu machen. Dieser Entwicklungsprozeß ist auch in England erkennbar. Die Volksherrschaft ist seit Jahrzehnten in stetem Wachsen und das Hauptinstrument der Volksherrschaft ist nicht das Parlament, sondern die Volksversammlung und — im modernen Leben — die Presse. Die Presse ist der unmittelbare Ausdruck der öffentlichen Meinung. In dem Maße, wie sie in immer weitere Kreise dringt und sich allen Interessen, allen Anschauungen, jedem Fortschritt und jedem Vorurtheil dienstbar macht, entzieht sie den Parlamenten Lebenskräfte. Sie raubt den parlamentarischen Verhandlungen die Frische, indem sie alle politischen Fragen vorweg behandelt — oft gründlicher und anziehender, als die Parlamente —, sie ist eine ständige Tribüne, von der aus alle Interessen zu Worte kommen können, auf der kein parlamentarisches Ceremoniell die Redefreiheit behindert und taktische Künste im Allgemeinen wenig bedeuten. Man darf sich darüber nicht täuschen: in der Presse steckt heutigen Tages eine größere politische Macht, als in den Parlamenten. Das gilt natürlich in erster Linie von jenen Parlamenten, in denen das Reden die Hauptsache ist, in denen der Machtspruch der Mehrheit des Parlaments die Regierung höchstens zum Unterlassen aber nicht zum Thun nöthigt. Aber auch in England, dem klassischen Lande des Parlamentarismus, wo jeder Parlamentsbeschluß die realste Macht darstellt, ist die innere Bedeutung des Parlaments im Sinken. Die Pennypresse und das allgemeine Stimmrecht sind die beiden Mühlsteine, zwischen denen die Suprematie des Parlaments anscheinend langsam zerrieben wird. Das allgemeine Wahlrecht und die allgemeine Presse bewirken, daß das ganze Volk heute kontinuirlich an der Politik theilnimmt. Die Neigung wächst daher, die Gewählten weniger als Vertrauensmänner denn als einfache Beauftragte des Volkes zu betrachten und zu behandeln. Damit korrespondirt die Neigung vieler unter solchen Bedingungen gewählter Parlamentsmitglieder, mehr als früher zum Fenster hinaus und zur Galerie hinauf zu reden.

Für die Beredsamkeit des klassischen Parlamentarismus ist denn auch schon jetzt nirgends mehr genügender Boden vorhanden. Gladstone ist noch ein Repräsentant jener klassischen Periode, aber auch er hat der modernen Entwicklung bereits gar manche Konzession machen müssen. Mit ihm wird auch die Tradition verschwinden. Was aber mehr bedeutet: mit ihm scheidet auch die letzte große politische Figur aus dem öffentlichen Leben Englands, deren parlamentarisches Prestige allein die disparaten Elemente der eigenen Partei: Liberale, Radikale, Halbsozialisten, Irländer, Gegner der englischen Staatskirche u. s. w. auf die Dauer zusammenhalten konnte. Sein Nachfolger, Lord Rosebery, ist ein geschickter, kluger und energischer Mann, aber wie lange wird es dauern, bis Meuterei unter seinen Truppen ausbricht! Es ist interessant, daß man an die Spitze dieser zusammengewürfelten Armee, in der die demokratischen Ideen stetig an Einfluß zunehmen, ein Mitglied des Oberhauses beruft, so daß jetzt beide große englische Parteien ihre Führer nicht im Unterhause haben. Auch das ist bezeichnend für die Umwandlung des englischen Parlamentarismus. Der Fall, daß die Führer beider großen Parteien — und zwar nicht bloß die nominellen, sondern die wirklichen Führer — dem Unterhause fehlen, ist meines Wissens seit Jahrhunderten in England nicht vorgekommen. Es ist ein weiteres Zeichen dafür, daß die treibenden politischen Kräfte auch in England nicht mehr vornehmlich im Unterhause liegen. Das Unterhaus ist nur noch das große Schwungrad, dessen treibende Welle zu Kraftquellen außerhalb des Parlamentes führt.

Mit Gladstone's Rücktritt beginnt in der That ein neuer Abschnitt in der politischen Geschichte Englands und schließt sich eine Aera in der Geschichte des Parlamentarismus.

Th. Barth.

## Parlamentsbriefe.

### XI.

Das Militärbudget wurde unter Mitwirkung des neuen Kriegsministers, des Herrn Bronsart von Schellendorf, berathen. Das Kriegsministerium ist schon einmal durch einen Träger desselben Namens besetzt gewesen, einen Bruder des jetzigen Ministers, der mit Erfolg nach dem Rufe der „Schneidigkeit" strebte; der letzte Verwalter des Amts, Herr General von Kaltenborn litt unter dem Mangel oratorischer Begabung und schwieg zuweilen, wo Reden am Platze war. Der jetzige Kriegsminister zeigte sich als einen redegewandten und redelustigen Herrn, dem nach seinem Ausdruck die Molltonart lieber ist, als die Durtonart, das heißt, der lieber mit den Waffen einer milden Ironie und eines freundlichen Humors kämpft, als mit denen des Pathos; und er handhabt die von ihm gewählten Waffen mit Geschick. Er weiß nicht allein ungerechtfertigte Angriffe mit denselben zurückzuweisen, sondern auch berechtigte aber übertriebene Angriffe auf das gebührende Maß zurückzuführen, und er hat damit bereits gewisse Erfolge erzielt.

Desto mehr ist es zu bedauern, daß ihm seine Kunst gerade bei denjenigen Punkten im Stiche ließ, wo es am meisten darauf angekommen wäre, sie zu bethätigen, nämlich im Falle des Generals von Kirchhoff. Diesem verdienten Offiziere ist eine empörende Beleidigung zugefügt worden; man hat eines seiner Familienglieder durch Aufstellung falscher Behauptungen in der weiblichen Ehre gekränkt. Ohne Zweifel ist das eine der schwersten Beleidigungen, die einem Mann zugefügt werden kann. Die falschen Behauptungen waren völlig aus der Luft gegriffen und aus Rachsucht erfunden. Diejenigen Zeitungen, welche sie in gutem Glauben aufgenommen haben, trifft der Vorwurf, sich mit Dingen beschäftigt zu haben, die auch, wenn sie wahr gewesen wären, nicht vor die Oeffentlichkeit gehörten, und diejenigen Redakteure, welche die Nachricht aus Fahrlässigkeit übernommen haben, trifft der Vorwurf, durch ihre Fahrlässigkeit Unheil veranlaßt zu haben. Immerhin war der General von Kirchhoff ein schwer gekränkter Mann, und wenn er in Folge dessen sich zu einer Bluthat hinreißen ließ, so wird jeder Unbefangene dies als einen Fehler des Bluts mit Nachsicht beurtheilen. Aber nimmermehr kann man so weit gehen, das Unrecht für Recht auszugeben.

Wer in seinem Rechte und in seiner Ehre gekränkt ist, soll sich mit der Sühne begnügen, welche die dafür eingesetzten Gewalten ihm verschaffen können. Das ist eine Forderung des Rechtszustandes, der Moral und der Religion. Die Vorschriften des Christenthums stimmen völlig überein mit den Anschauungen der philosophischen Moral. Wer sich durch Gewaltthaten selbst Recht zu schaffen versucht, verstößt gegen die Vorschriften des Christenthums. Man kann die Person milde beurtheilen, weil es schwer ist, den Forderungen der christlichen Moral stets in allen Punkten zu genügen, aber man muß, wenn man milde gegen die Person ist, desto strenger über die Sache urtheilen. Die Stellung des Kriegsministers wäre eine sehr günstige

gewesen, wenn er zugegeben hätte, daß der General Kirchhoff rechtswidrig und fehlsam gehandelt hat, aber die Bitte hinzugefügt hätte, bei der Sachlage keinen Stein auf ihn zu werfen.

Statt dessen ging der Kriegsminister dazu über, von einem Recht zu sprechen, daß der General Kirchhoff sich selbst hätte nehmen müssen, weil die Staatsordnung, in der irgend etwas nicht richtig sein müsse, es ihm nicht hätte gewähren können. In Japan ist unter gewissen Voraussetzungen Jemand verpflichtet, sich selbst den Bauch aufzuschlitzen. Wir finden das, abgesehen von einigen anderen Bedenken, die wir gegen ein solches Verfahren haben, geschmacklos. Aber zeigt sich in unserer Auffassung, daß Jemand, der sich an seiner Ehre verletzt glaubt, seine Ehre reinigen kann, indem er Blut vergießt, mehr Geschmack? In dem gerichtlichen Erkenntnisse, das den Herrn von Kirchhoff in solche Empörung versetzte, war ausdrücklich ausgesprochen, daß die ausgesprengten Behauptungen lügnerische seien; hierdurch war zu seiner Genugthuung mehr geschehen, als dadurch, daß er sich entschloß, Blut zu vergießen.

Man hat den Wunsch ausgesprochen, die Presse solle sich in Zukunft ähnlicher schnöder Beleidigungen enthalten. Gewiß ist das ein sehr berechtigter Wunsch, aber wer den Lauf der Welt kennt, weiß, daß die Verfehlungen gegen das achte Gebot nicht eher ein Ende erreichen werden, als die Verfehlungen gegen das fünfte, sechste und siebente Gebot. Und wer die falschen Auffassungen des Ehrbegriffes so lange aufrecht erhalten will, bis die Verfehlungen gegen das achte Gebot aus der Welt geschafft sind, der verewigt diese falschen Auffassungen. Alle Redensarten von der Erhaltung der Religion im Volke, von der Durchführung des christlichen Staates bleiben ein leerer Schall, so lange von autoritativer Seite ein verkehrter Ehrbegriff über die Forderungen des Rechts und der Moral gestellt wird.

Ein evangelischer Geistlicher, Herr Schall, welcher sich bemüht, dem Reichstage den Mangel des Herrn Stöcker zu ersetzen, ging soweit, einige Floskeln, die das Duell entschuldigen, zum Besten zu geben. Der Begründer der heute herrschenden kirchlichen Richtung, der Professor Hengstenberg, hat viel Unheil geschaffen, aber das Eine muß zu seinem Lobe gesagt werden, daß er jederzeit, und am lautesten nach dem Falle Rochow-Hinkeldey, das Duell als verbrecherisch, unsittlich, unvernünftig und unchristlich gebrandmarkt hat. Die Meinung, daß sich in dem Offiziersstand das Ehrgefühl ohne Duelle nicht aufrecht erhalten lasse, ist als ein finsterer Aberglaube zu bezeichnen.

Der russische Handelsvertrag ist in der Kommission mit 16 gegen 12 Stimmen angenommen, und in der öffentlichen Meinung ist zu Gunsten desselben ein solcher Umschwung eingetreten, daß an der Annahme desselben kein Zweifel mehr besteht. Unter den entschlossensten Schutzzöllnern läßt sich bereits eine ganze Anzahl bezeichnen, die mit klingendem Spiel in das Lager der Anhänger des Vertrags übergegangen sind. Die Aufhebung der Staffeltarife und die Aufhebung des Identitätsnachweises sind die Kompensationen, die eine Verschiebung der Abstimmungsverhältnisse herbeigeführt haben.

Es ist schwierig, von einem prinzipiellen Standpunkte über die Aufhebung des Identitätsnachweises zu sprechen; die Posaune will keinen reinen Ton geben. Wenn wir keine anderen Zölle als reine Finanzzölle hätten, so brauchten wir uns über Exportbonifikationen den Kopf nicht zu zerbrechen. Der Gesetzentwurf, welcher dem Reichstage vorliegt, führt für Getreide, Hülsenfrüchte und Malz das System ein, welches mit dem französischen System der titres d'acquit à caution, das von deutscher Seite oft genug heftig getadelt worden ist, große Aehnlichkeit hat. Wir können uns heute nicht für das begeistern, was wir früher angegriffen haben, und unter den Gründen, welche im Reichstag gegen den Gesetzentwurf geltend gemacht wurden, sind manche beachtenswerth. Aber andererseits kann ebensowenig verkannt werden, daß die Härten des von uns verurtheilten Schutzzollsystems in gewissen Beziehungen gemildert werden, wenn der Entwurf Gesetz wird. Ein Austausch der verschiedenen Getreidearten unter einander, der Ersatz gewisser Qualitäten des heimischen Weizens durch russisches Getreide, ein Verkauf des heimischen Getreides in das Ausland entspricht den Modalitäten, die sich im Konsum herausgebildet haben, und sollte nicht durch die Zollgesetzgebung erschwert werden.

Ausschlaggebend ist für die Einbringung des Entwurfs der Umstand gewesen, daß die Annahme des Gesetzes die Annahme des russischen Handelsvertrages erleichtert. Und dem russischen Handelsvertrage zur Annahme zu verhelfen, ist eine so gebieterische Forderung, daß ihr nicht allein mancher Wunsch, sondern auch manche sachliche Bedenken zum Opfer gebracht werden.

Proteus.

## Zollkriege.

Ein Lieblingsspiel der menschlichen Phantasie scheint es zu sein, den Zusammenstoß widerstreitender und mit einander ringender Kräfte sich unter dem Bilde des wirklichen Krieges zu denken. Vor allem gefällt man sich im öffentlichen Leben, auf den Streit in den gesetzlichen Formen die technischen Ausdrücke des Kampfes anzuwenden, unter welchem alle Gesetze verstummen, und manche Wahlberichte in den Zeitungen lesen sich wie Kriegsbulletins. So ist uns auch der Ausdruck „Zollkrieg" geläufig geworden. Und doch hinkt das dem Kriege entlehnte Gleichniß mehr als irgend sonst gerade bei einem Streit, in dem zwei Staaten sich durch gegenseitige Erschwerungen des Verkehrs mittelst besonders erhöhter Zölle wirthschaftliche Nachtheile zuzufügen suchen. Denn in einem solchen Krieg gibt es keinen Sieger und keinen Besiegten, weder Ruhm noch Vortheil ist für die Streitenden zu gewinnen. Nur ein Resultat wird unausbleiblich sein: die beiden streitenden Staaten vermögen sich gegenseitig empfindlich zu schädigen, aber wenn ein wirthschaftlicher Vortheil aus diesem Streit entsteht, so fällt er regelmäßig nicht den beiden nächstbetheiligten, sondern dritten Staaten zu.

Die Geschichte aller Zollkriege bestätigt diese Erfahrung, aber gerade das letzte Jahrzehnt hat dafür einige recht lehrreiche Beispiele geliefert. Unter diesen bietet wiederum der österreichisch-rumänische Zollstreit einen geradezu typischen Fall. Der Streit nahm seinen Ursprung theils in der von Oesterreich-Ungarn aus veterinärpolizeilichen Gründen verfügten Grenzsperre gegen rumänisches Vieh, theils in der rumänischen Praxis der Zollerhebung. Als nun im Juni 1886 die ältere Handelskonvention zwischen beiden Staaten ablief, ohne daß eine neue Konvention vereinbart werden konnte, schritt man beiderseits zu feindlichen Sondermaßregeln. Rumänien unterwarf die österreichischen Industrieerzeugnisse bei der Einfuhr den Sätzen eines ungewöhnlich hohen autonomen Tarifs, Oesterreich brachte Rumänien gegenüber hochgeschraubte Kornzölle in Anwendung. Die Ergebnisse dieses Streits für Oesterreich-Ungarn sind aus nachfolgender Tabelle ersichtlich:

Einfuhr Rumäniens
in Millionen Francs

| | überhaupt | aus Oesterreich-Ungarn |
|---|---|---|
| 1882 . . . . . . | 268,8 | 134,5 |
| 1883 . . . . . . | 359,9 | 153,9 |
| 1884 . . . . . . | 294,9 | 129,8 |
| 1885 . . . . . . | 268,5 | 120,7 |
| 1886 . . . . . . | 296,5 | 93,5 |
| 1887 . . . . . . | 314,7 | 53,4 |
| 1888 . . . . . . | 310,3 | 50,8 |
| 1889 . . . . . . | 367,9 | 49,4 |
| 1890 . . . . . . | 362,8 | 52,7. |

Während die Ausfuhr Oesterreich-Ungarns nach Rumänien in kurzer Zeit auf ein Drittel des im Jahre 1883

erreichten Betrages sank, hob sich in entsprechender Weise die Ausfuhr zweier anderer Länder nach Rumänien, Deutschlands und Großbritanniens. Das Ergebniß dieser Entwicklung lassen nachstehende Zahlen erkennen:

Rumäniens Einfuhr

in Millionen Francs

| | aus Deutschland | aus Großbritannien |
|---|---|---|
| 1885 . . . . . | 41,5 | 51,8 |
| 1890 . . . . . | 109,3 | 97,6. |

Noch stärker als der Rückgang der österreichischen Einfuhr ist demnach der Fortschritt der deutschen und britischen Einfuhr gewesen, weil in denselben fünf Jahren die Einfuhr Rumäniens überhaupt eine beträchtliche Zunahme erfahren hat. Für Oesterreich-Ungarn ist demnach ein doppelter Verlust entstanden, einmal in der Abnahme des vorher erreichten Absatzes, sodann in dem Ausschluß von der durch Rumäniens Entwicklung herbeigeführten Erhöhung des Absatzes. In welchem Maße dadurch Oesterreich-Ungarn zu Gunsten Deutschlands und Großbritanniens vom rumänischen Markte verdrängt worden ist, ist aus folgender Zusammenstellung zu ersehen:

Antheil an Rumäniens Einfuhr

| | 1885 | 1890 |
|---|---|---|
| Oesterreich-Ungarn . . . . | 45,0 Proz. | 14,5 Proz. |
| Deutschland . . . . . . | 15,5 „ | 30,1 „ |
| Großbritannien . . . . . | 19,3 „ | 26,9 „ |

Aber auch der Absatz Rumäniens nach Oesterreich-Ungarn litt erheblich. Er hatte im Jahre 1885 83,8 Millionen Francs betragen, sank aber bis 1889 auf 16,8 und 1890 sogar auf 8,9 Millionen Francs. Unter dieser Verminderung hat auch die Entwicklung des Gesammt-Exports Rumäniens gelitten, denn während von 1885—1890 die Einfuhr sich um nahezu 100 Millionen Francs hob, wuchs die Ausfuhr nur um 36 Millionen Francs.

Grade im Hinblick auf den deutsch-russischen Zollkrieg ist die aus diesen statistischen Angaben zu entnehmende Erfahrung beherzigenswerth. In diesem Streitfalle stand auf der einen Seite ein Staat mit gering entwickelter Gewerbthätigkeit, dessen Ausfuhr vornehmlich Erzeugnisse des Ackerbaues und der Viehzucht umfaßt, auf der anderen Seite ein Staat, dessen Export an Industrieerzeugnissen gerade hier auf lange gepflegten und durch die geographische Nachbarschaft begünstigten Absatzverhältnissen beruhte. Beide Theile haben in dem Streite schweren Schaden gelitten, Nutzen haben nur dritte Staaten gehabt.

Auch der Ausgang des Streites ist erwähnenswerth. Mit der Einführung seines neuen, mit zahlreichen Zollerhöhungen ausgestatteten Generaltarifs am 12. Juli 1891 verzichtete Rumänien auf die Erhebung von Differentialzöllen auf österreichische Erzeugnisse, es dachte wohl durch die neuen hohen autonomen Zollsätze die österreichische Einfuhr schon schwer genug zu treffen. Das Resultat war also eine beträchtliche Verstärkung des Schutzzollsystems in Rumänien, und wenn neuerdings Oesterreich-Ungarn doch wieder zu einem vertragsmäßigen Abkommen mit Rumänien gelangt ist, so dankt es dies ausschließlich der deutschen Handelspolitik, welche die anfangs so starr proklamirte rumänische Zollautonomie doch zuerst zu wichtigen Zugeständnissen mittelst eines Tarifvertrages gebracht hat.

Nicht minder bezeichnend ist bisher der Verlauf des französisch-italienischen Zollstreits gewesen. Der Streit begann im Jahre 1888 mit dem Ablauf des frühzeitig gekündigten Handelsvertrages; es erfolgte die gegenseitige Anwendung der Generaltarife, dann die Erhebung besonderer Differentialzölle. Der hochentwickelte Waarenaustausch zwischen Frankreich (einschl. Algiers) und Italien erfuhr einen jähen und gewaltigen Rückgang. Die italienische Handelsstatistik gibt darüber folgende Auskunft:

Italiens

| | Einfuhr aus Frankreich und Algier | Ausfuhr nach Frankreich und Algier |
|---|---|---|
| | in Millionen Francs | |
| 1887 . . . . | 406,8 | 499,0 |
| 1891 . . . . | 192,0 | 197,1 |

Der Gesammtverkehr zwischen beiden Ländern ist demnach in wenigen Jahren von mehr als 900 Millionen Francs auf 390 Millionen Francs gesunken. Und dieser für die wirthschaftlichen Verhältnisse beider Länder verderbliche Streit dauert noch fort.

War in dem deutsch-russischen Zollstreit ein anderer Ausgang zu erwarten als in den vorher angeführten Streitfällen? Sicherlich nicht. Noch liegen vollständige Handelsausweise über die Wirkungen des im Juli v. J. akut gewordenen Streits nicht vor. Nur die deutsche Handelsstatistik bietet einige Anhaltspunkte, wenn man die monatlichen Handelsausweise für die sechs Monate August 1893 bis Januar 1894 zum Ausgang nimmt. Zur Vergleichung sind dann passend die entsprechenden Monate der Jahre 1890 und 1891 heranzuziehen, welche vor den letzten allgemeinen russischen Zollerhöhungen im Jahre 1891 liegen. Für eine Anzahl wichtiger deutscher Exportartikel sind darnach folgende Veränderungen zu konstatiren:

Deutschlands Ausfuhr nach Rußland.

| | August 1890 bis Jan. 1891 | August 1893 bis Jan. 1894 |
|---|---|---|
| Baumwollwaaren . . . | 540 540 M. | 113 300 M. |
| Blei und Bleiwaaren . | 442 402 „ | 292 055 „ |
| Chemische Fabrikate . . | 2 828 778 „ | 1 060 499 „ |
| Eisen und Eisenwaaren . | 11 110 891 „ | 3 110 042 „ |
| Cement . . . . . . . . | 166 448 „ | 88 535 „ |
| Hopfen . . . . . . . . | 1 845 442 „ | 96 360 „ |
| Instrumente u. Maschinen | 5 193 097 „ | 3 032 120 „ |
| Kupfer- u. Messingwaaren | 2 060 390 „ | 1 189 063 „ |
| Kurze Waaren . . . . . | 992 032 „ | 587 521 „ |
| Lederwaaren . . . . . . | 1 775 540 „ | 591 240 „ |
| Zucker . . . . . . . . | 1 037 332 „ | 585 011 „ |
| Steinkohlen und Koks . | 2 011 062 „ | 1 519 790 „ |
| Wollengarne und Waaren | 6 122 720 „ | 1 135 750 „ |
| Zink und Zinkwaaren . | 921 461 „ | 212 714 „ |
| Zusammen | 37 048 135 M. | 13 614 000 M. |

Von der deutschen Ausfuhr in den sechs Monaten August 1890 bis Januar 1891 ist danach in dem gleichen Zeitraum 1893/94 unter dem Einfluß des Zollkrieges nur ungefähr ein Drittel übrig geblieben; bei jedem einzelnen Artikel ohne Ausnahme ist ein Rückgang auf die Hälfte, auf ein Drittel oder noch weniger zu konstatiren. Dabei fehlen, wie bemerkt, in der Liste selbst unter den einzelnen Waarengruppen, z. B. bei chemischen Fabrikaten, Textilwaaren u. s. w., noch wichtige Exportartikel, weil sie in den vorläufigen Monatsausweisen nicht besonders aufgeführt sind. Inwieweit an die Stelle deutscher Industrieerzeugnisse andere, vor Allem englische und österreichische Erzeugnisse getreten sind, ist noch nicht festzustellen; nur betreffs Oesterreichs liegt eine Berechnung vor, nach welcher in den fünf Monaten August bis Dezember 1893 aus Oesterreich nach Rußland an Eisenwaaren, Maschinen, Steinkohlen u. s. w. gegangen sind für 4 Millionen Gulden, während die Ausfuhr im gleichen Zeitraum des Vorjahres nur 1½ Millionen Gulden ausmachte. Auf der anderen Seite ist durch die dem deutsch-russischen Handelsvertrage beigegebene Denkschrift nachgewiesen, daß an die Stelle des russischen Getreides, welches durch Differentialzölle vom deutschen Markte ferngehalten worden, Getreide anderer Länder getreten ist. Wenn die statistischen Daten auch noch nicht in der wünschenswerthen Vollständigkeit vorliegen, so reichen sie doch vollständig aus, um darzuthun, daß auch in diesem Falle das naturgemäße Resultat jedes Zollkriegs

nicht ausgeblieben ist: die streitenden Staaten schädigen gegenseitig ihr Wirthschaftsleben wirksam und den Profit davon haben dritte Staaten.

Es liegt auf der Hand, daß mit dieser Verschiebung in den Absatzverhältnissen die Wirkungen eines Zollkrieges nicht enden. Das deutsche Eisen und die deutschen Wollenwaaren, die durch englische und österreichische Erzeugnisse vom russischen Markte verdrängt werden, verschwinden damit nicht vom Weltmarkte, sie suchen vielmehr Unterkommen auf anderen ausländischen Märkten zu finden und steigern damit die Konkurrenz auf diesen Märkten. Ebenso hat auch Rußland für seinen Weizen, Roggen und Hafer andere Märkte aufsuchen müssen und dort durch ein verstärktes Angebot den Preis herabgedrückt. Kommt nun noch hinzu, daß die zeitweilig begünstigten Exportländer ihre Produktion steigern, so resultirt aus der ganzen Kette unmittelbarer und mittelbarer Wirkungen eines Zollkrieges, außer der an sich unwirthschaftlichen Verschiebung der Absatzverhältnisse, auch eine künstlich gesteigerte Produktion, welche nicht minder unwirthschaftlich ist. Gerade dieser störende und ängstigende Eingriff in ganze Produktionszweige, welchen ein Zollkrieg, ähnlich übrigens auch ein neues Schutzzollsystem, im Gefolge hat, ist bei Beurtheilung der Lage der Weltwirthschaft noch niemals genügend gewürdigt worden. Jedenfalls zeigen die weiten gewerbtreibenden Kreise, welche sich jetzt in Deutschland für den Vertrag mit Rußland erheben, dafür ein Verständniß; die dauernde Vernichtung des russischen Absatzes würde nicht nur die unmittelbar betheiligten Fabriken, sondern in manchen Fällen ganze Industriezweige nachtheilig treffen.

Eine müßige Arbeit wäre es zu untersuchen, ob nicht der eigentliche Zollkrieg zwischen Deutschland und Rußland überhaupt hätte vermieden werden können. Man kann sich heute nur freuen, daß er so schnell durch einen Friedensvertrag ein Ende findet, denn je länger ein Zollkrieg dauert, um so nachtheiliger werden seine Wirkungen und um so geringer wird die Aussicht auf einen beide Theile befriedigenden Ausgang.

M. Broemel.

## Gesetz oder Willkür?

„Ja sogar die Juden sollen  
Volles Bürgerrecht genießen,  
Und gesetzlich gleichgestellt sein  
Allen andern Säugethieren.

Nur das Tanzen auf den Märkten  
Sei den Juden nicht gestattet,  
Dies Amendement, ich mach' es  
Im Interesse meiner Kunst."

Atta Troll.

Wer hätte die ewig denkwürdigen Worte des genialen Tanzbären vergessen, mit denen Heinrich Heine vor länger als fünfzig Jahren Kern und Wesen der Geistesrichtung gekennzeichnet hat, welche in Deutschland leider schon lange heimisch ist, aber erst gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts unter der geschmackvollen Firma: „Antisemitismus" weitere Verbreitung gefunden hat? Und wer die Worte vergessen hätte, würde sich ihrer leicht erinnern, wenn er die neuesten Herzensergießungen eines preußischen Landrichters in den „Preußischen Jahrbüchern" über die Juden im preußischen Justizdienste liest.*)

Mit einer beweglichen Klage über das „übermäßige Hindrängen der Juden zur preußischen Justizkarriere" wird hier nicht mehr und nicht weniger verlangt, als daß Juden in Zukunft — etwa unter Einhaltung einer gewissen Uebergangszeit — nur im Verhältniß des Prozentsatzes ihrer Bevölkerung zu der Gesammtbevölkerung des preußischen Staates zum Justizdienst zugelassen, mit anderen Worten nicht nur vom Richteramte und der Staatsanwaltschaft, sondern auch von dem Referendariat, der ersten Stufe des Justizdienstes, mithin auch von der *Advokatur* und dem Notariat insoweit *ausgeschlossen* werden sollen, als ihre Justizbeflissenen den erwähnten Prozentsatz überschreiten.

Man könnte versucht sein, an diesen Auslassungen achtlos oder nur mit leisem Kopfschütteln vorüberzugehen, wenn nicht vor einigen Tagen eine anscheinend offiziöse Notiz durch die Zeitungen gegangen wäre, nach welcher man höheren Orts beabsichtigt oder in Aussicht nimmt, die Zahl der Referendarien in sämmtlichen preußischen Oberlandesgerichtsbezirken zu fixiren, über diese Zahl hinaus keine Rechtskandidaten zum Justizdienste zuzulassen und innerhalb der so bestimmten Grenze die Kandidaten frei auszuwählen, mit anderen Worten *die Zulassung zum Justizdienst von dem freien Ermessen der Landesjustizverwaltung in Preußen abhängig zu machen.* Hier ist zwar von jüdischen Kandidaten keine Rede, aber daß der Plan vortrefflich geeignet wäre, die Juden von dem preußischen Justizdienste nach und nach auszuschließen und zwar unter der Maske einer ganz neutralen, allgemeinen Maßregel zum Heil und Frommen der ganzen Justiz, unterliegt keinem Zweifel. Der bekannte Gerechtigkeitssinn des gegenwärtigen preußischen Justizministers leistet dafür Gewähr, daß ein Projekt, wie das angedeutete, an maßgebender Stelle nicht ernstlich in Erwägung gezogen werde; aber man erkennt doch leicht, daß die Maulwürfe an der Arbeit sind und die junge Pflanze des Rechtsstaats an ihren Wurzeln gefährden. Darum dürfte es nicht unangebracht erscheinen, der oben angeführten Schrift des preußischen Landrichters mit der kritischen Lupe etwas näher zu treten.

Schon der Eingang der bezüglichen Stelle läßt einen tiefen Blick in die Anschauungen und Bestrebungen des Verfassers thun. Fast alle Staats- und Kommunalverwaltungsbehörden (abgesehen von den Stadtverwaltungen) sollen es „*verstanden*" haben, trotz des Gesetzes vom 3. Juli 1869 bei der Auswahl ihrer Beamten von den Juden gänzlich abzusehen, nur die Justizverwaltung nicht. Daß hiermit der Justizverwaltung ein leiser Vorwurf gemacht werden soll, ergiebt schon der nächste Absatz, in welchem darüber Klage geführt wird — sogar unter Berufung auf das Urtheil jedes einigermaßen einsichtigen Juden —, daß das übermäßige Eindringen der Juden in den Juristenstand denselben „nicht zu heben geeignet sei". Das Bundesgesetz vom 3. Juli 1869 gebietet mit unzweideutigen Worten:

„Alle noch bestehenden, aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte werden hierdurch aufgehoben. Insbesondere soll die Befähigung zur Theilnahme an der Gemeinde- und Landesvertretung und zur Bekleidung öffentlicher Aemter vom religiösen Bekenntniß unabhängig sein."

Warum hat die preußische Landesjustizverwaltung es nicht verstanden, wie alle anderen Staatsverwaltungs- und Kommunalbehörden, trotz des Gesetzes bei der Auswahl ihrer Beamten von den Juden gänzlich abzusehen? Der Verfasser fühlt sich offenbar berufen, diesem beklagenswerthen Mangel an Verständniß abzuhelfen. Er verwahrt sich zwar ausdrücklich dagegen, eine Umgehung des Gesetzes zu befürworten, und erklärt solche sogar für unwürdig, aber welchen Werth hat diese Versicherung gegenüber seinen praktischen Vorschlägen? Diese Vorschläge laufen auf nichts Anderes hinaus als auf eine Umgehung des Gesetzes, indem sie administrative Beschränkungen für die Zulassung der Juden zum Justizdienste fordern, während das Gesetz für die Bekleidung öffentlicher Aemter *völlige Unabhängigkeit vom religiösen Bekenntniß* ohne Ausnahmen und Beschränkungen vorschreibt. Das Gesetz sagt zu jedem Deutschen (*ohne Unterschied der Abstammung*): wenn du dich zu einem öffentlichen Amte meldest, so sollst du nicht gefragt werden nach deiner Konfession, um davon deine Anstellung abhängig zu machen! Die Verwaltung aber soll sagen: wenn du dich zu einem meiner Aemter meldest, so nenne zuvörderst deine Konfession, damit ich

*) „Der preußische Juristenstand". Von Carl Kade, Landrichter. „Preuß. Jahrbücher", Februarheft 1894. S. 242.

davon deine Anstellung (bedingt oder unbedingt) abhängig mache; bist du ein Jude, so hindert dies deine Anstellung, so lange als noch so und so viel Juden in den Aemtern sitzen! Und dies sollte keine Umgehung des Gesetzes sein?

Beiläufig bemerkt, das Gesetz vom 3. Juli 1869 hat für Preußen keinen neuen Rechtszustand geschaffen, sondern für den Norddeutschen Bund (in der Folge auch für das ganze Deutsche Reich) nur das allgemein ausgesprochen, was in Preußen längst verfassungsmäßiges Recht war. Das geforderte Verständniß der Justizverwaltung würde demnoch die Aufgabe zu lösen haben, nicht bloß einem Spezialgesetze, sondern dem Grundgesetze des preußischen Staates zuwiderzuhandeln. In allen anderen Staaten, in denen die Emanzipation der Juden von dem tausendjährigen Joche, unter dem sie geschmachtet haben, zum Gesetz erhoben wurde, in Frankreich, England, Belgien, Holland, Italien u. s. w. wird das Gesetz nicht als todter Buchstabe, sondern als lebendige Norm für die Praxis behandelt. Nur in Deutschland soll es nicht so gehandhabt werden! Ist ein solches Verfahren etwa germanisch, oder christlich-germanisch?

Auch die Justiz ist für die Bewerber aus der Mitte des Judenthums nicht so offen, wie der Verfasser vorgiebt. Von den höheren Richterstellen nicht zu sprechen, so ist doch bekannt, daß zur preußischen Staatsanwaltschaft Juden grundsätzlich nicht zugelassen werden. Der einzige Boden innerhalb der preußischen Justiz, auf dem die Juden sich freier und zahlreicher bewegen können, ist die Advokatur. Aber für die Eröffnung der Advokatur zu Gunsten der Juden bedurfte es kaum eines Spezialgesetzes, wie das vom 3. Juli 1869, denn die Rechtsanwaltschaft ist gegenwärtig im ganzen Deutschen Reiche kein öffentliches Amt und der Zutritt zu derselben stand den Juden in vielen deutschen Bundesstaaten schon lange vor 1869, zum Theil schon vor 1848 frei. Die Vorschläge des Verfassers erstreben sonach nichts Geringeres, als die Juden auch in denjenigen Rechten zu beeinträchtigen, die sie bereits seit mehreren Menschenaltern in einem großen Theile von Deutschland, sogar in einzelnen jetzt zu Preußen gehörigen Landestheilen bei deren Annexion besaßen und ohne Einschränkung ausübten.*)

Die Gründe, welche die Juden veranlassen, von dem Eintritt in die „Justizkarriere" den „umfassendsten Gebrauch" zu machen, beruhen nach dem Verf. auf zwei Thatsachen: daß „ihnen alle höheren Karrieren fast ganz verschlossen sind" und „daß ihre Wohlhabenheit es ihnen meist gestattet". Was zunächst den zweiten Grund betrifft, so lohnt es sich kaum, darüber zu streiten; das Märchen von dem Reichthum der Juden ist schon oft genug widerlegt worden. Allerdings gehören einzelne derselben zur sog. haute finance, und es giebt auch Dank ihrer Rührigkeit im Handel und Gewerbe einen zahlreichen, gut situirten Mittelstand unter ihnen, aber die große Mehrzahl ist entweder nur wenig bemittelt oder arm und elend. Wenn der Verf. Lust haben sollte, von den Vermögensverhältnissen der Juden dort, wo sie noch am glänzendsten sind, nämlich in der Hauptstadt von Preußen, ein treues Bild zu erlangen, so empfehlen wir ihm, sich an die Armenkommission der jüdischen Gemeinde in Berlin zu wenden. Aber angenommen, der Verf. sei im Recht, so kann es doch nimmermehr als ein Nachtheil für die Justiz ausgegeben werden, wenn sich derselben recht viel wohlhabende Staatsbürger widmen, die damit den Beweis liefern, daß ihr Wohlstand eine rege Antheilnahme an geistigen idealen Bestrebungen bei ihnen nicht gemindert hat. Jeder Christ, der nur „einigermaßen einsichtig" ist, wird dies nicht leugnen können. Einen Juden aber, der das Gegentheil behauptete und das Hindrängen seiner Glaubensgenossen zur Justiz als einen Uebelstand für dieselbe ausgeben sollte, könnte man wohl kaum als einsichtig bezeichnen.

Was dagegen den ersten Grund anbetrifft, den der Verf. für die Neigung der Juden, in die „Justizkarriere" einzutreten, herausgefunden, so ist derselbe allerdings vollkommen zutreffend, wie er denn auch schon von anderen betheiligten und unbetheiligten Beobachtern längst entdeckt und öffentlich ausgesprochen worden ist. Es gehörte allerdings kein allzugroßer Scharfsinn zu dieser Entdeckung. Die Thatsache und ihre Wirkungen liegen vor Aller Augen. Es bedarf darum auch keines großen Aufwandes von Logik, um das rechte Mittel zu finden, durch welches die beklagte Ueberfüllung der preußischen Justiz mit jüdischen Elementen abgewendet werden kann. Man öffne den Juden die ihnen gegen Gesetz und Verfassung versperrten Schleusen, und man wird bald gewahr werden, daß der künstlich in ein enges Bett eingezwängte Strom nach allen Seiten hin abgelenkt und vertheilt wird! Warum scheut sich der Verf., auf dieses naheliegende, sich fast von selbst aufdrängende Auskunftsmittel hinzuweisen, wenn er den übermäßigen Hindrang der Juden zur Justiz als einen Uebelstand empfindet? Statt dessen schlägt er vor, das enge Bett noch mehr einzuengen! Das ist mindestens unlogisch und unpraktisch.

Aber auch ungerecht! Denn wie werden die Vorschläge des Verfassers motivirt? Mit denselben fadenscheinigen Argumenten, die in antisemitischen Versammlungen bis zum Ueberdruß abgedroschen sind, hier und da mit etwas buntem Flitter aufgeputzt!

„Nur wer dem Volke, in dem er Richter sein soll, völlig angehört, kann das Recht dieses Volkes ganz verstehen und anwenden." Aber wo besteht denn dieses urgermanische Volksrecht, Herr Landrichter? Wissen Sie nicht, daß das in Deutschland geltende Civilrecht, abgesehen von wenigen Bestandtheilen, rezipirtes römisches Recht ist? Und das sollen die Juden nicht so gut verstehen und anwenden können, wie die Christen? Was hatten denn die klassischen römischen Juristen, die großen Meister und feinen Meißler des Civilrechts, auf deren Gedankenarbeit noch heute das geltende Privatrecht in Deutschland zumeist beruht, mit dem Christenthum zu schaffen? Aber selbst das eigentlich germanische Recht ist vom Christenthum wenig oder gar nicht beeinflußt. Das sollten Juden nicht begreifen lernen, nicht anwenden können? Dafür sollte es ihnen an Sinn und Verständniß fehlen? Das erinnert wieder an Atta Troll:

„Denn der Sinn für Stil, für strenge
Plastik der Bewegung fehlt
Jener Race, sie verdarben
Den Geschmack des Publikums."

Aber, sagt der Verfasser, die Juden sind in gewissem Maße noch ein fremdes Element unter den Deutschen, denn ihre religiösen und ethischen Anschauungen haben andere Wurzeln, ihre besonderen Festtage, ihre eigenen Speisegesetze, ihre speziellen geistigen und körperlichen Eigenschaften und ihr internationaler Zusammenhang als Glaubensgenossen trennen sie von dem innersten germanischen Volksgeist dermaßen, daß ein vollständiges gegenseitiges Ergründen und Begreifen der innersten Tiefen und Empfindungen für Christen und Juden nur selten möglich erscheint! Bei dieser ganzen Phraseologie ist zunächst nicht zu erkennen, worauf denn der Verfasser das Gewicht des Gegensatzes legt, auf die Abstammung oder auf den Glauben, denn er spricht bald von jener, bald von diesem. Legt er aber auf beides dasselbe Gewicht, wie es den Anschein hat, so muß er auch in dem Christen jüdischer Abstammung den gleichen Gegensatz gelten lassen und in gewissem Maße auch dann, wenn es sich um einen Christen gemischter Abstammung handelt. Ob er diese, von den reinen Antisemiten freilich längst gezogenen Konsequenzen billigt, darüber läßt er den Leser im Unklaren. Doch mag dies dahin gestellt sein.

Die ganze Begründung wimmelt von Irrthümern und Fehlschlüssen. Die Juden in Deutschland sind Deutsche, Kinder desselben Vaterlandes, wie die Germanen, nicht bloß nach dem Gesetz, sondern auch nach ihrer Gesinnung. Die Assimilationsfähigkeit der Juden ist größer als die irgend eines anderen Volksstammes. In allen Ländern, wo sie nach ihrer Exilirung festen Fuß gefaßt, haben sie sich mit den Interessen ihres neuen Vaterlandes identifizirt. So in

*) Ueber die Verhältnisse der Juden im Norddeutschen Bund vor dem Gesetz vom 3. Juli 1869 vergl. meine Schrift: „Der Staat und die Juden im Norddeutschen Bunde". Lissa 1867.

Spanien (bis zu ihrer Vertreibung), in Frankreich, in den Niederlanden, wohin man auch blicken möge, und nicht zum wenigsten in Deutschland, wo sie schon in den Freiheitskriegen ihr Gut und Blut für das deutsche Vaterland geopfert haben, wie später auf den Schlachtfeldern von Schleswig-Holstein, Böhmen und Frankreich.

Und seit nahezu einem Jahrhundert haben die deutschen Juden, Anfangs noch unter dem größten Drucke lebend, sich hervorragend an der deutschen Kulturarbeit betheiligt, auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst, der Heilkunde, der Technik, des Handels und der Industrie. Namen zu nennen ist überflüssig, denn wer sie nicht kennt, hat von der deutschen Kulturentwicklung keine Ahnung.

Bei der Gründung des Deutschen Reichs haben jüdische Parlamentarier in der vordersten Reihe geholfen, die Grundsteine des Rechts- und Bundesstaates zu legen. In der Reichs-Justizkommission waren Juden wackere Mitarbeiter. Die deutsche Rechtswissenschaft zählt Juden zu ihren bedeutendsten Meistern und Lehrern. An der Auslegung und Fortentwicklung der Reichs- und Landesgesetze haben Juden wesentlichen Antheil. In die Kommission zur Ausarbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich hat Hamburg einen — auch in der Gesetzgebung bewährten — jüdischen Advokaten abgeordnet. Ein Mann jüdischer Abkunft, den die Deutschen jederzeit mit Stolz den Ihrigen genannt haben, hat den ersten deutschen Reichstag geleitet und bis in sein hohes Alter an der Spitze des deutschen Reichsgerichts gewirkt, ein Mann aus dem Volke Israel und doch ein Deutscher vom Scheitel bis zur Sohle. Ein anderer Mann jüdischer Abstammung, der Vater des deutschen Strafgesetzbuchs, hat viele Jahre hindurch an der Spitze der preußischen Justizverwaltung gestanden. Beide Männer sind Ritter des schwarzen Adlers. Dies sind nur Beispiele, die leicht vervielfältigt werden können. Und noch immer müssen die Deutschen jüdischer Abstammung sich sagen lassen, sie seien Fremde unter den Deutschen! Juden sind in Deutschland schon im zweiten Jahrhundert n. Chr. seßhaft gewesen, wie historisch verbürgt ist, und wo leben denn heute die Germanen in unvermischter Rasse? Doch nur in bescheidener Zahl in Deutschland, wo sie mit Slaven, Letten, Obotriten, Celten, auch mit Juden und französischen Emigranten sich vermischt haben! Oder etwa speziell in Preußen? In Oberschlesien, in Posen, in Pommern, Ost- und Westpreußen? Oder etwa im Spreewald? Die Deutschen sind heutzutage so gut ein Mischvolk, wie auch die Juden ein solches sind. Beide haben Elemente mannigfacher Rassen und Nationen in sich aufgenommen. Man braucht darum wahrlich nicht schlechter von ihnen zu denken. Die Rassenmischung ist kein Nachtheil für den Bestand und die Entwicklung des Menschengeschlechts.

Geradezu falsch ist die Behauptung, daß die religiösen und ethischen Anschauungen der Juden andere Wurzeln haben, als die der Christen-Germanen: Religion und Ethik des Christenthums wurzeln im Judenthum, sind unmittelbar aus ihm hervorgegangen und haben erst im weiteren Verlaufe ihrer Entwicklung heterogene Elemente in sich aufgenommen, ohne den ewigen Kern aufzugeben, welcher in der Verehrung Gottes und in der Nächstenliebe besteht, die höchsten, ja fast die einzigen Dogmen der jüdischen Religion. Die **Wurzeln** der Ethik des Christenthums und des Judenthums sind die gleichen: der Monotheismus und die teleologische Weltanschauung. Die Schopenhauer'schen Phantasien über die Verwandtschaft des Christenthums mit dem indischen Buddhismus sind reiner Aberwitz, der von jedem religionsgeschichtlich geschulten christlichen Theologen verlacht wird. Aber die jüdischen Festtage, die jüdischen Speisegesetze! Nun, der christliche Sonntag (nicht der heidnische), als Tag der Ruhe und der Sammlung, ist eine mosaische Institution. Freilich die jüdischen Neujahrs- und Versöhnungstage, welche der Heiligung und Entsündigung des ganzen Menschen gewidmet sind, haben im Christenthum keine oder nur spärliche Nachbildung gefunden. Aber darum die Juden als ein fremdes Element zu betrachten, hat doch wahrlich keinen Sinn. Haben die Katholiken nicht ebenfalls eine große Anzahl von Fest- und Feiertagen, welche von den protestantischen Christen nicht anerkannt werden?

Die jüdischen **Speisegesetze** sind heilsame, hygienische Vorschriften in religiösem Gewande; von dem größten Theil der gebildeten Juden übrigens längst über Bord geworfen. Und ist es denn wirklich wahr, daß man Schweinefleisch essen muß, um ein guter und gerechter Richter zu werden? Wird der Scharfsinn durch Schweinefleisch gefördert oder die Gerechtigkeit durch Austern?

Dann kommen die „speziellen geistigen und körperlichen Eigenschaften" der Juden an die Reihe, welche sie zu Fremden im Deutschen Reiche stempeln sollen. Hier hätte sich der Verfasser doch etwas näher erklären müssen. In dieser allgemeinen Fassung ist die Phrase völlig unverständlich. Welches sind denn die speziellen geistigen Eigenschaften, welche den Juden dem Deutschen so **fremdartig** erscheinen lassen? Man wird sich vergeblich darüber den Kopf zerbrechen. Und gar die körperlichen? Schwarze Haare, dunkle Augen und lange Nasen finden sich auch bei echten Vollblut-Deutschen, in Nord- und in Süddeutschland, wie es umgekehrt auch manchen blondhaarigen, blauäugigen und kurznasigen Juden gibt. Doch genug davon!

Als letzten Trumpf spielt der Verfasser natürlich den internationalen Zusammenhang der Juden als Glaubensgenossen aus. Dieser Zusammenhang besteht lediglich darin, daß die Juden ihren bedrückten Glaubensgenossen beizustehen versuchen, ohne Unterschied, ob sie im Auslande oder im Inlande bedrückt werden. Ist solche Hilfeleistung etwa tadelnswerth, oder widerspricht sie den Grundsätzen des Christenthums? Kann sie im Ernste ein ausreichender Grund sein, die Juden dem deutschen Volke zu entfremden? Es ist nicht daran zu zweifeln, daß wenn in irgend einem Lande Christenverfolgungen vor sich gehen sollten, die gesammte Christenheit sich verpflichtet halten würde, den bedrängten Glaubensgenossen beizuspringen. Und mit vollem Recht! Warum soll das Gleiche den Juden verdacht und ihnen als eine Entfremdung von der Nation, zu der sie gehören, angerechnet werden? Die katholischen Christen in Deutschland haben mit ihrem ausländischen religiösen Oberhaupte, mit der einheitlichen Organisation der Kirche und der gesammten Hierarchie, mit ihren Orden und Missionen viel weiter verzweigte, festere und stärkere internationale Bande, als die Juden, die weder ein religiöses Oberhaupt auf Erden, noch eine Kirchenverfassung, noch ein Missionswesen besitzen. Daß der Jude mit seinem bedrängten Glaubensgenossen fühlt und ihm beisteht, dürfte christlicher sein, als wenn ein Christ ihm daraus einen Vorwurf macht und ihn darum als einen Fremdling behandelt wissen will.

Es ist übrigens zum Glück ganz und gar nicht zutreffend, daß die Juden der großen Masse des deutschen Volkes als ein fremdes Element erscheinen. Dies gilt, abgesehen von denjenigen Personen, deren Gewerbe der Antisemitismus ist, nur von solchen Kreisen, denen die Konkurrenz ihrer jüdischen Mitbürger unbequem ist. Dem Einzelnen sind auch immer nur die jüdischen Konkurrenten seines eigenen Faches oder Gewerbes zuwider, gegen den Wettbewerb der Juden in anderen Fächern hat er an sich gar nichts einzuwenden. Erst wenn sich die durch den Wettbewerb ihrer jüdischen Mitbürger aus dem langjährigen Schlummer Gerissenen zu neuen Anstrengungen aufraffen müssen, und wenn sich die Klagen darüber von Fach zu Fach, von Gewerbe zu Gewerbe fortpflanzen, entsteht der Gedanke einer gemeinschaftlichen Aktion gegen die unbequemen Störenfriede, — der Antisemitismus tritt handelnd auf den Schauplatz! So und nicht anders verlaufen die Dinge für das Auge eines unbefangenen Beobachters.

Doch kehren wir zu dem Verfasser zurück. Seine ganze Argumentation gipfelt in dem Satze, daß ein Jude „oft" ungeeignet sei zum Richter über Christen und Germanen. Er erkennt an, daß diese Thatsache nicht genüge, eine grundsätzliche Ausschließung der Juden vom Richteramte zu rechtfertigen und erklärt sogar die Ausschließung der zum Richteramt geeigneten Juden für ein großes Un-

recht gegen die „Wohlfahrt des Volkes“. Aber was sollen dann die praktischen Vorschläge des Verfassers bezwecken und bedeuten? Die Auswahl der zum Richteramte geeigneten Juden wird gegenwärtig schon durch die Justizverwaltung getroffen; sie hat es vollkommen in der Hand, ungeeignete Personen nicht in das Richteramt zu berufen. Dagegen bietet der Vorschlag des Verfassers, das Maß der von vornherein zum Justizdienst zuzulassenden Juden auf das prozentuale Verhältniß ihrer Bevölkerungsziffer herabzumindern, gar keine Gewähr dafür, daß gerade diejenigen Juden zum Eintritt in den Justizdienst gelangen, welche das ihnen „fremde“ Germanenthum in seiner besonderen Eigenart begreifen gelernt haben. Selbst wenn der Justizverwaltung die freie Auswahl unter den Kandidaten gelassen würde, könnte dies nichts helfen, da sie die Qualifikation der Kandidaten für das Richteramt beim Eintritt in den Justizdienst noch gar nicht beurtheilen kann. Der Vorschlag des Verfassers würde also nur die *Quantität* der jüdischen Justizbeflissenen vermindern, aber auf die *Qualität* derselben ohne den geringsten Einfluß bleiben. Und was hat weiter die *Advokatur* mit der ganzen Argumentation des Verfassers zu thun? Muß man, um ein guter Advokat zu sein, durchaus „das Germanenthum in seiner besonderen Eigenart“ begriffen haben? Dies hat der Verfasser selbst nicht zu behaupten gewagt. Seine Vorschläge zielen aber, wie schon früher gezeigt, darauf ab, die Zahl der Juden auch für die Advokatur auf das prozentuale Maximalmaß zurückzuführen! „Die Advokatur soll nicht die ausschließliche Domäne der Juden sein!“ Aber welcher Jude hat dies jemals beansprucht? Daß die Juden in der Advokatur zahlreicher vertreten sind, liegt wesentlich auch daran, daß bei Besetzung der Richterstellen mit Juden auch jetzt noch eine gewisse Zurückhaltung besteht. Daß zum *Richteramte* Juden über den Prozentsatz ihrer Bevölkerungsziffer hinaus berufen worden seien, ist nicht erwiesen, auch vom Verfasser nicht behauptet worden. Wohin zielen also seine Vorschläge? Die Konkurrenz der Juden im Justizdienste auf das denkbar geringste Maß zu beschränken, ja dieselbe nach und nach ganz zu beseitigen, mit anderen Worten *das Gesetz von 1869 und die preußische Verfassung durch Verwaltungsmaßregeln wirkungslos zu machen.* Bei der geringsten Einsicht und Ueberlegung konnte der Verfasser sich doch nicht verhehlen, daß nach Verwirklichung seiner Vorschläge die Juden kaum noch in der Lage sein werden, sich behufs Eintritts in den praktischen Justizdienst dem Rechtsstudium zu widmen, da sie dies nur auf die Gefahr thun könnten, nach Beendigung des Studiums von dem Eintritt in den Justizdienst zurückgewiesen zu werden, mit Rücksicht darauf, daß der Prozentsatz der darin befindlichen Juden noch die richtige Verhältnißzahl übersteige. Um die Chancen für die Möglichkeit des Eintritts zu ermessen, müßte der jüdische Student beim Beginn des Studiums berechnen können, wie hoch sich jener Prozentsatz nach Verlauf von drei bis vier Jahren stellen werde, was einfach unmöglich ist. Die Vorschläge des Verfassers würden also nicht bloß einen *Schutzzoll* für die nationale Arbeit der christlich-germanischen Juristen, sondern so viel wie einen *Prohibitivzoll* darstellen.

Es mag zum Schlusse nur noch hervorgehoben werden, daß der von dem Verfasser für die Zulassung der Juden zum Justizdienste geforderte Maßstab ein völlig ungeeigneter, mechanischer und ungerechter ist. Es ist an sich schon monströs, die Betheiligung der Bekenner verschiedener Konfessionen an den einzelnen Zweigen der menschlichen Kulturarbeit nach dem Prozentsatz ihrer Bevölkerungsziffer abmessen zu wollen. Was würde man sagen, wenn die Katholiken in Preußen das Verlangen stellten, daß so lange kein protestantischer Landrath angestellt werde, bis die Landräthe der verschiedenen Konfessionen im richtigen Verhältniß der Bevölkerungsziffer ständen? Bei den Juden kommt noch hinzu, daß sie von dem Hauptzweige der menschlichen Erwerbsthätigkeit, der Bebauung des Bodens, ihrem ursprünglichen Berufe (denn die Juden in Palästina waren ein ackerbauendes, kein handeltreibendes Volk) durch viele Jahrhunderte gewaltsam ferngehalten worden sind, so daß die Bildung eines jüdischen Bauernstandes, wenigstens in Deutschland zunächst unmöglich geworden ist. Bei der Berechnung des Prozentsatzes müßte darum, wenn man gerecht sein will, die gesammte christliche Landbevölkerung außer Betracht bleiben. Aber diese ganze Art mechanischer Vertheilung der Konfessionen auf die verschiedenen Berufszweige ist verwerflich. Mit demselben Rechte wie aus dem Justizdienste könnte man die Juden mit diesem Maßstabe auch aus dem ärztlichen Berufe, aus allen liberalen Fächern, ja auch aus Handel und Gewerbe verdrängen. Dann allerdings würde bald das Ideal des Antisemitismus erreicht sein!

Berlin. M. Leon.

## Das Reich und die Aufhebung der preußischen Staffeltarife.

Der Landeseisenbahnrath hat mit 20 gegen 14 Stimmen beschlossen, die Aufhebung der Staffeltarife der preußischen Staatsbahnen für Getreide und Mühlenfabrikate zu befürworten. Es ist ferner sogar die Rede davon, daß die Nichtwiedereinführung innerhalb eines gewissen Zeitraumes (während der Dauer des russischen Handelsvertrages?) gleichsam vertragsmäßig festgelegt werden solle. Es dürfte daher nicht ohne Interesse sein, die empfohlenen Maßnahmen einmal vom Standpunkte des bestehenden Reichsrechtes zu untersuchen.

Die Tarife der preußischen Staatsbahnen sind nicht bloß nach der Höhe der Kosten für ursprüngliche Anlage, Erhaltung und Betrieb der Eisenbahnen bemessen, sondern schließen außerdem eine finanzielle Abgabe an den Staat in sich ein. Dies erhellt aus der Thatsache, daß die preußischen Staatsbahnen auch nach Deckung der Zinsen und der Amortisationsquote der Eisenbahnschulden große Ueberschüsse liefern. Nun steht es unzweifelhaft fest, daß bei wachsender räumlicher Ausdehnung der Eisenbahntransporte die Transportkosten *in geringerem Maße* wachsen als die Entfernungszunahme. Es ergibt sich daher, daß bei *gleicher* Bemessung des Frachtsatzes der *Entfernungseinheit* mit der räumlichen Ausdehnung der Transporte die finanzielle Abgabe *in stärkerem Maße* wächst als die Entfernungszunahme. Die der Entfernungszunahme *proportionale* Erhöhung dieser Abgabe kann nun allenfalls als staatliche *Gebührenerhebung* betrachtet werden, weil dagegen eine gleichfalls mit der Entfernungszunahme entsprechend wachsende staatliche Transportleistung gewährt wird. Eine diese Proportionalität übersteigende Erhöhung der Abgabe für *weitere* Transporte aber ist keine Gebühr mehr, sondern eine Steuer, welche nur von den weiteren, aber nicht von den kürzeren Transporten erhoben wird.

Zur Vermeidung einer solchen einseitigen und deshalb ungerechten Steuer auf die *weiteren* Transporte und im Einklang mit der gewerbebetriebsmäßigen Rücksicht auf das Verhältniß der Transportkosten erscheint daher nicht eine absolute, wohl aber eine relative Abnahme der Fracht für längere Transporte im Vergleich mit der Fracht für kürzere Transporte gerecht und naturgemäß. Eine Form der Verwirklichung dieser relativen Abnahme der Fracht für weitere Transporte wird durch die Staffeltarife gegeben. Ist die Abstufung bei den Staffeltarifen entsprechend bemessen, so ergeben dieselben häufig außerdem wegen der dadurch herbeigeführten Vermehrung der weiteren Transporte auch finanziell ein besseres Resultat, als bei Zugrundelegung eines unveränderlichen Einheitssatzes für die Entfernungseinheit erzielt wird. Auch im Hinblick auf das finanzielle Ergebniß erscheint daher die Anwendung von Staffeltarifen gewerblich und finanzpolitisch angemessen.

Bezüglich gewisser Massenartikel (Kohlen, Koaks, Holz, Erze, Steine, Salz, Roheisen, Düngungsmittel und ähnlicher Gegenstände) ist in Art. 45 Ziff. 2 der Reichsverfassung ausdrücklich erklärt, daß das Reich dahin wirken wird, daß bei größeren Entfernungen für den Transport dieser Massenartikel ein dem Bedürfniß der Landwirthschaft und Industrie entsprechender ermäßigter Tarif eingeführt wird. Es sind dies allerdings vorwiegend Massenartikel, welche die Landwirthschaft und die Industrie als Material oder als Hilfsstoffe der Produktion konsumiren. Aus dieser Vorschrift allein läßt sich daher nicht folgern, daß nach der Reichsverfassung die Frachten weiterer Transporte für die genannten und für andere Massenartikel generell im Hinblick auf das Produktions- und Absatzinteresse der Landwirthschaft und der Industrie oder aus anderen Gründen ermäßigt werden sollen. Noch weniger läßt sich aus jener Vorschrift folgern, daß diese Ermäßigung der Frachten für die weiteren Transporte auch dann erfolgen solle, wenn die Erwerbsinteressen der Landwirthschaft und Industrie in verschiedenen Theilen des Reiches bezüglich dieser Ermäßigung in Widerstreit stehen.

Allein außer der erwähnten Bestimmung enthält die Ziffer 2 des Artikels 45 der Reichsverfassung in erster Linie die Erklärung, daß das Reich, welches zur Pflege der Wohlfahrt des gesammten deutschen Volkes gegründet ist, überhaupt dahin wirken wird, daß die möglichste Herabsetzung der Tarife erzielt wird. Innerhalb der durch die Reichsverfassung dem Reiche gestellten Aufgabe liegt daher auch, daß das Reich bezüglich anderer als der obengenannten Massenartikel und selbst dann, wenn dies nicht den Erwerbsinteressen der Landwirthschaft und der Industrie in allen Theilen Deutschlands gleichmäßig förderlich ist, bei größeren Entfernungen der Transporte auf Ermäßigung der Tarife hinwirkt. Denn einerseits ist eine solche relative Ermäßigung nach dem oben Ausgeführten für die Eisenbahnen innerhalb eines gewissen Rahmens nicht nur möglich, sondern sogar vortheilhaft und angemessen, andererseits wird dadurch nicht bloß das Absatzinteresse der Landwirthschaft und der Industrie in gewissen Theilen Deutschlands gefördert, sondern vor allem der Wohlfahrt des gesammten deutschen Volkes gedient, indem eine Ausgleichung der Bedingungen erzielt wird, unter welchen in allen Theilen Deutschlands der Konsumbedarf des deutschen Volkes an diesen Massenartikeln gedeckt werden kann.

Liegt es nun aber nach dem obigen innerhalb der dem Reiche verfassungsmäßig gestellten Aufgabe, diese relative Ermäßigung der Tarife, soweit möglich, herbeizuführen, wo dieselbe noch nicht besteht, so folgt aus dem einfachen Schlusse von dem Größeren auf das Geringere, daß es erst recht die Aufgabe des Reiches ist, die Abschaffung einer solchen bereits eingeführten und seit längerer Zeit bestehenden relativen Ermäßigung der Tarife für weitere Entfernungen zu verhindern, wenn diese Abschaffung nicht unbedingt nothwendig ist. Nun kann zugegeben werden, daß die Abschaffung der bestehenden Staffeltarife der preußischen Staatsbahnen für Getreide u. s. w. möglicherweise der Landwirthschaft in gewissen Theilen Deutschlands einige Vortheile bringt. Allein es kann keine Rede davon sein, daß diese Abschaffung nach dem für die Reichsverfassung maßgebenden Gesichtspunkte der Wohlfahrt des gesammten deutschen Volkes nothwendig ist. Vielmehr würde die Abschaffung nicht bloß zum Nachtheil der Landwirthschaft in anderen Theilen Deutschlands und zum finanziellen Nachtheile des jene Eisenbahnen innehabenden preußischen Staates, sondern auch vor allem zum Nachtheil des auf den Konsum jener Artikel angewiesenen gesammten deutschen Volkes gereichen.

Aber noch eine andere Erwägung spricht dafür, daß es nach der Reichsverfassung Aufgabe des Reiches ist, soweit die Eisenbahnen Staatseisenbahnen sind, nicht bloß für die Aufrechterhaltung der bestehenden Staffeltarife zu sorgen, sondern die Einführung derselben oder einer ähnlichen relativen Frachtabstufung mit der wachsenden Entfernung der Transporte herbeizuführen. Denn nach dem oben Ausgeführten schließt, soweit die Einkünfte der Staatsbahnen die Kosten derselben übersteigen, die im einzelnen Falle zu entrichtende Fracht eine finanzielle Abgabe an den Staat in sich. Diese finanzielle Abgabe mag, wie gleichfalls bereits oben bemerkt ist, im Allgemeinen allenfalls als Gebühr für den vom Staat geleisteten speziellen Transportdienst aufgefaßt werden können. Allein diese Auffassung ist insoweit nicht möglich, als die Abgabe für die weiteren Transporte den Betrag übersteigt, welcher sich bei einer der Entfernungszunahme proportionalen Erhöhung der Abgabe für die kürzeren Transporte ergibt. Dieser Ueberschuß der Abgabe für die weiteren Transporte bildet in Wahrheit eine Steuer und nähert sich einem Zoll, welcher den Gütern im Falle der Beförderung nach weiter entfernten Punkten auferlegt wird.

Dieser Zoll würde ein Finanzzoll sein, soweit die Staatsverwaltung durch die Einbeziehung desselben in die Fracht für weitere Transporte ihre Einkünfte zu erhöhen bezweckt. Aber wollte man selbst von der vorstehenden, zum mindesten äußerst naheliegenden Unterscheidung eines Zolles und einer Gebühr in der von den weiteren Transporten erhobenen finanziellen Abgabe so lange und so weit absehen, als die Staatsverwaltung durch diese Abgabe ihre Einkünfte zu vermehren bezweckt, und vielmehr in diesem Falle die ganze auf die weiteren Transporte gelegte Abgabe als Gebühr für die staatlich gewährte Transportleistung betrachten, so wird diese Auffassung doch dann und soweit absolut unmöglich, als die Festhaltung des gleichen Einheitssatzes für die weiteren Transporte und die dadurch bewirkte Ueberschreitung der Abgabe von denselben über das durch die Entfernungszunahme gegebene proportionelle Maß nicht mehr durch das finanzielle Interesse des Staates diktirt wird, sondern dieses in Folge der dadurch herbeigeführten Verminderung der weiteren Transporte direkt schädigt. In diesem Falle liegt materiell unzweifelhaft ein Schutzzoll für die näheren Produzenten vor.

Danach würde, während nach den Artikeln 33 und 35 der Reichsverfassung ganz Deutschland ein Zoll- und Handelsgebiet bildet und dem Reiche ausschließlich die Gesetzgebung über das gesammte Zollwesen zusteht, nach dem Belieben der Einzelstaaten das Bundesgebiet nicht bloß von Bundesstaat zu Bundesstaat und von Provinz zu Provinz, sondern von der Grenze eines jeden Eisenbahnkilometers zu dem nächstfolgenden praktisch in verschiedene Zoll- und Handelsgebiete aufgelöst werden können und thatsächlich aufgelöst werden.

Dafür, daß nach Art. 45 Ziff. 2 der Reichsverfassung eine Erhöhung der bestehenden Tarife — und die Abschaffung der Staffeltarife stellt sich als eine solche Erhöhung dar — nur mit Zustimmung des Reiches erfolgen kann, bilden die Vorgänge der Jahre 1873 und 1874 ein Präcedenz. Als damals die speziell in Preußen noch meist in Privatbesitz befindlichen Eisenbahnen wegen der gestiegenen Betriebskosten eine Erhöhung der Tarife anstrebten, und die nach Landesgesetzen und Konzessionen hierzu erforderliche Genehmigung der Landesaufsichtsbehörden nachsuchten, hatten letztere im Hinblick auf Art. 45 der Reichsverfassung Bedenken über die Fortdauer ihrer selbständigen Kompetenz hierzu. Die preußischen Minister des Handels und der Finanzen wendeten sich deshalb mittelst Schreibens vom 14. Oktober 1873 an den Reichskanzler, und auf Grund einer im Mai 1874 im Reichseisenbahnamte ausgearbeiteten Denkschrift wurde Namens des Reiches erklärt, daß gegen die damals projektirte Tariferhöhung von Reichswegen nichts einzuwenden sei, sofern gewisse im Namen des Reiches aufgestellte Bedingungen erfüllt würden.

Diese Erklärung erfolgte auf Grund eines Beschlusses des Bundesrathes vom 11. Juni 1874. Nun wird allerdings anzunehmen sein, daß der Bundesrath nach der Reichsverfassung zuständig ist, Beschlüsse zu fassen, welche eine Einwirkung der im Art. 45 dem Reiche zugewiesenen Art bezielen. Er wird also durch seine Beschlüsse auf die möglichste Herabsetzung der Eisenbahntarife hinwirken können. Denn hierin liegt nur eine Ausführung der Bestimmungen

der Reichsverfassung. Allein es fehlt der rechtliche Anhalt dafür, daß der Bundesrath — wie er es durch jenen Beschluß vom 11. Juni 1874 gethan hat — auch zuständig ist, Namens des Reiches in eine Erhöhung der Eisenbahntarife einzuwilligen, welche ja den nach der Reichsverfassung anzustrebenden Zielen zuwiderläuft. Es darf vielmehr aus Art. 45 der Reichsverfassung hergeleitet werden, daß Namens des Reiches die Genehmigung zu einer Tariferhöhung nur nach einer vorgängigen Aenderung der Reichsverfassung ertheilt werden kann. Diese Erwägung könnte höchstens durch die andere beseitigt werden, daß das nach Art. 4 Ziff. 8 der Reichsverfassung dem Reiche ganz allgemein zustehende Recht der Gesetzgebung über das Eisenbahnwesen sich auch auf die einzelnen Punkte erstreckt, welche in dem von dem Eisenbahnwesen handelnden Abschnitt VII der Reichsverfassung (Art. 41—47) geregelt sind. Für diese letztere Auslegung spricht, daß in Art. 4 Ziff. 8 nochmals ein besonderer Vorbehalt zu Gunsten Bayerns unter Bezugnahme auf den Vorbehalt in Art. 46 gemacht ist, was nicht erforderlich gewesen wäre, wenn überhaupt der Inhalt der Bestimmungen der Art. 41—47 im Wege der einfachen Reichsgesetzgebung auf Grund des Art. 4 Ziff. 8 nicht alterirt werden könnte. Auch bei dieser letzteren geringere Anforderungen stellenden Auslegung würde es aber dabei bleiben, daß Namens des Reiches die Genehmigung zu einer Erhöhung der Tarife — also auch zur Abschaffung der preußischen Staffeltarife — nicht im Wege des Bundesrathsbeschlusses, sondern nur im Wege der Reichsgesetzgebung ertheilt werden kann.

Vollends würde eine vertragsmäßige Bindung Preußens, die Staffeltarife während einer längeren Periode (z. B. während der Dauer des russischen Handelsvertrages) nicht wieder einzuführen, sich als ein Akt darstellen, welchem gegenüber das Reichseisenbahnamt gemäß § 4 des Reichsgesetzes vom 27. Juni 1873 würde einschreiten und für die Ausführung der in der Reichsverfassung enthaltenen Bestimmungen würde Sorge tragen müssen. Denn nach dem mehrfach citirten Art. 45 Ziff. 2 der Reichsverfassung hat das Reich namentlich auf die möglichste Herabsetzung der Tarife zu wirken. Es hat daher zu verhindern, daß seitens der Eisenbahnverwaltungen Verpflichtungen über eine Bindung der Tarife nach unten auf eine Zeitdauer eingegangen werden, auf welche sich gar nicht im voraus übersehen läßt, ob nicht ohne solche Bindung eine Herabsetzung möglich werden wird. Nach § 3 des erwähnten Reichsgesetzes vom 27. Juni 1873 ist der Reichskanzler für ein entsprechendes Einschreiten des Reichseisenbahnamtes verantwortlich. Nach § 5 Ziff. 2 desselben Gesetzes sind Staatseisenbahnverwaltungen nöthigenfalls zur Erfüllung der ihnen obliegenden Verpflichtungen im verfassungsmäßigen Wege anzuhalten, d. h. durch Beschlüsse des Bundesrathes (Reichsverfassung Art. 7 Abth. 1 Ziff. 3), Anordnungen des Kaisers (Art. 17) und äußersten Falls im Wege der vom Bundesrathe zu beschließenden und vom Kaiser zu vollstreckenden Exekution (Art. 19).

....

## Aus Theodor Fontane's Kinderjahren.

„Es ist ein hübsches Wort, daß die Kinder ihren Engel haben, und man braucht nicht sehr gläubig zu sein, um es zu glauben". Sinnend steht er an den Betten der Kleinen. Er küßt ihnen Abends die müden Augen und dann schlafen sie fest und ruhig. Er küßt sie leise, wenn sie erwachen, und dann ist ihnen die Welt voll Sonnenschein. Die Kinder wissen nichts von ihm. Erst wenn sie groß geworden, und ihre Nächte schlaflos und ihre Tage sorgenvoll sind, kommt ihnen mit der Sehnsucht das Bewußtsein von dem Engel ihrer Kinderjahre. Der Engel aber heißt Friede.

Der Friede der Kinderzeit spricht aus dem neuen Buche Fontane's, das er „Meine Kinderjahre" genannt hat.

. . . Gegenüber der alten, scheunenartigen Kirche in Swinemünde stand das Haus. Der Platz davor war mit hohem Gras bewachsen, und stattliche Kastanienbäume ließen von dem Gebäude wenig zu sehen übrig. Und das war ganz gut. Denn trotz seines ziegelrothen Anstrichs, der später einem himmelblauen weichen mußte, sah es nicht eben übermüthig aus: die Mauern waren von bescheidener Höhe, unter dem Riesendache aber bargen sich fünf Böden, einer über dem andern. Trat man in den mit Ziegelsteinen gepflasterten Flur, so hatte man zur Rechten die Apotheke des alten Fontane. Zur Linken lagen die Wohnzimmer der Familie. Sie waren allesammt mit schüttgelber Farbe gestrichen, und nur die hinteren, die den Blick auf den Garten hatten, boten einen etwas freundlicheren Anblick. Verwahrlost aber waren sie alle in gleicher Weise. In der Kinderstube fehlte ein großes Stück in der Diele und da kam der Dünensand zum Vorschein, auf dem das Haus ohne jede Untermauerung gebaut war.

Mancherlei aber hatte das alte Haus den Kindern zu erzählen. Es war da nicht Alles ganz geheuer. Abends wurde es auf den Böden lebendig und man hörte wie die Deckel der großen Kisten auf- und zugeschlagen wurden. „De oll Geisler geiht wedder ümm", sagten dann die Mägde. Der alte Geisler, der das Haus vor den Fontane's bewohnt hatte, war ein ausgemachter Geizhals gewesen und nun ließ es ihm im Tode keine Ruhe. Immer mußte er die Kisten und Kästen durchsuchen. Und als der Herr Fontane mit seinem Söhnchen Theodor am ersten Tage nach der Ankunft in Swinemünde die Böden visitirten, fanden sie ein altes Rad. Mit dem war ein Mörder hingerichtet worden. Der alte Geisler hatte es an sich gebracht: „He wull ja woll, dat et em Glück in't Huus bringen sall", sagte Ehm, der alte Kutscher.

In seinem Wohnzimmer mit den Pastellbildern und den alten Möbeln aus Großvaters Hausrath stand wohl der alte Fontane und machte seine Toilette. Es war das ein Geschäft, das viel Sorgfalt und lange Zeit in Anspruch nahm. Künstlerisch wußte er das Jabot und das weiße Halstuch darüber anzulegen und kritisch prüfte er, ob die „Tour" auch recht angeklebt war. Das waren nämlich, wie er sagte, die Opfer, die er der Gesellschaft brachte. Denn der alte Fontane war ein Original. Und in der Galerie Theodor Fontane'scher Charakterschilderungen ist das Porträt des Vaters das Meisterwerk.

Er war ein großer stattlicher Mann und gab etwas auf Aeußerlichkeiten. Wenn er Briefe schrieb, so malte er die Buchstaben mit Künstlerfreude und Fremdwörter sprach er allemal so aus, wie sie ihm am wohlklingendsten schienen. Pathetischer Ausdrucksweise war er zugethan: „auf dieser sublunarischen Welt" pflegte er für „Erde" zu sagen. Er hatte viel freie Zeit und verwendete sie auf Zeitungs- und Journallektüre. So sammelte er mit den Jahren einen ganzen Schatz historischer Geschichtchen und Anekdoten und geschickt wußte er sie im Gespräch anzubringen. Er war ein echter, rechter „Gascogner". Ein zierliches Gespräch ging ihm über alles und gern ließ er, als ein Mann von Humor, eigene Erfindungen in den wahrheitsgetreuen Bericht miteinfließen. Und besondere Freude machte es ihm, heikle Dinge mit Damen zu besprechen. Da konnte er seine zierliche Gewandtheit so recht zur Geltung kommen lassen.

Eine Zeit lang unterrichtete er seinen Theodor selbst. „Du kennst Ost- und Westpreußen? Du kennst auch die Hauptstädte beider Provinzen? Sehr gut. — In Danzig bin ich selber gewesen und beinah auch in Königsberg, — bloß es kam was dazwischen . . ." Dann folgten geschichtliche Anekdoten und dann erklärte er die Fremdwörter, die darin vorkamen. Mit unnachahmlichem Gesichtsausdruck bezeichnete er dies Lehrsystem als „sokratische Methode".

Er war ein Kind geblieben. Er hatte ein weiches Herz und war der Abgott armer Leute. Aber er hatte auch die Unarten eines Kindes. Mit seinen beiden Katzen, Peter und

Petrine, machte er Raubzüge in seine eigene Speisekammer. Und sorglos wie im Kleinen ging er auch im Großen mit seinem Besitz um. Was er nicht am Spieltisch verlor, das verthat er durch Unachtsamkeit oder Leichtsinn. Er starb als ein mittelloser Mann, getrennt von der Frau, die er liebte. Und als ihn der Sohn im Jahre 1867 zum letzten Mal besuchte, da sagte er ihm, daß sie ihm gegenüber stets in ihrem Rechte war. Nur tröstete er sich comme philosophe: „Die Verhältnisse machen den Menschen“, meinte er.

Das war das Verhängniß seines Lebens, daß er seine Frau, der er mit ganzem Herzen zugethan war, unglücklich machen mußte.

Freilich, sie war von Grund aus anders geartet als er. Ein Kind der südlichen Cevennen, war sie eine zarte, zierliche Gestalt mit schwarzem Haar und schwarzen Augen. Anderen wohlzuthun war ihr Bedürfniß und Lebenszweck. Was der Vater nicht verbrachte, das verschenkte die Mutter. In ihrem Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden, glaubte sie sich von ihrem Gatten nicht verstanden. Dabei war sie energisch bis zur Härte. Ihren Kindern gegenüber galt ihr der Wahlspruch: „nur nicht weichlich!“, ihrem Manne gegenüber: „die beste Deckung ist der Hieb!“ Und doch litt sie von Allen wohl am meisten.

Spät erst ist dem Dichter das Verständniß für seine Mutter aufgegangen; seinen Vater hat er immer verstanden und immer geliebt. Und manchem der Menschen, die er in seinen Erzählungen geschaffen, hat er einen Zug vom alten Fontane geliehen. In Professor Schmidt aber, dem Freunde der Frau Jenny Treibel, hat er die liebenswürdige Natur des Vaters ganz verkörpert.

In dem kleinen Hause mit dem hohen Dache, der Swinemünder Kirche gegenüber, gab es viel Unzufriedenheit und Streit, und manches harte Wort wurde da gesprochen. Und doch ruht ein eigner Zauber auf dem Häuschen und auf den Menschen, die darin aus- und eingingen: der Zauber der Kindheitserinnerungen, Sonnenschein und Friede.

* * *

Landeinwärts von Swinemünde dehnen sich die Moorgründe aus. Da gibt es dunkle Wasserlachen und zu schwarzen Pyramiden ist der Torf aufgethürmt. Und weiterhin, nach Heringsdorf zu, liegt im Walde versteckt eine Höhle „Störtebecker's Kul'“. Da, wo einst Störtebecker, der berüchtigte Seeräuber gehaust hatte, kampirte der kleine Theodor Fontane mit seinen Spielgenossen. Das war für ihn ein „Hochgefühl“, und „süße Schauder“ sog er sich aus dem Vergleich mit dem berüchtigten Räuberhauptmann. Aber noch etwas anderes mag ihm damals aufgegangen sein —: das Verständniß für die Stimmungen der niederdeutschen Ebene. Ist er doch recht eigentlich der Sänger der Mark geworden. Ihrer Schönheit klingt sein bestes Lied.

Schönheit? Hier und da hat der liebe Gott voll Mitleid dem Aschenbrödel unter den deutschen Ländern ein Schönheitspfläſterchen aufgeklebt. Das sind die Havellandschaften und der Spreewald und die Wälder um Freienwalde. Aber schön ist sie nicht, die Mark Brandenburg. Nur manchmal, wenn das grelle Sonnenlicht auf der Ebene brütet und flimmert, oder im Herbst, wenn die Wolken niederhängen und der blaue Dunstschleier auf den Feldern ruht, dann hat sie ihre eigenen Stimmungen. Unausgesprochene Stimmungen, räthselreich und melancholisch. Karl Scherres hat sie nachempfunden, aber die Farbe, in der er sie wiedergab, war unwahr; Theodor Fontane hat sie nachempfunden, und seine Farbe ist echt.

Die Blume Schönheit hat in der Mark nie gedeihen wollen. Auch die blaue Blume der Romantik bekam ein recht welkes Aussehen, als man sie in märkischen Sand verpflanzte. Wer sich den Stimmungen der Mark anheimgibt, den drängt es zum Charakteristischen. Und ein Charakteristiker ist auch Theodor Fontane geworden. Nicht in dem Sinne Shakespeare's oder Hebbel's: den Physiognomien sonderlich scharfe Konturen zu geben, ist seine Sache nicht. Eher in dem Sinne Goethe's, denn er liebt es, seinen Gestalten eine Ueberfülle kleiner charakteristischer Züge zu leihen. Er ist ein Meister der psychologischen Kleinmalerei. Wie er die Schilderung diskreter Details auch als Erzähler bevorzugt.

Und auch das kann er von seinen Wanderungen durch die Mark Brandenburg mit heim gebracht haben. Man muß sich an Einzelheiten halten, wenn man diese Natur genießen will; man muß sich liebevoll in Kleines und Kleinstes versenken können. Der Fernblick in ihr ermüdet durch Gleichförmigkeit. Als ein Ganzes genommen bleibt die märkische Landschaft eintönig. Gliederung fehlt ihr und Gestaltung. Und beides fehlt auch manchmal Theodor Fontane's Romanen.

Dem Künstler Fontane sicherlich zum Schaden. Denn das ist das Geheimniß der künstlerischen Form, daß sie, die scheinbar ein Zwang ist, in Wahrheit befreiend wirkt. Und wie Jacob Grimm den Reim das Gedächtniß der Sprache genannt hat, so geben scharflinige Komposition und Gestaltung dem Kunstwerk das dauernd Eindrucksvolle. Theodor Fontane aber ist auch als Erzähler Feuilletonist. Er weicht gern vom geraden Wege ab, um eine Blume zu pflücken, um ein altes Gemäuer zu begucken, um von einer Anhöhe aus seine Menschen besser ins Auge zu fassen. Darüber vergißt man manchmal, wohin die Reise geht, aber es gibt seinen Schilderungen einen eigenen intimen Reiz. Auch seine Romane gleichen den Wanderungen durch die Mark Brandenburg: man muß mit ihm in die Kreuz und in die Quer ziehen und man darf an Nichts sorglos vorübergehen. Manchmal wird man darüber ein wenig verdrossen. Aber man findet auch manches Vergißmeinnicht.

Und dann, wie es in dem Douglas-Liede heißt:

„Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimath liebt wie Du.“

* * *

Das war allemal ein Ereigniß für den kleinen Theodor Fontane, wenn er in den Swinemünder Gäßchen dem alten Geheimrath Krause begegnete. Der „alte Krause“, wie er kurzweg hieß, war König von Swinemünde. Er war Großkaufmann und beherrschte den Swinemünder Handel vollständig. In dem geselligen Leben der kleinen Stadt gab er den Ton an. Und er war ganz der Mann dazu. Seiner Bildung und seinem ganzen Sein nach gehörte er dem vorigen Jahrhundert an, der Zeit, in der noch vollsaftige Individualitäten sich entwickeln konnten, in der neben der Frage, was leistet er?, die andere Frage Geltung hatte, wer ist er? Er war ein Mann von ungeheurem Selbstbewußtsein, und wenn der alte Herr mit seinem Weichselrohr mit der Elfenbeinkrücke auf die Diele stieß, dann zitterte seine Umgebung. Und so wollte er's haben.

Mit den Enkeln des „alten Krause“ zusammen hat Theodor Fontane seinen Jugendunterricht empfangen. Dazu hatte man den Dr. Lau aus der Prignitz verschrieben. Der war der einzige, der sich von dem König von Swinemünde und dem Glanz des Krause'schen Hauses nicht imponiren ließ. Ein kleiner, verwachsener Mann mit großem Kopf und Leberteint, gegen den die runde Brille mit Silbereinfassung seltsam abstach, lebte er in seiner idealen Welt. Er rühmte sich ein Schüler Schleiermacher's zu sein, und wenn ihm die Sorgen und der Aerger gar zu sehr zusetzten, dann schlug er seinen west-östlichen Divan auf, den er ohnedies schon auswendig wußte. Daraus las er wohl auch den Knaben vor. Und als der kleine Theodor seinem Vater von der ersten Stunde bei Dr. Lau Bericht erstattete, sagte der: „er hat offenbar die sokratische Methode“.

Viel positives Wissen hat Theodor Fontane aus den Stunden des Dr. Lau nicht nach Hause gebracht. Und auch der Predigtamtskandidat, der ihn ablöste, und seiner Bequemlichkeit zu Liebe die Knaben alle Schiller'schen Balladen auswendig lernen ließ, war nicht eben ein sehr gründlicher Pädagoge. Eins aber hat Theodor Fontane im Krause'schen

Hause gelernt, und das ist ihm für sein ganzes Leben geblieben: Respekt vor alteingesessenen, herrschenden Familien.

Zum Theil mag ihm das auch im Blute gelegen haben. Die französischen Kolonisten hielten etwas auf sich. Durch feine Manieren und Takt wollten sie sich vor ihren deutschen Mitbürgern auszeichnen, und die Familie galt ihnen viel. Man denke an den Familienrath in Willibald Alexis' Cabanis! Der alte Fontane that sich ganz etwas Besonderes darauf zu Gute, mit Louis de Fontanes, Unterrichtsminister zur Zeit des Empires, möglicher Weise verwandt zu sein, und selbst die ernste und strenge Mutter ließ sich nicht davon abbringen, daß ihre Familie zu Kardinal Fesch in engster Beziehung stehen müsse. Der Sohn hat über diese Eigenheiten der Eltern wohl gelächelt, aber er hat sie geerbt. Wo er bei seinen Wanderungen durch die Mark Brandenburg Ueberreste einer alten Quitzowburg getroffen, wurde ihm ganz feierlich zu Muth; die Arnims und die Zitzewitz neben den Douglas und Stuarts spielen in seinen Werken eine große Rolle; für die Genealogie des Hohenzollernhauses hat er ein Interesse, das ihm im Herzen wurzelt, und mit einer Art andächtiger Scheu erzählt er, daß Prinz Adalbert selbst am Begräbniß seines Freundes Wilhelm Krause sich betheiligte. Und so war es nicht nur die kraftvolle Individualität des Menschen, die auf ihn wirkte, wenn er den alten Krause so dastehen und mit dem Weichselrahr auf die Diele pochen sah — es war auch der Gedanke, daß sich die Autorität der alten einflußreichen Familie in in ihm verkörperte.

Die Autorität hat ihm stets viel gegolten, dem Theodor Fontane, in seinen Kinderjahren, wie im reifen Alter.

* * *

„Aller meiner Freiheitsliebe unerachtet habe ich jederzeit ein gewisses Engagement zu Gunsten der geordneten Gewalten in mir verspürt. . . . So lange die Revolutionskämpfe des sicheren Sieges entbehren, begleite ich alle diese Auflehnungen mit einer größeren oder geringeren, ich will nicht sagen in meinem Rechts-, aber doch in meinem Ordnungsgefühle begründeten Mißbilligung." So schreibt Theodor Fontane über sich selbst grübelnd in seinen „Kinderjahren". Und in „Irrungen, Wirrungen" heißt es einmal: „Arbeit und täglich Brot und Ordnung. Ordnung ist viel und mitunter alles."

Es ist eine der markantesten Eigenthümlichkeiten der Litteratur unseres Jahrhunderts, daß fast alle großen Schriftsteller gleichzeitig große Revolutionäre waren. Die einen auf politischem Gebiet, die anderen auf ethischem. Die geistigen Kämpfe, die mit der großen französischen Revolution gleichzeitig ausgefochten wurden, galten der Herrschaft des Autoritätsprinzips. Mit Entthronung der „Autorität" setzt die moderne Litteratur ein. Theodor Fontane hat sich in der „Ordnung" eine neue Autorität geschaffen.

In „Irrungen, Wirrungen" liebt ein adliger Offizier ein Mädchen aus dem Volke. Sie sind einander mit ganzem Herzen zugethan, aber sie gehen still auseinander. Sie beugen sich der Ordnung. In „Stine" will ein junger Graf eine arme Näherin heirathen. Sie weist ihn ab, obwohl sie ihn innig liebt. Sie beugt sich der Ordnung. In „Frau Jenny Treibel" versucht eine arme Professorstochter den Sohn eines Millionärs für sich zu gewinnen. Sie gibt ihren thörichten Plan auf und beugt sich der Ordnung. Es ist immer derselbe Konflikt und immer derselbe Sieg. „Ordnung ist alles". Das Recht der Ordnung geht sogar vor das Recht des Herzens. Wie kann das arme Herz dabei zu seinem Rechte kommen?

„So banne Dein Ich in Dich zurück
Und ergieb Dich und sei heiter;
Was liegt an Dir und Deinem Glück?
Es kribbelt und wibbelt weiter."

Nichts begehren, ist die Geheimlehre, die Fontane predigt. Wer nichts begehrt, dem wird viel zu Theil. Vieles, was die anderen gar nicht sehen:

„Jedes Frühjahr das erste Thiergartengrün,
Oder wenn in Werder die Kirschen blühn,
Zu Pfingsten Kalmus und Birkenreiser . . .
Paraden, der Schaper'sche Goethekopf
Und ein Backfisch mit einem Mozartzopf."

Bescheidene Freuden liegen für alle auf der Straße. Man muß nur verstehen, sie aufzuheben. Und ja nichts „feierlich" nehmen! Das Leben nicht und die anderen nicht und sich selbst am allerwenigsten. Wer sich über den „Sommer-Geheimrath" nicht freut, braucht sich über den „Winter-Geheimrath" nicht zu ärgern. Man muß seine Ordnung haben und muß sie zu schätzen wissen. „Ordnung ist alles", ist auch Glück.

Es liegt ein gut Theil Resignation in dieser Weltanschauung. Aber sie birgt in ihrer Tiefe Humor. Nicht den siegreichen Humor, der die Erbärmlichkeiten des Lebens befehdet, sondern den stillen Humor, der sich mit der Wirklichkeit abgefunden hat. Leidenschaftlichen Herzen mag solche Weltanschauung erkältend scheinen wie Eis. Aber sie ist wie das Eis, auf dem die Sonne glitzert. Die Sonne Humor.

Humor ist das wärmende Licht, das dem Alter Theodor Fontane's leuchtet. Er hat seinen verklärenden Schein auf seine Jugenderinnerungen gebreitet. Da ist es kein Wunder, daß man meint, es spräche aus dem Buche, das er „meine Kinderjahre" genannt hat, der Engel, der an Kinderbetten steht und träumt.

Der Engel aber heißt Friede.

Ernst Heilborn.

## Albrecht Dürer als Schriftsteller.

Zu der gleichen Zeit, da sich Alt-Nürnberg zum 400-jährigen Geburtstage seines großen Schusters rüstet, erscheint ein stattlicher Band, der zum ersten Male mit einiger Vollständigkeit Zeugniß ablegt von der schriftstellerischen Wirksamkeit des anderen Großen, den die schmucke Pegnitzstadt im Jahrhundert der Reformation stolz den Ihren nannte, des größten Künstlers überhaupt auf dem Gebiete der gesammten Phantasieschöpfung unseres Volkes in jener Zeit.*)

Was Albrecht Dürer mit der Feder geschrieben, ist naturgemäß stets zurückgetreten gegen das, was er mit dem Pinsel gemalt und auf den Block gezeichnet, und man hat oft ganz vergessen, daß er auch als Schriftsteller eine Persönlichkeit war, die Beachtung verdient. Nicht ein Dichter war er. Denn seine Verse in ihrem stolpernden Gang sind nur gereimte Prosa. Er selbst erzählt es mit behäbigem Humor, wie ihm Freund Willibaldus Pirckheymer das Geheimniß der achtsilbigen Reimpaare enthüllte und wie Herr Rathsschreiber Lazarus Spengler ihm das „Schuster, bleib' bei deinem Leisten!" höflichst ins Ohr rief:

„Also sag ich auch diesem Mann,
So er das Malerhandwerk kann,
Daß er dann bei demselben bleib,
Damit mans Gspött nit aus ihm treib."

Dürer ließ sich freilich nicht beirren, er „dichtete" recht und schlecht weiter, ernstes und scherzhaftes, frommes und profanes, und er hatte ein ungeheures Vergnügen, wenn er seine Reime klingeln hörte. Als Prosaist aber ist Meister Albrecht nicht zu unterschätzen. Er hat einen prächtigen kräftigen Stil; die

*) Dürer's schriftlicher Nachlaß auf Grund der Originalhandschriften und theilweise neu entdeckter alter Abschriften herausgegeben von Dr. K. Lange und Dr. F. Fuhse. Halle a. S. 1893. (Max Niemeyer.)

Gedanken sind hübsch disponirt und entwickeln sich in klarer Stetigkeit. Streng logisch ist er im Ausbau seiner Auseinandersetzungen; und nur in den Aeußerlichkeiten der Schreibart und in der Behandlung der Fremdworte läßt er die ganze fröhliche Willkür des 16. Jahrhunderts walten. So schreibt er ganz sorglos nach dem Klang, der ihm im Ohr geblieben, Finstrament für Instrument, Abblo für Apollo, Tzentillomen für Gentiluomini, Sambelling für Giovanni Bellini.

Dürer's vollendete Werke sind für uns heute von geringerer Bedeutung als seine Fragmente. Die Bücher „Von menschlicher Proportion" oder die „Unterweisung der Messung", die ganz im Fahrwasser der italienischen Renaissance-Kunsttheorien schwimmend die Proportionalität als ein Hauptelement ästhetischer Wirkung hinstellten, hat er selbst um ihre Wichtigkeit gebracht, indem er auch in seinen letzten und reifsten Schöpfungen keineswegs die eigenen gleichzeitig entstandenen Vorschläge und Gesetze befolgte; er dachte in praxi gar nicht daran, die Harmonie räumlicher Größen und Verhältnisse an ein vorgeschriebenes Schema, wie er es theoretisch in den Vordergrund stellte, zu binden und zu vergessen, daß der menschliche Körper ein lebendiger Organismus ist. Er selbst empfand dies recht wohl und er wollte darum der einseitigen geometrischen Auffassung jener Werke gegenüber in einer besonderen Schrift festlegen, was er über die Kunst dachte und was er in der künstlerischen Thätigkeit mehrerer Jahrzehnte innerlich erlebt hatte, wie es Lionardo da Vinci in seinem „trattato della pittura" gethan. Aber die „Speise der Malerknaben" wurde nicht fertig; nur Einzelnes daraus ist uns erhalten, fragmentarisch notirt oder in eine Ecke vollendeter Bücher verschlagen. Hier ist ihm nichts verhaßter als Schablone und träges Verweilen in der Tradition:

„Dann es muß gar ein spröder Verstand sein, der ihme nit trauet auch etwas Weiters zu erfinden, sonder liegt allwegen auf der alten Bahn, folgt allein Anderen nach und untersteht sich nichten weiter nachzudenken."

Jeder Künstler soll selbst ausziehen zu dem ewigen Urquell künstlerischer Wahrheit, zur Natur.

„Dann wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie."

Das Bild des Malers soll nichts an sich haben, das „die Natur nit leiden kan", denn „so es der Natur entgegen ist, so ist es bös". Ja, Dürer steht eigentlich schon wie die Modernen vom Ende des 19. Jahrhunderts auf dem Standpunkt „jenseits von schön und häßlich"; er gesteht es schon bescheiden „Was die Schonheit sei, das weiß ich nit", und verlangt vom Künstler Ehrlichkeit, er soll Dinge und Menschen malen, wie er sie findet, „die erwachsen Jugend glatt, eben und volls Leibs, aber das Alter uneben, knorret, gerumpfen, und das Fleisch verzehrt". Alles was der Künstler rings umher sieht, soll er in sich aufnehmen; so wird er „inwendig voller Figur, und als möglich wär, daß er ewiglich lebte, so hätt er aus den inneren Ideen, davon Plato schreibt, allweg etwas Neues durch die Werk auszugießen"; er vermag es, mit schöpferischer Kraft zu gestalten. Dann wird „der versammelte heimliche Schatz des Herzens offenbar durch das Werk und die neue Creatur, die einer in seinem Herzen schafft in der Gestalt eines Dinges". So kann der Künstler das höchste erreichen, er kann aus eigner Macht etwas hervorbringen, wenn auch freilich sein „Vermögen kraftlos ist gegen Gottes Geschöpf" (=Schaffen). Die einfache Größe der Natur bleibt dem Strebenden, so klagt Meister Albrecht, ja doch ewig versagt; und wenn uns die Zeitgenossen erzählen, wie er bei „Betrachtung seiner Bilder seiner Schwachheit geseufzt", wie ihm „das, was er gemalt, nach drei Jahren so mißfiel, daß er es nicht ohne Schmerzen ansehen konnte", so klingt das auch nach unserer Zeit, und wir denken an den armen strebenden Stauffer von Bern, der auch vor der „Meisterin Natur" in demüthiger Zerknirschung bewundernd sich neigte und, wenn auch aus weniger frommem Herzen, darüber jammerte, daß der liebe Gott das Alles, was er da male, schon besser gemacht habe! Die Kunst ist für Dürer göttlichen Ursprungs und den Banausen, „die da sagen, Kunst mach hoffärtig", schleudert er mit eigenthümlicher Logik den Satz ins Gesicht: „so wär Niemand hoffärtiger denn Gott, der alle Kunst beschaffen hat". Seiner rein künstlerischen Anschauung ist auch der heidnische Charakter der bewunderten antiken Werke und der betrauerten verlorenen theoretischen Schriften aus der Zeit der Römer und „Kriechen" gleichgültig, er meint: „zu gleicher Weis, wie sie — die ‚Alten' — die schonsten Gestalt eines Menschen haben zugemessen ihrem Abgott Abblo, also wollen wir dieselb Maß brauchen zu Crysto dem Herren, der der schönste aller Welt ist, und wie sie braucht haben Venus als das schönste Weib, also woll wir dieselb zierlich Gestalt keuschlich darlegen der allerreinesten Jungfrauen Maria, der Mutter Gottes".

Sonst freilich war Dürer streng lutherisch-christlich gesinnt. Mit ganzem Herzen ergriff er Partei beim Ausbruch der religiösen Kämpfe, und als die Riesengestalt Martin Luther's auf dem Schlachtfeld erschien, fühlte er sich mächtig zu seiner gewaltigen Persönlichkeit hingezogen. Tief erschüttert war er, als er zu Beginn der zwanziger Jahre in den Niederlanden die in Deutschland allgemein geglaubte Nachricht erhielt, Luther sei von seinen Feinden überfallen und gefangen worden, und dem getreuen Reisetagebuch, das sonst gar trocken Register führt über die Erlebnisse seines Herrn, theilte er in ergreifenden Worten seinen Schmerz und seine herbe Enttäuschung mit. Als eines der wichtigsten Zeugnisse aber für diese lutherische Gesinnung Dürer's muß ein kleines Zettelchen betrachtet werden, auf dem er sich ein Verzeichniß der Schriften des Reformators aus den Jahren 1518—20 anlegte, und das nun zum ersten Male in einem deutschen Werke zum Abdruck gelangt. Wir wissen, mit welchem Feuereifer der Künstler die Wittenberger Flugschriften kaufte und las, wie er seine Freunde bat, ihn auf weitere Erscheinungen aufmerksam zu machen. Glücklich ist er, als ihm Kurfürst Friedrich von Sachsen die Werke Luther's sendet, und in seinem Malerherzen erwacht die brennende Sehnsucht nach der Person des kühnen Schreibers, dem er niemals ins Auge sehen sollte: „Und hilft mir Gott — so schreibt er an Spalatin —, daß ich zu Doktor Martinus Luther käme, so will ich ihn mit Fleiß kunterfetten und in Kupfer stechen, zu einer langen Gedächtnuß des christlichen Mannes, der mir aus großen Aengsten geholfen hat".

In den prächtigen Briefen spricht sich naturgemäß Dürer's Natur am unmittelbarsten aus. Er hat eine köstliche ungezwungene Schreibweise, voll frischer Natürlichkeit; ehrlich und gerade heraus ohne Umwege sagt er, was ihm auf dem Herzen sitzt. Auch er hatte sich sein ganzes Leben lang mit dem leidigen Geld herumzuschlagen, und fortwährend stoßen wir auf weitschweifige finanzielle Auseinandersetzungen. Dabei merkt man freilich, wie verhaßt es ihm ist, mit seiner Kunst zu handeln und zu markten, er bricht dann wohl plötzlich mit einer mürrischen Bemerkung ab oder setzt einen stolzen Trumpf auf: „mein Lob begehr ich allein unter den Verständigen zu haben", und das sind nur, wie er gelegentlich einmal ausspricht, „die do selbs gut Maler sind." Wenn aber Meister Albrechts Stirn sich glättet, und er zu plaudern beginnt, dann übernimmt eine behagliche Fröhlichkei die Herrschaft in seinen Briefen; dann wird erzählt und geneckt mit derbem Humor, der sich zur Ausgelassenheit und zum Uebermuth steigern kann. Dann bekommt sein Witz, der sich so schon sonderlicher Grazie nicht zu rühmen weiß, etwas täppisches, bärenmäßiges, wohl auch unflätiges, und er marschirt wacker mit dem Stil der Zeit, die an Facetien ihre Freude hat, und läßt „St. Grobiani Sauglöcklein" laut erschallen. Zumal die venezianischen Briefe an Pirckheymer (1506/7) sind wahre Prachtexemplare. Es ist ein Genuß, zu lesen, wie er hier mit den rasch gelernten italienischen Worten und Sitten in seiner Art kokettirt, wie er aus Scherz den alten Freund mit vielen Kratzfüßen anspricht und endlich die Titel, die er ihm zulegt, abschließt mit einem kräftigen „Cu diavulo tanto pella tzansa, chi tene pave" (= con diavolo tanto per la ciancia, che te ne pare, zum Teufel, so viel für das Geschwätz, als Euch beliebt); oder wenn er lächelnd herum-

stolzirt: macht ihr zu Hause, was ihr wollt, „ich bin ein Tzentilam (Gentiluomo) zu Fenedich worden“. Mit komischer Würde läßt er Pirckheymer beste Grüße seines französischen Mantels und seines welschen Rockes bestellen; und sein größter Spaß ist es, wenn sich Gelegenheit bietet, den Rathsherrn, der im Gegensatz zu dem schließlich doch nie so ganz dem Philisterium entwachsenen Meister Albrecht so eine Art Bohémienleben geführt zu haben scheint, mit seinen unsoliden Gewohnheiten aufzuziehen.

In dem neuen Dürerband lesen wir alles das, was der Künstler geschrieben hat; nur die vollendeten theoretischen Werke sind nicht in voller Ausführlichkeit wieder abgedruckt, sondern es ist hier eine verständige Auswahl der Partien von allgemeinerem Interesse getroffen worden. Ueber die Gestaltung des Textes, die Behandlung der Orthographie und über die erklärenden Anmerkungen mag man an anderer Stelle mit den Herausgebern rechten. Für die unendliche Mühe und liebevolle Sorgfalt aber, mit der dies Werk zu Ende geführt ist, haben sie sich neben dem Dank der Kunstbeflissenen und der Litteraturfreunde auch den des weiteren Publikums verdient, das nun endlich einmal Gelegenheit hat, den großen bildenden Künstler in seiner interessanten, vielseitigen Thätigkeit als Schriftsteller kennen zu lernen.

Max Osborn.

## Von der Münchener Freien Bühne.

Während die Berliner Freie Bühne, aus objektiven wie aus subjektiven Gründen, im Winterschlaf liegt, hat sich in München, aus anderen Voraussetzungen heraus, eine Hilfsstation moderner Dramatik entwickelt, auf der jugendlich-fröhliches Leben herrscht. Ich habe in diesen Tagen einer Vorstellung des Münchener Akademisch-Dramatischen Vereins beigewohnt, von der ich den Lesern der „Nation“ erzählen möchte; zwei Autoren von klangvollem Namen brachte sie, neben denen ein ganz junger Neuer sich ehrenvoll behauptete: „Der ungebetene Gast“ von Maeterlinck kam zur Aufführung, „Musotte“, zweiter Akt, von Maupassant und das einaktige Schauspiel eines Berliner Studenten, „Zu Hause“ von Georg Hirschfeld.

Ein Student hatte die eigentliche Neuheit des Abends geschrieben, und seine Kommilitonen spielten sie auch. Ein richtiger Studentenverein ist es, aus dessen Mitte frische, hoch zugreifende Begabungen auftauchen: das gibt diesen Vorstellungen ihre Besonderheit, ihren jugendlich-fröhlichen Grundzug; „ganz München“, alles, was zur Kunst gehört oder gehören möchte, nimmt darum Platz in den bescheidenen Räumen des „Orpheums“ in der Sonnenstraße und erwartet in angeregter Stimmung, was ihnen die jungen Herren denn diesmal vorzusetzen haben. Ein besonders glücklicher Umstand ist es, daß Ernst von Wolzogen, in vielen Künsten erfahren, Schauspieler, Regisseur, Poet und Musiker, ausübend und berathend dem Verein zur Hilfe kommt; auch an der jüngsten Vorstellung nahm er Theil und erschien als „der Großvater“ bei Maeterlinck, als Vater Doergens bei Hirschfeld in gewandtem Spiel und Maske.

Aber müssen nicht diese Studenten durch ihren Verein zu Allotria verleitet werden, wird nicht eine gefährliche Neigung zu den Brettern in ihnen geweckt? Manche Mutter zittert wohl unten im Saale für ihren Sohn, daß er ein wenig gefalle — oder zu viel. Aber der Zusammenhang zwischen dem Studentenvolke und dem Theatervolke ist Jahrhunderte alt bei uns in Deutschland, von Weltheim und Konsorten her, und Erwägungen des Gefühls werden nicht hindern, daß immer wieder dem Dämon Bühne Opfer fallen: c'est la guerre, c'est la vie. Der Schauspielkunst in jedem Fall kann es nur nutzen, wenn aus den Kreisen der Bildung und der besseren Kultur ihr stetig Zufluß kommt; und es ist eine der vielen erfreulichen Nachwirkungen der letzten litterarischen Bewegung, daß sie auch in der nachwachsenden Generation wieder starke ästhetische Interessen geweckt hat. Neben dem schneidigen, biertrinkenden und skatspielenden Normalstudenten macht schließlich der dilettirende wie der ernsthaft zur Kunst strebende Student gar keine üble Figur.

Die schwerste Aufgabe hatte sich der Verein mit Maeterlinck's Stücke gestellt. Den „belgischen Shakespeare“ hat übertriebene Bewunderung den Poeten genannt, der doch von dem Urbild dramatischer Kraft so weit entfernt ist; er ist ein großer und feiner Lyriker, der für seine nächtigen Stimmungsbilder, welche ganz im Dämmer von Grausen und Angst wehen, in Schattenfiguren menschlicher Gestalten den Ausdruck sucht und findet. Vor einem ironisch disponirten Publikum, wie dem Berliner, möchte diese fort und fort zwischen dem Bedeutenden und dem Spitzfindigen einherschreitende Poesie gefährlichen Stand haben, und auch in München war der Eindruck oft auf Messers Schneide zwischen dem Erhabenen und dem Lächerlichen; diese kurzen, ewig wiederkehrenden Fragen nach dem „ungebetenen Gast“, dem Einschleicher Tod, der zur Mitternacht ins flamländische Schloß dringt, machten Kopfschütteln, Staunen, Unruhe; aber doch folgte Mancher gefesselt bis zum Schluß und schied mit dem Gefühl, etwas ganz Eigenes empfangen zu haben, die Habe eines feinen Manierirten.

Weit stärker und einmüthiger wirkten der Ausschnitt aus „Musotte“ und das kleine Familiendrama „Zu Hause“. Ueber den Einen brauche ich Neues an dieser Stelle nicht zu sagen; das Andere kennzeichne ich am ehesten mit einem Wort, wenn ich sage, daß sein junger Verfasser mit Sicherheit und nicht ohne stille Eigenart auf den Pfaden von Gerhart Hauptmann's „Friedensfest“ wandelt. Das Milieu einer zerrütteten Berliner Bürgerfamilie, die der heimkehrende Sohn, ein junger Arzt, regeneriren oder an der er zu Grunde gehen muß, — das Stück läßt beide Möglichkeiten schauen und schließt plötzlich mit einem Fragezeichen — dieses Milieu ist in schönem Antheil des Gemüthes, mit einer Fülle treffender Züge und einer ursprünglichen Gabe der Charakteristik anschaulich gemacht, so daß wir am Schluß des kleinen Werkes die Familie Doergens in allen ihren Theilen kennen, mit ihren Hausfreunden, Schmarotzern, Dienstmädchen; und eine feste Contour, eine klare Komposition, die zu einer Schlußpointe ohne Zwang hinstrebt, zeigt das Walten eines nicht gewöhnlichen Kunstverstandes an. Erfährt man nun, daß der Dichter dieses Stück mit neunzehn Jahren geschrieben hat, und hält man zu den Vorzügen des Dramas auch seine Schwächen, die es als das natürlich gewordene Produkt eines Jünglings kennzeichnen, nicht als eine frühreife Treibhausblüthe — so kann man nur mit lebhafter Erwartung der weiteren Entwicklung des Verfassers entgegensehen, in dem unserer neuen dramatischen Produktion eine frische Kraft zuzuwachsen scheint.

München. Otto Brahm.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 24. Berlin, den 17. März 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Selbst jene, welche davon durchdrungen waren, daß der deutsch-russische Handelsvertrag angenommen werden würde, sind angenehm überrascht von der Majorität, die sich schließlich für die Regierungsvorlage zusammengefunden hat. Seit Wochen hatte man auf dem Papier Kalkulationen und neue Kalkulationen über das Ergebniß der Abstimmung vorgenommen, und es ist noch gar nicht lange her, daß die Kalkulatoren des Bundes der Landwirthe triumphirend auf ihre Zahlen wiesen, und daß die Gegner des Bundes mit dem Bleistift in der Hand den Sieg ihrerseits auf dem Papier nicht erfechten konnten.

Die gute Zuversicht hatten wir gleichwohl nie verloren; wir waren sogar der Ueberzeugung, daß das starke Werk des deutsch-russischen Vertrages durch eine Verknüpfung mit der Frage wegen Aufhebung der Staffeltarife und wegen Beseitigung des Identitätsnachweises gar nicht hätte gestützt zu werden brauchen. Die schwierige Frage der Aufhebung des Identitätsnachweises hätte man durch eine Kommission in aller Ruhe durchberathen lassen können, und zu einer Aufhebung der rationellen Staffeltarife zu schreiten, lag eine zwingende Veranlassung nicht vor. Charakteristisch für die zurückhaltende und vorsichtige Politik des Grafen Caprivi ist es gerade, daß er die großen Ziele zwar mit zäher Festigkeit verfolgt, aber im Vorschreiten auf diese Ziele nicht kühn darauf losgeht, sondern behutsam wägend und eher zu wenig wagend als zu viel.

Auch das ist eine Strategie, und sie erklärt sich durch die Schwierigkeit der Verhältnisse, in denen Graf Caprivi sich gegenüber den politischen Parteien des zerrissenen Reichstages und gegenüber einzelnen seiner Ministerkollegen befindet — Schwierigkeiten, die erhöht werden durch das weitverzweigte Intriguenspiel, mit dem die Kreuzzeitungsgruppe, die Bismarckianer und alle jene Beamten ihn umspinnen, deren unbefriedigte ehrgeizige Wünsche in einer nicht selten heimtückischen Fronde sich heute gefahrlos Luft machen dürfen. Solche Strategie in ihrem langsamem, jede resolute Attaque vermeidendem, aber jede mögliche Deckung eifrig nutzendem Vorgehen, entbehrt der fascinirenden Wirkung, und so kommt es denn, daß Graf Caprivi in seiner kurzen Laufbahn als Reichskanzler zwar eine ansehnliche Reihe bedeutsamer Erfolge errungen hat, aber niemals wirkungsvoll als Triumphator erschienen ist.

Graf Caprivi erringt — man möchte sagen — lautlose Siege, die zur Empfindung nicht sprechen und die das öffentliche Bedürfniß nach politisch dramatischen Szenen nicht befriedigen. Erst der nachrechnende Verstand, und er spielt leider auch in der Politik nicht die erste Rolle, mißt kühl die Strecke Weges, die Graf Caprivi ohne viel Aufhebens zurückgelegt hat; und er findet dann, daß sie gering nicht ist. Die Empfindung der Massen entzündet man auf solche Weise nicht, und das, was man eine populäre Gestalt nennt, wird man auch nicht mit diesen Mitteln, die zum Theil durch die Verhältnisse und sicher zugleich durch das Temperament des Grafen Caprivi bedingt sind. Die Bismarck'sche Politik war durchwogt von allerpersönlichstem, individuellstem Leben; die Caprivi'sche Politik ist gewissermaßen unpersönlich, wie die Strategie Moltke's, dessen Schüler ja der heutige Reichskanzler als Militär gewesen ist.

Hatte man in unseren demokratischen Zeiten vielfach angenommen, daß die Politik des agitatorischen Elementes, welches auf die Massen wirkt, nicht völlig entrathen könne, so hat Graf Caprivi das Gegentheil bewiesen. Durch sein Vorgehen, das so völlig von der Bismarck'schen Methode und der Methode schwacher Nachahmer jenes abweicht, wird Graf Caprivi zu einer selbständigen Gestalt, und diese Eigenart wirkt heilsam in Deutschland. Die Reichsregierung appellirt gegenüber der leidenschaftlichen Verhetzung

und Agitation immer wieder an die sachliche Erwägung Und wenn Graf Caprivi versprach, daß seine Politik langweilig werden würde, so hat er Recht insofern als die äußeren Formen derselben nichts weniger als dramatisch und amüsant sind. Die Formen sind knapp und geschäftsmäßig und wortkarg; aber der Inhalt dieser Politik war nicht leere Langeweile.

Das Sozialistengesetz fiel, und ein breiter Strom verhetzender Verbitterung versiegte. Durch ernste Anfechtungen hindurch wurde die Militärvorlage gerettet, die schwere Belastungen aber auch die zweijährige Dienstzeit brachte, und das umfassende System der Handelsverträge, das unserer bedrängten Industrie Luft macht, kommt glücklich nach gefahrdrohendem Zerwürfniß mit Rußland und trotz den wüsten Attaquen unserer Agrarier durch die jetzigen Vereinbarungen mit St. Petersburg zum Abschluß. Und auch diese handelspolitischen Vereinbarungen verschütten zahlreiche Quellen internationaler Mißhelligkeiten. Ohne daß auch nur eine Spur von genialem Zauber entfaltet worden wäre, wurden diese bedeutungsvollen Aufgaben gelöst. Ein solches Werk erzeugt Achtung für den ehrlichen, soliden und festen Staatsmann, der zwar ganz sicher kein programmmäßiger Liberaler ist, aber dessen vorsichtige Politik, die von reaktionärer Engherzigkeit frei blieb, nach den Bismarck'schen gefahrvollen Stürmen eines unfruchtbaren Lebensherbstes zu einer Wohlthat für Deutschland geworden ist.

Der Sieg dieser scheinbar leidenschaftslosen Sachlichkeit ist dadurch als politisches Symptom um so bedeutungsvoller, weil der Besiegte die rücksichtsloseste agitatorische Leidenschaftlichkeit und die vollendetste Unsachlichkeit verkörpert. Die Antisemiten, welche einstimmig gegen den russisch-deutschen Vertrag stimmten und das reaktionäre Agrarierthum an der Spitze des Bundes der Landwirthe sind diese Besiegten.

Die Kreuzzeitungspartei, die sonst nur andere für sich opfern läßt, hatte mit nicht unbedeutenden Geldopfern diesen Bund ins Leben gerufen; alle gemäßigten konservativen Elemente waren zurückgedrängt oder beseitigt worden, und nach den letzten Reichstagswahlen verfügte der Bund der Landwirthe im Parlamente über eine stattliche Vertretung, die durch bündige Zusagen auf die agrarischen Thesen verpflichtet war. Mit allen Mitteln einer skrupellosen Demagogie wurde dann die Bevölkerung gegen den russischen Handelsvertrag in eine blinde Wuth hineingehetzt. Daß die deutsche Landwirthschaft durch den russischen Handelsvertrag völlig ruinirt werde, und daß Deutschland politisch an Rußland in schmachvoller Weise ausgeliefert werden solle, war der immer wiederkehrende Text der agrarischen Reden. Zeigte sich aber ein Abgeordneter, der in den Netzen des Bundes eingefangen war, doch einmal schwankend, so suchte man ihn mit den unbedenklichsten Mitteln zu schrecken. Man näherte sich recht nahe dem, was das Strafgesetzbuch „Nöthigung" nennt, und brohte den Ungefügigen mit der unliebsamen öffentlichen Erörterung von Privatverhältnissen im Wahlkreise. Und das Ergebniß dieser rücksichtslosen Agitation ist, daß alle scheinbar so festen Maschen heute zerrissen am Boden liegen, und der russische Handelsvertrag angenommen worden ist. Die Herren von Plötz und Hammerstein und Wirbach wurden Organisatoren der konservativen Niederlage, nicht des konservativen Sieges, und sie selbst haben so viel gelärmt, daß diese Niederlage eine überaus geräuschvolle zu Ehren der veranstaltenden Führer geworden ist.

Daß der Bund der Landwirthe darum schon als vernichtet zu betrachten ist, wäre eine Täuschung. Aber wie sein bramarbasirender und ganz ergebnißloser Wortkampf ihm schon geschadet hat, so kann es auch für die Weiterentwicklung nicht bedeutungslos sein, daß die Praktiken des Bundes sich mehr und mehr als moralisch gewagte ausweisen. Zu der sanften „Nöthigung" gegen Abgeordnete kommt jetzt eine neue That, die von einer Erpressung kaum noch scharf zu unterscheiden ist.

Die Leiter des Bundes der Landwirthe haben sich nämlich an eine ganze Reihe von Hagelversicherungsgesellschaften gewendet, um diese in den Dienst des Bundes zu zwingen, um sie vom Bunde abhängig, und dem Bund pekuniär tributpflichtig zu machen; und diesen Propositionen ist die deutliche Drohung angefügt, entweder werden unsere Vorschläge angenommen, oder wir werden die Gesellschaften dadurch ruiniren, daß wir auf Verstaatlichung der Hagelversicherung hinarbeiten. Diese Briefe liegen jetzt vor. Das ist ein Stückchen Panamaskandal in neuer Wendung von agrarisch-konservativen Händen inscenirt: Ihr zahlt und seid uns zu willen, oder wir vernichten euch durch unseren Einfluß auf die Abgeordneten. Freilich, ein Unterschied gegenüber den Panamaleuten besteht; die waren klüger, während die naive Unvorsichtigkeit, die in der Abfassung solcher Briefe zu Tage tritt, ganz harmonisch zu der ideenlosen politischen Agitation des Bundes der Landwirthe paßt. Sich gegen die Zumuthungen des Bundes der Landwirthe zu schützen, war natürlich sehr einfach; man veröffentlichte die anmuthigen Episteln und nicht die Hagelversicherungen, sondern der Bund der Landwirthe befindet sich in einer nicht gerade beneidenswerthen Klemme.

Auch nach dem Handelsvertrage wird diese Sorte von Politikern noch eine Zeitlang eine Rolle zu spielen versuchen; und da die Agrarier bei dem russischen Handelsvertrag gar kein Opfer gebracht haben, so werden sie um so lauter eine entsprechende Entschädigung dafür verlangen, daß sie vorübergehend den Sieg des vernünftigen Prinzips gefährdet haben. Auf diese Entwicklung muß sich das Bürgerthum gefaßt machen, und diese Entwicklung wird nach Miquel'schen Andeutungen vielleicht auch Unterstützung in der Regierung finden. Der Kampf zwischen agrarischem Egoismus und der Staatsraison ist also sicher nicht beendet; aber wir brauchen ihn heute weniger zu fürchten als bisher. Das Schicksal des Volksschulgesetzes und das völlig andere Schicksal der Handelspolitik zeigt, was das Bürgerthum vermag, wenn es sich nur regt. Eine Politik, die den Bedürfnissen unserer Zeit entspricht, siegt spielend über die konservative Demagogie, die mit der Züchtung des Antisemitismus und dem Bunde der Landwirthe ihre höchsten Trümpfe und doch ergebnißlos unter solcher sublimen Führung ausgespielt hat.

Zum Kapitel der konservativen Demagogie, die sich durch ihre gewissenlose Geistlosigkeit selbst Wunden schlägt, gehört auch ein Prozeß, der sich im Augenblick abspielt Wenn die „Kreuzzeitung" auf die Hauptpersonen dieses Prozesses blickt, wird sie einen schmerzlichen Zwiespalt in ihrer Brust empfinden.

Da steht als Angeklagter Herr Plack und Herr Schwennhagen, alias Schweinhagen appetitlich bezeichnet, und da steht als Zeuge Herr Finanzminister Miquel. Herr Plack ist schon fünfmal wegen Unterschlagung und zweimal wegen Urkundenfälschung bestraft, und Herr Schweinhagen war sogar so glücklich, daß er nur ein einziges Mal wegen Diebstahls im Gefängniß gesessen hat. Diese beiden Herren sind tapfere Antisemiten, und Herr Schweinhagen ist außerdem bewährter Mitarbeiter der „Kreuzzeitung" gewesen und hat in diesem vortrefflichen Blatte gegen die jüdischen religiösen Schulbücher eine Hetze inscenirt. Die angebliche Unsittlichkeit dieser Schulbücher war ihm sehr anstößig; er fühlte sich durch die Ethik des Judenthums unangenehm berührt. Bald war freilich diese antisemitisch-konservative Seifenblase von den schlimmen Lehren in jüdischen Schulbüchern geplatzt und heute steht der Mitarbeiter der „Kreuzzeitung" jenem Minister gegenüber, den dieselbe „Kreuzzeitung" verehrungsvoll den „einzigen Staatsmann" in unserer Regierung nennt. Herr Schweinhagen nämlich hat Herrn Miquel nach Ahlwardt'schem Vorbilde in einer gänzlich lächerlichen, phantastischen und frivolen Weise verleumdet. Die Verhandlungen, bei denen der Minister Miquel nach dem Kommando jener antisemitisch-konservativen Kämpen Spießruthen laufen mußte, erinnerten bald an das Zuchthaus, bald an die Irrenanstalt.

Für die „Kreuzzeitung" zeigt sich da erneut, wie gefährlich es ist, solches Gesindel loszukoppeln, das natürlich — je nach Lage des Geschäftes — mit gleicher Bravour vergiftete Pfeile gegen das Judenthum losschnellt, wozu man

wohl applaudiren kann, oder auch gegen die eigenen Protegees, was einigermaßen schmerzlich ist. Daß Herr Miquel aber, der in diesem Falle aufrichtig zu bedauern ist, gerade das Opfer eines Mitarbeiters der „Kreuzzeitung" werden mußte, ist ein Ergebniß von bitterer Ironie, das den Leitern des führenden konservativen Blattes nach so manchen anderen Prüfungen herbe schmecken wird.

In England ist dem Ministerium Rosebery mit außerordentlicher Schnelligkeit gezeigt worden, wie schwankend der Boden ist, auf dem es steht. Lord Rosebery hatte im Oberhaus eine Andeutung darüber gemacht, daß die irische Politik so lange zurückgestellt werden solle, bis auch die englischen Wähler von der Nützlichkeit derselben überzeugt seien. Diese Wendung hatten die Iren als einen Verrath aufgefaßt; und da die Radikalen unzufrieden sind, daß ein Lord Premierminister geworden ist, so brachte man gemeinsam zur Antwort auf die Thronrede ein Amendement durch, welches die Stellung des Ministeriums erschütterte. Die Majorität des schwach besetzten Unterhauses fügte der Adresse an die Königin einen Passus ein, der wie ein verkapptes Mißtrauensvolum gegen Lord Rosebery aussah. Das Ministerium opponirte, aber blieb in der Minorität. Zu einer Kabinetskrisis kam es noch nicht, weil schließlich die ganze Adresse im Sinne des Ministeriums rein geschäftsmäßig umgemodelt wurde. Das Aergste wurde also abgewandt, aber die Iren und die Radikalen zeigten doch dem Ministerium, in welcher Abhängigkeit sich das Kabinet von dem extremem, schwer im Zügel zu haltendem Theile der Majorität befindet.

Das österreichische Koalitionsministerium hat sein Wort eingelöst und einen neuen Wahlgesetzentwurf eingebracht. Ohne Enthusiasmus aber doch in verständiger Resignation stimmen auch die liberalen Deutschen den wesentlichen Punkten dieser Vorschläge zu. Man will eine neue Wählerkategorie schaffen, damit auch die Arbeiter ihre gebührende Vertretung finden; während die anderen Wählerkategorien bestehen bleiben. Das ist keine ideale Lösung von prinzipieller Bedeutung; aber ein Ausweg. Man hütet sich, die historischen Verhältnisse radikal auf den Kopf zu stellen und einen Sprung in den Abgrund zu wagen. Daß bei dieser Zustimmung zu dem entscheidenden Punkte die Deutschen mit dem Ministerium auch über die sonstigen Nebenpunkte zur Verständigung gelangen werden, ist wahrscheinlich.

Die Insurgentenschiffe vor Rio de Janeiro haben sich Peixoto ergeben; damit ist die Rebellion in diesem Theile Brasiliens durch die Energie des Diktators vernichtet. Andere Theile des Landes stehen noch in Waffen gegen die Centralregierung, aber es scheint fast, daß Peixoto doch schließlich die Einheit des Staates und die republikanische Staatsform retten wird. Freilich ist seine Präsidentschaft gesetzlich bald abgelaufen; ob dieser rücksichtslose Mann aber in so bewegten Zeitläufen und nach diesen Erfolgen ruhig zurücktreten wird, mag zweifelhaft sein.

* * *

## Ein Mann, ein Wort.

Bei der Abstimmung über den deutsch-russischen Handelsvertrag im Reichstage sind vielfach begründete Zweifel aufgetaucht, ob das Votum auch mit der Ueberzeugung des Abstimmenden sich decke. Von verschiedenen Abgeordneten weiß man mit Sicherheit, daß sie gegen ihre Ueberzeugung gestimmt haben; und zwar bloß deshalb, weil sie sich durch frühere, ihren Wählern gegenüber abgegebene Erklärungen gebunden erachteten. Man hat angeblich versucht, jene Herren durch nachdrückliche Hinweise auf die Bestimmung der Reichsverfassung, welches jedes imperative Mandat ausschließt, umzustimmen. Sie zogen es vor, ihrem „Worte" treu zu bleiben. Vielleicht lassen sie sich demnächst auch noch als politische Charaktere feiern.

Die öffentliche Diskussion dieses inneren Konflikts ist bisher nur oberflächlicher Natur gewesen; und doch berührt diese Frage den Kern des Abgeordnetenmandats.

Mit der einfachen Formel, das imperative Mandat sei verfassungsmäßig unzulässig, ist die Sache keineswegs abgethan. In den vorliegenden Fällen war auch nicht eigentlich ein imperatives Mandat in Frage. Der Art. 29 der Reichsverfassung bestimmt, daß die Mitglieder des Reichstags „an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden" sind; und Aufträge wie Instruktionen lagen auch nicht vor. Vielmehr handelte es sich um Erklärungen und Zusicherungen, die von einzelnen Abgeordneten gelegentlich ihrer Wahl abgegeben waren: in der Regel zu dem Zwecke, um leichter gewählt zu werden. Dabei waren verschiedene Fälle möglich. Es ist denkbar, daß ein Kandidat die Zusicherung machte, er werde gegen einen Handelsvertrag mit Rußland stimmen, obgleich er schon damals die Ueberzeugung hatte, der Abschluß eines solchen Vertrages liege im allgemeinen Interesse. Dann handelte der Kandidat frivol und verlogen. Es ist aber auch möglich, daß der Kandidat, als er jene Zusicherung ertheilte, noch unsicher war, wie seine Ueberzeugung sich entwickeln werde. Dann handelte er leichtfertig, indem er sich im Voraus gegen den Vertrag einschwören ließ. Endlich nehmen wir den regulären Fall, daß Jemand in voller Ueberzeugung, ein Vertrag mit Rußland sei ein Unglück für das Reich, zusicherte, er werde jeden derartigen Handelsvertrag bekämpfen. Dagegen läßt sich vom Standpunkt der politischen Moral nichts einwenden. Dies Urtheil bleibt bestehen, auch wenn der Betreffende inzwischen seine Ueberzeugung ändert. Ebensowenig fällt umgekehrt in den beiden anderen Fällen für die moralische Beurtheilung der etwaige Umstand ins Gewicht, daß in der Zwischenzeit des Gewählten Meinung gewechselt oder sich so geklärt hat, daß die spätere Abstimmung mit der inneren Ueberzeugung des Abstimmenden zusammenfällt. Entscheidend bleibt allein die Ueberzeugung des Kandidaten bei Abgabe seiner früheren Erklärungen.

Davon ist das Verhalten des Gewählten bei seiner demnächstigen Stimmabgabe durchaus zu trennen.

Auch bei der Stimmabgabe ist allein die Frage entscheidend, ob das Votum der Ueberzeugung des Abstimmenden entspricht. Ob der Abstimmende früher mit diesem Votum zusammenfallende oder diesem Votum entgegenstehende Erklärungen abgegeben hat, ist für die moralpolitische Beurtheilung seiner Haltung bei der Abstimmung ganz irrelevant. Erklärte er sich früher bona fide gegen den Vertrag und stimmt er jetzt bona fide dafür, so handelt er völlig korrekt. Seine Wähler mögen ihn tadeln, daß er sich nicht bereits früher die Sache eingehend genug überlegt habe, aber sie können ihm keinen moralischen Vorwurf machen. Vielmehr würde der Betreffende politisch gewissenlos handeln, wenn er gegen seine veränderte Ueberzeugung deshalb stimmen wollte, weil er früher eine anderweitige Erklärung abgegeben hat. In Bezug auf diesen letzteren Punkt herrscht einige Begriffsverwirrung. Ein Mann, ein Wort! heißt es. Hat Jemand einmal zugesichert, er werde so oder so stimmen, so muß er sein Wort halten. Dem gegenüber meinen wir: er ist als ehrlicher Mann verpflichtet, sein Wort **nicht** zu halten, wenn seine Ueberzeugung sich geändert hat. Ich vermag auch nicht anzuerkennen, daß es besonders ehrenwerth sei, einem derartigen Konflikt durch Niederlegung des Mandats aus dem Wege zu gehen. Es ist das bequem, aber die Auffassung, welche dies Aushilfsmittel empfiehlt, verkennt das Wesen des parlamentarischen Mandats. Der Abgeordnete soll seinen Wählern eben nicht so gegenüberstehen, wie der Rechtsanwalt seinen Klienten. Der Abgeordnete hat seine Pflicht erfüllt, wenn er gewissenhaft sich eine Meinung über die seiner Beschlußfassung unterworfenen Vorlagen bildet und demgemäß stimmt. Das Recht der Meinungsänderung behindern heißt nur die politische Heuchelei groß ziehen. Gewiß liegt in diesem Grundsatz eine gewisse Gefahr für die praktische Politik, denn derselbe kann zum bequemen Deckmantel für den Streber dienen, dessen politische Wandlungen nicht durch eine ver-

änderte Ueberzeugung, sondern durch äußere Vortheile veranlaßt werden. Desungeachtet haben gerade die gewissenhaftesten Parlamentarier oft genug von dem Recht der Meinungsänderung Gebrauch gemacht, ohne deshalb ihr Mandat niederzulegen. Man denke nur an Sir Robert Peel, der auf das Programm der Beibehaltung der Kornzölle gewählt, kein Bedenken trug, unter Beibehaltung seines Mandats die Kornzölle zu beseitigen. Aehnliche Beispiele weist die Geschichte des englischen Parlaments zahlreiche auf.

In Wirklichkeit ist überhaupt das Beharren bei einer früheren Ansicht nicht immer ein Zeichen von Charakterfestigkeit, sondern manchmal ein Zeichen von Charakterschwäche. Gelegentlich ereignet es sich sogar, daß ganze Parteien nur deshalb die „Charakterfesten“ spielen, weil sie sich in einem früheren Stadium auf einen Vorschlag oder eine Formel verbissen haben, deren Unzweckmäßigkeit ihnen zwar allmählich klar geworden ist, die resolut aufzugeben sie aber nicht moralischen Muth genug besitzen. Sie stürzen sich dann lieber „unentwegt“ ins Verderben oder kämpfen muthig weiter, in der stillen Hoffnung besiegt zu werden. Diese Standhaftigkeit aus Furcht, nicht standhaft zu erscheinen, ist eine ziemlich weit verbreitete Schwäche. Ein solcher Zustand moralischer Schwäche pflegt dann gern durch besonders heftiges Deklamiren über Mannhaftigkeit, festes Rückgrat und dergleichen verdeckt zu werden.

In Summa: es ist im politischen Leben an sich weder ein Verdienst, bei einer Meinung zu beharren, noch eine Schande, eine frühere Ansicht zu wechseln. Aber es ist stets verwerflich, seiner besseren Ueberzeugung entgegen zu handeln.

Th. Barth.

## Parlamentsbriefe.

### XII.

Das war die große Woche des Reichstags. Kurz hintereinander wurden die zweiten und dritten Lesungen des Budgets, des deutsch-russischen Handelsvertrags und des Gesetzes über den Identitätsnachweis zu Ende geführt. Das ist viel, wenn man erwägt, daß oft mehrere Wochen hintereinander vergehen, ohne daß das geringste Resultat zu verzeichnen ist. Der russische Handelsvertrag ist mit einer Majorität angenommen worden, die viel größer war, als irgend Jemand vorausberechnet hatte. Zwar haben verschiedene Reichstagsabgeordnete, die sich von ihren Wählern schon Absolution für den Fall geholt hatten, daß sie dem Vertrag zustimmen sollten, doch ein ablehnendes Votum abgegeben; zwar haben Nationalliberale, wie die Herren von Marquardsen und Paasche, es möglich gemacht, kaltlächelnd gegen den Vertrag zu stimmen, aber im Centrum war die Zahl der Zustimmenden, wenn man von den bayerischen Mitgliedern absieht, eine überraschend große. Eine aufgeregte Stunde verlebte der Reichstag, als Herr von Koscielski nach einer erregten Auseinandersetzung mit seinen Fraktionsgenossen sein Mandat niederlegte; man zog daraus den irrigen Schluß, daß die Polen gegen den Vertrag stimmen würden; selbst wenn diese Vermuthung in Erfüllung ging, wäre der Vertrag noch gerettet gewesen.

Den geärgerten Agrariern kam es, nachdem sie ihre Sache verloren sahen, wesentlich darauf an, dem ihnen verhaßten Reichskanzler noch eine möglichst große Menge von Molicen an den Kopf zu werfen; immer von Neuem kehrte die Wendung wieder, daß Rußland es besser verstanden habe, seinen Vortheil wahrzunehmen als Deutschland, und daß Fürst Bismarck die deutschen Interessen besser gewahrt habe, als Graf Caprivi. Derartige Behauptungen sind völlig inhaltlos; wenn ein Rittergut um den Preis von einer Million Mark verkauft worden ist, wird sich hinterher stets behaupten lassen, der eine hätte es um hunderttausend Mark höher bezahlen oder der andere um hunderttausend Mark niedriger lassen können. Sehr häufig werden beide Theile recht behalten. Die Regierung hat es unterlassen, auf derartige Angriffe, zu denen die Herren von Plötz und der Renommirbauer Lutz eine hervorragende Befähigung an den Tag gelegt haben, in dem erregten Tone zu antworten, welchen Fürst Bismarck anzuschlagen pflegte; sie blieb ruhig, weil sie sich des bevorstehenden Sieges freute, und sie that recht daran. Aber sie mag sich in der Stille fragen, welchen Nutzen es für sie haben kann, in der Zukunft um die Unterstützung von Männern sich zu bemühen, die mit solchen Waffen gegen sie kämpfen.

Die Gründe, welche gegen den Handelsvertrag angeführt wurden, streiften zuweilen an das Groteske. Wenn z. B. die Befürchtung ausgesprochen wurde, die Einfuhr von russischem Hopfen werde den deutschen Hopfenbau beeinträchtigen, so ist es unbegreiflich, daß über einen solchen Galimatthias eine Stunde lang verhandelt wurde. Die beiden Hauptgründe, mit welchen für den Vertrag gefochten wurde, daß die deutsche Landwirthschaft von der differentiellen Benachtheiligung Rußlands nicht den geringsten Vortheil gehabt hat, und daß bei einem Differentialzollsystem die Aufrechterhaltung eines freundschaftlichen Nachbarverhältnisses auf die Dauer unmöglich sei, wurden in keiner Weise erschüttert.

Die zweite Lesung des Gesetzentwurfes über die Aufhebung des Identitätsnachweises fand in einer Nachtsitzung statt und Nachtsitzungen nehmen in Deutschland fast immer einen ärgerlichen Verlauf. In der dritten Lesung gelang es, eine Fassung zu finden, welche die Mehrheit befriedigte. Daß das Gesetz ein Sprung in das Dunkle sei, ist eine übertriebene Behauptung; es ist ein Experiment, das nachtheilige Folgen im Einzelnen haben kann, die durch nachfolgende Akte der Gesetzgebung wieder beseitigt werden können. Die Annahme des Gesetzes enthält übrigens zugleich ein von konservativer Seite abgelegtes Zeugniß dafür, daß die Getreidezölle schwere Nachtheile im Gefolge haben.

Das Budget ist durch die Berathungen des Reichstags erheblich gegen die Regierungsvorlage verändert worden. Die Einnahmen aus Zöllen, Verbrauchssteuern, Post- und Eisenbahneinnahmen wurden um etwa 11 Millionen höher veranschlagt, und von den Ausgaben gegen 19 Millionen gestrichen, so daß die Matrikularbeiträge und die Anleihemittel um etwa 30 Millionen ermäßigt werden konnten. Der höhere Ansatz der Einnahmen ist freilich lediglich eine kalkulatorische Maßregel; der Erfolg muß zeigen, ob dieselbe gerechtfertigt ist. An den Marineausgaben sind durch Absetzung zweier großer Schiffe und Verzögerung der artilleristischen Ausrüstung anderer Schiffe Abstriche im Betrage von mehr als 4 Millionen erzielt; bei den Heeresausgaben sind Abstriche von mehr als 8 Millionen erzielt. Daneben hat bei einer Reihe von anderen Titeln die strengste Sparsamkeit gewaltet. Nachdem die Ausgaben für die Heeresverwaltung durch die Organisation des vergangenen Jahres erheblich gewachsen sind, war sich der Reichstag der Nothwendigkeit bewußt, streng darüber zu wachen, daß die Entwicklung der Marine innerhalb der ihr gesteckten Bestimmung erhalten bleibt, den Schutz unserer Küsten zu übernehmen.

Eine Erwähnung verdienen die Verhandlungen über das Denkmal Kaiser Wilhelms I. In dieser Beziehung liegen zwei ältere Beschlüsse des Reichstages vor, auf denen weiter gebaut werden muß. Im März 1888 wurde wenige Tage nach dem Hinscheiden des Kaisers der Beschluß gefaßt, demselben von Reichswegen ein Denkmal zu setzen. Dieser Beschluß war ein gerechtfertigter; es wäre unverständlich, wenn das Andenken des Gründers des Deutschen Reiches nicht in dieser Weise geehrt würde. Der Beschluß hat selbstverständlich die Bedeutung, daß das Denkmal so bald errichtet werden soll, als es sich bei verständiger Behandlung der Sache ausführen läßt. Die Sozialdemokratie hat jenem Beschlusse nicht widersprochen, aber auch nicht zugestimmt. Sie hatte es vorgezogen, den Saal zu verlassen. Daß sie aus diesem Grunde an den Beschluß nicht gebunden sei, wie Herr Singer ausführte, ist eine abenteuerliche Behauptung, die keine Widerlegung verdient.

Der zweite Beschluß des Reichstages wurde im Juni 1890 gefaßt und ging dahin, die näheren Bestimmungen über Ort und Art und über den ausführenden Künstler in die Hand des Kaisers zu legen. Auch dieser Beschluß war schlechthin nothwendig; der Reichstag wird sich kaum jemals zu einem Mehrheitsbeschlusse darüber vereinigen, an welcher Stelle das Denkmal zu errichten ist, und welches Modell den Preis verdient. Hier wäre für eine Reihe der traurigsten querelles allemandes die Bahn eröffnet. Man muß die Entscheidung an die Stelle legen, die dazu am Meisten berufen ist. Wie nothwendig ein solcher Beschluß war, wird am Besten durch die Aufnahme bewiesen, welche der Begas'sche Entwurf gefunden hat. Ich begeistere mich für diesen Entwurf nicht, aber der Tadel, welcher gegen denselben gerichtet worden ist, ist in das Maßlose übertrieben. Es steht fest, daß jeder andere Entwurf jedes anderen Künstlers ähnlichen Tadel erfahren haben würde. Wird der Begas'sche Entwurf ausgeführt, so wird die Nachwelt vielleicht urtheilen, daß das Zeitalter Wilhelms I. keinen Künstler aufzuweisen gehabt habe, der die Aufgabe völlig gerecht geworden sei, die Gestalt des Kaisers in Erz wiederzugeben, aber sie wird das Denkmal als einen achtungswerthen Versuch respektiren.

Offen bleibt die Frage, und über diese hat der Reichstag zu entscheiden, wie große Mittel auf die Errichtung des Denkmals verwendet werden sollen. Die Regierung fordert acht Millionen Mark, der Reichstag hat vier Millionen Mark bewilligt. Das ist eine Frage, über die man streiten kann, über die man sich aber nicht erhitzen sollte.

Im Abgeordnetenhause hat die Budgetberathung zu langwierigen und anscheinend zwecklosen Kämpfen bei dem Posten für das Kultusministerium geführt. Die Oeffentlichkeit hat diesem verspäteten Kulturkampf wenig Aufmerksamkeit zugewendet und hat Recht daran gethan.

Proteus.

## Kriminal-anthropologische Schriften.

Während man sonst für juristische Fragen außerhalb der Fachkreise regelmäßig nur geringem Interesse begegnet, haben die Lehren des Italieners Cesare Lombroso einen ungewöhnlich starken volksthümlichen Reiz ausgeübt. Unzählige populäre Abhandlungen und Zeitungsartikel haben ihn gleichsam als Pfadfinder eines neuen Strafrechts begrüßt, der die in Jahrhunderte langer Gewöhnung erstarrten alten Anschauungen vom Wesen des Verbrechers mit einem Schlage über Bord geworfen hat durch seine Theorie von dem in Folge bestimmter Verhältnisse der Organisation „geborenen Verbrecher", der als solcher erkennbar ist durch Erscheinungen und Eigenthümlichkeiten, welche entweder allen Verbrechern gemeinsam sind durch einen spezifischen Typus (Verbrechertypus), oder die ihnen auf dem Wege des Rückschlages (Atavismus) zukommen. Entgegen diesem starken Popularitätserfolg hat die Wissenschaft, und zwar die medizinische nicht minder wie die juristische, sich gegen Lombroso's Lehren kühl, zum großen Theil sogar entschieden ablehnend verhalten. Und als auch der im August des Jahres 1892 in Brüssel zusammengetretene, von den hervorragendsten Fachmännern besuchte dritte internationale Kriminalanthropologen-Kongreß sich fast einstimmig dahin aussprach, daß der von Lombroso aufgestellte anatomische Typus des Verbrechers ein aus der Vereinigung heterogener Merkzeichen hervorgegangenes Produkt sei, welches daher Realität nicht beanspruchen könne, da schien es, als ob der Gegenstand, wenigstens vorläufig, aus der wissenschaftlichen Diskussion verschwinden würde. Diese Erwartung ist getäuscht worden durch das Erscheinen zweier bedeutender Werke namhafter Fachmänner, Baer und Kurella, welche ernste Beachtung verdienen und die Frage zweifellos von Neuem aufrollen werden.*)

Die beiden Schriften weichen in Anlage, Ton und Ergebniß durchaus von einander ab. Baer schöpft vorzugsweise aus der reichen Erfahrung, welche er als Oberarzt an dem Strafgefängniß in Plötzensee gesammelt hat, während Kurella, der Leiter einer Provinzial-Irrenanstalt ist, seine Behauptungen in erster Linie, wenn auch keineswegs ausschließlich, auf die Litteratur stützt, welche er mit großer Vollständigkeit beherrscht. Baer schlägt einen mehr trockenen, akademischen Ton an; während Kurella mit Leidenschaft und Feuer Partei ergreift. Und was das Wichtigste ist: Beide Gelehrte kommen zu einem diametral entgegengesetzten Resultat. Kurella stellt sich, in den Hauptpunkten wenigstens, durchaus auf den Standpunkt Lombroso's, wie er oben kurz charakterisirt ist, und zieht mit rücksichtsloser Energie die Konsequenzen aus seiner Lehre bis ans Ende. Baer dagegen leugnet mit Emphase die Behauptung, daß die Hirnorganisation des Verbrechers seine Rückfälligkeit und Unverbesserlichkeit bedingt. Wir müssen, heißt es bei ihm, diesen Zusammenhang auf das Entschiedenste zurückweisen, ebenso wie jede Abhängigkeit zwischen Schädelbeschaffenheit und Kriminalität. Durch die Organisation seines Schädels wird der Mensch nicht zum Verbrecher. Wo dieses Kausalitätsverhältniß erwiesen ist, ist die Organisation keine physiologische, sondern eine effektiv pathologische, und der Träger derselben kein Geistesgesunder, ganz so wie die von ihm ausgeübte Handlung die eines Geisteskranken ist.

Diese Behauptung, ihre Richtigkeit vorausgesetzt, würde die kriminal-anthropologische Gedankenwelt schlechtweg vernichten. Denn dann ist das Verbrechen kein individuelles Phänomen mehr, nicht die Folgeerscheinung einer Organisation, welche nur dem Verbrecher eigenthümlich ist, und welche ihn zum Begehen der verbrecherischen Handlung zwingt. Vielmehr sind, wie Baer eingehend nachzuweisen versucht, die anthropologischen und somatischen Merkmale bei Verbrechern zum allergrößten Theile ganz allein durch die Lebensverhältnisse der Verbrecherklassen, d. h. durch die Einflüsse und Verhältnisse ihrer Umgebung bedingt. Mit einem Worte: das Verbrechen ist nach dieser Auffassung ein soziales Phänomen, eine Art von Degenerescenz des sozialen Organismus, wie es der bisherige Vorsitzende der internationalen kriminalistischen Vereinigung, der belgische Professor Prins, einmal ausgedrückt hat: „Der Verbrecher und der ehrliche Mensch hängt jeder ab von seiner Umgebung. Es gibt soziale Verhältnisse, die der sittlichen Gesundheit günstig sind, hier gibt es keine Neigung, keinen Hang zum Verbrechen; es gibt ein soziales Milieu, wo die Atmosphäre verdorben ist, wo ungesunde Elemente sich anhäufen, wo das Verbrechen sich wie der Ruß auf den Rauchfang niederschlägt, wo der Hang zum Verbrechen fruchtbar wird."

Hiermit dürften die beiden sich schroff einander gegenüberstehenden Ansichten genügend charakterisirt sein. Wenn wir im Folgenden versuchen werden, zu ihnen Stellung zu nehmen, so müssen wir ausgehen von der Behauptung Kurella's, daß alle haltbaren Einwürfe gegen die Hypothese vom delinquente nato anknüpfen müssen an Einzelheiten, an die Lückenhaftigkeit des Materials, an die nicht absolut zwingende Bündigkeit der Schlußfolgerungen, daß dagegen die der Lehre zu Grunde liegenden Prinzipien selbst unanfechtbar seien. Gerade diese letzten Worte werden den energischsten Widerspruch aller derjenigen Männer herausfordern, die nicht zu den unbedingten Anhängern Lombroso's und der von ihm begründeten positivistischen Schule Italiens gehören. Denn die Angriffe dieser richten sich direkt und unmittelbar gegen das Prinzip. Man nimmt keinen Anstand, die Richtigkeit der Einzelbeobachtungen, wie sie die Kriminalanthropologen anstellen, zuzugeben. Aber man sieht in ihnen eben nur Momentphotographien, welche aller-

*) Baer, Der Verbrecher in anthropologischer Beziehung, Leipzig, Georg Thieme, 1893, und Kurella, Naturgeschichte des Verbrechers, Stuttgart, Ferdinand Enke, 1893.

dings nach den verschiedensten Richtungen hin belehren und interessiren, insbesondere auch höchst beachtenswerthe Bausteine liefern können zur Aufrichtung der oft so schwer festzustellenden Grenze zwischen dem Gebiete des Verbrechens und demjenigen des Wahnsinns. Einen darüber hinausgehenden Werth aber mißt man allen diesen Beobachtungen nicht bei, vor allem bestreitet man, daß sie irgend welche Beweiskraft besitzen für die Theorie, nach welcher Faktoren physischer Art die ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise erzeugende Ursache des Verbrechens sind, und dies deshalb nicht, weil die ganze Fragestellung, von der diese Lehre ausgeht, schief ist, weil ihre Voraussetzungen unhaltbare sind.

Die Gründe für diese Ansicht sind zahllos, wir greifen aus ihnen nur einige wenige sofort in die Augen springenden Punkte heraus.

Wir lesen bei Kurella: „Der Kern des Gewohnheitsverbrecherthums entspricht dem von Lombroso aufgestellten Typus, der sich als eine Varietät der heutigen europäischen Bevölkerung darstellt, charakterisirt durch ein unter der Norm liegendes Volumen von Schädelhöhle und Gehirn, namentlich durch geringe Entwicklung des Stirnlappens, und pithecoïde Eigenthümlichkeiten der Windungsanordnung, ferner durch eine Reihe zum Theil verborgener Varietäten, die ich als primaloid zusammengefaßt habe, und durch eine Reihe biologischer und psychologischer Eigenthümlichkeiten aus angeborener Disposition, die in ihrer Gesammtheit ein charakteristisches, von den Erscheinungsformen erblicher psychopathischer Degeneration durchaus verschiedenes Bild ergeben."

Diese ganze Beweisführung hat zu ihrer stillschweigenden, aber unumgänglichen Voraussetzung, daß die Bezeichnungen: Verbrechen und Verbrecher feststehende einheitliche Begriffsbildungen darstellen. Denn wenn gewisse körperliche Eigenthümlichkeiten, bestimmte Eigenschaften des Charakters und des Gefühlslebens für das Verbrecherthum charakteristisch sein sollen, so muß dieses doch einer konkreten, ein für alle Mal faßbaren Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft entsprechend sein. Dies ist aber nun bekanntlich keineswegs der Fall. Es bedarf wohl kaum erst noch der Erwähnung, daß der Begriff des Verbrechens ein recht wandelbarer und ganz und gar von den jeweiligen Interessen und sittlichen Anschauungen eines bestimmten Staatswesens abhängig ist. Daraus aber haben mit Recht der geistreiche Italiener Vaccaro nicht minder, wie der gediegene deutsche Fachmann Binswanger den die ganze Lombroso'sche Lehre in ihren Fundamenten erschütternden Schluß gezogen, daß es schon a priori unmöglich ist, die in einem ewigen Rollen begriffenen Sammelnamen „Verbrechen" und „Verbrecher", mit denen man einen nicht nur nach Zeit und Ort verschiedenen, sondern anerkanntermaßen überall noch unvollkommenen und verbesserungsbedürftigen Begriff verbindet, zu naturwissenschaftlich berechtigten Eigenschaftswörtern zu stempeln. Jeder weiß, daß die Staatsgewalt heute Handlungen mit schwerer krimineller Strafe ahndet, — es sei nur an den Incest erinnert, — die bei hochentwickelten Völkern des Alterthums als gesetzlich erlaubt, ja als etwas besonders Heiliges galten. Dasselbe ist aber auch in der Gegenwart der Fall. Durchmustert man die Gesetzgebung von ungefähr auf gleicher Kulturstufe stehenden Nationen, so ist man oft erstaunt, wie grundverschieden die Ansichten sind über das, was moralisch und recht ist. Und endlich, um noch ein von Binswanger erwähntes Beispiel anzuführen, gilt nicht, was zur Zeit ruhiger Arbeit des Friedens das denkbar Verabscheuungswürdigste ist, bei tiefgreifender Erschütterung durch weltumwälzende Ereignisse als eine Pflicht nationaler Selbsterhaltung und Selbstwürdigung?

Halten wir uns alles dieses gegenwärtig, so dürfte es ohne weiteres klar sein, daß es ein von vornherein aussichtsloses Beginnen ist, Merkmale zu suchen, welche dem Verbrecher als solchem einen ganz bestimmten Typus aufprägen sollen. Das Verbrechen ist eine Erscheinung des Gesellschaftslebens. Damit aber schwebt die ganze Kriminalanthropologie in der Luft.

Diese Lehre ist aber nicht nur theoretisch unrichtig, sondern auch praktisch äußerst gefährlich. Greifen wir auch zum Belege hierfür eine Stelle aus Kurella's Buch heraus. Er spricht von den bei schweren und gefährlichen Verbrechern häufig vorkommenden, oft den ganzen Rumpf und den ganzen Körper einnehmenden Tättowirungen, welche durch ihre Bedeutung für die Identifizirung eines der praktisch wichtigsten Merkmale der Verbrecher bilden. Sodann fährt er wörtlich fort: „Praktisch ist das Vorkommen von Tättowirungen bei gebildeten und bestraften Männern sehr wichtig, da es fast mit absoluter Sicherheit auf eine latente Kriminalität schließen läßt, zumal wenn fliehende Stirn, massige Kiefer oder Henkelohren zugleich bestehen, wie bei zwei mir bekannten, noch unbestraften, aber sehr verdächtigen Gentlemen". Kurella findet endlich in diesen Tättowirungen Befunde von großer anthropologischer Bedeutung, da sie unverkennbar eine Neigung, ein Bedürfniß des Verbrechers charakterisiren, welches er mit Naturvölkern, nicht mit der normalen Bevölkerung civilisirter Länder gemein hat. Nun ist es zunächst eine bekannte Thatsache, welche von Baer unter Heranziehung massenhaften Materials mit jeden Zweifel ausschließender Sicherheit zum Ueberfluß noch einmal nachgewiesen wird, daß das Tättowiren in gar keinem ursächlichen Zusammenhang mit dem Atavismus und noch weniger mit der Kriminalität steht, denn es ergibt sich bei den Verbrechern lediglich aus der Eigenthümlichkeit ihrer Lebensbedingungen und ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse. Es kann nicht als Zeichen eines verbrecherischen Sinnes gelten, solange es unzählige brave und ehrliche Menschen gibt, welche tättowirt sind, wie namentlich die Seeleute, die viel freie Zeit haben und damit ihre Langeweile zu ertödten suchen. Aber alles dies betrifft nur einen einzelnen Irrthum, der nicht viel verschlägt. Viel wichtiger ist ein anderer Punkt: Wenn man sich wirklich erst zu dem kühnen Schluß versteigt, „fast mit absoluter Sicherheit" latente Kriminalität, — ein unserer Auffassung nach an sich schon ungeheuerlicher Begriff! — anzunehmen, wenn Jemand sich tättowirt und Henkelohren hat, dann ist es mit der Freiheit des Individuums, mit der Sicherheit des Staatsbürgers zu Ende. Dann steckt man mitten in der Auffassung, auch solche Leute aus der menschlichen Gesellschaft zu entfernen, welche zwar noch kein Verbrechen begangen haben, also dem Strafgesetze gegenüber als durchaus ehrlich gelten müssen, aber in Folge ihrer körperlichen und geistigen Anomalie kriminelle Tendenz verrathen. Denn in der That liegt von diesem Standpunkt aus kein verständiger Grund mehr vor, mit der Strafe zu warten, bis das Verbrechen begangen, also ein Schade angerichtet ist, da doch die vorhandenen Schädelanomalien oder die anderen Degenerationserscheinungen ein völlig sicheres Zeugniß dafür sind, daß ihr Träger ein Verbrecher werden muß. Wie in einer bekannten Anekdote der Arzt einem ihm zufällig begegnenden, gesund gewordenen Patienten zuruft: „Mensch, dann müssen sie falsch behandelt sein", so steht bei Lombroso nicht minder wie bei Kurella fortwährend zwischen den Zeilen zu lesen: Der Mann hat zwar noch kein Verbrechen begangen, aber er hätte eigentlich ein solches begehen müssen. Seine Unbescholtenheit ist etwas zufälliges, widernatürliches. Und doch setzt Kurella als Motto seinem Buche die Worte vor: „Die Sicherheit ist die Tugend des Staats," und doch hat von Liszt noch in zwei vor einigen Monaten erschienenen Abhandlungen*) mit feinsinniger Begründung nachgewiesen, wie das ganze Strafgesetzbuch, so paradox es im ersten Augenblicke klingen mag, den wichtigen Zweck verfolgt, ein Bollwerk des Verbrechens, eine unantastbare Schutzwehr des Individuums zu sein. Es galt, im Interesse des Einzelnen der staatlichen Allgewalt enge Schranken zu ziehen. Deshalb bestimmt das Gesetz ein für alle Mal genau die Voraussetzungen für das staatliche Eingreifen und genau seine Grenzen. Dies ist der

*) Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft, Berlin, J. Guttentag 1893, Bd. 13, und Mittheilungen der internationalen kriminalistischen Vereinigung, ebenda, Bd. IV, Heft 2.

gute Sinn des dem Nichtjuristen oft so überflüssig erscheinenden Wustes der strafrechtlichen Begriffe. In ihnen vertheidigt man den Individualismus, und sie werden bleiben, so lange noch nicht der letzte Funke liberaler Weltanschauung erloschen ist. Solange aber wird man auch Lombroso's Theorien mit kühlster Vorsicht entgegentreten und sich wohlweislich hüten, auf die schwankendsten und unsichersten Kriterien hin die Richter gleichsam zu Seelenkündern zu machen und sie mit den weitgehendsten Machtbefugnissen auszustatten.

Und nun endlich noch ein letztes Bedenken vom Standpunkt des Juristen aus: Würde die Lombroso'sche Theorie zur Anerkennung gelangen, so würde zugleich mit ihr ein wenig gern gesehener, ungebetener Gast seinen Einzug in das staatliche Gebäude halten, ein trostloser Pessimismus. Jeder, der auch nur einen flüchtigen Blick in die Schriften der italienischen Kriminal-Anthropologen geworfen hat, weiß, wie wenig sie an die Heilkraft der Strafe glauben und glauben können, denn was soll diese, wo das traurige Pathengeschenk, die angeborene Anlage, mit unabwendbarer Nothwendigkeit zum Verbrechen führt? Auch Kurella kann sich, und von seinem Standpunkt aus ganz mit Recht, für die von der internationalen kriminalistischen Vereinigung angestrebte Reform des Strafensystems nicht übermäßig erwärmen, er dringt darauf, daß vielmehr die radikaleren Gedanken und Reformprojekte der italienischen Schule Raum gewinnen mögen, wie beispielsweise der Ersatz der kurzzeitigen Freiheitsstrafen durch Prügelstrafe, insbesondere aber ausgedehntere Anwendung der Todesstrafe, lebenslängliche Internirung oder Deportation unverbesserlicher Verbrecher u. s. w. Dies alles ist streng folgerichtig, wenn man wirklich an die Besserungsfähigkeit der menschlichen Natur, an die Möglichkeit einer Nacherziehung verzweifelt

Ganz anders stellt sich die Sache natürlich, sobald man in dem Verbrechen ein soziales Phänomen sieht. Dann läßt sich das Verbrechen bekämpfen, indem man die sozialen Schäden beseitigt, in denen es wurzelt und wuchert, durch Einwirkung sowohl auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, wie vor allem auf den einzelnen Menschen. Kurella freilich bestreitet diesen Zusammenhang, er leugnet mit größter Entschiedenheit die Abhängigkeit der Kriminalität von den gesellschaftlichen Zuständen, insbesondere von der sozialen Noth. Ihm erscheint die Annahme, daß eine durch Mißernten oder Schutzzölle bedingte Theuerung mit der Noth auch die Kriminalität steigere, für eine durch nichts bewiesene Behauptung. Nun sollte man meinen, daß der enge Zusammenhang zwischen dem Verbrechen einerseits und den gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Verhältnissen andererseits eine selbstverständliche und a priori anzunehmende Thatsache ist. Wenn beispielsweise die Gesetzgebung das Brot künstlich vertheuert, ohne daß die Arbeitslöhne gleichzeitig steigen, so wird der Anreiz erhöht, zu illegalen Mitteln zu greifen, um den Hunger zu stillen, und die Eigenthumsdelikte werden zunehmen. Drückt der Staat das Niveau der Volksschule gewaltsam herunter, so vermehrt sich die Unbildung und mit ihr das Verbrechen. Die Verfolgung von Ketzern und politisch Andersgesinnten hat stets eine Vermehrung der politischen und religiösen Delikte zur Folge gehabt. Wenn Kurella für alles dies einen ausdrücklichen Nachweis verlangt, so wird ihm auch dieser in kurzer Zeit erbracht werden. Die internationale kriminalistische Vereinigung steht im Begriff, der Frage ernstlich näher zu treten. Auf ihrer letzten Hauptversammlung zu Paris im Sommer vorigen Jahres wurde ein in diesem Blatte bereits gewürdigtes Gutachten Dr. Köbner's (Berlin) vorgelegt, das mit vielem Scharfsinn die Fehler und Mängel der heutigen Kriminalstatistik aufdeckt und die Mittel und Wege zeigt, wie die Kriminalstatistik sich zu der hohen Aufgabe einer Sozialstatistik entwickeln kann, welche uns ein Gesammtbild der verbrecherischen Persönlichkeit entrollen wird mit den zahllosen objektiven wie subjektiven, unverschuldeten wie verschuldeten Ursachen der Berufs- und Erwerbslosigkeit, die von Verbrechen zu Verbrechen treibt. Auf diese Anregung hin wählte die Vereinigung eine Kommission, die genaue Vorschläge für eine einheitliche Rückfallsstatistik ausarbeiten soll, damit diese dann seitens der Vereinigung an die Regierungen mit der Bitte um gemeinsame Regelung der Frage eingereicht werden können. Zweifellos werden sich hieraus höchst interessante Aufschlüsse über die Zusammenhänge zwischen den sozialen Verhältnissen und dem Verbrechen ergeben.

Wir haben hiermit nur einige Hauptbedenken gegen die Lombroso'sche Lehre hervorgehoben, und auch diese nur von den dem Juristen naheliegenden Gesichtspunkten aus beleuchtet. Was der Mediziner dagegen einzuwenden hat, findet sich in Baer's Schrift mit größter Vollständigkeit und überzeugender Klarheit zusammengefaßt. Das Werk bedeutet einen Markstein in der Geschichte der Kriminalanthropologie. Aber auch Kurella's Buch verdient trotz aller Vorbehalte daneben volle Würdigung. Freuen dürfen wir uns, daß uns beide Arbeiten zu gleicher Zeit geschenkt sind. Denn der kecke Muth des Wagens und auch wohl einmal des Irrens ist bisweilen für die Wissenschaft förderlicher gewesen, als allzu langsames, bedächtiges Vorwärtsschreiten. Mögen auch die Theorien Kurella's widerlegt, seine Schlußfolgerungen entkräftet werden können, so wird man trotzdem anerkennen müssen, daß er offen und rückhaltlos gegen manche Einseitigkeiten einer zu weit getriebenen Begriffsjurisprudenz Front macht, „die vor den Augen der europäischen Juristen eine so dichte Wolke von Abstraktionen hat aufwirbeln lassen, daß unter dem Schutz dieser Wolke das berufsmäßige Verbrecherthum gedeihen und sich vermehren konnte". Trotz aller Gegensätzlichkeit zu der modernen deutschen und auch der italienischen Strafrechtswissenschaft, die sich immer energischer von Lombroso lossagt, stimmt Kurella mit ihr darin überein, daß von der Kenntniß des verbrecherischen Individuums, von der Bekämpfung des Verbrechers und nicht der einzelnen verbrecherischen That eine erfolgreichere Handhabung des Strafrechts erwartet werden kann. Dies aber ist das Wichtigste und dieses Verdienst wird Kurella bleiben, auch wenn man sich der in der Form ruhig-vornehmen, in der Sache überzeugenden Argumentation von Baer's klassischem Werke beugt und mit ihm der Ueberzeugung ist: Es gibt keine Organisation, die nur dem Verbrecher eigenthümlich ist. Der Verbrechertypus ist ein künstliches Zusammenwerfen von Merkmalen ohne jede Basis. Der Verbrecher, der gewohnheitsmäßige und der scheinbar als solcher geborene, hat viele Zeichen einer körperlichen und geistigen Mißgestaltung. Diese haben jedoch kein so eigenartiges Gepräge, daß sie den Verbrecher als etwas Typisches von seinen Zeitgenossen unterscheiden. Der Verbrecher trägt vielmehr die Spuren der Entartung an sich, die in den niederen Volksschichten, denen er meist entstammt, häufig vorkommen, welche, durch die sozialen Lebensbedingungen erworben und vererbt, bei ihm bisweilen in potenzirter Gestalt auftreten. Wer die Verbrechen beschränken will, muß die sozialen Schäden beseitigen, muß bei den Feststellungen der Strafarten und bei ihrem Vollzuge mehr Gewicht auf die Individualität des Verbrechers als auf die Kategorie des Verbrechens legen.

H. Heinemann.

## Eine ironische Schriftstellerin.

Unter den vielen Neuigkeiten, welche uns das verflossene Litteraturjahr in einem bunten Perlenhaufen bescherte — Glasperlen zumeist, die nie in dem Schoße einer Muschel unter Schmerzen geboren wurden — befindet sich ein Kleinod, uns um so theurer, weil es von lieber Hand kommt: ein neuer Roman der Marie Ebner.*) Seit nicht

*) Glaubenslos? Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin. Gebrüder Paetel 1893.

viel weniger wie zwanzig Jahren wirkt die treffliche Erzählerin unter uns; wir alle kennen ihre mütterlichen Augen, den feinen Mund, der so überlegen und so liebreich zu lächeln weiß, und jene großartige Bewegung, mit der sie das leidende Geschöpf emporzieht, wie wohl eine Mutter ihr bleiches Kind in die Arme nimmt. So ist sie uns in ihren ersten Novellen erschienen: eine Frau von fünfundvierzig Jahren, ein wenig matronenhaft, nicht ohne das Gepräge ihrer adligen Abkunft, wohlthätig und beruhigend in ihrer Güte und dem heiteren Gleichmaß einer geschlossenen Natur, und so erscheint sie uns heute, wo der über Sechzigjährigen die Rede ein wenig bedächtiger fließt, und ein versonnener Zug auf dem edlen Antlitz uns an jene anbetungswürdigen Greisinnen gemahnt, die sie wie Niemand vor ihr geschildert hat.

Marie Ebner ist auf Schloß Zdislavic zur Welt gekommen; ihr Vater gehörte zum österreichischen Hochadel und soll ein soldatischer und gottesfürchtiger Herr gewesen sein. Für die Erziehung, die sie empfing, haben wir in ihren Dichtungen einigen Anhalt; es scheint, daß sie in den Anschauungen und Uebungen ihres Standes und als eine gläubige Katholikin heranwuchs. Mit achtzehn Jahren, in dem verhängnißvollen Jahre achtundvierzig, vermählt sich die Komtesse Dubsky mit dem Geniehauptmann von Ebner-Eschenbach und tritt damit in einen neuen Lebenskreis. Ihr Gatte war Lehrer der Naturwissenschaften an einer Militärakademie; die Anschauungen, die er ihr zuführte, waren mehr auf die Gesetze der Physik als auf die heiligen Schriften gegründet, Männer von geistiger Bedeutung traten durch ihn mit der jungen Frau in Berührung. In diesen Jahren, in welchen es in der Monarchie zu krachen begann und jene Tragödie des lustigen Oesterreich sich vorbereitete, die es vergebens mit Faschingsspäßen zu übertäuben sucht, müssen sich in ihrer Seele bedeutsame Wandlungen vollzogen haben, Wandlungen, von denen wir in ihren Aphorismen einige schmerzhafte Spuren zu finden glauben — und aus diesen Wandlungen ist wohl die Eigenschaft hervorgegangen, die uns heute an der Dichterin Marie Ebner als die merkwürdigste und eigenartigste erscheint: ihre Ironie.

Die Ironie, welche sich heute jeder wohlfeile Spötter und lächelnde Cyniker zuschreiben möchte, ist nach ihrem ersten und ewig geltenden Sinn eine Weise der Weltanschauung so gut wie der Humor; sie ist ein liebreiches Belächeln der Welt, oder tiefer gefaßt der eigenen inneren Erfahrungen. Wohlgemerkt: ein Lächeln, nicht ein Gelächter, nicht ein Spaßen und Possentreiben mit dem Gefühl, wie es die Romantiker, diese Generalpächter der Ironie versuchten in ihrem Wahn, daß sich künstlich in der Retorte herstellen lasse, was ein höchstes Erzeugniß der Natur und des Erlebens ist — und wie es Heine zuweilen aus Scham und Aerger that, daß er als Künstler vor dem Publikum fein heimliches Empfinden prostituirt hatte. Das wundervolle unsichtbare Lächeln der Ironie ist das Zeichen einer inneren Freiheit, die nur unter Schmerzen gewonnen wird, und einer unabänderlichen Liebe; es ist der Ausdruck einer Persönlichkeit, die über vieles hinaus ist, was sie liebt, und noch liebt, worüber sie hinaus ist. Nur wer diese liebreiche Freiheit besitzt, kann die künstlerische Ironie in sich ausbilden, das ist die Gabe, einen tiefen Seelenvorgang, den der Künstler zugleich als einen eigenen und einen fremden empfindet, vor sich hinzustellen, von allen Seiten zu befühlen, an seiner Tragik einen komischen Zug und den tiefen Ernst in einer lustigen Situation zu empfinden, und beide Seiten unvermischt und ohne gegenseitige Störung zur Geltung zu bringen. So wahr ist das Wort, daß nur bei höchster Menschenliebe die höchste Kunst gedeiht, und daß sie nur dem gereiften Geiste in den Schoß fällt.

Es ist kaum ein größerer Gegensatz denkbar wie Ironie und Weltschmerz. Ironie ist Freiheit, Weltschmerz Gebundenheit. Mit allen Wurzelfasern haftet Marie Ebner in ihrer Heimath und Gesellschaft; sie ist so durchaus österreichisch, daß ihre Erzählungen geradezu den unvergänglichen Werth zeitgenössischer Sittenschilderungen besitzen, und sie ist so ganz die Grafentochter von Schloß Zdislavic, daß sie, wie sie sich wendet und was sie unternimmt, ob sie den Roman einer Müllerstochter erzählt oder eine ihrer unvergleichlichen Gouvernantengeschichten, ob sie in der Residenz anhebt oder in der mährischen Kleinstadt Weinberg oder auf dem Gebirgsflecken Schran, immer an irgend einer Stelle und in irgend einem Augenblick bei einem Grafen oder auf einem Schloß angelangt ist. Indem sie sich nun über diesen Zusammenhang erhob, kam ihr ein Umstand ihrer künstlerischen Entwicklung zu Hilfe. Die Anfänge der Ebner waren bekanntlich dramatischer Natur; nun ist es das Ideal der dramatischen Charakteristik, welche mit sichtbar hingestellten, runden Figuren zu arbeiten hat, daß der dargestellte Charakter sich selbst nicht kenne, von seiner Umgebung verkannt werde und gleichwohl dem Zuschauer als dem einzig Wissendem sofort und zweifellos zu Bewußtsein komme. Diese Kunstweise übernahm die Ebner für die Erzählung und erreichte damit eine höchste Wirkung der Ironie: sie machte uns zu Zuschauern bei der Tragikomödie der menschlichen Kurzsichtigkeit und zauberte uns so das Lächeln auf die Lippen, das im Schaffen ihr eigenes Antlitz liebenswürdig umschwebte. Zuweilen multiplizirt sie den Tric: so wenn in der Novelle Oversberg ein Charakterkopf einer ganzen Versammlung von Charaktermasken die Geschichte einer dritten Person erzählt, über die die edle Genossenschaft bald in wieherndem Gelächter, bald in lodernder Entrüstung aufsteigt, während sich dem einzigen Dechanten und dem unbetheiligten Zuschauer ein feines, edles, leidvolles Menschenantlitz enthüllt.

Manche Novellen der Ebner dürfen schlechtweg ironische Novellen genannt werden. Ironisch ist die holde Geschichte von dem unberechenbaren kleinen Mädchen, das mit sieben Jahren kraft väterlichen Machtwortes zur Beichte vorbereitet wird, am Abend vor der heiligen Handlung, als es bei allen Verwandten und Angestellten reuig die Runde macht, auch seinen großen Hühnerhund unter vielen Küssen um Verzeihung bittet, und sich nach der Beichte aus dem Thurmfenster zu stürzen versucht, weil es in der Beichtformel versprochen hat, lieber zu sterben, als Gott durch eine neue Sünde zu beleidigen. Und von einer Ironie, die das Herz zerschneidet, geradezu weltironisch ist eine andere Geschichte, ein Histörchen, das der spaßhafte alte Graf seiner alten Flamme, der Gräfin mit den ewig schönen nachtschwarzen Augen, so bei einer Tasse Thee zum Besten gibt; die Gräfin steht mit ihrem Verehrer auf dem Kriegsfuß, sie hält ihn für einen Nihilisten, weil er dem „Volk“ das Recht zuspricht, auf seine eigene Façon und ohne grundherrliche Beihilfe elend zu werden, da bringt er ihr denn, wiewohl sie gar nicht hören mag, unter tausend Späßen sein Geschichtchen bei, wie seine großherrliche Frau Großmutter an einem jungen hübschen Bauernburschen ein Gefallen fand, und was für Segnungen daraus für ihn erwuchsen: das Saufenlernen, und die Trennung von seiner kleinen Liebsten, und ihr grausames Ende — und für alles bedankt er sich noch, wenigstens kommt immer der Kammerdiener mit der unterthänigen Meldung: der Mischka läßt die Hand küssen, er wird ein Ende machen — der Mischka läßt die Hand küssen, er ist wieder da — und schließlich gar: der Mischka läßt die Hand küssen, er ist schon todt — die Frau Großmutter hat ihn nämlich in einer ganz kleinen, verzeihlichen Uebereilung todt prügeln lassen — es wäre zum Weinen, wenn es nicht so bitterlich zum Lachen wäre.

Andere Erzählungen enthalten einzelne ironische Züge oder Charaktere. So wenn in Unsühnbar der Graf, in schmerzlichen Aengsten die erste Niederkunft seiner Frau abwartend, immer an der Längswand des Zimmers entsetzlich falsch pfeifend auf- und niederläuft, während sein dicker, guter Vetter auf dem Divan sitzt und seine rothen Finger knacken läßt. Oder im kleinen Roman Madame la Douairière, die eine unangenehme Empfindung wie eine physische Gefahr fürchtet: ihre Söhne stehen vor dem Feind, in diesem Augenblick vielleicht wird in ihrer nächsten Nähe die blutige Entscheidung geschlagen, und sie, in dem krampfhaften Bestreben, ihrem größeren Feind, dem Unangenehmen zu entgehen, sitzt schön gekleidet, wohl parfümirt, in Anmuth

und spiegelheller Heiterkeit und redet unaufhörlich von charmanten Dingen, charmanten Leuten und charmanten Toiletten. Daß die Geschichte der Komtesse Muschi von Ironie überströmt, braucht kaum gesagt zu werden; der lustigste Zug ist doch die unerwartete Verlobung des präsumptiven Bräutigams mit einem uneleganten Mädchen — und der feinste der kleine Moralische des Fräulein Muschi, der einen ganzen Augenblick lang ihr Sportskomtessenthum beinahe leid wird.

Wir wollen nun zum Schluß noch eine Erzählung betrachten, die so rund und rein in der klaren Luft steht, als könne eine Verbindung mit einem Autorenherzen gar nicht aufgefunden werden, und die doch ganz durchleuchtet ist von der feinen, gütevollen Ebner'schen Ironie: das letzte Buch, das uns Marie Ebner geschenkt hat, ihre Erzählung „Glaubenslos“. In dem kleinen, hochgelegenen Gebirgsflecken Schran, der sich einer prachtvollen Luft, einer erhabenen Landschaft und eines etwas schadhaften Einwohnervölkchens erfreut, verwaltet die Seelsorge der greise, mildherzige Pfarrer Thalberg. Der liebe Herr war nicht von Anfang an Geistlicher; ein jüngerer Grafensohn, hat er ausgelassene Lieutenantsjahre hinter sich, aber die Gräfin Mutter hat immer gesagt: unser Georg wird doch einmal Priester! — worauf der alte Graf regelmäßig versetzte: wie Gott will. Der Pfarrer hat ein altes Rassegesicht: rostfarben, der Mund groß, charakteristisch, mit braunrothen Lippen, die Nase mächtig und breitrückig, um den kahlen Scheitel zieht sich ein Kranz von kurz gehaltenen, schimmernd weißen Haaren, und über der auffallend lichten Stirn ragt ein einsames Haarbüschel wie ein bereiftes Sträuchlein in der Oede. Aus den blauen, tiefliegenden Augen kann noch eine große Willenskraft funkeln, und zuweilen flucht er mit seiner milden Greisenstimme ein martialisches: barbe bleue! Im Uebrigen erfüllt er seine Berufspflichten pünktlich und von Herzen, ist seiner Gemeinde ein milder Richter, wankt niemals im Glauben noch gar im Wandel und hat nur eine, aber auch sehr ausgesprochene Schwäche: ganz ähnlich wie Madame la Douairière leidet er an einer unüberwindlichen Abneigung gegen alles Peinliche und Grelle — besonders gegen alle grellen Empfindungen. Da hat ihm denn der Herrgott in seiner Weisheit den Kooperator Leo zugesellt. Der Pater Leo, das ist der Mann nach seinem Herzen! Das ist der Frieden in Person, die Uebereinstimmung aller Anlagen und Neigungen mit dem freiwillig und in jungen Jahren erwählten heiligen Beruf. Ein merkwürdiger Mensch übrigens, dieser Kooperator! Er ist ein Astronom, ein Philosoph — er spekulirt! Dem alten Herrn, dem niemals solche verwegenen Neigungen gekommen sind, ist es doch eine Art Erbauung, sich so in die unerhörtesten, beinahe schwindelnden Gedankenhöhen emportragen zu lassen, aus denen man dann ganz sacht und ohne sich weh zu thun wieder herabsinkt; denn ihre Gelehrsamkeit in Ehren, so machen doch die Herrn einen gar weiten und beschwerlichen Umweg, um endlich da anzulangen, wohin den Pfarrer ein paar müde Greisenschritte getragen haben: vor einer verschlossenen Thür.

Der friedliebende Pfarrer Thalberg, der kalte, überlegene Konsistorialrath Pinz, die Bauern auf dem Koglerhof, die Schraner in dem Dorf — alle, alle verkennen den Kooperator Leo, wie er gelegentlich jeden Einzelnen unter ihnen verkennt. Leo ist ein in inneren Kämpfen aufgeriebener, zermüdeter Mann, ein Priester mit zerrüttetem Glauben. Der junge Geistliche steht seinem Amte anders gegenüber wie sein Vorgesetzter; sein priesterlicher Beruf ist ihm wie die Seele, die sich ihren Leib geformt: sie ist in ihm, oder er ist nicht mehr. Leo ist eine illusionäre Natur; wie viele reine und spekulativ veranlagte Menschen leidet er an einer geistigen Weitsichtigkeit. Er hängt sein Herz an die Menschheit, er hat ein grenzenloses Vertrauen zu dem Guten; seine Begeisterung schwelgt in Abstraktionen, und seine oberste Abstraktion ist Gott. Plötzlich macht er die Entdeckung, daß seine Ueberzeugung nicht ganz mit seiner berufsmäßigen Gläubigkeit übereinstimmt, es ist da irgendwo ein kleiner, feiner Riß, er muß ihn finden! Und er fängt an zu suchen, mit eindringlichem Eifer, mit unerbittlicher Genauigkeit, bis er entdeckt, daß der Riß ein Spalt ist, der durch das Fundament seines Glaubens klafft. Das ist erschreckend, aber es ist. Und es ist sogar vielleicht ein Segen Gottes! Denn ist nun Leo glaubenslos geworden? Oder hat er nicht vielmehr einen höheren Glauben gewonnen, eine reinere Stufe der Erkenntniß? Vielleicht ist es sein Beruf, die Brüder zu ihr hinanzuführen, der Apostel eines verfeinerten, veredelten Menschenvolkes zu werden! Kommt, wird er ihnen zurufen, ich will Euch dahin führen, wohin mich Gott geführt hat; erweitert Euren Blick, wachset im Guten, damit Eure Anschauung von Gott wachse! — Das Menschenvolk, die Menschheit — mit diesem Ding hat sich der alte Thalberg nie beschäftigt; dafür kennt er seine Schraner und hat es längst aufgegeben, sich an ihnen die Finger weh zu machen. So hat er auch nur ein geringes Verständniß für das Entsetzen, welches Leo ergreift, als er die Entdeckung macht, daß er Menschen zu fassen glaubte und Würmer und Kröten in der Hand behielt. Nun ist er gerichtet. Wenn Leo die Menschen nicht zum Guten führen kann, was bleibt dann von seinem Beruf? Ceremonien, die ihm nicht mehr gelten, Dogmen, deren Unhaltbarkeit er erkannt hat! Er kann nicht mehr Priester sein ohne zu lügen oder ein Aergerniß zu geben. Also darf er es nicht mehr; es gibt keinen Ausweg, er muß fort, sein Gelübde brechen, entfliehen!

Wie der Konflikt sich lösen wird, ist in seiner Weise in ihm vorgezeichnet. Leo treibt sich immer in seinem abstrakten Zirkel um: ich kann den Menschen nichts nützen, also darf ich kein Priester bleiben; ja, wenn ich ihnen nützen könnte, aber ich kann ihnen nicht nützen. Und während dessen zeigt die Dichterin ganz sacht mit ihrer köstlichen Technik, kleine, unmerkliche Momente zu einer großen Gewißheit zu summiren, die plötzlich als unumstößliche Thatsache in der Welt steht — wie Leo in Wirklichkeit unaufhörlich bald hier, bald dort, besonders auf dem Koglerhof, wo sich der eigentliche Roman des Buches abspielt, Segen stiftet, zum Guten wendet, ja einen außerordentlichen Einfluß übt — nur immer in lauter kleinen Einzelfällen und auf kleine, einzelne Menschen! Diese Erkenntniß, die ihm endlich kommen muß, nachdem sie ihm manchmal beinahe aufgedämmert, tagt ihm in einer blassen, leuchtenden Morgenstunde. Leo hat die Nacht über gesessen und Abschiedsbriefe geschrieben; es ist unumstößlich entschieden, er flieht. Darüber ist er eingeschlafen, jetzt weckt ihn schnarrend die Thurmuhr: sie schlägt die dritte Stunde. Noch anderthalb Stunden bis Sonnenaufgang; den will er noch einmal genießen, zum letzten Mal! Die Landschaft liegt noch im Schatten; aus dem See steigt ein weißlicher Rauch in die kühle, bewegte Luft, über der Sängerwand glänzt silbern der Mond, neben ihm funkelt hell und herrlich der Morgenstern. Die Wiese, über die Leo wandelt, ist feucht, das Gras ist thauschwer. Der Weg führt an dem Friedhof vorbei, dort kniet eine Frauengestalt: es ist die Koglerbäuerin, die gestern ihren Mann begraben. Sie haben in Unfrieden gelebt; daß sie nun ruhigen Herzens über ihm beten kann, verdankt sie dem Pater Leo, der sie und den Verstorbenen noch zum Ende mit heiligem Willen zum Rechten geleitet hat. Die schweigsame Frau thut den Mund auf und beginnt zu reden; sie sagt ihm, was er ihnen geleistet, wieviel sie ihm schulden. Indessen hat sich ein Wind erhoben, leise über die Nadelwälder streichend und die Luft mit ihren Düften würzend; im Osten beginnt sich der Himmel zu lichten. Dem Kooperator sind das süße Melodien, Sphärenklänge — er kann noch nicht daran glauben! Er soll Menschen genützt haben, er hat Macht über Gemüther? Sie läßt nicht ab zu versichern; da verlangt er einen Beweis: er wird etwas von der Bäuerin fordern, etwas Unerhörtes in ihren Augen, etwas, was sie kaum leisten mag, wiewohl es ihre Pflicht ist! Sie ringt, sie windet sich, aber sie ist seinem höheren Willen unterthan; der Beweis ist erbracht. Ein breiter Lichtstreifen zeigt sich am Himmel, sein Wiederschein erglänzt auf dem Angesicht des Priesters. Sein Kampf ist zu Ende; er kann trösten, helfen, bessern: wohlan, so wird er bleiben. Hier in diesem Gebirgswinkel, unter seinen bergenden Schatten wird er wirken, leben und sterben, unge-

kannt, ungenannt, wenigen dienstbar, aber zum Segen gereichend. Und es ist Tag geworden, sieghaft bricht die Helle hervor; der Mond gleicht einem durchsichtigen Wölklein, der Morgenstern funkelt nicht mehr, aber er leuchtet noch.

„Kleiner Mensch," sagt im Gemeindekind der Schulmeister Habrecht, „wirke in Deinem kleinen Kreise still und verborgen auf die Gesundheit des Ganzen!" Diese Lösung, als der Abschluß eines allzu umfassenden Strebens, ist keine Resignation, sie ist Ironie. Sie ist die Befreiung von abstrakten und unfruchtbaren Träumen, der Fortschritt von der Illusion zum Ideal — eine Mahnung, gerichtet an jeden reinen und eifrigen Menschen: die heiligen Quellen zu behüten, aus denen der Strom des Lebens zusammenrinnt.

Ludwig Beer.

## Plastische Gegensätze.

Das eigenthümliche ägyptische Mausoleum, das Thorwaldsen's irdische und unsterbliche Hinterlassenschaft zu Kopenhagen umschließt, gewährt den unmittelbarsten Einblick in das Schaffen des Meisters.

Nach dem ersten Besuch hatte ich das Gesammtgefühl, wie es bei vielen heute vorherrscht, daß der dänische Künstler einer vergangenen Epoche angehöre, welche das Griechenthum zu einseitig nach der Formenharmonie und -glätte auffaßte; überall blickte mir die römische Kopie entgegen, ich vermißte das frisch ursprüngliche, eigenartige Leben.

Dann trat ich in die lichten Hallen der Jacobsen'schen Sammlung, der sogenannten Glyptothek in Ny Carlsberg, in welcher der Besitzer voll aufopfernder Mühe und feinstem Kunstverständniß eine Fülle alter Skulptur von ägyptischer Kunst herab bis zu spätrömischer mit einer blendenden Masse moderner, namentlich französischer und dänischer Plastik vereinigt hat. Vor allem zog mich gerade des Kontrastes wegen, als ich von Thorwaldsen kam, die französische Bildhauerkunst an. Welches virtuose Können in der Behandlung des weichen weiblichen Fleisches, welch nervös-zuckendes Leben in den Gesichtern; in der Gewandung, welch ausgesuchtes Studium, die Natur des Stoffes bis ins Kleinste und Feinste zur Geltung zu bringen. Auch da, wo sich diese Franzosen an antike Vorbilder anschlossen, wie in der Gruppe von Anakreon mit dem kleinen Eros und Bakchos von Gérome, welcher Zauber pikantester Auffassung!

Anakreon, der Alte, in langem bewegtem Gewande, die Lyra auf dem Rücken, weinselig das Haupt gesenkt, schreitet aus. Er hat, indem er die Hände fest ineinander schiebt, die Arme um seine beiden Lieblinge geschlungen. Bakchos auf seinem rechten Arme ist eingeschlafen, voll des süßen Weins; Eros ist lustig und guter Dinge, lächelt verschmitzt und hat seine Linke im Barte des Alten. Es ist eine geistreich moderne Variation der antiken Gruppe des Silenos mit dem Bakchoskinde.

Und eben jenem Modernen gab ich mich unbefangen hin, immer und immer wieder kehrte ich in diese Säle zurück, wozu mir das liebenswürdigste Entgegenkommen des vornehmen Besitzers willkommensten Anlaß bot. Die Rückkehr zu Thorwaldsen schob sich hinaus, aber sie mußte erfolgen. Als ich die große Halle des Erdgeschosses wieder betrat, wo des dänischen Meisters Kolossalfiguren vereinigt sind, da fesselte mich mächtig unser Schiller, der in Stuttgart steht. Ich hatte ihn schon gleich beim ersten Male länger betrachtet, aber andere Eindrücke hatten sich vorgedrängt. Jetzt verweilte ich ruhig vor ihm, und ich empfand nun, worin die Größe Thorwaldsen's lag: er hatte von der Antike gelernt das Wesentliche, das Typische klar zu gestalten. Die edle Einfalt und stille Größe, d. h. doch die Einfachheit und Ruhe, mit der das charakteristisch Erfaßte wirkt, hier war sie wieder lebendig geworden. Das Detail trat zurück, die innerlich völlig ergriffene Sängergestalt folgt einem einheitlich klaren Rhythmus. Der hinreißende Schwung zur Idealität, welcher Schiller eigen, kann nie besser, weil nicht einfacher, in der Form zum Ausdruck gelangen.

Und einen ähnlichen großen Zug fand ich in verschiedenen Porträts, freilich so gewaltig, so unmittelbar bei keinem anderen. Nur in den Skulpturen der Frauenkirche zeigt sich der Meister auf derselben Höhe der Gestaltungskunst. Die gediegene Pracht des von dorischen Säulenhallen getragenen Innenraumes, seine klare Gliederung wirken innerlich wohlthuend. Nichts von Bildern; Plastik und Architektur reichen sich die Hand. Die sechs Apostel an jeder Seite bilden zwei Reihen, die wie die jonischen Säulen der Propyläen natürlich und vornehm den Beschauer hinweisen und hinleiten auf den edlen milden Christus im Hintergrunde. Der knieende Engel mit dem Taufbecken bildet hier einen ungezwungenen Uebergang. Bei ihm paart sich holdseliger Liebreiz mit energischer Kraft. Diese Gestalt ist erhaben über die Sinnlichkeit, aber durchaus gesund, hat sie nichts von der faden Langweile so mancher Engelsgesichter. In den beiden Sakristeien links und rechts wirken die Flachreliefs mit der Taufe und dem Abendmahl ebenso durch die meisterhafte, den Alten nachgeschaffene Behandlung, wie dadurch, daß sie den einzigen Schmuck dieser Räume bilden. Man kann sagen, überall ist hier der typische Ausdruck protestantischer Auffassung gefunden.

Betrachtete ich nun wieder sorgfältig die anderen Werke des Meisters, worin er auch im Stoffe sich an die Antike anschließt, so fand ich, daß hier seine freie Kunst nicht genügend sich auslebt. Gegenüber den scharf ausgeprägten antiken Idealen erschienen sie nur wie feinsinnige Variationen, so der Alexanderzug, so seine Graziengruppe, Eros und Psyche, so die Fülle oft reizend formschöner, liebenswürdiger Reliefs. Erst da, wo eine ganz neue Aufgabe ihn herausfordert, selbständig zu zeigen, was er an dauernden Gesetzen von dem Studium der Alten gewonnen, offenbart sich seine volle Meisterschaft, da beweist er, daß er zu einem neuen klaren Typus durchgedrungen ist.

Und eben dies Typische fehlt den modernen französischen Bildhauern, so sehr sie es auch hier und dort angestrebt haben. Das Modell beherrscht ihre ganze Formgebung! Es ist der zufällige Reiz des geistreich Nervösen, des sinnlich Prickelnden, der seinen Zauber auf empfängliche Naturen ausübt. Es waren also verschiedene Kunstauffassungen, die hier klar und scharf sich sonderten. Nach Hause zurückgekehrt, las ich des Bildhauers Hildebrand Problem der Form in der bildenden Kunst;*) deutlich war hier der Weg gewiesen, der zum Typus führt.

Bei Michel Angelo, führt er aus, wird Vorstellen und Darstellen so zu sagen ein und dasselbe. Er konzentrirt möglichst viel Leben und vermeidet möglichst den unbelebten Raum. Je weniger Steinraum wegzuschlagen ist, desto knapper, reichhaltiger, so zu sagen nahrhafter für die Phantasie wird der Darstellungsprozeß. Daher die Drehung und Biegung in den Gelenken, das Abweichen von allen üblichen Gesten, aber auch der größte Reichthum in knappstem Raum. Diese Isolirtheit und Einsamkeit seiner konsequenten Darstellungsweise gibt seinen Figuren jene Ferne aller menschlichen Anknüpfung und eine unnahbare Höhe, während sie durch die unglaubliche Direktheit ihres Entstehungsprozesses dem Beschauer unendlich nahe gerückt wird. Freilich verkennt Hildebrand keineswegs die Gefahr, welche für die Nachfolger in dieser Art lag. Sie verloren den Sinn für die natürlichen Gesten und arteten in Manier und Roheit aus. Und diese Entartung findet Hildebrand auch in unseren Tagen, wo statt der Tradition natürlicher Logik subjektive Willkür, das sogenannte Geistreichthun, die persönliche Caprice herrsche.

Und in gleichem Sinne, wie gegen die Ausübung der Kunst, wendet er sich gegen die historische Betrachtung derselben. Ihr macht er vor allen den Vorwurf: die Nebenbeziehungen werden zur Hauptsache; und der künstlerisch sachliche Inhalt, der, unbekümmert um den Zeiten-

*) Straßburg bei Heitz. 1893.

wechsel, seinen inneren Gesetzen folgt, wird ignorirt. Demgegenüber ist es nun hoch erfreulich, daß gerade ein Mann wie Brunn, allerdings vielfach im heißen Kampfe mit der herrschenden Meinung, sich öfters in seiner Forschung mit den Gedanken des ausübenden Künstlers berührt.

Was Hildebrand z. B. von dem wohlthätigen Zwang sagt, den eine gegebene Raumeinheit auf den Künstler ausübt, das hat Brunn auf das Schlagendste an Rafaels Fresken der Stanzen nachgewiesen.*)

Und wenn Hildebrand formulirt, die Kunst habe in ihrer Entwicklung nicht mit der heute so gern betonten Richtigkeit begonnen, sondern mit der Gestaltung der Form als Raumwerth, wenn er zum Beweise die ägyptischen Statuen anführt, in welchen der Stein nur zu einem anderen Gegenstande wird, aber die Gesammtform weiter existirt, so hat Brunn bei zwei alten griechischen Statuen von Delos und Samos unwiderleglich die Umformung einer bestimmten Raumvorstellung zu der eines menschlichen bezw. göttlichen Wesens nachgewiesen; überhaupt berühren sich beide in der Formauffassung. Die Natur, sagt Hildebrand, insofern sie sich verändert, bewegt, ruft Aenderungen der Erscheinung hervor, die wir als Merkmale dieser Vorgänge festhalten. Wir erleben sie innerlich mit und es sammelt sich eine Menge solcher Vorstellungen an, die der Künstler zur rechten Zeit verwerthen muß; über die Geberdensprache muß er verfügen wie der Schauspieler über die seinige. So erweckt z. B. eine langfingerige, sehnige Hand auch im Zustand der Ruhe das Bild des Greisens, eine starkentwickelte Kinnlade den Eindruck von Kraft und Energie u. s. w. Hier gilt es überall festzuhalten, was die Vorstellung anregt, unbekümmert um das augenblicklich Zufällige der Erscheinung. Genau nach dieser Auffassung sind die Griechen bei ihren Götteridealen verfahren, denen Brunn einen großen Theil seiner reichen Thätigkeit zugewandt.**) Ganz leise oft, aber immer klar gibt hier die Form die beste Anregung zum Verständniß des geistigen Gehalts; diese Kunst ist im höchsten Sinne abstrakt, und doch zugleich im höchsten Sinne voll des individuellsten Lebens. Brunn's und Hildebrand's Ausführungen sind ein schöner Beweis, wie günstig Kunst und Wissenschaft mit einander wirken können. Haben doch beide die Aufgabe, aus der Fülle der Eindrücke und Beobachtungen das Wesentliche, das Charakteristische herauszusondern; ihre Thätigkeit ist also in erster Linie eine kritische. Aber während die Wissenschaft sich damit begnügen kann, oder etwa noch die allgemeinen philosophischen Konsequenzen zieht, liegt es der Kunst ob, das Abstrakte zu beleben oder besser, das als gesetzmäßig Erkannte zu lebendigen Gestalten zu verkörpern. Je instinktiver nun und naturnothwendiger sich beim Künstler diese kritische Thätigkeit sowohl wie der bildnerische Akt vollziehen, um so besser für ihn.

Ein goldenes Buch, geschrieben von einem, der seine Kunst versteht. Nichts von Mode, nichts von schillernden Geisteslichtern, durchaus gesund naiv. Es ist eine Lust, dem Meister zu folgen, wie er überall auf den Grund geht. Wie einen Marmorblock handhabt er die Sprache und man freut sich, daß in unserer Zeit des abgeglätteten Phrasenthums oder gespreizter Künstlichkeit etwas so rein Naturwüchsiges noch gedeihen kann. Zugleich hat man das angenehme Bewußtsein, daß der Bildhauer in der Lage ist, für Dinge, die in anderen Künsten duftiger, verschwommener sich zeigen, eine klare, man möchte sagen mathematisch scharfe Form zu finden.

Es mag hier in wenigen Hauptzügen großentheils mit den Worten des Verfassers der Gedankengang der inhaltsschweren Schrift folgen. Unser einheitlichster Gesichtseindruck ist das Flächen-, das Fernbild; ihn empfangen wir, wenn wir parallel schauen. In ihm ist die senkrechte und wagerechte Richtung voll zum Ausdruck gekommen, die Tiefendimension jedoch nur angedeutet. Ein vollständiges Bild dieser dritten Dimension wird uns erst durch verschiedene Akkomodationen (Bewegungsvorstellungen). Aufgabe des Künstlers ist es nun, diese einzelnen Eindrücke auf ihre Anregungskraft hin zu prüfen, sie möglichst durch- und umzubilden, immer in Hinblick auf die einheitliche Wirkung des Gesammten als eines Flächenbildes. Somit beruht jedes künstlerische Schaffen auf Abstraktion, jedes Kunstwerk muß ein abgeschlossenes für sich und in sich beruhendes Wirkungsganzes sein. Je normaler und typischer in demselben die Wirkungsaccente fallen, desto objektivere Bedeutung besitzt es. In solchen Wirkungserfahrungen aber besteht das Kapital, welches in künstlerischen Zeiten zur Tradition wird und sich als Wirkungslehre forterbt und fort entwickelt. Der einheitlichste Eindruck wird erzielt, wenn dem Beschauer das Kunstwerk selbst den Standpunkt klar anweist, aus dem er die wohlthuende Empfindung des Fernbildes empfängt. Das geschieht vortrefflich in der Reliefkunst, welche das gibt, was das Auge braucht, ein kenntliches Bild des Gegenstandes in der Fläche und ein einheitliches Tiefenmaß für die Volumenempfindung. Natürlich ist hier die strenge Relieftechnik verstanden, wo nicht die Grundfläche des Reliefs als einheitlich erscheint, sondern die Vorderfläche, in der sich die Höhen der Figuren treffen. Denn unser Auge muß die Fähigkeit haben, die Gegenstände von vorn nach hinten abzulesen, und jeder Gegenstand, der übermäßig gegenüber den anderen hervorspringt, scheint auf uns zuzukommen und stört so die Gesammtgrundrichtung. Aber auch die Rundfigur soll reliefartig wirken; und dazu ist eine Hauptansicht nothwendig, welche die ganze plastische Natur der Gestalt als einheitlichen Flächeneindruck darstellt und zusammenfaßt. Nach diesem Ziele haben in der Blüthezeit der Bildhauerkunst die höchsten Meister des Griechenthums und der Renaissance gestrebt. Damals hat der natürliche Anschluß an die Architektur der Plastik einen heilsamen Zwang auferlegt und sie dadurch gerade im echten Sinne frei gemacht, d. h. fähig gemacht zur freien Erfüllung des Gesetzes — ganz im Gegensatz zur formlosen Willkür unserer Tage. Treffend sagt Hildebrand: Unter Plastik denkt sich der moderne Mensch nur noch runde Figuren, die in der Mitte eines Platzes stehen. Diese unglücklichen Monumente sind fast die einzige Bühne, auf der der Bildhauer seine Phantasie ausleben darf, und, indem er seine Ideen nicht opfern will, kommt er zu einer künstlerisch unmöglichen Form. Ein Platz nämlich ist an und für sich gar nichts organisch Architektonisches, sondern hat seine Existenzberechtigung lediglich nur in Bezug auf den Beschauer. Dieser hat somit gegenüber der auf dem Platze stehenden Figur alle möglichen Standpunkte, aber keinen einzigen, der ihm künstlerisch klar gegeben wäre.

Das was aber der Kunst immer neues Leben zuführt und sie immer freudig macht, ist die neue Situation. Die gegebene Natursituation zu einer künstlerischen Gestalt weiter zu formen, führt immer zu Neuem innerhalb der künstlerischen Gesetze.

Der Ausführung dieser künstlerischen Gesetze hat Hildebrand den letzten und packendsten Abschnitt seines Buches gewidmet, indem er uns einen Blick in seine Werkstätte thun läßt. Er phantasirt zunächst das Bild in die möglichst ebene Fläche des Blockes hinein. Indem er nur die ungefähre Tiefe beobachtet, löst er das Bild allmählich wieder heraus, das seiner Phantasie, wie von einem fernen Standpunkte aus, erscheint. Die Vorstellung bleibt gegenüber dem Stein wie gegenüber der Natur, wo ein Theil im Dunkeln, ein Theil im Hellen liegt; und der natürliche Drang, möglichst bald aus dem Dunkel herauszukommen, beschleunigt erwünscht und ungezwungen den Prozeß.

Nothwendig dazu ist, daß die Einzelvorstellungen möglichst gereinigt sind, daß sie sofort gegeben werden in Bezug zum Ganzen. Die Verantwortlichkeit ist hier um so größer, je kostbarer das Material. Daß aber ein solches Verfahren einen ungeheuren Vorzug hat gegenüber dem jetzt herrschenden peinlichen Uebertragen oder Uebertragenlassen des Modells auf den Stein, springt in die Augen; aber es setzt zunächst eben jenes Kapital an Gegenstandsvorstellungen

*) Vergl. die Bemerkungen des Schreibers dieser Zeilen in der „Nation" vom 23. Januar 1892.

**) Die Aufsätze sind großentheils gesammelt in dem köstlichen Bande: Griechische Götterideale in ihren Formen erläutert von Heinrich Brunn. Vergl. die „Nation" Bd. X, Nr. 21 S. 319.

voraus, die für eine ganz bestimmte Raumeinheit tauglich sind, ein Kapital, über das heute noch weniger verfügen als über ein materielles. Denn nur Zeiten, wo der Bildhauer in erster Linie Steinhauer gewesen, haben eine reiche echt künstlerische Phantasie durchaus gesetzmäßig zum Ausdruck gebracht. Begreiflich, daß Hildebrand auch dem größten Steinhauer der Renaissance gerecht zu werden versteht.

Wir leiden gerade heute auf den verschiedensten Gebieten daran, daß wissenschaftliche Resultate einfach aufgegriffen und tendenziös oder doktrinär gestaltet werden, ohne daß der Künstler in seiner Weise den Weg zurücklegt, welcher zu solchen Resultaten führt. Das war anders bei unseren großen Geistern, welche mit gründlicher Ehrlichkeit sich dieser Mühe unterzogen. Mochten sie dabei auch hier und dort in Konflikt kommen mit der wissenschaftlichen Strömung, sie hatten dafür die Genugthuung, aus dem Selbstbeobachteten das künstlerisch Werthvolle herauszugreifen. Genau wie der Bildhauer von sich aus eine klare Vorstellung von der Struktur des menschlichen Körpers gewinnen muß, um die geeignete künstlerische Form zu finden; mag die Form auch nicht die Billigung des Mediziners erfahren, wenn er für die Gesammtwirkung des Kunstwerkes nicht den nöthigen Blick besitzt. Denn die Proportion des Einzelnen muß immer aus dieser Gesammtwirkung heraus neu geschaffen werden. So haben es mit Recht die Griechen gehalten; und Hildebrand schließt sich ihnen mit Recht an. Ueberhaupt findet man in der Schrift des Künstlers, wie es bei seiner den Griechen innerlich verwandten Natur nicht anders zu erwarten ist, an verschiedenen Stellen das gründlichste und feinsinnigste Verständniß hellenischer Kunst. Besonders bedeutsam scheint mir folgende Bemerkung zu sein: Beim gemalten und gemeißelten Menschengesicht muß das, was das Kind mit den paar Strichen festgehalten hat, ebenso vorherrschen als Grundwirkung. So ist z. B. der sogenannte griechische Gesichtstypus bei den alten Statuen, die sogenannte griechische Nase, aus diesem Bedürfniß entstanden, nicht etwa weil die Griechen solche Köpfe hatten. Ein solcher Kopf wirkt unter allen Umständen klar und stellt die typischen Wirkungsaccente dar.

Es ist hier der Weg gegeben, den eine gesunde Kunst beschreitet, den Goethe z. B. beschritt, als er sich zum Volkslied wandte. Hier fand er deutlich die wesentlichsten Elemente der lyrischen Wirkung kindlich offen, oft unbeholfen nebeneinander gestellt, das war der keke Wurf, der ihn anzog. Freilich wie die Kinder hatten diese Dichter noch zu wenig mannigfaltige Erfahrungen. Ihr summarisches Verfahren war noch nicht das Resultat einer reichen Fülle von Einzelerscheinungen. Hier setzte die entwickelte Kunst ein. Und wie sich im Laufe der Entwicklung attischer Plastik das sog. attische Profil dazu erhob, die frischen Naturbeobachtungen einheitlich zu verklären, so war es Goethe gelungen, für den Reichthum innersten Natur- und Herzenslebens den denkbar einfachsten Ausdruck zu finden. Somit war durchaus auf gesetzmäßigem Wege „eine neue Variation des Grundthemas“ gefunden, es war ein neuer Typus geschaffen.

Man kann es nun mit Hildebrand bedauern, daß der Respekt vor solch typischer Gesetzmäßigkeit heute bedenklich im Schwinden begriffen ist. Auch hat der Meister so unrecht nicht, daß unsere Jugenderziehung trotz aller pädagogischen Weisheit auch heute noch einen Theil der Schuld trägt. Die werthvolle Jugendzeit, so klagt Hildebrand, wird auf Thätigkeiten und Disziplinen verwendet, die der Kunst feindlich sind, und erst als erwachsener Mensch darf der Künstler wieder an die Kräfte und die Arbeit denken, die ihm als Kind ein lebendiger, selbstverständlicher Besitz und eine selbstverständliche Lust waren. Mit der besseren Jugenderziehung würde auch unser liebes Publikum etwas anders werden, das heute nur an Mode- und Zunftmeinungen klebt, keine Ahnung aber meistentheils hat von dem Schaffen des Künstlers oder von den Mitteln, mit welchen er seine Absicht erreichen will und kann. Es betrachtet die Kunst nur als müßigen Zeitvertreib; meinte doch noch unser Lessing, der Endzweck der Künste sei das Vergnügen. Ohne jede Arbeit will es den Genuß, und doch ist Grundbedingung auch nur des geringsten Kunstverständnisses ein liebevoll hingebendes, langes, unverlierbares Insichaufnehmen. Allein auch noch andere Faktoren sind es, die hier mitsprechen. Wir leben in einer gährenden, hastenden, tastenden Zeit, die um jeden Preis etwas ganz Neues, noch nie Dagewesenes erringen will. Geister, die an solche Wunder nicht glauben, werden gut thun, seitab zu leben; und es ist gewiß, die Schlechtsten sind es nicht, die in unseren Tagen von dieser Freiheit Gebrauch machen. Männer wie Böcklin, Hildebrand, G. Keller sind eigentlich erst in unserer Zeit möglich geworden durch bewußten Kontrast, in den sich eine gesundnaive Grundanschauung stellt zu dem nervös-überreizten, doch vielfach nur an der Oberfläche haftenden modernen Gebahren. Es sind Naturen, bei denen das Wort geistreich ein Schaudern hervorruft, die getreu leben dem Goethe'schen Ausspruch:

> Das Wahre war schon längst gefunden,
> Hat edle Geisterschaft verbunden,
> Das alte Wahre faß' es an.

August Herzog.

## Charles Baudelaire.

### I.

Vor ungefähr einem Jahre begann der französische Schriftsteller Maxime de Camp in der Halbmonatsschrift „La Lecture“ seine Erinnerungen zu veröffentlichen. Er leitete seine Artikelserie beiläufig folgendermaßen ein:

Es war im November 1850, in Konstantinopel bei einem Diner des General Aupik, welcher damals gerade französischer Gesandter am türkischen Hofe war. Das Diner war bereits vorüber, wir saßen mit den Cigaretten, als mich der General ganz plötzlich mit einer Frage nach der französischen Litteratur überraschte. Ich erzählte ihm vielerlei, was mir gerade im Augenblick einfiel, sagte ihm die vie de bohème des Henri Murger sei soeben dramatisirt worden — und ahnungslos weiter plaudernd berichtete ich, Paris hätte letzthin einen neuen Mann entdeckt, der einmal sehr berühmt werden dürfte. Seine Originalität sei zwar ein bischen gesucht, aber sein Vers sei von seltener Vollendung und habe Temperament. Der Mann hieße Baudelaire, Charles Baudelaire und sei ungefähr dreißig Jahre alt. Kaum hatte ich den Namen Baudelaire ausgesprochen, so gab mir mein Nachbar, ein Oberst Margadel, einen gelinden Stoß zwischen die Rippen und der Hausherr, General Aupik fixierte mich so wüthend, als wenn ich ihm soeben irgend eine provozirende Bemerkung an den Kopf geschleudert hätte. Madame Aupik aber senkte, jählings erbleichend, ihren feinen Kopf. Ich hatte offenbar eine große Dummheit begangen, aber ich bemühte mich vergebens herauszubekommen, worin sie bestanden hatte. Zehn Minuten später — General Aupik war gerade in ein eifriges Gespräch mit irgend einem Herrn verwickelt, kam Madame Aupik auf mich zugerauscht und fragte mich ganz leise: „nicht wahr, mein Herr, er hat Talent“. Ich darauf: Wer Madame? „Nun der junge Mann, von dem Sie früher gesprochen haben. Ich machte ein bejahendes Zeichen und verstand immer weniger. Später erklärte mir Oberst Margadel den Zusammenhang auf. Charles Baudelaire war ein Sohn der Madame Aupik aus erster Ehe. Der General und sein Stiefsohn waren fürs Leben verfeindet, der Name Baudelaire durfte im Hause des Generals nicht einmal genannt werden.

Das war folgendermaßen gekommen: Charles war vierzehn Jahre alt, als sich seine Mutter im Jahre 1835 zum zweiten Male vermählte. Charles hatte bei seiner Natur in Extremen zu schwelgen, in Gefühlen bis zur äußersten Konsequenz aufzugehen, seinen Vater geradezu vergöttert; er war gegen diesen neuen Ehebund gestimmt, schon im voraus, er begriff nicht, wie man nach seinem Vater noch einen zweiten Mann lieben könnte — kurz er stellte sich von allem Anfang an, seinem Stiefvater feindlich gegenüber. Weiter kam dazu, daß General Aupik eiserne Disziplin als einzige Erziehungsmethode gelten ließ. Und Charles Baudelaire war ein Träumer voll Widersetzlichkeit und Mißtrauen, eine jener Naturen, die man erweichen muß, wenn man sie beugen will, eine jener Naturen, von welchen er gelegentlich selbst einmal sagte:

Es gibt Menschen rein kontemplativen Wesens, gänzlich ungeeignet für jede Handlung, welche trotzdem manchmal in einem räthselhaften, unerklärlichen Drang mit einer Raschheit, deren sie sich selbst unfähig erachtet haben, handeln .... Eine unwiderstehliche Gewalt jagt

2.

sie, zu handeln, eine wahnsinnige Energie überfällt ihre trägen, wollüstigen Seelen, die für gewöhnlich für das Einfachste unbrauchbar, plötzlich das Unsinnigste und Gefährlichste vollenden."

So war die ursprüngliche Natur Baudelaires beschaffen. Er hätte in seinen jungen Jahren eine kluge, starke Hand gebraucht, die scheinbar nachgibt, indem sie lenkt, ein Wesen, das sich ihm anschmiegt und leise herüberzieht. Er hätte vor allem Zärtlichkeiten nöthig gehabt; mitten aus den wüsten Gesängen späterer Jahre steigt wie ein blasses Gespenst dieser Hunger nach Zärtlichkeiten empor, dieses Heimweh nach allem, was weich, mild, tröstend, licht, heißt:

Dans la brute assouvie un ange se reveille . . . .

Und statt dessen eine thörichte, gute Mutter, welche verständnißlos liebte und liebend verletzte, und ein Vater, der militärisch drillen wollte. Die Katastrophe mußte kommen.

Eines Tages, es war gerade große Gesellschaft, hatte Charles irgend etwas gesagt, was seinem Stiefvater nicht konvenirte, kurz, er mußte vor der Gesellschaft eine scharfe Rüge über sich ergehen lassen. Er hörte sie ruhig mit an. Als General Aupik geendet hatte, stellte sich Charles Baudelaire seinem Stiefvater entgegen und begann: „Mein Herr, Sie wollen mich demüthigen, vor Leuten Ihrer Kaste, die natürlich gezwungen sind, Ihre Albernheiten zu belachen. Sie vergessen, daß ich einen Namen trage, der nicht der Ihre ist und den abzulegen meine Mutter bitter Unrecht that. Sie haben sich schwer gegen mich vergangen — das verdient eine Züchtigung —, ich werde mir die Ehre schenken, Sie zu erdrosseln." Und er warf sich auf den General und packte ihn bei der Gurgel. — Der General befreite sich natürlich mit Hilfe seiner Gäste von dem Rasenden, der darauf in Nervenkrämpfe verfiel.

Ich hätte diese kleine Geschichte nicht so ausführlich erzählt, wenn sie nicht für den Menschen Baudelaire so ungemein bezeichnend wäre und wenn sich nicht daraus so vieles für ihn entwickelt hätte.

Nach jenem denkwürdigen Abend nämlich mußte er vor allem 14 Tage Zimmerarrest verbüßen, dann wurde er den Bitten seiner Mutter zum Trotz in eine Diligence gesetzt und von einem Offizier nach Bordeaux gebracht — um dort auf einem Indienfahrer eingeschifft zu werden. Er wurde dem Schutze des Kapitäns anempfohlen und durchsegelte mit ihm den indischen Ocean, hielt sich auf den Inseln Bourbon und St. Maurice auf, auch auf Madagascar und auf Ceylon und kam endlich auf das indische Festland. Man versuchte vergeblich, ihn für den Handel zu interessiren, er bekümmerte sich blutwenig um die Unterbringung seiner Handelsartikel. Auch eine Unternehmung, welche das indische England mit Beaffsteaks versorgen sollte, schien ihm reizlos. Er zog es vor, auf Elephanten zu reiten und Verse zu machen. Sein Geld war bald zu Ende gegangen, er lebte, man weiß nicht wie und weiß nicht wovon. Auch später war von ihm nichts zu erfahren, was diese Zeit betraf. Aber eins ist gewiß, er brachte aus der Zeit seines indischen Aufenthaltes unauslöschliche Erinnerungen mit und über seinen Werken schwebt ein leiser, fremdartiger Duft, der seinen seltsamen Zauber übt, und dieser Hauch, der manchmal aus den schauerlichsten seiner Schöpfungen emporsteigt, ist indischen Ursprungs.

Er bewunderte die schwere Bläue des nächtigen Himmels, seine weißen, brennenden Riesengestirne, sein Dichterauge schwelgte in üppigen Blumen, seltsam eleganten Pagoden, er genoß die Düfte, welche berauschen und die Sinne verwirren, die braunen, schlanken Frauen zogen seinen Blicken vorüber, mit allen Fibern sog er jene wildwuchernde, farbenjauchzende Natur in sich auf. Und aus Indien brachte er jene seltsame Leidenschaft für dunkelbraune oder schwarze Frauen mit, die ihm sein ganzes Leben lang verblieb.

Die herrlichen Zeiten: „Ich bete Dich an, wie das nächtige Himmelsgewölbe, Du Kelch der Trauer, Du starres, schweigendes Weib" — sie sind an eine Negerin gerichtet, die er in Litaneienform besang.

Er hat besagte Negerin später sogar nach Paris kommen lassen, um lange Jahre mit ihr zu leben. —

Seine Rückkehr aus Indien fällt in das Jahr 1845 — er war mündig, sein väterliches Erbtheil war ihm ausbezahlt worden — er wandte sich nach Paris, um sich ganz und gar der Litteratur zu widmen. Im Hotel Pimodan miethete er eine Garçonwohnung; es war dasselbe kleine, entzückende Palais, in dessen Parterreräumen sich der Klub der Haschischraucher zusammenfand.

Baudelaire mit seinem Hunger nach seltenen und seltsamen Sensationen, seien sie immerhin auch gefährlich — wollte diese „künstlichen Paradiese" kennen lernen — er schloß sich dem Klub der Haschischraucher an — er lernte sie kennen, jene trügerischen Ekstasen — und zweifelsohne war es der Mißbrauch, den er mit dem Haschisch trieb — der seine blühende Gesundheit vorzeitig unterwühlte. Wir verdanken jener Zeit, die für ihn die Ursache seines frühen Todes wurde, übrigens eines seiner drei Bücher, auf denen sein litterarisches Ansehen ruht: Les Paradis Artificiels. Er greift in diesem Werke theilweise auf Quincey's Confessions of an English Opium-Eater zurück — aber unter seinen Händen wird aus dem ziemlich nüchternen Buch des Engländers ein Werk seltsamster Poesie — Visionen, Ekstasen, von einer bizarren Größe und von unendlichem Reiz der Sprache.

Auch Edgar Poe, dessen unheimliche Mischung aus Phantastik und Raisonnement ihn mächtig anzog, übersetzte er damals in geradezu mustergültiger Weise.

Endlich im Jahre 1850 begann man auch von Baudelaire als Dichter zu sprechen. Verse seiner Feder cirkulirten in der Pariser Bohême, man las sie in den Ateliers vor, in den Redaktionen der kleinen Zeitungen. Man berauschte sich an dem ehernen Klang dieser Rhythmen, man entsetzte und entzückte sich an der Kühnheit des Gebotenen — endlich im Jahre 1855 veröffentlichte die „Revue des deux mondes" einige Gedichte aus „Les Fleurs du Mal" des Charles Baudelaire. Der Erfolg war außerordentlich. Paris sprach von dem jungen Poeten, aber es vergingen noch zwei Jahre, ehe sich Baudelaire entschloß, das Werk seines Lebens: „Les Fleurs du Mal", zu veröffentlichen. Er war 36 Jahre alt als das Buch im Jahre 1857 erschien. Die Pariser Polizei machte sich bald mit dem Werk zu schaffen, ein langwieriger Prozeß entspann sich, Baudelaire mußte einige Gedichte aus seinem Buche tilgen, welche aber später in Brüssel in einer Seperatausgabe erschienen.

Nach „Les Fleurs du Mal" hat Baudelaire nichts Hervorragenderes mehr geschrieben, er war überhaupt kein Arbeiter — er hat sein Bestes und Stärkstes, die Essenz seines Wesens, in diesem einen Buch gegeben, er wollte sich nicht wiederholen und konnte sich nicht übertreffen; er gestaltete sein Werk aus und fügte immer neue Gedichte ein, er schrieb viel über Bilder und Plastiken, er veröffentlichte kleine Skizzen in Prosa, wovon einige den ganzen eigenthümlichen Zauber seines Wesens aufweisen, und führte im Uebrigen das Leben eines Dichters und Litteraten der Bohême. Fruchtbarer Müßiggang heute, anstrengende Brotarbeit morgen und zwischendurch einmal ein paar Stunden heißen Kunstkampfes, denn: „l'étude du beau est un duel où l'artiste crie de frayeur avant d'être vaincu.

Im Jahre 1865 verließ Baudelaire Paris und siedelte sich in Brüssel an. Der Wunsch nach einem stilleren Leben, fern von den Erregungen der Hauptstadt, mag ihn wohl dazu bewogen haben. Aber der Aufenthalt scheint ihm nicht gut bekommen zu sein. Er arbeitete wenig, seine Papiere weisen nur die flüchtigsten Notizen auf, in welchen sich kein Mensch orientiren kann, sein Gesundheitszustand, statt besser zu werden, verschlimmerte sich. Vielleicht war seine Natur mehr erschüttert, als er selber wußte, als er zugeben wollte — das heiße entnervende Leben in Paris, Haschisch, Opium, seine Sucht nach schwergewürzten, exotischen Tränken, vielleicht bekam ihm auch das Brüsseler Klima schlecht — kurz es zeigten sich bei ihm die ersten Symptome jenes Leidens, das ihn später gänzlich darnieder werfen sollte.

Er begann noch langsamer zu sprechen als gewöhnlich, er begann seine Worte und Ausdrucksformen immer peinlicher und sorgfältiger zu wählen — aber da man gewohnt

war, daß seine Redeweise eine gewisse absichtliche Feierlichkeit aufwies und sich mit Vorliebe seltener und schwerer Worte bediente, so bemerkte man diese leisen Veränderungen kaum. Und doch waren sie die Anzeichen jener furchtbaren Krankheit, die ihn bald überfallen sollte. Mit einem Male verbreitete sich in Paris die Nachricht seines Todes — aber Baudelaire lebte noch, die Nachricht war — leider — verfrüht. Er erholte sich nicht mehr und fast ein Jahr lang dauerte die Qual seiner Existenz weiter. Er war theilweise gelähmt, er konnte nicht sprechen und nicht schreiben, denn die Paralyse hatte den Zusammenhang zwischen Denkprozeß und Willensäußerung zerrissen. Wohl lebten noch Gedanken in ihm, man sah es am Ausdruck seiner Augen — aber die Gedanken waren stumm und gefangen. Ein neuer Anfall endigte endlich im Jahre 1867 seine lautlose, unheimliche Qual.

## II.

Aus den „Fleurs du Mal" will ich Folgendes übersetzen:

Leser, kindlich unbefangen,
Mächtig, sanft und hirtenfröhlich,
Wirf von Dir mein Buch, so finster,
Schwelgerisch und melancholisch. —
Wenn Du nicht Kollegien hörtest,
Satans, dieses schlauen Meisters,
Bleibt's Dir unverständlich — aber
Hältst Du mich für nervenkrank.
Aber lerntest Du die Augen
Tauchen in die tiefsten Schlünde,
Ihrem Zauber unzugänglich —
Nimm mein Buch und lern mich lieben!
Seele, neubegierig, leidend,
Paradiese rastlos suchend,
Weih mir Klage, Seele, aber —
Sei verflucht.

Motto für ein verdammtes Buch hat Baudelaire obige Verse betitelt — er dachte wohl an sein eigenes Werk dabei, als er sie schrieb. „Les Fleurs du Mal" sind nicht für gute Bürger geschrieben. Sie sind ein Buch für eine exklusive Minorität, ein Werk für einsame Seelen, sie sind nicht gesund und nicht lebensfreudig.

Baudelaire erscheint mir wie ein Cherubim, der durch die Laune eines despotischen Gottes in Ungnade fiel und in die Hölle verstoßen wurde; und in höhnender Verzweiflung und qualvollem Heimweh nach dem verlorenen Paradies schofft er sich seine Hölle zu einem Eden um, das eine blutige Blasphemie der verlorenen Heimath wird

Was dieser Himmel, fahl und schaurig,
Und wie mein Schicksal wild bewegt,
In meiner öden, wüsten Seele
Was für Gedanken er erregt?
Voll unersättlicher Begierde
Nach ungewisser Dunkelheit
Veracht ich's, wie Ovid zu jammern
Nach Haus und Herd und Seligkeit.
Du Himmelsstrand, zerrissen wild,
Bist meines Stolzes Ebenbild.
Ihr aber Wolken, schwarz und schwer,
Seid meiner Träume Rabenheer.
Und all' dies fahle Licht entgleißt
Der Hölle, die mir Eden heißt.

Charles Baudelaire vereinigt drei gänzlich heterogene Anlagen in seiner Brust: Er war gläubig gewesen, er hat den Glauben verloren, aber das Bedürfniß behalten, an irgend etwas zu glauben — er wurde Mystiker.

Charles Baudelaire hatte ein Bedürfniß zu lieben, aber die Enttäuschungen, die jedes hochgespannte Gefühl erleiden muß, sie blieben auch ihm nicht erspart, die brennende Neugier nach den letzten Freuden der Liebe kam dazu, sein Auge war, sein Verstand unerbittlich, er verlor auch seine geringe Fähigkeit naiv zu empfinden: er wurde Libertin und Analytiker.

Er kennt sie alle die feinen Künste der verworfenen Liebe, nichts Untermenschliches ist ihm fremd — aber wenn der Krampf des Genusses auch an seinen Nerven zerrt und dreht, als wolle er sie zerreißen — das Bewußtsein bleibt doch intakt — der Analytiker ist bei der Arbeit. Er beobachtet sich und beobachtet die willigen Geschöpfe seiner Lust. Und während er noch inmitten der wüsten Orgie steht, erwacht in ihm der Mysticismus und er träumt und singt: „Ich ruf zu dir empor, Du einzige, die ich liebe, aus dem Abgrund jener Qualen, in dem meine Seele verweilt", oder er singt: „Engel der Fröhlichkeit, kennst du die Herzensangst, die Schande, die Gewissensbisse, weist du, was Schluchzen heißt und Ekel? Und diese unbestimmten Schreckensbilder meiner entsetzlichen Nächte, die das Herz zusammenballen wie einen Fetzen Papier. Engel der Fröhlichkeit, kennst du die Herzensangst?" Und plötzlich verlacht er das mystische Sehnsuchtsgefühl, das ihn beschlich und seine ganze Schwäche. Der Satanismus bricht sich Bahn in ihm und er beginnt:

„Je veux bâtir pour toi Madone ma maîtresse
Un autel souterain au fond de ma détresse".

Und die Gottesmutter Maria mengte sich in seinem Gehirn mit der Gestalt seiner Geliebten und er besingt die Geliebte in der Weise, in welcher er in alter Zeit zu beten pflegte. Und es kommt noch ärger, der mittelalterliche Teufelsglaube erwacht in ihm, er beginnt Satan selbst zu besingen und ein Jauchzen bricht aus seiner Brust:

„O Belzebub — je t'adore."

Er wandert durch die Stadt, der Abend bricht herein: Ah da kommt der liebe Abend, der Freund des Verbrechers, er kommt ganz leise auf Wolfspfoten herangeschlichen, wie ein Genosse! Das Himmelsgewölbe schiebt sich langsam zu wie ein großer Alkoven und der ungeduldige Mensch eilt, sich in ein reißendes Thier zu verwandeln. Der Dichter sieht in die Spielhöllen hinein. Verwelkte Courtisanen, Glücksjäger, verthierte Gestalten. An seinem Auge wirbeln Todtentänze vorüber; zwei Liebende sterben inmitten schwerer Parfüme, seltener Blumen auf reiche, schillernde Stoffe gebettet. „Wie zwei mächtige Fackeln verlöschen ihre Herzen". Er sieht den Tod als Erlöser der Armen. Der Tod, der dem Neugierigen verspricht, ihm das Räthsel des Lebens zu lösen. Und schließlich singt sich der Dichter sein eigenes Lied.

Das Leben, frech und dumm und schamlos,
Im letzten, blassen Abendschein
Seh ich es rennen, springen, tanzen. —
Die wollustreiche Nacht bricht ein
Und sie vertreibt des Hungers Nagen,
Sie löscht der Schande dunkles Mal,
So bist du endlich doch gekommen
Ruft der Poet — nun schweigt die Qual.
Mein Hirn und meine Knochen mahnen
Zur Ruhe mich mit heißem Flehn,
Im Herzen schrillt ein Todesahnen,
Wohlan denn, ich will schlafen gehn
Und lief mich hüllen in dein Kleid,
Erlabend süße Dunkelheit.

Aber die Unrast jagt ihn wieder empor, die Hetzjagd geht weiter. Er sieht einen faulenden Kadaver aus dem die Würmer kriechen — er schildert es uns peinlich genau, wie die Formen des Kadavers verschwimmen und zerfallen, er schildert den entsetzlichen Geruch — er steigt so tief herab, als er nur vermag und aus dieser Fäulniß erblühen dann, wie die weißen Lilien, folgende Verse:

Et pourtant vous serez semblable à cette ordure,
A cette horrible infection
Etoile de mes yeux, soleil de ma nature
Vous mon ange et ma passion

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Alors, o ma beauté, dites à la vermine
Qui vous mangera de baisers,
Que j'ai gardé la forme et l'essence divine
De mes amours decomposés.

Tod und Liebe, die mächtigsten Gewalten der Menschheit, schweben über les Fleurs du Mal und eines der größten Verdienste des Dichters ist: die Identität dieser beiden Gegensätze bemerkt und in Kunstwerken gezeigt zu haben, wie eines immer in die Lücke einspringt, die das andere gerissen hat . . . . . Aber Charles Baudelaire hat auch seine Stunden,



wo die dunklen Dämonen des Daseins seinen Versen fern bleiben, wo er ganz er selbst ist:

Du Meistgeliebte, Du Erinnerungsbronnen,
Du, der ich Alles danke, all' mein Glück,
Auch Du eilst wohl im Geiste zu den Wonnen,
Den reizvoll süßen am Kamin zurück,
Du Meistgeliebte, Du Erinnerungsbronnen.
. . . . . . . . . . . . . . . .
. . . . . . . . . . . . . . . .

Und dunkler stets die Nacht herniederzog,
Und doch erspäht ich Deiner Augen Gluthen,
Und Deines Mundes süßes Gift ich sog;
In meinen Händen Deine Füße ruhten.
Und dunkler stets die Nacht herniederzog. —

Ihr schweren Düfte, Schwüre, Liebeswonnen
Kehrt Ihr zurück aus unerforschtem Schlund,
Wie sich erheben morgenfrische Sonnen
Nach ihrem Jugendbad am Meeresgrund?
O schwere Düfte, Schwüre, Liebeswonnen.

Und andere Tage gibt es, da erwacht die Vergangenheit in ihm, die Jugend in Indien wird lebendig:

Ich lebte lange Zeit in weiten Hallen,
Die mit der Pfeiler starrer Riesenschaar,
Bemalt von Meeressonnen wunderbar,
Mir Grotten schienen aus Basaltkrystallen.
Der Himmel Abbild wie die Brandung bot,
Es mengte sich ihr feierliches Rallen,
Die Machtakkorde der geheimnißvollen,
Vieltönigen Musik dem Abendroth.
Genossen hab' ich dort in tiefem Schweigen
Um mich die Fluth und blauer Himmelsglanz,
Und nackter Sklaven düfteschwerer Kranz,
Die mich umfächelten mit Palmenzweigen.
Dank ihrer Hilfe tief und tiefer fraß,
Geheimes Weh, von dem ich nie genas.

Die beiden letzten Zeilen sind dunkel für Menschen, welche von der Wonne des Leides nichts wissen. Baudelaire war einer der heißesten Anhänger dieser Lehre; er liebte den Schmerz und seinem Munde entstammt das Wort: „Je sais que la douleur est la noblesse unique … Aber Baudelaire war dabei nicht weich wie Alfred de Musset oder pathetisch wie de Vigny — er wußte, daß Qual die unzertrennliche Begleiterin aller Menschen sei, die abseits gehen. Er kannte sie alle die bösen Stimmungen, die zum Wahnsinn treiben oder zum Selbstmord, den großen Katzenjammer der Seele, der Spleen heißt, er hat ihn oft künstlerisch ausgestattet:

Dir, König jenes Landes, dem steter Regen wallt,
Dir gleich ich: reich, doch machtlos, noch jung und doch so alt.
Verachtend der Erzieher ergebungsvolle Meute
Wird er und seine Hunde der Langenweile Beute.
Nicht Rothwild und nicht Falke ihm Fröhlichkeit erwirbt,
Auch nicht sein Volk, das täglich vor seinen Fenstern stirbt;
Und längst nicht mehr des Narren groteske Schauermären
Dem Kranken, trüb und grausam, Erlustigung gewähren.
Ihm wird zum Grab sein Lager mit Lilien geschmückt.
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Aber dann — wenn das Leben unerträglich wird, was dann? Enivrez-vous, ruft er, berauschet Euch. Im Rausche müßt Ihr Leben. Das ist es! Das ist die einzige Lösung.

„Wenn Ihr die schreckliche Last der Zeit nicht fühlen wollt, die Last, die Eure Schultern zerbricht, die Euch zur Erde drückt, dann müßt Ihr Euch berauschen — zügellos. Womit aber? Mit Wein, mit Poesie, mit Tugenden, womit Ihr wollt. Aber — berauschet Euch. Und wenn Ihr hin und wieder erwachet — auf den Treppen eines Palastes, am grünen Rasen eines Straßengrabens, in der düsteren Einsamkeit Eurer Stube — und der Rausch ist verflogen oder licht geworden, so befragt den Wind, die Woge, den Stern, den Vogel, den Pendelschlag der Uhr, alles was fliegt, alles was seufzt, alles was vorbei rollt, alles was singt, alles was spricht, befragt sie: was sollen wir thun zu dieser Stunde? Und der Wind, die Woge, der Stern, der Vogel und der Pendelschlag der Uhr, sie werden Euch die Antwort sagen: Berauschen sollt Ihr Euch zu dieser Stunde. Wenn Ihr nicht die gemarterten Sklaven der Zeit sein wollt, berauschet Euch Berauschet Euch immer, ohne Ende, mit Wein, mit Poesie, mit Tugenden, mit was Ihr wollt!“

Aus solchen Stimmungen heraus begreift man auch die wahnsinnige Vorliebe Baudelaire's für Parfüms, die sich in seinen Versen immer wieder bemerkbar macht:

Il est des parfums frais comme des chairs d'enfants,
Doux comme le hautbois, verts comme les prairies
Et d'autres, corrompus, riches et triomphants
Ayant l'expansion des choses infinies.
Comme l'ambre, le musc, le benjoin et l'encens,
Qui chantent les transports de l'esprit et des sens.

Man kann beobachten, wie bei Baudelaire's überseinen kranken Sinnen Geruchsempfindungen fortwährend Farbenvisionen und zwar ganz genau bestimmte auslösen und umgekehrt gewisse Farben wieder Geruchshallucinationen erwecken.

Man hat es Baudelaire oft vorgeworfen, daß seine Originalität gewollt und mühsam gesucht sei, — aber ein Mensch, so eigenthümlich veranlagt wie dieser, braucht nicht suchen; ihm ist natürlich und selbstverständlich, was anders Veranlagten Schweiß und Arbeit kostet. Baudelaire schuf die seltsamsten und schönsten und technisch bewunderungswürdigsten Verse mit derselben Leichtigkeit, mit welcher irgend ein harmloser Veilchenpoet seine Poesien entstehen läßt. Das Fernabliegende, Künstliche — für ihn, mit seiner Begabung, seinen großen und krankhaften Anlagen war es das Naheliegenste und Natürlichste.

Felix Dörmann.

**Jüdische Moral und christlicher Staat.** Von Dr. Edmund Friedemann. Berlin. 1894. Verlag Siegfried Cronbach.

In seiner Schrift: „Die Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft“ sagt Eduard von Hartmann (S. 44):

„Die Lehre Jesu enthält nichts, als was er aus der talmudischen Bildung seiner Zeit überkommen hatte, selbst seine Gleichnisse sind zum Theil aus dem Talmud entlehnt, (die kleineren Vergleiche auch wohl dem volksthümlichen Sprüchwörterschatz). Das positive Verdienst seiner Lehrthätigkeit, als solcher, liegt keineswegs darin, daß er etwas Neues gelehrt hätte, nicht einmal darin, daß er vorhandenen Elementen durch Zutheilung einer veränderten Stellung einen wesentlich neuen Charakter verliehen hätte, sondern es liegt allein darin, daß er die esoterische Tradition der Schulen hinaustrug auf die offene Gasse zur Erbauung und Belehrung auch der Aermsten und Bedürftigsten.“

Was von Hartmann hier sagt, ist für denjenigen, der in der biblischen und talmudischen Litteratur Bescheid weiß, eine bekannte Thatsache. Aber wer kennt diese Litteratur? Einige christliche Professoren der Theologie und der hebräischen Sprachwissenschaft und unter den gebildeten Juden — die Rabbinen sogar inbegriffen — kaum zwei auf Tausend! Es ist daher sehr anerkennenswerth, wenn Friedemann in einer gedrängten, leicht faßlichen Darstellung die Identität der jüdischen und christlichen Moral nachweist.

Schon in seinem Romane „Catilina“ hat Friedemann mit Geschick und mit einem gründliche Studien der Zeitepoche bekundenden Wissen das damalige jüdische Leben in Rom geschildert und später dem Anhange der zweiten Auflage dieses Buches eine kleine Abhandlung über die Stellung des Judenthums in der römisch-heidnischen Welt beigefügt. Es wäre vielleicht nützlich gewesen, wenn Friedemann auch seiner Broschüre oder vielleicht der als Anhang beigefügten Gegenüberstellung der Bergpredigt mit ihren jüdischen Quellen eine kleine historische Skizze über den damaligen politischen Zustand des jüdischen Staates vorangeschickt hätte, aber nothwendig war es nicht; denn das, was der Verfasser beweisen wollte, hat er bewiesen, daß nämlich mit den Worten „Christlicher Staat“ ein ganz ungerechtfertigter Mißbrauch getrieben wird. Was bedeuten die Worte „Christlicher Staat“? Begreift man darunter den eng begrenzten dogmatisch christlichen Staat, dann besteht ein Recht, die autoritativen Stellungen in ihm, nur der orthodoxen strenggläubigen Richtung anzuvertrauen, aber dann hat auch der Staat seine Oberherrschaft eingebüßt und sich selbst zum Kirchenbüttel degradirt! Bedeuten dagegen die Worte „Christlicher Staat“ nur die Verwirklichung christlicher Sittenlehre in der menschlichen Gesellschaft und kann nachgewiesen werden, daß diese Sittenlehre in der jüdischen ihre Wurzel hat, und daß diese auch heute nicht von jener verschieden ist, dann müssen den Juden nicht minder als den Christen alle diejenigen Rechte zugebilligt werden, deren jeder Staatsbürger, der seine Pflichten gegen den Staat gewissenhaft erfüllt, theilhaftig werden kann Dieser Nachweis ist erbracht!

Die im Anhang beigefügte Gegenüberstellung der Sätze aus der Bergpredigt mit den jüdischen Quellen, die Friedemann aus dem Werke: „les orgines de la montagne par Hippolite Rodrigues, Paris 1867“ entnommen hat, ist allerdings nicht so treffend, wie sie sein könnte.

So werden z. B. dem Vers 3 der Bergpredigt:

„Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr“ gegenübergestellt:

„Der Herr behütet die Einfältigen“ (Psalm 116 V. 6) und

„Der Demüthige wird Ehre empfangen“ (Spr. Salomon Kap. 29, V. 23).

Der Satz aus den Psalmen scheint mir nicht das zu sagen, was Jesus gesagt hat; der Vers aus den Sprüchen Salomo paßt schon eher, ist aber schlecht übersetzt.

Der Ausspruch Jesus hat in hebräischer Sprache zweifellos gelautet:

„Anchré schefalé rūach, ki malkut schamajim lahem“, in der wörtlichen griechischen Uebertragung heißt es:

*μακαριοι οι πτωχοι τω πνευματι ὁτι αυτων εστιν ἡ βασιλεια των ουρανων.*

Die Worte „*πτωχοι τω πνευματι*“ werden in der Luther'schen Uebertragung mit „geistlich arm“ übersetzt, was ich nicht für richtig halte. *πτωχος* heißt der Gedrückte, der sich Bückende von *πτωσσω*, sich fürchten, ducken, demüthig bücken und erst in übertragener Bedeutung der Geringe, Arme; ganz so das hebräische Wort „Schafel“ — (im Berliner Jargon „schofel“).

Ich würde also übersetzen:

„Selig sind die im Geiste Gebeugten, denn das Himmelreich ist ihnen, und dementsprechend, da derselbe Ausdruck „Schefal rūach“ auch in den Sprüchen Salomo vorkommt: „Der im Geist Gebeugte wird Ehre erlangen.“

Dem Vers 3 aus der Bergpredigt wäre übrigens passender gegenübergestellt: Jesaias, Kapitel 57 V. 15: „Hoch und heilig throne ich und ich bin mit denen, die im Geiste gebeugt sind.“

Auch dem Vers 4: „Selig sind, die das Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden!“ würde statt:

„Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist; ein geängstetes und zerschlagenes Herz wirst du Gott nicht verachten“ (Psalm 51, 19) treffender gegenübergestellt worden sein:

„Die da mit Thränen säen, mit Freuden werden sie ernten.“ Psalm 126, 5.

„Nahe ist der Ewige denen, die gebrochenen Herzens sind, und denen, die niedergeschlagenen Gemüths sind, steht er bei.“ Psalm 34, 19.

„Trost wird gespendet, denen, die da weinen, und Erhebung, denen, die gebeugt sind.“ (Mischna, Pirke abboth.)

Dem Vers 5 der Bergpredigt:

„Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen“

steht gegenüber:

„Aber die Elenden werden das Land erben“ (Psalm 37, 11); auch wieder eine schlechte Uebersetzung, denn der Vers heißt wörtlich:

„und die Sanftmüthigen (Bescheidenen) werden das Erdreich besitzen ....“

Es würde für eine Kritik zu weit führen, jeden einzelnen Vers zu besprechen, ihm die richtige Uebersetzung zu geben oder den besser entsprechenden biblischen oder talmudischen Vers gegenüberzustellen. Rodrigues' Werk war eine Gelegenheitsschrift, die sofort auf die von dem französischen Unterrichtsminister Duruy im Jahre 1867 gesprochenen Worte von der „christlichen Moral“ erscheinen mußte, um zu wirken; man kann an ein solches Werk nicht die Anforderung einer auf gründlichen Studien beruhenden Arbeit stellen. Es würde aber meines Erachtens lohnend sein, Rodrigues' Werk einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, das Fehlerhafte darin zu verbessern und die Lücken zu ergänzen; denn der Nachweis der nicht nur dem Sinne, sondern auch dem Wortlaute nach bestehenden Gleichheit der jüdischen und christlichen Morallehren dürfte doch eine große Anzahl liberal denkender, aber trotzdem in diesem Punkte irrender Menschen bewegen, mitzuarbeiten an der Beseitigung der letzten Schranken, die zwischen den Bürgern eines und desselben Staates immer noch zu Unrecht bestehen.

C.

**Episteln und Elegieen.** Von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart. 1894. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die „Episteln und Elegieen“ sind erzählende und betrachtende Dichtungen mäßigen Umfangs, in denen ein reicher Geist, der die Reife des Urtheils mit der Wärme der Jugend vereint, sich in gelassener Ruhe über die verschiedensten Themata ergeht. Eine hohe Grundstimmung durchweht das Ganze. Ob der Gedanke von den eigenen Erlebnissen aus zum Allgemeinen vorschreitet, oder den Werth und die Macht des Allgemeinen am Einzelleben mißt, immer vollzieht sich die Vereinigung beider Sphären und wird zum Spiegel einer starken Persönlichkeit, die sub specie aeterni lebt. Was die Welt oder was die Stunde auch bringe, es ist ihm natürlich, sich in dieser Weise in ihr zu bewegen, und aus dem so gewonnenen Horizont ein helles und mildes Licht für jegliches zu schöpfen. Die Geschichte, die als aufgeschlagenes Buch vor dem Gelehrten liegt, und die der Dichter in ihm ebenso empfindungsvoll genießt wie den Moment, der den Vorzug hat, die eigene Gegenwart und That zu sein, tragen beide gleichmäßig dazu bei, sich für unseren Poeten gegenseitig zu erklären und zu verklären.

A. F.

---

### Gesetz oder Willkür?

Zu dem unter dieser Ueberschrift in der vorigen Nummer abgedruckten Artikel des Herrn Justizrath Levy ist uns aus Meseritz von Herrn Landrichter Kade folgendes Schreiben zugegangen:

„Für diejenigen Leser der „Nation“, welche meinen im Februarheft der „Preußischen Jahrbücher“ erschienenen Aufsatz „Der preußische Juristenstand“ nicht gelesen haben, möchte ich zu dem Artikel des Herrn Justizraths M. Levy in Nr. 23 der „Nation“: „Gesetz oder Willkür?“ bemerken, daß mein Aufsatz sich im Wesentlichen mit der Ueberfüllung der juristischen Laufbahn, insbesondere an unbesoldeten Assessoren, beschäftigt und nur auf zweien seiner zweiundzwanzig Seiten die bei einer Erörterung der Verhältnisse des Juristenstandes unvermeidliche Berührung der Judenfrage enthält. Hierbei glaube ich so sachlich und ruhig verfahren zu sein, daß ich die Entgegnung des Herrn Justizraths Levy „Gesetz oder Willkür?“ — auch selbst bei Berücksichtigung seines Standpunktes — für zutreffend nicht erachten kann.

Ursprünglich war mein Aufsatz, um auch den Schein zu vermeiden, daß er in antisemitischem Sinne geschrieben sei, nur für die lediglich den gebildetesten, selbständig denkenden Kreisen angehörigen Leser der „Preußischen Jahrbücher“ bestimmt. Jetzt aber sehe ich mich, um ein allgemeines Urtheil darüber zu erwirken, wer von uns beiden das Rechte getroffen hat — Herr Justizrath Levy oder ich? — dazu veranlaßt, Herrn Justizrath Levy um seine Zustimmung dazu zu bitten, daß sein und mein Aufsatz in einer Broschüre vereint abgedruckt und so allen Kreisen zugängig gemacht werden. (Ein etwaiger Reingewinn aus dem Verkauf dieser Broschüre würde den Armen von Berlin zu überweisen sein.)

Erklärt Herr Justizrath Levy sich zur Eingehung dieses Schiedsvertrages nicht bereit, so halte ich mich zu der Annahme für befugt, daß Herr Justizrath Levy sich davon nachträglich überzeugt hat, daß ich kein Antisemit bin.

Carl Kade,
Landrichter.

Da zu jedem Sonderabdruck von Artikeln der „Nation“ auch die Zustimmung der Redaktion erforderlich ist, so wollen wir sogleich erklären, daß wir mit einer ausgiebigen Verbreitung des Artikels von Justizrath Levy durchaus einverstanden sind.

Die Redaktion der „Nation“.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Berlin, den 24. März 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Stoler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

### Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

**Die Expedition der „Nation“,**
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

**Des Charfreitages wegen gelangt diese Nummer einen Tag früher zur Ausgabe.**

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Die Tage des Kampfes um den Handelsvertrag sind nun vorüber, und es geschieht das, was nach einem glücklich durchgeführten Kampf der Sieger zu thun pflegt. Die Betheiligten freuen sich laut ihres Erfolges und feiern ihn auch bei Festmahlen, deren begleitende Toaste von der Stimmung der Versammelten zeugen.

Es ist nur durchaus gerechtfertigt, daß städtische Körperschaften dem Kaiser und dem Grafen Caprivi mit freudigem Empfinden ihre Anerkennung für das unter harten Kämpfen zu Stande gebrachte Werk ausdrücken. Und es war zweifellos ein glückliches Zusammentreffen, daß sich in Danzig eine Gelegenheit fand, um im Festsaal jene Gedanken öffentlich zu formuliren, die heute von Millionen getheilt werden und die ausgesprochen zu werden verdienen. Solche Demonstrationen sind keine Großthaten, und man soll ihren Werth nicht überschätzen; aber das glücklich gewählte Wort an einem Ort gesprochen, von dem es weit tönen kann, hat seine Wirkung.

Sagen die Gegner, daß die Gesammtbewegung für den Handelsvertrag nur das Ergebniß geschickter Inszenirungskunst gewesen sei, bei dem mit einigen Dutzend Statisten die begeisterte Zustimmung einer ungezählten Volksmenge zur täuschenden Darstellung gebracht wurde, so entspricht freilich die Wahrheit dem Gegentheil. Die Kunst des Arrangements und insbesondere des politischen Arrangements ist gewiß nicht eine Gabe, die vor Allem in Deutschland heimisch ist. Wird durch das Fehlen dieser Begabung viel inhaltloser, theatralischer Ueberschwang unserm öffentlichen Leben erspart, so entbehrten wir doch auch häufig jener aufrüttelnden Accente, die wie belebende kriegerische Weisen auf den Soldaten im Felde wirken. Mit Musikkorps gewinnt man zwar keine Schlachten, aber für den Geist der Truppen sind auch sie von Werth; man entbehrt sie ungern, und man freut sich, wenn auch in Deutschland einmal in der Politik die rechte Weise gefunden wird.

Die Gegner der Handelsverträge entschädigen sich für die reale Niederlage, die sie erdulden mußten, und deren Folgen zehn Jahre dauern werden, durch Worte, die an muthigem Wohlklang nichts zu wünschen übrig lassen, und durch Hoffnungen, die auf das Vollkommenste einen agrarischen Zukunftsstaat nach dem Geschmack der Hammerstein und Mirbach zu bevölkern geeignet wären. Allen voran widmet sich die „Kreuz-Zeitung“ dieser Beschäftigung, welche ganz nützlich ist, um deprimirte konservative Nerven zu beruhigen. Eine solche Wortkanonade ist auch für die Liberalen unschädlich und desgleichen die Wünsche, solange sie Wünsche bleiben, was wir für eine unbegrenzte Zeitdauer erhoffen.

Um so weniger bedrohlich erscheinen im Augenblick solche Ansprüche, weil es den Agrariern an einem erreichbaren Objekt fehlt, auf das sie sich sogleich stürzen könnten. Ihre eigene Intelligenz genügt augenscheinlich nicht.

um sich ein Beutestück auszusuchen, das sich unter Wahrung der üblichen Formen erjagen ließe, — mit der herkömmlichen Versicherung, daß man sich die eigenen agrarischen Jagdtaschen nur beschweren lasse, um dem Staate in seiner Gesammtheit einen großen und ausgezeichneten Dienst zu erweisen. Gerade von Herrn Miquel hofft man, daß er jene Eigenschaften besitzen wird, die man selbst nicht besitzt. Von ihm erwartet man, er werde als agrarischer Oberjägermeister das passende Wild bezeichnen und die Jagd einstellen. An der nöthigen Bravour im Niederhetzen des Schlachtopfers wird dann die Gefolgschaft es schon nicht fehlen lassen. Es scheint auch, daß Herr Miquel viel Lust verspürt für einen solchen Posten von Agrariersgnaden, und es mag wohl sein, daß sein findiger Geist ein passendes Stück zur Hatz aufspürt. Aber ganz leicht wird es nicht sein.

Inzwischen bleibt den Agrariern nichts weiter übrig, als sich an dem Phantom der Doppelwährung leidenschaftlich aufzuregen. Einige Adlige in jenem Theile Deutschlands, welcher der russischen Kultur am nächsten liegt, haben in Volksversammlungen über die Währungsfrage Reden gehalten, die neue Bewunderung hervorrufen müssen für die Vielseitigkeit der Aufgaben, denen die Sprache zu genügen vermag. Es war eine Leistung, mit lauter guten klaren deutschen Worten eine solche Fülle an Gallimathias zu erzeugen, wie es unter dem Beifall der Anwesenden in jenen Besprechungen von Anhängern des Bundes der Landwirthe geschehen ist. Glaubte jener Bauer des Jahres 1848 schließlich, daß die Republik eine Krankheit sei, gleich der Cholera, welche die Armen vor Allem dahinrafft, so soll der biedere Landmann unserer Tage am Ende meinen, es sei die Goldwährung nur die Firma einer internationalen Diebesbande, welche den Leuten ihr Besitzthum stiehlt.

Man mag es bedauern, daß die schwierigsten Fragen der politischen Oekonomie in einer solchen Weise popularisirt werden, und eine solche Verdummung der Köpfe ist gewiß tief zu beklagen. Aber zum Ziele wird in dieser Frage mit solchen Mitteln die Agitation des Agrarierthums nicht kommen. Gerade auch an der Währungsfrage würde sich diese Partei den Kopf nutzlos einrennen. Je bedrohlicher die Wühlereien auf diesem Gebiete werden, um so unheilbarer wird der Riß sein, der die Gesammtheit der arbeitenden und besitzenden Klassen von einer kleinen Klique trennt. Und der Ausgang einer Schlacht zwischen diesen beiden Gruppen auf diesem Felde würde viel weniger zweifelhaft sein als der Kampf um die Handelsverträge.

Zwischen Deutschland und Frankreich ist jetzt jenes Uebereinkommen abgeschlossen, durch welches die Grenzen für das Hinterland von Kamerun festgelegt werden. Auch dieses Abkommen hat das Schicksal erfahren, dem kaum eine internationale Vereinbarung zu entgehen pflegt. Es stimmt milder gegen die eigenen Landsleute, daß genau so wie unsere Kolonialfanatiker über unsere Regierung, die französischen Leute dieses Schlages über die ihre herfallen, und zwar weil nach der Ansicht unserer Lärmmacher sich die deutsche und nach der Ansicht der französischen Lärmmacher sich die französische Regierung hat über das Ohr hauen lassen.

In solchen Vorwürfen steckt neben phantastischer Verschwommenheit stets recht viel bewußte Böswilligkeit; es steckt darin die Tendenz, daß jene, die mit der Regierung schlecht stehen, unter allen Umständen den Regierenden ein Paar Malicen bei guter Gelegenheit sagen wollen; und die jetzige Gelegenheit ist über alle Begriffe gut. Glücklicherweise ist nämlich Afrika so groß, daß man nach Erwerbung von ein paarmal hunderttausend Quadratkilometer es noch als den Gipfel aller Thorheit hinstellen kann, weil nicht noch ein paarmal hunderttausend Quadratkilometer mehr erworben worden sind. Der Platz für solche Erwerbungen ist ja da. Auch für diesen Standpunkt läßt sich einiges anführen. Weder diese Kilometer noch jene kennt man nach ihrer Güte, und wenn die kolonialen Skeptiker sagen, warum sollten die unbekannten Gebiete besser sein als die bekannten schlechten, so antworten die kolonialen Sanguiniker und die Böswilligen: Es gibt auch keinen Beweis dafür, daß das Entgangene nicht gerade das Bessere und sogar das Ausgezeichnete ist; das ist richtig.

Diese Anweisung auf das Vielleicht hat für alle politischen Kannegießer einen überaus verführerischen Reiz, und sie lassen sich willig einreden, daß erst auf französischem Gebiete das paradiesische Afrika beginnt, erst jenseits des Striches, der auf der geduldigen Landkarte im Reichskanzlerpalais von den französischen und deutschen Delegirten gezogen worden ist. Das läßt sich der deutsche Philister einreden und der französische das Gegentheil.

Daß uns 495 000 Quadratkilometer, ein Gebiet so groß fast wie ganz Deutschland, zugefallen sind, dürfte einigermaßen bescheidenen Ansprüchen genügen. Vielleicht gibt es in diesem Gebiet 50 Deutsche; hundert ganz sicher nicht, die haben auch bei einem stärkeren Trieb nach Beweglichkeit Spielraum genug sich zu regen. Und wenn man alle jene empörten Seelen, denen 495 000 Quadratkilometer noch zu wenig sind, auch hinüber transportirte, was sie sich trotz ihrer Schwärmerei für Kolonien schwerlich gefallen ließen, auch sie fänden Raum übermäßig genug, um ihren Enthusiasmus auszulaufen.

Alle diese Phantasten legen nur Werth darauf, daß die Kolonien groß, recht groß, gewaltig groß seien; die Frage der Nützlichkeit, der Brauchbarkeit, der Verwendbarkeit ist diesen Idealisten viel zu praktisch. Legt man aber auf diese praktische Frage den Nachdruck, so ist man auch gegenüber jenen bescheidenen 495 000 Quadratkilometern recht skeptisch gestimmt. Man mag sich höchstens freuen, daß nach dem Urtheil des Konsuls Vohsen, eines Kenners afrikanischer Kolonialverhältnisse und eines Mannes, der sogar für afrikanische Unternehmungen ein Herz hat, bei dem Abkommen mit Frankreich unsere Regierung erreicht hat, was billig verlangt werden konnte. An solcher diplomatischen Geschicklichkeit kann man seine platonische Freude haben; aber den Hauptgewinn wird man bei dieser Vereinbarung doch darin sehen, daß die papiernen Grenzen, die jetzt geschaffen sind, Verwicklungen und Rivalitäten zwischen strebsamen deutschen und französischen Expeditionsführern müheloser und ungefährlicher zu schlichten gestatten.

Herr Plack ist für den geschäftlichen Vertrieb von Verleumdungen zu einem Jahr und neun Monaten, Herr Schweinhagen zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt worden. Von diesem Gesindel würde man im politischen Theil ja ebenso wenig sprechen, wie von irgend einem Subjekt, das sich vom Diebstahl nährt und dabei ergriffen wurde. Das eine ist ein gefährlicher Erwerbszweig wie das andere, und die wechselvollen Schicksale, die solche Unternehmungen herbeiführen können, verdienen nur unter den interessanten Kriminalfällen besprochen zu werden. Die Plack und Schweinhagen gehören dagegen zugleich an eine andere Stelle, weil sie von den Antisemiten und den Tivolikonservativen sich eine politische Garderobe für ihre Unternehmungen leihen konnten; und diese Garderobe wurde ihnen zunächst sogar sehr willig zur Verfügung gestellt.

Die Plack und Schweinhagen sind nicht die ersten, sie werden wohl auch nicht die letzten sein, welche von Antisemiten und Tivolikonservativen für die politische Arena gebraucht wurden. Der Kreuzzeitungs-Ohm aus dem Waldeck-Prozeß ist ein Ahn von typischem Charakter für alle diese Nachfolger, und die Kreuzzeitungspolitik hat solche angenehmen Helfershelfer bisher noch immer nicht entbehren gelernt.

Kossuth, die letzte große Gestalt aus dem ungarischen Freiheitskampf, ist gestorben. Obgleich Kossuth kurz vor seinem Tode für das jetzige ungarische Ministerium seine Stimme erhoben hatte, versucht die Opposition der äußersten Linken doch den Todten gegen das Kabinet auszuspielen. Man will die Frage der Leichenfeier benutzen, um das Ministerium zu diskreditiren, das die Gefühle des Kaiserhauses schonen muß und mit den Gefühlen der Ungarn für den großen Revolutionär zu rechnen hat. Ginge es nach den Wünschen dieser Politiker, so würde der todte Kossuth, der stets für die

Freiheit gekämpft hat, für eine Intrigue der „gesinnungstreuen Opposition“ benutzt werden, um ein Kabinet zu Falle zu bringen, das gerade dabei ist, einer freiheitlichen Reform auf dem Gebiete der Kirchenpolitik die Wege zu bahnen.

Lord Rosebery hat in Edinburg seine große politische Rede gehalten, welche die sich zerklüftende liberale Partei von Neuem zur gemeinsamen Fahne zurückführen soll. Das ist ihm in sehr geschickter Weise und auch mit gutem Erfolg gelungen. Auf ein Programm in Worten gelang nochmals die Einigung; die Noth des Augenblicks ist damit überwunden; aber viel doch nicht gewonnen.

Eine große Koalition, welche über die Majorität verfügt, läßt sich gern davon überzeugen, daß sie zur Uneinigkeit keinen Anlaß hat; denn die Uneinigkeit führte zugleich zum Verzicht auf die so süße Macht. Und auf Worte sich zu einigen ist nicht sehr schwer; die Schwierigkeiten werden erst beginnen, wenn die Einigkeit auch bei Thaten aufrecht erhalten werden soll; dann erst hat sich Rosebery's realpolitisches Geschick zu erproben.

Das belgische Ministerium ist in Mitten der Revision der Verfassung gestürzt. Es hat der Kammer ein Projekt für die Parlamentswahlen vorgelegt, das als ein wahres Ragout politischer Kochkunst bezeichnet werden kann; Wahlzwang, Proportionalsystem und Pluralitätsvotum sind verknüpft mit einigen anderen sinnreichen Theorien aus der Wissenschaft vom Wählen. Jede einzelne dieser Leistungen fand so viele Gegner, daß für das ganze Projekt sich schließlich kaum ein Befürworter fand; und zu diesem Ergebniß kam das Ministerium Beernaert, um dem Klerikalismus vielleicht einige Sitze zu gewinnen. Dieser politische Krämergeist hat das Land in eine ernste Krisis gestürzt; denn die alten Verfassungsbestimmungen über das Wahlrecht hören in wenig Monaten auf zu bestehen, und neue Bestimmungen hat das Land trotz der dringenden Kürze der Zeit noch nicht.

• • •

## Und sie bewegt sich doch!

Man könnte wirklich auf den Gedanken kommen, daß es etwas wie eine in den Dingen arbeitende Vernunft gibt, welche über den Willen der Menschen hinausgeht. Dieser Betrachtung begegnet man gegenwärtig überall da, wo die Freude über den Sieg der Reichsregierung in Sachen des russischen Handelsvertrages zum Ausdruck kommt. Sie gehört nicht einem Einzelnen an; sie liegt in der Luft und drängt sich auf. Losgelöst von allen mystischen Vorstellungen, läßt sich doch ein Kern von Richtigkeit darin finden, aus welchem ein nahrhafter Arzneistoff gegen politische Entmuthigung zu gewinnen ist.

Dem Grafen Caprivi gebührt die Anerkennung, daß das Vertrauen in die eingeborene Kraft einer guten Sache sein Leitstern gewesen ist. Er war, so wurde von der ersten Stunde an auf Grund glaubwürdiger Aussagen mitgetheilt, auch in den Tagen der von allen Seiten auftauchenden Zweifel des festen Glaubens, daß ihm das Ende des Kampfes recht geben würde; und er hat mit kühler Ruhe an diesem Glauben festgehalten inmitten aller Stürme, die gegen ihn entfesselt wurden. Zu der heilsamen Belehrung und Ermunterung, welche der Ausgang des Kampfes den Massen zuführt, kommt hier noch der Gewinn, der darin liegt, daß ein die Staatsgeschäfte führender Mann in seinem Vertrauen auf das gute Prinzip persönlich einen glänzenden Triumph feiert.

Wenn Fürst Bismarck dieses Gesammtwerk der Handelsverträge vollbracht hätte, ja wäre von einem Ende des Reichs zum andern mit allen Glocken geläutet und Halleluja gesungen worden, und die nationalen Barden hätten ihre Harfen in den höchsten Tönen erklingen lassen.

Und nicht mit Unrecht! Denn daß das russische Reich in das Konzert der wirthschaftlichen Verträge des gesitteten Westens mit eintritt, bedeutet einen eklatanten und vielversprechenden Wendepunkt in der politischen Kulturgeschichte der Neuzeit. Daß aber dieser Vertrag gerade zuerst mit Deutschland geschlossen worden ist (der russisch-französische ist bekanntlich ein nur in sehr schwachen Umrissen auf Jahresfrist getroffenes Abkommen), und gerade im gegenwärtigen Augenblick, erhöht seine Bedeutung noch in besonderer Weise. Auf die Frage, ob dies Ziel leicht oder schwer zu erreichen gewesen, antwortet am besten ein Rückblick auf die Erlebnisse der letzten zwanzig Jahre. Selbst in der Zeit, als Fürst Bismarck noch ein Anhänger des Freihandels war und sich zu dem Grundsatz eines auf ganz wenige Artikel beschränkten Finanzzolltarifs bekannte, erschien ihm das Ziel einer Verständigung mit Rußland als eine Utopie. Mehrmals von der Fortschrittspartei darüber zur Rede gestellt, daß er bei dem, damals noch befreundeten, Rußland keine Erleichterung des Verkehrs durchsetzen könne, was von den zu jener Zeit beinah durchweg fortschrittlich wählenden Bewohnern Ostpreußens besonders schwer empfunden wurde, berief er sich immer in ungehaltenem Ton auf die Unmöglichkeit und die Unräthlichkeit eines in dieser Richtung auf den Nachbar zu übenden Druckes. Daß die Sache an sich wünschenswerth sei, hat er nie bestritten. Die Wahrscheinlichkeit, mit Rußland zu einer Verständigung im Wege eines Tarifvertrages zu kommen, galt aber auch noch nach Bismarck's Abgang und bis auf die neueste Zeit für äußerst gering. Auch die, welche es dringend wünschten, schüttelten noch ungläubig das Haupt, als man von den Versuchen der jetzigen Reichsregierung und von ihrer Hoffnung auf ein gutes Ende sprach. Wenn boshafte Erfindungen durch Thatsachen zum Schweigen gebracht werden könnten, so müßte jetzt endlich die von Friedrichsruh ausgesponnene Legende, daß unter der neuen Regierung der Draht nach Petersburg abgerissen sei, verstummen. Ihr ist es vielmehr gelungen, die seit 1878 gelockerte und 1887 zerrissene Verbindung wieder herzustellen.

Natürlich hat sich Rußland nicht um Herrn Caprivi's schöner Augen willen eines Besseren besonnen, wenn es schon vielleicht doch in diesen Augen, eher als in denen seines Vorgängers, etwas von jener „pupillarischen Sicherheit“ lesen mag, die letzterer in den Augen eines anderen preußischen Ministers vermissen soll. Aber gerade unter solchen Umständen und in solcher Weise die Gunst der Lage wahrgenommen zu haben, wo der Gegenpart auch seinerseits gute Gründe hatte, auf die so lange gemiedene Brücke zu treten, das ist das Verdienst der jetzigen Reichsregierung. Ihr, einer humanen und civilisirten Anschauung, entsprossener Grundgedanke, von einer allmählich fanatisch gewordenen Abschließungspolitik zu dem System dauerhafter Bündnisse zurückzukehren, ist damit von einem Erfolg gekrönt, der allein schon ausreicht, um die Freude darüber zu erneuern, daß das Regiment Bismarck heute vor vier Jahren einem besseren Platz gemacht hat. Bismarck's Parole, daß ein Staat seine Autonomie in Tarifsachen nicht binden dürfe, war doch nur zur Beschönigung eines willkürlichen und wüthigen Protektionismus erfunden, war in ihrem Grunde nichts als die Formel einer kulturfeindlichen Anarchie im Weltverkehr, ein Stück Anarchismus auf dem Gebiet der Handelspolitik, verkündet von dem, welcher, als der Stärkere innerhalb der eigenen Staatsgrenzen, damit die Freiheit behielt, nach Innen wie nach Außen rücksichtslos seinen Willen durchzusetzen. Das stimmte auch ganz zu der anderen gleichzeitig angerufenen Formel des Qui trompe-t-on ici? Allerdings, wenn das Vertragsrecht nur dazu da wäre, damit der Eine den Anderen hintergehen könnte, wären Recht und Verträge überhaupt vom Uebel, und die Freiheit der Wildniß, d. h. die Anarchie, das einzig richtige. Nach diesem Maßstab der alleinseligmachenden Autonomie könnte man ebenso gut das Institut der Ehe verdammen, das ja auch die Freiheit einschränkt — ein Verdammungsurtheil, dem es bekanntlich an Verherrlichern gleichfalls nie gefehlt hat. Der Gedanke dieser Analogie liegt hier um so näher als ja das famose „Qui trompe-t-on ici?“

einer Komödie entnommen ist, welche die Gebrechlichkeit der ehelichen Treue auf die Bühne bringt.

Man soll keinen Menschen vor seinem Tode glücklich preisen, sagte der Weise des Alterthums. Man soll auch keine Regierung vor ihrem Ende loben. Das habe ich schon einmal irgendwo ausgesprochen. Aber da Alle außer mir mein Diktum vergessen haben werden, darf ich es wiederholen. Man kann nicht wissen, wie man mit derselben Regierung wieder einmal aneinander gerathen wird, und wie Einen dann die Gegner auslachen. Die Frage ist nur: Wäre das ein so großes Unglück? und bis zu welchem Grade soll man sich davor fürchten? Der Abscheu des radikalen Philisters vor dem Händedruck eines Ministers — besonders wenn nicht er, sondern ein Anderer der empfangende ist — gehört zu den Erbübeln unserer Krähwinkelpolitik. Wenn irgend wo in der Welt, gilt es in der Politik, zu handeln von Fall zu Fall. So gut es ein Fehler war, als Graf Caprivi sich einmal zu dem Ausruf vergaloppirte: es sei ihm unheimlich zu Muthe bei Sukkurs von freisinniger Seite, so gut wäre es ein Fehler, ihm die Anerkennung vorzuenthalten, wenn er jetzt gerade mit Hilfe dieser freisinnigen und der noch weiter links stehenden Parteien das Beste durchgesetzt hat, was ihm je gelungen ist.

Eine politische Partei, die selbst nichts lernen und nichts vergessen kann, wird auch keine Regierung dazu erziehen, daß sie lerne und vergesse. Die Ueberlegenheit, welche die einzelnen Mitglieder der Reichsregierung in dem parlamentarischen Kampf der letzten Wochen entfaltet haben, berechtigt zu dem Vertrauen, daß sie von der Erfahrung gelernt haben und noch mehr lernen können. Es ist ja, vom Standpunkt unserer korrekten Freihandelsüberzeugung betrachtet, recht demüthigend, daß der Sieg über die Schutzzöllner nur auf dem Boden und mit den Waffen des Schutzzolls erfochten werden konnte; daß beispielsweise die stillschweigende Zusage eines auf zehn Jahre festgelegten Getreidezolls von etwa fünfundzwanzig Prozent des Werthes den Trost für das landwirthschaftliche Gemüth liefern mußte. Aber auch das ist Politik! Nach dogmatischen Rezepten läßt sich in dieser irdischen Hexenküche nichts garkochen. Muß man doch auch die Suahelineger mit Sudannegern bekämpfen! Und dabei civilisiren sich zusehends die Sudanesen. So haben offenbar im Kampf gegen die wilden Tivoli-Schutzzöllner die gesitteten Schutzzöllner unter der Fahne der Reichsregierung sich in ihren volkswirthschaftlichen Anschauungen zu höherem Verständniß emporgearbeitet. Wahrhaft Bewunderung erregte, welche Klinge Herr von Marschall in seinen Waffengängen gegen die Mirbach und Konsorten jüngst zu führen wußte. So elegant und so scharf zugleich, und dabei mit einem Ernst, aus dem der Unwille einer von der Absurdität herausgeforderten Ueberzeugung wohlthuend hervorbrach. Muß man nicht annehmen, daß nach solchem Turnier die alte enge schutzzöllnerische Rüstung sich nicht so leicht wieder anziehen läßt? Herr von Marschall gilt für einen warmen Silberfreund. Es wäre zu wünschen, daß er auch einmal mit unseren bimetallistischen Buschiri's und Witboi's zu thun bekäme; er würde dann sicherlich auch in der Währungspolitik zu besserer Erkenntniß aufsteigen.

Kein Licht ohne Schatten! Man braucht keine Sympathie zu hegen für den Einfluß, welchen die nationalliberale Partei im letzten Jahrzehnt der Bismarck'schen Aera ausgeübt hat, und kann doch ernstlich betrübt sein über das Schauspiel, zu welchem sie in dem Kampf um den besten und wichtigsten Theil der Handelsverträge herhalten mußte. Denn, wie schwach ihr liberaler Gehalt immer geworden, etwas ist immer noch geblieben, und wir sind an solchem Besitz in Deutschland so zurückgegangen, daß wir auch nicht das Geringste zu entbehren haben. Diese Partei repräsentirt noch immer ein breites Stück intelligenten Bürgerthums, und man muß blind sein, um zu verkennen, daß in Deutschland, wie in der ganzen civilisirten Welt, an die Erhaltung und Fortentwicklung erträglicher Zustände nicht zu denken ist, ohne die lebendige Mitwirkung des begüterten, betriebsamen, dem Handel, der Industrie, der Landwirthschaft, dem Gelehrten- und Beamtenberuf dienenden Mittelstandes. Der unbestreitbaren Erkenntniß dieser Grundbedingung entspricht die vielbelächelte, aber doch richtige Hinweisung auf das Ziel einer großen liberalen Partei, aus deren Untergrund auch ehemals die einigende und befreiende Arbeit der Gestaltung des Deutschen Reichs hervorgegangen ist. Die Möglichkeit, zu ihr zurückzukehren darf nicht als eine Utopie erscheinen, wie etwa die allgemeine Abrüstung, ohne daß alle guten Hoffnungen begraben werden. Aber die Einsicht, daß zur Wiedererweckung dieses guten Geistes gegenseitige Duldung und der Verzicht auf den Froschmäusekrieg einer kleinlichen Fraktionseifersüchtelei eintreten müsse, hat, wie jeder allgemeine Satz, seine Grenzen. So falsch es ist, Politik zu machen nach der dogmatischen Formel, daß ein kleines auf ein unfehlbares Programm eingeschworenes und nur von Einem kommandirtes Fähnlein werthvoller sei, als ein mit der Zahl der Stimmen ins Gewicht fallende, aber minder homogene Gemeinsamkeit — eine Formel, die doch immer nur als ein pis-aller zum Troste für unerreichbare saure Trauben proklamirt wird — so falsch ist es, alle Grenzen zu verwischen und jeden vernünftigen Inhalt für entbehrlich zur Existenz einer Partei zu erklären. Das wird ernstlich kaum Jemand leugnen können. Alle Grenzen im thätigen Leben sind fließend, namentlich im Fluß des öffentlichen Lebens. Aber eine Grenze muß doch sein. Und daß diejenigen Mitglieder der nationalliberalen Partei, welche in diesem — auch Kulturkampf um die Handelspolitik der Reichsregierung entgegengetreten sind und zugleich damit sich an dem Versuch, sie um dieses guten Werkes willen zu stürzen, betheiligten, alle Tradition ihrer Partei verleugnet haben, ist sonnenklar. Will man Beweise dafür, so mögen statt vieler nur zwei Thatsachen dienen. Die einstimmige, selten dagewesene Manifestation des gesammten Industrie- und Handelsstandes in ihrer weitesten Bedeutung, und das warm bewegte, nachdrucksvolle Eintreten Bennigsen's, des Mannes, der, wenn Einer, die Tradition der Partei in ihrem gemäßigten, aber immerhin noch besten Sinn verkörpert. Ihm ist es wahrscheinlich, zu einem guten Theil, auch zu verdanken, wenn am Ende der Dinge die Zahl der Abtrünnigen eine geringere geworden, als sie anfänglich zu werden drohte.

Fragt man, wie es überhaupt möglich war, daß solche Renegation aufkommen konnte, so liegt die Erklärung in dem demoralisirenden Einfluß, welchen das Regiment Bismarck in der letzten Periode seiner Herrschaft ausgeübt hat. Es ist kein Zufall, daß ein namhafter Theil der Neinsagenden aus jenem Theil Südwestdeutschlands, bayerische Pfalz und angrenzende Gebiete, stammt, in welche einst Herr Miquel den Angriffspunkt zu seinem „Vorgehen auf der ganzen Linie“ gelegt hatte, als er im Jahre 1887 den Feldzug für das Kartell eröffnete, dessen Ziel die Erhöhung der Kornzölle und die Branntweinliebesgabe war. Seine hinreißende Beredsamkeit hat damals die pfälzischen Bauern zu dem agrarischen Böotierthum angefeuert, welches jetzt mehr als einen, der Falschheit der Sache sich wohl bewußten, Nationalliberalen unter das widerwärtige Joch des imperativen Mandats gezwungen hat. In der Hitze der Kartellbegeisterung haben die Führer ihre Wähler so erfolgreich demoralisirt, daß sie ihnen zuletzt ihren eigenen letzten Rest von politischer Moralität opfern mußten. Wenn man Bennigsen's Autorität anrufen darf, um diesen Abfall zu konstatiren, so sei auch nicht vergessen, daß Armand Buhl, gleichfalls einer der besten und fähigsten der guten alten Zeit und wahrlich kein Freihändler, lieber auf sein angestammtes Mandat verzichten als sich zu solcher Geistesknechtschaft erniedrigen wollte.

Warum aber hat Herr von Bennigsen in demselben Augenblick, wo er in so dankenswerther Weise die Fahne rettete, geglaubt, sie vor dem preußischen Junkerthum ehrfurchtsvoll senken zu müssen? Nur um durch eine Antithese einen interessanten oratorischen Effekt hervorzubringen, war doch die Sache zu ernst. Es ist merkwürdig, wie oft in den letzten Zeiten wieder dieses Wort „Junker“ in Rede und Schrift wiederkehrt, namentlich seit den Tagen der großen Tivolidemonstration. Das ist kein Zufall. Auch zurückhaltende Leute nehmen es ohne Umschweif in den Mund. Herr von Bennigsen selbst

hat es in seiner Rede am 27. Februar mehrmals gebraucht. Es ist eben ein Wort, dem keine Umschreibung nahe kommt, wenn man das Kind beim Namen nennen will; und die Erkenntniß, daß der Kampf um den russischen Vertrag der Kampf des Junkerthums gegen die Reichsregierung und ihre guten Tendenzen war, hat sich elementarisch dem öffentlichen Bewußtsein aufgedrängt. Gewiß ist es thöricht, mit Geringschätzung von den Junkern zu sprechen. Das braucht uns Bennigsen nicht zu lehren. Jeder von uns hat das zu verschiedenen Zeiten offen ausgesprochen. Die gottesfürchtigen und dreisten Rittersmänner, deren Gottesfurcht ihrer Dreistigkeit niemals im Wege gestanden hat, sind eine so mächtige Gesellschaft in Preußen und sind es dadurch in Deutschland geworden, daß sie schon darum im weltlichen Sinn des Wortes respektabel sind. Könnte man doch, ohne parador zu sein, behaupten, daß schließlich das Deutsche Reich für sie gemacht worden, nachdem es gegen sie gemacht worden war. Den Uebergang bildete Bismarck, der sie zuerst besiegen mußte, um sie dann zu neuer Herrlichkeit zurückzuführen. Aber darum war niemals weniger als jetzt die Lage dazu angethan, sie als einen Segen für das gemeine Wesen hoch zu preisen. Die Stärke, die ihnen angeboren ist, haben sie nie für etwas Anderes als für sich gebraucht, auf Kosten der Anderen, und soweit ihr Geist in Preußen mächtig geworden, ist er gerade das Haupthinderniß, welches dem inneren Anschluß der übrigen Deutschen an Preußen von jeher im Wege gestanden hat und bis heute im Wege steht. Das spezifisch Preußische, dem noch so viele Antipathien jenseits der schwarzweißen Pfähle widerstreben, ist eben das Junkerliche. Es bedeutet auch eine grundfalsche Auffassung, gerade vom Platze des Herrn von Bennigsen aus im Reichstag auf die Verdienste der preußischen Junker um Deutschlands Größe hinzuweisen. Sieht man von Bismarck ab, so haben die Junker das Wenigste geleistet zu dem Großen, das in Deutschland gelungen ist. Und was Bismarck geschaffen hat, schuf er nur so lange und so weit er vom Junkerthum abgerückt war. Weder die Männer der Befreiungskriege, noch die Männer des neuen Deutschen Reichs sind aus den Reihen der Junker hervorgegangen. Das Reich ist ihrem Widerstand und ihrem Abscheu zum Trotz durchgesetzt worden. Auch das ist falsch, daß Deutschlands kriegerische Tüchtigkeit auf den Junkern ruhe. Scharnhorst und Gneisenau waren so wenig preußische Junker wie Moltke, und die bürgerlichen Offiziere des Ostens und Westens bilden die Masse derer, welche jetzt und ehemals die welthistorischen Schlachten geschlagen haben. Die hohe Bildung, durch welche das preußische Offizierkorps sich auszeichnet, ist wahrlich nicht junkerlicher Herkunft. Es fehlt dem preußischen Landadel nicht an Hochmuth und dem deutschen Bürgerthum nicht an Demuth. In einer Zeit, wo der Bund der Landwirthe Herrn Ahlwardt die Fahne aus der Hand genommen hat, um sie als die seine aufzupflanzen, war es ein wunderlicher oratorischer Einfall, dem Bürgerthum eine demüthige Entschuldigung dafür anzusinnen, daß es sich seiner Haut wehrt. Herr von Bennigsen hätte sich herausnehmen dürfen, den Junkern eine Lektion zu geben, ohne sie zu streicheln.

„Das Beißen in der Ordnung war,
Das Küssen war überflüssig."

Glücklicher Weise bedeuten auch die effektvollsten rednerischen Wendungen für den Gang der Thatsachen nicht viel. Sonst könnte es üble Vorbedeutung haben, daß im Moment, wo das Bürgerthum seinen Sieg mühevoll erkämpft, der eine hervorragende Nationalliberale gewissermaßen die Musik macht zu dem Vers des andern, daß nun eine dreißigjährige Aera — drunter kann er's nicht thun! — der Entschädigung für das arme gekränkte und zurückgesetzte Junkerthum beginnen müsse. Wozu der Geist der Eloquenz nicht alles verführen kann, und besonders nach Tisch! Aber lassen wir uns dadurch nicht beunruhigen. Es hat sich wieder gezeigt: Sie bewegt sich doch!

L. Bamberger.

## Die kurze Decke.

Wie man immer über die Opportunität der in Deutschland niedergesetzten Silberkommission denken mag, so viel steht jedenfalls fest, daß die Ereignisse in der Welt niemals weniger Anlaß gegeben haben, die Legende von der kurzen Golddecke aufrecht zu erhalten, als gerade jetzt. Theils durch Zufall, theils unter dem Ansporn des niedergehenden Silberpreises hat sich überall die Suche nach Gold belebt, und vielfach mit Erfolg. Nicht zu reden von dem stetigen Fortschritt des südafrikanischen Bergbaus sind bekanntlich in Nordamerika, besonders in Colorado, Montana und Minnesota, neuerdings Goldfelder in Angriff genommen worden. Noch interessanter ist, daß zufolge eines Berichts des Gouverneurs von British Guyana auch dort die Goldförderung bedeutende Fortschritte macht, und zwar nicht wie in Nordamerika mit der Ausbeutung von Schwemmgold, sondern in Bergwerksbetrieben wie in Südafrika. Der Goldexport aus dieser englischen Besitzung belief sich im Jahre 1892 auf 376 000 Pfund Sterling, und im letzten Jahre stieg er auf 492 000. Und dabei befindet sich der ganze Betrieb noch im Zustand des rohesten Anfangs mit den primitivsten Hilfsmitteln. Der Gouverneur prophezeit der Ausbeutung, wenn sie erst in regelrechten Gang kommt, eine starke Entfaltung, mit dem Zusatz, daß die Lager, je mehr sie in die Tiefe gehen, desto mehr an Ausbreitung zunehmen.

Bekanntlich ist die deutsche Regierung auf den Gedanken der Enquete durch die Befürchtung hingeleitet worden, daß die in Indien und Nordamerika ergriffenen Maßregeln eine Ablenkung des Goldstroms nach diesen beiden Ländern hervorbringen müßten. Gelehrte und ungelehrte Untersuchungen hatten dies mit Gewißheit prophezeit; aber es hat sich wieder einmal so recht auf diesem Gebiete die Unberechenbarkeit glänzend hervorgethan. Die europäischen Goldvorräthe in den Banken sind stärker, als sie je zuvor gewesen sind. Namentlich die englische Bank mit einem Vorrath von 30 Millionen Pfund Sterling befindet sich auf einer vorher selten erreichten Höhe, und jeder Wochenbericht erzählt von neu aus Ost und West zuströmenden Goldsendungen. In der deutschen Reichsbank haben die Goldvorräthe seit Anfang Januar um hundertundzwanzig Millionen zugenommen, während sich die französischen auf ihrer alten Höhe gehalten haben. Von dem befürchteten Goldabfluß nach Indien oder nach Amerika dagegen ist nicht die leiseste Spur zu entdecken. Im Gegentheil, der Ausweis der ersten zwei Monate des Jahres 1894 belehrt uns über Amerika, daß die Goldausfuhr stärker war als die Einfuhr (Ausfuhr vom 1. Januar bis 17. Februar 3 728 000 Dollars, Einfuhr 1 648 000 Dollars). Umgekehrt hat der Goldzufluß nach England in den zwei Monaten Januar und Februar dieses Jahres 3 087 000 Pfund betragen gegen 2 024 000 im vorigen, die Ausfuhr 1 500 000 gegen 2 400 000. Davon sind nach Indien noch nicht 200 000 Pfund abgeflossen gegen 250 000 in derselben Zeit des Vorjahres, und ebenso nach den Vereinigten Staaten nur 9000 Pfund gegen 109 000 in der gleichen Periode des Vorjahres. Dieser Fülle der Goldvorräthe in den Banken und dem damit zusammenhängenden Zufluß nach Europa entspricht die Niedrigkeit des überall herrschenden Zinsfußes.

So ist die ganze Schlußfolgerung, von der der Anstoß zur Silberenquete ausgegangen ist, von den Ereignissen wahrhaft verspottet worden, und Deutschland würde eine sonderbare Rolle übernehmen, wenn es jetzt die anderen Staaten Europas zu einem neuen Vorgehen behufs bimetallistischer Vereinigung auffordern wollte. Man kann sich im Voraus sagen, welches Schicksal eine solche Initiative haben würde. Aber nicht genug das. Welchen wunderlichen Eindruck müßte es beispielsweise den Engländern machen, wenn, wie jetzt mancher Rathgeber bei uns empfiehlt, wir ihrer Regierung vorschlagen sollten, die freie Silberprägung in Indien wieder einzuführen? Wer den Gang der Verhandlungen über diese schwierige Angelegenheit in England und Indien verfolgt, wird gewiß nicht verkennen, mit wie

viel Kopfzerbrechen von den zunächst Interessirten hier die richtige Lösung gesucht wird, und wie komisch es sich machen würde, wenn ein von diesen Dingen nur so wenig und indirekt berührter und so viel weniger mit den Einzelheiten des Problems vertrauter Staat, wie Deutschland, nun seine weisen Rathschläge den Regierungen von England und Indien in dieser kritischen Periode aufdrängen wollte! Alle Berichte deuten auch darauf hin, daß weniger als je von einer Wiedereröffnung der indischen Münzen die Rede ist, daß vielmehr der geplante Zoll auf Silber gerade die künstliche Wertherhöhung nicht des Barrensilbers, sondern der geprägten Rupien zum Zweck hat. Bemerke man auch, daß derjenige Theil des deutschen Handels, welcher nach Indien exportirt, viel mehr darauf angewiesen ist, diese Steigerung und Befestigung des Rupienkurses zu wünschen, als durch Wiederaufhebung der Münzsperre den Kurs von Neuem zu erschüttern und zu beunruhigen. Wenn wahr wäre, was unsere Agrarier so lange behaupteten, daß der Einfluß des niedergehenden Silberpreises auf den indischen Wechselkurs die Konkurrenz des indischen Weizens förderte, so müßten sie doch froh sein, daß durch die Schließung der indischen Münzen eben jener Einfluß abgeschnitten würde. Denn diese Schließung hat doch nur den einzigen Zweck, dahin zu wirken, daß die Zahlkraft der Rupie, der indische Wechselkurs, nicht mehr unter den Schwankungen des Silberpreises leiden könne. Unter den komischen Erscheinungen, welche die Silberschwärmerei ans Licht gebracht hat, ist das eine der drolligsten: zuerst schreit man Wehe über das wohlfeile Geld, mit dem in Indien der Weizen bezahlt wird, und kaum hat Indien Anstalten getroffen, dieser Verwohlfeilung Einhalt zu thun, so wird als Heilmittel empfohlen: vor allem muß von England gefordert werden, daß es diese Maßregel wieder zurücknehme!

## Die Macht der Friedenszuversicht.

Nimmt man unsere mißvergnügten Nobili und deren mit agrarischen Phrasen aufgepäppelten Anhang aus, so darf man konstatiren, daß in der ganzen civilisirten Welt die Freunde wie die Feinde Deutschlands in der Anerkennung des deutsch-russischen Handelsvertrags als eines großen politischen Erfolges der deutschen Reichsregierung einig sind. Das krampfhafte Bemühen der Kreuzzeitungsklique und der Bismarckfronde, diesen offen zu Tage liegenden Erfolg als eine schwere diplomatische Niederlage erscheinen zu lassen, kann nur Heiterkeit erwecken. Nicht einmal französische Revanchepolitiker finden diese abfällige Kritik beachtenswerth genug, um daraus den Honig ihrer Hoffnungen zu saugen. Vielmehr hat sich im Anschluß an das Zustandekommen des Handelsvertrags eine internationale Stimmung entwickelt, die den Hoffnungen aller Friedensstörer Europas sehr abträglich ist.

Es ist bereits vielfach hervorgehoben, daß der Abschluß eines Handelsvertrags zwischen Deutschland und Rußland den europäischen Frieden befestigen werde. Diese Ueberzeugung gründete sich auf den Umstand, daß ein erleichterter Güteraustausch geeignet ist, indem er zwischen den Vertragsstaaten zahlreichere geschäftliche Verbindungen herstellt, auch engere politische Beziehungen anzubahnen. Der europäische Friede ist aber nicht allein ein Produkt realer Interessen, sondern auch — und zwar vielleicht in noch höherem Grade — das Ergebniß eines psychologischen Prozesses. Der Friede ist um so mehr gesichert, je fester die Ueberzeugung wird, daß er gesichert sei. Selbst wenn diese Ueberzeugung auf irrigen Voraussetzungen beruhen sollte, so ist sie so lange eine Macht, wie sie besteht. Nun aber ist es höchst charakteristisch, wie sich aller Völker Europas das Gefühl bemächtigt hat, mit dem Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrags sei die Gefahr eines europäischen Krieges in eine viel weitere Ferne gerückt. Ein solcher Krieg erschien möglich, so lange Frankreich und Rußland, sich enger an einander schließend, dem Dreibund gegenüber eine immer kühlere Haltung einnahmen; er wurde wahrscheinlicher, als zwischen Rußland und Deutschland ein heftiger Zollkrieg ausbrach. Solche Zollkriege wirken verbitternd und sie pflegen sich meistens sehr in die Länge zu ziehen. Man denke nur an die Erfahrungen, die Oesterreich und Rumänien, Frankreich und Italien, Frankreich und die Schweiz gesammelt haben und noch sammeln. Alle Erfahrungen sprachen danach gegen eine baldige Beendigung des Zollkriegs zwischen Rußland und Deutschland, und daran knüpften sich begreifliche Besorgnisse der Friedensfreunde, begreifliche Hoffnungen der Revanchepolitiker. Um so überraschender mußte die rasche Beendigung des Zollkriegs und der Abschluß eines über alles Erwarten zahlreiche Positionen umfassenden Tarifvertrags wirken. Man schloß ganz richtig aus diesen Thatsachen, daß, wenn Interessengegensätze so rasch zu einem befriedigenden Ausgleich zu bringen sind, die Verhältnisse zwischen den beiden in Frage kommenden Mächten doch nicht so ungünstig, die Beziehungen zwischen den Regierungen nicht so gespannt sein können, wie das von der öffentlichen Meinung Europas fast durchweg angenommen wurde. Und aus dieser Erkenntniß ist in allen Ländern Europas die Ansicht hervorgegangen, daß der Vertrag zwischen Deutschland und Rußland ein Friedenswerk in des Wortes eigentlichster Bedeutung sei. Mit dieser Entwicklung ist auch jenen Franzosen gedient, die mit der Möglichkeit eines französisch-russischen Kriegsbündnisses koquettirt haben. Auch diese wünschen ja innerlich den Frieden; trotzdem würde in Frankreich kein Halten sein, wenn Rußland an Deutschland den Krieg erklären sollte. Die in solchen Fällen übliche Begeisterung würde nicht ausbleiben, die Schreier würden die Besonnenen über den Haufen rennen und die vox populi würde mit einer seltenen Einstimmigkeit den Krieg verlangen, den in Zeiten der Ruhe beinahe die ganze Bevölkerung Frankreichs für einen Wahnsinn hält. Der Macht der patriotischen Phrase wagen sich eben in aufgeregten Zeiten nur sehr wenige zu widersetzen. Um so angenehmer empfindet man in einer solchen Lage die Unmöglichkeit, eine heroische Dummheit zu begehen. Daß Frankreich ohne Rußland nicht losschlagen kann, ist communis opinio bei den Franzosen. Wird es deshalb unwahrscheinlicher, daß Rußland gegen Deutschland das Schwert zieht, so vergibt sich kein Patriot etwas vor dem anderen, wenn er die Revancheideen einstweilen aus dem politischen Verkehr zurückzieht. Das Unmögliche legt keine Verpflichtungen auf. Ein Reiter mag sich unter Umständen verpflichtet fühlen, den Hals zu riskiren, um eine mannshohe Mauer zu nehmen, aber Niemand wird ihm zumuthen, über die Mauer zu setzen, wenn sie doppelt so hoch ist. Und er wird nicht selten herzlich froh sein, daß die Höhe der Mauer ihn gar nicht in die Versuchung führt, ein lebensgefährliches Experiment zu machen. Ebenso fühlen auch ganze Völker sich gar oft wesentlich erleichtert, wenn das, was sie öffentlich wünschen, ihnen durch eine harte Nothwendigkeit versagt bleibt. Man geht deshalb schwerlich fehl, wenn man annimmt, daß auch die Franzosen in ihrer großen Mehrheit mit einer Konstellation durchaus zufrieden sind, welche die Erfüllung der Revanchewünsche ausschließt und allen Theilen einen ehrenhaften Frieden ermöglicht.

Die Einsicht in diesen Zusammenhang der Dinge wirkt beruhigend auf jedes Volksgemüth in Europa. Aus dieser Einsicht erwächst deshalb auch eine festere Friedenszuversicht; und auf dieser festeren Friedenszuversicht wird der Unternehmungsgeist neue und kühnere Pläne aufbauen.

Th. Barth.

## Der Jude als Ackerbauer und Handwerker.

Einer der Hauptvorwürfe, der von antisemitischer Seite gegen die Juden erhoben wird, besteht darin, daß sie sich nur wenig oder gar nicht an den entsagungsvolleren, speziell körperliche Anstrengungen erfordernden Arbeiten unserer Kultur betheiligen. Man hält ihnen vor, daß sie sich zwar in die gelehrten Fächer hineindrängen, daß die Presse unter ihrem Einflusse stehe, daß sie Handel und Geldverkehr zum Nachtheile ihrer Konkurrenten und des Publikums an sich gerissen haben, daß sie aber eine ausgesprochene Abneigung gegen „wirklich nützliche Thätigkeit", nämlich gegen Handwerk und Ackerbau, an den Tag legen.

Abgesehen davon, daß man in diesem Urtheile eine Unterschätzung der geistigen Arbeit und der Thätigkeit beim Güterumlauf finden könnte, fragt es sich, ob man die Juden wirklich mit gutem Grund deshalb tadeln kann, weil sie an der Produktion der Güter nicht, oder nur in geringem Maße thätig sind.

Sind die Juden etwa von Natur minder befähigt zu körperlichen Arbeitsleistungen, oder haben sie ein ererbtes Vorurtheil gegen die Arbeit im Schweiße ihres Angesichts?

Dem würde widersprechen, daß im alten Testamente von weiten Länderstrecken in Judäa und Israel die Rede ist, deren Bevölkerung sich nicht in Städten zusammengezogen hat, sondern durch den Bau von Korn und Wein ihren Unterhalt findet.

Um auch Beispiele aus der Gegenwart anzuführen, so sind die sehnigen Kulis, die im Hafen von Aden Lasten schleppen, Juden; Juden sind die Hafenarbeiter, die Lastträger in Salonichi; in den marokkanischen Städten, wo der eingeborene Araber aus der Faulheit eine Tugend macht, besteht der arbeitende Theil der Bevölkerung aus Juden; und in der anglo-indischen Armee bilden die Beni-Israel ein geschätztes Soldatenmaterial.

Am lehrreichsten für die Beurtheilung der vorliegenden Frage ist jedoch ein Blick in das Ostende Londons, in dem sich die Schaaren jüdischer Einwanderer auf ihrem Zuge nach England zunächst festsetzen und scharf abgegrenzte Gemeinwesen bilden, die sich in dem Getriebe der modernen Weltstadt seltsam genug ausnehmen.

Hier in dem klassischen Lande der Arbeiterstatistik lag noch eine besondere Veranlassung vor, sich mit dem Verdienst und der Lebenshaltung der eingewanderten Juden zu beschäftigen, weil man einen Feldzug gegen das sweating system ins Werk setzte, das System, welches die Ueberfüllung des Arbeitsmarktes benutzt, um Arbeiter nur gegen Hungerlöhne zu beschäftigen.

Da die Opfer dieses Systems zum großen Theil Juden waren, so stellte man vielfach das Verlangen, dem auch wiederholt in den Versammlungen von Arbeitslosen Ausdruck gegeben wurde, die jüdische Einwanderung zu beschränken oder gänzlich zu verbieten.

Zu einem solchen Schritt wird man sich in einem Lande allerdings schwer entschließen, wo man nur ungern zu legislativen Experimenten seine Zuflucht nimmt, sobald sich irgendwo ein wirklicher oder eingebildeter Uebelstand herausstellt. Das geht schon aus dem Bericht des Unterhauskomitees hervor, welches sich speziell mit diesem Gegenstande zu beschäftigen hatte, und welches, wenn es auch die Frage für die Zukunft offen ließ, doch von einem Verbot der „pauper immigration" für die Gegenwart abrieth.

Die jüdischen Arbeiter in London wenden sich fast ausschließlich bestimmten Handwerken zu. Viele sind Tabakarbeiter oder Bäcker; die Tischlerei, die Schirm- und Stockfabrikation giebt manchen Beschäftigung, die große Mehrzahl aber sind Schuster und Schneider.

Die Massenproduktion von Schneiderwaaren geringerer Qualität ist fast gänzlich in die Hände jüdischer Arbeiter übergegangen, und das hat seine guten Gründe.

Der Strom der russischen Flüchtlinge, die nach England oder Amerika wandern, setzt sich zusammen aus solchen, die innerhalb des sogenannten Judenrayons ansässig waren, die aber durch die strengere Handhabung der Gesetze gezwungen wurden, sich den bereits überfüllten größeren Städten zuzuwenden und von hier nach einem vergeblichen Kampfe ums tägliche Brot zur Auswanderung genöthigt wurden.

Hauptsächlich sind es Handwerker, die im Londoner Hafen landen.

Im Jahre 1865 hatte man in Rußland den jüdischen Handwerkern die Freizügigkeit eingeräumt. Vor drei Jahren begann man jedoch mit der Austreibung aller solcher, die außerhalb des Judenrayons ansässig waren und in Bezug auf Geschicklichkeit in ihrem Handwerk nicht bestimmten, ziemlich hochgegriffenen Anforderungen genügten. Diese Masse von mehr oder weniger „ungelernten Arbeitern" wurde jetzt auf den Londoner Arbeitsmarkt geworfen. Sie waren nicht besonders kräftig, und als Lastträger, oder in einem anderen Zweige des „unskilled labour" nicht verwendbar. Sie fühlten sich fremd in den neuen Verhältnissen und vor allen Dingen hatten sie kein Verständniß für die Vortheile korporativen Vorgehens.

Mit der Resignation, die sie in Rußland gelernt hatten, überließen sie sich daher den Händen des Schweißers, d. h. sie übernahmen in ihren Wohnungen oder in ungenügenden Werkräumen solche Arbeiten, die wegen der bei ihnen bis aufs Kleinste durchgeführten Arbeitstheilung kein besonderes Geschick erfordern, und zwar für einen Lohn, der kaum für den nöthigsten Lebensunterhalt genügt, und bei einer Arbeitszeit, die bis zu 20 Stunden am Tage ausgedehnt wurde.

Wer eigentlich ein Schweißer sei, darüber hat auch die Enquetekommission keine Aufklärung gebracht. Man hat darunter wohl den kleinen Unternehmer verstehen wollen, der zwischen dem Großhändler und dem Arbeiter steht und einen Theil des Arbeitsgewinnstes einstreicht. Es hat sich aber herausgestellt, daß in den meisten Fällen ein solcher Vermittler gar nicht vorhanden ist, daß vielmehr der Regel nach der Arbeiter direkt an den Grossisten oder auch im Hausirhandel an den Konsumenten absetzt. Der eigentliche Schweißer ist daher das Publikum selbst, das billige Waaren haben will, ohne danach zu fragen, ob der Preis dem Arbeiter das zum Lebensunterhalt Nöthige gewährt.

Das Charakteristische des sweating system besteht darin, daß Niemand da ist, den man für diese Auswüchse verantwortlich machen könnte. Würden die Arbeiten in einer Fabrik vorgenommen, so ließen sich alle Mißbräuche auf Grund der Fabrikgesetzgebung abstellen, die gewisse sanitäre Anforderungen und eine Maximalarbeitszeit vorschreibt.

Das Schweißsystem ist eben genau betrachtet nichts anderes als die Hausindustrie, die sich durch Massenproduktion gegen die Fabrik zu wehren sucht.

Wenn einmal der jüdische Arbeiter durch die Macht der Verhältnisse in diese Hausindustrie gedrängt ist, so wird es ihm naturgemäß schwer, sich auf eine höhere gesellschaftliche Stufe zu heben.

Eine Arbeitszeit von 16, 18 und noch mehr Stunden täglich bei ungenügendem Lohne und in ungesunden Werkstätten muß den Arbeiter geistig und körperlich ruiniren, so daß er zu intensiverer Arbeit unfähig wird und seine Arbeitsleistung nicht mehr beträgt, als was ein englischer Arbeiter in der Hälfte der Zeit beschafft.

Trotz alledem giebt es in London eine Menge jüdischer Handwerker, die es in ihrem Metier zu bedeutender Fertigkeit gebracht haben, und dann auch die hohen Löhne erhalten, die für skilled labour gezahlt werden.

Eine große Zahl jüdischer Arbeiter leben noch heute in Rußland in den ihnen angewiesenen Bezirken und gelernte Handwerker jüdischen Glaubens sind über das ganze Zarenreich verbreitet.

Daß auch die Zahl jüdischer Ackerbauer in Rußland keine kleine sein kann, geht aus dem Bericht hervor, welchen seiner Zeit die nach Europa gesandten Vereinigten Staaten-Kommissare über die Lage der Juden in Rußland erstatteten. Sie fanden zahlreiche jüdische Ackerbaukolonien innerhalb

des Judenrayons; so in Wolhynien, wo die Juden 600 000 Acres oder 6 Prozent des kultivirten Landes der ganzen Provinz bebauten.

In allen diesen Kolonien wurden die Pächter durch die berüchtigten Maigesetze gezwungen, ihr Land aufzugeben und in die Städte zu ziehen.

Im Gouvernement Minsk wohnten 5000 jüdische Landleute auf 55 000 Acres und wurden durch eine außerordentliche jährliche Kopfsteuer von 50—60 Rubel bedrückt. In Kowno 4000 jüdische Arbeiter auf 85 000 Acres; in Grodno 4000 auf 60 000 Acres.

Sie leisteten als Pächter Tüchtiges, was durch die allerdings vergeblichen Versuche der Gutsbesitzer, die Ausweisungsdekrete rückgängig zu machen, bewiesen wird.

Der Versuch, den Baron Hirsch mit einer Ansiedlung von Juden in Argentinien gemacht hat, scheint, nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden sind, den besten Erfolg zu versprechen. Die vier Ackerbaukolonien weisen nach zweijährigem Bestehen eine Zahl von 3000 jüdischen Kolonisten auf, deren Erwerbsleben sich so günstig gestaltet hat, daß der an der Spitze stehende Verwaltungsrath damit umgeht, im nächsten Frühjahr einen Nachschub von weiteren 4000 kommen zu lassen. Es sind von einem Besitz von 132 000 ha bereits 9000 ha mit Weizen und Kukuruz bebaut.

Auch in Palästina sind in neuerer Zeit Ackerbaukolonien in erfreulicher Entwicklung begriffen. Ihr Protektor ist Baron v. Rothschild in Paris, und es widmen sich jetzt schon im heiligen Lande über 1000 jüdische Familien, die mehr als 6000 Seelen umfassen, der Weinkultur und sie kommen als Weinbauer neben anderen Ansiedlern, besonders den eingewanderten Schwaben, gut vorwärts. Dazu kommen über 1300 jüdische Handwerker in Jerusalem selbst.

Beachtenswerth ist auch ein Unternehmen, das durch private Mildthätigkeit im vorigen Sommer hier in Deutschland ins Leben gerufen wurde. Es ist dies eine Erziehungsanstalt bei Limmer in Hannover, welche zur Aufnahme von zunächst 60 jüdischen Knaben bestimmt ist. Hier sollen die Zöglinge neben dem Unterricht in den Volksschulfächern dazu angehalten werden, durch ihrer Hände Arbeit den Lebensunterhalt zu verdienen. Zu dem Zwecke sind mehrere Werkstätten eingerichtet, in denen die Knaben in dem von ihnen erwählten Handwerk durch kompetente Lehrer unterwiesen werden.

Außerdem haben sie Gelegenheit, Gärtnerei und Ackerbau auf einem größeren zur Anstalt gehörigen Landkomplex praktisch zu betreiben.

Wenn es sich bei solchen wohlgemeinten Versuchen lediglich darum handelte, der antisemitischen Agitation etwas von ihrer Schärfe zu nehmen, indem man einen sozialen Schaden, der sich bei den Juden herausgestellt hat, zu heben trachtet, so könnte man über den Erfolg dieses Experiments berechtigten Zweifel hegen.

Den Antisemiten würde man mit der Beseitigung eines Beschwerdegrundes wenig Gefallen thun, da eine Regeneration der Israeliten gewiß keinen Theil ihres Programms bildet.

Um so ernstlicher sprechen jedoch andere Gründe für den Versuch, das jüdische Volk zur größeren Antheilnahme auch an der Rohproduktion und Verarbeitung wirthschaftlicher Güter zu bewegen. Zwar wird man nicht in den Fehler verfallen, die mehr mechanische Thätigkeit für nützliche Arbeit par excellence zu halten und demnach die Eigenschaft der Nützlichkeit jeder anderen Beschäftigung in geringerem oder höherem Grade abzusprechen. Dazu würde man sich auf das nationalökonomische Niveau begeben müssen, welches leider von den Konservativen und Antisemiten eingenommen wird.

Aber immerhin wäre es aus allgemeinen wirthschaftlichen Gründen zu bedauern und würde zu bedenklichen Folgen führen, wenn ein bestimmtes Glied der Völkerfamilie sich von einem wichtigen Zweige der Kulturarbeit gänzlich fern halten wollte.

Ist nun gegen die Juden ein derartiger Vorwurf zu erheben? Die angeführten Beispiele, und sie können vermehrt werden, so besteht in Berlin ein Verein aus jüdischen Handwerkern, nicht Handwerksmeistern, der 650 Mitglieder zählt, die sämmtlich praktisch thätig sind, — diese Beispiele ergeben, daß sie nicht etwa eine angeborene Abneigung gegen körperliche Anstrengung an den Tag legen, daß sie vielmehr in vielen Fällen mit seltener Ausdauer und unter den widrigsten Verhältnissen bei der Arbeit ausharren, und daß sie es, wenn die Umstände günstig sind, zu hervorragender Tüchtigkeit bringen.

Sie entsprechen zwar meist noch nicht dem Ideal eines Handarbeiters, aber man muß sich vergegenwärtigen, daß wir es mit einem Volke zu thun haben, das wegen der durch Jahrhunderte fortgesetzten Verfolgungen auch in physischer Hinsicht gelitten hat, dem es ferner an den Traditionen des gelernten Arbeiters fehlt, weil man einen Juden vom Erwerb des Bürgerrechts ausschloß und deshalb zu keinem Innungsverbande zuließ. Man verschloß ihnen alle Erwerbsarten bis auf den Handel und Wucher und vertrieb ihnen die Lust an der Landwirthschaft, indem man ihnen noch bis vor wenigen Jahrzehnten den Erwerb von Grundeigenthum unmöglich machte.

Der Stempel, der dem jüdischen Charakter durch die erfahrene Behandlung aufgedrückt ist, wird sich zwar nicht im Handumdrehen verwischen lassen, es wäre jedoch verkehrt, deshalb die Geduld zu verlieren und eine Schuld der Gesellschaft ungesühnt zu lassen.

Hannover. B. von Werlhof.

## Ueber den Ursprung des Todes.

Das merkwürdigste Lebensphänomen ist der Tod. Daß jedes Werden, jedes Entstehen in der lebenden Natur, daß das kleinste Klümpchen protoplasmatischer Materie ebenso wie der komplizirteste Organismus den Keim des Unterganges in sich trägt, erscheint dem oberflächlichen Blick vielleicht selbstverständlich, der tiefer eindringenden Forschung ein geheimnißvolles Räthsel. Seit jeher ein Tummelplatz der metaphysischen Spekulation, ist die Frage nach dem Ursprung des Todes, nach seiner biologischen Bedeutung, nach seiner physiologischen Erklärung erst in neuester Zeit Gegenstand einer streng wissenschaftlichen Diskussion geworden.

Wir wollen die psychologische Seite der Frage, die Geschichte der Todesidee, in der Entwicklung des Menschengeschlechtes, hier nur kurz berühren. Die Zeit ist längst vorbei, da man den Wilden für ein Wesen hielt, das mit mächtig überschäumender Phantasie begabt, spielend, gleichsam in bewußter Selbsttäuschung, die Wälder und Schluchten mit Geschöpfen seiner Einbildungskraft bevölkerte, die Ahnen aus ihren Gräbern erwachen und in die Kämpfe der Lebenden eingreifen hieß, um sie willkürlich, nachdem die Komödie ausgespielt, wieder hinter dem Vorhang verschwinden zu lassen. Herbert Spencer's und Anderer Forschungen haben diesen Wahn wohl für immer beseitigt. Wir wissen nunmehr, daß die Auffassung des Todes als eine Art Schattenleben, der wir bei fast allen Naturvölkern begegnen, nicht der Ausfluß einer visionären Phantasie, sondern das natürliche, logische Produkt einer mangelhaften Interpretation der Traumerscheinungen war und ein furchtbarer, verhängnißvoller Moment mag es gewesen sein, als zum ersten Male der Geist eines Menschen die Entdeckung des Todes gemacht hatte, als zum ersten Male der Mensch in dem brechenden Auge des Verwundeten den Abschied auf Nimmerwiedersehen erkannte.

Der Standpunkt der Naturwissenschaft in der Frage nach den Ursachen des Todes ist nicht leicht zu präzisiren. Noch immer klafft ein unüberbrückbarer Abgrund zwischen

den Wissenschaften von der todten und der lebenden Materie und je weiter die naturwissenschaftliche Erkenntniß fortschreitet, desto mehr Schwierigkeiten thürmen sich auf den Weg der physikalisch-chemischen Erklärungsmethode von Lebensphänomenen. Sie ist im Prinzipe unanfechtbar, praktisch fast nur in den gröbsten Umrissen durchführbar. Man hat die Bewegung des Protoplasmas mit Seifenemulsionen verglichen, zur Veranschaulichung seiner Konstitution einen neuen Aggregatzustand — den „fest-flüssigen" — herangezogen und ist auf diesem Wege nirgends zu weiteren Ausblicken gelangt und nur selten über eine mehr oder weniger versteckte Tautologie hinausgekommen. Die chemische Untersuchungsmethode hat zu fruchtbareren Gesichtspunkten geführt. Die gewaltige räumliche Konzentration der chemischen Energie, die Eigenschaft mancher chemischer Körper, der „Fermente", unter gewissen Umständen große Vorräthe von potentieller Energie in lebendige Kraft übergehen zu lassen, weisen schon bei oberflächlichster Betrachtung darauf hin, in den chemischen Kräften das Wesen des Lebensprozesses zu suchen. Es wäre jedoch Selbsttäuschung zu glauben, daß wir auf diesem schwierigen Gebiete mehr als die ersten, schwankenden Versuche zu verzeichnen haben. Die chemische Natur der Eiweißkörper, dieser für den Lebensprozeß wichtigsten Substanzen, ist noch in vollständiges Dunkel gehüllt und so lange dies der Fall, ist die Route: durch die exakten Naturwissenschaften zu den tieferen Lebensproblemen gleichsam durch einen Felsblock verlegt.

Aber ein anderer Weg steht uns offen, wie besonders Robert Franceschini in seiner trefflichen Abhandlung*): „Die Abgrenzung der Biologie als Wissenschaft" hervorgehoben: der Weg, den Darwin durch seine Zuchtwahltheorie als einer der ersten mit ungeahntem Erfolge betreten: die biologische Forschungsmethode. Diese geht nicht darauf aus, das Leben direkt aus dem Spiel der Atome zu erklären, sie operirt mit Größen zweiter Ordnung, mit den empirisch gegebenen Thatsachen der Erblichkeit, der Gewohnheit u. s. w. und sucht durch deren sinnreiche Verknüpfung eine unabhängige, selbständige Wissenschaft des Lebens auszugestalten.

Von ihren Gesichtspunkten ausgehend hat August Weismann in neuester Zeit die Frage nach den Ursachen des Todes behandelt.

Untersuchungen über die „Dauer des Lebens" — wohl die ersten, die systematisch über diesen Gegenstand angestellt wurden — bilden das Anfangsglied in der festgefügten Kette der Weismann'schen Ausführungen. „Die organischen Körper sind vergänglich, indem sich das Leben mit einem Schein von Unsterblichkeit von einem zum andern Individuum erhält, vergehen die Individuen selbst." Dieser naturphilosophisch angehauchte Ausspruch von Johannes Müller, für welchen Weismann das Adjektivum „inhaltsschwer" gewählt hat, bildete bis Weismann den Inbegriff all dessen, was man in dieser Frage zu sagen wußte.

Lassen wir die allgemeine Richtigkeit dieses Satzes einstweilen dahingestellt, so ist doch so viel außer Zweifel, daß das Leben des Individuums seine natürlichen Grenzen hat, wenigstens bei all' den Thieren und Pflanzen, welche der nicht naturforschende Mensch zu beobachten gewohnt ist. Es ist auch weiter außer allem Zweifel, daß diese Grenzen je nach der Thier- oder Pflanzenart sehr verschieden weit gesteckt sind.

Man wird zunächst geneigt sein, den Grund für dieses verschiedene Verhalten in der körperlichen Verschiedenheit der Arten, in der Verschiedenheit von Bau und Mischung bei den einzelnen Organismen zu suchen. In der That laufen alle Erklärungsversuche die bis Weismann aufgestellt worden sind, auf diese Vorstellung hinaus.

Dennoch genügt diese Erklärung nicht. Allerdings muß in letzter Instanz die Ursache der Lebensdauer im Organismus selbst liegen, da sie sich nicht außerhalb desselben befinden kann, allein Bau und Mischung, kurz die physiologische Konstitution des Körpers sind nicht die einzigen Momente, welche die Dauer des Lebens bestimmen. Das erkennt man sofort, wenn man versucht, die vorliegenden Thatsachen aus diesen Momenten allein abzuleiten.

Zunächst kommt hier in Betracht: die Körpergröße. — Die längste Lebensdauer von allen Organismen der Erde besitzen die großen Bäume. Die Adansonien der Capverdischen Inseln sollen 6000 Jahre alt werden. Unter den Thieren sind es auch wiederum die größten, welche das höchste Alter erreichen, der Walfisch lebt sicherlich einige Jahrhunderte, der Elephant wird 200 Jahre alt und es hält nicht schwer nach abwärts eine Reihe von Thieren aufzuführen, bei welcher die Lebensdauer ungefähr parallel der Körpergröße abzunehmen scheint.

Sieht man sich aber etwas genauer um, so findet man, daß dasselbe Alter von 200 Jahren, welches der Elephant erreicht, auch von viel kleineren Thieren, wie Hecht und Karpfen erreicht wird; 40 Jahre alt wird außer dem Pferd auch die Kröte und die Katze und die etwa faustgroße See-Anemone besitzt eine Lebensdauer von mehr als 50 Jahren. — Wenn also auch im Allgemeinen gesagt werden kann, daß Wachsthum und Lebensdauer bei großen Thieren größer sind als bei kleinen, so besteht doch kein festes Verhältniß zwischen beiden und Flourens war im Irrthum, wenn er glaubte, die Lebensdauer betrage stets das Fünffache der Wachsthumsdauer.

Das zweite, rein physiologische Moment, welches die Lebensdauer beeinflußt, ist die Raschheit oder Langsamkeit, mit welcher das Leben dahinfließt, kurz ausgedrückt: das Tempo des Stoffwechsels und der Lebensprozesse.

In diesem Sinne sagt Lotze in seinem „Mikrokosmus": „Große und rastlose Beweglichkeit reibt die organische Masse auf und die schnellfüßigen Geschlechter der jagdbaren Thiere, der Hunde, selbst die Affen stehen an Lebensdauer sowohl dem Menschen als den größeren Raubthieren nach, die durch einzelne kraftvolle Anstrengungen ihre Bedürfnisse befriedigen" — „die Trägheit der Amphibien gestatte dagegen auch den kleineren unter ihnen eine größere Lebenszähigkeit."

Ganz gewiß ist etwas Richtiges an dieser Bemerkung. Dennoch wäre es ein großer Irrthum, wollte man glauben, das Schnelllebigkeit nothwendig auch kürzeres Leben bedinge. Die schnelllebenden Vögel haben trotzdem eine sehr lange Lebensdauer, sie erreichen, ja übertreffen darin die trägen Amphibien gleicher Körpergröße. Man darf sich den Organismus nicht als einen Haufen Brennstoff vorstellen, der um so früher zu Asche zusammensinkt, je kleiner er ist und je rascher er brennt, sondern als ein Feuer, in das immer neue Scheite hineingeworfen werden können und das so lange unterhalten wird, als es eben nöthig ist, mag es nun schnell oder langsam brennen.

Wie wollten wir es von jenem Standpunkte aus erklären, daß die Weibchen und Arbeiterinnen der Ameisen mehrere Jahre leben, während die Männchen kaum ein paar Wochen ausdauern? Beide Geschlechter unterscheiden sich weder durch Körpergröße irgend erheblich, noch durch Komplikation des Baues, noch durch das Tempo des Stoffwechsels, sie sind nach allen diesen drei Richtungen nahezu als identisch anzusehen und dennoch solch ein Unterschied in der normalen Dauer des Lebens!

Durch all dies scheint jedenfalls so viel bewiesen zu sein, daß die physiologischen Verhältnisse sicherlich nicht die einzigen Regulatoren der Lebensdauer sind, daß sie allein es nicht sind, welche die Stärke der Feder der Lebensuhr bestimmen, daß vielmehr in Uhren von nahezu gleicher Beschaffenheit Federn verschiedener Stärke eingesetzt werden können!

Hiermit sind wir aber zu einem Grundgedanken der Weismann'schen Theorie gelangt. Die äußeren Lebensbedingungen sind es, welche (nach Weismann) durch den Selektionsprozeß die Lebensdauer der Organismen in erster Linie normiren. Für jeden, der überhaupt einmal den Selektionsprozeß durchgedacht hat, ist es ohne Weiteres klar, daß bei einer solchen Regulirung der Lebensdauer lediglich das Interesse der Art, nicht etwa das des Individuums in Betracht kommen kann. Es ist für die Art an und für sich

*) Virchow-Holtzendorff'sche Sammlung populär-wissenschaftlicher Vorträge, Heft 157.

gleichgültig, ob das Individuum länger oder kürzer lebt, für sie kommt es nur darauf an, daß die Leistungen des Individuums für die Art ihr gesichert werden. Diese Leistungen bestehen in der Fortpflanzung, in der Hervorbringung eines für den Bestand der Art genügenden Ersatzes der durch Tod abgehenden Individuen und eventuell noch in der Brutpflege, wenn die Eltern ihre Sprößlinge beschützen und ernähren. Wir werden also erwarten müssen, daß im Allgemeinen das Leben die Fortpflanzungszeit nicht erheblich überdauere, es sei denn, daß die betreffende Art Brutpflege ausübe.

So finden wir es in der That. Alle Säugethiere, alle Vögel überleben ihre Fortpflanzungszeit, auf der anderen Seite hört z. B. bei allen Insekten — mit einziger Ausnahme der Arten mit Brutpflege — das Leben mit der Fortpflanzung auf.

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier die Ausführungen Weismann's bis ins Spezielle zu verfolgen, wir müssen darauf verzichten, die zahllosen Belege, seine scharfsinnigen Erklärungsversuche der scheinbaren Ausnahmen u. s. w. hier des näheren zu beleuchten. Aber sein Gedankengang führt auch geradewegs auf eines der schwierigsten Probleme der ganzen Physiologie, auf die Frage nach dem Ursprung des Todes.

„**Der Tod ist in letzter Instanz eine Anpassungserscheinung**"; so paradox dieser Satz auch klingen mag, ebenso einfach und konsequent ergibt er sich aus dem vorhergegangenen.

Weismann sagt:

„Ich glaube nicht, daß das Leben deshalb auf ein bestimmtes Maß der Dauer gesetzt ist, weil es seiner Natur nach nicht unbegrenzt sein könnte, sondern weil eine unbegrenzte Dauer des (nicht mehr reproduzirenden) Individuums für die Art ein ganz unzweckmäßiger Luxus wäre."

„Es kann selbstverständlich nicht im geringsten bezweifelt werden, daß die höheren Organismen, so wie sie nun einmal sind, den Keim des Todes in sich tragen, es fragt sich nur, warum und aus welchen Motiven sie so geworden sind und da glaube ich, muß der Tod nur als eine Zweckmäßigkeitseinrichtung, als eine Konzession an die äußeren Lebensbedingungen, nicht als eine absolute im Wesen des Lebens begründete Nothwendigkeit aufgefaßt werden."

**Der Tod, d. h. die Begrenztheit der Lebensdauer, ist nämlich gar nicht ein allen Organismen zukommendes Attribut.** Es gibt eine große Zahl von niederen Organismen (Amöben, einzellige Algen, Infusorien u. s. w.), die nicht sterben müssen. Wohl sind auch sie zerstörbar; Siedehitze, Kalilauge, Gifte tödten sie, aber so lange die für ihr Leben nöthigen äußeren Bedingungen vorhanden sind, so lange leben sie; sie tragen also die Fähigkeit ewiger Dauer in sich.

Man hat öfters den Theilungsprozeß der Amöben so aufgefaßt, als sei das Leben des Individuums mit seiner Theilung beschlossen, als entstünden aus ihm nun zwei neue Individuen, als falle hier Tod und Fortpflanzung zusammen. In Wahrheit kann man doch aber hier nicht von Tod reden! wo ist denn die Leiche? was stirbt denn ab? Nichts; der Körper des Thieres zertheilt sich in zwei nahezu gleiche Stücke, von denen jedes dem Mutterthier vollkommen ähnlich ist, ja, denken wir uns eine Amöbe mit Selbstbewußtsein begabt, so ist nicht daran zu zweifeln, daß nach der Theilung jede Hälfte die andere für die Tochter und sich selbst für das ursprüngliche Individuum ansehen würde!

Aber gehen wir weiter! — Da die vielzelligen Thiere und Pflanzen nach der Darwin'schen Theorie aus den einzelligen hervorgegangen sind, so fragt es sich nun, wie denn diesen die Anlage zu ewiger Dauer abhanden gekommen ist?

Dies hängt nun wohl mit der Arbeitstheilung zusammen, die zwischen den Zellen der vielzelligen Organismen eintral und dieselben von Stufe zu Stufe zu immer komplizirterer Gestaltung hinleitete.

Mögen auch vielleicht die ersten vielzelligen Organismen Klümpchen gleichartiger Zellen gewesen sein, so muß sich doch bald eine Ungleichartigkeit unter ihnen ausgebildet haben. Schon allein durch ihre Lage werden einige Zellen geeigneter gewesen sein, die Ernährung der Kolonie zu besorgen, andere die Fortpflanzung zu übernehmen. Es mußte sich so ein Gegensatz zweier Zellgruppen bilden, die man als somatische und propagatorische, als Körperzellen und Fortpflanzungszellen bezeichnen könnte. Den Propagationszellen konnte die Fähigkeit unbegrenzter Vermehrung nicht verloren gehen, andernfalls würde ein Erlöschen der betreffenden Art eingetreten sein, daß sie aber den somatischen Zellen mehr und mehr entzogen wurde, daß sie schließlich auf eine bestimmte wenn auch sehr große Zahl von Zellgenerationen beschränkt wurde, erklärt sich aus der Unmöglichkeit, das Individuum vor Unfällen absolut zu schützen und der daraus resultirenden Hinfälligkeit desselben, welche es für die Art überflüssig macht. **Bei einzelligen Thieren war es nicht möglich den normalen Tod einzuführen, weil Individuum und Fortpflanzungszelle noch ein und dasselbe waren;** bei den höheren Organismen trennten sich somatische und Propagationszellen, der Tod wurde möglich, die unbegrenzte Lebensdauer überflüssig und der unerbittliche Zuchtwahlprozeß ließ sie wie alles überflüssige verschwinden.

Aber der Tod ist nur scheinbar, denn er ist nicht vollständig. In dem ewigen Wechsel der lebenden Organismen bleibt außer dem Schein der Unsterblichkeit auch etwas anderes erhalten. Jene ursprünglichen Zellengenerationen, deren Existenz wir nach dem Satze „Omne vivum ex vivo" einfach als gegeben annehmen müssen, diese Stammeltern der ganzen lebenden Welt, aus welchen durch Theilung und Differenzirung allmählich die komplizirtesten Organismen hervorgegangen sind, sie sind auch in den zusammengesetzteten Lebewesen als Eizellen und Samenkörper enthalten. Die Geschlechtszellen sind unsterblich; sie haben sich neben der starken amöboiden Beweglichkeit auch die unbegrenzte Vermehrungsfähigkeit, also die beiden wesentlichsten Eigenschaften der einzelligen Organismen erhalten. Und so erscheinen uns im Lichte dieser Theorie alle Organismen des Weltalls nach dem Ausdrucke von Pflüger als „Stamm- und Blutsverwandte", die Erblichkeit selbst ist nichts mehr als der einfache Ausdruck dieser Kontinuität des Keimplasmas, der normale Tod eine Anpassungserscheinung, eine Aufopferung des Individuums im Interesse der Gattung.

Wien. Eduard Sokal.

## Wieland's Lieben.

Von den Seraphimen und den himmlischen Heerschaaren zu Grazien, Liebesgöttern und Faunen, vom Orgelton und Harfensäuseln zur zärtlichen Hirtenflöte und zum weinlaubbekränzten Thyrsos, schließlich von der Lebenslust zu abgeklärter Lebensweisheit, zur horazischen Muße mit einer nicht zu kleinen Mischung von Philisterie . . . das sind die Phasen der Wieland'schen Lebensfahrt. In keiner anderen Gestalt des 18. Jahrhunderts reflektiren sich so alle Geistes- und Gefühlsströmungen der Zeit. Mit seiner leicht empfänglichen, auf alles reagirenden, dabei ohne feste Direktion hin und her schwankenden Natur ist er transcendent à la Klopstock, empfindsam à la Richardson, graziös-pastoral à la Anakreon, frivol à la Crebillon. In seiner Dichtung kann man es verfolgen, in seinem Leben, in seinem himmlischen und irdischen Lieben. Und da das Leben immer interessanter ist als die Bücher, so wollen wir uns an das Leben halten.

Neue interessante Dokumente hierfür bringt ein soeben erschienener Briefband, der sich vor allem ergänzend an die vor 74 Jahren edirte Sammlung von Franz Horn anschließt.*) Alles, was von diesem in peinlichster Rücksicht-

*) Neue Briefe Chr. Mart. Wieland's vornehmlich an Sophie von La Roche. Herausgegeben von Prof. Dr. R. Hassencamp. Stuttgart. 1894. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

nahme von der Veröffentlichung ausgeschlossen war, konnte jetzt einer späteren Generation unbedenklich preisgegeben werden.

* * *

... Stille Gartenzimmer in zarten Farben, blaßgrün oder blaßblau, mit zierlichen Stichen an den Wänden ... darin eine zarte Mädchengestalt im weißen Kleid mit kurzer Taille am Stickrahmen, die auf blaßblauem Atlas einen Altar und den Anker der Hoffnung stickt, oder eine perlgraue Turteltaube im einsamen Nest als Sinnbild der durch Argwohn oder Untreue verwundeten Zärtlichkeit ... englische Parks mit Urnen, geschmückt durch empfindsame Allegorien, und Grabhügel, auf denen sich Cypresse und Rosenstock todesschmachtend umwinden ... das ist die empfindsame Welt der Sophie Laroche. Sophie Laroche ist die Heldin dieser nach Sitte der Zeit französisch geschriebenen Briefe; sie ist als Fräulein von Gutermann die Muse der himmlischen Liebe Wieland's, später aber wird sie — ein interessantes Schauspiel für den Psychologen — als Frau von Laroche Freundin und Vertraute der irdischen Abenteuer und schließlich auch des philiströsen kinderreichen Ehеglücks ihres einstigen Platonikers.

Im Pfarrhause zu Biberach hatten sie eine sentimentale Jugendidylle zusammen durchlebt; Sophie, die eben von ihrem Vater zur Trennung von einem leidenschaftlich geliebten Mann gezwungen war und noch den Hauch zärtlicher Trauer und Resignation auf ihren Zügen trug und der siebzehnjährige Martin mit seinem weichen und schwärmerischen Gemüth, das in Himmelshöhen ein Ideal suchte. Sophie faßte eine stille, sanfte, milde Neigung für den verliebten Knaben, der sie mit den Nymphen des Correggio, der Panthea des Lucian, der Armida des Tasso schwelgerisch verglich. Sie lasen gemeinschaftlich Klopstock, sie sprachen von Unschuld und Seelenliebe und schwuren der Tugend ewige Treue. Als Wieland dann auf Universitäten nach Tübingen und Zürich muß, beginnen die Briefe.

Seltsam abgezirkelte Empfindung geben sie in seltsam verschnörkelter Form. „Unschätzbare Freundin“, „unvergleichlich ewig schätzbares Herz“, „vollkommenste Sophie“ redet er sie an; er vergleicht ihre Liebe mit Semida und Cidlis Liebe in der Messiade; er beklagt es schmerzlich, daß er kein so schöner Geist ist als „Herr Klopstock“; er freut sich naiv, daß das Bild seiner Geliebten die Porträts einer „Chatelet, Bassi, Gottschedin so sehr überstrahlen wird“. Lauterkeit, redliche Zärtlichkeit, Unschuld sind die Stichworte, und in einer Ode zum Preise der Tugend heißt es:

„Und dein Brief, in dem dein Herz sich mahlet,
O wie sanft erquickt er meine Brust.“ —

Die wahre Probe seiner platonischen Sophienliebe legt aber Wieland erst ab, als sich sein Idol mit dem Herrn von Laroche verheirathet. Mancherlei Gründe, — Hetzen der Mutter Wieland's gegen den Sohn, Unsicherheit ihrer Zukunft, Kälte des Vaters und der Stiefmutter gegen sie — bestimmen die schöne Seele zu dieser rein praktischen Vernunftsheirath. Wieland schmettert zwar in der ersten Erregung Sophiens Bild zu Boden, dann aber besinnt er sich auf seine platonische Philosophie; wie kann eine Ehe solche Empfindung stören, wie er sie hegt; ja es gewährt ihm sogar einen besonderen Reiz, die Uebersinnlichkeit dieser Liebe so recht zu dokumentiren. Für solche Freuden will er den Schülern des Anakreon oder Ovid herzlich gern ihre „nektarnen Becher und ganze Welten voll rosenwangiger Mädchen aus Mohamed's Unparadiesen“ lassen. Und er drückt Herrn von Laroche seine Freude aus, daß die „werthe Abtrünnige an einen so edelmüthigen Besitzer gekommen“ ist. Er fühlt sich mit Sophie als „frère et soeur“ und Laroche soll in diesem idealen Bunde „le troisième“ sein. — In Träumen und Illusionen, die ihm „höher stehen als die Freuden der Götter“, verkehrt er jetzt mit der Liebschaft seiner Seele und er bekennt, seine Liebe glich nie der „l'amour terrestre et vulgaire, c'était ton âme, que jaimois.“

Aber Wieland hat jetzt schon die schweizer Erfahrungen hinter sich, er ist in Zürich und Bern ein Weltkind geworden, er neigt jetzt schon mehr zu Epikur als zu Plato. Auch in den Briefen tritt dies zu Tage; er hofft sie bei einem Wiedersehen genügend häßlich zu finden, er fühle sich sonst außer Stande, die Probe zu bestehen. Alle Philosophie der Welt halte nicht Stand gegen die Beredsamkeit eines Korallenmundes und eines Alabasterbusens.

* * *

Als Wieland diese letzten Zeilen am 6. Juni 1760 schrieb, war er wohlbestallter Senator in seiner Vaterstadt Biberach. Der Hofrath Laroche ist mit seiner Frau zu dieser Zeit noch in Mainz. Aber schon steht die Uebersiedelung nach dem Gute Warthausen, in nächster Nähe von Biberach, bevor.

Sophie war der Empfindsamkeit ihrer Jugend treu geblieben, sie war aber zugleich am kurfürstlichen Hof in Mainz Weltdame geworden, sie trug jetzt die Pamela- und Clarissenrührung mit einer gewissen Koketterie. Wieland aber hatte sich sehr gewandelt, er steuerte mit vollen Segeln auf dem Meer der einst so seraphisch verworfenen „l'amour terrestre“. Er vergißt Julie von Bondeli, die er vor Kurzem noch in Bern umschwärmt und macht in Biberach Sophiens Schwester Cateau, der in unglücklicher Ehe lebenden Frau von Hillern den Hof; er sucht nach reichen Partien und bewirbt sich um ein Fräulein Behringer; ja er durchlebt eine galante Liebesnovelle mit einem Mädchen aus dem Volk. Ueber diese letzte Episode gibt unser Briefband zum ersten Mal erschöpfendere Auskunft. Es ist pikant, daß die Berichte dieser sehr fleischlichen Neigung im Schoß der Seelenfreundin Sophie abgelegt wird. Wieland entschließt sich zu diesem schweren Schritt, als er selbst keinen Rath mehr weiß.

Das Verhältniß mit Christine Hagel, einer Bürgerstochter katholischer Konfession aus Biberach, war nicht ohne Folgen geblieben. Er hatte das Mädchen in Augsburg bei den „Englischen Fräulein“ untergebracht, aber auch dort konnte sie nicht lange bleiben, Wieland wußte keinen Ausweg, Sophie sollte helfen. Er berichtet ihr diese Liebe von ihren ersten Anfängen an, er schildert ihr sein Naturkind, seine „Bibi“ mit ihrer naiven Sinnlichkeit. Zuerst habe er zwar versucht, mit seinem Herzen zu kapituliren, „en me bornant absolument aux sentiments et au platonisme le plus pur“. Dadurch sei aber die Liebe zur „petite“ nur gewachsen. Auch sie habe ihre Tugend gleich der Pamela vertheidigt und er noch einmal „un plan de l'amour platonique“ gemacht. „Enfin le sentiment et le platonisme s'épuisa; la nature a ses droits.“ Auf die bevorstehende Vaterfreude ist er sehr stolz, Bibi wird gewiß die zärtlichste kleine Mutter sein, er plant schon für sie und den „succeseur“ ein pädagogisches Werk „Theano“, „plus practicable qu'Emile“. Recht ungenirt erkundigt er sich übrigens nach allen in solchen Fällen nöthigen hygienischen Verhaltungsmaßregeln bei der platonischen Muse seiner Jugend. Sophie war sehr gerührt über die Geschichte und weinte heiße Thränen auf Wieland's Brief, was sie nicht unterließ, ihm gewissenhaft zu berichten.

Wieland selbst vergaß die kleine Bibi sehr bald; kurze Zeit trug er sich zwar mit dem Gedanken an eine Heirath, da sie und die Eltern aber fanatische Katholiken waren und in den Uebertritt zum Protestantismus nicht einwilligen wollten, so zog er sich, vermuthlich recht froh, von dem fatalen Handel zurück. 1764 spricht er überlegen mitleidig von der pauvre creature, dann verschwindet sie ganz aus den Briefen.

In dieser Zeit, da er eben Generalbeichte abgelegt, eröffnet er der Freundin spielerig-schäkernd einen seltsamen Plan. Er redet sie chère maman an und bittet, sie solle ihm ihre Tochter Max zur Frau geben, sobald sie vierzehn Jahre wäre. Er streicht jetzt einmal wieder den Philosophen und Platoniker heraus und verspricht, daß er sich solange der Gattenrechte enthalten werde, als es die Jugend der Braut verlange. In süßlich-sinnlichem Ton verspricht er ihr en dix mois bien comptés eine kleine Sophie. Sie selbst

wäre dann eine Großmutter von vierzig Jahren und könne leichtlich, „si la petite Sophie fait bien son devoir", mit sechzig Urgroßmutter sein. Daß die Max nicht einwilligen könnte, kommt ihm nicht in den Sinn, „une âme comme la sienne ne pourra jamais resister à la mienne, j'en suis sûr". Er bittet um ein Bild der petite sylphide aux yeux noirs und nennt Herrn von Laroche mon cher papa.

Auf wenigen Seiten stehen hier, sehr charakteristisch, Tugendempfindelei, Schwelgen in der „delicatesse des sentiments", tändelnde Frivolität, scherzende Sinnlichkeit bei einander innig gesellt.

* * *

Mit den Jahren wird Wieland immer praktischer, immer verständiger und er sucht sich ein philisterhaft ruhiges Glück in einer stillen Ehe mit einer „braven, wenn möglich reichen Frau". Nachdem er von Sophiens Schwester, der jetzt verwittweten Frau von Hiller, sich einen Korb geholt, führt er 1765 die gute Dorothee Hillebrandt heim, „ein gefälliges und angenehmes Hausweibchen und damit Punktum". Und auch von dieser seiner neuesten Phase legt er in den Briefen an seine Freundin getreulich Profeß ab. Dorothe sei zwar bornée et peu vive, sie müsse erst reden lernen, denn sie kennt nur die Sprache der Bibel und des Kalenders; auch würden sich die Schöngeister recht verwundern über seine Ehe mit einer Frau, die weder Geßner noch Gellert noch Hagedorn gelesen, die nicht weiß, was ein englischer Roman ist, die seine eigenen „moralischen Erzählungen" nicht versteht, weil ihre Form mit den poetischen Bildern und Figuren griechisch für sie ist. Aber sie ordnet sich zufrieden mit allem ihm völlig unter, eine überaus bequeme und angenehm zu tragende bessere Hälfte; sie hat häusliche Tugenden und blickt zu ihm auf. Das ist's, was er braucht; „sa tendresse me fait toujours plaisirs, sans m'être jamais incommode". Er selbst bekennt, durchaus kein Bedürfniß nach der Philosophie zu haben; er lebe mit seiner kleinen Frau sehr glücklich. Uebrigens spreche er nur von seinem Leben zu Hause, sie unter Menschen von Welt zu bringen, sie womöglich nach Warthausen zu führen, wäre ihm doch etwas peinlich. — Bald spielen auch in den Briefen die guten Hoffnungen eine große Rolle. Wieland zeigt gewissenhaft fast jedes Jahr der Freundin die Vermehrung seiner Familie an, und versäumt es auch nie, bei ähnlich freudigen Ereignissen im Hause Laroche die „verehrte Frau Kindbetterin" verehrungsvoll zu beglückwünschen.

* *

Wenig Wandlungen gibt's von da an in Wieland's Gefühlsleben. Ruhige Beschaulichkeit herrscht vor. Von dem Senatorenposten in Biberach wurde er 1769 als Professor nach Erfurt berufen. Von dort kam er 1772 nach Weimar als Erzieher der Prinzen. Hier und auf dem Gut Osmannstädt, dem Osmantinum, wird er mehr und mehr horazischer Lebensphilosoph. Und erst am Abend seines Lebens suchen ihn hier noch einmal Erinnerungen an die Jugend und an die Empfindsamkeit heim.

Zwei Szenen müssen zur Vervollständigung des Bildes noch gezeichnet werden.

Die erste spielt in Ehrenbreitstein 1771. Hier liegt das Haus der Laroches am Ufer des Rheins mit freier Aussicht. Die Zimmer sind hoch und geräumig und die Wände galerieartig dicht mit Gemälden behangen. Die mächtigen hohen Fenster des Empfangsaales fassen in ihren Rahmen die Rheinlandschaft. Hier machte Sophie — jetzt einunddvierzig Jahre alt — im weiten Flügelhändchen, das dem kleinen Kopfe und dem feinem Gesicht gut stand, nach Goethe's Schilderung, graziös, kaum würdig und dabei doch von leiser Resignation umhüllt, die Honneurs. Hier fand in Frühlingstagen nach langer Trennung ein Wiedersehen zwischen den Jugendlieben statt, es liest sich in Fritz Jacobi's Darstellung wie ein Ausschnitt aus einem sentimentalen Roman der Zeit. . . .

Der Wagen rollte vor, Wieland stieg aus und ging, von Laroche bewillkommt, bewegt und wie betäubt die Treppe hinauf. . . . Sophie trat ihm entgegen, auf einmal erblickte er sie, er schauert zurück; darauf kehrt er sich zur Seite, wirft mit einer zitternden zugleich heftigen Bewegung den Hut hinter sich auf die Erde und schwankt zu ihr hin. Sie will ihn umarmen; er aber ergreift ihre Hände und bückt sich, ihr Gesicht darin zu verbergen. Sophie neigt sich mit einer himmlischen Miene über ihn und sagt mit einem Ton, „den keine Clairon und keine Dubois nachzuahmen fähig ist": „Wieland — Wieland — O ja, Sie sind es — Sie sind noch immer mein lieber Wieland!" Und nun fließen die Thränen, Sophie weint, Wieland weint und Laroche selbst schließt weinend die Weinenden in seine Arme. Fritz Jacobi weiß vor Rührung nicht zu sagen „wie sich diese Szene geendigt, und wie wir zusammen wieder hinauf in den Saal gekommen sind".

Versetzen wir uns 28 Jahre weiter von Ehrenbreitstein nach dem Osmontinum. . . .

Sophie ist jetzt Wittwe, sie zählt 68 Jahre, Wieland 66 Jahre. Sie hat ihm ihren Besuch angekündigt. Und Wieland fürchtet sich davor; er ist bequem und vorsichtig geworden; er mag sich durch Reminiszenzen und Schwelgen in Jugenderinnerungen nicht in seinem kontemplativen Lebensgenuß stören lassen, und es ist ihm sehr peinlich, in Weimar das Urbild seiner einstigen Schwärmerei präsentiren zu müssen. Seine Briefe sind kühl und Sophie hält ihm vor, er sei nicht Philosoph genug, den Gedanken zu tragen, daß seine Muse graue Haare und zerfallene Züge habe. Schließlich kommt sie aber doch und mit ihr kommt ihre dreiundzwanzigjährige Enkelin Sophie Brentano, die Tochter der Max — die Schwester des tollen Clemens.

Wieland sitzt nun zwischen seiner Gattin und seiner Liebe auf dem Blumenplatz vor dem Gartensaal und hält ihre Hände. Sie plaudern, wie es vor 49 Jahren im Angesichte des St. Martinkirchhofs in Biberach und am Rande der Riß gewesen war.

„Das ist länger, als ich denken kann", fiel Wieland's Gattin ein, „mir ist als könnte ich nicht länger denken, als seit ich meinen Mann geheirathet habe." Wieland reicht ihr mit herzlicher Freundlichkeit die Hand und wandelt mit ihr und seiner alten Freundin langsam unter den Bäumen umher und im Lindengang.*) Aber das ewige Schwelgen in den Schattenrissen abgeschiedener und verblühter Stunden wurde dem alten Epikureer mit der Zeit doch lästig und es zieht ihn von der alten Sophie zur jungen Sophie. Die Großmutter war seine Jugendliebe, um die Tochter Max hatte er einst scherzhaft angehalten, jetzt wird gar die Enkelin Muse und Grazie seines Alters. Eine griechische Idylle spielt sich ab.

Im Gehölz, wo die Ilm plätschert, an einem offenen Rasenplatz sitzen Wieland und die blühende Sophie auf der Bank von Birkenzweigen überdacht und er liest ihr aus der Handschrift des Aristipp vor. . . .

Geht der Dichter unter den pyramidenförmigen Fichten, in deren Gesäusel sich das Murmeln der Ilm mischt, dann ist's ihm, als wandle er in Delphis heiligem Hain, mit aller Sehnsucht seine Psyche suchend. Und er spricht zu ihr empfindungsvoll von der „Najade, die an den sanften Wellen der Ilm die verrinnende Zeit abzuzählen scheint und von den geheimnißvoll ätherischen Genien, die in den Wipfeln der Fichten flüstern." . . .

Wieland wünschte sie ganz bei sich zu behalten und sie kehrte auch wirklich, ein Jahr nach ihrem ersten Aufenthalt in Osmanstädt, dorthin zurück. Er konnte sich ihrer nicht lange erfreuen, ihre Gesundheit war schon damals gebrochen; sie feiert „unter Blumengewinden" ihren vierundzwanzigsten Geburtstag und starb dann.

An einem stillen Platz des Gartens, „wo die Ilm den Boden säumt und die Nachtigallen am liebsten schlagen", wurde sie im Rosengrab bestattet. Ein Jahr später fand

*) Gesellschafter. 1826. (Wieland's Privatleben.)

an derselben Stelle auch Wieland's Frau, Dorothee, die letzte Ruhe. 1806 schaufelte man das dritte Grab für Wieland.

So liegt er bedeutungsvoll neben den Wesen, die seinen zwei Seelen am besten entsprechen; neben Sophie, die ein Abbild seiner Jugendliebe, ganz Poesie und ganz Empfinden war, und neben Dorothee, der Mutter seiner Kinder, die fern von allem Seraphischen, ihm das kräftige wirksame irdische Leben darstellte.

Felix Poppenberg.

## Bildende Kunst.

(Die „Elf". Lesser Ury. Otto Greiner. Malerinnen: Olga Wisinger-Florian, Käthe Kollwitz, Clara Siewert, Linda Kögel, Anna Bernhardi.)

Draußen wirbelt ein heftiger Regensturm. Er wälzt seine schmutzigen Fluthen über die schüchternen Gräser hin, die ein gütiger Vorfrühling aus den Beeten des Kirchenplatzes hervorgetrieben hat. So fährt wohl auch der naive Zerstörungstrieb einer ziellos urtheilenden Menge über das junge Leben, das in der Welt der Kunst hervor will. Man kann es jetzt in jedem Augenblicke erfahren, bei Schulte und Gurlitt, — man kann sich davon überzeugen durch die Zeitung. Auf der anderen Seite aber wird schon so laut von einem „Berliner Kunstfrühling" gesprochen. Ich glaube nicht mehr daran. Ich glaube nur an die Existenz gewisser Talente. Zu einem „Kunstfrühling" gehört ein weites Sprießen und Blühen, gehört die Umkehr und Neugeburt des allgemeinen Urtheils. Den jüngeren Gruppen selbst aber fehlt zunächst noch die siegreiche Kraft der Befruchtung und man möchte sagen: der Ansteckung — sie müßten etwas haben von jenem „Weihefrühling" des Latinerheeres vor Lavinium:

> „Und wo sie jauchzten, ward die Gegend grün,
> Feldblumen sproßten unter jedem Huf,
> Wo Speere streiften, sah man Bäum' erblühn."

Darum sollte man auf generelle Betrachtungen vor der Hand verzichten und lieber die vereinzelten Kunstcharaktere genauer ins Auge fassen.

Max Klinger hat eine Kreuzigung gemalt. Man hat sehr lebhaft Stellung zu dem Bilde genommen. Aus dem überwiegenden Chor der Mißvergnügten klangen besonders schrill die Stimmen der Frömmler heraus. Die kleine Schaar seiner Vertheidiger aber erging sich zumeist in geheimnißvollen und erzwungenen Deuteleien: Eine ganz besondere Weltanschauung sollte in dieser Kreuzigung stecken. Klinger sollte nicht auch als Maler ein tiefsinniger Grübler sein, — Klinger sollte überhaupt jemals naiv und einfach sein? Was man am Radirer gelernt hatte, das wandte man frisch und frei auf den Maler an.

Man hat auch Klinger's Kreuzigung gegenüber wohl zunächst den malerischen Gesichtspunkt zu wählen. Als Maler arbeitet Klinger sehr streng und langsam. Und er arbeitet sehr bewußt, nach, theilweise selbstgeschaffenen, theoretischen Maßstäben. Als Maler fühlt er sich durchaus noch nicht als Fertiger. Aber er erringt durch seinen scharfen Verstand sehr Vieles. Die Kreuzigung ist vorwiegend ein Erzeugniß der malerischen Klugheit: Die Beobachtung eines koloristischen Massen-effektes, des farbigen Lebens an den Körpern, wie es sich entfaltet unter den wechselnden Einwirkungen der Atmosphäre (Dämmerung sinkt langsam von oben, die Sonne beginnt zu verglasen), — und das wird dann wiederum unter das erhöhte Gesetz des Dekorativen gestellt, wie es Klinger etwa bei den englischen Präraphaeliten fand. Aber auch die Charakteristik der Handelnden, Schauenden, seelisch Leidenden spricht so fein und überzeugend an, obzwar sie hier und dort Konventionelles in sich aufgenommen hat und es giebt auch einen tiefwarmen Gefühlsmittelpunkt, wo die Intimität des echten Klinger sich entfaltet: Die Erscheinung der Maria. Die Jugend Magdalenas kann den Schmerz nicht verwinden; in menschlicher Ohnmacht sinkt sie zusammen, ein zages Frauenbild; jedoch die Mutter, sie ist erstarrt im Leiden: wortlos, bewegungslos, thränenlos.

Man versteht sie heute noch nicht diese scheinbar phantasielose, objektive und doch so menschliche Art der religiösen Malerei, die ebenso fern ist der schmerzhaften Mystik Uhde's wie dem linden Optimismus Gebhardt's. Aber die Zeit sehe ich kommen, da Klinger's Schilderung einen Ehrenplatz empfangen wird, — da man sie betrachten wird, als habe es nie einen Streit darum gegeben.

Es ist oft gesagt worden, daß unter denen, die Ludwig von Hofmann's Einbildungskraft erregten, dem Genius Klingers ein großes Verdienst gebühre. Dieses einzige Genie pflegt die Adepten schnell wieder abzustoßen: In der Form. Wo der Maler Klinger noch strebend sich abmüht, da ist Hofmann schon ein leicht und willig Gebender: In der Farbe. Die Welt ist ihm Ton und süßer Sinnenreiz. Er muß für Deutschland das werden, was Besnard für Frankreich längst ist.

Man hat, ziemlich unbesonnen, Ludwig von Hofmann gleichsam einen jüngeren Bruder in Walter Leistikow beigegeben, weil er wie jener seine Gesichte zu idealisiren, die Erscheinungen der Natur zu verdichten beginne. Oberflächlicher Betrachtung mag das so vorkommen. In der That aber betreiben die beiden Maler aus verschiedenen Motiven eine verschiedene Kunst. Seine stille, ganz persönliche Schwärmerei für die Landschaft, das Idyllische seines Wesens mag Leistikow dazu führen, in das Stücklein schweigender Gotteswelt, das ihm die Seele öffnet, ein gleichsam redendes Symbol zu pflanzen, wie er aus abenddunkelm Wasser das Haupt einer singenden Nixe tauchen oder über das schweigende Meer tieffliegende, wandermüde Vögel klangvoll streifen läßt. Aber seine malerische Kraft stand keineswegs unter der unmittelbaren Einwirkung Hofmann's, sondern war und ist durchaus in Abhängigkeit von der allgemeinen künstlerischen Entwicklung der Zeit.

Zuerst malte Leistikow Landschaften im Berliner Schulsinne, ohne eine wesentliche Naturempfindung, kalt und lackig, mit den Farben, die die Palette besaß. Dann begann er langsam die Farben zu sehen, die die Natur besitzt. Weiße Dünnenbilder, sonnige Wiesen, — alles in monoton-nebliger Auflösung. Nun aber schließt er sich der Reaktion an, die, von den Engländern und Skandinaven begonnen, die glänzende und lebendige Farbe aus der Landschaft hob, die Farben der schattigen, dunkelnden, dämmernden Welt, den malerischen Gehalt des reflektirten Lichtes. Und daran erstarkte und wuchs seine Naturempfindung. Jetzt malt er kühle Waldeinsamkeiten im Halbschlummer — in rosigen und gelben Schwaden zittert der letzte Schein des Abends um die Stämme; verschwiegene Seen mit auf- und niederhuschenden Lichtern, im Winterschnee, der das Licht so glitzernd zurückhält oder im Sommerdunste; Felder, über die Wolkenzüge tiefe, wohlige Schatten werfen.

Mit der freudigen Energie, die ihm stets eignete, hat Max Liebermann den allgemeinen Zug der Farbigkeit auf sich wirken lassen. Sein monumentales Naturgefühl ist aus den jüngsten Wandlungen nur frischer und stärker hervorgegangen. Er hat nie eine Mode mitgemacht, aber er hat auch nie die Fühlung mit dem schweifenden Zeitgeiste verloren. Man hat jetzt die Möglichkeit, Bilder verschiedener Epochen vergleichend zusammenzustellen: den „Bierkeller in Brannenburg" und die „Loretto-Allee von Rosenheim" mit dem Münchener Kellerbilde und der Parkanlage vor dem holländischen Altmännerhause aus der Frühzeit. Im Geiste gleicht das ältere Werk dem jüngeren, im Ausdrucke sind sie verschieden, und mir will die Frucht des Jahres 1894 wesentlich besser gefallen. In der formalen Wirkung ist die Herbigkeit ausgeblieben. Sonst mußte man wohl mit Beharrlichkeit durch die rauhe äußere Hülle hindurchdringen, um hinter die innere Zartheit, in das Persönliche der Leistung

zu kommen, nun aber springt das seelische Wesen leichter und auch gefälliger an den Tag. Es handelt sich hier nicht etwa bloß um einen technischen Fortschritt, es handelt sich um einen Wandel im Schöpferischen.

Im anderen Sinne geht Skarbina mit der Kunst. Er folgt, mit vielem Geist und einer überaus geschickten Hand dem Auf und Ab der Mode. Die Probleme, die die künstliche Beleuchtung hervorrief, hat er durchaus abgewandelt. Nun erfreut er sich an den Wirkungen des natürlichen Lichtes auf Körper und Farben. Er stellt Figuren, geschmackvoll-dunkl, in grünen und golbigen Dämmer, ins Parkgebüsch und blickt hin, wie die Formen sich lösen, wie der Reiz dieser weichen, graziösen Umformung dem verwöhnten Auge sich einbrücke. Er sieht überall mit den Augen des Weltmannes, der im Gewöhnlichsten die Quelle eines verfeinerten Genusses öffnen kann. Ein Virtuose der Kunst, die das große Leben in seiner ganzen Breite beherrscht. Ein solcher Künstlersinn kehrt aus der Natur überall Pointen hervor; man mag an seiner Hand gern durch die Zeit schreiten, weil man an dieser feinen Hand fühlt den Puls der gesellschaftlichen Kultur, — aber die Zauber der warmen Intimität kann seine Arbeit nicht verbreiten. Skarbina ist ganz ohne Zweifel ein Mann von bewunderungswerthem musterhaftem Können — sein Werk wird Dauer haben als ein interessantes Kulturzeugniß der Epoche, aber er ist kein ganz naiver, kein Künstler, der aus dem Schatze eines starken inneren Lebens spendet.

Lesser Ury, der gleichfalls mit jedem jungen Jahre neue Proben der fortschreitenden Begabung (bei Gurlitt) in Fülle vorlegt, ist, glaub' ich, kein so bewältigender Könner wie Skarbina, aber er scheint mir urwüchsiger, unschuldiger, also herzlicher und anheimelnder zu sein als jener. Sein Naturgefühl beginnt sich zu weiten. Es ist der heterogensten Anpassung fähig: die Wendung aus den elegantesten Intérieurs der Weltstadt zu der primitivsten, unscheinbarsten Landschaft gelingt ihm ohne jeglichen Zwang, mit einer Leichtigkeit, die man graziös nennen könnte, wenn dieser herbe Empfinder nicht sein ganzes Schaffen auf eine sozusagen andachtsvolle und leidenschaftliche Betrachtung der Wirklichkeit stellte. Alle die Künstler, die das modernste Welt- und Menschenleben durchdringen, mögen sie nun Skarbina oder Schlittgen oder Stahl oder Block heißen, sie haben an ihren Schilderungen mehr oder weniger ein geistiges Interesse, das Interesse, das der Feuilletonist an diesen Gegenständen besitzt. Ury aber lebt gar nicht auf der Hochfluth der Gesellschaft, ihm ist eigentlich viel wohler in den Dörfern und Einöden der nördlichen Tiefebene oder bei Fischern an entlegenen Seeplätzen (die jüngsten Eindrücke, die er aus Rügen mitbrachte, sind wunderhübsch und thaufrisch, die kleinen Blätter, — den größeren Bildern dagegen fehlt die Unmittelbarkeit der Wirkung, sie sind übertragen und gewiß auch nachkomponirt, und auf dem Wege der Umarbeitung verdünnte sich der konzentrirte Empfindungsgehalt). Aber er betrachtet die Welt des Sichtbaren als etwas malerisch Ganzes. Die große Stadt bietet so vieles — warum es nicht aufnehmen? Seine ersten Straßenbilder und Kaffeehausszenen malte er in Paris um die Mitte der achtziger Jahre, also ungefähr um dieselbe Zeit, als Skarbina in Paris war, — heute haben sie zwar nichts von ihrer Intimität und Pikanterie verloren, aber sie sind auch schon leise (wie sollte das anders sein?) von der Manier gestreift. Um so wohler gelaunt und freudiger gestimmt scheint er, so oft es ihn dazu treibt, sich dem Geiste und der Seele der landschaftlichen Natur zuzukehren.

Raum und Rang mit Ury theilt im Gurlitt'schen Lokale der jugendliche Otto Greiner, eine der kräftigsten und originellsten Begabungen, die München gegenwärtig besitzt, — in seiner künstlerischen Sonderart überhaupt nicht übertroffen. Er ist peintre-lithographe. Er zwang den Stein zu einem geschmeidigen Ausdrucksmittel für seine weiche Modernität. Greiner ist Klinger's engster Landsmann; beide sind zu Leipzig geboren, Klinger 1856 und Greiner 1871. Klinger mag ihm den Weg zur Kunst eröffnet haben, aber die Kunst betreibt Greiner aus eigenen Mitteln. Die Einbildungskraft ist überdies bis heute nicht das stärkste an ihm, — er ist ein glänzendes formales Talent. So empfangen durch ihn uralte Motive — Ethisches: Herkules am Scheidewege; hellenischer Lebensdrang: Bacchuszug; Anmuth und Schönheit: Urtheil des Paris — neuen Ausdruck, moderne Beseelung. Seine Feder holt Töne aus dem Stein heraus, und mit dem Ton erscheint ein reizend-temperamentvolles Leben. Es treibt ihn, mit der Weichheit und Duftigkeit der Oelmalerei zu wetteifern — das bekunden vor allem seine Landschaften. Der realistische Zug seiner Natur kommt am reinsten im Porträt zum Vorschein. Die Effekte der Radirung hat der Lithograph hier völlig erreicht, wenn nicht in manchen Stücken übertrumpft. Charaktere, Künstlertemperamente steigen auf, sonderbare Menschen: Nicht Leute, die Auftrag zum Bildniß ertheilen, sondern des Künstlers vertraute Kameraden und Freunde. Keine Pose, — die klare Treue eines günstigen Augenblickes ....

Ich möchte, soweit es mir der Raum gestattet, mit wenigen Worten noch auf einige Frauen hinweisen, deren lebhaftes Emporstreben eine Theilnahme wohl verdient. Glücklich entwickelte sich Käthe Kollwitz, ein Sproß aus der Schule des Müncheners Herterich; im vorigen Sommer habe ich sie in der Gruppe der von der großen Ausstellung zurückgewiesenen Künstler als überaus bemerkenswerth entdeckt. Ihre Muster sind inzwischen Raffaelli und Liebermann geworden: Sie schildert den Zustand und das Leben der Vorstadt, wehmüthig, doch ohne Tendenz. Ein starker Sinn für malerische Wirkungen, zumal für Beleuchtungsprobleme. Klara Siewers hat eine feine Empfindung für die menschliche Persönlichkeit; wie Dora Hitz, liebt sie den Dämmer, die scheue Lockerung der Gestalten und Farben. Nur hüte sie sich vor dem leichten, tonlosen Hinstreichen der Fläche: das führt zur Virtuosität und Manierirtheit. Linda Kögel hat nicht eben vorsichtig gewählt, als sie ausstellte: Ihre Bildnisse waren eine Mischung von Piglhein und Samberger. Gleichwohl muß es ausgesprochen werden, daß die Malerin unter allen den Damen, die in München den Pinsel führen, vielleicht das stärkste und erfreulichste Talent ist, sicher aber das lebhafteste und persönlichste Farbengefühl besitzt. Anna Bernhardi malt zartbeseelte Porträts, leicht beeinflußt vom Snobismus der Engländer oder von ihren französischen Nachempfindern, wie Blanche. Aber auch sie geht ganz vom Malerischen aus, und ihre Farbe hat einen glänzend weichen Ton. Fast wie eine Altmeisterin wirkt dieser Jugend gegenüber Frau Olga Wisinger-Florian, die geschickte Wiener Blumenmalerin, die von der Berliner Kritik als ein Neuling aufgenommen worden ist. Ich kenne sie seit Jahr und Tag von den Münchener Ausstellungen: Ihre losen, duftigen Studien aus der Welt des Gartens. Es war Natur, nicht Parfüm. Im verfallenden Kunstleben der Donaustadt war sie eine Persönlichkeit, die den Kopf oben behielt und sich ein munteres Temperament bewahrte. Der langgestreckte Cyklus der Monate und ihres charakteristischen Blumen- und Pflanzenwuchses freilich leuchtete nicht recht ein: Wie konnte die Künstlerin die Tonigkeit ihrer früheren Arbeiten also vergessen? Dann mischten sich in die Wirklichkeitseindrücke Anekdotenhaftes und allerlei lyrische Sentimentalität. Dagegen überraschten merkwürdig kleine schlichte Landschaften voll klarem Naturgefühl. Neben Tina Blau's Arbeiten ist nichts Besseres aus Wien gekommen. Doch nicht Tina Blau wirkte auf Olga Wisinger ein, sondern eher Eugen Jettel, der Landsmann beider Damen, der, in Paris lebend, den Geist von Barbizon in sich aufnahm.

Julius Elias.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 26. Berlin, den 31. März 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

## Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Im Königreich Sachsen haben sich alle Parteien — nur ein einziger freisinniger Abgeordneter schloß sich aus — zu gemeinsamem Vorgehen gegen die Sozialdemokraten zusammengefunden. Der sozialdemokratische „Vorwärts“ fragt mit ziemlichem Recht, was ist dadurch an der bisherigen Lage geändert worden? In der That gar nichts zum Schaden der Sozialdemokratie. Gegner der Sozialdemokraten sind freilich so gut die Liberalen wie die Konservativen; aber diese Gegnerschaft wird wirkungsvoller dadurch nicht gestaltet, daß alle nicht sozialdemokratischen Parteien sich prinzipiell verbinden. Im einzelnen Falle ist eine derartige Einigung oft schon herbeigeführt worden und wird unter Umständen durchaus zweckmäßig sein; aber gerade von Fall zu Fall.

Gewiß kann eine bleibende Koalition unter Umständen bei den Wahlen Erfolge erringen. Diese Thatsache darf nicht blenden, denn jene Furcht gehört in das Gebiet der politischen Kindermärchen, die meint, daß die äußerste Linke demnächst in irgend einem deutschen Parlament zur Majorität gelangen werde. Ob aber die sozialdemokratische Partei in der Volksvertretung einige Sitze mehr oder weniger inne hat, das wiegt für unsere staatliche Entwicklung sehr wenig; eine angemessene Vertretung wird aber für die Entwicklung des sozialdemokratischen Problems sogar einen Gewinn vom Standpunkte der Vertreter der heutigen Gesellschaftsordnung aus bedeuten.

Eine stärkere sozialdemokratische Partei im Parlamente zwingt die Mitglieder derselben, sich an der praktischen Arbeit zu bethätigen; sie verschafft den Gegnern der Sozialdemokratie die Möglichkeit, falschen Theorien sogleich gesunde Anschauungen in der Debatte entgegenzusetzen, und aus diesem gemeinsamen gesetzgeberischen Wirken ergeben sich unbewußt und ganz allmählich eine Reihe von Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen Richtungen, die zum wenigsten eines verhindern: daß im Denken und Empfinden ein großer Bruchtheil des Volkes sich von der Gesammtheit in völlig feindlicher Schroffheit absondert, wodurch herüber und hinüber die Möglichkeit des gegenseitigen Verstehens, so lange ein solcher Zustand andauert, beständig sich vermindern muß. Was die parlamentarische Arbeit für die sozialdemokratische Partei bedeutet, das erkannten jene Intransigenten ganz gut, welche ihren Genossen den Eintritt in dem Reichstag versperren wollten.

Gäbe es aber auch nicht einen einzigen Sozialdemokraten in deutschen Parlamenten, was wäre damit gewonnen? Vielleicht könnte es den Regierungen einmal erleichtert sein,

solche Gesetzentwürfe durchzubringen, welche die breite Masse des Volkes verwirft. Für die große Frage der Zurückdrängung der sozialdemokratischen Bewegung brächte eine solche Sachlage dagegen keinen Gewinn, denn die parlamentarische Vertretung der Sozialdemokraten zeigt nur an, wie viel Anhänger sozialdemokratischer Anschauungen es im Lande gibt; wird durch gekünstelte Koalitionen der anderen Parteien diese Vertretung hinweggeseat, so gibt es doch darum nicht einen Sozialdemokraten in Deutschland weniger. Das mahnende Symptom würde unterdrückt; aber die Krankheit bleibt bestehen. Diese Kur ist gerade die ärgste und gefährlichste Kurpfuscherei.

Nur die philiströse Kurzsichtigkeit, die den äußeren Anschein für die Realität der Dinge nimmt, kann einen Erfolg, auf diese Weise errungen, als einen bedeutungsvollen Sieg betrachten.

In Wahrheit ist die Aufgabe, welche zu lösen bleibt, eine ganz andere. Sie besteht darin, die Massen selbst aus den Banden ihrer sozialdemokratischen Anschauungen in langwieriger, mühevoller Entwicklung allmählich loszulösen. Und diese Aufgabe wird nicht erleichtert, sondern auf das äußerste erschwert, wenn jede Berührung zwischen den Sozialdemokraten und den anderen Parteien verhindert und die leider bestehende große Kluft zwischen beiden so vertieft wird, daß jede Annäherung unmöglich ist. Errichtet man um die Sozialdemokraten eine chinesische Mauer, so unterbindet man jene Cirkulation, die unaufhörlich aus einer Partei in die andere Kräfte hinüberführt, und die, wie die englischen Verhältnisse lehren, in zwei Menschenaltern aus revolutionären Chartisten die heutigen die Gesetze respektirenden Mitglieder der Trades Unions gemacht hat.

Der Schritt, welcher in Sachsen gethan worden ist, war falsch, weil das Ziel, welches thatsächlich erreicht werden soll, so nicht erreicht werden wird. Freilich kann man sich über derartige verkehrte politische Maßregeln in Sachsen weniger wundern, als in sonst irgend einem deutschen Lande.

Die Frucht der dortigen konservativ-reaktionären Entwicklung besteht darin, daß die sozialdemokratische Partei ihren stärksten Rückhalt in Sachsen hat und neben der Sozialdemokratie ist zu verheerender Macht dort jener nihilistische Antisemitismus gelangt, der auch konservativen Antisemiten ein Grauen einflößt. Es hieße wahrlich die Sozialdemokratie herabsetzen, sie irgendwie in Vergleich zum Antisemitismus zu stellen; aber in einem Punkte gleichen sich beide doch — nicht im Ziele, sondern in der Wirkung.

Die Sozialdemokratie will das gesammte Fundament der heutigen Gesellschaftsordnung untergraben; der Antisemitismus greift nur einen Theil der Fundamente an; aber erschüttert er auch nur diesen einen Theil, so würde gleichwohl durch den übrigen Bau ein gewaltiges Krachen hindurchgehen. Zwei Mächte wie diese zu üppiger Entfaltung gebracht zu haben, ist immerhin schon eine ganz hübsche Leistung für die sächsische konservativ-reaktionäre Richtung, und diese lehrreiche Leistung sollte in ganz Deutschland zu bedächtigem Nachsinnen anregen.

Bei der freikonservativen „Post“ in Berlin hat dieses Nachsinnen zu dem Vorschlag geführt, dem Kartell in Sachsen ein Kartell im Reich nachzubilden, und dieses Kartell dann zu benutzen, um Deutschland ein neues Sozialistengesetz zu schenken. Wenn die Geschichte dazu da ist, gar nichts zu lehren, dann wird man den Vorschlag der „Post“ verwunderlich nicht mehr finden.

Die sozialdemokratische Bewegung ist gewiß eine solche, die ernst genommen werden muß; aber gefährlich wird sie nur einem Staate sein, der schwächlich und zugleich reaktionär regiert wird. Stark ist aber nur eine Regierung, die feste Wurzeln im Volke hat.

Gerade die Gefahr, welche die Sozialdemokratie bergen kann, müßte somit dazu führen, daß die Regierung eine Politik der Begünstigung kleiner Kreise mehr und mehr verläßt, und einen Kurs der sozialen und politischen Gerechtigkeit für alle verfolgt. Damit dieses aber geschieht, hierzu ist es ganz gut, daß als stete Mahnung auch in den Parlamenten Sozialdemokraten sitzen, berufene Wortführer bestimmter Wünsche der Arbeitermassen die, in ihren Ansprüchen balanzirt werden durch die Vertreter anderer Interessengruppen.

Dieses Zusammen- und Gegeneinanderarbeiten ist schließlich ein Segen; denn die großen politischen Parteirichtungen bedürfen stets erneuter offener Kritik, um nicht im Dogmenglauben zu verknöchern — auch die liberale Bourgeoisie ist dieser Gefahr ausgesetzt, ihr wirken von links die Arbeitermassen entgegen mit ihren neuen Ansprüchen und Bedürfnissen, die am Ende nur im Parlament zu klärender Erörterung gebracht werden können.

In Wien hielten die österreichischen Sozialdemokraten einen Parteitag ab. Zu dieser Versammlung sind auch aus Berlin Delegirte entsandt worden; und zwar Singer, Bebel und Gerisch.

Die Verhandlungen drehten sich vor Allem um zwei Punkte: um den Kampf für das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht, und um das Mittel, dieses Wahlrecht zu erringen: um den Generalstreik. Die Führer scheinen vorsichtig von einem Generalstreik, so viel sie es vermochten, abgerathen zu haben; aber die Masse der Delegirten glaubte im Generalstreik ein unfehlbares Mittel zu besitzen, um das ersehnte Ziel zu erreichen.

Wir meinen, die Führer haben Recht, und sie hatten nur darin Unrecht, daß sie ihren vorsichtigeren Standpunkt vor den stürmischeren Genossen nicht mit dem nöthigen Nachdruck zu vertreten wagten. Freilich, es ist die alte Geschichte; sie mußten fürchten, als reaktionäre Feiglinge verschrieen zu werden. Dieser Vorwurf ist in Wien schon gehört worden.

Der Generalstreik ist eine so furchtbare Waffe, wie ein Theil der Sozialdemokratie glaubt, nämlich nur in der Theorie. Zunächst werden nicht alle Betriebe zum Stillstand gebracht werden, denn alle Arbeiter sind nicht Sozialdemokraten. Gewiß würde die heutige Gesellschaft schon unter weit verzweigten großen Ausständen hart leiden; aber am härtesten würden jene Arbeiter leiden, welche gar nichts verdienen, und welche mit ihren geringen Mitteln, die durch die verminderte Produktion steigenden Aufwendungen zum Lebensunterhalt bestreiten müßten. Gerade an dieser Klippe wird ein solcher Streik um so schneller scheitern, je ausgedehnter er ist, je größer die Zahl der Feiernden, die nichts verdienen und die daher auch bald nichts zu verzehren haben.

Der Versuch eines Generalstreiks kann freilich ernste Verwicklungen herbeiführen, wie sie leicht eintreten, wenn große Massen fanatisirt und verzweifelt sind. Aber was sich in Sicilien gezeigt hat, würde sich auch in Oesterreich wiederholen, und die sozialdemokratischen Führer in Oesterreich ahnen wohl selbst, daß sie eine riesige und für ihre eigene Sache verhängnißvolle Verantwortung mit einer solchen Maßregel auf sich nehmen würden. In Deutschland schob man eine derartige Idee mit Erfolg bei Seite; wenn das in Oesterreich nicht so leicht gelingt, so zeigt sich hierin, daß unsere Sozialdemokratie politisch klüger und reifer ist. Und die Zunahme der politischen Reife und Besonnenheit in den Massen ist von jedem Parteistandpunkt aus betrachtet ein Gewinn.

Dr. M. Schwald, der Prediger an St. Martini in Bremen, den unsere Leser gut kennen, ist nach 26jähriger Thätigkeit durch steigende Kränklichkeit gezwungen worden, sein Amt niederzulegen. Seine Abschiedspredigt, die in der gedrängt vollen Kirche stattfand, zeugte von jenem unabhängigen Geist, der Dr. Schwalb stets eigen gewesen ist. Er sagte:

„Mein Traum und der Gegenstand meiner Sehnsucht und meines Strebens war immer, eine Gemeinde zu sammeln, die offenbar, offenkundig, untadelig wäre in ihrem Thun und Lassen, zusammengesetzt aus ernsten, pflichttreuen, gewissenhaften, untadeligen Männern und Frauen, eine Gemeinde, die Menschenliebe, Wohlthätigkeit reichlich übte und die zugleich unumwunden, ohne Unklarheit, ohne Phrasen sich bekannte zur strengsten Freisinnigkeit. Eine solche Gemeinde wollte ich sammeln und bilden, eine Gemeinde, die dagestanden hätte nicht bloß in unserer Stadt,

sondern in Deutschland, in der protestantischen Christenheit als ein helles Licht, als ein Vorbild, als ein beschämendes Vorbild für alle anderen. Nun, diesen Traum zu verwirklichen, ist mir nur in sehr dürftigem Maße gelungen."

Gewiß, man kann zugeben, daß die kirchliche Freisinnigkeit heute in Preußen und Deutschland sich in hartbedrängter Lage befindet; aber das befriedigende Bewußtsein kann Herr Dr. Schwald doch in seine Zurückgezogenheit mitnehmen: Er war ein tapferer Kämpfer für seine Ziele, und mit der Feder wird er dies hoffentlich noch lange bleiben.

Noch immer besteht die ernste Befürchtung, daß der todte Kossuth das jetzige liberale ungarische Ministerium von seinen Sitzen herabreißen wird. In Pest haben Demonstrationen stattgefunden, weil Theile der Bevölkerung der Ansicht sind, daß die Regierung den Todten nicht genügend ehren werde. Diese Demonstrationen gehen von der äußersten Linken aus, aber man argwöhnt, daß die Klerikalen und Reaktionäre den stürmischen Männern der Linken eifrig in die Hände arbeiten. Zum Verderben eines gesunden Liberalismus haben solche „unvereinbarten" Koalitionen schon oft gearbeitet. Und es wäre nicht unmöglich, daß das radikale Maulheldenthum, welches nur seine wohlfeile Gesinnungstüchtigkeit von der Straße bejubeln lassen will, auch diesmal der Reaktion den Gefallen thäte, ein Ministerium zu stürzen, das gerade am Werk ist, eine große liberale Reform siegreich in den Hafen zu bringen.

* * *

## Caprivi amtsmüde?

Wenn ich nicht irre, war es Sidney Smith, der einmal sagte, in der Politik mache eine Behauptung um so mehr Glück, je unglaubwürdiger sie sei. Vielleicht hat der satirische Geistliche nur die Politiker, die sich allenthalben auf ihre Skepsis etwas einbilden, ein wenig foppen wollen, aber ganz Unrecht hat er nicht. Der Konjekturalpolitiker ist eine weit verbreitete Spezies des allgemeinen politischen Genus, und er widersteht — so oft er auch von seiner eigenen Schlauheit dupirt wird — nicht leicht der Versuchung, gerade das Widerspruchsvolle als das Wahrscheinliche zu verkünden. Nur so ist es auch zu erklären, daß während der Osterferien bald hier bald dort in der Presse die Meinung auftauchen konnte, Graf Caprivi sei amtsmüde, wolle die schwere Bürde seines Amts niederlegen und durch den Erwerb verschiedener Morgen Landes den Vorwurf aus der Welt schaffen, daß er ein Mann ohne Ar und Halm sei.

Wir entsinnen uns, daß in der Bismarckschen Aera solche Amtsmüdigkeitsgerüchte auch gelegentlich auftauchten, aber vorzugsweise in Zeiten, in denen der Reichskanzler ganz besonders fest im Sattel saß. Eine derartige Diplomatie läßt sich unter Umständen verstehen, aber sie entspräche, auch wenn die Umstände danach wären, nicht dem Charakter des Grafen Caprivi. Verstehen läßt sich ferner die Taktik politischer Gegner, die die Position eines leitenden Staatsmannes dadurch zu untergraben trachten, daß sie denselben darstellen als Jemanden, der bereits im Stillen seine Koffer packt. Im vorliegenden Falle aber sind es nicht bloß Gegner, die derartige Gerüchte über den gegenwärtigen Reichskanzler kolportiren, sondern auch befreundete Zeitungen haben auf den Zopf gebissen und variiren das Thema von der Amtsmüdigkeit des Grafen Caprivi in einem Sinne, der zum mindesten ausdrücken will: Es mag wohl wahr sein.

Nun heißt das bei der gegenwärtigen politischen Konstellation in der That, den agrarischen Gegnern direkt in die Hände arbeiten. Ist denn die Feindschaft des „Bundes der Landwirthe" wirklich so schreckhaft, daß ein Feldherr, der diesem Bunde soeben noch eine schwere Niederlage beigebracht hat, Neigung verspüren sollte, vor den zürnenden Besiegten den Rückzug anzutreten? Nach der Zähigkeit zu urtheilen, die der Reichskanzler bisher in der Politik bei der Verfolgung dessen, was er für richtig hielt, gezeigt hat, ist es gewiß nicht wahrscheinlich, daß er den Friktionen resignirt ausweichen wird, die sich als Konsequenz seiner bisherigen Politik ergeben sollten. Hätte er diese Reibungen gefürchtet, so wäre er wohl schon längst zurückgetreten. Heute ist seine Stellung ungleich fester, als sie es jemals früher gewesen ist. Der Erfolg seiner Handelsvertragspolitik hat dem jetzigen Reichskanzler in der ganzen Welt ein staatsmännisches Relief gegeben, das er vordem nicht besaß. Man braucht nur oberflächlich in der auswärtigen Presse Umschau zu halten, um zu bemerken, mit welchem Respekt heute — gegen früher — vom Reichskanzler Caprivi gesprochen wird. Freund und Feind sind darin einig, daß seine Handelspolitik eine bedeutsame staatsmännische Leistung repräsentirt. Es gehören schon starke agrarische Scheuklappen dazu, um diese internationale Wirkung nicht zu erkennen. Aber auch in Deutschland selbst hat sich — anläßlich des Erfolges der Handelsvertragspolitik — in der öffentlichen Meinung ganz sichtbar eine Wandlung zu Gunsten des Grafen Caprivi vollzogen. Er fängt an, populär zu werden. Gehaßt wurde er immer nur von einer Partei, von den agrarischen Konservativen. Selbst die Sozialdemokraten haben in ihm immer den billig denkenden Gentleman anerkannt. Aber seine Popularität war gering. Um leicht populär zu werden, dazu ist seine Natur zu spröde. Seit einiger Zeit beginnt das anders zu werden. Speziell in den deutschen Seestädten, deren Naturell der Werthschätzung solider Charaktereigenschaften weniger im Wege steht, ist Graf Caprivi heute unzweifelhaft populär. Der Ausdruck, den Danzig dieser Stimmung durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts geliehen hat, bezeugt das deutlich.

Die thatsächliche Entwicklung der Dinge ist also gewiß nicht dazu angethan, den Reichskanzler zu einer schwächlichen Resignation zu veranlassen.

Wie man aus den sogenannten besten Quellen hört, beruht denn auch das Gerücht von der Amtsmüdigkeit des Reichskanzlers nur — auf den Wünschen seiner Gegner.

Th. Barth.

## Historische Glossen zum Kapitel der Noth der preußischen Landwirthe.

Auf Grund eines vom Kaufmann Büring entworfenen Planes schuf, wie bekannt, Friedrich der Große zu Gunsten der Landwirthe nach den schlesischen Kriegen die landschaftlichen Kreditsysteme. Die hierdurch erleichterte Verkäuflichkeit der beliehenen Güter führte zu wilden Spekulationen mit den Folgen tieferer Verschuldung.

Der König sah sich (1757—1759) veranlaßt, den Gutsbesitzern ein Moratorium zu gewähren, eine Maßnahme, welche nur den pommerschen Landwirthen nicht genehm erschien und von Friedrich dem Großen selbst später in seinen Abhandlungen über die Finanzen dahin charakterisirt wurde, „daß das bewilligte Moratorium vollends dazu beigetragen habe, den Kredit des Adels zu verderben."

Das Jahr 1775/76 zeitigte in der Litteratur bereits neue Vorschläge zur Abhilfe der agrarischen Nöthe.

Im Jahr 1786 beschloß die schlesische Landschaft, die Zinsen von 5 auf 4 Proz. zu ermäßigen und die Amortisation der Pfandbriefe zu annulliren.

Im Interesse des Kredits protestirte damals vergeblich Freiherr von Lüttwitz, erster Generalrepräsentant der Landschaft, gegen diesen Vertragsbruch.

Die Erschütterung des schlesischen Kredits fand der Zeit in einem geflügelten Worte: De corio tuo lauditur (offenbar ist das Pergament des Pfandbriefs gemeint) ihren Ausdruck.

Im Jahr 1790 erließ Minister von Danckelmann an die Gutsbesitzer Warnungsrufe, mit der Möglichkeit eines Krieges, eines Mißwachses zu rechnen und sich der Sparsamkeit zu befleißigen.

Im Jahr 1801 erreichte die Noth eine außerordentliche Höhe. Wir begegnen in der Zeit den Vorschlägen, welche Kammerrath und Gutsbesitzer Fr. L. Wildegans dem König Friedrich Wilhelm III. als Hilfsmaßregeln für die Landwirthe unterbreitete.

Als ein Memento für die heutige Zeit entnehmen wir der Wildegans'schen Schrift folgende Stelle:

„Nicht der hohe Einkaufspreis, nicht etwa fehlende Sachkenntniß, sondern der gesunkene Kredit beschleunigten den Bankerott, denn die soliden Kapitalisten entzogen den Gutsbesitzern den Kredit."

Kurz vor dem Jahre 1806 erfreute sich der Ackerbau einer besseren Lage, dann aber brachen schwere Tage herein. Der Annahme, diese der unglücklichen Kriegsphase des genannten Jahres zur Last zu legen, widerspricht eine vom Gutsbesitzer und Kreisdirektor Freiherrn von Lüttwitz, dem Sohne des Vorgenannten, im Jahre 1809 veröffentlichte Denkschrift. Die Vorwürfe, welche hier den Landwirthen gemacht werden, gipfeln in folgendem Satz:

„Es sei gut und nothwendig, unthätige und verschwenderische Landwirthe sobald als möglich und auf dem kürzesten Wege aus dem Besitz der Güter zu setzen, da es für das Ganze nicht gleichgültig sei, daß die ökonomischen Zustände der Landgüter unter solchen Besitzern noch mehr verderben."

Von Lüttwitz beklagt, daß den Gutsbesitzern das Wechselrecht, zu ihrem Verderben, gegeben worden sei, befürwortet energische Maßnahmen zur Verhütung von Verschuldungen über die Hälfte des Gütertaxwerths, macht Vorschläge zur Wiederherstellung des Kredits, auf welche hier näher einzugehen der Rahmen unserer Skizze verbietet, und führt die Ursache allen Elends darauf zurück, daß Männer, wie Danckelmann, Stein, Struensee, tauben Ohren gepredigt hätten.

Die Lüttwitz'sche Schrift ist von einer gewissen Bitterkeit erfüllt, findet jedoch in sachlicher Beziehung eine Bestätigung und Ergänzung durch den Landesökonomierath und Gutsbesitzer J. F. Krüger, der als Autorität ersten Ranges mit der Mission und dem Charakter eines Oberkommissar im Jahre 1821 vom Minister von Schuckmann nach Posen entsandt wurde, um behufs Gründung eines landschaftlichen Kreditinstituts in dieser Provinz die Taxen der Güter einer Superrevision zu unterwerfen. Derselbe trat später als erstes Mitglied in die ebendaselbst neu errichtete Generalkommission ein und veröffentlichte im Jahre 1822 eine größere Arbeit, welche die Vorurtheilslosigkeit des Mannes in das glänzendste Licht stellt, den Werth und Schaden der Landschaften, die Geschichte der Güterspekulationen wie des Verfalls der Landwirthschaft in klarster Weise behandelt, und somit ein näheres Eingehen auf seine Darstellungen gerade mit Rücksicht auf die gegenwärtige agrarische Bewegung rechtfertigt.

„Wenn darüber die Frage ist, beginnt er, ob die in den mehrsten Provinzen des preußischen Staates und jetzt auch in Mecklenburg errichteten landschaftlichen Institute im Allgemeinen nützlich oder schädlich sind, so kann die Antwort nur zum Nachtheile derselben ausfallen."

„Die Landschaften bieten den Gutsbesitzern die Gelegenheit dar, ihre Güter zu verschulden und dies mit einer Leichtigkeit, daß es außer den Wechselschulden kaum etwas Aehnliches gibt. Man sage nicht, daß hierdurch weiteres Schuldenmachen verhindert werde. Die Gelegenheit ist da und lockt wie eine Verführerin, begünstigt die Verschwendungssucht, der Vermögen, Ehre und Gesundheit zum Opfer fallen."

Mit dem von der Landschaft erhaltenen Gelde seien viele Besitzer aus ihrer Sphäre in die des Kaufmanns und Spekulanten übergetreten. In der Regel sei da der Gewinn ausgeblieben, gleichwohl schreckten hundert Beispiele nicht ab und machten die anderen nicht weiser.

Wohl hätte ein großer Theil das Pfandbriefgeld zu Meliorationen verwendet, aber in der durch den plötzlichen Geldsegen erzeugten Hast nicht immer die richtigen Wege eingeschlagen.

Ein dritter Theil vermehrte leichtfertig seine Landgüter dergestalt, daß das Besitzthum 15 und 20 Mal mehr ausmachte, als sein Vermögen betrug. Mit glühendem Eifer wollte er reich werden, ging aber vollends zu Grunde. Manche hätten es dabei verstanden, sich etwas länger „durchzuschwindeln", lange dauerte es aber nicht, so fielen auch diese.

„Mehrere unter ihnen trieben einen förmlichen Handel mit den Gütern, benutzten sie kaufmännisch, verkauften die Wälder, vertrieben die Bauern, nahmen heraus, was sich herausnehmen ließ und verkauften dann wieder. Sie gewannen mitunter enorme Summen, weil sie so manche Mittel nicht scheuten, den Abnehmer zum Abschluß zu vermögen, und doch sind sie Alle, und dies in den günstigsten Jahren vor 1806, zu Grunde gegangen."

Wann werde man, sagt Krüger, doch einsehen lernen, daß ohne Fonds (richtiger gesagt: genügende) Güterkaufen das allergefährlichste Hazardspiel sei, in welches man sich nur einlassen kann?! Die landschaftlichen Systeme hätten viel dazu beigetragen, den esprit de corps, die Ehrlichkeit zu untergraben, die Prozeßwuth zu fördern und die Liebe zum angestammten Besitze auszurotten. Der Luxus sei an Stelle der Sparsamkeit, Kummer und Sorge an Stelle eines sorgenfreien Lebens getreten. Seit 1770, der Errichtung des Systems, hätten sich die landschaftlichen Schulden in einer furchtbaren Größe vermehrt.

Ausführlich schildert Krüger den Unsegen, den die Extension des Besitzes herbeigeführt habe. Die kleineren Besitzungen in den älteren Provinzen Preußens seien im Gefolge des Edikts vom 14. September 1811 getheilt worden und die Erfahrung habe gelehrt, daß die Bauern von der übrig behaltenen Hälfte ebenso viele Früchte bauten, als vorher vom Ganzen. Krüger spricht daher den Parzellirungen das Wort.

Betreffs des durch die landschaftliche Beleihung begünstigten Güterhandels bekundet er, daß Krämer, Brauer, Brenner, selbst Fleischer, Schuhmacher, Schneider*) theils mit eigenen Ersparnissen, theils unter Mitbetheiligung von Verwandten und Bekannten den Besitz von Landgütern erworben hätten. Der Staat habe dabei achtbare Künstler und Handwerker verloren und mit ihrem neuen Gewerbe unbekannte Gutsbesitzer bekommen, unter denen der Ackerbau litt und das Vermögen darauf ging.

Die alten Besitzer, durch die unerwarteten Preise aus dem Besitze gelockt, hätten zum Theil wieder gekauft, wo sie mit der Oertlichkeit nicht bekannt gewesen, so daß der frühere Gewinn wieder verloren ging.

Diese Schilderung, sagt Krüger, ist nicht übertrieben. Wer die frühere Zeit mit den darauf folgenden Ereignissen und dem jetzigen Stande der Dinge vergleiche, werde sich der einzelnen Züge lebhaft genug erinnern.

Er bezweifelt, daß die Abschätzungsgrundsätze bei der Einführung der Landschaften aller Orten das Richtige getroffen. Ueberschätzungen hätten zu den Möglichkeiten gehört.

Seherischen Auges spricht Krüger über den möglichen Bankerott des sämmtlichen gutsherrlichen Areals wie folgt:

Es würde ungerecht sein, vom Staate zu verlangen, daß er Millionen hergebe, um das Ungeheuer zu verscheuchen, das allein die Thorheit genährt und herbeigerufen hätte; ungerecht, weil die übrigen Bürger des Staats weder zu dem Unglück beigetragen, noch von den aufgenommenen Geldern irgend einige bezogen hätten; es könnten sogar Zeiten eintreten, in welchen es dem Staate nicht möglich sein dürfte, eine so enorme Summe herzugeben, wie die Heilung eines solchen Uebels erfordert.

*) In heutiger Zeit würde er hinzufügen: Auch Staats-, ständische und städtische Beamte, Prediger, Advokaten, Aerzte.

Nach einer Sichtung der Unterschiede, sowie der Vorzüge und Nachtheile der Hypothekeninstrumente und Pfandbriefe, welche letzteren selbst vom Auslande gesucht würden, spricht Krüger die Befürchtung aus, es könnte beim weiteren Verfall unserer agrarischen Zustände ein förmliches Auskaufen, also eine Depossedirung von Seiten fremder Länder, der Kapitalisten die Folge sein.

Es ist die innerste Ueberzeugung Krüger's, daß, wer nicht die Hälfte seines Grundbesitzes sein volles Eigenthum nennen könne, zum Heloten seiner Gläubiger über kurz oder lang herabsinken müsse. So kann er es sich nicht versagen, den Erlaß des Oberpräsidenten von Zerboni (1818) wörtlich wiederzugeben: „Gutsbesitzer, welche keine Eigenthümer der von ihnen besessenen Güter sind, frommen sich und dem Ganzen nicht. Es muß dem Staate alles daran liegen, Grund und Boden, dieses von der ganzen Gesellschaft ausgehende Lehen, dieses Gemeingut der Nation, die Basis der Existenz, nur solchen Händen anvertraut zu wissen, welche wirkliche Eigenthümer desselben, nicht bloß Verweser ihrer Gläubiger sind und daher Kräfte genug haben, ihren Flächen dauernd den höchsten möglichen Ertrag abzugewinnen."

Es scheint erklärlich, wenn Krüger sich dazu bekennt, daß es das Herz eines jeden Patrioten erfreuen müßte, wenn in legislativer Form eine Verschuldung über die landschaftliche Beleihung hinaus gehindert würde: ein Bekenntniß, welches grell mit den Bemühungen der Jüngstzeit kontrastirt, die landschaftlichen Beleihungen des Grundbesitzes noch weiter ausdehnen.

Die Kraft der Nation, fährt Krüger fort, liegt in dem unverschuldeten Grundeigenthum.

Die durch außerordentliche Verhältnisse ins Leben gerufenen Kreditsysteme sollten nicht bloß augenblickliche, sondern dauernde Hilfe bringen, die Schulden sollten durch Amortisation wieder aus der Welt geschafft werden. In diesem Sinne sei 1789 eine königliche Verordnung ergangen, daß ein Gutsbesitzer nicht eher andere Güter kaufen sollte, bevor er nicht seine Güter von Pfandbriefen befreit hätte, ferner: daß er die neuen Güter ohne deren Belastung mit Pfandbriefen kaufen müsse. „Dieses ‚weise und heilsame Gesetz' sei nicht befolgt worden, es stimmte nicht mit der damaligen Ausbreitungssucht und wurde 1790 aufgehoben."

Das wesentlichste Erforderniß eines landschaftlichen Kreditfonds sei ein Tilgungsfond. Diese Grundlage der Schuldenentlastung hätten z. B. die schlesischen Gutsbesitzer 1787 (wie wir oben sahen: unter dem Widerspruch von Lüttwitz' Vater) durch Zinsreduktion unterwühlt.

Von dem Grundsatze: ein landschaftliches Kreditsystem müsse entstehen, retten und verschwinden, ging Krüger bei der Organisation der Posener Landschaft aus.

Die Pfandbriefschuld sollte abgelöst werden, der landschaftliche Verein nach 41 Jahren aufhören und das ganze Institut vergessen sein.

So sprach, ja schrieb im Jahre 1822 ein Patriot vollen Freimuths, der sich nicht scheute, den Großen ihre Schuld am Niedergange der Landwirthschaft vorzuhalten, der (im Gegensatz zu dem jetzt im Schwange befindlichen: Hat der Bauer Geld, hat's die ganz Welt) sich dahin aussprach, daß es an und für sich ein Widerspruch sei, daß der Bauer Alles erhalten, Alles reich machen solle und könne, wenn das ganze Land arm ist.

Die Hoffnungen, welche Krüger auf das von ihm begründete Institut gesetzt und ausgesprochen hatte, sind nicht erfüllt worden.

Noch vor Ablauf der 41jährigen Frist sah die Provinz Posen einen neuen landschaftlichen Kreditverein erstehen und die Besitzer schaarenweise aus dem alten Verbande austreten, um sich dem neugegründeten, ebenfalls auf dem Prinzip der Amortisation fußenden anzuschließen.

Und auch aus dieser neuen Landschaft sind bereits mehrfach wiederum Besitzer ausgeschieden, um von Hypothekenbanken opulentere Beleihungen zu erzielen.

Die Akten der vor wenigen Jahren begründeten Ansiedlungskommission dürften aber unwiderleglich darthun, daß weder diese neue Landschaft, noch die Hypothekenbanken den Landwirthen das Heil gebracht haben, an dessen Erscheinen die Anhänger der Kreditanstalten geglaubt hatten.

Da unsere Kammerverhandlungen bereits das Anerbenrecht gestreift haben, dürften die folgenden Krüger'schen Auslassungen ein reges Interesse für sich in Anspruch nehmen:

„Es lehrt die Erfahrung, daß die Landschaftssysteme, so wie sie sind, sich zur Verminderung der Schulden nicht eignen und ihre Schulden in dieser Hinsicht jeder anderen Schuld (wohl „Schuldform") nachstehen.

Wie hätte aber, wird eingewendet werden, der neue Besitzer zu den Mitteln kommen sollen, seine Miterben zu befriedigen, wenn die Landschaft nicht zutrat? Die Antwort ist darin enthalten, daß die Schulden seit 1770 trotz der Landschaften stets zugenommen haben, die Landschaft eben nur beim ersten Erbgang aushalf.

Er wäre auf eben dem Wege dazu gekommen, welche seine Erben einschlagen müssen, das Gut wäre verkauft oder getheilt worden.

Durch den Verkauf hätte Jeder seine Quote ausgezahlt erhalten und ein Jeder ein demselben angemessenes Grundstück erwerben können.

Es ist durchaus ein unrichtiger Grundsatz, daß, je größer der Besitz sei, desto mehr zu gewinnen stehe. Wohlstand und Reichthum wird nicht durch Extension, sondern durch intensiven Betrieb erworben.

Es ist nicht erfreulich, daß diese wichtige Wahrheit nicht erkannt wird. Während Hunderte von Eigenthümern, welche Besitzungen über ihr Vermögen haben, links und rechts fallen, während ihre Besitzungen sequestrirt und subhastirt werden, während sie aus gewohntem Wohlleben in ungewohnte Dürftigkeit und bedauernswürdiges Elend sinken, während hundert kleinere Besitzer um und neben jenen ihren Wohlstand vermehren und Reichthümer erwerben, während dies täglich unter den Augen des Publikums öffentlich vorgeht, ist ein großer Theil doch so thöricht, seine Hände nach größeren, sein Vermögen übersteigenden Besitzungen auszustrecken, und ein anderer Theil noch thörichter, dies zu billigen und in Schutz zu nehmen und dadurch einen übel geleiteten Ehrgeiz anzufachen, statt ihn zu beschwichtigen und in eine bessere Bahn zu leiten.

Mit einer großen Besitzung sind große Ausgaben verbunden, welche bei einer kleinen, wenigstens in dem Maße nach dem Verhältniß der Größe nicht vorkommen. Der Besitzer der ersteren muß einen gewissen dem Grundstücke angemessenen Aufwand machen, wenn er sich nicht allem Umgange entziehen will. Er muß seine Kinder auf dem Fuße erziehen, welcher in benachbarten Familien auf gleichen Gütern eingeführt ist. Er muß eine Bedienung halten, wie sie dort gehalten wird. Er muß sich ein Ameublement anschaffen, welches dem dortigen wenigstens nahe kommt. Er wird in Zirkel gleicher Nachbarn gezogen, und muß sie wieder so aufnehmen, wie er bei ihnen aufgenommen wurde. Sein Einkommen reicht nicht hin. Er muß Schulden machen. Der landschaftliche Kredit war bei der Uebernahme schon erschöpft. Es bleibt bloß die Eintragung nach der Landschaft, oder die persönliche Verpfändung. Hier entsteht nun das Uebel des wucherischen Zinses. Er muß starke Douceurs geben, um Gläubiger aufzusuchen, und hohe Prozente, um sie geneigt zu machen, ihr Geld unsicher hinzugeben. Bei jeder Kündigung wird das Uebel ärger, und der Untergang nähert sich mit starken Schritten.

Werden aber, wenn die Güter zum Behuf der Theilung der Erbschaft zum Verkauft gestellt werden, immer Käufer mit den erforderlichen Kapitalien sein?

Wenn die landschaftlichen und ähnliche Institute nicht da sind, welche das Unterbringen der Kapitalien so sehr erleichtern und die prompte Zahlung der Zinsen sichern: Ja! — da diese aber wirklich da sind, vielleicht nicht immer!

Was wird es aber schaden, wenn dann die zweite Alternative, die Theilung des Guts, einträte? Dies war vor der Einführung der landschaftlichen Kreditsysteme der gewöhnliche Fall, und das allgemeine Publikum sowohl als das gutbesitzende stand sich dabei sehr wohl.

Viele Dörfer bestanden vor der Einrichtung der Landschaften aus zwei, drei und mehreren Gütern, und die Eigenthümer derselben waren wohlhabend, waren ihren Kindern und ihren Unterthanen Väter. Sie erzogen die ersteren nicht auf einem hohen Fuße, aber bildeten aus ihnen brave Menschen, die in ihrem künftigen Berufe als Soldaten und Civilisten ihre Schuldigkeit thaten und sich um das Vaterland verdient machten.

Die größten Männer waren auf diese Art erzogen. Die Wirthschaften waren klein, aber schuldenfrei.

Die Besitzer konnten sie übersehen, nicht luxuriös, aber anständig leben und waren glücklich. Der Güterbesitz involvirte eine Art von patriarchalischem Leben. Wer, der jene Zeit kennt, erinnert sich ihrer nicht mit hohem Vergnügen!

Diese glücklichen Verhältnisse zerstörten die Kreditsysteme, und dies ist ihre Hauptsünde, die nicht mehr abgelöst werden kann. Aus ihnen flossen Pfandbriefe zu Millionen, und mit ihnen kaufte ein Besitzer den anderen aus. Die Güter schmolzen zusammen. Statt drei und vier glücklicher Besitzer in einem Dorfe schimmerte ein einziger verschuldeter hervor, der sich nicht lange halten konnte. Die Güter wurden deteriorirt und kamen zum Verkauf. Die Besitzer hatten sich alle ruinirt.

Es blieb nicht dabei, die in einem Dorfe befindlichen Güter zu vereinigen, der unersättliche Durst nach Land streckte seine Hände

nach benachbarten aus. Sie wurden gekauft, von dem ersteren Gute verschlungen, denn gewöhnlich wurden sie in detachirte Vorwerke verwandelt und als Pertinenzien behandelt. . . .

Die Erfahrungen und Anschauungen der Wildegans, von Lüttwitz und Krüger über die Noth der Landwirthe decken sich zum großen Theil mit den Thatsachen und Erlebnissen der Gegenwart. Neu hinzugekommene Faktoren sind nur die Aenderungen im Verkehrs- und Wirthschaftsbetrieb, welche durch die Errungenschaften dieses Jahrhunderts auf naturwissenschaftlichem Gebiete herbeigeführt sind.

Dagegen ist die den Friedericianischen und Napoleonischen Kriegen folgende, verderbliche Spekulationsära des Güterhandels der dem Kriege von 1870/71 sich anschließenden vollständig gleichartig.

Was in Parlamenten und Presse über die Gefährdung des agrarischen Kredits durch die gegenwärtige Agitation wiederholt ausgesprochen worden ist, erhält durch Friedrich den Großen, wie durch Wildegans, von Lüttwitz, Krüger eine Illustration, der noch ein Wort hinzuzufügen überflüssig erscheinen dürfte.

Sincerus.

## Eine neue Biographie Luther's.*)

„Ohne Zorn nach Eifer“ Geschichte schreiben, wie Tacitus es thun wollte, bekanntlich aber nicht that, ist unmöglich — vorausgesetzt, daß Geschichte etwas anderes ist als ein Verzeichniß offenkundiger und für unser Gefühl gleichgültiger Thatsachen, nämlich eine anschauliche Darstellung der — wenigstens zum Theil und soweit wir sehen, — durch die Thaten, die Leiden, die Charaktere wirklicher Menschen bedingten Schicksale ganzer Völker oder großer Gemeinschaften. Die aus der großen Masse hervorragenden Menschen hat der Historiker, ohne die Masse selbst irgend wie zu vernachlässigen, mit besonderer Sorgfalt zu schildern. Diese Menschen findet er aber, so zu sagen, im Hades, ganz eingehüllt im Nebel trügerischer Ueberlieferungen, entstellt durch gehässige Angriffe oder übermäßige Huldigungen, oder entkräftet durch die Vergeßlichkeit ihrer Nachfolger. Er findet sie als Schatten, die er zu einem neuen, genauer gesagt, zu ihrem früheren Leben auferwecken muß. Blut muß er ihnen zu trinken geben, Wärme, Kraft, Geist ihnen einhauchen. Und dies Wunder kann er nur vollbringen, wenn er sie liebt oder haßt. Ist er aber ein rechter Historiker, so müssen selbstverständlich seine Liebe und sein Haß unter der strengen Kontrolle eines unbestechlichen Wahrheitssinnes stehen. Plato kann er gar nicht genug lieben, wenn er nur die Wahrheit noch mehr liebt. Tiberius mag er herzlich hassen, wenn er nur alles, was einer grundlosen Verdächtigung, einer leichtgläubigen Annahme verleumderischer Gerüchte oder einer Verkennung guter Thaten und Absichten gleicht, noch mehr haßt. Strenge Wahrhaftigkeit, Zorn gegen alles Schlechte, Eifer für das Gute: diese drei Tugenden, die eigentlich nur eine sind, gehören — neben allen intellektuellen Kräften und allen äußeren Hülfsmitteln, die ihm nothwendig sind — zu der jedem rechten Historiker unentbehrlichen sittlichen Ausrüstung. Die zwei letzteren dieser drei Tugenden aber, wenn sie, wie sie sollen, unter der Herrschaft der ersten, der Wahrheitsliebe, stehen, werden sich gar oft in einer, dem großen Publikum unangenehmen Weise, bethätigen, nämlich so, daß sie sich beide gegen eine und dieselbe Persönlichkeit richten. Der Historiker, wie er sein soll, kommt gar oft in die Lage, gegen einen Gesinnungs- und Parteigenossen, für den er eifert, auch zu zürnen, für einen Gegner, für einen Feind, dem er zürnt, den er haßt, Bewunderung und Liebe zu zeigen. Die Menschen sind eben mannigfaltige, vielseitige Wesen, weder gut noch böse, sondern beides, nur in verschiedenen Momenten eher das eine als das andere. Wer also wirklich sie erkennt, wie sie sind und sie wahrheitsgemäß darstellt, der wird gar oft sich gegen seine Feinde huldvoll, und gegen seine Freunde sehr ungnädig erweisen.

Bei der Behandlung der geschichtlich hervorragendsten Menschen wird solches besonders leicht geschehen, denn von ihnen gilt das herrliche Wort Pascals: „Wenn auch ihr Haupt ihre Umgebung überragt, so stehen doch ihre Füße auf demselben Boden, den wir, den die Kleinsten, die Kinder, ja, die Thiere betreten.“

Ein solcher Mensch neben anderen gleicher Art, nur vielleicht noch mehr als die meisten Anderen seiner Art, war Martin Luther. In seiner Frömmigkeit, in seinem sittlichen Streben, in seinem Denken, in seiner Sprache zeigt sich überall eine große bewunderswerthe Kraft, ein herrliches Licht; neben der Kraft aber tritt auch überall anstößige Schwäche hervor, und neben dem Lichte handgreifliche Finsterniß. Vor seinem Gott ist er so demüthig und so vertrauensvoll wie die größten unter den Heiligen; manchmal aber auch von schweren Zweifeln umnachtet und manchmal von einer an das Burleske grenzenden Ungenirtheit. In seinem Gewissen gebunden steht er da vor Kaiser und Reich und kann nicht anders als bei seinem Worte bleiben; manchmal aber auch weiß er sich in auffallenden Schwenkungen den Umständen und den Menschen anzubequemen. Vor sophistisch verhüllten oder auch unverhüllten Lügen schrickt er, durch seinen Glauben gestärkt, nicht immer zurück. In seinen hellsten Tagen schwingt er sich auf zu den lichtvollsten und kühnsten Gedanken, zu den gemalsten Aussprüchen; manchmal aber auch ist sein Denken durch scholastische Verschrobenheit, durch Eigensinn, vielleicht gar durch Ehrgeiz handgreiflich verrenkt. Seine Beredsamkeit war oft hinreißend, überwältigend, unwiderstehlich; gar oft aber auch war seine Rede langweilig, kleinlich, widerlich. Im persönlichen Verkehr mit den Menschen seiner Umgebung konnte er gelegentlich die schönste Artigkeit, die zarteste Liebenswürdigkeit, manchmal aber auch die größte Robheit und Grobheit zeigen. Wenn er geschlechtliche Verhältnisse zu besprechen hatte oder besprechen wollte, konnte er feinfühlig und keusch, er konnte aber auch manchmal unfläthig sein und obscön. Wer ihn aufsucht, nicht in den Lobreden seiner Jünger und Verehrer, sondern in seinen Schriften, da wo er sich selbst so gab, wie er war, der muß, wenn er die vorhin geschilderte sittliche Ausrüstung besitzt, den großen aber auch ungeheuren Mann bald bewundern und lieben, bald mit Zorn oder mit Widerwillen betrachten.

Gefühle dieser Art hat auch der neue Biograph Luther's, dessen Werk wir hier anzeigen und trotz seiner Mängel unseren Lesern angelegentlich empfehlen, für seinen Helden empfunden. Doch hat er sie in seinem Herzen abgeschwächt, gedämpft, so daß sie in seinem Buche nur noch in matten Vibrationen, mehr zwischen als auf den Zeilen, sich bemerken lassen. Dr. Kolde ist eben ein entschiedener Verehrer Luther's, durch seine amtliche Stellung als Professor der Kirchengeschichte zu Erlangen, und offenbar auch aus echter Ueberzeugung ein Lutheraner. Er ist aber auch ein mit sehr großer Sachkenntniß, mit einer erstaunlichen Belesenheit ausgerüsteter Historiker, und gewiß hat er überall den ernsten Willen gehabt uns ein echtes Bild Luther's zu geben. Für die Fehler Luther's ist er nicht blind, doch sieht er und zeigt er sie überall in einem durch Pietät gemildertem Lichte. Die Tugenden aber, und die großen Seiten des Reformators erscheinen ihm sonnenklar, doch schildert er auch sie, eingedenk der Schwächen und Schattenseiten, die er sich nicht verbergen

*) Martin Luther. Eine Biographie von Dr. Theodor Kolde. I. Band, 1884. II. Band, 1889 und 1893. (Gotha. Fried. Andr. Perthes.) Als werthvolle Beilagen zu dieser und jeder Biographie Luther's empfehlen wir „Tischreden Luther's aus den Jahren 1531 und 1532, nach den Aufzeichnungen von Johann Schlaginhausen, herausgegeben von Wilhelm Preger.“ (Leipzig. Doerfling und Franke, 1888) und „Analecta Lutherana et Melanthoniana. Tischreden Luther's und Aussprüche Melanthons, hauptsächlich nach Aufzeichnungen des Johannes Mathesius — herausgegeben und erläutert von Georg Loesche.“ (Gotha F. A. Perthes. 1892.) Beide Bücher enthalten eine große Anzahl wohl verbürgter, sehr charakteristischer Aussprüche Luther's und bieten jedem des Lateinischen nicht ganz Unkundigen, mit psychologischem Verständniß und historischem Sinn begabten Leser eine unschätzbare Fülle der lehrreichsten Nachrichten und Anschauungen.

kann, mit kluger Mäßigung. Die geistige Entwicklung Luther's, den allmählichen Aufbau seines Lehrgebäudes, erzählt uns Dr. Kolde allerdings, doch hat er auf diesen Theil seines Werkes, der nach unserem Ermessen der wichtigste und auch für Laien der interessanteste hätte sein sollen, weniger Mühe verwandt, als auf die Darstellung äußerlicher Ereignisse und oft etwas verwickelter, für die meisten Leser langweiliger, kirchenpolitischer und politischer Situationen. Die zahllosen Widersprüche in denen Luther's Denken im Laufe der Jahre sich bewegt hat, oft in sehr raschem Tempo, die schroffen Gegensätze, die sich in seiner Lehrthätigkeit zeigen, wenn man die Schriften seiner Sturm- und Drangperiode, die von 1517—1525 erschienenen, mit den Schriften der einundzwanzig folgenden Jahre vergleicht, kann der aufmerksame und sachkundige Leser auch in Dr. Kolde's Darstellung entdecken, obwohl sie darin nirgends hervorgehoben werden. So ist es dem neuen Biographen Luther's gelungen, das oft belächelte Programm des Tacitus auszuführen und eine Biographie des Reformators „ohne Zorn noch Eifer“ zu schreiben.

Wie Dr. Kolde dieses Ziel — nach unserer Meinung nicht das höchste — erreicht hat, soll jetzt gezeigt werden in einer Reihe von Bemerkungen, die für unsere nicht-theologischen Leser auch in anderen Beziehungen interessant sein dürften.

Luther ist aus der Wartburg entflohen, nach Wittenberg zurückgekommen, im März 1522. Da hält er nacheinander acht Predigten, „Sermone“, um den Eifer seiner Freunde zu mäßigen, um einige unter Carlstadt's Führung im Gottesdienste vollzogene Neuerungen wieder rückgängig zu machen. Namentlich sollen die Abendmahlsgäste darauf verzichten, Brot und Kelch mit eigener Hand anzufassen, wie Carlstadt sie dazu ermuthigt hatte, auf Grund der bekannten Worte Christi: „nehmet hin und esset . . . . nehmet hin und trinket.“ Diese Worte verstand Luther so wie Carlstadt und jeder Laie sie versteht, so wie Jesu Tischgenossen sie verstanden, als sie die gesegnete Mazzah und den Kelch — gewiß mit der Hand — an die Lippen brachten. Doch fürchtete Luther — wenigstens sagte er es im fünften dieser Sermone — daß der Teufel ihm einmal wegen solcher Freiheit Chikanen machen und zu ihm, wie zu jedem, der die fraglichen Worte so laienhaft versteht, sagen könnte:

„Hör' einmal, Gesell“, nehmen solltest du das Heilige, aber nicht mit der Hand, sondern mit den Lippen. Nehmen bedeutet in der Bibel nicht blos mit der Hand nehmen. Christus, am Kreuze sterbend, „nahm“, wie es in den Evangelien heißt, „Essig und Galle“ — aber nicht mit den Händen, die waren ja angenagelt — sondern mit den Lippen. Und von den Aposteln heißt es: „Et accepit omnes timor“, d. h. die Furcht nahm (ergriff) sie alle — obwohl die Furcht keine Hände hat. So solltest auch du beim heiligen Abendmahl Hostie und Kelch nehmen, ohne sie mit deinen Händen frech zu berühren. Solche Gründe des Teufels imponiren dem Scharfsinn Luther's! Und um sich vor solcher „Anfechtung“ zu schützen, will er — und sollen die Kommunikanten sich Brot und Wein vom Geistlichen in den Mund geben lassen.

Seine großentheils auf der Wartburg ausgearbeitete Uebersetzung des Neuen Testaments gab Luther zum ersten Mal im Jahre 1522 heraus, nachdem er sie mit überaus denkwürdigen, Epoche machenden Vorreden ausgestattet. In diesen Vorreden theilt er die neutestamentlichen Schriften in zwei Klassen ein: die nothwendigen und die entbehrlichen. Zu jenen rechnet er nur folgende: das Evangelium und die erste Epistel Johannis, die Briefe des Paulus, sonderlich die an die Römer, Galater und Epheser, und den ersten Brief des Petrus. „Das sind,“ sagt er, „die bücher, die dir Christum zeigen, und alles leeren, das dir zu wissen noth und selig ist, ob du schon kein ander buch, noch leere nymmer sehest, noch hörest.“ Den Grund aber zu dieser Eintheilung findet er in sich selbst, in seinem Glauben, in seinem Geiste. Zu den entbehrlichen Schriften rechnet er unter anderen die Epistel St. Jacobi, eine „stroerne Epistel“, weil sie „Christum nicht treibt“, weil ihr Verfasser „denen hat weren wollen, die auf den Glauben on werk sich verließen. Er ist aber der sach mit geist, verstandt und worten zu schwach gewesen.“ . . . Darum will Luther ihn nicht haben „in seiner Bibel, in der zal der rechten hauptbücher.“ Er will damit aber „Niemand weren, daß er in setze und hebe wie es in gelüstet, denn es vil guter sprüch sonst drinnen sind.“ Vom Verfasser des Briefes an die Hebräer — auch einer entbehrlichen Schrift — sagt Luther, daß „obwol er nicht den grundt des Glaubens legt, welches der apostel amt ist, . . . so bauwet er doch fein drauff, goldt, sylber, edelsteine, . . . vielleicht aber hot er auch etwas holtz, stro oder heu mit unter gemengt.“ Am schlimmsten wird bei diesem über die entbehrlichen Schriften gehaltenen Gericht das Buch der Offenbarung Johannis behandelt.

„An diesem Buch der Offenbarung Johannis laß ich yedermann seynes synnes walden, wil niemand an mein dunckel oder urteil verbunden haben, ich sage aber was ich füle. Mir mangelt in disem buch nit eynerlei, das ichs weder apostalisch noch prophetisch halte. Aufs erst und aller meyst, das die Apostel nicht mit gesichten umgeen, sondern mit klaren und dürren worten, weissagen. . . . Dazu dünkt mich das allzu vil sein, das er so hart saich sein eigen buch, mer denn kein ander heilige bücher thun, da vil mer angelegen ist, befilhet, und drewet, wer etwas davon thue, von dem werde Gott auch thun, &c. Widerumb sallen selig sein, die da halten, was drinnen steet, so doch niemand weiß, was es ist, schweyg das er es halten solt. Und ebenso vil ist, als hätten wirs nicht. Auch wol vil edler bücher vorhanden sind, die zu halten seynd. . . .

. . . Endlich halt jedermann, was im seyn Geist gibt, meyn geist kann sich in das buch nicht schicken.“

Solches schrieb im Jahre 1522, und so stellte sich damals, — nicht zu der heiligen Schrift, sondern offenbar über sie, der Mann, der sieben Jahre später, ja schon früher, angeblich um eines Bibelwortes willen, das er zu Marburg bei seinem Gespräch mit Zwingli mit Kreide auf die Tischdecke schrieb, „das ist mein Leib“, die Einigung der reformatorisch Gesinnten, so viel an ihm lag, unmöglich machte, und ihre beste Kraft lähmte. Allerdings war dieses Schriftwort thatsächlich nicht der eigentliche Grund der Trennung. Man konnte es ja sehr gut, — sogar besser als Luther es verstand, — auch so verstehen, wie Zwingli es deutete, dann aber mußte man der Vernunft in Fragen der Religionslehre eine Stelle einräumen, die Luther ihr in seiner Sturm- und Drangperiode gar oft und sehr willig einräumte, die er aber später ihr mit unbeugsamem Eigensinn versagte. Denn in ihr wie in allem, was ihm zuwider war, sah er sehr leicht nicht seinen Herrgott, sondern dessen Feind, den Teufel. Und wie viel hat er gegen den Teufel disputirt, gegen ihn gebetet, seine Unthaten in der Menschenwelt und in der Natur beklagt, ja sein widerliches Geräusch gehört, seinen Gestank gerochen!

Der Teufel gewiß war es, der im Jahre 1525 die Rotten der Bauern wider ihre Herren zur Empörung reizte. Doch war in den Forderungen dieser Bauern, auch nach Luther's Urtheil, manches gerecht und billig. Sie konnten sich sogar zur Begründung ihrer Ansprüche auf Luther's Schriften berufen. Und auch ihre Ungeduld, ihre Empörung, konnten sie in einem gewiß nicht unbeträchtlichen Maße mit Luther's Worten und Vorgang rechtfertigen oder doch entschuldigen. „Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht eure (der Fürsten) tyrannei und muthwillen die länge leiden“. So schrieb Luther im Jahre 1522 in seinem Buche von der weltlichen Obrigkeit. In diesem Buche zeigt er für die Fürsten und auch für die geschriebenen Staatsgesetze furchtbar wenig Respekt. Manche Fürsten, deren Namen jedermann kannte, nennt er hier „Mastsäue“. Die Vernunft aber, den „brunnen aller Gesetze“, stellt er hoch über alle gesetzliche Vorschriften. Und im Jahre 1524, als der Reichstag zu Nürnberg mit einem der reformatorischen Sache nicht gerade günstigen, aber doch zur Einigung wider den gemeinsamen Feind der Christenheit, wider den Türken, auffordernden Abschied auseinander gegangen war, gab Luther mit einer Vor- und Nachrede und mit Randglossen diesen Abschied heraus. Er sagte:

„Schändlich lauts hier, das Kaiser und Fürsten öffentlich mit Lügen umgehen. . . . Das müßen wir ja trunken und tolle

Fürsten sein . . . ich bitte alle lieben Christen, wollten helfen Gott bitten für solch elende, verblendete Fürsten, mit welchen uns on Zweifel Gott geplaget hat in großem Zorn, daß wir ja nicht folgen wider die Türken zu ziehen oder zu geben, sintemal der Türk zehnmal frummer und klüger ist, denn unsere Fürsten sind. Was sollt solchen Narren wider den Türken gelingen, die Gott so hoch versuchen und verlästern? Denn hie siehst du, wie der arme, sterbliche madensack, der Kaiser, der seines lebens nicht einen augenblick sicher ist, sich unverschampt rühmet, er sei der wahre obrister und befehlsmann des christlichen glaubens. . . . Gott erlöse uns von ihnen, und gebe uns in Gnaden andere regenten. Amen."

Daß die Bauern nach besten Kräften und mit Gottes Hilfe sich bemühen wollten, die Erhörung dieses frommen Gebetes zu vermitteln, das konnte Luther am Ende doch nicht unbedingt als ein teuflisches Unternehmen ansehen. Doch wollte er um keinen Preis den zu dem Ziele seines Gebets nach menschlicher Vorstellung führenden Weg gut heißen. Jeden Krieg, auch den Vertheidigungskrieg, sah er, — nicht immer, aber doch in der Regel — als etwas durchaus Unchristliches an, deshalb verurtheilte er zuerst in einer „Ermahnung" zum Frieden beide kämpfende Parteien. Er sagte:

„Ihr Herrn, fechtet nicht wider Christen, denn Christen thun nichts, sondern leiden alles. Ihr fechtet aber wider öffentliche schänder christlichen Namens. Welche unter ihn sterben, sind schon ewigklich verdampt. Wiederumb ihr Bauren, ir fechtet auch nicht wider Christen, sondern wider tyrannen und verfolger Gottes und der menschen, und wider mörder der Heiligen Christi. Welche da sterben, sind auch ewigklich verdampt."

Um nun dieses entsetzliche, beide Parteien bedrohende Unheil abzuwehren, rieth ihnen Luther in einer aus Abgeordneten der Fürsten und Städte zusammengesetzten Versammlung, durch gegenseitige Konzessionen ihren Streit beizulegen. Als aber, wohl durch beiderseitige Schuld, dieser, wahrlich nicht in geschickter Weise gegebene Rath nicht befolgt wurde und der Bauernkrieg weiter wüthete, schrieb Luther sein „Büchlein wider die mörderischen und räuberischen Rotten der bauren", worin die wichtigste Stelle wohl folgende war:

„Drumb soll hie zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann. . . . Gleich als wenn man einen tollen Hund schlachten muß. . . . Also kanns denn geschehen, daß wer auf der Oberkeit seiten erschlagen wird, ein rechter Marterer vor Gott sei. Denn er gehet in göttlichem wort und gehorsam. Wiederumb was auf der bauren seiten umbkompt, ein ewiger Höllenbrand ist."

Dieser schöne Rath wurde von den Fürsten mit solchem Eifer befolgt, daß Luther selbst darüber erschrack. Auch waren in reformatorischen Kreisen gar viele urtheilsfähige Leute, sogar Freunde Luthers, über „das harte Büchlein wider die Bauern" und über die moralische Mitschuld des Reformators an den Greuelthaten der Sieger entrüstet. Deshalb schrieb Luther einen Sendbrief, sein Büchlein zu rechtfertigen. Mit großem Freimuth, doch mit zweifelhafter Klugheit, verurtheilt er die allzu strengen Sieger, nennt sie „Bestien", stellt ihnen „die Hölle, ewiges Heulen und Zähneklappen", in Aussicht. Doch meint er:

„Der Esel will schlaege haben, und der Poewel will mit Gewalt regiert sein. Das wußte Gott wohl. Darumb gab er der Oberkeit nicht einen fuchsschwanz sondern ein schwert in die hand."

Und schließlich erklärt er, „es soll doch recht bleiben, was ich leere und schreib, sollt auch alle Welt drüber bersten". Diese letzten Worte zeigen uns das Gefühl, das von diesem furchtbaren Sturm des Bauernkrieges in Luthers Seele zurückblieb.

Er wurde von nun an in weiten Kreisen, nicht bloß der Bauernschaft, sondern auch der städtischen Bevölkerung, ein verhaßter Mann. Und man kann nicht sagen, daß er diesen Haß mit ungetrübter Liebe und Freundlichkeit vergalt. „Ich Martin Luther, so sprach er einst in einem von einem Freunde, wahrscheinlich von Mathesius, aufbewahrten Tischgespräch, ich hab im auffruhr alle bauren erschlagen; alle ihr Blut ist alls auf mein Hals; aber ich weiße es auf unseren Herrgott, der hat mir das zu reden befolhen". Und in einem anderen Tischgespräch wünscht er sich in heiterster Stimmung, daß er „nur drei Tag möchte ein Engel sein. Da wollte er allen Bauern ihre Schätze stehlen und in die Elb werfen. O ho, ho! Da würden alle Strick zu wenig werden, also würden sie sich henken; einer hie, der andere dort".*)

Im Jahre 1522 hatte Luther sein Büchlein vom „elichen Leben" herausgegeben.

Darin behandelt er unter anderen schwierigen Fragen auch folgende: „wenn ein zur ee tüchtiges Weib einen zur ee untüchtigen Mann bekommt", was soll sie dann thun? „Wenn sie keinen anderen öffentlich nemen und auch nicht gern wider ere thun will", so soll sie in aller Gemüthlichkeit zu ihrem Mann sagen:

„Siehe, lieber Mann, Du kannst mein nicht schuldig werden, und hast mich um meinen leib betrogen, darzu in fahr der ere und seelen seeligkeit bracht, und ist vor Gott keine ee zwischen uns beiden. Vergünne mir, daß ich mit deinem bruder oder nechsten freundt eine heimliche ee habe und du den Namen habest, auf daß dein gut nicht an fremde erben komme, und laß Dich wiederumb williglich betrügen durch mich, wie du auch mich on meinen Willen betrogen hast."

Will der Mann das nicht thun, so soll sie „heimlich von im laufen in ein ander Landt und daselbs freyen. Solchen Radt, sagt Luther, habe ich zu der Zeit geben, da ich noch schew war, aber itzt wollt ich noch baß dreinradten, und einem solchen man, der ein weib also aufs narrenseyl füret, wol baß in die wollen greiffen!" . . .

Ueber gemischte Ehen dachte Luther äußerst liberal.

„Wisse, daß die ee ein äußerlich leiplich ding ist, wie andere weltliche Hantierung. Wie ich nun mag mit einem Heyden, Juden, Türken, Ketzer, essen, trinken, schlaffen, gehn, reitten, kauffen, reden und handeln, also mag ich auch mit im eelich werden und bleiben, und kere dich an der narren gesetze, die solches verpieten, nichts."

Das „leiplich ding", von dem Luther hier spricht, hat für manche Menschen leider große Eile. Deshalb meint Luther, sollen Männer spätestens mit zwanzig, Mädchen mit fünfzehn oder achtzehn Jahren heirathen. Wie solche Männer und Frauen, „Weiblein und Fräulein", ihre Kinder erziehen sollen, sagt er uns nicht. Wahrscheinlich tröstete er sich mit dem leicht mißverständlichen Sprüchwort: „wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand".

Daß ein Mann, der über das eheliche Leben solche Aeußerungen that, im häuslichen Kreise, plaudernd, und sogar in öffentlichen Reden und Schriften, manchmal die Grenzen des Anstandes und der Keuschheit überschritt, darf uns nicht wundern, umsoweniger, als damals diese Grenzen überall sehr dehnbar und viel unbestimmter waren als heut zu Tage. Doch finden sich in Luther's sehr gut bezeugten Tischreden Aeußerungen von einer wahrhaft furchtbaren Unsauberkeit, Zoten der schlimmsten Art, die er allerdings nicht mit Lüsternheit, doch mit unverkennbarem Behagen vorbrachte.**) Um der geschichtlichen Wahrheit willen müßten in einer längeren Biographie Luthers von diesem übelriechenden Schmutz wenigstens einige Proben gegeben werden. Hier kann es aus selbstverständlichen Gründen nicht geschehen.

Für alle Notizen, die wir hier gebracht haben, findet sich in Dr. Kolde's Buch der offene Raum, die bestimmte Stelle, wo sie angebracht werden sollten. Ueberall aber glänzen sie vor den Augen des Sachkundigen durch ihre Abwesenheit, obwohl, aber auch weil, durch spärliche Andeutungen auf sie hingewiesen wird.

So hat denn Dr. Kolde eine sehr gelehrte, in langen Jahren und sehr fleißigen Studien sorgfältig ausgearbeitete, einfach und klar geschriebene, für Theologen und auch für gebildete Laien sehr lehrreiche und leicht lesbare Biographie Luther's uns gegeben. Trotz allen ihren Vorzügen aber fehlt dieser Biographie eine gewisse Gemüth und Willen ergreifende, impulsive Kraft. Wie sie „ohne Zorn und Eifer" geschrieben ist, so läßt sie uns auch ohne Zorn noch Eifer. Und schließlich gibt sie uns auch keine, oder eine ganz irreführende, Belehrung über die praktischen Konsequenzen, die wir aus dem Leben Luther's ziehen sollen. Luther hat, dies behauptet Dr. Kolde in den letzten Zeilen seines Buches,

*) Analecta Lutherana. Nr. 470 u. 464.

**) Vergl. in den Analecta Lutherana et Melanthoniana, unter anderm die Nummern 308, 313, 391, 393, 452.

„seinem Volke das Evangelium gebracht und seinem Deutschland die Wege gewiesen wie keiner früher oder später“. Gegen diese Behauptung müssen wir im Interesse des Protestantismus entschiedenen Protest erheben. Denn Thatsache ist, daß Luther, schon seit 1522, Wege uns gewiesen hat, die seine Nachfolger zu schwerem Schaden, seine Kirche zu einer bedauerlichen Schwäche geführt haben. Die hoffnungsvolle Verbindung zwischen der Reformation und dem Humanismus, zwischen der neuen Kirche und der Wissenschaft, er hat sie zerrissen. Die Einheit der reformatorisch Gesinnten, und mit ihrer Einheit, ihre Kraft, ihre Widerstandsfähigkeit, er hat sie geschwächt. Er hat seine Kirche zur gehorsamen Dienerin der Fürsten, und die Fürsten zu Handlangern ihrer Hoftheologen gemacht. Den freiheitlichen Bestrebungen des Adels und des Volkes ist er mit seiner Theologie entgegen getreten, hat geholfen, sie im Keime ersticken. Glaubenssätze hat er aufgestellt, gegen die sein eigener Verstand sich stets sträubte, die weder fromm noch vernünftig, aber doch nach seiner Behauptung zur Seligkeit des Menschen unentbehrlich sind. Die sittliche Energie seiner Gläubigen hat er eingeschläfert durch seine Lehre von der „Rechtfertigung durch den Glauben allein ohne Werke“, — aber nicht ohne Formelkram und Aufopferung des Wahrheitssinnes. Auch solche Wege hat er „seinem Deutschland gewiesen“, und wehe denen, die ihm darauf nachfolgen!

Bremen. M. Schwald.

## Der Manchester-Schiffskanal.

Am 1. Januar 1894 ist der Manchester-Schiffskanal, dessen feierliche Eröffnung die Königin im Juni vornehmen wird, provisorisch dem Verkehr übergeben worden, und damit Manchester in die Reihe der großen Seehäfen der Welt eingetreten. Der 57 km lange Streifen Wasser, der den größten Kauffahrern erlaubt, ihre Fracht mitten ins Herz eines der ersten Industriebezirke der Welt zu tragen, ist selbst für unsere in dieser Beziehung verwöhnte Zeit eine staunenswerthe Leistung technischer Geschicklichkeit; er ist ein bleibendes Denkmal bürgerlichen Opfersinnes und ein sprechendes Zeugniß für jene zähe, alle Hindernisse überwindende Ausdauer, auf welche die angelsächsische Rasse mit Recht stolz ist; er ist die Verheißung eines neuen industriellen Aufschwungs für Manchester und den Bezirk, dessen natürlicher Mittelpunkt es ist, und, last not least, der erste energische Versuch, ein ernstes Versäumniß der Vergangenheit — die verhängnißvolle Vernachlässigung der Wasserwege, unter der die englische Industrie im Konkurrenzkampf um den Weltmarkt immer schwerer zu leiden hat, wieder gut zu machen.

Seit Jahrzehnten war die Idee eines solchen Schiffskanals ein Lieblingstraum Manchesters; die technischen und finanziellen Schwierigkeiten, die seiner Ausführung entgegenstanden, waren aber so gewaltig, daß es des Antriebs einer wirklichen Nothlage bedurfte, um sie aus dem Reich der Träume in das der Wirklichkeit zu versetzen. Manchester sah in den letzten Jahren seine bisher unbestrittene Suprematie in der Baumwollenindustrie durch die Konkurrenz des Auslandes, insbesondere Indiens, immer mehr gefährdet; es mußte, wollte es nicht einen seiner Märkte nach dem anderen verlieren, etwas thun, um durch Minderung der Herstellungskosten die empfindliche Waage der Konkurrenz wieder zu seinen Gunsten zu beeinflussen. Eine Herabsetzung der Arbeitslöhne stand — auch ganz abgesehen von der sozialen Bedenklichkeit einer solchen Maßregel — gegenüber der machtvoll organisirten Arbeiterbevölkerung außer Frage; es blieb nur übrig, an den Transportkosten, die der Bezug des Rohmaterials wie die Versendung der Industrieprodukte verursachen, zu sparen. Das Ergebniß dieser wirthschaftlichen Nothwendigkeit ist der Schiffskanal.

Die Schwierigkeiten, die es zu überwältigen galt, waren, wie bereits hervorgehoben, technischer und finanzieller Art. Betreffs der technischen Schwierigkeiten haben hervorragende Fachleute erklärt, der Manchesterkanal habe technischem Scharfsinn schwierigere Aufgaben gestellt, als der Suezkanal. Auch der Laie begreift leicht warum. Er geht nicht, wie dieser, durch eine Wüste, sondern mitten durch eine dicht bevölkerte Industriegegend, die ein reichgegliedertes Flußsystem durchkreuzt, und in der die Civilisation in Gestalt früherer technischer Unternehmungen Hindernisse aller Art aufgethürmt hatte. Folgende kurze Detailangaben werden nicht ohne Interesse sein. Der Manchesterkanal wird von verschiedenen ähnlichen Unternehmen an Länge übertroffen, dagegen von keinem an Breite und Tiefe. Seine Totallänge beträgt 35½ englische Meilen; seine Breite im Wasserspiegel 172, auf dem Grunde 120 Fuß, und seine Minimumtiefe 26 Fuß. Heute ist dieselbe allerdings an verschiedenen Stellen erst 21½ Fuß; doch wird mit dem Baggern so fleißig fortgeschritten, daß die Normaltiefe bald überall erreicht sein wird. Die Steigung von der Fluthhöhe des Meeres bis zu den Manchester Docks beträgt 60 Fuß 6 Zoll; dieselbe wird durch 5 Schleusen, jede 600 Fuß lang und 65 Fuß breit, überwunden; die Fahrt von Liverpool nach Manchester nimmt auch für die größten Schiffe nicht mehr als 8—10 Stunden in Anspruch. Die Docks in Manchester und Salford sind ausgezeichnet eingerichtet und sehr geräumig, sie umfassen zusammen eine Wasserfläche von 104½ Acres und einen Kairaum von 151 Acres. Die einzige Vorbedingung, welche Schiffe, die den Kanal benützen wollen, zu beachten haben, ist, daß ihre Masten, vom Wasserspiegel gemessen, nicht höher als 75 Fuß sein dürfen, da dies die Höhe einiger nicht drehbaren Brücken ist.

Die Konstruktion des Kanals nahm 6 Jahre in Anspruch; im Durchschnitt waren jährlich 10500 Mann an ihm beschäftigt. Für die Ausgrabung sorgten 100 Dampfexcavatoren; die circa 1500000000 Centner, die sie ausgruben, schafften 173 Lokomotiven und 6300 Wagen fort. Im Ganzen sind einige 223 Meilen Schienen gelegt worden. Doch genug des technischen Details.

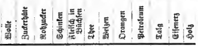
Die finanziellen Schwierigkeiten erwuchsen einmal aus der entschlossenen Gegnerschaft, welche die bedrohten Interessen, 4 mächtige Eisenbahngesellschaften, Liverpool und die kleineren Fluthhäfen des Mersey dem Unternehmen entgegenbrachten, und dann aus dem Skeptizismus, mit dem das große Kapital an seinem kommerziellen Erfolg zweifelte.

Der Kampf um die Genehmigung des Parlaments dauerte volle drei Jahre, und als die Gesellschaft sie endlich im Jahre 1885 mit einem erheblichen Kostenaufwand erlangt hatte, war es nach Kompromissen und unter Bedingungen geschehen, die sich im weiteren Verlauf als höchst lästig und kostspielig erwiesen. Ein erster Appell an die Kapitalisten blieb erfolglos. In Manchester hoffte man, daß London die Führung übernehmen werde, während der Londoner Geldmarkt den Nächstbetheiligten die Initiative überlassen wollte. Im August 1887 drohte die vom Parlament gewährte Konzession zu erlöschen, und zu Beginn des Jahres war noch so gut wie kein Kapital zusammengebracht. In dieser Noth organisirte der Bürgermeister von Manchester ein Komitee, das nach mehrwöchentlicher eingehender Untersuchung sich einstimmig zu Gunsten des Unternehmens aussprach. Das wirkte vertrauenerweckend; das Parlament erlaubte eine Theilung des Kapitals zu gleichen Theilen in Vorzugs- und in gewöhnliche Aktien und die Ausgabe von Schuldscheinen im Werth von 2 Millionen Pfund Sterling. Nun kam ein Uebereinkommen mit der City zu Stande, nach dem diese praktisch die Vorzugsaktien übernahm, während der Rest lokal absorbirt wurde. Am 11. November 1887 erfolgte der erste Spatenstich; damit waren aber die Gefahren, die über dem Unternehmen hingen, keineswegs zu Ende. Während der ganzen langen Bauzeit hatte die Gesellschaft mit den gefährlichsten Schwierigkeiten zu kämpfen, die Niemand hatte voraussehen können. Die Opposition war unermüdlich, hatte man ein verletztes Interesse versöhnt, so machte man sich durch die Art der Versöhnung ein anderes zum

Feind; ein kostspieliger Prozeß folgte dem anderen. Gleich im Jahre 1889 verlor die Gesellschaft außerdem Mr. Walker, den Ingenieur, der den Bau kontraktlich übernommen hatte; im November 1890 erlitt sie schwere Verluste durch Ueberschwemmungen. Dazu stieg der Preis der Arbeit und des Materials während des Baues um 20 Prozent; auch mußte mehr Land erworben werden, als vorgesehen war, um hohen Entschädigungsansprüchen zu entgehen. Alles das machte eine neue Anleihe nöthig, und das Unternehmen hätte noch im letzten Augenblick scheitern können, wenn ihm nicht die Stadt Manchester beigesprungen wäre. Im Jahre 1891 lieh sie als Hypothek auf das Unternehmen 3 Millionen Pfund Sterling und 1893 weitere 2 Millionen. Der Parlamentsakt von 1893, der sie dazu ermächtigte, setzte als Bedingung, daß die Zahl der Direktoren der Kanalgesellschaft auf 21 erhöht und daß 11 davon Manchester eingeräumt würden, und weiter, daß das Recht, die Kanalabgaben und Gebühren festzusetzen, einem Komitee zustehen solle, das aus 5 Gesellschafts- und 4 Stadtdirektoren zu bestehen habe.

Wenn das großartige Werk, das circa 15 Millionen Pfund Sterling, d. h. $2^1/_2$ mal so viel gekostet hat, wie der weitherzigste Voranschlag annahm, trotz aller dieser Schwierigkeiten mit nur zweijähriger Verspätung zu Stande gekommen ist, so ist es nur dem unbegrenzten Glauben zu verdanken, den ihm die breiten Massen Lancashires entgegenbrachten. Sie steuerten zu einer Zeit, da sich das große Kapital noch ganz scheu verhielt, bereitwillig ihre Sparpfennige zum Gelingen des Unternehmens bei, und sie waren von Anfang an von der Nothwendigkeit des Werkes so tief überzeugt, daß ihnen Opposition gegen den Kanal mit Verrath an der Vaterstadt gleichbedeutend war. Manchester sah in dem Kanal mit Recht nicht so sehr ein gutes Geschäft, als eine nothwendige Bedingung seiner weiteren Entwicklung, und sein Entschluß ging dahin, den Kanal zu haben, er koste, was er wolle.

Der Manchester-Schiffskanal unterscheidet sich von ähnlichen großen Unternehmungen, wie dem Suezkanal, dem Nord-Ostsee- und dem korinthischen Kanal in seinem Endzweck. Er soll nicht, wie sie, die Entfernung des Seeweges zwischen zwei Punkten wesentlich abkürzen, sondern er soll einen neuen Hafen schaffen für eine Gegend, in der sich im Umkreis von circa 80 km eine industrielle Bevölkerung von $7^1/_2$ Millionen Menschen zusammendrängt, die für ihren Lebensunterhalt auf Import von Rohstoffen und Nahrungsmitteln, und auf Export von Industrieprodukten angewiesen ist. Er soll durch eine Herabsetzung der Transportkosten die Produktion verbilligen und damit die Konkurrenzfähigkeit dieser Gegend auf dem Weltmarkt stärken und ausdehnen. Daß der Kanal seine Hauptaufgabe, die Herabsetzung der Transportkosten, glänzend erfüllt, zeigt ein einfaches Rechenexempel. Eine Tonne Baumwolle von einem Schiff in den Liverpooler Docks nach Manchester zu bringen, kostete vor Eröffnung des Kanals 13 sh 8 d; via Kanal dagegen sind die Totalkosten (inklusive Kanalzölle, Kaigeld und Landungskosten) nur 7 sh; man spart also pro Tonne volle 6 sh 8 d. Aehnlich liegt das Verhältniß bei anderen Waaren; man vergleiche z. B. folgende Liste:



| | Wolle | Zuckerhüte | Rohzucker | Schinken | Fleisch in Büchsen | Thee | Weizen | Orangen | Petroleum | Talg | Eisenerz | Holz |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Kosten via Eisenbahn zc. | 16,5 | 17,11 | 12,2 | 15,0 | 17,5 | 18,2 | 9,11 | 15,0 | 14,5 | 13,6 | 6,11 | 9,5 |
| Kosten via Kanal. . . . | 7,9 | 6,8 | 4,11 | 6,7 | 8 0 | 8,7 | 4,10 | 6,2 | 5,11 | 5,10 | 2,10 | 4,9 |
| Ersparniß per Tonne. . . . in sh und d | 8,8 | 11,3 | 7,3 | 8,5 | 9,5 | 9,7 | 5,1 | 8,10 | 8,6 | 7,8 | 4,1 | 4,8 |

Der Parlamentsakt von 1885 hatte die Maximalgebühren, zu deren Erhebung die Kanalgesellschaft berechtigt ist, so festgesetzt, daß sie gleich der Hälfte der damals bestehenden Transportkosten zwischen dem Schiff in Liverpool und Manchester waren. Seitdem sind die damaligen Transportkosten beträchtlich reduzirt worden; die Gesellschaft hält sich deshalb nicht an ihren Maximaltarif, sondern hat einen reduzirten Tarif eingeführt, der den Transport per Kanal auch jetzt um mehr als die Hälfte billiger stellt, als jeden andern Transport.

Neben dieser enormen Kostenersparniß gewährt eine Benutzung des Kanals natürlich noch manche Nebenvortheile; man entgeht z. B. der Ueberfüllung in den Liverpooler Docks, wo die Stauung oft so groß ist, daß Baumwollenschiffe, deren Ladung einen Werth von 1—2 Millionen Mark repräsentirt, längere Zeit warten müssen, bis die Reihe des Ausladens an sie kommt; man umgeht viele Kommissionskosten und vermeidet ein mehrmaliges, waarenschädigendes Umladen. Diese Vortheile liegen auf der Hand; ebenso ist leicht einzusehen, daß die Transportverbilligung, die der Kanal schafft, eine Möglichkeit für die Entstehung von Industrien bietet, die für den Bezug ihres Rohmaterials wie die Versendung ihrer Produkte wegen der Schwere oder Massigkeit der betreffenden Güter gebieterisch auf den Wasserverkehr angewiesen sind. Als eine wichtige Folge des Kanals wurde von seinen begeisterten Anhängern vielfach die unmittelbare Verpflanzung der Baumwollenbörse von Liverpool nach Manchester prophezeit. Dem gegenüber wird aber wohl ein gewisser Skepticismus am Platz sein, besonders wenn man daran denkt, wie vergeblich alle Versuche waren, die Wollbörse von London nach Yorkshire zu verpflanzen. Kapital und Handel sind in mancher Beziehung sehr konservativ, und in Liverpool besteht eine bis ins kleinste Detail ausgearbeitete finanzielle Maschinerie zur Vermittlung des Baumwollenhandels, wie sie in Manchester nicht von heute auf morgen in gleicher Vollendung aufwachsen kann. Soviel wird man allerdings gerne zugeben, daß Manchester bald, wenn auch nicht die, so doch eine Baumwollenbörse haben wird. Es wird nicht ohne Wirkung bleiben, daß die Baumwolle in seinen Docks für die Spinner von Oldham, Stockport, Ashton, Rochdale zc. volle 50 km näher und dazu billiger aufgestapelt werden kann.

Es ist leicht möglich, daß die Veränderungen und Umwälzungen, welche der Kanal in der Gegend, die er befruchtet, hervorrufen wird, alles übersteigen werden, was sich heute die kühnste Phantasie ausmalen kann; die Entwicklung wird aber nothwendigerweise eine allmähliche und schrittweise sein. Von dem langsameren oder schnelleren Tempo, das dabei eingehalten werden wird, hängt natürlich in erster Linie ab, ob der Kanal auch für seine Aktionäre etwas erübrigt. Die besten Kenner der Verhältnisse urtheilen auch in dieser Beziehung keineswegs pessimistisch und schätzen, daß der Kanal sehr bald soviel Verkehr an sich ziehen wird, daß er Zinsen und Kosten deckt. Folgende Zahlen geben eine Schätzung des Jahresverkehrs im Durchschnitte der ersten zwei Jahre, eine Schätzung, die vor dem parlamentarischen Komitee der feindlichen Kritik der Eisenbahnen in jedem Punkte Stich hielt.

| | |
|---|---|
| Unter den Rubriken: Baumwolle, Korn, Zucker, Früchte, Gemüse, Holz, Gewebe, Maschinen 1 910 646 Tonnen; daraus Einnahmen für den Kanal . . . . . . . . | 474 038 £ |
| Metall, Kohlen, Salze 1 348 276 Tonnen = Einnahme . . . . . . . . . . . . . . | 102 791 „ |
| andere Artikel 269 610 Tonnen = Einnahme . | 65 023 „ |
| Küstenhandel: inkl. Lebensmittel von Irland, Industrieprodukte von Schottland; Wolle, Thee, Gewürze von London 600 000 Tonnen = Einnahme . . . . . . . . . . . . . . . | 107 500 „ |
| Gesammtjahreseinnahme im Durchschnitt der ersten zwei Jahre nach Eröffnung . . . | 749 352 £ |

(exklusive die Einnahme aus dem der Gesellschaft gehörenden Bridgewaterkanal ca. 60 000 £).



Dagegen wären für dieselbe Zeit an jährlichen Ausgaben einzustellen:

| | | |
|---|---|---|
| $4^1/_2$ % von 5 000 000 £ | = | 225 000 £ |
| 4 % „ Schuldscheinen | = | 100 000 „ |
| 5 % „ Vorzugsaktien | = | 200 000 „ |
| 3 % „ gewöhnl. Aktien | = | 120 000 „ |
| Betriebskosten . . . . . . | | 105 000 „ |
| Gesammtausgaben | | 750 000 £. |

Die Erfahrungen, die in den wenigen Wochen seit der provisorischen Eröffnung des Kanals gemacht worden sind, sind natürlich noch nicht entscheidend. Die ganze Maschinerie einschließlich der Schleusen hat aber gut gearbeitet und der Verkehr hat langsam, aber stetig zugenommen, und zwar in einer Weise, die alle Erwartungen der Direktoren übertraf. Die in Manchester eingetroffenen Dampfer haben Waaren jeder Art gebracht, ein Beweis, daß alle Branchen des Handels den Kanal erproben wollen; dabei hat sich Manchester als ein sehr guter Ladehafen erwiesen, kein eingelaufenes Schiff hatte auf Rückfracht zu warten; was natürlich für die weitere Entwicklung des Hafens sehr wichtig ist, da die Beliebtheit eines Hafens zum großen Theil von der Sicherheit abhängt, mit der in ihm auf Rückfracht zu rechnen ist. Schon jetzt bestehen feste regelmäßige Dampferverbindungen mit vielen wichtigen Häfen des Vereinigten Königreichs und des europäischen Festlandes, sowie mit denen des persischen Golfes und der westafrikanischen Küste; andere sind für die nächste Zukunft projektirt. Ein gutes Omen für die Zukunft des Kanals ist die veränderte Haltung der großen Eisenbahngesellschaften, die seinen Bau zuerst auf Leben und Tod bekämpften. Sie haben alle Schritte getroffen, um mit den Manchester und Salforder Docks in direkte Verbindung zu treten und geben überhaupt der Ueberzeugung Ausdruck, daß ihnen der Kanal, auch wenn er ihnen einen Theil ihres bisherigen Verkehrs entzieht, doch indirekt schließlich mehr nutzen als schaden wird, und zwar ganz einfach dadurch, daß er der großen Stadt, die in ihrem Operationssystem liegt, neue und erhöhte Prosperität verleiht. Man wird nur hoffen dürfen, daß diese langsam erworbene Einsicht auch dann vorhält, wenn, was unzweifelhaft geschehen wird, andere große englische Industriestädte Manchesters Beispiel folgen werden. Der Manchester-Schiffahrtskanal ist nur eine Episode in einem allgemeinen Kampf, dessen Ausgang für das industrielle England eine Lebensfrage ist; er ist „ein erster heroischer Versuch, einen großen industriellen Fehler wieder gut zu machen“, einen Fehler, der in nichts anderem besteht, als in der Vernachlässigung des Ausbaues der Wasserwege und als Folge davon einer enormen Kraftverschwendung im inländischen Transport.

England, das vor der Eisenbahnzeit ein ansehnliches Kanalsystem besaß, hat sich auf die neue Erfindung der Lokomotive mit solch ausschließlicher Begeisterung geworfen, daß es über ihr den Weiterausbau, ja die Instandhaltung seines Kanalsystems schwer vernachlässigte. Die großen Bahnen, die sich in Folge der Schwierigkeiten, die der Neukonzessionirung von Linien in den Weg gelegt sind, immer mehr zu monopolistischen Anstalten ausbildeten, haben natürlich ihr möglichstes gethan, die Außerkonkurrenzsetzung des Kanalsystems noch zu befördern. Sie haben zu diesem Zweck das einfache Mittel angewandt, wichtige Mittelglieder des Kanalsystems zu erwerben und allen durchgehenden Verkehr abzuschrecken. Sie haben auf diese Weise von beinahe 6 800 km Wasserwegen mindestens 40 Prozent unter ihre Kontrolle gebracht und die Folge war, daß sie der Industrie für den Inlandsverkehr Frachten auferlegen konnten, die weit höher sind, als die entsprechenden auf dem Kontinent. In ihren fetten Jahren schenkte die englische Industrie dieser Extrabelastung wenig Aufmerksamkeit; als aber die Zeiten in Folge der scharfen Konkurrenz des Auslandes schwieriger wurden, machte sie sich immer drückender fühlbar. Heute ist die Tariffrage eine brennende. Auf 2 Wegen sucht man Abhilfe zu schaffen, einmal dadurch, daß man die Regierung bestürmte, von den Bahnen eine Herabsetzung ihrer Tarife zu erzwingen, und dann, indem man versuchte, den Bahnen eine wirksame Konkurrenz zu schaffen. Manchester schlug, wie wir sahen, mit gesundem Sinn den zweiten Weg ein und sein Beispiel bedeutet höchst wahrscheinlich für England überhaupt den Beginn einer neuen Aera im Ausbau der Wasserwege. Nicht umsonst sagt eine Redensart: „Was Lancashire heute denkt, denkt morgen England“.

Otto Gaupp.

## Von Wilbrandt's Dornenweg.

Wilbrandt hat einmal ein kluges Märchen erzählt: Sie hatten lebhaft politisirt und seine Nerven waren erregt. Es war ein schwüler Sommertag, fern am Horizont stand ein Gewitter. Als er langsam heimging, klangen die streitbaren Gespräche in seinem Herzen wieder. Er öffnete seine Wohnung, hörte den eigenen Schritt in den verlassenen Zimmern wiederhallen und setzte sich still auf das Fensterbrett seiner Schlafstube. Da sah er einen bleichen Gesellen mit langem Haar und schwärmerischen Augen ihm gegenüber sitzen. Er erkannte sein Selbst aus der Zeit der politischen Wirren, da er als Tagesschriftsteller in der großen Freiheitsarmee mitgekämpft hatte. Und der bleiche Geselle machte ihm Vorwürfe: „du gefällst mir nicht. So zufrieden scheinst du mir mit deiner Denkerruhe, deinen Phantasien, deinen Dichterkünsten.“

An litterarischer Persönlichkeit fehlt es Wilbrandt nicht. Aber er hatte doch Recht, wenn er eine frühere Phase seines Selbst als etwas fremdgewordenes empfand. Gerade durch seine feinsinnige Bildung und seinen geläuterten Geschmack war Wilbrandt zum litterarischen Eklektiker prädestinirt. Den jeweiligen litterarischen Richtungen entnahm er das Beste, oder doch, das seinem Wesen Genehmste. Er that es mit seinem vornehmen Lächeln und in dem Bewußtsein, seiner eigenen Natur dadurch nichts zu vergeben; aber er that es doch. Etwa wie ein Mann, der über die Felder geht, sich hier und da eine Blume ausgräbt, um sie nachher in sein eigenes Beet zu verpflanzen . . . Wilbrandt's neuer Roman „der Dornenweg“*) weist bei aller Eigenart die Rudimente verschiedener litterarischer Epochen auf.

„Was heißt das aber: Dornenweg? Vorwärts gehen, nicht wahr, dahin, wohin man soll, wie auch von rechts und links diese Stacheln stechen. Und nicht bloß auf dies und das gründlich verzichten — nein, noch Schwereres: dies und das nehmen und festhalten, obwohl es so schön nicht mehr ist, wie es einmal war, obwohl die Dornen es elend zugerichtet haben.“

„Im Wintergarten der Villa des Banquier Adank's, Thiergartenstraße, küßt die schöne Juliane ein erstes und letztes Mal ihren Geliebten, den Dr. juris Reinhard Dittmar, um dann hinzugehen und sich mit Graf Wildhagen zu verloben. Für den armen Doktor Dittmar bedeutet das den Dornenweg. Aber sein Freund, Martin Olearius, steht ihm treu zur Seite und gibt ihm den Rath, den alle Wilbrandt-schen Menschen befolgen müssen, wenn das wehe Herz nach Heilung verlangt: in die Einsamkeit flüchten! Reinhard geht nach Bozen und gesundet durch Arbeit und intensiven Naturgenuß. In Bozen ist Freund Olearius Hauslehrer bei einem Baron; stille Liebe, die still erwidert wird, verbindet ihn mit der Tochter des Hausherrn. Wieder treibt es Dittmar in die Hauptstadt zurück. Er hat ein Reichstagsmandat erhalten und gewinnt als sozialer Organisator die Gunst des Reichskanzlers. Die schöne Juliane, jetzt Gräfin Wildhagen, wirbt um seine Liebe; er stößt sie zurück — er glaubt in ihrer bescheidenen, muthigen Schwester die Gefährtin fürs Leben gefunden zu haben. Aber die Tochter jenes Bozener Barons wird dem Einfluß und dem Umgange seines Freundes

*) Stuttgart 1894. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger.

Olearius entzogen — in sie verliebt sich Dittmar, um dann schließlich doch den Weg zu seiner Braut zurück zu finden. Olearius wird mit der Geliebten vereint. Aus der geschiedenen Gräfin Wildhagen ist eine Frau Banquier Adam's geworden. Und Graf Wildhagen findet seinen Tod, da er mit seiner früheren Frau ein Verhältniß anknüpfen will und gleichzeitig ihrem Zöfchen galante Anträge macht. Von dem Liebhaber des Mädchens, einem jähzornigen Burschen, wird Graf Wildhagen im Wintergarten der Villa des Banquiers Adam, Thiergartenstraße, erstochen.

Was ist das für ein Hin und Her, für eine Fülle von Verwicklungen! Vielen dieser Menschen fehlt nicht nur der Wille, sondern auch das Wollen. Sie verhätscheln ihr Herzchen wie ein krankes Kind und merken nicht, daß es darüber längst zu einem vorlauten enfant terrible geworden ist. In Wahrheit gehören diese Menschen garnicht der Wirklichkeit und dieser Zeit an. Sie sind rudimentäre Bildungen jener geistreichelnden, leicht blasirten Litteraturepoche vor dem Jahre 70. Sie entstammen einer Zeit, in der alle Herzen von einer Sehnsucht erfüllt waren, welche die Thatsachen Tag für Tag Lügen straften, einer Zeit, in der charakteristischerweise in fast allen Dichtungen Frauen die Führerrolle zuertheilt wurde. Und ein Theil dieser selben Menschen sind gleichzeitig typische Vertreter zeitgeschichtlicher Ideen, und haben als solche einen zeitgeschichtlichen Roman zu agiren, der stellenweise latent ist und dann wiederum zum Durchbruch kommt. Und darin zeigen sich deutlich die Rudimente der anderen litterarischen Periode, welche das Jahr der Einigung Deutschlands heraufbeschwor, die das Historische und Zeitgeschichtliche kultivirte, typische Charakteristik und pathetische Mittel liebte. Und schließlich ist Wildbrandt auch in seinem neuen Roman auf dem Wege fortgeschritten, den er zuerst mit „Hermann Ifinger" eingeschlagen hat: die Charakteristik, zum mindesten zweier seiner Gestalten, hat er in kraftvoller, dabei schlichter Holzschnittmanier gehalten; seine technischen Mittel sind vielfach die allermodernsten.

Zwar, auch seine Technik hat etwas Uneinheitliches. Es ist altmodisch und zwecklos, wenn er seinen Gestalten, wo sie zuerst auftreten, eine Personalbeschreibung beigibt. Die Phantasie des Lesers vermag doch nicht, nachschaffend, die Züge zum Bilde zu vereinen. Und überwundener Tradition folgend, hat Adolf Wilbrandt leider viel äußerliche Effekte im Dornenweg verwandt, und noch dazu vielfach an Stellen, wo die innere psychologische Entwicklung ohne sie zu denselben Resultaten geführt hätte. Im Großen und Ganzen aber ist seine Technik ganz modern und ganz dramatisch. Der moderne Roman neigt mehr und mehr zum Drama hin: man könnte die einzelnen Bücher der beiden letzten Romane Wilbrandt's als Akte je eines großen Dramas bezeichnen, in denen Scene ganz dramatisch auf Scene folgt. Geradezu vorbildlich aber ist Wilbrandt in Behandlung der Sprache: er erreicht ganz die Wirkung des gesprochenen Deutsch ohne dialektische Färbung und ohne den Wortformen Gewalt anzuthun, allein durch die Mittel des Satzbaus.

Gegen Hermann Ifinger steht Wilbrandt's neuer Roman zurück. Die Fabel ist nicht schlicht genug, es ist zuviel der äußerlichen Effekte, und es fehlt an überzeugender Charakteristik. Und doch ist der Dornenweg ein Werk, das seinen Meister labt. Um der zweier Gerechten willen.

Die zarte und muthige Ulrike und Martin Olearius sind echte Menschen und sind auchecht Wildbrandt'sche Menschen. Ulrike ist innerlich der Else, „dem sächlichen Wesen" aus den Malern verwandt. Sie hat ihr ganzes Leben hinter ihrer schönen Schwester zurückstehen müssen, sie war immer in Schatten gesetzt, und das hat sie nicht verbittert, sondern muthig und fest gemacht. Das Glück würde sie nicht „kleiden"; sie ist für den Dornenweg geschaffen. Darum ist sie auch im Stande, dem Geliebten anzugehören, obwohl die Dornen ein Stück von seinem Herzen losgerissen haben. Sie ist eben so gar keine glänzende Natur, sie ist nur schlicht und treu und wahr. Sie gehört zu denen, von welchen Björnson einmal gesagt hat, daß sie zum alten Mädchen prädestinirt seien, „weil die Männer zu dumm sind, sie zu heirathen". Und wie sie, ist auch Martin Olearius im Schatten aufgewachsen. Von tausenderlei Krankheiten geplagt, hat er es mit seinen dreißig Jahren nicht gar so herrlich weit gebracht. Er ist nur „Hauslehrer" geworden. Aber er versteht es, wie Hermann Ifinger gelegentlich einmal „am Weltrande spazieren zu gehen" und menschliche Leiden von der hohen Warte geläuterten Menschenthums anzusehen. Darum ist er der geborene Tröster und Freund. Er hat so etwas wie einen verborgenen Schwimmgürtel, der ihn trägt und ihn befähigt auch anderen, wenn sie am Ertrinken sind, hilfreich die Hand zu reichen: das ist seine Weltanschauung. Vornehm, ironisch und tapfer, wie die Adolf Wilbrandt's selbst.

An einer Landschaft mag manches mißfallen — wenn heller Frühlingssonnenschein auf den Feldern webt, lösen sich die Einzeleindrücke in eine befreiende Stimmung auf. Wilbrandt's Weltanschauung bietet mit ihrer abgeklärten Vornehmheit etwas trostfstarkes wie Frühlingssonnenschein.

In der Bozener Villa des Barons, Abends, wenn das Essen abgeräumt ist, bleibt die Gesellschaft wohl beim Tiroler Wein um den großen Eßtisch sitzen. Es wird da manches kluge Wort über Politik, Völker- und Menschenschicksale gesprochen. Aber das allein ist es nicht. Auch daß einzelne Personen des Romans sich zu individuellen und starken Anschauungen durchgerungen haben, fällt verhältnißmäßig wenig ins Gewicht. Man fühlt es aus dem Roman, als einem Ganzen, heraus, daß alles von einheitlicher gereifter Weltanschauung getragen ist. Daß der Dichter, der sich diese kleine Welt schuf, sie auch zu regieren weiß. Und daß er seinen Menschen aus der Tiefe seines Gemüthes und aus dem Reichthum seiner Erfahrung ein Etwas zu geben hat, das sie gegen die Launen des unberechenbaren Geschickes kräftigt. Ein Etwas, wie Frühlingssonnenschein.

Die Schriftstellergeneration, mit der Wildbrandt aufgewachsen ist, hatte es unverhältnißmäßig schwer. Ihre Jugend fiel in eine Zeit, in der ein politisches Ideal die besten Kräfte absorbirte. Alle Anstrengungen, die man machte, es zu realisiren, schienen erfolglos. Und dann sah sich diese Generation mit einem Schlage auf den Gipfel des Berges versetzt, an dessen Fuß sie sich so lange abgemüht hatte. Man sang Jubellieder und wartete auf den freien Ausblick. Aber die Aussicht blieb verdeckt. Man machte die bittere Erfahrung, daß man vom Gipfel aus nicht viel weiter sah, als man vom Fuß aus gesehen hatte. Durch all das wurde auch der Weg zur Kunst für Wildbrandt und seine Generation ein Dornenweg. Aber der Dornenweg ist besser als der Rosenpfad. Ihm verdankt Wildbrandt als Mensch und als Künstler sein vornehmes Lächeln aus dem Bewußtsein innerer Kraft, seine Weltanschauung.

„Schilt nicht über die Hindernisse. Es gibt viele Wege — aber der Dornenweg ist nicht schlecht."

Ernst Heilborn.

## Theater.

[Neues Theater: „Sündige Liebe" (Tristi amori), Schauspiel in 3 Akten von Giuseppe Giacosa, deutsch von Otto Eisenschitz. — Deutsches Theater „Der Kreganitzer Bote", Lustspiel in 4 Aufzügen von Hugo Lubliner.]

Adolf Sonnenthal, der berühmte „Bonvivant" des Wiener Burgtheaters, seinen alten Berliner Verehrern immer willkommen, hat am Tage vor Ostern sein Gastspiel mit einem interessanten und einmal sogar ergreifenden Schauspiel von Giacosa begonnen. Er hat — um das gleich vorauszuschicken — eine sehr gute Uebersetzung mitgebracht; Otto Eisenschütz hat es sogar verstanden, den Reden etwas Italienisches zu lassen. Nur mit dem Titel ist es ihm durchaus nicht geglückt; „Sündige Liebe" ist eine moralisirende Bezeichnung und moralisiren wollte Giacosa ganz und gar nicht. Vielleicht wäre Tristi amori (amori heißt

auch nicht genau „Liebe") mit „unseliges Lieben" am besten wiedergegeben worden.

Unseliges Lieben nennt Giacosa seinen typischen Fall einer gestörten Ehe. Der kluge, brave und fleißige Advokat Scarli (Adolf Sonnenthal) hat allmählich die Liebe seiner Frau, der stillen, braven Emma verloren; der brave aber leidenschaftliche Freund und Kollege Scarli's, der junge Graf Fabrizio, wird Emmas Herzensfreund. Wir erfahren nicht, wie es so weit zwischen ihnen kam, wir sehen nur, wie glücklos die beiden Liebenden bei ihren bescheidenen Vertraulichkeiten sind, weil beide, ernste und ehrliche Naturen, einen Mann hintergehen müssen, den sie achten, und wir erleben die einfache Katastrophe. Der verlumpte Vater des Grafen Fabrizio drängt sich ein, um seinen Sohn zu einer reichen Heirath zu überreden, die ihn, den alten Grafen, vor den Folgen einer Wechselfälschung bewahren soll. Aus dem Benehmen Fabrizio's und Emmas erräth Scarli den wahren Sachverhalt. Er wird dadurch ebenso unselig, wie die Liebenden es schon vorher waren. Weich und ruhig gibt er Emma Gelegenheit, mit Fabrizio zu entfliehen. Da sie aber um ihres Kindes willen und vielleicht auch, weil ihr das Doppelleben unerträglich geworden ist, den Freund allein fortziehen läßt, bleibt die Ehe äußerlich erhalten; Scarli wird in seiner Arbeit und in der Zukunft des Kindes Ruhe finden, Emma wird nur noch Mutter sein. Was aus Fabrizio wird, ist gleichgültig. Es wird kein böses, fast kein lautes Wort gesprochen.

Die Intimität dieses Dramas würde den besten Intentionen Ibsen's entsprechen und es zu seinem Vortheil über die französischen Ehebruchskomödien herausheben, wenn die Mittel des Dichters seinen Absichten ebenbürtig wären. Giacosa zeigt sich auch in diesem Werke als ein geistreicher, fein empfindender Mann, aber alles in allem baut auch er nur ein Theaterstück aus fremden, freilich aus modernen und hübschen Motiven. Es ist ein verbessertes Marionettentheater. Das alte Marionettentheater von Sardou und Genossen ist nicht mehr beliebt; man will die Drähte nicht mehr sehen, die von den Gestalten nach oben gehen und über der Bühne vom Puppendirektor gelenkt werden. Da bringen die fortgeschrittenen Geister wie Giacosa die etwas verwickeltere Maschinerie bei jeder Gestalt versteckter an und bewegen sie von unten zwar, aber immer nach dem alleinigen Willen des Puppendirektors.

Gleich im ersten Akte gibt es eine große Szene, die beweist, daß Giacosa bei all seinen Vorzügen doch nur ein Theaterdichter ist, kein Menschendichter und kein origineller Erfinder; sie ist nämlich offenbar der „Henriette Maréchal" der Brüder Goncourt frei nachgebildet. In dem französischen Stücke, dessen lärmende Ablehnung in der „freien Bühne" die Zeugen nicht vergessen werden, hatte dieser eine Auftritt einen starken Erfolg. Zu Frau Maréchal tritt der Bruder ihres Geliebten; er erzählt ihr erst vorsichtig und dann immer deutlicher von dem Kaffeehausgeschwätz, das sich mit dem Pärchen zu beschäftigen anfängt, er bringt die Frau zum Geständniß ihrer Liebe, um dann ihren Verzicht zu fordern. Das ist alles ganz natürlich. Der Bruder ihres Geliebten ist, wie die Sachen dort liegen, der gegebene Vertraute, er handelt ehrlich und verständig und auch das Geständniß der Frau ergibt sich von selbst. Die Fehler Giacosa's in dieser Szene lassen sich gerade daraus am besten erklären, daß er sie nachgeahmt hat. Die Stimmung ist bis in kleine Einzelheiten dieselbe, aber da hier anstatt eines wackeren Bruders ein schurkischer Vater auftritt, da Emma vor ihm auf der Hut ist, da er eigentlich von dem ganzen Liebesbandel nichts weiß, sondern selbst im Dunkeln tappt, so ist der gleiche Ausgang nur durch Emmas ungewöhnliche Dummheit ermöglicht, und diese wird uns vom Dichter nicht ausdrücklich bezeugt. Und so wie hier geht es an allen entscheidenden Stellen der Handlung. Es ist ebenso Theatermache und darum unwahrscheinlich, wie Scarli mit der großen Spürnase des jüngst erlebten Journalisten aus dem „Fidibus" die Wahrheit erräth; und es ist Theatermache, wie Emma schließlich nicht weggeht, weil sie des Töchterchens liegen gelassene Puppe auf dem Tische erblickt. Warum hat das Kind seine Puppe nicht mitgenommen wie andere Kinder? Weil es selber eine Puppe ist, die der dichtende Direktor von unten her bewegt.

Ueber Sonnenthal etwas Neues zu sagen ist ebenso schwer wie überflüssig. Er ist mit ungebrochener Kraft einer unserer besten deutschen Schauspieler, und könnte denen, die im Zusammenspiel diesmal allein ernsthaft in Frage kamen, den Herren Rittner und Jarno, als Muster vorschweben dafür, was die Schauspielkunst der letzten Generation konnte, nämlich alles was sie wollte; nebenbei auch dafür, daß man auf der Bühne, besonders in einem ausländischen Stücke, doch wohl deutsch ohne Dialektfärbung sprechen müsse. Sonnenthal kann alles, was ein „Bonvivant" können muß: poltern und weich werden, lachen und weinen, sprechen und schweigen. Ueberdies kann er auch recht vieles, was ins Fach des Liebhabers und des Helden gehört. Nur dadurch, was er will, oder vielmehr: was er nicht will, unterscheidet und scheidet er sich von der Kunst der gegenwärtigen, der reifenden Generation. Die Menschen so darzustellen, wie sie am allerwirklichsten sind, in ihrer Selbstbeherrschung, in ihrem unfaßbaren Selbsterhaltungstrieb, das konnte die ältere Kunst nicht wollen, weil das ältere Drama es nicht vertrug. Und es scheint mir die Kernfrage des künftigen Dramas, ob es diese furchtbare und unscheinbare Kunst überhaupt je vertragen wird. Der Fall Gerhart Hauptmann dreht sich um diese Frage.

Unter dem jungen Geschlecht ist kein Schauspieler diesem momentanen Zukunftsideal so nahe, wie Herr Rittner. Er spielte den Fabrizio und es war sehenswerth, wie er nach seiner Niederlage düster, aber ohne lebhafte Zeichen seiner Bewegung das Haus verließ. Einfach wie ein wohlerzogener Mensch, der hier nichts mehr und überhaupt nichts zu sagen hat. Sehr schön. Aber wenn Emma ihre Rolle ebenso spielte, so würde weder der alte Graf noch ihr Gatte etwas merken und das Stück wäre unmöglich. Und wenn Sonnenthal seine Rolle ebenso spielte, so wäre das Stück unverständlich. Es scheint mir nicht anzugehen, daß zwei so grundverschiedene Spielweisen sich in ein Stück theilen, wenn auch der Dichter freilich in seiner Technik zwischen Altem und Neuem ebenso schwankt.

Am Tage darauf hörte ich das Ostersonntagspublikum herzlich lachen über die spaßigen Theile des Lubliner'schen Lustspiels „Der Riegnitzer Bote"; die Wirkung der ernst oder gar pathetisch gemeinten Stellen war dagegen nicht recht nach Wunsch, trotzdem der Verfasser gerade auf sie sehr viel Fleiß verwandt und aus einem ziemlich gesinnungstüchtigen Redakteur — über den Grad seiner Ehrlichkeit täuscht sich Lubliner — eine sogenannte Paraderolle gemacht hatte. Wie gewöhnlich bei diesem Autor wimmelt es von Handlung. Von der Behausung eines höchst kinderreichen Mannes hat ein Neider mal gesagt: Wenn ein Besuch unten in die Hausthür tritt, quillt oben ein Kind zum Fenster hinaus. Die Lublinerschen Stücke sind auch so voll von Ereignissen, daß immer hinter den Kulissen etwas passirt, wenn vorn etwas vorgehen soll. Wären die Einzelhandlungen gut ineinandergefügt, man dürfte solchen Reichthum nicht tadeln; aber der „Riegnitzer Bote" ist wieder einmal ein zusammengeschüttetes Lustspiel, das auch einem recht aufmerksamen Zuschauer den Inhalt nicht ganz klar werden läßt. Das Publikum aber war, wie gesagt, dankbar für jedes Körnchen Humor und für jedes Stückchen Stück, und zeigte so wieder einmal, daß der Theaterdirektor im Vorspiel vom Faust recht hatte. Lubliner ist in diesem Sinne ein Schüler Goethes; allerdings fürchte ich, daß Goethe die Weisheit seines Direktors ironisch gemeint und selbst nicht befolgt hat.

Fritz Mauthner.

# Zeitschriften.

## Lord Rosebery.

(„The New Review.“)

Die bedeutsame Thatsache, daß Gladstone die Führerschaft seiner Partei an Lord Rosebery abgetreten hat, bildet begreiflicher Weise noch immer das Favorit-Thema der englischen Presse. Jetzt sind die Monatsschriften an der Reihe, den wichtigen Vorgang zu kommentiren. Sie erfassen diese Aufgabe naturgemäß tiefer als die Tagespresse; und so findet sich denn in diesen Kommentaren gar manches, was auch bei uns erhöhte Beachtung verdient. Unter anderen bringt das jüngste Heft der „New Review“ zwei Artikel über den Gegenstand, die beide sehr lesenswerth sind. Wir entnehmen diesen Artikeln das, was vorzugsweise geeignet erscheint, die gegenwärtige Hauptfigur der englischen Politik, Lord Rosebery, zu charakterisiren.

Lord Rosebery ist noch verhältnißmäßig jung, ein Mann von 46 Jahren. Diese Jugend schließt von vornherein die Annahme aus, als beabsichtige er, so gut wie es eben geht, die abgelegten Kleider seines Vorgängers zu tragen. Ein Mann von 46 Jahren sieht die Welt mit anderen Augen an, als ein Mann von 84. Jemand, dessen Jugend mit der Litteratur und Philosophie der fünfziger und sechziger Jahre genährt wurde, kann die politischen Probleme kaum von demselben Standpunkte ansehen, wie Jemand, der vor Herbert Spencer und im selben Jahre wie Darwin geboren wurde. Lord Rosebery wird es sicherlich als seine Bestimmung ansehen, den Liberalismus aus den alten Gleisen herauszuführen, in denen er unter Gladstone sich bewegte.

Lord Rosebery ist persona gratissima bei Hofe. Die Königin behandelt ihn mit Respekt und Hochachtung. Mit anderen Mitgliedern der königlichen Familie steht er auf vertrautestem Fuße. Seine Besuche in Sandringham (beim Prinzen von Wales) waren jüngst sehr häufig, und es ist ein offenes Geheimniß, daß vor einiger Zeit das Projekt einer Heirath (seine erste Frau, eine Jüdin, Lady Rothschild, starb vor einigen Jahren) zwischen ihm und einer königlichen Prinzessin — zum mindesten — in Erwägung genommen war. Trotz solch engen Beziehungen zum Hofe hat dieser geborene Aristokrat eine gewisse Vorliebe für die Demokratie. Seine reservirte Haltung hat nicht verhindert, daß er auf die Massen einen Einfluß gewonnen hat, wie ihn viele Staatsmänner, Lord Salisbury zum Beispiel, trotz aller Bemühungen nie erreicht haben. Er ist etwas scheu, mit einer gewissen hauteur in seinen Manieren. Trotzdem hat er es verstanden, sich zum Idol der Parlamentsmitglieder aus dem Arbeiterstande und der kleinen Handwerker im Grafschaftsrath zu machen. Mr. Burns bewundert ihn, Mr. Benn schwört bei ihm. Neben einer gewissen Tendenz zum Cynismus, wie sie witzigen Leuten von Bildung leicht eigen ist, verbindet er eine eigenartige Fähigkeit, die Phantasie sentimental angelegter Naturen zu fesseln. Mr. Labouchère, der alle Sentimentalität haßt, kann ihn nicht leiden, aber Mr. T. P. O'Connor und das feurige junge Blut des (radikalen) „Daily Chronicle“ ist bereit, den letzten Tropfen Tinte für ihn zu verspritzen. Ob Lord Rosebery die leidenschaftliche Willenskraft und die meisterhafte Bestimmtheit besitzt, die den großen Führer machen, muß die Zeit lehren. Aber so viel ist gewiß, er ist ein Mann von großer Geschicklichkeit, wohl belesen, gut informirt, ein gewandter Schriftsteller, ein glänzender Redner, mit einer glücklichen Anlage für Epigramme und Aphorismen. Sein Takt ist sprichwörtlich; derselbe ist weniger auf Genialität begründet, als auf eine ungewöhnliche Schnelligkeit der Auffassung und eine weite Kenntniß von Menschen und Dingen. Vielleicht schuldet er einiges auch seiner Bekanntschaft mit dem Turf, jener ausgezeichneten Schule der Menschenkenntniß. Dieser eifrige Freund der Studien, der lieber einen Morgen über seinen Büchern, als auf dem Stoppelfelde verbringt, kann nämlich durch ein gutes Rennen leichter in Begeisterung versetzt werden, als durch irgend etwas sonst, außer der Politik. Jedenfalls hat Lord Rosebery eine Eigenschaft, die fürs Herrschen wesentlich ist; trotz seiner bequemen Manier nimmt er sich selbst völlig ernsthaft. Er ist ehrgeizig; er weiß, daß ein hohes Ziel vor ihm liegt und daß die glänzende Position, welche er gewonnen hat, nur der Beginn einer großen Laufbahn ist.

Bekanntlich war Lord Rosebery bisher Minister des Auswärtigen, ein Posten, den vor ihm Lord Salisbury inne hatte. Lord Salisbury wurde in England vielfach als ein großer auswärtiger Minister angesehen; aber das Lob kam zumeist von solchen, deren Schmeichelei keinen Werth hat, da sie nicht auf Sachkenntniß beruht. Lord Salisbury ist ein glänzender Stilist und seine Noten lassen in Bezug auf litterarische Form nichts zu wünschen übrig, aber er ist kein fester Charakter. Fürst Bismarck hat ihn gelegentlich des Berliner Kongresses als Debater bezeichnet, und den Debater definirt als einen Mann, der Fragen diskutirt, nachdem sie bereits entschieden sind. Lord Salisbury war ganz zufrieden gestellt, wenn er über einen Gegner auf dem Papiere triumphirt hatte; er erlaubte dann aber wohl dem logisch Zerschmetterten, die Früchte des Sieges in der Praxis einzuheimsen. Lord Rosebery, bei all seinem Witz und seiner Beredsamkeit, hat nicht Lord Salisbury's litterarische und wissenschaftliche Uebung; aber er ist durch und durch praktisch. Ein Meister glücklicher Phrasen, verwechselt er diese doch nie mit Thatsachen. Lord Salisbury war ein vorsichtiger Minister, aber auch ein wenig furchtsam. Lord Rosebery bei all seiner angeborenen schottischen Vorsicht ist ein muthiger Mann. Die Diplomaten fanden in ihm ein Muster an Höflichkeit, aber sie konnten ihn nie einschüchtern oder übertölpeln. Lord Rosebery unterschätzt niemals die Schwierigkeiten der Lage, vielleicht überschätzt er sie gelegentlich, aber sie erschrecken ihn nicht. Es kostete sehr viel Mühe, ihn im Jahre 1892 zum Eintritt ins Auswärtige Amt zu bewegen; einmal darin, machte er seinen Einfluß sofort fühlbar. Er nöthigte seinen Kollegen seinen Willen auf. Er bestand darauf, daß von jeder fremden Nation die gerechten Ansprüche seines Landes respektirt werden müßten; er befreite die liberale Partei von dem Vorwurf, daß sie sich bloß auf das Programm von Newcastle konzentriren und die auswärtigen Angelegenheiten vernachlässigen werde. Er erledigte die ägyptische Krisis in vierundzwanzig Stunden. Lord Salisbury würde bis heute Depeschen darüber geschrieben haben. Unwissende Leute sprechen wohl von Lord Rosebery's Absicht, zu Palmerston's Methode zurückzukehren. Er würde das vermuthlich nicht thun, wenn er es könnte, und er könnte es nicht, wenn er es wollte. Die ganze Lage der Welt hat sich so vollständig verändert, daß die Natur eher ein neues Mastodon, als die Diplomatie einen anderen Palmerston hervorbringen wird. Kritiker haben Lord Rosebery auch wohl einen Jingo genannt; das ist ebenfalls falsch. Allerdings gehört er nicht wie Sir William Harcourt und John Morley zur Manchesterschule. Er weiß daß die erleuchteten und patriotischen Männer, welche jene Schule, gegründet und aufrecht erhalten haben, das britische Reich retteten, indem sie die Kolonien vor lästiger Einmischung seitens des Mutterlandes bewahrten; aber das Werk ist gethan; andere Zeiten verlangen andere Methoden. Die englischen Kolonien sind heute so mächtig, daß schon die bloße Annahme, man könne eine Zwangsgesetzgebung über sie verhängen, lächerlich erscheint. Was sie heute verlangen, ist nicht mehr gerechte Vernachlässigung, sondern sympathische Aufmerksamkeit. Mit einem Worte: Lord Rosebery's Kolonialpolitik ist Föderalismus. Diesen Föderalismus möchte er allenthalben durchgeführt sehen. In diesem Sinne ist er ein Freund der Homerule für Irland wie für Schottland, Wales und England. Er wünscht auch Homerule für London. Ueber allen diesen sich selbst verwaltenden Gliedern des mächtigen Reichs aber möchte er die Kontrolle eines großen Reichsparlaments erhalten wissen. Die irischen Parlamentsmitglieder haben sich nie in einem größeren Irrthum befunden, als da sie sich in den Kopf setzten, Lord Rosebery habe keinen rechten Glauben an Homerule. Er glaubt an Homerule mit eben solcher Zuversicht, wie Gladstone, aber dieser Glaube ist in beiden Männern ein verschiedener. Für Gladstone ist Homerule ein Evangelium, für Lord Rosebery Politik. Gladstone will das alte Unrecht der Union wieder gut machen; Rosebery will Irland Homerule zu Theil werden lassen, weil er der Meinung ist, daß Irländer durchaus im Stande sind, ihre häuslichen Angelegenheiten selbständig zu verwalten.

Gladstone hat fast sein ganzes Leben im Unterhause verbracht; er sitzt, mit einer einzigen kleinen Unterbrechung, seit 62 Jahren darin. Er ist vertraut mit allen Traditionen und allen Regeln des Parlaments; er war schon ein Meister der Debatte, bevor Lord Rosebery noch geboren war. Rosebery folgte seinem Großvater in der Peerschaft, ehe er auch nur eine Gelegenheit hatte, sich um einen Sitz im Unterhause zu bewerben. Er kennt das Unterhaus nur aus Zeitungen und von der Peersgalerie aus. Trotzdem rechnet gerade die radikale Partei mit ihm.

Gewiß hat Gladstone's Gesundheitszustand diesen großen Staatsmann schließlich veranlaßt, die Bürde seines Amts auf jüngere Schultern zu übertragen, aber ein Umstand, der nicht ohne Bedeutung für seinen Entschluß, sich zurückzuziehen, gewesen ist, waren ohne Zweifel auch die Reibungen, welche sich im Kabinet zwischen der unbedingten Gefolgschaft Gladstone's und dem radikalen Flügel bemerkbar gemacht hatten. Dieser radikale Flügel, der den demokratischen Ausbau der englischen Institutionen immer dringender verlangt, fand in Rosebery eine Stütze. Es muß sich nun bald zeigen, ob Lord Rosebery im Stande ist, den großen Erwartungen gerecht zu werden, welche gerade die in England politisch so mächtig gewordene Arbeiterschaft auf ihn setzt.

T. B.

Verantwortlicher Redakteur Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 27. Berlin, den 7. April 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Es ist nicht das erste Mal, daß in neuerer Zeit ein Anlauf genommen worden ist, um die freie Advokatur, deren wir uns heute erfreuen, wieder zu beseitigen. Eine Umfrage des preußischen Justizministers entspringt der gleichen Neigung, Mittel auszusinnen, um die Zahl der Rechtsanwälte herabzudrücken und innerhalb bestimmter Grenzen festzuhalten. Es werden in dieser Umfrage eine ganze Reihe von Vorschlägen zur Erwägung gestellt, die unter einander sehr verschieden sind, deren Einzelheiten aber zu erörtern überflüssig erscheint, denn sie alle streben demselben Ziele zu; es soll der bestehende Zustand einer Aenderung unterworfen werden. Die maßgebende und einzige Frage bleibt also, erscheint es überhaupt geboten, an die Stelle der heutigen Einrichtungen irgend welche Beschränkungen in Bezug auf die Zulassung zur Advokatur treten zu lassen.

Nun bringt zwar das ministerielle Rundschreiben mancherlei Ausführungen über die Möglichkeit einer Aenderung; aber es bringt an schlüssigen Gründen gar nichts über die Nothwendigkeit einer solchen Aenderung. Und diese zu erweisen, wäre doch erste Voraussetzung gewesen.

Es ist ja selbstverständlich, daß auch die freie Advokatur nicht im Stande ist, Zustände zu schaffen, an denen weder große noch kleine Flecken überhaupt zu entdecken sind. Jede Einrichtung hat wie alles Menschliche auch die Fehler ihrer Vorzüge. Aber die politische Weisheit besteht gerade darin, mit dieser unabänderlichen Thatsache zu rechnen und zu einer eingreifenden Kur sich nur dann zu bequemen, wenn man ganz sicher ist, daß der erstrebte neue Zustand nicht ärgere Verhältnisse schafft, als sie in den kleinen Uebeln, die vorhanden sind, sich zeigen. Zu solchem abwägendem Urtheil gehört das, was man politische Phantasie nennen könnte. Das Vorhandene und das Nichtvorhandene muß neben einandergestellt und an einander geprüft werden. Ist aber eine Fähigkeit eine seltene politische Gabe, so ist es diese. Auch das kleinste Uebel, das vorhanden ist, macht sich fühlbar in seiner ganzen realistischen Stärke; und auch große Uebel, die zunächst nur in Aussicht gestellt werden, haben immer noch den Vorzug, nicht leibhaftig da zu sein. Hierin liegt auch der psychologische Grund, daß Fragen, die seit Jahren und Jahren völlig erledigt schienen, immer von Neuem wieder auftauchen, und daß immer wieder Meinungen sich geltend machen, um die Menschheit in Zustände zurückzuführen, die verlassen zu haben, einmal allseitig als ein großer Segen empfunden worden ist. Jene vergangene Zeit ist leicht so sehr vergessen, daß es als Weisheit gelten kann, zurück zu ihr den Weg zu weisen.

In die Reihe dieser Fragen, die immer wieder nach einiger Zeit als offene behandelt werden, gehört auch jene wegen der Zweckmäßigkeit der freien Advokatur.

Der Zeitpunkt, da sie zum letzten Mal nachhaltiger in der Oeffentlichkeit erörtert worden ist, liegt jetzt sechs Jahre zurück. Damals hatten wir in der „Nation" aus der Feder des Justizraths Makower (Jahrgang V Nr. 2) einen Aufsatz veröffentlicht, der die ausschlaggebenden technischen Gründe darlegt, welche für die unbedingt freie Advokatur sprechen. Im Jahre 1887 hatte die Bewegung alsdann schnell ihre Kraft verloren und war im Sande verlaufen, um nunmehr im Jahre 1894 von Neuem und scheinbar stärker sich geltend zu machen. Hoffentlich ist diesmal die Entwicklung eine gleiche; man darf das um so eher erwarten, weil auch das führende Organ der Nationalliberalen, die „National-Zeitung", von einer Einengung der freien Advokatur durchaus nichts wissen will.

Es entscheiden zu Gunsten der freien Advokatur zweifellos auch eine Reihe von gewichtigen technischen Spezialfragen; aber ausschlaggebend ist schließlich jene prinzipielle Erwägung, auf der die bürgerliche Entwicklung unserer

modernen Zeit überhaupt beruht; es ist das jener demokratische Programmpunkt, der sagt, daß Vorrechte und Bevorzugungen und Einschränkungen niedergerissen werden müssen, um der Tüchtigkeit und dem Aufwärtsstreben die Bahn so frei wie möglich machen. Das ist auch der höchste Trumpf, den die bürgerliche Gesellschaft gegenüber der Sozialdemokratie in der Hand hat

Die Strömung, die durch freie Bewegung entfesselt wird, kann auch einmal unlautere und untüchtige Elemente an die Oberfläche führen; aber die staatliche Siebung bietet gewiß nicht und bot niemals die Gewähr, daß immer die Auswahl die beste ist. Und gerade die Entfesselung der freien Konkurrenz auf allen Gebieten führte in der modernen Zeit zu einer Stählung und Entwicklung aller praktischen Fähigkeiten bei breiten Schichten, wie sie bisher niemals beobachtet worden ist, und wie sie die Voraussetzung bildet, wenn nicht kleine Gruppen, sondern die Millionen an der Kultur mehr und mehr theilnehmen sollen. Und der Glaube des Liberalismus ist es gerade, daß der freie Wettbewerb am allerschnellsten dazu führt, minderwerthige Elemente unschädlich zu machen. Denn Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit verbürgen am Ende allein eine gesicherte und feste Position, wenngleich auch mangelnde Gewissenhaftigkeit einmal kurze Augenblickserfolge davontragen mag. Die freie Advokatur in Verbindung mit zuverlässigen Ehrengerichten hat diese Erfahrung nur bestätigt.

Am 31. März und am 1. April hat eine **Versammlung des Wahlvereins der Liberalen in Breslau** stattgefunden, auf der über eine Anzahl wichtiger politischer Gegenstände in einem engeren, vorberathenden Kreise von über hundert Männern sehr sachgemäß diskutirt und eine Klärung der Ansichten herbeigeführt ist. Die zur Verhandlung gestellten Fragen betrafen: Landwirthschaftskammern (Referent: Abg. Rickert); landwirthschaftliches Kreditwesen (Ref.: Rittergutsbesitzer Dr. Gascard-Heidehaus); die Vertretung des kleinen Grundbesitzes in den Kreistagen (Ref.: Stadtältester Eberty-Berlin); innere Kolonisation (Ref.: L. Jordan-Berlin); Lebensfragen der preußischen Volksschule (Ref.: Lehrer Tews-Berlin); gewerbliches Schul- und Fortbildungswesen (Ref.: Oberrealschuldirektor Dr. Fiedler-Breslau); die soziale und wirthschaftliche Bedeutung der Verbilligung des Transportwesens (Ref.: Abg. Gothein-Breslau).

Außerdem sprachen am 31. März Abends in einer großen, öffentlichen liberalen Wählerversammlung die Abgeordneten Th. Barth und H. Rickert über „die Zukunft des Liberalismus".

Diese Zusammenkunft in Breslau hat bei den Theilnehmern einen sehr günstigen Eindruck hinterlassen. Die durch Referate wohl vorbereitete sachliche Diskussion, die bei den meisten Gegenständen in Resolutionen ausmündete, welche die überwiegende Meinung zum Ausdruck brachte, erwies sich als ein treffliches Mittel politischer Anregung und Aufklärung. Aehnliche Zusammenkünfte werden sich wiederholen.

Die **Silberkommission** wird nunmehr beginnen, ihren Witz praktisch an der Frage abzumühen, wie eine Entwicklung, welche durch die Weltverhältnisse herbeigeführt worden ist, durch ein paar Gesetzesparagraphen wieder rückgängig gemacht werden kann, und ob solches Beginnen denn überhaupt weise und wünschenswerth sei. Eine Denkschrift, welche Ludwig Bamberger der Kommission überreicht hat, und welche die Ueberschrift trägt „Zur Vorgeschichte der deutschen Münzreform", weist auf jenen entscheidenden Punkt hin, daß nämlich nicht theoretische Erwägungen allein und nicht das Interesse bestimmter Bevölkerungsgruppen die Einführung der Goldwährung in Deutschland bewirkt haben, sondern die Macht der Verhältnisse, wie sie sich in der Weltwirthschaft entwickelt haben; freilich verkannte Deutschland zu seinem Glück in jenen Jahren nicht die Zeichen der Zeit. Daß diese Errungenschaft gegen den Rückschritt mit zureichenden Kräften vertheidigt werden wird, steht außer Zweifel; denn die Goldwährung wäre nicht von jener großen, segenbringenden Bedeutung für Deutschland gewesen, wenn sie nicht in fast einem Vierteljahrhundert feste und weitverzweigte Wurzeln in unseren Verhältnissen hätte fassen sollen. Die Masse der Bevölkerung kennt ihr Interesse zu gut, um zu Gunsten einer kleinen Zahl Ueberschuldeter diese Institution entwurzeln zu lassen.

Die Veranstaltung einer Weltausstellung ist Deutschland versagt geblieben; jetzt arbeitet man daran, wenigstens eine **Berliner Ausstellung** in den nächsten Jahren zu Stande zu bringen, die von ganz Preußen und vom Reiche, so weit es sich aus eigener Initiative einfindet, beschickt werden soll.

Man kann über den wirthschaftlichen Werth einer Ausstellung skeptischer denken als die Enthusiasten. Handel und Industrie haben allmählich erkennen gelernt, daß diese großen Jahrmärkte, namentlich wenn sie allzuhäufig wiederkehren, nicht ganz das Erwartete erfüllen. Aber andererseits darf man nicht verkennen, daß solche Veranstaltungen doch auch zu einer neuen Anspannung der Kräfte führen, daß durch die verschärfte Konkurrenz, die auf einer Ausstellung unmittelbar sich vor dem vergleichenden Auge abspielt, der fortgeschrittenen Technik schneller das Feld frei gemacht wird und die zurückgebliebenen Industrien stärker aus ihrer Lethargie aufgerüttelt werden. Zu diesen wirthschaftlichen Erwägungen kommt dann für Deutschland noch eine politische.

Bei uns hat die in Handel und Industrie produzirende Bevölkerung auch heute noch nicht jenen Einfluß, der ihr in unserer Kultur zukommt. Jener Einfluß fehlt ihr, weil ihr jenes Selbstgefühl fehlt, um sich eine Macht zu erobern, die ihr bisher vorenthalten wurde. Dieses Selbstgefühls bedürfen wir, und es wird sich am schnellsten an großen Leistungen entwickeln können, in denen sich die Kraft freier bürgerlicher Thätigkeit darstellt. Auch aus diesem Grunde sind wir für eine Berliner Ausstellung.

Gegenüber jenem hilflosen reaktionären Agrarierthum, dessen Programm nur darin besteht, sich von anderen helfen zu lassen, wird es erzieherisch für die ganze Nation wirken, wenn das moderne Bürgerthum zeigt, welche Kraft es aus eigenem Vermögen im Staate darstellt.

Alle diese Erwägungen werden zweifellos schwer genug wiegen, damit namentlich auch die städtischen Behörden Berlins sich thatkräftig dem Unternehmen zur Seite stellen, und dies um so mehr, da auch Graf Caprivi voll verständiger Einsicht sich rückhaltlos für das Unternehmen ausgesprochen hat.

Eine Berliner Stadtverwaltung hat nicht nur die Aufgabe, Berlin zu verwalten, und auf diesem Gebiete blüht ja ihr alter Ruhm; sie hat auch eingedenk zu sein, daß die Vertretung der Bürgerschaft von Deutschlands Reichshauptstadt zugleich eine berufene Vertreterin für das Interesse des deutschen Bürgerthums überhaupt ist. Das ist eine große Aufgabe, und die Größe dieser Aufgabe führt über die engeren Pflichten jener kommunalen Tüchtigkeit hinaus, die ihre Grenze an der Grenze des Weichbildes der Stadt findet. Auch diese umfassenden Pflichten wollen von Berlin erfüllt sein.

Das **Duell zwischen dem Kladderadatsch** und dem auswärtigen Amt dürfte wohl jetzt beendet sein. Nachdem der Kladderadatsch bis zuletzt seine Verdächtigungen aufrecht erhalten hatte, erfolgten schließlich zwei Erklärungen, die eine von dem Redakteur des Blattes Polstorff, die andere von dem Besitzer des Blattes Hofmann. Herr Polstorff erklärt, daß das Material, auf das seine Angriffe sich stützen, das Beste sei; und Herr Hofmann beweist, daß ein Material, wie Herr Polstorff es besitzen will, gar nicht vorhanden ist. Für diese leichtfertige Komödie der Irrungen gibt es eine Erklärung. Vielleicht glaubte der Kladderadatsch, er könne sich seinen Charakter als Witzblatt wiedererobern, wenn er es dahin bringt, daß er ernst durchaus nicht mehr genommen werden kann.

Erfreulich an diesem ganzen Vorgang ist die ruhige

Geschicklichkeit, mit welcher das auswärtige Amt agirt hat und schließlich mit guter Art siegte, und zwar nicht durch einen Prozeß, sondern durch das Votum der öffentlichen Meinung, was vielmehr bedeuten will sowohl in Bezug auf die Gewandtheit, um ein solches Verdikt zu erhalten, wie in Bezug auf das Gewicht, das dies Verdikt darstellt. Die öffentliche Meinung mißtraute mit Recht von Anfang an schweren Anklagen, die statt pflichtgemäß offen hervorzutreten und die Beweismittel zur Stelle zu bringen, schaale Verdächtigungen versteckt und doch pretentiös zum Besten gaben. Heute interessirt nur noch, woher diese schönen Gerichte stammen, die der Kladderadatsch auftrug. Es gibt mehrere Intriguanter, auf die man rathen könnte, und wahrscheinlich thut man keinem einzigen derselben Unrecht, wenn man auf ihn räth. Sie zu enthüllen, würde nützlich sein; es wäre das ein ernsteres politisches Facit. Das litterarische Facit läßt sich einigermaßen in dem curriculum vitae über den Kladderadatsch zusammenfassen: Er war zum Lachen; er war nicht mehr zum Lachen; er ist lächerlich.

Auch **Oesterreich-Ungarn** ist jetzt mit **Rußland** zu einem **Handelsvertrage** gelangt. Die Einzelheiten desselben kennt man bisher nicht, und da seine Ausfertigung und Ausgestaltung bis in alle Einzelheiten noch einige Zeit erfordern wird, so ist zunächst ein Meistbegünstigungsvertrag in Kraft gesetzt worden. Jeder solcher Vertrag ist ein Fortschritt auf erwünschter Bahn; dem friedlichen Verkehr der Völker kommt er zu Gute; und daß Deutschland durch seine Politik der Verträge dieser internationalen Entwicklung einen mächtigen Anstoß gegeben hat, darf auch zum Ruhme seiner Politik angeführt werden.

Der **medizinische Kongreß**, der diesmal in Rom abgehalten ward, hat neben seiner wissenschaftlichen Bedeutung auch seinerseits für die Annäherung der Völker ein Gewicht. Das Zusammenarbeiten so vieler ausgezeichneter Männer aus so verschiedenen Ländern gehört zu jenen Imponderabilien, die eine bessere Zukunft vorbereiten und in der Gegenwart den Frieden fördern werden. Solche Arbeit der Wissenschaft für den Frieden ist eine indirekte; aber es verdient wohl hervorgehoben zu werden, wie auch bei praktischen Politikern mehr und mehr die Scheu schwindet, offen und direkt für die Ziele friedlicher Verständigung unter den Völkern zu wirken. In dieser Beziehung ist es bemerkenswerth, daß dem Organisationskomitee der nächsten **interparlamentarischen Konferenz** im Haag die Präsidenten der ersten wie der zweiten holländischen Kammer Dr. van Naamen van Eemnes und Dr. J. G. Gleichman angehören; also Männer in den höchsten parlamentarischen Ehrenämtern.

In **Dänemark** ist der Verfassungskonflikt, der seit 1885 ununterbrochen sich fortgesponnen hatte, durch einen Ausgleich zwischen Regierung und Volksvertretung beendet worden. Die einen beklagen diesen Ausgleich als „sträfliche Feigheit" der bisherigen Opposition; die anderen sehen in der Beendigung dieses aussichtslosen Kampfes einen Fortschritt. Nun war aber zweifellos das Protestiren in solchem Falle weder schwer noch von gefährlicher Kühnheit. Es ist die einfachste Methode des Kampfes, und in Dänemark war es zugleich eine ergebnißlose Methode.

Man kann lebhaft bedauern, daß es nicht im Anfang gelungen ist, die Regierung unter das Joch der Gesetze zu zwingen. Aber da dies nun einmal nicht erreicht worden ist, so blieb schließlich nichts übrig, als den bestehenden Machtverhältnissen Rechnung zu tragen, die am Ende immer über das Schicksal eines Landes entschieden und nicht bedrucktes Papier, und hieße das Druckwerk auch eine Verfassung. Einen Ausweg aus der bisherigen Sackgasse aber bietet die jetzige Vereinbarung. Sie schafft die gesunde Voraussetzung für eine neue lebendige Bethätigung der Kräfte des dänischen Volkes; und nur eine solche Erprobung und Stählung der Kräfte an neuen Zielen kann autokratische Gelüste der Regierung zurückdrängen, nicht der wirkungslose Protest, der je häufiger er sich ohne Einfluß zu üben, wiederholte, um so bedeutungsloser ward.

In **Paris** ist wiederum ein **anarchistisches Attentat** verübt worden; einige Personen wurden verletzt. Man wird sich daran gewöhnen müssen, solche Thaten aus der Politik allmählich auszuscheiden und der Rubrik der gemeinen Rohheitsverbrechen einzuverleiben.

Im nordamerikanischen Kongreß ist die **Blandsche Seigniorage-Bill** durchgegangen. Der Präsident Cleveland hat die Bill jedoch sofort mit seinem Veto belegt. Dies Veto war nur durch eine Zweidrittelmehrheit des Kongresses zu überwinden. Daß die Silberfanatiker eine solche Mehrheit mobil machen würden, war nicht wahrscheinlich. Der Kelch ist denn auch an der Bevölkerung vorübergegangen, und Präsident Cleveland hat sich ein neues Verdienst um die wirthschaftspolitische Vernunft erworben.

Die sogenannte Seigniorage-Bill wollte einen Theil des unter der Sherman-Akte überflüssiger Weise angekauften Silbers in 55 Millionen Silberdollars ausmünzen. Diese Dollars sollten dann **neben** den Silbercertifikaten, für welche das Silber der Sherman-Akte gleichsam als Unterpfand dient, in Umlauf gesetzt werden. Man mußte schon ein schlimmer Silberfanatiker sein, um das Ungesunde und Unreelle dieser Maßregel nicht zu erkennen.

* * *

## Die Zukunft des Liberalismus.*)

Nichts hat die politischen Gegner jener Handelspolitik, welche mit dem Abschluß des deutsch-russischen Tarifvertrags jüngst einen so glänzenden Erfolg zu verzeichnen hatte, so sehr aus der Fassung gebracht, wie der Umstand, daß es aus den **konservativen** Reihen hervorgegangene Staatsmänner waren, die diese **liberalen** Anschauungen entsprossene Handelspolitik zur Verwirklichung gebracht haben. Man versteht leicht, weshalb die Konservativen gerade darüber so sehr erbost sind. Kann doch die Richtigkeit eines politischen Prinzips der öffentlichen Meinung nicht wirksamer veranschaulicht werden, als durch die Verwandlung eines Saulus in einen Paulus. Außerdem liegt in der Thatsache, daß ein konservativer Staatsmann bei der Ausübung seines verantwortungsvollen Berufs sich gedrungen fühlt, trotz aller daraus erwachsenden bitteren Anfeindungen, zu ehemaligen Gesinnungsgenossen in einen Gegensatz zu treten, der indirekte Vorwurf gegen diese letzteren, daß sie hinter den Bedürfnissen ihrer Zeit oder hinter den Anforderungen der politischen bona fides zurückgeblieben seien.

Aehnliches ist in der Geschichte übrigens oft genug vorgekommen. Man denke nur an den durch und durch konservativen Sir Robert Peel, der zum Vollstrecker der Katholiken-Emanzipation und der Aufhebung der Kornzölle wurde. Die Partei der Tories scheiterte an der politischen Gewissenhaftigkeit ihres Führers, und von der Sezession der Peeliten hat sich die konservative Partei Englands niemals wieder völlig erholt. Auch der konservative Freiherr von Stein wurde in der Periode seiner staatsmännischen Produktivität zu einem entschlossenen Reformator im liberalen Sinne. Und selbst Fürst Bismarck sah sich veranlaßt, als es zur Gründung des Norddeutschen Bundes und dann des Deutschen Reiches kam, ein nicht geringes Maß liberaler Ideen beim Aufbau des neuen Staatsgebäudes zu verwenden; gewiß nicht aus doktrinärer Liebhaberei für den Liberalismus, sondern weil der sterile konservative Boden überhaupt keine brauchbaren Ideen zu Tage gefördert hatte.

*) Dieser Artikel entspricht inhaltlich einer Rede, die der Verfasser am 31. März zu Breslau in einer vom Wahlverein der Liberalen daselbst veranstalteten Versammlung gehalten hat.

Aehnliche Fälle, in denen konservative Staatsmänner zu Vollstreckern liberaler Ideen geworden sind, weist die Geschichte in großer Zahl auf, und in dieser Beobachtung liegt, wie mir scheint, für uns Liberale eine große Ermuthigung. Diese Wahrnehmung beweist, daß der Einfluß liberaler Ideen weit über die Grenzen der äußeren politischen Macht des Liberalismus hinausreicht. Keine Nation kann, ohne zu verkümmern, sich längere Zeit der Einwirkung liberaler Anschauungen entziehen, mögen die organisirten liberalen Parteien auch noch so sehr zurückgedrängt erscheinen.

Man geht nur zu oft von der falschen Ansicht aus, daß die politischen Ideen nur so viel bedeuten wie die politischen Parteien, welche die Verwirklichung dieser Ideen in ihr Programm aufnehmen. Das trifft gerade in unserem demokratischen Zeitalter, in dem die öffentliche Meinung ein so starker Machtfaktor geworden ist, am Wenigsten zu. Eine tausendfältig verzweigte Presse macht es möglich, die Anschauungen und Interessen des Volkes in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit zu Tage zu fördern. Und diese Mannigfaltigkeit ist in dem engen Rahmen von Parteiprogrammen nur sehr unvollkommen unterzubringen. Liberale Anschauungen finden sich deshalb wie edle Metalle im todten Gestein vielfach eingesprengt auch in nicht liberalen Gruppen und in jenen Massen der Bevölkerung, die den organisirten politischen Parteien mehr oder weniger theilnahmlos gegenüber stehen. Auch dort aber bleiben sie nicht ohne Wirkung. Sie helfen die öffentliche Meinung im liberalen Sinne beeinflussen und tragen damit wiederum zur Verstärkung des liberalen Einflusses bei. Welche politische Kraft unter Umständen diese unorganisirten liberalen Anschauungen gewinnen können, hat uns das Schicksal der Zedlitz'schen Volksschulvorlage gezeigt. Es waren nicht die geschlossenen Parteien, welche diese Vorlage zu Falle gebracht haben, sondern recht eigentlich die zerstreuten liberalen Elemente, deren spontane Opposition einen Zustand der öffentlichen Meinung reflektirten, der die Regierung zum Zurückweichen bestimmte. Die Aufgabe derjenigen, denen die Entwicklung des Liberalismus am Herzen liegt, darf sich deshalb auch nicht darauf beschränken, Wähler einzufangen, die sich auf ein bestimmtes Parteiprogramm verpflichten; es ist vielmehr vor allen Dingen nöthig, die öffentliche Meinung in ihrer Allgemeinheit mit Liberalismus zu erfüllen.

Erweitert man so die Aufgaben einer liberalen Propaganda, so erscheint es um so mehr geboten, den Kern des Liberalismus von der programmatischen Schaale wohl zu unterscheiden, denn nur für diesen Kern wird man größere Theile des Volkes mit einem lebendigeren Interesse zu erfüllen vermögen.

Was aber haben wir denn als Kern der liberalen Weltanschauung anzusehen?

Den Kern bezeichnet ein Ziel und ein Mittel zur Erreichung des Ziels. Das Ziel des Liberalismus heißt **Steigerung der Produktivität**; — das Mittel des Liberalismus heißt **Freiheit**. Natürlich handelt es sich bei jenem Ziel nicht bloß um die Produktivität auf wirthschaftlichem, sondern noch mehr um die auf geistigem Gebiete. Mit anderen Worten: Die Mission des Liberalismus besteht darin, durch die Entwicklung der individuellen Freiheit, durch die Erziehung der Massen zu vernunftgemäßem Gebrauch der individuellen Freiheit, **alle** in der Nation schlummernden produktiven Kräfte wachzurufen und zur Entfaltung zu bringen. Das Ziel ist seiner inneren Natur nach nie endgültig zu erreichen, es bezeichnet nur eine Richtung, ein unablässiges Streben. Für den Liberalismus giebt es keinen Zustand staatlicher Ruhe. Sobald eine liberale Partei aufhört, eine **Fortschrittspartei** zu sein, verliert sie ihren Charakter und wird konservativ. Für den Liberalismus giebt es deshalb auch keine unbeschränkten Autoritäten. Er ist das in der Politik, was der Protestantismus gegenüber der Religion sein will. Er verlangt das Recht der freien Forschung; jede Autorität muß ihm deshalb nur als eine relative erscheinen. Das gilt auch von den eigenen Parteiprogrammen, deren Dogmatisirung dem Wesen des Liberalismus ebenso widerspricht, wie jegliche Ketzerriecherei.

Was den Liberalismus von den konservativen Parteien einerseits (zu denen ja die autoritätsgläubige Centrumspartei ihrem Wesen nach, trotz gelegentlicher demokratischer Allüren, auch gehört) und den Sozialisten andererseits scheidet, ist danach unschwer erkennbar. Konservative wie Sozialdemokraten wollen einen bestimmten staatlichen Zustand festhalten oder erreichen, der ihnen als ein politisches Ideal vorschwebt. Diese Ideale sind verschieden. Das Ideal der Konservativen ist die Klassenherrschaft, das Ideal der Sozialdemokraten die abstrakte Staatsherrschaft. Auf Zwang und Freiheitsbeschränkung beruhen beide, nur wird dieser Zwang und diese Beschränkung der individuellen Freiheit das eine Mal zu Gunsten herrschender Klassen, das andere Mal zu Gunsten der Gesammtheit ausgeübt. In beiden Staatsidealen läuft parallel der Entwicklung des Zwanges auch die Entwicklung des Autoritätsprinzips. Der Liberalismus dagegen hat überhaupt kein Staatsideal. Sein Ideal besteht in einem ewigen Wechsel, in einer beständigen Entwicklung. Und weil er keine abgeschlossenen staatlichen Lösungen, keine staatliche Vollkommenheit, keine unerschütterlichen staatlichen Autoritäten kennt, so muß für ihn die Pflege der individuellen Freiheit stets im Vordergrunde aller politischen Bestrebungen stehen. Die Entfesselung der menschlichen Kräfte erscheint ihm zugleich als das wirksamste Mittel zur Entwicklung nationaler Produktivität. Es giebt daher für den Liberalismus keine wichtigere Aufgabe, als die Ausrüstung des Einzelnen mit Kenntnissen und Bildung, als die Entwicklung aller nützlichen Fähigkeiten, die im Menschen ruhen; und eben deshalb mißt man mit Recht die Echtheit des Liberalismus an dem werkthätigen Interesse, das den Bildungsanstalten, das insbesondere der Volksschule entgegengebracht wird. Liberalismus ohne Bildung ist ein Messer ohne Klinge. Erziehungsfragen verdienen deshalb im Vordergrunde jedes liberalen Programmes zu stehen. Der gut erzogene mit geistiger Bildung und praktischen Kenntnissen nach Möglichkeit ausgerüstete Mensch aber sollte so wenig wie möglich gehindert sein, seine Fähigkeiten im Staatsleben zur Geltung zu bringen. Es sollte deshalb Niemandem irgend eine Laufbahn verschlossen sein; es sollte Niemand gehindert werden, in jedem Beruf, zu dem seine Kräfte und Mittel ihn befähigen, sich völlig auszuleben; es sollten alle gesetzlichen Hindernisse beseitigt werden, die das Fortkommen des Strebsamen erschweren. Von dieser Grundanschauung ausgehend gelangt ein konsequenter Liberalismus zur völligen Rechtsgleichheit, zum allgemeinen gleichen und direkten Wahlrecht, zur Gewerbe- und Handelsfreiheit, zur Preß- und Versammlungsfreiheit u. s. w. Aber der Liberalismus sucht nicht bloß die Hindernisse zu beseitigen, welche eine veraltete Gesetzgebung, kleinliche Vorurtheile und der Egoismus herrschender Klassen der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit entgegenstellen, sondern auch jene anderen Hindernisse, welche die Natur aufgerichtet hat. Jener fromme Mann, der da meinte, Eisenbahnen und Telegraphen seien eine Erfindung des Liberalismus und, was für ihn identisch war, Werke des Teufels, hatte so ganz Unrecht nicht. Jedenfalls dient alles dem Liberalismus, was dazu beiträgt, die Bürger desselben Staats und die Völker einander näher zu bringen, den Kreis der geistigen und wirthschaftlichen Beziehungen jedes Einzelnen zu erweitern, die Produktivität der menschlichen Arbeitskraft zu steigern, die Leistungsfähigkeit des Einzelnen zu erhöhen. Die Grundsätze der Handels- und Verkehrsfreiheit sind deshalb auch echte Zweige vom alten Stamme des Liberalismus; und nicht bloß jeder Handelsvertrag, auch die kleinste Verkehrserleichterung durch Ermäßigung von Transportkosten verdient die Sympathie der Liberalen. Die moderne wirthschaftliche Kultur beruht im Wesentlichen auf intensiverer Bewegung. Die Verbilligung des Transportwesens durch Ermäßigung von Eisenbahntarifen, durch Ausbau der Wasserstraßen, gehört deshalb ebenso gut

zu den politischen Aufgaben des Liberalismus, wie die Verbesserung des Erziehungswesens.

Diese kurzen Hinweise auf das Wesen und die politischen Aufgaben des Liberalismus werden genügen, um die Zuversicht zu rechtfertigen, daß der Liberalismus eine Zukunft haben wird, so lange die Kraft fortschreitender Entwicklung und der Sinn für individuelle Freiheit in einem Volke noch nicht völlig erloschen sind. Wer möchte daran zweifeln, daß auch in Deutschland der Liberalismus noch eine Zukunft hat. Aber eine andere Frage ist es, ob die gegenwärtigen liberalen Parteien, sowie sie augenblicklich bei uns bestehen, eine Zukunft haben. In dieser Beziehung ist ein Zweifel nicht völlig auszuschließen.

Ein Staatsmann kann bei uns heute wohl liberale Ideen verwirklichen, aber er kann eine solche Politik nicht auf eine politisch leistungsfähige liberale Partei stützen. Thatsächlich ist denn ja auch die Caprivi'sche Handelpolitik von der gegenwärtigen Reichsregierung ohne jede politische Berücksichtigung der liberalen Parteien durchgeführt. Die liberalen Ideen sind mächtig, die liberalen Parteien sind schwach. Ist das nicht eine Unnatur? Woran liegt es, daß konservative Staatsmänner mit dem geistigen Kapital des Liberalismus politische Geschäfte machen, während die liberalen Parteien nur Hilfsdienste leisten können? Man kann für diese Erscheinung allerlei mehr oder weniger stichhaltige Gründe anführen, die aus der historischen Entwicklung unseres Konstitutionalismus abzuleiten sind. Aber diese Gründe genügen nicht zur Erklärung der merkwürdigen Erscheinung.

Es liegt im Wesen des Liberalismus, daß er schwerer zu politischen Organisationen zusammen zu fassen ist, als jede andere politische Richtung. Die Tendenz zur Veränderung, die Abneigung gegen äußere Autorität, die Vorliebe für individuelle Freiheit wirken gemeinsam jeder straffen Organisation entgegen. Wie der Protestantismus ohne Aufgabe seines Charakters nicht die Organisation der katholischen Kirche mit ihrem infalliblen Oberhaupte nachahmen kann und deshalb an äußerer Macht weit hinter der römischen Kurie zurückbleibt, so vermag auch der Liberalismus nicht die auf Unterordnung gestützten politischen Parteien mit Erfolg zu kopiren. Und wie im Protestantismus übergroßer Glaubenseifer, Intoleranz und Herrschsucht zur Zersplitterung und zur Sektenbildung geführt haben, so führt auch in der Politik jeder Versuch, die liberalen Elemente allzu sehr zu disziplinieren, mit Naturnothwendigkeit zur Zersplitterung. Man kann in dem Zwange äußerlicher Disziplin dort etwas weiter gehen, wo der Liberalismus an der Macht ist oder gegründete Aussicht hat, über kurz oder lang an die Macht zu kommen, denn mit dem Besitz der Macht sind vielerlei Interessen verknüpft, die eine politische Partei auch äußerlich leichter zusammenhalten. Wo dies Machtinteresse aber fehlt, wo ausschließlich die Gemeinsamkeit der Ueberzeugungen den Parteikitt bildet, da ist eine politische Zusammenfassung liberaler Elemente nur dann möglich, wenn man bei dem Ausmaß der zulässigen Abweichungen von der Parteinorm nicht knauserig verfährt. Speziell in Deutschland wird ohne eine weitherzige Zulassung solcher Abweichungen der individuellen Ueberzeugung von einer machtvollen politischen Bethätigung des Liberalismus überhaupt nie die Rede sein können. Sieht sich doch selbst in England der Liberalismus, trotzdem er daselbst durch die Macht seit Jahrhunderten zur Disziplin erzogen ist, mehr und mehr gezwungen, die Grenzen der Parteiüberzeugungen zu erweitern. In der Gladstone'schen Partei sitzen alte Whigs, dem linken Flügel unserer Nationalliberalen etwa vergleichbar, zusammen mit Radikalen à la Labouchere, doktrinäre Manchestermänner wie Sir William Harcourt und John Morley zusammen mit Demokraten vom Typus Burns. Die englische Parteitoleranz muß aber weiter auch noch auf die irischen Abgeordneten ausgedehnt werden, ohne deren Hilfe das gegenwärtige liberale Regiment sich nicht behaupten kann. Und endlich, um das Maß der Toleranz voll zu machen, wird dies so verschiedenartig zusammengesetzte liberale Heer von einem Lord Rosebery befehligt, der nie im Unterhause saß, der allerdings für seine Führerrolle eine ungewöhnliche geistige Elastizität und Vorurtheilslosigkeit mitbringt.

Noch etwas anderes kommt hinzu, um dem Liberalismus die äußere politische Organisation zu erschweren. Sein Lebenselement ist der Fortschritt. Er darf nie zum Augenblicke sagen: Verweile doch, du bist so schön! Er muß stets zu höheren Entwicklungsstufen vorzudringen suchen. Diese rastlose Bewegung hat einen beständigen Verlust von Anhängern zur Folge. Saturirte Existenzen, schlaff oder müde gewordene Elemente ziehen sich zurück oder gehen zu den konservativen Parteien über, sobald sie einen bestimmten politischen Zustand, der ihnen behagt, konservirt zu sehen wünschen. Für diese Ausscheidenden müssen stets frische Rekruten eingestellt werden, die man aber nur gewinnt, wenn man ihnen ein reizvolles Ziel zeigt. Ein altes Parteiprogramm und eine alte Parteifahne pflegen diesen Reiz in der Regel nicht auszuüben. Es gibt ja allerdings auch demokratische Bourbons, die nichts lernen und nichts vergessen, und die ihre rothe Fahne mit derselben Inbrunst schwenken, wie weiland die französischen Legitimisten ihr weißes Lilienbanner. Aber der Erfolg ist auch danach. Politischer Fanatismus widerspricht eben durchaus dem Wesen des Liberalismus, der keine dogmatische Halsstarrigkeit verträgt. Solche dogmatische Halsstarrigkeit, das jurare in verba magistri, das Sichversteifen auf Nebenpunkte, denen keine prinzipielle Bedeutung beiwohnt, hat nicht zum Wenigsten zur Zersplitterung und Schwächung des Liberalismus in Deutschland beigetragen. Daß dieser Zustand der Schwäche sich heben lößt, wenn die alte Methode nur konsequenter fortgesetzt wird, will mir nicht einleuchten. Gerade seitdem die Sozialdemokratie so mächtig erstarkt ist, erscheint jene Methode aussichtsloser denn je. Aussichtsvoll dagegen erscheint eine Politik, die man als eine Politik der liberalen Konzentration bezeichnen könnte. Es ist das derselbe Gedanke, der seit vielen Jahren in dem Wunsche nach einer „großen liberalen Partei" zu Tage getreten ist. Die praktischen Versuche, diesem Ziele näher zu kommen, sind bisher gescheitert und es ist nicht wahrscheinlich, daß in absehbarer Zeit die Verschmelzung aller liberalen Fraktionen zu einer großen Partei möglich sein wird. Ein erreichbares Ziel dagegen wäre eine kartellartige Verbindung aller liberalen Elemente, die bei Wahlen und dann in den Parlamenten die liberale Weltanschauung geschlossen zum Ausdruck brächte.

Daß die Verwirklichung dieses Ziels ein hohes Maß von Einsicht und Selbstüberwindung — zumal bei den führenden Männern — voraussetzt, liegt auf der Hand. In welchem Grade es unter den gegebenen Verhältnissen erreicht werden kann, steht dahin. Daß aber ohne eine derartige Zusammenfassung aller liberalen Kräfte — unter Verzicht auf „olle Partei-Kamellen" — die liberalen Parteien in Deutschland niemals zu wirklicher politischer Macht in Deutschland gelangen werden, ist meines Erachtens eben so sicher, wie es wahrscheinlich ist, daß sich jede Regierung auf die Liberalen zu stützen genöthigt sein würde, falls eine derartige Vereinigung erfolgt. Die Konservativen suchen eine Klassenherrschaft aufrecht zu erhalten, die mit der modernen Staatsentwicklung unverträglich ist. Die Sozialdemokraten stellen ein Staatsideal auf, das nur in Wolkenkuckuksheim erfüllbar erscheint. Der Liberalismus hat damit für die balance of power eine wesentlich günstigere Position bekommen. Diese Position zur Verwirklichung liberaler Prinzipien auszunutzen, wäre eine politische Aufgabe ersten Ranges, der gegenüber der landesübliche Froschmäusekrieg der liberalen Fraktionen unter einander sich ausnimmt wie eine bittere Satire auf die politische Begabung der Deutschen.

Th. Barth.

## Parlamentsbriefe.

### XIII.

Reichstag und preußisches Abgeordnetenhaus sind aus den Ferien zur parlamentarischen Arbeit zurückgekehrt, jedoch ohne daß sich die Laune der Agrarier verbessert hätte. Diese aus einer handelspolitischen Niederlage hervorgegangene schlechte Laune tritt origineller Weise in der Form einer krampfhaften Sparsamkeit zu Tage, in der Sucht, bei unpassenden Gelegenheiten den Geldbeutel des Reichs oder Preußens zuzuschnüren. Im Reichstage gingen die Konservativen dicht vor den Ferien mit ihren Sparsamkeitsexzessen beim Militäretat so weit, daß selbst die Freisinnigen ihnen nicht folgen konnten. Und im Abgeordnetenhause wurde — nachdem vor einigen Wochen bereits die Kosten für einen anständigen Raum zur Aufstellung der pergamenischen Alterthümer stolz abgelehnt waren — gelegentlich der Verhandlungen über den Elbe-Travekanal diese nervöse Sparsamkeitspolitik fortgesetzt. Es handelt sich um die Uebernahme eines Drittels der Kosten dieses Kanals, dessen Herstellung für Lübeck, das den Löwenantheil der Kosten übernehmen will, eine Lebensfrage ist Die Konservativen stimmten mit wenigen Ausnahmen — unter allerlei faulen Ausreden — gegen die Regierungsvorlage. Aber es blieb hier bei einer wirkungslosen Demonstration. Centrum, Nationalliberale und Freisinnige sicherten die Mehrheit.

Im Reichstage begannen die Verhandlungen am Donnerstag mit zwei Interpellationen. Die eine betraf die Gefährdung des Fortbildungsunterrichts an Sonntagen. Durch die Halsstarrigkeit kirchlicher Organe ist — wenn die Gesetzgebung nicht eingreift — an vielen Orten Deutschlands die gesunde Entwicklung der für den gewerblichen Mittelstand unentbehrlichen Fortbildungsschulen vom 1. Oktober 1894 an ernstlich gefährdet. Die der nationalliberalen Partei angehörigen Interpellanten, die hierbei im Einverständniß mit der ganzen freisinnigen Seite des Hauses handelten, fragten an, ob die verbündeten Regierungen noch in dieser Session dem Reichstage eine Gesetzesvorlage zu unterbreiten beabsichtigten, welche diese Gefährdung des Fortbildungsunterrichts an Sonntagen beseitigt. Die Antwort vom Regierungstisch lautete dahin, daß man dem Reichstage in allernächster Zeit vorschlagen werde, seine Zustimmung zur Erstreckung des Provisoriums bis zum 1. Oktober 1897 zu geben. Aber Konservative und Centrum kündigten aus kirchlichen Rücksichten, die Sozialdemokraten aus sozialistischem Doktrinarismus sofort ihre Opposition gegen diesen Vorschlag an. Die Regierung wird deshalb voraussichtlich mit Nationalliberalen und Freisinnigen in der Minderheit bleiben.

Die zweite Interpellation — deren Verhandlung auf den folgenden Tag vertagt wurde — bezog sich auf die Absicht des Reichskanzlers, 22 Mill. Mark Reichssilbermünzen neu auszuprägen. Unsere Bimetallisten, die Herren v. Kardorff, Graf Mirbach und Genossen, die jeden Augenblick bereit sind, unser ganzes Währungssystem in die Luft zu sprengen, wurden jenem bescheidenen Vorhaben des Reichskanzlers gegenüber von plötzlicher münzpolitischer Gewissenhaftigkeit überfallen. Ihre Solidität nimmt daran Anstoß, daß aus nutzlos daliegendem Thalersilber aufs Neue unterwerthige Silbermünzen geprägt werden. Deshalb interpellirten sie. Wie beim Vorgehen der Konservativen gegenüber dem Elbe-Travekanal handelt es sich auch hier nur um eine Demonstration. Die Erfolglosigkeit steht im Voraus fest. Die Reichsregierung wird hoffentlich ganz trocken erklären, daß dies bimetallistische Demonstrationsbedürfniß sie nicht zum Aufgeben des Plans einer Vermehrung unserer Scheidemünze, die der Verkehr verlangt, veranlassen könne.

Proteus.

## Die englische Kirche.

In den kirchlichen Zuständen des britischen Reiches vollzieht sich ein Umschwung, kaum minder bedeutsam als derjenige, den auf politischem Gebiete die wiederholten Reformen des Wahlrechtes zum Unterhause herbeigeführt haben. Je fester in Großbritannien die Religion mit dem innersten Wesen des Einzelnen wie der Gesellschaft als Ganzen verbunden ist, um so eingreifender erscheint die Umwälzung, die sich hier vorbereitet, ja zum Theile schon eingetreten ist. Es lohnt sich wohl, einen Blick auf diese Reihe von Thatsachen zu werfen, und zwar um so mehr, als sich auch bei ihnen auf das deutlichste die rühmliche Eigenart der Engländer bewährt: alle öffentlichen Dinge ohne Kleinlichkeit von höherem Gesichtspunkte aus zu betrachten, sie dann mit ebenso viel praktischem Geschick wie systematisch gelenkter Thatkraft anzugreifen in einer Weise, die mit den geschichtlichen Ueberlieferungen des angelsächsischen Volksthums im Einklange steht und eben deshalb volle Bürgschaft des Erfolges bietet. Wir folgen in dieser Betrachtung, soweit die Thatsachen in Frage kommen, dem vor Kurzem erschienenen trefflichen Werke von Felix Makower, „Die Verfassung der Kirche von England",*) das mit staunenswerther Gelehrsamkeit, mit echt juristischer Klarheit und zugleich mit geübtem historischem Blicke die Vergangenheit und Gegenwart der anglikanischen Kirche erschöpfend behandelt; es reiht sich würdig den Forschungen Gneist's über Verfassung und Verwaltung Alt-Englands an. Aber nicht sowohl die Einrichtungen der Vergangenheit wollen wir aus diesem Buche uns klar machen, als vielmehr die Zustände der Gegenwart und die Ansätze zu wirkungsvoller Zukunft.

Die völlige Entstaatlichung der anglikanischen Kirche ist nur eine Frage der Zeit, und zwar verhältnißmäßig kurzer Zeit. Bereits ist sie, durch Gesetz von 1869, auf Irland des staatlichen Charakters entkleidet und werden, seit 1868, den Bisthümern in den Kolonien die Zuschüsse aus öffentlichen Geldern mehr und mehr entzogen. Im vergangenen Jahre hat die liberale Regierung dem Reichsparlamente ein Gesetz vorgelegt, das gleichfalls die Entstaatlichung der Kirche in Wales vorbereitet; und daß diese Bewegung sich mit unwiderstehlicher Gewalt auch auf das eigentliche England ausdehnen wird, steht außer Zweifel. In der That hat die ausschließliche staatliche Geltung des Anglikanismus allen Halt verloren in einer Zeit, wo der Zutritt zum Parlamente und zu fast sämmtlichen Staatsämtern den Angehörigen aller Bekenntnisse geöffnet ist und dadurch der Staat selber in allen seinen wichtigen Organen den rein anglikanischen Charakter durchaus eingebüßt hat.

Die englische Kirche hat die Unvermeidlichkeit dieses Prozesses auch vollkommen verstanden, und sie handelt in Gemäßheit dieser Einsicht. Sie klammert sich nicht mit nutzlosem Bedauern an eine verlorene Stellung, an eine unwiderbringlich dahin geschwundene Vergangenheit, sondern sie sieht mit festem Blicke dem Umschwunge entgegen und sucht sich für diesen in wirksamster Weise einzurichten: zunächst dem Staate selbst gegenüber.

Wie überall, so gewährt auch in Großbritannien der Staat nichts umsonst. Er gab der Kirche reiche materielle Unterstützung, er räumte ihr Einfluß auf die Gesetzgebung ein, indem er ihre Bischöfe in das Haus der Lords berief; aber dafür unterwarf er auch ihre Lehre und Disziplin der Obmacht der weltlichen Gewalten und behielt die Ernennung ihrer Prälaten der Krone vor. Obschon gegenwärtig die Richtung des modernen Geistes, die autoritativem Eingreifen des Monarchen wenig günstig ist, das gesetzlich unbestrittene Verordnungsrecht des Königs für innere Angelegenheiten der anglikanischen Kirche thatsächlich in den Hintergrund gedrängt hat, so wird es in einzelnen Fällen doch bis zu unseren Tagen mit vollem Nachdrucke geübt. Beschlüsse der geistlichen Körperschaften aber erhalten erst nach erfolgter Zustimmung des Parlamentes bindende Kraft.

*) Berlin, J. Guttentag, 1894

Der Anglikanismus nun sucht sich von dieser staatlichen Bevormundung möglichst zu befreien, und, man muß es sagen, mit Recht, da die öffentlichen Behörden und Gewalten als solche ja nicht mehr dem gleichen Bekenntnisse angehören, sondern außerhalb jeder Konfession stehen. Namentlich gegen drei Punkte des bisherigen Verhältnisses zum Staate richtet die kirchliche Partei ihre Angriffe: einmal gegen das selbständige Gesetzgebungsrecht des Parlamentes in innerkirchlichen Angelegenheiten; zweitens gegen die Befugniß des Staates zur Beaufsichtigung der geistlichen Gerichtsbarkeit und zur Ernennung der geistlichen Richter; endlich gegen die Besetzungen der bischöflichen Stellungen durch die Krone. Unparteiischer Weise wird man zugeben müssen, daß der Staat, sobald er jede besondere Leistung für die anglikanische Kirche abweist, auf sie auch nicht mehr größeren Einfluß beanspruchen darf, als auf jede andere religiöse Gemeinschaft. Er steht jener dann ebenso fremd gegenüber, wie den protestantischen Dissenters, den Katholiken oder Juden.

Allein diese Seite der Sache sehen die Leiter des Anglikanismus mit Recht als die minder wichtige an und legen vielmehr den größten Nachdruck darauf, ihrer Kirche die seit anderthalb Jahrhunderten fast erloschene innere Lebenskraft wiederzugeben. In einem Augenblick, wo jene den Nimbus besonderer staatlicher Anerkennung und speziellen staatlichen Schutzes verliert, kann sie sich in dem bisherigen Umfange nur zu behaupten hoffen durch Anregung des geistigen und seelischen Interesses ihrer Gläubigen. Und hierauf arbeitet sie thatsächlich mit vielem Eifer und großem Erfolge hin, zunächst durch Wiedererweckung ehemals wirksamer aber längst obsolet gewordener Einrichtungen, dann auch durch Schöpfung neuer Institutionen, die sich indeß, dem historischen Sinne der Engländer entsprechend, genau jenen ersteren anschließen. Weit entfernt von der Einseitigkeit, mit der die evangelische Kirche Preußens, zu ihrem eigenen unermeßlichen Schaden, das Laienelement zu Gunsten der geistlichen Herrschaft immer mehr im Kirchenregimente zurückzudrängen sucht, ist der Anglikanismus vielmehr bestrebt, die Laien in stets wachsendem Umfange zur Leitung und Bethätigung des religiösen Lebens heranzuziehen. Das ist ein tiefgreifender Unterschied, und er wird sich für die Zukunft in dem Schicksale der beiden Kirchen sicherlich sehr fühlbar machen. Die Einsicht der Anglikaner wird ihnen großen Nutzen, die Engherzigkeit der preußischen evangelischen Geistlichkeit ihrem eigenen Bekenntnisse bitteren Nachtheil bringen.

Seit dem 13. Jahrhundert besteht in jeder der beiden erzbischöflichen Provinzen Englands — Canterbury und York — je ein geistliches Parlament, die Konvokation. Gleich der großen weltlichen Reichsvertretung ist jede der beiden Konvokationen aus einem Ober- und einem Unterhause zusammengesetzt: jenes bilden die Bischöfe der Provinz, dieses die Vertreter der niederen Geistlichkeit. Vorsitzender jeder Konvokation ist der Erzbischof. Durch ihn erfolgt auch die Einberufung seiner Konvokation, aber nur auf Grund königlicher Ermächtigung; und ihre Beschlüsse sind nur bindend, wenn sie die Zustimmung der Staatsgewalt gefunden haben.

Fast anderthalb Jahrhunderte hindurch hatten, unter dem Einflusse der allgemeinen religiösen Gleichgültigkeit, die Konvokationen jede Wesenheit verloren. Sie traten noch alljährlich zusammen, aber ihre Thätigkeit bestand ausschließlich darin, daß sie der Krone höflich nichtssagende Adressen votirten, um dann sofort wieder vertagt zu werden. Allein gegen die Mitte unseres Jahrhunderts machte sich bei Geistlichen und Laien der Wunsch rege, die kirchliche Vertretung der Staatsreligion wieder zu wirklichem Leben erwachen zu sehen. Jenes echt englische zähe Aufrechterhalten der alten Formen hatte dies ermöglicht, ohne daß es irgend einer neuen Gesetzgebung bedurfte: man brauchte nur auf die sofortige Vertagung der Konvokation nach Erlaß der Adresse zu verzichten. Seit dem Jahre 1847 hat die Konvokation von Canterbury, seit 1859 diejenige von York in immer steigendem Maße ihre Thätigkeit aufgenommen; 1865, 1887 und 1892 kam es zur Beschließung neuer kirchlicher Gesetze, und zwar ist bezeichnender Weise die treibende Kraft dabei das Unterhaus, der niedere Klerus, nicht die das Oberhaus bildende Prälatur. Von diesem Elemente — dem Unterhause der Konvokationen — gehen hauptsächlich die Bestrebungen aus, die auf innere Kräftigung der Kirche und auf ihre Loslösung vom Staate gerichtet sind.

Aber diese eifrigen Förderer der Kirche sind zugleich darauf bedacht, die Laienwelt der kirchlichen Organisation in bleibender und wirksamer Weise einzufügen. Es mag dahingestellt sein, inwieweit das bei ihnen Folge freien Sinnes und der Abkehr von hierarchischen Gelüsten oder vielmehr durch die Noth der Umstände ihnen abgezwungen ist. Thatsächlich liegt in der Heranziehung des Laienthums ein Verzicht auf den bisher ängstlich gewahrten katholischen Charakter der äußeren Kirchenverfassung, bedeutet jene die Einführung eines neuen oder doch seit einem Jahrtausend aus ihr verbannt gewesenen Bestandtheiles. Diese Aenderung ist zugleich ein Annähern an das Prinzip der presbyterianischen, überhaupt der protestantischen Dissenterkirchen, ein kräftiger Protest gegen die romanisirende Richtung einzelner anglikanischer Kreise.

Im Mittelalter hatten sich alle Geistliche jedes Bisthums zu jährlichen Diözesansynoden vereinigt; allein deren Abhaltung hatte sich seit der Reformation verloren. Man beschloß nun in neuester Zeit, sie wieder ins Leben zu rufen, indeß mit der Abänderung, daß neben den Geistlichen eine mindestens ebenso große Anzahl von Laien dabei betheiligt würden. Deshalb wählte man, zum Unterschiede von der ehemaligen, ausschließlich aus Klerikern bestehenden Versammlungen, den Namen Diözesankonferenzen. Die erste solcher Vereinigungen fand 1864 in der Diözese Ely statt; jetzt gibt es nur noch sehr wenige Bisthümer ohne derartige Veranstaltung. Die Konferenzen treten alljährlich zusammen und entfalten eine rege Thätigkeit. Meist sind es durchaus freiwillige Unternehmungen, die zwar überall den Anschluß an die regelmäßigen Kirchengewalten suchen und finden, aber rechtlich von ihnen unabhängig sind; in einigen Fällen dagegen sind die Diözesankonferenzen von den zuständigen Kirchenbehörden geschaffen worden und daher auch dem Rechte nach Behörden der Staatskirche. Die schöpferisch gestaltende Kraft englischen Organisationstriebes hat wiederum diesen einzelnen Veranstaltungen einen Mittelpunkt gegeben in dem „Centralrathe der Diözesankonferenzen“ (Central Council of Diocesan Conferences), der seit 1881 in London zusammentritt, und zu dem jede Konferenz durch Wahl sechs Geistliche und sechs Laien entsendet. Er ist dem Rechte nach gleichfalls von den gesetzlichen Behörden der Staatskirche unabhängig. Er stellt Uebersichten der Diözesanbeschlüsse auf, sucht die letzteren in einheitliche Richtung zu bringen und verhandelt auch selbständig über Angelegenheiten, die in den Rahmen der Diözesankonferenzen gehören. Zweck aller dieser Einrichtungen ist hauptsächlich Vertiefung, Reinigung und Ausdehnung des kirchlichen Lebens, während eigentliche Glaubenssachen, sowie Verwaltung und Disziplin der Geistlichkeit von ihnen ausgeschlossen bleiben.

Allein auch zu offizieller Thätigkeit und zur Mitwirkung mit den Konvokationen sollte das Laienelement in bleibender Weise herangezogen werden, um es auf das innigste mit der Kirche und diese mit ihm zu verknüpfen. Zu diesem Behufe schuf man das „Haus der Laien“, das seit 1886 in der größeren erzbischöflichen Provinz von Canterbury, seit 1892 auch in der kleineren von York besteht. Seine Mitglieder werden ausschließlich durch die Laienmitglieder der Synodalkonferenzen gewählt; der Erzbischof kann dazu höchstens zehn weitere Mitglieder ernennen. Das Laienhaus wird zugleich mit der Konvokation von dem Erzbischofe einberufen und sitzt ebenso lange, wie diese selbst. Es soll den Erzbischof-Präsidenten bei den Verhandlungen der Konvokation berathen und kann zu Konferenzen mit den beiden geistlichen Häusern berufen werden, sei es durch das Mittel gemischter Komitees, sei es in gemeinsamen Plenarsitzungen. Die Deliberationen und Beschlüsse des Laienhauses können alle in den Geschäftskreis der Konvokationen fallenden Gegenstände betreffen, mit Ausnahme der Feststellung und Auslegung des Bekenntnisses und der Glaubens-

lehre. — Höchst charakteristisch ist, daß die gesammte Einrichtung und Organisation der beiden Laienhäuser sich durch Beschlüsse der Konvokationen vollzogen hat, für die staatliche Gutheißung nicht nachgesucht wurde, die also rechtlich der Gültigkeit entbehren. Trotzdem sind die Laienhäuser zusammengetreten und haben ihre Wirksamkeit begonnen, ohne sich um die mangelnde Legitimirung zu bekümmern. Es zeigt dieser Vorgang deutlich den Weg, den die anglikanische Kirche künftig einzuschlagen gedenkt, ohne jede Rücksichtsnahme auf den Staat.

Die Rolle des Laienhauses in den Konvokationen ist einstweilen noch eine bescheidene. Es kann vom Erzbischofe zu Rathe gezogen werden, oder auch nicht; die beiden geistlichen Häuser mögen mit ihm konferiren, oder auch nicht; das Gesetz weiß von ihm nichts, und soll nichts von ihm wissen. Aber es ist klar, daß gerade dieses Haus zu einer großen Zukunft berufen ist — sonst wäre es gar nicht geschaffen worden. Wenn erst die staatlichen Hülfsquellen nicht mehr für die Kirche fließen, wenn diese zum großen Theile auf die Beiträge ihrer Gläubigen angewiesen sein wird: dann wird das Laienhaus die Macht des Geldbeutels, the power of the purse, repräsentiren und damit allmählich zum hauptsächlich bestimmenden Faktor in der kirchlichen Gesetzgebung werden. Solcher Gestalt muß sich die Annäherung an das, auf die Gemeindeverfassung begründete Presbyterianerthum immer deutlicher herausstellen, immer nachdrücklicher vollziehen. Die Folge der Entstaatlichung des Anglikanismus wird dessen engere Verbrüderung mit den übrigen protestantischen Kirchen sein.

Aber auch extensiv erfolgt die Entwicklung der anglikanischen Kirche ohne Mitwirkung des Staates. In den früheren Zeiten wurden die Bisthümer in den Kolonien durch königliches Patent gegründet und ein Theil ihrer Unkosten auf die Staatskasse übernommen. Allein das letztere wurde mehr und mehr eingestellt, und über die Grenzen der königlichen Stiftungsbefugnisse entspannen sich staatsrechtliche Streitigkeiten. So kam es, daß — mit Ausnahme Ostindiens — sich gegenwärtig die Bildung anglikanischer Bischofssitze in den Kolonien ohne jede Mitwirkung der staatlichen und selbst der Kolonialbehörden vollzieht. Die englische Kirche ist dort also nicht Staatskirche, sondern freie Vereinigung mit denselben Rechten und Pflichten, wie jede andere ähnliche Vereinigung. Ebenso sind jetzt die Kolonialbischöfe von der früheren Verpflichtung des Unterwerfungseides gegenüber dem Erzbischofe von Canterbury oder York befreit, so daß sie sich ganz selbständig zu eigenen erzbischöflichen Provinzen zusammenschlossen. Und wie reich hat sich diese freiwillige und doch so fest gegliederte Organisation entfaltet! Im Jahre 1893 gab es 82 englische Kolonial- und Missionsbischöfe, deren meiste unter den sieben Kolonialerzbischöfen stehen. Das wahre Aufblühen dieser schöpferischen Thätigkeit erfolgte erst, seitdem die Kirche sich von der Nothwendigkeit königlicher Autorisation frei gemacht hatte. Nunmehr konnte sich auch das anglikanische Bisthum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika unbehindert entwickeln. Im Jahre 1891 gab es dort bereits nicht weniger als fiebzig Bischöfe, deren Zahl seitdem noch gewachsen ist, und die sich alle drei Jahre zu einem Generalkonvente vereinigen; neben ihrem „Bischofshause“ gibt es da ein „Haus der Deputirten“, in dem, außer den Abgeordneten der niederen Geistlichkeit, auch solche der Laien mit gleichem Rechte sitzen. Der republikanischen Gesinnung des amerikanischen Klerus gemäß werden die Bischöfe vom Diözesankonvente gewählt und sind keinem Erzbischofe unterworfen.

Mit dem angelsächsischen Volksstamme sich verbreitend, hat so die anglikanische Kirche, ohne äußere Nöthigung, durch die Macht der Ueberzeugung und der freiwilligen Gesetzlichkeit sich über die ganze Erde organisirt. Würden das unsere staatlichen Zwangskirchen auch vermögen? Gewiß nicht; es fehlt ihnen dazu die frische Kraft der Initiative und die innerliche Theilnahme der gebildeten Laienwelt. Wenn doch bei uns Geistlichkeit wie Staat erst erkennen möchten, welcher Segen besonders für die Religion in der freien Initiative, welcher Nachtheil in der allseitigen Bevormundung und in dem Polizeidrucke liegt! Gerade die riesige und doch so gleichmäßige Entwicklung des Anglikanismus unter der Herrschaft voller Freiheit ist ein neuer vollwichtiger Beweis für diesen unzweifelhaften Lehrsatz der Erfahrung.

Es lag nahe, einen Vereinigungspunkt zu schaffen, um das Auseinanderfallen aller dieser meist von einander unabhängigen kirchlichen Verwaltungen zu verhindern. Auch das gelang auf dem Boden freier Verständigung. Im Jahre 1867 forderte der Primas von England, der Erzbischof von Canterbury, alle anglikanischen Bischöfe zu einer Pananglikanischen Konferenz in dem Londoner Stadtviertel Lambeth auf. Kein Kaiser, kein Papst unterstützte diese Einladung mit seinem absoluten Willen — und doch, so stark ist Einsicht und Einigkeitsbedürfniß bei der angelsächsischen Rasse, daß von allen Theilen der Welt die Bischöfe dem Wunsche ihres Kollegen von Canterbury nachkamen. Keine persönliche oder amtliche Eifersucht, kein dogmatischer Gegensatz machten sich geltend. Schon zweimal, mit je etwa zehnjährigem Zwischenraume, haben sich seitdem die Lambethkonferenzen unter dem Vorsitze des Erzbischofes von Canterbury wiederholt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie sich auch in Zukunft versammeln werden, um die einheitliche Leitung der pananglikanischen Kirche zu übernehmen, die sich an Ausdehnung und Zahl der Gläubigen bald kühnlich mit der römisch-katholischen wird messen können.

So darf sie ohne Zagen dem Augenblicke entgegen sehen, wo der Staat gänzlich seine Hand von ihr abziehen wird. Freiheit und Selbsthilfe werden ihr mehr gewähren, als der um den Preis innerer Kraft und eigener Thätigkeit allzu theuer erkaufte Schutz der politischen Gewalten.

M. Philippson.

## Die Wissenschaft und die Schächtlüge.

Die Hetze gegen das sogenannte Schächten, wie die von den religiösen Satzungen der Juden vorgeschriebene Art, Schlachtthiere zu tödten mit einem barbarischen, dem Hebräischen nachgebildeten Ausdruck benannt wird, gehört zum Lieblingssport der modernen Judenverfolger. Sie bietet nämlich den doppelten Vortheil, daß man sich dabei, wenigstens vor den Augen der Unkundigen, ein humanes Mäntelchen umhängen kann, welches leicht das Wohlwollen gleichgestimmter Behörden und Regierungen findet, und zweitens den, daß man sicher ist, den Juden oder einem erheblichen Theil der Juden ernstes Leid, nämlich eine Gewissensbedrückung, zuzufügen. Daß auch diese Hetze, ebenso wie die anderen zur Verketzerung der Juden erfundenen Märchen, auf Lügen beruht, kann kein ernstliches Hinderniß bilden; denn dies weiß der hohe und niedere antisemitische Mob sehr wohl, daß, wenn man sich an die Wahrheit halten wollte, von Antisemitismus eben nichts übrig bleiben würde. Von der, wie mir scheint, wenig aussichtsreichen, idealistischen Voraussetzung ausgehend, daß man dieser Art geistiger Verderbniß doch wohl mit der Wahrheit auf den Leib rücken könne, hat ein Komitee zur Abwehr antisemitischer Angriffe im letzten Jahre von Neuem den Versuch gemacht, eine große Zahl von Männern der Wissenschaft und der Praxis bloß zur Begutachtung der Frage aufzufordern, ob das Schächten wirklich den Vorwurf der Thierquälerei verdiene. Es war nämlich schon in den achtziger Jahren, als in Deutschland der erste Ansturm von Antisemiten gegen die jüdische Schlachtmethode geschah, eine Anzahl von 51 wissenschaftlichen Gutachten erschienen, die durchweg jene Methode als die schonendste und zweckmäßigste Tödtungsart anerkannten. Da aber eine der Regierungen, welche in jüngster Zeit durch die einem Verbot des Schächtens gleichkommende Vorschrift vorheriger Betäubung den Antisemiten zu Willen waren, den Werth



jener Gutachten anfocht, indem sie erklärte, daß einige davon auf Irrthum, andere nicht auf Augenschein beruhten oder rein theoretisch seien, daß endlich die neueren angeblichen Verbesserungen im nichtjüdischen Schlachtverfahren nicht berücksichtigt seien, so hat besagtes Komitee sich nicht verdrießen lassen, eine neue Sammlung von Gutachten zu veranstalten. Sie hat das Ergebniß gehabt, daß fünfmal soviel Fachmänner als vorher, nämlich 253, das Gesammturtheil jener ersten Gutachten bestätigen oder verstärkten. Diese Sammlung, welche soeben die Presse verlassen hat, darf als eine der werthvollsten Kundgebungen in der Geschichte der Bekämpfung menschlicher Irrthümer angesehen werden.*)

Man wird nicht leicht eine so imponirende Schaar von Naturforschern, deren viele einen Weltruf genießen, finden, wie sie sich hier zu einem gemeinsamen Urtheil zusammengefunden hat. Unter den Gutachten finden sich natürlich auch diejenigen älteren Datums, deren Urheber zum Theil bereits verstorben sind, wie der berühmte dänische Physiologe Panum u. A. Manche wiederum haben, wie Prof. Du Bois-Reymond in Berlin, der hervorragende Förderer der physiologischen Chemie, Prof. Hoppe-Seyler in Straßburg, der Physiologe Grützner in Tübingen &c. &c. ihre älteren Gutachten bloß von Neuem bekräftigt, eine dritte Gruppe von Gutachtern endlich ist neu hinzugetreten, unter ihnen Prof. von Pettenkofer und der bedeutende Physiologe Prof. von Voit in München, der große Chirurge Sir Joseph Lister, der Turiner Physiologe Prof. Angelo Mosso. Was besagen nun alle jene Gutachten? Es ist für zart empfindende Menschen mißlich, sich über die Vortheile und Mängel von Methoden in der Zerstörung von Leben zu unterhalten. Aber, da wir nun einmal nicht in der besten aller Welten leben und die überwiegende Mehrheit der Völker in der Verwendung von Thierfleisch zur menschlichen Nahrung übereinstimmt, so ist es auch von dem Standpunkt des gebildeten Laien, ja auch von dem unserer zarten Hausfrauen wichtig, sich darüber zu verständigen, worauf es in dieser Frage ankommt und sich ein Urtheil zu bilden, wie jener Zweck mit dem denkbar geringsten Maß von Thierquälerei erreicht werden kann. Der jüdischen Schlachtmethode wird von den Gegnern sowohl die bei den gewöhnlichen Schlächtern übliche, die Thiere vor der Tödtung durch Schnitt mit einem Schlag vor den Kopf niederzuwerfen, als auch die vermeintliche Vervollkommnung dieser Methode durch die sogenannte Tödtungsmaske und endlich auch eine dritte Methode, der Nackenstich, vorgezogen. Die jüdische Methode sei deshalb thierquälerisch, weil bei ihr das Thier nicht vorher betäubt und weil es bei den Versuchen, es zum Behuf der Schlachtung niederzuwerfen und zu binden, einer qualvollen Seelenangst ausgesetzt werde. Die erwähnten 253 Gutachten lauten nun mit überwältigender Einstimmigkeit dahin, daß die jüdische Schlachtmethode nicht nur keine thierquälerische ist, sondern daß alle anderen Methoden im Gegentheil ihr gegenüber Thierquälereien sind, und daß man, weit entfernt das Schächten zu bekämpfen, es vielmehr aus humanen und gesundheitlichen Rücksichten allgemein einführen sollte. In dieser Meinung vereinigen sich aber nicht nur die Physiologen, d. h. die Kenner der normalen Bedingungen für Leben, Schmerz und Tod, sondern auch pathologische Anatomen, wie Virchow und Ziegler, Thierkundige wie Carl Vogt, Professoren der Thierarzneikunde im In- und Auslande, darunter vor Allem die französischen Forscher Chauveau und Bouley, praktische Thierärzte, die ersten Autoritäten des Thierarzneifachs in Berlin, Wien, Stuttgart, Hannover &c., sowie zahlreiche Schlachthausdirektoren und andere Fachleute.

Diese Einstimmigkeit wird leicht begreiflich, wenn man bedenkt, daß die jüdische Schlachtvorschrift aus Erwägungen der Thierschonung entsprungen und in deren Interesse mit einer Feinheit ausgebildet ist, wie man sie sonst nur noch bei der chirurgischen Technik antrifft.*) Die jüdischen Schächter, deren Thätigkeit von ihren Glaubensgenossen wegen der religiösen Bedeutung der Vorschrift auch zu den gottesdienstlichen gerechnet wird, werden dazu erst nach einer genauen Prüfung in der Kenntniß der Vorschriften sowie ihrer Geschicklichkeit und ihrer Instrumente zugelassen. Diese müssen haarscharf sein und die Tödtung der Thiere hat in einem einzigen, alle lebenswichtigen Gefäße durchtrennenden Zuge zu erfolgen. Die Juden, welche vor Jahrtausenden diese Vorschriften erließen, haben damit eine erstaunliche Kenntniß des thierischen Organismus bewiesen; denn erst die neuere Physiologie hat die wissenschaftliche Richtigkeit der Voraussetzungen nachgewiesen, von denen die jüdischen Rabbinen damals ausgingen. Man kann nur annehmen, daß sie durch sorgfältige Beobachtung der Natur instinktiv bereits zu den Resultaten gelangten, welche die neuere Wissenschaft bestätigt hat. Diese hat nämlich gezeigt, daß die Aufhebung des Bewußtseins am Schnellsten durch die Entleerung des Gehirns von Blut bewirkt wird, da die Erhaltung des Bewußtseins wesentlich von der gleichmäßigen Füllung der Hirnarterien abhängt — die normale Beschaffenheit der Hirnsubstanz vorausgesetzt. Jene Entleerung kommt aber durch die beim Schächten blitzartig erfolgende Durchtrennung der Halsschlagadern und der großen Halsvenen so schnell zu Stande, daß die Thiere, wie die Physiologen Hoppe-Seyler in Straßburg und Richet in Paris in den veröffentlichten Gutachten darthun und wie neuerdings ein russischer Forscher Dembo in zahlreichen Beobachtungen bestätigt hat, in wenigen Sekunden das Bewußtsein und somit jede Schmerzempfindung verlieren. Was sind nun die anderen Schlachtmethoden im Vergleich damit für Brutalitäten! Nicht nur beim gewöhnlichen Schlagen vor den Kopf, sondern auch bei der Tödtung mit der sogenannten Maske bedarf es oft mehr als eines halben Dutzends von Schlägen, ehe ein Thier zusammenstürzt, zuweilen springt es sogar wieder auf, ehe es den letzten entscheidenden Schlag erhält. Bei der Tödtung mit der Maske wird dem Thiere mit dem Hammer ein Eisenpflock von der Stirn aus ins Gehirn getrieben, in der Annahme, damit das Bewußtsein aufzuheben. Mit Recht wendet Dembo, der über den Gegenstand im Februar vor der Berliner physiologischen Gesellschaft einen lehrreichen Vortrag hielt, ein, daß man dabei die Kleinheit des Ochsengehirns im Vergleich zur Größe und Masse seiner Schädelknochen übersehe, und daß es sowohl auf diese Weise, wie durch die widerliche und grausame Durchwühlung des nach der Maskenmethode verletzten Gehirns mit einem langen Stabe nur ausnahmsweise sicher gelingt, das verlängerte Mark, als den eigentlichen Sitz des Lebens — den noeud vital, wie ihn der verstorbene Flourens nannte — zu treffen. Von dieser irrigen Voraussetzung scheint auch die russische Methode des Nackenstichs auszugehen, welche besonders Herr Dembo vortrefflich beleuchtet hat. Bei ihr stürzt ein großes Schlachtthier allerdings regungslos zusammen, aber nicht, weil es das Bewußtsein verliert, sondern weil ihm das Rückenmark quer durchschnitten und es so am Rumpf und den Extremitäten gänzlich gelähmt wird, aber die volle Schmerzempfindlichkeit behalten hat. Ein solches Thier fraß, wie Dembo berichtet, noch eine Viertelstunde nach Empfang des Schlages, der es niederstreckte, Brot und Salz. Dembo hat übrigens auch in einer im hiesigen physiologischen Institut ausgeführten chemischen Untersuchung nachgewiesen, daß die rasche Blutentleerung der geschächteten Thiere, deren Fleisch auch haltbarer und gesunder macht, weil die Starre rascher eintritt und verläuft und weil sich in Folge der Entblutung die Fäulnißstoffe langsamer bilden.

Es würde zu weit führen, auch nur die wichtigsten der Gutachten hier durchzugehen, von denen u. A. Prof. Preyer die seelische, Prof. J. Rosenthal in Erlangen die

*) Gutachten über das jüdisch-rituelle Schlachtverfahren. Emil Apolant. Berlin 1894. 122 Seiten Fol.

*) Es entspricht dies der geschichtlichen Wahrheit; von einem der Gutachter, Herrn Prof. Ernst in Wien, wird es aus den Vorzügen des Verfahrens geschlossen, daß „die Vorschriften für das Schächten geradezu vom Standpunkt der Humanität dem Thiere gegenüber verfaßt worden sind“.

nervenphysiologische Seite des Gegenstandes genauer behandelt. Für den Laien genüge die Thatsache, daß die Zeit, in welcher dem Schlachtthier das Bewußtsein schwindet, beim Schächten in den Angaben der verschiedenen Beobachter zwischen 4 und 15 Sekunden schwankt, während es bei den anderen Methoden wiederholter Schlagversuche oft bis zu acht Minuten bedurfte, um das Thier bewußtlos zu machen. Dies nennt man humaner Weise die „vorherige“ Betäubung! Nach der Zeit gemessen ist somit die Schächtmethode bloß etwa sechzigmal schonender als die anderen, und dies nennt man antisemitisch-humaner Weise: Thierquälerei oder, mit den sächsischen Offiziösen zu reden, „den Anforderungen der Jetztzeit gegenüber nicht mehr haltbare Menschensatzung!“

Ich will nicht weiter auf Einzelnheiten eingehen und von den mitgetheilten Gutachten nur noch zwei anführen; das eine, von Prof. Engelmann, dem durch bahnbrechende Untersuchungen bekannten deutschen Physiologen an der Universität Utrecht, weil es in wenigen Zeilen den Kern der Sache zusammenfaßt, und das andere, von Prof. Mosso in Turin wegen des interessanten zum Vergleich herbeigezogenen Beispiels am Menschen. Das Engelmann'sche Gutachten setzte ich wörtlich hierher:

„Utrecht, den 8. Dezember 1893.

Ich kann nur meine Verwunderung darüber aussprechen, daß man noch immer fortfährt, Gutachten über das jüdisch-rituelle Schlachtverfahren einzuholen. Die Untersuchungen der Physiologen, Pathologen und Thierärzte haben längst in einer für jeden Unbefangenen völlig überzeugenden Weise festgestellt, daß dies Verfahren vor allen anderen den Vorzug und im Besonderen weniger als irgend eines der sonst empfohlenen oder geübten Verfahren den Vorwurf der Thierquälerei verdient. Es kann sich nach meiner Meinung nur um die Frage handeln, ob nicht das Schächten allgemein an die Stelle der sonst gebräuchlichen Schlachtverfahren zu treten habe. Das Interesse der Hygiene wie das des Thierschutzes scheinen mir entschieden eine Bejahung dieser Frage zu fordern.

Dr. Th. W. Engelmann,
Professor der Physiologie an der Universität.“

Professor Mosso in Turin, der die Erforschung des Zusammenhangs zwischen dem Blutumlauf und der Thätigkeit des Gehirns zu seinem Spezialgebiet gewählt und hierin eine Reihe der glänzendsten Entdeckungen gemacht hat, weist darauf hin, daß der Zufall es ermöglicht hat, die Frage, wie das Bewußtsein durch Entleerung des Gehirns vom Blut, beziehungsweise durch Unterbrechung des Kreislaufs im Gehirn beeinflußt wird, am Menschen zu beantworten. Es geschah an dem Landmann Michele Bertino, der durch einem ihm auf den Kopf gefallenen Ziegelstein eine schwere Schädelverletzung erhielt, später trepanirt werden mußte und dessen offene Schädelwunde Herrn Prof. Mosso in den Stand setzte, seine berühmten Versuche zu machen. Sie sind übrigens eingehend in Mosso's Büchern über die Furcht und über die Ermüdung — beide in Uebersetzung bei Hirzel in Leipzig erschienen — beschrieben. Hier seien bloß Mosso's Worte in seinem Gutachten vom 3. Februar 1894 wiedergegeben. Mosso erzählt, daß er an diesem Manne mit dessen Zustimmung seine Versuche über den Blutkreislauf im Gehirn machte, indem die Apparate Mosso's mit dem Gehirn direkt in Verbindung standen, um Puls und den Stand des Kreislaufs niederzuschreiben. Am 29. September 1877 machte er mit Dr. de Paoli an Bertino Versuche über Hirnanämie. Mosso berichtet:

„Dr. de Paoli machte mir ein Zeichen, daß er bereit sei, die Carotiden am Halse zusammenzudrücken und fing an, dieselben langsam zusammenzupressen, um die Blutzufuhr nach dem Gehirn zu vermindern. Nach 8 Sekunden hatte Bertino das Bewußtsein verloren, und man hörte sofort mit der Kompression auf. Bertino öffnete die Augen, gleichsam überrascht, sich an jenem Orte und in jener Lage zu befinden. Er sagte, daß er alles dunkel werden sah, aber nichts Unangenehmes empfunden habe. Er spie auf den Boden und klagte über ein leichtes Gefühl von Uebelkeit; kurz darauf forderte er uns auf, von Neuem zu beginnen, aber ich wollt's nichts mehr vornehmen. Dies Experiment beweist, daß eine geringe Verminderung des Kreislaufs im Gehirn genügt, um sofort das Bewußtsein aufzuheben.“ Mosso glaubt, daß sowohl das Schlagen des Thieres mit der Keule, wie die jüdische Schlachtmethode den Tod herbeiführen kann, ohne daß das Thier Zeit hat es gewahr zu werden. Aber er würde die „Durchschneidung der großen Arterien am Halse vorziehen, weil es der sichere und unfehlbare Weg ist, um im Augenblick die Bewußtlosigkeit und den Tod herbeizuführen.“

Diese Ausführungen von Fachmännern ersten Ranges müßten, auch in diesem knappen Auszuge hinreichen, um solche Personen zu überzeugen, welche geneigt, gewohnt und befähigt sind, sachliche Gründe auf ihre Ueberzeugungen einwirken zu lassen. Aber eben deshalb darf man sich über den Einfluß solcher Darlegungen keiner Selbsttäuschung hingeben. Schreiber dieser Zeilen war im vorigen Sommer gerade zur Zeit der Volksabstimmung über das Schächtverbot in der Schweiz und mußte mit tiefer Betrübniß die Wahrnehmung machen, wie der größte Theil der deutschen Kantone und somit die Mehrheit des Schweizervolkes für diese ebenso unduldsame, wie thörichte Maßregel eingefangen wurde, weil eben der Antisemitismus auch dort selbst diejenigen Elemente ergriffen hat, welche dem Volke durch höhere Bildung vorangehen sollten. Nur wenige deutsche Blätter, wie die Baseler Nachrichten und das Luzerner Tagblatt, zeigten das volle Verständniß für die Verkehrtheit und das innerlich Unwahre der ganzen Maßregel, während sogenannte liberale und aufgeklärte Organe wie die „Neue Züricher Zeitung“ mit dem Antisemitismus lustig an einem Strange zogen und alle die fadenscheinigen Argumente herableierten, welche der sogenannte Salonantisemitismus zum Besten gibt, wie daß die Juden selbst ihre überholten und angeblich inhumanen Satzungen aufgeben sollten, um erst in die Gemeinschaft der kultivirten Völker aufgenommen zu werden. Dafür, daß man hier unter dem Vorwande der Humanität den Juden eine bewährte humane Einrichtung rauben und ihnen eine Rohheit erst aufdrängen wolle, hatte diese Gesellschaft kein Gefühl. In solchen Augenblicken erkennt man, daß wir es mit einer weitverbreiteten Verminderung des moralischen Empfindens zu thun haben und daß Versuche, mit diesem Abgrund von Heuchelei und Bosheit, wie er sich im modernen Antisemitismus darstellt, durch Logik fertig werden zu wollen, bloß ein schöner Wahn sind. Ist diese Schmutzwelle einmal wieder abgelaufen, dann werden die europäischen Völker ganz von selbst humanen und logischen Erwägungen in der Behandlung von Menschen anderer Abstammung und Denkart wieder Raum geben, ob es sich nun um das Blutmärchen, um den Talmud, um das Schächten oder um die Ueberlegenheit des einen arischen Stammes über den anderen oder einer christlichen Konfession über die andere handelt. Denn das moderne Evangelium des Völkerhasses macht vor den jüdischen Nasen ja auch noch lange nicht Halt.

Emil Schiff.

## Das Wiederaufleben der Napoleonischen Legende.

### I.

In Fixin, einem kleinen Oertchen wenige Stunden südwestlich von Dijon, in der Nähe der gesegneten Fluren, auf denen der herrliche Chambertin wächst, lebte in den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts ein alter napoleonischer Troupier, den man als einen der be-

kannten Heine'schen Grenadiere, „die in Rußland gefangen", wieder erkennen könnte. Er hieß Noisot und stammte aus Auxerre. Nur bis zum Grenadierkapitän hatte er es in der großen Armee gebracht. Doch kannte seine Verehrung gegen den Kaiser keine Grenzen. Er hatte ihn nach Elba begleiten dürfen und lebte nun in den Zeiten der Restauration, wie so Viele auf Halbsold gestellte, in seinem heimathlichen Burgund kärglich aber anständig vom Unterricht im Zeichnen und dem Ertrage verkaufter, sehr mäßiger Bilder. Eine kleine Erbschaft, die er dann machte, entrückte ihn den Nahrungssorgen und ließ seine Blicke höher schweifen. Er kaufte einen Bergrücken der hier nach der Thalebene von Dijon steil und zerrissen abfallenden Cote d'or. Aber nicht etwa um sich hier auf diesem Punkte einen Landsitz anzulegen. Die Aussicht von ihm war freilich entzückend: Man blickte auf die Hauptstadt weiland Karls des Kühnen nach Nordosten und über violette Bergzüge in weiter Ferne nach Südosten hinweg bis zu der Schneespitze des Montblanc. Nein, seinem Heros wollte er hier eine Art Mausoleum errichten. Denn alle Gedanken dieses Mannes lebten in der Erinnerung an seinen Kaiser, dessen Andenken in Burgund durch ein bleibendes Denkmal zu ehren, eine Lebensaufgabe für ihn geworden war.

Schon in seinem Aeußeren konnte Noisot als das Urbild eines legendären napoleonischen Offiziers in der Restaurationsepoche gelten. Seine Haltung war eine militärische, die des Troupiers der Kaiserzeit. Seinen Ueberrock gürtete er um die Hüften wie ehedem die Uniform. Der Kopf steckte in einer hohen steifen Kravatte; die dichten vorwärts gestrichenen Haare, der kurze Backen- und der starke Knebelbart gaben dem Gesicht etwas Düsteres, Unzufriedenes. Nur dann belebten sich seine Augen, wenn von seinem Kaiser die Rede war. Außer dem Ruhme dieses seines Heros war ihm alles gleichgültig. Seine Feinde waren „die wahren Feinde Frankreichs", er nannte ihn den „modernen Christus". Und doch war im Grunde seines Herzens dieser Schwärmer für Napoleon, dieser halb mystische Verehrer einer Idee nichts weniger als imperialistisch gesinnt. Es wollte nicht viel heißen, daß er, wie so viele seiner Kameraden, in den trüben Tagen der Restauration zur republikanischen Partei übergetreten war. Napoleon war dem alten Grenadierkapitän zum Idol, nicht als Kaiser, als Wiederhersteller eines festen, strengen und militärisch geordneten Staatswesens und der katholischen Hierarchie, nicht als Gemahl der Tochter eines der ältesten Fürstenhäuser der Erde und Gründer von Königsthronen und Dynastien geworden; als jugendlicher Held, der die Trikolore in den Ebenen jenseits des Montblanc und des blauen Meeres dahinter als General der französischen Republik siegreich triumphirend entfaltete, hatte sich der kleine Corse in das Herz des grauen Grimmbartes eingeschlichen, um es allein zu beherrschen.

Ueber die Kriege des späteren Kaisers, mit ihren furchtbaren Anstrengungen und Strapazen, mit ihren enormen Verlusten und Niederlagen, mochte er wohl denken wie die Gardegrenadiere auf dem bekannten Bilde Raffet's mit dem Skelett einer Windmühle zur Seite, auf dem die abgetriebenen Soldaten in tiefem Kothe waten, den Blick auf den Kaiser gerichtet, der ihnen den Rücken zukehrt. Der Maler hat die Seelenstimmung dieser Soldaten in der Unterschrift festgehalten: Ils grognaient . . et le suivaient toujours. So machte auch Noisot gegen seinen Kaiser in den letzten Jahren des Empires oft „gebrummt" haben, aber er war ihm doch nach Elba gefolgt. Und als nun sein Held, der Sieger in so vielen Schlachten auf der einsamen Felseninsel im Stillen Ozean seinem Leberleiden erlegen war, und er, der in seiner Jugend jahraus, jahrein aus einem Lande Europas ins andere hinter der Trikolore hermarschirt war, kümmerlich und an die Scholle von Fixin gefesselt, sein stilles Dasein fristen mußte, da waren alle Gedanken an die Leidenstage in Spanien, Rußland, Deutschland und in der Champagne verflogen, und vor seinem geistigen Auge erstrahlte allein die Gloriole um das Haupt des Siegers von Marengo und Jena.

In dieser seiner Gesinnung berührte sich der alte steife Militär mit einem Landsmanne, welcher die französische plastische Kunst aus den Geleisen der klassischen Schultradition in die des naiven Naturalismus und modernen Empfindens hinüberzuführen mit bestimmt war, mit François Rude, dem Sohne eines Schmiedes aus Dijon. Rude war in seiner Jugend ein großer Verehrer des Kaisers gewesen und hatte sich nach den hundert Tagen nach Brüssel zurückgezogen. Hatte er doch mit fünf Anderen im März 1815 ein Husarenregiment, das durch Dijon zog, um dem von Elba entwichenen Kaiser feindlich entgegenzutreten, mit dem Rufe: Vive l'Empereur! empfangen, eine Tollkühnheit, welche den nachrückenden Marschall Ney bei seinem verhängnißvollen Entschlusse, seinem Könige die Treue zu brechen, doch beeinflußt hat. Seitdem war Rude nach Frankreich zurückgekehrt und verlebte seine Herbstferien in der Regel in Chambolle, ganz in der Nähe von Fixin. Er wurde mit Noisot bekannt, und dieser nahm ihn im August 1845 auf seinen Berg mit. Hier redete der alte Grenadier so lebhaft auf den Bildhauer ein, ihm für diesen Platz ein Denkmal für seinen Kaiser zu schaffen, daß dieser, von der Schönheit des Ausblicks und dem Feuer des alten Soldaten hingerissen, seine alte Liebe für Napoleon wieder erwachen fühlte und versprach dem Freunde zu Willen zu sein. Nach Paris zurückgekehrt, machte sich Rude sofort mit Enthusiasmus an die Arbeit. Die Idee, welche ihm dabei vom Anfang vorschwebte, und die er auch in seinem Werke zur Darstellung brachte, war eine ganz originelle, im Grunde aber doch unkünstlerische. Er wollte das Wiederaufleben Napoleons auf dem Inselfelsen von St. Helena darstellen. Auf einem Felsblock, der dies aus den Fluthen hervorragende Eiland versinnbildlicht, liegt, von seinem als Leichentuch behandelten Campagnemantel leicht bedeckt, die Gestalt des modernen Prometheus in natürlicher Größe. Kopf und Füße ragen über die Unterlage heraus. Das Haupt hebt der Kaiser, der die Uniform eines Grenadierobersten trägt, wie aus dem Schlafe aufwachend empor. Die Stirne ist mit Lorbeer bekränzt, das Antlitz, mit kaum geöffneten Augen, schön und strahlend. Der Körper erhebt sich, auf den rechten Ellenbogen gestützt, während die Linke das Leichentuch aufhebt. Die Ketten, die den Degen des Kaisers angeschlossen, hängen gesprengt am Felsen herab. Aber der Adler, der mit ausgestreckter Zunge, mit geknicktem Flügel und gesenktem Fange unter dem Mantel hervor an dem Steinblock herausragt, versinnbildlicht doch, daß das Kaiserreich gebrochen ist. Um keinen Zweifel über die republikanische Tendenz des sich in zahlreichen symbolischen Andeutungen gefallenden Kunstwerks aufkommen zu lassen, ist auch eine Bürgerkrone angebracht. Auf ihren Eichenblättern sind die Namen eingegraben, welche die Ruhmesetappen der italienischen Armee bezeichnen: Rivoli, Lodi, Campo Formio, Arcole.

Am 19. September 1847 konnte der Bronzeguß, den Meister Rude unentgeltlich geliefert hatte, auf dem steilen Bergrücken über Fixin enthüllt werden. Noisot hatte dafür gesorgt, daß er eine seiner würdige Aufstellung finde. Am Eingange seines Grundstückes hatte er eine festungsartig krennelirte Mauer mit Thor errichten lassen. Ein steiler Weg führte von da den Berg hinauf in ein von Cypressen umstandenes Rondel, in dessen Mitte die Statue aufgestellt war.

Dieser 19. September war ein glücklicher Tag im Leben Noisot's, ein Festtag für die ganze Gegend. Schon in der Frühe des Sonntags war das Landvolk von weit und breit in Fixin zusammengeströmt und sang zu Ehren Napoleons die Lieder der Zeit: La redingote grise und Le petit chapeau. Durch die Volkshaufen hindurch ordnete sich der Festzug der geladenen Ehrengäste von dem Hause Noisot's an. Die Spitzen des Departements, der Präfekt, der Bürgermeister von Dijon und zahlreiche Beamte waren erschienen. Auch zwei aktive Generäle hatten sich eingefunden. Soldaten der Garnisonen von Dijon, von Beaune und Auxonne waren herbeigekommen und Regimentsmusiken spielten zum Zuge auf. Was lag der Menge daran, daß dem alten Kapitän, der seine alte Grenadieruniform mit der

Helenamedaille und dem Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust angelegt hatte, und dem stattlichen Bildhauer, dessen weißer Bart bis auf die Brust herabreichte, die Civil- und Militärnotabilitäten nicht in glänzenden Uniformen, sondern in bürgerlichem Anzuge folgten? Sie schrie doch nur ununterbrochen: Es lebe der König! Es lebe der Kaiser! Es lebe Noisot! Es lebe Rude! An der Statue angekommen, feinen Freund Rude, dem die Thränen aus den Augen fielen, am Arme, enthüllte Noisot das Monument, an dessen Fuß die Worte eingegraben waren: A Napoleon, Noisot, grenadier de l'île d'Elbe, et Rude, statuaire. Die Musik fiel ein. Der Jubel des Volkes kannte keine Grenzen. Dann befahl Noisot Ruhe. Er erzählte die Geschichte der Entstehung des Monuments mit kurzen Worten, dankte dem Könige, der die Asche seines Kaisers wieder habe nach Frankreich kommen lassen, wies alle Ehren von sich ab auf das Haupt seines Freundes Rude, das er mit einer Blume, einem Eichenzweig als würdig des modernen Phidias zu schmücken aufforderte, und schloß mit den Worten: „Wir vertrauen das Kunstwerk der Liebe der Nation, dem thatkräftigen Patriotismus der Burgunder an. Und wenn eines Tags die Feinde Frankreichs, die Barbaren, die Vandalen, es noch einmal wagen sollten, ihre Stirn gegen uns mit dem Rufe: Nach Paris! Nach Paris! zu kehren, dann werden wir das Monument Rude's, das wir heute enthüllen, vertheidigen."

An eine solche patriotische Rede konnte sich nur der Gesang der Marseillaise anschließen, die denn auch mit anderen volksthümlichen Liedern das nachfolgende Volksfest, an dem mehr als zehntausend Bauern theilnahmen, beherrschte. Während das Volk im Freien aß, trank, tanzte und sang, saßen die vornehmeren Festgenossen im alten Schlosse zu Fixin zur Tafel und erfreuten sich der emphatischen Toaste auf Noisot und Rude. Der General Boyer brachte auch ein Hoch auf den König aus „als den Restaurator der Künste, den Rächer Napoleons". Ein auf dem Berge abgebranntes Feuerwerk beschloß endlich die Festlichkeiten dieses Tags, welche sich jedoch am Dienstag darauf in Dijon fortsetzten. Man gab dem Meister Rude, dem plötzlich zu einer großen Berühmtheit gewordenen Stadtkinde, ein großes Essen im Stadthaussaale. Auch dabei fehlte es nicht an überschwenglichen Reden. Aber man vergaß auch nicht dem Meister praktisch unter die Arme zu greifen. Der Munizipalrath gab ihm einen Auftrag auf ein Werk seines Meißels für dreißigtausend Francs, und die Stadl Beaune übertrug ihm die Errichtung der Statue Mogne's, des berühmten Sohnes ihrer Stadt.

Diese Enthüllung der Statue Napoleons, die ein fast unbemittelter Mann und ein Künstler auf ihre Kosten zu Stande gebracht hatten, die Festlichkeiten, welche ihr gefolgt waren, machten Aufsehen in ganz Frankreich. Sie wurden zu einem Ereignisse. Die Provinzialpresse und die großen Pariser Zeitungen brachten weitläufige Beschreibungen, denen wir es zu danken haben, daß Herr de Fourcaud sie so ausführlich und drastisch uns hat schildern können.*) Wir sind hier natürlich nicht um ihrer selbst willen auf sie so umständlich eingegangen. Herr de Fourcaud hatte sie in seiner großen Arbeit über François Rude als einen Höhepunkt des Lebens dieses Künstlers herauszuheben. Auch ist das hier nicht geschehen, weil sie für die Zeit, in der sie stattfanden, und für das Volk, das sie feierte, überaus charakteristisch sind. Die „Anarchie der Ideen", welche in ihnen zu Tage trat, wetteifert mit der Kurzsichtigkeit und Lässigkeit der Regierung des Bürgerkönigs, welche nur auf die Zänkereien der Kammer horchte, und ihre Augen vor dem schloß, was in dem Lande vorging und sich in der Seele des französischen Volkes vorbereitete. „Die politische Sentimentalität der Epoche", die Unklarheit der Empfindungen, welche das französische Volk mit Bewunderung für dies Monument des großen, wiedererwachenden Kaisers erfüllten, konnten freilich auch einer Regierung nicht so gefährlich erscheinen, die so viel gethan hatte, um diesen unklaren Gefühlen zu schmeicheln und sie zu fördern. Sie, die diese Geister gerufen hatte, wie hätte sie sie nun auch bannen können! Freilich, die Geister, welche die Julimonarchie stürzen, eine Republik proklamiren und dann das zweite Kaiserreich heraufbeschwören sollten, waren es nicht, die hier in Burgund Monumente geschaffen und Feste gefeiert hatten. Dazu gehörten stärkere Leidenschaften und festere Fäuste. Die Leute, welche das Eigenthum nur als das letzte zu beseitigende Privileg ansahen, mußten dabei die Hand anlegen. Aber ein nicht zu verachtendes Ferment in der allgemeinen Gährung, in der sich vor 1848 die französische Gesellschaft befand, bildet doch dieses Aufleben des in merkwürdigster Weise zusammengesetzten republikanischen Napoleonismus.

Doch auch nicht um diese hybride Bildung und ihre heterogenen Bestandtheile aufzuzeigen und ihre Bedeutung abzuschätzen, ist das Werk Noisot's hier eingehender vor Augen geführt worden. Dasselbe scheint nur ein echt typisches Paradigma für das Emporkommen aller derartigen politischen Legendenbildungen zu sein. Die Elemente, welche sie halb bewußt, halb unbewußt schaffen, treten hier meines Erachtens in selten klarer Weise hervor. Jede derartige rückwärts gewendete Legendenbildung wurzelt in einer mehr oder weniger starken Empfindung, daß die Zustände der Gegenwart, an denen der Vergangenheit gemessen, ganz unbefriedigend, ja drückend sind. Je verbreiteter dieses Gefühl ist, desto besser ist der Boden für diese Bildung vorbereitet. Aber es würde zu keinem faßbaren Ausdrucke, zu keiner That treiben, wenn nicht einzelne ganz bestimmte Personen vorhanden wären, in denen sich diese Empfindung gleichsam krystallisirte, Personen, die bereit sind Alles, was sie besitzen, ihrer Idee zum Opfer zu bringen. Die Welt pflegt derartige Menschen Sonderlinge, Phantasten, Don Quixotes u. s. w. zu nennen, wenn sich ihr Sinnen und Thun auf Gegenstände richtet, die wirklich nicht mehr lebensfähig sind. Kommen sie aber einem Bestreben entgegen, das weit verbreitet und noch gestaltungsfähig ist, dann werden sie die Pfadfinder und Träger dieser Entwicklung, die ohne sie nicht gedeihen kann. Häufig pflegt ein ganz persönliches Moment hierbei zum Ausgangspunkte der Entwicklung zu werden. Aber ihr Urheber muß fähig sein, dieses persönliche Moment abzustreifen, so daß die allgemeine Empfindung ganz seiner Herr wird und er in deren Dienste aufgehen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Heinrich.

## Das Heine-Denkmal.

Daß Heine in Düsseldorf zunächst kein Denkmal erhält, ist nach glorreichen Kämpfen von den Dunkelmännern siegreich durchgesetzt worden. Das „goldene" Mainz beschloß darauf, sich selbst durch ein Monument des Dichters zu verschönen und zu ehren; denn Heine selbst, dessen Werke in keinem gebildeten deutschen Hause fehlen können, bedarf solcher Auffrischung seines Gedächtnisses nicht. Und nun beginnt man wiederum zu debattiren, ob es denn recht und billig sei, was in Mainz geschehen soll. Auf dieses erbauliche Schauspiel erlaubten wir uns, Ernst von Wildenbruch hinzuweisen. Dieser Dichter, dem man sicher nachrühmen kann, daß in seinen Werken heute der vaterländische Ton am kraftvollsten erklingt, schreibt uns darauf:

„Meiner Ansicht nach ist in der Sache Alles gesagt. Es handelt sich nicht mehr um Gründe und Gegengründe, sondern um Empfindungen.

Aus meiner Empfindung heraus erfolgt meine Antwort.

Ich bin ein Deutscher von stark ausgeprägtem Nationalgefühl.

*) Gazette des Beaux Arts. 3me Periode. Tom IV. S. 335 u. f.

Mein Nationalgefühl ist aber nicht ein solches, daß es bei der rechten Hosennath anfängt um bei der linken zu enden, es ist auch kein Kultus, kein Weihrauchschwingen vor einem Altar, auf dem Germania in altgermanischer oder mittelalterlicher Tracht paradirt, es ist Liebe. Und weil ich dem Grundsatze **nicht** huldige, daß Liebe blind macht, bin ich nicht blind gegen die Schwächen Deutschlands und gegen die Gefahren, die es bedrohen.

Zu diesen rechne ich vor allen den geistigen Pauperismus, der sein Caliban-Gesicht über Deutschland zu erheben beginnt. Ich verstehe darunter die Verödung an Kopf und Herz, die sich bei uns auszubreiten beginnt.

Den hauptsächlichen Grund zu dieser Erscheinung erblicke ich in der von Tag zu Tage fortschreitenden Respektlosigkeit vor dem Geiste und vor der geistig überlegenen Individualität. Darum sollten sich, meiner Ansicht nach, die wahrhaft Gebildeten von ganz Deutschland einmüthig zusammenfinden, wo sich die Gelegenheit bietet, diesem Respekte vor dem Geiste durch eine greifbare Handlung Ausdruck zu verleihen.

Und eine solche Gelegenheit ist hier geboten.

Kein Mensch, ob persönlicher Freund oder Feind Heinrich Heine's, zweifelt ernsthaft an der Größe seines Geistes. Kein Mensch ist sich ernsthaft unklar darüber, daß Heinrich Heine mit seinen Werken die Seele Deutschlands beschenkt und bereichert hat.

Darum sollten sich die Gebildeten Deutschlands klar darüber sein, daß die Frage ganz falsch behandelt wird, wenn man sie von dem beschränkten pro- oder antisemitischen Standpunkte aus behandelt; sie sollten sich klar sein, daß eine viel größere, wichtigere Frage zur Entscheidung steht.

Diese Frage aber lautet:

Soll in Deutschland Geistesgröße immer und unter allen Umständen anerkannt und soll der Persönlichkeit von der sie, zum Wohle Deutschlands ausgegangen ist, Dank in sichtbarer Gestalt bewahrt werden — oder soll es in Deutschland Zeiten und Stimmungen geben dürfen, wo Geist hinweg-dekretirt, Verdienst als nicht vorhanden, Dankbarkeit als überflüssig erklärt wird?

So steht die Frage, und so lautet sie.

Wer in der Beantwortung derselben zweifeln will, der zweifle — ich für meine Person habe sie beantwortet, indem ich dem Komitee zur Errichtung eines Denkmals für Heine beigetreten bin.

Indem ich Ihnen, geehrter Herr, freistelle, von dieser meiner Aeußerung in der „Nation“ Gebrauch zu machen, verbleibe ich

Berlin, den 1. April 1894.

hochachtungsvoll ergebenst

Ihr

Ernst v. Wildenbruch.

## Der müden Seele Frieden?

Im vorigen Jahrhundert hieß der Friedlose, innerliche Banquerotte, der ausgebrannte Libertin des Geistes und des Fleisches William Lowell oder Roquairol. Degenerirte Wertherenkel waren es, Tieck und Jean Paul haben sie gezeichnet. An unseres Jahrhunderts Ende heißt der müde Mann Gabriel Gram, sein Wesen und Art hat sicher und scharf für uns und für die, die da kommen werden, Arne Garborg porträtirt.

Gemeinsamen Zug und Stempel tragen die Söhne beider Epochen, liegen gleich hundert Jahre Abstand zwischen ihnen. — Der Held des wüsten Tieck'schen Jugendromanes, wie der Roquairol aus Jean Pauls „Titan“, denen sich als dritter der französische René des Chateaubriand zugesellt, sind „Abgebrannte des Lebens“, sie waren nie jung; Menschen- und Selbstverachtung gemischt mit Selbstüberhebung, geistigem Hochmuth ist ihr Merkmal; sie wühlen zersetzend in ihren Empfindungen, sie zerfleischen quälerisch ihre Gefühle; diese Empfindungen und Gefühle aber sind halbe, wie ihre Träger keine ganzen Vollmänner, sondern nur geflickte Halbnaturen sind; durch die ewige Analyse ist die Potenz zu einem ungetheilten ganzen Erfassen eines geistigen oder sinnlichen Genusses geschwächt. Die große Müdigkeit kommt über sie: „alles umher erscheint uns in einer schaalen Trübheit, unsere schönsten Hoffnungen und Wünsche stehen da, von einem Nebel dunkel und verworren gemacht, wir suchen mißvergnügt den Rückweg nach der Höhe; aber die Bahn ist zugefallen, und so befällt uns endlich jene dumpfe Trägheit, die alle Federn unseres Wesen lähmt“, heißt's im Lowell, und der Selbstbeschauer Roquairol sagt: „Wenn so zuweilen die Eingeweidenwürmer des Ichs, Erbauung, Entzückung, Liebe und dergl. wieder herumkriechen und nagen und einer den anderen frisset, so sehe ich vom Ich herunter ihnen zu; wie Polypen zerschneide und verkehre ich sie, stecke sie in einander. Dann sehe ich wieder dem Zusehen zu, und da das ins Unendliche geht, was hat man denn von allem?“

Und wie ihr Epigone greifen sie mit tastender Hand nach dem einlullendem Opium des Glaubens und der Mystik. Sinnlichkeit und Religiosität verketten sich schwesterlich bei ihnen und ihr Evangelium ist jene schwüle Lehre des Novalis: „die Sünde ist der größte Reiz für die Gottheit“; je sündiger der Mensch, je religiöser. Denn erst, wenn der Mensch tiefer tief zu nichte geworden durch Schande und Schmach, ist das Erlösungsbedürfniß brennend und heiß genug zur Läuterung. — Gabriel Gram trägt nicht mehr die Werthertracht, er geht modern und elegant im Cylinder, ja er vergißt zu Zeiten auch das Monokle nicht; er redet nicht mehr so kraus verschnörkelt und so langathmig wie seine Ahnen, sondern kürzer, nervöser, hastiger. Aber ihr Erbtheil lebt in ihm fort und mit ihrem Zeichen ist er geprägt; im groben Umriß gleicht er ihnen sogar aufs Haar, sieht man aber schärfer und feiner, so erkennt man — und das zielt auf Gabriel Gram als Typus, nicht als dichterische Figur — um wieviel kränker, sensitiver, abgehetzter dieses alte Kind des neunzehnten Jahrhunderts ist, als seine Vorfahren, um wieviel nuanzirter, vielseitiger, schillernder in seiner Gemüthswelt.

Bei dem Vergleich stößt man sofort auf einen Hauptunterschied im Gefühls- und Liebesleben zweier Jahrhunderte. Im achtzehnten strömt das Gefühl rückhaltlos aus, man schwelgt in ihm; wovon das Herz voll ist, des geht der Mund wirklich über; es ist das Zeitalter des Briefes, man theilt sich umständlich einander mit. Und wenn auch die Lowell und Roquairol nur halber Gefühle und Neigungen fähig sind, so halten sie diese wenigstens nicht vor denen zurück, denen sie gelten, und Liebeserklärungen machen ihnen nicht die kleinsten Skrupel. Wie anders hundert Jahre später. Die tieferen Gefühle sind für die Menschen „gênant“ geworden, man schämt sich ihrer nicht nur vor denen, für die man fühlt, sondern vor sich selbst; bei Liebeserklärungen fürchtet man albern auszusehen; Liebesbriefe werden zwar geschrieben, sogar sechs Seiten lang — früher schrieb man sie allerdings noch länger — sie werden aber nicht abgesandt; man liest sie sich durch, schämt sich, sich so bloßgestellt zu haben und verbrennt sie, wie Gabriel Gram seine Fannybriefe; man ironisirt sich — das Ich kommt immer zuerst — die Liebe, die Geliebte.

Und noch eine andere markante Verschiedenheit. Die Lowell und die Roquairol sind eigentlich ganz robuste Wüstlinge; wenn sie ein Weib begehren, dann nehmen sie sichs ohne allzuviel Reflexion und vor Nothzucht und Mord wird nicht zurückgeschreckt. Gram dagegen ist der Ueberbedenkliche und überbedenklich eigentlich auch nur, weil er keinen Muth und keine Entschlußfähigkeit besitzt, weil er begehrungsunfähig ist. Er fürchtet sich, das Mädchen, das

er liebt, anzurühren. Warum fürchtet er es? Aus tausend Gründen. Ihr ganzer Verkehr würde dann ein anderer werden; sein ganzes Leben müßte eine andere unbequemere Gestalt annehmen; seine Hauptbesorgniß aber ist, daß Sie ihn bei seiner krankhaften Feinfühligkeit vielleicht enttäuschen könnte und er hat so Dégoût genug. Und dann die Verpflichtungen. Er soll sie am Ende gar heirathen, und heirathen, Pflichtliebe, Gewohnheitsliebe, die „plebejische Oeffentlichkeit" des staatlich konzessionirten Ehe- und Hausstandes ist für ihn zum Schütteln öde und ekel. — Er empfindet dabei selbst Scham über die merkwürdige Situation: „Schon der Gedanke: nicht den Versuch zu machen, dies intimere Verhältniß herbeizuführen, welches zwischen Mann und Frau das einzig mögliche und natürliche ist! Es eigentlich nicht einmal zu wollen! Das ist lächerlich; das ist unanständig. Sie muß mich ja ganz einfach verachten." Und dann wieder hat er vor dem einfachen Kuß Bedenken: „ein Mädchen küssen, das ist gerade so, wie seinen Namen auf einen Wechsel schreiben: will, darf, kann ich übernehmen, was daraus erfolgt? — — Und der Kuß unterbleibt und das Eis bleibt liegen." — — Sehr echt ist dabei, daß derselbe Gabriel Gram, der nach Fanny bebt und zittert und doch den Schritt, der für ihn verhängnißvoll werden kann, nicht wagt, sich von Zeit zu Zeit in einer verrufenen Spelunke mit einem ganz gewöhnlichen kleinen Ding ganz gewöhnlich menschlich allzumenschlich amüsirt. Da gibts ja keine Verpflichtungen, und zu verlieren hat man dabei auch nichts, da einem die betreffende Persönlichkeit im Grunde ganz egal ist. „Diese völlig losen Verhältnisse sind schließlich doch diejenigen, welche am wenigsten Leiden und am wenigsten Unsinn mit sich führen."

Die typischen Unterschiede in der Erscheinungsform ein und derselben Krankheit am Ende zweier Jahrhunderte, zugleich auch die Fortschritte, die sie in hundert Jahren gemacht hat, sind soeben angedeutet worden. Ein weiterer Unterschied ist mehr litterarischer Natur. Tieck und Jean Paul wirken doch sehr einförmig, ihre Helden sind für unser Wirklichkeitsgefühl allzusehr auf einen Grundton abgestimmt; sie sollen komplizirt sein und sind unkomplizirt geschildert. Garborg beleuchtet niemals nur die eine Provinz der Seele seines Helden, mit scharfleuchtendem Licht dringt er in alle Ecken und Winkel ein und die Empfindungen und Gefühle, die von den Vorgängern als einfach gegebene Größen genommen wurden, werden hier fast nach chemischen Gesichtspunkten in ihre Elemente zerlegt. Und das ganze Werk in seiner scheinbar abgerissenen, fragmentarischen aphoristischen Form ist kunstvollste Komposition. — Vor allem kunstvoll komponirt, was eigentlich das Hauptthema des Buches ist, der ganz allmählich wachsende Entschluß zur Flucht in den Hafen der Kirche, des Glaubens. — „Kann ich nicht die Wahrheit haben, so werde ich dankbar sein für Frieden" .. und Gabriel Gram sucht ihn bei Gott und seinen Mittlern, die Müden gehen zum Priester. — Das Buch schließt, um ein Wort Friedrich Schlegel's zu gebrauchen, mit einem „Saltomortale in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit". — —

* * *

. . . „Kann ich nicht die Wahrheit haben, so werde ich dankbar sein für Frieden" . . . Wird Gram den Frieden finden? fragte man. Ist es wirklich Garborg's Meinung, ist er wirklich Kryptokatholik, verordnet er wirklich den Sündern unserer Tage die Kirche als Allheilmittel? fragten die, welche überall Absicht wittern, weiter. — Wer wußte damals die Antwort, am Ende der müden Seelen stand ein Fragezeichen. Jetzt können sie sich Rath und Aufschluß aus Garborg's neuestem Werk herauslesen. Es heißt „Frieden"*) und handelt von einem Friedlosen, der friedlos ward durch verkehrten Glauben, durch den er sich allzu vertrauensvoll einlullen ließ. Diesmal ist kein Großstädter die Hauptperson, sondern ein norwegischer Bauer. —

Enoch Haave ist durch dräuende Predigten von Tod und Teufel, durch pietistische in apokalyptischen Phantasien schwelgende Bücher tief verängstigt; bis dahin hatte er ruhig wie die andern gelebt; nicht gut, nicht schlecht; er hatte seinen Acker bestellt, beim Verkauf auf seinen Vortheil geachtet; er hatte sich in der Schenke betrunken und hatte geflucht und war Sonntags in die Kirche gegangen. — Da mit einem Mal kam das Gefühl über ihn, daß er ein Sündenknecht, ein der Hölle Verfallener sei, daß er sich bekehren müsse, um nicht aus seinen Lastern über Nacht abberufen zu werden vor den Stuhl des Lammes, wie es in seinem Andachtsbuch, der „geistlichen Kette", heißt. — Und er bekehrt sich, er wird ein fanatischer Asket; Tabak und Kaffee schleudert er ins Feuer; seinen Körper hüllt er in zerrissene und geflickte Kleider. Das Fleisch muß gekreuzigt werden. Er wird der Plagegeist seiner Familie; die unschuldigste Freude wird verpönt und die freie Zeit schwülstigen Andachten gewidmet. Enoch Haave ist ein Selbstquäler; in seinem armen Hirn sieht es verzweifelt aus; vollgepfropft mit halbverstandenem Dogmenkram und überhitzt durch pietistischen Ueberschwang. Er hat sich in dem Irrgang theologischer Spitzfindigkeiten völlig verlaufen; wie in den Fieberträumen des armen Hannele jene Schreckensvorstellung einer gar nicht begriffenen Sünde, der „Sünde gegen den heiligen Geist" spukt, so plagen auch diesen geistig Armen die Gespenster spitzfindig ausgeklügelter Frevel gegen Dogma und Buchstaben mit Aengsten und Nöthen. Nun aber, da er sich und sein Haus kasteit, da er, um dem Herrn zu dienen, noch fremde Kinder „Jesuskinder" in seine Familie aufnimmt, wird bald ein anderes Gefühl in ihm mächtig, die geistliche Hoffahrt und eine maßlose Eitelkeit; er steht mit dem Herrgott auf du und du; alles, was er unternimmt, scheint in seinem schrankenlosen Egoismus gut und gottgefällig. Dann aber kommt der Umschlag, einige Mißerfolge genügen, ihn niederzuschmettern; der Zweifel nagt an ihm, ob das wirklich der rechte Weg gewesen, den er beschritten. Seines Hochmuths wird er inne und in seinem überhitzten Kopf bildet sich, täglich wachsend, die fixe Idee aus, es sei Teufelswerk, das er getrieben; der Teufel habe ihn so sicher gemacht, um ihn desto ärger zu verlocken. Und nun wühlt er sich in den Gedanken der eigenen Niedrigkeit und Verworfenheit ein, in jene Vorstellung des Sündenbewußtseins, die in den geistlichen Liedern des 17. Jahrhunderts eine so große Rolle spielte und die den Menschen am liebsten als „Madensack" und „Sündenwurm" hinstellt. Eine Stütze nach der andern entfällt den zitternden Händen Enoch Haaves. Auf seinem Hof ist er ein Fremder geworden, sein Weib und seine Kinder sehen in ihm nur den Strengen und Eifrigen, den Zuchtmeister, bei dessen Kommen sie zittern, bei dessen Gehen sie aufathmen. Der Frieden ist von ihm genommen; sich selbst hat er verloren; ein Unstäter und Flüchtiger taumelt er einher. Aus seinen irren Augen leuchtet unheimlich der religiöse Wahnsinn: die Furcht vor dem Teufel, die Angst vor dem rächenden Gott, der ihn verworfen. Und eine Vorstellung zuckt und zittert in ihm, die sich endlich Luft macht in den Worten: „Wenn es einen Menschen gäbe auf Erden, der mich könnte glauben machen, es gebe keinen Gott" . . . . . „Wer ein Zigeuner wär! die Zigeuner haben es gut; die glauben an gar nichts. Wenn nur irgendwer mir Gott wegnehmen könnte." —

Gabriel Gram beneidet die Glaubensvollen — Enoch Haave die Glaubenslosen, und Beide sind sie friedlos. Enoch aber findet schließlich doch den Frieden, nicht im Glauben, nicht im Unglauben, sondern im See, in den er, von den Gespenstern seines Wahnsinns verfolgt, hineintaumelt. —

„Frieden" ist keine direkte Antwort auf die „müden Seelen", er kommentirt sie nicht und setzt sie nicht fort, ihr Verfasser ist ja auch kein doktrinärer Philosoph, sondern ein Künstler und Dichter. Aber man kann aus diesem Buch — und darum gehören beide Werke eng zusammen — doch

*) Wie „Müde Seelen" bei S. Fischer erschienen.

herauslesen, wie sehr sich die getäuscht haben, die in den „Müden Seelen" reaktionäre, zum religiösen Okkultismus hinneigende Tendenz gewittert haben. Man kann es daraus sehen, mit welcher Liebe und mit welchen leuchtenden Farben die bunte lachende Sinnenwelt gezeichnet ist, durch die der arme verstörte Enoch, nur sein irdisches Vergnügen in Gott suchend, dahinirrt; während rings um ihn leichtes Volk, Zigeuner und Vagabunden ihr fahrendes Leben ohne Angst und Reue führen.

Frühlingsidyllen thun sich auf. . . . Längs der Steinwälle und Wegränder grünt es in junger Sonne von frischen Halmen, es gilbt und glüht von Löwenzahn und Himmelsschlüssel. Die Luft ist voll Sang und Klang und Lerchenjubel. Die Kinder jubeln: Der Kiebitz ist da! Mutter, der Kiebitz ist wieder da. . . .

Ringsum lachende, blühende Natur, ein Hymnus auf das Leben und auf die, die leben und lachen gelernt haben. — Stellt man die „Müden Seelen" neben den „Frieden", so muß man ihnen zu Häupten das Wort Nietzsche's vom Leben als Motto setzen:

„Wer haßte dich'nicht, dich große Binderin, Umwinderin, Versucherin, Sucherin, Finderin! Wer liebte dich nicht, dich unschuldige, windeilige, kindsäugige Sünderin!" . . .

Felix Poppenberg.

## Theater.

(Lessing-Theater: „Niobe".)

Das Vaterland Shakespeare's ist fast seit Shakespeare's Tode für die Theatergeschichte bedeutungslos. Hin und her wird der Versuch gemacht, auch von England etwas für die deutsche Bühne zu importiren, und besonders unsere stoffbedürftigen Lustigmacher geben die Hoffnung nie ganz auf, nach dem Vorgange des Moier'schen Bibliothekars ein Zug- und Kassenstück über den Kanal herüberzufischen. Auch Herr Oskar Blumenthal läßt hierin nicht locker. Und diesmal scheint sein Zweck erreicht zu sein. Zwei Engländer Namens Paulton haben einen waghalsigen Bühnenschwank, betitelt „Niobe", verfaßt und Herr Blumenthal hat ihn sich rechtmäßig angeeignet. Er wurde zuerst im Wiener Burgtheater aufgeführt, wo man ihn bei der ersten Vorstellung lärmend ablehnte, und er ist nun auf unser Lessing-Theater gelangt, wo er ganz gut gefällt.

Diese englische „Niobe" unterscheidet sich von Charley's Tante und anderen beifallslustigen Landsmänninnen weniger durch die künstlerische Ausführung, die überaus dünn und dürftig ist, als vielmehr durch die Idee oder, um ein bescheideneres Wort zu brauchen, durch den Einfall. Dieser Einfall ist beneidenswerth gut und von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Er ist so ausgezeichnet, daß er sogar den Stümpern, die ihn hatten, ohne ihn auszunutzen zu können, eine Möglichkeit gab, lustig zu wirken. Der Einfall ist einfach dieser: Einem Kaufmann ist eine überaus werthvolle Niobestatue, die einem Kunstenthusiasten gehört, zur Aufbewahrung anvertraut. Die Sorge um das Bildwerk läßt ihm keine Ruhe. Sie verfolgt ihn sogar in seine Träume. Und da man ihm hatte einreden wollen, die Statue sei gar kein Kunstwerk, sondern es sei die durch ihren Schmerz zu Stein gewordene Niobe selbst, so träumt ihm, daß sie wieder zum Leben erwacht und sich mit ihm in ein Gespräch einläßt. Nun stehen sie sich gegenüber, der dicke, fette, prosaische Geschäftsmann von heute und die hellenische Sagenkönigin. Jedes trägt eine besondere Kleidung, redet eine besondere Sprache, lebt in einer besonderen Welt, richtet sich nach besonderen Sitten und Gesetzen. Eines ist des Anderen Parodie. In dieser Konfrontation ließe sich die ganze Kulturentwicklung, der ganze Gegensatz zwischen dem Antiken und Modernen humoristisch-satirisch beleuchten. Für einen Dichter von Geist, Witz und Phantasie ließe sich ein Weltgedicht daraus schaffen. Vergleich und Gegensatz, die beiden klarsten Führer zur Erkenntniß, könnten hier in unzähligen Farben spielen. Die englischen Autoren haben nur von der Oberfläche ihres Stoffes geschöpft, sie haben an die beiden Gegenstücke, den modernen Träumer und sein antikes Traumbild, eine Handlung geschlossen, die ganz witzlos ist und von der gewöhnlichen Possenschablone nirgend abweicht. Aber mitten in der Ermüdung froppirt auch bei ihnen noch ein Funke des genialen Einfalls, der im Stoffe liegt. Wenn Niobe verwundert fragt, warum die modisch gekleideten Männer ihre Beine verstecken, so erregte das natürlich im Publikum die größte Heiterkeit. Aber nicht minder komisch und nachdenklich zugleich ist es, wenn Niobe, die edle Frau mit dem großen thränenreichen Herzen, einen saumseligen Diener schlechtweg tödten will. Die Wandelbarkeit aller moralischer Dinge ließe sich hier im tiefsinnigsten Gleichniß darstellen. Und der Ausblick aus einer solchen Dichtung, wie sie gedacht werden kann und nicht gemacht worden ist, müßte viel weiter, umfassender und ergründender sein, als daß es dem deutschen Bearbeiter gestattet werden könnte, in einem selbstgeschaffenen Epiloge die Niobe, das Recht der freien Phantasie, gegenüber dem auf Beobachtung eingeschränkten künstlerischen Realismus zu vertheidigen. Wer einen solchen Stoff in die Hände bekommt und so wenig auszubeuten versteht, dem fehlt es an Phantasie ebenso wie an Realismus. Und ins Reich der Kunst empor führen nur beide zusammen.

Auch der Schauspielkunst böte der ausgestaltete Stoff die reizvollsten Aufgaben. Für den tragikomischen Niobeträumer müßte eine Urkraft wie Georg Engels vorhanden sein. Und den Stil der Niobe hätte wohl am besten Marie Geistinger getroffen, die Offenbach mit Grillparzer zu vereinigen wußte, die als schöne Helena unvergleichlich und als Sappho sehr respektabel war.

Fräulein Groß und Herr Waldow im Lessingtheater hielten sich auf der mittleren Höhe dessen, was Herr Blumenthal aus dem englischen Schwank gemacht hatte. Sie boten eine Travestie ohne Tiefe und nicht ohne Laune.

Paul Schlenther.

## Die „Berlinische Ausstellung" im Rathhause.

Der betriebsame „Figaro" hat ein merkwürdiges Hausmuseum, das in der Vorhalle des Redaktionsgebäudes untergebracht und dort, von der Straße aus, Jedermann zugänglich ist. Es ist eine Sammlung von Aktualitäten mit wechselndem Programm. Das Programm macht die Zeit und der genius urbis. Alles, was in und mit der großen Stadt Paris vor sich geht, wo das Herz Frankreichs schlägt — wird in litterarischen Zeugnissen und in Bildern besprochen und erläutert. Die besten Federn und die bedeutendsten Ateliers arbeiten für den „Figaro". Stadt, Gesellschaft, Volk, Handel und Wandel, Politik, Kunst, Theater, das Große wie das Geringfügige, das Erfreuliche wie das Gräßliche, wird in lebensfrischer Chronik aufgezeigt. Und wird ein Bild zu den andern, ein Dokument zu dem andern gelegt, so entsteht im Laufe der Jahre ein wesentliches Stück Kultur- und Stadtgeschichte, auf die leichteste und gefälligste Art. Zwar sind es litterarische Motive, die die Künstler in Thätigkeit setzen, aber ihr Sinn wird auf die Wirklichkeit verwiesen, und so spielt sich hier im ganz Kleinen das große Schauspiel der modernen Kunst ab. Sie erhielt einst den wichtigsten Anstoß von Paris aus. Und wie geschah das? Den Künstler trieb es, neben sich, in seine nächste Umgebung zu blicken. Die Landschaft um Paris ward das Ideal

der Maler. Die französische Kunst besäße schon nicht wenig, wenn sie nur die Epoche von Fontainebleau besäße. Und diese Epoche bedeutet im Grunde ein kunstgewordenes Heimathsgefühl. In jenem scheinbar so engen und doch so unendlich weiten Kreise hielt sich die Entwicklung. Courbet führt vom Lande in die Stadt, Manet und Bastien-Lepage ist Stadt und Land nur eine Natur, Claude Monets heiterste Arbeiten geben das liebliche Leben an und auf der Seine. Die vom Auslande hereinströmenden Talente schließen sich diesem intimen Naturevangelium an: Stevens, der heute ein alter Herr ist, beginnt, so lebhaft wie ein Eingeborener, die Pariserin zu schildern; zu Thaulow's feinsten Sachen gehören die Impressionen, die er von den großen Stadtbrücken aus aufnahm; Zorn's glänzendstes Bild zeigt das Innere eines Pariser Omnibus — — Eine retrospektive Ausstellung der französischen Kunst von 1894 bis 1830 würde in ihren großen Linien vornehmlich eine „Pariser Ausstellung“ ergeben.

Durchaus in demselben Sinne nahmen die Niederländer und die Engländer die französische Pionierarbeit auf. Wenn der holländische Maler, ob Städter, ob Landbewohner, aus dem Hause tritt, so hat er sein Bild; ja die klassische Beharrlichkeit, mit der der holländische Künstler an seiner behaglichen Scholle hängt, bringt in seinen Kunstbetrieb schon etwas Monotones und Ausgeschriebenes. Die Schotten sind dadurch so groß und so anregend geworden, daß sie den Stimmungsgehalt der Landschaft, die sie hervorbrachte, schwärmend, mit gleichsam lyrischer Empfindung, ausschöpfen. Unter den Skandinaven sind diese typisch: Viggo Johannsen ist der Schilderer des bürgerlichen Kopenhagen und er malt nicht minder beschaulich in den stillen, freundlich-klaren Gegenden von Seeland; Liljefors ist in seinem schwedischen Walde, auch als Künstler, zu Hause; Eilif Peterssen, der Norweger, schreitet, andächtig wie ein Priester, unter dem melancholisch-ernsten Himmel seiner dörflichen Heimath.

Und Deutschland? Unsere Maler gingen, als der Bann der Tradition von ihnen fiel, nach Frankreich und in die Niederlande, und nicht bloß um die neuen Formen und Weisen kennen zu lernen. Auch um dort zu malen. Viele Jahre arbeiteten Liebermann und Uhde und Kuehl in Holland. Ihnen folgten Skarbina, Hoecker, Ury, Hans Herrmann. Es war von München aus, wo man zuerst einen künstlerischen Vorort, eine Art Barbizon suchte. Uhde führt die, welche folgen wollten nach Dachau. Und Dachau ist heute eine Malerkolonie. Dann setzten sich wohl Einzelne auch sonstwo im deutschen Vaterlande fest, um den Charakter eines bestimmten Landstriches zu ergründen: Von den Allerjüngsten, z. B. Hans Olde, der in einem holsteinischen Neste lebt.

Oft hängt das Problem nur mit äußerlichen Anlässen zusammen: So hat die Gemeinde München ein sogenanntes „Goldenes Buch“ gestiftet, das nicht nur Dichter, sondern auch hervorragende Maler füllen. Und die Beiträge dieser Maler halten sich zum größten Theile an den Charakter der Stadt und der städtischen Umgebung. Am gescheidtesten aber hat die Republik Hamburg die Sache angefaßt: Sie ladet moderne Maler ein, wie Liebermann, Kuehl, Skarbina, Dettmann, Hans Herrmann, um anziehende Stadtmotive, zumal in den älteren und verfallenden Bezirken, festzuhalten. Diesen Künstlern wird es vor allem darauf ankommen: das innere Wesen, die Atmosphäre und das Leben der Straßen, Gassen, Winkel, Plätze hervorzukehren. Ein Jeder darf seine Persönlichkeit zur Geltung bringen. Und das scheint mir der eigentliche Kern der Aufgabe zu sein.

Alle diese Erscheinungen berühren keineswegs die Frage: „Nationale Kunst oder nicht?“ Ebensowenig, wie unsere Maler zu der Zeit, da sie in Holland schufen, ihre deutsche Eigenart verloren, haben die Franzosen, Niederländer, Engländer, Normänner nur deswegen eine nationale Kunst, weil die Künstler die Heimath malen. Vielmehr besitzt jenes Volk die nationalste Kunst, das das höchstentwickelte künstlerische Ausdrucksvermögen hat, — das, kurz gesagt, die meisten guten Bilder hervorbringt. So würde auch die recht umfangreiche Ausstellung, die jetzt im Festsaale des Rathhauses zu sehen ist, an sich durchaus nicht beweisen, daß in Berlin eine moderne Kunst zu Hause sei, weil ausschließlich auf Berlin und seine nähere wie fernere Umgebung die Leistungen stofflich sich beziehen. Man hat es bisher nicht allzu wesentlich bemerkt, daß die Stadt Berlin, anregend und bewegend, in die neue Kunstentwicklung eingetreten sei, und es war wirklich kein übler Gedanke von der „Deutschen Schriftstellergenossenschaft“, einmal, wie es in kaufmännischen Dingen heißt, das vorhandene Vermögen auszuschütten, vor aller Blicken. Litterarische Leute haben den immerhin riskanten Versuch gewagt, und dieser Versuch mußte also nothwendiger Weise eine Art litterarischer Spitze erhalten, so zwar, daß eine Idee bildlich erläutert werden sollte. Deshalb ist die schwere Hauptmasse der Werke unter dem Gesichtspunkte der Illustration entstanden und aufzufassen, wie die Landschaft dem Panorama näher als dem Natureindruck kommt. Läßt man diese Auffassung der Unternehmer für sich gelten, so darf man sagen, daß etwas Leidliches zu Stande gekommen sei, zumal in Anbetracht der sehr kurzbemessenen Vorbereitungszeit. Doch bei Veranstaltungen dieser Art handelt es sich nicht allein um ein litterarisches Interesse oder um Kultur- und Sittengeschichte, sondern vor Allem um eine Sache der Kunst. Und da zeigt es sich denn, daß noch viel, sehr viel, geschehen müsse, um, nach der rein malerischen Seite hin, Berlin und das märkische Land- und Stromgebiet der Kunst zu erobern, es künstlerisch zu beseelen. Mehr Empfindung für das Charakteristische, für den inneren Geist der schlichten und weichgestimmten Wirklichkeit um uns herum, das wäre zu wünschen. Unsere Weltstadt blüht (viele behaupten sogar, es sei eine Lust, darin zu leben), und allüberall lassen sich Barbizons entdecken. Allerdings fehlten nicht — zumal in den Reihen der jüngeren Kräfte — Leistungen von Persönlichkeit, aber an künstlerischer Bedeutung wie an Frische stehen sie nicht auf der Höhe dessen, was man wohl erwarten dürfte. Man müßte denn Julius Jacob ausnehmen, den stillen alten Berliner. Zwar erschließt sich ihm weniger die Seele der Dinge als ihr äußeres Wesen, zwar eignet ihm das, wenn auch naive, Streben, romantische Effekte zu erzielen, — doch seine Arbeit hat eine bestimmte sachliche Größe, die dem Auge wohlthut und der Anschauung einleuchtet.

Das Beispiel Hamburgs sei erweckend und maßgebend; was hier auf den Wunsch des Staates geschieht, das sollten unsere Künstler freiwillig beginnen. Ueber die malerische Erscheinung des alten und des neuen Berlin hinaus, bleibt noch ein Rest von Formen und künstlerischen Realien, die aufzusammeln eine Sache der Architekten und Kunstgewerbler wäre. Und wenn dann die „Schriftstellergenossenschaft“ Kunst und Schwesterkünste wiederum zu einer Ausstellung entbietet, dann sollte unsere Stadtverwaltung den Säckel öffnen zur Gründung eines Berliner Stadtmuseums. Hier blüht ihr eine würdigere Aufgabe, als die Spreebrücken mit großen Bären zu zieren und flache Gelegenheitsmodelle in echtem Materiale ausarbeiten zu lassen.

Julius Elias.

---

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 28. Berlin, den 14. April 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). – Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

In Abbazia und Wien ist Kaiser Wilhelm mit dem Kaiser von Oesterreich zusammengetroffen. In Venedig stattete unser Monarch dem König von Italien einen Besuch ab. Eine besondere politische Bedeutung ist diesen Begegnungen nicht beigelegt worden; sie sind nur ein Beweis der ausgezeichneten Beziehungen, die zwischen den drei Höfen bestehen, und diese freundschaftlichen Beziehungen der Monarchen haben ihr Fundament auf jenen geschriebenen Verträgen der Tripelallianz, die darum so fest ist, weil sie den Interessen aller drei betheiligten Völker und den Interessen jener Millionen verschiedenster Nationalität in ganz Europa entspricht, die möglichste Sicherheit gegen den Krieg und gegen internationale Abenteuer haben wollen.

Daß ein Frankreich, welches den Frieden will, die Tripelallianz nicht zu fürchten hat, lehrt nunmehr langjährige Erfahrung, und es ist daher auch nicht die Realität bedrohlicher Thatsachen, welche französische Staatsmänner und französische Zeitungen veranlaßt, gegen das dem Dreibund angehörige Italien immer erneut Haß zu säen. Nicht aus Sorge für die eigene Sicherheit geschieht das, sondern aus jener verletzten Eitelkeit, die sich politisch in Europa gänzlich vereinsamt sähe, wenn nicht Rußland von Zeit zu Zeit der französischen Republik kleine festliche Aufmerksamkeiten von sehr zweifelhaftem Werthe erwiesen hätte. Aber gerade in Frankreich ist die politische Eitelkeit eine große Macht, und je mehr es sich herausstellt, daß die unzuverlässige französische Diplomatie selbst in Rußland kein rechtes Vertrauen genießt und sogar mit England von Zeit zu Zeit immer neue Zwischenfälle schafft, um so mehr greift in Paris jene gereizte Stimmung um sich, die zur Entladung eines Objektes bedarf, und dieses Objekt ist Italien, das Frankreich nie und nirgends geschädigt hat, das wohl aber von Frankreich in Afrika rücksichtslos brüskirt worden ist.

Die Masse des französischen Volkes will gewiß auch den Frieden mit Italien, aber die Masse der französischen Presse thut alles, um die nationalen Leidenschaften auf beiden Seiten zu erregen. Eine unmittelbare Kriegsgefahr wird auf diese Weise freilich nicht geschaffen, dazu fehlt heute in Frankreich die verwegene Persönlichkeit, die ein solches gefahrvolles Abenteuer unternehmen möchte. Aber es werden Stimmungen gehegt, entwickelt, gesteigert, deren sich im gegebenen Augenblick einer jener politischen Abenteurer bedienen kann, wie unsere westlichen Nachbarn sie so oft schon gesehen haben, und mit dem Vorwurf, diese Lage geschaffen zu haben, bleibt die französische Presse belastet. Ganz gleiche Spuren, wenn auch durch anders geartete Ereignisse hervorgerufen, weist die Zeit zwischen 1866 und 1870 auf. Ohne daß es ein Gebot nationaler Nothwendigkeit gewesen wäre, wurde damals der Haß gegen Preußen entfacht und genährt, und das Ende war Sedan. Es scheint leider, daß schon ein Vierteljahrhundert genügt, um dieses traurige Beispiel vergessen zu machen.

Dieser Politik internationaler Verhetzung gegenüber thut Italien das einzig Richtige. Es hat durch den Dreibund eine gesicherte internationale Stellung, als hochgeachteter Gleichberechtigter unter Gleichberechtigten, und es entgeht damit einer Vereinsamung, die es in Abhängigkeit bringen würde, von dem schwankenden und unzuverlässigen Wohlwollen widerstrebender politischer Parteien in Europa. In einer solchen starken Position vergibt man sich nichts, wenn man den französischen Gehässigkeiten immer von Neuem eine ruhige Besonnenheit entgegenstellt, die das Interesse beider Länder nach Frieden und Freundschaft betont. Ein solches Vorgehen ist sogar politisch in hohem Grade klug.

Es war daher wohl erwogen, daß König Humbert von Italien unmittelbar nach seiner Zusammenkunft mit unserem Kaiser, einem Vertreter des „Figaro“ in einer Audienz rückhaltlos die friedlichen Absichten Italiens und des Dreibundes

und des Zaren auseinandersetzte. Man fand es verwunderlich, daß ein Monarch einen Journalisten empfing; gewiß ist das eine Neuerung, aber eine jener Neuerungen, die in unseren Tagen ihre begreifliche Veranlassung finden. Stellt die Presse eine Macht dar, wie es der Fall ist, so kann in unserer demokratischen Zeit auch ein Monarch wohl Veranlassung haben, seine Anschauungen unmittelbar durch die Presse der Oeffentlichkeit bekannt zu geben. Das that König Humbert.

Die einen sagen in Bezug auf den Erfolg selbst dieser königlichen Auseinandersetzung: Verlorene Liebesmüh'! Und hört man auf das Echo, das die Worte König Humberts in der französischen Presse geweckt haben, so erscheint diese Voraussage nicht unzutreffend. Allein darum war die Unterhaltung doch nicht überflüssig.

Machen derartige friedliche Aeußerungen leider auch in Frankreich keinen genügenden Eindruck, so doch in der übrigen Welt. In Italien werden damit vielen Gegnern der Dreibundpolitik die Waffen aus den Händen entsinken, und es ist nicht werthlos, wenn die öffentliche Meinung Europas die Haltung Frankreichs als unberechtigte Rancune von Neuem erkennt und ihre Sympathien einer solchen Politik entschieden entzieht. Auch die offene und friedliebende Politik des Kaisers von Rußland wird sich solchen Einflüssen vielleicht nicht entziehen, und das wäre genug Gewinn, den die demokratische Neuerung des Königs Humbert herbeigeführt hat. Sie gehört zu jenen Akten kluger Ehrlichkeit und klugen Entgegenkommens, die, wenn sie keinen Erfolg haben, nur jenen schädigen, der den Erfolg verhindert hat.

Lange konnte die öffentliche Meinung in Deutschland annehmen, daß die im hannoverschen Spielerprozeß bloßgestellten Offiziere jeder Bestrafung entgehen würden. Ein derartiger Ausgang würde das öffentliche Rechtsgefühl verletzt haben, und nur aus diesem Grunde, nicht aus irgend welcher Animosität gegen die mißleiteten, allzu leichtherzigen jungen Offiziere hätte diese Straflosigkeit eine herbe Kritik herausfordern müssen. Jetzt wird bekannt, daß die Annahme der Straflosigkeit nicht zutreffend war; wie jeder für seine Handlungen, so haben auch jene Offiziere für die ihren büßen müssen.

Auch das Centrum muß der allgemeinen Entwicklung seinen Tribut zahlen; war diese Partei erschaffen zur Zeit des Fürsten Bismarck und wurde sie groß durch den Bismarck'schen Kulturkampf, so entspricht es nur einem natürlichen Gesetze historischer Folgerichtigkeit, daß, nachdem die Bedingungen des Entstehens verschwunden sind, auch das Gewordene einer Umbildung verfällt.

Die Risse im Thurme des Centrums, die immer wieder vorsichtig verdeckt wurden, sah ein aufmerksames Auge schon lange; jetzt ist ein neuer Riß hinzugekommen. Aus einer Polemik zwischen dem Abgeordneten Lieber und dem Herrn von Loë wegen der Centrumspolitik gegenüber den Handelsverträgen hat sich in der ultramontanen Presse ein solcher Kampf entfacht, daß Herr Lieber im ersten Zorn erklärt hatte, er werde seine Mandate niederlegen. Diese Erklärung hat seine Gegner in der Partei stutzig gemacht und sie zu schnellem Einlenken veranlaßt; aber wenn auch wiederum eine Versöhnung zu Stande gekommen ist, solche Versöhnungen schieben nur für den Augenblick die Entscheidung hinaus. Die vorhandenen sachlichen Gegensätze werden doch einmal ihr Recht fordern, und dann kommen langsam, ganz langsam auch jene politischen Massen in Fluß, die von der Centrumsform zusammengehalten wurden.

Das ist ein normaler und ein erfreulicher Verlauf für Deutschland; aber eine volle heilsame Wirkung wird sich nur dann aus ihm ergeben, wenn wir eine Regierung haben, welche die sich darbietende, nicht kleine Aufgabe zu lösen weiß. Es bleibt die Frage, ob die Bevölkerung in schwankendem, unsicherem Tasten aus sich selbst heraus allein jene veränderten politischen Gruppirungen auffinden soll, die den veränderten Verhältnissen entsprechen; oder ob der leitende Staatsmann mit klarem vorausschauendem Blick durch eine Politik verständigen Liberalismus jenen Mittelpunkt schafft, um den sich ein gesundes Staatsleben bewegen kann, und um das sich die breiten Massen der erwerbenden Stände langsam zu sammeln vermögen.

In Berlin ist ein Handwerkertag abgehalten worden. Vom Staatswohl wurde auf dieser Versammlung viel gesprochen; aber Staatswohl heißt für die Innungsmeister, was Staatswohl für den Bund der Landwirthe heißt. Beide wünschen, daß jener kleinen Gruppe, der sie angehören, Vortheile zugewendet werden, die durch Nachtheile für die Millionen erkauft werden. Und so bedeutet für die Innungsmeister Staatswohl das Erstreben von Nutzen für eine winzige Anzahl von Handwerksmeistern, die heute bereits sich an der Krippe selbständiger Geschäftsführung befinden, und die diese Krippe sich vom Staate besser füllen lassen möchten.

Dieses Programm und diese Forderungen sind alt; neu dagegen war die Kriecherei, mit der sich die reaktionären politischen Parteien an diese wirthschaftlichen Rückschrittler heranschmeichelten. Konservativ-antisemitische Parlamentarier, reine Antisemiten und auch ein Vertreter des Centrums warben in langer Reihe einer nach dem andern um die Gunst der Zünftler, als wäre die zünftlerische Bewegung überhaupt eine tragfähige Strömung. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß gerade die reaktionären Parteien, deren Politik natürliche Wurzeln im Volke nicht haben kann, sich durch demagogische Liebedienerei einen Rückhalt im Volke zu schaffen suchen. Diese Parteien sind daher natürlich auch nichts weniger als konservativ; wohl aber reaktionär und demagogisch zersetzend.

Die Zeit, da diese Erkenntniß auch in jenem Lager mehr und mehr aufdämmern wird, über das heute noch die Fahne der „Kreuzzeitung" weht, ist vielleicht nicht so fern; wenigstens mahnen die Zeichen immer deutlicher zur Einkehr.

Da ist als neuestes Zeichen zu vermerken, ein neues „Wochenblatt für das Deutsche Volk" von Herrn Ahlwardt herausgegeben, das bezeichnender Weise der „Bundschuh" heißt, und welches das Motto trägt: „Wenn die Reform versäumt wird — tritt der Umsturz in Kraft". Der gegebene Schutzpatron des „Bundschuh" ist natürlich Thomas Münzer, der denn auch in jener Wochenschrift verherrlicht wird, was bei den Großgrundbesitzern eine angenehme Erinnerung an jene Münzerschen Horden wachrufen wird, die in den Bauernkriegen Rache für die Unterdrückung durch den Adel nahmen.

Solche Revanche kündigt gleichfalls Herr Ahlwardt an, das ist der Dank, den er Herrn von Hammerstein, dem Politiker, für seine milde Unterstützung vor etwa Jahresfrist abstattet. Der Dank, den er Herrn Stöcker, dem orthodoxen Prediger, gewährt, besteht in der Proklamirung der Unwirksamkeit der christlichen Taufe bei Juden, in einigen erbaulichen Worten des Blattes über „jene alttestamentarische, engherzige, brutale Anschauung- und Denkweise, wie sie sich in der Geschichte der Erzväter und ihres blutigen Jehovah ausspricht", und in der Mittheilung, daß erst durch die Antisemiten in Meseritz-Bomst die Herrschaft „der Junker und der Diener der Kirche" erschüttert wurde.

Und leitet schon die Verherrlichung der Bauernkriege zu sozialdemokratischen Stimmungen hinüber, so weist dieselben Wege der Ahlwardt'sche Sinnspruch:

„Ein großer Theil der Arbeitsfrüchte geht ohne Gegenleistung in die Hände der Kapitalbesitzer und vermehrt deren Reichthum riesenhaft, während die arbeitenden Volksschichten, die doch alle Werthe hervorbringen, mehr und mehr verarmen."

Vor einem Jahre noch wurde in der „Kreuz-Zeitung" Herr Ahlwardt vertheidigt; sein einziger Vertheidiger im Reichstage war Herr Stöcker, und das Ende dieser Entwicklung ist der „Bundschuh".

Eines werden die Führer der Tivolikonservativen, die Manteuffel, Hammerstein, Stöcker und der neueste Wortführer Graf Kanitz erreichen; ihr Name wird in der Geschichte ihrer Partei nicht untergehen; sie haben zweifellos gewichtige Todtengräberdienste zu leisten für einen Abschnitt konservativer Entwicklung in Deutschland.

* * *

## Sozialismus auf Privatrechnung.

Der Antrag des Grafen Kanitz auf Einführung eines Getreideimport-Monopols ist, wie mir scheint, im Allgemeinen etwas zu tragisch genommen. Der Antrag ist so aussichtslos, daß man ihn gleichmüthig besprechen kann, wie etwa die These eines extravaganten Metaphysikers. Ich wünschte, alle Bemühungen unserer Agrarier wären ebenso ungefährlich wie dieser Antrag Kanitz. Das Interessante an dem gesetzgeberischen Vorstoß ist nur die agrarische Sorglosigkeit, mit der man sich die schwersten Blößen gibt, ohne einen rationellen politischen Zweck, ja selbst ohne die Wahrscheinlichkeit eines agitatorischen Erfolgs. Die Agrarier kompromittiren sich mit dieser Demonstration nutzloser Weise; und das ist eigentlich das Schlimmste, was man ernsthaften Politikern nachjagen kann.

Die Antragsteller kompromittiren sich nutzlos nach verschiedenen Seiten hin. Indem sie schwarz auf weiß verlangen, daß das Reich den gesammten Getreideeinfuhrhandel monopolisire, machen sie eine starke Anleihe bei dem sozialdemokratischen Gedankenschatz; indem sie dann aber rund heraus erklären, daß dieser Ankauf ausländischen Getreides durch das Reich im Wesentlichen nur den Zweck haben soll, durch Festsetzung von Mindestpreisen beim Wiederverkauf des eingeführten Getreides eine künstliche Steigerung der Preise des inländischen Getreides herbeizuführen, erkennen sie offen an, daß ihr Sozialismus nichts anderes bedeutet, als eine gesetzgeberische Ausbeutung der Massen zu Gunsten einer Klasse, nämlich der Klasse der Grundeigenthümer. Der Zufall hat es gewollt, daß vor wenigen Wochen (am 17. Februar d. J.) in der französischen Deputirtenkammer von echten Sozialisten ein ganz ähnlicher Antrag eingebracht wurde. Der Professor der Philosophie Mr. Jaurès — den unsere Sozialdemokraten allerdings nur halb gelten lassen — und Genossen, darunter Edouard Vaillant — den unsere Sozialdemokratie als Ihresgleichen voll anerkennt — schlugen folgendes vor: L'état a seul le droit d'importer les blés étrangers et les farines étrangères. Il les revendra à un prix fixé tous les ans par une loi. Dieser Antrag unterscheidet sich von dem des Grafen Kanitz, wie man sieht, nur dadurch, daß der Letztere ein für allemal Mindestpreise, unter welchen der Wiederverkauf nicht stattfinden darf, fixirt wissen will, während Mr. Jaurès alle Jahre durch Gesetz den Verkaufspreis festzustellen wünscht. Das ist kein prinzipieller Unterschied. Selbst die Motivirung, die Mr. Jaurès seinem Antrage in der Kammersitzung vom 17. Februar gegeben hat, berührt sich in manchen Punkten mit der Motivirung des Grafen Kanitz. Auch der französische Sozialist sucht die Bauern zu ködern, indem er ihnen bei Annahme seines Vorschlags Preise für ihr Getreide in Aussicht stellt, die höher sein sollen, als die gegenwärtigen. Ueber den naheliegenden Einwand, daß diese höheren Preise doch von französischen Brotessern getragen werden müssen, geht er philosophisch zur Tagesordnung über, indem er die Spekulation — diesen bequemen Sündenbock aller Phantasten und Demagogen — anklagt, an Allem schuld zu sein, sowohl an den niedrigen Preisen, über welche sich die Produzenten, als auch an den hohen Preisen, über welche sich die Konsumenten beklagen. Man braucht nur die Spekulation zu beseitigen, dann bekommt der Bauer einen guten Preis, der Konsument zahlt wenig und der Staat macht auch noch ein gutes Steuergeschäft. Aber Mr. Jaurès geht noch weiter. Sein großes Herz begnügt sich nicht mit diesen Wunderwirkungen. Er sucht drei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Da sind noch die ländlichen Arbeiter, die bei Wahlen ins Gewicht fallen. Von denen behaupten die Herren Méline und andere Agrarier, sie profitirten indirekt, wenn ihre Arbeitgeber einen höheren Schutzzoll und damit eine höhere Rente erlangten. Die Grundeigenthümer können dann höhere Löhne zahlen. Aber thun sie es auch? Hier berührt sich die Skepsis der Freihändler mit der des Herrn Jaurès. Derselbe möchte deshalb — der mehreren Sicherheit wegen — ein Lohnminimum eingeführt sehen. Als spekulativer Philosoph begnügt er sich allerdings damit, auch diesen Gedanken nur oberflächlich zu skizziren.

Die französischen Schutzzöllner, Mr. Méline an ihrer Spitze, hörten mit einigem Erstaunen dem unbequemen Bundesgenossen zu, aber sie sind zu praktische Männer, um unprofitable Konsequenzen aus ihren Prinzipien zu ziehen. Mr. Jaurès blitzte mit seinem Antrage ab. Unsere Agrarier aber lassen sich durch ein bischen Sozialismus nicht verblüffen. Sozialistisches Oel gehört ja schon seit längerer Zeit zu den Artikeln ihres politischen Toilettentisches. Nur hätte sich Graf Kanitz durch seine Vorliebe für statistische Zahlen nicht zu einer schriftlichen Begründung seines Antrages verleiten lassen sollen, die den agrarischen Pferdefuß völlig bloßlegt.

Er gibt eine Tabelle, aus der das durchschnittliche jährliche Getreideeinfuhrquantum des Jahrzehnts 1883 bis 1892, die gegenwärtigen Vertragszollsätze und die Erträge dieser Getreidezölle zusammengestellt sind. Hiernach beziffern sich die Erträge aus den Getreidezöllen auf jährlich rund 75 Millionen Mark, aus der Einfuhr von Weizen und Roggen allein auf rund 50 Millionen Mark. Darauf stützt Graf Kanitz — logisch leidlich korrekt — folgende einfache Argumentation:

„Der inländische Getreidepreis hängt lediglich von den Preisen ab, zu welchen die ausländischen Zufuhren angeboten werden; wird also das ausländische Getreide unter einem bestimmten Mindestpreise im Inlandsverkehr nicht abgelassen, so braucht auch der deutsche Produzent sein Getreide nicht unter diesem Preise zu verkaufen — es sei denn, daß im Falle einer außerordentlich reichen Ernte in Deutschland die einheimische Getreideproduktion einmal den Bedarf des Landes übersteigen sollte."

Dieser Mindestpreis im Inlandsverkehr soll nach dem Kanitz'schen Antrage für Weizen auf 215 Mark, für Roggen auf 165 Mark per Tonne fixirt werden. Sodann fährt jene Argumentation fort:

„Wird der jährliche Bedarf Deutschlands an Brotgetreide (Weizen und Roggen) auf 12 Millionen Tonnen (4,8 Centner pro Kopf der Bevölkerung) angenommen, so repräsentirt der Zuschuß des Auslandes nach obiger Tabelle (652 015,6 + 769 581,4 = 1 421 596,0 Tonnen) nur 11,8 Prozent des deutschen Konsums"

Man kann die Offenheit nicht weiter treiben. Graf Kanitz erkennt unumwunden an, daß sein Antrag den Zweck verfolgt, den Getreidekonsumenten das Mehrfache dessen, was sie dem Reiche steuern, abzunehmen, um es den inländischen Getreideproduzenten zuzuwenden. Bei Weltmarktpreisen, wie sie gegenwärtig bestehen, würde sich dieser Tribut, falls der Antrag Kanitz heute bereits Gesetz wäre, auf mehr als 100 Mark per Tonne Weizen, auf mehr als 70 Mark per Tonne Roggen beziffern. Selbst wenn man nur jene mindestens 6 Millionen Arbeiterfamilien, die ganz außerhalb der Landwirthschaft stehen, berücksichtigt, so würde dieser Tribut — da man auf die Familie durchschnittlich 1 Tonne Brotgetreide rechnen darf — die hübsche Summe von 400 Mill. Mark noch weit überschreiten. Das genügt, um den agrarischen Protektionismus grell zu illustriren. Aber wenn man keinerlei Bedenken trägt, den Arbeitern Hunderte von Millionen Mark alljährlich im Wege der Gesetzgebung abzupressen, um die Lage der Interessenten der Grundrente zu verbessern, kann man dann mit Grund etwas dagegen einwenden, daß eine Konfiskation des Vermögens der Besitzenden erfolgt, um die Lebenslage der Arbeiter zu verbessern? Die Sozialdemokratie ist sogar gerechter als das Agrarierthum. Ihr Kollektivismus soll doch — in der Theorie wenigstens — der Gesammtheit zu Gute kommen, während der Kollektivismus der Agrarier den Massen nimmt und nur einem einzelnen Produzentenkreise die kollektirten Summen zuwendet.

Das ist auch eine Art Sozialismus, aber Sozialismus auf agrarische Privatrechnung.

Th. Barth.

## Parlamentsbriefe.

### XIV.

Der Schluß der Reichstagssession steht nahe bevor, obwohl der Reichstag das Pensum, welches ihm zugedacht war, nur zum kleinsten Theile erledigt hat. Zwar hatte die offiziöse Presse wiederholt versichert, die Regierung werde darauf bestehen, daß die Finanzpläne, welche Herr Miquel ausgedacht hat, vollständig durchberathen würden, aber sie hat sich überzeugen müssen, daß sie Unmögliches verlangt. Der Feind, gegen welchen die Regierung zu kämpfen hat, ist nicht bloß die Abneigung gegen die höhere Besteuerung des Tabaks und des Weins, sondern zugleich die ungeheure Gleichgültigkeit gegen die parlamentarische Thätigkeit. Diese Gleichgültigkeit prägt sich aus in den leeren Bänken, prägt sich darin aus, daß Niemand sich mehr entschließt, die sakramentalen Worte zu sprechen: „Ich bezweifle die Beschlußfähigkeit der Versammlung", welche vor Jahren eine so große Rolle spielten, prägte sich aus in den Parlamentsberichten der Tagespresse, welche ein sehr unvollständiges Bild der Verhandlungen liefern, so daß sich Jemand als sehr unterhaltender Gesellschafter erweisen kann, wenn er allerlei geflügelte Worte und Episoden erzählt, die in den letzten vierzehn Tagen sich in den Sitzungen zugetragen haben, und an denen es selbstverständlich niemals gänzlich fehlt. Diese Gleichgültigkeit könnte etwas überaus Niederdrückendes und für unser parlamentarisches Leben Beschämendes haben, wenn uns nicht ein Blick in die auswärtige Presse belehrte, daß es in anderen Ländern ebenso zugeht, wie bei uns.

Von dem Haupttheile des Miquel'schen Finanzprogrammes, dem sogenannten Ueberweisungsgesetz, das den Zweck hat, den verkehrten Gedanken, welcher der Clausula Franckenstein zu Grunde liegt, noch weiter zu verschlechtern, ist bisher überhaupt noch nicht ernstlich die Rede gewesen. Für die Weinsteuer und die Tabaksteuer hätte man aus den Reihen sämmtlicher Parteien nur wenige Stimmen allzeit Getreuer zusammengebracht. Wenn anfänglich hier und dort der Gedanke auftauchte, eine höhere Besteuerung des Schaumweins und eine höhere Verzollung importirter Cigarren als lebensfähige Bestandtheile dieser Gesetze zu retten, so ist auch dieser Gedanke der Gleichgültigkeit zum Opfer gefallen.

Uebrig geblieben ist lediglich der größere Theil des Gesetzes, welches man mit dem unzutreffenden Namen des Börsensteuergesetzes zu bezeichnen pflegt; im Uebrigen ist das Defizit auf dem unblutigen Wege der kalkulatorischen Kunst beseitigt. Es sind erhebliche Abstriche an den Ausgaben gemacht. Einige derselben, welche schon früher beleuchtet wurden, betreffen die Marine und stellen sich als den Ausdruck der Absicht dar, die Marineverwaltung von dem Wege abzulenken, übertriebene Aufwendungen zu machen; andere bedeuten lediglich eine Hinausschiebung der Ausgaben und werden daher im künftigen Jahre noch zu Erörterungen führen. Für Herstellung der Bilanz hat ferner die Maßregel beitragen müssen, daß die Einnahmen des Reiches aus Zöllen, Verbrauchssteuern und Postgebühren höher angesetzt sind. Erst die Zukunft kann darüber Gewißheit verschaffen, ob die in dieser Maßregel ausgesprochene Erwartung sich erfüllt. Möglich ist es, daß ein weiteres Bedürfniß, die Reichseinnahmen zu vermehren, sich in den nächsten Jahren herausstellt; dann aber wird dieses Bedürfniß voraussichtlich nicht auf den von Herrn Miquel eingeschlagenen Wegen sich erfüllen, sondern man wird entweder zu Steuern greifen, welche aus dem Einkommen zu bestreiten sind, oder man wird sich zu dem Entschlusse aufraffen müssen, die bei Besteuerung des Zuckers und des Branntweins obwaltenden Ungerechtigkeiten zu beseitigen oder wenigstens einzuschränken.

Das sogenannte Börsensteuergesetz schlug thatsächlich nicht eine einzelne Steuer vor, sondern enthielt in sich ein ganzes Bouquet von Steuervorlagen, unter denen sich mehrere befanden, welche die Börse gar nicht treffen. Das Wort „Börsensteuer" wurde seiner Zeit erfunden, um das finanzielle Bedürfniß mit einem „ethischen" Aufputz zu verbrämen, obwohl die Erfahrung seitdem unzweideutig gelehrt hat, daß alle die Steuern, welche man von der Börse einzieht, abgewälzt werden auf alle diejenigen, welche von den Diensten der Börse Gebrauch machen, das heißt auf das gesammte besitzende Publikum; soweit nicht durch die Steuer das Zustandekommen von Geschäften überhaupt verhindert wird. Daß von den einzelnen Blumen, aus denen sich jenes Steuerbouquet zusammensetzt, jede einzelne ihre besondere Beurtheilung verdient, versteht sich von selbst. Man handelt stets unzweckmäßig, wenn man sich für eine neue Steuer begeistert, ein kühles tolerari posse ist das Höchste, wozu man sich aufschwingen sollte. Auch dieses tolerari posse wurde allgemein der Quittungssteuer, der Frachtstempelsteuer und der Chek- und Girosteuer verweigert. Zugestanden wurde die Erhöhung des Lotteriestempels auch von solchen, welche die Binsenwahrheit unterschreiben, daß es besser sei, wenn Lotterien in Deutschland überhaupt nicht existirten, welche sich aber von der chiliastischen Träumerei fern halten, als sei eine Aufhebung der Lotterieen in absehbarer Zeit zu erwarten. Den erhöhten Stempel auf Werthpapiere wird man in der Kategorie der Vermögenssteuern unterbringen müssen; der Stempel auf Schlußscheine ist bis an die Grenze gerückt, wo sich kaum noch zweifeln läßt, ob von einem tolerari posse geredet werden kann. Es ist nur ein schwacher Trost, daß auch andere Länder dieses bedenkliche Mittel kennen, und damit die Möglichkeit ausgeschlossen haben, ihre Börsen in einen siegreichen Wettkampf mit den unsrigen eintreten zu sehen.

Unter den kleineren Vorlagen, sowohl den von der Regierung eingebrachten als auch den Schwerinsanträgen räumt der Schluß der Session unbarmherzig auf. Ein kleines und unscheinbares, aber unbedingt nützliches Gesetz über die Kündigungsfristen von Handelsgehilfen wird die freisinnige Vereinigung sich rühmen dürfen, durchgesetzt zu haben. Ueber die Beschränkung der Abzahlungsgeschäfte kommt ein Gesetz zu Stande, welches, um einige Auswüchse zu beseitigen, tief in das gesunde Fleisch schneidet. Eine Fülle von agrarischen, zünftlerischen und bimetallistischen Wünschen bleibt für das nächste Jahr verschoben. Die Interpellation über die Vermehrung der Silberscheidemünzen nahm in Folge der korrekten Haltung des Reichsschatzsekretärs Grafen Posadowsky und des Bankpräsidenten Koch einen Ausgang, welcher die Bimetallisten sehr kleinlaut stimmte.

Der Landtag wird erst Mitte April die Budgetberathung abschließen, obwohl keine rechten Gründe vorliegen, welche eine Verzögerung über den verfassungsmäßigen Termin hinaus rechtfertigen. Gleich dem Kultusetat führte auch der Eisenbahnetat zu weit ausgesponnenen Verhandlungen. Daß die Entwicklung des Tarifwesens eine unbefriedigende ist, kann Niemand bestreiten. Aber man wird sich endlich gewöhnen müssen, den Grund für diese unzureichende Entwicklung dort zu suchen, wo er vornehmlich liegt, in dem Mangel des belebenden Hauches des Konkurrenzkampfes, der in Folge der Verstaatlichung der Eisenbahnen eingetreten ist. Der von agrarischer Seite ausgesprochene Wunsch, das Personenfahrgeld möglichst zu vertheuern, kann nur dazu dienen, noch klarer zu machen, wie unverträglich das agrarische Staatsideal mit den Forderungen der neueren Wirthschaft ist. Demselben Zwecke diente auch der Entschluß der Agrarier, aus Revanche für manche Niederlage, die sie erlitten, die Forderungen für den Elbe-Trave-Kanal zu verweigern.

Proteus.

# Die diesjährige Konferenz des Instituts für internationales Recht.

Das Institut für internationales Recht hat in der letzten Märzwoche einem mehrfach kundgegebenen Wunsche seiner französischen Mitglieder nachkommend seine diesjährige Konferenz — für das Jahr 1893 war die Konferenz ausgefallen — in Paris gehalten und dies in keiner Weise zu bereuen gehabt. Die Aufnahme nicht nur seitens der französischen Kollegen, sondern auch seitens der Munizipalität, wie der französischen Regierung — die Versammlung wurde auch von dem Präsidenten Carnot im Elisée in der liebenswürdigsten Form empfangen und begrüßt — war eine überaus freundliche und in jeder Weise zuvorkommende. Ein wolkenloser Himmel überspannte die schöne Seinestadt, und in lauer Frühlingsluft entwickelte sich das erste Grün und die Blüthe der Obstbäume.

Gearbeitet ist gleichwohl und ungeachtet der mehrfachen Festlichkeiten unter der sicheren und zugleich freundlichen Leitung des zum Präsidenten für dieses Jahr erwählten Professors an der Pariser Rechtsfakultät *L. Renault* viel, hier und da bis zur Erschöpfung der Kräfte der Versammlung. Die Ergebnisse sind freilich wegen der Schwierigkeit der in Angriff genommenen Gegenstände weniger umfangreich, als die in manchen früheren Jahren erreichten, und ein sehr großer Theil des reichhaltigen Programmes mußte der Erledigung durch die nächstjährige (für August 1895 in Cambridge in England angesetzte) Konferenz vorbehalten werden. Definitiv erledigt ist namentlich die Regelung des sogenannten *Küstenmeeres*. Wie bekannt, ist das sogenannte offene Meer als der gesammten Menschheit freistehende Straße und zugleich als gemeinsame Fundgrube werthvoller Produkte der Herrschaft irgend eines Staates nicht unterworfen. Dagegen ist anerkannten Rechtens, daß jedem an das Meer grenzenden Staate gewisse Hoheitsrechte in Bezug auf das Küstenmeer zustehen. Dieser Meeressaum kann zwar der *allgemeinen* Benutzung der Schiffahrt aller Nationen nicht entzogen werden; aber andererseits muß ihn der angrenzende Staat wenigstens insoweit beherrschen, als dies zur Aufrechterhaltung seiner Sicherheit im Frieden wie in Kriegszeiten erforderlich ist. Der angrenzende Staat muß z. B. durch Kontrol- und Strafvorschriften sich dagegen schützen können, daß Waaren eingeschmuggelt oder ansteckende Krankheiten eingeschleppt werden, und selbst im allgemeinen internationalen Interesse ist es begründet, daß der Uferstaat die der Sicherheit der Schiffahrt in dieser oft besonders gefährlichen Zone dienenden Maßregeln treffen und durch Strafvorschriften gegen Jedermann aufrecht erhalten könne. Ebenso ist es allgemein anerkannt, daß in dieser unmittelbar das Land begrenzenden Meereszone *nur* den Angehörigen des Uferstaates das Recht der Fischerei zukommt. Endlich muß in Kriegszeiten, wenn der Uferstaat selbst an dem Kriege nicht Theil nimmt, diese Neutralität auf das Küstenmeer sich insoweit erstrecken, als das letztere nicht zum Schauplatze oder zur Basis kriegerischer Unternehmungen gemacht werden darf. Diese Rechtssätze haben in neuester Zeit besondere Wichtigkeit erlangt; namentlich ist es die mit sehr vervollkommneten Mitteln arbeitende Fischerei, welche anfängt in Skandinavien und besonders in Norwegen Besorgniß zu erregen. Man befürchtet, daß die ohne Schonung betriebene Fischerei allmählich den Fischreichthum des Meeres beeinträchtigen werde. Und dazu kommt, daß gerade in unserer Zeit die Begrenzung des Küstenmeeres nach der offenen See hin zweifelhaft und andererseits unzweckmäßig geworden ist. Nach der früher allgemein anerkannten Theorie sollte, falls nicht besondere Rechtstitel, z. B. internationale Verträge oder wohlbegründetes Herkommen in einzelnen Fällen ein Anderes ergaben, die Tragweite der Geschütze, vom Ufer ab gerechnet, die Breite des Küstenmeeres bestimmen. Nun aber erstreckt sich diese Tragweite bei den neuen Geschützen im Maximum schon jetzt auf fast das Sechsfache der früher als Maximum angenommenen und noch jetzt positiv nach manchen Gesetzen und Verträgen geltenden drei Seemeilen. Es würde unrichtig und in mehrfachen Beziehungen unzweckmäßig sein, eine fortwährend nach den Fortschritten der Technik sich ändernde Grenze anzunehmen, um so mehr, als jene große Tragweite der Geschosse doch nur bei einzelnen Kolossalgeschützen erreicht wird. Indeß können diese Fortschritte der Technik auch nicht völlig unberücksichtigt bleiben. Mit den Rechten, welche der Uferstaat beansprucht, sind übrigens auch Pflichten verbunden, welche insbesondere, wenn der Uferstaat während eines Krieges seine Neutralität aufrecht erhalten will, zu einer erheblichen Last werden können. Das Institut hat sich schließlich zur Aufstellung folgender Grundsätze*) geeinigt:

1. Die Zone des Küstenmeeres erstreckt sich bis zu einer Entfernung von sechs Seemeilen (wovon sechzig auf den Aequatorialgrad kommen). Jedoch kann ein neutraler Uferstaat in Kriegszeiten durch besondere Erklärung die Neutralitätsgrenze bis auf Kanonenschußweite vorschieben.

2. Schiffe jeder Nationalität können das Küstenmeer frei passiren, sind aber den Bestimmungen unterworfen, welche der Uferstaat im Interesse der Sicherheit der Schifffahrt und der Seepolizei erläßt.

3. Strafbare Handlungen, welche an Bord eines das Küstenmeer nur passirenden Schiffes begangen werden und nicht die Rechte des Uferstaates oder der Angehörigen desselben verletzen, sind der Strafgewalt des Uferstaates nicht unterworfen.

Im Ganzen wird man, einige Mängel der Redaktion abgerechnet, diesen Vorschlägen die Eigenschaft der Zweckmäßigkeit nicht absprechen können, ebenso auch denjenigen Bestimmungen nicht, welche die schwierige Abgrenzung der als Küstenmeer zu behandelnden kleineren Meeresbuchten betreffen.

Eine andere Frage von ganz besonderer Schwierigkeit und zugleich namentlich für Handel und Industrie von bedeutendem Interesse ist die internationale Behandlung des *Konkurses*. Der Konkurs ist nichts Anderes als eine allgemeine Zwangsvollstreckung zur gleichmäßigen Befriedigung sämmtlicher (nicht besonders — z. B. durch Pfandrecht — bevorrechteter) Gläubiger eines zahlungsunfähigen Schuldners. Diese gleichmäßige Befriedigung der Gläubiger wird auf das empfindlichste gestört, wenn jeder Staat, in dessen Gebiete sich Vermögensstücke des zahlungsunfähigen Schuldners befinden, darüber ein besonderes Konkursverfahren eröffnet oder doch eine besondere Zwangsvollstreckung in Bezug auf diese in seinem Gebiete befindlichen Vermögensstücke zum Vortheile einzelner Gläubiger gestattet. Es entsteht dann sogleich die Frage: kann ein Gläubiger sich mit derselben Forderung in jedem der betreffenden Staaten zugleich melden, und wie gestaltet sich überhaupt das Verhältniß der mehrfachen Konkurse und Konkursmassen und Zwangsvollstreckungen, und ferner welchen Einfluß hat die im Auslande geschehene Konkurseröffnung auf die Befugniß des Schuldners (Gemeinschuldners) über im Inlande befindliche Vermögensstücke zu disponiren? Eine in der französischen Jurisprutenz stark vertretene Ansicht glaubt diese und andere Schwierigkeiten einfach durch Annahme des Prinzips der *Universalität* des Konkurses lösen zu können. Der Konkurs, der von dem zuständigen Gerichte — dem Gerichte als Wohnsitz des Gemeinschuldners — eröffnet worden, soll ohne Weiteres oder doch ohne daß mehr als eine leicht zu erfüllende Formalität vorausgesetzt würde, überall seine Wirkungen ausüben und alle Gläubiger des insolventen Schuldners sollen mit ihren Ansprüchen lediglich an jenes Gericht verwiesen und nicht mehr befugt sein, ihre Befriedigung durch besondere Beschlagnahme der in ihrem Lande etwa befindlichen Vermögensstücke des Gemeinschuldners zu suchen. Indeß erweist sich der Satz, daß ohne Weiteres der Konkurs über das Landesgebiet hinausgreifende Wirkung in allen Beziehungen ausübe, bei genauerer Betrachtung als

*) Die Nebenbestimmungen bleiben hier unbeachtet.

theoretisch nicht haltbar, wie er denn insbesondere auch unvereinbar ist mit den positiven Bestimmungen unserer im Großen und Ganzen doch ein juristisches Meisterwerk darstellenden deutschen Konkursordnung. Und andererseits begegnet die Universalität des Konkurses den mannigfachsten praktischen Bedenken.

Die unbedingte Anerkennung der extraterritorialen Wirkung eines auswärts eröffneten Konkurses enthält einen Akt äußerst weitgehenden Vertrauens gegenüber der auswärtigen Justiz, bei dem auch die Entfernung der in Betracht kommenden Länder nicht völlig außer Acht zu lassen ist. Man kann den deutschen Gläubigern eines in Argentinien z. B. fallit erklärten Schuldners nicht ohne alle Garantie die Exekutionsobjekte, die sich etwa im Deutschen Reiche befinden, nehmen und sie damit vertrösten, daß sie mit enormen Kosten jenseits des Ozeans ihr Recht suchen mögen. Daher kann nur auf dem Wege internationaler Verträge, die unter einzelnen Staaten unter Berücksichtigung auch ihrer Konkursgesetzgebung abzuschließen sind, nicht etwa auf dem Wege eines allgemeinen Weltvertrages, dem nach dem Muster etwa des Weltpostvertrages jeder beliebige Staat unter Erfüllung gewisser Bedingungen beitreten könnte, vorgegangen werden. Das Institut will für solche internationale Spezialverträge leitende Grundsätze aufstellen. Mit der Annahme einiger Hauptgrundsätze ist dazu auf der diesmaligen Konferenz der Anfang gemacht, und in der nächstjährigen Sitzung sollen dieselben durch genaueres Detail vervollständigt werden.

Daß die kleine Versammlung von Gelehrten und Diplomaten für den Frieden arbeitet — Sicherheit und bessere Kenntniß des Rechts der Staaten selbst, wie der einzelnen Individuen im internationalen Verkehr, lassen ja Streitigkeiten und Mißverständnisse weniger leicht aufkommen — erkennt man in Frankreich in vollem Maße an. Für die Vertreter deutscher Rechtswissenschaft war es dabei auch erfreulich wahrzunehmen, welche Hochachtung der französische Staat denjenigen Zweigen der Rechtswissenschaft entgegenbringt, welche mit den Lebensbedingungen unserer Zeit sich befassen.

L. v. Bar.

## Das Wiederaufleben der Napoleonischen Legende.

### II.

Nach Allem, was Frankreich in dem Vierteljahrhundert erlebt hatte, das auf den Ausbruch der großen Revolution folgte, nach dem ungeheuern Blutverluste auf den ungezählten Schlachtfeldern fast ganz Europas, hätte man ein viel größeres Bedürfniß nach Ruhe, eine viel tiefer gehende Abspannung aller moralischen und physischen Kräfte und eine dem entsprechende Abwendung der französischen Nation von der Inkarnation dieser Revolution erwarten können, als faktisch eintrat. Gewiß, der Kaiser Napoleon war 1814 in weiten Kreisen des französischen Volkes gehaßt und man belegte ihn mit nicht rühmlichen Schimpfnamen. Der korsische Wehrwolf (ogre) war noch einer der zahmsten. Auch eine wüthende Reaktion gegen die Ideen und Persönlichkeiten der Anfänge der großen Revolution machte sich geltend. Der „weiße große Schrecken" flog über das Land. Kirchliche Verfolgungswuth erwachte wieder in dem Lande, in dem man die Göttin der Vernunft angebetet hatte, wie in den Zeiten der Albigenserkriege. Aber alles das hielt nicht lange Stand. Hatte schon der Jubel, der den Flüchtling von Elba umbrauste, gezeigt, daß ganze, wichtige Theile des französischen Volkes die glorreichen Tage des Empire noch nicht vergessen hatten, so machte sich auf die Abspannung, welche dieser Konvulsion gefolgt war, eine stetige Kräftesteigerung sofort wieder geltend, welche verrieth, daß die Elastizität des französischen Geistes und der materielle Wohlstand des Landes durch alle die Stürme, die über es hinweggebraust, keineswegs gebrochen waren. Es fehlte auch nicht an Reizmitteln, um den alten gallischen Leichtsinn, die frohe Heiterkeit und Lachlust des französischen Volkes zu erwecken und zu Bundesgenossen der ernsten, gediegenen, klugen Geister zu machen, welche die Restaurationsepoche zu einer Glanzperiode französischer Wissenschaft und Litteratur erhoben haben. Wenn die Pariser den im Grunde seiner Seele skeptischen, dicken Ludwig XVIII., dessen Reitpferd eine Staatskalesche war, in der er seine venösen Beine ängstlich gegen jede neue Entzündung schützte, den Vielfraß, der seinen Lieblingen an der königlichen Tafel den größten Beweis seiner Huld dadurch zu erkennen gab, daß er sie zwang, ein gleich ungeheures Stück Braten, wie er es verschlang, von seiner Schüssel entgegenzunehmen und zu vertilgen, wenn diese Spottvögel ihren Lilienkönig mit dem kleinen Korporal, welcher allerdings mit den Jahren auch etwas aufgedunsen und langsam geworden war, der aber doch die französischen Fahnen mehr als ein Jahrzehnt von Sieg zu Sieg geführt und der inneren Verwaltung des Landes ein rationelles, durchsichtiges, stahlhartes Gefüge gegeben hatte, mit einander verglichen und dann sich darauf besannen, daß dieser Schicksalsmensch, der Europa zu den Füßen Frankreichs gelegt hatte, jetzt von den Erbfeinden der Nation auf einer Felseninsel im fernen Weltmeere argwöhnisch bewacht, und langsam einem sicheren Tode entgegengeführt werde, dann wird man es nicht wunderbar finden, daß dieser Kontrast allein schon eine Gährung in den Herzen und Köpfen des leicht erregbaren Volks heraufbeschwören mußte. Man konnte zwar nicht leugnen, daß die Selbstsucht, der Trotz und die Machtlosigkeit des Emporkömmlings schließlich Frankreich ins Unglück gestürzt habe. Konnte aber einer Wiederholung desselben nicht vorgebeugt werden, ohne den nicht zu entbehrenden Ruhm der französischen Waffen zu gefährden, wenn man glänzende Heerführer an die Spitze der Kolonnen stellte, die nur auf Geheiß der besten Männer des Volkes sich in Bewegung setzten? Hatten nicht vor wenigen Jahrzehnten die Schaaren der Freiwilligen den heiligen Boden Frankreichs von den Horden der koalirten Tyrannen befreit, und war nicht der General Bonaparte ein genialerer Held gewesen als der Empereur? So versicherten wenigstens die alten Stelzbeine, die dabei gewesen waren von dem Sturme auf die Brücke von Arcole bis zum Aufmarsch der Garde von Waterloo. Und das Volk in den Dörfern und die Bürger in den Städten glaubten diesen alten Troupiers. Mißtrauisch und schlecht behandelt von der Regierung wurden diese alten napoleonischen Soldaten, die wahren Bildner und Träger der napoleonischen Legende. Gewiß sind viele von ihnen, die nichts gewesen waren als Kriegsknechte, und die sich, nun, von der Noth des Lebens bedrückt, in Schimpfworten auf die schlechte Zeit und die schlechte Regierung gefielen, würdelos im Absynthgenuß zu Grunde gegangen. Aber es gab doch auch nicht wenige unter ihnen, die durch ihre ganze Haltung das Volk an die Tage des Ruhmes erinnerten, dessen Urheber und Zeugen sie waren, Männer, denen neben ihren kleinen gewöhnlichen Sorgen und Nöthen die Ehre Frankreichs, so wie man sie einmal in diesem Lande versteht, warm am Herzen lag. In ihren Köpfen hat sich die wunderbare Mischung von Imperialismus und Republikanismus, von soldatischer Begeisterung für den Gott der Schlachten und für freiheitliche, revolutionäre Tendenzen vollzogen, welche seitdem der Inhalt der napoleonischen Legende geblieben ist. Die demokratischen, antilegitimistischen Ideen bildeten hierbei die Brücke. Denn war nicht der Kaiser ein Sohn des Volkes? Ihn hatte kein Privileg der Geburt in die Höhe gebracht, und wie hatte er die Träger der ältesten und stolzesten Kronen gedemüthigt und vor seinen Siegeswagen gespannt! So erschien er nur als der Führer des Triumphzuges von Frankreich. Daß dieser Triumphzug nicht nur über die Fürsten Europas, sondern über ganze Nationen sich hinwegbewegt und diese zu Boden

getreten hatte, das kam diesen naiven Völkerbeglückern nicht in den Sinn. Man könnte in dieser brutalen nationalen Rücksichtslosigkeit auch den von Taine so stark hervorgehobenen Zug der Verwandtschaft der Franzosen mit den klassischen Völkern wiederfinden, wenn man unter diesen nur die Römer versteht. —

Eine wahrhaft typische Erscheinung dieser ersten Bildner und Träger der napoleonischen Legende war der Kapitän Noisot. Für seinen Kaiser, die Verkörperung des Ruhmes, der Ehre, der Macht Frankreichs, war er zu jedem persönlichen Opfer bereit. Tag und Nacht hatte er darüber nachgesonnen, seinem Idol ein bleibendes Denkmal zu setzen, das „die Barbaren und Vandalen“, wenn sie noch einmal ihre Gesichter gen Paris wenden sollten, von dem heiligen Boden zurückschrecken könne. Und zur Aussprache dieser Idee fand er einen gleichgestimmten Künstler bereit. Und auch in dieser Beziehung ist die Geschichte des Denkmals von Fixin ganz typisch.

Abstrakte Ideen werden niemals die Gedankenwelt eines ganzen Volkes ausfüllen und beherrschen. Soll eine Idee im besten Sinne des Wortes populär werden, dann muß sie sich zahlreiche Umgestaltungen, die nur zu oft und zu leicht zu Entstellungen werden, gefallen lassen. Sind sie nicht in irgend einer Form personifizirbar, in Thaten und Handlungen, also in geschichtliche Formen umzusetzen, so werden sie nie volksthümlich werden. Ebensowenig werden oder auch unbestimmte, wenn auch ganz verbreitete Empfindungen der Volksseele sich zu treibenden Mächten in derselben ausgestalten und zu kräftigen Motiven des Handelns werden, wenn sie nicht auch eine so zu sagen greifbare Gestalt annehmen. Diese Umbildung zu besorgen, ist die Aufgabe der Kunst im weitesten Sinne des Wortes.

Dichter und Künstler erschaffen aus den unklaren Empfindungen der Volksseele und ihren schemenhaften Schöpfungen, die sich sonst rasch verflüchtigen und von den Strömungen des Tages zerzaust, leicht bald hier, bald dort hin flattern würden, ein in sich zusammenhängendes, abgerundetes einheitliches Gebilde, in dem Jedermann einen Zug von dem wiederfindet, was ihm vorgeschwebt hat, und das dann zum Ausdruck für das Gesammtempfinden wird. Dieses Produkt künstlerischer Kraft ist es nun, dessen sich das Volk wiederum bemächtigt und für das es dann feststeht. Erfolgt diese künstlerische Formgebung erst längere Zeit nach der Entstehung der Elemente, aus denen es erwachsen ist, dann können und müssen Trübungen derselben eintreten, welche zuweilen die Substanz derselben, wenn man von einer solchen reden darf, verändern. An kaum einem Beispiele läßt sich das deutlicher verfolgen, als an einer großen Sage unseres eigenen Volkes. Jedermann wird zugeben, daß die heutige deutsche Kaisersage erst durch das Rückert'sche Gedicht bei uns zu einem Bestandtheile unseres Volksbewußtseins geworden ist. Aber ebensowenig ist zu bezweifeln, daß der Kaiser Barbarossa ursprünglich gar nichts mit dieser Sage zu thun gehabt hat, daß diese von Haus aus von ganz anderen Tendenzen als von politischen und nationalen getragen war.

Man könnte nun glauben, daß das Epheugewinde der Sagen und Legenden in unserer hellen historischen Zeit gar keinen Boden mehr finden werde. Es wäre wirklich ein Jammer, wenn dem so wäre. Glücklicher Weise ist es aber nicht der Fall. Noch hat der Verismus die poetische Kraft der Völker nicht erstickt, und sie schaffen noch aus sich heraus Bilder und Sagen und Legenden, die denen der alten Zeiten verwandt sind. Viel gefährlicher als der Verismus ist diesem Schaffen der Volksseele die bewußte Tendenzlüge, die allerdings in unseren Tagen üppiger emporschießt als je. Aber behaupten wird sie sich doch nicht auf die Dauer. Denn sie trägt den Keim des Verderbens in sich selbst.

Allerdings hat sie auch schon in der Legende, von der wir hier reden, ihr Wesen getrieben und nicht wenig zum Wiederaufleben des imperialistischen Napoleonismus beigetragen. Thiers ist durch sein tendenziöses Geschichtswerk, allerdings sehr gegen seinen Willen, zu einem Hauptförderer desselben geworden. Ungezählte Memoirenwerke, die dem Kaiser gewidmet waren, der Epilog zu seinem Leben, den der Kaiser selbst in nicht gerade wahrheitsgetreuer Weise im Mémorial de Sainte-Hélène der Nachwelt zum Besten gegeben hat, hatten ihm hierin vorgearbeitet. Aber die allgemeine Stimmung, aus der heraus er schrieb, hat er doch nicht geschaffen. Die war vor ihm da und Dichter, wie Beranger und Viktor Hugo, gleich Noisot und Rude ein feuriger Burgunder, und zahlreiche andere unbedeutendere Poeten hatten die Legende des Soldatenkaisers in den Herzen des französischen Volkes aufgerichtet und scharf umrissen. Daß die künstlerische präzise Form, in der bei Thiers die Glorifikation Napoleon's auftritt, und die geschichtliche Wahrheit sein will, nicht wenig auf die Befestigung der Legende zurückgewirkt hat und zur Verbreitung derselben beigetragen, soll damit selbstverständlich nicht geleugnet werden.

Hatten Poesie und Geschichtschreibung um die Wette dabei mitgewirkt, dem französischen Volke die Gestalt seines Kaisers in einseitiger, legendarischer Form vor die Seele zu zaubern, so bleiben natürlich auch die bildenden Künste in dieser Verherrlichung nicht zurück. In die Hütten der Fermen wie in die Paläste der Städte und in die Schlösser des napoleonischen Adels drangen Bilder des Kaisers, angebliche Porträts und Stimmungsbilder von ergreifenden Vorgängen seines Lebens und zahlreiche Schlachtenbilder der ersten Zeichner und Maler der Zeit ein, welche das Interesse an dem Schicksalsmenschen und seinen Thaten wach erhielten und neu belebten. Wie Napoleon durch seine wohlerwogenen und auf die schwachen Seiten seines Volkes wohlberechnenden Bulletins der Legendenbildung schon vorgearbeitet hatte, so hatte er auch den Künstlern schon die Wege gewiesen. Man weiß ja, wie Napoleon, seitdem er den Kaiserthron bestiegen hatte, darauf bedacht war, ein offizielles Bild von sich zu verbreiten, dem alle die Porträts und Büsten, die in den Palästen, Präfekturen, Mairien aufgestellt wurden, entsprechen mußten. Er wollte einen napoleonischen Typus darstellen, wie etwa den der Häuser Bourbon und Habsburg. Dem Palastmarschall Duroc, der hierin nur das Sprachrohr seines Gebieters war, konnten die Porträts desselben auf großen Schau- und Prunkgemälden, wie die Emaillebildchen auf Tabatieren u. s. w. nicht graziös und nobel genug sein und er ging sogar so weit, den Malern zu empfehlen „de s'attacher moins à la parfaite ressemblance qu'à donner le beau idéal en conservant quelques traits et en faisant au portrait plutôt agréable.“*) Mit welchem Erfolge dieses Ziel erreicht worden ist, ist bekannt. Gäbe es nicht aus der Kaiserzeit Napoleon's einige verstohlen aufgenommene Porträtzeichnungen bedeutender Künstler, wir würden kaum wissen, wie der Empereur damals wirklich ausgesehen hat. Natürlich hat sich die Kunst der Legende so wenig an diese gehalten, wie ihre Poesie und Geschichtschreibung an den historischen Kaiser. Wird schon die Geschichtschreibung häufig nicht allzu sehr von historischen Gewissensbissen gequält, so noch viel weniger die bildende Kunst in ihren historischen Darstellungen. Beiden wird die politische Tendenz gefährlicher. Der Kunst fast noch gefährlicher als der Historie. Denn sie sprengt nur zu leicht die Einheit des Kunstwerks, ein Schaden, den der Historiker leichter zu verdecken weiß. Nur dem Augenblickserfolge eines Kunstwerks ist eine solche Tendenz förderlich, wie diese der politischen Tendenz, der der Künstler dient, aufs Kräftigste zu Hilfe kommt, wenn er sie möglichst unverfälscht zu ihrem Ausdrucke, selbst in ihren Widersprüchen, bringt. Und auch in dieser Beziehung hatte Meister Rude ein typisches Beispiel geliefert. Dem republikanischen Imperialismus hat der Künstler in dem auf Helena erwachenden Kaiser, der die Embleme des jugendlichen, republikanischen Generals an sich trägt, ein seiner würdiges Denkmal gesetzt, wirklich ein Denkmal des unklaren, politischen Sentimentalismus der Epoche, der da Vive le Roi! und Vive l'Empereur! in einem Athem rufen zu können glaubte. Aber es rief doch so, und die Tausende von burgundischen Bauern, die in diesen Ruf

*) Gazette des Beaux Arts. 3. période Tom. XI. P. 114.

einstimmten, hatten einen bleibenden Eindruck dafür für die nächste ereignißschwere Zukunft. Sie hatten keine Ahnung davon, und konnten sie auch nicht haben, daß ihr Thun „die Barbaren und Vandalen“ mittelbar doch wieder würde nach Paris und selbst nach Dijon führen können und müssen.

(Schluß folgt.)

Karl Heinrich.

## Stuhlmann's Afrikawerk.*)

„Ich habe schon oft Gelegenheit gehabt, jüngeren Freunden einen Rath zu ertheilen, den noch keiner befolgen mochte. Ich würde, sagte ich Ihnen, wenn ich von einer wissenschaftlichen Reise zurückkehrte, über die ich berichten müßte, in der Erzählung derselben den Gelehrten ganz verleugnen und nur das fremde Land und die fremden Menschen oder vielmehr nur mich selbst in der fremden Umgebung dem theilnehmenden Leser zu vergegenwärtigen trachten, und entspräche der Erfolg dem Willen, so müßte sich jeder mit mir hinträumen, wo eben uns die Reise hinführte. Dieser Theil wäre vielleicht am besten während der Reise selbst geschrieben worden. Abgesondert würde ich sodann den Gelehrten vorlegen, was ich für jedes Fach der Wissenschaft Geringfügiges oder Bedeutendes zu erkunden oder zu leisten das Glück gehabt hätte.“

Diese goldenen Worte Adalbert von Chamisso's in der Vorrede zu seiner Weltreise haben mutatis mutandis heute, nach fast 60 Jahren, noch dieselbe Gültigkeit wie damals — es scheint, daß sie auch ebensowenig berücksichtigt werden. Gerade die neuere Afrikalitteratur ist überreich an Büchern, in denen Persönliches und Sachliches bunt durcheinander gewürfelt ist; die meisten enthalten auch sehr viel vom ersten und sehr wenig vom zweiten und manche Autoren sind noch obendrein bemüht gewesen, das Persönliche in einer solchen Form zu bringen und mit so viel poetischer Licenz auszuschmücken, daß man schließlich einen Roman vor sich hat und kein Reisewerk. Es ist das offenbar ein Genre, das den Bedürfnissen des großen Publikums und der Verleger entspricht — Stanley soll für sein letztes Werk eine runde Million an Honorar erhalten haben — das aber den Fachmann zur Verzweiflung bringen kann, wenn er genöthigt ist dickleibige Romane durchzuarbeiten um schließlich einige verhältnißmäßig vielleicht höchst geringfügige wissenschaftliche Thatsachen kennen zu lernen. Das große Publikum freilich liest Stanley's und seiner Nachahmer Bücher mit großem Behagen, rein wie einen wirklichen Roman, meist ohne die Karte zu vergleichen, häufig sogar ohne auch sich nur über die Landschaft klar zu werden, in der die Handlung vor sich geht, so daß manche es fertig bringen, etwa Stanley's Reisen nach Kamerun zu verlegen oder den Schauplatz eines Kongowerkes in Sansibar oder Uganda zu vermuthen, je nachdem ihnen die eine oder die andere Gegend gerade aus ihrer Zeitung geläufiger ist.

Andererseits ist es von vornherein klar, daß rein wissenschaftliche Reisewerke nur wenig Käufer und meist nicht einmal einen Verleger finden würden, während Bücher, wie z. B. v. d. Steinen's letztes Werk über die Naturvölker Centralbrasiliens, welches in höchst anziehender, manchmal feuilletonistischer Form eine reiche Fülle von neuen wissenschaftlichen Thatsachen bringen, naturgemäß zu den größten Seltenheiten gehören, da gelehrte Reisende meist nicht im Stande sind und es daher auch für unter ihrer Würde erachten, leicht und flott zu schreiben.

Nur in England pflegt man der Schwierigkeit, die darin liegt, daß einerseits das große Publikum lieber „Geschichten“ liest, als wissenschaftliche Abhandlungen und daß andererseits ernste Untersuchungen oft keinen Verleger finden, weil zu wenig Leute sie kaufen würden, jetzt meist ganz im Sinne von Chamisso auszuweichen, indem man erst eine Art Tagebuch oder eine belletristische Reisebeschreibung gibt und dann in einem Anhange oder in gesonderten Bänden die rein wissenschaftlichen Ergebnisse gesondert behandelt.

Stuhlmann hat in dem nun vorliegenden mächtigen Bande einen Mittelweg eingeschlagen und seiner in der Hauptsache populären Reisebeschreibung einzelne rein ethnographisch-wissenschaftliche Kapitel eingefügt. Man könnte fragen, ob es nicht vielleicht richtiger gewesen wäre, diese letzteren ganz aus dem Zusammenhang des übrigen Textes herauszunehmen und völlig gesondert zu publiziren. Das Buch wäre damit von selbst in zwei Bände, einen allgemeinen und einen wissenschaftlichen Theil zerfallen und würde dabei jedenfalls an Handlichkeit gewonnen haben. Andererseits wäre der ihm in seiner jetzigen Gestalt innewohnende Reiz der Frische und Unmittelbarkeit dabei vielleicht verloren gegangen — jedenfalls müssen wir es nun nehmen wie es ist, und wir können sogar dankbar sein, daß wir es überhaupt haben. In unserer materialistischen Zeit mag es selten genug vorkommen, daß Autor und Verleger in ähnlich liberaler und uneigennütziger Weise zusammen arbeiten und gemeinsam ein Werk herstellen, das in vornehmer und würdiger Form eine der bedeutendsten neuen Afrikareisen behandelt, den Ansprüchen des großen Publikums und der Gelehrten in gleicher Weise gerecht wird und dabei durch seinen geringen Ladenpreis auch dem kleinen Manne zugänglich ist.

Auf eine irgendwie erschöpfende Darstellung des Inhaltes einzugehen, würde weit mehr Raum erfordern, als hier zur Verfügung steht. Es sei hier nur angedeutet, daß die von Emin Pascha und Stuhlmann unternommene Reise am 26. April 1890 von Bagamoyo aus angetreten wurde und durch Ugogo nach Tabora und an den Viktoria Nyansa führte; daß Emin dann zu Wasser, Stuhlmann zu Lande nach Bukoba reiste, wo Emin eine Station gründete und vom 1. November 1890 bis 22. März 1891 blieb, während Stuhlmann in der Zwischenzeit Uganda besuchte und am 1. April Emin nach dem Norden folgte. Im Juni wurde das ungeheure Gebirgsmassiv des Runssoro bestiegen und eine Höhe von 4063 m erreicht, die nur wenig unter der Grenze des ewigen Schnees liegt, die für diesen Berg auf etwa 4300 m angegeben wird.

Es folgt dann ein sehr wenig erfreuliches Zusammentreffen mit Emins alten Leuten aus der Aequatorialprovinz; 198 von ihnen entschließen sich nach langem Zögern, Emin zu begleiten, nur 20 von diesen sind halbwegs brauchbar aber auch nur ganz ungenügend bewaffnet — der Rest ist unnützer und gefährlicher Ballast. Trotzdem will Emin mit seiner nun auf 512 Köpfe angewachsenen Expedition nach dem Westen ziehen, Afrika durchqueren und seine Leute nach Kamerun führen — „und wenn es glückt, so ist es auch verziehen“. Am 10. August wird die Reise fortgesetzt, schon am 29. September zwingen Hunger und Krankheit zur Umkehr und das gerade in einer Gegend, die wirklich das eigentliche Herz von Afrika ist und die Lösung zahlreicher, besonders auch ethnographischer Probleme verhieß. In wenigen Wochen waren 25 % der Träger an Entkräftung und an Verletzungen zu Grunde gegangen und auf dem Rückmarsche selbst muß in Undussuma eine längere Rast gemacht werden, um die Lebenden sich etwas erholen zu lassen; aber da bricht das Unheil erst recht herein, eine Pockenepidemie tritt auf und Emin selbst, durch rasche Zunahme seines Staarleidens dem Erblinden nahe und durch das Scheitern seiner ehrgeizigen Pläne erschüttert und aus dem psychischen Gleichgewichte gebracht, das ihn sonst so selten verlassen, beschließt, die Expedition zu theilen, selbst bei den Kranken zu bleiben und Stuhlmann mit den Ge-

*) Stuhlmann, Dr. Franz. Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Ein Reisebericht mit Beiträgen von Dr. Emin Pascha, in seinem Auftrage geschildert; im amtlichen Auftrage der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes herausgegeben. XXII und 901 S. Lexikon 8° mit 2 Karten von R. Kiepert und F. Stuhlmann, 2 Porträts, 32 Vollbildern und 275 Abbildungen im Texte nach Photographien und Skizzen des Verfassers und nach Zeichnungen von W. Kuhnert, L. Sütterlin u. A. 2 Theile in einem Band. Berlin, Dietrich Reimer (Hoefer und Vohsen) 1894.

funden zur Küste voraus zu schicken. Wirklich muß dieser am 10. Dezember 1891 mit der gesunden Mannschaft aufbrechen und gelangt im Februar 1892 nach Bukoba, im Juli an die Küste, im Oktober nach Europa. Emin aber blieb, soweit sich ermitteln läßt, bis zum 9. März in Undúſſuma und war dann, von allen Mitteln entblößt, durch seine vollständige Hilflosigkeit gezwungen, sich, statt nach Südosten zurückzukehren, einer einheimischen Karawane anzuvertrauen, die nach dem Kongo zog. Wie er da in die gerade damals besonders erbitterten Kämpfe zwischen den Belgiern und den Arabern gerieth und etwa um den 20. Oktober 1892, also wahrscheinlich gerade an demselben Tage, an dem sein glücklicherer Gefährte wieder europäischen Boden betrat, ermordet wurde, ist auch in diesen Blättern schon erzählt.*)

Eines litterarischen Denkmals bedarf Emin nicht; noch nach Jahrhunderten wird in seinen Schriften und Sammlungen sein Andenken fortleben und allen künftigen Afrikaforschern wird gerade sein Beispiel stets vor Augen sein — mehr und mehr von dem Nimbus des Idealen und Heroischen verklärt. In gewissem Sinne bildet aber auch Stuhlmann's Buch ein Denkmal für seinen großen Meister und zwei eingehende Monographien über die A-lur und über Latúka, die nach Emin's Diktat von Stuhlmann niedergeschrieben und in das vorliegende Buch aufgenommen sind, gehören zu den seltsamsten Perlen der Afrikalitteratur.

Von der vornehmen Ausstattung des Buches ist schon eingangs gesprochen; die Heliogravüren des Runſſóro und der beiden von Stuhlmann nach Europa gebrachten Pygmäen sind eine kostbare Beigabe; ein Buntdruck (Wembere-Steppe mit Giraffen) nach einem Aquarell von Kuhnert und ein Lichtdruck (Landschaft in Usegúha mit Zebras) nach einer Zeichnung desselben Künstlers sind in ihrer Art vollkommen unübertreffbar. Weniger erfreulich ist eine Anzahl von anthropologischen Typen, die hier nach Originalskizzen des Verfassers umgezeichnet worden sind. Derartige Typen können nur unmittelbar nach der Natur und nur von einem ungewöhnlich gewandten Künstler gezeichnet werden, wenn schon auf direkte photographische Aufnahme verzichtet werden muß. In der Form aber, in der sie hier vorliegen, sind sie kaum ab und zu für die Haartracht oder für Ohr- und Lippenschmuck oder sonst ein ethnographisches Detail werthvoll — für die Beurtheilung der anthropologischen Eigenschaften sind sie völlig unbrauchbar und nicht um ein Haar besser, als die Idealtypen in den Reisewerken früherer Jahrhunderte; in unserer Zeit der Trockenplatten darf wohl verlangt werden, daß anthropologische Typen authentisch reproduzirt werden oder gar nicht. Das allerwärmste Lob hingegen verdienen nahe an 100 Federzeichnungen nach Originalen im Berliner Museum für Völkerkunde, die der Hand L. Sütterlin's zu verdanken sind; nur wer selbst als Fachmann mit der Beurtheilung ethnographischer Zeichnungen zu thun gehabt hat, vermag ganz die Schwierigkeit derselben zu ermessen; verständnißvolles Erfassen des Wesentlichen und absolute Treue auch in den Details und in den Proportionen sind da in erster Linie erforderlich, während die in ähnlichen Werken oft so beliebte „malerische“ Gruppirung von Waffen und Geräthen zu ganzen Trophäen grundsätzlich vermieden werden muß. Was dadurch an ästhetischer Wirkung vielleicht verloren geht, ist in dem vorliegenden Werke durch den inneren wissenschaftlichen Werth der Sütterlin'schen Zeichnungen überreich aufgewogen.

Zwei große Karten, die dem Bande beigelegt sind, lassen ebenso wie die stolzen Blätter des in demselben Verlage erschienenen Kolonialatlas die Meisterhand R. Kiepert's erkennen, der, ein würdiger Sohn seines großen Vaters, seine phänomenale Begabung und seinen eisernen Fleiß jetzt auch der afrikanischen Geographie zuwendet. In eine der beiden Karten sind die Reiserouten der Expedition eingezeichnet, in die andere hat Stuhlmann eine große Fülle von ethnographischen Details eingetragen, die das Studium des Blattes zu einem zwar schwierigen aber ungemein lehrreichen machen. Ich zweifle nicht daran, daß gerade diese Karte sehr vielen kritischen Anfechtungen ausgesetzt sein wird und ich gebe auch gerne zu, daß mit der stetig vorschreitenden wissenschaftlichen Erschließung Afrikas manche der Stuhlmann'schen Aufstellungen haltlos werden können. Aber so wie sie ist, stellt diese Völkerkarte Ostafrikas heute einen ersten Schritt dar, welcher schon allein als solcher allen Anspruch auf warmen Dank und große Anerkennung hat. Daß bei unserer einstweilen noch fast vollständigen Unkenntniß der physischen Anthropologie der Ostafrikaner vorläufig noch übergroßes Gewicht auf die sprachlichen Verhältnisse gelegt werden mußte, ist begreiflich und darf keinen Anlaß zu einem Vorwurfe bilden. Ja, Stuhlmann sagt S. 471 sogar selbst: „die Sprache allein beweise nichts für die Zusammengehörigkeit von Völkern, sie könne wie ein Kleid an- und abgelegt werden.“ Allerdings hat Stuhlmann an anderen Stellen seines Buches und auch in der Völkerkarte aus sprachlichen Rücksichten manchmal Vermuthungen Raum gegeben, die durch weitere ethnographische und anthropologische Forschungen kaum bestätigt werden dürften — im Großen und Ganzen aber muß diese Völkerkarte doch als eine überaus beachtenswerthe Leistung anerkannt werden.

Besonders rühmenswerth sind die genauen und sorgfältigen Inhaltsverzeichnisse und alphabetischen Register, sowie die auf die Schreibung der einheimischen Namen verwandte Mühe; recht erfreulich ist bei dieser auch, daß Stuhlmann wenigstens in einem Punkte schon von der augenblicklich beliebten offiziellen Orthographie abweicht und ss schreibt, wo diese s verlangt; er hätte aber gerne noch etwas weiter gehen mögen und sch und dsch schreiben, statt sh und dj. Die gegenwärtige amtliche Schreibweise (z. B. Udjidji für Udschidschi und Shuli für Schuli) ist ja ohnehin auf die Dauer nicht haltbar; für ein in privatem Verlage erscheinendes Buch wäre ein solches Anlehnen an eine unbequeme und irreführende Schreibweise daher wohl besser vermieden worden — schlimm genug, daß sie uns in amtlichen Veröffentlichungen einstweilen noch entgegentritt.

Schließlich sei noch erwähnt, daß Stuhlmann im Großen und Ganzen eine günstige, politisch und nationalökonomisch erfreuliche Entwicklung unserer ostafrikanischen Kolonie für möglich zu halten scheint; er betont aber, wie besonders der früher so überaus einträgliche Handel und Zwischenhandel mit Elfenbein gegenwärtig durch das rasche Verschwinden der Elephanten im Osten und durch das energische, machtvolle und zielbewußte Vorgehen der Belgier im Kongostaate mehr und mehr nach dem Westen gelenkt wird und wie es daher nöthig sei, durch Anlage von Plantagen und von Straßen allmählich neue und gesunde Erwerbsverhältnisse zu schaffen, während der gegenwärtige Karawanenhandel das Land ruinire.

Auffallend scharf spricht sich Stuhlmann über den afrikanischen Elfenbeinhandel aus; er scheint die gegenwärtige Form desselben für ebenso verderblich und abscheulich zu halten, als den von allen seinen Vorgängern weit mehr in den Vordergrund gestellten Handel mit schwarzem Elfenbein.

„Jeder Elfenbeinzahn, der aus dem Kongogebiet kömmt, ist mit zahlreichen Menschenleben erkauft; an jedem Billardballen klebt Blut, so gut wie an den weißen Tasten eines Bechsteinflügels. Das kleinste Stück Elfenbein hat mindestens einem Menschen das Leben gekostet und wegen eines großen Zahnes sind zum wenigsten einige Dörfer verwüstet und ihre Einwohner getödtet oder in die Sklaverei verkauft worden“.

Diesen Razzias nach Elfenbein und Sklaven, die vom Kongostaate aus regelmäßig auch nach dem deutschen Hinterlande unternommen werden, entgegenzutreten, wäre eine würdige Aufgabe unserer Verwaltung, aber sie scheint überaus schwer zu lösen. Die Errichtung und Unterhaltung so vieler Stationen im Inneren, als zur Bekämpfung des Unfuges wirklich erforderlich wären, scheint wegen der großen Kosten unausführbar und auch die vollständige Unterbindung der Einfuhr an Pulver, die freilich ein Radikalmittel für beide Krebsschäden Afrikas wäre, ist politisch völlig ausgeschlossen, denn sie wäre nur durch ein gemeinsames Zusammenwirken sämmtlicher in Afrika betheiligter Mächte zu erreichen.

*) „Nation“, Jahrgang XI Nr. 4, Prof. S. Günther in München über Emin Pascha.

„Durch ein partielles Einfuhrverbot aber würde man nur den Elfenbeinhandel in andere Gegenden lenken, denn dieser geht dem Pulver nach und ist ohne dieses nahezu unmöglich“.

Ganz besondere Aufmerksamkeit verdient noch das letzte Kapitel, das als „Schlußwort“ einmal in großen Zügen die Ergebnisse der Reise zusammenfaßt und dann eine große Zahl von Vorschlägen und Gedanken enthält, welche die wissenschaftliche und wirthschaftliche Erschließung des Landes betreffen.

Man kann in kolonial-politischer Beziehung persönlich denken, wie man will, man wird immer zugeben müssen, daß derartige Ausführungen eines so erfahrenen Afrikakenners Beachtung verdienen und um so mehr, als uns gerade Stuhlmann in vieler Beziehung als ein Erbe von Emin Pascha entgegentritt, dem dieser einen nicht geringen Theil seiner unschätzbaren afrikanischen Erfahrungen persönlich übertragen hat.

Im Uebrigen wird es beinahe kulturhistorisch interessant sein, den praktischen Erfolg des Stuhlmann'schen Werkes kennen zu lernen. Bisher haben in der Afrikalitteratur die mehr romanhaft geschriebenen Bücher den größten buchhändlerischen Erfolg aufzuweisen. Je greller die überstandenen oder eingebildeten Gefahren geschildert, je mehr die persönlichen Gefühle des Autors in den Vordergrund gebracht und vor allen je mehr Neger „erlegt“ werden (um den so beliebten abscheulichen Ausdruck beizubehalten), um so lieber kaufte „man“ das Buch; Stuhlmann hat es verschmäht, in grellen Farben zu malen, er hat niemals „heute drei, gestern nur einen Neger erlegt“ und er weiß z. B. von den Wohnhütten der verschiedenen Stämme mehr zu berichten, als ob sie schwer oder leicht in Brand zu setzen sind — wollen wir hoffen, daß der allmählich geläuterte Geschmack unseres Volkes auch in der Afrikalitteratur sich mehr und mehr diesem ernsteren Genre derselben zuwendet.

v. Luschan.

## Theodor Parker*)

„Wer ist denn Stöcker, who is Stöcker?“ so fragte noch vor wenigen Jahren Londons Lord Mayor, als er dem damals noch amtirenden Berliner Hofprediger zu einer oratorischen Leistung ein großes Lokal einzuräumen gebeten wurde. Wenn nun in der englischen, an kirchlichem Eifer nicht armen Hauptstadt von einem so weit sehenden Mann eine solche Frage gestellt werden konnte, so ist vielleicht zu befürchten, daß auch im Leserkreise der „Nation“, obgleich der Unterschied zwischen Stöcker und Parker ein sehr großer, und für letzteren ein sehr vortheilhafter ist, mancher sich sage: „wer ist denn Parker?“ und zur Tagesordnung, d. h. zu einer für ihn interessanteren Lektüre übergehe. Denn auch Parker war ein protestantischer Geistlicher und solche Leute sind aus verschiedenen Gründen für viele unserer Zeitgenossen, wahrlich nicht bloß für die schlechtesten, une quantité négligeable. Weil aber der Schreiber dieses kleinen Aufsatzes dem hier angezeigten Buche, im Interesse nicht des Buchhändlers, sondern der guten Sache, möglichst viele Leser zuwenden möchte, will er sich erlauben, den mit Parker gar nicht Bekannten über diesen jedenfalls außerordentlichen Mann einige Notizen vorzulegen.

Theodor Parker ist in einem Blockhause bei Lexington, in der Nähe Bostons, den 24. August 1810 geboren. Er gehört einer puritanischen, im XVII. Jahrhundert nach Amerika zur Wahrung ihres Glaubens ausgewanderten Familie an. Sein Großvater starb sehr bald nach der Schlacht bei Lexington (1775), in welcher er als Kapitän tapfer gefochten und eine englische Flinte erbeutet hatte. Theodors Vater, John Parker, war ein Mann wie ihn die Noth des Lebens bei guter Anlage erzeugt: Herr und Knecht zugleich, Selbstdenker und Selbstarbeiter, in allen Verbesserungen damaliger Landwirthschaft voran, Geräthe und Maschinen mit eigener Hand herstellend; dabei ein eifriger Bücherleser, ein Freund der Bibel und tief religiös, doch ohne Aberglauben und voll Abscheu gegen die orthodoxe Lehre von der gänzlichen Verderbniß des Menschen und der ewigen Verdammniß der Nicht-auserwählten. Seine Mutter, Hannah Stearns, war mit lebhafter Phantasie begabt. Sie lebte in den biblischen Geschichten, aber ohne sich um Dogmen und Formen zu kümmern; sie war eine fleißige und sparsame Hausfrau; hörte sehr gern, während sie Abends nähte oder spann, ihren Mann laut lesen, am liebsten Indianergeschichten, Balladen und die Zeitung der Gegend.

In dieser stillen und kräftigenden Umgebung wuchs Theodor rasch heran, wurde der Gehülfe seines Vaters bei allen Arbeiten des Ackerbaus und ein Genosse seines geistigen und religiösen Lebens. Sein Beruf aber, die klare Stimme seiner innersten Beschaffenheit, trieb ihn sehr früh zu einer anderen Arbeit, zum Werke eines Predigers. Als Autodidakt hatte er sich schon im elterlichen Hause Kenntnisse angeeignet, die er als Privat- und Schullehrer verwerthete. So befriedigte er seinen Trieb, auf andere Menschen erziehend und bildend einzuwirken, und zugleich erwarb er sich, allerdings nur in spärlichem Maße, die Mittel, um die zur Führung eines kirchlichen Amtes unentbehrlichen theologischen Kenntnisse sich zu verschaffen. Auch konnte er seinem Vater eine Geldentschädigung aufdrängen für die Arbeit, die er nicht mehr mit ihm in Lexington verrichtete.

Siebenundzwanzig Jahre alt, verheirathete er sich, von edler Liebe und den schönsten Idealen erfüllt, und bald darauf wurde er Prediger in einer kleinen Gemeinde der Unitarier. Die Unitarier — mögen die wissenden Leser es verzeihen, wenn ihren unwissenden Genossen hier diese Auskunft gegeben wird! — waren damals in den Vereinigten Staaten das, was in Deutschland die nach unseren kirchlichen Begriffen „anständigen Protestantenvereinler“ sind. Sie verwarfen die Dreieinigkeitslehre, auch die Gottheit, aber nicht ganz die Göttlichkeit Christi; sie leugneten die unbedingte Unfehlbarkeit, aber nicht ganz die maßgebende Autorität der Bibel; sie leugneten fast alle, aber doch nicht alle biblischen Wunder; sie behaupteten einen Fortschritt in der christlichen Erkenntniß, von einer Fort- und Umbildung des Christenthums aber wollten sie schlechterdings nichts wissen.

Als nun Parker mit seinem klaren, kräftigen Verstande und seinem naturwüchsigen Wahrheitssinn die Schüchternheit und die Inkonsequenzen dieser konventionellen Lehre erkannte und zu korrigiren unternahm, wurde er von den ketzerischen Unitariern verketzert und zum Austritt aus ihrem Kirchenverband gedrängt. (1845.) Seine Freunde aber wollten durchaus, daß er in Boston, und von Boston aus, überall in den Vereinigten Staaten gehört würde. Sie erschlossen ihm in Boston das größte öffentliche Lokal, und machten ihn zu ihrem Prediger und Seelsorger. Außer seinen dienstlichen Handlungen aber that er als Lecturer, fortwährend auf Reisen, und doch immer an jedem Sonntag auf seinem von zuströmenden Zuhörern umgebenden pulpit, eine ungeheure, erstaunliche Arbeit. Jährlich hielt er ein paar hundert Vorträge, die er zum Theil in seiner Studirstube, zum Theil aber auf der Eisenbahn vorbereitete. Seine Reden waren, obwohl er sie mit mäßiger Stimme und geringen Geberden vortrug, gar oft von überwältigender Kraft. Seine Ironieen waren scharfe, durchdringende Nadeln; seine Sarkasmen, Dolche; die Ausbrüche seines heiligen Zornes, lodernde Feuerflammen. Wenn er aber „die mehr als väterliche, die mütterliche Liebe“ seines Gottes, des Unendlichen, des alles in allen Wirkenden, pries, klang seine Sprache wie ein schöner Hymnus. Uebrigens war seine Beredsamkeit überall getragen und kräftig genährt von einer sehr weit ausgedehnten, große Gebiete, nicht bloß der englischen, sondern auch der römischen und griechischen, der deutschen, der französischen, der italienischen Litteratur umfassenden Belesenheit. Auch verfügte er über sehr beträchtliche naturwissenschaftliche Kenntnisse.

*) Theodor Parker in seinem Leben und Wirken dargestellt von Alfred Altherr, Pfarrer zu St. Leonhard in Basel. — Mit Parker's Bildniß. 1894. (St. Gallen. Th. Wirth.)

Und nirgends war er, weder im Lernen noch im Lehren, ein Pedant: das Material seines Wissens hatte er sich vollständig angeeignet, er beherrschte es mit Meisterschaft und in voller Freiheit.

Die Gegenstände und die Ziele seiner Predigten und Reden gehören nicht bloß der Religion und der Moral, sondern auch der Politik an. Religion, Moral und Politik waren für ihn ein unzertrennliches, lebendiges Ganze. So geschah es, daß er in den der großen Entscheidungsschlacht vorangehenden, die Emanzipation der Sklaven bezweckenden Kämpfen in vorderster Reihe stand, neben William Garrison und John Brown. Als dieser auch mit Waffengewalt für die Menschenrechte der Neger eintrat, und als Empörer gehängt wurde, feierte Parker seinen Tod in tiefer Trauer und stolzer Siegeshoffnung, nicht wesentlich anders als den Tod Christi. Und wäre er nicht selbst, wie er keck scherzend sagt, an seinem Husten gestorben, so hätte er wohl wie John Brown am Galgen geendigt.

Aber er starb an seinem langjährigen, schleichenden, erblichen Husten zu Florenz, den 10. Mai 1860, noch nicht fünfzig Jahre alt. „Ich fürchte mich nicht zu sterben“, so sprach er in den allerletzten Tagen zu einigen sein Bette umgebenden Freunden, „aber es ist noch so viel zu thun .... große Kräfte wurden mir geschenkt, aber ich brauchte sie nur zur Hälfte .... Ich will Euch etwas sagen: Es gibt jetzt zwei Theodor Parker: der eine stirbt hier in Italien, den anderen habe ich in Amerika gepflanzt; dort wird er leben und mein Werk vollenden.“

Doch auch in Europa hatte Parker zweimal als Gast einige Zeit verlebt, das erste Mal (1843—1844) nur Belehrung und geistige Anregung, das zweite Mal auch Genesung, allerdings mit geringen Erwartungen, suchend. Und jedesmal hatte er in England, in Frankreich, in der Schweiz, in Deutschland, in Italien namhafte Freunde und Verehrer gefunden, etwas von seinem Geiste ausgesäet. So wie jetzt der materielle und litterarische Verkehr zwischen Amerika und Europa sich gestaltet hat, könnte und sollte wohl der drüben gepflanzte Parker von seinen köstlichen Früchten auch uns etwas abgeben. Gewissermaßen ist dies auch schon geschehen. Eine beträchtliche Anzahl seiner Schriften sind ins Deutsche, wohl auch in andere europäische Sprachen, übersetzt worden und Darstellungen seines Lebens sind in Frankreich und in Deutschland erschienen.*) Möge das hier angezeigte, im Ganzen recht gut geschriebene und an werthvollem Material überaus reiche Buch des Baseler Pfarrers zur Fortsetzung dieses Werkes das Seinige beitragen!

M. Schwald.

*) Schon 1847 übersetzte Archidiakon Wolff einige Reden Parker's ins Deutsche. Zehn Jahre später ließ Dr. Johannes Ziethen eine Sammlung ausgewählter Schriften Parker's in deutscher Uebersetzung erscheinen. Von früheren Biographen mögen hier genannt werden, der Franzose Albert Réville (Paris 1865) und Heinrich Lang (Zürich 1879.)

## Symbolistische Kunst.

Seit Jahresfrist ungefähr ist das Schlagwort vom Symbolismus auch in Deutschland läufig geworden. Besondere Ausstellungen symbolistischer Maler haben eine Unzahl von Feuilletons ans Licht gebracht; und der Erfolg des einseitig klugen Nordau'schen Buches „Entartung“ hat gar dem neuen Schlagwort eine Marke aufgeklebt, oder auch die neue Marke durch ein Schlagwort dem allgemeinen Gelächter preisgegeben. Man theilte sich auch bei uns in Schulen, d. h. einige hundert Menschen fanatisirten sich für den Symbolismus, eben so viele Hunderte schmähten ihn, und beide Parteien thaten so, als ob halb Deutschland hinter ihnen stände.

Die neue Mode kam uns aus Paris, natürlich. Die Lyrik Verlaine's wurde auf dem Pariser Boulevardpflaster empfangen, geboren und groß gepäppelt, die Dramaturgie Maeterlinck's, des Belgiers, wurde in Paris aufgefunden und getauft, und auch die symbolische Malerei Jan Toorop's dürfte sich auf Pariser Ateliers zurückführen lassen. Doch diese Herkunft wäre doch wohl kein Grund zur Ablehnung. Wir haben seit Jahrhunderten so viel wahre Kunst aus Frankreich geholt, daß wir uns gern auch einmal eine fragwürdige Erscheinung gefallen lassen können.

Die Fragwürdigkeit besteht nun auch darin, daß Niemand recht zu wissen scheint, was zur symbolistischen Kunst gehört und was nicht. Wie bei Lombroso die Grenzen zwischen dem Genie und dem Wahnsinn allmählich zusammenfließen, wie bei Nordau jeder individuelle Mensch ein Entarteter heißt — während umgekehrt beim Friedrich Nietzsche letzter Periode die Ent-Artung, die Lösung von den Heerdeninstinkten Genesung bringen soll — so fließen auch bei den Gelehrten des Symbolismus die Definitionen des Modernen und des Symbolischen in einander. Die besten Verse Verlaine's sind gar nicht symbolisch, sie könnten von einem geringern Lenau sein; die besten Szenen Maeterlinck's sind realistisch wie gute Kindergeschichten; und nur die Bilder Toorop's sind unzweideutig Schöpfungen einer neuen Kunstauffassung. Durch ihn ist Ostasien auf dem beliebten Wege über Paris nach Europa gekommen. Zwischen indischen Lackarbeiten und japanischen Fächern hängt recht gut ein Gemälde Toorop's. Und wer gerade will, kann sich in einem so eingerichteten Frauengemach erinnern, daß auch der Buddhismus und einige neuere Religionen und Philosophien uns aus Asien gekommen sind.

Aufdringlicher als die Stifter solcher neuen Schulen sind immer ihre Apostel. Toorop stellt seine Bilder schweigend aus, auch seine „Drei Bräute“. Einer seiner tanzenden Derwische aber setzt darunter folgende Erklärung:

> „Linienwellen, die aus reinen Lilienleibern der Mädchen, aus ihren langen Lotosgewändern, aus ihrem reichen Haargelock aufstäuben, aufschwellen, durcheinanderringen und singen, gleich aufquirrelndem Quellwasser, bis sie in breiten Rhythmen aufsteigen und die vollen Klänge zusammenströmen in Bogen von Geläut, um dann gefangen zu werden in zwei großen geweihten Glocken, deren volle Kehlen sie wieder niederläuten in die fernliegenden Sphären des Allweiblichen.“

Man muß sich aber davor hüten, den Herrn des Hauses für seinen lächerlichen Portier verantwortlich zu machen. Der Symbolismus ist durchaus nicht so komisch und nicht so lärmend wie seine Trompeter.

Die kurze Saison des Symbolismus folgte auf die lange des Naturalismus; und sie mußte kommen, als der „konsequente Realismus“ den Kreislauf seines Daseins vollendet hatte. Der Naturalismus war davon ausgegangen, den geistigen Stoff der Gegenwart poetisch zu bewältigen. Er verwechselte sich oft mit der Wissenschaft, aber das machte nichts; er schuf ein mächtiges Werk und erst, als er müde und lahm wurde, stellte es sich heraus, daß er für die uralte Poesie nur eine neue Form gesucht. Namentlich in Deutschland, dem Lande der strengen Logik, versandete der Naturalismus — von den Talentlosigkeiten abgesehen — in reinen Fragen der Technik. Da war es begreiflich und erfreulich, daß frische Persönlichkeiten wieder einige Stufen zurückgingen, um da anzufangen, wo der Naturalismus sich verirrt hatte: bei dem geistigen Stoff der hochgeschätzten Gegenwart, bei den Ideen, an welchen sich die Anreger des Naturalismus zuerst begeistert hatten, als sie versprachen, so etwas wie eine Soziologie, Psychologie, Statistik und Technologie in Romanen zu liefern.

Nun hatten die Naturalisten nur in einem Punkte Wort gehalten; sie hatten den Proletarier für die Kunst entdeckt und der vierte Stand beschäftigt die stärksten Talente unter den Malern und Dichtern. Es wäre aber eine Täuschung, wollte man glauben, die Künstler wären alle aus Gesinnungstüchtigkeit unter die Sozialisten gegangen. Etwas schwammen sie freilich mit der Zeitströmung wie alle Künstler aller Zeiten; zur Darstellung des Proletariats, seiner geistigen und moralischen Noth und der malerisch so verwendbaren Unsauberkeit, kamen sie durch ihre Technik und deren Verlegenheiten. Gerade die besten Techniker unter den konsequenten Realisten, wie die theoretisch lange

nicht genug geschätzten Holz und Schlaf, kamen schließlich dazu, einfach die vierte Wand eines Zimmers für die Zuschauer zu öffnen und Drama zu nennen, was sich nun im sichtbaren Zimmer drei Stunden lang abspielt. Da konnten sie nun nicht alle Zimmer eines königlichen Schlosses brauchen; denn in so einem Raum kommt oft den ganzen Tag über niemand hinein. Auch in einem bürgerlichen Zimmer war es möglich, daß die Zuschauer während dreier Stunden nur etwa ein Dienstmädchen Staub wischen, einen Uhrmacher die Uhren aufziehen und einen gut gekleideten Menschen einen langweiligen Besuch machen sahen. Nur in der Proletarierwohnung drängt sich konsequent realistisch Noth und Arbeit, also Rührung und Handlung zusammen.

Den Malern erging es — wenn man das Beispiel freundlich als Symbol nehmen will — ebenso. Die konsequenten Realisten wurden die Farbenreiber für eine neue Schule, die wieder einmal weite Horizonte sehen, die großen Ideen des Tages ausdrücken und königliche Kämpfe darstellen wollte, und die das alles sehen wollte mit modernen Augen, ausdrücken mit modernen Worten. Und da gerade kein Shakespeare aufstand, hatten die Maeterlinck ganz recht, wenn sie ihr bescheideneres Ich auf das leer gewordene Piedestal setzten und ihr liebes Ich dabei durchzusetzen versuchten. Denn immerhin waren es Persönlichkeiten; und Persönlichkeiten thaten uns noth.

Aber wie die Marodeurs hinter dem Erfolg, selbst hinter jedem Scheinerfolg, wie die Affen hinter den echten Persönlichkeiten her sind, so waren in Paris die ewigen Gerngroße bereit, zum Symbolismus zu schwören. An diesen Trupp knüpfte Nordau an, als er den Symbolismus wie eine Kaffeehausgründung behandelte. Wir sind in Berlin noch nicht ganz so weit gediehen. Wir haben zwar immer ein paar Hundert ungeduldige junge Leute, die sich mit Hurrahrufen um irgend eine Fahne schaaren, weil jeder Einzelne von ihnen hofft, Fahnenträger zu werden; aber wir haben nicht den großen litterarischen Markt, auf dem selbst die unfreiwillige Komik oder der Wahnsinn einige Zeit Absatz finden. Bei uns ist es ein Ausnahmsfall, wenn die bekannte schlesische Dichterin F. K. um ihrer Thorheiten willen mehrere Auflagen erlebt; in Paris haben Raritäten, auch wenn sie nicht lustig sind, mitunter ihre kleinen Boulevarderfolge. So bildete sich um einige wenige Persönlichkeiten, deren Geist symbolische Bedürfnisse empfand, der Troß der Symbolisten.

Sie hätten ihren mittleren Fähigkeiten gemäß zu anderen Zeiten die alte romantische Liebe besungen. Die war aber kaum den lesenden jungen Nähmamsells mehr zeitgemäß; die physiologische Liebe der Naturalisten aber war inzwischen selbst älteren Herren zu trivial und widerwärtig geworden. Da wurde aus Physiologie und Romantik ein krankhaftes Unding von Liebe gemischt, das man dämonische Liebe oder Satanismus nannte.

Mit dem wehmüthigen Poetenhunger im Dachstübchen war ebensowenig etwas anzufangen; und mit dem — ich möchte sagen — statistischen Hunger der Arbeitermassen war Zola fertig geworden. Da stürzte man sich auf eine Art Welthunger, auf den unendlichen Hunger des „Einzigen", der das All zu seinem Eigenthum erklärt und sich anschickt, es zu verspeisen oder zu vernichten, und man nannte diesen Zerstörungswahnsinn Anarchismus.

Auch die alte Religion war begraben; der neue, wissenschaftlich kostümirte Glaube aber ließ bald ebenso kalt wie die Physiologie der Liebe und des Mitleids. Man blickte nach einer neuen Religion aus und da man nicht Zeit hatte zu warten, so griff man nach dem Nächsten, dem Dümmsten, und nannte die neue Metaphysik Spiritismus.

Und weil die Jünger all dieser —ismen eben keine Persönlichkeiten waren, sondern nur —isten, und weil solche Männer in Menge stärker sind als einzeln, so thaten sie sich zusammen und nannten den Mischmasch ihrer unausgegohrenen Ideen, die sie für Zeitgedanken hielten, den Symbolismus.

Um aber von den geborenen Nachahmern wieder auf die Persönlichkeiten zu kommen, so scheint mir deren Vorgehen doch wieder einige Aehnlichkeit zu haben mit dem der symbolistischen Modegecken. Diese nennen Symbol jede unklare Idee, die sie mit ihrem Verstand fest zu halten nicht Denker genug, die sie mit ihrer Phantasie darzustellen nicht Dichter genug sind. Die wirklichen Symbolisten nun stehen höheren Aufgaben ebenso hilflos gegenüber; sie glauben, wie der begabte Maeterlinck z. B., tiefer zu schöpfen, intimer zu schildern, inniger zu empfinden, wenn sie zu den Vorstellungen früherer Jahrhunderte und vor allem zu einer lallenden Sprache, zur Kindersprache, ihre Zuflucht nehmen. Aber sie verwechseln da wieder einmal Mittel und Ziele ihrer Kunst.

Wohl ist die Sprache durch und durch symbolisch, bedeutungsvoll. Wie jeder einzelne Mensch das Erbe aller seiner Ahnen unbewußt mit sich herumträgt und es in seinen moralischen und religiösen Anschauungen alltäglich verbrauchend und vergeudend vermehrt, so ist jedes Wort der Sprache reich von seiner eigenen Geschichte. Und der Dichter, dessen alleiniges Ausdrucksmittel doch die Sprache ist, weiß diesen symbolischen Reichthum immer zu nutzen, wie denn jeder Dichter in diesem Sinne ein Symbolist gewesen ist, und wie sich die poetische Sprache von der Prosa vielleicht im tiefsten Grunde dadurch unterscheidet, daß die Poesie die Worte in der Fülle ihres historischen Reichthums gebraucht, die Prosa in der Magerkeit ihres Tageswerthes.

Verlegt sich nun ein Dichter vom Schlage Maeterlinck's darauf oder wird er durch besondere Neigung dazu geführt, bei jedem Worte an die begleitende Symbolik zu denken und zu erinnern und darum die ältesten Worte, die begreiflicher Weise auch einfachere Begriffe bedeuten, mit Vorliebe zu wählen, so wird schließlich allerdings jeder Grashalm und jede Gewandfarbe scheinbar bedeutungsvoll, aber es ist nicht ohne Verzerrung abgegangen, und z. B. die „Prinzessin Maleine" Materlinck's, die wie ein Shakespeare für Kinder wirken sollte, blickt uns an wie verängstigte Augen aus einem durch Krankheit oder Frühreife entstellten Kindergesicht.

Und da die bildende Kunst zu ihrem Glück nichts mit der Sprache zu schaffen hat, da ferner die Bedeutungsfülle (die Symbolik) nur der Sprache, nicht aber anderen Kunstmitteln wesentlich ist, so scheint mir die symbolische Malerei nichts weiter zu sein, als der uralte Irrthum, der auch nach Lessing die Grenzen von Poesie und Malerei nicht sehen will oder kann.

Nur die ganz Großen, die Dante und Goethe, sind durch die Gewalt ihrer Aufgaben gezwungen, Symbolisten zu sein gegen ihren Willen. Ihre Symbolik verhält sich zu ihrem natürlichen Realismus wie die Philosophie zur Wissenschaft; sie kann sich nicht trivial ausdrücken, weil sie Neues, Unerhörtes zu sagen, weil sie sogar noch selbst die Sprache formen muß für das nie noch Gehörte, da sie zum ersten Male sagen will. Und auch sie, die Ganzgroßen, lassen die Symbolik nur als begleitende Akkorde anklingen, so lange sie im Uebermuthe ihres Kraftgefühls die Welt der Zukunft zugleich zu entdecken und zu regieren hoffen. Kommt dann mit dem Alter ein Sinken der Kraft, dann erst überwuchert die Symbolik, dann erst wird der Goethe des zweiten Faust ein bewußter Symbolist.

Ebenso deutlich zeigt sich dieser Uebergang an unserem verehrten Herrn und Zeitgenossen Ibsen. Seine mächtigsten Dramen vom „Volksfeind" bis zur „Wildente" leuchten von begleitender Symbolik; aber erst an der Schwelle des Alters beginnt er, der mit deutungsfähiger Romantik begonnen hatte, grundsätzlich bedeutungsvoll, symbolistisch zu schreiben. Und so ist sein Baumeister Solneß nicht nur ein symbolistisches Drama geworden, sondern auch ein rechtes Symbol für die Symboliker: sie können alle nicht — oder nicht mehr — so hoch steigen, wie sie gebaut haben.

Fritz Mauthner.

## Helvetica.

In der Geistesgeschichte der Schweiz wird, glaub' ich, die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts dermaleinst ganz besonders bedeutsam und ehrenvoll erscheinen. Dafür bürgen vor allem die Namen Gottfried Keller und Arnold Böcklin. Im Schaffen dieser so verschieden sich offenbarenden und doch so wesensverwandten Naturen wird man die reichste und höchste Entfaltung erkennen, die Schweizerart in der Kunst erfahren hat, und in der Wirkens- und Blüthezeit dieser Schöpfergeister das Ergebniß einer mehr als tausendjährigen, langwierigen und mühevollen Entwicklung dieses Volksthumes zur Kunst verehren. Bei solcher Betrachtung unserer Zeitläufte wird es dann nicht geringe Verwunderung erwecken, wahrzunehmen, daß über dem frischen künstlerischen Leben der Gegenwart das Erbe der Vergangenheit nicht vergessen wurde und daß dem Schweizervolke im Zeitpunkt seiner schönsten Kunstblüthe Sinn und Kraft genug verblieb, den Werdegang seiner Kultur wissenschaftlich zu ergründen und den überlieferten Besitz früherer Entwicklungen mit geschichtlichem Blicke zu sammeln, zu sichten und zu bergen. Bei dem feinen Rufe, dessen sich die Schweizer unter den deutschen Kunstbildungsphilistern erfreuen, liegt es nahe, daß diese Gleichzeitigkeit großer Künstlererscheinungen und fleißiger kunstgeschichtlicher Thätigkeit von einzelnen Geschichtsbetrachtern auf ein geringeres Maß der Theilnahme am Kunstleben zurückgeführt werden könnte, und deshalb sei schon hier daran erinnert, daß auf Schweizerboden, in Basel, eine der schönsten und reichsten Sammlungen Böcklin'scher Bilder zu treffen ist, und daß, wie mir der Verleger selbst es bezeugte, Gottfried Keller's gesammelte Werke den größten Absatz in den schweizerischen Gauen gefunden haben.

Im Hinblick auf diese erfreulichen Thatsachen wird auch derjenige, der wie Wildrandt's berühmter Antiquar mehr Gusto an einem rosenwangigen jungen Mädchen als an der schönsten alten Tapete findet, mit voller Befriedigung auf die mannigfachen „historischen" Bestrebungen hinweisen, die während der letzten Jahrzehnte in der Schweiz zu Tage getreten sind und mit Fug und Recht mag auch einmal an dieser Stelle der bedeutenden Arbeiten und Bemühungen erwähnt werden, die zwischen Jura und Alpen auf die Erforschung der geschichtlichen Vergangenheit verwendet wurden. Dabei ist in erster Linie und mit dem größten Nachdruck die Beachtung weitester Kreise auf das lange vorbereitete, tüchtig fortschreitende „Schweizerische Idiotikon" hinzulenken. Unter Beihilfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes gesammelt und von drei gediegenen Germanisten, Ludwig Tobler, Friedrich Staub und Rudolf Schoch bearbeitet und herausgegeben, entwickelt sich dieses Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, von dem bereits zwei stattliche Bände erschienen sind, immer mehr zu einer reichen Schatzkammer für alle, die im Wesen und Leben der Mundart den Quell der Schriftsprache zu finden wissen. Daneben wird es, da der Volksweisheit, der Beschreibung und Erklärung der Sitten und Gebräuche ein breiter Raum gewidmet ist, gewiß zu einer der reichhaltigsten Fundgruben für die Volkskunde werden und auf die hunderterlei Fragen, die Einheimischen wie Fremden aus Sprache und Lebensart des Volkes erwachsen, die zuverlässigste Antwort geben. Diesem älteren vaterländischen Unternehmen stellt sich als neuere Schöpfung des Bundes das „schweizerische Landesmuseum" würdig zur Seite. Noch ist der Bau, der die Sammlung schweizerischer Alterthümer geschichtlicher und kunstgewerblicher Natur aufnehmen soll, nicht vollendet, aber aus den sorgfältigen Jahresberichten des künftigen Museumsdirektors, H. Angst, ersieht man bereits, daß das Landesmuseum in Zürich nicht nur durch die Fülle der Gegenstände, sondern vor allem auch durch die sinnvolle Anordnung derselben ein gutes Bild schweizerischer Kulturentwicklung geben wird.

Diesen löblichen Bestrebungen, denen auch noch die geplante Bibliographie der schweizerischen Musik und des Volksgesanges, ein Gegenstück zu R. Rahn's vortrefflicher „Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler", beizuzählen wäre, entspricht auf litterarhistorischem Gebiete eine Reihe bedeutsamer Veröffentlichungen, die alle darauf abzielten, dem Schweizervolke das Schriftthum älterer Zeit wieder zu lebendigem Bewußtsein zu bringen und so den Einblick in die geistige Entwicklungsgeschichte des Landes zu ermöglichen. An erster Stelle ist daraus hervorzuheben die von Jakob Bächtold und Ferdinand Vetter herausgegebene „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz", ein Sammelwerk kritisch bearbeiteter Neudrucke, wie es in so vornehmer Ausstattung in deutschen Landen wohl noch nie erschienen war. Den Abschluß dieser prächtigen Bänderreihe, aus der Bächtold's Ausgabe des Niclaus Manuel, Ludwig Hirzel's Ausgabe der Gedichte Albrecht von Haller's und Tobler's „Schweizerische Volkslieder" besonders namhaft zu machen sind, bildet die ebenfalls im Verlage von J. Huber in Frauenfeld erschienene „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz von Jakob Baechtold", ein mächtiges, mit Gelehrsamkeit schwer befrachtetes Buch, das den künftigen Erforschern und Darstellern des schweizerischen Schriftwesens auf lange hinaus als Grundstein gelten darf und gelten wird und daher auch weiteren Kreisen bekannt gemacht zu werden verdient.

Der Verfasser, ordentlicher Professor der deutschen Litteraturgeschichte an der Universität Zürich, stand vor einer doppelten Aufgabe, als er sich anschickte, die Litteraturhistorie seiner Heimath zu schreiben. Einmal galt es, durch fleißiges Sammeln und Sichten die etwas unförmige Masse des Stoffes zu ordnen und damit der allgemeinen Kenntniß zugänglich zu machen, dann aber mußte mit gestaltender Kraft das Verschiedenartige und Vereinzelte zu einem Gesammtbild der Entwicklung vereinigt werden. Die erste Aufgabe hat Bächtold glänzend gelöst. Auf den 687 Seiten seiner geschichtlichen Darlegung und noch mehr auf den 224 Seiten der dazu beigegebenen Anmerkungen hat er das Schriftthum der Schweiz in solcher Fülle vor uns ausgebreitet, wie sie vor dem Erscheinen seines Buches wohl nur Wenige ahnten. Was er damit, insbesondere z. B. mit dem gegen 200 Stücke umfassenden, chronologischen Verzeichniß der schweizerischen Dramen aus der Zeit von 1500 bis 1624 und mit der vollständigen und genauen Bibliographie der Werke J. J. Bodmer's für die Wissenschaft geleistet hat, wird immer des Ruhmes werth bleiben. Dagegen erweist sich die Darstellungskunst Bächtold's nicht überall der Aufgabe als gewachsen und die Hindernisse, die sich aus der zwiespältigen Anlage des Buches wie aus der Fülle und Beschaffenheit des Stoffes ergaben, sind nicht immer von der Gestaltungskraft des Verfassers bewältigt worden.

Bächtold hat den großen Stoff in fünf Abschnitte gegliedert. Im ersten gibt er ein frisches und anschauliches Bild des geistigen Lebens vom achten bis ins elfte Jahrhundert; den Mittelpunkt bildet das Kloster St. Gallen, damals der Kulturherd der schweizerischen Lande. Darauf folgt eine durch viele Einzelzüge belebte Schilderung der höfischen Dichtung auf schweizerischem Boden (12. und 13. Jahrhundert). In den folgenden Abschnitten über den bürgerlichen und gelehrten Kunstbetrieb des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts und über die Litteratur des Reformationszeitalters erliegt der Darsteller der Ueberfülle der mittelmäßigen und unbedeutenden Erscheinungen. Dasselbe gilt von der Schilderung des 17. Jahrhunderts. Hier wie dort kann nur strengere Auswahl und größere Gedrängtheit oder eine weit und tief ins Kulturgeschichtliche greifende Darstellung die geschichtliche Anschaulichkeit hervorrufen. Mit dem Eintritt der Züricher Geschmackserneuerer Bodmer und Breitiger in das litterarische Leben hebt sich der Ton und die Kunst der Darstellung wieder beträchtlich und am Schlusse des Buches mag es manchen verdrießen, daß Bächtold uns das gelobte Land der neuen schweizerischen Dichtung, wo Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller weilen, nur von ferne zeigt. Auch ich bitte den Verfasser, sein Versprechen zu halten und sein wackeres Werk in einem zweiten, kürzern Bande zu Ende zu führen.

In seinem Vorwort bezeichnet Bächtold es als sein hauptsächlichstes Bestreben, überall ersichtlich zu machen, daß

das schweizerische Schriftthum bei aller eigenthümlichen Entwicklung im Großen und Ganzen doch den Gang der allgemeinen deutschen Litteraturgeschichte eingeschlagen habe. Wer sein Buch mit Aufmerksamkeit durchgelesen hat, wird dies Bestreben überall gefunden haben und gerne Fr. Th. Vischer's schönes Urtheil über Mörikofer's schweizerische Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts auch auf dieses neuere, weiter und breiter angelegte und wissenschaftlich fester gegründete Geschichtswerk Bächtold's beziehen: „Indem man diesen versammelten, gedrängten Geisterzug, diese blanken geistigen Schweizerregimenter, geführt von einem Schweizer, an sich vorüberziehen sieht, so erkennt man im ganzen Umfang zum ersten Mal, was diese Kräfte geleistet haben, für die Schweiz und für Deutschland." Allerdings sind bei Bächtold naturgemäß die Strömungen, die von der allgemeinen deutschen Litteratur aus nach der Schweiz gehen, schärfer gezeichnet und eingehender geschildert, als die Anregungen, die von den Alpen her nach Deutschland kamen, und es dürfte daher eine lohnende Aufgabe sein, diesen schweizerischen Einflüssen in der deutschen Litteratur auch einmal nachzugehen. Dabei wäre das Augenmerk vornehmlich auf diejenigen Geistesströmungen zu richten, in denen schweizerische Eigenart am kennzeichnendsten sich ausspricht. Zwei dünken heute besonders bemerkenswerth: das Beispiel einer etwas lehrhaften, in weltüberlegener Stimmung gehaltenen, aber mit unerbittlicher Lebenstreue geschilderten Erzählung, wie sie der aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammende Ring des Heinrich Wittenweiler, das älteste deutsche komische Epos, darbietet, und, im 18. Jahrhundert, der Kampf der Züricher Aesthetiker um das Recht und die Bedeutung der Phantasie, beides litterarische Erscheinungen, in denen, wie mir scheint, das künstlerische Eigenleben des Volkes, das gleichzeitig einen Gottfried Keller und einen Arnold Böcklin hervorbrachte, am deutlichsten und umfassendsten sich offenbart.

Zum Schlusse ein Bekenntniß. Ich lege es hier ab, um meine Worte vor Mißdeutung zu schützen. Es soll Niemand daran zweifeln, daß Liebe und Sehnsucht meine Augen schärften, als ich nach dem Geistesleben der Alpenrepublik Umschau hielt. Mit Notker darf ich vom Schweizerlande sagen: Hier bin ih heime. Heinrich Welti.

**Die agrarische Frage.** Von C. Wilbrandt (Vifede). Berlin. 1894. Bei Leonhard Simion. Preis 2 Mark. (Heft 119/120 der Volkswirthschaftlichen Zeitfragen).

Der bekannte freisinnige Landwirth und ehemalige Reichstagsabgeordnete Wilbrandt unternimmt es in dieser sehr beachtenswerthen Schrift, die Ursachen dessen, was man heute in Bausch und Bogen als die „Noth der Landwirthschaft" zu bezeichnen pflegt, einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen. Er führt diese Ursachen auf drei Hauptfaktoren zurück, nämlich auf „das Voraneilen der Kauf- und Pachtpreise vor dem, dem erzielten Reingewinn entsprechenden, reellen Werth des Grund und Bodens; auf das Sinken der Getreidepreise während des jüngsten Jahrzehntes; und auf den der Landwirthschaft ihrer Natur nach anhaftenden Mangel an schnellem Anpassungsvermögen an die im Sinne des technischen Fortschritts sich Bahn brechenden Errungenschaften der neueren Zeit".

Wilbrandt untersucht mit besonderer Aufmerksamkeit den zweiten Hauptfaktor, die Erscheinung des Niedergangs der Getreidepreise, die sich in allen Ländern der Welt gerade seit dem Eintritt der schutzzöllnerischen Reaktion so stark bemerkbar gemacht hat. Speziell ist auch gerade das Wiederaufleben und die mehrfache Erhöhung der Kornzölle von einem heftigen Sinken der Kornpreise auf dem Weltmarkte begleitet gewesen. Wilbrandt ist kein Feind billiger Waarenpreise. Er führt sehr richtig aus: „Es ist das höchste Ziel des Fleißes und Intellekts, alle Dinge, die menschlichen Bedürfnissen zu dienen vermögen, zu niedrigsten Preisen herzustellen, denn je billiger die Preise sind, desto mehr Genüsse vermag sich das Volk mit den Leistungen seiner Arbeit zu bezahlen." „Aber," so fährt er zutreffend fort, „unumgängliche Bedingung für die Gesundheit der Verhältnisse ist, daß die niedrige Preislage ihre Entstehung einer natürlichen, ruhigen und gleichmäßigen Entwicklung verdankt, und in der Billigkeit der Herstellung ihre Ursache hat".

Wilbrandt ist nun der Ansicht, daß — indem das Schutzzollsystem diesen Zusammenhang zerstörte — ein spezifischer Anlaß zu einer ungesunden Ermäßigung der Getreidepreise gegeben war, der sich vom freien Weltmarkt auf die zollgeschützten Landesmärkte übertrug und so trotz alles Zollschutzes allenthalben eine ungünstige Preislage schuf.

Wilbrandt hat damit einen Punkt berührt, der u. E. bisher viel zu wenig Beachtung gefunden hat. Es ist verdienstlich, daß der Verfasser gerade diesen Punkt kräftig in den Vordergrund geschoben hat.

B.

**Feldbriefe 1870/71.** Von Karl von Wilmowski, nebst biographischen Mittheilungen von Dr. Gustav von Wilmowski. Geh. Justizrath. Breslau. Verlag von Eduard Trewendt. 1894.

Der als ehemaliger Senior der Berliner Anwaltschaft und als juristischer Schriftsteller rühmlich bekannte Verfasser hat in der vorstehend angezeigten kleinen Schrift seinem im Jahre 1893 verstorbenen Bruder, dem langjährigen Chef des preußischen Civilkabinets, ein würdiges und wohlverdientes Denkmal gesetzt. Aus den, freilich nur auszugsweise mitgetheilten Briefen und den biographischen Notizen tritt die Gestalt des edlen und verdienstvollen Mannes, seine stille und bescheidene, aber darum nicht minder schätzbare und segensreiche Wirksamkeit an der Seite der Könige und Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. in anmuthiger und herzerfreuender Weise heraus. Wir sehen das Bild eines preußischen Beamten von echtem Schrot und Korn, von wahrhaft humaner Gesinnung, von strengem Gerechtigkeitssinn, von weitem geistigen Horizont, der frei von jedem Servilismus innerhalb der gegebenen Grenzen seines Wirkungskreises mit treuer aufopfernder Hingebung seinen Königen und seinem Vaterlande dient. Gewiß ein wohlthuendes Bild, um so wohlthuender, als leider Männer dieses Schlages in Deutschland immer seltener werden! Die kleine Schrift ist aber auch aus anderen Gesichtspunkten von bleibendem Werth. Die Feldbriefe, welche den Zeitraum vom 14. Juli 1870 bis 23. Februar 1871, also die gesammte Zeit des deutsch-französischen Krieges umfassen, liefern zwar für die Geschichte jener großen Zeit nichts wesentlich Neues, allein sie bringen doch manche, bisher unbekannt gebliebene Einzelheiten von großem Interesse und tragen jedenfalls dazu bei, dem Zeitbild ein lebhafteres und wohl auch treueres Kolorit zu geben, als dies von manchen anderen Darstellern gegeben werden kann, welche nicht in so unmittelbarer Nähe der Ereignisse und an einem so bevorzugten Beobachtungsplatze gestanden haben. Außerdem enthalten die biographischen Notizen neben der Charakteristik des Kabinetsraths und seines Wirkens, nach mündlichen Mittheilungen desselben eine Schilderung Kaiser Wilhelms I., welche auch für den Geschichtsschreiber von Bedeutung ist. Wir können uns nicht versagen, zwei interessante Stellen hier wiederzugeben. Die erste bezieht sich auf das Zusammenwirken des Kaisers und Bismarcks, wie Karl von Wilmowski sie auffaßte. Sie lautet (im Auszuge, Seite 90):

„Die jeweilige Politik des Fürsten Bismarck war die des Kaisers; und wie man mit gleichem Rechte zur Vermeidung von Mißdeutung hinzusetzen muß: die Politik des Kaisers war immer auch die vom Fürsten Bismarck thatsächlich ausgeführte. Man würde beiden Unrecht thun, wenn man annehmen wollte, daß der Kaiser stets den Vorschlägen des Fürsten zugestimmt hätte, und der Fürst thatsächlich Alleinherrscher gewesen sei. Vorschläge, welche den Intentionen des Kaisers widerstrebten, wurden vom Fürsten nicht gemacht oder nicht aufrecht erhalten . . . . Die Macht seines Einflusses beim Kaiser beruhte darauf, daß er zu überzeugen wußte und hatte ihre Schranke an den festgewurzelten Ueberzeugungen und Charaktereigenschaften des Kaisers."

Die andere Stelle (S. 91), welche von der inneren Politik des Kaisers handelt, ist besonders werthvoll. Sie lautet:

„Für die Politik und Regierungsthätigkeit im Innern waren ebenso offen seine (des Kaisers) Abneigung gegen alles Extreme in Form und Gehalt, und seine menschenfreundliche, echte Humanität und Toleranz durchgreifend. Ein gläubiger Protestant . . . . begriff er nicht, wie ein Gebildeter Atheist sein könne, und war er andererseits den rücksichtslosen, orthodoxen und antisemitischen Agitationen entschieden abgeneigt."

Wir können der pietätvollen, mit feinem Takt verfaßten Schrift nur einen recht großen und verständnißvollen Leserkreis wünschen. M. L.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 29. Berlin, den 21. April 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemer-straße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Fürst Bismarck hat einmal den Gedanken ausgesprochen, daß die Behandlung wirthschaftlicher Fragen in den Parlamenten mehr und immer mehr in den Vordergrund treten werde, und daß die „politische Politik" dementsprechend an Bedeutung ebenso stark verlieren müsse. Die Ergänzung jenes Gedankens liegt darin, daß man sagt, im Laufe dieser Entwicklung muß der Augenblick sich einstellen, wo die Zeit der Parlamente vorüber ist, und an ihre Stelle werden wirthschaftliche Interessenvertretungen kommen; und auch diese Folgerung wurde gezogen, und auch sie hat ihre Gläubigen.

Gerade in den letzten Tagen strömte nun eine ganze Reihe von Ereignissen zusammen, um in kontrastreichem Vergleich die Wahrheit solchen Ausspruches oder seinen trügerischen Charakter zu veranschaulichen.

Zutreffend ist es, daß in allen Parlamenten mit größter Leidenschaftlichkeit wirthschaftliche Fragen behandelt werden, und daß in fast allen Parlamenten sich die Neigung zeigt, die politischen Parteien aus dem Vordergrund zurückzudrängen und zu einer einflußreichen Stellung in den Volksvertretungen solchen wirthschaftlichen Vereinigungen zu verhelfen, deren Ziel und Zweck es ist, vor Allem für den Geldbeutel derer, die man vertritt, zu sorgen; und zwar direkt durch Zuwendungen aus dem Staatssäckel, den alle Bürger zu füllen haben; oder indirekt durch die Abwälzung der Steuern von den eigenen Schultern auf die Schultern anderer. Unser Bund der Landwirthe ist denn auch nicht die einzige Schöpfung dieser Art; in Frankreich haben sich gleichfalls industrielle und agrarische Schutzzöllner zusammengeschlossen; in Italien versuchen die Agrarier sich gesondert zu organisiren, um höhere Getreidezölle ungeachtet der Noth des niederen Volkes durchzusetzen; in Belgien ist unter dem neuen ultramontanen Ministerium ein gleicher Anlauf genommen worden, der den lebhaftesten Widerstand der freihändlerisch gesinnten großen Handelsstädte, so Antwerpens findet; in Spanien endlich ist eine rücksichtslose protektionistische Agitation am Werke, um die Annahme des mit Deutschland abgeschlossenen Handelsvertrages zu verhindern. Das ist eine Reihe verwandter Symptome, die sich in den verschiedensten Ländern fast zu gleicher Zeit zeigen, und die eine ausgesprochene charakteristische Schärfe aufweisen.

Von jenem Standpunkte aus, den unsere Kreuzzeitungspartei vertritt, wird man mit der Folgerung, die aus solchen Anzeichen zu ziehen ist, nicht einen Augenblick zögern. Der wirthschaftliche, engherzige Protektionismus ist das Richtige, sagen jene, — denn er macht sich überall mit gleicher nachdrücklicher Gewalt geltend. Allein eine vorhandene Agitation beweist durch ihr Dasein noch nicht ihre Ersprießlichkeit, und gerade wenn man diesen ganzen Komplex von Erscheinungen überblickt, sieht man mit aller Klarheit, wie staatszerstörend alle derartigen Agitationen wirken müssen.

Italien macht im Augenblick eine schwere Finanzkrisis durch, und das niedere Volk findet sich, wie die Aufstände in Sicilien und in der Provinz Carrara gezeigt haben, in harter Bedrängniß; und doch hintertreibt der Einfluß, den der wirthschaftliche Egoismus im Parlament ausübt, daß die Volksvertretung zur Wiederherstellung des Gleichgewichts Beschlüsse von Opferfreudigkeit und allgemeiner Gerechtigkeit faßt, und die verbreitete Nothlage gerade unter den Aermsten hindert nicht die italienischen Agrarier, durch das Verlangen nach Getreidezöllen die weitere Vermehrung der Lasten gerade für die bedürftigsten Schichten zu erstreben.

In Belgien mit seinen gefährlichen Streiks in den Kohlenbergwerken, in welchen die Tausende um kärglichsten Lohn schaffen, dieselbe Erscheinung; in Spanien Hungeraufstände in Andalusien; bei uns der Antrag Kanitz, und wenn in Frankreich die schutzzöllnerischen Extravaganzen ganz schlimme Erscheinungen noch nicht gezeitigt haben, so

liegt das an dem ererbten großen Reichthum der Republik; aber weitsichtige Politiker blicken auch dort besorgt in die Zukunft und fürchten die sozialen Folgen des Systems Méline.

Eines ist klar; die rücksichtslose Schutzzollgesetzgebung und vor Allem die Brotsteuer, die Besteuerung der Nahrung des Aermsten, verschärft außerordentlich die Gegensätze in den einzelnen Staaten, und diese Gegensätze sind durch die natürliche Entwicklung der Verhältnisse schon scharf genug geworden. Aber diese Gesetzgebung hat noch einen ferneren schweren Nachtheil; theoretisch ist auf ihn immer hingewiesen worden; die Erscheinungen unserer Tage liefern zur Theorie den Beweis aus der Praxis.

Die Schutzzöllnerei kann zwar vorübergehend kleine Gruppen bereichern; aber nach einiger Zeit versiegt die Quelle der Bereicherung. Je reicher sie sprudelte, um so mehr drängen sich dazu und um so weniger liefert sie alsdann dem Einzelnen. Die alten Schwierigkeiten zeigen sich von Neuem, und sie sind um so größer, je weiter die Entwicklung, die durch künstliche Mittel gefördert worden ist, über die gesunden Grundlagen natürlicher Verhältnisse hinausgeschraubt worden ist. Nunmehr entsteht die Frage: Sollen die neuen Schwierigkeiten durch neue Bevorzugungen beseitigt und sollen damit die Gegensätze unter den verschiedenen Klassen des Staates weiter zugespitzt werden, um nach einiger Zeit ein neues Anziehen der Schraube und neue steigende Verbitterung hervorzurufen; oder soll der schmerzhafte Versuch gemacht werden, durch eine Umkehr den Haß zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen zu mildern und einen Boden wieder zu erreichen, auf dem ein gesundes Wachsthum möglich ist, und wo nicht rasches Emporschießen und rasches Welken einander unmittelbar ablösen. Das Drängen auf das eine Ziel hin, und der Gegendruck, welcher das entgegengesetzte Ziel erreichen will, füllt in ganz erheblichem Maße die parlamentarische Beschäftigung der verschiedenen Länder aus.

Würde diese Entwicklung Fortschritte machen bis zur staatlich organisirten Interessenvertretung, dann würden sich die öffentlichen Kämpfe langsam darstellen als nur noch ein Zerren um materielle Vortheile, und die mächtigste Gruppe, welche ihren Einfluß durch die rücksichtsloseste Agitation am stärksten auszuüben im Stande ist, wird den Staat in ihrem Klasseninteresse schonungslos ausbeuten. Lange könnte ein solcher Zustand schwerlich dauern. Eine allgemeine Empörung müßte dieser Ausbeutung ein Ende machen; aber freilich kann die friedliche Entwicklung eines Staates solche Empörungen nicht leicht vertragen, und das Bismarck'sche Zukunftsbild, aus dem die leidige „politische Politik" beseitigt erschien, enthüllt den noch häßlicheren wirthschaftlichen Krieg Aller gegen Alle, der den Staatsgedanken zertrümmert und das Staatsganze schließlich zersprengen könnte.

Wenn sich heute wuchernd die Keime so vielfach zeigen zu derartiger Entwicklung, dann könnte man an die Unabwendbarkeit derselben glauben. Allein es zeigt sich auch in einem Lande eine völlig entgegengesetzte Strömung von großer Stärke, und sie führt zu besseren Gefilden.

In England hat Sir William Harcourt dem Unterhause ein Budget vorgelegt, das mit einem beträchtlichen Defizit schließt; es geht dieses Defizit über 90 Millionen Mark hinauf. Zunächst ist zu bemerken, daß dieser Fehlbetrag zu drei Viertheilen durch die neuen Schiffsbauten zur Vertheidigung der englischen Machtstellung hervorgerufen worden ist. Diese militärischen Aufwendungen verlangte das gesammte Parlament; die Konservativen drangen auf sie, und ein radikales Kabinet beeilte sich, die Flotte zu verstärken. Auf diesem Gebiete gibt es also bemerkenswerther Weise zwischen Radikalen und Konservativen einen scharfen Gegensatz überhaupt nicht mehr. Es ist für alle Parteien von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten selbstverständlich, daß die Sicherheit des Vaterlandes gewährleistet werden muß, und diese Frage kann zu parteipolitischen Gegensätzen einen Anlaß also überhaupt nicht bilden; man behandelt sie ausschließlich als technische Frage. Eine solche Einigkeit in einer solchen Fundamentalfrage ist das Zeichen guter politischer Gesundheit.

Ebenso gesund zeigt sich die Methode, wie die neuen Lasten getragen werden sollen.

Auch in England leidet die Landwirthschaft schwer; daß man aber ihr besondere Vortheile zuwendet, davon ist natürlich keine Rede, denn die Grundbesitzer sind ja verhältnißmäßig immer noch eine begüterte Klasse. Und nicht einmal bei der neuen Auftheilung der Lasten verschont man diesen schwer kämpfenden Stand; ganz im Gegentheil. Der Plan Harcourt's wälzt dem Grundbesitz neue Steuern zu, in der ganz richtigen Erwägung, daß der Grundbesitzer immer noch eher in der Lage ist, zur Vertheidigung Englands einen Zuschuß zu liefern, als die von der Hand in den Mund lebende breite Masse der Bevölkerung.

So will man denn die neuen Steuern aufbringen durch eine Neuregelung der Erbschaftssteuer, die die kleinsten Erbschaften freiläßt und die progressiv die großen Hinterlassenschaften heranzieht; diese Neuerung beseitigt zugleich die bisherige Bevorzugung, welche liegendes Vermögen genoß, und sie verschlechtert somit die bisherige Lage der englischen Landeigenthümer. Harcourt reformirt desgleichen die Einkommensteuer, setzt sie nach unten herab und steigert sie nach oben, und der Rest soll endlich durch einen minimalen Zuschlag zur Bier- und Spirituosensteuer aufgebracht werden. Die tragenden Säulen dieses Steuerprogramms sind also zweifellos gebaut nach dem Grundsatz von der wirthschaftlichen Gerechtigkeit.

Sind alle einig in dem Gedanken, daß das Vaterland gesichert sein muß, so ist es zugleich ein Erforderniß der Billigkeit, daß jene zu diesem Zwecke am meisten Geld steuern, die wohlhabend sind, und seien sie auch in ihrer Wohlhabenheit zurück gegangen wie die Landbesitzer, denn sie sind immer noch gegenüber den Arbeitern die Reichen.

Auch England ist kein politisches Paradies, in dem die Menschen gleich Engeln die Gegensätze, welche sie trennen, ausgleichen. Aber politisch reif ist England, und in der Jahrhunderte alten Entwicklung des öffentlichen Lebens hat die Gesammtheit der Bevölkerung dort gelernt, daß der engherzige Egoismus schließlich politisch und wirthschaftlich eine Dummheit ist. Die mit diesen Mitteln erbeuteten Vortheile tragen den Keim der Vernichtung stets in sich, und sie sind Fermente der Gährung, die, indem sie das gesunde Leben eines Staates bedrohen, die allgemeinen Zustände und den allgemeinen Wohlstand schädigen. Und weil Vortheile dieses Ursprungs mithin fast immer illusorisch sind, so hat man auf sie verzichten gelernt und hat erkannt und erkennt mehr und mehr, daß politische und wirthschaftliche Gerechtigkeit nicht nur ein sittliches Gebot, sondern auch für den Staat und die Gesellschaft ein gutes Geschäft ist, sogar das beste, das überhaupt zu machen.

In Ländern mit weniger vorgeschrittenem politischem Leben bezeichnet man jene, welche solche Anschauungen vertreten — wenn man milde ist, als Theoretiker und als unpraktische Idealisten. Die Erfahrung lehrt, daß die Gegner dieses Standpunktes freilich keine Idealisten sind, aber daß praktisch allein jene handeln, welche meinen, die wirthschaftliche Gerechtigkeit ist darum so empfehlenswerth, weil sie das wirkungsvollste und ein sehr praktisches und realistisches Mittel ist, um den Staaten ein gesundes Wachsthum und robuste Kraft zu verbürgen.

Zu dieser Einsicht müssen auch das europäische Festland und die Vereinigten Staaten hingelangen, die beide der Schulung durch das öffentliche Leben und der Erfahrungen hieraus erst seit hundert Jahren genießen.

Die Silberkommission hat sich auf vier Wochen vertagt, nachdem sie als einziges praktisches Ergebniß es zu Wege gebracht hat, daß sämmtliche bisherige Vorschläge, die der Herren Lexis, Königs und Neustadt, entweder mit allen Stimmen gegen die der Antragsteller abgelehnt oder schon vor der Debatte zurückgezogen worden sind. Nach der Stärkungspause von vier Wochen bleiben dann noch zur Erledigung der im Reichstag nicht zur Ver-

handlung gelangte Antrag Kanitz und der Antrag Arndt übrig, die sich dadurch auszeichnen, daß sie weit undurchführbarer sind als die bisher erörterten. Wie die Silberkommission also enden wird, kann man heute zum Glück für Deutschland schon einigermaßen mit beruhigter Sicherheit voraussagen.

In letzter Zeit sind die Blicke wieder erneut auf Elsaß-Lothringen gelenkt worden, weil dort zunächst ein sozialdemokratisches Blatt unterdrückt worden ist, und nunmehr wurde den Sozialdemokraten von Mülhausen auch die Erlaubniß zur Herausgabe einer neuen Zeitung, der „Elsaß-Lothringischen Volkswacht“ versagt. Diese Thatsachen erinnern daran, daß im Reichslande immer noch Verhältnisse herrschen, die mit den Zuständen eines modernen Rechtsstaates völlig unvereinbar sind. Eine solche Lage zu beseitigen, daran muß um so ernster gearbeitet werden, weil die heutigen Ausnahmezustände im Reichsland wohl geeignet sind, die Verschmelzung mit Deutschland zu verzögern, aber gar nichts genutzt haben, um die deutsche Herrschaft in den Grenzlanden zu sichern.

In Aegypten ist ein neues Kabinet Nubar Pascha zur Leitung der Geschäfte berufen worden. Es scheint, daß damit jene Intriguen ihr Ende erreicht haben, die der junge Khedive gegen England anzuzetteln versuchte. Ein solcher Schluß jener Episode wäre erfreulich, denn Aegypten blüht unter Englands Protektorat auf. Die Eingeborenen haben es besser, und dem Weltverkehr ist das Land geöffnet. Jede Unterbrechung dieser Entwicklung wäre im allgemeinen Interesse zu bedauern, und das Verdienst Englands ist es gerade und hierauf beruht sein gutes Recht, im Nilland zu bleiben, daß seine Herrschaft dort ein Gewinn für die allgemeine Kultur ist.

Ludwig Pfau und der Graf Schack sind gestorben; beide hochbetagt, beide Charakterköpfe in unserer Zeit; beide liebten feinsinnig die Künste und beide waren freidenkende und unabhängige Männer.

Ludwig Pfau, ein Achtundvierziger, stand politisch auf der äußersten Linken; er gehörte zu jener edlen Demokratenrasse, deren größter Sproß in Deutschland Ludwig Uhland gewesen ist. Sie lieben die Freiheit, weil sie überzeugt sind, daß die Freiheit der Boden ist, in der die Kultur ihre feinsten Blüthen entwickeln kann. So war Ludwig Pfau, der Dichter und der feinsinnige Essayist, den auch unsere Leser aus Beiträgen kennen, politisch ganz folgerichtig ein Radikaler.

Graf Schack war keine politische Gestalt; aber er war ein Charakter von so ausgeprägten Zügen, daß er in unserem öffentlichen Leben den Blick wohl auf sich ziehen konnte und nicht nur den Blick jener, die Bilder betrachten und Werke der Litteratur lesen. Dieser norddeutsche Graf ist vielleicht nicht so bemerkenswerth darum, weil er viele Gedichte geschrieben hat und einige Prosawerke; von den Gedichten mag ihn allzuviel nicht überleben. Aber dieser Graf war eine vornehme, edle, durch und durch humane Gestalt; ihn charakterisirt der Ausspruch, den er irgendwo in seinen Schriften gethan hat: Was sind die größten verlorenen oder gewonnenen Schlachten gegenüber dem Untergange eines unsterblichen Bildes. Mit solchem Geist war Graf Schack ein Träger moderner Kultur; und doch ein warmblütiger Patriot. Aus solchem Geist heraus konnte er seine unvergleichliche Gemäldesammlung schaffen und konnte er ein echter Mäcenas werden. Und diese Gestalt war einzig in Deutschland, denn wie viele Adlige gibt es bei uns, die als Kulturträger überhaupt und nun gar als so erfolgreiche Kulturträger bezeichnet werden können.

Mit Pfau und dem Grafen Schack sind zwei bemerkenswerthe Individualitäten von uns gegangen; sie verdienen, daß ihre Bilder in einer ausgeführteren Zeichnung festgehalten werden. Wir hoffen, diese Zeichnung noch zu bringen.

* * *

## Margarine.

Der frühzeitige Schluß der Reichstagssession hat es ermöglicht, eine Zolltarifnovelle im Keime zu ersticken, mit welcher der Reichstag nach kurz vor Thoresschluß überrascht wurde. Die Volksvertretung lehnte es ab, auch nur in die erste Lesung der Vorlage einzutreten. Diese Abstinenzpolitik erschien um so mehr gerechtfertigt, als die Novelle in unscheinbarem Gewande einen Vorschlag enthielt, der zu einer sehr ausgiebigen Debatte geführt haben würde. Es war nämlich unter anderem die Erhöhung des Zolls auf Baumwollensamenöl von 4 auf 10 Mk. per Doppelcentner in Aussicht genommen. Das klingt recht harmlos und scheint für weitere Kreise wenig Interesse zu bieten. Baumwollensamenöl aber spielt bei der Herstellung von Margarine eine sehr bedeutende Rolle; und Margarine ist die bête noire unserer Agrarier.

Die politische Geschichte der Margarine gehört zu den interessantesten Kapiteln in dem Riesenwerke gesetzgeberischer Verirrungen.

In allen Ländern, wo Butter, Schmalz und Schutzzölle produzirt werden, ist im letzten Jahrzehnt die Margarine ein Stichblatt protektionistischen Zorns gewesen. In gar vielen dieser Länder hat man diesem Zorn auch einen gesetzgeberischen Ausdruck verliehen. Aber der Erfolg war ein den Erwartungen gerade entgegengesetzter. Die gesetzgeberischen Bemühungen mißgünstiger Konkurrenten haben nur die allgemeine Aufmerksamkeit auf ein neues billiges Nahrungsmittel gelenkt. Indem man sich vergeblich bemühte, der Margarine Böses nachzusagen, machte man gerade Reklame für dieselbe. Auch in Deutschland brachten die Margarinegegner 1887 ein Polizeigesetz zu Stande. Man beschwerte sich damals darüber, daß das Kind nicht beim rechten Namen genannt werde. Besonders im Detailverkauf — so lauteten die Beschuldigungen — werde der Schein erweckt, als ob dies Produkt wirkliche Butter sei. Um solchen Frevel gebührend zu strafen, schlugen die wüthendsten Verkehrsethiker den Zwang der Blaufärbung vor. Es blieb jedoch bei einigen geringeren Polizeichikanen und bei der Zwangstaufe Margarine. Das Wort schien so wenig appetitlich zu sein, daß man glaubte, wenigstens die schreckhafteren Konsumenten würden beim Klange dieses häßlichen Wortes in sich gehen und zum Butter- oder Schmalzgenuß zurückkehren. Aber es kam ganz anders. Wie die Geusen den ihnen beigelegten Ekelnamen ruhig aufnahmen und zum Ehrennamen machten, so kämpften die Kunstbutterfabrikanten unter der Devise Margarine munter weiter. Gerade das, was der „Ochsenbutter“ die agrarische Feindschaft zugezogen hatte, nämlich daß sie von Landbutter eigentlich nur durch den Preis deutlich zu unterscheiden ist, führte dazu, dem Produkt aus Rindertalg, Milch und Oel neue Konsumentenkreise zu erschließen. In welchem Grade dies gelungen ist, mag man daraus ersehen, daß Deutschlands Produktion von Margarine, die 1887 auf etwa 30 Millionen Pfund geschätzt wurde, im Jahre 1893 ungefähr 200 Mill. Pfund betragen hat. Der Fabrikationspreis des Artikels bewegt sich, je nach der Qualität, augenblicklich zwischen 36 und 63 Pfennig per Pfund, so daß man den Werth des Jahresquantums der deutschen Produktion zur Zeit wohl auf 100 Millionen Mark beziffern kann. Außer den verschiedensten Qualitäten Margarinebutter sind auch bereits Margarinkäse in den Verkehr gebracht, und Kenner versichern, daß speziell der Ramadour und der Edamer von den Originalen nicht zu unterscheiden seien.

Man erkennt leicht, von welcher Bedeutung für die Volksernährung unter diesen Umständen die Margarineprodukte geworden sind. Die billigste Margarine steht im Preise nicht nur tief unter der Butter, sondern sogar unter dem amerikanischen Schweineschmalz. Für die ärmere Bevölkerung ist dadurch die Möglichkeit geschaffen, auch einmal etwas Butterähnliches auf dem eigenen Tische zu sehen, und bei der Zubereitung der mageren Speisen zu verwen-

den. Gesundheitlich ist gegen die Margarine nicht das mindeste einzuwenden. Die Herstellung geschieht — weil sie im Großbetriebe erfolgt — durchweg sogar sauberer, als dies seitens der kleinen Butterproduzenten möglich ist.

Man sollte meinen, daß in einer Zeit und in einem Lande, wo so viel von Sozialreform geredet wird, die Herstellung eines derartigen billigen Volksnahrungsmittels auf das Wärmste begrüßt werden müßte. Statt dessen — erbitterte Feindschaft! Und diese Feindschaft verkennt noch obendrein die eigenen Interessen.

Margarine ist nämlich nicht — wie die Agrarier uns glauben machen möchten — in dem Sinne ein Konkurrent der Butter, daß sie im Konsum an die Stelle von Kuhbutter träte. Davon kann in erheblicherem Maße jedenfalls nicht die Rede sein. Mehr schon ist Margarine dem amerikanischen Schmalz als Konkurrent gefährlich geworden. Vorzugsweise aber — und das fällt weitaus am Schwersten in die Wagschale — hat die „Ochsenbutter", ihrer großen Billigkeit wegen, sich einen neuen Konsumentenkreis geschaffen, für den Kuhbutter bisher unerschwinglich und selbst Schmalz zu theuer war.

Andererseits erwachsen der Landwirthschaft aus der Margarineproduktion beträchtliche Vortheile. Eine vortheilhafte Verwerthung von Rindertalg wäre ohne die Entwicklung der Margarineindustrie kaum noch möglich; und daneben spielt der Absatz von Milch an die Margarinefabriken eine ganz beträchtliche Rolle.

Wäre das Agrarierthum nicht so kurzsichtig, wie fast alle Adepten der Schutzzöllnerei, so müßte es der Margarineproduktion jegliche Hilfe und Förderung angedeihen lassen, statt dieselbe mit blinder Wuth zu befehden.

Und nun noch ein paar Worte über den Zoll auf Baumwollensamenöl. Die geplante Zollerhöhung von 4 auf 10 Mark per Doppelcentner bedeutet eine Vertheuerung gerade der billigsten Sorten von Margarine, allerdings nur eine Vertheuerung von etwa 1 Pfennig per Pfund. Diese Vertheuerung würde den Konsum von Margarine wohl nicht wesentlich einschränken, aber doch entsprechend belasten. Eine solche Steuer auf den Konsum der Armen — und mag sie auch nur etwa 1 Million Mark im Jahre betragen — hat etwas Abstoßendes, zumal wenn neben einem solchen Zoll von 10 Mark auf Baumwollensamenöl für Olivenöl ein Zollsatz von 3 Mark besteht, wie das thatsächlich seit dem Abschluß des deutsch italienischen Handelsvertrags der Fall ist.

Baumwollensamen soll allerdings nach wie vor zollfrei bleiben. Aber diese Zollfreiheit hat nur theoretisches Interesse, denn Baumwollensamen läßt sich vortheilhaft nur im Produktionslande schlagen, da das Oel im Samen bei längerem Schiffstransport verdirbt.

Die verbündeten Regierungen würden deshalb gut daran thun, den Plan einer Erhöhung des Zolls auf Baumwollensamenöl einfach ad acta zu legen, nachdem ein gütiges Geschick die Berathung des ungesunden Projekts im Reichstage verhindert hat.

Th. Barth.

## Parlamentsbriefe.

### XV.

Die Reichstagssession ist geschlossen. Für die nächsten sechs Monate ist das deutsche Volk nur noch in den Einzellandtagen der Gefahr gesetzgeberischer Beglückung ausgesetzt. Im Großen und Ganzen ist die kurze Reichstagssession über Erwarten günstig verlaufen. Unter den Dingen, die der Reichstag in dieser Session zu Stande gebracht hat ragt vortheilhaft hervor die Annahme der sogenannten kleinen Handelsverträge und des großen Tarifvertrags mit Rußland. Unter den Dingen, die er vermieden hat, sind vor allen mit Befriedigung zu nennen: die Tabakfabrikatsteuer und die Reichsweinsteuer. Ueber die Tabakfabrikatsteuer ist es noch in der Kommission zu einer formalen Abstimmung gekommen; der grundsätzliche Paragraph der Vorlage wurde mit 17 gegen 11 Stimmen abgelehnt. Die Reichsweinsteuer ist sang- und klanglos im Orkus verschwunden. Eine Tabakfabrikatsteuer ist auf die Dauer nur zu vermeiden, wenn das Centrum in seinem Widerstande fest bleibt. Ob das der Fall sein werde, das ließ Herr Lieber, der sich von seinem politischen Todtenbette erhoben hatte, um den Schlußverhandlungen des Reichstags beizuwohnen, offen. Und dieser Mangel an Offenheit entlockte Herrn Miquel den Ausspruch: Ende gut, Alles gut! Herr Miquel ist recht bescheiden geworden, wenn ein solches Ende seiner hochragenden Steuerpläne ihm schon als ein gutes erscheint. Daß mit dem Centrum im Guten wie im Bösen kein ewiger Bund zu flechten ist, war schon zu Windthorst's Zeiten klar. Heute, da man in Windthorst den lebendigen Führer verloren hat, hüllt man sich um so fester in dessen staatsmännischen Mantel und läßt hinter dem Nein, das man ausspricht, besonders gern ein „Vielleicht später!" erscheinen. Die Tabakindustrie wird sich inzwischen mit dem Horazischen: quem fors dierum cunque dabit, lucro appone! trösten müssen. Wie die Dinge in einem halben Jahre liegen würden, das war nie sicher vorauszusagen.

Von dem ganzen großen Steuerbouquet ist somit nur ein verhältnißmäßig kleines Sträußchen, die Stempelsteuervorlage, übrig geblieben. Auch darin sind verschiedene Dornen, und die Agrarier haben sich redlich bemüht, noch weitere hinzuzufügen. Das Letztere ist mißglückt. Die Vorlage, wie sie schließlich am letzten Tage der Session angenommen ist, wird hoffentlich nicht allzuviel Schaden anrichten. Es ist ein Verdienst des Abgeordneten Frese (Bremen), noch rechtzeitig auf eine Verbalhornung der Vorlage durch die Kommission hingewiesen zu haben, die in dritter Lesung beseitigt wurde.

Die Anschläge der Agrarier und anderer wirthschaftspolitischer Reaktionäre sind überhaupt ziemlich resultatlos verlaufen. An Anträgen und Reden hat es nicht gefehlt, aber Siege sind nicht erfochten. Der Antrag des Grafen Kanitz auf Einführung eines Getreideimportmonopols gab noch zum Schlusse der Session Gelegenheit, die radikalen Agrarier völlig zu isoliren. Selbst aus den Reihen des Centrums und der Nationalliberalen erhielten sie für dieser Extravaganz keinerlei Zuzug, während der Reichskanzler Gelegenheit nahm, zwischen sich und dem Bunde der Agrarier und Antisemiten erneut einen deutlichen Strich zu ziehen.

Die letzte Reichstagswoche ist schließlich noch dazu benutzt worden, einige Wahlen zu kassiren, einige Petitionen zu erledigen, einige kleinere Regierungsvorlagen anzunehmen und zwei Initiativanträge — den Jesuitenantrag und die Wahlgesetznovelle — durch die dritte Lesung zu bringen. Die Verabschiedung der Wahlgesetznovelle bedeutet einen Triumph langjähriger Bemühungen. Als diese Wahlgesetznovelle, welche durch Einführung von Wahlcouverts und Isolirräumen das Wahlgeheimniß besser als bisher schützen will, vor vielen Jahren durch die Abgeordneten Barth und Rickert zum ersten Male eingebracht wurde, suchte man den Antrag unter Witzeleien zu begraben. Der Antrag wurde aber immer wiederholt, gelangte dann in eine Kommission, wurde in der Kommissionsfassung erneut eingebracht und ist schließlich in dieser Form vom Reichstag am Mittwoch in dritter Lesung acceptirt.

Die pièce de résistance in den Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses war in der abgelaufenen Woche die Novelle zur Synodalordnung. Die Vorlage, welche die Regelung ausschließlich evangelischer Kirchenverhältnisse umfaßt, wird im Abgeordnetenhause eine Mehrheit finden, aber nur durch die Unterstützung des katholischen Centrums. Die Vorlage wurde im Namen der Freiheit vertheidigt von Herrn Stöcker und Genossen. Diese Sorte Freiheit ist bekannt; es ist die Freiheit, das Gewissen derjenigen, die in der Minderheit sind, zu bedrücken. Das

Herrenhaus hat dieser Vorlage bereits zugestimmt, trotz einer warmen Proteſtrede des alten Generals von Stoſch. Im Uebrigen hat das Abgeordnetenhaus das Budget endlich feſtgeſtellt und das Kaligeſetz in zweiter Berathung verworfen. Das Geſetz wollte für die Zukunft die Aufſuchung und Gewinnung von Kali- und Magneſiaſalzen dem Staate allein geſtatten. Das bedeutete eine Privilegirung des beſtehenden Kaliſyndikats und war unſeres Erachtens vom prinzipiellen wie vom praktiſchen Standpunkte aus äußerſt bedenklich. Auch die Intereſſen der Landwirthſchaft wären bei dieſem Geſetze ſchwerlich gut gefahren. Nichtsdeſtoweniger hat man gerade die Intereſſen der Landwirthſchaft als Hauptzugkraft vor den Wagen geſpannt. Aber ſelbſt dieſem Zauberwort hat das Abgeordnetenhaus widerſtanden.

Proteus.

## Das Reichspreßgeſetz und das Reichsland.

Nach § 31 des Preßgeſetzes für das Deutſche Reich vom 7. Mai 1874 bleibt die Einführung des Geſetzes in Elſaß-Lothringen einem beſonderen Geſetze vorbehalten. Auch das Einführungsgeſetz zur Gewerbeordnung für Elſaß-Lothringen erhält hinſichtlich des Gewerbebetriebes, welcher die Herſtellung, den Umſatz und die Verbreitung von Schriften, Druckſachen und bildlichen Darſtellungen jeder Art zum Gegenſtande hat, die Landesgeſetze in Kraft. „Dieſer Zuſtand kann nicht dauern und die Frage nach der Einführung des deutſchen Preßgeſetzes in Elſaß-Lothringen wird ſich wohl bald wieder auf die Tagesordnung ſetzen", ſagte im Jahre 1876 Berner am Schluſſe ſeines Lehrbuchs über das deutſche Preßrecht. Seither ſind 18 Jahre verfloſſen und immer noch wartet Elſaß-Lothringen auf ſeine preßrechtliche Gleichſtellung mit dem übrigen Reiche. In neueſter Zeit iſt mit der Ausdehnung des Preßweſens in Elſaß-Lothringen dieſe Frage, welche niemals ganz von der Tagesordnung verſchwunden, wieder energiſcher in Fluß gerathen. Der elſäſſiſche Abgeordnete Dr. Höffel, welcher den Freikonſervativen zugehört, die Sozialdemokraten und die elſäſſiſchen Partikulariſten haben Anträge im Reichstag eingebracht, welche die Einführung des deutſchen Preßgeſetzes in Reichslande bezwecken. Dieſe Anträge ſind im Reichstage nicht mehr zur Verhandlung gekommen; um ſo angezeigter erſcheint es, in der Preſſe die Diskuſſion aufzunehmen. Die reichsländiſche Regierung ſoll nach gewiſſen Verlautbarungen einem derartigen Projekte nicht mehr ganz abgeneigt gegenüberſtehen, eine Thatſache, welche, wenn ſie ſich beſtätigte, freudig zu begrüßen ſein würde. Denn abgeſehen von den vielen chikanöſen und die freie Bewegung der Preſſe auf das äußerſte hemmenden Beſtimmungen ſind dieſe ſo zahlreicher Natur und in den verſchiedenſten Geſetzen aus den verſchiedenſten Zeiten derartig zerſtreut, daß es mit großen Schwierigkeiten verknüpft iſt, ein richtiges Bild von dem geltenden Rechtszuſtand zu gewinnen. Man kennt die Geneigtheit des franzöſiſchen Volkes, ſich von momentanen Stimmungen zum raſchen Entwerfen von Geſetzen hinreißen zu laſſen und es wird nicht auffallen, daß zu allen Zeiten gerade die Preſſe ein beſonders geeignetes Objekt zur Auslaſſung derartiger augenblicklicher Stimmungen geweſen iſt. Der raſche Wechſel der Regierungsformen und Regierungsſyſteme, welchem Frankreich ſeit dem Beginn der großen Revolution unterworfen war, hat das Bild des franzöſiſchen Preßrechts zu einem ungemein bunten gemacht. Von einer ruhigen Fortentwicklung konnte keine Rede ſein; die ſchärfſten Gegenſätze folgen häufig unvermittelt aufeinander. So iſt das franzöſiſche Preßrecht ein Chaos, von dem Rolland de Villarſues in ſeinem 1873 erſchienenen Code des lois sur la presse klagt: il en résulte une incohérence, une confusion, une dissémination qui rendent l'étude de ces lois si difficile. Der deutſche Richter und Staatsanwalt in Elſaß-Lothringen wird dieſes Urtheil in jeglicher Beziehung unterſchreiben und nächſt der reichsländiſchen Preſſe würden in erſter Linie die Gerichte erleichtert aufathmen, wenn an Stelle der ſo komplizirten franzöſiſchen Preßgeſetzgebung das deutſche Recht über die Preſſe in Elſaß-Lothringen zur Einführung gelangte.

Was die preßrechtliche Lage für Elſaß-Lothringen beſonders verworren macht, iſt einerſeits die Einführung des Reichsſtrafgeſetzbuches, andererſeits der Umſtand, daß die Regierung der Volksvertheidigung alsbald nach dem Sturz des Kaiſerthumes durch die Dekrete vom 5. und 10. September, ſowie vom 10. Oktober 1870 in das beſtehende Preßrecht einige radikale Einſchnitte machte. Dieſe Dekrete proklamirten in kurzen Worten Stempel- und Kautionsfreiheit der Zeitungen, ſowie Freiheit des Buchdrucker- und Buchhändlergewerbes. Inwieweit erſtreckt ſich die Geſetzeskraft dieſer Dekrete auf das Reichsland, welches damals zwar rechtlich noch im franzöſiſchen Beſitz, aber thatſächlich bereits zum größten Theil in der Gewalt der deutſchen Truppen ſich befand? Die Gültigkeit des Dekrets vom 5. September 1870 hat die deutſche Verwaltung ſtillſchweigend anerkannt, indem ſie auf den Zeitungsſtempel verzichtete. Die beiden anderen Dekrete haben eine derartige Anerkennung zu erlangen nicht vermocht, trotzdem ein gerichtliches Urtheil dem Dekret vom 10. September rechtsverbindliche Kraft für die Stadt Pfalzburg beigelegt hatte. Es wird im Allgemeinen als richtig angenommen werden dürfen, daß die franzöſiſchen Geſetze, einſchließlich der Dekrete der nationalen Vertheidigung, ſoweit ſie in den einzelnen Orten im Moment der Okkupation bereits publizirt waren und ſomit Rechtskraft erlangt hatten und ſpäter nicht aufgehoben wurden, noch heute gültig ſind. Daß dieſe theoretiſche Löſung der Frage in faktiſcher Beziehung zu Schwierigkeiten aller Art Anlaß geben kann, liegt auf der Hand.

Die Einführung des Reichsſtrafgeſetzbuches hat die preßrechtliche Lage deshalb komplizirt, weil zwiſchen der franzöſiſchen und der deutſchen Geſetzgebung auf dieſem Gebiet ein durchgreifender prinzipieller Gegenſatz beſteht. Die deutſche Strafgeſetzgebung kennt, abgeſehen von den preßpolizeilichen Vorſchriften, Preßvergehen im techniſchen Sinne, als nach beſonderen Grundſätzen ſtrafbare Delikte nicht; die Preſſe iſt nach deutſchen ſtrafrechtlichen Grundſätzen ein Mittel zur Begehung eines Delikts, welches in einzelnen Fällen eine Erhöhung des Strafmaßes zur Folge haben kann; im Uebrigen beſtimmt ſich der Thatbeſtand wie die Strafe, auch wenn die That vermittelſt der Preſſe begangen wurde, nach den Grundſätzen des Reichsſtrafgeſetzbuches. Die franzöſiſche Preßgeſetzgebung ſtatuirt dagegen ſolche eigentlichen Preßdelikte; theils ſind dieſelben gemeine Vergehen, die auch ſonſt ſtrafbar ſein würden, aber einen beſonders gefährlichen Charakter durch die Veröffentlichung in Wort, Schrift, Druck oder auf andere Weiſe haben und daher häufig mit der Preſſe nicht im geringſten Zuſammenhang ſtehen; theils aber ſind dieſelben ſolche ſtrafbaren Handlungen, die nur durch die beſondere Kundgebung eines Gedankens ſtrafbar ſind. Die eigentlichen Preßdelikte würden, ſoweit ſie noch in Kraft ſtehen, von einer Einführung des Reichspreßgeſetzes, welches lediglich preßpolizeiliche Vorſchriften enthält, nicht berührt werden. Es würde ſich aber empfehlen, mit der Einführung des Reichspreßgeſetzes die geſammte deutſche Auffaſſung über die Preſſe in Elſaß-Lothringen zur Herrſchaft zu bringen und daher die Preßdelikte im techniſchen Sinne ganz zu beſeitigen. Andernfalls würden durch das Nebeneinandertreten ganz entgegengeſetzter Syſteme neue Streitfragen geſchaffen.

Als Beiſpiel für die Folgen, zu denen der gegenwärtige Zuſtand führt, mögen folgende Thatſachen dienen: Nach den Reichstagswahlen des Jahres 1887 gefiel ſich ein großer Theil der aufgeregten Bevölkerung darin, ſeiner Stimmung durch ein kräftiges, auf öffentlicher Straße ausgeſtoßenes „Vive la France" Luft zu machen. Die elſäſſiſchen Landgerichte wandten gegen ſolche Delinquenten übereinſtimmend den Art. 8 des Geſetzes vom 25. März 1822 an, wonach alle

„öffentlich ausgestoßenen aufrührerischen Rufe mit Gefängniß von 6 Tagen bis zu 2 Jahren und Geldstrafe von 16 bis zu 4000 Francs bestraft werden", und es erfolgten auf Grund dieser Gesetzesbestimmung zahlreiche Verurtheilungen. Das Oberlandesgericht zu Colmar bestätigte diese Entscheidungen, das Reichsgericht erkannte dagegen durch Urtheil vom 17. November 1887, daß der fragliche Art. 8 durch das Reichsstrafgesetzbuch beseitigt worden sei; im Jahre 1879 hatte dasselbe Gericht im entgegengesetzten Sinne entschieden. Darauf erging am 29. März 1888 ein vom Reichstag erlassenes Gesetz für Elsaß-Lothringen, worin bestimmt wurde, daß der genannte Artikel unbeschadet der Vorschriften des Reichsstrafgesetzbuches in Kraft geblieben sei.

Es konnte nicht fehlen, daß der Zustand der Preßgesetzgebung in Frankreich zur Zeit der Wiedergewinnung des Reichslandes, am Ende der Regierung eines Napoleon, ein selbst nach sehr gemäßigt liberalen Anschauungen wenig erfreulicher war. Napoleon III hat während seiner Herrschaft die Presse mit fester Hand in engen Schranken gehalten, nachdem er durch das berüchtigte Dekret vom 17. bis 23. Februar 1852 alle die freie Bewegung der Presse hemmenden Bestimmungen wieder ins Leben gerufen und verschärft hatte. Freilich versprach der Kaiser, als er sein Ansehen sinken sah, in dem berühmten Brief vom 19. Januar 1867 die Herstellung einiger Freiheit der Presse „zur Krönung des durch den Volkswillen errichteten Gebäudes" und es erging am 11. Mai 1868 wirklich ein Gesetz über die Presse. Aber die Erleichterungen, welche dieses Gesetz gewährt, waren verhältnißmäßig geringfügiger Natur und bezogen sich nur auf die periodische Presse. Zahlreiche lästige Vorschriften früherer Gesetze blieben in Kraft, und insbesondere von einer Freiheit des Preßgewerbes war keine Rede.

So bestehen jetzt noch in Elsaß-Lothringen über das Buchdruckerei- und Buchhändlergewerbe sehr drückende Bestimmungen, welche zurückgehen bis zur Deklaration vom 10. Mai 1728 sowie dem Staatsrathsbeschlusse vom 10. September 1735 und hauptsächlich enthalten sind in den Dekreten vom 5. Februar 1810, 18. November 1810, 21. und 24. Oktober 1814. Und doch haben sich in der Zwischenzeit die herrschenden Anschauungen über die Ordnung der Gewerbe fundamental geändert und besteht jetzt neben diesen das Preßgewerbe betreffenden Bestimmungen für die übrigen Gewerbe im Reichslande die Reichsgewerbeordnung, welche die Freiheit des Gewerbebetriebes proklamirt. Die Gewerbeordnung schreibt für den Betrieb des Buchhändler- und Buchdruckereigewerbes einfache Anzeige an die Behörde vor und beschränkt im Uebrigen den stehenden Gewerbebetrieb nicht. Im Reichsland dagegen bedürfen Buchdrucker und Buchhändler eines ihnen von der Regierung zu verleihenden Brevets und müssen dieselben vor dem Landgericht einen Eid leisten, „nichts zu drucken bezw. zu verkaufen oder zu vertheilen", was den Pflichten gegen den Souverän und dem Staatsinteresse zuwiderläuft; die Brevets werden nur an solche Personen verliehen, welche fähig, von guter Lebensführung und von Liebe zum Vaterlande und zum Souverän erfüllt sind. Eingehend sind die Vorschriften über die Aeußerlichkeiten des Gewerbebetriebes, z. B. müssen die Drucker ihr Gewerbe offen betreiben, am Hause muß die Firma angeschrieben sein, die Thüren dürfen während des Drucks nur eingeklinkt, geheime Hinterthüren überhaupt nicht vorhanden sein. Ferner muß jeder Drucker ein Register führen, in das nach chronologischer Reihenfolge die Titel der Werke, ihre Bändezahl, Bogenzahl und Format eingetragen werden und das stets dem Polizeikommissar zur Einsicht vorgelegt werden muß. Vor der Veröffentlichung bedarf es einer Hinterlegung des Druckwerks bei der Verwaltungsbehörde, bei Schriften politischen und sozialen Inhalts auch bei der Staatsanwaltschaft. In Bezug auf den Handel mit bildlichen Darstellungen ist zur Veröffentlichung, Ausstellung und zum Feilbieten von Zeichnungen, Stichen, Steindruckwerken, Medaillen, Kupferstichen oder Sinnbildern jeder Art die vorhergängige Erlaubniß der Verwaltungsbehörde erforderlich. Auf der Nichtbefolgung dieser Vorschriften stehen strenge Strafandrohungen. Auch die Entziehung des Brevets kann eintreten, während nach dem Reichspreßgesetz eine Entziehung der Befugniß zum selbstständigen Betriebe des Preßgewerbes weder im richterlichen, noch im administrativen Wege stattfinden kann.

Nicht minder streng sind die Vorschriften über die Kolportage. Die Gewerbeordnung behandelt nur die gewerbsmäßige Verbreitung von Schriftstücken und im Uebrigen ist die Kolportage nach der Reichsgesetzgebung fast ganz frei und kann nur gewissen, an sich unfähigen Individuen untersagt werden. Das für Elsaß-Lothringen noch maßgebende Gesetz vom 27. Juli 1849 regelt dagegen die gewerbliche und die nicht gewerbliche Kolportage in gleicher Weise; es fordert für die Kolportage eine vorhergängige polizeiliche Erlaubniß, welche jederzeit zurückgezogen werden kann; auch muß jede zur Verbreitung zugelassene Schrift und Abbildung mit dem Kolportagestempel versehen sein. Die Vertheilung von Stimmzetteln und Druckschriften zu Wahlzwecken ist nach der Gewerbeordnung in der Zeit von der amtlichen Bekanntmachung des Wahltages bis zur Beendigung des Wahlaktes freigegeben. Das französische Gesetz vom 16. Juli 1850 gestattet dagegen nur, daß während der letzten 20 Tage vor den Wahlen Cirkulare und politische Glaubensbekenntnisse ohne polizeiliche Genehmigung angeschlagen und verbreitet werden; doch müssen diese Druckschriften von dem Kandidaten unterzeichnet sein und vor der Verbreitung bei der Staatsanwaltschaft deponirt werden. Diese Bestimmungen finden noch heute in Elsaß-Lothringen bei den Wahlen zum Reichstag Anwendung. Sie stehen aber, wie die betreffende Vorschrift der Gewerbeordnung zeigt, mit den deutschen Anschauungen über die Wahlagitation in Widerspruch und deshalb erscheint, nachdem man das Reichsland zur Reichstagswahl überhaupt zugelassen hat, ihre Aufhebung, mindestens für diese Wahl, entschieden am Platze.

Den eingreifendsten Aenderungen waren im laufenden Jahrhundert in Frankreich die Vorschriften über die periodische Presse unterworfen. Im Jahre 1819 genügte zur Gründung einer Zeitung die Stellung einer Kaution und eines verantwortlichen Herausgebers (gérant). Das Gesetz vom 17. März 1822 forderte dagegen eine „autorisation préalable du roi", welche durch das Gesetz vom 18. Juli 1828 wieder beseitigt und durch eine bloße Anzeige ersetzt wurde. Das Gesetz vom 17. Februar 1852 kehrte zur „autorisation" zurück, das Gesetz vom 11. Mai 1868 zur „déclaration" zurück und damit ist für Elsaß-Lothringen ein bisher stabiler Zustand geschaffen worden. Das letztgenannte Gesetz bedeutet prinzipiell den Uebergang vom veralteten Präventiv- zum liberalen Repressivsystem, welches auch das System des Reichspreßgesetzes ist. Immerhin sind noch sehr bedeutende Trümmer des Präventivsystems vorhanden und sind so zahlreiche belästigende Vorschriften früherer Gesetze bestehen geblieben, daß von einer eigentlichen Preßfreiheit in Elsaß-Lothringen die Rede nicht sein kann. Insbesondere ist vor dem Beginn des Zeitungsunternehmens eine Kaution zu entrichten, welche in Städten, wie Straßburg und Mülhausen, 25 000 Francs, in kleineren Städten 15 000 Francs beträgt. Damit der verantwortliche Gerant streng auf die Gesetze hält und um die Bestellung von fingirten Geranten möglichst zu verhindern, muß der Gerant die Kaution mindestens zu einem Viertel aus eigenen Mitteln stellen. Die Kaution haftet in erster Linie für die Strafen und muß immer in kürzester Frist wieder auf ihren vollen Betrag ergänzt werden.

Die Verantwortlichkeit für die durch die Presse begangenen strafbaren Handlungen beruht grundsätzlich auf den allgemeinen strafrechtlichen Prinzipien. Es haftet für die Delikte der Verfasser des Artikels und die Verfolgung desselben soll dadurch erleichtert werden, daß nach einem Gesetz vom 18. Juli 1850 die Unterzeichnung aller derjenigen Artikel verlangt wird, welche eine politische, ökonomische, religiöse oder philosophische Besprechung enthalten. Die Verpflichtung zur Unterzeichnung wird zur Zeit in Frankreich, wie ein Blick in die dortigen Zeitungen lehrt, nur

wenig beobachtet, in Elsaß-Lothringen ist sie seit dem Kriege gänzlich außer Acht gelassen und es ist anzuerkennen, daß die elsaß-lothringische Regierung die stillschweigende Außerkraftsetzung eines besonders für die unabhängige Presse lästigen Gesetzes in keiner Weise verhindert hat. Denn mag man die Schattenseiten der Anonymität der Presse, welche das Bewußtsein der vollen Verantwortlichkeit in gewissem Maße aufhebt, noch so sehr hervorheben, ihrer vollen Aufgabe, insbesondere bei der Bekämpfung öffentlicher Mißstände, wird eine Presse ohne Anonymität niemals Genüge leisten können.

Die Anwendung der allgemeinen Grundsätze des Strafrechts bei der Verfolgung von Preßvergehen wird aber sehr erheblich durch die Bestimmung unterbrochen, daß unter allen Umständen neben dem Verfasser der Gerant unter dem Gesichtspunkt der Thäterschaft zu bestrafen ist. Der Begriff des verantwortlichen Geranten enthält zwar den Kern unseres verantwortlichen Redakteurs, deckt sich aber nicht ganz mit dem des Letzteren, entspricht vielmehr eher dem Begriff des Verlegers. Denn verantwortlicher Gerant ist und als solcher muß die Zeitung zeichnen der Eigenthümer der Zeitung. Sind mehrere Eigenthümer vorhanden, dann müssen dieselben eine der Gesellschaften des Handelsgesetzbuches bilden und einer der Gesellschafter muß verantwortlicher Gerant werden. Der Gerant muß die zur Hinterlegung bei den Behörden bestimmten Exemplare eigenhändig unterzeichnen. Damit die Ueberwachung der Presse eine möglichst eingehende sei, schreibt das „liberale“ Gesetz vom 11. Mai 1868 eine doppelte Hinterlegung vor, eine bei dem Staatsanwalt und eine bei der Verwaltungsbehörde.

Die einzelnen Bestimmungen über die periodische Presse anzuführen, würde ermüden. Ein kurzer Ueberblick möge zur Charakterisirung genügen In mehr als einem Punkte enthalten die französischen Bestimmungen den Ursprung einzelner Vorschriften des Reichspreßgesetzes; aber ein Vergleich beider Bestimmungen läßt klar den großen Fortschritt erkennen, welchen das Reichspreßgesetz gegenüber der französischen Preßgesetzgebung, wie sie im Jahre 1870 in Geltung war, bedeutet. So entstammt beispielsweise die Vorschrift des § 17 des Gesetzes vom 7. Mai 1874, welche die Veröffentlichung der Anklageschrift vor Verlesung in öffentlicher Sitzung oder vor Schluß der Verhandlung verbietet, dem französischen Gesetz vom 27. Juli 1849. Das französische Gesetz verbietet aber außerdem den Blättern, die Namen der Geschworenen vor der Sitzung zu veröffentlichen und, was das wesentlichste ist, über Preßprozesse irgend einen Bericht zu bringen. Dabei ist die Auslegung der Praxis bez. des Begriffs „Preßprozesse“ eine sehr weite und genügt die Bezeichnung eines Delikts in der von der Staatsanwaltschaft ergehenden Ladung als „délit de presse“, um einen Prozeß zum Preßprozeß zu stempeln.

Auch der Berichtigungszwang des § 11 des Preßgesetzes ist französischen Ursprungs. Dabei legt aber das französische Recht den Zeitungen wiederum größere Lasten auf als der § 11. Nach dem französischen Gesetz vom 25. März 1822 ist der Eigenthümer einer Zeitung verpflichtet, unentgeltlich eine Berichtigung von jeder in dem Artikel genannten oder bezeichneten Person aufzunehmen und zwar darf die Berichtigung die doppelte Länge des Artikels haben, gegen den sie gerichtet ist. Nach dem deutschen Gesetz darf dagegen die Berichtigung höchstens den Raum der zu berichtigenden Mittheilung einnehmen. Amtliche Berichtigungen müssen nach dem französischen Gesetz an der Spitze des Blattes gebracht werden.

Die französischen Regierungen waren auf das sorgsamste bestrebt, die Presse durch Polizeimaßregeln zur Wahrhaftigkeit zu erziehen. Die bloße Veröffentlichung und Wiedergabe einer falschen Nachricht wird mit einer Geldstrafe von 50 bis 1000 Franken, die bewußte Wiedergabe derartiger Nachrichten mit Geldstrafe von 500 bis 1000 Franken und einer Gefängnißstrafe von 1 Monat bis zu 1 Jahr bedroht. Das letztere Strafmaß tritt insbesondere, unter der Erhöhung der Geldstrafe bis zu 10000 Franken, ein, wenn die falschen Thatsachen verbreitet worden, zur Herbeiführung eines Steigens oder Fallens der Waarenpreise, daß durch derartige Bestimmungen der Charakter der französischen Presse irgendwie beeinflußt worden ist, unterliegt starkem Zweifel. Die gesetzlichen Bestimmungen sind selten und nur bei ganz hervorragenden Fällen zur Anwendung gekommen; in Elsaß-Lothringen, wo sie zweifellos noch gesetzliche Kraft haben, ist, soweit bekannt, die deutsche Justiz noch nicht in die Lage gekommen, sie anwenden zu müssen. Es mag dies ein deutlicher Fingerzeig für diejenigen reaktionären Elemente sein, welche sich hie und da auch bei uns regen und ähnliche Gesetze auch für unsere Presse wünschen. Unser zeitunglesendes Publikum verlangt eben von einer auf der Höhe stehenden Zeitungspresse schnelle Berichterstattung über alle Vorgänge und da ist es selbst der gewissenhaften und sorgfältigsten Zeitungsleitung nicht immer möglich, das Einschleichen einer objektiv falschen Nachricht zu verhindern. Uebrigens hat das Reichsgericht die Anwendung des Unfugparagraphen auf die Verbreitung falscher, sensationeller Nachrichten durch die Presse für anwendbar erklärt und, mag man die Richtigkeit einer derartigen weiten Auslegung des „Kautschuckparagraphen“ bezweifeln, so ist doch hier wirklichen Ausschreitungen der Presse eine hinreichende Schranke gezogen.

Endlich widmete die Gesetzgebung ihre Fürsorge auch dem Privatleben der französischen Bürger. Durch das „liberale“ Gesetz vom 11. Mai 1868 ist es den Zeitungen verboten, irgend eine auf das Privatleben Jemandes bezügliche Thatsache zu veröffentlichen. Von den Franzosen gilt eben, was der Minister Pinard bei der Berathung dieses Gesetzes sagte: il aime l'ironie, quand elle ne s'adresse pas à lui.

Die Strafen, welche auf der Uebertretung der Preßvorschriften stehen, sind, wie das Ausgeführte zeigt, streng, und können selbst bei verhältnißmäßig geringen Verfehlungen eine Suspension der Zeitungen bis zur Dauer von 6 Monaten zur Folge haben. Seit dem Gesetz vom Jahre 1868 kann diese Unterdrückung allerdings nur durch das Gericht verhängt werden, vorher war die administrative Unterdrückung im weitesten Umfange zulässig.

Derartig ist im Kurzen, abgesehen von dem Diktaturparagraphen, die rechtliche Lage der Presse in Elsaß-Lothringen. Wenn auch die Skizze nur in großen Umrissen entworfen ist, so tritt doch soviel hervor, daß die freie Bewegung und Entwicklung der Presse im Reichsland durch mancherlei veraltete Bestimmungen gehemmt und gehindert wird. Anzuerkennen ist ja, daß seitens der deutschen Regierung die ihr gegen die Presse zu Gebote stehenden Machtmittel bisher keineswegs in chikanöser Weise gehandhabt worden sind; im Gegentheit hat die Regierung es nicht zu verhindern gesucht, daß der usus in die vielfach kleinliche Preßgesetzgebung zahlreiche Breschen geschlagen hat. Aber rechtlich aufgehoben sind diese nicht mehr beachteten Vorschriften nicht. Das Damoklesschwert ihrer Wiederanwendung schwebt immer über der Presse und gerade darin liegt das Bedenkliche. Schon bei der Berathung des Reichspreßgesetzes hat der verstorbene Freiherr von Hoverbeck sich warm für die Einführung dieses Gesetzes in Elsaß-Lothringen ausgesprochen. Heute ist die gesammte Lage im Reichslande eine viel günstigere, wie vor 20 Jahren, und, was damals ohne große Gefahr hätte geschehen können, das drängt sich heute mit immer größerer Nothwendigkeit auf. Das Strafgesetzbuch und der § 20 des Reichspreßgesetzes bieten genügende Handhaben zur energischen Zurückweisung etwaiger Angriffe gegen den bestehenden Zustand. Deshalb sollte jetzt endlich Ernst gemacht werden mit der Verheißung des § 31 des Reichspreßgesetzes.

Nöldeke.

# Das Wiederaufleben der Napoleonischen Legende.

(Schluß.)

Es ist schon hervorgehoben worden, daß die napoleonische Legende die Revolution von 1848 nicht hervorgebracht hat. Ebensowenig hat sie den Neffen des Kaisers auf den Thron geführt. Dazu waren realere Gewalten nöthig. Aber es wäre der französischen Geistlichkeit und den Dezembermännern nicht gelungen, den verlachten und fast verschollenen Prinzen Louis Napoleon doch verhältnißmäßig so leicht zu erheben, wenn nicht die überallhin verbreitete Legende ihnen vorgearbeitet und den Boden für ihre Aussaat empfänglich gemacht hätte. Ueberschlägt man in seinen Gedanken die Geschicke dieses Napoléon le Petit in ihren wesentlichsten Zügen, so kann man sich doch des Eindrucks nicht erwehren, daß an seinem Untergange, abgesehen von den seit der großen Revolution gründlich verschobenen Machtverhältnissen in Europa und den veränderten nationalen Aspirationen von dessen Völkern, einen wesentlichen Antheil die Thatsache hat, daß seine Regierung den Anforderungen, welche die napoleonische Legende an ihn stellte, nicht entsprach, und daß es, als er in ihre Bahnen sich hineindrängen ließ, für ihn und Frankreich dazu zu spät war.

Doch davon soll hier nicht weiter die Rede sein. Wohl aber von der unbestreitbaren Thatsache, daß die alte Legende jetzt von Neuem erwacht ist und sich in den verschiedensten Kundgebungen manifestirt.

Jeder gebildete Deutsche, der den großen Krieg von 1870 und 1871 mit durchgemacht hat, hat es als eine der unangenehmsten, ja widrigsten Erscheinungen empfunden, die ihm in dem Verkehr mit Franzosen aller Stände während seines Aufenthalts in dem feindlichen Lande begegnet sind, daß hier Jung und Alt, Hoch und Niedrig sich in den häßlichsten Schimpfereien auf den gestürzten unglücklichen Kaiser erging. Und das um so mehr, als man ja sah, daß der gefallene, mit großer Majorität wiederholt gewählte Kaiser doch sehr viel, wenigstens für das materielle Wohl des Landes, gethan hatte, und er nur einen geringen Theil der Schuld davon trug, daß die Gesichter der „Barbaren und Vandalen“ sich wieder gen Paris hatten wenden müssen. Denn mochte auch das Landvolk in der erneuten Volksabstimmung ein Unterpfand des Friedens erblickt haben, der kranke und gebrochene Herrscher war doch von den politischen Parteien der Bevölkerung von Paris und von seiner Umgebung mehr in den Krieg gestoßen worden, als er ihn gewollt hatte. Jetzt, nachdem der Erfolg sich gegen diese zum Kriege treibenden Mächte erklärt hatte, wurde dem Kaiser alle Schuld davon aufgebürdet, und er in der gemeinsten Weise mit den niedrigsten Schimpfwörtern belegt. Der Napoleonismus hatte seine tiefste Erniedrigung, aus der er nie wieder sich erheben zu können schien, erlebt.

Dem in sich stärksten Feinde dieses Erben der Revolution schien ein Wiedererstehen beschieden zu sein. In der That, hätte das politische Können der Familie Bourbon sich nicht gänzlich ausgelebt gehabt, so wäre es nicht unmöglich gewesen, daß die Erbmonarchie noch einmal in Frankreich wieder auferstanden wäre. Aber an ihrer Stelle behauptete sich doch die dem Napoleonismus innerlich nicht so fremde Republik. Zwar thaten ihre Machthaber alles, um sich diesen Konkurrenten unschädlich zu machen, und er hatte im Verhältniß zu der Machtfülle, deren er sich noch wenig Jahre zuvor zu erfreuen hatte, nur noch wenige Anhänger in den hier Ausschlag gebenden Kreisen. Selbst die letzten Wurzeln schien man ihm mit Erfolg abzugraben. Nicht genug damit, daß die Unfähigkeit und Schlechtigkeit des gestürzten Imperators in allen möglichen Tonarten in der Litteratur angeschlagen wurde, man suchte auch das Andenken und den Ruhm des Gründers der neuen Dynastie aus den Herzen des Volkes auszureißen. Hatten Militärschriftsteller, wie der Oberst Charras, und nicht unbedeutende Litteraten, wie Littré, schon vor 1870 die großen Feldherrntalente desselben stark herabzusetzen gesucht, so folgten jetzt andere, denen die Archive des Kriegsdepartements offen standen, ihnen nicht ohne Erfolg nach. Und über das Privatleben des Kaisers, seinen Charakter und seine ganze Weise zu denken und zu fühlen, verbreiteten Memoiren, wie die der Madame de Rémusat ein, wie es schien, ebenso deutliches als ungünstiges Licht. Und welch einen vernichtenden Schlag schien der mit einer außerordentlichen Fülle geschichtlichen Wissens und einer tief einätzenden Darstellungsgabe operirende Taine durch das Porträt, das er von dem nachgeborenen italienischen Condottiere auf dem französischen Throne entworfen hatte, dem Urbilde der napoleonischen Legende versetzt zu haben! Und mußten nicht die enragirtesten Anhänger des Empire in dem Laufe der Jahre, die dem Sturze des dritten Napoleon gefolgt waren, sich selbst sagen, daß die Geschicke seiner Familie dem der italienischen Condottierenfamilien, der Sforza u. s. w. nur zu ähnlich seien? War die alte Madame Laetitia, die Mutter der Niobiden, noch eine ehrwürdige Gestalt gewesen, deren tragisches Loos das Mitgefühl der Menschen in seinen Tiefen aufregen konnte, war der Prometheus auf St. Helena der Theilnahme Unzähliger, selbst derer, die ihn haßten, sicher geblieben, und der Herzog von Reichstadt auch ein nicht ganz der Sympathien unwürdiger, unglücklicher Jüngling gewesen, — auf derartiges Mitgefühl konnte Napoleon III. und sein frivoles und bigottes spanisches Weib nicht rechnen. Und nun fand der einzige Sproß dieser Ehe ein elendes Ende durch Zulukaffern, und der Erbe der Dynastie, der rothe Prinz, überwarf sich mit seinem ältesten Sohne, und machte seinem stets zweifelhaften Ansehen in der Partei ein Ende. Ganz zerrissen erschien die Familie, zerstoben die napoleonische Legende.

Und doch ist sie wieder erwacht und macht sich in einer wenn auch von ihrem ersten Aufleben verschiedenen Weise bemerkbar. Wer im Auslande die neueste französische Litteratur nur oberflächlich verfolgte, konnte das beobachten. Ein Italiener hielt deshalb die Zeit für gekommen, eine umfassende Bibliographie der napoleonischen Epoche herauszugeben. In Frankreich selbst mußte Jedem das Erscheinen zahlreicher Werke über Napoleon I in die Augen fallen. Vor einiger Zeit schrieb ein französischer Kritiker: „der Kaiser setzt in diesem Augenblicke eine neue wunderbare Landung in den französischen Theatern und Bibliotheken ins Werk.“ Daher hat auch Francis Magnard, der Direktor des „Figaro,“ des Blattes, das die momentanen Stimmungen der Pariser Bevölkerung am Treuesten wiedergiebt, in dem ersten Hefte der „Revue de Paris“ dieser Résurrection d'une légende, einen Artikel widmen zu müssen geglaubt, der, wenn auch sein Schreiber, wie so manche der besten heutigen französischen Essayisten und Causeure, kein Franzose von Geburt ist, doch die nach wie vor durch einander wirbelnden Strömungen der sich neu erhebenden Legende treu abspiegelt. Denn ist es auch im Wesentlichen die alte Legende, die jetzt wieder reproduzirt wird, so hat sie doch manche Wandlungen erfahren und sucht sich den veränderten Verhältnissen möglichst anzubequemen. Und dies muß sie ja auch, wenn sie im heutigen Frankreich lebensfähig werden will. Denn wie gründlich haben sich doch seit den dreißiger und vierziger Jahren die Verhältnisse hier verändert! In ihren Anfängen richtete sich die Legende gegen eine legitime oder halblegitime Regierung mit mehr oder weniger klarem Bewußtsein. Sie hatte eine republikanische Färbung angenommen. Jetzt herrscht die Republik, deren bissigste Widersacher die Anhänger der gestürzten Napoleoniden sind. Hatte der erste Kaiser eine Koalition aller europäischen Großmächte gegen sich und Frankreich heraufbeschworen und die Grenzen Frankreichs doch trotz aller seiner Siege weiter zurückgeschoben hinterlassen, als er sie von der Republik überkommen hatte, so ist der zweite Kaiser dem Ansturme Einer, und zwar der scheinbar unbedeutendsten jener vier Mächte in einer Weise erlegen, welche dem alten französischen Kriegsruhme eine furchtbare Wunde

geschlagen hat. Und abermals sind Theile von dem heiligen Boden Frankreichs abgerissen worden, deren sich die Nation seit Jahrhunderten sicher geglaubt hatte. Hatte das nicht allein die Wiederherstellung des napoleonischen Kaiserreichs, die Erfüllung seiner Legende verschuldet? Wie der große Haufe und die am lautesten schreienden Propheten am bestimmtesten das Gegentheil von dem vorhergesehen haben wollen, was sie wirklich gesagt haben, wenn das Gegentheil von ihren Weissagungen eingetroffen ist, so hatten sich ja auch in Frankreich jetzt die großen Massen der Bevölkerung von dem Träger der napoleonischen Legende und ihrem mehrfach akklamirten Vollstrecker in Haß und Verachtung abgewendet. Und wo waren jetzt die alten Grognards, die dabei gewesen, wie die Heere von Fürstenknechten vor dem Genie des kleinen Korporals und der Tapferkeit der Troupiers in alle Winde zerstoben waren? Aus den Heeren der Gefangenen von Sedan und Metz konnte man bei allem Witz und aller Kunst doch keine Helden extrahiren, und ein nur schlechter, wenn auch gern vernommener Trost blieb es immerhin, daß nur der Verrath, die Mehrzahl, die physische Uebermacht, die Maschine die Helden und Kriegskünstler besiegt haben sollte. Der Effekt war doch schließlich nicht aus der Welt zu schaffen. Wenn aber nun das Kraftgefühl der Nation wieder erstarkte, diese sich auf ihre große Vergangenheit besann und nach Vorbildern suchte, um eine glänzende Zukunft wieder heraufzubeschwören, was bot sich ihr dann, ihrem innersten Wesen doch noch am Nächsten stehend und durch seine ganze Persönlichkeit noch fortwirkend dar, als jener Schicksalsmensch, der Ruhm und Macht und Ehre und Reichthum auf das französische Volk gehäuft hatte? Sicher giebt es in Frankreich Zahllose, die anders empfinden und denken, deren Idealherrscher ganz anders aussieht als der Erbe der Revolution. Der Kultus, den man der Jungfrau von Orleans entgegenträgt, zeigt das schon zur Genüge. Aber der Legitimismus ist doch todt in den Massen des Volks und wird durch die Kirche und den Adel nicht wieder belebt werden können, selbst wenn sie es wollten. Daß dieses richtig ist, beweist eben das Aufleben der napoleonischen Legende unter den ungünstigsten Bedingungen. Sie tritt daher unter diesen auch wesentlich modifizirt und viel weniger naturwüchsig auf. Die Unmittelbarkeit fehlt ihr, und ein tiefer Riß hat sich in ihr nicht vermeiden lassen.

Die alten Stelzbeine der kaiserlichen Garde, diese so lebendigen Träger des militärischen Ruhmes der Kaiserzeit, diese leibhaftigen Begründer und Apostel seiner Legende sind verschwunden. Man kann ihnen daher nur ein litterarisches Fortleben einblasen. Das ist allerdings jetzt reichlich versucht worden. Die Soldatengeschichten aus der alten Kaiserzeit, die Cahiers du capitaine Coignet, die Memoiren des Generals Marbod, eines ausgezeichneten, aber keineswegs zuverlässigen Erzählers, dem die deutsche Kritik eine größere Menge von Unrichtigkeiten nachgewiesen hat, als Herr Magnard weiß, die Werke über hervorragende französische Heerführer, wie die über die Marschälle Davoust und Ney, die Werke H. Houssayes über 1814 und 15, alle diese zahlreichen geschichtlichen, halbgeschichtlichen und legendarischen Erzählungen aus der Zeit des ersten Kaiserreiches, sie vermögen doch nicht den lebendigen Troupier und seine Erzählungen für das Volk zu ersetzen, so wenig als die Zurückführung Napoleons auf die Bühne die heutigen Zuschauer in einen Enthusiasmus versetzen kann, der dem vergleichbar wäre, den in den dreißiger und vierziger Jahren die Menschen empfanden, welche den Kaiser noch mit eigenen Augen an der Spitze seiner Heeressäulen gesehen hatten. So gewiß als man den kriegerischen Geist des französischen Volkes durch die Vorführung seiner legendarischen Vertreter neu zu beleben hofft und ihn vielleicht auch am Besten, ja allein auf diesem Wege rasch emporzuheben hoffen kann, so sicher ist es doch auch, daß solche Versuche etwas Reflektirtes, Künstliches an sich tragen und daher keine besondere Leben erzeugende Kraft in sich tragen. Neuere litterarische Versuche, welche dieselbe Tendenz in anderer Richtung verfolgen, scheinen auch einen noch weniger dauernden Erfolg zu versprechen.

Wer die Memoiren der Madame de Rémusat und Taines bewunderungswürdiges Werk gelesen hat, weiß, wessen das Privatleben Napoleons I beschuldigt und zum Theil wohl auch überführt ist. Von dieser Anklage den Kaiser zu befreien, mag Manchen als eine Pflicht der historischen Gerechtigkeit erschienen sein. Vielen aber wird das auch zu einem Akt der Nothwendigkeit werden, wenn sie den Kaiser der Masse des sittlich unverdorbenen Theiles des französischen Volkes wieder nahe bringen wollen. Ein moralisches Ungeheuer macht auch im Zeitalter des Naturalismus doch noch schlecht Propaganda für sich. Ihn von diesen Anklagen nicht nur zu befreien, sondern ihn als einen braven Mann, nicht besser und nicht schlechter als zahlreiche Familienväter, hinzustellen, verfolgen daher zahlreiche Werke. Daß das für ein Volk nicht schwer wird, dem Henri IV. als ein nationaler Heros gilt, begreift sich leicht. Und so hat die ganz einseitige, im Mantel historischer Unparteilichkeit auftretende Darstellung des Privatlebens des ersten Napoleon in dem Buche Arthur Levys: Napoléon intime zahlreiche gläubige Leser gefunden. Aus dem Buche Massons: Napoléon et les femmes sind auch deutschen Lesern zahlreiche Bruchstücke, namentlich die Liebschaft mit der Mutter des Grafen Walewski, zum Besten gegeben worden. Mir aber will doch scheinen, daß diese Versuche, den Kaiser der heutigen Gesellschaft wieder so zu sagen gemüthlich näher zu bringen, kaum aussichtsreicher und dauerhafter sein werden als die heute in Paris grassirende Mode, sich sein Ameublement wieder in dem steifen, klassischen Geschmack des Empire zu wählen.

Wäre wirklich noch eine persönliche Anhänglichkeit an den Helden der napoleonischen Legende vorhanden, dann hätte doch wohl auch die kleine, fünfzig Bände umfassende Feldbibliothek die der Gefangene in St. Helena benutzte, die unzweifelhaft echt ist und eigenhändige Eintragungen ihres einstigen Besitzers enthält, einen höheren Preis als 1000 Mark bei ihrer Versteigerung in London erzielt.

Dazu kommt noch ein Anderes. Wenn man die mangelnden persönlichen Verbindungsglieder mit der Vergangenheit, durch einen sicheren Ausblick, durch eine Hoffnung auf eine bestimmte Persönlichkeit, welche zum Vollstrecker, zum Messias der napoleonischen Legende geeignet wäre, ersetzen könnte, wenn nur ein wirklicher Kaiser in Sicht wäre, dann läge die Sache ganz anders. Freilich auch vor dem Sturze der Julidynastie gab es keinen Napoleoniden, der als ein gefährlicher Prätendent hätte ernstlich in Frage kommen können. Der Prinz Louis Napoleon hatte wohl Versuche gemacht, mit dem Adler zu operiren, schien aber doch zur lächerlichen Figur geworden zu sein. Aber der Fluch der Lächerlichkeit schadete selbst in Frankreich dem Prinzen nicht. So stark und lebenskräftig war damals noch die Napoleonische Legende und das Schutzbedürfniß gegen den sozialen Umsturz. Die im Volke weit verbreitete Abneigung gegen die parlamentarischen Zänkereien der Advokaten und Maulhelden und die nicht unbegründeten Hoffnungen der Geistlichkeit, daß der Präsident, der die Expedition gegen das republikanische Rom durchgeführt hatte, ihnen ihre von der Revolution arg bedrohte Machtstellung zurückgeben werde, alles das ebnete dem Kaiserreich, die Wege. Daß es zur Herstellung desselben aber doch noch eines nicht gewöhnlichen Aufwandes brutaler Gewalt und gewissenlosester Perfidie bedurfte, lebt in Aller Erinnerung fort.

Heutigen Tages liegen aber auch in dieser Beziehung die Verhältnisse ganz anders. Die Erfüllung der Legende hat eine grausame Enttäuschung gebracht. Die Vorgänge in der Familie der Napoleoniden selbst, die Zwistigkeiten, welche nach dem Tode des kaiserlichen Prinzen, zwischen den dynastisch genommen zunächst Erbberechtigten ausbrechen mußten, haben das Ansehen des Napoleonismus tief geschädigt.

Unzweifelhaft hat derselbe auch seit einem Jahrzehnt immer mehr an Anhängern eingebüßt, wie die politischen Wahlen verrathen, und es ist eine Art von Scheidung in der Masse seiner Bekenner eingetreten. Man kann sagen, die große napoleonische Partei ist in Bonapartisten, d. h.

in Parteigänger der kaiserlichen Familie und ihrer politischen Bestrebungen, und die Freunde der napoleonischen Legende auseinandergegangen. Damit haben die eigentlichen Bonapartisten an Terrain verloren, und die historische Legende ist todt. Denn die Persönlichkeit, die ihren Kern bildete, ist zu einem Symbol, zu einem Schildhalter herabgesunken. Daß alle die, welche an dieser Verwandlung mitgewirkt, in demselben Maße, als sie von den heutigen Trägern des napoleonischen Namens nichts mehr wissen wollen, den Inhalt ihrer Legende erweitern und verflüchtigen müssen, liegt auf der Hand. Und das geschieht auch heutigen Tages. Der Kaiser Napoleon I. wird ihnen zum Träger der glorreichen militärischen und politischen Vergangenheit Frankreichs überhaupt. Als der letzte und größte der von Frankreich ausgegangenen Eroberer, als ein populärer Kriegsheld, der die rauf- und abenteuerlustigen Söhne Galliens siegreich durch Europa geführt hat, als ein überaus glücklicher Phraseur, der den Egoismus und die Eitelkeit der Nation geschickt hinter einem Schwall von hochtrabenden und vornehm klingenden kosmopolitischen Redensarten zu verbergen und gleichzeitig anzufeuern verstand, ist der erste Kaiser zu einer Personifikation der ganzen ruhmreichen französischen Geschichte, zu einem Träger ihrer nationalen Legende geworden. Unzweifelhaft besinnt man sich jetzt in Frankreich, jetzt mehr als je, auf die eigene Vergangenheit und sucht in ihr die Kräfte zu entdecken und bloßzulegen, welche die Größe Frankreichs geschaffen haben. Die verschiedensten Parteien sind dabei, natürlich in entgegengesetzter Richtung am Werke. Während die Einen eine großartige Feier zum Jubiläum des Uebertritts des Frankenkönigs Chlodwig zum Christenthum in der alten Krönungsstadt der französischen Könige in Rheims für das Jahr 1896 planen, und für die Heilig- oder Seligsprechung der Jungfrau von Orleans die Säckel der römischen Kurie füllen, während die französische Geschichtschreibung den persönlich ganz elenden und verkommenen König Karl VIII., der durch seinen Zug nach Italien (1494) allerdings dieses Land und mittelbar dadurch ganz Europa in unendliche Kriege verwickelte, „rettet“ oder den Kardinal Richelieu heraufschwört, können die Anderen sich in der Verherrlichung der französischen Revolution nicht genug thun und beweisen, daß die konsequente Durchführung ihrer Prinzipien allein das Frankreich verloren gegangene Prestige in Europa wieder verschaffen kann. Diese letzteren haben jetzt die politische Herrschaft in der Hand und ihr vielleicht konsequentester Vertreter, Challemel-Lacour, ist Präsident des französischen Senats. Unzweifelhaft ist aber in der Litteratur und in der höheren Gesellschaft Frankreichs eine ganz andere Strömung vorhanden, welche von Tage zu Tage mächtiger wird. Wer nur die Erzählungen, die Essays der angesehensten französischen Revuen ein wenig verfolgt, wird hier auf die deutlichsten Symptome einer kirchlichen und politischen Reaktion stoßen, die theilweise noch recht vorsichtig auftritt, aber doch schon ihre scharfen Krallen verräth. Diese sind auch der römischen Kurie nicht entgangen. Sie sind es, welche den Papst Leo XIII. zu einem Freunde Frankreichs, nicht der französischen Republik als solcher, gemacht haben. Frankreich soll nur wieder gekräftigt werden. Die Regierungsform, unter der es lebt, ist gleichgültig. Ist nur eine starke einheitliche Regierung da, könnten sich da nicht am Ende die Res gestae Dei per Francos in einer den modernen Verhältnissen angepaßten Weise wiederholen lassen? Und kann nicht jede kräftige Regierung in Frankreich aus einer republikanischen wieder in eine monarchische umschlagen? Hat nicht das Auftreten des Generals Boulanger's, „dieser Art eines cäsarischen Furunkels“, bewiesen, wie unsicher hier in der That alles liegt? Die Republik scheint augenblicklich allerdings trotz des Panamaskandals und mancher anderer Dinge fester als je begründet zu sein. Und doch wird Niemand eine Garantie für ihre bleibende Dauer übernehmen wollen. Gerade weil das französische Volk heute eine außerordentliche Kraftentwicklung zeigt, weil seine Politik wieder überall, wo es nur angeht, ihrem alten Expansionstriebe folgt, und es sowenig vor einem Bündniß mit dem autokratischen Rußland zurückschreckt, wie einst der allerchristlichste König vor einem solchen mit den Großtürken, gerade weil in diesem Volke offenbar jetzt sich ein ritiramento, wie Machiavelli das Zurückgreifen eines Volkes auf seine eigensten Kraftquellen nennt, anbahnt und trotz aller Bombenattentate, ja vielleicht durch sie immer kräftiger zu werden verspricht, mußte auch in diesem Volke die napoleonische Legende, die an die letzte großartige Aktion der Nation anknüpft, wieder auftauchen und sich neu beleben. Aber sie hat ihre unmittelbare, natürliche Kraft verloren, die ihr in den dreißiger und vierziger Jahren innewohnte. Sie ist eingereiht in die anderen historischen Legenden, die ein Erbtheil der französischen Geschichte sind, und besitzt schwerlich noch die Kraft, aus sich heraus, ja selbst mit anderen Mächten verbunden, die napoleonische Dynastie wieder aufzurichten. Jedenfalls sind wir von dieser Eventualität noch weit entfernt. Es scheint fast als wahrscheinlicher, daß eine neue, heute noch unbekannte Größe ihr Erbtheil antreten wird. Denn daß bei dieser rückläufigen Strömung des französischen Geistes, wie sie sich heutigen Tages in zahlreichen Kundgebungen äußert, bei dieser Tendenz zahlreicher Kreise auf Eroberung und Rückeroberung fremder oder verlorener Gebiete, bei dieser vererbten Sucht, nicht nur überall der Erste, sondern der allein Ausschlaggebende sein zu wollen, die heutige republikanische Verfassung Erschütterungen leicht ausgesetzt sein kann, das scheint immer noch das einzig Sichere von der Zukunft Frankreichs zu sein. Doch wer möchte hier weissagen?

Karl Heinrich.

---

## Wandlungen.

Auf meine Frage, ob es denn gar nichts zu lesen gäbe, verwies man mich auf ein paar alte Jahrgänge des Daheims und der Gartenlaube. Draußen floß der Regen in Strömen nieder und in der Gaststube saßen Touristen um ein paar Tische herum. Vorsorglich hatte man ein Feuer im Ofen angezündet. So nahm ich einen alten zerlesenen Jahrgang des Daheims. Ich blätterte darin und betrachtete die Bilder. Dann aber fesselte mich ein Aufsatz über die Frauenfrage, richtiger über die Frage, warum es früher eine Frauenfrage nicht gegeben habe.

Mädchen, die sich nicht verheiratheten, sind immer dagewesen. Aber sie suchten ihr Heil nicht in Selbständigkeit, sondern strebten danach, irgendwo Unterschlupf zu finden. Sie lebten im Hause einer verheiratheten Schwester oder Verwandten. Sie halfen der Hausfrau die wirthschaftlichen Sorgen tragen, waren den Kindern eine zweite Mutter und übernahmen, wenn's Noth that, das Vermittleramt zwischen ihnen und den Eltern. Kam unvermutheter Besuch, so wußten sie alles still und behend ins Werk zu setzen; ging die Familie aus, so warteten sie unterdes des Jüngsten, galt es eine schwierige Familienmission auszuführen, so waren sie die geheimen Geschäftsträgerinnen. Sie schafften im Verborgenen wie gute Hausgeister und führten ein stilles, wirkungsreiches Dasein. Mit einem Wort, sie wurden „Tante“.

Im Leben vielfach übersehen, sind sie auch litterarisch kaum gewürdigt worden. Und doch war „die Tante“ ein Typus, der einen großen Künstler zur Darstellung wohl hätte reizen können. Aeußerlich hatte sie etwas Aengstliches, Gedrücktes. Aber sie hatte meist resigniren gelernt und Resignation ist Weisheit. Eine Art stillen, unbewußten Humors hatte sich in ihr herausgebildet und gab ihr innerlich etwas Ueberlegenes. Wo sie irgend konnte, war sie zum Helfen bei der Hand; weil ihr das Leben so viel versagt hatte, hatte sie sich darein gefunden, für andere zu leben. Den Kindern vor allen war sie treue Beschützerin und

oftmals gute Spielkameradin. Aber wie sich der Wirkungskreis der „Tante“ auf den Familienkreis beschränkte, so spielte sie eigentlich nur in dem Romane der Familienblätter eine Rolle. Aus der Tiefe ihrer Natur heraus ist sie kaum je geschildert worden. Und jetzt ist dieser Typus im Aussterben. Die Existenzbedingungen sind schwierigere geworden und ein muthiger Drang nach Selbständigkeit ist in den Frauen erwacht. Einige Berufsarten sind ihnen erschlossen worden, andere werden ihnen erschlossen werden. Ein Frauengymnasium hat in Berlin seine Pforten aufgethan . . .

Es ist charakteristisch für die Litteratur unseres Jahrhunderts, daß ihr das Werdende stets mehr bedeutete als das Gewordene. Immer bevorzugte sie Menschen, die eine Zukunft vor sich haben. Deshalb war ihr die „Tante“ so uninteressant. Und um sie interessanter zu machen, führte sie der langathmige Familienroman in seiner letzten „Fortsetzung“ mit frivoler Verkennung ihrer altjüngferlichen Seele nur allzu oft zum Traualtar. Die Litteratur großen Stils aber wandte sich ihrem streitbaren Charakter gemäß den Frauen zu, die neue Wege suchten. Auf rein litterarischem Gebiet sind die ersten Kämpfe um Frauenemanzipation ausgefochten worden. Und die Litteratur hat ihre Pfadfinderinnen auf ihren Wegen getreulich weiter begleitet. Jetzt, da sich in Deutschland eben die ersten Frauengymnasien aufthun, hat die Litteratur des Auslandes bereits die ausgeprägtesten Typen der „Studentinnen“ festgelegt.

Eine junge Polin kommt nach Zürich, um dort zu studiren — so las ich in der Novelle eines jungen schweizer Schriftstellers. Die Novelle war schlecht, aber die Heldin scheint mir ein Typus zu sein. Eine Verlobung, die ihr Bräutigam hat zurückgehen lassen, reift den Entschluß in ihr, zu „studiren“. Die Freiheit lockt sie. Mit grauer Theorie gibt sie sich nicht weiter ab. Sie will leben und genießen. Sie wird die Freundin bald des einen, bald des anderen Studenten. Bis sie nach Paris geht, um dort — weiter zu studiren. Neue Wege fordern ihre Opfer.

„Man muß sich beeilen!“ heißt eine kleine ergreifende Erzählung von Slatowratzki. Der Vater der Heldin ist ein russischer Subalternbeamter, der es bei rastlosem Eifer und fiebrigem Thätigkeitsdrange zu nichts rechtem hat bringen können. Ein vielversprechendes Söhnchen ist ihm gestorben und nun ruht auf der ältesten Tochter die ganze Hoffnung des ehrgeizigen Mannes. Und sie muß sich beeilen! Sie kommt aufs Gymnasium, ist eine tüchtige Schülerin und erhält bei ihrem Abgange den Staatspreis. Sie besucht die Universität und rastlos studirt sie, obwohl ihre Kräfte mehr und mehr abnehmen. In ihrer freien Zeit muß sie durch Stundengeben für ihren und ihrer Familie Unterhalt sorgen. Aber sie besteht ihre Examina glänzend und nimmt die erste Stellung, die sich ihr bietet, an, denn sie muß sich beeilen. Sie wird von der Regierung in einen entlegenen Distrikt, in dem eine Typhusepedimie ausgebrochen ist, gesandt. Wenige Wochen darauf ist sie den Anstrengungen erlegen. Neue Wege fordern eben ihre Opfer.

Mona Maclean aber, die Heldin des gleichnamigen Romans von Graham Travers*) ist der Typus, welcher siegt. Ihre Eltern sind früh gestorben und haben ihr ein ansehnliches Vermögen hinterlassen. Zuerst ist sie gereist und hat sich mit Musik und Malerei beschäftigt. Dann aber hat sie sich in London niedergelassen, um Medizin zu studiren. Nachdem es ihr zum zweiten Male mißglückt ist, ihr Examen zu machen, geht sie zu einer verhältnißmäßig mittellosen Verwandten in ein kleines schottisches Oertchen und hilft in deren Geschäft. Obgleich es ihrer vornehmen Natur widerstrebt, stellt sie sich muthig hinter den Ladentisch — sie muß sich nützlich machen. Sie gehört zu den Naturen, die neben weitgreifenden Plänen vor allen Dingen den Ehrgeiz haben, sich selbst zu erziehen. Nachdem die Frist, die sie sich gesteckt hat, abgelaufen ist, kehrt sie nach London zurück, versucht es mit der Prüfung noch einmal und besteht sie mit Auszeichnung. Damit wäre die Geschichte der Mona Maclean „Medical Student“ zu Ende. Aber Travers glaubte Liebesepisödchen nicht entbehren zu können und vereinigte sie mit einem jungen tüchtigen Arzt; er schließt stimmungsvoll mit dem Ausblick auf zwei behagliche Konsultationszimmer, die nur durch eine Portiere getrennt sind . . . Travers' Roman ist um nichts besser als das Gros der englischen Alltagsromane, aber die Heldin ist richtig gezeichnet und ist eine typische Gestalt. Mona Maclean ist darum der Typus, der siegt, weil sie neben pekuniären Vortheilen, Energie und Talenten — echte Weiblichkeit besitzt. Die Zwitterbildungen müssen untergehen.

*) William Blackwood and Sons. Edinburgh and London 1893.

Alle drei Typen geben zu denken. Sie haben sogar etwas für die drei Völker, Polen, Russen, Engländer charakteristisches. Den allein tragischen Typus stellt die junge Russin dar. Sie gehört zu den Märtyrern, die jede neue Bewegung erfordert. Zu den Eroberern, bei denen es nicht Wunder nehmen darf, wenn die physischen Kräfte von den psychischen Anstrengungen aufgezehrt werden. Zu den Pfadfindern, die sich mit äußerster Energie einen Weg durch Dornen und Gebüsche bahnen, weil sie in dem Irrwahn befangen sind, daß der direkte Steg am schnellsten zum Ziele führt. Aber es ist zu hoffen, daß dieser Typus ausstirbt oder doch selten wird, wenn die Wege gebahnter und breiter geworden sein werden.

Noch ist die Bewegung zu jung, als daß sie der Litteratur mehr als Anregung, Gedanken und Typen hätte bieten können. Erst wenn es möglich sein wird zu verfolgen, in welcher Weise sich die Individualitäten innerhalb der neuen Typen bilden, kann die Litteratur wahrhaft bereichert werden. Die intimsten litterarischen Probleme aber werden da einsetzen, wo der Roman von Graham Travers aufhört. Es gibt eine breite Litteratur, in welcher dem Mann ein ihm an Charakter überlegenes Weib gegenübergestellt wird. Eine neue Litteratur wird vielleicht die Probleme aufgreifen, die daraus entstehen, wenn die Frau den Mann auch an Wissen und Können und Bildung überragt. Was für Szenen werden sich bei der Portiere zwischen den beiden Konsultationszimmern abspielen?

Zweimal im Laufe der Zeiten sind die Charaktereigenschaften der Frau wesentlich gewandelt und bereichert worden: mit Einbruch des Christenthums und während der Renaissance. Die augenfälligsten Merkmale unseres Begriffs der Weiblichkeit sind durch diese beiden großen Revolutionen geschaffen worden. Und es ist charakteristisch, daß von den drei Typen der Studentinnen, jener sich dauernd zu erhalten verspricht, der uns der „weiblichste“ zu sein scheint. Wenn sich die Frauenbewegung, wie es allen Anschein hat, in voller Breite durchsetzt, wenn sie damit endet, der Frau auch politische Rechte zu geben, dann bedeutet sie vielleicht die dritte große Revolution, aus der die Frau trotz alledem — „weiblicher“ hervorgeht.

Wer aber wird dann „Tante“ werden?

Ernst Heilborn.

## Philipp Spitta.

Aus einem bedeutenden und vornehmen Wirkungskreis ist am 13. April der Geheime Regierungsrath Professor Dr. Philipp Spitta durch den Tod plötzlich abberufen worden. Er hatte den Lehrstuhl für Musikwissenschaft an der Universität Berlin inne gehabt, stand in der Leitung der königl. Hochschule für Musik an hervorragender Stelle und bekleidete außerdem das Ehrenamt eines ständigen Sekretärs der Akademie der Künste. Sein Hinscheiden riß also große Lücken in den gelehrten Beamtenstand des Königreichs Preußen, eine noch schmerzlichere, tiefere Lücke aber hinterließ es in dem nicht

allzu starken Krüpplein der führenden Geister der Wissenschaft. Mit Philipp Spitta starb der erste Musikhistoriker, dem es bisher gelungen ist, in seiner Wissenschaft „Schule zu machen".

Das ist ein schwerer Schlag für die jüngste der historischen Disziplinen. Nachdem in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre die große Mozartbiographie Otto Jahn's und Friedrich Chrysander's Forschungen über Händel zum ersten Male Beispiele streng wissenschaftlicher Arbeiten auf diesem Gebiete gegeben, in den sechziger Jahren dann A. W. Ambros mit seiner groß angelegten und tief gründenden Geschichte der Musik hervorgetreten war, erschien im Jahre 1873 Philipp Spitta mit dem ersten Bande seiner umfassenden Biographie Johann Sebastian Bach's auf dem Plan. Die Fülle der Gelehrsamkeit und die strenge, sichere Methodik, die dieses Werk auszeichnen, verschafften Spitta, der bis dahin als philologischer Lehrer an verschiedenen Gymnasien, zu Reaal, Sondershausen und Leipzig gewirkt hatte, den Ruf an die Universität Berlin und erschlossen seinem Fache die Hallen der staatlich beglaubigten und staatlich unterstützten Wissenschaften.

Wie Spitta in seinen größeren und kleineren Schriften die Arbeits- und Untersuchungsweise der Philologie mit Erfolg auf die Gegenstände der Musikgeschichte angewandt hatte, so übertrug er nun auch die Lehrmethode der Sprachgelehrten auf sein neues Fach und gründete nach dem Muster der philologischen Seminarien an der Universität Berlin ein Seminar für Musikwissenschaft. Auf der Einrichtung und Leitung dieses wissenschaftlichen Instituts, das eine rege Betheiligung des Studirenden an der Sache verlangt und eine strengere Ueberwachung der Studien durch den Lehrer ermöglicht, beruht nicht zum geringeren Theil das unbestreitbare, große Verdienst, das Philipp Spitta um die Musikwissenschaft und die Musikgeschichte im Besondern sich erworben hat. In diesen Seminarstunden erhielt eine stattliche Reihe jüngerer Arbeitskräfte die sichere wissenschaftliche Vorbildung, die sie in Stand setzt, die Geschichte der Tonkunst in der gründlichen und zuverlässigen Art ihres Lehrers zu durchforschen und damit ein wichtiges, aber noch wenig gekanntes Gebiet der allgemeinen Kulturgeschichte aufzuhellen.

Was von Spitta's eigenen Untersuchungen und Forschungen der Zukunft als sicheres Ergebniß überliefert werden wird, läßt sich heute noch nicht ermessen. Alles was er schrieb, bezeugt seinen Fleiß und seine Gründlichkeit, seine Geisteskraft und eine reiche, vielseitige Bildung, aber nicht alle Erscheinungen der Kunstgeschichte boten sich der Auffassung durch seine ruhige und kühle, ganz nach Innen gerichtete Natur gleich willig und gleich günstig dar. Gleichviel wir haben dankbar der Förderungen und Anregungen zu gedenken, die seine Schriften und Arbeiten der Wissenschaft gebracht. Und welch eine Fülle der verschiedenartigsten, alle Zeiten und Gebiete der Musikgeschichte berührenden Forschungen hat der dreinndfünfzigjährige Mann hinterlassen! Noch in den letzten Wochen seines Lebens setzte er die Fachgenossen durch die Vielseitigkeit seines Schaffens in Staunen, indem er zugleich mit einem gediegenen Aufsatz über Palestrina, der in der „Deutschen Rundschau" erschien, in der von ihm mitbegründeten „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft" eine gelehrte Abhandlung über eine neugefundene altgriechische Melodie veröffentlichte, während er, wie sich aus seinem Nachlaß ergab, gleichzeitig ein umfangreiches Werk über die romantische Oper abschloß. Sobald diese letzte große Arbeit im Drucke erschienen sein wird, wird es sich auch gebühren, über den Musikschriftsteller Spitta, seine Entwicklung und seine Wirksamkeit eingehender zu berichten und seine Verdienste auch auf dem Gebiete gemeinverständlicher musikgeschichtlicher Litteratur zu beleuchten.

Dem musikalischen Leben der Gegenwart stand Spitta scheinbar ferne. Seine vortreffliche Charakteristik von Johannes Brahms*), das Beste, was über diesen Tonkünstler geschrieben wurde, zeigte aber, daß er von seinem stillen Studierzimmer aus mitunter doch auch einen Blick ins Leben warf. Dort freilich, wo das Tonleben unsrer Zeit am eigenartigsten sich offenbart, vermochte Spitta das Wesen der geliebten Kunst am wenigsten zu erkennen. Richard Wagner blieb ihm fremd, und so gerieth er, der es sogar ausgesprochen hatte, daß Gesetze, welche für die Vergangenheit maßgebend waren, es darum noch nicht für die Zukunft sind, in die Schaar der musikalischen Orthodoxie, die er doch durch seine tiefere Einsicht in die historische Entwicklung der Kunst überragen mußte und auch überragte.

J. Andrich.

*) Zur Musik. Sechzehn Aufsätze von Philipp Spitta. Berlin, Gebrüder Pätel 1892. Seite 385 ff.

## Henri Martin.

Bei Gurlitt zeigt ein fremder Künstler eine Reihe von Bildern und Studien, der vor nicht langer Zeit in Paris heraufgekommen ist, aber schon jetzt ein großes und berechtigtes Ansehen dort genießt, bei den Alten wie bei den Modernen. Er pflegt im Salon der Champs Elysées auszustellen, doch die vom Marsfeld rechnen ihn zu den Ihrigen. Mit Recht. Martin seinerseits hat dafür, daß er es mit den Greisen hält und mit den Neuen nicht verdirbt, die Genugthuung, sein letztes großes Bild, die drei Troubadours — das beste des alten Salons von 1893 und zugleich bis heute das beste seines Schöpfers — jetzt im Luxemburg-Museum zu sehen. Es war unter allen Umständen ein Verdienst, diesen Künstler nach Berlin zu führen, und wer es erfahren hat, wie ungemein schwierig es ist, französische Maler zu veranlassen, eine Expedition von der Seine nach der Spree zu wagen, der wird das Verdienst des rührigen Unternehmers ganz besonders zu schätzen wissen. Das sei unseren kritischen Todtengräbern vorgehalten, die Herrn Martin (genau wie den deutschen Modernen) schon eiligst die letzte Lagerstatt bereiten, indem sie verkünden, er sei in Paris längst eine Leiche, und, ihn in Berlin zu zeigen, sei mithin ein schwer verzeihlicher Anachronismus.

Man kann nicht leicht einen freieren und inbrünstigeren Freund der Natur finden, als eben diesen Henri Martin, und man bedarf wahrlich nicht parteiisch der Namen und der Schlagworte, um sich daran zu erfreuen, wie er die lieblichsten, süßesten und geheimnißvollsten Dinge von der Welt malt. Dieselben Leute, die sich vor dem kecken Naturalismus seiner Natur-, vor allem seiner Landschafts-Auffassung entsetzen, machen sich über die Wesen und phantastischen Erscheinungen lustig, womit er seine Wirklichkeit bevölkert und beseelt. Martin ist ein ganz bedeutender Maler, der die letzten Konsequenzen des Luminismus mit großer Kühnheit zieht. Aber seine starke und weiche Persönlichkeit begnügt sich bei dem scharfen optischen Erfassen der Welt nicht: Sein Empfinden gleitet vielmehr schwärmerisch hinein in den inneren Geist der Dinge, und die mit Bibel, Legende, Welt- und Kunstgeschichte übernährte Phantasie schafft wiederum aus der so energisch beobachteten Natur heraus, ein Neues. Ueber dieses sprossend-glänzende Weizenfeld könnte Ceres schreiten, — auf solchen nedlig-gelösten Anger, über den selbst der aufgehende Mond zu erschrecken scheint, hat wohl Franziskus sein heiliges Gesicht gewendet, — das Kind, das unter dem Blüthenbaume, eine rothe, seltsame Blume in der Hand, träumend sitzt, ist es nicht das Märchen leibhaftig? Und in die haarscharfe, sprühende Impression eines Weizenfeldes setzt er, tief einschneidend, das seelenvolle Bild einer Ceres mit einer goldenen Sichel über dem Haupte. Nichts Anderes und Barockeres that er als Uhde, da dieser Christus unter Dachaus rohe Bauern setzte. In Martin ist ein wesentliches Stück Dichter lebendig —, und das vereint mit einem hochentwickeltem, vielseitigem malerischem Geschmacke macht aus ihm einen Künstler von seltenem

seinem Gefühle. Der Mann ist voller Empfindung und wer sich vor diesen Werken nicht davon überzeugt, daß in der modernen Kunstentwicklung die Entdeckung des Pleinair eine Neues erzeugende Kraft darstellt, wer sich nicht darüber belehrt, wie die Vibrationen der Farbe in empfindlichen Naturen das Seelenleben gestaltend erregen, den zu überzeugen und zu belehren soll man überhaupt aufgeben.

Die künstlerische Herkunft Martin's zu bezeichnen, das ist nicht so leicht; man muß ungefähr die ganze neuere Kunstgeschichte Frankreichs durchwandern. Zuerst lief er durch die Schule Monet's, wo er seine genaue und intime Naturbeobachtung holte und die Pointillirtechnik entwickelte, die jener große Landschafter angebahnt hat. Er studirt die schattenlose ungebrochene Helle; dann macht er sich mit Cazin's melancholischen Dämmerungen vertraut. Er lernt von Carrière im weichesten Kolorismus die entschiedenste Plastik — jene geheimnißvoll-verhaltene Kunstweise, die das innere Leben der Wesen und Dinge nicht völlig bloßlegt, doch völlig ahnen läßt. Puvis de Chavanne erschließt ihm die Seele des Alterthums; er sieht Besnards sprühende Farbenphantasien und die zartflimmernden Frauenkörper dieses Meisters. Und dann zwei tiefe Bildungselemente: der Japanismus und der Präraphaelitismus, so wie er sich im weichen französischen Kunstgeiste abspiegelt. Dort entscheidet das Unsymmetrische, Primitive der Form, die auf ornamentale Wirkungen angelegt ist, — hier vornehmlich der Geist. In Martin und Aman-Jean, den Franzosen, treibt die psychologische Frauenmalerei Englands ihre feinste Blüthe, auch unter den koloristischen Bedingungen jener präraphaelitischen Malerei, deren sanfte Gebrochenheit, deren silberner Duft und Glanz im Dekorativen gipfelt.

So ist Henri Martin, der Künstler, das merkwürdige Produkt einer weiten Entwicklung. Er verstand und empfand seine Zeit, und eben dieses Zeitgefühl zusammen mit einem ganz naiven Genie macht ihn zu der interessantesten Erscheinung, die man während des Winters im Berliner Kunstleben (es war im Allgemeinen leider ein Winter des Mißvergnügens) neu auftauchen sah.

Julius Elias.

**Franz Guntram Schultheiß: Geschichte des deutschen Nationalgefühles.** Eine historisch-psychologische Darstellung. München und Leipzig. 1893. G. Franz'scher Verlag.

Heute, wo die Geschichtsforschung sich mit Bewußtsein nicht mehr auf Kriege und Staatsaktionen beschränkt, sondern alle Seiten des historischen Lebens mit gleicher Liebe ins Auge faßt, mußte es entschieden als eine lockende Aufgabe erscheinen, der allmählichen Entwicklung unseres Nationalbewußtseins von unmerkbaren und unscheinbaren Anfängen heraus bis an die Schwelle der Gegenwart mit der Leuchte der Wissenschaft nachzugehen, und man kann sich nur wundern, daß dieses anziehende Problem so lange keine Bearbeitung gefunden, da die große Bedeutsamkeit des Gegenstandes sofort in die Augen springt. Erst jener geniale Vertreter der neuen historischen Methode, dem wir die erste deutsche Geschichte verdanken, die diesen Namen wirklich verdient, Karl Lamprecht, schickte als Einleitung seinem Werke eine Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins voraus, die, wenn auch knapp und auf die wesentlichsten Gesichtspunkte sich beschränkend, doch zum ersten Mal das bedeutsame Thema in seiner vollen Größe erfaßte. Schultheiß hat es jetzt unternommen, die Frage nach der Entstehung des deutschen Nationalbewußtseins in umfassender und gründlicher Weise zu beantworten. Sein Buch, das augenscheinlich auf ausgedehnten und in die Tiefe gehenden Studien beruht, verdient sowohl durch den Gegenstand wie durch die besonnene Art der Behandlung entschieden das Interesse weiterer Kreise. Fehlt dem Verfasser auch die geniale Intuition Lamprecht's für die großen Zusammenhänge und die leitenden Gesichtspunkte, so entschädigt er dafür durch Vorführung des gesammten in Betracht kommenden Materials und durch verständige vorurtheilsfreie Würdigung der einzelnen Momente

Es hat zunächst etwas überraschendes, daß der Verfasser dem Mittelalter einen ganzen Band gewidmet hat: denn nicht mit Unrecht hat man sich gewöhnt, das mittelalterliche Deutschland als das direkte Gegentheil eines nationalen Staates zu betrachten. Und doch reicht bei näherem Hinsehen das nationale Moment bis in die fernste germanische Vergangenheit zurück: allerdings äußert es sich zuerst weder als Bewußtsein noch auch nur als entschiedenes Gefühl, sondern als eine Art Nationalinstinkt. Schon der Germane der Urzeit — freilich dürfen wir nicht vergessen, daß alles, was wir von ihm wissen, uns durch römische, nicht durch heimische Quellen überliefert, also mehr oder weniger gefärbt ist — empfindet sich als besondere Rasse, legt Werth darauf, sich von seinen Nachbarn körperlich zu unterscheiden, wäscht z. B. zu diesem Zweck die Haare mit Lauge, damit sie roth leuchten. Mehrfach ist ein gewisser kriegerischer Stolz zu gewahren, vermöge dessen man sein Germanenthum für etwas besseres hält, als keltische oder römische Abkunft. Aber man muß sich hüten, die Empfindung der gemeinsamen Abstammung und Volkseinheit schon den Germanen der Urzeit selbst zuzuschreiben, anstatt in ihr mit Recht eine Abstraktion der römischen Schriftsteller zu erblicken: als wir die Germanen zuerst kennen lernen, da strebt alles auseinander, nicht die Zugehörigkeit zu der Nation, sondern zu dem Stamme ist für den Einzelnen das Entscheidende. Glaubte man früher wenigstens in der Mythologie ein gemeingermanisches Besitzthum, ein Einheitsband zu sehen, so hat auch hier die neuere Forschung gezeigt, wie auch die Gottheiten nur lokale Geltung hatten, wie sich bei den einzelnen Stämmen die Götterverehrung schon verschieden gestaltete, wie das Einheitssystem germanischer Mythologie, das wir in den Schulen uns eingeprägt, erst eine Schöpfung sehr später Zeit, erst ein Erzeugniß des skandinavischen Nordens, nicht Deutschlands ist.

Drang man nun im Kampf und nachher in der Ueberwindung Roms zu einem festeren nationalen Wesen vor? Gerade in den Jahrhunderte langen Römerkriegen beobachtet man in immer steigendem Maße bei den Germanen den Zug, sich der eigenen Nationalität zu Gunsten anderer Vortheile zu entschlagen, und auch als man zu Reichsgründungen auf bisher römischem Boden fortschreitet, ist dabei keineswegs beabsichtigt, an Stelle des römischen Wesens germanische Volksart zu setzen. Die einzelnen Stämme aber, die sich am Mittelmeer angesiedelt, sind bald auf dem besten Wege, sich zu selbständigen Völkern zu entwickeln; von einer gemeingermanischen Politik ist, wenn man von den Bestrebungen Theoderichs des Großen absieht, die doch schließlich mehr einen imperialistischen als einen nationalen Charakter tragen, nicht die Rede. In den einzelnen Reichen selbst läßt sich ja Anfangs noch ein gewisses Festhalten nationaler Sitten, nationalen Stolzes beobachten, aber zu gewaltig ist durch Zahl, durch Wirthschaft, durch Bildung, durch Religion das Romanenthum überlegen, als daß es in diesen Südstaaten den Germanen gelungen wäre, ihre Nationalität zu behaupten.

Und das Frankenreich? Es ist alles andere eher als eine nationale Schöpfung. Weder Bonifaz noch Karl der Große können als nationale Helden aufgefaßt werden. Es ist eine ebenso willkürliche wie schiefe moderne Beleuchtung, wenn man dem Bonifaz den Gedanken einer deutschen Nationalkirche zuschreibt; ganz abgesehen davon, daß ihm schöpferischer Geist überhaupt fremd ist, daß er stets von Rom die Richtschnur seines Handelns erbittet, gilt seine Thätigkeit überhaupt nur einem Theil Deutschlands. Wenn auch Karl der Große die deutschen Stämme geeinigt, so lagen ihm doch dabei nationale Gesichtspunkte sehr fern: in den Sachsenkriegen gilt es nur die Ausdehnung des Reichs, die Unterwerfung der Heiden; die nationale Verwandtschaft von Franken und Sachsen kommt nirgends zur Geltung. Wohl gilt Karls Interesse auch der Volkssprache, aber das Latein ist nicht nur Kirchen- und Bildungssprache, sondern soll nach Karls Intentionen sogar weltliche Reichssprache sein. Scharf, aber nicht unzutreffend hat Schultheiß dem Abschnitt über die karolingische Periode die Ueberschrift „Kirche und Staat als Zwangseinheit“ gegeben.

Als sich nach dem Tode Karls Ost- und Westreich allmählich scheiden, da sind die nationalen Unterschiede nicht nur vorhanden, sondern sie werden auch empfunden: gegenüber den unkriegerischen Romanen fühlen sich die Franken mit Stolz als das herrschende Volk; so preist z. B. Otfrid fränkische Tapferkeit, fränkische Frömmigkeit. Aber man muß sich doch hüten, dergleichen zu überschätzen: der Gegensatz zwischen Franken und Romanen war kaum größer als etwa jener zwischen Franken und Sachsen. Und weder die leitenden Kreise noch die Bevölkerung strebt nach einer nationalen staatlichen Absonderung, kommt vielmehr immer wieder auf den Gedanken des Gesammtreiches zurück. Mit dem Zerfall des Einheitsstaats scheint sich das staatliche Wesen überhaupt

aufzulösen; zügellose individualistische Leidenschaft fragt wenig nach nationalen Rücksichten; die Absonderung der Stämme, das Wachsthum des Partikularismus sind die maßgebenden Momente beim Ausgang der Karolinger. Aber wenn auch unbewußt und ungewollt übt die Trennung des ost- und westfränkischen Reichs doch ihre Wirkungen in nationalem Sinne: jetzt entwickelt sich allmählich die Bezeichnung „deutsch“ für die, die germanische Sprache sprechen; wenigstens gegenüber dem Auslande erscheint das Deutsche Reich jetzt als sprachliche Einheit. Freilich jene Meinung, es habe auch innerhalb der deutschen Stämme die fränkische Hofsprache ein einigendes Band gebildet, gewissermaßen die Stellung einer Reichssprache eingenommen, entbehrt der genügenden Begründung; so weit war der sprachliche Partikularismus noch nicht überwunden.

In der Zeit der sächsischen und salischen Kaiser entwickelt sich das Selbstbewußtsein der Deutschen in noch stärkerem Maße; mit Stolz, ja mit Verachtung sieht man auf Slawen und Italiener herab. Aber im Innern dauern doch die Sonderbestrebungen der einzelnen Stämme fort; ihnen gegenüber bildet nur das Königthum das einigende Moment, und dies Königthum selbst vermag sich nur in fortdauerndem Kampf mit den Stammesgewalten in seiner Existenz zu behaupten; ja in der Befehdung des Königthums gilt Einvernehmen mit dem Landesfeinde keineswegs als unerlaubtes Mittel. Kaum von Heinrich I. begründet, schreitet schon mit Otto I. das deutsche Königthum zum internationalen Kaiserthum fort. Wieder ist die Folge eine künstliche Renaissance, eine Pflege der lateinischen Sprache und Bildung auf Kosten der deutschen. Wohl stärkt sich namentlich durch die Römerzüge das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit, aber gleichviel wie man über die Berechtigung und die Wirkungen der Angliederung Italiens an das Deutsche Reich denken mag, als Ausfluß einer nationalen Politik kann man sie in keinem Falle betrachten, und selbst die grandiosen Phantastereien Ottos III. sind doch schließlich nur krankhafte Steigerungen von Gedanken, die demselben Boden entstammten, wie die Kaiserpolitik überhaupt. Wohl trat gerade durch die Ueberspannung des Bogens durch Otto III. in Deutschland ein Rückschlag ein, bei dem entschieden nationale Gesichtspunkte nicht unbetheiligt waren. Aber bald genug setzt mit den Saliern die imperialistische Politik von Neuem ein; vor allem die Regierung Heinrichs III. bedeutet den Höhepunkt eines mit der universalen Kirche aufs engste verbundenen Kaiserthums, das sich in seinem kühnen Fluge über jede nationale Rücksicht weit hinwegsetzen zu können glaubt. Und doch ist die Energie des nationalen Empfindens wenigstens gegenüber dem Auslande entschieden im Wachsen. Deutscher Stolz dünkt sich etwas besseres als Böhmen, Romanen, Italiener; man betrachtet sich ihnen gegenüber als das herrschende Volk. Auch in der gleichzeitigen Litteratur fehlt es doch nicht an Aeußerungen, die ein Verständniß und Bewußtsein für die Würde des Reiches zeigen. Es kommt dann die Krisis der ganzen bisherigen Politik unter Heinrich IV. Nach meiner Auffassung wird Schultheiß diesem vielgescholtenen Herrscher doch nicht gerecht: Heinrich strebt ganz entschieden im Anfang seiner Regierung über die bisherigen Bahnen hinaus, fort, wenn auch nicht zu einem nationalen, so doch zu einem Einheitsstaat; als sich dann gegen ihn der Partikularismus der Stämme mit der universalistischen Hierarchie verbindet, da versteht es Heinrich, die Rückkehr zu dem alten System zu finden und vermöge einer außerordentlich geschickten Diplomatie die bisherige Machtstellung des Königthums in allem Wesentlichen aufrecht zu erhalten. Gerade aber die furchtbaren Kämpfe, die die Nation bis in ihre Tiefen aufwühlten, tragen doch erheblich zur Festigung des nationalen Bewußtseins bei: das Gefühl für die Einheit des Reichs und des Königthums, für die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Stämme behaupten sich siegreich trotz aller Wühlereien der Hierarchie; ja selbst in der Sprache schleifen sich die Unterschiede der Mundarten ab, so daß doch allmählich sich ein Boden für eine gemeinsame geistige Kultur bildet.

Nach nicht allzulanger Zwischenzeit folgt jene glücklichste Periode des mittelalterlichen deutschen Reiches, die Zeit Friedrichs I. In gewisser Hinsicht ist der Ritterstand der eigentliche Träger dieser Epoche. Gerade in ihm macht sich, trotz der vielfachen Entlehnung der äußeren Formen aus der Fremde, ein lebhaftes Nationalgefühl geltend, das sich nicht nur gegen die östlichen, sondern auch gegen die westlichen Nachbarn kehrt; der Ruhm der deutschen Waffen, die Ueberlegenheit der Deutschen über die anderen Völker klingt in der ganzen Litteratur jener Tage wieder. Noch kein anderer Monarch hatte auf seine Zeitgenossen einen so gewaltigen Eindruck hervorgerufen, wie Friedrich I., den Mitlebenden ebenso wie der nächsten Nachwelt erschien er als der zweifellos Erste unter den Fürsten der Christenheit. Freilich er ist thatsächlich ebenso wie in der Auffassung der Zeitgenossen doch in weit höherem Grade römischer Kaiser als deutscher Herrscher. In der lateinischen Dichtung der Zeit spiegelt sich vielfach seine Persönlichkeit wider; um so auffallender ist es, daß der deutschen Dichtung sich sein Bild kaum tiefer eingeprägt hat. Die Ursache hierfür ist doch zum Theil darin zu suchen, daß auch Friedrich keine eigentlich nationale Politik verfolgt hat, daß für ihn die dynastischen Interessen eine größere Rolle spielten als die nationalen. Noch mehr gilt dies von Heinrich VI., der wieder in universalistische Bahnen einlenkt. Als durch seinen unerwarteten Tod die ganze bisherige Ordnung der Dinge in Frage gestellt wird, als im inneren Kriege alle Leidenschaften sich austoben, da tauchen in dem schamlosen Hervorkehren egoistischer Interessen doch auch manche nationale Accente auf, so vor allem in dem starken Eindruck, den überall die Ermordung König Philipps hervorruft. Es kommt den nationalen Empfindungen zu Gute, daß sich inzwischen eine gemeinsame geistige Kultur entwickelt hat. Sprache und Dichtung schließen im Zeitalter der Staufen um die verschiedenen Stämme ein einheitliches Band. Und schon tritt die Dichtung in Verbindung mit der Politik: mit Walther von der Vogelweide schlägt sie Töne an von einer Wärme, von einer Leidenschaft, von einer Gluth der Liebe und des Hasses, wie sie bisher noch nie vernommen waren. Walther ist der erste bewußte Vertreter eines ausgeprägten Nationalgefühls, vor dem die Gegensätze der Stämme zurücktreten. Er ist darin aber nur der Dolmetscher der öffentlichen Meinung der Zeit. Aufs entschiedenste erklärt sich die Volksstimmung für Friedrich II. und gegen seine fürstlichen Widersacher; scharfe Angriffe werden gegen die Geistlichkeit laut. Friedrich II. selbst freilich ist trotz des wunderbar kühnen Fluges seiner Gedanken alles andere eher als ein deutscher Herrscher; Italien steht durchaus im Mittelpunkt seiner Politik, und es ist nur allzu verständlich, daß sich in Deutschland mehr und mehr die Stimmung von ihm abwendet. Aber so fest wurzelt doch schon das nationale Bewußtsein, daß die Wahl der beiden ausländischen Könige durch die Fürsten auf lebhafte Mißbilligung stößt, daß ihr Schattenkönigthum als Beleidigung des deutschen Volkes empfunden wird. Freilich es verbindet sich damit die Anschauung, daß die glücklichen Tage für das Reich vorüber seien, daß man in einer Periode des Verfalles lebe, daß der Antichrist nahe.

Ein weiter Weg ist es von jenen unklaren Aeußerungen eines Rassestolzes bis zu den scharfen zielbewußten Gesängen Walthers von der Vogelweide. Es war entschieden schwierig, hier über der Fülle scheinbar zusammenhangloser Ereignisse und Entwicklungen nicht den verknüpfenden Faden, nicht das Brennglas, das sie in einem Punkt zur Einheit zusammenfaßt, zu verlieren. Dieser Gefahr hat Schultheiß im Wesentlichen mit Geschick zu entgehen gewußt; stets ist er bestrebt, die Masse der Einzelheiten unter den einen Gesichtspunkt zu bringen, wie weit sie eine Förderung des Gefühls nationaler Zusammengehörigkeit erkennen lassen; es sei daher gern der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß es ihm, nachdem er uns hier die Entwicklung von den ganz dunklen Anfängen bis zum ersten hellen Aufleuchten des Nationalgefühls vorgeführt, bald vergönnt sei, uns nun die starken Wandlungen dieser vorerst doch immer noch wenig scharf umrissenen Empfindung und ihrer Weiterbildung bis hin zu dem so thatkräftigen und energischen Nationalbewußtsein der Gegenwart zu schildern. War der erste Theil der Aufgabe der schwierigere, so ist der zweite entschieden der interessantere und auch dankbarere und lohnendere.

H. Walther.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 89.

Verantwortlicher Redakteur Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 30. Berlin, den 28. April 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Der russische Thronfolger hat sich mit einer deutschen Fürstentochter, der Prinzessin Alix von Hessen verlobt. Auf solche Verbindungen durch Heirathen ist heute für die internationale Politik kein großes Gewicht zu legen. Und daß es so ist, bedeutet einen Fortschritt der Entwicklung; es ist dies gut.

Die Interessen und leider auch die Leidenschaften der Völker sind in unseren Tagen so mächtige Faktoren für die Gestaltung der Beziehungen zwischen den Staaten, daß eine Heirath nicht mehr jene Rolle spielen kann, wie zur Zeit der Kabinetspolitik, da die Geschicke einer Nation oft durch die Stimmungen und Verstimmungen jenes kleinen Kreises geschmiedet wurden, der das Schloß des sogenannten Landesvaters bevölkerte — jene höfische Schaar vom Kammerdiener aufwärts bis zu den Ministern, den Maitressen und manchmal der angetrauten Gattin.

Freilich nimmt Rußland auch heute noch eine gesonderte Stellung ein; es ist ein autokratisch regiertes Reich; aber auch ein absoluter Herr regiert nicht ungekränkt im neunzehnten Jahrhundert, und wenn er theoretisch völlig unbeschränkt ist, so ist er es doch nicht in der Praxis.

Die verwickelten Aufgaben, die dem modernen Staate obliegen, machen den Herrscher mehr und mehr abhängig von dem detailkundigen Spezialisten; sie steigern daher die Selbständigkeit der Minister, und die öffentliche Meinung ist heutigen Tages selbst in einem Lande, das die Preßfreiheit nicht kennt, eine Macht, der zu trotzen auch für einen Zaren nicht ungefährlich ist. Kaiser Nikolaus und Kaiser Alexander II., der Vorgänger des jetzigen Zaren, sind in ihren entscheidenden Entschlüssen auf dem Gebiete der internationalen Politik von der öffentlichen Meinung stärker abhängig gewesen, als es mit der Theorie von der unbeschränkten Gewalt auch nur entfernt verträglich erscheint. Diese Selbstherrscher wurden von der Strömung der Massen bei den großen Wendepunkten der russischen Politik, dem Krimfeldzug und dem letzten russisch-türkischen Kriege, fortgerissen; aber sie waren nicht Herren jener Gewalten. Und gerade je unfreier ein Volk ist, um so eher ist zu befürchten, daß nicht das wohlerkannte Interesse, sondern die unklar wild dahinfahrende Leidenschaft in plötzlichem Ausbruch verhängnißvolle Entschlüsse einem Herrscher entreißt. Die Geschichte der unverhüllten Autokratie Rußlands beweist dies, und die Geschichte der verhüllten Autokratie Napoleons III. mit seinem gefälschten Parlamentarismus beweist es noch tragischer als selbst das Ende des Kaisers Nikolaus.

Wo solche Mächte mit ihrem gewaltigen Wellenschlag die Entwicklung vorwärts treiben, was wollen da so leichte und schwanke Fesseln, wie verwandtschaftliche Beziehungen bedeuten, wenn sie überhaupt Fesseln sind. Vor einer übertriebenen Bedeutung, die dieser Verlobung hier und dort beigelegt wird, muß man sich hüten. Eine solche Ehe ist kein bleibender Faktor für die Politik, aber sie ist ein Symptom für augenblickliche Stimmungen.

Es gab eine Zeit, da Rußland grollend vereinsamt war und nur für Montenegro und die französische Republik einen freundlichen Blick hatte. Das Verhältniß zwischen dem russischen Elephanten und dem montenegrinischen Wiesel war allzu grotesk, um dem Zarenreiche auf die Dauer genügen zu können; und die Sprünge der Pariser Politik förderten in Petersburg gleichfalls in kurzer Zeit die Einsicht, daß auch die phrygische Mütze und die altväterliche Knute, die revolutionäre Marseillaise und die Zarenhymne nicht besonders harmonisch zu einander passen. Je deutlicher es wurde, daß die deutsche Politik die Bahnen einer friedlichen und ehrlichen Zuverlässigkeit wandelte und sich mehr und mehr aus der Bismarck'schen Region wetterwendischer Freundschafts- und Feindschaftsschauer, die beide gleich beängstigend und unberechenbar erschienen, entfernte, um so

schneller mußte in Rußland die Erkenntniß Platz greifen, daß ein Zurückgehen auf die alten Traditionen jener konservativen Politik sich empfiehlt, die dem Abenteurer im entscheidenden Augenblick immer abgeneigt gewesen ist, ganz so, wie es bei dem jetzigen Zaren stets der Fall war.

Die Bismarck'sche Politik des letzten Decenniums, die aus komplizirten, gewagten, mißglückten und zum Theil genialen Künsten bestand, erntete schließlich für jede ihrer Manifestationen nur noch Mißtrauen, und dieses Mißtrauen mußte dann durch Furcht unschädlich gemacht werden, und weil diese Furcht die innere Entfremdung unter den Staaten nur weiter steigerte und die Verhältnisse in immer gespanntere Situationen hineinschraubte, so befanden wir uns Jahre lang in Europa in einer Lage, wo jede neue Wendung einen neuen Krieg-in-Sicht-Artikel bringen konnte. Die Gefahr eines Krieges war auch damals keine so große, denn Fürst Bismarck wollte den Frieden. Aber jene Mittel, mit denen er den Frieden aufrecht erhielt, erzeugten immer wiederkehrende gewitterschwüle Beklemmungen. Es waren gefahrvolle Arzneien, die dem einen Uebel nicht steuerten, ohne andere Uebel hervorzurufen. Heute ist die Methode vereinfacht, und diese vereinfachte Methode, die verzichtend auf das wechselvolle diplomatische Minenlegen, große Interessen mit offener Sachlichkeit vertritt, entspricht unserer demokratischen Zeit und hat sich bewährt. Das Mißtrauen in Rußland schwindet langsam, und damit hellt sich der europäische Horizont zu beständigerem Wetter auf.

Ein neues Zeichen für solchen Gesinnungsumschwung am Hofe des Zaren ist die Verlobung des russischen Thronfolgers mit einer deutschen Prinzessin. Nicht an sich ist diese Verlobung ein gewichtiger politischer Machtfaktor; aber sie ist nicht unwichtig als Symptom für die Wandlung der Ideen und Empfindungen am russischen Kaiserhofe. Darin liegt ihre erfreuliche Bedeutung für die Gegenwart, und nur diese Bedeutung für die Gegenwart kann in Anschlag kommen, nicht die Möglichkeit, daß in Zukunft wieder einmal eine Deutsche als Kaiserin eine russische Krone tragen wird.

Untersucht man die Bestandtheile, aus denen heute die **Kreuzzeitungspolitik** zusammengebraut ist, und führt man sie auf ihre letzten Verbindungen zurück, so ergibt sich: Begehrlichkeit und Geistlosigkeit. Und man kann behaupten, daß die Begehrlichkeit zwar außerordentlich groß ist, aber die Geistlosigkeit, die sich ihr zugesellt, ist wirklich nicht weniger groß. Mit diesen beiden Größen bestreitet jetzt die konservative Partei die Kosten ihres politischen Daseins. Das ist, wenn man vom Hafen der Theorie aus urtheilt, ein interessantes Experiment. Man sieht den Bankerott mit aller Deutlichkeit voraus; aber es bleibt der entscheidende Augenblick abzuwarten, wann dieser Zusammenbruch eintritt. Und da Nationen wie Parteien nur langsam ihren Katastrophen entgegenschreiten, so kann die letzte Entwicklung unter Umständen noch längere Zeit sich hinausschieben; freilich steht sie vielleicht auch näher vor der Thür.

Ein Ueberblick über das, was die Kreuzzeitungspartei in letzter Zeit von dem Staat und der Regierung für sich verlangt, ergibt lauter Forderungen, die das Unmögliche begehren. Das Unmögliche zu beanspruchen, ist in der Politik aber nur für jenen klug, der fordert, damit seine Forderung abgeschlagen wird, weil er sich in der Lage des Fordernden weit besser fühlt, als in der des Befriedigten.

Nun kann man zugeben, daß eine Unterströmung in der Kreuzzeitungs- und Bismarckpartei diese Opposition um der Opposition wegen will. Auf diesem öden Pfade wandelt jene kleine Gruppe Auserlesener, die den Grafen Caprivi, die Person, vor Allem zu beseitigen wünscht; sie hassen erst in zweiter Reihe das System und in erster den Menschen, der so unhöflich ist, daß er nicht einmal dem Grafen Bismarck Platz machen will, und der auch nicht den gebotenen Respekt vor dem Grafen Limburg-Stirum hat, obgleich der doch seine politische Größe in der schwierigen Stellung eines preußischen Gesandten am Hofe eines mitteldeutschen Duodezfürstenthums erprobt hat. Die Devise dieser Kämpen lautet: Schwierigkeiten dem Grafen Caprivi unter allen Umständen. Das ist ein Leitmotiv, wie es in der Politik schon oft dagewesen ist; und es ist wenigstens ein Motiv. Aber ein derartiger Angriff muß um so wirkungsloser sein, je deutlicher die geheimen Beweggründe für denselben hervortreten und je schlechter der Anstrich ist, mit dem der persönliche Anlaß durch die Farben des allgemeinen Interesses, des Patriotismus und durch ähnliche schöne Couleuren übertüncht wird. Schlechter aber als er ist, kann der Anstrich in diesem Falle gar nicht sein; denn wenn man einer Politik vorwirft, daß sie übel sei, weil sie das Unmögliche nicht möglich macht, so zeigt man, was man verstecken sollte, daß man nämlich den Krakehl um des Krakehles willen sucht, und solche Ungeschicklichkeit offenbart die geistige Impotenz dieser oppositionellen Spielart.

Aber diese Spezies, welche die Drähte gemäß den Eingebungen ihrer persönlichen Rankune zieht, ist doch nur eine verschwindende Minderheit. Die große Masse der Kreuzzeitungskonservativen fühlt sich nicht in ihrem Ehrgeiz gekränkt, sondern in ihren materiellen Interessen noch immer nicht genügend gefördert. Sie haben keine Aspirationen auf Ministerportefeuilles und auch nicht auf Gesandtenposten, sondern nur auf gute Preise für gemästete Schweine, für Schnaps, Getreidefrüchte und einige andere mehr materielle Gottesgaben. Sie sind allein begierig, ihre Einnahmen durch Zuhilfenahme stattlicher Kunststücke mühelos zu steigern, und im Uebrigen sind sie ganz zufrieden als Reserveoffiziere und vielleicht auch als Landräth; damit ist ihrem idealeren Ehrgeiz völlig genügt. Sie wollen ohne Aufwendung größerer Arbeit und höherer Intelligenz größere Verdienste; aber wie die auf gangbarem Wege zu erreichen, das wissen sie so wenig, wie die ehrgeizigen großen Diplomaten, die mit diesen Naiven zusammenmarschiren.

Die ganze Hilflosigkeit dieser Truppe zeigt ein Schreiben, das Herr von Ploetz in der „Kreuz-Zeitung" veröffentlicht hat. Es ist sehr lang; es ist sehr wortreich; es ist auch sehr pathetisch; aber es ist trotz alledem völlig inhaltlos. Herr von Ploetz klagt und klagt an, und macht Vorschläge, die gänzlich unausführbar oder für die Landwirthschaft gänzlich nutzlos sind, und er hat dann einen guten Gedanken; und der besteht darin, daß es auch ihm aufdämmert, wie verfehlt seine Forderungen sind. Und diese Dämmerung gibt ihm zu dem erbarmungsvollen Stoßseufzer Veranlassung: Nun, da ich und auch meine Parteigenossen keine guten Vorschläge machen können, so sollen das doch andere thun. Hier liegt auch der tiefste Grund der Liebe zu Herrn Miquel. Es kommt der Kreuzzeitungspartei nur auf eine Pachtung des Miquel'schen Gehirns an. Da sie aus ihrem eigenen Gehirn nichts herausdestilliren können, was nur irgend brauchbar für ihre Zwecke ist, so soll der vielgewandte Mann, der so klug gewesen ist, bis auf einen Ministersessel zu kommen, auch so klug sein, ihnen zu sagen, wie man durch Staatshilfe sich neue Almosen von der Bevölkerung unter einiger Wahrung des Anstandes und unter Vermeidung zu großen Geschreies der Geschorenen verschaffen kann.

Für die geistlose Begehrlichkeit der reaktionären Agrarier, die seit dem Fortgang des Fürsten Bismarck hungrig in der Runde tappen, wird ein Blindenführer gesucht. Man hofft, daß Herr Miquel dieses ehrenvolle Amt annehmen wird.

In dem holsteinischen **Reichstagswahlkreise Pinneberg-Elmshorn** ist durch die Kassirung des Mandats des Grafen Moltke eine Nachwahl nöthig geworden. Die Sozialdemokratie ist in dem Wahlkreise sehr mächtig und blieb vor einem Jahre bei der Hauptwahl bloß um wenige Stimmen hinter der absoluten Majorität zurück. Nur ein starker, im Wahlkreise oder in der Provinz angesehener, liberaler Kandidat ist nach unseren Informationen im Stande, das Mandat den Sozialdemokraten ernstlich streitig zu machen. Die freisinnige Volkspartei scheint anderer Ansicht zu sein; sie hat es für angezeigt gehalten, unter geflissentlicher Mißachtung der Existenz eines freisinnigen schleswig-holsteinischen Provinzialansschusses Hals über Kopf eine Berliner Bezirksvereinsgröße als Kandidaten zu nominiren. Was bei solcher „Fixigkeit" herauskommt, wird der Wahlausgang erweisen.

In England hat man einige Anarchisten verhaftet; und angeblich soll man mit ihnen einen sehr guten Fang gethan haben. Es wird behauptet, daß sie Führer der anarchistischen Bewegung gewesen sind oder doch Mitwisser der Pläne, nach denen die Bewegung geleitet wird. Uns will es scheinen, daß dieser Annahme die Enttäuschung bald folgen wird. Von einer organisirten anarchistischen Partei zu sprechen, erscheint wie ein Widerspruch gegen sich selbst. Denn in einem Punkt sind die Anarchisten in der That prinzipientreu; die Bewegung ist anarchisch. Die Partei ist ohne Haupt, ohne Gliederung; sie ist nicht entstanden aus einer folgerichtigen Agitation, sondern ein Anarchist tritt in die Erscheinung, wenn kranke Ideen in ein krankes und depravirtes Gehirn hineinfallen. Solche Elemente schließen sich nicht zu festen Organisationen zusammen; sie sind das Produkt des Zufalls unter gewissen Voraussetzungen kultureller Zersetzung und technischer Kultur, und so theilen wir denn auch nicht jene Hoffnungen, die wähnen, daß der Fang in England etwa dieselbe Bedeutung für die anarchistische Bewegung hat, wie die Verhaftung der Leiter und Führer einer politischen Verschwörung, in deren Händen alle Fäden zusammenlaufen.

In den Vereinigten Staaten von Amerika hat ein moderner Peter von Amiens einen fin de siècle-Kreuzzug inscenirt, der für unser sozialpolitisches Zeitalter charakteristisch ist. Es handelt sich um Züge von Arbeitslosen, die nach dem gelobten Lande der Gesetzgebung, nach Washington wollen, um dort Erlösung von allen sozialen Nöthen zu fordern. Auf Arbeit scheinen die Arbeitslosen nicht sehr erpicht zu sein, denn eine Arbeit bei den Wasserwerken von St. Louis, die einem Schwarme bei einem Tagelohn von 1½ Dollars angeboten wurde, fand keine Gnade vor den Augen der Arbeitslosen. Die öffentliche Meinung Amerikas fängt deshalb an, diesen Zug nach Washington als einen Vagabundenunfug zu betrachten. Man unterscheidet bereits zwischen den bona fide unemployed und den professional unemployed. Von da bis zu den rücksichtslosesten Maßregeln gegen die unbequemen Gäste pflegt der Weg in Amerika nur kurz zu sein.

Die wirthschaftlichen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten sind allerdings keineswegs erbaulicher Natur. Die volkswirthschaftlichen Verdauungsorgane sind bedenklich geschwächt. Dabei thut der Kongreß das Seinige, die Heilung zu verzögern, indem der Senat das Schicksal der Tarifbill seit vielen Wochen in der Schwebe erhält.

Da begreift man es leicht, weshalb die Gesetzgeber mehr und mehr als Feinde der allgemeinen Wohlfahrt betrachtet werden.

* * *

---

## Verkehrspolitik.

Seien Sie nicht finanzministerieller als unser vorsichtiger Herr Finanzminister selbst! — rief im Jahre 1886 der damalige Minister der öffentlichen Arbeiten, Herr von Maybach, im preußischen Abgeordnetenhause denen zu, welche sich gegen die damalige Vorlage zum Bau des Dortmund-Emskanals hauptsächlich aus finanziellen Bedenken erklärten. Dieselbe Mahnung muß heute wieder denen zugerufen werden, die jetzt aus den gleichen Gründen den Bau des Dortmund-Rheinkanals bekämpfen. Mit nicht minderem Recht kann aber noch die weitere Mahnung hinzugefügt werden: Seien Sie auch nicht eisenbahnministerieller als unser Eisenbahnminister selbst!

Wenn es der preußischen Regierung auf irgend einem Gebiete schwer geworden ist, parlamentarische Erfolge zu erzielen, so auf dem Gebiete neuer Kanalbauten. Vor nunmehr 14 Jahren brachte sie im Abgeordnetenhause zum ersten Male den Bau eines neuen großen Kanals, des Dortmund-Emskanals, in Vorschlag. Der Gesetzentwurf kam wegen Schlusses des Landtags nicht mehr zur Erledigung. Bei der wiederholten Einbringung der Vorlage im Jahre 1883 erlangte dieselbe zwar im Abgeordnetenhause eine Zweidrittelmehrheit, im Herrenhause wurde sie jedoch mit 70 gegen 65 Stimmen abgelehnt. Beide Häuser hatten freilich, um der Regierung in ihrer Kanalpolitik hilfreich unter die Arme zu greifen, Resolutionen angenommen, in denen sie noch viel mehr und viel größere Kanalbauten, namentlich im Interesse der östlichen Landestheile, forderten. Durch diese Erfahrung gewitzigt, kam die Regierung erst im Jahre 1886 mit einer neuen Vorlage an den Landtag, in welcher die westlichen Landestheile, wie bisher, mit dem Dortmund-Emskanal, aber auch die östlichen Landestheile mit dem Oder-Spreekanal bedacht waren. Es bedurfte indessen noch des vermittelnden Eingreifens des Abgeordneten Windthorst, der durch seine überlegene parlamentarische Taktik so mancher wirthschaftspolitischen Thorheit zum Siege verholfen, aber auch so manche wirthschaftspolitische Thorheit verhindert hat, um der Vorlage eine Mehrheit zu sichern. In dem Gesetzentwurfe wurden die beiden Kanäle als Theile neuer großer Wasserstraßen bezeichnet, die im Ganzen als Mittellandkanal dem Westen, als kanalisirte obere Oder dem Osten zu Gute kommen sollten. Auch in dieser Form wurde die Vorlage in der Kommission nur mit 12 gegen 9 Stimmen und im Hause selbst wohl mit einem ähnlichen Stimmenverhältniß angenommen. An dieser mißlichen Sachlage hat sich bis heute nicht viel geändert. Die Schwierigkeiten, auf welche jüngst der Elbe-Travekanal im Abgeordnetenhause stieß, sind noch in frischer Erinnerung, und jetzt erscheint die Annahme des Dortmund-Rheinkanals vollends bedroht.

Diese Erscheinung ist um so auffälliger, als doch von den beiden Häusern desselben Parlaments für andere Verkehrsanlagen, namentlich für Eisenbahnen, alljährlich viele Millionen bewilligt werden. Fragt man nach den Gründen dieser Erscheinung, so wird man sehr viele verschiedene Motive finden, welche für den einen oder den anderen Abgeordneten bestimmend sind. Nicht ohne Einfluß ist gewiß der Umstand, daß bei dem Bau von Nebenbahnen, von denen jede einzelne doch weit geringere Kosten verursacht, als ein Kanal, von Jahr zu Jahr die verschiedenen Landestheile mit einer gewissen ausgleichenden Regelmäßigkeit berücksichtigt werden können; auf diese Weise hilft eine Bahn die andere durchbringen. Dazu kommt, daß ein prinzipieller Gegner der Eisenbahnen bisher öffentlich noch nicht aufgetreten ist, wenn auch die lauten Klagen und Anklagen, welche die parlamentarischen Wortführer des Agrarierthums fort und fort über die schädlichen Folgen der modernen Erleichterungen des Transports erheben, vermuthen lassen, daß sie sich im Innersten ihres Herzens nach der glücklichen eisenbahnlosen Zeit zurücksehnen. Dagegen läßt sich in jeder Kanaldebatte der eine oder der andere Redner dahin vernehmen, daß die Zeit der Kanäle für immer vorüber sei, daß es für das Land deshalb am vortheilhaftesten wäre, die für neue Kanäle geforderten Mittel zu neuen Eisenbahnen oder weiteren Tarifermäßigungen zu verwenden. Zur Widerlegung dieser Behauptung könnte man einfach auf die Thatsache verweisen, daß doch ein preußischer Eisenbahnminister nach dem anderen mit neuen Kanalvorlagen kommt, weil nach seiner Ueberzeugung außer den Eisenbahnen neue leistungsfähige Wasserstraßen zur Ergänzung und Verbesserung des Verkehrswesens des Landes erforderlich sind. Aber es ist auch nicht zu bestreiten, daß der moderne Kanal, wie in diesen Blättern wiederholt dargelegt worden, mit dem Kanal, welchen der mit einer Art Naturgewalt vordringende Eisenbahnbau seiner Zeit völlig überflügelt hat, wenig Aehnlichkeit besitzt. Die moderne Technik hatte Jahrzehnte hindurch im Verkehrswesen ihre Aufmerksamkeit ausschließlich den Eisenbahnen und der Seeschiffahrt zugewendet. Nachdem sie in neuerer Zeit sich auch mit der Verbesserung der Binnenschiffahrt beschäftigt, hat sie den Kanal wieder zu einem anderen Werkzeug des Verkehrs gemacht. Die Verbesserungen, welche in dieser neuen Periode des Kanal-

baues ebenso in der Herstellung wie im Betriebe von Kanälen mit Hilfe des Dampfes, der Elektrizität und hydraulischer Kraft erreicht worden sind oder unmittelbar vor ihrer praktischen Anwendung stehen, sind sogar wahrscheinlich wichtiger und umfassender, als die in der gleichen Zeit im Eisenbahnwesen erzielten Verbesserungen. So sind z. B. in dem Projekt des Dortmund-Rheinkanals zwei mechanische Schiffshebewerke vorgesehen, welche Schiffsgefäße von 12000 Centnern Tragfähigkeit — ungefähr die Ladung zweier Güterzüge — dem Wasserspiegel entsprechend heben oder senken; der Wasserverbrauch ist hierbei nur ein geringer und der Betrieb erfordert nur ein Viertel der Zeit, welche der Schleusenbetrieb nöthig sein würde. Der Kanal ist mit Hilfe technischer Fortschritte eben wieder in die Reihe der großen Verkehrsmittel eingetreten, er ist unter gewissen Bedingungen für den Transport von Massenartikeln gradezu der Eisenbahn wiederum überlegen.

Die Hauptbedenken, welche gegen den Kanal in den bisherigen Verhandlungen geltend gemacht worden, sind indessen finanzieller Art. Man beruft sich auf die ungünstige Finanzlage Preußens, welche große Aufwendungen für Anlagen, die sich nicht vollständig verzinsen, nicht zulasse. Dieser Einwurf fällt zusammen mit einer Ansicht, die auch von solchen aufgestellt worden ist, welche die preußische Finanzlage keineswegs so ungünstig ansehen, nämlich mit der Ansicht, daß der Kanal nicht eine vollständige Verzinsung und allmähliche Tilgung des Anlagekapitals in Aussicht stelle, während doch ein hierfür ausreichendes Erträgniß die unerläßliche Vorbedingung jedes Kanalbaues sei. Nun ist gewiß der Verkehr nicht allein um seiner selbst willen erstrebenswerth, und ein Verkehrsunternehmen erweist seine wirthschaftliche Existenzberechtigung vor Allem dadurch, daß es selbst rentabel ist. Nur dürfen gerade unter diesem Gesichtspunkt Kanal und Eisenbahn nicht auf eine Stufe gestellt werden. Der Kanal ist ein Weg, ein Wasserweg, der zur Benutzung Jedermann offen steht, der an seiner Benutzung ein Interesse hat; eine Eisenbahn umfaßt nicht nur einen Weg, sondern auch ein für die ausschließliche Benutzung dieses Weges bestimmtes Transportunternehmen. Gewiß würde eine unwirthschaftliche Vergeudung von Kapital eintreten, wenn fortgesetzt große Transportunternehmungen ohne Rücksicht auf Rentabilität angelegt werden sollten, weil dadurch Kapital von anderen, wirklich rentablen Unternehmungen abgelenkt würde. Aber die Wegsamkeit eines Landes, einer Provinz, einer Gemeinde ist niemals und nirgends davon abhängig gemacht worden, daß für jede Wegstrecke die Rentabilität gesichert gewesen, schon aus dem einfachen Grunde, weil der Nutzen, welcher aus der Anlage und Benutzung eines Weges einem Einzelnen in einem gegebenen Falle erwächst und welcher die Grundlage für die Berechnung von Leistung und Gegenleistung abgeben müßte, meist gar nicht genau festzustellen ist. In sehr vielen Fällen und besonders bei Kanälen hat man sich deshalb auch mit einer mehr oder minder unvollständigen Rentabilität begnügt.

Zu einer prinzipiellen Entscheidung dieser verwickelten Frage gibt aber auch gerade der Dortmund-Rheinkanal weniger als irgend ein sonst vorgeschlagener Kanal Anlaß, denn nach der Vorlage wird eine vollständige oder nahezu vollständige Rentabilität dieser Anlage erstrebt. Bei einer Kanalabgabe von 1 Pf. für das Tonnenkilometer würden, nach den Berechnungen des Gesetzentwurfs, jährlich nach Abzug der Betriebs- und Unterhaltungskosten 1640000 Mk. vereinnahmt werden, welche für ein Baukapital von rund 46 Millionen Mk. eine Verzinsung von 3,56 Prozent ergeben würden. Ein Beitrag der Interessenten ist in der Form einer Zinsgarantie von $3^1/_2$ Prozent vorgesehen, welche die Provinzen Rheinland und Westfalen für einen Baukostenantheil von zehn Millionen Mark übernehmen sollen. Dieser Interessentenbeitrag ist erheblich höher, als er bisher bei irgend einem Eisenbahn- oder Kanalbau angenommen wurde. Sicherlich läßt sich darüber streiten, ob auf diese Weise die rheinisch-westfälischen Kohlenzechen als die zunächst Interessirten, in einer ihrem Vortheil entsprechenden Höhe zu den Kosten des Kanalbaues herangezogen werden. Sollte indessen diese Art des Beitrages sich als zu gering erweisen, so würde man doch bei Bemessung der Kanalabgabe, welche vorzugsweise den Absatz dieser selben Zechen treffen würde, einen höheren Beitrag zur Verzinsung des Anlagekapitals, nur in anderer Form, erzielen können.

Auch agrarische Bedenken sind für die ablehnende Stellung mancher Abgeordneten unleugbar bestimmend. Gewissermaßen als Indiskretionen sind sie bei Berathung des Elbe-Travekanals in der Budgetkommission ans Licht gekommen. Dort beklagten hervorragende Vertreter der beiden größten Parteien des Abgeordnetenhauses offen, daß bei diesem Unternehmen die Hauptkosten wieder die Landwirthschaft zu tragen haben werde; der Kanal werde einerseits dem ausländischen Getreide und dem ausländischen Holz eine leichtere und billigere Zufuhr nach dem Binnenlande schaffen, andererseits durch die verstärkte Ausfuhr von künstlichen Düngemitteln und Maschinen die Konkurrenzfähigkeit der Land- und Forstwirthschaft der nordischen Länder gegenüber der deutschen Land- und Forstwirthschaft noch steigern. Vor der offenen Aussprache dieser konsequenten Ausbildung agrarischer Grundgedanken scheint den betheiligten Parteien doch bald bange geworden zu sein. Da sie indessen diese Ausführungen nicht mehr von der Bühne verschwinden lassen konnten, so sorgten sie dafür, daß im dritten Akte, bei der zweiten Berathung im Plenum, die finanziellen Bedenken als schützende Hülle vor der Bühne niedergingen. Von dem schneidigen Agrarierthum, das in der Kommission sich ungescheut hervorwagte, war im Plenum nichts mehr zu merken. Aber man hat doch nur einen durchsichtigen Gazevorhang aufgetrieben, der die Vorgänge auf der agrarischen Bühne nur verschleiert, nicht verbirgt.

Die Gründe, welche für die Vorlage sprechen, sind ebenfalls verschiedener Art. Vor Allem ist es die wirthschaftliche Bedeutung der vorgeschlagenen Kanalstrecke an sich und in Verbindung mit den zur Fortsetzung bis zur Elbe projektirten Strecken. Für die Herstellung von Kanälen war in der Konfiguration Norddeutschlands gewissermaßen von der Natur ein Plan vorgezeichnet. Zwischen unseren im Wesentlichen nach Norden oder Nordwesten gehenden Hauptströmen galt es, als Verbindungsglieder, leistungsfähige künstliche Wasserstraßen herzustellen. Diese Aufgabe ist gerade in Preußen seit Jahrhunderten richtig erkannt und entsprechend den Bedürfnissen und Mitteln der Zeit gelöst worden. Der alte, unter dem großen Kurfürsten erbaute Friedrich-Wilhelmskanal stellte die erste Verbindung der oberen Oder mit der Elbe her. Unter Friedrich dem Großen wurden zur Verbindung der unteren Oder mit der Elbe der Finowkanal und zur Verbindung der Oder mit der Weichsel der Bromberger Kanal gebaut. Das wichtigste noch fehlende Bindeglied, für welches seit einem Jahrhundert Projekte entworfen, ein Kanal zur Verbindung des Rheins mit der Weser und Elbe, soll nunmehr, zunächst in einer Anfangsstrecke, zur Ausführung gebracht werden. Damit würde eine fortlaufende, in einzelnen Theilen freilich noch sehr verbesserungsbedürftige Binnenwasserstraße von Westen nach Osten durch die ganze preußische Monarchie hergestellt werden, die nicht nur für den gegenwärtig vornehmlich in Frage kommenden Landestheil, den rheinisch-westfälischen Kohlenbezirk, sondern in nicht geringem Maße für den Waarenverkehr des gesammten Landes von hohem Nutzen sein würde.

Folgt die preußische Staatsregierung bei ihren Kanalbauten somit recht eigentlich altpreußischen Traditionen, so erhält ihre Politik doch unter den ganz veränderten Verhältnissen, unter welchen sie durchzuführen ist, noch eine höhere Bedeutung. Der preußische Staat ist gegenwärtig Besitzer eines sehr umfangreichen Eisenbahnnetzes, welches neben dem Personenverkehr auch einen großen Theil des gesammten Güterverkehrs des Landes besorgt und der Staatskasse alljährlich einen reichen Ertrag einbringt. Mit Recht konnte bei Begründung dieses Staatsbahnsystems die Befürchtung

entstehen, daß es nunmehr mit dem Bau neuer Kanäle in Preußen für immer zu Ende sei, denn der Staat werde seinen Schienenwegen nicht durch neue Wasserwege eine neue Konkurrenz schaffen und die Herstellung von Kanälen durch private Unternehmung im Gegensatz zu der übermächtigen Staatsbahnkonkurrenz sei ausgeschlossen. Diese Befürchtung hat sich glücklicherweise nicht als begründet erwiesen. Die neuen Kanalbauten und wichtigen Verbesserungen unserer Hauptströme, die unter dem Minister von Maybach zu Stande gekommen, die Fortsetzung dieser Bauten und die Inangriffnahme neuer Kanalbauten unter dem Minister Thielen beweisen, daß der preußische Eisenbahnminister sich auch der Aufgaben bewußt ist, welche ihm als Minister der öffentlichen Arbeiten obliegen. Die preußische Staatsregierung hat auf diesem Gebiet wenigstens bewiesen, daß sie nicht eine Kanalpolitik und eine Eisenbahnpolitik, sondern eine Verkehrspolitik treiben will. Und was man auch an manchen von ihr getroffenen Einrichtungen und Tarifmaßregeln mit Fug und Recht aussetzen mag, man wird anerkennen müssen, daß in dieser Politik eine Würdigung der wirthschaftlichen Bedeutung des Verkehrs liegt, welche heutzutage ganzen wirthschafts- und sozialpolitischen Parteien abhanden gekommen ist.

Alle, welche in den Einrichtungen des Verkehrswesens die Grundlage aller Arbeitstheilung und damit des gesunden wirthschaftlichen Fortschritts sehen, sollten deshalb auch im preußischen Landtage sich zur Unterstützung dieser Verkehrspolitik vereinigen. Liegt doch das einzige wirksame Gegengewicht gegen die alleinige Herrschaft staatlicher Eisenbahntarife jetzt bei uns in dem freien privaten Schiffahrtsbetriebe zur See und auf den Binnenwasserstraßen. Die Kontrolle des Landtags und die Kämpfe der Interessenten erweisen sich hierbei gleichermaßen machtlos; ein unmittelbar dem wirthschaftlichen Leben selbst entspringender Einfluß kann nur noch durch die Konkurrenz der Wasserwege gewonnen werden. Diese Konkurrenz vermag auch allein eine einseitige wirthschaftspolitische Tendenz in unserem Tarifwesen einzuschränken. Schon bisher ist unter dem Einfluß schutzzöllnerisch-agrarischer Wirthschaftspolitik mancher Tarif für die Einfuhr hochgehalten, für die Ausfuhr herabgesetzt worden, und diese Tendenz ist noch einer starken Ausbildung fähig, wenn unser Eisenbahnministerium einmal in die Hände des Grafen Konitz oder des Herrn von Schalscha geräth. Der Verkehr auf Kanälen ist von dieser Tendenz frei und sie kann ihm auch durch Abgaben nicht wohl aufgezwungen werden. Bei der Abneigung der Agrarier gegen neue Kanalbauten spricht sicherlich gerade die Erkenntniß stark mit, daß eine Wasserstraße nicht so leicht in den Dienst agrarischer Hemmungspolitik gebracht werden kann. Wenn bei den Berathungen im Landtage an Einzelheiten der Vorlage, wie an den Dimensionen, an der Kanallinie, an der Höhe der Interessenbeiträge und der Kanalabgabe etwas geändert werden kann, ohne dadurch die Durchführung der Vorlage selbst zu gefährden, so mag es immerhin geändert werden. Aber man lasse um der solchen Details entspringenden Bedenken willen nicht eine Vorlage scheitern, deren Fall eine in ihrer prinzipiellen wie praktischen Bedeutung werthvollsten Verkehrspolitik wahrscheinlich auf längere Zeit ein Ende machen würde.

Man hat davon gesprochen, daß mit der Ablehnung des Kanals die Agrarier ihr Müthchen an der Regierung und an den Handels- und Industrieinteressen kühlen wollten, die in der Politik des Reiches den Sieg davon getragen. Allein mit diesem Vorwurf thut man den Herren Unrecht. Der Aerger über den russischen Handelsvertrag hat sie nicht abgehalten, die neueste Kirchenpolitik der Regierung kräftig zu unterstützen, und er würde sie nicht abhalten, mit den Handels- und Industrieinteressen zu gehen, wenn dabei für die agrarischen Interessen, wie sie sie verstehen, etwas Erkleckliches herausschaute. Aber einen Triumph würde ihnen allerdings der Fall der Vorlage bereiten. Die Ablehnung des deutsch-russischen Handelsvertrages im Reichstage würde ein Sieg der Agrarier über die vernünftige Handelspolitik der Reichsregierung gewesen sein, die Ablehnung des Dortmund-Rheinkanals im Landtage würde ein Sieg der Agrarier über die vernünftige Verkehrspolitik der preußischen Regierung sein.

M. Broemel.

---

## Parlamentsbriefe.

### XVI.

Nachdem der Reichstag geschlossen ist, kann sich die Aufmerksamkeit ungetheilt der Thätigkeit des Landtags zuwenden. Sie kann es; ob sie es wirklich thut, ist eine andere Frage. Wichtig genug sind ja die Angelegenheiten, die dort verhandelt werden, aber ein Abgeordneter, der, nachdem er eine große Rede gehalten, erhobenen Hauptes den Sitzungssaal verläßt, kann leicht dieselbe Erfahrung machen, die Cicero machte, als er von seiner Quästur zurückkehrte. Er glaubte, die ganze Welt sei mit seinen Thaten beschäftigt, und die Freunde, welche er anredete, wußten nicht einmal, wo er gewesen war. Es ist eine unverkennbare Erscheinung, daß die Parlamentsberichte in den letzten Jahren sehr an Werth zurückgegangen sind. Selbst interessante Reden und beachtenswerthe Zwischenfälle werden in denselben manchmal todtgeschwiegen. Es wäre Unrecht, den Parlamentsberichterstattern daraus einen Vorwurf zu machen, denn sie wissen genau, daß an dem, was sie dem Publikum bieten, dieses noch immer genug hat. Man kann behaupten, daß es außerhalb des Kreises der Berufsparlamentarier wenig Leute giebt, die Bescheid darüber zu geben wüßten, welche Bewandtniß es mit den Landwirthschaftskammern eigentlich hat.

Ob dieses Gesetz zu Stande kommt oder nicht, hat in der That zunächst nur ein geringes Interesse. Die Landwirthschaftskammern sollen zu dem Zwecke geschaffen werden, damit sie in ihrem Schooße große Ideen, wie der Landwirthschaft geholfen werden kann, zur Reife bringen. Ihnen wird ein Preis dafür ausgesetzt, ein „neues Agrarrecht“ zu erfinden, wie König Max von Bayern vor einigen Jahrzehnten einen Preis auf die Erfindung eines „neuen Baustils“ setzte. Diesmal ist Herr Miquel der Bauherr, der den Wunsch hegt, daß seine formlosen Phantasien durch die Hilfe Anderer Gestalt gewinnen. Wenn es den Landwirthschaftskammern nicht gelingt, neue Ideen zur Welt zu bringen, so werden sie in derselben Bedeutungslosigkeit verharren, welche das Schicksal des Volkswirthschaftsraths und der Gewerbekammern gewesen ist. Wenn sie aber mit neuen Ideen hervortreten, nun, so wird es Zeit sein, sich mit diesen Ideen zu beschäftigen und nicht mit dem Gefäße, aus welchem sie hervorgegangen sind.

Beinahe die ganze Gesellschaft der Agrarier tritt für die Errichtung von Landwirthschaftskammern ein, und dennoch ist es noch sehr zweifelhaft, ob ihr Bestreben von Erfolg begleitet sein wird oder ob es nicht an untergeordneten Punkten scheitert. Die einen behaupten, daß eine große Idee, welche ein polnischer Landwirth haben könnte, von vornherein nichts werth ist, und daß man darum den Polen die Möglichkeit nehmen muß, große Ideen überhaupt zum Ausdruck zu bringen; die anderen dagegen verfechten den toleranten Satz, daß eine für die Landwirthschaft heilsame Wahrheit dadurch an ihrem Werth nichts verliert, daß sie von einem Polen vorgeführt wird. Die einen sind der Ansicht, daß der Landwirthschaft am Besten gedient ist, wenn ihre „geborenen“ Vertreter, die Latifundienbesitzer, die Mehrung ihrer Rechte in die Hand nehmen, die anderen denken über Mittel nach, auch dem bäuerlichen Besitz Geltung in der Vertretung zu schaffen. Danach, wie das Schwergewicht der guten Gründe zum Ausdruck gebracht werden kann, fragt Niemand.

Inzwischen haben andere agrarische Wünsche eine Niederlage dadurch erlitten, daß das Gesetz, welches ein Monopol für die Gewinnung von Kali- und Magnesiasalzen schaffen wollte, abgelehnt worden ist; es gelang nicht einmal,

einen Rest desselben so weit in Sicherheit zu bringen, daß eine dritte Lesung ermöglicht worden wäre. Wenn es richtig wäre, daß ein Staatsmonopol Sicherheit dafür schaffen könnte, daß die werthvollen unterirdischen Schätze an Düngesalzen der Gefahr entrückt würden, durch Wasser vernichtet zu werden, so hätte sich über den Vorschlag reden lassen. Indessen ist das nicht zu glauben. Gleichviel wem das Bergwerkseigenthum zusteht, die Bergpolizei steht überall dem Staate zu und die Mittel, welche dem Staate bekannt sind, um Wassergefahren abzuwenden, kann er überall anwenden. Daß die Weisheit des Staates nicht überall ausreicht, um Gefahren von dem Bergbau abzuwenden, ist durch zahlreiche Beispiele erhärtet; am schlagendsten durch die Wassersnoth, welcher das österreichische Salzwerk Wieliczka im Jahre 1868 ausgesetzt war.

Die Furcht vor dem Ersaufen war aber wohl nur das vorgeschobene Motiv für die Einbringung des Gesetzentwurfs; die Agrarier gaben sich der Hoffnung hin, daß der Staat, wenn er ein Monopol hat, den Landwirthen die Düngemittel wohlfeiler liefern werde, als es die Privatindustrie thut. Wohlfeilheit von einem Staatsmonopol zu erwarten — wir wollen Bodenstedt zu Hilfe rufen —:

> Das hat denselben Sinn als ob
> Der Rost ein scharfes Messer macht,
> Der Schmutz die Reinlichkeit befördert,
> Der Schlamm ein klar Gewässer macht.

Vielleicht wäre die Ablehnung des Gesetzes nicht so leicht gelungen, wenn nicht das Interesse großer Landestheile im Spiele gewesen wäre. Im Königreiche Hannover hat von jeher die Anschauung gegolten, daß die mineralischen Schätze des Bodens dem Grundeigenthümer gehören; es gibt dort keinen für frei erklärten Bergbau, kein Schürf- und Nutzungsrecht eines beliebigen Fremden, kein Vorrecht des Staates auf den Bergbau. In diesen Landestheilen wäre die Einführung des Gesetzes ein schwerer Eingriff in das Privatrecht gewesen. Der Kampf um das Recht, den die Hannoveraner führten, kam denen zu statten, die aus volkswirthschaftlichen Gründen das Gesetz bekämpften.

Ein Gesetzentwurf, betreffend ein erweitertes Enteignungsrecht in den Städten, um Straßendurchbrüche und Platzanlagen in größerem Maßstabe herbeizuführen, war im Herrenhause schon im vorigen Jahre von dem Oberbürgermeister Adickes in Frankfurt eingebracht, in diesem Jahre wiederholt und nach einer Verhandlung, deren Kürze zu der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht im rechten Verhältnisse stand, angenommen worden. Die Kommission des Abgeordnetenhauses hat ihn abgelehnt und das Plenum wird diesen Ausspruch bestätigen. Man kann in diesem Falle nicht von einer Niederlage der Regierung sprechen, weil es sich um den Privatantrag eines einzelnen Mitgliedes handelt. Indessen ist Herr Adickes aus der Schule des Herrn Miquel hervorgegangen und die Gedanken seines Meisters sind unschwer in seinem Werke zu erkennen. So kann denn auch das Schicksal dieses Gesetzes ein Beleg dafür sein, daß die Zeit, in welcher die gesetzgeberische Thätigkeit des Herrn Miquel von unerhörtem Glücke begünstigt war, vorüber ist.

Eine erhebliche Niederlage droht der Regierung hinsichtlich des Vorschlages, einen Kanal von Dortmund nach dem Rhein zu bauen. Schon gegen den Travekanal hatten die Agrarier sich in der unverhohlenen Absicht erklärt, für die Niederlagen, die sie im Reichstage erlitten, Revanche zu nehmen. Indessen unterlagen sie gegen das feste Zusammenhalten der übrigen Parteien. Sie wiederholen jetzt ihren Widerspruch, finden aber diesmal andere Parteien getheilt. Auch Herr Eugen Richter hat sich gegen den Bau dieses Kanals aus Staatsmitteln ausgesprochen. Unsere näheren politischen Freunde treten für die Vorlage ein, deren Bedeutung an einer anderen Stelle dieses Blattes näher nachgewiesen wird.

Eine Vorlage, die im Publikum größere Theilnahme verdiente, als ihr bisher zu Theil geworden ist, verdient die vorgeschlagene Abänderung der evangelischen Kirchenverfassung. Diese Kirchenverfassung, die nach schweren Kämpfen durch ein Staatsgesetz festgestellt worden ist, soll in Zukunft ohne Mitwirkung der staatlichen Gesetzgebung durch die Partei, welche in der Generalsynode die Majorität erlangt hat, abgeändert werden können. Es ist der vorbereitende Schritt dazu, um einer Richtung innerhalb der evangelischen Kirche die Rechte einzuräumen, auf welche alle Richtungen gleichmäßigen Anspruch haben. Man will die freieren Richtungen aus der Kirche herausdrängen. Zwar wird uns gesagt, diese freieren Richtungen sollen nur von der Kanzel verdrängt werden; in der Kirche will man sie belassen, denn man will ihnen das Recht nicht entziehen, auch in Zukunft Kirchensteuern zu bezahlen.

Die konservative Partei hat großen Werth darauf gelegt, das Gesetz schnell fertig zu machen. Der Unterstützung durch das Centrum war sie sicher. Die Kommissionsberathung wurde zu einer leeren Form; die Gründe der Gegner wurden kaum angehört, geschweige erörtert, so daß die Nationalliberalen sich entschlossen, den Kommissionssitzungen fern zu bleiben.

Der Kultusminister Herr Bosse hatte vor einem Jahre solche Vorschläge, wie die Orthodoxen sie verlangten, für unannehmbar erklärt; jetzt hat er sie selber eingebracht. Welcher Werth unter diesen Umständen auf seine Zusage zu legen ist, daß in Zukunft gegen die hierarchischen Forderungen weitere Nachgiebigkeit nicht geübt werden soll, leuchtet ein. Herr Bosse gehört zu den in Preußen nicht seltenen Beamten, deren Kraft in dem Augenblicke versagt, wo sie als Staatsmänner beweisen sollen, daß sie Festigkeit genug besitzen, um eigene Politik zu treiben, während sie als Gehülfen einer von einem Anderen geleiteten Politik unschätzbare Dienste leisten. Sein Kirchengesetz ist in seiner Art ebenso verhängnißvoll, wie es vor zwei Jahren das Zedlitz'sche Schulgesetz gewesen ist. Die Aussicht, daß es in gleicher Weise wie dieses zu Fall komme, ist gering. Erhöht kann sie nur werden, wenn sich in der Bevölkerung eine größere Theilnahme zeigt, als bisher sichtbar gewesen ist.

Proteus.

## Auch eine Agrarfrage.

Die Bauern bilden unzweifelhaft den gesunden Grundstock eines jeden Volkes, und es gibt kaum eine unheilvollere Entwicklung, als die Aufsaugung des Bauernthums durch den Latifundienbesitz. Nicht das bloße Wohnen auf dem Lande aber ist es, aus dem die Kraft des Bauernstandes hervorgeht, sondern der selbständige Besitz, Selbstverantwortlichkeit und Selbstzucht, die harte, aber nicht erfolglose Arbeit, das Königthum im Kleinen schaffen den echten Bauerntypus. Eine Politik, die an den ländlichen Fragen ohne genügendes Interesse vorüberginge, würde den breiten Boden unseres Volksthums verlassen.

Wenn die Gefahren, die unserm Bauernstande drohen, vermindert, wenn vieles von dem wieder gut gemacht werden soll, was in früheren Zeiten versehen ist, so muß der Bauer vor allem Herr seiner Lage werden. Die Bildungs- und Erziehungsfrage drängt sich hier mehr in den Vordergrund als an jeder anderen Stelle. Der Bauer hat nur vereinzelt wirklich gute Unterrichtsanstalten. Ist schon unser gewerbliches Unterrichtswesen durchaus ungenügend entwickelt, so steckt der weiterführende Unterricht auf dem Lande vollends in den allerersten Anfängen. Die allgemeinen ländlichen Fortbildungsschulen sind in Preußen auf wenige Westbezirke beschränkt. Gute landwirthschaftliche Schulen für den Bauer gibt es noch weniger. Ländliche Bibliotheken bestehen in geringer Zahl, und es fehlt an jeder Organisation, um die kleinen Sammlungen mit neuem Stoff zu versehen. Das alles ist um so verhängnißvoller, als der Volksschulunterricht gleichfalls im höchsten Grade

mangelhaft ist. Wo einem Lehrer 150, 160, ja 200 Kinder anvertraut werden, da reicht die Kraft eines Mannes gerade noch aus, um die Elemente dürftig zu lehren, aber an Unterrichtsergebnisse, die im Leben einen thatsächlichen Werth haben, ist nicht zu denken. Die Rückwirkung dieses Umstandes auf die wirthschaftliche Entwicklung des Landes liegt heute so sehr vor aller Augen, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, darüber des längeren zu reden. Wer dem Lande helfen will, der muß darum vor allem bei der Verbesserung des Jugendunterrichts anfangen.

Man kann indessen hierbei die allerungünstigsten Erfahrungen machen. Der Bauer steht der Schulbildung heute zwar nicht mehr so skeptisch gegenüber, wie in früheren Zeiten, als der selige Eberhard von Rochow in der Kurmark Landschulen gründete und dotirte, ein Vorgehen, das seine hochgeborenen Nachbarn und Vettern zu starken Zweifeln an seiner Zurechnungsfähigkeit veranlaßte. Im Gegentheil wird die höhere Töchterbildung und das Zeugniß für den einjährigen Dienst von den wohlhabenden Bauern gegenwärtig entschieden überschätzt. Aber weiter abwärts findet sich noch ganz dieselbe Mißachtung des nothwendigen Wissens wie vor 100 Jahren. Man hat es allerdings auch nicht hervorragend geschickt angefangen, die Landbevölkerung für die Schule zu gewinnen. Der Vorgänger des heutigen Landlehrers, meist ein heruntergekommener Handwerker, war ziemlich einseitig für sein Amt ausgerüstet. Von dem, was der Bevölkerung im diesseitigen Leben förderlich sein konnte, brachte er verzweifelt wenig mit. Der Kulturpionier des Landvolks war nur ein oft karikirtes Miniaturbild des Pastors, und Bibel und Katechismus seine einzigen Bildungsmittel. Hätte man auch bei uns von vornherein die Landschulen in ähnlicher Weise eingerichtet wie diejenigen der nordischen Länder, mit Handfertigkeitsunterricht für Knaben und Mädchen und allem andern fürs Leben Nützlichen und Nöthigen, unsere Bauern hätten eben keine Bauern sein müssen, wenn sie die Vortheilhaftigkeit eines solchen Unterrichts nicht bald begriffen hätten. Der auffallende Unterschied zwischen dem nordischen und deutschen Bauern — dort Haus- und Dorfbibliotheken, Bauernhochschulen 2c., bei uns nichts von alledem — erklärt sich zum Theil aus der längeren Unfreiheit der letzteren, aber eben nur zum Theil. Die von orthodoxem Lutherthum und von römischen Priestern gänzlich beherrschte Schule konnte nicht volksthümlich werden, konnte den Bildungstrieb nicht entfesseln und, ermangelte besonders der praktischen Elemente, die hier eine doppelt große Bedeutung haben.

Wenn es möglich wäre, unser gesammtes Landschulwesen mehr auf praktische Ziele zu lenken, die Bauern würden sich in ihrer großen Mehrzahl als Freunde einer solchen Reform erweisen und der Schulbildung bald mehr Geschmack abgewinnen.

Wie sich das Unterrichtswesen auf dem Lande aufbauen müßte, um den vorstehend gekennzeichneten Aufgaben zu genügen, kann in wenigen Zeilen nicht erschöpft werden. Wir möchten heute nur auf einen Theil dieser Aufgabe hinweisen, für den eine soeben erschienene Schrift*) über die hauswirthschaftliche Unterweisung der Landmädchen ein sehr schätzenswerthes Material bietet.

Die Frau des Landmannes ist nicht nur Hausfrau, sie ist vor allem Bäuerin, Landwirthin auf dem ihr reservirten, bestimmt abgegrenzten Gebiet, das vor allem die Zucht und Pflege des Kleinviehes, die Milchwirthschaft, den Garten- und Gemüsebau und die Verwerthung einer Reihe anderer landwirthschaftlicher Produkte umfaßt. Die Bäuerin ist in der That, wenn sie ihren Platz ausfüllt, die Ehehälfte ihres Gemahls. Ein landwirthschaftlicher Kleinbetrieb wird doppelt so einträglich, wenn die Frau ihren Platz ganz ausfüllt. Im Großbetriebe ist das übrigens, wenn sich dieser nicht vorwiegend auf Körnerbau beschränkt, nicht viel anders, und der Bund der Landwirthe hätte großen Nutzen gestiftet, wenn er die riesigen Agitationskosten zur Hälfte zur Begründung von landwirthschaftlichen Schulen für die künftigen Latifundienbesitzer und zur anderen Hälfte zur zweckmäßigen wirthschaftlichen Ausbildung der edlen Fräulein und Frauen verwandt hätte. Hervorragende Landwirthe und landwirthschaftliche Lehrer sind der Meinung, daß die Bauerfrau zwar in allem, was sie ordentlich erlernt hat, ihren Mann steht, daß sie aber eben sehr vieles, was von größtem wirthschaftlichen Vortheil sein würde, nicht erlernt hat und auf dem bisherigen Wege, im eigenen und fremden Hause, auch nicht lernen kann, und daß deswegen theoretische und praktische Anleitung in besonderen Anstalten von Nutzen sein würde.

Das vorliegende Buch faßt den Gegenstand rein theoretisch an, ist aber eben darum enorm praktisch. Die Verfasser haben mit unendlicher Mühe die Aufgabe gelöst, eine Beschreibung aller in Deutschland vorhandenen Anstalten dieser Art zu geben. Ihre Fragebogen sind zu Tausenden versandt worden, so daß jeder mit der Sache irgendwie in Berührung Stehende Gelegenheit hatte, seine Erfahrungen mitzutheilen und sein Urtheil abzugeben. „Schulen schildern hilft Schulen schaffen“ ist dem Buche als Motto vorgedruckt. Gewiß. Wenn man das Vorhandene kennt und den Weg zu näherer Erkundigung weiß, wird man zu eigenen Versuchen eher den Muth finden und mit mehr Vertrauen und Aussicht auf Erfolg ans Werk gehen, als ohne diese Hilfe.

Das Bild, daß die ziemlich umfangreiche Schrift (314 S. gr. 8°) von den hauswirthschaftlichen Bildungsanstalten für Landmädchen entwirft, ist im Ganzen unerfreulich. Daß nur etwa 50 derartige Anstalten von zum Theil recht bescheidenem Umfange in Deutschland existiren, wird Niemand als ausreichend bezeichnen können. Die Vertheilung ist außerdem eine sehr ungleichmäßige, durchaus entsprechend den sonstigen Schulverhältnissen. Im Osten ist so gut wie nichts vorhanden, im Norden und Westen nicht viel, im Süden dagegen, insbesondere in Baden, besteht eine größere Zahl von Anstalten.

Das Ausland hat ebenfalls nicht überall einen Ueberfluß von Lehrstätten dieser Art, aber in der Schweiz, in einzelnen Theilen Oesterreichs, besonders aber in Dänemark, Schweden und Norwegen bestehen viele alte und vorzügliche Anstalten, die bei uns als Muster dienen könnten und wahrscheinlich das Ihrige thun, um die Landwirthschaft dort auf der Höhe der Zeit zu halten.

Daß man mit der modernen Mädchenerziehung vielfach auf dem Holzwege ist, wird Niemand leugnen. Unsere „höheren Töchter“ lernen nicht zu viel, im Gegentheil, so ein Backfisch, der mit großartigen Prädikaten entlassen wird, ist häufig ein Muster von Oberflächlichkeit und Unwissenheit in den nächstliegenden Dingen. Aber eines fehlt der Mädchenbildung vor allen Dingen: der praktische Abschluß und die gewissenhafte Anpassung an die Lebensaufgaben der Frau. Das hat in den Städten die Frauenfrage geschaffen, das wird sie auch auf das Land tragen. Ein Jahr im Pensionat, Stick- und Klavierstunden u. s. w. sind gewiß gute Dinge, aber sie sind das Zuckerbrot, das nur da am Platze ist, wo der Tisch auch mit Alltagsnahrung gehörig gedeckt werden kann. Der Drang nach Kultur ist im Weibe stärker entwickelt als im Manne. Wie Urgroßmutter Eva den Apfel brach, „weil er klug machte“, so strebt auch das Weib in unseren Tagen überall dorthin, wo die Kultursonne am hellsten scheint. Der Zug in die Stadt hat besonders den weiblichen Theil der Landbevölkerung ergriffen, und die Bäuerin trägt von städtischem Kulturbesitz soviel wie möglich in das eigene Heim, oft genug allerdings den bloßen Schein. Dies hindern zu wollen wäre nutzlos. Aber zum „Glanz und Schimmer“ das „Gute“ zu fügen, muß eine vernünftige Erziehung bemüht sein, und wenn beides nicht erreichbar ist, dann sich mit dem letzteren begnügen.

Der Mann, der seiner wissenschaftlichen Bildung keinen praktischen Abschluß gegeben hat, ist in der Regel ein wenig brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft, in noch

*) Die hauswirthschaftliche Unterweisung der Landmädchen und Frauen in Deutschland und im Ausland. Von Walther Herstatt, kgl. Oekonomierath, und Dr. Otto Kamp. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1894.

höherem Maße ist dies bei der Frau der Fall. In neunundneunzig Fällen fragt das Leben bei ihr an, was sie kann, und erst das hundertste Mal, was sie weiß. Wer dem Lande tüchtigere Bäuerinnen geben will, wird von unseren Agrariern zwar nicht sogleich in den großen Bund aufgenommen werden, aber zweifellos nützt er dem Lande mehr als alle Kornmonopolisten und Wollzöllner.

J. Tews.

---

## Ein Mären.

Wer durch die Propyläen in die Briennerstraße hinaustritt, sieht bald zur linken ein barockes schloßartiges Gebäude. Ein klein wenig überladen erscheint die Façade, etwas zu viel mit Zierrath bedacht, wie wenn die ganze Anlage auf größere Verhältnisse berechnet gewesen und nur durch Zufall in verkleinertem Maßstab ausgeführt wurde. Oder wie wenn sie inmitten eines großen Parkes gedacht sei, einzeln, losgelöst von dem nüchternen Straßenbilde, so daß die reiche Silhouette sich luftig von Luft und Wald abhebt. Aber der Stempel der Vornehmheit und des Künstlerthums ist darauf gedrückt, der Stempel, den Lorenz Gedon, der geniale zu früh geschiedene Meister, all seinen Werken zu geben verstand. Dieses Heim hat ein Verkannter den Verkannten gebaut. Denn Schack war ein Verkannter, er glaubte es wenigstens zu sein und an mehreren Stellen des kleinen Werkes, darin er die Entstehung seiner Galerie schildert, hat er diesen seinen Glauben ausgesprochen. Am herbsten und entsagendsten ganz zu Schluß:

„Bei der eisigen Kälte und tödtlichen Gleichgültigkeit, welche die ganze deutsche Nation von jeher meinem eigenen poetischen und litterarischen Schaffen gezeigt hat und noch jetzt zu zeigen fortfährt, wo mein Abend hereinbricht, liegt es wohl oft nahe, daß mich tiefe Niedergeschlagenheit befällt und daß ich den Wunsch nicht zurückweisen kann, ich möchte lieber in England oder Italien, in Frankreich oder Spanien geboren worden sein. Ich kenne diese Länder genug, um zu wissen, daß mir dort nicht die Theilnahmslosigkeit begegnet wäre, wie im „Lande der Dichter und Denker“. Es ist hart, an der Neige eines von ernster Arbeit und begeistertem Streben erfüllten Lebens sich so trüben Gedanken hingeben zu müssen; wofern es dabei für mich einen Trost gibt, so liegt er, neben der Hoffnung auf eine empfängliche Nachwelt, in dem Bewußtsein, daß ich nicht theilgenommen habe an der Schuld, welche das deutsche Volk gleichzeitig gegen einige andere geädt hat, vielmehr bemüht gewesen bin, das ihnen zugefügte Unrecht nach meinen schwachen Kräften zu sühnen. Und wenn es mir gelungen ist, den Bann der Verkennung, unter dem Deutschland schon so viele seiner besten Söhne verkümmern ließ, auch nur von einem derselben hinwegzuheben, so werde ich mir in meinen letzten Stunden sagen können, daß ich nicht vergebens gelebt habe.“

Er hat nicht vergebens gelebt. Wenn seinem Dichternamen*) auch die Nachwelt nicht den Rang einräumen wird, den er sich erhoffte, Graf Schack, dem Förderer der Kunst, wird die deutsche Kunstgeschichte ein ruhmvolles Andenken bewahren.

In das Jahr 1857 fallen die Anfänge der Sammlung. Damals kam Schack nach mannigfachen Reisen zum ersten Male nach München und fand hier seinen Freund, den Maler Carl Roß, der ihn auf die hervorragendsten Talente der Stadt aufmerksam machte. Schack hielt nicht viel von der zeitgenössischen Kunst, weder der französischen, noch der belgischen, noch der deutschen. Es war die Blüthezeit von Düsseldorf. Sein treffendes Urtheil über diese Epoche lautet:

„Wohl manche erinnern sich noch, wie damals ein tumultuarisches Geschrei über den unvergleichlichen Kunstwerth der auf der rheinischen Akademie zu Tage geförderten Leistungen durch Deutschland hinlief. Maler, deren Namen jetzt kaum noch bekannt oder deren Ruhm doch erstaunlich erblaßt ist, wurden nicht nur vom großen Publikum, sondern auch von den Tageskritikern den größten Meistern gleichgestellt, und wie oft mußte ich vor Gemälden, deren Vorzüge mir höchst problematisch schienen, den Ausruf der Bewunderung hören: alle Rafaele und Tiziane verschwänden vor einem so außerordentlichen Werke! — Wie Ueberschätzung leicht zu Widerspruch reizt, so mochte es auch mir ergehen, daß ich das, was um mich her vergöttert wurde, zu gering achtete, und ich erkenne jetzt bereitwillig an, daß mein verwerfendes Urtheil nicht frei von Ungerechtigkeit war, da auf der rheinischen Akademie jener Zeit, namentlich im Fache der Landschaftsmalerei, unstreitig manches höchst Achtbare geleistet worden ist. Aber im Allgemeinen, besonders in Bezug auf die historischen Kompositionen, welche damals von Düsseldorf und anderen Städten aus einen Triumphzug durch Deutschland hielten, ist meine Meinung später wohl von allen Urtheilsfähigen adoptirt worden.“

Nun sah er aber in München, daß Düsseldorf nicht Deutschland war, daß es eine Reihe von echten Talenten gab, die nicht emporzukommen vermochten, weil sie nicht der Mode des Tages huldigten. Roß war es wohl besonders, der ihn zu dieser Ueberzeugung führte, aber auch andere feinfühlige und kunstverständige Männer, darunter Paul Heyse, dessen Verdienst um dies Zustandekommen der Sammlung nicht unerheblich ist. Es war ja selbstverständlich, daß Schack sich ortskundiger Führer bedienen mußte, denn er befand sich auf fremdem Boden. Er hatte bisher nur Freude an den großen Meistern der Renaissance gehabt und war einigermaßen erstaunt nun auf einmal unter seinen Zeitgenossen Talente zu finden, die auch einem so erzogenen Geschmack Achtung abnöthigten. Daß er Führer fand, die von echt künstlerischem Geist beseelt waren, die den rechten Blick für das Große und Bedeutungsvolle hatten, war sein Glück, aber es schmälert seinen Ruhm nicht, denn er war es schließlich doch, der nun nicht bloß bewunderte, sondern durch die hochherzige That bewies, daß seine Bewunderung aufrichtig und nachhaltig war.

Die ersten Erwerbungen waren ziellos nach Laune und Zufall. Bald aber wurden bestimmte Prinzipien aufgestellt. Nur Werke lebender deutscher Maler sollten erworben werden. Die Gründe dafür sind folgende:

„Abgesehen davon, daß mich der Ruhm des Tages nie geblendet hat, schien es mir lohnender, junge Kräfte zu entdecken oder auch solche zu beschäftigen, welche, der Gunst des großen Publikums entbehrend, brach lagen. Ich dachte, meine Galerie würde so einen eigenthümlichen Charakter erhalten, während sie sonst nur Bilder von Malern aufgewiesen hätte, von denen man schon überall Werke sehen konnte. Jedenfalls meinte ich der Kunst und den Künstlern auf diese Art mehr nützen zu können.“

Und an anderer Stelle:

„Genug und übergenug ist gesagt worden, um meinen Entschluß zu rechtfertigen, daß ich mich um den Geschmack der Zeitgenossen und die von ihnen gefeierten Namen gar nicht kümmern wollte. Da nun, was sich noch durch zahlreiche andere Beispiele beweisen läßt, das Urtheil jeder Zeit über das in ihr Produzirte durchaus schwankend und unsicher ist, war ich, wie bemerkt, überzeugt, auch das meinige könne trügen. Daß ich jedoch im wesentlichen bei meinem Grundsatze nicht fehlgegriffen, hat sich schon jetzt thatsächlich bewährt: die meisten der Maler, deren Werke meine Sammlung bilden, waren, als ich sie kennen lernte, verkannt oder noch völlig unbekannt; sie haben sich aber seitdem eine Gemeinde von Verehrern gewonnen, die anfänglich klein, mehr und mehr im Wachsen begriffen ist, wenn auf dem lauten Markt auch noch theils die alten thönernen Götzen, theils neu kreirte, hohler als jene, angebetet werden.“

Zwei Gesichtspunkte gibt es, nach denen eine Kunstsammlung errichtet werden kann. Entweder sie ist eine Sammlung von auserwählten Stücken, die ohne Rücksicht auf ihren Zusammenhang neben einander gereiht werden, oder sie stellt eine Entwicklungsreihe dar, in der jedes einzelne Stück neben dem ihm besonders inne wohnenden Werth eine Stufe auf der Leiter bedeutet. Schack verwirft diesen zweiten Standpunkt:

„Immer habe ich es, sagt er, für eine ganz falsche Ansicht gehalten, daß eine Gemäldesammlung eine Art von Encyklopädie der Kunst sein müsse. Selbst für die öffentlichen Institute dieser Art scheint mir ein solcher Grundsatz ganz irrig; auch ist er in keinem derselben mit Erfolg durchgeführt worden: jeder hat dasjenige erworben, was ihm eine glückliche Gelegenheit zuführte, oder was seinem Stifter, seinen Direktoren besonders zusagte. Wenn man es darauf anlegte, alle möglichen Namen vertreten zu sehen, mußte man sich mit Mittelgut begnügen.“

Das trifft nun für die alte Kunst im Allgemeinen zu, obwohl man in Berlin den Beweis erbracht hat, daß mit außerordentlicher Umsicht und ausgebreiteten Kenntnissen

*) Eine ganze Reihe der Dichtungen des Grafen Schack sind zur Zeit ihres Erscheinens in der „Nation“ besprochen worden.

auch auf diesem Gebiet noch vieles zu erreichen ist. Für die Kunst unserer Zeit aber muß man unbedingt von öffentlichen Galerien verlangen, daß kunsthistorische Vollständigkeit Hand in Hand gehe mit vorzüglichster Qualität der einzelnen Werke. Das ist für diejenigen, die öffentliche Sammlungen als Studienplätze benutzen, für Künstler und Kunsthistoriker, eine unerläßliche Vorbedingung. Und dieses Ideal ist kein unerreichbares; auch mit geringen Mitteln läßt es sich von einem findigen und umsichtigen Leiter erreichen. Das zeigt die Sammlung des Luxembourg. In Deutschland freilich entspricht keine Galerie dieser Forderung; am allerwenigsten die übelberathene Nationalgalerie in Berlin. Am ehesten die neue Pinakothek in München, deren Niveau sich in den letzten Jahren bedeutend erhöht hat.

Es ist beschämend für das deutsche Volk, daß keiner der Männer, die der Staat an die Spitze seiner Kunstsammlungen gestellt und mit mehr als hinreichenden Mitteln versehen hat, im Stande war, eine Leistung zu Stande zu bringen, die auch nur annähernd einen Vergleich aushalten kann, mit dem Werk, das ein Privatmann, mit verhältnißmäßig geringem Aufwand errichtet hat.

Denn die Schackgalerie ist die vornehmste Vertretung der deutschen Kunst. Unter den 274 Nummern, aus denen sie besteht, sind nur wenige, die nicht in irgend einer Beziehung reizvoll wären, die Mehrzahl dagegen sind vollgültige Kunstwerke. Und ihren Werth zu einer Zeit gewürdigt zu haben, wo ihre Schöpfer verkannt und unerkannt umhergingen, das ist Schack's That.

Verkannt und unerkannt waren sie alle. Angefeindet von Publikum und Fachgenossen. Als es in München bekannt wurde, daß Schack mit der Idee umging, sich eine Bildersammlung zu erwerben, fing man an, ihn mit Klatsch und Intriguen gegen seine Schützlinge zu umgeben. Aber umsonst. Weder auf diese Einflüsterungen hörte Schack, noch bewegte ihn der Spott und die höchst abfällige Kritik, die in den Tageszeitungen an seinen Auserwählten geübt wurde. Das Urtheil der Menge hatte er stets verachtet.

Boecklin besonders litt unter dem Unverstand der Masse. Wo ein Werk von ihm auftauchte, wurde es mit Hohn überschüttet, mit den rohesten Schimpfereien und albernsten Späßen bedroht. Aber trotz alles Mißgeschicks ließ sich der Meister nicht dazu herbei, Zugeständnisse dem Geschmack der Menge zu machen. Treu und unentwegt in Elend und Kummer blieb er bei seinem Ideal und wartete der Zeit, die ihn verstehen würde. Allmählich um die Mitte der achtziger Jahre sahen denn auch die Blöderen ein, daß dieser Mann am Ende doch keiner von den Dutzendmalern sei, daß ihnen auf diesen Bildern echte, künstlerische Offenbarungen entgegenträten. Aber da hingen schon seit 20 Jahren in den Sälen des Grafen Schack die herrlichen Werke Boecklin's. Wer ihn vollauf würdigen will, der muß ihn hier betrachten. Wohl sind hin und wieder in Deutschland verstreut andere vorzügliche Werke zu finden, aber in dieser Vollständigkeit von Arbeiten aus der reifsten Zeit ist er nirgend vertreten. Da ist die „Villa am Meere“ in zwei Fassungen voll tiefster Schwermuth, von tragischem Ernst. Daneben die Tritonenfamilie voll wilden Jubels, überschäumender Lebenskraft, voll urwüchsiger Sinnlichkeit. Dann die Klage des Hirten, ein trauliches, träumendes Idyll, und daneben die zornige Herbstlandschaft mit dem Tod, der auf schwarzem Rosse dahin reitet. Der ganze Reichthum, die biegsame Vielseitigkeit des Boecklin'schen Temperaments ist hier zu bewundern. Sein derber Shakespeare'scher Humor in der „römischen Weinschenke“ und in dem „panischen Schrecken“, sein finsterer Ernst in der Landschaft mit den Hexen, die den Mörder erwarten, und in der Felsenschlucht, welche nach Goethe's Versen entworfen ist: „das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg, in Höhlen wohnt der Drachen alte Brut“. Ein tiefes, ruhiges Sinnen sprüht aus dem „heiligen Hain, aus der Landschaft mit dem Gang nach Emaus, und sonnige Heiterkeit aus der italienischen Villa im Frühling, die vielleicht das herrlichste ist, was Boecklin geschaffen. All diese Gemälde zeigen den Kolorismus Boecklin's, der sein charakteristisches Eigenthum ist. Sie stehen nicht mehr unter dem Einfluß Poussin's und tragen noch nichts von jenen grellen, dissonirenden Tönen, die einige spätere Arbeiten des Künstlers aufweisen.

Schwerer noch als Boecklin drückte auf Feuerbach die mangelnde Anerkennung. Wenn ihm auch nicht gerade Spott und Hohn entgegentrat, so sah er sich doch überall vernachlässigt und zurückgesetzt zu Gunsten von Malern, die seinem Können und seinem Talente auch nicht im mindesten ebenbürtig waren. Und da er nicht das kernige Temperament des Schweizers hatte, versank er immer tiefer in Verbitterung und menschenfeindliche Einsamkeit, die ihn zu einem frühzeitigen Ende führten. Er hat es nicht erlebt, daß seinem Schaffen die gebührende Anerkennung gezollt wurde. Aber die Verbindung mit Schack war einer der wenigen Sonnenstrahlen, die seine Bahn erhellten. Das bedeutendste seiner Gemälde ist hier die Pietà, Maria mit drei Frauen um den todten Christus klagend. Eine glühende, tiefe Farbe, an die großen Venetianer anklingend, durchzieht das Bild, tiefer als sie sonst Feuerbach eigen. Ein ernster feierlicher Klang, wie Orgelton, bricht hervor und macht die Seele fromm erzittern. Die stille Größe der Renaissance, die Feuerbach immer als das höchste Ziel vor Augen stand, hier ist er ihr nahe gekommen, hat sie vielleicht erreicht. Das, was er seinen Stil nannte, die Einfachheit der Naturanschauung, das Abwenden von allem Kleinlichen und Zufälligen, das ist in der Pietà am reinsten zum Ausdruck gekommen. Aber auch die anderen Bilder der Sammlung sind außerordentliche Proben seines Talents. Die Gruppe badender Kinder, die Madonna, die römische Familienscene huldigen einer mehr realistischen Anschauung, zeigen einen engeren Anschluß an die Natur und in Folge dessen auch einen breiteren und belebteren Vortrag. Aber sie sowohl wie die Idylle von Tivoli, Francesca von Rimini und der Garten des Ariost tragen das gemeinsame Gepräge tiefer Melancholie, welche das ganze Werk dieses unglücklichen Künstlers kennzeichnet. Eine geringere Arbeit ist „Hafis am Brunnen“.

Der wahre Erlöser wurde Schack für Buonaventura Genelli. Aber er kam doch zu spät. Genelli war ein Greis, als ihm zum ersten Male thatkräftige Anerkennung zu Theil wurde, zum ersten Male ihm die Aussicht winkte, seine Träume verkörpern zu können. Ein ganzes Leben lang hatte er gedarbt und gelitten, alles war achtlos an ihm vorübergegangen. Kaum, daß er die Mittel besaß, in dürftigen Skizzen seine hochfliegenden Pläne niederzulegen. Zuerst wollte er an sein spätes Glück gar nicht glauben, dann, als er Gewißheit hatte, überkam ihn jugendliche Schaffenskraft; aber bald sank ihm bei der Arbeit der Muth, und wenn er auch immer wieder einen neuen Anlauf nahm, er erkannte wohl genau, daß ihm fehlte, was er nicht mehr erlernen konnte, das Handwerk. Er hatte niemals Gelegenheit gehabt, technische Erfahrungen zu machen, große Flächen zu beherrschen, malerische Versuche anzustellen. Im Geiste nur hatte er Jahrzehnte hindurch gemalt. Das Versäumte in der Kürze der Zeit nachzuholen, war unmöglich, und so stand er kindlich und unbeholfen den großen Aufgaben gegenüber, vor die er sich ganz unverhofft gestellt sah. Was aus diesem Manne unter günstigen Verhältnissen hätte werden können, ist schwer zu sagen. Man steht vor der Ruine eines groß angelegten Bauwerks, das niemals vollendet war. Ein Erbe der Renaissance, ein mit antiken Vorstellungen gesättigter Geist. Eine fruchtbare, dichterische Phantasie spricht aus seinen Kompositionen, ein großes, fast gewaltsames Formgefühl. Aber es sind nur die Vorbedingungen zu Kunstwerken, die Werke selbst sind von der Ungunst der Zeiten erstickt worden.

Besser erging es Moritz von Schwind. Er vermochte sich durchzuringen und hat in dem letzten Drittel seines Lebens wenigstens das ermunternde Gefühl der Anerkennung gekostet. In einem kleineren Kreise war man freilich schon früh auf ihn aufmerksam geworden, aber während rund um ihn her weit minderen Kräften fördernde Aufträge zu Theil wurden, ging er selbst immer leer aus. Ein wenig trug er selbst die Schuld daran, denn mit seinem beißenden Witz und nie fehlenden Spott schonte er Niemand, seine spitzen Be-

merkungen wurden mit großem Ergötzen weitergetragen und von getreuen Freunden den Opfern in die Ohren geflüstert. So kam es, daß er viele gegen sich aufbrachte und viele all ihren Einfluß aufwendeten, ihn zu unterdrücken. Als Schack ihn kennen lernte, hatte er seit zwanzig Jahren keine umfangreichere Bestellung erhalten. Nun wurde ihm sein Herzenswunsch erfüllt, den Grafen von Gleichen malen zu können. Und das wurde denn in der That eines der köstlichsten Werke Schwind's. Das ist ein Romantiker, der nichts von der rührseligen Sentimentalität der Düsseldorfer wissen will, der kernigen Humor und Freude an der Welt hat, der das Mittelalter in seiner lebendigen Wesensfülle durchdringt, sich kein Phantom von schmachtenden, dahinsterbenden Schatten konstruirt. Das ist ein Maler, der malen kann, der nicht nur illuminirte Zeichnungen verfertigt, sondern mit feiner Diskretion zarte, duftige Harmonien erzielt. Vierunddreißig Werke von ihm enthält die Schackgalerie, mehr als alle übrigen öffentlichen und Privatgalerien zusammen. Und eines ist schöner als das andere. Die Sagen und Legenden des Mittelalters, die Nixen, Zwerge und Riesen, die irrenden Ritter, die Tageszeiten, der Traum des Erwin von Steinbach, der Erlkönig, Elfentanz, Wieland der Schmidt und noch eine ganze Reihe. Das liebste aber ist mir eine unscheinbare kleine Leinwand. Ein ganz bescheiden ausgestattetes Stübchen, gegen die Fensterwand gesehen. Eine Kommode steht zwischen den Fenstern ganz kleinbürgerlich, ganz unbedeutend. Die Fenster haben grüne Vorhänge, aber nur der eine ist geschlossen, den andern hat ein junges Mädchen, das eben das Bett verlassen, gehoben, hat das Fenster geöffnet und sieht in ihrem leichten Gewande in die Morgenfrühe hinaus. Das Licht fluthet herein über die weißen Wände, über den Boden, über all die bescheidenen Möbel hin und die frische Kühle des Sommermorgens dringt in das kleine Gemach. Das ist ein so außerordentlicher Natureindruck, wie er nur einem großen Künstler gelingt, und was merkwürdig daran, es ist von einer Modernität, wie wenn es gestern entstanden wäre. Ueberhaupt steht Schwind in seinem ganzen Empfinden dem Entwicklungsstadium, in das die deutsche Kunst seit einigen Jahren getreten ist, außerordentlich nahe, und es scheint, daß er seinen größten Ruhm noch von der jüngeren Malergeneration zu erwarten hat.

Wenn ich an dieser Stelle erst von Lenbach spreche, so hat das seinen Grund darin, daß dieser Meister mehr durch seine Kopien, als durch Originalbilder zur Bedeutung der Galerie beiträgt. Wohl ist der Hirtenknabe eine brillante Studie, die zu sehen immer erfreuen wird, wohl ist es von großem Interesse, ein paar Landschaften, die einzigen wohl, die Lenbach gemalt hat, kennen zu lernen, wohl ist sein Selbstporträt eine ganz virtuose Arbeit, aber unübertroffen sind die Kopien, die er für den Grafen Schack gemalt. Als er noch in seinen Anfängen war, hatte Schack es ihm ermöglicht, die Meisterwerke der alten Kunst von Grund aus kennen zu lernen, eine Kenntniß, die ihn später zu den großen und wohlverdienten Triumphen seiner eigenen Kunst führte. Die Grundlage waren diese Kopien, die im ganzen Gebiet der Kunstgeschichte unerreicht dastehen. Tizian, Velasquez, Rubens, Tintoretto, Pordenone, Murillo, Giorgione, van Dyk, all diesen Meistern ist er gerecht geworden. Bis in die Seele hinein hat er sie studirt mit selbstloser Aufgabe seiner eigenen Persönlichkeit. Keines ihrer technischen Geheimnisse ist ihm entgangen, keiner der Handwerkskniffe, deren sie sich bedienten. Aber auch ihrer vollen Größe ist er sich bewußt geworden und stets bewußt geblieben. Nie wurde er ein ängstlicher Nachahmer, so sehr er auch bis ins kleinste Detail hinein seinem Vorbilde folgte, die große Gesinnung, die Breite, die allgemeine Erscheinung hatte niemals darunter zu leiden. Mit souveränem Können schuf er die Kunstwerke nach im wahren Geiste der Autoren. Und wenn Schack meint, man könne diese Kopien mit dem Original vertauschen, ohne daß es Jemand merken würde, so ist das keine Uebertreibung des erfreuten Besitzers, sondern eine Meinung, die Jeder theilen wird, dem der Vergleich möglich ist. Diese Nachbildungen Lenbach's gehören zu den werthvollsten Gliedern der Sammlung.

Mit diesen Namen ist der Bestand der Galerie keineswegs erschöpft. Noch ist zu nennen August Henneberg mit der wilden Jagd, deren Wiederholung in der Nationalgalerie in Berlin hängt; Hans von Marées mit Pferden, die in die Schwemme getrieben werden; Spitzweg mit mehreren seiner köstlichen, malerisch wie gemüthlich gleich hervorragenden Bildern; Rottmann mit einigen stilisirten Landschaften; Piloty mit dem Kolumbus, im Moment, wo er die neue Welt zum ersten Male erblickt; Cornelius mit einer Flucht nach Egypten; Lindenschmit mit dem Fischer nach Goethe's Ballade; Friedrich Preller mit zwei Odysseelandschaften und noch eine ganze Reihe anderer minder bedeutender, aber immerhin tüchtiger Künstler.

Hieran schließen sich die zahlreichen Kopien von August Wolf, Carl Schwarzer, Ernst v. Liphart, H. v. Marées, die zwar nicht auf der Höhe Lenbach's stehen, aber doch zum Theil sehr tüchtige Leistungen sind und besonderen Anspruch auf Beachtung haben, weil sie sammt und sonders wirklich außerordentliche Kunstwerke nachbilden, die theils an entlegenen Orten aufgestellt sind, theils an schwer zugänglichen oder mangelhaft beleuchteten Plätzen sich befinden.

So ist der Gesammteindruck, den diese Rundschau hinterläßt, ein vornehmer und erhebender, wie ihn nur wenige Kunstsammlungen hervorzurufen vermögen. Wer durch die Gitterthür und den hohen Thorbogen den stillen Hof durchschreitend in die Galerie eintrat, spürte das Walten des Genius um sich her. Und wenn er Lenbach's Porträt des Grafen Schack erblickte mit der hohen, reinen Stirn und den klaren Augen, das wie zum Empfange einladend grüßt, dann dachte er wohl voll Theilnahme des blinden Greises, der dicht daneben im engen Zimmer hinsiechte und die Schätze nicht mehr genießen konnte, die er mit so hoher Freude und so warmer Begeisterung zusammengetragen hatte.

Aber er hat nicht vergebens gelebt. Von diesen stillen, friedlichen Räumen ging ein Zauber aus, der eine beträchtliche Gemeinde in seinem Banne hielt. Sie waren der Zufluchtsort aller aufstrebenden Münchener Künstler und ein stetiger Einfluß wurde von hier aus auf die jüngere Generation ausgeübt. Ein Einfluß, der jetzt schon erkennbar ist und bald noch deutlicher hervortreten wird. Hier wurde von stummen Propheten immer und immer wieder die echte hohe Kunst gepredigt.

Nun ist der Herr des Hauses ein stiller Mann geworden; das Gitter am Eingang ist verschlossen; oder es wird bald wieder geöffnet werden, denn der Erbe der Sammlung, der deutsche Kaiser, hat mit vornehmer und politischer Liberalität die Sammlung München belassen.

Wenn die leitenden Männer an dieser Galerie der Verkannten sich ein Beispiel nehmen — denn auch heute gibt es Verkannte — und den Wegen des edlen Stifters folgen, dann hat Graf Schack nicht vergebens gelebt.

München. Benno Becker.

---

## Der gegenwärtige Standpunkt des militärischen Luftschifferwesens.

Wohl kein Gebiet militärtechnischer Thätigkeit hat in so kurzer Zeit einen vollständigen Umschwung seiner Beurtheilung zu seinen Gunsten erfahren als das militärische Luftschifferwesen. Es sind kaum mehr als zwei Jahre, als noch zahlreiche und sogar die der Pflege des militärischen Luftschifferwesens wohlwollend gegenüberstehende Autoritäten nur mit Achselzucken über dessen Leistungen urtheilten und seine Verwendbarkeit für die Verhältnisse des Feldkrieges in Zweifel zogen. Heute dagegen nehmen dieselben Kreise keinen Anstand, auf die Bereitschaft, Verwendbarkeit, Thätig-

keit und die Leistungen der Luftschifferabtheilungen auch im Feldkriege die weitgehendsten Hoffnungen zu setzen und die sichere Erwartung auszusprechen, daß es denselben gelingen werde, sich als ein die Beweglichkeit der übrigen Truppen theilendes Glied in den Rahmen der mobilen Armeen einzufügen, um bei jeder — wenigstens bedeutenderen — Aktion sich der Truppenführung als das vollkommenste, umfassendste und verläßigste Erkundungsmittel in rascher Verwendbarkeit darzubieten.

Die Frage nach dem Grunde für einen derartigen Umschwung der Meinungen führt uns zunächst die Verfassung des Luftschifferwesens vor Augen, als sich die meisten der europäischen Armeen kürzere oder längere Zeit nach dem deutsch-französischen Kriege dazu entschlossen, die Verwendung des bei der Belagerung von Paris wieder in den Vordergrund getretenen Luftballons für militärische Zwecke im Kriege in Erwägung zu ziehen und anzubahnen. Damals hatte das Luftschifferwesen im Allgemeinen noch mit derselben Komplizirtheit und Schwerfälligkeit der Mittel zu rechnen, welche seiner Zeit den Hemmschuh für die höher strebenden Pläne der französischen Erfinder der Luftballons und der Aeronauten der ersten französischen Republik bildeten. Denn in der Zwischenzeit hat die Technik für Zwecke des Luftschifferwesens so gut wie nichts geschoffen, was gegenüber dem Standpunkt jener Zeit einen wesentlichen Fortschritt bedeutet hätte.

Die Nothwendigkeit, schwerfällige Maschinen zur Gaserzeugung und zum Hochlassen und Einholen des Ballons mitführen zu müssen, ließ mit Recht das Vertrauen nicht aufkommen, daß die Ballontrains den Bewegungen der Feldtruppe folgen und zur rechten Zeit und mit genügender Verwendungsbereitschaft den Ort erreichen könnten, wo man ihrer bedurfte. Und selbst wenn dies gelang, so erforderte die nun noch nothwendige Gaserzeugung, auch wenn das hierfür erforderliche Wasser und Brennmaterial ohne besondere Schwierigkeiten beigebracht werden konnte, so viel Zeit, daß an einen Aufstieg des Ballons vor mehreren Stunden nicht gedacht werden konnte, und damit war meist die Zeit, während welcher die Erkundung der Verhältnisse beim Feind für die Truppenführung von besonderem Werth ist, verflossen. Versagte zudem bei der Gaserzeugung oder beim Hochlassen des Ballons eine der komplizirten Maschinen, dann war gewöhnlich an eine Thätigkeit der Luftschifferabtheilung während des betreffenden Tages überhaupt nicht mehr zu denken. Diese mit der Nothwendigkeit der Gaserzeugung am Bedarfsorte — also im freien Felde — zusammenhängenden Verhältnisse beraubten die Luftschifferabtheilungen der nothwendigsten, für eine Feldtrupp- unerläßlichen Eigenschaften einer genügenden Beweglichkeit und einer unter allen Verhältnissen gesicherten raschen Verwendbarkeit.

In diesen Zustand, mit welchem — wie Eingangs angedeutet — bis vor wenigen Jahren gerechnet werden mußte, trug die Einführung des komprimirten Gases für die Luftschifferabtheilungen bezw. der Eintritt der Möglichkeit, komprimirtes Gas verwendungsbereit mitführen zu können, vollkommenen Wandel. Es entfielen damit die Nothwendigkeit der Mitführung jener schweren Maschinen, die Abhängigkeit von ihrem sicheren Funktioniren, die geringe Beweglichkeit der Luftschiffertrains und der Zeitbedarf für die Gaserzeugung, — mit einem Worte, alle jene Hindernisse, welche die Verwendbarkeit der Luftschifferabtheilungen im bewegungskriege bisher in Frage gestellt hatten. Durch die nunmehr ermöglichte Mitführung leichter Stahlbehälter für komprimirtes Gas, welche wie die übrigen Ballonbestandtheile auf Fahrzeugen von der Beweglichkeit eines Feldgeschützes befördert werden können, sind die Fesselballons zu dem geworden, wonach die Truppenführung im Feldkriege verlangt, — zu einfachen, jederzeit verfügbaren und verläßigen Hilfsmitteln für den Erkundungsdienst. Die Luftschiffertrains können nunmehr in beschleunigter Gangart in kürzester Zeit an die vom Truppenführer bestimmte Stelle gelangen und sind durch ihre nunmehrige Ausstattung mit den erforderlichen, in verwendungsbereitem Zustande befindlichen Hilfsmitteln in der Lage, den Aufstieg des Ballons binnen höchstens einer halben Stunde nach dem Auffahren der Abtheilung zu verbürgen. Kurze Zeit darauf wird der Gefechtsleitende meist ein vollständigeres, umfassenderes, zutreffenderes und zeitlich näher gerücktes Bild nicht allein von der Lage beim Feinde, sondern auch bei allenfallsigen Nachbarkolonnen haben, als dies die aufopferndste und verständnißvollste Erkundungsthätigkeit einer — wenn auch noch so zahlreichen — Kavallerie zu liefern vermöchte. Die Abhängigkeit des Ballons von den Witterungsverhältnissen, d. h. vor allem vom Winde, kann freilich auch durch diese neue Einrichtung nicht aus der Welt geschafft werden. Aber auch zur Verminderung dieser hat die Mitführung komprimirten Gases beigetragen, indem den mit dem neuen Geräthe bedienten Ballons in Folge ihrer Größe und ihres besseren Füllgases (Wasserstoff) ein bedeutend stärkerer Auftrieb innewohnt, als dies bei den Ballons der früheren Luftschiffertrains der Fall war.

Die heutigen Luftschiffertrains verdanken also den gewaltigen Fortschritt, welchen sie bezüglich ihrer Verwendbarkeit im Feldkriege gemacht haben, vorzugsweise der Thatsache, daß es der Technik gelungen ist, verhältnißmäßig leichte Stahlbehälter — Gasflaschen — herzustellen, in welchen das Wasserstoffgas unter sehr hohem Drucke komprimirt und transportirt werden kann. Das Verdienst dieser in das Jahr 1885 fallenden, für die Brauchbarkeit des Fesselballons im Bewegungskriege geradezu bahnbrechenden Erfindung gebührt England, das diese nahtlosen Stahlbehälter zuerst in einer Staatsfabrik herstellte, ihre Fabrikationsweise jedoch als Staatsgeheimniß behandeln wollte. Der Firma Taunton-Lane und Comp. in Birmingham gelang es jedoch, im Jahre 1886 ein Verfahren für die Herstellung der gleichen Behälter zu erfinden und sich patentiren zu lassen. Ihre Brauchbarkeit erwiesen diese nahtlosen Stahlbehälter, speziell für militärische Luftschifferzwecke, durch ihre Verwendung bei einem nach Aegypten entsendeten englischen Luftballontrain, ferner in den Feldzügen im Sudan und Betschuanaland, sowie bei der italienischen Expedition in Massaua. Damit war außer Zweifel gestellt, daß man das Gas in der Heimath herstellen, in diesen Behältern unter einem bis dahin nicht gebräuchlichen Drucke verdichten, in diesem Zustande monatelang aufbewahren, transportiren und dasselbe schließlich in sehr einfacher Weise zur Füllung von Luftballons verwenden kann.

Indessen war es weniger dieser Beweis als das Bedürfniß der Kohlensäure-Industrie, die bisher verwendeten geschweißten Eisen- oder Stahlblechflaschen mit den leichteren, widerstandsfähigeren nahtlosen Stahlgasbehältern zu vertauschen, welches alsbald auch die deutsche Industrie für die Fabrikation dieser Gasflaschen interessirte, — und zwar mit bestem Erfolge. Von mehreren Firmen, denen die Herstellung der nahtlosen Stahlbehälter gelang, verdient besonders die rheinische Metallwaaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf Erwähnung, welche auch den Haupttheil der für die Luftschifferabtheilungen der deutschen Armee bisher beschafften Stahlflaschen lieferte. Ebenso ist es der deutschen Industrie gelungen, den wichtigsten Bestandtheil der Gasbehätter, die aus absolut porenfreiem und womöglich verdichtetem Bronzeguß zu verfertigenden Ventile in völlig einwandsfreier Beschaffenheit herzustellen. Das Mutterland der nahtlosen Stahlbehälter — England — genießt allerdings auch heute noch den Vortheil umfangreicher Gasflaschenlieferungen für die anderen europäischen Armeen, nachdem diese fast ausnahmslos die Anwendung des komprimirten Gases für ihre Luftschifferformationen in Aussicht genommen haben.

Die bisherigen, wenn auch umfangreichen Beschaffungen von Gasflaschen für das militärische Luftschifferwesen Deutschlands haben angeblich nur Erprobungszwecken gedient. Nachdem diese Versuchsperiode mit einem — wie aus Vorstehendem zu ersehen — außerordentlich befriedigenden Er-

gebniß abgeschlossen hat, ist jedoch die Ergänzung des neuen Geräthes für die Luftschifferabtheilungen auf den vollen Kriegsbedarf beabsichtigt und wird es nach den zuversichtlichen Aeußerungen unterrichteter Kreise ermöglichen, daß sich auch unsere jüngste technische Truppe mit voller und zweifelloser Leistungsfähigkeit dem Rahmen der Armee als ebenbürtiges Glied einfügt.

Peregrinus.

---

## Theater.

Deutsches Theater: „Geographie und Liebe". Lustspiel in 3 Aufzügen von Björnstjerne Björnson).

Die ernsthafte Berliner Kritik hat Zeit genug gehabt, ihre Stellung zu Björnstjerne Björnson zu ändern. Er ist kein Vielschreiber; Jahre sind darüber vergangen, seitdem anläßlich der Aufführung seines „Handschuh" zum letzten Male gründlich mit ihm aufgeräumt wurde. Damals stand die litterarische Bewegung Berlins fast ausschließlich unter dem Bann Ibsen's; Björnson wurde im Eifer des Gefechts zum alten Eisen geworfen.

Die letzten Jahre haben eine heilsame Reaktion gebracht. Die Geistesarmuth und Kraftlosigkeit namentlich der jungen Streber, welche auf dem Wege der Schule vorwärts kommen wollten, ließ schließlich die Scolarchen selbst bedächtig ihre Köpfe schütteln und Sehnsucht empfinden nach ganzen Persönlichkeiten, die Kraft und Geist bewiesen, wenn auch hinter der Schule. So kam in der Litteraturbewegung, die, wie jeder Bergweg im Zickzack empor führt, Björnson wieder zu Ehren, und für sein Lustspiel „Geographie und Liebe" wurden ihm die artigsten Dinge gesagt.

Gewiß mit Recht. Björnson ist und bleibt einer unserer bedeutendsten Dichter, so lange man den Begriff der Dichtung nicht auf den Kopf stellen, nicht auf Verstandesthätigkeit basiren will. Aber der Anlaß schien mir nicht wohl geeignet zu kritischer Freude. In technischer Beziehung ist das Lustspiel schlecht, unter der Kritik, freilich nur, weil es seinem ganzen Wesen nach über der Kritik steht. Es ist offenbar nicht für die Oeffentlichkeit konzipirt, also auch nicht für die Oeffentlichkeit in die Welt gesetzt.

Würde man es nicht von den Kundigen hören, man müßte es aus dem übermüthigen Aufbau ersehen, daß Geographie und Liebe ein fröhlicher Familienscherz ist, ein Akt überlegener Selbstpersiflage und häuslicher Abrechnung, wie ihn sonst die Dilettanten gern treiben, und dann als ihr Bestes, wie ihn echte Dichter mitunter lieben, nicht immer als ihr Schlechtestes. Der Gattung nach gehört Björnson's Lustspiel dahin, wo Schiller's werthlose Posse „Ich habe mich rasiren lassen", oder Strindberg's abscheuliche Wäsche, die er seine Beichte nennt, liegen und ruhen mögen. Nur daß Björnson tiefer gegriffen und wenigstens mit der Hauptfigur einen Typus geschaffen hat. Der geistige Arbeiter, der durch seine Werke berühmte Mann, der Sokrates, der trotz aller Vorzüge des Geistes und des Herzens seine Frau zur Xanthippe macht und seine ganze Umgebung quält, das ist der Professor Tygesen. Das Problem ist gleich von Anfang nicht tragisch gefaßt, Björnson hatte wohl Mitleid mit sich selbst und wollte lustig bleiben, sich und seines Gleichen nur ein wenig verspotten, nicht sich verurtheilen; auf dieser mittleren Höhe ist die Figur hübsch und rund ausgestaltet.

Björnson ist ein zu bedeutender Mensch, um die Tragik nicht zu sehen, die sein Stoff birgt; er deutet im ersten Akt diese Folgen genügend an. Die Frau des Professors fängt eine Flirtation mit einem lustigen Maler an, und das Backfischchen von Tochter droht zu verkommen, weil der entfremdete Vater keine Zeit für sie, und die geliebte Mutter nur Zeit für den Vater hat. Das Haus wird von den Landkarten des Professors förmlich überwuchert, so daß den Hausgenossen keine Luft zum athmen bleibt. Der ernste Björnson, der Dichter sowohl wie der Politiker, hätte aus diesen Voraussetzungen ein furchtbares Drama entwickeln können, das dem Publikum freilich kaum gefallen hätte. Natürlich hätte sich der Stoff auch zu einer Posse vergeistigen lassen, und nur Pedanterie könnte es dem Dichter übel nehmen, wenn er die gegebenen lächerlichen Seiten des schweren Problems in einem besonderen Spiegel aufgefangen hätte. Und am Ende wäre vielleicht der Durchdringung von Scherz und Ernst die beste Lösung der Aufgabe geworden, aber auch die schwierigste. Daß nun Björnson — offenbar in übermüthigem Kraftbewußtsein und nicht aus Schwäche — Scherz und Ernst sich nicht organisch durchdringen ließ, daß er sie sorglos durcheinander warf und mit noch größerer Sorglosigkeit die Handlung wie eine Improvisation weiterführte, das erst stellt sein Lustspiel außerhalb der Kritik.

Die Handlung besteht darin, daß die Frau dem Manne im ersten Akte davonläuft, daß er im zweiten Akte ein vollständiger Narr wird, bei dem es nicht einmal die Dienstmagd mehr aushalten kann, und vor dem sein Kind sich zu fürchten beginnt, und daß zum Schluß des dritten Aktes alle gebessert zu dem Gebesserten zurückkehren. Auftreten und Abgehen der Personen ist unmotivirt, sie verschwinden aus ganzen Akten und nicht einmal der Gegensatz, der im Titel angedeutet wird, kommt klar heraus. Die Liebe soll sich doch wohl auf die Frau beziehen. Dann wird wieder einmal das Kind, das seine Phantasie völlig der Liebe gefangen gibt, wie der Vater die seine der Wissenschaft, in den Vordergrund gestellt. Björnson weiß das Alles aber gewiß besser als wir, und wir haben nur darüber zu entscheiden, ob wir die eigensinnige Arbeit auf der Bühne mögen oder nicht. Auf alle Fälle bleiben der Professor und sein Kind dichterisch geschaute Gestalten.

Im Deutschen Theater wurde das Lustspiel als Posse aufgeführt und gefiel sehr gut. Dem skeptischen Beobachter konnte nicht entgehen, daß die possenhaften Zuthaten der Schauspieler wesentlich den Erfolg machten. Immerhin hat die Direktion L'Arronge, welche das Deutsche Theater durch mehr als zehn Jahre zum wichtigsten von Berlin machte, und die darum trotz alledem einen ehrenvollen Platz in der Berliner Theatergeschichte einnehmen wird, mit der Einstudirung von Geographie und Liebe, würdig abgeschlossen und ist auch damit nicht aus der Uebung gefallen, daß es auch dieses Mal die starke Wirkung nicht mit dem Dichter, sondern gegen den Dichter durchsetzte. Nur zu häufig haben wir anstatt der Originalschöpfungen — man gestatte mir einmal den naheliegenden Kalauer — nur Arrongements der Dichter zu sehen bekommen.

In dieser Hinsicht wird die neue Direktion mit den sogenannten Traditionen des Hauses rücksichtslos brechen müssen. Leider hat sich in den Jahren des litterarischen Kampfes die Erscheinung häufig wiederholt, daß die bewußten Förderer des Neuen und Guten solche Erfolge dankbar mit in den Kauf nahmen, und die Theaterleute für ihre böse Arbeit noch belobten. Auch das beste Publikum der Freien Bühne war von diesem Jesuitismus, der den Zweck die Mittel heiligen läßt, nicht immer frei zu sprechen. Ich meine aber, daß — soweit die Kluft zwischen einem Björnson und einem Moser auch ist — ein echter Moser immer noch erfreulicher sein dürfte als ein vermoserter Björnson.

Fritz Mauthner.

# Zeitschriften.

## Eine neue Industrie.

(„L'Économiste français".)

Vor einiger Zeit veröffentlichten wir an dieser Stelle Mittheilungen über den starken Import von Früchten aus den Antillen in die Vereinigten Staaten. Das oben genannte französische Journal ergänzt diese Angaben durch Zahlen, welche sich auf den Import von Früchten nach Europa beziehen, und welche zeigen, welch' riesige neue Industrie in diesem Geschäftszweig sich zu entwickeln beginnt — vor Allem in Frankreich.

Es ist noch nicht lange her, daß der Handel mit frischen Früchten selbst in Frankreich ohne große Bedeutung war. Das ist jetzt völlig anders geworden. Frankreich exportirte im Jahre 1892 für über 31 Millionen Francs Früchte und im Jahre 1893 sogar fast für 45 Millionen Francs; und es hatte in den entsprechenden Jahren eine Einfuhr von rund 39, resp. rund 48 Millionen. Dieser Handel von riesiger Bedeutung ist nur möglich, weil sowohl die Obstbaumzucht, wie auch die Kunst, Obst zu erhalten, außerordentliche Fortschritte gemacht hat. So kommt es denn, daß man in den Pariser Markthallen die feinsten Fruchtsorten aus Fontainebleau im Februar genau so goldig schön und frisch wie im September kaufen kann und zwar zu dem äußerst mäßigen Preise von 70 und 80 Centimes das Pfund. Allein hierbei ist der Fortschritt nicht stehen geblieben; seit einiger Zeit erblickt man auch in den Pariser Schaufenstern Aprikosen, Pfirsiche von prächtigstem Aussehen mitten im Winter und in großer Zahl. Woher kommen sie? Vom Kap und aus Neu-Seeland. Zunächst sind sie nach England gebracht worden auf Schiffen, die ursprünglich für den Transport frischen Fleisches aus Argentinien bestimmt waren; sie werden in den Kälteräumen dieser Schiffe untergebracht und überstehen die große Reise ohne Schaden. Es sind das die ersten Versuche, beim weiten Transport von Früchten niedere Temperaturen zur Anwendung zu bringen; die ersten Versuche wenigstens, die geglückt sind, während bisher auf verwandte Prinzipien aufgebaute Unternehmungen sich nicht bewährt haben.

Es begreift sich unter diesen Umständen, daß man in England sogleich daran gegangen ist, aus diesen Versuchen einen bleibenden, regelmäßigen Transportdienst zu entwickeln, und der wird gerade Europa zu einer Zeit reichlich mit Früchten versorgen können, da dieselben bei uns bisher am allerspärlichsten waren. Das Kap der guten Hoffnung hat für das Aufziehen der Früchte etwa ein ebenso günstiges Klima wie die Mittelmeerländer Europas, aber mit dem Unterschiede, daß die Ernte am Kap bis gegen Ende des Jahres für Aprikosen stattfindet; es kämen also die Sendungen von dort in Europa noch lange vor der Zeit an, da die ersten frischen Früchte wieder bei uns zu haben sind. Im Januar folgt dann am Kap die Ernte für Erdbeeren, Trauben, Birnen und Aepfel, im Februar die der Pfirsiche, endlich die der Orangen im Hochsommer, wenn es bei uns längst keine mehr gibt.

Zum Transport dieser Früchte sind in England bereits zwei Schnelldampfer, der „Scot" und der „Dunottar-Castle" erbaut worden, die in 18 Tagen den Weg vom Kap nach Plymouth zurücklegen. Aber auch die Castle Line und die Union Line haben ihre Schiffe mit Gefrierräumen ausgestattet, die bis 50 Tonnen Früchte zu fassen vermögen, und gleichfalls in Capetown selbst hat man zur Aufbewahrung Gefrierräume eingerichtet; freilich ist die Schiffsfracht noch ziemlich hoch, sie beträgt zwischen 100 und 125 Francs die Tonne im Gefrierraum, während die Waare am Platze die Tonne nur zwischen 50 bis 62 Francs beträgt. Natürlich beginnen auch andere Länder sich langsam an dem Import von Früchten nach Europa zu betheiligen, so Kanada vor Allem, das durch die allersorgfältigste Verpackung seine Früchte zu erhalten sucht und schon über 5000 Tonnen Aepfel auf die englischen Märkte bringt; allein diese Sorten sind nicht so vortrefflich, wie beispielsweise die französischen Sorten.

Georges Michel, der Verfasser des Artikels, wirft die Frage auf, ob das, was für die Früchte möglich ist, sich nicht auch für Gemüse wird erreichen lassen? Und er zweifelt nicht daran. Im Süden der Vereinigten Staaten gibt es bereits die sogenannte Truc farming, die sich ausschließlich mit der Aufzucht von Gemüsen beschäftigt und diese Gemüse dann auf die nördlichen Märkte der Vereinigten Staaten liefert. Zu einer Zeit, wo es dort frische Gemüse nicht gibt, erhält man aus dem Süden alle die gewohnten Sorten. Gewiß wird man schließlich auch dazu übergehen, solche Sendungen nach Europa zu schicken; freilich ist das Gemüse noch zarter als Früchte. Und die Lieferung des Gemüses müßte ganz besonders billig sein. Denn während die Früchte, die zu einem billigen Preise auf den Markt gebracht werden können, sich noch ein riesiges Absatzgebiet erobern können, in Jahreszeiten, wo sie bei uns völlig fehlen, haben wir einige Gemüse wenigstens das ganze Jahr hindurch zu niederen Preisen. Hier scheint also für den Gemüseimport eine Schranke gezogen zu sein, während der Handel mit Früchten einer außerordentlichen Ausdehnung bei dem vervollkommneten Schiffstransport noch fähig erscheint.

P. N.

---

**Eduard Meyer: Geschichte des Alterthums.** Zweiter Band. Geschichte des Abendlandes bis auf die Perserkriege. Stuttgart. 1893. 880 S. in 8°.

Nicht um eine wissenschaftliche Würdigung dieses bedeutenden Werkes kann es sich hier handeln. Aber ich glaube doch, daß manche Leser der „Nation" dafür dankbar sein werden, wenn sie auf dasselbe hingewiesen werden und erfahren, wodurch sich dasselbe von seinen Vorgängern unterscheidet.

Nachdem Eduard Meyer, Professor der alten Geschichte an der Universität Halle, in dem ersten Bande seiner „Geschichte des Alterthums", die ihrer ganzen äußeren Anlage nach als ein Handbuch zur Geschichte des Orients anzusehen ist, diese von Egypten anhebend, durch Mesopotamien, Syrien und Vorderasien verfolgt hat, so daß nur die Geschichte Indiens und der östlichen Großstaaten Asiens von ihr ausgeschlossen bleibt, hat er nach einer zehnjährigen Pause uns mit dem zweiten Theil dieser Geschichte beschenkt, deren Schauplatz wesentlich in Europa liegt. Durch zweierlei zeichnet sich diese Geschichte und Darstellung vor ihren Vorgängerinnen aus. Während diese für den Orient sämmtlich fast gänzlich auf der Grundlage sekundärer Quellen beruhten — und hiervon sind die Werke von M. Duncker und L. von Ranke nicht auszunehmen — so ist Ed. Meyer für seine Darstellung auf die ersten Quellen zurückgegangen. Das konnte er natürlich nur deshalb, weil er in einer für einen Historiker ganz seltenen Weise auch Sprachkundiger ist, und nicht nur die semitischen Sprachen, sondern auch die egyptische mit ihrer Hieroglyphenschrift beherrscht. Er konnte daher auch die Ergebnisse der historischen Forschung der Egyptologen so gut wie die der Assyriologen selbständig nachprüfen und dadurch manche Zweifel beseitigen, welche von einzelnen Historikern gegen die Aufstellungen namentlich der Assyriologen erhoben worden sind. Diese selbständige Benutzung der Originalquellen der orientalischen Geschichte führte dann einen anderen Vortheil für seine Arbeit herbei, der für die geschichtliche Erkenntniß fast von noch größerer Bedeutung war. Er konnte die Geschichte des Orients, die bisher fast nur in einzelnen Theilarbeiten nach den auftretenden Völkern und Nationen bearbeitet war, besser in ihren Zusammenhängen, in ihrer historischen Verflechtung, um mich eines Lieblingsausdruckes von L. von Ranke zu bedienen, oder, wenn man lieber will, in ihrer Einheit zur Darstellung bringen. Der Charakter einer Universalgeschichte des Orients ist in dem Buche Ed. Meyer's daher weit besser gewahrt als in den früheren Darstellungen, die sehr wenig synchronistisch angelegt, also mehr die Entwicklung der einzelnen Staaten und Völker als die des gesammten Alterthums in seinen politischen und kulturellen Gesammtbeziehungen erkennen ließen. Welche Früchte diese Art der Behandlung gebracht hat, ergibt sich namentlich aus der Geschichte des Volkes Israel, die bisher wohl noch niemals so in ihren Zusammenhängen mit den Geschicken der es umgebenden Großmächte dargestellt und uns bei all ihrer Eigenart so verständlich gemacht worden ist.

Diesen Vorzug der Behandlung theilt der zweite Band des Werkes vollkommen mit dem ersten. Denn wir erhalten in ihm nicht nur eine Geschichte Griechenlands bis auf die Perserkriege, die allerdings in ihm den Löwenantheil für sich in Anspruch nimmt, sondern auch eine Geschichte Italiens und der Länder um das Westbecken des Mittelmeers in ihrem allmählichen Auftauchen aus der geschichtslosen Vorzeit. Begreiflich wird es aber für Jeden, der eine Ahnung von der reichen sekundären Litteratur für die griechische Geschichte hat, sein, daß in diesem zweiten Bande viel mehr

Litteratur herbeigezogen ist als in dem ersten. Die wissenschaftlichen Controversen, die mit dem Aufgebote aller Gelehrsamkeit und des Scharfsinns hier nicht erst seit gestern, sondern schon im Alterthume selbst geführt worden sind, sind ja geradezu zahllos und konnten nicht kurzer Hand bei Seite gelassen werden. Wird doch gerade durch ihr Studium und die Prüfung der schon im Alterthum aufgestellten historischen Theorien uns erst ein richtiger Einblick in den Werth und Unwerth von Quellen eröffnet, die bisher die Geschichtsschreibung bis auf die Gegenwart fast ohne Unterschied beherrscht haben.

Daß Ed. Meyer eine solche Kritik der Quellen mit besserem Erfolge und sicheren Resultaten vornehmen konnte, als dieses seinen Vorgängern noch vor einem Vierteljahrhundert nur annähernd möglich war, das verdankt er vorzugsweise den großartigen Entdeckungen auf dem archäologischen Gebiete, wie sie die Ausgrabungen namentlich Schliemann's ans Tageslicht gefördert haben, und der Auffindung und Veröffentlichung unzähliger griechischer und anderer Inschriften, durch die nicht nur unsere Kenntniß der griechischen Dialekte, also auch der griechischen Stämme sondern auch die der alten Gesetze u. s. w. unendlich bereichert worden ist. Mit kühner und fester Hand hat Meyer in den Wirrwarr von Hypothesen und Streitigkeiten, wie sie namentlich die wunderbaren Entdeckungen Schliemann's hervorrufen mußten, eingegriffen und aus ihnen gesicherte Resultate hervorgeholt. Seine genauen und umfassenden Kenntnisse der orientalischen Geschichte und Kultur befähigen ihn ganz besonders zu einer sicheren Scheidung der aus ihr der hellenischen Welt zugekommenen Bildungselemente von den ihr eigenthümlich angehörenden. Wenn ich hier nur die Ueberschriften der drei Bücher, in welche Ed. Meyer den zweiten Band seiner Weltgeschichte getheilt hat, hersetze, so wird Jeder, der sich bisher nur ein wenig mit griechischer Geschichte beschäftigt hat — und welcher Gebildete hat das nicht gethan? — klar erkennen, wie sich diese neue Darstellung von den bisherigen unterscheidet. Der Inhalt des ersten Buches S. 83—249 handelt von „Griechenland unter dem Einflusse des Orients“. Das zweite trägt die Ueberschrift: „Das griechische Mittelalter“, das dritte: „Der Ausgang des Mittelalters. Begründung der karthagischen und persischen Macht“. Den ersten großartigen Konflikt des Orients und Occidents, die ewige orientalische Frage, wie Freeman sagt, sehen wir in den letzten Kapiteln des Buches vor uns deutlichst in ihrer ganzen Größe entstehen. Die Austragung dieses Streites wird den ersten Gegenstand der weiteren Erzählung Meyer's bilden, die hoffentlich nicht so lange auf sich warten läßt als dieser zweite Band. Ist die Darstellung in ihm in Folge des ungeheuren Stoffes, den der Verfasser zu bewältigen hatte, da dem Leser von dem reichen Leben der Jugendzeit des hellenischen Volkes, weder in seiner bildenden Kunst und Litteratur, in Religion und Philosophie, nichts fremd bleiben sollte, eine knappe und gedrängte, so hoffen wir, daß er in dem dritten Bande seiner Erzählerkunst mehr die Zügel schießen lassen und uns ein auch farbensatteres Gemälde der unvergleichlichen Blüthezeit des griechischen Lebens bieten wird.

* * *

---

**Letteratura Italiana** von C. Fenini. (Quarta edizione Ulrico Hoepli, Milano).

Ein Buch, das auf 202 Seiten und für 1 Franc 50 Centimes die Litteratur eines reichbegabten Volkes enthalten will, konnte, wie man leicht zu folgern geneigt ist, nur unübersichtlich gedrängt, oder oberflächlich und flüchtig abgefaßt sein. Freilich, man ist heutzutage verwöhnt, man möchte sich schnell orientiren, aus geistreichen Essay's erfahren, was man früher durch dicke Bände verarbeiten mußte. Hier bei diesem Buche wachsen Freude und Erstaunen von Abschnitt zu Abschnitt. Der Verfasser ist bei Taine in die Schule gegangen, und er gibt nicht analytisch brockenweise Dichter nach Dichter, schön biographisch und mit Aufzählung seiner Werke, sondern in prächtiger Synthese ein Gesammtbild der Zeit und Alles dessen, was aus ihr sich hervorrang. Natürlich setzt er bei dem Leser des Buches eine gewisse Kenntniß der italienischen Litteratur und ihrer Hauptwerke voraus, aber selbst der wenig Eingeweihte wird Freude haben an der knappen, überaus charakteristischen Darstellung. Wie viele Italienfahrer haben kaum eine Ahnung von der geistig-ästhetischen, litterarischen Arbeit vergangener und gegenwärtiger Zeiten! Ihnen wird dies Büchlein über Vieles die Augen öffnen und sie werden ihre Freude haben an den scharfsinnigen Vergleichen zwischen Alfieri, dem Tyrannenmörder auf der Scene, und seinem Zeitgenossen Parini, dem geistreichen Spötter, der den Adel verhöhnt, weil er ihn bessern will, zwischen Metastasio, dem Hofdichter im spanischen Neapel, und Goldoni, dem Sohn der einst mächtigen Republik Venedig, der das bürgerliche Lustspiel schuf. Warum Ariost in dem Ränke- und Zwist-erfüllten Leben an den kleinen Höfen nichts Anderes schreiben konnte, als sein glänzendes, sinnberückendes Epos, weil „Italien nicht mehr wußte, was es wollte, weil die Familie verhöhnt, die Tugend verlacht, die Kirche heidnisch wurde“, warum die Divina Commedia damals unmöglich gewesen wäre, das ist lehrreich und fesselnd in dem kleinen Büchlein nachzulesen. Ebenso richtig und klar ist die Entstehung von Tasso's Befreitem Jerusalem motivirt: die schöne, leichtfertige Renaissance war vorüber, die Gegenreformation, die Jesuiten fesselten die Geister schon auf der Schulbank, und doch kam die Schwärmerei für die Kirche nicht aus dem Herzen, sie erwärmte nicht. — Leider sind die Neuen, ist vor Allem Giusti in wenig Worten abgefertigt, und es schließt überhaupt die eingehendere Behandlung mit dem Jahre 1848. Schade! Die Zeit liegt doch für uns schon weit genug zurück, um sie den früheren gleich anzuschauen. Eine Fortsetzung des Buches findet gewiß geneigte Leser.

B. J.

---

**Ueber Lesen und Bildung.** Von Anton E. Schönbach. Vierte stark erweiterte und vermehrte Auflage. 5. und 6. Tausend. Graz, Leuschner & Lubensky, 1891.

Erfolg verpflichtet; seit dem Erscheinen der ersten, in der „Nation“ angezeigten Auflage der wohlüberlegten Schrift Schönbach's hat der Verfasser, einer der namhaftesten Kenner des deutschen Alterthums, rastlos seine Büchereisen auch im Neuland fortgesetzt. Wohlbewandert in englischen und amerikanischen modernsten Zuständen, hat sich Schönbach die Mühe nicht verdrießen lassen, unseren Jungen und Jüngsten nachzugehen. Das Ergebniß seiner Forschungen liegt in einer Reihe von Zugaben vor: drei Essays über die neue deutsche Dichtung, den Realismus, und Henrik Ibsen, die ich, wie schon jüngst in der Beilage zur „Allg. Ztg.“, mit vollem Bedacht als die beste Charakteristik unserer neueren Litteraturbewegung bezeichnen möchte. Im Einzelnen nicht durchweg gleicher Meinung mit Schönbach, kann ich im Ganzen und Großen nur voller Genugthuung darüber Ausdruck geben, daß ein anerkannter Geschichtschreiber der alt- und mittelhochdeutschen Litteratur die Geduld und Unbefangenheit hat, Kritik der Lebendigen zu pflegen, wie sie gepflegt werden soll: Zeuge dessen das schlichte und bezeichnende Bekenntniß im Vorwort: „Jedenfalls habe ich mich ehrlich bemüht, gerecht zu sein und ich bitte das zu glauben, auch wenn einzelne meiner Ansichten in zu herbe Worte gefaßt scheinen sollten. Manche Umstände haben mein Bestreben unterstützt, Niemand zu Liebe und Niemand zu Leide zu schreiben. Ich gehöre keiner wie immer benannten litterarischen Verbindung an. Ich wohne in einer Stadt, die von allem Weltverkehr abliegt (Graz) und lebe seit Langem das Leben eines einsamen Menschen. Gewiß fehlt mir dadurch Vieles: ich entbehre wahrscheinlich das rechte Feingefühl für die kleinen Regungen, welche die Oberfläche des modernen Geisteslebens kräuseln; manche Verknüpfung litterarischer Erscheinungen kann ich nicht sehen, weil ich nicht mitten in den Dingen stehe. Eins jedoch wahrt mir diese Armuth: die volle Unabhängigkeit des Urtheils und wenngleich auf gar nichts Anderes, auf dies darf ich stolz sein. Eben darum nehme ich mir aber auch nicht heraus, im Namen einer öffentlichen Meinung zu urtheilen, die ich erst fingiren müßte. Wenn ich also fast immer in erster Person spreche, so möge das Niemand für Unbescheidenheit halten: ich will keinen Zweifel darüber lassen, daß hier nur die Stimme eines Einzelnen zu vernehmen ist.“ Selten genug verschaffen sich litterarische Einsiedler dieser Art Gehör: desto erfreulicher, daß Schönbach's „Umschau und Rathschläge“ so rasch ansehnlichen Anhang und Anklang gewonnen haben.

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 31 Berlin, den 5. Mai 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Der erste Mai in seiner Eigenschaft als sozialdemokratischer Feiertag verliert an Zugkraft. Die Mode, in dieser Form zu demonstriren, scheint sich rasch zu überleben, bei uns wie in anderen Ländern. Wenn die großen Zeitungen es nicht noch immer für ihre Pflicht hielten, sich aus den verschiedensten Gegenden telegraphiren zu lassen, daß der gefürchtete 1. Mai ohne Ruhestörungen vorbei gegangen sei, so würde bereits heute kein Hahn mehr nach der Maifeier krähen. Die Idee des achtstündigen Arbeitstages, für welche an jedem 1. Mai demonstrirt werden sollte, macht dagegen ersichtlich Fortschritte. So hat vor wenigen Tagen im englischen Unterhause eine Bill, welche für Bergarbeiter eine tägliche Maximalarbeitszeit von 8 Stunden gesetzlich vorschreibt, die starke Majorität von 87 Stimmen gefunden.

Interessant ist es, daß in der Debatte u. A. ein Großindustrieller, welcher in seinem eigenen Etablissement den achtstündigen Arbeitstag mit Erfolg durchgeführt hat, und der Führer der Bergarbeiter in Durham, Wilson, auf das Lebhafteste gegen die Bill Front machten, weil sie zwar die Herbeiführung der achtstündigen Arbeitszeit für segensreich, die zwangsweise Durchführung des Prinzips im Wege der Gesetzgebung aber für verfehlt halten. — Jedenfalls mehren sich die Fälle, in denen einsichtige Arbeitgeber ohne Gesetzeszwang in eine Verkürzung der täglichen Arbeitszeit willigen und dabei auch wirthschaftlich ein günstiges Resultat erzielen. So berichtet z. B. die Heinrichsthaler Bobbinet- und Spitzenfabrik Arthur Faber in Lettowitz (Mähren) der Brünner Handelskammer, daß in ihrer Weberei bei einer Reduktion der Arbeitszeit von 9½ auf 7½ (nominell 8) Stunden ungefähr genau dasselbe Quantum Garn verarbeitet worden sei (allerdings bei Entlohnung nach dem Stücke); und sie fügt hinzu: „die Qualität der in kürzerer Zeit hergestellten Produkte unterschied sich nicht im mindesten von jener der früheren Periode".

„Eine Reihe vorher wenig beachteter Umstände — so heißt es in dem Bericht weiter — zog nunmehr unser Augenmerk auf sich. Zur Zeit der ‚Arbeitsreduktion' ist eine viel größere Emsigkeit der betreffenden Weber wahrnehmbar. Nicht nur bei Stillständen der Webstühle zeigt sie sich in rascherem Fadenanknüpfen, sondern auch beim Gange der Stühle in erhöhter Aufmerksamkeit, wodurch längere Stillstände vermieden werden. Die Weber verlassen während der ‚Arbeitsreduktion' die Stühle überdies äußerst selten; nie sieht man sie dann plaudern oder auf Gängen herumstehen. Die Schicht wird bis zur letzten Minute ausgenützt, der Nachmann kommt schon früher, um sich zur Arbeit vorzubereiten. . . . Die kürzere Arbeitszeit zwingt den Arbeiter, seine Kräfte mehr zusammenzunehmen; sie allein ermöglicht ihm aber auch dies zu thun. Im Vergleiche zu den deutschen und italienischen Arbeitern zum Beispiel, wie wir sie in unseren beiden ausländischen Fabriken beschäftigen, haben unsere österreichischen Arbeiter eine zartere Konstitution und dieser entsprechend, zeigt sich bei ihnen größere manuelle Geschicklichkeit und raschere, intellektuelle Auffassung. Aber auch leichter tritt Ermüdung des Körpers und der Aufmerksamkeit ein und macht sich im Tändeln bei der Arbeit geltend. Es will uns daher scheinen, als ob eine kürzere Arbeitszeit den Vorzügen und Schwächen gerade unserer Arbeiterbevölkerung besser gerecht würde."

Die genannte Fabrik reduzirte in Folge dieser Erfahrungen einstweilen probeweise die Arbeitszeit sämmtlicher Weber auf die sonst nur in der Saison morte gebräuchliche Stundenzahl, was für die Fabrik selbst zugleich eine nicht unbedeutende Ersparniß der Betriebskosten bedeutete.

Auch von Rossitz (Mähren) wird berichtet, daß die Leistungsfähigkeit der Bergarbeiter in den dortigen Kohlengruben in den letzten 5 Jahren bei um 15 Prozent reduzirter Arbeitszeit um 8½ bezw. 1½ Prozent gestiegen sei.

Alle diese Erfahrungen erweisen zugleich, wie wenig man hoffen darf, durch eine schablonenmäßige gesetzgeberische Regelung diesem Problem gerecht zu werden.

Der Landrath von Rauchhaupt, welcher bis ganz vor Kurzem mit der Führung der Konservativen im preußischen Abgeordnetenhause betraut war, ist gestorben. Er war nicht ohne taktisches Geschick und trotz seiner Stellung als Regierungsbeamter immer bereit, auch gegen die Regierung zu frondiren, wenn ihm dieselbe nicht junkerlich genug zu sein schien. Der Typus des politisirenden Landraths trat in ihm charakteristisch zu Tage. Es ist das eine Beamtenkategorie, die in anderen Ländern so gut wie unbekannt ist. Einem abhängigen Beamten, der sich in Frankreich, England oder den Vereinigten Staaten herausnehmen wollte, gegen seine vorgesetzte Regierung in der Weise Opposition zu machen, wie das in Preußen heute gang und gäbe ist, würde man in jenen Ländern schön heimleuchten. In dieser Sorte von Freiheit ist Preußen jenen Staaten ganz bedeutend „über". Machen diese braven Landräthe doch heute gar kein Hehl daraus, daß sie den Sturz des Reichskanzlers, der auch preußischer Staatsminister ist, lebhaft herbeisehnen und politisch zu erreichen bemüht sind.

Unseren **Bimetallisten** geht jetzt Alles schief. Nicht nur, daß der auf die europäischen Banken gerichtete Goldstrom immer mächtiger wird, auch die internationalen Vorschläge, welche die Führer der Bimetallisten ersinnen, um den Silberpreis zu heben, erregen den Spott der Welt. Speziell der neueste groteske Vorschlag des Herrn Dr. Arendt, wonach England, Deutschland, Frankreich und die Vereinigten Staaten über die Höhe des Silberpreises „abstimmen" und dann gezwungen sein sollen, für diesen Preis Silber zu nehmen, das sie nicht verwenden können, hat im Auslande einen verdienten Heiterkeitserfolg davongetragen. Die New-yorker „Evening Post" beginnt einen Artikel über Dr. Arendt's „plan for raising the price of silver" mit den Worten: „There is no subject, probably, on which there have been so many aberrations of the human mind as money, but we question, if there has ever been a greater one than Dr. Arendt's plan." —

Auch in Frankreich nehmen die ernsten Leute den Arendt'schen Vorschlag nicht ernst. Wenn aber nicht einmal Frankreich und Amerika schönen Dank sagen, welche vergebene Liebesmüh ist es dann, dies Kind am Leben erhalten zu wollen.

In **Italien** scheinen sich die Aussichten für das Zustandekommen der Crispi-Sonnino'schen Finanzreform zu bessern.

In **Frankreich** ist der Anarchist Henry nach der üblichen theatralischen Gerichtsverhandlung zum Tode verurtheilt und ein neues verschärftes Spionagegesetz in Vorbereitung. Anarchistenschrecken und Spionenfurcht sind verwandte Zeitkrankheiten.

. . .

## „Das Heilmittel ist die Schuldenentlastung."

Herr Professor Sering hat durch seine Studien über nordamerikanische Landwirthschaft und durch einige andere agrarpolitische Untersuchungen sich den Ruf eines besonnenen Forschers erworben. Seine Publikationen enthalten auch ohne Zweifel mancherlei schätzenswerthe Aufklärung. An jede neue Leistung dieses verdienten Gelehrten darf man deshalb den Maßstab einer erwartungsvollen Kritik legen.

Von diesen Erwägungen ausgehend, las ich in diesen Tagen eine Sering'sche Broschüre*), entstanden aus vier Vorlesungen, welche der Verfasser im Februar d. J. auf der Berliner königlichen landwirthschaftlichen Hochschule für praktische Landwirthe gehalten hat. Die Vorlesungen handeln von der Konkurrenz der Getreideproduktionsgebiete in Nordamerika, Rußland, Argentinien und Ostindien.

Die Bedeutung des nordamerikanischen Wettbewerbs für den europäischen und speziell für den deutschen Getreidebau legt Sering ohne irgend eine der landesüblichen Uebertreibungen klar. Bei Schilderung der Konkurrenz von Rußland, Ostindien und Argentinien haben dagegen bimetallistische Vorurtheile einen die Objektivität erheblich störenden Einfluß gewonnen, und hier ist selbst das Thatsachenmaterial nur mit Vorsicht zu acceptiren.*)

Nicht **diese** Schattenseite der Sering'schen Broschüre aber ist es, die uns zu einigen näheren Betrachtungen über jene Vorlesungen veranlaßt, sondern das Heilmittel, das Herr Sering am Schlusse seiner Abhandlung gegen die „Noth der Landwirthschaft" verordnet und die Art, wie er dies thut.

**Dies Heilmittel** — so heißt es nach einer Erörterung der bekannten unerfüllbaren bimetallistischen Wünsche zum Schluß mit gesperrter Schrift — **ist die Schuldenentlastung unter Festsetzung von Verschuldungsgrenzen.**

„Man spreche nicht — fährt dann Herr Sering wörtlich fort — von der Nothwendigkeit eines Rechtsbruchs, welcher sich mit diesem Rettungsmittel nothwendig verknüpfe. Ein schwereres materielles Unrecht als das gegenwärtige Verhältniß zwischen Gläubigern und verschuldeten Landwirthen gibt es nicht. Was hier entscheidet, ist einzig und allein das öffentliche Interesse. Als es die Staatsraison erforderte, hat man sich mit Recht nicht gescheut, die Feudallasten unter einem starken Abstrich von ihrem Werth — bekanntlich in Preußen einem Fünftel, in Oesterreich einem Drittel — zwangsweise abzulösen. Die Hypothekenablösung würde einen Zustand beseitigen, welcher die Bevölkerung wahrlich nicht minder drückt als dereinst die Grundherrlichkeit. Ueberdies ist die Schuldenentlastung sehr wohl möglich in Formen, welche gegen das bestehende formale Recht nicht verstoßen . . . u. s. w."

Dieser Passus läßt sich bei unbefangener Auslegung nur dahin verstehen, daß Herr Professor Sering damit einverstanden ist — eventuell sogar empfiehlt — von Staatswegen einen Strich zum mindesten durch einen Theil der die landwirthschaftlichen Grundeigenthümer drückenden Hypothekenforderungen zu machen. In welchem Umfange dies Heilmittel angewendet werden soll, ist grundsätzlich ohne Bedeutung. Ob die Schuldenentlastung von einer Entschädigung der Verletzten aus Staatsmitteln zu begleiten sei, ist offen gelassen. Der Hinweis auf die alles erlaubende Staatsraison und die früher einmal erfolgten einfachen „Abstriche vom Werth" läßt aber darauf schließen, daß in Herrn Sering's Augen Noth — wenigstens die „Noth der Landwirthschaft" — kein Gebot kennt. Auch die nackte Beraubung der Hypothekengläubiger würde deshalb bei diesem „Heilmittel" mit in den Rahmen der Betrachtung zu ziehen sein.

Zunächst ein paar Worte über die angezogene Analogie der Feudallasten. Der Hinweis auf die Beseitigung der Feudallasten ist merkwürdig ungeschickt. Handelte es sich doch dabei um die Verwandlung von verwickelten, in ihrem rechtlichen Ursprunge zum Theil zweifelhaften, zum Theil unbestimmten Verbindlichkeiten öffentlich rechtlicher Natur in ein einfaches klares Schuldverhältniß. Die Grundherren haben dabei fast durchweg ein recht gutes Geschäft gemacht. Aber davon auch ganz abgesehen, der gesetzgeberische Grund

*) Das Sinken der Getreidepreise und die Konkurrenz des Auslandes. Vier Vorlesungen von Prof. Dr. M. Sering. Verlag von F. Telge in Berlin. 1894.

*) So heißt es z. B. auf Seite 35: „Seit Errichtung der deutschen Kampfzölle ist der russische Roggen nicht unterzubringen gewesen; Deutschland hat 1893 weniger als eine Million Doppelcentner Roggen aus Rußland eingeführt, darunter rund 600 000 Doppelcentner zu dem Zollsatz von 7,50 Mk.; und **es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Zoll auf den russischen Produzenten abgewälzt worden ist und seine ohnehin traurige Lage zum äußersten verschlimmert hat.**" Herrn Sering ist hier das Malheur passirt, die Einfuhr für zollfreie Exportmüllereizwecke mit der Einfuhr in den freien Verkehr zu verwechseln. Die geringste kritische Vorsicht hätte ihn erkennen lassen müssen, daß eine Einfuhr von 600 000 Doppelcentner Roggen in den freien Verkehr bei einem Differentialzoll, der um 40 Mk. per Tonne über dem Vertragszollsatz stand, eine kommerzielle Unmöglichkeit war. Er hätte dann auch die Schlußfolgerung vermieden, daß „**ohne Zweifel dieser Zoll auf den russischen Produzenten abgewälzt worden sei.**" Ein derartiges Versehen läßt auf eine ungenügende Kenntniß von dem, was im Welthandel überhaupt möglich ist, schließen, und das ist gerade bei Untersuchungen, wie die vorliegende, ein bedenklicher Mangel.

der Beseitigung der Feudallasten lag auf personenrechtlichem und auf staatsrechtlichem Gebiete. Bei der von Herrn Sering in Aussicht genommenen Schuldentilgung aber handelt es sich um völlig liquide ausschließlich vermögensrechtliche Verbindlichkeiten, mit deren Sicherheit das gesammte Institut des Privateigenthums steht und fällt. Hier die Staatsraison über Sein oder Nichtsein entscheiden lassen wollen, heißt zugleich alles Privateigenthum von der Staatsraison abhängig machen, heißt die Grenze völlig verwischen, welche die bestehende Wirthschaftsordnung von der sozialdemokratischen Doktrin grundsätzlich scheidet.

Wenn es der Staatsgewalt gestattet wird, einen verschuldeten Grundbesitzer zu autorisiren, statt 10 000 Mark, die ihm ein Gläubiger auf seinen Grundbesitz geliehen hat, nur 9000 oder 5000 oder gar nichts zurückzuzahlen, so muß einer anderen Staatsraison auch erlaubt sein, Jemanden ohne weiteres seines Eigenthums zu entsetzen, um dasselbe unter andere Staatsbürger — bedürftige oder würdigere oder unverschämtere — zu vertheilen. Gegenwärtig ist die Noth der Landwirthschaft die chief attraction der volkswirthschaftlichen Kliniker; morgen kommen vielleicht die städtischen Hauseigenthümer an die Reihe, gerettet zu werden. In Berlin gibt es gegenwärtig Tausende von Hauseigenthümern, die am Rande des Bankerotts sich befinden und deren Noth mit einem Schlage ein Ende hätte, wenn sie durch einen gesetzgeberischen coup de main ihrer Hypothekenschulden für ledig erklärt würden. Was aber Herr Sering vor praktischen Landwirthen für probat erklärt, kann man dies Heilmittel praktischen Hauswirthen verweigern? Welches Schuldverhältniß ist dann aber überhaupt noch vor der wechselvollen Staatsraison sicher? Wenn der Grad der jeweiligen Noth des Schuldners entscheidend sein soll, so müßten doch vor allen die Schuldforderungen kassirt werden, die aus der Lieferung von Nahrungsmitteln an unbeschäftigte Hungrige, aus der Lieferung von Arzneien an bedürftige Kranke erwachsen sind.

Doch genug der wohlfeilen Kasuistik. Es muß ja auch ohne solche jedem einleuchten, daß Herr Sering hier einen Grundsatz proklamirt, der, in die politische Praxis übertragen, die Hauptstützen unseres Rechtsgebäudes ebenso wirksam aushöhlen würde, wie ein Termitenheer die Balken tropischer Wohnhäuser.

Es würde auch kaum gerechtfertigt sein, diesem Rezept zur Abhilfe der Grundbesitzernoth eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, wenn es sich um eine Redefloskel aus dem agitatorischen Vorrath des Bundes der Landwirthe handelte. Wenn aber ein ernster Mann, in einem wissenschaftlichen Vortrage, und obendrein vor praktischen Landwirthen, darauf hinweist, daß der deutschen Landwirthschaft nur durch eine Seisachtheia geholfen werden könne, so zeigt das, was man erst von der agrarpolitischen Demagogie zu erwarten haben würde, wenn dieselbe einmal in den vollen Besitz der Macht gelangen sollte. Wir haben in diesen Blättern bereits zu wiederholten Malen darauf hingewiesen, daß die Phantasie der nothleidenden Agrarier sich immer inniger mit dem Gedanken einer Schuldenentlastung auf Kosten der Hypothekengläubiger oder der allgemeinen Steuerzahler vertraut macht. Die thatsächliche Schuldenentlastung, welche seit 20 Jahren durch den mindestens 20 Prozent betragenden Rückgang des Zinsfußes für ländliche Hypotheken eingetreten ist, genügt den Nothleidenden längst nicht mehr. Sie verlangen eine weitere Schuldenentlastung, einerlei auf wessen Kosten, einerlei wie. Der Staat soll angeblich die heilige Pflicht haben, so ausgezeichnete Staatsbürger, wie es die verschuldeten Gutsbesitzer sind, davor zu bewahren, daß ihnen die Schulden über den Kopf wachsen. Bei einer derartigen geistigen Disposition laden die Vertreter der Wissenschaft keine geringe Verantwortlichkeit auf sich, wenn sie ihrerseits in allgemeinen Ausdrücken solchen uferlosen Bestrebungen den wissenschaftlichen Segen geben.

Es hat zwar gute Wege, bis derartige Projekte praktische Gestalt gewinnen, aber wohl ist es möglich, daß eine fortgesetzte Fütterung des Volksgeistes mit Vorstellungen von der Möglichkeit einer Schuldenentlastung auf Kosten der Gläubiger auf dem Hypothekenmarkte allmählich eine Unsicherheit hervorruft, welche vorsichtige Kapitalisten zu vorzeitigen Kündigungen veranlassen könnte. Von der Erschütterung des Vertrauens in die Rechtssicherheit bis zu einer Panik und von da bis zu einer gefährlichen Krise ist es nicht weit. Niemand hat deshalb eigentlich mehr Grund, als gerade der praktische Landwirth, dies Kokettiren mit einer gewaltsamen Schuldenentlastung zu verwünschen. Es gibt überhaupt keine gefährlichere Illusion, als der Glaube, man könne einem Produktionszweige durch eine mechanische Lastenverschiebung wirksam helfen. Das mag Einzelne vorübergehend über Verlegenheiten hinwegführen, aber die Produktionsbedingungen seines Gewerbes werden dadurch nicht günstiger. Und darauf muß das Ziel gerichtet sein. Die nordamerikanische Landwirthschaft ist unablässig bemüht, produktiver zu arbeiten: durch Verbesserung und Verbilligung der Kommunikationsmittel, durch Erweiterung oder — je nach Umständen — Einschränkung des Betriebs, durch einen Wechsel der Arbeitsmethoden und vor Allem durch Ersparung menschlicher Arbeitskraft. Ein bekannter Sachverständiger, Mr. E. V. Smalley aus St. Paul, hat kürzlich im „Forum“ eine sehr interessante Schilderung davon gegeben, wie unter dem Druck der Preise für landwirthschaftliche Produkte die amerikanische Landwirthschaft es gelernt hat, immer ökonomischer zu arbeiten; und er kommt dabei zu dem interessanten Schluß: „Nach einer sehr mäßigen Schätzung bringt der Farmer unserer Tage mit Hilfe des Maschinenwesens eine produktive Kraft zur Anwendung, die dreimal so groß ist, wie die Produktionskraft eines Vorgängers zu den Zeiten seiner Großeltern.“

Es ist eine harte Lehre, die immer wieder darauf hinweist: Mehr lernen, produktiver arbeiten, sparsam leben! Der Hörer vernimmt es lieber, wenn man ihm statt dessen sagt: Mehr fordern! Aber gerade deshalb erscheint es um so nöthiger, jene harte aber gesunde Lehre immer aufs Neue zu predigen.

Th. Barth.

## Parlamentsbriefe.

### XVII.

Das Gesetz über die Landwirthschaftskammern ist in der zweiten Lesung nicht zu Stande gekommen. Es ist nicht geradezu gescheitert, wie das Kaligesetz, denn es sind verschiedene Paragraphen angenommen worden, so daß eine dritte Lesung vorgenommen werden muß; allein in Beziehung auf einige Paragraphen fand sich keine Fassung, welche die Majorität für sich gewonnen hätte. Was der dritten Lesung zu Grunde gelegt werden kann, ist nur ein kümmerlicher Torso. Immerhin ist ein Zustandekommen des Gesetzes in dritter Lesung nicht unmöglich.

Die Paragraphen, über welche man sich nicht einigen konnte, betrafen das Wahlrecht. Darüber, daß ein Organ gebildet werden soll, welches die Interessen der Landwirthschaft wahrnimmt, war man zwar einig, aber wer berufen sein soll, dieses Organ zu bilden, darüber konnte man sich nicht einigen. Gerade hier ist der Punkt, an welchen sich von Anfang an die Bedenken der freisinnigen Partei geheftet haben. Die Interessen eines Berufsstandes wird immer nur derjenige mit Erfolg vertreten können, der verständige Vorschläge zu machen weiß. Aber darüber, wo diese verständigen Vorschläge zu suchen sind, kann das Wahlrecht nicht entscheiden. Daß Gott demjenigen den Verstand gibt, dem er ein Amt verleiht, behauptet ein Sprichwort, welches vielfach angefochten worden ist. Daß Gott demjenigen, dem er ein Mandat gibt, gleichfalls mit dem erforderlichen Verstande ausrüstet, hat selbst das Sprichwort zu behaupten bisher nicht unternommen, abgesehen davon, daß es sehr zweifelhaft ist, ob der Besitz von Mandaten auf Gott zurückzuführen ist. Man mag das Wahlrecht für Landwirth-

schaftskammern und ähnliche Organisationen gestalten, wie man will, es wird stets eine Gruppe geben, die mit vollem Fug von sich behaupten kann, daß ihre Interessen bei diesem Wahlrecht nicht gewahrt seien. Eine Gewähr dafür, daß jeder verständige Vorschlag dem Gesetzgeber zu Gehör gebracht wird, leistet nur die Freiheit der Presse, der Vereine und der Versammlungen.

Ob es gelingen wird, in der dritten Lesung dem Gesetze noch auf die Beine zu helfen, ist mit Sicherheit nicht vorherzusagen. Dagegen spricht der Umstand, daß die bestrittenen Paragraphen im Verlaufe der zweiten Lesung an die Kommission noch einmal zurückverwiesen wurden, ohne daß dies zu einem Ergebnisse geführt hätte; dagegen spricht ferner der Umstand, daß der Eifer für die Vollendung dieses Gesetzes, der vorübergehend einmal lebhafter aufflackerte, sich wieder abgekühlt hat. Dafür spricht der Umstand, daß Herr Miquel sich warm für ein Kompromiß interessirt. Uns ist es nicht wünschenswerth, daß das Gesetz zu Stande kommt, doch hätten wir ihm gern den Segen gegeben, wenn um diesen Preis das ungleich wichtigere Kirchengesetz hätte verhindert werden können.

Ebenso schnell und glatt wie durch die Kommission ist dieses Gesetz durch das Plenum gegangen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als hätte die konservative Partei große Eile gehabt, als hätte sie befürchtet, daß gerade ebenso wie es bei dem Schulgesetz des Grafen Zedlitz der Fall gewesen, eine höhere Hand sich plötzlich einmischen und das Werk stillstehen lassen könnte. Gerüchte, daß etwas dieser Art bevorstehe, waren in Umlauf gesetzt, sind aber wahrscheinlich grundlos gewesen.

Dem Gesetze haben die Konservativen und das Centrum zur Annahme verholfen. Der Widerspruch der Freikonservativen bezog sich freilich nur auf einen einzigen Punkt, aber gerade dieser Punkt ist ohne Vergleich der wichtigste gewesen. Sie wollten verhindern, daß auf dem Wege der kirchlichen Gesetzgebung neue Bestimmungen getroffen werden, welche sich auf das Gelöbniß der anzustellenden Geistlichen beziehen. Gerade um diesen Punkt handelt es sich in erster Linie. Man will die Geistlichen, die es mit ihrem Gewissen nicht vereinigen können, den Wortlaut des Apostolikums als Glaubensnorm zu bekennen, von der Kanzel verdrängen. Protestantische Christen dieser Art sollen zwar noch in Zukunft Kirchensteuern bezahlen dürfen, im Uebrigen aber in der Kirche schweigen.

Man hatte nach dem Verlauf der zweiten Lesung ausgerechnet, daß die Mehrzahl der Abgeordneten evangelischen Glaubens gegen die Annahme des Gesetzes sei. Hätte das Centrum sich der Abstimmung enthalten, so würde das Gesetz in zweiter Lesung abgelehnt worden sein. Der Standpunkt, welchen das Centrum eingenommen hat, leidet an einem starken inneren Widerspruch. Im Jahre 1876 stimmte das Centrum gegen die Synodalordnung und Windthorst motivirte dies damit, er könne die staatlichen Organe nicht für zuständig erachten für die Konstituirung der evangelischen Kirche. Diese Erklärung war vollständig korrekt von demjenigen politischen Standpunkte aus, welchen die freisinnige Partei einnimmt und wie ich nicht zweifle ebenso korrekt vom Standpunkte eines rechtgläubigen Katholiken. Jetzt erklärte Herr Porsch, das Centrum stimme dem Gesetze freudig zu, weil die kirchliche Gesetzgebung dadurch von der staatlichen Mitwirkung befreit werde. Nicht doch! Hier liegt der offenbare Fehler. Nicht die evangelische Kirche, nicht die kirchliche Gesetzgebung hat Herr Porsch mit seinen Freunden von der staatlichen Mitwirkung befreit, sondern er hat ein vom Staate geschaffenes Organ, welches der Staat gegen Windthorst's Widerspruch fortan als das Organ der evangelischen Kirche betrachten wollte, von der staatlichen Oberaufsicht befreit. Bisher war das Centrum von jeder Verantwortlichkeit für dasjenige, was die Synode thut, frei; jetzt hat es sich mit der Verantwortlichkeit für Alles dasjenige belastet, was die Synode in Zukunft thun wird, denn es hat ihr zu ihren künftigen Thaten die Möglichkeit geschaffen.

Der Ton, in welchem die Verhandlung über dieses Gesetz geführt wurde, war nichts weniger als erbaulich. Wenn im Reichstage zuweilen Scenen sich ereignen, die eigentlich von einer gebildeten Gesellschaft fern gehalten werden sollten, so erklärt man dies aus dem allgemeinen Wahlrecht. Wer aber dem Dreiklassenwahlrecht nachrühmt, daß es solche Scenen verhindert, der hätte sich am Sonnabend von der Unrichtigkeit dieser Auffassung überzeugen können. Insbesondere war es Herr Stöcker, der an verletzenden Wendungen das Mögliche leistete.

In der dritten Lesung haben die Freikonservativen für das Gesetz gestimmt, gegen dessen wichtigste Vorschrift sie Bedenken hegen und ihre Nachgiebigkeit damit motivirt, daß der König und der Kultusminister ein Veto ausüben können, wenn die Synode ihr Recht der Gesetzgebung mißbraucht. Sie geben damit eine Garantie aus den Händen, die einem Minister von den kirchenpolitischen Anschauungen des Herrn Bosse gegenüber unentbehrlich ist.

Die Budgetberathung ist erst in dieser Woche im Herrenhause zu Ende geführt worden. Die Verhandlungen desselben haben in der Oeffentlichkeit nirgend eine Resonanz gefunden. Der Ministerpräsident sah sich einmal veranlaßt, heftige Angriffe, die von agrarischer Seite her gegen den abwesenden Reichskanzler erhoben wurden, mit Nachdruck zurückzuweisen. Eigentlich sollte sich das von selbst verstehen, aber die Verhältnisse sind bei uns so, daß es mit Anerkennung hervorgehoben werden muß.

Proteus.

## Die Entwicklung des preußischen Bibliothekswesens im letzten Jahrzehnt.

Die Entwicklung des Bibliothekswesens in Deutschland ist in den verschiedenen Richtungen, in welchen es sich auszugestalten hat, eine sehr ungleichartige gewesen. Auf dem Gebiete des Volksbibliothekswesens, an das freilich Manche, weil sie von der Ausdehnung desselben in anderen Ländern keine Vorstellung haben, gar nicht denken, wenn vom Bibliothekswesen die Rede ist, sind in den letzten Jahren von einzelnen Städten, wie Frankfurt a. M. und einigen anderen abgesehen, kaum nennenswerthe Fortschritte gemacht worden. Und doch wäre es hohe Zeit, daß Angesichts der großartigen Bewegung, welche sich in Betreff des Volksbibliothekswesens in anderen Ländern, namentlich in England und Nordamerika und wenn auch in weit geringerem Maße in Frankreich vor unseren Augen abspielt, Deutschland nicht allzuweit in dieser Beziehung hinter diesen Ländern zurückbliebe. Wenn man bedenkt, daß das englische Parlament, nicht anders als Vertretungen mancher Staaten der nordamerikanischen Republik, im Jahre 1892 ein aus 31 Abschnitten bestehendes, sehr ausführliches Gesetz berathen und angenommen hat, das als An Act to consolidate and amend the law relating to Public Libraries bezeichnet wird, und in dem die Bedingungen geregelt werden, unter denen die öffentlichen Bibliotheken in England und Wales sich konstituiren können, so wird man nicht leugnen wollen, daß diesem Zweige des Bibliothekswesens in England von Staatswegen eine größere Bedeutung beigelegt wird als bei uns in Deutschland. Wird doch jeder Stadt und jedem Kirchspiel durch dieses Gesetz das Recht gegeben, einen Extrasteuerzuschlag zu den Gemeindeabgaben zur Gründung und Erhaltung von diesen öffentlichen Bibliotheken zu erheben. Freilich ist dieser Steuerzuschlag nicht an allen Orten nöthig. Denn durch die zuweilen großartige Liberalität nicht vereinzelt dastehender Freunde der bürgerlichen Gesellschaft, die der Ueberzeugung leben, daß Bildung auch eine Macht sei und die breiteren Volksschichten durch unentgeltliche Darreichung guter Lektüre

vor Verführungen mancher Art bewahrt werden können, wurden in England und Amerika zahlreiche Volksbibliotheken begründet und erhalten. Die selbständig erschienenen und in Zeitschriften und Zeitungen zerstreuten Arbeiten eines Mannes, der in Amerika die segensreichen Wirkungen dieser Bibliotheken kennen gelernt hat und zur Uebertragung dieser kulturfreundlichen Bewegung nach Europa sehr thätig ist, des Professors der Geologie an der Universität Wien, Dr. Ed. Reyer, von dem in diesen Blättern schon wiederholt die Rede gewesen ist, berichten von diesen Schenkungen und den Fortschritten dieses Zweiges des Bibliothekswesens diesseits wie jenseits des Ozeans, leider freilich auch von den relativ geringen Erfolgen, die er bisher auf dem europäischen Kontinente und speziell in Deutschland und Oesterreich gehabt hat.

Mögen wir das nun bedauern oder nicht, die Gründe dieser Erscheinung in diesen oder jenen sozialen oder kulturellen Bedingungen der verschiedenen Länder suchen, vielleicht am richtigsten die Ursache von ihr in der in Deutschland vielfach mangelnden Initiative der bürgerlichen Gesellschaft, die gern Alles vom Staate geordnet sieht, erkennen, die Thatsache bleibt eben bestehen und wird dadurch um so kräftiger illustrirt, als sich auf dem Gebiete des anderen Zweiges des Bibliothekswesens, auf dem der gelehrten Bibliotheken, die unter dem bestimmenden Einflusse staatlicher Autorität stehen, eine große Wandlung zum Besseren vollzogen hat. Diese an dem preußischen Bibliothekswesen, wie es sich in dem letzten Jahrzehnt entwickelt hat, in seinen allgemeinsten Zügen zu schildern, weil mir hierfür die meisten zuverlässigen Angaben zu Gebote stehen, soll die Aufgabe dieser Zeilen sein. Ich glaube damit kein unnützes Werk zu thun. Denn einmal ist das öffentliche Interesse auch für diese großen Bildungsanstalten bei uns noch kein so verbreitetes, wie dieses wünschenswerth wäre. Für Viele beschränkt sich dasselbe ja nur darauf, über die eine oder andere Bibliothek, auf der man ein begehrtes Buch nicht gefunden hat, zu schelten, dann aber sich jeder weiteren Mitwirkung auf die Vervollständigung derselben zu entziehen. Andererseits ist man auch in weiteren Kreisen über das, was schon geschehen ist, schlecht unterrichtet, von geflissentlichen Entstellungen des Thatsächlichen ganz abgesehen.

Unter dem Namen „gelehrte Bibliotheken" Preußens verstehe ich die staatlichen Büchersammlungen, welche gelehrten Studienzwecken in universaler Weise dienen sollen. Ich schließe also alle Provinzialbibliotheken, mögen dieselben auch mit Büchern wohl versehen sein, aus; nicht minder alle Bibliotheken, die für Fachwissenschaften eingerichtet sind, auch wenn dieselben staatsseitig unterhalten werden, wie z. B. die Bibliotheken technischer Hochschulen, von Schulbibliotheken ganz zu schweigen. Den Gegenstand der Besprechung bilden also die große königliche Bibliothek zu Berlin und die Bibliotheken der neun preußischen Universitäten sowie der Akademie zu Münster. Wie sah es an diesen noch vor wenigen Jahrzehnten, sowohl was die ihnen zu Gebote stehenden Mittel zur Vermehrung ihrer litterarischen Bestände und der Verwaltung und der Verwerthung derselben anbelangt, aus?

Einen besonderen bibliothekarischen Dienstzweig gab es in Preußen nicht. An der Spitze der größten Bibliothek standen seit 1817 drei große, in ihren fachwissenschaftlichen Arbeitsfeldern angesehene Gelehrte, von denen jedoch nur die beiden ersten, Fr. Wilken und G. H. Pertz, bis zu ihrer Berufung nach Berlin Bibliotheken vorgestanden hatten. Der 1873 zum Oberbibliothekar ernannte berühmte Egyptologe K. Richard Lepsius, der bis vor einem Jahrzehnt Direktor der königlichen Bibliothek zu Berlin geblieben ist, hatte nie vorher an einer anderen Bibliothek gearbeitet und sich mit der Technik derselben bekannt gemacht. An den Universitätsbibliotheken fungirten als Vorstände in der Regel Professoren im Nebenamte als Oberbibliothekare. Gewiß befanden sich unter ihnen nicht nur ausgezeichnete Gelehrte, welche nicht allein in ihrem Fache Bescheid wußten, sondern auch einzelne trefflich bibliothekarisch gebildete Männer, denen ihre Nebenbeschäftigung das größte Vergnügen machte und der sie gewissenhaft oblagen. Ich nenne beispielsweise nur den ausgezeichneten klassischen Philologen Friedrich Ritschl und den Orientalisten Joh. Gildemeister. Da diese Bibliotheksvorstände in ihrer Mehrzahl ihr Amt aber immerhin, was es ja auch war, als Nebenamt ansahen, konnte es im Allgemeinen auch nur nebensächlich von ihnen behandelt werden. Daraus entwickelten sich die schwersten Nachtheile, von denen nicht der geringste der war, daß sich neben ihnen zu dem Bibliotheksdienst in der Regel nur solche Gelehrte bereit stellten, die irgendwie aus einem äußeren oder inneren Grunde in ihrer Karriere Schiffbruch gelitten hatten. Mußten sie doch zufrieden sein, eine ihrer Begabung mehr oder weniger zusagende Beschäftigung zu finden und von vornherein darauf verzichten, jemals in eine leitende Stellung aufzurücken. Diese Bibliotheksbeamten, Sekretäre, Kustoden u. s. w. genannt, hatten die Kataloge zu bearbeiten, die Ausleihegeschäfte zu besorgen und wurden dafür dürftig bezahlt. Freilich war die Arbeit, welche sie dafür leisteten, auch keineswegs eine große und sehr anstrengende. Denn einmal gab es bei den damaligen geringen Fonds der Bibliotheken nicht viel einzutragen, und ausgeliehen wurde auch nicht allzu viel, einmal weil man im Ganzen wenig hatte und weil man vielfach glaubte, das Entleihen der Bücher dem Publikum nicht allzu leicht machen zu sollen. Lesesäle gab es noch nicht an allen Universitätsbibliotheken, und da, wo sie vorhanden, waren sie so klein, daß nur wenige Besucher in ihnen Platz finden konnten, und die Lesezeit in denselben war nur auf wenige Stunden beschränkt.

Der Raummangel aber beschränkte sich für die Bibliotheken nicht allein auf die Lesezimmer: fast überall waren die Bibliotheksgebäude überhaupt zu klein, hier und da geradezu baufällig. Wer eine Ahnung von einer Bibliotheksverwaltung hat, wird nicht in Abrede stellen, daß von den Raumverhältnissen in einer Bibliothek im engeren Sinne, d. h. von den Räumen, in denen die Bücher aufgestellt sind, und den Verwaltungsräumen der Betrieb der Anstalt aufs Stärkste beeinflußt ist. Denn was helfen die besten Kataloge, wenn die Bücher in Räumen aufgestellt werden müssen, in denen das nöthige Licht fehlt oder der Platz so eng zugemessen ist, daß die neuangeschafften Bücher nicht ordentlich an den ihnen zukommenden Orten eingestellt werden können? Das bestgeschulte Bibliothekspersonal kann gegen derartige Uebelstände nicht ankämpfen und muß schließlich in dem Ringen mit den unbesiegbaren äußeren Verhältnissen erlahmen. Hat aber einmal die Unordnung auf einer Bibliothek ihren Anfang genommen, dann sind ihr schwer bestimmte Grenzen zu setzen, und die Verluste an Zeit und Arbeitskraft auf einer einmal in Unordnung gerathenen Bibliothek lassen sich dann mit den gewöhnlichen Mitteln nicht wieder einholen.

Diese Mängel, welche so der Entwicklung des Bibliothekswesens in Preußen überall mehr oder weniger anhafteten und die um so drückender empfunden wurden, als sich bei dem Wachsen der wissenschaftlichen Studien und Betriebe das Fehlen der nothwendigsten litterarischen Hilfsmittel dadurch noch greller herausstellen mußte, als neu auftretende, bisher auf den deutschen Hochschulen kaum gepflegte wissenschaftliche Disziplinen zu bedenken waren, blieben keinem Einsichtigen verborgen und waren schon längst zur Sprache gebracht worden. Aber bei der Größe der zu ihrer Beseitigung erforderlichen Geldsummen, bei der Nothwendigkeit, hier so vieles neu zu organisiren, wenn nicht gar neu zu gründen, war es nicht möglich, sie in aller Kürze zu beseitigen und durch Probehaltiges zu ersetzen. „Gut Ding will Weile haben" galt auch hier. Jetzt, wo das, was zu seiner Ausführung seit fast mehr als einem Vierteljahrhundert geplant und diskutirt war, zu einem gewissen Abschluß gebracht ist und abgesehen von den stets wachsenden Ansprüchen im Einzelnen nur noch für einzelne Bibliotheken einer Ergänzung und Ausbildung bedarf, mag die Ausführung hiervon, die fast ausschließlich in das letzte Jahrzehnt fällt, einer übersichtlichen Darstellung wohl werth sein. —

Ich beginne mit dem, was zur Erhöhung des regelmäßigen Bibliotheksfonds und zur Herstellung zweckmäßiger

Bibliotheksgebäude geschehen ist, um dann darzulegen, was zur besseren Heranbildung der Bibliotheksbeamten und einer höheren, den immer wachsend an sie gestellten Ansprüchen entsprechenden Dotirung der Gehalte in diesem Dienstzweige geschehen ist.

Im Jahre 1870 stand der königlichen Bibliothek zu Berlin, den 9 Universitätsbibliotheken und der Paulinischen Bibliothek zu Münster für Bücheranschaffungen und sonstige sächliche Ausgaben insgesammt eine Summe von 155800 Mk. zur Verfügung. Wer sich darüber wundern sollte, daß diese Summe in dem neuesten Etat für 1894/95 auf 457 087,64 Mk. gestiegen ist, möge bedenken, daß der Gesammtwerth der in Deutschland allein jährlich erscheinenden Bücher von rund 33 300 Mk. im Jahre 1870 für die Gegenwart auf rund 90 000 Mk. sich gehoben hat (1892: 86 800 Mk.), und daß die Bücherproduktion des Auslandes gleichfalls sehr in die Höhe gegangen ist. Auf die einzelnen in Betracht kommenden Bibliotheken vertheilt, sind die sächlichen Ausgaben, welche den Vermehrungsfonds mit einschließen, folgende, nach den Jahren 1883/84 und 1894/95 geordnet:

| | 1883/84 | 1894/95 |
|---|---|---|
| | Mk. | Mk. |
| Für die königliche Bibliothek in Berlin | 125 429 | 203 724 |
| Für die Universitäts-Bibliothek in | | |
| Göttingen | 41 704 | 44 710 |
| Bonn | 27 122,50 | 33 825,25 |
| Breslau | 23 227 | 29 490 |
| Königsberg | 26 919,50 | 28 603,49 |
| Halle | 25 670 | 25 565*) |
| Marburg | 17 630 | 21 122 |
| Greifswald | 14 583 | 19 758 |
| Berlin | 14 820 | 19 300 |
| Kiel | 16 080 | 19 660 |
| Für die Bibliothek der Akademie Münster | 11 500 | 11 834. |

Die Steigerung in diesen sächlichen Ausgaben ist unverkennbar. Beträgt sie doch vom Etatsjahr 1883/84 bis zum Etatsjahr 1894/95 110 093,14 Mk., wovon freilich auf die königliche Bibliothek zu Berlin der Löwenantheil mit 78 295 Mk. fällt. Keineswegs ist dieselbe aber eine so bedeutende, daß durch sie, namentlich was die Hauptbibliothek des Landes betrifft, die Sätze erreicht werden, welche in den Budgets anderer großen Kulturstaaten den Hauptbibliotheken ausgesetzt sind, geschweige denn, daß sie übertroffen wären. Bedenkt man, daß die Bibliothek des British Museums neben den Pflichtexemplaren aus dem ganzen Reiche noch einen Jahresfonds für sächliche Ausgaben von 490 000 Mk. hat, und daß die Bibliothèque nationale zu Paris, deren Fonds von der Verwaltung schon längst für ganz unzureichend erklärt worden sind, immerhin über 280 000 Mk. beträgen, während die Gehälter der Beamten dieser Bibliothek im Jahre 1883 größer waren als die der gesammten preußischen Bibliotheksbeamten (348 800 zu 290 875 Mk.), so wird man einen Maßstab zur Beurtheilung der Bibliotheksverhältnisse Preußens und einiger anderer allerdings auch auf bibliothekarischem Gebiet am stärksten fortgeschrittener Länder Europas erhalten. Denn für die königliche Bibliothek zu Berlin sind im diesjährigen Etat 203 724 Mk. für sächliche Ausgaben eingesetzt, von denen 150 000 Mk. auf den Vermehrungsfonds entfallen. Wachsen aber die Bibliotheken Nordamerikas, die durch Schenkungen und Sammlungen von Privatpersonen in dem letzten Jahrzehnt viele Millionen von Dollars erhalten haben, in dieser Weise fort, dann werden sie allerdings in nicht ferner Zeit alle Büchersammlungen Europas überflügeln.

Neben diesen sich jährlich wiederholenden sächlichen Ausgaben haben in den letzten Jahrzehnten bei uns aber noch große einmalige Aufwendungen stattgefunden. So für die Erweiterung und den Umbau der königlichen Bibliothek in Berlin, die im Etatsjahre 1883/84 3 010 000 Mk. erhielt. (Der Ankauf des sogenannten Niederländischen Palais zu Zwecken der Erweiterung der königlichen Bibliothek erforderte 2 600 000 Mk. und der Umbau und die Einrichtung noch dazu 410 000 Mk.) Neu gebaut mußten werden die Bibliotheksgebäude zu Halle, Greifswald und Kiel, die Göttinger und die Bonner Universitätsbibliotheken bekamen sehr bedeutende Erweiterungen durch Anbauten, kleinere Umbauten fanden statt in Breslau und Marburg, wo nichtsdestoweniger wie in Königsberg doch ein Neubau dringend nothwendig ist. Das Gebäude für die Universitätsbibliothek in Berlin, das erst 1874 bezogen worden ist, genügt billigen Ansprüchen nicht mehr, und die königliche Bibliothek ebendaselbst ist, wie bei den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses kürzlich von berufenster Seite konstatirt wurde, auch nicht mehr ausreichend; auch hier kann nur ein großer Neubau helfen.

Fast noch folgenreicher und wichtiger für die Entwicklung des gesammten Bibliothekswesens in Preußen als diese äußeren pekuniären Zuwendungen für Erhöhung des jährlichen Fonds und für die Neubauten waren die Neuorganisationen im Bibliotheksbetriebe, welche den Zweck verfolgten, die vorhandenen und noch zu erwerbenden Schätze der Sammlungen den nach ihnen Verlangenden so leicht und so sicher zugänglich zu machen, als dieses nur mit der Rücksicht auf die Erhaltung derselben verträglich ist. Denn von diesem einen Gesichtspunkte aus lassen sich alle die Anordnungen und Verbesserungen am Richtigsten beurtheilen, welche in Betreff des Beamtenpersonals und der von ihm zu leistenden Dienste ganz planmäßig getroffen sind.

Weiter oben ist schon angedeutet worden, welches die Verhältnisse des Beamtenpersonals, seine Vorbildung und Ergänzung bisher waren, und gesagt worden, daß ein besonderer Dienstzweig für dasselbe gar nicht existirt habe. Um hier Wandel zu schaffen, mußte zunächst mit der bisherigen Gewohnheit gebrochen werden, die Leitung der Universitätsbibliotheken in die Hände eines Universitätsprofessors zu legen, der dieselbe als Nebenbeschäftigung zu besorgen hatte. Welche Unzuträglichkeiten diese Verquickung zweier ganz heterogener Aemter in der Regel mit sich brachte, ist hier wohl kaum nöthig auszuführen. Es mußte eben mit ihr gebrochen werden. Das ist auch geschehen, jedoch ganz allmählich, wie es die Vakanzen an den Universitätsbibliotheken mit sich brachten. Heute ist nur noch an einer Universitätsbibliothek ein Professor mit der Leitung derselben betraut, in Bonn; und wenn in Göttingen der Bibliotheksvorstand gleichzeitig Professor in der philosophischen Fakultät ist, so erklärt sich das daraus, daß er an der Universität das Fach der Bibliothekswissenschaft vertritt. Sonst sind überall die Direktorialstellen als selbständige Aemter fundirt worden.

Eine ähnliche Entwicklung hat die übrige Beamtenschaft an den Bibliotheken durchgemacht. Auch sie setzte sich wenigstens zum Theil aus Männern zusammen, welche ihren Dienst im Nebenamt versahen, oder so schlecht gestellt waren, daß sie sich ihren Unterhalt zum guten Theil durch Nebenarbeiten verdienen mußten. Das war allerdings dadurch möglich, daß sie bei der geringen Zahl der Dienststunden, die sie auf den Bibliotheken zuzubringen hatten, noch genügende Zeit dafür übrig hatten, und Arbeiten, welche Anstrengung und Ausdauer erforderten, gern hinausschoben. Da die Gehalte der Beamten zum Theil minimal waren, herrschte unter ihnen natürlich vielfach Mißmuth und geringe Arbeitslust. Die Folgen davon waren, daß auf vielen Bibliotheken die Kataloge über die vorhandenen Bücher in keineswegs mustergültiger Ordnung sich befanden, die Lesesräume auf der Bibliothek nur sehr wenige Stunden geöffnet waren und das Ausleihesystem ein beschränktes war.

In diese Beamtenverhältnisse wurde zum ersten Male einige Ordnung dadurch gebracht, daß seit 1874 die Zahl der Beamten an den Bibliotheken durch den Staatshaushaltsetat geregelt und ein Durchschnittsgehalt für sie von 3000 Mk. jährlich festgesetzt wurde. Blieb derselbe mit 150 Mk. jährlich unter dem Durchschnittsgehalte der Gymnasiallehrer, so war

*) Das Heruntergehen des Fonds an dieser Stelle erklärt sich daraus, daß einzelne kleine Posten früher zu den sächlichen Ausgaben gesetzt waren, die jetzt richtiger zu den persönlichen gestellt sind.

doch damit schon ein Großes erreicht. Es war für die Beamten doch Aussicht vorhanden, allmählich in ihren Gehalten aufzurücken, und sie ließen gern die Erhöhung der Dienststunden auf dreißig in der Woche dafür über sich ergehen. Freilich war dieses Aufrücken noch ein sehr ungleiches und drohte es noch längere Zeit zu bleiben. Bisher rückten nämlich die Beamten einer Bibliothek nur an dieser auf, und Versetzungen kamen in der Regel nur im Interesse des Dienstes vor. Wenn es nun der Zufall wollte, daß an einer Stelle durch Sterbefälle älterer Beamten Vakanzen eintraten, so kamen an dieser Bibliothek die jüngeren Beamten rasch voran, während an einer anderen Anstalt in Jahrzehnten kein Aufrücken möglich war. Deshalb mußten es alle Freunde eines geordneten Zustandes an den Bibliotheken mit großer Freude begrüßen, daß es dem königlichen Unterrichtsministerium 1888 gelang, die Uebertragbarkeit der Gehalte der Bibliotheksbeamten von einer Bibliothek auf die andere durchzusetzen und so die Möglichkeit für ein Aufrücken nach der Anciennität an allen königlichen Bibliotheken zu schaffen. Die Folge dieser gewiß nur zweckmäßigen Maßregel war die, daß eine Anciennitätsliste der an den königlichen Bibliotheken angestellten Beamten hergestellt werden mußte. Diese ist auch in dem königlichen Unterrichtsministerium nach wiederholten Berathungen mit mehreren Bibliotheksvorständen der größeren königlichen Bibliotheken nach festen Grundsätzen ausgearbeitet worden, so daß jetzt die Beamten einer gleichmäßigeren Beförderung als früher sicher sein können. Einschiebungen werden nach besonderen Bedürfnissen der Anstalten natürlich auch jetzt nach wie vor Platz greifen müssen. Wenn z. B. an einer der größeren Bibliotheken ein juristisch vorgebildeter Beamter durchaus nothwendig ist, sich aber unter den verfügbaren Bibliothekskustoden keiner findet, muß ein solcher unter Umständen mit höherem Gehalt herangezogen werden, als ihm nach seinem Alter zukäme. Durch derartige Einschiebungen wird aber die bestehende Ordnung nicht aufgehoben, da bei ihnen die Willkür ausgeschlossen bleibt, sondern nur ermöglicht. Da die Bibliotheken sich meist in größeren Städten, wenigstens in Universitätsstädten befinden, in welchen die Lebensbedürfnisse nicht billig zu sein pflegen, die Gehälter der Bibliotheksbeamten aber noch hinter denen der Gymnasiallehrer zurückstanden, mit denen sie sich doch wohl, was ihre wissenschaftliche Bildung und die ihnen auferlegte Arbeitslast betrifft, vollkommen messen können, außerdem die wöchentlichen Dienststunden abermals bereits 1886 von 30 auf 34 hatten erhöht werden müssen, so war es nur billig, daß sie, nachdem einmal die Gehälter der Gymnasiallehrer erhöht waren, diesen wenigstens in ihrem Einkommen gleichgestellt würden. Dieses Ziel soll durch den Etat von 1894/95 in der Weise erreicht werden, daß der Durchschnittssatz des Gehaltes der Beamten von 3000 Mk. auf 3750 Mk. erhöht wird. Die Besoldungssätze der Bibliotheksvorsteher sind noch unverändert geblieben, die Gehalte der Beamten sollen aber mit 2100 Mk. jährlich statt bisher 1800 Mk. beginnen und, wie seit 1888, bis zu 4500 Mk. steigen, wozu dann, wie bei den Gymnasiallehrern für die Hälfte der Gesammtzahl eine Zulage von 900 Mk. hinzutreten kann, die nicht an die Anciennität gebunden ist. Die Bibliotheksassistenten werden in ihren Gehaltsbezügen den Hilfslehrern gleichgestellt. Durch diese Neuordnung, welche die Anciennität mit der Anstellung nach einer vierjährigen Wartezeit beginnen läßt, ist den dringenden Bedürfnissen zum guten Theile Rechnung getragen. Und das um so mehr, als die vierjährige Wartezeit unter Umständen angerechnet werden kann. Die Klagen darüber, daß das Verhältniß der etatsmäßigen Beamten zu den nicht etatsmäßigen ein nicht richtiges sei, erscheinen auch als unbegründet, wenn man bedenkt, daß sonst als das normale Verhältniß beider Beamtenkategorien das von 2:1 angesehen wird. Denn an den Bibliotheken verhalten sich diese wie 64 zu 25 und die Volontäre an den Bibliotheken erhalten auch vielfach Remunerationen aus extraordinären Fonds.

Von minimaler Bedeutung unseres Erachtens ist ein in der Tagespresse beklagter Uebelstand, der sich bei dieser Regelung des Einkommens der Bibliotheksbeamten für das Beamtenpersonal einer Bibliothek herausgestellt haben sollte. Würden durch ihn wohlerworbene Rechte verletzt werden, so würde das allerdings nicht leicht zu nehmen sein. Da dieses aber durchaus nicht der Fall ist und die Regierung den angeblich Verletzten sehr entgegengekommen ist, so ist schwer einzusehen, warum sich Einzelne jetzt noch verletzt fühlen sollten.

An der königlichen Bibliothek zu Berlin waren bisher die Gehalte der Beamten im Ganzen höher als an den Universitätsbibliotheken, abgesehen von dem für Berlin bekanntlich erhöhten Wohnungsgeldzuschuß. Die 24 Bibliothekare und 8 Kustoden dieser Bibliothek erhielten bis jetzt insgesammt 91 200 Mk. Gehalt, also 3800 Mk. im Durchschnitte. Diese Summe wird nach der Neuordnung an Gehalten nur um 200 Mk. für das nächste Jahr erhöht werden, während die Erhöhung des Wohnungsgeldzuschusses für die Hilfskustoden 2880 Mk. beträgt. Die Gesammtsumme wird also doch immerhin erhöht, während sie nach dem dem Landtag vorgelegten Staatshaushaltsetat an der Universitätsbibliothek in Breslau um 900 und an der von Göttingen um 300 Mk. herabgesetzt wird. Da aber bisher an der königlichen Bibliothek zu Berlin der Höchstgehalt 6000 Mk. betrug, so hat man, um den schon angestellten Beamten die Aussicht, diesen Höchstbetrag zu erreichen, nicht zu nehmen, bei den obersten sechs Gehaltsstufen die Zulagen auf je 400 Mk. statt wie bei den übrigen Beamten auf je 300 Mk. bemessen, also eine weitgehende Billigkeitsrücksicht walten lassen. Stände es nicht fest, daß für die Direktoren der Universitätsbibliotheken eine Regelung ihrer Gehaltsverhältnisse in Aussicht genommen ist, so würden sich diese über diese Bevorzugung von 8 Beamten der königlichen Bibliothek — denn zu den 6 ersten Beamten kommen noch zwei Abtheilungsdirektoren hinzu — beklagen können, da ihr Durchschnittsgehalt nur 5400 Mk. beträgt, also jetzt auch nicht höher ist als der der ersten Beamten an den ihnen unterstellten Bibliotheken.

Alle diese Anordnungen, durch welche erst ein besonderer Dienstzweig für die Bibliotheksbeamten geschaffen wurde, würden aber doch so zu sagen noch in der Luft schweben, wenn nicht gleichzeitig mit ihnen auch der Zugang zu der Bibliothekskarriere geregelt worden wäre. Bis vor kurzer Zeit hatten die einzelnen Bibliotheksvorstände mit Einwilligung der Universitätskuratoren das Recht, Volontäre an ihren Anstalten anzunehmen. Da nun an den meisten Bibliotheken Arbeit genug vorhanden war, so waren die Bibliothekare leicht geneigt, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Obwohl durch die Annahme als Volontär für diese kein Recht auf Aufrücken entstand, so wurde doch dieses vielfach angenommen. In der That rückten auch die meisten Volontäre in Hilfsarbeiterstellen ein und kamen so in die Karriere. Um nun hier keine Ueberfüllung eintreten zu lassen, wurde zunächst (1891) bestimmt, daß die Annahme von Volontären nur allein mit Einwilligung des vorgesetzten Herrn Ministers stattfinden dürfe. Denn dieser allein war in der Lage übersehen zu können, ob der Bedarf an zukünftigen Beamten zur Genüge gedeckt sei. Kürzlich ist denn von Seiten des Herrn Ministers verfügt worden, daß bis auf Weiteres überhaupt keine neuen Volontäre an den königlichen Bibliotheken zuzulassen seien, da das Bedürfniß hinlänglich gedeckt erscheine.

Wie aber sollte man überhaupt erkennen, ob die Volontäre für die Karriere tauglich seien oder nicht? Denn an die Qualifikation der Beamten konnten doch an den verschiedenen Bibliotheken ganz verschiedene Ansprüche gestellt werden.

Um dieser Schwierigkeit zu entgehen, mußte zu dem Mittel gegriffen werden, das in anderen Ländern sich schon bewährt hatte. In Frankreich und Italien mußten schon längst die Kandidaten für die Bibliothekskarriere sich einem Examen unterziehen, diese Länder waren uns in dieser Beziehung also voraus. Das ist jetzt durch einen ministeriellen Erlaß vom 15. Dezember 1893 wieder eingeholt worden. Denn durch diesen Erlaß, „betreffend die Befähigung zum wissen-

schaftlichen Bibliotheksdienst", werden zum ersten Male die Bedingungen festgestellt, unter denen die Bibliothekarsaspiranten zum Dienste zugelassen werden. Jeder Volontär muß ein Reifezeugniß eines humanistischen Gymnasiums beibringen, nebst einem Zeugniß darüber, daß er das erste Examen in seinem Spezialfache als Theolog, Jurist, Mediziner oder Lehrer für höhere Schulen gemacht und rite zum Doktor oder Lizentiaten promovirt ist. Dieses Bibliotheksexamen müssen die Volontäre nach einer zweijährigen Dienstzeit in Berlin ablegen, worauf sie zu Bibliotheksassistenten ernannt werden. Den Vorbereitungsdienst hierfür können sie an jeder Bibliothek abmachen. Da an der Universität Göttingen zur Einführung in das Studium des Bibliothekswesens ein Lehrstuhl gegründet worden ist, so wird ein einjähriges Studium an dieser Universität unter Theilnahme an den dortigen bibliothekswissenschaftlichen Uebungen und unter gleichzeitiger Beschäftigung an der dortigen ausgezeichneten Bibliothek den Volontären so hoch angerechnet wie ein Jahresdienst an einer Bibliothek.

Nachdem so der Eintritt in den Bibliotheksdienst geregelt, das Aufrücken der einmal angenommenen Beamten gesichert und für einen den Verhältnissen entsprechenden Gehalt gesorgt war, ist dann in jüngster Zeit auch in das Titelwesen der Bibliotheksbeamten Ordnung gebracht worden. Bleibt dem Vorstande der königlichen Bibliothek zu Berlin sein dem Vorstande der königlichen Museen entsprechender Titel als Generaldirektor, so ist den Chefs der übrigen Bibliotheken, welche bisher Oberbibliothekare oder Bibliothekare genannt wurden, der Titel Bibliotheksdirektor beigelegt worden, während dessen Stellvertreter jetzt Oberbibliothekar genannt wird. Entsprechend der an ein Drittel der Gymnasialoberlehrer erfolgten Verleihung des Titels Professor wird der Titel Oberbibliothekar auch einem Drittel der Bibliothekare beigelegt, während die übrigen bisher Kustoden genannten Beamten den Titel eines Bibliothekars und die Assistenten den eines Hilfsbibliothekars erhalten. Die Volontäre, welche das Examen bestanden haben, werden Assistenten genannt werden.

Auf diese Weise ist nach und nach in dem letzten Jahrzehnt eine Neuorganisation eines ganzen Dienstzweiges in Preußen erfolgt, wie er in den übrigen deutschen Staaten noch nicht ausgebildet ist. Wer dem Bibliothekswesen wohlwollend gegenübersteht und dasselbe für einen nicht zu unterschätzenden Faktor in dem gesammten Bildungswesen unseres Vaterlandes hält, wird dem königlichen Unterrichtsministerium für die Fürsorge, die es ihm gewidmet hat, dankbar sein müssen und diese Dankbarkeit auch auf die königliche Finanzverwaltung erstrecken, die die durchaus nothwendigen Geldmittel zu der Neuorganisation in liberalerer Weise bereit gestellt hat, als dieses früher der Fall war. Diese Aufwendungen werden sich auch sicher bezahlt machen, wie denn auch schon neben der Neuorganisation Einrichtungen ins Leben gerufen worden sind, die den gelehrten Studien und der allgemeinen Bildung zu gute gekommen sind.

Durch das Vorgehen des königlichen Unterrichtsministeriums ist ein, man möchte fast sagen, internationales Abkommen zahlreicher Bibliotheken Europas ins Leben gerufen worden, in Folge dessen die öffentlichen Bibliotheken auf dem Fuße der Gegenseitigkeit ihre handschriftlichen Schätze miteinander direkt austauschen, während dieses früher nur auf dem unpraktischen, zeitraubenden diplomatischen Wege in den meisten Fällen möglich war. Die Bibliotheken sämmtlicher deutscher Staaten, der drei nordischen Königreiche, Hollands, Belgiens und der Schweiz und einzelne Handschriftensammlungen Italiens und Englands versenden jetzt direkt untereinander ihre Manuskripte. An den Bibliothekaren Frankreichs hat es nicht gelegen, wenn auch mit ihnen dieser direkte Tauschverkehr noch nicht eingeführt ist, sondern noch auf diplomatischem Wege erfolgt. Um die Benutzbarkeit der handschriftlichen Schätze der preußischen Bibliotheken zu vermehren, ist eine Neukatalogisirung derselben ins Werk gesetzt und die Kataloge dem Druck übergeben worden. Schon sind zwei Bände, welche die Handschriften der Universitätsbibliothek von Göttingen bringen, erschienen, und der dritte, der den Schluß der Handschriften dieser Sammlung enthalten soll, ist im Manuskripte wohl fast vollendet. Auch in der Veröffentlichung des Handschriftenkatalogs der königlichen Bibliothek zu Berlin ist ein rascheres Tempo eingetreten.

Einige andere Maßregeln, die für das studirende Publikum wesentliche Erleichterungen brachten, dürfen gleichfalls hier genannt werden. Ist die königliche Bibliothek die weitaus bestdotirte Bibliothek Deutschlands, so sind ihr auch Pflichten auferlegt worden, wie keiner anderen. Zwischen ihr und den übrigen preußischen Bibliotheken ist ein Abkommen getroffen worden, nach dem die Universitätsbibliotheken von dieser Centralstelle aus die bei ihnen nicht vorhandenen, aber in Berlin befindlichen Druckwerke gegen eine von dem Entleiher zu zahlende Vergütung von 20 Pf. für Hin- und Rücksendung pro Band erhalten können, ein Abkommen, das dann auch noch zwischen einzelnen besser und weniger gut dotirten Universitätsbibliotheken, wie Göttingen und Marburg, Bonn und Münster eingerichtet worden ist und wohl noch weiter ausgedehnt werden wird.

Ein anderes Unternehmen der königlichen Bibliothek kommt ganz Deutschland zu gute. Sind unsere jährlich oder mehrjährig erscheinenden Bücherlexika im Allgemeinen jetzt recht gut, so enthalten sie doch nicht die zahlreich erscheinenden Universitäts- und Schulschriften (Dissertationen und Programme) verzeichnet. Ueber diese war bisher sehr schwer eine sichere Auskunft zu erhalten und ihr wirkliches Erscheinen festzustellen. Das ist jetzt anders geworden. Jährlich läßt die Berliner königliche Bibliothek zwei auf amtlichen Mittheilungen beruhende Verzeichnisse aller deutschen Universitäts- und Schulschriften bibliographisch sorgfältig verzeichnet erscheinen, wodurch auch die Katalogisirung dieser Schriften auf den einzelnen Bibliotheken wesentlich erleichtert wird. Nicht in gleichem Maße vortheilhaft, aber doch auch immerhin recht zweckmäßig ist die Einrichtung des Druckes der Accessionen der königlichen Bibliothek, durch die man nicht nur erfährt, welche neuen Werke der in- und ausländischen Litteratur dort vorhanden sind, sondern auch die Katalogisirungsarbeiten an den Bibliotheken, namentlich für die Zukunft vereinfacht werden. Nimmt man zu alledem noch hinzu, daß allein durch die thatkräftige Unterstützung des königlichen Unterrichtsministeriums von dem Herrn Bibliotheksdirektor Schwenke ein Adreßbuch der deutschen Bibliotheken zu Stande gebracht worden ist, wie es für kein anderes Land existirt, so wird man es nicht übertrieben finden, wenn ich sage, daß in Anbetracht alles dessen, was von dem königlichen Unterrichtsministerium in dem letzten Jahrzehnt für das preußische Bibliothekswesen geschehen ist und was hier nur in seinen Grundzügen mitgetheilt werden konnte, dieses Jahrzehnt das wichtigste und ersprießlichste ist, welches bisher über das preußische Bibliothekswesen hinweggegangen ist.

Halle a. d. S. Dr. O. Hartwig.

## Das neue Norwegen.

Dasselbe Interesse, das sich gegenwärtig an die politischen Vorgänge in dem kleinen nördlichen Lande knüpft, gebührt auch in demselben Maße den jüngsten Erscheinungen seiner Litteratur. Es ist in diesen wie in jenen dasselbe Schauspiel eines ungeheuer vitalen Volkstemperaments, welches ganz eruptiv ausbricht. Es dürfte in diesem Augenblick in ganz Europa kein Land geben, wo sich das Nationalgefühl so froh und selbstbewußt und übersprudelnd bethätigt, wie in Norwegen. Und was sich in den Tagesergebnissen des politischen Lebens ereignet, das zeigt sich in den Schöpfungen der jungen Dichter in seinen weiteren Perspektiven und in seiner wirklichen kulturellen Tiefe.

Unter den vielen in diesem Winter erschienenen Büchern sind besonders zwei in dieser Hinsicht charakteristisch und werthvoll: „Bastarde“ von Hjalmar Christensen und „Godmenne“ von Jens Tvedt. Das erstere ist ein „Roman aus dem jungen Kristiania“, das letztere eine Erzählung aus dem Bauernleben. „Bastarde“ schildert das neue Norwegen, wie es sich in Reaktion gegen gewisse Kulturströmungen, die noch gestern aktuell waren, in den besten jungen Geistern der Hauptstadt abklärt und sich seiner selbst en suite bewußt wird. „Godmenne“ schildert — ohne irgendwelche Hintergedanken, Anlehnungen und Stellungnahmen — das neue Norwegen, wie es draußen auf dem Lande in alltäglichen Menschen und Schicksalen, vegetativ wie die Kräuter des heimathlichen Bodens, lebt und wächst.

Ueber Hjalmar Christensen's frühere Werke habe ich schon in der „Nation“ gesprochen (Nr. 46 1893). Es war besonders der Zeitpsychologe, der uns in „Ein Sieger“ entgegentrat und den wir hier in „Bastarde“ wieder erkennen und schätzen lernen. Was Christensen in „Ein Sieger“ gab, das waren die großen, fundamentalen Gegensätze des heutigen Kulturlebens, welche in lebendigen, individuellen Typen Leib und Seele angenommen halten: der feine, schwache Aristokrat-Gourmé, der brutale, kräftige Proletarier, und eine Frau, deren inneres wie äußeres Leben sich — ganz wie das gesammte Geistesleben der Gegenwart — zwischen diesem Hellenen und diesem Barbaren bricht. Was er in den „Bastarden“ greifen und nachformen wollte, das sind jene kulturellen Zwitter- und Uebergangsformen von Menschen, die in großen Neuerungsepochen entstehen und so oft zu Grunde gehen, weil sie den festen Boden des guten Alten verlassen haben, ohne ihr Leben auf dem Neuen aufbauen zu können.

Das Milieu und die Typen, die er dabei schildert, sind in „Bastarde“ wie in „Ein Sieger“ in ihrer intimsten Bedingtheit sehr norwegisch, christianiensisch. Den Hintergrund seines Gemäldes bildet jene nicht ferne Zeit der importirten „modernen Ideen“, da es high fashion war, daß die jungen Herren und Damen aus der besten Gesellschaft als Bohême lebten. Die „freie Liebe“, die „wilde Ehe“ u. s. w. — alles dies wurde in diesem jungen Kulturland mit einem furchtbar ehrlichen Ernst genommen, als Theorie diskutirt, zu Menschen in Büchern geformt (Garborg's „Mannfolk“, Jäger's „Christiania-Bohême“) und in die private Lebensweise des Einzelnen umgesetzt. Die Zeit ging, die Generation lebte sich aus — und das jüngere Volk, das später kom und Distance hat, beurtheilt jene Zeit und jene Menschen wie Hjalmar Christensen: es waren Bastarde, kulturelle Bastarde. Die importirte Ideenwelt gallischen Ursprungs war mit dem einheimischen Naturell ganz unvereinbar; und die Menschen, die diese Gegensätze in sich vereinen wollten, wurden mit Nothwendigkeit zersprengt. Typen dafür sind in Christensen's Buch die Eheleute Krogh — Frau Ellinor, welche halb aus Langeweile aber halb, ich möchte fast sagen, aus Pflichtgefühl den Ehebruch buchstäblich sucht, als das Einzige ihrer, der modernen Frau, Würdige; — Konsul Krogh, der Lebemann, der, auch im Namen der heiligen modernen Freiheit, seine Frau leben und lieben läßt und schlaff und melancholisch-skeptisch zusieht. Frau Ellinor geht endlich nach Smyrna durch; da Herr Barth im letzten Augenblick zögert, läßt sie sich von Mr. Wheeler entführen; die Hauptsache ist überhaupt, mit irgend einem Manne nach Smyrna durchzugehen; die Frage mit wem? kommt erst in zweiter Reihe in Betracht. Und der Konsul, der aus seinem verödeten Haus flüchtet, fühlt sich wie „ein Fremder und Reisender, der nach einem Ruheplatz sucht“. Er ist ein Heimloser in seinem eigenen Lande geworden — wie diese ganze Generation, die er repräsentirt, dem einheimischen Gefühl fremd geblieben ist. Alles was er für die nahegehendsten Vorgänge übrig hat, ist eine sterile Ironie; er will „bei Gott lieber ein froher Todter als ein junger Apostel sein“, und er gibt einem dieser jungen Apostel folgenden Rath: „Mir scheint, die Jugend hat es nöthig, reformirt zu werden — eine ordentliche Reformation. Können Sie sich der jungen Menschen in Christiania nicht ein bischen annehmen. Gott segne Sie — lehren Sie die Jungen was besseres, als wir gelehrt worden. Lehren Sie sie, Mauersteine zu einem Bethanse für die norwegische Kultur zu legen. Lehren Sie sie, nicht nach Smyrna mit den ehelich angetrauten Frauen anderer Leute zu reisen. Lehren Sie sie, daß die Norweger das Salz Europas sind. Lehren Sie sie, ihre Beinmuskeln zu entwickeln und Nansen zu ehren. Lehren Sie sie Wasser zu trinken und Kolacaces zu essen.“

Frau Ellinor Krogh steht da im Mittelpunkt des Buches wie eine Personifikation der Zeit der „modernen Ideen“. In ihrem Generalstab von Anbetern befinden sich auch zwei Mitglieder der jüngsten Generation — derjenigen, die sich später aus dem Strudel herausrettete, um ihn dann mit Christensen im zeitgeschichtlichen Zusammenhang zu überschauen. Ganz natürlich, daß sie sich unter den Courmachern dieser Dame befinden; denn alle wir jüngsten Skandinavier sind insgesammt einmal in sie verliebt gewesen. Wir haben alle an diese „modernen Ideen“ geglaubt, so naiv wie wohl jetzt in der ganzen Welt nur wir Skandinavier sind; wir alle haben ihnen zugetraut, daß sie uns in das Canaan der Zukunftskultur führen würden. Und alle sind wir am Ende mit langer Nase und einem bitteren Geschmack auf der Zunge dagestanden; denn die Dame brannte immer nach Smyrna durch. Und die Besten unter uns haben sich noch zur rechten Zeit auf sich selbst besonnen, wie Henrik Barth in Christensen's Buch; und wie er, haben wir uns über den Verlust der durchgebrannten Dame getröstet und uns gesagt: die war doch nicht die Rechte, diejenige, mit der zusammen wir unser Haus bauen könnten.

Das Buch wirkt mit diesen großen Linien und Typen ganz symbolisch. Vielleicht mehr als der Dichter selbst weiß; ich glaube, daß in jeder durchdachten und vertieften Lebensschilderung ein symbolisches Element sich von selbst und unmittelbar bemerkbar macht. „Bastarde“ ist ein Stück prägnanten Lebens aus dem heutigen Christiania; nur sind die Menschen nicht blindlings zusammengeworfen, sondern so ausgewählt, daß ihr Ensemble ein Totalbild abgeben sollte. Und über diesem Totalbild schwebt das helle Licht jener frohen Zuversicht, die den jungen Dichter des jungen Zukunftsvolks beseelt.

Jens Tvedt ist eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in der gesammten Litteratur der Gegenwart. Er ist Bauernschilderer, wie so viele Andere, aber er steht als solcher vollständig vereinzelt da, ohne Vorgänger und ohne Gleichen. Er ist von den naturalistischen Bauernschilderern, wie Zola, Strindberg, Pontoppidan, Garborg, Frau Amalie Skram („La terre“, „Hemsöleute“, „Dorfbilder“, „Frieden“, „Sjur Gabriel“), ungefähr ebenso weit entfernt, wie diese von der früheren, romantischen Richtung, wie sie sich beispielsweise in Björnson's Bauernnovellen in ihrer gediegensten Form Ausschlag gab und die, ihrem Wesen nach, echter und wahrer war als jene. Er ist der Bauer selbst als Dichter, — und als durch und durch moderner Dichter. Sein Temperament ist so warm wie die mütterliche Erde selbst, aus seinen Büchern steigt ein Rauch und ein Duft empor, wie aus der Erde im Frühling; aber zugleich ist er ein geborener Psycholog und ein geborener Künstler, mit jener verfeinerten Art inneren Blicks und jener Art von Formung, welche den modernen Dichtern eigenthümlich sind. Seine Werke sind ein Alltagsleben voller Volksliedstöne. Dazu kommt noch eins, — und dies ist es eigentlich, was ihm seine ganz besondere Stellung neben den heutigen Volkslebensschilderern gibt. Die Anderen gehörten anderen Gesellschaftsschichten an; entweder waren sie Bürgersöhne, oder sie kamen aus der unteren Landbevölkerung. Deswegen haben sie sich auch in ihren Schilderungen immer an einen gewissen Theil des Bauernstandes gehalten, — an denjenigen nämlich, der allein ihnen zugänglich war, den niederen Theil, d. h. den Kleinbauern, den Küstenfischer, den Handwerker u. s. w. Den eigentlichen Bauern, die alten eingesessenen Familien, haben sie nie geschildert; denn dies Gebiet war ihnen unbekannt. Das war ihnen, äußerlich

wie innerlich, ein verschlossenes Gebiet geblieben; der richtige Bauer läßt nicht Jedermann so ohne weiteres in sein Haus und in seine Seele gucken. Ihre Schilderungen blieben nothwendig in dem, was sie griffen, Außenwerke; und was sie zu fassen bekamen, war nicht der Kern. Den Kern hat Jens Toedt als der Erste in die Litteratur gebracht. Denn er als der Erste geht in jenen alten, großen Bauernhäusern, wo sich der gute Stolz des Standes durch Jahrhunderte fortgeprägt hat, aus und ein, wie nur der es kann, der mit zum Hause gehört. Und als Dichter fühlt er sich auch selbst in jedem Zoll als Einer aus einem solchen Haus. Deswegen sind auch seine Leute ein stolzes und gutes Volk, das sehr wenig mit dem üblichen verkommenen oder lächerlichen Zerrbilde in den „naturalistischen“ Volkslebensschilderungen gemein hat. Der echte nordische Bauer hat in Jens Toedt seinen ersten modernen Dichter gefunden, — auch Björnson war einmal auf seine von der Zeit bedingte Weise sein Dichter. Und es ist gewiß kein bloßer Zufall, daß es der norwegische Bauer war, der zuerst seinen Dichter fand; denn in Norwegen ist sicherlich mehr als anderswo der reiche und gebildete Bauer zu stolz, um Bourgeois werden zu wollen.

„Godmenne“ heißt auf deutsch ungefähr so viel wie „ein braver Kerl“. Hallvard Hola ist ein zu guter Mensch, und darum kommt er folgerichtig sein ganzes Leben lang zu kurz. Er hat nur einen Lebenstraum, — und er hat nur diesen einen gehabt: — die junge Helga, die er schon als Kind in sein Haus aufgenommen hat, will er für sich aufbewahren. Er liebt sie mit seinem ganzen Menschen, und sie liebt ihn auch. Aber er ist zu viel „Godmenne“; er ist zu viel Vater und hat zu viel Rücksichten; er wartet darauf, bis sie von selbst versteht, was er ihr nicht direkt sagen möchte. Und sie ist ein sehr junges Ding, dem es in einer Nacht schlecht geht. Und das können sie alle Beide nie ganz vergessen. Und sie leben im Hause zusammen, er und sie und das Kind, das nicht das seinige ist, für das er aber ungefähr wie ein Großvater fühlt. Er findet dies auch sehr schön, denn er liebt das Kind, wie er die Mutter liebte; aber es hätte doch noch schöner sein können, wäre er der rechte Vater gewesen. So gehen die Jahre; und sein Husten wird immer schlimmer; und er sagt sich beständig, daß es jetzt nicht lange dauern kann, ehe er hinab muß, unter die Erde. Und der letzte Wunsch, den er hegt, ist, daß der Mann, welcher sie dann bekommt — und viele würden ja kommen und einer würde sie nehmen, denn als seine Erben sind sie reich, Helga und die kleine Helga — daß dieser Mann, dem das Glück vergönnt werden würde, nach dem er sich sein Leben lang vergebens gesehnt, auch ein recht braver Kerl sein möchte, — ein „Godmenne“, so wie er, aber doch nicht ganz so wie er. Und die letzte Scene ist an einem Sylvesterabend, — der vielleicht sein letzter ist.

Ich schrieb einmal in einer deutschen Zeitschrift, wie es mich wunderte, daß nicht der bayerische Bauer seinen Dichter fände, wie der schweizerische, norddeutsche und österreichische Bauer ihre Dichter in Keller, Reuter und Anzengruber gefunden haben. Einige Wochen später schrieb ein Anderer in einer anderen deutschen Zeitschrift — in demselben Anlaß wie ich — daß es ihn sehr verwunderte, daß nicht auch der bayerische Bauer seinen Dichter fände, wie der schlesische und ostpreußische Bauer ihre Dichter in Hauptmann und Halbe gefunden hätten. Es war wohl nur ein gelungener Scherz. Sollte es Ernst gewesen sein, würde ich dem Schreiber rathen, sich ein Werk von Jens Toedt, etwa „Tengill Hooda“, oder „Vanheppa“, oder „Hamna-Tjonet“, oder „Godmenne“, für seine Zeitschrift übersetzen zu lassen, damit er und seine Leser kennen lernen könnten, was moderne germanische Bauerndichtung ist, — und daß es jedenfalls nach meiner Meinung etwas anderes ist als „Der Sonnenaufgang“, „Eisgang“, u. s. w.

Ola Hansson.

## Ein neues Evangelium.*)

Herr Notovitch, ein russischer Reisender, fand, wie er erzählt, in einem buddhistischen Kloster zu Leh in der tibetischen Landschaft Ladak, die unter brittischer Herrschaft steht, als eine der heiligen Schriften eine Geschichte Jesu in tibetischer Sprache, aus dem Pali übertragen. Er ließ sie sich durch seinen Dolmetscher übersetzen und theilt sie uns nun in französischem Texte mit. Das Buch will in Indien unmittelbar nach Jesu Tode geschrieben sein, und zwar auf Veranlassung der Berichte von Kaufleuten, die aus Palästina dahin gekommen seien. Das ist nun von vornherein äußerst bedenklich. Die Inder, die des historischen Sinnes fast ganz ermangeln, die gar keine alten Chroniken haben, sollten das Leben und die Lehren eines Mannes in einem fernen Barbarenlande sorgfältig aufgezeichnet haben! Und Jesus heißt hier, wie bei den Muslimen, Issa (genauer ʿIsâ); dieser Name muß aber der Litteratur der Buddhisten völlig unbekannt geblieben und kann auf keinen Fall vor dem Jahre 700 nach Indien gelangt sein. Die Erzählung enthält auch verschiedene arge Ungereimtheiten. Pilatus will durchaus den Tod Jesu, überweist aber doch seine Sache dem jüdischen Senat, und als der ihn freispricht, wiederholt er das nach längerer Zeit noch einmal; auch jetzt finden die Aeltesten keine Schuld an ihm und waschen sich, als Pilatus ihn nun für sich zum Tode verurtheilt, die Hände. Welche Vorstellung vom Verfahren eines römischen Statthalters! Daß Jesus (damit die in den Evangelien freibleibende Zwischenzeit zwischen seinem 12. Jahre und seinem Auftreten in Galiläa ausgefüllt werde) mit 13 Jahren nach Indien flieht, in Djagguernat**) (das damals noch nicht existirte) die Veden, und in Nepal die buddhistische Litteratur studirt, ist auch nicht übel. Brahmanen, die einen, der nicht nur nicht zu ihnen gehört, sondern ein gewöhnlicher Barbar ist, also nach ihrer Anschauung tiefer als die unterste Kaste der Inder steht, freudig aufnehmen und in ihre heiligen Mysterien einweihen, entsprechen wenig dem, was wir sonst wissen. — Dies neue Evangelium gibt sich als buddhistisch, aber, so wenig tief meine Kenntniß des Buddhismus reicht, das weiß ich, daß der hier gelehrte Monotheismus und die einfache Gegenüberstellung des irdischen Lebens und des seligen Jenseits jener Religion nicht entspricht. Für die vielen modernen Ausdrucksweisen (z. B. „puisez dans ce temple votre force morale“ S. 215) mag man allerdings die Uebersetzung verantwortlich machen, aber die längere feurige Rede zur Verherrlichung der Frau (213 ff.) müßte auch im Original stehen, und die kann von keinem Orientalen herrühren; darin heißt es u. A.: „respectez la femme, car c'est la mère de l'univers et toute la vérité de la création gît en elle“ und „soyez soumis à la femme“ u. m. Kurz, das Ganze ist ohne Zweifel das Werk eines modernen Europäers.

Herr Notovitch gibt sich allerdings Mühe, seinem Evangelium als historischer Quelle den Vorrang vor den kanonischen zu verschaffen. Während er sich in den betreffenden Erörterungen offenbar sehr scharfsinnig vorkommt, zeigt er aufs naivste, daß ihm die Ergebnisse der wissenschaftlichen Kritik ganz unbekannt sind. So operirt er mit der Geburt Jesu in Bethlehem, seiner Abstammung von David und dem bethlehemitischen Kindermord als geschichtliche Thatsachen. Freilich redet er auch sonst mit Kennermiene über Dinge, von denen er nichts versteht. Kleinigkeiten, wie daß er Inder und Chinesen zur Zeit des Moses auf Pergament schreiben läßt (230), mögen hingehen. Aber man höre und staune: um 1580 v. Chr. hat der Brahmine Krichna die Veden gesammelt und in vier Büchern geordnet: Richt, Jagour, Saman, Artasan; darum nannte

*) Nicolas Notovitch. La vie inconnue de Jésus Christ. Cartes et Illustrations. Paris 1894. Ollendorff.

**) Ich behalte überall die französische Schreibweise bei.

man ihn Viassa, d. i. „celui qui a recueilli et divisé les Vèdes“; ferner hat er das Védantha und die 18 Pouranas redigirt (S. 256) — beinahe jedes Wort ein Unsinn! Schön ist auch, daß Manou die Polyandrie zum Gesetz erhoben hat und daß buddhistische Prediger sie nach Ceylon, Tibet, der Mongolei und Corea gebracht haben (S. 95 f.); ferner die Stelle über die Erfindung der tibetischen Sprache (S. 58 f.).

Wer so etwas schreiben kann, dem ist viel zuzutrauen, und wir dürfen es daher theoretisch nicht als absolut unmöglich ansehen, daß er sich von seinem Dolmetscher habe täuschen lassen, und daß dieser der Verfasser des Apokryphons sei. Derselbe Dolmetscher hat ihm dann auch in der Wiedergabe dessen betrogen, was ihm der weise Lama sagte. Denn er läßt diesen tibetischen Mönch sehr wenig asiatisch, aber gar tiefsinnig und sublim aufgeklärt über Religion und religiöse Dinge reden und leiht ihm Kenntniß von der Religion der alten Egypter und Assyrer sowie der neueren Zoroastrier; schade freilich, daß diese Kenntnisse ganz ähnliche Mängel zeigen, wie die des Herrn Notovitch. — Jedenfalls liegt es doch am nächsten, von dem Dolmetscher abzusehen und jemand anders die Urheberschaft von dem allen zuzuschreiben.

Herr Notovitch sagt selbst, daß er den Tod Renan's abgewartet habe, ehe er das Buch veröffentlichte. Dessen Kritik schien ihm also wohl zu gefährlich. Nun, die Gefahr ist auch nach Renan's Hinscheiden nicht groß, daß sich die französische oder überhaupt die europäische Wissenschaft durch das plumpe Machwerk täuschen lassen möchte, das um 1750 vielleicht einen gewissen Effekt gehabt hätte.

Die ausführliche Beschreibung der Reise durch das Gebiet von Kaschmir und Ladak macht keinen Anspruch auf wissenschaftlichen Werth. Es fehlt darin nicht an aufregenden Scenen, z. B. einem Kampf mit einem Panther. Dabei ist allerdings wohl ein bischen Jägerlatein.

Auf alle Fälle bin ich in der seltenen Lage, über ein die Religion betreffendes Buch einem Kardinal beizustimmen; ein solcher sagte nämlich Herrn Notovitch (Préf. VI.): „à quoi bon faire imprimer cela?“

Straßburg i. E. Th. Nöldeke.

## Albrecht Dürer als Schriftsteller.

Unter diesem Titel erschien jüngst in der „Nation“ ein sehr interessanter Artikel von M. Osborn (Nr. 23), worin zumal der Briefwechsel des großen Künstlers besprochen und in seiner Bedeutung für das richtige Verständniß dieser genial angelegten Persönlichkeit gewürdigt wird. Auch auf die größeren Druckwerke, welche Dürer hinterließ, wird gelegentlich Bezug genommen, doch spricht der Autor diesen einen verhältnißmäßig geringeren Werth zu. Hier dürften jedoch zwei Momente wohl auseinanderzuhalten sein. Der Kunsthistoriker wird Osborn recht geben müssen darin, daß Dürer sein Ideal, die menschliche Gestalt nach genauen geometrischen Vorschriften konstruiren zu können, sofort aus den Augen verlor, sobald er sich schöpferischer Thätigkeit ergab, denn sein Genius gestattete es ihm begreiflicherweise nicht, die ausgezirkelten Regeln im Einzelfalle zu beobachten. Wir möchten trotzdem dem Büchlein „Von der menschlichen Proportion“ keineswegs allen Werth absprechen, denn es stellt jedenfalls einen ersten ernstgemeinten Versuch dar, den Bau des Körpers auf Maß- und Zahlengesetze zurückzuführen, und arbeitet in seiner Art der heute so eingehend gepflegten „Anthropometrie“ vor. Aber eine „einseitig geometrische Auffassung“ waltet in dem Werkchen vor, und darum ist eben nicht nur die Nachwelt, sondern es ist auch der Verfasser selbst darüber zur Tagesordnung fortgeschritten. Ganz anders aber verhält es sich mit den übrigen Schriften des berühmten Malers, mit seiner Anleitung zur Befestigungskunst*) und der „Unterweysung der Messung mit dem Zirckel und Richtscheyt“ (Nürnberg 1525). Zumal dieses letztere Buch ist inhaltlich eine hochbedeutsame Leistung, deren Werth Schreiber dieser Zeilen vor einigen Jahren nicht besser als dadurch kennzeichnen zu können glaubte, daß er dieselbe als einen der Grenzsteine zwischen dem ausgehenden Mittelalter und der beginnenden Neuzeit hinstellte.**) Auch wird in fachwissenschaftlichen Kreisen, soweit man sich dort mit Dürer des näheren beschäftigt hat, kein abweichendes Urtheil sich vernehmen lassen; das bezeugen die Aeußerungen von Staigmüller, M. Cantor und anderen Gelehrten. Weil auch von Osborn auf die zwischen Dürer und Lionardo da Vinci zweifellos obwaltende Analogie hingewiesen ward, so möchten wir gleich hier hervorheben, daß allerdings an Universalität des Geistes und an Schärfe des Blickes der Italiener den Deutschen entschieden überragte, daß aber andererseits dieser für systematische Ordnung und unter Umständen auch für mathematische Exaktheit einen lebhafteren Sinn bethätigte als sein großer welscher Nebenbuhler. Es mag deshalb wohl gestattet sein, in kurzen Zügen jene frühere Skizze in dem Sinne zu ergänzen, daß Dürer auch als wirklicher Vertreter der Wissenschaft zu seinem Rechte gelangt.

Die fortifikatorische Schrift Dürer's ist um so beachtenswerther, weil sie eigentlich der Vorgänger gänzlich entbehrt, jedenfalls aber die erste litterarische Leistung auf fraglichem Gebiete war, welche dem kolossalen durch die Vervollkommnung der Artillerie bewirkten Umschwunge gebührend Rechnung trug. Die gewöhnliche, nur durch Mauerthürme unterbrochene Cirkumvallation konnte dem XVI. Jahrhundert nicht mehr genügen, und so trat an die Theoretiker die Aufforderung heran, auf Neubauten zu denken, welche einerseits der Belagerungsartillerie Schwierigkeiten bereiten, andererseits aber die Kumulativwirkung des eigenen Geschützes begünstigen sollten. An den Befestigungswerken Nürnbergs, mit denen freilich die pietätlose Neuzeit recht unglimpflich umgegangen ist, kann man noch jetzt Dürer's neue Manier kennen lernen. Seine Erfindung sind die halbkreisförmigen Basteien, mit welchen er namentlich die Biegungspunkte der Stadtmauer ausstattete, sowie die Streichwehren oder Caponnièren, welche die Grabenvertheidigung im engeren Sinne zu übernehmen hatten. Es ist von Sachverständigen darauf hingewiesen worden, daß Dürer's Ideen mit denen eines der hervorragendsten Festungsingenieure aller Zeiten, Montalembert's, eine auffallende Aehnlichkeit bekunden. Nimmt man dazu, daß die Anweisung selbst eine wohlgeordnete und in einem recht wohl verständlichen Stile abgefaßt ist, so wird man schon auf diese Leistung hin über den Schriftsteller im engeren Sinne zu keinem ungünstigen Urtheile gelangen.

Und dieses wird sich noch verstärken, wenn wir das geometrische Lehrbuch einer genaueren Betrachtung unterziehen. Solange es eine christliche Baukunst gibt, fehlte es nicht an Versuchen, die Handgriffe, über welche der Architekt, der Zimmermann, der Bildhauer verfügen muß, in kleinen Leitfäden zusammenzustellen, und die „Bauhütte“, welche ja überhaupt viel auf Herkommen und Ueberlieferung gab, sorgte dafür, daß diese Kunstregeln von Generation zu Generation sich fortpflanzten. Diese Künstlergeometrie fand ihren Euclid in unserem Albrecht Dürer, der alles zu seiner Kenntniß gekommene zusammenfaßte und, soweit dies möglich war, in ein System brachte. Nicht etwa Konkurrenz gedachte er den Werken zu machen, in welchen die strenge

*) Für die Bedeutung dieses Werkes spricht schon der Umstand, daß es noch in unserem Jahrhundert eine neue Auflage erlebte. (Einiger Unterricht von der Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken, neu herausgegeben, Berlin 1823.)

**) Vgl. Günther, Geschichte des mathematischen Unterrichtes im deutschen Mittelalter bis zum Jahre 1525, Berlin 1887. Das Jahr 1525 wurde aus verschiedenen, durch die Natur der Sache gegebenen Gründen als Markstein gewählt, aber unter diesen war nicht der mindest gewichtige der, daß Dürer's im genannten Jahre erschienenes Buch sozusagen als eine Kodifikation der empirischen Geometrie der mittelalterlichen Periode uns entgegentritt.

Wissenschaft abgehandelt war, vielmehr faßte er das Verhältniß seiner populären zur wissenschaftlichen Lehrart von allem Anfang an zutreffend auf und lehnte den Gedanken weit von sich ab, daß er anderen als rein praktischen Zielen nachstreben wollte. „Der aller scharff sinnigist Euclides“, so drückt er sich in der Vorrede aus, „hat den Grundt der Geometrie zusammen gesetzt, wer denselben wol versteht, der darff diser hernach geschriben Ding gar nit, denn sie sind alleyn den jungen und denen, so sonst niemandt haben, der sie trewlich underweyst, geschriben.“ Mit dieser Bescheidenheit paart sich bei dem überaus wohlunterrichteten Manne die Erkenntniß, daß für den Praktiker manche der Regeln, mit welchen Dürer ihn vertraut macht, werthvoller sein könne als theoretische, aber der unmittelbaren Verwerthung nicht fähige Einsicht. So weiß er wohl, daß die Aufgabe, einen beliebigen Winkel in drei gleiche Theile zu theilen, exakt nicht gelöst werden kann; da er jedoch dafür hält, daß man unter Umständen doch auf diese Forderung sich geführt sehen könnte, so theilt er eine seinem Scharfsinn alle Ehre machende Näherungslösung mit und erklärt ausdrücklich, das reiche „mechanice“ aus: „wer es will geneuer haben, der such es demonstrative.“ Schon diese kleine Sprachprobe zeigt auch, daß die Schreibart des Nürnberger Künstlers eine präzise und gewandte ist. Jener Barbarismus, in den auch bedeutende Männer der in Rede stehenden Zeit leicht verfallen, sobald sie deutsch zu schreiben genöthigt sind, weil sie eben ihre Gedanken sonst immer nur in fremdsprachiges Gewand zu kleiden pflegten — ein schauerliches Beispiel dafür ist die Bibelübersetzung des berühmten Theologen und Latinisten Johann Eck — ist bei Dürer nicht zu finden, denn er dachte und fühlte eben nur deutsch, und in dem auserlesenen Kreise, welcher sich um Wilibald Pirckheymer geschaart hatte, einem Kreise, zu dessen hervorragendsten Mitgliedern Freund Albrecht gehörte, wie dies auch Osborn anführt, bot sich gewiß auch Gelegenheit, jene sprachlichen Härten abzustreifen, an denen sonst das Nürnberger Deutsch keinen Mangel hat. Wir wollen damit nicht etwa sagen, Dürer's Geometrie sei eine gefeilte, moderne Arbeit; das ist sie nicht, sondern sie trägt den Stempel ihrer Zeit deutlich genug aufgeprägt, und mit Luther's Schriftwerken etwa darf sie sich in formaler Hinsicht keineswegs vergleichen. Was wir behaupten, ist bloß dies, daß das genannte Lehrbuch klar, verständlich und in einer Darstellungsweise abgefaßt ist, welche auch den fachkundigen Leser der Gegenwart durchaus nicht etwa auf eine zu hohe Probe stellt. So begreift man auch leicht, daß Dürer's Beispiel weitere Kreise zog und, wie man wohl sagen kann, eine neue Litteraturgattung ins Leben rief. Eine ganze Anzahl von Leitfäden ähnlichen Charakters, nur kürzer und womöglich noch gemeinverständlicher, ging in den nächsten Jahrzehnten aus den Pressen Nürnbergs und der benachbarten Städte hervor, und es unterliegt für uns gar keinem Zweifel, daß der hohe Stand des Handwerks und des Kunstgewerbes, wie er für das damalige Nürnberg so auszeichnend war, sich theilweise auf die von dessen großem Sohne ausgestreuten Keime zurückführen läßt. Direkt und ausdrücklich bestätigt dies ein fremdländischer und deshalb gewiß unverwerflicher Zeuge, der Pariser Professor Pierre de Ramée, welcher in den sechziger Jahren des XVI. Jahrhunderts die süddeutsche Handelsmetropole besuchte und sich über die dortige Vereinigung geistiger und materieller Interessen in fast überschwenglicher Rede erging.

Die schriftstellerische Bedeutung Dürer's tritt übrigens erst dann ihrem ganzen Umfange nach hervor, wenn wir noch hinzufügen, daß sich in der „Underweysung“ verschiedene ganz neue und schöpferische Gedanken erkennen lassen, auf deren wirkliche Fruchtbarkeit man theilweise freilich erst sehr viel später aufmerksam geworden ist. Nach zwei Seiten hin ist er über das Niveau, auf welches die Raumlehre durch die Griechen gehoben war, selbständig hinausgegangen. Er erdachte krumme Linien, mit denen sich die antiken Geometer auch nicht entfernt beschäftigt hatten, und es ist dieser glücklichen Neuerung ein um so höherer Werth zuzusprechen, als auch nicht einer der großen Mathematiker der Renaissance, durch welche unser Volk mit dieser Seite des reichen Erbes aus dem klassischen Alterthum bekannt gemacht war, irgend ein Bedürfniß zu weiterem Schaffen auf ebendemselben Gebiete bekundet hatte. Des weiteren führte seine Freude an künstlerischem Schaffen unseren Dürer dazu, neue Körperformen zu ersinnen, die in der überlieferten Stereometrie nicht enthalten waren, jedenfalls aber ein kräftiges Zeugniß für die hoch entwickelte Raumanschauung des Künstlerfürsten ablegen.

Endlich darf auch nicht vergessen werden, daß Dürer als der eigentliche Begründer der Linearperspektive anerkannt werden muß. Allerdings war man bereits auf dieselbe in Italien durch die Nothwendigkeit hingeführt worden, welche auch heute noch für jeden Zeichner besteht, und Pacioli, Alberti, Lionardo hatten die Grundlage gelegt zu einer mehr wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes. Daß unser Held eben auch auf seiner Welschlandreise die Anregung zu tieferem Studium dieses Zweiges der Optik empfangen hat, dessen thut er in einem von Venedig nach Hause geschriebenen Briefe ganz bestimmte Erwähnung.

Die systematische Darstellung der Grundgesetze ist dagegen ganz sein Verdienst, und insbesondere eignete ihm auch der pädagogisch so zutreffende Gedanke, dem Anfänger über die in der exakten Begründung liegenden Schwierigkeiten durch mechanische Auskunftsmittel hinwegzuhelfen, wie er sie im dritten Abschnitte seines Buches beschreibt und mit künstlerischer Vollendung abbildet. In einzelnen seiner Gemälde hat Dürer die strenge Perspektive virtuos zur Geltung gebracht, und wenn wir dies bei anderen Bildern vermissen, so ließ er sich eben durch jene höheren ästhetischen Rücksichten leiten, welche nach G. Hauck's Untersuchungen ein Abgehen von der strengen Norm unter Umständen sogar zur Pflicht machen können.

In Einzelheiten einzugehen, liegt uns fern. Unsere Absicht war lediglich, zu zeigen, daß Albrecht Dürer auch ein wissenschaftlicher Schriftsteller von hohem Range war, dessen Hauptwerk selbst uns Epigonen noch, so herrlich weit wir es auch gerade auf dem von ihm bearbeiteten Gebiete gebracht haben, Belehrung und Genuß zu bereiten vermag.

München. S. Günther.

---

## Stoff contra Kraft.

Der Schneidermeister Dowe, welcher seit einigen Wochen auf der Bühne eines Berliner Spezialitätentheaters — zwischen Chansonette und Jongleur — den von ihm erfundenen kugelsicheren Panzer allabendlich einer Feuerprobe unterziehen läßt, hat sich bis vor Kurzem keiner rechten Antheilnahme des ernsten Publikums zu erfreuen gehabt. Man muß gestehen, die Oertlichkeit ist kaum geeignet, ein günstiges Vorurtheil für die Erfindung zu erwecken. Und doch — mit einem Lächeln ist die Sache nicht abzuthun. Wenn ein Mann, nur durch eine Art Brustlatz geschützt, sich den Geschossen des kleinkalibrigen Armeegewehrs aussetzt, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, so geht diese Vorführung weit über den Rahmen eines interessanten Experimentes hinaus, und man kann den Gedanken nicht zurückweisen, daß der Erfindung doch wohl eine hervorragend praktische Bedeutung innewohne.

Diese Empfindung hatten auch die Mitglieder des Chirurgenkongresses, für welche kürzlich eine besondere Schießvorstellung auf den Dowe'schen Panzer veranstaltet wurde. Einem Pferde wurde der Panzer umgehängt, auf welchen dann mehrere Schüsse abgegeben wurden. Das Thier ließ sich dadurch nicht im Mindesten stören und fraß ruhig weiter. Dann hing sich Herr Dowe selbst den Panzer

vor und ließ die Schußwaffe auf sich richten. — Nun spreche man noch verächtlich von Schneidercourage! — Herr Dowe hat uns eines Besseren belehrt.

Nicht lange nach dem Besuche der Chirurgen ereignete sich der bemerkenswerthe Fall, daß etwa 30 Offiziere, unter ihnen der Chef der Handwaffenabtheilung und der Vorsitzende der Gewehrprüfungskommission des preußischen Kriegsministeriums sich um Herrn Dowe im Wintergarten versammelten, um mit eigener mitgebrachter Munition, aus eigenen Originalgewehren und von eigens dazu kommandirten militärischen Schützen Schießproben auf den Panzer vorzunehmen. Als Resultat dieser, unter allen möglichen Kautelen ausgeführten Versuche ergab sich die völlige Undurchdringlichkeit des Panzers für die Geschosse unseres Militärgewehrs. Die Projektile blieben harmlos im Panzer stecken, ohne eine andere Spur als eine winzige, beim Eintreten verursachte Durchlochung des Tuchüberzuges zu hinterlassen.

Es ist geradezu verblüffend: das Geschoß, welches einen 1 m langen Eichenblock glatt durchschlägt, welches auf kurze Entfernung eine 12 mm dicke Stahlplatte durchbohrt, dessen Zone der todtbringenden Wirkung so weit wie die Tragweite der Waffe, also 3—4000 m reicht und das, wie Versuche an Leichen ergeben haben, noch auf 1000 m Entfernung die Kraft besitzt, mehrere menschliche Körper hintereinander zu durchbohren — dieses selbe Geschoß wird durch einen wenige Centimeter dicken Stoff von geheimnißvoller Beschaffenheit in seinem rasenden Fluge festgehalten und unschädlich gemacht.

Hier wirkt Stoff contra Kraft. Und der Stoff bleibt Sieger!

Das Aeußere des Panzers verräth so gut wie nichts von seiner inneren Zusammensetzung. Ein 4 kg schweres, an der Vorderseite mit Militärtuch, auf der Rückseite mit Leinwand überzogenes, nur die Brust bedeckendes Schutzstück in Westenform bildet den Panzer, welcher mit einem Band um den Hals gehängt wird. Seine Dicke beträgt 4—5 cm, wovon jedoch — nach Angabe des Erfinders — nur 1½ cm auf die wirksame Masse kommen. Die übrige, der Vorderfläche zugekehrte Schicht wird von indifferenten Stoffen, wie Leder, Werg 2c. gebildet, und hat nur den Zweck, bei den abendlichen Vorstellungen, nach welchen der Panzer herumgezeigt wird, wissensdurstigen Interessenten die zu eingehende manuelle Untersuchung des Panzers unmöglich zu machen.

Welche Zusammensetzung hat nun dieser merkwürdige Stoff? Darüber kann man, da der Erfinder sein Geheimniß sorgfältig hütet, nur Vermuthungen anstellen.

Die Durchdringbarkeit eines festen Körpers hängt ab von seiner Kohäsion, d. h. von der Kraft, mit welcher seine kleinsten Theilchen sich gegenseitig anziehen, und diese ist verschieden je nach der Natur des betreffenden Körpers. Nähert sich ein Körper einem anderen mit einer gewissen Geschwindigkeit, so wird der, welcher größere Kohäsion besitzt, in den, von geringerer Kohäsion, d. h. der härtere in den weicheren eindringen und bei genügender Energie ihn vollständig durchdringen, d. h. eine Kontinuitätstrennung herbeiführen.

Die Durchschlagskraft eines Geschosses ist einerseits von der Gestalt, dem Gewicht, dem Material und der Geschwindigkeit, mit welcher es durch das zur Explosion gebrachte Pulver aus dem Rohr getrieben wird, andererseits aber von der chemischen und physikalischen Beschaffenheit des Körpers, auf welchen es aufschlägt, abhängig. Ist letzterer eine homogene Masse, als welche man z. B. annähernd einen Holzblock auffassen kann, so wird dem eindringenden Projektil ein relativ geringerer Widerstand sich entgegenstellen, als wenn ceteris paribus das Zielobjekt aus heterogenen Stoffen, etwa aus aufeinander befestigten Holzplatten verschiedener Holzart und wechselnder Spaltrichtung besteht oder aus Metallplatten verschiedenen Härtegrades oder Metallgeweben verschiedener Struktur und differenter chemischer und mechanischer Natur und Anordnung zusammengesetzt ist. In diesem Fall wird das eindringende Geschoß fortwährend wechselnde Widerstände zu überwinden haben, so daß — auf einen außerordentlich kleinen Zeitraum zusammengedrängt — eine beständige Irritirung und Ableitung der Geschoßrichtung resultirt. In Folge dieser unendlich schnell aufeinanderfolgenden Irritationsstöße erleidet das Geschoß Einbuße an Energie, welche theils sich in Wärme umsetzt, theils sich mechanisch als Deformirung oder Zersplitterung des Geschosses kundgibt. So wird beim Schießen in groben Kies der Stahlmantel des 8 mm starken Geschosses zersprengt und theilweise abgerissen!

Dies Prinzip der „Irritation“ des Geschosses ist auch schon früher bei der Konstruktion schußfester Panzer praktisch in Anwendung gekommen. Man hat als Schichten wechselnder Widerstände Metallwände, die in verschiedenen Richtungen winklig geknickt oder kreisförmig gebogen waren, benutzt, und diesen Zwischenraum mit Hanf, Werg oder Flachs oder anderen langhaarigen Stoffen ausgefüllt, in welchen sich das nach Aufschlagen auf die Metallwiderstände deformirte Geschoß gleichzeitig verwickeln, und so im Panzer zurückgehalten werden sollte.

Daß der Dowe'sche Panzer ausschließlich auf diesem „Irritationsprinzip“ beruht, ist nicht anzunehmen, denn seine stupende Leistungsfähigkeit in Bezug auf die Unschädlichmachung des die Luft durchrasenden Stahlmantelgeschosses dürfte wohl kaum allein durch die vorher erwähnte Konstruktion erreicht werden. Vielleicht spielt bei der Dowe'schen Panzerung neben dem genannten Prinzip die Verwendung einer anderen Körperklasse, deren Charakteristikum Elastizität ist und deren Hauptvertreter der gewöhnliche — als schwarzer Radirgummi bekannte — Kautschuk ist, eine wichtige Rolle.

Hugo Michaelis.

## Zeitschriften.

### Eine historische Ohrfeige.

(„The New Review“.)

Die Geschichte Spaniens und speziell des spanischen Hofes steckt voller dramatischer Begebenheiten. Für den Historiker gibt es dabei noch manchen geheimnißvollen Zusammenhang aufzuklären. Die englische Monatsschrift „The New Review“ ist gegenwärtig in der Lage, bisher unbekannte Memoiren zu publiziren, welche in höchst interessanter Weise neues Licht über das Leben und Treiben am Hofe der Königin Christine und der Königin Isabella verbreiten. Ein erster Artikel ist in der Mainummer der genannten Monatsschrift bereits erschienen und zeichnet sich, abgesehen von seinem interessanten materiellen Inhalt, auch durch eine sehr anziehende Darstellung aus.

Besonders **eine** Episode ist ungemein anschaulich beschrieben.

Bekanntlich hatte Ferdinand VII., der Gemahl der späteren Königin-Regentin Christine, durch eine pragmatische Sanktion im Jahre 1830 — kurz vor der Geburt der späteren Königin Isabella — die Ansprüche weiblicher Nachkommen auf den spanischen Thron sicher gestellt und dadurch zugleich die Erbansprüche seines Bruders Don Carlos zerstört. Als nun wenige Jahre später der König Ferdinand in eine schwere Krankheit verfiel, suchte die carlistische Partei, an deren Intriguen sich auch der Premierminister Calomarde betheiligte, den todtkranken König zu bewegen, von der pragmatischen Sanktion zurückzutreten. Der Memoirenschreiber der „New Review“ erzählt nun das folgende:

Die Carlisten hatten keinen Augenblick mehr zu verlieren; Calomarde setzte das Instrument, durch welches die Tochter des Königs von der Thronfolge ausgeschlossen werden sollte, auf und erlangte ohne große Schwierigkeiten die Unterschrift des todtkranken Königs. Die Königin Christine, durch Nachtwachen geschwächt, entmuthigt, verlassen, von Feinden umgeben, hatte nicht die Kraft, dem Komplott Widerstand zu leisten.

Die in der Form eines Kodizills zum Testament des Königs verfaßte Urkunde war kaum unterzeichnet, als Ferdinand in einen lethargischen Schlaf verfiel. Man nahm an, er sei todt, und Calomarde erklärte öffentlich: daß er es sei. Der französische Gesandte telegraphirte die Nachricht nach Paris und Christine dachte daran, zu fliehen; ihre Sachen wurden thatsächlich schon gepackt. Don Carlos gerirte sich als König. Die Höflinge begrüßten ihn mit dem Titel Majestät, das Volk sammelte sich um den Palast, bereit, dem neuen Souverän zu huldigen. Da ereignete sich etwas völlig Unerwartetes.

Die ältere Schwester der Königin Christine, die Infantin Carlotta, Gemahlin eines jüngeren Bruders des Königs, des Infanten Franz de Paula, erschien plötzlich auf der Scene. Donna Carlotta hatte seiner Zeit die Heirath ihrer Schwester Christine mit dem König Ferdinand vermittelt und auch bei dem Zustandekommen der pragmatischen Sanktion ihre Hände im Spiele gehabt. Jetzt kam sie wie ein Wirbelwind in den Palast des sterbenden Königs. Sie hatte in ihrer Residenz, tief im Innern von Andalusien, erfahren, was vorging: die Krankheit des Königs, sein vermuthliches Ende, die Intriguen der Carlisten, ihrer Schwester verzweifelte politische Lage und die muthmaßliche Zerstörung ihres eigenen Werkes. Ohne Zeit zu verlieren, hatte sie anspannen lassen und war in fliegender Eile herbeigeeilt, entschlossen, um jeden Preis ihrer Nichte Isabella die Krone zu retten. Die erste Person, auf welche sie im Palast stieß, war kein Anderer als Calomarde selbst. Es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung in der Galerie des königlichen Schlosses. Calomarde versuchte, die Infantin am Weitergehen zu hindern. Die Infantin überhäufte ihn mit Vorwürfen. Als aber alles nichts half, schrie sie, außer sich vor Aerger, den Premierminister an: „Ah, Sie wollen mir den Eintritt verweigern!" und damit gab sie ihm eine schallende Ohrfeige. Der Minister war einen Augenblick starr vor Verwunderung, dann aber verbeugte er sich und sagte gezwungen lächelnd: Manos blancas no offenden, señora! (Weiße Hände beleidigen nicht, Senora!) Pero pegan (aber sie treffen), antwortete die Infantin, und damit eilte sie in das Gemach des Königs. Hier fand sie ihre Schwester Christine, die völlig den Kopf verloren hatte, unfähig einen Entschluß zu fassen. Sie apostrophirte sie auf italienisch: Voi siete una regina di comedia! (Du bist eine Theaterkönigin!) Und ohne weiter von ihrer Schwester Notiz zu nehmen, schreitet die Infantin auf das Bett zu, wo der König ausgestreckt liegt, faßt ihn an den Arm, schüttelt ihn und ruft: „Fernando, Fernando, antwortet mir!" Der König öffnet die Augen, und stiert umher. Sobald die Infantin dies bemerkt, zieht sie ihn aus dem Bette, stellt ihn auf seine Füße, richtet ihn auf, führt ihn ans Fenster, reißt dieses auf, und schreit, indem sie den beinahe todten Körper dem erstaunten Volke zeigt, mit lauter Stimme: Gutes Volk, sieh her, dein König ist nicht todt!

Diese aufregende Scene, deren genaue Details früher niemals bekannt geworden sind, wenngleich Calomarde's Antwort auf die Ohrfeige durch die weiße Hand der Infantin Carlotta Berühmtheit erlangt hat und in Spanien sprichwörtlich wurde, drehte die Dinge um, wie man einen Handschuh umkehrt. Ferdinand, ins Leben zurückgerufen, erfuhr, was vorgefallen war und wurde von einer rasenden Wuth gegen den Premierminister und gegen seinen Bruder Don Carlos erfüllt. Diese Wuth stellte ihn soweit wieder her, daß er seinen Willen kund thun konnte, und er lebte noch gerade lange genug, um die Urkunde, die ihm von Calomarde abgeschwindelt war, zu zerreißen, ein neues Ministerium zu ernennen und seine Gattin Christine zur Regentin zu machen.

So wurde durch die „manos blancas" einer energischen Frau dem Schicksal des spanischen Volkes und der spanischen Dynastie eine entscheidende Wendung gegeben.

T. B.

**A. N. Pypin: Die geistige Bewegung in Rußland in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Erster Band. Die russische Gesellschaft unter Alexander I. Aus dem Russischen übertragen von Dr. Boris Minzes, a. o. Professor an der Hochschule zu Sofia. Autorisirte Ausgabe der zweiten vermehrten Auflage. Berlin 1894. Verlag Siegfried Cronbach. XXVI und 690 S.**

Aufs erfreulichste thut sich neuerdings in Deutschland das Interesse an den Erzeugnissen der modernen geschichtlichen Litteratur Rußlands kund, deren Vernachlässigung sich um so bitterer rächen würde, je reicher sie seit einigen Jahrzehnten emporsprießt. Ein Zeichen dieses wachsenden Interesses ist die im Verlage von Cotta erscheinende Sammlung von Uebersetzungen russischer Memoiren. Ein anderes begrüßen wir dankbar in der vorliegenden Veröffentlichung. In der That, wenn irgend einer der neueren russischen Historiker, so verdient es Pypin, durch eine Uebersetzung seiner beiden Hauptwerke: „Die Bewegung in der russischen Gesellschaft unter Alexander I." und „Charakteristiken der litterarischen Meinungen von den zwanziger bis zu den fünfziger Jahren" dem größeren gebildeten deutschen Publikum bekannt gemacht zu werden. Ein Landsmann Pypin's, durch eigene tüchtige Arbeiten bereits vortheilhaft in die wissenschaftliche Welt eingeführt, zur Zeit Professor an der Hochschule zu Sofia, hat sich dieser lohnenden Aufgabe unterzogen. Er hat die beiden Werke Pypin's vereinigt und macht uns zunächst mit der höchst anziehenden Schilderung der russischen Gesellschaft unter dem Zaren Alexander I. vertraut. Dies Gebiet ist noch niemals so gründlich wie von Pypin durchforscht worden. Mit dem Regierungsanfang des Zaren Nikolaus ward die ganze vorausgegangene Generation gleichsam geächtet, so daß die historische Forschung scheu an ihr vorüberging. Und doch fehlte es nicht an Memoiren, Briefwechseln, Protokollen, Entwürfen und Aufzeichnungen anderer Art, die zusammengenommen den besten Aufschluß über den geistigen Gährungsprozeß der russischen Gesellschaft in dem auf die Befreiungskriege folgenden Jahrzehnt geben konnten. Unentbehrlich für die Darstellung des Liberalismus, des Freimaurerthums, der geheimen Gesellschaften, der Verfassungspläne, der Abspiegelung politischer und sozialer Forderungen in der schönen Litteratur war ein Zurückgreifen auf die Ausbildung und die früheren Reformpläne Alexanders und auf die Schwankungen seiner Stimmung nach dem Sturze Speransky's, welche die Hoffnungen der Freigesinnten bald entfachten, bald niederschlugen. Alles dies aber bildet das Fundament der Geschichte Rußlands im neunzehnten Jahrhundert. Man darf sogar sagen, daß die Entwicklung der russischen Belletristik, die so große Eroberungszüge im westlichen Europa gemacht hat, ohne die Kenntniß jener entlegenen Zeit unverständlich bleiben würde.

Der Uebersetzer hat in einer ausführlichen Vorrede einen Rückblick auf den „Entwicklungsgang des russischen gesellschaftlichen Lebens" der Neuzeit geworfen, das ihm als „ein stetes Ringen mit den historischen Ueberlieferungen um ein menschenwürdiges Dasein" erscheint. Er hat daran eine Schilderung von Pypin's Leben und Wirken geknüpft, in der selbst etwas von jenem Ringen zur Anschauung kommt. Wir lernen den Charakter des großen Gelehrten ebenso hoch schätzen wie seine Begabung und erblicken in ihm den muthigen Vertheidiger der westeuropäischen Kultur und ihrer ausländischen Träger, wie vor allem der Deutschen, „gegen die bornirten rücksichtslosen Angriffe der reaktionären Chauvinisten-Slavophilen". „Er ist, nach Minzes' Worten, auch ein Freund der Slaven, aber sein Ideal ist eine litterarisch-wissenschaftliche Brüderlichkeit auf dem Boden der westeuropäischen Kultur, darum will er, daß Rußland zuvörderst sich zu Hause ganz europäisire, wenn es die geistige Führerschaft der schwächeren Brudervölker übernehmen will."

Der Uebersetzung selbst wird man nicht leicht anmerken, daß sie nicht aus der Feder eines geborenen Deutschen stammt. Wiederholung derselben Sätze (S. 204, 205) ist ein Versehen, das wohl auf Rechnung des Druckers zu setzen ist. Nur selten wird eine Ergänzung der litterarischen Angaben fühlbar (so S. 30, wo Luginbühl's Herausgabe des Briefwechsels Stapfer's in den Quellen zur Schweizer Geschichte XI. XII. für die Biographie Laharpes oder S. 168, wo Vandal's Werk über Napoleon und Alexander für die Geschichte des Kongresses von Erfurt hätte erwähnt werden sollen). Daß Minzes seiner Methode der Transskription des Russischen treu geblieben ist, wird man, wenigstens soweit die Eigennamen in Betracht kommen, durchaus billigen. Eine Verdrängung der herkömmlichen Schreibweise anderer Worte, wie Zar, Ukas ist dagegen schwerlich durchführbar. Wir wünschen dem Buche die weiteste Verbreitung und hoffen dem ersten Bande den zweiten bald nachfolgen zu sehen.

A. St.

Verantwortlicher Redakteur Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 32. Berlin, den 12. Mai 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Kisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Das preußische Abgeordnetenhaus ist in die Pfingstferien gegangen und wird nach dem Feste noch einmal zusammentreten, um betreffs der Landwirthschaftskammern und des projektirten Dortmund-Rheinkanals definitiv schlüssig zu werden. Das muthmaßliche Resultat ist möglicher Weise in beiden Fällen ein negatives. Vielleicht aber bildet sich doch noch eine Mehrheit für die Landwirthschaftskammern und nur die Kanalvorlage wird abgelehnt. Dann würden die preußischen Volksvertreter die einzige wirklich werthvolle Vorlage der Session beseitigt haben. Das entspräche dem inneren Werthe dieser Kammer. Daß die ganze Kanalpolitik der Regierung an diesem kurzsichtigen Widerstande scheitern sollte, wie hier und da gefürchtet wird, glauben wir nicht; dazu ist die dem Mittellandskanalprojekt zu Grunde liegende Verkehrsidee zu gesund; aber die Kanalgegner erhalten eine günstige Gelegenheit, die Sache auf die lange Bank zu schieben.

Die Frage, wo in Zukunft die Schack'sche Galerie ihr Heim haben wird, ist jetzt endgültig entschieden. Der Kaiser hatte sogleich bestimmt, daß die werthvolle Sammlung München verbleiben sollte; es war dann aber eine Schwierigkeit entstanden, weil sich herausstellte, daß das Gebäude in welchem das Lebenswerk des Grafen Schack vereinigt war, nicht auch dem Kaiser testamentarisch zufiel. Ein Bruder des Verstorbenen hatte den Gedon'schen Bau geerbt. Mit diesem Erben hat sich der Kaiser auseinandergesetzt; er hat auch das Haus des Grafen Schack erworben, und ganz wie bisher wird in den alten Räumen diese werthvollste Gemäldesammlung, die in Deutschland ein feinsinniger Privatmann zusammengebracht hat, vereinigt bleiben.

Die Entscheidung des Kaisers bringt Berlin um einen sehr werthvollen Besitz; aber der Lokalpatriotismus, der das beklagen mag, wird sich gern vor dem Entschlusse des Kaisers beugen. Norddeutschland steht bei gewissen süddeutschen Kreisen noch immer im Rufe einer Bereicherungssucht, deren Rücksichtslosigkeit oft in grellen Farben gemalt wird. Es ist das nur möglich, weil die Zeit der deutschen Zerrissenheit mit ihren partikularistischen Gegensätzen auch noch in unsere Tage ihre Schatten hineinwirft. Wir gerade in Norddeutschland begrüßen daher freudig jeden Anlaß, der sich benützen läßt, um solche Vorurtheile zu zerstreuen; und diese Stimmung, die weit verbreitet ist, hat der Kaiser mit politischem Takt, der glücklich das Richtige traf, bei seiner Entscheidung zum Ausdruck gebracht.

Solch ein Vorgang, der ganz außerhalb des Rahmens der eigentlichen Politik liegt, hat doch sein politisches Gewicht, das gar nicht leicht zu veranschlagen ist. Gerade ein Anlaß, der von einem politischen Parteistandpunkt aus sich gar nicht beurtheilen läßt, kann über enge Grenzen darum hinaus wirken, weil er sich nur an Empfindungen wendet, die auf allen Seiten nachgefühlt werden. Und Empfindungen spielen in der Politik namentlich auf jenem weiten Gebiet eine große Rolle, wo das materielle Interesse nicht in Frage kommt. Partikularismus und Reichsidee, wie sie gegen einander fluthen, das bestimmt zum nicht geringen Theil gerade die Empfindung der Bevölkerung; und jede Maßregel, ob groß ob klein, die diese beiden Strömungen in den rechten Bahnen erhält, wird von jenen mit lebhaftem Beifall aufgenommen werden, die, wie die Liberalen, seit den Freiheitskriegen die Träger der Reichsidee gewesen sind.

Markus Pflüger, das langjährige freisinnige Mitglied unseres Reichstages, ist jetzt auch in die Reihe jener gerückt, die ihren siebenzigsten Geburtstag gefeiert haben. Man hat ihn in seiner Heimath in Baden gebührend gefeiert; aber er verdient es, daß man die Blicke auch von jenseits der rebentragenden Hügel auf ihn lenkt. Er ist einer jener tapferen Achtundvierziger, die zu ihrem Theil das Bett einer freieren Zeit und der deutschen Einheit machen halfen; die ihre Jugendgesinnung nie aufgaben, und die doch im Wandel

der Verhältnisse auch eine gesunde geistige Beweglichkeit sich zu bewahren gewußt haben.

Am 18. Januar d. J. hatte im Berliner Friedrichshain eine Versammlung Arbeitsloser stattgefunden. Als die Versammelten das Lokal verließen, erfolgten Zusammenstöße mit der Polizei; die uniformirten Polizisten drangen auf das Publikum mit dem Säbel ein; nichtuniformirte Beamte schlugen mit Gummischläuchen drein. Eine größere Anzahl unbetheiligter Zuschauer hatte einen sehr üblen Eindruck von diesem Vorgehen der Polizei; sie waren der Ansicht, daß ein sichtbarer Anlaß für dasselbe nicht vorlag und daß die Polizei sich nicht in jenen Grenzen gehalten habe, die inne zu halten, nach Lage der Verhältnisse geboten war. Diese Auffassung theilten Berichterstatter konservativer Zeitungen, denen politische Voreingenommenheit gegen die Polizei nicht nachgesagt wird, mit einem so unabhängigen und zweifellos ehrlichen Manne, wie dem Herrn von Egidy, der auch zu den Besuchern jener Versammlung gehört hatte. Bei dieser Sachlage war es nicht wunderbar, daß eine Reihe von Zeitungen auf Grund jener Informationen, die sie erhalten hatten, in mehr oder weniger scharfer Weise die Polizei tadelten. Durch diese Kritik fühlte sich die Polizei beleidigt; es erfolgte Anklage, und eine ganze Reihe von Redakteuren standen daher in dieser Sache vor dem Gericht.

Die Verhandlung ergab, daß sämmtliche Zeugen, soweit sie Beamte waren, in einer Weise aussagten, welche die Polizei durchaus entlasten mußte. Fast ebenso ausnahmlos bezeugten alle Privatpersonen, welche ihre Beobachtungen zu deponiren hatten, daß sie durch das Vorgehen der Schutzmannschaft erstaunt, erschreckt und überrascht worden seien. Offener oder zurückhaltender mißbilligten sie die Art des Einschreitens der Polizei. Das Gericht legte diesen Zeugenaussagen von Unbetheiligten kein entscheidendes Gewicht bei; es glaubte dagegen unbedingt den Beamten, die sich in der Lage befanden, ihre eigene Handlungen, oder die ihrer Vorgesetzten und Untergebenen zu erklären und zu rechtfertigen, und die angeklagten Redakteure wurden daher zu Geldstrafen oder auch zu empfindlicher Haft verurtheilt.

Ob ein solches Urtheil das Richtige getroffen hat, darüber läßt sich natürlich streiten, wie bei jedem Urtheil. Die Richter mögen sich geirrt haben, nach der Ansicht der einen; das ist bedauerlich; aber das ist menschlich, und so lange Recht gesprochen wird, werden Richtersprüche, sei es wegen ihrer Milde, sei es wegen ihrer Härte, angegriffen werden. Resignirt muß man sich in solchem Falle trösten mit dem Ausspruch des Pilatus: Was ist Wahrheit —; alles was man verlangt, ist, daß redlich nach der Wahrheit gesucht worden ist.

Nicht der schließliche Wahrspruch ist es also, der diesen Prozeß vor Allem bemerkenswerth macht. Zwei andere Umstände verdienen dagegen hervorgehoben zu werden.

Die Staatsanwaltschaft hatte nur Anklage erhoben gegen eine kleinere Anzahl von Zeitungen; gegen eine andere Anzahl Zeitungen und Personen, die ganz genau so belastet erscheinen, war die Anklage jedoch unterblieden. Als der Staatsanwalt auf diesen Punkt hingewiesen wurde, machte er die formelle Einrede, daß das Berliner Polizeipräsidium den Antrag auf Verfolgung eben nur gegen die Angeklagten gestellt habe. Wie weit dieser Einwand stichhaltig ist, mag hier ununtersucht bleiben. Aber jedenfalls erschüttert es das Rechtsgefühl in der Bevölkerung, wenn diese sieht, daß die eine Person und die eine Zeitung genau für dieselbe Handlung straflos ausgeht, für welche die andere Person und die andere Zeitung schwer zu büßen hat; und vollzöge sich die Scheidung noch überdies in der Weise, daß die Straffreien den sogenannten Regierungsparteien, die Bestraften der sogenannten Opposition angehören, dann würde leicht durch derartige Erscheinungen eine tiefe Verbitterung erzeugt werden können. Gerade aber bei Prozessen mit politischem Charakter kommt es darauf an, in der Bevölkerung das Gefühl rege zu erhalten, daß jenseits der Sphäre politischer Gegensätze es ein Gebiet ausgleichender Gerechtigkeit gibt, das völlig unbeeinflußt von allen Parteirücksichten bleibt.

Noch verwirrender, statt das Rechtsgefühl der Massen kräftigend, kann ein solcher Prozeß dann wirken, wenn die öffentlichen Verhandlungen selbst die entschiedenste Mißbilligung erfahren müssen, um des Geistes willen, in dem sie geleitet werden. Diese Mißbilligung muß man in dem vorliegenden Falle unbedingt aussprechen.

Herr Brausewetter, der Vorsitzende des Gerichtshofes, tritt seit langer Zeit als eine ganz eigenartige Gestalt innerhalb unseres Richterstandes auf; aber man darf doch behaupten, daß er, wenngleich die überraschendsten Zwischenfälle sich vor ihm schon oft ereignet haben, in ähnlicher Weise, wie diesmal, wohl noch nie eine Verhandlung geleitet hat. Dies ist nicht eine Auffassung, die nur innerhalb einer bestimmten Richtung unseres öffentlichen Lebens getheilt wird, sondern von der man behaupten kann, sie sei communis opinio; und diese allgemeine Ansicht kommt auch heute von den verschiedensten Seiten zum Ausdruck; selbst in der freikonservativen „Post“ und im konservativen „Volk“.

Die ganze Reihe der bemerkenswerthen Episoden, die sich bei diesem Prozeß ereignet haben, wurde von den Tageszeitungen Herrn Brausewetter bereits vorgerechnet. Es ist daher unnöthig, auf jede Einzelheit zurückzukommen, und nur einige Thatsachen mögen als besonders bezeichnend angeführt werden.

Hat eine öffentliche Verhandlung überhaupt eine Aufgabe, so ist es die, den unbeeinflußten Richter durch den Verlauf der Beweisaufnahme allmählich zu einer bestimmten Auffassung in Betreff der Vorgänge hinzuleiten. Fast unmittelbar aber nach Beginn der Zeugenvernehmungen, gleich am ersten Tage des Prozesses, zu einer Zeit, da noch eine große Anzahl von Beurkundungen ausstanden, erklärte Herr Brausewetter:

„Die erhitzte Phantasie der Leute, die solche Artikel schreiben, spricht nur von verhungerten Gestalten, denen die Sorge auf dem Gesicht geschrieben stand ꝛc. Stand den Leuten nicht vielmehr der Schnaps auf der Stirn geschrieben? Das ist immer dieselbe Horde roher, junger Patrone!“

Worüber zahlreiche Zeugen noch auszusagen hatten, ob es sich in der That auch diesmal nur um rohe, junge Patrone gehandelt hat, und ob nur erhitzte Phantasien jene Berichte diktirt hatten, das nimmt der Vorsitzende des Gerichtshofes kurz nach Beginn der Verhandlungen bereits kategorisch als erwiesen an. Die Angeklagten werden unter diesen Umständen sich des erbaulichen Gefühls kaum haben entschlagen können, daß im Geiste des Herrn Vorsitzenden schon vor Abschluß aller wesentlichen Zeugenvernehmungen sich ein feststehendes, ihnen durchaus ungünstiges Urtheil gebildet hatte. Und sie werden sich weiter sagen, dann sei aller jener Schutz hinfällig, den unsere Gesetze durch die mündliche Verhandlung den Angeklagten haben schaffen wollen.

Das betrifft die Angeklagten.

Das Verhältniß zwischen Vorsitzenden und Zeugen charakterisirt ein Zwiegespräch zwischen Herrn Brausewetter und dem eidlich vernommenen Oberstlieutenant Herrn von Egidy. Daß Herr von Egidy es mit seinen Angaben und seinem Eide so ernst nimmt, wie die Allergewissenhaftesten, steht bei einem Manne, der Bestrebungen gleich den seinen verfolgt, außer jedem Zweifel. Herr von Egidy hat nun über die Vorgänge bei jenem Krawalle einen Bericht geschrieben, und über diesen Bericht sagt der Herr Präsident, als handle es sich um die Schreiberei des ersten besten sensationslüsternen Gesellen:

„Ja die Feder ist oft leichter geneigt auszuschmücken als der Mund.“

Worauf der Zeuge Herr von Egidy mit allem Nachdruck und auf das Entschiedenste dagegen protestirt, daß man seiner schriftlichen Darstellung den Stempel der Leichtfertigkeit aufdrückt.

Endlich sei noch gezeigt, wie Herr Brausewetter sich seine Stellung gegenüber seinen richterlichen Kollegen zurechtlegt.

Herr Brausewetter erklärt mit gleicher Sicherheit wie stets, daß solche Dinge wie Lockspitzel, agents provocateurs u. s. w. nur in „der Einbildung sehr konfuser Köpfe existiren.“ Darauf weist ein Vertheidiger ihm nach, daß Berliner Richter das Vorhandensein von agents provoca-

teurs durch Erkenntniß bezeugt haben; man hätte auch auf eine Reihe anderer Erkenntnisse und auf die Verhandlungen des Reichstages verweisen können. Im Hindlick auf seine Berliner Kollegen erklärt nun Herr Brausewetter:

„Wir sind hier auch ein Berliner Gericht! . . . Es ist doch ein reiner Unsinn, von Lockspitzeln u. dergl. zu reden.“

Ueber die Ereignisse selbst hat sich Herr Brausewetter ein Urtheil gebildet, schon vor Abschluß der Zeugenvernehmung; über die Zuverlässigkeit auch der gewissenhaftesten Zeugen spricht Herr Brausewetter unbedenklich die schärfste Kritik aus; seine Kollegen endlich erachte er öffentlich für weniger urtheilsfähig; das Alles bekundet gleichmäßig ein ganz ungewöhnliches Selbstgefühl! Und dieses ganz ungewöhnliche Selbstgefühl, das sich bei jeder Gelegenheit leidenschaftlich geltend macht, hat keineswegs immer festen Boden unter den Füßen. Herr Brausewetter wagt sich immer von Neuem zu Behauptungen vor, die nicht nur anfechtbar, sondern die einfach ganz unhaltbar sind und die auch öffentlich als ganz unhaltbar erwiesen werden. Von Scenen solchen hervorbrechenden Selbstgefühls und von den um so schärfer kontrastirenden Scenen der Widerlegung ganz hinfälliger Brausewetter'scher Behauptungen war der Prozeß sehr zum Nachtheil seines ruhigen Verlaufes durchsetzt. Das ist im Interesse der Rechtspflege in hohem Grade zu bedauern.

Uns scheint es, daß Herr Brausewetter sich nicht an der für ihn geeigneten Stelle befindet. Ein Mann mit diesem modisch-eigenartigem Temperament, das unserer jüngsten Generation gleich einem Prototyp erscheinen kann, wird Prozesse, bei denen öffentliche Interessen ins Spiel kommen, leicht in einer Weise behandeln, die von dem bisherigen Brauch wesentlich abweicht; und wir können es nicht für gut halten, wenn häufiger in Brausewetter'sche Bahnen derartige Verhandlungen gedrängt werden. Man hat solches seit den Zeiten der die Gesellschaft rettenden Gerichtspräsidenten Napoleon's III nicht oft erlebt. Unsere Justizverwaltung hat daher alle Veranlassung, Herrn Brausewetter, so schnell es zulässig ist, aus einer Stellung zu befreien, für die ihn — unter allen Umständen — sein Temperament ganz ungeeignet erscheinen läßt.

Ein häßlicher Kampf spielt sich in Berlin darüber ab, ob die Gewerbeausstellung in Treptow oder jenseits von Charlottenburg abgehalten werden soll. Man hat den Eindruck, daß auf beiden Seiten unter den lautesten Kämpfern recht viele Unberufene sind, solche, denen weniger die Ausstellung wie ihre persönlichen Terrainspekulationen am Herzen liegen, die bei dieser oder jener Lösung besser gedeihen. Das ist ein unwürdiges Schauspiel, und ganz unberechtigt ist es, wenn die eine oder die andere Partei sich ganz von der Ausstellung zurückziehen will, falls nicht ihr Vorschlag gerade durchgesetzt wird. Solchen Drohungen, von welcher Seite sie auch kommen, kann man nur kalt entgegensetzen: Wer fortbleibt, der bleibt fort; denn man kann zu dem gesunden Gefühl der großen Masse der Interessenten das Zutrauen haben, daß sie unberührt von diesen Rivalitäten einem großen Berliner Unternehmen, sei es nun in Treptow oder am Lietzensee, oder wie es jetzt den Anschein gewinnt, auf dem Hippodrom bei Charlottenburg zu einem würdigen Erfolg zu verhelfen bereit sein werden.

Der Kampf um die Civilehe ist vor dem ungarischen Oberhaus vorläufig zur letzten Entscheidung gelangt. Die Abstimmung hat gegen die Regierung entschieden, weil ein großer Theil gerade des höfischen Adels, der sonst sich nie um Politik kümmert, diesmal gegen das Kabinet mobil gemacht worden ist. Mit einundzwanzig Stimmen blieb das Kabinet in der Minderheit. Eine volksthümliche Regierung hat freilich, wie wir meinen, eine Niederlage, die ein solcher Gegner beibringt, nicht allzu sehr zu fürchten; denn gerade in Ungarn ist der Wille der Bevölkerung stark genug, und wird durch solchen Widerstand gerade noch genügend verstärkt, um ein Hinderniß dieser Art schließlich fort zu schwemmen.

* * *

## Eine Karikatur der Wissenschaft.

Ich hatte vor Zeiten einen älteren Freund, dessen Sohn das Gymnasium besuchte. Ihm begegnete einst auf dem Spaziergang der Direktor besagter Schule und erzählte ihm in wohlwollender Weise, der Professor der Mathematik, welcher in der Klasse des Sohnes unterrichte, habe dessen Fähigkeit außerordentlich gepriesen. „Freut mich sehr,“ antwortete der Vater, „aber,“ setzte er hinzu: „Verehrter Herr Direktor, allzu großen Werth will ich auf das Lob des Rechenmeisters doch nicht legen; denn, sagen Sie mir, wenn dieser Professor sich in seiner Rechnung um 10 000 Mark irrt, wer merkt's?“

Diese Geschichte fällt mir immer wieder ein, wenn Vorschläge für die Gesetzgebung sich auf vorgebliche wissenschaftliche Autoritäten stützen. Wissenschaft ist eine herrliche Sache; es kommt für solche legislative Verwerthung nur darauf an, zu unterscheiden, was wahre und was falsche Wissenschaft ist. Die wahre begnügt sich nicht mit den Berechnungen, die sie im eigenen Gedankenkreise stimmend findet; sie beruhigt sich erst, wenn die Berechnung ihre Probe mittelst der Anwendung auf den lebendigen Versuch bestanden hat. Dies gilt sogar für die exakten Wissenschaften, welche auf den untrüglichen Voraussetzungen der Mathematik und Geometrie oder auf der Untersuchung mit der Retorte oder dem Mikroskop beruhen. Ja, ihre Proben dürfen auch dann nicht einmal als endgültig abschließend angesehen werden, wenn sie sich thatsächlich am Hergange im kleinen Maßstab des Laboratoriums bewährt haben. Dies ist die Geschichte vieler Erfindungen, die Glänzendes versprachen, bis sie, aus dem Laboratorium in die große Welt hinausgetragen, als unbrauchbar aufgegeben werden mußten. Selbst auf dem Boden der exakten Wissenschaften sind Gesetze, welche mit Hilfe der schärfsten Beobachtungen große Geister gefunden zu haben meinten, später als falsch erkannt worden. Man denke nur beispielsweise an die Geschichte der Theorien des Lichtes und der Farben, welche noch immer nicht abgeschlossen sind.

Doch, welchen unendlichen Vorsprung hat die Wissenschaft der Natur mit ihren scharfen Sinneswahrnehmungen vor denjenigen Wissenschaften voraus, welche lediglich mit der Abstrahirung allgemeiner Grundsätze auf dem Wege der Logik und der, den mannigfaltigsten Auslegungen zugänglichen, Statistik arbeiten! Und wenn im Bereiche dieser Art von Wissenschaften für irgend eine das Gebot der Vorsicht gelten muß, so ganz besonders für die der Volkswirthschaft. Man hat dieselbe nicht mit Unrecht die jüngste der Wissenschaften genannt, aber auch, wenn sie älter wäre, als sie ist, würde sie mehr als jede andere der Gefahr ausgesetzt sein, Unheil anzurichten, da wo der spekulirende Gedanke mit schneller Selbstgefälligkeit seine wohl zugestutzten Pläne in gesetzgeberische Thaten umzuwandeln begehrt. Wie sagte doch Katharina die Große zu ihrem Philosophen Grimm? „Ihr Gelehrten habt gut reden, Ihr experimentirt auf dem Papier; ich aber experimentire auf der lebendigen Haut meiner Unterthanen, und darum muß ich ganz anders vorsichtig sein als Ihr.“

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß die Verwahrung vor leichtherziger Verwendung wissenschaftlicher Spekulation heute gegen die Vertreter agrarischer Interessen hervorgekehrt werden muß. Vor anderthalb Jahrzehnten lagen die Dinge gerade umgekehrt. Damals gab es keine größeren Verächter der Wissenschaft als die Agrarier. In dem Kampf, welchen der Freihandel gegen den Schutzzoll im Jahre 1879 bei der Umkehr unserer Handelspolitik durchzufechten hatte, hallte die Luft beständig wieder von dem Geschrei der Verachtung, welches die Schutzzöllner gegen die „Theorie“ auszustoßen nicht müde wurden. Das kam daher, daß bis zu jener Zeit, von Anfang des Jahrhunderts bis Ende der siebziger Jahre, mit wenigen Ausnahmen, die Wissenschaft der deutschen Nationalökonomie die Grundsätze des Freihandels vertreten hatte. Theoretisch — so hieß es damals einmal um das andere — mag ja der Freihandel

das Wahre sein, aber praktisch ist er ein Unding. Jetzt sehen wir auf einmal in dem Kampf um die Währung wie in dem berühmten Trinklied: rechter Hand, linker Hand, alles vertauscht. Die agrarischen Reden und Schriften fließen über von „Wissenschaft", und der rauheste Landwirth in Wasserstiefeln spricht mit unendlicher Geringschätzung von den bedauernswerthen Leuten, die soweit hinter der Zeit zurückgeblieben sind, daß sie noch nicht einmal die jetzt von der „Wissenschaft" unwiderleglich bewiesenen Grundsätze des Bimetallismus begriffen haben. Der bekannte französische Journalist und Ultramontane Veuillot antwortete einmal, als ihm ein Liberaler entgegenhielt, die katholische Kirche beobachte da, wo sie herrsche, durchaus nicht die Grundsätze der Denkfreiheit, die sie im modernen Staat für sich verlange: „Ja, mein Herr, das ist ganz richtig, wenn Ihr am Ruder seid, dann verlangen wir nach Euren Grundsätzen regiert zu werden, wenn aber wir am Ruder sind, dann regieren wir Euch nach unseren Grundsätzen." Ebenso machen es die bimetallistischen Agrarier heute mit der ehemals von ihnen so sehr verunglimpften Wissenschaft.

Man könnte sich das gefallen lassen — denn ein reuiger Sünder ist immer ein gottgefälliges Wesen — wenn es sich in der That um Wissenschaft handelte. Aber diejenige, welche jetzt mit immer lauter werdendem Wortschwall als die unfehlbare bimetallistische angerufen wird, ist keine ächte, eben weil sie sich für unfehlbar ausgibt. Wahre Wissenschaft ist bescheiden den Menschen und den Thatsachen gegenüber, sie betrachtet als unumstößlich feststehend nur, was seinen Platz in der Welt so fest erobert hat, daß es Niemand mehr bestreiten kann. Nun braucht man aber nur einen Blick in die Litteratur und in die Verhandlungen der Parlamente und Kongresse zu werfen, um wahrzunehmen, daß alle Meinungen über diese Kontroverse noch so schroff auseinandergehen, wie jemals; daß auf dem Boden der Thatsachen nicht das Geringste von den Bimetallisten erstritten worden ist. Ein Gelehrter kann wohl auf dem Wege des Denkens und Forschens zu dem Ergebniß kommen, daß er für sich allein das Richtige gefunden habe; aber wenn es genügte, die, welche ihm das nicht glauben, für einfältige Tröpfe zu erklären, die das Licht des Tages nicht sehen, so würden die lautesten Schreier auch die größten Gelehrten sein, was bis jetzt noch niemals erlebt worden ist. Das Piedestal, auf das sich eine sich selbst für unfehlbar erklärende Lehre stellt, ist das Gerüste des Marktschreiers.

In Deutschland sind wir schon seit einer Reihe von Jahren an Produktionen dieser Art gewöhnt; in England ist die Erscheinung neuer und ohne Zweifel erst aus Deutschland von gewissen Adepten des Bimetallismus ihren Meinungsgenossen zugetragen worden. Auf dem letzten Bimetallistenkongreß in London hat ein angesehener Staatsmann, Herr Balfour, der Führer der Opposition im Unterhause, durch die Art, wie er sich in Ausschweifungen dieser wissenschaftlichen Selbstverherrlichung gütlich that, Staunen erregt, und das begreift sich; denn solche Dinge, wie er sie da kaltblütig aussprach, hatten sich anderwärts als bei uns noch wenig hervorgewagt. Folgende sind einige dieser bescheidenen Aussprüche des englischen Redners:

> Ueber die Frage, ob eine Doppelwährung möglich sei, herrsche jetzt eine Uebereinstimmung (consensus) der ganzen ökonomischen Wissenschaft, und Jemand, der jetzt noch eine von den alten einfältigen Formeln anrufe, wonach es unmöglich sei, durch Staatsverfügung den Preis zweier Metalle festzusetzen, stelle sich nur das Zeugniß aus, daß er ein im Punkte der letzten Ergebnisse der politischen Oekonomie unwissendes Individuum sei; es werde nicht mehr lange Zeit vergehen, bis daß ein Mensch, welcher noch zu behaupten wage, eine Doppelwährung liege außerhalb der Möglichkeit internationaler Uebereinkunft, unter dem allgemeinen Niveau und außerhalb des Kreises einer gebildeten Denkart überhaupt dastehen werde, dem man es deutlich auf den Kopf sagen möge, daß er hilflos und hoffnungslos unter alten und vergessenen Thorheiten einhertappe."

Die Versammlung begleitete diese Auslassungen mit lebhaftem Bravo. Wer erinnert sich nicht, einmal in Deutschland schon Aehnliches in ähnlichem Tone mit ähnlichem Beifall vernommen zu haben?

Der Urvater dieser Art von Selbstverherrlichung unter der Maske der Wissenschaft ist Ferdinand Lassalle. Zwar ist „der Fluch der hohen Meinung, mit der der Geist sich selbst umfängt", bekanntlich älteren Datums; aber so wörtlich formulirt, wie wir ihn in Herrn Balfour's, berühmten Mustern entlehntem, Pathos lesen, findet sich die Sache doch vor Allem zuerst bei Lassalle. Ueber das famose „eherne Lohngesetz" läßt dieser sich in einer großen, oft citirten Rede folgendermaßen aus:

> „Dieses eherne und grausame Gesetz, meine Herren, müssen Sie sich vor Allem tief, tief in die Seele prägen und bei allem Ihren Denken von ihm ausgehen. Jedem, der Ihnen von der Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes spricht, müssen Sie vor Allem die Frage vorlegen: ob er dieses Gesetz anerkennt. Erkennt er es nicht an, so müssen Sie sich von vornherein sagen, daß dieser Mann entweder Sie täuschen will oder aber von der kläglichsten Unerfahrenheit in der nationalökonomischen Wissenschaft ist."

Man sieht, dieser Schluß stimmt wörtlich mit dem von Balfour überein; und doch ist bekanntlich gerade dieses Gesetz, dessen wissenschaftliche Unfehlbarkeit bis vor wenigen Jahren so oft von Lassalle's Anhängern mit demselben vernichtenden Nachdruck wiederholt worden ist, in den letzten Jahren feierlich verleugnet und zu jenen alten thörichten Irrthümern geworfen worden, mit denen Herr Balfour jetzt die Gegner seiner bimetallistischen Wissenschaft bedenkt.

Was ist nun aber jenes große Gesetz, welches die bimetallistische Wissenschaft in ihrer unangreifbaren Herrlichkeit neuerdings ans Licht gezogen haben soll? Auf seinen kürzesten Ausdruck gebracht, lautet es dahin, daß für Edelmetalle, wenn sie die Funktion des Geldes versehen, nicht dieselben Bedingungen gelten wie für alle anderen Gegenstände des menschlichen Verkehrs. Während zugegeben wird, daß es nicht gelingen könnte, zwei Gegenstände des Waarenhandels kraft staatlicher Anordnung in einem unerschütterlichen und dauerhaften Werthverhältniß zu einander zu erhalten, soll die Wissenschaft entdeckt haben, daß das Entgegengesetzte Platz greife, wenn es sich darum handle, das Werthverhältniß der zwei Edelmetalle Gold und Silber durch gesetzliche Bestimmungen nach ewig sich gleichbleibendem Maßstab zu fixiren. Aber angenommen selbst, man wollte in seiner abstrakten Auffassung diesen Satz einmal nicht anfechten, so gelangt man doch sofort an die Grenze seiner Unangreifbarkeit, wenn man ihn nur einfach auf folgende zwei Punkte des näheren prüft. Also erstens soll die Eigenschaft des zu Geld bestimmten **Edelmetalls** eine der Hauptbedingungen der Ausnahme von der Regel sein. Mithin könnte der Satz nicht auf jedes beliebige Metall seine Anwendung finden; beispielsweise wenn das Gesetz dekretiren wollte, ein Pfund Eisen solle der fünfzehnte Theil eines Pfundes Gold werth sein, so würde das nicht gelingen können selbst nach Ansicht der Bimetallisten. Der Nachdruck liegt also auf dem Begriff „Edelmetall". Wie nun, wenn heute das Metall Silber nach der richtigen Definition von Edelmetall nicht mehr als ein solches gelten könnte? Dann fiele die ganze Behauptung schon damit zusammen, und gerade über diesen Punkt gehen jetzt bereits die Meinungen auseinander. Wenn dem Silber auch nicht jeder Anspruch auf die Qualität Edelmetall abgeleugnet wird, so wird doch vielfach und nicht ohne Fug behauptet, daß es bereits bedenklich an der Grundeigenschaft verloren habe, auf welcher der Begriff „Edelmetall" beruhe, nämlich an Seltenheit und Kostspieligkeit der Produktion. Eben diese Seltenheit und Kostspieligkeit vertheidigen allerdings noch die Bimetallisten, aber die Vertheidigungsgründe führen wieder in Gebiete der Geologie, Mineralogie und Industrie hinein, auf deren jedem jeder Zoll umstritten ist.

Ebenso steht es mit dem zweiten Punkte, der das Schwergewicht auf die Macht des Gesetzes legt. Hier — so räumen die Bimetallisten ein — soll das Gesetz eines einzelnen Landes nicht wirkungskräftig sein, es gehören mehrere dazu, aber wie viele? Abermals eine große Frage! Siebenzig Jahre lang soll das Gesetz Frankreichs allein genügt haben. Dann aber soll es ohnmächtig geworden sein. Heute soll dazu eine große Mehrheit großer Staaten an die alleinige Stelle Frankreichs treten müssen. Und während die einen behaupten, vor allem sei dabei Englands Mitwirkung nöthig, erklären die anderen, das sei überflüssig; gar nicht zu reden von der Frage, in welchem Verhältniß eine derartige gesetzmäßige Fixirung Aussicht auf Widerstandskraft habe. Während die einen behaupten, das Verhältniß müsse einigermaßen dem der Gegenwart entsprechen, erklären die anderen, man könne es auf die Zeit von vor zwanzig Jahren, um das Doppelte seiner gegenwärtigen Höhe, wieder hinaufschrauben. Und wenn hier alles von der Willkür des Gesetzes abhinge, so könnte man auch fragen, ob nicht ein Verhältniß festgesetzt werden dürfe, welches auf etliche hundert Jahre zurückgriffe und für das Silber einen noch höheren Werth, also beispielsweise eine Relation von 1 zu 10 zum Golde festsetzte. Man sieht: so wie es gilt, der angeblich unerschütterlichen wissenschaftlichen Thatsache näher ins Auge zu schauen, löst sich alles in Zweifel auf, und man braucht nicht einmal daran zu erinnern, wie vergänglich schon die schönsten Theoreme sich bewiesen haben, um davor zu warnen, das praktische Staatsleben nicht den Experimenten des Studirtisches zu überliefern, die noch unendlich viel gefährlicher sind, als die des grünen Tisches der Büreaukratie. Denn die Büreaukratie kommt wenigstens mit den harten Proben des Lebens und mit den fließenden Gestaltungen der staatlichen Aufgaben in empfindliche Berührung. Die Professoren aber — an die denkt man vorzugsweise bei der Selbstverherrlichung der Wissenschaft — kommen oft zu keiner anderen Probe auf die Richtigkeit ihrer Experimente, als daß sie sie auf ihr Papier niederschreiben oder vor andächtigen Jünglingen vortragen. Und allerdings ist gerade daraus das Uebermaß von Selbstbewußtsein herzuleiten, an dem so manche derselben — glücklicher Weise lange nicht alle — leiden, weil das Netz, in das sie sich zwischen Studirzimmer und Hörsaal einspinnen, auch nicht vom leisesten Hauch der Außenwelt erschüttert wird.*)

Der große Gelehrte Rudolph Lotze pflegte zu sagen: die durchschnittliche Lebensdauer einer physiologischen Wahrheit ist drei bis vier Jahre. Wenn das schon für die exakte Naturwissenschaft gesagt werden konnte, wieviel berechtigter ist die Skepsis der abstrakten Wissenschaft und gar der Sozialpolitik oder Volkswirthschaft gegenüber! Welche stattliche Reihe von wissenschaftlichen Wahrheiten haben wir seit dem vorigen Jahrhundert dahin sinken sehen! In den Anfangszeiten der Nationalökonomie herrschten die französischen Physiokraten mit der wissenschaftlichen Wahrheit, daß aller Nationalreichthum nur aus dem Grund und Boden herrühre. Ihnen folgte die Epoche des Adam Smith mit der Freihandelslehre, die bis vor Kurzem allmächtig die Doktrin bei uns und in anderen Ländern beherrschte. Daneben kam die Lehre des Malthus von den unerbittlichen Gesetzen der Bevölkerungstheorie auf und Riccardo's Lehre von dem Ursprunge der Grundrente, alle eine Zeit lang hochgepriesen, dann wieder verworfen und schließlich noch heute mehr oder weniger umstritten. Aehnliches gilt von dem uns hier ganz nahe berührenden Kampf der Schulen um das sogenannte Bank- und Currencyprinzip. Haben wir nicht auch die schönsten wissenschaftlichen Demonstrationen mit abwechselnden Erklärungen über das Wesen oder das Recht des Kapitalzinses, über den „Grenznutzen“ und auf dem sozialpolitischen Gebiet über den sogenannten Lohnfonds und die industrielle Reservearmee, alle mit nicht weniger scharfsinnigen Argumenten ausgestattet und gerade so gut geeignet, als siegreiche Wissenschaft gepriesen zu werden, wie seiner Zeit das eherne Lohngesetz von Lassalle und heute das Gesetz des Bimetallismus von dessen Nachahmern? Und wo ist, seit der Aufhebung des Identitätsnachweises, der von der höchsten staatsmännischen Autorität zu Bereicherung der Wissenschaft verkündete Satz geblieben: daß das Ausland den Zoll bezahle? Nur ein einziger Satz hat sich zur allgemein anerkannten Wahrheit durchgerungen; der aber datirt aus einer Zeit, wo es noch keine nationalökonomische Wissenschaft gab, und rührt von einem Manne her, der nicht mit seiner gelehrten Unfehlbarkeit zu bramarbasiren gewohnt war. Es ist der Satz des Thomas Gresham, des Banquiers der Königin Elisabeth, des Gründers der Londoner Börse, der damals entdeckte, daß, wo zweierlei Geld mit gesetzlichem Zwange in Umlauf gesetzt wird, immer das schlechtere das bessere verdrängt. Jener Gresham war ein Mann des Börsen- und Bankwesens und keine Spur von einem Professor. Aber der von ihm vor mehr als dreihundert Jahren entdeckte Grundsatz ist bis heute von der Wissenschaft festgehalten worden; und was jetzt die Verkünder der unfehlbaren bimetallistischen Wissenschaft begehren, ist am letzten Ende doch nichts, als gerade diesen unumstößlichen Satz in der Gesetzgebung zu verleugnen.

L. Bamberger.

*) Vergl. hierzu den Artikel der vorigen Nummer der „Nation“ „Das Heilmittel ist die Schuldenentlastung“ vom Herausgeber dieses Blattes.

## Preußische Finanzen und Reichsfinanzen.

Das preußische Abgeordnetenhaus und der preußische Finanzminister haben zwei Tage lang in öffentlicher Diskussion mit der Mehrheit des Reichstags gehadert, welche den Plan der sogenannten Reichsfinanzreform abgelehnt hat — so läßt sich am besten die zweitägige Verhandlung charakterisiren, welche die preußische Finanzlage zum Gegenstand hatte. Das Abgeordnetenhaus wollte, auf Grund eines die Etatsjahre 1880/81—1894/95 umfassenden Berichts des Abgeordneten Dr. Sattler, einen Rückblick werfen auf die Entwicklung der preußischen Staatsfinanzen in den letzten vierzehn Jahren und sich über die Grundsätze klar werden, nach welchen in Zukunft eine solide Finanzpolitik in Preußen zu verfahren hat. Das war gewiß ein sehr löbliches Unternehmen, dessen Zweck auch recht unter die Aufgaben einer Landesvertretung zu rechnen ist. Das Abgeordnetenhaus wollte weiter durch diese Untersuchung feststellen, in welchem Umfange die wechselnde Gestaltung der Reichsfinanzen auf die preußischen Verhältnisse eingewirkt und in welcher Weise die preußischen Finanzen künftig vor schweren Störungen durch Eingriffe der Reichsfinanzpolitik möglichst gesichert werden könnten. Das war unzweifelhaft sein gutes Recht. Aber man ging im preußischen Abgeordnetenhause weiter. Man stellte die Forderung auf, daß das Reich von dem ihm verfassungsmäßig zustehenden Rechte, den durch Steuern nicht gedeckten Theil seines Finanzbedarfs durch Matrikularumlagen zu decken, thatsächlich keinen Gebrauch mehr machen, dagegen auch für Ueberweisungen aus Reichsmitteln an die Einzelstaaten Sorge tragen solle. Und zur Unterstützung dieser Forderung berief man sich nicht allein auf die bisherige Entwicklung und die gegenwärtige Lage der preußischen Finanzen, man machte sich mit dem größten Eifer und in den schärfsten rednerischen Ausdrücken daran, den letzten, durch die Beschlüsse des Reichstags festgestellten Reichsetat in seinen Einzelheiten zu kritisiren. Man warf der Mehrheit des Reichstags vor, daß sie die Reichsausgaben in ungebührlicher Weise herabgesetzt und die Ansätze für die Reichseinnahmen in ungerechtfertigter Weise erhöht habe. Da zu dieser Kritik im Abgeordnetenhause sich gerade diejenigen Parteien zusammenfanden, welche im Reichstage den abgelehnten Reformplan befürwortet haben, so können sie sich selbst nicht beklagen, wenn man in ihrem gegenwärtigen Vorgehen die Absicht erblickt, in den Steuerfragen den Landtag gegen den Reichstag auszuspielen. Der wiederholte

Hinweis des Finanzministers darauf, daß der Landtag gewissermaßen dem Reichstage seinen finanziellen Standpunkt klar machen müsse, und daß ein solches Verfahren am wirksamsten sein werde, wenn ein Landtag nach dem anderen in gleichem Sinne vorgehe, kann dieses Urtheil über den Zweck der neuesten finanzpolitischen Verhandlungen und Beschlüsse des preußischen Abgeordnetenhauses nur bestätigen.

Nun befinden sich aber bei einem Angriffe auf den Reichstag die Landtage der Einzelstaaten sammt und sonders in einer überaus ungünstigen Position. Der Reichstag ist die einzige Vertretung des gesammten deutschen Volkes, er ist hervorgegangen aus einer auf der breiten Grundlage des allgemeinen Stimmrechts vollzogenen Wahl. Welche Vertretung eines Theiles des deutschen Volkes, die überdies aus einem mehr oder minder beschränkten Wahlrecht hervorgegangen, könnte den Anspruch erheben, ihre Ansichten dem Reichstage als maßgebend aufzudrängen? Das Reich hat auch nach Art. 70 der Reichsverfassung das Recht, zur Deckung seines Bedarfs von den Einzelstaaten Matrikularbeiträge zu erheben. Von diesem Recht ist eine Reihe von Jahren hindurch thatsächlich kein Gebrauch gemacht worden, weil die später eingeführten Ueberweisungen die Matrikularbeiträge überstiegen. Hat sich in letzter Zeit dieses Verhältniß wieder umgekehrt und muß in Folge von Mehrausgaben nunmehr das Reich von den Einzelstaaten mehr fordern, als es ihnen gibt, so bleibt es damit doch durchaus auf dem Boden seines verfassungsmäßigen Rechtes. Für den Reichstag haben die Matrikularbeiträge darüber hinaus noch die besondere Bedeutung, daß sie im ganzen Reichsetat den einzigen beweglichen Faktor darstellen, an dem das Einnahmebewilligungsrecht der Volksvertretung hängt. Die Einzellandtage, welche vom Reiche einen thatsächlichen Verzicht auf die Erhebung von Matrikularbeiträgen verlangen, stellen demnach eine Forderung, welche eine einschneidende Aenderung des Verhältnisses des Reiches zu den Einzelstaaten und des Reichstags zum Bundesrath in sich schließt.

Wenn vollends die Einzellandtage den Anspruch erheben, daß der Reichstag die Hand dazu biete, daß den Einzelstaaten aus Reichsmitteln regelmäßige Subventionen zugewendet werden, so ist ihre Stellung dadurch von vornherein bestimmt. Im preußischen Abgeordnetenhause haben gerade die Wortführer der konservativen und der freikonservativen Partei, die im Reichstage mit ihren Anschauungen gründlich in der Minderheit geblieben, an der steuerpolitischen Mehrheit des Reichstags ihr Müthchen zu kühlen gesucht, indem sie die Feststellung des letzten Reichsetats als höchst unsolide und unverantwortlich bezeichneten. Könnte es überraschen, wenn nunmehr im Reichstage der Spieß umgedreht würde? Das preußische Abgeordnetenhaus fordert vom Reiche Ueberweisungen für den preußischen Staat. Es würde nur natürlich sein, wenn der Reichstag zunächst eine Untersuchung darüber anstellte, ob in den preußischen Finanzen in der That ein dringendes Bedürfniß nach Reichssubvention vorhanden ist und, falls diese Frage bejaht wird, welche Ursachen dieses Bedürfniß herbeigeführt haben. Wie schlecht würde die preußische Finanzpolitik bei einer solchen Prüfung bestehen! Preußen hat Jahre hindurch an Ueberweisungen vom Reiche mehr bezogen, als es an Matrikularbeiträgen demselben gegeben hat. Aber den größten Theil der auf diese Weise erhaltenen Summen hat es geradezu verwirthschaftet, indem es dieselben und noch mehr an die Kreise weitergegeben, welche diese Summen großentheils gar nicht brauchten und deshalb zu unnöthigen Ausgaben verwendeten. Mit den Ueberschüssen der glänzend rentirenden Staatsbahnen hat Preußen eine Wirthschaft getrieben, welche ein ebenso sachkundiger wie maßvoller Nationalliberaler schon im vorigen Jahre als eine „unverantwortliche Mißwirthschaft" gekennzeichnet hat. Man hat nicht allein auf die schwankenden Ueberschüsse der Staatsbahnen fort und fort dauernde Ausgaben der allgemeinen Staatsverwaltung angewiesen, sondern man hat diese großartigen Ueberschüsse selbst zum Theil nur dadurch herausgeschlagen, daß man das Nöthige an Erneuerungsbauten und Beschaffung von Betriebsmitteln zu thun unterließ. Wer in dem Glashause der preußischen Finanzpolitik sitzt, sollte wahrlich auf die Finanzpolitik des Reichstags nicht mit Steinen werfen. Und wenn man von Reichswegen in ähnlicher Weise die Finanzverwaltung aller Einzelstaaten genau untersuchen wollte, man würde ähnliche grobe Verstöße gegen die einfachsten Grundsätze solider Finanzwirthschaft ohne Mühe finden.

Unter diesen Umständen würde es der schwerste Fehler sein, wenn man in der gegenwärtigen Lage nicht einmal von den Folgen der schweren Fehler der Vergangenheit lernen wollte. Das Uebel kurzsichtiger Finanzwirthschaft hat auf allen Seiten begonnen mit der Bewilligung neuer Steuern auf Vorrath, welche im Reiche im Jahre 1879 stattfand und bis zum Jahre 1887 in steigendem Maße fortgesetzt wurde. Für die über den vorhandenen Bedarf hinaus von der Volksvertretung bewilligten oder durch Ueberweisung erlangten bedeutenden Beträge fanden sich im Reiche wie in den Einzelstaaten, in den Kreisen wie in den Gemeinden sehr bald nützliche wie unnützliche Verwendungszwecke. Indem man den für eine sparsame Finanzverwaltung unentbehrlichen Zusammenhang zwischen Ausgabebewilligung und Einnahmebeschaffung löste, öffnete man Thür und Thor einer Verwirthschaftung öffentlicher Gelder, die ohne das System der Ueberweisungen nimmermehr aufgekommen wäre.

Nach diesen Erfahrungen muß es grundfalsch erscheinen, daß man eine Reform mit einer neuen Bewilligung von Steuern auf Vorrath und einem neuen Ueberweisungssystem beginnen will. Der Bruch mit dieser Praxis ist vielmehr die Vorbedingung der Reform. Nicht minder falsch ist es darum, für die Lösung der Reformfrage im Reiche die gegenwärtigen, wirklichen oder vermeintlichen Bedürfnisse der Einzelstaaten als maßgebend hinzustellen. Das Reich hat in erster Linie die Aufgabe, sein Finanzsystem nach den Bedürfnissen seiner Verwaltungen und seiner Verfassung besser als bisher zu ordnen. Es läßt sich unschwer zeigen, daß dabei auch der berechtigte Anspruch der Einzelstaaten, soweit sie ihre Finanzen nicht durch wechselnde, plötzliche Anforderungen des Reiches, durch Matrikularbeiträge des Etats oder Nachtragsetats, in Verwirrung gebracht sehen wollen, sehr wohl erfüllt werden kann.

Das Reich besitzt in der Befugniß, Matrikularbeiträge auszuschreiben, ein Mittel, um ohne neue oder erhöhte Steuern Mehrausgaben zu decken; für den Reichstag bilden die Matrikularbeiträge, deren Festsetzung alljährlich seiner Beschlußfassung unterliegt, während die Erträge der einmal gesetzlich normirten Steuern ohne Weiteres in die Reichskasse fließen, den Schlußstein seines Ausgabebewilligungsrechtes. Als solcher sind sie bei Berathung und Feststellung der Reichsverfassung angesehen, als solcher sind sie in dem komplizirten System der Franckenstein'schen Klausel gewissermaßen künstlich konservirt worden. In jüngster Zeit haben die Freunde des Miquel'schen Reformplanes und vor Allem der Urheber dieses Planes selbst angefangen, recht geringschätzig von der konstitutionellen Bedeutung der Matrikularbeiträge zu sprechen. Man bezeichnet ihre Feststellung als einfache Kalkulatorenarbeit. Dieser Vorwurf trifft indessen den Kernpunkt nicht, denn wenn einmal gewisse Ausgaben bewilligt sind, so wird die schließliche Ausrechnung der jeweiligen Höhe des beweglichen Budgetfaktors, gleichviel ob derselbe in Prozentsätzen einer Einkommensteuer oder in Matrikukarbeiträgen besteht, immer kalkulatorischer Art sein. Wohl aber wird man zugeben müssen, daß die Matrikularbeiträge in den 27 Jahren ihres Bestehens thatsächlich das nicht geleistet haben, was sie in ihrer Eigenschaft als beweglicher Einnahmefaktor leisten sollten. Die Berechtigung einer neuen Ausgabe kann von der Volksvertretung vollständig nur geprüft werden, wenn mit der Ausgabe selbst auch das dafür erforderliche Deckungsmittel erwogen und beschlossen wird. Manche Ausgabe kann an sich wohl wünschenswerth sein, aber sie mag doch die Steuererhöhung, welche sie nöthig machen würde, nicht rechtfertigen. Die engste Verbindung von Ausgabebewilligung und Einnahmebeschaffung ist die wirksamste, ja die einzig wirksame Bürgschaft für vor-

sichtige und solide Finanzwirthschaft. In dieser Hinsicht haben die Matrikularbeiträge leider fast vollständig versagt. Sowohl vor der im Jahre 1879 begonnenen Ueberschußwirthschaft als in der Zeit großer Ueberweisungen an die Einzelstaaten hat man es im Reiche mit der Abschiebung der Deckung neuer Ausgaben auf die Matrikularbeiträge ziemlich leicht genommen. Der Reichstag war ja nicht die Volksvertretung, welche für ein entsprechendes Mehraufkommen an Steuern selbst zu sorgen hatte, die Sorge blieb den Einzelstaaten überlassen oder es wurde ihnen, in der Zeit der Ueberweisungen, eben eine entsprechend geringere Subvention vom Reiche zu Theil. Wenn jede neue Ausgabe im Reiche, soweit sie nicht durch die Mehrerträge der bestehenden Steuern gedeckt, von einer entsprechenden Erhöhung einer Reichseinkommensteuer abhängig gewesen wäre — wer weiß, ob nicht die 4½ Millionen Mark jährlicher Dampfersubvention unbewilligt geblieben, wer weiß, ob man sich die unwirthschaftliche Kolonalpolitik nicht von vornherein versagt oder sie doch nach dem ersten kostspieligen Anlauf wieder aufgegeben hätte?

Die Ersetzung der Matrikularbeiträge durch einen anderen beweglichen Einnahmefaktor und zwar einen Steuerfaktor ist darnoch geradezu ein Gebot besonnener Finanzpolitik. Dieser Zweck ist auf dem Gebiet der direkten oder auch der indirekten Steuern zu erreichen, denn das Reich besitzt eine Reihe von Finanzzöllen und Verbrauchssteuern, welche eine wechselnde Bemessung ohne allzu große Unzuträglichkeiten zulassen würden. Von entscheidender Bedeutung wird dafür der Umstand sein, daß, nach der außerordentlichen Steigerung der indirekten Besteuerung im Laufe der letzten fünfzehn Jahre, auch im Reiche die Heranziehung der direkten Besteuerung — sei es in Form einer Reichseinkommensteuer, sei es in Form einer Reichserbschaftssteuer — nicht zu umgehen sein wird, wenn zur dauernden Deckung der durch die Heeresverstärkung veranlaßten Mehrausgaben eine Vermehrung der eigenen Einnahmen des Reiches sich als unerläßlich erweist. Die alljährliche Bewilligung einer oder mehrerer Steuern durch den Reichstag würde auch der konstitutionellen Doktrin entsprechen, deren Wahrung man bei Einführung der Matrikularbeiträge, freilich praktisch ziemlich erfolglos, im Auge gehabt hat. Aber nicht um der Doktrin, sondern um ihres sachlichen Nutzens willen ist eine solche Reform anzustreben. Es zeigt sich eben, daß auf diesem Gebiet diejenigen Aushilfsmittel, welche die verfassungsmäßige Bedeutung der Volksvertretung herabdrücken, auch die Staatsinteressen selbst schädigen, daß die konstitutionell beste Einrichtung auch die praktisch beste Einrichtung ist.

Die praktisch guten Folgen einer solchen Reform werden von Bedeutung gerade in einer Zeit sein, in der die Tendenz, der staatlichen Thätigkeit immer neue Aufgaben zuzuweisen, vorherrscht, in der von den Regierungen, von den Volksvertretungen, von allen Bevölkerungsklassen immer neue Eingriffe des Staates gefordert werden. Für Bundesrath wie Reichstag, für Gewählte wie Wähler wird die enge Verknüpfung von Ausgabebewilligung und Steuerbewilligung stets ein Antrieb zu vorsichtiger Prüfung und Entscheidung sein. In gewissem Sinne wird deshalb eine solche finanzielle Reform auch eine materielle Reform bedeuten, insofern sie ein heilsames Gegengewicht gegen staatssozialistische Projekte schafft.

Mit dem Bedarf des Reiches würde die Reform allerdings abschließen, von einem neuen Ueberweisungssystem könnte dabei nicht die Rede sein. Doch auch mit dieser Beschränkung würde sie von hohem Werthe für die Einzelstaaten sein, indem sie ihnen eine feste Gewähr gegen neue Störungen ihrer Finanzen durch neue Anforderungen des Reiches böte.

Aber, wird man einwenden, was soll denn aus den preußischen Finanzen, aus den Finanzen all der Einzelstaaten werden, die dringend Hilfe vom Reiche heischen? Sollen der Abgeordnete Dr. Sattler, die Budgetkommission und das Plenum des Abgeordnetenhauses sich vergeblich abgemüht haben, dem Reichstage die Verkehrtheit seiner Steuerpolitik und die Vortrefflichkeit des Miquel'schen Finanzplanes klar zu machen? Nun gerade der Sattler'sche Bericht und die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses haben mit aller wünschenswerthen Klarheit festgestellt, daß Preußen sich in einer sehr günstigen Vermögenslage befindet. Selbst das anfangs auf 72 Millionen Mark bezifferte Defizit für das Etatsjahr 1894/95 hat bereits viel von seinen Schrecken verloren, seitdem der Reichstag die Matrikularbeiträge ermäßigt und die Erhöhung der Lotterie- und Börsensteuer bewilligt hat; der Finanzminister rechnete danach eine Ermäßigung auf 35 bis 38 Millionen Mark heraus. Nun hat schon das zuletzt abgeschlossene Etatsjahr 1893/94 an Ueberschüssen der Eisenbahnen 35 Millionen Mark über den Voranschlag geliefert. Erweist sich die Verkehrsentwicklung in diesem Jahre in ähnlicher Weise günstig, so werden die Mehreinnahmen aus den Eisenbahnen, die gerade im Etat für 1894/95 verhältnißmäßig niedrig veranschlagt sind, leicht auch das ganze, noch übrig gebliebene Defizit des Jahres 1894/95 decken. Im folgenden Etatsjahre 1895/96 wird die neue Steuerreform in Kraft treten. Der Ertrag der darin enthaltenen Vermögenssteuer ist mit 35 Millionen Mark veranschlagt. Erinnert man sich nun, daß der Finanzminister seiner Zeit den Mehrertrag der neuen Einkommensteuer „mit Zagen“ auf 15 Millionen Mark schätzte, während gleich die erste Veranlagung 45 Millionen Mark Mehraufkommen brachte, so wird man auch in diesem Falle ein besseres Ergebniß in Aussicht nehmen dürfen, als solches übergroßes Zagen berechnet, und der Mehrertrag kann ohne Schwierigkeit für die Staatskasse disponibel gemacht werden. Dem deutschen Reichstage aber kann man am allerwenigsten zumuthen, angesichts dieser Verhältnisse für künftige preußische Defizits neue Reichssteuern zu bewilligen.

M. Broemel

## Asquith.

Seit der Reformbill im Anfange der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts ist das ehedem so aristokratische England in einem demokratischen Mauserungsprozeß begriffen. Die Aufhebung der Kornzölle bezeichnet den ersten großen Erfolg der erstarkenden Demokratie; mit der Wahlreform von 1873 beginnt die eigentliche demokratische Periode. Durch Gladstone's Rücktritt ist das feste historische Bindeglied zwischen dem alten Liberalismus und dem modernen Radikalismus beseitigt, und die letztere Richtung ist auch im Kabinet herrschend geworden. Der Führer dieser jüngeren demokratischen Richtung ist The Right Honourable H. H. Asquith. Er bekleidet das Amt des Home Secretary, welches etwa dem Posten unseres Staatssekretairs des Innern entspricht. Ungefähr in Lord Rosebery's Alter ist sein Ruhm noch ganz jungen Datums. Weitere Kreise wurden auf den geschickten Advokaten erst im Parnellverfahren aufmerksam, wo ihm die Aufgabe zufiel, den Herausgeber der „Times“ ins Gebet zu nehmen. Sein Kreuzverhör war ein Meisterstück gerichtlicher Analyse. Von jenem Zeitpunkt an erschien er auch im Unterhause als ein rising man. Als solcher wurde er mir im Jahre 1890 in London bei einem Diner in dem Hause eines radikalen Unterhausmitgliedes bezeichnet. Die Tischgesellschaft bestand aus etwa einem Dutzend radikaler Politiker, die aus ihrem Herzen keine Mördergrube machten und auch die Verhältnisse innerhalb der eigenen Partei schonungslos kritisirten. Insbesondere die alten „bewährten“ Führer kamen schlecht weg. Man behandelte sie wie eine etwas hinter der Zeit zurückgebliebene Gesellschaft, die eigentlich nur noch für Ehrenposten tauglich sei. Auch Mr. Asquith war von rücksichtsloser Offenheit. Sein Urtheil erschien scharf, aber trocken; weder geistreich noch humorvoll; einseitig, wie die Meinung eines harten politischen Geschäftsmannes. Als

solcher hat er denn auch den Weg zur Front ungewöhnlich rasch zurückgelegt. Ohne je ein niedrigeres Amt bekleidet zu haben, wurde der Rechtsanwalt Mr. Asquith von Gladstone vor zwei Jahren sofort ins Kabinet, d. h. in den inneren Zirkel des Ministeriums, berufen, ein Vorgang, der die Erwartungen der Oeffentlichkeit sehr hoch spannte. Der neugebackenene Staatsmann hat diese Erwartungen bisher nicht enttäuscht. Eine ungewöhnliche Arbeitskraft und eine große Rednergabe von jener geschäftsmäßigen Art, welche die alte klassische Rhetorik fast völlig verdrängt hat, verbunden mit einem lebhaften Verständniß für die Zugkraft sozialpolitischer Forderungen, haben dem Manne eine Stellung verschafft, die ihn schon jetzt neben Lord Rosebery als die Hauptstütze des gegenwärtigen Ministeriums erscheinen läßt. Er hat nicht nur Kollegen, welche ihm an Feinheit des Geistes und an litterarischem Talent bei Weitem überlegen sind, wie Sir George Trevelyan, John Morley und James Bryce, bereits überflügelt; selbst Sir William Harcourt bei all seiner parlamentarischen Erfahrung, seinem Witz und seiner Beliebtheit fängt an, von seinem jüngeren Kollegen in den Schatten gestellt zu werden.

Dabei hat Mr. Asquith noch nichts geleistet, was ihn als Staatsmann legitimirte. Er hat nur keine bedenklichen Fehler begangen und es verstanden, die Oeffentlichkeit in dem Glauben zu erhalten: Dieser Mann ist der typische Minister des Radikalismus! Und darin dürfte die öffentliche Meinung Recht haben. Das eben veranlaßt uns auch, gerade diesem englischen Politiker ein besonderes Interesse zu widmen.

Eine wachsende Demokratisirung der politischen Institutionen ist allenthalben — in Monarchien wie in Republiken — erkennbar. Es ist das eine Folge der gewaltigen wirthschaftlichen Revolution unseres Jahrhunderts. Man kann den Entwicklungsprozeß verzögern oder beschleunigen, aber nicht einfach unterdrücken. Wirkliche Staatsmänner werden daher suchen, jene demokratischen Forderungen, die sich auf die Dauer nicht verweigern lassen, mit guter Manier in die Wirklichkeit zu übertragen. Es fragt sich nur: die Erfüllung *welcher* Forderungen ist unvermeidlich? Das zu erkennen, ist eben die Aufgabe eines Staatsmannes. Man darf dabei nicht etwa glauben, daß diese demokratische Entwicklung mit der praktischen Verwirklichung des Freiheitsbegriffs zusammenfalle oder mit der Stärkung des Parlamentarismus oder mit der Beschränkung der Exekutivgewalt. Im Gegentheil sehen wir dort, wo die Demokratie sich am weitesten entwickelt hat, oft eine Einschränkung der individuellen Freiheit, einen Niedergang der Parlamente, die ja — wie das ganze Repräsentativsystem — ein aristokratisches Prinzip umfassen, und eine Ausbehnung exekutiver Befugnisse deutlich hervortreten.

Liberalismus und Demokratie sind deshalb keineswegs identisch.

Trotzdem treffen Liberalismus und Demokratie in vielen Forderungen praktischer Politik zusammen. Hier ist das Terrain, wo der bürgerliche Radikalismus seine Hauptthätigkeit entfalten kann. Hier wird auch Mr. Asquith sich als Staatsmann zu bewähren haben.

Bisher ist es in England noch gelungen, durch die allmähliche Demokratisirung des Liberalismus die Bildung einer sozialdemokratischen Partei zu verhindern. Mr. Asquith hat den Extremen das Vertrauen eingeflößt, er werde *weit* genug, und den Liberalen, er werde *nicht zu weit* gehen. Daraus gewinnt er vornehmlich seinen wachsenden Einfluß.

Th. Barth.

## Zur Taxometrie ärztlicher Sachverständigen-Honorirung.

„Geographie und Liebe“ ist der Titel eines Björnsonschen Lustspiels, das in diesem Augenblicke in unserem Deutschen Theater seine Zugkraft erprobt. „Geographie und Logik“ könnte man ein Lustspielchen überschreiben, in dem ich zufällig selbst augenblicklich zu einer allerdings rein passiven Rolle engagirt bin, die in der unfreiwilligen Rückzahlung von 11 Mk. 64 Pf. an die Justizhauptkasse, auf ein Monitum der Oberrechnungskammer hin, gipfelt. Ich würde diesen schmerzlichen Verlust gleich so manchem früheren sang- und klanglos auf dem „Altare der Themis“ in der Jüdenstraße 59 Erdgeschoß Zimmer 15 niederlegen, wenn mich nicht ein Beweggrund von allgemeinerer Bedeutung veranlaßte, diesem fast wie ein schlechter Witz erscheinenden Spezialfalle einige ernstere Nachbetrachtungen zu widmen.

Durch Beschluß des königlichen Landgerichts zu Schneidemühl wurde ich im Sommer 1892 aufgefordert, über den Geisteszustand einer in der Anstalt des Dr. O. zu Pankow internirten Frau von W. ein Gutachten zu erstatten und ihr zu diesem Zwecke die beiden zur Untersuchung unerläßlichen Vorbesuche zu machen. Ich kam dieser Aufforderung nach (was mich, beiläufig bemerkt, bei den mangelhaften Verbindungen des Berliner Westens mit unserem Vorort Pankow jedesmal einen vollen Nachmittag kostete), und reichte späterhin meine *Gebührenforderung* ein auf Grund des jedem Sachverständigen wohlbekannten Satzes der Verordnung vom 17. September 1876 *für Entfernungen von mehr als 2 Kilometer* — man beachte diesen wichtigen Umstand! — wobei ich mit sorgsamster Geflissenheit die *Angabe unseres offiziellen Reichspostkursbuches, demzufolge die Entfernung Pankows vom Stettiner Bahnhof 4,7 Kilometer beträgt, zu Grunde legte.* Ich hatte denn auch die Genugthuung, meine bescheidene Forderung von unserem gewiß nicht im Rufe der Verschwendung stehenden Amtsgericht I unbeanstandet honorirt zu sehen, und schwelgte bereits seit geraumer Zeit im Genusse dieser schwer errungenen Frucht meiner gerichtsärztlichen Leistung. Aber ich hatte zu früh triumphirt! Es gibt noch Oberrechnungsräthe in Potsdam (oder vielmehr es gab welche; denn in diesen Tagen sind sie uns ja unter der Hand in mehr oder weniger geheime Oberregierungsräthe umkostümirt worden). Der Glaube versetzt Berge: warum sollte unsere im Glauben an sich selbst so starke Büreaukratie nicht wenigstens das in flacher Ebene gelegene Pankow um 3 Kilometer näher an Berlin heran versetzen, und damit für die endliche Lösung unserer im Flusse begriffenen Vorortfrage geradezu verblüffende Perspektiven eröffnen? Genug, jenem in unserer zweiten Residenz thronenden Zahlenareopag mußten über eine so gewaltige Entfernung Pankows von Berlin gerechte Bedenken aufsteigen. Er mußte darüber Auskunft einziehen — selbstverständlich nicht, wie ein simpler Sterblicher, im Reichspostkursbuch, auch nicht bei einer unserer zahlreichen Verkehrsbehörden — nein; er requirirte Auskunft beim *königlichen Katasteramte Berlin II*, das diese „Auskunft“ denn auch bereitwillig dahin ertheilte, daß *„die Entfernung des Hauses Breitestraße 9 in Pankow von der Ortsgrenze von Berlin nur circa 1,9 Kilometer betrage“.* — Tableau: *circa 1,9* Kilometer! — Damit war die ganze Voraussetzung für Anwendung der Verordnung vom 17. September 1876 hinfällig geworden, und dem Berliner Amtsgericht Abtheilung X. Y. wurde nunmehr aufgegeben, eine anderweitige Berechnung der Sachverständigengebühren nach den allgemeinen Gesetzesbestimmungen vom 9. März 1872 zu konstruiren. Dieser Konstruktion hat sich denn auch die beauftragte Abtheilung mit gewohntem juristischem Scharfsinn unterzogen, wobei sie u. A. einer *Droschke erster Klasse* die anerkennenswerthe Humanität zumuthet, mich *„tour et retour* bis zur Weichbildsgrenze für 2,50 Mk. und über die Weichbildsgrenze hinaus für 1,50 Mk., *zusammen* 4,00 Mk.“ (für den Aufenthalt berechnet der edeldenkende Kutscher offenbar nichts, oder er kommt zur Abholung extra wieder hinaus!) — zu befördern. Somit reduziren sich nunmehr die Gebühren für diese zweimaligen Pankow-Expeditionen auf 8,00 Mk. und somit habe ich die — wie der Zahlungsbefehl sich mit chirurgischem Beiklange so schön ausdrückt — *„überhobenen“* 11 Mk. 64 Pf. ungesäumt zurückzuerstatten.

Das wäre nun eigentlich zum Lachen, wenn die Sache

nicht auch, wie gesagt, ihre recht ernsthafte Seite darböte. Derartige Fälle sind nämlich keineswegs vereinzelt; und minutiöse Bemängelungen ärztlicher Sachverständiger erfolgen auch keineswegs bloß von der Oberrechenmaschine in Potsdam, sondern noch von ganz anderen Seiten. Gottlob bin ich kein preußischer Medizinalbeamter, wenn ich auch von Zeit zu Zeit das Mißvergnügen habe, für amtliche Funktionen in Anspruch genommen zu werden. Aber ich wundere mich, offen gestanden, daß manchem dieser schwergeprüften „beamteten“ Kollegen der Geduldsfaden nicht dann und wann reißt. Seit einem halben Jahrhundert redet und schreibt man bei uns von der absolut nothwendigen, nicht mehr hinauszuschiebenden Aufbesserung unserer Medizinalbeamten; Alles trieft von Fürsorge für sie — in Worten, denen leider durch Thaten Nachdruck zu geben nur die chronisch traurige Finanzlage ein Hinderniß bildet; und was sehen wir in Wirklichkeit? Man sucht diesen Unglücklichen noch hier und da ein Stückchen aus dem wenigen Fleisch, das ihnen geblieben ist, herunter zu zwacken. Im vorigen Jahre erst hat das preußische Justizministerium auf Grund meiner Meinung nach unberechtigter Auslegung eines Reichsgerichtsbeschlusses vom 6. Februar 1893 eine Anweisung an die Gerichte erlassen (s. „Justizministerialblatt“ vom 12. Mai 1893, Nr. 19.), wonach die bisher widerspruchslos den Medizinalpersonen gezahlten winzigen Gebühren für die in ihrer Behausung vorgenommenen Untersuchungen des Geisteszustandes (3 Mk. jedesmal!) künftig in Wegfall kommen sollen; und es ist dieser Anweisung von Seiten der Untergerichte eifrigst Folge gegeben worden. Mein Schicksal war es natürlich, einer der Ersten zu sein, die sich in diesem neu ausgespannten justizökonomischen Netz verfingen, und zur Rückzahlung von gleichfalls „überhobenen“ 6 Mk. peremptorisch aufgefordert zu werden, die sodann — da mir die Weisheit und Rechtmäßigkeit der Forderung nicht sofort einleuchtete — auf dem Wege der Zwangsvollstreckung (mit beiläufig mehr als dem Doppelten an „Pfändungsgebühren“) exekutorisch beigetrieben wurden.

Solcher Vorkommnisse gibt es unzählige, und andere Kollegen könnten weit mehr als ich davon erzählen. Es ist also Methode in der Sache. Früher hieß es: „minima non curat praetor“; neuerdings scheinen unsere Prätoren den bekannten Grundsätzen Vespasianischer Finanzweisheit hier und da bei solchen Gelegenheiten mehr als geziemend zu huldigen. Nun — da wir uns ja hier in einer Sphäre bewegen, wo die altklassischen Reminiscenzen erlaubt sind — wann werden auch wir Aerzte, wann werden unsere beamteten Aerzte zumal den Entschluß finden, gegen unbillige Zumuthungen einer ihre Hilfe beständig in ausgiebigster Weise und oft rücksichtslos benutzenden Büreaukratie mit dem Ciceronianischen „quonsque tandem abutere patientia nostra“ energisch zu protestiren?

Berlin. Albert Eulenburg.

## Madame Octave Feuillet: Aus meinem Leben.*)

Hat Jemand Lust, die Bekanntschaft einer liebenswürdigen Frau zu machen? Nichts ist leichter. Man nehme nur die Börse zur Hand und kaufe sich bei einem benachbarten Buchhändler das Buch: „Quelques années de ma vie“, verfaßt von der Wittwe Octave Feuillet's, des Akademikers, der — wie bekannt — unter den ersten Schriftstellern und Dramatikern des zweiten Kaiserreiches seinen Platz hat. Nicht wahr? Das ist ein viel einfacheres Mittel, mit einer bedeutenden Persönlichkeit vertraut zu werden, als eine Vorstellung in aller Form. Welch ein Unterschied! Da gilt es weder einen Freund zu suchen und zu finden, der die Mühe der Einführung auf sich nimmt, noch einen Salon zu finden, der seine Pforten erschließt, noch einen Tag und eine Stunde, welche den drei Betheiligten mit einander genehm sind. Da braucht man nicht mit seinem eigenen Ich herauszukommen, was für Jemanden, der nur im Geringsten an Schüchternheit leidet, immer eine sehr mißliche Sache ist. Ich will selbst den Fall setzen, es sei alles nach Wunsch verlaufen, die Vorstellung ohne ungeduldiges Warten von Statten gegangen, der Besucher habe das unbefangenste Lächeln zur Schau getragen und sich in aller Seelenruhe Zeit gönnen dürfen, ohne von lästigen Dritten gestört zu werden: wird er trotzdem die Herrin des Hauses jemals so gut kennen lernen wie einer, der das von ihr veröffentlichte Buch gelesen hat?

Ich habe es an mir selbst gesehen, wie angenehm diese Methode ist, und möchte nun meinen Lesern, wenn ich deren habe, meine Erfahrung zu Gute kommen lassen. Ich will sie auf kürzestem Wege zum Ziele führen, indem ich von Blatt zu Blatt Stellen in genügender Anzahl auswähle, so daß die liebenswürdige Bekanntschaft, welche ich vorgeschlagen habe, schon oberflächlich durch Lektüre eines Artikels, statt eines Buches, zu erreichen ist. Bei Beginn der ersten Seite begrüßt man sich wie mit einer Fremden, um am Schlusse der letzten wie von einer Freundin Abschied zu nehmen. Der Leser möge selbst urtheilen.

Saint-Lô, der Hauptort des Departements de la Manche, ist eine zwischen Caen und Cherbourg gelegene Stadt der Normandie. Hier finden wir die Familie der Mlle. Dubois, der späteren Mme. Octave Feuillet. Die Zeit der Großeltern reicht bis jenseits der Revolution zurück, und wir fühlen sofort ebenso viel Sympathie als Bewunderung für Mlle. Sophie de Sainte-Suzanne, deren Geschichte glorreiche Tage zu verzeichnen hat. Im Jahre 1793 rettete sie ihren Vater vor der Guillotine. Zu Pferde, nur von einem Diener begleitet, machte die Achtzehnjährige die weite Reise nach Nantes, wo sie Hoche fußfällig um Gnade für ihren Vater anflehte. Sie erlangte Gewährung, und der General küßte sie mit den Worten: „Bürgerin, ich habe ein ganz kleines Töchterchen, und ich bitte Gott, daß es Dir eines Tages gleichen möge.“ Eine nützlichere Reise läßt sich wahrlich nicht denken. Mlle. de Sainte-Suzanne unternahm dann noch eine andere in nicht weniger menschenfreundlicher Absicht. Dreißig Jahre später lag es ihr ob, ihre durch den Tod des Vaters verwaiste Nichte, Claire de Sainte-Suzanne, aus Amiens abzuholen. Tante und Nichte beziehen darauf ein gemeinsames Schloß, und hier lernen sie alle beide den Ehestand kennen, wiewohl auf sehr verschiedener Altersstufe. Zuerst kommt die Tante an die Reihe. Zum größten Erstaunen der Nichte läßt sie dieselbe eines Tages rufen, um ihr Folgendes zu sagen: „Elvira, komm und laß Dich Deinem Onkel, dem Chevalier de Quigny, vorstellen; er wird Dich sehr lieb haben.“ Als Claira fünfzehn Jahre zählt, wird Monsieur Ernest Dubois als Bräutigam und Gemahl willkommen geheißen, ein reicher junger Mann aus guter Familie, aus sehr guter sogar, wenn man der Chronik Glauben schenken will. Man führte seinen Stammbaum bis in die Zeiten Ludwigs XI. zurück, auf einen gewissen Duret, genannt Dubois, welchen der König im Collège de Coutances hatte erziehen lassen, und von dem einige Reporter (es gab deren schon dazumal) nach verschiedentlichen Interviews behauptet hatten, er sei der Sohn der Anne de Beaujeu, und Ludwig XI. sein richtiger Großvater. In Saint-Lô nun, wo die jungen Leute ihren Hausstand gegründet hatten, wurde am 11. November 1832 Valérie Marie Elvire geboren, sie, deren Bekanntschaft wir machen wollen, und die uns hier so offenherzig ihr Alter verräth. Eine direkte Erinnerung an das Bett ihrer Tante, der de Beauffremont, als sie daraus hervor die Welt mit ihrem ersten Schrei begrüßte, hat sie wohl nicht bewahrt, sondern sie muß hierin der Ueberlieferung folgen; im Uebrigen aber theilt sie uns von jenem Bette das Folgende mit:

*) Madame Octave Feuillet: „Quelques années de ma vie.“

„Ich erinnere mich, mit welchem Vergnügen ich, da ich ein wenig größer war, auf die Vorhänge dieses schönen Bettes kletterte und die weißen Federbüschel beobachtete, die den Betthimmel krönten, und die bei meinen Sprüngen in Erschütterung geriethen, wie eine aufgescheuchte Gänseheerde."

Auch die Personalbeschreibung, welche Mlle. Dubois von sich liefert, gehört der Tradition an. Nach ihrer eigenen Angabe war sie häßlich (bei der Geburt natürlich!) mit dunkler Haut, wolligem Haar und einer plattgedrückten Nase — alles das war nicht von langer Dauer. Nun fließen die lieblichen Tage der Kindheit dahin. Die Chronik derselben ist eine ununterbrochene und abwechslungsreiche Folge von Schilderungen, unter denen mir die Wahl schwer fällt. Fangen wir mit diesem Bilde an:

„Wenn meine Mutter zu Balle ging, so bediente sie sich einer Sänfte. Ich sehe diese Sänfte noch immer vor mir mit ihren Malereien auf Goldgrund, mit ihren Amoretten und Rosen, die freilich im Laufe der Zeit ihren ersten Glanz eingebüßt hatten, aber in ihren Wolken und Bandschleifen doch immer noch so hübsch aussahen. Der Meßner und der Kirchenpförtner waren die gewöhnlichen Träger. Wenn sie die Kirche abgeschlossen hatten, so kamen sie in unser Haus, und während meine Mutter die letzte Hand an ihre Toilette legte, wurden sie im Vorsaal mit Wein bewirthet. Wo ist die Kleine? fragte sie dann im Hinuntergehen. Die Kleine war ich. Wenn ich artig gewesen war, so durfte ich sie bis an die Thür der Gastgeber geleiten und mich von den Kirchenbeamten nach Hause zurücktragen lassen. Dankbaren Herzens kauerte ich mich unter ihren Kleidern auf dem Boden der goldenen Sänfte zusammen. Was war das für eine hübsche Reise durch die Straßen! eine kleine Laterne, die der Bediente voraustrug, beleuchtete den Anzug meiner Mutter und ließ ihren Diamantstrauß hell in der Dunkelheit schimmern. Wie die schöne Frau so in ihrem schaukelnden Tragsessel dahinzog, gemahnte sie mich an die Sultaninnen aus dem Märchen, die sich durch ihre Zaubergärten tragen ließen."

Dies war ein profanes Vergnügen; nun wollen wir auch sehen, wie Mlle. Dubois es mit ihren religiösen Pflichten hielt. Folgendermaßen beschreibt sie einen Charfreitag.

„Schon beim ersten Morgengrauen stellte ich mich ans Fenster, um mich von der Stille der leidtragenden Erde recht durchschauern zu lassen. Man hatte mir am Abend zuvor gesagt, alle Glocken hätten sich auf den Weg nach Rom gemacht, und ich wollte mich nun überzeugen, ob auch die unsrigen, deren Geläut ich jeden Morgen vernahm, sich ihren Gefährtinnen auf dieser frommen Reise beigesellt hätten. Unsere Glocke und die andern aus der Nachbarschaft mußten wahrlich in Rom sein, denn nicht der geringste Silberton war mehr in der Luft. Durch die von der Nacht ausgedehnten Räume drang kein Schall an das lauschende Ohr als das Blöken der Lämmer, die auf den Wiesen erwachten, oder das Dahinrollen eines frühen Wagens über noch öde Straßen . . . . . Das alles machte mich beben, und doch liebte ich diese schmerzlichen Echos, die mich in das stolze und sündige Jerusalem, in den Oelgarten, zu dem göttlichen Märtyrer zurückversetzten, der am Kreuze zwischen zwei Schächern für uns starb. Mit welcher Verehrung und mit welchem Bußgefühl küßte ich den staubigen Fußboden des alten Kirchenstuhls, wenn der Priester, nachdem er den letzten Ruf des Herrn wiederholt hatte, sich mit der Gemeinde zur Erde warf. Wenn sich dann alle anderen Häupter schon wieder aufgerichtet hatten, blieb meines noch zu Boden geneigt. Ich habe so viel zu büßen, sagte ich mir selbst. Sind es nicht meine Fehler, für die der Heiland starb? aber indem ich an meine Brust schlug, fragte ich mich zugleich, wie sich denn der Gottmensch für mich habe opfern können, die ich doch noch nicht geboren war. Kinder haben einen Hang für Mysterien, und ich versenkte mich gern in dieses, das Gesicht am Boden, die Arme in Kreuzesform ausgestreckt."

Um das Bild der Mlle. Dubois in ihrer Kindheit zu vervollständigen, will ich noch die Scene des Zubettgehens gelegentlich eines Besuches bei der Großmutter hierher setzen.

„Mach schnell," sagte sie zu mir, indem sie ihren Kopfputz vor dem Spiegel in Ordnung brachte, „die Engelchen warten auf Dich, damit sie dann auch schlafen können. Die Besorgniß, die Geduld der himmlischen Heerschaaren zu erschöpfen, trieb mich zur Eile an; ich verknotete meine Schnürsenkel, ich riß die Knöpfe meines langen Nachtkleides ab, und um die verlorene Zeit wieder einzubringen, stopfte ich meine Haare unordentlich unter mein zierlich ausgezacktes Nachtmützchen und stürzte mich mit einem Sprunge mitten in das große Bett, wo ich unter seidigen Kissen versank. Wie gern erinnere ich mich an das alte mollige Bett, wo ich so herrlich schlief, und wo meine liebe Großmutter mit dem Haupt an meiner Brust ruhte" . . . .

Mlle. Valérie Dubois wächst heran, und die Eindrücke, welche sie nun schildert, sind nicht länger die aus der Zeit der ersten Kommunion. Wir sehen sie auf ihrem ersten Ball und dürfen errathen, wie sehr sie gefiel. Immer ist Saint-Lô der Schauplatz ihrer Erfolge, aber ein Fest ragt aus allen anderen hervor, dasjenige, welches zu Ehren des durchreisenden Prinzpräsidenten im Jahre 1850 gegeben wird. Nach den Freuden des Tages findet Abends ein Ball im Gerichtssaal statt. Zwölf junge Mädchen sind dort aufgestellt, und eine von ihnen, nämlich Mlle. Dubois, überreicht dem Präsidenten einen Blumenstrauß mit folgender kurzer Huldigung: „Monseigneur, unsere durch Ihre Fürsorge beruhigten Mütter haben uns aufgetragen, Ihnen den Ausdruck ihrer Dankbarkeit darzubieten." Mlle. Dubois ist ein wenig verletzt von der Kälte, mit welcher der zukünftige Kaiser Huldigung und Strauß empfängt, und vielleicht würde ihre politische Ansicht sie von nun an unwiderruflich auf der Seite der Opposition festgehalten haben, hätte nicht der Prinz vor seiner Abreise alles wieder gut gemacht. „Ich möchte Ihrem Fräulein Tochter die Hand drücken," sagte er zu Herrn Dubois, dem Maire von Saint-Lô, „bitte, lassen Sie sie rufen."

„Ich wurde in größter Eile benachrichtigt und erschien ganz roth und aufgeregt, als der Prinz gerade in den Wagen steigen wollte. Die Truppen, die Honoratioren, die Minister, der Prinz, allesammt hielten ihre Blicke auf mich gerichtet. ‚Mein Fräulein,' sagte seine Hoheit mit fast schüchterner Stimme zu mir, indem er meine Hand ergriff, die er ein wenig in der seinen behielt, ‚Sie haben mir gestern einen entzückenden Strauß geschenkt, ich gebe Ihnen heute eine Blume daraus zurück.' Damit überreichte er mir in einem Etui von weißem Atlas einen Zweig aus diamantenen Lilien, die auf grünen Emailblättern ruhten."

Das war mehr als hinreichend, um eine junge Dame zur Bonapartistin zu machen, und Mlle. Dubois wurde eine.

Jetzt gelangen wir an einen interessanten Zeitabschnitt, den der Verlobung und Heirath. Octave Feuillet erscheint auf der Bildfläche, keine neue Bekanntschaft für seine Braut, denn er war ihr Vetter. Nur hatte sie ihn schon lange aus den Augen verloren, während er sich in Paris aufhielt und dort seinen ersten litterarischen Feldzug machte. Er kam mit einem schönen Avancement daraus zurück, und es war vorauszusehen, daß ihn eines Tages das Gewand der Akademiker zieren würde. Ich muß hier bemerken, daß die Memoiren der Mme. Feuillet keine Dokumente sind, die dazu angethan wären, das Talent, den Geist und die Meinungen ihres Mannes ins rechte Licht zu setzen. Wir haben hier weder einen litterarischen Kritiker, noch eine gläubige Anbeterin vor uns, die sich am Piedestal ihres Götzenbildes zusammenkauert. Wir bleiben vielmehr immer auf dem Boden der anmuthigsten Wirklichkeit und klimmen niemals die Stufen zum zeitgenössischen Parnaß hinan. Der Mensch, nicht der Schriftsteller, begegnet auf einem Balle seiner Braut. Was auf sie Eindruck machte und was sie rühmend hervorhebt, das ist der schöne Wuchs, die edle Haltung, die Eleganz, die vornehmen Gesichtszüge, das seidige, gelockte Haar und die ein wenig hochmüthige Miene, kurzum, der ganze Steckbrief, den eine Liebesheirath verlangt. Die junge Braut machte alle die Freuden ihrer Lage durch: Anfälle von Bescheidenheit, in welcher sie sich fragt, ob ein kleines Mädchen aus der Provinz eines solchen Schriftstellers jemals würdig sein könne, zurückkehrendes Selbstvertrauen und Gelöbnisse, ihn so treu zu lieben und in so innigen Zusammenhang mit seinen Arbeiten und seinem Ruhm zu treten, daß keine bessere Frau für ihn zu denken wäre. Das Leben in Paris mit seinen Genüssen, mit dem Platz, den sie in der Schaar der Freunde und Bewunderer ihres Mannes einnehmen würde, steht ihr als ein schöner Traum vor Augen. Es war nur ein Traum, denn Octave Feuillet beabsichtigte, seinen Wohnort in Saint-Lô aufzuschlagen, um bei seinem Vater zu sein, dessen Alter und wankende Gesundheit seine ganze Sorgfalt in Anspruch nahmen. Wir gewinnen etwas bei dieser Enttäuschung, nämlich anziehende Beschreibungen von dem Familienhause, das zwischen Hof und Garten gelegen, auf den Eintretenden den Eindruck einer Kirche machte. Und nun erst der Schwiegervater! Er spielt seine Rolle gut und wird wie alle Schwiegerväter das Fegefeuer der Schwiegertochter. Mit Freuden verläßt daher die junge Frau einige Tage nach der Trauung Saint-Lô wieder, um eine kleine Hochzeitsreise nach Paris anzutreten. Und doch geht die Reise durchaus nicht leicht von Statten, denn

Feuillet scheut die Nervenerschütterung durch die Eisenbahn, und die jungen Eheleute reisen in einer Familienkalesche. Der Gemahl gibt seine Vorliebe für das Angeln kund und kann der Versuchung, Forellen zu fischen, nicht widerstehen. So sitzen sie denn in la Rivière Thibouville fest, einem Dörfchen in der Umgegend von Caen. Die Herberge ist so schlecht, daß sie anderswo Unterkunft suchen müssen. Bei einem Tischler glauben sie dieselbe nach Wunsch gefunden zu haben. Die Zimmer sind geräumiger, die Betten weniger hoch, sie rechnen auf eine bessere Nacht. Welch ein Irrthum! Kaum wollen sie die Augen schließen, so erhebt sich großer Lärm. — Wird ein Mord begangen? Im Gegentheil, die Frau des Tischlers schenkt ihm einen Erben. Ja, mein Herr, uns ist es auch unerwartet gekommen, antwortet der Tischler, als seine Miethsleute ihm Vorwürfe machen, daß er ihnen das nicht vorher gesagt habe.

Endlich langt man in Paris an. Hier wird nicht mehr geangelt. Mme Feuillet sieht Mme. Rachel Tragödie spielen und trifft sie Morgens auf einem Besuche bei Jules Janin. Wie viele Erinnerungen bringt sie nicht nach Saint-Lô zurück! Ich will hier nicht alle Freunde des Schwiegervaters vorstellen und nicht weiter bei diesem Provinzleben verweilen, zu dessen Hauptereignissen der Tod der Großmutter, der Mme. de Quigny, gehörte, deren Besuch bei Hoche ich Eingangs erzählt habe. Nun hieß es von dem Schlosse Trévoeur Abschied nehmen, aber Octave Feuillet bewahrte es in seinem Gedächtniß und hat es in seinem schönen Roman „Monsieur de Camors" geschildert.

Eines schönen Tages brechen zwei Fremde unerwartet in den klösterlichen Kreis von Saint-Lô; Beaufort, der Direktor des Vaudevilletheaters, und der große Schauspieler Lafontaine; sie sind alle beide so entzückt von der „Dalila", welche soeben in der Revue des deux Mondes erschienen ist, daß sie die Reise nach Saint-Lô nicht gescheut haben, um Octave Feuillet aufzufordern, ein Drama aus seinem Werk zu machen. Welche Aufgabe, dem Schwiegervater diese Gesandten und ihre Mission zu verheimlichen! Zwar verläßt er sein Zimmer und sein Bett nicht, aber sein Gehör ist scharf, und die drei Verschwörer singen zuweilen. Trotzdem gelingt es, die Sache geheim zu halten; sie können unentdeckt das Stück zurecht machen und nach Paris entweichen.

Die erste Aufführung der „Dalila" war ein großer Erfolg, und Mme. Feuillet, die zu diesem Ereigniß nach Paris gekommen war, seine begeisterte Zeugin. Welche köstlichen Augenblicke erlebt schon ein Unbetheiligter im Theater, wenn er, behaglich in seiner Lage zurückgelehnt, ein Stück anhört, das ihn entzückt, und, wenn er dann, sobald der Vorhang gefallen ist, mit lauter Stimme nach dem Verfasser ruft. Vergegenwärtigt man sich diese eigenen Empfindungen, so kann man sich einen Begriff davon machen, welcher Art die Bewegung einer Zuschauerin sein muß, die in dem Dichter, dem sie eben noch Beifall klatschte, unmittelbar darauf den geliebten Gatten wiederfindet. — Bei der Heimkehr aus dem Theater erwartete den Gefeierten eine Depesche, die ihn zu Boden schmetterte: Der Vater war seinem schweren Gichtleiden erlegen. Bald nachher verliert Mme. Feuillet ihre Mutter, und da beide nun durch nichts mehr in Saint-Lô gehalten werden, so ziehen sie nach Paris. Ihr Leben dort ist in jeder Beziehung ein glänzendes; die Verfasserin der Memoiren weiht uns in den höfischen Prunk und in die städtischen Freuden ein. So hilft sie am Tage, bevor sie zu ihrem ersten Diner in die Tuilerien geladen ist, einen Ruhm begründen, der jetzt noch dauert, und verleiht einem Namen, der heute auf beiden Seiten des Ozeans genannt wird, dem Namen des Schneiders Worth, den ersten Glanz.

Eine namhafte Schneiderin hatte ihr ein unannehmbares Kleid geschickt, ein Ding wie für eine alte Frau, welches sie sich geschämt hätte, am folgenden Tage anzuziehen — aber ich will die Erzählung hierhersetzen, ohne ein Wort daran zu ändern — es ist der Mühe werth.

„Der Tag war eben angebrochen, die Gemüsehändlerinnen stiegen die Hügel von Passy herunter, ihre bethauten Körbe auf den Schultern. Die Portiers fegten das feuchte Trottoir. Die Sonne brach in glänzendem Roth aus den leichten Morgennebeln hervor und vergoldete die noch geschlossenen Fenster der gegenüberliegenden Gebäude. Ich verließ geräuschlos mein Häuschen, nachdem ich mir noch im Vorübergehen im Garten ein Stielchen Goldlack gepflückt hatte, das nach Frühling roch, und warf mich in die erste Frühdroschke, die nach Paris hinunterfuhr. So gelangte ich in die Rue de la Paix. Noch war kein Laden offen. Ich präsentirte mich ein wenig aufgeregt bei dem Portier des Schneiders.

— Zu wem wünschen Sie? fragte mich der Mann.

— Zu M. Worth

— Er ist noch zu Bett; kommen Sie um 12 Uhr wieder.

— Das ist unmöglich; ich habe ihm sehr wichtige Dinge mitzutheilen.

— Dann gehen Sie hinauf und wenden Sie sich an die Dienerschaft; drei Treppen links

Ich steige hinauf, ich klingele an der Thür der kostbaren Persönlichkeit. Eine verschlafene Amme, die ein prächtiges Baby auf dem Arm trägt, empfängt mich mit überraschter Miene.

— Monsieur Worth?

— Er ist noch zu Bett.

— Ich weiß es, aber bitte, bringen Sie ihm meine Karte. Ich werde hier warten, bis er aufgestanden ist. Ich muß ihn durchaus sprechen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde erscheint ein Herr in einer Toilette, der man die nächtliche Hast ansieht, aber immerhin in einem höchst eleganten Schlafrock: Monsieur Worth in Person. Ich bereite mich auf Entschuldigungen vor. M. Worth bittet mich indessen aufs Liebenswürdigste, in das Zimmer der Mme. Worth zu kommen, die noch nicht aufgestanden ist, aber gerne ihren Rath geben möchte. Wir gelangen in das Zimmer der Mme. Worth, wo noch eine Lampe auf einem Dreifuß brennt. Ich erblicke die sehr hübsche Mme. Worth in ihrem Himmelbett unter Wolken von Spitzen und zierlichen Bandschleifen halb verschwindend. Indem ich mich ihr nähere, strömt mir ein Duft von Iris entgegen; die Bilder eines Damenschlafzimmers gehen einem durch den Kopf; man könnte glauben, sich bei dem Petit lever einer Königin zu befinden.

— Nehmen Sie Platz, gnädige Frau, sagte Mme. Worth, auf ein Fauteuil deutend; wir schätzen uns glücklich, etwas für Sie thun zu können. Ihr Name und Ihre Anmuth spornen uns an; Sie sollen Ihr Kleid heute Abend erhalten. — O, ich danke Ihnen, Madame, und in meiner Dankbarkeit ergriff ich die reizende Hand, welche Mme. Worth über ihre Atlasdecke herabhängen ließ. Während dieser Zeit sann M. Worth, an eine der Säulen des Bettes gelehnt, über das Wunderwerk nach, welches er zu unternehmen gedachte. Bald darauf theilte er uns seine Pläne mit, die unsere volle Billigung fanden. Er wollte ein Kleid von fliederfarbener Seide mit Tüllpuffen in gleicher Schattirung, in welchem sich Maiblumensträußchen versteckten, einen weißen Tüllschleier, der wie eine Wolke über die Puffen und die Blumen niederwallen, und endlich einen Gürtel mit langherabfallenden Enden, der an die Begleiterinnen des Venuswagens erinnern sollte."

Als Mme. Feuillet in die Tuilerien kommt, redet man sie an:

— Sagen Sie mir doch den Namen Ihrer Schneiderin.

— Madame, es ist ein Schneider, ein Engländer.

— Er heißt?

— Worth. Er ist noch nicht lange in Paris.

So begründet sich der Ruhm auf dieser Erde.

Wollte ich meine Auslese mit dieser Ballgeschichte schließen, so könnte man glauben, die Verfasserin dieser vertraulichen Mittheilungen habe nur die leichten und glänzenden Seiten des Lebens zu sehen bekommen; sie hat aber auch die trüben und schmerzlichen kennen gelernt und diese nicht minder gut als jene in ihrem Buche abgespiegelt. Bisher haben wir in ihr eine geistvolle Frau bewundert, nun wollen wir mit ihrem Herzen Bekanntschaft machen und hören, wie sie ihr Kind betrauert.

„Lange Tage hindurch versuchte ich mit dem alten Pächter zu sagen: Gott hat es gewollt! Aber die Ergebung kam nicht. Zum ersten Male hatte ich Gedanken der Auflehnung. Die Zweifel, die einige Jahre früher, als mein Mann meinen Glauben verspottete, auf mich eingestürmt waren, wachten in meiner trostlosen Seele von Neuem auf. Bald empfand ich einen Ekel vor dem Gebet, vor den Dogmen, die meine Kindheit entzückt hatten, vor den Priestern, die mit lächelndem Munde von den Engeln und von meinem Sohne zu mir redeten. Ich suchte die Poesie der Kirchen nicht mehr auf, ich verschloß mich gegen jeden Trost der Religion, ich gefiel mir in einer haltlosen Verzweiflung.

Eines Nachts glaubte ich zu sterben. Mein Herz hörte beinahe auf zu schlagen. Mein Sinn verdunkelte sich, meine Augen blieben starr und sahen meinen Gatten nicht mehr, der neben mir kniete, und da, während dieser Todesangst, rief ich Gott zu mir zurück, wie man einen Freund zurückruft, von dem man sich ungerechter Weise abgewandt hatte.

.... Ich sollte mich vor jeder Aufregung hüten und war noch nicht wieder in das Zimmer gegangen, wo ich mein Kind hatte sterben sehen. Am Vorabend der Abreise benutzte ich mein Alleinsein, um diese schmerzlich anlockende Stätte wieder aufzusuchen. Alles dort redete zu mir von dem Abwesenden. Ueberall sah ich die Spur seiner Schritte,

seiner Spiele, seiner Leiden. Ich setzte mich auf den Stuhl, auf welchem ich so viele angstvolle Stunden neben ihm verbracht hatte. Sein Spielzeug lag in trauriger Verlassenheit umher. Das Schiffchen, das er auf den kleinen Pfützen des Hofes hatte fahren lassen, sein Ball, das Schreibpult mit den Schulbüchern, alles stand und lag in herzzerreißender Verwirrung. Ich öffnete das Pult und fand ein wohlverschlossenes Päckchen mit der Aufschrift „für Mama"; es waren weiße Kieselsteinchen, von denen er einen Vorrath für mich gesammelt hatte; der Tod hatte ihm nicht Zeit gegönnt, sie mir zu geben."

Nun muß ich meine Auslese wohl schließen. Die Verfasserin hat übrigens ihren Bericht auch nicht bis auf die letzte Zeit fortgeführt; er reicht nur bis zum Jahre 1870. Es geschieht ohne Zweifel aus Bescheidenheit, daß sie diesen persönlichen Erinnerungen die intimen und bisher noch ungedruckten Briefe ihres Mannes beifügt, wodurch der private Charakter des Werkes sehr hervorgehoben wird, ja, derselbe ist so ausgesprochen, daß den Leser auf Augenblicke fast eine Scheu überkommt, sich als Fremder in diesen Kreis zu wagen. Vielleicht hätte mancher von der Frau eines mit Recht berühmten Schriftstellers allgemeine Betrachtungen über die zeitgenössische Litteratur, kritische Urtheile über die Rivalen und Gegner ihres Mannes erwartet. Ganz und gar nicht, sie zeigt uns das poetische liebliche Nest, in welchem Octave Feuillet seit dem Augenblick seiner Verheirathung mit Valérie Dubois gelebt hat. Sie gestattet dem Leser, einen Blick in den Spiegel zu thun, in welchem sie sich furchtlos beschaute. Ich habe den Spiegel weiter gereicht und wenigstens ein Stückchen von ihrem Antlitz darin sehen lassen. Wenn es anderen ebensoviel Vergnügen macht, dies Antlitz zu betrachten, wie das bei mir der Fall war, so will ich sehr zufrieden sein, und mein Ehrgeiz erstreckt sich nicht weiter.

Paris. Arthur Baignères.

## Ein neuer Roman von Pérez Galdós.

(Torquemada am Kreuze).*)

Das letzte Drittel unseres Jahrhunderts, jene Epoche, in welcher das von Bürgerkriegen zerfleischte Spanien immer mehr seinem wirthschaftlichen Niedergange entgegeneilte, brachte für die Romanlitteratur dieses Landes eine Zeit schönster Blüthe. Den Höhepunkt erreichte diese Blütheperiode um die Mitte der siebziger Jahre, wo Männer wie Valera, Alarcón, Pereda und Pérez Galdós in der vollen Manneskraft ihres geistigen Schaffens standen und ihrem Volke eine Reihe von Werken schenkten, die sich mit den besten Romanen der modernen Nationen messen können. Valera's unvergleichlich schöne „Pepita Jiménez", jenes Meisterwerk psychologischer Ciselirarbeit, Alarcón's „Dreispitz", ein Hymnus auf die Treue des Weibes und zugleich ein Muster echt andalusischer Grazie und Komik, Pereda's farbenprächtige „Gebirgsscenen" und seine naturgetreuen Charakterzeichnungen in „Don Gonzalo Gonzalez de la Gonzalera", endlich Pérez Galdós' „Doña Perfecta" und „Gloria", fein durchdachte, tief angelegte Romane aus der Gegenwart: alles das sind Werke ersten Ranges.

Seitdem sind Jahre verflossen, die an diesem vierblättrigen Kleeblatt nicht spurlos vorübergegangen sind. Alarcón ist 1891 gestorben, hatte aber schon etwa zehn Jahre vorher aufgehört, produktiv thätig zu sein. Auch Valera, der augenblicklich einen Gesandtschaftsposten am Wiener Hofe bekleidet, und Pereda, der von einem schweren Mißgeschick heimgesucht ist, lassen schon lange nichts mehr von sich hören. Nur Galdós, der jüngste von ihnen, erfreut sich noch ungetrübter Schaffenskraft, und so vergeht denn kaum ein Jahr, ohne daß dieser rastlos thätige Mann die spanische Litteratur um eine Schöpfung seines fruchtbaren Geistes bereicherte. Zwar sind inzwischen wieder neue Sterne am litterarischen Sternenhimmel Spaniens aufgegangen, aber der Glanz von Galdós' Ruhm ist von keinem erreicht worden. Die Personen in seinen Romanen sind wirkliche Geschöpfe. Nicht nebelhafte Bilder, die uns eine angeregte Phantasie vorgaukelt, sondern lebenswahre Gestalten, Menschen von Fleisch und Blut treten uns hier entgegen.

So schließt sich denn Galdós' neuester Roman „Torquemada am Kreuze" seinen zahlreichen Vorgängern würdig an. Dem fleißigen Leser spanischer Romane ist Torquemada keine unbekannte Persönlichkeit mehr. Schon im Jahre 1889 hat Galdós einen kleinen Roman unter dem Titel „Torquemada auf dem Scheiterhaufen" veröffentlicht. Torquemada nannte Galdós seinen Helden, weil dieser, ein Wucherer, gleich seinem Namensvetter aus der Geschichte „so und so viele Unglückliche dem Flammentode preisgab, dem einen die Brust mit einem glühenden Eisen durchbohrte, den anderen langsam braten ließ" u. s. w. Dem herzlosen Geldmenschen waren nach dem Tode seiner Frau zwei Kinder geblieben, Rufina und Valentin. Beide sind Muster von Kindern; der Knabe, ein wahres Phänomen von Klugheit, ist der Stolz und die Hoffnung seines Vaters. Da wirft eines Tages den zwölfjährigen Knaben eine tückische Hirnentzündung aufs Krankenlager, und nun lodern über dem geängstigten Vater die qualbereitenden Flammen des Scheiterhaufens der Verzweiflung zusammen, dem er selbst so manches Opfer überliefert hat. Vergebens, daß Torquemada in seiner Noth Gott und alle Heiligen anruft, vergebens, daß er, der sonst so Herzlose, jetzt milde gegen seine Schuldner ist und die Armen auf der Straße aufsucht, um ihnen Gutes zu thun und dadurch den Himmel zu bewegen, das drohende Unheil von seinem Haupte abzuwenden; das Kind stirbt.

In dem vor Kurzem erschienenen Romane „Torquemada am Kreuze" treffen wir den Titelhelden am Sterbebette und bei der Beerdigung der Doña Lupe, einer Nebenperson der eben besprochenen Erzählung, wieder. Hier sieht er zum ersten Male Doña Cruz, die älteste der beiden schon nicht mehr ganz jungen Töchter des Hauses del Aguila. Im Gespräch mit der gänzlich verarmten, dabei aber immer vornehmen Aristokratentochter überschleicht den reich gewordenen Pfand- und Geldverleiher ein eigenthümliches Gefühl der Beschämung. Er sieht ein, daß er bei all seinem Reichthum ein ungebildeter Mensch geblieben ist, und faßt den Vorsatz, ein anderer zu werden. Kann sich ihm eine günstigere Gelegenheit bieten, mit Leuten aus besseren Kreisen zu verkehren, als jetzt, wo er im Auftrage der verstorbenen Doña Lupe die verarmte Aristokratenfamilie aufsuchen muß? In der Wohnung der drei Geschwister erkennt Torquemada erst die ganze Größe des Unglücks, das sie betroffen, und er bewundert den geradezu heldenhaften Muth, mit dem sie ihr hartes Schicksal tragen. Cruz, die älteste Schwester, ist die Seele des Haushaltes, die Vorsehung der beiden anderen, die sich ihrem Willen gern fügen. Sie und ihre jüngere Schwester Fidela überbieten sich in liebevoller Fürsorge um den erblindeten Bruder Rafael. Es ist ein ergreifendes Bild geschwisterlicher Liebe, das uns Galdós hier vorführt. Rafael war ein schöner Jüngling, der auch etwas auf sein Aeußeres hielt. Nachdem das Unglück über ihn hereingebrochen, nehmen sich die Schwestern daher seines Anzuges ganz besonders an, und so empfindet er das Unglück nicht in seiner ganzen Größe. „Die Reinlichkeit entschädigte ihn gewissermaßen für die Dunkelheit. Vertrat das Wasser die Stelle des Lichts? Vom wissenschaftlichen Standpunkte mag das eine Ungereimtheit sein, aber Rafael fand eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den beiden Elementen."

Bei den Geschwistern macht Torquemada die Bekanntschaft des biedern, redegewandten Advokaten Donoso. Diese vier Personen bilden von nun an die Gesellschaft, in der er seine Abende zubringt. Hatten ihm schon die drei Geschwister durch ihre gewählte Ausdrucksweise imponirt, wie viel mehr

*) Novelas españolas contemporáneas por B. Pérez Galdós: Torquemada en la Cruz. Madrid, 1894. Administración de los Episodios Nacionales.

nun erst Donoso, der stattliche Sechziger mit dem sicheren Auftreten ein Mannes in den besten Jahren! Torquemada achtet jetzt auf seine Sprache und merkt, daß sie veraltet und ordinär ist: er mustert seinen Anzug und sieht ein, daß er alles eher als modern und elegant ist. Alles, was er in seiner neuen Umgebung sieht und hört, läßt er auf sich einwirken. Bei den Abendunterhaltungen spielt er zunächst nur den Zuhörer. Erst nachdem er seinen Wortschatz um einige seiner Meinung nach besonders elegante Wendungen wie „bis zu einem gewissen Grade", „in großen Zügen", „die bloße Thatsache", „eine Frage aufwerfen" und dergl. mehr bereichert hat, nachdem er erfahren, daß es außer den Elementen Feuer und Wasser auch ein konservatives, ein militärisches, ein geistliches u. a. m. gibt, macht er schüchterne Versuche, an der allgemeinen Unterhaltung theilzunehmen, und so fühlt er sich allmählich heimisch in seiner neuen Umgebung. Und wenn er dann am anderen Morgen wieder seiner gewohnten Beschäftigung nachgeht, sieht er, welche Kluft sich zwischen ihm und seinen bisherigen Gesinnungsgenossen aufgethan hat.

Donoso, der Torquemada ein aufrichtiger Freund und treuer Berather geworden ist, räth ihm, sich wieder zu verheirathen. Anfangs überrascht diesen der Vorschlag. Welches Mädchen sollte sich auch wohl entschließen, ihm, dem Sechsundfünfzigjährigen, die Hand zu reichen! Aber nachdem die Frage einmal aufgeworfen ist, geht sie Torquemada im Kopfe herum.

Er hatte dem Andenken seines Söhnchens, das ihm der Tod so früh entrissen, in einem besonderen Zimmer einen Altar mit dem Bilde des Kleinen errichtet. Dies Gemach war Torquemada's Heiligthum. Wenn der Pfandleiher nachts den Schlaf nicht finden konnte, dann erhob er sich von seinem Lager und betete am Altar seines Kindes, das ihn seinem Gotte näher brachte. Dann entwickelte sich zwischen Vater und Sohn ein inniger Gedankenaustausch. Eines Nachts ist ihm wieder, als rede sein Sohn zu ihm. Er will wieder auf die Welt kommen, aber nicht als Valentin, sondern als neugeborenes Kind, und eine neue Mama will er auch haben. Nun ist Torquemada's Entschluß gefaßt, und da er nur zwei Damen kennt, die nach seinem Geschmack sind, so beschließt er, eine von den beiden Schwestern del Aguila heimzuführen.

Wie wird nun seine Werbung, die Donoso vollständig billigt, aufgenommen?

Für die drei Geschwister gilt es eine Lebensfrage zu entscheiden, und damit auch wir die Wichtigkeit dieser Entscheidung klar vor Augen sehen, gewährt uns jetzt Galdós einen tiefen Einblick in die häuslichen Verhältnisse der Geschwister: das unsägliche Elend der verschämten Armuth läßt er uns schauen. Das für den Haushalt Nothwendigste fehlt ihnen oft, mit den geringsten Nahrungsmitteln müssen sie Tage lang das traurige Dasein fristen, und dabei soll der Bruder keinen Mangel leiden und auch nicht merken, daß es den Schwestern an etwas gebricht. „Sie hatten die beiden Schwestern seit langer Zeit nicht gegessen, und damit Rafael es nicht gewahr wurde, bearbeitete die erfinderische jüngere Schwester eine Eierschale auf dem Teller und brachte so das Geräusch hervor, das man beim Essen gekochter Eier verursacht." Unter diesen Umständen muß Cruz in Torquemada's Werbung den einzigen Weg zur Rettung erblicken. Aber sie selbst kann sich nicht überwinden, dem Pfandleiher die Hand zu reichen; Fidela soll sich für ihre Geschwister opfern. Die jüngere Schwester erklärt sich denn auch schließlich dazu bereit, und die Hochzeit wird festgesetzt.

Allein ein neuer Widerstand macht sich geltend. Rafael, der immer noch die guten Zeiten seines Hauses vor dem umnachteten Auge sieht, widersetzt sich der Verbindung aufs energischste und erklärt kurz und bündig, daß er lieber sterben als in die Heirath einwilligen will. Alle Versuche, ihn zu überreden, erweisen sich als vergeblich. Kurz vor der Hochzeit verläßt er in einem unbewachten Augenblick die Wohnung und kommt nach langem Hin- und Herlaufen durch die Nacht endlich vor den Palast, der ehemals seiner Familie gehört hat, jetzt aber in den Besitz von Wucherern übergegangen ist. Hier macht er Halt. Hunger und Müdigkeit überkommen ihn, und nun denkt er auch wieder an die Geschwister, die er verlassen. Aber er will lieber betteln als heimkehren. Lieber betteln! Als ob das für ihn, den stolzen Aristokraten, so leicht wäre! Er kann es nicht über sich gewinnen, die Vorübergehenden anzusprechen, und legt sich daher zum Schlafen auf eine Bank. Da schreckt ihn die rauhe Stimme eines alten Bettlers in die Höhe. Das Gespräch mit diesem, überhaupt die ganze Schilderung von Rafaels nächtlichem Entweichen bilden eine der schönsten Stellen des Romans. Die halbverzweifelten Schwestern finden nach langem Suchen endlich den unglücklichen Bruder, der jetzt, wenn auch widerstrebend, seinen ablehnenden Standpunkt aufgibt.

Mit der Vermählung des Pfandleihers mit der Aristokratin endet der Roman, wenigstens vorläufig. Denn im Grunde genommen ist dieser Abschluß nur äußerlich. Die eigentliche Leidenszeit Torquemada's beginnt erst an dem Tage, an welchem er für immer mit denen vereint wird, die in ganz anderen Anschauungen groß geworden sind. Die Worte, welche Cruz vor der Hochzeit über die Zukunft verlauten läßt, sind deutlich genug, und überdies hat Galdós auch schon selbst eine Fortsetzung des Romans, „Torquemada im Fegefeuer", in nahe Aussicht gestellt.

Die Personen des Romans sind markig gezeichnet, und darum begreifen wir so leicht, was sie thun, wie sie sich ausdrücken und wie sie denken. Wir begreifen, daß Torquemada bei all seinem Reichthum eine gewisse Leere um sich fühlt, und können es ihm nachempfinden, daß er diese Lücke gern ausfüllen möchte. Wir begreifen aber ebenso den ablehnenden Standpunkt Rafael's. Er, das Ebenbild seines Vaters, soll sich herablassen, den schmutzigen Plebejer als Schwager anzuerkennen! Nein, da müssen erst ganz unvorhergesehene Ereignisse eintreten. Unsere ganze Sympathie muß sich den beiden Schwestern Cruz und Fidela zuwenden. Sie hat der Dichter mit besonderer Sorgfalt gezeichnet, und eine Zeit lang treten sie in ganz hervorragendem Maße in den Vordergrund.

Die Grundidee des Romans ist leicht zu erkennen. Sie offenbart sich unverschleiert in den Worten, mit denen Torquemada seine Werbung um Fidela vor sich selbst zu rechtfertigen sucht:

„Sieht man denn nicht beständig, so dachte er bei sich, wie die Monarchie mit der Demokratie unterhandelt und beide zusammen das Staatsschiff lenken? Ist nicht die Aristokratie ein alter saftloser Baum, der nicht gedeihen kann, wenn ihm nicht die reich gewordene Demokratie, der Schweiß des Arbeiters, neue Kräfte zuführt? Sind nicht viele von den Männern, die jetzt die höchsten Ehrenämter bekleiden, in ihrer Jugend mit zerrissenen Aermeln ihrer niederen Beschäftigung nachgegangen, um das klägliche Dasein zu fristen?"

Also nichts Geringeres als die Aufhebung der Standesunterschiede, die Verjüngung der Aristokratie durch das Volk! Die Aristokratie sträubt sich, aber die Demokratie hat zwei starke Bundesgenossen, die Arbeit und das Geld, die Frucht der Arbeit. Ihnen kann auf die Dauer nichts widerstehen, und so trägt denn auch hier die rauhe Wirklichkeit über den Ahnenstolz den Sieg davon.

Torquemada am Kreuze ist vorläufig das letzte Glied in der langen Kette von mehr als vierzig Romanen, die Pérez Galdós geschrieben hat. Wie die meisten seiner spanischen Berufsgenossen hat auch Galdós (geboren 1845) seine litterarische Thätigkeit mit kleineren Arbeiten begonnen. Im Jahre 1871 veröffentlichte er dann zwei Romane: „Der Goldbrunnen" und „Der Kühne, Geschichte eines alten Radikalen". Beides sind Episoden aus der spanischen Geschichte und damit die Vorläufer der doppelten Serie von Romanen, die Galdós unter dem Titel „Episodios Nacionales" veröffentlicht hat. Hier gibt Galdós Schilderungen aus der spanischen Geschichte und Gesellschaft in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts, spannende Erzählungen auf nationalhistorischem Untergrunde, Berichte von fingirten Augenzeugen, welche die Ereignisse, die sich durch die zwanzig

Bände hinziehen, als ihre Erlebnisse wiedergeben. Bedenkt man, daß Galdós nur fünf Jahre (1879—1884) zur Abfassung dieser historischen Romane gebraucht hat, so bekommen wir eine ungefähre Vorstellung von der Größe seiner Begabung und der Intensität seines Schaffens. Neben den „Episodios Nacionales", zum Theil schon vorher, schrieb Galdós eine Reihe von Werken unter dem gemeinsamen Titel: „Zeitgenössische spanische Romane". Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, in diesen Romanen ein Bild von der modernen spanischen Gesellschaft, ihren religiösen und sozialen Verhältnissen zu entwerfen. Das ist ein dankbares, aber auch ein sehr schwieriges Thema. Galdós hat hier mit anerkennenswerthem Muthe seine Meinung über die bestehenden Einrichtungen seines Landes stets zum Ausdruck gebracht und ist überall und zu allen Zeiten für die idealen Güter der Menschheit, gegen Fanatismus und Unduldsamkeit eingetreten. Das Großartigste in dieser Beziehung hat Galdós in den bereits erwähnten Romanen „Doña Perfecta"*) (1876) und „Gloria"**) (1877) geleistet, die allein genügt hätten, den Ruhm des Dichters zu befestigen. In beiden Romanen, so verschieden sie auch sonst sein mögen, kämpft der durch die Resultate der Wissenschaft aufgeklärte menschliche Geist gegen den hergebrachten starren Buchstabenglauben. Auch der Roman „Die Familie Leon Roch" (1878) spielt auf religiösem Gebiete. Er behandelt die Konsequenzen, zu denen die Verschiedenheit der religiösen Ansichten zweier Eheleute führt.

In der folgenden Epoche seiner schriftstellerischen Thätigkeit zahlt Galdós bewußt oder unbewußt der realistischen Richtung seinen Tribut. Hierher gehören z. B. „Die Enterbte", „Das Verbotene", „Die Unbekannte", „Wirklichkeit". Auch in den Romanen, die Galdós seit Beginn dieses Jahrzehntes geschaffen, klingt ein gemeinsamer Grundton durch: Die Gegensätze in dieser Welt stoßen auseinander und durchdringen sich gegenseitig. So wird „Angel Guerra", ein Revolutionär und Freidenker, durch den Einfluß der frommen, etwas mystisch angehauchten Lorenza in einen ganz zahmen Gläubigen verwandelt. In „Die Haustyrannin" vollzieht sich eine ähnliche Umwandlung an dem rauhen Pepet, dem Manne der rastlosen Arbeit. Auch an Torquemada macht sich die Wirkung des Gegensatzes geltend. Von einem vollständigen Ineinanderübergehen der verschiedenen Elemente kann aber doch nicht die Rede sein. Denn wie in Angel Guerra, dem in sich gekehrten Gottesmanne, zu dem ihn Lorenza gemacht hat, schließlich doch wieder der Wolf aus dem Schafpelze herausſieht, so zeigt auch Torquemada am Hochzeitstage unter dem Einfluß des ungewohnten Champagners, daß unter der glänzenden Oberfläche immer noch der alte Plebejer schlummert.

Galdós' sämmtliche Romane haben schließlich noch eine Eigenschaft gemeinsam, die manchmal wie ein Fehler erscheint. Es verlieren sich seine Schilderungen von Nebenumständen, seine philosophischen und religiösen Betrachtungen zuweilen ins Weite und lenken uns abseits von der eigentlichen Handlung. Aber dieser Mangel macht sich nicht immer als solcher geltend: die Charakteristik der Personen gewinnt dadurch oft an Genauigkeit, die Triebfedern ihrer Handlungen zeigen sich uns unverhüllt, und das Gesammtbild wird um so schärfer.

In den letzten Jahren hat Galdós auch einige Dramen geschrieben. Den drei ersten von ihnen („Wirklichkeit", „Die Haustyrannin" und „Gerona") liegen die gleichnamigen Romane zu Grunde, und mit diesem Hinweise ist auch schon die Gefahr angedeutet, der selbst ein Galdós nicht entrinnen konnte. Während der Roman alles in behaglicher Breite und mit der erforderlichen Detaillirung erzählen kann, sind dem Drama enge Grenzen angewiesen. Es muß in Folge dessen oft Wesentliches auslassen, und wir empfangen dann den Eindruck, als fehle es der Handlung an dem nothwendigen inneren Zusammenhange. So hat denn Galdós mit seinen Dramen nicht den Erfolg erzielt, den der Verfasser so vortrefflicher Romane verdienterweise errungen hat.

Frankfurt a. M. S. Gräfenberg.

*) Deutsch von E. Reichel. Dresden und Leipzig. 1886. E. Pierson's Verlag.

**) Deutsch von A. Hartmann. Potsdam. 1880. Schleiermacher's Verlag.

---

**Träume.** Von Olive Schreiner. Deutsch von Margarethe Jodl. Mit einer Einleitung von Dr. Friedr. Jodl. Berlin. 1894. Ferd. Dümmler.

In überaus gelungener und wohlklingender Verdeutschung werden uns hier sieben kleinere und vier größere Prosodichtungen einer in einer entlegenen Farm Südostafrikas lebenden Frau geboten; sie selbst, muthmaßlich deutscher Abkunft, bedient sich des Englischen als ihrer Schrift- und Muttersprache. Die tiefen und ergreifenden Gedanken, die sie, fern von dem großen Strome der Civilisation, rückschauend und vorausblickend über diese und über die Grundbedingungen ihres sicheren Gedeihens in aller Stille gesponnen, kleidete sie in die Form von Traumgesichten, denen sie eine zauberhafte Lebendigkeit zu verleihen weiß. Ihr dabei entfaltetes Geschick muß man um so mehr bewundern, als die vorgeführten Gebilde, die prächtigen Naturschilderungen abgerechnet, lauter Symbole und Allegorien allgemeiner Beziehungen des sittlichen Daseins sind. Sinnbilder statt wirklicher Wesen mit einer so intensiven Realität vergegenständlicht, daß man sie unwillkürlich in eben der Lebensfülle erfaßt, wie sie von der Dichterin erschaut und wiedergegeben werden. Keine Spur von jener Gesuchtheit, wodurch allegorische Figuren sonst so frostig, steif, trocken, pedantisch und unbeholfen erscheinen. Jedes aufgenommene Gleichniß wird mit der vollen Unbefangenheit einer wahrhaft schöpferischen Phantasie ausgestaltet, und was sinnbildlich dabei ist, zeigt sich als dessen belebende Seele. Das Geheimniß dieser Wirkung, die durch wiederholtes Lesen keineswegs abgeschwächt wird, dürfte die hochbegabte Verfasserin ihrerseits in der drittletzten Schilderung, „Das Geheimniß des Künstlers", verrathen haben: auch ihre Bilder erhalten von dem Herzblut, womit sie gemalt worden, die Farbengluth. Bei gewöhnlichen Symbolen und Allegorien handelt es sich stets um Veranschaulichung eines mit allerhand Kennzeichlichkeiten bekleideten Begriffs, der dazu, wie es bei den lehrhaft gehaltenen Parabeln und sogenannten Moralitäten der Fall, mit merklicher Absichtlichkeit immer gegenwärtig gehalten wird. Hier dagegen ist alles auf Verinnerlichung der aufgenommenen Begriffsverhältnisse abgesehen und weil ursprünglich in voller Wahrheit beherzigt, gehen diese ernsten Fragen auch zu Herzen, und dieses in ihre Gewalt zu bringen, darin besteht die unfehlbare Ueberlegenheit der Dichterin; von da aus lenkt sie die Einsicht, statt sie, wie es bei gewöhnlichen Allegorikern und symbolisirenden Moralisten bräuchlich, unmittelbar herauszufordern. Wenn es Kunst der Malerei ist, die Wirklichkeit einer mit Farben bestrichenen Fläche hinwegzuzaubern und dafür das vom Künstler erschaute Gebilde dem Beschauer gegenwärtig zu machen, so ist eine ähnliche Aufgabe in den vorliegenden „Träumen" gelöst. Wie Mythen und Märchen unwirkliche und unmögliche Wesen in dem von der Phantasie unwillkürlich aufgefaßten Gebiet der Wirklichkeit so erscheinen lassen, daß sie als reell vorhanden angesehen werden, ebenso lebendig zeigen sich die personifizirten Sittlichkeitsprobleme in den Träumen unserer Dichterin. Aber es handelt sich bei ihr nicht um die bloße Freude der Illusion, nicht allein um poetischen Genuß, sondern auch um ernstliche Belehrung. Sie hat ihr Buch einem kleinen Mädchen gewidmet, dem es „vergönnt sein möge zu erfahren, was wir jetzt nur ahnen, nicht schauen".

Für die heute so entschieden in Angriff genommene ethische Kultur ist das allerliebste Büchlein von zeitgemäßer Bedeutung, sein Inhalt für die Ziele ethischer Bestrebungen wegweisend. Im Hinblick hierauf kann man allerdings nur wünschen, daß die schönen Träume, die der Seherin gewiß mannigfachen Trost in bangen Stunden gegeben und solchen auch empfänglichen Lesern gewähren dürften, in Erfüllung gehen mögen.

—l—m—n.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 33. Berlin, den 19. Mai 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Der internationale Bergarbeiterkongreß, der in diesen Tagen in Berlin abgehalten wurde, bietet ein Bild von hohem Interesse. Es ist zunächst eine Erscheinung von Bedeutung, daß aus den großen Kulturländern Europas Delegirte eines bestimmten Arbeitszweiges immer häufiger zusammen kommen, um über ihre gemeinsamen Angelegenheiten zu berathen. In der Zeit nationaler Gegensätze lassen gewisse Gruppen der Bevölkerung sich in die Bande chauvinistischer Vorurtheile nicht einschnüren; ihre materielle Lage ist zum Theil noch so drückend, daß sie sich den Luxus eines mißverstandenen, großsprecherischen Patriotismus nicht gestatten können. Was sie zunächst wollen ist, gemeinsam an der Verbesserung ihrer Lage zu arbeiten. Dieses Ziel ist durchaus berechtigt; und dieses Ziel, das zunächst aufgesteckt wurde in Erwägung des eigenen persönlichen Bedürfnisses, birgt doch auch einen Kern, der für die allgemeine Kultur gute Früchte verspricht.

Ueberblickt man die historische Entwicklung seit den letzten hundert Jahren, so treten zwei Erscheinungen mit aller Deutlichkeit hervor: die Konstituirung der nationalen Staaten und die Zunahme des Chauvinismus. Vor hundert Jahren war die gebildete Gesellschaft, die damals um die Höfe sich bewegte, in hohem Grade von internationalem Geiste erfüllt. Mit den nationalen Heeren und der nationalen Volksbildung, die beide in neben einander laufender Entwicklung sich auswuchsen, entstanden die heutigen Staaten. Die Gebildeten des ancien régime konnten um so leichter international denken und empfinden, weil sie des historischen Geistes fast gänzlich ermangelten; aber gerade seit der französischen Revolution hat auch die historische Wissenschaft, welche die Bedingtheit aller geschichtlichen Entwicklung von nationaler Anlage und geographischen Voraussetzungen mehr und mehr betonte, ihren ungeheuren Aufschwung genommen, und indem sie die Volksbildung durchdrang, war sie eine mächtige Kraft, um die Erschaffung nationaler Staaten zu fördern. Sind Gewalten in Bewegung, die solche Umgestaltungen schließlich herbeiführen, so ist es stets unvermeidlich, daß sie in der Wucht des Vorstoßes die Grenze nicht innehalten, die ihrer eigenen inneren Berechtigung entspricht. Diese Gewalten wurden zudem noch in künstlicher Züchtung für politische Zwecke verstärkt, bis sie zur ganz modernen Erscheinung chauvinistischer Entartung sich verzerrten.

Die civilisirte Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts genoß das Leben international auf Kosten des Volkes; wenn diese Aussaugung beseitigt werden sollte, so mußte es eine Gewalt geben, die sich diesem leichtlebigen Aussaugen entgegenstellte. Mit der Konstituirung der Unterthanen als Volk gegenüber einer Klasse ist die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts erfüllt, und mit dem Gefühl der Zusammengehörigkeit großer nationaler Massen im Innern war ihr Abschluß nach außen gegeben, und er ist oft blutig schroff gewesen. Diese Thaten hat führend im Wesentlichen die gebildete, historisch geschulte bürgerliche Gesellschaft vollbracht; und sie zahlte für diese große Leistung den Tribut, daß sie zum Theil zum Sklaven der Kräfte herabsank, die sie hatte entfesseln müssen. An dieser Bürde einer glorreichen Vergangenheit, die nur allmählich abgeworfen werden kann, trägt der vierte Stand weit leichter, und seine Lage ist zudem noch so bedrückt, daß er rücksichtsloser das ausspricht, was auch die bürgerliche Gesellschaft denkt, aber was offen zu bekennen, traditionelle Vorurtheile leider nicht selten sie hindert. So sind es denn deutsche und französische und czechische und deutsche Arbeitermassen, die in dem Streben, ihre Lage zu bessern, jene Kluft überbrücken, welche Frankreich und Deutschland und Deutschthum und Czechenthum trennt, und eine einzelne Welle in dieser Strömung, die trotz aller Ablenkungen und Hemmungen steigt und das Nationalitätsgefühl nicht vernichten, aber in verständige Grenzen zurückdrängen wird, ist auch der jetzige internationale Arbeiterkongreß.

Eine solche Annäherung der Nationen, die vor Allem aus dem Grunde wirkungsvoll werden kann, weil sie nicht von Einzelnen, sondern von den Massen vollzogen wird, liegt aber nicht nur darum im allgemeinen Kulturinteresse, weil so eine Hoffnung aufdämmert auf eine schließliche Beseitigung des nur halben Segens, den der bewaffnete Friede gewährt; den anderen Gewinn, der sich allmählich geltend machen wird, bringt die Möglichkeit, daß die fortgeschrittenen Arbeiter zu Lehrmeistern der weniger fortgeschrittenen werden, und daß unter tüchtigen Vorbildnern aus dem eigenen Stande die Arbeiter in praktischen Versuchen reale Ziele sich stecken werden, statt ihren Irrgang zur Utopie weiter zu verfolgen.

Auch in dieser Beziehung ist der jetzige Kongreß sehr beachtenswerth.

Unverkennbar müssen auf diesem Kongreß die Engländer einen starken Eindruck auf eine Majorität der Vertreter der festländischen Bergarbeiter gemacht haben. Vielleicht war dieser Eindruck zunächst ungünstig: allein das thut nichts; langsam wird sich die Ueberzeugung doch Bahn brechen, daß die englische Methode einen positiven Vortheil den Arbeitern bringt, wo die festländische nur ergebnißlose Demonstrationen zeitigt.

Gleich das Präludium des Kongresses zeigte diese Gegensätze. Das Mitglied des englischen Parlaments, Mr. Pickard, dankte freilich in der Form verbindlich dem Reichstagsabgeordneten Singer für seine Begrüßungsworte; aber Mr. Pickard gab sehr deutlich zu verstehen, daß er Werth nicht sowohl auf die Beziehungen zu einer bestimmten politischen Partei Deutschlands lege, als darauf, mit den deutschen organisirten Arbeitermassen selbst in Berührung zu treten. Und mit aller Entschiedenheit betonten die Engländer immer wieder, daß sie nicht dazu da seien, eine sozialrevolutionäre Parteipolitik nach papierenem Programm zu verfolgen, die Erfolg an den griechischen Kalenden vielleicht haben wird; sie arbeiten nicht vor Allem für einen Zukunftsstaat, sondern für die Gegenwart, für heute, für morgen, für Reformen, die unmittelbar zu einem Segen für die Bergarbeiter werden können, die sich fassen lassen, und die keine entschlüpfenden Phantasmen sind.

Daß der englische Arbeiter diesen Typus aufweist im Gegensatz zum so verbreiteten festländischen Typus, ist durchaus nicht verwunderlich. Ein deutscher Delegirter sagte: Verhandeln hilft doch nichts; darum sind wir alle Sozialdemokraten geworden. Ein Engländer, der auf das Leben seiner Vertreter, etwa auf Thomas Burt blickt, wird zu einer ganz anderen Ueberzeugung gelangen.

Thomas Burt hat auch einmal mit der Picke in den Minen gestanden; er war seitdem Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern; er war Vertreter auf der von unserem Kaiser berufenen internationalen Arbeiterschutzkonferenz, und er ist heute wiederum Unterstaatssekretär im englischen Handelsamt; zudem ist er ein Führer der mächtigen englischen Trades Unions. Mit einer solchen Vergangenheit gelangt man zu der Ueberzeugung, daß es des allgemeinen Umsturzes nicht bedarf. Die Kräfte der Arbeiter genügen, um auch im heutigen Staate das Erreichbare und Verständige in beharrlicher Arbeit durchzusetzen. Das ist das Ziel der Engländer, wo die festländischen Arbeiter noch so vielfach nach dem primitiven Grundsatz, Alles oder Nichts, sich in das Ergebnißlose verlieren. Die großen Erfolge der englischen Arbeiter haben sie praktisch gemacht; und die Polizeiherrschaft des Festlandes hat unsere Arbeiter zu unklaren Phantasten erzogen, denen der allgemeine Umsturz, der alle Kultur begraben würde, als eine Erlösung erscheint. Werden erst bei uns Ausnahmegesetz und Polizeimaßregelungen soweit hinter uns liegen, daß Arbeiter in den Ministerien sitzen, dann verfügen auch wir über jene Sicherheitsventile, deren sich England schon heute erfreut und auch unsere Arbeiterklasse wird dann eine völlig veränderte geistige Struktur aufweisen.

Diese Entwicklung kann nicht künstlich gezüchtet werden; nur in langsamer Umbildung, aus sich selbst heraus wird sich segensvoll dieser Prozeß vollziehen; aber er ist auch bei uns im Werden. Alles, was der heutige Staat thun kann, ist die Thorheit, einer Behinderung solcher Umformung zu meiden. Die Riesenthorheit des Sozialistengesetzes und andere Ungerechtigkeiten können hierfür als Warnungszeichen gelten. Und eines hat die Gesellschaft zu leisten. Das werkthätigste Wohlwollen verdienen alle verständigen Bestrebungen der Arbeiter, ihre Lage zu bessern. Was der jetzige Kongreß der Bergleute in dieser Beziehung liefert, wird zu erörtern sein, sobald das gesammte verhandelte Material sich überblicken läßt. Wenn dann für durchführbare Forderungen der Arbeiter sich auch kraftvoll die heutige Gesellschaft einsetzt, so wird in unabwendbarer Ableitung die Strömung von der nutzlosen Demonstration für unerreichbare Ziele sich erreichbaren Aufgaben zuwenden. Am Ende siegt immer die reale Wirklichkeit über die Phantastik, und auch die festländischen Arbeiter werden dann begreifen, was sie erreichen können, wenn sie von der Sympathie der aufgeklärten Bevölkerung gefördert werden wie in England, statt sich in unfruchtbarer Feindschaft allen anderen Schichten als einer angeblich unterschiedslosen reaktionären Masse entgegenzustellen.

Kurt von Schlözer, der bis vor Kurzem unser Gesandter beim Vatikan war, ist gestorben. Er war kein Mensch, der in die hergebrachte diplomatische Schablone paßte; er war kenntnißreich und vorurtheilslos und begabt und dabei eine originelle Persönlichkeit. Diese Originalität schlug schließlich zu einer gewissen junggesellenhaften Haltungslosigkeit um, die ein bischen mit Cynismus, ein bischen mit Burschtigkeit und erheblich auch mit geistvollem Humor durchsetzt war. Eine solche Gestalt war unter den Junggesellen des Vatikan, obgleich sie Seine Heiligkeit umgeben, gar nicht so übel am Platz. Und Herr von Schlözer hat einmal auf diesem schwierigen Boden sich mit seinem unabhängigen bon sens gut ausgenommen. Aber er wurde allmählich älter, und die feinen Monsignori lernten ihn mehr und mehr von seiner schwachen Seite, seiner Neigung für fideles Leben packen, der schließlich die andern Fähigkeiten nicht mehr genügend die Wagschale hielten. Diese Wandlung bei Herrn von Schlözer vollzog sich schon zur Zeit des Fürsten Bismarck und wurde schon damals unliebsam in der Wilhelmstraße bemerkt. Aber die Welt sieht von der Wilhelmstraße des Ministers anders aus wie von Friedrichsruh des Partikuliers. Es ist daher nur der übliche Petardenwurf, wenn die Bismarckblätter auch diesmal behaupten, der neue Kurs habe einen ausgezeichneten Mann kaltgestellt, weil das heutige Regime eine Vorliebe für Nullen habe.

Seit Mitte dieses Monats befinden wir uns in einem Zollkriege mit Spanien, d. h. die Meistbegünstigung, welche beide Staaten im Hinblick auf den zwischen den Regierungen bereits vereinbarten Handelsvertrag sich provisorisch eingeräumt hatten, hat einer differentiellen Behandlung Platz gemacht. Hoffentlich ist auch dieser Zollkrieg nur ein kurzes Provisorium und die spanischen Cortes beeilen sich etwas in der Annahme eines Handelsvertrags, der bereits vor vielen Monaten die Zustimmung der deutschen Volksvertretung gefunden hat.

Es hat sich bestätigt, was wir annahmen, daß das Ministerium Wekerle in Ungarn durch die „erfolgreiche" Opposition des Oberhauses nur gestärkt werden würde. Der Kaiser von Oesterreich hütet sich klugerweise wohl, sein Interesse mit dem einer reaktionären Kamarilla zu identifiziren. Er steht nach wie vor hinter dem Kabinet; die Freude der Reaktionäre dürfte daher nur kurz sein, und sie erstreckte sich sogar bis nach Berlin in die Kreuzzeitungsgruppe, die ein liberales Ungarn haßt und ihrem Haß stets Ausdruck gibt; so auch diesmal.

Crispi hat einen neuen entscheidenden Sieg errungen. Prinzipiell hat das Parlament sich mit bedeutender Majorität dafür erklärt, daß das Militärbudget nicht weiter verkürzt werde. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß hier ein Minister, der aus den Reihen der Radikalen hervorging, in Erkenntniß der Nothwendigkeit jedes Experiment mit

militärischen Ersparnissen zurückweist, und daß er Verständniß bis weit in die Reihen der äußersten Linken hinein findet. Da zeigt sich von Neuem, daß alle Parlamente die politische Doktrin und die Frage der militärischen Sicherheit des Vaterlandes mehr und mehr trennen lernen.

Aus Indien laufen Nachrichten von einer Gährung unter der einheimischen Bevölkerung in Behar ein. Diese Nachrichten sind gänzlich unbestimmt und erscheinen vorläufig nicht allzu bedeutungsvoll. Bedenklich ist nur, daß die Engländer selbst sich beunruhigt zeigen.

## Der agrarische Stein der Weisen.

Wenn man nicht weiß, wie oder wo, ernennt man eine Kommissio. Der Typus einer derartigen Kommissio ist die vor einigen Monaten kreirte Silberkommission. Vermuthlich wird die von dem preußischen Minister für Landwirthschaft auf den 28. Mai zusammenberufene agrarische Nothstandskonferenz ihr würdig zur Seite treten.

Man hat an der Zusammensetzung dieser letzteren allerlei auszusetzen gefunden. Nicht mit Unrecht, wenn man berücksichtigt, daß der bäuerliche Grundbesitz auch nicht durch ein einziges Mitglied repräsentirt ist

Dagegen sind in dieser Nothstandskommission die wissenschaftlichen, parlamentarischen und agitatorischen Führer des modernen Agrarierthums in solcher Zahl vertreten, daß, wenn der agrarische Stein der Weisen diesmal nicht gefunden wird, der landwirthschaftliche Minister in Preußen daran jedenfalls nicht die Schuld trägt.

Möglicherweise kommt übrigens auch dieser oder jener Theilnehmer der Konferenz ein wenig bekehrt aus den Berathungen heraus. Wenn man erlebt hat, mit wie geläuterten Ansichten über das Wesen und die Bedeutung des Terminhandels Herr Gamp aus der Börsenenquetekommission hervorgegangen ist, so braucht man auch an der erzieherischen Kraft der in Aussicht genommenen Nothstandskonferenz nicht zu verzweifeln.

Das den Arbeiten dieser Konferenz zu Grunde gelegte Arbeitsprogramm umfaßt alle jene Erwägungen, die seit Jahren bereits den Gegenstand der öffentlichen Diskussion gebildet haben. Die Ursachen des Nothstandes, in dem sich zahlreiche Grundbesitzer befinden, treffen alle in dem Hauptpunkt zusammen, daß das Verhältniß der landwirthschaftlichen Erträge zu den Grund- und Bodenpreisen gegen früher ungünstiger geworden ist. Dazu haben die internationalen Konkurrenzverhältnisse gewiß das Ihrige beigetragen. Aber jenes Mißverhältniß ist verschärft durch das ganze System von Schutzzöllen, Liebesgaben und anderen mehr oder weniger plumpen protektionistischen Eingriffen, die allesamt immer wieder darauf hinausliefen, den Preis von Grund und Boden künstlich auf einer innerlich nicht mehr berechtigten Höhe zu erhalten. Dadurch ist die natürliche Heilung der agrarischen Krisis erschwert. Wer in einer solchen schwierigen Periode nun aber obendrein in höherem Grade verschuldeter Grundbesitzer mit hohen Ansprüchen ans Leben als tüchtiger Landwirth mit gründlichen Kenntnissen und ökonomischem Sinne ist, der fällt einer solchen Krisis naturgemäß gar leicht zum Opfer.

Mit diesen Existenzen kann man menschlich Mitleid haben, aber ökonomisch ist ihnen nicht zu helfen, wie überhaupt **keinem** Ueberschuldeten. Man hat sich seit einiger Zeit daran gewöhnt, bei Beurtheilung der Ueberschuldung rein mathematische Maßstäbe anzulegen. Man spricht von einer Verschuldung bis 40, 50, 60 Prozent der Gutspreise, und wenn in den Parlamenten davon gesprochen wird, in dieser oder jener Provinz übersteige die durchschnittliche hypothekarische Verschuldung 50 oder gar 60 Prozent, so wird es nie an einem leidenschaftlichen „hört, hört“ auf der Rechten fehlen, als ob damit bereits die Inanspruchnahme der allgemeinen Hilfe genügend motivirt sei. Und doch beweist der Prozentsatz hypothekarischer Verschuldung eigentlich sehr wenig. Ein Pächter, der eine Pacht bezahlt, die den Zinsen entspricht, welche ein verschuldeter Grundeigenthümer seinen Hypothekengläubigern zu entrichten hat, gilt im Allgemeinen nicht für bedauernswerth oder unterstützungsbedürftig. Man pflegt auch nicht zu behaupten, daß derartige Pachten den landwirthschaftlichen Betrieb unmöglich machten. Bei dem, was man heute die Nothlage der Landwirthschaft nennt, und wobei die Verschuldungsfrage die erste Rolle spielt, handelt es sich in der That um eine Nothlage nicht der Landwirthschaft, sondern recht eigentlich der Grundeigenthümer, die den Werth ihres Grundeigenthums sich vermindern sehen, von dessen die Verschuldung übersteigender Rente sie zu leben sich gewöhnt hatten. Je weniger der Lebensunterhalt aus dieser überschießenden Rente gedeckt wurde, je mehr also die wirthschaftliche Existenz auf der Ausübung des landwirthschaftlichen Gewerbes beruhte, um so entfernter ist auch selbst bei hoher Verschuldung die Gefahr des wirthschaftlichen Ruins. Mit anderen Worten: während der eine Gutsbesitzer vielleicht schon bei 50 Prozent Verschuldung erdrückt wird, kommt der andere möglicherweise bei 75 Prozent Verschuldung ganz gut fort. Die Verschuldungsfrage hat eben jedem Wirthschafter gegenüber ein besonderes Gesicht. Und im Großen und Ganzen wird man behaupten dürfen, daß dort, wo man mit Grund von einer Ueberschuldung reden kann, eine Rettung dieser Existenz im allgemeinen **landwirthschaftlichen** Interesse durchaus nicht geboten erscheint.

Man sollte deshalb — was in dem erwähnten Arbeitsprogramm leider unterlassen ist — bei allen Untersuchungen über den agrarischen Nothstand die Interessen des Landwirths und die Interessen des Grundeigenthümers soweit wie nur irgend möglich von einander sondern. Alles was geschehen kann, um die Landwirthschaft leistungsfähiger zu machen, das findet unsern vollen Beifall. Auch von einer Aufwendung aus allgemeinen Mitteln, die **diesem** Zwecke zu dienen geeignet ist, schreckt der Liberalismus durchaus nicht prinzipiell zurück. Um ein so wichtiges Gewerbe wie die Landwirthschaft auf eine höhere Stufe der Produktivität zu bringen, das darf ein Staat sich unter Umständen auch etwas kosten lassen.

Ganz anders aber liegt die Sache, wo bloß das Grundbesitzerinteresse ins Spiel kommt.

Weshalb soll die Allgemeinheit Opfer bringen, damit die Rente der Grundeigenthümer steigt oder nicht sinkt? Das erwähnte Arbeitsprogramm beschäftigt sich nun gerade vorzugsweise mit der Frage des Schutzes der Rente. Wer hier eine befriedigende Lösung durch gesetzgeberische Maßnahmen zu finden vermag, der wird sich rühmen dürfen, den agrarischen Stein der Weisen gefunden zu haben. Das Arbeitsprogramm des preußischen Landwirthschaftsministers weist in erster Linie auf das Verschuldungsgebiet hin, wo die Lösung gefunden werden müsse. Die Maßnahmen, die dabei in Frage kommen können, laufen sämmtlich hinaus: entweder auf eine Beschränkung der Verschuldungsfreiheit oder auf eine Erleichterung der Kreditbedingungen oder auf eine mechanische Schuldenabwälzung. Die Beschränkung der Verschuldungsfreiheit kommt nur als Mittel der Prävention in Betracht, nützt also gerade denen nichts, welche die gedachte Verschuldungsgrenze bereits überschritten haben. Und diese sind ja gerade die Kranken, welche man vorzugsweise zu heilen wünscht. Andererseits darf man nicht vergessen, daß jede Beschränkung des Veräußerungsrechts oder der Verpfändbarkeit oder der Theilbarkeit eines Grundstücks ein Moment der Preisminderung ist. Die Bedrängten werden eine gesetzgeberische Hilfe, die, bei Lichte betrachtet, eine Werthverminderung ihres Grundeigenthums bedeutet, schwerlich als Wohlthat empfinden. Den gerade entgegen-

gesetzten Effekt muß jede Erleichterung der Kreditbedingungen ausüben. Es bedeutet eine Werthsteigerung, wenn ein Grundstück, auf welches bisher hypothekarische Anleihen nicht unter 5 Proz. Zinsen zu erhalten waren, durch eine veränderte Kreditorganisation, oder aus anderen nicht bloß vorübergehenden Ursachen, mit 4 Proz. beleihbar wird. Würde also beispielsweise der Staat seinen Kredit den verschuldeten Grundbesitzern zur Verfügung stellen und auf solche Weise den hypothekarischen Zinsfuß etwa um 1 Proz. werfen, so würde eine relative Preissteigerung des Grund und Bodens ohne Zweifel eintreten, und der Anreiz, unter Benutzung des billigen Staatskredits Hypothekenschulden zu kontrahiren, würde wachsen. Eine derartige Entwicklung von Staatswegen in einer Zeit zu befördern, wo allgemein über das Mißverhältniß zwischen Gutspreisen und Gutserträgen geklagt wird, ist gewiß nicht unbedenklich, auch wenn man von der Mißlichkeit, den Kredit des Staates für eine einzelne Klasse der Bevölkerung zu engagiren, ganz absieht.

Es bleiben dann schließlich noch die einfachen Schuldenabwälzungen. In diese Rubrik gehören auch die Vorschläge zur Benachtheiligung von Miterben, um dem Gutserben es zu ermöglichen, mit einer geringeren Schuldenlast wirthschaften zu können. Daß derartige Ungerechtigkeiten ab intestato eintreten, widerspricht im Allgemeinen deutschen Rechtsanschauungen. Sie gesetzgeberisch erzwingen wollen, ist mehr als bedenklich. Eine andere Frage ist die, ob man nicht die Pflichttheilsrechte beschränken könnte, um einem Testator Gelegenheit zu geben, einem seiner Kinder die wirthschaftliche Existenz auf dem zur Vererbung gelangenden Gute wesentlich zu erleichtern. Ich glaube allerdings nicht, daß von derartigen testamentarischen Befugnissen ein umfassender Gebrauch gemacht werden würde. Für die gegenwärtige Krise käme eine solche Reform zudem wenig in Betracht. Die agrarische Agitation faßt deshalb auch immer resoluter die einfache Schuldenentlastung ins Auge, entweder auf Kosten der Hypothekengläubiger oder auf Kosten der Steuerzahler. In dem Programme des Landwirthschaftsministers ist von solchen Möglichkeiten noch keine Rede. Es wird nicht ohne symptomatische Bedeutung sein, ob diese Form einer Lösung der Verschuldungsfrage in der Nothstandskonferenz ebenfalls zur Erwägung gestellt wird. Herr Professor Sering ist mit zur Konferenz berufen. Nach seiner vor vierzehn Tagen in diesen Blättern besprochenen Vorträgen zu urtheilen, wird er vielleicht den Stier bei den Hörnern fassen, oder Herr Professor A. Wagner oder Herr von Plötz. Jedenfalls wäre es wünschenswerth, darüber Klarheit zu bekommen, wie — ob ablehnend, zweifelnd, oder „sympathisch" — man sich in der Konferenz dieser Frage gegenüberstellt.

Daß eine derartige Schuldenentlastung — ihre Durchführung einmal als möglich gedacht — die Lage der Landwirthschaft in Deutschland nicht dauernd bessern würde, ist unsererseits oft genug dargelegt worden. Keinem Erwerbszweige ist eben auf eine andere Weise wirksam zu helfen, als durch eine Verbesserung der Produktionsbedingungen. Verbesserung der Technik, Ausbildung der Verkehrswege, veränderte Betriebsformen, kurzum, Steigerung der Produktivität: das bleibt das A und O jeder heilsamen Reform. Deshalb verdienen auch alle jene Bestrebungen die wärmste Unterstützung, die darauf abzielen, durch Zerschlagung größerer Gutskomplexe die Produktivität zu erhöhen. Die bisher erzielten Erfolge ermuthigen zum Fortschreiten auf diesem Wege. Wenn auf einem Gute, auf dem bisher ein überschuldeter Großgrundbesitzer in chronischer Kapitalsnoth dahinsiechte, ein bis zwei Dutzend Bauern angesiedelt werden, die gut fortkommen, so ist das von jedem Gesichtspunkte aus, politisch wie wirthschaftlich, ein großer Gewinn. Derartige Beispiele sind nicht mehr selten. Speziell Herr Rittergutsbesitzer Sombart, der zu der Nothstandskonferenz ebenfalls mit zugezogen ist, hat in dieser Beziehung die glücklichsten Erfahrungen gesammelt. Wir sehen zu unserer Freude unter einem Aufruf zur Bildung einer „Gesellschaft für innere Kolonisation", für den gegenwärtig noch weitere Unterschriften gesammelt werden,*) auch seinen Namen. Ich bezweifele, ob bei der ganzen Nothstandskonferenz so viel an praktischem Nutzen herauskommen wird, als bei einer einzigen erfolgreich arbeitenden derartigen Gesellschaft für innere Kolonisation.

Th. Barth.

## Undiplomatisches zum internationalen Verkehr.

In der Zeit, in welcher der Abschluß des russisch-deutschen Handelsvertrags auf der politischen Tagesordnung Europas stand, war vielfach von „Imponderabilien" die Rede, welche bei dem Für und Wider einer solchen Aktion mitsprächen und dabei — man verzeihe den etwas paradoxen Ausdruck! — doch auch schwer ins Gewicht fielen. Und das mit vollem Recht. Denn es wird kein Pakt zwischen Nationen abgeschlossen, in dem es sich um einigermaßen wichtige Dinge handelt, mögen es nun Handels- oder Verkehrsverträge sein, oder gar Friedensinstrumente unterschrieben werden, ohne daß neben den aller Welt vor Augen liegenden Gründen noch Motive mitwirkten, die sich der begrifflichen Faßbarkeit entziehen. Selbst wenn wir die nationalen Vorurtheile, welche die Paciscenten gegen einander haben mögen, dabei außer Acht lassen, so liefern schon einerseits die Hoffnungen, welche sich hüben und drüben an ein solches Vertragswerk anknüpfen und andererseits die Befürchtungen, die es wachrufen, weil kein Mensch die Folgen eines Vertrags, die unter veränderten, von keinem der Kontrahenten abhängigen Umständen eintreten können, übersehen kann, derartiger Imponderabilien genug. Und das um so mehr, als jetzt die Nationen selbst vor oder bei dem Abschlusse solcher Verträge direkt oder indirekt mit zu Rathe gezogen werden, also auch die nicht immer einheitliche und klare Volksstimmung mit ins Spiel kommt. Die Entwürfe, welche ihnen zu Grunde liegen, entspringen zwar auch noch heutigen Tages dem Kopfe eines oder einiger Männer, denen die Leitung der politischen Geschäfte der Staaten obliegt. Aber es ist doch auch in diesem Punkte ein bedeutender Wechsel gegen früher eingetreten. In Zeiten, die noch nicht gar zu weit von den unseren abliegen, und in denen die Völker nur wenig oder gar nicht über ihre Geschicke gefragt wurden, in Zeiten, da man die Nationen am grünen Tische noch wie „Schafheerden" beliebig theilte und ihnen höchstens „einen beschränkten Unterthanenverstand" zubilligte, berief man sich hierfür wohl auf gewisse Grundsätze und Maximen, die man zur Verschleierung ihres nichts weniger als himmlischen Ursprungs nichtsdestoweniger mit religiösen Glaubenssätzen verquickte. Von ihnen ist man doch jetzt weit abgekommen: die Interessen der Völker und Staaten, nicht die einzelner Personen oder Dynastien, pflegen in der Regel die jetzt im Verkehr der Nationen ausschlaggebenden zu sein. Man muß diese also wohl oder übel in irgend einer Form zu Rathe ziehen. Daß hierbei Irrthümer mit unterlaufen können, ist unzweifelhaft richtig. Aber ebenso unzweifelhaft, wenn nicht noch weit unzweifelhafter ist es, daß die Interessen der Völker doch viel besser gewahrt werden, wenn diese selbst, und nicht nur ihre Regierungen beim Abschluß von Abmachungen zwischen sich und anderen Nationen, sei es direkt oder indirekt, gehört werden und ihre Meinung zur Geltung bringen können. Abgesehen davon, daß bei dieser Mitwirkung des Willens der Nation die greifbaren, materiellen Interessen derselben in der That besser gewahrt werden als früher, kommen dabei auch aber jene Impon-

*) Wer über die Ziele dieser in der Bildung begriffenen Gesellschaft sich näher zu orientiren wünscht, wende sich an den früheren Reichstagsabgeordneten Herrn L. Jordan in Berlin W Rankestraße 18, der bereit ist, jede gewünschte nähere Auskunft zu geben.

derabilien, welche die Beziehungen der Völker zu einander nicht so unwesentlich bestimmen, als das die berufsmäßigen Vermittler des Völkerverkehrs, die Diplomaten, in Ueberschätzung ihrer Einsicht und Macht, zuzugeben geneigt sind, ganz anders zu ihrer Geltung. Denn nur bei ihrem Aufsteigen zur Macht oder in besonders schwierigen Lagen pflegen selbst große Staatsmänner ihrem Volke den Puls zu fühlen und den geheimen Regungen seines Lebens zu lauschen, um ihnen dann später das Gesetz ihres Willens selbstherrlich aufzulegen und unter Umständen wieder zu verderben, was sie in Blüthe gebracht hatten.

Sind diese Sätze richtig, und ich glaube, sie werden selbst in unseren Tagen des Heroenkultus nur von den Anhängern der Theorien Dr. Nietzsche's über die Gewaltmenschen ernstlich in Frage gestellt werden, dann ergibt sich aus ihnen aber eine Konsequenz, die von uns Deutschen leider noch sehr wenig gezogen wird. Sind wir der Meinung, daß bei der Regelung der Verhältnisse von Staat zu Staat der Wille der Nation zur Geltung kommt, dann haben wir auch unseres Theiles dafür zu sorgen, daß eine richtige Erkenntniß in die Lage und Bedingungen des Volkes, mit dem man Verträge abschließen soll, sich herausbilde, und daß der auf Grund der Verträge sich vollziehende internationale Verkehr von Volk zu Volk in dem Geiste aufrechterhalten und gestärkt werde, wie dieses die Verträge wollen. Die nicht berufsmäßigen Vermittler von Staat zu Staat haben daran mitzuarbeiten, daß die geistigen wie materiellen Interessen der Nation im Verkehr mit anderen Völkern den zwischen uns und ihnen bestehenden Beziehungen entsprechend gepflegt und befördert werden. Es muß sich eine Art volksthümlichen, freiwilligen diplomatischen Dienstes zwischen den Nationen entwickeln. Hierin stehen wir Deutsche aber hinter anderen Nationen noch beträchtlich zurück. Das in einer Skizze zu erweisen und die Gründe dieser Erscheinung in aller Kürze aufzudecken, ist der Zweck dieser Zeilen.

Es gibt vorzüglich zwei Formen, in denen die freiwillige Privatdiplomatie sich bei anderen Völkern entwickelt hat. Die eine Form möchten wir mehr die englische, die andere die französische nennen. Jedermann weiß, daß sich zahlreiche Engländer jahraus jahrein im Auslande aufhalten, um die politischen, sozialen und merkantilen Verhältnisse dieser Länder zu studiren. Ein Theil von ihnen mag das aus reiner Neugierde thun, nur um dabei zu sein, wenn sich irgendwo etwas Merkwürdiges zuträgt. Andere betrachten die Jahre, welche sie außerhalb Englands verbringen, aber als Vorbereitungszeit für eine politische Karriere. Nicht wenige, die schon als Parlamentarier eine gewisse Stellung haben, bereisen fremde Länder in der ausdrücklichen Absicht, durch eigene Anschauung und persönliche Erfahrung sich einerseits von den Zuständen und der politischen Lage fremder Völker zu unterrichten, andererseits aber auch an Ort und Stelle für die englischen Interessen zu wirken. Fast überall in der Welt, namentlich aber da, wo augenblicklich sich eine interessante Entwicklung vorbereitet, oder gar wichtige Vorgänge sich abspielen, kann man auf solche freiwillige englische Kundschafter stoßen. In einem gedrängten Essay einer der zahlreichen Reviews pflegen dann gar häufig diese Beobachter die Resultate ihrer Privatmissionen ihren Landsleuten vorzulegen.

Eine ähnliche Theilnahme deutscher Privatleute an dem internationalen Verkehr gibt es nicht oder doch kaum. Nicht als ob nicht auch Deutsche ins Ausland gingen, um dort Studien zu machen. Aber entweder begeben sie sich im Auftrage der Regierung, als Mitglieder einer offiziellen Enquetekommission u. s. w., dort hin, oder sie machen als junge Gelehrte, die sich für ein Lehrfach an einer Universität ausbilden und als angehende Dozenten der Nationalökonomie, der Geschichte, der Archäologie, des Baufaches u. s. w. den Stoff zu einem größeren Werke sammeln wollen, eine längere Reise ins Ausland. Der Unterschied zwischen beiden Kategorien von Reisenden liegt auf der Hand. Die Mitglieder einer Enquetekommission sind kaum mit den englischen Politikern zu vergleichen, die auf eigene Anregung die sozialen und politischen Verhältnisse fremder Länder studiren, und den jungen Gelehrten, die auf eigene Faust zu einem scharf umgrenzten Zwecke sich ins Ausland begeben, fehlt in der Regel noch die Weite des politischen Blickes und das Interesse an Dingen, welche neben ihren speziellen Studienzwecken liegen. Mögen einzelne der Werke oder Berichte dieser gelehrten Forschungsreisenden auch trefflich ausfallen und lehrreiche Resultate liefern, so bleibt das Fehlen der englischen Privatdiplomaten für uns doch sehr zu beklagen. Denn diese arbeiten für die allgemeine politische Bildung ihres Volkes, indem sie sich selbst ausbilden, ihr tendenzlos gewonnenes freies Wissen in den Dienst ihres Volkes stellen und das Thun der Regierung in fremden Ländern zu beurtheilen und vor Schaden zu bewahren lehren. Daß das bei uns anders werden wird, ist vorläufig noch ausgeschlossen. Hat man doch von Seiten der Regierung auch schon gegen die sogenannten Berufsparlamentarier geeifert, um nach Kräften den Volksvertretungen Männer fernzuhalten, die unabhängig von der Regierung, sich die nöthigen Kenntnisse in Fragen der inneren Politik erwerben könnten, und wie hätte ein Bismarckisches Regime eine unzünftige Diplomatie sich heranbilden lassen mögen, welche über die auswärtige Politik ein Wort mitzureden sich erdreisten könnte? Vorläufig wäre freilich auch keine Besorgniß in dieser Richtung zu hegen gewesen. Denn weder in unserem Adel, noch in den höheren Schichten der bürgerlichen Gesellschaft wären Männer in genügender Zahl zu finden, die sich solchen Aufgaben zu unterziehen bereit und geschickt gewesen wären. Denn von Reisenden, die irgend einem Sport zu Liebe sich in fremden Welttheilen herumtreiben, ist hier nicht die Rede. Und doch bedürften wir gerade jetzt welterfahrener, gebildeter Privatleute, die sich in den inoffiziellen Staatsdienst stellten, mehr als je. Haben doch schon längst, und neuerlich ganz besonders zahlreiche Erfahrungen mehr als zur Genüge gezeigt, daß in den Kolonien z. B. nicht Alles mit gedrillten Beamten gemacht werden kann, ja, daß mit ihnen allein nur Schaden angerichtet wird.

Aber noch in ganz anderer als dieser, namentlich von den Engländern kultivirten Weise, könnten wir als Privatleute im Auslande für die Interessen unserer Nation thätig sein, wie dieses namentlich in neuerer Zeit von den Franzosen mit Erfolg versucht wird. Man fürchte nicht, daß ich unseren politisirenden Damen, — und deren gibt es für die innere deutsche Politik leider genug, — das Beispiel der Madame Adam zur Nachahmung vorhalten werde. Davon bin ich weit entfernt. Denn so häufig sich auch die zünftige Diplomatie der Damen bedient hat und gelegentlich noch bedient, ja sogar die deutsche Politik unserer Zeit die Einmischung zarter Hände erfahren hat, in der Einfädelung diplomatischer Intriguen, und was dergleichen politischer Kleindienst sein mag, sind unseren Damen die Französinnen, Polinnen und Russinnen weit überlegen, und wir beneiden deren Männer auch nicht um diese Ueberlegenheit. Wer sich nur ein wenig in der Welt umgesehen hat weiß, daß es ganz andere Mittel und Wege gibt, um für seine Nation im Auslande Propaganda zu machen und bei seinen Landsleuten in der Heimath für eine bessere Kenntniß der Weltlage zu sorgen, als die von Frauen betretenen zu sein pflegen, er weiß auch, daß diese, namentlich seit 1870, von den Franzosen häufiger und erfolgreicher eingeschlagen werden,. als dieses von den Deutschen geschieht. Von Kopenhagen bis nach Sizilien, von Moskau bis nach Lissabon suchen jetzt zahlreiche reisende Franzosen, Künstler, Gelehrte und Schriftsteller das Prestige ihrer Heimath zu heben und den Einflüssen deutscher Bildung, Kunst und Wissenschaft entgegenzuwirken. Wer einmal z. B. die Salons des großen Bier brauenden Kunstmäcens Jacobsen in Kopenhagen, oder die einzelner römischer Monsignori u. s. w. besucht hat, weiß, wie viele Franzosen hier zu finden sind, wie sie sich hier liebenswürdig zu machen wissen und französisches Wesen, französische Anschauungen auf dem Gebiete der Kunst und Politik zur Geltung zu bringen verstehen. Reisten früher die Franzosen im Allgemeinen wenig und hatten sie deshalb über die Verhältnisse anderer Länder

häufig die sonderbarsten Vorstellungen, so hat sich das jetzt sehr geändert. Ueberall, namentlich aber da, wo sie eine den Deutschen wenig sympathische Gesinnung voraussetzen, stößt man jetzt auf sie als freiwillige Vertreter und Förderer französischer Kultur und Politik. Da ihre Sprache noch überall im Auslande verbreiteter ist als die unsrige, wird es ihnen auch leichter gemacht, sich Eingang zu schaffen, ihre natürliche Gewandtheit im Verkehr, die Sicherheit des Auftretens unterstützt sie dabei aufs Beste. Die großartige Verbreitung ihrer angesehensten Revuen, ihrer ganzen belletristischen Litteratur ebnen dem Einflusse des französischen Geistes auch auf dem politischen Gebiete nur zu sehr den Boden. Wer will es auch leugnen, welche ungeheuren Opfer das ganze französische Volk jetzt darbringt, um sich Bundesgenossen zu verschaffen. Wir wollen hier nicht reden von den direkt politischen Demonstrationen, den Festen und Geschenken, die sie an die Vertreter von Nationen verschwenden, von denen sie Unterstützung gegen uns erhoffen, sondern von den Anstrengungen, die die ernsteren Geister machen, um da, wo die französische Politik Nationen geschädigt und verletzt hat, die dadurch gestörte Freundschaft wieder zu gewinnen.

Keinem Volke kommen hierin die gebildeten und weitersehenden Franzosen mehr entgegen als dem italienischen. Sie wissen wohl, daß sie hier viel gut zu machen haben. Da die französische Politik seit 1870 keine Nation so schlecht behandelt als die italienische, da die Presse Frankreichs sich in den gröbsten und ungerechtesten Beschuldigungen gegen das italienische Volk versündigt und das gemeine Volk die blutigsten Angriffe auf fleißige italienische Arbeiter sich gestattet hat, die ungesühnt geblieben sind, so haben die noch nicht ganz vom Chauvinismus verdrehten vornehmeren Geister in Frankreich einen schweren Stand, um alle diese Unbilden ein wenig wieder auszugleichen. Aber sie versuchen es doch aus allen Kräften. In ausführlichen politischen Abhandlungen suchen sie den Beweis anzutreten, daß Frankreich von jeher der einzig wahre Freund Italiens gewesen ist und daß alle die Thatsachen, welche als Gegenbeweis hiergegen ausgeführt werden könnten, nur vorübergehende, zum Theil allerdings unentschuldbare Ausnahmen bilden, welche die Regel aber doch nur bestätigen. So hat im vorigen Jahre der Freund Gambetta's, Joseph Reinach, eine circa 250 Seiten umfassende Arbeit: La France et l'Italie devant l'histoire veröffentlicht, die ihr Resultat in die Worte zusammenfaßt:

„Ich glaube in der That gezeigt zu haben, daß der französische Gedanke, Italien zu befreien, nicht von gestern datirt, sondern sogar über die Zeit des Ancienregime hinausreicht, damals wie heute allerdings nicht konsequent durchgeführt (intermittente) und daher seine eigenen Resultate kompromittirend, aber auch damals wie heute voll Generosität (généreux) und also unserer würdig."

Man traut seinen Augen nicht, wenn man die Versicherung liest, daß Herr Reinach diese seine These durch wahrheitsgetreue Erzählung der geschichtlichen Thatsachen erwiesen zu haben glaubt. In der That ist kaum mit geschichtlichem Beweismaterial ein größerer Unfug getrieben worden, als Herr Reinach ihn hier verübt hat. Selbst nach dem Urtheile französischer Kritiker trauert die Muse der Geschichte an diesem Machwerke. Aber darauf kommt es ja für uns hier gar nicht an. Die Tendenz gebildeter französischer Kreise Italien gegenüber soll hier nur gekennzeichnet werden. Diese tritt aber jetzt noch viel bestimmter als durch solche Versuche Einzelner durch die Bildung einer Gesellschaft hervor, die dasselbe Ziel ganz direkt zu verfolgen eingesteht. Unter dem Vorsitze von Herrn Jules Simon hat sich kürzlich in Paris eine Gesellschaft unter dem harmlosen Namen: Société d'études italiennes gebildet, welche die Kenntniß der italienischen Nation, die so intim mit der französischen Geschichte verbunden sei, den Franzosen besser als bisher geschehen, vermitteln wolle. Soll zunächst das auf den Gebieten der Kunst und Litteratur ins Werk gesetzt und den Franzosen die Kunst Raphael's und Ariost's — von Dante, Michel Angelo u. s. w. ist nicht die Rede — als Bewahrerin vor manchen Abwegen vor die Augen gestellt werden, so zeigt es sich doch sehr klar, worauf es eigentlich abgesehen ist.

„Gewiß," so heißt es in der Einladung zur Theilnahme an dieser Gesellschaft, „es wäre kindisch zu leugnen, daß ein Mißverständniß (malentendu) Frankreich und Italien in den letzten Zeiten getrennt hat. Aber warum soll man nicht suchen, es zu zerstreuen? Hervorragende Italiener, die übrigens nur eine sehr verbreitete Stimmung aussprechen, haben das auch begriffen und ein Komitee gebildet, das den Zweck verfolgt, die beiden Nationen einander wieder zu nähern."

Diese Bestrebungen zu unterstützen, haben sich die Herren J. Simon, Boissier, Gaston Paris, Leroy-Beaulieu, Sorel, Eug. Müntz, um nur einige allbekannte Namen von ihnen zu nennen, zu der genannten Gesellschaft, welche vor Allem in Paris Vorträge zur Verbreitung besserer Kenntniß italienischen Wesens halten lassen will, gebildet. Unzweifelhaft ist es aber die wichtigste Aufgabe der Gesellschaft, die geistigen Beziehungen Frankreichs und Italiens wieder fester zu knüpfen und dem vordringenden Einflusse deutscher Wissenschaft und Kunst in Italien einen Damm entgegenzuwerfen. Es scheint fast sicher, daß diese französische Gesellschaft ihre Entstehung den Bemühungen des florentinischen Marchese Ginori verdankt, der diesen Winter sich in Paris zur Anbahnung eines besseren Verhältnisses zwischen Frankreich und Italien aufgehalten hat. Der Marchese, der Besitzer der weltbekannten Majolikafabrik bei Florenz, gehört zu der Gattung italienischer Patrioten, welche wie R. Bonghi und die Ueberreste der alten Consorteria nicht begriffen haben, daß nach der Entfernung des italienfreundlichen Kaisers Napoleon in Frankreich eine ganz andere nationale Strömung zur Herrschaft gekommen ist, die nichts weniger als italienfreundlich ist. Vielleicht hat den letzten Anstoß zu der Pariser Reise des Marchese eine Unternehmung gegeben, die nicht einmal national deutsch, sondern nur eine germanische genannt werden kann.

Es ist bekannt, daß auf einem Kongresse deutscher Kunstfreunde und Kunsthistoriker in Nürnberg im vergangenen Jahre der schon längere Zeit ventilirte Plan, ein Institut zur Pflege des Studiums der neueren Kunst in Florenz zu gründen, eine bestimmtere Form angenommen hat. Die Absicht hierbei ist eine rein wissenschaftliche, wie schon daraus hervorgeht, daß nicht nur reichsdeutsche Kunsthistoriker, sondern auch Oesterreicher, Nordländer u. s. w. den Aufruf zur Gründung eines Instituts mit unterzeichnet haben, das, ähnlich wie einst das Institut für archäologische Korrespondenz in Rom der Förderung der antiken Kunstwissenschaft, der mittelalterlichen und modernen Kunstforschung in Italien zum Mittelpunkte dienen soll. Natürlich bilden Reichsdeutsche unter den Befürwortern dieses aus Privatmitteln zu gründenden kunstgeschichtlichen Instituts die Mehrzahl. Aber unter den kunstfreundlichen Männern, welche bedeutende Beiträge zugesichert haben, werden auch z. B. Namen aus der österreichischen Aristokratie ganz besonders genannt. Ist es nun zufällig, oder besteht ein innerer Zusammenhang, wenn jetzt, nachdem anfänglich die Gründung dieses Instituts in Florenz allgemein günstig aufgenommen wurde, nach der Reise des Marchese Ginori nach Paris allerlei Bedenken gegen dasselbe geltend gemacht werden? Wir wissen es nicht. Aber nur eins ist klar, daß jetzt überall in die harmlosesten Bestrebungen auf Gebieten, welche der Vergiftung durch politische und nationale Gegensätze entrückt sein sollten, durch die Initiative der dem deutschen Wesen und der Ausbreitung deutscher Kultur und Wissenschaft feindlichen Mächte Gegensätze hineingetragen werden, die nicht hinein gehören. Dieses Beginnen zu unterstützen, sei ferne von uns! Es muß neutrale Gebiete geben, auf die der Haß und Kampf der politischen und nationalen Parteiungen keinen Einfluß gewinnen sollte, um der Pflege dieser Gebiete und um der sanft im Kampf um das gemeine Dasein ringenden Mächte selbst willen. Es sei daher auch ferne von mir, Landsleute, welche im Auslande zu ihrer persönlichen Ausbildung und Förderung der Wissenschaft sich aufhalten, auffordern zu wollen, auch in diese ihre Bestrebungen nationale Aspirationen und Gegensätze hineinzutragen, wie dieses von Franzosen nicht selten ge-

schieht. Vielmehr möchten wir ihnen ans Herz legen, an dem guten alten deutschen humanen Glauben festzuhalten, daß Wissenschaft und Kunst einen internationalen Charakter haben und behalten müssen, dagegen in allem Uebrigen ihre Mission darin zu finden, der deutschen Kultur Ehre zu machen, zu ihrer Ausbreitung nach Kräften mitzuwirken und damit den nationalen Interessen auch im Auslande zu dienen.

Es mag im einzelnen Falle schwer halten, hier überall die rechten Grenzen zu finden. Und das noch aus einem besonderen Grunde, auf den wir hier zum Schlusse noch etwas näher eingehen müssen, da er die private nationale Arbeit der Deutschen im Auslande nur zu sehr beeinträchtigt. Ich meine das Verhältniß dieser privaten Arbeit zu dem der offiziellen Vertreter Deutschlands im Auslande.

Es mag mit der Vertretung deutscher Interessen im Auslande, seitdem wir wieder ein Volk geworden, im Allgemeinen viel besser geworden sein, als zur Zeit des alten Bundestages. Trotzdem werden aber noch immer die lebhaftesten Klagen darüber laut daß die im Auslande lebenden Deutschen von den offiziellen Vertretern des Deutschen Reiches noch keineswegs so behandelt werden, wie dieses die Angehörigen von anderen Nationen von ihren natürlichen Schutzherren nicht beanspruchen, sondern als ganz selbstverständlich erfahren. Ueber diese Verschiedenheit der Behandlung, welche gebildete, durchaus nicht unverschämte Deutsche und Nichtdeutsche von Seiten ihrer diplomatischen Vertreter im Auslande erfahren, und die Rückwirkung, welche das gerade auf die Privatthätigkeit der Einzelnen im nationalen Interesse haben muß, ließe sich ein großes Kapitel schreiben. Thatsache ist, daß eine Verschiedenheit, ja eine große Verschiedenheit besteht und daß sich im Auslande Dinge wiederholen, die wir im Alltagsleben zu Hause zu ertragen vielfach gewohnt sind, welche aber im Auslande um so schmerzhafter empfunden werden. Für nicht wenige der Vertreter Deutschlands im Auslande scheint der Mensch in der That erst mit dem Baron zu beginnen, der Landsmann erst, wenn man eine offizielle Empfehlung vom Auswärtigen Amte in Berlin vorzeigt. Ohne diese ist überhaupt schwer etwas zu erreichen. Einem weltbekannten Gelehrten, der einen deutschen Botschafter um eine Empfehlung am Orte anging, entgegnete dieser, er möge sich nach Berlin an seine ressortmäßige Behörde wenden; wenn er dann durch sie die Aufforderung erhalte, werde er gern zu Diensten sein. „Denn wir sind nur noch Sprachrohre." Das war noch zu Bismarck's Zeiten. Stellt man sich ohne Empfehlungen einem solchen Herrn vor, so hat man vielfach die Empfindung, als käme jetzt die Frage des bekannten Regierungspräsidenten: Bei welchem Korps waren Sie? Und so ergeht es nicht nur deutschen Reisenden gegenüber ihren nationalen Vertretern, sondern auch gebildeten Männern, die sich dauernd im Auslande aufhalten, ja in amtlichen, wenn auch nicht diplomatischen Stellungen dort leben. Wem z. B. die römische Campagne nur als Jagdterrain interessant ist, wie kann sich der für „Alterthümler" interessiren! Französische, englische u. s. w. Gelehrte erfreuen sich daher bei ihren Gesandtschaften ganz anderer Berücksichtigung als die Deutschen bei den ihrigen. Kann dieser Unterschied in der Behandlung den Eingeborenen des Landes nicht verborgen bleiben, so werden sie nicht lange zögern, auch denselben Unterschied zu machen, sich mit den offiziellen Vertretern Deutschlands, so gut es gehen will, abzufinden suchen, die Deutschen selbst aber und ihre Interessen nicht allzu schwer nehmen. Den einzigen Vortheil aus diesen Zuständen ziehen natürlich die offiziellen deutschen Agenten selbst. Denn Jedermann, der einiges Selbstgefühl hat, sucht sie nach Möglichkeit nicht zu inkommodiren, sondern, wenn er irgendwelche Beziehungen zur Vertretung eines anderen Landes, Oesterreichs, der Schweiz u. s. w. hat, diese für sich zu interessiren. Und das gelingt nicht selten in reichem Maße. Dem Schreiber dieser Zeilen gratulirte man einmal in einer Stadt Afrikas, daß unser Konsul abwesend sei und durch den nordamerikanischen vertreten werde, da dieser wirklich sich in freundlichster Weise angenommen hatte. Ich gestehe, daß dieser Glückwunsch mir doch einige patriotische Beklemmung verursachte. Daß es zahlreichen anderen Deutschen im Auslande ebenso ergangen ist, bezweifele ich nicht, wenn auch gewiß hier und dort es Vertreter Deutschlands gibt, welche eine rühmliche Ausnahme von der Regel bilden. Sind die Namen von diesen doch auch bekannt genug.

Hier liegt in der That eine der Ursachen offen, die so manche im Auslande lebenden Deutschen veranlassen, ihre Nationalität entweder ganz aufzugeben, oder sich doch um die Interessen ihres Heimathlandes wenig zu kümmern. Daß das früher vielfach deutsche Art gewesen sei, wird nicht zu leugnen sein. Entbehrte doch auch der Deutsche im Auslande schon seit langer Zeit des Schutzes, dessen sich Angehörige anderer Nationen erfreuten. Niemand wird aber leugnen, daß das Selbstgefühl unserer im Auslande lebenden Landsleute namentlich seit 1870 sich sehr gehoben hat. Fällt es jetzt wieder zusammen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß hiervon dem Verhalten unserer offiziellen Vertreter gegen sie ein guter Theil der Schuld beizumessen ist. Mit hochmüthigen junkerhaften Allüren gewinnt man weder die Herzen seiner Landsleute im Auslande, noch viel weniger freilich die der Nation, bei der man akkreditirt ist. Sich im Auslande lediglich als Objekt einer büreaukratisch-administrativen Thätigkeit angesehen zu finden, erhebt das Vaterlandsgefühl wahrlich nicht gerade. Es könnte nicht schaden, daß in dieser Beziehung an zahlreichen Stellen Remedur vorgenommen würde, wenn der Deutsche im Auslande seinen Pflichten gegen das Heimathland mit Freudigkeit nachkommen, ja dieselben noch treuer und lebhafter als bisher zu erfüllen mit Erfolg aufgefordert werden soll.

* * *

## Historische Reminiscenzen aus der Vorgeschichte der freien Advokatur.

Der Erlaß des Justizministers an die Präsidenten der Oberlandesgerichte bezüglich der Einschränkung der Freizügigkeit der Rechtsanwaltschaft will, wie im Eingange desselben gesagt wird, in erster Reihe auch Gefahren bekämpfen, die der jetzige Rechtszustand für die Anwaltschaft selbst habe, und bezweckt zu diesem Behufe die Hebung des sozialen und wissenschaftlichen Niveaus des Anwaltstandes.

Zur Beurtheilung dessen, was zu geschehen hat, dürfte es aber nicht uninteressant sein, einen kurzen Rückblick auf die Versuche zu werfen, die man mit staatlicher Bevormundung über die Advokatur in der Vergangenheit gemacht hat. Man hat nämlich gründlich herumexperimentirt an diesem Institut, und wenn nicht Alles urkundlich belegt und zweifelsfrei erhärtet wäre, man wäre manchmal geneigt, an eine tragische Persiflage der „guten alten Zeit" zu denken. Ich stütze mich bei den nachstehenden historischen Angaben hauptsächlich auf eine treffliche Schrift, die Herr Rechtsanwalt Weißler,*) unter direkter Bezugnahme auf die aktenmäßigen Quellen und Archive vor einigen Jahren zu Gunsten der Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte herausgegeben hat.

Bekanntlich war das gemeinrechtliche Prozeßverfahren des achtzehnten Jahrhunderts einer der größten Krebsschäden der damaligen Entwicklung Preußens und der Gegenstand bitterster Klagen von der einen und berechtigsten Spottes von der anderen Seite. Kein Geringerer als Goethe charakterisirte aus eigener Anwaltserfahrung die engherzigen Vorschriften des damaligen Verfahrens im zwölften Buche von „Wahrheit und Dichtung" dahin:

„Die Förmlichkeiten dieses Prozesses an sich gingen alle auf ein Verschleifen; wollte man einigermaßen wirken und etwas bedeuten, so mußte man nur immer demjenigen dienen, der Unrecht hatte, stets dem Beklagten, und in der Fechtkunst der verdrehenden und ausweichenden Streiche recht gewandt sein."

*) „Die Umbildung der Anwaltschaft unter Friedrich dem Großen." Königshütte, Druck von Franz Ploch, 1891.

Das ganze Verfahren haftete an Aeußerlichkeiten, deren Nichtkenntniß oder Nichtbefolgung unter das Präjudiz schwerster materieller Nachtheile gestellt war. Ein geheimnißvoller Krimskrams von Formvorschriften machte die zum Schutze der Rechtsuchenden bestimmten Gesetze zu förmlichen Fallstricken, und die Chikane, die Sportelsucht und die Bestechlichkeit feierten Triumphe.

Hatte dieser Prozeß und die Eigenart der Zeit dazu einen kenntniß- und gewissenlosen, dabei aber dornirt hochmüthigen und gewinnsüchtigen Richterstand ausgebildet, so war es natürlich, daß auch die Advokatur, die noch dazu an dem Anhängsel der Prokuratur, einer den Verkehr zwischen Partei und Anwalt vermittelnden ganz offiziellen Art von Winkelkonsulententhum, krankte, gleichfalls eine große Menge nichtsnutziger und unwürdiger Existenzen beherbergte. Indessen sei gleich hier der Auffassung vorgebeugt, als haben die nachstehend zu schildernden Maßnahmen etwa eine Rechtfertigung in dem Umstande gefunden, daß sie einem allseitig depravirten Stande galten. Dies war offenbar durchaus nicht der Fall. Denn beispielsweise hinterließ einer der vornehmsten Mitarbeiter am Allgemeinen Landrecht, Ernst Ferdinand Klein, die folgende Reminiscenz aus seiner einstmaligen Breslauer Advokatenzeit:

„Ich fand unter meinen Standesgenossen viele Männer von vorzüglichen Eigenschaften des Kopfes und Herzens. . . . In der That verdienten die Advokaten die Vorwürfe nicht, welche ihnen in den damaligen Gesetzen unaufhörlich gemacht wurden; die gewinnsüchtigen Sachwalter spottelen zwar über die angeblichen Bemühungen, ihren Künsten entgegen zu arbeiten. Aber Männer von Ehre fühlten sich dadurch gekränkt, und unter diesen war nur eine Stimme darüber, daß man die Advokaten entweder rühmlicher behandeln oder abschaffen müßte.“

Man wird also mit der Annahme nicht fehlgehen, daß eben im Anwaltstande, wie auch anderswo, Auswüchse und Mißstände zu Tage getreten waren, die von Niemandem mehr beklagt wurden, als von den ehrenwerthen Mitgliedern der Zunft selbst. Sehen wir uns nun im Einzelnen die merkwürdigen Versuche an, die von Staatswegen zur Hebung des Standes gemacht wurden; die ersten Maßregeln fallen in die Regierungszeit Friedrich Wilhelms I., die nächsten andersgearteten in diejenige Friedrichs II.

Friedrich Wilhelm I. begann seine Reformthätigkeit mit einer eingreifenden Herabsetzung der Zahl der Advokaten und Prokuratoren. Mit der jener Zeit eigenen Rücksichtslosigkeit gegenüber der Existenz des Einzelmenschen wurden mit einem Federstrich Hunderte durch Absetzung brotlos gemacht. Ein enger numerus clausus wurde festgesetzt, Städte wie Spandau, Potsdam, Perleberg, Stendal behielten keinen einzigen Sachwalter, und höchst eigenhändig schrieb der König in die Verfügung vom 2. und 5. April 1713:

„Wer unbefugt advocirt oder schreibt, soll gebraat Marg werden und ewig in die Karre gespannt.“

Die „Karre“ und sonstige Strafen spielen überhaupt eine Hauptrolle bei den Remedien zur Hebung der Ehre und des Ehrgefühls des Standes. Verschiedene Einzeldekrete und die neue Advokatenordnung, welche am 11. Januar 1738 erlassen wurde, wimmelt von Strafandrohungen schmählichster Art: Der Advokat, der einem Richter eine nicht erweisliche vorsätzliche Ungerechtigkeit vorwirft, wird mit Staupenschlag und Landesverweisung bedroht. Auf die Uebertretung einer Art Kleiderordnung, die den Advokaten das Tragen eines schwarzen Mantels von bestimmter Form vorschrieb, ward Karrenstrafe gesetzt. Bestreiten wider besseres Wissen, Anführungen „contra Acta et Judicata“, Gebrauch anzüglicher Redensarten, frevelhafte Einlegung von Rechtsmitteln ziehen, wie Weißler referirt, Geldstrafe oder Entlassung nach sich.

Um den Gang der Prozesse zu beschleunigen fand man kein geeigneteres Mittel, als Advokaten, die den Termin mangelhaft vorbereiten, oder aber „sich gegenseitig Vertagungen bewilligten“, mit Geldstrafen zu bedrohen. Um dem neu eingeführten Prinzipe der mündlichen Verhandlung Eingang zu schaffen, werden in einem Erlasse vom 17. Mai 1719 den Anwälten, die statt mündlichen Vortrags den Gerichten weitläufige Schriftsätze überreichen, Strafen von 25 und 50 Thaler und im Wiederholungsfalle Absetzung angedroht.

Eine Gebührenordnung, welche im Jahre 1725 erlassen wurde, stellte die Leistungen der Anwälte unter eine schuljungenhafte Kontrolle des Gerichts, indem sie zum Maßstabe der Höhe der festzusetzenden Gebühren die „Güte“ der eingereichten Schriftsätze machte, und überdies dem Richter die Machtvollkommenheit gab, dem Advokaten, der eine offenbar ungerechte Sache vertrat, der Gebühren ganz für verlustig zu erklären. Ganz verblüffend einfach aber war das Mittel, durch welches man die Advokaten zu nöthigen versuchte, ihre Klienten zu pünktlicher Bezahlung der Gerichtssporteln anzuhalten. Man erklärte nämlich den Advokaten der Gerichtskasse gegenüber für alle Kosten haftbar, und als nun in natürlicher Reaktion die Advokaten des Kostenrisikos wegen vielfach die Führung von Prozessen ablehnten, wurde ihnen dies schlankweg bei hundert Dukaten Strafe verboten.

Den Gipfel obrigkeitlicher Energie erreichte schließlich ein von dem Könige kurz vor seinem Tode veröffentlichter Erlaß folgenden Inhalts:

„Se. Kgl Majestät machen hierdurch . . . Dero ernste Willensmeinung dahin bekannt, daß von morgen über acht Tage an, wenn ein Advokat oder Procurator, oder ander dergleichen Mensch sich unterstehen wird, Sr. Kgl. Majestät immediate durch Soldaten Memoriale in Prozeß- oder Gnadensachen einreichen zu lassen, oder auch wenn ein, oder anderer von ihnen Leute aufwiegeln wird, um in abgethanen und abgebrochenen Sachen Sr. Kgl. Majestät immediate Memoralia zu übergeben, alsdann Sr. Kgl. Majestät einen solchen Advocaten oder Procurator, oder auch den Concipienten eines solchen Memorials ohne alle Gnade and Pardon aufhängen und neben ihm einen Hund hängen lassen wollen.“

Welche Resultate mit dieser Art landesväterlicher Fürsorge erreicht wurden, geht am besten aus der Thatsache hervor, daß als Friedrich II. den Thron bestieg, eine seiner ersten Regierungsmaßregeln einer Umgestaltung der Advokatur galt, die Prokuratoren aber von Cocceji in dem dem Könige unterbreiteten Reformplan als „eine wahr Pest der Justiz und mehrentheils gewesene Laquaien, welche gleichwohl den ganzen Process dirigiren“ bezeichnet werden. Trotzdem wurde zunächst nach dem gleichen Rezept lustig weiter reformirt. Zwar wird die Prokuratur kurzer Hand aufgehoben und wird in dem Verkündigungserlaß des Codex vom 18. Mai 1748 publizirt, daß nunmehr das Kammergericht mit „vernünfftigen Advokaten“ bestellt sei, und daß die Interessen des Publikums wohlgewahrt seien „bey denen hiesigen, an jetzt beybehaltenen Advokaten, deren Redlichkeit und Capacitaet sich während der Untersuchung der Justiz zur Gnüge hervorgethan“. Das hindert aber nicht, daß diese „vernünfftigen Advokaten“ mit Strafandrohungen förmlich überschüttet werden. Die Entlassung hing wie ein Damoklesschwert fortwährend über ihrer Berufsausübung, und Geldstrafen standen auf allen möglichen und unmöglichen Dingen. Ihr verfiel der Advokat, „wenn er beim Aufruf der Sachen sich nicht sofort meldet, wenn er die Klage nicht deutlich beantwortet, wenn er unnöthige Termine veranlaßt, wenn er in Bagatellsachen ohne Erfolg appellirt, wenn er von einem Vergleich abgerathen hat, der günstiger gewesen wäre, wie die schließliche Endentscheidung, ja — kurioser Weise — auch dann, wenn er gegen den säumigen Richter „kein excitatorium“ ausbringt“. Und aus demselben Geiste beleidigenden Mißtrauens heraus ist das bei Strafe der Entlassung ergangene Verbot, vor völlig geendigtem Prozesse Vorschüsse oder Gebühren anzunehmen, dahin motivirt: „weil Wir wahrgenommen, daß alle Unsere nachdrückliche Edicte, wegen Beschleunigung der Prozesse, keinen Effect daher gehabt, weil die Advokaten von einer jeden Schrifft und Verhör sich die Gebühren bezahlen lassen, und daher durch unzählige Memorialien, Incident-Puncten, Verhöre, Restitutions-Gesuche den Prozeß zu verlängern gesucht haben.“

Hoch erhaben über diesen prinziplosen, mehr kleinlichen Chikanen als ernsthaften gesetzgeberischen Maßregeln gleichenden Versuchen steht die durch den Großkanzler v. Carmer inaugurirte und trotz des ihm begegnenden vielfachen zähen Widerstandes durchgeführte Neuorganisation des Standes.

Ihr Fehler war, daß auch sie die Gesundung von oben herunter statt von innen heraus bringen wollte, ihr Vorzug die von glänzend geistreichen Reformgedanken getragene einheitliche Gestaltung, ihr Inhalt nicht mehr und nicht weniger als die vollständige Verstaatlichung der Advokatur.

Der Grundgedanke v. Carmer's wurzelte in der Auffassung, daß es nicht oberste Pflicht des Advokaten sei, seiner Partei, sondern der Wahrheit, dem Rechte zum Siege zu helfen. Während bisher manche Advokaten „aus unrichtigen Begriffen von ihren Pflichten gegen ihre Partei, nicht selten auch aus Gewinnsucht, alle Kunstgriffe angewendet, den Thatbestand zu verdunkeln, den Umständen desselben eine unrichtige Wendung zu geben, die Aufmerksamkeit des Richters durch unvollständige, zweideutige oder unerhebliche Erzählungen zu zerstreuen, solche von dem wahren Gesichtspunkte abzulenken und durch dergleichen künstliche Verbergungen der Wahrheit die Gegenpartei um ihr Recht zu bringen oder doch jahrelang hinzuziehen", solle es jetzt oberste Parole für ihre Berufsausübung sein: „das Recht zu vertreten und die Wahrheit finden zu helfen, gleichviel, wem sie nütze oder schade." Von diesem Fundamentalsatz ausgehend, wurde die vollständige Abschaffung der Advokatur beschlossen und an ihre Stelle das Staatsamt der „Assistenz-Räthe" gesetzt:

„Es kann wohl seyn" — schrieb der König in dem diezbezüglichen Erlaß vom 14. April 1780 — „daß nur sehr wenige der bisherigen Advocaten sich zu künftigen Räthen qualificiren, und also Brodlos werden dürften. Ich werde aber die Verfügung treffen, daß, insofern brauchbare und ehrliche Leute darunter sind, solche vorzüglich zu Magistrats-Bedienungen, Justiziariaten und anderen dergleichen Aemtern wieder employiret werden sollen. Ganz schlechte Leute verdienen keine Attention."

Der Assistenzrath ist nicht mehr eine von der Partei gewählte Vertrauensperson, sondern ein Mitglied des Richterkollegium, das dem Rechtsuchenden, wenn er anmeldet, daß er die Absicht habe, eine Klage zu erheben, bezw. dem Beklagten, der mit einer Klage in Anspruch genommen wird, zur substantiirten Aufnahme seiner Klage bezw. seiner Klagebeantwortung und demnächstigen weiteren Vertretung und Beistandsleistung zugeordnet wird. Die Thätigkeit der die beiden Parteien vertretenden Assistenzräthe innerhalb der Instanz schließt mit der Abgabe der Akten an den Spruchrichter unter Beifügung ihrer, die rechtlichen Folgerungen aus dem festgestellten Thatbestande ziehenden „Deduktionen in jure", und zwar sollen diese sich „aller Verdrehungen der Gesetze, alles wortreichen Deklamirens und aller unnützen Weitläufigkeiten gänzlich enthalten, dagegen aber sich der Gründlichkeit, Bündigkeit und Kürze sorgfältig befleißigen". Der Assistenzrath soll allerdings seine Partei auch auf die sogenannten „vorläufigen Ausflüchte", wie z. B. den Einwand der Unzuständigkeit, der Verjährung 2c., hinweisen und auch zu Gunsten derselben den Richter auf etwaige Mängel bei der Zeugenvernehmung „bescheidentlich" aufmerksam machen, er soll aber niemals im Interesse der einen Partei eine ihm selbst nicht richtig erscheinende Ansicht vertreten, soll Ausflüchte und Winkelzüge, die die Partei ihm zu ihrer Vertheidigung an die Hand gibt, nicht gebrauchen, vielmehr von denselben abrathen und sie sogar — unter im Uebrigen amtsverschwiegener Bewahrung der für die Erörterung des Prozesses unerheblichen ihm anvertrauten Geheimnisse — nöthigenfalls dem Richter anzeigen, kurz er soll amtiren, wie die richtige Deutung seines Titels verlangt, als „Assistent" nicht der Partei, sondern des Richters. Und um das eigene Interesse gänzlich unabhängig von der die Verwirklichung des allgemeinen Rechts bezweckenden Berufsthätigkeit zu machen, wird schließlich — konsequenter wie der erste Entwurf Carmer's, der noch die Honorirung der Assistenzräthe durch die Partei vorschlägt — ihre feste Besoldung aus der Staatskasse — im Anfang 45 Thlr. pro Monat — bestimmt.

Es ist bekannt, daß dieses ganze, mit so viel gesetzgeberischem Scharfsinn durchgeführte, auf so glänzendem Gedankenfundament errichtete Institut der Assistenzräthe ein nur sehr kurzlebiges Dasein fristete. Ohne Sang und Klang ist es schon wenige Jahre nach seiner Einführung von der Bildfläche verschwunden, nicht aufgehoben durch einen einheitlichen gesetzgeberischen Akt, sondern allmählich erliegend den wirklichen Bedürfnissen des Lebens, aufgezehrt durch das denselben besser entsprechende, in seine Rechte und Pflichten immer mehr hineinwachsende Amt der Justizkommissarien.

Die Kreirung der Assistenzräthe als richterliche Beamte bedingte nämlich natürlich eine Trennung der prozessualen Sachwaltergeschäfte von den bisher in der Hand der Advokaten mitvereinigten Obliegenheiten des Notariats, der „Anfertigung der Memoralien in Vormundschafts-, Hypotheken- und Depositalsachen, der Betreibung von Exekutionen 2c." Zur Regelung dieser Materien und gleichzeitig zur theilweisen Ausgleichung der durch die Aufhebung der Advokatur entstandenen Härten wurde daher durch die Verfügung vom 18. Dezember 1780 bestimmt:

„Es sollen nehmlich diese abgehende Advokaten, künftighin unter der Benennung von Justiz-Kommissariis, zu allen rechtlichen Angelegenheiten, welche nicht die Instruktion der Prozesse betreffen, privativa und Ausschließungsweise berechtigel seyn."

Die Praxis des Lebens ging mit unbarmherzigem Schritt gar bald über diese theoretisch gar wohlklingenden Vorschriften hinweg. Der Privatmann, der dem rechtsverständigen Manne sein Vertrauen in Vormundschafts-, Hypothekensachen u. s. w. schenkte, ließ es sich natürlich nicht nehmen, dessen Rath auch zu erfragen, wenn er einmal in einen Prozeß verwickelt wurde, und hielt oftmals diesen Rath für besser und vortheilhafter, als die Ansicht des ihm beigeordneten, ihm in seiner richterlichen Beamtenwürde viel ferner stehenden Assistenzraths. Dazu dauerte es gar nicht lange, daß man den Assistenzräthen ganz die gleichen Vorwürfe zu machen anfing, wie den früheren Advokaten: „daß sie den Thatbestand künstlich wendeten und zu Gunsten ihrer Partei vortrügen, nachtheilige Umstände aber verschwiegen, daß ihre Berichte bloß Abschriften der Protokolle seien, daß sie häufig unvorbereitet zu den Terminen kämen" und dergl. mehr, kurz das Institut der Assistenzräthe hatte noch nicht seinen zweiten Geburtstag gefeiert, da wurde bereits Bresche in dasselbe geschossen, indem durch Verordnung vom 19. März 1782 „zur Beruhigung mißtrauischer Gemüther" den Parteien erlaubt wurde, nach Schluß der Instruktion durch einen Justizkommissar die Akten nachsehen und Deduktionen einreichen zu lassen. Bald darauf ließ der Justizminister in einem einzelnen Falle, und wiederum nach nur wenigen Monaten eine gesetzliche Verordnung ganz allgemein „in außerordentlichen Fällen" auch die prozessuale Vertretung durch Justizkommissarien zu. Bereits durch Erlaß vom 20 September 1783 aber, also kaum drei Jahre nach der Einsetzung der Assistenzräthe, wurde den Justizkommissarien die unbeschränkte prozessuale Thätigkeit überlassen, den Justizkommissarien, in deren Hände demnächst die Allgemeine Gerichtsordnung die gesammte Parteivertretung legte, die durch die Justizorganisation von 1849 zu Rechtsanwälten wurden, und aus denen schließlich mit dem 1. Oktober 1879 die Mitglieder der freigegebenen Advokatur hervorgingen.

Wenn zur Zeit des Verschwindens der Assistenzräthe die Wiederaufnahme der kaum erst mit großem Aplomb verworfenen Grundsätze mit der Motivirung erklärt wird, daß man, „nachdem sich Richter und Advokaten an die neue Prozeßordnung gewöhnt hätten, kein Bedenken mehr getragen habe, dem Wunsche des Publikums gemäß, die Justizkommissare wieder zuzulassen", so ist diese Begründung ebenso fadenscheinig, wie es unrichtig war, daß die Bankerotterklärung der früheren Straf- und Drohgesetzgebung ihre Unzulänglichkeit dadurch erklärte: „es seien die Gesetze, die den Advokaten ein aufrichtiges Streben nach der Wahrheit zur Pflicht machen und demnach ihr auf Verdunkelung des Thatbestandes und Verlängerung der Prozesse gerichtetes Interesse unberührt lassen, um deswillen vergeblich gewesen, weil sie „die moralische Unmöglichkeit ihrer Beachtung in sich selbst getragen hätten".

Nein, das eine war ebensowenig wie das andere der richtige Grund, warum man das gewünschte Ziel nicht erreichte. Der Grund lag vielmehr darin, daß man, mit beiden Versuchen gleichmäßig wenn auch unter abweichenden Formen, ein Institut unter staatliche Obervormundschaft zu stellen

unternahm, das seinem Wesen nach mehr noch als irgend ein anderes dem widerstrebte. Und dies ist es auch, was jene früheren Experimente für die Gegenwart lehrreich macht. Denn wiederum beginnt man an den Fundamenten zu rütteln, die vor kaum anderthalb Jahrzehnten als große Errungenschaften gerühmt und begrüßt wurden. Die jetzt gedachten und erwogenen Maßregeln sind, nach dem Geiste unserer Zeit, anders geartet wie die damaligen, aber sie entspringen in ihrem letzten Grunde der gleichen Tendenz, indem sie wie jene in der Absicht, dem Stande selbst zu nützen, durch staatliche Maßregeln eine Einengung freier Bethätigung der anwaltlichen Thätigkeit anstreben. Dies verträgt aber ein Stand nicht, dessen Grundpfeiler das individuelle Vertrauen ist, und der eine, gewiß erwünschte, Unabhängigkeit nach unten nur durch eine ebenso große Unabhängigkeit nach oben erlangen und behaupten kann. Gewiß hat der Staat das Recht und die Pflicht, für das Vorhandensein bestimmter, die Rechtsuchenden vor Unkenntniß und Unfähigkeit schützender, Garantieen zu sorgen — das hat er gethan, indem er für die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft denselben Bildungsgang forderte, wie für die Bekleidung eines Richteramtes. Und gewiß hat er ein Interesse daran, bei einer, solch große Anforderungen an ehrenhafte Gesinnung, Charakterstärke und Takt stellenden Berufsthätigkeit, auf das Vorhandensein aller dieser Eigenschaften hinzuwirken — aber das hat er gleichfalls durch die Organisation ehrengerichtlicher Körperschaften gethan, deren Auffassung und Amtsführung nach keiner Richtung bisher erkennen ließen, daß sie die hohen Aufgaben des Standes nicht erkannt hätten und nicht selbst bestrebt seien, sein soziales Niveau nach Möglichkeit zu halten und zu heben. Damit sind die Aufgaben des Staates erfüllt und jegliches Ueberschreiten der Grenzlinie kann nur schaden.

Die jetzige Organisation der deutschen Rechtsanwaltschaft ist noch jung und hat noch immer die Uebergangserscheinungen nicht völlig überwunden. Man überlasse es ihr selbst, aus sich heraus den tüchtigen Kern zu entwickeln, den Niemand ihr absprechen kann, aber man hemme nicht die Entwicklung durch Beschränkungen von außen her. Man lasse der Allgemeinheit die volle Freiheit der Bethätigung und der Bewegung und man überlasse es getrost dem Einzelnen selbst, sich seinen Platz zu erobern und zu behaupten. Die jetzt veranlaßte Enquete wird — ich glaube mich nicht zu täuschen — wenigstens was die Hauptsache, den numerus clausus, betrifft, bei der überwiegenden Mehrzahl der befragten Anwaltsvorstände, eine Gegnerschaft gegen diese Beschränkung ergeben. Und dies hat um so mehr Bedeutung, da die jetzigen Mitglieder des Anwaltstandes als beati possidentes ja durch Einführung des numerus clausus nur an Chancen gewinnen können. Der Anwaltsstand will eben nicht „gerettet“ werden.

Breslau. Ernst Mamroth.

## Ein tragikomischer Roman.

Wolzogen, der Moderne, der Charakteristiker, der Humorist, der unter den bunten Narrenfetzen des Lebens die zuckenden, blutenden Herzen sieht und Wolzogen, der Unmoderne, der immer noch mit dem einen Fuß in der Welt der Konvention steht, da man fabulirt und verwirrte Handlungsfäden schlingt und auf den letzten Seiten des Romans seltsame Stelldicheine Verlorener und Wiedergefundener autokratisch veranstaltet — ein seltsames Doppel-Ich. Der Eine schrieb einst das tragikomische Stück vom „Lumpengesindel“ und führte mit dichterischer Gestaltungskraft den deutschen Bohémien auf die Bühne, der Andere kam ihm (wenigstens in der ersten Fassung) darüber und durchsetzte die vollsaftige lebensfrische Charakterkomödie mit einer blassen, verwickelten äußeren Handlung, zu der die Gestalten ganz unmotivirt verurtheilt wurden. Der Eine schrieb jetzt den tragikomischen Roman von den „Entgleisten“*), der kraftvoll, zumal in den ersten Partien, allerlei Kollegen des Lumpengesindels von anderen Fakultäten auf die Beine stellt, der Andere wollte nicht müßig zusehen und verwickelte die Unglücklichen in ein Netz geheimnißvoller Familienbeziehungen, die von Seite zu Seite der zweiten Hälfte des Romans sich neckisch enthüllen, und schließlich bringt er es soweit, der verwünschte Andere, daß keine Menschen mehr im Vordergrund stehen, sondern zufällige Ereignisse, vermischte Nachrichten.

So giebt der Roman beinahe eine doppelte Tragikomödie, die Tragikomödie seiner Gestalten und die Tragikomödie seines Verfassers, der sich von konventionellen Schnörkeln, die ihm, dem Fontanekenner und -Enthusiasten, bei anderen höchst lächerlich erscheinen müßten, selbst nicht frei machen kann.

Ausgezeichnet ist die Tragikomödie der Gestalten, solange es sich um die Gestalten allein handelt, gelungen. Eine ganz andere Kollektion von Menschentypen bieten diese „Entgleisten“ dar als ihre Vettern vom „Lumpengesindel“, und in eine ganz fremde Welt führen sie uns, nicht in eine litterarische Mansarde, sondern in eine militärische Presse in einem kleinen märkischen Städtchen . . .

An der Kanalschleuse vor der Stadt, nicht fern von den tristen Föhrenwäldern mit ihren versteckten melancholischen Seen, liegt noch innerhalb des Stätteplatzes, wo die Schiffer ihre Waaren ausladen, ein baufälliges Gebäude. Die morschen Fensterläden kreischen vom Wind gezaust, in den verrosteten Angeln. Dies ist die frühere Bierwirthschaft „zum blutigen Knochen“, jetziges Militärvorbereitungsinstitut des Rittmeisters a. D., Kasimir Breidenbauch, von den Zöglingen „Hotel zum Nürnberger Trichter“ genannt. In ihm ist eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft vereinigt, die ihr Schöpfer glaubhaft und überzeugend vorstellt. Aus den Fugen gerathen, wie das alte Haus, sind auch seine Insassen. Zunächst die Lehrer, voran der Direktor, Herr Kasimir Breidenbauch. Alter Suitier und Schuldenmacher, dabei natürlich ein guter Kerl, der vor dem blauen Brief freiwillig geflüchtet ist und nun den Schulmeister spielt. Er ist in steter Angst vor den Gläubigern und vor seiner hageren, herben und verbitterten Frau. Im Gegensatz zu der Misere steht die peinliche Sorgfalt, die er auf äußere Form und Repräsentation legt und zwar ist dies — darin liegt das echt Tragikomische — nicht bloße Komödie und Mache bei ihm, sondern tief eingewurzeltes Bedürfniß. Und wenn er sich in seinem mit den Ordensabzeichen geschmückten Gehrock und dem grauen Cylinder auf das Katheder stellt, sein „bon jour Messieurs“ kräht, die „Herren Kollegen“ mit outrirten Titeln anredet, ihnen dann die „mit namhaften Opfern gewonnene“ neue Lehrkraft vorstellt und Lehrer wie Schüler erhobenen Tones auffordert, „die Ziele der Anstalt fördern zu helfen in dem Streben nach dem Guten, Wahren und Schönen“, dann glaubt er für den Augenblick wirklich an sich und seine Würde. Die Illusion verfliegt ihm erst dann, wenn der Wichsier, genannt „Inspekteur“, „weil es besser klingt“, im feierlichsten Moment hereinstürmt und ihm leise, doch für die Ohren der Schüler laut genug, die Meldung von der Frau Rittmeisterin überbringt, daß der Schlächter durchaus nicht mehr borgen wolle.

Er ist ein armer, alter Narr. Vor seinen fünf Zöglingen, vor denen er bald wohlwollend Scherzchen macht, bald sich wichtig spreizt, muß er eigentlich innerlich zittern. Denn der Abgang auch nur eines von ihnen bringt ihn und seine Familie dem Hunger nahe. Wahrhaft tragikomisch ist's, wie er am Sterbetage Kaiser Wilhelms, seinem hochseligen Herrn zu Ehren, die alte Uniform heraussucht, um mit ihr bei der Trauerfeier zu präsidiren und die Hosen von den Motten halb zerfressen findet. Sie hatten sich über

*) Berlin. F. Fontane.

die rothen Biesen hergemacht. Er kann nun jene Pflicht, die ihm heilig ist, nicht so erfüllen, wie es seinem Soldatenherzen geziemend scheint. Dies Motiv von den mottenzerfressenen Unaussprechlichen, das an sich rein lächerlich wirkt, bekommt hier durch seine Beziehung in der That etwas rührend-trauriges. Und eben aus dieser Mischung entsteht die echte Tragikomik.

Casimir Breidenbach ist die beste Figur des Buches, alle anderen stehen in gemessenem Abstande von ihm. Wir wollen sie kurz nach ihren Qualitäten mustern.

Lieutenant a. D. von Pritzier. Lehrer der Mathematik. Eine Don Quijoteske Figur. Krumm und lahmgeschossen. Es gehen über ihn dunkle Gerüchte von verfehltem Leben und verfehlter Liebe. Er ist Phantast, Cyniker und trinkt in seinen Mußestunden.

Dr. Willibald Huhn. Der ernste deutsche Gelehrte. Er ist wegen seines Freimuths aus der Gymnasialkarriere entgleist und muß nun statt am Rhein die Kleinen, hier im märkischen Sande die Großen lehren. Uebrigens hat er eine Tochter. Sie heißt Liesbeth und trägt blonde Zöpfe. Und sie wird, wie wir noch schaudernd erleben werden, das Malheur des Romans.

Eine wirklich famose Gruppe bilden die Schüler der Anstalt.

Da ist Graf Dedo Struth von Beckenstein, der Junker. Er hat Schneid und ist ein forscher Junge, aber durch seine Erziehung zu obligatorisch noblen Passionen von Grund aus verdorben. Wegen dummer Streiche überall fortgejagt, will er hier sich das Zeugniß zum Eintritt in die Armee ersitzen.

Einen ganz anderen Typus stellt Herr Klaus Jürgensen dar. Er ist in früher Jugend als Schiffsjunge durchgegangen, hat sich dann drüben als Kaufmann ausgezeichnet gemacht. Jetzt kehrt er zurück, um die väterliche Großhandlung zu übernehmen. Aber vorher drohen ihm drei Jahre unfreiwillige Militärzeit. Drum büffelt er bei Breidenbach zum Einjährigen.

Den beiden schließt sich ein edler Pole an. Er hat ein Gut geerbt, muß aber, wenn er es übernehmen will, dafür deutsch werden. Auch vor ihm steht das Schreckgespenst des dreijährigen Dienstes, gegen das er im „Nürnberger Trichter", hoffnungsvoll aber rettungslos das Allheilmittel sucht. Uebrigens hat er Frau und Kind zu Haus.

Die Perle der Schüler ist aber Herr Siegmar Goldstücker, Sohn eines Berliner Millionärs. Gigerl, Lebejüngling und Verschwender. Uebrigens hat er — und das wird ihm und dem Roman noch recht fatal — in Berlin ein Verhältniß, Madame Verhaes, (sprich: Verhas) aus der Jägerstraße. Bei ihr giebt er Sonntags öfter kleine Herrensoupers.

Diese Gestalten sind von Wolzogen alle knapp und scharf charakterisirt. Und sie stehen alle auf einen bedeutungsvollen Hintergrund, diese Alten und diese Jungen — „die schon entgleist sind, ehe sie noch den ersten Kilometer auf ihrer Lebensbahn zurückgelegt haben". Allerlei Schlaglichter fallen auf diese Zeit des Schema F. der Dressur und der geistigen Uniformirung; auf diese Zeit der Tauf-, Trau- und Impfscheine und der besiegelten Weisheitsbestätigungen, wo eigene Persönlichkeit und eigene Leistung so wenig und Tradition, Abkommen, Geld, Repräsentation so viel gilt.

In köstlichen Scenen wird das Leben dieser Menschen in der Presse geschildert und man liest mit starker Antheilnahme ein lustiges Buch voll ernster Gedanken.

Plötzlich wird Wolzogen, der Künstler und Dichter müde. Er läßt die Hände in den Schoß sinken, rückt zur Seite und mag nicht mehr mitthun; statt seiner setzt sich der Andere breit an den Schreibtisch . . . Bald raschelt die Sensationsfeder über das Papier. Ade Charakterroman, ade Humor. — —

Nun kommt alles heraus.

Liesbeth, die blondzöpfige Maid, ist gar nicht Willibald Huhn's, des entgleisten Gymnasiallehrers Tochter. Im Gegentheil, sie ist seine Nichte. Ihre Mutter, Willibalds Schwester, ist jene Madame Verhaes (sprich Verhas) aus der Jägerstraße, Herrn Goldstücker's Lehrmeisterin der Liebe. Und da, wo die Mutter sich einstellt, gerechtermaßen auch der Vater nicht fehlen darf, so geht eine Recherche de la Paternité an, und wer wird mit tödtlicher Sicherheit rekognoszirt — der arme, alte, krumm und lahm geschossene, donquixoteske Lieutenant von Pritzier mit dem verfehlten Leben und der verliebten Liebe. — Wie dieser Liebe Verknotigung durch den findigen Anderen zu Stande gebracht wird, mag, wen's nach wilden Maeren gelüstet, selbst studirend nachlesen. Und wenn er ehrfurchtsvoll schaudernd dabei den Zug des Herzens und des Schicksals Stimme bewundert hat, wird sein moralisches Gefühl zum Schluß noch eine kräftige Auferbauung erhalten. Zu dem bösen Prinzip des Romans, der Madame Verhaes (sprich Verhas) aus der Jägerstraße, die an allem schuld ist, sagt der Autor: Geh in ein Kloster! Und sie — allerdings mehr Magdalena als Ophelia — thut's wahrhaftig. Als Schwester Agnes wandelt sie verklärten Auges mit den frommen Büßerinnen durch den gewölbten Bogengang.

Der Andere hat in diesem Buch nach verwüstender gehaust als im Lumpengesindel, und er hat es glücklich fertig gebracht, daß eine Schöpfung, die in ihren besten Partien an Dickens gemahnt, in ihren schlechtesten der Marlitt Stempel und Gepräge trägt. Welch edles Werk ist hier zerstört!

Felix Poppenberg.

## Toynbee Hall.

Kaum eine andere Institution der englischen Hauptstadt verdient das allgemeine Interesse in so hohem Grade wie die Toynbee Hall. Es verlohnt sich wohl der Mühe, auf die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte dieser Volksuniversität — denn das und mehr noch ist die Toynbee Hall heute — näher einzugehen.

Arnold Toynbee, nach dem die Toynbee Hall genannt ist, wird in seinem Vaterlande unvergessen bleiben, obgleich er bereits am Anfang seiner sozialreformatorischen Thätigkeit starb und nur wenige schriftliche Belege seiner Leistungsfähigkeit hinterlassen hat. Seine Bedeutung bestand vor allem in der unwiderstehlichen Anziehungskraft seiner Persönlichkeit, sowie in dem veredelnden Einfluß, den er, durch die Reinheit seines Charakters und seiner Absichten, auf seine Umgebung ausübte. Im Jahre 1874 ging er, angeregt durch den Verkehr mit Männern wie John Ruskin und Professor Jowett, während der Universitätsferien aus Oxford mit einigen befreundeten Studenten nach Whitechapel, um die Lebensverhältnisse der Armen im Osten von London aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Von diesem Aufenthalt brachte er die Ueberzeugung zurück, daß hier ein Feld segensreicher Thätigkeit sei, und alle seine weiteren Bestrebungen galten von da an dem Zweck, sich selbst für sein Verbesserungswerk vorzubereiten und andere dafür zu gewinnen. Bald sammelte er einen Kreis geistesverwandter Jünglinge um sich; sie vereinigten ihre Bemühungen mit denjenigen Mr. Barnet's, des groß- und freidenkenden Vikars von St. Jude, dem bedeutendsten Kirchsprengel des östlichen London, und aus dieser Verbindung ist Toynbee Hall hervorgegangen. Sie wurde nach ihrem geistigen Schöpfer genannt, der zu Anfang des Jahres 1883, noch ehe der Grundstein zu dem Gebäude gelegt worden, im Alter von 32 Jahren gestorben war, gerade in dem Augenblick, da alle, die ihn kannten, besonders große Dinge von ihm erwarteten.

Toynbee Hall sollte ein University Settlement werden. Junge Gelehrte, welche die Universität absolvirt und sich durch das Bestehen eines Examens als qualifizirt erwiesen hatten, sollten sich hier unter den arbeitenden Klassen niederlassen und, die Sitten und Gebräuche der gebildeten Stände beibehaltend, ein thätiges Leben führen. Ihr Hauptzweck sollte sein: das Vertrauen und die Freundschaft ihrer Umgebung zu suchen; geistige Interessen zu erwecken und, ohne irgend

welchen Zwang auszuüben, Gelegenheit zu höherer Bildung zu geben. Aber nicht nur lehren, sondern vor allem auch lernen sollten sie, und zwar sollte die Erforschung der sozialen Lage und der geistigen und physischen Bedürfnisse ihrer Umgebung ihr Hauptstudium werden, damit praktische Erfahrung sie in den Stand setze, durch Rath und That zu helfen und zu bessern. Kurz — die Universitätsansiedlung war bestimmt, ein heilbringendes Bindeglied zu werden zwischen dem Gelehrten- und dem Arbeiterstande.

Am Ende des Jahres 1884 wurde Toynbee Hall eröffnet und sofort von 13 Graduirten der Universitäten Oxford und Cambridge bezogen, die, von reinstem Enthusiasmus beseelt, sich mit Eifer an ihre Aufgabe machten. Es blieb einem Jeden von ihnen selbst überlassen, dieselde aufzufassen, wie es seinen persönlichen Neigungen entsprach; sie waren weder einer kirchlichen noch einer weltlichen Verwaltung Rechenschaft schuldig, sondern als Self Constituted Body of Workers vollkommen frei in ihrer Handlungsweise.

Diese ersten Bewohner der Toynbee Hall hatten anfangs mit fast unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten zu kämpfen; aber mit zäher Beharrlichkeit verharrten sie auf ihrem Posten; und in nicht allzu langer Zeit sahen sie ihr rastloses Mühen belohnt. Heute ist Toynbee Hall ein Mittelpunkt ehrlich gemeinter erzieherischer Bestrebungen und der Einfluß, der von hier ausgeht, wird allgemein als ein segensreicher anerkannt. Ohne Unterschied der Klassen, der Religionen und der politischen Meinungen treffen sich hier alle, die nach geistigem Fortschritt Verlangen tragen.

Den erweiterten Bedürfnissen entsprechend, hat sich Toynbee Hall in den letzten Jahren auch nach außen hin beträchtlich ausgedehnt. Rings um den ursprünglichen Bau erheben sich Nebengebäude und eine flüchtige Beschreibung aller dieser Räume, die, jeder in seiner Art, dem großen, gemeinsamen Zwecke dienen, sowie der jetzt entfalteten Thätigkeit, dürfte geeignet sein, ein Bild zu geben von dem, was hier angestrebt und erreicht worden ist.

In Commercial Street, im Mittelpunkt von Whitechapel, neben der Kirche von St. Jude, steht ein einfaches Gebäude aus weißen und rothen Backsteinen, mit etwas dürftigen gothischen Verzierungen — das ist Toynbee Hall. Durch eine niedrige Spitzbogenpforte gelangt man in einen Gang, an dessen glasirten Wänden Zettel kleben, auf welchen der Stundenplan, sowie die Versammlungen und übrigen Vorgänge in der Toynbee Hall verzeichnet stehen. Der Gang führt in einen Hof, dem sogenannten Quadrangle, wo es tagsüber gar still und friedlich hergeht. Tauben nisten in den Giebeln und Fenstervertiefungen, grünes Blattwerk umzieht die Pforten und Nischen, und auf den Bänken, die hier stehen, sitzen bei gutem Wetter müde Arbeiterfrauen und elend aussehende Kinder in zerlumpten Kleidern, die sich hereinschleichen, angezogen von der Ruhe und Sicherheit, und sich flüsternd unterhalten, von Niemanden gestört. Nur wie fernes Brausen dringt das Getöse der Straßen hierher, das draußen auf diejenigen, welche nicht an das hastende Treiben dieses übervölkerten Stadttheils gewöhnt sind, fast betäubend wirkt. Dem Eingang gegenüber ist der Hauptbau gelegen. In demselden befinden sich zu ebener Erde ein großer schöner Eßsaal, dessen Wände die Wappen der Oxford und Cambridge Colleges schmücken: daneben ein holzgetäfelter Hörsaal, der mehrere Hundert Hörer faßt; nach rückwärts liegen Klassenzimmer und ein Rauchzimmer. Die oberen Stockwerke enthalten ein paar Gastzimmer und Schlaf- und Wohnzimmer für 15 Bewohner; kleine, bescheidene, aber geschmackvoll ausgestattete Räume, die fast immer sämmtlich besetzt sind. Hier haben sich seit dem Bestehen der Toynbee Hall im Ganzen zwischen 70 und 80 Studirte aus den besten Ständen aufgehalten. Sie blieben in den meisten Fällen zwei Jahre da und nahmen einen reichen Erfahrungsschatz und erweiterte Interessen mit sich in Kreise, wo man bisher die Lebensverhältnisse und Bedürfnisse der unteren Schichten der Bevölkerung nur vom Hörensagen kannte.

Im Augenblick wird dieser Theil der Hall von zwölf jungen Leuten bewohnt, unter welchen sich ein Grafschaftsrath, ein Rechtsgelehrter, ein Geistlicher, ein Doktor der Philosophie und acht Philologen befinden. Der Warden oder Rektor der Universitätsansiedlung ist Mr. Barnet, dem nebst Toynbee, das Hauptverdienst an der Gründung der Institution zufällt, und der seit dem Bestehen derselben alles aufgeboten hat, den Enthusiasmus und die Opferwilligkeit wach zu erhalten.

Will ein junger Gelehrter sich jetzt beim Abgang von der Universität hier niederlassen, so muß er erst eine Probezeit von drei Monaten durchmachen. Zeigt er sich während dieser Zeit fähig und bereit, die Absichten der Verbindung zu fördern, so wird er von dem Rektor und den übrigen sogenannten Residents der Toynbee Hall zum Mitbewohner erwählt. Er bezahlt dann eine bestimmte Summe jährlich für Kost und Logis und widmet einen Theil seiner Zeit gemeinnützigen Zwecken. Ein Aufgeben seines Berufs für die Dauer seines Aufenthalts wird weder gewünscht noch gebilligt; nur seine Muße soll seinen ärmeren Mitbürgern gehören. Außer diesen Residents hat Toynbee Hall noch an zweihundert Associates; Leute, die wegen mangelnden Raumes oder auch aus persönlichen Gründen nicht dort wohnen, aber einen Theil ihrer Zeit und ihres Vermögens dafür hingeben.

An der rechten Seite des Hofes zieht sich ein langer einstöckiger Bau mit hohen Bogenfenstern hin — das Drawing Room. Dieses sowohl als das Dining Room sind für den täglichen Gebrauch der Residents bestimmt; außerdem werden aber in beiden Räumen alle möglichen sozialen Zusammenkünfte abgehalten. Hier geben die Mitglieder der Hall große Kindergesellschaften, zu welchen die Kinder der umliegenden Volksschulen geladen und mit Thee, Butterbrot und Kuchen traktirt werden. Auch die Eltern solcher Kinder werden hier zuweilen zu Gast gebeten und bewirthet. Lehrern und Lehrerinnen, sowie den Mitgliedern der Arbeiterklubs, werden kleine Feste gegeben, und Konzerte und dramatische Aufführungen, Konferenzen und Sitzungen finden statt.

Das Drawing Room ist ein äußerst geschmackvoll eingerichteter hoher und weiter Saal; bequeme Stühle und Sophas stehen umher und an den Wänden, die in halber Höhe mit einer gepreßten Ledertapete bedeckt sind, hängen Bilder. Es ist eine der Hauptbestrebungen von Toynbee Hall, Kunstsinn zu wecken, und zu diesem Zweck geschieht alles, um das Auge zu erziehen. Im Treppenhause, in allen Gängen sind Ansichten schöner Gebäude und Stiche berühmter Meisterwerke zu finden. Besonders die Pre-Raphaeliten, und mehr noch ihr großer Nachfolger, Burne-Jones, sind mit ihren originellen Naturstudien und ihren mystisch durchgeistigten Schöpfungen aus der Bibel- und Mythengeschichte hier vertreten.

Hinter dem Drawing Room erhebt sich ein neuer Bau, die Ausstellungsräume. Kunst- und Gewerbe- und Gesundheitsausstellungen und auch kleine Separatausstellungen von den Klubs und Gesellschaften der Toynbee Hall finden hier statt. Gegenüber, links vom Eingang, ist die Free Students' Library; ebenfalls ein später entstandener Bau. Dieselbe ist an Werktagen von 5 Uhr Nachmittags bis 10 Uhr Abends und an Sonntagen von $^{1}/_{2}12$ bis 10 Uhr offen. Jedermann hat freien Zutritt und darf dort lesen, aber nur die Studirenden können Erlaubniß erhalten, Bücher mit nach Hause zu nehmen. Die Bibliothek enthält 6000 Bände, wovon ein großer Theil soziale und ökonomische Wissenschaften behandelt; aber auch geschichtliche und biographische Werke, sind in reicher Auswahl vorhanden. Zeitungen und Zeitschriften liegen auf den Tischen umher und die Porträts von Ruskin, Browning, Tennyson und Toynbee sehen auf die Leser hernieder, die, besonders des Abends, oft in großer Anzahl versammelt sind. Einen Abend in der Woche finden hier Zusammenkünfte der Leserverbindung statt; da werden von den männlichen und weiblichen Studirenden der Toynbee Hall, unter Leitung eines Gelehrten, litterarische Fragen besprochen und Shakespeare-Dramen gelesen. Unter dem Lesesaal ist ein sehr geräumiges, gemeinsames Klubzimmer für alle Studirenden. Die vierte

Seite des Hofes wird von der Privatwohnung des Rektors gebildet, einem Neubau, den die zahlreichen Freunde der Institution und ihres Leiters kürzlich auf eigene Kosten ausführen ließen. In unmittelbarer Nähe von Toynbee Hall, aber nicht an dieselbe angrenzend, befinden sich Wadham- und Balliol-House, die ihren Namen den beiden hervorragenden Oxford Colleges entlehnt haben, welche ihnen als Vorbilder dienen. Junge Leute aus den unteren Ständen, die ihre freie Zeit in Toynbee Hall den Studien widmeten, gaben dem lebhaften Wunsche Ausdruck, in der Nähe der Hall beisammen zu wohnen; zu diesem Zweck wurden die Häuser errichtet. Dieselben werden jetzt von 40 bis 50 jungen Leuten bewohnt. Die meisten von ihnen gehören dem Lehrer- und Handwerkerstande an, auch Handlungsgehilfen und arme Studenten der Medizin, deren es in London eine beträchtliche Zahl gibt, sind darunter. Die Gesammtausgaben des Einzelnen für Kost, Logis und Wäsche belaufen sich auf ungefähr 15 Schillinge wöchentlich, wovon 7 Schillinge auf die Miethe kommen.

Was nun das Unterrichtswesen in der Toynbee Hall betrifft, so zerfällt dasselbe in drei Theile: 1. Vorträge, 2. Lesezirkel, 3. Unterrichtsstunden. Erstere werden von den qualifizirten Mitgliedern der Universitäts-Ausdehnungs-Gesellschaft (University-Extension-Society) gehalten, während die Lesezirkel, in welchen hauptsächlich auf die Vorträge bezügliche Werke gelesen und besprochen werden, und die Unterrichtsstunden (Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften) fast ausschließlich unter der Leitung der Residents stehen.

Der Studienplan für den Winter 1893—1894 umfaßte:

1. Geschichte: Vorträge über die Geschichte Englands und des Kontinents im 17. Jahrhundert; in Verbindung damit wurden im Lesezirkel der Students' Library entnommene Geschichtswerke gelesen, darunter Ranke, Macaulay und Carlyle's Briefe Cromwell's.

2. Nationalökonomie: Vorträge über die Grundbegriffe der Nationalökonomie und über die geistigen Führer der sozialen und industriellen Bewegungen in England.

3. Litteratur: Vorträge über Shakespeare und seine Zeit; damit in Verbindung Lesezirkel, in denen die Tragödien und Komödien Shakespeare's gelesen wurden. Vorträge über die englische Litteratur des 19. Jahrhunderts, in Verbindung mit einem Browning-Lesezirkel fanden ebenfalls statt. Einen wichtigen Lehrgegenstand bildete auch die klassische und ausländische Litteratur. Es wurde aus den Werken von Schiller, Molière, Victor Hugo, Dante, Virgil, Xenophon und Herodot gelesen, und Unterricht in deutscher, französischer, italienischer, lateinischer und griechischer Sprache ertheilt. Griechische Geschichte, Philosophie und Kunst fanden außerdem noch ganz besondere Berücksichtigung. Es wurden Vorträge über griechische Geschichte bis zum Zeitpunkt des Perikles, sowie über die Geschichte der griechischen Kunst bis zur Zeit Alexanders des Großen gehalten; und es verdient Erwähnung, daß die hiermit in Verbindung stehenden Lesezirkel, des großen Zudrangs halber, lange vor Beginn des Kursus für vollzählich erklärt werden mußten. Die philosophische Abtheilung beschäftigte sich mit der Ethik des Aristoteles und Plato's Republik.

4. Naturwissenschaften: Vorträge über das Sonnensystem und über die Erdoberfläche. Des weiteren: Vorträge über Leben und Gesundheit; über das Nervensystem und die Sinnesorgane. Unterrichtsstunden in Zoologie, Botanik, Mineralogie und Geologie. Die Anfangsgründe der Chemie wurden theoretisch und praktisch gelehrt. Außerdem wurden auch noch Vorträge über erste Hilfeleistungen bei Verunglückten und über Krankenpflege gehalten.

Der Zutritt zu den Vorträgen, die an den verschiedenen Abenden der Woche von 8—10 gehalten werden, kostet per Kursus 1 Schilling, oder in manchen Fällen auch nur 6 Pence (50 Pfennige). Der erste Vortrag ist immer frei. Jeder im Osten wohnende Unbemittelte über 16 Jahre kann, ohne Unterschied des Geschlechts, ein Mitglied der Toynbee Hall werden, und ein jährlicher Beitrag von 10 Schillingen berechtigt zur Theilnahme an allen Vorträgen und Lesezirkeln. Hier wird keinerlei Zwang ausgeübt; es werden weder Prüfungen abgehalten, noch Reifezeugnisse ertheilt; der Unterricht hat den rein humanitären Zweck, eine gefestigte Weltanschauung zu geben, vernünftig denken und warm empfinden zu lehren.

Zu bemerken wäre noch, daß auch an Sonntagen von $^1/_2$12 Uhr Vormittags an Stunden gegeben werden, und daß an drei Abenden der Woche ein unentgeltlicher Arbeiterkursus stattfindet, zu welchem nur Männer Zutritt haben. Lesen, Schreiben, Rechnen, Chemie, Naturwissenschaften und Geschichte bilden die Lehrgegenstände; einmal wöchentlich wird hier ein Vortrag über die Pflichten und Rechte des Staatsbürgers gehalten, der sich starker Betheiligung zu erfreuen hat.

Zu Anfang ihres Bestehens mußte sich Toynbee Hall mit zehn bis zwanzig Studirenden begnügen und mancher Vortrag wurde vor fast leeren Bänken gehalten. Jetzt zählt sie gegen 1500, die zum größten Theil die freie Zeit, die ihnen ihr Beruf läßt, mit Eifer zur Hebung ihrer Bildung benutzen.

(Schluß folgt.)

London G. J. Sela.

## Richard Strauß und sein „Guntram".

Es war am 28. April. Wir hatten eben die erste Aufführung des „Hochzeitmorgen" von K. v. Kaskel im Berliner Opernhause erlebt, eines jener traurigen Machwerke, die der Mund der Spötter so treffend als „cavalleria aus dem Fünfzigpfennigbazar, Marke: Billig und schlecht" bezeichnet hat. In dumpfem Unmuth schritten wir durch die Straßen, ein älterer Gesinnungsgenosse und ich, den Niedergang der musikdramatischen Kunst beklagend und im Gespräche den Ursachen nachspürend, die unsere deutsche Opernkunst von der hehren Höhe Wagner'scher Offenbarungen bis auf die Stufe des gewöhnlichsten und rohesten Spießbürgergeschmackes herunter gebracht haben. Es waren keine erfreulichen Beobachtungen, die unsere Kunstliebe und unser Kritikerverstand da miteinander austauschten. Erst allgemach, bei einem Humpen schäumenden Hofbräudieres, als wir es wagten, mit dem Blicke über das Weichbild der „Kunststadt" Berlin hinauszuschweifen, hob sich unsere Stimmung. Eine flüchtige Umschau in der Winterarbeit fürstlicher und städtischer Opernhäuser bot schließlich doch die Gewähr, daß die Schaffenskraft deutscher Tonkünstler nicht ganz erstorben und daß, wo nur deutscher Sinn und künstlerische Hingabe ihrer pflegen mochten, kräftige Keime neuer Entwicklung sich zeigten und unserem nationalen Musikdrama eine bessere Zukunft verheißen. So hatte sich das vornehme Karlsruher Hoftheater für Eugen d'Albert's Erstlingsoper „Der Rubin" erschlossen, Weimars ehrwürdiger Musentempel gewährte den beachtenswerthen Versuchen Richard Metzdorff's („Signe"), Felix Mottl's („Fürst und Sänger"), Meyer-Olbersleben's („Clara Dettin") eine Heimstätte, das kleine Halle setzte seine beste Kraft an die kühne Aufgabe einer Aufführung der „Kunihild" von Cyrill Kistler, ja, ein Werk, Engelbert Humperdink's entzückendes Märchenspiel „Hänsel und Gretel" brachte es sogar auf mehreren der angesehensten Opernbühnen zu großem durchschlagendem Erfolge und bildet in München, Weimar, Karlsruhe, Breslau, Darmstadt, Frankfurt a. M. u. a. Orten eine Zierde des Spielplans. All diese Thatsachen, die unserem suchenden Eifer sich nach und nach ergaben, hoben zwar unsere Zuversicht in die Zukunft der deutschen Oper, aber sie lehrten uns auch von Neuem und aufs Eindringlichste, wie irrig die Ansicht derjenigen sei, die in der Thätigkeit des Berliner Opernhauses ein Spiegelbild des deutschen Opernlebens erblicken zu dürfen vermeinen oder gar glauben, die Geschmacksrichtung der weltstädtischen Opernbesucher zum Werthmesser der modernen nationalen Produktion machen zu können. Ich bin ein zu begeisterter Verehrer deutscher Kunst und lange noch nicht Berliner genug, um mir oder

Anderen diese Erkenntniß verhehlen zu wollen, und so trat ich denn nicht ohne Trost den Heimweg an.

Wie eine Bestätigung unserer Betrachtungen traf es mich nun aber, als ich da zu Hause eine Einladung vorfand, die mich zur ersten Aufführung der Oper „Guntram" von Richard Strauß nach Weimar rief. Der jugendliche Weimarer Hofkapellmeister gilt seit etwa einem Jahrzehnt der deutschen Musikwelt mit Recht als einer der berufensten und hoffnungsvollsten Tondichter der jüngeren Generation, seine symphonischen Werke haben in den vornehmsten Konzertsälen Deutschlands Eingang und — Beifall gefunden und so lag denn der Schluß nahe, daß eines der großen, reichausgestatteten Opernhäuser sich des interessanten, in den besten und sachverständigsten Kreisen mit Spannung erwarteten dramatischen Erstlings angenommen hätte. Daß dem nicht so war, mußte befremden, kann aber jetzt den Werth des großen herzlichen Erfolges nur erhöhen, den das Werk am 10. Mai auf der kleinen Weimarer Bühne hatte, wo weder der Glanz und die Kunstvollendung der Aufführung den Ausschlag geben konnte, noch irgend welche der anderwärts so beliebten Machenschaften der Verleger und Theatergeschäftsleute „fördernd" mitwirkten.

Das Ergebniß der ebenso reichen als raschen Entwicklung einer außerordentlichen Begabung tritt mit „Guntram" vor die deutsche Kunstgemeinde. Ein weiter Weg führt von den ersten Kompositionen des Münchener Wunderknaben bis zu dieser eigenartigen, groß angelegten Schöpfung des kaum dreißigjährigen Künstlers. Es mögen nun etwa dreizehn Jahre her sein, da hatte ich Gelegenheit, den ersten symphonischen Versuch von Richard Strauß kennen zu lernen. Unter Hermann Levi's feinsinniger Leitung brachte die ausgezeichnete Münchener Hofkapelle seine erste, meist im Stile Mendelssohn's gehaltene Symphonie, aus D-moll, zur Aufführung; dem ermunternden Beifall der Hörer folgte zu vieler Erstaunen ein blutjunges, hochaufgeschossenes schmächtiges Bürschlein, das mit schülerhafter Unbeholfenheit seine Reverenzen machte. Seit der Zeit habe ich die Schicksale des jungen Künstlers, dem wenige Jahre darauf in Hans von Bülow ein mächtiger Förderer und ein bewährter künstlerischer Erzieher erstand, mit steter Theilnahme verfolgt und seine Entwicklung durch alle Wandlungen mit aufmerksamem Blick begleitet. Es ist erstaunlich, welche Fülle verschiedenartigster Werke Richard Strauß in diesem Zeitraum geschaffen. Vierundzwanzig stattliche opera liegen allein im Drucke vor, darunter eine Symphonie, eine viersätzige symphonische Phantasie, drei symphonische Dichtungen, ein großes Chorwerk, ein Streichquartett und ein Klavierquartett, eine Serenade für Blasinstrumente, je ein Konzert für Violine und für Waldhorn, je eine Sonate für Klavier, Violoncello und Violine und dazu noch kleine Klavierstücke und acht Hefte Lieder. Noch erstaunlicher aber als diese Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit war die Wandlungsfähigkeit unseres Tonkünstlers. Vom harmlosen Epigonenstil und träumerischer Romantik schritt er zur geistreichen und gesuchten Art des Symphonikers Brahms vor, um dann von diesem mit einer plötzlichen und starken Wendung zu Liszt abzuschwenken. Die Hauptstationen dieses Werdegangs bezeichnen eine Symphonie in F-moll und das Chorwerk „Wandrers Sturmlied" einerseits, die symphonische Phantasie „Aus Italien" und die Tondichtungen „Macbeth", „Don Juan" und „Tod und Verklärung" andererseits. Bekundeten schon die früheren Arbeiten eine ganz außerordentliche Meisterschaft in der Anlage des Ganzen, der Entwicklung der Gedanken und der Behandlung des Orchesters, so trat seit der Selbstbefreiung aus dem Zwang unbelebter Formen auch die Eigenart des Tondichters immer ausgeprägter und klarer zu Tage. Schon der erste Satz der italienischen Phantasie (1887) ein wunderbar abgetöntes Stimmungsbild der Campagna, bewies, daß es dem jungen Komponisten, dessen beste Leistung bis dahin ein geistsprühendes Symphoniescherzo gewesen war, auch an einem reichen, persönlichen Empfindungsleben und an der Fähigkeit zur Entfaltung einer breiten Melodik nicht mangelte und die nachfolgenden symphonischen Dichtungen, namentlich „Tod und Verklärung" haben das vollauf bestätigt. Nicht bloß reifer, sondern auch innerlicher, gesättigter von eigenem Lebensgehalt war Strauß von Jahr zu Jahr vor uns erschienen, und so durfte man wohl die Hoffnung hegen, daß seine Künstlerkraft auch die letzte und höchste Aufgabe, die seiner noch harrte, nachdem er den Kreis musikalischer Formen eilenden aber sichern Schrittes durchmessen, glücklich bewältigen würde.

„Guntram" hat diese Hoffnung aufs Schönste erfüllt, denn über den tiefen Eindruck eines bedeutsamen und meisterlichen Werkes hinaus eröffnete es die Aussicht auf künftige „Meisterwerke" seines Urhebers, da es sich nicht als willkürliche Erfindung und absichtliche künstlerische Bethätigung darstellt, sondern in der Einheit der dichterischen und musikalischen Eingebung, in der Tiefe und Eigenart seines Lebensgedankens durchaus als der nothwendige Ausdruck einer künstlerisch begabten Natur, einer wahrhaft schöpferischen Persönlichkeit erscheint. Nicht nur im dichterischen Wortlaut und der Musik, sondern auch im dramatischen Stoffe ganz aus dem Eigensten geschöpft, erhebt sich „Guntram" als das Erlebniß einer Schöpfernatur über die glänzendsten und geistreichsten Kunstwerke bloßer Musiker. Es gebührt also auch der Dichtung eine eingehende Würdigung.

„Guntram" ist ein Drama der Entsagung. Jene tiefe schmerzliche Sehnsucht nach „Regeneration", die in Wagner's Parsifal ihren ersten und vollendetsten künstlerischen Ausdruck gefunden hat, ist der Urquell auch dieser Strauß'ischen Geistesschöpfung. Ja man wird sogar annehmen dürfen, daß des Bayreuther Meisters heiliger Schwanengesang die Empfindungen und Gedanken in der Brust des Jünglings erst wachgerufen, die im „Guntram" greifbare Gestalt gewinnen. Um so erstaunlicher erscheint dann, daß Strauß sie so tief innerlich durchleben und doch Muth und Kraft finden konnte, sie in so freier und selbstständiger Weise sich weiter entwickeln zu lassen. Weltunerfahren wie Parsifal betritt Guntram die Scene, ausgesandt von einem geheimnißvollen Bund der „Streiter der Liebe", der es ihm zum Gebot macht, Gottes Wort und des Heilands Lehre im Liede zu offenbaren und durch das Mittel hoher, reiner Kunst helfend, bessernd, erlösend zu wirken. Das Geschick führt ihn mitten in Unfrieden und Unsal. Der Bürgerkrieg tobt, die bedrückten Unterthanen haben sich gegen den tyrannischen Herrn erhoben. Guntram erkennt seine Sendung; an den Hof des Herzogs will er ziehen, die Gewissen zu wecken, dem Lieblosen das Herz zu rühren. Da erscheint, flüchtend vor dem rohen Gemahl, des Herzogs Tochter Freihild. Guntram's Hand wahrt sie vor dem selbstgesuchten Tode. Als ihr Retter folgt er dem nahenden Jagdzuge aufs Herrenschloß. Im zweiten Akt sehen wir Guntram am Werke. Die Gewalt seiner Schilderung, die Inbrunst seines Gesanges bezwingt das Herz des alten Herzogs, alles scheint sich zum Besten zu wenden, nur Robert, Freihilden's despotischer Gatte, erwehrt sich des Eindrucks und bedroht den kühnen Sänger mit seinen Schergen. Da kommt die Nachricht neuer Empörung. In höchster Bedrängniß ruft Guntram die Vasallen gegen den jungen Herzog, den eigentlichen Friedensfeind, auf. Robert greift zum Schwert, aber der Sänger wehrt dem Streiche: Robert fällt von Guntram's Hand. Der dritte Akt spielt in Guntram's Kerker. Freihild naht ihm als Befreierin; aber ihr Anblick bringt ihn zum Bewußtsein seiner Schuld. Umsonst bestürmt ihn des holden Weibes Liebe und Dankbarkeit. Nun da er erkannt, daß sein Schwert den Gatten der Geliebten traf, als er nach dem Feinde des Volkes schlug, muß er entsagen. In schwerem Kampfe ringt er sich los und bestimmt durch seine Seelenkraft auch Freihild zur Ergebung in das Schicksal.

Deutet die Handlung in diesen Hauptzügen noch entschieden auf Schopenhauer und Richard Wagner, so spricht sich dagegen in den Motiven, die Guntram in der Stunde der Entscheidung vom geweihten Bunde trennen, schon unverkennbar eine neuere Lebensanschauung und Geistesrichtung aus. Strauß hat, um diese seinen Helden zu stolzerer Männlichkeit emporhebenden Gedankengänge zur Anschauung zu bringen, in den letzten Akt eine Scene zwischen Guntram

und Friedhold, dem Abgesandten des Bundes eingefügt, die zwar als unnöthig verzögerndes Moment vom Standpunkt des Dramaturgen recht anfechtbar erscheint, für die Beurtheilung des Dichterkomponisten und seiner Bedeutung für die Zukunft aber vom allergrößten Werthe ist. Während ursprünglich, wie mir erzählt wurde, Guntram durch die Erinnerung an sein Bundesgelübde zur Entsagung bestimmt wurde, vertritt er in dieser Scene dem älteren, Rechenschaft fordernden Genossen gegenüber das Recht der Selbstbestimmung, wonach denn zu hoffen stände, daß Richard Strauß dereinst das musikalische Drama aus der Sphäre des Pessimismus und Altruismus zur freien Höhe des Individualismus führen werde, was naturgemäß für das Fortleben und die Weiterentwicklung der Kunstgattung von entscheidender Bedeutung wäre.

Weniger selbständig als in seinen Gedankenreihen ist Strauß in der dramatischen und poetischen Ausgestaltung seines Vorwurfes. Hier bestimmt, wie leicht zu begreifen, Richard Wagner seine Arbeit. In Haltung und Größenform des Ganzen wie in einzelnen scenischen Motiven, namentlich des zweiten Aktes, ist als Vorbild des Meisters „Tannhäuser“ leicht zu erkennen und in der Sprache und dem dichterischen Ausdruck macht sich der Einfluß der Tristandichtung übermächtig geltend. Nicht nur die kurzen Verse und der Stabreim, nein auch der Satzbau oder, besser gesagt, das Satzungefüge gemahnt an die leidenschaftliche Sprache des Begründers unseres musikalischen Dramas. Trotzdem möchte ich von allen mir bekannt gewordenen, frei nach Wagner verfaßten Textbüchern der Dichtung des „Guntram“ den Preis zu erkennen. Wer einen lyrischen Erguß von so herrlicher Breite, wie den Friedenshymnus Guntram's niederschreiben kann und das reichste Gedankenleben in die knappe Form weniger Verse zu bannen vermag, der ist gewiß ein Dichter, wenn auch seine Begeisterung oft noch ersichtlich mit dem Ausdruck ringt und seinem nur auf das Ganze gerichteten Blicke hier und da eine schwache Stelle, ein Ueberrest des Gedankengerüstes entgangen ist.

Und nun die Musik! Daß sie für die hochentwickelte Kunst des kühnen Symphonikers glänzendes Zeugniß ablegen würde, war zu erwarten. In der That wirkt sie denn auch in der Fülle ihrer Polyphonie, in der Mannigfaltigkeit, Neuheit und Pracht ihrer Instrumentation geradezu berauschend. Wie bei Wagner gibt auch bei Strauß die Verwebung und Verarbeitung leitmotivischer Gedanken im Orchester den reichen lebensprühenden Untergrund ab, wie bei Wagner entwickelt sich auch bei Strauß nur in den Augenblicken der höchsten Entfaltung des Seelenlebens aus dem Sprachgesange der Melos, die breite, vollausströmende lyrische Weise. Dabei erweist sich aber, von wenigen Anklängen abgesehen, der Musiker Strauß als durchaus selbständiger und freier „Finder“ und sein Tonwerk spiegelt fast durchweg das Wesen eigenthümlich herber, jugendlicher Männlichkeit, das schon seine Instrumentalmusik kennzeichnete. Daß sich diese Eigenart vor allem in der Harmonik und Rhythmik ausprägt, beruht im Wesen des Tondichters, der von jeher in erster Linie Charakteristiker war, und in seinem Entwicklungsgang, der von der Instrumentalmusik zum Drama führte. Wie bedeutend diese Vorschule ihn gefördert, lehrt jede Seite der riesenhaften Orchesterpartitur, wie oft sie ihn auch beirrte, kann man deutlich aus dem vokalen Part des Werkes ersehen, der nicht immer im günstigsten und richtigsten Verhältniß zum symphonischen Unterbau steht und im Uebermaß der Dauer und des Ausdruckes an die Ausführenden unerhörte Forderungen stellt. Hier wird Strauß, wenn er zu neuen Thaten schreitet, zunächst Wandel schaffen müssen in seiner Arbeits- und Schreibweise. Gewiß erstarkt dann in der liebevolleren Versenkung in Gesang und Gesangskunst auch die Gestaltungskraft des Melodikers in ihm, was wiederum selbst dem dramatischen Symphoniker zu Gute käme, dessen Leitmotive und Erinnerungsthemen im „Guntram“ noch nicht alle von so anschaulicher Plastik sind, daß sie sich der Einbildungskraft des Hörers sofort einprägen. Wie voll und schön seine Empfindung in melodischem Ausdruck aufblühen kann, zeigen schon die musikalischen Höhepunkte seines dramatischen Erstlings: Guntram's Frühlingsträumerei, seine Trostworte für Freihilde, die weihevolle, in mächtigen Gegensätzen sich entfaltende Dithyrambe auf den Frieden und vor allem die letzte große Zwiesprache der Liebenden, die an Gluth der Leidenschaft, an Größe der Empfindung und hinreißendem Schwung zu dem Schönsten und Höchsten zählt, was die neue Kunst uns beschieden hat. Das packt!

Noch erfüllt von dem Eindruck dieser Kunstoffenbarung, die das Innerste in heiligen Schauern erbeben machte und im Herzen der dankbarer Hörer jenen endlosen, siegesfrohen Jubel wachrief, der Erfolg bedeutet, bin ich Tags darauf nach Berlin zurückgereist. Die lange Fahrt gewährte mir reichlich Muße, das Erlebte zu überdenken und von Richard Strauß und der deutschen Kunst den schönsten Zukunftstraum zu träumen. Trotzdem hab' ich ein paar Mal darüber gemurrt, daß man gar so weit von der deutschen Reichshauptstadt sich entfernen müsse, um zu erfahren, wie es um die deutsche Kunst steht. Ich bin nun einmal solch ein kritischer Nörgler!

Heinrich Welti.

---

**Le marché financier en 1893—1894 par Arthur Raffalovich, Correspondant de l'Institut. (Paris. 1894. Guillaumin).**

Unter diesem Titel veröffentlicht der Verfasser seit einer Reihe von Jahren eine genaue Uebersicht über alle bemerkenswerthen Vorgänge auf dem Gebiete des Weltverkehes, namentlich insoweit die einzelnen Erscheinungen in dem Geld-, Bank- und Börsenwesen zum Ausdruck kommen. Mit der Angabe der statistischen Einzelheiten wird zugleich eine sorgfältige, grundsätzliche Prüfung der Thatsachen verbunden, und die gleichmäßige Beherrschung des Stoffes wie der Theorie macht diese Publikation zu einer der nützlichsten und lehrreichsten unter den zahlreichen, die sich solchen Aufgaben widmen.

Der in diesem Jahr erschienene Band (der sechste seit Anbeginn) hat an Umfang und Reichthum gegen seine Vorgänger um mehr als das Doppelte zugenommen; er umfaßt beinahe fünfhundert enggedruckte Seiten in Großquart. Wer auch nur in raschem Ueberblick diese Zusammenstellung durchfliegt, wird nicht umhin können, von Neuem sich zu vergegenwärtigen, welche ungeheure Bedeutung derjenige Mittelpunkt der produktiven Weltthätigkeit immer mehr erlangt, den man unter den Begriff des Bank-, Börsen- und Geldwesens zusammenfassen kann. Gerade in einem solchen Werke tritt uns am anschaulichsten entgegen, daß im Grunde die gesammte produktive Bewegung der kultivirten Menschheit heute in ihrer letzten Ausmündung an jenem Mittelpunkt zusammenströmt und eben deshalb auch von dort aus, mit neuer Bewegungskraft versehen, in die Peripherie zurückkehrt. Wenn neuerdings die Gesetzgeber mancher Länder gerade diesen Verkehr mit besondern Steuern zu belasten nicht müde werden, so erklärt sich das allerdings daraus, daß eine Gesammtarbeit von so gewaltiger Masse die Aufmerksamkeit auf sich zieht und den Gedanken erweckt, wo so viel geleistet werde, müsse auch an Abgaben für die gemeinsamen Staatszwecke viel herauszuschlagen sein. Aber dieser populären Auffassung gegenüber erhebt sich das viel größere Bedenken, daß jedes Hinderniß, welches in das tausendfach verfeinerte Räderwerk dieses Apparats in Form von Umsatzsteuern eingezwängt wird, sich ins Unendliche multiplizirt und durch Erschwerung des Ganges der Weltgeschäfte ein Minus an Produktivität zur Folge haben muß. Der geschäftliche Rückgang, über den in letzter Zeit besonders geklagt wird, dürfte nicht am wenigsten in der Belästigung zu suchen sein, welche gerade jene Tendenz der Steuergesetzgebung verfolgt, mit der sie nicht nur störend, sondern auch abschreckend auf die Energie dieses unendlich wichtigen Getriebes wirkt. Das Bild des Geschäftslebens, wie es uns aus dem neuesten Bande entgegentritt, könnte unsere Steuergesetzgeber zu ernstem Nachdenken auffordern.

In der sachlichen Schilderung der finanziellen Erlebnisse des Jahres ist die Materie nach Ländern eingetheilt. Mit besonderer Genauigkeit und Ausführlichkeit ist dabei Nordamerika behandelt, dessen Krisis einen so interessanten und unerschöpflichen Stoff bietet. Ein Schlußkapitel ist den Edelmetallen und der Münzfrage gewidmet und verarbeitet auf einem Raume von achtzig enggedruckten Seiten die Gesammtzahl der Fragen, die zur Zeit so lebhafte Aufmerksamkeit erregen. Mit der theoretischen Beleuchtung sind zugleich alle statistischen Zahlen verbunden, welche nachzuschlagen jeder in diesen Dingen Beschäftigte jetzt so oft Veranlassung findet.

Der Verfasser hat seine besondere Qualifikation zur Behandlung dieser Materie auf der letzten Brüsseler Münzkonferenz bewiesen, bei der er nicht nur als der sachverständige Vertreter Rußlands, sondern auch als Schriftführer und sprachkundiger Vermittler ausgezeichnete, von allen Parteien anerkannte Dienste geleistet hat.

L. B.

**Pravost-Paradol: Etude suivie d'un choix de lettres.** Paris, Hachette 1894.

In der französischen Akademie machte neulich der Jüngste der zu lebenslänglicher Unsterblichkeit Berufenen, Herr Ferdinand Brunetière, der heutigen Pariser Tagespresse einen Tendenzprozeß; lässige und unverzeihliche Sünden, Zeilenjäger und Alkovenchronisten wurden von dem „litterarischen Polizeipräfekten“, wie ihn sein wohlgesinnter Lobredner nannte, vor seinen Richterstuhl geladen*) und dafür verantwortlich gemacht, daß alle Ideen, von denen wir heute zehren, auf Kant und Hegel, Comte und Darwin, Claude Bernard und Pasteur, Taine und Renan zurückgehen, während die böse Presse après avoir souvent commencé par les railler n'a rien fait ou peu de chose pour les repandre ou pour les developper (sie anfangs wohl gehänselt, nachher aber so gut wie gar nichts zu ihrer Verbreitung und Entwicklung beigetragen habe). Unter den unzähligen Antworten, die Brunetière's Angriff erfuhr, wurde die nächstliegende vergessen: die vorzügliche Erörterung, die Brunetière's Vorgänger, sein hochgepriesener Musterjournalist John Lemoinne dem Verhältniß der Presse zum Parlament hatte angedeihen lassen. Und zwar vor 52 Jahren, in der Vorrede zu seinen Etudes critiques et biographiques (Paris 1842), einem Kapitel, das mich an die das gleiche Thema in gleichem Sinne behandelnden, übrigens durchweg selbständig gedachten Bemerkungen von Theodor Barth in einer der letzten Nummern der „Nation“ erinnert: beide Publizisten, der Wortführer der Débats, wie der Herausgeber dieses Blattes exemplifiziren Disraeli's vielberufenes Wort (in Coningsby): „heut zu Tage herrscht die öffentliche Meinung, die ihren Ausdruck in der Presse findet“. Beide hätten auch Carlyle nicht widersprochen, der sagte: die Times wären ein Forum, dessengleichen kein Volk der Vorzeit gekannt, ein Forum, auf dem alle Sterblichen ihre Ansichten, Klagen und Beschwerden äußern, den Verlust eines Regenschirms ebensowohl wie jede Schädigung der höchsten und der materiellsten Lebensgüter zur Sprache bringen könnten. Wie die Erfindung der Buchdruckerkunst die Lapidarschrift der gothischen Dome ersetzt hatte, würde die Erfindung des Tagesblattes die Parlamentstribüne mehr und mehr gefährden: ceci tuera cela.

Als Redaktionskollege Lemoinne's hat Prevost-Paradol in den heikelsten Zeiten des zweiten Kaiserreiches seines Amtes als Zeitungsschreiber in Lemoinne's Geist gewaltet, erfüllt von der denkbar stolzesten Auffassung seines Berufes. Am 14. August 1868 hielt Paradol in der Pariser Akademie einen Vortrag über die Beziehungen zwischen Politik und Litteratur (bei Gréard S. 69 ff.), der diese Dinge abschließende Wahrheiten bringt. Dem Vorwurf, daß der Journalismus junge Leute von anderen Arbeiten abziehe, begegnete er mit der Erwiderung, daß neun Zehntel von ihnen statt dessen wohl nur schlechte Verse, Komödien oder Romane machen würde, ein Geschäft, das sie doch meist neben der Zeitungsfrohn besorgen; der echte Publizist aber habe nach Paradol's Anschauung als vir bonus dicendi peritus die Muster von Junius, Swift, Bolingbroke, Chateaubriand und Benjamin Constant sich vor Augen zu halten. „Ist der Zeitungsschreiber zudem integer, unbefangen, den Menschen gegenüber unabhängig, unzugänglich der Aufwallung häßlicher Volksleidenschaft, gleichgültig gegen die Wandlungen der Menge, dann wird man seiner in der modernen Gesellschaft unerläßlichen Kunst doch wohl Bürgerrecht in der obersten Region der Litteratur gewähren müssen.“ Bekräftigt und bewiesen hat Prévost diese Sätze durch seinen Lebenslauf.

Der Sohn eines Soldaten und einer Schauspielerin der comédie française hat er als Kamerad von About, Sarcey, J. J. Weiß in der Ecole normale, insbesondere aber als nächster Schul- und Lebensfreund von Taine eine reiche Bildung sich erworben, die ihn — nicht bloß in seiner Lehrstelle in Aix — zu einem Hochschulprofessor ersten Ranges erhoben hätten. Zeuge dessen sein Buch über die Moralistes français, dessen Kraft und Eigenart Gréard nach Sainte Beuve und Edmond Scherer mit altem Lob und neuer Liebe preist. Allein seine volle Ueberlegenheit offenbarte unser historisch und politisch gründlich geschulter Prevost doch erst als Zeitungsschreiber. Er war ein Stilist erster Güte, in seiner Art und Kunst von Tocqueville beeinflußt, schlagfertig und weltmännisch, ein unüberwindlicher Widersacher der gewaltthätigsten Censur, ein Fleuretfechter, der mit Laune und Anmuth aller noch so grob zufahrenden, mit Steinwürfen und Knüppeln arbeitenden Offiziösen sich erwehrte. Nichts begreiflicher, als daß seine außerordentliche Begabung ihm rasch einen ebenso außerordentlichen Einfluß sicherte. Seine Aufsätze, mit größter Leichtigkeit und Fruchtbarkeit entstanden, wurden litterarische und politische Ereignisse. Gönner, Freunde, Verehrer erstanden ihm nicht nur in den Lagern der Opposition: neben Victor Hugo, Montalembert, Cuvillier-Fleury (um nur ein paar Führer der Republikaner, liberale Katholiken und Orleanisten zu nennen), gewann er den imperialistisch gestimmten Sainte Beuve dermaßen für sich, daß dieser den Vierunddreißigjährigen in die Académie française brachte. Prevost genügte aber nicht die Herrschaft über die Geister: sein Traum war es auf Grund seines programmatischen Buches La France nouvelle, „der Meister des Meisters von Frankreich“, der leitende Minister eines konstitutionellen Herrschers zu werden. Unter dem Regiment Ollivier ließ er sich bewegen, Staatsdienste zu nehmen; er ging als Gesandter nach Washington, wo ihn im Juli 1870 die Nachricht von der Kriegserklärung dermaßen übermannte, daß er Hand an sich legte. Selbstmordgedanken hatten den im Verkehr mit Ludovic Halévy scheinbar so ausgelassenen, genußfrohen Lebemann von früh an verfolgt. Gréard, der als einer der getreuesten, nächsten Freunde alle Heimlichkeiten im Wesen seines Helden so genau kennt, wie seine Schriften, weist mit sicherer Analyse auf die ersten Anwandlungen solcher Pläne von Selbsthilfe schon in Prevost's Jugendbriefen, wie in den Doppelgängern und Selbstporträts seiner novellistischen Versuche hin. Frei und gerecht, wahr und warm zugleich verdient Gréard's Studie dauernde Geltung.

Einen einzigen Punkt hätten wir nur gern schärfer behandelt sehen wollen. Prevost's Zukunftsprogramm in der France nouvelle, von allen Kundigen mit so großem Antheil aufgenommen, daß der Band in ein paar Wochen zehn Auflagen erlebte, wurde dennoch verdunkelt durch den rising-man, der damals der Laternenmann war. Das verdroß selbst Napoleon: voilà Rochefort qui fait un journal injurieux, qui n'est pas même spirituel; je l'ai lu. Et bien cela se vend à cent mille exemplaires, dit-on. Je conçois que quand une idée, une question actuelle qui passionne un pays trouve dans un écrivain un interprète fidèle, eminent, son ouvrage fasse une sorte d'explosion; mais un pamphlet sans justice, sans raison et qui a un pareil succès, qu'est-ce-que cela veut dire? („Sehen Sie, da macht Rochefort ein injuriöses Blatt, das nicht einmal geistreich ist. Ich habe es gelesen. Und das soll in Hunderttausenden von Exemplaren verkauft werden. Nun verstehe ich, daß eine Idee, eine Zeitfrage, die ein Land aufwühlt, in einem Schriftsteller einen so ausgezeichnet treuen Dolmetsch findet, daß sein Werk eine wahre Explosion bewirkt. Aber ein Pamphlet ohne Sinn und Verstand, das solchen Erfolg hat, was soll das bedeuten?“) So fragte im Juni 1868 der Kaiser den bei ihm in Fontainebleau weilenden Octave Feuillet (Revue de Paris, 15. März 1894, S. 24). Sire, on lit tout cela, mais on le méprise („Sire, man liest all das, aber man verachtet solches Zeug“), erwiderte der Romancier. Très bien („Ganz recht“), lautete die schnellfertige Gegenrede Napoleons, mais on méprise une femme, et on couche avec elle („so verachtet man auch ein Weib, mit dem man galante Händel unterhält“). Der Kaiser lachte, als er diese ebenso cynische als landeskundige Erläuterung gab. Prevost-Paradol nahm die Sache vielleicht ernsthafter. „Die Götter sind oder scheinen nicht gerecht“, schrieb zur selben Zeit im Februar 1868 X. Doudan, der Freund der Broglie, „nun strahlt die Laterne Rochefort's in ganz anderem Glanze, als das Buch von Prevost-Paradol“. Ob der stolze Mann durch die triumphalen Erfolge seines unwürdigen Nebenbuhlers im Innersten getroffen wurde, läßt sich eher vermuthen als erweisen. Gelitten hat er, und wäre es auch nur aus Verdruß über die Thorheit seiner Landsleute gewesen, schon unter dem Vergleich mit den Pasquillen des blaublütigen Gavroche. Ob auch diese Wunde schmerzte, als er in Washington nach dem Revolver griff? Wir möchten die Frage eher bejahen, als verneinen. Treibt doch selbst Werther mehr als ein Motiv in den Tod.

-m.

*) Séance de l'Académie française du 15 Fevrier 1894. Reponse de Mr. le Comte d'Haussonville. Paris. 1894. Léon. S. 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 34. Berlin, den 26. Mai 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Das endgültige Ergebniß des internationalen Kongresses der Bergarbeiter wird vielfach triumphirend von den Gegnern der Sozialdemokratie als gänzlicher Mißerfolg hingestellt. Die Sozialdemokratie behauptet das Gegentheil und bringt für ihre Behauptung den Beweis, daß auch die Engländer, die diesen Mißerfolg verschuldet haben sollen, angeblich Worte hoher Anerkennung für die Berliner Verhandlungen in ihrer Heimath öffentlich ausgesprochen haben. Das ist sehr wohl möglich; klug genug sind die Engländer hierzu; und wir wüßten gar nicht, warum die bürgerlichen Parteien sich veranlaßt sehen sollten, weniger klug als jene Delegirten der Vereinigten Königreiche zu sein.

Obgleich die Engländer auf einem wesentlich anderen Standpunkt als die festländischen Bergleute stehen, haben sie doch sehr recht, in enger freundschaftlicher Berührung mit diesen zu bleiben; das wird der Bergarbeiterbewegung und der Allgemeinheit nutzen. Sachlich treten sie den Deutschen, Franzosen, Belgiern, Oesterreichern freilich mit aller Schärfe entgegen, aber auch die bürgerlichen Parteien können nur wünschen, daß diese sachlichen Gegensätze nicht zu einem offenen Bruch führen.

Es ist schon sehr wichtig gewesen, daß die versammelten Bergarbeiter von Männern, denen sie selbst vertrauen, einen Ueberblick über die Lage ihrer Genossen in den verschiedenen Ländern erhielten. Fast alle Schilderungen waren mit Zola'schen Farben kolorirt; gewiß waren zum Theil die Farben absichtlich stark aufgetragen; aber unzweifelhaft ist die Lage der Bergarbeiter vielfach auch eine außerordentlich elende. Im Gegensatz zu diesen Darstellungen gaben die Engländer ein Bild, das weder an den Sensationsroman noch an die Agitationsbroschüre erinnert; es fehlen ihm nicht die Schatten; aber es ist von einem Lichte beleuchtet, das stark schon die Wolken durchbricht, und man hat das Gefühl, dieses Licht wird sich ausbreiten, wird wachsen und wird bald noch heller und wärmer auf die Pfade der Bergarbeiter fallen. Die englischen Vertreter selbst zweifeln gar nicht daran.

Im Verhältniß zu den festländischen Arbeitern haben die Engländer schon viel erreicht; und die Frage, die sich hieraus für die Franzosen, Deutschen, Oesterreicher ergibt, brauchen wir gerade. Heute sagen die kontinentalen Arbeiter: In der heutigen Gesellschaft ist unser Loos unter allen Umständen besiegelt, also beseitigen wir diese Gesellschaft. Jedes Wort, das die bürgerlichen Parteien dagegen sagen, ist verdächtig und stößt als verdächtig auf taube Ohren. Aber die Engländer sind Arbeiter wie die anderen. Und das, was sie erkämpft haben und was sie durch friedliche Agitation siegesgewiß als die Erfolge künftiger weniger Jahre voraussagen, zwingt doch die anderen zu der Frage: Warum sollen nicht auch wir das Gleiche mit gleichen Mitteln erreichen können? Dieser Gedankengang ist der Wegweiser, der aus dem gefährlichen und unfruchtbaren Streben in das Utopische langsam zu praktischen Zielen hinführen wird.

Und dieser Gegensatz, der sich bei der Darstellung der allgemeinen Verhältnisse geltend machte, trat von Neuem zu Tage bei jedem einzelnen der behandelten Gegenstände.

Einer der wichtigsten Punkte der Tagesordnung war die Frage der gesetzlichen Festlegung des Arbeitstages von acht Stunden. Die festländischen Delegirten waren einig darüber, daß hier nur das Gesetz helfen könne, und das Gesetz müsse helfen, möge aus der verdammten Industrie werden, was da wolle und mögen die Unterschiede für den Betrieb des Bergbaues an den verschiedenen Punkten der Erde dieser Gleichheitsmacherei auch noch so sehr widerstreben. Aus solchem Empfinden heraus sprachen die kontinentalen Delegirten. Die Engländer waren nicht einig; aber auch die, welche für die staatliche Oktroyirung der Achtstundenarbeit sprachen, thaten das doch mit einer Motivirung, die in sozialdemokratischer Beweisführung einigermaßen

verpönt ist. Wir zitiren immer nach dem gewiß unbedenklichen Bericht des sozialdemokratischen „Vorwärts“, und dieser Bericht läßt Mr. E. Cowly von der Miners Federation, den Befürworter eines gesetzlichen Einschreitens, sagen:

„Er glaube, daß in 2 bis 3 Jahren der gesetzliche Achtstundentag eine feststehende Thatsache geworden sein werde. Wie bei anderen Fragen, so habe sich auch hier in der Industrie und im Handel der Ruf erhoben, daß die Einführung des Achtstundentages der Ruin von Handel und Gewerbe bedeute, aber er sei überzeugt, daß die Industrie, die sich bisher noch immer rasch anderen Existenzbedingungen angeschmiegt habe, auch bei Einführung des gesetzlichen Achtstundentages nicht nur keinen Nachtheil, sondern im Gegentheil noch Vortheile davon haben würde.“

Auch hier hören festländische Arbeiter von einem, der mit ihnen dasselbe will, daß die Voraussetzung für die Erreichung des Zieles die Frage ist, bleibt die Industrie lebensfähig; das ist denn doch ein wesentlich anderer Standpunkt wie jener, der da sagt, was geht uns jene Ausbeuterbande überhaupt an.

Mr. Abraham aus Wales vertrat dann einen zwar ähnlichen Standpunkt, aber machte doch noch einen Vorbehalt. Er sagte:

„Was die Frage der Arbeitszeit anbetrifft, so seien alle Walliser Arbeiter einig, daß eine Regelung nothwendig sei und wirksam nur durch die Gesetzgebung geschehen könne. Nur über die Zeit bestehe eine verschiedene Auffassung. Die Mehrheit halte an dem Achtstundentag fest, es sei aber auch eine Minderheit vorhanden, die von einer Verkürzung der Arbeitszeit nichts wissen wolle.“

Also man kann sogar Arbeiter sein und doch so „reaktionär zurückgeblieben“, daß man aus einer Verkürzung der Arbeitszeit eine Schädigung der eigenen Lage befürchtet und daher gegen eine solche Verkürzung ist.

Und welch einen Standpunkt nahmen schließlich die Vertreter der großen Kohlendistrikte von Durham und Northumberland ein?

Mr. Young und Mr. Johnson sind gegen jede gesetzliche Festsetzung; sehr erklärlicher Weise, denn ihre Hintermänner in den Gruben haben es allein durch gewerkschaftliche Vereinigung dahin gebracht, daß in ihren Distrikten nur 7½ Stunden gearbeitet wird; der achtstündige Arbeitstag wäre für diese Gegenden also ein bedeutender Rückschritt. So gab denn Mr. Young dem Programm der von ihm vertretenen 120000 Arbeitern einen für sozialdemokratische Ohren wahrhaft blasphemischen Ausdruck. Er sagte:

„Nicht gegen die Verkürzung der Arbeitszeit an sich wende ich mich, sondern allein gegen die Kampfesmethode, gegen die gesetzliche Festlegung der Arbeitszeit, die ich für undurchführbar halte. Nichts liegt mir ferner, als mich gegen die Hebung der Klassenlage der Arbeiter zu wenden. Zu unserer Sonderstellung kommen wir durch folgende Ueberlegung. Wenn in allen Bergbau treibenden Ländern und Gegenden so verschiedene Löhne, Arbeitsverhältnisse und Arbeitszeiten herrschen, so sei das nur dadurch zu erklären, daß die natürlichen Unterschiede diese Verschiedenheit erzeugt haben. Demgegenüber sei es natürlich lächerlich, durch die Gesetzgebung volle Uniformität zu fordern. Wie ist es möglich, daß irgend ein Parlament ein Gesetz durchzuführen im Stande ist, das nicht Rücksicht nehme auf die von Ort zu Ort wechselnden Verhältnisse? ... Sehe ich mich in diesem Saale um, so erblicke ich auf den wallenden Bannern die Worte Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit; was ist das aber für eine Freiheit, wenn wirthschaftliche Maßnahmen durch Zwangsmaßregeln vorgenommen werden? — Daß die gesetzliche Regelung unmöglich ist, das zeigt noch folgendes: Wir haben in Durham und Northumberland versucht, die Arbeitszeit der Kinder noch unter die der Erwachsenen (7½ Stunden) herabzudrücken. Trotz eifrigster Bemühungen, trotz der gewaltigsten Anstrengungen unserer Organisation ist uns dies nicht gelungen, weil die Arbeitsmethode, das Hand-in-Handarbeiten der Erwachsenen mit den Kindern erforderlich ist. Wenn eine vergleichsweise so kleine Maßnahme selbst an Ort und Stelle durch die kräftigste Arbeit nicht erreicht werden konnte, wie soll da auf der ganzen Welt, ja innerhalb desselben Landes durch gesetzgeberische Maßnahmen Uniformität hergestellt werden können? — Aufgabe des gewerkschaftlichen Kampfes ist es, für die einzelnen Bezirke Verbesserungen zu erzielen, den Achtstundentag zu erkämpfen.

Nicht ein Wort dieses Delegirten brauchen die Liberalen zu beanstanden, die nach der üblichen Definition auch nur ein Bestandtheil der dem Arbeiter gegenüberstehenden reaktionären Masse sind. Und daß solche Worte, die sich mit einer hergebrachten Wendung nicht abthun lassen, aus solchem Munde an dieser Stelle gesagt wurden, das gerade ist von hoher Bedeutung. Nicht heute und nicht morgen wird diese Bedeutung zu Tage treten; aber es ist doch ein erstes Mal jener Bann von Wahnvorstellungen durchbrochen, mit der die Masse der kontinentalen Arbeiter umgeben worden ist. Sie sehen, daß es auch für die Behandlung ihrer Angelegenheiten verschiedene Standpunkte gibt, und daß man die Ueberzeugungen der Manchestermänner strengster Observanz hegen und gleichwohl der vollgültige Vertreter einer der stärksten und wirthschaftlich fortgeschrittensten Arbeiterorganisationen sein kann.

Noch zwei gewichtige Fragen erörterte man; die Frage der gesetzlichen Festlegung des Minimallohnes und die Frage der Ueberproduktion. Auf beiden Gebieten trugen die Engländer den Sieg davon und mit den Engländern der gesunde Menschenverstand. Durch Organisation der eigenen Kräfte wollen die Engländer beiden Uebeln entgegentreten; sie wollen der Ueberproduktion steuern, indem sie der Benutzung ungeschulter Kräfte in den Bergwerken sich entgegenstellen, und sie wollen auf die Bergwerksbesitzer einen Druck ausüben, daß diese die Löhne nur dann reduziren, wenn sich nach Klarlegung der Geschäftsbücher eine Verschlechterung der allgemeinen Geschäftslage ergibt. Kommissionen, die auf dieser Basis mit den Arbeitgebern verhandeln, sind in England nicht selten, und es läßt sich gegen den einen wie gegen den anderen Vorschlag kaum etwas einwenden, während das Rufen der Minorität des Kongresses nach Dekreten eines Staates, den man verwirft, und der übliche rettende Hinweis auf den Zukunftsstaat einer Erörterung gar nicht bedarf.

Zwei weitere Beschlüsse seien noch erwähnt. Die Frauen sollen nicht mehr für den Bergwerksbetrieb verwerthet werden. Mit klarem Sinn für die Realität des Lebens als oberster Lehrmeisterin erklärte der englische Delegirte Perrot:

„Die Erfahrungen, die in englischen Bergwerken gemacht worden seien, sprechen dafür, daß die Frauenarbeit in Bergwerken entbehrt werden könne, und auch ausgemerzt werden müsse.“

Sodann verdient hervorgehoben zu werden, in wie hohem Grade die englischen Vertreter sich das Gefühl für Unparteilichkeit zu wahren gewußt haben. Die kontinentalen Delegirten sagen: Der Unternehmer ist entschädigungspflichtig zu machen bei jedem Unfall, gleichviel, wie der Unfall entstanden ist. Den Engländern aber erscheint es unerhört, daß Jemand auch dann für einen Unfall haftbar gemacht werden soll, wenn er nachweislich an demselben unschuldig ist; und so wird einstimmig von den Engländern auch dieser Antrag niedervotirt. Ein solcher Vorgang zeigt den gesunden Sinn jener Majorität für Gerechtigkeit, und er zeigt die Befangenheit der anderen, für die es gegenüber dem Arbeitgeber nur eine Parole gibt: Voilà l'ennemi.

Für den realen wirthschaftlichen Fortschritt hat die Bewegung, welche den Arbeitstag von acht Stunden erstrebt, eine außerordentliche Bedeutung; und es erscheint heute gar nicht mehr zweifelhaft, daß die Verkürzung der Arbeitszeit noch weitere sehr erhebliche Fortschritte machen wird, und zwar, wie vor Allem Amerika, England und auch einzelne Experimente auf dem Kontinent zeigen, zu gleichmäßigem Vortheil der Arbeiter wie der Industrie, die bei kürzerer Arbeitszeit, wenn nur das hergestellte Produkt nicht geringer ist, sogar noch gewinnt. Eine staatliche Regelung dieser Frage wird um so weniger bedenklich sein, je reifer die Verhältnisse an sich schon für solche Konzession waren; aber sie kann verheerend wirken, wenn die allgemeine Lage für eine derartige Entwicklung noch völlig ungeeignet ist. So wird denn auch in einem so fortgeschrittenen Lande wie England der Streit um diese Frage sich in immer engeren Grenzen bewegen und von Jahr zu Jahr an Schärfe abnehmen, weil das, was erreicht werden soll, sich auch durch die natürliche Entwicklung wird erreichen lassen, und die Staatsintervention wäre somit schließlich nur eine entbehrliche Besiegelung. Das, was die Engländer auf diesem Kongresse trennte, war daher bei Lichte besehen, keine gar so hohe Scheidewand. Und mag man gegen einzelne Ausführungen der Engländer Vorbehalte machen, immerhin verließ niemals auch nur einer dieser Delegirten den realen Boden des Möglichen.

Mit solchen Männern, die doch auch für den Arbeiter, ihren Auftraggeber, schon einiges geleistet haben, müssen unsere Vertreter des vierten Standes häufiger verhandeln, und zwar gerade auf Kongressen, die von der Fluth allgemeiner Phrasen nicht gar zu uferlos überströmt werden, weil es sich darum handelt, ganz bestimmte reale Interessen zu fördern. Wenn die einzelnen Berufsstände unter den Arbeitern sich erst an jene praktischen Aufgaben heranmachen, die heute schon die Engländer mit so großem Erfolge zu lösen suchen, dann ist die entscheidende Krisis auch in der kontinentalen Arbeiterbewegung da, und ein Staat, dessen regierende Schichten sich von einer Politik gewagter und frivoler Abenteuer fern halten, kann diese gesunde Krisis mit Ruhe erwarten.

Die „Polizei und die Arbeitslosen" heißt eine kleine Broschüre (Verlag von Ullstein & Co. in Berlin), welche nach stenographischer Aufnahme die neulich schon besprochenen Verhandlungen gegen die auf Veranlassung der Polizei angeklagten acht Redakteure enthält. Die Broschüre, die nur 15 Pfennige kostet, ist lesenswerth, weil erst durch sie in ganz scharfen Zügen der Verlauf jenes Prozesses hervortritt, der das Aufsehen verdient, das er erregt hat. Jetzt sieht man ganz deutlich, daß Herr Brausewetter auch nicht die geringsten Anstrengungen gemacht hat, die sich widersprechenden Zeugenaussagen zu einem einheitlichen Bilde auszugleichen. Für ihn scheinen beweiskräftig nur jene Aussagen gewesen zu sein, welche die Polizei in eigener Sache machte, und in ganz gleichem Geiste wurde die Anklage vertreten. Es entspricht daher der allgemeinen Stimmung, daß der Berliner Anwaltverein in einer besonderen Sitzung mit aller Schärfe eine Resolution gegen eine solche Praxis der Rechtspflege gefaßt hat.

In Frankreich ist wiederum ein Ministerium gestürzt. Casimir Périer ließ sich durch eine Koalition der äußersten Linken und der äußersten Rechten aus dem Sattel heben; es scheint, daß er diese Niederlage gerade durch diese Koalition suchte, um so der Repräsentant der großen Masse der gemäßigten Republikaner zu bleiben.

Betrachtet man die lange Reihe der Ministerkrisen in Frankreich, so handelt es sich schließlich fast immer nur um Personenfragen, die am Ende das Land ziemlich unberührt gelassen haben. Einmal geht der politische Zeiger freilich ein wenig nach dieser Seite, ein anderes Mal nach jener; aber die allgemeine Entwicklung wird durch diese Erschütterungen kaum stark beeinflußt, und vielleicht kommt auch einmal die Zeit, wo das Land diesen Kämpfen nur noch in sofern Beachtung schenkt, als das Ansehen einer Volksvertretung immer mehr sinken muß, die aus persönlichem Ehrgeiz und persönlichen Liebhabereien ihre Zeit mit solchen Manövern oder mit den Vorbereitungen für dieselben im Wesentlichen ausfüllt.

In Serbien hat der König einen Staatsstreich gemacht; er hat die jetzige Verfassung abgeschafft und griff auf die frühere zurück; dazu haben Verhaftungen stattgefunden wegen angeblicher Verschwörung der Opposition gegen die Krone. Hinter diesen Vorgängen steckt natürlich der Exkönig Milan, und es wäre wunderbar, wenn dieser Spieler nicht auch die Krone seines Sohnes verspielen sollte. Leider ist das Jeu an einem gefährlichen Punkte Europas entrirt; aber es hat glücklicherweise den Anschein, als würden Oesterreich und Rußland sich in die Affäre vorläufig nicht hineinziehen lassen.

Zwischen Spanien und Deutschland ist jetzt ein regelrechter Zollkrieg mit Maximaltarifen und Zollzuschlägen ausgebrochen. Es ist ein müßiger Streit, sich gegenseitig die Schuld an dieser bedauerlichen Entwicklung zuzuwälzen. Fest steht leider, daß beide Staaten bei diesem Zollkrieg erheblichen Schaden erleiden. Statt auf gegenseitige Rekriminationen sollte man deshalb alle Mühe auf eine baldige Beilegung des Streites verwenden.

* * *

## Embarras de richesse.

„Die Börse war flau, Preise weichend auf günstiges Wetter und gute Ernteaussichten."*) Derartige Zeitungsnotizen wiederholen sich seit Wochen — nur vorübergehend unterbrochen von mäßigen „Preissteigerungen in Folge von Nachtfrösten" — und der heimische wie der fremde Landwirth sieht mit einem lachenden und einem weinenden Auge, wie der Segen des Himmels sich ziemlich gleichmäßig über alle Länder verbreitet. Daß seine eigenen Saaten gedeihen, vernimmt er mit Lust; aber die große Ernte, an der alle Konkurrenten theilnehmen, läßt nur einen geringen Preis für die zu Markt gebrachten Früchte des Feldes erhoffen. So blickt denn selbst der Landwirth, der Alles herrlich heranreifen sieht, ohne rechte Freudigkeit der reichen Ernte entgegen, während der, welcher noch alte unverkaufte Vorräthe besitzt, mit Sorgen, und jener, der aus irgend einem Grunde inmitten der allgemeinen Fülle nur auf eine mäßige oder gar schlechte Ernte zu rechnen hat, mit Verzweiflung erfüllt wird. Ist es verwunderlich, daß solchen Stimmungen gegenüber Agitatoren ein leichtes Spiel haben, wenn sie verlangen, daß von Staatswegen der unbequeme Kausalzusammenhang zwischen der Fülle der Produkte und dem Sinken der Preise unterbrochen und mit einer reichen Ernte auch ex officio „lohnende" Preise verknüpft werden? Allerdings heißt das: jene, die Brot kaufen müssen, der Vortheile eines reichen Erntesegens berauben, den Konsum einschränken, die Vorräthe stauen. Jede künstliche Vertheuerung hindert ja — auch ganz abgesehen von der Ungerechtigkeit, die in der Belastung der Einen zu Gunsten der Anderen liegt — den volkswirthschaftlichen Stoffwechsel, indem sie jene natürliche Ausbreitung des Konsums aufhält, die mit jeder Verbilligung von Waaren verknüpft ist. Und diese Ausbreitung des Konsums ist nicht bloß auf jene Artikel beschränkt, welche unmittelbar billiger geworden sind. Kann eine Familie ihren Brotbedarf im Jahre um 50 Mark billiger decken, so wird sie diese 50 Mark nicht sämmtlich in mehr Brot anlegen. Der Verbrauch von Brot wächst wahrscheinlich nur um ein Weniges; es kommt dagegen vielleicht häufiger Fleisch auf den Tisch, oder die Frau schafft sich ein neues Kleid an oder der Mann dehnt sein Budget für Tabak und Bier etwas aus.

Diese natürliche Entwicklung des Verbrauchs zu hemmen, ist von allen volkswirthschaftlichen Fehlern der schlimmste; denn er befördert gerade jene gefährlichen Stauungen im Kreislauf der Arbeit, welche man mit dem Namen Ueberproduktion zu bezeichnen liebt.

Ueberproduktion ist nur ein anderes Wort für verminderte Konsumtionsfähigkeit, und die kann man nicht dadurch heben, daß man den Konsum erschwert.

Natürlich kann die Ueberproduktion unter Umständen eine solche sein, daß kein Konsum damit Schritt zu halten vermag. Es besteht sogar für jeden Artikel eine Verbrauchsgrenze, über welche hinaus selbst durch den stärksten Preisfall der Konsum nicht zu treiben ist. Aber eine Ueberproduktion in diesem Sinne ist immer nur in einzelnen Arbeitszweigen möglich. Der Fall, daß auf allen Arbeitsgebieten diese Grenze überschritten wird, ist undenkbar, so lange noch irgend ein menschlicher, durch Arbeit erreichbarer, Wunsch auf Erden unerfüllt geblieben ist.

Was man so schlechthin als Ueberproduktion bezeichnet, läßt sich deshalb genauer definiren als Unverhältnißmäßigkeit in der Entwicklung der einzelnen Produktionszweige. Diese unverhältnißmäßige Entwicklung ist wesentlich befördert worden durch den Protektionismus. Das Schutzzollsystem bezweckt die Beförderung einzelner besonders begün-

*) Diese Notiz bildet den Ausgangspunkt einer Zuschrift an die Redaktion, in der gebeten wird, doch einmal in der „Nation" den merkwürdigen Gegensatz zu behandeln, welcher in derartigen „Schmerzensschreien der Ueberproduktion" zu Tage trete. Das Thema berührt die subtilsten Fragen der Volkswirthschaft. Der vorliegende Artikel will nur einige der wichtigsten prinzipiellen Gesichtspunkte hervorheben.

stigter Arbeitszweige durch eine künstliche Preissteigerung der Produkte dieser Arbeitszweige. Diese Preissteigerung reizt zum Produziren an, bewirkt also ceteris paribus eine Vermehrung der verfügbaren Vorräthe; und sie wirkt zugleich in der Richtung einer Verminderung des Verbrauchs wegen der Vertheuerung der Produkte. Berücksichtigt man, daß diese absolute Vermehrung der Waaren und jene relative Verminderung des Konsums durch das Schutzzollsystem für eine große Anzahl von Artikeln in den verschiedensten Staaten seit mehreren Jahrzehnten künstlich gefördert ist, so reicht das schon aus, um die chronischen Absatzkrisen unserer Zeit zu erklären. Derartige Absatzkrisen sind wirthschaftliche Krampferscheinungen, in denen das gestörte Gleichgewicht zwischen den einzelnen Produktionszweigen in schmerzhafter Weise dadurch wieder hergestellt wird, daß durch einen verlustbringenden Preisfall der Konsum zum Zugreifen angereizt wird. Solche billige Preise, so unangenehm sie von den Produzenten empfunden werden, sind das Heilmittel der Krisen. Ihre Wirkung hindern heißt die Krisis verlängern.

Und was versteht man endlich unter einem billigen Preise? Der Begriff ist ein durchaus relativer. Eine Waare, die ich vor zehn Jahren um 5 Mark vielleicht sehr billig gekauft habe, kann heute mit 5 Mark sehr theuer bezahlt sein. Will man dem Begriff eine tiefere volkswirthschaftliche Bedeutung beilegen, so muß man die Billigkeit an der menschlichen Arbeit messen. Je mehr Bedarfsartikel durch ein gewisses Quantum menschlicher Arbeit erworben werden können, um so billiger sind diese Waaren. Richtig verstanden bedeutet also die Verbilligung von Gütern, welche durch Arbeit erworben werden können, die Vertheuerung der menschlichen Arbeit.

Diese Vertheuerung aber ist das große Ziel wirthschaftlicher Kultur. Für die Millionen der Lohnarbeiter kommt diese Vertheuerung zum Ausdruck einmal durch eine Erhöhung des Geldlohns und sodann durch eine Ermäßigung des Preises der durch Geld zu erwerbenden Lebensgenüsse. In diesem letzteren Prozeß vollzieht sich ein Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit, der für die Besserung der Lage der arbeitenden Klassen von größerer Bedeutung ist, als alles, was die Gesetzgebung zu deren Gunsten erfinnen kann.

## Parlamentsbriefe.

### XVIII.

Ein konservativer Abgeordneter, Herr von Kröcher, äußerte in den letzten Tagen, das Abgeordnetenhaus werde vor seine Wähler treten mit dem verspätet abgeschlossenen Etat in der einen und dem Elbe-Travekanal in der anderen Rocktasche. Das ist eine Selbstkritik der konservativen Partei die den Landtag beherrscht, welcher andere Parteien nichts hinzuzufügen haben. Uebrigens beruht sie nicht auf neueren Erfahrungen. Als im Jahre 1855 jenes Abgeordnetenhaus zu Stande gekommen war, welches man die Landrathskammer nannte, war es in ganz gleicher Weise unfruchtbar.

Daß das Budget verspätet zu Stande gekommen, ist in keiner Weise zu entschuldigen; sein Abschluß wurde nur durch Debatten des ödesten Inhalts verzögert. Der Elbe-Travekanal ist wenigstens etwas Gutes, aber wenig; es hätte in der Hand des Hauses gelegen, den Dortmund-Rheinkanal hinzuzufügen und so der langen Session einen angemessenen Inhalt zu geben. Die Mehrheit, welche dieses bedeutende Kanalunternehmen zu Falle brachte, setzte sich aus drei Gruppen zusammen. Zunächst aus Doktrinären, welche behaupten, in unserem Klima und unter den heutigen Verhältnissen habe die Kanalschiffahrt überhaupt keine Zukunft. Diese Herren müßten zunächst erläutern, aus welchen Gründen für die Schiffahrt auf künstlichen Wasserstraßen weniger Aussicht sein sollte, als für die auf natürlichen Wasserstraßen. Berlin, das vor einem halben Jahrtausend seine erste Kirche dem heiligen Nikolaus, dem Schutzpatron der Schiffer, widmete, hat einen Schiffsverkehr, mit welchem der Tonnenzahl nach nur wenige Seehäfen der Welt wetteifern können, und der sich neben dem Eisenbahnverkehr sehr stattlich behauptet.

Die zweite Gruppe bilden die Fanatiker der Sparsamkeit, welche der Ansicht sind, der Staat habe keine Pflicht, solche Verkehrsanlagen herzustellen, und müsse es den Interessenten überlassen, derartige Kanäle zu bauen und für eine Rente ihres Kapitals zu sorgen. Das ist ein Standpunkt, mit welchem wir sehr gern rechnen möchten, wenn nicht der Staat bei uns viele Milliarden für den Bau und Ankauf von Eisenbahnen ausgegeben hätte. Wie die Dinge bei uns liegen, gibt es nur die Alternative: Staatskanäle oder gar keine.

Diese beiden Gruppen würden keine Mehrheit gebildet haben, wenn sich nicht die zahlreichste hinzugesellt hätte, diejenige, welche praktisch nur die Interessen der Landwirthschaft und des östlichen Theils der Monarchie kennt, die sich gleichzeitig die Genugthuung nicht versagen wollte, für den russischen Handelsvertrag Revanche zu üben. Die Bestrebungen dieser Gruppe zu unterstützen, haben unsere näheren Freunde im Abgeordnetenhause mit Recht abgelehnt.

In der letzten Stunde hat nun das Abgeordnetenhaus den Kranz seiner Thaten noch dadurch vermehrt, daß es das Gesetz über die Landwirthschaftskammern angenommen hat. Die Konservativen haben mit dem Centrum und mit den Nationalliberalen Kompromißverhandlungen gepflogen und sind mit den letzteren glücklich zum Abschluß gelangt; freilich hat ein Theil der nationalliberalen Partei seine Theilnahme versagt, darunter die Herren Habrecht und von Benda, und ein hervorragendes Organ der Partei hat durchaus den Standpunkt festgehalten, den auch wir vertreten.

Das Centrum war der Einführung obligatorischer Landwirthschaftskammern sehr geneigt, allein es verlangte eine stärkere Betheiligung des kleinen Grundbesitzes, und darauf wollten die Herren im Osten nicht eingehen. Die Nationalliberalen hatten ursprünglich den Standpunkt vertreten, daß Landwirthschaftskammern nur fakultativ gebildet werden dürfen, ließen sich aber mit dem Zugeständnisse abspeisen, daß die Provinziallandtage gutachtlich befragt werden sollen, ob Landwirthschaftskammern zu bilden seien, worauf dann die Regierung thun darf, was sie will.

Die schwierige Frage, in welcher Weise die landwirthschaftlichen Kammern zusammengesetzt werden sollen, damit die verschiedenartigen Interessen der Landwirthschaft zum richtigen Ausdruck kommen, wird durch eine Durchhauung des Knotens gelöst. Zunächst sollen die Kreistage die Mitglieder wählen; dann wird Gott weiter helfen. Deutlicher hätte es nicht zum Ausdruck gebracht werden können, daß es sich in erster Linie um die Verfolgung politischer Interessen handelt.

Der Nachtheil, der von dem Gesetze zu besorgen ist, besteht hauptsächlich darin, daß das freie landwirthschaftliche Vereinswesen geschädigt wird, welches sich sehr segensreich erwiesen hat. Der Landwirth ist darauf angewiesen, mit seinen Berufsgenossen technische Erfahrungen auszutauschen. Die landwirthschaftlichen Kammern werden erhebliche Kosten verursachen, und man wird darum versuchen, an andern Vereinsausgaben zu sparen. Die Erfahrungen, die man in den letzten Jahren mit obligatorischen Interessenvertretungen gemacht hat, sind nicht so beschaffen, daß sie den einen schrecken und den andern ermuthigen könnten.

Eine Anfrage des Herrn von Eynern gab Herrn Miquel noch Gelegenheit, seine alte Vorliebe für indirekte Kommunalsteuern zum Ausdruck zu bringen. Man sollte glauben, daß die besondere Betriebssteuer, die dem Gastwirthsgewerbe auferlegt ist, ausreicht, um sowohl Wein als Bier und Branntwein ausgiebig heranzuziehen. Die Steuern, welche auf die Getränke gelegt werden, wälzt der Gastwirth auf die Speisen ab und so dienen sie dazu, die Volksernährung zu verschlechtern.

Proteus.

# Von der württembergischen Verfassungs-revision.

Württemberg beschäftigt sich angelegentlich mit der Reform seiner Verfassung. Das Bewußtsein, daß die gegenwärtige Zusammensetzung der Volksvertretung den Volkswillen nicht zum reinen Ausdruck kommen läßt, hat tief Wurzel geschlagen in der ganzen württembergischen Bevölkerung. Dabei empfindet man zugleich, daß dieser Mangel ein wesentlicher Grund der bedauerlichen Erscheinung ist, daß zwischen der Regierung und großen Kreisen der Bevölkerung eine gewisse Scheidewand, ein Zustand des Mißtrauens nicht verschwinden will, welcher für die Regierung mit jedem Jahr mißlicher werden muß. Gewiß hat auch die württembergische Regierung schon erkannt, daß die Mittel und die Methode der letzten zwei Jahrzehnte für die nächsten zwei Jahrzehnte nicht ausreichen werden und daß, wenn Württemberg seine Aufgaben nach Innen und im Reich erfüllen will, die Regierung stark sein muß durch das Vertrauen der eigenen Bevölkerung. Zur Herstellung dieses Vertrauens kann kein Mittel geeigneter sein, als die Umgestaltung der Volksvertretung zu einer wahrhaft volksthümlichen Einrichtung. So wie die Dinge heute liegen, bedeutet das Vertrauen des Landtags noch nicht das Vertrauen des Landes und es hat der Reichstag unter Anderem auch deshalb eine höhere Autorität, weil er ein reinerer Spiegel der Volksmeinung ist. Mit der büreaukratisch-militärischen Vorstellung aber, daß man die Autorität des Parlaments geflissentlich zu unterbinden habe, müssen auch die Regierungen brechen, nachdem sich gezeigt hat, daß keine der modernen staatlichen Einrichtungen von der gleichen öffentlichen Theilnahme der eigenen Bevölkerung getragen wird, wie eben die Volksvertretungen, und daß diese trotz der Unvollkommenheiten des parlamentarischen Instituts die wichtigsten Vermittler des Verständnisses für staatliche Interessen und Gesetzgebungsakte, gleichsam der Herd des öffentlichen Lebens, geworden sind. Die eigene Volksvertretung schädigen, heißt heutzutage das eigene Staatsleben schädigen, die eigene Volksvertretung im Vertrauen der Bevölkerung befestigen, heißt das eigene Staatsleben befestigen.

Wenn in Württemberg ein lebhaftes Verständniß für diesen Zusammenhang und ein gesteigertes Interesse für die durch einen Gesetzentwurf der Regierung auf die Tagesordnung gesetzten Fragen des Verfassungsrechts zu beobachten ist, so wird sich dies nicht zuletzt aus der Thatsache erklären, daß unser Land eine vielhundertjährige Verfassungsgeschichte besitzt. In den politischen Kämpfen einer langen Reihe von Generationen hat Württemberg die Erfahrung gesammelt, daß die Form der Verfassung keine leere Form ist und daß eine gute Verfassung eine der wichtigsten Garantien und Voraussetzungen einer volksthümlichen Verwaltung und einer guten Gesetzgebung bildet.

Es ist schon mehr als ein Jahrhundert verstrichen, seitdem im englischen Parlament Fox das Wort ausgesprochen hat: „Ich kenne nur zwei Verfassungen, diejenige von England und diejenige von Württemberg.“ Das Wort ist gottlob veraltet, aber dennoch bleibt es ein werthvolles Zeugniß für die Schwaben, welche schon vor vier Jahrhunderten von dem absoluten Regiment zu der konstitutionellen Regierungsform übergegangen sind und diese in ununterbrochener Kette bis in die moderne Zeit zu bewahren gewußt haben. Und es war kein Scheinkonstitutionalismus, den die Altwürttemberger am Ende des 15. Jahrhunderts eingeführt haben, damals als ihr zweiter Herzog, Eberhard der Jüngere, sich der von dem „ständischen Regimentsrath“ erlassenen „Regimentsordnung“ nicht fügen und in eine selbstherrliche Mißwirthschaft verfallen wollte. Der „ständische Rath“ kündigte ihm am 10. April 1498 in aller Form den Gehorsam und zwang ihn, zwei Monate hernach, zum förmlichen Verzicht auf die Regierung. Der ständische Rath war klug genug, das errungene Recht sich von dem Nachfolger alsbald verbriefen zu lassen. Am 14. Juni desselben Jahres kam die erste württembergische Verfassungsurkunde zu Stande, deren wesentlicher Inhalt kurz hernach in dem zwischen den Ständen und Herzog Ulrich abgeschlossenen, vom Kaiser genehmigten Tübinger Vertrage vom 8. Juli 1514 bestätigt und erweitert wurde. In diesem Tübinger Vertrage wurden der „Landtag“ als bleibende Einrichtung sanktionirt und zugleich die Mittel zur Sicherung seiner regelmäßigen Berufung geschaffen. Die Stände hatten mit großem staatsmännischem Geschick sich zur Uebernahme der landesfürstlichen Schulden nur gegen Uebertragung des vollen Steuerbewilligungsrechts herbeigelassen. Auch sonst läßt sich aus der alten württembergischen Verfassungsgeschichte mit mathematischer Sicherheit der doppelte Beweis führen, daß das Verfassungsrecht nach seiner Entstehungsursache nichts anderes ist, als eine Schutzwehr des Volks gegen die Mißregierung der Fürsten, und daß die Volksvertretung in dem Steuerbewilligungsrecht die Waffe besitzt, um sich jenes Recht und die ihr zukommende Stellung zu erobern und zu sichern. Daß der altwürttembergische Landtag es auch verstanden hat, sich zum Organ berechtigter Volksbeschwerden zu machen, dafür kann als klassisches Beispiel der Beschluß aus der Session von 1583 angeführt werden, laut dessen der Landtag öffentliche Klage erhebt, „des in unserem Fürstenthum gesessenen Adels halber . . ., was maßen derselbe des Vaterlands Wohlfahrt in vielen Wegen genieße und brauche, aber zur Beschirmung, Erbauung und Bestärkung desselben bisher nicht das geringste geleistet habe, auch noch nicht leisten wolle“. Die schwäbischen Deputirten von anno dazumal haben es sich wohl nicht träumen lassen, daß ihr vaterländischer Seufzer 300 Jahre später dem deutschen Vaterland noch immer das Herz schwer macht und daß im Jahre 1894 ihre Nachfolger im württembergischen Landtag aufs Neue den Kampf gegen grundlose Prätensionen des Adels zu führen genöthigt sind.

In der That bildet den Mittelpunkt der württembergischen Verfassungsrevision, die von dem Gesetzentwurf der Regierung d. d. 8. April 1894 „versuchsweise“ in Angriff genommen worden ist, die Frage nach der Anerkennung oder Aberkennung der Adelsvorrechte. Um den Aenderungsvorschlag und zugleich den Kern des bevorstehenden Verfassungsstreits zu präzisiren, ist es nöthig, auch auf die neuere Verfassungsgeschichte mit einem Wort einzugehen.

Aus den heißen Verfassungskämpfen, die der am 1. Januar 1806 unternommene Staatsstreich des zum König avancirten Herzogs und Kurfürsten Friedrich entfesselt hatte, war, nach einem dreizehnjährigen absoluten Regiment, unter seinem Sohn und Nachfolger König Wilhelm I. am 25. September 1819 eine neue modernisirte Verfassung hervorgegangen. Sie umgab das Königthum wieder mit den Schranken einer Konstitution, räumte aber gleichzeitig dem höheren und niederem Adel bedeutende parlamentarische Vorrechte ein, um die Fürsten, Grafen und Freiherren des Landes damit zu versöhnen, daß sie sich, wie die übrigen Staatsangehörigen, entsprechend dem Bedürfniß des modernen Staats, der Landeshoheit von Württemberg zu unterwerfen hatten. So wurde nicht nur eine erste Kammer geschaffen, in welcher die Häupter der fürstlichen und gräflichen Familien wie die Vertreter der standesherrlichen Gemeinschaften den dominirenden Einfluß erhielten, sondern es wurden auch den „ritterschaftlichen“ Familien des Landes 13 Sitze in der zweiten Kammer eingeräumt. Neben diesen erhielten auch noch 6 Vertreter der evangelischen und 3 Geistliche der katholischen Kirche, die unter Berufung auf das alte Kloster- und Kirchengut Rechtsansprüche behaupteten und als 23. „Privilegirter“ der Kanzler der Universität, unter den 70 gewählten Volksvertretern im Stuttgarter Halbmondsaal, Sitz und Stimme. Dort haben sie nunmehr seit 75 Jahren „ausgeharrt“, mit Ausnahme eines Exils von anderthalb Jahren. Durch Gesetz vom 1. Juli 1849 nämlich ward, in Ausführung der von der württembergischen Regierung formell anerkannten Grundrechte und der

durch sie verfügten „Abschaffung aller Adelsvorrechte“ rechtsgültig an Stelle der bisherigen Ständeversammlung eine einzige Versammlung von gewählten Vertretern des Volks berufen. Aber schon am 6. November 1850 wurde durch königliche Verordnung die gesetzmäßig gewählte konstituirende Versammlung aufgelöst, das Gesetz vom 1. Juli 1849 für aufgehoben erklärt und, gleichfalls im Verordnungswege, die aufgehobene Verfassungsbestimmung von 1819 trotz des energischen und würdevollen Protestes der Versammlung gegen diese „Verfassungswidrigkeit“ wieder in Anwendung gebracht. Es verdient festgehalten zu werden, daß der sogenannte verfassungsmäßige Zustand von heute auf einem, in serbischem Stile ausgeführten, Verfassungsbruch seitens der Krone beruht und daß König Wilhelm selbst die in der berüchtigten Verordnung vom 6. November 1850 neu gegebene Zusage der baldmöglichsten Wiederaufnahme der Revision der Verfassung nicht eingelöst hat. Da diese Pflicht der Krone und die Hoffnung des Landes auch von seinem Sohn König Karl nicht erfüllt worden ist, so trat die unverjährbare Forderung an König Wilhelm II. alsbald bei seinem Regierungsantritt heran und er versprach mit Worten, aus welchen allerdings mehr ministerielle Diplomatie, als fürstliche Freigebigkeit herausklang, den „Versuch“ einer „zeitgemäßen Verfassungsrevision“ in der laufenden Legislaturperiode „zu erneuern“. Die Erinnerung an diese Zusage, an das im Spätjahr bevorstehende Ende der Wahlperiode und an die Dreiviertelsmehrheit, über welche die Regierung dank der „Privilegirten“ im gegenwärtigen Landtag bisher verfügt hat, zeitigte die Vorlage vom 8. April.

Der Entwurf der Regierung ist ein „Versuch“ mit absolut untauglichem Mittel, er ist das Werk ängstlicher Ministerialräthe, nicht aber weitblickender Minister. Er ändert im kleinen und kleinsten Stil an der Adelskammer herum, nimmt in diese 3 Kirchenvertreter aus der zweiten Kammer herüber, um der „Volkskammer“ noch 6 Prälaten und Dekane, (statt bisher 9) und 8 ritterschaftliche Abgeordnete (statt bisher 13) zu belassen. An Stelle der ausgemerzten 8 Privilegirten sollen neben einer stärkeren Vertretung der Stadt Stuttgart je 3 von den landwirthschaftlichen Gauverbänden und den Handelskammern zu wählende Abgeordnete kommen. Für die beiden neu projektirten Kurien der Landwirthschaft und des Handelsgewerbes sind komplizirte indirekte Wahlsysteme geschaffen, die zugleich bestimmt scheinen, der „Organisation des Gewerbes und der Landwirthschaft“ den längst vermißten Odem einzuhauchen und Landwirthschaftskammern nach preußischem Muster anzubahnen.

Die öffentliche Meinung und hinter ihr drein auch sämmtliche politische Parteien verstanden, daß dieser Vorschlag ein Einbruch in das System der politischen Repräsentation und damit thatsächtlich eine Verschlimmbesserung wäre, und die beschenkten Kreise des Handels und der Landwirthschaft, denen, wenn auch nur in homöopathischen Dosen ein doppeltes Wahlrecht verliehen würde, waren verständig genug, dem Projekt mit frostigem Mißtrauen entgegen zu treten, weil sie eine scharfe Witterung dafür hatten, daß jenes Wahlrecht nur eine Staffel für einzelne, nicht nothleidende Persönlichkeiten, aber kein Segen für den Stand sein würde.

Die Kommission des Abgeordnetenhauses, an welche die einer öffentlichen Debatte ausweichende Regierung unter Ausnutzung einer Bestimmung der Geschäftsordnung ihren Entwurf vor Einberufung des Plenums brachte, ging denn auch in der ersten Stunde über diese neu privilegirten Ständevertreter mit entscheidender Mehrheit zur Tagesordnung über und der Plan des Ministeriums Mittnacht war in diesem Theil endgültig begraben, noch bevor der Landtag zusammentrat. Anstatt nun aber auf dieser Bahn energisch fortzuschreiten und reinen Tisch mit den Privilegien zu machen, blieb die Kommissionsmehrheit vor den übrigen Vorschlägen des Regierungsentwurfs und den von diesem geschonten Vorrechten rücksichtsvoll stehen. Nach den vorliegenden Beschlüssen der Kommission soll die I. Kammer künftig bestehen: aus den Prinzen des königlichen Hauses, aus den Häuptern der fürstlichen und gräflichen Familien, aus den Vertretern der standesherrlichen Gemeinschaften, aus 12 vom König ernannten Mitgliedern, aus dem Landesbischof, aus dem Präsidenten des evangelischen Konsistoriums, aus dem ältesten Generalsuperintendenten und aus je einem Mitgliede der Gemeindevertretung von Stuttgart, Ulm und Heilbronn. Die II. Kammer aber soll zusammengesetzt sein: aus 8 Mitgliedern des ritterschaftlichen Adels, 4 evangelischen Generalsuperintendenten, 2 katholischen Mitgliedern des Domkapitels und Dekanats, und 77 Volksvertretern der Oberamtsbezirke und Städte. Die Kommission will also im Unterschied zu der Vorlage die 8 geopferten Privilegirten durch 7 neue städtische Abgeordnete ersetzen. Die „Reform“ der Kommission ist so winzig, daß man sie mit dem politischen Mikroskop betrachten muß, um überhaupt eine Verbesserung zu entdecken. So kommt es, daß die Bevölkerung, welche die Dinge nicht durch die parlamentarische Brille, sondern mit offenen Auge anschaut, Land auf und Land ab erklärt: das ist keine Verfassungsreform! So lange 15 Privilegirte des Adels und der Kirche in der Volkskammer sich häuslich niederlassen, verdient diese ihren Namen nicht. Diese Strömung ist ohne irgend welche Agitation so stark geworden, daß sie, wenn ihr nicht weitere Konzessionen gemacht werden, über alle opportunistischen Erwägungen — welche die Miniaturreform auf Abschlag und als Erleichterung künftiger Reformarbeit anzunehmen rathen — hinweggehen und die Reformprojekte der Regierung und der Kommission fortspülen wird.

Der Standpunkt der freiheitlichen Opposition des Landtags ist durch ihre Tradition und durch diese Gesammtlage von selbst gegeben. Sie wird bei den in nächster Woche beginnenden Debatten das Bedürfniß der Reform bejahen und wird den diesem Bedürfniß nicht genügenden Reformvorschlägen ihre Programmforderung der „reinen Volkskammer“ entgegenstellen, und sie wird diese Richtschnur auch in den Eventualbestimmungen nicht verlassen können, um nicht zu Gunsten von ein paar kleinen Vortheilen die Forderung selbst zu diskreditiren und die Bewegung abzuschwächen, von welcher die wahre Verfassungsreform allein zum Ziele getragen werden kann. Ueber diese Abschwächung und Diskreditirung im Fall der Annahme einer Flickreform lassen die sämmtlichen aus dem Land eintreffenden Berichte einen Zweifel nicht mehr aufkommen, eine Thatsache, die schon an sich als ein wichtiger politischer Faktor anzuerkennen ist. Die Volkspartei und wohl auch die „Linke“ werden geschlossen das Gesetz ablehnen, im vollen Bewußtsein dessen, daß ihre Stimmen und ihre Stellungnahme sein Schicksal entscheiden dürften.

In einer mißlichen Lage ist die nationalliberale „deutsche“ Partei. Ihr Führer im Landtag hat in erster Linie für den Kompromiß gestimmt und die Partei hat die „reine Volkskammer“ unter ihre Programmforderungen aufgenommen; würde sie geschlossen für dieselbe eintreten, so wäre der Verfassungeänderung in diesem echt liberalen Geiste schon in diesem Landtag die Mehrheit und im nächsten Landtag die Zweidrittelmehrheit sicher. Aber die Partei wird, wenn sie nicht ganz übergeht, sich neutralisiren und dem Vorwurf der Wähler nicht entgehen, daß sie die Beseitigung der Privilegirten im Programm, aber nicht im Schilde führt.

Die Haltung des Centrums ist noch unentschieden, da die Rechnung darüber sehr komplizirt ist, ob die Aenderungen die spezifisch katholischen Interessen günstig oder ungünstig berühren. Aber eben, weil diese Frage nicht zweifellos ist, besteht die Wahrscheinlichkeit, daß sich das Votum der Centrumsabgeordneten der auf Verwerfung gerichteten öffentlichen Meinung anschließen wird.

Die Regierung wird, wenn sie für ihren eigenen Entwurf kaum ein Dutzend Stimmen erhält und wahrnehmen muß, daß dank ihrer Politik der Halbheiten die Parteien, auf welche sie dieselbe bisher stützte, morsch und verbraucht zerfallen, sich nachdenklich an die Stirne greifen und zu spät erkennen, daß sie einen außerordentlich glücklichen Moment verpaßt hat, eine ernstliche Reform Hand in Hand mit

allen politischen Parteien durchzuführen. Denn sobald die Regierung die Versetzung der Privilegirten der zweiten Kammer in die erste Kammer mit Nachdruck für „zeitgemäß“ erklärt hätte, so konnte sie ein nahezu einstimmiges Votum des Abgeordnetenhauses und eine Mehrheit bei ihren „Magnaten“ erlangen. Dann war das Ministerium Mittnacht wieder im Sattel des politischen Vertrauens und es hätte den Träger der Krone mit einem Schlage wahrhaft populär gemacht, wenn nicht nur das Wort der Thronrede des gegenwärtigen Monarchen, sondern auch die Zusagen seiner Vorfahren loyal und erfolgreich eingelöst worden wären. Herr von Mittnacht hat das nicht gewollt, er geizt nicht nach dem staatsmännischen Ruhm, auch einmal ein Gesetz zu machen, das seinem Namen ein bleibendes und dankbares Andenken verschaffen wird. Falls er aber darauf rechnen sollte, daß sich die scharf liberale Strömung im Lande wieder verlaufen wird, so könnte er sich ebensosehr täuschen, wie sein früherer Ministerkollege, der die „Abschaffung der Lebenslänglichkeit der Ortsvorsteher“ mit der lex Hegelmaier zu pariren vermeinte, in Wahrheit aber durch sein unglückliches Gesetz und die erste „praktische“ Anwendung den Nachweis für die Berechtigung jener Volksforderung aufs glänzendste geführt hat. Ich glaube fast, der verunglückte Verfassungsentwurf der Regierung wird sich in gleicher Weise „fruchtbar“ erweisen und es könnte bei den Neuwahlen im Herbst ein Echo geweckt werden, das einem Verdikt über die innere Politik des Ministeriums zum Verwechseln ähnlich ist.

Stuttgart, den 21. Mai 1894.

Conrad Haußmann.

## Glossen zur Zeitgeschichte.

### Ein nothleidender Agrarier.

Unsere Agrarier klagen bei jeder Gelegenheit darüber, daß ihnen bei den heutigen Preisen eine lohnende wirthschaftliche Thätigkeit unmöglich sei, und führen mit Vorliebe die Konkursstatistik dafür an, daß bei den heutigen Preisen der Gutsbesitzer nicht existiren könne, sondern zu Grunde gehen müsse. Der Einwand der Gegner, daß vielfach ein Leben auf zu großem Fuße die Ursache des Zusammenbruchs sei, wird als böswillige Uebertreibung zurückgewiesen. Die präsumirte Nothlage führt dann weiter zu Einkommensteuerdeklarationen, in denen nicht selten ein geradezu winziges Jahreseinkommen angegeben wird. Wie es trotzdem möglich ist, daß es noch immer Gutsbesitzer giebt, die eine Bauernwirthschaft nach der anderen ankaufen, oder ihre Schulden abzahlen, wenn sie es nicht vorziehen, ihr Geld in sicheren oder unsicheren Papieren anzulegen — die Provinzialbankiers könnten Manches darüber sagen, wenn die geschäftliche Diskretion das nicht verböte! — das ist ein Wunder, über welches die nichtagrarischen Bürger sich vergeblich den Kopf zerbrechen! Solches Kopfzerbrechen hat kürzlich zu einem interessanten Beleidigungsprozeß geführt.

Unter den Einwohnern von Vietz hatte es eine große Erregung hervorgerufen, daß die Einschätzung des Gutsbesitzers Feuerherm durch die Einkommensteuer-Veranlagungskommission des Landkreises Landsberg a. W. zu niedrig erfolgt sei. Feuerherm war für das Steuerjahr 1893/94 von der Voreinschätzungskommission auf ein jährliches Einkommen von 10000 Mark eingeschätzt, von der Einkommensteuer-Veranlagungskommission aber unter Zugrundelegung seiner Deklaration von 3162 Mk. auf 4200 Mk. veranlagt. (In der später zu erwähnenden Gerichtsverhandlung meinte der Landrath, die zugesetzten 1000 Mk. hätten bei Reklamation des Veranlagten wieder abgesetzt werden müssen.) Die Voreinschätzungskommission beschwerte sich beim Regierungspräsidenten über diese Veranlagung und wurde abgewiesen. Eine weitere Beschwerde an den Finanzminister und das Verlangen, die Verhältnisse durch einen besonderen Kommissar prüfen zu lassen, hatte zur Folge, daß der Regierungsassessor, welcher dem Landrath zur Assistenz zugewiesen war, damit beauftragt wurde, zu prüfen, ob die Veranlagungskommission — Vorsitzender der Landrath! — wirklich falsch veranlagt habe. Ergebniß: Ablehnung der Beschwerde seitens des Finanzministers! Darüber doppelte Entrüstung im Ort und Massenpetition der Gemeinde Vietz an den Finanzminister, worin der Prediger des Ortes zusätzlich um Beseitigung der schreienden Ungerechtigkeit bat, um die Erregung in der Gemeinde zu besänftigen. Abermals abschläglicher Bescheid!

Inzwischen aber wurde gegen die verschiedenen Beschwerdeführer seitens der Staatsanwaltschaft mit Beleidigungsanklagen vorgegangen. Ein Einwohner des Orts, Brauereibesitzer H., hatte zu einem Bekannten geäußert, „die niedrige Einschätzung des F. sei nur möglich gewesen, weil er ein Freund des Landraths sei“. Der gute Bekannte sagt dem Landrath das wieder, und dieser veranlaßt auch eine Beleidigungsklage gegen H. H. wird von der Strafkammer zu 100 Mark Geldstrafe verurtheilt. Sein Anerbieten, den Wahrheitsbeweis zu erbringen dafür, daß F. ein weit höheres Einkommen habe, wird abgelehnt. Das Reichsgericht weist auf erhobene Beschwerde des Verurtheilten die Sache zur erneuten Verhandlung zurück und verlangt, daß dem H. die Führung des Wahrheitsbeweises gestattet werde. Weiter werden wegen Beleidigung der Veranlagungskommission verfolgt die Voreinschätzungskommission des Ortes und der Pastor. Die Strafkammer aber lehnt die Einleitung des Verfahrens gegen die Mitglieder der Voreinschätzungskommission ab, und der Pastor wird freigesprochen.

In der erneuten Verhandlung gegen H. ergibt nun der angetretene Wahrheitsbeweis Folgendes:

Der Gutsbesitzer F. ist der einzige Sohn eines wohlhabenden Mannes, dessen Nachlaß verschieden — vom Landrath auf 40—50000 Thaler, von Nachbarn auf 3- bis 400000 Mark geschätzt wird; ein guter Bekannter kennt die Vermögensverhältnisse des F. näher; er habe vom Vater ein „großes“ Vermögen geerbt. F. hat seinen Grundbesitz verpachtet und zieht daraus über 9000 Mk. Pacht; er ist bei einer Stärkefabrik mit 50000 Mk. betheiligt, aus welcher er aber nur 500 Mk. Einnahme gehabt hat; er betreibt eine Ziegelei, welche ihm nur wenig Ertrag gebracht hat, während andere Ziegeleibesitzer den Ertrag kleinerer Ziegeleien mit 3500 Mk. angeben und den Ertrag der F.'schen Ziegelei allein auf 4—5000 Mk. schätzen! Der Landrath meint freilich, F. hätte ja seine Steine billiger verkaufen oder verschenken können! F. hat zwar 4 Häuser, sie bringen aber nur 75 Mk. Einkommen! Er hat einen Wald gekauft für 100000 Mk., welcher aber gar nichts einbringt. Die Jagd wird zwar auf einen Pachtwerth von 3—6000 Mk. geschätzt, er verzichtet aber auf diese Einnahme; er beschießt die Jagd selbst; bei seinem Hause unterhält er durch einen angestellten Gärtner einen Luxusgarten.

Und das Alles bei 3162 Mk. Einkommen!

F. stellt seinen Einnahmen 12186 Mk. Zinsen und Leibgedinge gegenüber, wonach nur 3162 Mk. Einkommen blieben! Den geringen Ertrag der Ziegelei begründet er mit etwa 4000 Mk. „Reparaturausgaben“! Das erregt keineswegs das Bedenken der Veranlagungskommission, welche den Ertrag kleinerer Ziegeleien desselben Ortes auf das Dreifache veranschlagt! Der Staatsanwalt glaubt zwar, daß der Angeklagte H. von der Unrichtigkeit der Einschätzung des F. überzeugt gewesen sei, die Verhandlung habe aber nachgewiesen, daß objektiv F. richtig veranlagt wäre. H. wird abermals zu 100 Mk. Strafe verurtheilt und büßt sein unvorsichtiges Wort mit mindestens 1000 Mk. Kosten.

Dieser Prozeß ist lehrreicher, als manche Agrar-Enquete.

Wir haben hier einen Gutsbesitzer, der trotz der Nothlage der Landwirthschaft aus den verpachteten Ländereien, von denen er etwa 177 Mk. Grundsteuer zahlt, die sehr achtbare Pacht von mehr als 9000 Mk. zieht. Er kann also im landwirthschaftlichen Betriebe nichts zusetzen,

aus dem sehr triftigen Grunde, weil er ihn nicht treibt! Sein Vermögen wird auf 500 000 Mk. geschätzt, er führt einen Haushalt auf einem Fuße, daß die Kosten auf mindestens 10 000 Mk. jährlich zu veranschlagen sind, verzichtet auf eine Jagdverpachtung, die ihm 3—4000 Mk. Einnahmen bringen würde, um das Jagdvergnügen selbst zu genießen. Das Alles bei 3162 Mk. deklarirtem Einkommen! Daß jeder Mensch, welcher so lebt und sein regelmäßiges Einkommen mit 3162 Mk. deklarirt, über die Höhe seines Einkommens falsch unterrichtet sein muß oder ein sinnloser Verschwender ist, leuchtet ein. Das hindert seine lieben Nachbarn, welche so gern für sich ein besonders zart und sein organisirtes Ehrgefühl in Anspruch nehmen, nicht, bei ihm zu tafeln; der Königliche Landrath nennt ihn mit besonderem Nachdruck auch in der Gerichtsverhandlung seinen Freund; die Veranlagungskommission findet das Mißverhältniß durchaus nicht so besonders auffallend.

Wenn man einmal die Einschätzungen der Gutsbesitzer genauer sich ansähe, man würde recht Viele finden, die auf einige Hunderttausend Mark Vermögen geschätzt werden, die einen Haushalt führen, der 8—10 000 Mark Kosten verursacht — die Söhne studiren oder sind Offiziere, die Töchter sind in Pensionen, welche Geld kosten —, die aber trotzdem gut stehen, Alles pünktlich bezahlen, mehr oder weniger regelmäßig alle Jahre etwas zurücklegen, — und das Alles bei einem deklarirten Einkommen von 3—5000 Mark. Daß solche Deklarationen immer in gutem Glauben erfolgen, ist ganz undenkbar! Jeder einigermaßen erfahrene Steuerkommissar würde hier Wandel schaffen können. Warum wendet Herr Miquel dem Punkt keine größere Aufmerksamkeit zu? Man mache statt der Landräthe, denen — wie die Menschen einmal sind — bei den freundschaftlichen Einladungen zur Jagd u. s. w. die agrarische Noth gar zu leicht in Herz und Sinn übergeht, Steuerbeamte zu Vorsitzenden der Kommissionen, die womöglich gar nicht im Kreise wohnen. Man würde Zeichen und Wunder erleben! Kann man es verantworten, die Gewissenhaftigkeit der Ehrlichen fort und fort in so schwere Versuchung zu führen? Da ist der fleißige und bescheidene Schuster, der sich kaum einmal ein Glas Bier erlaubt; er hat gespart, eine gute Kundschaft erworben, muß 3500—4000 Mark Einkommen versteuern — der gnädige Herr vom Dominium X, der stolz in seiner Kalesche zur Stadt kommt, von dem er genau weiß, er hat ein schönes Vermögen geerbt, er lebt gut, ohne über seine Verhältnisse zu gehen, der ist nicht höher, vielleicht sogar niedriger veranlagt! Der Reichskanzler sagte gelegentlich: „er prüfe jedes Gesetz auf seine Wirkung gegen die Sozialdemokratie!" Nun, dann sehe er hier einmal nach! Bringt es etwa kein Wasser auf die Mühle der Sozialdemokratie, wenn der einfache Arbeiter — wie dies in dem vorliegenden Falle geschehen ist — in jeder Kneipe darüber skandalirt, wie gering die großen Herren eingeschätzt sind, wenn eine ganze Gemeinde rebellirt, alle Instanzen durchmacht und das Ende ist: die Veranlagung wird für richtig erklärt und der Unvorsichtige, welcher seinem begreiflichen Grimme Luft gemacht hat, wird bestraft und hat obendrein 1000 Mark Kosten zu zahlen?

Urbanus.

## Ludwig Bamberger's Charakteristiken.

Wer soll Ihr Buch*) in der „Nation" anzeigen? fragte ich Ludwig Bamberger, als dieser Tage der erste Band einer Auswahl von Arbeiten aus dem reichen litterarischen Lebenswerk unseres Freundes in meine Hände gelangte. Der Befragte wußte, daß er unter den Mitarbeitern an dieser Zeitschrift viele aufrichtige Bewunderer besitzt, die eine Aufforderung, die Besprechung zu übernehmen, nicht ablehnen würden, aber eben deshalb bat er, von diesem Kreise abzusehen und die Distanz in den persönlichen Beziehungen zwischen Autor und Kritiker so weit zu nehmen, daß die litterarische Objektivität vollauf gewahrt werden könne. Die Erwägung erschien mir plausibel und ich versprach, demgemäß zu handeln. Aber ich habe es mir anders überlegt. Wäre diese gesuchte Objektivität nicht doch nur ein bloßer Schein?

Kein Mann von einiger Lebensart wird in einem fremden Salon einen Hausfreund zum Gegenstande eines „objektiven" Tadels machen; noch weniger wird er ihn so loben, wie er es vielleicht verdient. Bamberger aber gehört, wie unsere Leser wissen, zu den intimsten Hausfreunden der „Nation". Er hat deshalb keinen Anspruch auf Gerechtigkeit; er kann nicht verlangen, in diesen Spalten „objektiv" behandelt zu werden. Vielmehr dürfte hier das allersubjektivste Verfahren am Platze sein. Statt die Distanz zwischen Autor und Kritiker möglichst zu erweitern, habe ich sie deshalb möglichst verengert und die Introduktion selbst übernommen. Ich kann dabei kurz sein, da ich zu Bekannten des Autors und über zum größeren Theil Bekanntes rede. Was Ludwig Bamberger litterarisch bedeutet, das wird nicht leicht Jemand besser beurtheilen können, als der Herausgeber einer Zeitschrift, die seit länger als zehn Jahren den Vorzug gehabt hat, das Meiste von Bamberger's litterarischen Arbeiten zu veröffentlichen. Man lernt ein Kunstwerk ganz anders kennen, wenn man es hat entstehen sehen. Und um kleine Kunstwerke, nicht um handwerksmäßige journalistische Erzeugnisse handelt es sich hier.

Der Band umfaßt eine Sammlung älterer und neuerer Studien über einzelne Persönlichkeiten. Die Mehrzahl bilden Nekrologe, welche beim Hinscheiden alter Freunde — Moritz Hartmann, Eduard Lasker, Friedrich Kapp, Karl Hillebrand, Heinrich Homberger, Adolf Soetbeer — entstanden sind. Daran schließen sich Reminiscenzen an Napoleon III., die im Januar 1873 publizirt wurden, und ein Aufsatz, der beim Tode Renan's erschien. Ferner enthält der Band noch zwei kritische Essays über die Historiker Heinrich von Treitschke und Arthur Chuquet, eine parlamentarische Causerie: „In Ferienstimmung", einen Aufsatz über Otto Gildemeister zu dessen siebzigstem Geburtstag und eine im Jahre 1866 für die „Revue moderne" in französischer Sprache geschriebene — nachträglich übersetzte — geschichtliche Studie über Adam Lux. Die Leser der „Nation" werden manches ihnen längst Vertraute in dieser Sammlung von Charakteristiken wiederfinden. Einzelne der älteren Arbeiten dagegen waren auch mir noch neu, und es erschien mir besonders reizvoll, diese älteren mit den neuesten Studien zu vergleichen.

Wer lange Jahre an einer Zeitschrift die eingehenden Manuskripte auf ihre Verwendbarkeit geprüft hat, der wird naturgemäß gerade für die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Stils seinen Blick schärfen. Es entwickelt sich daraus allmählich eine Stil-Diagnose, die schon nach wenigen Sätzen erkennt, wes Geistes Kind der Verfasser ist. Dabei lernt man auch die tiefere Bedeutung des viel mißbrauchten Wortes le style c'est l'homme — oder, um Buffon richtig zu citiren: le style est de l'homme même — würdigen. Wenn man schon aus der Handschrift eines Menschen auf dessen Charaktereigenschaften glaubt schließen zu können, in wie ganz anderem Grade muß ein Schluß aus der litterarischen Form der Gedanken auf das Wesen des Schreibenden möglich sein. Und da nützt auch keine Verstellung. Daß die Sprache dazu da sei, um die Gedanken zu verbergen, ist zwar ein witziges Paradoxon, jedoch ist in dem Ausspruch kaum ein Körnchen Wahrheit enthalten. Wenigstens der schriftliche Ausdruck der Gedanken bleibt selbst bei aller angewandten Mühe stets mehr Spiegel als Schleier. Der litterarische Stil ist eben nichts Aeußerliches, sondern von dem Gedankeninhalt ebenso wenig zu trennen, wie die künstlerische Idee von der künstlerischen Form. Jeder Schrift-

*) Charakteristiken. Von Ludwig Bamberger. Berlin. 1894. Verlag von Rosenbaum & Hart.

steller hat deshalb auch seinen besonderen Stil, der in der Regel um so leichter herauszuerkennen ist, je höher litterarisch der Schriftsteller steht. In den höheren Regionen der Litteratur herrscht — Gott sei Dank — kein Sozialismus des Stils, sondern noch der unbeschränkte Individualismus.

Es kommt deshalb auch nicht vor, daß ein erwachsener Mensch seinen Stil von Grund aus ändert. Es giebt zwar Leute genug, auch solche, welche viel schreiben, die — im eigentlichen litterarischen Sinne gesprochen — stillos sind. Die Meister der Sprache dagegen pflegen selbst in ihren Jugendschriften bereits alle charakteristischen Merkmale ihres späteren Stils zu zeigen. Man kann nur von einer Vervollkommnung und einer Degeneration, aber nicht von einer radikalen Aenderung bei ihnen reden. Zu derartigen Erwägungen bietet der vorliegende Sammelband vielfachen Anlaß. Man vergleiche die Reminiscenzen an Napoleon III., welche aus dem Jahre 1873 stammen, zum Beispiel mit dem Aufsatz über Otto Gildemeister bei dessen siebzigstem Geburtstage im Jahre 1893. Zwischen den beiden Arbeiten liegen zwei Jahrzehnte, die Stoffe sind gewiß verschiedenartig, das Verhältniß des Autors zu den beiden Männern, die er charakterisirt, enthält kaum irgend einen Vergleichspunkt. Und doch ist gar kein Zweifel möglich, daß beide Porträts von derselben Feder gezeichnet sind.

In Bamberger's Darstellung sind es weniger die einfachen Grundlinien der Komposition, als das reizvolle Detail, welches sofort auffällt. Aber in diesem Schmuck geht nicht das Wesentliche verloren, es tritt nur weniger aufdringlich — gelegentlich wohl auch einmal weniger nachdrücklich — hervor. Er schlägt nie mit Keulen drein, aber wenn indignatio facit versum, so trifft sein eleganter Stoß die empfindlichste Stelle des Gegners. Und doch ist er weniger Polemiker als humaner Skeptiker, der auch das, was ihn abstößt, zu begreifen sucht, und der es liebt, auf die Lichtseiten des Lebens und auf die angenehmen Eigenschaften der Menschen und Dinge hinzuweisen.

Man hat manche Eigenart der Bamberger'schen Schreibweise wohl auf seinen längeren Aufenthalt in Paris und seine intime Kenntniß des französischen Geistes zurückgeführt; man hat „französischen Esprit“ in seinen Reden wie in seinen Schriften gefunden. Ich habe die Ansicht nie getheilt. Der Geist in seinen Schriften ist meines Erachtens durchaus original und mit der deutschen Sprache so eng verbunden, daß er ein ganz anderes Gepräge erhält, wenn er sich der französischen Sprache bedient. Es ist schon darauf hingewiesen, daß die Studie über Adam Lux welche den „Charakteristiken“ einverleibt ist, aus dem Französischen übertragen wurde. Die Uebersetzung selbst läßt nichts zu wünschen übrig, aber dieser übersetzte Bamberger ist uns fremd. Nur aus der mütterlichen Sprache erwächst ihm die volle Kraft des Stils und jenes Geistes, der angeblich französischen Charakters ist.

Die einzelnen Aufsätze des vorliegenden Bandes sind zum Theil Momentaufnahmen, aber man sieht es ihnen nicht an. Man vergleiche die Skizze über Renan. Als Renan starb, war Bamberger gerade in Interlaken. Ich erfuhr den am 2. Oktober 1892 eingetretenen Tod am 3. Oktober Morgens früh bei einem Spazierritt in den Grunewald. Ich ritt in Folge dessen zunächst nach Charlottenburg zu Theodor Mommsen, um ihn womöglich zu einem Artikel über Renan zu bestimmen. Aus Gründen, die ich gelten lassen mußte, lehnte derselbe ab und wir kamen überein, daß Bamberger den Artikel schreiben müsse. Es wurde daraufhin gleich von Charlottenburg aus nach Interlaken telegraphirt. Nach einigen Stunden aus dem Grunewald zurückgekehrt, fand ich bereits eine Antwort aus Interlaken vor, wonach der telegraphisch Ueberfallene unter Protest gegen das Verfahren anzeigte, daß er der Gewalt weiche. Die Arbeit konnte denn auch bereits in der „Nation“ vom 8. Oktober publizirt werden. Trotzdem war es keine Eintagsfliege. Die Leser der „Nation“ werden den Artikel mit Vergnügen in dieser Sammlung wieder begrüßen und sich davon überzeugen, wie wenig ihm die Zeit geschadet hat.

Habent sua fata libelli. Ich bin begierig zu erfahren, welches Schicksal dieser Band haben wird, demgegenüber der „gebildete“ deutsche Leser nicht einmal die Ausrede hat, die Lektüre sei nicht amüsant.

Th. Barth.

---

## Toynbee Hall.

(Schluß.)

Noch wichtiger als das Lehrsystem selbst ist der freundschaftliche Verkehr zwischen Lehrenden und Lernenden, zwischen Toynbee Hall und ihrer ganzen Umgebung. Schon die ersten Bewohner der Hall wandten ihre Aufmerksamkeit den Volksschullehrern und ihrer Thätigkeit zu, und dieses Interesse ist aufrecht erhalten und wesentlich erweitert worden. Fast jede Ausgabe des monatlich erscheinenden Blattes „Toynbee Record“ bringt einen Bericht über hier unter dem Vorsitz eines Residents abgehaltene Lehrerkonferenzen; die jungen Gelehrten unterhalten freundschaftliche Beziehungen zu den Schullehrern; tauschen Ansichten und Meinungen mit ihnen aus; sorgen für anregende Zerstreuung — kurz die große Bedeutung des früher in England so vernachlässigten Volkserziehers wird an dieser Stätte vollkommen gewürdigt.

Mit unermüdlichem Eifer wurde auch von Anbeginn eine Annäherung an die Arbeiterklubs des Ostens gesucht; und hier, wo man den University Gentlemen zuerst mit entschiedenem Mißtrauen entgegenkam, haben sie sich jetzt großer Achtung und wirklicher Beliebtheit zu erfreuen. Die Vorträge, die im letzten Winter in einer Reihe solcher Eastend Clubs über Handwerkerverbindungen und über Shakespeare von zwei Toynbee Residents gehalten wurden, fanden die freundlichste Aufnahme und warmen Beifall. Einer der größten, der an Toynbee Hall angrenzende Molesworth Club, steht jetzt ganz unter der Leitung derselben, und seine zahlreichen männlichen und weiblichen Mitglieder, deren freie Abende nicht selten durch Vorträge, musikalische und dramatische Aufführungen u. s. w. verschönert werden, befinden sich sehr wohl dabei. Ein wichtiges Feld der Thätigkeit für die Residents und ihre Associates bilden die sanitäre Beschaffenheit der Arbeiterwohnungen und Arbeiterangelegenheiten überhaupt. Einige von ihnen suchen eine Lösung zu finden für die brennende Frage des Arbeitsmangels und stehen an der Spitze von Arbeiterverbindungen und Arbeiterbüreaus, während andere zur Verwaltung der Friendly Societies gehören, die über ein Kapital von mehr als 12 000 000 Pfund Sterling verfügen und viel zu der Selbständigkeit des brittischen Arbeiters beigetragen haben. Die reinen Absichten der Toynbee Hall-Bewohner werden von allen Parteien anerkannt und mancher bedeutsame Fortschritt im englischen Volksleben der letzten zehn Jahre ist auf ihr Wirken zurückzuführen.

Aus dem Umgang zwischen Leuten verschiedener Bildungsklassen ist auch die sogenannte chemische und elektrische Verbindung hervorgegangen, die einmal in der Woche in Toynbee Hall Zusammenkünfte abhält, um Handwerkern und Mechanikern Gelegenheit zu geben, mit den wissenschaftlichen Prinzipien, welche den technischen Vorgängen zu Grunde liegen, bekannt zu werden; und die starke Betheiligung an diesen Zusammenkünften beweist, daß ein Bedürfniß für eine derartige Bildung vorlag.

Eine andere Blüthe der Toynbee Hall-Bestrebungen trägt besonders dazu bei, die verschiedenen lehrenden und lernenden Mitglieder derselben freundschaftlich einander zu nähern. Es sind dies die aus der Institution selbst im Lauf der Jahre hervorgegangenen Clubs und Societies, die allen Betheiligten eine reiche Quelle geistiger Anregung und harmloser Freude sind. Einer der ältesten und erfolgreichsten ist der Travellers Club. Derselbe zählt an zweihundert Mitglieder weiblichen und männlichen Geschlechts. Ueber

sechzig Schullehrer und Lehrerinnen gehören dazu, außerdem Handwerker, Buchhalter, Ladengehilfen, kleine Postbeamte, angehende Journalisten und Künstler und sogar eine Hospital Nurse. Der eigentliche Zweck ist nicht, um billigen Preis Gelegenheit zu Vergnügungstouren zu geben; seine Mitglieder und Leiter betrachten das Reisen vielmehr in erster Linie als Bildungsmittel, und nur wer verspricht, diesem höheren Ziele dienen zu wollen, wird gegen einen jährlichen Beitrag von 5 Schillingen aufgenommen. Es werden in jedem Jahre zwei bis drei Reisen ins Ausland gemacht, an denen sich gewöhnlich zwischen dreißig und fünfzig der Gesellschaft Angehörige betheiligen. Im vergangenen Jahre sind die Toynbee Travallers zu Ostern achtzehn Tage in Venedig gewesen; die Kosten betrugen für die Person 12 Pfund Sterling und im Mai 8 Tage in Belgien, bei welcher Gelegenheit sich die Kosten auf 3 Pfund 5 Schillinge für die Person beliefen. In früheren Jahren wurden Reisen nach Florenz, Rom, der Schweiz, Paris, Nordfrankreich u. s. w. unternommen und für Ostern 1894 ist gar ein Ausflug nach Griechenland geplant worden. Die Vorbereitungen zu diesen Reisen bestehen in eingehenden Studien über Litteratur, Kunst und Geschichte der zu besuchenden Länder, welche von einem Resident der Hall geleitet werden; ja vor einer solchen Reise nach Italien hielt sogar ein Mitglied der Royal Academy hier Vorträge über italienische Kunst. Die Reisenden bringen Kupferstiche und Photographien der Herrlichkeiten, die sie gesehen, mit nach Hause, welche aus dem Fonds des Klubs bezahlt und Gemeingut der Hall werden.

Fast ebenso große Anziehungskraft wie dieser Klub der Reisenden übt die naturwissenschaftliche Gesellschaft aus, die vor ungefähr sieben Jahren entstanden ist. Sie hat den Zweck, Liebe und Interesse für die Natur bei den armen Eastenders zu wecken, die in ihrer Umgebung weder Baum noch Strauch zu sehen bekommen. Hierzu wird nur ein Beitrag von 1 Schilling jährlich beansprucht und Jeder, der sich anschließen will, ist willkommen. Von März bis Oktober machen die Mitglieder dieser Gesellschaft einmal wöchentlich und zwar Samstag Nachmittag oder Sonntag Ausflüge aufs Land, die den Einzelnen, einschließlich einer reichlichen Mahlzeit, nie über 2 Schillinge kosten. Am Montag Abend werden dann in einem Klassenzimmer der Toynbee Hall Zusammenkünfte abgehalten, zur wissenschaftlichen Besprechung und mikroskopischen Untersuchung der Insekten, Pflanzen und Steine, die auf den ländlichen Spaziergängen gesammelt worden sind.

Außer den genannten gibt es noch eine größere Anzahl Klubs und Gesellschaften, deren Namen — Shakespeare Society, Philosophical Society, Economic Club, Reader's Union — allein schon einen ungefähren Begriff ihrer Thätigkeit geben.

Zu den interessantesten sozialen Versuchen der Toynbee Hall gehören die Smoking Conferences (Rauchkonferenzen), so genannt, weil die Anwesenden das Recht haben zu rauchen; Konferenzen, die jeden Donnerstag Abend von 8 bis 10 Uhr in dem Hörsaal abgehalten werden. Sie sind ganz besonders für die Arbeiter des Ostens bestimmt, bei denen sie entschiedenen Anklang finden. Es werden von Parlamentsmitgliedern, Grafschaftsräthen und sonstigen politischen Persönlichkeiten Vorträge über soziale oder politische Fragen gehalten und am Schlusse des Vortrags melden sich Männer aus der Zuhörerschaft zum Wort, um die Ansichten der Arbeiter über das angeregte Thema, das immer schon mehrere Tage vorher durch Anschlagzettel bekannt gemacht wird, zum Ausdruck zu bringen. Es geht dabei oft ziemlich hitzig her, denn die Versammlung ist gar bunt gemischt. Das weibliche Element fehlt hier vollständig, obgleich durch kein Verbot ausgeschlossen; wahrscheinlich scheuen die Frauen selbst dieser untersten Volksschichten den furchtbaren Tabaksqualm, der bei diesen Rauchkonferenzen aus vielen hundert Pfeifen emporsteigt und den Raum mit fast greifbar dichter Luft erfüllt. Kommt ein besonders wichtiges Thema zur Besprechung wie z. B. der Achtstundentag, Noth und Auswanderung, die Docks und die Dockarbeiter, Home Rule, die Reform des Oberhauses, gesunde Wohnungen für den armen Mann, Universitätsbildung für den Handwerker — Vorträge, die im Laufe des letzten Jahres unter andern gehalten wurden — dann ist der Hörsaal wohl zum Erdrücken voll, und man hat reichlich Gelegenheit, interessante Volkstypen zu studiren. Der Loafer und der Bully — volksthümliche Bezeichnungen für den arbeitsscheuen und den streitsüchtigen Proletarier — fehlen nicht, und der Vortrag wird gelegentlich aus ihrer Mitte durch rohe Scherze unterbrochen, die von den gelangweilten Genossen mit wieherndem Gelächter begrüßt werden. Aber das ordnungsliebende Element herrscht bei weitem vor; die Ruhestörer werden stets von der Mehrzahl der Zuhörer selbst streng zur Ruhe verwiesen und ein Ordnungsruf von Seiten des Chairman wird nur in den seltensten Fällen nothwendig. Die Art, wie das Thema des Abends oft von Männern aus dem Volke behandelt wird, ist beachtenswerth.

Samstag Nachmittag finden im Hörsaal populäre Vorträge, und Sonntag Abend sogenannte ethische Vorlesungen statt, zu denen Jedermann freien Zutritt hat, und die stark besucht werden. Unter den populären Vorträgen zeichnete sich kürzlich besonders derjenige des in London sehr beliebten Dramatikers Henry Arthur Jones über das moderne Drama aus, welcher in allen Londoner Zeitungen besprochen wurde.

Daß es einer so segensreichen Institution wie der Toynbee Hall in England nicht an Bewunderern fehlt, die ihrer Anerkennung in klingender Münze Ausdruck verleihen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. So kommt es auch, daß die pekuniäre Lage derselben keine ungünstige ist, obgleich sie bei Eröffnung eine Schuldenlast von 9800 Pfund Sterling bedrückte, die von ihren enthusiastischen Gründern aufgenommen wurde, um den Bau zu ermöglichen. Von dieser Summe sind 2000 Pfund Sterling bereits abgezahlt, und zwar hauptsächlich aus dem Miethzins der Residents. Die jährlichen Gesammtausgaben der Toynbee Hall belaufen sich auf ungefähr 2000 Pfund Sterling, die durch Beiträge, Schenkungen — es ist ein hübscher Zug, daß von den Studenten in Oxford und Cambridge jährlich 300 Pfund Sterling und darüber an Toynbee Hall geschenkt werden — und Gebühren fast gedeckt werden.

Durch die freundliche Vermittlung eines Residents war es mir vergönnt, im Herbst vorigen Jahres der Conversazione beizuwohnen, welche der Eröffnung des Wintersemesters vorausging. Nur wer mit Toynbee Hall in aktiver Verbindung steht oder gestanden hat, wird dazu geladen, und diese Vorschrift wird in der Regel so streng berücksichtigt, daß selbst an Zeitungsreporter keine Zutrittskarten gegeben werden.

Ein jeder der Gäste wurde im Drawing Room von dem Rektor, Mr. Barnet, und dessen Frau mit zuvorkommender Höflichkeit empfangen. Der Erstere, ein ehrwürdig aussehender, alter Herr mit mächtiger Stirn, klaren, geistvollen Augen und einem feinen humoristischen Lächeln um den Mund, ist das Bild eines weisen Philantropen. Alle Räume standen den Geladenen offen. Auf den Tischen des Drawing Rooms, in welchem im weiteren Verlauf des Abends auch musikalische Genüsse geboten und kurze Ansprachen gehalten wurden, lagen prächtige Photographien und Stiche, die von den Angehörigen und von den Gönnern der Hall zur Verherrlichung solcher Feste hergeliehen werden. Das Dining Room war von der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in ein naturgeschichtliches Museum interessantester Art verwandelt worden. In dem Wohnzimmer von Balliol House waren die reichen Schätze des Travellers Club zu finden; der Hörsal enthielt eine Gesundheitsausstellung, und im Ausstellungsgebäude wurden in einem Theile mit Hilfe einer Laterna Magica die schönsten Kathedralen Englands an die Wand gezaubert; in einem anderen astronomische Instrumente und Illustrationen gezeigt und in einem dritten leichte Erfrischungen gereicht. Selbst die Privatzimmer von Balliol und Wadham House waren sämmtlich dem anwesenden Publikum geöffnet, und ihre Bewohner führten diejenigen, welche Interesse dafür zeigten, mit bescheidenem

Stolze in ihre kleinen Behausungen, die theilweise beredtes Zeugniß dafür ablegen, daß man hier Ruskin's Rath — plain living and high thinking — zu beherzigen bemüht ist.

Eine festlich heitere Stimmung herrschte unter der nach Tausenden zählenden, allen Klassen angehörenden Menge. Da sah man Professoren und junge Studirte in Frack und weißer Kravatte; Handwerker mit ihren Frauen im Sonntagsstaat; gelehrte Damen mit Brillen und kurzen Haaren, und hübsche Mädchen aus dem Volke in selbstverfertigten weißen Musselinkleidern. Der strenge Kastengeist, der sonst wohl noch in England herrscht, ist hier aufgehoben, wo gemeinsame Bestrebungen alle miteinander vertraut macht.

Es war der schöne Traum der Begründer von Toynbee Hall, Weisheit, Rechtlichkeit (righteousness) und die Fähigkeit, das Schöne zu genießen, im Volke einzubürgern, und es will fast scheinen, als habe man an dieser Stätte einen kleinen Schritt zur Erreichung dieses fernen Ideals gethan.

London. G. J. Sela.

## Die Goethe-Gesellschaft in Weimar.

Die Generalversammlung, welche die Goethe-Gesellschaft in Weimar alljährlich in der Pfingstwoche abzuhalten pflegt, war in diesem Jahre stärker als gewöhnlich besucht und eine Reihe von glücklichen Umständen vereinigte sich, um ihr besondere Reize zu verleihen, so daß die Theilnehmer mit sehr großer Befriedigung auseinander gegangen sind. Zu diesen glücklichen Umständen gehörte ein prachtvolles Wetter, eine gelungene Festlichkeit, welche der Künstlerverein in Weimar veranstaltete, das Auftreten Paul Heyse's als Festredner und anderes. Ein Bericht über den Verlauf ist an dieser Stelle nicht angebracht, denn er würde von den Tagesblättern überholt sein, aber über die Ziele und über das Wirken der Gesellschaft bleibt Einiges zu sagen, weil darüber noch in weiten Kreisen Unkenntniß und Irrthum herrscht. Wenige Tage vor der Versammlung sprach ich mit einem hochgebildeten Kreisen angehörigen Manne, der von der Goethe-Gesellschaft noch nie etwas gehört hatte und der mich mit den Worten anredete: „Wie kann man einer Gesellschaft angehören, die sich den Kultus eines einzelnen Mannes zum Ziele gesetzt hat; eine Gesellschaft hat nur dann einen billigenswerthen Zweck, wenn sie Nützliches wirken will!"

Diese Worte trafen mich in das Herz, weil sie mit meinen Ueberzeugungen vollständig übereinstimmen. Wenn die Goethe-Gesellschaft sich nur die Aufgabe gestellt hätte, einen Todtenkultus zu üben, so würde ich sie nicht für eine nützliche, sondern für eine schädliche Einrichtung halten. Wenn sie den Zweck hätte, Alles, was Goethe gethan und geschrieben, zu verherrlichen, so verdiente sie herben Tadel. Einen Mann, der die Worte: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt", zum Grundmotiv seiner erhabensten Dichtung gemacht hat, kann man nur würdig ehren, wenn man in seinen Bestrebungen das Bleibende von dem Vergänglichen, das Wahre von dem Irrthum scheidet. Ich will den Versuch unternehmen, nachzuweisen, daß die Goethe-Gesellschaft nützliche Zwecke und daß sie sie mit den rechten Mitteln verfolgt.

In den zwei Menschenaltern, die seit Goethe's Tode verflossen sind, hat sich eine Umwandlung aller menschlichen Verhältnisse vollzogen, wie nie zuvor in einem so kurzen Zeitraum. Die Länder der Welt, die durch Meere und Wüsten getrennt waren, sind durch Telegraphen und Dampfkraft mit einander in Verbindung gesetzt worden, die Fülle der Naturkräfte, mit deren Hilfe der Mensch seine Arbeiten vollzieht, ist vervielfacht, die politischen Ereignisse folgen sich mit einer Schnelligkeit, die man früher nicht gekannt hat, die großen Massen, die früher gleich dem Chor der Alten nur den Ereignissen zugeschaut haben, sind die thätigsten Personen auf dem Schauplatze der Weltgeschichte geworden. Es gehört kaum mehr Phantasie dazu, sich in das Athen des Perikles zu versetzen, als in die stille Stadt an der Ilm, in welcher Goethe ein so thätiges und doch so beschauliches Leben geführt hat.

Alte und neue Zeit scheiden sich von einander und am Ausgang der alten Zeit steht Goethe als ein Mann, der die Charakterzüge der alten Zeit noch einmal in der glänzendsten Weise zum Ausdruck bringt. Das Wort, das ihn als einen Hellenen bezeichnet, hat eine tiefe Wahrheit; seine Stellung zur Wissenschaft, zur Kunst, zur Philosophie, zur Religion, sein auf die Vollendung der Persönlichkeit gerichtetes Streben lassen ihn als einen Geistesverwandten der Dichter und Denker des Alterthums erscheinen; seine Abneigung gegen die Mathematik, gegen das physikalische Experiment, gegen die historische Kritik, gegen konstitutionelle Formen, gegen Zeitungen trennen ihn von modernen Tendenzen.

Niemand wird sein Wohnhaus betreten, ohne von der tiefsten Ehrfurcht für den Mann durchdrungen zu werden, der in einem langen und rastlosen Leben einen so reichen Bildungsstoff in sich aufgenommen hat. Gerade auf der diesjährigen Generalversammlung war ein hervorragender Botaniker anwesend, der als der erste einen genaueren Einblick in die von Goethe hinterlassenen Herbarien genommen hat, und er sah sich zu dem Ausspruche bewogen, daß Goethe der erste gewesen sei, der gewußt habe, wie ein botanisches Museum beschaffen sein müsse. Es war ferner anwesend ein Musikgelehrter, dem es vergönnt wurde, als der erste einige der Bänder zu lösen, die Goethe's Musikalien zusammen hielten und er war durch den Sammlerfleiß und die Sammlergeschicklichkeit, die sich auch hier offenbarte, auf das Höchste überrascht. So wurden an einem Tage an Goethe's Thätigkeit, die schon ohnedies als eine so reiche betrachtet wurde, zwei neue Seiten entdeckt, an welche bisher noch Niemand gedacht hatte. Goethe's Leben eingehend schildern hieße die Geschichte seiner Zeit schreiben, weil sein Leben mit allen Interessen seiner Zeit verflochten war. Wenn es ein Mann unternehmen könnte, Goethe's Leben so eindringlich zu schildern, wie Haym das Herder's oder Erich Schmidt das Lessing's geschildert hat, dies Werk würde eine ungezählte Reihe von Bänden umfassen.

Nun ist freilich die Aufgabe, das Leben und Wirken eines bestimmten Mannes zu schildern, nach den Gesetzen der Arbeitstheilung zu lösen. Wer den Beruf dazu in sich fühlt und die Mittel dazu besitzt, mag sich dieser Aufgabe unterziehen. Vermag ein Einzelner die Aufgabe nicht völlig zu lösen, so mögen sich mehrere zu diesem Zwecke verbünden. Hinsichtlich der Forschungen über Goethe aber stellte sich die Sache so, daß Arbeiten nachzuholen sind, die seit fünfzig Jahren versäumt worden waren. Der Goethe'sche Nachlaß war von seinen Enkeln unter Sperre gehalten worden; nach ihrem Tode konnte er erst nutzbar gemacht werden und es ergab sich, daß hier ein Material von seltener Ausdehnung vorlag. Die große Bewegung, welche das Testament von Goethe's Enkeln hervorrief, führte dahin, daß auch aus dem Privatbesitz anderer Personen Goethe'sche Briefe und Manuskripte in nie geahnter Fülle zu Tage traten. Es war unmöglich, daß ein Kreis von wenigen Personen diese Schätze bewältigte; die Arbeit an der Goetheliteratur mußte organisirt werden.

Das Weimarische Fürstenhaus trat die Erbschaft, welche ihm zugefallen war, ohne jedes beneficium legis et inventarii an. Der kleine Weimarische Staat übernahm es, das Goethehaus mit seinen reichen Sammlungen zu verwalten und stellte hierfür eine beträchtliche Summe zur Verfügung; der handschriftliche Nachlaß wurde von der Großherzogin zu einem Archive vereinigt, für welches sie die Kosten der Aufbewahrung und Verwaltung übernahm. Von ihr ging auch die Initiative aus, um eine sorgfältig redigirte und würdig ausgestattete Ausgabe von Goethe's Briefen, Tagebüchern und Werken zu veranstalten. An die Spitze des Goethe-Museums und des Goethe-Archivs wurden Männer gestellt, die durch umfassende Kenntniß und heiligen Eifer für die Sache vor Allen dazu geeignet

waren. Der Direktor des großherzoglichen Museums, Geheimer Hofrath Ruland, übernahm es, auch das Goethe-Museum zu verwalten und der Herausgeber von Herder's Werken, Bernhard Suphan, steht an der Spitze des Archivs.

Neben diesen Veranstaltungen blieb für die private Thätigkeit noch ein weiter Spielraum. Die Goethe-Gesellschaft wurde gebildet, „um die Goetheforschung zu fördern". Der einzelne Privatmann hat hierfür nur den einen Weg, Geld beizutragen. Mit dem gesammelten Gelde werden dann die Kräfte gewonnen, welche die wünschenswerthen Arbeiten vornehmen. In der Mitte zwischen dem kontribuirenden Privatmann und dem ausführenden Gelehrten steht der Vorstand der Goethe-Gesellschaft welcher über die Verwendung der Gelder beschließt. Der Beitrag des einzelnen Mitgliedes beträgt zehn Mark jährlich. Das ist eine Summe, welche Jedermann, dessen Erwerb den nothwendigen Verbrauch übersteigt, gelegentlich für einen gemeinnützigen Verein opfert. Der Beitrag zur Goethe-Gesellschaft ist aber nicht ganz verloren. Man erhält für denselben einen Gegenwerth, der in den von der Gesellschaft herausgegebenen Schriften besteht. Und für viele Mitglieder der Versammlung werden die Schriften ebensoviel oder mehr werth sein, als sie an Mitgliederbeiträgen ausgeben.

Jedes Mitglied der Goethe-Gesellschaft erhält statutenmäßig das Goethe-Jahrbuch, welches Mittheilungen aus dem Goethe-Archiv und aus anderen handschriftlichen Quellen, ferner Aufsätze über Goethe und endlich eine vollständige Bibliographie der im Laufe des Jahres erschienenen Goethe-Litteratur bringt. Bisher hat aber jedes Mitglied alljährlich noch einen zweiten Band erhalten, dessen Inhalt aus dem Goethe-Archiv geschöpft war und von denen ich einen Band mit Briefen von Goethe's Mutter hervorhebe, die eines der entzückendsten Bücher bilden, das ich je in Händen gehabt habe. Diese Schriften sind im Buchhandel nicht zu haben; zum Theil unterliegen sie dem Nachdruck und sind wirklich nachgedruckt worden, aber dann in schlechterer Ausstattung.

Sowohl die Beiträge zum Goethe-Jahrbuch als die Schriften der Goethe-Gesellschaft haben selbstverständlich einen verschiedenen Werth. Die Kritik hat an denselben Vieles ausgesetzt und zum Theil mit Recht ausgesetzt. Es sind einzelne Aufsätze veröffentlicht, die einen kleinlichen Charakter tragen, manche Briefe, deren Inhalt unbedeutend ist. Aber andererseits ist auch manches Vortreffliche, zu dessen Lektüre man immer wieder zurückkehrt, abgedruckt. Ich enthalte mich, Kritik oder Gegenkritik zu üben, sondern beschränke mich auf die Konfession, daß ich mit dem, was mir geboten worden ist, zufrieden gewesen bin.

Außer der Dividende, welche das Mitglied der Gesellschaft in der Form von Schriften bezieht, hat es das Recht der Theilnahme an der jährlichen Generalversammlung. Unter konstitutionellen Gesichtspunkten ist dies ein sehr dürftiges Recht, denn die Generalversammlung beschließt nur, was der Vorstand vorschlägt oder billigt. Die Generalversammlung wählt den Vorstand, aber diese Wahl ist nur eine Form; der Vorstand wird stets durch Akklamation wiedergewählt und die durch Tod entstandenen Lücken werden nach seinen eigenen Vorschlägen ausgefüllt. Das Alles ist nothwendig, denn die Gesellschaft besteht nur durch diesen Vorstand.

So bleibt für das Mitglied nur die geistige Anregung übrig, welche die Versammlung bietet. Sie besteht zunächst in der Anhörung eines Vortrags, den man freilich später auch gedruckt lesen kann, für welchen aber das „dufte mir vom Stamm" seine Bedeutung behält. Auch diese Vorträge sind nicht immer von gleichem Werth der Regel nach aber doch sehr bedeutend. Ueber Goethe's Stellung zu den Naturwissenschaften kann Niemand tiefer eingehend sprechen, als Helmholtz es vor zwei Jahren gethan hat, und in diesem Jahre sprach Heyse über Goethe's Bedeutung für die Bühne in einer Weise, die sich jedes blendenden Geistesblitzes enthielt, dafür aber die Stimme des gesundes Menschenverstandes um so überzeugender zum Ausdruck brachte. Die Mitglieder werden ferner zu einer Theatervorstellung eingeladen, wie man sie nur in Weimar sehen kann. An welcher anderen Bühne würde man auf den Gedanken kommen, die Pandora oder den Bürgergeneral aufzuführen, zwei Werke, die so extrem von einander verschieden sind, daß ihre Abstammung von demselben Verfasser verblüffend wirkt und die nur denjenigen zu fesseln vermögen, der ein Interesse daran hat, sich in den Entwicklungsgang des Goethe'schen Geistes zu vertiefen. Vor allen aber ist es der persönliche Verkehr mit den Männern, die sich um das Verständniß Goethe's große Verdienste erworben haben, der anregend wirkt. Jeder gebildete Deutsche sollte es für seine Pflicht halten, wenigstens einmal im Leben Weimar zu besuchen.

An des Propheten heiligem Grabe
Hab' ich der frommen Pflicht genügt,

schrieb David Friedrich Strauß im Jahre 1849 und damals war das Goethehaus noch streng geschlossen. Außer diesem sind noch die Bibliothek, an welcher sich Goethe als praktischer Architekt versucht hat, denn er hat das Haus für seinen jetzigen Zweck aptirt, ferner das Witthumspalais der Herzogin Anna Amalie und das Schloß Tiefurt mit seinem Park Stätten, an welchen das Verständniß für Weimars goldene Zeit uns lebhaft aufgeht.

Die Goethe-Gesellschaft erwarb in kurzer Zeit nach ihrer Begründung eine Mitgliederzahl von 2500 Personen und stieg alsdann bis zum Jahre 1890 auf 3008. Seitdem ist ein langsamer Rückgang eingetreten; am 1. Januar des laufenden Jahres betrug sie 2869. Die neu heranwachsende Generation füllt die Lücken nicht völlig aus, welche der Tod in die alten Schaaren reißt, und gerade unter den Führern der Gesellschaft hat der Tod arg gehaust; Scherer, von Loen und von Löper haben der Gesellschaft nur kurze Zeit angehört. Je größer die Zahl der Mitglieder, desto mehr vermag die Gesellschaft zu leisten. Ohne Zweifel würde es dem Vorstand gelingen, ein Anwachsen der Mitgliederzahl zu erreichen, wenn er die bei ähnlichen Anlässen üblichen Mittel anwenden wollte. Er verschmäht das und ich mag ihm nicht Unrecht geben. Es ziemt sich, daß einer solchen Gesellschaft nur solche Mitglieder angehören, welche innere Neigung derselben zugeführt hat. Dem einzelnen Mitgliede mag es wohl gestattet sein, auszusprechen, wie zufrieden er damit ist, in diesen Verband eingetreten zu sein, und die Hoffnung daran zu knüpfen, daß bei einem oder dem anderen Leser diese Anregung auf einen fruchtbaren Boden fällt.

Alexander Meyer.

---

## Theater.

Königliche Schauspiele: „Der Tugendwächter".

Der Respekt vor der Fruchtbarkeit Lope de Vegas wird einigermaßen abgeschwächt, wenn man den größeren Theil seiner Dramen genauer in Augenschein nimmt. Eine überaus leichte und flotte Hand geht etwas gewerbmäßig vor und nimmt keinen Anstand, immer die gleiche Schablone zu benutzen. Nicht zu Lope's Meisterwerken, sondern zu diesen Stücken leerster Konvention gehört das Lustspiel „Das Unmöglichste von Allem", das im Spanischen vielleicht nur den Reiz einer anmuthigen, blühenden Verssprache hat. Dieser Reiz mußte beim Uebertragen ins Deutsche am ehesten verloren gehen. Weder der ursprüngliche Uebersetzer, Ludwig Braunfels, noch der Theaterbearbeiter, Herr Eugen Zabel, sind im Stande gewesen, die Lope'sche Wortpoesie wiederzugeben. Braunfels ist charakteristischer, aber holpriger und schwerfälliger, Zabel ist glatter, aber platter. Man hört zwei Stunden zu und trägt nicht eine einzige sprachliche Wendung mit nach Hause.

Dennoch macht die Komödie den Anspruch, in erster Linie geistreich zu sein. Sie beginnt mit einem geselligen Redeturnier, einem psychologischen Streit feiner Wortfechter. Die Königin behauptet, das Unmöglichste von Allem sei,

die Tugend eines Weibes zu bewachen, das sich nicht selbst bewachen will. Ein geheimer Rath der Königin stimmt dem bei, denn er ist noch jung an Jahren, schön von Gestalt und hat sicherlich seine Erfahrungen in diesem heiklen Punkte. Ganz anderer Ansicht ist dagegen der Edelmann Roberto, der damit protzt, daß er seine hübsche junge Schwester vor allen Anfechtungen eines Liebewerbers selbst dann noch behüten könne, wenn dieses Fräulein gegen seine Tugendwacht konspirirt. Damit ist das Thema gegeben; es kommt zu einer Art Wette, und die Intrigue kann beginnen.

Die Mittel dieser Intrigue sind äußerst simpel und dürftig. Vielleicht erschienen sie zu Lope's Zeit weniger abgebraucht. Inzwischen ist aber mit Verkleidungen und Verstellungen, lebendigem Kofferinhalt, Krankheitsimulirung und Briefschenschmuggel überreich bis hinein in unsere zeitgenössischen Situationsschwänke gearbeitet worden, so daß man nicht recht mehr begreift, wie der Tugendwächter auf so billige Weise in die Falle gehen kann. Er erscheint als ein gar einfältiger Tropf und seine Ueberlister wirken kindisch. Doch ließe man sich die Unzulänglichkeit der Intriguenerfindung gern gefallen, wenn sie uns irgend etwas Charakteristisches im Wesen der handelnden Personen vermittelte. Hier, in der Charakterzeichnung, liegt die Stärke anderer Komödiendichter, wie Molière, Holberg, Goldoni. Bei Lope ist in diesem Stück wenig davon zu spüren; und an die eigentliche Intrigue hängt sich recht äußerlich die Liebesgeschichte zwischen der wettenden Königin und einem hergereisten Prinzen, der zum Schluß erscheint, um seine Braut zu holen und die nicht allzu erregten Gemüther der streitenden Parteien auf schlanke Manier zu beruhigen.

Herr Eugen Zabel, der bald todten, bald lebenden, bald russischen, bald deutschen, bald spanischen Dichtern unter die Arme greift, um sie für die Bühne zu fruktifiziren, hat sich mit seiner unter dem Titel „Der Tugendwächter" erschienenen Bearbeitung recht viel Mühe gegeben. Er hat das Durcheinander der Scenen reinlicher geschieden, das Personal reduzirt und nach klarer Disposition gearbeitet. Manche erheiternde Wirkung ist dadurch nicht verloren gegangen, und, wie es scheint, findet das Stück in Verbindung mit Benedix' altfränkisch gemüthlichen „Dienstboten" das Wohlgefallen des mehr als anspruchslosen Schauspielhauspublikums. Was mich betrifft, so würde ich, ohne irgend welche besondere Schwäche für Benedix, in diesem Fall unserem sächsischen Küchenpoeten den Vorzug vor dem spanischen Hofdichter geben. Freilich werden die „Dienstboten" auch wesentlich besser gespielt, als „der Tugendwächter", an den mit Ausnahme der Herren Vollmer und Keßler die Schauspieler selbst nicht recht zu glauben scheinen. Frl. Poppe z. B. spielte den plötzlichen Schreck der schönen Königin in so parodistischer Karikatur, als handelte sich's um Thisbe im „Sommernachtstraum". In den Dienstboten war ehedem Frau Fried-Blumauer eine Köchin, der ich mit Vergnügen hundertfünfzig Thaler Lohn gezahlt hätte. Hundert Thaler verdient aber auch Frau Anna Schramm.

Paul Schlenther.

---

**Historische und politische Aufsätze und Reden von Hermann Baumgarten.** Mit einer biographischen Einleitung von Erich Marcks und einem Bildniß des Verfassers. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner 1894. CXLI und 528 S.

Noch unter dem Eindruck des ersten frischen Schmerzes um den dahingeschiedenen Freund und Fachgenossen hat der Unterzeichnete es versucht, den Lesern der „Nation" (1893 Nr. 42) in flüchtigen Umrissen ein Bild vom Leben und Wesen Hermann Baumgarten's vor Augen zu führen. Seitdem hat Erich Marcks, einer der begabtesten jüngeren Schüler des seltenen Mannes, derselben lohnenden Aufgabe einige Artikel der „Allgemeinen Zeitung" gewidmet, und, weit besser mit vortrefflichen Hilfsmitteln ausgerüstet, in viel breiterem Rahmen die Biographie des ausgezeichneten Historikers und des edlen Menschen vorgeführt. Diese feinsinnige Darstellung liegt auch der biographischen Einleitung zu Grunde, die einer ausgewählten Sammlung von Baumgartens historischen und politischen Aufsätzen und Reden vorausgeht. Erich Marcks hat sich aber keineswegs genügen lassen, seine früheren Artikel in durchgesehener Form einfach wieder abzudrucken. Er hat noch sehr werthvolles neues Material verwendet: ein Bruchstück von „Lebenserinnerungen", das Baumgarten im Alter für seine Familie diktirt hat, eine Fülle von Briefen, aus deren Zahl die mit Max Duncker, Rudolf Haym, Heinrich von Sybel gewechselten wohl die wichtigsten sind, Mittheilungen von Freunden und Kollegen des Verstorbenen, welche die nächsten Angehörigen ergänzen konnten. Auf diese Weise ist das würdigste biographische Denkmal eines politischen und gelehrten Schriftstellers entstanden, „in dessen Leben, mit Marcks zu sprechen, das Persönliche stets mit dem allgemeinen Schicksale seiner Generation, in Freude, That und Erfolg wie in Zweifel und Sorgen, auf das engste verknüpft gewesen ist und dessen Gestalt, so bescheiden sie allzeit zurückstand, so wenig sie auch heute in die ersten Reihen vorgedrängt sein will, in dem Gedächtniß unvergänglich großer Tage unseres Volkes ihren eigenthümlichen Platz behalten soll."

Nicht jeder wird jedes Wort unterschreiben wollen, das der Biograph über Persönliches und Sachliches, das mit seinem Gegenstand in naher Beziehung stand, äußert. Aber Niemand wird ihm das Verdienst streitig machen, mit schönstem Erfolge, in echt historischem Geist danach gestrebt zu haben, die wichtigsten Momente dieses an Mühen und Sorgen, aber auch an Erfolgen und Freuden reichen Lebens zu erklären und die dauernden Früchte seiner litterarischen Thätigkeit miteinander in inneren Zusammenhang zu setzen. Baumgarten rückt in dieser Beleuchtung sichtlich in jene Gruppe von deutschen Historikern des neunzehnten Jahrhunderts ein, die, den Mittelparteien angehörig, „das Bündniß zwischen Geschichte und Politik" darstellen, und zwar in dem Sinne, daß sie Begleiter und Mitarbeiter der Gründung des neuen Deutschen Reiches unter preußischer Spitze werden. Aber wie bei dem von ihm bewunderten Jakob Sturm, dem „besten Bürger Straßburgs", im sechzehnten Jahrhundert, so stand auch bei ihm „über allem, was er that, das was er war". „Es thue Noth, erklärte er seinen dankbaren Schülern in seiner letzten Seminarstunde, daß es in unseren Tagen Männer gebe, die ihren oder anderer Ideen zum Trotz in jedem Augenblick das unbestechliche Urtheil des freien Menschen abzugeben die Klarheit und die Kraft bewahrten. Darum sei er's zufrieden, wenn alles von ihm vergehe, Erinnerung und Belehrung, und nur das eine, ihm stets als das Höchste erschienen sei, bleibe: die Gesinnung der Wahrheit."

Die Auswahl und Anordnung der auf die Einleitung folgenden Stücke hat, im Einverständniß mit Baumgarten's Angehörigen, Konrad Varrentrapp getroffen, dem man auch die Zufügung eines genauen Verzeichnisses der Schriften von Baumgarten verdankt. Es sind im Ganzen vierzehn Erzeugnisse seines Geistes, die uns hier geboten werden, dreizehn davon schon früher durch den Druck bekannt geworden: Die Reden zur Feier des 18. Oktober 1863 auf Jakob Sturm bei Uebernahme des Prorektorates in Straßburg 1876, auf Kaiser Friedrich nach dessen Tode, die historisch-litterargeschichtlichen Arbeiten über Jovellanos, Herder und Georg Müller, Straßburg vor der Reformation, Ignatius von Loyola, Archive und Bibliotheken in Frankreich und Deutschland, Zur Beurtheilung der französischen Revolution und das Karl Brater gewidmete Gedenkblatt, sodann die politischen Schriften, Der deutsche Liberalismus, Eine Selbstkritik von 1866, Wie wir wieder ein Volk geworden sind von 1870, Römische Triumphe von 1887. Zum ersten Mal erscheint der schöne Vortrag „War Lessing ein eifriger Patriot?" Er ist im Jahre 1867 im Karlsruher litterarischen Verein gehalten und kommt eben zur rechten Zeit, da diese Frage wieder mit Lebhaftigkeit behandelt wird. „Ich wüßte in der That nicht, sagt Baumgarten, was mit der Bekämpfung der französischen Frivolität und Erbkrit, der französischen Rhetorik in der Poesie, des steifen Regelnzwanges der Franzosen im Drama der Patriotismus zu thun hat." „Die Vaterlandsliebe ist eine gewaltige Kraft durch Beschränkung und diese Beschränkung kann unter Umständen so beklemmend werden, daß ein freier Geist sich gegen sie wie gegen eine Fessel sträubt." Auf welche Seite sich Baumgarten in jenem Streite stellt, mag man schon daraus abnehmen. „Wir möchten, schließt er seine Betrachtungen von 1867, so sehr wir jetzt und auch für lange die Pflicht haben, unsere beste Kraft den ganz konkreten Aufgaben einer schwierigen Staatsbildung zu widmen, unsere Gedanken und Handlungen mit derselben konzentrirten Energie der politischen Arbeit zuzuwenden, mit welcher Lessing für unsere geistige Befreiung und Stählung lebte — wir möchten auf die Dauer doch auch den größten Realitäten die Ideale unserer Brust nicht opfern, vielmehr nach jener Harmonie menschlicher

Bildung streben, zu welcher der Patriotismus dem Weltbürgerthum die Hand reicht."

Sehr zu bedauern ist es, daß bei der Sammlung die wissenschaftliche Polemik arg zu kurz gekommen ist. Denn sie gehörte nun einmal, um Kleineres mit Größerem zu vergleichen, zu Baumgarten's Natur wie zu der Lessing's. Vor allem die Schrift „Treitschke's deutsche Geschichte", eine der bemerkenswerthesten, die Baumgarten's Feder entflossen ist, eines der deutlichsten Zeugnisse seines tapferen und ehrlichen Sinnes hätte nicht fehlen dürfen. Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, daß diese empfindliche Lücke beim Erscheinen eines Neudruckes der Sammlung ausgefüllt werden könne, wobei selbstverständlich die dritte, vervollständigte Auflage von Baumgarten's Streitschrift zu Grunde gelegt werden müßte. Bleibt sie dauernd von der Sammlung ausgeschlossen, so besteht die Gefahr, daß ihm von der Nachwelt schweres Unrecht zugefügt werde. Man weiß, wie rasch ein kleiner Einzeldruck in Vergessenheit geräth, während H. von Treitschke's Replik mit jeder neuen Auflage seines Geschichtswerkes als Anhang in die Hände von Tausenden von Lesern übergehen wird. Diese werden dann von H. von Treitschke in den Glauben eingewiegt werden, nicht er, sondern sein Gegner sei „nachlässig und oberflächlich zu Werke gegangen". Sie werden als baare Münze hinnehmen, was H. von Treitschke gegen Baumgarten glaubt ausspielen zu dürfen: „Eingestehen wird er sein Unrecht freilich nicht. Das thut der echte und gerechte deutsche Zunftprofessor niemals." Wenn irgendwo, so gilt aber hier der Satz: „Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede; man soll sie billig hören bede".

Zürich. Alfred Stern.

**Reichs- und Landesfinanzen.** Von Dr. Hugo Preuß. Volkswirthschaftliche Zeitfragen, Jahrgang 16. Heft 1/2. Berlin. 1894. Leonhard Simion.

Nach der Lektüre der finanzpolitischen Debatten des Reichstages und insbesondere der letzten Verhandlungen des Abgeordnetenhauses über die preußische Finanzlage gewährt diese Schrift geradezu eine Erfrischung. Der Verfasser begnügt sich nicht damit, die Mängel des sogenannten Finanzreformplanes und der vorgeschlagenen neuen Steuern nachzuweisen, er erörtert die damit aufgeworfenen Finanz- und Steuerfragen von dem Standpunkt der Gesammtinteressen unseres öffentlichen Lebens. Mit vollem Rechte und in sehr treffenden Ausführungen legt er den engen Zusammenhang zwischen der Unfertigkeit unserer konstitutionellen Einrichtungen und der Unfertigkeit unseres Finanzwesens dar. Wir sind im Deutschen Reiche nie über eine sprung- und ruckweise Finanzentwicklung hinausgekommen, die zu periodischem Ueberfluß und periodischer Klemme geführt. Mit jeder neuen Erhöhung der Reichsausgaben beginnt die Jagd nach neuen Deckungsmitteln; dabei ist ein rationelles Steuersystem, das die Ausnutzung der einzelnen Quellen in richtigem Verhältniß normirt, ebenso unmöglich wie die genaue Anpassung der Gesammteinnahmen an den Gesammtbedarf. Die Vorbedingung einer wirklichen Reform ist deshalb die Beschaffung beweglicher Einnahmen in genügendem Umfange. Eine solche Reform setzt aber wiederum eine erweiterte Zulassung periodischer Einnahmebewilligungen durch das Parlament voraus. In Uebereinstimmung mit den in dieser Zeitschrift vertretenen Anschauungen betont denn auch der Verfasser, bei unbefangener Betrachtung müsse man schließlich erkennen, daß bei einem Eingehen auf solche organisatorische Reform ohne Rückhalt und ohne Vorurtheil sowohl die Regierung als das Parlament sich besser stehen würden.

Der Haupttheil der Schrift ist einer eingehenden Kritik des jetzt im Reiche bestehenden Finanz- und Steuersystems und des in der letzten Reichstagssession vorgelegten Reformplanes gewidmet. Unter ausgiebiger Benutzung der parlamentarischen Verhandlungen von dem Zustandekommen der Reichsverfassung an und der staatsrechtlichen Litteratur wird hiebei die Einwirkung der finanziellen, konstitutionellen, föderativen und wirthschaftspolitischen Erwägungen auf die Gestaltung unseres so überaus komplizirten und doch zugleich so mangelhaften Reichsfinanzsystems geschildert. Der sogenannte Reformplan wird als ein provisorium in provisorio charakterisirt. Der Verfasser rühmt ihm nur zwei Vorzüge nach: einmal, daß er die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Finanzanarchie anerkannt hat und zweitens, daß er die Einfügung eines beweglichen Faktors vorgeschlagen hat, wenn auch die Fassung des Gesetzentwurfs den praktischen Werth dieses Zugeständnisses vorerst auf ein Minimum reduzirt habe.

Was die eigenen Vorschläge des Verfassers anbelangt, so hat er in seiner Schrift nur die Grundzüge einer Reform in seinem Sinne angegeben. Er widerstrebt einer Regelung, welche sowohl das Institut der Matrikularbeiträge als das der Ueberweisungen aufhebt; er erkennt die Einfachheit einer solchen Lösung an, aber er bezeichnet sie als eine mechanische Zerreißung statt einer organischen Auseinandersetzung. Nach seinem Plane würden dem Reiche zunächst verbleiben die eigenen Einnahmequellen (Zölle, Verbrauchs- und Verkehrssteuern), die sämmtlich — soweit nicht überwiegende wirthschafts- und finanzpolitische Gründe, wie bei den Schutzzöllen, entgegenstehen — beweglich zu machen sind, eventuell nur in mehrjährigen Perioden. Daneben soll ein Reichsgesetz die Prinzipien, die Veranlagungsart und die Mobilisirung der wichtigsten direkten Steuern (Einkommen- resp. Vermögens-, Gewerbe-, Erbschaftssteuern) regeln. Diese Steuern verbleiben den Einzelstaaten, aber das Reich schreibt im Bedarfsfalle die nöthig werdenden Matrikularbeiträge als Zuschläge zu diesen direkten Steuern aus. Bei Ueberschüssen im Reichsetat sollen dieselben an die Einzelstaaten ebenfalls nach Maßgabe ihrer direkten Steuerleistung vertheilt werden. Mit Recht rühmt der Verfasser diesem Vorschlage nach, daß bei seiner Durchführung die Reichsorgane nicht mehr Ausgaben bewilligen, für deren Deckung andere zu sorgen haben, vielmehr unter ihrer Verantwortlichkeit durch die zu Repartitionssteuern gewordenen Matrikularbeiträge unmittelbar direkte Steuern von ganz bestimmter Art ausschreiben würden; daß ferner jene Umlagen dann auch im konstitutionellen Sinne erst wirklich bewegliche Steuern sein würden, während sie jetzt nur ein unzulängliches Surrogat für solche bildeten. Aber auch bei seinem System würde der andere Hauptübelstand der gegenwärtigen Finanzmißwirthschaft fortdauern: die Einzelstaaten würden durch die Ueberweisungen in den Besitz von Einnahmen kommen, deren Höhe von den Beschlüssen ihrer gesetzgebenden Faktoren unabhängig und mit den Bedürfnissen des Reiches schwankend sein würden. Sollte nicht einem solchen Arrangement doch eine klare Scheidung zwischen Reichs- und Landesfinanzen vorzuziehen sein? Man brauchte nur das vom Verfasser entwickelte Programm auf ein bescheideneres Maß zu vereinfachen. Im Reiche werden nicht alle, sondern einzelne Verbrauchssteuern, etwa einige hervorragende Finanzzölle, von jährlicher Bewilligung durch den Reichstag abhängig gemacht. Zur vollen Deckung des eigenen Bedarfs, aber nicht darüber hinaus, steht dem Reiche ferner eine bewegliche direkte Steuer zur Verfügung, die in Form einer Reichserbschaftssteuer oder einer Reichssteuer von den höheren Einkommen ohne allzu tiefe Eingriffe in die Finanzverfassungen der Einzelstaaten wohl eingeführt werden kann. Ein solches System würde, selbst wenn man es wieder nur als provisorisch bezeichnen wollte, doch das unwirthschaftliche und ungerechte System der Ueberweisungen wie der Matrikularbeiträge beseitigen, das Finanzwesen des Reiches in einfacher Weise auf eine verfassungsmäßige Grundlage stellen und sicher vielmehr Aussicht auf Annahme durch die gesetzgebenden Faktoren des Reiches besitzen, als der weitschichtige Plan des Verfassers.

Wie weit man indessen den einzelnen Reformvorschlägen des Verfassers beipflichten oder entgegentreten mag, man wird in seiner frisch geschriebenen Schrift in jedem Falle mancherlei Belehrung und Anregung finden. Es ist nur natürlich, daß den einzelnen Steuerzahler zunächst die Frage interessirt, was er zu leisten hat, und erst in zweiter Linie die Frage, an wen es geht. Aber auf die Dauer ist doch, wie der Verfasser treffend bemerkt, die Existenz oder der Mangel einer klaren und sachgemäßen Organisation des Finanzwesens keineswegs bedeutungslos für die Höhe der Belastung, und somit eine richtige Ordnung des gesammten Finanzsystems für den Staatsbürger auch in seiner Eigenschaft als Steuerträger am letzten Ende vielfach praktisch wichtiger als einzelne Steuermaßregeln. Dr. Preuß' Schrift verdient deshalb auch in weiteren Kreisen verbreitet und beherzigt zu werden.

M. B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 35. Berlin, den 2. Juni 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4360 eingetragen.

Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Die agrarpolitische Konferenz, welche das Rezept ausfindig machen soll, mittelst dessen nothleidende Grundbesitzer von ihren wirthschaftlichen Nöthen befreit werden, ist am 28. Mai zusammengetreten. Die Verhandlungen bieten eine summarische Uebersicht über alle jene sich innerlich vielfach widerstreitenden Anschauungen, Behauptungen und Vorschläge, von denen die öffentliche Diskussion seit Jahren erfüllt ist. Als Hauptkrankheit wird die übermäßige Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes bezeichnet. Aber dies Leiden ist keine wirthschaftliche Hautkrankheit, sondern ein konstitutioneller Schaden. Und wenn es gelingt, den Schaden an einer Stelle zu kuriren, so pflegt er an einer anderen Stelle hervorzubrechen. Das Konsilium der Doktoren war denn auch darüber sehr im Streit, ob ein Aderlaß oder Stahlpillen, Kreditbeschränkung oder Krediterleichterung zu verordnen seien. Die Theoretiker waren mehr für Kreditbeschränkung, d. h. für die Einführung einer fakultativen oder gar obligatorischen Verschuldungsgrenze, die Praktiker neigten eher zu Maßnahmen, welche die Möglichkeit, Kredit zu erlangen, erleichtern sollen. Die Eklektiker möchten gern beides vereinigen: den Zinssatz ermäßigen und die Verschuldungsgrenze einführen. Man kam dabei aus einem circulus vitiosus nicht heraus. Jede gesetzliche Verschuldungsbeschränkung muß den Realkredit schwächen und die Kaufpreise des Grundbesitzes drücken. Wessen Realkredit überspannt ist — und diese Fälle bezeichnet man ja als die recht eigentlich zu kurirenden — dem ist aber nicht damit zu helfen, daß man seinen Kredit schwächt und den Kaufpreis seines Grundbesitzes verringert. Wenn die ganze Agrarkonferenz sich nicht in langathmigen theoretischen Betrachtungen erschöpfen soll, so muß endlich einmal der Fuchs zum Loche heraus. Wer soll die Kosten der Schuldenentlastung tragen? Schulden kann man nicht mit allgemeinen Redensarten aus der Welt bringen. Man kann eine Last in der Weise erleichtern, daß man den Tragenden kräftigt, oder in der Weise, daß man die Last vermindert. Die Agrarier steuern mehr und mehr darauf los, einfach ihre Lasten auf andere Schultern überzuwälzen. Die rücksichtsloseste Form dieser Abwälzung ist die einfache Kassirung nach dem Muster der Zinsreduktionen bei Staatsanleihen bankerotter Staaten. Wir haben Euch Gläubigern zwar 5 Prozent Zinsen zu zahlen versprochen, aber wir befinden uns in finanzieller Bedrängniß und deshalb gibt es in Zukunft nur noch 3 Prozent. Diese Methode der Schuldenentlastung hat mehr Anhänger, als man gemeiniglich glaubt; aber man riskirt noch nicht recht, offen mit diesem probaten Mittel hervorzukommen. Einen Theil der agrarischen Schulden auf den breiten Rücken der allgemeinen Steuerzahler abzuwälzen, dazu scheint man eher einen ernstlichen Anlauf nehmen zu wollen. In der Agrarkonferenz geht man allerdings noch wie die Katze um den heißen Brei herum. Man schlägt zunächst allerlei Maßregeln vor, die ohne die Aufwendung erheblicher Zuschüsse aus allgemeinen Mitteln oder zum mindesten ohne die Darbietung des Staatskredits gar nicht durchführbar sind. Die öffentliche Meinung kann in dieser Beziehung nicht mißtrauisch genug sein. Hier ist ein ergiebiges Feld für Projektenmacher jeder Art und für eine agrarische Liebesgabenpolitik bedenklichster Natur.

Der zur Zeit in Berlin über sieben Brauereien verhängte Bierboykott hat eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Zollkriege. Weil der eine Theil seine Forderungen nicht durchsetzen kann, will er die Waaren des anderen Theils nicht mehr konsumiren. Beide Theile verlieren dann allmählich den eigentlichen — meist ziemlich unbedeutenden — Anlaß zum Streit aus den Augen und der Kampf dreht sich schließlich nur noch darum, daß Niemand zuerst nachgeben will. Wer in dem Bierkampfe siegen wird, ist bisher noch nicht recht erkennbar. Die Boykottirung mit der davon unzertrennlichen Schnüffelei ist von allen sozialen Kampfmitteln jedenfalls das Bedenklichste. Die unparteiische öffentliche Meinung pflegt in allen Ländern regelmäßig auf die Seite

der Boykottirten zu treten. Das zeigt sich auch bei dem Berliner Bierboykott.

Der Ausstellungskampf zwischen Treptow und Charlottenburg, zwischen West und Ost, ist zu Gunsten von Treptow entschieden. Die Optimaten zog es zum Westen, aber das Volk drängte nach Osten, und das Volk setzte seinen Willen durch. Wir leben eben in einem demokratischen Zeitalter. Zu hoffen bleibt, daß mit derselben Energie, mit der um den Platz für die Berliner Gewerbeausstellung gestritten wurde, jetzt auch die wirksame Durchführung des Plans in Angriff genommen wird.

In **Paris** ist der Nachfolger für Casimir Perier gefunden, und zwar in der Person seines Vorgängers Dupuy, des bisherigen Kammerpräsidenten. Perier braucht jetzt nur wieder den Kammervorsitz zu übernehmen und das chassez-croissez ist tadellos ausgeführt. Dupuy hat sein Ministerium zum größeren Theil aus Abgeordneten zusammengesetzt, die bisher noch kein Portefeuille gehabt haben. In Frankreich sollte man einen Klub gewesener Minister gründen, in denen man sich von den Strapazen der Macht im Kreise gleichgestimmter Seelen erholen kann. Politisch hat der Wechsel keine entscheidende Bedeutung. Die französische Politik scheint mehr und mehr von den Einzelpersonen unabhängig zu werden. Die Minister heißen anders, aber die Politik bleibt im Wesentlichen dieselbe. Das neue Ministerium soll jetzt zunächst zeigen, daß es in der auswärtigen Politik Haare auf den Zähnen hat und gegen ein mit dem Kongostaat in Verbindung stehendes Abkommen zwischen Belgien und England protestiren. Aber die „patriotische Festigkeit" wird wohl zu keinem afrikanischen Kriege führen.

In **Serbien** setzt Milan das Privatissimum, das er seinem Sohne, dem König Alexander in der Regierungskunst ertheilt hat, munter fort. Der Staatsstreich ist geglückt, die Verfassung beseitigt, le jeu est fait. Welchen Weg die ins Rollen gebrachte Kugel einschlagen wird, ist aber noch ungewiß. Die zu Boden geschlagenen Radikalen sind einstweilen stumm und ruhig. Auf wie lange?

In **Bulgarien** ist zwar kein Staatsstreich, aber eine vielleicht kaum minder folgenschwere Maßregel erfolgt. Stambulow, der mit der Existenz des jungen Staats so eng verknüpft zu sein schien, ist von dem Fürsten Ferdinand als Ministerpräsident entlassen. Die Ursachen seines Sturzes sind noch nicht recht aufgeklärt. Jedenfalls sind Fürst und Minister nicht in Freundschaft von einander geschieden Es fehlt bereits nicht an Straßenkrawallen.

Auch in **Ungarn** ist die Krise, welche sich an die Ehegesetzvorlage knüpft, noch nicht beendet. Herr Wekerle hat lange in Wien mit dem Kaiser konferirt, aber der Weg zu einer befriedigenden Lösung scheint noch nicht gefunden zu sein.

In **Rußland** endlich hat der Zar einen Ukas erlassen, worin er auf eine Einrichtung zurückgreift, die 1846 vom Kaiser Nikolaus eingeführt und 1858 wieder aufgehoben war. Der Ukas macht die Civilbeamten vom Zaren unmittelbar abhängig, verringert also den Einfluß der Ressortminister. Man bringt den Ukas mit nihilistischen Verhaftungen der letzten Zeit, welche sich namentlich auch auf mittlere und untere Beamte erstreckten, in Zusammenhang.

Die Staaroperation, der sich der 85jährige **Gladstone** unterzogen hat, ist glücklich verlaufen. Wenige Wochen vor dieser Operation übergab er der „Nineteenth Century" die Uebersetzung einer Anzahl Horazischer Oden zur Publikation. Welche bewunderenswerthe Vitalität!

* * *

## Die Zukunft der Fortbildungsschule.

Seltsam! Immer tiefer dringen unsere Blicke in die Werkstatt der Natur, immer mehr dehnt sich das Gebiet des Wissens aus und engt sich das des Glaubens ein, immer seltener begegnet man im Volke jener kindlichen Einfalt, welche alle mythologischen Dichtungen für Wahrheit nimmt, — und gleichwohl ist die Kirche, die ihre Wurzeln in der Anschauungsweise längst vergangener Tage hat, die statt der Naturgesetze Wunder lehrt, auch heute, in der sonnendurchleuchteten Gegenwart, noch eine Macht. Sie beherrscht die Verwaltung, die Schule, sie beherrscht jetzt sogar wieder das Parlament. Treten im Reichstag — von den Landtagen ganz zu schweigen — kirchliche Interessen zu weltlichen in Gegensatz, so siegen jene und diese unterliegen. Die Partei der geistigen Freiheit ist nicht stark genug, sich durchzusetzen. Der Liberalismus versucht wohl noch, dem Andringen der vereinigten katholischen und evangelischen Kreuzträger Widerstand zu leisten, aber er ist zu schwach geworden; seine Vertreter können Reden halten, doch nicht die Entscheidung geben, — was besonders erleuchtete Gegner nicht hindert, an der weiteren Schwächung durch Kraftzersplitterung geschäftig fort zu arbeiten.

Auch in der Frage der Fortbildungsschulen wurde der konfessionelle Nerv gereizt, und alsbald erlag der Liberalismus. Die Mehrheit des Reichstages dekretirte, daß am Sonntag der Unterricht nur noch stattfinden soll, wenn die Unterrichtsstunden so gelegt werden, daß die Schüler nicht gehindert sind, den Hauptgottesdienst oder einen mit Genehmigung der kirchlichen Behörden zu errichtenden besonderen Gottesdienst ihre Konfession zu besuchen. Hiermit war der Geistlichkeit das Recht eingeräumt, in Sachen des gewerblichen Unterrichtes mitzureden, und sie hat von diesem Rechte in nicht wenigen Bezirken, vor allem in der Reichshauptstadt, derart Gebrauch gemacht, daß sie die Absicht des Gesetzgebers vereitelte. Der Sinn der Vorschrift war es, daß die Genehmigung ertheilt, nicht, daß sie versagt werde. Die evangelische Kirche aber verweigerte sowohl die Errichtung eines besonderen Gottesdienstes als auch die Umgestaltung eines bestehenden Gottesdienstes. Die katholische Kirche erwies sich entgegenkommender. Patiens, quia aeternus — in diesem Gefühl hat der Katholizismus im Laufe der Geschichte auch sonst viel Anpassungsfähigkeit gezeigt. Die Reichsregierung wollte Zeit für weitere Verhandlungen mit den kirchlichen Behörden gewinnen und beantragte deshalb, das Inkrafttreten des § 120 der Gewerbeordnung für fakultative Fortbildungsschulen bis Oktober 1897 hinauszuschieben. Doch die äußerste Rechte stimmte, hierin allerdings von der äußersten Linken unterstützt, die Regierungsvorlage nieder.

So gilt denn vom 1. Oktober d. J. ab ausnahmslos der genannte Paragraph, von dem in den Debatten gesagt wurde, daß er bereits das äußerste Entgegenkommen der kirchlichen Parteien darstelle. Nun kommt alles darauf an, ihn richtig zu interpretiren.

Der Paragraph bezieht sich ausdrücklich nur auf Fortbildungsschulen. Also schließt er die Fachschule aus. Er bezieht sich ferner nur auf anerkannte, von Staat oder Gemeinde anerkannte Fortbildungsschulen. Also nicht auf solche, die nicht anerkannt sind oder für die eine Anerkennung nicht nachgesucht worden ist. Er bezieht sich endlich nur auf Personen unter 18 Jahren. Aeltere sind durch ihn nicht gehindert. Legen wir die Bestimmung so aus, dann gewinnen wir Fingerzeige für das, was wir zu thun und zu lassen haben, und wir sehen, daß allerdings eine Erschwerung, doch noch keine Vernichtung des Sonntagsunterrichtes eingetreten ist. Wenn freilich ein Berliner Blatt noch weiter ging und erklärte, der freiwillige Unterricht sei überhaupt gar nicht Gegenstand der Regelung, sondern nur der erzwungene, so hat es nach dem Spruch gehandelt: „Im Auslegen seid frisch und munter! Legt Ihr's nicht aus, so legt was unter." Sinn und Wortlaut des § 120 läßt nicht den leisesten Zweifel darüber, daß sowohl

fakultative als obligatorische Fortbildungsschulen in die Regelung einbegriffen sind.

Sollen wir nun Angesichts der eingetretenen Schwierigkeiten den Sonntagsunterricht aufgeben oder ihn trotz alledem aufrechterhalten? Ich denke: wir behalten ihn; denn wir brauchen ihn.

Die Kirche will Niemandem den Besuch des Gottesdienstes verschränkt sehen. Aber vom kirchlichen Standpunkte selbst betrachtet, erscheint ihr Verhalten in unserem Falle unzweckmäßig. Man kann dem Lehrling wohl verbieten, daß er zur Fortbildungsschule geht. Aber man kann ihm nicht gebieten, daß er zur Kirche geht. Werden ihm die Pforten der Schule verschlossen, so liegt die dringende Gefahr vor, daß er sich auf der Straße umhertreibt oder ins Wirthshaus geht. Oder der Meister beschäftigt ihn am Sonntag Vormittag zu Hause. Eines wie das Andere ist vom Uebel. Die Kirche bezweckt eine Besserung des Lebenswandels bei den jungen Leuten, eine Verschlechterung erzielt sie. Sie will den Sonntag heiligen, und eine Entheiligung ist der Erfolg. Sicher bliebe immer nur, daß der Lehrling nicht das Wort des Lehrers hört, nicht sicher, daß er das Wort des Predigers hört.

Die Sozialdemokratie ist natürlich um eines Himmels Weite davon entfernt, kirchliche Ansprüche zu unterstützen. Aber sie sprang den klerikal-konservativen Parteien bei, weil sie die Verlegung des ganzen Fortbildungsunterrichtes auf die Werktage unter Ausschluß der Abendstunden verlangt und den Sonntag aus Rücksichten des Arbeiterschutzes auch für Unterrichtszwecke nicht hergeben will. Sie glaubte, das Gold ihres Prinzips nicht mit dem unedlen Metall des Kompromisses legiren zu dürfen. Praktisch aber kam sie dazu, etwas Gutes preiszugeben, ohne gewiß zu sein, daß sie das gewollte Bessere wirklich erreicht. Auch hier braucht man sich nur auf den Standpunkt der betheiligten Partei selbst zu stellen, um die Haltung verfehlt zu finden. Die Sozialdemokratie hat, je mehr sie wuchs, desto häufiger, sich mit Abschlagszahlungen begnügt, wenn sie die ganze Summe nicht bekommen konnte. Warum nicht auch hier?

Auch wir hegen den lebhaften Wunsch, den Fortbildungsunterricht in die Woche zu verlegen. Aber vorläufig bleibt, wenigstens für das Zeichnen, der Sonntag unentbehrlich. Der Zeichenunterricht muß, wenn er fruchtbar sein soll, auf den höheren Stufen mehrere Stunden ohne Unterbrechung stattfinden. Auch können Entfernterwohnende meist nur Sonntags zur Schule kommen. Gehilfen und Selbstständige, die namentlich in größeren Städten einen starken Prozentsatz der Theilnehmer bilden, sind nicht in der Lage, an Vor- oder Nachmittagen der Woche ihre Arbeit zu versäumen. Handwerksmeister und Ingenieure, die häufig den Zeichenunterricht geben, sind gleichfalls nur Sonntags frei.

Schließlich erschwert auch die Lage des Handwerks die ausschließliche Benutzung der Wochentage. Es wäre für viele Meister doch recht empfindlich, wollte man ihnen namentlich die älteren Lehrlinge, die sich schon als selbstständige Glieder in den Betrieb einfügen, nach sozialdemokratischem Rezept etwa an drei Nachmittagen nehmen, und zwar, soweit es sich um das Zeichnen handelt, auf vier volle Stunden. Der Handwerker fühlt sich schon gedrückt genug. Die Welt rings um ihn her hat sich geändert. Neben der Werkstatt reckt der Fabrikschlot sich in die Luft. Wo sonst der Hammer des Schmiedes erklang, dröhnt jetzt der Dampfhammer; statt des Blasebalgs faucht der Hochofen mit Gasgebläse. Ehedem war die Stadt und Umgegend der Absatzmarkt, nun ist die Welt der Markt geworden. Der Güteraustausch wuchs zu Riesenziffern an. Lokomotiven durchbrausen das Land, Dampfschiffe durchfurchen die See, Nachrichten dringen mit der Schnelle des Blitzes um den ganzen Erdball. Diese Entwicklung hat einen großartigen Zug; sie steigerte die Ergiebigkeit der Arbeit in ungeahnter Weise. Aber Schatten umdunkeln das glänzende Bild. Das Handwerk ist dabei ins Gedränge gerathen. Es kann nicht so billig produziren wie die Fabrik, manche Handwerkszweige sind deshalb schon abgestorben, andere drohen zu verkümmern. Und wenn auch nicht wenige Betriebe sich behaupten können und werden, so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß das Handwerk leidet, weil der Großbetrieb es überflügelt.

Soll man da den Druck noch drückender machen? Soll man nicht wenigstens so viel Rücksicht nehmen, die vier Zeichenstunden auf den Sonntag zu verlegen? Es ist wohlfeil, radikale Forderungen aufzustellen. Man braucht, um recht radikal zu sein, nur immer eine einzige Seite der Sache zu sehen und alle übrigen Seiten außer Acht zu lassen. Aber schon J. St. Mill, der Freiesten Einer, hat gesagt: Die großen praktischen Angelegenheiten des Lebens sind meistens eine Frage der Versöhnung und Verbindung von Gegensätzen.

Daß der Zeichenunterricht nicht Abends angesetzt werden sollte, darüber ist ausreichend in der Oeffentlichkeit verhandelt worden. Jeder kennt die drei Erfordernisse für das Zeichnen: ausgeruhte Hand, ausgeruhter Kopf und Tageslicht. Alles das kann man Sonntag Vormittags, aber nicht Werktag Abends haben.

Ist aber der Sonntag unentbehrlich, so fragt sich weiter, welcher Theil des Sonntags gewählt werden soll. Nur vor oder nur nach dem Hauptgottesdienst: das ist zu wenig. Sowohl vor als nach demselben: das ist unpraktisch; denn man soll den Unterricht, wenn irgend möglich, nicht zerreißen. Den Nachmittag zu wählen, verbietet die Rücksicht auf die Erholung. Am Nachmittag wollen Lehrer und Schüler hinaus in die Natur, wollen da, wo der Wald rauscht, wo der See, das Auge der Landschaft, lächelt, Erfrischung suchen und neue Kraft gewinnen zu neuer Arbeit. Bleibt also nur der Vormittag. Ihn gilt es für den Unterricht zu retten.

Und das ist möglich ohne Umgehung des Gesetzes. Man benutze nur die Auswege, die der Gesetzgeber offen gelassen hat.

Zunächst ist anzurathen, die Fortbildungsschulen, wo angängig, zum Range von Fachschulen zu erheben. Selbstverständlich müssen sie alsdann Fachschulen nicht nur heißen, sondern auch sein. Der allgemeine Fortbildungsunterricht wäre also auf die Bedürfnisse des speziellen Gewerbes zuzuspitzen.

Soweit dies nach Lage der Verhältnisse unthunlich erscheint, empfehlen wir, offene Zeichensäle einzurichten. Berlin hat diese Einrichtung bereits getroffen und auch in Baden, Württemberg und Oesterreich besteht sie. Die Berliner Gewerbesäle sind einem besonderen Dirigenten unterstellt und von 8—12 Uhr Vormittags geöffnet. Die Einrichtung erfordert weder große Mühen noch große Kosten. Am besten nimmt die Gemeinde die Sache in die Hand; doch auch Vereine können die Initiative ergreifen.

Endlich ließen sich noch Kurse für Erwachsene einführen.

In allen drei Fällen bietet das Gesetz keine Handhabe, die Abhaltung des Unterrichts während des Hauptgottesdienstes zu verhindern. Man hat die Möglichkeit, dem Fortbildungsunterricht den Haupttag und den Haupttheil zu erhalten, und muß sie gebrauchen.

Der Zeichenunterricht ist die Spitze des gewerblichen Unterrichtswesens. Er bildet den Geschmack und den Formsinn, er schafft das rechte Augenmaß und die nöthige Handfertigkeit. Schon ein Volkswirth des vorigen Jahrhunderts erklärte, das Land, das zuerst das Zeichnen als Unterrichtsgegenstand einführe, müsse das reichste werden. Wir erziehen dadurch den Volksgeschmack, und das ist ein Magnet, der Gold anzieht. Sachkenner, wie Eitelberger und Dumreicher, versichern uns, daß die Stärke des französischen Gewerbes, insbesondere des Kunstgewerbes, auf besserer und andauernder Schulung beruht. Doch auch die übrigen Unterrichtsgegenstände, Rechnen und Deutsch, Buchführung, ferner die entweder selbständig oder in Verflechtung mit anderen Disziplinen einzuführende Wirthschafts- und Rechtskunde — diese und andere Mittel zur Befestigung des in der Volksschule Gelernten und zur Erweiterung in der Richtung auf die Berufsinteressen können in ihrem Werthe nicht leicht zu hoch veranschlagt werden.

Die bestunterrichtete Nation wird die leistungsfähigste

sein. Immer war das Leben ein Kampf, und deshalb mußte man sich immer rüsten. Aber heutzutage ist der Kampf heftiger geworden, darum muß das Rüstzeug haltbarer sein. Die Anforderungen an die Leistungsfähigkeit sind gestiegen. Mit allen Mitteln, lauteren wie unlauteren, arbeitet die Konkurrenz. Wie in der Natur die Zweige mit den Zweigen streiten um den volleren Lichtstrahl, wie der Halm sich heben will über den Halm, um ihn zu unterdrücken, so neiden in der wirthschaftlichen Welt die Existenzen sich den Raum, so zerren sie an der Nahrungsdecke. Es ist ein Ringen um das wirthschaftliche Dasein ausgebrochen, wie es die alte Zeit nicht kannte. Der Stärkere siegt. Stärker aber ist der Gebildetere.

Die Fortsetzung des Volksschulunterrichts ist, zumal in Preußen, schon deshalb so wichtig, weil der Volksschulunterricht selbst seine Aufgabe nur unzureichend erfüllt. In Preußen bestehen anomale Frequenzverhältnisse — und als solche betrachtet die amtliche Statistik erst die Anfüllung der Schulklassen mit mehr als 80 Kindern — in 10 407 Schulen, die zusammen 1 661 182 Kinder beherbergen. Diese Ziffern allein erklären es, daß die ministerielle Denkschrift vom April 1891 den klassischen Ausspruch thun konnte: „Sehr viele Knaben verlassen die Volksschule, ehe sie deren Ziel erreicht haben.“ Noch unvollkommener als die Volksschule ist, gerade in Preußen, die Fortbildungsschule. Letztere gleicht vollends einem Rohbau, dessen Vollendung erst einer kommenden Zeit vorbehalten bleibt. Im preußischen Etat sind 410 000 Mark für die Fortbildungsschulen ausgeworfen — eine Summe von geradezu beschämender Geringfügigkeit.

Mehr Geld, mehr Kraft ist daranzusetzen, wenn der Fortbildungsunterricht seine Aufgabe erfüllen soll. Mindestens aber darf nichts geschehen, was die ohnedies schon langsame Entwicklung noch hemmen könnte. Eine solche Hemmung aber würde das Aufhören des Zeichenunterrichts am Sonntag sein.

H. Pachnicke.

## Parlamentsbriefe.

### XIX.

Der Landtag ist nicht mehr; seine letzten Augenblicke waren sanft. Das Herrenhaus hat dem Gesetze über die Landwirthschaftskammern in unveränderter Gestalt zugestimmt, nachdem es in gründlicher Kommissionsberathung alle die Punkte erörtert hatte, durch die es sich eigentlich zur Ablehnung hätte bewegen lassen sollen und nachdem es durch diese Gründlichkeit den Schluß der Session um einige Tage verzögert hatte.

Die Session läßt einen unerfreulichen Eindruck zurück. Daß der Staatshaushalt verspätet zu Stande kommt, scheint zur Gewohnheit werden zu sollen, nachdem es früher gewaltige Kämpfe gekostet hat, eine solche schlechte Gewohnheit zu beseitigen. Ich gebe zu, daß es praktisch von sehr geringer Bedeutung ist, ob der Staatshaushalt am 1. April oder einen Tag oder selbst vierzehn Tage später fertig wird. Aber Verfassungsbestimmungen sind dazu da, um genau selbst in solchen Einzelheiten beobachtet zu werden, die von geringerer Erheblichkeit scheinen, weil diese peinliche Genauigkeit den Sinn für verfassungsmäßiges Leben stärkt. Und gerade das Abgeordnetenhaus hat das lebhafteste Interesse daran, daß die Verfassung streng innegehalten werde. Die Regierung ist von jedem Vorwurf frei; sie hat das Budget rechtzeitig vorgelegt. Das Herrenhaus, ernst und gravitätisch in allem, was es vornimmt, verlangt regelmäßig vierzehn Tage für sich, um sich über die einzige Frage schlüssig zu machen, für welche es zuständig ist, nämlich die Frage, ob es die vom Abgeordnetenhause gefaßten Beschlüsse annehmen oder das Land in einen Zustand der Budgetlosigkeit stürzen will. Das Recht, an den Einzelheiten Abänderungen vorzunehmen, hat man dem Herrenhause aus guten Gründen entzogen und es macht keinen recht ernsthaften Eindruck, wenn es sich dennoch in eine Erörterung dieser Einzelheiten einläßt, obwohl es weiß, daß seine Verhandlungen nichts ändern können. Die Hauptschuld aber trifft das Abgeordnetenhaus. Wenn man vor die Wahl gestellt ist, ob man die Budgetberathung über das Knie brechen oder den verfassungsmäßigen Termin überschreiten will, wird Jedermann sich für eine gründliche Berathung aussprechen; die Langsamkeit des Abgeordnetenhauses wurde aber nur dadurch herbeigeführt, daß sich eine ungemessene Redelust über unwichtige Dinge ergoß. Als Herr von Bennigsen noch Präsident war, zog er dieser Redelust dadurch Schranken, daß er rechtzeitig das Haus zu Abendsitzungen nöthigte.

Die beiden gesetzgeberischen Früchte der Session sind die Novelle über die Verfassung der evangelischen Kirche und das Gesetz über die Landwirthschaftskammern. Beide dienen den Interessen der in politischer und kirchlicher Beziehung extremen Parteien, die in dem auf dem allgemeinen Wahlrecht beruhenden Reichstag geringeren Einfluß haben. Von den beiden Kanalvorlagen, die dem wirthschaftlichen Leben des Landes Nutzen zu bringen bestimmt waren, ist die wichtigere abgelehnt worden. Das größte Verdienst, welches dem Landtage nachgerühmt werden kann, besteht darin, daß er das so urplötzlich aufgetauchte schädliche Kaligesetz abgelehnt hat.

Die Novelle zum Kirchengesetz gewährt der Generalsynode Spielraum, ihre Absichten über Einführung einer neuen Agende ohne Mitwirkung des Landtags durchzusetzen und das kann dahin führen, daß eine Anzahl verdienstlich wirkender protestantischer Geistlicher sich zum Austritt aus der Landeskirche genöthigt fühlen und daß ihnen eine Anzahl von Laien folgen wird. Man muß mit dem Eintritt einer solchen bedauerlichen Möglichkeit ernstlich rechnen; weder dem politischen noch dem kirchlichen Leben wird das zum Heile gereichen.

Das Gesetz über die Landwirthschaftskammern schafft neue Korporationen, die dazu berufen sind, die Interessen der Landwirthschaft wahrzunehmen und für welche die ganze Landwirthschaft erhebliche Kosten aufbringen muß, während der Wahlmodus so gestaltet ist, daß die Kammern vornehmlich oder ausschließlich die Interessen des Großgrundbesitzes wahrnehmen werden.

Je mehr die einseitige Zusammensetzung des preußischen Landtags zum Ausdruck kommt, desto weniger Aussicht ist vorhanden, daß die Versuche, welche er gemacht hat, durch Resolutionen auf den Gang der Gesetzgebung im Reichstage einzuwirken, von dem Reichstage berücksichtigt werden.

Die abgelaufene Landtagssession bestärkt von Neuem den Eindruck, daß wir uns in einer Zeit tiefer politischer Abspannung und Unfruchtbarkeit befinden; man kann den Trost dafür in dem Gedanken suchen, daß nach den in der Geschichte waltenden Gesetzen solche Zeiten nicht dauern, denselben vielmehr auch wieder Zeiten des Aufschwungs und einer gesteigerten vernünftigen Thätigkeit folgen.

Proteus.

## Die Kämpfe um die Demokratisirung Belgiens.

### I.

Zur Stunde, da die Parteien in Belgien ihre Programme aufzustellen und sich für die bevorstehenden Oktoberwahlen, die erste Bethätigung der neu zusammengesetzten Wählerschaft, zu rüsten beginnen, erscheint es angemessen, rückblickend die Entwicklung zu überschauen, durch welche das allgemeine Stimmrecht sich in Belgien eingebürgert hat. Es soll die Verfassungskrisis, welche vor einigen Jahren begonnen und ihren Abschluß noch nicht gefunden hat, nach ihrer Bedeutung erklärt, und die Bedingungen nachgewiesen werden, welche das allgemeine Stimmrecht für seine Macht-

entfallung vorfinden wird, und endlich mag ein Versuch gemacht werden, über die politischen und sozialen Folgen dieser Ausdehnung des Stimmrechts einige Vermuthungen aufzustellen.

Der ehemalige § 47 der Verfassung von 1831 machte die allgemeine Wahlberechtigung (für die Ernennung der Mitglieder der Kammer und des Senats) von einem Census abhängig, der im Maximum auf 100, im Minimum auf 20 Fls. (holländ. Gulden) direkte Steuern festgesetzt wurde. Das Wahlgesetz vom 3. März 1831 brachte die Steuertaxe in ein bestimmtes Verhältniß zur Bevölkerung der Gemeinden, so daß sich dieselbe nun von 100 Fls. in den großen Städten bis zu 20 Fls. in den kleinen Gemeinden abwärts bewegte. Fünfzehn Jahre lang blieb dieses System unangefochten in Kraft. Die Zahl der Wahlberechtigten betrug etwa 30 000. Im Jahre 1846 verlangte der liberale Kongreß eine Wahlreform: allmähliche Aufhebung des ungleichartigen Census und mithin Bewilligung des Stimmrechts an jeden Bürger, der 20 Fls. Steuern zahlt, gleichviel welcher Gemeinde derselbe angehört. Ferner forderte er zu dem Wahlrecht auf Grund des Census dasjenige auf Grund der geistigen Befähigung, d. h. das Wahlrecht für alle Bürger, die eine der liberalen Berufsarten ausüben, in welchen ein Diplom gesetzlich verlangt wird. Der Kongreß machte damit zum ersten Male neben dem Prinzip des Census das Prinzip der geistigen Befähigung geltend, welchem die liberale Partei bis in die letzten Jahre hinein treu geblieben ist.

Die Hauptforderung der Liberalen wurde im Jahre 1848 verwirklicht. Im Monat Februar, unmittelbar nach der Revolution in Frankreich und unter dem Eindruck der Pariser Ereignisse wurde der ungleichartige Census abgeschafft, das Stimmrecht allen belgischen Staatsbürgern zugestanden, welche den verfassungsmäßigen Mindestbetrag von 20 fls. (42,32 Frcs.) direkte Steuern zahlten. Ihre Zahl belief sich auf etwa 60 000.

Ein Fortschritt war gemacht, aber mit ihm zugleich die Grenzlinie erreicht, welche die Verfassung zog. Sollte fortan der im Jahre 1848 erweiterte Kreis der Wählerschaft wiederum an Umfang gewinnen, so mußte nun der § 47 einer Revision unterzogen werden. Die Revision ist aber in Belgien an zahlreiche Bedingungen geknüpft. Einmal müssen die beiden Kammern erklären, daß Anlaß zu einer Revision vorhanden sei, dann werden sie aufgelöst, neue Kammern gewählt, und diese dürfen nur unter Zustimmung einer Mehrheit von zwei Dritteln ihrer stimmberechtigten Mitglieder irgendwelche Veränderung mit der Verfassung vornehmen. Die Möglichkeit, ein so verwickeltes Unternehmen zum guten Ausgang zu führen, erschien der großen Mehrzahl der Politiker von vornherein ausgeschlossen. Doch verhinderte diese ihre Anschauung nicht, daß nach dem Jahre 1848 eine Bewegung zur Ausdehnung des Stimmrechts vermittelst der Revision entstand, daß diese, wenn auch langsam, um sich griff und sich im Parlament geltend machte. Im November 1870 brachten liberale Abgeordnete bei der Repräsentantenkammer den ersten Antrag auf Revision des § 47 und auch der §§ 53 und 56 der Verfassung ein, welche letzteren die Zusammensetzung des Senats betrafen. Der Antrag wurde mit 73 klerikalen und liberalen gegen 23 liberale Stimmen abgelehnt. Bald aber erhielten die Anhänger des erweiterten Stimmrechts ein Zugeständniß.

Die allgemeine Wahlberechtigung war zwar durch die Verfassung geregelt, nicht aber die für die Provinzial- und Gemeindewahlen. Hier konnte das Parlament auf dem gewöhnlichen Wege und ohne erst das Revisionsverfahren durchzumachen, nach seinem Belieben das Gesetz abändern.

Diesen Vortheil nahm man wahr. Auf die immer lebhafteren Forderungen der vom Stimmrecht ausgeschlossenen Bürger, an welche sich die Propaganda der fortgeschrittenen Liberalen gewandt hatte, um sich für das Scheitern ihres Revisionsantrages schadlos zu halten, setzten im Jahre 1871 die Kammern den Census für die Provinzialwähler auf 20, für die Gemeindewähler auf 10 Frcs. herab. Die Provinzialwählerschaft erreichte damit eine Zahl von mehr als 200 000, die der Gemeinde von 350 000 Mitgliedern, während die allgemeine Wählerschaft, die sich nur durch die natürliche Fortentwicklung der Bevölkerung und des nationalen Wohlstandes vermehrte, in demselben Jahre die Zahl 100 000 kaum erst überschritten hatte.

Die neuen Provinzial- und Gemeindewähler verstärkten naturgemäß das Heer der Revisionspartei. Da man sie für würdig erachtete, Abgeordnete für die Provinzial- und Gemeindeversammlungen zu ernennen, so mußten sie in nothwendiger Folge auch das Verlangen stellen, vollberechtigte Wähler für das Parlament zu werden. Seit dem Jahre 1870 gewann daher die Revisionspartei stetig neuen Anhang; ihr Gedanke fand in allen Klassen Theilnahme; auch die Arbeiter begannen im Verein mit den bürgerlichen Führern der Wahlreformbewegung ihre Stimmen zu erheben.

Noch dreizehn Jahre verflossen. Im Jahre 1883 zählte das liberale Ministerium Frère-Orban bereits Anhänger der Revision zu seinen Mitgliedern. Dennoch weigerte sich der Führer desselben, sich zu Gunsten der Revision zu erklären. Er war der Meinung und mit ihm die Mehrheit der liberalen Partei, daß das Zustandekommen der Revision das Fortbestehen einer liberalen Majorität und die schon durchgeführten oder noch geplanten Schulreformen bedrohe.

Frère-Orban gab indessen einen Beweis seiner fortschrittlichen Bestrebungen, indem er den Kreis der Provinzial- und Gemeindewählerschaft abermals erweiterte. Zu den 225 000 Provinzial- und den 360 000 Gemeindewählern, welche ihre Berechtigung auf den Census gründeten, kamen durch ein Gesetz vom Jahre 1883 130 000 andere hinzu, die ihre geistige Befähigung nachzuweisen vermochten, sei es nun durch Ausübung eines Berufes, eines Amtes, durch den Besitz eines Diploms (60 000), sei es durch ein Examen (70 000). Dieses wichtige Zugeständniß entwaffnete die fortgeschrittenen Liberalen nicht. Im Juni desselben Jahres brachte Janson, der Führer der damals kleinen radikalen Partei, den zweiten Antrag auf Revision der Artikel 47, 53 und 56 ein. Er wurde mit 116 gegen 11 Stimmen abgelehnt. Nur acht Radikale und drei Katholiken stimmten dafür. Zu diesen letzteren gehörte Nothomb, der als der Erste in dem Jahre 1867 den Grundsatz des allgemeinen Stimmrechts in der Kammer vertreten hatte.

Der Sturz der liberalen Partei im Jahre 1884 hatte einen tiefgehenden und günstigen Einfluß auf die Bewegung zu Gunsten der Revision. Die Radikalen stellten diese mehr als je in den Vordergrund ihres Programms, und es fiel ihnen nicht schwer darzuthun, wie engherzig und veraltet das bestehende Wahlsystem sei, das bei einer Bevölkerungszahl von 1 500 000 großjährigen Belgiern ein Wahlmonopol für 130 000 Personen schuf, zumal angesichts der Fortschritte, welche das Prinzip der politischen Gleichberechtigung in allen europäischen Ländern, namentlich in Deutschland, Frankreich und England, gemacht hatte. Von anderer Seite her trat ein neues thätiges, energisches und überzeugtes Element in den Kampf ein. Im Jahre 1885 verbündeten sich die wallonischen und vlämischen Arbeitergruppen. Die Arbeiterpartei begründete sich und schrieb die Revision und das allgemeine Stimmrecht an die Spitze ihrer Forderungen. Im Jahre 1886 lenkten die Ausstände und Revolten in den Steinkohlenbecken die allgemeine Aufmerksamkeit auf die junge Partei und auf die Lage der arbeitenden Klassen, denen das Stimmrecht versagt war, und die Revisionsbewegung zog den Gewinn aus diesen Ereignissen, welche die gebietende Nothwendigkeit einer politischen und wirthschaftlichen Hebung der Klasse der Handarbeiter überzeugend bewiesen hatten. Im August 1886 befestigte sich die Arbeiterpartei, indem sie in Brüssel eine Kundgebung für das allgemeine Stimmrecht in Scene setzte.

Die radikale Partei, welche bis dahin die Revisionsbewegung allein geleitet hatte, sah ein, daß sie sich für eine sehr weitgehende Reform erklären müsse, wenn sie nicht Gefahr laufen wollte, von den Arbeitern überholt zu werden. Doch glaubte sie den Zeitpunkt noch nicht gekommen, um

bis zur Forderung des allgemeinen Stimmrechts vorzuschreiten. Auf ihrem Kongreß von Mai 1887 verlangte sie die Revision und Bewilligung des Stimmrechts an alle Bürger, die lesen und schreiben könnten. So hielt man immer noch an der liberalen Tradition fest, die politischen Rechte der Bürger von ihrer Bildung abhängig zu machen.

Zwei Monate später, im Juli, brachte ein Mitglied der äußersten Linken, Houzeau de Le Haie, den dritten Revisionsantrag bei der Kammer ein. Diesmal sprach sich die liberale Linke durch Frère-Orban's Organ zu seinen Gunsten aus; aber sie bildete nur eine schwache Minderheit, und der Antrag wurde mit 83 gegen 35 Stimmen abgelehnt. Indessen verbesserte diese Annäherung der Linken an den Revisionsvorschlag die Aussichten desselben um ein Beträchtliches und deutete auf einen nahe bevorstehenden Sieg. Von dieser Hoffnung angefeuert, setzten die Anhänger der Revision ihre unermüdliche Propoganda ins Werk.

Am 10. August 1890 veranstalteten in Brüssel 50 000 Arbeiter eine bedeutsame Kundgebung zu Gunsten des allgemeinen Stimmrechts. Man kann sagen, daß dieselbe die Entwicklung beschleunigte. Sie trieb alle Einsichtigen, welche sich an diesem Tage angesichts dieser festgeschlossenen und wohlorganisirten Masse der Nothwendigkeit und Dringlichkeit einer Wahlreform nicht länger verschließen konnten, auf die Seite der Revisionsbewegung; sie gab den parlamentarischen Parteiführern zu denken. Von nun an folgten die Ereignisse rasch auf einander, und man verlangte, theils begeistert, theils resignirt, allgemein nach der Revision.

Am 14. September drohte der Arbeiterkongreß damit, den allgemeinen Ausstand der Gewerke zu organisiren, wenn man ihm die Revision und das allgemeine Stimmrecht noch länger verweigere, und um Weihnachten verwarfen die Radikalen auf einem neuen Parteitage den Kongreßbeschluß von 1887 und sprachen sie unumwunden für das allgemeine Stimmrecht aus.

Einen Monat zuvor hatte P. Janson in richtiger Erkenntniß, daß nun die Zeit dazu gekommen sei, den vierten Revisionsantrag eingebracht. Diesmal war der Erfolg ein vollständiger. Nicht nur die liberale Linke schloß sich dem Vorschlag an, sondern auch die ganze klerikale Rechte; er wurde unter einmüthiger Zustimmung der 118 anwesenden Kammermitglieder in Erwägung gezogen, d. h. einer weiteren Prüfung für werth erachtet.

Der 27. November 1890 schloß somit die Vorbereitungsperiode der Revision ab und eröffnete die Periode ihrer Verwirklichung.

## II.

Zwischen dem Tage, wo der Antrag Janson in Erwägung gezogen wurde, und der gesetzlichen Verkündigung der Revision sind 34 Monate verflossen. Das Ministerium und die politischen Parteien standen in der That am Ende des Jahres 1890 vor großen Schwierigkeiten. Für das Prinzip der Revision zu stimmen, genügte nicht; es kam darauf an, zu wissen, welches System das Censussystem ablösen solle. Außerdem war eine Verständigung der Parteien geboten, weil für jede Revision zwei Drittel aller Stimmen verlangt wurden. Diese Verständigung kam aber nach dem Beschluß vom November 1890 nicht zu Stande: die Radikalen hielten am allgemeinen Stimmrecht fest, die Liberalen wollten das Gesetz über die geistige Befähigung vom Jahre 1883 ausgedehnt oder doch die Analphabeten und die Unterstützungsempfänger ausgeschlossen wissen; die Klerikalen erklärten sich im Verein mit dem Ministerium für eine Abart des englischen Systems, welches das Stimmrecht davon abhängig machen sollte, ob der Bürger eine Wohnung zu einem bestimmten Miethspreise oder ein Grundstück von einem gewissen Ertrage inne hätte. Die Konservativen waren der Ansicht, daß in jedem Falle die Zahl der Wähler 600 000 nicht überschreiten dürfe.

Diese Abweichungen zwischen den Ansichten der Parteien bestanden auch außerhalb des Parlaments und traten durch eine von der Société d'études sociales et politiques veranstaltete wissenschaftliche Diskussion im Frühling 1891 deutlich zu Tage. Das System des Wohnungs- und des Grundbesitzes vertrat dabei namentlich als Berichterstatter über den Revisionsantrag der heutige Finanzminister De Smet de Naeyer. Auch das System der geistigen Befähigung und das allgemeine Stimmrecht fand dort Anhänger. Eine Verständigung wurde ebenso wenig erzielt, wie in der Kammer. In dieser kritischen Lage begann man zu zögern, Winkelzüge zu machen; man wollte Zeit gewinnen, sich auf keiner Seite binden. So verflossen die Monate ohne irgend welches Resultat zu zeitigen. Auf welchem Punkte stehen wir? Auf gar keinem." — „Où sommes-nous? Nous ne sommes nulle part." gab Beernaert eines Tages zu. Das Ministerium sah endlich ein, daß das Schicksal der Revision nicht von einer Vorverständigung der Parteien abhängig gemacht werden dürfe; sie gab die Einigungsversuche auf und theilte im Jahre 1892 der Kammer ihre Ansichten über die Revision mit.

Mit Recht meinte Beernaert, daß die Revision nicht auf die Ablösung des Censussystems durch irgend ein anderes Wahlsystem beschränkt werden könne. Das Gleichgewicht, welches für die Staatseinrichtungen eine Nothwendigkeit ist, und das die Verfassung von 1831 herzustellen verstanden hatte, erforderte noch andere Modifikationen des Grundgesetzes. Wie sie auch sonst sein mochte, auf jeden Fall mußte die künftige Wählerschaft eine volksthümliche, eine sehr demokratische sein. Beernaert hielt es aber für nothwendig, der aufstrebenden Demokratie Gegengewichte, Regulatoren zu geben, und schlug dem Parlament vier solcher vor: der Senat sollte fortan nicht mehr, wie es seit 1831 üblich gewesen, durch dieselbe Wählerschaft wie die Abgeordneten, sondern durch indirekte Wahl und durch Wähler, welche mindestens 35 Jahre zählten, ernannt werden; es sollte die proportionelle Volksvertretung eingeführt werden, damit allen Parteien ein Platz im Parlament gesichert würde; der König sollte das Recht erhalten, über jedes im Parlament angenommene Gesetz, ja sogar über jeden Vorschlag, der vor einer der beiden Kammern erörtert würde, direkt die Wählerschaft zu befragen; endlich sollte die Stimmabgabe obligatorisch werden, damit nicht thätige Minderheiten das Wahlterrain beherrschen könnten.

Die Liberalen und Katholiken erklärten sich gegen die proportionelle Volksvertretung, und gegen das, was man das königliche Referendum nannte. Diese beiden Neuerungen erschienen ihnen als mit dem parlamentarischen Prinzip unvereinbar, und die letztere als ein Schritt zur persönlichen Gewalt.

Dessenungeachtet erhielt Beernaert von den Kammern die Ermächtigung, diese Fragen den künftigen konstituirenden Kammern vorzulegen. Im Monat Mai 1892 erklärten die Kammern, daß Anlaß vorhanden sei, die Paragraphen 47 (Stimmrecht), 53, 54, 56, 57, 58 (Organisation des Senats), 26 (königliches Referendum), 48 (proportionelle Volksvertretung und obligatorische Stimmabgabe) und einige andere minder wichtige einer Revision zu unterziehen.

Die beiden Kammern wurden unmittelbar nach der Abstimmung aufgelöst, und die Neuwahlen fanden statt. Dank dem Kartell zwischen den Liberalen und Radikalen gelangten die Katholiken nicht wieder in so großer Anzahl in die konstituirenden Kammern, um dort über zwei Drittel der Stimmen zu verfügen. Der Senat zählte 46 Katholiken und 30 Liberale, die Kammer der Repräsentanten 92 Katholiken und 60 Liberale. Das katholische Ministerium befand sich folglich in der Unmöglichkeit, die Revision durchzuführen, ohne wenigstens einen Theil der Liberalen und Radikalen zu ihrer Unterstützung heranzuziehen.

Im Februar 1893 ging die Kammer an die Prüfung der Verfassungsparagraphen, deren Revision sie vornehmen sollte, und beschäftigte sich vor Allem mit der Ausdehnung des Stimmrechts. Die Debatten waren langwierig, verwirrt und erfolglos. Am 11. und 12. April wurden sämmtliche Vorschläge: allgemeines Stimmrecht für das Alter von 21 oder 25 Jahren, Ausschließung der Analphabeten und Unterstützungsempfänger, das Wohnungssystem der Katholiken u. s. w. abgelehnt. Keinem Vorschlag gelang es, zwei Drittel

der Stimmen auf sich zu vereinigen. Die Verständigung der Parteien war am letzten ebensowenig wie am ersten Tage erzielt worden.

Jetzt wurde die Lage der Dinge kritisch und gefährlich. Der Conseil général der Arbeiterpartei beschloß den allgemeinen Ausstand. Derselbe brach in vielen Mittelpunkten der Industrie aus, in Brüssel nahm die Agitation einen gewaltsamen Charakter an, in Antwerpen, in Mons fanden blutige Zusammenstöße zwischen der Staatsgewalt und den Arbeitern statt. Die Ruhe mußte um jeden Preis wieder hergestellt werden. Da legte ein katholischer Abgeordneter, Nyssens, Professor an der Universität Löwen, der Kammer die von Allen ersehnte Fassung vor, welche es vermochte, die Parteien zu vereinigen und dem Lande den Frieden zurückzugeben.

Nyssens hatte diese Fassung schon vor längerer Zeit angegeben.

Im Jahre 1890, gleich nach Beginn der Revisionskrisis, hatte er eine Broschüre „Le Suffrage universel tempéré“ veröffentlicht. Er schlug darin ein originelles System vor, welches er folgendermaßen zusammenfaßte:

„Jeder Bürger würde eine Stimme haben, als Familienvater würde er zwei, als Grundeigenthümer oder als Zahler eines gewissen Steuercensus drei Stimmen besitzen. Dies wäre das gemäßigte allgemeine Stimmrecht — das Gesetz der Zahl, gemildert durch die Rücksicht auf die großen sozialen Interessen.“

Dieses System, welches die politische Gleichberechtigung herstellte, während es dabei doch den konservativen Interessen durch die Einrichtung des Pluralitätssystems Garantien bot, fand zuerst keinen großen Anklang, aber am 12. April wurde es in der allgemeinen Verwirrung mit Dankbarkeit begrüßt. Es sei hier noch bemerkt, daß Nyssen's Antrag am 12. April wohl die Grundsätze seiner Broschüre, nicht aber die dort gleichfalls gegebenen Vorschriften zur praktischen Anwendung derselben in sich faßte. Die Radikalen hatten wenige Tage zuvor die Erklärung abgegeben, daß sie sich jedem Vergleich fügen würden, der das allgemeine Stimmrecht zur Grundlage hätte. Sie willigten daher im Prinzip in den Antrag Nyssen's, dem sich seinerseits auch Beernaert mit einer sehr großen Majorität der Repräsentanten anschloß. Es war keine Zeit mehr für lange Diskussionen. Am 18. April, während Brüssel von den Patrouillen der Bürgerwehr durchstreift wurde, während das Palais de la Nation von einem Truppenkordon umgeben war, und eine tiefe Bewegung die Hauptstadt erschütterte, nahm die Kammer nach vierstündiger fieberhafter Berathung den neuen Paragraphen 47 mit 119 gegen 14 Stimmen und 6 Stimmenthaltungen an. — Frère-Orban, der Führer der liberalen Partei, stimmte dagegen, Woeste, der katholische Führer, enthielt sich der Abstimmung. Der neue Artikel 47 gab das Wahlrecht allen männlichen Belgiern, die das fünfundzwanzigste Lebensjahr erreicht haben und gab eine oder zwei weitere Ergänzungsstimmen den Bürgern, die Steuern in näher bestimmter Höhe zahlen, die ein Baarvermögen von näher bestimmtem Umfang besitzen, die eine liberale Profession üben, die über eine Berechtigung zum Unterrichten verfügen u. s. w., und endlich den Familienvätern von mehr als 35 Jahren.

Die gefährliche Aufregung der vorangegangenen Tage beschwichtigte sich sogleich. Trotz ihres Protestes gegen das Vorrecht, welches den Wählern mit zwei und drei Stimmen zugestanden war, erklärten die Führer der Arbeiterpartei die Ausstände für beendet; der Senat ratifizirte das Werk der Kammer ohne Schwierigkeiten.

Noch harrten wichtige Fragen ihrer Lösung; das königliche Referendum, die proportionelle Volksvertretung, die obligatorische Stimmabgabe, die Neuorganisation des Senats.

Beernaert mußte auf die erste dieser Reformen verzichten, da sie nicht die geringste Aussicht auf Annahme besaß. Aber er erlangte die Unterdrückung derjenigen Worte des Paragraphen 48, welche der Einrichtung einer proportionellen Volksvertretung im Wege stehen konnten. Die Einführung der obligatorischen Stimmabgabe wurde zugestanden. Die Umgestaltung des Senats entsprach nicht den Wünschen des Premierministers und aller derjenigen, welche ihn zu einer starken und eigenartigen Versammlung und nicht zu einer bloßen Doublette der Repräsentantenkammer hatten machen wollen. Bisher hat der Senat aus Mitgliedern bestanden, die mindestens 2 116 Frs. direkte Steuern zahlten und solche wurden von denselben Wählern gewählt, wie die Mitglieder der Kammer. Das Parlament verwarf die indirekte Wahl ebenso wie die Wahl durch die Provinzialversammlungen und begnügte sich damit, ein vermittelndes, hinkendes System, einen wahren Lückenbüßer, anzunehmen. Die hauptsächlichsten Neuerungen dieses Systems sind die Herabsetzung des Census für die Wählbarkeit, Erhöhung des Mindestalters der Wähler auf dreißig Jahre, und die Ernennung von 26 Senatoren, die nicht dem Census unterworfen werden, durch die Provinzialversammlungen. Im vergangenen September fand das Revisionswerk seinen Abschluß.

### III.

„Es ist mit der Revision so zugegangen, wie es meistens zugeht, Niemandem ist es gelungen, gerade das zu thun, was er thun wollte“, so schrieb vor Kurzem ein angesehener französischer Publizist, Francis Charmes. Er hat vollkommen Recht. Sicherlich wußte die Mehrzahl derer, die im Jahre 1890 für die Revision stimmten, nicht, daß ihre Einwilligung sie zum allgemeinen Stimmrecht führen würde. Woeste erklärte damals, er hielte es für möglich, den Kreis der Wählerschaft zu erweitern, ohne die Verfassung anzutasten. Der Klarsehenden waren wenige. Unter ihnen befand sich ein hervorragender Mann, dessen kürzlich erfolgter Tod ein großer Verlust für Belgien war, Auguste Couvreur, der ehemalige liberale Vizepräsident der Kammer, welcher schon im Jahre 1891 darauf hinwies, daß das verhängte Ziel der Revision das allgemeine Stimmrecht sei. Wenige glaubten ihm damals. Es schien, als ob dem allgemeinen Stimmrecht, das in der Kammer nur dreißig Anhänger besaß, das Urtheil gesprochen wäre. Die ermüdende Länge der Krisis, der Mangel an Einvernehmen zwischen den Parteien, haben ebenso viel dazu beigetragen, ihm zum Siege zu verhelfen, wie die Gerechtigkeit seines Prinzips und die Propaganda seiner Anhänger. Weil das Parlament im Jahre 1891 gar nichts gegeben hatte, mußte es im Jahre 1893 alles geben. Die Bezeichnung „geben“ ist nicht ganz zutreffend; in Wahrheit hat die Kammer am 18. April ihre Berathungen unter einem Druck von außen gehalten, und die Geschichte wird eines Tages sagen, das allgemeine Stimmrecht sei vielmehr genommen als bewilligt worden! Ein ernster politischer Fehler, der vielleicht gefährliche Folgen androht, und den ein schärferer Blick in die Zukunft hätte vermeiden lassen. Man hat es dem katholischen Ministerium zum Vorwurf gemacht, diese Voraussicht nicht besessen zu haben; gewiß ist, daß es der Strömung gefolgt ist, statt sie zu lenken, daß es geschehen ließ, was es nicht hindern konnte. Indessen hat es eine Entschuldigung für sich anzuführen: daß es trotz seiner Anstrengungen nicht dahin gelangen konnte, eine Verständigung der Parteien zu erzielen. Eins steht immerhin fest: von all seinen Lieblingsideen — Wohnungswahlsystem, königliches Referendum, konservativer Senat, proportionelle Volksvertretung — hat dieses Ministerium keine einzige durchzuführen vermocht.

Sieger im Kampf ist die radikale Partei gewesen, und namentlich die Arbeiterpartei außerhalb des Parlaments. Es steht außer Zweifel, daß die Revisionspropaganda ihre meisten Fortschritte seit der Konstituirung der Arbeiterpartei gemacht hat, daß es der Einfluß dieser Partei war, welcher die Radikalen dazu bestimmte, sich der Forderung des allgemeinen Stimmrechts anzuschließen, und ihre sozusagen revolutionäre Haltung war es, welche die Annahme des neuen § 47 herbeiführte. Kurz, man kann der Wahrheit gemäß behaupten, daß eine Partei, die im Parlament keinen Vertreter besaß, den parlamentarischen Sieg vom 18. April davongetragen hat.

Man will freilich dem neuen Wahlsystem wegen der Einführung mehrfacher Stimmen den Namen des allge-

meinen Stimmrechts streitig machen, aber dieses Urtheil ist ungenau. Ob eine Minderheit der Wähler eine oder zwei Ergänzungsstimmen besitze, das ist von untergeordneter Bedeutung. Alle Belgier, die über 25 Jahre alt sind, haben das Stimmrecht, dies ist das Wesentliche. Außerdem scheint es mir, daß das mehrfache Stimmrecht ein Uebergangsstadium ist und eines Tages durch das für alle gleiche allgemeine Stimmrecht ersetzt werden wird, wenn auch dieser Tag sicherlich noch weit entfernt sein mag.

Im Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, stellt das Parlament die Bedingungen fest, unter welchen das neue Wahlsystem arbeiten soll. Nach den Anordnungen des Wahlgesetzes kann man die Zahl der Wähler mit einer Stimme auf 900 000, der Wähler mit zwei Stimmen auf 270 000, der Wähler mit drei Stimmen auf 100 000 schätzen, oder insgesammt auf etwa 1 700 000 Stimmen rechnen.

Im März hatten die Abtheilungen des Repräsentantenhauses den Grundsatz der proportionellen Volksvertretung verworfen und dadurch den Rücktritt Beernaert's veranlaßt. Am 23. Mai hat dann das Abgeordnetenhaus selbst das Prinzip der proportionellen Vertretung abgelehnt wie auch das System der kleinen Wahlkreise, die einen Senator und zwei Abgeordnete zu wählen gehabt hätten. Die nächsten Wahlen werden sich also nach dem jetzigen Modus vollziehen: Listenskrutinium innerhalb des einzelnen administrativen Arrondissements, welche Zahl an Bevölkerung dasselbe auch bergen mag. Im Augenblick werden auch die Bestimmungen festgesetzt über die Wahl in den Kommunen und über das obligatorische Votum. Die Arbeiten der Volksvertretung werden ohne Zweifel am 15. Juni beendet sein. Dann wird die Wahlkampagne für die Oktoberwahlen beginnen.

Was wird aus dieser ersten Bethätigung des allgemeinen Stimmrechts hervorgehen, die für Belgien etwas Aehnliches bedeutet, wie die Wahlen vom 23. April 1848 für Frankreich? Sehr kühn oder sehr scharfsichtig müßte derjenige sein, der dies genau voraussagen wollte. Wird die katholische Partei die Mehrheit erlangen? oder wird sich vielmehr eine antiklerikale Mehrheit bilden, die, in verschiedenen politischen Fragen einig, über die Lösung der sozialen Probleme die abweichendsten Meinungen hegen würde, da sie aus Liberalen, den Gegnern einer Regelung der Arbeit, aus Radikalen, den Anhängern des Staatssozialismus, und endlich aus Sozialisten, den Vertretern kollektivistischer Lehren, zusammengesetzt sein würde? Ich will mich hierüber nicht in Prophezeiungen ergehen. Leichter und interessanter ist es, von den Tendenzen der neuen Wählerschaft und des Parlaments, welches sie vertreten wird, sich ein Bild zu machen. Man darf schon jetzt behaupten, daß das allgemeine Stimmrecht in Belgien antimilitärisch, d. h. der Kaserne und den großen militärischen Ausgaben feindlich sein wird; daß der numerische Einfluß der ländlichen Wähler die Wirthschaftspolitik dem Schutzzollsystem zuneigen; und daß die bisher untergeordnete politische Rolle der vlämischen Rasse an Bedeutung merklich gewinnen wird. Welcher Art endlich die Majorität sein möge, immer wird das neue Parlament eine soziale Gesetzgebung mit demokratischen Tendenzen erlassen, einmal, weil es auf dem allgemeinen Stimmrecht beruhen, und dann, weil es zwei thätige Sozialreformparteien einschließen wird; auf der Linken die Sozialisten und auf der Rechten die Jungkatholiken, die Schüler Ketteler's und Demun's.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß Belgien an einem Wendepunkt seiner historischen Laufbahn steht. Das Census-system hat sich überlebt. Eine große politische Wandlung wird sich vollziehen. Es hieße den sprichwörtlich gewordenen gesunden Sinn des belgischen Volkes verkennen, wenn man glauben wollte, daß dieselbe mit einem sozialen Umsturz gleichbedeutend sei. Durch eine Evolution, nicht durch eine Revolution wird die Demokratie in Belgien zur Herrschaft gelangen.

Brüssel. Léon Leclère.

---

## Cavour's Briefe an Madame de Circourt.

Camillo Cavour hält jede Probe echter Größe aus. Je mehr von und über ihn bekannt wird, um so deutlicher tritt das Bild eines ganzen Mannes hervor. An erfolgreicher Thätigkeit kann unter Seinesgleichen nur Bismarck mit ihm verglichen werden, aber wie verschiedenartig sind die beiden Staatsmänner: der eine ganz Subjektivität, die gesammte Politik wie einen Prozeß zwischen sich und der übrigen Welt behandelnd; — der andere der objektivste aller Politiker, voller Zutrauen zur Vernunft, die in den Dingen steckt, voller Vertrauen zum Liberalismus, zum Parlamentarismus, zum Freihandel. Es ist alles gesund an diesem piemontesischen Edelmann. Weder bigott noch ein Kirchenstürmer, durch reaktionäre Vorurtheile ebenso wenig beeinflußt wie durch radikale Phantastereien, jedem realen Fortschritt in der Politik wie in der Volkswirthschaft zugethan, Feind aller sozialistischen und protektionistischen Quacksalbereien, einer der Ersten, der die revolutionirende Bedeutung der Eisenbahnen erfaßte, Begründer einer Associazione agraria, Herausgeber einer politischen Zeitschrift: so schließt sich bei dem Schöpfer des Königreichs Italien alles folgerichtig zu dem Bilde eines modernen liberalen Staatsmannes zusammen, zu dem Bilde des bedeutendsten politischen Repräsentanten der liberalen Weltanschauung, den das neunzehnte Jahrhundert gesehen hat.

Es hat einen eigenen Reiz, diese so in sich geschlossene Persönlichkeit auch in ihren intimeren geistigen Beziehungen kennen zu lernen. Man kann deshalb dem Grafen Nigra nur dankbar sein, daß er den Briefwechsel Cavour's mit Madame de Circourt der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten hat.*)

Die Gräfin Circourt gehört zu jenen vornehmen Russinnen, deren Erziehung ein völlig internationales Gepräge trägt. Anastasia Klustine, so war ihr Mädchenname, wurde 1808 in Moskau geboren, lernte neben ihrer Muttersprache fertig deutsch, französisch, englisch reden und schreiben, wurde in allen möglichen Wissenschaften und Künsten unterrichtet, bereiste dann Europa, lernte eine große Anzahl hervorragender Menschen kennen und verheiratete sich 1830 mit dem Grafen de Circourt. Das Ehepaar setzte das Wanderleben durch Italien und Deutschland nach eine Zeit lang fort, allenthalben die Bekanntschaft der illustren Bekanntschaften vermehrend — in Deutschland trat die Gräfin u. A. mit Cornelius, Kaulbach, Rauch, Ranke, Schelling, Tieck in nähere Beziehungen — und ließ sich endlich in Paris nieder, woselbst Madame de Circourt bald einen geselligen Kreis um sich vereinigte, der neben der geistigen Elite Frankreichs auch zahlreiche distinguirte Fremde, bei deren vorübergehendem Aufenthalt in Paris, umfaßte. In diesen Kreis trat 1835 auch Camillo Cavour, und es entwickelte sich rasch ein freundschaftliches Verhältniß, das bis zu Cavour's Tode ungetrübt blieb. Cavour besuchte seine Freundin des Öfteren in Paris und blieb mit ihr in einem fortlaufenden brieflichen Verkehr. Er schreibt ihr 1836 über seine impressions d'Angleterre und macht ihr im Jahre 1860 politische Konfessionen. Stets verbindlich in der Form, aber nie geziert, als jugendlicher Patriot bereits so klar und fest wie als schöpferischer Staatsmann, bietet Cavour in diesen Briefen nichts Blendendes. Bismarck'sche Briefe sind im Allgemeinen anziehender. In ihnen sprüht und funkelt der Geist eines glänzenden Stilisten. Cavour's Stärke ist ein von hoher geistiger Kultur getragener bon sens, der sich nie verleugnet, und eine politesse du coeur, die ungemein anspricht. Wie er seine Freundin bittet, ihn auf litterarische Novitäten aufmerksam zu machen, wie er bedacht ist, sie für ein metaphysisches Werk seines Bruders zu interessiren, wie er sie

*) Le Comte de Cavour et la Comtesse de Circourt. Lettres inédites, publiées par le Comte Nigra. Turin, Rome L. Roux & Comp. Den 31 in französischer Sprache geschriebenen Briefen Cavour's an die Gräfin de Circourt sind noch 6 Briefe an deren Gatten beigefügt, und in einem Appendix eine Reihe von Briefen des Ehepaars de Circourt an den Grafen Nigra.

ersucht, bei der Revue des deux mondes ihren Einfluß zu seinen Gunsten geltend zu machen, wie er Freunde bei ihr einführt: das alles geschieht mit jener freien und offenen Ungezwungenheit, die sich nicht genirt, die Freundschaft in Anspruch zu nehmen, weil sie jeder Zeit bereit ist, mehr als das Erbetene selbst zu gewähren.

Charakteristisch ist es, daß sich Cavour, der Junggeselle, sogar nicht scheut, Madame de Circourt zu bemühen, um einem seiner Freunde eine Frau zu verschaffen. Es handelte sich um den Grafen Casanova, den Cavour bei seiner Freundin mit folgenden vertraulichen Zeilen einführt:

„Ich glaube, er hat den stillen Wunsch, in Paris eine Lebensgefährtin zu finden. Sie könnten ihm bei der Suche wirksam unterstützen. Er hat, was Vermögen anbetrifft, keine übertriebenen Prätensionen; eine Mitgift von 2- bis 300 000 Francs würde ihm genügen. Worauf er entscheidendes Gewicht legt, ist der Charakter und die Intelligenz der Frau, mit der er sein Leben zu verbringen hat. Mein Freund ist eines jener seltenen Herzen, die gelegentlich aus einem Exceß von Delikatesse fehlen, die viel fordern, weil sie unendlich viel zu bieten haben. Wie alle wirklich vornehmen Männer Italiens ist er aufrichtig liberal. Eine Frau mit zuviel adligen Vorurtheilen würde nicht recht zu ihm passen. Auch eine junge vergnügungssüchtige Person, die nur an Kleider und Feste denkt, würde ihm wenig zusagen, denn sein Geschmack ist ernster Art und seine Gewohnheiten sind dahin entwickelt, daß er die Reize der Intimität den lauten Freuden der großen Welt vorzieht. Der Dame, der er sich erklären würde, hätte er 40 000 Francs Rente aus schönem und solidem Grundbesitz sofort zu bieten neben der Aussicht, noch einmal beinahe ebenso viel von zwei Onkeln zu erben, die allerdings — um ganz bei der Wahrheit zu bleiben — noch nicht alt sind; ferner einen der großen Namen Italiens; ein hübsches Gesicht; vor Allem aber einen noblen Charakter und einen Geist, in dem die guten Eigenschaften des alten Adels sich mit der Erleuchtung der modernen Zeiten verbinden. Wenn ein solcher Mann eine seiner würdige Frau nicht glücklich machen sollte, so müßte man annehmen, daß die Ehe wirklich eine so abscheuliche Einrichtung wäre, wie die George Sand das glauben machen möchte."

Man sieht, dieser junge Staatsmann, der demnächst die Provinzen Italiens vereinigen sollte, war auch als Ehevermittler — der Brief stammt aus dem Jahre 1844 — von einer nicht zu verachtenden Beredsamkeit.

Je weiter der Briefwechsel vorschreitet, um so häufiger mischen sich politische Betrachtungen in Cavour's Briefe. So spricht er sich 1844 in zwei Briefen über die Jesuiten aus anläßlich einer publizistischen Ehrenrettung des Ordens, auf die ihn Madame de Cincourt aufmerksam gemacht hatte. Cavours Urtheil über die Thätigkeit der Jesuiten ist scharf. In Italien, so erklärt er, betrachte man sie mit nur allzuviel Recht als eine der unheilvollsten Plagen (une des plaies les plus funestes). In Frankreich, meint Cavour, sind die Jesuiten allerdings nicht gefährlich. „In einem Lande der Wissenschaften und der Aufklärung werden sie immer genöthigt sein, sich zu modifiziren, sich umzubilden; sie werden dort niemals eine reale und dauernde Machtstellung behaupten, weder in der politischen Welt noch in der Welt der Geister." Aber was sie in einem Lande schaden können, in dem sie allmächlig sind, das beweisen — so meint er — die spanischen Granden und der neapolitanische Adel, c'est à dire quelque chose, qui tient le milieu entre l'homme et la brute.

In demselben Briefe, der dies kräftige Urtheil enthält, findet sich noch ein anderer für Cavours freie Anschauungen bezeichnender Passus. Alfred de Vigny war im Jahre 1844 bei der Kandidatur zur Akademie unterlegen. Erst im folgenden Jahre erreichte er sein Ziel. Cavour kommt auf jene Niederlage zurück und schreibt: „Wenn Sie Einfluß auf de Vigny haben, so suchen Sie ihn doch für die Presse zurückzuerobern; er wird dort sicherlich Erfolge erzielen, die ihm viel kostbarere Lorbern verschaffen, als es der Fauteuil der Akademie vermag". Auch darin war eben Cavour ganz modern, daß er die Bedeutung der Presse vollauf zu würdigen wußte. Und zwar sah er in der Presse vornehmlich das starke Instrument des Fortschritts. Wie alle kraftvollen Naturen war er Optimist. Selbst die trübsten Zeiten konnten ihn nur vorübergehend niederdrücken. So schreibt er 1851 an seine Freundin: „Ich spreche Ihnen nicht von unserem Lande und unserer Politik. Als Minister bin ich dafür bezahlt, nur gutes darüber zu sagen, meine Ansichten würden Ihnen deshalb verdächtig sein. Ich beschränke mich darauf, Ihnen zu versichern, auf die Gefahr hin, als ein naiver Mensch oder als ein Utopist zu erscheinen, daß trotz allem Traurigen und Unglücklichen, was über Frankreich und Italien hereingebrochen ist, ich den unerschütterlichen Glauben an die Zukunft der liberalen Ideen bewahre."

Diese Zuversicht ging ihm auch in der schlimmsten Periode seiner staatsmännischen Laufbahn nicht verloren, als 1859 durch den Vertrag von Villafranca sein Land um die eigentliche Frucht des Sieges betrogen zu sein schien. Cavour trat zurück und Ralazzi an seine Stelle. In dieser Zeit schrieb er — am 22. Juli 1859 — aus Turin einen herrlichen Brief an Madame de Circourt, in dem er von dem Satze ausgeht: il n'y a rien de ridicule au monde, comme un ministre tombé qui boude; es gibt nichts lächerlicheres auf der Welt, als einen gefallenen Minister, der schmollt. Cavour ist von dieser Schwäche weit entfernt. Er möchte sich am Liebsten einige Zeit in der Schweiz, cet hôpital des blessés politiques, ausruhen, aber politische Rücksichten verbieten ihm das. „So werde ich mich dann — fährt er fort — am Fuße des Mont-Blanc festsetzen, um dort, inmitten der Wunder der Natur, die Misère der Dinge zu vergessen, die von Menschenhand geleitet werden. Ist die heiße Zeit vorbei, so kehre ich auf meine Güter zurück, um dort abzuwarten, daß sich mir eine Gelegenheit bietet, um an dem Werke der Wiedergeburt zu arbeiten, von dem Abstand zu nehmen meine Freunde und ich weit entfernt sind."

Bekanntlich stand Cavour bereits im Januar des Jahres 1860 wieder am Steuerruder, und seine größte Zeit brach an. Aus diesem Jahre stammen die sechs letzten Briefe der Sammlung, die ein steigendes Interesse gewähren. Er bittet die Gräfin, in ihrem Salon seine Vertheidigung zu übernehmen, da er weiß, daß man in Paris schlecht auf ihn zu sprechen ist; besonders die Frauen der guten Gesellschaft. Ein Freund habe ihm erzählt, wie er kürzlich aus einem graziösen kleinen Munde in Paris die Worte vernommen habe: „Weshalb hängt man denn diese Kanaille Cavour nicht?" Er scherzt darüber, aber er übersieht auch nicht die ernste Seite der Erscheinung. „Die guten und die schlechten Leidenschaften haben die Oberfläche der Gesellschaft kristallisirt und sie wenig geeignet gemacht, hochherzige Regungen zu empfinden; aber die Masse des Volks ist hochherzig wie früher und sympathisirt mit uns. Wäre es anders, wie würde es kommen, daß alle Journale, die sich an die Massen wenden, italianissimi sind? Der Mißklang zwischen der Höhe und den Niederungen der Gesellschaft ist betrübend, zumal wenn die letzteren edel und uneigennützig sind und die erstere egoistisch und bösartig ist. Aber ich will die französische Gesellschaft nicht schelten; ich schulde ihr zu viel."

Der letzte Brief, eine wahre Perle, ist vom 29. Dezember 1860 datirt. Drei Tage vorher war das Dekret erschienen, welches Neapel, Sicilien, Umbrien und die Marken mit dem „Königreich Italien" vereinigte. Cavour stand auf der Höhe seines Ruhms und auch Widerwillige mußten sein Genie anerkennen. Es gab andererseits Freunde, die ihm am liebsten die Diktatur übertragen hätten. Gegen solche Ansichten wendet er sich entschieden mit Worten, die man in jedem Parlament der Welt an erhabener Stelle anbringen sollte:

„Ich für mein Theil habe kein Zutrauen zu Diktaturen, besonders nicht zu Civildiktaturen. Ich glaube vielmehr, man kann mit einem Parlament manche Dinge durchsetzen, die für ein absolutes Regiment unmöglich sind. Eine Erfahrung von dreizehn Jahren hat mich davon überzeugt,

daß ein ehrliches und energisches Ministerium, das von den Enthüllungen der Tribüne nichts zu fürchten hat und das nicht geneigt ist, sich durch Parteiwuth einschüchtern zu lassen, bei den parlamentarischen Kämpfen nur gewinnen kann. Ich habe mich nur dann schwach gefühlt, wenn die Kammern geschlossen waren. Uebrigens würde ich auch nie gegen meinen Ursprung Verrath üben, nie die Prinzipien meines ganzen Lebens verleugnen. Ich bin ein Sohn der Freiheit (je suis fils de la liberté), ihr schulde ich alles, was ich bin. Wenn es nöthig würde, einen Schleier über ihre Statue zu breiten, so würde es mir nicht anstehen, es zu thun." Wenige Monate, nachdem Cavour dieses Bekenntniß — nicht als Schönredner bei einem Festmahl, nicht als posirender Volkstribun — sondern in einem vertraulichen Schreiben niedergelegt hatte, sank der seltene Mann ins Grab. Was er als Staatsmann geschaffen hatte, ruhte auf so gesunden Grundlagen, daß auch Durchschnittspolitiker dasselbe weiter ausbauen konnten. Aber einen zweiten Cavour wird selbst das fruchtbare Italien schwerlich auch nur in Jahrhunderten wieder hervorbringen.

Th. Barth.

---

## G. A. Bürger.

Zu seinem hunderljährigen Todestage.

Auf Gottfried August Bürger's Grab zum 8. Juni, seinem hundertjährigen Todestage, ein Denkmal zu setzen, ist vor Kurzem ein Aufruf erschienen. Man sollte in den Stein die Liederanfänge graben: — „Lenore fuhr ums Morgenroth empor aus schweren Träumen"; „Hoch klingt das Lied vom braven Mann, wie Orgelton und Glockenklang"; „O, was in tausend Liebespracht das Mädel, das ich meine, lacht"; „Ich will einst bei Ja und Nein! vor dem Zapfen sterben"; „Mädel schau mir ins Gesicht! Schelmenauge blinzle nicht"; „Knapp sattle mir mein Dänenroß, daß ich mir Ruh' erreite"; „Frau Magdalis weint auf ihr letztes Stück Brot"; „Ich will Euch erzählen ein Märchen, gar schnurrig"; „Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn". — Das sind die Anfangsworte der Gedichte, die von ihm lebendig geblieben sind. Es ist Vieles, das noch heut, nach hundert Jahren, von ihm lebt.

Ein großer Theil seiner Gedichte gehört zu denen, die man als Kind in der Schule auswendig lernt. Und nennt man die Namen der wenigen deutschen Dichter von Hans Sachs bis hinauf zu Anzengruber, die fest im Deutsch-Volksthümlichen gewurzelt haben, so muß man darunter den Namen Bürger's nennen.

... Ein Pappelhain, durchglüht von der Sonne eines Maitages, bevölkert von Oreaden und Najaden, in seiner Mitte der Thron der Venus Amathusia, in den Zweigen Philomele und den Reigen tanzend eine bekränzte Schaar — das ist das Bild, mit dem Bürger's Gedichte einsetzen. Er hat sie mit geringen Abweichungen chronologisch geordnet und ihre Reihenfolge kennzeichnet die Entwicklung, die er genommen. Freund Amor mit seinem Pfeil wird zuerst schalkhaft besungen, Arist, der brave Mann, wird seiner Bravheit halber gepriesen und gefühlvoll huldigt der fromme Agathon auf der Leyer seiner zarten Schönen. Der Traumgott und die Göttin Hoffnung, Bachus und Apollo werden in Lobgesängen gefeiert. Mit Agathe, der schönen Seele, wird von den ätherischen Gefilden jenseits des Grabes geschwärmt.

Allmählich wandelt sich die Scenerie, die arkadischen Wälder machen einer deutschen Dorflandschaft Platz. Im hellen Sonnenlicht liegt das Dörfchen da, goldgelb steht das Getreide auf den Feldern, rieselnd murmelt ein lustiger Bach, und freundlich ladet ein Wäldchen in seinem Schatten ein. Die Namen werden deutsche, aber die Schäferstimmung bleibt. Sinnlich-galant hilft der Geliebte der Geliebten bei der Morgentoilette, sie spielen im Garten, sie baden im Flüßchen, sie ruhen auf dem Moos, verstohlen blickt er ihr ins Mieder, die Nachtigall singt, und selig suchen sie ihr gemeinsames Lager auf. Und dann zuweilen unter dem Flitterland solcher Schäferdichtung, innerhalb derselben wenig komplizirten Gefühlswelt, ein kleines Gedicht, innig und schlicht, wie ein echtes Volkslied.

Mit Lenorens wildem gespenstigen Todesritt setzt eine Reihe echt volksthümlicher Balladen ein, reich an Bewegung und landschaftlichem Kolorit. Aber das Volksthümliche sinkt früh zum Gassenhauer hinab. Die Götter der antiken Welt vordem sehnsüchtig verherrlicht, werden lüstern-satirisch, ganz im Stile des späteren Offenbach's, karikirt. In den Gefilden der Seligen, von denen der Dichter früher mit Agathe geträumt, keift jetzt Frau Schnips. Dazu manch lustiges, doch zahmes ‚in tyrannos'.

Der Inhalt wird farblos, das individuelle Gepräge schwindet, die Form wird glatt und ängstlich gefeilt: in nichtssagenden Versen klingen Bürger's Gedichte aus. Sie erzählen in ihrer Gesammtheit nicht von einer Entwicklung, sie deuten auf eine Krankheitsgeschichte.

* * *

In Göttingen feierte eine Gesellschaft junger Männer einen Abschiedsschmaus. Es war eine „Dichtergesellschaft" und sie zechten „wie Anakreon und Flaccus". Die Tafel war mit Eichenlaub bekränzt, der „Werdomar" präsidirte, zu beiden Seiten saßen die „Bardenschüler". Einer stand auf und rief: Klopstock! Ein jeder nannte den großen Namen und „nach einem heiligen Stillschweigen" tranken sie. Sodann erwähnte Jemand Wieland. Da sprangen die Jünglinge von ihren Sitzen und riefen: „es sterbe der Sittenverderber Wieland! es sterbe Voltaire!"

Die Gesellschaft, die also bei viel Begeisterung und wenig Wein zechte, war der „Hainbund". Der „Jemand", der Wieland's Namen erwähnt hatte, war ein Jüngling mit blondem Haar und dunkelblauen Augen, mit groben Zügen und einem seltsam sinnlichen Zug um die Oberlippe, nur ein Gast, nicht ein Mitglied des Bundes — Bürger. Die Klopstock- und die Tugendschwärmerei ist bei Bürger nicht eben eine tiefgehende gewesen; eine schroffe, starre Individualität suchte er seine eigenen Wege, und die Litterarhistoriker thun ihm Unrecht, wenn sie ihn in den Kasten „Hainbund" werfen. So recht paßte er nicht in den Kreis, in dem man sich wohl schrieb: „wir haben Pfänder gespielt und Nektar getrunken". Aber der studentische Zug, der für die Jünglinge charakteristisch war, ist ihm Zeitlebens eigen geblieben. Und seine theoretischen Anschauungen über Dichtkunst sind ihm in Gemeinschaft mit den Voß, Hölty, Boie und Stolberg's erstanden. Und er spricht im Grunde nur das Glaubensbekenntniß des Hainbundes aus, wenn er sagt: „die deutsche Muse sollte billig nicht auf gelehrte Reisen gehen, sondern ihren Naturkatechismus zu Hause auswendig lernen. In jener Absicht hat öfters mein Ohr in der Abenddämmerung dem Zauberschalle der Balladen und Gassenhauer, unter den Linden des Dorfes, auf der Bleiche, und in den Spinnstuben gelauscht." Oder wenn er schreibt: „Immer fester glaub ich an meine Göttin, Popularität. In keinem anderen Namen ist den Dichtern Heil und Unsterblichkeit gegeben, als allein in dem Ihrigen."

— Bürger war Amtmann an dem Gericht zu Altengleichen geworden und lebte in Wöllmershausen.

Vor mir liegt eine Abbildung des Häuschens, das er in Wöllmershausen bewohnte: ein kleines Bauernhaus, einstöckig, mit hohem Dach, an dem sich die hölzerne Dachrinne entlang zieht. Die Balken liegen in der lehmbeworfenen Mauer offen, die Fenster haben hölzerne Läden. Das Gärtchen ist von einem Holzzaun eingeschlossen, eine mächtige Linde steht vor dem Hause. Hinter dem Garten Wiese, Bach und Wald. Im Winter umfließt ein „scheußlicher Morast" das Grundstück, so daß Bürger es seine „Bettelherberge" und ein „Drecknest" nannte. Und in den niedrigen, engen Kästerchen dieser Bauernhütte saß der Amtmann Bürger mit den Filzpantoffeln an den Füßen, die Freund Boie in der Stadt besorgen mußte, und rauchte seine Pfeife. Oder er arbeitete im Gärtchen, oder er ging mit dem Tressenhut auf dem Kopfe durch die Dorfstraße. Und in diesen

drückend engen, kleinlichen Verhältnissen hat sich die große Leidenschaftstragödie abgespielt, der Bürger zum Opfer gefallen ist.

„Könnte ich dich damit mir erkaufen, daß ich nackend und barfuß durch Dornen und Disteln die Erde umwanderte, o so würde ich mich noch heute aufmachen und dann, wenn ich endlich verblutet in deine Arme sänke und aus deinem liebevollen Busen Wollust und frisches Leben wieder söge, dennoch glauben, daß ich dich für ein Spottgeld erkauft hätte", ja schrieb Bürger im fünften Jahre seiner Ehe an — die Schwester seiner Frau, seine „Molly".

„Und nun ward in ihr zu leben
Mir so innig zur Natur,
Wie, in Licht und Luft zu weben,
Jeder Erden-Creatur. . . ."

Mathieu hat beide Schwestern im Jahre 1774 gemalt: beide sind blond und blauäugig, beide tragen sie das Haar im Geschmacke der Zeit hochgekämmt, wie man es auf den Bildern Watteau's zu sehen gewöhnt ist. Beide sehen sich, nach den Bildern zu urtheilen, überaus ähnlich, nur daß die Züge von Bürger's Frau, Dorette, grad und gewöhnlich, die seiner „Molly" zart und weich sind. Die Geburtsdaten von Bürger's Kindern beweisen, daß er mit beiden Schwestern — in einer Doppelehe gelebt hat. Es ist unwahr, wenn Bürger einmal schreibt: „die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andere in geheim es wirklich zu sein".

Schon vor seinem Traualtar, schon als „Molly" noch ein Kind von vierzehn Jahren war, will Bürger das Aufflammen seiner Leidenschaft schmerzlich gefühlt haben. Das Unglück wollte, daß „Molly" seine Liebe erwiderte. In einem Brief an seinen Freund Goeckingk betheuert Bürger zwar, daß sie beide gegen ihre Liebe angekämpft hätten, daß sie sogar versucht hätten, sich „anderwärts" zu verlieben. Aber es war umsonst: „an dieser herrlichen himmelsseelenvollen Gestalt duftete die Blume Sinnlichkeit allzu lieblich." Und Bürger hat nicht angestanden, sich seiner Leidenschaft rückhaltlos hinzugeben: „ich wüthender Löwe hätte Vater und Bruder, die sie mir hätten streitig machen wollen, mit den Zähnen zerrissen."

Und doch beruht die eigenthümliche Tragik dieses Verhältnisses nicht darauf, daß für Bürger Liebe sinnliche Befriedigung bedeutete, und daß es so zu einer Doppelehe kam, sondern vielmehr darauf, daß sein Herz zwischen beiden getheilt war, daß er beide in seiner Art liebte. Seine Briefe beweisen, daß auch seine Frau ihm keineswegs gleichgültig geworden war: „Mein kleines Weib, das beste, sanfteste, redlichste Geschöpf unter der Sonne", schreibt er einmal an Gleim. „Weib und Kind sind meine ganze und einzige Freude."

Und dennoch scheint Bürger die Schwere dieses unseligen Mißverhältnisses, das nicht nur für den Menschen, sondern für seine ganze Zeit charakteristisch war, nicht voll empfunden zu haben. Er entschuldigte sich vor sich selber, sprach von Naturnothwendigkeit und spottele über den „Eigensinn weltlicher Gesetze". Innerlich ist Bürger erst zusammengebrochen, als seine Molly ihm starb, kurz nachdem er, Wittwer geworden, sie hatte heirathen können. Mit ihr starb ihm das beste Theil seines eigenen Selbst.

Und nach der Tragödie das Satyrspiel.

Etwa drei Jahre nach dem Tode seiner Molly — er hatte inzwischen mancherlei herumgeliebelt — las Bürger ein Gedicht, in dem ein „Schwabenmädel" ihn besang und ihm geradezu ihre Liebe antrug. Das erregte seine Phantasie. Er zog Erkundigungen über sie ein, korrespondirte mit ihr, und heirathete sie. Leichtsinniger ist wohl nicht oft eine Ehe geschlossen worden. Und nach drei Monaten schon betrog ihn seine Frau. Sie hatte in kurzer Frist eine ganze Reihe von Galans. In der Stadt kursirten Zeichnungen von Bürger, dem „betrogenen Ehemann". Das kam ihm zu Gehör, er überführte seine Frau und ließ sich von ihr scheiden. Es ist charakteristisch für das wenig komplizirte Gefühlsleben des Mannes, daß er diese Ehebruchsgeschichte mit allen Einzelheiten in ausführlichem Briefe der Mutter seiner Frau auseinandersetzte.

Er selbst ist darüber zu Grunde gegangen. Noth und Nahrungssorgen trugen das ihrige dazu bei. „Mit Bürger, das ist völlig so arg", schrieb Caroline Böhmer einen Tag vor seinem Tode; „er hat nichts zu essen, als was ihm seine Freunde schicken".

So zerrann ihm sein Leben. Sein Dichten ist ihm nicht zerronnen.

* * *

„Ich bin ein armer sinnlicher Mensch und völlig wie ein kleines Kind, welches seinen heiligen Christ, oder was es sonst Liebes hat, nicht gern aus den Händen läßt, und sogar mit ins Bett nimmt." Liest man heute, nach hundert Jahren, die Liebeslyrik Bürger's, wie sie in den Gedichten an seine Molly am reinsten zum Ausdruck kommt, so erstaunt man über die Simplizität und Einförmigkeit seiner Gefühlswelt. Er kannte in der Liebe nur das Ja und Nein, allenfalls das Hangen und Bangen zwischen Ja und Nein. Das Glück ohne Ruh hat er nie erfahren; das Heine'sche „doch wenn du sprichst ich liebe dich, dann muß ich weinen bitterlich", wäre ihm gänzlich unverständlich gewesen. Er hat die Sinnlichkeit die nahrhafteste Wurzel der Liebe genannt, und Sinnlichkeit und Liebe waren ihm völlig gleichbedeutend. Seine Leidenschaft war heiß und echt —: gerade deshalb beweist seine Liebeslyrik, daß das sinnliche Element doch nur ein Ton ist in einer Symphonie, reich an Harmonien, reicher an Disharmonien.

In einem kleinen Gedicht hat sich Bürger in das Zimmer der Geliebten geträumt. Es ist Nacht und sie schläft in ihrem Bette. Es zuckt in den Versen von lüsternem Herumspähen, sinnliches Verlangen glimmt darin. Und doch ist das Gefühl nur eines: „mein ganzes Paradies steht offen". Man vergleiche damit Faust in Gretchens Zimmer! Die Geliebte ist abwesend, aber die Atmosphäre ist erfüllt von ihrem Sein. Wie reich, wie komplizirt ist das Durcheinander der Gefühle in Faust's Herzen! Und dennoch hat Bürger zwei, drei Lieder gedichtet, die dem Besten in Goethe's Liebeslyrik ebenbürtig zur Seite stehen. Da ist es ihm gelungen, seinen einen Ton ganz rein, ganz weich austönen zu lassen. Und was das Wunderbarste: bei aller Eintönigkeit und zeitweiligen Redseligkeit irrlichterirt in seinen Versen zuweilen ein Etwas, das zwingend an Heine gemahnt und ihn vorverkündet.

Bürger war durch und durch Individualität. Man soll ihn auch nicht mit beschränkter Haftpflicht irgend einer Dichtergenossenschaft beizählen. Er war so sehr Individualität, daß er verbürgerte, wo er übersetzen wollte. Trotzdem die Anregungen Herder's in ihm lebten, glaubte er auch als Uebersetzer ein Recht zu haben, seiner Eigenart frei die Zügel schießen zu lassen. Nicht nur, daß er dem Homer ein lustiges Jambenkleid angezogen hat, er hat einmal geschrieben: „Die Lady Macbeth stirbt im Shakespeare so kurz weg. Ich habe sie erst ein bischen zappeln lassen, daß einem die Haare dabei zu Berge stehn." So sehr aber Bürger Individualität war, so viel fehlte ihm daran, eine in sich harmonische, gereifte Persönlichkeit zu sein. Das war die Folge und der Fluch seines würdelosen Lebens. Weil er innerer Haltung ermangelte, darum hat er seine besten Gedichte durch einen platt moralisirenden Schluß verunstaltet. Es war ihm unmöglich, sich zu einem Standpunkte zu erheben, von dem aus das Weltbild ein einheitliches wird. Darum fehlt seinen Gedichten die Grundlage, der Baugrund. Zote und Gotteslästerung steht bei ihm dicht neben Frömmelei. Und es hat etwas Tragisches, zu sehen, wie der Mann, nachdem ihm sein Leben, in leidenschaftlicher Zügellosigkeit zerronnen war, sich an die rigoristische Sittenlehre Kant's anklammerte. Als es zu spät war.

Aber: es ist das bleibende Verdienst Bürger's, das Landschaftliche recht eigentlich für die deutsche Lyrik erobert zu haben.

Gewiß hat es vor Bürger Dichter gegeben, welche die Natur nachzuschaffen begehrten. Aber entweder zogen sie

mit der Botanisirtrommel aus und pflückten hier ein Blümchen, da ein Sträußchen, oder sie versuchten malend ihre Eindrücke zu reproduziren. Bürger war so ziemlich der erste, der das Landschaftliche in Stimmung umzusetzen wußte.

Sein Dörfchen im hellen Sonnenlicht mit den Aehrenfeldern und dem Wiesengrün, in der Ferne die blauen Wälder, ist ganz ein Stimmungsbild. Aber das helle Sonnenlicht war für Bürger nicht die rechte Beleuchtung; es verführte ihn zu süßlicher Empfindungsseligkeit. Im Zwielicht und in der Gewitterschwüle, wenn ferne Blitze leuchten, und sich die Schatten gespenstig drohend von den Bäumen loslösen, verdichtete sich ihm die Naturstimmung zur Ballade. Und er ist ein Meister, den Kampf der Elemente zu schildern:

„Die Schollen rollten Stoß auf Stoß
An beiden Enden, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert, schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich —"

Und nun sofort die Wirkung auf die Menschen:

„Barmherziger Himmel! Erbarme Dich!"

Man muß das mit Schiller's Meeresschilderung im Taucher vergleichen, um den ganzen Unterschied zu fühlen: dort, allerdings vollendete, Wortmalerei, hier so lebendige Darstellung, daß einem ist, als höre und sehe man die Wassermassen heranbrausen. Und wie toden die Wetter in seinem „Wilden Jäger"!

Das Beste aber seiner Kunst, auch in dieser Beziehung, hat Bürger in Lenoren's wildem, immer rascher und toller werdenden Todesritt gegeben. Scheinbar ist das Landschaftliche durchaus vernachlässigt. Nur daß es heißt: „den Hagedorn durchsaust der Wind", daß die Brücken donnern unter dem Huf des Rappen und daß Dörfer und Städte vorbeifliegen. Und doch sieht man eine Landschaft in düsterer, gewitterschwerer Beleuchtung erstehen, eine Landschaft, die an Boecklin's Bild, „Der Tod durch eine Herbstlandschaft reitend", erinnert. Denn Stimmung des Gedichtes und Stimmung der Natur fließen ganz in einander über: ‚wie Liebe das Leben dem Tode vermählt'.

Bürger hatte so unrecht nicht, wenn er schrieb: „alle die nach mir Balladen machen, werden meine ungezweifelten Vasallen sein und ihren Ton von mir zu Lehen tragen".

* * *

„Welche Wonne! als ich fand, daß ein Mann wie Herder eben das von der Lyrik des Volkes, und mithin der Natur, deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte." Eine litterarische Strömung hat Bürger getragen, ein Zeitgeschmack, der noch dem Streng-Realistischen, Volksthümlichen verlangte. Herder's Frühlingsbotschaft von der alleinseligmachenden Volksdichtung hat ihm recht eigentlich die Zunge gelöst. Das große litterarische Ereigniß in seinem Leben war das Studium von Percy's altenglischem Balladenbuch. Und eine neue, konträre litterarische Strömung hat ihn und sein dichterisches Schaffen dann begraben.

Man muß Goethe's Briefe an Bürger in ihrer Reihenfolge lesen, um die Wandlung voll zu begreifen, die damals vor sich ging. Zuerst war Bürger für Goethe der Meister und Mitkämpfer; dann wurde er der unbequeme Bittsteller; schließlich war er die anrüchige Persönlichkeit, die noch dazu höchst unbequem an jugendliche Geschmacksverirrungen erinnerte. Und Schiller war es dann vorbehalten, Bürger den Gnadenstoß zu versetzen. Er that es in seiner Rezension Bürger'scher Gedichte, die in den Worten gipfelte: „eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisirung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen". Goethe und Schiller waren eben selbst andere geworden.

Vielleicht wäre Bürger dazu berufen gewesen, der einseitig antikisirenden und idealisirenden neuen Richtung kraftvoll entgegenzuwirken. Haltlos, wie er war, versuchte er einzulenken. Er wurde ängstlich in Form, farblos in Inhalt. Wie auch vordem nur seine Haltlosigkeit Schuld getragen hatte, daß er oftmals durch Bänkelsängerthum den Zeitgeschmack, den er mitlebte, herniederzog. So schmerzlich sein Selbstbekenntniß klingt, es ist durchaus wahr: seiner Palmen Keime starben, eines mildern Lenzes werth.

Und dennoch! Wollte man auch nur die Anfangsworte derjenigen seiner Gedichte, die noch heute von Mund zu Mund gehen und zum lebendigen Besitzthum des Volkes geworden sind, in sein Grabdenkmal graben, der Stein würde über und über mit Schrift bedeckt werden.

Es ist vieles, das noch heut, nach hundert Jahren, von ihm lebt. Darum war er ein Künstler.

Ernst Heilborn.

## Ein Brunnen.

Ein gutes Ergebniß bei Künstlerkonkurrenzen pflegt es schon zu sein, wenn die tüchtige Mittelmäßigkeit als Siegerin den Preis erringt, und wenn ein Werk ersteht so brav und so schlecht wie viele; eines von jenen, die man sieht, ohne sich zu ärgern und die man vergißt, ohne einen Verlust zu merken. Sie sind ein Nachklang größerer Werke vor ihnen, und sie sind kein Vorklang einer neuen Entwicklung, die kommen soll.

Mit steigendem Reichthum sind auch an öffentlichen Orten solche Arbeiten, wenngleich eine dem Auge verdrießliche, so doch eine Nothwendigkeit. Denn es gab nie zu irgend einer Zeit so viele Künstler von Kraft und Eigenart, welche die Plätze hunderter von Städten und Städtchen mit Bildwerken, mit den ganzen Regimentern von Kaiserstatuen und Kriegerdenkmälern und Germanien, mit Brunnen und Büsten berühmter Einwohner hätten schmücken können und die Rathhäuser vielleicht gar noch mit einigen großen Tafelbildern, und doch will es so die Denkmalssucht unserer unkünstlerischen Zeit, die Monumente setzt aus so vielen Motiven, die mit der Kunst nichts zu thun haben, und die manchmal auch Denkmäler nicht setzt aus Motiven, die mit der Kunst noch weniger zu thun haben. An der Schaar dieser alltäglichen Leistungen pflegen dann eine größere Freude nur zu haben der Künstler, der sie ausführte, und das Komitee, das nach zahlreichen Berathungen die Enthüllung mit Feierlichkeit leitete; und auch dieses nur, wenn es sich nicht allzu sehr vorher verzankt hat. Da war vielfach das Alterthum in seiner guten Zeit und auch bis tief in den Verfall hinein bescheidener und künstlerisch verständnißvoller; Kopien berühmter Werke ersetzten die „originale" Mittelmäßigkeit, die wir jetzt so ausgiebig an öffentlichen Orten genießen.

Es war nicht weit davon, so hätte auch Stettin sich mit einem solchen Werke der Mittelmäßigkeit begnügen müssen. Man hatte eine Konkurrenz für einen monumentalen Brunnen ausgeschrieben, und die Zahl der eingelieferten Entwürfe ist nicht klein; aber von eigenartiger Originalität, wenngleich von zweifelhafter künstlerischer Schönheit, ist unter der Masse nur ein Modell, das von Hidding. Die große Zahl der Arbeiten gibt den üblichen Neptun oder das übliche Weib, das Stettin verkörpern soll; dazu die üblichen Ungethüme, die Wasser mit Grazie spucken, Kinder und Najaden, die im Wasser plätschern und sich baden; das Alles in jedem Aufbau und in jeder Gruppirung, ganz mißglückt und recht wohl gelungen und doch nur ein Ragout von anderer Schmaus, Erinnerungen jener ungezählten Brunnen, die seit der Renaissance den Erderschütterer Poseidon und das phantastische Meergesindel wieder zu Ehren brachten, und die im vergangenen Jahrhundert überall entstanden, wo ein Duodezfürst sich sein Duodez-Versailles anlegte, und die heute wieder entstehen — nicht selten auch unter den Händen der Besten in stilloser, epigonenhafter Vermischung von kühner Renaissancekraft und malerischer Barokexcentrizität.

Stettin hatte Glück; es brauchte nicht die schwere Wahl zu treffen zwischen der pomphaften und der bescheidenen Bravheit, die beide meist gleich verdienstvoll und gleich langweilig sind. Eine Arbeit wurde eingeliefert, die war etwas für sich; sie hat gar keinen Rivalen, denn sie erscheint jetzt, wo sie da ist, als die Lösung, die das gibt, was ge-

geben werden muß. Dieser Brunnen wird nicht ein Brunnen sein, sondern der Stettiner Brunnen — und der Stettiner Brunnen unserer Tage, und daß die Jury hier ohne Säumen zugriff, ist zwar nicht verwunderlich, aber doch ein Verdienst in einer Zeit, wo Jurorenkomitees immer von Neuem mit ihren parlamentarischen Majoritätsbeschlüssen beweisen, daß aller demokratischen Entwicklung zum Trotz in künstlerischen Fragen ganz bestimmt Verstand stets bei wenigen nur zu finden ist.

Der Bildhauer Ludwig Manzel hat jene Arbeit geliefert, die zusammen mit den anderen Konkurrenzentwürfen in der öden Maschinenhalle neben der Berliner Kunstausstellung eine Unterkunft gefunden hat. Dieses Werk soll sich ansehen, wer Gelegenheit dazu hat.

Zwei Eigenschaften sind es, die mir die Bedeutung dieses Entwurfes auszumachen scheinen. Es ist eine Schöpfung von glücklichem und originalem Wurf, und doch möchte ich hierauf den größten Werth nicht legen. Es gibt nicht wenige Künstler, denen einmal oder ein paar Mal in ihrem Leben ein flottes Gelingen beschieden ist. Bei Manzel, der früher auch schon die große goldene Medaille eingeheimst hat, kommt ein anderes, weit werthvolleres und die Zukunft verbürgendes Element hinzu. Dieses Werk zeigt neben der technischen Tüchtigkeit, neben der Originalität den mit seiner Klugheit abwägenden künstlerischen Verstand, diese seltenste Gabe, wenn sie frei und souverän sich mit ursprünglicher Gestaltungsmacht verbindet und nicht als kalte Berechnung ihr erkältendes Gesicht hervorstreckt.

Groß ist die Zahl jener Kunstwerke, die so, wie sie sind, ganz trefflich erscheinen; aber man könnte sie auch ein wenig anders denken, und sie wären nicht schlechter. Daneben gibt es andere Schöpfungen, die nur so, wie sie dastehen, sein können; sie sind von der künstlerischen Nothwendigkeit geboren. Sie sind knapp; nichts ist überflüssig, und weil nicht der Zufall und nicht die Kaprice an ihnen mitarbeitete, weil es keine Füllsel und keine leeren Nichtigkeiten an ihnen gibt, weil Alles in organischer Nothwendigkeit sich aufbaute, darum kann an solchen Kunstwerken auch der betrachtende Geist die Freude empfinden, daß er mit verständnißvoller Klarheit erkennt, warum ein Künstler gerade so schuf und nicht anders. Aus solcher Betrachtung entsteht dann jene Vertiefung künstlerischen Genießens, die nur eine seltenere Art von Kunstwerken gewährt.

Diese wohlerwogene und durchsichtige künstlerische Klugheit zeigt der gesammte Aufbau des Manzelschen Werkes in allen seinen Theilen, und je mehr man sich in diese Arbeit vertieft, um so klarer tritt der fein abwägende künstlerische Sinn des Bildhauers zu Tage.

Es wird mit Worten allein nie gelingen Töne, oder Farben, oder den Zug von Linien unmittelbar zu schildern, wenn das Werk nicht gleichzeitig sich leibhaftig dem Ohr oder dem Auge einprägt. Man soll das nicht erst unternehmen, und so muß man sich begnügen, an wenigen Einzelheiten, die von brutalerer Faßlichkeit sind, diese Seite der Arbeit zu charakterisiren.

Vom Felsgestein nach vorn ins freie Wasser des offenen Brunnendeckens gleitet ein Schiff. Auf dem Hintertheil des Schiffes hoch aufgerichtet, hoheitsvoll und doch in schlichtem, schlicht herabfallendem Gewande; stolz und doch von jener herben Magerkeit des arbeitenden Volkes ein junges Weib, den rechten kräftigen, arbeitsgelübten Arm mit der kräftigen arbeitsgelübten Hand auf einen Anker gestützt, mit der Linken über der Schulter eine Raae tragend, an der malerisch das aufgebundene Segel sich im Winde bauscht. Eine solche Gestalt als Verkörperung einer Stadt, oder eines Standes hätte es vor fünfzig Jahren noch nicht geben können. Nichts mehr von jener hohlen Idealität der älteren Allegorie. Diese strengen, hageren und doch reizvollen Frauengestalten aus dem Volk kamen den Bildhauern zuerst aus Frankreich. Und wenn ihnen solche sehnige Hoheit wie hier gegeben ist, sind sie recht eigentlich die Repräsentanten einer Seestadt, die rastlos thätig ist, die kühn und selbstbewußt in die Weite strebt. In dieser Gestalt steckt der arbeitsame Ernst und die Angespanntheit modernen Lebens; und scharfe Seeluft umweht sie. Das ist gesunde Modernität und ein Neues neben jenen wohlgeformten rundlichen Frauen, die uns aus Rom kamen mit einer Mauerkrone auf dem Kopf, und die so oft etwa wie die vornehme und etwas indolente Gattin eines römischen Präfekten nur festlich nüchtern repräsentiren.

Ganz vorne am Bug des Bootes sitzt Merkur; seine Beine hängen in freier Natürlichkeit nach links über Bord; seine Linke ruht weit nach hinten auf dem Merkurstab, und es ist eine der greifbaren Feinheiten, wie dieser Merkurstab in seiner geraden Linie das Gleichgewicht dem Anker hält, auf den sich die Frauengestalt stützt. Merkur blickt gespannt nach vorn, jede Muskel des zusammengezogenen Oberkörpers, jede Muskel des scharfen ausdrucksvollen Gesichtes zeigt größte Aufmerksamkeit für das, was in der Ferne liegt, für das, dem das Schiff entgegen gleitet. Und dieses Gleiten nach vorwärts, dieses Spähen in die Ferne auf ein unbekanntes Ziel, auf das Merkur schaut, wird in kluger Berechnung vom Künstler noch verstärkt. Der Schiffsschnabel konnte jede Form haben. Gierig weit nach vorn gerichtet ist es hier ein Adlerkopf, kaum noch stilisirt, fast ein wirklicher Adlerkopf mit lang ausgestrecktem Hals, und dieser Adler, der auf Beute zu stoßen scheint, und der dahinter lauernde Merkur, auch ein hageres, scharfes Raubvogelgesicht, das nach Gefahren und Beute ausspäht, das gibt zusammen dem ganzen Werke einen solchen Drang nach vorwärts, daß man zu sehen beginnt, wie das Boot mit seiner stolzen ruhigen Frauengestalt langsam in Fahrt kommt, und wie es das Wasser bald pfeilschnell durchschießen muß. Das sind künstlerische Intentionen.

Auf jener Seite, wo die Beine Merkurs über Bord hängen, drängt weiter hinten eine kräftige, muskelstarke nackte, charaktervolle Männergestalt das Schiff mit seinen Schultern von dem Felsen zum Wasser herab; auf der entgegengesetzten Bordseite ruht hingestreckt, mit Körperlinien so schön wie Wellenberge und Wellenthäler, ein „feuchtes Weib“, das tändelnd mit der einen Hand sich am Schiffsrand hält und graziös mit der anderen vorn beim Bug eine Muschel öffnet, der das feuchte Naß für die glückliche Fahrt entströmt, wie auf der anderen Seite ein Delphin neben dem Schiff Wasser ausbläst. Und hinten unter dem Heck noch eine Najade, die mit leichter Hand das Steuer wendet. Auf der einen Seite die männliche Kraft, die mit ehrlichen Muskeln dem Schiff die Fahrt gibt; auf der anderen die Meerfrauen, üppig und graziös und unheimlich, wie aus Heine'schen Liedern, die mit ihren schönen Leibern gleich Wellen um das Boot sich schlängeln und mühelos spielend es vorwärts tragen zum Ziele und zum Verderben. So thun Weiber und Wellen.

> Hoiho! Hoiho! Da kommt der Wind!
> Die Segel auf! Sie flattern und schwell'n!
> Ueber die stillverderbliche Fläche
> Eilet das Schiff,
> Und es jauchzt die befreite Seele.

Die männliche Kraft, die das Wasser bezwingt und die tückische Fluth, die spielend am Borde plätschert, umgeben das Schiff, vor dem sich in ausladendem Schwunge das weite Wasserbecken ausbreitet.

In der scharfen, modernen Charakteristik jener Gestalten, bei denen es angebracht ist, verbunden mit der malerischen Schönheit der Wasserfrauen und der ganzen Komposition, einer Schönheit, die doch nirgends zum weichlich Gefälligem herabsinkt, darin liegt der originale Reiz dieses kräftigen Werkes.

Mit gutem Winde geht Ludwig Manzel vorwärts. Er ist ein kommender Mann, der nun zum zweiten Male mit starkem Griff sich einen Kranz holt, und den man sich wird merken müssen als einen von den Wenigen.

P. Nathan.

---

## Musik.

(Berliner Opernhaus: „Die verkaufte Braut“ von Fr. Smetana).

Auch Opern haben ihre Schicksale! Das lehrt wieder einmal der Lebenslauf der „verkauften Braut“. Es war im Sommer 1892, während der internationalen Musik- und

Theaterausstellung in Wien. Die lebenslustigen Leute an der schönen blauen Donau hatten sich eben vom Mordspektakel der Neu-Italiener halb todt kitzeln lassen und waren noch ganz matt von der großen „Hetz“ um den Maëstro Mascagni. Da erschienen die Böhmen im Ausstellungstheater; sie brachten ihre Lieblingsoper, Friedrich Smetana's „prodaná nevěsta“ zur Aufführung, und siehe da, den Uebersättigten und Ueberreizten klang es aus den alten schlichten Weisen des böhmischen Nationalkomponisten wie Befreiung und Erlösung. Mit Einem war „die verkaufte Braut“ für die Musikwelt eine „Offenbarung“ geworden. Der überraschende Wiener Erfolg veranlaßte den vielgewandten Max Kalbeck das Libretto ins Deutsche zu übertragen und nun hielt das Werk, das schon über ein Vierteljahrhundert den Czechen als das Kronjuwel ihres Opernschatzes gegolten, seinen Siegeszug über die deutschen Bühnen. Nach Berlin brachte im Hochsommer 1893 ein mährischer Theaterdirektor zuerst die reizende Oper und jetzt hat ihr auch das Königl. Opernhaus die Pforten geöffnet. Am 24. Mai verkündete der Zettel zum ersten Male: „Die verkaufte Braut“. Der Erfolg war hier nur ein freundlicher, aber der starke Wiederhall, den er in der Presse gefunden, läßt hoffen, daß er wie anderwärts von Dauer sein werde.

Will man diesen Erfolg und seine Bedeutung richtig schätzen, so ist es unerläßlich, die eben skizzirte Schicksalsgeschichte der Smetana'schen Oper genau ins Auge zu fassen. Denn aus den eigenthümlichen Verhältnissen des modernen Opernlebens ist es in erster Linie zu erklären, daß diese Tonschöpfung, die vor fast einem Menschenalter entstanden war — die erste Aufführung fand zu Prag am 30. Mai 1866 statt — noch zu solcher Wirkung und Geltung kommen konnte. In der Entwicklung der musikalisch-dramatischen Kunst Deutschlands erschien sie eben zu dem Zeitpunkt auf der Bildfläche, da ein Wandel im Geschmack sich vorbereitete und der Sinn und die Sehnsucht wieder den Idealen zuwandte, in deren Zeichen Smetana sein Werk empfangen hatte. So vermochte „Die verkaufte Braut“, obwohl nicht aus den treibenden Kräften der Zeit geboren, doch ein künstlerisches Bedürfniß der Gegenwart zu befriedigen und dürfte vielleicht sogar den Gang künftiger Opernentwicklung mitbestimmen.

Nur eine Schöpfung grundechter, ursprünglicher Art ist, nach so langer Lebensdauer, noch solcher Wirkung fähig und die Musikgeschichte wird daher sich gewöhnen müssen, den unglücklichen Prager Tondichter, der in Taubheit und Irrsinn vor zehn Jahren sein Leben endete, wenn auch nicht zu den Allergrößten, so doch zu den Großen und Ganzen zu zählen. Smetana hat außer der „Verkauften Braut“ noch sieben andere Opern. „Die Brandenburger in Böhmen“, „Dalibor“, „Zwei Wittwen“, „Der Kuß“, „Das Geheimniß“, „Libussa“, „Die Teufelswand“ sowie eine Reihe symphonischer Dichtungen und Kammermusikwerke geschrieben; wie weit diese unser Urtheil bestätigen, wissen wir nicht. Gleichviel, wer ein Tongebilde von solcher Vollendung wie die Ouvertüre zur „Verkauften Braut“ erfand und ein Tongedicht von so tiefer, eigenster Innerlichkeit schuf wie das Streichquartett „Aus meinem Leben“, der muß als ein wahrhaftiger Tönemeister gelten.

Es kann diese Ueberzeugung nur kräftigen, wenn man beachtet, wie dürftig der dramatische Vorwurf ist, den die Lebenskraft der Smetana'schen Musik zur Wirkung bringt, wie öd und schaal das Textbuch ist, aus dem sein Genius die Fülle und Mannigfaltigkeit des Lebens hervorzauberte. Wie ein pfiffiger Bauernbursche einen prahlerischen Heirathsvermittler überlistet, das vermöchte trotz der Späße, zu denen ein stotternder Dorftrottel als Freier und das Auftreten einer ländlichen „Artistentruppe“, Anlaß gibt, die Theilnahme nicht drei Akte lang zu fesseln, wenn nicht Smetana's Musik ein Bild des böhmischen Dorflebens enthüllte, aus dem die Volksseele mit der eindringlichen Beredsamkeit der Natur zum Hörer spricht.

Volksthümlichkeit ist der Grundzug der Musik, die Smetana aus dem heiteren Dorfidyll von der verkauften Braut geschöpft hat, Volksthümlichkeit im weitesten und besten Sinne, wie man sie Boieldieus „Weißer Dame“ oder unserem geliebten „Freischütz“ zusprechen darf. Damit ist ihre Entfernung vom gesteigerten Pathos ebenso scharf und weit bezeichnet wie von der derben Komik und spießbürgerlichen Empfindsamkeit des jungen Auber und des deutschen Lortzing. Schlichte Natürlichkeit kennzeichnet hier Smetana's Weise, im Scherze wie im Ernst. Ein ungezwungener Ton, wie er nur dem naiven Sinne zu Gebote steht und wie ihn nur die leichte, mühelos quellende Erfindung zu treffen weiß, geht durch das ganze Werk. Manches scheint oder ist geradezu dem Schatze nationaler Lied- oder Tanzweisen entnommen oder nachempfunden. Alle Elemente seiner Tondichtung aber, die eigenen Eingebungen wie die Entlehnungen aus der Nationalmusik, behandelt Smetana im Geiste reiner Kunst und mit jener seltenen Meisterschaft, die Wirkungen findet ohne den Effekt zu suchen. Bei einem Tonsetzer, der den Vokalsatz mit so feinem Geschick zu handhaben versteht, wie dies das entzückende Sextett im Schlußakt lehrt, und der, in allen Künsten der Harmonik und Instrumentation gewiegt, seinen Gedanken einen so reichen, blühenden, in tausend Klangfarben schillernden Ausdruck zu geben vermag, bedeutet dieser Verzicht auf Blendung und Ueberraschung eine Künstlergröße und Künstlerhoheit, wie sie nur die Besten und Größten auszeichnet.

Es ist daher sehr zu wünschen, daß Smetana's „Verkaufte Braut“ ihrer Altmodigkeit zum Trotz recht lange den Platz auf dem Spielplan behaupte. Sie kann unsere Sänger und Darsteller wieder zum Ton der schlichten, unverfälschten Natur gewöhnen und unsern musikalischen Dramatikern den einzigen Ausweg eröffnen helfen, der von den Höhen der Wagner'schen Kunst oder aus den Abgründen des musikalischen Pseudoverismus zu neuen Bahnen führt.

Heinrich Welti.

## Eine Erklärung von Professor Sering.

In Nr. 31 der „Nation“ (vom 5. Mai d. J.) besprach der Herausgeber dieser Zeitschrift die kürzlich vor praktischen Landwirthen gehaltenen vier Vorlesungen des Herrn Prof. Dr. M. Sering über „Das Sinken der Getreidepreise und die Konkurrenz des Auslandes“. Es wurden dabei insbesondere die Ansichten des Herrn Sering über „Das Heilmittel der Schuldenentlastung“ kritisirt, unter Zugrundelegung folgender Stelle in einem jener Vorträge:

„Man spreche nicht von der Nothwendigkeit eines Rechtsbruchs, welcher sich mit diesem Rettungsmittel nothwendig verknüpfe. Ein schwereres materielles Unrecht als das gegenwärtige Verhältniß zwischen Gläubigern und verschuldeten Landwirthen gibt es nicht. Was hier entscheidet, ist einzig und allein das öffentliche Interesse. Als es die Staatsraison erforderte, hat man sich mit Recht nicht gescheut, die Feudallasten unter einem starken Abstrich von ihrem Werth — bekanntlich in Preußen einem Fünftel, in Oesterreich einem Drittel — zwangsweise abzulösen. Die Hypothekenablösung würde einen Zustand beseitigen, welcher die Bevölkerung wahrlich nicht minder drückt als dereinst die Grundherrlichkeit. Ueberdies ist die Schuldenentlastung sehr wohl möglich in Formen, welche gegen das bestehende formale Recht nicht verstoßen“ u. s. w.

Herr Sering bittet — einer Bitte, der wir selbstverständlich gern nachkommen — den kritischen Ausführungen der „Nation“ gegenüber um die Veröffentlichung folgender Erklärung:

„Ich habe nirgendwo eine Schuldenentlastung der Landwirthschaft in dem Sinne befürwortet, daß wohlerworbene Rechte der Gläubiger verletzt werden sollten. Die Auslegung, welche Sie dem betreffenden Passus eines meiner Vorträge gegeben haben, widerspricht meinen Ansichten durchaus. So sehr ich eine Schuldenentlastung für nothwendig halte, so entschieden würde ich jedem Versuch entgegen treten, sie unter Schädigung jener Rechte vorzunehmen.“

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Die beiden Konzilien, welche für die agrarischen Leiden das Heilmittel finden sollten, sind geschlossen; das eine war vom Reich berufen und beschäftigte sich mit der Währungsfrage; das andere, preußischen Ursprungs, hatte unter dem landwirthschaftlichen Minister v. Heyden den gesammten Rest agrarischer Wünsche und Schmerzen in Berathung zu ziehen. Und das Ergebniß hier wie dort ist ein ähnliches. Die kürzeren Redetourniere vor Herrn v. Heyden und die wochenlangen, aufopferungsvollen Debatten vor Herrn v. Posadowski zeigen beide dasselbe.

Es gibt kein wirksames Mittel, das der Staat von außen verabreichen kann, und das doch im Stande wäre, eine durch die allgemeine Entwicklung der Weltverhältnisse bedingte mehr oder weniger üble Geschäftslage im Handumdrehen zu bessern. Was kann denn überhaupt der Staat? Er kann Schranken beseitigen, welche den Aufschwung freier und erfolgreicher Thätigkeit des Einzelnen hemmen; er kann auch Einrichtungen schaffen, welche die Fähigkeiten des Einzelnen entwickeln, stützen, stählen; viel mehr vermag er nicht. Und wenn er Geldgeschenke, verschleiert oder unverschleiert, geben will, so kann er es nur unter einer Bedingung. Der Staat besitzt zwar eine außerordentliche formale Machtfülle; aber er ist arm wie Hiob, und will er dem einen etwas geben, dann vermag er es allein dadurch, daß er es dem anderen nimmt. Die Agrarier sind nur zu bereichern, indem andere Bevölkerungsschichten, oder Interessenkreise oder — bei einer Aenderung der Erbschaftsgesetzgebung — Verwandtengruppen geschädigt werden. Die eine Konferenz hat das dargethan und die andere auch, und wenn diese Konferenzen etwas gutes gestiftet haben, so liegt dies darin, daß auch den Vertretern der Regierung, welche die Konferenzen leiteten und welche ihrer Vergangenheit nach echte Konservative sind, wohl zwingender wie bisher der Gegensatz vom allgemeinen Staatsinteresse und von staatsfeindlicher agrarischer Selbstsucht sich aufdrängte.

Weder Herr von Posadowski noch Herr von Heyden können in den Verdacht gebracht werden, eine theoretische Voreingenommenheit für die Prinzipien des Liberalismus zu besitzen; aber wie groß ihre Sympathien auch für jene Kreise sein mögen, aus denen sie selbst hervorgegangen sind, von ihren eigenen früheren Freunden werden sie betrachtet werden als Abtrünnige, deren Herz nicht warm genug für den nothleidenden Agrarier fühlt. Der Gegensatz, der sich da zeigt, ist erklärlich genug; denn anders erscheint die Welt, wenn man sie als Junker aus dem Fenster eines ostelbischen Herrenhauses aus beobachtet; anders aus einem Ministerhotel, dessen Insasse Verantwortlichkeitsgefühl genug besitzt, um sich die Folgen frivoler Experimente des Klassenegoismus klar zu machen. Und so kommt es denn, daß Herr von Posadowski die Ergebnisse der Silberkonferenz in einer Weise resumirte, die statt jeder ernstlichen Hoffnung den Bimetallisten nur einigen flüchtigen Wortbalsam gewährt, und Herr von Heyden läßt das Ergebniß der von ihm geleiteten Besprechungen dahin zusammenfassen, daß freilich vielleicht auf dem Gebiet des Erbrechtes an Grund und Boden einiges geändert werden könne, daß dagegen über die Steigerung der ländlichen Kreditfähigkeit eine Klärung der Anschauungen nicht erzielt sei, und daß endlich eine Hebung des Reinertrages zwar dringend nothwendig, daß diese aber sicherer als durch „jede andere mögliche Maßnahme", durch „die Verbesserung des technischen Betriebes" herbeigeführt werden wird. Diesen selben Gedanken nahm Herr von Heyden bei Eröffnung der landwirthschaftlichen Ausstellung in Berlin nochmals auf, und er empfahl seinen Berufsgenossen Sparsamkeit und den Rechenstift. Das sind Anregungen, die jeder Liberale unterschreiben wird, wie sich auch gegen die vorsichtig abwägenden Bemerkungen des Grafen von Posadowski in ihrem innersten Kern nichts wird sagen lassen. Soweit aber der Staat Anregungen geben kann zu einer Besserung des landwirthschaftlichen Betriebes, die Herr von Heyden verlangt, so weit werden auch die Liberalen gern ihre Hilfe solchen Bestrebungen zu Theil werden lassen.

Dazu waren sie stets bereit; denn hierin liegt eine gesunde bleibende Förderung und Stärkung der Landwirthschaft, die dieser selbst und dem Staatsganzen zu Gute kommt.

Wenngleich solche verständigen Anschauungen bei Männern in verantwortlicher Stellung sehr erfreulich erscheinen, so sind wir doch gewiß nicht vor Rückschlägen sicher; denn leider fehlt der heutigen Regierung noch immer jene Energie des klarblickenden Arztes, der gerade wegen seiner Sympathie mit dem Patienten rücksichtslos jede verlangte Kurpfuscherei zurückweist. Mit milden, nachgiebigen, vertröstenden Worten wird dem eigensinnigen und selbstsüchtigen Kranken gut zugeredet. Aber alles solches Entgegenkommen hat nichts geholfen und wird nichts helfen; wer mit diesen Mitteln zum Ziele zu kommen gedenkt, verkennt das Wesen der Kreuzzeitungspartei, die die agrarische Bewegung vergiftet hat und die weiter mit ihrem Gifte nicht sparen wird. Die harte Selbstsucht dieser Kreise ist auf diese Weise nicht zu bannen; sie wird so nur genährt und statt den Heilungsprozeß zu beschleunigen, wird die Krankheit gesteigert.

Ist es unzweifelhaft, daß der Landwirthschaft wesentlich allein durch gesteigerte Tüchtigkeit und gesteigerte Sparsamkeit der Grundbesitzer geholfen werden kann, dann wird ein energisches Aufraffen der heute finanziell Bedrängten aufgehalten, so lange sie wähnen, daß auch ohne strenge und entsagungsvolle wirthschaftliche Tugenden sich bei dem heutigen drängenden Wettbewerbe eine gute und angenehme soziale Position wird aufrecht erhalten lassen. Ausschließlich die Wahrheit ist heilsam, und sie wird nur wirken, wenn die Regierung im wohlverstandenen Interesse der landwirthschaftlichen Patienten, statt leise mahnend, rückhaltlos auf dieses einzig mögliche Rezept unserer Tage hinweist.

Die einzelnen Landtage im Deutschen Reiche sind einer nach dem andern verschieden. Die preußische Kammer ist geschlossen, die bayerische desgleichen, und jetzt ist auch die württembergische zugemacht. Traurig braucht man über das Nachhausegehen der partikularen Volksvertretungen nicht zu sein; das Beste, was sie heute meist stiften, ist, daß sie keine neuen Gesetze geben, denn die beschlossenen Gesetze sind nur allzu oft reaktionäre Maßregeln, die dem modernen Leben feindlich sind.

Im Verhindern liegt in diesen Tagen eine immerhin noch segensvolle und produktive Thätigkeit, und auf diesem Gebiet hat auch die württembergische Kammer diesmal sich bewährt. Sie bereitete der Verfassungsreform, welche die Regierung vorgelegt hatte und die in diesen Blättern der Reichstagsabgeordnete Hausmann in ihrem Wesen schilderte, eine solche Aufnahme, daß das Ministerium seine Anträge zurückzog. Statt halber Maßregeln bleibt es jetzt in Württemberg beim Alten; aber die Zukunft erscheint wenigstens nicht kompromittirt, und ein solcher negativer Erfolg wird hoffentlich bald zu einem positiven Erfolg sich umgestalten.

In diesen Wochen spielt sich in Europa eine Epidemie der Ministerkrisen ab. Frankreich, dieses mit dem Kabinetswechsel vor Allem gesegnete Land, setzte Herrn Dupuy wieder auf einen Ministerfauteuil, den Herr Casimir Perier freimachen mußte, und es plazirte Herrn Casimir Perier auf den Stuhl des Kammerpräsidenten, den er verlassen hatte, um Minister zu werden. Plus ça change, plus c'est la même chose. Für das Land und für die Geschicke des Landes kommt dabei blutwenig heraus; aber es scheint doch für die französischen Parlamentarier darin ein gewisser Reiz und darin eine besondere Befriedigung zu liegen, wenn sie es zu Wege bringen, daß einmal der Repräsentant dieser Koterie und einmal jener Koterie am Ruder ist. Der Inhalt der politischen Bouteille wird ein wenig geschüttelt und das Schütteln ändert wohl auch ein bischen den Inhalt; aber die Hauptsache bleibt das neue Etiquette; ob auf dem zu lesen ist: Ministerium der Konzentration oder Ministerium des centre gauche oder eine andere politische Fabrikmarke. So kommt es, daß bei aller Bewegung und Erschütterung das politische Leben Frankreichs eigentlich im Kern ziemlich eintönig ist, und Niemand kennt alle jene Ministerien, die auftraten und gingen nach harten Kämpfen, und die trotz ihrer lärmenden Erhebung und ihres lärmenden Falles doch fast sämmtlich im Handumdrehen vergessen sind.

Weit ernstere Bedeutung haben die jetzigen Ministerkrisen in Italien und Ungarn.

In Italien siegte Crispi bei der Abstimmung nur durch die Hilfe seiner eigenen Beamten; das war die Veranlassung für das Ministerium zurückzutreten. Es hat jedoch die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, daß Crispi nach Umbildung seines Kabinets an der Spitze der Geschäfte bleiben wird; und das wäre auch im Interesse Italiens und im allgemeinen Interesse zu wünschen. Denn die Lage des Landes ist heute so schwierig, daß keine der Dutzend Größen des Parlamentes ihr gewachsen erscheint. Gegen Crispi lassen sich gewiß vielerlei Bedenken geltend machen; allein bei stürmischer Fahrt, wo so Vieles zusammenzubrechen droht, wie wiederum die schweren Anklagen gegen den früheren Minister Giolotti beweisen, und wo schnelle Entschlüsse nöthig sind, da muß man manche kleinere Kritik zurückdrängen, damit die stärkste Hand die Fahrt nach einem festen Ziele leite, das nicht schwankend bei jedem Anprall aus den Augen verloren wird.

Die ungarischen politischen Verhältnisse haben nach einem kurzen Zwischenfall eine Entwicklung genommen, die wir von Anfang an für zweifellos gehalten haben. Wekerle ist von Neuem mit der Bildung des Kabinets betraut worden; das heißt er ging, um wiederzukommen, und um, wie zu hoffen, jene Aufgabe zu glücklichem Ende zu führen, die einen Augenblick gefährdet erschien. Hierin läge ein doppelter Erfolg; ein Erfolg für die Ehegesetzgebung und ein Erfolg des parlamentarischen Regimes. Hatte der Kaiser von Oesterreich vorübergehend geglaubt, daß er die bisherigen parlamentarischen Gewohnheiten bei Seite schieben könne, so hat er sich schnell davon überzeugt, daß sich das nicht durchführen läßt, und als loyaler, verfassungstreuer und besonnen vorausschauender Monarch lenkte er auf den alten Weg zurück. Die Berliner Kreuzzeitungspartei ist auf den humoristischen Einfall gekommen, diese Wendung dem Einfluß der — Juden zuzuschreiben; glaubten sie es, die ungarischen Juden müßten vor Stolz platzen, wie der Frosch in der Fabel.

In Wirklichkeit verdankt Ungarn diesen neuen Umschwung der besonnenen Kraft seiner liberalen Partei, die gerade, weil sie ihre Kraft kennt, sich jeder die Krone provozirenden Fanfaronade klüglich enthalten hat; den Gefallen einer solchen that man den Reaktionären im eigenen Lande, in Oesterreich und in Deutschland nicht. Dieses Ereigniß in Ungarn ist eine Lehre und ein Beispiel für manch ein europäisches Land; hier sieht man, was der Liberalismus vermag, der seine Machtmittel richtig abschätzt und vorsichtig gebraucht. Und weil das die Ungarn thun, so sind wir überzeugt, daß auch die Schwierigkeiten, welche die Person des bisherigen Justizministers Szilagyi für die neue Kombination noch hervorruft, gleichfalls überwunden werden.

In Spanien ist eine Ministerkrisis noch nicht hereingebrochen; aber wir fürchten, sie naht. Es wäre wohl möglich, daß das Ministerium Sagasta wegen des Handelsvertrages mit Deutschland von den Schutzzöllnern gestürzt wird, wiewohl auch jene spanischen Kaufleute, die auf den Export nach Deutschland angewiesen sind, sich jetzt zu rühren beginnen.

Die Verblendung der spanischen konservativen Schutzzöllner ist zu bedauern; sie werden erst durch schweren Schaden klug werden, den ihnen das jetzige Ministerium Sagasta mit Klarheit und Nachdruck voraussagt. Wir in Deutschland müssen denn auch anerkennen, daß das heutige spanische Ministerium loyal vor seiner Volksvertretung die einmal gegen Deutschland übernommenen Verpflichtungen vertritt. Die Minister Sagasta und Moret weisen in den

Cortes mit Nachdruck darauf hin, daß der vorliegende Handelsvertrag in verständiger Abwägung den spanischen wie den deutschen Interessen gerecht wird.

In Serbien ist alles ruhig nach dem Staatsstreich; in Bulgarien nach dem Sturze Stambulow's. Wird es so bleiben? Es mag sein, daß Stambulow's eiserne Hand auf manch einem unruhigen Kopf in Bulgarien schwer getastet hat, vielleicht schwerer als es nothwendig war. Allein für schwächliche Experimente sind die Zeiten dort nicht geschaffen, und wenn der Koburgsche Prinz auf dem bulgarischen Throne nichts weiter beabsichtigte, als etwas ungenirter sich der Regierungsvergnügungen zu erfreuen, so könnten die Pferde dem ungeübten Reiter bald durchgehen.

## Der Kampf der Parteien.

Unter dem Titel: „Die nationale Rechtsidee von den Ständen und das preußische Dreiklassenwahlsystem, eine sozial-historische Studie" hat Rudolph Gneist*) ein Werk erscheinen lassen, das sich an die lange Reihe von Schriften, welche mit seiner englischen Verfassungsgeschichte begonnen haben, anschließt. Die nächste praktische Tendenz dieses Buches geht dahin, zu rechtfertigen, daß nach dem Umsturze des alten Steuersystems, auf welchem das preußische Dreiklassenwahlrecht beruht hat, dieses Wahlsystem selbst dennoch beibehalten worden ist, wenn auch Gneist selbst an der Wahlgesetznovelle von 1893, welche überhastet zu Stande gekommen sei, sehr Vieles in den Einzelheiten auszusetzen hat. Da das preußische Wahlgesetz selbst keine warmen Freunde hat, so konnte ein Buch, welches dasselbe in seinen Grundanschauungen zu rechtfertigen versucht, auch keine Freunde gewinnen, und die Tagespresse hat daher mit diesem Buche ziemlich kurzen Prozeß gemacht.

Ich bin so wenig wie irgend Jemand ein Freund des preußischen Wahlgesetzes und kann mich zu dem Resultat, zu welchem Gneist gelangt, auch nur ablehnend verhalten. Aber das macht mich nicht blind gegen den ganzen Inhalt des Buches. In seiner Stellung als praktischer Politiker liegt Gneist's Stärke nicht. Er hat in seiner langen parlamentarischen Thätigkeit nur ein einziges Mal eine hervorragende Rolle gespielt, als Berichterstatter in der Zeit des Militärkonflikts, und die Stellung, welche er damals einnahm, hat er später preisgeben müssen. Die Bedeutung Gneist's liegt in seiner Thätigkeit als Gelehrter, in seinen geschichtlichen Forschungen und den Schlußfolgerungen, welche er daraus gezogen hat. Es begegnet sehr oft, daß Jemand, der mit scharfem Blick in die Ferne schaut, die Dinge nicht richtig anschaut, die sich in seiner nächsten Nähe befinden. Die Aufschlüsse, welche Gneist's Forschungen über die Entwickelung der Staaten gegeben haben, bleiben von Werth, auch wenn er aus denselben für praktisch vorliegende Fragen falsche Schlußfolgerungen gezogen hat.

Das Staatswesen, welches die Völker nördlich der Alpen gegründet haben, nachdem die Blüthe des Alterthums verwelkt und das weströmische Reich zerfallen war, beruht auf ganz anderen Grundlagen, wie das Staatswesen des Alterthums. In diesem war die Sklaverei ein Zustand, dessen Berechtigung von Niemandem bezweifelt wird. Auf der einen Seite stand der freie Mann, der berufen war, an dem Staate mitzuarbeiten, und die Güter des Lebens zu genießen, auf der anderen Seite der unfreie Arbeiter, der gar nicht für eine Person erachtet wird, sondern seiner rechtlichen Beschaffenheit nach zu den Sachen gehört. Die germanischen Völker haben von Anfang an nur eine verschiedene Abstufung der Rechtsfähigkeit, keine völlige Rechtlosigkeit gekannt. So gewaltig dieser Unterschied ist, tritt er doch zurück gegen einen anderen. Die alte Geschichte spielt sich ab an den Ufern des am meisten gegliederten Meeres der Erde; die Seestadt gewinnt durch ihren Handel Bedeutung und zu jeder Stadt gehört nur ein kleines Hinterland. Der Schauplatz der anderen Geschichte sind große, wenig gegliederte Flächen. Für den antiken Staat war es wesentlich, daß er klein war, daß seine Bürger die Empfindung nachbarlichen Zusammenhalts hatten, und Rom hat die Aufgabe nicht bewältigen können, seine Herrschaft so weit auszudehnen, als es seine Heere und seine Prokonsuln entsenden konnte. Für den modernen Staat ist es wesentlich, daß er eine nicht zu geringe Ausdehnung hat. Die Blüthe der italienischen Handelsrepubliken war nur eine kurze Episode. Die Geschichte Europas während des Mittelalters und der neueren Zeit ist im Wesentlichen eine Geschichte weit ausgedehnter Länder, welche die Quadratmeilen nach Tausenden und die Bevölkerung nach Millionen zählen. Die Gesetze staatlichen Lebens, welche Plato und Aristoteles für die Völker des Alterthums aufgefunden haben, sind auf diese Staaten nicht anwendbar.

Gneist war nun unter den ersten, welche die lebendigen Kräfte, die in dem Leben dieser Staaten wirksam waren, untersucht hat. Er bediente sich dabei, nach dem Vorgange von Lorenz Stein der Formel: „der Kampf der Gesellschaft mit dem Staat". In der neuesten Schrift zieht er die allgemeiner verständliche Formel vor: „der Kampf der Stände". Jede staatliche Gestaltung und jede Veränderung dieser Gestaltung geht hervor aus einem Kampfe der Stände um Einfluß in dem Staatswesen; unter den Ständen sind nicht Geburtsstände, sondern Berufsstände zu verstehen, und sie lassen sich in folgender Weise aufzählen: der unbewegliche Besitz, der bewegliche Besitz, der geistige Besitz, die besitzlose Arbeit. Gekreuzt wird diese Eintheilung durch die Unterscheidung zwischen großem, mittlerem und kleinem Besitz. In seiner Geschichte des englischen Verfassungsrechts hat Gneist nachgewiesen, wie der Kampf dieser Stände die Formen der Verfassung und der Verwaltung bestimmt hat.

Der Einzelne, der im Staatsleben thätig ist, arbeitet zunächst für sich, demnächst für die Interessengruppe, das heißt den Berufsstand, dem er angehört. Dem Staate dient er nur mittelbar; die Idee des Staates ist eine so gewaltige, daß sie den Einzelnen wider sein Wissen und Wollen in ihren Dienst zwingt. Dem Wohle des Staates ohne Nebeninteresse zu dienen ist ein Vorzug, dessen sich nur Personen erfreuen, die durch Geburt, Besitz, Wissen und Charakter aus der Menge hervorragen. Die Kämpfe sehen stets wirr und wüst aus; und dennoch führen sie allmählich zu fruchtbaren Ergebnissen.

Wüst und wirr sind vor allen Dingen die Kämpfe der Gegenwart. Sozialdemokratie, Antisemitismus, Agrarierthum sind Erscheinungen, die mit so großer Leidenschaftlichkeit auftreten, daß man glaubt, Aehnliches in der Weltgeschichte niemals gelesen zu haben. Das Gemeinwohl könnte bei Erfüllung der hier gestellten Forderungen nicht bestehen und dennoch fehlt es an einer Macht, welche diesen Sonderinteressen mit Nachdruck entgegentritt. In Ländern, in denen das parlamentarische Prinzip zur vollen Anerkennung gelangt ist, in England, Frankreich, Italien wechseln die Regierungen mit überraschender Geschwindigkeit. Und in Preußen-Deutschland, wo der Parlamentarismus noch geringe Macht hat, geschieht im Grunde dasselbe. Der Verbrauch an Personen war unter der langjährigen Verwaltung des Fürsten Bismarck so groß, wie in einem streng konstitutionellen Lande; nur daß es hier nicht parlamentarische Majoritäten waren, welche das Gehen und Kommen von Ministern bestimmt haben. Von der planmäßigen Durchführung von Reformarbeiten ist nirgend mehr die Rede.

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. In dem wichtigsten Kapitel seines Buches, welches die Ueberschrift führt: „die Entstehung und Zersetzung der sozialen Parteibildungen", führt Gneist zutreffend

*) Berlin, Julius Springer, 1894.

aus, daß jedes Parteiinteresse, wie ungeberdig es sich auch benehme, doch nur das Interesse einer Minorität vertritt, daß einer Ausschreitung, die zu ungesetzlichen Handlungen führt, die Staatsgewalt hindernd in den Weg tritt, daß gegen ein Parteiinteresse, das die Oberhand zu gewinnen droht, die übrigen Parteiinteressen sich vereinigen und daß zuletzt jede Parteibildung, die eine Gefahr für das allgemeine Wohl in sich schließt, an innerer Zersetzung zu Grunde geht.

Es möge hier gestattet sein, einige Ausführungen anzureihen, für welche sich zwar die Keime in dem Gneist'schen Werke finden, die aber in demselben nicht breiter ausgeführt werden. Der leitende Gedanke des Liberalismus auf dem Kontinent ist seit hundertfünfzig Jahren, daß gleiches Recht für Alle geschaffen werden muß. Der Staat soll sich der Begünstigung jedes Sonderinteresses enthalten; er soll weder das Kapital gegenüber der kapitallosen Arbeit begünstigen noch umgekehrt, soll weder der Landwirthschaft noch der Börse zu Liebe und zu Leide handeln. Er soll diese Interessen ihren Kampf unter sich ausfechten lassen und nur dafür sorgen, daß Alle mit gleichen und mit ehrlichen Waffen kämpfen. Er soll gewähren die Freiheit des Aufenthaltes und des Erwerbes, Gleichmäßigkeit in der Belastung durch Steuern und Wehrpflicht, Freiheit der Presse, des Versammlungs- und Vereinsrechts, gleiches Wahlrecht. Diese Ziele sind heute grundsätzlich überall anerkannt und thatsächlich überall im Wesentlichen erreicht. Der Liberalismus ist siegreich geblieben.

Aber in einem schweren Irrthum hat sich der Liberalismus befunden; er hat geglaubt, daß wenn dieses Ziel einmal erreicht sein würde, jede einzelne Partei die so geschaffene Grundlage als eine dauernde anerkennen, daß sie auf dieser Grundlage und nicht unter Umsturz derselben den Kampf für ihre Interessen gegen entgegenstehende Interessen ausfechten werde. Er hat gehofft, daß auf die Jahrtausende gewaltthätiger Parteikämpfe ein Zeitalter verhältnißmäßig friedlicher parlamentarischer Diskussionen folgen werde, die sich nur darum drehen, in welcher Weise man das Gebäude der Gleichheit vor dem Gesetze, der wirthschaftlichen Freiheit am besten ausbauen könne.

Der Liberalismus hat sich darin getäuscht. Die Parteien, die durch ihn in den Stand gesetzt wurden, ihre Interessen friedlich zu vertreten, haben an diesen Grundlagen gerüttelt. Sie vereinigten sich, um das Eisenbahnwesen dem Gebiete der wirthschaftlichen Freiheit zu entziehen in der von jeder einzelnen genährten Hoffnung, daß gerade sie das Eisenbahnwesen in die Hand bekommen werde, um es in ihrem ausschließlichen Interesse auszubeuten. Sie einigten sich, um einen Zolltarif zu schaffen, der nicht dem allgemeinen Wohl dient, sondern besondere Interessen pflegen sollte, wobei wiederum jede vergeblich hoffte, für sich den Löwenantheil davonzutragen und jede einzelne sich schädigte, wie es der Liberalismus vorausgesagt hatte. Sie einigten sich, um eine Anzahl unendlich kleinlicher Abänderungen an dem Grundsatz der Gewerbefreiheit vorzunehmen — Verbot der Abzahlungsgeschäfte, erschwerende Besteuerung der Wanderläger, Kampf gegen die Margarine und was der Quisquilien mehr sind — durchweg Maßregeln, deren das Leben gespottet hat.

Ein Gesetz ist schnell vorgeschlagen, durchberathen und publizirt, allein ehe es in das Leben eingedrungen ist, vergehen zuweilen Jahrhunderte. Der Parlamentsslang hat eine sehr bezeichnete Wendung erfunden: „wir fressen das Gesetz". Gefressen ist es schnell, aber die Verdauung erfordert Zeit. Die Welt gewöhnt sich unendlich schwer an das Neue. In parlamentarischen und journalistischen Erörterungen wird es noch immer als eine offene Frage behandelt, ob die Erfindung der Lokomotive eine nützliche oder schädliche Neuerung war, und in einem der Regierung nahestehenden Blatte wurde noch vor wenigen Tagen die Frage angeregt, ob es nicht besser wäre, wenn die Buchdruckerkunst niemals erfunden worden wäre; man kann sich nicht darüber wundern, wenn auch an dem Münzgesetz und der Gewerbeordnung unablässig gerüttelt wird. Daß wir nur langsam unter mancherlei Irrwegen vorwärts schreiten, gehört mit zu den Bedingungen, unter denen wir auf Erden existiren, und wer das Leben selbst erträgt, muß auch dies ertragen. Vor wenigen Menschenaltern war die Anzahl der Personen, die an dem Staatsleben theilnahmen und auf dasselbe Einfluß zu gewinnen trachteten, klein. Für die Mehrzahl galt noch der alte Satz des Aristoteles, daß sie sich nur um ihre Privatangelegenheiten bekümmern, *τοις ἰδίοις σχολάζουσιν*. Selbst der Mittelstand raisonnirte am Stammtisch lieber über das, was „hinten weit in der Türkei" vor sich ging, als daß er den Angelegenheiten seines eigenen Landes Theilnahme zugewendet hätte. Heute gibt es Millionen, die lieber einen Tag lang auf Brot und Bier als auf die Zeitung verzichten. Die Klassen, in deren Händen früher die Politik lag, waren durch Gewohnheit und Erziehung dazu geneigt, daß Wünschenswerthe und das Erreichbare von einander zu sondern. Heute drängen frische Kräfte herein, die durch geschichtliche Studien nicht beschwert sind und mit frischem naiven Muthe Alles fordern, von dem sie glauben, daß es ihnen von Nutzen sein kann. Agrarier, Antisemiten und Sozialdemokraten sind auf ihre theoretische Bildung nicht stolz, wohl aber darauf, daß sie mitten im Leben stehen und wissen, was die Praxis gebietet. Sie traten mit neuen Ansprüchen auf und die Dialektik, die in der Geschichte waltet, gebietet, daß sie diese neuen Ansprüche zunächst einmal zu vollem Ausdruck bringen.

Das allgemeine Wahlrecht hat Sozialdemokraten, Agrarier und Antisemiten groß gemacht. Kann man nach diesen Früchten das allgemeine Wahlrecht loben? Ob man es lobt oder nicht, man muß seine Unentbehrlichkeit anerkennen. Eine Regierung, die entschlossen vorgeht und mit ihren Maßregeln auch nur annähernd das Richtige trifft, wird mit Hilfe des allgemeinen Wahlrechts stets ihre Absichten durchsetzen. So lange Fürst Bismarck mit Reformgedanken vorwärts ging, hat er nie um eine Majorität zu sorgen gehabt. Als der Zaubermantel des Prospero von seinen Schultern fiel, gerieth er in Schwierigkeiten und als sein Alter ihn zu völliger Unfruchtbarkeit verurtheilte, konnte er mit keinem Reichstage mehr vorwärts kommen. Was uns fehlt, ist nicht ein anderes Wahlgesetz, sondern eine Regierung, die mit klarer Einsicht in die Forderungen der Zeit auch den Entschluß verbindet, diesen Forderungen gerecht zu werden. Die gegenwärtige Zusammensetzung des Reichstages ist keine erfreuliche, aber man denke sich einen Reichstag, der so zusammengesetzt ist, wie das auf Grund des Dreiklassensystems gebildete preußische Abgeordnetenhaus und das Bild wird ein noch unerfreulicheres werden. Das allgemeine Wahlrecht zwingt die Regierungen, über die Bedürfnisse des Landes ernstlich nachzudenken und wird sie zwingen, kraftvoll zu handeln. Mit je vollerem Dampfe ein Schiff vorwärts geht, desto williger gehorcht es dem Steuer.

Ich kehre zu der Gneist'schen Schrift zurück. Brauchbare Anregungen für die nächsten Aufgaben des politischen Lebens vermag ich ihr nicht zu entnehmen. Aber indem sie den Nachweis führt, daß die Entwicklung, in welcher wir uns befinden, sich mit einer gewissen Nothwendigkeit vollzogen hat, indem sie die trübe Anschauung zerstreut, als sei gerade heute ein Pandämonium entfesselt, wie es noch nie in der Welt geherrscht hat, und kaltblütig nachweist, daß die Dinge heute ungeföhr so gehen, wie sie jederzeit gegangen sind, vermag sie einen Trost über diejenigen zu verbreiten, die sich durch manche Erscheinungen der heutigen Zeit allzusehr haben verstimmen lassen.

Alexander Meyer.

## Wilhelm Roscher.

Man nannte ihn gern den Nestor unter den deutschen Volkswirthen. Und gewiß, sein Rath war weise. Er war weise, weil sein Wissen groß und sein Herz gut war. Je mehr er wußte, um so tiefer begriff er, wie sehr alles Wissen Stückwerk ist, zumal auf dem Gebiete der Nationalökonomie, auf dem er selbst ein Meister war. Seine Stärke lag in der geschichtlichen Würdigung volkswirthschaftlicher Erscheinungen. Er pflegte mit Vorliebe das Goethe'sche Wort zu gebrauchen: „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage". Mit unübertrefflicher Prägnanz kommt in diesem Satze ein Grundzug gerade volkswirthschaftlicher Entwicklung zum Ausdruck. Was auf einer niederen Stufe ein Segen ist, wird leicht auf einer höheren Stufe zum Fluch. Zwang und Freiheit lassen sich eben nicht mathematisch und nach ewig währenden Formeln bestimmen, sie müssen in der Kindheit eines Volkes anders bemessen werden, als zur Zeit der Reife, und im Mannesalter anders, als in den Zeiten des Verfalls. Aber die Tendenz sollte immer auf die Ausbildung der Freiheit gerichtet sein: das war einer von Roscher's Grundgedanken. „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage". Darin kommt zugleich der bloß relative Werth aller gesetzgeberischen Anordnungen zum Ausdruck. Ob eine staatliche Maßregel förderlich oder schädlich wirkt, das hängt von mancherlei Begleitumständen, von der geschichtlichen Entwicklung, noch mehr von den jeweiligen sittlichen Zuständen der Bevölkerung ab.

Roscher betrachtete — und das ist ein Hauptverdienst seiner Schriften — die wirthschaftlichen Erscheinungen stets in allen ihren Zusammenhängen mit der sie umgebenden politischen und moralischen Welt. Eben deshalb war er auch kein Parteimann. Man hat es ihm wohl zum Vorwurf gemacht, daß er in den heftigen wirthschaftspolitischen Kämpfen unserer Tage seine große wissenschaftliche Autorität keiner Richtung zur Verfügung stellte. Diese Zurückhaltung entsprang weniger der Scheu des stillen Gelehrten, sich in das laute Geschrei des politischen Marktes zu mischen, als der Höhe des Observationsstandpunktes, von dem aus er die volkswirthschaftlichen Dinge betrachtete. Um unparteiischer beobachten zu können, blieb er dem Kampfgewühl fern. Aber seine Sympathie war ersichtlich auf Seite derjenigen, die für die Freiheit stritten. Wie er insbesondere zum Sozialismus stand, das zeigt deutlich der Passus in seiner 1892 erschienenen „Politik" (Seite 566), mit dem er das Kapitel „Sozialismus und Kommunismus" abschließt: „In der Wirklichkeit halte ich es **leider** für sehr denkbar, daß uns die Zukunft noch bedeutende Annäherungen an die Pläne des heutigen Sozialismus bringen möchte, vielleicht noch mehr auf cäsaristischem als auf ochlokratischem Wege: durch eine sehr gesteigerte Besteuerung, Polizei, Centralisirung, überhaupt Annäherung an die Staatsallmacht im Innern. Gehen aber diese Entwicklungen vor sich, ohne daß gleichzeitig eine großartige Reform des religiösen und sittlichen Volkslebens den Gemeinsinn verstärkt und veredelt hat, so würde ich **eben** sie für die **vornehmsten Ursachen, Wirkungen, Symptome des Verfalls** der neueren Völker halten".

Der äußere Lebensgang des am 21. Oktober 1817 in Hannover geborenen und am 4. Juni 1894 in Leipzig gestorbenen Gelehrten kommt dem Idealbild eines modernen Weisen nahe. Nach einer kurzen Lehrthätigkeit auf der Universität Göttingen, woselbst ihn die Philologie und sein Lieblingshistoriker Thucydides vornehmlich beschäftigten, wurde er gegen Ende der vierziger Jahre nach Leipzig berufen, um dort länger als ein halbes Jahrhundert den nationalökonomischen Studien zu leben. Im Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Thätigkeit steht das „System der Volkswirthschaft". Als ein „Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studirende" gedacht, trat der erste Band gerade vor 40 Jahren in die Oeffentlichkeit. Die Vorrede zu diesem ersten Bande trägt das Datum Ende Mai 1854. Und Ende Mai 1894 schloß Roscher, wie man hört, das große Werk ab, indem er die zweite Hälfte des vierten Bandes, die Armenpolitik, vollendete.

Es ist charakteristisch für die harmonische Natur dieses Forschers, daß er das Programm seines großen systematischen Werkes in den 40 Jahren seines Werdens nicht verändert hat. Die vier Bände, und die Vertheilung des riesigen Stoffs auf diese vier Bände, wie sie in der Vorrede des Jahres 1854 angekündigt war, sind genau inne gehalten. Der äußere Erfolg des Werkes entsprach der inneren Bedeutung. Zahlreiche Auflagen und die Uebersetzung in verschiedene fremde Sprachen haben dem „System der Volkswirthschaft" eine Verbreitung verschafft, der sich kein anderes zeitgenössisches Werk derselben Art erfreut.

Neben diesem großen Werke fand Roscher noch die Zeit, zahlreiche andere Studien abzuschließen, vor allen „die Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland", die 1874 erschien, und die „Politik: geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie", welche 1892 veröffentlicht wurde.

Die „Politik" ist seiner Zeit, wie unsere Leser wissen, in der „Nation" durch Otto Gildemeister in einer Reihe von Artikeln besprochen worden. Anläßlich dieser Besprechung wechselte ich mit Roscher einige Briefe, aus denen ich nebenbei erfuhr, daß Roscher „seit dem Anfange der Zeitschrift zu ihren eifrigsten Lesern gehörte". Auch aus dem weiteren Inhalt jener Korrespondenz geht hervor, daß er der volkswirthschaftlichen Richtung, die in diesen Blättern vertreten wird, eine innere Antheilnahme gewährte.

Bei all seiner Mäßigung war Roscher eben durchdrungen von der Richtigkeit des Satzes: in dubiis libertas. Und wie wenig gibt es, was jeden Zweifel ausschließt.

An dem Sarge eines Gelehrten, der im achtundsiebzigsten Jahre aus einem glücklichen Leben scheidet, nachdem es ihm vergönnt war, die ganze Fülle seines reichen Wissens der Nachwelt wohlgeordnet zu hinterlassen, ziemt es sich nicht zu klagen. Die Früchte seines Fleißes sind ein dauernder Gewinn für die Wissenschaft und damit auch für unser nationales Leben geworden, für dessen fortschreitende Entwicklung es nichts werthvolleres gibt, als echte Wissenschaft.

Th. Barth.

## Der Reichthum der Vereinigten Staaten.

Arbeitslosigkeit — verringerte Einfuhr — Versiegen der Einwanderung — Defizit im Unionsbudget — riesige Einnahmeausfälle bei den Eisenbahnen — massenhafte Bankerotte: aus solchen unerfreulichen Einzelerscheinungen setzt sich das wirthschaftliche Gesammtbild zusammen, das gegenwärtig die Vereinigten Staaten von Amerika bieten. Die mächtige Republik ist schon durch gar manche Geschäftskrisis hindurch gegangen, sie wird auch die jetzige schwere Zeit überwinden. Aber mitten in einer gewaltigen Depression ist es schwer, nicht zaghaft zu werden. Vermag doch Niemand zu sagen, wie lange die Krise dauern wird und wie es kommt, daß sie so heftig auftritt.

An Gründen zur Erklärung einer wirthschaftlichen Ermattung fehlt es allerdings nie. Sie sind sogar so zahlreich, daß ein jeder für seinen speziellen Geschmack einen besonders durchschlagenden Grund darunter finden kann. Aber wirklich zutreffend dürfte nur das Eine sein: daß nicht eine einzelne, sondern eine Summe von Ursachen zusammenwirken mußte, um eine so starke Depression hervorzurufen. Gewiß haben die unsinnige Gesetzmacherei: die Verschleuderung der Staatsgelder, das beständige Herumpfuschen an der Währung des Landes, die protektionistischen Uebertreibungen des Mc Kinley-Tarifs; sowie die Obstruktionspolitik des Senats, gelegentlich der Aufhebung der Sherman-Akte im vorigen Jahre und jetzt bei den Verhandlungen über die Reform des Zolltarifs, das Ihrige dazu beigetragen, um die Krisis so intensiv zu ge-

stalten, wie sie thatsächlich geworden ist. Aber ein gesundes Volk kann unendlich viel gesetzgeberische Thorheiten vertragen, ehe es zusammenbricht. Zu einer schweren Krise gehören in der Regel neben politischen noch manche andere wirthschaftliche Sünden: Spekulationswuth, finanzieller Leichtsinn, unwirthschaftliche Verschwendung u. dergl. Die Wirkungen aller dieser privaten und öffentlichen Verfehlungen summiren sich Jahr für Jahr auf, und plötzlich — bei einem vielleicht an sich ganz geringfügigen Anlaß — kommt die Gesammtwirkung in einer heftigen Geschäftskrisis zum Ausdruck. Die Schwere der begangenen wirthschaftlichen Sünden pflegt der Dauer der Krisis zu entsprechen; denn letztere ist ein Heilungsprozeß. Was unheilbar krank war, stirbt ab; was noch lebenskräftig ist, sucht sich den veränderten Lebensbedingungen mit größerer Energie anzupassen. Die größten Fortschritte in der Technik und in der Arbeitsorganisation sind denn auch nicht selten aus der Zwangslage hervorgewachsen, wirthschaftlicher als bisher zu arbeiten, um finanziell über Wasser zu bleiben. Auch die gegenwärtige Krisis in den Vereinigten Staaten ist zwar hart, aber ein Zuchtmittel, das schließlich dem Lande zum Segen gereichen wird. Die Vereinigten Staaten werden aus dieser Krisis voraussichtlich konkurrenzfähiger hervorgehen, und das wird sich auf allen Märkten der Welt bemerkbar machen.

Bisher wenigstens ist die amerikanische Union aus jeder wirthschaftlichen Krisis gestärkt hervorgegangen, und die Entwicklungsfähigkeit des Landes ist noch lange nicht erschöpft. In welchen gewaltigen Progressionen sich die Volkswirthschaft der Vereinigten Staaten ausgebildet hat, dafür bietet einer der jüngst in Washington veröffentlichten Censusberichte die interessantesten Belege.

Der Bericht beschäftigt sich mit den Abschätzungen des gesammten Vermögens der Union und beruht auf den Angaben des Census von 1890. Ich theile nachstehend einige Ergebnisse mit, indem ich vorausschicke, daß ich alle Bruchtheile von Milliarden, Millionen, Tausenden und Hunderten fortgelassen und bei der Umrechnung von Dollars in Mark einen Dollar nur mit 4 Mark angesetzt habe. Auf diese Weise sind alle Zahlen nicht unerheblich reduzirt, was aber, da solche Werthschätzungen naturgemäß immer nur annähernd richtig sein können, keinen erheblichen Bedenken unterliegt. Danach stellte sich das gesammte Vermögen innerhalb der Vereinigten Staaten — wenn man den fair selling price zu Grunde legt — auf 260 Milliarden Mark. Davon entfallen auf real property, Haus- und Grundbesitz jeder Art, 158 und auf sogenanntes personal property 102 Milliarden. Im letzteren sind enthalten Minen und Steinbrüche mit 5164 Millionen Mark (die verfügbaren Vorräthe eingeschlossen), das lebende und todte landwirthschaftliche Inventar mit 10 812 Millionen, die Maschinerie der Fabriken, nebst deren Rohstoffen und Fabrikaten, mit 12 232 Millionen, Gold und Silber, gemünzt und ungemünzt, mit 4632 Mill., Eisenbahnen nebst rollendem Material, einschließlich der Straßenbahnen, mit 34 740 Millionen, Telegraphen, Telephone, Kanäle und Schiffe mit zusammen 2804 Millionen, und sonstiges bewegliches Eigenthum mit 31 572 Millionen.

Vergleicht man den Kopfantheil der Einwohner der Union an dem Gesammtreichthum des Landes mit der bei früheren Zählungen ermittelten Kopfquote, so ergibt sich ein Anwachsen von 2056 Mark im Jahre 1860 auf 3120 Mark im Jahre 1870, auf 3480 Mark im Jahre 1880 und auf 4156 Mark im Jahre 1890. Also nicht bloß absolut — von 62 (1860) auf 120 (1870), auf 172 (1880), auf 260 (1890) Milliarden Mark —, sondern auch relativ ist der Wohlstand beständig gewachsen; und selbst der vierjährige Bürgerkrieg hat diese Entwicklung nicht aufgehalten.*)

Unter den Einzelstaaten steht an Reichthum obenan der Staat New York mit 34 304 Millionen Mark; dann folgt Pennsylvanien mit 24 760 Mill., dann Illinois mit 20 264 Mill., dann Ohio mit 15 804 Mill., Massachusetts mit 11 212 Mill., dann Californien mit 10 132 Mill.

Ein Vergleich in der Entwicklung der Einzelstaaten zwischen den Jahren 1860 und 1870 zeigt übrigens die Spuren des Bürgerkriegs, die wir oben vermißten, deutlich genug. Der Wohlstand von Virginia, West-Virginia, North Carolina, South Carolina, Georgia, Florida, Kentucky, Alabama, Mississippi, Louisiana, Texas, Arkansas ging enorm zurück: zusammen in dem genannten Jahrzehnt um etwa 10 Milliarden Mark. Sämmtliche andere Staaten nahmen dagegen auch in dem Jahrzehnt des Bürgerkriegs einen, zum Theil ungeheuren, Aufschwung, besonders der Staat New-York, dessen Reichthumsziffer von 7373 Mill. Mark im Jahre 1860 auf 26 200 Millionen im Jahre 1870 anwuchs.

Besonders auffallend ist ferner das rapide Anwachsen des Reichthums in den neu besiedelten westlichen Staaten. Montana erscheint im Census von 1860 noch mit Null, 1870 bereits mit 60 Mill. Mark, 1880 mit 160 Millionen und 1890 mit 1812 Millionen. Noch rascher ist der Staat Washington vorgeschritten: der Census von 1860 ergibt erst 20 Millionen, dann steigt der Reichthum 1870 auf 52 Mill., 1880 auf 248 und 1890 auf 3040 Mill. Mark. Am mächtigsten aber ist die Entwicklung des erzreichen Colorado gewesen: 1860 = 0; 1870 = 80 Mill.; 1880 = 960 Mill.; 1890 = 4580 Millionen Mark. In diesen westlichen Staaten mit ihrer pilzartigen Entwicklung wüthet die Krise bekanntlich jetzt besonders stark. Aber man vergegenwärtige sich einmal die Werthe schaffende Kraft der Kultur, wie sie in jenen Entwicklungen zu Tage tritt, um zu verstehen, wie wenig selbst eine schmerzhafte längere Krisis im Stande sein wird, die Wurzeln solchen Wohlstandes zu ruiniren.

Es sieht zwar bedrohlich aus, wenn man vernimmt, wie von Monat zu Monat der Rückgang der Eisenbahneinnahmen zunimmt, aber was bedeuten selbst diese erklecklichen Ausfälle gegenüber jenen konstanten Tarifermäßigungen, wie sie das amerikanische Eisenbahnwesen charakterisiren und denen sich die Verwaltungen trotzdem anzupassen gewußt haben. Edward Atkinson berechnet in einem Vortrage, den er am 5. April d. J. vor der Handelskammer des Staates New-York gehalten hat, daß, wenn die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten in dem Jahrzehnt von 1883—1892 im Stande gewesen wären, Güter und Personen nach jenen Tarifsätzen zu fahren, wie sie 1865—1869 auf den großen in Chicago mündenden Systemen bestanden, die Bruttoeinnahmen aller Eisenbahnen um 45 Milliarden Mark höher gewesen wären, als es thatsächlich der Fall war. An solchen gigantischen Zahlen erlahmt selbst die Phantasie.

Aus einem andern jüngst erschienenen Censusberichte mögen hier noch einige Angaben über die landwirthschaftlichen Verhältnisse der Vereinigten Staaten angeführt werden. Danach wurden 1890 in der ganzen Union gezählt 4 564 641 Farmen gegen 4 008 907 im Jahre 1880. Diese Farmen umfaßten etwa ein Drittel des gesammten Unionsareals, nämlich rund 623 Millionen Acres, von denen etwas über die Hälfte, nämlich 357 Millionen Acres unter Kultur genommen waren. Der Werth dieser Farmen (einschließlich der Gebäude) ist veranschlagt auf rund 53 Milliarden Mark; der Werth der zugehörigen Geräthe und Maschinen auf rund 2 Milliarden, der Werth des lebenden Inventars auf rund 9 Milliarden. Die Summe der auf dem ländlichen Grundbesitz ruhenden Hypotheken wird mit wenig über 9 Millarden Mark angegeben. Der Gesammtwerth aller landwirthschaftlichen Produkte ist für das Jahr 1889 auf etwa 10 Milliarden geschätzt. In demselben Jahre 1889 waren rund 140 Millionen Acres mit Cerealien bebaut (72 Millionen mit Mais, 33 Millionen mit Weizen, 28 Millionen mit Hafer). Mehr als 20 Millionen Acres waren dem Baumwollbau gewidmet, 605 000 Acres dem Tabakbau.

Wenn wir endlich noch erwähnen, daß mehr als 57 Millionen Stück Rindvieh, mehr als 15 Millionen Pferde, mehr als 57 Millionen Schweine und etwa 36 Millionen Schafe gezählt worden, so erhält man wenigstens einen

*) Bei den Censuszahlen für das Jahr 1870 wird man allerdings — was in diesem Artikel nirgends geschehen ist — einen Abzug von etwa 20 Proz. machen müssen, da die Valuta in jener Zeit um soviel gegen 1860 wie gegen 1880 und 1890 entwerthet war.

ungefähren Eindruck von der landwirthschaftlichen Leistungsfähigkeit der Vereinigten Staaten.

Wir hoffen, damit ein annäherndes Bild der Wohlstandsentwicklung der Vereinigten Staaten gegeben zu haben.

Ferdinand Soendsen.

## Die neuen Denkwürdigkeiten des Lord Loftus.

Die englischen Staatsmänner sind eine außergewöhnlich kräftige Rasse, die, durch alle Aufregungen und Anstrengungen des öffentlichen Lebens, sich Gesundheit des Körpers und Geistes bis in das hohe Greisenalter bewahrt. Wellington, Palmerston, Disraeli, Gladstone sind die berühmtesten Beispiele für diese Fülle und Zähigkeit der Lebenskraft. Ihnen schließt sich einer der hervorragendsten englischen Diplomaten der Gegenwart an, Lord Augustus Loftus. Zweiundvierzig Jahre lang, von 1837 bis 1879, hat er seinem Vaterlande und seiner Königin als Vertreter in den bedeutendsten Hauptstädten Europas mit Geschick, Würde und Erfolg gedient; und als hoher Siebziger schildert er, mit ungeschwächten geistigen Fähigkeiten und mit erstaunlicher Sicherheit des Gedächtnisses, die merkwürdigen Personen und Dinge, die er während seiner langen und einflußreichen Laufbahn kennen gelernt hat, in Denkwürdigkeiten, die mit Recht die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade angeregt und auf sich gezogen haben.

Für uns Deutsche sind diese Memoiren von besonderem Interesse. Zum bei weitem größten Theile hat Lord Loftus seine Amtsthätigkeit in deutschen Residenzen geübt; dreimal war er namentlich in Berlin beschäftigt. 1837 war er zuerst nach der Hauptstadt Preußens gekommen, zu einer Zeit, als dieser Staat die kleinste und bescheidenste der Großmächte darstellte, als er sich, unter der patriarchalischen Herrschaft Friedrich Wilhelms III., kaum von dem vernichtenden Druck der französischen Besetzung und den schweren Lasten des Befreiungskrieges erholte. Loftus verließ dann Berlin endgültig im Jahre 1872, zu einem Zeitpunkte, wo dieser Ort Hauptstadt Deutschlands geworden war, des mächtigsten unter den europäischen Staaten, wo Preußens König sich als deutscher Kaiser zum konstitutionellen Beherrscher eines gewaltigen, in Künsten des Friedens und des Krieges hervorragenden Reiches aufgeschwungen hatte. Die einzelnen Phasen dieser wunderbaren Wandlung, die an die Zeiten Karl des Großen und Napoleons I. erinnert und sich doch in so vielen Beziehungen von ihnen unterscheidet, können wir an der Hand von Loftus Denkwürdigkeiten verfolgen, als Miterlebende, und zwar als solche Miterlebende, die von bevorrechteter und weit schauender Stellung aus Menschen und Ereignisse genau und sachgemäß zu kennen und abzuschätzen vermögen. Freilich hat der Lord die diplomatische Diskretion so weit nöthig beobachtet; aber was er uns mittheilen zu dürfen glaubt, bietet immerhin noch eine Fülle merkwürdiger thatsächlicher Aufschlüsse und zumal von Urtheilen über Personen und Dinge, wobei seine sorgfältige Beobachtung und die Reise seiner Anschauung sich vortheilhaft und gewichtig geltend machen. Die ruhige und würdige Form der Darstellung erhöht die Bedeutsamkeit seiner Angaben. Als echter englischer Gentleman alten Schrot und Korns liebt er es, seine Prosa mit Citaten aus den alten klassischen Schriftstellern und selbst aus neueren englischen Dichtern zu schmücken. Alles in allem ist sein Werk eine der wichtigsten und anziehendsten Quellen für die Geschichte unserer Zeit, zumal Deutschlands.

Die erste Serie der Denkwürdigkeiten, die 1892 erschienen war, umfaßte in zwei Bänden das Vierteljahrhundert von 1837 bis 1862.*) In letzterem Jahre wurde Loftus von Berlin nach München versetzt, zu einer Zeit, wo Bismarck gerade an die Spitze des preußischen Ministeriums und zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten berufen war. Die vor Kurzem erschienene zweite Serie schildert, gleichfalls in zwei Bänden**), die Jahre 1862 bis 1879. Der wichtigste Theil ist derjenige, der die Thätigkeit Loftus' als Botschafter in Berlin, vom Februar 1866 bis zum Februar 1872, behandelt.

Im Mittelpunkte der Darstellung steht naturgemäß die gewaltige Persönlichkeit Bismarck's. Der englische Diplomat läßt dem staatsmännischen Genie des Fürsten volle Gerechtigkeit widerfahren. „Kühn im Entwerfen seiner Pläne," sagt er von ihm bereits im Herbste 1866 (I, 107), „und thatkräftig in deren Ausführung, frei von moralischen Bedenken und unbeeinflußt durch Grundsätze, vermittelst der Furcht regierend, wo er nicht durch Liebe gewinnen kann, verfügte dieser unerschrockene, geschickte und machtvolle Minister über die bedeutendste Gewalt, die vielleicht jemals einem Staatsmanne auszuüben vergönnt gewesen ist." Er erkennt auch an, daß Bismarck's Bestrebungen ein durchaus nationales und patriotisches Gepräge tragen. Größere Bedenken äußert er über die Moralität der Mittel, die jener zur Verwirklichung seiner Entwürfe anwendete. Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß er den Minister, den er schon seit vielen Jahren genau kannte, für einen überzeugten Gegner alles englischen Wesens hält. Dem Kaiser Wilhelm widmet Loftus die verehrungsvolle Zuneigung, deren sich Niemand erwehren konnte, der diesem einfachen, charakterfesten, pflichttreuen Monarchen näher getreten ist; für die Kaiserin Augusta, deren Wesen und Wirken meist nicht nach Verdienst gewürdigt wird, hegt er die größte Hochachtung, ja wahre Bewunderung.

Als Loftus seine hohe Stellung in Berlin antrat, war der Krieg mit Oesterreich in Sicht. König Wilhelm widerstrebte lange einem solchen Kampfe. Sein wohlwollender und humaner Charakter war diesem nicht weniger entgegengesetzt, als das tiefe Gefühl seiner Verantwortlichkeit vor dem Lande, dem Heer und der Nachwelt. Seine eigene Familie, auch die Königin-Wittwe Elisabeth, der er große Rücksicht zu zollen gewohnt war, beeinflußte ihn in gleichem Sinne. „Lange widerstand er," sagt Loftus (I, 6) „den ehrgeizigen Entwürfen seines Ministers, der beständig seinen eindrucksfähigen Geist bearbeitete, bis er ihn schrittweise allzuweit geführt hatte, um mit Ehren zurückweichen zu können; und zuletzt bezwang der ehrgeizige Staatsmann mit seinem eisernen Willen allen Gegensatz." Diese Ausführungen sind eine neue Bestätigung dessen, was wir über den langdauernden Widerspruch König Wilhelms gegen den Krieg aus Roon's sowie des Herzogs von Koburg Denkwürdigkeiten und aus Moltke's Briefwechsel wissen. Dieser Punkt kann als gesicherte geschichtliche Wahrheit gelten.

Nicht minder fest steht die Thatsache, daß Bismarck damals bewußt auf den Entscheidungskampf mit Oesterreich hinstrebte, den er längst als nothwendig erkannt hatte, wenn Preußen sich aus seiner untergeordneten Stellung in Deutschland und Europa erheben und an die Spitze der deutschen Staaten treten wollte. Ueberdies bewog ihn auch die immer unerträglicher gewordene Lage im Innern, der Stillstand der Gesetzgebung und die drohende Zerrüttung der Staatsfinanzen in Folge des Verfassungskonflikts zu dem Versuche, durch einen kriegerischen Triumph sich die Zustimmung der Nation zu erwerben. Die Opfer, ja die Gefahren des Krieges erschienen ihm von geringerer Bedeutung. Mit der ihm eigenen Offenheit und rücksichtslosen Betonung seiner augenblicklichen Anschauung sagte er im März 1866 zu Loftus (I, 58): „Schließlich war Attila ein größerer Mann als Euer John Bright; er hat einen bedeutenderen Namen in der Geschichte hinterlassen. Der Herzog von Wellington wird in der Geschichte als großer Krieger bekannt bleiben und nicht als friedlicher Staatsmann". Allerdings kostete es ihn wenig, zu eben dieser Zeit alle gewalt-

*) The diplomatic reminiscences of Lord Augustus Loftus. First series. In two volumes. London, Paris and Melbourne, Cassell and Company, 1892.

**) The diplomatic reminiscences of L. Aug. Loftus. Second series. In two volumes. Ebendaselbst, 1894.

samen Pläne in Abrede zu stellen. Als der englische Minister des Aeußern, Graf Clarendon, ihm, gleichfalls im März 1866, offiziell Vorstellungen gegen seine kriegerische Politik machen ließ, behauptete Bismarck, er beabsichtige keinerlei Feindseligkeiten; Thatsache sei nur, daß das Bündniß zwischen Preußen und Oesterreich aufgehört habe: „Ich könnte die Worte Richelieu's an seine verabschiedete Geliebte anwenden: Nous ne sommes pas ennemis, mais nous ne nous aimons plus" (I, 45). Allein wie wenig aufrichtig diese geistvollen Versicherungen gemeint waren, zeigte sich bald, als auf Clarendon's Befehl Loftus eine englische Vermittelung zwischen Oesterreich und Preußen vorschlug. Der König ging sehr gern hierauf ein und befahl dem Kronprinzen zu dessen großer Freude, in diesem Sinne an die Königin Viktoria zu schreiben. Der Versuch wurde indeß im Keime erstickt durch Bismarck, der ausführte, daß „Oesterreichs schändliches Verfahren eine kriegerische Züchtigung erheische", und daß „Preußen nicht mit den militärischen Vorbereitungen begonnen habe, und daß man sich deshalb mit Versöhnungsanträgen nach Wien wenden müsse" (I, 48 ff. 56).

Noch in den ersten Tagen des Juni 1866 suchte König Wilhelm den Krieg zu vermeiden — gegen den Willen seines Ministers. Ohne dessen Wissen wandte er sich durch Vermittelung der Königin-Wittwe, der Schwester von Kaiser Franz Josephs Mutter Erzherzogin Sophie, an den österreichischen Herrscher mit friedlichen Vorschlägen, die auf eine geographische Theilung der Hegemonie in Deutschland zwischen Preußen und Oesterreich hinausliefen. Er ward aber von dem Kaiser schroff abgewiesen unter dem Vorwande, daß dieser seine deutschen Alliirten nicht verlassen und seinen Pflichten gegen den Deutschen Bund nicht untreu werden könne (I, 60 f.). Der wahre Grund war wohl, daß die Einmüthigkeit, mit der alle wichtigeren deutschen Mittelstaaten Oesterreich ihre Hilfe zusagten, dem Kaiser die Hoffnung auf gänzliche Besiegung und Demüthigung des preußischen Nebenbuhlers eingeflößt hatte. Die herbe Zurückweisung kränkte den König tief, und von diesem Augenblicke an war er völlig zum Kriege entschlossen. Die Bemühungen der Friedenspartei hatten also ein ihren Wünschen gerade entgegenlaufendes Ergebniß gehabt.

Bismarck war sich wohl bewußt, daß der bevorstehende Kampf auch über sein persönliches Schicksal und über seinen Ruf bei Mit- und Nachwelt entscheiden werde. In derselben Mitternachtsstunde vom 15. auf den 16. Juni, wo die preußischen Truppen die Grenzen Hannovers, Sachsens und Kurhessens überschritten, sagte er zu Lord Loftus: „Wenn wir geschlagen werden, kehre ich nicht mehr hierher zurück. Ich werde bei dem letzten Angriff fallen. Man kann nur einmal sterben; und ist man besiegt, so ist es besser zu sterben". Wer dächte bei diesen Worten nicht an den gleichen Entschluß Friedrich des Großen, zu siegen oder aus dem Leben zu scheiden, als er das furchtbare und doch so unvermeidliche Wagniß des Siebenjährigen Krieges unternahm?

Das Genie Moltke's, die Umsicht und Entschlossenheit der Generale, sowie die Disziplin und der Heldenmuth der Soldaten entschieden den gefährlichen Kampf in wenigen Wochen zu Gunsten Preußens. König Wilhelm, der sich zögernd zum Kriege entschlossen hatte, verlangte nunmehr, nach dessen siegreichem Verlaufe, außerordentlich bedeutende territoriale Vortheile, zumal die Annexion Sachsens und eine ansehnliche Gebietsabtretung von Seiten Oesterreichs. Bismarck dagegen wollte sich mit dem Ausschlusse des letztern Staates aus Deutschland, mit der Einverleibung einiger größerer Länder, sowie mit der militärischen und diplomatischen Unterordnung Norddeutschlands unter Preußen begnügen. Diese Ergebnisse erschienen dem kühnen Staatsmanne hinreichend wichtig, um nicht von Neuem den Kampf mit Oesterreich und Süddeutschland und dieses Mal auch mit Frankreich aufzunehmen. Er stand fast allein in dem Streite gegen die Ansichten des Königs und der Militärs, sagt Loftus (I, 91), der allerdings von der entscheidenden Unterstützung nichts weiß, die Kronprinz Friedrich Wilhelm dem Minister in seinem weisen und einzig sachgemäßen Vorgehen — einem seiner größten staatsmännischen Verdienste — geleistet hat.

Ein anderes, nicht minder bedeutendes, erwarb sich Bismarck, indem er während der schwierigen und bedenklichen Zeit, wo die Annexionen vollzogen, die kriegerischen Leidenschaften und Haßgefühle besänftigt und der Norddeutsche Bund hergestellt werden mußten, durch seine „dilatorischen Verhandlungen" die Franzosen mit ihren Vergrößerungsgelüsten täuschte und hinhielt, bis er endlich Deutschland kräftig genug wußte, jene unbedingt zurückzuweisen. Schon bei Abschluß der Friedenspräliminarien von Nikolsburg stellte der französische Botschafter Benedetti die Forderung auf Abtretung der Pfalz, Luxemburgs und Mainz an die preußische Regierung. „Die Einigung der norddeutschen Staaten," sagte er selber seinem englischen Amtsgenossen (I, 101 f.*), „unter Preußen ist etwas ganz anderes, als der bisherige Deutsche Bund, und gleicht ihrer völligen Einverleibung in jenen Staat. Frankreich kann an seinen Grenzen die Bildung einer großen Militärmacht wie Preußen nicht mit Ruhe ansehen — kurz, letzteres hat die Schranken der zuerst gehegten Ideen überschritten, und dafür muß Frankreich, zu seiner eigenen Sicherheit und zur Genugthuung der Nation, eine Entschädigung verlangen."

Zur Unterstützung von Frankreichs Forderungen kam im März 1868 Prinz Napoleon nach Berlin. Er gab sich als bloßer Vergnügungsreisender, ja er hob in seiner gewohnten demokratisch schillernden Art seinen völligen Gegensatz wider die Regierungsweise seines kaiserlichen Vetters oft und nachdrücklich hervor. Die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung erkannte er als nothwendig und sogar als an sich für Frankreich unbedenklich an; selbst die Einverleibung Deutsch-Oesterreichs in den neuen preußisch-deutschen Staat bezeichnete er als unvermeidlich. Aber alle diese Erklärungen waren nur dazu bestimmt, zu verhüllen, daß er vom Kaiser mit einer geheimen Sendung betraut war, um die erwünschten territorialen Entschädigungen für Frankreich zu erwirken. Darüber sprach er sich in einer langen vertraulichen Unterredung mit Lord Loftus (I, 217 ff.) deutlich aus und suchte die Zustimmung Englands zu dieser neuen Veränderung der Karte Europas zu erlangen, indem er hervorhob, daß nur durch die Befriedigung Frankreichs die Gefahr eines großen Krieges vermieden werden könne, dessen Folgen unabsehbar seien, und der wahrscheinlich die Eroberung der Türkei durch Rußland herbeiführen werde. Der englische Diplomat konnte nicht mehr im Zweifel sein, daß der Prinz vom Kaiser selbst den Auftrag habe, von Bismarck und König Wilhelm Kompensationen für Frankreich zu fordern, und zwar in erster Linie Belgien. Dafür stellte er im günstigen Falle die Erlaubniß zur Angliederung der süddeutschen Staaten an Preußen in Aussicht, drohte aber zugleich für den Fall der Ablehnung mit Krieg. Diese Ueberzeugung konnte bei Loftus durch alle offizielle Desavouirungen des Prinzen seitens der französischen Regierung um so weniger erschüttert werden, als dieser während seiner Anwesenheit in Berlin mit dem Kaiser in fortlaufendem Briefwechsel stand und bei seiner Rückkehr nach Paris mit dem Herrscher und dessen Minister des Aeußern, Moustier, lange geheime Unterredungen hatte. Der Prinz wurde in Berlin auf das glänzendste und freundlichste empfangen; allein seine Lockungen und Drohungen wurden gleicherweise abgelehnt. Ein Schreiben, das Loftus hierüber aus Paris von bestunterrichteter Seite empfing (I, 222), ist derart belehrend und wichtig, daß es wohl eine auszugsweise Wiedergabe verdient:

„Obwohl über die Mittheilungen des Prinzen durchaus das Geheimniß gewahrt wird, ist doch in vertrauten Kreisen so viel bekannt geworden, daß bewiesen ist, seine Sendung sei gänzlich gescheitert, und man habe sich nicht einmal über eine Grundlage für zukünftige Verhandlungen geeinigt. Der Prinz fand den

*) In diesem Sinne ergänze ich den betreffenden, im englischen Originale ganz sinnlosen und offenbar irrthümlich verstümmelten ersten Satz Benedetti's.

Berliner Hof, und zumal den Grafen Bismarck, zurückhaltender, als er erwartet hatte; und obwohl er von seiner persönlichen Aufnahme sehr befriedigt ist, scheint es doch, daß er eine gewisse Animosität gegen die gegenwärtige und zukünftige Politik der preußischen Regierung zurückgebracht hat. Was die Eröffnungen bezüglich der orientalischen Schwierigkeiten betrifft, fand er nur taube Ohren; und in Ansehung der innern deutschen Politik des preußischen Kabinets wurde er, wie es scheint, mit allgemeinen Bemerkungen und Versicherungen abgespeist. Die innerste Ueberzeugung des Prinzen ist, so versichert man mich, daß Graf Bismarck ganz bestimmte Pläne im Auge hat und deshalb wünscht, seine auswärtige Politik nicht in kompromittirender Weise festzulegen."

Diese „bestimmten Pläne" bestanden ganz einfach darin, daß der Bundeskanzler entschlossen war, zwar den Krieg mit Frankreich möglichst zu vermeiden, aber nicht auf Kosten von Deutschlands Gebietsstande, und daß er sich den französischen Drohungen gegenüber auf das gute Einvernehmen mit Rußland stützte.

So wünschte er auch, die Deutschland benachbarten Staaten vor französischer Vergewaltigung zu bewahren. Loftus bespricht ausführlich die oft erörterte Frage über den wahren Urheber des berüchtigten Vertragsentwurfes betreffs der Einverleibung Belgiens in Frankreich. Wesentlich Neues bringt er hier nicht bei, doch neigt der ruhige, erfahrene und unparteiische Beobachter dahin, die Autorschaft der französischen Regierung zuzuschreiben. Mit Unwillen hebt er hervor, daß der aus dem allgemeinen Stimmrechte hervorgegangene und sich stets emphatisch auf den Volkswillen stützende Kaiser Napoleon III kein Bedenken trug, in mittelalterlicher Weise ganze Länder und Völker nolentes volentes umzutauschen und in großartigstem Maße Schacher mit Menschenfleisch zu treiben. Man weiß, welchen Vortheil der Kanzler bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges aus der Thorheit Benedettis zog, ihm den Vorschlag der belgischen Annexion schriftlich zu übergeben. Einst nach einem Diner beim Grafen Bismarck, so erzählt Loftus (I, 136), näherte sich Benedetti im Vorzimmer dem Tische, auf den der Kanzler seinen Helm zu stellen pflegte. Er setzte ihn auf, nahm ihn dann wieder ab und sagte: Décidément, il a la tête plus forte que moi — „eine Bemerkung," fügt unser Autor hinzu, „die spätere Ereignisse als nur allzu wahr erwiesen haben." Um so befremdlicher ist es, wenn ein so gewiegter Diplomat, wie Lord Loftus (I, 133), dem preußischen Minister einen Vorwurf daraus macht, daß er „bei dem Beginne der Versuchung dem Versucher nicht mit mehr Entschiedenheit und Festigkeit geantwortet habe." Eine solche Anschauung enthält offenbar eine völlige Verkennung der Sachlage und der Anforderungen, die diese an den Grafen Bismarck stellte.

Der immer drohender hervortretenden Gefahr eines großen europäischen Krieges suchte der britische Minister des Aeußern, Graf Clarendon, dadurch zu begegnen, daß er im Juli 1869 dem preußischen Könige vorschlug, die Initiative zu einer allgemeinen Abrüstung der festländischen Staaten zu ergreifen (I, 250). Eine solche Forderung war schon an sich dem militärischen Charakter des Herrschers durchaus unsympathisch. Vollends naiv aber erschien sie in einem Augenblicke, wo die deutschen Angelegenheiten ganz unsicher und schwankend waren, wo der Norddeutsche Bund nicht nur von Frankreich und Oesterreich, sondern auch von zahlreichen leidenschaftlichen innern Feinden bedroht war. Selbstverständlich begegnete Lord Loftus mit seinem diskreten Antrage, den er selber nothgedrungen und gegen eigene Ueberzeugung gestellt hatte, bei dem Monarchen höflicher aber entschiedener Ablehnung.

Man weiß, daß Wilhelm I. nur wider seinen Willen auf alle diejenigen Maßregeln und Einrichtungen einging, die das spezifische Preußenthum in seiner Bedeutung verringerten und auf Preußens Verschmelzung mit dem übrigen Deutschland hinzielten. So war ihm auch der Titel eines Präsidenten des Norddeutschen Bundes durchaus zuwider, und zwar um so mehr, als solcher einen Beigeschmack republikanischer Einrichtungen zu haben schien. Bei ihrer Neu-Akkreditirung bei dem nunmehrigen Oberhaupte des Bundes im März 1868 mußten die fremden Gesandten die Erwähnung dieses offiziellen, aber doch verpönten Wortes „Präsident" vollständig vermeiden (I, 213) — was freilich nicht immer leicht gewesen sein mag.

Bald sollte der greise Herrscher diesen Titel gegen einen höheren und glänzenderen, rein monarchischen austauschen. Ueber die Vorgeschichte des großen Krieges, der Deutschlands völlige Einigung herbeiführte, bringen uns Lord Loftus' Denkwürdigkeiten wichtige, an Bedeutung die bis jetzt erwähnten Abschnitte seines Buches noch überragende Aufschlüsse.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

M. Philippson.

## Fechner's „Aesthetik von unten".

In der geistigen Bewegung der Gegenwart finden sich zwei charakteristische Bestrebungen sehr deutlich ausgeprägt; auf der einen Seite die Tendenz, die empirische Methode der Beobachtung und des Experiments, welche in der Naturwissenschaft so überraschende Erfolge erzielt hat, auf alle Gebiete der menschlichen Thätigkeit auszudehnen; auf der andern Seite die Neigung, aus dieser Zersplitterung der intellektuellen Arbeit durch eine fast bis zum Mysticismus hinschweifende Phantasie zu einer harmonischen Weltanschauung zu gelangen, welche unbeschadet der Freiheit der Forschung das religiöse Bedürfniß befriedigt, dem Einzelnen ein Gefühlsverhältniß zum Weltganzen zurückzugewinnen. Wer die Gedanken, die in beiden Richtungen in der letzten Hälfte des Jahrhunderts neu und wirksam aufgetreten sind, geschichtlich verfolgt, findet sich immer wieder auf den Namen Gustav Theodor Fechner geführt. Der Begründer der experimentellen Psychologie, die sich in drei Jahrzehnten siegreich zu einer selbständigen Wissenschaft entwickelt hat, ist zugleich der Vertreter einer idealistischen Weltauffassung, die durch ihre Vereinigung ernsthafter Wissenschaftlichkeit mit lebendiger Glaubensfreudigkeit einen immer größeren Kreis von Anhängern gewinnt.

Fechner hat den in der Psychologie so glücklich ausgeschlagenen Versuch, die experimentelle Methode in den Geisteswissenschaften anzuwenden, auch auf die Aesthetik ausgedehnt, ohne daß sich der Erfolg mit der Wirkung der Psychophysik vergleichen ließe. Dennoch dürfen wir bei dem allgemeinen Interesse, das ästhetische Fragen besitzen, wohl auf die Theilnahme der Leser hoffen, wenn wir, im Anschluß an eine demnächst im Verlage von Fr. Frommann in Stuttgart erscheinende Monographie über Fechner, versuchen, seine Stellung zur Aesthetik im Nachfolgenden zu skizziren.

Schon der im Jahre 1839 erschienene Aufsatz Fechner's „Ueber einige Bilder der zweiten Leipziger Kunstausstellung" läßt deutlich den künftigen großen Aesthetiker erkennen. Meisterhaft ist Fechner's Fähigkeit, die beschriebenen Gemälde anschaulich vor Augen zu stellen, sie mit einander zu vergleichen und an jedem zu zeigen, was schön ist, und warum es schön ist. Mit köstlicher Satire schildert er die künstlich gemachten Positionen der konventionellen Figuren, und mit echtem Gefühl begeistert er sich für die naturwahre Darstellung des Charakteristischen, sofern sie nur ästhetisch bleibt. Ein besonnener Vertreter des Naturalismus, zugleich ein geistvoller Plauderer, weiß er den Leser ebenso fesselnd in seinem Gedankengang mitzuführen, als mit treffender Schärfe seine Objekte kritisch zu zergliedern.

Eine Zeit lang trug sich Fechner mit dem Gedanken, selbst Tagesschriftsteller zu werden. Aber auch, als seine Thätigkeit mehr und mehr in der des Gelehrten aufging, verließ ihn nicht das Interesse für die Kunst. Das Stück Künstlerseele, welches in Fechner steckte, hatte durch die Umstände seines Lebens stets Nahrung gefunden, und die Neigung, in allem, was ihn bewegte und fesselte, das Gesetzliche aufzusuchen,

ließ ihn immer wieder zu ästhetischen Fragen zurückkehren. Sein Bruder Eduard war Maler, mehrere seiner Neffen und Nichten Künstler und Künstlerinnen, unter seinen nächsten Freunden befand sich der feinsinnige Kunstfreund und Kenner Dr. Härtel, der Chef der Firma Breitkopf und Härtel, dessen Haus ein Sammelpunkt für Künstler und Kunstgönner aus Stadt und Fremde war, und Christian Hermann Weiße, dessen Aesthetik wohl unter allen Werken Weiße's seinem Namen den größten Ruhm erwarb. Freilich lag die sogenannte idealistische oder akademische Richtung, welcher Härtel und Weiße huldigten, nicht auf dem Wege, den Fechner's naturalistische Neigung einschlug, um so mehr war der Gegensatz der Meinungen für Fechner ein immer erneuter Anlaß, die Entscheidungen seines Gefühls auch theoretisch zu motiviren. Und als nun mit dem Erscheinen seines Hauptwerks über die Psychophysik (1860) ein vorläufiger Abschluß seiner Bemühungen auf diesem Gebiete erreicht schien, und er zugleich eine neue Methode beherrschte, psychische Erscheinungen wissenschaftlich zu untersuchen, wurde das Reich des Schönen eine Zeit lang zum Arbeitsfelde seiner Forschung; er widmete sich ganz der Aesthetik.

Fechner's Stellung zur Aesthetik entwickelte sich konsequent aus der charakteristischen Richtung seines Geistes. Alle Erkenntniß muß empirisch und induktiv sein, und alles Geschehene hat seinen innern Sinn in dem Streben nach einem Maximum des allgemeinen Lustgefühls. Das erste ist sein methodologischer, das zweite sein metaphysischer Grundsatz, und in ihnen liegt die Beschränkung der Methode und der Aufgabe seiner Aesthetik.

Aesthetik als Lehre vom Schönen bedeutet für Fechner nicht die philosophische Disziplin, welche untersucht, wie sich das Schöne von den übrigen Richtungen der Kultur, vom Guten und Wahren unterscheide, sie behandelt nicht die kritische Frage, wie es möglich und im Wesen des Geistes begründet sei, daß es überhaupt ein Gebiet des Gesammtlebens gibt, an welches die Forderung erhoben wird, schön zu sein. Eine solche Wissenschaft, welche er die „*Aesthetik von oben*“ nennt, d. h. die Untersuchung des Begriffs der Schönheit aus ihrem Verhältniß zu andern Begriffen, verwirft er zwar nicht, aber sie ist nicht seine Sache. Aesthetik ist für Fechner Theil einer allgemeinen Hedonik, d. h. einer Lehre von dem, was Lust erregt, und seine Aufgabe sucht er darin, zu entdecken, woran man das erkennt, was ästhetische Lust bewirkt, was als schön gefällt. Erst wenn man aus der Beobachtung und Erfahrung, aus der Analyse des Kunstwerks, die Regeln abgeleitet hat, nach welchen ein Gegenstand als schön erkannt wird, erst dann wird man den Begriff des Schönen abgrenzen können. Diesem empirischen Ausgangspunkte gemäß will er eine „*Aesthetik von unten*“. Sie soll die Gesetze aufsuchen, warum etwas gefällt oder mißfällt, und wiefern es Recht hat zu gefallen oder zu mißfallen. Und hierzu soll nicht nur die Zergliederung des künstlerischen Eindrucks dienen, sondern selbst das Experiment und die Messung können als Hilfsmittel herbeigezogen werden; es gibt auch eine *experimentelle Aesthetik*.

Die ersten experimentellen Untersuchungen Fechners in der Aesthetik knüpfen sich an die Frage nach der ästhetischen Bedeutung des „goldenen Schnitts“. Man versteht bekanntlich unter dem goldenen Schnitt oder der „stetigen“ Theilung einer Linie dasjenige Theilungsverhältniß, bei welchem sich die ganze Strecke zu ihrem größern Abschnitt (Major) ebenso erhält, wie der größere Abschnitt zum kleineren (Minor). Es wird annähernd durch die Zahlen 8 : 5, 13 : 8, 21 : 13 u. s. w., genauer durch das irrationale Verhältniß 1 : 0,618034 . . . dargestellt. In den Jahren 1854 und 1856 hatte Adolf Zeising in einer Reihe interessanter Schriften durch Messungen an den verschiedensten Naturgegenständen und am menschlichen Körper nachzuweisen versucht, daß das Verhältniß des goldenen Schnitts für den Bau derselben maßgebend sei und daß es die wohlgefälligste Eintheilung repräsentire. Insbesondere hatte Zeising auch durch Messungen an Rafaels sixtinischer Madonna den goldenen Schnitt wiedergefunden, indem er die Haupttheilungslinie durch die Kopfhöhen des heiligen Joseph und der heiligen Barbara legte. Als nun in den sechziger Jahren der Streit um die Echtheit der Holbein'schen Madonnen zu Dresden und zu Darmstadt Fechner's Aufmerksamkeit auf dieses Bild lenkte, fragte er sich, ob auch an der Holbeinschen Madonna der goldene Schnitt zu konstatiren sei. Es ist nicht der Fall. Auch aus Messungen anderer Gemälde Rafaels schließt Fechner, daß dieser Künstler den goldenen Schnitt eher vermieden als gesucht habe, wenn man die Aufmerksamkeit auf die augenfälligsten Abtheilungen richte; denn daß bei einer willkürlichen Auswahl der Eintheilungspunkte schließlich überall der goldene Schnitt aufzufinden ist, versteht sich von selbst und gilt ebenso gut für jedes andere Verhältniß.

Fechner meint nun, wenn man einfache Grundgesetze der wohlgefälligsten Formen ermitteln wolle, so dürfe man sich nicht an komplizirte Gestalten und Kunstwerke halten, bei deren Beurtheilungen die mannigfaltigsten Nebeneinflüsse mitwirken und Assoziationen entscheidend sind, welche die geometrischen Verhältnisse unterdrücken, sondern man müsse einfache Figuren wählen, bei denen sich einerseits kein Zweifel über die Eintheilungspunkte erheben könne, andererseits die Rücksicht auf ihre Zugehörigkeit zu größeren Gruppen, ihren Zweck und ihre ideale Bedeutung fortfalle. Hier ist nun die Stelle, wo das Experiment eingreifen kann.

Zur empirischen Aufsuchung der wohlgefälligsten Form stellt Fechner drei Methoden auf: Die Methode der *Wahl*, der *Herstellung* und der *Verwendung*. Nach der Methode der Wahl legt man eine Anzahl einfacher Figuren, Rechtecke, Ellipsen, Kreuze, möglichst vielen Personen vor und läßt sie bestimmen, welche derselben sie für die wohlgefälligste halten. Nach der zweiten Methode, der der Herstellung, ermittelt man die wohlgefälligste Form dadurch, daß man die Versuchspersonen auffordert, sie nach ihrem eigenen Geschmack herzustellen. Die Methode der Verwendung endlich besteht darin, daß man die im Gebrauch des Lebens vorkommenden einfachen Formen ausmißt.

Fechner hat solche Messungen an einer sehr großen Anzahl von Gegenständen vorgenommen; er wählte Schmuck- und Grabkreuze, Büchereinbände, Druckformate, Schreib- und Briefpapiere, Karten aller Art, Brieftaschen, Schiefertafeln, Chokoladen- und Pfefferkuchentafeln, Schnupftabaksdosen, Kästchen, Ziegelsteine, Fenster, Thüren, Galeriebilder u. a. m. — Viele von diesen Gegenständen, soweit sie nicht durch ihren Zweck ein anderes Verhältniß bedingen, halten sich in der Nähe des goldenen Schnitts; Galeriebilder dagegen sind, im Lichten des Rahmens gemessen, fast durchweg kürzer, als dem goldenen Schnitt entspricht.

Die beiden ersten Methoden, insbesondere die der Wahl, hat Fechner vornehmlich auf Kreuze und Rechtecke angewendet. Einige seiner Ergebnisse sind die folgenden: Unter allen rechteckigen Formen lassen sich zwei Gruppen als die ungefälligsten erkennen, dies sind einerseits die sehr langen Rechtecke, andererseits das Quadrat und die ihm nächststehenden Rechtecke. Die einfachen rationalen Verhältnisse (2 : 1, 4 : 3, 5 : 4), welche bekanntlich als Schwingungszahlen für die Konsonanz von Tönen maßgebend sind, haben als Seitenverhältnisse des Rechtecks gar keinen Vorzug. Daß das Verhältniß 3 : 2 begünstigt erscheint, liegt wohl daran, daß es dem goldenen Schnitt schon ziemlich nahe kommt. Es wird nämlich das nach dem goldenen Schnitt geformte Rechteck mit den ihm nächststehenden in der That gegenüber allen anderen Rechtecken in zweifelloser Weise bevorzugt. Von den Vorzugsurtheilen, die sich auf zehn Rechtecke vertheilten, fiel das Maximum von 35 Prozent auf den goldenen Schnitt.

Bei der Theilung horizontaler Linien ist das Verhältniß der Symmetrie (1 : 1) bei weitem wohlgefälliger als das nach dem goldenen Schnitt. Bei vertikal stehenden Kreuzen ist die Gefälligkeit des Verhältnisses, in welchem der Längsbalken durch den Querbalken getheilt wird, von der Länge des letzteren abhängig; bei dem günstigsten Verhältniß der beiden Balken zu einander ergibt sich für die wohlgefälligste Theilung des Längsbalkens nicht der golde-

Schnitt, sondern das Verhältniß 2 : 1, von unten nach oben gerechnet.

Mit diesen Untersuchungen beschäftigen sich Fechner's Schriften „Ueber die Frage des goldenen Schnitts“ in Naumann-Weigel's Archiv für die zeichnenden Künste (XI. S. 100 bis 112) 1865 und „Zur experimentellen Aesthetik“, Erster (einziger) Theil (Abh. d. k. s. Gesellschaft d. Wissenschaften, IX S. 553—635) 1871. In das letztere Jahr fällt auch die Schrift „Ueber die Aechtheitsfrage der Holbein'schen Madonna“ (Leipzig 1871), welche eine ganze Reihe von Arbeiten über die Holbein'sche Madonna, ihre Echtheit, ihren ästhetischen Werth und ihre Deutung abschließt, die Fechner während der Jahre 1866—1871 vollständig in Anspruch genommen haben. In diese Spezialfrage hatte er sich in seiner Neigung für den Realismus in der Kunst so versenkt, daß er eine Zeit lang ganz darin aufging und selbst eine Reise nach Basel in ihrem Interesse unternahm (1867), die einzige größere Reise, die er ohne Begleitung seiner Gattin antrat. Die Echtheitsfrage erklärte er zuletzt als nicht absolut entschieden. Eine Enttäuschung erlitt er bei dem Versuche, gelegentlich der Konfrontation der beiden Madonnen auf der Holbein-Ausstellung in Dresden (1871) seine statistische Methode auf die Aesthetik anzuwenden. Er hatte die Besucher aufgefordert, ihr Urtheil über die beiden Bilder in einem ausgelegten Album niederzuschreiben. Von 11 842 Besuchern hatten sich nur 113 eingezeichnet, und nur 34 von diesen hatten sich korrekt an die vorgelegten Fragen gehalten. Fechner gab 1872 einen Bericht über das Resultat. Seine Resignation über das Schicksal der experimentalen Aesthetik legte er in einem populären Artikel der Zeitschrift „Im neuen Reich“ im Jahre 1878 nieder: „Wie es der experimentalen Aesthetik seither ergangen ist.“

Ihren Abschluß fanden Fechner's Arbeiten zur Aesthetik in dem umfassenden Werke: „Vorschule der Aesthetik“ (1. und 2. Theil, Leipzig 1876). Dieses Buch soll kein System der Aesthetik sein — denn die „Aesthetik von unten“ kann ja erst die Bausteine zu einem solchen zusammentragen — sondern eine „rhapsodische“ Behandlung der verschiedensten Fragen aus ästhetischem Gebiete. Man findet darin außer den Methoden und Ergebnissen der experimentalen Aesthetik eine überraschende Mannigfaltigkeit von Betrachtungen über ästhetische Vor- und Grundbegriffe, über Kunstkritik, Aufgaben und Mittel der Kunst, über die zu referiren eine umfangreiche Schrift nothwendig wäre. Die bleibende Bedeutung des Werkes liegt in der Aufstellung einer Reihe von Gesetzen oder Prinzipien des ästhetischen Gefallens, welche Fechner aus einer umfassenden und feinsinnigen psychologischen Analyse des ästhetischen Eindrucks und Genusses der Kunstwerke gewinnt.

Der ästhetische Eindruck muß seinen Ursprung in Elementen haben, welche eine Eigenthümlichkeit des betrachteten Gegenstandes sind, und er muß komplizirt werden durch die Wirkungen, welche von jenen Elementen in den einzelnen betrachtenden Subjekten hervorgerufen werden. Diese Elemente und die Art ihrer Wirkung gilt es zu unterscheiden und ausfindig zu machen.

Die erste Bedingung dafür, daß Dinge, die uns sonst gleichgültig lassen, unter Umständen gefallen oder mißfallen, ist die, daß der Eindruck die *Schwelle der Lust* überhaupt übersteigt; es genügt zum ästhetischen Eindruck nicht die Qualität des Gefälligen allein, sondern es muß auch quantitativ ein bestimmter Grad desselben erreicht werden. Diesen Satz nennt Fechner das „Prinzip der ästhetischen Schwelle“. Eindrücke, welche ganz oder fast unter der ästhetischen Schwelle bleiben, wie z. B. ein Gedicht, das wir in fremder Sprache hören, oder der Inhalt eines Gedichts in prosaischer Rede, verstärken sich gegenseitig, wenn sie widerspruchslos zusammentreffen — die rhythmische Form mit dem Verständniß des Inhalts — und dies in einem höheren Maße, als ihrer bloßen Summirung entsprechen würde; ja es kann selbst durch ein Zusammentreffen dieser Art ein positives Lustergebniß erzielt, die Schwelle der Lust überstiegen werden, wo die Faktoren einzeln dazu zu schwach sind (Prinzip der ästhetischen Hilfe oder Steigerung).

Wir verlangen von einem ästhetischen Eindruck im höheren Sinn, daß er zusammengesetzt ist, daß er eine Mannigfaltigkeit enthält, in deren Betrachtung wir uns ergehen dürfen, so daß die Abwechslung uns vor Monotonie und Langeweile bewahrt; aber diese Abwechslung darf uns nicht zersplittern, nicht stören — die Mannigfaltigkeit muß verknüpft sein durch die Einheit, welche die einzelnen Theile einem gemeinsamen, die Auffassung erleichternden und sammelnden Gesichtspunkt unterordnet (Prinzip der einheitlichen Verknüpfung des Mannigfaltigen).

Werden wir auf verschiedene Weise veranlaßt, uns ein und dieselbe Sache vorzustellen, so ist es im Sinne der Lust, daß diese Vorstellungen sich nicht widersprechen, sondern uns auf verschiedenen Wegen zu demselben Ziele führen (Prinzip der Widerspruchslosigkeit oder Wahrheit). Dabei darf jedoch das Gleiche und Ungleiche, Einstimmige und Widersprechende nicht völlig für das Bewußtsein verschwinden, es muß nur mit dem Gegensatz zwischen beiden zugleich die darin liegende Aufhebung und Versöhnung über die Schwelle treten, so daß selbst an der Betrachtung mißfälliger Einzelheiten dennoch Freude durch die Klarheit des Ganzen entsteht. Dies ist das oberste ästhetische Formalprinzip (Prinzip der Klarheit).

Aus der Innehaltung einfacher Formen, der Symmetrie und Proportion der Theile, aus ihrer Verbindung zu einem gleichartigen und doch abwechslungsreichen Ganzen, aus der gegenseitigen Verstärkung der Elemente, der Einheit des Mannigfaltigen, aus der Beherrschung der Gegensätze durch den Einblick in ihre gemeinsame Wirkung, aus alle diesem setzt sich der komplizirte Eindruck zusammen, welcher ästhetisches Wohlgefallen erregt. Aber dies ist nur die eine, äußere und mehr formale Seite desselben, es ist der *direkte* Faktor des ästhetischen Eindrucks. Dazu tritt ein zweiter, nicht minder wichtiger Faktor, den Fechner als den *assoziativen* bezeichnet. Der sinnliche Eindruck ist durch Gewohnheit und Erinnerung verknüpft mit zahllosen Vorstellungen, welche durch ihn mehr oder weniger deutlich ins Bewußtsein gehoben werden; er trifft im wahrnehmenden Subjekt auf einen Komplex von Erfahrungen, durch welche er Umwandlungen und Ergänzungen erfährt, an denen er inneres Leben durch die Deutungen gewinnt, welche in ihn hineingelegt werden. Eine Orange macht einen andern ästhetischen Eindruck als eine blankpolirte gelbe Kugel von Holz, obwohl die letztere der Gefälligkeit der sinnlichen Form in höherem Grade entsprechen könnte; aber der Orange ist die Vorstellungsmasse assozirt, welche nicht bloß die erquickende Frucht und den Baum, der sie erzeugte, sondern gewissermaßen die ganze Sehnsucht nach dem schönen „Land, wo die Orangen blühn“ in sich enthält. Das Roth auf der Wange an einem jugendlichen Gesicht gefällt; warum nicht auf einer Nase oder an einer Hand, warum nicht, wenn es von Schminke herrührt? Weil das Roth der Wange die Assoziation an Jugend, Gesundheit, Freude, blühendes Leben mit sich führt, im andern Falle aber an Eigenschaften und Gewohnheiten, die uns nicht gefallen, an die wir wenigstens nicht erinnert sein wollen. Und dieser Einfluß der Assoziationen wird um so mächtiger, je inhaltsreicher der ästhetische Eindruck selbst ist, je mehr er in seinen Einzelheiten und als Ganzes Erinnerungen, Vergleiche, Stimmungen in uns selbst erweckt. Insbesondere die Schönheit der Landschaft und die der menschlichen Gestalt beruht zum großen Theile auf den Assoziationen, die damit verknüpft sind, und auch durch das Kunstwerk erweckt werden, welches sie darstellt. Diese Assoziationen sind es, welche dem Kunstwerk seinen innern Reichthum verleihen, indem sie die Phantasie anregen, den Eindruck ins Einzelne auszumalen, ins Weite fortzuspinnen, somit eine Perspektive ins Große eröffnen, die Erwartung lebendig halten und denjenigen, der das Kunstwerk genießt, zum schöpferischen Mitarbeiter erheben.

Fechner's Lust am Registriren läßt ihn noch eine ganze Reihe anderweitiger „Prinzipe“ verzeichnen. Die ausführlichste Behandlung hat er dem ästhetischen *Assoziationsprinzip* zu Theil werden lassen, und es ist ein Hauptverdienst der Fechner'schen „Aesthetik von unten“, daß sie auf die Unterscheidung des direkten und assoziativen Faktors

im ästhetischen Eindruck mit besonderer Energie aufmerksam macht.

Die Unterscheidung und die Betonung dieses assoziativen Faktors ist freilich schon alt. Namentlich hatte der Schotte Home, den Fechner nennt, ohne seine Schriften vermuthlich näher gekannt zu haben, in seinen „Elements of criticism" (1762) gerade den Assoziationen besondern Werth für die Wirksamkeit des Schönen beigelegt, wie überhaupt die Analyse des ästhetischen Eindrucks durch Fechner die Grundgedanken Home's in der reiferen und vervollkommneten Gestalt darstellt, welche dem Fortschritt der Erfahrungswissenschaften, vornehmlich der Sinnesphysiologie, in dem Jahrhundert entspricht, das die beiden Denker trennt. Ueber diese Beziehung hat W. Dilthey vor Kurzem im 72. Bande der „Deutschen Rundschau" in seinem Essay über die drei Epochen der modernen Aesthetik gehandelt. Auch Lotze hatte die Aufmerksamkeit wieder auf den Einfluß der Assoziation bei ästhetischen Urtheilen gelenkt. Indessen war die Assoziation durch die Philosophie so streng aus der Aesthetik verbannt worden, daß ein Vortrag, welchen Fechner 1866 im Leipziger Kunstverein über sein Prinzip hielt, „bei den philosophisch geschulten Kennern ziemlich Fiasko" machte (Worte Fechner's), und ein Abdruck davon in der Lützow-Seemann'schen Zeitschrift für bildende Kunst (1866) vom Herausgeber anmerkungsweise als ein „origineller" Versuch, „eine neue Gottheit in die Aesthetik einzuführen", bezeichnet wurde.

Allerdings darf man nicht vergessen, daß die Berücksichtigung des assoziativen Faktors im ästhetischen Urtheil — der „anhangenden Schönheit", wie Kant sagt — nur in eine psychologische Aesthetik gehört, wie sie eben Fechner „von unten" aufbauen wollte. Wenn die Erkenntnißkritik in der Aesthetik „von oben" eine Wissenschaft abgrenzen will, welche untersucht, wodurch das reine ästhetische Urtheil, d. h. die Aussage, daß etwas schön ist, überhaupt möglich sei*), so muß sie alle psychologischen Einflüsse sorgfältig ausschließen, welche in der täglichen Erfahrung die Beurtheilung des Schönen mit subjektiven Interessen und Erlebnissen verquicken. Für die analysirende und empirische Methode ist aber das Prinzip von größter Wichtigkeit, eben um den Ursprung der verschiedenen Gefühlseindrücke festzustellen und dadurch dem Ziel der „Aesthetik von oben", die Idee des Schönen rein zu formuliren, durch Bearbeitung und Klärung des Erfahrungsstoffes vorzuarbeiten. In dieser Vorarbeit begrenzt sich in der That die Bedeutung der Fechner'schen Aesthetik nach ihrer Methode und ihren Prinzipien.

Es ist das große Verdienst dieser analysirenden und experimentirenden Aesthetik, daß sie nachweist, es gibt Bedingungen des ästhetischen Gefallens, welche in der Natur des sinnlichen Eindrucks und seiner Zusammensetzung liegen und mit der Nothwendigkeit von Naturgesetzen Gefallen oder Mißfallen erregen, wie sehr auch die einzelnen Umstände diese Bedingungen abändern mögen. Sie machen noch nicht das Kunstwerk aus, und es läßt sich aus ihnen nicht konstruiren; aber es gibt Regeln und Gesetze, über welche sich kein Künstler ungestraft hinwegheben kann, weil sie im Wesen des menschlichen Seelenlebens begründet sind; man kann sie verletzen, jedoch man thut es auf die Gefahr hin, wie der Schlemmer die physiologischen Gesetze der Gesundheit verletzt. Mit der Entdeckung solcher Gesetze beschließt sich aber das Gebiet der induktiven Aesthetik. Sie kann auf ihre statistische Weise stets nur für eine beschränkte Anzahl von Personen, für bestimmte Kreise der Gesellschaft oder der nationalen Zusammengehörigkeit, für begrenzte Zeitepochen die Gesetze des Geschmacks feststellen. Aber niemals kann sie durch psychologische Untersuchung die Erkenntniß gewinnen, worin die allgemein gültige Bedingung dafür liegt, daß etwas gefällt; sie kann nur entdecken, was gefällt und woraus es sich im Einzelnen zusammensetzt; dagegen fehlt ihr jedes Mittel, die Einheit zu definiren, die es bewirkt, daß jene Einzelheiten zu jener besondern Art des Gefühls zusammenschmelzen, welche schön heißt. Sie muß immer schon voraussetzen, daß man das Schöne vom Angenehmen, vom Nützlichen, vom Guten unterscheidet, sie muß also doch Merkmale des Aesthetischen von vornherein anerkennen, während sie selbst darauf gerichtet ist, dieselben erst zu entdecken. Daher bedarf sie einer Ergänzung durch eine kritische Untersuchung des Begriffs des Schönen, welche von der ursprünglichen Anlage der Vernunft ausgeht, in der wir die Form der ästhetischen Weltgestaltung überhaupt besitzen. Aber wie sich diese Richtung der Vernunft in der empirischen Entwicklung der Völker und Zeiten gestaltet, wie der Künstler in seinem Werke sie thatsächlich darstellt und mittheilt, wie sie im Bewußtsein des Einzelnen wirkt und ergreift, das mag die psychologische Aesthetik zum höchsten Nutzen der Kunst und der Wissenschaft, des Lebens und der Kultur studiren. Und hier wird sie stets den Aesthetiker Fechner als Förderer dankbar verehren.

Gotha. Kurd Laßwitz.

*) Vergl. den Artikel „Natur, Sittlichkeit und Kunst" in Nr. 49, Jahrg. VII dieser Zeitschrift.

## Pariser Prediger.

Vor sieben Jahren erklärte ein guter Kenner katholischer und französischer Dinge: „nichts läßt eine Bekehrung Frankreichs voraussehen, wenn man darunter eine Rückkehr zu den Ueberlieferungen der Vergangenheit" versteht. Doch schon in jenen Betrachtungen Vogüé's in der „Revue des deux mondes" wies dieser Fürsprecher freundlicherer Beziehungen zwischen Staat und Kirche auf Zeichen des Umschwungs hin: der Franzose sei unbestritten der beste Missionar; Meuterer in der Kaserne, wird er ein Muster des Heldenmuthes im Feuer; dès que la France se répand hors de chez elle, elle redevient l'armée de l'Eglise. Mittlerweile hat Vogüé's Lehre mehr noch als in der Fremde in der engeren Heimath Jünger gefunden. Alte Vertraute Gambetta's predigen von „einem neuen Geist" der Eintracht, der Geistlichkeit und Beamtenschaft verbinden soll. In der Litteratur breitet sich das Heerlager der echten und Mode-Gläubigen immer ansehnlicher aus. Taine's Lieblingsschüler Bourget hat in seinem (in der „Nation" beredeten) Disciple geradaus zum Kreuzzug wider die verderblichen Folgen einer selbstherrlichen, wissenschaftlich unbefangenen Weltanschauung aufgerufen. Paul Desjardins und Eduard Rod verhoffen von einer Erneuung der Kirche und fast von ihr allein die Heilung aller Schäden und Schwächen der französischen Gesellschaft. Die Boudoirkatholiken melden und vermehren sich selbst unter den Lohnschreibern der galanten Welt. Und einer der jüngsten und (was damit meist ziemlich gleichbedeutend) schärfsten Pariser Kritiker redet der Mission in den Arbeitervierteln der Seinestadt das Wort mit der Bemerkung: „lorsque entrant dans un logis d'ouvrier on y aperçoit le crucifixe pendu au mur il y a fort à parier qu'on entre chez d'honnêtes gens." Dem vielberufenen, vielgewandten „Renanisten" Jules Lemaître wiederum, dem Widerspiel des schlichten, einfältig frommen Blousenmannes, weiß derselbe Lobredner nichts Rühmlicheres nachzusagen, als daß er la piété sans la foi sich bewahrt hat: d. h. „er ist Christ trotz alledem und ob er gleich vom Dogma sich losgelöst hat, das Herz ist christlich geblieben, während die Vernunft aufgehört hat, christlich zu sein."

Dieser Grund- oder Modestimmung entspricht es, daß Herr René Doumic in dem Sammelbande seiner vorher in der „Revue des deux mondes" und dem „Journal des Debats" veröffentlichten Aufsätze als Ecrivains d'aujourd'hui*) nach Bourget, Maupassant, Loti, Lemaître, Lavisse, Brunetière, Faguet zuguterletzt — und als wären auch sie „Schriftsteller von heute" die meistgesuchten Prediger (Jesuiten, Dominikaner, Missionare, Taine's Bekannten, Monseigneur d'Hulst und Andere) aufmarschiren läßt. Im ersten Augenblick ein wenig befremdend, läßt sich für diese

*) Paris. 1894. Librairie académique, Perrin & Co.

Gleichstellung von geistlichen und weltlichen Seelsorgern gewiß allerhand vorbringen. Moralisten ihrer Zeit, Beichtväter ihrer Landsleute wollten Bourget und Maupassant sicherlich sein: der Roman Mensonges des Einen, wie die Sittenschilderungen in Bel-Ami des Anderen bleiben dauernde Zeugnisse des Zeitungs-, Parlaments- und Liedesschwindels unter der dritten Republik. Loti bringt von seinen Weltfahrten kaum weniger Weltekel heim, als seine Kameraden aus dem Lumpen- und Fetzenreich der Millionärs- und Lorettenvierlel. Ebenso wenden sich die führenden akademischen Lehrer immer kampflustiger gegen die Auffassung der Vergangenheit durch ihre großen Vormänner Sainle-Beuve, Renan, Taine: ein Meister, wie Faguet, machte Voltaire und dem XVIII. Jahrhundert als „unchristlich und unfranzösisch“ den Prozeß; Brunetière verehrt in Bossuet die eigenllich vorbildliche Erscheinung der Nationallitteratur und Lavisse, zur Stunde vielleichl der einflußreichste Schulmann, der „Kurfürst der Universilät“, der Prunkredner der Studentenschaft in dem von ihm gehegten, wenn nicht gar geschaffenen Bund der Jugend, ein „sanfter Antoritär“, ist eher ein Kirchengründer, als ein Kirchenstürmer. Verstandesgründe bestimmen die meisten dieser Herren, christlich-soziale Ideen zum mindesten nichl zu befehden. Sie schonen die Weltmacht des Papstthums. Sie rühren nicht gern an die Anfänge der religiösen Vorstellungen, deren Erforschung Renan's Lebenselement ausmachte. Sie schweigen, wo Sainte-Beuve und Edmond Scherer mit Feuereifer zu rechlen und zu richten anhoben. Sie meinen, daß die Zeil sich mil wichtigeren, dringenderen Aufgaben zu beschäftigen habe, als mit der Prüfung heiliger Urkunden noch dem Vorbild von David Strauß und der Tübinger Schule. Sie haben, wenn auch nichl Mann für Mann beten gelernt, doch jedenfalls verlernt, den Klerikalismus als Hauptgegner zu detrachten und zu behandeln. Und nicht gegen die orthodoxe Buchstadengläubigkeit der Kanzelredner kehren sie sich, sondern gegen die Unart oder Unfähigkeit der Prediger, die rechte Zuhörerschaft mit der rechten Kraft des Gemüthes zu ergreifen. In unübertrefflicher Feinheit hat Lemaître schon vor Jahr und Tag dem Modeprediger der Notre-Damekirche, dem Pater Monsadré, gezeigt, worin es seine schwülstige, mit den Mitteln des groben Melodrams arbeitende Eloquenz in ihrer Wirkung auf zarter empfindende Naturen verfehle; der wackere Pater hatte Nothwendigkeit und Heilsamkeit der Beichte mit einem Schwall von Redensarten, geschichtlichen Belegen und rechten Räuderanekdoten zu erhärten gesucht; Lemaître überführte (in der zweiten Reihe der Contemporains) dem Pater ausgiediger Ungenauigkeil in seinen historischen Quellennachweisen; das melodramatische Geschichtchen von einem Beichtiger, der in seinem Beichtkind, einem Bettler, den Mörder seiner eigenen Ellern erkennt, hatte der erfahrene Theatergänger 3—4 Jahre zuvor in der Porte Sainl-Martin auf den Bretlern gesehen; die Wurzeln des Beichtbedürfnisses fand Lemaître ganz anders, als in dem Sprüchlein des Theologen, in einem Sonett von Sully-Prudhomme bloßgelegt:

> Vonlant du lourd secret dont je me sentais las
> Me soulager au sein d'un bon dépositaire,
> J'ai pour trouver la nuit fait un trou dens la terre
> Et là j'ai confessé ma faute à Dieu tout bas.
>
> Heureux le meurtre qu'absout la main d'un prêtre!
>
> — — — — — — — — — — — — — —
>
> J'ai dit un moindre crime à l'oreille divine;
> Où je l'ai dit la terre a fait croître une épine,
> Et je n'ai jamais su si j'étais pardonné.

Es liegt Lemaître sogar in diesem Einzelfalle fern, — wie dies Carlyle ein für allemal gethan —, die Litteratur an die Stelle der Kirche zu setzen; er theilt nur, fast möchte man sagen als unbefangener Kenner, dem Klerus zur Beherzigung mit, daß ein beschaulicher Poet denselben Grundtext tiefer und überzeugender erfassen kann, als ein handwerksmäßiger Kanzelredner. Im Uebrigen berichtet Lemaître mit der gelangweilten Miene eines nachsichtigen Weltmannes, daß die eine Gruppe der Fastenprediger das Dogma kurz und knapp entwickle, indeß die andere, im Sinne — wenn auch nicht im Geiste — Lacordaire's das Jahrhundert auf seinem eigentlichen Gebiete zum Kampf herausfordere, den Materialismus, Positivismus, Skeptizismus und ähnliche Ungeheuer mit mehr Eifer als Erfolg befehde. Geradezu lustig machte sich Lemaître dazumal nur über eine regelrechte „Disputation“, eine conférence dialognée in einer Pfarre des laleinischen Viertels: „Zuerst entwickelt ein Priester auf der Kanzel das Dogma. Gleich darauf erhebt sich ein kleiner Vikar von der Bank gegenüber: der verkörperte „Irrlhum“. „Ich bringe der Beredsamkeit des erlesenen Predigers meine Huldigung dar, allein wir Geister des Widerspruches sind einmal hartnäckig“: damil setzt das Pfäfflein (le prestolet) ein. Und nun folgen läppische, durch Schnurrpfeifereien verschärfte Einwendungen, die Frommgläubige in Jubel versetzen. In Wahrheit dleibt die Posse betrübend, unwürdig des sonst so guten Geschmackes des Pariser Klerus. Aussi n'est-ce q'une exception. . . .“

Damit schloß Lemaître dazumal seine Kirchengänge. Dieselben Wege wandelte im Dezember 1893 und zur Fastenzeit dieses Jahres Herr Doumic als gelehriger und doch selbstständiger Schüler dieses Meisters. Der richtige Pariser Theater- und Litteraturreferent muß neuerer Zeit, dem Anschein nach, also auch als Merker der Kanzelredner seinen Mann stellen. Doumic beherrschl sein Thema offenbar gründlich. Unter den 50—60 Adventpredigern trifft er eine sorgsame und doch nichts weniger als ergiedige Auswahl. Er stattet dem gelehrten Abbé Broglie, dem geistlichen Wortführer „der Welt des Correspondant“ (der bekannten Revue der liberalen Katholiken) seinen kritischen Besuch ab: arg enttäuscht durch die Armseligkeit, mit der hier von der Verkündigung des Evangeliums in der Urkirche vor einem gebildeten Auditorium gehandelt wird, so naiv, als ob dasselbe zum ersten Mal im Leben von der Sache hören sollte. Er ironisirt den durch außerordentlichen Zulauf gelohnten Pater Olivier, der heilige Texte durch so ungewöhnlich gesalzene Skandalhistörchen würzt, daß minder keusche Ohren einmal durch den lauten Zwischenruf einer empörten Mama getroffen wurden, die ihren Backfisch von Töchlerlein mit einem jähen „Sortons, Marguerite!“ von dannen schickte. Er mustert die Prediger der Kleinbürgerinnen und der Tagwerker und sein erster Eindruck ist: „Sie haben Erfolge und mitunter rechl weltliche Erfolge. Sie danken das denselben Mitteln, wie unsere Vorleser und Theatermenschen. Sie machen schöne Reden und schöne Geberden. Und man lobl sie mit denselben Schablonenkritiken. Man findet, daß sie ungemein viel Talenl haben. Und eben darum ist ihr Wort so häufig wirkungslos.“ Und doch gäbe es nach Doumic's Kennermeinung zwei Methoden zur Verjüngung der Pariser Kanzelberedsamkeit: einmal die Meisterreden gediegener Fachgelehrter (sagen wir: Schule Schleiermacher); zweitens schlichteste nur auf die Moral des Evangeliums gegründete Predigt (etwa wie der Pfarrer von Sankt Jakob in der Einöd).

Die Kirche muß nach Doumic's (oder vielmehr nach Vogus's) Ansichl nach dem Vorgang der amerikanischen Seelenhirten aller wissenschaftlichen und sozialpolitischen Neuerungen sich bemächtigen; sie darf den Geist des Jahrhunderts nicht länger „denunciren“, sie muß ihn zu lenken suchen. Aus innerster Bewegung muß eine solche Umwälzung hervorgehen, Reform der Ideen, Reform der Predigt nach Form und Inhalt: denn „noch sind die Zeiten nicht so schlimm geworden, daß der Glaube nicht mehr Berge versetzen könnte. Oder vielmehr: die Zeiten sind so hart, daß es unerläßlich wird, wiederum Zeichen und Wunder geschehen zu sehen...“ Einstweilen fehlen diese Wundermänner dem Pariser Klerus. Monseigneur d'Hulst (obwohl als alter Cartesianer dem Papst Leo XIII. dermaßen verdächtig, daß der Pontifex — wie Doumic behauplet — ihn aufforderte, dieser gefährlichen Irrlehre abzusagen: eine Mahnung, die der Papst durch einen Faustschlag auf die Tischplatte verstärkt haben soll): Monseigneur Hulst also genügte solchen Idealforderungen so wenig, wie die geckenhaften Galaredner des eigentlichen Predigerordens der Dominikaner; jeder Un-

berufene meint den Lacordaire spielen zu müssen, so daß ein Pater Monveurt, der Sohn eines sehr reichen Hauses, der nur vom Herzen zu Herzen spricht und jedes seiner Worte durch Werke der Selbstverleugnung bethätigt, eine Ausnahme unter ihnen ist. Den Jesuiten-Predigern gibt Doumic gleichfalls keine sehr tröstliche Nachrede. Am leidlichsten kommen noch die Missions-Prediger davon, deren öffentliche (oben von Lemaître so bös mitgenommene) Disputationen unser Gewährsmann angesichts ihres gottverlassenen Kreises von Galgenvögeln und Dirnen ganz angemessen findet. Mag sein. Ein anderer Kenner erkennt in einem (vor 50 Jahren) gefällten Urtheil über Luzerner Missions-Prediger das Eine, was dem Prediger noth thut, unseres Erachtens rascher und richtiger:

> Endlich erschien Burgstaller in seiner kleidsamen Jesuitentracht; das kecke Jesuitenhütchen, das auf der Kanzel besonders wohl steht, fehlte nicht. Hastig, wie von innerer Gluth getrieben, schritt er durch die Kirche, eher groß als klein von Gestalt, gelblich im Gesicht, wie wenn die Leber eine Rolle spielte in seinem Leibe; darum schien er auch geeigneter zu schelten, als zu kosen, zu befehlen, als zu bitten, zu strafen, als zu verzeihen. Die Predigt, welche ich hörte, war eine Meisterpredigt, dauerte 2½ Stunden am heißen Nachmittage und trotz einem Laufe von 6 Stunden schläferte es mich nicht und Niemand schlief, soweit ich sehen mochte. Und doch brauchte der Prediger keine Künste, er heizte weder die Hölle, noch öffnete er den Himmel, er fndete nicht im Thränenloch, er grub nicht Gräber, er focht weder mit schrecklichen, noch mit rührsamen Geberden; er peitschte die Menge mit der Geißel der Wahrheit....

Damit griff Burgstaller aber nicht nur gläubigen katholischen Schweizerbauern, sondern einem überlegenen, reformirten Pastor, **Jeremias Gotthelf**, ans Herz. Die Pariser Kirchenprediger schilt Doumic fast ohne Ausnahme: Komödianten. An ihnen würde der Pfarrherr aus Murten, Bitzius, so abschätzig vorübergehen, wie der Porträtmaler der „Schriftsteller von heute“. Ist's aber um die Wahrhaftigkeit des Glaubens bei den so viel gewitzteren und gebildeteren Wortführern des „neuen Geistes“ in Paris nicht noch schlechter bestellt? Die jüngsten „Kunstkatholiken“ haben uns bisher wenigstens weder durch ihre Thaten, noch durch ihre Schriften überzeugt, daß sie zur Nachfolge der gewaltigen Naturkatholiken Chateaubriand und de Maistre, ja selbst nur der Octave Feuillet und Louis Veuillot berufen sind. Und der feinste Geist unter den jüngeren Erzählern und Kritikern — **Anatole France** — hält sich bezeichnenderweise nicht nur abseits von der neuesten Mode. Seine Spaziergänge in der „Thebais“, seine Schilderungen aus den Urzeiten des Mönchsthums sind zugleich die feinste Parodie auf die Zersetzung der heutigen Pariser Gesellschaft, die zur Erholung von dem etwas athembeklemmenden Aufenthalt im Stammquartier von Nana und ihren Leuten augenblicklich mit Zola die Wallfahrt nach Lourdes antritt.

Wien. **A. Bettelheim.**

---

**G. Chr. Lichtenberg's schriftstellerische Thätigkeit in chronologischer Uebersicht dargestellt.** Mit Nachträgen zu Lichtenberg's „Vermischten Schriften“ und textkritischen Berichtigungen. Von Dr. Friedrich Lauchert. Göttingen. 1893. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

Erst vor Kurzem wurde die Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter auf Lichtenberg, einen der Vergessenen des 18. Jahrhunderts, gelenkt. Während damals eine ziemlich flüchtig getroffene Auswahl seiner Schriften angezeigt wurde, handelt es sich diesmal um ein streng wissenschaftliches Unternehmen, das aber auch allen Freunden des kernhaften Schriftstellers, vornehmlich allen Besitzern seiner Schriften, lieb sein muß. Die neue Publikation nämlich zählt bei ihrem Hinweis auf die Originalausgaben die zahlreichen Inkorrektheiten auf, die bei dem Uebergange des Textes aus den früheren Drucken in die Gesammtausgabe sich eingeschlichen haben. Sie erwähnt ferner mancherlei bisher ungedruckte, d. h. in die Gesammtausgabe nicht aufgenommene Aufsätze und druckt wenigstens manche dieser Kleinigkeiten ab. Vielen Forschern dürfte das vollständige Inhaltsverzeichniß des Göttingischen Magazins 1780 ff. und des Göttingischen Taschenkalenders 1783 ff. sehr erwünscht sein. Ebenso erfreulich ist auch der aus Briefen erbrachte Nachweis über eine ziemliche Anzahl von Rezensionen, die Lichtenberg für die „Göttingischen gelehrten Anzeigen“, ein bekanntlich noch heute erscheinendes kritisches Organ, schrieb, ohne seinen Namen hinzuzusetzen, wie es in jenem Blatte üblich war. Auch der Abdruck vermuthlich der einzigen Rezension, welche Lichtenberg in die Nicolai'sche allgemeine deutsche Bibliothek geliefert hat, ist froh zu begrüßen. Man glaube nicht, daß derartiges gelehrtes Kleinzeug bloß für den Forscher Interesse hat. Wenn für irgend einen deutschen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, so gilt gerade für Lichtenberg der Satz, „daß er interessant ist, wo man ihn packt“. Dieser Satz findet seine Bestätigung z. B. in der niedlichen Stelle Seite 37 über das Fortrücken der Essenszeit in England oder Seite 66 in der allerliebsten Stelle über die Religionsmeinungs-Schnüffeler die mit den preußischen Kaffeeschnüffelern zusammengestellt werden, oder in ein paar prosaischen gegen die Kritiker gerichteten Fabeln Lichtenberg's, die hier zum ersten Male gedruckt sind. Ich theile nur ein kleines Gedichtchen mit (Seite 187):

Der Seelenarzt zu N. an seine Gemeinde.

Den ganzen Tag, hör' ich, sei unter Euch die Frage:
Ob ich auch selbst das thue, was ich sage?
Nein! — Ich als Seelenarzt treib's, wie's ein Doktor treibt:
Kein Doktor in der Welt verschluckt, was er verschreibt.

Das ganze Buch, eine ungemein mühevolle und dazu sehr bescheiden sich darbietende Leistung, verdient durchaus Lob und Anerkennung.

L. G.

---

**H. Taine: Derniers ossais d'histoire et de critique.** Paris. 1894. Hachette.

„Lange Zeit noch werden die Bekannten diese männliche Gestalt in ihrem Geist aufsteigen lassen; mehr als einmal über seine Art der Lebensanschauung nachdenken. Es ist ungefähr dieselbe, die Goethe mit so unnachahmlicher Meisterschaft gelehrt und geübt hat: seinen Ehrgeiz auf das eigene Innere zu beschränken und den äußeren Erfolg als Nebensache zu betrachten; unablässig die Weite des Blickes und den Gedankenhorizont auszudehnen; deshalb nicht verschiedene Wege als Liebhaber auf gut Glück einschlagen, sondern sich eine eigene Bahn wählen, darauf beharren, Tag um Tag mit voller Kraft soweit als möglich vorzubringen und sich doch nicht auf sie beschränken: im Gegentheil sich Seitenblicke und Ausgänge vorbehalten, die Aussichtspunkte mehren und so verschiedenartig als möglich gestalten, bis an das Ende die große Wißbegier zu bewahren, dem eigenen Geist alles zuzuführen, was man aus fremden Geistern zu schöpfen im Stande ist; von Anbeginn an seiner Grenzen bewußt werden, sie hinnehmen, sich zufrieden damit zu bescheiden, daß man die Welt betrachten und durchdenken konnte, glauben, daß das der Mühe lohnt zu leben. Andere schneidigere Vorsätze mögen blendender oder anziehender sein: Dieser, der der menschlichen Natur und dem gewöhnlichen Lauf der Dinge angemessen ist, bleibt vielleicht der am besten zu befolgende.“ In dieser Charakteristik des Landschafters Eduard Bertin, der Taine als Herausgeber des Journal des Débats nah und näher kam, hat der Autor der Origines de la France contemporaine unverkennbar das Musterbild der eigenen Lebensführung hingestellt. Goethe war als Poet sein Liebling, als Persönlichkeit durch die Universalität seiner Natur sein Ideal. Als Historiker und Philosoph, als Litteraturkenner und Prosaiker hat Taine Dauerndes vollbracht, dessen Nachwirkungen noch nicht zu ermessen sind. Als **Künstler** ist uns dieser große Autor, vielleicht der bedeutendste Meister wissenschaftlicher Darstellung im Frankreich des 19. Jahrhunderts, niemals gewinnender und zugleich überlegener erschienen, als in seinen Essays. Die litterarischen Porträts des Herzogs von Saint-Simon, von Merimée und Balzac in den früheren Sammlungen sind mit das Beste, was diese Kunstform überhaupt aufzuweisen hat. Die Charakteristiken von Silvestre de Sacy, Paul de Saint-Victor, Sainte-Beuve, Louis de Loménie, Mallet-du-Pan in dem vorliegenden Bande machen das Entzücken des Genießenden, die Verzweiflung des Strebenden aus: denn zu übertreffen sind diese Arbeiten niemals, wohl auch nicht zu erreichen. Die Erörterungen über Bain, Ribot, Spencer führen auf Grundfragen der neueren philosophischen Methode; die Auseinandersetzung über die freie Hochschule der politischen Wissenschaften gibt auch dem Kenner deutscher Universitäten zu denken; als wesentlicher Beitrag zur Selbstbiographie ist endlich Taine's Vorwort zu einem Werke über die Ardennen zu betrachten. Die Waldgänge seiner Kinderjahre werden in wenigen, unvergeßlichen Wendungen dem rechten Leser wie ein persönliches Erlebniß vor Augen geführt. Gewidmet ist das Buch dem Maler Bonnat, dem Taine für das Geschenk seines Bildnisses danken wollte: die Derniers Essais sind eine Gegengabe, die als Selbstporträts jedes andere Porträt verdunkeln: Blatt für Blatt bester, echtester Taine. —m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

**Berlin, den 16. Juni 1894.** **Jahrgang. 11.**

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. **Th. Barth.**

Kommissions-Verlag von **H. S. Hermann** in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^{1}/_{2}$—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^{3}/_{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

## Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

**Die Expedition der „Nation“,**
**(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.**

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Der Landwirthschaft muß geholfen werden; das ist eine von den Wendungen, die allmählich auch außerhalb des Kreises der Agrarier von vielen wohlmeinenden Leuten für einen Ausspruch voll politischer Weisheit gehalten wird. Und warum sollte alle Welt nicht Alles thun, um den Staat zu veranlassen, daß er seine Fürsorge und Förderung, die er jeglichem Berufsstande zuzuwenden hat, auch der Landwirthschaft angedeihen läßt. Gegen eine solche Hilfe ist nichts einzuwenden; aber auf eine solche Hilfe kommt es freilich den echten Agrariern gar nicht besonders an. Indem sie sagen, der Landwirthschaft muß geholfen werden, wünscht man dem gläubigen Blick ein Bild vorzuzaubern, als handle es sich darum, die Millionen, welche im ländlichen Beruf thätig sind, vorwärts zu bringen. Solche Vorstellungen haben den Werth einer nützlichen Vermummung; aber thatsächlich interessirt man sich lebhaft nur dafür, daß einem kleineren Kreise von Großgrundbesitzern die Tasche gefüllt wird.

Ein neuer Vorschlag des Herrn von Dietz-Daber, der den Vorzug genießt, in der „Kreuzzeitung“ abgedruckt zu werden, besitzt die gute Eigenschaft, jeder solcher Vermummung zu entbehren. Man braucht auf die Einzelheiten des Vorschlages nicht einzugehen. Es genügt mitzutheilen, daß der Staat allen Spiritus kaufen solle, und zwar hat er zu zahlen: für das Produkt aus gewissen kontingentirten Brennereien 50 Mark pro Hektoliter und für anderen Spiritus 40 Mark pro Hektoliter. Da der Weltmarktpreis für Spiritus jetzt 17—18 Mark beträgt, so zeigt sich, wie das bisherige 40 Millionengeschenk an die Brenner nur die Bedeutung hatte, den Appetit weiter zu reizen.

Nachdem das Reichstagsmandat des Grafen Moltke für Pinneberg-Elmshorn kassirt war, schrieben wir in der „Nation“:

„Nur ein starker, im Wahlkreise oder in der Provinz angesehener, liberaler Kandidat ist nach unseren Informationen im Stande, das Mandat den Sozialdemokraten ernstlich streitig zu machen. Die freisinnige Volkspartei scheint anderer Ansicht zu sein; sie hat es für angezeigt gehalten, unter geflissentlicher Mißachtung der Existenz eines freisinnigen schleswig-holsteinischen Provinzialausschusses Hals über Kopf eine Berliner Bezirksvereinsgröße als Kandidaten zu nominiren. Was bei solcher „Fixigkeit“ herauskommt, wird der Wahlausgang erweisen.“

Der Wahlausgang liegt jetzt vor. Es erhielt der Sozialdemokrat 12267, der Nationalliberale 6091, der Volksparteiler 5052, der Antisemit 2401 Stimmen. Mithin findet Stichwahl statt zwischen dem Nationalliberalen und dem Sozialdemokraten; während der Kandidat der Volkspartei Herr Kopsch aus Berlin ausfällt. Prof. Hänel in Kiel, der Mitglied der freisinnigen Vereinigung ist und hohes Ansehen in der ganzen Provinz genießt, hat bei der vorigen Wahl unter den schwierigen Verhältnissen, welche

die Militärvorlage geschaffen hatte, 6223 Stimmen erhalten; Herr Kopsch bleibt hinter dieser Zahl um 1171 Stimmen zurück. Ein Vorgehen, das die provinziellen Verhältnisse berücksichtigt hätte, würde einen anderen Ausgang gezeitigt haben.

In Ungarn ist das Ministerium Wekerle, dem auch der von der Krone lange beanstandete Justizminister Szilagyi wieder angehört, erneut an der Arbeit, um dem Ehestandsgesetze endlich zum Siege zu verhelfen. Streng konstitutionell hat der Monarch gehandelt; unsere „Kreuzzeitung" nennt das eine dem Throne gefährliche Demüthigung, die das monarchische Prinzip erschüttern muß. Diese Erschütterung zeigt sich zunächst darin, daß auch die ungarischen Radikalen der äußersten Linken bekennen, es sei ihre Sympathie für den Monarchen durch diesen Verlauf der Krisis nur gewachsen. Auf die reaktionären Einflüsterungen nicht zu hören, ist für die Könige immer vortheilhaft.

Die italienische Ministerkrisis endete damit, daß Crispi und Sonnino zurückkehren, und daß das Kabinet nur unwichtige Veränderungen zeigt. Sonnino wurde Schatzminister. Wie das neue Kabinet, so das neue Programm; auch dies wird nicht allzusehr umgemodelt werden. Gleichwohl scheint es, daß die Aussichten für Crispi sich bessern. Wenn auch nicht die Zahl seiner Freunde gewachsen ist, so haben doch seine Feinde gesehen, daß gegen Crispi sich die Politik nicht fortführen läßt.

Nicotera ist gestorben; er war ein italienischer Freiheitskämpfer und in jener Zeit seines Lebens ein Patriot, der seinem Vaterlande nützte; er war dann auch Minister und Führer der Radikalen. Als Minister bekämpfte er mit Energie das Brigantenunwesen; als parlamentarischer Führer war er vor Allem ein berühmter Ministerstürzer. Er war eine Gestalt, interessant genug, um diesem Todten einen ausführlicheren Artikel zu widmen.

Eine neue Freude für unsere Bimetallisten: die schweizer Regierung erklärte offiziell, daß sie sich vorbereite, zur Goldwährung überzugehen. — Und ein neuer Fehlschlag für das agrarische Schutzzöllnerthum. Die Liberalen in Belgien verweigerten mit Berufung auf die Verfassung, nach der das Mandat der jetzigen Kammer abgelaufen ist, die Berathung der Schutzzollvorlagen der ultramontanen Regierung. Diese mußte nachgeben und zog ihre Anträge zurück, mit denen sie bei den nächsten Wahlen Stimmen zu fangen hoffte. Ein solcher Anschlag ist mißglückt; und dieser Sieg aller liberalen Schattirungen in letzter Stunde wird auch die Einigkeit der Linken bei den nächsten Wahlen noch fester fügen.

Der Kaiser von Marokko ist gestorben. Sein Nachfolger wird schwerlich die Erbschaft ohne Kampf antreten können. Die Verwicklungen, die damit in Aussicht stehen, beunruhigen Spanien, Frankreich, Italien und England, die sämmtlich Kriegsschiffe an die marokkanische Küste entsandt haben. Keines dieser Reiche wird dulden wollen, daß die Verhältnisse am Mittelmeer eine Veränderung zum eigenen Nachtheil erleiden; aber gerade weil so viele Rivalen am Platze sind, wird man hoffen dürfen, daß die Kräfte sich die Wagschale halten, und daß es daher zu einem verständigen Ausgleich statt zu einem gefährlichen Wettlauf kommt.

England hat mit dem Kongostaat ein Uebereinkommen abgeschlossen, welches die Grenzen der afrikanischen Schöpfung des Königs von Belgien verändern würde. Da der Kongostaat durch internationale Verträge geschaffen ist, so protestirte hiergegen mit wüthender Geberde Frankreich; neben anderen Staaten legte auch Deutschland, doch ohne Erregung, Verwahrung ein. Das ist im Augenblick neben dem marokkanischen ein zweiter afrikanischer Zwischenfall.

Die „Kreuzzeitung" möchte diese Gelegenheit benutzen, um uns mit England zu verhetzen. Warum? Vor Allem wohl, um das Regiment Caprivi in eine schwierige Lage zu bringen — das ist auch eine Politik von anerkennenswerthem Patriotismus.

Uns scheint es, daß die Bahn, die wir zu wandeln haben, klar genug ist. Wir brauchen nicht sentimental unsere Freundschaft für England zu verschenken; aber es ist eine gute Gelegenheit, den Engländern erneut bemerkbar zu machen, wie nützlich es für sie ist, unsere legitimen Interessen zu schonen und mit uns intim zu stehen. Das bedeutet gegen Frankreich, wie gegen Rußland einen nützlichen Rückhalt; heute in Afrika, morgen vielleicht in Indien. Ein solches politisches Geschäft beruht freilich nicht nur auf Empfangen, sondern auch auf Geben. Die Engländer, die so gute Kaufleute sind, pflegen eine solche nüchterne Politik der Nützlichkeit schließlich immer zu begreifen.

* * *

## Der Kernpunkt der Agrarfrage in Preußen.

Die sogenannte Agrarfrage ist in Preußen in höherem Grade eine politische als eine wirthschaftliche Frage. Aus taktischen Gründen suchen die Nothleidenden begreiflicher Weise die Sache so darzustellen, als ob die gesammte Landwirthschaft leide und zu Grunde zu gehen drohe, wenn nicht mit staatlichen Mitteln geholfen werde. In Wirklichkeit befinden sich weder die eigentlichen Bauern, noch die landwirthschaftlichen Magnaten — von Einzelausnahmen abgesehen — in einer Nothlage. Dagegen kann man mit Grund von einer solchen sprechen bei jenem mittleren Großgrundbesitz, wie er in den östlichen Provinzen Preußens als Heimstätte des Kleinadels, der Junker, typisch ist. Dieser Kleinadel ist in Preußen seit Jahrhunderten eine politische Macht. In primitiven wirthschaftlichen Verhältnissen konnte er, gestützt auf unfreie Arbeitskräfte, eine gewisse Unabhängigkeit auch gegenüber der Krone bewahren. Bald aber begriffen die Junker, daß sie politisch mehr bedeuteten und auch wirthschaftlich besser ihre Rechnung fanden, wenn sie der Krone dienten und sich als deren Diener unentbehrlich machten. Der Kleinadel bemächtigte sich danach allmählich fast aller mit politischer Macht verknüpften Stellen im Staate und setzte sich hier so fest, daß er thatsächlich zu einer regierenden Kaste wurde.

Inzwischen aber stand die Welt nicht still, und insbesondere vollzog sich auf allen Gebieten des wirthschaftlichen Lebens eine solche Umwälzung, daß die ganze wirthschaftliche Unterlage des Kleinadels ins Wanken kam. Der Wohlstand des Landes wuchs, vornehmlich in jenen bürgerlichen Kreisen, die in der Industrie und im Handel thätig waren. Die großen Städte zogen zahlreiche wirthschaftliche Kräfte an und entwickelten die bedeutendsten derselben zu Machtfaktoren des Weltmarkts. Deutschland wurde ein Industriestaat und gleichzeitig vollzog sich jene Verkehrsmittelrevolution, die auch das entlegenste Rittergut in den Kreis der Weltkonjunkturen zog. Die Gesammtheit dieser Erscheinungen bedrohte mehr und mehr — auch ganz abgesehen von den Wirkungen der Einigung Deutschlands — die politische Machtstellung des preußischen Junkerthums. Die allgemein gesteigerte Lebenshaltung der oberen Klassen erhöhte die Ansprüche dieser bisher herrschenden Kaste weit über jene beschränkten Mittel hinaus, welche die rura paterna zu liefern vermochten. Dazu kam, daß die Landwirthschaft unter dem Drucke einer Weltkonkurrenz und mit der Entwicklung der Agrikulturchemie, des Maschinenwesens, der landwirthschaftlichen Technik überhaupt, zu einem Produktionszweige wurde, der den ganzen Mann und eine gründliche Vorbildung erforderte. Die — mit militärischen Liebhabereien und administrativen Obliegenheiten stark versquickte — standesgemäße Nebenbeschäftigung mußte ein ausschließlicher Lebensberuf werden, wenn die Landwirthschaft weiter ihren Mann ernähren sollte.

Endlich aber — und das ist eine der folgenschwersten Veränderungen — ist das Verhältniß der Gutsherrschaft zu den Arbeitern ein anderes geworden und verändert sich noch weiter. Das alte Abhängigkeitsverhältniß der Arbeitskräfte hat sich gelockert; an die Stelle der Entlohnung in Naturalien tritt mehr und mehr der Geldlohn; der Reiz der Freizügigkeit wirkt; die großen Städte, die besser zahlende Industrie, die intensiver betriebene Landwirthschaft entzieht dem Osten in steigendem Maße Arbeitskräfte. So kommt denn für den mittleren Großgrundbesitzer im preußischen Osten zu allem Uebrigen noch die Schwierigkeit der Beschaffung billiger Arbeitskräfte, um es ihm unmöglich zu machen, in der bisherigen Weise fortzuwirthschaften. Wirthschaftlich geschwächt sieht das Junkerthum so nach zwei Richtungen seine bisherige politische Machtstellung gefährdet. Es kann sich als politischer Machtfaktor nicht behaupten, wenn eine wirthschaftliche Verkümmerung eintritt, und es sieht zugleich die Abhängigkeit der ländlichen Arbeiter von dem Gutsherrn, auf der die politische Machtstellung des Junkerthums mitberuhte, nach und nach schwinden. Die wirthschaftliche Entwicklung des Bürgerthums und die politische Emanzipation der Landarbeiter, das sind in der That die Hauptursachen der heutigen agrarischen Noth.

Gegen diese Noth ist kein Kraut gewachsen. Die Herrschaftsperiode der preußischen Junker nähert sich ihrem Ende: daran wird kein Bund der Landwirthe und kein Miquel etwas ändern. Das Junkerthum wird allerdings Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um oben zu bleiben. Man wird die Steuerzahler in jeder Form zu brandschatzen versuchen, um die Nothleidenden zu retten, man wird die historischen Beziehungen zur Krone, den weitverzweigten Familieneinfluß im Heer und in der Civilverwaltung aufbieten und selbst den Acheron erregen, aber es wird alles nichts helfen. Man kann heute nicht mehr zugleich Hauptstütze des Staates sein wollen und sich vom Staate auf allgemeine Kosten unterstützen lassen. Die wirthschaftlichen Voraussetzungen der Herrschaft des Junkerthums existiren nicht mehr; und wenn der Mantel fällt, muß der Herzog nach.

Ich bin zu solchen Betrachtungen, wie sie ja ähnlich in diesen Blättern schon öfter, wenngleich in anderen Zusammenhängen, angestellt worden sind, aufs neue hingeführt worden durch eine Arbeit, die Professor Max Weber jüngst in dem „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik“ *) veröffentlicht hat. Die Studie trägt den Titel: „Entwicklungstendenzen in der Lage der ostelbischen Landarbeiter“. Ihr Grundgedanke kommt in dem resumirenden Schlußsatz zum Ausdruck: „Sie (die Landarbeiter) lernten die Freiheit kennen und in dem dumpfen Streben danach sind sie, das zeigt sich in steigendem Maße, geneigt, anderes, selbst ihr materielles Wohlbefinden, zu opfern. Es kann für sie bei der jetzigen Grundbesitzvertheilung die Vorstellung — diese, nicht die objektive Möglichkeit ist entscheidend — eines Weges nach oben innerhalb der Heimath nicht erwachsen. Und unter diesen Umständen ziehen sie unbewußt, aber sicher, den zutreffenden Schluß: daß unter der vorwiegenden Herrschaft des Großbesitzes und Großbetriebes auf dem Lande Heimathlosigkeit und Freiheit ein und dasselbe ist.“ Weber bringt für diese Behauptung an der Hand der Enquêten des Vereins für Sozialpolitik und des evangelisch-sozialen Kongresses über die Lage der Landarbeiter eine Reihe entwicklungsgeschichtlicher Belege bei, die seine These zu stützen durchaus geeignet sind. Aber auch im übrigen ist die Arbeit beachtenswerth. Der Verfasser erkennt klar den engen Zusammenhang der traditionellen Betriebsweise, die sich nicht länger aufrecht erhalten läßt, mit der traditionellen politischen Machtstellung der Grundaristokratie. Die Letztere kann sich auf ihrem Grund und Boden nur behaupten, wenn aus den Junkern Unternehmer werden, die unter rein geschäftlichen Gesichtspunkten wirthschaften. „Entweder dies geschieht, oder der Großbetrieb zerfällt im Wege der völligen oder theilweisen Zerschlagung in Kleinbetriebe“, — meint Weber. Welcher Theil der Alternative aber auch eintritt: die zu seiner realen Bedeutung ganz außer Verhältniß stehende politische Machtstellung des preußischen Junkerthums ist längst eine Anomalie, die im Interesse Deutschlands nicht aufrecht erhalten werden darf.

Th. Barth.

*) Vierteljahresschrift zur Erforschung der gesellschaftlichen Zustände aller Länder. Herausgegeben von Dr. Heinrich Braun. Siebenter Band, Heft I. Berlin 1894. Carl Heymann's Verlag.

---

## Das Preisausschreiben der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. *)

Die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur hat in diesem Frühjahre einen Preis von viertausend Mark ausgeschrieben „für das beste volksthümliche Handbuch der humanen Ethik auf wissenschaftlicher Grundlage, welches Lehrer und Eltern anleiten soll, einen von trennenden Voraussetzungen religiöser und metaphysischer (einschließlich materialistischer) Art freien ethischen Unterricht zu geben“. Ein ansehnlicher Preis für die Lösung einer ernsten und hohen Aufgabe! Ein Symbol, um die Bedeutung kenntlich zu machen, welche die Gesellschaft für ethische Kultur dem zu schaffenden Werke beilegt. Ein Aufgebot für ernste, gediegene Kräfte, an denen es sicher nicht mangelt; ein Lockmittel freilich auch für die Mittelmäßigkeit, welche nur auf eine Gelegenheit wartet, um sich vorzudrängen. Viel Spreu wird darum geduldig durchsucht werden müssen, in der Hoffnung, darunter die goldene Frucht gesunder geistiger Nahrung fürs Volk zu finden. Der Zufall muß da mithelfen. Ein Wanderer, auf dem Wege rastend, findet Rousseau ein fliegendes Blatt mit der Preisfrage der Akademie zu Dijon: „Hat die Renaissance der Künste und Wissenschaften eine Verbesserung der Sitten zur Folge gehabt?“ Die Antwort, welche Rousseau gab, war nicht ganz die von der Akademie erwartete; aber aus der Berührung dieses starken, noch ganz in sich versunkenen Geistes mit dieser Aufgabe erwuchs ein Feuer, an dem sich mehr als eine Generation erwärmt hat. Ein solches Feuer möchten wir auch jetzt wieder anzünden. Man kann solche Dinge freilich nicht bestellen; aber man kann doch einen Ruf ertönen lassen, um die Geister zu wecken — wenn irgendwo welche schlummern. Dies ist der Grund, warum die Gesellschaft für ethische Kultur sich nicht bloß an den Kreis ihrer Mitglieder gewendet hat, sondern an die große Oeffentlichkeit. Sie ist beseelt von dem Vertrauen, daß ihr Ruf nicht im Leeren wirkungslos verklingen, sondern einen Widerhall finden werde bei Vielen, die äußerlich nicht zum Bunde gehören. Unvergessen ist das Gefühl des Mißbehagens und der Befremdung, mit welchem seinerzeit der Schulgesetzentwurf des Grafen Zedlitz aufgenommen worden ist; noch weniger vergessen die Begründung dieses Entwurfs durch die Vertreter der preußischen Regierung, und die Art und Weise, wie dieser Entwurf von einzelnen Liberalen bekämpft worden ist. Lange und verderblich hat die Entschiedenheit der einen, die Unsicherheit der anderen Seite nachgewirkt. Auch das vollste Verständniß der Gründe und Rücksichten, welche die eine wie die andere bedingten, darf uns nicht blind machen gegen die Thatsache, daß Tausende freigesinnter Männer und Frauen den äußerlichen Sieg als eine Niederlage, die herrschenden Zustände als eine Hemmung der natürlichen Entwicklung, als eine Unvollkommenheit empfinden. Das Preisausschreiben der ethischen Gesellschaft ist ein Versuch, diese Außenstehenden zu sammeln. So vielfach getrübte, ja absichtlich irre geleitete Meinungen zu größerer Klarheit zu bringen. Die Frage zu beantworten, welche bei den Verhandlungen über den Schulgesetzentwurf im Vordergrunde stand, aber die rechte Antwort nicht gefunden

*) Anm. der Redaktion: Das Preisausschreiben, zu dem sich die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur entschlossen hatte, schien uns eine so interessante, freilich auch schwierige Aufgabe zu bieten, daß wir eines der hervorragendsten Mitglieder der Vereinigung ersuchten, auch den außerhalb dieses Kreises Stehenden klar zu legen, was beabsichtigt sei.

hat: Gibt es, unabhängig von Konfession und Theologie, unabhängig von religiösen Vorstellungen überhaupt, einen Inbegriff sittlicher Ueberzeugungen und Grundsätze, welcher einen gemeinsamen Boden praktischen Verhaltens liefert für alle Angehörigen eines Staates — einerlei, welches ihre religiösen Meinungen sein mögen — ja darüber hinaus für das Verhalten von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk? Und lassen sich die Grundsätze dieser humanen Ethik in pädagogisch wirksamer Weise darstellen, nicht nur in der Form philosophischer Lehrsätze, sondern volksthümlicher Unterweisung? Es ist vollkommen begreiflich, daß diese Frage für das Bewußtsein größerer Kreise und schließlich auch für Regierung und Gesetzgebung nicht rein theoretisch gelöst werden kann. Mag immerhin die philosophische Ethik der letzten Jahrhunderte in steigendem Maße den Glauben an die Möglichkeit und den Werth einer unabhängigen humanen Ethik verkündigen — man ist zu sehr an den Gedanken gewöhnt, daß manches, was in der Philosophie für wahr gilt, im praktischen Leben für falsch gehalten wird, und umgekehrt, als daß man geneigt wäre, von einer philosophischen Deduktion in so wichtiger Frage sich umstimmen zu lassen. Auch der Hinweis auf das gelungene Beispiel anderer Nationen reicht dazu nicht aus. Ich habe anderwärts einmal der interessanten Thatsache gedacht, daß in der ganzen Debatte über den preußischen Schulgesetzentwurf das Enseignement moral et civique in der französischen Volksschule kaum mit einem Worte erwähnt wurde. Es steckt ein Stück Geschichte in dieser Thatsache. Bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus wäre es völlig undenkbar gewesen, daß eine so tief in das ganze Kulturleben eingreifende Neuerung, wie die Schulgesetzgebung der dritten Republik, vom deutschen Liberalismus nicht mit der innigsten Theilnahme begrüßt worden wäre, nicht den Gedanken der Aneignung oder Nachahmung geweckt hätte. Heute ist dies Verhältniß in dem Grade umgekehrt, daß es kaum zuviel gesagt ist, wenn man behauptet: der Bestand des Enseignement moral et civique in Frankreich, soweit man von demselben überhaupt Kenntniß hat, ist gerade ein Grund der Abneigung gegen einen ähnlichen Versuch. Ich finde das einigermaßen begreiflich, angesichts der völlig getrennten Wege, welche die politische Entwicklung der beiden Länder seit dem Kriege eingeschlagen hat; angesichts der vielen, wenig erfreulichen Erscheinungen, welche Frankreich, der Mutterschooß der Décadence und ihrer Psychologie, in Litteratur und Leben bietet. Aber man wird sich ein Lächeln erlauben dürfen bei dem allzu bereiten Uebereifer derjenigen, welche die Trennung von Religions- und Moralunterricht in der Schule verantwortlich machen für Alles, was uns an den heutigen Franzosen nicht gefällt. Soll denn der zwölfjährige Bestand der Ferry'schen Schulgesetzgebung den ganzen Charakter einer Nation ändern, an welcher uns Deutschen so vieles fremd ist? Sind die Männer des heutigen Frankreich nicht großentheils noch in den Schulen des Empire gebildet, in denen der Klerus fast allmächtig war?

Aber auch andere Versuche, in anderen Ländern angestellt, wie in Belgien und der Schweiz, sind in Deutschland nicht sonderlich beachtet worden; und selbst ein so ausgezeichnetes, ja in seiner Art unübertreffliches Buch wie Edmondo de Amici's „Cuore“ hat in der deutschen Bearbeitung von Raimund Wülser viele Leser gefunden — vor mir liegt ein Exemplar des 11. und 12. Tausend aus dem Jahre 1894 — aber das allgemeine Urtheil über den ethischen Unterricht nicht wesentlich beeinflußt. Neben dem allgemeinen Umstande, daß alle Bestrebungen, welche in irgend einer Weise auf Emanzipation der Erziehung von kirchlichen Einflüssen gerichtet sind, in Deutschland einem theils offenen, theils versteckten Uebelwollen der Regierungen begegnen, wirkt dabei offenbar, mehr oder minder deutlich, noch ein nationales Moment mit. Denn so sicher die Grundbegriffe der humanen Ethik für alle Kulturvölker die nämlichen sind, so wenig vermag diese abstrakte Gleichheit der allgemeinen Prinzipien erhebliche Verschiedenheiten in der sittlichen Denk- und Gefühlsweise der einzelnen Nationen zu verdecken — wie ja selbst die Katholizität des kirchlichen Dogmas der Religionslehre und Religionsübung bei den einzelnen Völkern mannigfach verschiedenes Gepräge lassen muß. Schon aus diesem Grunde wäre es ein hoffnungsloser Gedanke, die vielfachen Antipathien und den prinzipiellen Widerspruch, auf welche der ethische Unterricht in Deutschland vielfach stößt, durch Aneignung oder Bearbeitung selbst der besten ausländischen Werke überwinden zu wollen. Wenn irgendwo, so muß auf diesem Gebiete der eigene Weg gesucht und etwas geschaffen werden, was nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich die Sprache des deutschen Volkes redet; was seinem Geiste und seiner sittlichen Eigenart angemessen ist, was Leben zu zeugen vermag, weil es selber ein Lebendiges ist — und darum das große Prinzip, in dessen Dienst sich die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur gestellt hat, mit ganz anderer Beredsamkeit zu verkünden im Stande ist, als die gelungensten theoretischen Beweisführungen.

Das Preisausschreiben hat es mit gutem Bedacht vermieden, genauere Vorschriften über die Art der Ausführung und den Gang der Darstellung zu machen. Ein genialer Wurf würde durch allzu ängstliche Ausführungsbestimmungen eher erschwert als gefördert. Nur einige allgemeine Gesichtspunkte seien an dieser Stelle hervorgehoben, um vollkommen deutlich zu machen, was die Gesellschaft will, und welche Zwecke sie zu erreichen sucht. Zunächst: es handelt sich nicht um ein Buch für den Elementarunterricht, eine ethische Kinderfibel. Das kleine Kind, bis zum Alter von zehn Jahren etwa, bedarf keiner theoretischen Unterweisung in den Grundsätzen der Sittenlehre, sondern nur einer diesen Grundsätzen entsprechenden Zucht und Gewöhnung des Willens. Was bis zu diesem Alter für seine sittliche Bildung geschehen kann, muß durch die erziehlichen Wirkungen der Familie und der Schule indirekt geschehen; und was hier versäumt wird, kann keine ethische und religiöse Belehrung ersetzen. Erst in den obersten Klassen der Volksschule, in den unteren Klassen der Mittelschule, kann mit allmählich reger werdender Reflexion eine Scientia boni et mali, eine Erkenntniß des Sittlichen und seine Begründung, angebahnt werden. Auch hier nicht durch das beste Buch allein; für die wahren Früchte einer solchen Unterweisung wird die Persönlichkeit des Lehrers immer entscheidend sein. Aber nicht alle Lehrer sind pädagogische Genies; nicht alle ethisch-machtvolle Persönlichkeiten: ein wirklich brauchbares Buch wird auch dem minder Begabten eine treffliche Stütze bieten. Es soll nicht eine theoretische Erörterung bringen, wie es der Lehrer zu machen habe, um sittliche Unterweisung zu geben; sondern den Lehrstoff selbst in möglichst geeigneter Form, die nur noch der Erläuterung, Anwendung durch das lebendige Wort und die persönliche Erfahrung bedarf. Ein Buch für den Lehrer also, welches man auf höheren Stufen auch dem Schüler in die Hand geben kann; ein Buch zugleich für die Eltern, welches auch dem einfachen Manne aus dem Volke Anregung und Halt in seinen Gedanken über das Leben und seine Pflichten zu geben vermag und ein geistiges Band zwischen der Schule und der Familie herstellt, nicht beide auseinanderreißt, wie es jetzt so oft mit den Lehrbüchern der Fall ist, welche der „sittlich-religiösen“ Unterweisung der Jugend dienen sollen.

Die Art der Ausführung ist Sache des individuellen Talents, des pädagogischen Geschicks, und ich will mich darüber an dieser Stelle so kurz als möglich fassen. Eine Verbindung der Begriffsbildung mit Erzählung und Beispiel will mir persönlich am geeignetsten erscheinen. Die bloße Sammlung von Beispielen oder moralischen Erzählungen würde dem Zwecke nicht genügen; der ethische Unterricht kann auf bestimmte Grundsätze, auf klar ausgesprochene Normen und Imperative, nicht Verzicht leisten. Aber bloße ethische Didaktik, eine Sammlung von Pflichten und Regeln, würde leicht trocken und unlebendig; sie bedarf durchaus der Anlehnung an einen gegebenen Fall, um die Gefühlsgrundlage für die ethische Erkenntniß zu gewinnen. Welche Ethik aber soll gelehrt werden? Darauf muß geantwortet werden: nur eine solche, welche wirkliche Lebensvorbilder für den modernen Menschen enthält, und deren Ideale nicht

von vornherein nur durch die künstlichsten Verrenkungen den Bedürfnissen unseres Daseins angepaßt werden können. Wir wollen leben, und Volk und Staat gesund erhalten und mittels unserer Kultur immer höhere Aufgaben lösen. Wir brauchen darum einen Nachwuchs, der nicht zur Weltverachtung erzogen ist, sondern zur Weltfreudigkeit; dem in keiner Form Askese und nichtige Selbstquälerei, aber mit dem größten Nachdruck Selbstbeherrschung als der Anfang zu allem Guten und jedem wahren Können vor Augen geführt wird, die zu bewähren ist in muthigem Ertragen und kühnem Wagen, in Reinheit der Gesinnung, in Treue und Wahrhaftigkeit, in Arbeit und Thätigkeit. Ein Nachwuchs, der sich vor Allem als Glied einer Gemeinschaft fühlt, aus welcher er hervorwächst, wie die Pflanze aus dem Boden; die ihn stützt und trägt und der er mit Allem was er thut und läßt verantwortlich ist. Senken wir in die jungen Seelen das tiefe Mitgefühl mit Allem was da leidet, und entfachen wir in ihnen den edlen Trieb, Bedrängniß und Unglück nach Kräften zu lindern; aber beeilen wir uns, dem Gebot der Menschenliebe die Stütze zu geben, ohne welche sie zur schwächlichen Sentimentalität werden müßte: den unverbrüchlichen Rechtssinn, den heiligen Grundsatz, fremdes Recht so hoch zu schätzen wie das eigene. Errichten wir auf diesem Grundsatz die Achtung der Klassen vor einander, und auf jenem Gefühl der Gemeinschaft den Respekt vor der Vielgestaltigkeit des Lebens, welcher die Vielheit der Meinungen, der Parteien, der Richtungen auf allen Lebensgebieten entspricht, die tiefe Scheu vor Vergewaltigung irgend welcher Art. Lehren wir die Jugend, im Staate nicht nur den widerwillig ertragenen Zwangsmeister zu sehen, sondern den köstlichen Bau, welchen die sorgende Erfahrung der Jahrhunderte aufgerichtet hat, als Schutzwehr gegen das Chaos — ein edles Pfand, welches eine Generation der anderen gestärkt, bereichert zu übergeben hat. Lehren wir sie auf alle Weise das eigene Volksthum und die eigene Kultur hoch halten; aber vergessen wir nicht ihr deutlich zu machen, daß es auch einen Egoismus der Völker gibt, daß die Menschheit sowenig von einem Volke lebt, als das Volk von einem Individuum und wäre es das herrlichste und genialste, und daß die Begriffe Recht und Humanität auch im Verkehr der Völker unter einander nicht leerer Schall werden.

Wer diese Grundzüge unserer sittlichen Ueberzeugungen faßlich und lebendig vorzutragen verstände, der würde keiner weiteren Stützen bedürfen, und schon die sittlichen Begriffe der Jugend auf ihre innere Vernünftigkeit, auf eine Vorstellung von dem, was dem Menschen als Menschen noth thut, zu gründen vermögen. Und gerade darauf legt die Gesellschaft den größten Werth. Das zu schaffende Handbuch soll Ethik und nur Ethik enthalten, nicht Religion, nicht Christenthum, nicht irgend eine Art von Metaphysik, weder eine spiritualistische, noch eine materialistische. Das Leben ist hierin längst vorangegangen, die Lehre braucht nur zu folgen. Macht man den Werth eines Menschen davon abhängig, ob er katholischen oder protestantischen oder jüdischen Religionsunterricht genossen hat, ob er an die Möglichkeit eines stofflosen Geistes oder an die Existenz eines persönlichen Gottes glaubt, ob er die sogenannte Materie für den letzten Träger der Realität hält? u. s. w. Niemand wird behaupten wollen, daß diese Dinge bei unserer praktischen Werthschätzung eines Menschen in Betracht kommen. Wer sich auf die religiösen oder spekulativen Meinungen eines Andern berufen wollte, um denselben nach seiner sittlichen Tüchtigkeit zu kennzeichnen, würde allgemeinem Gelächter verfallen. Ist dem so, dann gehören aber diese Dinge nicht nur nicht in die sittliche Unterweisung, sondern müssen aufs Strengste aus ihr entfernt werden. Sie bringen ein Element der Trennung, des Zwiespaltes in dasjenige, was seiner eigentlichsten Natur nach allen gemeinsam sein sollte. Sie wecken unter Umständen Abneigung oder Widerspruch gegen dasjenige, was den unantastbaren Grund des persönlichen Lebens zu bilden hat. Wenn wir christliche oder theistische Ethik lehren, so heißt das soviel als dem Kinde des Nicht-Christen, des Freidenkers, sagen: „Ich habe nicht einmal sittliche Gemeinschaft mit Dir". Wenn wir den Atheismus predigen, so stoßen wir den Gläubigen von der Schwelle unserer Ethik zurück. Weder Christenthum noch Atheismus kann in absehbarer Zeit Jedermanns Meinung sein; aber im Gedanken der Humanität müssen und können sich Christen und Juden, Theisten und Atheisten, Gläubige und Freidenker zusammenfinden. Die Ethik der Humanität darf Niemand verletzen; an ihr müssen sich Alle aufrichten können.

Den furchtbaren Ernst dieser Forderung einer gemeinsamen menschlichen Grundlage für die praktische Erziehung wird man angesichts der heutigen Zustände nicht verkennen. Das eifrige Bemühen der Kirchenparteien, die Schule wieder ganz in ihre Hand zu bekommen, entspringt ja nur dem richtigen Gefühl, daß uns eine einheitliche praktische Lebensauffassung im Volke noth thut; freilich auch dem kurzsichtigen Wahne, als ob die christliche Theologie in irgend einer ihrer Gestalten heute noch fähig wäre, einen solchen Vereinigungspunkt für alle zu bilden. Heute stehen die einzelnen Kirchenparteien selbst viel weiter von einander entfernt, als am Anfang des Jahrhunderts, und keine äußere Machtentwicklung kann den Tieferblickenden darüber täuschen, daß die innere Religionslosigkeit der Gesinnung heute weiter verbreitet ist als je, tief hinein in die Reihen derer, welche sich um der staatlichen Autorität willen und aus politischen Rücksichten dem religiösen Wesen äußerlich anbequemen. Noch kann ein deutscher Bischof die Geschmacklosigkeit begehen (wie jüngst Dr. Haffner von Mainz in der Schlußversammlung des katholischen Lehrertages) die ernsten ethischen Bemühungen der Gegenwart als einen Kampf Belials gegen Christus zu brandmarken. Aber die Zeit ist hoffentlich nicht mehr fern, wo sich das deutsche Volk mit Unwillen von solchen Ausbrüchen eines leidenschaftlichen Eifers abwenden und die Kirche das souveräne Recht der humanen Ethik gegenüber der Religion gerade so wird anerkennen müssen, wie Leo XIII. in seiner jüngsten Bulle genöthigt war zu erklären, daß aus der Bibel nichts herausgelesen werden dürfe, was mit den bewiesenen Erkenntnissen der Wissenschaft im Widerspruch steht. — Freilich: die geistige Zerrissenheit der Gegenwart durch ein Lehrbuch beseitigen zu wollen — und wenn es Worte der Weisheit enthielte, ja wenn es mit Engelzungen redete — das wäre ein so utopistischer Gedanke, daß man nicht einmal die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur dessen fähig halten wird. Ganz aussichtslos wäre für den Augenblick auch die Hoffnung, daß der Staat einer ethischen Unterweisung, abgetrennt vom Religionsunterricht, und nicht durch den Geistlichen, sondern durch den Lehrer ertheilt, in der Volksschule überhaupt Raum geben werde. Aber wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten die Verordnungen über den Religionsunterricht an Dissidentenkinder hervorgerufen haben, so böte ein wohlgelungenes Handbuch der humanen Ethik vielleicht einen erwünschten Ausweg. Sollte dem Staate ein gediegener ethischer Unterricht, auf Grundlage eines solchen Lehrbuchs ertheilt, nicht werthvoller erscheinen als ein Religionsunterricht, welcher entweder höchst fragwürdig ist, oder dem Gewissen der Eltern zuwider? Eine der schlimmsten Verletzungen der geistigen Freiheit würde dadurch aus der Welt geschafft, und ein Beispiel gegeben, dessen wohlthätig missionirende Wirkung unberechenbar wäre.

Prag. Fr. Jodl.

---

## Glossen zur Zeitgeschichte.

### Der Bierboykott.

Der Deutsche läßt sich viel gefallen, aber in Bezug auf den Bierdurst versteht er keinen Spaß. In Bayern ist jede Bierfrage eine nationale Frage. Aber selbst der ausgewanderte Deutsche wird wild, wenn man ihm Vorschriften machen will, wie er seinen Durst zu befriedigen hat. Der smarte

amerikanische Maschinenpolitiker, sowenig er auch sonst auf das deutsche Element Rücksicht nimmt, hält deshalb mit der Temperenzlerei allenthalben vorsichtig hinter dem Berge, wo deutsche Stimmen erheblich in die Wagschale fallen.

Es scheint, als ob auch die stramme sozialdemokratische Disziplin am Bier zu Schanden wird. Der Bierboykott, wie er in Berlin gegenwärtig über eine Anzahl Brauereien verhängt ist, war eine Kraftprobe, der die Sozialdemokratie sich voraussichtlich nicht gewachsen zeigen wird. Es war daher ein taktischer Fehler der Parteileitung, daß sie sich von unbesonnenen Hintermännern in diesen Bierkrieg hineindrängen ließ.

Das soziale Kampfmittel des Boykotts ist ja überhaupt eine zweischneidige Waffe. So oft und so vielfach es auch seit Jahrtausenden angewandt ist, es liegt immer etwas Feiges darin, was die unparteiischen Leute unwillkürlich dazu drängt, für den Boykottirten Partei zu ergreifen.

Man erinnere sich der allgemeinen Sympathie, welche im Jahre 1880 dem Kapitän James Boykott, von dem das moderne System der sozialen Achterklärung den Namen trägt, aus allen Theilen der Welt zu Theil wurde, als er den Kampf gegen die irische Landliga aufnahm, und trotz des um ihn gezogenen sozialen Pestkordons seine Ernte von den Feldern holte.

In verdünnter Form ist das Boykottgift übrigens in Deutschland während der achtziger Jahre mit Vorliebe in Anwendung gebracht, zum Theil gerade von solchen, die den Bierboykott heute für höchst unmoralisch halten. Alle, die man damals „Reichsfeinde" nannte, wurden mehr oder weniger geboykottet. Die „nothleidenden" Agrarier brachen den gesellschaftlichen Umgang mit einem Gutsnachbar ab, der sich der Standesehre so unwürdig gezeigt hatte, daß er nicht mit ihnen in das Geschrei nach staatlichen Liebesgaben einstimmen wollte. Die Tochter des freisinnigen Vertrauensmannes wurde von Lieutenants beim Tanz geboykottet und dem verbrecherischen Vater wurde der gewohnte Skat entzogen. Man muß dies Treiben in all seiner Armseligkeit aus hunderterlei Einzelzügen kennen gelernt haben, um etwas milder über sozialdemokratische Boykotts zu denken. Kommt es übrigens nicht auch heute noch oft genug vor, daß ein armer Teufel, ein Tagelöhner oder Fabrikarbeiter oder Gastwirth, der sich herausgenommen hat, bei Wahlen eine eigene Meinung zu haben, in der Weise boykottirt wird, daß man ihm sein Fortkommen erschwert, Kunden abtreibt u. s. w. Und was ist jener christlich-soziale Schlachtruf: Kauft bei keinem Juden! anderes, als Aufreizung zum Boykott. Der Bund der Landwirthe versuchte es in seiner Sünden Maienblüthe einmal, eine Anzahl freisinniger Zeitungen zu boykottiren. Einer Zeitung oder Zeitschrift Abonnenten abspenstig zu machen, ist, nebenbei bemerkt, ein Geschäft, auf das in allen Parteien der politische Fanatismus gelegentlich verfällt.

Man soll deshalb nicht gar zu hart urtheilen, wenn Sozialdemokraten aus Bosheit Selterwasser trinken. In dieser Enthaltsamkeit liegt sogar ein mildernder Umstand. Man bringt dabei doch wenigstens noch selbst ein Opfer, indem man andere zu schädigen sucht.

Schlimmer sieht es um die Kontrolle aus, mittelst deren man die konsequente Durchführung des Boykotts zu erzwingen hofft. Wenn die sozialdemokratischen Genossen sich einfach darauf beschränken würden, der ausgegebenen Parole folgend, Enthaltsamkeit zu üben und Wasser zu trinken, so würden sie jeder Kritik mit der Einrede begegnen können: Was geht das Euch an! Aber die Schnüffelei, das Vigilantenthum, die Einmischung in den Gewerbebetrieb der Wirthe: das ist ein wunder Punkt. Niemand redet so oft und so abfällig von Polizeispitzeln, wie die Sozialdemokratie. Und hier bringt man ein System freiwilliger Aufpasser mit dem zugehörigen bedenklichen Denunziantenthum zur Anwendung und kommt sich dabei erschrecklich „zielbewußt" vor.

Der Rückschlag ist denn auch nicht ausgeblieben. Die Bierriecher sind so unpopulär geworden, daß sie ihr Amt nur unter sehr erschwerenden Umständen ausüben können.

Man ist sich plötzlich bewußt geworden, welche Anmaßung in einer derartigen sozialdemokratischen Polizeiaufsicht liegt. Und damit haben die Sozialdemokraten ihr Boykottspiel aller Wahrscheinlichkeit nach verloren.

Es zeigt sich eben immer aufs Neue, daß auch die Bäume der sozialdemokratischen Bewegung nicht in den Himmel wachsen. Je mehr die Sozialdemokratie bei uns zu einer anerkannten kriegführenden politischen Partei geworden ist, um so ernster sind für sie die Folgen schwerer taktischer Fehler.

Der Bierboykott war ein Akt des Uebermuths, der politischen Kraftmeierei, bei dem auch im günstigsten Falle für die Partei nicht viel zu gewinnen war. Die Schlappe, welche die Parteileitung dabei erhalten wird, ist wohl verdient. Allerdings ist die reale Bedeutung einer derartigen Niederlage für die praktische Politik nicht allzu hoch anzuschlagen. Sie bietet mehr ein symptomatisches, als ein unmittelbares, die politischen Machtverhältnisse berührendes, Interesse. Immerhin haben Denkzettel auch in der Politik ihre Bedeutung; zumal wenn sie ohne Einmischung von Polizei und Gerichten ertheilt werden. Es ist eine unglaubliche Ungeschicklichkeit, angesichts dieser Entwicklung der Dinge nach Strafgesetzen zu schreien. Besitzt das Bürgerthum nicht soviel Kraft, um sich ohne Hilfe des vielbeschäftigten Schutzmanns gegen einen sozialdemokratischen Bierboykott zu vertheidigen, so verdient es maltraitirt zu werden. Der Sozialdemokratie könnte nichts Erwünschteres passiren, als wenn durch ein besonderes Antiboykott-Gesetz die bürgerliche Gesellschaft sich ein Attest ihrer inneren Schwäche ausstellte.

Junius.

---

## Die neuen Denkwürdigkeiten des Lord Loftus.

### II.

Die wichtige Frage, wem die Veranlassung des deutsch-französischen Krieges von 1870 zuzuschreiben sei, hat im Laufe der Jahre ganz entgegengesetzte Lösungen erfahren. Freilich über die eigentliche Ursache des großen Kampfes konnte und kann Niemand im Zweifel sein: sie bestand in der Eifersucht der gebildeten Klassen Frankreichs auf die Siege und das schnelle Emporsteigen Preußens, ohne und gegen den Willen der französischen Nation und Regierung, und ohne daß das Berliner Kabinet deren nachträgliche Zustimmung durch Landabtretungen erkauft hätte. „Rache für Sadowa" war damals der ebenso sinnlose wie allgemeine Ruf der französischen Bourgeoisie, die die feste Ueberzeugung hegte, daß, gerade wie zu Friedrich des Großen Zeiten, ohne Frankreichs Genehmigung kein Kanonenschuß in Europa abgefeuert werden dürfe. Allein wer hat thatsächlich den Ausbruch des Krieges in jenen Julitagen 1870 herbeigeführt? Der früher allgemeinen Ansicht nach einige Mitglieder des französischen Ministeriums Ollivier, zumal besonders der Minister des Aeußern, Herzog von Gramont, im Bunde mit Kaiserin Eugenie. Von französischer Seite wurde dagegen oft behauptet, Bismarck habe die spanische Frage von Anfang an benutzt, um Frankreich in den Krieg zu hetzen, da er von der augenblicklichen militärischen Uebermacht Deutschlands fest überzeugt war. Diese Anschauung wurde in neuester Zeit verstärkt und der ganzen Welt glaubhaft gemacht durch den Fürsten Bismarck selbst, der laut und nachdrücklich für sich das Verdienst in Anspruch nahm, durch die Verstümmelung der bekannten Emser Depesche über das vergebliche Audienzgesuch Benedetti's bei König Wilhelm und durch die öffentliche Verbreitung dieses also entstellten Schriftstückes den Krieg und damit Deutschlands glänzende Siege und gänzliche Einigung veranlaßt zu haben. So erschien der nord-

deutsche Bundeskanzler als der eigentliche Entfesseler des Kampfes.

Lord Loftus' Denkwürdigkeiten bieten einen bedeutsamen Beitrag zur richtigen Lösung des Problems. Wir erfahren hier von Neuem, in einer Unterredung Bismarck's mit dem englischen Botschafter (I, 284), daß der Kanzler nicht zu denjenigen Deutschen gehörte, die seit dem Sommer 1866 einen Krieg mit Frankreich für unvermeidlich hielten. „Ich habe immer gehofft", setzte der Minister hinzu, „daß die durch die Ereignisse von 1866 erregten Empfindlichkeiten Frankreichs sich mildern und allmählich verschwinden würden. Ich zog in Betracht, daß bei zwei Gelegenheiten die Beziehungen zwischen Großbritannien und Frankreich äußerst gespannt gewesen waren und sich doch wieder gebessert und seitdem in herzliches Einvernehmen gewandelt haben. Aehnliche Ergebnisse erhoffte ich für Frankreichs Verhältniß zu Preußen." In der That, nur aus solchen Erwartungen heraus ist erklärlich, daß bei Gelegenheit des Luxemburger Streites Bismarck, im Gegensatze zu Moltke und den meisten höheren Militärs, darauf drang und es auch erreichte, den Frieden, selbst mit Opfern, zu bewahren. Damals — 1867 — dachte er also nicht daran, eine nothwendige gewaltsame Auseinandersetzung mit Frankreich herbeizuführen; und doch war, vom rein militärischen Standpunkte aus, zu jener Zeit Preußens Lage Frankreich gegenüber, dessen Heer durch das mexikanische Unternehmen desorganisirt und erst zum allerkleinsten Theile mit Chassepotgewehren bewaffnet war, zweifellos viel günstiger, als drei Jahre später, nach der Neuordnung der französischen Armee durch Marschall Niel. Und diese friedliche, optimistische Anschauung schreibt sich in jener Unterredung Bismarck noch bis zum Augenblicke von Gramont's Kriegsmachenschaften zu. Er hat also den Kampf nicht von langer Hand vorbereitet.

Die Ertheilung der spanischen Krone an den Prinzen Leopold von Hohenzollern war auf Anregung des Marschalls Saldaña (Loftus I, 272) schon im Beginn des Jahres 1869 zur Sprache gekommen. Kaiser Napoleon hatte wohl zu erkennen gegeben, daß sie ihm nicht gerade genehm sei, keineswegs aber, daß sie für ihn einen Kriegsfall bilden werde. Im März 1869 — so erzählte Bismarck selber dem englischen Diplomaten (I, 284) — sei er zum ersten Male mit der Angelegenheit befaßt worden, durch des Prinzen Leopold Vater, den Fürsten Anton Hohenzollern. Als Minister habe er da jede Einmischung in die den deutschen Interessen ganz fern liegende Sache abgelehnt und dem Fürsten entgegnet: „Wenn Sie diese als eine Familienfrage behandeln wollen, müssen Sie Sich an Baron Schleinitz, den Minister des königlichen Hauses, wenden." Auf geschehene Befragung antwortete Schleinitz, daß er, nach genauem Studium des Hausarchivs, zu der Ueberzeugung gelangt sei, der König habe kein Recht, dem Prinzen die Annahme der Krone zu verbieten, wenn letzterer den preußischen Unterthanenverband verlassen wolle. In gleichem Sinne äußerte sich Bismarck dem Könige gegenüber. Ein Hohenzollern auf dem spanischen Throne, sagte er, werde Preußens Interesse weder fördern noch schädigen; übrigens betrachte er den Prinzen — der ja Enkel einer Prinzessin Murat war — mehr als einen Bonaparte, denn als ein Mitglied des preußischen Königshauses. Wirklich erklärte Fürst Anton, er könne die Zustimmung des Kaisers Napoleon verbürgen, dem er früher mannigfache Dienste geleistet habe und seit vierzig Jahren befreundet sei. Wilhelm I. sah demgemäß die Angelegenheit gleichfalls als ihm fernliegend an, rieth aber dennoch zweimal dem Prinzen Leopold ab, sich auf das Abenteuer einzulassen.

„Wenn" — sagte noch am 20. Juli 1870 Graf Bismarck zu Loftus (I, 286) — „die französische Regierung sich an uns mit den Worten gewendet hätte, die Kandidatur sei eine Verlegenheit für den Kaiser, und unsere Vermittlung für deren Abwendung erbeten, würde ich nur allzufroh gewesen sein, dem Kaiser einen Dienst leisten und so unsern Wunsch guter Nachbarschaft beweisen zu können, denn ich habe ein größeres Interesse daran, mit Frankreich in freundlichen Beziehungen zu stehen, als für Spanien zu sorgen."

Man sieht, der preußische Staatsmann hegte keineswegs die Absicht, die spanische Frage zum Kriege mit Frankreich zu benutzen.

Anders lagen die Dinge auf französischer Seite. Hier gab es längst eine starke Partei, die — im Gegensatze zu des Kaisers eigensten Anschauungen — die Demüthigung Preußens durch einen, natürlich als siegreich gedachten Krieg sowohl vom Standpunkte des Chauvinismus wie als Nothwendigkeit für die Erhaltung der Dynastie mit allen Kräften betrieb. Loftus entnimmt seiner Depesche an Lord Clarendon vom 18. Juni 1870 eine sehr bezeichnende Anekdote. Der Chef der damals mit der Bewachung des Zaren während seines Aufenthaltes in Ems betrauten Pariser Polizei gestand offen ein, die Unzufriedenheit mit der kaiserlichen Regierung werde in Frankreich immer größer und mache zumal im Heere bedrohliche Fortschritte; es müsse dagegen ein Heilmittel gefunden werden. Als man ihn fragte, welches Heilmittel das sein könne, antwortete er: „Oh, sicherlich ein Krieg mit Deutschland." — Bei der ersten Ankündigung der Kandidatur des Prinzen Leopold für die spanische Krone sagte General Fleury, der französische Botschafter in Petersburg, seit zwei Dezennien bekanntlich der engste, persönliche Vertraute Napoleons III. und deshalb sicherlich in die geheime Politik seiner Regierung eingeweiht, sofort zum Fürsten Gortschakoff: C'est la guerre. Die überstürzende Hast, mit der dann Gramont immer neue Vorwände erfindet und fieberisch ausbeutet, um unheilbare Verwicklungen herbeizuführen, läßt die Absicht jener einflußreichen Partei, Krieg um jeden Preis zu haben, als ganz unzweifelhaft erscheinen. „Wenn sich Gramont", sagt dieser Autor mit Recht (I, 290), „auf die ‚entbrannte öffentliche Meinung' bezieht, scheint er zu vergessen, daß er ist er selbst das Feuer entzündet hat." Kurz, eine Reihe sicherer Thatsachen flößt dem Lord die feste Ueberzeugung ein, daß im Sommer 1870 die maßgebenden Persönlichkeiten der französischen Regierung absichtlich und beharrlich auf den Krieg hinarbeiteten.

Dieselbe Ueberzeugung drängte sich dem Grafen Bismarck auf. Nur deshalb entschloß er sich auch, den Handschuh sofort aufzunehmen, das deutsche Nationalgefühl nicht durch ohnehin nutzlose Demüthigungen abzuschwächen und den Franzosen nicht Zeit zu lassen, daß sie ihre noch zögernden Verbündeten in Wien und Florenz mit in den Kampf hineinzögen. Erst damals, d. h. seit dem 12. Juli 1870, wo Gramont von dem preußischen Botschafter in Paris, Werther, eine eigenhändige Erklärung des Königs Wilhelm forderte, niemals eine Erneuerung der hohenzollernschen Kandidatur zugeben zu wollen, faßte Bismarck die Absicht, den Krieg sofort zum Ausbruche zu bringen. Das konnte man schon aus Loftus' Depesche vom 13. Juli 1870 schließen, die an die französische Regierung verrathen wurde und längst veröffentlicht worden ist, in den „Denkwürdigkeiten" von Neuem nach dem Originaltext gegeben wird (I, 274 ff.). Aber auch Fürst Gortschakoff, der an demselben 13. Juli durch Berlin reiste und mit Bismarck verhandelte, empfing, wie er Loftus mittheilte (I, 278), durchaus den gleichen Eindruck: der Kanzler, höchst unzufrieden mit dem allzu nachgiebigen Verhalten König Wilhelms, verlangte nun seinerseits Genugthuung von Frankreich — Genugthuung für die Beleidigung Preußens und seines Souveräns. Das hieß aber den Krieg unvermeidlich machen; denn daß die französische Regierung sich zu einem solchen Zugeständniß nicht verstehen wollte und konnte, war zweifellos. „Die Art", sagte damals Bismarck ingrimmig (I, 286), „in der Herzog Gramont die Sache vor die Kammer und Europa gebracht hat, ist in den Annalen der Diplomatie unerhört". In dieser Absicht änderte der Kanzler dann das bekannte Emser Telegramm vom Abende des 13. Juli auf eine Weise, die einen unbedenklichen Vorgang allerdings zu einer Beleidigung Frankreichs umgestaltete, und berief er sofort Herrn von Werther aus Paris ab, weil derselbe das Unrecht begangen habe, eine so schmähliche Forderung, wie die des ewigen Verzichtes auf eine hohenzollernsche Kandidatur in Spanien, ruhig anzuhören und an seine Regierung weiterzubefördern. Als am 16. Juli das Londoner Kabinet, mit Berufung auf einen Artikel

des Pariser Vertrages von 1856, seine Vermittelung zur Aufrechterhaltung des Friedens anbot, wollte Bismarck sie nur unter der Bedingung annehmen, daß Frankreich gewisse Bürgschaften gebe, daß Preußen nicht in Zukunft der Wiederholung ähnlichen feindseligen Betragens von Seiten der französischen Regierung ausgesetzt sein werde (I, 281) — ein Vorbehalt, der nichts anderes als eine, wenn auch höfliche, so doch entschiedene Ablehnung bedeutete.

Die Sachlage, wie sie sich aus den authentischen Mittheilungen des Lord Loftus ergibt, ist also die folgende. Die in der französischen Regierung des Jahres 1870 herrschende Clique wollte den Krieg mit Preußen und benutzte dazu den an sich ganz harmlosen Zwischenfall der hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien, den sie zu diesem Behufe maßlos entstellte. Graf Bismarck hatte bisher gehofft, den Kampf mit Frankreich vermeiden zu können, sei es durch Abschwächung der Gehässigkeit dieses Landes gegen Preußen, sei es in Folge innerer oder anderweitiger äußerer Komplikationen Frankreichs. Als er aber aus dem Benehmen des Pariser Kabinets, sowie der dortigen Kammern und Zeitungen erkannte, daß dieselben es jedenfalls auf den Krieg abgesehen hatten, beschloß er diesen sofort zu führen, und zwar einmal um nicht durch weiteres Zurückweichen das Ansehen und den Einfluß Preußens zu schmälern und das deutsche Nationalgefühl zu schwächen, anderntheils weil er nicht hoffen durfte, in einem zukünftigen Streite die öffentliche Meinung Europas so auf seiner Seite zu haben, wie es bei dem gegenwärtigen Zwiste der Fall war. Das entscheidende Datum ist der 12. Juli 1870. Man muß seine Gründe als völlig berechtigt anerkennen, wenn auch sein hauptsächliches Mittel — die absichtliche Entstellung einer offiziellen Depesche — nicht Jedermann sympathisch berühren wird. Keinenfalls kann aber dadurch die moralische Verantwortung Frankreichs für Herbeiführung eines Kampfes verringert werden, der sich freilich durchaus zu dessen Ungunsten entscheiden sollte.

Zum Schlusse möge, damit diese kurze Uebersicht des reichen Inhalts des ersten Bandes von Lord Loftus' neuen Denkwürdigkeiten versöhnlicher ausklinge, die Audienz erwähnt werden, die der englische Botschafter am ersten Geburtstage Wilhelms I. als Kaiser, am 22. März 1871, bei dem greisen Herrscher hatte. Dieser bemerkte: das, was ihm in Frankreich am meisten aufgefallen, sei der blühende Zustand des Landes; sehr schmerzlich sei ihm der Gedanke gewesen, daß es nun den Verwüstungen des Krieges verfallen solle. Er habe alles in vollkommenster und schönster Ordnung gefunden: Häuser, Bauernhöfe, Aecker, Straßen, Brücken — alles habe Wohlstand und Betriebsamkeit aufgewiesen. Er habe das Mögliche gethan, um die Bevölkerung zu beruhigen und an thörichter Flucht zu verhindern; allein sie sei eben doch geflohen, und viel Unordnung und Zerstörung, die sonst hätten vermieden werden können, seien dessen die Folge gewesen. „Seine Majestät äußerte keine Anspielung oder Betrachtung über das französische Heer, noch entfiel ihm ein Wort des Vorwurfes gegen die französische Nation. Das Gefühl, das seinen Geist zu beherrschen schien, war das tiefen Bedauerns und Mitleidens mit den Verlusten und dem Elende, die der Krieg hervorgerufen hatte. Er bemerkte, mit großer Demuth, daß die wunderbaren Ergebnisse, die sein Heer erfahren, alle Erwartungen übertroffen hätten und, seiner Ansicht nach, so außerordentlicher Natur seien, daß er ihr Eintreten nur der Gunst und Hilfe einer höhern Macht zuschreiben könne, die ihn zum Werkzeuge des göttlichen Willens erwählt habe."

Deutlich tritt in diesen Sätzen der bescheidene und versöhnliche, freilich mystischen Regungen zugängliche, aber dafür von Eitelkeit und Selbstüberhebung freie Charakter Wilhelms I. hervor. Wenige Herrscher würden sich nach einem so erbitterten und durch so glänzende Siege bezeichneten Kriege mit gleicher Bescheidenheit und Friedfertigkeit ausgedrückt haben.

M. Philippson.

## Moderne Kunstgeschichte.

Als ich im Jahre 1867 die Universität verließ, sah ich in München zuerst Bilder von Feuerbach, Böcklin, Lenbach und Anderen, die man damals Moderne nannte. Mit der Bewunderung für Richter, Schwind und Menzel waren wir aufgewachsen; Rethel, Lessing und Knaus hatten einen großen Namen. Das erste moderne Oelgemälde, das ich gesehen hatte, waren Camphausens „Puritaner auf der Morgenwacht" gewesen. Nun war uns Feuerbach von unsern Lehrern als der bedeutendste Maler der Gegenwart bezeichnet, auch auf Böcklin waren wir besonders aufmerksam gemacht. Daneben betrachteten wir die Historienbilder der Schule Piloty's mit der achtungsvollen Gleichgültigkeit, mit welcher der wohlerzogene Europäer die Bildungsbestrebungen seiner Zeitgenossen über sich ergehen läßt.

Solche persönlichen Erfahrungen sind ja immer zufällig und unvollständig und begründen kein zusammenfassendes Urtheil. Ich griff daher zu der „Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert von Richard Muther" (München, G. Hirth) in der sicheren Erwartung, daß ich dort Anleitung finden würde, meine Jugendeindrücke in das Gesammtbild der Epoche einzuordnen. Wie sollte ich nicht ausreichende Belehrung erwarten von einem Buche, das die gesammte Presse von der „Deutschen Litteraturzeitung" bis zur „Täglichen Rundschau" als ein vorzügliches Werk, eine Titanenarbeit, ein Generalstabswerk der neuen Kunst, ein großes nationales Geschichtswerk gepriesen hat, wie es in der „Zeitschrift für bildende Kunst" heißt, „eines der besten Bücher über moderne Kunst, welche wir in der deutschen und außerdeutschen Litteratur besitzen".

Ich schlage also zuerst Camphausen nach, er ist nicht erwähnt (— bei einem so umfassenden Werk ein leicht entschuldbares Versehen —), dann Feuerbach und finde gleich im ersten Bande einen flott und gut geschriebenen Artikel. Redensarten wie „das Fieber der Decadence" oder „die schwermüthige Blasirtheit vom Schlusse des Jahrhunderts" verstehe ich nicht, aber ich ahne wohl, daß damit Etwas bezeichnet werden soll, was ich auch bei den Bildern dieses merkwürdigen Künstlers empfunden habe. Dagegen befremdet mich die Bemerkung über „die Zeit, da das Deklamiren allgemein war". Das ist eigentlich nicht der Eindruck, den ich aus meiner Jugend mitgenommen habe. — Eine treffliche Ergänzung zu Feuerbach gibt Viktor Müller, der mir damals fremd geblieben war. Darauf werden einige Berliner erwähnt, dann Carl Friedrich Lessing. Hier werde ich schon verwirrt, denn der gehörte doch einer ganz andern Generation an. Die Ueberschrift dieses Kapitels heißt: Der koloristische Umschwung in Deutschland und wo bleiben Knaus und Vautier? Man findet sie im zweiten Bande unter den Malern „Der Dorfnovelle". — Und Böcklin? Er steht am Ende des dritten und letzten Bandes. Da lesen wir in der Inhaltsübersicht: „Nachdem der Naturalismus gelehrt, die Eindrücke der äußern Wirklichkeit selbständig zu verarbeiten, gehen Einige dazu über, auch den Eindrücken des eigenen Innern in freischöpferischer von den alten Meistern unabhängiger Weise Gestalt zu geben." Und damit jedes Mißverständniß ausgeschlossen wird, heißt es im Text: „Mit Liebermann leitete die Thätigkeit derer ein, die vom Studium der Naturübersetzungen zu dem der editio princeps fortschritten". (Nebenbei gesagt, wann kommen wir dann zur Urschrift?) „Böcklin als der erste in Deutschland offenbarte die wunderbare Stimmungskraft, die musikalische Innerlichkeit der Farbe".

Man wird durch solche Offenbarungen allerdings vollständig irre. Liebermann ist geboren im Jahre 1849 und trat nach Herrn Muther's Angabe zuerst 1872 an die Oeffentlichkeit. Böcklin war nach derselben Quelle geboren 1827 und 1858 Lehrer an der Akademie in Weimar. Und nun folgt Böcklin auf Liebermann. Das heißt denn doch die Geschichte auf den Kopf stellen.

Die Sache wird auch nicht besser, wenn wir statt Liebermann Manet einsetzen. Denn kurz vor 1870 ist „der ge-

schichtlich denkwürdige Moment, als Manet die Sonne und das feine Fluidum der Athmosphäre entdeckte". Das ist „die Geburtsstunde des modernen Naturalismus" und weiter hören wir: „erst auf der Basis einer solchen von den Alten freien ganz individuellen Naturanschauung konnte sich auch ein neuer echter Idealismus entwickeln". Es folgen Rossetti, Puvis de Chavannes, Böcklin!

Mir ist auf dem ganzen Gebiete der geschichtlichen Litteratur keine so willkürliche Behandlung der Thatsachen vorgekommen. Und je mehr wir auf den Gedankengang des Verfassers eingehen, desto größer wird die Verwirrung. Wenn man Liebermann so hochschätzt, sollte man doch seinem großen Vorbilde Israels einen besonderen Platz in der Geschichte einräumen, zumal — wie Liebermann's Beispiel beweist, — die Holländer uns immer noch näher stehen als die Franzosen. Vergebens suche ich ihn in den ersten beiden Bänden, in denen doch schon Manet als „der Schöpfer der neuesten Kunst" verherrlicht ist, und ich meine doch, daß ich Israels vor Jahren schon als alten Mann im Hause Mesdags kennen gelernt habe. Endlich finde ich im dritten Bande, daß er im Jahre 1824 oder 1827 geboren ist und schon in den fünfziger Jahren in Paris Bilder ausgestellt hat. Der Verfasser hat also entweder auf ganz gedankenlose Leser gerechnet oder es ist da ein verborgener Zusammenhang. Es bleibt also nichts Anderes übrig als das ganze Buch durchzulesen. —

Die erste Hälfte des ersten Bandes behandelt die Malerei des achtzehnten Jahrhunderts. Diese Geschichte ist so oft geschrieben, daß sich nicht gut etwas Neues darüber sagen läßt. Daß Goya, geboren 1746, vor Watteau, geboren 1684, behandelt wird, macht die Entwicklung nicht gerade klarer, ebensowenig, daß Mengs (geb. 1728), Carstens (geb. 1754) und Genelli (geb. 1800) durch eine ganz äußerliche Schablonisirung zusammen geworfen werden. Bei Goya und Gainsborough beginnt schon die Entdeckung, die sich dann später bis zum Ueberdruß wiederholt, daß diese alte Kunst eigentlich modern ist. So nichtssagend diese Bemerkung ist, könnte der Verfasser doch vielleicht einigen Nutzen daraus ziehen, wenn er sie einmal umkehrte und daraus folgerte, daß so Manches, was er für modern hält, gar nichts Neues ist.

„Tradition und Freiheit! Damit ist gekennzeichnet, unter welchen Verhältnissen die Kunst des 19. Jahrhunderts ins Leben trat." Den Satz eröffnet eine längere Herzensergießung über technische Tradition, Anekdotenmalerei, Impressionismus und Anderes mehr, die nach Form und Inhalt diesem Eingange entspricht. Nach diesem lyrischen Intermezzo beginnt die Geschichte des 19. Jahrhunderts mit den Nazarenern. Man hatte bisher geglaubt, daß Overbeck den akademischen Eklekticismus, den vor Allem Mengs vertrat, bekämpft habe. Hier erfahren wir, daß die Nazarener als Eklektiker auf gleicher Stufe mit den Akademikern von Bologna stehen. Glücklicherweise gibt die kurze aber im Allgemeinen treffende Besprechung ihrer Werke ein anderes Bild von diesen liebenswürdigen Künstlern. Desto schlimmer geht es der Münchener Kunst unter König Ludwig I. Man erschrickt ordentlich über die Tiefe des Verfalles, denn die italienisirenden Niederländer stehen schon sehr tief in der kunstgeschichtlichen Würdigung, aber Cornelius steht tief unter dem Niveau dieser Niederländer und Kaulbach steht noch tiefer. Als Illustrator steht selbst Thumann über ihm.

Woltmann, heißt es, habe vor 20 Jahren gesagt: „Wilhelm Kaulbach ist kein ernst zu nehmender Künstler." So wurde schon vor 30 Jahren die Kaulbach-Schwärmerei des großen Publikums vom Katheder bekämpft. Aber was damals eine entschuldbare Schärfe des Urtheils war, erscheint heute als eine zwecklose Uebertreibung. Auch das war damals schon das Stichwort der Kritik: „Seine Arbeiten sind als Freskobilder zu schön, als Oelbilder zu mangelhaft". Ich habe im Gegentheil, so oft ich in das Berliner Museum trete, den angenehmen Eindruck, daß die Farben an den Wänden des Treppenhauses, die Herr Muther roh und insipide nennt, den großen Raum mit fröhlichem Leben erfüllen.

Die Düsseldorfer Schule gibt Gelegenheit zu einem pikanten Feuilleton über das sentimentale Deutschland von 1830. Die schwere Aufgabe, hier etwas Neues zu sagen, löst der Verfasser durch das einfache Mittel, alle Züge, welche die komische Wirkung des Bildes stören könnten, vorläufig wegzulassen. Allerdings ist hiernach gänzlich unverständlich, wie aus diesen kläglichen Anfängen der deutschen Kunst zwei große Maler wie Rethel und Schwind erwachsen konnten, die unter dem Titel: Das Vermächtniß der Romantik recht gut geschildert werden. Von Schwind heißt es: „Er war verschieden von Allem, was neben ihm entstand, er verkörperte den Zeitgeist der Zukunft." — Eine seltsame Art Geschichte zu schreiben!

Jetzt werden wir wieder in das vorige Jahrhundert zurückgeführt, um Gerard und den „liebenswürdigen, sympathisch reizenden, süßen, großen" Prudhon mit seinem mulattenköpfigen Fräulein Mayer kennen zu lernen. Die Geschichte der französischen Malerei in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ist oft und besser geschrieben. Hier fehlen die Landschafter und auf Couture folgt unter dem seltsamen Namen: Epigonen des Klassizismus eine sehr merkwürdige Auswahl der Neueren bis auf Henner, Baudry, Regnault und Rochegrosse. Darauf machen wir denselben Weg in Belgien und kommen nun zum koloristischen Umschwung in Deutschland. Feuerbach und Müller habe ich schon genannt, Lessing ist hierher gesetzt, um einen Uebergang zu Piloty zu machen. Und wie die Düsseldorfer willkürlich auseinander gerissen werden, so sind hier Makart und Max mit Leuten zusammengeworfen, die äußerlich und innerlich einer anderen Zeit angehören.

Der erste Band schließt mit der „Ueberwindung des Pseudo-Idealismus", mit Gleyre, Hamon, Boulanger, Leys, Meissonier und Menzel. Wen oder was Menzel überwunden hat, Rethel oder Schwind, Feuerbach oder Böcklin, ist mir unklar geblieben. Mit den genannten Franzosen wird er zusammengebracht, weil er historische Genrebilder gemalt hat. Nun ist es zweifellos lehrreich, die Entwicklung einer künstlerischen Richtung durch einen längeren Zeitraum zu verfolgen, aber wenn man gerade die größten Männer aus ihrer Zeit herausreißt, wird man auf jedes geschichtliche Verständniß verzichten müssen. Ich habe diesen ersten Band zweimal aufmerksam durchgelesen, aber ich habe weder von den vierziger, noch von den fünfziger, noch von den sechziger Jahren ein Bild erhalten und gerade der Künstler, dessen Bedeutung für diese Zeit heute am deutlichsten hervortreten sollte, steht vollkommen in der Luft. Wahrscheinlich verkörperte auch er den Zeitgeist der Zukunft. Alle diese Maler von Overbeck bis Rochegrosse stehen unter der Rubrik: Die Flucht in die Vergangenheit.

Sehr dankenswerth ist hier, wie in den anderen Bänden, die auch die Zeitschriften berücksichtigende Zusammenstellung der Litteratur. Die Abbildungen sind für den, der die Bilder kennt, ein angenehmes Hilfsmittel der Erinnerung, für andere wegen des kleinen Formates vielfach ungenügend, zum Theil überhaupt unbrauchbar.

Der zweite Band beginnt mit Philipp Otto Runge. Er würde in dem Gesammtbilde der äußerlich so armen, innerlich so reichen Bildung vom Anfang des Jahrhunderts gerade in jenem Kreise, der Kopenhagen und die Hansastädte umfaßte, einen Ehrenplatz einnehmen und ist auch dort niemals vergessen worden. So bleibt er einsam und unverständlich. Zunächst folgen einige kleine Franzosen. Sie stehen unter den „Zeichnern," weil sie Maler sind und den Beweis liefern, daß es zu allen Zeiten Künstler gegeben hat, die auch die kleinen äußeren Formen ihrer Umgebung geschildert haben. Es waren nur nicht immer die bedeutendsten. Daß in denselben Jahren Gericault den Schiffbruch der Meduse und Delacroix die Barrikade malte, hat keinen geschichtlichen Werth, denn Gericault's Bild ist „zu stark in den Klassizismus transponirt" und Delacroix „malte die Seele, nicht das Leben seiner Epoche". In diesem Sinne haben das freilich alle großen Künstler gethan: Phidias und Praxiteles, Lionardo, Raphael und Tizian,

Dürer, Rembrandt und Rubens. Sie gehören also alle der Flucht in die Vergangenheit.

Weiter wird eine Geschichte der Karrikatur in England, Frankreich und Deutschland gegeben, dazwischen stehen Johann Adam Klein und Johann Christian Richter als „Ahnen der neueren deutschen Kunst“ und — Ludwig Richter. Seine Tugenden werden im Allgemeinen mit Wärme anerkannt bis auf „die kleinliche Korrektheit und die bourgeoismäßige Reinlichkeit seiner Linien“. Dann folgt die Darstellung der englischen Malerei von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis zur Mitte des neunzehnten.

Warum diese nicht im ersten Bande steht, bleibt das Geheimniß des Verfassers, wir müßten denn annehmen, daß sie nicht in das Schema der verschiedenen Ismen paßte, nach dem die Geschichte zugeschnitten ist. Da gibt es Klassizismus und Realismus und Idealismus und Pseudo-Idealismus und Neo-Idealismus und Naturalismus und Sensualismus und Manierismus und Impressionismus und Chicismus. Wiederum gibt es auch Idealisten des Naturalismus. Ich bin zu wenig akademisch gebildet, um mich in diesem philosophischen Fachwerke von selbst zurecht zu finden und war daher sehr erfreut, als ich fand, daß Herr Muther die Güte hatte, einmal eine Definition zu geben, nämlich: „Der Naturalismus ist Realismus, erweitert durch das Studium des Milieus.“ Wenn ich nun ganz genau wüßte, was Milieu ist („spanisch ambiente, italienisch ambiante“), so würde ich das vielleicht verstehen. Ich habe versucht den Satz umzukehren: „Realismus ist Naturalismus, erweitert durch das Milieu.“ Anders wird er nicht, aber auch nicht verständlicher und so habe ich die Sache aufgegeben.

Neben der Schablonisirung nach Begriffen geht nun eine zweite nach dem Stoff: Das Militärbild, das ethnographische Genre (Italien und der Orient), das humoristische Anekdotenbild, das sozialistische Tendenzbild, die Dorfnovelle. So wird denn freilich Alles auseinandergerissen. Richter und Spitzweg und Führich und Schwind werden getrennt, Fromentin von Delacroix, Knaus von den Koloristen, Schrödter, Jordan, Ritter, Hübner von den Düsseldorfern. Menzel hat zwar auch Soldaten gemalt, aber nicht die Uniformen seiner Zeit wie Krüger und Heß. Das widerspricht dem Dogma von der alleinseligmachenden Form der Gegenwart. Deshalb gehört er in den ersten Band.

Es ist begreiflich, daß in so willkürlichen Ausschnitten der allgemeine Hintergrund der Geschichte wie die Entwicklung der Technik nur in kurzen Andeutungen berührt werden können, aber der geschickte Schriftsteller erhält Gelegenheit zu geistreichen Pointen, die bei einem Blick auf das Ganze einseitig und schief erscheinen würden. In jedem einzelnen Abschnitt werden wir immer aufs Neue betrübt durch die Einsicht, in welcher Verblendung unsere Väter seit Winckelmann und Carstens und wir selbst in unserer Jugend gewandelt haben, aber wir werden doch in Etwas getröstet, wenn wir zusammenrechnen, wie viele Künstler in dieser Zeit „einzig dastehen“, „abseits von der herrschenden Strömung“ oder „ihrer Epoche voraus“, kurz „einer der wenigen“ gewesen sind.

Auf die Dorfnovelle folgt die Landschaftsmalerei in Deutschland. Hier hört jede Logik auf. Denn warum Koch, Rottmann, Preller, Lessing nicht im ersten Bande stehen, ist schlechterdings nicht einzusehen. Dreber steht am Schlusse des dritten Bandes. Mit den Engländern werden wir wieder ohne Gnade in das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zurückgeführt. Endlich kommen wir zu den Franzosen. Die Schule von Barbizon steht seit einem Menschenalter kunstgeschichtlich so fest, daß auch Herr Muther daran nichts hat ändern können. Es bleibt ein Unrecht, sie von Delacroix und den Romantikern zu trennen, aber die Darstellung ist hier die wohlthuendste im ganzen Werk, besonders Millet ist vortrefflich geschildert. Das Kapitel schließt mit den Worten: „Theils war das von Millet berührte Problem der modernen Farbenanschauung mit verbesserten Instrumenten neu aufzunehmen, theils das von ihm formulirte Prinzip le beau c'est le vrai von der Bauernmalerei auf das moderne Leben überhaupt auszudehnen, aus dem Walde von Fontainebleau nach Paris zu übertragen, aus der Einsamkeit in das Leben, aus der Abendstimmung in das Sonnenlicht, aus der Weichheit der Romantik in die harte Wirklichkeit. Courbet und Manet thaten diese Schritte.“

Ich glaube, daß die letzten Worte nur in sehr beschränktem Sinne wahr sind, daß Courbet und Manet nur in einem äußerlichen und untergeordneten Sinne Nachfolger Millet's genannt werden können. Aber ich bescheide mich zu bemerken, daß diese Ansicht, die auf einer ungenügenden Kenntniß der beiden Meister beruhen mag, durch die nun folgende Darstellung trotz aller Trommelwirbel und Trompetenstöße wie Fiat Lux und Artibus libertas restituta nur befestigt ist.

Bei Courbet sind die Schwächen richtig angegeben, die Nothwendigkeit, für ihn ein Renommist zu sein, ist nicht bewiesen. Der Vergleich mit Caravaggio ist sehr unglücklich, denn dieser hatte eben nicht Vorgänger wie Millet und Delacroix. Herr Muther sagt: „Die Aufgabe, die ihm zufiel, war eine ähnliche wie im 17. Jahrhundert die Caravaggio's. Als damals die eklektische Nachahmung des Cinquecento den Höhepunkt der Manierirtheit erreicht hatte, als Carlo Dolci und Sassoferrato sich abmühten, in mythologischen (!) Bildern die Typen Raphaels durch Idealisiren (!) immer mehr zu verwässern, malte Caravaggio Scenen aus der Hefe des Volkes und der zügellosen Soldateska seiner Zeit.“ Dann werden Ingres und Cabanel mit jenen Manieristen verglichen. Der Verfasser verwechselt das, was ein Künstler innerlich zu überwinden mit dem, was er äußerlich zu bekämpfen hat. Uebrigens ist Michelangelo da Caravaggio im Jahre 1609 gestorben, als Sassoferrato gerade 4 Jahre alt war und Carlo Dolci ist 7 Jahre nach seinem Tode geboren. Es wäre natürlich Pedanterie, hieran Anstoß zu nehmen, da es weder dem Verfasser noch seinen Lesern darauf ankommen wird, irgend ein paar andere Namen auf o oder i an die Stelle zu setzen. In dem Geschick, mit welchem die bourgeoismäßige Reinlichkeit der Chronologie auch in der älteren Kunstgeschichte vermieden ist, bewährt sich nur der Geist der Modernität, welcher Herrn Muther zu einem so hervorragenden Vertreter des litterarischen Chicismus macht.

Der „Realismus in England“ bringt uns die Präraphaeliten ohne Rossetti, der „Realismus in Deutschland“ datirt von 1870. „Nur Werke, in denen Leidenschaft des Temperamentes durch die Konvention hindurch flammte oder eine Erneuerung der Formen nach der Seite des Naturalismus erstrebt war, durften fortan auf Erfolg noch rechnen.“ Man wird neugierig, welche Thaten diesen großen Worten entsprechen. Zuerst kommt wieder Menzel, doch „er bildet eine Enclave für sich, einen Felsen im Meer“. Von Werner, Gussow, Michael, von Pettenkofen werden nicht gerade hochgeschätzt. Aber in München „haben sich alle Richtungen der modernen Kunst am deutlichsten ausgeprägt, alle Bewegungen am konsequentesten vollzogen“. Und die Helden der neuen Aera sind: Diez, Harburger, Löfftz, Meyer, Lenbach und Friedrich August Kaulbach! — „Wiederaufgelebte alte Meister haben sie die Kunstgeschichte als solche (!) nicht um Neues bereichert. Aber sie haben, indem sie an Stelle oberflächlicher Nachahmungen gute intime Nachahmungen setzten, doch die Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts vorwärts gebracht.“ — Das ist denn freilich eine merkwürdige Ueberraschung. Als selbständiger Künstler bleibt Leibl allein übrig. „Die Schönheit seiner Bilder liegt im technischen Theil. Er ist der größte Maitre-peintre, den Deutschland im Laufe des Jahrhunderts besaß und in diesem Sinne war sein Auftreten von epochemachender Bedeutung.“

Nach dieser Einleitung wird man an „das Problem der modernen Farbenanschauung“ mit gespannter Erwartung herangehen, allein die Enttäuschung ist groß. Wir hören, daß sowohl Courbet als die deutschen Helden von 1870 „an Museumsgeruch leiden“, die Präraphaeliten sind hart und schreiend, Menzel ist bunt und unruhig, Leibl trocken. Das haben wir freilich immer gewußt. „Es kam zum Bewußtsein, daß die Malerei gar nicht die Aufgabe habe, trocken

die Wirklichkeit abzuschildern, sondern daß sie gleich der Musik und Poesie nur die Empfindungen vermitteln soll, welche die Außenwelt in der Seele des eigenartig betrachtenden Künstlers erregt." Eine ganz neue Offenbarung! Es ist begreiflich, daß sie nur aus Japan kommen konnte, und ihr Prophet ist Manet. Eigentlich aber ist sein Lehrer doch Velasquez.

Ich meine, die Vergleichung mit Velasquez müßte darauf führen, daß allerdings die Aufgabe alles künstlerischen Strebens ist, die Mittel der Kunst zu erweitern, daß aber immer die erste Frage für die Kunstgeschichte bleibt, was man mit diesen Mitteln schafft. Warten wir also ab, was von Manet's Werken bleiben wird. Als sein bedeutendster Nachfolger wird Degas genannt. Ich kenne seine Bilder nicht. Sie sind „Caviar für die Menge, ein Labsal aber dem Gourmé, der sich erfreuen will an der erhabenen Schönheit des Häßlichen". Danach wünsche ich auch nicht sie kennen zu lernen.

Der Titel des ganzen Bandes ist: Die Eroberung des Modernen. Modern ist ein Lieblingsausdruck des Verfassers. Das Wort hat auch seine Vorzüge, denn erstens gibt es einen logisch unanfechtbaren Begriff, gerade so wie der ähnliche Ausdruck, den jener gebildete Kellner für den Namen seines Werkes „Briefwechsel zweier Zeitgenossen" verwendete, und zweitens kann man sich in jedem Jahre etwas anderes dabei denken. Leider ist es wegen seiner allgemeinen Verwendbarkeit nicht sehr geeignet, einen bestimmten Gedanken klar zu machen und ich fürchte daher, daß nicht alle Leser wissen werden, was nun eigentlich erobert worden ist.

Am Ende des zweiten Bandes hat man die unheimliche Empfindung, daß man die Kunstgeschichte von der Mitte des vorigen bis zum Ende des jetzigen Jahrhunderts zweimal durchlaufen, ja kreuz und quer durchpflügt hat und daß doch so Manches fehlt, was man nun einmal nicht vergessen kann. Doch der dritte Band ist noch dicker als die beiden ersten.

Unter der pomphaften Ueberschrift: Die Maler des Lebens, stehen Bastian le Page und einige kleinere Franzosen. Man hat das Gefühl, als ob die „Siebenmeilenstiefelentwicklung" etwas im Sande verläuft. Darauf werden die einzelnen Länder durchgenommen. Italien scheint dem Verfasser am wenigsten bekannt. Hier finden wir die seltsame Bemerkung, „daß die moderne Kunst mit ihrer zarten Versenkung ins Alltagsleben und in die Mysterien des Lichtes im Grunde einen germanischen Charakter trägt, nicht in Raphael, Michelangelo und Tizian, sondern in den Engländern des 18., den Holländern des 17., den Deutschen des 16. Jahrhunderts ihre Ahnen hat". Velasquez, Ribera und Caravaggio sind schon wieder vergessen. Ueberhaupt stoßen wir bei den geschichtlichen Reminiscenzen des Herrn Muther auf merkwürdige Dinge. Ribera hat das Licht eines kleinen Ateliers wiedergegeben, — man denke an die Sonnengluth in seiner Jacobsleiter. Der finstere Fanatiker Savonarola vernichtete das, was die Medici als stolzestes Juwel ihres Reiches gehegt und geschirmt haben. Botticelli ist der große Jeremias der Renaissance. Wir wissen von Chryselephantinstatuen, die von oben bis unten mit Edelsteinen bedeckt waren. U. s. w.

In Dänemark fangen wir wieder mit dem Anfange dieses Jahrhunderts an, in Schweden und Rußland mit dem achtzehnten. Es kommt also zu all den verschiedenen Eintheilungsgründen auch noch die Geographie. So wird der Verlauf der Geschichte immer wieder unterbrochen und ein Mann wie Israels steht draußen vor.

In Deutschland wird man angenehm dadurch berührt, daß sowohl Liebermann als die Impressionisten nicht mit der übertriebenen Zärtlichkeit behandelt sind, die ihnen sonst von der orthodoxen Kritik oder, wie Herr Muther sagt, von den feinsinnigsten Geistern der Kunstwissenschaft gespendet wird. Hier aber steht uns die größte Ueberraschung bevor. „Ihre feste Burg hat die neue Kunst in München". Und wer ist der große Mann, der diese Kunst vertritt?"

„Unter den Aelteren, die jung geblieben sind, behauptet Bruno Piglhein die erste Stelle", unter den Jüngeren tritt in der Darstellung des Verfassers keiner besonders hervor.

Und darum Räuber und Mörder! Darum mußten wir unsere ganze Vergangenheit verachten lernen, um Bruno Piglhein bewundern zu können. Wenn seine ganze Malerei im Jargon der Modernen als vieux jeu bezeichnet wäre, würde ich in der Sache beistimmen, jedenfalls den Gedankengang begriffen haben. Nach dieser Erfahrung aber komme ich zu einem anderen Schluß. Es ist in diesem Buche eine staunenswerthe Fülle von treffenden Urtheilen in glücklicher, theilweise glänzender Formulirung gegeben. Wenn man jedoch sieht, wie der Verfasser einen Künstler, den er täglich vor Augen hat, selbständig beurtheilt, so wird man zu der Frage gedrängt, wie viel von diesem Reichthum wohl sein Eigen ist.

Einer seiner wohlwollenden Kritiker sagt: „Wir dürfen Muther keinen Vorwurf daraus machen, daß er vielfach mit anderer Leute Worten redet". Aber wir begreifen nun Manches. Wer Piglhein bewundert, mag über Carstens spotten. Merkwürdig ist nur, daß gerade ein Vertreter der „Modernität" die mittelalterlichen Grundsätze wieder zur Anwendung bringt, nach denen ein Historiker sich auch den Stil seiner verschiedenen Quellen, den die Neueren als das persönliche Eigenthum eines Schriftstellers zu betrachten pflegen, mit buchstäblichem Nachdruck aneignet.

Seine eigene „aristokratische" Persönlichkeit kennzeichnet Herr Muther nur durch den zwanglosen Gebrauch französischer Vokabeln wie charmeur, cheroheur, cabinets particuliers, espèce de deshabillé, émotions fortes, froufrou, pleinair, snobisme, sensation, expression par l'ensemble, état de choses, smoking, esprit tourmenté, gommeux, décadent. Seinem Lieblingswort als Feinschmecker gibt er einen „krankhaft persönlichen" Accent, indem er es beharrlich gourmé schreibt.

Im Deutschen fehlt natürlich weder suggestiv noch schneidig. Wir finden nicht nur eine schneidige Malerei, sondern auch eine schneidige Poesie der Landschaft. Ein vielgebrauchtes Adjektiv „exquisit" scheint der Kellnersprache entnommen. Manches ist mir unverständlich wie die „Vitalruhe" und „das Occulte in der Natur" und ich begreife, daß er bei den Worten „eroberte Unschuld" in der berechtigten Furcht, man könnte bei seinem Deutsch etwas anderes verstehen, die französische Uebersetzung hinzufügt: innocence intelligente.

Aber wir sind noch nicht fertig. Obgleich wir bei den Amerikanern schon „die modernsten der Modernen" kennen gelernt hatten, erwartet uns noch eine neueste „Phase der Modernität". Sie wird eingeleitet mit den Worten:

„Künstler, du bist Priester: die Kunst ist das große Mysterium, und wenn dein Bemühen zu einem Meisterwerk führt, so steigt ein Strahl des Göttlichen wie auf einem Altar herab. O wahrhafte Gegenwart der Gottheit, die du uns entgegenleuchtest aus den erhabenen Namen: Vinci, Michel Angelo, Beethoven, Wagner. — Künstler, du bist König; die Kunst ist das wahre Königreich. Wenn deine Hand eine vollkommene Linie geschrieben, steigen die Cherubime selbst vom Himmel und sehen sich darin wie in einem Spiegel. — Durchgeistigte Zeichnung, seelenvolle Linie, gefühlte Form, du gibst unseren Träumen Körper: Samothrake und Sanct Johannes, Sixtina und Cenacolo, Parsifal, Neunte Symphonie, Notre Dame. — Künstler, du bist Magier; die Kunst ist das große Wunder und beweist unsere Unsterblichkeit. Wer zweifelt noch?"

So geht es noch lange weiter mit den Offenbarungen des Sar Joseph Peladan vom Frühjahr 1892. Ich glaube nicht, daß ein französischer Geschichtsschreiber die Geschmacklosigkeit begehen würde, mit solchen Albernheiten eine neue Epoche zu eröffnen. Sie sollen die neueste Geistesrichtung bezeichnen, „den Uebergang der Kunst vom Realismus zum Transcendentalen", „religiöse Reaktion im öffentlichen Leben, Mysticismus, Spiritismus und Theosophismus auf geistigem Gebiet. Der durchgehende Charakter ist, daß das lang zurückgedrängte Innenleben einen Ausdruck verlangte, das Gefühl sich gegen die Wissenschaft (!) empörte". Und nun

folgt eine Abhandlung darüber, daß die Kunst eine andere Aufgabe habe als die Wiedergabe der Wirklichkeit. Man scheint in München in den letzten Jahren Mancherlei gelernt zu haben. Da heißt es: „Deutschland entdeckte Schwind.“ Die glücklichen Leute, sie können noch die ganze Weltgeschichte entdecken!

Es muß aber doch eine seltsame Gesellschaft sein, in deren Namen Herr Muther redet: es sind „stille Träumer, die wehmüthig nach den verlorenen Idealen entschwundener Zeiten klagen, müde Seelen, die nur in golden languors, im Erzitternlassen geheimnißvoll diskreter zart melancholischer Gefühle schwelgen“. Diese „Jüngeren, die noch in die Schule gingen, als Bismarck sein Wort von Blut und Eisen gesprochen“ und „kaum mehr verstehen, daß dieses realistische Deutschland von heute vor zwei Menschenaltern ein sentimentales Deutschland war“, leiden an „sentimentalem Weltschmerz“ und „schwermüthig bleichsüchtiger Blasirtheit“. „Durch Alles geht jene matte Resignation und profonde tristesse épicurienne, die mangels befriedigender Ideale unsere Generation erfaßt hat.

Ich muß gestehen, daß ich im vorigen Jahr, als ich einige Tage in München war, von Bleichsucht wenig bemerkt habe. Wenn aber wirklich im Café Luitpold und im Hofbräuhaus die golden languors nicht bloß früh morgens mehr die herrschende Stimmung sein sollten, so kann ich Herrn Muther die tröstliche Versicherung geben, daß der Rest von Europa sich noch einigermaßen wohl befindet.

Ich weiß nicht, ob ich ihn beneiden oder bedauern soll, wenn er sich über „die eintönige Prosa“ unserer „haltlosen“ Zeit beklagt. Ich habe auch meine 50 Jahre gelebt und ich habe gefunden, daß die Gegenwart sowohl in ihren großen geschichtlichen Ereignissen wie den persönlichen Erlebnissen so wechselvoll und spannend ist wie irgend ein Roman. Pur troppo!

Glücklicherweise ist auch diese ganze melancholische Schilderung von den Stimmungen des letzten Jahrzehntes eine Attrape, denn als „Neuidealisten“ folgen die Leute, die seit 30 und 40 Jahren also in der Zeit des Eklekticismus und Realismus gelebt und geschaffen haben. Hier finden wir endlich Rossetti, nachdem wir mit Blake noch einmal in den Anfang des Jahrhunderts zurückgegangen sind, ebenso mit den Schotten.

„Burne Jones, Puvis de Chavannes, Gustave Moreau, Böcklin, sie bilden das große vierblättrige Kleeblatt des modernen Idealismus. Sie werden künftigen Generationen die Zeugen sein vom europäischen Gefühlsleben am Schlusse des Jahrhunderts. Alle vier sind ziemlich gleichaltrig, alle vier fingen im Beginne der 50er Jahre zu arbeiten an. Alle vier waren damals verschieden von Allem, was vor ihnen und neben ihnen entstand. Sie verkörperten den Zeitgeist der Zukunft.“

Und mit solchen Taschenspielerkünsten will man Geschichte schreiben! Ich weiß nicht, wie man einen Schriftsteller ernsthaft besprechen soll, der sich erlaubt, seine Leser in solcher Weise zum Besten zu haben. Hier müßte auch den gedankenlosesten Leser die Ahnung dämmern, daß doch wohl die großen Männer der Kunstgeschichte ihren Inhalt geben und nicht das Ateliergezänk über die braunen und grauen Saucen oder die Journalistenfehden über die verschiedenen Ismen.

Herr Muther sagt in der Einleitung von 1893: „Wie ich das Kunstwerk mit Zola als ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament fasse, so will ich auch in meinem Buche nicht mehr geben als ein Stück Kunstgeschichte, gesehen durch ein Temperament.“ Am Schluß des Werkes, 1894, macht er die Bemerkung, daß Zola's Definition für den Künstler nicht mehr vollständig gültig sei. Für den Historiker zeugt es wenigstens von einem ungewöhnlichen Selbstgefühl, wenn er drei dicke Bände guten, weißen Papieres nicht für zu schade hält, um die Welt die Geschichte einmal durch seine Brille sehen zu lassen. In Wahrheit bekundet sich sein Temperament für die ältere Zeit darin, daß ihm die Geduld fehlt, sich in eine vergangene Generation hineinzudenken, für die neuere in einer „haltlosen“ Anempfindung aller jeweiligen Modeströmungen.

Niemals hat ein Akademiker das blühende Leben der Geschichte so willkürlich nach seiner Schablone zurechtgeschnitten. Es geht eine öde Schulmeisterei durch alle drei Bände. Goethe und Schiller werden getadelt, weil sie „von den Griechen gezähmt den Idealen ihrer Titanenjugend untreu wurden“. Von der unvergänglichen Modernität der Iphigenie hat Herr Muther keine Ahnung. — Rottmann ist „kindisch“. — Delacroix' Verkörperung des Aufruhrs, das wundervolle Weib mit der Trikolore „hat dem Bilde gewiß ein Stück seiner packenden Unmittelbarkeit genommen“. — Bei Knaus wird der eine Zug, die scharfzugespitzte Charakteristik bis zu der Uebertreibung hervorgehoben, daß es heißt: „seinem Dorfprinz war die selbstbewußte Pose vom Maler mühsam einstudirt“. — Leighton's Werken steht man „ziemlich gleichgültig“ gegenüber.

Und es ist ein recht launischer und ungerechter Schulmeister, der hier zu Worte kommt. Künstler wie Rahl oder Schönleber werden mit ein paar nichtssagenden Redensarten abgemacht, in München werden die kleinsten Lichter aufgezählt, in Düsseldorf nur ausnahmsweise Jemand genannt. Die Sentimentalität der alten Düsseldorfer wird mit Hohn übergossen, wenn aber ein moderner Pariser seinen Katzenjammer für permanent erklärt, so heißt das Decadence. — Der halbverrückte Engländer Blake wird mit achtungsvollem Ernst, Cornelius mitleidig als Dilettant behandelt. Wenn einer der neuesten Rezensenten über die Beurtheilung der cornelianischen Richtung sagt: „Die Einseitigkeit der Mutherschen Anschauung wird man historisch bekämpfen, aber man wird sie gleichzeitig zu schätzen wissen“, so hoffe ich, daß er sich nach beiden Seiten irrt. Es wäre gleich verkehrt, Herrn Muther in diesem Punkte zu bekämpfen, wie ihn zu schätzen, denn Alles, was darüber zu sagen war, ist längst vor ihm gesagt, nur in anständigerer Form.

Es wäre eine schöne Aufgabe, mit dem lebendigen Verständniß des Zeitgenossen zu erzählen, wie das künstlerische Vermögen in Licht und Farbe sich vervollkommnet hat und die Versuche zu schildern, das eigenthümliche Empfinden dieser reichbewegten Zeit in neuen Formen auszuprägen. Herr Muther hat sie nicht gelöst.

C. Aldenhoven.

---

## Eine Dichterin der Leidenschaft.

Es gehört mit zum Zeitbilde der Gegenwart, daß dichtende Frauen nicht mehr hauptsächlich bemüht sind, „ein schönes Bild der Resignation“ vorzustellen, sondern sich nicht scheuen, in der Sprache glühender Leidenschaft kühn in die Schranken zu treten für ihr Anrecht am Genuß des Lebens, am Glücke der Liebe.

Der an diese Beobachtung sich knüpfende Schluß, als ob deshalb die Frauen sich auch in ihrem Wandel über Gebote der Pflicht und Sitte leichter hinwegsetzten als früher, wäre ein voreiliger, ja geradezu falscher. Die galanten Damen der beiden letztvergangenen Jahrhunderte würden sich gar sehr gehütet haben, zu ihrer frivolen Lebenspraxis sich in gedruckten Poesieen öffentlich zu bekennen. Und ebenso war es im Mittelalter, wo die auf Schleichpfaden der Liebe wandelnden Frauen das Verfassen kecker, mit den Freuden der Nacht prahlender Tagelieder durchaus den Männern überließen und vor der Welt ein so sittiglich ehrbares Betragen zur Schau trugen, als ob sie kein Wässerlein trüben könnten.

Man dürfte also eher behaupten, daß die bemerkenswerthe Tapferkeit mancher schriftstellernder Frauen im Beanspruchen des Naturrechts der Leidenschaft gegenüber den Schranken der Konvention auf gutem Gewissen beruhe, auf

der Sicherheit, welche das Bewußtsein gibt, daß man einer erniedrigenden Lebensführung nicht fähig sei.

Wir werden zu dieser Betrachtung durch die soeben erschienenen Gedichte: Offenbarungen*) von Alberta von Puttkamer veranlaßt, würden aber auch durch Dichtungen von Marie Janitschek oder der unter dem Pseudonym Ernst Rosmer sich verbergenden Dame zu einem ähnlichen Gedankengange gelangt sein.

Alberta von Puttkamer hat über ihr Buch das dem Ovid entnommene Motto gesetzt: Est Deus in nobis; agitante calescimus illo. — (Ein Gott ist in uns; indem er sich regt, erglühen wir.) Diesen Gott als Eros zu deuten, ist naheliegend. Aber es ist nicht der schelmisch lächelnde Eros, sondern die Jünglingsstirne des Gottes scheint von tragischem Unmuth verfinstert und sein „Agitare", sein sich Regen und Bewegen ist zitternde Unruhe, von der Empfindung erfüllt, daß man vom wahren Glück des Lebens nicht genug gekostet habe.

So lesen wir in dem Gedicht „Bekenntniß" von einem

> „. . . Verlangen,
> Wie eine Gottesflamme hoch entfacht
> Nach etwas Ungeahntem, Wunderarollen,
> Nach etwas, das ich hätte leben wollen."

Und in demselben Gedicht wird die Klage laut, daß dem innern Reichthum kein Raum gegönnt sei, „sich jubelnd auf der Erde auszuleben".

Diesem Wunsche „sich auszuleben" begegnen wir in diesen Dichtungen immer wieder; er ist ihr Grundton.

> „Und wenn uns Donnerschläge niederwürfen,
> Und unter uns erzitterte die Schwelle,
> Dann ruhig Herz an Herzen athmen dürfen,
>
> Uns küssen mitten im Gewittergrolle,
> Um alles, was uns Beiden ward gegeben,
> Das Allerletzte, Tiefgeheimnißvolle
> Den Gott und Menschen in uns auszuleben!"

Charakteristisch ist in diesem Gedankenzusammenhang auch eine andere Terzinenreihe, in welcher die Dichterin erklärt, sie wolle dem „Schicksal nichts schenken", gleichsam nicht umsonst zum Gastmahl des Lebens geladen sein:

> Wir wollen nichts und nichts dem Schicksal schenken!
> Das Zittern und das Schauern keines Blickes,
> Nicht ein glückseelig-scheues Wimpersenken,
>
> Und kein demüthig Beugen des Genickes,
> Das sich mit Jubel solcher Fessel neigt,
> Und keinen Wink des wanderschnellen Glückes;
>
> Und keine Stunde, die sich lachend zeigt,
> Und die, in Armen der Verborgenheit,
> Und bebend hält, und Wonnen gibt, — und schweigt.
>
> Und keines Kusses scheue Seligkeit,
> Und keinen Seufzer, keines Aufschau'ns Tiefe,
> Keiner Umarmung letzte Trunkenheit.
>
> Keinen Gedanken, der verschleiert schliefe,
> Und keine Wonne, die das Blut durchkreist,
> Und kein Gefühl, das nach Befreiung riefe . . .
>
> Nichts, was uns Eins zum Andern wirbelnd reißt,
> Und nichts von jenem süßesten Versenken,
> Das Liebe, Leidenschaft, Anbetung heißt,
> Wir wollen nichts und nichts dem Schicksal schenken.

Die bisher angeführten und ähnliche Gedichte geben dem Buche und der Dichterin die Signatur. Ein heißer Athem der Leidenschaft und des Begehrens weht durch diese Blätter. Man sieht das wache Leben wie umringt von Gestalten einer heimlichen Geisterwelt, die werbend, lockend, flüsternd, saugend sich an eine Träumende herandrängen. Und in diesem Kreise ist es der fiebernden Seele wohliger als in der taghellen Wirklichkeit. Denn hier findet sie die Tapferkeit, das Geheimste, was das Herz bewegt, auszusprechen und läßt „den Göttern droben" sagen:

> Daß ich nicht beneide ihre Last,
> Daß mein Wunsch nach keinem Himmel frägt,
> Wenn das Glück mich wieder an die Brust
> Des geliebten Mannes schauernd legt!

Leidenschaft heißt auf griechisch Pathos. Es wird mithin nicht befremden, wenn Alberta von Puttkamer, auch was den Stil betrifft, vornehmlich pathetisch erscheint. Und zwar gelingt ihr am besten das hohe und pompöse Pathos, wie wir es aus den lyrischen Dichtungen der Italiener von Dante und Petrarca bis auf Leopardi kennen. In den Balladen und Romanzen, die sie unter dem Titel „Bilder" an den Anfang ihres Buches gestellt hat, ist dieses lyrische Pathos für unsere deutsche Empfindung etwas zu geschraubt; auf uns wirken erzählende Dichtungen im Gegentheil stärker durch eine gewisse Schlichtheit des Vortrags. Auch fallen auf diesem Gebiet, auf dem wir von Uhland her und in neuerer Zeit durch K. F. Meyer an eine charakteristisch knappe und zugleich harmonisch schöne Sprache gewöhnt sind, manche nicht ganz glücklich gebildete Strophen oder weniger gute Ausdrücke und einzelne Härten der Diktion besonders stark auf, z. B. „Als einst der Christ sein grausig Kreuz getragen", „Todangst" statt Todesangst, „Sieggott" statt Siegesgott u. s. w. Immerhin begegnen wir auch hier einigen frappirenden Einzelschönheiten, z. B. in dem Gedicht: „Zigeunerglück" den drei Zeilen:

> Mein Tag ist arm, die Nächte reich, —
> Zwei Arme sind mein Himmelreich,
> So heimlich weich.

Oder, wenn es vom Florentiner Karneval heißt:

> Denn jetzt sind die königlichen Zeiten,
> Wo von dunkler Gasse bis zum Saal
> Lachen herrscht und tolle Seligkeiten —
> Karneval!

Im Allgemeinen jedoch vermögen uns diese „Bilder" nicht sonderlich lang festzuhalten, am wenigsten diejenigen, die gewissen, längst von großen Meistern behandelten Stoffen: „Gudrun" — „Hagen's Verrath" — „Brutus" (Cäsar's Ermordung) — noch eine neue Seite abgewinnen wollen. Hier verdient nur die Ballade „Francesca und Paolo" ausgenommen zu werden, da diese Geschichte der Liebenden von Rimini ganz nur als lyrische Allegorie der Leidenschaft behandelt wurde mit der direkt subjektiven und charakteristischen Wendung:

> Vielleicht sind tiefbegrabene Gedanken,
> Geheimes Sehnen, das ich nie bekannte,
> Und heiße Wünsche, die mir früh versanken,
> Gestalt geworden in dem Paar des Dante.
>
> Denn plötzlich war's als sei ich das gewesen
> Und Du, der nie an meinem Mund gehangen,
> In dessen Blick ich rasche Gluth gelesen,
> Und dem ich doch vorbei, vorbei gegangen. . . .

Ihr volles Können zeigt die Dichterin in der „Empfindung und Stimmung" überschriebenen Abtheilung ihres Buches, wo sie nichts anderes zu formen braucht, als was ihr eigenes Daseinsempfinden ihr eingibt. „Nokturnen" hätte sie diese in vornehmer Sprache gehaltenen Monologe auch überschreiben dürfen, denn meistens gibt sie in der Einsamkeit der Nacht dem Flüstern ihrer Seele Gehör. Und wie schön sie die Nacht selbst einführt!

> — —. Die Nacht,
> Die, von bewegten Wolken wild umfangen,
> Mit großem Mondblick fragend ist erwacht.

In solcher Nacht tritt allerlei „Fremdgestaltetes aus Finsternissen zum schlummerlosen Kissen", „das Verschleierte und das Verkannte, Alles Namenlose, Ungenannte". Da nahen sich auch zwei symbolische Knäblein, von denen der

*) Offenbarungen. Dichtungen von Alberta von Puttkamer. (Stuttgart 1894. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. Preis geb. 4 Mark.

Eine ewiges Vergessen anbietet, der Andere ewiges Erinnern. Dieser spricht:

„Jubeln wirst Du wieder, weinen, zittern,
Aber ruhelos, wie in Gewittern.

Jener Knabe drüben gibt Dir Ruhe,
Doch den leeren Schlaf der Todtentruhe.

Die Dichterin wählt den „vergißmeinichtgeschmückten, schmerzenvollen und doch heißentzückten“, da sein Trank Leben ist.

Ich will nicht vergessen, nicht begraben,
Ich will voll das volle Leben haben,
Und bewußt in Qual und Seligkeiten
Mit Vergang'nem ins Zukünft'ge schreiten.

In solcher starker Lebensbejahung würde ein entschieden optimistischer Zug liegen, wenn nicht immer wieder die Reflexion auftauchte, daß alles dieses brennende Verlangen nach Antheil an der Welt doch ein nur kärglich gestilltes bleibe. Wie viel schöne Leidenschaft und Kraft verloren gehe, ohne ihr Ziel erreicht zu haben, wird unerschöpflich betrauert.

Das ist Liebe, die Du nie gesagt,
Traum von Küssen, die Du nie geküßt,
Das ist Sehnsucht, die Du nie geklagt,
Scheues, zartes Seligkeitsgelüst . . .
Das sind Thaten, die Du nur gewollt. u. s. w.

Und alle Weisheit wird zusammengefaßt in den zu starkem Erfassen des Lebens ermunternden Versen:

Alles Leben wird vom Schlaf umsäumt,
Und nur kurze Tage bist Du wach;
Merk', daß Deine Seel' es nicht verträumt,
Wenn der Morgen rührt an Dein Gemach.

Nur nicht das Leben versäumen!

Und weißt Du's nun, mein Lied', was mir tiefinnen
Den besten Kern der Lebenskraft verletzt?
Ich seh' die Stunden ins Verlorne rinnen,
Indeß das Todesbild mein Blut durchsetzt.
Ich kenn' das Glück, — ich weiß es zu gewinnen,
Doch sind der Sehnsucht Grenzen hart gesetzt —
Und mir wird wenig Erdenfrist gegeben,
Das Glück an Deinem Herzen auszuleben.

Beispiele wirklich großen Stils finden wir besonders in dem kleinen Cyklus: „Herbst- und Liebesterzinen“. Man nehme z. B. diese Anfangsstrophen des dritten Gedichtes:

Du mußt nicht glauben, Du mein süßes Leben,
Weil ich so sternenweit ins Hohe dringe,
Weil mir so selt'ne Liebesmacht gegeben,

Daß ich verzückt nur noch in Wolken ginge,
Und fremd geworden sei der goldnen Erde,
In Lebelust nicht koste alle Dinge.

Und nicht allein im Stil, in der vornehmen Geberde, im Faltenwurf der Sprache liegt hier die Größe; auch der zur Phantasie sprechende Inhalt ist kein gewöhnlicher, wie das nachstehende Naturbild des mit Regenstürmen einsetzenden Herbstes zeigt:

Da draußen in der Welt sind nun die Tage
Der sonnenleeren Oede angebrochen;
Waldüber kommt des Raben Weheklage,

Wie der Vernichtung Stimme, die gesprochen
Und Ströme aufgewühlt von Regengüssen,
Rasen wie Adern, die im Fieber pochen . . .

In Taumel des Verderbens hingerissen,
(Der Sturm ruft aus den Wolken auf zum Tanz)
Erbebt der Wald in Nebeldämmernissen.

Auf höchsten Wipfeln, ein Bachantenkranz,
So zittern letzte Blätter goldenroth,
— Der armen Zeit verblichner Kronenglanz. . . .

Auch in freien Rhythmen gelingt Alberta von Puttkamer manche stolze Weise, was besonders die beiden längeren Dichtungen: „Der blinde Führer“ und „Einsamkeit“ darlegen. In letzterer begegnen wir der schönen und charakteristischen Stelle:

Wirb nicht um Götter
Und nicht um die Liebe der Menschheit,
Aber wirb um ein großes Herz,
Und gib dein ganzes Sein
In so selige Einheit hinüber.

Den Schluß dieser Gedichtsammlung bildet ein Cyclus, der die Aufschrift trägt: „Offenbarungsnächte. (Ein Zeitlied.)“ Visionäre Unterhaltungen mit großen Geistern der Vergangenheit — Aeschylos, Plato, Sokrates, Epikur, Goethe — geben der Dichterin Anlaß, ihre Ansicht über den Geist der Gegenwart, namentlich auch über die sogenannte moderne Richtung in Poesie und Kunst auszusprechen. Als z. B. Goethe sie nach der Jugend von heute fragt, wird ihm unter anderm der Bescheid:

Bier heißt der Saft, in dem sie viel ertränken,
Wahrlich, 's ist unsrer Zeiten Schlammertrunk,
Ein trübes Naß, und schwer fällt's auf das Denken.

Und später:

Der neue Meth dem viele Kraft erliegt,
Dem bau'n sie rings in allem Land Paläste,
Auf deren Thron sich die Erschlaffung wiegt.

Und nun ist unter Beziehung auf Ausschreitungen der jungdeutschen Dichterschule die Rede von Flaumbärten, die „mit welken Knabenmienen frech die hehr'gen Dinge höhnen, die ihnen öd' und abgelebt erschienen“. Goethe setzt solchem Treiben die Erinnerung an seine und seiner Genossen Jugend entgegen:

Wir konnten lieben und begeistert sein,
Toll, kühn im Rausch von Seligkeit und Wein.
Doch, ob wir wild gezecht und hell gelacht,
Geheiligt blieb uns stets der Schönheit Macht.

Und weiter urtheilt er mit Beziehung auf die Grazien Griechenlands und andere Phantasiegebilde von den Modernen:

Und mögen sie mir die Holden verneinen,
Es will mir doch tiefinnerlich scheinen,
Als hätt' aus den körperlosen Wesen
Die Nachwelt viel mehr Wahrheit gelesen,
Als aus den wirklichkeitsrauhen Gestalten,
Die in der heutigen Dichtung wallen.

Wenn schon dieser Ausfall etwas an Einseitigkeit leidet, da doch die moderne Dichtung in den Werken einiger echten Talente sich auch, was ihr Prinzip anbetrifft, glänzend ausgewiesen hat, so können wir noch weniger einer dem Philosophen Epikur in den Mund gelegten Verurtheilung der modernen Wissenschaft beistimmen, die (wahrscheinlich gegen Schopenhauer, vielleicht auch gegen Darwin selbst sich wendend) in folgenden Worten ausgedrückt ist:

Da war vor allem ein trüber, blaßer
Kritler und Deutler und Frauenhasser.
Er verneint die Allmacht vom (sic!) schönen Gefühl,
Die Begeistrung am frischen Lebensgewühl,
Und nennt (die Gottheit verzeih' es) die Liebe
Eine schwunglos verständige Zuchtwahl der Triebe.

Weder Schopenhauer, noch E. v. Hartmann, noch Darwin haben den Affekt der Liebe in Hinsicht auf das Individuum geleugnet, oder ihn in dieser Beziehung als schwunglos und verständig bezeichnet. „Verständig“ erscheint er nur im Hinblick auf die sich zweckmäßig durch ihn erneuende Natur. Dichter haben, unseres Erachtens, nicht die mindeste Veranlassung, die Lehre von der Zuchtwahl als unpoetisch zu verwerfen; diese Lehre stimmt im Gegentheil sehr überein mit der Glorifikation des geliebten Wesens durch den Liebenden, weil die Lehre von der Zuchtwahl zugleich die Lehre von der Auslese ist, weil hier die Natur sogar im Thiere bestätigt, daß dem vom Affekt der Liebe erfaßten Wesen die Beschaffenheit des Gegenstandes, auf den sein Affekt sich richtet, nicht gleichgültig ist, sondern daß es den schönsten sich aussucht. Wenn die Naturwissenschaft gezeigt hätte, daß die Befriedigung des natürlichen Eros wahllos stattfinde, dann hätten

die Poeten allenfalls rebelliren mögen. Nun, da die Naturphilosophie die volle Bestätigung jenes geheimen Zuges im Menschenherzen nach auserlesenen herrlichen Wesen gibt, verdient sie von Seite des Dichters nur freudige Zustimmung.

Diese „Offenbarungsnächte" zeigen uns übrigens, wie der Titel des ganzen Buches aufzufassen ist; nicht im anmaßenden Sinne, als wollte die Dichterin zur Welt sagen: Hier offenbare ich Euch, was Ihr noch nicht wußtet! — sondern bescheidener etwa so: Was meinem Sinnen in nachdenklichen Stunden der Einsamkeit offenbar wurde, habe ich in diese Verse zu bringen versucht.

Bern. J. V. Widmann.

---

## Smetana's Musik und tschechische Politik.

In der Besprechung der Berliner Aufführung der „Verkauften Braut" („Nation" Nr. 35), welche wie alles, was aus der Feder des ausgezeichneten Musikgelehrten Heinrich Welti kommt, eine Fülle anregender Gedanken enthält, sind doch einige Angaben über Smetana enthalten, die noch ergänzt zu werden verdienen.

Vor Allem muß man der verbreiteten Ansicht entgegentreten, daß „den Tschechen die ‚Verkaufte Braut' seit einem Vierteljahrhundert als das Kronjuwel ihres Opernschatzes gegolten". Die Mehrzahl der Tschechen stand bis vor Kurzem der Smetana'schen Musik feindlich oder wenigstens gleichgültig gegenüber. Gleich die erste Oper Smetana's „Die Brandenburger in Böhmen", die vor der „Verkauften Braut" entstand, weckte den Widerspruch der meisten tschechischen Kunstgrößen. Die Oper, die sich vollständig in den Bahnen Meyerbeer's bewegt, wurde als „schwere Musik", als eine unglückliche Nachahmung der damaligen deutschen Oper hingestellt, Smetana selbst als ein Germanisator, das ärgste Schimpfwort, das sich ein Tscheche denken kann, verschrieen. Die besten Freunde riethen ihm von solchem verrätherischen Beginnen zu lassen und „leichte Musik" zu schreiben, eine Musik, die gar keine Aehnlichkeit haben sollte mit der verhaßten deutschen. Ein Prager Gesangslehrer, ein gewisser Pivoda schrieb eine wüthende Broschüre gegen Wagner und gegen seine tschechischen Verehrer, besonders Smetana. Dieser ließ sich erweichen und wollte eine — Operette komponiren. Unter den Händen wuchs ihm das Werk über die Grenzen, die er sich selbst gesteckt, hinaus, und wurde zu einer komischen Oper, zu einer Oper, welche neben den besten Erzeugnissen auf diesem Gebiete ehrenvoll ihren Platz einnimmt.

Als eine Ironie des Schicksals muß die folgende Thatsache betrachtet werden: Die „Verkaufte Braut" fiel bei einer Aufführung in Petersburg, bei den von den Tschechen so vergötterten Russen, vollständig durch und erst den Deutschen war es vorbehalten, die Welt mit Smetana bekannt zu machen!

Ueberhaupt ist der Einfluß, den die Deutschen auf den tschechischesten der Musiker von Anfang seiner musikalischen Laufbahn an ausübten, ein ungeheuer großer. Vollständig verschwindet dagegen die Einwirkung der französischen und italienischen Musik, die sich allerdings gerade in der „Verkauften Braut" geltend macht. Smetana war ein Verehrer Mendelssohns und besonders Schumann's, dessen Kompositionsmanier er in seinen zahlreichen Klavierwerken mit Glück nachahmte. Mit Liszt trat er schon 1848 als 19jähriger Jüngling in Verbindung. Er sandte ihm einige Klavierkompositionen mit der ergebensten Bitte, sie einer Durchsicht zu würdigen, und einen Verleger dafür zu verschaffen. Der Weimarer Meister, der ja, wie männiglich bekannt, keiner Bitte widerstehen konnte, die ihm von Seiten eines aufstrebenden Talentes kam, führte auch Smetana in die Kunstwelt ein. Als es einige Zeit später dem Begründer der tschechisch-nationalen Musik recht schlecht ging, wandte er sich vertrauensvoll an Liszt mit der Bitte um ein — Darlehen. Dies wurde ihm zwar nicht bewilligt, aber Liszt interessirte sich für Smetana, dessen große Begabung er gleich erkannt hatte, und lud ihn sogar ein, ihn in Weimar zu besuchen. Smetana leistete dieser Aufforderung Folge und hielt sich einige Zeit bei Liszt auf. Für Lebenszeit blieb er ein glühender Verehrer Liszt's und seine symphonischen Dichtungen sind direkt von diesem beeinflußt.

Schon das nächste Werk Smetana's nach der „Verkauften Braut", die romantische Oper „Dalibor", zeigt ihn vollständig im Banne Wagner's. Alle Prinzipien des Wagnerischen Kunstwerkes eignet er sich an: Das Erinnerungsmotiv, das er schon in der „Prodaná nověsta" anwandte, ist die Vorstufe für das Leitmotiv; er versucht die richtige Deklamation u. s. w.

Und wiederum ist es das Deutsche, das einen, wenn auch diesmal ungünstigen Einfluß, auf das Werk ausübt. Smetana war der tschechischen Sprache nicht vollkommen mächtig! Für den Kenner der böhmischen Verhältnisse wird dieser Umstand nicht weiter befremdend sein. Es gab in der Jugendzeit Smetana's keine tschechischen Schulen, die Umgangssprache der Gebildeten war ausschließlich das Deutsche. Das Tschechische hatte sich aufs Land, zu der bäuerlichen Bevölkerung zurückgezogen und in den Städten waren es die niedersten Volksschichten, die dem Tschechischen treu geblieben waren. So kam es, daß auch der Textdichter des „Dalibor", der auch ein tschechischer Patriot war, den Text deutsch schrieb. Dieser wurde dann von einem Anderen ins Tschechische übertragen.

Wen kann es unter solchen Verhältnissen Wunder nehmen, daß Smetana zur Zeit der Komposition des „Dalibor" über die tschechische Deklamation noch nicht ganz im klaren war; erst später betrieb er auf den wohlgemeinten Rath seiner Freunde das Studium der musikalischen Verwendbarkeit des Tschechischen und wirklich zeigen seine weiteren dramatischen Werke eine vollständig korrekte Deklamation des tschechischen Wortes.

Der „Dalibor" entfremdete ihm seine Landsleute vollständig. Einmüthig erhob sich die tschechische Kritik gegen ihn, die Stimmen Einzelner, so vor allen des Professors Hostinský, welcher die große Bedeutung Smetana's für die tschechische Kunst erkannte, verhallten in dem allgemeinen Lärm: Smetana galt den Tschechen als ein Abtrünniger, der nicht mehr ernst zu nehmen sei.

Selbst die „Verkaufte Braut", die bis jetzt immerhin noch einigen Anklang gefunden hatte, verlor ihre Anziehungskraft, und wenn sie gelegentlich aufgeführt wurde, gab es leere Häuser.

Da kam der Wiener Erfolg und mit einem Schlage änderten die Tschechen ihre Meinung. Heute wird Smetana in den Himmel gehoben und im politischen Kampfe als nationaler Heros ausgespielt. Der Mann, der im größten Elend starb, hat heute seine Büste im tschechischen Nationaltheater, und wehe dem Deutschen, der es wagen würde, die Größe Smetana's auch nur mit einem Worte anzuzweifeln.

Nun noch einige Worte über die deutsche Uebersetzung der Smetana'schen dramatischen Werke von dem „vielgewandten" Max Kalbek. Herr Kalbek ist, wie er selbst eingestanden hat, der tschechischen Sprache nicht mächtig. Trotzdem hat er aus einer Interlinearübersetzung die deutschen Texte zu den Opern Smetana's gedrechselt. Wie eine solche Uebersetzung ausschauen muß, ergibt sich von selbst. Man vergleiche nur seine verdeutschte „Verkaufte Braut" mit dem tschechischen Originaltext! Nur ein Beispiel für viele. Die tschechische Bauern singen: „Proč bydom se netěšili" u. s. w., zu deutsch „Drum sei 'mer lustig, weil uns Gott gesund und frisch am Leben erhält". Der Ausdruck einer ganz ursprünglichen Lebensfreude, ohne alles Philosophiren und Meditiren. Herr Kalbek aber läßt seine Theaterbauern singen: „Seht am Baum die Knospen springen und die muntern Vögel singen, Glanz und Wonne weit und breit, o du schöne Frühlingszeit!" Es ist geradezu unbegreiflich, wie mancher Städter, und Herr Kalbek gehört auch dazu, so vollständig den Sinn für das Verständniß der naiven

Volksseele verloren hat. Einen Bauern wird das Springen der Knospen und das Singen der Vögel zu einem fröhlichen Liede veranlassen! Der Verbreitung der dramatischen Werke Smetana's ist durch eine solche Uebersetzung kein Vorschub geleistet.

Prag, am 7. Juni 1894.

Otto Payer.

---

# Zeitschriften.

## Die Zersplitterung der Parteien im englischen Parlament.

(North American Review.)

Justin Mc. Carthy, der Führer der Antiparnelliten im englischen Unterhause, gehört zu den geistvollsten politischen Schriftstellern, welche die englische Sprache handhaben. Dabei ist dieser glänzende Geschichtschreiber von einer politischen Vorurtheilslosigkeit, wie man sie gerade bei Irländern am seltensten zu finden pflegt. Auch der interessante Aufsatz, den Mc. Carthy in der „North American Review“ über „new parties in Parliament“ publizirt, zeigt jene vortheilhaften Eigenschaften in bemerkenswerthem Grade.

Aeußerlich treten bei den parlamentarischen Kämpfen in Westminster noch immer zwei geschlossene Parteien in die Erscheinung: eine, welche die Regierung unterstützt, eine andere, welche sie zu stürzen sucht. Aber diese äußere Gruppirung beruht schon längst nur noch auf taktischen Formationen. Sieht man näher hin, so löst sich diese scheinbare Geschlossenheit in eine noch immer fortschreitende Sektenbildung auf. Mc. Carthy gibt uns ein anschauliches Bild dieser Sektirerei.

Außer den beiden irischen Parteien unterscheidet er eine schottische Partei, deren Programm auf Home Rule für Schottland hinausläuft, eine walliser Partei, welche die Entstaatlichung der Kirche in Wales verlangt, eine Arbeiterpartei, eine Partei für das Frauenstimmrecht, eine Kolonialpartei, deren Endziel in einer engeren politischen Verknüpfung der Kolonien mit dem Mutterlande liegt, eine Temperenzpartei u. s. w. Alle diese Parteien sind bereits mehr oder weniger organisirt. Daneben haben sich — ohne eigentliche Organisation — Gruppen gebildet, denen ein bestimmtes Interesse — das Interesse der Großgrundbesitzer, der Brauer, der Eisenbahnen u. s. w. — vornehmlich am Herzen liegt, und auf welche die Leitung der Regierungspartei oder der Oppositionspartei ebenfalls Rücksicht zu nehmen hat, wenn sie nicht eines schönen Tages aus der Gefolgschaft ausbrechen sollen. Von welcher Bedeutung für die praktische Politik diese Rücksichtnahmen sind, schildert Mc. Carthy sehr anschaulich an dem wachsenden Einfluß der Temperenzler. „Die Temperenzpartei ist zu einer gewaltigen Macht im Staat angewachsen. Bisher haben die Mitglieder dieser Partei gewohnheitsmäßig mit den Liberalen gestimmt, weil sie glauben, für ihre Sache bei den Liberalen mehr Gegenliebe zu finden, als bei den Tories. Aber sie würden sofort von den Liberalen zu den Tories übergehen, wenn die Tories in der Lage wären, ihnen in vollem Maße local option (Befugniß der einzelnen Gemeinden, innerhalb ihres Bezirks den Verkauf von berauschenden Getränken zu verbieten) zu versprechen, und die Liberalen gegen eine solche Maßregel Front machen würden. Sie bilden, wie die irischen Nationalisten, eine Partei, die zu einem bestimmten Zweck sich gebildet hat, dem alle anderen politischen Erwägungen hintangesetzt werden.“ Die Temperenzpartei, welche lange Zeit nicht ernst genommen wurde, hat ihre Macht stetig erweitert, und Mc. Carthy, welcher der Temperenzpolitik für seine Person sehr skeptisch gegenübersteht, erklärt doch: „Da ich nicht blind bin gegen thatsächliche Vorgänge in sozialen Bewegungen und im Parlament, so muß ich zugestehen, daß das Experiment der local option in England gemacht werden muß. Ich sehe, daß es eine Frage geworden ist, welche Ministerien stürzen oder halten kann, und ich sehe ferner, daß die Frage ein Prinzip enthält, das zu einer ungeheuren Popularität im Lande angewachsen ist.“ Es ist originell, daß diese Bewegung gegen die Spirituosen zum Führer the most spirited man im Parlament hat, Sir Wilfrid Lawson. Die Temperenzlerei ist an sich gewiß nicht amusant, aber Sir Wilfrid ist der größte Humorist des Unterhauses, den das Parlament stets mit Vergnügen hört, und der nicht mit Salbung, sondern mit Witz gegen Bier und Schnaps zu Felde zieht. Ihm ist der starke Erfolg der Bewegung nicht zum wenigsten zuzuschreiben.

Interessant ist auch, wie die Vertreter der Arbeiter sich allgemach im Unterhause Bahn gebrochen haben. Genau vor 20 Jahren, 1874, erschienen die beiden ersten ausgesprochenen Arbeiterkandidaten im Parlament, Mr. Mac Donald, inzwischen längst verstorben, und Mr. Thomas Burt, gegenwärtig Unterstaatssekretär im Handelsministerium, der kürzlich auch in Berlin auf dem internationalen Bergarbeiterkongreß als Vertreter englischer Arbeiter erschien. „Kein Mann — sagt Mc. Carthy — ist heute im Unterhause mehr respektirt als Mr. Burt. Er hat selbst als Arbeiter in den Minen gestanden. Dann brachte er es fertig, sich irgendwie eine Erziehung zu verschaffen, und heute ist er, Alles in Allem, viel besser unterrichtet, als gar mancher, der einen vollen Universitätskursus durchgemacht hat.“ Im Laufe der Jahre wuchs die Zahl der Arbeitervertreter immer mehr an, bis schließlich auch die ländlichen Arbeiter in Mr. Joseph Arch einen talentvollen und energischen Repräsentanten erhielten. Arch hat sich ebenfalls vom einfachen Tagelöhner ins Unterhaus gearbeitet. Auch ihn schätzt Mc. Carthy sehr hoch, ebenso wie John Burns, der durch den großen Dockarbeiterstreik in den Vordergrund gedrängt wurde. Burns hat einen großen Theil seines Lebens vor Dampfmaschinen verbracht, zu Wasser und zu Lande. „Er arbeitete auf jenen geheimnißvollen afrikanischen Strömen, deren Namen den meisten von uns nur in Verbindung mit den Entdeckungen Stanley's und Emin Pascha's bekannt geworden sind; er hat auch in Londoner Docks ums tägliche Brot gearbeitet. Er ist ein guter und vor allem nachdrucksvoller Redner, der große Arbeiterversammlungen mit unwiderstehlicher Kraft beherrscht. Er besitzt großen demokratischen Einfluß und politische Parteien wie soziale Organisationen müssen mit ihm rechnen.“ Burns hält sich im Parlament einstweilen noch stark zurück. Er ödet das Parlament nicht mit beständig wiederkehrenden spezifischen Arbeiterforderungen. Er weiß, daß man in Parlamenten nur etwas erreicht, wenn man zu warten und den rechten Moment abzupassen versteht.

In dieser Weise geht Mc. Carthy die „new parties“ im Einzelnen durch, um endlich zu folgenden Schlüssen zu kommen:

„Es scheint, als ob allen großen populären Forderungen gegenüber der reguläre Prozeß, durch den die Führer rechts und links hindurchgehen, sich in einzelnen Akten abspielt, an deren Beginn die Worte stehen: ‚Eure Forderung ist absurd, wir können Euch nicht einmal anhören — und außerdem habt Ihr im Lande nichts hinter Euch.‘ Später heißt es: ‚Kommt her, lieber Freund, und laßt uns die Sache mal verständig besprechen; — es ist gewiß manches praktisch Brauchbare in dem, was Ihr sagt — und jedenfalls steht Ihr nicht allein.‘ Und endlich ruft man von allen Seiten: ‚Natürlich, wir wollen Euch helfen; — wir waren stets mit Euch in Sympathie; — wir begreifen gar nicht, wie Jemand anderer Ansicht sein konnte; — und außerdem, die allgemeinen Wahlen rücken heran, wer weiß, was the other people — die Liberalen oder die Konservativen, je nach Umständen — thun werden, um uns den Rang abzulaufen.‘ . . . Und das Alles geschieht keineswegs, weil die liberalen oder konservativen Führer bewußtermaßen oder von Natur dazu neigen, indifferent oder ungerecht gegen populäre Forderungen zu sein. Aber bei dem beständigen Anwachsen neuer Forderungen und neuer Fragen in unserem komplizirten politischen und sozialen Leben sind auf keiner Seite die Führer fähig, allen neuen Fragen, die ihre Aufmerksamkeit beanspruchen, gerecht zu werden. Das Unterhaus hat viel zu viel zu thun, und seine Führer können auch noch nicht die Hälfte der Arbeit bewältigen, die ihnen zugemuthet wird. Deshalb hat der lauteste und unverschämteste Forderer noch die meiste Aussicht, Gehör zu finden. Man kann gelegentlich auf einer englischen Eisenbahnstation einen armen Schaffner sehen, auf den ein halbes Dutzend Menschen gleichzeitig mit Fragen losstürmen. Er ist ganz verdutzt und beantwortet keine Frage. Plötzlich bricht sich eine energische Persönlichkeit durch den Haufen Bahn, faßt den Schaffner an den Arm, hält ihn fest und läßt ihn nicht eher los — bis er seine Antwort hat. Genau so ist es mit der politischen Agitation in England und mit den Führern einer englischen Regierung.“ Man sieht, Mc. Carthy kennt das politische Gewerbe.

T. B.

---

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 38. Berlin, den 23. Juni 1894. Jahrgang. 11.

# Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 75 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

## Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

**Die Expedition der „Nation“,**
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Der Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein, der Schwager unseres Kaisers, hat als Ehrenpräsident der Adelsgenossenschaft auf dem kürzlich abgehaltenen Adelstage eine Rede gehalten, die Aufmerksamkeit verdient. Es finden sich kaum ein paar Wendungen in diesem Vortrag, bei denen man vom Standpunkt eines Liberalen aus einen Vorbehalt zu machen sich veranlaßt fühlen könnte. Und diese Wendungen haben durchaus nichts mit dem Kern der Ausführungen zu thun; sie erklären sich übrigens leicht genug, wenn man sich die Zuhörerschaft vergegenwärtigt, vor der die Rede gehalten worden ist. Diese wenigen Arabesken werden das Gemälde in den Augen des agrarischen Adels kaum verschönern und haben es nicht verschönert.

Herzog Ernst Günther benutzte zunächst die Gelegenheit, seiner Zuhörerschaft recht ernstlich die Wahrheit zu sagen über die Art, wie das Organ der Genossenschaft der Politik der Krone Opposition macht. Eine solche Strafpredigt ist neu und ist für unsere Tage charakteristisch; darum heben wir auch diesen Abschnitt der Rede hervor. Nicht neu dagegen ist es, daß der Krone jedesmal hartnäckig und erbittert und rücksichtslos das preußische Junkerthum entgegentritt, wenn diese Kreise sich in ihren privaten Interessen auch nur im geringsten geschädigt oder auch selbst nur ungenügend gefördert sehen; die Bernhardischen Memoiren, von denen jetzt der dritte interessante Band erschienen ist, weisen nach, mit welchen Intriguen der Kreuzzeitungsleute Wilhelm I. als Regent zu kämpfen hatte, und so war es stets; aber gleichwohl haben diese Leute das Renommee gewahrt, die ergebensten und treuesten Bürger des Staates zu sein. Das sind sie auch unter der einen kleinen Voraussetzung, daß der Monarch sich willig von ihnen lenken läßt.

Ernste Beachtung verdienen dann die wirthschaftlichen Anschauungen, die in der Rede des Herzogs Günther niedergelegt sind. In verständigster Weise wird es vermieden, eine puritanische Philippika gegen den Luxus zu halten. Eine solche Sonntagsnachmittagspredigt gegen den Luxus ist nutzlos, und ein maßvoller und geschmackvoller Luxus sollte nicht einmal als ein Werk des Teufels verschrieen werden, denn er hat sogar seine nützliche volkswirthschaftliche Bedeutung. Nicht darin liegt der Fehler, daß überhaupt ein Aufwand getrieben wird, der über das Nothwendige hinausgeht; sondern darin, daß auch solche, die es nicht dazu haben, Geld über ihre Kräfte ausgeben.

„Von vielen Seiten kommt der Ruf, zurückzukehren zu einfacheren Verhältnissen, Verminderung des Luxus, gewiß mit Recht. Ich möchte das Hauptgewicht auf die Gegenwirkung gegen den unwahren Schein legen, auf die Erweckung des Anscheins, daß Wohlstand vorhanden, wo er in Wirklichkeit nicht da ist, auf das Streberthum, welches bei uns in so hohem Maße Platz gegriffen, wo Jeder mehr scheinen will, als er ist. Arbeiten wir einseitig gegen den Luxus, so ruiniren wir damit auch eine Menge kleiner Existenzen, die wieder von diesem Luxus leben, arbeiten wir lieber gegen die Mißgunst des Anderen, welcher dem Luxus seines glücklicheren Nachbars nachzueifern strebt, weil er glaubt, sonst dem Anderen nicht gleichgeachtet zu werden. Der Luxus macht nicht die Achtung des Menschen, sondern der Charakter des Betreffenden; der märkische Adel ist ein starkes kerniges Geschlecht geworden, trotz seines armen

Bodens, umgekehrt ist der Luxus nicht eine Nothwendigkeit des Ruins, sondern nur der Luxus, der in keinem Verhältniß zu den Einnahmen des Ausübenden steht."

Ganz vortrefflich! Die Frage nun, durch welche wirthschaftlichen Maßregeln der grundbesitzende Adel seine soziale Lage heben kann, beantwortet der Herzog so:

„Mein Vater und Großvater haben unter Mitwirkung tüchtiger Beamten eine blühende Industrie geschaffen, die nicht etwa auf den Erzeugnissen des Bodens basirt, sondern mit englischem Eisen arbeitet, früher mehrere Meilen von der Bahn entfernt. Hierdurch werden die besten Elemente der Gegend beschäftigt, die älteren Leute und die, welche körperlich nicht kräftig genug sind, kehren in die Forst- und Landwirthschaft zurück. So ist ein Zusammengreifen der Kräfte geschaffen, welches ermöglicht, daß ich weder der Arbeiterbewegung noch der agrarischen Krise mit Angst persönlich entgegenzusehen brauche. Es wird dadurch weiter eine Decentralisation der Arbeitskräfte erreicht, indem das platte Land selbst diese Kräfte aufsaugt. Man ist in der Lage, an dichtere Bevölkerung Butter und Milch abzusetzen. Was für den größeren Besitz möglich, ist ja allerdings nicht für den kleineren immer ausführbar, aber ich meine, durch den Zusammenschluß, durch Assoziationen ließe sich noch viel erreichen, wenn nämlich soviel Kameradschaftlichkeit noch bei dem Wohlhabenden vorhanden wäre, daß er dem Schwächeren mit aufzuhelfen suchte .... Es wäre hier aber auch dringend wünschenswerth, daß Mitglieder des Adels, jüngere Söhne oder auch zukünftige Besitzer selbst, sich die kaufmännischen und technischen Kenntnisse erwerben, um selbständig irgend einem industriellen Etablissement vorzustehen. Ich denke natürlich in erster Linie an solche Etablissements, die mit den Gütern verbunden oder mit denselben verwachsen sind. Es würde die Adelsgenossenschaft anzukämpfen haben gegen ein leider tief eingewurzeltes Vorurtheil, daß man solche Leiter von industriellen Etablissements, die aus den Reihen des Adels hervorgegangen sind, als nicht voll ansieht in sozialer Beziehung und sich daher von ihrem Verkehr zurückzieht."

Auf dieser Verbindung von Landwirthschaft und Industrie beruht in der That die Hoffnung für die Zukunft, und jene soziale Schicht, die heute vor allen Dingen die Interessen des Grundbesitzes vertritt, wird sich in ihrer jetzigen Position nur zu halten vermögen, wenn sie in unserer kaufmännischen Zeit beginnt kaufmännisch zu arbeiten, und das Leben als Grandseigneur und politisirenden Landjunker jenen überläßt, die über genügenden ererbten Reichthum verfügen, und die nicht die Landwirthschaft als Erwerb zu betreiben gezwungen sind.

Der Herzog Günther konnte seine gesunden Anregungen in die Worte zusammenfassen, die den Kernpunkt treffen:

„Eine agrarpolitische Gesetzgebung ist ja gewiß in jeder Richtung wünschenswerth, aber das Wichtigste bleibt die Privatbetheiligung, die Bewegung des Grundbesitzes von innen heraus."

Gewiß, so ist es. Was sind alle papierenen Gesetze, was bedeuten schließlich selbst die hohen Getreidezölle und die Liebesgabe für Agrarier, die nicht zu wirthschaften und nicht zu rechnen verstehen. Kein Gesetz wird es einem Menschen, der unwirthschaftlich ist, ermöglichen, bleibend in bequemen Verhältnissen als reicher Mann zu leben. Eine gesetzgeberische Erfindung, die den gesunden Kampf ums Dasein aufheben würde und einen Preis auf die Untüchtigkeit setzt, läßt sich glücklicher Weise trotz aller Anstrengungen nicht machen. Im Gegentheil, jedes Geschenk erschlafft die Tüchtigkeit und beschleunigt damit in tragischer Gerechtigkeit nur den Untergang. Nicht Gesetze können Rettung bringen, sondern — das ist zutreffend — „die Bewegung der Grundbesitzer von innen heraus".

Sagt solche treffenden Worte in einer brennenden Frage der Schwager des deutschen Kaisers, dann darf man hoffen, daß in den maßgebenden Kreisen sich gesunde Anschauungen mehr und mehr Bahn brechen werden; und dies um so mehr, wenn man sich erinnert, daß auch der landwirthschaftliche Minister von Heyden den Agrariern mahnend den Rechenstift empfahlen hat. Diese Ablenkung von Palliativmitteln ist gerade im Interesse der Landwirthschaft selbst besonders zu wünschen, und auch im Interesse des Staates, der durch eine einseitige und doch schließlich völlig nutzlose Begünstigung des Agrarierthums gefährliche Kräfte gegen sich entfesseln würde. Die „Kreuzzeitung" freilich will von einem solchen Rezept nichts wissen, und wie in ihren Kreisen die Rede des Herzogs Günther aufgenommen wird, geht aus der Bemerkung hervor, daß die Adelsgenossenschaft beschlossen hatte, sie — nicht zu veröffentlichen. Daß sie doch veröffentlicht wurde, ist nützlich und freut uns.

Es erscheint bereits zweifellos, daß in kürzester Zeit der deutsche Protest gegen das englisch-kongostaatliche Uebereinkommen eine erwünschte Erledigung gefunden haben wird. Man konnte ja auch nicht erwarten, daß England sich mit uns in gewagte Auseinandersetzungen einlassen würde wegen einer solchen Lappalie, die übrigens für das vereinigte Königreich wie für uns gleich wenig und gleich viel bedeutet. Hierzu sind die Engländer zu gute Rechner. Und wenn unsere Kreuzzeitungsleute gehofft hatten, der Regierung dadurch eine Blamage zu bereiten, daß man von Anfang an ihr Unfähigkeit voraussagte, unser Recht gegen England zu wahren, so wird diese Berechnung in ihr gerades Gegentheil wohl umschlagen. Es scheint, daß unsere Regierung einen sogenannten diplomatischen Triumph feiern wird, dessen materielle Bedeutung uns freilich nicht in Ekstase bringen kann.

Im ungarischen Oberhaus ist mit vier Stimmen Mehrheit der Entwurf über die Ehegesetzgebung in der Generaldebatte angenommen worden. Das ist eine kleine Majorität, aber doch ein großer Sieg des Liberalismus.

Auf Crispi ist wiederum ein Attentat verübt worden. Glücklicherweise blieb der Ministerpräsident völlig unverletzt; die Kugel, die ihn verfehlte, brachte ihm dagegen Ovationen und Huldigungen ein. Ob der Attentäter ein Verrückter pur et simple oder ein Anarchist oder beides in üblicher Mischung ist, steht noch nicht völlig fest. Jedenfalls hat er die Geschichte wieder einmal um die Thatsache bereichert, daß Attentate in den bei weitem meisten Fällen nur für den gefährlich sind, der ein so frivoler Narr ist, die Weltgeschichte auf diese Weise korrigiren zu wollen.

* * *

## Verschuldung.

Gäbe es keine Schulden, so gäbe es auch keinen Kredit. Und auf Kredit beruht ganz wesentlich unsere wirthschaftliche Kultur.

Wenn unsere Agrarier von der Verschuldung als der Wurzel alles Uebels reden, so haben sie dabei immer nur den unbequemen Moment im Auge, wo sie Zinsen entrichten oder eine aufgenommene Schuld zurückzahlen sollen. Sie vergessen aber, daß diesem Moment ein anderer erfreulicher Augenblick voranging, in dem ihnen das Geld anderer Leute zur wirthschaftlichen Benutzung anvertraut wurde.

Diese Uebertragung von Kapital gegen Entgelt auf Andere, damit diese dasselbe werbend anlegen, bildet das Fundament jeder über den einfachsten Naturzustand hinausgewachsenen Volkswirthschaft. Die Ausbildung des Kreditsystems ist sogar der beste Maßstab für die Höhe der wirthschaftlichen Entwicklung eines Volkes. Man wird sein Kapital fremden Händen um so leichter anvertrauen, je bestimmter man darauf rechnen kann, das vereinbarte Entgelt dafür pünktlich ausgezahlt und den Schuldbetrag zum bedungenen Termine sicher zurückerstattet zu erhalten. Das eine wie das andere setzt eine zuverlässige und prompte Rechtspflege und eine wirthschaftliche Moral voraus, in deren Kodex die Forderung: ein Mann, ein Wort! obenan steht. In demselben Maße, wie in einem Lande die Rechtssicherheit und die Begriffe von Treue und Glauben im geschäftlichen Verkehr ausgebildet sind, entwickelt sich daher auch das Kreditsystem und wird der Kredit billiger. Andererseits übt jeder Versuch, sich durch betrügerische Ausreden, oder auf gesetzgeberischem Wege um die Erfüllung übernommener Schuldverbindlichkeiten wegzudrücken, naturgemäß nach der entgegengesetzten Richtung einen Einfluß aus; mit anderen Worten: es wird schwerer, fremdes Geld anzuleihen und der Zinsfuß wird höher.

Die agrarischen Parteien, welche mit einer Schuldenentlastung kokettiren, die Bimetallisten, welche eine Bezahlung von Schulden in künstlich entwerthetem Gelde anstreben, sind deshalb mittelbar daran schuld, wenn die wirthschaftliche Lage der Schuldner sich verschlechtert. Gerade die verschuldeten Landwirthe sollten daher jeden Morgen beten: der Himmel bewahre uns vor agrarischen, bimetallistischen und sonstigen Kreditverderbern. Kaum minder bedenklich sind jene wohlmeinenden Rathschläge, die der Ueberschuldung durch Kreditbeschränkung begegnen wollen. Auch wenn man von der beleidigenden Zumuthung absieht, die darin liegt, daß ein ganzer Stand in seiner wirthschaftlichen Dispositionsfähigkeit beschränkt werden soll, so liegt darin eine ungerechte und schädliche Begünstigung des Kapitals, eine empfindliche Benachtheiligung der geschäftlichen Tüchtigkeit. Man verfolge den Gedanken der Kreditbeschränkung nur bis zur äußersten Konsequenz des völligen Kreditverbots. Wenn der Eigenthümer eines Landguts keine Schulden machen kann, so muß das Grundeigenthum mehr und mehr in die Hände großer Kapitalisten übergehen. Gerade die besten Elemente, jene tüchtigen Landwirthe, die ihren ausschließlichen Lebensberuf in der Landwirthschaft finden, die ihren Lebensunterhalt dem eigenen Acker mühsam abgewinnen, würden fast ausnahmslos darauf verzichten müssen, auf eigenem Grund und Boden ihr Gewerbe zu betreiben. Sie könnten höchstens als Pächter grundbesitzender Kapitalisten ankommen. Je mehr dagegen der Kredit erleichtert wird, um so eher kann auch der weniger bemittelte aber tüchtige Landwirth daran denken, Grundeigenthum zu erwerben.

Diese Betrachtungen könnten überflüssig erscheinen, wenn das Gebiet der Verschuldungsfrage nicht die Wetterecke bildete, aus welcher der nächste Sturm der Agrarier droht, und wenn die Erfahrungen der letzten fünfzehn Jahre uns nicht so drastisch belehrt hätten, daß auch in der wirthschaftspolitischen Diskussion gegenwärtig das Ueberflüssige gerade das Nothwendige ist.

Th. Barth.

---

## Giovanni Nicotera.

Vor acht Jahren, am 2. Juni, fuhr ich mit etwa zweihundert Garibaldinern von Civitavecchia nach Caprera zum Grabe Garibaldi's. Es war eine herrliche Sommernacht. Im stillen Meere spiegelte sich der Mond und überzog mit silbernem Schimmer die „Rothhemden“, die sich auf dem weiten Verdeck in Gruppen gelagert hatten und von Stürmen und Gefahren sprachen. In denselben Wassern, die der „Flavio Gioja“ jetzt so ruhig und friedvoll durchfurchte, waren sie vor einem viertel Jahrhundert in stürmischen Tagen und Nächten durch die Kette der bourbonischen Schiffe hindurch nach Marsala hinübergefahren zur Befreiung der Brüder, zur Eroberung eines Königreichs. Ich ging von einer Gruppe zur andern und lauschte den Erzählungen der weißbärtigen Krieger, die klangen wie Märchen aus Tausend und einer Nacht. Wie im Fluge vergingen die zwölf Stunden der Ueberfahrt; und mit Bedauern sah ich die Felsenküste Sardiniens aus dem Meere auftauchen, die das nahe Ende der Reise verkündigte. Ich wäre gern nur immer so weiter gefahren. In jener Nacht ist mir so recht das Verständniß für die Poesie der wunderbaren Zeit aufgegangen, in der jeder Italiener, der sein Vaterland liebte, ein Verschwörer war vom Ministerpräsidenten Cavour, ja vom König Victor Emanuel herab bis zum Kohlenbrenner in den Abruzzen. Der Mittelpunkt einer von diesen Gruppen war ein steinalter, in sich zusammengefallener Mann, dessen Brust wohl zwanzig Medaillen schmückten. Jedes Jahr seines Lebens schien eine Furche in sein Antlitz gegraben zu haben. Er sprach mit leiser Stimme von den Kämpfen des Jahres 1848 auf den Barrikaden von Neapel. Er war der bourbonischen Polizei in die Hände gefallen, zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt und nach der Insel Ponza transportirt worden. „In einer Juninacht des Jahres 1857 ertönte plötzlich — so erzählte der Alte — der Knall von Flintenschüssen in unser Gefängniß, und bald darauf erschien eine bewaffnete Schaar unter der Führung eines breitschultrigen, stiernackigen Mannes, der ein Haupt hatte wie ein Löwe, an den Thüren unserer Zellen; und sie gaben uns die Freiheit und sie gaben uns Waffen. Unter dem Rufe: Es lebe Italien! stürmten wir wie losgelassene Teufel durch die düstern Hallen unseres Gefägnisses am Leichnam eines Offiziers vorbei, den der Mann mit dem Löwenkopf erschossen hatte. Draußen auf dem Meer lag das Schiff, das die Befreier hergeführt, wir Alle, fünfhundert an der Zahl, bestiegen es und fuhren hinüber nach der Küste in den Golf von Policastro, um die Bourbonen zu verjagen. Der Mann mit dem Löwenkopf war Giovanni Nicotera“. Und die Augen des Greises leuchteten, wie er den Namen aussprach, und wie er dann weiter erzählte von der verunglückten Expedition und dem Muth und der Treue, mit der Nicotera sie Alle vor dem Gerichtshofe in Salerno vertheidigt hatte, weinte er wie ein Kind. Ich hatte Nicotera oft im Parlamente sprechen hören, ich kannte die romanhafte Geschichte seiner Jugend und jene abenteuerliche Fahrt nach Sapri; aber in der Umgebung von Parlamentariern, die oft mit Haß, zuweilen mit Geringschätzung von ihm sprachen, fielen die Schatten der nüchternen Gegenwart auf die Vergangenheit und umdüsterten das Bild des Patrioten. Erst in der Erzählung des Alten wuchs seine Gestalt zu heldenhafter Größe vor mir empor und die Thränen des Greises, der nach zwanzig Jahren voll Bewunderung und Rührung und Dankbarkeit des Befreiers, des Kampfgenossen und des Vertheidigers gedachte, bewiesen mir klarer, als alle die zahllosen Bände, die über die Geschichte der italienischen Revolutionen geschrieben worden sind, eine wie große Bedeutung Männer von Nicotera's Art für die Schicksale Italiens gehabt haben. In ihnen verkörperte sich die Volksseele mit allen ihren guten und schlechten Eigenschaften, die Volksseele, wie sie unter dem Drucke einer vielhundertjährigen Fremdherrschaft geworden war. Es bäumte sich in ihnen die Freiheitssehnsucht auf gegen die Willkür von Despoten, deren Wiegen in fremden Ländern gestanden hatten; List und Verschlagenheit paarten sich in ihnen mit einer Tollkühnheit, die keine Hindernisse kannte; im Kampfe gegen verhaßte Gesetze aufgewachsen, bekundeten sie die größte Verachtung gegen dieselben und ihre Vollstrecker, wenn sie nach einem Mißerfolg ihre Härte fühlen mußten. Der Zweck heiligte ihnen alle Mittel. An die antiken Bewohner ihres heimathlichen Bodens mahnt der Stolz und die Seelengröße, die sie unter den schwersten geistigen und körperlichen Leiden bewahrten. Schrankenlos aber wie ihr Opfermuth war unter dem Zwang ihr Selbständigkeitsgefühl geworden. Nur schwer gewöhnt sich an die Alltäglichkeiten der erkämpften Ziele, wer sie unter Martern mühsam erreicht hat. Und wer sich gegen die Staatsgesetze sein Leben lang verschworen hat, weil sie ihn und seine Mitbürger bedrückten, der verletzt sie auch leichtherziger, wenn sie dem Allgemeinwohl zum Segen gereichen. Die Gewaltigeren unter diesen Menschen stürmen aus der Langenweile eines geordneten Daseins zu neuen großen Unternehmungen, denen sie für sich und Andere ideale Zwecke andichten, wie Garibaldi. Die Anderen verlangen, wenn die heroischen Zeiten verschwunden sind, gar oft eine Ausnahmestellung auf Grund ihrer Verdienste, und manches Mittel, das ihnen in außerordentlichen Zeiten um des Zweckes willen erlaubt schien wenden sie nun, einmal daran gewöhnt, auch um selbstischer Zwecke willen an. So haben viele von den Helden der italienischen Revolution manchen Lorbeerkranz zerpflückt, den sie verdient hatten. Und nur Wenige haben, wie Marco Minghetti aus den Stürmen einer abenteuerlichen Jugend die Reinheit des Herzens gerettet, die bei der Saat entbehrlicher ist als bei der Ernte und beim Bergen und Erhalten der großen

Güter des Vaterlandes. Daß Nicotera zu diesen Letzteren nicht gehörte, das hat Imbriani in der kurzen Rede angedeutet, in der er, der sonst so täppisch plumpe und rücksichtslose Drauflosredner, mit ebenso viel Wahrheits- als Taktgefühl das Gedächtniß des Oheims im Parlament gefeiert hat. Er sagte: „Wie viel lieber hätte ich ihn auf andere Weise aus dem Leben scheiden sehen: im Kampf für die Freiheit gegen die Gewalt als Jüngling von zwanzig Jahren auf den Mauern von Rom, oder voll Opfermuth bei der Landung in Sapri, oder voll Trotz auf den Felsen von Tirol, oder da ihm auf dem Wege nach Rom die Kunde von Mentana aufhielt. Mir scheint der Mann, der nie ermüdet, der bis zum Ende des Lebens im Vollbesitz all seiner selbstlosen Thatkraft bleibt, des Todes am würdigsten zu sein. Daß dies bei ihm anders war, ist der Schmerz, mit dem ich ehrfurchtsvoll sein Grab grüße."

Immerhin stehen Nicotera und seine Mitkämpfer höher als ein großer Theil der jetzigen Generation, welcher nur jene Eigenschaften, die das Leben den Vätern anerzog, geerbt hat, und heiß erkämpfte Güter verbrecherisch vergeudet; der in die Wagschale der Geschichte kein vergossenes Blut und kein geopfertes Vermögen zu werfen hat, und sich doch geberdet, als ob man ihnen alle ihre Narrheiten verzeihen müßte, nur weil sie das Glück haben, auf einem Boden geboren zu sein, den ihre Väter sich mit ihrem Blute eroberten. Er war auch keiner von denen, die bei jeder anmaßenden oder schlechten Handlung wie zur Entschuldigung auf ihre Wunden zeigen und ihre Thaten im Parlament, in den Salons, ja vor den Schranken des Gerichtes auf einem Präsentirteller abwehrend auch denen entgegenhalten, die redlichen Grund haben, sich über sie zu beschweren; die um ihres Patriotismus willen eine Medaille mit der Inschrift „Noli me tangere" verdient zu haben glauben. Ihm war die Rücksichtslosigkeit zur Natur geworden; er glaubte überhaupt keiner Entschuldigung zu bedürfen. Wenn er im Parlamente das Wort ergriff, um die Regierung oder die Rechte anzugreifen, so erinnerte er oft noch durch die Maßlosigkeit seiner Ausdrücke an den jungen Nicotera, der dem bourbonischen Staatsanwalt, als das Todesurtheil über seinem Haupte schwebte, zurief: „Sie lügen", und ihm das Tintenfaß an den Kopf warf. Den Kampf gegen die Rechte führte er mit derselben Hartnäckigkeit, mit der er im feuchten Kerker auf der Insel Farignana dem Tode nahe, an Leib aber nicht an Seele gebrochen, das geringste politische Zugeständniß verweigerte. Er führte ihn nicht nur im Parlament und bei den politischen Wahlen, sondern auch in der Gemeinde und in den Provinzen und bei den administrativen Wahlen. Selbst Garibaldi hatte sich schon zur Monarchie bekehrt, als Nicotera, eben erst durch die Tausend aus dem Gefängniß befreit, der Schaar der Freiwilligen, die er bei Castel Puni in Toscana versammelt hatte, eine republikanische Fahne mit folgendem Tagesbefehl überreichte: „Hier ist eure Fahne, die Fahne, die seit so vielen Jahren von Hunderten von Märtyrern, von Tausenden von Begrabenen in den fürchterlichsten Geheimnissen getragen worden ist; die Fahne, die mehr als 14 Millionen unserer Brüder das Herz schlagen läßt und den Feind und die ruchlosen Tyrannen entsetzt. In der Mitte lest ihr zwei Worte, die unser Programm sind: Einheit und Freiheit. Einheit, um groß zu sein, Freiheit zum Lohn für die heroischen Thaten eines ganzen Volkes und um Menschen zu werden, und damit man uns endlich nicht mehr behandelt wie eine feige Heerde; und die eine und die andere werden wir vertheidigen, so lange ein Blutstropfen in unseren Adern bleibt; denn es wäre eine Kinderkomödie, wenn wir die eine ohne die andere hätten; das Gefängniß unserer Sklaverei würde ein wenig größer sein. Ich gebe der ganzen Brigade eine einzige Fahne, damit ihr sie um so eifriger behütet; ihr werdet sie, ich weiß es, vertheidigen wie ein Vater seinen einzigen Sohn; das Heil des Vaterlandes und euer Ruhm ruhen auf ihr; heute gebe ich sie euch und morgen oder übermorgen werdet ihr sie den erschreckten Feinden zeigen und dem Volk, das ihr entgegenseufzt. Es lebe Italien, die Einheit, die Freiheit, es lebe Garibaldi, es leben die Tapferen, die für das Vaterland kämpfen." Das ganze Unternehmen scheiterte an diesem Tagesbefehl. Cavour war entsetzt über denselben und verlangte von Ricasoli, der in Toskana damals an der Spitze der provisorischen Regierung stand, die Auflösung der Freischaaren. Ricasoli hatte die Werbung gestattet, obwohl er wußte, daß die Expedition gegen den Kirchenstaat gerichtet war, ja obwohl er wußte, daß Cavour um Frankreichs willen jeden Angriff auf den Kirchenstaat für einen politischen Wahnsinn erklärte. Und diese dem Gelingen seiner Pläne so günstige Lage veränderte Nicotera durch seinen unbändigen Trotz mit einem Schlage. Während er sich anschickte, eine Macht, die wenigstens moralisch noch einen ungeheuren Einfluß in der Welt hatte, anzugreifen, warf er der Macht, unter deren geheimem Schutz er die Mittel zu diesem Angriff fand, den Handschuh hin. Auch Ricasoli konnte einen Angriff auf den Kirchenstaat, der sich zugleich gegen die Monarchie richtete, nicht dulden. Die Brigade wurde entwaffnet und von Livorno nach Sicilien geschickt. Aus diesem Verhalten sieht man, daß Nicotera nicht aus dem Holze geschnitzt war, aus dem Staatsmänner werden. Am Bord der Provence, die ihn nach Sicilien brachte, schrieb er dann an Ricasoli am 30. August 1860 einen Brief, worin folgende Worte vorkommen: „Sie können nicht vergessen haben, daß Sie zuerst geneigt waren, mich auf dem Landwege in den Kirchenstaat eindringen zu lassen und daß Sie mir die Benutzung der Eisenbahn bei Asinalunga versprochen haben, und daß Sie auf eine von mir gemachte Bemerkung wörtlich erwiderten: ‚Wenn die Regierung in Turin sich widersetzt, dann nehme ich die Maske ab und komme zu Euch!' Wie viel Masken haben Sie denn im Gebrauch, Herr Baron!" Ich führe diese Stelle auch deshalb an, weil sie beweist, wie selbständig Ricasoli damals die Absichten Cavours durchkreuzen wollte. Sie legt aber auch Zeugniß ab von der schier unglaublichen Naivität des damals zweiunddreißigjährigen Nicotera, der sich einbilden konnte, daß ein Mann von Ricasoli's Vergangenheit seine Unternehmung noch unterstützen würde, wenn sie sich gegen die Monarchie richtete, und dem es gar nicht zum Bewußtsein kam, weshalb denn der zuerst so wohlgesinnte Baron die mit ihm getroffenen Vereinbarungen für null und nichtig erklärte, als er seinen Freiwilligen durch den oben citirten Tagesbefehl den Charakter eines republikanischen Heeres geben wollte. Diese Naivität aber, diese Vernachlässigung aller etwaigen Hindernisse, die sich ihnen in den Weg stellen konnten, diese feste Zuversicht auf den Erfolg ihrer gerechten Sache und auf ihren guten Stern, sind gerade die starken Seiten der merkwürdigen Charaktere, welche die italienische Revolution hervorgebracht hat. Ja, diese Eigenschaften waren die Bedingungen ihres Erfolges. In ungeheurem Maße finden wir sie bei Garibaldi, bei Mazzini, bei den Brüdern Bandiera, die schon im Jahre 1844 von Corfu aus mit 20 Mann das Königreich Neapel erobern wollten. Aber ganz frei davon war selbst nicht Cavour. Nicotera und Pisacane und ihre Genossen haben, als sie sich im Jahre 1857 in Genua auf dem Cogliari einschifften, ganz ebenso fest auf den Erfolg ihrer Sache gerechnet, wie Garibaldi, als er vier Jahre später von der ligurischen Küste mit seinen 1000 Mann nach Sicilien fuhr. Und doch trug ihre Expedition nicht die leiseste Bürgschaft des Gelingens in sich. Sie war vielmehr so schlecht vorbereitet wie möglich. Hinter Garibaldi stand das aus dem Kriege mit Oesterreich siegreich hervorgegangene Piemont. Hinter Nicotera und Pisacane stand nur die Mazzinianische Verschwörung, hinter deren Geheimnisse die Polizei Cavour's längst gekommen war. Garibaldi wußte, daß er das von Crispi aufgewiegelte Sicilien in hellem Aufruhr finden würde, sobald er den Fuß ans Land setzte, Nicotera und seine Genossen mußten ohne die zündende Kraft, die der Name Garibaldi in sich trug, eine noch in der Furcht gehaltene Bevölkerung zu unerhörten Thaten begeistern. Und doch zogen sie vertrauensvoll nur zu einundzwanzig auf einem fremden Schiffe, das sie erst auf offenem Meere in ihre Gewalt brachten, in den

Kampf, während Garibaldi mit 1000 Mann auf eigenen Schiffen in die See stach.

War Garibaldi's Fahrt nach Sicilien eine tollkühne That, so war der Zug Nicotera's und seiner Genossen ein wahnsinniges Unterfangen. Mit dem Muthe von Löwen und mit der Leichtherzigkeit von Kindern gingen sie in den sicheren Tod. Bevor sie sich einzeln an Bord des Cagliari, des Kauffarteischiffes der Gesellschaft Florio und Rubattino, das sie sich auserwählt hatten, begaben, unterschrieben sie diese Erklärung: „Voller Verachtung gegen die Verleumdungen der Menge, im Vertrauen auf die Gerechtigkeit unserer Sache und den Muth unserer Herzen erklären wir uns für die Urheber der italienischen Revolution. Wenn das Land auf unseren Ruf nicht antwortet, dann werden wir, ohne ihm zu fluchen, tapfer zu sterben wissen, als Nachfolger der edlen Schaar der italienischen Märtyrer." Verachtung gegen Verleumdungen, Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache und unerschütterlicher Todesmuth, das waren in der That die einzigen Waffen, mit denen diese Jünglinge zur Eroberung eines Königreiches auszogen. Nur dem Zufall verdankten sie andere. Erst unterwegs nämlich, als die Kutter, auf denen Freunde mit Waffen im offenen Meer zu ihnen stoßen sollten, sich nicht sehen ließen, entdeckten sie, daß der Cagliari eine Waffenladung an Bord hatte, welche die Regierung nach Sardinien schickte. Sie bemächtigten sich der Mannschaft und der Waffen und steuerten nach Ponza, um die Gefangenen zu befreien; wahrlich die seltsamste Mobilisation, die jemals einem Eroberungskriege vorausging. Die Insel, die nur wenige Meilen von Gaëta entfernt ist, hatte eine Besatzung von tausend Mann. Nur kindliche Zuversicht oder Todessehnsucht konnte den Angriff wagen. Aber der Erfolg gab ihnen Recht. Sie befreiten die Gefangenen und nahmen das Gelingen, das normalen Menschen auch in der Erinnerung noch wie ein Wunder erscheinen mußte, wie etwas Selbstverständliches hin. Mit den Befreiten landeten sie am 28. Juni in Sapri, einem kleinen Ort im Golf von Policastro. Dort rekognoscirt Nicotera die Küste, um die vom revolutionären Komitee in Neapel versprochenen Hilfstruppen zu suchen. Aber es ist weit und breit kein Mensch am öden Strande zu sehen. In Sapri schießt er einen Zollbeamten über den Haufen, der sich ihm in den Weg stellt. Der eigentliche Führer der Expedition war Pisacane, der frühere bourbonische Offizier, der nach langen Irrfahrten durch Europa und, nachdem er in Afrika in der französischen Fremdenlegion gegen die Araber gekämpft, vom Zauber der Persönlichkeit Mazzini's überwältigt, einer der fanatischsten Apostel der mazzinianischen Weltauffassung geworden war. Aber es scheint fast, als ob die rohe Thatkraft Nicotera's, der sein ganzes Leben hindurch im Felde, in den parlamentarischen Kämpfen, in Kommissionen und Ministerien die führende Rolle spielen wollte, dem milden, ihm an geistiger Begabung und Bildung weit überlegenen Pisacane den Feldherrnstab aus der Hand gewunden habe, obgleich er dem Namen nach Jurist und jener Soldat war. Denn gegen den Wunsch Pisacane's ließ er einen der befreiten Sträflinge erschießen, weil er einer Frau in Sapri einen Piaster gestohlen hatte. Von Sapri zog man nach Padula und dort stieß man auf 2000 Mann bourbonischer Truppen. Von 5 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags wurde gekämpft; mit einem Rest von 120 Mann zogen sich die Verschwörer auf Cilento zurück. Am Morgen des 2. Juli trafen sie erschöpft in Sanza ein. Und hier fiel die Bevölkerung, auf deren Unterstützung ihr ganzer Plan aufgebaut war, mit Sensen, Beilen und Dreschflegeln über sie her und mordete; mit Hilfe von fünf bourbonischen Bataillonen, die fast Wehrlosen mit bestialischer Wuth. Erst ein von Neapel eintreffender Befehl machte dem Blutbad ein Ende. Pisacane schoß sich selbst, zum Tode verwundet, eine Kugel durch den Kopf; und Nicotera, der aus zwanzig Hieb- und Stichwunden blutete, und dem eine Kugel die Hand zerschmettert hatte, versuchte sich zu erdolchen, aber einer von den befreiten Sträflingen entwand dem Lebensmüden den Dolch. So fiel er mit hundert Genossen und mit der unschuldigen Bemannung und den Passagieren, die sehr gegen ihren Willen die Expedition mitgemacht hatten, in die Hände der Bourbonen. Mit verbundenem Kopf und blutendem Körper erschien er, in eine wollene Decke gehüllt, vor dem Gericht von Salerno. Diese Gerichtsverhandlung findet ihres Gleichen nicht in den so reichen Annalen der bourbonischen Justiz. Hier hat Nicotera, des Todesurtheils sicher, eine Todesverachtung gezeigt, die selbst die Richter, die er unaufhörlich beleidigte, zur Bewunderung hinriß. „Dieser Baron ist von Erz", so rief einer der Beisitzer aus, als Nicotera immer wieder und wieder versuchte, die ganze Schuld auf sich zu nehmen und besonders den Passagieren und der Bemannung des Cagliari ein freisprechendes Urtheil zu erkämpfen. Als der Staatsanwalt in seinem Plaidoyer die Verschwörer eine Schaar von Briganten nannte, sprang Nicotera auf und rief dem Präsidenten zu: „Wenn Sie diese Bestie, die da als Staatsanwalt verkleidet steht, nicht an ihre Pflicht mahnen, dann werde ich gezwungen sein, es zu thun und werde ihm den Schädel einschlagen".

Solche Wuthausbrüche beweisen wohl einen fast titanenhaften Trotz, einen großen Muth und ein maßloses Selbstgefühl, aber sie beweisen auch eine Roheit der Empfindung, die mich wenigstens unsympathisch berührt. Und ich kann dem Staatsanwalt nicht so unrecht geben, wenn er in seinem Bericht an den Justizminister Nicotera einen cynischen Menschen nannte.

Zum Tode verurtheilt, aber auf das Drängen Englands zu lebenslänglichem Kerker begnadigt, wurde Nicotera nach Neapel gebracht, dort mit einem wegen Diebstahls verurtheilten Hundefänger zusammengekettet und nach der südwestlich von Trapani gelegenen Insel Favignana transportirt. In den fürchterlichen Kasematten von Sta. Catarina harrte er dort der Befreiung. Garibaldi fuhr mit seinen Tausend am Gefängniß seines Hauptmanns vorüber nach Marsala, und eine seiner ersten Sorgen war es, ihm und den gefangenen Genossen die Freiheit zu geben. Ich habe oben schon erzählt, wie Nicotera in Toscana eine Freiwilligenschaar sammelte, um mit ihr in den Kirchenstaat einzufallen. Als dann im Jahre 1867 Garibaldi nach dem Abzug der Franzosen einen neuen Angriff auf Rom unternahm, führte Nicotera von Süden her über die Volskerberge eine Brigade bis Frosinone. Die Schlacht bei Mentana aber gebot ihm Halt. Mit diesem mißglückten Unternehmen schließt die revolutionäre Epoche seines Lebens. Er hat sich förderhin als Vertreter von Palermo im Parlament, als Stadtrath von Neapel und Provinzialrath von Torre-Annunziata ganz der Politik gewidmet.

In seiner vierunddreißigjährigen parlamentarischen Thätigkeit ist es ihm gelungen, aus einem der bewundertsten Helden der italienischen Revolution ein vereinsamter Politiker zu werden, der fast keine Freunde mehr hatte. Erst während seines langen Todeskampfes vergaß man alle die Kränkungen, zu denen sein Temperament ihn fortgerissen hatte, und rein stand wieder vor den Augen der ganzen Nation das Bild des Jünglings, der nach Sapri zog.

Seinem Sarge folgten Vertreter des Königs, der parlamentarischen Körperschaften und zahlreicher Gemeinden aus ganz Italien. Die ganze Bevölkerung von Neapel grüßte ihn auf seinem letzten Gange. Spalier bildende Truppen präsentirten vor dem Todten das Gewehr. Am Sarge priesen ihn die Reden der durch den Tod versöhnten Feinde und der Freunde; alle Staatsgewalten erwiesen ihm die letzten Ehren. Nur eine Macht, die sonst bei Begräbnissen nicht zu fehlen pflegt, hat ihm nicht verziehen; mit einer Macht, für deren Bekämpfung er sein Leben einsetzte, hat er auch im Tode den Frieden nicht geschlossen — mit der Kirche. Kein Geistlicher hat seine sterbliche Hülle gesegnet.

Rom, 18. Juni 1894. E. Mühling.

## Unschuldig verurtheilt?

> Mettez d'un côté une chose absurde et impossible, et de l'autre mille témoins et mille raisonneurs, l'impossibilité doit démentir les témoignages et les raisonnements.
>
> Voltaire: Histoire d'Élisabeth Canning et des Calas.

Diese Ueberschrift klingt wie der Titel eines romantischen Romans; aber die Geschichte, die erzählt werden soll, ist durchaus nicht romantisch; sie ist von ganz brutaler Trivialität, nicht im Geringsten spannend, nicht im Geringsten verwickelt. Nur eine bemerkenswerthe Eigenschaft besitzt sie. In ihrer gemeinen Einfachheit steckt ein Zug, der dem zu Grunde liegenden Vorgang ein typisches Gepräge leiht und der wieder einmal die Wirkung einer bestimmten Bewegung unseres öffentlichen Lebens auf die Rechtssicherheit darthut; darin steckt die Bedeutung der Geschichte, die ich mittheilen will . . .

Am 10. Mai 1894 standen vor der ersten Strafkammer des Königlichen Landgerichts zu Cleve die beiden Metzger Bonn angeklagt wegen Vergehens gegen das Nahrungsmittelgesetz. Der eine Angeklagte wurde freigesprochen; der andere zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt trotz aufopfernder Bemühungen des Vertheidigers. Vier Monate Gefängniß sind eine Strafe, die durch ihre Schwere keinen Unbetheiligten heftig erregen wird, und das Nahrungsmittelgesetz vom 14. Mai 1879 gehört nicht zu jenen Gesetzen, die für das große Publikum interessante Abgründe bergen. Der § 10 Nr. 2, auf Grund dessen die Verurtheilung erfolgte, ist überdies von einleuchtender Zweckmäßigkeit. Und auf Grund dieses Paragraphen erhielt der Angeklagte seine vier Monate Gefängniß. Er war schuldig befunden worden, „Mitte August 1893 wissentlich Nahrungs- oder Genußmittel, welche verdorben waren, unter Verschweigung dieses Umstandes verkauft“ zu haben.

In alledem steckt nichts, was an sich irgend welche besondere Beachtung verdiente. Und zu einer prinzipiellen Erörterung gäbe der Fall nicht einmal dann Veranlassung, wenn der Gerichtshof einen Fehlspruch gethan haben sollte. Das wäre zwar traurig; aber auch der gewissenhafteste Rechtspruch kann durch eine unglückliche Verknüpfung von Umständen sich an einem Unschuldigen vergreifen.

Was diesen Fall bemerkenswerth macht, sind die begleitenden Umstände. Alles schließt sich zusammen zu einem Kulturbild, welches in Farben spielt, die zwar nicht mehr in ungebrochener Kraft das Mittelalter widerspiegeln, die aber doch noch lebhaft in unseren Tagen an das Mittelalter erinnern.

Der Vorgang ist folgender: Der eine Bonn schlachtete am 10. August 1893 am Vormittag im Schlachthause seines Schwagers zu Burgwaldniel am Niederrhein eine Kuh; gegen Abend kommt auch der andere Bonn in das Schlachthaus; beide hantiren gemeinsam mit dem Fleisch, zerlegen es; darauf machte sich der eine Bonn an seiner Hose zu schaffen und besprengt das Fleisch mit seinem Urin. Das beschwören zwei Zeugen.

Ist ein solcher Vorgang überhaupt undenkbar? An und für sich gewiß nicht. Er ist zwar von abstoßender Rohheit, aber die menschliche Natur kennt solche Verzerrungen. Man muß also erwarten, daß der Prozeß ein Charakterbild solcher Rohheit enthüllt.

Allein keine Spur hiervon.

Aus der Vergangenheit der beiden Angeklagten liegt nichts, aber auch nicht das allergeringste belastende Moment vor. Das Erkenntniß sagt:

„Bei Abmessung der Strafe wurde zwar die bisherige straflose und gute Führung der Angeklagten in gebührende Erwägung gezogen . . . .“

Und entsprechend lauteten die Zeugenaussagen während der Verhandlung. Ich citire, um jeder Einwendung vorzubeugen, nur nach den Berichten antisemitischer Zeitungen. „Deutsch“; Zeitung für Christenthum, Deutschthum, Königthum“ schreibt in ihrer Nummer vom 11. Mai d. J.:

„Sämmtliche Entlastungszeugen haben von den Gebr. Bonn ihr Fleisch bezogen, sind stets zufrieden gewesen und stellen ihnen das Zeugniß aus, daß sie reell und gut bedient haben. Auch die Ehefrauen der Zeugen hätten im Allgemeinen keine Klage geführt. . . . Interessant sind noch die Aussagen des Bürgermeisters Wilmkes (Herr Wilmkes ist Bürgermeister in Burgwaldniel). Ueber die moralische Führung der beiden Brüder weiß er nichts Nachtheiliges auszusagen; auch sei das Fleisch, so lange er es bezogen, gut gewesen.“

Das Gewicht dieser Zeugenaussagen hebt auch das Erkenntniß hervor, in dem es heißt:

„Die Angeklagten führen eine reiche Zahl von Zeugen, theilweise angesehene und gebildete Leute, vor, die bei dem einen oder anderen von ihnen theilweise seit einer langen Reihe von Jahren — Bürgermeister Wilmkes seit 20 Jahren, Kaufmann Meyer seit 28, Kaufmann Schreiber seit 8, Fabrikbesitzer Hoster seit 11 Jahren — ihr Fleisch bezogen haben und sich mit der Lieferung übereinstimmend zufrieden erklären.“

Also die Bonn's sind Geschäftsleute, deren Vergangenheit gar keinen Makel aufweist; sie haben eine alte Kundschaft, die sie redlich zufrieden stellen; und so zeigt sich zunächst auch nicht das geringste Anzeichen, das zu der Folgerung Veranlassung geben könnte, solche Menschen sind solcher That wohl fähig. War der erste Gedanke: ein derartiges Beginnen kann nur die Folge von thierischer Rohheit sein; und gelingt es für diese Voraussetzung auch nicht den kleinsten Stützpunkt zu erlangen, ja spricht aus dem Leben dieser Leute alles gegen ein solches Motiv, dann muß man eben nach einer anderen treibenden Kraft spähen, die den Vorgang menschlich begreiflich macht. Denn was Menschen thun, muß auch für Menschen erklärlich sein, und ist es bis in die Thaten des Wahnsinns hinein.

Selbstverständlicherweise folgte einem gleichen Gedankengang die Staatsanwaltschaft wie der Gerichtshof. Weder Staatsanwaltschaft noch Gerichtshof hielten es für denkbar nach dem Ergebniß der Beweisaufnahme in diesem Falle Rohheit oder Cynismus als treibende Kräfte anzunehmen. So spähten sie nach einem anderen Zusammenhang. Mit welchem Erfolg? Die Zeitung „Deutsch“ berichtet, daß der Staatsanwalt sagte:

„Die Angeklagten haben die schmutzige That begangen. Aus welchen Gründen sie dieselbe vollführten, lasse ich unerörtert, es ist auch überflüssig, jedes Wort ist unnütz.“

Und in dem Erkenntniß heißt es:

„Welche Absicht und welcher Zweck den Isaak Bonn bei seinem Verfahren leitete, entzieht sich der Kenntniß des Gerichts, erscheint aber auch einer festgestellten Thatsache gegenüber unerheblich.“

So hat man denn eine That, für die ein Motiv weder Staatsanwaltschaft noch Gerichtshof angeben oder auch nur klar anzudeuten sich veranlaßt finden oder vermögen.

Das macht den Fall merkwürdig.

Da die Bonn's aber keine Wahnsinnigen sind, so muß sich eine psychologische Erklärung für ihr Thun finden lassen, und wenn man den Vorgang ganz genau betrachtet, und in seine charakteristischen Einzelheiten zergliedert, so gelangt man auch zu einem Ergebniß, das wenigstens zeigt, welche Psychologie die — Zeugen aus dem, was sie beobachtet haben wollen, herauslasen.

Die beiden Zeugen sind Winterscheidt und van Treek, ganz junge Leute, der eine kam später erst auf eine Baugewerkschule, der andere war Maurerlehrling; sie sind unbescholten; neben dem Schlachthaus im Kuhstall waren sie mit Maurerarbeiten beschäftigt. Das Erkenntniß besagt:

„Der Kuhstall hat nur einen einzigen Zugang und zwar durch eine Thüre vom Schlachthause aus; er ist vom letzteren durch eine kaum mannshohe Mauer getrennt und empfängt auch, weil sonst ohne Fenster, von dorther sein Licht.“

Von hier aus wollen Winterscheidt und van Treek ihre Beobachtungen gemacht haben. Das Erkenntniß sagt:

„Gegen 6½ bis 7½ Nachmittags sei Isaak Bonn zu dem im Schlachthaus beschäftigten David Bonn gekommen und habe gefragt, ob die Kuh koscher geschlachtet sei. David hätte diese Frage zuerst verneint, dann, nachdem Isaak Bonn ihn angestoßen, sie bejaht; Isaak Bonn wäre für kurze Zeit, vielleicht 10 Minuten, abberufen worden. David Bonn hätte währenddessen ein Stück, etwa ein Viertel, von der an einem Flaschenzuge aufgehängten Kuh abgeschnitten und auf ein Gestell gelegt; nach Rückkehr des Isaak Bonn hätten beide das abgeschnittene Stück gewogen.“

Alsdann erfolgt die Schilderung jener Handlung des Isaak Bonn, wegen welcher Anklage erhoben wurde. Das Erkenntniß fährt hierauf fort:

„Isaak Bonn hätte dabei Worte in einer der Zeugen fremden Sprache ausgesprochen; er hätte nach Vollendung der Verunreinigung das betreffende Stück Fleisch an sich genommen; David hätte während der Verunreinigung an dem Fleisch herumgeschnitten . . .“

Eines ist klar; in dieser Scene findet sich auch nicht ein Zug, der die Handlung als einen Ausbruch plötzlich hervorbrechender Rohheit erscheinen ließe. Man möchte eher sagen, die Scene hat etwas geheimnißvolles, sogar fast feierliches und jedenfalls erscheint die strafbare Handlung nicht wie ein zufälliges Intermezzo, sondern wie ein Vorgang, der sachgemäß zum Vorausgegangenen und zum Nachfolgenden zu gehören scheint.

Gewissermaßen geheimnißvoll leitet sich der Vorgang ein, denn obwohl die beiden Bonn's sich allein wähnen, stößt der eine den anderen an, als jener zuerst gesagt hatte, die Kuh sei nicht koscher geschlachtet; und auf diesen Rippenstoß berichtigt der sich nun, und sagt das Gegentheil. Wozu der Rippenstoß bei Leuten nothwendig ist, die sich ganz allein glauben, ist nicht leicht zu begreifen; wozu das Hin- und Herlügen bei Leuten, die sich gegenseitig gewiß keine Faxen vorzumachen brauchen, und dieses Lügen ist um so weniger zu verstehen, da thatsächlich dies Fleisch später als nicht koscher an Christen verkauft worden ist, wie die Angeklagten selbst stets bestätigten. Vermag man diese Vorgänge in ihrer inneren Nothwendigkeit auch nicht zu erfassen, so können sie doch freilich erscheinen, wie die etwas dunkle Einleitung zu irgend einer Spitzbüberei.

Eine Phantasie, die nicht aus der Tiefe einer folgerichtigen Motivirung herausarbeitet, könnte mit diesen unvollkommenen Mitteln aber recht wohl den Eindruck erzeugen wollen, hier spinnt sich etwas besonderes an.

Bis zu einem gewissen Grade feierlich möchte der Hauptakt erscheinen, denn „Isaak Bonn hatte dabei Worte einer der Zeugen fremden Sprache ausgesprochen“. Noch deutlicher tritt bei den Zeugenvernehmungen dieser Zug hervor. In „Deutsch“ heißt es:

„Vertheidiger: Sie wollen nun gehört haben, daß die Angeklagten bei Vornahme ihrer Handlungsweise in einer fremden Sprache Ihnen unverständliche Worte murmelten?

Winterscheidt: Jawohl.

Vertheidiger: Sie meinten, es sei hebräisch gewesen.“

Sie „murmelten Worte“ in einer fremden Sprache; Isaak Bonn hätte Worte in einer den Zeugen fremden Sprache „ausgesprochen“; — ganz klar ergibt sich hieraus, die beiden Leute sprachen nicht mit einander; es handelt sich auch nicht um einen plötzlich über die Lippen kommenden rohen Ausruf, wie er in solcher Situation wohl denkbar wäre. In der Wendung „murmeln“; „Worte aussprechen“ liegt etwas, was an eine Beschwörung erinnert. Es ist jene Stimmung, als handele es sich darum, eine gewichtige Handlung mit geheimnißvollen Worten zu begleiten. Der Phantasie des Volkes sind solche Scenen bald voll Grausen bald voll Beschwörung nicht fremd.

Daß endlich der Vorgang nicht ein plötzlich eingetretenes Zwischenspiel ist, zeigt sich gleichfalls völlig klar. Der eine Angeklagte sagt nicht entrüstet und bestürzt zu dem anderen, dem Hauptthäter: Was fällt dir Vieh denn eigentlich ein; er zeigt sich nicht überrascht; er zeigt sich nicht bestürzt, daß ein Mensch eine fast unmenschliche Handlung begeht; er hindert nichts; nicht aus sittlicher Entrüstung und nicht aus der Erwägung, daß die Waare, welche Geld einbringen soll, ruinirt wird. Er scheint vielmehr solches Thun für ganz selbstverständlich zu halten, gewissermaßen als dazu gehörig, ja man kann sogar sagen, er betheiligt sich indirekt an der Manipulation. In dem Erkenntniß heißt es, er habe „während der Verunreinigung an dem Fleisch herumgeschnitten“ und Zeuge Winterscheidt sagt nach dem Bericht von „Deutsch“ während der Verhandlungen aus:

„David hat unterdessen mit einem großen Messer in dem Fleisch herumgearbeitet.“

Also nicht etwa, daß er sich um den ganzen Vorgang nicht kümmert und das Fleisch weiter zerlegt; nein, er „schneidet an dem Fleisch herum;“ er arbeitet „in dem Fleisch herum.“ Auch er thut also etwas Außergewöhnliches. Wer durch einen solchen Vorgang nicht überrascht ist, wer ihn nicht zu hindern sucht, wer dann während der Geschichte in so seltsamer Weise Fleisch mit dem Messer behandelt, der scheint zweifellos eine ihm wohl bekannte Rolle in dem ihm schon vorher bekannten Stücke zu spielen. Das Volk zog auch diese Folgerung und sagte sich, der zweite Bonn war gleich schuldig; er hatte dafür zu sorgen, daß das Fleisch in allen seinen Theilen verdorben werde. Das war ganz logisch, und spielte sich der Vorgang so ab, wie die Zeugen sagen, dann muß man in der That tief bedauern, daß das Gericht keine Handhabe glaubte finden zu können, um den einen wie den andern mit harter Strafe zu treffen.

Was die beiden Kumpane da nach der Zeugenaussage gethan haben, läßt sich in keinem Zuge aus dem nächstliegendem Motive, aus individueller Rohheit ableiten. Ihre Handlung erscheint vielmehr wie ruhig erwogen, wie prämeditirt, wie ein üblicher, keineswegs ungewöhnlicher Akt, halb feierlich, mit geheimnißvoll gemurmelten Worten und mit einer Rollenvertheilung, bei der Jeder weiß, was er zu thun hat.

Ganz diese Auffassung hatte auch völlig sachgemäß die Bevölkerung, und drang die Staatsanwaltschaft und der Gerichtshof zu einem Motiv für die That nicht vor, so doch die Bevölkerung, die über die Bedeutung, die in den Zeugenaussagen steckte, nicht einen Augenblick im Zweifel war.

Die beiden Angeklagten sind Juden und haben Juden eine solche Handlung begangen, dann weiß die Bevölkerung am Niederrhein sehr gut, was sie davon zu halten hat.

So gibt es denn bei diesem Prozeß genau, wie bei dem Prozeß Buschhoff, der sich in ganz derselben Gegend abgespielt hat und der auch in Cleve und vor demselben Vorsitzenden abgeurtheilt wurde, ein Motiv, das einzig plausibel im Sinne der belastenden Zeugenaussagen wäre und von dem alle Welt spricht. Die Bevölkerung baut konsequent vom Fundament an ihr Gebäude auf diesem Motiv auf; dieses vulgäre Fundament zu berücksichtigen, hält das Clever Gericht seiner Würde nicht entsprechend; aber so konsequent ist es nicht, eine Anklage fallen zu lassen, die nur durch dieses vulgäre Fundament getragen werden kann, und die sonst jeder tragfähigen Unterlage entbehrt. Damit kommt in alle diese Verhandlungen etwas halbes, etwas unausgesprochenes hinein, das besonders gefährlich ist. Rein formal angesehen, wickelt sich alles tadellos ab; die Aussagen werden formal gegen einander abgewogen; aber rein menschlich und psychologisch betrachtet, bleibt man vor einem ungelösten Räthsel, wenn man nur soweit geht, wie der Gerichtshof gegangen ist. Indem der Gerichtshof die Frage des Motivs bei Seite schiebt, erkennt er selbst das an.

Man muß weiter gehen.

Die Zeugen und die Angeklagten leben in einer Gegend, welche durch die antisemitische Agitation tief aufwühlt ist. Man braucht nur daran zu erinnern, daß hier auch der Schauplatz des Prozesses Buschhoff war. In Burgwaldniel, wo die Bonn's ihre That verübt haben sollen, hielt im Frühjahr 1892 der bekannte Antisemit König eine Rede in einer Volksversammlung. Die Rede, welche im „Sprecher am Niederrhein“ am 28. Mai 1892 im Auszuge wiedergegeben wird, ist von der üblichen Art; sie stützt sich auf Rohling und sein Werk „der Talmudjude“, das „als eine Pfütze statt einer Quelle“, von Professor Delitzsch bezeichnet worden ist, und ein Dutzend anderer christlicher Professoren der Theologie belegt es mit ähnlichen Worten.*)

Wenige Wochen später, am 12. Juni, sprach alsdann wiederum in Burgwaldniel Dr. Danneil, der antisemitischer Agitator geworden war, nachdem er wegen Trunksucht sein Pfarramt hatte niederlegen müssen; der hierauf zur Besserung in die Anstalt Bethel des Herrn von Bodelschwing gebracht worden war, der sich dort unmöglich machte, und der nach weiteren bewegten Zwischenfällen schließlich sogar

*) Vergleiche, Delitzsch: „Rohling's Talmudjude“ und Dr. J. Kopp: Zur Judenfrage nach den Akten des Prozesses Rohling-Bloch.

aus der antisemitischen Bewegung verschwinden mußte. Damals rettete er noch das deutsche Volk. Den Einwohnern von Burgwaldniel sagte er, nach dem „Sprecher am Niederrhein“ vom 15. Juni, in jener Versammlung:

„Vor einem Jahre war es, da blitzte in Xanten ein blutiges Schächtermesser in der Hand eines Juden, und ein katholischer Knabe sank dahin als Schlachtopfer“, oder: „Der Jude erachte das christliche Weib gleich dem Pferde.“

Und er sagte noch manches dieser Art.

Eine Wirkung dieser Vorträge ergibt sich aus nachfolgenden Briefen, die im Prozesse mitgetheilt worden sind:

Burgwaldniel, 4. Juni 1892.

Seine Hochwürden
Herrn Pfarrer Dr. Laakmann
Wohlgeboren Tönisberg.

Erlaube mir, Ew. Hochwürden ganz ergebenst zu bitten, auf nachstehende Frage gütigst Ihre Meinung äußern zu wollen. Nachdem der antisemitische Agitator Dr. König hier einen Vortrag gegen Talmudjuden gehalten hat, wird hier allgemein der Grundsatz für die Juden als maßgebend gehalten, die Juden dürfen zunächst nur koscher geschlachtetes Fleisch essen und außerdem dürften sie erst recht kein Fleisch essen, welches über Sabatt gelegen, sie müßten vielmehr dieses Fleisch zum eigenen Genusse unbrauchbar machen, es verunreinigen. Wenn Sie nun die Güte haben wollten, im mosaischen Gesetzbuche sowie im Talmud nachzusehen, ob darin eine derartige Bestimmung für die Juden enthalten ist, oder auch mir Ihre hochgeschätzte Meinung in dieser Sache mittheilen zu wollen, so würde Ihnen hierfür sehr dankbar sein; auch wäre es gut in dieser Sache ein objektives Urtheil den Leuten mittheilen zu können. In der Hoffnung der Gewährung meiner Bitte sage Ew. Hochwürden im Voraus meinen besten Dank und zeichne

in aller Hochachtung
Ew. Hochwürden ergebenster
gez. Karl Kersten.

Burgwaldniel, 11. Juni 1892.

Seine Hochwürden
Herrn Pfarrer Dr. Laakmann
Wohlgeboren Tönisberg.

Im Anschlusse an mein Ergebenes vom 4. cr. erlaube mir nochmals, Ew. Hochwürden um gefl. Meinungsäußerung in der beregten Sache ebenso höflichst als ergebenst zu bitten, besonders da Ew. Hochwürden gefälliges Urtheil hierüber sehr erwünscht wäre und ich die Verpflichtung übernommen, ein solches, wenn möglich, zu erbitten. Im Voraus Ew. Hochwürden bestens dankend, verbleibe gefälliger Antwort gewärtig

in aller Hochachtung
Ew. Hochwürden ergebenster
gez. Karl Kersten.

Auf diese Briefe erfolgte eine Antwort, die in Abschriften alsdann im Städtchen verbreitet wurde. Eine dieser Abschriften lautet wörtlich:

„Um auf die am 5. dis. gestellten Fragen eine bestimmte Antwort geben zu können, hatte ich sie einer hervorragende Autorität auf dem Judengebiete unterbreitet, war aber noch ohne Antwort, als Dein zweites Schreiben eintraf, welches nun meine Ansicht wissen will. Da machte ich mich sofort an die Arbeit, ein ziemlich günstiger Brief war fertig und schon im Couvert, da kommt das erwartete und erwünschte Schriftstück an. Mein erster Brief bleibt daher hier, und ich schreibe Dir einen neuen. Ich lese: Verunreinigung der Speisen, ist das Geringste, was die Juden uns anthun. Sie weisen uns geene Nahrung zu, Fleisch das mit Exkremente besudelt und dann mit einem Eimer Wasser um nicht erkannt zu werden, gesäubert wurde. In Mähren ertappte man voriges Jahr einen Juden verübend und zwang ihn den Abortsstoff mit der Zunge von dem geschlachteten abzulecken. Ich habe auch sonst von Verunreinigung wohl gehört, hätte ich geglaubt, daß die Waldnieler Juden sie am Fleisch verübten, so hätte ich sicher nie von ihnen bezogen, freilich habe ich mich, so lange ich selbst dort Haushaltung hatte, fast nur an Christen gehalten, aber nicht deshalb weil ich glaubte, die dortigen Juden hätten das geschlachtete vorher besudelt. Ich beschuldige dieselben weder, noch spreche ich sie frei. Die Juden besonders auf dem Lande und am Rhein machen gegenwärtig unliebsame Erfahrungen. Möchten sie dieselben benützen, daß an maßgebender Stelle, das gemeingefährliche Treiben vieler Juden, namentlich auf dem Gebiete der Presse und Ihnen Einhalt geboten würde. Ob die Juden üben, was im Talmud steht, das kann man am Ende nicht immer beweisen, aber die Judenpresse und ihr Treiben sind erkennbar und fordern zur Abwehr heraus. Was thut der maßgebende Jude? In allen Wipfeln ist Ruh es bleibt die rohe freche gottlose Hetze gegen alles Christliche besonders Katholische. Wier wollen uns doch nicht von den hergelaufenen Semiten mißhandeln lassen, ohne den Mund aufzuthun. Wenn wier uns wehren, so ist das nur vernünftig und notwendig. Der Jude dringt sich anmaßend in Alles hinein, und er findet da wier sein Gebahren sehen, bei uns nicht viel Vertrauen. Er wird es sich gefallen lassen müßen, wenn wier die gesetzlichen Mittel zu unserem Schutze anwenden. Natürlich will ich nicht behaupten es gäben gar keine gute Juden. Doch wier wollen hier nicht die ganze Judenfrage behandeln, die von Dir vorgelegte Sache dürfte hiermit erledigt sein, so weit wier sie erledigen können.“

Aus diesem Briefe hat natürlich die dortige Bevölkerung herausgelesen, die Juden besudeln das für Christen bestimmte Fleisch. Die Leute glaubten daher theoretisch bereits jetzt daran; aber auch die praktische Verwerthung dieses Glaubens trat schon in dieser Zeit ein.

Gleichfalls in jenem Frühjahr wurde in einer Wirthschaft zu Anrath, das in der Nähe von Burgwaldniel liegt, von einem Manne erzählt:

„Er habe gesehen, wie Bertha Servos, eine Jüdin, die Tochter der Ww. Servos, die Fleischvorräthe ihres Ladens in der Nacht von Freitag auf Samstag mit dem Nachttopf begossen habe. Die Mutter hat geleuchtet.“

Darauf strengt die Servos, die in ihrem Geschäft schwer geschädigt wurde, einen Prozeß an, aber schließlich glaubt Niemand an die Sache; man kauft wieder nach wie vor bei der Servos, so daß diese auf Andringen einer Kundin von der weiteren gerichtlichen Verfolgung Abstand nahm.

Einen anderen Ausgang hatte ein anderer Prozeß.

Im nämlichen Frühjahr hatte der Anstreicher Franz Schlenkert zu Krefeld, der Mitglied des dortigen antisemitischen Vereins ist — und Krefeld liegt auch in nächster Nähe — einer Frau Winkelmann, als sie bei der Ww. Meyer, der Inhaberin einer Metzgerei in Krefeld, Fleisch holen wollte, erklärt: das solle sie nicht thun; das Fleisch, welches über Sabbath hängen bliebe, würde in jenem Geschäfte in der üblichen Weise verunreinigt. Schlenkert wird verklagt; in der öffentlichen Sitzung des Amtsgerichts kam folgender Vergleich zu Stande:

„Der Beklagte erklärt, daß ihm keine Thatsachen bekannt sind, welche die Annahme der Wahrheit der ihm zur Last gelegten beleidigenden Aeußerung rechtfertigen könnten, er nimmt deshalb die Aeußerung zurück, verpflichtet sich, an die Armenverwaltung der Stadt Krefeld, zu Händen des Rechtsanwalts Dr. Simon, 20 Mark Buße zu zahlen und die Kosten des Verfahrens zu tragen.“

Aktenzeichen des Amtsgerichts Krefeld B 40/92:
Meyer. c./a. Schlenkert.

Dieser Schlenkert figurirte überdies als Drucker der antisemitischen Zeitung „Deutsch“ in Krefeld.

Nachdem das Urtheil in Cleve gesprochen war und ich auf den Prozeß aufmerksam geworden, veranlaßte mich das Interesse für diesen in so vieler Beziehung typischen Fall, das soeben mitgetheilte weitere Material mit Hilfe rheinischer Freunde zusammenzubringen. Dieses Material gibt nun erst den entsprechenden Hintergrund für die Zeugenaussagen im Prozeß Bonn. Diese lauteten nach der Zeitung „Deutsch“:

„Die meisten Zeugen bestätigen auf Befragen des Vertheidigers, daß sie die von dem letzteren immer wieder erwähnten Briefe vom 4. Juni 1892 und 11. Juni 1892 gekannt hätten. Ein Zeuge behauptet, daß durch diese Briefe und die Reden des Dr. König und Dr. Dannel allerdings eine arge Verhetzung im Kreise stattgefunden habe. An vielen Ecken und Häusern hätte man Inschriften entdeckt: „Die Juden besudeln Fleisch ꝛc.“ Viele Kinder hätten sogar die Juden auf der Straße belästigt. . . .“

Und auch der Bürgermeister bestätigt:

„Gewiß, von den Briefen habe ich gehört, doch von den anderen Dingen habe ich nichts verspürt.“

So sah es also in Burgwaldniel und der dortigen Gegend aus. Nicht zuerst hat man einen Beweis dafür, daß die Juden scheußliche Rohheiten verüben, sondern zuerst glaubt man daran auf Grund der antisemitischen Ausstreuungen. Einzelne Individuen behaupten sogar, sie wüßten dergleichen genau oder hätten es gesehen; diese müssen dann freilich zurückweichen mit ihren Angaben; und erst nachdem jener Glaube sich festgesetzt hat, stellt sich auch „der Beweis“ ein.

Aber auch dieser „Beweis" kommt nur auf einem Umwege zu Stande. Nicht die beiden späteren Zeugen sind zunächst die Angreifer.

Auch diese Zeugen erzählen nur im Städtchen die Mordgeschichte herum; und nun erheben die Bonn's, sehr schlecht berathen, nicht etwa gegen die Urheber der Gerüchte Klage, vielmehr gegen die Weiterverbreiter. Die Weiterverbreiter treten den Wahrheitsbeweis an und schlagen ihre Gewährsleute als Zeugen vor; Winterscheidt und van Treek, die somit festgenagelt sind, schwören, und die Bonn's werden abgewiesen. Hierauf schlägt die antisemitische Presse Lärm und weist immer darauf hin, daß die Staatsanwaltschaft noch nicht eingeschritten sei. Die schreitet schließlich ein und im neuen Prozeß, der sich jetzt gegen die Bonn's abspielt, beschwören die Zeugen erneut, was sie schon einmal beschworen hatten.

Ist jeder Gedanke daran ausgeschlossen, daß es sich in diesem Falle um eine individuelle, plötzlich in die Erscheinung tretende Rohheit handelt, so mußte der Gerichtshof, um ein Fundament für die That zu schaffen, sein Hauptaugenmerk auf die Frage richten: Gibt es unter den dortigen Juden einen derartigen Aberglauben oder gibt es sogar für alle Juden eine derartige — man denke — „religiöse" Vorschrift? Und gerade dieser wichtigste Punkt wird bei Seite geschoben, wie gleichfalls die Erwägung bei Seite geschoben wird: Ist die dortige Bevölkerung etwa durch grundlose antisemitische Ausstreuungen prädisponirt, solche Behauptungen zu glauben oder etwa auch unwahrerweise aufstellen, wie die Fälle in Xanten und Krefeld beweisen?

Und jetzt überblicke man die ganze Situation. Die Bonn's waren thatsächlich und erklärlicherweise schon vor ihrem Prozeß durch die Verdächtigungen in jener Gegend erheblich in ihrem Geschäft geschädigt. Und diese geängstigten, geschädigten Juden üben bei ihrer scheußlichen Handlung, die entdeckt ihr Ruin sein muß, nicht die geringste Vorsicht; und die beiden Zeugen, die in einem Orte leben, wo man dergleichen den Juden nachsagt, springen nicht auf jene los und sagen sofort: So haben wir Euch endlich, Ihr Schufte! Nein, sie gehen ruhig und unbemerkt nach Hause und sprechen erst hierauf von ihrem Erlebniß. Im „Deutsch" heißt es:

„Staatsanwalt: Scheint's Ihnen nicht gewagt, Winterscheidt, daß die beiden Angeklagten die Schweinerei begingen, während sie doch wissen mußten, daß Sie mit Ihrem Kollegen nebenan beschäftigt waren? Wäre es nicht besser gewesen, wenn die Angeklagten gewartet hätten, bis Sie beide weg waren?

Vertheidiger: Die Angeklagten wußten genau, daß Winterscheidt und sein Genosse in der anstoßenden Scheune arbeiteten, die Thüre war ja sogar, wie wir gehört haben, halb offen. Da werden doch die Angeklagten nicht so dumm sein, etwas Strafbares zu begehen Wie denken Sie sich das, Winterscheidt?

Winterscheidt: Das kann ich ja nicht wissen, wie die Angeklagten dazu kamen . . .

Staatsanwalt: Sagen Sie mal, Winterscheidt, lag es denn nun nicht nahe, als Sie die Schweinerei sahen, daß Sie auf die beiden losgegangen wären, sie an der Gurgel gepackt hätten und nun sagten: Was macht Ihr Schweinehunde denn da eigentlich? . . .

Worauf der Präsident: Sie haben wohl in diesem Augenblick überhaupt nichts gedacht?

Winterscheidt: Nein."

So handelt in diesem Prozeß jeder Einzelne gegen die menschliche Natur; gegen jene Voraussetzungen, die psychologisch allein die zu begreifenden Triebfedern hätten sein können.

Und die Bonn's, die bei schlechtem Gewissen so leicht hätten sagen können: Ja beweist uns doch, daß wir gerade jenes Fleisch überhaupt verkauft haben, sie sagen nach „Deutsch".

„Präsident: Haben Sie das Fleisch, von dem die Anklage behauptet, daß es besudelt war, an Christen oder an ihre Glaubensgenossen verkauft?

Isaak Bonn: Nein, nur an Christen.

Präsident: Also ausschließlich an Christen?

Isaak Bonn: Ja es haben nur Christen erhalten."

Dieser Geschäftsmann, der eine reine Vergangenheit hat und der Jahrzehnte lang seine Kunden zufrieden stellte, ist meiner festen Ueberzeugung nach unschuldig, und er konnte erklärlicher Weise bei der Verhandlung sagen:

„Herr Präsident, die ganze Geschichte ist erlogen und erfunden. Denken Sie sich einmal einen Geschäftsmann, der seine fünf Sinne hat, wird der denn so dumm sein, in Gegenwart von fremden Leuten so etwas zu thun? Wird denn der seine eigene Waare in dieser Weise besudeln."

Aber jene zwei Zeugen! Das Erkenntniß bringt lange Ausführungen darüber, daß an der Zurechnungsfähigkeit der beiden Zeugen doch nicht zu zweifeln sei; daß sie augenscheinlich geistig gesund seien und nicht an Wahnvorstellungen litten. Aber was haben geistig gesunde Zeugen schon alles beschworen und zwar nicht allein solche, die bewußt einen falschen Eid abgelegt haben. In Tausenden von Hexenprozessen haben geistig gesunde, ehrliche Leute Dinge beschworen, von denen wir heute wissen, daß sie sich niemals ereignet haben können. Hat sich erst der Glaube an gewisse spukhafte geheimnißvolle Vorgänge in den Köpfen festgesetzt, wie in der Gegend von Burgwaldniel, dann ist ein Zustand erschreckend schnell da, wo das Gehörte und Geglaubte durch ein paar psychologische Irrgänge zum Erlebten und Erschauten wird. Dafür gibt es ungezählte Erfahrungen in alter und neuer Zeit.

Durch diesen Prozeß wird der eine Bonn in Kürze vier Monate ins Gefängniß wandern, wenn die Revision mißglückt, die ja nur die formale Rechtsfrage zu prüfen hat. Daß beide Bonn's durch diesen Prozeß in ihrem Geschäft ruinirt sind, ist auch nur eine Wirkung, die ein paar Familien trifft. Aber die Wirkung geht natürlich weiter. Am Niederrhein ernähren sich sehr zahlreiche Juden als Metzger. Hatten diesen die Ausstreuungen in Xanten und Krefeld schon geschadet, so werden auch sie nach diesem Prozeß natürlich mehr oder minder in die Katastrophe mit hineingezogen; der Konkurrenzneid und der Antisemitismus wird wohl hierzu das seinige thun; und ein jüdischer Metzger in Dülken hat sich daher schon gezwungen gesehen, 1000 Mark Belohnung demjenigen auszusetzen, der nachweist, daß der Talmud den Juden eine Beschmutzung des an Christen verkauften Fleisches vorschreibt. Aber die Grenze ist auch noch nicht gezogen, wenn man nur das jüdische Metzgergewerbe in jener Gegend in Betracht zieht. Ein einzelner Christ kann jede That begehen, ohne daß dies schädigend auf seine Glaubensgenossen zurückwirkt. Die That aber die vorausgesetzte That eines Juden hat durch die verdienstvollen Anstrengungen des Antisemitismus dagegen die Wirkung, daß ganze Gruppen von völlig unbetheiligten Existenzen mit in den Strudel hineingerissen werden. Und am Niederrhein geschieht das jetzt; dort leben heute die Juden unter dem Verdacht, als befehlen ihnen ihre religiösen Satzungen, das für Christen bestimmte Fleisch zu beschmutzen. Gegen diese Behauptung, die irgend ein Antisemitenhetzer, der kein Wort hebräisch kann, dorthin getragen hat, müssen diese Leute jetzt kämpfen. Dies Kulturbild vom deutschen Niederrhein gibt unserer Zeit wohl eine deutliche Vorstellung von den Freuden des Mittelalters.

So unerfreulich der Stoff ist, er mußte doch ausführlich behandelt werden, um wieder einmal an einem konkreten Beispiel zu zeigen, welche Wirkung der Antisemitismus für die Sicherheit des Einzelnen und für die ganzer Gegenden hat; wie solche antisemitischen, aus der Luft gegriffenen Ausstreuungen die Rechtssicherheit untergraben und das bürgerliche Fortkommen und die soziale Stellung ungezählter völlig Unbetheiligter in höherem oder geringerem Grade ruiniren. Schaaren antisemitischer Agitatoren streuen aber solche Saat beständig aus — von den Früchten hört man erklärlicherweise nur in Fällen, die durch irgend einen Umstand besonders in die Augen stechen.

Von empörtem Gerechtigkeitsgefühl zu sprechen, ist in unserer realistischen Zeit unmodern. Aber denkt man sich, daß durch irgend ein unglückliches Verhängniß die staatliche Autorität in Deutschland vorübergehend erschüttert wäre, so ist es klar, daß jene Mächte der Tiefe, an deren Kräftigung jetzt seit anderthalb Jahrzehnten gearbeitet wird, zunächst über die Juden herfallen würden. Die Scheidung würde frei-

lich schwerlich lange in ihrer Reinheit aufrecht erhalten werden. Herr Ahlwardt ist nicht der einzige, aber er zeigt am klarsten, daß man mit den Juden sich nicht begnügt; Herr Miquel hat es erfahren, Herr von Schelling weiß es, die Kriegsverwaltung weiß es, die Junker wissen es. Dieser Strom kann ein recht hübsches Chaos schaffen. Und Bestrebungen, die solche Möglichkeiten für Theile der Bevölkerung und für den Staat bieten, direkt zu fördern oder zu ignoriren oder nur lau abzuwehren, halten zahlreiche verantwortliche Beamte in hohen und in niederen Stellungen immer noch für politische Weisheit. Ihre Humanität ist ebenso groß, wie ihr politischer Scharfblick.

P. Nathan.

## Die Bauernbefreiung in Böhmen, Mähren und Schlesien.*)

„Die Geschichte der Bauernbefreiung ist die Geschichte der sozialen Frage des achtzehnten Jahrhunderts.“ Mit diesen treffenden Worten hat Georg Friedrich Knapp vor einigen Jahren sein Buch über die Bauernbefreiung in den älteren Theilen Preußens eingeleitet, dem man wohl heute schon die Bezeichnung eines klassischen Werkes wird geben dürfen. An eben diese Worte wird man unaufhörlich beim Durchlesen der jüngst erschienenen zwei Bände aus der Feder Karl Grünberg's über die Bauernbefreiung in Böhmen, Mähren und Schlesien erinnert, die sich dem Werke seines Vorgängers und Lehrers würdig zur Seite stellen. In der That finden sich hier wie dort die gleichen Vorzüge: Reiche Ausbeutung eines großentheils bisher unbekannten, archivalischen Stoffes, Durchdringung des verwickelten Gegenstandes mit selbständigen fruchtbaren Ideen, scharfe von allem überflüssigen Beiwerk freie, aber um so wirksamere Darstellung. Auch die Scheidung in einen „Ueberblick der Entwicklung“ und einen Auszug der Geschichte der Regulirung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse „nach den Akten“ ist in beiden Werken die gleiche. Vielleicht kommt bei Grünberg der Jurist noch mehr zum Worte als der Historiker. Auch bleibt diesem für spätere Zeiten noch eine Nachlese übrig, wenn erst einmal die Einsicht in die auf die Gesetze von 1846 und 1848 bezüglichen Akten, die dem Verfasser leider versagt blieb, gestattet sein wird.

Wie in der äußeren Anlage so zeigen die Werke von Knapp und Grünberg auf vielen Seiten auch ihrem Inhalt nach unverkennbare Aehnlichkeit. Die bäuerlichen Zustände in den älteren Theilen Preußens und in jenen östlichen Gebieten des österreichischen Staates, die Grünberg mit gutem Bedacht aus der Ländermasse der Gesammtmonarchie für seine Betrachtung herausgehoben hat, ruhen auf demselben Grunde. Gutsunterthänigkeit, Frone oder Robot, Zwangsgesindedienst, obrigkeitliches Standesvorrecht gegenüber den Bauern tragen die gleiche Färbung. Auf beiden geschichtlichen Schauplätzen ist „mit der starren und unabwendbaren Nothwendigkeit eines Naturereignisses“ aus dem ehemals freien Grundholden der Unterthan, aus dem Grundherrn der Erbherr geworden. Es muß zugegeben werden, daß die Gutsbehörigkeit in Schlesien etwas milder erscheint als die in Böhmen und Mähren. Davon abgesehen gibt aber das Bild der bäuerlichen Leiden in den genannten österreichischen Territorien dem in den nordöstlichen Deutschlands an düsterem Kolorit nichts nach. Einige ihm eigenthümliche Züge machen es noch abschreckender. Auf manchen Herrschaften muß der Bauer „von der Frühlingsaussaat bis zum Herbstanbau“ die ganze Woche beständig fronen. Oft muß, auch wenn der Bauer eine bis zwei Stunden entfernt vom Arbeitsort wohnt, das Robotvieh schon bei Sonnenaufgang auf dem Acker sein und bis Sonnenuntergang dort bleiben, „also daß es nicht einmal der Mühe werth wäre, des Abends von der Robot nach Haus zur Ruh und Fütterung zu fahren“. Nicht genug mit dem Mahl- und Getränkezwang: die Unterthanen werden auch zu Zehrungen und Gelagen bei Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen förmlich angehalten. Sie müssen nicht selten der Herrschaft krankes Vieh, abgestandene Fische u. s. w. zu hohen Preisen abnehmen, während die Herrschaft nach sehr willkürlich bestimmter Zahlung von ihnen Erzeugnisse ihrer Wirthschaft, Häute, Gespinnste, Gerste, einfordert. Entwürdigende Strafen mit dem Stock oder mit der Ochsensehne und brutale Uebergriffe der herrschaftlichen Beamten ergänzen sich. Man hört, daß ein Bauer, der nach der Taufe eines Sohnes in der außerhalb der Herrschaft gelegenen Pfarrkirche 21 Kreuzer mit den Gevattern verzehrt hat, außer mit einer hohen Geldstrafe noch mit sechstägiger Schließung in Eisen gebüßt wird. Man erfährt, daß einem anderen, der sich beim Kreisamt über die Wegnahme eines Stückes Feld beschwert hat, das Schulterblatt zerschlagen worden ist. Genug: die Obrigkeiten verwandeln häufig, nach dem Urtheil eines Sachverständigen, der Maria Theresia ein bemerkenswerthes Gutachten überreichte, „die Unterthänigkeit in eine unerträgliche Sklaverei und das obrigkeitliche Recht in eine unverantwortliche Tyrannei“.

Fragt man nun danach, wie sich Habsburger und Hohenzollern der hohen Aufgabe annahmen, diese „unverantwortliche Tyrannei“ durch Einschreiten der Staatsgewalt zu mildern, so läßt sich nicht verkennen, daß jene früher und tiefer durchgegriffen haben als diese. Aber ebenso unleugbar ist es, daß in Oesterreich auf einen kühnen Anlauf eine langandauernde Erschlaffung folgte, während sich in Preußen durch eine gleichmäßigere und vorsichtigere Gesetzgebung die allmähliche Ueberleitung in moderne Zustände vollzog. Daher dort das Sturmjahr 1848 neben soviel anderem Brüchigen und Verfaulten auf einen für die Vernichtung reifen Grundstock feudaler Einrichtungen traf, der hier größtentheils beseitigt war, was für die größere und geringere Gewalt der Erschütterung des einen und des anderen Staates nicht gleichgültig sein konnte. Diese Gedanken sind jüngst durch G. F. Knapp in einem Vortrag, den er in der Wiener juristischen Gesellschaft gehalten hat (abgedruckt in Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft), überzeugend ausgeführt worden. Zugleich macht dieser ausgezeichnete Kenner aber auch kein Hehl aus seiner Ansicht, daß „wenn Preußen die bessere allgemeine Politik für sich hat, die bessere Sozialpolitik jedenfalls auf Seite Oesterreichs zu finden ist, und zwar im achtzehnten Jahrhundert durch das, was man freiwillig that, dagegen im neunzehnten Jahrhundert durch das, was man sich abringen ließ“. Denn „in Oesterreich ist der Schutz des Bauernlandes bis zuletzt beibehalten worden, was in Preußen nicht geschah“. In Oesterreich „ist es niemals im entscheidenden Augenblick dem Gutsherrn gelungen, der Gesetzgebung in die Zügel zu fallen und ihre Richtung umzukehren, so daß, was zu Gunsten der Bauern gemeint war, schließlich zu Gunsten der Gutsherren ausschlug“. In Oesterreich hat man „insbesondere nicht so viele kleine Leute zu landlosen Arbeitern gemacht, und es haben die Bauern weder so viel Land abtreten, noch so hohe Renten übernehmen müssen wie in Preußen“.

Mit seinem Lehrer Knapp hat Grünberg in seiner Darstellung einen vorzüglichen Werth auf die Schilderung des staatlichen Bauernschutzes gelegt, der neben Robotpatenten und Urbarien zur Vorbereitung der Bauernbefreiung im eigentlichen Sinne des Wortes zu dienen hatte. Indessen faßt der österreichische Forscher den Begriff des Bauernschutzes viel weiter, indem er ihn auch auf die Regulirung der Schuldigkeiten der Gutsunterthanen, die Besserung ihrer Besitzverhältnisse, die Hebung ihres persönlichen Rechtszustandes bezieht. Und wenn es Knapp (I. 55, 56) als unzutreffend erscheint, die Ursache des polizeilichen Bauernschutzes für das alte Preußen im Steuerinteresse der Regierung suchen zu wollen, so weist Grünberg nach, daß im

*) Die Bauernbefreiung und die Auflösung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses in Böhmen, Mähren und Schlesien. Von Karl Grünberg. Zwei Theile. Leipzig. Duncker und Humblot. 1894. XII. und 432, XI. und 497 S.

alten Oesterreich jedenfalls Anfangs nur die Sorge um ungeschmälerte Erhaltung seiner Steuereingänge den Staat in Bewegung setzte. In Böhmen und Mähren waren die Herrschaften für die unterthänige „Kontribution“ nicht haftbar. Jede Ueberbürdung des steuerpflichtigen Bauernlandes durch die Grundobrigkeit bedeutete einen Ausfall an Leistungen für die Staatskasse. Nicht das Herz der Regierenden wurde zuerst erregt, sondern nüchterne Berechnung leitete ihre Hand. Allmählich ging aber aus der Theilnahme am Schicksal des Steuerobjektes auch die Theilnahme am Schicksal des Steuerträgers hervor. Während der Regierung Maria Theresias und noch mächtiger während der Regierung Josefs II. schwillt der Strom der Lehren des Naturrechtes, des aufgeklärten Fürstenthums, der Physiokratie zu unwiderstehlicher Kraft an. Der Idealismus des achtzehnten Jahrhunderts regt seine Schwingen, und Männer, die am grünen Tisch Sitz und Stimme haben, reden die Sprache eines Marquis Posa.

Es ist ein wesentliches Verdienst Grünberg's, einigen aus der Zahl dieser Männer durch schärfere Beleuchtung und Mittheilung ihrer Worte zu ihrem geschichtlichen Rechte verholfen zu haben. In erster Reihe steht der arbeitsfreudige, energische Vorderösterreicher Blanc, der ganz von dem Glauben an die Heiligkeit des Rechtes, das mit uns geboren, durchglüht ist. „Erworbene Rechte“ müssen nach ihm „den Rechten“ des natürlichen und bürgerlichen Daseins weichen. Er war die treibende Kraft in der von Maria Theresia eingesetzten Kommission zur Regulirung der unterthänigen Dienste in Schlesien. Er nahm den wesentlichsten Antheil an den Verhandlungen über die Urbarialregulirung für Böhmen. Ihm war es besonders zu danken, wenn die Brandmarkung der Erbunterthänigkeit mit dem Worte „Leibeigenschaft“ das dem Zeitalter der Aufklärung ohnehin Verhaßte noch hassenswürdiger erscheinen ließ. Indessen stieß sich sein Eifer, „die tausend in früheren stockfinstern Zeilen eingeschlichene, durch die Länge ihrer Dauer geheiligte Mißbräuche“ zu beseitigen, an mancher Schranke. Schließlich, als er zu Ende des Jahres 1776 sich weigerte, an Berathungen über die Durchführung der Robotverzeichnisse in Böhmen und Mähren theilzunehmen, wenn nicht grundsätzlich die Nothwendigkeit einer Aenderung der Landesverfassungen angenommen würde, erhielt er seine Entlassung.

Ein anderer Vorkämpfer der Reformideen war der Klagenfurter Franz Anton von Raab, Hofrath in der Kommerzkommission gegen Ende der Regierung Maria Theresias, im Jahre 1776 zum Oberdirektor aller böhmischen Domänen und ehemaligen Jesuitengüter ernannt. Er entwarf in seinen Berichten ein ergreifendes Bild von den Uebeln des herrschenden Systemes der Naturalfronen. Er trat aufs wärmste dafür, den Bauern Eigenthum einzuräumen, „dessen ihn manche unfähig zu sein urtheilen“. „Es würde“, sagte er gelegentlich, „wider den Wohlstand des Staates selbst streiten, behaupten zu wollen, daß ein Unterthan jener Triebfedern unfähig sei, die allein einen fleißigen und wahrhaft bearbeiteten Ackersmann bilden können.“ Es gelang ihm, die Ablösung der Frondienste sowie die Zerschlagung und Besiedelung der gutsherrlichen Felder nach den von ihm entwickelten Plänen auf den Domänen in Böhmen und Mähren durchzuführen, lange bevor dies in Preußen geschah und mit entschiedenerem Einschnitt in das Alte als dort. Aber die Privatherrschaften ließen das gute Beispiel unbeachtet, das ihnen der Eigenthümer der Staatsgüter gab.

Wie sich denken läßt, nimmt die große Umwälzung der gutsherrlich-bäuerlichen Zustände, die sich an Josefs II. Namen anknüpft, in Grünberg's Werk einen breiten Raum ein. Josefs größte sozial-politische That, mit der er dem Jahrhundert voranging, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, wird vollauf gewürdigt. Andere seiner Neuerungen, wie namentlich seine Steuer- und Urbarialregulirung, werden unter wohlbegründetem Hinweis auf die Einwürfe ihrer Widersacher kritisch betrachtet. Bei einem Blick auf die Zurücknahme so mancher Maßregel des gekrönten Menschenfreundes nach seinem frühen Tode kommt Grünberg zu dem gewiß unanfechtbaren Schluß: „Das schwache Bürgerthum und die Massen der bäuerlichen Bevölkerung waren politisch und wirthschaftlich vollkommen unreif und in keiner Weise auf die Bewegung vorbereitet, in die sie ein kaiserlicher Wille hatte hineintreiben wollen. Sie kam ihnen durchaus überraschend und verblüffte sie viel mehr, als daß sie sie fortriß. Von einem künstlichen Anstoße herrührend und nicht Ergebniß einer folgerichtigen, natürlichen Entwicklung, mußte sie mit dem Aufhören dieses Anstoßes selbst zum Stillstand kommen.“ Dies erklärt die Erfolge der ständischen Gegenströmung unter Josefs Nachfolger, wennschon sie nicht stark genug war, wieder zu vernichten, was zur Hebung der persönlichen Rechtsverhältnisse der Gutsunterthanen geschehen war.

Es reicht jedoch nicht aus, um die erstaunliche Thatsache zu erklären, daß von 1798 an ein halbes Jahrhundert lang die Regierung nur dafür sorgt, auf dem Gebiete der gutsherrlich-bäuerlichen Zustände das Alte möglichst zu erhalten, aber keinen nennenswerthen Fortschritt herbeizuführen fähig ist. Diese negative Kraftleistung läßt sich nur im Zusammenhang mit der Gesammtgeschichte der österreichischen Monarchie unter Franz I. und Ferdinand I. begreifen. Hier winkt dem Erforscher des inneren Lebens von Staat und Gesellschaft, das sich nicht nur in Gesandtschaftsberichten und amtlichen oder halbamtlichen Preßerzeugnissen erkennen läßt, noch eine reiche Ausbeute. Es wäre zu wünschen, daß man Gelegenheit hätte, Karl Grünberg auf diesem weiteren Felde wieder zu begegnen. Er bringt Eigenschaften für die Lösung größerer Aufgaben mit, die ihm den schönsten Erfolg verbürgen können. Unter ihnen nimmt die freimüthige Aussprache des Erkannten nicht die letzte Stelle ein. Offenbar ist ihm Cicero's schönes Wort der Leitstern: „Ne quid falsi audeat, ne quid veri non audeat historia.“

Zürich. Alfred Stern.

## Der zweite Band von „Gottfried Keller's Leben“.*)

Einem Freunde (Karl Morel in Winterthur), der eine Jambentragödie „Struensee“ verfaßt hatte, schrieb Gottfried Keller in einem Briefe folgende die Jamben des Freundes parodierende Verse:

Ich grüße Dich und sing' in vollern Tönen:
Die Existenzfrag' sei derzeit befried'gend!
Viel Bier, gemäß'gte Arbeit, etwas Grog,
Das ist die Losung dieser schlichten Tage,
Von Sorgen zierlich nur und leicht umkränzt.
Doch würden sie sich ungeziemlich ballen
Und wollte mich der Feind zu grab bedrängen,
Ich spräch' zu seinen Dreckkohorten ja:
Wohlan! Ich räume diese schnöde Burg,
Die man betrügerisch nur Leben heißt,
Und fahr' dahin, wo's keine Tint' mehr gibt.
Ihr aber, die Ihr rings unschlüssig steht,
Blast mir vereint den frahen Hobel aus!

Zürich, den 25. Febr. 1869.

Gottfried Keller, Jambenmacher.

Man hat in diesen Versen voll von Laune, Spott, Ironie, Zorn, vergnügter Derbheit und trotzigem Humor das treue Abbild das jene elf Jahre der Bächtold'schen Keller-biographie beherrschenden Gemüthszustandes des Dichters. Und sehr gut stimmt zu ihnen das Porträt Keller's, das Bächtold, nach einer kräftigen Radirung, dem Buche vorangestellt hat. Es zeigt den seines Werthes bewußten Mann, der entschlossen ist, nun auf dem Parnaß sowohl wie im bürgerlichen Leben den Platz einzunehmen, der ihm gebührt und der den Kampf, den es vielleicht kosten

*) Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Bächtold (Berlin 1894. Wilh Hertz.) Zweiter Band: 1850—1861. Mit einem Bildniß. Ueber den ersten Band vgl. „Nation“ 11. Jahrgang. Nr. 22.

mag, nicht scheut. Im Gegentheil! er liebt ihn. Denn seine Natur ist streitbar, allerdings lieber und schneller dabei, mit der Faust als mit der Feder zu kämpfen. Mit letzterer thut er es eigentlich nur in Briefen an vertraute Freunde und Freundinnen. Hettner, Auerbach, Freiligrath, Ludmilla Assing, Frau Lina Duncker sind hauptsächlich die Empfänger seiner zornigen Episteln, in denen er die „Schmierpeter" unter den Zeitgenossen so furchtbar ins Gebet nimmt. In der Presse anzugreifen, vermied er, weil ihm publizistisches Gezänk ekelhaft war und er vor allen Dingen den Verdacht meiden wollte, als ob er etwa gegen andere losschlage, um für sich selbst Reklame zu machen. Nur das nicht! Seine Scheu in dieser Beziehung ging so weit, daß er in einer Periode, da er Gutzkow geradezu haßte, gewisse Strophen gegen ihn, die dem Romanzencyklus „Der Apotheker von Chamounix" angehörten, vermuthlich aus keinem andern Grunde strich, als weil Gutzkow über den „Grünen Heinrich" geringschätzig geurtheilt hatte und diese Strophen nun den Charakter einer Widervergeltung und also indirekt des Zugeständnisses einer hohen Selbstwerthung bekommen konnten. Es waren nicht Racheinstinkte, welche Keller zu seinen oft so unbarmherzigen Urtheilen über Zeitgenossen verleiteten. Es war einfach die Einsicht in die jämmerliche Hohlheit solcher Gesellen, verbunden allerdings mit der Erbitterung darüber, daß dieselben sich trotz Unwissenheit und Mangel echter Begabung als große Leute aufspielen und durch ihre litterarischen Jongleurkünste die Erfolge einheimsen konnten, um die sich das wahre Talent betrogen sah. Wohl beruhigte er sich gelegentlich mit dem Gedanken: „Ein Sonnenstrahl, der auf einen Ungerechten fällt, kann diesem auch zum Gerichte werden"; aber meistens überwog der Unmuth bei dem Schauspiele, das ihm solche Existenzen gewährten und dieser Unmuth mußte sich Luft machen. Seine durch und durch reelle Natur konnte nicht einmal im gesellschaftlichen Scherz des Salons irgend welches sich Aufspielen leiden, was Ferdinand Lassalle in unliebsamer Weise zu erfahren bekam. Bei einem Champagnergelage in Zürich, das bis in den hellen Morgen hinein dauerte und an dem sich außer Keller die extravagante Gräfin Hatzfeld, Oberst Rüstow, der Dichter Herwegh, Ludmilla Assing, Lassalle und andere betheiligten, gab Lassalle in vorgerückter Stunde seine Kunststücke als Magnetiseur und Tischrücker in schauspielerischer Weise zum besten. Als er aber seinen Hocuspocus über dem Haupte Herwegh's machte, um denselben einzuschläfern, fuhr Gottfried Keller wüthend auf, schrie: „Jetzt ist mir's zu dick, Ihr Lumpenpack, Ihr Gauner!" ergriff einen Stuhl und drang mit dieser Waffe auf Lassalle ein. Eine unbeschreibliche Verwirrung entstand. Die Frauen brachen in heftiges Weinen aus, die Männer schimpften und Keller wurde an die frische Luft gebracht (am Morgen vor seinem Amtsantritt als Staatsschreiber von Zürich). Bächtold erzählt diesen Vorfall so, wie er ihn aus Keller's eigenem Munde hatte. Aehnliche Temperamentausbrüche Keller's müssen auch in Berliner Salons — und nun gar in den dortigen Wirthshäusern — öfter vorgekommen sein, wie aus gewissen von Bächtold mitgetheilten Briefen hervorgeht; sie kamen auch in Keller's späteren Jahren noch vor und dürfen nicht allein dem Wein auf Rechnung gesetzt werden. In ihnen wurde zuweilen angesammelter Ingrimm frei, Ingrimm über die sich blähende Leerheit mancher Menschen, der Haß gegen alles Unechte, gegen Lebenskomödianten aller Art. Aber warum vermag der im Grunde doch so weise Mann gegenüber menschlicher Schwäche nicht Duldung zu üben? wird man vielleicht fragen. Ich weiß darauf keine andere Antwort als den Hinweis darauf, daß Keller in ganz besonders hohem Grade das Vermögen besaß, menschliche Charakter zu durchschauen, und weiter auch das Vermögen, sich vorzustellen, welchen in alle Ewigkeit fortwuchernden Schaden menschliche Schlechtigkeit auch in scheinbar kleinen Fällen anrichtet. Daß er letzteres sich immer gegenwärtig hielt, zeigen alle seine poetischen Werke und in ihnen grollt wahrhaftig der hohe heilige Zorn eines Weltenrichters; ich wüßte keinen Dichter zu nennen, der die Schlechten und die Schufte in seinen Dichtungen so wüthend angefaßt und so unerbittlich zermalmt hätte, wie Keller. (Denn Shakespeare, an den man hier natürlich denkt, ist schon durch den objektiveren Charakter der dramatischen Form behindert, so persönlich subjektiv hervorzutreten.) Auch sich selbst hat Keller in seinen poetischen Strafgerichten nicht verschont, wie der „Grüne Heinrich" genugsam darlegt. Tönt nun so fortwährend aus seinen Dichtungen ein dumpfes zürnendes Murren wie aus der Brust eines Löwen, so darf man sich nicht wundern, den mit seinen Werken eine so wundervoll geschlossene Einheit bildenden Mann auch im Leben unduldsam und selbst gewaltthätig zu finden gegenüber den von ihm für schlecht Erkannten. Hiermit soll keineswegs alles entschuldigt werden, was Keller in dieser Beziehung schrieb und that. Wenn man z. B. eben aus diesem zweiten Bande des Bächtold'schen Werkes erfährt, mit welcher beispiellosen Zuvorkommenheit, Güte und Geduld der Verlagsbuchhändler Vieweg den jungen Dichter während der Berliner Zeit behandelte, welche Vorschüsse er ihm auf ein Werk gewährte, das Keller immerfort nicht fertig brachte, wodurch der Buchhändler in arge Verlegenheiten gerieth, so wird man es gewiß nicht billigen, daß Keller bald nachher in einem Briefe an Hettner dieses Musterbild eines nachsichtigen Verlegers mit unschönen Wortwitzen: „bewußte Viehhürde", „via bestia" preisgab und in momentanem Unmuth sich vermaß, „seiner Firma einen feurigen Strohwisch an den Schwanz zu hängen, der weithin leuchtet". Wo man derartiges in Keller's Briefen entdeckt oder aus seinem Leben weiß, muß man einerseits an die durch eine entbehrungsreiche Jugend so erklärliche Verbitterung des einsamen Junggesellen denken und darf andererseits vielleicht auch einen nationalen Zug darin finden, den ich alemannische Bauerntücke nennen möchte. Man kennt sie in der Schweiz und in Schwaben genugsam und es bringt den mit Vorzügen aller Art, besonders auch mit origineller Denkkraft, so reich ausgestalteten starken Volksstämmen keine Schande, diese weniger rühmliche Eigenschaft frank einzugestehen.

Es war nothwendig, diese kleine Untersuchung der Zornesader Keller's voranzustellen, weil thatsächlich jedem Leser der in diesem Bande mitgetheilten Keller'schen Briefe auffallen muß, wie viel darin geeifert, gezürnt, gehadert, geschimpft wird. „Vehse (dem Hofgeschichtenschreiber) rathe ich nicht, mir jemals wieder unter die Augen zu kommen; . . . . es wäre ihm besser, er läge mit einem Mühlstein am Hals auf dem tiefsten Grunde der Spree, unterhalb Moabit, als daß er gerade mit mir hat anbinden müssen", heißt es in einem Briefe an Frau Lina Duncker vom 6. März 1856 und im gleichen Briefe, ein paar Zeilen weiter unten: „Heinrich Simon hat für den Sommer schon das vierbeinige zweigeschlechtige Tintenthier: Stahr-Lewald angekündigt. Sie sehen, daß auch Sie kommen müssen, um den übeln Eindruck dieser Berliner zu verwischen" u. s. w. Solche Stichproben könnte man fast aus jedem Briefe geben. Recht bezeichnend ist auch, was Bächtold über das abendliche Beieinandersitzen „der beiden Gottfriede" — Gottfried Semper und Gottfried Keller — schreibt: „Laut ging's nicht her, es mußte denn irgend eine Verlogenheit in der Kunst oder im Leben zur Sprache kommen."

Man wird aber auch aus obigen Stellen erkannt haben, daß Meister Gottfried wenigstens mit Humor zu schimpfen wußte, daß er es machte wie die alten Etrusker, die auf die groben Steinkugeln, die sie in Gefechten einander zuschleuderten, in witzigen Figuren lustige Insulten eingruben.

Gar besonders schön sind die Briefe, die er an die junge lebenslustige Frau Lina Duncker richtete, zunächst ein höchst merkwürdiger, noch in Berlin unmittelbar vor der Rückreise nach Zürich geschriebener Abschiedsbrief, in dem er sich eigentlich entschuldigen wollte für allerlei gesellschaftliche Verstöße, die er in dem gastlichen Hause begangen, wo sie wußten, daß „Niemand so gut prügeln und schimpfen" konnte wie er. Doch geht er gleich aus den Entschuldigungen heraus selbst zum Angriff über und schreibt unter anderm: „Obgleich ich weiß, daß Sie, Frau Duncker, ein

Taugenichts sind, so kann ich Ihnen doch nicht ernstlich böse sein und muß Sie schließlich immer wieder gern haben, und hiermit können Sie auch ein wenig zufrieden sein, denn diejenigen, welche ich gründlich hasse und verachte, sind nicht zu beneiden". Der „Taugenichts" bezog sich, wie aus einem spätern Züricher Briefe hervorgeht, darauf, daß nach Keller's Meinung die junge Frau alles miteinander genießen wollte: „im Herbst Kavalkaden mit Kavalieren und Scheibenschießen, Jagd und Spektakel, im Winter Schauspiel, Bälle im Opernhaus und allen möglichen Salonkrempel, im Sommer Reisen durch die Welt mit breitem Hut und interessantem Kostüm und im Frühling — siehe da! ein ausgefrischtes Idyllchen mit dem guten Fränzchen hinter dem Haus im Gärtchen." Und nun kommt eine ernste Stelle, die den echten Freund zeigt, zugleich aber auch den Schlüssel geben kann zu Keller's Junggesellenthum. Er fährt nämlich fort: „Ei, ei! Wenn es Ihnen ernsthaft zu Muth ist mit Ihrem hübschen Herzenswesen, so mag es hingehen; allein ich glaube nicht mehr an all dieses und meine sämmtliche Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit im Punkte der Frauen ist auf den Kopf gestellt, und ich kann einzig nur noch ihre wirklich guten Qualitäten als Mutter zugeben; und daran sind Sie auch nicht schuld, sondern die allgemeine Mutter Natur. Ich habe zu viel schlechten Hohn und abgeschmackte Hänselei bei den nobelsten Frauensleuten sehen müssen, als daß ich noch viel auf ihre Empfindungen gäbe. Wer einer tiefen und ernsten Empfehlung fähig ist, der macht nur gute Späße und keine schlechten." Zum Schluß stellt ihr Keller eine „lächerliche Novelle mit dem Titel die böse Lina" in Aussicht. „Es soll eine Art Struwwelpeter „für die großen Kinder in seidenen Kleidern sein und ich will selbige in den Verlag Ihres eigenen Mannes einschmuggeln."

Man muß übrigens nicht vergessen, daß Keller, als er obige Stelle über die Frauen schrieb, herzenswund war von seinem Verhältniß her zu dem „schönen, großen, stolzen Mädchen", das er im Hause der Frau Duncker kennen gelernt und das in seiner Abwesenheit Zürich besucht und — ohne daran schuld zu sein — ihm manchen verdrießlichen Klatsch anderer Leute zugezogen hatte. Diese adelige junge Dame, die Bächtold nicht nennt, da sie noch lebt, ist mit Dortchen Schönfund im „Grünen Heinrich" identisch. Als Keller jenen Brief an Frau Duncker richtete, reiste die Schöne soeben in Italien. Mit Bezug hierauf schrieb Keller: „Fräulein *** soll nicht so lange in Italien bleiben. Jenes Land hat ja nicht nöthig, daß es noch viel schöner werde; das hat die Gegend um Berlin sammt den Leuten dort mehr nöthig". Wie groß mußte Keller's Herzensnoth damals noch sein, daß sie seiner trotzigen Feder ein solches Kompliment abgewann!

Man sieht aus den Briefen auch, daß der Dichter etwas daran setzte, den Briefempfängern wirklich etwas Werthvolles zu geben. Gewiß konnte ein so bedeutender Mann wie Keller überhaupt keine Briefe schreiben, in denen von der Kraft seines Geistes nicht etwas zu spüren war. Aber es liegt noch mehr als nur diese unwillkürliche Emanation seines reichen Innenlebens darin; er dichtete manchmal geradezu in seinen Briefen. Als Beleg dieser Wahrnehmung mag nur eine Stelle angeführt werden, die uns anmuthet wie ein Ausschnitt aus den „Leuten von Seldwyla"; sie findet sich in dem am 15. Mai an Ludmilla Assing gerichteten Briefe:

„Es ist sehr kalt heute; das Gärtchen vor dem Fenster schlottert vor Kühle: siebenhundertundzweiundsechzig Rosenknospen kriechen beinahe in die Zweige zurück. Der Nachbar hat sich plötzlich noch eine Braut angeschafft und baut sich nun dicht vor meinem Fenster eine kleine Schattenlaube, worin der unverschämte Hund wahrscheinlich, mir vor der Nase, seine Flitterwochen vergirren will! Er hat einen alten lahmen Zimmermann angestellt, der schon die ganze Woche an dem verfänglichen Werke herum bäschelt und hämmert, heut ein Brettchen und morgen ein Brettchen; ein schlau aussehender Klempner sucht aus einer alten Badewanne ein Dach zuzuschneiden, welches so viel Wonne bedecken soll; ein Tüncher steht ungeduldig bereit mit eingetauchtem Pinsel; ein halb toller Gärtnergreis kommt alle Stunden und zankt, daß er seine Sträucher und Schlingpflanzen noch nicht hinsetzen könne: kurz es ist eine Aufregung und ein Treiben, als ob die Gärten der Semiramis gebaut werden sollten. Und der beglückte Bauherr steht hinten und vorn dabei und daneben und drum herum und mißt mit dem Zollstock und klettert auf das Dach, und nur die Braut thut verschämt und läßt sich nicht sehen auf der famosen Baustelle."

Der Reichthum des mit dem Anhang 544 Seiten starken Bandes ist ein so großer, daß der Berichterstatter bitten muß, alles bisher Vorgebrachte nur als kleine Fingerzeige nach gewissen Richtungen aufzufassen, nicht als einen Versuch, das Bächtold'sche Buch allseitig zu würdigen. Ich will zum Schluß nur über die Anordnung dieses Bandes ein paar Worte beifügen. Bächtold gibt zunächst in eigener Darstellung auf Grund der hierauf folgenden Briefe und anderer Nachforschungen jeweilen eine Schilderung der Lebensjahre des Dichters von 1850 bis 1861. Zuerst also haben wir (von April 1850 bis Dezember 1855) die Berliner Jahre Keller's in Bächtold's Darstellung vor uns; hieran schließen sich die Briefe, welche Keller in jener Zeit schrieb. Dann folgt wieder die biographische Fortsetzung, welche Keller's Heimkehr und den Aufenthalt in der Heimath schildert. Und nun abermals als reiche Ergänzung die Briefe Keller's aus Zürich vorwiegend an die Freunde in Deutschland. Zuletzt kommt ein Anhang, der eine beträchtliche Zahl dramatischer Entwürfe, Skizzen zum „Grünen Heinrich" und viele Belegstücke zu wichtigen Ereignissen in Gottfried Keller's Leben enthält. Man könnte allein schon über die — meines Erachtens — mehr vom allgemeinen poetischen als speziell dramatischen Standpunkt hoch interessanten dramatischen Entwürfe Keller's viele Bogen schreiben, da sie nach allen Richtungen zum Nachdenken anregen und theilweise auch für die politischen Bewegungen jener Zeit ungemein charakteristisch sind. Und ebenso würde man an kein Ende kommen, wenn man auch nur auf die wichtigsten Briefe im Einzelnen näher eintreten wollte. So wäre z. B. die Darstellung des Verhältnisses Gottfried Keller's zu Richard Wagner, dessen Nibelungentrilogie Keller als eine „gluth- und blüthenvolle Dichtung" höher schätzte, „als alle anderen poetischen Bücher, die ich seit langem gelesen", eines eigenen Aufsatzes werth, da später Keller über Wagner's „Parcival" als Dichtung sehr ungünstig urtheilte und schon aus diesem zweiten Bande des Bächtold'schen Buches hervorgeht, wie ihm zunächst Richard Wagner als Mann und Mensch allmählich unsympathisch wurde. Und welche Schätze wahrer Weisheit über poetisches Schaffen in diesen Briefen stecken! Auch hiervon läßt sich in einem übersichtlichen Artikel nicht leicht der rechte Begriff geben. Da bleibt folglich nichts übrig, als die Hinweisung auf das Buch selbst, mit dem Professor Bächtold der deutschen Litteratur wieder eine Gabe von größtem Werthe geschenkt hat.

Bern. J. V. Widmann.

---

## Die Revolutionirung der Industrie durch die Elektrizität.

Im Jahre 1807 gelang es dem englischen Chemiker Davy, vermittelst der Volta'schen Säule aus den Alkalien zwei neue Metalle, das Natrium und das Kalium, auszuscheiden. Es war das die erste That, durch welche der elektrische Strom seine Gewalt über die Materie in wirklich praktischer Weise offenbarte. Für diese auf naturwissenschaftlichem Gebiete ganz neue Errungenschaft erhielt er 1810 von der französischen Akademie den großen Napoleonpreis. Wir stehen hier an der Wiege der Elektrotechnik oder wenn wir näher spezialisiren wollen, an der Wiege der Elektrochemie. Zwanzig Jahre später wurden darauf von dem Großmeister der Experimentirkunst, Michael Faraday, die Gesetze der Stoffzerlegung mittels des elektrischen Stromes genau erforscht; und hieran schließt sich eine überwältigend große Menge von Arbeiten der zeitgenössischen Physiker und Chemiker in dem neu begründeten

Gebiet. Aber erst nach Erfindung der Dynamomaschine durch Werner von Siemens gingen diese Arbeiten aus dem Versuchsraum des Gelehrten in den Fabriksaal über, denn nur durch die Riesenströme, welche die Königin der Maschinen entwickelt, ward es möglich, den Stoff in genügend starker Weise zu beeinflussen. Die Berufskreise der Chemiker und der Elektriker, deren Arbeiten sonst sehr verschiedenen Zielen zustrebten, wurden nun zur gemeinschaftlichen Thätigkeit veranlaßt. Die Erfolge waren ganz verblüffende; doch tauchten die neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der elektrischen Chemie nicht in einer gewissen gesetzmäßigen Folge, sondern mehr sprungweise auf. Um zu einer geregelten Ausbeute zu gelangen, vereinigten sich eine große Anzahl von Gelehrten, Technikern und Industriellen, und begründeten am 21. April d. J. in Kassel die elektrochemische Gesellschaft.

Im Allgemeinen arbeiten die Forscher, die mit Hilfe starker Ströme die Materie beeinflussen wollen, noch mit verbundenen Augen. Denn dieser ganze Zweig der Wissenschaft hat sich bisher keiner Theorie gebeugt, und der Experimentator ist gezwungen, ziemlich auf gut Glück zu probiren. Was ihn leitet, sind höchstens Analogieschlüsse, die er auf Grund längerer Erfahrungen zu ziehen im Stande war.

Um hier am Eingang unserer Betrachtung eine Vorstellung von den Vortheilen der elektrischen Methode zu geben, wollen wir auf einige leicht verständliche Vorgänge hinweisen. Einer der wichtigsten Fabrikationszweige der Chemie beschäftigt sich mit der Herstellung der Soda aus dem Kochsalz. Um das nach dem am meisten verwendeten Leblanc-Prozesse zu ermöglichen, muß man auf sehr umständlichem Wege in Flammenöfen erst das Kochsalz in schwefelsaures Natron, und dieses durch Beimischung von Kohle und Marmor zur Soda überführen. Bei dieser Fabrikation entstehen zudem eine Menge von Nebenprodukten, so daß die Sodaherstellung zu einer höchst komplizirten wird. Sendet man dagegen entsprechend starke Ströme durch eine Lösung von Kochsalz, so bildet sich das Fabrikat, wie unter Zauberers Hand, fast von selbst. Die energische Wirkung der elektrischen Ströme auf die Materie ist in vielen Fällen mit auf die höchst ökonomische Art der Hitzung zurückzuführen. Will man z. B. in einem Hochofen durch die Kohle bestimmte Temperaturen erzielen, so geht der größte Theil der Hitzung durch Strahlung, Leitung u. dergl. verloren, während der elektrische Strom seine in Wärme umgewandelte Energie fast ganz dem zu beeinflussenden Körper zuführt. Werden doch beim Schmieden — um einen einfacheren Fall herbeizuziehen — 99 Prozent Wärme ungenutzt ausgestrahlt, während im elektrischen Ofen, von dem wir weiter unten sprechen werden, etwa 85 Prozent zur thatsächlichen Verwendung gelangen. Es ist daher zweifellos, daß die elektrische Hitzung auf dem Gebiete des Hochofenwesens noch bedeutende Umwälzungen hervorrufen wird.

Das Interesse weiterer Kreise für die Elektrochemie wurde zuerst dadurch erregt, daß es gelang, mittels des elektrischen Stromes Edelsteine, und im Besonderen den Diamanten, herzustellen. Die Ersten, die auf diesem Gebiete wirkten, waren die Gebrüder Cowles, Frémy und Parson. Aber erst seitdem Henry Moissan, der berühmte Erforscher des Fluor, sich dem Problem zuwandte, ist man zu wirklich greifbaren Erfolgen gelangt. Ganz eigenartig ist die Konstruktion seines elektrischen Schmelzofens. Er besteht in der Hauptsache aus zwei Blöcken von gebranntem Kalk, die übereinander aufgeschichtet sind, und von denen der untere eine Rille besitzt, in der sich die Elektroden befinden, die den Strom führen. Zwischen diesen wiederum liegt ein Tiegel aus Retortenkohle, welcher somit unmittelbar unter dem Einflusse des elektrischen Flammenbogens steht. Mit seinem Ofen ist Moissan im Stande, Temperaturen bis zu 3000 Grad der hunderttheiligen Skala zu erzeugen; dann allerdings begannen selbst diese Wände zu schmelzen. — Um Diamanten zu erzielen, unterwarf der Erfinder eine Mischung von Gußeisen und geschmolzenem Silber, nachdem er sie mit Kohlenstoff gesättigt hatte, der genannten Temperatur. Der edle Stoff krystallisirte aber erst aus, als es Moissan gelungen war, durch einen Kunstgriff den Prozeß unter sehr hohem Druck auszuführen. Das gelang dadurch, daß er in das schmelzende Gußeisen Zuckerkohle einführte und den Schmelztiegel plötzlich stark erkältete. Die Masse erstarrte schnell, die Oberfläche bildete eine harte Kruste, und die flüssige Mitte kam unter sehr hohen Druck. Der Stoff, den Moissan erhielt, ritzte den Rubin, verbrannte im Sauerstoff bei einer Temperatur von 900 Grad unter Bildung von Kohlensäure, und war dreiundeinhalbmal so schwer als destillirtes Wasser. Das sind aber die Eigenschaften, die den Diamanten auszeichnen! Moissan bemerkte im Weiteren, daß die Krystallisation des Diamanten wesentlich von der Geschwindigkeit der Abkühlung abhängt. Er verwendete zu diesem Zwecke geschmolzenes Zinn, und später mit besonderem Erfolge geschmolzenes Blei. Sowohl schwarze als auch weiße Diamanten hat Moissan hergestellt; im Ganzen bisher 15,5 Milligramm. — An dem Wettkampf um die Darstellung der edelsten der Steine haben sich neuerdings gar viele Forscher betheiligt. Besonders interessant sind die Versuche von Edward G. Acheson in Monongehela City in Pennsylvanien, welcher bei seinen Bemühungen allerdings nicht zum Diamanten, aber zu einem sehr werthvollen neuen Stoffe gelangte, der berufen ist, in vielen Zweigen der Technik und der Kunst revolutionär zu wirken! Mittels Wechselstrom erzeugte er aus einer Mischung von Kohlenstoff und Ton Krystalle von außerordentlicher Härte. Das Produkt, welches ein vortreffliches Schleifmittel darstellt, wurde vom Erfinder Carborund genannt. Es leistet das Drei- bis Vierfache der bisher verwendeten Korundrädchen, und hat bereits als Schleifrädchen in der Glastechnik, in der Zahntechnik, und in anderen Branchen die bis dahin verwendeten Schmiergelscheiben total verdrängt.

Mit der Herstellung des Diamanten sind die Bemühungen Moissan's keineswegs erschöpft. Wir verdanken ihm eine große Anzahl von Neuheiten, die für die chemische Industrie von hervorragender Bedeutung sind. Es gelang ihm, in seinem Schmelzofen aus den Metallsalzen die Metalle abzuscheiden und dadurch eine große Menge unschmelzbarer Stoffe zu erzeugen. Unter Anderem erhitzte Moissan Alaunerde auf 2250 Grad und erhielt kleine rubinrothe Krystalle. Aus Uraniumoxid konnte er bei der höchsten ihm zugänglichen Temperatur, von 3000 Grad, gar ein 1200 Gramm wiegendes Stück Uranium erzeugen. Unter dem Einflusse des elektrischen Flammenbogens verloren überhaupt die Stoffe manche Eigenschaften, die in unseren Vorstellungen bisher mit ihnen verknüpft erschienen. Das harte Silitium erschien z. B. im gasförmigen Zustande, und Platin wurde flüssig und destillirte über wie Wasser. Nachdem Moissan einmal festgestellt hatte, daß es möglich sei, selbst die härtesten Metalle zu verdunsten, hat er dieser, für die Technik sehr wichtigen Erfahrung, ein spezielles Studium gewidmet. Zum Zwecke der Verdunstung veränderte der Erfinder ein wenig den Schmelzofen. Er führte oberhalb des Schmelztiegels ein U-förmig gebogenes Kupferrohr ein, das sich durch einen Wasserstrom, der sich unter sehr hohem Druck befand, fortdauernd umspült wurde. Treten die Metalldämpfe in die Röhre ein, dann schlagen sie sich dort in Form von Pulvern oder Blättchen nieder. — Sehr eigenthümlich war die Destillation des Goldes. Es entwickelte sich ein heller, gelblich-grüner Rauch, der sich zu einem purpurglänzenden Pulver in der Röhre niederschlug. Untersuchte man es unter dem Mikroskop, dann fand man, daß es aus sehr kleinen Goldkörnchen zusammengesetzt war. Eisen verdunstete sehr schnell und erzeugte einen grünen Niederschlag mit glänzender Oberfläche. Von schönen Lichtwirkungen war die Destillation des Kupfers begleitet. Setzte Moissan ein Stück metallischen Kupfers dem Lichtbogen aus, so schossen glänzende von gelbem Rauch begleitete Flammen aus den Oeffnungen des Ofens hervor. Aber nicht nur die Metalle, sondern auch die Erden Magnesia, Graphit u. dergl. werden einer vollkommenen Destillation unterworfen. Es wurde u. A. Kohle im Schmelzofen sofort in Graphit — der Stoff, der sich in den Bleistiften befindet — verwandelt, das so-

dann verdunstete und sich in dem Verdichtungsrohre in hellen, fast durchsichtigen Blättchen niederschlug.

Auch die Fabrikation des Phosphors ist im vergangenen Jahre von den englischen Chemikern Readman und Parker im elektrischen Schmelzofen ausgeführt worden. Die Vortheile dieser Fabrikation sind deshalb so bedeutende, weil das Material fast ganz rein gewonnen wird, und der Ertrag ein sehr hoher ist. Man stellte beispielsweise aus 127 Theilen phosphorhaltiger Materialien, welche 16½ Theile Phosphor enthielten, thatsächlich 14¼ Theile Phosphor dar. Das ist aber ein Reinertrag von 86 Prozent. Jeder Schmelzofen der Phosphorus Company liefert täglich 150 Kilogramm Phosphor. Die Gesellschaft würde allein im Stande sein, den Verbrauch der ganzen Erde an Phosphor zu decken.

Die Konstruktion der so wichtigen elektrischen Schmelzöfen ist neuerdings von Seladin wesentlich verbessert worden. Wir sahen bei den Moissan'schen Versuchen, wie bedeutungsvoll der Druck während der Operation ist. Im Seladin'schen Ofen können Drucke bis zu 1000 Atmosphären erzielt werden.

Eine nicht minder bedeutungsvolle Eigenschaft des elektrischen Stromes besteht in seiner Fähigkeit, die chemische Verwandtschaft der Stoffe aufzuheben, und in energischster Weise die Verbindungen innerhalb der Körperwelt zu lösen. Die ersten großen Erfolge nach dieser Richtung zeigte die Elektrochemie auf dem Gebiete der Metallurgie. Es erregte seiner Zeit das Erstaunen der Chemiker, daß der elektrische Strom gleichsam das Aluminium — das moderne Silber — aus der Thonerde herausschnitt; und diesem ersten Erfolge reihten sich eine große Anzahl weiterer Triumphe an. Allerdings arbeitet die moderne elektrische Technik mit bis dahin unerhörten Kräften. In Neuhausen z. B., wo die Energie des Vater Rhein durch Stromumsetzung dazu verwendet wird, das Aluminium zu erzeugen, arbeitet man mit 4000 Pferdekräften. Der dadurch erzeugte Strom ist ein so gewaltiger, daß er nur in Metallbarren von 10—20 Centimeter geführt werden kann. Die Wirkungen des Stromes nach außen erlauben es, Versuche anzustellen, die sonst nur im Laboratorium unter ganz besonderen Bedingungen gelingen. Ist man doch — und das wird besonders die Physiker unter den Lesern der „Nation“ interessiren — dort im Stande, die Ampère'schen Gesetze mit einem einfachen Schlüssel zu demonstriren.

Bei unserer Aufzählung der Erfolge, welcher die Elektrochemie bisher sich zu erfreuen gehabt hat, möchten wir noch auf eine Errungenschaft hinweisen, die großes Aufsehen in den weitesten Kreisen erregt hat. Vor etwa vier Jahren wurde gemeldet, daß es dem englischen Ingenieur Webster in London gelungen sei, durch Beschickung mittels des elektrischen Stromes, die Abwässer von London zu klären. In einer Stunde sollte es gelungen sein, 540 000 Liter von den beigemischten Bestandtheilen zu säubern. Seitdem ist über die Weiterführung dieser Versuche nichts mehr veröffentlicht worden. Jene Nachricht hat aber dazu beigetragen, auf die klärende Wirkung des elektrischen Stromes aufmerksam zu machen. Es wandten sich u. A. Vertreter des Brauereigewerbes an den Referenten, um ihn zu veranlassen, Klärungsversuche durch den Strom beim Biere anzustellen. Zur Klärung des Bieres bedarf man bis heute sehr komplizirter und kostbarer Filterapparate, durch welche der trübe Stoff hindurchgepreßt werden muß. Es war von vornherein klar, daß bei den elektrischen Klärversuchen nur mit ganz schwachen Strömen gearbeitet werden konnte, weil sonst eine elektrolytische Zersetzung des Bieres befürchtet werden mußte. Der Strom darf hier nur mechanisch wirken. Das Resultat dieser Versuche war ein negatives! Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß man durch Wechselströme zu Resultaten gelangt. In der That melden einige französische Blätter, daß man durch Wechselströme von sehr großer Wechselzahl, welche einen mit trübem Bier gefüllten Glascylinder umströmten, eine Klärung der Substanz und eine Tödtung der Keimungsbakterien erzielt habe. Wie wir mittheilen können, beabsichtigt eine große Gesellschaft mit solchen Versuchen, die für die Oekonomie des Brauereigewerbes von unabsehbarer Bedeutung sind, sich demnächst eingehend zu beschäftigen.

Die Webster'schen Versuche haben eine ziemlich große Anzahl ähnlicher Verfahren zu gleichen Zwecken hervorgerufen. Es braucht nicht erst betont zu werden, daß solche Untersuchungen z. B. für die Stadtverwaltungen von größtem Interesse sind. In Zeiten, wo die Cholera sich drohend alljährlich meldet, ist es eine zwingende Forderung, Methoden zu ermitteln, durch welche die Flußläufe, die sich in solchen Zeiten leider oft als verseucht zeigten, gereinigt werden können. Ein neues Reinigungsverfahren ist unlängst vom Chemiker Martin in Newyork in Vorschlag gebracht worden. Martin zeigte, daß Meerwasser durch den galvanischen Strom in ein vorzügliches Desinfektionsmittel zu verwandeln ist, das sich zum Reinigen des Flußwassers eignet. Man beabsichtigt, die Wässer Newyorks in dieser Weise von den Krankheitserregern und dem Unrath zu befreien. Um die neue Methode zu erproben, sind in dem Dorfe Brewster bei Newyork Anlagen für die Abwässer von 35 Gebäuden errichtet worden. Man bediente sich hierbei einer Salzsoole, deren Lösung sich wie 1 zu 50 verhält. In einem schmiedeeisernen Behälter von 16 Kubikmeter Inhalt wird die Mischung vorgenommen, und sodann mittels Elektrizität beschickt. Hierzu dient eine Dynamomaschine von 4 Pferdekräften. Der Strom geht durch eine Kupferelektrode, die mit Platin belegt ist, in die Soole hinein und tritt durch eine Kohlenelektrode wiederum aus. Die elektrolysirte Flüssigkeit wird darauf durch Röhren in die zu reinigende Substanz geleitet.

Eine ganz ähnliche Methode wurde von Hermite in Frankreich vorgeschlagen. Die Hoffnungen, die sich an das Hermite'sche Verfahren geknüpft haben, sind aber leider nicht in Erfüllung gegangen, wie sehr genaue Untersuchungen der wissenschaftlichen Kommission ergeben haben.

Um so erfolgreicher hat sich die Einführung der Elektrizität in die Gerberei erwiesen. Das Verfahren wurde zuerst, nach vielen mühseligen Versuchen, von der Firma Worms & Bale in Paris ermittelt. Seitdem hat sich diese Anfangs viel angezweifelte Fabrikationsmethode weiter entwickelt, und die größten Firmen auf diesem Gebiete bedienen sich derselben. Nach ihr verfährt die Société Brion et Dupré, die etwa 600 000 Kilogramm Häute im Jahre verarbeitet; und die British Tanning Company in England. Die bedeutendsten Gerbereien befinden sich z. B. in Portugal und Brasilien. Von diesen gerben die Firmen in Porto und Braga 700 000 Kilogramm schwerster Häute; und die größte Gerberei, welche sich auf der Erde befindet, in Boa Vista, in der Nähe von Rio de Janeiro, gar das Zehnfache dieses Quantums im Jahre. Das Verfahren dieser Firmen ist in Kurzem das folgende: Nachdem die Häute enthaart und durch Kalk bearbeitet sind, werden sie in große Trommeln gefüllt, von denen eine jede etwa 800 Kilogramm Felle fassen kann. Die Gerbbrühe, die aus Tanninextrakt und etwas Terpentinessenz besteht, muß eine Temperatur von 25 Grad besitzen! Während sich die Trommeln nun langsam um eine horizontale Achse drehen, tritt ein mäßig starker Strom durch diese in die Trommel ein, verbreitet sich im Innern des Gefäßes in eigenthümlicher Weise durch Kupferdrähte und tritt am anderen Ende wiederum heraus. Bei der Operation ist es erforderlich, den Strom in nicht zu langen Intervallen umzukehren. Nach genauen Untersuchungen übt bei diesem Prozesse der Strom keine elektrolytische Wirkung aus, sondern er wirkt in rein physikalischer Weise dadurch, daß er die Diffusion der Brühe gegen die Häute vermehrt, und dadurch das Eindringen des Tannins erleichtert. Der Gerbungsprozeß wird durch die neue Methode sehr beschleunigt. Leichte Kalbshäute z. B., die sonst zu ihrer Reife etwa 3 Monate bedürfen, waren auf dem neuen Wege in 24—32 Stunden vollendet; schwere Kuh- und mittlere Rindshäute in etwa 90 Stunden; Rindshäute schwerster Art, die früher ein Jahr und darüber bearbeitet werden mußten, erreichten ihre Reife in 96—108 Stunden. Der ökonomische Vortheil liegt also hauptsächlich in der Kürze des Verfahrens; aber auch die ganze Fabrikationsart ist eine wohlfeile. Die Erzeugnisse werden durchaus gelobt.

Auch in dem Bleichereigewerbe ist durch das elektrische Verfahren ein großer Umschwung eingetreten. Schon vor einigen Jahren machte der Versuch von Hermite, der sich einer 5prozentigen Chlormagnesiumlösung, die durch den galvanischen Strom zersetzt wird, bedient, großes Aufsehen. Ganz neuerdings ist ein elektrisches Bleichverfahren der Firma Siemens und Halske patentirt worden. Es eignet sich besonders für die Leinenbleicherei und dürfte eine große Zukunft haben. Durch dasselbe ist man im Stande, die gewöhnliche Bleichzeit um ein Drittel zu verkürzen. Der Hauptvortheil der Methode besteht aber darin, daß das Material nicht im Freien ausgelegt zu werden braucht, sondern daß man es statt dessen in geschlossenen Räumen der Einwirkung des Ozons aussetzt.

Sehr vortheilhaft hat sich die elektrolytische Herstellung des Chloroforms aus einer Mischung von Kochsalz und Acetonchlorür, und des Bleiweiß aus dem essigsauren Ammoniak erwiesen. Um so mehr, da dem zuletzt genannten Farbstoffe kräftigere Eigenschaften zukommen, als dem auf dem alten Wege erzeugten. Auch das Ozon, welches, wie wir soeben sahen, zu Bleichzwecken Verwendung findet, und seine chemisch einfachere Modifikation, der Sauerstoff, wurden unter Einfluß des elektrischen Stromes erzielt. Der Sauerstoff, der in der Heiztechnik beginnt eine sehr bedeutende Rolle zu spielen, und den man jetzt auch zum Reifen der Spirituosen verwendet, wird in ungeheuren Mengen in London dargestellt. Konnte doch ein einziger Fabrikant dortselbst während eines Jahres 100 000 Kubikfuß erzeugen.

Zu den ältesten Erfolgen auf elektrochemischem Gebiete gehören die Methoden der Verkupferung, der Versilberung u. dergl., die bereits 1838 von Jakobi in Petersburg ermittelt wurden. In neuerer Zeit sind diese Methoden vielfach verbessert worden, und man ist jetzt im Stande, beliebige Materialien mit den verschiedensten Metallen zu belegen. Beachtenswerth ist z. B. das Verfahren von Potieu, mittels welchem auf Glas, Porzellan u. dergl. elektrolytische Metallniederschläge zur Verzierung hervorgerufen werden können. Man verwendet dabei eine Mischung von etwa 75 Theilen gepulvertem Silber und 25 Theilen borarsaurem Blei, welche mit ein wenig Terpentinöl unter Hinzufügung von Fett gerieben wird. Mit einem Pinsel trägt man nunmehr die Mischung auf die entsprechende Zeichnung des Gefäßes auf, trocknet es und bringt es auf eine so hohe Temperatur, daß das geschmolzene borarsaure Blei sich in das Material einfrißt. Zum Schluß wird das Glas- oder Porzellangefäß in ein elektrolytisches Bad getaucht; dann bedecken sich die entsprechenden Theile mit einem sehr festhaftenden elektrolytischem Niederschlage. — Auch die Versilberung des Eisens führt man auf ähnliche Weise seit einiger Zeit aus.

Gleichfalls mit Hilfe des galvanischen Stromes sind kürzlich neue Methoden zur Vernickelung von Bleizinnlegirungen ermittelt worden, wodurch man selten schöne Fabrikate auf billige Weise erzielen kann. Da gute Vernickelungen zu den wichtigsten Metallüberzügen gehören, so hat durch die neue Methode die gesammte Alfenide- und Neusilberindustrie einen großen Fortschritt zu verzeichnen. Es sei nur bemerkt, daß zur Beschickung eines galvanischen Bades von 50 Litern nur ein Strom gehört, wie ihn etwa 3 Elemente entwickeln. Nach Vollendung des Prozesses erscheinen die Gegenstände im prächtigen Glanze und mit sehr schöner Politur.

Auch bei der Herstellung künstlerischer Druckplatten hat man mittels des galvanischen Stromes schöne Erfolge erzielt. Solche Methoden sind unabhängig von einander von mehreren Erfindern ermittelt worden. So hat schon vor längerer Zeit Schuster in Berlin, und kürzlich Thomas Spencer, den galvanischen Strom zur Verbesserung und zur Beschleunigung beim Aetzen von Druckplatten verwendet. Der Unterschied zwischen dem galvanischen und dem eigentlichen Aetzen besteht darin, daß die geätzten Linien, wenn man sie unter dem Mikroskop untersucht, eine fortlaufende Reihe unregelmäßiger Vertiefungen und Grübchen darstellen, und in die Breite gehen, wenn man im Interesse der künstlerischen Schattirung Tiefe verlangt. Das trifft bei dem neuen Verfahren nicht zu. Die Platten stellen unter dem Mikroskop eine vollständige Furche dar, die eben rauh genug ist, um die Schwärze festzuhalten. Schneiden sich beispielsweise zwei Linien, so sind die Ecken des Kreuzungspunktes so scharf, wie wenn die Linien gravirt wären!

Die Untersuchungen, mit denen sich bisher die Elektriker beschäftigten, gehörten fast ausschließlich der anorganischen Chemie an. Jetzt beginnt man sich, und zwar mit großem Erfolge, den organischen Stoffen zuzuwenden. Wenn man bedenkt, welche große Rolle die organischen Verbindungen in fast allen Gebieten der Industrie und Technik spielen und ihre unermeßliche Mannigfaltigkeit erwägt, dann wird man sich eine Vorstellung von der Ausdehnung des Gebietes bilden können, das sich den Forschern für die Zukunft öffnet. — In der Farbenchemie gelangten auch mehrere Etablissements bereits zu schönen Resultaten, und eine nicht kleine Anzahl von neuen Patenten sind in kürzester Zeit zu erwarten. Wir glauben überhaupt, daß in diesem Zweige der Technik revolutionäre Veränderungen bevorstehen.

Die großen ökonomischen Vortheile der Elektrotechnik liegen in den geschickten und praktischen Methoden der Kraftübertragung. Bisher beschäftigte man sich hauptsächlich mit der Ausnutzung von Wasserkräften. Man verwandelte die Energie eines Wasserfalles in elektrischen Strom und überführte diesen nach solchen Orten, wo er in irgend welcher Form Verwendung finden konnte. Als neuester Fortschritt der Elektrotechnik ist es nun zu betrachten, daß man in der Elektrochemie eine neue Methode der Kraftübertragung zu entdecken beginnt, die es ermöglicht, in sehr großartiger und sehr umfangreicher Weise die Kräfte, die im Boden eines Landes in Form von Naturprodukten aller Art schlummern, auszunutzen. — Gerade Deutschland ist unendlich reich an Bodenmaterialien aller Art, die bisher der Industrie nicht zugänglich gemacht werden konnten, und zwar hauptsächlich aus den Gründen, weil sie zu weit von den großen Verkehrsstraßen entfernt sind, und weil die älteren chemischen Methoden sich als zu wenig ausgiebig zeigten. Durch die elektrochemischen Methoden ist man nun ermuthigt worden, diesen schlummernden Kraftquellen von Neuem nahe zu treten. So haben z. B. die elektrochemischen Werke in Berlin bei Bitterfeld sehr ausgedehnte Fabriken errichtet, deren Eröffnung unmittelbar bevorsteht. Hier befinden sich ausgedehnte Lager von Braunkohlen, deren Heizwerth ein so geringer ist, daß sich der Transport nicht lohnt. Man wird dieselben nun am Orte selbst zu allen möglichen chemischen Umwandlungen, unter Beihilfe elektrischer Methoden verwenden; und somit große Mengen bisher unbenutzter Sonnenenergie ausnutzen.

Diesem Beispiele von höchsten volkswirthschaftlichem Werthe werden sich hoffentlich bald weitere Unternehmungen anschließen. Im Boden unseres Vaterlandes ruhen unermeßliche Schätze; die neue Technik gibt die Mittel, um sie im Interesse der Nation auszunutzen.

Franz Bendl.

---

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 39. Berlin, den 30. Juni 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Gisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

## Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Frankreich hat mit Schnelligkeit und ohne ernste Erschütterungen eine schwere Krisis durchgemacht. In Lyon ist Präsident Carnot durch den Dolchstoß eines Anarchisten italienischer Nationalität getödtet worden. Als nächste Folge wandte sich die Stimmung im Süden Frankreichs gegen die zahlreichen dort beschäftigten Landsleute des Mörders und in einigen Städten erfolgten schwere Ausschreitungen, Plünderung von Läden, Verwundungen und auch Arbeitsentlassungen, so daß mehrere Tausend Italiener flüchtend in ihr Vaterland zurückkehrten. Die Entwicklung dieser Bewegung hätte ernste internationale Folgen nach sich ziehen können, wenn nicht die gebildete französische Gesellschaft, die Presse und die Regierung solchen Gefahren mit Kraft entgegengetreten wäre. Die Ausschreitungen sind unterdrückt worden, und jenes rohe Gesindel, das sich der Nationalitätsidee als Deckmantel für seine Freude an Gewaltthätigkeiten und für seine Diebesgelüste bemächtigt hat, ist bereits mit starker Faust zur Ruhe gebracht.

Aber wäre solche Verzerrung der Nationalitätsidee überhaupt möglich, wenn nicht auch die sogenannten gebildeten und gesitteteren Schichten der Bevölkerung — und zwar nicht nur in Frankreich — jenen ursprünglich politisch gesunden Gedanken durch chauvinistische Beimischung tief depravirt hätten. Gewiß ist es Gesindel, welches in Südfrankreich Hunderte friedlicher italienischer Arbeiter die That eines ihnen ganz fremden Menschen entgelten läßt, der mit seinen Landsleuten nichts gemein hat, als den Umstand, daß seine Wiege zufällig auf der Apenninenhalbinsel gestanden hat; während Vaillant und Ravachol und ihre Genossen Vollblutfranzosen waren. Alle Welt verurtheilt solche Ausschreitungen; aber sie sind nicht wunderbar in einer Zeit, wo nationale Verhetzung sich so oft Patriotismus nennt. Jetzt in Südfrankreich sieht man, wie solche gewissenlose Aufstachelung und Vergiftung der Volksstimmung unmittelbar in anarchische Bewegungen umschlägt, die in diesem Falle einen Augenblick selbst international bedrohlich zu werden schienen. Man darf wohl sicher sein, daß die französische Regierung jene Pflichten erfüllen wird, welche die Gerechtigkeit vorschreibt; und damit wird diese Seite der traurigen Ereignisse ihre Bedeutung verlieren. Der Gefahren jedoch, die hier schlummern, wird man eingedenk bleiben müssen in Frankreich und anderwärts, und diese widerwärtigen Pöbelscenen gegen Unschuldige und Unbetheiligte sind eine neue Mahnung, feste Dämme gegen die Ueberfluthung aus diesen in nationalen Farben schillernden Sümpfen zu errichten.

Der französische Kongreß, welcher Sadi Carnot einen Nachfolger geben mußte, hat Casimir Perier mit einer Majorität von freilich nur 49 Stimmen, aber doch sogleich im ersten Wahlgang gewählt. War Carnot ein ehrlicher, bescheidener Mann, dessen höchster Ehrgeiz darin bestand, ohne anzustoßen nichts als seine Pflicht im Rahmen der Gesetze zu erfüllen, so ist Perier ein Charakter von größerer Kraft und stärkerer Individualität, ihm wohnt Selbständigkeit und Energie, die ihre eigenen Wege geht, inne. Er kann Carnot gegenüber als ein Mensch von hervorragenden Eigenschaften gelten; ob er als Präsident geeigneter als jener ist, muß die Zukunft lehren. Denn man darf nicht vergessen, daß die Präsidentschaft des Todten zwar ernste Krisen für die Republik barg, aber doch auch — und vielleicht gerade seiner Eigenschaften wegen — glücklich überwundene, und zudem vollwerthige Erfolge. Die Gefahren des Boulangismus und des Panamaskandals wurden unter Carnot bestanden und die offene Annäherung an Rußland konnte wahrscheinlich nur darum vollzogen werden, weil der Todte in der Flucht französischer Minister eine Bürgschaft gegen Abenteuer zu bieten schien. Bei Carnot zeigte es sich, daß in der Politik nicht nur die hervorragenden Eigenschaften zum Erfolg nöthig sind; sondern daß vor allem die Fähigkeiten dem Wirkungskreis entsprechen müssen. Carnot besaß an geistigem Wuchs jenes brave Mittelmaß, das einem konstitutionellen Staatsoberhaupt sehr nützlich ist und ganz gut ansteht; Perier's größere persönliche Bedeutung hat in diesem Amte, das vor Allem auch abwarten und ausgleichen muß, sich noch zu bewähren.

Daß die verbrecherische That, der Carnot zum Opfer gefallen ist, auch die Frage nach neuen Maßregeln gegen die Anarchisten in der Presse angeregt hat, ist klar. Die reaktionäre Presse verlangt neue Gesetze; aber auch dieser Ruf muß bedeutungslos verhallen, da es nach der Natur der Verhältnisse nicht gelingen kann, wirkungsvollere Maßregeln vorzuschlagen. Es gab trotz aller Strafgesetze stets den Mord, und Rußland hat seine Nihilisten, obgleich die russische Polizei allmächtig ist. Gegen solche verbrecherische Verirrungen vermag die öffentliche Meinung meist noch mehr als die Polizei.

In dem Vertrage, der zwischen **England** und dem **Kongostaat** abgeschlossen worden ist, wurde von den Betheiligten jener Abschnitt gestrichen, der von der deutschen Reichsregierung beanstandet worden ist. Das ist ein Erfolg, den die deutsche Diplomatie errungen hat; wir veranschlagen dieses Ergebniß zwar nicht sehr hoch, denn das Streitobjekt war ernster Vertheidigung gar nicht werth, und man konnte voraussehen, daß die Engländer viel zu klug sein würden, als bei diesem Punkte ernsten Widerstand zu erheben; aber immerhin bleibt es ein Erfolg, das durchzusetzen, was man sich vorgesteckt hat.

Daß von dem jetzigen Reichskanzler irgend ein Unternehmen glücklich zu Ende geführt wird, ist der äußersten Rechten überaus schmerzlich. Lieber eine diplomatische Niederlage Deutschlands als ein Erfolg des Grafen Caprivi, — das ist die patriotische Politik, die diese Parteirichtung verfolgt. Das Etiqueninteresse ging ihr immer über eine Eigenschaft, die man zwar im Munde führen muß und die Patriotismus heißt, aber die zu üben nur der sentimentale Philister verpflichtet ist. Ein politisches Programm dieser Art ist alt; neu jedoch ist die plumpe und unverhüllte Ungeschicklichkeit, mit der es vertreten wird.

Als die Verhandlungen mit England schwebten, sagte die „Kreuzzeitung“ in kurzsichtigem Haß voraus, sie würden uns natürlich eine Niederlage bringen; man bauschte die Frage auf und gab so dem ziemlich sicherem Erfolge der Regierung ein Relief, — wofür Graf Caprivi sich bedanken kann. Bei einigem Scharfblick hätte man von jenem feindlichen Standpunkt aus besser sogleich von den billigen Lorbeeren gesprochen, die Graf Caprivi pflücken wolle. Es war eine Politik beschränkter Geister, die das Böse will und das Gute schafft. Als dann der Erfolg da war, konnte dies einen Augenblick nicht geleugnet werden; aber die gleich darauf beginnende Metamorphose, die mit jenem „Erfolge“ vorgenommen wurde, gehört zu den Glanzleistungen ungeschickter politischer Tartüfferie. Und eine solche charakteristische Wandlung verdient wohl in ihren einzelnen Stadien zum Gedenken festgehalten zu werden.

„Kreuzzeitung“ vom 25. Juni Abends:

„Ueber den Ausgang des Handels freuen wir uns mehr, als die Judenpresse thut, die zum guten Theil daran schuld ist, wenn Deutschlands Stellung nach außen nicht immer so ist, wie sie es sein sollte, weil die Reichsregierung von dieser Seite niemals Unterstützung findet.... Hinterdrein, wenn es einmal trotzdem gut gegangen ist, mit Hurrah zu rufen, kostet jener Presse nichts; namentlich dann nicht, wenn sie den Fall gegen ihre politischen Gegner ausnützen zu können meint. Auf dem auswärtigen Gebiete aber wird sie damit kein Glück haben, weil unser Verhalten in diesem Punkte in allen Einzelheiten zeigt, daß wir hier kein Parteiinteresse gelten lassen und jeden Erfolg begrüßen, mag unsere Stellung zu den leitenden Persönlichkeiten sonst auch keine freundliche sein.“

„Kreuzzeitung“ vom 26. Juni Morgens:

„Mit großer Befriedigung nehmen wir von der Thatsache Akt, daß England genöthigt gewesen ist, den Deutschland betreffenden Theil seiner Vereinbarung mit dem Kongostaat rückgängig zu machen. Das Verdienst dieses Erfolges ist ohne Zweifel der festen Sprache zu danken, mit der Se. Majestät der Kaiser persönlich in dieser Sache Stellung genommen hat, und auch das begrüßen wie mit Befriedigung, daß die öffentliche Meinung Deutschlands nach langer Zeit einmal sich einmüthig im Sinne einer entschlossenen Aufrechterhaltung nationaler Interessenfragen geltend gemacht hat.“

Das ist die aufsteigende Linie; jetzt folgt die absteigende:

„Kreuzzeitung“ vom 26. Juni Abends:

„Ja, sogar Rußland, welches eigentlich gar keine unmittelbaren Interessen an diesem Afrikavertrage hat, will die Gelegenheit benutzen, um von dem in der Klemme befindlichen Großbritannien einige Kompensationen zu erhalten. . . . Für jeden Deutschen, der auch nur einen Funken nationalen Gefühls hat, ist es schmerzlich zu sehen, daß die Politik des Deutschen Reiches wiederum nach den zahlreichen schlimmen Erfahrungen in den letzten zehn Jahren abweicht von dem Verfahren aller anderen Mächte. Unter diesem Gesichtspunkt macht es geradezu einen naiven Eindruck, zu erklären, daß man der Regierung noch dankbar dafür sein müsse. . . . Das jetzige Auftreten Deutschlands England gegenüber ist nur dazu angethan, um den letzten Rest unseres Ansehens zu vernichten.“

„Kreuzzeitung“ vom 27. Juni Abends:

„Aus einer Betrachtung der „Nowoje Wremja“ über das Nachgeben Englands in der Kongofrage heben wir die folgenden Sätze hervor: . . . .

Das russische Blatt sagt, die Richtigkeit des englischen Zugeständnisses sei unter diesen Umständen so offenkundig, daß sich unmöglich annehmen lasse, daß die Berliner Diplomatie sich damit zufrieden gegeben habe. Wahrscheinlich habe Deutschland sich Kompensationen ausbedungen, von denen die Welt erst nachträglich erfahren werde. Sei das nicht der Fall, so müsse man den Engländern zu einem großen diplomatischen Erfolge gratuliren, den sie über die deutsche Regierung errungen haben.

Wir hoffen, daß das russische Blatt in der Annahme recht hat, daß wir von England noch eine werthvolle Kompensation zu erwarten haben. Sollte das nicht der Fall sein, so sind die Schlußbetrachtungen der „Nowoje Wremja“, wie wir in unserem Leitartikel nachgewiesen haben, nur allzu treffend.“

Damit ist der Kreislauf bisher geschlossen.

Die Krankheit nahm mithin folgenden rapiden Verlauf: Vor dem 25. Juni Abends: Vorhersage einer Niederlage der deutschen Politik; am 25. Juni Abends „größere Freude“ als „bei der Judenpresse“ über den Erfolg; diese Freude hält bis zum 26. Juni Morgens an. Am 26. Juni Abends ist aus der „die Judenpresse“ überbietenden Freude die Erkenntniß geworden, es sei die Regierung am Werke, „den letzten Rest unseres Ansehens zu vernichten“ und das, obgleich die Hand der Regierung führend, „Se. M. der Kaiser persönlich in dieser Sache Stellung genommen hat“; und weitere 24 Stunden später, am 27. Juni Abends, wird ein neuer Haken eingeschlagen. Wenn uns England nicht dafür noch Kompensation gewährt, daß es seine Ansprüche durchaus aufgegeben hat, so ist ein neuer Beweis für die Erbärmlichkeit unserer Politik erbracht. Dieser Beweis wird sich nicht leicht widerlegen lassen, denn daß England deshalb Zugeständnisse macht, weil es vollkommen zurückgewichen ist, erscheint nicht gerade wahrscheinlich. Somit ist die behauptete Erbärmlichkeit bewiesen. Quod erat demonstrandum. Und Alles dies zusammengenommen nennt man eine Haltung, „welche in allen

Einzelheiten zeigt, daß wir hier kein Parteiinteresse gelten lassen und jeden Erfolg begrüßen, mag unsere Stellung zu den leitenden Persönlichkeiten sonst auch keine freundschaftliche sein". So ist es.

Aus Hadersleben hat die Polizei eine Anzahl dänischer Schauspieler ausgewiesen, um unsere nordische Grenzmark vor Theatervorstellungen zu schützen, welche dem Dänenthum neues Leben hätten einblasen können. Daß sich unsere dänischen Staatsbürger in jenen Theatervorstellungen amüsirt hätten, würden wir ihnen gewünscht haben; daß sie in ihrer dänischen Gesinnung durch solches Amüsement wesentlich befestigt worden wären, ist sehr unwahrscheinlich; daß dagegen die Ausweisung der Schauspieler zu einem Aufschäumen und zu einer Vertiefung dänischen Empfindens geführt hat, steht für uns fest. Die Lokalpolizei hätte also nichts thun können, was noch unzweckmäßiger gewesen wäre. Damit gelangt man zu der Frage, wie kann man niederen Beamten eine Machtbefugniß in die Hand geben, welche unmittelbar die internationalen Beziehungen beeinflußt; und ist es nicht überhaupt dringend geboten, unsere Fremdenpolizei nach humaneren Gesichtspunkten von Grund aus zu reformiren. Glücklicherweise gibt es in Dänemark der verständigen Leute genug, welche die Politik Deutschlands und des deutschen Volkes von den Mißgriffen einer einzelnen Verwaltungsbehörde zu unterscheiden wissen. Herr Bajer, das Mitglied des dänischen Parlaments, den unsere Leser aus Beiträgen kennen und der unermüdlich für goodwill among nations kämpft, hat in der deutschen Presse einen Brief veröffentlicht, der diese ruhige, verständige und gerechte Auffassung der dänischen Bevölkerung widerspiegelt.

In Elmshorn-Pinneberg ist der Sozialdemokrat gewählt worden. Da der freisinnige Provinzialausschuß von Schleswig-Holstein mit allem Nachdruck für den Nationalliberalen eingetreten ist, so muß man in erster Linie annehmen, daß die versteckt feindliche Haltung der „Kreuzzeitung" und das mangelnde Wohlwollen des Bundes der Landwirthe für Herrn Mohr den nöthigen Zuzug für diesen Kandidaten verhinderte, und daß durch diese Politik der agrarischen Reaktion somit der Sieg der Sozialdemokraten herbeigeführt wurde.

* * *

## Die Propaganda der That.

Was bei der Ermordung des Präsidenten Carnot uns am Lebhaftesten bewegt, das ist der Mangel eines uns verständlichen Motivs der That und die Ueberzeugung, daß es gegen solche Verbrechen einen wirksamen Schutz nicht gibt.

Ein Mord, begangen aus Rachsucht, aus Geldgier, aus Eifersucht, aus irgend einer niedrigen menschlichen Leidenschaft, wird hingenommen wie eine der mannigfachen Unvollkommenheiten des staatlichen Zusammenlebens. Es sind gesellschaftliche Krankheitsfälle, die in der Statistik der Verbrechen mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehren, und gegen die gerade deshalb das Gefühl sich allmählich abstumpft. Anders ist es schon mit solchen Mordthaten, bei denen ein religiöses oder politisches oder ein sonstiges Motiv mit unterläuft, welches die That aus dem Kreise der gemeinen Verbrechen hinaushebt. Aber auch hier ist das Kausalitätsbedürfniß befriedigt, wenn zwischen dem Thäter und seinem Opfer ein persönlicher Gegensatz hergestellt werden kann. Man versteht es wenigstens, wenn Cäsar von eifersüchtigen Republikanern oder Lincoln von einem rachsüchtigen Fanatiker ermordet wird. Aber der Dolchstoß, der einen Mann wie Carnot niederstreckt, erscheint schlechthin sinnlos. Weder als Mensch noch als Präsident der französischen Republik hat Carnot eine Handlung begangen, welche die Leidenschaften erregen konnte. In all seinem Thun lag nichts, was Feindschaft erwecken konnte. Er war der unpersönlichste aller Herrscher. Der Mordstahl sollte auch gar nicht die Person treffen, auch nicht den Vollstrecker bestimmter politischer Maßregeln oder den Träger bestimmter politischer Grundsätze, sondern den X., der gerade an der Spitze der Regierung eines großen Landes stand. Und gerade darin liegt das eigenartig Ruchlose dieser That. Der objektive Fanatismus des Anarchisten, dem die Persönlichkeit des Opfers ganz gleichgültig ist, der das Verbrechen nur um des Verbrechens willen begeht, nur um zu demonstriren, der gibt den anarchistischen Mordthaten ihr spezifisches, die Menschennatur ganz besonders empörendes Gepräge. Solche Verbrechen faßt der Anarchismus zusammen unter dem Begriff der Propaganda der That. Die Thaten sollen die Gesellschaft in Schrecken versetzen. Aber was soll aus diesem Schrecken hervorgehen? Wenn die Anarchisten wenigstens davon sich eine Vorstellung machten. Aber sie kommen selbst in ihren Gedanken über die bloße verbrecherische Demonstration nicht hinaus. Man braucht kein Wort darüber zu verlieren, daß die menschliche Gesellschaft berechtigt ist, solchen sinnlosen Attentaten gegenüber jedes wirksame Schutzmittel zur Anwendung zu bringen. Aber gibt es solche? So lange die Anarchisten sich mit Vorliebe des Dynamits zur Verübung ihrer Verbrechen bedienten, wurde man nicht müde, drakonische Bestimmungen für den Verkehr mit Sprengstoffen zu empfehlen. In Lyon kam der ganz unmoderne Dolch zur Verwendung. Es ist in den letzten Jahren keine anarchistische That begangen, ohne daß man nach einer internationalen Vereinbarung gegen die Anarchisten geschrieen hätte. Aber gibt es denn einen Staat, der nicht schon heute bereit wäre, alles zu thun, was geeignet ist, anarchistische Verbrechen zu hindern und die begangenen exemplarisch zu bestrafen? Man könnte ja daran denken, alle, die sich zum Anarchismus bekennen und selbst solche, die des Anarchismus auch nur verdächtig sind, zu verfolgen, zu bestrafen, zu deportiren. Aber selbst wenn man den bedenklichen Weg beschreiten wollte, die Anarchisten für Handlungen zu bestrafen, die jeder Andere straffrei begehen kann, wie will man denn die objektiven Merkmale des Anarchismus auffinden? Der Anarchismus ist ja auch darin anarchisch, daß er kein Programm, keine greifbaren Ziele und keine Organisation kennt. Den Begriff des Anarchismus strafrechtlich zu definiren ist ebenso unmöglich, wie Wasser in ein Sieb zu füllen. Ein Ausnahmegesetz gegen die Anarchisten würde deshalb entweder ein Kinderspott oder eine gesetzgeberische Veranstaltung mit so elastischen Bestimmungen sein, daß kein Mensch vor denselben sicher wäre. Da ist es denn doch schon besser, man nimmt den anarchistischen Thaten jeden Ausnahmecharakter und behandelt sie genau wie jedes andere gemeine Verbrechen. Damit tritt man auch den Absichten des Anarchismus am wirksamsten entgegen. Die Absichten gehen darauf hinaus, die Gesellschaft in Schrecken und Verwirrung zu versetzen. Je weniger das gelingt, um so geringer wird auch der Reiz für die Herostraten der Anarchie zu verbrecherischen Demonstrationen.

Th. Barth.

## Casimir Perier.

Casimir Perier war der gegebene Nachfolger Carnot's. Daß er in dem unberechenbaren Frankreich auch wirklich zu Carnot's Nachfolger gewählt wurde, ist eben deshalb überraschend; man ist so sehr daran gewöhnt, in Frankreich das Unwahrscheinliche Ereigniß werden zu sehen. Hätte man länger Zeit gehabt, im Senat und in der Deputirtenkammer zu intriguiren, hätten die parlamentarischen Körperschaften nicht noch unter dem Eindruck der Schreckensthat in Lyon gestanden, wer weiß, wie das Resultat der Wahl ausgefallen wäre? So hat im ersten Anlauf der politische bon sens gesiegt und Frankreich hat einen Präsidenten erhalten, wie er in der gegenwärtigen Lage besser überhaupt kaum gedacht werden kann. Von fester liberaler Gesinnung, aber

gemäßigt und ohne jegliche Exzentrizität; erst 46 Jahre alt, also in voller Manneskraft; durch großen Reichthum schon früh dem kleinen Ehrgeiz und den bedenklichen Versuchungen des politischen Lebens entrückt, trotzdem durch Wohlleben nicht verweichlicht, sondern energischen Charakters; auch äußerlich für die Repräsentation geeignet: ist er ein vorzüglicher Repräsentant des liberalen Bürgerthums, welches den Kern der französischen Nation bildet, und als solcher wie dazu geschaffen, an der Spitze einer Bourgeois-Republik zu stehen.

Es ist schon öfter darauf aufmerksam gemacht, welche Rolle im heutigen Frankreich die politische Ahnenreihe spielt. Carnot war der Enkel des Kriegsministers der großen Revolution und auch sein Vater spielte in der Politik eine, wenngleich bescheidenere, Rolle. Ganz ähnlich steht es mit dem jetzigen Präsidenten. Auch er ist der Enkel eines der hervorragendsten Politiker Frankreichs und der Sohn eines Mannes, der als Parlamentarier und Minister sich ehrenvoll bemerkbar gemacht hat. Zwischen der Laufbahn des jetzigen Präsidenten und der seines Großvaters besteht eine frappante äußere Aehnlichkeit. Der Premierminister des Julikönigthums war, wie sein Enkel, zweimal Präsident der Deputirtenkammer; zweimal verließ er den Präsidentenstuhl, um in das Ministerium zu treten, und als er am 13. März 1831 an die Spitze des Ministeriums trat, war er unbestritten der erste politische Mann Frankreichs. Dieser erste Casimir Perier, der als Genieoffizier am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Kriege in Italien mitgemacht hatte, gründete später in Paris ein großes Bankgeschäft und zeichnete sich dann, nach der Restauration der Bourbonen, als leidenschaftlicher Oppositionsmann aus. In der Kammer nannte man ihn den Ajax der Opposition: wegen seiner tönenden Stimme, seiner hohen Statur und seiner schönen, leuchtenden Augen. Je reifer er wurde, um so mehr entwickelte sich in ihm der Staatsmann des konstitutionellen Königthums, und als solcher nimmt er einen hervorragenden Platz in der französischen Geschichte ein. Als man ihn zum Ministerpräsidenten machen wollte, lag er gerade auf dem Krankenlager an einem Leberleiden darnieder. Er weigerte sich lange, das dornenreiche Amt zu übernehmen; aber die schwierige Lage, in der sich der Staat damals befand, die mannigfachen Unruhen, welche in den verschiedenen Theilen des Landes ausbrachen, bewegten ihn schließlich, dem Andrängen seiner politischen Freunde nachzugeben und die Präsidentschaft des Ministeriums zu übernehmen. Charakteristisch sind die Worte, mit denen er schließlich seinen Widerstand aufgab. Er sagte zu dem General de Ségur, indem er aus seinem Bette aufsprang: „Schön, ich bin einverstanden; aber wissen Sie, daß Sie mich tödten! es ist ein Mord! mein Leben ist es, das Sie von mir fordern. Sie haben keinen Begriff davon, wie ich leide und wie nöthig mir die Ruhe ist. Ehe ein Jahr um sein wird, sollen Sie sehen, bin ich zusammen gebrochen". Auch beim Eintritt in das Ministerium meinte er: „je n'en sortirai que les pieds en avant". Trotzdem rechtfertigte er das Vertrauen zu seiner Energie im vollsten Maße, so daß sein Ministerium, obgleich es nur etwas länger als ein Jahr dauerte — er starb im Mai des Jahres 1832 — für die Sicherung des Julikönigthums von der größten Bedeutung war.

Als er starb, war sein Sohn erst einundzwanzig Jahre alt, und suchte sich seine ersten diplomatischen Sporen als Gesandtschaftssekretär in London unter dem alten Talleyrand zu verdienen. Der Letztere war voller Bewunderung für den Vater des jungen Mannes und liebte von ihm zu sagen: „Das ist ein wirklicher Chef, der mehr werth ist als eine ganze Armee. Ein Löwe an der Spitze von Eseln ist mehr zu fürchten, als Löwen, die von einem Esel kommandirt werden (un lion qui commande à des ânes est plus redoutable que des lions commandés par un âne.“

Der zweite, Casimir Perier, verfolgte die diplomatische Laufbahn eine Zeit lang weiter, um dann im Jahre 1846 ins Parlament einzutreten.

Der napoleonische Staatsstreich brachte ihn ins Gefängniß; daraus entlassen blieb er einer der unversöhnlichsten Gegner des Kaiserreichs. 1863 überzog ihn die kaiserliche Regierung mit einem Prozeß, aus dem er jedoch mit Hilfe seines Freundes Berryer siegreich hervorging. Nach dem Sturz Napoleons wurde er in die Nationalversammlung gewählt und übernahm unter Thiers 1871 das Ministerium des Innern. Er starb als Senator 1876. In den Verfassungskämpfen der ersten siebziger Jahre trat er mit Umsicht und Nachdruck dafür ein, daß eine konservative Republik errichtet werde. Ihm wie so vielen seiner politischen Freunde war die republikanische Staatsform an sich keineswegs ans Herz gewachsen; er hätte ein konstitutionelles Königthum lieber gesehen, wenn es nach Lage der Dinge möglich gewesen wäre. Er war viel zu klug, um nicht zu begreifen, wie wenig schließlich auf die äußere Staatsform ankommt. Er wünschte ein konstitutionelles Regiment, unter einem gewählten Präsidenten, weil ein erblicher König, ohne eine neue Revolution, nicht zu haben war. So wurde er ein aufrichtiger Vernunftrepublikaner.

Der jetzige Präsident der Republik hat von den traditionellen Anschauungen seiner Familie und von dem Charakter seines Großvaters viel geerbt. Er brauchte weniger zu vergessen, als sein Vater, um ein aufrichtiger Republikaner zu werden. Als er sich im Jahre 1876 zum ersten Male um einen Sitz im Parlament bewarb, konnte er ohne Heuchelei erklären: „Ich habe stets nur eine einzige Regierungsform, die Republik, gewünscht; ich bin überzeugt, daß die Republik das Regiment des Landes bleiben wird. Die Republik soll sein: die Macht in den Händen der Ehrlichsten und Fähigsten. Sie soll alle Rechte respektiren, jeden Glauben, alle Freiheiten, die keinen Angriff auf die Freiheiten Anderer bedeuten." Er hat seit jener Zeit das politische Leben Frankreichs im Parlament und in der Regierung zur Genüge kennen gelernt, und dabei im Wesentlichen immer nach dem Programm von 1876 gehandelt. Selbst die rücksichtsloseste Verleumdung hat dem Manne, der in der Champagne und der Dauphiné zwei fürstliche Schlösser besitzt, der unter und über der Erde große Reichthümer sein eigen nennt und der deshalb für Neid und Mißgunst ein ausgezeichnetes Objekt war, nicht das Mindeste nachzusagen gewagt. Aus dem Panamakrach, in welchem so viele politische Reputationen zusammenbrachen, ging er ohne den geringsten Schmutzfleck hervor. Seine Fähigkeit in der Behandlung von Staatsgeschäften hat er während der kurzen Periode seiner Ministerpräsidentschaft erwiesen.

Er gehört also danach unbestritten zu den hommes les plus honnêtes et les plus capables, denen er nach dem Programm von 1876 die Macht in der Republik anvertraut wissen wollte. Voraussichtlich werden weder die Anarchie noch der Chauvinismus unter seiner Herrschaft Frankreich ernstlich bedrohen.

Ferdinand Svendsen.

## Die Reform des Mädchenschulwesens.

Vor wenigen Tagen sind die lange erwarteten neuen Bestimmungen über das Mädchenschulwesen in Preußen erschienen. In den betheiligten Kreisen sah man ihnen mit gespannter Erwartung entgegen; je nach dem Standpunkt, den man einnahm, ist diese getäuscht oder befriedigt worden, wie das in allen Fällen geht, denen gegenüber es Parteistandpunkte gibt.

Hiervon abgesehen, wird die Lösung in Laienkreisen im Ganzen befriedigen. Reformen aus ganzem Holz sind zu selten, als daß man darauf Anspruch machen sollte; es genügt, wenn eine „Reform" wirklich eine Verbesserung gegen den früheren Zustand bedeutet, und das ist in den Grundgedanken hier entschieden der Fall. Schon daß man von durchgeführten Grundgedanken sprechen kann, nicht nur von kleinen, hier und da angebrachten Verbesserungen, ist ein

Vortheil, da nur die prinzipielle Behandlung solcher Fragen zur Klarheit führen kann.

Die höhere Mädchenschule ist seit lange ein beliebter Gegenstand des Spottes unserer sogenannten Witzblätter. Ihre Witze sind meistens recht wohlfeil; auffallend aber ist, daß sie sich immer in derselben Richtung bewegen: die „höhere Tochter“ ist stets ein ästhetisch angehauchtes, dem wirklichen Leben fremdes Wesen, das mit allerlei Bildungsflitter behängt ist und unverstanden fertige Urtheile und schiefe Allgemeinheiten zu Tage fördert. Das kann nicht ohne Grund sein.

Es soll durchaus nicht geleugnet werden, daß in vielen unserer höheren Mädchenschulen tüchtige, sich in vernünftigen Grenzen haltende, bescheiden machende Arbeit geleistet worden ist. Andererseits ist unverkennbar, daß vielfach die Ziele zu hoch gesteckt wurden und daß da, wo nur grundlegende Arbeit am Platze gewesen wäre, nach dem Schein der Wissenschaftlichkeit gestrebt wurde; daß zum Theil auch Gegenstände in den Bereich des Unterrichts gezogen wurden, die über das Verständniß der Mädchen hinausgingen und über die sie sich nur mehr oder weniger fertige Formeln aneignen konnten. Die Thesen, Reden und Programme der Mädchenschulpädagogen sind nicht frei von hochtönenden Worten, sowohl in Bezug auf das allgemeine Erziehungsziel der höheren Mädchenschule als auf die Einzelziele in den verschiedenen Lehrgegenständen.

Eine Reform mußte durchaus diesen Punkt zuerst ins Auge fassen. Es gab da zwei Wege. Der eine war, wie in England und Frankreich, mit der Ueberlieferung ganz zu brechen und an die Stelle der bisherigen höheren Mädchenschule eine Anstalt zu setzen, die in der That eine höhere war, insofern sie alle die Lehrgegenstände bot, die als unentbehrliche Voraussetzung für eine höhere wissenschaftliche Bildung gelten müssen, die dann freilich auch ihre Zöglinge bis zum 17. oder 18. Jahre behalten mußte. Der andere Weg war, alle großen Worte fallen zu lassen, die Lehrziele auf das Erreichbare zu beschränken und somit eine brauchbare Elementarbildung zu schaffen, der dann allerdings eine Weiterbildung nach irgend einer Richtung hin folgen mußte.

Die Regierung hat den letzteren Weg eingeschlagen, offenbar von der Erwägung ausgehend, daß die Vorbedingungen zu einer wirklich wissenschaftlichen Bildung nur von einem Bruchtheil der Mädchen gewünscht und gebraucht werden, und daß es vom 15. Jahre an noch Zeit genug sei, sich diese Vorbildung anzueignen.

Die in den verschiedenen neu eingerichteten Gymnasialkursen gemachten Erfahrungen scheinen dieser Auffassung nicht unrecht zu geben. Die Verhältnisse in England und Frankreich können für uns nicht ganz maßgebend sein, da dort — sei es in Folge vernünftigerer Lebensweise oder klimatischer Verhältnisse — die Bleichsucht auch nicht annähernd in dem Grade herrscht wie bei uns, wo sie fast normales Durchgangsstadium für alle jungen Mädchen zu sein scheint. Demnach erscheint es als nicht ungerechtfertigt, wenn man die wissenschaftliche Vorbildung der jungen Mädchen auf eine Zeit verschoben sehen will, wo sie widerstandsfähiger geworden sind als das gerade bei uns im Entwicklungsalter der Fall ist.

Wie dem auch sei, man muß zugeben, daß in den neuen Bestimmungen, soweit es sich um die Formulirung handelt, die Aufgabe, die sie sich gestellt haben: in der höheren Mädchenschule eine Anstalt zu schaffen, die eine tüchtige, für das Leben brauchbare, wenn auch in jeder Beziehung noch elementare Bildung gibt, eine Bildung, die alles Prunken mit großen Worten und mit dem Schein der Wissenschaftlichkeit vermeidet und zugleich eine geeignete Vorstufe für eine spätere Weiterbildung darstellt, mit gründlicher Sachkenntniß gelöst ist. Es ist dabei das vermieden, was als die Achillesferse der früheren Programme bezeichnet werden kann: jeder Versuch des Abschließens und Fertigmachens. Die Fiktion, daß so etwas in der höheren Mädchenschule auch nur relativ möglich sei, ist völlig aufgegeben; die höhere Mädchenschule trägt, wie es unter diesen Umständen auch allein richtig erscheint, den Charakter einer Vorbildungsschule für die weitere allgemeine oder fachliche Ausbildung. Darum ist auch — eine Bestimmung, die vielfach angegriffen, weil falsch verstanden wurde — das Ende der eigentlichen Schulzeit mit dem Abschluß des 15. (nicht, wie in den Augustkonferenzen von 1873, mit dem 16.) Lebensjahre angesetzt, nicht um die Bildung, sondern nur um die Vorbildung, die Zeit der vorgeschriebenen Schulbildung zu verkürzen. Denn der höheren Mädchenschule sollen nur wahlfreie Lehrkurse angegliedert werden, in welchen die aus der Schule entlassenen Mädchen in freierer, vielleicht auch in mehr wissenschaftlicher Form weiteren Unterricht erhalten.

„Die Gegenstände dieser Kurse werden vorzugsweise Weltgeschichte, die Geschichte der deutschen Dichtung, Kunstgeschichte, fremde Sprachen und Naturwissenschaften zu bilden haben. Selbstverständlich werden nicht in jeder Schule diese Gegenstände sämmtlich dargeboten werden können; es werden vielmehr die Direktoren je nach den örtlichen Verhältnissen die Auswahl treffen müssen. Gut eingerichtet können diese Kurse auch einem weiteren Zwecke dienen. Die meisten Zöglinge der höheren Mädchenschulen sind darauf angewiesen, sich für spätere Lebensjahre erwerbsfähig zu machen. Soweit sie dieses Ziel in der Lehrthätigkeit zu erreichen suchen, sind ihnen die Wege hierzu schon jetzt geebnet. In erfreulicher Weise haben sich aber in der neuesten Zeit Mädchen entschlossen, auch andere Berufszweige zu ergreifen, und es sind Anstalten ins Leben getreten, in welchen sie die Vorbereitung für diese erlangen können. Aehnlich wie die Lehrerinnenseminare verlangen aber diese Anstalten von ihren Zöglingen manche Kenntnisse, welche in entsprechendem Maße und Umfange in der höheren Mädchenschule nicht erworben werden können, auch nicht erworben werden sollen; außerdem wird dabei in der Regel ein Lebensalter vorausgesetzt, welches die Mädchen beim Abgange von der Schule noch nicht erreicht haben. Hier können nun die bezeichneten wahlfreien Kurse die wünschenswerthe Handreichung thun. Frei von jeder Einrichtung, welche sie zu Fachschulen machen würde, gänzlich in dem Rahmen der Lehranstalten verbleibend, welche der allgemeinen Bildung dienen, werden sie doch den jungen Mädchen die Gelegenheit bieten, die ihnen in einem bestimmten Lehrgegenstande später nöthigen Kenntnisse zu erwerben, während sie es andererseits den Schülerinnen, welche ihre wissenschaftliche Bildung nicht plötzlich abbrechen wollen, ermöglichen, ohne Schulmädchen zu bleiben, doch ihre Beschäftigung mit den Wissenschaften weiter fortzusetzen.“

In diesen Bestimmungen sind sehr entwicklungsfähige Gedanken; sie tragen dem modernen Bedürfniß Rechnung. Das Ueble ist nur, daß keinerlei staatliche Fürsorge für eine solche Weiterbildung in Aussicht genommen ist; es wird also nun alles darauf ankommen, ob die Städte sich entschließen können, die pekuniären Opfer zu bringen, die die Einrichtung solcher Kurse erfordern; und das wird wiederum davon abhängen, ob in den städtischen Körperschaften Männer sitzen, die genügende Freiheit des Blicks und Verständniß für die Bedürfnisse unserer Zeit besitzen. Ist das nicht der Fall, dann haben allerdings die neuen Bestimmungen eine verhängnißvolle Lücke gelassen. Aber da die Noth die Frauen zum Erwerbe drängt, so wird sie hoffentlich auch die Schaffung der Vorbedingungen bewirken.

Die Einzelbestimmungen in Bezug auf die Lehrgegenstände finden sich in einem Lehrplan vereinigt, der, von einem gründlich unterrichteten Fachmann ausgearbeitet, überall die eingehendste Sachkenntniß, besonnenes Urtheil und Feindschaft gegen jede Phrase verräth. Wenn es gelingt, diese Bestimmungen vom Papier in die Schule zu übertragen, so werden die Witzblätter eines ihrer beliebtesten Themen beraubt werden.

Wenn einerseits eine besonnene und verständige Erwägung des Erreichbaren die neuen Bestimmungen auszeichnet, so werden sie andererseits — und das kann gleichfalls als einer ihrer Grundgedanken bezeichnet werden — einem Bedürfniß gerecht, das je länger je mehr in der höheren Mädchenschule hervorgetreten ist: dem Bedürfniß nach Vermehrung des weiblichen Einflusses besonders auf der Oberstufe.

Dieser Punkt ist seit der Weimarer Konferenz der Mädchenschulpädagogen (1872) der am meisten umstrittene gewesen. Die Nothwendigkeit der Mitwirkung der Lehrerinnen bei der erziehlichen Arbeit — damit also auch beim Unterricht — gerade bei den heranwachsenden Mädchen wurde seitens der Mädchenlehrer vielfach bestritten. Auf der Kölner Versammlung (1876) wurde ihre Mitwirkung von den meisten Lehrern nur als zulässig bezeichnet. Noch

in Eisenach (1888) nahm man die Resolution an, daß auf der Unterstufe der Fraueneinfluß zu überwiegen habe, auf der Mittelstufe Lehrer und Lehrerinnen sich in den Einfluß zu theilen haben auf der Oberstufe aber der Einfluß des Mannes überwiegen müsse, eine Behauptung, die die schon beschlossene Begründung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins beschleunigte. Derselbe ist seither unermüdlich für eine Vermehrung des Fraueneinflusses in der Mädchenschule eingetreten.

Thatsächlich war dieser Einfluß bis heute in der öffentlichen höheren Mädchenschule auf der Oberstufe ein durchaus unzureichender. Es ist ein wesentliches Verdienst der neuen Bestimmungen, zu dieser Frage in entschiedener Weise Stellung genommen zu haben. Die betreffende Stelle der Verfügung lautet:

„Es darf die hohe Bedeutung der erziehlichen Aufgabe nicht verkannt werden, welche die höhere Mädchenschule zu lösen hat. Sie hat insbesondere nicht nur ihren Schülerinnen eine innerlich begründete religiös-sittliche Bildung zu geben, sondern sie auch zu echter Weiblichkeit zu erziehen. Für die Lösung dieser Aufgabe werden allerdings die Lehrerinnen in weiterem Umfange, als es bisher bei den öffentlichen höheren Mädchenschulen der Fall zu sein pflegt, in Anspruch zu nehmen sein. Ich bestimme daher, daß an jeder öffentlichen höheren Mädchenschule, welche nicht etwa unter der Leitung einer Direktorin steht, dem Direktor eine Lehrerin als Gehilfin beigegeben wird, die ihn bei Lösung der erziehlichen Aufgabe der Anstalt unterstützt, und daß außerdem das Ordinariat wenigstens einer der drei Oberklassen in die Hand einer Lehrerin zu legen ist. Auch ist es wünschenswerth, darüber hinaus die Lehrerinnen an dem Unterricht in den oberen Klassen in größerem Umfange zu betheiligen. Voraussetzung dafür wird allerdings sein, daß die Lehrerinnen die auf dem Seminar erworbenen Kenntnisse durch weiteres Studium vertiefen und in den von ihnen zu vertretenden Fächern sich die Befähigung erworben haben, in wissenschaftlicher Weise selbständig weiter zu arbeiten."

An den Ausweis über eine höhere wissenschaftliche Bildung ist denn auch die Befähigung zur Anstellung als **Direktorin** oder **Oberlehrerin** an einer höheren Mädchenschule geknüpft. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend ist zugleich eine „Ordnung der wissenschaftlichen Prüfung der Lehrerinnen" erlassen worden.

Für diese Ausbildung trägt nun freilich — und das kennzeichnet wieder die traurige Ausnahmestellung, die die Frauen im Staate haben, obwohl sie ihre Steuern zahlen wie die Männer — der Staat ebensowenig irgend welche Fürsorge wie für die Weiterbildung der Mädchen. Während alljährlich die kostbaren Bildungsanstalten der Männer um eine nicht geringe Zahl vermehrt werden, ist die Bildung der Elementarlehrerinnen zum größten Theil, die der wissenschaftlichen Lehrerinnen ganz der privaten und kommunalen Fürsorge überlassen. Versagt diese, so bleiben alle Verordnungen auf dem Papier. Auch hier heißt es also, die städtischen Körperschaften für die neuen Ideen gewinnen, die, leider, vielen noch recht neu erscheinen werden. Auch die staatlichen höheren Bildungsanstalten, die ja ohne jede Extraausgabe den Frauen geöffnet werden könnten, sind ihnen noch immer verschlossen. Möge die Vorurtheilslosigkeit, mit der der jetzige preußische Kultusminister augenscheinlich den Bedürfnissen, wie den Leistungen der Frauen unserer Zeit gegenübersteht, bald zu einer Reform auch auf diesem Gebiet führen.

Helene Lange.

## Glossen zur Zeitgeschichte.

### Bildung und Rohheit.

Von Zeit zu Zeit bekreuzigen sich unsere gesellschaftlichen Pharisäer vor der Rohheit der niederen Stände. Eine Prügelei, bei der Blut fließt, viehische Betrunkenheit, eine Schimpferei in den gemeinsten Ausdrücken auf offener Straße: das sind Excesse, wie gemacht zum Nasenrümpfen. Und wer möchte solche Pöbeleien entschuldigen! Aber es gibt Rohheiten, die weit schlimmer sind und die schon um deswillen ein härteres Urtheil verdienen, weil sie von Personen herrühren, die den bevorzugten Klassen der Gesellschaft angehören.

Ein solcher Akt unverzeihlicher Rohheit hat sich dieser Tage in Wien abgespielt. Der berühmte Kliniker Professor Nothnagel, als Mensch wie als Gelehrter gleich ausgezeichnet, war bei den Antisemiten in Ungnade gefallen, weil er als Vorsitzer eines Schiedsgerichts fungirte, das über antisemitische Ausschreitungen in der Wiener „Rettungsgesellschaft" ein für die Antisemiten wenig schmeichelhaftes Urtheil gefällt hat.

Die antisemitischen Studenten beschlossen deshalb, dem berühmten Universitätslehrer einmal zu zeigen, wie viel ungezogene Burschen unter ihnen existiren. Aehnliches ist öfter dagewesen. Aber neu war der Schauplatz, den die akademischen Radaubrüder wählten: ein Krankenhaus. Man vergegenwärtige sich die Scene. Ein Patient, ein Typhuskranker, wird in den Saal gebracht, und der Lehrer will an diesem Kranken demonstriren, was die medizinische Wissenschaft ihren Jüngern an solchen beklagenswerthen Opfern lehren kann. Da bricht — wie es in der „Neuen Freien Presse" heißt — „auf das gegebene Zeichen ein wahres Indianergeheul aus. Das Schreien, Pfeifen, Stampfen und lärmende Schlagen auf die Bänke spottete jeder Beschreibung". Der Professor versucht zu sprechen, aber das Toben wird nur ärger. Der Kranke wird wieder weggerollt. Das Stampfen geht weiter. Mit Glocken, Pfeifen und anderen Lärminstrumenten wird Abwechslung in die Katzenmusik gebracht. Boden und Wände erzittern, so daß in den unterhalb der Nothnagelschen Klinik gelegenen Krankensälen die Krankentäfelchen oberhalb der Betten ins Schwanken und die Patienten in Unruhe gerathen. Das alles hindert die — sit venia verbo — Musensöhne nicht, den Spektakel fortzusetzen. Drei Viertelstunden dauert der Höllenlärm. Erst dann ist die antisemitische Ehre wieder hergestellt und die Helden verlassen den Schauplatz ihrer Triumphe.

Was sind gegen solche Heldenthaten in einem Krankenhaus die Knüppelkämpfe bezechter Raufbolde!

Junius.

## Friedrich Nietzsche.

Es herrscht ein gewisser Rhythmus in der Geschichte der Philosophie, der sich im Schicksal jedes einzelnen Denkers zu wiederholen scheint. Auf die völlige geistige Einsamkeit folgt die Entdeckung durch irgend eine Apostelnatur, darauf Ueberschätzung, ja selbst Vergöttlichung durch ein junges Geschlecht und endlich kühle kritische Abwägung, die von den welterlösenden Werken des großen Mannes ein Körnchen Satz auf die Nachwelt hinüberrettet. Man könnte die vier Noten dieses rythmischen Taktes ohne übermäßigen Zwang mit den gezierten Büchertiteln Nietzsche's bezeichnen. Das erste Auftreten eines überlegenen Geistes besteht immer in „Unzeitgemäßen Betrachtungen"; denn er wäre kein überlegener Kopf, wenn er nicht unzeitgemäß wäre. Es folgt die „Morgenröthe", deren Licht bald als die Wahrheit der heiligen Schrift angebetet wird, wie sich das in Nietzsche's „Also sprach Zarathustra" schon formell ausspricht. Auf den Götzendienst antwortet die Welt früher oder später mit dem Abfall. Denn die geschriebene Geschichte der Philosophie ist ihrem Wesen nach „Götzendämmerung", sie philosophirt mit dem Hammer.

Dieser ewige Rhythmus ist nach seinem Tempo sehr verschieden. Von der Unzeitgemäßheit, die den Zeitgenossen vorausgeeilt ist, bis zur Unzeitgemäßheit, die überholt worden ist, das ist ein Takt, der im Falle Aristoteles zwei Jahrtausende gedauert hat, der im Falle Spinoza immer noch zwei Jahrhunderte währte, der sich in dem typischen Falle Schopenhauer, wenn es hoch kommt, mit siebzig Jahren begnügte, und der endlich im Falle Nietzsche zu

einem Prestissimo von zwanzig Jahren wurde. Es wäre möglich, daß die Menschheit geistig schneller zu leben sich gewöhnt hat, und daß die so eilig verbrauchte Lebensarbeit Nietzsche's den Gedankenleistungen großer Führer ebenbürtig wäre. Es ist aber auch möglich und vielleicht wahrscheinlich, daß der rasche und blendende Erfolg von Nietzsche's Schriften auf eine verhältnißmäßige Minderwerthigkeit schließen lassen kann. Ein Philosoph, der bei Lebzeiten Modesache werden kann, ist verdächtig. Er war wohl nicht ganz so unzeitgemäß wie er sich einbildete.

Friedrich Nietzsche ist jetzt noch nicht fünfzig Jahre alt; seit fünf Jahren ist er überdies geistig todt. Die neuesten Nachrichten lassen den Gedanken an eine Heilung nicht mehr aufkommen. Es ist nicht viel mehr als zwanzig Jahre, daß Nietzsche seine ersten philosophischen Schriften veröffentlichte. Was vorhergegangen war, waren werthvolle philologische und phantastisch-ästhetische Arbeiten gewesen. Im Jahre 1874 veröffentlichte er als zweites Stück seiner unzeitgemäßen Betrachtungen die Broschüre: „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben.“ Ich erinnere mich noch genau, welch starken Eindruck dieser Schüler Schopenhauer's auf unseren kleinen Kreis machte, und ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dieser Eindruck auf uns von den späteren, berühmteren Schriften nie wieder erreicht worden ist.

Als Nietzsche schon im Jahre 1879 seine Professur niederlegte und sich seines leidenden Zustandes wegen anschickte, das anstrengende Leben eines müßigen Privatgelehrten zu führen, hatte er eine kleine Anzahl von Aposteln und Verehrerinnen um sich versammelt. Als er zehn Jahre später das furchtbarste Unglück erlebte, sehenden Auges zu verblöden, da wurde auch schon das Signal gegeben, das den Baseler Philosophen zum Modeschriftsteller derjenigen jungen Welt machte, die revolutionär genug ist, um alte Autoritäten zu stürzen, aber auch unselbständig genug, um eine neue Autorität nöthig zu haben. Seit dem Ende der achtziger Jahre ist in deutschen Zeitschriften, in geistreichen Feuilletons gewiß kein Philosophenname so häufig genannt worden, wie der von Friedrich Nietzsche. Wer nur geistig durch Goethe, Darwin und Schopenhauer hindurchgegangen ist und seiner Ueberzeugung, daß die christliche Moral sich entwickelt habe und weiter entwickeln werde, irgendwie rücksichtslosen Ausdruck gibt, wird mit Nietzsche unfreundlich zusammengestellt, bloß weil Nietzsche die Gedanken, die in der Luft liegen, frecher und übermüthiger ausgesprochen hat als andere es vermögen oder auch für nützlich und geschmackvoll halten. So hat Friedrich Nietzsche seinen Meister abgelöst. Gerade als der Einfluß Schopenhauer'schen Geistes übermächtig schien, fiel das neuerungssüchtige junge Deutschland von ihm ab. Und so rächte sich an Schopenhauer, daß nicht seine tiefsinnige und dabei unerhört einheitliche und originelle Weltanschauung, seine Welt als Wille und Vorstellung die Modenwelt erobert hatte, sondern vielmehr seine verbittert witzigen Nebenwerke, seine Parerga, welches Fremdwort von einer ernsthaften Dame für die griechische Uebersetzung von Schimpfereien gehalten wurde. Auf diesem Felde konnte Schopenhauer, der glänzendste deutsche Prosaiker seit Luther, von einem Stylisten verdrängt werden, der von Haus aus ein Anempfinder seinen bald dichterischen, bald witzigen Antithesenstyl in guten Stunden noch brillanter ausschleifen konnte. Die Massenverehrer Schopenhauer's fragten nicht nach der zu Grunde liegenden Antwort auf die alten Welträthsel; darum fiel es ihnen nicht auf, daß Nietzsche gar keine Antwort versuchte. Sie hielten sich zuerst an die wenigen Seiten der Parerga-Aufsätze und fanden dann die wenigen Zeilen von Nietzsche's Aphorismen noch bequemer. Und die unverstandenen mystischen Aphorismen waren ihnen die bequemsten; so wohlklingend, so verschwommen geistreich, so unanständig, und dabei so hoheitsvoll, daß dagegen der Frankfurter Philosoph wie ein kalter Verstandesmensch erscheinen mußte.

So konnte es kommen, daß Nietzsche's Philosophie binnen wenigen Jahren so viele Schicksale durchmachte. Sie hat im Peter Gast ihren Frauenstädt gefunden, nur daß der Testamentsvollstrecker Schopenhauer's gewissenhaft beschränkt war, während der Herausgeber von „Nietzsche's Werken“ beim besten Willen nicht einmal dieses Lob verdient. Nietzsche ist ferner noch bei Lebzeiten von der beinah offiziellen Geschichte der Philosophie in Anspruch genommen worden. Und jetzt hat er gar schon seine kühle und überlegene Kritik gefunden in einem Buche, das in mehr als einer Beziehung merkwürdig ist.

„Friedrich Nietzsche in seinen Werken“,*) so lautet der scharf begrenzende Titel der Untersuchung von Lou Andreas-Salomé. Der Weiberhasser ist von einem Weibe kritisirt worden, von einer Freundin, nicht von einer Gegnerin. Die Versenkung in Nietzsche's Schriften ist eine so gründliche, die Beurtheilung des Menschen eine so liebevolle, daß der oberflächliche Leser es mit einer Enthusiastin zu thun zu haben glaubt. Eine eigentliche Kritik scheint gar nicht beabsichtigt zu sein. Frau Lou schreibt ihr Buch wie zu eigener Klärung. Und fast wider Willen ist es eine Befreiung von Nietzsche geworden, eine Entwicklungsgeschichte des genialen Geistes, der jeden interessiren muß und soll, der aber auf die Länge keinen unabhängigen Kopf gefangen halten kann.

Professor Ludwig Stein hat in einem längeren Aufsatz der Deutschen Rundschau „Nietzsche's Weltanschauung und ihre Gefahren“ geschildert, auf die Gefahr hin, sich durch den moralischen Standpunkt, durch den Nützlichkeitsstandpunkt, wenn man will, von der reinen Historiographie zu entfernen. Er nimmt sich des Christenthums gegen Nietzsche sehr kräftig an und reiht ihn unter die Cyniker ein, womit er ohne Zweifel Recht hat. Aber der Cynismus trifft nur die Form der Darstellung; man kann ebenso gut ein cynischer Theologe wie ein cynischer Materialist sein. Darum stellt Professor Stein auch eine ganz andere Hauptfrage: „Ist Nietzsche ein Systematiker der Philosophie?“ Und er spricht ihm das Recht ab, sich einen Systematiker zu nennen. Ich fürchte, auch hier hält sich der Gelehrte mehr an die Form. Der Aphorismus in der Philosophie sei eine Ausdrucksform philosophischer Schwächlichkeit und Bequemlichkeit; den Aphoristen habe man bisher immer nur einen recht bescheidenen Platz in der philosophischen Rangliste zugewiesen.

Ob man daran recht gethan hat, das ist gar sehr die Frage. Stein nennt einige Beispiele, die zutreffen. Wie La Rochefaucauld und Hamann; aber schon Lichtenberg würde vielleicht einen stolzeren Platz verdienen und vollends die altgriechischen Philosophen wurden ja bis auf Zeller ausführlich und gründlich genug behandelt und ihre Ansichten sind doch nur in wenigen Aphorismen auf uns gekommen. Ueber Heraklit sind mehr Bände geschrieben worden als er uns Zeilen hinterlassen hat. Ja, wird der Historiker erwidern, diese alten Philosophen waren Systematiker, und nur der Zufall hat ihre Gedanken bis auf wenige Reste verschwinden lassen. Jawohl, erlaube ich mir zu antworten, darauf kommt es eben an, ob der Mann eine Weltanschauung hatte oder nicht, nicht ob ein Zufall seine Weltanschauung in geschlossener Form oder unzusammenhängend auf uns brachte. Besäße Nietzsche eine große und klare Weltanschauung, sein aphoristischer Stil brauchte uns wenig zu kümmern. Auch Platon's Weltanschauung muß die Forschung aus hundert einzelnen Plaudereien mühsam zu einem System vereinigen; nur daß man auch vor dieser Arbeit die Einheit des ungewöhnlichen Geistes spürte, machte ihn für Jahrhunderte zum Führer. Nietzsche besitzt keine klare große Weltanschauung; das erkennt man aber nicht aus der Form seiner Arbeiten, sondern aus den ruhelosen Wandlungen der Persönlichkeit, die hinter ihnen steckt. Und Frau Lou, die diesen Wandlungen mit unermüdlicher Liebe nachgegangen ist, hat dadurch mehr als ein Kritiker dafür gethan, den Glauben an eine Nietzsche'sche Weltanschauung zu zerstören. Dadurch unterscheidet sich eben ihr Buch von anderen Geistesgeschichten, daß bei Nietzsche alles Entwicklung ist und fast nichts ein dauerndes Erbe. Man kann bei Kant von der Weltanschauung seiner Vernunftkritik als dem festen Punkt

*) Wien, Verlag von Carl Konegen. 1894.

ausgehen und erzählen, wie diese Ansichten in seinem Kopfe wuchsen und wie sie nachher in seinem Kopfe wieder abstarben. Bei Nietzsche gibt es nicht nur kein Hauptwerk, sondern auch gar keinen Höhepunkt. Es ist alles Wandlung, Verwandlung, Metamorphose, Maske, dichterische Metapher, Bild. Und das klar zum Bewußtsein gebracht zu haben, ist das große Verdienst des Buches von Frau Lou Andreas-Salomé.

Wer die anderen Schriften von Frau Lou, Bücher und Aufsätze, aufmerksam gelesen und den bedeutenden Kopf der Verfasserin dadurch genauer kennen gelernt hat, der wird staunen über die Selbstbeschränkung, welche die Freundin Nietzsches sich auferlegt haben muß, um so unpersönlich, so hart wissenschaftlich mit ihrem Philosophen umzugehen. Sie will nicht sein Leben erzählen und will nicht sein Denken kritisiren; aber die Entstehungsgeschichte seiner Bücher enthält ganz nebenbei alles Wesentliche aus seinem Leben und führt von selbst zu einer Auseinandersetzung mit seinen wechselnden Lehren. Wie eine Schlange erscheint da Nietzsche, die unter Krämpfen eine Haut nach der andern abstreift, eine Haut immer glänzender als die andere, und wenn Frau Lou geneigt scheint, die letzte Form für eine Abgottschlange zu halten, und darum ihre Arbeit für eine Religions-psychologische Studie, so wäre nur zu fragen, wo in seinen letzten Schriften die dichterische Selbstvergötterung in krankhaften Größenwahn übergeht und ob nicht eine strenge Scheidung zwischen dem Dichter und dem Denker möglich wäre. Platon und Cicero sind ohne ihre Dichtungen auf uns gekommen und auch die Verse Schopenhauers wären zu entbehren.

Wenn wir dem Buche folgen, so finden wir als den Grundzug Nietzsche's ein Uebermaß gesteigerten Gefühlslebens, „jene geheimnißvolle Wesenseinheit von Weh und Wonne, von Selbstverwundung und Selbstvergötterung“. Bei seinem ersten öffentlichen Auftreten, das völlig unter dem Banne Schopenhauer's steht (Frau Lou nennt mit Unrecht Richard Wagner, der doch selbst ein unklarer Schopenhauerianer war, einen ebenbürtigen Faktor), wird Nietzsche von dem Gedanken beherrscht, wir Alle seien Dekadenten, darum sei das Genie, das nothwendig hellenisch, orgiastisch, dionysisch sein müsse, unzeitgemäß. Der Bruch mit Wagner, so lesenswerth und hörenswerth die Einzelnheiten für uns Zeitgenossen sind und so feinfühlig da vielleicht der Musiker Nietzsche dem Mascagnirausch und dem Leoncavallorummel vorausgeeilt ist, hat für sein geistiges Wachsen gar keine Bedeutung. Der Bruch mit Schopenhauer aber ist einschneidend in Nietzsches Denken. Er stand vorher mit dem großen Mystiker dem Aufklärungszeitalter feindlich gegenüber. Kant, Voltaire und Sokrates waren ihm Männchen. Plötzlich lernt er an die Möglichkeit einer Wahrheit glauben, will an die Lehre der Wahrheit sein Leben setzen, preist Sokrates und widmet seine menschlichen, allzumenschlichen Aphorismen dem Andenken Voltaire's. Frau Lou hat überzeugend nachgewiesen, daß ein bisher wenig bekannter Moralhistoriker, Paul Rée, der Geschichtsschreiber des menschlichen Gewissens, damals entscheidenden Einfluß auf Nietzsche gewann. Rée ist schärfer und besonnener, Nietzsche der weitaus glänzendere Stilist, und so ist es nicht wunderbar, daß die Gedanken Rée's in der Sprache Nietzsche's weltläufig zu werden beginnen.

Die positivistischen, antichristlichen und antimystischen Schriften Nietzsche's sind es, die bei den Gegnern den größten Zorn erregt haben; sie sind seine unselbständigsten Gedanken. Und es ist ebenso charakteristisch für Nietzsche's Persönlichkeit als für die verwandte Geistesrichtung seiner Biographin, daß Frau Lou den höchsten Reiz von Nietzsche's Büchern immer da findet, wo in ihnen ein Uebergang von Altem zu Neuem zu spüren ist.

Nietzsche bleibt dem Positivismus nicht treu. Oder vielleicht geht es ihm wie dem unglücklichen Gründer des Positivismus, der mit aller nüchternen Forschung sein metaphysisches Bedürfniß nicht unterdrücken konnte und an dem Versuch einer neuen Religionsschöpfung unterging. Wie Auguste Comte will Nietzsche ohne Zusammenhang mit den alten Religionen ein neues blutiges Priesterthum schaffen und sieht in sich selbst den berufenen Hohenpriester. Und da man Religionen wohl vernichten, nicht aber auf den Verstand gründen und auf den Kopf stellen kann, so machte Nietzsche wie Comte den verzweifelten Versuch, sich selbst auf den Kopf zu stellen, um die Welt endlich anders zu sehen, als die Menschen der gemeinen Logik. In diesem letzten Stadium, das für mich in dem holden Wahnsinn und in der berückenden Dichtung seines Zarathustra am deutlichsten sich ausprägt, schuf sich Nietzsche zwar keine einheitliche Weltanschauung, wohl aber ein flammendes abenteuerliches Licht, das die tieferen Partien der Erkenntnißtheorien nur noch mehr verdunkelte, die Moral aber, d. h. das oberflächliche Menschenleben grell beleuchtete. Diese Stimmung, welche schmerzlich nach einem neuen Ideale ringt, welche in der landläufigen Moral Sklavenmoral erblickt, Schopenhauer's Mitleid verwirft und nach einer neuen Herrenmoral schreit, welche den Unmenschen der Renaissancezeit als starken Sockel oder Ahnherrn des kommenden Uebermenschen preist, diese letzte Stimmung nennt Frau Lou das „System Nietzsche's“, ist aber klug genug, mehr eine Psychologie dieses Systems als eine verstandesmäßige Darstellung zu geben. Und sie schließt ihren Bericht mit den strengen Worten:

„Was wissenschaftlich erwiesene Wahrheit werden sollte, nimmt den Charakter einer mystischen Offenbarung an, und fürderhin gibt Nietzsche seiner Philosophie überhaupt als endgültige Grundlage, anstatt der wissenschaftlichen Basis, die innere Eingebung — seine eigene persönliche Eingebung.“

Aber mit der Milde eines Dichters erklärt sie den endlichen Wahnsinn Nietzsche's für etwas, was dem Ziel seiner eigenen Sehnsucht nicht fremd war, für die Auflösung alles Logischen durch die Herrschaft der Triebe. Nur daß der Mensch durch solche Herrschaft nicht zum Uebermenschen wird, wie etwa für den Glauben wilder Völker, sondern zum Thier.

Wären die Deutschen in ihren geistreichsten Schriftstellern besser bewandert, sie ständen vor Nietzsche nicht so verblüfft. Lichtenberg, der vor 100 Jahren so vieles gesagt hat, was man heute noch nicht weiß, hat auch einmal ungefähr ausgesprochen: Wenn wir einen Mörder hängen ließen, wären wir wie die Kinder, die den Stuhl schlagen, an den sie sich gestoßen haben. Aller Nietzscheanismus ist schon einmal gedacht worden; das Große in seiner Persönlichkeit liegt darin, daß er in der Zeit, da die „Selbstzersetzung des Christenthums“ trotz aller Pyrrhussiege der Orthodoxie rascher fortschreitet, dem metaphysischen Bedürfniß der unselbständig Freien durch schmerzliches Schicksal und durch blendenden Geist für einige Jahre ein Führer werden konnte.

Fritz Mauthner.

## Zwei Romantiker.

Ein gespenstischer Feldherr, der auf fahlem Geisterschimmel nächtliche Heerschau über Leichenschaaren hält, ernsthaft wie ein todter Deutscher oder unheimlich lachend, als hätte ihn der Tod mit der Sense gekitzelt, so schildert Heine den Romantiker Achim von Arnim.

Als den bizarren Sklaven einer Muse, die im buntscheckigen China wohnt in einem zierlich barocken Häuschen mit schellenden klingenden blanken Glocken am Dach, und schillernde knisternde Gold- und Seidenstoffe zerstörungsflüchtig zerreißt, so schildert Heine den Romantiker Clemens Brentano.

Diesen Wortporträts gleichen ihre Bilder. Aus einer düsteren Radirung hebt sich Arnim's Brustbild heraus. Ein bleicher Kopf mit visionären nachtdunklen Augen; auf der Stirn liegt der Adel der Schwermuth; die Haare ringeln sich wild darüber. Um die Schultern schlingt sich, wie ein Tempelherrnmantel, ein Talargewand mit gesticktem Saum.

Leuchtend in schimmernder Jugendschöne strahlt die Büste Clemens Brentano's. Ein Gesicht, mädchenhaft weich mit kapriziösem Lockenkopf. Der Schalk lacht ihm aus den Augen. Doch in den Mundwinkeln, an den schön geschwungenen vollen Lippen, lauern auch die Launen. Und man glaubt es diesen Zügen, daß sie jeden Augenblick, den wechselnden Stimmungen gehorsam, einen anderen Ausdruck zeigen können.

Die beiden Bilder schmücken ein neues Buch, das uns in Briefen vom Anfang des Jahrhunderts volles Menschenleben bietet. Es führt in die Zeit, die litterarhistorisch als die Periode der jüngeren Romantik bezeichnet wird, in jene Zeit, die in ihrer Ausdrucksform und ihrem Stil zwar nicht, dafür jedoch in ihren Charakteren, Stimmungen und Gefühlen so unendlich viel Verwandtes und Interessantes für die Gegenwart zeigt. Goethe beherrschte als Imperator noch die geistige Welt, unter seinen Fürsten und Vasallen sind aber die ersten Arnim und Brentano. Ihre Namen sind untrennbar durch „des Knaben Wunderhorn“ verbunden, durch jene wunderbare Liedersammlung, mit der sie verschüttetes edles Gestein ausgrabend, allen alles wiedergeben wollten. Ihre eigenen Werke stehen in ihrer Gesammtheit uns ferner, wenn auch Brentano in seiner „Geschichte vom braven Kasperle und dem schönen Annerle“, eine der besten Novellen, gelang, die überhaupt geschrieben wurden, wenn auch in seinen Rosenkranzromanzen wundersame Poesie webt und klingt.

Interessanter als die Dichter sind uns die Menschen Arnim und Brentano und sie können wir hier in ihren Briefen ganz genießen.*)

## I.

Arnim, der märkische Junker, treu im Beharren, voll Stätigkeit, in der Tradition aufgewachsen, im festen Glauben an die Trinität Gott, König und Vaterland — Brentano, der Süddeutsche mit dem italienischen Blut seiner Vorfahren in den Adern, voll sprunghafter Laune, voll Leichtsinn, nur im Wechsel glücklich: so hatte sich das ungleiche Paar in Göttingen gefunden und sich gegenseitig mächtig angezogen.

Sie fühlten, wie sie Beide sich ergänzten und über all dem Verschiedenartigen ihres Wesens leuchtete ein gemeinsames Großes und Starkes: die Liebe zum künstlerischen Erleben und zum künstlerischen Gestalten und Darstellen des Erlebten; mannigfache andere Interessen kamen dazu, die Neigung zu den litterarischen Schätzen der Vergangenheit, die Freude am Volk und am Volksthümlichen. Beide sind pekuniär unabhängig. Sie haben nie mit der niederen Noth des Daseins zu kämpfen. Sie können frei erleben und frei schaffen. Beide reisen viel, und von diesen Reisen stammt die umfängliche Korrespondenz, in der sie sich gegenseitig einander ganz erschließen. Beide sind innerlich so reich, sie haben sich so viel zu sagen, daß diese schriftlichen Ergüsse aus der Fülle ihrer Herzen, Lebensbedingung für sie bedeuten. —

* * *

Fesselnder als der gleichmäßige Arnim ist den Modernen der schwankende unstäte Stimmungsmensch Brentano, und am fesselndsten ist er, wenn er liebt. Der „Streit für die Liebe war sein Beruf“, doch er zerriß die Herzen, die ihn liebten. Drei Lieben des tollen Clemens begegnen wir in diesem Buch, seinen beiden Frauen Sophie Mereau und Auguste Busmann und seiner Schwester, der Bettine.

Sophie war die reife, überlegene Frau an der Seite eines ungeliebten Gatten. In diese Ehe tritt Clemens, als der dritte ein, mit seiner Tollheit und Jugendfrische. Es ist das alte Liebesspiel des Jungen mit der femme de trente ans; er von hinstürmender Leidenschaft durchtobt, sie ruhiger, stets bedacht ihn zu fesseln, bald zärtlich hingebend, bald zurückhaltend mit fast mütterlicher Ueberlegenheit gegen den jungen Brausekopf. Als die Ehe getrennt wird, zögert sie lange, Clemens Werben zu erhören und sein Weib zu werden. Er reist schmerzzerrissen, betäubt in der Welt umher und versucht die seltsamsten Heilmittel. Er hält sich ein Vierteljahr in Düsseldorf auf unter den Mariannen und Philinen einer umherziehenden Schauspielerbande, weil eine der Fahrenden Sophien ähnlich sieht. Sie fordert ihn auf, sie zu besuchen, aber er, als ein Gourmet der Illusion, geht nicht zu ihr, um sich die schönste Täuschung nicht durch nähere Bekanntschaft zu nehmen. Am Abend aber zaubert er sich vor der Bühne durch sie stets das Bild der fernen Geliebten herbei. Am Morgen sucht er sie in den Gemälden der Galerie. Das sind seine höchsten Genüsse, denn die Ehe, die seine eine Seele ersehnt, ist seiner andern eine lästige Vorstellung. Seine Phantasie glaubt wirklich schon in dieser Ehe zu leben und fühlt sich gebunden und schwerfällig. Die Heirath kommt schließlich doch zu Stande, und Clemens wird durch sie sehr glücklich und sehr unglücklich. Sophie war nicht daran schuld, sondern jener Dämon der Unruhe, der nicht von ihm ließ. „Die Dauer ertrug er nicht, und im Wechsel verzehrte er sich.“ Was er nicht besaß, dem jagte er, ein Donquijote der Sehnsucht, nach; was er erst hatte, wurde ihm nur zu bald über. Die Regelmäßigkeit und Ruhe der Ehe empfand er als umengende Mauer. Er flüchtet sich zu Arnim nach Berlin, um in seiner Freundschaft auszuruhen. Aber hier, kaum getrennt von Sophien, stellt sich gleich wieder Verlangen nach ihr, Angst, Eifersucht ein, und sie muß ihn trösten wie ein krankes Kind: „Meine Liebe, meine ich, müßte dich umgeben wie ein warmes, weiches Kleid, das du überall mit dir trägst und in dem du dich wohl befindest.“

Nach nur kurzem Zusammenleben verliert er die liebe Frau, die für den Taumelnden starker Halt war mit ihren „festen Füßen, die so rüstig über die gebärende und begrabende Erde dahinwandelten“. Ihren Tod hat er ergreifend geschildert: „Ich hörte Sophien schwer, schwer athmen; sie sagte: „Lebt mein Kind?“ und starb, und die Erde starb, alles starb! und ich schrie: Arnim! Arnim! und rang die Hände nach deinem Bild... Blumen und Gras wachsen über ihr und dem Kinde.“ Auch in der nächsten Zeit noch findet er die tiefsten Worte für das „Weib, das er erlebt und geliebt“, das ihn ausgetrunken und an ihm gestorben ist.“ Doch kaum drei Vierteljahre später sieht Arnim den Freund wieder verheirathet. Diese zweite Frau war Auguste Busmann, die Frankfurterin, und diese Ehe wird die tollste aller romantischen Paarungen. Clemens liebte Auguste eigentlich gar nicht. Sie, exaltirt, intrigant, energisch, überrumpelt ihn, wirft sich ihm vor ganz Frankfurt an den Hals. Und er, der Weiche, geräth, trotz seiner Scham, unter die Macht ihres Wesens. Tief traurig, verachtungsvoll und widerlich gegen sich und die Welt schleicht er sich zu den Stelldicheins in die verstecktesten Winkel. Sein eigener Wille ist völlig gelähmt, schließlich läßt er sich gar von ihr entführen. „Das siebzehnjährige Mädchen mit dem Bündelchen unter dem Arm, läuft mit mir, dem es ganz ordinär dabei zu Muthe wird, dem Thor hinaus.“ Sie werden getraut, ihm ist sehr elend dabei, die Kirche scheint über ihn einzustürzen und eine innere Trauer vernichtet ihn.“ Das Zusammenleben wird ihm zur Hölle. Sie quält ihn bis aufs Blut mit Scenen, Verfolgungen, fingirten Selbstmordsanfällen. In Heidelberg jagte sie als wilde Amazone auf dem Pferde durch die Straßen. Dann rettet sich Clemens einmal durch die Flucht, bekommt dabei natürlich Sehnsucht nach seiner Peinigerin, kehrt zurück. Schließlich aber trennten sie sich doch für immer.

Die zärtlichste der Brentano'schen Neigungen war seine Schwesterliebe zu Bettinen, dem Kobold mit der „leidenschaftlich tanzenden Seele“. Höchstes Vertrauen band sie aneinander. In seinen Jugendbriefen, die ihm die Schwester

*) Achim von Arnim und die ihm nahe standen. Herausgegeben von Reinhold Steig und Hermann Grimm. 1. Band: Achim von Arnim und Clemens Brentano. Stuttgart 1894. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Das Buch gibt nicht nur den einfachen Abdruck der Briefe, sondern eine völlig umfassende abgerundete Darstellung des Freundschaftsverhältnisses beider Männer. Wie Bachtold in seinem Kellerwerk, hat hier der Herausgeber, Reinhold Steig, die Lücken der Korrespondenz durch selbständige Darstellung ausgefüllt.

dann zu einem „Frühlingskranz“ wand, wird der Wilde oft zum Bekehrer und Lehrer, die kleine Schwester soll sich zügeln und soll lernen. Aber aller Ernst schweigt, wenn er in Liebeshändel verstrickt ist und aus der Rebenlaube am Rhein ihr vorschwärmt vom liebenden Frühling von 1804, von Becher- und Lautenklang und von ersehnten Küssen. Da ist dann wieder die Schwester die Ueberlegene. Sie kennt den Clemens zu genau, mit den Seiltänzersprüngen seines Herzens, das immer auf der Schaukel schwingt, das Spinnwebfäden leichter Neigung gar zu gerne sich als starke Liebesstricke vorstellt und sich fürchtet einen Ruck zu thun und das Netz zu zerreißen. Kurz und munter sagt sie: „Der Clemens wird allemal ein Narr am Rhein. Und sie fragt ihn, ob er glücklich in Wochen gekommen mit einer neuen Liebschaft? — Am Rhein, wo's allemal so geht? Ja in Wochen! — denn so lang wird's kaum dauern, denn du wirst dich gewiß schon früher herausmachen, und wirst gelaufen kommen und deinen Kirchgang thun bei mir und vor mir dich aussegnen lassen, denn das muß ich allemal“.

Bettine ist ihm nächst Arnim das Theuerste. Die Drei werden noch enger verbunden, Arnim führt die Schwester des Freundes als Frau heim: „Für deine Briefe an Bettine bis zu deiner ersten Verheirathung habe ich dich oft in Gedanken geküßt. Deine Liebe zu ihr hat ihre Liebe erzogen, und so genieße auch ich von deiner Saat“.

* * *

Es ist die schwerste Zeit für Deutschland. Das Vaterland liegt am tiefsten. Arnim, der preußische Edelmann, trägt hart an der Noth der Zeit. „Wer des Vaterlandes Noth vergißt, den wird Gott auch vergessen in seiner Noth“. Er plant die Herausgabe patriotischer Zeitungen, vertheilt Kriegslieder an Blücher's Soldaten, bestimmt, wie die Brüder Grimm, den Erlös seiner „Schaubühne“ für die Herstellung von Kanonen. Arnim's Sorgen sind nicht Brentano's Sorgen. Er warnt ihn sogar vor dem Soldat werden: „sei keiner, der untergeht, keiner, der siegt; sei ein Mensch, hoch über der Zeit und falle nicht in diesem elenden Streit um Hufen Landes“. Allein weil Arnim Preußen liebt, will er es auch lieben, „deine ganze Nation hat nur eine Ehre, weil du dich ihrer annimmst“. Doch bleibt ihm die große Sache innerlich fremd. Und während Arnim begeistert vom „Kriegsheiligen“ Blücher erzählt, der zu Göttingen auf dem Markt in strömendem Regen zu den Soldaten gesprochen, und vom tapfern Schill, der mit dem ganzen Regiment zum Thore hinausjagte, gegen den Feind, antwortet Brentano bald mit spöttisch aufgefaßten Momentbildern, bald mit Stimmungseindrücken vom Kriegsschauplatz, als ein gleichgültiger Beobachter, den der Ausgang nichts angeht. Er berichtet aus Landshut, daß ihm das grauenhafte Gefecht, der Brand, das ungeheure Kanoniren auf grüner Wiese bei Sonnenschein von oben herab gegen den hohen Himmel einen äußerst kleinlichen Eindruck gemacht habe. Und malitiös moquirt er sich gleich, mitten in der Schilderung der Kriegsgreuel über Friedrich Schlegel, „der mit einem Säbel und den ganzen Bart voll Bratensauce vom Tisch des Grafen Zichy kam“. Er hatte keine Idee von dem, was eigentlich vorging, und sprach vom Krieg — wie Clemens mit boshafter Anspielung auf eine Stelle der „Lucinde“ hinzufügt — à la „Wilhelminchen mit dem Bein in die Höh'“.

Arnim und Brentano hingen zu fest aneinander, als daß die Verschiedenheit der Anschauung hätte eine Erkühlung herbeiführen können, und immer wieder eint sie eine Zeit gemeinsamen Lebens, gemeinsamer Arbeit. Nur prägen sie mit den Jahren ihre Eigenthümlichkeiten immer schärfer aus. Arnim wird immer stätiger, ruhiger; er, in dessen Werken Spuk und Wahnsinn gespenstische Schattentänze schlingen, ist innerlich ein starker und gesunder Mensch; Clemens wird dagegen immer zerrissener, wirrer, fiebriger; langweilige Verzweiflung hetzt ihn umher; er sehnt sich, er weiß nicht, wonach; er schreit aus Böhmen Arnim und Bettine um Hilfe an: „Laßt mich bei euch leben, damit ich mich wieder sammle.“ „Er hat einen Ekel an sich selbst, nur die Liebe vortrefflicher Menschen kann ihm wieder Vertrauen geben. Er muß in ein ideales Hospital. Er erinnert den Freund an jene Worte, die er einst in Giebichenstein gesprochen, und die nun Wahrheit geworden sind: „Du wirst einstens mit Bettinen freudig durch die Welt fliegen und ich, der dir gern die Stiefel putzte, werde das Nachsehen haben.“

Der Abschluß dieser Stimmungen war die Flucht in den Mutterschoß der katholischen Kirche, wo so viel der Friedlosen die Ruhe fanden. Arnim und Bettine verstanden diesen Schritt. Und wenn auch keine Verständigung mehr zwischen ihnen möglich war, ihre Freundschaft blieb ihnen heilig. Clemens' letzte Zeilen vom 7. Dezember 1828 danken für „alle alte Liebe und Vertraulichkeit“. Zwei Jahre später starb Arnim. Dreißig Jahre waren sie verbunden gewesen.

## II.

Neue Stimmungen und neues Naturgefühl bringt die Romantik.

Es ist, als ob diese Menschen des jungen Jahrhunderts mit anderen Augen auf die Welt gekommen sind und in sie hineinsehen, als die Vorfahren. Und diese Augen sind den unseren verwandt. Der Sinn für die Intimität der Stimmung kommt auf. Man betrachtet die Dinge und Menschen nicht isolirt, sondern faßt den Rahmen, in dem sie sich darstellen, scharf ins Auge; man will die Atmosphäre, die sie umgibt, erkennen und festhalten. Tieck nennt dies das „Klima der Begebenheit“ und Wilhelm Schlegel spricht von der romantischen Kunst, die an körperlichen Gegenständen sichtbar macht, was am wenigsten körperlich ist, „Licht und Luft.“ Eine Neigung für die genrehafte Schilderung entsteht, für anschauliche Inscenirung mit allem Detail der Umgebung. In den kleinen Autobiographien der Brüder Grimm steigt das alte Marburg mit seinen Winkeln und Giebeln lebendig auf, sie erzählen nicht von sich und über sich, sondern sie nehmen uns bei der Hand, und wir thun jeden Schritt mit ihnen. Dazu kommt etwas, was uns noch vertrauter berührt. Das Naturgefühl des 18. Jahrhunderts suchte das „Poetische“ in der Natur, es korrigirte sie; diesem modernen Naturgefühl aber, das jetzt sich zu regen beginnt, ist alles heilig; es sieht mit dichterischen Augen in die Natur, und ihm wird alles, auch das Geringste, Unbedeutendste zur Stimmungsnüance. In den Produktionen spricht sich dies freilich noch nicht so deutlich aus, auch hatten nicht alle Romantiker diese Gabe, und Justinus Kerner noch empfand die Eisenbahn als unpoetisch, was ihm Gottfried Keller's Rüge eintrug. Achim von Arnim aber und die ihm nahestanden, besaßen empfängnißfrohes Verstehen für alles. In den Briefen verräth es sich. Die schönsten Zeugnisse dafür gibt unser Buch und die Sammlungen der Bettine: „Die Günderode“, der „Frühlingskranz.“*)

Etwas konfus äußert sich Clemens selbst einmal darüber, als er von der „neuen Genialität“ spricht, die so „unendliche Dekoration und Farbe und Klimata und Ironie und all den Teufel braucht“.

In wunderbaren Farben steigt die Rheinlandschaft auf . . .

In der Weinlaube bei der schönen Walpurgis glänzt der Wein im Römer, und Clemens singt zur Guitarre schmachtende Weisen . . .

In der Sonntagsfrühe aber ist es still am Rhein. Die Walpurgis ist fortgefahren. Clemens bleibt allein im Weingarten. Es ist alles so heimlich und einsam, man könnte das Gras wachsen hören. Wagen rasseln vorbei mit lustigen Leuten, dazu fangen die Glocken an zu summen. Nachmittag aber geht das Leben hoch, der Rhein gibt ein Spektakelstück von Jauchzen und Musik auf den Schiffen, die sich mit Trompetenstößen bombardiren. Der Clemens geht dann über das Gelärm hinaus in sein Giebelstübchen, unter ihm wird getanzt und gejubelt, er hört das Lachen

*) Beide sind jetzt bequem in Neudrucken (Berlin, W. Hertz, 1890/91) zugänglich.

und dann leises Klopfen an seiner Thür. Als er aufmacht, findet er einen Krug rheinischen Maitrank auf der Schwelle . . .

Aparte Stimmungsnuancen werden fixirt, für die man früher keine Sinne gehabt hatte. Arnim erzählt von Reichards Garten in Giebichenstein, wo er den frischen Mondschein im Silbergrün gesehen hat, in das die Schatten des Berges eilige Schriftzüge zogen. Er stand da — ein Ahne des Pierrot Lunaire — „in weißer Jacke wie ein porzellanener Abdruck des Mondscheins" . . .

Bettine geht in die Karmeliterkirche, setzt sich in die Bank, wo das Kirchenfenster mit seinem Weinlaub sich auf den Boden malt. „Der Schatten des Laubes spielt mir auf dem Kleid, der Wind weht das Blatt herunter, so fällt Schatten mir vom Schoß, das amusirt mich träumerisch" . .

Intimes Gefühl für Farbenreize zeigt sich. Bettine läßt das Kolorit der Wolken auf sich wirken: das Grün, gemischt mit dem Roth, das vom Untergang heraufzog, unten waren Purpurstreifen und Violett mit Feuer umsäumt, dann kam die Nacht herauf. — „Heut früh schlagen die Morgenwolken ihre Feuerflügel um euren schwarzen Dom, man denkt, als wollten sie ihn in der Gluth verzehren". —

Plastisch mit realistischer Kunst sind Genrebilder gezeichnet. Das Erwachen des Morgens . . . es war noch ganz nebelig und verschlafen, doch bald fiel das Gold der Morgenstunde schräg in die Straße; in den Hausgiebeln gingen die Fenstern auf, da wohnen die jungen Mädchen, die wollen auch Morgenluft schlucken. Und nun kommen die Bäckerjungen, und die Milchfrauen, aus allen Fenstern werden die Milchtöpfchen herausgereicht . . .

Und dann das belebte Leben auf der Straße: „Gegenüber im Haus die offene Halle, in der vom Mai bis in den Herbst die Nachbarn kampiren den ganzen Tag, da spielen die Kinder mit dem Mops, und der Papagei auf der Stange plaudert Spitzbub" . . .

Mit wenigen Federzügen ist die Heidelberger Stimmung gebannt: „ein herrliches kleines Haus am Schloßberge, mitten im Grünen, über uns Apfelblüthe, unter uns die lustige Bürgerschaft beim Biere; Kegelbahn und Vogelgesang, Nachts singende Waschweiber und fernes Neckarrauschen" . . .

Solch feines Gefühl für die einzelnen Faktoren einer Stimmung, dieser Sinn für das Alltägliche, nach altem Geschmack „Unpoetische", der auch die Kegelbahn und Waschweiber in dem Genrebild nicht missen will, diese Andacht zum Unbedeutenden, hat vorher Niemand gehabt, und Niemand hat daher auch vorher solchen Stimmungen Ausdruck geliehen. Nur Goethe, der schon in den Geschwistern das holländische Genrebild von der alten Käsefrau zeichnete, die mit der Brille auf der Nase beim Stümpfchen Licht ein Stück nach dem andern auf die Wage legt, empfand und gewahrte des bunten Lebens ganze Fülle. —

Hier liegen die Keime moderner realistischer Stimmungspoesie, die nach langem Winterschlaf zu neuem Leben erweckt wurde, durch Gottfried Keller und Theodor Fontane.

Felix Poppenberg.

## Elektrizität und Dampf auf der Straße.

In den Zukunftsstädtebildern, welchen man nicht selten in amerikanischen Journalen begegnet, spielt die Beseitigung der Zugthiere von den Straßen eine bedeutende Rolle. Bei den Straßenbahnen hat sich ja diese Beseitigung, wenigstens in Amerika, in der That schon größtentheils vollzogen; der Pferdebetrieb ist hier fast allenthalben durch den elektrischen oder Kabelbetrieb ersetzt. Ganz anders aber liegen die Verhältnisse für die „autonomen" Vehikel, Equipagen, Droschken, Omnibus und Lastfuhrwerke, welche auch durch das ausgedehnteste Schienennetz niemals entbehrlich werden. Den Propheten der genannten Journale gilt es zwar als ausgemacht, daß auch diese Fuhrwerke dereinst die Kraft ihrer Bewegung vom elektrischen Strome empfangen werden; allein bis jetzt sind für eine Entwicklung in diesem Sinne kaum bescheidene Anfänge vorhanden. Die Ursache ist die nämliche, die auch so manche andere Anwendung des elektrischen Stromes hindert; der elektrische Motor an sich würde sich zwar wegen seines geringen Umfanges und der Bequemlichkeit seiner Handhabung auch für Straßenfuhrwerke vorzüglich eignen, allein es fehlt an einer leichten und zuverlässigen Stromquelle. Eine Zuleitung durch Drähte, wie bei den Straßenbahnen, ist natürlich ausgeschlossen; die galvanische Batterie ist kostspielig und unbequem und der Akkumulator entspricht noch keineswegs vollständig den Anforderungen, die für den vorliegenden Zweck an ihn gestellt werden müssen. Zwar wird beständig von Vervollkommnungen desselben berichtet: die Kapazität des Akkumulators, d. i. das Quantum elektrischer Energie, welches derselbe aufzunehmen vermag, soll gesteigert, sein Gewicht soll verringert und seine Dauerhaftigkeit erhöht worden sein — allein man hat trotzdem das unbestimmte Gefühl, daß eine wirklich befriedigende Lösung des Problems der Aufspeicherung elektrischer Energie von ganz anderer Seite kommen müsse.

Immerhin sind auch mit den heute verfügbaren Mitteln zahlreiche Versuche gemacht und bemerkenswerthe Resultate erzielt worden. Ein französischer Techniker, H. de Graffigny, hält selbst die galvanische Batterie in gewissen Fällen für eine geeignete Stromquelle. Er hat ein gewöhnliches Dreirad in ein elektrisches Gefährt umgewandelt, indem er an Stelle des Sattels einen hölzernen Kasten anbrachte, welcher als Sitz dient und zugleich die galvanische Batterie — eine Chromsäurebatterie, die sich durch geringes Gewicht und kräftige Wirkung auszeichnet — sowie den elektrischen Motor enthält. Die Bewegung des letzteren wird durch Zahnrad und Kette auf die Räder übertragen und einfache Vorrichtungen gestatten, die Geschwindigkeit zu reguliren und das Dreirad zu lenken. Bei einem Versuche entwickelte der Motor anfangs $^1/_2$-Pferdekraft und nach vierstündiger Arbeit, wobei die Geschwindigkeit des mit zwei Personen besetzten Dreirads 18—20 Kilometer in der Stunde erreicht hatte, noch $^1/_5$-Pferdekraft. Trotz dieser bemerkenswerthen Leistung kommt jedoch das Graffigny'sche Dreirad für die Praxis nicht in Betracht, weil die Chromsäureflüssigkeit oft erneuert werden muß und der Betrieb deshalb sehr kostspielig ist.

Beim Akkumulator sind die Kosten der Anschaffung keinesfalls geringer, dafür aber ist der Betrieb selbst bequemer und billiger. Im Jahre 1888 wurden die ersten von elektrischen Motoren und Akkumulatoren getriebenen Luxuswagen — einer davon für den Sultan — gebaut; auch sah man vor einigen Jahren in Brighton und in Paris ein paar derartige Wagen cirkuliren und kürzlich berichteten die technischen Zeitschriften von ähnlichen Konstruktionen, die aus den Fabriken von P. Pouchain in Armentières und G. Carli in Castelnuovo hervorgegangen seien. Auf die konstruktiven Einzelheiten dieser „elektrischen Phaetons" brauchen wir nicht näher einzugehen; nach den Versicherungen der Erbauer sollen ihre Vehikel allen Anforderungen entsprechen, bequem zu regieren sein und bei mäßigem Gewicht eine bedeutende Kraft und Geschwindigkeit entwickeln. Allerdings ist der Akkumulatorenbetrieb an das Vorhandensein einer elektrischen Centrale gebunden und auch wo diese in der Nähe ist, muß die Forderung gestellt werden daß der Energieinhalt des Akkumulators sich nicht allzu rasch erschöpfe. Aber die Bedingung eines von dem „Petit Journal" in Paris unlängst für die Konstruktion eines automobilen Wagens ausgeschriebenen Wettbewerbs — daß die Kraft des Wagens für eine Fahrt von hundert Kilometern ausreichen müsse — scheint uns trotzdem übertrieben. Auch von dem Pferde, das dieser automobile Wagen in erster Linie ersetzen soll, wird keine derartige Leistung verlangt: wer größere Strecken ohne Unterbrechung zurückzulegen hat, wird doch fast immer die Eisenbahn benützen und im Uebrigen wäre es schon ein bedeutender Fortschritt, wenn der Wagenverkehr im Innern oder in der

näheren Umgebung von Städten, welche sich im Besitze einer elektrischen Centrale befinden und daher den Energievorrath des Wagens rechtzeitig erneuern können, dem Akkumulator anvertraut werden könnte.

Es kann nicht geleugnet werden, daß für die Dampfkraft die Verhältnisse einstweilen noch günstiger liegen als für den elektrischen Strom. In der That waren ja die ersten Dampfwagen großentheils „automobil“, d. h. der Schienen nicht bedürftig; und nur die bedeutende Kraftersparniß, verbunden mit der größeren Geschwindigkeit, welche auf den Schienen möglich ist, daneben auch hie und da einschränkende Gesetze und Polizeireglements bezüglich des Dampfverkehrs auf den Straßen, haben eine Zeitlang die ausschließliche Entwicklung der Eisenbahnen zur Folge gehabt. Heute jedoch wird der Nutzen eines Motorwagens für die Straße wieder mehr und mehr erkannt. Man denkt dabei zwar weder an die Möglichkeit einer gänzlichen Beseitigung der Zugthiere, noch an eine Konkurrenz mit den Eisenbahnen; vielmehr handelt es sich in de Regel lediglich darum, den abseits von den Hauptverkehrsadern gelegenen Fabriken oder landwirthschaftlichen Betrieben eine leistungsfähigere und zugleich billigere und raschere Verbindung mit der nächsten Eisenbahnstation zu verschaffen, als sie durch Zugthiere bewirkt werden kann. Auf der vorjährigen Ausstellung in Chicago sah man zahlreiche Typen dieser Dampfmotorwagen; in England und Amerika sind dieselben bereits vielfach in Anwendung und haben dort die ältere Form der Lokomobile, die ja mitunter ebenfalls Transportdienste versah, schon großentheils verdrängt. In England sollen etwa 8000 dieser Dampfmotorwagen existiren; ihre Aufgabe besteht dort — wie wir einem Berichte des „Génie Civil“ entnehmen — zumeist im Transport der landwirthschaftlichen Bedarfsmaterialien und der Bodenerzeugnisse, sowie überhaupt schwerer Güter zwischen den Eisenbahnstationen und den Bestimmungs- resp. Produktionsorten. Gleichzeitig aber sind dieselben derart gebaut, um wie die Lokomobilen ihre Maschinenkraft für jeden anderen Zweck verwerthen zu lassen. Eine derartige Maschine z. B., welche schon seit 16 Jahren in ständigem Betriebe sein soll, fungirt in der Regel Vormittags als Motor für Dreschmaschinen, Pumpen, Futterschneidemaschinen u. s. w., des Nachmittags dagegen als Zugmaschine für Lastwagen, wobei sie Strecken von 40—50 Kilometern zurücklegt. Die Fahrgeschwindigkeit solcher Maschinen erreicht etwa 12 Kilometer in der Stunde und die Betriebskosten sollen etwa 10 Pf. pro Kilometer und Tonne befördertes Gewicht betragen. Besonders nützlich sind diese Maschinen natürlich beim Transport sehr schwerer Lasten. In Liverpool z. B. wurde jüngst ein Dampfkessel mit Zubehör im Gesammtgewicht von 80 Tonnen durch einen Dampfwagen in weniger als einer Stunde 3 Kilometer weit transportirt; drei Mann genügten zur Leitung der Operation, die früher eine Tagesarbeit von 30 Mann und 60 Pferden beansprucht haben würde.

In den englischen Kolonien erfreuen sich die Dampfmotorwagen ebenfalls einer großen Beliebtheit; besonders zahlreich sollen dieselben in Neuseeland vertreten sein. Es wird berichtet, daß dort eine solche Maschine eine Last von 20 Tonnen, also die gewöhnliche Ladung von zwei Eisenbahngüterwagen, 120 Kilometer weit nach einem 1000 Meter über der Abgangsstation gelegenen Orte befördert habe. Hin- und Rückfahrt inklusive der Ladezeiten dauerten $2^1/_2$ Tage.

Auch in das Heerwesen verschiedener Staaten haben die Dampfmotorwagen Eingang gefunden. In Frankreich liefern sie die Zugkraft für einen Theil des Artillerieparks und auch in England versahen während der Manöver des verflossenen Jahres acht Maschinen der genannten Art den Transport des Geschütz- und Luftschiffermaterials. Die Vortheile eines mechanischen Beförderungsmittels sind hier so bedeutend, daß man die Mängel, die den vorhandenen Konstruktionen etwa noch anhaften, dafür mit in den Kauf nimmt. Ein Train von 20 Tonnen Gewicht z. B. beansprucht, in der bisherigen Weise auf 20 Wagen vertheilt, eine Bespannung von 80 Pferden, mit deren Hilfe er täglich 24 bis 30 Kilometer zurücklegt, während ihn eine Straßenlokomotive drei- bis viermal so weit zu befördern vermag. Der Vorrath an Kohle und Wasser, den die Maschine mitführen muß, wiegt zudem erheblich weniger als die entsprechende Futterreserve der Zugpferde und endlich kann die Dampfmaschine auf dem Schlachtfelde oder vor der belagerten Festung noch anderweitige Dienste verrichten, für welche schon jetzt in vielen Armeen Maschinenkraft für unerläßlich gilt.

Die Konstruktion des Dampfmotorwagens bietet im Vergleich zu derjenigen der auf Schienen fahrenden Lokomotiven erhebliche Schwierigkeiten. Die Unebenheiten der Straße erzeugen fortwährende Stöße und Schwingungen, welche bei der Verbindung zwischen der auf dem Gestell des Wagens fest gelagerten Maschine und den Achsen der Räder, die von dieser ihre Bewegung erhalten sollen, sorgfältig zu berücksichtigen sind. Natürlich muß das Gestell des Wagens, um die Erschütterungen thunlichst zu beschränken, auf Federn gelagert sein, und es wird sogar vorgeschlagen, die elastischen Speichen und pneumatischen Radkränze, welche für leichtere Vehikel so vortheilhafte Verwendung finden, in geeigneter Weise auch für den schweren Motorwagen umzugestalten. Auf jeden Fall soll die ganze Konstruktion aus elastischem und bei geringstem Gewichte möglichst starkem Material hergestellt werden, ohne die Rücksicht auf die Kosten ausschließlich zur Geltung kommen zu lassen. Um die Zugthiere — denen ja der Motorwagen vorerst noch häufig auf der Straße begegnen wird — nicht scheu zu machen, sollen ferner die oscillirenden oder rasch rotirenden Theile der Maschine dem Anblick entzogen sein; Lärm und Rauch sind ebenfalls möglichst zu beschränken.

Aus den oben angeführten Beispielen geht wohl zur Genüge hervor, daß es schon jetzt gelungen ist, diese Anforderungen, die an einen Straßenmotor für Lastfuhrwerke gestellt werden müssen, der Hauptsache nach zu erfüllen. Auch die Befürchtung, daß das schwere Fahrzeug die Landstraßen allzu sehr schädigen werde, hat sich, nach Berichten aus England, dort bis jetzt nicht bewahrheitet; und im Ganzen hat sich der automobile Motorwagen als Lastenbeförderungsmittel trefflich bewährt. Für den Personentransport dagegen hat derselbe bis jetzt nur sehr beschränkte Anwendung gefunden. Die Ursache dieses Mißerfolges liegt wohl hauptsächlich darin, daß ein Dampfkessel immerhin eine gewisse Feuer- und Explosionsgefahr bietet, die auf Personenfuhrwerken, welche nicht unter beständiger fachmännischer Aufsicht stehen, vermieden werden muß. Die älteren primitiven Dampfwagen sind schon längst wieder von der Bildfläche verschwunden, aber auch einige neuere und zum Theil sehr sinnreiche Konstruktionen — wir erinnern nur an die vor einem Jahrzehnt viel besprochene Bollée'sche Dampfdroschke — vermochten sich beim Publikum keine Gunst zu erringen. In den letzten Jahren jedoch sind im Bau dieser Maschinen wiederum bedeutende Fortschritte erzielt worden, welche deren Betrieb vereinfachen und zugleich die Sicherheit erhöhen. So hat der französische Ingenieur Serpollet einen Dampfkessel konstruirt, welcher vollständig explosionssicher ist, weil er — so sonderbar dies auch klingen mag — kein Wasser enthält. Der Dampferzeuger (von einem Kessel kann eigentlich nicht mehr die Rede sein) besteht aus einem plattgedrückten und zur Spirale gewundenen Rohre mit nur überaus kleinem Innenraume, welches ganz vom Feuer umgeben ist. Das Wasser, welches an einem Ende in dieses Rohr tritt, verwandelt sich alsbald in Dampf und verläßt dasselbe am anderen Ende mit hoher Temperatur und starker Spannung. Die Zufuhr von Brennmaterial in den Feuerungsraum und von Wasser in den Dampferzeuger geschieht automatisch und die Ueberwachung reduzirt sich auf die Handhabung eines Ventils, welches die Leistung der Maschine regelt. Ein derartiger Motor ist also für einen Personenwagen besonders geeignet und in der That cirkulirt in den Straßen von Paris ein Serpollet'sches Dampfphaeton ohne jeglichen Unfall. Die Maschine ist unten am Hintertheil des Wagens angebracht und den Blicken vollständig entzogen; der vorne sitzende Kutscher beherrscht mit einem Steuer Geschwindigkeit und

Richtung der Bewegung und zwar, wie versichert wird, bedeutend leichter und sicherer als bei einem von Pferden gezogenen Wagen. Das von dem Wagen mitgeführte Brennmaterial genügt für eine Fahrt von 60 Kilometern, das Wasser für 30 Kilometer. Die Fahrgeschwindigkeit ist im Innern der Städte begrenzt, auf der freien Landstraße erreicht dieselbe 25 Kilometer pro Stunde.

Auch Petroleum- und Benzinmotoren sind zur Konstruktion automobiler Wagen verwendet worden. Mit den Gasmotoren theilen dieselben den Vorzug großer Einfachheit des Betriebes, und wie diese bedürfen sie keiner fortgesetzten Ueberwachung.; für den vorliegenden Zweck besitzen sie vor der Dampfmaschine außerdem noch den Vorzug eines geringeren Gewichtes. Dasselbe gilt von dem Vorrathe an Benzin oder Petroleum; der ohne Schwierigkeit mitgeführt werden kann; Wasser ist überhaupt nicht erforderlich, zur Kühlung der Maschine genügt ein Luftmantel.

Trotz der Fortschritte, welche nach dem Gesagten auch die Konstruktion der für den Personentransport bestimmten Motorfuhrwerke in den letzten Jahren gemacht hat, haben sich dieselben die Gunst des Publikums nur in geringem Grade zu erwerben vermocht. Ohne Zweifel kommt dabei eine berechtigte Scheu des Publikums zur Geltung, welche die Leitung von Motoren doch nur fachmännischen Händen anvertraut sehen möchte; beschränkende Polizeivorschriften und der hohe Preis dieser Fuhrwerke thun gleichfalls das Ihrige — und so müssen wir uns wohl damit abfinden, innerhalb der Städte dem Pferde noch für eine Reihe von Jahren seine gegenwärtige Rolle erhalten zu sehen.

Bernhard Zerdst.

**Theodor von Bernhardi: Die Anfänge der neuen Aera.** Tagebuchblätter aus der Zeit der Stellvertretung und der Regentschaft des Prinzen von Preußen. Leipzig. 1894. S. Hirzel.

Diesen dritten Band der Denkwürdigkeiten Theodors von Bernhardi hat nicht mehr der Herausgeber der ersten beiden Bände, man sagt Herr Julius von Eckardt besorgt. Der Sohn des Memoirenschreibers, der jetzt Kommandeur eines badischen Kavallerieregimentes ist, nachdem er früher längere Zeit dem großen Generalstabe der Armee angehört hatte, hat die längere Vorrede unseres Bandes unterzeichnet. Durch diesen Wechsel in der Redaktion sind die Grundsätze der Edition nicht geändert worden: Die kurzen, zum Theil recht abgerissenen Tagebuchnotizen, werden uns durch einen verbindenden Text, der, wenn nöthig, uns die Situation kurz zeichnet, unter der die Aufzeichnungen zu Stande gekommen sind, verständlich gemacht. Ob wir mit den abgedruckten Notizen Bernhardi's dessen ganzes Tagebuch erhalten, ist nicht ersichtlich. Ich möchte glauben, daß nicht nur rein persönliche, familiäre Bemerkungen weggeblieben sind, sondern auch manches Andere. Wir werden deshalb mit dem Herrn Herausgeber nicht rechten. Sind wir ihm doch für die überaus werthvolle Gabe, durch die er unser Wissen über eine wichtige Entwicklungsphase unserer Geschichte bereichert hat, zum lebhaftesten Danke unter allen Umständen verpflichtet. Denn dieser dritte Band ist noch weit interessanter als die beiden ersten. Die eminente Begabung des Tagebuchschreibers für richtige Erfassung der augenblicklichen politischen Lage, die sichere Erkenntniß der nothwendigen Konsequenzen der sie dominirenden Vorgänge tritt in ihm wiederholt, zuweilen in ganz frappanter Weise, zu Tage. Selbstverständlich war ein solcher divinatorischer Blick für die Zukunft nur auf Grund der genauesten Kenntniß der Zustände und Vorkommnisse der Gegenwart möglich. Das was für diese in den Augen Bernhardi's das Wichtigste war, wird uns nun in diesen Blättern mitgetheilt und uns dadurch die Gelegenheit geboten, die Vorgänge der wichtigen Epoche der Regentschaft des nachherigen Kaisers Wilhelm I. und des französisch-italienischen Krieges gegen Oesterreich in ihrem wahren Wesen zu erkennen.

Wenn Schelling einmal bemerkt hat, daß der Historiker ein rückwärts gewendeter Prophet sei, so wird das der Geschichtschreiber dieser Epoche noch in einem ganz anderen Sinne sein können, als dieses der Philosoph mit seinem Worte gemeint hat. Er wird seine Geschichte an der Hand eines Mannes, der wirklich mit prophetischem Ausblicke begabt war, schreiben können.

Zwischen die beiden großen Abschnitte, in denen uns die am Meisten interessirenden Vorgänge unserer Geschichte dargelegt werden und welche die Ueberschriften tragen, „Die Zeit der Stellvertretung durch den Prinzen von Preußen“ und „Der Krieg von 1859 und seine Wirkungen“, ist dem Lebensgange des Tagebuchschreibers entsprechend ein Kapitel eingeschoben: „Reise nach Südfrankreich“. Bernhardi mußte nämlich im Herbste 1858 seine schwer erkrankte Frau nach Hyères begleiten. Von dort aus hat der reiselustige und wissensdurstige Mann zahlreiche Ausflüge in das südliche Frankreich gemacht und die Eindrücke landschaftlicher und historischer Art, die er dort empfangen hat, uns in einer Weise geschildert, daß wir seine Aufzeichnungen auch nach denen so mancher anderer trefflicher Touristen, z. B. denen M. Hartmann's, noch gern lesen. Aber auch die Ansichten, welche sich bei Bernhardi auf Grund dieser Reisen über die französischen Zustände in der Blüthezeit des Regimes Kaiser Napoleons III. gebildet hatten und die hier gelegentlich zum Ausdrucke kommen, sind höchst bemerkenswerthe und auch sie verrathen den vorurtheilsfreien, scharfen Beobachter aufs Glänzendste. Die Ueberzeugung, daß die Herrschaft des Kaisers in Frankreich auf schwachen Füßen stehe und nicht von langer Dauer sein werde, wird hier ebenso klar ausgesprochen, wie die andere, daß die Geschichtsperiode, welche Napoleon III. mit dem oberitalienischen Kriege eingeleitet habe, mit seinem Sturze enden müsse.

Ungleich wichtiger als diese Mittheilungen sind für uns natürlich die Aufzeichnungen der beiden unseren preußisch-deutschen Verhältnissen in den Jahren 1858—1860 gewidmeten Abschnitte. Ich möchte einer auf Grund derselben und mit Hinzunahme anderweitiger wichtiger Memoiren, z. B. der des Grafen von Roon, ausgearbeiteten, zusammenfassenden Darstellung dieser Periode in der „Nation“ nicht vorgreifen, und beschränke mich daher nur auf die Hervorhebung des Wichtigsten.

Dieses finde ich nun darin, daß uns Bernhardi ganz genau darlegt, an welchen Faktoren die sogenannte „Neue Aera“ gescheitert ist. Wenn man dem Worte Faktor hier mehr eine aktive persönliche Bedeutung beilegt, als das der gewöhnliche Sprachgebrauch zuläßt, so hätte ich nichts dagegen einzuwenden. Denn gescheitert ist die neue Aera nicht sowohl an einer Uebermacht allgemeiner, nicht zu besiegender äußerer Verhältnisse, sondern einerseits an der völligen staatsmännischen Unfähigkeit ihrer Träger und andererseits an der intriguanten Schlauheit ihrer Gegner. Die Erzählungen Bernhardi's lesen sich wie eine Ausführung des Wortes des Grafen von Roon, der, als ein Keil in das altliberale Ministerium glücklich hineingetrieben war, meinte, daß, wenn die Liberalen damals nicht gar zu dumm gewesen wären, sie die konservative Partei, d. h. die der „Kreuzzeitung“, für immer hätten vernichten können. Da dieses bekanntlich nicht geschehen ist, diese Partei sich ihrer Natur nach seitdem in keiner Weise verändert hat, und wir sie in diesen Aufzeichnungen getreu geschildert finden, wie sie arbeitet, welcher Hilfsmittel sie sich bedient, welche Unverschämtheiten gegen den Träger der Krone sie sich herausnehmen zu dürfen glaubt, wenn diese einmal die Interessen des Staates über den Vortheil der Junker stellt, welche Listen sie anwendet, um ihre Gegner an entscheidender Stelle mißliebig zu machen, die Krone einzuschüchteen und ihr vor Allen, die nicht zu ihr gehören, bange zu machen, so hat das Bernhardi'sche Buch eine geradezu aktuelle Bedeutung.

Daß sich im 19. Jahrhundert die Fortschritte des preußischen Staatswesens im permanenten Kampfe gegen das Junkerthum vollzogen haben, das ist eine Wahrheit, die jedem Unbefangenen bei der Lektüre dieses Buches mit immer neuer Beweiskraft in die Augen springt. Denn als der Fürst Bismarck seine schöpferische Politik trieb, da handelte er nichts weniger denn als Junker, was ihm diese auch zur Genüge haben empfinden lassen, bis sie denn auch ihn wieder mürbe gemacht und zu sich herübergezogen hatten. —

Es ist wirklich erstaunlich, hier Beweisstück auf Beweisstück für die absolute staatsmännische Unfähigkeit eines persönlich so achtbaren Mannes wie des Grafen Schwerin aufgehäuft zu finden. Denn erscheint A. von Auerswald auch als ein persönlich schwacher Mann, so zeigt sich der „grobe Pommer“ Schwerin geradezu als staatsmännisch unfähig. Um nicht als persönlich parteiisch zu erscheinen, behandelt er seine geschworenen politischen Feinde parteiisch günstig gegen seine Gesinnungsgenossen. Machen ihn diese auf unerträgliche Zustände und Widersetzlichkeiten seiner Untergebenen aufmerksam, so wird er heftig gegen die, welche ihm das nachweisen. Denn sie sollen ihn nicht beeinflussen und beherrschen

wollen. Eifersucht gegen seine Freunde quält ihn, während ihn seine Gegner direkt und indirekt mißhandeln dürfen. Und wie unsicher, entschlußunfähig tritet Schleinitz die auswärtige Politik! Jeder Initiative bar, läßt er sich von den Ereignissen treiben, und bekommt selbst Angst vor dem Kurfürsten von Hessen! Und das in einer Zeit, in der der liberale Gedanke sich recht maßvoll aussprach und voll innerer Kraft war. Wie hätte ein Mann von einigem Willen und einiger Klarheit die deutsche Frage damals in die Hand nehmen können! Es soll nicht geleugnet werden, daß sich bei den Wortführern der liberalen Partei, den Vincke-Hagen, Milde, Lette u. s. w. auch nicht viel praktisches politisches Geschick zeigt. Aber an warnenden Stimmen kluger, patriotischer Männer, welche die Lage durchschauten, hat es wahrlich auch nicht gefehlt: Bernhardi an der Spitze und ihm gleich die Sybel, Haeusser und Andere, den Herzog Ernst von Koburg-Gotha nicht zu vergessen. Dieser Fürst gewinnt, nebenbei bemerkt, durch Bernhardi's Mittheilungen. Aber sie konnten nichts ändern und mußten den Dingen ihren Lauf lassen.

Und welche Gegner, klar, zielbewußt, mit vollkommener Kenntniß der ausschlaggebenden Personen ausgerüstet, fast skrupelfrei in der Wahl ihrer Mittel, wie ihre russischen Freunde,*) hatten diese unschlüssigen, stets vereinzelt vorgehenden, daher einander in ihren Maßnahmen durchkreuzenden Minister gegen sich! Die Militärreform, diese eigenste, zwanzig Jahre lang überdachte Schöpfung des Regenten, ergab sich von selbst als der Hebel, der das nichtjunkerliche Ministerium zu Fall bringen könnte. Der Chef des Militärkabinets Edwin von Manteuffel sprach anderthalb Jahre lang kein Wort mit dem Regenten über Politik, um nicht anzustoßen. Dagegen wußte er es so einzurichten, daß sich die Forderungen, die man der Reform halber an das Kriegsministerium und damit an den Landtag stellte, von Schritt zu Schritt steigerten, um den Konflikt unvermeidlich zu machen. Als man des Prinzen noch nicht sicher war, legte man ihm den Gedanken nahe, abzudanken, um seinen Sohn an die Regierung zu bringen, der die Verfassung nicht beschworen habe und daher oktroyiren könne. Als die persönlichen Freunde des Prinzen ihm dieses Vorhaben ausgeredet hatten, da bestürmte man ihn mit Adressen, in denen man die Militärreform pries, die bekannte unwandelbare Treue versprach, aber von der Grundsteuerregulirung, welche die Mittel zur Durchführung der Reform zum Theil aufbringen sollte, weislich schwieg. Denn Noblesse oblige — les autres lautet stets der Grundsatz dieser Herren. —

Alles das und noch vieles Andere, höchst Pikante, mag man auch zu Nutz und Frommen der Gegenwart bei Bernhardi nachlesen.

* *

**Die soziale Lage und die Bildung der Handlungsgehilfen.** Von Friedrich Goldschmidt. Berlin. Julius Springer. 1894.

Diese kleine Broschüre des früheren freisinnigen Abgeordneten Goldschmidt von nur einigen vierzig Seiten bietet ein sehr beachtenswerthes Material über die geistige Ausbildung der Handlungsgehilfen. Die Nothlage dieser Kreise leitet Friedrich Goldschmidt mit Recht vor Allem auch aus dem Mangel an kaufmännischen Kenntnissen ab, woraus als Wirkung sich so häufig Stellungslosigkeit und alsdann ein Herabsinken zu einem unzufriedenen kaufmännischen Proletariat ergibt. Das ist die Folge für die jungen Kaufleute selbst; nicht weniger schädigend ist eine solche Entwicklung aber auf die Inhaber der Geschäfte, wie denn auch deren Klagen darüber bekannt genug sind, daß ihnen ein brauchbarer Nachwuchs so vielfach fehlt. Solche Erscheinungen sind nicht verwunderlich, wenn man aus dem reichen statistischen Material der Broschüre erfährt, daß es für die jungen Kaufleute in Preußen gar übel um die Gelegenheit bestellt ist, sich fortzubilden. Ein Vergleich mit dem Königreich Sachsen, mit Oesterreich-Ungarn und mit Frankreich ergibt, wie viel mehr diese Staaten auf diesem Gebiete leisten. Daß der preußische Schulmeister bei Königgrätz gesiegt habe, war einst unser Stolz. Heute haben wir zu solchem Stolz keine Veranlassung mehr in Betreff der allgemeinen Volksschule und, wie jene Broschüre zeigt, ebensowenig auf dem Spezialgebiet der Fortbildung kaufmännischer Lehrlinge.

Die Schäden, welche sich auf dem Gebiete des Unterrichts zeigen, wirken nur langsam, aber um so verderblicher; hier wird der Liberalismus seine Kräfte einsetzen müssen, um Uebles zu verhindern; dem Unterricht hat er stets sein lebhaftestes Interesse zugewandt und in der Hebung des Unterrichtes sah er stets eine der vornehmsten sozialen Pflichten. Was insbesondere auf dem Gebiete kaufmännischer Thätigkeit zu geschehen hat, zeigt in wirkungsvoller Knappheit die angezeigte Broschüre.

P. N.

---

**Gold- oder Doppelwährung?** Im Anschluß an die Silberenquete beantwortet von Dr. Moritz Meyer, Dozent der Königl. Technischen Hochschule, Redakteur des Handelstheils der „Vossischen Zeitung“. Berlin 1894. Verlag der T. Trautwein'schen Buchhandlung, L. Wendriner.

**Indiens Silberwährung.** Eine wirthschaftsgeschichtliche Studie von Karl Ellstaetter. (Viertes Stück der „Münchener volkswirthschaftlichen Studien“, herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz.) Stuttgart 1894. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Die beiden Schriften stehen nur insofern in einem inneren Zusammenhange, als sie beide in das Gebiet der Währungspolitik fallen. Sie bekunden nach zwei verschiedenen Richtungen hin das lebhafte Interesse, welches gegenwärtig den Währungsfragen zugewandt wird. Die erste Broschüre gibt eine populäre Darstellung, in der die wichtigsten einschlagenden Argumente und Thatsachen übersichtlich zusammengefaßt werden. Wer sich über den heutigen Stand der Währungsfrage im Großen und Ganzen orientiren will, findet in der Meyer'schen Broschüre einen guten Wegweiser.

Ellstaetter's Arbeit behandelt nur einen Theil des Währungsproblems, aber einen der interessantesten Theile. Seine Studie verdient lebhafte Anerkennung. Der Verfasser weiß, worauf es ankommt. Er hat das englisch-indische Quellenmaterial fleißig und umsichtig benutzt; er läßt sich von den landesüblichen bimetallistischen Trugschlüssen nicht gefangen nehmen; und endlich hat er es auch verstanden, den Stoff in ansprechender Weise zu behandeln. Wir empfehlen die kleine Schrift den Lesern angelegentlich. Ellstaetter untersucht kurz die geschichtliche Entwicklung des indischen Münzwesens, die Neigung der Bevölkerung zum Tesauriren, die Ein- und Ausfuhr von Gold und Silber und den Verbrauch von Edelmetallen in Indien. Dann wendet er sich zu dem Einflusse, den die Silberentwerthung auf die Preisbildung der Waaren angeblich ausgeübt hat. Er führt den überzeugenden Nachweis, daß „der Fall des Silberpreises auch nicht den allermindesten Einfluß auf den Weizenexport hatte, daß vielmehr die Kaufkraft der Silberrupie in den letzten Jahren dem Getreide gegenüber ganz beträchtlich (und zwar ähnlich wie der Silberkurs fiel) gefallen ist, daß das Billigerwerden des indischen Getreides auf den europäischen Märkten der Verbesserung und der Verbilligung der Verkehrsverhältnisse sowie der bessern Organisation des Handels zuzuschreiben ist, und schließlich, daß nicht Indien die Getreidepreise auf den europäischen Märkten bestimmt, sondern umgekehrt von dort bloß Getreide ausgeführt wird, sofern die indischen Ernteverhältnisse und die europäischen Weizenkurse es rentabel machten.“ Auch was Ellstaetter über den Zusammenhang der Währungsverhältnisse mit der Entwicklung der Baumwollindustrie in England und in Indien ausführt, zeigt eine anerkennenswerthe kritische Vorurtheilslosigkeit.

In einem dritten Abschnitt prüft Ellstaetter die finanzielle Lage der ostindischen Regierung und ihrer Beamten, wobei er zugleich einen Blick auf das Steuerwesen Indiens wirft. Einige Anhänge (Gutachten von Sir David M. Barbour über die Einführung der hinkenden Goldwährung in Ostindien — verschiedene statistische Tabellen — und eine graphische Darstellung der Weizenausfuhr und des Wechselkurses) ergänzen die Darstellung in geschickter Weise.

B.

*) „Die Politik ist mitunter eine herrliche Sache. Man läßt (in Aleppo) eine Anzahl Christen todtschlagen, bloß damit Fürst Gortschakow ein Thema für seine Deklamationen habe.“

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 40. Berlin, den 7. Juli 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4580 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Zwei französische Marineoffiziere, die der Spionage wegen in Glatz auf der Festung saßen, sind von unserem Kaiser am Tage der Beerdigung des ermordeten Präsidenten Carnot begnadigt worden. Dieser Akt der Gnade ist zugleich eine glückliche politische Demonstration, durch die in schnellem Entschlusse das Geeignete im geeigneten Augenblick angeordnet wurde.

Freilich soll man ohne jede Sentimentalität diesen Vorgang betrachten, der gerade dadurch in seiner Bedeutung beinträchtigt werden könnte, daß man ihn mit Hoffnungen belastet, die er zu tragen nicht vermag und die er zu tragen gewiß auch nicht bestimmt war. Die Begnadigung ist zunächst nichts als eine humane Handlung, durch die einer großen Nation im Momente tiefer Trauer der Beweis gegeben wird, daß die politische Gegnerschaft nicht die menschliche Sympathie ertödten soll. Eine solche Lehre so nachdrücklich ertheilt, ist heute erwünscht und nothwendig in hohem Grade, und der Präsident Perier gebrauchte eine treffende Wendung, als er bei der Ankündigung der Begnadigung zum deutschen Botschafter äußerte:

Cette touchante pensée ira au coeur de deux grandes nations.

Es ist in einer Zeit der Zerrissenheit, wie der unseren, auch schon ein Gewinn für die Kultur, — freilich einer jener unwägbaren, — wenn zwei Völker sich in einer edlen Empfindung begegnen. Solche Saat auszustreuen ist klug, auch dann, wenn man voll vorurtheilsloser Skepsis ihre Vernichtung durch nachfolgende Stürme in Rechnung zieht.

Die unmittelbare politische Bedeutung dieser kaiserlichen Handlung sehen wir andererseits darin keineswegs, daß nunmehr die elsaß-lothringische Frage zu unseren Gunsten auch nur um einen Fingerbreit verrückt werden wird. Das sind Illusionen, die recht schnell beseitigt werden sollten. Nach dem ersten Erwachen müßte eine derartige Spekulation den Franzosen überaus krämerhaft erscheinen und würde ihnen schnell genug einen bittern Geschmack auf die Zunge bringen. Politische Erwartungen von dieser Art kann man verständiger Weise in Deutschland nicht hegen. Der Gewinn liegt auf einer ganz anderen Seite.

Millionen von Franzosen leben in der Vorstellung, daß Deutschland beständig auf dem Sprunge stehe, einen feindlichen Ueberfall nach Westen auszuführen. Sie fühlen sich bedroht, und zu einem Theil wenigstens beruht die europäische Spannung auf der irregeleiteten Empfindung dieser Massen, die mit ihren Anschauungen dann erklärlicher Weise wiederum die Haltung des Pariser Kabinets beeinflussen und in bestimmten Bahnen festhalten. Diesen Elementen sagt die kaiserliche Handlung mit Deutlichkeit: Deutschland ist stets bereit, das Seinige zu thun, um gute Beziehungen zu Frankreich zu unterhalten. Diese klare friedliche Versicherung hört auch die übrige civilisirte Welt, und sie kann dort für uns moralische Eroberungen machen. In dieser Richtung suchen wir die glückliche und unmittelbare, politische Wirkung des kaiserlichen Entschlusses.

Eine zweite kaiserliche Anordnung hat gleichfalls auf allen Seiten Zustimmung gefunden. Es ist für die Armee eine neue Beschwerdeordnung erlassen worden, die einer doppelten, schwierigen Aufgabe gerecht zu werden sucht. Es muß für die Aufrechterhaltung der Disziplin im Heer unbedingt Vorsorge getroffen werden; denn ein Heer mit schlechter Disziplin ist kein Schutz, sondern eine Gefahr für ein Land; und es muß doch dem Bürger in Waffen gesicherte Gelegenheit geboten werden, für seine gerechten Beschwerden ein offenes Ohr bei seinen Vorgesetzten und damit Abhilfe zu finden. Uns scheint es, daß beiden Aufgaben der kaiserliche Erlaß genügen wird. Er setzt der voreiligen Beschwerde Schranken; er schreckt von der frivolen Beschwerde ab, und er gibt doch demjenigen, der davon überzeugt ist, daß er gegen Sitte und Gebrauch belastet worden ist, die

Möglichkeit, auf geradem Wege sein Recht bis zur höchsten Spitze der Armee hinauf zu suchen. Es ist ein gutes Zeichen für diesen Erlaß, daß auch der sozialdemokratische „Vorwärts“ von ihm sagen muß, er sei „wohl gemeint“.

Wir haben jetzt in der Armee die so lange erstrebte zweijährige Dienstzeit; es steht fest, daß Mißhandlungen gegen Untergebene auf das Strengste bestraft werden; wir haben anschließend hieran die verständige Neuerung des Beschwerdeweisens. Es fehlt nun noch eine moderne Umgestaltung der Militärstrafprozeßordnung. Auch sie sollte mit Beschleunigung herbeigeführt werden.

Durch eine tendenziöse Politik im Dienste von Nebenzwecken wurde freilich lange Zeit hindurch der Irrthum genährt, als müßten Aenderungen dieser Art das Heer schwächen und als wären die Liberalen, die solche Aenderungen anstrebten, Feinde des Heeres und damit des Staates. Seit dem Jahr 1848 hat das preußische Junkerthum und später Fürst Bismarck als ein Schüler und Berather der Gerlach und Roon diese Anschauungen mit nur allzu großem Erfolge an entscheidender Stelle zur Geltung gebracht. Was sie beabsichtigten, war klar.

An historische Ereignisse anknüpfend, hielt man alte Wunden offen; und die Junker wie Fürst Bismarck förderten aus solchen Konflikten stoßweise ihre augenblickliche Politik, aber man hinderte damit, daß die Beurtheilung militärischer Angelegenheiten von jenem rein sachlichen Standpunkt aus erfolgen konnte, der sonst in allen Kulturstaaten üblich ist. Bei uns wurden militärische Fragen immer gleichzeitig zu Machtfragen zwischen Parlament und Regierung gestempelt; und Fürst Bismarck benutzte gerade diese Fragen, um seine Macht gegenüber dem Parlament zur entscheidenden Geltung zu bringen. War das Heer somit das Mittel, um solche Wirkungen zu erzeugen, so mußte sich der Charakter unserer Armee als eines Volksheeres allmählich verdunkeln, und es erschien mehr und mehr als Verkörperung eines schroffen Militarismus im ungünstigem Lichte. Das waren die Ursachen, die ein ganz anormales Verhältniß erzeugten, obgleich gerade auch der Liberalismus stolz auf das Instrument sein konnte, das die deutsche Einheit schmieden geholfen.

Und doch war es eine Fabel, daß der Liberalismus dem Heere feindlich sei, wie es eine Fabel ist, daß er als ein Feind der Landwirthschaft gegenüber stehe; die Liberalen sind ein Feind des engherzigen Militarismus und ein Feind der Habsucht des agrarischen Junkerthums; das eine bedeutet jedoch nicht das Heer und das andere nicht die Landwirthschaft.

Jetzt scheint es, daß auch militärische Fragen mehr und mehr nach rein sachlichen Gesichtspunkten entschieden werden sollen und nicht ferner mit der Nebenabsicht, dem Liberalismus ein Bein durch sie zu stellen. Eine solche konsequente Politik wäre geeignet, jene alten Gegensätze zu überbrücken, die unsere innere Entwicklung so tief geschädigt haben, und die auch der Entwicklung des Heeres zu Gute gewiß nicht gekommen sind. Dann werden, wie in England, in Frankreich, in Italien, in Oesterreich-Ungarn militärische Fragen nicht mehr politische, sondern nur noch technische Fragen sein, die ohne alle Verbitterung ausschließlich mit kühler Besonnenheit gelöst sein wollen.

Für eine einsichtige Heeresverwaltung wird es nicht schwer sein, dieses Ziel zu erreichen, und wer eine solche Brücke schlüge, würde der deutschen Entwicklung einen großen Dienst erweisen.

Für diesen Bau sind ein Theil der Fundamente jetzt gelegt; sie wollen sorgfältig gehütet sein, und sie zu erweitern durch eine Neuordnung der Militärstrafprozeßordnung, die den modernen Rechtsanschauungen genügt ohne der militärischen Disziplin zu schaden, wäre politische Klugheit.

In Livorno ist ein neuer anarchistischer Mord begangen worden an einem alten Freiheitskämpfer Italiens, einem Waffengenossen Garibaldi's. Bandi, ein Herausgeber zweier Zeitungen und ein litterarischer Kämpfer gegen den Anarchismus, wurde, wie Carnot, von einem Individuum im Wagen erdolcht. Dem Mörder gelang es leider zu entfliehen.

Jede neue solche That steigert natürlich das Entsetzen und den Abscheu vor den Anarchisten, und immer wieder drängt sich die Frage hervor, was kann, was soll geschehen? Diese Frage ist ganz berechtigt; denn kein Mittel sollte unbenutzt bleiben, um Männer unschädlich zu machen, die solche Verbrechen begehen. Aber so berechtigt diese Frage ist, — nicht leidenschaftlicher Abscheu und blinde Furcht, sondern nur kalte Besonnenheit darf sie beantworten; denn nur dann wird man zu einem Heilmittel gelangen, das dort eingreift, wo es soll, das nützt, und das nicht, indem es an der ganz falschen Stelle wirkt, nur schadet.

Wer alle anarchistischen Verbrechen der Neuzeit überblickt und sie bis in ihre Einzelheiten verfolgt, der wird unbedingt eingestehen müssen, daß es keine gesetzgeberische Maßregel gibt, und an gar keine gesetzgeberische Maßregel zu denken ist, die jene Thaten zu verhüten geeignet gewesen wäre. Das sind Verbrechen, die gesetzgeberische Machtmittel nicht unmöglich machen können. Rußland mit den unbeschränkten Gewalten seiner Regierung und gleichwohl den ewigen Attentaten und Verschwörungen lehrt dies.

Ganz denselben Gedankengang finden wir erfreulicher Weise in einer Berliner Zuschrift der Wiener offiziösen Politischen Correspondenz, die bemerkenswerther Weise überdies in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ zum Abdruck gelangt. Dort heißt es:

„Es ist, wie vor dem Bett eines Schwerkranken: während der Arzt gespannt auf die Zeichen der Heilkraft lauscht, schreit die unverständige Umgebung nach Heilmitteln, und nicht selten wird der Arzt sich genöthigt sehen, zum Schein Medizin zu verschreiben. Was ist gegen den Anarchismus zu thun? Es gibt in der That nur ein einziges Mittel, nämlich die Verbesserung der Polizei! . . . . Die Leute, die so laut nach neuen Maßregeln rufen, wissen entweder gar keine eigenen Vorschläge zu machen oder ganz unbrauchbare. Mag man fordern, daß England sein Asylrecht einschränkt. Es wird vielleicht darauf eingehen. Aber das Verbrechen in Lyon war nicht einmal in England entworfen. Die unzweckmäßigsten Vorschläge gehen auf Erneuerung und Verschärfung von Ausnahmegesetzen gegen die Sozialdemokratie. Als ob diese Krankheit nicht viel ungefährlicher geworden wäre und der Heilung, d. h. dem Erlöschen entgegenreifte, seitdem ihr die öffentliche Diskussion gestattet und damit auferlegt ist. Der Reichskanzler Graf Caprivi besitzt den Muth der Kaltblütigkeit, der ein anderer ist, als der Muth der Leidenschaft. Die kaltblütige Vernunft durchschaut das Unnütze aller Ausnahmemaßregeln.“

Das sind gesunde und verständige Gedanken, souverän ausgesprochen, die zeigen, daß die theuren Lehren, welche uns das Sozialistengesetz ertheilt hat, glücklicherweise nicht nutzlos verloren gegangen sind.

Eine ernste Pflicht fällt der Gesellschaft selbst zu. Je besonnener sie bleibt, um so schneller muß auch dem depravirtesten Gehirn sich die Erkenntniß aufdrängen, daß solche Verbrechen für unsere Kultur schließlich keine andere Bedeutung, wie die Thaten Jack des Aufschlitzers haben. Sie sind moralisch entsetzlich; für die Opfer schrecklich, für unsere Zeit aber gleich Null, wenn wir die nöthige Nervenstärke uns bewahrt haben. Aber diese Nervenstärke und diese Energie muß der gesunde Theil des Volks freilich auch verwenden, um den Kampf gegen die Verrohung unseres öffentlichen Lebens auf allen Gebieten aufzunehmen; denn die vielen kleineren Quellen sind es, die schließlich alle, und zum Theil ja sichtbar genug, in den Sumpf des Anarchismus ausmünden und ihn speisen helfen.

Im fernen Osten scheint sich ein kriegerisches Gewitter zusammenzubrauen. Korea ist seit längerer Zeit von inneren Wirren heimgesucht. Diese Gelegenheit hat Japan benutzt, um auf der Halbinsel mit bewaffneter Macht zu interveniren; China ist dabei, ein Gleiches zu thun, und Rußland hat angekündigt, daß es einer Verschiebung der Machtverhältnisse in jenen Gegenden nicht ruhig zusehen werde. So könnte zunächst ein Zusammenstoß zwischen japanischen und chinesischen Streitkräften erfolgen, worauf denn wohl gleichfalls Rußland seinen Antheil an der koreanischen Beute sich zu sichern versuchen würde.

* * *

## Rudolf von Bennigsen.

Die nationalliberale Partei rüstet sich, zum 10. Juli den siebzigsten Geburtstag Rudolfs von Bennigsen festlich zu begehen. Auch die außerhalb des nationalliberalen Parteiverbandes stehenden Liberalen werden die Gelegenheit gern ergreifen, um einem Manne ihre Achtung zu bezeugen, dessen politische Haltung sie wohl oft anders gewünscht haben, dessen nationale Bedeutung aber längst über die bloße Parteianerkennung hinausgewachsen ist. Daß ein Politiker mit Bennigsen's Charaktereigenschaften, mit solchen Verdiensten um die Entwicklung der Nationalitätsidee, im Sinne der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung, mit solcher Popularität, gerade in den sozial einflußreichen Mittelschichten der Bevölkerung, niemals in die Lage gekommen ist, als produktiver Staatsmann sich bethätigen zu können, obgleich er zu den hervorragendsten Führern einer Jahre lang parlamentarisch ausschlag gebenden Partei gehörte, das charakterisirt die Geschichte unserer inneren politischen Entwicklung besser, als ganze Bände politischen Raisonnements. Es könnte ja auch den Mann charakterisiren, wenn es nicht dem ganzen großen Kreise begabter Politiker, die in den siebziger Jahren mit Bennigsen an der Spitze der nationalliberalen Partei standen, ebenso ergangen wäre — mit Ausnahme eines Einzigen. Und gerade dieser Einzige bestätigt nur die Regel. Denn Herr Miquel ist nicht wegen, sondern trotz seiner früheren Zugehörigkeit zu den Liberalen, in die Regierung gelangt, um dort mit den Todfeinden des Liberalismus, den preußischen Junkern, seinen Frieden zu machen und deren Vertrauensmann zu werden.

Durchaus im Gegensatz zu solcher Anpassungsfähigkeit hat Rudolf von Bennigsen sich stets mit dem Liberalismus zu identifiziren gesucht. Er betrachtete sich von je her als den Träger liberaler Prinzipien, und selbst als im Jahre 1880 die nationalliberale Partei sich spaltete, geschah das nicht, weil Bennigsen Willens war, die liberale Fahne zu verlassen, sondern weil er die Tragweite der eingetretenen handels- und wirthschaftspolitischen Reaktion in ihrem Einfluß auf den Liberalismus unterschätzte. Er behandelte insbesondere die zollpolitischen Fragen als gleichsam außerhalb der eigentlichen Politik stehend. Die wirthschaftlichen Interessenfragen, die sich seit 1879 so aufdringlich in den politischen Vordergrund drängten, hätte er am liebsten völlig ad separatum verwiesen. Er glaubte auch, eine rasch vorübergehende Episode vor sich zu haben, die eine grundsätzliche politische Stellungnahme nicht erheische, während sich von Jahr zu Jahr deutlicher herausstellte, daß diese tiefeinschneidende Interessenpolitik nur ein Mittel war, um der Junkerpartei in ihrem Kampfe gegen den Liberalismus neue materielle Kräfte und zugleich politische Hilfstruppen aus allen dem Protektionismus zugängigen Parteien zuzuführen. Der Boden für diese Politik war wirthschaftlich durch eine langjährige Krisis und politisch durch die Attentate wohl vorbereitet. Daß Fürst Bismarck, der damals das Vertrauen der Krone unbeschränkt besaß, schon seit geraumer Zeit entschlossen war, eine andere parlamentarische Anlehnung, als diejenige an die Nationalliberalen, zu suchen, steht ja heute fest und war den von Bismarck nicht fascinirten Politikern auch damals längst klar geworden. Bismarck hatte die Nationalliberalen in dem Verdacht, daß sie mit ihm aus einer Schüssel essen, d. h. ihn in seiner politischen Bewegungsfreiheit einengen wollten, und das paßte ihm durchaus nicht. Er wäre Ende 1877 wohl bereit gewesen, Bennigsen ins Ministerium zu nehmen, um die parlamentarische Unterstützung der Nationalliberalen bequemer — besonders für Steuerzwecke — verwenden zu können; als aber Bennigsen die Klugheit besaß, sich in einem von Bismarck dirigirten Ministerium nicht isoliren zu lassen, sondern — um dem Liberalismus einen wirklichen Einfluß in der Regierung zu sichern — die Bedingung stellte, daß noch einige andere Mitglieder seiner Partei ins Ministerium aufgenommen würden, und als sich Bennigsen dann obendrein dem Ideal des Fürsten Bismarck, dem Tabaksmonopol, durchaus ablehnend gegenüber stellte, da hörte das — wahrscheinlich nie recht ernst gemeinte — Liebeswerben des Reichskanzlers alsbald auf und es erwuchs jene Stimmung, der das geflügelte Wort entsprang: „die Nationalliberalen müssen an die Wand gedrückt werden, daß sie quietschen."

Ohne die beiden unseligen Attentate würde die Ausführung dieses Programms wohl seine Schwierigkeiten gehabt haben. Nach dem Hödel'schen Attentat war es Bennigsen noch möglich, das geplante Sozialistengesetz zu vereiteln. Aber mit dem zweiten Attentat zerbrach die Widerstandskraft des nationalliberalen Bürgerthums und das Ausnahmegesetz ebnete den Weg zu der folgenden Reaktion, zu deren Voraussetzungen die Zerschmetterung der nationalliberalen Partei gehörte. Seit jener Zeit haben die verschiedenen liberalen Gruppen nicht aufgehört, sich gegenseitig ihre Sünden vorzuhalten; und es hat auch nicht an Grund dazu gefehlt. Das Kartell zwischen Nationalliberalen und Konservativen, dessen Früchte in der Legislaturperiode von 1887—1890 gesetzgeberisch zu Tage traten, bezeichnet den tiefsten Punkt in der liberalen Entwicklung der nationalliberalen Partei. Seitdem hat Bennigsen sich mehrfach bemüht, seine Partei den früheren liberalen Traditionen wieder mehr anzunähern. Sowohl als Gegner der Zedlitz'schen Volksschulvorlage wie als Unterstützer der Caprivi'schen Handelspolitik hat er Töne gefunden, die an den Bennigsen der siebziger Jahre erinnern. Daß er dabei in seiner eigenen Partei keinen leichten Stand gehabt hat, zeigen die Abstimmungslisten. Der Führer der Nationalliberalen im Reichstage ist zugleich eines der liberalsten, wenn nicht das liberalste, Mitglied seiner Fraktion.

Wir anderen Liberalen können schon aus diesem Grunde nur wünschen, daß Rudolf von Bennigsen dem parlamentarischen Leben noch lange erhalten bleibe.

Th. Barth.

## Vertragsrecht und Steuergesetz:
## mit Beziehung auf den Antrag Antonelli.

Bekanntlich ist es eine Streitfrage, ob ein Staat berechtigt sei, eine von ihm eingeführte Kouponsteuer auch seinen ausländischen Gläubigern zu kürzen. Ad. Wagner z. B. erkennt dem Staate dieses Recht deshalb zu, weil die Zinszahlung auf einem privatrechtlichen, die Besteuerung auf einem öffentlich-rechtlichen Titel, dem Besteuerungsrechte, beruhe, das als solches, wie es wohl Wagner's Meinung ist, irgend welchen Schranken als etwa denen des Aufhörens der faktischen Macht, die Steuern einzuziehen, nicht unterliege, und also nur durch den eigenen Willen des Staates innerhalb der Grenze der faktischen Macht weiter beschränkt werden könne. Ich habe mich bereits 1889 in meiner Theorie und Praxis des internationalen Privatrechts I. S. 331 ff. im entgegengesetzten Sinne ausgesprochen und bin in dieser Ansicht bis jetzt nicht erschüttert worden, auch nicht durch einen im vorigen Jahre über „Die Besteuerung ausländischer Gläubiger in Oesterreich" in der österreichischen Zeitschrift für Volkswirthschaft u. s. w. veröffentlichten Aufsatz von Wieser (Prag). Gegen Wagner's Argument erachte ich es nach wie vor für durchschlagend, daß jene von ihm beliebte absolute Trennung von privatrechtlichem und öffentlich-rechtlichem Titel dem Wesen des Rechts zufolge nicht anzuerkennen ist. Es kann unter gewissen Voraussetzungen richtig sein, daß das Privatrecht dem öffentlichen Rechte zu weichen hat; indeß der Nachweis jener Voraussetzungen ist erst zu führen, nicht aber ohne Weiteres, wie von Wagner und anderen Nationalökonomen geschieht, einfach der Vor-

rang des öffentlichen Rechts in allen Fällen zu postuliren, welches letztere nichts Anderes heißen würde, als, konform den rein sozialistischen Prinzipien, dem Privatrechte jeden selbständigen Werth gegenüber dem öffentlichen Rechte abzusprechen und praktisch z. B. dem Staate das Recht zuzuerkennen, auch ohne faktisch zwingende Nothwendigkeit rein nach Belieben ausschließlich seinen Gläubigern bestimmte Steuern aufzuerlegen, d. h. einfach einen Theil ihrer Forderungen zu konfisziren.

Und kaum anders als Wagner's Argumentation lautet im Grunde, was Wieser zu Gunsten des unbeschränkten Besteuerungsrechts gegenüber ausländischen Gläubigern geltend macht. „Der Staat", meint er „ist Herrschaft und er würde nicht mehr volle Herrschaft sein, wenn er auf einem Gebietstheil, bloß weil er einem Ausländer gehört, auf die Ausübung eines so wesentlichen Rechts wie das Steuerrecht verzichten wollte." Gewiß ist der Staat Herrschaft; aber ebenso gewiß ist, daß sofern irgend eine Rechtsgemeinschaft der verschiedenen Kulturstaaten besteht, die Herrschaft keine absolut unbegrenzte ist, insbesondere begrenzt ist durch den großen Grundsatz des Haltens von Treu und Glauben; denn nur durch diesen Grundsatz besitzt jeder Staat völkerrechtlich selbst sein Gebiet. Gilt der Grundsatz „Pacta sunt servanda" überhaupt nicht weiter, als jedem Staate es nach augenblicklichen Zweckmäßigkeitsgründen beliebt, dann ist es mit dem Rechte auch jedes einzelnen Staates zu Ende, und dann hat die Nationalökonomie freies Feld für internationale Experimente jeder Art.

Entscheidend scheint mir nach wie vor folgende Erwägung zu sein. Man kann eine Einkommensteuer auffassen als eine rein persönliche Steuer; daß dann auswärtige Gläubiger (d. h. solche, die weder Staatsangehörige sind, noch im Lande wohnen) nicht durch solche Steuer getroffen werden dürfen, wenn man sich nicht einfach über alles und jedes Rechtsprinzip hinwegsetzen will, ist klar. Man kann aber auch eine Einkommensteuer in der Art haben, daß das Einkommen als eine Ertragssteuer aus bestimmten Objekten erscheint, und hier lautet die Argumentation zu Gunsten einer Besteuerung auswärtiger Gläubiger dahin, daß ja der inländische Schuldner (insbesondere der inländische Staat) das inländische, also der Besteuerung unbedenklich zu unterwerfende Ertragsobjekt sei. Aber der Schuldner ist im juristischen Sinne nie Ertragsobjekt des Gläubigers. Ertragsobjekt des letzteren ist vielmehr im juristischen Sinne nur sein Kapital, und für den Staat ist Ertragsobjekt im wahren Sinne nur das, was der Schuldner mit dem geliehenen Kapitale hergestellt hat, also z. B. die Eisenbahn, die Fabrik, der Kanal, der Hafen, das geordnete, gesicherte Staatswesen selbst, sofern der Staat selbst zur Deckung allgemeiner Staatsbedürfnisse Schulden kontrahirt hat; dies reelle Ertragsobjekt aber wird schon einmal durch die Ertrags- oder Objektsteuer erfaßt, und die Besteuerung des Gläubigers daneben stellt sich daher auch vom Standpunkte der Ertragssteuer als willkürliche Doppelbesteuerung dar. Soll aber der inländische Eigenthümer des Ertragsobjekts von der Ertrags- oder Objektsteuer befreit und letztere dem ausländischen Gläubiger am Zins gekürzt werden, so vertauscht man insoweit willkürlich, d. h. rechtswidrig, je nachdem es dem Inlande und den inländischen Schuldnern vortheilhafter ist, Ertrags- oder Objektsteuer mit persönlicher Einkommensteuer, von welcher doch der ausländische Gläubiger nicht getroffen werden kann. Eine Berufung auf Steuergesetze, welche dergleichen Bestimmungen in Beziehung auf inländische Gläubiger treffen, ist daher völlig belanglos.

Freilich, wenn der Staat selbst der Schuldner ist, kommt möglicher Weise noch ein Anderes in Betracht. Der Staat kann Schulden und Zinsen derselben nur bezahlen, wenn er zugleich und zuvor seine Existenz deckt; d. h. die absolut nothwendigen Kosten der Erhaltung des Staates gehen jedem anderen Staatsgläubiger vor. In einer finanziellen Nothlage kann also, ohne daß von einem absoluten Rechtsbruche zu reden ist, der Staat seinen Gläubigern Abzüge machen, und selbstverständlich kann er dies auch in der milderen und weniger auffallenden Form der Besteuerung der von ihm selbst zugesagten Zinsen und Renten. Aber man darf nicht vergessen, daß diese Besteuerung nur eine Form, der wahre Rechtstitel des in solcher Form erfolgenden Abzugs die finanzielle Nothlage des Staates ist. Nun ist bei Privaten die finanzielle Nothlage der Bankerott, und die einfache ungekünstelte Auffassung hat gegenüber aller nationalökonomischen Sophistik vielleicht nicht ganz Unrecht, wenn sie einen nachher den auswärtigen Staatsgläubigern in Form einer Steuer auferlegten Abzug an Zinsen oder Renten kurzweg als verschleierten Staatsbankerott bezeichnet. Der Bankerott ist indeß, was hervorgehoben werden muß, noch kein Rechtsbruch; er ist nur faktische Unmöglichkeit vollständiger Erfüllung übernommener Verbindlichkeiten. Ein Rechtsbruch ist vielmehr erst dann vorhanden, wenn über das Maß des wirklich Nothwendigen hinaus den Gläubigern ein Abzug gemacht wird; anderenfalls aber liegt ein unzweifelhafter Rechtsbruch dann vor, wenn die Nothlage nur Vorwand oder aber die Erwägung maßgebend wird, daß die auswärtigen Gläubiger gar so viele Vortheile zögen u. s. w.; denn was man versprochen hat, muß man erfüllen, sofern es nicht gegen die Sittlichkeit verstößt. Will ein Staat Versprochenes, abgesehen von diesem Falle, nicht halten, so stellt er sich außerhalb der Rechtsordnung.

Wie mit dem Staate verhält es sich mit untergeordneten Verbänden im Staate, mit Provinzen und Gemeinden. Auch hier geht der unbedingt für die Aufrechterhaltung des Verbandes erforderliche Aufwand allen anderen, auch den auswärtigen Gläubigern vor, und ebenso wie beim Staat ist auch hier die Grenze zwischen dem einfachen Bankerott und dem wirklichen Rechtsbruche insofern eine fließende, als stets schwer feststellbar bleibt, ob und inwieweit durch sparsame Wirthschaft, durch schwere, aber noch erschwingbare und die Fortentwicklung der Gemeinschaft nicht auf die Dauer unmöglich machende innere Steuern der übernommenen Verpflichtung genügt werden kann.

Wie aber verhält es sich, wenn zwar der Staat in einer Nothlage sich befindet, welche einen Abzug an Zinsen und Staatsrenten in Form einer Steuer allenfalls rechtfertigt, untergeordnete Verbände im Staate aber noch im Stande sind, ihren Verpflichtungen nachzukommen? Darf dann der Staat das, was er sich erlaubte, auch jenen anderen Schuldnern gestatten? Die verneinende Antwort kann nicht zweifelhaft sein: eine solche Erlaubniß wäre ein wahrhaft eklatanter Rechtsbruch, und solcher Rechtsbruch könnte auch nicht einmal durch die Erwägung beschönigt werden, daß ja anderenfalls der Kredit jener Gemeinden ein besserer sein würde, als der Kredit des Staates. Hat der Staat etwa ein Monopol auf den besten Kredit, und läßt es sich etwa ändern, daß in schwierigen Zeiten selbst viele Privatleute größere Sicherheit bieten können als der Staat? Sind nicht auch viele Stadtgemeinden älter als der moderne Staat — man denke z. B. an das ewige Rom — und wäre es nicht möglich, daß sie die gegenwärtigen Staatenbildungen überdauerten?

Verwickelter scheint die Frage, wenn ein in Nothlage befindlicher Staat, der seinen unmittelbaren Gläubigern Abzüge in Form einer Steuer macht, die von Stadtgemeinden oder Eisenbahngesellschaften kontrahirten Verbindlichkeiten garantirt hat. Was der Staat seinen unmittelbaren Gläubigern auf den Titel der Nothlage kürzt, kann er auch seinen mittelbaren Gläubigern, seinen Gläubigern aus der übernommenen Bürgschaft kürzen; ein Vorrecht der Letzteren ist nicht zu begründen. Wenn aber und soweit jene Schuldner ihre Verbindlichkeiten erfüllen können, wenn sie ihren Gläubigern das zuzahlen können, was der Staat als Garantie ihnen, den Schuldnern, kürzt, so kann ohne einen eklatanten, durch nichts zu beschönigenden Rechtsbruch der Staat sie von dieser Zahlung nicht aus dem Grunde entbinden, daß ja dann die mittelbaren Staatsgläubiger sich besser ständen, als die unmittelbaren Staatsgläubiger.

Das kann freilich zu verwickelten und ernsten Erörterungen auch in den Gemeinden führen, deren Schulden der Staat garantirt hat, und einfacher ist es allerdings

durch Gesetz zu dekretiren, daß jene den Gläubigern von irgend welchen Schuldnern gegebene Zusage für eine neu eingeführte Steuer oder Steuererhöhung keine Wirksamkeit habe. Aber das Einfachste ist nicht immer das Beste; sonst wäre vielleicht die Einführung des Grundsatzes das Beste, daß überhaupt dem Gläubiger nichts mehr zu zahlen sei, während andererseits jene Erörterungen für die schuldenden Gemeinden u. s. w. das Gute haben, daß sie zeigen, daß man es genau nehme mit dem Rechte der Gläubiger und also mit dem Rechte überhaupt.

Hiernach wird es nicht schwer sein, sich ein Urtheil zu bilden über den die Erhöhung der italienischen Einkommensteuer betreffenden, von der italienischen Deputirtenkammer bereits angenommenen Antrag **Antonelli**, welcher einfach bestimmt: „Die Erhöhung, die der gegenwärtige Artikel auf das Einkommen der Kategorie A legt, kommt ausschließlich zu Lasten des Gläubigers, auch wenn der Schuldner die Verpflichtung zur Zahlung der ‚richezza mobile‘ übernommen hat“. Diese Bestimmung trifft namentlich die im Auslande und insbesondere auch in Deutschland stark verbreiteten 4prozentigen vom italienischen Staate garantirten Schuldverschreibungen der Stadt Rom. In diesen ist von der Stadtgemeinde Rom ausdrücklich die Tragung irgend welcher Steuern, welche in Zukunft auf das Kapital oder die Zinsen gelegt werden könnten, übernommen und zwar in der denkbar bündigsten Form.*)

Der Antrag Antonelli berührt direkt und empfindlich das Recht der Verträge; es sind allerdings nur Verträge in Frage, welche einzelnen Privatpersonen Rechte gewähren. Aber das Recht der Privatverträge beruht auf der nämlichen Basis, welche für das Recht der Staatsverträge und Allianzen maßgebend ist, und instinktiv legt sich das Publikum die Frage vor: Verlieren alle und jede Verträge eines Staates schon dann die verbindliche Kraft, wenn es dem Staate irgend unbequem wird, die Vertragsbestimmungen zu erfüllen? Hoffen wir, daß der italienische Senat, welcher die Nachprüfung des Antonelli'schen Antrags vorzunehmen hat und welcher eine große Anzahl bedeutender und gewiegter Juristen und Staatsmänner in sich schließt, eine Verletzung des Vertragsrechts verhüten wird, deren pekuniärer Vortheil**) in keinem Verhältniß steht zu den weitreichenden „imponderablen“ Nachtheilen, die damit in der Folge verbunden sein möchten.

L. v. Bar.

---

## Billiges Fleisch.

Bis vor kurzer Zeit wurde auf dem Berliner Vieh- und Schlachthof alles Fleisch vom Konsum ausgeschlossen, das von, in gewissem Grade tuberkulös befundenen Thieren abstammte. Es mußte dem Abdecker überwiesen werden. Seit einigen Monaten aber kommt dort ein neues Verfahren in Anwendung, durch welches dieses Fleisch vollkommen genießbar gemacht wird, so daß man es unbedenklich den Weg alles übrigen **gesunden** Fleisches gehen lassen kann.

Diese Maßregel, welche mit veralteten „wissenschaftlichen“ Grundsätzen und den Praktiken „unzweckmäßiger obrigkeitlicher Verfügungen“ aufräumt, ist über das lokale Interesse eines Gemeinwesens hinaus von weittragender nationalökonomischer Bedeutung.

Prof. Bollinger wies zuerst im Jahre 1892 bei der 16. Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege auf die Möglichkeit hin, das Fleisch von Thieren, mit generalisirter Tuberkulose in **gekochtem** Zustande dem Konsum zuzuführen.

Die von Dr. Hertwig dem Direktor der städtischen Fleischschau in Berlin nach dieser Richtung angestellten Versuche haben diese Annahme vollauf bestätigt, und die Möglichkeit der Genießbarmachung tuberkulösen Fleisches praktisch bewiesen.

Im Wesentlichen verdanken wir diese Möglichkeit einem Kochapparat, welcher sich im Prinzip an die, für Desinfektionszwecke gebräuchlichen Einrichtungen anschließt. Dr. Herm. Rohrbeck, der Erfinder des Apparates, benutzt das sogenannte „Druckdifferenzverfahren“, welches darin besteht, abwechselnd Dampf in einem doppelwandigen geschlossenen Kessel einzuführen und wieder zu kondensiren. Die im Kessel auf Rosten gelagerten Fleischstücke nehmen, wenn der Innenraum mit Dampf erfüllt ist, fast nur an der Oberfläche die Temperatur des Dampfes an, da das Fleisch ein sehr schlechter Wärmeleiter ist. Wird jetzt durch Einspritzen von kaltem Wasser in den, durch die Doppelwand des Kessels gebildeten Zwischenraum der Dampf im Innenraum kondensirt, so wird dadurch zweierlei erreicht: Erstens entsteht ein partielles Vacuum im Innenraum, wodurch die Luft aus den Poren der Fleischstücke heraustritt, zweitens wirkt die latente Wärme des Dampfes, welche bei seiner Kondensation frei wird, wesentlich zur Erhitzung der Fleischstücke mit. Läßt man jetzt von neuem Dampf unter Ueberdruck in den Kessel einströmen, so kann er mit Leichtigkeit in tiefere Schichten der Fleischstücke dringen und ihnen seine Eigentemperatur mittheilen. Auf diese Weise gelingt es dann in 2 bis 2½ Stunden, die Fleischstücke vollständig gar zu kochen. Um ganz sicher zu sein, daß das Fleisch im Innern auch wirklich eine Temperatur von mindestens 100° C erlangt, werden besonders dicke Stücke mit sogenannten elektrischen Kontakt-Thermometern beschickt, welche durch Schmelzen einer bei 100° C flüssigen Legierung akustisch die erreichte Temperatur signalisiren.

Es wird also durch diese eigenartige Kochmethode eine vollständige Sterilisation, d. h. eine Abtödtung der Tuberkelbazillen, — welche bereits bei 85° C zu Grunde gehen — gewährleistet.

Die große volkswirthschaftliche Bedeutung der Fleischsterilisation ergibt sich aus der Thatsache, daß keine andere Krankheit unter Rindern und Schweinen so verbreitet ist wie die Tuberkulose. Nach den Beobachtungen Prof. Ostertag's sind von älteren Rindern mindestens 25 Proz. tuberkulös, und bei Berliner Schlächtern, welche nur abgemolkene Kühe im Alter von 10—15 Jahren und darüber schlachteten, fand er durchschnittlich 75 Proz. der Lungen dieser Thiere tuberkulös.

Auf dem Berliner Schlachthofe wurde, wie Hertwig angibt, im Jahre 1891 wegen Tuberkulose das Fleisch von 1334 Rindern und 1934 Schweinen vom Konsum ausgeschlossen, von welchem das Fleisch von etwa 1200 Rindern und 1700 Schweinen in Rücksicht auf seine sonst gute Beschaffenheit für Nahrungszwecke geeignet gewesen wäre, und durch das Kochverfahren dem Konsum hätte zugeführt werden können.

Nachdem sich seit einigen Jahren schon in mehreren anderen Städten das Verfahren bewährt hatte, sind seit vorigem Jahre auch auf dem Berliner Viehhofe 2 Rohrbeck'sche Apparate aufgestellt worden, wovon der eine 4 Rinder, der andere 2½ Rinder faßt.

Wöchentlich werden etwa 40 bis 100 Centner tuberkulösen Fleisches sterilisirt, und ergeben 20 bis 50 Centner reines Fleisch. Nebenbei wird noch bei dem Kochprozeß eine ganz vorzügliche, in unverdünntem Zustande für den Genuß fast zu konzentrirte, Bouillon gewonnen. Das Pfund des so gekochten Fleisches inkl. einer Portion dieser ganz vorzüglichen Bouillon wird für 30 Pfennige abgegeben.

---

*) Die Obligationen enthalten auf der Rückseite die folgende Zusage: „L'intérêt sera toujours payé par la Commune jusqu'à l'extinction intégrale de l'emprunt sans reductions ou retenues à quelques titres que ce soit. L'impôt sur la richesse mobilière et tous autres taxes, timbres ou droits quelconques, qui pourraient être établis à l'avenir par l'Etat ou par la Municipalité soit sur le capital que sur les intérêts, resteront exclusivement à la charge de la Municipalité.“

**) Nach einer anscheinend zutreffenden Berechnung wird die Stadt Rom, um ihren Obligationsgläubigern die Steuererhöhung abzunehmen, nur 400 000 Lire jährlich zuzuschießen haben. Sollte das eine unerschwingliche Leistung sein?

Nicht nur wegen des relativ niedrigen Preises drängt sich um den Verkaufsstand Alt und Jung, — die Billigkeit allein würde auf die Dauer nicht ausreichen, um immer wieder die Käufer und Käuferinnen heranzulocken; — das Fleisch ist auch ganz außerordentlich schmackhaft, wie ich mich selbst überzeugen konnte. Und manch' Restaurant ersten Ranges dürfte nicht in der Lage sein, eine ähnliche gute und kräftige Bouillon, wie sie hier gratis geliefert wird, seinen Gästen vorzusetzen. Die Berliner Stadtväter, welche sich vor einiger Zeit zu einem Probediner mit einem Menu von tuberkulösem Rindfleisch und obligater Bouillon in den Räumen des Schlachthofes niederließen, werden diesen Angaben aus eigener Erfahrung zustimmen müssen.

Ich weiß nicht, ob als Getränk bei diesem Mahle durch Filtration gereinigtes Osdorfer Rieselwasser kredenzt wurde, jedenfalls kann ich gleichfalls aus eigener Erfahrung berichten, daß es ein klares, wohlschmeckendes und zuträgliches Wasser ist.

Auch die Schlächter ziehen selbstverständlich ihren großen Vortheil aus der neuen Fleischverwerthung. Früher hatten sie das dem freien Verkehr entzogene Fleisch dem Abdecker zu übergeben. Da erhielten sie dann 5—10 Mark für ein Rind — jetzt erhalten sie den Betrag des gekochten Fleisches abzüglich der Kosten, das sind ungefähr 60 Mark pro Rind!

In seinem Handbuch der Fleischschau (Stuttgart 1892) sagt Prof. Ostertag:

„Dem nationalen Vermögen darf von dem durch Schlachtthiere repräsentirten Kapital nicht mehr durch Konfiskation entzogen werden, als unbedingt zum Schutze der menschlichen Gesundheit nothwendig ist. Diese Toleranz ist außerdem geboten durch die Rücksicht auf Beschaffung möglichst billiger Fleischnahrung für die breiten Schichten des Volkes. Denn durch mangelhafte Ernährung gehen mehr Menschen zu Grunde, als durch Fleischschädlichkeit."

Und da Zahlen beweisen, möge auch eine Angabe der bereits oben erwähnten Autorität Bollinger hier Platz finden. Er sagt: „Der Verlust an nationalem Vermögen, wenn von dem 5—6 Milliarden an Werth betragenden Viehbestande nur $^1/_4$ bis $^3/_4$ Prozent vom Genuß ausgeschlossen werden, beläuft sich auf Millionen."

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß sich gewichtige Stimmen gegen den Genuß des gekochten tuberkulösen Fleisches erhoben haben. Man geht dabei von der Annahme aus, daß zwar die Tuberkelbazillen durch die bei der Sterilisation vorhandene hohe Temperatur abgetödtet werden, daß aber ihr Stoffwechselprodukt „das Tuberkulin" möglicherweise nicht vollständig zerstört wird, etwa analog den Fäulnißgiften des fauligen Fleisches, welche auch im gekochten Fleisch nicht zerstört sind.

So sprach sich z. B. der Tuberkulose-Kongreß in Paris 1885 und 1891 für den radikalen Ausschluß tuberkulöser Thiere vom Genuß aus; ein Urtheil, das jedoch vom VII. internationalen Kongreß für Hygiene in London, einstimmige Abweisung erfuhr.

Auch in allerneuester Zeit hat Law*) die Ansicht ausgesprochen, daß der Genuß gekochten tuberkulösen Fleisches bei bereits tuberkulösen Menschen eine Verschlimmerung ihrer Krankheit herbeiführe.

In letzterem Falle ist offenbar von dem Verfasser übersehen, daß ein großer Unterschied darin besteht, ob man das Tuberkulin subkutan injizirt oder durch den Magen aufnimmt.

Den erwähnten Bedenken gegenüber verdienen indeß zwei von Prof. Ostertag angeführte Mittheilungen ein besonderes Interesse, da diese Frage damit wohl ein für alle Mal zu Gunsten der Unschädlichkeit gekochten tuberkulösen Fleisches entschieden sein dürfte.

„Das Kgl. Bayr. Staatsministerium veranlaßte unter dem 11. August 1879 eine Enquête über die Verbreitung der Tuberkulose unter der bayerischen Bevölkerung mit besonderer Berücksichtigung des Zusammenhangs vorkommender Tuberkulose mit der Rindertuberkulose. Hierbei ergaben sich, wie Bollinger mittheilt, eine Menge Einzelbeobachtungen, welche für die Unschädlichkeit des Fleisches tuberkulöser Thiere sprechen. In dem Dorfe Reilerwiesen i. B. mit 452 Einwohnern wird fast nur Fleisch von tuberkulösen Thieren genossen; trotzdem kommt dort Tuberkulose äußerst selten vor und die Familien, welche fast ausschließlich Konsumenten des Fleisches tuberkulöser Thiere sind, wurden sämmtlich tuberkelfrei gefunden."

„Bauwerker berichtet: In Alsenz (Pfalz) lebt ein Schuhmacher, welcher mit seiner ganzen zahlreichen Familie seit vielen Jahren fast nur von dem Fleisch tuberkulöser Rinder lebt. Tuberkulose wurde in der Familie noch niemals beobachtet."

In beiden angeführten Fällen wurde das Fleisch nur gekocht genossen.

Wenn es nun auch mit der Verwirklichung des Wunsches von Henry IV., „que le dimanche chaque paysan ait sa poule au pot" noch gute Weile haben mag, so ist man doch kraft der durch die Naturwissenschaft und insbesondere der Bakteriologie gewonnenen Erkenntniß in Verbindung mit unserer modernen Technik diesem Ziel ein gut Stück näher gerückt.

Hugo Michaelis.

*) American Veterinary Review 1894.

## Die Neuordnung der preußischen Staatseisenbahnverwaltung.

### I.

Nach den aus amtlichen Mittheilungen bekannt gewordenen Grundzügen für die zum 1. April 1895 bevorstehende Neuordnung der preußischen Staatseisenbahnverwaltung sollen die jetzt bestehenden 75 Betriebsämter und 11 Direktionen durch 20 Direktionen ersetzt werden, deren Geschäftsbezirke je nach den wirthschaftlichen, verwaltungstechnischen und geographischen Verhältnissen der betreffenden Linien eine sehr verschiedene Länge haben, nämlich zwischen rund 700 und 1800 km Bahnstrecke schwanken werden. Diesen Direktionen soll außer der allgemeinen Verwaltung und anderen damit zusammenhängenden Dienstgeschäften die obere Leitung und Beaufsichtigung einmal der Unterhaltung des Bahnkörpers und der Bahnanlagen sowie des Lokomotiv- und Wagenparks, sodann des Betriebs- und Verkehrsdienstes obliegen. In der unteren Instanz sollen Bau- und Betriebsinspektoren, deren Geschäftsbezirke etwa 100 km umfassen würden, die Unterhaltung des Bahnkörpers und der Bahnanlagen sowie den Betriebsdienst leiten und beaufsichtigen. Von diesem ausgeschlossen bleibt dabei der Lokomotivdienst, der gleich der Fürsorge für die Unterhaltung des rollenden Materials Maschineninspektoren mit Dienstbezirken von etwa 400 km zur unmittelbaren Leitung und Beaufsichtigung überwiesen wird. Der Verkehrsdienst soll wiederum von besonderen Beamten, Verkehrsinspektoren, geleitet und beaufsichtigt werden, deren Dienstbezirke sich bis auf etwa 500 km erstrecken werden. Der amtliche Wohnsitz dieser Beamten soll thunlichst zusammengelegt werden, und auch für das ihnen zu überweisende Büreaupersonal ist, soweit angängig, eine Vereinigung in Aussicht genommen.

Schon im Abgeordnetenhause sind Bedenken gegen den durchschnittlichen Umfang der neuen Direktionen von etwa 1400 km laut geworden. In der That muß es zweifelhaft erscheinen, ob es bei einer solchen Ausdehnung den einzelnen Mitgliedern der neuen Direktionen möglich sein wird, die ihnen überwiesenen Dienstzweige so zu beherrschen, daß sie über alle dabei in Betracht kommenden Fragen ein auf persönlicher Anschauung und Kenntniß der Menschen und Dinge sicher ruhendes Urtheil haben und ihre Entscheidungen nicht mehr oder minder ausschließlich auf ihre Akten, also im Wesentlichen auf die Berichte der ihnen

nachgeordneten Oberbeamten und Dienststellen angewiesen sind. Daß „die persönliche Verwaltung, die persönliche Initiative durchaus maßgebend für den Erfolg“ ist, hat Minister Thielen im Abgeordnetenhause (Stenogr. Bericht über die 41. Sitzung S 1273) ausdrücklich anerkannt. Eine unabweisbare Forderung ist dabei, daß in den Direktionen Zusammengehöriges, soweit irgend möglich, in einer Hand vereinigt bleibt, daß also nicht ohne zwingende sachliche Gründe die einzelnen Dienstzweige in verschiedene Theile, Dezernate, zerlegt werden, weil, um wiederum mit des Ministers Worten a. a. O. zu reden, „gerade ein Betriebsunternehmen eine derartige Theilung der Befugnisse und der Verwaltung am allerwenigsten ertragen kann“. Dies gilt nicht allein für die Direktionen, sondern auch für die ihnen unmittelbar untergeordneten Dienststellen, die Bau- und Betriebs-, Maschinen- und Verkehrsinspektionen. Wenn hier eine größere Arbeitstheilung wegen der mehr ins Einzelne und Kleine gehenden Thätigkeit nicht zu umgehen ist, so muß desto sorgsamer darauf Bedacht genommen werden, die nothwendige Trennung da vorzunehmen, wo sie sich mit der geringsten Schädigung des Zusammenwirkens der einzelnen Theile vollziehen läßt. Auf der anderen Seite ist aus demselben Gesichtspunkt eine Vereinigung an sich nicht zusammengehöriger Theile ebenso sorgfältig zu vermeiden. In beiden Richtungen ist das Verfahren der geplanten Neuordnung nicht als sonderlich glücklich und zweckmäßig zu bezeichnen. Bau und Betrieb sind als an sich zusammengehörig nicht anzuerkennen. Unstreitig müssen die Erfordernisse des Betriebes und die dabei gewonnenen Erfahrungen bei der Herstellung neuer oder der Aenderung bestehender Anlagen im vollsten Maße berücksichtigt werden. Das läßt sich aber sehr wohl und viel zweckmäßiger durch eine Mitwirkung der den Betrieb leitenden Beamten bei der Lösung solcher Aufgaben erreichen, als durch die beabsichtigte Vereinigung von Bau und Betrieb in einer Hand. Da die Herstellung neuer und die Unterhaltung und Aenderung bestehender Bahnlinien und Bahnanlagen schon an sich ein umfassendes technisches Wissen und Können erfordert, so kann dessen weitere Belastung mit der Fürsorge für den Betrieb nur schädlich wirken, zur Beeinträchtigung der einen oder auch beider Aufgaben führen. Trotz vielseitiger Berührung mit der Technik des Eisenbahnbaues und mehr noch mit der Maschinentechnik, die namentlich bei dem gesammten Zug- und Signaldienst die Hauptrolle spielt, ist der Betrieb an sich nicht technischer Natur. Das ist auch in Fachkreisen unbestritten. Umsoweniger ist ein zwingender Grund dafür vorhanden, ihn in der unteren Instanz, wo eine weitgehende Arbeitstheilung nach dem Vorgesagten ohnehin geboten ist, mit der Technik, und noch dazu mit der Bautechnik zu vereinigen. Auf der anderen Seite soll aus dem Betriebe ein unzweifelhaft dazu gehöriger wichtiger Theil, der Maschinendienst, die Verfügung über die Zugkraft und das dabei thätige Personal, herausgeschnitten und mit der Fürsorge für die Unterhaltung der erforderlichen Beförderungsmittel und maschinellen Anlagen den Maschinentechnikern übertragen werden. So wenig der Betrieb mit der Herstellung und Unterhaltung der Bahnanlagen, im weitesten Sinne, im inneren Zusammenhang steht, der ohne Schädigung beider Theile nicht zu lösen wäre, so wenig besteht ein solcher Zusammenhang zwischen dem Betriebe und der Herstellung und Unterhaltung der Lokomotiven, Wagen und maschinellen Anlagen, wenngleich auch hier wie an der anderen Stelle die Anforderungen und Erfahrungen des Betriebes ausschlaggebend sind. Also auch hier sollen zwei Dienstzweige in einer Hand vereinigt werden, die an sich nicht unzertrennlich zu einander gehören. Da dasselbe, was vorhin von dem Wissen und Können auf dem Gebiet der Bautechnik gesagt ist, in gleichem Maße auch für die Maschinentechnik gilt, so wird auch hier ein solches Verfahren voraussichtlich für beide Zweige, mindestens aber für einen von ihnen verhängnißvoll werden. Abgesehen hiervon sprechen aber noch andere gewichtige Gründe gegen die geplante Zusammenlegung einerseits der baulichen Herstellung und Unterhaltung der Bahnanlagen, andererseits der Unterhaltung der Beförderungsmittel und maschinellen Anlagen mit je einem Theile des Betriebes. Dieser selbst wird dadurch, ohne zwingende Veranlassung, in zwei verschiedene Theile auseinandergerissen, die auf stete innigste Berührung mit einander und engstes Zusammenwirken angewiesen sind, wenn ihre volle Nutzwirkung erreicht werden soll. Diese Scheidung muß sich deshalb als ganz besonders verderblich und unhaltbar erweisen. Höchst zweckwidrig ist ferner die bisherige, in der geplanten Neuordnung beibehaltene Trennung von Betriebs- und Verkehrsdienst. Eine den wirthschaftlichen Verhältnissen und Bedürfnissen möglichst entsprechende Gestaltung und Regelung des Verkehrsdienstes ist die wesentlichste Aufgabe, der hauptsächlichste Bestandtheil des Eisenbahnwesens, dem sich seine übrigen Theile, bauliche Herstellung und Unterhaltung von Bahnanlagen, Lokomotiv- und Wagenpark, maschineller Hilfsmittel aller Art und — last not least — der Betrieb, als Hilfsmittel für die Zwecke des Verkehrs, unterzuordnen und anzupassen haben. Im engsten Zusammenhang mit diesen Zwecken, am meisten unmittelbar von ihnen beeinflußt und sie beeinflussend ist der Betrieb. Verkehrs- und Betriebsdienst bedürfen deshalb in allererster Linie, jedenfalls viel dringlicher als alle anderen Dienstzweige der Vereinigung in einer Hand, wenn ihr beständiges Aufeinanderangewiesensein nicht zu unliebsamen und schädlichen Reibungen und Störungen im Gange der großen Maschinerie führen soll, deren stetiges und glattes Ineinandergreifen die unumgängliche Voraussetzung für die Erzielung einer befriedigenden Gesammtwirkung ist. Ein derartiges Ineinandergreifen ist aber keineswegs gesichert, wenn die Uebereinstimmung und das Zusammenwirken von nicht nur zwei, sondern sogar drei verschiedenen Kräften, des bautechnischen Betriebsleiters, des mit dem eigentlichen Zug-(Traktions-)Dienst am Betriebe betheiligten Maschinentechnikers und des Verkehrsbeamten dazu gehört. Es ist umsoweniger gesichert, wenn die Wohnsitze dieser Beamten und ihre Dienstbezirke sich nicht decken und jeder aus Verkehrsrücksichten nothwendigen, vielleicht unaufschiebbaren Aenderung des Betriebsdienstes auf einer weiteren Strecke die Verständigung des Verkehrsbeamten mit mindestens einem Maschinentechniker und zwei bis drei, ja noch mehr bautechnischen Betriebsleitern vorangehen muß; wenn ferner der jetzt schon vielfach vorhandene störende Mangel an einträchtigem Zusammenwirken von Bau- und Maschinentechnikern dadurch noch gesteigert wird, daß diese letzteren nach wie vor von der eigentlichen Leitung des Betriebes ausgeschlossen bleiben. Daß hiermit für längere Zeit die Erfüllung einer von ihnen längst erhobenen und nicht nur der Billigkeit entsprechenden, sondern auch, wie oben angedeutet, sachlich durchaus berechtigten Forderung hinausgeschoben wird, kann keinesfalls dazu dienen, ihre Berufsfreudigkeit zu beleben und sie zu der im Interesse des Verkehrs wünschenswerthen, ja nothwendigen Unterordnung unter dessen Aufgaben und Anforderungen geneigter zu machen. Aber noch mehr und in noch höherem Maße als bisher ist durch die Trennung von Betrieb und Verkehr unter der neuen Ordnung das nicht minder wünschenswerthe und nothwendige einträchtige Zusammenwirken der beiderseitigen Leiter in Frage gestellt. Die Betriebsleiter, denen bei Meinungsverschiedenheiten die Entscheidung zusteht, sofern „Gefahr im Verzuge“ ist, eine Voraussetzung, die übrigens großer Dehnbarkeit fähig ist, werden schon an und für sich nicht immer geneigt sein, den Anforderungen und Wünschen der Verkehrsbeamten ohne Weiteres zu entsprechen. Sie werden, begreiflich genug, meistens den Wunsch haben, sich von der Berechtigung und Zweckmäßigkeit jener Anforderungen und Wünsche zunächst aus eigener Anschauung zu überzeugen, worüber oft kostbare Zeit unwiderbringlich verloren gehen wird. Sie werden ferner, namentlich auch gegenüber dem erwähnten, ihnen wohl im Interesse der Betriebssicherheit eingeräumten Vorrecht nur zu leicht dazu neigen, sich als die eigentliche Seele des Ganzen zu betrachten, während sie doch nur einen allerdings sehr wesentlichen Theil davon in Händen haben. Dementsprechend werden sie zu der unentbehrlichen Unterordnung unter die

Aufgaben und Anforderungen des Verkehrs noch weniger bereit sein als die über ihre Zurücksetzung gegenüber den Bautechnikern — nicht mit Unrecht — verstimmten Maschinentechniker. Wesentlich verschärfen würden sich die Gegensätze, namentlich zwischen den Betriebsleitern und den Verkehrsbeamten, noch, wenn es bei dem bisherigen System der Entnahme der höheren Eisenbahnverwaltungsbeamten aus dem Juristenstande verbliebe und die Verkehrsinspektionen dann, was in diesem Falle sehr zu wünschen wäre, die nicht zu umgehende Durchgangsstufe für die höheren Verwaltungsbeamten würden. Die betriebsleitenden Bautechniker würden bei ihrem Zusammenwirken mit dem juristisch vorgebildeten Verkehrsbeamten nur zu leicht dahin kommen, diesen unliebsamen, von vornherein (wohl auch unter der neuen Ordnung) wenn nicht rechtlich, so doch thatsächlich im Vortheil befindlichen Mitbewerber um die Oberherrschaft in der Eisenbahnverwaltung seine Abhängigkeit von ihrem guten Willen und das ihnen verliehene Vorrecht der Entscheidung bei „Gefahr im Verzuge" fühlen zu lassen. Das wäre menschlich und darum entschuldbar. Zu welchem Zustande der Verbitterung, des Gegeneinander- anstatt Zusammenwirkens und damit der Zerfahrenheit in der Eisenbahnverwaltung es unter solchen Verhältnissen nicht nur kommen könnte, sondern kommen würde und müßte, ist leicht zu übersehen. Wie sehr durch einen solchen Zustand die Leistungsfähigkeit der Verwaltung geschädigt werden würde, wie schwer ihre Aufgaben darunter leiden müßten, liegt klar auf der Hand. Der Einwand, daß die hier geäußerten Befürchtungen müßig seien, solange nichts darüber verlautet habe, in welcher Richtung sich die in den weitesten Kreisen, auch vom Minister Thielen, als nothwendig anerkannte Aenderung der Vorbildung der höheren Eisenbahnbeamten bewegen werde, ist als zutreffend nicht anzuerkennen. Dem Minister Thielen wird neben eingehender Sachkenntniß ein mehr als gewöhnliches Wohlwollen für Personen und Dinge nachgerühmt. Der erste Theil dieser rühmlichen Nachrede spricht dafür, daß der Herr Minister die Nothwendigkeit tiefgreifender Umgestaltungen in unserem Eisenbahnwesen nicht verkennt. Der zweite Theil macht es begreiflich, daß das klar erkannte Reformbedürfniß von dem an sich berechtigten und anerkennenswerthen Streben thunlichst schonender Ueberleitung der bestehenden Verhältnisse in neue Bahnen wesentlich beeinflußt wird. In mancher Hinsicht vielleicht mehr, als es denen gut scheint, denen das Gemeinwohl das höchste Gesetz ist, dem sich alle anderen Rücksichten unterzuordnen haben. Diese Schonung hat sich bisher bei allen bekannt gewordenen Amtshandlungen des Herrn Ministers gezeigt, sie ist auch bei seinem im Entstehen begriffenen Reformwerke unverkennbar. Man wird kaum fehlgehen, wenn man namentlich auch die im vorstehenden als unhaltbar bezeichnete Vereinigung von Bau und Betrieb in der unteren Instanz auf Erwägungen dieser Art zurückführt. Solange aber hierin eine — unvermeidliche — Aenderung nicht eintritt, ist schwerlich auch an eine grundsätzliche Umgestaltung der Vorbildung der höheren Verwaltungsbeamten zu denken. Denn solange diese von dem Betriebe, der, wie schon erwähnt, recht eigentlich zu dem Gebiet der Verwaltung gehört und ohne Nachtheil für den Verkehrsdienst nicht von diesem getrennt werden kann, solange sie von dem Betriebe ferngehalten werden, bleibt für sie in der Verwaltung kein so großes Feld der Thätigkeit übrig, daß sich die Schaffung einer besonderen Eisenbahnlaufbahn rechtfertigen ließe. Mindestens nicht, solange der sich durch die Neuordnung in Folge ihrer Vereinfachungen ergebende Ueberschuß auch an höheren Verwaltungsbeamten verbraucht ist. Ganz anders läge die Sache, wenn aus dem in Fachkreisen unbestrittenen Vordersatz, dessen Richtigkeit durch die in mancher Hinsicht mustergültigen Einrichtungen der Eisenbahnen in England und Amerika bestätigt wird, daß nämlich der Betrieb an sich nicht technischer Natur ist, auch bei uns die rechten Schlußfolgerungen für die Praxis des Eisenbahnwesens gezogen würden. Es ergäbe sich dabei, daß die Vorbildung für einen weit weniger in der Technik, als vielmehr ganz vornehmlich in der Verwaltung wurzelnden Dienstzweig weder bautechnischer noch maschinentechnischer Natur sein könne und dürfe. Für einen als Theil des Verwaltungsdienstes anerkannten Dienstzweig aber eine andere Vorbildung zu verlangen, als für seine übrigen Zweige, liegt ein irgendwie zureichender Grund nicht vor. Wohl aber haben die bisherigen Erfahrungen zur Genüge ergeben, daß sämmtlichen höheren Eisenbahnverwaltungsbeamten ein größeres Maß eisenbahntechnischer Kenntnisse, als das, worauf sie heute in der Regel angewiesen sind, außerordentlich nützlich wäre. Es ist selbstverständlich, daß diese Kenntnisse nicht wie bisher unter Zahlung eines meist unverhältnißmäßig hohen Lehrgeldes dafür, wohlgemerkt durch die Verwaltung, mühsam erworben werden dürfen, sondern daß schon bei der eigentlichen Vorbildung auf ihre Aneignung Bedacht genommen werden muß. Doch dies ist bekanntlich weder der einzige noch der hauptsächlichste Mangel in der jetzigen Vorbildung unserer höheren Eisenbahnverwaltungsbeamten. Der größte und schwerwiegendste Nachtheil dieser Vorbildung liegt darin, daß sie die Beamten zu spät und dann in völlig unzureichendem Maße nicht bloß mit der Technik des Eisenbahnwesens im weiteren Sinne, sondern namentlich mit dessen Theorie und Praxis überhaupt in Verbindung bringt. Wie bekannt, geschieht dies heute erst, nachdem das rein juristische Studium beendet und die zweite (Staats-)Prüfung bestanden ist. So wenig gewisse juristische Kenntnisse, ähnlich wie im Berg- und Forstfach, im höheren Eisenbahndienste entbehrt werden können, so gewiß ist es, daß sie, abgesehen von den auch dort erforderlichen juristischen Beiräthen, nicht das Wesentliche und schon deshalb keine geeignete Grundlage für diesen Dienst sind. Bei der rein oder doch weitaus überwiegend wirthschaftlichen Natur des Eisenbahnverwaltungs- einschließlich des Betriebsdienstes ist die zweckmäßigste Grundlage dafür ohne Zweifel auf dem Gebiet der sogenannten Staatswissenschaften zu suchen. Erst kürzlich ist dies von einem erfahrenen und einsichtigen Fachmann, dem Geheimen Oberregierungsrath Ulrich im preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten, in seiner 1893 (bei J. Springer-Berlin) erschienenen Schrift: „Die Ausbildung der höheren Verwaltungsbeamten in Preußen und ihre Stellung in der Staatseisenbahnverwaltung" des Näheren dargelegt worden. Ihm hat sich bei Besprechung dieser Schrift (Preuß. Jahrb. Bd. 71 Februarheft 1893 S. 368 ff.) und in einer besonderen Abhandlung (Schmoller's Jahrbuch Jahrg. XVII. Heft 4 S. 151 ff.) der Eisenbahndirektor de Terra-Frankfurt a/M. im Wesentlichen angeschlossen. Nur daß dieser, wie es hier geschehen ist, für die Vereinigung des an sich zusammengehörigen Verkehrs- und Betriebsdienstes in einer Hand und folgerichtig für die Schaffung einer eigenen Eisenbahnlaufbahn eintritt. Der gleiche, übrigens keineswegs neue Gedanke wird auch in einer kürzlich in zweiter Auflage erschienenen kleinen Schrift eines ungenannten Fachmannes vertreten, die den Titel führt: „Die Zukunft des preußischen Staatseisenbahn- und Staatsbauwesens und ihrer höheren Beamten." (Leipzig, W. Engelmann, 1894.) Wer für diese Fragen ein tiefergehendes Interesse hat, möge sich aus den angegebenen Schriften des Näheren darüber unterrichten. Hier genügt dieser Hinweis darauf, dem noch hinzugefügt werden kann, daß die Verfasser mit den von ihnen vertretenen Anschauungen auch in den Kreisen der juristisch vorgebildeten höheren Eisenbahnbeamten keineswegs vereinzelt dastehen. (Vergl. u. a. Ztg. des Vereins Deutsch. Eisenb.-Verw. Nr. 69 von 1893, S. 657 ff.).

••••

---

## Mrs. Humphry Ward.

Für die religiösen Zweifel und Kämpfe einer Generation in England wird der stille Schauplatz des Pfarrhauses zu Murewell, in dem Robert Elsmere sich aus den engenden Banden der Orthodoxie loslöste, immer charakteristisch bleiben. In der Geschichte des englischen Alltags-

romans unserer Tage bezeichnet der Name der Verfasserin des Robert Elsmere das interessanteste Kapitel. Weil diese Frau Instinkt und Herz hat für das seelische Ringen und Leiden der Durchschnittsnaturen im heutigen England.

Es ist auffällig, wie wenig das Porträt der Mrs. Humphry Ward von ihrem Innern verräth. Unter leicht ergrautem, kaum welligem Haar eine wenig durchgebildete, furchenlose Stirn und ein paar Augen, die still vor sich hinsehen. Nur die untere Partie des Gesichts, die gebogene Nase und der unschöne, breite Mund mit den etwas aufgeworfenen Lippen, weist männliches Gepräge auf. Aber es ist ein Gesicht, das keine Räthsel aufgibt.

Und es ist auffällig, wie wenig diese Frau in ihren Schriften von ihrem eigenen seelischen Leben verräth. Sie ist so gar keine Künstlernatur. Ihr Herz hat nicht Ebbe und hat nicht Fluth, und keine Leidenschaft, keine geheime Wunde weisen ihrem Gefühlsleben einseitig bestimmte Bahn. Sie schreibt wohl kaum, weil sie schreiben muß; sie „arbeitet“. Sie sieht die Welt nicht „à travers un tempérament“, sie sieht sie wie eine Zuschauerin, liebevoll doch fast unpersönlich. Sie hat ein Fabulirtalent, klugen Verstand und ein offenes Herz; aber das wesenhaft Künstlerische, das Schaffende: die überzeugende Gestaltungskraft geht ihr ab. Ihr Selbst gibt dem Psychologen keine Räthsel auf.

Aber diese Frau hat in eminentem Grade all die Vorzüge ihrer Fehler. Was eine Generation in ihren Durchschnittsnaturen bewegt, dafür hat sie das sichere, nie versagende Gefühl und das weiß sie typisch, überzeugend zum Ausdruck zu bringen. Deshalb hat sie sich unter den englischen Alltagsromanschriftstellern als die bedeutendste Erscheinung erwiesen. Auch wiederum in ihrem neuen Roman: Marcella.*)

* * *

Inmitten eines sauber gepflegten Gartens liegt das Pfarrhaus von Murewell. Es ist ein einfaches Häuschen, schlicht eingerichtet, doch mit dem Komfort, der englischen Wohnhäusern eigenthümlich ist. Der Pfarrer Robert Elsmere lebt dort in glücklicher, junger Ehe mit seiner Frau Katharina. Täglich führt ihn sein Weg zu den Hütten des Dorfes, baufälligen, schmutzigen Hütten, in denen sich Seuchen eingenistet haben und in denen die Armuth wohnt. Den Elenden dort zu helfen, ihr Leben zuvörderst materiell, sodann geistig zu heben, das ist die Aufgabe, die sich der junge Pfarrer in jugendlichem Enthusiasmus gesetzt hat.

In Oxford haben sich drei Generationen von Theologen in rascher Folge abgelöst. Nach einer streng orthodoxen Richtung ist eine skeptische gekommen, und diese wiederum ist von einer ganz positiven, auf praktische Nutzbarmachung der Religion bedachten, verdrängt worden. Letzterer gehört Elsmere an; der ersten, schlicht gläubigen und asketischen, seine Frau Katharina, deren Vater ein Geistlicher war. Aber die geistige Atmosphäre des Landes ist mit einem Skeptizismus, den vor andern die Namen Renan und Stuart Mill charakterisiren, durchschwängert.

In unmittelbarer Nähe des Hauses von Murewell erhebt sich ein alter Herrensitz, das Schloß des Squires. Der Squire, welcher die Ergebnisse deutscher Philosophie und Kritik in sich aufgenommen hat, ist es, der Robert Elsmere die Frucht vom Baume der Erkenntniß reicht. Auf Grund philologisch-quellenkritischer, nicht philosophischer, Ueberlegungen und Studien befreit sich Elsmere von den Fesseln christlicher Orthodoxie. Ihm erwachsen neue religiöse Anschauungen. Er legt sein geistliches Amt nieder.

Man soll nicht sagen, daß es diesem Kampf an Tiefe fehle, weil er kein radikaler ist. Der Weg freilich, den Elsmere zurücklegt, ist nicht eben ein weiter. Er macht bei einem Theismus Halt, der deshalb kein philosophischer Standpunkt sein kann, weil das väterlich-persönliche Verhältniß des Schöpfers zum Geschöpf recht eigentlich sein Hauptmerkmal ist. Der Frage nach der Unsterblichkeit gegenüber begnügt sich Elsmere mit dem Ignorabimus und an Jesus von Nazareth, dessen Gottsohnschaft er leugnet, klammert er sich als Vorbild und Lebensführer an. Es ist also nur ein kleines Streckchen felsigen Weges, das Elsmere durchschreitet, und doch wäre ein entscheidender Sprung vielleicht leichter gewesen. Wie es leichter zu sein pflegt, einem Freunde für immer den Rücken zu kehren, als den Glauben an seine Eigenschaften aufzugeben und doch mit ihm fortzuleben. Und Elsmere's weitere Entwicklung beruht ganz auf der Grundlage dieses neuen schwankenden, farblosen Glaubens. Er geht nach London und wird der Gründer einer kirchlichen Sekte. Er stirbt und die neue Sekte überlebt ihn. Den Elenden, die in den hohen, schmutzigen Häusern im Ostende Londons wohnen, ist Robert Elsmere Berather und Helfer geworden.

In künstlerischer Hinsicht freilich ist dieser Kampf nicht in seiner Tiefe erfaßt, oder wenigstens nicht dargestellt worden. Da klaffen Lücken in der Entwicklung, die logisch zwingende Nothwendigkeit fehlt und an wichtigen Wendepunkten steht statt der Darstellung ein verlegener Bericht. Und weniger noch ist Mrs. Humphry Ward dem anderen Kampfe gerecht geworden: bei seinem entscheidenden Schritt verliert Elsmere innerlich sein puritanisch strenggläubiges Weib, um es dann wiederzugewinnen.

Philosophisch genommen ist das Ziel, das Elsmere erreicht, kein hohes, freies, und sein Weg ist ein kurzer. Aber es sind viele, die im heutigen England diesen kurzen Weg wandern müssen. Und es sind nicht die schlechtesten und auch nicht die dümmsten Menschen, denen Thränen in die Augen treten, wenn sie Urväter Hausrath verbrennen müssen.

David Grieve, der Held des zweiten großen Romans der Mrs. Humphry Ward, hat zu ähnlichem Ziele den Weg von der anderen Seite her zurückzulegen. Von einer freien atheistischen Weltanschauung und von großen stolzen Plänen wird er mehr und mehr hinabgedrängt in ein stilles Thal bescheidenen Glückes. Nach einer großen und unglücklichen Leidenschaft findet er seine liebe Zufriedenheit in der Ehe mit einer Frau, die seine geistigen Interessen nicht theilen kann. Und nach ihrem Tode spinnt er sich enger noch in das Netz seiner Pflichten ein. Die Geschichte seiner Schwester lehrt ihn, daß Freiheit eine gefährliche Schöne ist. Und so wärmt er sich an dem bescheidenen Flämmchen seiner leicht skeptischen Weltanschauung, die deshalb wärmen kann, weil alles Negative in ihr, wie in der neuen Religion Robert Elsmere's, nur verkappte Sehnsucht ist.

Die Geschichte des David Grieve war die Warnung an die Durchschnittsnaturen: bleibe in deinen engen Grenzen! Aber im Hintergrunde des Romans eröffnete sich ganz dieselbe Perspektive wie in Robert Elsmere: Arbeiterwohnungen und Dorfhütten, in denen das Elend wohnt. David Grieve endet als Besitzer einer Druckerei. Sein Verdienst theilt er mit seinen Arbeitern.

* * *

„Meine Schlafkammer ist 7,6 Fuß lang und 6,9 Fuß breit. Regnet's, dann müssen wir unser Bett umstellen, denn das Wasser kommt durch, und Sie sehen doch, viel Raum zum Umstellen haben wir nicht. Und nebenan ist die Kammer für die Kinder, die ist nicht größer. Ein Fenster hat sie nicht, nur die Thür zu uns herein.“ ... Die armseligen Dorfhütten und dann die verwahrlosten Häuser im Ostende Londons bilden auch den Hintergrund zu Mrs. Humphry Ward's neuem Roman „Marcella“.

Diesmal aber belebt sich der Hintergrund und Gestalten lösen sich von der Szenerie ab. In einer der Dorfhütten lebt ein Tagelöhner, der wildert. Die Tochter des adligen Gutsherrn Marcella Boyce nimmt sich seiner an und verschafft ihm ehrliche Arbeit. Aber er kann von seiner Leidenschaft nicht lassen. Es kommt zu einem Zusammentreffen zwischen ihm und dem Förster. Er erschießt den Förster und wird zum Tode verurtheilt. Sein Schicksal wird der Anlaß dazu, daß Marcella ihre Verlobung löst.

*) Ihre sämmtlichen Romane sind in der Tauchnitz-Edition erschienen.

Die armseligen Dorfhütten liegen zwischen zwei Herrensitzen. Der eine ist verwahrlost und gehört Marcella's Vater; der andere ist das stolze Ahnenschloß des Lords Maxwell. Marcella ist mit dem Erben des alten Lords verlobt. Ihre äußere Geschichte ist einfach: Sie hat in London mit Sozialisten verkehrt und ist selbst leidenschaftliche Sozialistin. Das Schicksal des armen Tagelöhners dringt es ihr zum Bewußtsein, daß zwischen ihrem Empfinden und dem ihres Verlobten eine unüberbrückbare Kluft sich aufthut. Eine Leidenschaft für einen sozialistischen Demagogen trägt das ihrige dazu bei: sie löst die Verlobung, um schließlich reuig in die Arme ihres Bräutigams zurückzukehren.

Innerlich ist es ein weiter Weg, den Marcella zu durchwandern hat. Nach ihrer Entlobung geht sie nach London und wird Diakonissin. Sie kehrt in die hohen, schmutzigen und verseuchten Häuser in Londons Osten ein. Das ist die Schule, die sie durchmacht. Dort lernt sie nicht nur, „daß Sozialismus von einer neuen Ordnung der Dinge redet und in Wahrheit nur dazu führen kann, die alte Ordnung frisch zu kräftigen" — sie lernt vor allem, den eignen Willen zähmen. Sie kommt von jugendlich stolzem Begehren zurück. Sie lernt die Sehnsucht nach dem stillen Thal, in dem die Glocken zu Selbsteinkehr mahnen. Sie lernt alles das, was David Grieve auch gelernt hat: bleibe in deinen engen Grenzen!

Darin aber steht der neue Roman Robert Elsmere nahe: die Heldin ist ein Typus, ganz so glücklich erschaut und versinnbildlicht, als die Gestalt des Pfarrers von Murewell.

Im hohen prunkvollen Gemache im Ahnenschloß des Lords Maxwell sitzt die junge begeisterte Sozialistin der Schwester des Lords, einer spinösen alten Jungfer gegenüber. In kecker Rede vertheidigt sie vor reifen Männern ihre jugendlichen revolutionären Anschauungen. Da überkommt die alte Dame das Gefühl: das ist der Typus der „modernen Frau". Und diese moderne Frau ist ihr ein Räthsel. Und diese moderne Frau ist — sich selbst ein Räthsel.

Wie diese moderne Frau über sich selbst ins Klare kommt, wie sie neben ihren neuen Rechten ihre neuen Pflichten erkennt, das ist der eigentliche Inhalt des neuen Romans der Mrs. Humphry Ward. Marcella ist der Typus der modernen Frau, die von sich sagt: „dem Leben und seinen Härten muß ohne Scheu entgegengeblickt werden, auch von Frauen — vielleicht am ehsten von Frauen". Diese moderne Frau geht ohne Scheu selbständig ihre eignen Wege. Reifend, wird sie weiblich.

* * *

Mary Humphry Ward selbst ist eine moderne Frau im edelsten Sinn des Wortes.

Die einflußreichen Schriftstellerinnen vor ihr waren alle Künstlerinnen und waren durch starke künstlerische Impulse zu litterarischem Schaffen gedrängt worden. Mrs. Humphry Ward ist von wissenschaftlicher Arbeit ausgegangen. Sie hat spanische Litteratur- und Kulturgeschichte eingehend studirt und wurde ihrer Zeit von der Oxforder Fakultät als erste Sachverständige für ein größeres wissenschaftliches Sammelwerk empfohlen. Von philologischen Untersuchungen ist sie zu religionsphilosophischen fortgeschritten: sie ist denselben Weg gegangen, den sie Robert Elsmere gehn läßt. Und auch auf rein litterarischem Felde ist sie eine „Arbeiterin" geblieben. Es ist wundervoll, was diese Frau für Fortschritte auf technischem Gebiet gemacht hat. Ihre drei großen Romane — Miß Bretherton muß man aus ihrem Werk, als gänzlich mißglückt, ausscheiden — legen dafür Zeugniß ab. In Robert Elsmere ist die Entwicklung noch sprunghaft und es fehlen wichtige Motivirungen; Marcella ist technisch tadellos. Mit Hilfe strenger Selbstkritik hat sich das Gefühl für das dramatisch Wirksame, für den Kontrast, in ihr entwickelt. Marcella ist stellenweise ganz dramatisch komponirt. Ein Theil der Kunst ist zu erlernen.

Und diese moderne Frau hat männlichen Geist. Hier und da nur weist ihre Physiognomie einen weiblichen Zug auf. Eine gewisse Weitschweifigkeit und ein leises Coquettiren mit Wissen verrathen, daß es eine Frau ist, welche die Feder führt. Auch finden sich in allen ihren Romanen Gestalten, in denen das Backfischideal, scheu doch kenntlich, zum Durchbruch kommt. Der schöne, blasse Mann à la Lord Byron, mit dem ironischen Zug um den Mund, der meist melancholisch schweigt, der, wenn er einmal redet, ein Mädchenherz im Fluge erobert, der die stille heiße Leidenschaft verkörpert — er spielt in ihren Büchern eine entscheidende Rolle. Es ist wohl selbstverständlich, daß die reife Frau diesem Ideal aus den Tagen der Mädchenzeit kritisch und ablehnend gegenübersteht; aber es ist doch auch charakteristisch, daß sie den blassen Gesellen immer wieder zu sich bittet. Und sodann verräth Mrs. Humphry Ward manchmal eine Sensibilität, die nur Frauen eigen. Ein im Affekt gesprochenes Wort vibrirt in den Seelen ihrer Personen fort; es wird zurückgenommen und verziehen, aber das Wort bleibt unvergeßbar. Männer fassen wohl mehr das Ganze der Erscheinung ins Auge; in dem reizbareren Empfindungsleben der Frau tönt ein Wort fort, ein Gesichtsausdruck bleibt lebendig und kehrt plastisch, greifbar immer zurück. — All diese Züge aber zeigen sich bei ihr nur ganz vereinzelt.

Diese moderne Frau hat männlichen Geist. Sie ist mehr eine Verstandesnatur. Mit scharfem, ungetrübten Auge sieht sie die Welt, und logisch klar analysirt sie die Erscheinungen. Alles Nebulose liegt ihr fern. Es ist charakteristisch, daß sie das deutsche Wort „schwärmerisch" als Fremdwort braucht; das Schwärmerische gehört für sie in eine fernabliegende Region. Und sie hat den männlich sichern Griff im Erfassen der Tagesfragen und ihrer litterarischen Verwerthung. Es ist wahr, ihre Helden sind allesammt Wahrheitsucher und Sehnsuchtfinder. Denn das religiöse Element ist bei ihr nur verkappte Sehnsucht. Aber es ist nicht die romantische Sehnsucht, die Welten träumend schafft, sondern eine Sehnsucht, die sich mit der wirklichen Welt schlecht und recht abzufinden hat. Und mehr noch als das subjektiv sehnsüchtige Element in der Religion betont sie das objektive, das soziale. Jesus ist ihr der große Sozialist. Die soziale Frage, die sich ihr in den elenden Dorfhütten und in den verseuchten Häusern in Londons Osten verkörpert, sucht sie mit dieser Seite der Religion in Einklang zu setzen. Die soziale Frage ist das Motiv, das in allen ihren Romanen durchklingt. Aber es spricht doch wohl für die innerliche Reife dieser Frau, daß sie die soziale Frage nicht zu „lösen" sucht, sondern daß sie in ihr nur das große Lehrmittel sieht für die Entwicklung der Menschen. Es spricht für ihre Reife, daß sie trotz dieses immer wiederkehrenden Grundmotivs, dem landläufigen Sozialismus kühl ablehnend gegenübersteht.

Künstler und Kunstsucher mögen über Mrs. Humphry Ward mit dem guten Recht der Einseitigkeit vornehm die Achseln zucken: dem Kulturhistoriker späterer Tage wird sie viel bedeuten. Ein gut Theil des heutigen Englands spiegelt sich in ihren Romanen.

Sonntag nachmittags beleben sich die öffentlichen Parks in London. Auf den weiten Grasflächen drängen sich Männer und Frauen zu Gruppen aneinander. In der Mitte jeder Gruppe steht ein Sprecher. Er theilt seine Ansichten über Politik oder Religion mit. Ein anderer antwortet, es entsteht eine Disputation. Für das parlamentarische England sind diese openair-meetings charakteristisch: das gesprochene Wort, das persönliche Eintreten übt dort zwingende Wirkung aus. Und dies Charakteristikum findet sich in den Werken der Mrs. Humphry Ward überall wieder. Ob ihre Helden hingehen, eine Sekte zu gründen, oder ob sie als Diakonissin Armenbesuche machen, es ist immer dasselbe Streben nach einem Wirken durch persönlichen Einfluß, nach einer Geltendmachung von Mensch zu Mensch.

Liebe ist in ihren Romanen das treibende, beziehungsweise das retardirende Element. Aber es ist nicht leidenschaftliche Liebe, die ihr gilt. Sie sucht die Liebe im Gegensatz zu Leidenschaft. „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben." Ihrem englisch kühlen Temperament bedeutet Leidenschaft eine schlimme und akute Kinderkrankheit, die

man durchgemacht haben muß. Liebe ist ihr die staat- und gesellschafterhaltende, die Pflicht. Sie geht in David Grieve so weit, auf Grund recht fraglicher Neigung eine glückliche Ehe zu Stande kommen zu lassen. Die Lord Byron'sche Empfindungswelt ist ihr ganz fremd, wie sie den großen Massen des englischen Volkes ganz fremd geblieben ist. Bleibe in deinen engen Grenzen! Deine Liebe sei „faithful and true“!

Ein der Liebe ganz gleichwerthiges Motiv ist ihr die Freundschaft. Sie sieht die Freundschaft sogar in sentimentalerem Licht als die Liebe, so daß man manchmal an das Wort des großen Römers erinnert wird: Liebe ist tollgewordene Freundschaft. In Oxford und Cambridge läßt sie Bünde fürs Leben schließen voll leidenschaftlicher Hingebung. Und das ist für England charakteristisch. Ebenso wie es für das heutige Deutschland charakteristisch ist, daß gerade Universitätsfreundschaften immer seltener werden. Vielleicht ist es aber auch nur die Frau, die in Männerfreundschaften mehr hineinträumt, als sie in Wirklichkeit heute gewähren.

Ein Theil der Kunst ist zu erlernen. Und wenn der Künstler sie auch ganz braucht, so soll man darum das Werk dieser Frau nicht gering achten. Wenn sie die Gefühlswelt der Durchschnittsnaturen ganz erfaßt, wenn sie das, was jene bewegt, überzeugend typisch zur Darstellung bringt, wenn sie den Durchschnittsnaturen die Erziehung zu Theil werden läßt, die ihnen allein Noth thut — ist denn das alles nichts?

Ernst Heilborn.

## Byzantinische Volksweisheit.

Volksweisheit? mag so mancher Leser verwundert fragen und der berufenen deux mots étonnés de se trouver ensemble gedenken. Hat es denn je ein byzantinisches Volk gegeben? Das hochgebietende Ostrom, das die mittelländische Staatenwelt vom Kaukasus bis Algarve in sich begriff und nach mehr als tausendjähriger Dauer einem Zermalmungsprozeß sondergleichen erlag, ja das kennen wir alle und meinen genug gethan zu haben, wenn wir dem „kranken Mann“ griechischer Nation, diesem in seiner Art einzigen Zwitterwesen aus Monarchismus und Monachismus, das bischen inneren Haltes zubilligen, ohne den auch das Babel am Goldenen Horn nicht zu denken ist. Der Name Byzanz genügt, unserem geistigen Auge ein Panorama von sinnberauschender Farbenfülle vorzuzaubern. Von Paris bis Nowgorod, von Wisby bis Bagdad strahlt der Glanz der Konstantinstadt. Hier, an der Schwelle des Orients, sonnt sich ein buntes Gewühl weltstädtischer Physiognomien. Da nehmen Cirkusparteien mit Bilderstürmern die Leidenschaften um die Wette gefangen, da werden Schismen von Palastrevolutionen abgelöst, da machen geblendete Kaiser den Rang der Sensation gekrönten Hetären streitig. Starres hierarchisches Ceremoniell neben den abenteuerlichsten Karrieren, meisterliche Hofintrigue im Bunde mit staunenswerther Staatskunst — kurz, all die Würzen und Ingredienzen des häßlichen und doch wieder so reizenden Dings, dem bis ans Ende der Zeiten der Name Byzantinismus aufgeprägt sein wird, das ist der Begriff, den wir von den Rhomäern haben. Aber ein Volk, eine nationale Ein- und Vielheit, verkittet durch die nämlichen großen und kleinen Freuden und Leiden, durch die tausend imponderablen Bedürfnisse und Interessen örtlich-zeitlicher Gemeinschaft? Es muß wohl so sein. Wie wäre auch die Zähigkeit zu begreifen, mit der die bedeutendste süd-europäische Großmacht des Mittelalters — an Lebensdauer mit diesem sich messend — gegen jede erdenkliche Gegnerschaft den Daseinskampf ausgefochten hat? Wie wäre auch die heroische Größe der Isaurier und Komnenen zu verstehen, wenn nicht aus dem Nährboden der dreißig Menschenalter, die dem Lande seine Pflüger und Krieger, seine Beamtenarmee, seine merkantilen Kräfte stellten? Ein politischer Organismus, dem es beschieden ist, Capetinger und Plantagenets, Staufer und Luxemburger zu überleben, vegetirt nicht von Kaisers und Hofes Gnaden. Wer nicht ungerecht sein will, vergesse nicht, wie sich Elementarkatastrophen und Handelskrisen mit dynastischen und ecclesiastischen Zerwürfnissen zu unausgesetzter Erschütterung des Reichskolosses verschworen, an dessen Pforten wir zudem deutsche, slavische, französische, venetianische, persische, arabische, petschenegische, seldschukische Heerhaufen der Reihe nach pochen sehen. Soviel zu ertragen hätte auch ein Mischlingsvolk jener armseligen Art nicht vermocht, die der eben jetzt wieder von den Halbtodten erstehende Fragmentist den entarteten Enkeln der Salamiskämpfer vindizirt.

Jawohl, das Volk der Mittelgriechen und seine innere Geschichte liegen weit, weit ab von unseren Ideenkreisen. Konstantinopel erreicht man in zwei Tagreisen, aber seine Vergangenheit berührt uns viel weniger als die Zukunft der Aschanti und Suaheli. Ein begreifliches Vorurtheil doch ein Vorurtheil, aus dem sich die zunächst betheiligte gelehrte Welt selbst erst mühsam emporarbeitet, legt jene mit nur zu viel Recht verschrieene abgeschmackte Unnatur, jene mark- und herzlose Manier des Byzantinerthums in Litteratur und Kunst auch den großen Massen und Schichten zur Last, die dafür gar nicht aufzukommen haben. Byzantina sunt, non leguntur, das trifft auch für das Geistesleben der Bevölkerungsklassen zu, deren Schriftthum das „Vulgärgriechische“ zum Idiom hat, ein in den Augen des connationalen litterarischen Publikums „niedriges, gemeines, zum Ausdruck feinerer Gedanken und zu künstlerischer Gestaltung unbrauchbares Werkzeug“.

Was diese Bemerkungen veranlaßt, ist ein unlängst erschienenes Buch, das einem unansehnlich scheinenden und doch wichtigen Charakterzug byzantinischen Nationalgeistes gewidmet ist, den in des Wortes eigenster Bedeutung volksthümlichen mittelgriechischen Sprichwörtern.*) Es verlohnt sich, einen Blick in die Psyche dieses soviel wie unbekannten Stücks Menschheit zu werfen, dessen Haus- und Gassenweisheit von anno zwölfhundert, um es in ein Wort zusammenzufassen, in ihrem Wesen und zumeist in ihren Formen keine andere ist als die des Abendlands fin du XIX. siècle. Auch hier die schlagende Bündigkeit des Wortkleides, die unverhohlene Derbheit im Ton, der treffsichere Gebrauch der Thierwelttypen; auch hier das empfindlichste Rechtsgefühl bei festgewurzeltem nationalen Dünkel, die idealen Gebote altruistischer Bethätigung neben den Bekundungen eines selbstischen Eudämonismus. Mag der concise Niederschlag der öffentlichen Meinung, dem wir den Namen Sprichwort geben, nach Raum und Zeit, Sprache und Lebensweise uns noch so fern liegen, er stellt doch so recht das Bleibende im Wechsel der Kulturentwicklung dar. Wir entnehmen zum Beweise den Sammlungen Krumbacher's eine handvoll solch geflügelter Worte. Auch der Mittelgrieche nimmt wahr, daß viele Köche die Suppe versalzen, viele Hunde des Hasen Tod sind, eine Schwalbe keinen Sommer macht (so schon die aesopische Fabel), gleich und gleich sich gern gesellt, stille Wasser tief sind und Ende gut alles gut wird. Auch ihm ist der Wolf im Schafspelz kein Unbekannter, das Wie Du mir so ich Dir ebenso geläufig wie die Freude des Dritten, der Zwei im Streit sieht, oder wie der Aerger dessen, der vom Regen in die Traufe kommt u. s. w. Nur daß das Milieu nicht immer das Gleiche ist. Also: „Wo viele Hähne sind, da wird es nicht Tag“, „Katze und Maus kämpften und der Zuschauer lachte“, oder auch wohl: „Von der Mette ging ich weg und fand vor mir ein Hochamt“.

Man sieht, an frischer Bildlichkeit nimmt es der Volksmund der Mittelgriechen mit seinesgleichen in anderer Herren Ländern immerhin auf. Er ist fein und anzüglich, komisch und massiv, je nach Bedürfniß. An Unverblümtheit gibt

*) Mittelgriechische Sprichwörter von Karl Krumbacher. Theodor Mommsen zum 50jährigen Doktorjubiläum im Auftrage der philosophisch-philologischen Klasse der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften gewidmet. München. 1893.

sein „Wer gen Himmel spuckt, spuckt in seinen Bart“ dem Chi piscia contro 'l vento, se bagna la camisa des Italieners wenig nach. Jetzt beschreibt er sine ira et studio die Welt wie sie ist, jetzt wieder verwünscht er das Böse sammt den Bösen. Die beste Wirkung aber erzielt er, wenn in anekdotischer Form der Einzelfall zu allgemeiner Geltung erhoben wird, wie das unter anderem auch der Araber liebt. So in dem Sprüchlein, das auch im Original gereimt ist:

Und wenn die Welt in Trümmer ging,
Am Spiegel stand das eitle Ding.

Ja es gibt Dialoge in nuce: so wird der Satz, daß der Hieb die beste Parade ist, durch eine Wendung aus dem Alltagsleben veranschaulicht, die sich ihrerseits nicht hübscher illustriren läßt als durch die schlagfertige Antwort einer den Wienern wohlbekannten Künstlerin auf die Frage, wann sie geboren sei: „In Graz.“

Wer aber des populären Charakters dieser Dicta erst so ganz inne werden will, der darf nicht übersehen, wem wir im Grunde — nicht ausschließlich zwar, doch in der Ueberzahl der Fälle — ihre Sammlung und Bewahrung zu verdanken haben. Am Ausgang der Antike steht eine umfängliche Litteratur der verschiedenartigsten Frage- und Antwortbücher, einigermaßen den Weber'schen „Katechismen“ vergleichbar, wovon manches, von ernster und heiterer Art, auf uns gekommen ist. Es sind einmal „Glossen“ für fremdsprachlichen Elementarunterricht, dann wieder Enchiridien für allerlei Katechese, sei es aus der Moral oder der Naturgeschichte, mit Vorliebe aber Räthselfragen und Vexirscherze u. ä. Ein Produkt dieser Gattung liegt hier vor. Im Geist der Epoche, nicht in Griechenland allein, war das Hineingeheimnissen, die Umhüllung des urwüchsigen Kerns der sichtbaren Dinge mit den Schalen der Spekulation und Symbolik. Dazu aber war das Sprichwort wie geschaffen. Ein Seelsorger einer orthodoxen Gemeinde macht es in richtiger Erkenntniß seines hohen Werthes den paränetischen Zwecken der Predigt und Exhorte dienstbar, ein anderer bringt System in die Sache, ein Dritter legt zu eigenem und fremdem Nutz und Frommen ein Handbüchlein mit „Deutungen“ und „Lösungen“ an, und so haben sich diese Corpuscula erhalten. Krumbacher erzählt, wie er einmal in Italien Zeuge einer Christenlehre war, in deren Verlauf der Geistliche eben diesen Gebrauch von dem gnomischen Schatz der Volkssprache machte, und er weiß die Erscheinung aus deutschen, französischen und slavischen Predigten des Mittelalters zu belegen. Daß auch buddhistische und schintoistische Prediger sich dieses Mittels bedienen, um auf die Gemüther zu wirken, lehren Mitford's „Geschichten aus Alt-Japan“, wo es beispielsweise heißt: Es gibt ein altes Sprichwort, welches sagt: „Die alte Kuh leckt ihr Kalb und die Tigerin trägt ihr Junges im Rachen“ — folgt die Nutzanwendung.

Sehen wir nun zu, was dabei aus unsern Sprichwörtern wird. Bei der angedeuteten Allegorisirung wird ihr einfacher, gesundem Denken zugänglicher Sinn so lange verschoben und verschroben, bis auch nicht ein Körnchen Natur und Witz übrig bleibt. Besser als alle Umschreibung werden ein paar Beispiele ergeben, weß Geistes Kind diese dogmatischen „Hermenien“ sind, und die abgrundtiefe Kluft zwischen der byzantinischen misera plebs und den Gebildeten und Kulturträgern grell beleuchten. Will der Mann aus dem Volke sagen: Der eine erntet, was der andere säte, so verwendet er die Redensart: „Der eine hielt die Glocke, der andere läutete“. Aus dem krausen Zeug aber, das der Interpret daraus macht, ist nicht klug zu werden. Soviel sieht man: Gott hat die Glocke, der Teufel läutet. Im Sinne des Sprichworts also zöge Gott den Kürzern — hat also der Deutobold nicht gemerkt, wie dreist er dem gemeinen Verstand des Spruchs ins Gesicht schlug, oder — hat er sich's nicht merken lassen? Oder: „Die Leute mit den Leuten und mein Weib mit mir“, ungefähr mit my house is my castle wiederzugeben. In die spanischen Stiefel des Symbolischen eingeschnürt, muß „mein Weib“ das nach dem göttlichen Ebenbild Geschaffene bedeuten und der Sprecher der fleischgewordene Logos sein, der Himmlisches und Irdisches in sich vereinigt. Mit solchen „stets gezwungenen, oft bei den Haaren herbeigezogenen und für unser Gefühl zuweilen sogar anstößigen“ Erklärungen — wir citiren den Herausgeber — verglichen, dürfen die beliebt gewesenen theologischen Umdeutungen Homer's, Virgil's, des Hohen Liedes auf mildere Beurtheilung rechnen. Im Uebrigen sei bemerkt, daß die „in Byzanz alles beherrschende Theologie“ in den Sprichwörtern selbst deutlich durchschlägt. Ein Fall ist schon erwähnt; auch die Evangelisten, Bischöfe, Diakone, die Hagia Sophia u. dgl. macht sich der Volksmund gelegentlich zu Nutz.

Noch ein Wort über die Frage nach dem Verhältniß, in dem diese Sammlungen zu jenen stehen mögen, die, schon dem Alterthum bekannt, durchaus profaner Natur sind und dem früh erwachten folkloristischen Sammeleifer ihr Dasein verdanken. Die Sache ist vorderhand noch nicht völlig geklärt. Im Gegensatz zu Krumbacher sucht O. Crusius, wohl der gewiegteste Kenner des antiken Sprichworts und seiner Wanderungen und Wandlungen, dem aufkeimenden historischen Sinn unproduktiv gewordener Zeitalter größeren Einfluß auf das Werden der hier besprochenen Sprichwörterbücher einzuräumen. In der That weist der weltliche Zweig der Litteraturgattung ein ganz respektables Alter und einen gar nicht verächtlichen Stammvater auf. Ist doch nach allem was wir erfahren, Aristoteles der erste gewesen, der in den Sprichwörtern „die Dank der Kürze, mit der sie den Nagel auf den Kopf treffen, erhalten gebliebenen Ueberbleibsel alter Weltweisheit aus den großen Katastrophen der Menschengeschichte“ erkannt hat. Der große Empiriker hat zu einer Zeit, wo ästhetisirende Schulen, vielleicht auch die komische Bühne — es gab ein Lustspiel des Antiphanes „Sprichwörter“ — über derlei aufopferungsvolle Studien leicht spotten hatte, Grundlegendes in diesem stillen Winkel der Wissenschaft vom Menschen theils selbst geschaffen, theils seine Schüler zu schaffen veranlaßt und den Gedanken einer vergleichenden Völkerpsychologie zu denken begonnen. „Nicht auf den Stoff, auf den Menschen kommt es an“, konnte er dem naserümpfenden Isokrateer entgegnen; und damit citiren wir neuerdings Worte des hochverdienten Schöpfers der jüngsten Byzantinischen Litteraturgeschichte, der kein anderer ist als der Verfasser des Buches, dem diese Zeilen gelten.

Wer vor vierzig Jahren geschrieben hätte, was Krumbacher weiterhin ausspricht: „Wer hellen Geistes und frischen Gemüthes arbeitet, wird auch von Byzanz aus den Weg zur Wahrheit und Schönheit finden“, wäre ein Phantast gescholten worden. Es ist unleugbar besser geworden. Der Philhellenismus hat sich der mißachteten Epigonen erinnert, dringt in regstem Wetteifer ihre Sprache, Sitte, Kunst ans Licht, spürt den Zeichen der Zeit im Hymnus wie im Gassenhauer nach, rekonstruirt mit derselben Liebe die Cisternenbauten der Residenz der Paläologen wie die Texte der greulichsten Amuletfratzen griechischer Zunge. Allzeit voran aber sehen wir den kernhaften allemannischen Gelehrten an der Arbeit, der mit der gründlichsten Kenntniß von Land und Leuten, mit energischem Fleiß und gesundem Geschmack begabt, mit dem Buch über die mittelgriechischen Sprichwörter ein Versprechen einlöst und ein Baustück ausgestaltet in dem reichen Gefüge des wissenschaftlichen Monuments, das er vor wenigen Jahren dem litterarischen Byzanz gesetzt hat. Was aber in der Ferne, dürfen wir sagen in absehbarer? als Ziel winkt, ist ein Thesaurus der Sprichwörter aller Völker der Erde.

Wien. S. Mekler.

## Reinhold Köhler's letzte Gabe.

Wer in früheren Jahren gewohnt war, zu wissenschaftlichen Zwecken die Weimarer Bibliothek aufzusuchen, dem schien seit dem Herbst 1890 dort das Wesentlichste zu fehlen. Zwar die reichen Schätze, welche die allezeit hilfs-

bereiten Förderer von Kunst und Wissenschaft dort nach und nach aufgespeichert hatten, standen unversehrt an ihren Plätzen, aber der Mann, dessen mit reichstem Wissen gepaarte herzliche Güte dem Besucher den Platz zu einer Art wirklichen traulichen Heims gemacht hatte, war nicht mehr zu finden: ein tückischer Unfall während der Ausübung seiner Berufsthätigkeit hielt ihn an das Bett gefesselt. Immer wieder, wenn man in den beiden nächsten Jahren die Thüre zu dem Ausleihzimmer öffnete, hoffte man, den verehrten Mann an dem altgewohnten Platze zu finden; aber mit jedem Monat sank die zuversichtliche Stimmung, so daß die Kunde von seinem am 15. August 1892 erfolgten Heimgang uns schon vorbereitet fand. Dennoch fühlte Jeder, der Reinhold Köhler in der einen oder der anderen Weise einmal näher getreten war, mit tiefer Trauer, was die Wissenschaft und der Einzelne, der in ihrem Dienste strebend sich bemüht, an dem Hingeschiedenen verloren hatte. Mit ihm war einer jener in so geringer Zahl noch vorhandenen Männer hingegangen, die mehr sein als scheinen wollten, denen es immer nur auf das Wesen der Sache, aber niemals auf ihre Persönlichkeit ankam. Wer das Glück hatte, öfter mit ihm im Grünen herumzuwandern, der ging von solchem Zusammensein nie ohne die reichste Belehrung von dannen, aber er nahm noch eines mit, was wesentlicher ist: die aufrichtigste Achtung und Ehrerbietung vor dieser reinen, bescheidenen und aus dem Grunde ihrer Seele heraus liebenswürdigen Natur. Mit so großer Achtung Köhler's Name nun auch — und zwar weit über Deutschlands Grenzen hinaus — in den Kreisen derer genannt wurde, die die Studien auf dem Gebiete der deutschen Litteraturgeschichte, der vergleichenden Sagen- und Märchenkunde mit Aufmerksamkeit und Liebe verfolgten — so blieben doch wohl den weiteren Kreisen des gebildeten Publikums seine großen Verdienste so gut wie unbekannt. Denn Köhler hatte nicht das Bedürfniß viel von sich reden zu machen, der eigentliche schriftstellerische Ehrgeiz lag ihm fern. Andere in ihren Arbeiten durch Mittheilungen mit seinem eigenen reichen Wissen zu fördern, lag ihm am meisten am Herzen, und auch da, wo er in wissenschaftlichen Zeitschriften als Rezensent oder mit eigenen kleineren Arbeiten auftrat, verfolgte er meistentheils den gleichen Zweck. Es ist daher gewiß ein verdienstliches Unternehmen, wenn jetzt einige der Arbeiten, die am ehesten geeignet sind, von der ganzen Art des Mannes und seiner wissenschaftlichen Richtung eine Vorstellung zu geben, der Gesammtheit des lesenden Publikums zugänglich gemacht werden. In der Weimarer Schlüsselgesellschaft hat Köhler von 1864—1888 mehrere Male Vorträge gehalten über Gegenstände aus dem Stoffgebiet, das ihm am meisten am Herzen lag. Johannes Bolte und Erich Schmidt haben fast alle dieselben in einem sauber ausgestatteten Bande herausgegeben: Aufsätze über Märchen und Volkslieder von Reinhold Köhler (Berlin, Weidmann) und wir können nur wünschen, daß die Verbreitung des Buches nicht auf die wissenschaftlichen Kreise beschränkt bleibt.

Man muß es Erich Schmidt Dank wissen, daß er den Aufsätzen seinen schönen Nekrolog auf Köhler, der bisher nur den Lesern des Goethejahrbuchs und der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde zugänglich war, vorangestellt hat. Denn vortrefflich hat er es verstanden, den Inhalt dieses äußerlich so ruhigen, innerlich so reichen Lebens kurz, aber erschöpfend darzustellen. Er schildert mit Liebe den äußeren Entwicklungsgang des Gelehrten, der, auf alle größeren Lebensansprüche Verzicht leistend, sich mit einer bescheidenen Stellung zufrieden gab und mit Mutter und Schwestern in inniger Liebe zusammen lebte. Die Stille dieser ruhigen, in sich selbst gefesteten Existenz wurde durch nichts gestört: in das lebhaft angeregte Treiben, dessen Mittelpunkt Franz Liszt auf der Altenburg war und in dem der rede- und reimgewandte Hoffmann von Fallersleben glänzte, mochte der bescheidene Gelehrte zwar gelegentlich hineinblicken, doch hat er sich davon eher abgestoßen als angezogen gefühlt. Eine innige Freundschaft verband ihn dagegen mit einem Schützling Liszt's, dem Dichter und Komponisten Peter Cornelius, „dessen Nachruhm ihn noch in den letzten Jahren wie ein helles Abendroth beglückte“. Sonst wurden der ruhige Gang und die gleichmäßige Stille seines Lebens nur durch gelegentliche Zusammenkünfte mit Fachgenossen oder durch Besuche auswärtiger Forscher unterbrochen. Auch seine wissenschaftliche Richtung hat E. Schmidt glücklich und zutreffend charakterisirt. Von Haus aus klassischer Philologe, hat Köhler doch sehr bald ein inneres Verhältniß zur altdeutschen Philologie gewonnen, und dieses Interesse leitete ihn zu genauer Beschäftigung mit all' den Fragen, die für die Entwicklung unserer Dichtung in Betracht kommen. Am meisten allerdings zog ihn davon das Volksthümliche, der Wandel bestimmter Motive, die Beeinflussung eines Kunstwerks durch ein ausländisches, die Wiederkehr ein und desselben Stoffes innerhalb verschiedener Landschaften oder mehrerer Völker an. So kam es, daß sich seine Studien keineswegs auf die deutsche Litteratur beschränkten, sondern daß er in der umfassendsten Weise auch der fremden Litteraturen Herr wurde. Die Kenntnisse, die er so aufgespeichert hatte, waren ebenso erstaunlich wie die Sicherheit, mit der er sie immer bei der Hand hatte, wenn man mit einer Frage an ihn herantrat. Um umfassende Werke zu unternehmen, fehlte ihm der schriftstellerische Drang; aber jede seiner Arbeiten, in denen er immer aufs Neue unermüdlich Bausteine zusammentrug, spendet die reichste Belehrung. Es kam ihm vor allen Dingen darauf an, neue Quellen aufzuschließen, Unbekanntes hervorzuziehen und bereits Bekanntes dadurch zu erläutern; für ein Märchen, eine Erzählung alle erreichbaren Fassungen zusammenzustellen.

„Wie ein Botaniker, sagt Erich Schmidt richtig, von der Reise um die Welt eine ungeheure Fauna im Herbarium mitbringt, so kannte Köhler die Märchen &c. der Erde nach ihren Ursprüngen, Zusammenhängen, Aehnlichkeiten, Abweichungen. Er war entschieden mehr Systematiker als Physiolog. Er beschied sich meistens, die Dinge nüchtern neben einander zu stellen und ging in seinen massenhaften Beiträgen zur Universalgeschichte der Kleinepik wie zur Kenntniß von Volksliedern, Sprüchen, Bräuchen sehr selten darauf aus, die Völkerpsychologie durch unmittelbare Nachweise zu bereichern, den Wandel künstlerischer Motive zu ergründen, den Stil in seine Elemente zu zerlegen; vielmehr kam es ihm darauf an, möglichst viel Stoff beizubringen und dann nach einiger Zeit den Vorrath nachzuprüfen. Das Was beschäftigte ihn mehr als das Wie, aber niemals zeigte er den Hochmuth der „Exakten“ gegen kühnere Flieger. Zu den großen Problemen nahm er ruhig Stellung, war aber kein Mann der Hypothesen, sondern der festen Kenntnisse, die er ohne allen Redeschmuck darbot ... Wenn er die Wissenschaft nicht mit neuen Ideen anregte und befeuchtete, so gab er garbenbindend und ährenlesend eine erstaunliche Fülle positiver Belehrung im Einzelnen für die ganze Welt. Mit Ehrfurcht blicken wir diesem allkundigen, bescheidenen, reinen Manne nach.“

Besser konnte die Sammlung, die uns nun Reinhold Köhler in seinen eigenen Arbeiten vorführen will, nicht eröffnet werden als durch den Aufsatz: „Ueber europäische Volksmärchen.“ Der Aufsatz zeichnet sich dadurch aus, daß er mit feinem pädagogischen Takt dem, welcher der vergleichenden Sagenforschung fremd gegenübersteht, die wichtigsten Fragen, die für die Entwicklung und Verbreitung der Märchen in Betracht kommen, zu verdeutlichen versteht. Er weist zunächst auf die neueren Sammlungen von Märchen, vor allen Dingen auf die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm hin; er geht dann um ein Jahrhundert zurück und zeigt an den aus dem bekannten Märchen vom Machandelbaum entlehnten Liede, welches Gretchen im Kerker singt, wie schon zu dieser Zeit bestimmte Märchen in Deutschland und zwar in verschiedenen Theilen unseres Vaterlandes verbreitet waren. Aber nicht allein in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern finden wir die uns aus der Kindheit vertrauten Erzählungen in gleichen oder ähnlichen Fassungen wieder, wie Köhler an zwei italienischen Märchensammlungen (aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert) und zwei französischen (Ende des siebzehnten Jahrhunderts) nachweist. Woher nun diese merkwürdigen Uebereinstimmungen in so verschiedenen Ländern? Das Mittelalter kann uns keinen Aufschluß darüber geben, da alles das, was wir in diesem Zeitalter Aehnliches finden, sich als abgeleitet ausweist; auch im klassischen Alterthum fragen wir vergeblich an.

So müssen wir weiter zu den orientalischen Völkern vordringen, und in der That erschließt sich hier die reiche Schatzkammer, aus der die abendländischen Völker versorgt wurden: aus Indien, wie Köhler auf Grund von Benfey's Forschungen ausführt, kommen die meisten dieser Märchen und durch die Vermittelung muhammedanischer und buddhistischer Völker sind sie dann ins christliche Abendland gedrungen. Daß in Deutschland auch gelegentlich Reste von Götter- und Heldenmythen in das so entlehnte Material hineingeflossen sind, bestreitet Köhler nicht, doch drückt er sich gerade über diesen Punkt wohl aus Scheu vor dem damals (1864) noch herrschenden furor mythologicus mit besonderer Vorsicht aus. Als Beispiel verfolgt er dann die aus den Grimm'schen Märchen bekannte Geschichte vom treuen Johannes durch die böhmische, neugriechische, italienische und indische Litteratur. — In den gleichen Bahnen wie der erste Aufsatz bewegen sich nun auch die übrigen. Auch sie gehen demselben oder ähnlichen Stoffen in verschiedenen Fassungen nach und sind so gehalten, daß sie auch jeder, der sich nicht mit derartigen Fragen beschäftigt hat, mit Vergnügen und reicher Belehrung genießen wird. Die zweite Abhandlung knüpft an den alten und weitverbreiteten Aberglauben an, daß es gut sei, in den Grund von Mauern Menschen lebendig einzumauern; die dritte beschäftigt sich mit Sanct Petrus als Himmelspförtner und führt uns vom späteren Mittelalter bis zu Vossens Luise. Der vierte Aufsatz behandelt die schöne weit verbreitete, melancholische Ballade von der sprechenden Harfe und theilt zahlreiche Versionen des tiefpoetischen Volksliedes mit; wieder werden wir einerseits bis zum deutschen Märchen, andererseits zur neuesten Kunstdichtung geführt, wie denn Emanuel Geibel auf Grund des alten Volksliedes seine vier Balladen vom Pagen und der Königstochter entworfen hat. Etwas elegisch klingt das Buch in den beiden letzten Aufsätzen aus: die eine der behandelten und vielfach nachgewiesenen Erzählungen zeigt, wie manche Menschen gewissermaßen zum Unglück vorausbestimmt sind; die andere sucht darzuthun, daß das Glück nur bei den wenigsten Menschen und zwar nur bei denen zu finden sei, die die geringsten Ansprüche an das Leben stellen, und aus einem engbegrenzten kleinen Umkreise sich nicht in die große Welt hinaussehnen.

Wer noch das Glück gehabt hat, Reinhold Köhler persönlich näher zu treten, der kann diese Aufsätze nicht ohne Rührung lesen. Unwillkürlich glaubt er bei den so reichlich fließenden Mittheilungen die Stimme des vortrefflichen Mannes zu hören, sein vergnügtes Lächeln zu sehen, wenn er den Jüngeren auf irgend etwas recht Schönes aufmerksam machen konnte. Es ist im Grunde doch die Freude an der Poesie, die sich in diesen Sammlungen ausspricht, und vor Allem die Freude an dem Schatz poetischen Lebens, wie er in der Volksseele ruht. Bei Köhler äußert sich diese innige Theilnahme an der Dichtung freilich weder in überschwenglichen Exklamationen noch in feinsinnigen ästhetischen Darlegungen: er traut dem poetischen Gut, über das er berichtet, so viel Kraft zu, daß es durch sich selbst wirkt. In diesem Verzichtleisten auf alle Ausschmückungen, in dem völligen Verschwinden der Persönlichkeit des Autors hinter seinem Gegenstande offenbart sich Köhler's aufrichtige Schlichtheit und Bescheidenheit; in seinem hingebenden Sammeleifer die herzliche Wärme, mit der er an seine Aufgabe herantrat. Wir wünschten von Herzen, daß das vorliegende Buch viele Leser finden und somit Reinhold Köhler in seiner Persönlichkeit wie in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen auch weiteren Kreisen vertraut machen möge.

G. Ellinger.

**Der Pessimismus im Lichte einer höheren Weltauffassung.** Von Dr. J. Friedländer und Dr. M. Berendt. Berlin. 1893. S. Gerstmann.

Die nackte metaphysische Streitfrage Optimismus contra Pessimismus hat in unseren Tagen erheblich an Interesse verloren. Die seichten Redewässerlein, mit denen man ihr schöngeistig beizukommen suchte, sind größtentheils abgelaufen, und man stellt auch nur noch selten rechnungsmäßige Bilanzen auf, um mit ernstem Eifer die Summe der Freuden und Leiden in der Welt gegen einander abzuwägen. Um so mehr Beachtung dagegen erfährt mit Recht die psychologische und historische Seite des ganzen Problems, nämlich die Frage, aus welchen Quellen die unzweifelhaft vorhandene pessimistische Grundrichtung unserer Zeit abzuleiten ist und die weitere Frage, die sich von selbst anschließt, ob und inwieweit es uns jetzt oder in naher Zukunft gelingen wird, diesen unerwünschten Zustand zu beseitigen und wieder einen lebensfrohen Idealismus eigener Art in den Gemüthern zur Herrschaft zu bringen. Von diesen Gesichtspunkten aus wird das an Schwierigkeiten reiche Thema auch in der vorstehend citirten Schrift behandelt. Das Bemühen der Verfasser ist hierbei darauf gerichtet, nachzuweisen, daß für alle die geistigen Uebel, an denen unsere Zeit krankt und deren Hauptsymptom eben der Pessimismus sei, das Gegenmittel die Weltanschauung des Spinoza bilde, für dessen Lehre geradezu die Bedeutung einer Religion der Zukunft in Anspruch genommen wird. Wir sollen uns an der Hand der vorliegenden Schrift, wie es an einer Stelle heißt, überzeugen, „wie der Pantheismus in seiner soeben mitgetheilten Idee — der Offenbarung der göttlichen Natur in der Gemeinsamkeit der geistig-freien Menschen — allein für alle Irrthümer und Irrwege der menschlichen Vernunft, welche die heutige Menschheit quälen, das Heilmittel bietet . . . und der modernen Menschheit dieselbe Erlösung bereitet, die einst Christus mit seiner Lehre der antiken und mittelalterlichen Welt brachte“. Der unbefangene Leser wird kaum zugeben, daß es den Verfassern gelungen sei, gerade diese Ueberzeugung, nämlich in dieser zugespitzten Form, bei ihm zu erwecken. Offenbar hat die wohl zu verstehende Bewunderung für ihr Vorbild sie verführt, einen an sich richtigen und werthvollen Grundgedanken einseitig zu überspannen. Denn so bewunderungswürdig auch in ihrer sittlichen Größe sowohl die Persönlichkeit wie die Lehre Spinoza's waren, so wenig hat doch die erstere den unterscheidenden Charakter des Religionsstifters und kann die letztere selbst nach durchgreifenden Umformungen zur Volksreligion werden. Und andererseits, wenn auch der Pantheismus als solcher von jeher, wie man zu sagen pflegte, als Religion der Gebildeten gegolten hat, so kann er doch jedenfalls eine Religion der Zukunft in dem umfassenden Sinne, den dieses Wort besitzt und den ihm auch die Verfasser beilegen, niemals werden, am wenigsten in der starren systematischen und mathematischen Form, die ihm Spinoza gegeben hat. Um also aus diesem unberechtigten Dogmatismus den Kern herauszuschälen, darf man nur so viel behaupten, daß der Pantheismus vermuthlich auch in Zukunft den Mittelpunkt einer neuen idealistischen Weltanschauung bilden und damit die negativen Mächte, die uns heute beunruhigen, überwinden werde. Positiv kann man vielleicht sogar noch im Gegensatze zur vorliegenden Schrift hinzufügen, daß der Pantheismus der Zukunft am ehesten nicht der Spinozistische, sondern der zwischen Spinoza und Leibniz vermittelnde — Kuno Fischer hat ihn als Leibniz'schen Pantheismus bezeichnet — sein werde, dieselbe Weltanschauung, welche Lessing, Herder und Goethe sich zu eigen gemacht haben, die in der Identitätsphilosophie Schelling's wiederkehrte, und die noch in jüngster Vergangenheit in selbständiger Weise Lotze geistvoll erneuert hat.

Im Uebrigen wird in der vorliegenden Schrift das Wesen des Pantheismus und sein Verhältniß zu den Anschauungen der Gegenwart und Vergangenheit präzis und einleuchtend entwickelt und zutreffend gezeigt, wie gerade der wohlverstandene Pantheismus im Stande ist, die Errungenschaften der modernen Naturwissenschaft, auf die sich so gern unsere Materialisten, Pessimisten, Naturalisten und andere an der Negativität unserer Zeit krankende „isten“ berufen, in sich aufzunehmen, ohne dabei den Irrthümern und Uebertreibungen der letzteren zu verfallen. Auch sonst enthält die Schrift manche werthvolle Beiträge zur Therapie und namentlich zur Diagnostik des geistigen Lebens der Gegenwart.

M. K.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 41. Berlin, den 14. Juli 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Man kann es der civilisirten Welt nicht übel nehmen, wenn sie in diesen Tagen nervös geworden ist. Die Anarchisten begehen in den verschiedensten Ländern, an den verschiedensten Orten immer erneut verabscheuungswürdige und zugleich wahnsinnige Verbrechen; in zwei Parlamenten, in Rom und in Paris, wird gleichzeitig über neue Gesetze zur Abwehr anarchistischer Thaten leidenschaftlich berathen; in Spanien hat das Parlament schon ein Anarchistengesetz angenommen und im englischen Oberhaus wird die anarchistische Frage von Lord Salisbury wenigstens gestreift. Die ganze Fülle dieser Nachrichten schüttet dann allmorgentlich und allabendlich die Zeitung auch in der friedlichsten Häuslichkeit aus; sie kommentirt diese Mittheilungen; sie äußert sich in Leitartikeln über die Anarchisten und malt ihr Weltbild mit der abstoßenden anarchistischen Fratze darin gar erschrecklich aber weniger erschrecklich, und sie ist schließlich stolz darauf, auf den schaudernden Leser noch mit einem Dutzend Privat- und anderen Telegrammen einstürmen zu können, die aus dem fernen Osten von anarchistischen Verhaftungen, aus dem fernen Westen von der Freilassung eines Anarchisten, aus dem Süden von dem Fund einer Bombe und aus dem Norden von der Entdeckung berichtet, daß eine anarchistische Bombe sich als eine friedliche mit Sand gefüllte Sardinenbüchse entpuppt hat. Unter all diesen sich drängenden Eindrücken, von denen jeder das Wort „anarchistisches Verbrechen" schreit, ist es einem schließlich, als wenn die Welt voll Anarchisten wär', und am Ende wundert man sich, daß man sich noch bewegen kann, ohne auf Schritt und Tritt mit der anarchistischen Gefahr leibhaftig zusammenzustoßen. Bemächtigt sich eine solche Geistesauffassung breiten Schichten, dann ist der Augenblick da, wo plötzlich diese gesetzten, friedlichen Gemüther in den Schrei ausbrechen: Wir wollen gerettet sein; es muß unbedingt zu unserer Rettung etwas geschehen.

Diese Stimmung birgt eine doppelte Gefahr. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß von nervöser Hast diktirt in solchen Augenblicken ganz unzweckmäßiges angeordnet wird, damit nur schnell überhaupt irgend etwas geschieht, und es ist eine alte Erfahrung, daß gerade Zeiten der Erregung von der Reaktion benutzt werden, um den schwachmüthigen Philister unter das Joch des Polizeistaates zurückzuscheuchen und ihm eine Reihe nützlicher Freiheiten abzuknöpfen. Mit kühler Berechnung und verschmitztem Lachen machen bei derartigen Paniken die politischen Langfinger ihr einträgliches Geschäft; und sie sind es, die bewußt das Entsetzen der Massen noch schüren. Gegen diese Gefahren muß man sich schützen.

Man darf aber auch nicht vergessen, daß wenn es die Pflicht der Presse ist, alle vorhandenen Nachrichten zusammenzutragen, doch gerade durch dieses Zusammentragen auf einen Haufen, sich der Eindruck gegenüber der realen Wirklichkeit wesentlich verschiebt. Die Freude an der Sensation, die der schlechten Presse als eine die Augen fesselnde grelle Reklame dient, braucht man gar nicht einmal so hoch in Anschlag zu bringen für die Steigerung erregter Stimmungen. Auch die Blätter, die ganz frei sind von Sensationshascherei, wirken doch in solchem Falle leicht vergrößernd wie ein Mikroskop. Sie müssen verstreute Einzelheiten, Bedeutendes und Unbedeutendes, Verbürgtes und Unverbürgtes auf engem Raum zusammenstellen, und ganz unbeabsichtigt entsteht dann der Eindruck, als balle sich das Alles zu einem Berge zusammen, der drohend im Begriffe scheint auf die Kultur niederzustürzen und sie zu begraben. Das ist aber nur papierner Trug.

Es scheint, daß unsere Nerven dem Telegraphen, dem Telephon, den Blitzzügen und der Schnellpresse noch nicht gewachsen sind, die alle beständig zusammenwirken, um uns von zwölf zu zwölf Stunden ein neues Weltbild zu liefern. Dieses Weltbild ist sehr werthvoll; aber sehr gefährlich, wenn man vergißt, daß auf ihm zwar unaufhörlich alle neuauftauchenden Klippen und Untiefen, alle ungewöhnlichen Strömungen, alle starken Fluth-

wellen verzeichnet werden, aber daß als selbstverständlich und uninteressant von jener breiten und friedlichen Fahrstraße geschwiegen wird, auf der die Menschheit trotz vereinzelten Riffen langsam vorwärts treibt. Gewiß gibt es Gefahren, und der Anarchismus ist eine, aber ohne lächerlichen Optimismus und ohne furchtsamen Pessimismus und ohne theoretische Parteivoreingenommenheit soll man nüchtern die Frage prüfen: Kann gegen den anarchistischen Feind, den alle Parteien vernichten wollen, durch neue gesetzgeberische Mittel Wirkungsvolleres geschehen als bisher? Und man soll nicht diese Frage bejahen, ohne sich über das Wie auch nur den Kopf zu zerbrechen.

Nun ist ja thatsächlich bereits an vier Stellen die gesetzgeberische Beantwortung dieser Frage parlamentarisch in Angriff genommen oder zur Inangriffnahme doch angeregt worden; dazu kommt die Unzahl der gutgemeinten Vorschläge in der Presse. Aber was bietet all dieses Material denn nun an brauchbaren gesetzgeberischen Bausteinen zur unmittelbaren Bekämpfung des Anarchismus?

Die Rede Lord Salisbury's verlangt für den englischen Minister des Innern das Recht, Fremde auszuweisen, die der englischen Regierung aus irgend welchen Gründen als gefährliche und unbequeme Gäste erscheinen. Alle kontinentalen Regierungen besitzen dieses, leider auch so oft mißbrauchte Recht; also hier zeigt sich kein neuer Gedanke, der auf dem Festlande zu verwerthen wäre.

Die spanischen, französischen, italienischen Maßnahmen zielen mit ihren wesentlichen Bestimmungen in ganz anderer Richtung. Sie steigern vorhandene Strafen; und sie erweitern den Kreis derer, die bestraft werden können. Auch in dieser Richtung ist für Deutschland nichts zu lernen, denn jede Anregung zu anarchistischen Thaten verfällt bei uns seit langem mit schwerer Sühnung dem Strafrichter.

In Frankreich kommen dann noch zwei besondere Neuerungen in Betracht. Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen kann ausgeschlossen werden; auch dieses Mittel besitzen wir, und statt der Geschworenenjury soll in gewissen Fällen das Korrektionstribunal zuständig werden. Das sind Bestimmungen, die nur für Frankreich ihren Werth haben und die auch dort von gemäßigten und ruhigen Beurtheilern als bedenklich betrachtet werden. Wenn die Zeitungen über Caserio Spalten und Spalten bringen, so ist das gewiß eine Reklame, die bedenkliche Wirkungen üben kann, aber diese böse Wirkung wird nicht dadurch abgeschwächt, daß nach dem neuen Gesetz über die Gerichtsverhandlung selbst unter Umständen gar nichts veröffentlicht werden darf. Greift solches erzwungenes Schweigen Platz, so liegt hierin das beste Mittel, um die gefährlichsten Mythen über den Verbrecher und seinen Prozeß zu erzeugen. Und endlich hält man auch die Beseitigung des Geschworenengerichts für zweischneidig. Die den strengsten Gesetzen, soweit sie wirkungsvoll sind, geneigten „Débats", weisen darauf hin, daß gerade die Geschworenen bei Anarchisten mildernde Umstände ausschlossen und der Gerichtshof doch nur auf das mildeste Strafmaß erkannte.

Alle diese Spezialbestimmungen, von denen sehr viel gewiß nicht zu erhoffen ist, finden nun für Italien und Frankreich noch nach einer Richtung hin eine zum Theil sehr tief eingreifende Ergänzung. Der französische Gesetzentwurf besagt:

…„Tout individu qui sera convaincu d'avoir par des moyens quelconques fait acte de propagande anarchiste en préconisant des attentats contre les personnes ou les propriétés sera déféré aux tribunaux correctionnels."

Diese Bestimmung findet man in Frankreich schon von gefährlicher Dehnbarkeit; aber gänzlich in die Willkür mündet der schließlich nicht aufrecht erhaltene, aber für die ganze Richtung typische Vorschlag des italienischen Ministeriums, daß auch vom Gerichte freigesprochene Anarchisten, weil sie verdächtig sind, zur Internirung in bestimmten Orten gezwungen werden können.

Was also die gesetzgeberische Weisheit bisher gegen die Anarchisten ausgeheckt hat, das ist entweder für deutsche Verhältnisse wesenlos, oder es birgt die größte Gefahr in sich, denn als eine große Gefahr muß man es bezeichnen, daß die Gesetzgebung den Anarchisten Vorschub leistet, um aus der völligen Isolirung, in der sie sich heute befinden, herauszukommen. Alle Parteien, die Sozialdemokraten eingeschlossen, stehen in diesem Augenblick den Anarchisten in schroffer Feindschaft gegenüber. In Italien prügeln sich anarchistische und sozialistische Arbeiter in den Straßen, das ist ein bemerkenswerther Vorgang, und diese schroffe Trennung zwischen Gesellschaft und politischem Verbrecherthum ist gerade besonders heilsam, um die Ausbreitung der Krankheit zu hindern.

Macht man aber die Gesetze so weitmaschig, daß auch Leute, die keine Anarchisten sind, von den Gerichten erfaßt werden, dann verwischt man die Grenzlinie, die diese Verbrecherbande von allen Parteien scheidet; man verletzt durch solches Vorgehen das Gerechtigkeitsgefühl weiterer Kreise und man würde so Sympathien loslösen, die schließlich der anarchistischen Bewegung zu gute kommen können. Vage Gesetzesbestimmungen scheinen in ihrer drakonischen Strenge von Nutzen; sie erweisen sich aber nur allzu bald als eine Gefahr, von der loszukommen, dann leider gar nicht so leicht ist.

Bei uns in Deutschland gibt es unter diesen Eindrücken bisher nur zweierlei Ansinnen, die an die Regierung gestellt worden sind.

Die einen wollen nach altem Muster eine neue Art von Ausnahmegesetz, das die Anarchisten, aber gleichzeitig auch die Sozialisten ergreift. Das wäre das beste Mittel, um beide Parteien wieder aneinander zu ketten, und um den Weg zu verbarrikadiren, auf dem Bruchtheile der Sozialdemokratie schon zu marschiren beginnen mit der Parole: Evolution statt plötzlicher Revolution. Die Erfahrungen des alten Sozialistengesetzes sind gewiß ermunternd für ein solches Vorgehen, das nur von solchen, die gar nichts zu lernen vermögen, gestellt werden kann, oder von solchen, die nur allzu gelehrig für die Vortheile sind, welche Ausnahmegesetze meist bringen, — diese ersten Steine, die dann so leicht eine reaktionäre Lawine ins Rollen bringen.

Was die anderen wollen, verlangen sie von der Regierung zu wissen. Sie sagen, geschehen muß etwas, aber die Regierung hat die Initiative, ihr liegt die Pflicht ob, zu sagen, was wir nicht zu sagen vermögen. Diese Bescheidenheit ist zu groß, denn auch Regierungen sind meist nicht klüger, wie eine intelligente Bevölkerung im Allgemeinen zu sein pflegt. Aber wenn ein solcher Appell an die Klugheit der Regierungen all zu laut und allzu eindringlich gestellt wird, dann fühlen sich jene manchmal von Amtswegen verpflichtet, eine Handlung zu thun, die freilich gar nicht klug zu sein braucht, aber die manchem klug erscheint, weil sie doch gegenüber der Rathlosigkeit weiter Kreise immer noch eine Handlung ist. Nicht immer thatkräftige, sondern nicht selten auch Regierungen in momentaner Hilflosigkeit pflegen gerade in solcher Lage sich besonders forsch zu benehmen. Man bekommt dann freilich nicht ein Gesetz, das wirkungsvoll zur Bekämpfung der Anarchisten ist; aber doch ein Gesetz, wirkungsvoll zur Bekämpfung der momentanen Angst einer kopflosen Bourgeoisie und zur Bemäntelung alter Regierungssünden und Unterlassungen: der Unfähigkeit der Polizei und der Desorganisation der niederen Verwaltungsbehörden. Welches Gewicht solche Erwägungen für einzelne Bestimmungen in dem französischen und italienischen Gesetzentwurf hatten, das wäre wohl zu untersuchen.

Man muß es anerkennen, daß zum großen Leidwesen der Kreuzzeitungspartei unsere Regierung bisher weder Miene macht, bewußt für reaktionäre Zwecke die ängstliche Stimmung auszubeuten, noch läßt sie sich dazu drängen, blindlings irgend etwas zu thun, um die Aengstlichen doch wenigstens durch den Anblick einer Arzneiflasche mit schädlicher oder nutzloser Füllung zu beruhigen. In dieser kühlen Festigkeit, welche die offiziösen Darlegungen bisher charakterisiren, liegt Kraft. Man macht keine anmaßenden Phrasen darüber, daß Deutschland gegen die anarchistische Gefahr gefeit sei — das wäre Unsinn; genau solcher Unsinn, wie jene Phrasen, welche irgend ein Mittel verlangen, das Niemand kennt. Man stellt sich auf den Standpunkt, daß

bei uns mit den gesetzlichen Waffen, die vorhanden sind, auszukommen ist; man wird die Wachsamkeit der Polizei zu schärfen haben; man wird das internationale Nachrichtenwesen ausbauen müssen, und wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß in Deutschland, wenn eine reale Gefahr sich zeigt, das Zugreifen der Staatsgewalt kein schwächliches und zaghaftes sein wird. In Frankreich und Italien ist man nach krampfhaften Impulsen dessen weit weniger sicher. Bei uns aber hat man immer weit eher ein zuviel als ein zuwenig zu erwarten.

Wenn aber die Verhältnisse so liegen, dann sollte man sich hüten, verbrecherische Neigungen dadurch mit Hoffnungen zu nähren, daß man die Staatsregierung als schwächlich und kraftlos hinstellt. Thut das die Kreuzzeitungsgruppe, die stets mit allen Waffen kämpft, so ist solches nicht verwunderlich. Ihr würden die möglichen Folgen genehm sein, wenn solche falschen Anschauungen unklaren Köpfen einen gefährlichen Reiz für unsinnige Thaten böten. Wenn aber ein derartiges Ansinnen an die Regierung aus einem Lager ertönt, über dem noch die liberale Fahne weht, so muß man in der That mit einem ultramontanen Blatte fragen: Wird denn wirklich Deutschland schon zu liberal regiert, und ist es wirklich unumgänglich nöthig, daß zur Befriedigung der Kreuzzeitungsleute von links her bei dieser Gelegenheit die Stellung des Grafen Caprivi zu erschüttern versucht wird?

Es ist nicht das erste Mal, daß ein ähnlicher Dienst der Junkerpartei erwiesen worden ist, und die Gerechtigkeit verlangt das Anerkenntniß, daß zu einer Zeit die eine, zu anderer Zeit eine andere liberale Fraktion in solcher genialen Politik Triumphe zur Freude der Reaktion feierte. Vielleicht kommen wir einmal dahin, die Kreuzzeitung ihre Siege selbst erkämpfen zu lassen — erst dann würden diese Siege anfangen, furchtbar selten zu werden.

In **Nordamerika** herrschen ernste Zustände; der Präsident hat über eine Reihe von Staaten den Belagerungszustand verhängt und die großen Arbeiterorganisationen haben mit dem allgemeinen Ausstand geantwortet. Diese Bewegung hat im Wesentlichen soziale Ursachen, und sie ist darum auch gefährlicher als das unsinnige anarchistische Herostratenthum. Gleichwohl zweifeln wir nicht, daß in kürzerer Zeit die staatliche Autorität siegen wird.

Man läßt in den Vereinigten Staaten sehr lange die Dinge gehen, wie sie mögen; aber wenn man zugreift, greift man mit eiserner Faust zu; und man thut dies nur dann, wenn die öffentliche Meinung für einen solchen Schritt reif ist. Das ist der Augenblick zugleich, wo die Bevölkerung selbst Polizei zu üben beginnt und wo die schwache öffentliche Gewalt plötzlich aus der Bürgerschaft einen starken Machtzuwachs erhält. Es scheint, daß es jetzt so weit ist; die Bürger greifen mit eigener Hand ein oder stellen sich der Regierung als Freiwillige zur Verfügung.

Im jetzigen Falle wird die Lage dadurch komplizirt, daß wirklich vielfach Noth herrscht, und daß in der That auch bei der ruhigen Bevölkerung sich ein starker Haß gegen das Ausbeutungssystem der großen kapitalistischen Vereinigungen angesammelt hat. Es scheint jedoch, daß diese Stimmungen bereits überwunden sind, und dann pflegt die amerikanische Bevölkerung nach dem energischen Programm zu handeln: the first who breaks the peace, knock him down; das heißt: wer zuerst den Frieden bricht, wird niedergeschlagen.

Herr von Bennigsen ist zu seinem Jubiläum gefeiert worden mit Toasten und Festessen und Adressen, wie üblich. Die beste Rede, die bei dieser Gelegenheit gehalten wurde, war die des Herrn von Bennigsen selbst; sie war gehaltreich und charakteristisch. Charakteristisch war vor Allem der Satz:

„Die Partei, an deren Spitze ich stehe, ist stets dafür eingetreten, daß der deutsche Staat liberal und national gestaltet werden müsse. Aber in der Erkenntniß, daß eine dauernde Reaktion heutzutage unmöglich, hat sie die Freiheit oft in die zweite Linie treten lassen und den Schwerpunkt auf das Wichtigste, die Vertheidigung der nationalen Einheit, gelegt."

Diese Worte umschließen ein Bekenntniß inhaltvoll und lehrreich; in dieser Formel steckt eine der Ursachen, welche die Größe und den Verfall des deutschen Liberalismus erklären. Er vergaß unter der Bismarck'schen Einwirkung im unrechten Augenblick, daß der Wahlspruch imperium et libertas lautet.

Auch Herr Minister Miquel sprach und er sprach sehr politisch; nämlich in dem Sinne, daß er über Politik überhaupt sich nicht geäußert hat. Er wäre als Freund des Herrn von Bennigsen und als Vertrauensmann der „Kreuzzeitung" und als Minister bei inoffizieller Gelegenheit sonst auch in eine allzu schwierige Lage gekommen, zu schwierig selbst für ihn. Er gewann auf diese Weise aber auch einen Vortheil. Da er die Familie des Herrn von Bennigsen leben ließ, wurde er diesmal gewiß sowohl auf der Rechten wie auf der Linken ganz richtig verstanden.

* * *

## Mr. Havemeyer's Grundsätze.

In Washington wurde kürzlich ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß niedergesetzt, der zu ergründen hatte, welche Senatoren die schwebenden Zuckersteuerverhandlungen zum Ausgangspunkt für Börsenspekulationen in Zuckertrustaktien verwendet hätten. Ein Senat, wie ihn die Gründer der Republik vor Augen hatten, würde die bloße Zumuthung einer so erniedrigenden Prozedur mit Empörung aufgenommen haben. Die gegenwärtige Millionärversammlung im Kapitol zu Washington war nur darauf bedacht, sich — so gut und so schlecht es eben ging — von dem erhobenen Verdacht im Kreuzverhör zu befreien. Bei diesem Anlaß wurde auch Mr. Havemeyer, der Leiter des Zuckertrusts, über die in der Politik bethätigte materielle Beweisführung dieses mächtigen Interessenverbandes, der in den letzten drei Jahren die Kleinigkeit von 20 Millionen Dollars Gewinn vertheilen konnte, vernommen. Herr Havemeyer ließ an Offenheit kaum etwas zu wünschen übrig. Er bestritt in keiner Weise, daß der Zuckertrust in die Kassen politischer Parteien regelmäßig beträchtliche Summen steuere, aber — und darin zeigt sich eine verblüffende Vorurtheilslosigkeit — in die Kassen **beider** rivalisirenden Parteien. Das Geschäftsprinzip des Zuckertrust — that is my impression, meinte Mr. Havemeyer bescheidener Weise — geht dahin: „daß, wo immer eine Partei herrschend ist, wo immer die Mehrheit sehr groß ist, die Beiträge dieser Partei geleistet werden."

In einem Staate, in dem die Republikaner die Mehrheit haben, wie z. B. in Massachusetts, hat der Zuckertrust denn auch die republikanische Parteikasse gefüllt, in Staaten, wo die Demokraten Oberwasser haben, die demokratische Parteikasse. Es sind das dieselben Grundsätze, die einmal der cynische Jay Gould vor einem Senatsausschuß in die Worte kleidete: „In einer republikanischen Grafschaft bin ich ein Republikaner, in einer demokratischen Grafschaft ein Demokrat, in unsicheren Grafschaften bin ich unsicher, aber ganz sicher bin ich in jedem Falle ein Erie Railroad Mann."

Solche Geschäftspraxis, welche die politischen Parteien gleichsam als Wegelagerer betrachtet, deren freies Geleit man mit klingender Münze zu erkaufen hat, ist charakteristisch für die korrumpirende Wirkung der Interessenpolitik, die allenthalben — nur nicht immer ganz so frech — im Gefolge des Protektionismus einherschreitet. Allenthalben, wo es möglich ist, im Wege der Gesetzgebung für einen besonderen Erwerbszweig auf Kosten der Allgemeinheit Sondervortheile herauszuschlagen, pflegt der moralische Standard der Gesetzgeber zu sinken, indem immer mehr Volksvertreter zu bloßen Interessenvertretern werden. Solche Interessenpolitiker stellen sich heute in Republiken wie in Monarchieen mit derselben Hartnäckigkeit allen Bestrebungen entgegen, die auf eine nachdrück-

lichere Geltendmachung der allgemeinen Staats- und Volksinteressen abzielen. Vor diesem Klassenegoismus halten auch keine politischen Traditionen Stand. Selbst die konservativsten Elemente frondiren gegen die Regierung, wenn dieser Klasseneigennutz ins Spiel kommt. Und so erleben wir denn zur Zeit in den verschiedensten Ländern das interessante Schauspiel, daß gerade konservative Parteien gegen die Regierung Sturm laufen, weil diese nicht darauf verzichten will, das Staatsinteresse über die wirthschaftlichen Interessen einzelner Klassen zu stellen.

In Spanien haben die Konservativen es bis zur Obstruktion des Senats gebracht, um das Zustandekommen des von der spanischen Regierung abgeschlossenen Handelsvertrages zwischen Deutschland und Spanien zu verhindern; im amerikanischen Kongreß bildet gleichfalls der Senat das Haupthinderniß gegen die Durchführung einer freieren Handelspolitik, wie sie von der Unionsregierung erstrebt wird.

Und ist es in Deutschland anders? Kämpft das konservative Agrarierthum nicht auf Tod und Leben gegen die Reichsregierung und speziell gegen den Grafen Caprivi, weil dieser in seiner Handelsvertragspolitik die allgemeinen Interessen über Klasseninteressen gesetzt hat, und auch ferner nicht Willens zu sein scheint, sich in den Dienst des Agrarierthums zu stellen?

Die Aussagen des ehrenwerthen Mr. Havemeyer zeigen uns mit unübertrefflicher Prägnanz, wohin das politische Leben schließlich entartet, wenn dem Einfluß der wirthschaftlichen Sonderinteressen in Gesetzgebung und Verwaltung nicht kräftig Halt geboten wird.

Th. Barth.

## Das gewerbliche Unterrichtswesen.

Wenn Zünftler tagen, so sammelt sich um sie eine Schaar von Abgeordneten und von Regierungsvertretern, die alle ihre innigste Theilnahme für das Handwerk betheuern. Wie eine spröde Schöne sieht sich die gewerbliche Rückschrittspartei umworben. Am zudringlichsten unter allen Freiern benimmt sich der Bund der Landwirthe, der nicht nur eine Interessengemeinschaft zwischen dem kleinen und dem großen Grundbesitz, sondern neuerdings auch zwischen den Grundbesitzern und den Handwerkern entdeckt hat. Er verspricht ihr Alles, wonach ihr Herz begehrt: Befähigungsnachweis, obligatorische Innung, Einschränkung der Konkurrenz, eine goldene Zukunft. Die Regierung ist schon vorsichtiger; sie läßt den Befähigungsnachweis auf der Liste der Anerbietungen aus und begnügt sich im Wesentlichen mit einer neuen Organisation des Handwerks.

Doch Befähigungsnachweis oder Berufsorganisation, was können sie dem Handwerk helfen? Keines von beiden beseitigt das Hauptübel, an welchem das Handwerk krankt; keines trifft den Großbetrieb. Der Fabrikant wird dem Prüfungszwang nicht unterworfen und in die Handwerkerkammern nicht einbezogen. Seine Maschinen und Betriebskapitalien geben ihm nach wie vor das Uebergewicht. Was immer man unternehmen mag, manche Zweige am Baume des Handwerks sind darum nicht mehr lebenskräftig zu erhalten, weil der mächtig aufschießende Nachbarbaum der Großindustrie sie überschattet und ihnen Luft und Licht benimmt.

Der Liberalismus ist aufrichtig genug, dies nicht zu verschleiern, und er verzichtet darauf, nutzlose Rezepte zu verschreiben. Um so nachdrücklicher dringt er darauf, was lebensfähig am Handwerk ist, zu erhalten und zu schützen. Allerdings entbehrt sein Medikament der lieblichen Süße; es ist herb von Geschmack. Der Liberalismus kann nicht mit Christus sprechen: „Mein Joch ist sanft, und meine Bürde ist leicht". Er kann nicht Geschenke verheißen, die wie die Gaben des Himmels oder des Staates von außen her in den Schooß fallen. Er fordert mehr als er gibt. Er fordert die Anspannung aller Kräfte, die Entfaltung aller Anlagen, er fordert die Steigerung der Leistungsfähigkeit. Wohl verlangt er auch etwas vom Staat, doch weit mehr verlangt er vom Einzelnen. Er will den Einzelnen tüchtig machen, ihn geistig und technisch so ausrüsten, daß er den Kampf ums Dasein, den immer schärfer sich zuspitzenden Wettbewerb besteht.

In der That, die Kenntnisse und die Fähigkeiten in den unteren und mittleren Schichten der Gesellschaft zu vermehren und zu steigern, das ist die beste Sozialreform. Wer in seinem Beruf mehr leistet, der erwirbt auch mehr. Und wird er wirklich einmal aus der Bahn geworfen, so findet der Fähige leichter einen neuen Platz zur Verwerthung seiner Arbeitskraft als der Unfähige.

Nicht die einzige, aber eine der Ursachen des Niedergangs in unserem gewerblichen Leben ist die mangelhafte Vorbildung der Betheiligten. Darum ist eines der Mittel zur Hebung die Verbesserung dieser Vorbildung. Die Schuld daran, daß hier nicht Alles so bestellt ist, wie man es wünschen müßte, trifft sowohl die Handwerker selbst als auch die Gemeinden und den Staat. Ueber die Handwerker äußert sich ein Bericht des badischen Ministeriums, welcher auf Grund umfassender Erhebungen erstattet wurde:

„Es kann leider nicht konstatirt werden, daß der Handwerkerstand von der Ueberzeugung, daß es jetzt für ihn darauf ankommt, wirklich Gutes zu leisten, und daß deshalb die Ausbildung eine Lebensfrage für seine wirthschaftliche Existenz bildet, durchdrungen ist und demgemäß handelt. Er hat die Gewerbefreiheit weniger als Sporn zu allseitigem Wettkampf von Fleiß und Talent, denn als Freibrief zur Pfuscherei angesehen, und der unleugbare Verfall des Lehrlingswesens, wie nicht minder die durchschnittlich ungenügende Qualifikation der Gesellen sind traurige Symptome dafür, daß das Bewußtsein von der Nothwendigkeit des Lernens bei den Kleingewerbtreibenden immer mehr abhanden kommt."

Ein Theil der schweren Anklage, welche hierin für die Handwerker liegt, können sie auf Stadt und Staat abwälzen. Wäre die Gelegenheit zur Weiterbildung reichlicher vorhanden, beständen überall gute Fortbildungs- und Fachschulen, so würde davon auch in höherem Maße Gebrauch gemacht und auf die Heranbildung zum tüchtigen Meister mehr Sorgfalt verwendet worden sein.

Das gewerbliche Unterrichtswesen steht keineswegs in allen Staaten auf derjenigen Höhe, auf der es im Interesse des Handwerks, des Handels und des ganzen öffentlichen Lebens stehen sollte. Am wenigsten hoch aber steht es im Königreich Preußen. Nach der vom Handelsministerium im April 1891 veröffentlichten Denkschrift gab es in Preußen, abgesehen von den Provinzen Westpreußen und Posen, für welche besondere Verhältnisse in Betracht kommen, 417 obligatorische und 367 fakultative gewerbliche Fortbildungsschulen mit zusammen 93 029 Schülern. Dagegen zählte man im Königreich Sachsen mit seinen $3^1/_2$ Millionen Einwohnern im Jahre 1893 nicht weniger als 1993 obligatorische Fortbildungsschulen mit 79 270 Schülern und 108 Fach-, Zeichen- &c. Schulen mit 16 418 Schülern, also zusammen 95 688 Schüler. In Württemberg kamen 1890 auf 100 Lehrlinge 71 Fortbildungsschüler. Aber nicht nur von anderen deutschen Staaten, sondern auch vom Ausland wird Preußen überflügelt. Insbesondere muß Oesterreich als ein Staat bezeichnet werden, der, obwohl in seiner industriellen Entwicklung keineswegs so weit gelangt wie Preußen, doch dem gewerblichen Unterricht eine ganz besondere Fürsorge zuwendet.

Aehnlich wie bei den gewerblichen Fortbildungsschulen stellt sich das Verhältniß bei den kaufmännischen Fortbildungsschulen. Friedrich Goldschmidt vermerkt in seiner kürzlich erschienenen Broschüre über „die soziale Lage und die Bildung der Handlungsgehilfen" die interessante Thatsache, daß

in Sachsen . . . . . . auf 100 000 Einwohner,
„ Oesterreichisch-Schlesien „ 120 000 „
„ Großherzogth. Baden „ 150 000 „
„ Hessen-Darmstadt . . . „ 166 000 „
„ Böhmen . . . . . . . „ 167 000 „

in Niederösterreich . . . . „ 190 000 Einwohner,
„ Oberösterreich . . . . „ 195 000 „
„ Württemberg . . . . „ 286 000 „
„ Preußen . . . . . „ 368 000 „

je eine kaufmännische Fortbildungsschule kommt. Hinter Preußen steht nur noch Bayern zurück, wo erst auf eine halbe Million Einwohner eine solche Schule entfällt. Es wird behauptet, daß 50—60 Proz. aller Handlungsgehilfen ohne genügende Vorbildung in ihren Beruf eintreten. Kommt nun noch die ungenügende Lehre hinzu, dann ist das Unglück fertig. Am Anfang der Laufbahn steht die mangelhafte Ausbildung, am Ende steht die Stellenlosigkeit. Der Kaufmann, der nach des Dichters Wort „den Göttern“ gehört, sinkt zuletzt ins Proletariat hinab.

Oft und eindringlich ist darüber geklagt worden, daß gerade Preußen so weit ins Hintertreffen gerathen konnte. Im Jahre 1881 schilderte Schmoller die preußische Rückständigkeit und versuchte auf diese Weise, den Stein ins Rollen zu bringen. Kurz zuvor hatte der Verein für Sozialpolitik die einschlägigen Fragen gründlich erörtert und beachtenswerthe Anregungen gegeben. Im Abgeordnetenhause wurde wiederholt der Finger in die Wunde gelegt. Trotz alledem war der Fortschritt auf diesem Gebiet ein beschämend langsamer. Noch immer ist für den gewerblichen Nachwuchs, auf dem des Handwerks Zukunft ruht, bei Weitem nicht genug geschehen.

Und doch handelt es sich hier um das Schicksal von Millionen. Greifen wir zur Berufsstatistik von 1882, die ja noch immer die neueste ist, so ergibt sich, daß für das eigentliche Handwerk etwa drei bis vier Millionen Menschen in Frage kommen. Speziell für die Kategorie des Handelsgewerbes werden 888 392 gewerbthätige Personen verzeichnet. Diese Zahlen lassen die Bedeutung des Gegenstandes, der uns beschäftigt, zur Genüge erkennen.

Daß eine Vermehrung und Verbesserung der Fortbildungs- und Fachschulen dringend nothwendig ist, dieser Einsicht verschließt sich auch das Ressortministerium nicht. Durch die schon erwähnte Denkschrift geht ein Klagen über die Unzulänglichkeit der Mittel, welche es zu dem erwünschten Aufschwung nicht kommen läßt. Allein für Fachschulen wird auf einen Zeitraum von sechs Jahren die Summe von etwas über eine Million gefordert. Man hält Staatszuschüsse für vier Baugewerkschulen, für acht Maschinenbauanstalten, für mehrere Webeschulen, zur Errichtung von achtzehn Handwerkerschulen, gewerblichen Zeichen- und Kunstgewerbeschulen für geboten. Das war im April 1891. Von den sechs Jahren ist die Hälfte abgelaufen. Aber was ist von dem Programm verwirklicht?

Eine durchgreifende Reform hätte vor allem bei der Volksschule anzusetzen. Die vereinigten preußischen Minister des Handels, des Unterrichts und des Innern thaten im Jahre 1860 den Ausspruch, „daß eine vollständig genügende Wirksamkeit der Elementarschule die Fortbildungsschule überflüssig machen würde“. Hiermit ist insofern etwas zu viel gesagt, als jeder Unterricht erweiterungsfähig ist und die Fortbildungsschule eben diese Erweiterung nach ganz bestimmten Richtungen hin anstrebt. Aber daß ein guter Volksschulunterricht die Hauptsache ist, daß er die Grundlage bildet für alles, was im späteren Leben an erzieherischen Einflüssen hinzutritt, daß, wenn angeknüpft werden soll, alles darauf ankommt, woran angeknüpft werden kann, das unterliegt keinem Zweifel. Die Fortbildungsschule ist schon wegen der Ungleichheit des Schülermaterials und wegen der Kürze der Unterrichtszeit außer Stande, alle Lücken, die etwa der Volksschulunterricht gelassen hat, auszufüllen. Sie kann das, was der Zögling mitbringt, befestigen und ergänzen, sie kann Gepflanztes pflegen, aber neu pflanzen kann sie nicht oder doch nur wenig. Deshalb erscheint das Verlangen unabweislich, in erster Linie das Volksschulwesen zu heben. Sonst wird auf lockerem Grund ein baufälliges Gebäude errichtet. Wir sollten unsere nationale Ehre darin erblicken, die beste Volksschule der Welt zu haben. In der Ehre würde sich dann auch bald der nationale Nutzen gesellen.

Die Fortsetzung des Volksschulunterrichts, die uns an dieser Stelle zunächst beschäftigt, gliedert sich in zwei Haupttheile: die **allgemeine Fortbildungsschule** und die **gewerbliche Fachschule**. Die erstere vermittelt dasjenige Wissen und Können, welches jeder Mensch im wirthschaftlichen Leben braucht. Sie gewährt einen vertieften Unterricht besonders in Rechnen, Deutsch und Zeichnen, zuweilen auch in etlichen anderen Disziplinen. Die Fachschule schult für ein bestimmtes Fach. Dieser begrifflichen Scheidung entsprechen freilich nicht immer die Verhältnisse der Wirklichkeit. Die bestehenden Fachschulen lassen sich in solche eintheilen, die es sind, und in solche, die es nur heißen. Nicht selten errichten die Innungen sogenannte Fachschulen, die in Wahrheit nur recht unvollkommene Fortbildungsschulen sind und die den Hauptzweck verfolgen, darzuthun, daß sich die Innung „auf dem Gebiete des Lehrlingswesens bewährt“ habe und deshalb würdig sei, die Vortheile aus § 100e der Gewerbeordnung zu genießen. Zu wünschen wäre, daß die Regierung das Genehmigungsrecht, das sie für sich in Anspruch nimmt, dazu verwendete, auf eine zweckdienliche Scheidung zwischen beiden Schularten in der Praxis hinzuwirken. In der Mitte zwischen Fortbildungs- und Fachschule steht die Handwerkerschule, die zwar Schüler verschiedener Berufe aufnimmt, aber doch bereits nach Möglichkeit im Unterricht spezialisirt.

Alle diese Schulen können den Nutzen für die Allgemeinheit, den zu stiften sie berufen sind, nur dann wirklich stiften, wenn möglichst alle der Fortbildung Bedürftigen sie besuchen. Man wird also mit allen verfügbaren Mitteln auf einen möglichst vollzähligen Besuch der Schulen hinarbeiten müssen. Das radikalste Mittel zu diesem Zweck ist der Schulzwang. Er könnte aber aus naheliegenden Gründen überhaupt nur für die Fortbildungsschulen und nicht für die Fachschulen in Frage kommen. Die obligatorische Fortbildungsschule besteht in Sachsen, Baden, Hessen-Darmstadt, Weimar, Koburg, Meiningen, Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen und hat sich dort bewährt. In Württemberg besteht ein partieller Schulzwang, dessen Ausdehnung neuerdings beschlossen worden ist. Im Königreich Preußen kann ein Zwang zum Besuch der Fortbildungsschulen durch Ortsstatut eingeführt werden. Wenn man für Preußen den plötzlichen Uebergang von diesem System der halben Freiwilligkeit oder des halben Zwangs zum vollen Zwang nicht für rathsam erachtet, so sollte wenigstens die Regierung, deren Hinneigung zum Schulzwang in dem entscheidenden Ressort ja bekannt ist, die Gelegenheit der Zuschußgewährungen dazu benutzen, um im geeigneten Falle die Gemeinden zur Schaffung eines die Besuchspflicht aussprechenden Ortsstatuts anzuregen, damit wir uns wenigstens allmählich dem Ziele eines allgemeinen Besuchs der Fortbildungsschulen annähern. Wir wollen hier die viel erörterten Gründe für und gegen die obligatorische Schule nicht noch einmal erörtern. Für uns ist das Entscheidende, daß möglichst alle, und namentlich diejenigen, welche dessen am meisten bedürfen, an dem Unterricht theilnehmen. Was nützt die beste Schule, wenn sie nicht besucht wird?

Eine weitere Forderung ist die, daß der Unterricht mehr und mehr in die Tagesstunden verlegt werde. Er stellt einen Theil der gewerblichen Ausbildung dar und gehört deshalb von Natur aus in die tägliche Arbeitszeit und nicht in die abendliche Erholungszeit. Für das Zeichnen den Sonntag Vormittag, für die übrigen Disziplinen zweimal in der Woche ein paar Stunden des Vor- oder Nachmittags, — dann läßt sich ein ordentliches Unterrichtsergebniß erzielen. Wählt man Mittwoch und Sonnabend Nachmittag dazu, so fehlt es weder an Lehrkräften noch an Lehrräumen.

Die Lehrkräfte müßten ferner eine besondere Ausbildung für die besonderen Erfordernisse der Fortbildungsschule erfahren. Die kurzen Zeichenkurse, die jetzt zur besseren Ertheilung des Fachzeichenunterrichts veranstaltet werden, ge-

nügen nicht. Es ist ein Seminar für Fortbildungsschullehrer zu errichten, welches einen tüchtigen Stamm solcher Lehrer heranzubilden hat. Und endlich sind die Lehrer und die Schulen einer geregelten Fachaufsicht zu unterstellen. Welch eine anregende, befruchtende Thätigkeit kann ein sachmännisch gebildeter Schulinspektor — der Pastor bleibt besser dem Altar erhalten — bei den öfters im Jahre zu wiederholenden Revisionen ausüben! Mit ihm wandern nutzbringende Ideen von einer Anstalt zur anderen. Er bringt frisches, fröhlich kreisendes Blut in den Schulkörper. Das alles kann ein Schulinspektor. Aber was geschieht jetzt? Jahrelang bekommt der Fortbildungsschullehrer keinen Inspektionsbeamten zu Gesicht. Die Aufsicht liegt gegenwärtig ganz im Argen.

Was die Fachschulen anbetrifft, so ist auch für sie die Forderung begründet, die sich in die wenigen Worte zusammenfassen läßt: Mehr und bessere Schulen! Während Fortbildungsschulen überall da in Stadt und Land zu errichten sind, wo sich irgend die erforderliche Anzahl von Schülern zusammenfindet, sind Fachschulen da am Platze, wo die einzelnen Gewerbszweige jeder für sich eine stärkere Vertretung haben und wo ein Interesse vorliegt, die Ausbildung in diesen Gewerbszweigen besonders zu pflegen. Wir brauchen Webeschulen in Webedistrikten, keramische Schulen in Gegenden wie Bunzlau, Maschinenbauschulen da, wo der Maschinenbau in Blüthe steht. Aber wir brauchen auch Fachschulen für Schlosser, Schmiede, Tischler u. s. w. in allen Städten, wo es genug Betriebe dieser Art, also auch genug Schülermaterial gibt. Ein ganzes Netz von Fachschulen muß sich über das Land ausbreiten, damit jeder, der sich weiterbilden will, die Gelegenheit dazu vorfindet. Es darf nicht vorkommen, daß Hunderte von Ansuchenden von den Baugewerkschulen zurückgewiesen werden müssen, weil kein Platz für sie vorhanden ist.

Neben den Fachschulen, unter Umständen in direktem Anschluß an sie, empfehlen sich Lehrwerkstätten, die dazu bestimmt sind, die Werkstattlehre zwar nicht regelmäßig zu ersetzen, aber doch zu ergänzen. Die Form dieser Werkstätten kann eine sehr verschiedene sein und läßt sich dem jeweiligen Bedürfniß leicht anpassen. Sie soll die Unzulänglichkeit und Einseitigkeit der Unterweisung korrigiren, welche der Lehrling bei seinem Meister empfängt. Deshalb ist sie darauf angelegt, den Schwerpunkt in der fertigen Herstellung von Waaren, und zwar von musterhaften, durch Technik und Geschmack ausgezeichneten Waaren zu suchen. Sie empfiehlt sich zumal für solche Gewerbe, die der Steigerung zum Kunsthandwerk fähig sind. Kunsthandwerk — vor etwa dreißig Jahren ward das Wort geprägt. Ein verheißungsvolles Programm knüpfte sich an dieses Wort. Inzwischen sind manche Hoffnungen herabgestimmt und manche Illusionen zerstört. Dennoch darf das Bestreben, Kunstformen in das Handwerk aufzunehmen, das Nützliche zugleich schön zu gestalten, nicht ruhen. Und gerade Lehrwerkstätten sind geeignet, dieses Bestreben zu fördern. Am besten tritt der angehende Handwerker in die Lehrwerkstätte ein, nachdem ihm bereits in der Werkstatt des Meisters die durchschnittliche Geschicklichkeit und Handfertigkeit anerzogen ist. Er betrachtet also dann den neuen Kursus, der 2—3 Halbjahre betragen kann und einen ganztägigen Unterricht bietet, als eine Nachlehre, als die Krönung der Lehrjahre. Die Lehrwerkstatt kann natürlich auch anders beschaffen sein und sie ist anders beschaffen bei der preußischen Eisenbahnverwaltung und bei der deutschen Marine, anders in Belgien und Württemberg, anders in Oesterreich. Wie aber auch im einzelnen Falle die Form gewählt werden mag, immer bleibt es angezeigt, solche Werkstätten an möglichst vielen Stellen zu errichten und durch sie die Ausbildung gründlicher und vielseitiger zu gestalten.

Alles, was wir in Obigem angeführt, ist freilich nur zu bewerkstelligen, wenn reichliche Mittel flüssig gemacht werden. Die Handwerkerfrage ist großentheils eine Bildungsfrage, diese Bildungsfrage aber ist großentheils eine Geldfrage. Wären ausreichende Mittel vorhanden, so ließen sich die Schulen vermehren, die Schulräume besser ausstatten, die Lehrmittel ergänzen, Zeichengeräthe an unbemittelte Schüler kostenlos verabfolgen, die Bibliotheken bereichern, Prämien für gute Leistungen in umfangreicherem Maße aussetzen, Ausstellungen der Arbeiten veranstalten, kurz, der ganze Stand der Schulen ließe sich verbessern. Die Verhandlungen über Neubegründung von derartigen Anstalten würden nicht, wie so häufig, am Kostenpunkte scheitern. Das betheiligte Ressort der Regierung brauchte da, wo eine Gemeinde nicht leistungsfähig genug ist, um größere Zuschüsse zu gewähren, oder wo mehr ein allgemeines als ein lokales Interesse an der Schule vorliegt, seinerseits mit den Zuschüssen nicht zu kargen. Im Allgemeinen würde man auch dann noch zweckmäßiger Weise an der Regel festhalten, daß alle betheiligten Faktoren, die Handwerker in ihren Verbänden, die Gemeinden und der Staat an den Lasten, den persönlichen wie sächlichen, jeder zu seinem Theile mitzutragen haben. Aber man könnte, mit größeren Mitteln versehen, diese Richtschnur auch dann in einzelnen Fällen verlassen, wenn das hartnäckige Festhalten an derselben nur dazu führen würde, daß gar nichts zu Stande kommt. Mit dem Wenigen aber, was der preußische Etat heute auswirft, ist ein kräftiger Fortschritt nicht zu erzielen. Der Zuschuß für Fortbildungsschulen beträgt seit einigen Jahren 440 000 Mark. Zur Unterhaltung von gewerblichen Zeichen-, Baugewerk-, Webe- und anderen Fachschulen sind im Ganzen 809 023 Mark bestimmt. Die Besoldungen bei den Navigationsschulen erfordern 150 250 Mark, die bei den Baugewerkschulen 187 784 Mark. Alles zusammengenommen weist das einschlägige Kapitel 69 des preußischen Etats für 1894/5 die Summe von 2 629 469 Mark auf.

Eine Volksvertretung, die von der Bedeutung des gewerblichen Bildungswesens überzeugt ist, müßte kurz entschlossen die Position für Fortbildungs- und für Fachschulen um je eine volle Million erhöhen und vom Handelsminister jedes Jahr eine genaue Nachweisung über deren Verwendung und über die dadurch erzielten Erfolge einfordern. Sparsamkeitsbedenken können da nicht obwalten, wo es sich um Ausgaben handelt, die so reiche Frucht versprechen, wie die auf die bessere Berufsbildung verwendeten. Eine rentablere Anlage öffentlicher Gelder als hier gibt es kaum.

Die erhöhte gewerbliche Ausbildung ist die eigentlichste, die beste Hilfe für den Handels- und Gewerbestand. Sie allein ist es auch, die der deutschen Arbeit die Kraft geben wird, sich im Wettkampf mit dem Ausland nicht nur zu behaupten, sondern auch siegreich vorzudringen. Warum zeichnen sich noch immer die englischen Textilfabrikate durch größere Feinheit des Gewebes und größere Gefälligkeit des Musters aus? Warum wird die Gobelinwirkerei, die Spitze der Textilkunst, fast ausschließlich in Frankreich betrieben? Warum sitzen die besten und höchstbezahlten Musterzeichner für Möbel- und Kleiderstoffe in Paris und nicht in Berlin? Warum haben wir in manchen anderen Branchen nicht die führende Rolle?

Wir werden sie haben, wenn einige Jahrzehnte hindurch dem gewerblichen Unterrichtswesen diejenige Pflege zugewandt worden ist, die wir hier fordern.

H. Pachnicke.

---

## Die Neuordnung der preußischen Staatseisenbahnverwaltung.

### II.

Ohne näher auf Einzelfragen eingehen zu wollen, die für weitere Kreise kaum von größerem Interesse sind, sei nur noch in Kürze an den Obliegenheiten der höheren Eisenbahnbeamten im Ganzen auf den einzelnen wesentlichsten Gebieten der Verwaltung erläutert, daß und weshalb sie einer rein oder auch nur überwiegend juristischen Vorbildung mindestens nicht bedürfen. Die Bearbeitung des Kassen-,

Etats- und Rechnungswesens, die namentlich in heutiger Zeit eine große und wichtige Rolle spielt, erfordert viel mehr eingehende theoretische und praktische Dienstkenntniß und Vertrautheit mit den wirthschaftlichen Verhältnissen und Aufgaben des Eisenbahnwesens, als juristische Kenntnisse. Zur Beurtheilung einfacher Rechtsverhältnisse und -Fragen genügt vollkommen eine mehr oder minder allgemeine Kenntniß der bestehenden Gesetzgebung, Rechtsprechung und Rechtsformen, wie sie für jeden größeren Geschäftsmann heutzutage nahezu unentbehrlich ist. Die Orientirung auf einem besonderen Rechtsgebiet, wie etwa dem der neueren Unfall- und Invaliditätsversicherung, bietet einem mit solchem allgemeinen Wissen ausgerüsteten Beamten keine unüberwindlichen Schwierigkeiten, wie die ähnlich liegenden Verhältnisse in anderen Berufsarten zur Genüge darthun. Bei schwierigen, verwickelten Rechtsverhältnissen und Rechtsfragen aber ist die Mitwirkung eines vollwerthigen Juristen mit umfassenden theoretischen Kenntnissen und praktischen Erfahrungen im Interesse der Sache ohnehin geboten. Dies gilt, wie sich von selbst versteht, nicht allein für den vorgenannten Zweig der Verwaltung, sondern für ihr gesammtes Gebiet.

Mit der Bearbeitung der Personalien, der bereits erwähnten Unfall- und Invaliditätsversicherungs-Angelegenheiten und der sonstigen Wohlfahrtseinrichtungen verhält es sich ganz ähnlich. Auch hier sind nicht juristische Kenntnisse das Wesentliche, sondern umfassende Dienstkenntniß, die auf dem sicheren Grunde eigener persönlicher Anschauung und Erfahrung ruht, und vor allem die Objektivität des Gebildeten, die für alles, was menschlich ist, Verständniß und Mitgefühl hat. Gerade hier ist eine juristische Vorbildung am allerwenigsten am Platze, weil sie ihrer ganzen Natur nach die Neigung begünstigt, am todten Buchstaben zu haften, während gerade hier der gesunde Verstand, der offene Blick dafür, was nothwendig, zweckmäßig und — billig ist, gebieterisch sein Recht verlangt. Daß diese Einsicht genaue persönliche Kenntniß der Menschen und Dinge voraussetzt und ihr Mangel jenem geisttödtenden Haften am Buchstaben nur förderlich sein kann, ist einleuchtend.

Nebenbei sei hier darauf hingewiesen, daß der heutige Grundsatz der Vereinigung aller Personalangelegenheiten in einer Hand, der eines juristisch vorgebildeten Verwaltungsbeamten, so verkehrt und verwerflich wie nur möglich ist. Schon deshalb, weil dieser gar nicht mit allen Dienstzweigen vertraut sein kann und er somit bei seinen Urtheilen und Entscheidungen meist einzig und allein auf seine Akten angewiesen ist, die selten ein völlig klares, treffendes und namentlich vollständiges, der Ergänzung durch persönliche Berührung nicht bedürfendes Bild ergeben werden. Wie sehr dadurch ein hier doppelt schädlicher Schematismus und Formalismus gefördert wird, bedarf keines Beweises. Auf diesem Wege die nothwendige Objektivität der Behandlung sichern zu wollen, ist ein unverzeihlicher Irrthum, der schon großen Schaden angerichtet hat und noch täglich anrichtet. Was hier richtig und zweckmäßig ist, dafür bieten England und Amerika wiederum ein glänzendes Beispiel, das nicht dringend genug zur Nachahmung empfohlen werden kann. Dort bearbeitet jeder, der an der Spitze eines Dienstzweiges steht, was eigentlich selbstverständlich ist oder doch sein sollte, auch die Personalangelegenheiten der ihm darin unterstellten Beamten und Arbeiter. Eine einheitliche Regelung der allgemeinen Verhältnisse, die Aufstellung gemeinsamer Gesichtspunkte dafür ist darum auch dort nicht ausgeschlossen und brauchte es auch bei uns nicht zu sein. Nur auf diesem Wege ist eine nicht bloß formell, sondern auch sachlich richtige, weil von genauer persönlicher Dienst- und Personalkenntniß getragene Bearbeitung der hochwichtigen Personalangelegenheiten denkbar. Nur auf diesem Wege ist die Mißstimmung zu vermeiden, die sich einerseits der Beamten bemächtigen muß, die ihre wichtigsten Interessen in der Hand einer ihnen meist völlig fremd gegenüberstehenden Persönlichkeit sehen, und die andererseits die Vorgesetzten erfassen muß, denen ein wichtiger Bestandtheil ihrer Interessensphäre und Machtbefugnisse, damit aber auch ein wichtiges, wenn nicht das wichtigste Disziplinarmittel ohne zwingenden Grund entzogen wird. Unvermeidlich müssen sie darin einen Mangel an Vertrauen in ihre Befähigung für dessen richtige Handhabung erblicken, der kaum als berechtigt anzuerkennen ist. Glaubt man aber in der That dazu Anlaß zu haben, so führe man die Mitwirkung eines anderen in diesem Punkte vertrauenswürdigeren herbei. Selbst ein solches Verhältniß würde vor dem heutigen meist umgekehrten noch immer den Vorzug verdienen.

Daß im Betriebs- und Verkehrsdienst juristische Kenntnisse eine noch geringere Rolle spielen, als bei den vorher erwähnten Dienstzweigen, und daß es bei ihm ganz vornehmlich auf die Kenntnisse und Erfahrungen ankommt, die auch für jene Dienstzweige als das Wesentliche bezeichnet worden sind, ist in seiner Natur und seinen außer den technischen rein wirthschaftlichen Aufgaben so klar und offensichtlich begründet, daß es eines näheren Eingehens hierauf nicht bedarf. Bei Neubauten kommt hauptsächlich noch der Grunderwerb in Betracht. Auch dieser erfordert, wie die Erfahrung vielfach gelehrt hat, keineswegs unbedingt eine juristische Vorbildung. Genauere Kenntniß der wirthschaftlichen, namentlich auch der landwirthschaftlichen Verhältnisse und vor allem ein klarer, gesunder Blick für die praktischen Erfordernisse und Möglichkeiten, die sich mit den juristischen durchaus nicht überall decken, ist auch hier die wesentlichste Voraussetzung für eine gedeihliche Thätigkeit. Die auch hier in schwierigeren Fällen, beim Abschluß größerer Verträge u. s. w. unentbehrliche Mitwirkung des juristischen Rechtsbeistandes soll durch vorstehende Ausführungen nicht im Mindesten verkürzt werden. Für ihn bleibt noch immer ein weites, lohnendes und dankbares Feld. Bei Verwaltungskörpern von kleinerem Umfange, wie sie sich voraussichtlich über kurz oder lang als nothwendig herausstellen werden, würde es sich vielleicht empfehlen, das Amt des juristischen Rechtsbeistandes einem als tüchtig erprobten und als vertrauenswürdig bekannten Anwalt im Nebenamt zu übertragen. Die ihm meist innewohnende größere und namentlich mehr kontinuirliche Sach- und Personenkenntniß würde ihn dazu möglicherweise auch bei größeren Verwaltungskörpern als besonders geeignet erscheinen lassen.

Doch das sind alles nur fromme Wünsche, solange, wie es den Anschein hat, an den gegenwärtigen Verhältnissen möglichst wenig gerüttelt werden soll und dementsprechend auch die bevorstehenden Aenderungen in der Vorbildung der heutigen Eisenbahnbetriebs- und Eisenbahnverwaltungsbeamten sich darauf beschränken, die hauptsächlichsten auch vom Minister Thielen anerkannten Lücken darin durch eine längere und wirksamere praktische Schulung, nach dem Uebertritt in den Eisenbahndienst, auszufüllen. Ein solches Vorgehen würde, wie jede halbe Maßregel, der Verwaltung kaum von Nutzen sein, ihr leicht aber zu noch größerem Schaden gereichen, als das jetzige System. Solange das Aufrücken in der Eisenbahnverwaltung bei ihrer schnellen Ausdehnung so rasch von statten ging, daß der zu ihr übertretende Assessor sicher sein konnte, es in wenigen Jahren zur etatsmäßigen Anstellung als Direktionsmitglied zu bringen, stand die Verwaltung auch bei starker Nachfrage stets einem großen Angebot gegenüber und war somit in der glücklichen Lage, die besten Kräfte für sich auswählen zu können. Daher auch die verhältnißmäßig günstigen Erfahrungen, die sie mit einer großen Zahl ihrer damals eingetretenen Beamten gemacht hat. Seitdem sich aber die Aussichten in Folge des mittlerweile eingetretenen Stillstandes oder doch des wesentlich langsameren Voranschreitens der weiteren Ausdehnung des Eisenbahnnetzes und in Folge des Umstandes, daß sich der Abgang bei den oberen Stellen unverhältnißmäßig langsam vollzieht (vergl. hierüber Ulrich a. a. O. S. 60 ff.), die Aussichten von Jahr zu Jahr immer mehr verschlechtert haben, so daß heute 10 Jahre und noch mehr bis zur ersten etatsmäßigen Anstellung als Mitglied eines Betriebsamts vergehen, hat sich das frühere günstige Verhältniß wesentlich geändert. Obwohl der Bedarf, die Nachfrage geringer geworden ist, hält es schwerer als früher, aus dem vorhandenen Angebot

nur wirklich geeignete Kräfte zu gewinnen, und die glücklich gewonnenen setzen oft sehr bald alle Hebel in Bewegung, um der Eisenbahnverwaltung, die ihnen bei ungünstigen Avancementsverhältnissen nicht immer einen befriedigenden Wirkungskreis mit entsprechenden äußeren Vortheilen zu bieten vermag, wieder den Rücken zu kehren und an anderen Stellen ihr Heil zu versuchen, wo die Verhältnisse in beiden Beziehungen für sie günstiger liegen. Ob die auch von sehr hochstehender sachverständiger Stelle nicht geleugnete Verminderung der Qualität des neueren Ersatzes mit einer Werthverminderung des juristischen Nachwuchses überhaupt zusammenhängt, wie verschiedentlich behauptet wird, kann hier dahingestellt bleiben.

Nach dem Vorgesagten ist es schon unter den heutigen Verhältnissen schwierig, für geeigneten Nachwuchs in der Eisenbahnverwaltung zu sorgen, obwohl dieser nach nur einem Jahre theoretischen und praktischen Anschauungsunterrichts zu einer verhältnißmäßig selbständigen Thätigkeit gelangt. Es ist einleuchtend, daß sich die Schwierigkeit noch wesentlich steigern wird, sobald, wie nach den Andeutungen des Ministers Thielen im Abgeordnetenhause zu erwarten ist, mit einer wirklichen theoretischen und praktischen Ausbildung des Nachwuchses Ernst gemacht wird und dieser statt eines Jahres eine ganze Reihe von Jahren darauf verwenden muß.

Alle diese hier angedeuteten Verhältnisse weisen mit unerbittlicher, zwingender Logik auf die Schaffung einer eigenen Eisenbahnlaufbahn hin, die u. a. auch der frühere Reichskanzler schon 1876 im Herrenhause als nothwendig anerkannt hat.

Nach den vorstehenden Ausführungen ist es begreiflich, daß sehr bald nach dem Bekanntwerden der geplanten Neuordnung verschiedene Stimmen laut geworden sind, theilweise offenbar von erfahrenen Sachkennern herrührend, die in dieser Neuordnung oder richtiger, wie schon oben erwähnt, in dieser Rückkehr zur alten, wenigstens einfacheren Ordnung nur eine — keineswegs durchweg glückliche — Aenderung der Form anerkennen.

Eine zweckentsprechende sachliche Aenderung, die Verwirklichung der mit vollem Recht erstrebten Verbilligung und namentlich Vereinfachung der Verwaltung, an der die weitesten Kreise ein sehr lebhaftes Interesse haben, wird mit Sicherheit nur dann zu erreichen sein, wenn man sich nicht damit begnügt, den alten Wein auf neue Schläuche zu füllen, sondern vor einer grundlegenden Reform nicht zurückschreckt, die folgerichtig bei der Vorbildung des Personals einzusetzen hat. Denn die höchste erreichbare Nutzwirkung einer Verwaltung, worauf es allein oder doch vorzugsweise ankommt, ist nicht so sehr von den Formen abhängig, die sie sich gibt und unter denen sie ihren Aufgaben nachgeht, als vielmehr ganz vornehmlich von dem Geiste, dem Wissen und Können ihrer Träger. Solange hier von den in allererster Linie nothwendigen Reformen abgesehen wird, kann keine Neuordnung der äußeren Gestalt der Verwaltung den Erfolg verbürgen, den ihre Urheber davon erwarten und den das Land von der Wirksamkeit seines werthvollsten Hilfsmittels zur Pflege und Hebung des wirthschaftlichen Lebens zu erwarten berechtigt ist.

Diesen in der Hauptsache kritischen Ausführungen sei trotz seiner vorläufigen Aussichtslosigkeit schon der Vollständigkeit halber wenigstens andeutungsweise noch ein Vorschlag für eine Neuordnung hinzugefügt, die nach der Ansicht des Verfassers geeignet wäre, die offenkundigen Schäden des gegenwärtigen Zustandes von Grund aus zu heilen.

Die unumgängliche Voraussetzung für jede wirksame Reform ist, wie sich nach dem Vorgesagten von selbst ergibt, eine grundsätzliche Umgestaltung des Bildungsganges der höheren Beamten unter Schaffung einer eigenen Eisenbahnlaufbahn nach dem bewährten Muster beim Berg- und Forstfach. Betriebs- und Verkehrsdienst werden zusammengelegt, die Anwärter dafür erhalten die gleiche Vorbildung, bei der neben der Technik des Eisenbahnwesens und allgemeiner Einführung in die bestehenden Rechtsnormen besonderes Gewicht auf eingehende Unterweisung in den verschiedenen Zweigen der Wirthschaftslehre und den wirthschaftlichen Verhältnissen, sowie den besonderen Verhältnissen des Eisenbahnwesens auf rechtlichem und wirthschaftlichem Gebiet gelegt wird. Der theoretischen mit dem Universitätsstudium beginnenden allgemeinen fachlichen Vorbildung schließt sich die besondere theoretische und praktische Ausbildung im Eisenbahnwesen an, deren Erfolge, abgesehen von der unvermeidlichen Prüfung, in einer längeren selbständigen Thätigkeit unter eigener Verantwortlichkeit als Leiter einer größeren Dienststelle und unmittelbarer Aufsichtsbeamter zu erproben wären, bevor die Aufnahme in einen Verwaltungskörper als dessen Mitglied erfolgt. Den Verwaltungskörpern (Direktionen, oder wie man sie sonst nennen mag) wären Bezirke zu überweisen, deren Umfang, vielleicht etwas größer als die heutigen Betriebsamtsbezirke,*) es den Mitgliedern gestattete, die ihnen zur Leitung und Beaufsichtigung überwiesenen Dienstzweige vollständig zu übersehen und zu beherrschen, ohne daß sie dabei außer der Hilfe von unmittelbaren Aufsichtsbeamten (Kontrolleuren) eines gesondert dastehenden Zwischengliedes (Inspektors) bedürften. Bau- und Maschinentechniker werden beide in nähere Berührung mit den technischen Aufgaben des Betriebes gebracht, indem sie im weitesten Umfange zur Mitwirkung dabei, aber nicht etwa Leitung, herangezogen werden. Da wo sich Betriebs- und Verkehrsdienst als zu umfangreich erweisen, um in einer Hand vereinigt zu werden, findet eine Trennung nach Personen- und Güterverkehr in der Weise statt, daß beiden Zweigen die zugehörigen Theile des Betriebes zugeschieden werden. Eine solche Trennung, die in England und Amerika nicht ohne Vorgang ist, wäre ohne Schädigung der Einzel- oder Gesammtwirkung ausführbar. Ueber die Bearbeitung der Personalangelegenheiten und die Thätigkeit des Rechtsbeistandes ist das Nöthige schon weiter oben gesagt.

Die dergestalt geordneten Verwaltungskörper unterstehen entweder unmittelbar dem Ministerium oder einer besonderen Instanz (Generaldirektion), der dann die allgemeine Regelung bestimmter Materien für den ganzen Verwaltungsbereich obläge, soweit solche Regelung angängig und nützlich ist. Im Uebrigen wären die einzelnen unteren Verwaltungskörper in ihrer Wirksamkeit möglichst wenig einzuengen und zu beschränken.

Damit wäre aller nicht nur überflüssigen, sondern auch schädlichen Vielschreiberei am sichersten ein wohlverdientes Ende zu bereiten, weil die überwiegende Mehrzahl aller Angelegenheiten in der unteren Instanz entschieden würde, wo die dabei mitwirkenden Kräfte sämmtlich an demselben Punkte vereinigt wären und eine persönliche Verständigung somit keinen Schwierigkeiten begegnet. Damit wäre auch den Verkehrsinteressenten die ihnen äußerst werthvolle Möglichkeit geboten, mit ihren Anträgen und Beschwerden sofort vor die rechte Schmiede zu gehen und sich dort unverzüglichen Bescheid zu holen, soweit dazu eine nähere Prüfung nicht erforderlich ist. Und endlich, was nicht minder wichtig ist, würde damit dem unheilvollen Zwiespalt zwischen Bau- und Maschinentechnik einer- und der Verwaltung andererseits ein für allemal die Spitze abgebrochen.

Das wäre eine Neuordnung, die der Eisenbahnverwaltung und der Gesammtheit gleichmäßig zum Vortheil gereichen würde. Daß sie auf die Dauer nicht ausbleiben kann und wird, ist des Verfassers feste Hoffnung und Zuversicht.

* * * *

## Sir Austen Henry Layard.

Am 5. d. Mts. ist in London ein Mann aus dem Leben geschieden, der vor nahezu einem halben Jahrhundert durch seine Ausgrabungen assyrischer Alterthümer das höchste

*) Richtiger wäre es deshalb vielleicht gewesen, worauf auch im Abgeordnetenhause schon hingewiesen worden ist, die bisherigen Direktionen aufzuheben und die Befugnisse der Betriebsämter entsprechend zu erweitern.

Aufsehen erregt, später, während des Krimkriegs, sich bedeutend hervorgethan, — endlich als Diplomat im letzten russo-türkischen Kriege noch einmal eine wichtige Rolle gespielt hat.

Er kann nicht den Sternen erster Größe beigerechnet werden, doch gehört er immerhin zu jenen, bei deren Abscheiden man billig einen Rückblick auf ein vor den Augen der Welt thätig geführtes Leben richten mag. Den Meisten ist er nur durch seine Ausgrabungen in Assyrien bekannt, durch welche, neben den beinahe gleichzeitigen durch den Franzosen Botta, eine ganze uralte Kultur ungleich vollständiger und klarer dargelegt wurde, als je zuvor. Durch ihn wurde das britische Museum, wie durch Botta der Louvre, mit den zahlreichen assyrischen Denkmalen ausgestattet, die seither von Hunderttausenden angestaunt werden, mit jenen fast unzähligen Inschriften und Dokumenten, die den Fachgelehrten so reichen Stoff zur Entzifferung geliefert haben. In Bezug auf die Ergründung der Keilschrift darf man nicht ihm das Verdienst zuschreiben, das seinen Vorgängern, namentlich Deutschen, zusteht, Grotefend, Julius Mohl, Oppert, die beiden Letzten wesentlich von der französischen Regierung unterstützt, sodann Benfey, de Saulcy, Rawlinson, George Smith, George Bertin, Pinches vom britischen Museum und Andere. Aber vielen dieser Gelehrten hat doch Layard durch seine Mühen und Entdeckungen eine vorher ungeahnte Fülle des Materials verschafft.

Aber auch als Schriftsteller, Staatsmann, Kunstkenner und Sammler verdient Layard, daß wir an dem offenen Grabe des verdienten Mannes, der nun im Herbste seiner Lebensjahre geschieden, anerkennend gedenken.

Er ward am 5. März zu Paris geboren, ein Sprößling einer französischen Familie, die mit so vielen andern Hugenotten vor zwei Jahrhunderten der Unduldsamkeit entfliehend, nach England übergesiedelt war. Er stand im 78. Jahr, da er starb. Seit er 1880 den Staatsdienst verlassen, lebte er hauptsächlich in Venedig und hatte sich auf das Studium der italienischen Malerei zurückgezogen.

Die Familie des jungen Layard lebte in mäßigen Verhältnissen. Er griff zum Rechtshandwerk, trot, ohne vorherige Universitätsbildung, in die Amtsstube eines Solicitors ein. Doch wurde es ihm möglich, im Jahre 1839 mit einem Freunde eine Reise durch das nördliche Europa zu machen, wobei er sich eine zeitlang in Deutschland aufhielt. Auf dem Grund dieses Besuches baute er später fort, indem er sich eine gute Kenntniß unserer Sprache aneignete. Nun zeigten sich ihm Aussichten, sich eine Laufbahn auf der Insel Ceylon zu eröffnen. Er brach dahin auf, erreichte aber nie jene Perle des indischen Meeres. Die Furcht, welche sein Gefährte Mitford vor der Seekrankheit hegte, bestimmte die Freunde, den ungewöhnlichen Landweg vorzuziehen. Sie wanderten durch Albanien und Rumelien. In Konstantinopel blieb der junge Layard eine zeitlang sitzen; er hatte doch nichts Besonderes zu versäumen, ergriff, um mit jenem berühmten Staatsmann zu reden, die Ausflucht verfehlter Existenzen, wurde Zeitungskorrespondent. Dann wurde der Wanderstab wieder ergriffen, weiter ostwärts, tiefer in den Orient, der durch seine asiatische Verschleierung reizte und lockte. Nun hatte er begonnen, sich mit den Sitten und Sprachen jener Weltgegend vertraut zu machen; Manches, das er erzählt, erinnert an die Begeisterung, mit der Lady Bourton über ihre und ihres Gatten Sir Richard Wanderungen unter den Beduinen berichtet. Erst ganz spät, im Jahre 1887, hat Layard seine Notizen und Tagebücher geordnet und herausgegeben in dem Buche: Early Adventures in Persia, Susiana and Babylonia.

Im Jahre 1840 erblickte er die Trümmerhaufen von Nimrud, und es entstand in ihm der lebhafte Wunsch, diese Reste zu untersuchen. So leitete ihn die Furcht seines Freundes vor der Seekrankheit zur Hauptaufgabe seines Lebens.

Zunächst aber legte die Beschränktheit seiner Geldmittel seinem Streben einen wirksamen Hemmschuh an.

Der erste Reisende, der einen ernstlichen Versuch gemacht, die assyrischen Ruinen zu untersuchen, scheint Rich gewesen zu sein, der politische Agent, welchen die vormalige ostindische Kompagnie in Bagdad unterhielt. Da er sich, im Jahre 1820, auf Besuch zu Mossul befand, machten die großen Trümmerhaufen, die er auf dem gegenüberliegenden Ufer erblickte, einen bedeutenden Eindruck auf ihn, und er beschloß seinen Aufenthalt zu benutzen, soviel Aufklärung als möglich über die Sache einzuziehen. Die Einwohner von Mossul sagten ihm, daß vor Kurzem aus einem dieser Haufen eine Skulptur ausgegraben worden, Menschen und Thiere darstellend. Allgemeines Erstaunen habe diese Entdeckung begrüßt, aber ein mahomedanischer Schriftgelehrter habe erklärt, daß seien Götzenbilder, wie sie ehemals die Heiden verehrt, und so habe das Volk am gerathensten gefunden, sie in kleine Stücke zu zerschlagen. Rich begab sich noch dem Dorf, welches das Grab Jonaß zu besitzen glaubt, und fand in den Häusern einige Steine mit Keilschrift. Unter der Moschee, in welcher jenes Grab befindlich, zeigte man ihm drei enge und wahrscheinlich alte Gänge, mit mehreren Thüren und Oeffnungen. Er konnte sie nicht untersuchen, aber er stöberte doch in dem größten der Trümmerhügel gegenüber von Mossul, welchen die Türken Kujundschik nennen, und sammelte Bruchstücke von Töpfereien, beschriebene Ziegel und dergleichen. Etwas später besuchte er Nimrud, dessen Bedeutung ihm wohl klar wurde, aber seine Amtsgeschäfte erlaubten ihm nur eine flüchtige Einsichtnahme, keine eigentliche Forschung.

So blieb die Sache liegen, bis Paul Emile Botta im Jahre 1843 von der französischen Regierung als Konsular-Agent nach Mossul geschickt wurde. Sohn des italienischen Historikers Botta, war er schon 1830 nach Aegypten gekommen, zunächst als Arzt, ward dann zum Konsul in Alexandrien ernannt, bereiste Arabien 1837, wurde von Julius Mohl zu Nachgrabungen in der Gegend des alten Ninive veranlaßt, vielleicht auch durch Layard angeregt. Er begann seine Arbeit im Frühjahr 1843, die zu großen Erfolgen führte; die Ergebnisse sind die erwähnten Sammlungen des Louvre; sein Bericht füllt fünf Foliobände und hat 220 Tafeln.

Solchen Thatsachen gegenüber scheint es keck, wenn der chauvinistische „Daily Telegraph" in einem kurzen Lebensabrisse Layard's zu sagen beliebt; „Botta was commissioned by his government to make excavations, and succeeded in unearthing some old marbles." — Zu welch läppischer Ungerechtigkeit doch ein übertriebenes Nationalgefühl die Leute treiben mag.

Botta hatte 1846 Mossul verlassen müssen, war nach Jerusalem versetzt worden. Indessen hatte im Vorjahre Layard sich wieder nach Konstantinopel begeben, sich dort mit dem englischen Botschafter Sir Stratford Canning, später de Redcliffe genannt, in Verbindung gesetzt, der schon damals höchst einflußreich war, sich für die Ausgrabungen interessirte und sich bereit erklärte, die Hälfte der Kosten zu tragen. Schon im Herbst 1845 war der enthusiastische junge Mann wieder auf seinem Posten, und nun schritt die Arbeit frisch fort. Es kamen unsere geflügelten Löwen, Stiere mit Menschenköpfen, Basreliefs, Inschriften an und erregten allgemeines Erstaunen. Das Britische Museum war im Anfang etwas spröde; endlich machte ihm das Parlament eine besondere Bewilligung von 3000 Pfd. Sterl. (= 60 000 Mark); sie war kaum genügend.

In den Jahren 1848/49 erschien Layard's Buch: Nineveh and its Remains, 2 Bände mit 100 Tafeln, — 1850 von Meißner ins Deutsche übersetzt. Es wurde wiederholt aufgelegt, auch veröffentlichte der Verfasser einen Abriß davon.

Im Jahre 1849 betrat Layard die diplomatische Laufbahn, indem sein Gönner Lord Stratford ihm den Posten eines Attaché bei der Botschaft von Konstantinopel verschaffte. Dabei ward ihm sogleich Urlaub, so daß er noch im selben Jahre auf dem Schauplatz seiner vorigen Thätigkeit blieb, und die er dann auch auf Babylon ausdehnte. Diese zweite Expedition, die bis 1851 dauerte, gab abermals eine reiche Ausbeute, Layard berichtete darüber in dem Werke Monuments of Nineveh, discoveries in the Ruins of Nineveh

and Babylon, with travels in Armenia, Kurdistan and the Desert; das Buch ward von Zenker verdeutscht.

Im Jahre 1852 unter der Fahne der Liberalen durch die Stadt Aylesbury ins Unterhaus gewählt, hatte er jetzt die nöthige Position, um durch den damaligen Minister des Auswärtigen, Graf Granville, zum Unterstaatssekretär ernannt zu werden. Er bekleidete das Amt nur wenige Wochen, bis zum Rücktritt des Russel'schen Kabinets. Den Antrag, seinen Posten auch unter dem Toryministerium beizubehalten, lehnte er ab. Ebenso, als das Ministerium Derby schon nach 10 Monaten gefallen war, und das Koalitionsministerium „aller Talente" im Anfang 1853 an seine Stelle getreten, nahm er auch aus liberalen Händen die angebotene Stelle eines Sekretärs der indischen Kontrollbehörde nicht an. Es zog ihn wieder nach Konstantinopel zu seinem Gönner, dem Lord Stratford de Redcliffe. Aber nicht mehr um Alterthumsforschung handelte es sich nunmehr, sondern um frische Theilnahme am augenblicklichen öffentlichen Leben. Das Buch über die zweite assyrische Expedition war dem Publikum vorgelegt; Assyrien wurde nun Anderen überlassen, — seinem merkwürdigen Gehilfen, dem persischen Armenier Hormugd Rassam, sowie den Forschern Loftus, Roß und wer immer damit sich abgeben wollte. Eine neue Lebensperiode war für Layard eingetreten. Hinfort war die Spitze seiner Lebensthätigkeit gegen Rußland gewendet.

Nach England zurückgekehrt, drängte er beim Ausbruch der türkischen Wirren durch Reden im Parlamente und außerhalb desselben auf kräftige Maßregeln gegen den Vormarsch des Zarenthums, — er wurde zum Ehrenbürger der Stadt London gewählt, und vielfach anerkannt. Dann, als wirklich, mehr oder weniger, Ernst gemacht wurde, begab er sich mit den englischen Truppen nach der Krim, war Zeuge der Schlacht an der Alma, und blieb bei dem Heere bis nach dem Siege bei Inkerman, der, wohl ohne das helfende Einspringen der Franzosen, eine grimmige Niederlage geworden wäre.

Im November nach England zurückgekehrt, war er vor Allen im Stande, dem Parlament und Land ein Bild der trübseligen Lage der Dinge vorzuhalten, zu dem allzu großes Selbstvertrauen und die langjährige Unerfahrenheit mit einem großen Kriege die Engländer in der Krim gebracht hatte, und ihm war es zum großen Theil zu verdanken, daß Roebuck's Antrag auf Einsetzung einer Untersuchungskommission über die Kriegführung und Verwaltung durchging. Vor den Arbeiten dieser Kommission fielen Lord John Russel und der Graf Aberdeen. Palmerston trat ans Ruder.

Bald darauf, im Juni 1855, wurde Layard einer der Leiter der sogenannten Administrative Reform Association, von der einst Großes erwartet wurde, und an der Dickens sich lebhaft betheiligte. Sie sollte allerlei Mißstände, besonders den Krebsschaden des Nepotismus in der Staatsverwaltung tilgen, hat indessen dazu geführt, daß, in gewöhnlich menschlicher Weise, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet und ein Uebermaß des Examenwesens geschaffen wurde, welches, mit aller Buchgelehrsamkeit, nicht immer die besten Staatsdiener liefert.

Der Sipoyaufstand in Indien brach aus, und Layard eilte wiederum dort hin, um über den Sachverhalt sich klar zu werden, und mit thatsächlichem Material an Beseitigung der Mißstände zu denken.

Als dann Palmerston den Krieg mit China um der Wegnahme eines Piratenschiffes willen, das die britische Flagge führte, begann, trat Layard einer Koalition von Männern aller Parteien bei, welche die Vergewaltigung Chinas tadelten. Palmerston wurde mit 19 Stimmen im Parlament geschlagen, — löste auf, kehrte aus neuen Wahlen siegreich zurück. Nicht vergeblich hatte er an den brittischen Chauvinismus appellirt. Auch Layard fiel demselben zum Opfer.

Erst drei Jahre nachher ward er wiedergewählt, diesmal in Southwark, einem Bezirke Londons. Unterdeß war Palmerston selbst durch seine Nachgiebigkeit gegen Napoleon in Sachen der Verschwörungsbill von 1858 gefallen, aber auch sein Nachfolger Derby im Jahre 1859 während des französisch-österreichischen Krieges durch eine Coalition. Russell hatte sich mit seinem alten Gegner Palmerston versöhnt und auf dem Grund von mehr oder weniger ernst gemeinten Versprechungen einer Parlamentsreform war der letztere wieder an die Spitze eines Kabinets getreten, das auch den ersteren, als Minister des Auswärtigen, sowie Gladstone als Schatzmeister enthielt. In dieser zweiten Administration Palmerston's wurde Layard Unterstaatssekretär für das Aeußere und in dieser Stellung blieb er bis nach dem Falle des liberalen Ministeriums im Sommer 1866, die Tories unter Derby und Disraeli wieder auf kurze Zeit ans Ruder kamen.

In Gladstone's erster Administration 1868 wurde ihm zunächst der für ihn wenig passende Posten eines Chief Commissioner of Works, aber auch die Zulassung zum Geheimen Rath der Krone (Privy Council). Im folgenden Jahre erhielt er, den Gesandtschaftsposten in Madrid, und dort verblieb er bis ihn Beaconsfield auf ein bewegteres Feld berief. Dieser, der alte Disraeli, im Jahre 1874 wieder an die Spitze der Geschäfte berufen, ward durch Gladstone's Russenfreundschaft und den christlichen Fanatismus, den dieser zu Gunsten der Russen angeschürt, in seiner Politik beengt. Er brauchte Hilfe; so sandte er 1877 den alten Liberalen Layard von Madrid nach Konstantinopel. Layard war nun Meister wo er einst, unter Stratford de Redcliffe, Lehrling gewesen. Seinen alten Gesinnungsgenossen, den Liberalen, welche Gladstone zu Russenfreunden gemacht, mißfiel jetzt der Mann, der seiner alten Fahne, wenn auch unter neuem Führer, treu geblieben, und wohl haben ihm manche noch nicht vergeben, so die „Daily News" in ihrem Nachruf. Er leistete der englischen Politik Beaconsfield's wesentliche Dienste. Unter anderem war er es, der die Verhandlungen führte, die dem Vertrag über die Besetzung von Cypern zu Grunde lagen. Und so erhielt er bei Gladstone's Rückkehr 1880 seinen Lohn; es wurde ihm sogleich in der Form eines unbestimmten Urlaubs seine Entlassung ertheilt.

Aus der thätigen Politik ausgeschieden, lebte er seitdem hauptsächlich, wie erwähnt, in Venedig, wo er einen Palast am Gran Canale besaß. Dort stellte er die sehr werthvolle Gemäldegalerie auf, die er hauptsächlich in Spanien und Italien gesammelt. Er galt als trefflicher Kunstkenner. Unter seinen Schätzen befindet sich, als ein Kabinetsstück und eine Seltenheit, das Bildniß eines alten mahometanischen Fürsten. Mahomed II., der Eroberer von Konstantinopel, wünschte seinen Sieg durch eine Denkmünze zu verherrlichen, und mußte sich natürlich an solche wenden, denen die semitische Abneigung wider das Porträtiren nicht eigen war. Er erbat sich von der Republik Venedig, mit welcher er gut stand, einen Künstler und der Doge sandte den Gentile Bellini. Dieser malte, als Vorarbeit für die Denkmünze, zunächst ein Bild des Kaisers und dieses Gemälde wurde in unseren Tagen das Eigenthum Layard's.

Der Verstorbene hat ein Leben voll reichen Inhalts durchlebt. Aus bescheidenen Verhältnissen gelangte er durch Energie und selbständige Lebensführung zur Höhe von Ansehen und Einfluß. Er war Forschungsreisender, Gelehrter, Politiker, Staatsmann und Kunstfreund; daß sich all dies in einer Person so harmonisch verbinden konnte, zeigt die glückliche Freiheit des englischen Lebens.

London. Eug. Oswald.

## Die Aufsuchung unterirdischer Wasserläufe durch Färbemittel.

Zu den erfreulichen praktischen Errungenschaften, welche man dem Fortschritte der Naturwissenschaften überhaupt verdankt, gehört auch die jetzt jederzeit gegebene Möglichkeit, den Zusammenhang oder Nichtzusammenhang gewisser theils sichtbar, theils unsichtbar dahinziehender Flüsse mit Sicher-

heit festzustellen. In erster Linie ist dies natürlich von Wichtigkeit für die Erdkunde, aber daß es auch sehr reale Interesse sein können, welche da in Frage kommen, wird durch ein Vorkommniß in Italien bewiesen, über welches ein bei der Sache selbst betheiligter Gelehrter ausführlichen Bericht erstattet hat.*) Die Stadt Florenz geht seit geraumer Zeit mit dem Plane um, sich besseres Trinkwasser zu verschaffen, und man war der Meinung, daß es genügen werde, eine ergiebige Quelle im Gebirgshinterlande der Stadt mit dieser durch einen Aquädukt zu verbinden. Der Geologe De Stefani jedoch, dem man die vorbereitenden Arbeiten übertragen hatte, bekam nach genauer Untersuchung des Terrains lebhafte Zweifel an der Ausführbarkeit des Planes; allerdings fehlte es nicht an Wasser, allein dem erfahrenen Auge des Fachmannes wollte es so scheinen, als habe man es da nicht mit einer Quelle im gewöhnlichen Sinne, sondern vielmehr mit dem Ausflusse eines unterirdischen Wasserlaufes zu thun, der aber selbst nur die Fortsetzung eines anderen, anscheinend im Boden verschwindenden Baches darstelle. Da jedoch an jenem Bache mehrere Ortschaften liegen, so war, wenn die Vermuthung zutraf, Verunreinigung des Wassers keineswegs ausgeschlossen, und der Hauptzweck, an dessen Erreichung die Munizipalität große Summen zu setzen entschlossen war, erwies sich als verfehlt. De Stefani zog auch den Geographen Marinelli, Professor am Istituto Superiore, bei, und unter der Aufsicht dieser beiden Gelehrten wurde von einigen jüngeren Leuten, Schülern der Genannten, der entscheidende Versuch gemacht. Er gelang vollständig; es wurde augenfällig dargethan, daß der Bach oben und das Flüßchen weiter unten zusammengehören, und damit war Florenz vor einer theuren und doch unnützen Ausgabe bewahrt, der es sich für seine Wasserversorgung hatte unterziehen wollen.

Am häufigsten sind Erscheinungen der bezeichneten Art in „verkarsteten“ Gebirgen, und als solche benennt man, nach dem Vorbilde des österreichischen Karstlandes, jede aus durchlässigem Kalkstein bestehende Bodenerhebung, welche demgemäß an ihrer Oberfläche sehr wasserarm zu sein, in tieferen Horizonten dagegen oft viel eingesickerte Flüssigkeit zu bergen pflegt. Sehr bekannt ist, daß die „Poik“, welche der Besucher der Adelsberger Grotte zu seinen Füßen rauschen hört, später als „Unz“ zu Tage tritt, um dann nach kurzem Laufe wiederum zu verschwinden und endlich als „Laibach“ definitiv dem Lichte zurückgegeben zu werden. Ein nicht minder interessanter Fall ist derjenige der „Rjeka“, welche in der durch die Schönheit ihrer Tropfsteingebilde nicht minder berühmten Höhle von St. Kanzian nach Westen fließt, und von der bis vor Kurzem allgemein angenommen wurde, daß sie als Oberlauf des an der Adriaküste nächst Duino mit mächtigem Wogenschwalle aus durchlöcherter Felswand hervorbrechenden „Timavo“ zu gelten habe.**) Allein obwohl die Triester Höhlenforscher — Männer, die diesen oft frivol usurpirten Namen wirklich verdienen — viel Zeit und Kraft an die Lösung des Problems gesetzt haben, ist eine solche doch noch nicht gelungen, und auch das Experiment hat seinen Dienst versagt. Prof. Gradlowitz ließ nämlich 3000 Schwimmkörperchen anfertigen und in die Rjeka werfen, ohne daß eines derselben im Timavo wieder zum Vorschein kam. Man könnte ja annehmen, daß dieselben sämmtlich in den engen Schlünden, durch welche das Wasser sich zweifellos hindurchzwängen muß, hängen geblieben wären, allein offenbar ist auch eine grundsätzlich andere Erklärung möglich, und letzteres wird sogar sehr wahrscheinlich gemacht durch die Thatsache, daß während der Dürrezeit des vergangenen Jahres der Wasserstand der Rjeka sehr bedeutend sank, während die Wasserführung des Timavo sich nicht erkennbar geändert hatte.

Mit Treibkörpern wird aber doch in jedem Falle nicht viel zu erreichen sein, weil dem Durchgange derselben durch unterirdische Klammern sich doch gar zu viele Hindernisse entgegenstellen. Es ist somit an andere Objekte zu denken, welche man in das strömende Wasser oben hineinwirft, und die weiter unten noch als dieselben zu rekognosziren sein müssen. Das können also nur Stoffe sein, die im Wasser leicht löslich sind und natürlich dasselbe nicht derart beeinflussen, daß es etwa als Trinkwasser unbrauchbar gemacht würde. Man hat Stärkemehl, bituminöses Oel und Kochsalz in Vorschlag gebracht, allein diese Stoffe konnten sich nicht behaupten, nachdem die Chemie ganz unvergleichlich bessere Hilfsmittel zur Verfügung gestellt hatte.

Durch Färbung einer gewissen Schwarzwaldquelle mit Anilinviolett konnte der Karlsruher Geologe Knop bereits 1875 den überraschenden Nachweis führen, daß die Zuflüsse des Rheins und der Donau durch die zerklüfteten Jurafelsen hindurch unterirdisch mit einander zusammenhängen. Später bot sich in dem Fluoreszin eine noch geeignetere Materie dar, und deren Verwendbarkeit hat sich denn auch glänzend bewährt bei einer Reihe von Versuchen, welche der treffliche Geophysiker Forel (Lausanne) in Verbindung mit Golliez im waadtländischen Jura vornahm. Auch hier wurde eine subterrane Wasserverbindung festgestellt, welche man aus allgemein-geographischen Gründen längst gemuthmaßt hatte. In jüngster Zeit wurde aber durch die analytische Chemie ein Körper dargestellt, welcher die wünschenswerthen Eigenschaften gerade für solche Untersuchungen in kaum zu übertreffendem Maße zu besitzen scheint; es ist das Verdienst des österreichischen Mathematikers und Alpenforschers Frischauf (Graz), hierauf die Aufmerksamkeit der betheiligten Kreise gelenkt zu haben. Das **Uranin** verleiht dem damit vermengten Wasser eine schöne grüne Färbung; seine Löslichkeit ist eine so große, daß ein Gramm dieser Substanz ausreicht, um 40 000 Liter (!) Wasser wahrnehmbar grün fluoresziren zu lassen; zudem ist es ganz unschuldig und wird von den berühmten Ludwigshafener Werken relativ billig in den Handel gebracht. Mit diesem Färbestoffe also wurden auch die Beobachtungen der Florentiner Gelehrten angestellt, durch welche man nebenher zugleich die ersten sicheren Aufschlüsse über die Geschwindigkeit der Strömung im Innern eines Gebirgsmassives erhielt, und jenem scheint wohl für alle geographischen Studien ähnlicher Art die Zukunft zu gehören.

Es ist nämlich keineswegs nothwendig, daß die Gegend, welche zu derartigen Wasserprüfungen einlädt, gebirgig oder felsig sei; vielmehr kann sich sehr wohl eine Veranlassung dazu auch im Flachlande ergeben. Es kommt ja wohl vor, wie z. B. bei dem in Folge dessen einigermaßen berühmt gewordenen Hachinger Bache in nächster Nähe Münchens, daß das Wasser eines Gerinnes ganz und gar in den benachbarten Grundwasserstrom übergeht, so daß der oberflächliche Wasserlauf versiegt, ohne daß man dafür eine unmittelbare Ursache anzugeben vermöchte. Weiter abwärts aber entspringen Quellen, zu denen der nämliche Grundwasserstrom das Material liefert, und es hätte dann entschiedenen Reiz, mit Hilfe des Uranins die thatsächliche Zusammengehörigkeit über jeden Zweifel zu erheben. Man mag sich hydrographische und auch hygienische Fragen verschiedenster Natur denken, bei denen dieses neue vortreffliche Verfahren zur Prüfung einer Wassermenge auf ihre Identität mit Vortheil angewendet werden kann.

München. S. Günther.

*) G. Marinelli, Determinazione di correnti sotterranee a mezzo di sostanze coloranti, Atti del Reale Istituto Veneto di scienze, lettere et arti, 7. Folge, 5. Band, S. 951 ff. Die Abhandlung enthält auch sonst eine Reihe dankenswerther Aufschlüsse über den in Rede stehenden Gegenstand.

**) Nach der bekannten Oertlichkeit in Südfrankreich hat die französische Terminologie das Kunstwort „Sources Vauclusiennes“ für Wasserläufe gebildet, welche gleich in Gestalt starker Bäche oder Ströme hervortreten; das Patois der Bewohner des schweizerischen Jura kennt dieselben als „Doues“. Im Deutschen fehlt eine entsprechende Benennung, wohl deshalb, weil die Sache selbst zwar nicht gänzlich fehlt, aber doch zu den großen Seltenheiten gerechnet werden muß.

## Dänische Nachtwache.

Ich sitze am Strande und lese. Ich habe dabei ein echtes Stück Dänemark um mich herum — als Anschauungsmaterial zu meiner Lektüre. Vor meinen Füßen plätschert das Meer ein monotones, stilles Lied mit langen, flachen Wellen; und hinter dem Fleck, wo ich nach dem Bade liege mit den nackten Füßen im warmen Sand — über der steilen Thonwand, die in der Sonne leuchtet — steht der weichgewölbte, hellgrüne Buchenwald und rauscht. Weit drinnen ruft der Kukuk. Die Küste spannt sich um die große Bucht in einem weiten Bogen und verliert sich in blauem Sonnendunst in der weiten Ferne, wo „Möens Klint" sie mit seinen walddunklen Hügellinien über der gelben aufsteigenden Ebene abschließt. Die Segelböte gleiten im frischen Winde über die weite Fläche; und alles ist still. Von den Menschen sehe und höre ich nichts, — im Hof droben ist es ganz still; und die Natur in diesem Lande, wo die leisesten Leute der ganzen Welt leben, steht, auch sie, diskret sympathisch da und plätschert und rauscht mit kleinen Wellen und weichen Wipfeln zu den menschlichen Träumen.

Das Buch, über dem ich lese, ist ebenfalls ein sehr echtes Stück Dänemark. Es kam nach der Insel am selben Tag wie ich. Es heißt „Nachtwache", der Verfasser Henrik Pontoppidan. Dieser Dichtername hat über ganz Dänemark und in den weitesten Kreisen einen starken Klang — in diesem Augenblick vielleicht einen stärkeren als irgend ein anderer. Und mit Recht: denn von allen Jüngeren hat Pontoppidan das weiteste Bild des gegenwärtigen Dänemarks gegeben, und von ihnen allen ist er der Einzige geblieben, welcher in seiner Produktion eine Zukunft verspricht. In den großen Aufschwungsjahren mit der leidenschaftlichen und engen Für- und Wider-Litteratur ging er seinen stillen, aber sehr festen, eigenen Weg außerhalb der feindlichen Lager; und so geht er noch heute, wo sich alles, inklusive die Parteien, verändert hat, wo aber der Kampf gegen eine neuere Generation mit veränderter Frontstellung fortdauert.

Es ist jetzt genau zehn Jahre her, daß ich Henrik Pontoppidan zum ersten Male traf. Er war damals ein sehr junger Mann, der drei Bücher hinter sich hatte. Mit dem letzten von ihnen, „Dorfbilder", war er durchgedrungen; und stand mit einem Male da als ein neues scharfgeschnittenes Temperament in der damals sehr figurenreichen modernen Litteratur Dänemarks. Er offenbarte sich darin als virtuosenmäßiger Novellist, als Stilkünstler ersten Ranges, besonders aber als intimer Kenner des dänischen Bauernlebens, welches er schilderte mit der unromantischsten Nüchternheit und dem feinfühligsten Verständniß zugleich, mit zarter Stimmung und gereiftem Humor. Er lenkte mit diesem Werke die dänische Bauernnovelle in ganz neue Bahnen, in die Bahnen einer sehr individuellen und sehr tendenzlosen Realistik, die gegen die gemacht vierschrötigen Karrikaturen Schandorph's sowohl, wie gegen das gemachte Pathos der „Neunordländer" gleich stark abstach und die Hypertrivialität auf der einen Seite wie die Hyperidealisirung auf der anderen als gleich unwahr hervortreten ließ. Er wohnte ganz allein, ganz abwärts, weit weg von der Hauptstadt, auf dem Lande. Ich mußte lange fahren, von Kopenhagen nach dem Isefjord zu, erst mit der Eisenbahn, dann weiter mit dem Wagen. Ich kam zu einem kleinen Dorf in einer hügeligen, baumleeren Landschaft von dunkler Farbe; da lagen die Bauernhochschule, die sein Bruder leitete, und das Haus, wo er selbst wohnte. Pastorensohn aus einer der ältesten und berühmtesten Pastorenfamilien Dänemarks, hatte er sich als echter Sohn dieser ersten Tage des neuen Volksthums ein Bauermädchen aus des Bruders Hochschule zur Frau genommen. Er stand noch fest mitten in einer erlebten Ueberzeugung, die für ein ganzes Menschenleben dauern sollte; er hatte seine Kinder, und er hatte seine Bücher, und damit hatte er genug; und er rieth mir, die parfümirten Salons Hermann Bang's zu verlassen, um, wie er, nach meiner eigenen ländlichen Heimath in Schonen zu gehen und Hasen und Enten zu schießen.

Seitdem ist die Produktion Henrik Pontoppidan's sehr umfangreich gewesen. Die lange Reihe seiner Romane und Novellen geben Zeugniß von einer intimen persönlichen Entwicklung, die ihn durch private und öffentliche Konflikte von seinem ersten Standpunkt weit weg geführt hat. Er war einmal ein Gläubiger, der sein Leben aus seinem Glauben herauswachsen sehen wollte; und er ist ein intelligenter Skeptiker geworden, der seine frühere Zusammengewachsenheit mit den verschiedensten sozialen und kulturellen Schichten dazu benutzt, um sie alle in ihrer Zeitbedingtheit dichterisch zu durchleuchten. Und deswegen ist die rein persönliche Entwicklung, die sich in seiner Dichtung Ausdruck gibt, zugleich eine allgemeinere zeitgenössische: sie ist ein ganzes Stück dänischer Kulturgeschichte in ihren typischen Phasen und Gebilden während der letzten zehn Jahre.

Außer einigen „Kleinen Romanen", die rein künstlerisch gesehen, das stärkste und ausgesuchteste bezeichnen, was das junge Dänemark in den letzten Jahren hervorgebracht, hat Pontoppidan drei in der obigen Hinsicht bemerkenswerthe Bücher geschrieben: „Aus den Hütten. Neue Dorfbilder" (1887), „Das gelobte Land" (1892) und „Humus" (1892).

In dem erstgenannten Werke hat er — um sein eigenes Bild in einer dieser Novellen zu gebrauchen — die großen, schöngebauten Höfe verlassen, die mit ihren Gartenanlagen und in der Sonne glänzenden Spahndächern rund herum auf den Hügeln protzen, und sich zu den kleinen, verfallenen Häusern begeben, die sich drunten längs der Landstraße oder weit draußen auf Sumpfstrecken aneinander reihen, sich aneinander stützend wie eine Schaar zerlumpter und gichtbrüchiger Bettler. Er ist in diesem zweiten Band „Dorfbilder" der Schilderer der dänischen Häusler geworden, wie er in dem ersten Band der Schilderer der dänischen Bauern gewesen. Und es war dort wie hier ein immer prägnanterer Zug in der sich entwickelnden heimathlichen Zeitgeschichte, den er als der erste unter den gestaltenden Geistern Dänemarks wahrnahm: das dumpfe Brüten des ländlichen Proletariats, welches sich steigerte und abklärte, bis es in einzelnen Individuen zum Klassenbewußtsein wurde und endlich auch noch außen in die Erscheinung trat — nämlich in jener Häuslerbewegung, die jetzt schon eine organisirte und ein Faktor im politischen Leben geworden ist.

In den übrigen zwei genannten Werken, von denen das eine die Fortsetzung des anderen ist, nahm Pontoppidan zum Gegenstand seiner Schilderung die volksthümliche Bewegung, welche wohl die eigenthümlichste Erscheinung in dem heutigen dänischen Leben ausmacht und tiefe Spuren hinterlassen hat, kulturell wie politisch, in den Bauernhochschulen und in dem langen, erst in diesen Tagen beendeten Kampf der Linken gegen das Ministerium Estrup. Die Hauptperson ist ein junger Pastor, der — ganz wie der Dichter selbst — aus einer alten und vornehmen Familie stammt, von der altnordisch-christlich-demokratischen Bewegung aus allen traditionellen Klassen- und Familienbanden gerissen wird, ein Bauernmädchen von der Hochschule heirathet, als Pastor auf dem Lande nach fleischgewordenen Prinzipien sich völlig verbauert, seinen Acker selbst pflügt, den Pfarrhof, wo sein Vorgänger nach alten guten südskandinavischen Pfarrertraditionen hoch und gastfrei gelebt, in eine Bauernstube verwandelt, wo die ganze Gemeinde ein- und ausgeht, und seine Zeit gewissenhaft zwischen der Arbeit auf den Feldern, den religiösen Konventikeln zu Hause und den aufgeregten politischen Versammlungen in diesen ersten Tagen des Provisoriums theilt. Er ist ein idealistischer Schwärmer, und er ist ein Bürgersohn; und sein Leben, in dem er sich selbst erst so ganz eingesetzt hatte, zerspringt unentrinnbar wie ein Glas mit einem Fehler im Guß. Er steht, in dieses fremde Milieu eingekeilt, mitten in einem Organismus, mit dem er nicht organisch zusammenwachsen kann; und trotz Frau und Kindern und Ueberzeugung wird er unwiderstehlich von ihm ausgeschieden, wie durch einen ganz organischen Prozeß. Es ist nicht nur das viele Schiefe und Uebertriebene in der ganzen Bewegung, was dies bewirkt,

und das von der feinen Satire des Dichters sehr übel mitgenommen wird; es ist auch nicht nur das Desillusionirende und Abstoßende, sich selbst, den gebildeten und ehrlichen Mann, von „Demagogen“ niedrigster Art angeführt und übertrumpft zu sehen; der Gegensatz, der die große Tragik der Schilderung bildet, steckt tiefer, nämlich in der wesensbedingten Verschiedenheit der bürgerlichen und bäuerlichen Eigenart. Und hier liegt in der That der Grund, warum — durch ein unvermeidliches und schicksalsschweres Wechselspiel von boshaftem Mißtrauen und bitterer Täuschung — der schöne Entwurf der neunordischen Renaissance und Bauernkultur in der Ausführung ein Torso geblieben ist. Das Bürgerliche wollte das Bäuerliche kneten — nach Idealen, die sich das Bürgerliche über das Bäuerliche gemacht hatte —, und das Bäuerliche, das in Skandinavien seit uralten Zeiten sehr selbstbewußt gewesen, empfand auf die Länge die Unzulänglichkeit in diesen Bestrebungen stärker als den guten Willen, die Unzusammengehörigkeit intimer als die Verwandtheit; und der Drang des Klasseninstinkts, sich aus sich selbst heraus zu formen, wurde übermächtig. Ob derselbe doch nicht dabei auch Geschichte machen wird? Mir scheint es wahrscheinlich. Dem Dichter „des gelobten Landes“ freilich nicht; aber er ist selbst zu viel von jenem Pastor Ephraim, den er geschildert hat; er hat selbst die bitteren Täuschungen des bürgerlichen Bauernschwärmers durchgemacht, und der bittere Geschmack ist ihm auf der Zunge geblieben.

Pontoppidan's Bücher sind, wie man sieht, in einem ganz besonderen Sinne Schilderungen des dänischen Lebens. Sie sind es nicht nur psychologisch gesehen, im Temperament des Dichters wie in den geschilderten Personen und Milieus; es sind die ganz allgemeinen Interessen und Strömungen, die die Nation als Gesammtheit in unseren Tagen beherrscht haben, welche sich in diesen Büchern in individuellen Schicksalen typisch brechen. Darin unterscheidet sich seine Produktion von den meisten Leistungen des jüngsten Dänemarks, — von sonstigen Vorzügen und Nachtheilen abgesehen: denn ist bei ihm die ganze Fläche immer da, so kommt es doch vor, daß die Tiefe beim Messen zuweilen nicht Stich hält.

Auch die „Nachtwache“ ist so ein echtes Stück dänischen Lebens. In Dänemark spielt die Novelle freilich nicht; sie spielt — wie es übrigens in diesen Tagen des Neukatholizismus Mode zu werden scheint — in Rom, der heiligen Stadt. Aber sie spielt in der dänischen Kolonie zu Rom; und diese dänische Kolonie ist selbst ein echtes Stück Dänemark. Sie ist mit ihren Typen und Konflikten das ganze Dänemark, wie es gegenwärtig lebt und webt, nur en miniature, — oder, wenn auch nicht ganz Dänemark, so jedenfalls ganz Kopenhagen.

Die dänische Presse ist augenblicklich voll von diesem Buche. Alle Parteien reklamiren den Mann für sich; hier wird noch Alles, wenn einigermaßen möglich, für „die Rechte“ oder „die Linke“ ausgelegt. Die Radikalen, die in diesem Falle sicherlich am schlimmsten daran sind, haben mit bitter-süßem Lächeln im neuesten Fall Pontoppidan die bekannte „große Mystifikation“ entdeckt. Ein bischen deutlicher in seinen Sym- und Antipathien könnte der Dichter ja gewesen sein; man wird doch schließlich nicht dadurch der große Dichter, daß man die eigene Meinung unter den Tisch steckt. Die eigene Meinung kann zuweilen eins mit der eigenen Person sein. Aber der Held des kleinen Romans ist ein sogenannter Radikaler im Reich des modernen Geistes; und der Mann ist unleugbar ein selten widerwärtiger Kerl.

Jörgen Hallager ist von Profession Maler; aber dabei ist er zugleich ein großer sozialer Hasser von der Sorte fin-de-siècle unseres Jahrhunderts. Seine Kunst stellt eine Mischung von hochgradigem Naturalismus und revolutionärer Tendenzlerei dar; und er erzielt seine Wirkungen durch die bekannten billigen schreienden Kontraste. Eins seiner Bilder, „Ein Märtyrer“, ist folgendermaßen komponirt: auf einem nassen, nackten Ackerfelde liegt unter dem eingestürzten Rand einer Mergelgrube ein abgearbeiteter Tagelöhner und schreit vergebens nach Hilfe mit seinem blutgefüllten Munde, während draußen am Horizont ein eleganter Wagen mit livreegekleidetem Kutscher und Diener vorüberfährt. Es ist ihm eine besondere Delice, an grauen und nebeligen Wintermorgen bei dem ersten Pfeifen der Fabriken aufzustehen und durch die Straßen Kopenhagens zu streifen, wo die Arbeiter zu ihren Werkstätten eilen, mit dem Brotlaib unter dem Arm und der Branntweinflasche in der Tasche, und wo sich die kleinen rothnasigen Kinder, noch halb schlafend und zitternd vor Kälte, mit den großen Körben zum Kohlenhändler schleppen. Das einzige „wirklich lehrreiche“, was Rom ihm bietet, sind die Armenquartiere, wo die „rothe Bacille“ gedeiht und „das zwanzigste Jahrhundert gebraut wird“; er ist eines Tages zufälligerweise dahingerathen und erzählt dann später seiner Frau, wie er da Menschen gesehen hat, die alle zusammen nicht so viel Fleisch auf den Knochen haben wie ein gewöhnlicher Kopenhagener Kaufmann, besonders aber interessirte ihn ein nasenloses Frauenzimmer, das mit fünf Kerlen Karten spielte, — „das sind die Prachttypen, die einem noch ein bischen Vertrauen in die Zukunft geben können“. Die ganze Kunst ist ihm nichts, außer derjenigen der ersten christlichen Maler, die — wie die jetzigen „sozialen Künstler“ — sie bewußt agitatorisch anwandten. Er schwärmt platonisch für die Anarchisten. „Lyrik“ ist in seinem Jargon ein Schimpfwort — „ein Lyriker ist ein Mann mit einem schlechten Magen“.

In allem diesem finde ich Pontoppidan's dänischen Maler international zeittypisch. Der Mann, welcher dahinter steckt, ist der brutale, boshafte Plebejer.

Er hatte eine junge Dame aus der besten Kopenhagener Gesellschaft in sich verliebt gemacht und sich mit ihr in Rom verheirathet. Auf seiner Seite war keine Liebe mit im Spiel, — „Liebe“ ist ihm ein Wort wie Lyrik; die junge, feine, reiche Dame ist für ihn eine Befriedigung seiner Eitelkeit und eine seinen Feinden abgejagte Beute. Er behandelt ihren Vater — den alten zierlichen Büreaukraten, der ihm eine Verkörperung der ganzen verhaßten Gesellschaft ist — wie ein böser Bube seine Eltern, und seine Frau wie ein roher Mann eine Dirne. Er ist in seinem Haus und seinem ganzen Umgang der echte schlechte Tyrann, — so wie nur der Paria Tyrann sein kann. Es gelingt ihm, sich im Laufe eines Winters in der kleinen Kolonie zu Rom genau so verhaßt zu machen wie früher im großen Publikum zu Hause. Er ist so unerträglich, wie nur der Plebejer als Protze; nichts kann in seiner Atmosphäre gedeihen; alles wird von diesem rohen Selbstgefühl entweder auf sich selbst zurückgedrückt oder verschlungen. Sein Freund und Lehrling sagt sich von ihm los und findet sich selbst in einer neuen Kunst. Aber seine Frau, das zarte Geschöpf, das sich nicht von ihm losreißen kann, wird zu Grunde gerichtet. Sie stirbt plötzlich, — nach einer brutalen Scene. „Er verstand nichts“, heißt es dabei von Jörgen. „Seine Gedanken standen still. Betäubt, versuchte er vergebens das Räthsel zu lösen, das dies Alles ihm war.“

Das ist alles eigentlich nur eine Vorgeschichte zur „Nachtwache“. Einige Jahre sind vergangen. Das alte Königspaar feiert die goldene Hochzeit; und dies private Familienfest wird zu einem nationalen. Der lange Parteikampf nähert sich seinem Abschluß; und man genießt in diesem Fest einen Vorgeschmack des anderen, größeren Versöhnungsfestes, nach dem sich Alle sehnen. Man fühlt sich wieder als ein ganzes Volk, als Nation. Mit einer Ausnahme — „die Nachtwache“. Die Nachtwache ist eine „geheime Gesellschaft“, die in einer kleinen Kellerkneipe einer abgelegenen Straße Kopenhagens ihr sehr ungefährliches Treiben jeden Abend in geschlossenem Raum beim Carlsbergsbier führt. Die Mitglieder sind heruntergekommene Leute verschiedener Profession: ein humoristischer Zeichner, ein versoffener Journalist, ein paar Handwerker, einige anarchistisch gestimmte Arbeiter und drei, vier Frauenzimmer unzweifelhafter Art. Der Hauptmann aber ist unser Jörgen Hallager. Sein Schicksal wie seine Person haben sich in diesen Jahren sehr verändert. Als Künstler wie als Mensch ist es mit ihm abwärts gegangen. Sein letztes Bild „Streikende Arbeiter“ erregte nicht einmal Aerger; seine ganze Kunstrichtung wird überhaupt als veraltet betrachtet. Für seine

verstorbene Frau Ursula hat er sich freilich Ersatz geschafft, — in seinem früheren Verhältniß, einem Nadlermädchen aus einer Schlupfgasse, deren konstantes Gähnen bescheidene Zahnüberbleibsel entblößt und mit der er eine vom Gesichtspunkt der Nachtwache ideale Ehe geschlossen hat. Er hat mit ihr einen Buben von drei Monaten, den in der beständigen Abwesenheit der straßenliebenden Mutter die Nachbarfrau wartet, — eine ältliche, giftige Person, die Jörgen Hallager eigentlich noch lieber geheirathet hätte, denn sie hat in noch höherem Grade als sein Nadlermädchen „keine Spur von Lyrik“. Das Kind wird vom Vater immer nur „der Rekrut“ genannt, der kleine Niels Peter soll sein Nachfolger werden, wenn er zu alt oder zu versoffen wird, — ganz wie er selbst seinen Vater auf der Wache bei dem heiligen Feuer der Wahrheit einst ablöste; — denn der Bube hat das rechte „gesegnete Gaunergesicht“ und absolut keine Veranlagung zum Lyriker. Seine Philosophie ist jetzt diese: „es ist nicht die Freiheit, die uns helfen kann; es ist nicht die Gesellschaft, mit der es verkehrt steht. Es sind wir selbst . . . es ist der Mensch, in den Lyrik gefahren ist, und das heißt soviel wie wenn der Schwamm in ein Haus kommt. Um was es sich handelt, das ist das neue Amerika im Menschen selbst zu entdecken, einen unkultivirten Punkt ohne Vorzeit, ohne Erinnerung, ohne Renaissance oder andere Hinterlassenschaft alter Zeiten, die dem Schwamm Nahrung zuführen könnten“. Und so ein Stück vom neuen Amerika soll der kleine Niels Peter Hallager werden. Vorläufig gäbe es für ihn selbst „nichts zu thun als geduldig und standhaft auf dem Wachtposten zu verbleiben, wohin das Schicksal ihn in dieser dunklen, schweren, dunstigen Nacht gestellt hatte, die jetzt auf die Menschheit eindringt“. „Das Pulver trocken halten“, lautet die Losung der „Nachtwache“; „die Galle flüssig halten“, sind die Schlußworte Jörgen Hallager's an die Wärterin seines Kindes.

Wie die im Buche geschilderte dänische Kolonie in Rom mit ihren Menschen und Konflikten einen Mikrokosmos der nordischen Heimath darstellt, so wirkt auch die Person und das Schicksal Jörgen Hallager's fast symbolisch. Es sollte mich sehr wundern, wenn der Verfasser sich dessen selbst nicht bewußt war, als er das Buch formte. „Nachtwache“ gibt in seinem engen Rahmen — ganz wie Pontoppidan's frühere Bücher — ein Stück Entwicklungsgeschichte der dänischen Kultur. Es ist in Jörgen Hallager etwas mehr als das Individuum allein; hinter ihm steht eine weit größere Gestalt, mit der er ganz zusammenfließt: die Zeitepoche.

Als Hallager seinen „Märtyrer“ schuf, malte sein Freund und Schüler Drehling ein ganz ähnliches Bild — eine Frau, die unter der Last eines Holzbündels zusammenbricht; der Unterschied bestand nur darin, daß draußen am Horizont statt der eleganten Equipage Hallager's eine undeutliche Nebelfigur, der Tod mit dem Sarge unter dem Arm, sichtbar wurde. In dieser kleinen Divergens der schaffenden Phantasie der beiden Maler lagen zwei wesensverschiedene Kunstrichtungen in nuce; — man könnte vielleicht sagen: zwei Lebensanschauungen. Jörgen Hallager wurde ein Verschollener, Thorkild Drehling ein Mann der Zukunft — alles in einigen Jahren. Die naturalistische Tendenzkunst ist in Dänemark todt, in der Malerei wie in der Litteratur; und eine neue möchte sich mit Phönixflügeln aus ihrer Asche erheben. Möchte — denn sie hat es noch nicht gethan. Theoretisch vielleicht; aber die jungen Leute, die sich um die Zeitschrift „Der Thurm“ schaaren, haben erst nur die Einsicht davon, daß Kunst etwas anderes und etwas mehr als Sittengeschichte bedeutet. Ob sie auch die produktive Kraft besitzen, muß die Zukunft zeigen.

Der symbolische Sinn des Buches erstreckt sich indessen weiter. Jörgen Hallager ist nicht allein Maler; er ist zugleich ein Mann des sozialen Ingrimms unserer Jahrhundertwende. Der Radikalismus in der dänischen Kunst war immer mit dem politischen sehr eng verknüpft; Jörgen Hallager stellte ja in seinen Gemälden die sozialen Probleme gewaltig unter Debatte. Der Künstler in ihm war aus seinen eigenen Rippen geschaffen; seine Kunst war keine erworbene Ueberzeugung; sie war nur sein Instinkt; er war Sohn eines armen Schullehrers, den die lokalen Machtinhaber schändlich behandelt hatten; das Rachegefühl war ihm ins Blut übergegangen, er fühlte in ihm sich selbst am stärksten, mit der ganzen Süßigkeit des vitalen Empfindens. Ob der Verfasser in ihm eine typische Persönlichkeit und ein typisches Schicksal hingestellt haben will? So viel ist jedenfalls sicher, das eine ganze Kulturpartei — wenn dies Wort hier erlaubt ist — sich Tag für Tag mehr eingeengt fühlt (die abgelegene Kellerkneipe wie die ganze äußerliche Verfallenheit ist ja natürlicherweise nur ganz symbolisch aufzufassen) und sich allmählich auf die Schlußworte des ausrangirten Hallager's beschränken muß: „die Galle flüssig halten!“

Stege. Ola Hansson.

---

**Ueber die Zulassung der Frauen zum Studium der Medizin.** Von Dr. P. Müller, Professor in Bern. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von R. Virchow und Fr. v. Holtzendorff, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. Neunte Serie Heft 195). Hamburg. 1894. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.

Den Freunden der Bestrebungen zu Gunsten des Universitätsstudiums der Frauen ersteht in dem Verfasser dieses Vortrags ein Bundesgenosse. Professor der Gynäkologie an der Hochschule Bern hat P. Müller zwanzig Jahre hindurch seine Beobachtungen über einen ihm besonders nahe liegenden Gegenstand sammeln können. Er theilt das Ergebniß in ansprechender Form mit, vorsichtig abwägend, sich auf Thatsachen stützend, mit glücklicher Mischung ernster Betrachtung und guter Laune. Die oft gehörte Behauptung, daß die Frau zur Medizin weder Talent noch körperliche Kraft besitze, wird siegreich von ihm widerlegt. Jedoch will er nicht in Zweifel ziehen, daß für gewisse schwere Operationen, besonders in diesem Spezialfach die physische Kraft der Durchschnittsfrau nicht hinreiche. Abgesehen von dieser Einschränkung macht das Geschlecht für ihn bei der Beurtheilung der Befähigung zum Studium und zur Ausübung der Medizin keinen Unterschied. Daher fordert er auch Gleichheit der Ausbildung für Frauen und Männer, und zwar in dem Sinne, daß sie nicht erst auf der Universität beginne, sondern schon durch vorangehenden, rationellen Gymnasialunterricht angebahnt werde. Er beklagte lebhaft, daß in Deutschland die maßgebenden Kreise bis in die neueste Zeit noch der Gymnasialbildung der Frauen theilnahmlos, so feindlich entgegenstanden und begrüßt die Begründung von Mädchengymnasien aus privaten Mitteln. Endlich berührt er die Frage der Trennung der Geschlechter beim Studium und kommt zu dem Schlusse, „daß eigene Institute für Frauen gänzlich entbehrlich sind“. Mit gutem Grunde widerlegt er das Bedenken, daß die weiblichen Studirenden, wenn sie dieselben Lehrinstitute wie die Männer frequentiren, „an ihrer Moral Schiffbruch litten“. Sehr wahr ist sein Hinweis darauf, daß die Anwesenheit von Frauen den Lehrer selbst zwinge, „anzügliche Witzeleien wegzulassen und in knapper, decenter Form auch heikle Themata zu erörtern“. „Man wage das Experiment“, ruft er den Zweiflern und Spöttern zu. „Trete man, um der beiden Parteien erwünschten Lösung näher zu kommen, auch in den anderen Ländern aus dem Stadium der Diskussion heraus und mache einen ehrlichen Versuch. . . . In neuerer Zeit tönt uns so aus den Arbeiterkreisen der Ruf: „Recht auf Arbeit“ entgegen. So weit gehen die Frauen nicht, sie verlangen von dem Staate keine Versorgung, sie verlangen nur größere Freiheit der Bewegung auf dem ökonomischen Gebiete! Ihr Ruf lautet deshalb nicht: „Recht auf Arbeit“ — sondern viel bescheidener nur: „Recht zur Arbeit.“ Wird man in Deutschland auf die Worte eines Deutschen, dessen Blick sich durch langjährige Wirksamkeit in der Schweiz erweitert hat, hören?

K. St.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 42. Berlin, den 21. Juli 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Die Erfüllung vielerlei Aufgaben weist sich die preußische Junkerpartei zu; sie ist — nach ihrer Behauptung — die Stütze von Thron und Altar; sie vertritt — nach ihrer Behauptung — die Interessen der gesammten Landwirthschaft, des Handwerks und des reellen Handels; und sie ist — immer nach ihrer Behauptung — die Schützerin des Preußenthums so in Bausch und Bogen, oder wie man sich jetzt auch in diesen Kreisen bequemt zu sagen, des Deutschthums; denn selbst für die Junkerpartei gibt es eine Entwicklung, und man vertritt nicht mehr jene Anschauung anheimelnder Selbstbeschränkung der unmittelbaren Vorfahren, die behaupteten, daß ein Patriot seinem vaterländischen Sangesgefühl nur mit dem Liede „Ich bin ein Preuße" Ausdruck geben dürfe, während die Landesverrätherei mit dem Sange „Was ist des Deutschen Vaterland?" schon ganz offenbar anhebe. Diesen musikalisch-politischen Standpunkt, der noch vor fünfundzwanzig Jahren seine sehr ernste und tiefsinnige Bedeutung hatte, verfechtet man nicht mehr. Nun ist eine neue Fortentwicklung über die Kreuzzeitungspartei gekommen.

Daß diese Partei aus Ostelbien für unsere geistige Kultur und für unsere Wissenschaft besonders lebhaft eingetreten sei, behaupten selbst ihre Lobredner nicht mit starkem Nachdruck. Das ist jetzt anders geworden. Der Zwang der Zeiten gebietet der Kreuzzeitungspartei auch diese neue Last auf ihre patriotischen Junkerschultern zu nehmen, und dies ist so gekommen:

Daß Alles, was der sogenannte „Neue Kurs" thut, und daß Alles, was er nicht thut, als Scheußlichkeit in jenem Spiegel wahren Patriotismus erscheint, den die „Kreuzzeitung" unseren Tagen vorhält, ist bekannt genug. Unsere jetzige innere Politik ruinirt uns und unsere jetzige auswärtige Politik ruinirt uns auch. Und außerdem weist diese Politik allgemeinen Niederganges, wie es leicht erklärlich ist, einen jeden idealen Inhalts baaren Sinn auf; sie ist charakterisirt durch einen abstoßenden materialistisch-mammonistischen Zug, das hat die „Kreuzzeitung" in ihrem idealen Streben nach höheren Getreidezöllen, nach Befestigung und Ausbau der Branntweinliebesgabe und einigen anderen gleich unirdischen Dingen herausbekommen. Mit dieser Entdeckung ist denn auch der geistvolle Uebergang aufgefunden, um zu erweisen, wie die Politik der Handelsverträge, die uns wirthschaftlich vernichtet, zugleich unserer Wissenschaft und Sprache schwere Wunden schlägt. Speziell in Bezug auf Rußland wird dieser Nachweis den Lesern schwarz auf weiß vor die Augen gebracht.

Es steht nämlich fest, daß heute in Rußland das Deutschthum schwer bedrängt und mit eiserner Gewalt zurückgedrängt wird; das ist gewiß bedauerlich. Auf die chronologische Thatsache, daß diese Bedrängung weit älter ist, als seit jenen denkwürdigen letzten Januartagen, da der lange ersehnte deutsch-russische Handelsvertrag fertig gestellt war, braucht man kein Gewicht zu legen, und so kann denn die „Kreuzzeitung" als Missionarin deutscher Wissenschaft ausrufen:

„Daß der russische Zolltarif von 1891, der ein Kampftarif in optima forma war, durch den Vertrag in einzelnen Punkten ein wenig herabgesetzt worden ist, mag den Vertretern der heutigen Handelspolitik freilich viel wichtiger sein, als die Kultureinflüsse, die Deutschland theils mittelbar, theils unmittelbar in Rußland früher übte. Das entspricht der schlechthin materiellen rein äußerlichen Auffassung, von der sie bei den Beziehungen zu Rußland geleitet werden. Wenn auch nur ein Rubel verdient werden kann, mag doch unsere Wissenschaft und Sprache dieser und jener holen! So urtheilt die „modernste Schule", wie wir sie im letzten Jahre kennen gelernt haben . . . ."

Wer den genügenden Kreuzzeitungsscharfsinn nicht besitzt, könnte mit seiner mangelnden Logik vielleicht bescheidentlich einwerfen, ob denn die Russen geneigter sein würden, „unseren Kultureinflüssen" Thür und Thor zu öffnen, wenn wir uns über die verbarrikadirten Grenzen als Zeichen intimer Annäherung handelspolitisch die Nasen

gegenseitig blutig schlagen. Da war es zur Zeit des Kaiser Nikolaus besser, sagt die „Kreuzzeitung“. Das ist von ihrem Standpunkt aus völlig richtig. Damals herrschte in Preußen Herr von Manteuffel offiziell und Herr von Gerlach, der noch „kreuzritterlicher“ war, herrschte als „Minister des gouvernement occulte“, wie er selbst seinem Schüler, Freunde und Helfer, dem Herrn von Bismarck nach Frankfurt an den Bundestag in vertraulichem Briefe schrieb. Damals arbeiteten voll preußischen Selbstgefühls die Kreuzzeitungsleute mit dem russischen Kaiser Nikolaus zusammen, um Herr von Gerlach aus seiner occulten Machtstellung innerhalb der Kamarilla zu einem veritablen Premier von Kreuzzeitungs- und zarischen Gnaden in Preußen zu machen, und damals bethätigte auch dieses offene Manteuffel'sche und geheime Gerlach'sche Kreuzzeitungsregiment seine Achtung für „unsere Wissenschaft“ durch einen so niedlichen und bezeichnenden Zug, daß es den Universitätsprofessoren „unter der Hand“ verbot, den Schülern die römische Geschichte Mommsen's zu empfehlen. Das war vor etlichen dreißig Jahren, so um 1857 herum.

Originell würde die internationale Stellung werden, in welche Deutschland durch eine volle Ausgestaltung der Kreuzzeitungspolitik einrücken müßte. Der politische Antagonismus mit Frankreich ist in Europa eine historische Thatsache, für die Kreuzzeitungspartei verschärft durch ihre Abneigung gegen die republikanische und aus der Revolution hervorgegangene Staatsform. Mit Rußland ständen wir handelspolitisch im Kriege, und wir wären verpflichtet, zu Gunsten der Deutschen in den Ostseeprovinzen uns in die inneren russischen Staatsverhältnisse gewaltthätig einzumischen. In Ungarn hat dasselbe zu Gunsten der siebenbürger Sachsen zu geschehen; im Uebrigen müßte uns Ungarn seines „Judenliberalismus“ wegen noch stärker verhaßt sein, als Oesterreich, das seit Taaffe auch leider semitisch-liberalisirend und somit anrüchig wurde. Italien kann man nicht ernst nehmen, denn was ist eine Monarchie werth, die so entartet ist, streng konstitutionell und parlamentarisch zu regieren; eine stärkere Vorliebe für unser Centrum wäre überdies ganz geeignet, Gift in die römische Frage zu träufeln, und England endlich sollte man ganz anders die Faust zeigen und ohne Scheu mit ihm in afrikanische Konflikte hineinspazieren, wenn man ein Kerl von echtem Schrot und Korn sein will. Man braucht nicht vierzehn Tage lang die Leitartikel der „Kreuzzeitung“ zu lesen, so wird sich einem aus einzelnen Zügen dieses politische Weltbild zusammenschließen, aus dem markant hervortritt die reinliche Isolirung und die Verfeindung Deutschlands mit aller Welt. Daß der neue Kurs eine ganz andere Politik verfolgt, muß man unbedingt zugeben. Die Kreuzzeitungs-Politik würde dagegen wie eine vielversprechende Einleitung mahnen an eine Wiederkehr der eindrucksvollen Kreuzzeitungstage von Olmütz.

Es ist keine Karrikatur, die hier gezeichnet wurde. In diesen Bahnen bewegt sich in der That die Polemik der „Kreuz-Zeitung“ gegen die heute in Deutschland verfolgte Politik. Daß eine Polemik dieser Art sich hervorwagt, wäre nicht das schlimmste; aber daß eine starke Partei, deren verhängnißvolle Rückkehr zur Macht noch niemals in Deutschland ausgeschlossen war, mit so beschaffener Kritik ihr öffentliches Dasein bestreiten kann, dies zeigt den traurig niedrigen Stand der politischen Aufklärung in Deutschland und die völlige Unkenntniß weiter Kreise darüber, daß Preußen und Deutschland sich vor Verkümmerung immer nur im Kampfe gegen diese Elemente schützen und nur gegen sie sich ein kraftvolles und gesundes Wachsthum schaffen konnte.

Vorsichtig hütet sich bisher unsere Regierung, jenem interessirten Rathschlag zu folgen, der sie veranlassen möchte, eine Erhöhung des Zuckerzolles in den Vereinigten Staaten mit einer Erhöhung der deutschen Zölle auf amerikanische Importartikel und damit durch einen Zollkrieg zu beantworten. Eine, wie es scheint, offiziöse Darstellung weist darauf hin, daß Deutschland nur eines beanspruchen könne. Es muß von den Vereinigten Staaten in entsprechender Weise, wie die anderen bei dem Zuckerimport interessirten Länder behandelt werden; und daß dies geschehen wird, steht außer Zweifel. Etwas Anderes zu begehren, hat Deutschland politisch kein Recht, und etwas Anderes zu verlangen, wäre eine politische Thorheit ersten Ranges; denn man könne nicht, um gänzlich problematische Erfolge für die deutsche Zuckerindustrie zu erkämpfen, den gesammten übrigen Exporthandel Deutschlands nach den Vereinigten Staaten den schweren Wunden eines Zollkriegs ausliefern.

Dieser Standpunkt ist völlig korrekt und der einzig mögliche. Den deutschen Agrariern und den amerikanischen Industriezöllnern würde es freilich in ihrer kurzsichtigen Politik wie ein großer Erfolg erscheinen, wenn durch einen unbesonnenen Schritt unserer Regierung offene handelspolitische Feindschaft zwischen beiden Ländern heraufbeschworen werden könnte. Jede unberechtigte Pression Deutschlands würden mit Berechnung die amerikanischen Schutzzöllner zur Entfachung des heimischen Chauvinismus benutzen, und dieser Chauvinismus müßte ihnen die so erwünschten Zollschranken gegen die deutschen Industrieartikel aufbauen helfen; und die Rückwirkung wäre dann wiederum, daß unsere Agrarier sich durch die Benutzung des entsprechenden heimischen Chauvinismus das amerikanische Getreide und das amerikanische Schweinefleisch vom Halse hielten. Man könnte das anmuthige Stück auch benennen: Wie man patriotische Reizbarkeit zu Geld machen kann. Für dieses international improvisirte Jeu zwischen deutschen Agrariern und amerikanischen Schutzzöllnern weigert sich, wie wir annehmen, in kluger Vorsicht unsere Regierung die Karten zu liefern.

**Präsident Cleveland** hat sich um die Union ein neues, großes Verdienst erworben. Seiner Energie ist es zu danken, daß die schon in revolutionäre Zuckungen ausartenden Streiks heute so gut wie beendet sind, und die anarchischen Zustände wenigstens haben aller Orten bereits aufgehört. Dieser Erfolg ist von sehr großer Bedeutung für die Union; aber auch für die gesammte civilisirte Welt, und das um so mehr, weil der Zusammenbruch der Bewegung erfolgt ist, obgleich ihre siegreiche Durchführung gegen die heutige Gesellschaft im letzten Augenblick noch durch das äußerste Kraftmittel, die Proklamirung des Generalstreiks, versucht worden war.

Es ist bezeichnend, welche Lehre der sozialdemokratische „Vorwärts“ aus dieser Thatsache zieht. Er schreibt:

„Der amerikanische Generalstreik ist mißlungen, wie wir das voraussagten, und wie alle Generalstreiks, die bisher versucht wurden, mißlungen sind. Und fügen wir hinzu: wie alle, die etwa noch versucht werden sollten, mißlingen werden und müssen. Die Arbeiterorganisationen Amerikas sind unzweifelhaft besser, als die aller übrigen Länder, mit einziger Ausnahme Englands. Wären sie jedoch auch zehnmal so gut als sie sind, so würde die Proklamirung des Generalstreiks ein Schlag ins Wasser geblieben sein.“

Diese Ansicht, die auch wir stets vertreten haben, ist richtig; und die Voraussetzung einer solchen Schlußfolgerung ist das Eingeständniß der Kraft und inneren Festigkeit unserer heutigen Gesellschaftsordnung. Diese Kraft zeigt sich charakteristischer Weise auch in einem Lande mit so schwacher Exekutivgewalt und so wohl durchgeführter Arbeiterorganisation wie Amerika. Auch der „Vorwärts“ kann sich implicite verwandten Schlußfolgerungen nicht entziehen.

Eine Partei wird nicht ungestraft groß, das erlebt unsere Sozialdemokratie. Eine kleine Partei kann sich leichter manche Extravaganz gestatten; jeder ernste Fehlschlag wird einer großen Partei aber verhängnißvoll, und weil in dieser realen Welt die Fehlschläge nur jener vermeidet, der nicht in Utopia lebt, darum zwingt die Entwicklung langsam die Arbeiter aller Kulturstaaten zu einer Rückkehr zur realen Wirklichkeit und zur Vorsicht, ganz so wie dieser Prozeß sich an den englischen Arbeitern schon im Verlaufe der letzten vierzig Jahre vollzogen hat.

In den dreißiger, vierziger Jahren des Jahrhunderts wäre dem extremen Radikalismus eine Expedition wie das soeben gescheiterte frivole „Freilandunternehmen“ als eine Heldenthat erschienen, die nur durch die Ungunst zufälliger Verhältnisse unglücklich endete. Heute hat mit Recht der „Vorwärts“ für solche Phantastereien der Narrheit und

der Großmannssucht nur Hohn. Das eiserne Lohngesetz warf man zum alten Eisen; es charakterisirt einen zweiten Abschnitt der Bewegung, und jetzt ist auch der Generalstreik, abgethan, mit dem man innerhalb der letzten zehn Jahre den Punkt gefunden zu haben glaubte, um die heutige Gesellschaft aus den Angeln zu heben.

Das ist eine langsame, gesunde Entwicklung, die der Staat und die Gesellschaft nur dadurch beschleunigen kann, daß er in kraftvoller Ruhe vor jeder unnöthigen gewaltthätigen Einmischung sich hütet und den Zwang der realen Weltmächte den stillen und starken Lehrmeister sein läßt.

In Bulgarien macht sich immer heißblütiger eine rücksichtslose Verfolgung gegen alle Stützen des bisherigen Regimentes geltend, dessen Haupt Stambulow war. Wir fürchten, daß ein so junges Land auf so vulkanischem Boden derartige Schwankungen der Politik nicht wird ertragen können. Eine Politik dieser Art muß das Land in tödtlich verfeindete Parteien zerreißen; das aber ist der Boden, aus dem zum Unheile Bulgariens eine neue russische Drachensaat aufsprießen wird.

* * *

## Soll und Ist im Reichshaushalt.

Die Steuern, mit denen die Reichsregierung den Mehraufwand für das Heer aufbringen wollte, sind zum größten Theil abgelehnt worden. Das Gleichgewicht im Haushalt wurde aufrecht erhalten, indem einerseits erhebliche Ausgaben, namentlich für die Marine gestrichen wurden, und andererseits eine Anzahl von Reichseinnahmen mit erheblich höheren Beträgen eingesetzt wurden, als die Regierung veranschlagt hatte. Beispielsweise wurde die Zuckersteuer mit 5 Millionen, die Porto- und Telegraphengebühren mit 3½ Millionen, die Einnahmen aus den Reichseisenbahnen mit 3 Millionen höher eingesetzt, als die Regierung vorgeschlagen hatte. Selbstverständlich kann weder der Schatzsekretär noch der Reichstag genau voraus wissen, wie hoch die Einnahmen sein werden; noch weniger können sie vorausbestimmen, wie hoch sie sein sollen. Die Höhe der Einnahmen hängt ab von der Entwicklung des Verkehrs. Eine solche Erhöhung der Einnahmeposten ist vor der Hand nichts weiter als eine Beruhigung für den Kalkulator. Die Thatsachen entscheiden darüber, ob der Voranschlag der Regierung oder der des Reichstags richtig war. Hat man die Einnahmen niedriger eingeschätzt, als sie sich wirklich ergeben, so weist die Rechnung einen Ueberschuß, im entgegengesetzten Falle einen Fehlbetrag auf. Für die Verwendung eines Ueberschusses findet sich wohl Rath; ein Fehlbetrag muß in irgend einer Weise gedeckt werden und die Nothwendigkeit, neue Steuern einzuführen, ist damit der Regel nach nicht aus der Welt geschafft, sondern nur verzögert.

Die Regierung hat sich nur sehr schwer entschlossen, auf die Abänderung der Voranschläge einzugehen und von vielen Seiten wurde ein solcher Vorgang als eine schlechte Finanzwirthschaft bezeichnet. Ob die Regierung oder der Reichstag mit seiner Schätzung Recht behalten wird, kann man heute noch nicht wissen, denn von dem laufenden Etatsjahr ist erst der vierte Theil verstrichen. Der Annahme, daß der Reichstag Recht behalten wird, erwächst aber eine mächtige Unterstützung aus den Rechnungsergebnissen des abgelaufenen Etatsjahrs, die soeben bekannt gemacht wurden. Die Post- und Telegraphenverwaltung schließt mit einem Ueberschusse von mehr als 3 Millionen, die Verwaltung der Reichseisenbahnen mit einem Ueberschusse von mehr als 3½ Millionen, die Zuckersteuer mit einem Ueberschusse von 4⅔ Millionen ab. Diese Zahlen kommen denen auffällig nahe, welche der Reichstag für das laufende Jahr mehr eingesetzt hat. Wenn sie theilweise um einzelne Millionen dahinter zurückbleiben, so liegt ein Ersatz hierfür darin, daß auch die Salzsteuer, die Materialsteuer auf Branntwein und die Brausteuer erheblich höhere Beträge geliefert haben. Die Rechnung für das abgelaufene Jahr hat zwar an manchen Stellen in Folge von Mindereinnahmen und Mehrausgaben sehr ungünstige Resultate zu verzeichnen; sie schließt aber doch mit einem Gesammtüberschuß von 14 Millionen ab. Das ist ein sehr erfreuliches Resultat; der Ueberschuß ist zehnmal so groß, als er im abgelaufenen Jahr gewesen war, und im Verlauf der letzten Zeit hatte man mehrfach mit Fehlbeträgen rechnen müssen.

Es liegt keine Veranlassung zu der Befürchtung vor, daß die Einnahmen aus der Post, den Eisenbahnen und dem Zuckerverbrauch im laufenden Jahr geringer sein werden, als sie im Vorjahr waren, man darf sich also der Hoffnung hingeben, daß die Berechnungen des Reichstags sich als richtig erweisen werden. Auf jeden Fall sind die 14 Millionen, welche sich als Ueberschuß des Vorjahres ergeben haben, ein Fehler, der bei der Aufstellung des nächsten Reichshaushalts sehr in das Gewicht fallen wird.

Als das diesjährige Budget berathen wurde, neigte sich das Jahr, über dessen Abschluß jetzt Kunde gegeben wird, seinem Ende zu. Die Regierung war über die Ergebnisse desselben jedenfalls sehr viel genauer unterrichtet, als der Reichstag und hat dennoch einer möglichst trüben Anschauung über die Lage der Reichsfinanzen Vorschub geleistet. Es ist eine alte Geschichte, daß der Finanzminister stets ein heiteres Gesicht macht, wenn er neue Ausgaben bewilligt haben will, und ein trübes Gesicht, wenn er neue Steuern fordert. Das wird auch wohl niemals anders werden. Die Volksvertretung aber hat alle Veranlassung, sich dagegen nach Kräften zu wehren. Die möglichst niedrige Einschätzung der Einnahmen sollte der Forderung nach möglichst umfassenden neuen Steuern Vorspann leisten. Diese Forderung nach neuen Steuern wird angesichts der erzielten Ergebnisse bei der nächsten Budgetberathung einen sehr viel schwereren Stand haben und dem Reichstage wird es leichter sein, die Hand auf den Beutel zu drücken.

Die Ist-Ergebnisse eines Rechnungsjahres können sich naturgemäß mit den Veranschlagungen niemals genau decken; der Unterschied zwischen beiden hat aber im Deutschen Reiche eine bedenkliche Höhe, schon seit vielen Jahren. Namentlich im Gebiet der auswärtigen Politik, der Marine und Kolonialverwaltung müssen alljährlich Etatsüberschreitungen im Betrage von vielen Millionen Mark gedeckt werden. Die Rechnungskommission verhandelt darüber; die Ueberschreitungen werden jedesmal so gut als möglich entschuldigt; aber man kann kaum sagen, daß es jemals gelänge, sie sehr gut zu entschuldigen. Die Verwaltung ist sich stets bewußt, daß sie in Folge der zu niedrigen Veranschlagung vieler Einnahmeposten stets über mehr Geld zu verfügen hat, als nach den vorhandenen Ausweisen der Fall zu sein scheint und sie sieht sich darum nicht dazu veranlaßt, den höchsten Grad von Sparsamkeit anzuwenden, zumal wenn in ihr „enragirte Fachmänner“ das Wort führen. Strenge Sparsamkeit in der Verwaltung ist aber nicht zu entbehren, wenn in den Reichsfinanzen Ordnung geschafft werden soll. Zu den Grundsätzen des Fürsten Bismarck hat sie niemals gehört und in Preußen erzählt man davon wie von einem Märchen aus der alten guten Zeit. Daß man einem bankrotten Domänenpächter ein erhebliches Kapital schenkt, um ihm Gelegenheit zu geben, als Gutsbesitzer noch einmal Bankrott zu machen, ist ein Vorgang, der in den Kreisen der Maaßen, Motz und Kühn unmöglich gewesen wäre. So liegt denn Veranlassung vor, bei Festsetzung der Einnahmetitel mit strengerer Kritik vorzugehen, als man dies meist gethan hat. Mit den Beschlüssen von diesem Februar ist damit ein guter Anfang gemacht worden.

Alexander Meyer.

## Die Reorganisation der russischen Staatsbank.

Das längst erwartete und bereits vielfach besprochene neue Statut der russischen Staatsbank hat nunmehr endlich, nachdem die zu diesem Zweck niedergesetzte Kommission mehr als anderthalb Jahre darüber gearbeitet hat, am 6./18. Juni die kaiserliche Bestätigung erhalten und ist vor einigen Tagen veröffentlicht worden. Die Veränderungen, die durch das neue Gesetz in die Organisation und den Betrieb der russischen Staatsbank hineingetragen werden, sind — um dies gleich hier vorauszuschicken — nicht so einschneidend, wie man nach den der Kommission unterbreiteten Vorschlägen vielleicht hätte erwarten können und die Freunde einer radikalen Reform des centralen Geldinstituts des Landes werden bei der Durchsicht des neuen Statuts wahrscheinlich eine gewisse Enttäuschung verspüren, aber nichtsdestoweniger sind wenigstens in einem Punkte und zwar hinsichtlich des Darlehensgeschäftes der Bank die Gesichtspunkte der Reformpartei zur Geltung gelangt, so daß dieser Theil der Thätigkeit der Bank in Zukunft jedenfalls einen gänzlich veränderten Charakter tragen wird und das neue Statut verdient daher immerhin die Beachtung aller Derjenigen, welche sich für die Entwicklung des Bank- und Kreditwesens in Rußland interessiren.

Seitdem mit dem Amtsantritt des gegenwärtigen Finanzministers Anschauungen zur Herrschaft gelangten, welche sich in vielen Punkten sehr wesentlich von denjenigen unterschieden, die bis dahin maßgebend waren, häuften sich die Angriffe auf die gegenwärtige Organisation der Staatsbank immer mehr und in der Presse trat eine deutliche Unzufriedenheit mit der Geschäftsgebahrung, sowie mit den bisherigen Betriebsresultaten dieses Instituts hervor. Als dann die oben erwähnte Kommission gebildet und dadurch kundgegeben wurde, daß man auch an leitender Stelle eine Reform für nothwendig erachte, füllten sich die Tagesblätter mit einer Fluth von Artikeln, welche alle darin einig waren, daß die bisherige Organisatian sich nicht bewährt habe, und die nur hinsichtlich des Umfanges und der Richtung der erforderlichen Reformen auseinander gingen.

Um sowohl die Angriffe wie die Vorschläge zu verstehen, ist es erforderlich, den Betrieb der Bank in seiner bisherigen Form etwas eingehender zu betrachten. Die russische Staatsbank verfügt bekanntlich über ein relativ sehr geringes eigenes Kapital, welches gegenwärtig 25 Mill. Rbl. beträgt, wozu noch 3 Mill Rbl. Reservekapital kommen. Außerdem figuriren unter ihren Passiven 266 263 146 Rbl. ungedeckte Noten, welche den Rest der in den Kriegsjahren 1878 79 emittirten Noten repräsentiren und der Bank als ein vorläufig unveränderlicher Betriebsfonds übergeben sind. Im Uebrigen ist sie auf fremde Mittel, Depositen und Giroeinzahlungen von Privatpersonen und Regierungsinstituten angewiesen, über deren Höhe je am 1. Juni der letzten acht Jahre die folgende Uebersicht, deren Ziffern sich in Millionen Rubel Kredit verstehen, Aufschluß gibt.

Es betrugen die gesammten Depositen und die Giroguthaben der Regierung und Privatpersonen:

| | |
|---|---|
| am 1. Juni 1887 | 393,0 |
| " " 1888 | 381,3 |
| " " 1889 | 380,4 |
| " " 1890 | 349,9 |
| " " 1891 | 442,0 |
| " " 1892 | 470,3 |
| " " 1893 | 384,8 |
| " " 1894 | 490,5 |

wovon ungefähr ein Viertel durchschnittlich auf Regierungsgelder entfällt. Aus diesen drei Posten setzen sich die Mittel der Bank zusammen und sie hat nicht die Möglichkeit, falls dies für ihr Darlehensgeschäft wünschenswerth erscheint, dieselben nach Belieben zu vergrößern. Sie muß im Gegentheil, sobald die Depositen in der Abnahme begriffen sind auch eine entsprechende Restriktion im Darlehensgeschäft eintreten lassen, widrigenfalls sie ein bedenkliches Zusammenschmelzen ihres Baarvorraths zu gewärtigen hat. Wenn dies bisher durch die sogenannten außerordentlichen Notenemissionen vermieden worden ist, so liegt das daran, daß die russische Staatsbank in den letzten Jahren stets einen mehr oder weniger bedeutenden Goldvorrath in ihrer Kasse gehalten hat. Dieses Gold, welches bei dem bestehenden Papiergeldumlauf im internen Verkehr nicht verwerthet werden kann und daher in gewöhnlichen Zeitläuften ohne Bewegung in der Kasse liegt, wurde nun, im Falle eines Zusammenschmelzens des Baarvorraths als besonderes „Depositum" ausgeschieden, wogegen dann ein dem Nominalwerthe nach gleicher außerordentlicher Notenbetrag emittirt und zur Verstärkung des Baarvorraths verwandt wurde. Man wird aber zugeben, daß hierin eine Vermehrung der „Mittel" der Bank nicht gesehen werden kann, und daß diese Operation überhaupt eben nur solange möglich erscheint, als ein größerer Goldvorrath in der Bankkasse vorhanden ist. Ist Letzteres nicht der Fall, so muß ein Zurückgehen der Depositen unvermeidlich eine Einschränkung im Aktivgeschäft nach sich ziehen. Man wird daher festhalten müssen, was für das Falgende van größter Wichtigkeit ist, daß die Mittel der Bank sich zum weitaus größten Theil aus Depositen und Giroguthaben zusammensetzen, bezüglich derer die Bank ganz und gar von den Bedürfnissen des Publikums resp. van dem Gang und der Lage des allgemeinen Geschäftsverkehrs abhängig ist.

Was nun die Verwendung dieser Mittel anbetrifft, so ist zunächst zu erwähnen, daß die Bank in ihrer Eigenschaft als centrales Geldinstitut des Landes, auf welches alle anderen Banken in Zeiten der Bedrängniß rekurriren, stets eines relativ großen Baarbestandes bedarf, daß sie ferner auf ausdrückliche Veranlassung der Regierung und um derselben bei verschiedenen nicht immer erfolgreichen Anleiheoperationen zu Hilfe zu kommen, ein recht bedeutendes Effektenportefeuille zu halten gezwungen ist, daß ein Theil ihrer Mittel in Farm eines Guthabens bei ihren ausländischen Korrespondenten aussteht und daß sie endlich aus Gründen, die ganz offenbar einen währungspolitischen Charakter tragen, in den letzten Jahren stets einen relativ bedeutenden Galdvorrath in ihrer Kasse gehalten hat, welcher ihr, wie aben auseinandergesetzt, van Zeit zu Zeit die Möglichkeit gewährte, durch außerordentliche Notenemissionen ihren Baarvorrath zu verstärken. Die folgende Tabelle gibt die Höhe dieser 4 Pasten in Millionen Rubel Kredit, je am 1. Juni der letzten acht Jahre an:

| | Baarbestand an Noten | Effekten-Portefeuille | Guthaben im Auslande | Goldvorrath in der Kasse |
|---|---|---|---|---|
| 1887 | 112,3 | 206,7 | — | 85,6 |
| 1888 | 62,4 | 225 5 | 35,8 | 10,8 |
| 1889 | 120,7 | 258,1 | 58,5 | 14,0 |
| 1890 | 170,6 | 217,5 | 99,2 | 11,6 |
| 1891 | 117,9 | 217,1 | 135,9 | 95,1 |
| 1892 | 76,0 | 213,0 | 128,3 | 169,8 |
| 1893 | 103,4 | 221,3 | 36,8 | 112,9 |
| 1894 | 178,7 | 215,0 | 16,6 | 33,5. |

Den Rest ihrer Mittel verwandte die Bank zu Darlehen, unter denen natürlich die Anlage in möglichst kurzfristigen, soliden Wechseln die Hauptralle spielte. Es war dabei bis zum Jahr 1893 Grundsatz, daß nur Wechsel, welche bis zum Verfall nicht mehr als 6 Monate zu laufen hatten und mit mindestens zwei Unterschriften versehen waren, zum Diskont angenommen wurden und zwar auch nur von mehr oder weniger bekannten und saliden Kaufleuten. Die Bank gewährte ferner gegen marktgängige Effekten Darlehen, sowohl auf feste Fristen, wie auch in der Form von sogenannten „on call"-Darlehen, und belieh in sehr begrenztem Maße und unter Bedingungen, die durch das Risiko dieses Geschäfts begründet waren, dem Darlehensnehmer aber wohl lästig sein mochten, gewisse Waaren, wie z. B. Rohbaumwolle, Zucker und einige andere. Endlich wurden mit dem Jahr 1884 Darlehen an Landwirthe, d. h. Guts-

besitzer gegen deren Solawechsel ertheilt, doch hielt sich auch diese Operation in den allerengsten Grenzen. — Die Höhe dieser verschiedenen Anlagen — ebenfalls je zum 1. Juni und in Millionen Rubel Kredit — ist aus der folgenden Tabelle zu ersehen:

| | Wechsel | Darlehen gegen Effekten | Waaren | Landwirthschaftliche Darlehen |
|---|---|---|---|---|
| 1887 | 120,9 | 101,9 | 12,5 | 6,1 |
| 1888 | 149,2 | 138,5 | 12,2 | 7,4 |
| 1889 | 129,7 | 100,3 | 11,7 | 8,7 |
| 1890 | 122,7 | 72,3 | 11,8 | 8,6 |
| 1891 | 98,1 | 64,5 | 8,6 | 8,6 |
| 1892 | 87,8 | 74,7 | 8,2 | 8,8 |
| 1893 | 108,0 | 45,1 | 7,4 | 9,6 |
| 1894 | 166,1 | 56,2 | 24,0 | 14,2. |

Die Einwendungen und Vorwürfe, welche, wie Eingangs erwähnt, gegen die bisherige Geschäftsgebahrung der Bank erhoben wurden, gingen nun übereinstimmend von der allerdings nicht zu leugnenden Thatsache aus, daß die Gesammtdarlehen der Bank einen relativ nur geringen Betrag erzielten. „Die Bank bringt dem Lande einen viel zu geringen Nutzen“ — hieß es; man wies auf die scheinbare Unproduktivität der großen Anlagen in Gold und in Effekten hin und forderte eine Einschränkung derselben, um die dadurch frei werdenden Summen dem Kreditbedürfniß des Landes dienstbar zu machen. Auf der anderen Seite wurde geltend gemacht, daß das eigene Kapital für ein Institut von solcher Bedeutung viel zu gering sei und diesem Argument kann man die Berechtigung durchaus nicht völlig absprechen. Gerade ein solches Institut, wie die russische Staatsbank, müßte mit einem im Verhältniß zu seinen Depositen viel größerem eigenen Kapital arbeiten. Es hat dann natürlich auch nicht an Vorschlägen gefehlt, welche die Inanspruchnahme der Notenpresse empfahlen, um der Bank größere Mittel zuzuführen, — doch sind dieselben in dem neuen Statut glücklicher Weise gänzlich unberücksichtigt geblieben. Der Hauptvorwurf richtete sich jedoch gegen die Art und Weise der von der Bank betriebenen Darlehensgewährung und gegen den Charakter der Sicherheiten, welche die Bank zur Beleihung zuließ. Hinsichtlich des Diskontogeschäfts wurde zunächst geltend gemacht, daß bei der bestehenden Regel wonach nur solche Wechsel diskontirt werden, die auf kommerziellen Geschäften beruhen und die mindestens 2 Unterschriften tragen, die Mitel der Staatsbank ausschließlich nur dem Kaufmannsstande zu Gute kommen, während Industrie und Landwirthschaft, sowie auch der Kleinhandel leer ausgehen müssen, da erstere beide solche Wechsel meist überhaupt nicht präsentiren können und der letztere jedenfalls nicht solche mit zwei Unterschriften. Für alle drei Kategorien war ferner der Umstand noch besonders erschwerend, daß die Wechsel nicht mehr als sechs Monate bis zum Verfall laufen durften, denn die Wechsel, um die es sich hier handelte, liefen neun und zwölf und mehr Monate. Einen besonderen Dorn im Auge der Reformpartei bildeten die Darlehen gegen Effekten, welche, wie von dieser Seite argumentirt wurde, lediglich von der Börsenwelt und der Spekulation benutzt werden und nur dieser dienen. Diese Art von Darlehen, weit davon entfernt, überhaupt irgend einen reellen Nutzen zu bringen, befördern daher nur wirthschaftliche Erscheinungen, welche durchaus ungesund und daher nach Möglichkeit zu unterdrücken seien. Dagegen müßten die Darlehen an Landwirthe und die Vorschüsse auf Waaren in viel höherem Maße als bisher kultivirt werden, da dieselben thatsächlich den angeblich „eigentlich produktiven Klassen“ des Landes zu Gute kommen, die in erster Linie Anspruch haben, von der Staatsbank billigen und reichlichen Kredit zu erhalten.

Dies sind in kurzen Zügen die hauptsächlichsten Anschauungen derjenigen, welche die Reorganisation der Staatsbank verlangten und inwieweit dieselben auch an leitender Stelle getheilt worden, kann man schon daraus entnehmen, daß die Anlagen der Bank während des letzten Jahres eine deutliche Veränderung in der Richtung nach den Wünschen der Reformpartei erkennen lassen!

Dennoch bedeutet das neue Statut keine Erfüllung dieser Wünsche, soweit es sich dabei um die Einschränkung der Anlagen in Gold und Effekten und um die Vergrößerung der Mittel der Bank handelt. Nur in einer Beziehung wird hier eine Aenderung geschaffen, indem nämlich das Grundkapital der Bank eine Erhöhung bis auf 50 Millionen Rubel erfahren soll, — aber dies nur allmählich, durch jährliche Zuweisung von 10 Proz. aus dem Reingewinn der Bank. Das bedeutet, daß noch auf Jahre hinaus eine nennenswerthe Steigerung der Mittel der Bank auf diesem Wege nicht zu verspüren sein wird. Im Uebrigen ist in Bezug auf die Mittel alles beim Alten geblieben, und man muß daraus schließen, daß an leitender Stelle der bisher verfügbare Betrag vorläufig für ausreichend gehalten wird. Es folgt aber weiter daraus, daß durch das neue Statut nicht sowohl eine Vergrößerung, als vielmehr nur eine veränderte Richtung des Darlehensgeschäfts der Bank bezweckt und erwartet wird; denn da — man darf sagen glücklicher Weise! — in dem fraglichen Gesetz nichts darauf schließen läßt, daß hinsichtlich der Goldreserven eine von der bisherigen abweichende Politik befolgt werden soll, da ferner das Effektenportefeuille aus Rücksichten auf die Kurse gewisser Staatsanleihen wohl kaum eine nennenswerthe Abnahme erfahren dürfte und da endlich auch der Baarvorrath stets annähernd auf der gleichen Höhe erhalten werden muß, so bleiben eben für das Darlehensgeschäft nicht mehr Mittel übrig, als dies auch bisher schon der Fall war.

Was nun aber den Charakter des Darlehensgeschäftes betrifft, so sind da allerdings recht bedeutende und weitreichende Aenderungen getroffen worden. Zunächst in Bezug auf die Diskontooperation: hier wird z. B. bestimmt, daß künftighin nicht bloß Wechsel angenommen werden sollen, welche auf einem Handelsgeschäft beruhen, sondern auch solche, denen irgend ein anderes produktives Geschäft zu Grunde liegt; maßgebend soll nicht der Ursprung, sondern die Bestimmung des Wechsels sein! Von der Regel, daß die zu diskontirenden Wechsel zwei Unterschriften tragen müssen, werden mehrfache Ausnahmen für Kleinhändler gestattet, welche berechtigt sein sollen, bis zum Betrage von 600 Rubel Solawechsel vorzustellen. Der Termin der zulässigen Wechsel wird endlich durchgehends auf zwölf Monate erhöht. — Die Darlehen gegen Waaren sollen künftighin nicht bloß wie bisher in der Weise ertheilt werden, daß die beliehene Waare der Bank in natura übergeben wird, sondern auch so, daß die Waare im Besitz des Darlehensempfängers bleibt und dieser bloß über den Betrag des Darlehens Solawechsel ausstellt. Als Sicherheit für die Bank gilt dabei bloß die Bestimmung, daß ein Darlehensnehmer, der die beliehene Waare vor Rückzahlung des Darlehens veräußert, hierfür der strafrechtlichen Verfolgung wie für „Verschleuderung fremden Eigenthums“ unterliegt. Im Allgemeinen soll die Höhe des Darlehens $^2/_3$ des Werthes der Waare nicht übersteigen, wo aber die eben erwähnten Solawechsel ausgestellt werden, kann dieselbe auch 75 Proz. betragen. Der Termin der Darlehen beträgt 9 Monate, bei Metallen ausnahmsweise 15; es ist jedoch eine unbegrenzte Anzahl von Prolongationen, jedesmal auf 3 Monate, zulässig. — Die Bedingungen für die sogenannten „landwirthschaftlichen Darlehen“ werden ebenfalls in fühlbarer Weise erleichtert. Bisher wurden diese Darlehen von der Bank nur dann ertheilt, wenn die Bankschuld zusammen mit den bereits auf dem Gute lastenden Hypotheken $^3/_4$ des Gutswerthes nicht überstieg. Dies wird jetzt dahin abgeändert, daß die Bankschuld nicht bloß durch eine Hypothek, sondern auch durch Bürgschaft anderer solider Personen, welche selbst bei der Bank kreditfähig sind, sowie „durch andere solide Sicherheiten“ fundirt werden kann. Diese Kredite werden in Form von laufenden Rechnungen auf 1 Jahr eröffnet und können nach Ablauf dieser Periode auf den gleichen Zeitraum prolongirt werden. Eine neue Bestimmung ist es, daß derartige Darlehen und zwar unter denselben Bedingungen auch an Fabrikanten und

Industrielle gewährt werden können. — Unabhängig von diesen Darlehen, welche der Landwirthschaft und der Industrie das Betriebskapital beschaffen sollen, wird noch eine weitere Kategorie von ähnlichen Darlehen in Aussicht genommen, welche diesen Produktionszweigen zur Anschaffung von Inventar dienen sollen. Die Sicherheit bildet hier das anzuschaffende landwirthschaftliche und gewerbliche Inventar, welches natürlich in den Händen des Darlehensempfängers bleibt, so daß auch hier wieder die Bank die einzige Sicherung in dem problematischen Recht der strafrechtlichen Verfolgung finden muß. Diese Darlehen werden nun gar auf eine Dauer bis zu 3 Jahren gewährt und sobald ihre Dauer 12 Monate übersteigt, werden sie rathenweise gedeckt. — Aehnliche Darlehen sollen endlich auch Bauern und Hausindustriellen ertheilt werden, dies aber doch nur durch Vermittelung der Landschaftsbehörden, von denen vorausgesetzt wird, daß sie über die materielle Lage dieser Kreise gut orientirt sind.

Aus den vorstehend aufgezählten Bestimmungen über die Art der von der Bank künftighin zu gewährenden Darlehen, kann man ohne Schwierigkeit entnehmen, daß der eigentliche Zweck derselben darin besteht, der auch in Rußland stets hilfsbedürftigen Landwirthschaft ein weiteres Opfer zu bringen, aber auch daß das einzig mögliche Resultat derselben eine bedenkliche Immobilisirung der Mittel der Bank sein wird. Wie bedenklich eine solche ist, wird man besonders dann ermessen können, wenn man im Auge behält, daß, wie weiter oben nachgewiesen, die russische Staatsbank vorzugsweise mit fremden Mitteln arbeitet, welche in Zeiten lebhafter Geldnachfrage leicht einmal stark abfließen können. Wenn in solchen Zeiten schon bisher der Baarvorrath niemals zur Befriedigung des Kreditbedürfnisses ausreichte, wie viel weniger wird das erst in Zukunft der Fall sein, wenn die Bank sich erst einmal in diesen langfristigen, schwer realisirbaren Darlehen festgerannt hat. Dann wird der Handels- und Geldverkehr des Landes, für den die russische Staatsbank ihrer ursprünglichen Aufgabe nach doch in erster Linie da sein sollte, vollends keinen Rückhalt mehr an ihr finden und es steht zu befürchten, daß unter solchen Umständen das neue Statut der russischen Staatsbank nichts weiter bedeutet, als eine bedauernswerthe Konzession an das auch in Rußland immer mächtiger werdende Agrarierthum sehr zum Schaden der künftigen Solidität des für Rußland so wichtigen Instituts.

St. Petersburg.

Theodor Buck.

## „Der Roman eines geborenen Verbrechers".

Wer anarchistische Verbrechertypen vom Schlage der Caserio, Lega, Luchesi verstehen, d. h. entwicklungsgeschichtlich verfolgen will, wer sich auch mit der bedauerlichen Thatsache vertraut machen will, daß und warum gerade la bella Italia für solche Pflanzen einen besonders günstigen Nährboden darbietet — der lese ein sonst gerade nicht sehr zur Lektüre einladendes Buch, das in deutscher Uebersetzung aus dem Italienischen vor Kurzem erschienen ist Es heißt: „Der Roman eines geborenen Verbrechers. Selbstbiographie des Strafgefangenen Antonio M—" ist nach dem Original-Manuskript von dem Lombrosisten A. G. Bianchi in Mailand herausgegeben und von Prof. Silvio Venturi, Direktor der Provinzial-Irrenanstalt in Catanzaro (gleichfalls einem Schüler und Mitstrebenden Lombroso's) mit einem ausführlichen psychiatrischen Gutachten eingeleitet*).

Man stoße sich nicht an dem etwas sensationell klingenden Titel, auch nicht an dem als Titelvignette dienenden Porträt des Antonio M. — übrigens einem ordinären Dutzendgesichte — mit seinem schmückenden Epitheton. „Strafgefangener. Verurtheilt: 5 Jahre Gefängniß wegen Mord. — 3 Jahre Gefängniß wegen versuchten Mord. — 1 Jahr Gefängniß wegen Bedrohung. — 4 Jahre Strafkompagnie. — 2 Monate Eisen wegen Fälschung. — 16 Jahre und 6 Monate wegen versuchten Brudermord". — Man lasse sich auch nicht durch alles das abschrecken, was der größere autobiographische Theil des Werkes an unsagbar widerwärtigen, ekelhaften, zum Theil schaudererregenden Einzelheiten enthält. An dergleichen sind wir ja in der modernen Weltlitteratur gewöhnt, und die Nerven heutiger Leser, ja selbst Leserinnen dürften in dieser Beziehung nachgerade gegen Alles so ziemlich abgestumpft sein. Und hier tauschen wir für den Ekel, mit dem wir die Autobiographie unseres Helden begleiten, wenigstens ein gutes Stück sozialer und kulturgeschichtlicher Erkenntniß

Freilich, was wir da im Rahmen dieses Kulturgemäldes erblicken, das könnte auch unverwüstliche Optimisten zu tiefer Traurigkeit stimmen. Ein Abgrund moralischer Fäulniß öffnet sich vor uns; fast bestialische Verwilderung auf der einen — schlaffe Zuchtlosigkeit auf der andern Seite — völliger Mangel an sittlicher Energie, ja auch nur an sittlichem Instinkt, kurz an dem, was man in antiquirter Weise ehedem als „Gewissen" zu bezeichnen pflegte, hüben und drüben.

Der Held dieser „wahrhaftigen Geschichte" lebt und ist jetzt erst 42 Jahre alt. Er entstammt einer kleinen Grundbesitzerfamilie aus einer der südlichen Provinzen Italiens. In der Familie des Vaters waren Fälle an Geisteskrankheit vorgekommen; Eltern und Geschwister waren jedoch davon frei. Der junge Antonio wuchs ohne andern Unterricht auf als den einer Elementarschule seiner Vaterstadt: damals, wie Bianchi sich ausdrückt, „ein legalisirter Analphabetismus". Im achtzehnten Jahre passirte ihm sein erster „Unfall": ohne ersichtlichen Grund erschoß er auf öffentlichem Platz einen Landmann und wurde zu 5 Jahren Gefängniß verurtheilt. Hier, im Gefängniß, knüpfte er nun, durch einen folgenschweren Zufall begünstigt, mit hervorragenden Camorristen Verbindungen an, die für sein ganzes späteres Leben bestimmend wurden — ja er stieg, ziemlich rapid, wie es scheint (denn Alles, was sich auf die Camorra bezieht, wird mit großer Diskretion behandelt und läßt sich nur zwischen den Zeilen errathen), selbst zu einem gefürchteten Haupte dieses Geheimbundes empor. Die Gefängnißscenen, die blutigen Händel zweier provinzialer Camorristenbanden unter einander, die sich förmliche Schlachten unter den Augen ihrer Wächter liefern und dabei mehrere der letzteren verwunden und tödten, das unglaublich schwächliche Verhalten der Behörden, die fast ausnahmslos selbst vor der Camorra zittern und mit den wüthenden Sträflingen förmlich paktiren, das Alles ist von höchstem Interesse, aber freilich auch so, daß ein büreaukratisch-militärisch disziplinirter deutscher Leser fast auf keiner Seite aus dem Staunen, der Entrüstung — von anderen Empfindungen ganz zu schweigen — herauskommt. Mit der auf der Brust eintätowirten Camorristenlosung „a morte l'infame" verließ er nach verbüßter Strafzeit das Gefängniß und wurde — auch für italienische Anschauungen und Verhältnisse charakteristisch — als Soldat eingestellt. Seine gewaltthätige, impulsive, gegen jeden noch so lockeren Zügel der Disziplin wild aufbäumende Natur machte ihn natürlich auch hier bald zum „Verbrecher"; er ohrfeigte seinen Vorgesetzten, der ihm Ruhe gebot, und versuchte ihn umzubringen, wurde (nach unseren Begriffen gelinde genug) zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt, nach deren Verbüßung er, als wäre nichts geschehen, zum Regiment zurückkehrte. So ging die Sache nun weiter; episodisch spielen päderastische Verhältnisse mit Kameraden, ja mit Vorgesetzten hinein; aus Rachsucht verleumdet er seinen Sergeanten, macht wieder einen Mordversuch, wird wieder eingekerkert, begeht im Gefängniß ein raffinirtes Attentat gegen einen ehemaligen Kameraden, an dem er für eine alte vermeintliche Kränkung Rache nehmen will, und kommt zeitweise zu einer Strafkompagnie nach Venedig.

*) Autorisirte deutsche Uebersetzung von Dr. Friedrich Romhorst. Berlin und Leipzig, Alfred H. Fried & Co. 1894.

Auch hier unternimmt er aus Rache einen Mordversuch gegen seinen Lieutenant, fälscht die Register, und wird in Folge dessen ein Jahr vor Ablauf seiner Dienstzeit verabschiedet! Die Fälschung kommt aber heraus, er wird verfolgt, flüchtet, lebt einige Zeit als Brigant in den Wäldern, stellt sich aber, da ihm dieses Leben nicht zusagt und macht — von der Anklage wegen Desertion freigesprochen — der Fälschung halber eine neue Strafzeit durch. Zweiunddreißig Jahre zählend, von denen er fast vierzehn im Gefängnisse verbracht, kehrt er in seine Heimath zurück, wird von Bruder und Schwägerin, die in dürftigen Verhältnissen leben, freundlich aufgenommen und unterstützt, vergilt aber alles Gute, das ihm erwiesen wird, nur mit blindem Hasse und mit sinnlos wüthender Verleumdung. Er ist sogar so unverdient glücklich, die Liebe eines tugendhaften Mädchens zu gewinnen, die ihm eine Häuslichkeit bereitet, ihm ein Kind schenkt — fast der einzige flüchtige Lichtblick in diesem schrecklichen Nachtbilde menschlicher Verworfenheit; aber auch das vermag den Elenden nicht zu retten; in wüstem Vagabundenleben immer mehr verkommend, nährt er an der eigenen Lumpenhaftigkeit seinen Haß gegen Bruder und Schwägerin als die wirthschaftlich Besseren. Nach frechster Bedrohung der Beiden, denen — auch charakteristisch genug — von keiner Seite der erbetene Schutz wird — stellt er sich einfach mit geladener Flinte, bei hellem Tage, dem Hause seines Bruders gegenüber auf den Anstand, und, da ihm der Erwartete zu lange bleibt, steigt er auf einer Leiter ins Fenster und feuert zwei Schüsse ab, die den Gegenstand seines Hasses schwer am Kopfe verwunden. Niemand verhindert ihn an der Flucht, er hält sich einen Monat verborgen, wird dann vor Gericht gestellt, auf seinen Geisteszustand untersucht, von Venturi als „geborener Verbrecher“ charakterisirt, geräth bei seiner Selbstvertheidigung vor Gericht in förmliche Raserei, und wird von den Geschworenen unter Annahme mildernder Umstände zu sechzehneinhalb Jahren Zuchthaus verurtheilt. In der Strafanstalt zu Lucca schreibt er seine Selbstbiographie, in vier Theilen, von denen jeder mit einem Briefe an sein „liebes Söhnchen Francesco Antonio“ eingeleitet ist; der letzte dieser Briefe fordert in Worten von unglaublicher Scheußlichkeit den Angeredeten zu tödtlichem Hasse zu einem „ewigen Vernichtungskriege“ gegen die von ihm angefeindeten Familien auf, „bis von Deinem oder ihrem Geschlecht kein Sproß mehr übrig ist — dann werde ich vom Höllenrand aus Dich segnen, werde Deine Kinder und Kindeskinder segnen und mein teuflisches Lachen wird die Kommenden erbeben lassen.“ —

Dies zugleich eine Probe von dem melodramatischen Kraftstil unseres Helden, in dessen Schriftstellerthum Venturi „geniale Momente“ aufzufinden weiß. Was ich hier von dem nackten Gerippe der Handlung wiederzugeben versuchte, gewinnt freilich erst durch die psychologische Selbstbespiegelung des Erzählers und durch das so überaus fremdartig anmuthende Lokalkolorit ein unheimlich packendes Interesse.

Und nun die „Moral“ von alledem? Der Herausgeber Bianchi, ein Lombroso begeisterter Mailänder Journalist, will mit seiner Veröffentlichung einen Beitrag zum Studium der individuellen Verbrecherpersönlichkeit liefern, in der Weise, wie es Lombroso in seinem „Palimsesti del carcere“, auch auf Grund der Selbstbiographien von gefangenen Verbrechern, bereits versucht hat. Aber er will hiermit auch dazu helfen, Strafgesetzbücher und Strafanstalten nach den Bedürfnissen des wirklichen Lebens umzugestalten; er will den Leser überzeugen, „wie schlecht diese Institute funktioniren, da die Verbrecher nicht bloß bestraft, sondern auch gebessert der menschlichen Gesellschaft zurückgegeben werden sollten“. Einen dreiten Kommentar dazu liefern die gutachtlichen Aeußerungen des Irrenarztes Venturi, der freilich auch mit seinem Meister Lombroso im „geborenen Verbrecher“ zunächst ein atavistisches Produkt, eine Fusion der Epilepsie und des moralischen Irrsinns erblickt und bei näherer Betrachtung in unserem Autobiographen jenen Typus des instinktiven Verbrecherthums veranschaulicht findet, in dem die Krankhaftigkeit und die bösartige Tendenz zum Schlechten, die von selbst ohne erkennbaren Nutzen für den Handelnden in Thätigkeit tritt, vereinigt sind, um den Verbrecher als ein antibiologisches, antisoziales Wesen, als eine „Geißel zur Bestrafung der sündigen Gesellschaft“ erscheinen zu lassen.

Den Fragen des Richters wegen der „Verantwortlichkeit“ und der „Strafbarkeit“ weicht Venturi aus; M. ist nicht gesund, folglich kann von einer „Strafe“ bei ihm nicht gesprochen werden — sicher aber ist, daß M. nie von seiner Krankheit gesunden und deshalb immer geneigt sein wird, die Verbrechen zu wiederholen, von denen sein Leben bis heut erfüllt ist. Er müßte also unschädlich gemacht, er müßte „an einen sicheren Ort gebracht werden, den er nicht eher verlassen dürfte, bis er unschädlich ist“ — ein Zeitpunkt, der zwar nicht durch Heilung, aber vielleicht im natürlichen Ablauf der organischen Entwicklung, z. B. durch Alter, eintreten kann. Bezeichnend für — italienische Verhältnisse ist auch der Schluß dieses Venturi'schen Gutachtens: „Wenn über der Kerkerthür nicht das Wort Strafe geschrieben stände, oder wenn besser noch diesem Wort eine vernünftigere Bedeutung beigelegt würde, wie etwa Besserung oder Abwehr, wieviel besser würde dann dieser Kerker sein, als die Verbrecherirrenanstalt, aus der ein gefälliger Richter nach einem unqualifizirbaren Artikel des gegenwärtigen Gesetzbuchs die gefährlichen Menschen entlassen kann, welche Mittel haben, sich ihm zu empfehlen“.

Mit dieser schweren Anklage Venturi's, die er gegen die Schutzeinrichtungen und berufenen Vertheidiger der Gesellschaft schleudert, mag es genug sein. Nur auf das Eine möchte ich nicht unterlassen noch aufmerksam zu machen: daß, so dankenswerth und belehrend solche Veröffentlichungen autobiographischen Materials von Verbrechern unzweifelhaft sind, so tiefe Einblicke sie namentlich auch dem Nerven- und Irrenarzte darbieten, sie doch auch unter Umständen ein bedenkliches oder gefährliches Moment in sich bergen. Das Renommirbedürfniß, die kindische, wahnwitzige Eitelkeit gehört, wie bekannt, im Charakterbilde zahlreicher Verbrecher-Physiognomien zu den prägnantesten Zügen. Wir fühlen es der Selbstbiographie unseres Antonio M. deutlich genug an, wie er sich beim Niederschreiben seiner Memoiren, am tönenden Vollklang seiner Worte und Wendungen berauscht, wie seine Selbstberäucherungsflamme sich davon nährt; und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß, was er schrieb und wie er es schrieb, auch auf congenial veranlagte Naturen entzündend, brandstiftend einwirken könnte. Glücklicherweise — und damit dürfen wir zu unserer Anfangsbemerkung zurückkehren — fehlen bei uns denn doch größtentheils die Bedingungen, wie sie in dem schönen Heimathlande des Antonio M. obzuwalten scheinen — vor Allem die Schwäche und Energielosigkeit der Staatsgewalt und die mitschuldige Konnivenz eines großen Theils der Gesellschaft: Bedingungen, die zwar einen Antonio M. nicht zum Verbrecher „machten“ — dem Schicksal war er von Anbeginn verfallen, ihn wohl aber zu einem so ungewöhnlich erfolgreichen und thatenreichen Vertreter des „angeborenen Verbrecherthums“ ausreifen ließen.

Uebrigens kann man auch bei dieser Gelegenheit gegen die zu Tage tretenden verworrenen Lehren der kriminal-anthropologischen Schule, sowohl im Interesse der Wissenschaft, wie auch im Interesse jener „Gerechtigkeit, auf der sich die Staaten aufbauen“, nicht laut und scharf genug protestiren. Was bei erbitterten politischen Kämpfen dabei herauskäme, das erhellt mit verblüffender Deutlichkeit aus einem soeben erschienenen Artikel des „Vorwärts“, worin dieses Blatt die Lehre predigt, daß „alle sogenannten anarchistischen Verbrecher als nicht zurechnungsfähig betrachtet werden können“ — daß es „vom sozialistischen und streng wissenschaftlichen Standpunkte überhaupt keine Verbrechen gibt, weil es keine Handlungen ohne zureichenden Grund gibt;“ Alles was man Verbrechen nennt, sei soziale oder physische Krankheit. Inkonsequent genug führt der Artikel weiter aus, zwar nicht der arme kranke Anarchist begehe ein Verbrechen, wohl aber mache sich die Obrigkeit des

schwersten Verbrechens schuldig, indem sie über Mörder und Anarchisten die Todesstrafe verhänge. Sollte nicht hier, was dem Einen recht ist, wenigstens dem Anderen billig sein, und auch dem die Todesstrafe verhängenden Gesetzgeber die jedes Verbrechen ausschließende Entschuldigung vom „zureichenden Grunde“ und von der „sozialen Krankheit“, die ja wohl auch nicht-anarchistische Kreise erfaßt haben wird, zu Theil werden müssen?

Zum Glück hat es bei uns mit dem Eindringen solcher Irrlehren in Wissenschaft und Rechtspraxis vorläufig keine Gefahr. Die Wissenschaft hat gerade durch berufene Vertreter nicht bloß in Deutschland, sondern auch in den meisten übrigen Ländern (selbst in Italien) die Anschauungen der Lombroso-Schule mit erdrückender Mehrheit zurückgewiesen. Und unser höchster deutscher Gerichtshof hat gerade in diesen Tagen eine für diese Frage nicht unwichtige Aeußerung gethan; er hat sich dahin ausgesprochen, daß der bekannte § 51 des Strafgesetzbuchs — der die Willensfreiheit zur Zeit der Begehung der That unter gewissen, genau begrenzten Umständen ausschließt — in seiner Fassung gerade darauf abziele, *den vagen Lehren von der auf moralischem Irrsinn beruhenden Unzurechnungsfähigkeit den Eingang in die Rechtspflege zu verschließen.* Dieser Ausspruch des Reichsgerichts wird sowohl in den Kreisen der ärztlichen Wissenschaft, wie auch voraussichtlich bei den Theoretikern und Praktikern der Strafrechtspflege in Deutschland freudige Zustimmung finden.

Heute kann man die Selbstbiographie des Antonio M. auch aus dem Grunde als besonders lehrreich begrüßen, weil sie deutlich zeigt, wie ganz anders geartet der italienische und der deutsche Boden ist, aus dem das berufsmäßige Verbrecherthum bis in seine anarchistischen Verzweigungen hinein emporwächst; anders geartet die Menschenrasse und die Widerstandsfähigkeit der Staatsgewalt. Und so folgt denn, daß man mit der Empfehlung italienischer Mittel in Deutschland äußerst vorsichtig sein soll.

Berlin. Albert Eulenburg.

---

## Bruno Piglhein.

> Ein Lorbeerkranz ist eine mit Blättern bekleidete Dornenkrone.
>
> Schopenhauer.

Wer um die Mitte der siebziger Jahre in Münchener Künstlerkreisen nach jungen, vielversprechenden Talenten umher fragte, war sicher, immer wieder den Namen Piglhein zu hören. Wenn er weiter forschte, was dieser jugendliche Meister denn schon geleistet habe, so hieß es unfehlbar: ja, er hat noch kein Bild gemalt, noch nichts Fertiges, aber der kann was; in sein Atelier muß man gehen, seine Studien, seine Skizzen anschauen, merkwürdige, prachtvolle Dinge; über den werdet Ihr staunen, wenn seine Zeit gekommen ist. Die Maler glaubten an ihn und sahen auf ihn mit hoher Erwartung. Und sie hatten sich nicht getäuscht. Denn als Piglhein im Jahre 1879 sich zum ersten Mal mit einem Werk hervorwagte, waren die Verständigen darüber einig, daß hier ein echter Künstler auf dem Plan getreten sei. Es war das „moritur in deo“, der sterbende Christus am Kreuz, über den der Engel des Todes sich neigt, um ihm die Seele von den Lippen zu küssen. Ein Bild von starken malerischen und zeichnerischen Qualitäten, voll edler Würde und zwingender Stimmung. Aber es waren eben nur Wenige, die es zu genießen und zu würdigen wußten; das große Volk der Kunstfreunde hatte es nur flüchtig gesehen und schnell vergessen.

Doch wenige Jahre später fiel die Menge ihm zu, als er jene reizvollen Pastelle geschaffen, die ein spekulativer Kunsthändler rasch durch die ganze Welt verbreitete. Man jubelte ihm zu, nicht weil die Anmuth, die spielende Grazie, der auserlesene Geschmack, das gesunde sinnliche Gefühl die Beschauer vergnügte, das aus diesen Skizzen leuchtete, sondern weil sie Frivolität witterten, einen leisen Sinnenkitzel und die angenehmen Reize der Eisenbahnlektüre. Piglhein fühlte es wohl, daß der Lorbeer, der ihm gereicht wurde, nicht der rechte war, nicht der, den er für sich verlangte; er fühlte die bitteren Dornen des Lorbeerkranzes, und er stieß ihn zurück.

Und als ihn nach langen, arbeitsvollen Jahren der echte Lorbeerkranz schmückte, den jedes Künstlerherz bangend ersehnt, der Lorbeer, den nur Jene spenden können, die er selbst zu Richtern über sich gewählt, da trug er erst recht eine Dornenkrone. Denn er war von denen, die sich nicht selbst betrügen, die sich nicht einschläfern lassen vom süßen Weihrauch, die rastlos vorwärts streben und aus den kurzen Wonnen des Schaffensrausches zu langen Qualen der Ernüchterung und Selbstzerfleischung erwachen. Denn er nahm es ernst mit seiner Kunst von jung auf, von seinen ersten Studienjahren an

Fast ein Knabe noch war er zu einem Bildhauer in die Lehre gegangen, um sich für das Handwerk seines Vaters, der ein Dekorateur war, vorzubilden. Aber bald wurde aus dem Handwerker ein Künstler, aus dem Bildhauer ein Maler. Einer der wenigen modernen Maler, die diesen Bildungsgang durchmachten, der bis weit in das achtzehnte Jahrhundert hinein für den Künstler selbstverständlich war, einer der Wenigen, der in Folge dieser handwerksmäßigen Anfänge die Mittel seiner Kunst von Grund aus beherrschte und mit erstaunlicher Sicherheit verwendete. Jenes Handgeschick, das die Künstler romanischer Abstammung als Erbtheil mit auf die Welt bringen, er hat es sich durch eigene Kraft erworben. Und seine Kunst hatte überhaupt einen romanischen Zug. Nicht daß er etwa ein Nachahmer der Franzosen gewesen wäre, doch seine Formanschauung, sein Pinselstrich, die dekorative Wirkung, die er stets erstrebte, haben entschieden etwas pariserisches. Das Pompöse, die große Geste, die verhaltene Leidenschaft erinnern an die besten Franzosen. Ganz besonders tritt das hervor in dem Hauptwerk seines Lebens, im Panorama der Kreuzigung Christi.

Die riesige Fläche war vollkommen beherrscht, kein todter Punkt, keine Lücke darin, der Fluß der Linie ging ununterbrochen durch eine Fülle von Motiven, ein Reichthum an Einfällen, doch alle weise eingeordnet in die Oekonomie des Ganzen, alle zurückgedrängt zu Gunsten des Mittelpunktes, der Kreuzigungsgruppe. Es war ein überwältigender Eindruck, den dieses Rundbild hervorbrachte, ein Eindruck, der nicht nur am Stoffe haftete, sondern der durch rein künstlerische Mittel hervorgerufen wurde. Die tieftraurige Stimmung, die über der wunderbaren Landschaft lagert und ganz in der Ferne ein paar gespenstische Lichter auf den Bergen und auf den Häusern Jerusalems, die Erregung der unabsehbaren Menschenmassen, die auseinander stürzen von dem Ort, wo das Gräßliche geschehen, und auf dem Hügel oben der Gekreuzigte, umgeben von seinen Getreuen, die der Schmerz um sein theures Leben gebrochen hat, das alles war darin, man sah es nicht nur, weil man die Bibel kannte, weil man dieses gewaltige Drama schon vorher mit erlebt, sondern man sah es, weil es wirklich zu sehen war, weil der Meister es da auf die Leinwand geschrieben hatte. Es waren nicht die paar armseligen Töne, mit denen man sich am Klavier die Erinnerung an die Symphonie zu erwecken sucht, nein, es war die Symphonie selbst, das Brausen und Rauschen aller Instrumente, der reiche ergreifende Klang des ganzen Orchesters.

Gerade dieses reifste Werk Piglhein's starb vor ihm, es verbrannte und nur unvollkommene Vervielfältigungen geben ein schwaches Abbild seiner Schönheit. Aber doch bleibt genug von ihm, um die Nachwelt verstehen zu machen, was uns daran entzückte. Und der unermüdlich fleißige Meister hat dafür gesorgt, daß auch ohne dieses Bild seine künstlerische Individualität zu erkennen ist. Die Grablegung der neuen Pinakothek muthet wie ein Nachklang des Panoramas an. Sie ist aus demselben Geiste heraus empfunden, in Form und Farbe wie ein Ausschnitt aus dem großen

Gemälde. Dieselbe Feierlichkeit, derselbe milde Ernst, dieselbe Schwermuth und die gleiche Leichtigkeit und Souveränität der Mache. Diesen Stempel tragen alle Arbeiten seiner Hand, auch die Blinde, die beim letzten Strahl der Abendsonne über das blühende, glühende Mohnfeld schreitet, auch die Madonna, die von Engeln umgeben das Christkind liebkost, auch die Gottesmutter, die auf der Flucht sich zu kurzer Rast niederläßt.

Mitten unter den großen Arbeiten entstanden unzählige kleinere Orientalische Frauen, anmuthige idyllische Szenen, Porträts. Denn jedesmal, wenn Piglhein eins seiner größeren Gemälde vollendet hatte, packte ihn der Kleinmuth; er verglich das, was fertig vor ihm stand mit dem Ideal, das er im Herzen trug, und er sah wie weit er hinter dem Gewollten zurückgeblieben war. Zweifel an seinem Talent überkamen ihn, er glaubte sich unwürdig so hoher Aufgaben, nur kleineren, unscheinbareren Dingen gewachsen. Und in diesen Perioden der Depression entstanden alle die entzückenden Kleinigkeiten, die von malerischen Reizen funkelten. Aber immer wieder zog es ihn dann zu dem, was er selbst klar als sein eigentliches Feld erkannte, zu den dekorativen Aufgaben. Er war ein dekoratives Talent, von einer Stärke, wie es in Deutschland kein zweites gibt. Nur selten ward ihm eine seiner würdige Aufgabe gestellt — und dann löste er sie glänzend. Das eine Mal, da er ein Huldigungsbild zum 70. Geburtstage des Prinzregenten von Bayern zu malen hatte; das andere, als ihm der Plafond für einen Musiksaal übertragen wurde. Da zeigte er all sein sicheres Können, allen Reichthum seiner Phantasie. Spielend beherrschte er die Flächen, erfüllte sie mit seiner sonnigen Heiterkeit, mit seinem Schönheitsgefühl, mit seiner Freude am Leben. Hätte er auch nur ein wenig Aufmunterung gefunden, wäre irgend einer der vielen und reichen Aufträge, die rings um ihn her der Mittelmäßigkeit zu Theil wurden, ihm zugefallen, er hätte herrliche Thaten vollbracht. Große festliche Räume zu schmücken, in denen modernes Leben einherwogen sollte, das wäre seine Freude gewesen, das hätte er vermocht wie keiner sonst. Denn das Leben kannte er, durchdrang es mit seinem feinen nachempfindenden Geiste, er liebte es und war selbst ein Meister geſunder Lebensfreude, vornehmer Geselligkeit. Den Zauber der Form, den Zauber des Weibes verstand er festzuhalten auch in der flüchtigsten Bewegung. Aber es kam, wie es so oft schon in Deutschland gekommen ist. Die Wände bedecken sich mit den Bilderbogen der Stümper und das Talent muß unthätig zuschauen. Weder der Staat noch die Privaten haben je daran gedacht, sich an Piglhein zu wenden.

Piglhein hatte seine malerischen Studien in Weimar bei Pauwels begonnen und war bald zu Dietz nach München gegangen. Seine frühen Arbeiten tragen denn auch den Charakter der Dietzschule, den altmeisterlichen Ton und das Haschen nach Qualitäten. Aber schon sein erstes größeres Bild das „moritur in deo“ zeigte ihn der Schule entwachsen. Der Strich wird dekorativer, die Anschauung großflächiger, die Form runder. Da hatte er sich nun den Stil gebildet, dem er für die Zukunft treu blieb. Ihn irrten auch nicht die Kämpfe, die in der Malerwelt auftauchten. Alte Kunst und neue Kunst, beide würdigte er mit seinem feinen Geschmack, aber er blieb bei seiner Kunst. Und die ist nicht veraltet. Und wie hoch auch die Wogen des Kampfes gehen mochten, darin waren die Jüngeren einig: Piglhein, ja das ist Einer!

Als die Spaltung in der Münchener Künstlerschaft eintrat, als sich jene absonderten, die ein aristokratischeres Prinzip in den Ausstellungen durchzuführen bestrebt waren, da suchte man nicht lange, da gab es nur eine Stimme, Piglhein muß an die Spitze treten. Zu der Hochachtung vor seinem Künstlerthum kam die unbedingte Anerkennung seiner hochherzigen Persönlichkeit. Mitten im Streite der Parteien wogte es Niemand, seinen Charakter anzutasten. Früher schon als Präsident der Jury der Künstlergenossenschaft hatte er bewiesen, daß er der rechte Mann am Platze sei. Unparteiisch, von reifstem Urtheil, die Intention herausfühlend, selbst wenn sie noch so ungeschickt zum Ausdruck gebracht war. Das hing eng zusammen mit seinem ganz außergewöhnlichen Lehrtalent. Aber auch das gelangte nicht voll zur Entfaltung; keine Akademie berief ihn, obwohl alle deutschen Akademien Niemanden außer Gebhardt vielleicht hatten, der so zum Lehrer berufen war, wie er, der so verstand, immer und immer wieder auf das Organische hinzuweisen.

Doch die das Glück hatten, seine Schüler zu sein, die werden nie vergessen, was sie ihm verdanken, seinem lebendigen Interesse, seiner nie erlahmenden Theilnahme. Weit über den engen Kreis seiner Schüler hinaus ging der lehrende Einfluß, den er ausübte. Wie oft konnte man es hören, wenn einer sich nicht im Klaren war über die Arbeit, die er vorhatte, — ich will Piglhein bitten, zu mir zu kommen und mir zu rathen. Manch einer, dessen Name jetzt Berühmtheit erlangt, schuldet ihm die fruchtbarsten Anregungen. Und mit welcher Bescheidenheit trat er da auf. Nicht wie einer, der alles besser weiß und alles besser kann, sondern wie ein schüchterner Anfänger, der sich nicht traut, in die fremde Arbeit hineinzureden, und doch traf jedes Wort, das er sagte, ins Schwarze und war eine Quelle frischer, besser gelingender Arbeit.

Piglhein hat nicht eigentlich eine Schule begründet. Aber doch ist sein Einfluß ein außerordentlicher. Die Bedeutung dieses Mannes ist nicht nur aus seinen zurückgelassenen Werken zu erkennen, sondern um sie richtig abmessen zu können, muß man ihn gekannt haben, seinen Zusammenhang mit den Zeitgenossen und die tausend Fäden, die von ihm ausgingen. Wo er konnte, förderte er, neidlos war seine Anerkennung, aufopfernd half er jüngeren Talenten bei hartem Ringen und entbehrungsvollen Kämpfen. Die Macht des lebendigen Wortes, das ihm zur Verfügung stand, wird keine Kunstgeschichte bewahren, aber sie war größer und ging mehr in die Tiefe, als die manches schutebildenden Meisters, dessen Andenken die Nachwelt bewahrt.

Er verstand es nicht, sich Platz zu schaffen, zu vornehm, um den Wettlauf nach Ehren und Aufträgen mitzumachen. Seine Bescheidenheit war grenzenlos. Als ihn Max Klinger einmal aufgesucht hatte, sagte er, es war mir peinlich, daß er in mein Atelier kam, dieser ernste Mensch, was muß er sich gedacht haben, als er da die Stümpereien sah, die ich mache. Das war keine Phrase bei ihm. Wenn er es sagte, konnte man sicher sein, daß er es auch so meinte. Er unterschätzte sich eben sein lebenlang und die vollen Schüsseln gingen an ihm vorbei.

Nun ist er aus dem Leben geschieden nach langem Siechthum, nicht mit Weinlaub im Haar, wie er es sich gewünscht. Aus der Arbeit gerissen im besten Mannesalter, mitten unter großen Plänen und unzähligen Entwürfen. Und wer seine ganze Bahn überblickt, kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß dieses große Talent nicht zu seiner vollen Entfaltung gekommen ist, daß es unter günstigeren Bedingungen zu reicherer Blüthe hätte gelangen müssen. Piglhein selbst empfand es, das war die Qual seiner letzten Jahre.

Die Menge, die bewundernd oder beneidend zu den Lorbeergekrönten emporsieht, ahnt nicht die Martern dieser Einsamen. Sie ahnt nicht, daß der Lorbeerkranz eine mit Blättern bekleidete Dornenkrone ist.

München. Benno Becker.

---

## Zum obern Steinberg.

*Sonntagsspaziergang in den Berner Alpen.*

Es wird zu viel gereist in der Schweiz und zu wenig spazieren gegangen. Unbegreiflich ist das keineswegs, im Gegentheil, sehr natürlich. Touristen, die sich nur wenige Wochen in einem Lande aufhalten können, das vom schwäbischen Meer bis zum Léman hinunter und vom Engadin

bis zum nach Frankreich hineinreichenden Jura so unendlich viel Abwechslung bietet, wollen möglichst von allem naschen. Aber genußvoller ist es doch, wenn man Jahr für Jahr nur ein bestimmt begrenztes, kleineres Gebiet sich zum Wanderziel setzt und in diesem Bezirk dann recht behaglich sich umsieht. Daß wir Landesbewohner es so machen, ist selbstverständlich und uns nicht als sonderliche Tugend anzurechnen; wir haben's eben in dieser Beziehung bequem. Ich kann in Bern noch bis gegen elf Uhr Vormittags meiner Berufsarbeit obliegen und Nachmittags etwas nach vier Uhr bereits auf irgend einem einsamen Hügel hinter Mürren Alpenrosen pflücken.

Von einem solchen Ausflug, den ich am Sonnabend nach dem längsten Tag unternahm, soll hier einiges ausgeplaudert werden zu Nutz und Frommen der Leser dieses Blattes, die ihr Weg in diesem Sommer vielleicht ebenfalls ins Lauterbrunnenthal führt und die daraus die Anregung gewinnen zu einem ebenso genußreichen als gemächlichen Alpenspaziergang.

Ich war also um elf Uhr von Bern nach Thun gefahren und dann über den Thunersee auf dem Schiff, mit Verschmähung der neuen linksufrigen Thunerseebahn. Denn das Schiff bot, abgesehen von der freieren Bewegung auf seinem breiten, schattigen Verdeck, auch die Gelegenheit, in aller Gemüthsruhe zu Mittag zu essen Die aus vier Gängen bestehende Table d'hôte kostet genau 2 Mark (2,50 Fr.); da ich mich aber mit einer tüchtigen Portion Wiener Schnitzel begnügte, zahlte ich nur die Hälfte. Bier oder Wein ist freilich extra, aber auch nicht theuer. Es war also in jeder Beziehung praktisch, auf dem luftigen Verdeck zu speisen, während die lieblichen Uferlandschaften wie wandelnde Dekorationen rechts und links langsam vorüberzogen. In Interlaken gabs weiter keinen Aufenthalt, allerdings aber die absurde Einrichtung, daß man am Hauptbahnhof, wo das Schiff im Kanal hält, nicht sofort in die Waggons der Thalbahn nach Lauterbrunnen steigen kann, sondern zuerst mit der Bödelibahn bis zur Oststation — zehn Minuten weit — zu fahren hat. Dort steigt man neuerdings um. Nun, wer nur seinen leichten Tornister bei sich hat, dem kann das wenig anhaben, aber für Reisende mit vielem Handgepäck ist es lästig.

Im Waggon befand sich außer einigen Engländern und Engländerinnen, die wie schlechte Illustrationen zu humoristischen Dickensromanen aussahen, eine fröhliche Gesellschaft von sieben bayerischen Herren im Lodenanzug und mit dem salontirolerischen Spielhahnfederschmuck auf den kühnen Hüten. Sie hatten alle sieben nur ein Gesicht, aber ein hübsches, das richtige bayerische Nationalgesicht mit buschigem Schnurrbart unter der gebogenen fleischigen Nase, treuherzige Augen und im Ausdruck etwas mild-martialisches, wenn diese in sich selbst einen Widerspruch tragende Bezeichnung erlaubt ist. Sieben Schweizer beisammen würden nie so gut aussehen, aber jeder hätte sein eigenes Gesicht. Die Herren befanden sich, wie ich aus ihren Mienen und Gesprächen entnahm, in einer fortwährenden neugierigen und etwas eifersüchtigen Spannung, ob etwa gar die Bergwunder der Berner Alpen, in die sie jetzt einfuhren, ihr eigenes heimathliches Alpenland ausstechen würden und so stärkten sie sich denn unter einander, indem sie den Wildreichthum der bayerischen Alpen gegen die hierin ärmere Schweiz abwogen und bei Landeskindern im Waggon nachforschten, wie es sich mit dem Gemsenbestand auf den nächsten Bergen verhalte. Die Antwort, daß die Gemsen in den letzten Jahren in Folge des eidgenössischen Wildschutzes und einiger milder Winter sich ziemlich vermehrt hätten, begegnete denn auch einem etwas ungläubigen Lächeln.

Wirkliches Staunen aber malte sich auf den freundlichen Gesichtern der sieben Bayern, als sie nun in Lauterbrunnen sahen, was der praktische Schweizer mit seinen Bergen anzufangen weiß. Drei Eisenbahnen treffen hier zusammen: die Thalbahn, mit der wir gekommen waren, die jetzt in ihrem zweiten Jahrbetrieb laufende Wengernalpbahn (über die kleine Scheidegg am Eiger vorbei nach Grindelwald hinab) und die steile Bergbahn nach Mürren, die bis auf die Höhe Drahtseilbahn ist, in ihrem letzten Stück durch Elektrizität betrieben wird. Man kann ja selbstverständlich diese vielen Bergbahnen in der Schweiz mißbilligen und einige fristen auch nur mühsam ihre Existenz (z. B. die Bahn auf das Brienzer Rothhorn). Aber manche dieser Bahnen sind doch ganz verständige Einrichtungen. Wenn ich z. B. an diesem heißen Juninachmittag nach Mürren hinauf zu Fuß gehen sollte — was ich oft genug gethan habe —, so kam ich „naß wie ein Schwamm“ oben an und unfähig, von dort aus noch etwas zu unternehmen: schon die Zeit hätte dazu an diesem Abend nicht mehr gereicht. So aber wurden wir wie mit Geisterhänden an dieser hohen steilen Felswand, von der der Staubbach herunterfällt, emporgehoben, sanft, schnell, mühelos, mit jeder Minute in eine immer frischere Luftschicht gelangend, immer tiefer unter uns das zurückweichende Thal. Die Fahrt in dieser schwindelerregenden Drahtseilbahn ist allerdings eine kleine Nervenprobe; ein Reißen des Seils und eventuell nicht rechtzeitiges Einspringen der Nothbremse würde ein in wahnsinniger Eile Niedersausen, Entgleisen und Zerschmettern der beiden Waggons zur Folge haben und da gäbe es nicht etwa Rettung durch seitliches Abspringen, selbst wenn man noch die Zeit dazu hätte. Denn die Fahrt geht meistens auf schmalen Brücken über schauerliche Abgründe weg oder dann in einer engen glatten Felsenschale, wo der Fuß keinen Halt finden würde. Die Katastrophe wäre für alle Fahrgäste der sichere Tod. Sie darf also niemals eintreten und eben dieses Bewußtsein gibt Vertrauen; die Bahnbeamten sind von dem Ernst ihrer Verantwortung durchdrungen.

Alle Fahrgäste schienen aber doch recht wohl zufrieden, sich dann oben aus dem Waggon der Drahtseilbahn in denjenigen der elektrischen Bahn setzen zu können. Diese fährt freilich meistens an der äußersten Kante des Berges hin, so daß man fast immerwährend senkrecht nach Lauterbrunnen hinabsieht; aber schon daß der Waggon nicht mehr perpendikulär steht, wirkt beruhigend. Und eine Zeit lang fährt man mitten durch grüne saftige Alpenweiden, wobei der Zugführer wiederholt läutet, um ein allfällig auf das Geleise verirrtes Rind zu warnen oder zu vertreiben; denn mitten durch weidendes Vieh rollte der Bahnzug. Dieser Kontrast einer elektrischen Bahn 5400 Fuß (1636 Meter) über Meer mit der Idylle von Kuh- und Ziegenheerden in Alpenrosenfeldern verfehlte seinen Eindruck nicht auf die sieben bayerischen Herren. So etwas ist einstweilen nur in der Schweiz zu treffen.

So wie Mürren mit seinen großen Hotels jetzt ist, paßt sich's auch ganz gut, mit einer Bahn dort anzulangen. Hat man etwa auch schon von einem „Alpentheater“ gesprochen, jedenfalls von „Alpenszenerieen“, so muß die Bergterrasse von Mürren als die vornehm ausgestattete Fremdenloge dieses Theaters bezeichnet werden. Und der Vorhang, der sich gegenüber am schwarzen Mönch, am Eiger u. s. w. bald hebt, bald senkt, ist ja ebenfalls vorhanden. Selbst am schönsten Sommertage steigen zuweilen plötzlich aus den Eisschründen der Jungfrau Nebelwölkchen, die je nach Umständen sich zu einem deckenden Schleier zusammenweben oder auch wieder einzeln zerflattern und die Aussicht frei geben. Da sitzen denn die Reisenden aus allen Ländern auf den bis dicht an den Thalabgrund sich erstreckenden Terrassen hinter den beiden großen Hotels und betrachten sich das Schauspiel mit bewaffneten oder unbewaffneten Augen.

Ich machte mich aber auf, noch einen Hügel nach der Sefinenfurca zu an diesem Abend zu besteigen und freieren Ausguck zu halten nach allen Seiten. Etwas Aehnliches hatten auch die sieben bayerischen Herren im Sinn; so schien es wenigstens, denn sie steuerten recht emsig nach einem andern Hügelkopfe. Eine Viertelstunde später tönte es von dort mit schmetternder Innigkeit zu mir herüber: „Behüt dich Gott, es wär' zu schön gewesen“ und „Aennchen von Tharau ist's, die mir gefällt“. Einer von ihnen war nämlich Trompetendilettant und seine sechs Freunde bildeten sein dankbares Publikum. Sie erzählten später, an jedem schönen Aussichtspunkt auf dieser Reise blase ihr Kamerad solche

Weisen, wobei besonders darauf geachtet wird, daß wo möglich drüben von den Felsen ein Echo antworte. Hier oben blieb es aus; die Breite des Thals ist doch beträchtlicher, als das durch die Höhe und die gewaltigen Massen der gegenüberliegenden Felswände getäuschte Auge sie schätzt.

Auf meinem einsamen Hügel, eine gute Stunde von den Hotels entfernt, sah ich so recht tief hinein in die noch weiter hinab als sonst beschneiten, stillen und wilden Berge Breithorn, Tschingelhorn, Gspaltenhorn. Diese das Silberhorn der Jungfrau an Höhe übertreffenden Majestäten haben etwas gar feierliches; sie stehen eben abseits vom großen Getriebe, das, über die Wengernalp hinüber, Jungfrau, Mönch und Eiger streift. Sie schließen das Thal, das Bernerland ab mit einem Kreis von Gletschern; wo sie zum Petersgrat hinab sich senken, führt ein Pfad über Schnee und Eis nach dem Wallis hinüber (ins Lötschenthal), eine stundenlange Gletscherwanderung. Mir ist diese Wildniß die liebste Gegend der ganzen Berner Alpenwelt. Ein fernes Tosen ist in ihr, das von den Wasserfällen herrührt, die dort überall zu Thal gehen, ihr größter der Schmadribachfall. Dieses ferne gleichmäßige Tosen stört nicht die Stille, es macht sie im Gegentheil gleichsam handgreiflich. Den morgigen Sonntag diesen Bergen noch näher zu verbringen, war mein Beschluß. Auf den Alpweiden des oberen Steinbergs, anderthalb Stunden über Trachsellauenen, konnte ich nach Herzenslust im einsamen Genuß der großen wilden Natur schwelgen.

Mit dieser Zuversicht vermochte ich die Abendtable d'hôte und andere Kulturfreuden des Hotels „des Alpes“, das sogar in den Schlafzimmern elektrische Beleuchtung hat, um so eher zu ertragen, als die Mahlzeit reichlich und fein war und ich wußte, daß ich am anderen Tag nicht viel mehr als Milch und Käse würde zu essen bekommen. Das Hotel „des Alpes“ ist dasselbe, in dem vor zwei Jahren Stanley gleich nach der Heirath seine Flitterwochen verlebte. Aber er hatte Unglück. Zweihundert Schritt vom Hotel entfernt wollte er auf einem etwas schmalen Pfade einer Dame artig ausweichen, trat in eine kleine Vertiefung des Straßenbordes und brach das Bein, so schlimm, daß er selbst nach mehreren Monaten noch nicht wieder gehen konnte. Welche Tücke des Zufalls, daß der Mann, der als moderner Conquistador im schwarzen Erdtheil so zahllose Gefahren glücklich bestanden hatte, hier, wo er zur Erholung sich aufhielt, durch eine kleine Unebenheit des Bodens schwer zu Schaden kommen mußte! Indessen scheint er dem Wirth doch ein freundliches Andenken bewahrt zu haben. Er schenkte ihm sein Porträt, den Muschel- und Korallenschurz einer Negerprinzessin, Antilopenhörner und andere Raritäten, die alle zusammen im Gesellschaftssaal des Hotels eine besondere „Stanleywand“ einnehmen und für Engländer eine gute Empfehlung des Hotels sind.

Am Abend waren plötzliche Wetterwolken aufgestiegen; aber am Morgen lag die Bergwelt mit allen ihren Eis- und Schneezinken im hellsten Sonnenschein da. So trat ich denn frohgemuth meine Wanderung an, die eine starke Stunde lang bergab ging nach der Richtung vom Stechelberg (hinten im Lauterbrunnenthal). Nur in dieser ersten Stunde begegnete ich noch Leuten, Kirchgängern, die von Stechelberg und Gimmelwald nach Mürren heraufstiegen, dann, kurz vor der Brücke über die wild tosende Sefinen-Lütschine, noch ein paar Männern, die das Feuer eines Kalkofens mit mächtigen Holzscheiten nährten; von da an bis Mittag sah ich keinen Menschen mehr, was ich nur hervorhebe, um zu zeigen, daß man, selbst in der Nähe von drei Eisenbahnen und so großer Fremdenhotels, wie sie auf Mürren, Scheidegg und in Lauterbrunnen stehen, doch verhältnißmäßig leicht und rasch allein sein kann. Die Berge sind eben doch zu groß, als daß das bischen Menschenwerk, wie anspruchsvoll es auch auftrete, in ihnen stark bemerkbar würde.

Besonders genußvoll wurde die Wanderung, als die Waldschlucht erreicht war, durch welche die Sefinen-Lütschine ihr brausendes Gletscherwasser zu Thal schickte; dieses bildete an einer Stelle, zehn Minuten nach der Brücke, einen imposanten Wasserfall mit Regenbogen. Bald nachher hat man sich rechts zu wenden, wenn man nicht ins Thal hinab, sondern nach dem obern Steinberg will. Uebrigens weist eine menschenfreundliche Tafel mit der Aufschrift: „Hotel Tschingelhorn im obern Steinberg“ den Wanderer zurecht. Der Ausdruck „Hotel“ braucht Niemand zu schrecken. Ein einfaches kleines Bergwirthshaus steht dort oben, hauptsächlich für Reisende, die über den Petersgrat ins Wallis wollen, eingerichtet, solche pflegen hier zu übernachten, bevor sie den elfstündigen Marsch antreten.

Mein Pfad lief bald über sonnige blumenreiche Matten, über die der Honigduft der Kleeblüthen flog, bald durch Tannenwald, zuweilen allerdings auch mitten durch klare rieselnde Quellen, die quer über den Weg dem Abgrund zustreben. Oefter geht man dicht an einer zum Thalboden jäh abstürzenden Schlucht dahin, wo man gut thut, aufzupassen, da ein kleiner Mißtritt, ein Stolpern über eine Baumwurzel leicht verhängnißvoll werden könnte. Gefährlich aber ist deshalb der Weg nicht zu nennen; wo denn überhaupt in den Alpen muß man nicht auf seiner Hut sein? Ich möchte hier besonders vor der einen Untugend warnen, im Gehen sich umzusehen. Das mag in der Ebene erlaubt sein, auf Bergpfaden sollte man es sich niemals gestatten, da man dabei leicht über den Wegrand hinauskommt.

Eine seltsame Felsenhöhle, aus der eine klare Quelle hervordringt, liegt seitwärts am Wege, dort, wo man schon über hohe Alpweiden geht; man begreift die regelmäßige Form dieser mannshohen tiefen Felskluft nicht recht, wenn man nicht weiß, daß man eben den noch unverschütteten Stollen eines einstigen Bergwerkes vor sich hat. Im vorigen Jahrhundert wurde hier Schwerspath gewonnen; die Ergebnisse waren geringfügig. Noch sieht man aber unten im Waldthal hinter Trachsellauenen die thurmartigen Ruinen des Schmelzofens.

Mit jedem Schritt höher war das Panorama der gegenüberliegenden und nun im Halbkreis zu meiner Thalseite sich hinüberziehenden Berge immer reicher und vollständiger geworden. Das Cingulum (Tschingel) der Schneehäupter schließt sich vom wilden Roththal beginnend; die hauptsächlichen Gipfel von links nach rechts sind Ebnefluh, Mittagshorn, Großhorn, Breithorn, Tschingelhorn, Tschingelgrat und Gspaltenhorn. Aber eben nicht nur die Gipfel hat man hier in nächster Nähe, sondern den ganzen kolossalen Aufbau dieser Riesen der Gebirgswelt. Und nun um die Mittagsstunde waren Eis und Schnee unter dem heißen Strahl der Junisonne immerfort in Bewegung; Lawine auf Lawine ging nieder. Die meisten konnte ich mit freiem Auge sehen, da ihr Absturz gewöhnlich über mehrere Felsenterrassen erfolgte; wie Wasserfälle schossen sie die Couloirs hinunter, schlugen auf dem dunkeln Gestein auf, oder glitten über dort schon liegenden Firn älterer Lawinenreste hinweg zum folgenden Abgrund, bis sie endlich in irgend einer Schlucht zur Ruhe kamen. Und, wenn sie längst ans Ziel gelangt waren, toste noch immer der Schall ihres Sturzes an den Felswänden hin und rollte über den Thalkessel herüber, die stillere, gleichmäßigere Symphonie der Wasserfälle mit dem stärkeren Donner auf Minuten deckend.

Welche Ruhe und Andacht unter solchen Eindrücken ins Gemüth kommt, ist unbeschreiblich. Diese ewig sich ergießenden Wasserstürze aus verborgenen Felsenkammern geben mit ihrem fernen feierlichen Rauschen die Ahnung der Unendlichkeit, die ja niemals zur Vorstellung werden, nur mit dem Gefühl erfaßt werden kann. Und dazu diese Lichtfülle, die von den im Mittagssonnenschein funkelnden Schneefirnen und Eisgipfeln herüberflimmert und das Blau der reinen Himmelswölbung noch intensiver scheinen läßt! Wo der Mensch die Natur als etwas Titanisches empfindet, ist diese Empfindung oft zu sehr mit Furcht versetzt; hier aber wendet uns die Gottheit ein ebenso erhaben schönes als strahlendes Antlitz zu, das man freudig bewundernd anbetet. Und wie im Großen war sie heute auch im Kleinen herrlich. Ueber die tausend Frühlingsblumen auf den hellen Alpenwiesen strich ein leiser Luftzug, der angenehme Kühlung brachte; ein tiefes Summen und Brummen stieg aus

allen den Nektarkelchen empor, da ganze Völker von Bienen und ähnlichen naschenden Geschöpfen auf den Matten schwärmten. Vor mir auf dem Wege, am grauen Gestein hin, schwebte der seines schönen mythologischen Namens werthe Schmetterling Apollo, nicht scheu, wie sonst seines gleichen, ist, sondern in dieser Bergeinsamkeit zuversichtlich, von Menschen wenigstens nichts befürchtend. Es war wie Sonntagsfeier aller Kreaturen in diesen vom geheimen Weben der Natur wundersam hallenden und von Lichtströmen gebadeten Bergen.

Der kurze Aufenthalt, den ich oben im erwähnten kleinen Wirthshause machte, konnte den Zauber nicht brechen. Denn der junge Wirthssohn und das Mädchen, die dem unerwarteten Gast kalte Milch und Brot vorsetzten, waren als einfache, gutartige Naturkinder im Einklang mit der ganzen Umgebung. Auf der offenen Laube, im Anblick all der gegenüber sich ausbreitenden glitzernden Herrlichkeit, verzehrte ich den Imbiß und die beiden jungen Leutchen saßen dabei und sprachen mit mir schlicht und recht von den Bergen, von der Beschaffenheit der noch reichlichen Schneemassen auf dem Petersgrat und von anderen naheliegenden Dingen. Dann, als ich mich gesättigt, legte ich mich etwas oberhalb des Hauses, zwischen Hügeln und Alpenrosengesträuch und moosbewachsenen Felsen ins Gras. Und so sonnenwarm war doch auch hier oben, in nächster Nähe der Gletscher, die Luft, daß ich sehr wohl mein Hemd zum trocknen auf eine Steinplatte legen und inzwischen in ziemlich paradiesischem Kostüm mich dem Genuß der Mittagsruhe hingeben konnte. Doch schloß ich nicht etwa die Augen zum Schlafe; das wäre fast ein Frevel gewesen hier, wo sie im Gegentheil sich gar nicht genug satt trinken konnten an der großartigen Hochgebirgslandschaft. Der Blick ist von hier unvergleichlich schöner als von Mürren oder von irgend einem anderen Punkt oberhalb des Lauterbrunnenthals. Auch kommt der Aussicht von dieser Alp sehr zu statten, daß hier noch überall Tannen gedeihen, die einen schönen Vordergrund gewähren, so daß das Bild auch im künstlerischen Sinne ein absolut vollkommenes ist.

Auf dem Abstieg in den Thalkessel nach Trachsellauenen kommt man zuerst über steile Weiden, später durch einen wahren Urwald, wo die mehr als hundertjährigen Tannen liegen bleiben und an der Stelle verfaulen, wohin ein Sturm oder ein anderes Naturereigniß sie geworfen hat. Hier konnte ich endlich auch reichlich Alpenrosen pflücken; oben auf dem Berge öffnen sie erst zu Anfang Juli ihre Kelche.

Auch Trachsellauenen selbst mit seinen nur im Sommer bewohnten Hütten und dem guten kleinen Wirthshause ist ein reizvoller Ort, mitten in duftenden Alpenmatten, am rasch vorübereilenden Schmadribach, dessen Wellen frische Kühlung mit sich tragen. Ich bin einst mitten im Winter hier gewesen, als der fest gefrorene Schnee so hoch lag, daß ich in die Fenster im ersten Stock des natürlich geschlossenen Wirthshauses bequem hineinblicken konnte. Es war damals auch ein Sonntag und die Stille im einsamen Thalkessel eine so vollkommene, daß ich es hörte, wenn drüben im Bergwald von einem zu schwer gewordenen Tannenzweig der Schnee zu Boden fiel. Heute war sommerliches Leben um die Hütten herum; aber die Stille jenes Wintersonntags war ergreifender gewesen.

Wie ich von hier in zwei Stunde nach Lauterbrunnen zurückging, braucht nicht berichtet zu werden, obschon auch diese letzten Wanderstunden durchaus genußvoll waren. Nur das sei noch erwähnt, daß ich gegen drei Uhr Nachmittags bei den einsamen Felsen des Schmadribachs Alpenrosen brechen und doch am selbigen Abend um halbzehn Uhr in Bern eintreffen konnte. Der Hinweis auf diese Thatsache zeigt die gute Kehrseite der von allzu eifrigen Bergfexen oft geschmähten Alpenbahnen.

Bern. J. V. Widmann.

## André Chénier.

Mon beau voyage encore est si loin de sa fin!
Je pars, et des ormeaux qui bordent le chemin
J'ai passé les premiers à peine —
— — — — — — — — — — — — —
Je n'ai vu luire encore que les feux du matin,
Je veux achever ma journée. . . .

André Chénier, der Sänger dieser wehmüthig-zauberischen Verse, hat seinen Tag nicht vollenden dürfen. Auf der Bahn des Lebens und Dichtens war ihm nur ein kurzer, rühmlicher Aufstieg vergönnt; er hatte eben Zeit, einige köstliche Gaben seines Talentes ausreifen zu lassen. Als er, vor nunmehr gerade hundert Jahren, der Schreckensherrschaft der Revolution zum Opfer fiel, zählte er kaum zweiunddreißig Jahre. Am 25. Juli früh um 8 Uhr machte er sich zum letzten Gange auf. Wie er aus dem Gefängniß hinaus in den Hof trat, starrten ihm rings bleiche, todesbange Gesichter entgegen, Leidensgenossen, die er nicht kannte. Mitten unter ihnen traf er plötzlich seinen Freund Roucher. Sie hatten sich lange nicht mehr gesehen, jetzt bestiegen sie denselben Karren, und während er vorwärts fuhr, rezitirten sie sich die erste Szene aus Racine's Andromaque:

Qui l'eût dit, q'un rivage à mes yeux si funeste
Présenterait d'abord Pylade aux yeux d'Oreste. . . .

Man kann André Chénier den Lyriker der französischen Klassik nennen, aber ebenso gut auch sagen, daß er zwischen Klassik und Romantik mitten inne stehe. Geboren im Jahre 1762, gehört er seiner Entwicklung nach zu Boileau und Racine, deren später Nachläufer er ist. In seiner Wirkung aber deutet er vor auf die Romantik des neunzehnten Jahrhunderts. Damals, im Jahre 1819, ist er zum ersten Male bekannt geworden, und die Zeit Hugo's, Lamartine's, Béranger's und Musset's hat ihn gleich als einen der ihrigen begrüßt. Erst diese lyrische Generation konnte ihn verstehen; denn Chénier selbst war in tiefster Seele eine lyrische Natur. Der Grund seines Wesens war eine reine Begeisterung, die ihn zu allem Edlen hinanzog und für alles echt Menschliche zum Höchsten empfänglich machte. Sein Leben und Dichten unterstand den Regungen des Herzens, und daher kam es, daß über seinem Erdendasein ein poetischer Schimmer schwebte, wie über seiner Dichtung ein Hauch der Wahrheit und Innerlichkeit zittert. Er war einer von den wenigen, die an sich erfahren, daß nur in tief-bewegter Seele ein Gedicht sich losringe; daß der lyrische Erguß und alle Bethätigung des Herzens eines und dasselbe sein müsse.

Non, l'amour, l'amitié, la sublime harmonie,
Tous ces dons précieux n'ont qu'un même génie.
Même souffle anima le poète charmant,
L'ami religieux, et le parfait amant.

Um dieses Talent zu zeitigen, schien die Natur ein Außerordentliches gethan zu haben. Nicht nur, daß er einer Familie entstammte, die sich mehrfach auf litterarischem Gebiete anständig versuchte; ihm ward zudem vergönnt, unter hellenischem Himmel, in Konstantinopel, geboren zu werden. Seine Mutter war Griechin, eine glänzende Schönheit, wie es heißt, und sicherlich, nach den Briefen, die wir von ihr besitzen, eine Seele voll Anmuth und Klarheit. Das Erbe beider, des mütterlichen Geistes und des heimathlichen Bodens, ging in seine Gedichte ein und hat ihn zu dem griechischesten Autor Frankreichs gemacht. Er war in seiner heiteren Bildlichkeit und schönheitsvollen Harmonie eine dichterische Offenbarung hellenischen Wesens. Dazu half ihm wieder eine Eigenschaft, die in besonderer Weise dem klassisch-französischen Geiste eignet. Dieser ist durchaus reflexiv, selbst in seinen höchsten Erregungen noch immer durch eine gewisse Verständigkeit gebunden: Phädra, die in Liebe und Raserei versunken ist, gibt sich weniger ihren Leidenschaften hin, als daß sie vielmehr verloren über ihnen nachsinnt. So ließ sich auch Chénier's hohe und echte Begeisterung ganz verstandesmäßig leiten und beeinflussen.

Mit der ursprünglichen Vorliebe für alles Griechisch-Antike verband er ein tiefes Studium dieser Welt. Er war ein durchaus gelehrter Dichter und trotzdem voll unmittelbarer Wirkung. Dank dieser seltenen Mischung sonst schier unvereinbarer Gegensätze, brachte er es fertig, gleich als Jüngling mit Meisterwerken ausgereifter Form zu erscheinen.

Zu den Ideen der antiken Kultur hatte er ein inneres Verhältniß gewonnen. Er nahm sie nicht äußerlich auf, sondern er hatte sich eingelebt, in ihre Vorstellungen gänzlich hineingefühlt. Zwar wollte er in seinen Gedanken sich durchaus modern geben, als Ziel seiner Kunst schwebte ihm vor: „Sur des pensers nouveaux faisons des vers antiques.“ Er suchte die Elemente jener unvergleichlichen Dichtung frei schaltend seinen Zwecken anzupassen, die Worte, Bilder, Wendungen: „tous ces métaux unis dont j'ai formé le mien“. Doch reichte der Einfluß dieser Welt in Wirklichkeit noch weiter; in vielen seiner besten Stücke ist auch das Motiv griechischen Erinnerungen oder Vorbildern entnommen. So schildert er Homer als fahrenden Blinden, den antiken Bettler am heilig-gastlichen Herde, den griechischen Jüngling liebessiech auf dem Krankenlager. Der ganze Tantaur, die Anschauungen seiner Menschen und die Bilder sind hier antik. Der Frieden einer idyllischen, noch nicht dem Gleichgewicht entrückten Welt ist ausgebreitet oder die sanfte Wehmuth der elegischen Sehnsucht: was André Chénier's Namen unsterblich gemacht hat, trägt fast durchweg diesen Charakter.

Er gibt weniger individuelle Empfindungen wieder, als eine allgemeine Stimmung. Auch in dieser Richtung auf das Typische liegt etwas Antikes. Da wo er persönlicher zu werden und den Charakter der Einzelgestalt herauszuheben suchte, und wäre es die eigene gewesen, rührte seine Kunst an ihre Grenzen. Sein modernstes Poëm, das zugleich zu den schönsten und intimsten gehört, jene Ode: „O Versaille! ô Bois! ô Portiques!“ bleibt doch immer nur eine süße, schmerzliche Harmonie. Ihm fehlte noch die nervöse Kunst, mit welcher später Alfred de Musset jede Schwingung des Gefühles zu erreichen und festzuhalten wußte; ihm fehlte auch jene unendlich kadenzirte Musik, wie sie in den Versen eben jenes größten musikalischen Dichters der französischen Zunge schwingt. Dafür klingt aus seinen Strophen ein entzückendes, ewiges Gleichmaß, ein Rhythmus der Ausgeglichenheit und Vollendung, der an die wohlige Ruhe griechischer Gestalten mahnt. Dem Geist, der diese gebildet und geformt hat, ist Chénier immer nachgegangen. In der unbedingten Bewunderung des Alterthumes steht er recht eigentlich auf dem Boden der Aesthetik Boileaus und Racines. Auch darin ist er ihnen verwandt, daß der sprachliche Ausdruck bei ihm immer einfach, durchsichtig und klar ist. Doch gerade in der Diktion zeigen sich auch die Unterschiede, welche ihn von der älteren Schule trennen und der jungen so werth gemacht haben. Jene Sprache des siebzehnten Jahrhunderts ist verstandesmäßig, farblos, kühl und in mehr als einer Hinsicht zur Konvention geneigt. Chénier war Klassiker, ohne konventionell zu sein. Sein Stil war farbenprächtig und bunt; wenn er von dem „rothen Sommer“ spricht, war das schon ganz so ein malendes Beiwort, wie es später die Romantiker liebten. Er brachte eine Fülle herrlicher Bilder voll frischer Pracht. Sein Homer vergleicht heranwachsende Jünglinge mit dem schlanken Palmenbaum; in seine Verse drängt sich gleichsam blühende Natur hinein:

> Vois l'abricot naissant, sous les yeux d'un beau ciel,
> Arrondir son fruit doux et blond comme le miel.

Wann hatte man zuvor derartiges gehört? Eine Mutter erzählte ihrem Sohne:

> — tes jeunes dents, par de vives douleurs,
> De tes yeux enfantins faisaient couler des pleurs.

Das war eine Natürlichkeit und eine so nackte Menschlichkeit, wie sie der Klassik à la Versailles nie zustoßen konnte und der Romantik kongenial war. Bei André Chénier finden sich Bilder, die bald mit der Kraft hoher Reliefsiguren heraustreten, bald wie volle Gestalten sich abheben. Dann meint man sie unter dem Lichte seiner griechischen Heimath zu sehen, so klar zeichnet sich Linie um Linie ab.

Sein vollendetstes Kunstwerk, wie ich glaube, ist die Idylle, „der Kranke“. Ein Jüngling liegt vor Liebesgram krank darnieder, die greise Mutter fleht um Genesung zu Apollo: wenn er wieder zu seiner Herde zurückkehrt, dann werden diese Hände, diese alten Hände dir meine Onyxschale darbringen und jeden neuen Sommer soll ein brüllender Stier vor deinem Altar niederfallen. Der Sohn entdeckt der Mutter sein Leid; noch hat er sich der stolzen Schönen gar nicht anzubieten gewagt. Sie soll für ihn nun hingehen: nimm diesen Korb mit den schönsten Früchten, unsern Amor von Elfenbein, die Onyxschale, meine jungen Ziegen, mein Herz, mein Leben. Und kommst du ohne sie wieder, dann sterbe ich. Aber er wird gerettet, das Mädchen erscheint:

> „Ami, depuis trois jours tu n'es d'aucune fête,
> Dit-elle: que fais-tu? Pourquoi veux-tu mourir?
> Tu souffres; l'on me dit que je te peux guérir:
> Vis; et formons ensemble une seule famille:
> Que mon père ait un fils, et ta mère une fille.“

Um André Chéniers politische Thätigkeit richtig zu nehmen, muß man von vornherein gleich sagen, daß ihm zu diesem Berufe eigentlich alles fehlte. Er war auch hier derselbe liebenswürdige, vornehme Charakter, wie als Dichter, voll Schwung und begeisterungsfähig für das Edle. Politik war ihm mehr Sache des Gefühls als der Ueberlegung; und sein Herz hat ihn bei der Parteinahme immer mehr bestimmt als kühle Berechnung. Doch muß man auch wieder zugestehen, daß er niemals ein eigentlicher Schwärmer gewesen ist. Vieles, was er behauptet hat, ist vernünftig und klug; aber im Ganzen fehlte ihm der durchschauende Blick für die Realität der Thatsachen. Er sah wohl die Macht der Gemeinheit, indessen seine feine Natur hatte für sie doch kein richtiges Maß, und er glaubte nicht an sie als unvergänglichen Faktor im Menschenleben. Als der Schrecken eben im vollen Gange war, konnte er schreiben: „Die ungeheure Mehrheit der Nation, die wirklich das französische Volk bedeutet, wird sich wiederfinden und endlich sprechen; und die Verderbten, entsetzt über ihre geringe Zahl, werden in den Koth zurücksinken, nachdem sie euch geehrt haben, indem sie euch beschimpften.“ So hielt er sich überzeugt, daß „der Tag des Guten endlich komme“; er war, in diesem Sinne, auch in der Politik Idealist. Als die Revolution ausbrach, begrüßte er sie freudig: „la nation entière en a eu besoin, l'a voulue, l'a opérée“; den Schwur im Ballhause hat er in begeisterten Strophen besungen. Aber die folgenden Ereignisse konnten ihm wenig gefallen; gerade seiner Eigenart war nichts mehr zuwider, als die endlosen Verhetzungen, die Herrschaft der Schreier und Gewaltthätigen. Er hatte die Vorrechte der ersten Stände gern hinstürzen sehen, doch nicht, um die des Pöbels eingeführt zu wissen. Immer heftiger richtete er seine Angriffe gegen die Klubs, in denen er die Tyrannen der öffentlichen Meinung erkannte: „ces sociétés où des fanatiques obéissent à des fripons.“ Bald waren es vor allen die Jakobiner, welche er grimmig befehdete. Lag nicht ein gut Theil Idealismus, oder lieber Verblendung zu Grunde, wenn er unermüdlich gegen diese furchtbare Macht seine schwachen Geschosse richtete? Doch wird man seinem persönlichen Muthe Achtung zollen müssen; denn je fruchtloser dieser Kampf war, um so gefährlicher. Aber er erklärte ja: „s'ils triomphent“, „ce sont gens par qui il vaut mieux être pendu que regardé comme ami.“ In dieser Ueberzeugung ist er als Märtyrer seiner Sache gerade vor hundert Jahren gefallen. Auch der Schluß seines Lebens war die Bethätigung seiner hochgestimmten Natur.

G. Ransohoff.

**„Fort mit den Zuchthäusern!"** Von Prof. Felix Friedrich Bruck. Breslau, Wilhelm Koebner, 1894.

Die einseitigen absoluten Theorien von dem Zweck der Strafe haben an Kredit verloren, und wir haben erkannt, daß ein gutes Strafmittel dreierlei Zwecke erfüllen sollte: die Gesellschaft vor dem Verbrecher zu sichern, auf den Verbrecher erziehlich zu wirken, Andere aber von der Begehung von Verbrechen abzuschrecken. Leider hat nur mit unserer theoretischen Erkenntniß der praktische Erfolg unseres Strafensystems nicht Schritt gehalten. Die Freiheitsstrafe, die das Rückgrat unseres Strafensystems bildet, hat sich nach keiner dieser Richtungen ihrer Aufgabe so gewachsen gezeigt, wie es zu wünschen wäre. Es ist eine furchtbare Perspektive, die uns der Verfasser des oben genannten Werkchens eröffnet, wenn er uns mittheilt, daß in einem Jahre (1886) im Deutschen Reiche wegen Verbrechen und Vergehen auf Freiheitsstrafen in einer Gesammtdauer von 66 084 Jahren erkannt worden ist. Der Inhalt von sechsundsechzig Jahrtausenden Menschenleben an Kraft, Intelligenz, Kulturarbeit brachgelegt durch die Richtersprüche eines Jahres! Und wenn diese Opfer wenigstens den erstrebten Zweck verwirklichten, wenn sie die Verminderung der Verbrechen und die Besserung der Verbrecher erreichten! Statt dessen aber wächst von Jahr zu Jahr die Zahl der Verurtheilungen, und weist die Statistik für die rückfälligen Verbrecher eine wahrhaft rapide Vermehrung auf.

Der Kritik dieser Zustände gilt der erste Theil der Bruck'schen Broschüre, und so kurz und knapp derselbe gehalten, so sehr er sich darauf beschränkt, einleitungsweise die Grundlage für die folgenden Erörterungen zu geben, so scharf erfaßt er die entscheidenden Gründe, die seiner Ansicht nach für das Fiasko unseres Freiheitsstrafensystems verantwortlich zu machen sind: „Gebrochen an Seele und Leib, verläßt der Unglückliche das Zuchthaus, geächtet von der Gesellschaft, auf die er angewiesen ist, irrt er scheu umher, bis ihn der Hunger zwingt, von Neuem ein Verbrechen zu begehen. Dann findet er wieder die Unterkunft, an die er gewöhnt ist .... Der erkennende Richter aber — bei dem die Berufsgewohnheit eine mehr oder minder schablonenhafte Bemessung der Strafe herausgebildet hat — hat keine Ahnung von der Wirkung seines Spruchs. Er hat die Sache abgeurtheilt, das Aktenstück ruht sauber in dem Repositorium des strafvollstreckenden Staatsanwalts. Das Menschenkind, um welches es sich gelegentlich handelte, ist verdorben, zu Grunde gegangen." Nicht ein Gelehrter nur, der mit dem Rüstzeug seiner Wissenschaft arbeitet, sondern ein Mann, der mit warmem Herzen die Schäden der Zeit beklagt, hat diese Sätze geschrieben.

„Wie es besser werden soll?" Darauf antwortet der Verfasser im zweiten, bei weitem umfangreicheren Theile seiner Broschüre: „Durch Einführung der Deportation in unser Strafensystem." Bei Berathung und Emanation unseres Strafgesetzbuchs ist diese Frage begreiflicher Weise gar nicht erörtert worden, denn wir verfügten damals nicht über Länder, wohin wir hätten deportiren können. Als wir dann in die Lage kamen, aus der Noth, die wir mit unseren Kolonien hatten, eine Tugend machen zu sollen, ist der Gedanke mehrfach aufgetaucht, die Deportation in geeignete überseeische Kolonien als Strafe einzuführen. So weit ich aber sehe, ist die Erörterung über allgemeine Deduktionen für und wider die Deportation als Strafmittel nicht herausgekommen. Professor Bruck tritt zum ersten Male mit substanziirten, fest formulirten Vorschlägen hervor, die fast alle Seiten der Frage de lege ferenda erschöpfen und ohne Weiteres in Gesetzesparagraphen umgegossen werden könnten: „An Stelle von Zuchthaus tritt Deportationsstrafe, ebenso an Stelle von längeren als einjährigen Gefängnißstrafen, wenn dieselben wegen Rückfalls bei Eigenthums- und Roheitsvergehen verhängt werden, und zwar lebenslängliche Deportation bei wiederholt Rückfälligen, zeitige, d. h. solche mit Aufenthaltszwang in den Strafkolonien bis zu 10 Jahren in allen übrigen Fällen. Der Deportirte wird in der Strafkolonie zunächst — und zwar mindestens drei Jahre lang — als Strafknecht, hauptsächlich mit Ackerbau, doch auch mit anderen geeigneten Arbeiten beschäftigt. Bei tadelloser Führung kann er nach Ablauf dieser Zeit in einem für Ansiedelungszwecke bestimmten, von der Strafkolonie räumlich gehörig getrennten Territorium seinen Wohnsitz angewiesen erhalten und sich dort eine selbständige Existenz begründen. Er verbleibt jedoch noch unter der Disziplin einer zur Ueberwachung entlassener Deportirter eingesetzten, vom Kolonialamt ressortirenden Behörde und fällt bei Begehung eines neuen Verbrechens auf weitere fünf Jahre in die Strafknechtschaft zurück. Zehn Jahre nach Entlassung aus der Strafknechtschaft darf der Deportirte in die Heimath zurückkehren, von wo er jedoch auf Lebenszeit deportirt wird, falls er ein neues, mit Deportation bedrohtes Verbrechen begeht." Das sind ganz in Kürze die Grundpfeiler des Bruck'schen Systems, und der mir zu Gebote stehende Raum verbietet mir zu zeigen, wie der Verfasser auf diesen im Einzelnen sein Gebäude aufgeführt hat. Er hat es sich nicht leicht gemacht. Er hat sich nicht mit der Widerlegung der allgemeinen, gegen die Deportation vorgebrachten Gründe begnügt, auch nicht allein der juristischen Wissenschaft sein Beweismaterial entnommen, sondern er bemüht sich, alle nur immer möglichen Bedenken gegen seine Vorschläge zu konstruiren, um sie dann zu bekämpfen, und er zieht gerade so gut die kolonialpolitische wie die ethische, geographische und soziale Seite der Sache in den Kreis seiner Erörterungen; er beleuchtet unter Bezugnahme auf gute Gewährsmänner objektiv die Erfolge und die Mißerfolge anderer Nationen mit der Deportation und die Gründe für beides, er erwägt die Zukunft der Strafkolonien, welche als solche durch ausdrücklichen Erlaß der Regierung geschlossen werden sollen, wenn sich in denselben bereits eine Generation unbescholtener Nachkommen entlassener Verbrecher befindet, und er gibt Beiträge für die schwierige Lösung der Frauenfrage in den Strafkolonien. Alles in Allem ein Buch voll kluger Gedanken, das in vieler Beziehung die Gegner zu neuen Erwägungen veranlassen und den Freunden der Deportation neue Anregungen bringen wird, ein Buch, welches das unbestreitbare Verdienst hat, eine wichtige Frage in neuen Fluß gebracht zu haben, und an dem man nicht wird vorübergehen können, wenn einmal, nach dem Wunsche seines Verfassers, die gesetzgeberische Arbeit sich des Stoffes bemächtigen wird.

Breslau.

Ernst Mamroth.

---

## Eine Zuschrift.

In ihrer Nummer vom 14. Juli 1894 bringt die „Nation" einen interessanten Aufsatz über „Die Aufsuchung unterirdischer Wasserläufe durch Färbemittel". Gestatten Sie einem Ihrer Leser einige Bemerkungen.

1. Das längst bekannte und für solche Zwecke angewandte Fluorescëin und das „in jüngster Zeit durch die analytische Chemie dargestellte Uranin" sind beide ein und derselbe Farbstoff, den man das eine Mal als solchen bezieht und für den Gebrauch in Natronlauge auflöst, das andere Mal als fertiges Natronsalz unter dem neuen Namen im Handel findet. Daß letzteres für den Transport bequemer ist, leuchtet ein und wurde von Frischauf im österreichischen Alpenverein 1890 mit Recht hervorgehoben. Aber ein Unterschied in dem aufgelösten Farbstoff und in der Wirkung ist nicht vorhanden.

2. Der Verfasser fährt fort: „Mit diesem Farbstoff nun wurden die Beobachtungen der Florentiner Gelehrten angestellt, durch welche man nebenher zugleich die ersten sicheren Aufschlüsse über die Geschwindigkeit der Strömung im Innern eines Gebirgsmassives erhielt." Die Arbeit der Herren de Agostini und Marinelli „Studii idrografici sul bacino della Pollacia 1894" enthält aber bereits in der Tabelle S. 15 die genauesten und sichersten Angaben über die unterirdische Strömungsgeschwindigkeit bei verschiedenen früheren Experimenten an der Aach, am Lac Brenet und am Lac de Joux, — wie ich bemerken möchte. In allen diesen Fällen war sie auffallend gering gewesen, wie an der Pollacia.

3. Die erste Anwendung des Fluorescëins im Waadtländer Jura und die Feststellung einer subterranen Wasserverbindung, wird in diesem Aufsatz irrthümlich dem trefflichen Geophysiker Forel von Lausanne zugeschrieben. Beides bezieht sich vielmehr auf Prof. Piccard von Basel, welcher zum ersten Mal die Verbindung des Brenetsees mit der Orbequelle mittelst Fluorescëin am 1. September 1893 direkt nachgewiesen hat. (Siehe darüber die Verhandlungen der schweizerischen Naturforscherversammlung in Lausanne, sowie die „Archives des sciences physiques" in Genf.)

Forel und Golliez hatten zwar neun Monate früher einen Versuch mit Anilinviolett angestellt, der völlig fehlgeschlagen, einerseits weil dieses Salz durch den Kalkstein des Gebirges zersetzt wird, andererseits weil sie ihre Beobachtungen an der Quelle viel zu früh aufgegeben. In dem Bulletin de la Société vaudoise No. 110 bezeichneten sie selbst ihr Resultat als „franchement negatif" und kündigten mit keinem Wort die Absicht an, neue Versuche vorzunehmen. Später haben sie allerdings den Piccard'schen Versuch wiederholt und bestätigt und einen weiteren am Jouxsee ausgeführt.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 43. Berlin, den 28. Juli 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rud. Mosse, Berlin SW., Jerusalemer-straße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Wenn deutsche Staatsbürger ihr Geld verlieren, so bedauern wir das aufrichtig; und wenn dieser Verlust durch den Bankerott und die bedenklichen Manipulationen fremder Staaten bewirkt wird, so sind solche Handlungen gewiß nicht leicht zu nehmen.

Heute sind die deutschen Besitzer griechischer Werthe in der beklagenswerthen Lage, an ihren Papieren große Einbuße zu erleiden, und die Haltung der griechischen Regierung läßt kaum noch einen Zweifel darüber, daß das Ministerium in Athen vorläufig nicht einmal nach dem Maße der vorhandenen finanziellen Kräfte seinen Verpflichtungen nachkommen will. Die Verhandlungen der deutschen, französischen, englischen Delegirten mit der griechischen Regierung in Athen standen bereits einmal unmittelbar vor dem Abbruch; sie schleppten sich dann von Neuem weiter; aber sie können wiederum zu einem Bruche und alsdann wohl zu einem von definitiver Art führen; vielleicht ist dieser Bruch zur Zeit schon da.

Diese Aussichten sind für die betheiligten Kreise trübe, und so macht man denn in der deutschen Presse bereits Stimmung für eine Intervention des Deutschen Reichs zu Gunsten jener unserer Staatsbürger, die sich in dem wenig beneidenswerthen Besitze griechischer Papiere befinden. Das Deutsche Reich soll mit Kanonen und Kriegsschiffen den Exekutor für die bedauernswerthen Gläubiger Griechenlands übernehmen; und zwar verlangt man ganz fröhlich, daß Deutschland im Nothfall auch ohne Frankreich und England, die gleichfalls stark betheiligt sind, loszugehen habe. Unsere Schiffe sollen kurzer Hand ein paar griechische Häfen blockiren oder eine griechische Insel in Faustpfand nehmen, dann werde das edle Hellenenthum schon zu Kreuze kriechen.

Einem solchen leichtherzigen Programm gegenüber muß man denn doch nachdrücklich zur Vorsicht mahnen und zwar sowohl aus Gründen, die dieser spezielle Fall darbietet, wie aus allgemeinen, prinzipiellen Gründen.

Fürst Bismarck, der von der auswärtigen Politik doch einiges verstand, hat einmal für solche frischgewagten internationalen Improvisationen das Bild von der Instradirung eines Zuges auf einem falschen Gleise gebraucht; zuerst dampft man ganz munter voran, und man kann mit dem Schieferdecker, der vom Dach herabfällt, sagen: cela va bien, pourvuque cela dure. Es dauert aber meist nicht lange, und so soll man auch zur Blockade und zur Besetzung griechischen Gebietes nur dann schreiten, wenn man sich zugleich über die weiteren Konsequenzen durchaus klar ist, und wenn man auch diese Konsequenzen auf sich nehmen will. Ein Staat, wie Deutschland, kann keine Abenteurerpolitik treiben, mit dem Refrain, es wird schon gut gehen; dazu haben wir zu viel zu verlieren, und wäre es auch nur an diplomatischem Ansehen, — eine Einbuße, die freilich nicht nur unseren Feinden im Auslande, sondern auch den patriotischen reaktionären Freunden des Grafen Caprivi im Inlande sehr gelegen käme.

Es wäre ja freilich denkbar, daß eine Demonstration an der griechischen Küste bereits zum Ziele führt; aber ein vorsichtiger Staatsmann wird auf diese eine Möglichkeit nicht alles setzen. Er wird auch in Rechnung ziehen, was zu geschehen hat, wenn jene Annahme sich als falsch erweisen sollte; wenn die griechischen Staatsmänner renitent bleiben, in der Hoffnung, daß Deutschland es über Demonstrationen nicht hinaustreiben werde. Was dann? Und es ist auch noch ein weiteres in Betracht zu ziehen. Rückt man erst einmal in Kanonenschußweite aufeinander, dann entgleiten den Diplomaten unter Umständen die Fäden und der bekannte untoward event bringt plötzlich die Staaten vor ganz neue geschraubte Situationen. Sind Kanonen aber losgegangen auch gegen den Willen der Diplomaten, was hierauf? Mit einer Wendung, die leichthin sagt, so wird es nicht kommen, kann sich wiederum eine ernste Staatskunst die Augen nicht selbst zudrücken. Wer einem selbständigen Staat die geladene Pistole auf die Brust setzt, muß sich klar

darüber sein, daß er unter Umständen gezwungen sein wird, loszudrücken; oder er erleidet eine schwere diplomatische Schlappe, und die Schlappe, die in einem späteren Zurückweichen liegt, ist um so ärger, je sicherer das ursprüngliche Drauflosgehen war.

Nicht aus Aengstlichkeit wird auf diese äußersten Konsequenzen hingewiesen, sondern weil eine Politik, die diesen Namen verdient, sich nicht blind vorwärts treiben läßt; sie ist verpflichtet, auch die letzten möglichen Folgen in Rechnung zu ziehen und diese letzte mögliche Folge heißt: Wollen wir uns unmittelbar in die Mittelmeerhändel hineinziehen lassen und damit in Verwicklungen, die für Deutschland voll von ganz neuen Gefahren sind, während der Gewinn vielleicht in der Rettung von so und so viel Dividendenscheinen besteht. Diese Bilanz muß man sich mit nüchterner Klarheit vors Auge halten, und wer nicht bereit ist, den Weg bis ans Ende mitzugehen, der sollte auch nicht rathen, daß er überhaupt eingeschlagen wird, denn die Vorsicht verbietet, sich in dem angenehmen Wahn zu wiegen, es werde schon nichts ernstes passiren. Das ist die Politik des Hazardspieles.

So liegen die konkreten Verhältnisse einem Staat wie Griechenland gegenüber; aber man hat auch zu der prinzipiellen Frage Stellung zu nehmen, ist denn unsere Heeresmacht dazu da, deutschen Kapitalisten und Spekulanten unter allen Umständen als Exekutor im Ausland zu dienen.

Man wirft dem Liberalismus so gerne vor, daß er nur die Interessen des mobilen Kapitals, vor allem der Börse vertritt. Das ist falsch; er thut es nur in soweit, als diese Interessen sich in den Rahmen der allgemeinen Staatsinteressen einfügen. Aber so sehr wir bedauern, daß Deutsche an Griechenland Geld verlieren; die Interessen Deutschlands sind doch nicht mit den Interessen dieser Gläubiger gleichbedeutend und die Theorie aufzustellen, daß das Reich prinzipiell die Verpflichtung hat, unseren in Bedrängniß gerathenen Besitzern ausländischer Papiere Dienste als Büttel zu leisten, halten wir schon darum für bedenklich, weil dann in dem Pochen auf diese Hilfe mit um so geringerer Vorsicht Gelder in den gewagtesten Unternehmungen angelegt werden würden. Das Reich hat sich einseitig überhaupt in den Dienst keiner Interessengruppen zu stellen, ebensowenig in den Dienst der Agrarier wie etwa bestimmter Kapitalistengruppen; — das war immer der liberale Standpunkt.

Aber wenn man hieran festhält, so heißt das doch keineswegs, daß unsere Regierung darum den geprellten Besitzern griechischer Papiere jede Hilfe zu versagen hat. Mit Vorsicht und Takt läßt sich sehr wohl jene Grenzlinie finden, bis zu der eine kühl berechnende Staatskunst vorgehen kann, um einzelnen Bürgern zu dem Ihrigen zu verhelfen, ohne doch gleichzeitig in abenteuerlicher Weise einen weit größeren Einsatz, den ganz Deutschland zu leisten hätte, auf das Spiel zu stellen.

Frankreich und England würde es natürlich ganz recht sein, wenn wir allein das Risiko auf unsere Schulter nehmen wollten, und ihnen damit entweder ohne Entgelt das eigene gefährdete Geld einbrächten oder uns eine diplomatische Niederlage holten. Das Interesse, was Frankreich an einem solchen Verlauf hätte, ist deutlich; aber auch England könnte es nur erwünscht sein, wenn wir im Mittelmeere uns festfohren, denn zum Wiederloskommen wäre englische Hilfe in erster Reihe nöthig, und damit wäre die Handhabe geboten, die deutsche Politik in größere Abhängigkeit von London zu bringen. Unsere jetzige freie Stellung ist dem gegenüber gewiß vorzuziehen.

Die Linie, bis zu welcher unsere Regierung unter solchen Umständen ihre Unterstützung gewähren kann, scheint uns damit klar vorgezeichnet. Soweit wie England und Frankreich, diese großen Mittelmeermächte, vorgehen, können auch wir mit ihnen gemeinsam marschiren. Eine solche gemeinsame Aktion dreier so mächtiger Staaten würde aber ihrer Wirkung schwerlich entbehren; sie ist sogar sicher wirkungsvoller, als selbst das ernsteste Säbelrasseln von Deutschland allein. Auf dieses Ziel gemeinsamen Handelns sollte unsere Diplomatie lossteuern, und sie wird um so eher die Hoffnung haben dürfen, es zu erreichen, je schneller sie die Illusion in Paris und London zerstört, als könnten wir den leichtsinnigen und thörichten Ehrgeiz besitzen, allein die Kastanien aus dem Feuer holen zu wollen. Für dieses dornenvolle Vergnügen wird man uns den Vortritt gerne gestatten.

Der sogenannte „neue Kurs“, der Niederlagen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik bisher so geschickt entgangen ist, hat sich vor nichts so sehr als vor internationalen Experimenten zu hüten. Gewiß dürfen große deutsche Staatsinteressen nicht aus Aengstlichkeit geopfert werden; aber eine leichtfertige Politik gewagter Abenteurer würde für Deutschland heute einen doppelten Nachtheil haben, — nach Außen und im Innern; denn alle guten Freunde des Caprivi'schen Regimentes warten nur auf den ersten Fehltritt, um alsdann, wenn möglich, die Regierung in die Hände eines Vertrauensmannes der „Kreuzzeitung“ zu spielen. Auch das ist ein Grund, Vorsicht walten zu lassen und nicht die Regierung leichtherzig zu Unbesonnenheiten anzureizen.

Die **Kreditkommission des Bundes der Landwirthe** hat zwei Tage im Reichstagsgebäude getagt und nunmehr in sechs Abschnitten ihr Verlangen formulirt. Es ist nicht nöthig, Satz für Satz die genehmigten Anträge durchzugehen; die Rezepte des Bundes der Landwirthe sind an Einfachheit jenem anderem Rezept verwandt, das im Faust für die Frauen empfohlen wird. Die Agrarier kuriren das Ach und Weh der Landwirthschaft auch nur aus einem Punkte. Sie verlangen, daß die Regierung der Gesammtheit ihrer Bürger Geld abnimmt, und daß dieses Geld dann jenen Landwirthen zur Verfügung gestellt wird, die von sich behaupten, daß sie nothleidend sind.

Solchen nothleidenden Landwirthen soll möglichst ausgiebig und zu möglichst niedrigem Zinsfuß durch die staatlichen Kreditinstitute Kredit gewährt werden und ihre „Entschuldung“ soll überdies durch „öffentliche rechtliche Körperschaften“ vorgenommen werden, denen der Staat ein ausreichendes Betriebskapital „zinsfrei“ darleiht. Aus ihren verhüllenden Worten und komplizirten Paragraphen in die rücksichtslose Helle gerückt, heißt das einfach: Schuldentilgung aus allgemeinen öffentlichen Mitteln; aber auch dieses Mittel würde schwerlich radikal helfen; man müßte denn zugleich vorschreiben, daß solche agrarische Schuldentilgung in bestimmten kürzeren Zwischenräumen stets wiederzukehren hat.

Ueber jene Fäden, welche sich von der demagogischen Politik der äußersten antisemitischen und reaktionären Rechten bis zu den reinen Antisemiten und dann weiter bis zu den Sozialisten und Anarchisten fortspinnen, ist in letzter Zeit häufiger geschrieben worden. Fast jeder Tag bringt neue Belege.

Privateigenthum ist natürlich nur denkbar bei individueller Verantwortlichkeit; wenn die Agrardemagogie ihre wirthschaftliche Verantwortlichkeit auf den Staat abwälzt und die Gesammtheit für ihre Schulden eintreten läßt, so arbeitet sie damit natürlich sozialistischen Anschauungen vor. Dieser Leichtherzigkeit entspricht dann auch ein Ausspruch wie der:

„Der Kapitalist aber, und besonders der jüdische, das ist le roi de l'époque.“ Die Kleinen werden ruinirt unter der klangvollen Parole der Freiheit.“

Das steht nicht im sozialdemokratischen „Vorwärts“, sondern in der Wochenschau der „staatserhaltenden“ „Kreuzzeitung“.

Und wenn hier das Wort Jude auftaucht, so nimmt dann solche Parole „Freideutschland“, des Jugenderziehers Prof. Paul Förster Organ, kräftig auf, und in dem Gefühle einer Preßfreiheit, die freilich einer allgemein gültigen Garantie entbehrt, schreibt dieses Blatt die anmuthigen Sätze.

„Das religiöse Gemüth mag sprechen: „Gottes ist die Rache!“ Wir verzichten für uns auf diesen Standpunkt . . . . . Wir wollen Rache haben, wie unsere Väter, als sie zur Hermannsschlacht und zur Abwerfung des französischen Joches auszogen“, — nämlich Rache an den Juden.

Und dann:

„Was wir treiben, ist eine planmäßige, wohlberechnete und wohlberechtigte Hetzerei auf schädliches Raubzeug, dessen Lebensinhalt das Blut, dessen Geheimwissen das Blutgeheimniß ist. . . . .

Wir wollen schon ein Licht anzünden und einen Holzstoß entflammen, um darauf das Judenthum — nicht etwa den Juden! — zur Sühne für alle Frevel, ob ritueller oder nicht ritueller Art, zu verbrennen."

Daß man das Judenthum verbrennen will, aber nicht die Juden, ist eine liebenswürdige Rücksichtnahme auf den Staatsanwalt; aber da das abstrakte Judenthum nur in den sehr realen Juden lebt, so wird man wohl als antisemitisches Brennmaterial beide zugleich benutzen müssen.

Endlich nehmen die Deklamationen in „Freideutschland" auch ihre Spitze unmittelbar gegen unseren jetzigen Staat; und das kann ja gar nicht anders sein, denn ein Staat, der solches jüdische Gesindel nicht preisgibt, über den ist der Stab zu brechen; so heißt es denn ganz folgerichtig:

„Wie erklären wir uns nun die Thatsachen, daß, wenn ein Kind ermordet oder geschächtet worden ist, der zuerst verdächtigte Jude, wie jetzt wiederum zu Ulm, frei gelassen, aber auch kein anderer Schuldiger gefunden wird? Thörichte Frage! Ein Antisemit fragt eben mehr, als zehn „Aufgeklärte" beantworten können."

Herr Geheimerrath von Bar analysirt in dieser Nummer den Boden, aus dem die Umsturzbestrebungen unserer Zeit vor Allem genährt werden. Hier hat man einige konkrete Beispiele zu diesen Darlegungen: Die Untergrabung des Bewußtseins der wirthschaftlichen Selbstverantwortung; der Haß gegen die Kapitalisten und die jüdischen insbesondere, und dann die einfache und rohe Proklamirung des Vernichtungskampfes gegen Elemente, die einem nicht passen. Das Alles heißt konservative Politik des Bundes der Landwirthe, staatserhaltende Politik der „Kreuzzeitung" und antisemitische Mittelstandspolitik.

Ob ich aber sage: Wir wollen Rache haben an den Juden oder wir wollen Rache haben an der heutigen Gesellschaft; ob ich sage: mit dem Judenthum auf den Scheiterhaufen oder mit der heutigen Bourgeoisgesellschaft auf den Holzstoß, das ist freilich ein Unterschied des Programms, ein Unterschied der politischen Kampfesmethode ist es nicht; und diese verwandte Kampfesmethode wird auch verwandte Wirkungen erzeugen, mindestens in der sittlichen Haltung derer, die sich diese Anschauungen bis in ihre Konsequenzen zu eigen machen.

Nach skandalösen Szenen, nach kopflosen Berathungen und nur mit Ach und Krach hat die **französische Deputirtenkammer** das **Anarchistengesetz** angenommen. Auch die, welche dem Gesetz zustimmten, thaten es in der Majorität schließlich nur, weil man den Radikalen einen Triumph in dieser Frage nicht gönnte. An den Segen des Gesetzes glauben nicht einmal die Gläubigsten.

Den Italienern ist durch einen kühnen Vorstoß die Einnahme von Kassala geglückt. Das ist ein Sieg, auf den die italienische Armee stolz sein kann; ob die Eroberung für die italienische Kolonialpolitik und für den italienischen Staatssäckel ein Glück ist, mag zweifelhaft erscheinen.

Herr **Bonghi** gehört zu jenen Politikern, die es nicht verschmerzen können, daß ihnen eine politische Rolle zu spielen nicht vergönnt ist. Sie entschädigen sich dadurch, daß sie bei geeigneten und ungeeigneten Gelegenheiten Toaste halten, Kongressen präsidiren, Rundreisen machen, um von sich wenigstens sprechen zu machen. Eine solche Rundreise führte Herrn Bonghi nach Frankreich, und dort hielt er einige Reden gegen den Dreibund und hatte auch eine Unterredung mit dem Präsidenten der Republik. Allein seine eigenen italienischen Landsleute nehmen diesen Toastpolitiker heute nicht mehr ernst.

Es scheint, daß zwischen Japan und China der Krieg um Korea sich doch kaum wird vermeiden lassen, wiewohl Rußland, England und die Vereinigten Staaten sich bemühen, ihn zu verhindern. Diese Bemühungen sind verständlich, denn jede Machtverschiebung im fernen Osten kann auch diese Staaten schließlich in internationale Schwierigkeiten hineinziehen.

* * *

## Die Goldklausel.*)

Endlich einmal eine brauchbare Leistung für das praktische Bedürfniß der Gegenwart, nach all dem öden Streit, der sich in ewigen Wiederholungen bewegt und nie von der Stelle rückt. Das kommt vielleicht daher, daß wir mit dieser Aufgabe in ein anderes Gebiet als das der Nationalökonomie übergetreten sind. Es gibt auch in der Jurisprudenz unendlich viele Streitfragen, und es tauchen deren täglich neue auf. Aber die Hilfsmittel, mit denen sie gelöst werden, sind ungemein viel tauglicher und zuverlässiger, als die, welche bei wirthschaftlichen Fragen zu Gebote stehen. Man hat es ja oft genug schon gesagt: die Nationalökonomie sei eine noch junge Wissenschaft. Das ist wahr, und es ist sogar erlaubt zu zweifeln, ob sie mit dem Altern feste Grundsätze aus sich heraus entwickeln werde, etwa wie die Jurisprudenz. In den letzten Jahrzehnten hat sie, wohl in dem stillen Triebe, einen sichereren Boden zu finden, sich aus der logischen Begriffsentwicklung immer mehr ins Historische hinüber zu spielen gesucht. Aber ist die Geschichte eine Wissenschaft im strengen Sinne? Und selbst, wenn sie das ist, genügt sie, um die Aufgaben der Nationalökonomie zu lösen? Nur so viel läßt sich sagen: je lebhafter und stärker gerade bei der heute weltbeherrschenden Form parlamentarischer Gesetzgebung das Bedürfniß nach festen Regeln der Volkswirthschaft sich fühlbar macht, desto schmerzlicher werden zwei Uebel empfunden: einmal daß in der Austragung aller Streitfragen der Interessentenstandpunkt übermäßigen Einfluß ausübt; und zum anderen, daß keine andere Disziplin sich zu dialektischen Verrenkungen so leicht mißbrauchen läßt; beides in engem innerem Zusammenhang. Da sieht es doch mit dem Recht ganz anders aus. Mag es sich immerhin nur um Menschensatzungen handeln, und mögen diese Satzungen selbst auch in den Interessen einzelner Gruppen der menschlichen Gesellschaft ihre Wurzeln haben. Wir stehen hier doch auf dem Boden tausendjähriger Ausbildung, und die logischen Regeln, die der Auslegung dienen, haben sich über den Dunstkreis der Interessen erhoben, entziehen sich in ihrer festen Gestaltung dem Spiel unbegrenzter dialektischer Willkür. Es gibt auch in der Jurisprudenz Rabulisterei, aber in der praktischen Rechtsprechung richtet sie wenig aus.

In der volkswirthschaftlichen Debatte, die sich um die Währung dreht, hat sich eine bestimmte Richtung speziell in Deutschland neuerdings nun auch auf das Gebiet der Rechtswissenschaft hinaus begeben. Aber es ist ihr nicht gut bekommen. Sie sollte da erfahren, daß mit dreisten Behauptungen allein es hier nicht gethan ist. Die Sache ist in Kürze bekanntlich die: Der Bimetallismus behauptet, daß nur er im Stande sei, eine Menge von Uebeln aus der Welt zu schaffen, welche er der Goldwährung in die Schuhe schiebt; er prophezeit unablässig, daß er allernächstens siegreich seine Herrschaft aufpflanzen und daß damit mancherlei Glück über die Menschheit kommen werde. Nun gibt es aber in Deutschland, wie anderwärts, gar viele Leute, welche an beiden Prophezeiungen zweifeln. Sie wollen nicht glauben, daß die Welt demnächst zum gepriesenen Universalmittel der Doppelwährung greifen werde, ganz besonders aber fürchten sie, daß in diesem unwahrscheinlichen Falle ihre wohlerworbenen Rechte gekränkt werden könnten. Sie glauben eben nicht, daß einem gesetzgeberischen Machtspruch die Kraft einwohnen könne, aus eins zwei zu machen, mit anderen Worten zu bewirken, daß das Silber, von dem jetzt eine Unze etwa dreißig englische Pence werth ist, nach Verkündung des Gesetzes deren sechzig werth sein würde. Und um sich nicht auf dies Wunder zu verlassen, bestreben sie sich, dafür zu sorgen, daß künftige Einnahmen, auf die sie ein Recht haben, ihnen nicht in so künstlich gesteigertem Silber, sondern in demselben Gold zurückbezahlt werden, an dessen Vollwerth sie allein glauben. So ist es gekom-

*) Die Wirksamkeit der Goldklausel, nachgewiesen von Carl Bulling, Geh. Justizrath. Berlin 1894. Rosenbaum und Hart.

men, daß, seitdem die Agitation gegen die bestehende Goldwährung in Deutschland hoch angeschwollen ist, derjenige, welcher einem anderen eine bestimmte Summe borgt, darauf hält, daß er mit Gewißheit in demselben Goldgeld, das er ausgeliehen hat, auch wieder zurückbezahlt werde. Nicht bloß einzelne Personen, sondern auch Behörden, namentlich städtische Korporationen haben es sich zur Regel gemacht, bei solchen Rechtsgeschäften durch eine Klausel des Darlehnsvertrags sich gegen Benachtheiligung durch eventuelle gesetzliche Neuerungen sicher zu stellen.

Man sollte denken, nichts sei natürlicher und legitimer als ein solches Verhalten.

Auch besteht das Vorbild dafür, vom öffentlichen Recht sanktionirt, schon viel länger als die privatrechtliche Praxis, die ihm in Deutschland nachfolgte. Die Staaten, welche den Kredit des ausländischen Publikums in Anspruch nehmen, während sie zu Hause eine andere als die Goldwährung besitzen, haben sich seit vielen Jahren zur Regel gemacht, in ihre Schuldverschreibungen die Goldklausel aufzunehmen. Große Aktiengesellschaften, Eisenbahnen und dergleichen haben es ebenfalls gethan. Es ist nie Jemandem eingefallen, zu behaupten, dergleichen Verpflichtungen seien überflüssig, unwirksam oder gar widerrechtlich. Aber auf einmal, als in Deutschland für Privatverträge diese Sitte immer mehr aufkam, hat sich die leitende bimetallistische Agitation mit den stärksten Einwürfen gegen die Goldklausel erhoben, beinahe mit sittlicher Entrüstung oder auch mit Hohn. In den Vereinigten Staaten wird dieselbe Vorsichtsmaßregel schon länger angewendet als in Deutschland. Ja zu wiederholten Malen ist von dem Präsidenten die Erklärung ausgegangen, daß die Verpflichtung des öffentlichen Schatzes in baar (in coin) zu zahlen, selbstredend als mit Gold gleichbedeutend gemeint sei und auf alle Eventualitäten hin keinem Zweifel ausgesetzt sein dürfe.

Eigentlich sollte man meinen, die Bimetallisten hätten eher Grund denen Anerkennung zu zollen, welche ihre Verträge mit der Goldklausel versehen. Denn Jeder, der dies thut, zeigt doch, daß er an die Möglichkeit eines bimetallistischen Triumphes glaubt. Und das ist fürwahr kein geringes Zugeständniß. Sie können schon recht stolz sein, es so weit gebracht zu haben, daß man dem Gedanken Raum gibt, aus dem, was Andere für ein Hirngespinnst halten, könne einmal traurige Wirklichkeit werden. Aber statt für solche Konzession dankbar zu sein, wendet sich nun der heißspornige deutsche Bimetallismus gegen die Unglücklichen, die ihm auf solche Weise indirekt huldigen. Warum? Weil sie zweifeln, daß sie durch den Bimetallismus glücklich gemacht werden. Sie sollen nicht nur glauben, daß er vielleicht kommen kann, sondern erstens, daß er bestimmt kommt und zweitens, daß er ihnen nicht im Geringsten schaden wird. Wer das nicht glaubt, ist ein Thor und ein Missethäter. Auch trifft ihn die Strafe unfehlbar. Das künftige Gesetz, dem er aus dem Wege gehen will, erreicht ihn doch, faßt ihn unerbittlich am Schopfe und richtet ihn mit der Schärfe seines Schwertes; alle seine Künste waren vergebtich. Er wird, ob er wolle oder nicht, glücklich gemacht, d. h. mit Silber bezahlt, und er wird dann einsehen, daß seine Vorsicht ihm nicht bloß nichts nützte, sondern auch ganz zwecklos war.

Ein Dogma im vollsten Sinne des Wortes, das die Ketzer wider ihren Willen selig macht und wenn sie widerstehen, ihre sündhafte Existenz mit Gewalt in die Seligkeit hinüber befördert.

Eine Zeit lang kam dieses Anathem gegen die Goldklausel nur in weniger verbreiteten publizistischen Auslassungen an die Oeffentlichkeit und wurde entweder nicht beachtet oder der Widerlegung nicht gewürdigt. Eine Aenderung trat jedoch ein, als die Sache im Februar dieses Jahres in einer Sitzung des preußischen Hauses der Abgeordneten zur Sprache gebracht wurde. Diese öffentlichen Verhandlungen mußten natürlich die Aufmerksamkeit aller derjenigen herbeiziehen, deren praktischer Beruf sie in die Lage bringt, die Klausel im täglichen Leben anzuwenden. Rechtsanwälte, Notare, Kapitalisten, Gesellschaften und Korporationen, namentlich städtische, welche Geld verzinslich anlegen, vor allem in Hypotheken, wurden nun vor die Frage gestellt, ob sie wirklich in einem thörichten Irrthum befangen gewesen seien, als sie bei ihren Vertragsabschlüssen Werth auf die Klausel gelegt hatten, mit welcher sie sich gegen eine Rückzahlung in Silbergeld von fiktivem Werth zu schützen meinten. Zwar äußerte sich der preußische Justizminister, gestützt auf Entscheidungen des Kammergerichts, den bimetallistischen Auslegungen gegenüber ablehnend. Aber natürlich ließ sich der Erfinder derselben dadurch nicht irre machen, er suchte sogar die gerichtlichen Entscheidungen zum Theil für seine Auffassung zu verwerthen und fügte den parlamentarischen Ausführungen nachträglich noch eingehendere publizistische hinzu.

In diesem Stadium begann die Welt der Juristen natürlich der Streitfrage größere Aufmerksamkeit zu widmen, und diesem Umstande verdanken wir die vorliegende Schrift. Der Rechtsgelehrte, welcher sie verfaßt hat, ist ein Mann, der vierzig Jahre lang in verschiedenen Gebieten des Deutschen Reichs als Richter amtirt und vor kurzer Zeit sich zur Ruhe gesetzt hat. Sogar der Laie wird bei näherer Bekanntschaft mit seiner Arbeit entdecken, daß ihm das ganze Gebiet der civilistischen Wissenschaft und Gesetzgebung, sowie des praktischen Rechtslebens zu Gebote steht, und daß er mit einer außerordentlichen Feinheit der strengen Deduktion eine gesunde natürliche Einsicht in die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens verbindet. Man merkt an dem Gang und dem Ausdruck der Untersuchung, daß eine Art von Verwunderung dem Juristen die Feder in die Hand gedrückt hat. Er las die preußischen Kammerverhandlungen und darin Behauptungen, die ihm geradezu unbegreiflich schienen. Nun trat er der Sache näher, um sich vor Mißverständniß zu hüten. Er verfolgte die bimetallistischen Angriffe, Einwürfe und Anklagen gegen die Anwendung der Goldklausel auf allen ihren Wegen, und je mehr er das that, um so mehr wuchs sein Erstaunen über die kühnen Behauptungen, die ihm da entgegentraten. Mit der bimetallistischen Litteratur bisher nicht vertraut, war es diese Kühnheit der Dialektik, die ihn verblüffte. Er konnte sich nicht erklären, wie man Theorien, die ihm als geschultem Juristen geradezu haarsträubend erschienen, so mir nichts dir nichts als anerkannte Wahrheiten aufstellen mochte. Anfangs, das sieht man in der Schrift dem Gedankengang deutlich an, glaubte er es mit einem fachgenossenschaftlichen Gegner zu thun zu haben. Aber nach genauerer Prüfung entdeckte er, daß wenigstens es kein Jurist war, welcher seiner Wissenschaft solche Gewalt angethan hatte, und das stimmte ihn ruhiger und milder. Und nun, mit besänftigtem Gemüthe, machte er sich daran, sein juristisches Hausrecht zu gebrauchen, um den Eindringling, aber sehr höflich, an seinen richtigen Platz zu setzen. Aus diesem Bemühen ist die Arbeit hervorgegangen, welche dem praktischen Leben im richtigen Moment einen wesentlichen Dienst leistet und gewiß lebhaften Dank dafür ernten wird. Zugleich ist damit aber auch der Theorie eine interessante Untersuchung geboten. Es gibt ja viele Wahrheiten, die sich eigentlich von selbst verstehen. Aber wenn sie in Frage gestellt werden, bringen sie eben deshalb am leichtesten die Menschen in Verwirrung; und da dieselben am wenigsten darauf vorbereitet sind, zu beweisen, was sie bis dahin als das Einfachste von der Welt ansahen, so muß, um die Wahrheit wieder einzurenken, alles ab ovo angefaßt und aus dem Fundament der Begriffe wieder in seine rechtmäßige Ordnung gebracht werden. Dieser Aufgabe, einer der mühseligsten in ihrer Art, hat sich nun unser Verfasser mit einer bewundernswerthen Geduld unterzogen. Er hat sich nicht verdrießen lassen, den ganzen Apparat des aufgewandten Scharfsinns vor sich, d. h. vor dem Leser auszubreiten. Hätte er den Ausspruch des Kardinals Gaspar Contarini gekannt, daß auf nichts so viel Scharfsinn verwandt wird, als auf das Unwahre, so hätte er sich wohl dessen erinnert. Wort für Wort hat er die Behauptungen und die Schlußfolgerungen in ihre geheimsten Schlupfwinkel verfolgt und auf sein fein geschliffenes Instrument aufgespießt. Vielleicht hat er ein bischen des Guten zu viel darin geth

Denn mancher Leser wird gar nicht verlangen, zu erfahren, was man alles an dialektischer Kunst aufbieten kann, um aus weiß schwarz zu machen; er wäre zufrieden gestellt, wenn ihm in den Grundzügen die Thesis demonstranda, die Nützlichkeit und Gültigkeit der Goldklausel und die Nichtigkeit der dagegen erhobenen Einwände vor Augen gestellt würde. Aber die eigenthümlichen Windungen, in denen sein Gegenpart sich bewegt, und die Art, wie diese immer hartnäckig wiederkehren, hat ihn offenbar zu der Ueberzeugung gebracht, daß hier gründlich aufgeräumt werden müsse, auch das kleinste Argument nicht unwiderlegt bleiben dürfe. So ist zwar an einzelnen Stellen die Deduktion, für den Laien zumal, vielleicht etwas zu umständlich ausgesponnen, für den Juristen aber darum gewiß um so lehrreicher, und wo es sich um die Kardinalpunkte dreht, fließt die Auseinandersetzung desto klarer und glatter dahin. Es ist, das begreift man, nicht möglich, aus einem so streng gegliederten Ganzen Einzelnes herauszureißen. Der Jurist, der Verwaltungsbeamte, der Geschäftsmann, welcher sich für die Frage interessirt, muß die Schrift in natura lesen, und er wird diese 70 Seiten nicht aus der Hand legen, bis er an die letzte gekommen ist. Auf dieser findet er dann noch einen Inhalt von besonders nützlichem Werth, nämlich den Entwurf, wie eine richtige Goldklausel zu formuliren ist, um gegen die möglichen Bosheiten möglicher bimetallistischer Gesetzgeber hieb- und stichfest zu sein.

Aber, allerdings, um schließlich doch auch dem bimetallistischen Rechtsausleger etwas zuzugeben, darin kann man diesem zustimmen, daß es eigentlich überflüssige Vorsicht ist, Werth auf die Goldklausel zu legen, denn — und darin gehen wir freilich wieder auseinander — das Reich der internationalen Doppelwährung, welches der ganzen Sache zur Voraussetzung dient, wird doch niemals kommen.

Da aber jede gute Geschichte mit einer Moral ausgehen muß, so diene der vorangegangenen dazu das Folgende.

Unter der Ueberschrift: „Die Bimetallisten der Niederlande" brachte das eifrigste Organ der gesammten bimetallistischen Publizistik, der Pariser Economiste Européen, also gewiß ein unverdächtiger Zeuge, jüngst folgende Notiz:

„Eine bimetallistische Zusammenkunft hat am 18. Juni in Haag stattgefunden. Die Versammlung war sehr zahlreich; es waren dabei Mitglieder beider Kammern, der Provinzialstaaten, des Staatsraths sowie viele Banquiers. Der Präsident der niederländischen Bank, Herr van den Berg, erklärte, für die bimetallistische Bewegung sei am meisten kompromittirend, daß die deutschen Agrarier und Schutzzöllner sich ihrer bemächtigt hätten."

L. Bamberger.

## Eduard Eberty.

Am vergangenen Montag hat diese Zeitschrift einen fleißigen Mitarbeiter, die freisinnige Partei ein treues Mitglied durch einen allzufrühen Tod verloren; der Stadtälteste Eduard Eberty ist in einem thüringischen Badeorte durch einen Schlaganfall, der längerem Leiden ein Ziel setzte, hinweggerafft worden.

Er hat der städtischen Verwaltung Berlins zwanzig Jahre lang angehört und in dieser Zeit viel zu den Maßregeln beigetragen, durch welche Berlin zu einer Weltstadt entwickelt worden ist. Wir finden Eberty stets an derjenigen Stelle, wo die meiste Arbeit zu schaffen war. Als die neue Vormundschaftsordnung eine Umgestaltung der Waisenpflege röthig machte, war er Vorsitzender der Deputation für Waisenpflege; als die Krankenkassen und die Gewerbegerichte zu schaffen waren, war er Vorsitzender der Gewerbedeputation; als Berlin mit einem Schlacht- und Viehhof und mit Markthallen zu versehen war, leitete er den Grunderwerb und die Herstellung der erforderlichen Anlagen. Namentlich in der ersten Hälfte seiner Amtsthätigkeit war seine Wirksamkeit von erstaunlichen Folgen begleitet.

Er war ein überzeugter Gegner des Staatssozialismus, aber darum kein Anhänger des laissez aller. Gemeinnützige Ziele sollten durch das freie Vereinswesen und innerhalb gewisser Grenzen durch die Thätigkeit der Gemeinden geschaffen werden. Neben seiner amtlichen Thätigkeit entfaltete er auch in Vereinen einen großen Fleiß. Eine vollständige Aufzählung wäre unmöglich. Ich beschränke mich, anzuführen, daß der deutsche Fischereiverein und die Ferienkolonien für Kinder ihm viel zu danken haben.

Seine Mutter war eine geborene Engländerin, und er hatte das Englische als seine Muttersprache erlernt. Er besuchte England häufig, um dortige Einrichtungen zu studiren und kam von seinen Reisen nie ohne reichen Ertrag zurück. Er besaß eine umfassende Kenntniß der englischen volkswirthschaftlichen Litteratur, namentlich derjenigen Flugschriften, die sich auf gemeinnützige Einrichtungen beziehen. Mir begegnete es einmal, daß ich im Abgeordnetenhause in eine Polemik über eine englische Institution verwickelt wurde, und am Abend schickte er mir eine Kollektion von Schriften in das Haus, von denen der zehnte Theil hingereicht hätte, mir am folgenden Tage einen vollständigen Sieg über meinen Gegner zu verschaffen.

Eberty war eine überaus enthusiastische Natur; er konnte keine Frage mit dem Kopfe bedenken und erörtern, ohne daß zugleich das Herz davon mächtig ergriffen wurde. Er war tief durchdrungen von der Ueberzeugung, daß durch eifriges Arbeiten die Verhältnisse sich in vielen Punkten schnell verbessern ließen, und er überließ sich einer tiefen Verstimmung, wenn seine aus reinem Herzen stammenden und wohldurchdachten Ideen von Anderen nicht mit der gleichen Begeisterung aufgenommen wurden, mit welcher er sie vorgetragen hatte. Er setzte nicht selten sein Herzblut an Dinge, die sich füglich mit ein paar Tropfen Tinte hätten erledigen lassen. Die Fähigkeit, das Kleine klein zu sehen, ist ihm versagt geblieben.

Durch diesen Eifer, mit dem er alle Dinge anfaßte, hat er seine Kräfte vor der Zeit aufgezehrt. Es kam hinzu, daß der Tod Forckenbeck's, mit dem ihn ein Band inniger Verehrung von der einen Seite, väterlichen Wohlwollens von der anderen Seite verband, ihn auf das Tiefste erschütterte. So kam es, daß er in einem Alter von nur 52 Jahren der Stadtverordnetenversammlung die Anzeige machen mußte, daß er um Versetzung in den Ruhestand bitten müsse, da er nicht mehr im Stande sei, die Pflichten seines Amtes zu erfüllen. Die Kerze hatte sich zu schnell verzehrt; die Stadtverordneten ehrten ihn, indem sie sein Ruhegehalt nicht nach der Zahl der Jahre bemaßen, die er der Stadt gewidmet, sondern nach dem großen Aufwande an Kraft, welche er der Stadt geopfert.

Er hat dann viele Monate in stiller Zurückgezogenheit an den Ufern des Bodensees zugebracht, und kehrte hierauf zurück, körperlich vor der Zeit gealtert, geistig frisch genug, um solchen Fragen, die ihn interessirten, die alte Frische entgegenzutragen. In der volkswirthschaftlichen Gesellschaft hielt er im Winter des vergangenen Jahres einen Vortrag über die Londoner Armenpflege, der eine Fülle von in Deutschland bisher unbekanntem Material darbot. Als ich ihn zum letzten Male sprach, beschäftigte ihn der Gedanke, wie weit es möglich sei, eine Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit zu schaffen.

Eine überaus selbstlose und reine Natur ist in ihm dahingegangen, die stets nur von dem Wunsche beseelt wurde, daß das Gute wirke, wachse, fromme, damit der Tag der Edlen endlich komme. Seinen Freunden hat er nur die eine Sorge bereitet, daß er mit den Gaben seines Geistes nicht wirthschaftlich und pfleglich genug umging, um sie sich für lange Zeit zu erhalten. Und diese Sorge ist nur allzu sehr gerechtfertigt worden.

Alexander Meyer.

## Wurzeln und Nährboden des Anarchismus.

Armuth und Bedürftigkeit werden wie anderes Leid aller Wahrscheinlichkeit nach auf Erden nie völlig verschwinden. Indeß lehrt die Geschichte des Menschengeschlechts unzweifelhaft, daß im Laufe der Zeit im Großen sie sich mindern, und dies ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Herrschaft des Menschen über die Natur eine immer umfassendere und mehr intensive wird. Das schließt aber nicht aus, daß nicht in kleineren Zeiträumen oder bei bestimmten einzelnen Völkern und Volksklassen eine rückläufige Bewegung stattfindet. Veränderungen in der Art der Beherrschung der Natur, Erfindungen und neue Verkehrswege, die neu eintretende Theilnahme anderer Völker bei dem Austausche der Güter, möglicher Weise auch das Nachlassen der geistigen oder physischen Energie bei Einzelnen wie bei ganzen Völkern bedingen zeitweilige Nachtheile für diejenigen, welche jenen Veränderungen sich anzupassen nicht vermögen. Auch kann es der Fall sein, daß das Elend, während es früher in unzähligen Einzelfällen versteckt blieb, nunmehr z. B. in Folge des Zusammenströmens der Menschen in große Bevölkerungscentren mehr augenfällig wird, daß man überhaupt mehr über dasselbe berichtet, und endlich daß man empfindlicher gegen Leid und Elend geworden ist. In unserem Jahrhundert und besonders in den letzten Dezennien, wo die Wirkung früher ungeahnter Beherrschung von Naturkräften in überraschender Weise zu Tage tritt, liegt aus den bezeichneten Gründen Demjenigen, der den Zusammenhang des Ganzen außer Augen läßt, eine pessimistische Auffassung nahe. Dazu kommt die Anhäufung von Gütern in den Großstädten und in den Händen Einzelner. Vermöge des Kontrastes schärft sie den Stachel der Bedürftigkeit oder auch nur der Ungleichheit der Lebensstellungen und führt so zu der jetzt massenhaft verbreiteten Ansicht, daß es lediglich aber doch wesentlich die Ungleichheit der Lebensstellungen sei, welche Elend und Noth verursacht.

Die Ungleichheit nun gründet sich auf die Rechts- und Staatsordnung, und der oberflächlichen Betrachtung erscheint diese letztere nicht nur in manchen Einzelnheiten, sondern selbst in den wesentlichen Zügen als ein Produkt der Willkür, der Uebervortheilung und Gewalt, allein geheiligt durch die blinde Anbetung der Tradition. Zu wieviel Freuden scheint das Individuum geboren, wieviel Anlagen und Fähigkeiten hat ihm die Mutter Natur in die Wiege gelegt, und wie wird ihm doch oft alles verbittert und verkümmert; wie wird doch aus dem reizenden lächelnden Kinde durch die Fesseln und Entbehrungen, welche jene Ordnung mit sich bringt, nicht selten nach kaum zwei oder drei Dezennien ein abschreckender Krüppel an Leib und Seele! So entsteht die seit den Zeiten des Alterthums so oft gemachte Schlußfolgerung, daß man es doch einmal mit einer neuen Rechts- und Staatsordnung versuchen könne; so entstehl insbesondere der moderne Sozialismus in allen seinen verschiedenen Formen und Schattirungen, und so ist auch der Anarchismus entstanden. Der Sozialismus im folgerichtigsten Sinne der Sozialdemokratie will diese Neuordnung in der Gestalt der Beseitigung des Kapitals, des Sondereigenthums, an deren Stelle unmittelbare Produktion durch den Staat treten soll; die allgemeine und grenzenlose Sklaverei, die das Leben alsbald unerträglich machen und zugleich das Versinken der Menschheit in Elend und Barbarei herbeiführen müßte, verschweigt die Sozialdemokratie dabei neuerdings klüglich den wenig einsichtigen Massen; zur Rede gestellt über die Einzelnheiten der allgemeinen Produktion erklärt sie derartige Fragen für Thorheit und für eine Sorge der späteren Zeit, den allgemeinen Zwangsstaat aber für böswillige Verleumdung, und nur in unbewachten Momenten entgleitet ihr, wie im Jahre 1893 dem sozialdemokratischen Abgeordneten Bebel bei einer Rede des Reichstagsabgeordneten Richter das fatale Zugeständniß, daß es schließlich doch ohne den Zwang des Hungers oder Verhungerns für denjenigen nicht abgehen werde, der sich den Arbeitsanordnungen der Beherrscher des sozialdemokratischen Staats nicht fügen werde. Diese gefährliche Klippe des allgemeinen Zwangsstaates vermeidet der Anarchismus einfach dadurch, daß er nach Beseitigung der jetzigen Rechts- und Staatsordnung, eine Beseitigung, welche selbstverständlich auch die Vertheilung des Kapitals und das Aufhören aller Ungleichheiten seiner Ansicht nach mit sich bringen wird, den Zustand der allgemeinen und wiederum selbstverständlich für alle wesentlich gleichen Glückseligkeit durch das freie und schrankenlose Walten der einzelnen Persönlichkeiten glaubt erreichen zu können. Weniger also mit Einzelfragen sich befassend als die sozialdemokratische Lehre empfiehlt sich der Anarchismus besonders denjenigen, die genauer zu denken nicht vermögen oder nicht geneigt sind, und da er die Beseitigung der bestehenden Ordnung in den Vordergrund stellt, allen denjenigen, welche aus irgend einem Grunde Haß eingesogen haben gegen diese Ordnung im Allgemeinen oder in der besonderen Art, in der sie ihnen oder anderen ihnen bekannten Personen im einzelnen Falle begegnet ist, nicht minder aber durch die Schrankenlosigkeit und Fessellosigkeit, die er predigt allen denjenigen, welchen schrankenloser sinnlicher Genuß als das Ziel jedes menschlichen Strebens erscheint. Endlich aber hat der Optimismus, welcher das allgemeine Glück aus dem völlig freien Willen der Individuen hervorgehen lassen will, für schwärmerische Gemüther eine nicht geringe bestechende Kraft.

Man sieht hieraus, daß Sozialdemokratie und Anarchismus mehrfache Zielpunkte gemein haben, namentlich den Kampf gegen die bestehende Ordnung. Freilich wehren die meisten Vertreter der Sozialdemokratie und insbesondere die Führer der deutschen Sozialdemokratie sich energisch gegen jede Identifikation; denn praktisch befolgt die Sozialdemokratie die Methode, die bestehende Ordnung nur im Einzelnen anzugreifen und — dies ist die Methode der deutschen Sozialdemokratie — mit den Mitteln dieser Ordnung selbst und soweit diese Ordnung selbst dafür Raum läßt. In jede Fuge, jede Ritze dieser Ordnung wird der sozialdemokratische Keil mit immer größerer Meisterschaft eingetrieben, jedes Abbröckeln zur Erweiterung des Risses benutzt. Die Freiheit im Sinne des Liberalismus ist willkommen, soweit sie dieser zerstörenden Thätigkeit freiere Bahn schafft; aber der Zwang im Sinne der ärgsten Reaktion ist nicht minder willkommen, wenn der Stoff, der mit solchem Zwange der Mauer der bestehenden Ordnung eingefügt wird der Sozialdemokratie als ein Aetzstoff erscheint, der diese Ordnung und, womit sie zunächst sich befaßt, die angebliche moralwidrige Herrschaft des Kapitals im Innern zerfressen kann. Die Sozialdemokratie arbeitet ja mit nicht geringer Intelligenz und mit nicht geringerem Fleiße, namentlich im deutschen Reichstage, mit anderen politischen Parteien, je nachdem die Umstände sind, zusammen, und es kann der Fall sein, daß sie immer mehr in diese Detailarbeit ihre Aufgabe setzend, den absoluten Kampf gegen die bestehende Ordnung aufgeben und zu einer radikal-demokratischen Partei sich umgestalten wird. Vielleicht vollzieht sich bereits bei einzelnen Führern der sozialdemokratischen Partei diese Wandlung. Wenn indeß heute die Sozialdemokratie nur auf dem Boden des Gesetzes die Umwandlung der Staats- und Gesellschaftsordnung verfolgt und eine gewaltsame Umwälzung perhorreszirt, so ist und bleibt sie nichtsdestoweniger theoretisch eine Partei, welche der bestehenden Gesellschaft den Krieg erklärt hat.

Vom Standpunkte der Vertheidigung der bestehenden Rechts- und Gesellschaftsordnung aus würde es sich daher, sofern man auf besondere Repressiv- und Ausnahmegesetze verzichtet, kaum verlohnen, Sozialismus (Sozialdemokratie) und Anarchismus zu unterscheiden, da beide, der mannigfachsten Nuancirung der letzten Endziele fähig, unmerklich in einander übergehen, wenn nicht der von dem Franzosen Proudhon zuerst theoretisch begründete Anarchismus unter dem Einflusse der Russen Bakunin und Netschajew eine eigenthümliche Richtung zur praktischen Verwirklichung der utopistischen Pläne des Anarchismus genommen hätte. Während die Sozialdemokratie hauptsächlich oder ausschließ-

lich die politischen Rechte der Arbeiter und besonders das allgemeine Stimmrecht als friedliche Kampfmittel zu benutzen anräth, wollte Bakunin, der insbesondere von dem allgemeinen Stimmrecht nichts erwartete, allmählich durch Erregung der Leidenschaften in den benachtheiligten Volksklassen die allgemeine gewaltsame Revolution vorbereiten; Netschajew aber durch Zerstörung im Einzelnen durch die Propaganda der That die Hindernisse, welche der allgemeinen Revolution und dem darauf folgenden glücklichen Zustande der Anarchie entgegenstehen, hinwegräumen. Hier sind wir also angelangt bei Dynamit, Gift und Dolch, anwendbar gegen die Oberhäupter der bisherigen Staaten, ebenso aber auch gegen den Bourgeois, der nach der Ansicht der Sozialdemokratie und des Anarchismus als Kapitalist den Arbeiter unterdrückt und von dessen Arbeit sich mühelos mästet, ebenso wie die Könige und Präsidenten der Republiken die bestehende Ordnung vertreten. Diesen Spuren des russischen Anarchismus sind die Reinsdorf, Most u. s. w. in Deutschland gefolgt.*)

Daß eine solche Lehre einzelne exaltirte oder zu Gewaltthat und Verbrechen ohnehin neigende Naturen zum Verbrechen führen kann und wird, bedarf keiner weiteren Erklärung. Auch darf man sich nicht wundern, wenn in einem Lande wie Rußland die Erbitterung gegen das bestehende Regime in Verbindung mit einer häufig nur wie ein fressender Firniß wirkenden oberflächlichen Bildung weiter Kreise Nihilismus und Anarchismus empor wachsen läßt. Wie aber erklärt sich die entschieden jetzt weit gehende Verbreitung des Anarchismus der That in den Kulturländern des westlichen Europa, in welchen die Arbeiter selbst einen so bedeutenden Einfluß auf das Parlament besitzen, und in welchen keine Partei in der Fürsorge für die arbeitenden nothleidenden Klassen zurückbleiben will? Birgt dieser rühmliche Eifer auch nicht selten Heuchelei und erstrebt er nicht selten Ausbeutung der unteren Volksklassen, so darf man sich doch daran erinnern, daß die Heuchelei eine Huldigung der Tugend, das Werben um die Freundschaft der arbeitenden Klasse eine Anerkennung ihres wachsenden Einflusses ist, der unzweifelhaft in einer ihnen günstigen Gesetzgebung im Laufe der Zeit sich geltend machen wird.

Gewiß hat die schürende sozialdemokratische und noch mehr die anarchistische Presse in verbotenen und heimlich erscheinenden, wie in zugelassenen Organen das Ihrige gethan. Der in Frankreich erscheinende Almanach des Père Peinard leistet das Denkbare an aufreizenden Zeichnungen, in denen er auf der einen Seite Frivolität, Hartherzigkeit und Genußsucht der Besitzenden und auf der anderen das Elend der Arbeitenden darstellt, wie z. B. in dem Holzschnitte; welcher in der oberen Hälfte in dem Bilde eines Schlemmers vor die Augen führt, „wie man vom Bergwerke lebt“, in der unteren Hälfte aber zeigt „wie man im Bergwerke stirbt“, ja er zeichnet geradezu wie zuletzt der aufs äußerste bedrückte Arbeiter dem Bourgeois — im gerechten Zorne natürlich — den Dolch in die Brust stößt. Indeß diese wahrhaft raffinirt auf Entfesselung der Leidenschaften und auf Verdrehung aller moralischen Begriffe berechnete umfangreiche vielgestaltige und vielsprachige Presse, über welche ein unlängst auch in deutscher Uebersetzung erschienenes Buch von Felix Dubois**) interessante und eingehende Mittheilungen macht, würde schwerlich sich halten können, wenn sie nicht einen stark präparirten Nährboden fände.

Welches ist dieser Nährboden?

Zunächst kommt hier zwar nur entfernt, aber gleichwohl bedeutsam die Richtung in Betracht, welche fast überwiegend die moderne Nationalökonomie genommen hat. Indem sie die wichtigen Wahrheiten entdeckte oder doch hervorhob, daß einerseits die praktische Nationalökonomie sich nicht von den Grundsätzen der Moral und Humanität entfernen dürfe und daß andererseit die Grundlagen der gegenwärtigen gesellschaftlichen Ordnung geschichtliche, einem Wandel unterliegende Bildungen seien, gab sie den Anlaß, daß zuweilen selbst hervorragende Gelehrte, noch mehr natürlich die Nachbeter und die Masse jeder tieferen Bildung entbehrenden Scribenten Nationalökonomie, Moral und Recht in einer völlig unzulässigen Weise verquickten, ebnete sie den Boden der jetzt so weit verbreiteten Meinung, daß man das langsam Gewordene nach beliebigen Zweckmäßigkeitsgründen binnen Kurzem durch Gesetzgebungsakte, vielleicht gar solche, die nur mit knappen Mehrheiten zu Stande zu bringen wären, zu ändern die Macht und die Befugniß hätte. Die Folge ist die wahrhaft unsägliche Masse einer völlig werthlosen Litteratur, in welcher die albernsten Weltverbesserungspläne, natürlich mit dem größten Aplomb und mit Ausfällen gegen die Besitzenden, die Kapitalisten und Millionäre und mit drastischen Schilderungen des Elends der arbeitenden Klassen vorgetragen werden, und je ärger die Uebelstände, desto größer natürlich das Verdienst des Schriftstellers, der sie aufdeckt und sie mit dieser oder jener Panacee bekämpft. Königstreue, Patriotismus, Konservatismus und ähnliche Eigenschaften dienen dabei z. B. in Deutschland zur Empfehlung des Schriftstellers und seines Werkes und werden wohl selbstgefällig zur Schau getragen; nur dem lieben Nächsten, der zufällig etwas mehr zu verzehren oder erwerbt hat, möchte man gern das Mehr auf alle und jede Weise entziehen: er braucht ja nicht mehr, und oft ist es nicht ganz schwer, das eigene Einkommen des Schriftstellers ziemlich genau zu taxiren; denn bis zu dieser Grenze ist das Einkommen gerecht; darüber hinaus muß es beschnitten werden; ist der Schriftsteller gutmüthiger Natur, so läßt er noch 20 bis 25 Prozent mehr passiren.

Ein weiteres für die Entwicklung sozialdemokratischer und anarchistischer Ideen günstiges Element enthält der seit 1879 in den meisten Staaten nach dem Vorgange des Deutschen Reichs inaugurirte starre und übertriebene Protektionismus.*) Ein solches Schutzzollsystem gewöhnt nach und nach alle erwerbenden Stände weniger sich selbst als der Hilfe des Staates zu vertrauen. Gehen die Geschäfte schlecht, so mißt nun nicht der Einzelne die Schuld sich selbst bei, noch trägt er die Mißgunst der Verhältnisse als unvermeidliches Unglück; er klagt vielmehr den Staat, die Gesellschaft und beliebige andere an, und indem alle von der Besteuerung anderer leben und aus der Schüssel des Staates essen wollen, die doch nur aus den Mitteln aller Einzelnen gefüllt wird, entsteht leicht ein allgemeines Gefühl des Hasses gegen andere, die es wirklich oder vermeintlich besser haben. Schließlich wird förmlich nach Objekten des Hasses gesucht, und werden einerseits die Ausländer — wird doch der Schutzzoll so gern definirt als Schutz der nationalen Arbeit — andererseits die Juden und das Kapital, endlich alle Wohlhabenden von dem gleichen grimmigen Hasse getroffen. Wie weit dieser Haß selbst bei solchen verbreitet ist, die sich als Vertreter der Ordnung, insbesondere der Agrarier, jetzt auch des sogenannten Mittelstandes fühlen, und welche Blüthen er selbst in den Spalten anscheinend harmloser Provinzial- und Lokalblätter treibt, übertrifft alle Erwartung. Artikel, denen zufolge jedes größere Vermögen als nur auf den Ruin von Hunderten kleinerer Familien aufgebaut geschildert wird — als wenn es z. B. nicht zahlreiche Industrielle gäbe, die gerade, indem sie reich wurden, Hunderten und Tausenden erst eine auskömmliche Existenz verschafften! — sind da an der Tagesordnung. Wer mehr hat als ich, das ist der Refrain, kann dies nur durch verwerfliche Uebervortheilung und Aussaugung anderer haben. Klar ist, daß wer einmal gründlich von diesen Ideen des Neides und Hasses

*) Man vergleiche über die theoretische Begründung des Anarchismus und die Litteratur desselben den Artikel Anarchismus im Handwörterbuche der Staatswissenschaften (von Lexis, Conrad) Bd. I (1891) S. 262 ff und Stammler, Die Theorie des Anarchismus, 1894. — In dem schon 1845 erschienenen deutschen Buche Max Stirner (Pseudonym), „Der Einzige und sein Eigenthum“ nimmt der Anarchismus eine grob egoistische Wendung.

**) Die anarchistische Gefahr (Le péril anarchiste) übersetzt von Trabjen. Amsterdam. 1894.

*) Schon Cavour bezeichnete den Protektionismus, als den Wall, von welchem aus der Sozialismus die bestehende Ordnung zusammenschießen könne.

erfüllt ist, sehr leicht ein Feind aller bestehenden Ordnung werden kann.

Jede grobe in die Oeffentlichkeit tretende Mißachtung der gesetzlichen Ordnung fördert endlich den Anarchismus. Der Anarchismus wird gefördert, wenn es etwa Mode oder von autoritativer Seite für gerechtfertigt erklärt wird, daß Jemand, weil seiner Meinung nach die Gerichte seine Ehre nicht genügend schützen oder geschützt haben dem wirklichen (oder vermeintlichem?) Beleidiger einfach mit dem Revolver zu Leide gehe. Ebenso aber ist es, wenn z. B. dem Gesetze zum Trotz ganze Klassen von Staatsbürgern oder auch auf den Boden des Gesetzes stehende politische Parteien boykottirt oder von vielen nicht für vollberechtigt anerkannt werden; wenn man sie systematisch beschimpft, grundlose Denunziationen gegen sie erfolgen, und wenn dann von Seiten des Staats und der Gesellschaft solchem Treiben, so weit möglich, nicht ein Ende gemacht wird, vielleicht gar der Glaube entsteht, daß so etwas in den Regierungskreisen günstig beurtheilt werde oder zum „guten Ton gehöre“; ebenso aber auch, wenn der Staat und große allgemeine Unternehmungen von Personen, welche den höheren Klassen der Gesellschaft angehören, betrüglich oder mit dem unverschämtesten Egoismus ausgebeutet werden, oder wenn der Glaube, daß für Geld und Bestechung im Staate alles zu haben sei, daß den verschiedenen politischen Parteien dem Gesetze zum Trotz das Recht nach anderem Maße zugemessen werde, um sich greift. Denn der Anarchismus ist nichts anderes, als die konsequenteste Art der Rechtsverachtung, und wenn wir mit Grauen uns abwenden von dem blutigen Dolche des Anarchisten, können wir von allen Anarchisten behaupten, daß sie die moralisch gemeinsten Rechtsverächter seien? Steht der Fanatiker moralisch niedriger, der um eines allgemeinen Prinzips willen tödtet oder raubt, oder derjenige, der lediglich seiner individuellen Zwecke wegen, z. B. um einem Rachebedürfnisse zu fröhnen, tödtet? Steht derjenige moralisch niedriger, der bei Ausführung einer strafbaren Handlung sein Leben aufs Spiel setzt, oder derjenige, der in blinder Wuth wider besseres Wissen aus sicherem Versteck, z. B. einen Strafprozeß auf Tod und Leben gegen unschuldige Personen durch Verhetzung und Verblendung von Zeugen anzuzetteln sucht?*) Wir wagen es nicht die Antwort zu geben.

Eine kopflose und zugleich brutale Angst ruft jetzt überall nach Ausnahmegesetzen gegen den Anarchismus. Aber solche Ausnahmegesetze kommen kaum anders zu Stande als unter Verletzung oder doch Mißachtung der bewährten Grundsätze der Gerechtigkeit und Kriminalpolitik. Man trifft damit allzu leicht unschuldige Personen oder doch nur in geringem Maße schuldige Personen mit unverdienter Härte, gibt dem richterlichen oder polizeilichen Irrthum einen allzuweiten Spielraum und vermehrt so die Verbitterung gegen die bestehende Ordnung.**) Die Geschichte des Strafrechts zeigt, welche Früchte eine Strafjustiz zeitigen kann, die in Rücksichtslosigkeit und Brutalität mit den Verbrechen wetteifert, die sie treffen und ausrotten will, und entschieden würde in der ersten französischen Revolution die Guillotine nicht so zahlreiche Opfer gefordert haben, wenn nicht die bluttriefende und an Justizmorden so reiche Strafjustiz des ancien régime den Blutdurst früher genährt hätte: wie kann man sich wundern, daß der Pöbel nach Opfern schrie, wenn kurz vorher vornehme Damen an der grausamen Hinrichtung armer Teufel ihre Augenweide gehabt hatten? Ausnahmegesetze jener Art lassen aber auch, wie die Erfahrung zeigt, sich sehr leicht zu anderen Zwecken gebrauchen, als diejenigen sind, zu welchen sie erdacht wurden.*) Am ehesten möchte man noch, da die Thaten der Anarchisten doch fast ausnahmslos von dem bestehenden Strafgesetze scharf getroffen werden können, der Bestrafung der Anreizung zu anarchistischen Verbrechen das Wort reden. Aber auch in dieser Beziehung kann man z. B. mit den Paragraphen des deutschen Strafgesetzbuchs weit kommen. Sollen aber auch entferntere Wirkungen von Preßerzeugnissen und öffentlichen Reden die Strafbarkeit begründen, so kommt die gesammte freie Meinungsäußerung, ja die Kunst in Gefahr; man bedenke doch z. B., daß manche moderne Dramen überspannte und reizbare Gemüther — und um diese wird es sich meistens handeln — dem Verbrechen und dem Anarchismus zuführen können. Die Unterdrückung der freien Meinungsäußerung sichert aber, wie die Vorgänge in Rußland zeigen, keineswegs vor Attentaten und Verschwörungen. Mit gutem Grunde hat daher, wie es scheint, die deutsche Reichsregierung sich bis jetzt dem Erlasse solcher Ausnahmegesetze abgeneigt erklärt.

Der Anarchismus ist ein Produkt der gesammten mit Gährstoffen übersättigten gesellschaftlichen Stimmung, und voraussichtlich wird die Gesellschaft weder um den Preis einiger drakonischer Straf- und Polizeigesetze Ruhe haben, noch andererseits, wenn man vernünftig ist und an sich selbst Kritik übt, diesen mit bösen Zinsen behafteten Preis zu zahlen nöthig haben. Der Anarchismus kann und muß — wenngleich selbstverständlich das gemeine Strafrecht auf ihn mit aller Strenge anzuwenden ist — auf moralischem Wege überwunden werden. Dieser Weg besteht in nichts Anderem als einerseits in der Beseitigung der Idee der Staatsomnipotenz, welche die gewagtesten gesetzgeberischen Experimente, die unsinnigsten Utopien hervorruft und mit dem Hasse Aller gegen Alle und gegen die gesammte Staatsordnung zu endigen droht, und andererseits in der striktesten Achtung und Durchführung des Rechts seitens der tonangebenden Klassen wie der Regierungen selbst. Weniger ungefährdet und mit Behagen als dem Brande des Nachbarhauses kann man mit Vergnügen und Beifallklatschen zusehen, wenn Recht und Ordnung zum Schaden anderer Personen verletzt und gefährdet werden. Daß aber gegenwärtig der Anarchismus in Italien und Frankreich weit drohender auftritt, als z. B. im Deutschen Reiche erklärt sich einerseits aus dem leidenschaftlicheren Charakter der romanischen Völker, andererseits daraus, daß der parlamentarische Sozialismus im Deutschen Reiche die Massen mehr beherrscht und beeinflußt.

L. v. Bar.

*) . . . . „Den Mohren haff' ich:
Die Rede geht, er hab' . . . .
. . . möglich, daß es falsch:
Doch ich, auf bloßen Argwohn in dem Fall
Will thun, als wär's gewiß.“
(Jago in Shakespeare's Othello I, 3. —.)

**) Die französischen Gesetzesvorschläge wollen wesentlich die Geschworenengerichte ersetzen durch die aus Staatsrichtern bestehenden Zuchtpolizeigerichte und zugleich die Oeffentlichkeit bei den Anarchistenprozessen beschränken. Es ist aber sehr fraglich, ob ein aus wenigen Mitgliedern bestehender Staatsgerichtshof sich eher einschüchtern läßt, als eine Geschworenenbank, zumal die Geschworenen es in Frankreich an Verurtheilungen der Anarchisten nicht haben fehlen lassen. Der Ausschluß der Oeffentlichkeit aber raubt den Urtheilen der Gerichte einen wesentlichen Theil des Vertrauens, auf dem die Wirksamkeit der Strafjustiz beruht. Dem gegenüber kommt es nicht in Betracht, daß öffentliche Gerichtsverhandlungen die Eitelkeit verbrecherisch gesinnter Personen nähren können. Was ist auch das Schauspiel der gerichtlichen Verhandlung gegenüber dem großen Schauspiel, welches der Dolchstoß Caserio's unmittelbar herbeigeführt hat?

Die italienischen Gesetzesvorschläge werden der Preßfreiheit nachtheilig werden, und insofern sie gar Freigesprochene mit schweren Verdachtsstrafen — Verbannung nach entfernten Inseln — bedrohen, bedürfen sie einer juristischen oder kriminalpolitischen Kritik nicht.

*) Sehr gut hat vor Kurzem auch der englische Premier, Lord Rosebery im englischen Parlamente dargelegt, daß übermäßige polizeiliche Repressivmaßregeln die Ueberwachung der Anarchisten keineswegs erleichtern.

## Josef Hyrtl.

In der Nacht zum 17. Juli starb Josef Hyrtl im 85. Lebensjahre zu Perchtoldsdorf bei Wien, wo er seit zwanzig Jahren in tiefster Zurückgezogenheit bei schwindendem Augenlicht das Leben eines einsiedlerischen Patriarchen führte. Mit ihm ist die letzte Größe der berühmten Wiener medizinischen Schule, die eigentlich nach ihrem Ausgangs-

wankte die Prager heißen sollte und die neben seinem Namen durch Rokitansky, Skoda, J. Oppolzer ihren hohen Rang in der Geschichte der Wissenschaft vom kranken Menschen einnimmt, zu Grabe gegangen. Pathetische Nachrufe voll reichen Ruhmesreden wurden ihm in der Presse Wiens nachgesandt, aber am offenen Grabe wurde mehr der Wohlthäter der Armen und der Kinder, denen er, selbst kinderlos, nach seinem Rücktritt vom Lehramt ein Vater war, als der Mann der Wissenschaft gefeiert und auch aus den geschriebenen Nekrologen klang es immer heraus, daß Hyrtl, einst der gefeiertste Lehrer der Wiener Hochschule, seinen Ruhm überlebt habe. Wenn dies nun auch von Hyrtl in gewissem Sinne mehr als von Anderen zutreffen mag, so dürfte es wenige Männer der beschreibenden Wissenschaft geben, von denen nicht mehr oder weniger das Gleiche gesagt werden könnte. Es handelt sich überhaupt darum, die Stellung zu verstehen, die ihnen in der Geschichte ihrer Wissenschaft und des Wissens überhaupt zukommt. Darüber wird, wenn die Presse einen hingeschiedenen Naturforscher würdigt, das große Publikum gewöhnlich zu wenig aufgeklärt. Es macht, wie bei einem pompösen Begräbniß, mit feierlichem Schweigen Spalier, weil es sieht, daß hier einem Menschen von Fachgenossen und Gleichgesinnten Ehre erwiesen wird, aber es weiß nicht, warum. Nach unserer Meinung aber sollte dann immer an der Grabesfackel ein Licht der Aufklärung angezündet werden.

Hyrtl galt lange als der Fürst der Anatomen, nicht bloß in Wien, sondern weit und breit. Sein Zauber lag freilich, nach Allem, was wir von ihm wissen, in dem Reize seiner persönlichen Wirkung auf die Hörer, die er, von 1837 bis 1845 in Prag, von da bis zu seinem Rücktritt 1874, in Wien, unausgesetzt zu fesseln verstand. Meine Wiener Studienjahre von 1868 bis 1871 waren nicht der Medizin, sondern damals noch der Rechtswissenschaft gewidmet, von den Heroen der Wiener Schule habe ich nur Rokitansky gesehen und gehört; die Anderen sah ich nur im Bilde. Aber die Atmosphäre der Liebe, Verehrung und Bewunderung, welche jene Vier um sich verbreiteten, ist mir aus den Berichten meiner medizinischen Semestergenossen von damals noch wohl in Erinnerung. Von Hyrtl, der es als Anatom hauptsächlich mit den jüngsten, empfänglichsten Semestern zu thun hatte, sprachen sie vollends wie von einem Magier. Sein Vortrag, anschaulich, lebendig, bald rhetorisch und bald pikant muß von einem besonderen Zauber gewesen sein; denn auch ältere Zuhörer konnte er hinreißen. Die hagere Gestalt im schwarzen Talar, das schmale, bartlose Gesicht mochten das Geisterhafte der Erscheinung vervollständigen. Nebenbei bemerkt, waren auch Skoda und Oppolzer bartlos. In dieser kleinen, aber sinnfälligen Aeußerlichkeit sprach sich ihr und Hyrtl's gemeinsamer Ursprung im vormärzlichen Oesterreich aus, über dessen geistige Enge ihr Genie sie später so weit hinaustrug.

Hyrtl war in dem deutsch-ungarischen Städtchen Eisenstadt, Rokitansky, Skoda und Oppolzer in Böhmen geboren, jener studirte in Wien, diese in Prag, aber sie Alle erhielten ihre Vorbildung in den unter katholisch-geistlichem Zwange stehenden Gymnasien der Metternich'schen Zeit. Schon um deswillen ist das spätere wissenschaftliche Verdienst dieser Männer hoch anzuschlagen; es wurde ihnen weit schwerer als den später aus Deutschland berufenen Gelehrten, wie Brücke, Ludwig und Billroth. Um aber zu Hyrtl zurückzukehren, so würde, Alles in Allem genommen, seine Bedeutung für die Medizin eine bloß ephemere sein, wenn sie sich allein auf den Reiz der persönlichen Einwirkung beschränkte. Ja selbst seine Vollkommenheit in der Herstellung anatomischer Präparate, die in viele, meist ausländische Museen zerstreut sind, würde daran wenig ändern. Fast scheint es, als ob die Neueren unter Hyrtl's Fachgenossen jener Ansicht wären. In zwei Nummern der „Neuen Freien Presse“ lesen wir nach einander: „Hyrtl's wissenschaftliche Wirksamkeit war längst abgeschlossen und hat eine monumentale Bedeutung in der Geschichte der Medizin gewonnen“, und einen Tag später: „was Hyrtl als Anatom geleistet, ist eingegraben in die Bücher der Geschichte der Medizin“. Aber was in diese Bücher von Hyrtl einzuschreiben ist, erfahren wir nicht, und haben wir eigentlich auch nicht von der berufenen Feder seines Schülers und zweiten Nachfolgers auf dem Wiener Lehrstuhl der Anatomie, Professor Zuckerkandl, erfahren, welcher dem geschiedenen Meister im Feuilleton der „N. Fr. Presse“ vom 19. Juli einen trefflich geschriebenen Nachruf hielt. Zuckerkandl schildert Hyrtl im persönlichen Umgang, seine Lehrweise, seinen rastlosen Arbeitseifer, seine glänzende litterarische Begabung; aber über seinen wissenschaftlichen Werth erfahren wir von Zuckerkandl nur das Negative, daß er, nach der Ansicht seines Nachfolgers, hinter den Neueren zurückblieb, weil er sich gegen die Darwin'sche Lehre ablehnend verhalten und dem Einfluß, den sie auf die Anatomie geübt, entzogen habe. Von Hyrtl's positivem wissenschaftlichem Werth aber sagt der heute leitende Wiener Anatom eigentlich nichts, als: „Er hat neben großen Leistungen einen ungewöhnlichen Glanz um sich verbreitet“ und diesen Glanz erblickt der genannte Gelehrte nur in „Hyrtl's geradezu klassischer Begabung, das Wort als Redner und Schriftsteller zu meistern“.

Uns scheint diese Würdigung bei aller Hochachtung vor dem Verfasser nicht zureichend; aber das, worin wir Hyrtl's Hauptverdienst erblicken und die Art, wie es heutzutage übersehen wird, ist kennzeichnend für moderne Geistesrichtungen. In keiner Wissenschaft verbrauchen sich die Autoritäten so rasch, geht man so leicht über sie zur Tagesordnung über, wie in der Medizin. Hyrtl's Lehrbuch der deskriptiven Anatomie hat seit seinem ersten Erscheinen — irre ich nicht, 1846 — etwa zwanzig Auflagen erlebt; dieses und sein zweibändiges Handbuch der topographischen Anatomie wurden in alle Kultursprachen übersetzt; mehrere Generationen von Aerzten haben daraus genußreiche Belehrung geschöpft, und doch mußten wir vor einigen Jahren in einem klinischen Vortrag hören, wie Prof. v. Bergmann, selbst ein Meister topographisch anatomischer Darstellung, anläßlich einer veralteten Angabe in Hyrtl, die unduldsame Bemerkung machte, er hoffe, daß kein Mediziner dieses „schlechte“ Buch mehr benutze! — Nach den Erfahrungen unserer eigenen Studien und nach den Mittheilungen älterer Aerzte können wir mit gutem Gewissen sagen, daß auch der heutige Mediziner die Hyrtl'sche Anatomie, wenn auch unter Kontrolle der neueren Angaben, mit großem Vortheil benutzen und ihnen reiche Anregung verdanken wird.

Man kann einer Sammlung von an sich trockenen Daten, wie es die Anatomie, die Lehre von den Organen des menschlichen Körpers ist, aus zwei Gesichtspunkten den Charakter einer Wissenschaft geben; einmal, indem man durch Vergleich mit dem Bau der anderen Thiere und durch die Entwicklungsgeschichte den Zusammenhang mit der Gesammtheit belebter Organismen herstellt, oder indem man ohne diese Verbindung aus dem Bau des menschlichen Körpers ein ideales Ganze herstellt. Hyrtl hat sich ohne die andere Seite ganz zu vernachlässigen, mehr auf die letztere verlegt und keineswegs zum Schaden seines Gegenstandes. Dazu führte ihn seine künstlerische Anlage, die ihm im Blute zu liegen schien. Sohn eines Musikers und Bruder eines Kupferstechers, war er auch als Anatom eine Künstlernatur, die in der bildnerischen Freude an seinen Injektions- und Korrosionspräparaten sowie in seiner Darstellung Ausdruck erhielt. Er verschmähte es, seine Lehrbücher mit Abbildungen auszustatten, weil er der Kraft seiner Darstellung in Wort und Schrift vertraute und obwohl wir diese nur aus seinen Büchern kennen, steht uns ihre malerische Anschaulichkeit noch jetzt vor Augen. Hyrtl war nicht nur Meister in der Beschreibung, sondern er verstand es auch, wichtige Punkte mit einem werthvollen Winke für die ärztliche Praxis oder einem drastischen Citat aus einem älteren Autor im Gedächtniß fürs Leben zu befestigen. Dafür liefert nicht nur sein meistverbreitetes Lehrbuch der systematischen Anatomie, sondern vor allem sein Handbuch der topographischen Anatomie, ein durchaus eigenartiges Werk, zahlreiche Belege. Besonders das letztere, welche das Nebeneinander der verschiedenen Organtheile, der Knochen, Nerven, Gefäße in bestimmten Regionen des Körpers behandelt, war für die

Praktiker lange Zeit ein trefflicher Wegweiser, bis es von den mit den verfeinerten Mitteln moderner Illustrationstechnik hergestellten neueren Werken von Henke, Rüdinger, Tillaux u. a., sowie von kleineren Taschenbüchern verdrängt wurde. Leider wird gerade dieser, für die Praxis so überaus wichtige Zweig der Anatomie bei der heute vielfach überwiegenden theoretisirenden Richtung an einzelnen Universitäten ungebührlich vernachlässigt.

Der Hauptvorzug Hyrtl's aber, dessen Nichtachtung uns ebenfalls für die modernste Medizin charakteristisch erscheint, ist in unseren Augen außer dem künstlerischen der historische Zug, der ihn auszeichnet. Sein berühmtes Lehrbuch leitet er mit einer ausführlichen Geschichte seiner Wissenschaft ein und an ihrer Schwelle macht er den Jünger der Heilkunde pietätvoll mit ihren vergangenen Größen, vor allem mit dem durch Tizians Hand glänzend unterstützten Anatomen der Renaissance, Vesalius bekannt. Aber auch bei jedem einzelnen Organ gibt Hyrtl werthvolle historische Winke, sei es über die Geschichte einer Benennung, oder über die Phasen, welche die Behandlung eines Gegenstandes durchgemacht hat. In seinen Vorträgen pflegt auch Virchow ähnliche Anregungen zu geben, wie er ja auch auf dem jüngsten internationalen Kongreß in Rom über einen seiner größten Vorgänger: „Morgagni und der anatomische Gedanke" gesprochen hat. Aber im Allgemeinen gehört die Geschichte der Medizin heute zu den auf das Rücksichtsloseste vernachlässigten Wissenszweigen, wofür u. a. nichts Bezeichnender ist, als daß in Berlin weder die Professur für topographische Anatomie, noch die für Geschichte der Medizin nach dem Tode von Hartmann und August Hirsch wieder besetzt worden ist.

Hyrtl aber bekommt gerade durch die Betonung des geschichtlichen Moments, welche nicht nur in seinen Lehrbüchern, sondern auch in seinen Einzelschriften, besonders zur Aufhellung der anatomischen Kunstsprache, die von seiner umfassenden Gelehrsamkeit Zeugniß ablegen, hervortritt, einen würdigen Rang in der Entwicklung des gesammten Wissens. Er versöhnt uns dadurch auch theilweise mit der Einseitigkeit, mit welcher er sich einzelnen neueren Zweigen und Methoden der Forschung entgegenstellte.

Hyrtl war durchaus nicht unvertraut mit der Entwicklungsgeschichte und der vergleichenden Anatomie, noch auch mit der mikroskopischen Untersuchung. Aber glänzende und überraschende Erfolge anderer Forscher auf diesen Gebieten machten ihn eifersüchtig und verdrossen, obschon er die Verdienste großer Kollegen, wie Jacob Henle's, wenn sie seine Kreise nicht störten, gern und lebhaft anerkannte. Aber dieser Umstand, sowie vielleicht auch die Abnahme seiner Sehkraft, brachten es mit sich, daß er in manchen Gebieten, wie z. B. dem der Gehirnanatomie, zurückblieb und in anderen zu unerquicklichem Hader mit hervorragenden Kollegen kam. Wenn Brücke seine Vorlesungen über Physiologie und „feinere Anatomie" ankündigte, soll Hyrtl in seinem Colleg nie die malitiöse und an sich richtige, aber unfruchtbare Bemerkung unterlassen haben: „Man weiß nicht, wo die gröbere Anatomie aufhört und die feinere anfängt." Brücke's kleine Ställe mit Versuchshunden waren Hyrtl's steter Aerger, und wenn Professor Zuckerkandl, indem er diese Schwäche, ohne Brücke zu nennen, andeutet, sie mit Hyrtl's neurasthenischer Reizbarkeit und der Empfindlichkeit gegen Hundegebell erklärt, so mag hier doch wohl die Gegnerschaft gegen den aus Berlin berufenen Physiologen, der sich durch seine Anatomie des Auges auch auf Hyrtl's Gebiet als Meister gezeigt hatte, eine Rolle gespielt haben.

Aber diese kleinen Schwächen verringern, wie uns scheint, Hyrtl's bleibende Verdienste nicht, die wir hier zu kennzeichnen versucht haben. Er selbst hat in einer lateinischen Schrift, mit der er 1891 die Huldigungen der Wiener Aerzte beantwortete, über sein Wirken bemerkt: „Wenn aus meinem Leben, das ich im Schmutze der Leichen zugebracht habe, irgend ein Nutzen zur Erweiterung und Verherrlichung der anatomischen Wissenschaft erwachsen ist, so wird meine Muse, die nun schweigt und zwischen den Wänden meiner ländlichen Hütte ruhmlos altert, nur durch diesen einzigen berechtigten Trost aufgerichtet, daß sie sich weder der Pflege der Wissenschaft, der ich ganz gelebt habe, noch der sorgfältigen Erfüllung der Wünsche meiner Schüler und der möglichsten Förderung ihrer Interessen je enthoben hat." Wer so von sich sprechen darf, hat nicht umsonst gelebt.

Emil Schiff.

## Emilia Pardo Bazán: „Doña Milagros."

Eine der interessantesten Persönlichkeiten unter den Vertretern der neueren spanischen Litteratur ist Doña Emilia Pardo Bazán. Dieselbe Schriftstellerin, die sich in einem geistvollen Werke über den h. Franciscus von Assisi als gläubige Katholikin und aufrichtige Anhängerin einer idealistischen Anschauungsweise in der Litteratur offenbart hat, zeigt in der größten Zahl ihrer Romane und Novellen einen entschieden ausgeprägten Realismus. Dieser verdankt zwar dem Vorbilde der Franzosen seine Anregung, in der Hauptsache aber ist der Realismus, wie er in den Werken Doña Emilias hervortritt, nichts als eine Weiterentwicklung jener altspanischen litterarischen Richtung, die schon in Cervantes einen so großen Vertreter gefunden hat. Der spanische Realismus gefällt sich nicht darin, von den Dingen in der Natur nur die schlechte Seite zu betrachten und in der Schilderung menschlichen Elends zu schwelgen, sondern er geht darauf aus, die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit, das Leben mit seinen Wechselfällen zu schildern und Licht und Schatten abwechselungsreich zu vertheilen. Dieses Ziel hat auch Doña Emilia Pardo Bazán in ihrem jüngsten Romane nicht außer Acht gelassen.

„Doña Milagros" ist gleichsam die Einleitung zu einer Reihe von Romanen, welche die Verfasserin unter dem gemeinsamen Titel „Adam und Eva" zu veröffentlichen gedenkt. Aber wenn auch „Doña Milagros" nur ein Theil von einem größeren Ganzen ist, so kann dieser Roman in gewissem Sinne doch als ein selbständiges Werk gelten, enthält er doch schon genug des Schönen und Interessanten. Den Gesammttitel „Adam und Eva", der den Grundgedanken des ganzen Romancyklus andeuten soll, erklärt die Titelheldin des ersten Theiles etwa folgendermaßen:

„All das Unglück und all das Leid, das wir zu ertragen haben, ist über die Söhne Adams durch die Töchter Evas, und über die Evastöchter durch die verwünschten Adamssöhne gekommen. . . . Alles, was die Männer denken, reden und thun, alles was sie empfinden und ausführen, geschieht der Schelmin Eva wegen und umgekehrt."

Und in der That gibt Doña Emilia, wie wir sehen werden, zahlreiche Beweise für ihre Behauptung.

Der Roman beginnt mit einem „Prolog im Himmel". Benicio de Neira, ein einfacher Sterblicher, erhält nach einem an Freuden armen, an Sorgen reichen Leben von Gott den Befehl, auf die Erde zurückzukehren und hier einem Romanschriftsteller die Geschichte seines Lebens zu diktiren. Der Aermste, der sich dieser Aufgabe nicht gewachsen fühlt, erhebt Einsprache gegen diese neue Prüfung, aber ein Engel, in dem er sein früh verstorbenes Söhnchen Ramón erkennt, spricht ihm Muth zu und führt ihn nach Marineda, wo er jahrelang gewohnt hat, in das Haus der Doña Emilia Pardo Bazán.

Die Lebensgeschichte Neira's, soweit sie in „Doña Milagros" vorliegt, ist die alltägliche, d. h. nach dem Leben gezeichnete Geschichte einer mit Glücksgütern nicht allzu reichlich gesegneten Familie. Benicio's Eltern haben eine unglückliche Ehe geführt. Der Vater, der trotz seines Adelsbriefes ein grober Mensch war, behandelte die Mutter herzlich schlecht. Diese aber duldete schweigend das ihr zugefügte Unrecht und wirkte in dem erklärlichen Bestreben, an dem Sohne die Fehler seines Vaters zu unterdrücken, dergestalt auf ihn ein, daß Benicio in das andere Extrem verfiel und ein weichherziger Mensch wurde. Nachdem [illegible]

traurige Jugend verflossen und auch die Studienzeit vorüber war, entschloß er sich, ein Weib zu nehmen und ein gemüthliches Heim zu gründen. Leider entsprach Ilduara, seine Gattin, nicht den Hoffnungen, die er auf sie gesetzt hatte. Zwar schenkte sie ihm reichen Kindersegen, aber im Laufe der Jahre wurde sie so nervös und herrschsüchtig, daß Neira um des lieben Friedens willen stets nachgeben mußte. Kurz nach der Geburt eines weiblichen Zwillingspaares starb Ilduara und überließ ihrem Manne die Sorge für das Wohlergehen von zwölf Kindern, von denen elf dem schöneren Geschlechte angehörten. Die Nachgiebigkeit Neira's gegen seine Frau rächt sich jetzt schwer. Von den zum Theil schon erwachsenen Töchtern hat keine Respekt vor dem Manne, den sie nie als Herrn im Hause haben auftreten sehen, und so herrscht denn, da jede einzelne ihren Neigungen zu folgen bestrebt ist, in dem Haushalte das bunteste Durcheinander. In dieser trostlosen Lage zeigt sich Doña Milagros, die Gattin des in demselben Hause wohnenden Kommandanten, als die jederzeit hilfsbereite Freundin. Allein eine gemeine Verleumdung macht ihren Aufenthalt in Marineda unmöglich. Ihr Mann wird nach Barcelona versetzt, und Doña Milagros muß sich von Neira und seinen Kindern trennen. Jetzt, wo alle Freunde die vom Schicksal verfolgte Frau verlassen, glaubt Neira ihr einen Beweis seiner Erkenntlichkeit geben zu müssen und erfüllt daher einen Herzenswunsch der kinderlosen Frau, indem er ihr die beiden jüngst geborenen Zwillinge mit auf den Weg gibt.

Der Hauptwerth des vorliegenden Romanes besteht nicht in einer spannenden Erzählung oder einer wohl angelegten und sorgfältig entwickelten Intrigue, sondern in der vortrefflichen Charakteristik der einzelnen Personen und der Schilderung menschlicher Verhältnisse, voll reicher Lebenserfahrung und gründlicher Menschenkenntniß.

Doña Milagros, die Titelheldin, gehört zu jenen Naturen, die in der aufopfernden Hingebung an andere ihre Befriedigung finden. Da sie keine Kinder hat, denen sie ihre liebevolle Fürsorge zuwenden kann, so hängt ihr Herz in treuer Zuneigung an der Familie Neira's. Wie eine gütige Vorsehung wacht sie über die Kinder, und wenn die Familie in Noth ist, kann sie auf Doña Milagros sicher rechnen. Während Neira ihre Selbstlosigkeit nicht genug zu rühmen vermag und die jüngeren Kinder der braven Frau von Herzen zugethan sind, ist Doña Milagros der Gattin Neira's ein Dorn im Auge. Ilduara wähnt sich in ihren Rechten als Gattin und Mutter bedroht; Zorn und Haß erfüllen sie gegen die gute Frau, und so ruht sie denn nicht eher, als bis Neira der Doña Milagros die Thüre weist. Nach Ilda's Tode erscheint diese wieder, nimmt sich in rührendster Weise der mutterlosen Kinder an und erweist sich bei jeder Gelegenheit als eine vernünftige, praktische Frau. Aber wie sich der nagende Wurm mit Vorliebe die besten Früchte aussucht, so wagt es die Verleumdung, den guten Ruf Doña Milagros' anzutasten. Etwas Bestimmtes kann man ihr zwar nicht nachsagen, desto kräftiger wühlt dafür die Klatschsucht im Verborgenen. Die Anwesenheit eines hübschen Offiziersburschen im Hause des Kommandanten gibt den Verleumdern neue Nahrung, und auch Neira glaubt einen Augenblick an ihre Schuld. Vergebens, daß das tragische Ende des Burschen Doña Milagros' Unschuld klar an den Tag legt, das Geflüster hört nicht auf, und so sieht sich denn das Ehepaar genöthigt, von Marineda Abschied zu nehmen.

Neira ist der Typus des gutmüthigen, charakterschwachen Gatten und Vaters; seiner Mutter ist zum Theil die Schuld an seiner Entwicklung in dieser Richtung beizumessen. Nachdem er während des Prozesses mit seinen Verwandten, den er auf Ilda's Betreiben nicht beilegen durfte, den letzten Rest von Autorität verloren hat, ist seine Stellung als Familienoberhaupt so erschüttert, daß er sich in seinem eigenen Hause nicht mehr wohl fühlt. Da ist ihm denn das Kasino, wo er sich fern von seiner besseren Hälfte weiß, ein willkommener Aufenthaltsort. Er sagt:

„In meinem Hause hatte nur meine Ehehälfte das Recht böse zu werden. Im Klub konnte ich doch wenigstens meine Galle erleichtern. In solchen Augenblicken fühlte ich, daß ich ein Mann war. Und wie gekräftigt war ich nachher, und mit welcher Leichtigkeit ging ich dann die Treppen in meinem Hause empor!"

Obgleich Neira weiß, daß er eine klägliche Rolle in seiner Familie spielt, obwohl es ihn oftmals wie Sehnsucht nach Bethätigung seiner Kraft überkommt, so bringt er es doch nicht über sich, seiner Gattin energisch zu widersprechen. Denn er liebt Ilda trotz ihrer Fehler, und darum läßt er, „die Quintessenz des Friedens", lieber alles über sich ergehen und schweigt, wie es ehedem seine Mutter gethan. Aber das kann er nicht zugeben, daß die gekränkte Freundin, der er eben auf Geheiß seiner Frau die Thüre gewiesen, auch an seinem Gerechtigkeitsgefühl zweifeln soll. Auf ihre Frage, was er von ihr halte, antwortet er daher:

„Doña Milagros, Sie sind eine brave Frau; ich kann nichts anderes sagen, weil es eine Lüge wäre, und Benicio Neira lügt nicht."

Ilda's Tod hat einen Regierungswechsel, aber keinen Systemwechsel zur Folge. Der schwache Gatte ist auch ein schwacher Vater, und daher regieren jetzt etwa sechs Mädchen, wo früher eine Frau geherrscht hatte. Vordem war es doch noch besser!

„Oh Ilduara," ruft er verzweifelt aus, „wieviel besser war doch damals der Gehorsam und die Fügsamkeit unter Dein wohlthuendes absolutes Regiment als die traurige Anarchie, welche mich jetzt auf allen Seiten umgibt!"

In diesem Elend muß ihm Doña Milagros wie ein rettender Engel erscheinen. Wir begreifen es daher, wenn er dieser Frau all die Neigung entgegenbringt, die man einem treuen Freunde schuldig ist, und wir bewundern ihn, wenn er der Versuchung widersteht, in dieser Frau etwas anderes als die Freundin seiner Familie und die Gattin eines andern zu erblicken.

Ueber Ilda ist wenig zu berichten. Die Mutter der zahlreichen Kinder ist allmählich an Körper und Nerven so sehr geschwächt worden, daß von einem ruhigen Ueberlegen und Handeln bei ihr keine Rede mehr sein kann. Als z. B. eines Tages Doña Milagros die kleinen Zwillinge vom Spaziergange heimgeschickt hatte, weil das Wetter für die Kleinen zu schlecht war, entreißt ihr Ilda wüthend eins der beiden Kinder und fährt sie mit folgenden Worten an:

„Señora, kommandiren Sie in Ihrem Hause und nicht in einem fremden. Und wenn Sie kleine Kinder warten wollen, so sehen Sie zu, daß Sie selbst welche kriegen, denn die meinen gehören mir und weiter Niemandem. Sehen Sie jene Galerie? Nun, wenn ich Lust habe, die Kleine dort hinunterzuwerfen, dann thue ich es . . . Sehen Sie? Dann werfe ich es hinunter . . . so!"

Nur dem rechtzeitigen Eingreifen Neira's gelingt es, die Rasende zurückhalten. Sie ist ein unglückliches Geschöpf und fast ebenso zu bedauern wie ihr Mann, dem sie das Leben zur Last werden läßt.

Von den Töchtern gleicht Tula, die älteste, ihrer Mutter am meisten: derselbe Hochmuth, dieselbe Herrschsucht dem Vater und den jüngeren Geschwistern gegenüber, die nämliche Abneigung gegen Doña Milagros. Aber schließlich kommt auch ihr Hochmuth zu Falle, und da sie nun einmal um jeden Preis ihren Adam finden will, so reicht sie, nachdem ihre erste Jugend bereits vorüber, schließlich einem einfachen Anstreicher ihre Hand. Eine psychologisch interessante Erscheinung ist die „göttliche Argos". Das junge Mädchen ist seit dem Tode der Mutter ein Räthsel für die Angehörigen. Stundenlang schließt sich Argos in ihrem Zimmer ein, an dem muntern Treiben ihrer Geschwister findet sie keinen Gefallen, nur in der Kirche und im Gebet fühlt sie sich wohl. Doña Milagros erklärt zuerst ihr seltsames Gebahren, sie vermuthet aber auch richtig, daß hier wieder die Geschichte von Adam und Eva im Spiele ist. Argos' Kirchenbesuch gilt in der That weniger dem Gotteshause als dem Gottesmanne, den das junge Mädchen mit seiner schwärmerischen Verehrung geradezu belästigt und zum Gespräche der Leute macht. Von den anderen Töchtern will Clara ins Kloster gehen und bereitet sich daher auf ihren künftigen Beruf vor, während Rosa an vergänglichen weltlichen Freuden, an Putz und Schmuck ihre Befriedigung findet. So ist jede Tochter ein besonderer Typus, und da jede nach ihrem Belieben

schalten will, so ergibt sich ein unerquickliches Familienleben, unter dem der Familienvater am tiefsten leidet.

Neira ist sich seiner schwierigen Stellung wohl bewußt. Die Kinder wollen ernährt und erzogen sein. Dieser Gedanke überkommt ihn zum ersten Male in seiner ganzen Schwere nach der Geburt der beiden Zwillinge.

„Gewiß sind es ein paar allerliebste Dinger ... Wenn nur nicht schon zehn da wären ... Wenn der Schuhmacher und der Bäcker keine Rechnungen schickten ... Wenn wir im irdischen Paradiese lebten!“ ... „Ich fing an einzusehen, daß dasjenige, was die Situation meiner Familie so schwierig machte, die Behaglichkeit war, mit der mir die Mutter Natur Mädchen und keine Knaben schenkte. Die Mädchen sind seit undenklichen Zeiten die Plage, die Betrübniß und die Zuchtruthe der menschlichen Fruchtbarkeit. Ich habe gehört, daß man sie in einigen Ländern gleich nach der Geburt tödtet, und obgleich es mir hart ankommt, an eine solche Grausamkeit zu glauben, so ist es doch gewiß, daß auch wir sie hier nicht haben wollen, wenn wir sie gleichwohl nicht tödten. Elf sah ich „wie die Sprößlinge des Olivenbaumes“ um mich herum, darunter fünf heirathsfähige, eine, die es bald sein würde, und die übrigen lauter arme wehr- und waffenlose Geschöpfe, ohne weitere Stütze als den Schutz eines bejahrten Mannes, der bereits mit einem Fuße im Grabe stand. Wenn sich Männer für sie einstellten, vortrefflich; wenn sie sich aber nicht einstellten, was sollte dann aus meiner Nachkommenschaft werden? Was sollten sie heute oder morgen essen?“

Mit diesen Erwägungen berührt Neira einen wunden Punkt in unserer modernen Gesellschaft, die Frauenfrage. Wie so viele Familienoberhäupter glaubt auch Neira, daß die Mädchen nur für ihren zukünftigen Beruf als Gattin, Hausfrau und Mutter heranzubilden sind; er, der mit elf Töchtern gesegnet ist, fürchtet zwar, daß die eine oder die andere keinen Mann bekommen wird, aber er denkt nicht daran, sie so zu erziehen, daß sie dereinst auf eigenen Füßen stehen und sich ohne einen Adam den Lebensunterhalt verschaffen können. So setzt er denn auf den einzigen noch lebenden Sohn Froilán seine ganze Hoffnung; dieser soll studiren, dieser muß dereinst eine Größe ersten Ranges werden, damit er seinen Schwestern helfen kann. Aber Froilán ist recht schwach beanlagt, und so erweist sich denn auch diese Hoffnung als vergeblich.

Von den Töchtern hat nur eine einzige eine Ahnung davon, was in der Seele ihres Vaters vorgeht, nämlich die sechste, „ein sehr rebellisches und teuflisches, überspanntes Ding“, mit Namen Fe (Glaube) oder Feita (die Häßliche), wie sie von ihren boshaften Schwestern genannt wird. Fe ist ein munteres, intelligentes und durchaus praktisch veranlagtes Mädchen. Mit rührender Sorgfalt und bewundernswerthem Geschick nimmt sie sich der beiden Zwillinge an, zum größten Verdruß ihrer Schwestern, aber zur größten Freude Neira's, der mit väterlichem Stolz auf seine Feita blickt und ihr auch gern die Führung des Hauswesens anvertraut hätte, müßte er nicht befürchten, daß sich ihr die älteren Schwestern nicht fügen würden. Mit staunenswerthem Scharfsinn erkennt auch Feita, welches die Triebfeder der Handlungsweise ihrer Schwestern ist, und macht ihrem Vater die nöthigen Mittheilungen darüber. Jemehr sie aber die Unselbständigkeit der Schwestern und die mangelhafte Begabung Froilán's einsieht, desto fester gestattet sich in ihr der Entschluß, sich auf eigene Füße zu stellen. So faßt sie sich denn eines Tages, nachdem sie sich eben erst wieder beim Durchgehen der Lektion mit Froilán von der Unfähigkeit ihres Bruders überzeugt hat, ein Herz und fragt den Vater:

„Warum bestehst Du darauf, daß Froilán ein Gelehrter wird?“

„Meine Tochter, er ist der einzige Sohn des Hauses. Nur von ihm könnt Ihr nach meinem Tode Hilfe erwarten, und da gibt es keinen anderen Weg, als daß er studiert und mit Auszeichnung Karriere macht. Dann wird er Euch heute oder morgen nützlich sein ... vielleicht auch Euch allen helfen können.“

„Aber Papachen“, antwortete Feita, „wenn es Gott so gefügt hat, daß der einzige Sohn des Hauses ein Faulenzer und Dummkopf ist, so werden wir uns doch wohl nicht dabei beruhigen. Es ist ein Jammer, daß Du so viel Geld und Geduld an Froilán verschwendest. Was Du seinetwegen für Matrikeln und Bücher ausgibst, warum gibst Du das nicht für mich aus? Ich habe ein gutes Gedächtniß. Wenn ich die Lektionen ein- höchstens zweimal durchlese, dann behalte ich sie. Und was meinst Du? Ich verstehe auch, was ich lese, und es gefällt mir sehr gut. ... Ja, ich weiß schon viel, mehr als Du glaubst. Laß uns doch tauschen. Froilán mag auf die Amme passen und dem Dienstmädchen, wenn es vom Markte zurückkommt, den Korb nachsehen, dafür werde ich statt seiner ins Institut gehen. Du wirst sehen, wie zufrieden wir dann beide sein werden.“

Der Vater faßt die Anrede seiner Lieblingstochter anfangs als Scherz auf, aber es ist ihr ernst um ihre Absichten. Sie fährt fort:

„Ich will studiren, um ein Amt zu bekleiden ... gleichviel welches ..., und Geld zu verdienen .. und mir einen Namen zu machen und von meiner Wissenschaft und von meiner Arbeit zu leben .. wie es Froilán thun sollte, wenn er nicht ein einfältiger Mensch wäre.“

Da Neira sieht, daß seine Tochter nicht spaßt, macht er Einwendungen. Die Frauen dürfen ja nicht studiren.

„Gott hat die Frau für die Familie geschaffen, damit sie Mutter werde, sich dem Manne unterwerfe und die für ihr Geschlecht, ja, für ihr Geschlecht passenden Arbeiten verrichte. Das vergiß nicht, sonst bist Du das widerwärtigste, lächerlichste Geschöpf von der Welt. Man hat es nie gesehen und wird es nie sehen, daß die Rollen so vertauscht werden.“

Mit dieser Erwiderung hat Neira aber keinen Erfolg.

„Gewiß hat man dies gesehen“, antwortete die Kleine munter, indem sie mit Mühe eine Thräne der Wuth unterdrückte. „Denn Mama beherrschte Dich, und Du gehorchtest der Mama wie ein Lamm. .. Und weißt Du auch warum? Weil Mama mehr Anlagen zum Kommandiren hatte als Du. Jeder muß das thun, wozu er Anlage hat. Gott gibt mir Talent zum Studiren. Also studire ich. Gott hat Froilán Anlagen zum Billard- und Kartenspielen gegeben, also spiele er. Wahrhaftig, es ist ein Skandal, daß die Frauen, wenn sie für dies oder das taugen, .. gerade etwas anderes thun sollen. Ich kann kehren und nähen und den Haushalt versehen und ein Kindchen aufziehen, wie ich unsere Kleinen aufgezogen habe, ... aber ich möchte gern studiren, und ich werde studiren. Das fehlte noch! Hier im Hause folgt jeder seinem Kopfe, um etwas Verkehrtes zu machen ... Nun, ich folge meinem Kopfe, um etwas Gutes und Rechtes zu thun. Ich will studiren, lernen, wissen und davon leben, ohne Jemanden nöthig zu haben. Ich will nicht von einem Manne abhängig sein.“

Und die energische Feita wird ihren Willen durchsetzen, zumal sie mit ihren Ansichten nicht allein dasteht, sondern von einsichtigen und vorurtheilsfreien Männern, wie dem Hausarzt und dem Beichtvater der Familie, unterstützt wird.

In Feita ist jenes Ideal des selbständigen modernen Weibes geschildert, wie es der Verfasserin, einer thatkräftigen Vertreterin maßvoller Frauenemanzipation, vorschwebt. Wenn auch bisher die Eva immer von ihrem Adam abhängig gewesen ist und auch für die nächste Zukunft noch von ihm abhängig sein wird, so soll doch jedes junge Mädchen, das sich befähigt und berufen fühlt, selbständig den Weg durchs Dasein zu gehen, auch in den Stand gesetzt werden seinen eigenen Weg zu wandeln. Wie manches mehr mit Töchtern als mit Glücksgütern gesegnete Ehepaar könnte sich an dem Vorgehen Feita's ein Beispiel nehmen. So ist „Doña Milagros“ ein Sittenbild aus der Gegenwart, zugleich aber auch ein litterarisches Kunstwerk von bedeutsamem Werthe. Die Personen des Romans sind greifbare Menschen, wie wir sie mit ihren Vorzügen und Schwächen täglich zu beobachten Gelegenheit haben. Dementsprechend ist die Sprache natürlich, ungeschminkt und kräftig, und so athmet das Ganze Leben und Wahrheit.

Frankfurt a. M. S. Gräfenberg.

## Schlagende Wetter.

Die Explosionen in den Karwiner Kohlengruben in Böhmen, in der Albion-Zeche bei Pontypridd in Südwales und in den vereinigten Kohlengruben zu Charleroi, welche in dem kurzen Zeitraum vom 15. bis 30. Juni dieses Jahres einander folgten, und denen mehrere Hunderte von Bergleuten zum Opfer fielen, haben die Ohnmacht aller der bisher ersonnenen Sicherheitseinrichtungen solch elementaren Katastrophen gegenüber wieder einmal recht vor Augen geführt.

Keins der vielen technischen Mittel, ebensowenig wie die zahlreichen Betriebsvorschriften der Grubenverwaltungen zur Sicherung von Leben und Gesundheit der Arbeiter ist im Stande gewesen, jener schlimmen „mechanischen Nothwendigkeit", welche wir in der Unzulänglichkeit unseres Kennens und Könnens als „Zufall" bezeichnen und der mangelnden Vorsicht der Arbeiter, deren Gewöhnung sie die beständige Gefahr, in der sie unter Tag leben, vergessen läßt, mit Erfolg zu begegnen. Im Gegentheil, die Wetterexplosionen mehren sich von Jahr zu Jahr und die Spezialkommissionen der verschiedenen Staaten, welche sich mit dem eingehenden Studium der Mittel gegen die Explosionen beschäftigen, haben trotz ihrer, im Einzelnen sehr verdienstlichen Thätigkeit im Wesentlichen nichts an diesem traurigen Zustand zu ändern vermocht.

Zuerst wurde in Frankreich im Jahre 1877 eine Kommission zur eingehenden Prüfung der Mittel gegen die Explosionen schlagender Wetter eingesetzt. Es folgte England im Jahre 1879, Belgien im selben Jahre, Sachsen 1880 und Preußen 1881, Oesterreich 1885. Was insbesondere die „Preußische Schlagwetterkommission" betrifft, so hat diese im Jahre 1887 einen sehr ausführlichen Bericht erstattet, welcher über die Frage der Schlagwetter und über Alles, was damit zusammenhängt in erschöpfender Weise Auskunft gibt, und man muß leider gestehen, daß ein Bericht von heute kaum Anderes zu sagen haben würde, wie der vor sieben Jahren verfaßte. Die zu lösenden Fragen sind nicht wesentlich vorwärts gerückt, obgleich ihre Bedeutung groß genug ist, denn allein in Preußen gingen von 1852—1884 insgesammt 1284 Arbeiter durch schlagende Wetter zu Grunde. Die nachstehenden Angaben über den Stand der Schlagwetterfrage folgen im Wesentlichen dem genannten, auch heute nicht veralteten Bericht.

Unter „Wetter" versteht der Bergmann die Ansammlung von unathembaren Gasen in den Schächten und Gängen, und unter „schlagende Wetter" im Besonderen solche, die, mit atmosphärischer Luft gemischt, unter Umständen explodiren.

Die schlagenden Wetter entstehen hauptsächlich durch langsame Zersetzung der Steinkohle, d. h. aus Pflanzenresten, aus welchen die Steinkohle selbst hervorgegangen ist. Ihrer chemischen Natur nach gehören diese Zersetzungsgase den Kohlenwasserstoffen an, und ihr Hauptbestandtheil ist das sogenannte Grubengas oder Methan. Nebenher finden sich manchmal Kohlenwasserstoffe anderer chemischer Konstitution vor, ferner noch freier Wasserstoff, seltener Kohlenoxyd und Schwefelwasserstoff, auch fehlt fast nie Kohlensäure. In den Hohlräumen fest anstehender Kohle hat man Ansammlungen dieser Gase unter enormem Druck bis zu 32 Atmosphären gefunden, so daß anzunehmen ist, daß unter solchen Verhältnissen die Gase in den tropfbar flüssigen und selbst in den festen Zustand übergeführt sind, aus dem sie erst bei Druckverminderung wieder in den Gaszustand zurückkehren. Es ist leicht einzusehen, daß diese stark komprimirten Gase aus ihren Hohlräumen, welche den Gasometern der Gasfabriken vergleichbar sind, durch die feinen Ritzen und Spalten der sie umschließenden Kohlenschichten beständig zu entweichen suchen. Das Hineinströmen der leichtflüchtigen Gase in die Schächte ist denn auch ein kontinuirliches. Unter eigenthümlichem Geräusch, dem „Krebsen" — ähnlich demjenigen, das viele, in einem Korb befindliche lebende Krebse verursachen — dringt das Grubengas durch die Kohlenwände, und sammelt sich, da es leichter als Luft ist, an der Decke an, oder steigt soweit wie möglich in dem Schacht in die Höhe. Neben diesem geringen, aber kontinuirlichen Zufluß von Grubengas kommt das plötzliche Auftreten ungeheurer Gasmengen durch zufälliges Anhauen oder Anbohren sogenannter gasreicher „Bläser" vor. Solche Bläser können unter Umständen recht nützlich sein. Auf einer Dortmunder Zeche z. B. wurde ein solcher unvermuthet angehauener Bläser in Röhren gefaßt und zur Gasbeleuchtung des Füllortes benutzt, wo er 2 Jahre lang für 22 Flammen das erforderliche Gas zur Beleuchtung lieferte.

Große Mengen plötzlich ausströmender Grubengase können — da sie unathembar, zum Theil giftig sind, schon durch diese Eigenschaft allein den Arbeitern vor der Strecke Tod durch Erstickung bringen, zu ihrer Explosion gehört jedoch erstens, daß sie in gewissen Verhältnissen mit Luft gemischt sind, und daß dann zweitens dieses explosive Gemisch entzündet wird. Bei der Explosion beträgt die Verbrennungstemperatur 2200° C. und die Entzündungsspannung etwa 6,5 Atm. Die enorme Ausdehnung des Gasgemisches und die verheerenden mechanischen Wirkungen werden hierdurch verständlich. Die Ursache für die Entzündung schlagender Wetter können sehr verschieden sein. Bald sind es Sprengmittel, welche bei der Schießarbeit den verhängnißvollen Funken aussenden, bald ist es eine aus Nachlässigkeit oder Leichtsinn geöffnete oder auch schadhafte gewordene Sicherheitslampe, deren Flamme die latenten, chemischen Spannkräfte der schlagenden Wetter auslöst. Immer ist es noch das von Davy angegebene Prinzip des die Flamme umgebenden Drahtcylinders, welches der großen Anzahl von Sicherheitslampen verschiedenster Konstruktion zu Grunde liegt. Man hat das Innere der Lampe für ihren Träger unzugänglicher gemacht, indem man sie mit einem Verschluß versah, der nur von einen starken Magneten gelöst werden kann, man hat Zündvorrichtungen konstruirt, um das Anzünden der durch Zufall ausgelöschten Lampe ohne Oeffnen derselben zu ermöglichen, man hat sogenannte Lampenstationen errichtet, an welchen ausschließlich die Lampen angezündet werden dürfen — etwas Radikales ist mit alledem nicht erreicht worden. Der Drahtcylinder selbst bietet keinen absoluten Schutz gegen die Entzündung schlagender Wetter durch die Lampe. Durch heftige Bewegung derselben oder bei großer Wettergeschwindigkeit kann die Flamme durch das Drahtnetz getrieben werden. Man hat sich daher in den letzten Jahren vielfach der elektrischen Grubenbeleuchtung mit Glühlampen zugewandt, welche eine relativ größere Sicherheit gegen Explosion bietet. Jedoch hat die gewöhnliche Grubenlampe doch noch einen besonderen Nutzen.

In ihr besitzt der Bergmann gleichzeitig das brauchbarste Mittel, um zu erkennen, ob er sich in einem mit schlagenden Wettern erfüllten Raume befindet. Die in reiner Luft ruhig brennende gelbliche Dochtflamme zeigt die Gegenwart schlagender Wetter durch eine Verlängerung und durch Entstehen eines bläulichen Lichtkegels der sogenannten Aureole an. Sieht der Bergmann diese Veränderungen an der Flamme, so sollen sie für ihn das Alarmsignal sein, sich sofort von dem betreffenden Ort zurückzuziehen.

Man hat eine große Anzahl von Wetterindikatoren erfunden, welche auch nach den Betriebsräumen über Tag die jeweilige Zusammensetzung der Grubenluft signalisiren sollen. Auch werden auf manchen Gruben Gasproben in bestimmten Zeiträumen aus der Tiefe geschöpft und einer Analyse unterworfen. Unter den Wetterindikatoren möge hier ein sehr sinnreicher und origineller Apparat von Hardy besonders erwähnt werden, welcher augenblicklich der französischen Kommission zur Prüfung vorliegt. Der „Formenophon" bezeichnete Apparat beruht auf dem Prinzip, daß die Höhe eines Tones in einer Orgelpfeife abhängt unter anderem von der Luftart, welche in der Pfeife schwingt. Hardy benutzt zwei genau gleich große Pfeifen, von denen die eine durch reine in einem abgeschlossenen Behälter befindliche Luft, die andere durch die Grubenluft zum Tönen gebracht wird. Ist letztere rein, so werden beide Töne übereinstimmen, je mehr die Grubenluft aber in ihrer Zusammensetzung von reiner Luft abweicht, um so mehr werden die beiden Töne in ihrer Höhe differiren. Diese Töne werden kontinuirlich an bestimmten Orten der Grube erzeugt, durch Telephon übertragen, und im Betriebsgebäude kontrollirt.

So wichtig auch die Mittel zur zeitigen Erkennung schlagender Wetter sind, so werden sie doch an Bedeutung von denjenigen Maßregeln übertroffen, welche der Beseitigung der schlagenden Wetter und Vorbeugung der Explosionen dienen.

Dazu gehört in erster Linie die künstliche Wetterführung, d. h. die fortwährende Zuführung frischer Luft in die Gruben und die Abführung der mit Kohlenwasserstoffen beladenen Luft, denn das rationellste Mittel zur Verhütung

der Explosion schlagender Wetter ist die Verdünnung der Grubengase mit Luft. Luftventilatoren und sogenannte Wetteröfen, ferner Dampfrohrleitungen zur Erwärmung ausziehender Wetterschächte sind die Hauptmittel zur Erreichung einer ausgiebigen Lüftung. Die Bedeutung der Wetterführung ergibt sich aus der bemerkenswerthen Thatsache, daß eine große Zahl von Explosionen an Montagen stattfindet, nachdem die Ansammlung schlagender Wetter durch den Stillstand des Betriebes am Sonntag begünstigt worden ist.

Man hat seit langem versucht, gewisse Beziehungen zwischen dem plötzlichen und mehrfachen Auftreten von schlagenden Wettern und vulkanischen oder atmosphärischen Vorgängen aufzufinden. Auch mit der Anziehung des Mondes, dem Einflusse der Gezeiten, und selbst den „Kulminationen großer Fleckenareale auf der Sonne“ hat man einen Kausalnexus zu finden geglaubt.

Während die vermeintlichen Beziehungen zu den Sonnenflecken einer klaren wissenschaftlichen Begründung entbehren, sind solche zu den Erdbeben recht wohl anzunehmen, da durch Erdverschiebungen Gebirgsspalten entstehen können, welche eingeschlossenen Gasen neue Austrittsöffnungen erschließen.

Ein Zusammenhang zwischen Barometerstand und dem Auftreten schlagender Wetter ist ziemlich sicher erwiesen. Nach der allgemeinen Ansicht nehmen bei schnell sinkendem Luftdruck die den Grubenbauen zuströmenden Gasmassen zu. Es sind denn auch in den meisten Steinkohlenrevieren regelmäßige Barometerbeobachtungen auf den Schlagwettergruben üblich und in einigen Ländern sogar gesetzlich vorgeschrieben.

Karl Mantan.

---

**Letzte Dorfgänge, Kalendergeschichten und Skizzen** aus dem Nachlaß von **Ludwig Anzengruber**. Stuttgart. 1894. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Es kommt selten vor, daß aus dem Nachlaß eines Dichters, der nicht in der ersten Jugendblüthe gestorben ist, Meisterwerke bekannt gemacht werden, die den Dahingegangenen von einer ganz anderen Seite kennen lehren und ein immergrünes Blatt in seinen Ruhmeskranz flechten. Der vorliegende Band, der vielleicht dazu bestimmt ist, sich als 11. Band der eben erschienenen zweiten Auflage der Gesammtausgabe der Werke Anzengruber's anzuschließen, macht keine Ausnahme von dieser Regel. Schon die Vorrede der Herausgeber A. Bettelheim und E. Chiavacci spannt die Erwartungen der Leser nicht sehr hoch. Diese erzählt, daß Anzengruber selbst beabsichtigt habe, die Skizzen zusammen zu veröffentlichen, und die kritischen Vorbehalte, die die Freunde gelegentlich gegen die eine oder die andere Skizze machten, in der in lachender Mundart gegebenen Erklärung „hilft nix, kommt do ins Büchel“ beantwortet habe. Die Herausgeber waren also diesmal in einer ungünstigeren Lage als sonst Verwalter eines litterarischen Nachlasses. Während gelegentlich in den nachgelassenen Schriften eines Dichters Dinge veröffentlicht werden, die dieser des Druckes nicht werth gehalten hatte, mußten sie bei der Veröffentlichung ungedruckten Materials kritische Vorbehalte machen gegen das, was der Autor selbst für druckreif geboten hat.

Die hier gesammelten kleinen Geschichten schließen sich den früher in Band III und IV der Gesammtausgabe zusammengestellten inhaltlich an. Auch jene waren keineswegs durchgängig Meisterwerke. Diese, die theils Dorfgeschichten, theils humoristische und rührende Skizzen aus dem Stadtleben sind, können noch weniger mit dieser Bezeichnung geschmückt werden. Der Band zerfällt in drei ungleichmäßige Abtheilungen. Ziemlich gleichen Raum nehmen die erste und dritte ein, von denen jene „Dorfgänge und Kalendergeschichten“, diese „Skizzen“ betitelt sind. In der Mitte steht eine einen verhältnißmäßigen kleinen Raum einnehmende Abtheilung „Mären aus alter Zeit“, die recht unbedeutend ist, geschichtliche Novellen, die zwar mit nicht üblem Humor das Ritterwesen verspotten, aber von geschichtlichem Sinn doch so wenig enthalten, daß man ihre Unterdrückung lieber gesehen hätte. Unter den „Dorfgängen“ sind einzelne Geschichten, die Anzengruber's reiches Talent offenbaren. Recht merkwürdig ist es, daß hier mehrfach dasselbe Motiv gewählt wird, nämlich das, wie die Bäuerin, theils vermöge ihrer körperlichen Kraft, theils vermöge größeren Verstandes, die Herrschaft über den Bauern ausübt, und zum Aufgeben dieser Herrschaft entweder durch schwere Schicksalsschläge oder durch List, oder auch durch das Erwachen wirklicher Menschengüte veranlaßt wird. Die beiden Erzählungsarten, in denen Anzengruber sich vor Allem hervorthat, die rührende und die humoristische, finden hier eine glänzende Bestätigung, die erste in der Geschichte „Der Versuchung unterlegen“, die letztere in der Novelle „Die Totenbeschwörung“. Weit weniger bedeutend sind die beiden ersten Novellen, die größten des Bandes, in denen das moralisirende Element, das ja für Kalendergeschichten nicht unangebracht sein mag, aber das reine Kunstwerk zerstört, allzu stark hervortritt. Die Art und Weise, wie in der ersten, „Unrecht Gut“, der Satz gelehrt wird, daß das unrecht erworbene Gut nicht gedeiht und seinen Besitzer ins Elend bringt, ist eine gar zu breite und auch nicht recht natürliche und die Demonstration, die den Hauptinhalt der Novelle „Die Wahl im Bösen“ ausmacht, daß ein junger Mensch, der die bösen Rathschläge eines übelberüchtigten Dorfweisen schroff ablehnt, schließlich durch seine Aufregung dazu gebracht wird, nicht bloß einen, sondern alle drei Rathschläge zusammen auszuführen, ist gar zu lehrhaft und innerlich zu wenig begründet. Unter all den Geschichten, von denen einzelne, wie „Korbelflechter-Kathrein“ (Ermordung einer Dorfhexe durch einen Bauern, dem sie von Jugend an aufsässig gewesen war) oder „Der reiche Haidbauer“ (die Pflege eines alten trotzigen Bauern durch das Mädchen, das seinen Sohn geliebt hatte, aber von dem Alten abgewiesen worden war), gute Beobachtungen eigenthümlicher Charaktere bilden, ist eine kleine Perle die Novelle „In der Andreasnacht“. Der junge Hainfelder Niclas, der, seit einigen Jahren verwittwet, eine schöne Magd für seinen Hof gewinnt, ist drauf und dran, theils durch eigene Verstocktheit, theils durch die Verhetzung der Nachbarn, sich von dem Mädchen zu trennen, wird aber durch eine List seines eigenen Knaben und durch die Empfindung, die dadurch in ihm und dem Mädchen entsteht, veranlaßt, sie zu halten und sich mit ihr zu verbinden. Das Ganze ist ohne jede Sentimentalität, mit lieblicher Schilderung des Kindes und mit feiner psychologischer Darlegung der Vorgänge im Herzen des Mannes und des Weibes erzählt. Die dritte und letzte Abtheilung enthält hübsche Genrebilder, z. B. eine gut durchgeführte etwas gewagte Burleske „Im Dienste der Wissenschaft“, einzelne treffende Charakteristiken, Sittenbilder, z. B. die Lebensschilderung eines Lumpen, der sich vom Liebhaber seiner Frau unterhalten läßt und sich dabei als den gekränkten Verrathenen aufspielt; kleine Märchen, hübsche Humoresken, daneben freilich ziemlich viel werthlose Skizzen, von denen eine den recht kennzeichnenden Titel „Makulatur“ führt. Die hübschesten unter diesen Skizzen sind ohne Zweifel die rührenden, in denen besonders das Motiv des Weihnachtsabends und seiner den Menschen ergreifenden und rührenden Wirkung behandelt wird, z. B. „der Christabend einer Leichtfertigen“, d. h. einer Dirne, die sich nicht nehmen läßt, ihren kleinen Geschwistern zu Weihnachten bei einer Nachbarsfrau aufzubauen, oder „Falsches Glück“, die Erzählung, wie ein Menschenfeind, schließlich durch die Weihnachtsstimmung veranlaßt, das Zusammenleben mit den Menschen begehrt, und ähnliche. Sehr anmuthig ist die Geschichte „Ein frommer Augenblick“, als Genrebild bezeichnet, die Geschichte einer vornehmen Dame, die sieben Kinder einer eben gestorbenen Bäuerin zunächst bei sich einquartiert und, trotzdem sie von dem Armenarzt in ihrem Unternehmen eher gehindert als gefördert wird, durch die innere Freude an ihrem Werke gestärkt und durch die kindlich herzliche Dankbarkeit ihrer Pflegebefohlenen belohnt wird. Im Ganzen enthält der Band neben sehr vielem Mittelgut nur eine kleine Anzahl hübscher Geschichtchen, die einzelnen früheren Werken Anzengruber's gleichwerthig sind, so daß sich auch hier leider das oft erprobte Wort bewährt: „Weniger wäre mehr gewesen“.

L. G.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — [illegible] von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 44. Berlin, den 4. August 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

**Inhalt:**





## Politische Wochenübersicht.

Man konnte der Politik des „neuen Kurses" lange Zeit ihren schwankenden Charakter vorworfen; sie behauptete zu Anfang immer wieder, nicht ein neuer Kurs zu sein; sie setzte damals sogar eine Art Stolz in diese Behauptung, und sie war doch auch ganz und gar nicht der alte Kurs. Einerseits schien sie von dem Wunsche geleitet, nach Möglichkeit eine Politik organisch fort zu entwickeln, die durchaus von einer Person nur getragen und für eine Person vor Allem zugeschnitten war, und andererseits war sie in die Nothwendigkeit versetzt, neuen Problemen gegenüber selbständig Stellung zu nehmen; aus diesen Gegensätzen mußten sich Widersprüche und tastende Unsicherheiten ergeben. In jenem Stadium unserer politischen Entwicklung unmittelbar nach dem Fortgang des Fürsten Bismarck gewährte einen festeren Rückhalt für die Voraussicht künftiger Entwicklung nur der Glaube an die ehrliche, geradlinige, vorsichtige und doch energische Solidität des Grafen Caprivi, von dem man hoffen durfte, daß er ohne beengendes Vorurtheil einer Sippe, Koterie oder Berufsgemeinschaft dem beweiskräftigen Argument zugänglich und dem leichtsinnigen Hazardspiel in der inneren wie auswärtigen Politik abgeneigt sein würde. Von einem Militär war nicht zu erwarten, daß er ein allseitig durchgearbeitetes politisches Programm in der Tasche nach der Wilhelmstraße mitbringe, aber auch ein negatives Programm konnte nach Lage der Verhältnisse bis zu einem gewissen Grade immer noch als eine Bürgschaft für die Zukunft erscheinen. Dieses negative Programm: die Feindschaft gegen windigen Charlatanismus, gegen gewissenlose Demagogie und gegen jegliche Art von Abenteurerthum verkörperte Graf Caprivi durch seinen Charakter, der die Schule Moltke's nicht verleugnet.

In der bisherigen Entwicklung unserer Politik seit dem Fortgang des Fürsten Bismarck kann man daher manchen Schwankungen und Abirrungen zum Trotz gleichwohl bemerken, daß diese Eigenschaften das Steuer führten, und sie waren schließlich bestimmend für die allgemeine Richtung, die unsere Politik nicht in gerader, sicher gezogener Linie und nicht mit selbstbewußter Kraft, aber doch leise und vorsichtig sich vorwärts fühlend verfolgte. In dieser Unsicherheit, die schwerlich irgend einem sich seiner ganzen Verantwortung bewußten Nachfolger eines Fürsten Bismarck gänzlich erspart geblieben wäre, — befehdet von seinem mächtigen Vorgänger, ohne feste Stütze im Parlament —, lag gleichwohl ein gefahrvoller Keim.

Das junge deutsche öffentliche Leben, das zu politischer Zersplitterung stets soviel Neigung gehabt hatte, konnte ohne den festen Mittelpunkt einer die Kräfte gruppirenden, zielbewußten Regierung sich leicht völlig in eine phrasenhafte, von realen Zielen mehr und mehr ablenkende Disziplinlosigkeit auflösen. Ein Parlament, dessen unmittelbarer Einfluß beschränkt ist, hat ohne dies zu solcher Degeneration eine Neigung, und wir waren in der That seit jenen Tagen, da die Bismarck'sche Politik in Dekadenz gerathen war, weit genug auf dieser schiefen Bahn vorwärts gekommen. Hatte Fürst Bismarck die Parteien mit bewußter Absichtlichkeit zersetzt, so that diesem Prozeß der neue Kurs zunächst nicht Einhalt und förderte ihn — freilich unabsichtlich — durch die schillernde Unbestimmtheit seiner Politik, die eine volle Befriedigung nirgends gewährte und die auch dort Zersetzung säte, wo die Bismarck'sche Methode mit eisernen Klammern noch fest umgrenzte Gruppen zusammengehalten hatte: hier die Opposition, dort die begeisterten Anhänger ohne selbstständige politische Ueberzeugungen. Die Frage blieb, wird das jetzige Regime sich allmählich zu einem Standpunkt durcharbeiten, der dem politischen Leben eine neue gesunde Orientirung zu geben im Stande ist?

Eine Entscheidung liegt auch jetzt nicht vor; aber Anzeichen, die, obgleich noch immer vieldeutig, doch Winke zu geben scheinen; und einige bemerkenswerthe Winke brachten die allerjüngsten Tage.

Die Friedfertigkeit der auswärtigen Politik Deutschlands zieht Niemand mehr in Zweifel; doch Friedfertigkeit in jenem Sinne kraftvollen Selbstgefühls, daß Deutsch-

land nicht prahlerisch Händel suchen wird; dagegen nicht in jenem anderen Sinne, den die reaktionäre Unterstellung unterschiebt, daß es nämlich demüthig die eine wie die andere Backe zum Streiche heute hinzureichen bereit sei. Bemerkenswerth ist nun ein neuer Beweis dafür, daß diese Abneigung gegen Abenteuer nicht erst jüngerer Zeit entstammt, und der Beweis ist um so vollgültiger, weil er direkt einer Aeußerung des Kaisers entstammt.

Jules Simon veröffentlicht jetzt in der „Revue de Paris" einen Artikel über seinen Aufenthalt in Berlin zur Zeit des vom Kaiser berufenen sozialpolitischen Kongresses. Damals sagte der Kaiser zu dem französischen Delegirten:

„Je vous parle, avec une entière impartialité; votre armée a travaillé; elle a fait de grands progrès, elle est prête. Si, par impossible, elle se trouvait en champ clos avec l'armée allemande, nul ne pourrait préjuger les conséquences de la lutte. C'est pourquoi je regarderais comme un fou ou un criminel quiconque pousserait les deux peuples à se faire la guerre."

In der inneren Politik sind die verschiedenen Etappen bezeichnet durch die Aufhebung des Sozialistengesetzes, die Einführung der zweijährigen Dienstzeit, den Abschluß der Handelsverträge, die verständige Abgrenzung unserer kolonialpolitischen Verantwortung. Das waren sehr bemerkenswerthe Vorstöße; aber unter dem immer erneuten und immer verstärkten Andrängen der Kreuzzeitungspartei, gefolgt vom Bund der Landwirthe und den reinen Antisemiten, konnte man immer wieder fürchten, daß noch einmal eine Ablenkung von der gesunden Entwicklungslinie eintreten würde.

Es erfolgte dann eine Absage an die Antisemiten, nicht allzu schroff, aber doch eine Absage; es erfolgte eine Absage an die „Kreuzzeitung" und den Bund der Landwirthe, auch nicht allzu schroff, aber doch auch eine Absage. Es blieb nicht bei Worten; die Währungskonferenz wurde in verständigem Geiste geleitet; die Agrarkonferenz desgleichen und weder der Verlauf der Währungskonferenz noch der Agrarkonferenz schien bei der Regierung die Neigung zu zeigen, sich in eine Politik demagogischer Abenteuer zu Gunsten zweifelhaften Vortheils einzelner Bevölkerungskreise hineinzustürzen. Aber noch gleichsam verschämt wurde dieser Aufmarsch vollzogen. Heute folgen neue Symptome. Immer nachdrücklicher und auch offener variirt jetzt die Regierungspresse das Wort des Ministers von Heyden, daß der Rechenstift und die Rechentafel vor allem den Landwirthen helfen müsse; stets erneut weist gerade hierauf die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hin; sie schreibt einmal unter vielen:

„Unsererseits ist der Nachdruck darauf gelegt worden, daß die technische Vervollkommnung des Betriebes, eine, man könnte sagen, mehr kaufmännische Führung desselben eines der wesentlichsten Mittel sein müsse, um eine höhere Rentabilität zu erzielen" — bei der Landwirthschaft nämlich.

Das ist der Weg, auf den die Liberalen stets gewiesen haben, und sie werden gewiß der Regierung jede verständige Hilfe leisten, die das Ziel anstrebt, die Landwirthschaft dadurch produktiver zu machen, daß die Landwirthe mit größerer Umsicht und Sachkenntniß zu arbeiten lernen.

Was aber auf diesem Gebiete noch geleistet werden kann, das zeigt eine kleine, ganz vortreffliche Schrift, die aus der unparteiischen Feder eines Landgeistlichen stammt. In der Broschüre: „Woran leidet der Landarbeiterstand in den östlichen Provinzen und wie ist ihm zu helfen" von Pastor Hans Wittenberg*), finden sich Schilderungen der heutigen Gutsbesitzer wie diese:

„Ein nicht geringer Theil des alteingesessenen, grundbesitzenden Adels betrachtet die ganze Entwicklung, welche der Bauern- und ländliche Arbeiterstand seit ca. 100 Jahren an der Hand der staatlichen Hilfe genommen hat, als ein einziges himmelschreiendes ihm zugefügtes Unrecht. Wenn Recht und Gerechtigkeit die Welt regierten, dann müßte die Leibeigenschaft noch heute bestehen, das ist dort die Meinung. Ernst Moritz Arndt, der intellektuelle Urheber der Aufhebung der Leibeigenschaft in Neuvorpommern und auf Rügen, gilt manchem dort als ein Vorläufer der Sozialdemokratie" . . . und weiter heißt es treffend: „vor allen Dingen ist zunächst der Horizont solcher Grundbesitzer zu erweitern, und ihre Bildung . . . zu heben . . ."

*) Berlin 1894. Trowitzsch u. Sohn.

Mit solchem geistigen Horizont und solcher Bildung, wie sie hier geschildert sind, kann man natürlich auch wirthschaftlich in unseren Tagen des gesteigerten Wettbewerbes nicht vorwärts kommen.

Wie in wirthschaftlichen Fragen, so vertritt die Regierungspresse auch auf dem rein politischen Gebiet einen gesunden Standpunkt. Wiederholt trat die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" jenem Drängen entgegen, das Ausnahmegesetze verlangt. Aus einer ganzen Reihe ähnlicher Absagen an die Befürworter von Ausnahmegesetzen sei diese hervorgehoben:

„Man muß, um solchen ruhigen Erwägungen die Berechtigung abzusprechen, sich in einem Gedankenkreise bewegen, wie er sonst nur sehr jugendlichen Köpfen eigen ist, in einem Gedankenkreise, in dem die Begeisterung für eine im Niederschlagen schwelgende „Kraft"-Politik höchster Matador ist."

Das Alles sind Symptome, durch die in Vertrauensseligkeit sich wiegen zu lassen, gewiß politisch ganz falsch wäre; aber diese Symptome sind wohl werth, verzeichnet zu werden; und was vor Allem hervorgehoben werden muß; allmählich ist eine gewisse Kraft und ein gewisses Selbstvertrauen über jene Kreise gekommen, welche die Politik der Reichsregierung öffentlich darzulegen und zu vertreten haben. Man wehrt sich sogar mit frischem, keckem Griff gegen jene trefflichen Minirer in nächster Nähe. Sind dies alles Anzeichen dafür, daß nunmehr der „neue Kurs" in den Bahnen einer verständigen Politik moderner Anschauungen mit festerem Tritt und größerer Konsequenz vorwärts schreiten wird?

Um unserem staatlichen Leben einen neuen gesunden Inhalt zu geben und um die Kräfte zu sammeln gegen die reine Demagogie und den demagogischen Egoismus, die beide den Staatsgedanken unterwühlen, wäre es eine Nothwendigkeit und darum ein Glück, wenn solches geschehe.

Allein man soll nicht sanguinisch hoffen und nicht prophezeien, sondern mit vorurtheilslosen Augen abwarten.

In Rom ist der sogenannte Prozeß der Banca Romana beendet; die Anklage lautete auf Unterschleif von 23 500 000 Lire; auf mißbräuchliche Erhöhung des Umlaufs der Bankmittel um 63 Millionen Lire und auf Fälschung von Banknoten in Höhe von 41 Millionen. Die Angeklagten, vor Allem der Senator Tanlongo, wurden im Verlaufe des Prozesses strafbarer Handlungen in Hülle und Fülle überführt; sie sind sogar in vielen Punkten geständig gewesen; gleichwohl sprachen die Geschworenen die Angeklagten frei, weil sie aus dem Prozeß, und zwar mit Recht, die Ueberzeugung geschöpft hatten, daß andere noch mächtigere Verbrecher durch Aktendiebstähle und durch Beseitigung belastender Dokumente sich der Strafe zu entziehen gewußt hatten. Lieber gar keine Verurtheilung, als nur die Verurtheilung von ein paar Schurken unter einer großen Zahl, das war der merkwürdige Standpunkt der Geschworenen.

Dieser Prozeß ist ein Sittenbild großen Stils. Parlamentarier, Beamte, Minister lassen sich zu eigenen und zu politischen Zwecken die Taschen mit fremdem Gelde durch einen gefälligen Bankdirektor füllen, der eine Zeit lang wie ein segenspendender Gott dasteht, mächtig, so lange er gibt, bedrängt und an den Rand der Bloßstellung stets gestoßen, sobald er seine Kassen zuzuschließen droht. Und als das Verhängniß schließlich hereingebrochen ist, gibt es keine Sühne.

Ein solcher sittlicher Anarchismus in der herrschenden Sphäre findet seine Ergänzung durch den Anarchismus in den Reihen des am tiefsten stehenden Verbrecherthums. Die sittliche Fäulniß in der Höhe erzeugt sittliche Fäulniß in der Tiefe; und so lange diese besteht, werden drakonische Gesetze jene schwerlich ausrotten. Eine derartige öffentliche Korruption mit eisernem Besen aus dem Staatsleben des jungen, vorwärts strebenden, schönen Landes auszufegen, das würde die That eines echten Patrioten und großen Staatsmanns sein; und diese That würde dem modernen Staate festere Fundamente schaffen, als alle Ausnahmegesetze.

Zwischen Japan und China ist der Krieg jetzt thatsächlich ausgebrochen. Ein paar chinesische Schiffe decken mit ihren Trümmern schon den Boden des Meeres. Das war vorauszusehen; die modernen Japaner sind im Seekrieg die Ueberlegenen, aber das chinesische Despotenreich könnte doch durch seine Zähigkeit und durch seine Gleichgültigkeit gegen Menschen- und Materialverluste, als Gegner sich schließlich Japan furchtbar erweisen, wenn nicht durch das Dazwischentreten der europäischen Mächte ein langwieriger Krieg überhaupt vermieden wird. Zu Lande soll denn auch China bereits durch seine Ueberzahl einen Erfolg errungen haben.

Eine Lehre ist beiden jetzt schon zu Theil geworden; ohne europäische Hilfsmittel vermögen sie nicht auszukommen; und diese leider blutige Lehre wird der Civilisation zu Gute kommen; selbst China wird sich gezwungen sehen, europäischem Einfluß, der Japan zu dem überlegenen Theil der Kriegführenden auf dem Meere gemacht hat, auch seinerseits weiter als bisher die Thore zu eröffnen. Das kann wenigstens eine gute Folge dieses Krieges sein.

* *

## Die preußische Agrarkonferenz.

Nur obenhin begangen ist das Ackerfeld, und noch keine Furche ist gezogen, — das war nach der Empfindung des preußischen Landwirthschaftsministers v. Heyden das Ergebniß der von ihm einberufenen Agrarkonferenz. Sechs Sitzungen hat man gehalten, lange Sitzungen, die nur durch Frühstückspausen eine angenehme Unterbrechung fanden, und weder die Entschuldungsfrage noch die Vererbungsfrage ist gelöst. Aber fruchtlos waren die Verhandlungen darum doch nicht. Sie hatten vielmehr den keineswegs zu unterschätzenden Erfolg, daß sie den Stürmern und Drängern zeigten, welche Berge von Schwierigkeiten und Bedenken den von ihnen begehrten Reformen sich entgegenthürmen. Der Minister hatte vollkommen Recht, wenn er am Schluß erklärte, daß die hier verhandelten Fragen noch nicht spruchreif sind, daß sie weiter verarbeitet werden müssen, und daß positive, gesetzgeberisch zu verwerthende Resultate nicht gewonnen sind. Er schien besonderen Werth darauf zu legen, daß die Vorstellung beseitigt werde, als könne sich an diese Besprechungen unmittelbar eine legislatorische Aktion anschließen. Umänderungen, wie die hier verhandelten, könnten sich, so hob er hervor, nur im Laufe der Jahre langsam entwickeln. Zunächst müsse sich das öffentliche Interesse diesen Angelegenheiten zuwenden und die Ansichten sich darüber klären, ob und in welchem Umfange es möglich und nöthig ist, den von uns oder von einem Theil von uns angenommenen Gefahren zu begegnen.

Das ist die Sprache der Besonnenheit. Sie wird überall wohlthuend berühren, nur nicht da, wo man schon, weil man es wünschte, glaubte, daß der welke Schmuck des Alten abgethan sei und daß nun stolz auf neuer Bahn gewandelt werden solle. Einzelne Professoren sahen bereits aus den rauchenden Trümmern der individualistischen Ordnung der Dinge das soziale Rechtsgebäude sich erheben und sonnten sich schon im Glanze des Sieges jener Ideen, die sie stets verfochten. Wie weit ihr Reformdrang sie getrieben, das zeigen die jetzt vorliegenden Berichte über die Verhandlungen der Agrarkonferenz. Wer die Schriften der Herren kannte, dem sagen die Berichte allerdings nichts Neues. Doch in die weitere Oeffentlichkeit ist jeder ihrer gesellschaftsretterischen Gedanken wohl noch nicht gedrungen. Darum ist es gut, daß jetzt ein helles Licht in den Wald der Projekte seine Strahlen wirft.

Prof. Sering, welcher den materiellen Theil der Berathungen mit einer längeren Rede eröffnete, geht nicht so weit, die alte Gebundenheit des Grundbesitzes zu fordern, aber er betrachtet die Einführung von Verschuldungsbeschränkungen für den Landwirth als dringend erforderlich. Ein billiger Kredit soll die Gegengabe für die Uebernahme der Verschuldungsschranke sein. Die Beschränkung bliebe so lange bestehen, wie die Forderung derjenigen Korporation auf dem Besitzthum haftet, welche die Eintragung der Beschränkung im Grundbuch veranlaßt hat.

Prof. Gierke knüpft, wie immer, an alte germanische Vorstellungen an. Das bisherige Recht verurtheilt er; denn es habe den Grundbesitz hineingestellt in den Strom der freien Konkurrenz wie ein bewegliches Gut und behandle ihn als Kapital. Das künftige Recht soll ihn als Rentenfonds behandeln. Das bisherige Recht ziehe seiner Auslieferung an das Kapital keine Grenze; das künftige solle eine Grenze ziehen. Damit nun aber der Grundbesitz nicht „an das Kapital ausgeliefert“ werde, müsse man die Verschuldungsgrenze einführen. Die Sätze werden mit solcher Bestimmtheit aufgestellt, daß eine Vermuthung, als nage der Wurm des Zweifels doch noch in irgend einer Ecke, ganz ausgeschlossen erscheint. Herr Prof. Gierke ist vollkommen fertig mit seinem Projekt. Am künftigen Donnerstag kann es zur Ausführung gelangen.

Prof. Wagner ist der Meinung, daß man den Schäffleschen Ideen und Ausführungsvorschlägen in der Praxis mehrfach werde noch näher treten müssen, als es Herr Sering gethan, wenn er sie auch nicht in allen Einzelheiten vertheidigen will. Schäffle verlangt aber seinerseits nichts Geringeres, als daß die Kreditgewährung ein Monopol öffentlicher Korporationen sein solle, die demzufolge auch allein Pfandrecht an Grund und Boden erwerben dürften, und daß die ganze Kreditgebahrung des einzelnen Landwirths unter Kontrolle der Genossenschaft gestellt, also jede Kreditaufnahme von ihrer Genehmigung abhängig gemacht werden solle. Ungefähr Aehnliches will also auch Professor Wagner, wenngleich er sich nicht verhehlt, welche Menge von Problemen sich erhebt, sobald auch nur ein einziger Schritt auf diesem Gebiete geschieht. Es gewährt einen heiteren Reiz, ihn seufzen zu hören: „Man kommt von Konsequenz zu Konsequenz, und das ist das Schwere dabei.“

Ja, wenn die Konsequenzen nicht wären! Aber gerade darin besteht die Kunst des Politikers, die Folgen einer Maßregel vorauszusehen. Das Schicksal des Schwärmers oder des Stubengelehrten ist es, daß er sich aufwärts hebt und mit dem Scheitel die Sterne berührt; aber nirgends haften sodann die unsicheren Sohlen, und mit ihm spielen Wolken und Winde. Wer dagegen praktisch an der Gesetzgebung mitarbeiten, wer Projekte in Paragraphen umsetzen will, muß fest auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse stehen.

Nur zu begreiflich ist es, daß ein Praktiker wie Herr Generallandschaftsdirektor Bon-Königsberg, als er die Professorenpläne mit angehört hatte, von Staunen und Grauen erfaßt wurde. „Ich bin“, so äußerte er, „Jahre lang Vorsitzender des ostpreußischen landwirthschaftlichen Centralvereins gewesen, huldige in keiner Weise irgend einer Theorie in wirthschaftlicher Beziehung und muß doch sagen, daß ein gelinder Schrecken mich überlief, was in Zukunft aus dem Stande der freien Gutsbesitzer werden soll.“ Sogar ein so konservativer Mann, wie Herr v. Puttkamer-Plauth, konnte sich nicht der Bemerkung enthalten, daß er zwar sehr lange und gelehrte Reden gehört habe, daß aber dann in seinen Ohren immer erst die Probleme anfingen und er nicht sehr viel klüger geworden sei. Nicht anders erging es Herrn Dr. Hecht, Direktor der Mannheimer Hypothekenbank — sie ist auf Aktien gegründet; Herr Hecht hat deshalb im Kreise jener Herren um Entschuldigung, aber sie sei nun einmal auf Aktien gegründet —; er stimmte den „interessanten Zukunftsplänen“ ebensowenig zu und mahnte, doch lieber möglichst an das Bestehende anzuknüpfen. Auch bei anderen Praktikern fand die Professorenpartei keine sonderliche Gegenliebe. Aber sie darf auch nicht einmal den Anspruch erheben, daß sie im Namen der deutschen Wissenschaft spreche; denn ein mindestens ebenbürtiger Kollege, Prof. Conrad, unterstützte ihre Ausführungen nur mit wesentlichen Vorbehalten. Er wünscht die Verschuldungsgrenze für den Bauern um keinen Preis obligatorisch, sondern höchstens fakultativ eingeführt zu sehen, für den Großgrundbesitzer aber weder obligatorisch noch fakultativ.

In der That, die Einführung einer Verschuldungsgrenze würde keineswegs den Vortheil bringen, den sich ihre Befürworter davon versprechen. Diese Art der „Durchdringung des geltenden Rechts mit sozialen Ideen“ wäre die empfindlichste Beschränkung der persönlichen Freiheit und sie wäre in tausend Fällen eine Fessel, welche schwere wirthschaftliche Schädigungen zur Folge hätte. Um zu ermessen, was eine solche Beschränkung bedeutet, mag Jeder sie sich nur einmal in ihrer Anwendung auf sich selber, auf sein eigenes Hab und Gut vorstellen. Wie würde es uns gefallen, wenn wir uns plötzlich gezwungen sähen, eine solche Grenze innezuhalten? Nicht die eigene Einsicht, nicht vernunftgemäße, aus den individuellen Verhältnissen geschöpfte Erwägungen wären das Entscheidende, sondern das starre „Du mußt“ des Gesetzes. Wir hätten die Verfügungsfreiheit über unser Eigenthum zum Theil verloren, wir wären nicht mehr Herren unserer Habe. Gegen eine derartige Einschränkung lehnt sich der ganze innere Mensch auf. Ist aber etwa der Sinn für Selbständigkeit, der Zug zur Freiheit im deutschen Bauern minder stark entwickelt als in anderen Deutschen? Mit welchem Recht will man dem Landwirth auferlegen, was man dem Städter niemals zumuthen dürfte? Wir glauben, daß beide, Landwirth und Städter, die partielle Bevormundung erregt zurückweisen würden.

Aber es ist nicht nur das ideelle Moment der Freiheitsbeschränkung, sondern es sind die einfachsten Nützlichkeitsrücksichten, welche gegen die Verschuldungsgrenze sprechen. Die nächste Folge wäre die Kreditverminderung und ein allgemeiner Druck auf die Güterpreise. Wenn der Realkredit bei der Hälfte oder bei drei Vierteln des Taxwerths — eine genaue Grenze gab man in der Konferenz nicht an, sondern beschränkte sich darauf, die Garantirung eines standesgemäßen Lebensunterhalts zu fordern — erschöpft ist, so bleibt nur der Personalkredit übrig. Diese Quelle aber versiegt bald oder sie wird so theuer, daß der Grundbesitzer sich in der noch nie zu den Annehmlichkeiten des Daseins gerechneten Lage eines Mannes befände, der vom Regen in die Traufe gekommen ist. Die schließliche Form des Personalkredits würde der Wechsel sein, dem man indeß bisher keine Vorzüge vor der Hypothek nachrühmen konnte. Schlösse man aber, wie vereinzelt vorgeschlagen wurde, alle Privatkapitalisten von der Kreditgewährung aus und übertrüge diese Funktion neu zu begründenden Kassen oder Banken, so könnte sich sehr leicht der Fall ereignen, daß dieselben überbürdet wären mit Güterverwaltungen. Denn immer, wenn ein Schuldner seine Zinsen nicht zahlt und das Besitzthum deshalb unter den Hammer kommt, sollen sie mitbieten. Wie denkt man sich außerdem wohl den Kurs der Schuldtitel, welche solche Banken ausgeben, die in der Hauptsache oder doch großentheils auf Personalkredit gegründet sind? Und wie glaubt man ferner, daß sich das Leben mit seinen unendlich mannigfachen Verhältnissen der Schablone des Gesetzes anpassen werde? Muß sich nicht, was Wohlthat sein sollte, hundert- und tausendfältig in die lästigste Plage verwandeln? Kurz, wo man das Problem auch packen will, greift man in ein Dickicht von Dornen.

Aber nöthigen denn überhaupt die Verhältnisse zu so gewagten Experimenten? Besteht eine Ueberschuldung des ländlichen Besitzes? Wir wissen es nicht. Herr Sering glaubt nicht an eine allgemeine Ueberschuldung, nur will er eine dahin führende Entwicklungstendenz wahrgenommen haben. Aber auch das wissen wir nicht, ob wirklich eine solche Tendenz vorhanden ist. An einer zuverlässigen Statistik fehlt es. Die üblichen Mittheilungen über die Hypothekenbewegungen geben kein genaues Bild, da viele Hypotheken zwar getilgt, aber nicht gelöscht werden. Ueberdies zeigen sie nur die Veränderungen am Bestand, nicht den Bestand selber an. Völlig unbekannt ist uns, ob die Zunahme der Schulden bei den Bauergütern in gleichem Maße erfolgt ist wie bei den großen Gütern. Keinerlei zusammenfassende Mittheilungen haben wir über den Umfang, in welchem die Landschaften auch Bauerngüter beleihen. Wohin wir blicken, handelt es sich um Vermuthungen, nicht um Gewißheiten.

Da aber, wo wir sichere Angaben besitzen, bestätigen diese die düsteren Vermuthungen keineswegs. In Baden ist 1893 in denselben 37 Bezirken, in denen dies zehn Jahre zuvor geschehen war, eine Erhebung vorgenommen worden. Dabei wurde festgestellt, daß in dreizehn Gemeinden eine Abnahme der Verschuldung stattgefunden hat, die zwischen 1, 4 und 55,2 Proz. schwankt. In den anderen Gemeinden ist eine Zunahme zu verzeichnen, doch nur in einem Maße, daß das Gesammtresultat amtlicherseits als ein erfreuliches betrachtet wird. Gegenüber der weiteren Klage, daß die Hypothekenzinsen zu hoch seien, weil für den Bauernstand keine angemessenen Kreditanstalten beständen, sei darauf verwiesen, daß z. B. bei der ostpreußischen Landschaft, wie ihr Vorsitzender mittheilte, drei Viertel der beliehenen Güter dem Bauernstand gehören, nämlich 7500 unter 10000. Dabei rechnet die Landschaft Güter bis zu 100 Hektar als Bauerngüter und gewährt Aufnahme in den Verband, wenn der Taxwerth der Grundstücke mindestens 1500 Mark beträgt. Sobald alle Landschaften ähnlich verführen, wäre ein gut Theil der Klagen über den hohen Zinsfuß schon aus der Welt geschafft. Für den Großgrundbesitz ist durch die Landschaften anerkanntermaßen bestens gesorgt; eine Ausdehnung ihrer Wirksamkeit würde auch den Bauernstand zufriedenstellen.

Ehe tiefere Einschnitte in den Wirthschaftskörper gemacht werden, muß jedenfalls zuvor eine genaue Feststellung der Thatsachen erfolgen. Eine landwirthschaftliche Enquete erscheint gerade nach den Verhandlungen der Agrarkonferenz als ein dringendes Bedürfniß. Die Zahlen müssen reden; sonst operirt jeder der streitenden Theile mit voreiligen Verallgemeinerungen seiner subjektiven Einzelwahrnehmungen.

Ueber die Frage der Organisation des Kredits mußte der Minister nothgedrungen sich dahin äußern, daß sie „nicht sehr gefördert“ worden ist. In Bezug auf die Reform des Erbrechts herrschte dagegen eine gewisse Uebereinstimmung und hierüber ließe sich möglicherweise auch im Parlament eine Verständigung erzielen. Wird das Anerbenrecht so verstanden, daß ein Nachkomme den ganzen Grundbesitz ererbt und die übrigen leer ausgehen, so ist es zu verwerfen. Wird es aber so verstanden, daß einer, der Anerbe, das Nachlaßgut unter einigermaßen vortheilhaften Bedingungen, also etwa zum Ertragswerth und nicht zum Verkaufswerth, übernimmt, die Miterben aber, statt in Hypotheken, in Renten abgefunden werden, die sie bei einer Rentenbank versilbern können, und wird das so beschaffene Anerbenrecht dem Einzelnen nicht aufgezwungen, sondern nur als ein möglicher Weg offen gelassen, den er betreten oder vermeiden kann, dann ist es der Erwägung werth. Als Intestaterbrecht bei völliger Testirfreiheit kann es wenigstens keinen großen Schaden stiften.

Hervorzuheben bleibt aber auch hier, daß ein brennendes Bedürfniß für diese Reform noch nicht nachgewiesen ist. Wo das fakultative Anerbenrecht besteht, ist es, von Hannover abgesehen, wenig benutzt worden. Diese Erscheinung erinnert uns daran, daß man nicht Gesetze erlassen soll, die der Sitte widerstreben, daß eine Vorschrift todter Buchstabe bleibt, wenn sie nicht aus der Rechtsüberzeugung des Volkes geboren ist. Auch die Rücksicht auf die Schuldverhältnisse drängt nicht zur Einführung des Anerbenrechts. Denn nicht der Erbübergang und die hypothekarische Eintragung von Erbportionen, sondern der Besitzwechsel unter Lebenden bildet die Hauptverschuldungsquelle. Für Preußen fehlen allerdings die Beweisziffern, aber für Oesterreich sind sie vorhanden. Dort wurden von 1872—1892 an Erbschaftsquoten 273 Millionen, an Kaufgelderresten dagegen 410 Millionen Gulden eingetragen. Wenn ferner die geltenden Erbrechtsbestimmungen einer Mühle verglichen worden sind, unter die alle Güter einmal kommen müßten, so wirken der in ihnen liegenden Tendenz zur Zerreibung doch thatsächlich andere Tendenzen entgegen. Werden hier durch Erbgang Güter getrennt, so werden sie dort durch Heirath wieder zusammengefügt. In Wirklichkeit haben wir mehr über Lati-

fundienwirthschaft als über Zwergwirthschaft in Deutschland zu klagen. In nicht wenigen Landestheilen bestehen Gutswirthschaften, die weit größer sind, als wirthschaftlich angemessen erscheint. Die Abtrennung von Außenschlägen, welche mehr kosten als sie eindringen, und ihre Umwandlung in selbständige Besitzungen würde der Rentabilität des Gutes nur förderlich sein. Eben jetzt ist man am Werke, die kleinen und mittleren bäuerlichen Stellen, sei es mit Benutzung des Rentengütergesetzes, sei es ohne dessen Benutzung, zu vermehren. Wenn die Generalkommissionen über mehr Landmesser verfügten, wären schon weit mehr Großgüter aufgetheilt worden, und wenn die deutschen Kapitalisten mehr Sinn und Verständniß für diese Angelegenheit zeigten, so würden private Gesellschaften den Umwandlungsprozeß auch ihrerseits beschleunigt haben. Die auf Parzellirung gerichteten Bestrebungen beweisen jedenfalls das Eine, was hier bewiesen werden soll, daß wir nicht zu viel, sondern nicht genug Mittel- und Kleinbetriebe auf deutschen Fluren haben.

Besonders einfach und leicht wäre eine Neuregelung des Erbganges übrigens auch nicht. Im Gegentheil, mit jedem einzelnen Problem wird immer ein neues aufgeworfen. Es wären Organe erforderlich für die sehr schwierige Feststellung des Gutswerthes; es müßten Banken errichtet werden, die den Kapitalwerth der Amortisationsrenten auszahlen; es würden an den verschiedensten Stellen bestehende Gesetze einer Abänderung zu unterziehen sein. Die Tragweite der Maßregeln wäre jedenfalls auf das Gründlichste zu erwägen, und zwar ehe sie getroffen werden.

Gewaltkuren verträgt die Landwirthschaft gerade deshalb nicht, weil sie leidend ist. Kein Zweifel, sie befindet sich gegenwärtig in einer Krisis. Die Preise haben einen Tiefstand erreicht, der bei den heutigen Güterpreisen die Rentabilität ungünstig beeinflussen muß. Der Fluth, welche von den dreißiger bis zu den siebziger Jahren herrschte, ist die Ebbe gefolgt. Die Epoche steigender Gutserträge und Gutswerthe ward durch eine Epoche stehender und theilweise sinkender Erträge und Werthe abgelöst. Von etwa 1830 an sind die Bodenwerthe durchschnittlich um 200—300, theilweise um 400—500 Prozent in die Höhe gegangen. Daraufhin wuchs auch die Last der Schulden. Ein Rückgang der Reinerträge muß nun naturgemäß überall da, wo der Besitz in schwachen Händen ruht, ruinös wirken. Der Wechsel der Konjunktur fordert Opfer, schwere Opfer. So mancher, und sei er vom ältesten Adel, muß herabsteigen von dem bequemen Sitz der Bellamy'schen Kutsche und sich zu denen gesellen, die sie durch Sand und Sumpf zu ziehen haben; er muß es, wenn er leichtsinnig gewirthschaftet, wenn er mehr vom Leben verlangt hat, als es ihm zu bieten vermochte, und namentlich dann, wenn er seine Vorbildung für die Landwirthschaft in einem theuren Kavallerieregiment gesucht hat. Diese Ausschaltung minder kräftiger Glieder aus der Kette der Besitzenden geht nicht ohne Zerrungen und Zuckungen vor sich. Sorge und Kummer zieht da ein, wo Zuversicht und Frohsinn waltete.

Doch so drückend die Krisis erscheint, sie ist die erste nicht und sie ist die schwerste nicht. In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts wurden 60 und 80 Mark für die Tonne Roggen gezahlt, während sie heute doch wenigstens noch 116 Mark gilt. Die Landwirthschaft hat jene schweren Tage überdauert und sie wird vermöge der ihr inne wohnenden Lebenskraft auch die gegenwärtigen Schwierigkeiten überwinden. Allerdings sind zu den Naturmächten, von denen ihr Wohl und Wehe abhängt, nach die Einflüsse des Weltmarkts getreten; außer dem Sonnenschein und Regen auf eigener Flur diktirt auch der Stand der Volkswirthschaft in irgend einem fernen Land die Preise. Doch die Bevölkerung wächst mit einer Schnelligkeit, welche mit der Zunahme der Nahrungsmittel trotz intensiverer Wirthschaft entsprechend Schritt hält, und so ist wenigstens eine säkulare Tendenz zur Besserung der Verhältnisse für den Ackerbau vorhanden. Und was hindert denn, daß die Preise bereits in näherer Zeit sich wieder heben? Standen sie doch vor wenigen Jahren so hoch, daß die Gefahr eines Nahrungsnothstands heraufzog. In der Landwirthschaft gleichen wie in jedem anderen Erwerbszweige die fetten Jahre die mageren aus. Dem Auf und Ab der Konjunktur kann kein einziges Gewerbe sich entziehen.

Immerhin wird man bestrebt sein müssen, Härten zu mildern und Uebelstände nach Möglichkeit zu beseitigen. Nur darf die Kur nicht schlimmer als die Krankheit sein. Man erleichtere dem Bauern den Kredit, indem man ihm die Landschaften noch mehr als bisher zugänglich macht oder besondere Kreditanstalten für ihn errichtet; man begünstige die Spar- und Darlehnskassen auf alle Weise; man befördere damit die Abstoßung zu theurer Hypotheken und, wo es angezeigt ist, ihre Umwandlung in Amortisationsrenten; man belebe das Genossenschaftswesen — dies alles und noch anderes läßt sich unbedenklich thun und mit Erfolg thun. Aber der Mißerfolg wäre sicher, wenn man auf dem Wege, den die geschichtliche Entwicklung eingeschlagen und der von der Gebundenheit zur Selbständigkeit führt, umkehren wollte. Nein, man taste nicht die Wurzel an, die dem immer noch stolzen Baum der Landwirthschaft die Säfte zuführt, man verschütte die Kraftquelle nicht! Diese Wurzel und diese Quelle aber ist die Freiheit und die Selbstverantwortung.

H. Pachnicke.

---

## Der Idealismus deutscher Universitäten.

Zwei hochangesehenen deutschen Universitäten ward es vergönnt, in diesem Jahr eine bedeutsame Säkularfeier begehen zu können. Auf das Fest der altehrwürdigen „Albertina“ in Königsberg, die in diesen Tagen die Vollendung des siebenten Halbjahrhunderts ihres rühmlichen Bestehens feierte, folgte die zweite Säkularfeier der Universität „Halle“. Allein die Veranlassung zur Gründung dieser letztgedachten Hochschule war im Gegensatz zu dem zielbewußten Vorgehen des Stifters der Albertusuniversität doch mehr zufälliger Art. Die Vertreibung eines Apostels der Gewissensfreiheit aus dem orthodoxen Leipzig, die Niederlassung von Christian Thomasius in Halle und sein Wirken an der Ritterakademie daselbst waren für die Umwandlung der letzteren in eine Universität jedenfalls von wesentlichem Einfluß. Jetzt wird die inzwischen mit der Wittenberger verschmolzene Hochschule allerdings unter den Universitäten Deutschlands mit Recht in erster Reihe genannt. Dagegen war die Gründung der Königsberger Albertusuniversität das wohlgeplante Werk eines weit schauenden deutschen Fürsten. Freilich nahm der letzte Hochmeister des deutschen Ritterordens das bisherige Ordensland in Krakau von dem Polenkönige zum Lehen, aber der erste Herzog von Preußen war sich sehr wohl der Pflicht bewußt, dies Land an der deutschen Ostmark als ein **deutsches** Land zu regieren, und darum gründete er die „Albertina“ als eine deutsche Hochschule und zugleich als eine Hochburg zum Schutze der evangelischen Lehre, zu welcher er sich bekannte. ‚Ad veram Dei agnitionem et ad virtutis intellectum‘ — zur wahren Erkenntniß Gottes und zum Verständniß der Tugend sollten nach dem Wortlaut der Stiftungsurkunde die Anwohner des baltischen Meerbusens durch das Studium der Wissenschaften hingelenkt werden, und den Lernbegierigen sollte keines jener wissenschaftlichen Fächer fehlen, die das menschliche Leben entweder lenken oder schmücken.

Es ist etwas Großes, wenn eine so begründete Hochschule 350 Jahre hindurch in redlicher deutscher Arbeit und und idealem Streben sich mit Erfolg bemüht hat, solcher Aufgabe gerecht zu werden. Aber auf dem Höhepunkt eben dieser Aufgabe stand die Königsberger Akademie doch damals, als sie, wie Professor Hans Prutz in seiner gediegenen Festschrift sagt, „mit dem Aufleuchten des hellstrahlenden Sterns, der ihr und von ihr aus Deutschland und der Welt in **Immanuel Kant** aufging, in kurzer Zeit an die Spitze einer ebenso tiefgehenden, wie großartigen und folgenreichen

geistigen Bewegung gestellt und für ein Menschenalter zu einem der vornehmsten Centren alles höheren geistigen Lebens erhoben ward."

Das ideale Pflichtbewußtsein aber, welches Kant in seinem kategorischen Imperativ formulirt und für das er Schule gemacht hatte, fand seine praktische Bethätigung in jeder großartigen Erhebung des deutschen Volkes, die von Ostpreußen ausgehend, die Wiedergeburt Preußens und Deutschlands nach schwerer Zeit und tiefer Erniedrigung segensreich herbeiführte.

Als einen großen Tag konnte daher der Prorektor der Königsberger Albertina in seiner Festrede dies Jubelfest bezeichnen, indem er seine inhaltsreichen und geistvollen Ausführungen mit den Worten begann: „An großen Tagen ziemen große Gedanken". Und die Frage, welche Dr. Gareis aufwarf, und welche der scharfsinnige Jurist mit der ganzen Wärme des süddeutschen Gemüthes in einer groß angelegten Rede erörterte, war die, ob die Universitäten, und mit ihnen die Königsberger Universität, noch immer die geistige Führerschaft der Nation inne haben. „Damals — so sagte Herr Dr. Gareis, früher ein angesehenes Mitglied des deutschen Reichstages — damals, als Herzog Albrecht unsere Universität ins Dasein und in den Kampf der Geister rief, damals stand sie und standen die Universitäten unzweifelhaft auf der Höhe der Zeit überhaupt. Die Führer im Geistesleben der Nation waren es, die wir auf den Kathedern der Hochschulen in den verflossenen Jahrhunderten erblicken; von dort regierten sie die Welt des Geistes mit den Idealen der Wissenschaften. Ist dem noch so?"

Herr Gareis selbst machte sich nun alsbald den Einwand, daß es fast scheinen möchte, als ob im Zeitalter des Verkehrs, des Dampfes und der Elektrizität und einer kraftvollen Realpolitik andere Mächte die Führerrolle im Reiche der Geister übernehmen müßten. Auch in der bereits erwähnten Festschrift, mit welcher Herr Professor Prutz die Festgenossen in Königsberg begrüßte, finden sich Worte der Klage über den realistischen Zug der Zeit, welcher die Art des akademischen Lernens und hier und da auch bereits die des akademischen Lehrens nachtheilig beeinflusse. Ueber „das Schwinden idealen Sinnes" und über „das immer rücksichtslosere Hervorkehren des bloßen Nützlichkeitsprinzips" wird ja heutzutage gegenüber den deutschen Hochschulen manche Klage laut. Herr Dr. Prutz hat dabei aber namentlich diejenigen akademischen Bürger im Auge, die ohne völlig ausreichende Vorbildung und daher ohne rechten wissenschaftlichen Trieb gleich vom Beginn ihres Studiums nur bestimmte praktische Ziele verfolgen, indem sie sich nicht zum Dienste einer Wissenschaft bilden, sondern nur ein gewisses Gebiet von Kenntnissen und Fertigkeiten sich zum Zwecke ihrer praktischen Verwerthung aneignen wollen. Andere drücken dies weniger zart so aus, daß sich mehr und mehr auf unseren Hochschulen ein ödes Streberthum geltend mache, welches für wissenschaftlichen Idealismus überhaupt nicht zu haben sei; beiläufig bemerkt, ein Vorwurf, welcher den Schülern der Albertina wohl zu allerletzt gemacht werden könnte. Es hängt dies sicherlich damit zusammen, daß, wenn auch der Lehrkörper der Königsberger Alma mater sich aus Männern aus allen Theilen Deutschlands zusammen setzt, die Studentenschaft doch einen wesentlich provinziellen Charakter hat; und erfreulicher Weise haben wir während der schönen Königsberger Festtage bei dem kernigen Geschlecht der ost- und westpreußischen Jugend von Blasirtheit und von sonstigem ungesunden Wesen kaum etwas bemerken können.

Wenn man aber ernsthaft die Frage erörtert und es mit mehr oder weniger Recht in Zweifel zieht, ob unsere Universitäten noch immer die ideale Führerschaft im Reiche der Geister haben, so muß man meines Erachtens doch auch folgenden wichtigen Umstand berücksichtigen. Völlig umgestaltet hat sich im Laufe des Jahrhunderts, an dessen Neige wir, wenn auch nicht gerade mit dem Palmenzweige, stehen, das gesammte öffentliche Leben und damit auch das Geistesleben unseres Volkes. Jede wichtige Frage, die auf der Tagesordnung der Nation steht, wird in den parlamentarischen Körperschaften erörtert, welche ein Spiegelbild der öffentlichen Meinung sein sollen. Das Vereinswesen hat eine vormals kaum geahnte Ausdehnung und Bedeutung gewonnen. Auch auf dem wissenschaftlichen Gebiet ist der Einfluß der Presse vielfach bedeutender als derjenige der viva vox in den akademischen Lehrsälen. Das Niveau der allgemeinen Durchschnittsbildung ist ein höheres geworden, und die Dezentralisation der Wissenschaft, wenn ich es so nennen darf, macht immer größere und erfreulichere Fortschritte. Darum ist die von Dr. Gareis im Königsberger Dom erörterte Frage von der idealen Führerschaft der Universitäten im geistigen Leben des deutschen Volkes heutzutage nicht so einfach zu bejahen, wie dies zu Anfang des jetzt zu Ende gehenden Säkulums der Fall war.

Herr Gareis bejaht die Frage. Er kommt am Schlusse einer längeren Darlegung, die, wie sie die Hörer fesselte, so auch, wenn sie demnächst gedruckt vorliegt, ihren Eindruck auf den Leser nicht verfehlen wird, Herr Gareis kommt also am Schlusse dieser Darlegung zu dem Resultat: „Wir haben Ideale, wir sind vom latenten Idealismus getragen, und die Universitäten, die jene überschießende, nie sich begnügende Arbeit um der Arbeit selbst willen leisten, sind noch immer an der idealen Führerrolle; πάρα γὰρ θεοὶ εἰσι καὶ ἡμῖν!"

„Ohne Ideale — so führte Herr Gareis aus, — kann kein Volk gedeihen, keine gelehrte Körperschaft bestehen und kein Gelehrter arbeiten. Denn was sind Ideale anderes als Vorstellungen, Um- und Vorbilder dessen, was sein soll, was wir anstreben, anstreben müssen, wenn wir auch zu ahnen oder zu fühlen glauben, daß wir sie nie ganz erreichen." In jeder wissenschaftlichen Thätigkeit ist der ideale Zug, die Lust am Erkennen, die Lust am Schaffen bemerkbar. „Es ist — das sagte einmal Immanuel Kant von derselben Kathedra aus — es ist gänzlich unmöglich, einzusehen, das ist a priori zu begreifen, wie ein bloßer Gedanke, der selbst nichts sinnliches in sich enthält, eine Empfindung der Lust und Unlust hervorbringe; denn das ist eine besondere Art von Kausalität, von der, wie von aller Kausalität, wir gar nichts a priori bestimmen können, sondern allein die Erfahrung befragen müssen."

Wie von einer Naturkraft getrieben, arbeitet daher der Gelehrte nach der Ausführung des Königsberger Festredners dem Unbekannten zu! dem Lustgefühl des successiven Erkennens folgend, zunächst rein um jenes Lustgefühls willen und ohne praktischen Zweck, wenn auch das äußerliche Leben des Menschen dabei gefördert wird. „Die latente Idealität ist auch Erfahrungssatz und eine Aeußerung des Pflichtgefühls und somit des Sittengesetzes."

Herr Gareis war ja auch in der Lage, auf manche schöne Erfolge hinzuweisen, welche dieser latente Idealismus mittelbar erzielt hat; aber je mehr man über die Theorie vom latenten Idealismus nachdenkt, desto mehr drängt sich — so ist es wenigstens dem Schreiber dieser Zeilen ergangen — die Frage auf, ob nicht gerade ein wesentlicher Grund für die Minderung des Einflusses unserer deutschen Universitäten auf das geistige Leben der Nation darin zu suchen, daß der Idealismus auf unseren Hochschulen latent geworden ist. Traurig genug, wenn mancher akademische Lehrer sich heutzutage bei einem verödeten Auditorium auf den latenten Idealismus des Studirzimmers beschränkt sieht. Alle Achtung vor dem Idealismus des Forschers, der aus eigenem Wissensdrang, aus Lust zur Wissenschaft sich in edlem Idealismus redlich müht. Aber warum sollten die idealen Bestrebungen nicht auch unmittelbar in Wort oder Schrift, warum sollten sie nicht auch im Hörsaale selbst zur Geltung kommen? Warum soll die akademische Jugend nicht unmittelbar ideal angeregt und auf die Verwirklichung der Ideale unseres Volkes von ihren Lehrern und Führern hingewiesen werden? Wahrlich, die ideale Führerrolle der deutschen Hochschulen zur Zeit der Freiheitskriege hat sich doch nicht nur auf latenten Idealismus beschränkt! Aber denken wir an spätere Zeiten, denken wir an die eigene akademische Jugendzeit! Wie ideal war z. B. in der ersten Hälfte der sechziger Jahre das wissenschaftliche Leben und Streben auf der Heidelberger Hochschule! Der Romanist Vangerow begann seine Pandektenvorlesung mit dem Hinweis auf die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs in deutscher Sprache; der greise Mittermaier

legte uns in wahrhaft rührender Weise die Wichtigkeit der Unabhängigkeit des Richterstandes und die Nothwendigkeit der Rechtsprechung durch Volksgenossen im Strafprozesse dar; Bluntschli ließ vor uns das Bild idealer Parteien und Volksvertretungen entstehen, und Häusser's Vorlesungen über deutsche Geschichte entflammten die Begeisterung der akademischen Jugend für die Einheitsbestrebungen in dem damals politisch zerrissenen Vaterland. Das war nicht bloß latenter Idealismus!

Wohl sind manche politischen Ideale des deutschen Volkes inzwischen verwirklicht. Aber Herr Gareis weist am Schlusse seiner Rede mit Recht darauf hin, wie unser Volk gleichwohl keineswegs ideallos da steht; „denn in die Zukunft muß jedes Volk blicken, und sich Ziele stecken, denen es zustrebt." Herr Dr. Gareis bezeichnet als solche Ziele vornehmlich den Ausbau und die Sicherung der freiheitlichen und einheitlichen Institutionen des Deutschen Reiches und Volkes, die Abwehr der staatszersetzenden Elemente und die Sorge für die allmähliche Lösung der sozialen Fragen. In letzterer Beziehung namentlich winken den deutschen Universitäten hohe ideale Aufgaben. Die Hebung des Arbeiterstandes, die Verallgemeinerung wissenschaftlicher Bildung und die soziale Gleichberechtigung der arbeitenden Klassen mit den höheren Berufsständen, das sind ideale Aufgaben, an denen die deutschen Hochschulen kräftig mitarbeiten, und für welche sie das heranwachsende Geschlecht erziehen und begeistern sollten! Hier liegt auch das versöhnende Moment gegenüber der Sozialdemokratie, die freilich in ihrer Unklarheit und Uebertreibung weit über jene Ziele hinausschießt. Aber wenn es den deutschen Universitäten gelänge, auf diesem Gebiete eine führende Stellung einzunehmen, so würden sie die hohe ideale Führerstelle im geistigen Leben der Nation wohl wieder erlangen können, welche sie einstmals inne hatten, nicht nur in latentem Idealismus, nicht in vornehmer Zurückgezogenheit von dem Leben unseres Volkes, sondern mitten in demselben! Darin liegt aber vor allen Dingen die Bedeutung dieser Säkularfeste, daß deutsche Hochschulen sich ihrer idealen Aufgaben in unserer materiellen Zeit bewußt werden, und so gewinnt das Fest, wie Dr. Gareis im Eingang seiner Rede so schön sagte, einen stählenden sittlichen Werth, indem es Lehrer und Lernende über das Alltägliche hinweg hoch emporhebt zu den leuchtenden Idealen, denen ihre Kraft geweihet sein muß.

Danzig. Karl Baumbach.

---

## Ostindisches.

Daß Tausende von Fruchtbäumen in weiten Provinzen Britisch-Ostindiens plötzlich mit Lehmstrichen versehen werden konnten, ohne daß die Regierung von den hunderttausend Mann eingeborener Polizey und Soldateska, die sie beschäftigt, den Sinn des geheimnißvollen Zeichens zu erfahren vermochte, — nach Monaten wurde allerdings ein einzelner Mensch abgefaßt, der gerade an einen Baum ein solches geheimnißvolles Zeichen anbringen wollte, welches, wie er sagte, zu einer religiösen Wallfahrt auffordert — kennzeichnet eine bedenkliche Seite der dortigen Situation. Trotz der großen materiellen und moralischen Fortschritte, welche England seit der Rebellion in Indien gemacht hat, gibt es also noch immer Genossenschaften im Reich, deren Existenz und Absicht der Regierung verheimlicht werden, die ihr wahrscheinlich feindlich sind, und die kein Eingeborener, wenn er auch im Regierungssolde steht, verrathen kann aber zu verrathen wagt. Nicht einmal aus den absolut, wenn auch nicht relativ zahlreichen Hindus, die in Calcutta und anderen größeren Städten zur englischen Kultur übergegangen sind — den sogenannten Babus, die Kaufleute, Professoren, Advokaten und Civilbeamte liefern — ließ sich bisher eine Nachricht oder auch nur eine verwerthbare Vermuthung herauspressen. Entweder werden sie von ihren Landsleuten als Europäer betrachtet und in entsprechender Unwissenheit gehalten, oder sie stehen ebenfalls unter dem Bann des Geheimnisses. Wie dem sei und wie lange Zeit und Erfahrung die Engländer auch bei der Grundverschiedenheit ihres Wesens gebraucht haben, ehe sie sich auf die Psychologie ihrer indischen Unterthanen zu verstehen anfingen, sie haben in der Schule der „fünfziger Rebellion" genug gelernt, um das Geheimniß am Ganges zu fürchten. Wenn der Inder schweigt, nimmt seine Phantasie erstaunliche Proportionen an, und da die Phantasie bei ihm ausgedehnte Sphären beherrscht, die bei uns der Beobachtung und Folgerung unterliegen, so weiß man nie, wo er landen wird, wenn er einmal seinen nationalen Luftballon besteigt. Wenn die Astrologen ein gutes Heirathsjahr verkünden, steigt der Waarenimport für Ausstattungen und wirft die Einfuhrtabellen um; wenn eine Kuh zu schlecht oder ein Hund zu gut im Gouvernementshause gehalten wird, kann bei ungünstiger Planetenkonjunktur eine Vorbedingung für allerlei Unheil geschaffen sein, das nur des Raunens von Ohr zu Ohr bedarf, um hier und da aufzulodern. Fast nie tritt bei solchen Gelegenheiten ein einzelner Anstifter hervor. Fast immer handelt es sich um epidemische Infektion, die unsichtbar wie Gas, flüchtig wie der Wind, die stets vorhandenen, obschon gemeinhin quiescirenden Keime plötzlich in unverständlicher Weise sprossen und ausschlagen läßt. Um diese Imponderabilien herum schwankte die jüngste englische Besorgniß, unsicher wie der Gegenstand, auf den sie sich richtete. Schließlich verzogen sich die Wolken ebenso unkontrollirbar als sie sich gesammelt. Ob dem Lehm, der wirkungslos vertrocknet und abgefallen ist, doch noch etwas Pech folgen wird, steht dahin; was sich besser übersehen läßt, sind die Dinge, die den politischen Einfluß der Rinder, Hunde, Sterne und ähnlicher tiefsinniger Faktoren in gewöhnlichen Zeiten neutralisiren.

Zunächst sind dergleichen Agentien auf die unteren Klassen der 188 Millionen Hindu beschränkt — eine große Zahl allerdings, stellte sie ein religiös oder national geeintes Volk dar, eine wenig bedeutende Ziffer, wo sie sich in 40 mehr oder minder verschiedensprachige und in unzählige religiöse Klans zerfallende Völker theilt. Was diese Völker eint, ist, daß die Sprachen der meisten dem Sanskrit, die Religionen dem Brahmaismus entstammen; was sie trennt, daß die Sprechenden, sich gegenseitig vielfach unverständlich, theilweis sogar verschiedenen Blutes und eines Austauschidioms bedürftig, gerade durch ihre gemeinsame Religion nach Stämmen, Familien und Beschäftigungen in zahllose Sektionen gespalten sind, welche großentheils nur ceremoniellen Verkehr mit einander pflegen und sich nur in beschränkter Weise unter einander verheirathen können. Wo jeder Beruf seine besondere Stellung zur Gottheit, seine besondere Ehre bei den Himmlischen und besondere Pflichten auf Erden hat, wird es unmöglich für den Menschen mit dem Menschen leicht zu verkehren. Niemand kann sich hier der Spezialheiligung seiner Geburt entziehen und mit Gleichen oder gar mit Geringeren ohne Rücksicht auf den jedesmaligen pas und sein eigenes Civil- und Religionsgesetz in Verbindung treten. Der Pfaff kann hier so wenig von seinem Leisten weg, als der Schuhmacher. Der Sklave kann wohl König werden, weil das Königthum keinem besonderen Berufe zugezählt worden ist, aber der König keineswegs mit dem Brahminen als seines Gleichen umgehen. Waffenschmied und Krieger dürfen kordial sein, aber keiner von ihnen kann mit einem Auskehrer sprechen, ohne ein sofortiges Reinigungsbad zu bedürfen. Manche können sogar über ihre Schatten nicht gegenseitig hinweggehen, ohne ihr Seelenheil zu gefährden. Diese berufsmäßige Sonderung, die gleichzeitig eine seelische ist und durch Schranken der Abstammung und Lokalität unglaublich komplizirt wird, zerlegt, was sonst vielleicht eine Art Nation hätte werden können, in viele Hunderte. Neben jedesmaligen besonderen Gründen ist sie die dauernde Ursache gewesen, weshalb Indien seit mehrerentausend Jahren einem fremden Eroberer nach dem anderen in die Hände gefallen ist. Das Nationalitätsgefühl tritt im

Orient überall zurück, aber die Glaubensgemeinsamkeit bindet eng; nur in Indien theilt die Religion mehr als sie eint, und das Resultat ist ein exzessiv organisirter Ameisenhaufen von nahezu 200 Millionen Individuen, die sich durch eine Art bis in den Himmel getriebener Zünftlerei übernatürlich gegliedert zu haben glauben und jedenfalls irdisch gründlich von einander getrennt haben. Wer so überwiegend für das Jenseits lebt, hat für das Hier weder Verständniß noch Macht.

Außer der thatsächlichen Schwäche ergibt sich daraus eine der Auffassung, daß für die Herrschaftsfrage wiederum erheblich ins Gewicht fällt: wo die Einheimischen sich im höchsten transcendentalen Sinne fremd sind, ist der Ausländer weniger exotisch als es sonst der Fall sein würde. Der Engländer ist eben nur eine Kaste mehr in Indien. Wenn er nur nicht das ehrwürdige Hornvieh schlachten wollte, ließe sich am Ende nicht viel ärgeres gegen ihn einwenden, als gegen andere unerleuchtete niedrige Kasten auch. Aber, du lieber Brahma, hatte sich der fromme Hindu an derartigen Gräuel nicht schon bei seinen früheren, noch heut bei ihm lebenden mohammedanischen Beherrschern gewöhnen müssen! Und wenn man den Mohammedanern gelegentlich ein Schwein in die Moschee hängt, um ihnen zu zeigen, daß man auch seine Ansichten über Thierkasten hat, und wenn man allerdings den Engländern eine derartige Revanche nicht anthun kann — ganz abgesehen davon, daß sie so tief stehen, nicht einmal das Schwein zu verachten — so muß man sich eben damit trösten, daß die Welt nicht vollkommen ist und nicht jeder Brahmine sein kann. Fügt man zu diesen religiösen Stimmungen und der ganzen lenkbaren Art des Hindu die Thatsache, daß das Land in den fünfziger Jahren entwaffnet worden ist (wodurch noch Tausende mehr von Tigern und Schlangen gefressen werden, als ihre Glaubenspflicht sonst mit sich bringen würde), so fehlt der großen Menge sowohl der Antrieb als die Kraft zum Aufstand. Die Rebellion von vor 40 Jahren beunruhigt nicht mehr. Sie ging von eingeborenen Söldnern aus, nicht vom Volk; war mit ihren Schweinefettpatronen religiös nicht politisch; und wurde durch andere Söldner, die Sikh- und Jainmischlinge und die tatarischen Ghurkas, die keinerlei Vorurtheile gegen Eßbares haben, niedergeschlagen. So leichtsinnige Anlässe lassen sich unschwer vermeiden; so unorganisirte Ausbrüche können nach Einführung der Eisenbahnen noch weniger Dauer als früher haben; und die Ghurkas hat man seitdem gewaltig verstärkt, belohnt und karessirt.

Die höheren Klassen der Hindus verlangen ein besonderes Wort. Die Bewohner der halb unabhängigen Kriegerstaaten, welche sich alle für adlig halten, sind stolz, ehrgeizig, nicht entwaffnet und über 12 Millionen stark. Sie kommen indeß mit ihren alten Flinten — neue läßt man sie nicht erlangen — gegen das Repetirgewehr nicht mehr in Betracht, und sie sollen für dieses taktische Detail eine sachverständige Einsicht besitzen. Außerhalb der Radschputenstaaten leben die höheren Kasten großentheils in den Städten und sind ein relativ minimaler, obschon bei so großen Zahlen absolut nicht kleiner Bestandtheil des Ganzen. Wenig verläßlich, wenn sie eine sichere Gelegenheit hätten, sind sie unterwürfig, so lange sie derselben ermangeln, ohne Initiative und in ruhigen Zeiten ungefährlich. Selbst wenn sie gläubig sind, ist in ihren Köpfen die symbolistische Religion, welche die Menge verwirrt und entmannt, durch Interesse, Intrigue und bessere Kenntniß der Engländer gemeinhin beträchtlich ernüchtert. Der große Theil, der seit zwei Generationen durch die neuen englischen Schulen und Akademien gegangen ist, hat seinen Glauben sogar mehr oder minder eingebüßt und steht dem Engländer als ein intelligentes, kritisches und wesentlich modernes Element gegenüber. Auf diesen Bestandtheil der Bevölkerung ist das europäische Wissen wie Wasser auf die Sahara geflossen und hat in kurzer Zeit erstaunliche Ernten erzielt. Der geistreiche Dunst, der den indischen Schädel zu füllen pflegte, ist verflogen und die landesübliche Neigung, einen Tropfen Thatsache in einem Liter Interpretation zu ersäufen, bedeutend ermäßigt worden. Sei er englisirender Advokat, Redakteur oder Kaufmann, der Babu weiß sich seinem Herrn an rascher Auffassung gewachsen, ersetzt die besonnene Erwägung, in der er es nicht mit ihm aufnehmen kann, durch Vorsicht, und hat sich seine Freiheitsbegriffe flugs aus der englischen Litteratur und der uncensirten Presse geholt, die man ihm gestattet. Er liebt es, sich als loyal zu schildern, verlangt aber, auf die englische Geschichte gestützt, seinen Antheil an allen Institutionen, Aemtern und Chargen — an den niederen hat er ihn schon — und fordert ernstlich die ihm versagte gesellschaftliche Gleichstellung und Verkehrsberechtigung. Nachdem man ihm halb erwählte, halb ernannte Dorf- und Stadträthe zugestanden, hat er seinen Ausschluß aus den gesetzgebenden Räthen der Provinzen erst in Presse und Meetings diskutirt, nachher zum Gegenstand lebhafter Petitionen gemacht und schließlich in einer Weise gerügt, die nur unter englischer Herrschaft möglich war. Auf Betrieb der europäisch gebildeten Klasse hat sich neuerlich ein freiwilliges Delegirtenparlament von fast 1000 Personen ziemlich alljährlich versammelt, welches die laufenden Fragen der inneren Politik erörtert und dadurch sowohl seine Befähigung nachweisen, als die Entscheidung der amtlichen Legislative Councils beeinflussen will. Mehr als das, unabhängige englische Einwohner von Rang und Vermögen, welche die Berechtigung der gebildeten Inder, an allen Regierungsgeschäften theilzunehmen anerkennen, haben sich bereit finden lassen, diesen Versammlungen — National Congresses, wie sie genannt werden — zu präsidiren und sie damit zu englischen zu machen. Der Standpunkt der Verhandlungen war durchaus der eines integrirenden Bestandtheiles des englischen Reiches, der Ton gemäßigt und das Ergebniß in Thatsachen und Meinungen für die Regierung nichts weniger als unnütz. England wurde als der Hort von Frieden und Ordnung gepriesen; man gab die selbstlose Gerechtigkeit seiner Verwaltungsbeamten zu und tadelte nur die korrupte, gewaltthätige Polizei, die aber aus Eingeborenen besteht; was man außerdem wünschte, war bloß die Freiheit wie in England.

Obschon die vornehmen Hindus der Kriegerkasten und die Gläubigen überhaupt sich von der Bewegung fern hielten, war der Einfluß, den sie auf das städtische Leben gewonnen, offenbar und wird wahrscheinlich den Legislative Councils und anderen Institutionen ein regelmäßiges eingeborenes Ingredienz zuführen. Nachdem die englische Regierung Tausende von Indern mit solchem Erfolg intellektuell verengländert hat, kann sie ihnen nicht wohl die höhere politische Karriere in Parlament, Justiz und Administration verbieten, deren Qualifikation sie ihnen gegeben und deren Versagung sie unzufrieden machen würde. Die Natur der Sache, wie sie sich Engländern darstellt, und die bereits inaugurirte Politik wird vielmehr voraussichtlich zu weiteren, wenn auch bei dem Gewicht der betreffenden Interessen nur allmählichen Konzessionen führen.

Diese gebildeten Inder sind die einzigen, die Nationalgefühl besitzen. Sie haben es zusammen mit anderen Kultureigenschaften von ihren Herren empfangen, und sie ganz englisch zu machen, ist demnach geradezu erforderlich, selbst wenn der Prozeß mit dem Fortschritt ihrer geistigen Emanzipation nicht leichter werden sollte. Sehr bedenklich können sie zunächst nicht sein, da sie auf ihren Kongressen, um sich unter einander verständlich zu werden, englisch sprechen müssen. „Glauben Sie, daß der indischen Rasse noch eine Zukunft vorbehalten ist?" frug mich vor einigen Jahren eine schöne Inderin im reinsten Englisch, die Gemahlin eines gleichfalls indischen Professors der Philosophie, die durch Persönlichkeit, Geist und Kenntnisse zu den Löwinnen eines deutschen Badeortes zählte. „Gewiß," antwortete ich mit etwas hastiger Höflichkeit, „die Inder haben die Bestimmung zu werden was Sie sind." Sie hatte gewünscht, daß ich ihren Landsleuten etwas nationale Zukunft prophezeien sollte und nahm die Antwort ein ganz klein wenig übel, während sie sie sehr überwiegend billigte. Und zwar nicht bloß als Frau billigte im Moment des Erfolgs, sondern als Denkerin.

Was an den Kongressen besonders auffiel, war die

rege Theilnahme der Mohammedaner. Sie lieferten etwa ein Viertel der Mitglieder, obschon sie nur 50 Millionen neben 188 Millionen Hindu zählen, und bisher durch den Stolz und die Apathie ihrer turkstatarischen Abkunft, durch Religion und Herrschaftserinnerung von Hindus und Engländern gleichmäßig ferngehalten worden waren. Auch ihre hochmüthige Isolirung ist indeß vor den Elementen der europäischen Wissenschaft, die man ihnen zur Kenntnißnahme unterbreitete, wie es scheint, geschmolzen. Freilich werden sie trotzdem als ein eventuell bedenkliches Element angesehen. Sie sie sind aus härterem Holz geschnitzt, als der nachgiebige höfliche Hindu, und ihre Blätter sagen ihnen nur allzu oft, daß ihre alten Volks- und Glaubensgenossen im benachbarten Turkestan russische Obersten und Generale werden können, während sie es in Indien höchstens zu einer Art Hauptmannstellung sechster Klasse bringen, in die der englische Offizier nie eintritt. Wie wenig die Nationen aus ihrer Haut können! So sichtliche Bedenken die Preßfreiheit unter diesen Umständen hat, ebenso natürlich war es dem Engländer sie zu gewähren, als sich die Eingeborenen amtlich und sozial vom Halse zu halten. Selbstverständlich dürfen sie raisonniren — das ist Menschenrecht — aber nur für sich und nicht in englischen Klubs — das ist Brittenrecht. Uebrigens sind auch die Mohammedaner entwaffnet und so lange keine Invasion stattfindet, ebenso ungefährlich wie der Rest. Allerdings, wenn der Polkownik Alikhanoff, den die Russen mit so schöner Absichtlichkeit an der Grenze operiren lassen, einmal an der Spitze einer Turkomannenbrigade ins Land ritte, würden die Herzen der indischen Muselmänner ihm trotz ihrer beginnenden Europäisirung voraussichtlich zahlreich entgegenschlagen. Doch der gegenwärtige Zar hat andere Sorgen als ausländische Abenteuer und dieser Theil der indischen Frage ist demnach nicht akut.

Man kann die Gründe des indischen Wohlbefindens nicht erwägen, ohne den ungeheuren Zuwachs zu verzeichnen, den der indische Handel durch Eisenbahn und Irrigation seit dem Aufstand erfahren. Indien ist kommerziell in Anbetracht der Verhältnisse eines der am schnellsten vorwärts gekommenen Länder der Welt geworden. Während es 1851, kurz vor der Rebellion, für 11 600 000 Lstr. importirte und für 18 200 000 Lstr. exportirte, war seine Einfuhr 1889 auf 67 000 000 Lstr. und seine Ausfuhr auf 97 000 000 Lstr. gestiegen. Darunter figurirt Baumwolle mit 15 Millionen Lstr. in 1889 gegen 3½ Millionen in 1851, und Weizen mit 15½ Millionen Lstr in 1889 gegen 700 000 Lstr. in 1851. Für das gleichzeitige Wachsthum seiner Fabriken spricht die Ausfuhr von 6 400 000 Lstr. Baumwollenwaaren in 1889 gegen 700 000 Lstr. in 1851. Lancashires Kattunabsatz nach China sinkt, während der indische steigt. Es ist wahr, daß der indische Bauer davon leider bislang keinen Vortheil gehabt hat; er ist an seine handvoll Reis gewöhnt, aber er klagt nicht und der einheimische Kaufmann wird reich und läßt ambitiös seinen Sohn „englisch studiren“. Es ist ebenso gewiß, daß das indische Budget mit seinen schweren Posten für Militär, Polizei, Eisenbahnzinsen u. s. w. sich knapp balanzirt und daß die Rathsamkeit der vorgeschlagenen Steuererhöhungen zu ernsten Debatten geführt hat; aber den Löwenantheil der Handels- und Zinsgewinne zieht mit enormen Jahressummen das englische Kapital. Ohne ein schlechtes Geschäft zu machen, könnte es eine hübsche Summe zu den indischen Heereskosten zuschießen, wenn russische Bedrohungen es einmal nöthig machen sollten. Ob der englische parlamentarische Radikalismus es zugeben wird? There is the rub.

Und alles dies in einem Reiche, unter dessen 260 Millionen England durch wenig mehr als 110 000 Menschen vertreten ist, von denen 70 000 Soldaten sind. Von den übrigen 40 000 die Hälfte für Frauen und Kinder abziehend, behalten wir 12 000 Civilbeamte und nur 8000 für den ganzen Rest — Eisenbahnbeamte, Lootsen, Theepflanzer, Indigopflanzer, Fabrikanten und Kaufleute mit Dienerschaft — übrig. Aber trotz seiner Seltenheit ist das weiße Gesicht ein Zaubermittel, unter dessen Schutz sich der einsame Reisende von Kap Komorin bis zu den Himalayas ziemlich ungefährdet bewegen kann. Welche moralische Wucht muß von der herrschenden Rasse auf den Eingeborenen ausgeübt werden, wenn er, milde regiert, eine solche Deferenz dem einzelnen ungeschützten Engländer entgegenbringt! Und was wird in einem Lande geleistet, was ist noch in ihm zu leisten, dessen obere Klassen sich rasch der englischen Litteratur bemächtigen, während die unteren noch überzeugt sind, daß der Engländer bei jeder Eisenbahneinweihung einen Hindu opfern müsse, damit die Lokomotive ginge! Wahrlich, die Inder haben dem Tage zu danken, der sie dem Großmogul, ihrem alten Herrn, entzog und in die Hände des Kaisar—i—Hind gegeben hat.

****

## Heinrich Brunn zum Gedächtniß.

Als ich im September 1892 mit Heinrich Brunn in München zusammenkam, fand ich ihn nach Gebrauch einer Kur wieder leiblich hergestellt und ich vernahm dann mit Freuden, daß er die Strapazen der Feierlichkeiten anläßlich seines 50jährigen Doktorjubiläums gut überstanden. Dann traf die Trauerbotschaft ein, daß er seine Sprache zum Theil verloren habe; so hat er schon seit einiger Zeit seine Berufspflichten nicht mehr ausüben können, und seine geistige Thätigkeit beschränkte sich auf das Ordnen einiger ihm wichtigen wissenschaftlichen Angelegenheiten. Nun hat ihn der Tod erlöst. Und das Bild seines Lebens und Wirkens, das ich schon einmal in diesen Blättern zu zeichnen versuchte*), will sich heute mir persönlicher und abgeklärter gestalten. Denn das ist ja das Wunderbare von Wesen, die bei ihren Lebzeiten einen tiefgehenden Einfluß auf uns übten, daß sie nach ihrem Tode immer wieder neu lebendig auf uns einwirken.

Die markige Gestalt mit dem machtvollen, ernst und frei geformten Kopfe, den ein wallend lockiges Haar umgab und ein kurzer kräftiger Bart nach unten begrenzte, zeigte schon im Gang die vollendetste Anspruchslosigkeit bis zur Nonchalance. In seinen vier Wänden hatte Brunn die Besuche am liebsten gegen Abend, wenn er seine Tagesarbeit beendet; dann saß er im gemüthlichen Schlafrock auf dem Sopha; man nahm Platz an seiner Seite, und mit der entzündeten Cigarre entspann sich eine lebendige Unterhaltung über die verschiedensten Gegenstände, die aber meist auf das eigentliche archäologische Fach zurücklenkte. Auch in seiner Sprache war er seiner Natur treu geblieben; er sprach sein dessauer Idiom ohne jede Klangschönheit, und ohne den geringsten Versuch, auch im Vortrag irgend welche rednerische Wirkung zu erzielen, während er sich in dem geschriebenen Wort der kunstvollsten Einfachheit befliß.

Brunn war nie ein Lebemann oder Lebenskünstler gewesen, er hatte früh in fremdem Land seinen eigenen Herd gegründet und ein Wesen gefunden, das heiteren Herzens und klaren Kopfes ihn verstand. Da beide Gatten nicht mit äußeren Glücksgütern gesegnet waren, so verlangte dieser eigene Herd rüstigste Arbeitskraft. Daß man ihm in Rom nicht die erforderlichen Existenzmittel gewährte, veranlaßte seine Uebersiedlung nach München. Als er hier auf der Höhe seines Ruhmes stand, hat er doch immer ein bescheidenes Gelehrtenleben geführt, da ihm die Kunst versagt war, welche so vielen unendlich geringeren Naturen zu theil wurde, aus ihren Gaben betriebsam Kapital zu schlagen. Jegliche Mache lag ihm fern und besonders verhaßt war ihm das Kliquenwesen in solchem Grade, daß er für seine Schüler lieber zu wenig als zu viel thun wollte. Jede nur äußerlich angenommene Form der Ueberlegenheit, die den meisten schon ihre Stellung verleiht, hat er verschmäht, und selbst den Jüngsten gegenüber zeigte er bei dem ersten Begegnen eine gewisse Unsicherheit, weil er noch nicht wußte, welche Berührungspunkte er innerlich finden werde. Seine

*) Nation 1892 Nr. 17.

Einwirkung auf die verschiedensten Naturen war deshalb eine rein menschliche seiner großen Persönlichkeit und eine rein wissenschaftliche. Beides hing bei ihm unauflöslich zusammen.

Dasselbe Verhältniß, das er den Menschen gegenüber einnahm, hatte er auch der alten Kunst gegenüber, der er im eigentlichen Sinne sein ganzes Leben gewidmet hatte. Während Winckelmann's prophetischer Geist sich berauscht in der Welt des Schönen, sieht sich Brunn mit ruhiger Wärme darin um, sucht Schritt für Schritt ein Stückchen mehr davon zu verstehen und von diesem Verständniß sich und anderen Rechenschaft zu geben.

Seine beiden großen Lehrer, Ritschl wie Welcker, hatten jeder nach seiner Art die in ihm schlummernden Kräfte geweckt, der eine ihn an gründlichstes Studium eines großen Materials gewöhnt, der andere ihn auf das poetische Erfassen, auf das Erkennen der Ideen hingewiesen. Was er hier gelernt, verwerthete er am glänzendsten in seiner griechischen Künstlergeschichte, aber auch jedes andere Werk trug diesen Stempel seines Geistes. Er gleicht unsern großen deutschen Malern in dem liebevollen Eingehen auf das Feinste und Kleinste, wobei doch nirgends der große Sinn fehlt für das Ganze.

Dabei war es ihm einerlei, ob er vor einem alten unbeholfenen Idol oder vor der kunstvollendetsten Schöpfung stand; überall zeigte sich das gleiche Bestreben, der Sache auf den Grund zu gehen, sie in ihrem innern Leben, in ihrer Gesetzmäßigkeit zu erfassen.*)

Es ist nur natürlich, daß eine solche Persönlichkeit, die durch das eingehendste Studium des Einzelnen, durch die sorgfältigste Vertiefung erst zu dem Gesammtresultat gelangt, nicht leicht die so gewonnenen Ansichten aufgeben wird, auch wenn von anderer Seite berechtigte Zweifel erhoben werden. Gerade dies Einbohren in den Gegenstand hat Brunn öfters zu einem fast eigensinnigen Festhalten an seiner Meinung geführt, wie es vor allen bei seiner Vasentheorie sich zeigte. Auch hat ihn sein Sinn für das Gesetzmäßige hier und dort zu einer etwas gesuchten Formulirung geführt wie bei den Gemälden der Stanzen und der sixtinischen Madonna. Man kann das ruhig zugestehen und muß doch dankbar anerkennen, welch eine Fülle von Anregung von diesen Brunn'schen Analysen ausgegangen ist; und es ist nichts ungerechter, als hochfahrend einige zu weitgehende Folgerungen herauszugreifen und diese ganze Art der Methode über die Achsel anzusehen. Für die Kunstanalyse wird man nie über einen gewissen Grad des Subjektivismus hinauskommen, denn sonst hat man nur die Glieder in der Hand. Das geistige Band gibt erst die innere Verwandtschaft der untersuchenden Natur zu der Sache selbst; und diese Verwandtschaft war doch im höchsten Grade und in vielseitigster Ausdehnung bei Brunn vorhanden.

In solchem Sinne steht er auf der Höhe unserer großen den Griechen innerlich verwandten Geister, eines Winckelmann und eines Goethe; nur daß er das, was diese mehr ahnend geschaut, in vielen Fällen erst wissenschaftlich begründet hat.

Wie edle Naturen, so hat auch er gezahlt nicht nur mit dem, was er als Fachmann that, sondern auch mit dem, was er war, und so wird er leben als ein großer und ein guter Mensch.

A. Herzog.

---

# Francesco Arese.

## Ein italienischer Edelmann und Patriot.**)

Vor einigen Monaten war in einer deutschen Monatsschrift zu lesen: „Italiens große Vergangenheit hat keine Beziehung zu dem gegenwärtigen italienischen Staate. Dieser Staat ist geschaffen worden nicht durch eigene Großthaten des italienischen Volkes, sondern durch Gunst der Lage, Zufall und mächtige Verbündete.“ Aehnlich urtheilen bekanntlich zahlreiche Franzosen über die Entstehung des Deutschen Reiches. Das ist ja nur das Werk dreier Personen, des Kaisers Wilhelm I., des Fürsten Bismarck und des Grafen Moltke. Ist dieses Dreigestirn erst ganz im Okeanos untergetaucht, so wird auch ihre Schöpfung ihnen bald nachsinken.

Es lohnt sich nicht gegen derartige Erklärungsversuche der Bildung und Ausgestaltung großer nationaler Staatswesen zu polemisiren, selbst wenn sie auch von einem Professor der Geschichte aufgestellt werden. Die Erklärung der Entstehung großer Staatswesen durch drei Personen, oder durch die „Lage“ des Staates, die wohl sich seit Anfang der menschlichen Geschichte nicht verändert hat, durch „Zufall und mächtige Verbündete“, die sich bekanntlich von selbst noch nie haben finden lassen, schließt jede wissenschaftliche Diskussion aus. Eher haben drei große Männer noch ein Staatswesen, wenn auch nicht auf die Dauer, gründen können, als „Lage, Zufall und mächtige Verbündete“. Und hat nicht das italienische Volk von 1848 bis 1870 Großthaten vollbracht, um die es manche andere Nation beneiden könnte? Wer die furchtbaren Schwierigkeiten, die sich der Gründung des italienischen Einheitsstaates widersetzt haben und die in der Gegenwart noch allzu stark nachwirken, auch nur von Ferne zu schätzen weiß, der wird die Energie, heroische Opferwilligkeit und den Patriotismus, welche unzählige Italiener in jenen Jahren an den Tag gelegt haben, nicht mit solchen Erklärungsversuchen, die eben keine sind, bei Seite schieben wollen. Er wird eher geneigt sein, den unleugbaren Rückgang in dem sich heutigen Tages der italienische Staatsgedanke und der Patriotismus des Volkes befinden, als eine natürliche Folge einer nationalen Ueberanstrengung anzusehen. Männer wie Cavour und Garibaldi, um nur zwei Repräsentanten großer Gruppen von italienischen Patrioten zu nennen, von den beiden Königen ganz zu schweigen, welche Krone und Land an die Einigung der Nation gesetzt haben, wachsen auch diesseits der Alpen nicht alle Tage. Oder war es auch der reine „Zufall“, daß solche Männer in Italien erstanden? Die Italiener könnten dem gegenüber leicht eine Gegenrechnung aufmachen und in einem Punkte uns Deutsche sicher schlagen. Wo hat in Deutschland der Adel dem gemeinen Mann ein Vorbild an Patriotismus und Opfermuth gegeben, wie in allen Theilen Italiens? Es soll jetzt hierauf nicht weiter eingegangen werden, sondern nur an einem Beispiele gezeigt werden, welche Energie und welche Opfer ein Privatmann aus vornehmem Stande eingesetzt hat, um seine Heimath von dem Joche der Fremdherrschaft zu befreien und das einige Italien aufrichten zu helfen.

Der Graf Francesco Arese ist aber nur der Typus ungezählter anderer hochgeborener italienischer Patrioten. Es mag hier sein Leben und Wirken ausführlicher betrachtet werden, weil uns vor kurzer Zeit Herr R. Bonfadini mit einer trefflichen Biographie beschenkt hat. Doch nicht deshalb allein. Der, ich möchte sagen, erhebende Eindruck, den das Leben eines solchen Patrioten auf Jeden machen muß, der nicht alle Völker an einem beschränkten Maßstabe mißt und nach ihm abkanzelt, wird fast noch übertroffen durch den Zuwachs an geschichtlicher Erkenntniß, welche uns diese Biographie gewährt. Denn sie ist für den Historiker, der nach dem Worte Ranke's gern wissen möchte, wie die Dinge eigentlich zugegangen sind, von dem größten Werth. Der Graf Arese ist nämlich der Mittelsmann gewesen, durch den die großen italienischen Staatsmänner und Patrioten in die intimste Fühlung mit dem aufrichtigsten und stärksten Freunde, den Italien außerhalb seiner Grenzen auf einem europäischen Throne besaß, gekommen sind. Das zeigen die in unserem Buche zum ersten Male mitgetheilten Briefe des Kaisers Napoleon III., die Briefe des Grafen selbst und zahlreiche Schreiben italienischer und französischer Staatsmänner, welche an den Vertrauten des mächtigen Imperators

---

*) Man lese besonders: Griechische Götterideale in ihren Formen erläutert von H. Brunn. München 1893.

**) R. Bonfadini, Vita di Francesco Arese con documenti inediti. C. Roux e C. Torino-Roma.

an der Seine gerichtet sind. Durch sie kommen wir den historischen Vorgängen in ihrer Entstehung unmittelbar nahe und sie mögen deshalb hier besonders berücksichtigt werden.

[ I.

Der Graf Francesco Arese, geboren am 12. August 1805 zu Mailand, ist der Sohn eines dem vicekönigilchen Hofe Eugen Beauharnais nahestehenden lombardischen Edelmanns aus alter Familie. Seine Mutter, eine der reichsten Erbtöchter Oberitaliens, und zugleich eine recht energische Dame, war die Gräfin Antonietta Fagnani. Sie war eine Zierde des vicekönigilchen Hofes in Mailand gewesen und hatte sich an ihm mit der Schwester Eugen Beauharnais', der Königin Hortense von Holland, intim befreundet, die Freundschaft der beiden Frauen sollte auf deren Söhne unverändert übergehen. In Rom, wohin sich die Königin Hortense vorübergehend zurückgezogen hatte, besuchte sie 1826 mit ihrem Sohne die Gräfin Arese. Louis Napoleon, der dort allein bei seiner Mutter sich aufhielt, schloß hier mit dem jungen lombardischen Edelmann einen Bund für das Leben. Die politischen Intriguen, welche damals die Jugend der besseren Stände der Halbinsel, namentlich aber die Oberitaliens, wo der Name des Königreichs Italien zum ersten Male mehr als ein leerer Klang geblieben war, erfüllte, führte die beiden jungen Leute von selbst zusammen. Denn der junge Graf Arese war ein begeisterter Anhänger aller auf die Herstellung eines einheitlichen Italiens gerichteten Bestrebungen geworden. Sein Vater hatte sich nach der Wiederherstellung der österreichischen Herrschaft in der Lombardei nur außer aller Verbindung mit dem neuen Regiment gehalten; dessen Bruder, ein ehemaliger Oberst der französisch-italienischen Armee, war dagegen wegen seiner antiösterreichischen Haltung 1823 an den Pranger gestellt und nach dem Spielberge verschickt worden. Solche Erfahrungen in seiner nächsten Nähe konnten das Herz des jungen stolzen Aristokraten, der durch einen Freund seines elterlichen Hauses, den Obersten Alessandro Zanoli, noch ganz besonders in die napoleonischen Traditionen eingeführt worden war, dem habsburgischen Regimente nicht besonders freundlich stimmen. Doch gewann er es über sich, den Kaiser Franz I, als dieser 1825 mit dem Reichskanzler Metternich nach Mailand gekommen war, um die Milderung der Strafhaft seines Oheims Francesco zu bitten. Aber weder das Gesuch des dem Tode entgegengehenden Tiberio Confalonieri für seinen gleichfalls auf dem Spielberge gefangen gehaltenen Neffen Federico, noch das des jugendlichen Arese für seinen Onkel fanden Gnade in den Augen der Machthaber. Als er seine Bitte im folgenden Jahre zu Wien in einer Audienz beim Kaiser zu wiederholen wagte, wurde er abermals kurz abgewiesen. Das entschied seine politische Richtung für das Leben; die Freundschaft mit dem Prinzen Louis Napoleon gab ihr nun eine besondere Nüancirung. In Italien war nach dem Sturze der bourbonischen Dynastie in Frankreich das Treiben der Verschwörer ein um so lebhafteres geworden, als die Regierungen der Kleinstaaten, unsicher und schwankend, kaum noch ihre Selbständigkeit, selbst dem Schein nach, aufrecht zu erhalten vermochten. Schon machte sich der Einfluß des mystischen und vor keiner Konsequenz zurückbebenden Verschwörers Giuseppe Mazzini bemerkbar und die unzufriedenen Elemente Mittelitaliens, namentlich der Romagna, knüpften ihre Fäden mit diesem wie mit den Napoleoniden an. Der junge Graf Arese blieb mit seinen Freunden den Vorgängen in der Romagna, die sich 1831 auf Grund dieser Zettelungen entwickelten, nicht fremd. Ob ihn seine Beziehungen zu dem Prinzen Louis Napoleon, von dem der erste erhaltene unschuldige Brief an den Mailänder Grafen vom 7. November 1830 datirt ist, mit diesen Verschwörern in Verbindung gebracht haben, oder ob direkte Anknüpfungen stattgefunden haben, ist nicht ganz ersichtlich. Jedenfalls fanden sich bei einem seiner Freunde, dem Marchese Camillo d'Adda, Briefe des Prinzen vor, und die österreichische Polizei deduzirte aus seiner Verbindung mit dem Prinzen die belastendsten Folgerungen. Ebenso ist nicht ganz klar, ob schon damals die intime Freundschaft Arese's mit dem Manne abgeschlossen wurde, der auf Napoleon III. und sein Verhalten gegen Italien einen bestimmenden Einfluß ausgeübt hat, mit dem Leibarzte und treuesten Anhänger des Kaisers, dem Dr. Conneau. Dieser, 1803 in Mailand geboren, war von väterlicher Seite französischen Ursprungs, während die Mutter eine Italienerin war. Er lebte in jenen Jahren in Rom als praktischer Arzt und begleitete dann die Königin Hortense und ihren Sohn nach Arenenberg und später den gefangenen Prinzen nach Ham. Hier verhalf er ihm zur Flucht, um dann in den Tuilerien, man darf wohl ohne Uebertreibung sagen, der geheimste Vertraute aller Pläne seines kaiserlichen Herrn zu werden. Mit dem Grafen Arese, der seinen hochgeborenen Freund mit Prinz anredete und ihm gegenüber stets eine gewisse Deferenz bewahrte, stand er auf dem vertrautesten Fuße; sie verband eine Duzbrüderschaft.

Es mögen Manchem derartige Beziehungen als unbedeutend erscheinen. Bei dem Charakter Napoleons III. aber, in dem einer seiner besten, wenn nicht der beste Zug die Treue und Dankbarkeit gegen alle seine persönlichen Freunde und Wohlthäter war, waren sie das keineswegs. Sie sind sicher von dem größten Einflusse auf große und folgenschwere Entscheidungen des Mannes geworden, der zwei Jahrzehnte die entscheidende Stimme in der europäischen Politik geführt hat.

Davon war der Mann freilich damals noch weit entfernt, den 1831 seine Mutter, nachdem ihr ältester Sohn Charles in Forli an den Masern gestorben war, unter großen persönlichen Gefahren aus der Romagna vor den Oesterreichern über Frankreich und England nach dem Arenenberg im Thurgau rettete. Auch der Graf Arese wird wohl damals, als er vor der Verhaftung durch die Oesterreicher aus Mailand flüchtend, nach dem Arenenberg gekommen war, keinen allzu starken Glauben an die Zukunft seines Freundes gehabt haben, welchen dieser selbst von allem Mißgeschick unberührt stets in sich verschlossen getragen hat. Die Königin Hortense, selbst in großer Sorge um die Geschicke ihres noch einzigen Sohnes, hatte der Gräfin Arese auf einen Brief hin erlaubt, daß ihr Sohn sich zu ihr begebe und versprochen, für ihn dort in jeder Weise zu sorgen und ihn zu beruhigen. In der That hielt sich der Flüchtling länger als ein Jahr auf Arenenberg. Er studirte und amüsirte sich mit seinem prinzlichen Freunde, nahm Theil an dem Unterrichte, welchen dieser bei dem nachherigen General Dufour genoß und machte Reisen mit ihm in der Schweiz und nach England. Es ist möglich, daß auf Grund seiner persönlichen Erfahrungen von 1831 und der mißglückten, ganz hirnverbrannten mazzinistischen Expedition gegen Piemont im folgenden Jahre, an der sich ein naher Freund Arese's, Gaspare Orbogno, Marchese von Rosales, betheiligt hatte, sich die politischen Anschauungen des Mailänder Edelmanns schon damals geklärt haben und er von einzelnen Aufstandsversuchen und Attentaten nichts mehr wissen wollte, während sein Freund immer neue Konspirationen in seinem Gehirn wälzte. Aber an eine Aussöhnung mit Oesterreich dachte auch er nicht im Entferntesten. Er hatte deshalb einen Sturm von einer Seite zu bestehen, von der er ihn nicht erwartet haben mochte.

Das Privatleben des Prinzen Louis Napoleon im Thurgau war bekanntlich keineswegs über allen Tadel erhaben. Die Befürchtung, daß ihr Sohn in den Strudel dieses Treibens zu tief hineingezogen und er eine eheliche Verbindung eingehen könne, die keineswegs nach ihrem Sinne war, bewog die Gräfin Arese sich nach einer passenden Partie für ihren einzigen Sohn und Erben ihrer Güter umzusehen. Um aber eine Heirath und ein Familienleben in Mailand zu ermöglichen, mußte der Bräutigam in spe erst von der noch gegen ihn anhängigen Untersuchung befreit, beziehungsweise amnestirt werden. Die Mutter wußte eine Spezialamnestie zu erwirken unter der einzigen Bedingung, daß ihr Sohn um dieselbe bitte. Da war sie aber an den rechten Mann gekommen. Schon sein Ehrgefühl und die Treue

gegen die Genossen verbot ihm darauf einzugehen. Er zog es vor, Arenenberg zu verlassen und in die französische Fremdenlegion in Algerien einzutreten, da die Familie ihm ihre pekuniäre Unterstützung entzog. Ein Sohn des Höchstkommandirenden der afrikanischen Truppen, des Marschall Clauzel, den er in Arenenberg kennen gelernt hatte, gab ihm ein Empfehlungsschreiben an seinen Vater mit, der ihn zunächst als Gemeinen in ein Kavallerieregiment eintreten ließ, dann aber als Adjutanten in seinen Stab aufnahm. Zwei Jahre hat der reiche, verwöhnte Italiener den aufreibenden Dienst in den unwirthbaren Gegenden Nordafrikas ohne alle Unterstützung von Hause mitgemacht. Er gab sich gelegentlich für einen Kaufmannssohn aus. Erst im November 1835 erweichte ein Brief der Königin Hortense den starren Sinn der Mutter. Sie verzichtete auf die gewünschte Partie ihres Sohnes, dessen sofortige Rückkehr nach Mailand und zahlte wieder Subsidien. Jetzt konnte er auch nach Europa zurückkehren. Er begab sich nach Arenenberg und Paris. Hier erfuhr er im November 1836 den kläglichen Ausgang des abenteuerlichen Unternehmens seines Arenenberger Freundes in Straßburg. Es war ihm dieser Anschlag nicht unbekannt gewesen, aber er hatte sich nach seinem Grundsatze, sich um die französischen Pläne seines Freundes nicht zu kümmern, nicht an demselben betheiligt. Jetzt aber, wo dessen Geschick entschieden schien, eilte er sofort zu seiner mütterlichen Freundin und verabredete mit ihr, dem nach Nordamerika Verbannten vorauszueilen und ihn dort zu empfangen. Dieser Plan gelang und die beiden Freunde lebten in New-York drei Monate in der engsten Gemeinschaft. Damals machte Arese seinen Freund auch mit den zahlreichen italienischen Exilanten bekannt, welche, hierher geflohen oder verbannt, über Pläne zur Abschüttelung des Joches der Fremdherrschaft in Italien brüteten. Der Prinz Napoleon nahm lebhaften Antheil an ihnen. Doch des Bleibens des unruhigen Mannes in Amerika war nicht lange. Auf die Nachricht von dem schlechten Gesundheitszustande seiner Mutter floh er nach der Schweiz, sein Freund aber wollte die Gelegenheit, den Welttheil, dessen Entwicklung immer stärker auf Europa zurück zu wirken begann, genauer kennen zu lernen, nicht ungenutzt vorübergehen lassen und bereiste sieben Monate lang die bewohnten und unbewohnten Strecken des ausgedehnten Landes.*) Erst im Frühjahre 1838 kehrte der jetzt in der Vollkraft seiner Jahre stehende Edelmann nach Hause zurück. Er war ein anderer geworden, aber auch Vieles um ihn her hatte sich verändert.

(Weitere Artikel folgen.)

Karl Heinrich.

## Die große Berliner Kunstausstellung 1894.

Die Wohlwollenden sagen, die Ausstellung habe in diesem Jahre eine mittlere Güte; die Strengen und Rücksichtslosen nennen sie langweilig oder verzopft. Daß sie ganz gut sei, das hat gewiß noch Keiner behauptet. Wenn es darauf ankäme, ein Unternehmen von so unsicherem Charakter mit einem allgemeinen Werthurtheile abzuthun, so müßte man zugeben: Die Ausstellung in ihrer Gesammterscheinung könnte nicht viel schlechter sein. Sie hat als Ausstellung keine Bedeutung, denn sie bildet nur einen Sammelpunkt von Kunsterzeugnissen, die wahllos zugetragen und ziellos aufgenommen werden — ziellos, weil der Jury kein Kunstideal vor Augen stand, sondern höchstens ein negativer Grundsatz: abzuwehren sezessionistische Bestrebungen. Aeußerlich freilich hat man dem Dinge einen neuen Rahmen gegeben, indem man Tapezier und Tischler zu Hilfe rief und die kalten, weiten, zum Theil übermäßig hellen, zum Theil ganz lichtarmen Räume wärmer und ruhiger zu stimmen suchte. Aber man hat nicht Maß gehalten, und so ist recht eigentlich eine kleine Möbel-, Gobelin-, Teppich-, Bronze- und Porzellanausstellung für sich entstanden, — ein kunstgewerblicher Bazar, in dem manches Geschmackvolle von einer anspruchsvollen Durchschnitts- und Surrogatwaare überschrieen wird.

Wem es nun, wie mir, weniger darauf ankommt, ein allgemeines Werthurtheil abzugeben, als die einzelnen Erscheinungen im Hinblick auf den künstlerischen Fortschritt zu prüfen und breitere Strömungen, falsche und echte, bloß zu legen, und nachzusehen, ob auch in einer ganz unvollkommenen Organisation sich nicht Kräfte der Hoffnung entdecken lassen, dem wird selbst die gegenwärtige Ausstellung nicht gar so uninteressant erscheinen.

Ohne Zweifel geht ein Zug der Anpassung an das Zeitbedürfniß durch einen Theil der Berliner Künstlerschaft. Er äußert sich zwiefach: als Anpassung an den Stoff und als Anpassung an die Form, die Malweise. Die stoffliche Aneignung ist eine gefährliche Sache, weil sie eine falsche Modernität, einen Scheinfortschritt in sich schließt. Was wir moderne Kunst nennen, das beruht auf dem Malerischen, — auf dem Wie, nicht auf dem Was der Arbeit. Die stofflichen Grenzen sind gesprengt, der Künstler kennt keine Fächer und Rubriken und Etiketten — er ist schlechtweg Maler. Im vorigen Jahre schon konnte man feststellen, daß die Vertreter des genannten „Genres“, das noch immer nicht sterben kann, sich in einem ganz äußerlichen Sinne auf das soziale Tendenzbild warfen und es malten in ihrer harten alten Art. Niemals sah man auf der Leinwand so viele Armeleutschildereien, so viele Selbstmorde, Leichenhäuser, Krankenhaussäle in einer Epoche, da das Tendenzbild als solches längst überwunden war. Nicht besser stand es um die Darstellung des Weltstadtlebens; nur ein modernes Mäntelchen — statt der Anschauung Ideen, und nicht einmal gute. Inzwischen haben nun die Schotten in den Köpfen der Maler, die ihre Zeit versäumt und verträumt, großes Unheil angerichtet. Auf ihren Einfluß gehen eine gewisse Gruppe verfehlter Stimmungslandschaften und ein sonderbarer Mystizismus zurück.

Vor mehreren Monaten bereits, in der „Berlinischen Ausstellung“, fiel mir eine Studie von Eugen Bracht auf; sie kam mir in ihrer falschen Dämmerlyrik wie ein vom Prachtmantel des Schottenthums gewaltsam abgerissener Fetzen vor. Auf dem Wege, den Schotten nachzueifern, ist Bracht nun vorwärts geschritten nicht ohne Geschick, doch ohne Geschmack. Er theilt das Streben mit Wilhelm Feldmann, Vorgang und Moderfohn. Diese Männer gehen von der Ansicht aus, die Sendung des Schottenthums bestände in einer holdpoetisirenden Art, die berufen sei, dem „Naturalismus“ ein Schnippchen zu schlagen, es sei eine Reaktion gegen das unablässige Studium der Wirklichkeit, es sei eine neue Art von Romantik. Doch man übersah, daß der schwärmerische Geist der schottischen Kunst sich eben aus der klarsten Naturbetrachtung entfaltete. Ihr bedeutendster Charakterzug ist der unvergleichlich scharfe Blick für das Motiv. Seit den Großen von Fontainebleau sind keine Künstler mehr aufgetreten, welche die Landschaft in einem, man möchte sagen: so persönlichen Ausschnitte, — so rund, geschlossen und harmonisch gesehen hätten wie die Schotten. Und in ihrer Motivsuche sind sie so rastlos und produktiv, daß sie fast nur in Studien arbeiten, arbeiten können, — alles ist ihnen der glückliche Augenblick. Koloristisch genommen, sind sie die Maler der schattigen, dämmerigen Welt, wo jede Form sich löst. Im Gegensatz zu den Schülern Monet's, die das optische Sehen im farbigen Lichte üben, gehen sie den voll und weich glänzenden Farbenständen der Dunkelheit nach, wenn sie beginnt und sich entwickelt. Sie lieben den feuchten Nebelglanz der Herbstabende, die kühlen Stunden, da viel Bewegung in der Luft ist und der Wind die Wolken jagt, das bebende Silberlicht der Mondnächte. Das muß man sich vergegenwärtigen, um zu begreifen, wie äußerlich diese Berliner Landschafter mit unentwickeltem

*) Eine für die damaligen Zustände Nordamerikas sehr instruktive Beschreibung des Grafen hat Bonfadini im Anhange zu seinem Buche, Seite 451 u. f., zum Abdrucke gebracht.

Naturgefühle um ihre großen Muster herumtasten. Eine nächtliche Studie des Macaulay-Stephenson, ein fein empfundenes Stück schottischer Eigenart, hängt mahnend zwischen den einheimischen Leistungen. Bracht müht sich ab, die Farbe, Feldmann ist bestrebt, das Motiv der Schotten zu erreichen; so fehlt jener durch eine verwickelte Komposition, dieser durch einen harten und kalten Ton. Beide suchen die Stimmung, aber sie streifen nur das Oberste der Erscheinung, der innere Geist der Natur erschließt sich ihnen nicht. Vorgang, ohne ein geschickter Maler wie Bracht zu sein, empfindet mehr. Das Wasser, das sich im trägen Schein des Spätnachmittages zwischen Wald und Wiese hinzieht, hat wirklich die Feuchtigkeit des Elementes. Doch in der Auffassung und Abgrenzung des Motives ist auch er zu umständlich und unsicher.

Die Naturekstase der Schotten barg ein Evangelium, einen höheren Glauben, etwa Pantheistisches. In der Tiefe des Naturdaseins schlummern die Symbole. Aus dem natürlichen Zauber der Farben steigen neue Gebilde; am Realismus kräftigt sich die Phantasie und gewinnt einen inneren Realismus. Diesen Gang der naturalistischen Bewegung machten vornehmlich die Franzosen Besnard und Henri Martin mit und sie wurden Meister in einer Auffassung der Wirklichkeit, für die man schon wieder ein Schlagwort: „Neuidealismus“ erfunden hat. Dieses Wort führen die am Lebhaftesten im Munde, die vom Kern der Sache am Wenigsten wissen. An Besnard haben sich die Ludwig von Hofmann und Julius Exter gebildet. Die unendlichen Anregungen, die von Puvis de Chavanne und Böcklin, den herrlichen Beseelern des Allerthums, von Klinger, dem schöpferischen, tieffühlenden, dunklen Phantasten, von Stuck, dem dekorativen Künstler und Beherrscher der Stilgeschichte, ausgehen, — die haben geholfen, den Strom der symbolistischen, mythologischen, mystischen, visionären, legendarischen Malerei so auszugraben und zu verbreitern, daß tausend Unberufene bequem darin herumplätschern können. Die Traumbilder und Wundergeschichten, die Schilderungen vom Paradiese und der Unterwelt, die wimmelnde Masse von Engeln und Teufeln, von Fabelthieren und schillernden Personifikationen der Elemente — das alles sind keine Gebilde der freischoffenden, durch Naturanschauung genährten Phantasie mehr, — es ist vielmehr das alte schablonenhafte Rüstzeug der Gedankenmaler, nur aufgebessert und bunt angestrichen. Daß auf diesem Wege der äußerlichen Stoffaneignung nichts zu machen ist, davon müßte deutlich das große Bild des Müncheners Wilhelm Räuber belehren, das die Bekehrung des wilden Waidmanns Hubert durch die Erscheinung eines überirdischen Hirsches darstellt. Das Werk hat gewiß seine vortrefflichen malerischen Eigenschaften, und doch wie wirkt es am Ende? Doch nicht anders als eine gemalte Anekdote, als ein tableau vivant. Nichts ist darin wahrhaft gefühlt. Und auf diesem Boden bewegt sich die Mehrzahl der Berliner Symbolisten, nur mit viel geringerem Talente. Bracht und Looschen sind die Einzigen, die ahnen, wo der springende Punkt — in der Naturempfindung, die sich äußert — liegt, und Sorgfalt auf die Landschaft verwenden. Aber die Müller-Schönefeld, Stoeving, Wolfram, Völcker, Wilhelm Weimar, Hirsch, Brunkal, Dehrmann, Hendrich und der völlig verwirrt stammelnde Hausmann fühlen sich im Besitze Böcklin'scher, Klinger'scher, Hofmann'scher Wirkungen, wenn sie aus dem Besitzstande persönlich schaffender und überzeugender Genies sich einzelne Motive lösen und sie kraftlos breitschlagen. Die „Richtung“, die diese mit verlogener Theatralik und Sentimentalität arbeitenden Herren in die guten Stuben des Bourgeois einführen wollen, muß im Sande verlaufen, weil sie mit der Malerei sehr wenig zu thun hat.

Der Anstoß zu einer allgemeinen Besserung der Verhältnisse kann allein aus den Gruppen kommen, die den Geist der neuen Kunst von innen heraus zu erfassen suchen, die ihren Formen nachgehen und ihre Begabung auf die Ausbildung dieser Formen verwenden. Auch hier gibt es natürlich Fehlbestrebungen, die etwas Modisches für Modernität ausgeben möchten. Dazu rechne ich die verspätete, durchaus zusammenhanglos hervorgebrochene Kreidemalerei, die vor Jahren aufkam, als die Maler die Atmosphäre und die Helle zu studiren begannen, als sie sich in rein optisches Malstudium versenkten und ihr Blick nicht weit hinauskam über die Oberfläche der sichtbaren Welt. Seit der Kolorismus seinen entschiedenen Sieg erfochten hat, ist diese Malweise überwunden, die zeitweilig als der Inbegriff des „Pleinairismus“, der schattenlosen Lichtmalerei, zu einem Kunstevangelium erhoben war. So muthet denn die grauweiße Fluth, die z. B. über Rudolf Eichstaedt's Soldatenbild gegossen ist, an wie „eine längst vergessene Mode, wie ein Erinnern nach dem Tode“. So schnell entwickelten sich die Dinge. Allerdings soll nicht verkannt werden, daß Eichstaedt selbst, der früher nur grausam-traurige oder grausam-komische Geschichten zu erzählen wußte (im vorigen Jahre war es das letzte Kapitel einer Novelle, die mit Selbstmord endigte), diesmal zunächst durch künstlerische Gesichtspunkte sich hatte leiten lassen. Ich bin überzeugt davon, daß ihm die Anekdote vom wunden Blücher, der am Morgen nach der Schlacht von Belle-Alliance den Degen und die Orden des großen Napoleon einzieht, an sich nicht sehr wichtig gewesen ist, — daß ihm vielmehr das große holländische Zimmer des Erdgeschosses mit seiner ganz aus Fenstern bestehenden Längswand, wo dauernd eine unendliche Fülle weißen Lichtes einströmt, für die Lösung eines malerischen Problemes sehr lockend erschienen ist. Diese hellen holländischen Stuben sind in der Kunstgeschichte schon fixirt. Liebermann malte sie — nach Josef Israels — und Uhde, dann kamen Kuehl und Höcker, und es folgten Franzosen wie L'Hermitte und Skandinaven wie Edelfelt. In dieser Helligkeit die bunte Fülle der Waffenröcke — das muß ganz charmant sein, so dachte sich wohl Eichstaedt. Doch er übersah, daß die Aufgabe nicht mit dem dünnen Mittel der Kreidemalerei, daß sie vielmehr nur auf eine hervorragend koloristische Art zu lösen sei. Die Leistung ist kalt und hart. Dem Lichte fehlt die natürliche Quelle, und die Farbe an den Körpern und Dingen ist nur schwache Illustration der Zeichnung.

Für Eichstaedt hätte ich auch die Namen Henseler, Kameke, Emilie Hedinger einsetzen können. Aber als Typus war gerade er mir bemerkenswerth, wie Hugo Vogel und Adolf Schlabitz für eine andere weitaus gesünder und zielbewußter arbeitende Gruppe mir typisch zu sein schienen. Sie sind vornehme Vermittler, nothwendige Werkzeuge des künstlerischen Fortschrittes. Beide gehören nicht zu den großen Auserwählten der Kunst, sie sind Talente geringeren Grades, aber gerade darum ist ihr Streben so merkwürdig und des Lobes werth. Die Kritik hat Distanz zu halten: Sie darf ein Bild des Herrn Vogel nicht mit demselben Maßstabe messen, den ein Werk Liebermann's verlangt, — und unter diesen Umständen ist es mir erlaubt, von dem großen dekorativen Entwurfe, der die Industrie unter dem Schutze der Wehrkraft darstellt, mit Ausführlichkeit zu sprechen, wie von einem epochemachenden Werke, epochemachend in der Entwicklung des Herrn Vogel.

Man weiß, Vogel ist eine ideal angelegte Natur; als ihm sein Idealismus nicht mehr erlaubte, bei den Alten zu verharren, ist er ins Lager der Jüngeren übergegangen. Das geschah aus dem Zwange des pochenden Gewissens heraus: Du darfst so nicht weiter arbeiten, du mußt dir andere Wege suchen. Der Abfall ward ihm nicht leicht; er kostete ihn eine offizielle Stellung. Der Austritt aus dem akademischen Lehrkörper vollzog mit ihm Skarbina (auch der alte August Heyden), — aber das Opfer Skarbina's schlage ich sehr gering an, das Opfer Vogel's dagegen war groß: Ihm war nicht die Gabe des freien Muthes in die Wiege gelegt, er mußte sie erwerben in schmerzlicher Lebenserfahrung. In der Akademie war Vogel groß geworden, dort wurzelte er als wohldisziplinirter „Historienmaler“ mit seiner ganzen Anschauungsweise. Der Wandel, der, von Innen nach Außen, sich bei ihm vollzog, war derart, daß er vom „Historienmaler“ die Historie wegließ und sich begnügte, nur ein Maler zu sein. Er begann nach München, Frankreich, Belgien, England zu reisen; auch ein bestimmtes Vorbild hatte er, — das war

Gotthard Kuehl. Gleich diesem malte er niederdeutsche oder holländische Bauernhäuser, barocke Kircheninterieurs mit vielem Lichte, den Chor mit der Orgel, wo fromme Kinder in hellen und bunten Gewändern singen; er sucht im Porträt einen Weg zu finden zwischen englischem Chic und Liebermann'scher Herbheit. Er bethätigt sich überall als ein ernster, redlicher, wenn auch unpersönlicher Künstler, ein Freund der Großen, nicht ihr Pair.

Für die Entwicklung sind diese vermittelnden Erscheinungen ungemein wichtig. Das Publikum traut ihnen mehr als der regelverachtenden Genialität. So kann es ihnen gelingen, langsam den Geschmack zu reinigen und das Urtheil derer umzubilden, die das Alte nicht mehr mögen und das Neue noch nicht verdauen. Ich verstehe recht wohl, warum Hugo Vogel mit Porträtaufträgen gesegnet ist, warum die „Bank für Handel und Industrie" ihm eine so hohe monumentale Aufgabe zumuthete: Der Stümper übernimmt sie leicht und hastig, das Genie schwer oder — gar nicht. Vogel sagt sich in seiner ruhigen Art: „Da ist etwas, woran du lernen kannst, denn es ist dir Gelegenheit geboten, deine Vermittlerpflicht in einem sehr ernsten Falle zu zeigen — du sollst vermitteln zwischen dem alten Olymp und der neuen Erde." Er glaubte an die Möglichkeit, und dieser aus der Arbeit sprechende Glaube ist es, der sich dem Publikum mitgetheilt und dem Werke einen bedeutenden Erfolg bereitet hat. Das Publikum (ich meine nicht die urtheilslose Masse, die, wie immer, auch hier ihre Witze reißt) lobt das Bild, und ich begreife das Publikum; der Künstler freut sich redlich seines Ruhmes, und ich gönne ihm die Freude, obgleich ich die Unternehmung nicht als gelungen ansehen kann. Aber er hat versucht, einer ganzen Gattung, die heute dem Tode entgegengeht, noch einmal neues Blut zuzuführen, ihren Werth auf ein höheres Niveau zu heben, und darin liegt die vorübergehende Bedeutung dieser Arbeit.

Die Industrie, eine göttlich große Jungfrau, sitzt in steifem Festkleide feierlich da; sie hat nichts zu fürchten, denn neben ihr reckt sich aufs Schwert gestützt ein junger Heros empor (von nicht stark ausgeprägter männlicher Schönheit), der in der freien Hand die Kaiserkrone hält. Hinten gruppirt sich schicklich der Hofstaat der Industrie, wie in der Apotheose einer Feerie: das Handwerk, ein rüstiger Greis, die Mathematik, eine nackte blühende Frauengestalt auf schwellender Purpurdecke (virtuose Fleischmalerei à la Rochegrosse) — die stark posirende Gruppe ordnet sich auf einer Marmorterrasse am Ufer der Spree, und nun sind wir in der Wirklichkeit. Die Industrie repräsentirt nicht nur, sie hat auch eine Aufgabe, eine offizielle: Mit äußerst wohlwollenden Mienen und mit einer liebevoll ermunternden Handbewegung überliefert sie ganz neue Werkzeuge, die sehr imposant im Vordergrunde des Bildes liegen, einer Arbeiterschaar. Die Leute treten aus ihrer dunstigen Werkstatt und schreiten die Stufen hinauf. Auf der einen Seite die Wirklichkeit, auf der andern das Ideal. Hinten erstreckt sich, fabrikstadtmäßig rauchend, der Vorort Moabit, zwischen ihm und dem allegorischen Sozialismus fließt einigermaßen pappig und wie das Wasser einer Bühnendekoration die Spree. In dem Bilde ist viel konventionelle Steifheit und nur eine schwache Lebensspur — es ist peinvoll anzusehen, wie Vogel seine Allegorie (durch eifrig nebeneinander geübtes Atelier- und Naturstudium) aus der Wirklichkeit herauswindet. — Und doch hat das Bild — ich sehe von dem ziemlich kecken und hier und da auch weichen Kolorismus ganz ab — sein Gutes: die Monumentalkunst knüpft an die Zeitempfindung an, — der Künstler gibt den Leuten zu verstehen: Die Sublimität des Gedankens allein thut es nicht — es gibt keine Malerei ohne die Anschauung.

Adolf Schlabitz war immer ein warmer und milder Freund der Wirklichkeit. Wo Vogel erst hingelangen mußte, da stand er schon von Anfang an. Ohne Zweifel, man schätzt ihn viel zu wenig. Er kann ungemein viel, mehr wie Vogel und eine große Zahl der Neueren. Aber auch er ist kein naiver Künstler, so idyllisch und sanft er wohl ins Leben blicken mag. Er sucht in der malerischen Wirklichkeit mit scharfem Auge die Feinheiten, — Menzel's Subtilit scheint ihm ein Gegenstand der Verehrung und Nacheiferung zu sein. Er kann sich der Natur nicht völlig hingeben, immer beherrscht ihn sein formales Gewissen. Aber er sucht doch seinen Arbeiten Charakter zu verleihen. Schon auf dem ersten Bilde, das ihm einen Namen machte, der „Konzertprobe" (eins von den Bildern, die mir nicht aus der Erinnerung schwinden können), war bei einem großen Reichthum der Figuren ein seelischer Mittelpunkt geschaffen, eine innere Harmonie festgehalten worden. In fast allen folgenden Werken, den Schilderungen des Bauern- und Bürgerlebens, in den Städtebildern ist dieses lebendige Element vorhanden — deutsche Träumerei, Wehmuth, Nachdenklichkeit, verhaltene Daseinsfreude — auch auf seinem letzten Bilde. Es heißt „die Blinden in der Kirche". Schlabitz sucht in der Landschaft nicht nur, auch im Weltlauf die stillen Winkel. Was anderen unbedeutend, ja abstoßend — den Philister graut: körperliche Gebrechen! — erscheinen mag, das gewinnt für ihn Bedeutung, öffnet ihm in der Brust eine warm mitfühlende Stelle. So sah er an einem hellen Frühlingssonntag in das Innere einer altberlinischen Kirche. Es war der Raum, der für die Pfleglinge des Blindeninstitutes bestimmt ist. Der Raum war nicht etwa dunkel — er war der hellste im ganzen Gotteshause. Da lag ein unwillkürlich rührender Kontrast. Der Gottesdienst ist zu Ende, die Orgel tönt aus, die blinden Frauen haben sich erhoben, und, von einem Kinde angeführt, ordnen sie sich, um paarweise hinauszuschreiten. Kalt, mit völliger Stumpfheit der Empfindung wandeln sie durch die Ströme klarsten Lichtes. Es spielt wie Silberspangen um ihre Häupter, es gleitet über ihre Wangen, es lockert die harten und groben Farben der Kleidung, es hüllt ihre Hände ein. Die Männer rücken ungeduldig auf den Sitzen, sie müssen warten, bis die Schwestern ihres schlimmen Schicksales die Kirche verlassen. Ihre Köpfe sind unmittelbar gegen die Sonne gerichtet, starr blickt das Auge in die Helle hinein, und hier beobachtete der Künstler die Fähigkeit des Lichtes, umzuformen und umzufärben. Hier ist der Punkt, wo die subtile Kunst des Herrn Schlabitz einen innigeren Anschluß an die naturvollen Aufgaben der Zeit suchte. Er that es mit dem Fleiße, der Sauberkeit und auch der Bedenklichkeit, die ihm eigen. Die Malerei ist mehr genau als weich und vibrirend ausgefallen. Es ist kein großer Wurf in der Arbeit, vieles Kleine dagegen entzückend: die Schnitzarbeit der alten Betstühle, der elegante Schwung der eichenen Wendeltreppe, die frommen Embleme an Fenster und Wänden. Auch der Silberglanz der Luft ist oft reizvoll getroffen: hier und dort hebt sich ein Kopf aus der Atmosphäre, so echt, daß man glauben könnte, ein dänischer Interieurmaler habe das Bild geschaffen. Es gewährt Vergnügen, ein so gut und sicher durchgebildetes Talent zu finden.

Allerdings glaube ich nicht, daß Männern wie Schlabitz oder Vogel, noch Wirkungen bevorstehen, die unser Kunstleben wesentlich bereichern und fördern. Dazu besitzen sie nicht die Persönlichkeit, auch fehlt ihnen die Frische der Jugend. Den Kreis ihres Könnens werden sie bald durchlaufen haben. Ihre Lebensarbeit ist Vorbereitung. Die Kraft, von der die künstlerische Zukunft Berlins sich nähren könnte, ruht in einer anderen Gruppe. Als ihren Typus möchte ich Dettmann hervorholen. Er wenigstens hat ein Werk ausgestellt, von Qualitäten, die jene hohe Meinung rechtfertigen. Man ist gewohnt, Dettmann dem Kreise der Hans Herrmann und Warthmüller zuzurechnen. Doch sie haben in der That mit ihm nichts gemein, sie sind nicht Künstler wie er, sie wollen gefallen und sind Männer einer zum Theil recht geschmacklosen Kompromißarbeit. Schon vor Jahr und Tag habe ich darauf gedeutet, wo hinaus die Hollandmalerei Herrmann's will: „Schmücke dein Heim", schreit heute ein banales Wort, dem wohlhabenden Bürger zur Aufmunterung. „Und koche mit Gas", fügt man unwillkürlich hinzu, weil zwischen dem Fabrikanten für Gaskocher und dem Verfertiger von dekorativer Bilderwaare der praktische Sinn ein ganz richtiges Bindeglied

herstellt. Wie die Hollandmalerei Herrmann's, so verliert auch seine Berliner Sittenschilderung immer mehr das Verhältniß zur Natur. Nein, Dettmann gehört viel eher zu dem Kreise, worin es Skarbina, Ury, Curt Herrmann, Dora Hitz zu einer bestimmten Meisterschaft gebracht haben und aufkommende Begabungen wie Karl Ziegler und Max Uth ihre frischen Lichter blitzen lassen. Dettmann will nur malen, und er kann malen. Er begeht Nachlässigkeiten, auch Rohheiten. Aber ihm ist doch die Farbe ein persönliches Ausdrucksmittel (für ein sehr kräftig entwickeltes Naturgefühl) und nur solche Leute kann unsere Kunstkultur gebrauchen. Beim ersten Blick auf sein neues Bild, das Triptychon „der Arbeit", möchte es so scheinen, als ob hier in der Hauptsache die Idee mitgewirkt habe und nicht die Anschauung. Man findet Citate aus dem „Vater unser" und den Psalmen, und man könnte die Bildertheile auffassen als eine Art Illustration zu diesen Citaten. Aber Dettmann ist nicht mehr und nicht weniger vom Gedanken bestimmt als Uhde: Wirkliche Gesichte erhalten einen großen geistigen Zusammenhang, eine Weltanschauung tritt aus einer individuellen Auffassung des Naturlebens hervor. Uhde ist in der That Dettmann's nächstes Vorbild, aber auch Liebermann und der Däne Viggo Johannsen wirkten auf ihn ein. Das menschliche, gefühlte Christenthum weist auf Uhde, der robuste Wirklichkeitssinn, der das Motiv der Arbeit fand, auf Liebermann, die intime Art der Interieurschilderung auf Johannsen, der, ein genialer Philister, so zart das Malerische in den helldunklen Bürgerstuben zu entdecken weiß. Man verstehe wohl: Hier ist keine Anlehnung vorhanden — aus Dettmann's umfassender Darstellung spricht vielmehr der große Sinn, der sich in die künstlerischen Richtungen der Zeit eingelebt hat. Der Maler sieht — der ländliche Charakter ist in dem Ganzen sehr fein festgehalten worden — vor einer Dorfschmiede im Mittagsbrande des Hochsommers Männer in lebendiger Thätigkeit: Sie schweißen einen glühenden dampfenden Reifen um den Lauf eines Rades. Auch die Sonne war geschäftig: Sie nahm den Dingen die Farbe, löste die leuchtende Gluth des Feuers auf und tauchte die ganze Gruppe in einen flimmernden Silberton. Die Atmosphäre ist voll Weichheit, sanft sind die kargen Schatten: an der Seite des Kirchleins, gegen das sich ein saftig grünender Lindenbaum stellt. Wie die Natur der Arbeit scharf erfaßt ist, so ist auch der Charakter der Landschaft einfach und treu gegeben in einer breiten und freien Art, der dekorativen Anlage entsprechend. Der strengen Wirklichkeit folgt das Idyll. Die Stube des Arbeiters im Dämmerlichte. Saubere Einfachheit, ein enges, zufriedenes Leben. Eine gemeinsame Schüssel auf dem Tisch, die Hausfrau schneidet das Brot an — man betet mit ernstem Antlitz .... Der Mann, der Tag um Tag mit Sorgen gerungen und einen knappen Sparpfennig zurückgelegt, kommt zu Jahren. Ein Greis, schickt er den eigenen Sohn in die Welt. Ein früher Morgen; die Sonne sendet den ersten Blick durchs Fenster: Aus dem lichten Dämmer heben sich weich zwei Gestalten: Ein junger, zur Reise gerüsteter Bursch und im Lehnstuhl ein alter Mann, der segnet. Er gibt dem Kinde seiner Zuversicht das Wort des Psalmisten auf den Weg mit: vom Leben, das siebenzig Jahre währt und das köstlich gewesen, wenn es Mühe und Arbeit gewesen. Wie dort der Geist eines ernsten Familienglückes, so ist hier der Geist einer Abschiedsstunde, der Zauber der Hoffnung malerisch in die Kunst hinübergeführt.

Mag Dettmann eine Tendenz gehabt haben: den Unzufriedenen Versöhnung zu predigen mit dem mühereichen, sauren Dasein, — sie ist nicht sentimental, noch aufdringlich zum Ausdruck gelangt. Was er schildert, hat er gesehen, und wenn er das Gesehene auch durchlebte und durch die Oberfläche in das Wesen, in die Seele der Erscheinung zu dringen vermochte, so bezeugt er damit nur, daß sein künstlerisches Gefühl der Erweiterung und Vertiefung fähig ist.

Ich will noch ein Wort über Carl Ziegler hinzufügen, der zum ersten Male erscheint, als ein schon bis zu gewisser Reife durchgebildetes Talent. Vornehmlich im Koloristischen durchgebildet. Und darin zeigt er bereits eine gewisse Manier, eine Virtuosität, für die ich — so großer Jugend gegenüber — lieber derbe und naive Fehler sehen möchte. Seine Natur ist mehr auf eine wohlgestimmte Zartheit als auf impulsive Kraft gestellt. Er kommt aus der Schule der französischen und skandinavischen Lichtkünstler. Der malerische Charakter des dunkeln Porträts erinnert mich an Zorn, der seelische Gehalt, das Wehmüthige an Dora Hitz, die auch in diesem Jahre wiederum bezeugt, wie leicht und gefällig bei ihr alle neuen artistischen Gedanken zum Durchbruch gelangen. Die gefühlte Porträtkunst Aman-Jean's und Carrière's hat jetzt in ihr eine willige Schülerin gefunden ....

So meine ich denn, daß man, wenn auch nicht sehr heiter, so doch keineswegs muthlos wird in die Zukunft blicken können. Besser freilich würden die Dinge stehen, wenn unsere Kunstpolitiker aus den Resultaten des vorigen Jahres etwas Gründliches gelernt, wenn sie versucht hätten, dem gesunden Fluß der modernen Kunstbewegung, der nun einmal in ihr Gebiet geführt war, ein günstiges Bett zu graben. Statt dessen setzten sie alle Kraft daran, ihn schnell wieder abzuleiten. Aber sie vergaßen, daß ein neu getränktes Land, und sei der Boden an sich noch so hart, doch wieder eine besondere Art von Fruchtbarkeit entwickelt, daß, mit anderen Worten, Anregungen immer Anregungen bleiben, und die einmal ermunterten Geister sich mit dem neuen Ideal dauernd beschäftigen werden. Das Publikum muß finden, daß die Schotten, zumal Whitelaw-Hamilton, Brown und Paterson, und der zart fühlende Belgier Franz Courtens die gesammten Berliner Landschafter verdunkeln; daß von unseren fixen Porträtisten nichts übrig bleibt, wenn man das großgedachte, glänzende Bildniß einer reitenden Lady von Lavery oder die noblen, geistreichen Arbeiten Herkomer's ins Auge faßt, daß selbst ein später Nachfahr des Präraphaelitismus wie Walter Crane die einheimische „Mystik" lächerlich macht, daß menschlich empfindende durch und durch persönliche Religionsmaler wie Uhde, Habermann und Stuck die blutleere Schablone der Nazarener- und Italienerschule völlig verdrängen; daß jüngere Münchener Kräfte wie Binnen, Haß, Schad, Boller, Block nur den trüben Gedanken auffrischen müssen, daß wir im Grunde keine Jugend, keinen Nachwuchs haben; daß des Villegas staunenswerthe Virtuosität nur um so heftiger den künstlerischen Unwerth unserer anspruchsvollen, freudlosen Monumentalkunst fühlen läßt. Man wird stillschweigend die Lehre einstecken müssen, daß München durch Düsseldorf nicht zu ersetzen sei, und daß auch Kallmorgen nicht, der die Reste der Tierschule gewandt in sich geborgen hat, die Ehre Karlsruhes zu retten vermag.

Gebe man uns im kommenden Jahre wiederum statt der epischen Monotonie alter akademischer Unternehmungen ein lebhaftes kleines Drama. Denn das Dramatische ist das Kennzeichnende im neueren Ausstellungswesen: In der rastlosen Entwicklung lassen sich charakteristische Einzelvorgänge erkennen, aus diesen Vorgängen treten handelnde Persönlichkeiten hervor.

Julius Elias.

## Theater.

Lessing-Theater: „Die Sittenrichter", Schauspiel in 4 Akten von Henry Arthur Jones. In freier Bearbeitung von Oscar Blumenthal.

Das Schauspiel „die Sittenrichter", das an einem merklich kühlen ersten August doch allzufrüh die Berliner Herbstsaison eröffnen wollte, soll in einem Londoner Theater einen großen Erfolg gehabt haben und von einem Londoner Dichter verfaßt sein. Den Erfolg kann man gerne glauben, wenn das Stück auch in Berlin nach einer freundlichen Aufnahme der ersten Hälfte sachte und ruhig fallen gelassen wurde. Nur an den Dichter Jones ist schwer zu glauben; der Verfasser könnte trotz seiner männlichen Taufnamen

beinahe eine englische Gouvernante sein, eine Gouvernante alten Stils.

Zwar die kleinen Bosheiten gegen die Parlamentarier und ihre Schwächen sind nicht übel; und wenn man genau unterscheiden könnte, ob Henry Arthur Jones diese Epigramme aus eigenen Mitteln bestritten, oder ob er sie dem englischen Geiste entlehnt hat, so könnte einer von beiden, Jones persönlich oder der englische Geist, ein feiner Satiriker genannt werden. Namentlich in den vorbereitenden Szenen erwecken diese geistreichen Einfälle ein günstiges Vorurtheil für das Stück. Dann aber beginnt es bald unheimlich zu knarren, der Minister ist auf der Straße überfallen worden, hat sich in ein Haus geflüchtet und findet da die unschuldsvolle Tochter eines sentimentalen Trunkenbolds, in die er sich auf der Stelle verliebt: die ungefüge Handlung des Gouvernantenromans geht los.

Ich will dem Verfasser aus der Unwahrscheinlichkeit der Voraussetzung keinen Vorwurf machen; er ist konsequent genug, bis ans Ende im Reiche der Unwahrscheinlichkeiten zu bleiben. Er hat vom alten Scribe gelernt, wie man den Reiz der politischen Intrigue mit possenhaften Liebeständeleien mischt; er hat dem weit modernern, darum auch rascher veralteten Sardou abzugucken versucht, wie man das Publikum in ein funkelnagelneues Milieu — diesmal in das Fraktionszimmer eines Parlaments — hineinblicken läßt; er hat es endlich allen guten Schriftstellern seines eigenen Volkes nachgemacht, die nie müde geworden sind, sich über englischen Puritanismus lustig zu machen. Bei alledem hat er keine Handlung fertig gebracht, die aus begreiflichen Motiven der handelnden Menschen hervorginge; und ich fürchte sogar, die Handlung bliebe auch dann unverständlich, wenn man von den Motiven absähe und sich nur um die objektiven Vorgänge kümmerte. Sie geht zwar von Zeit zu Zeit ganz lebhaft vorwärts, aber doch nur wie eine Droschke, deren Gaul keine Zugkraft im Leibe hat; nach einem bösen Peitschenhiebe läuft das arme Thier hundert Schritte im Galopp, um dann stehen zu bleiben und mit gesenkten Ohren den nächsten Hieb zu erwarten. Es ist aber kein angenehmes Fahren, wenn der Kutscher sich gar zu sehr spüren läßt.

Doch das sind künstlerische Mängel und um deren Willen wird nur ein Weiberfeind gleich eine Gouvernante hinter Henry Arthur vermuthen. Bedenklicher ist die moralische Seite dieses Stückes, welches den Kampf gegen thörichte Sittenrichter zu unternehmen verspricht und schließlich bei einer unverdaulichen Backfischethik stehen bleibt. Der Verfasser — da es nun einmal ein Mann sein soll — empfindet gar nicht die Komik seiner Seelenforschung, wenn der Vater des unschuldigen aber armen Mädchens, der Trunkenbold, im entscheidenden Augenblick mit einem Hundertmarkschein Brandy trinken geht und dazu schwört, er werde sich von nun ab bessern. Er scheint gar nicht zu fühlen, daß er sich da eine humoristische Studie entgehen läßt, daß die Kennzeichnung der Unheilbarkeit des Trunkenboldes wahrer, wirksamer und gewissermaßen moralischer wäre als alle frommen Schwüre. Und so ahnt er wohl auch nicht, wie unmoralisch das jungfräulich keusche Ende des Stückes eigentlich ist.

Der Minister wird gestürzt, weil er dabei ertappt worden ist, allabendlich brav und sittsam bei dem unschuldigen Mädchen ein Stündchen oder zwei verplaudert zu haben. Zugegeben, daß in England die Opposition so klosterhaft prüde sei. Nun aber bietet der gestürzte Minister der Unschuld seine Hand; das Mädchen gibt ihm einen Korb, um seiner Karriere nicht zu schaden. Da, kurz vor dem letzten Fallen des Vorhangs, macht alle Welt die Entdeckung, es wäre für die Karriere des Ministers förderlich, wenn er seine Abende bei seiner Braut zugebracht hätte, wenn der Lord die arme Unschuld heirathete. Und so geschieht es plötzlich; das Laster der Heuchelei wird hinausgeworfen und die gute Karriere siegt.

„Die Sittenrichter" gehören zu der Gattung von schlechten Stücken, welche ihrem Publikum sonst gefallen, wenn der reiche Lord nur einen schönen Bart hat und gut bei Stimme ist. Der Hauptdarsteller hatte nur ein Bärtchen und war heiser.

Fritz Mauthner.

---

**Otto Roquette, Siebzig Jahre,** Geschichte meines Lebens. Darmstadt 1894.

Neben den wichtigen Denkwürdigkeiten von Gervinus und den autobiographischen Plaudereien von Hanslick wird sich Roquette's Selbstbiographie, im selben Jahre erschienen, mit Ehren behaupten. Nicht weit ausgreifend, erzählt Roquette nur sein eigenes, schlichtes Leben; wie er, der Sohn eines Juristen, Gymnasialzeiten in Bromberg und Frankfurt a./O., Universitätszeiten in Heidelberg, Halle, Berlin, hernach zwischen Poesie und Lehrthätigkeit getheilte Jahre in Berlin, Dresden, Darmstadt verbracht hat. Die Herkunft von französischen Refugiés äußert sich in der gewinnenden Art der Mittheilung, dem anmuthigen Konversationston des Erzählers. Der „Tunnel" des alten Berlin, der Kreis von Paul Heyse, Rietschel, Hähnel, Gutzkow, David Strauß, Auerbach, das Weimarische Fürstenhaus und seine Anhänger, Liszt, Wittgenstein 2c., ein Stück deutschen Bürger- und Künstlerlebens, durchwirkt mit sinnigen Betrachtungen über Lebensphilosophie, Poetik und Dramaturgie, läßt sich in dieser Generalbeichte eines edlen und selbständigen Naturells angenehm verfolgen.

—m.

---

**Louis Liard: L'enseignement supérieur en France 1789—1893. Tome second. Paris. 1894. Armand Colin et Co.**

Niemand war so sehr dazu berufen, eine Geschichte des höheren französischen Unterrichtswesens in der neueren Zeit zu schreiben wie Louis Liard, der ausgezeichnete Direktor dieses Zweiges der Verwaltung im Unterrichtsministerium der Republik. Wenn bereits der erste Band seines Werkes, der sich mit dem Einfluß der Revolution auf die höheren Bildungsanstalten beschäftigte, allgemeine Anerkennung gefunden hat, so wird sich der zweite jüngst erschienene nicht minderes Lob verdienen. Hier werden die Schöpfungen des Konsulates und des ersten Kaiserreiches dargestellt, wobei namentlich die „kaiserliche Universität", diese feinste Blüthe der Centralisation, in die hellste Beleuchtung rückt. Es folgt eine Schilderung der Schicksale des höheren Unterrichtswesens unter der Restauration, dem Julikönigthume, der zweiten Republik, dem zweiten Kaiserreich, aus tiefer Kenntniß des ganzen Organismus geschöpft, mit werthvollen Beiträgen aus archivalischen Quellen, bis der Verfasser zur Erzählung der großen Neuerungen gelangt, die sich unter der Herrschaft der dritten Republik durchsetzten. Er zeigt, wie der Grundsatz der Freiheit des höheren Unterrichtes eines Gegengewichtes, in der Reform der Staatsanstalten, bedurfte. Er entwickelt die allmähliche Umwandlung der „Fakultäten" und ihre Annäherung an die deutschen Universitätsmuster. Er legt eine Lanze ein für die Vollendung der noch unfertigen Reformarbeit und verbindet dabei den rühmlichsten patriotischen Eifer mit der verständnißvollsten Würdigung der Wissenschaft.

A. St.

---

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 45. Berlin, den 11. August 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). – Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Nachdem sich alle Mühe, dem Reichskanzler das Gruseln vor den Anarchisten beizubringen, als erfolglos herausgestellt hat, will jetzt die preußische Regierung die Gesellschaft retten. Zwar speziell gegen die Anarchisten gesetzgeberisch vorzugehen, dazu fühlt man auch in Preußen keine rechte Neigung. Aber damit doch etwas geschehe, soll wenigstens das preußische Versammlungsrecht reaktionär revidirt werden. Die „Nordd. Allgem. Zeitung" hat die bevorstehende Aktion in motivirter Form bereits angekündigt. Man ersieht aus der offiziösen Motivirung, daß ein Schlag gegen die Sozialdemokratie beabsichtigt ist, und daß die „Reform" im Wesentlichen auf eine Erweiterung der Präventivpolizei hinauslaufen soll. Nach dem Muster des sächsischen und des hamburgischen Versammlungsrechts soll die Polizei die Abhaltung von Versammlungen, deren Verlauf ihr nicht ganz geheuer erscheint, verbieten können. Der Plan macht einen so lächerlich kleinlichen Eindruck, daß er beinahe wie eine Persiflage auf das ängstliche Geschrei: Es muß etwas geschehen! ausschaut. Ist etwa in Sachsen und Hamburg die Ausbreitung der Sozialdemokratie in Folge der engherzigeren Gestaltung der dortigen Versammlungsgesetzgebung aufgehalten? Nicht im Mindesten. Im Gegentheil: gerade Sachsen und Hamburg sind die am stärksten von der Sozialdemokratie inficirten Staaten Deutschlands. Als Heilmittel hat sich die Beschränkung der Versammlungsfreiheit dort in erkennbarer Weise darnach nicht bewährt. Und das ist ja auch begreiflich genug. Gerade das renommistische Geschwätz der rabiaten „Genossen" ist ja durchweg eine ziemlich harmlose Kehlkopfsübung. Bedeutung bekommen diese Reden erst dann, wenn sie nicht gehalten werden konnten, weil die Polizeibehörde — um mit der hamburgischen Verordnung zu reden — „wegen dringender Gefahr für die öffentliche Ordnung oder Sicherheit" es für nöthig erachtet hat, die betreffende Versammlung zu untersagen. Ein solches der flammenden Beredsamkeit eines bis dahin vielleicht ganz unscheinbaren „Genossen" ertheiltes Polizeiattest ist die beste Reklame für den Mann. Und was er vor ein paar hundert gelangweilter Zuhörer nicht sagen darf, wird er oder ein Geschickterer dann in der Presse Zehntausenden von Lesern vortragen. Und mit solchen abgestandenen Mittelchen glaubt man die Sozialdemokratie bekämpfen zu können! Diese reaktionäre Velleität verspricht so wenig Wirkung, daß selbst das gegenwärtige preußische Abgeordnetenhaus daran schwerlich viel Geschmack finden wird. Dagegen ist es nicht ausgeschlossen, daß die Mehrheit dieses Abgeordnetenhauses die bezügliche Regierungsvorlage mit Amendements versieht, die noch weit über die reaktionären Absichten der preußischen Regierung hinausgehen. Darin liegt die eigentliche Gefahr. Ein Glück ist es nur, daß die Preßgesetzgebung der Legislatur Preußens entzogen ist und dem Reichstage untersteht.

Der Krieg zwischen Japan und China ist jetzt auch formell deklarirt, nachdem die Feindseligkeiten zu Wasser und zu Lande bereits begonnen hatten. Bisher ist Japan allenthalben siegreich gewesen. Diese kriegerischen Erfolge haben jedoch für den schließlichen Ausgang des Streits nur unerhebliche Bedeutung. Sie befriedigen die nationale Eitelkeit der Sieger, aber sie entscheiden nichts, bringen die Entscheidung sogar nicht einmal näher. Könnte man die beiden Kriegführenden isoliren, so möchte Europa den Kampf um Korea mit ziemlicher Gemüthsruhe betrachten. Aber es tritt immer deutlicher hervor, daß die asiatische Rivalität England auf Chinas und Rußland auf Japans Seite treibt. China ist in Asien Rußlands Nachbar und natürlicher Gegner, und ferner würde Rußland gewiß nicht böse sein, wenn es ihm gelänge, aus den koreanischen Wirren als Preis für seine wohlwollende Neutralität einen eisfreien Hafen an der Küste Koreas, vielleicht gar Chemulpo, für eine Flottenstation zu erwischen, eine Eventualität, die Englands ostasiatische Interessen sehr nahe berühren müßte.

Einstweilen verhalten sich die europäischen Mächte aber noch reservirt. Hoffentlich behält in Rußland wie in England die Besonnenheit die Oberhand.

Während im Osten Asiens die Völker aufeinanderschlagen, rüstet man sich in Europa zur Abhaltung von Kongressen, welche die Befestigung des Völkerfriedens anstreben. In Antwerpen tritt am 29. August der „Allgemeine Friedenskongreß" zusammen und im Haag wird am 4., 5. und 6. September die „Interparlamentarische Konferenz" tagen. Beide Versammlungen werden bei der Nähe der Kongreßorte hoffentlich auch von Deutschland aus zahlreich beschickt werden. Die Friedensvereine haben im abgelaufenen Jahre in Deutschland an Mitgliederzahl ganz wesentlich gewonnen, ihre Mitglieder zählen bereits nach Tausenden. Was aber die interparlamentarischen Konferenzen anlangt, so haben auf den Konferenzen in London, Rom und Bern deutsche Parlamentarier bereits fleißig mitgewirkt; auch für die Konferenz im Haag liegen aus Deutschland bereits verschiedene Anmeldungen vor. Des besten Empfanges dürfen die Abgeordneten in der niederländischen Hauptstadt gewiß sein. Beide Häuser des holländischen Parlaments, wie auch die holländische Regierung, stehen den Bestrebungen der Konferenz sehr sympathisch gegenüber. Der gegenwärtige Minister des Innern, Herr van Houten, war ein eifriges Mitglied auf sämmtlichen bisher abgehaltenen Konferenzen. Ein Hauptziel, das sich diese Konferenzen gesetzt haben, ist die Propaganda für eine schiedsrichterliche Regelung internationaler Streitigkeiten. In der diesjährigen Konferenz wird außerdem die wichtige Frage des „Fremdenrechts" zur Erörterung kommen, sowie erneut die Frage der Unverletzbarkeit des Privateigenthums zur See in Kriegszeiten. Den beiden Friedensversammlungen hat vor Kurzem ein eifriger englischer Friedensfreund, Mr. Samuel James Capper, wirksam vorgearbeitet durch eine von ihm in der „Contemporary Review" veröffentlichte Arbeit über Elsaß-Lothringen. Mr. Capper, der im Jahre 1871 als einer der Kommissare für die Austheilung des Kriegsopferfonds in Metz fungirte, hat kürzlich sechs Monate in Elsaß-Lothringen verlebt, um die sogenannte elsaß lothringische Frage eingehend zu studiren. Das Resultat seiner Untersuchungen ist um so interessanter, als Mr. Capper höchst unparteiisch zwischen Frankreich und Deutschland steht. Er spricht zudem geläufig deutsch und französisch und ist ein Mann, der es wie wenige versteht, mit Menschen jeder Klasse in freundschaftliche Beziehungen zu treten. Dieser Engländer räumt in seinem Artikel mit einer Reihe von irrigen Vorstellungen auf, die speziell unter den englischen Friedensfreunden noch immer gehegt wurden. Er konstatirt zunächst auf Grund der von ihm an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen, daß, selbst wenn morgen Elsaß und Lothringen Frankreich zurückgegeben würden, der Friede Europas dadurch nicht befestigt werde. Frankreich würde nach wie vor auf Revanche sinnen, und der Besitz der beiden großen Festungen Straßburg und Metz würde die Franzosen nur um so leichter verführen, ihren Revanchegelüsten Folge zu geben. Ferner stellt Mr. Capper fest — und darin wird ihm jeder Kenner Deutschlands beistimmen —, daß in Deutschland ernstlich Niemand daran denkt, Elsaß und Lothringen zu neutralisiren. „Wie auch immer", führt Mr. Capper wörtlich aus, „unsere theoretische Ansicht über das Recht und Unrecht der Situation sein mag, Deutschland wird niemals jene Provinzen freiwillig aufgeben." Speziell über den Gedanken der Neutralisation sagt er, daß dieselbe von Niemandem aufrichtig gewünscht werde; ließe sich die Neutralisation aber erreichen, so würde die Gefahr einer Bedrohung des europäischen Friedens dadurch eher gesteigert, als vermindert werden.

Diese Bemerkungen treffen den Nagel auf den Kopf und sind — aus einem so unparteiischen Munde kommend — wohl geeignet, die Friedensbewegung innerlich zu stärken. Es ist eine falsche Sentimentalität, die Franzosen mit zweideutigen Hoffnungen auf eine friedliche Rückerstattung von Elsaß-Lothringen bei Laune erhalten zu wollen. Es kann nicht deutlich genug gesagt werden, daß Elsaß-Lothringen, wenn überhaupt, nur nach einem mörderischen Kriege wieder von Deutschland abgetrennt werden kann. Wer aufrichtig den europäischen Frieden will, muß diese Thatsache unumwunden anerkennen. Alles Kokettiren mit der Idee einer Neutralisation der Reichslande ist der Friedensbewegung nur hinderlich. Mr. Capper hat sich ein Verdienst erworben, den Thatbestand so klar und bündig festgestellt zu haben. An Deutschland aber tritt immer dringender die Forderung heran, die Ausnahmegesetzgebung, soweit dieselbe noch in Elsaß-Lothringen besteht, nunmehr endgültig zu beseitigen und die Reichslande aller politischen Rechte theilhaftig zu machen, deren sich Altdeutschland erfreut. Man kann den Willen, die Reichslande nicht wieder aufzugeben, nicht wirksamer dokumentiren, als dadurch, daß man die letzten außerordentlichen Polizeifesseln löst.

Im amerikanischen Kongreß scheint der lange Streit um die Zolltarifreform nun endlich doch noch zu einem positiven Resultat führen zu sollen. Keine Partei kann auf das Kind dieser Zollgesetzgebung stolz sein. Aber die öffentliche Meinung ist schon froh, wenn nur irgend ein Definitivum, gleichviel welches, zu Stande kommt, weil man allgemein ein Wiederaufleben der Geschäfte von der Beendigung der Tarifstreitigkeiten erhofft.

· · ·

---

## Das Amt des Reichskanzlers.

Die Verfassung des Deutschen Reiches, wie sie gegenwärtig besteht, weicht von dem Verfassungsentwurfe, wie ihn Fürst Bismarck im Februar 1867 vorgelegt hat, sehr erheblich ab. Nicht von denjenigen Abänderungen spreche ich, die mit Nothwendigkeit daraus hervorgingen, daß der Norddeutsche Bund sich zum Deutschen Reiche erweiterte, sondern von derjenigen Arbeit, welche der verfassunggebende Reichstag des Norddeutschen Bundes geleistet hat. In mehr als vierzig Artikeln wurde der Wortlaut des Entwurfes in zweiter Lesung abgeändert. Bei einigen Punkten beharrte Fürst Bismarck so fest auf seinem Willen, daß er drohte, das ganze Verfassungswerk scheitern zu lassen, wenn man ihm nicht nachgäbe und der Reichstag hat in Folge dessen in dritter Lesung seine Beschlüsse wiederum abgeändert; das gilt insbesondere von der Bewilligung von Diäten an die Reichstagsmitglieder. Im Uebrigen gab Fürst Bismarck nach. Man darf wohl annehmen, daß er in einigen Punkten die abändernden Beschlüsse des Reichstags mit Genugthuung hinnahm und sie als Verbesserungen betrachtete; bei anderen lag es ihm wenig am Herzen, ob so oder anderes beschlossen wurde; bei noch anderen ist ihm die Nachgiebigkeit von Herzen schwer geworden.

Es liegt jetzt mehr als ein Vierteljahrhundert hinter uns, seitdem die Verfassung in Kraft getreten ist und man kann mit Bestimmtheit aussprechen, daß in diesem Zeitraum die abändernden Beschlüsse des Reichstags ihre volle Rechtfertigung erfahren haben; der ursprüngliche Entwurf beschränkte die Kompetenz des Reichstags in Bezug auf Gesetzgebung und Finanzgebahrung in solcher Weise, daß sich seine vollständige Unzulänglichkeit bald herausgestellt haben würde. Die Kämpfe, die damals geführt wurden, sind jetzt fast vergessen. Nur einen Punkt gibt es, bei welchem der Streit bis auf den heutigen Tag nicht zur Ruhe gekommen ist.

Die Mehrheit des Reichstags wünschte, daß der Bundespräsident, nach heutigem Sprachgebrauche also der Kaiser, für die einzelnen Verwaltungszweige Beamte ernenne, die dem Reichstage gegenüber verantwortlich sein sollten. Sie

wünschte verantwortliche Reichsminister — wenn auch unter anderem Namen — eingesetzt zu sehen. Fürst Bismarck sprach die Ueberzeugung aus, daß der Block, der mühsam bis nahe an die Spitze gewälzt sei, zurückrollen würde, wenn man einen darauf gerichteten Antrag annähme. Er hielt fest daran, daß im Reiche kein Kollegium bestehen solle, welches dem preußischen Ministerrathe gleicht, und er siegte mit 140 gegen 127 Stimmen. Dagegen wurde zu Artikel 17 der Verfassung ein Antrag angenommen, demzufolge der Reichskanzler dadurch, daß er die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers gegenzeichnet, die Verantwortlichkeit übernimmt. Fürst Bismarck hatte ursprünglich von einer solchen Verantwortlichkeit des Reichskanzlers nichts wissen wollen, gab aber schließlich in diesem Punkte nach.

Fürst Bismarck hatte ursprünglich nicht die Absicht gehabt, das Amt des Reichskanzlers selbst zu übernehmen; er hatte für diesen Posten Herrn von Savigny in das Auge gefaßt. Herr von Savigny war preußischer Gesandter beim Bundestage gewesen; er hatte dort den Protest gegen den Bundesrathsbeschluß vom 14. Juni 1866 abgegeben und den Austritt Preußens aus dem Bunde erklärt. Seine Rolle war eine sehr in die Augen fallende, dabei aber doch eine unselbständige gewesen; er war nichts als das Sprachrohr, durch welches der Leiter der preußischen Regierung dort sprach. Er hatte gemessene Instruktionen, von denen er keinen Zoll breit abweichen durfte. Einen solchen Gehilfen wünschte sich Fürst Bismarck auch im Bundesrathe des neuen Reiches. Herr von Savigny sollte den Vorsitz im Bundesrathe führen, sollte sprechen, wenn er eine Instruktion zu sprechen hatte und schweigen, wenn er keine Instruktion hatte. Fürst Bismarck wollte die Politik machen, aber vertreten sollte sie Herr von Savigny. Wäre dieser Plan durchgeführt worden, so hatte Fürst Bismarck die Möglichkeit, weder im Bundesrath noch im Reichstag jemals zu erscheinen. Er hatte keine auch nur moralische Verpflichtung, dort Rede zu stehen; er konnte sprechen oder sprechen lassen, wenn es ihm gefiel, und schweigen, wenn zu sprechen ihm nicht gefiel. Dem Reichstage hätte kein politischer Beamter gegenüber gestanden, sondern ein bloßer Geschäftsträger, der nicht einmal sprechen durfte, wenn er keine Instruktionen hatte.

Als in den Artikel 17 jene Worte aufgenommen waren, „welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt", überzeugte sich Fürst Bismarck, daß er das Amt des Reichskanzlers selbst übernehmen müsse. Herr von Savigny schied aus der Beamtenlaufbahn und bald darauf aus dem Leben.

Fürst Bismarck hat sich viel Mühe gegeben, die Auffassung, die er von dem Sinne und der Bedeutung der Reichsverfassung hatte, zu erläutern. Er hat stets dagegen protestirt, wenn das Wort „Reichsregierung" fiel; es gebe keine Reichsregierung, sondern nur verbündete Regierungen. Er hat stets dagegen Verwahrung eingelegt, etwas anderes zu sein, als der Beamte des Königs von Preußen, der berufen sei, im Bundesrath und Reichstag die Politik desselben zu vertreten. Er hat den Ausdruck für unzulässig erklärt, daß die Politik des Reiches im Reichstage vertreten werde; es sei die Politik der verbündeten Fürsten, unter denen der König von Preußen freilich der mächtigste sei. Es war alles vergeblich; der Eindruck seiner Worte wurde aufgehoben durch den Eindruck seiner Persönlichkeit. Sobald er im Reichstage erschien, war es Jedermann klar, daß das Reich seine eigene Politik verfolge und daß Fürst Bismarck der Träger derselben sei. Dagegen halfen alle Verwahrungen nichts.

Nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck behielt der neu ernannte Ministerpräsident zwei Jahre lang die Stellung des Reichskanzlers bei; dann wurden die beiden Aemter getrennt. Der Zustand, wie er gegenwärtig ist, liegt klar vor Augen. Der Reichskanzler Graf von Caprivi ist zwar Mitglied des preußischen Staatsministeriums, gibt sich aber anscheinend nicht die geringste Mühe, auf die Politik desselben einen Einfluß zu gewinnen. Es wird als eine Ausnahme verzeichnet, wenn er einmal der Sitzung eines Ministerraths beiwohnt. Der Ministerpräsident Graf Eulenburg ist noch niemals im Reichstage erschienen und gibt sich augenscheinlich nicht die geringste Mühe, auf die Angelegenheiten des Reiches einzuwirken. Man hat nie ein Wort davon gehört, daß der Reichskanzler für seine Pläne die Zustimmung des preußischen Staatsministeriums eingeholt oder gar eine Instruktion von ihm oder vom Ministerpräsidenten erhalten habe.

Der heutige Zustand ist der, daß die Politik des preußischen Staates von dem Könige von Preußen unter Beirath und Verantwortlichkeit des preußischen Staatsministeriums und die Politik des Deutschen Reichs von dem deutschen Kaiser unter Beirath und Verantwortlichkeit des Reichskanzlers getrieben wird. Und dieser Zustand hält nun schon zwei Jahre an.

Diejenigen Blätter, welche die staatsrechtlichen Anschauungen des Fürsten Bismarck theilen, beklagen diesen Zustand und nehmen keinen Anstand, ihn für verfassungswidrig zu erklären. Die Wahrheit ist, daß dieser Zustand gewisse Unbequemlichkeiten zur Folge hat, daß er aber trotzdem im Allgemeinen sich besser bewährt, als man seiner Zeit glaubte annehmen zu sollen.

Unbequem ist er, weil der Reichskanzler kein Mittel dagegen hat, daß Beamte der preußischen Regierung bei den Wahlen Anstrengungen machen, seine Politik zu vereiteln. Es haben Landräthe bei den letzten Wahlen die Kandidatur konservativer Parteigänger begünstigt, von denen sie wußten, daß sie das Hauptwerk des Reichskanzlers, die Handelsverträge, bekämpfen würden, und vielleicht haben sie es gethan, nicht obwohl, sondern weil sie das wußten. Unter dem Fürsten Bismarck hätte es nicht vorkommen können, daß ein preußischer Landrath einen Kandidaten begünstigte, der eine Vorlage des Fürsten Bismarck bekämpfte. Indessen diese Sicherheit hatte er doch nur für Preußen; in Bayern, Mecklenburg oder Reuß hätte es sehr wohl vorkommen können, daß ein Beamter, dessen Stellung derjenigen eines preußischen Landraths entspricht, einen Bismarck feindlichen Kandidaten begönnert hätte, vorausgesetzt, daß in diesen Ländern die politischen Beamten überhaupt in die Wahlen eingreifen. Vielleicht kommen wir über diese Unbequemlichkeit dadurch hinweg, daß auch in Preußen die Landräthe begreifen, es sei nicht ihre Aufgabe, Wahlen zu machen. Unbequem ist der Zustand ferner darum, weil es vorkommen kann, daß ein Korrespondent, der die Anschauungen eines preußischen Ministers in der Presse vertritt, dabei einen bösen Seitenblick auf den Reichskanzler wirft, und daß in Folge dessen ein anderer Korrespondent, der den Reichskanzler vertheidigt, einen Pfeil abschießt, der über den journalistischen Gegner hinweg dessen Hintermann trifft.

Diesen Unbequemlichkeiten gegenüber erscheint der bestehende Zustand insofern als ein Fortschritt, als er den Beamten, welcher für die Interessen des Reiches verantwortlich ist, der Nothwendigkeit überhebt, auf die Wünsche, die in Preußen von einflußreichen Kreisen gehegt werden, im Gegensatz zu den Reichsinteressen Rücksicht zu nehmen, ihn vielmehr in die Lage versetzt, ausschließlich die Interessen des Reiches in das Auge zu fassen. Das Reich ist nicht ein Konglomerat von Einzelstaaten, sondern ein selbständiger Körper und seine Politik muß unabhängig sein von den Interessen jedes Einzelstaates, auch des mächtigsten. Der bestehende Zustand ist ein Versuch, die Mängel, welche der deutschen Reichsverfassung anhaften, zu überwinden und eine Vorbereitung für eine künftige Neuerung, welche ein verantwortliches Reichsministerium, das uns bisher versagt geblieben ist, endlich schafft.

Alexander Meyer.

## Moritz Wiggers.

Auch Mecklenburg hatte einmal eine Volksvertretung, und Moritz Wiggers war ihr Präsident. Nun er todt ist, wird die Erinnerung an jene stürmisch bewegte Epoche wieder wach, die sich an seinen Namen knüpft. Es leben die Gestalten auf, die damals über die großen und kleinen Bühnen der Geschichte gingen; es erneuern sich vor unserem geistigen Auge die Ereignisse, die den Aufstieg des dritten Standes zur politischen Macht begleiteten. Das Völkerleben glich einer wild schäumenden See; wohl setzten die Wasser Gischt und Tang ab, aber es war doch ein mächtiger, herrlicher Wogenschlag. Ein einziger großer Gedanke beseelte Alle, die Freiheit, ein einziges Ideal leuchtete Allen voran, die Verfassung. Und die Verfassungsschiffe erreichten fast sämmtlich trotz Wetter und Wind den bergenden Hafen. Auch das Obotritenschiff erreichte ihn, aber es ward jäh wieder zurückgeworfen und sank. Der Sturm legte sich. Schwüle breitete sich hin über die still gewordene Fläche, die Schwüle der Reaktion.

Wiggers zählte 31 Jahre, als die Bewegung von 1848 anhob. Und doch ward er sofort ihr Bannerträger für Mecklenburg. Neben ihm wirkten sein Bruder Julius Wiggers, und Männer wie Kippe, Bolten, Dornblüth; aber die treibende Kraft war Moritz Wiggers. Er veranlaßte, daß in den ersten Tagen des März eine Rostocker Deputation bei dem Großherzog Friedrich Franz II in Schwerin erschien, welche sechs Forderungen stellte: Reform der Landesverfassung auf Basis einer Volksvertretung, Mitwirkung zur Begründung eines deutschen Parlaments, Preßfreiheit, unbegrenztes Versammlungsrecht, öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren mit Schwurgerichten, allgemeine Volksbewaffnung mit Beschränkung der stehenden Heere. Er war es, der die Vereinigung aller Reformfreunde betrieb, die am 2. April in Güstrow stattfand. Er leitete auch die zweite große Güstrower Konferenz vom 21. Juli. Hier wurde unter dem Jubel der Versammelten der Satz aufgestellt: „Wir wollen, daß der Volkswille als das höchste Gesetz des Staates gilt,“ — womit indeß nicht die Einführung der Republik gefordert werden sollte. Zugleich beschloß man, den Großherzog durch eine Deputation zur Entlassung der Minister aufzufordern.

Der Großherzog Friedrich Franz wurde durch diese Vorgänge in heftige innere Kämpfe gestürzt. Er feierte gerade seinen 25. Geburtstag, als die Nachricht von der Abdankung und Flucht Ludwig Philipps in Schwerin eintraf. Und in einem Alter, „wo einem sonst noch keine Kompagnie anvertraut wird“, sollte er Land und Leute regieren. Metternich hatte ihm geschrieben: „Erhalten Sie die Grundlagen ihres Staatsgebäudes; leiden Sie nicht, daß selbe bewegt werden“. Andere Rathgeber riethen ihm anders. Was sollte er thun? Seine persönlichen Neigungen gingen auf thunlichste Erhaltung des Bestehenden, doch er war zugleich eine vermittelnde, versöhnliche Natur und so wollte er auch den Forderungen der neuen Zeit eine Strecke Weges entgegenkommen. Ihm schwebte eine Verfassung vor, die nicht ganz ständisch und nicht ganz konstitutionell war, die eine maßvolle Ueberleitung vom Alten zum Neuen darstellen sollte. Doch da kam die Proklamation des preußischen Königs vom 18. März, die Kämpfe in der Nacht auf den 19. März. Das alte System war gefallen, das konstitutionelle hatte gesiegt. Unter dem mächtigen Eindruck dieser Vorgänge beugte er sich den Zeitgedanken und brachte ein Opfer, das für ihn ein schweres Opfer war, wie er in den Aufzeichnungen, die er an der Wende jedes Jahres gewissenhaft zurückblickend für sich zu machen pflegte, des Oefteren ausgesprochen hat. „Die Schablone der Zeit ist angelegt,“ so schrieb er Ende des Sturmjahres 1848 in seine Lebensblätter, sie ist falsch und nicht das absolute Heil.“

Doch der Oeffentlichkeit gegenüber hatte sich der Fürst gebunden. In seiner Proklamation vom 23. März 1848 „an meine Mecklenburger“ stand der Satz: „Es liegt die Nothwendigkeit vor, daß Mecklenburg in die Reihe der konstitutionellen Staaten eintrete, und weil ich diese Nothwendigkeit erkenne, so ist es mein ernstlicher Vorsatz, daß der Schritt unverzüglich geschehe, damit die Ungewißheit, welche zur Zeit über den künftigen Verhältnissen des Landes schwebt, sobald als irgend möglich gehoben werde.“ Einmal abgelegt, konnte dieses Bekenntniß nicht wieder zurückgenommen werden.

Am 31. Oktober 1848 trat denn auch die Kammer zur Vereinbarung einer konstitutionellen Verfassung zusammen. Bei der Präsidentenwahl siegte die Linke, die über 55 von 103 Mandaten verfügte, und Wiggers bestieg den Präsidentenstuhl. Ungefähr ein Jahr später, am 10 Oktober 1849, war die Verfassung fertig und wurde als neues Staatsgrundgesetz verkündet. Sie trug in ihren 189 Paragraphen einen ausgeprägten demokratischen Zug. An die Stelle der alten Landstände trat ein aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgehendes Abgeordnetenhaus Wahlberechtigt war jeder Mecklenburger mit 25, wählbar mit 30 Jahren. Die Standesvorrechte waren abgeschafft, der unentgeltliche Volksschulunterricht, das unbeschränkte Vereins- und Versammlungsrecht, die Berechtigung jedes Eigenthümers auch des kleinsten Grundstücks, die Jagd darauf selbst auszuüben, und mancher andere Programmpunkt der Freiheitskämpfer war zugestanden.

Im Frühjahr 1850 trat die neugewählte Abgeordnetenkammer zusammen, und auch sie berief Wiggers zu ihrem Präsidenten. Inzwischen aber hatte die Bewegung im Lande nachgelassen, die Aufregung war einem Ruhebedürfniß gewichen. Die Ritterschaft, die diesen Vorgängen Anfangs rathlos gegenüber gestanden hatte, raffte sich jetzt zu einer entschlossenen Abwehr auf. Zu den Protesten der Ritter kamen Proteste von Strelitz, von Preußen, von Oesterreich. Die von der Ritterschaft angerufene Central-Bundeskommission erkannte auf Einsetzung eines Schiedsgerichtes. Friedrich Franz erklärte daraufhin, daß er den Vorschlag des Schiedsgerichtes annehme. Die Kammer wurde am 3. April auf drei Monate vertagt. Die Minister nahmen ihre Entlassung. Am 11. September erfolgte von Freienwalde a. O. aus, wo die Sitzungen des Schiedsgerichtes stattgefunden hatten, die Publikation des Erkenntnisses. Darin wurde das Staatsgrundgesetz für nichtig erklärt und der Großherzog für verbunden erachtet, einen Landtag nach Maßgabe des landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs von 1755 auszuschreiben. Eine Verordnung vom 14. September 1850 setzte demgemäß das Staatsgrundgesetz außer Kraft.

Wiggers und mit ihm fast ganz Mecklenburg erkannte die Rechtsgültigkeit des Freienwalder Schiedsspruchs und darum auch der Aufhebung des Staatsgrundgesetzes nicht an. Er berief die Kammer, unbekümmert um die großherzoglichen Erlasse, auf den 24. September nach Schwerin ein. Der größte Theil der Abgeordneten folgte seinem Rufe. Da aber das Ministerium erklärte, den Zusammentritt hindern zu wollen, und hierzu auch bereits Veranstaltungen traf, kündigte Wiggers, der Gewalt weichend, die Sitzung wieder ab. 26 Mitglieder der Linken trafen Tags darauf in dem nahegelegenen Ostorf zusammen und unterzeichneten eine Erklärung, worin sie das Volk zum Zeugen anriefen, daß sie nichts unterlassen hätten, um ihrer durch das Gelöbniß übernommenen Pflicht zu genügen. In der Rechtsanschauung von Moritz Wiggers bestand die Verfassung fort. Er war davon so fest durchdrungen, daß er mir noch im Herbst 1890, als ich mit ihm in Rostock die Verfassungsfrage besprach, erklärte: „Wir haben die Verfassung beschworen, sie gilt noch heute, davon lasse ich nicht ab.“

Indeß Zustände, auch wenn sie Anfangs als Unrecht empfunden werden, bürgern sich ein und wurzeln sich in den Verhältnissen und Meinungen zuletzt so fest, daß sie kaum noch zu entwurzeln sind. Die Spaltung zwischen Macht und Recht hört allmählich auf; das bewirkt die heilende Kraft der Zeit. Thatsächlich traten wieder die Korps der Ritterschaft und der Landschaft auf den Plan. Thatsächlich war die Frucht heißer Kämpfe verloren.

Immer wenn ein neues Zeitalter heraufzieht, finden sich Ritter, welche die Trümmer der überlebten Welt vertheidigen. In Mecklenburg waren diese Ritter stärker und trotziger als irgendwo anders. Nach der vorübergehenden Demüthigung erhoben sie um so kecker das Haupt und verfolgten, wieder zur Macht gelangt, mit Ingrimm diejenigen, von welchen sie zwei Jahre hindurch bedrängt worden waren. Am schärfsten traf ihr Haß unseren Wiggers. Preußen hatte sein Olmütz gehabt, Mecklenburg sein Freienwalde. Gleichsam um die Analogie noch weiter zu führen, veranstaltete man in Mecklenburg einen Wiggers-Prozeß, der dem Waldeck-Prozeß in Preußen auf ein Haar gleicht. Die Rostocker Polizei wollte einen „Geheimbund" entdeckt haben „im Anschluß an eine hochverrätherische Verbindung in Berlin", darauf gerichtet, „eine Revolution herbeizuführen zur gewaltsamen Vernichtung der gesammten deutschen Verfassungen und ausdrücklich der mecklenburgischen Landesverfassung". Im Jahre 1853 wurden Moritz und Julius Wiggers und einige andere Männer, die im Jahre 1848 eine Rolle gespielt, verhaftet. Die Angeklagten verbrachten im Untersuchungsgefängniß zu Bützow längere Zeit, bis sie verurtheilt wurden. Bei einzelnen der Verurtheilten wurde die Strafe in Festungshaft umgewandelt, bei anderen unter Anrechnung auf die Untersuchungshaft ganz erlassen. Aber Moritz Wiggers und außer ihm nur noch ein Einziger wurden in das Zuchthaus Dreibergen abgeführt. Nachher begnadigte der Großherzog auch ihn. Doch Advokatur und Notariat wurden ihm im Disziplinarwege genommen. Insgesammt waren mehr als vier schwere Jahre dahingegangen, in denen Wiggers sich der Freiheit beraubt sah.

Innerlich ungebrochen nahm er indeß alsbald den Kampf ums Recht wieder auf. Er sprach und schrieb für die Umwandlung der Bauernhufen in freies Eigenthum, polemisirte wider die Einführung der Prügelstrafe, beleuchtete die Finanzverhältnisse seines Landes und regte in anderen Schriften das Kanalprojekt Rostock—Berlin an. Die Gründung des norddeutschen Bundes rief ihn wieder in die parlamentarische Arena. Als Vertreter des dritten Berliner und nachher des dritten mecklenburgischen Wahlkreises (Parchim-Ludwigslust) konnte er sich an der Reichsgesetzgebung in einer Zeit betheiligen, die, erfüllt von Werdelust und Schaffenskraft, die beste Zeit des deutschen Reichstags und des deutschen Liberalismus war. Verschiedene Gesetze tragen Spuren von seiner Hand. Der § 17 des Reichswahlgesetzes von 1869, welcher den Wahlberechtigten das Recht zuspricht, zum Betrieb der den Reichstag betreffenden Wahlangelegenheiten Vereine zu bilden und Versammlungen zu veranstalten, ist durch ihn veranlaßt worden. Ebenso dankt das Gesetz vom 3. Juli 1869, welches die aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte aufhebt und dadurch den besonders in Mecklenburg damals noch sehr zurückgesetzten Juden die Gleichstellung verschaffte, in der Hauptsache seiner Anregung das Dasein.

In erster Linie aber betrieb Wiggers die Verfassungsangelegenheit. Seinem geliebten Mecklenburg die konstitutionelle Staatsform wiederzugeben, die es einst besessen, das war der Stern, der ihn leitete. Schon im konstituirenden Reichstag brachte er den Antrag ein, hinter Artikel 3 des Verfassungsentwurfs einzuschalten: „In jedem Bundesstaat wird die Gesetzgebung und die Feststellung des Budgets unter Mitwirkung einer aus Wahlen hervorgegangenen Volksvertretung geübt." Diesmal wurde der Antrag abgelehnt, doch nachher im deutschen Reichstag fand ein ähnlich gefaßter Antrag, der unter dem Namen Büsing's und Baumgarten's ging, aber auch von Wiggers unterzeichnet und vertreten wurde, wiederholt die Mehrheit. Auch im Bundesrath rief die Frage lebhafte Erörterungen hervor. Schon im Juni 1873 war der Bundesrath nahe daran, den mecklenburgischen Regierungen zu erkennen zu geben, daß es Zeit sei, die Verfassung zu verbessern. Im Oktober 1875 sprach er, wiewohl er den Reichstagsbeschluß auch diesmal ablehnte, doch die Erwartung aus, daß es den großherzoglichen Regierungen gelingen werde, eine Verfassungsänderung mit den Ständen zu vereinbaren.

Wiggers schied 1881 aus dem Reichstag. Sein Antrag ist 1890 von den vereinigten Freisinnigen und Nationalliberalen wieder aufgenommen worden. Doch die Erfüllung seines Herzenswunsches, die Vollendung seines Lebenswerkes hat Wiggers nicht erlebt. Der wunderliche alte Bau der landständischen Verfassung, er steht noch immer, — zur Verwunderung selbst derer, die ihn vertheidigt haben. Denn um die Mitte des Jahrhunderts gab die altständische Partei selber zu, daß das Land ein Recht habe auf eine Repräsentativverfassung, und man räumte die Reformbedürftigkeit der alten Verfassung ausdrücklich ein. Im Sommer 1850 gingen, wie der vom Hauch des Liberalismus unberührte Biograph des Großherzogs Friedrich Franz II, Ludwig von Hirschfeld, feststellt, die Konzessionen der Ritterschaft ziemlich weit. Aber trotz alledem hat die Rechtsruine der Zeiten Stürme überdauert. Noch immer versammeln sich die Ritter und die Bürgermeister abwechselnd in Malchin und Sternberg; noch immer ist, wer ein entsprechendes Gut besitzt, Gesetzgeber und wer ein solches nicht besitzt, politisch rechtlos; noch immer sind zwei Fünftel des Landes, das Domanium nämlich, im Landtag überhaupt nicht vertreten.

Das ganze Leben rings umher hat sich gewandelt, doch der Landtag blieb der alte. Bürgerthum und Bauernstand sind gegenüber dem Grundadel zu hoher wirthschaftlicher Bedeutung gelangt, doch zu politischer Bedeutung vermochten sie sich nicht emporzuringen. Hier mehr als sonstwo lernt man den Goethe'schen Seufzer verstehen: Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort.

Moritz Wiggers hat das Seinige gethan, um dem Bürgerthum in Stadt und Land die Geltung zu verschaffen, auf die es Anspruch hat. Wenn er nicht alles erreichte, was er erstrebte, so lag dies an der Macht der Verhältnisse, die der Einzelne allein nicht brechen kann. Er war treu, er war beharrlich, — wären alle so gewesen wie er, dann besäße Mecklenburg heute eine Verfassung, und diese Verfassung hätte sich längst eingelebt, und alle Befürchtungen der Dynastie, daß die Krone durch das Parlament Schaden erleide, wären längst geschwunden. Ueberall in den Kulturstaaten gilt das Wahlrecht des Volkes jetzt als etwas Selbstverständliches, und die Kronen ruhen überall da, wo die geschichtlichen Vorbedingungen dafür vorhanden sind, so sicher wie je zuvor, — vielleicht noch sicherer als zuvor. In Mecklenburg wäre es nicht anders gewesen. Doch die Spannkraft in dem mecklenburgischen Bürgerthum ging leider zurück und mit ihr die Chance des Erfolgs.

Wiggers aber blieb fest und unbeugsam. Seine Ueberzeugungstreue war unerschütterlich. Er war und blieb ein Mann des Kampfes. Und dennoch, so sehr er Kämpfer war, so stark war in ihm die Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte ausgeprägt. Er brauchte nicht erst alt zu werden, um milde zu sein; er war es immer, und darum lag in seinem ganzen Wesen ein gewinnender Zug. Er gehörte nicht zu jenen Politikern, die mit kaltem Hohn, mit mephistophelischem Grinsen alle Bewegungen der Gegner verfolgen, die den Thatsachen Gewalt anthun, um nur ja in den Augen ihrer Anhänger Recht zu behalten. Er liebte vielmehr die Gerechtigkeit sogar in der Politik. Er suchte seine Gegner zu verstehen und zu widerlegen, nicht sie herunterzureißen. Er war auch frei von der Krankheit der Künstler und der Parlamentarier, der Eitelkeit. Nie tritt in seiner Handlungsweise die Sucht hervor, sich in den Vordergrund zu drängen, nie verräth sich in seinen Schriften die Absicht, die Ereignisse um sich herum so zu gruppiren, daß der Uneingeweihte glauben könnte, die Weltgeschichte drehe sich um des Schreibenden Person. Er war endlich nicht herrisch, sondern wußte sich dem Ganzen um des Ganzen willen unterzuordnen.

Wir ehren die Todten, wenn wir in ihrem Geiste weiter wirken, wenn wir das Werk, das sie begonnen, fortsetzen und, kann es sein, vollenden. Für den gegenwärtigen Augenblick gewinnt insbesondere ein Gedanke Bedeutung, der unseren Wiggers noch bis in seine letzten Tage beseelte:

der Gedanke der Einigkeit der Liberalen. Zu Anderen und auch zu mir hat er es ausgesprochen, daß die mecklenburger Liberalen zusammenhalten müssen, wenn sie gegenüber der starken feudalen und der immer mehr erstarkenden sozialdemokratischen Partei Erfolge erzielen wollen. Die mecklenburger Liberalen haben diese Mahnung beherzigt. Möchten auch die Liberalen des übrigen Deutschland in der Zusammenfassung der Kräfte und nicht in deren Zersplitterung ihre nächste und dringendste Aufgabe erblicken!

H. Pachnicke.

---

## Die Friedensidee.

Alle weitreichenden Ideen menschlichen Fortschritts sind stets von zwei entgegengesetzten Seiten her am meisten gehemmt worden: von der alle Erfahrung überfliegenden und mißachtenden Schwärmerei und der auf wirkliche oder vermeintliche Erfahrung unaufhörlich pochenden Skepsis. Zwischen dieser Scylla und Charybdis führt der Weg der wirklichen Entwicklung unendlich langsam und in zahlreichen Windungen hindurch. So ist es auch mit der allgemeinen Friedensidee, welche heute wieder in verstärktem Grade lebhafter Theilnahme begegnet. Die Argumente der Gegner haben ihrer Ausbreitung kaum mehr geschadet als die utopischen Phantasien ihrer übereifrigen Anhänger, aus denen jene gerade ihre besten Gegengründe herzuleiten pflegen. Will man dieser Gefahr entgehen und den Weg besonnener Prüfung beschreiten, so gibt es keine bessere Leitung als die Geschichte, die große Lehrmeisterin, welche gerade auf diesem vielumstrittenen Gebiete sich als die Schiedsrichterin über die Dinge wie über die Meinungen bewährt. Eine kürzlich erschienene Schrift von Max Jähns, dem bekannten verdienstvollen Schriftsteller auf kriegswissenschaftlichem Gebiete, bietet zu dieser objektiv-historischen Prüfung der Friedensidee einen sehr werthvollen und dankenswerthen Beitrag.*) Die Schrift gibt einen historischen Ueberblick über die Anschauungen vom Kriege, über seine Arten, seine Entwicklung, seinen Einfluß auf die Kultur, vor allem über die verschiedenartigen Friedensbestrebungen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Der Verfasser ist ein entschiedener Gegner der allgemeinen Friedensidee, und dieser sein Standpunkt beeinträchtigt nicht selten die Objektivität der Darstellung und des Urtheils, so sehr dieselbe auch in dankenswerther Weise angestrebt wird. Auch chauvinistische Anklänge sind leider nicht ganz vermieden, auf die vor Kurzem Herr M. G. Valbert in einem sonst lesenswerthen Aufsatze der Revue des deux mondes (1. April) in gleicher und verstärkter Tonart replizirte.

Wenn man von der geschichtlichen Entwicklung der Friedensbestrebungen spricht, so muß man zweierlei wohl unterscheiden: die Anschauungen und Bestrebungen, welche den allgemeinen Weltfrieden ins Auge fassen, welche den Krieg überhaupt und für immer beseitigen wollen und diejenigen, welche nur die nächste Zukunft berücksichtigen, die darauf abzielen, den Kriegen nach Möglichkeit vorzubeugen, und da, wo solche unvermeidlich sind, dieselben zu mildern, zu humanisiren und auf das geringste Maß einzuschränken. Jene ersteren Bestrebungen haben sich erst ganz allmählich aus nebulosen Vorstellungen, frommen Ahnungen und Wünschen zu festen Zielen und greifbaren Vorschlägen verdichtet. In den ältesten Zeiten bilden sie einen unzertrennlichen Bestandtheil jedes religiösen Mythus. Die Vorstellungen von einem messianischen Zukunftsideal, von einem ewigen Friedensreiche, in dem das Schwert nur noch zur Pflugschar verarbeitet wird, gehören zum eisernen Bestande der religiösen Mythologie nicht nur im Judenthum und Christenthum, sondern fast bei allen Völkern. Bei den Griechen erhebt sich dann zuerst auf rein politischer und philosophischer Basis die reine Friedensidee. Unter ihren theoretischen Verfechtern stehen namentlich die Stoiker in erster Reihe; aber auch praktische Ansätze finden sich schon hier, um durch politische Institutionen den Frieden dauernd zu sichern. Dazu gehören besonders die Amphiktyonenbündnisse unter den griechischen Staaten, welche sich zum Ziele setzten, alle Streitigkeiten unter den vertragschließenden Staaten durch ein oberstes Schiedsgericht zu entscheiden. Alle diese Amphiktyonien konnten aber, abgesehen von den unausbleiblichen inneren Zwistigkeiten, schon deshalb nur vorübergehenden Bestand haben, weil ihre Wirksamkeit sich auf ein allzu enges national abgegrenztes Gebiet beschränkte. Erst als mit dem Römerthum und später mit dem Christenthum zwei universelle Mächte, eine politische und geistige, auftraten, denen die ganze civilisirte Welt sich unterwarf, konnte der Gedanke des Weltfriedens der Verwirklichung nahe gerückt erscheinen. In der That sind nicht wenige Versuche in dieser Richtung unternommen worden, welche alle ihr Ziel dadurch erreichen zu können hofften, daß einem Willen alles unterworfen wird. Das erste Unternehmen dieser Art ging von dem römischen Kaiser Probus aus, einem der edelsten unter den Cäsaren, der im dritten Jahrhundert nach Christus regierte. Da er nach langjährigen Kämpfen die gesetzliche Macht des römischen Kaiserthums fest genug gegründet zu haben glaubte, verkündete er feierlichst den Weltfrieden: keine Waffen sollten mehr auf Erden geschmiedet werden, die Völker keine Kriegslieferung mehr steuern. Als er aber mit dieser Verkündigung Ernst machen und seine Legionen zu friedlicher Kulturarbeit verwenden wollte, brach ein Aufstand aus, und er wurde ein Märtyrer seiner menschenfreundlichen Absichten. In ähnlicher Weise, wenn auch mit anderen Mitteln, haben dann in den Zeiten der kirchlichen Vorherrschaft hervorragende Päpste das gleiche Ziel zu erreichen gesucht. Der Gedanke lag ja auch besonders nahe, daß der Statthalter Christi auf Erden, dessen geistigem Szepter alle Völker der Kulturwelt unterworfen waren, der geborene Schiedsrichter in allen politischen Streitigkeiten sei: hätte nur nicht die Zwitterstellung des Papstthums als geistiger und politischer Macht die Eifersucht der weltlichen Mächte beständig wach gehalten und dadurch die Idee der päpstlichen Universalherrschaft, deren Verwirklichung oft sehr nahe war, immer wieder zum Scheitern gebracht. Es blieb noch übrig, daß man den ewigen Frieden nicht auf eine monistische, sondern eine dualistische Universalherrschaft gründete. Kein Geringerer als der Dichter der Divina Comedia hat dieses Prinzip vertreten. Hier sowohl wie namentlich in seinem Erstlingswerk De Monarchia empfiehlt Dante die innigste Verbindung des geistlichen und weltlichen Schwertes, ersteres durch den Papst, letzteres durch den römisch-deutschen Kaiser als unmittelbaren Rechtsnachfolger der Cäsaren vertreten, — allerdings unter Vorherrschaft des letzteren — um so den Frieden auf Erden dauernd zu sichern.

Mit dem Beginn der neuen Zeit, mit der Beseitigung der kirchlichen sowohl wie der weltlichen Universalherrschaft erhalten auch die Bestrebungen zur Herbeiführung des allgemeinen Friedens eine neue Wendung. In dem Maße, als sich allmählich die bedeutendsten europäischen Staaten auf nationaler Grundlage konsolidirten und alle Gelüste einzelner von ihnen, die Hegemonie zu erlangen, dem entschlossensten Widerstande der übrigen begegneten, wurde schließlich der Gedanke des politischen Gleichgewichtes im europäischen Staatensystem zum Ausgangspunkte aller Friedensbestrebungen, und daran schloß sich von selbst der Vorschlag des europäischen Schiedsgerichtes zur dauernden Sicherung des Friedens. Nationalstaaten sind ja gleichsam Individuen im Großen; warum sollte unter ihnen die natürliche Kollision der Rechte und Ansprüche stets zum Apell an die Gewalt führen, der bei den Streitigkeiten der Individuen eines einzelnen Staates ausgeschlossen ist?

Der Erste, welcher diese Idee eines europäischen Schiedsgerichtes in greifbare Vorschläge und einen ausgeführten Entwurf umsetzte, war angeblich am Beginn der Neuzeit ein Monarch, König Heinrich IV. von

*) Ueber Krieg, Frieden und Kultur. Eine Umschau von Max Jähns. Berlin. 1893. Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.

Frankreich. In dem Nachlasse seines genialen Ministers Sully hat man einen detaillirten Plan gefunden, nach welchem eine ganz Europa umfassende „Christliche Republik“ gegründet werden sollte, innerhalb welcher religiöse Parität, sowie völlige Handelsfreiheit herrschen und ein Senat der Republik, der in einer „Centralstadt“ wie Mainz oder Köln seinen Sitz haben sollte, durch seinen Schiedsspruch allen Kriegen und Revolutionen im Innern zuvorkommen sollte. Heute weiß man jedoch, daß dieser Plan nur eine Fälschung Sully's ist und auf Heinrich IV. nicht zurückgeht. Es hat dann fast ein Jahrhundert später Bernardin de St. Pierre, der Verfasser des rührenden Idylls „Paul et Virginie“, sein bekanntes Friedensprojekt aufgestellt, noch zu Lebzeiten Ludwig XIV., dessen Herrschgier Europa ein halbes Jahrhundert lang die blutigsten Kriege gebracht hatte. St. Pierre schlägt einen Staatenbund auf der Grundlage einer Reihe von Fundamentalartikeln vor, zu deren Annahme sich alle vertragschließenden Staaten verpflichten, ein Gedanke, der später auf begrenzterem Gebiete im deutschen Bunde verwirklicht worden ist, zum Theil in direkter Anlehnung an die Friedensartikel St. Pierre's. Mit der rührenden Unbefangenheit eines Kindes erhofft der wackere Abbé die Verwirklichung seines Projekts, indem er auf die angeborene Güte der menschlichen Natur volles Vertrauen setzt, er begibt sich mit dem Oelzweige in der Hand auf den gerade damals vom Lärm der Schlachten widerhallenden Boden Europas, mitten unter die bluttriefenden Kriegsknechte, in der Hoffnung, daß sie alsbald einander in die Arme sinken würden. Nichtsdestoweniger hat der Plan des „Paix perpetuelle“ gerade in dem Jahrhundert des Humanismus tiefen Eindruck gemacht. An St. Pierre knüpft auch Rousseau direkt an mit seinen Friedensbestrebungen, freilich mit etwas größerer Skepsis als sie dem Abbé eigen war. Er veröffentlichte einen Auszug der Schrift St. Pierre's und beantwortete zum Schluß die Frage, ob eine Confédération européenne den Frieden dauernd verbürgen könne, unbedenklich mit ja.

„Bleibt diese Friedensidee trotz alledem unausgeführt, so geschieht das nicht, weil sie ein Hirngespinnst ist, sondern weil die Menschen unverständig sind, und weil es eine Art von Narrheit ist, inmitten der Thoren ein Weiser sein zu wollen.“

Am Ausgange des 18. Jahrhunderts steht das bedeutsamste Projekt zur Herbeiführung des allgemeinen Friedens, dessen Urheber kein Geringerer als Immanuel Kant ist. In seiner Abhandlung „Zum ewigen Frieden“, — deren Grundgedanken er später in seiner Rechtslehre wiederholt — legt er einen aus 6 Präliminar- und 3 Definitivartikeln bestehenden Friedensentwurf vor, dahin lautend, daß kein Friedensschluß den geheimen Vorbehalt eines anderen Krieges enthalten dürfe, daß kein Staat befugt sei, einen anderen Staat zu erwerben, die stehenden Heere allmählich ganz verschwinden sollten, daß keine Staatsschulden in Bezug auf äußere Händel gemacht werden dürften, und kein Staat das Recht habe, sich in Verfassung und Regierung eines anderen gewaltthätig einzumischen. Vor allem aber forderte Kant in den drei Definitivartikeln: die bürgerliche Verfassung eines jeden Staates soll republikanisch sein (Kant rechnet dazu auch die konstitutionelle Monarchie); das Völkerrecht soll auf einen Föderalismus freier Staaten begründet, das Weltbürgerrecht auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein. Die Forderungen, welche Kant hier aufstellt und im Einzelnen näher begründet, wurden auch nach ihm und werden noch heute fast durchgängig von den Anhängern der Friedensidee erhoben und für die Waffen, mit denen die letzteren kämpfen, bieten die Kantischen Deduktionen noch heute das reichhaltigste Arsenal. Ihre tiefe Bedeutung beruhte vor allem darin — Jähns hat dieselbe durchaus verkannt —, daß die Friedensidee auf die Natur des Menschen basirt und aus seinem sittlichen Charakter hergeleitet wird, und daß Kant ein ideales Ziel aufstellt, keine utopischen Forderungen erhebt. Darin liegt ein fundamentaler Unterschied, der nicht scharf genug betont werden kann. Kant war sich wohl bewußt, daß der ewige Friede in naher Zukunft so wenig erreichbar sei, wie die Verwirklichung des reinen Vernunftglaubens, wie die Erfüllung des Sittengesetzes, das er aufstellte, aber das konnte ihn nicht abhalten, nach allen diesen Richtungen den Weg zu weisen.

Im Sinne von Kant wird man überhaupt auf rein theoretischem Felde das Friedensproblem am ehesten lösen können. Vor ihm und namentlich nach ihm, in der jüngsten Vergangenheit, hat die ganze Streitfrage namentlich nach zwei Seiten hin sich zugespitzt: Ist es im Interesse der Menschheit wünschenswerth, den Krieg gänzlich zu beseitigen, und sodann, ist es überhaupt möglich, widerspricht es nicht der Natur der Dinge? Beide Fragen werden von hervorragenden Männern bald mit eben solcher Entschiedenheit verneint, als sie bejaht werden. In der interessanten Blüthenlese, welche Jähns von derartigen Aeußerungen in seinem Buche gibt, ist der springende Punkt die immer wiederkehrende Befürchtung, daß der dauernde Friede die Menschheit erschlaffe und eine Reihe von sittlichen Eigenschaften nicht aufkommen lasse, welche nur der Krieg zur Entfaltung bringe. Selbst ein Mann von dem umfassenden Humanismus Wilhelm von Humboldt's schließt sich dieser Ansicht an. Er sagt:

„In der Wirkung des Krieges auf den Volkscharakter erkenne ich eine der heilsamsten Erscheinungen zur Bildung des Menschengeschlechts, und ungern sehe ich ihn mehr und mehr vom Schauplatze zurücktreten. Er ist das freilich furchtbare Extrem, durch das jeder thätige Mensch gegen Gefahr, Arbeit und Mühseligkeit geprüft und gestählt wird, und er allein gibt der ganzen Gestalt die Stärke und Mannigfaltigkeit, ohne welche Leichtigkeit Schwäche und Einheit Leere ist.“

Eine derartige Anschauung läßt sich nun freilich nicht mit zwingenden Beweisgründen widerlegen. Aber mir scheint, daß Humboldt hier (die citirte Stelle findet sich in einer Jugendschrift) ebenso wie so viele andere die geschichtliche Entwicklung zu sehr von der Höhe staatsmännischer Vornehmheit betrachtet. In der Zeit der Kabinetspolitik war dieser Gesichtspunkt erklärlich genug, heute aber darf er kaum noch festgehalten werden, nachdem das eindringlichste Studium des sozialen Lebens uns davon überzeugt hat, daß auch hier Kampf und Krieg überall die Losung ist und oft genug jene Tugenden des Opfermuthes, der Entsagung, des Einsetzens der ganzen Persönlichkeit für eine gemeinsame große Sache gefordert werden, die im Kriege so stark hervortreten. Man braucht gar nicht einmal an den gesteigerten Daseinskampf unserer Tage zu denken, um dafür zahlreiche Beispiele zu finden. Als Leibniz in den letzten Jahren seines Lebens von furchtbaren Schmerzen gerade während der Arbeit gepeinigt wurde, ließ er, um die schlimmsten Qualen zu mildern, sich hölzerne Schraubstöcke anschrauben, welche die Nerven unempfindlich machen sollten, und arbeitete dann im Bette liegend rastlos weiter. Sollte diese heldenmüthige Standhaftigkeit in der Studirstube wohl geringer zu bewerthen sein als der im Kugelregen erprobte Heroismus?

Wenn aber der dauernde Völkerfriede unzweifelhaft als ein erstrebenswerthes Ziel gelten darf, wie steht es mit der Ausführbarkeit dieser Idee? Man wird geneigt sein, zunächst Alfred Meißner zuzustimmen, wenn er im Eingange zu seinem Ziska singt:

Die Weltgeschichte spottet jener Sagen
Der blassen Friedensdichter, daß ein Hirt
In ferner Zeit, in blauen Zukunftstagen
Ein Schwert, versteckt in Rosen, finden wird. . . .

So lang des Zeitenwebstuhls Arme weben,
So lang die Menschheit lebt von Pol zu Pol,
Bleibt Trauerspiel das große Völkerleben,
Und hat ein Schwert zum ewigen Symbol.

Allein was als greifbares Zukunftsbild vielleicht einen chimärischen Charakter hat, ist doch oft genug als eine Idee des menschlichen Fortschritts vom höchsten Werthe. Der Krieg wird allerdings weder in nächster noch in naher Zukunft völlig beseitigt werden können, — aber büßt die Idee des ewigen Völkerfriedens darum etwas von ihrem selbst praktischen Werthe ein, weil man sich ihr nur im unendlichen Fortschritte annähern, aber sie wie alle derartige die

geschichtliche Entwicklung leitende Ideen erst nach unendlicher Zeit erreichen kann? Es kann, wie Kant einmal mit Recht bemerkte, nichts Schädlicheres geben, als wenn man sich derartigen Vernunftideen gegenüber auf die angeblich widerstreitende Erfahrung beruft, die doch nach jenen erst regulirt werden soll. Im vorliegenden Falle hat man dazu um so weniger Recht, als die geschichtliche Erfahrung deutlich eine beständige Humanisirung und Einschränkung des Krieges erkennen läßt. Auch über diesen Punkt gibt die Schrift von Jähns eine lehrreiche Uebersicht. Sie zeigt, wie zuerst der Gewaltkampf der Individuen innerhalb eines Staates beseitigt wurde, dann der Krieg der Völker allmählich aus der wilden Regellosigkeit heraustrat und gewissen stillschweigenden Regeln, später selbst rechtlichen Satzungen unterworfen wurde, die heute in einem bereits ziemlich ausgedehnten kodifizirten Völkerrechte vorliegen. Gewisse Arten des Krieges sind dann allmählich aus dem Bereich der Möglichkeit ganz oder fast ganz ausgeschieden, so der Eroberungskrieg (wenigstens in Europa selbst), der Religionskrieg, der Kabinetskrieg. In derselben Linie wird sich auch die praktische Arbeit für den Völkerfrieden in der Zukunft bewegen, und sie braucht sich dabei so wenig in utopischen Vorstellungen zu ergeben, daß sie vielmehr ein überreiches Feld der Thätigkeit vor sich sieht. Nicht nur der weitere Ausbau des Völkerrechts kommt hier in Frage, sondern vor allem die prophylaktische Arbeit, welche die Völker, die heute doch wesentlich über den Krieg entscheiden, über ihre wahren Interessen aufklärt, ganz besonders die nationalen Leidenschaften einzudämmen sucht, welche heute die größte Kriegsgefahr bilden. Diese Aufgabe ist nicht nur oder nicht einmal in erster Linie eine politische, sondern auch eine sittliche, sie ist nicht Sache dieser oder jener Partei, sondern der Humanität.

M. Kronenberg.

---

# Francesco Arese.

## Ein italienischer Edelmann und Patriot.

### II.

Als Arese seinen Fuß wieder auf das europäische Festland setzte, lebte seine Beschützerin in Arenenberg nicht mehr. Noch in ihrem letzten an ihren Sohn gerichteten Schreiben standen unmittelbar neben den Worten an ihren Sohn: Je te presse sur mon coeur, mon cher ami, die Worte: Le bon Arese, je lui donne aussi ma bénédiction comme à un fils. Bedenkt man, wie Napoleon III. das Andenken seiner Mutter theuer war, so wird man danach den Grad seiner Anhänglichkeit an den Jugendfreund schon ermessen können, auch wenn dieser ihn in zwölf Jahren nicht wiedersehen konnte.

Denn Arese hatte sich im November 1838 nach Mailand zurückbegeben, da allen politischen Flüchtlingen und Verurtheilten durch einen Amnestieakt des Kaisers Ferdinand die bedingungslose Rückkehr in die Heimath zugestanden worden war. Dort hatte er sich auch im folgenden Jahre mit der Marchesina Carolina Fontanelli, der Tochter des letzten Kriegsministers von Eugen Beauharnais, zu glücklicher, mit vier Kindern gesegneter Ehe verbunden. Aber die Pflichten des Ehemannes und Vaters beschäftigten den Mailänder, den italienischen Patrioten doch nicht ausschließlich.

Aus dem unruhigen, aufgeregten jungen Aristokraten, der sich in revolutionären Umtrieben gefallen hatte, war ein ernster, wortkarger politischer Reformer geworden. Ihm war der Glaube an die Allmacht republikanischer Verschwörungen und Aufstandsversuche geschwunden. Aber das Ziel, dem diese hätten dienen sollen, die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft, stand ihm und zahlreichen seiner Standesgenossen nach wie vor unverrückt vor der Seele. Die Ausbreitung allgemeiner Bildung unter seinen Landsleuten, Hebung des Wohlstandes in Stadt und Land und nimmer rastende Belebung des nationalen Gedankens, das war es jetzt, was diese Patrioten unter den Augen des hiergegen fast wehrlosen österreichischen Regimentes erstrebten. Durch persönliches Entgegenkommen, eine glänzende Hofhaltung und nimmer endende Festlichkeiten suchte der vicekönigliche Hof die vornehme Welt Mailands an sich zu ziehen und sie zu zerstreuen. Aber alles das half nichts. Männer wie Frauen ließen sich nicht für das kaiserliche Regiment einfangen. Als zu einem Balle, den die persönlich nicht unbeliebte Gemahlin des Vicekönigs Rainer gab, nur sechs Damen erschienen waren, floh diese über diese Demüthigung weinend nach Venedig.

Und schon hatte diese in immer weiteren Kreisen um sich greifende Bewegung einen äußeren Stützpunkt gefunden, an den sie sich anschließen konnte. In dem Hause des allverehrten italienischen Dichterfürsten Alessandro Manzoni, der auf die ihn umgebende und ihn hoch verehrende jüngere Welt eher beruhigend als anreizend, aber immer patriotisch anregend eingewirkt hatte, war Arese mit dessen Schwiegersohne, dem ebenso vielseitig veranlagten als charaktervollen Marchese Massimo d'Azeglio bekannt und intim befreundet geworden. Dieser geniale Mann, der einen Operntext dichtete, ihn komponirte und die Dekorationen zur Aufführung malte, war ein noch besserer Patriot und ein ehrenfester Staatsmann. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß der von allen italienischen Revolutionären mit dem stärksten Mißtrauen und argem Hasse verfolgte König Karl Albert von Piemont entschlossen sei, seine Krone und sein Leben an die Sache Italiens zu setzen, predigte er allen seinen politischen Freunden den Anschluß an Piemont als den einzigen gangbaren Weg zur Erreichung der italienischen Unabhängigkeit und fand hierfür williges Gehör bei seinen Mailänder Freunden.

Auch Arese schloß sich ihm in dieser Auffassung vollkommen an. Er erschien daher seinen Landsleuten, als am 18. März 1848 in Mailand der Aufstand mit elementarer Gewalt ausgebrochen war und sich vorerst gegen die Oesterreicher siegreich behauptet hatte, als der gegebene Vermittler zwischen den lombardischen Insurgenten und dem Könige Carlo Alberto. Einer der wenigen jetzt noch lebenden Freiheitskämpfer jener Tage, der zu großem Reichthum gelangt, seinen Namen auf ganz anderen Gebieten bekannt gemacht hat, damals aber, wie auch später wenig monarchisch gesinnt war, Enrico Cernuschi, war es, der der provisorischen Regierung Mailands die Absendung Arese's nach Turin in Vorschlag brachte, um sich von dort Hilfe zu erbitten. In der Nothlage, in der sich seine Vaterstadt befand, glaubte der Graf sich dieser Forderung nicht entziehen zu dürfen und eilte nach der piemontesischen Grenze. Hatten ihn schon auf seiner eiligen Reise die Gewehrkugeln österreichischer Posten verfolgt, so schien schon am Ticino seine Mission ein Ende zu finden. Kein Boot zum Uebersetzen war aufzutreiben. Da trug ein starker Bauer aus einer seiner Besitzungen ihn auf seinem Rücken durch eine Furt des angeschwollenen Stromes und am 19. März spät Abends kam der Hilfe suchende schon in Turin an. Sofort stürmte er, wie er war, in das Haus seines Freundes Massimo d'Azeglio und dieser führte ihn unverzüglich zum Könige. Hier hatte er nicht lange zu bitten, erfuhr vielmehr, daß der König schon an demselben Tage einen Abgesandten mit Instruktionen nach Mailand geschickt habe. Der improvisirte Diplomat konnte nun seinen wiedererwachten militärischen Neigungen sofort nachgehen. Er bildete eine Freischaar, um sie gegen Mailand zu führen. Die hatte er bald zusammen. Aber es fehlte an Waffen und an Geld, um sie zu kaufen. Namentlich Kanonen waren nicht vorhanden. Auf die Nachricht, daß an der Schweizer Grenze eine Batterie von vier Geschützen zu haben sei, stellte Arese einen Wechsel auf Sicht über 60 000 Francs aus, und die Kanonen gehörten dem Insurrektionskomitee. Und so hat der Mailänder Edelmann bis an sein

Lebensende Hab und Gut, Leben und Gesundheit in den Dienst des Vaterlandes gestellt. Alle die zahlreichen und kostspieligen Reisen, welche er auf Wunsch seiner Regierung machte, hat er aus seiner Tasche bezahlt. Nur da er als Botschafter nach Paris gesendet wurde, um dem Kaiser Napoleon III. die Annahme der italienischen Krone durch Viktor Emanuel feierlich anzuzeigen, bestand das Ministerium darauf, daß er Reisespesen liquidire. Er stellte eine Rechnung über 4000 Francs aus, während ihn sein Pariser Aufenthalt vielleicht das Doppelte gekostet hatte. Da verlangte die italienische Oberrechnungskammer eine Spezifikation dieser Forderung! Nun konnte der vornehme Herr nur mit sanftem Zwange bewogen werden, überhaupt etwas anzunehmen. Als dann später die Finanznoth in Italien wuchs, faßte Arese den Plan, durch eine Subskription eine größere Summe zusammen zu bringen, um sie auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen. Dieser Versuch schlug fehl, aber Arese zahlte seine 100 000 Francs an die Staatskasse und empfing dafür nur eine einfache Quittung, als habe er nichts als seine gesetzlichen Steuern bezahlt. Solche pekuniären Opfer haben zahlreiche vornehme Italiener gebracht; an sie zu erinnern ist wohl auch in Deutschland angebracht, wo 1866 feierlich verkündigt wurde, Georg von Vincke habe vor Ausbruch des Krieges mit Oesterreich seine Steuern auf eine Reihe von Jahren vorausbezahlt. Nur die Opferwilligkeit im Jahre 1813 läßt sich mit der dieser Italiener vergleichen.

Sie sollte bei Arese damals sofort auf eine harte Probe gestellt werden. Der Kriegsminister der lombardischen Insurrektion, Fürst Pompeo Litta, rief den Freischaarenführer nach Mailand, um ihm eine diplomatische Mission nach München aufzutragen. „Ich empfehle im Galopp zu kommen", hieß es in seinem Schreiben. Die provisorische Regierung in Mailand hatte beschlossen, an verschiedene Regierungen diplomatische Vertreter zu senden, um bei diesen für die Sache Italiens zu wirken. Es ist ja bekannt, daß damals u. A. auch der später unter dem Namen Lermotieff so berühmt gewordene Kunstschriftsteller Giovanni Morelli nach Frankfurt a. M. an das deutsche Parlament geschickt wurde. In vollkommenster Unkenntniß der Sachlage und der Volksstimmung in Bayern hatte man in Mailand geglaubt, auch an den größten süddeutschen Staat, an das nahe gelegene Bayern einen Vertreter senden zu sollen, und Arese wurde hierzu auserſehen, da er Deutschland kannte und zu den in München sich noch aufhaltenden Mitgliedern der Familie Beauharnais Beziehungen hatte. Der lombardische Abgesandte fand mit seinem Begleiter hier jedoch keinen günstigen Boden. Die Regierung empfing ihn nicht, die Polizei ließ ihnen sogar einen Ausweisungsbefehl zugehen, da die Päſſe nicht in Ordnung seien und seine Anwesenheit in München zu Unordnungen Veranlassung geben könne. Obwohl die Polizei diesen Befehl, München innerhalb vierundzwanzig Stunden zu verlassen, zurückzog, schüttelte Arese doch sehr bald den Staub von seinen Füßen und kehrte Anfangs Mai nach Mailand zurück, um wieder ins Heer einzutreten.

Der Ausgang der Erhebung der Lombardei verlief bekanntlich nicht günstiger als dieser diplomatische Versuch Arese's. Es ist hier nicht der Ort, das zu erzählen, und so mag nur bemerkt werden, daß der Graf sich nach der Wiederherstellung der österreichischen Herrschaft in der Lombardei mit seiner Familie nach Genua zurückzog und sardinischer Unterthan wurde. Hier, in der mächtig erblühenden Handelsstadt lebte der Verbannte am Freiesten, von hier aus konnte er die Entwicklung der Dinge in Italien aus der Nähe beobachten und gelegentlich in sie eingreifen. Denn ganz verzweifelt in seinen Hoffnungen war er keineswegs. Schon schien ihm ein neuer Weg sich zu öffnen, der zum ersehnten Ziele führen könne.

Es ist eine der wesentlichsten Förderungen, welche die Geschichte der neuesten Zeit durch das Buch Bonfadini's erfährt, daß wir mit Hilfe der in ihm zum ersten Male veröffentlichten Briefe eine viel klarere und sicherere Erkenntniß des persönlichen Verhältnisses erhalten, in welchem Napoleon III. zu den Einheitsbestrebungen Italiens stand, als das bisher möglich war. Und das will bei der ungeheuern Tragweite der Ereignisse, welche die Einmischung dieses früher überschätzten und jetzt unterschätzten Herrschers in die italienischen Dinge für die gesammte Entwicklung Europas gehabt haben, doch etwas heißen. Denn abgesehen davon, daß wir jetzt ersehen, daß die Politik des Mannes, den sich die französische Nation auf mehr als zwanzig Jahre zu ihrem Herrn erkoren hatte, von Anfang an eine viel einheitlichere und zielbewußtere war, als man bisher annehmen konnte, daß sein Eingreifen in die Geschicke der Halbinsel nicht eine durch das Orsinische Bombenattentat herbeigeführte unfreiwillige Wendung war, sondern aus der ganzen Vergangenheit des Mannes herausgewachsen ist, der sich stets fast mehr als Italiener, denn als Franzose gefühlt hat, ganz abgesehen hiervon, sage ich, erkennen wir jetzt, welch tragischen Konflikt diese eigenthümliche Stellung in das Leben und die Regierung des Heroldes und Fahnenträgers des neuen Rechtes der Nationalitäten bringen mußte. Und es erhöht auch unsere persönliche Theilnahme an dem Geschicke dieses sonst uns aus so vielen guten Gründen antipathischen Schicksalsmenschen, daß wir jetzt erkennen, wie er von Anfang an klar erkannte, daß er seiner persönlichen Vorliebe für Italien folgend gegen die nationalen Traditionen des von ihm beherrschten Volkes verstoße und dieses gegen sich auf die Dauer einnehmen müsse. Das sichere Bewußtsein hiervon hat ihn nie verlassen und jene Schwankungen in seiner Politik herbeigeführt, die sie den Zeitgenossen so räthselhaft und unsicher erscheinen lassen mußte. Jahrelang hat er aber in diesem Konflikte verschlossen und in sich gekehrt gelebt, bis dann körperliche Leiden seinen starken Willen brachen und er die Beute von Bestrebungen wurde, die seinen ursprünglichen Tendenzen entgegengesetzt waren und die ihn nun unaufhaltsam dem Untergange entgegen trieben. Denn es war nicht mehr der Freund und Beschützer Italiens, der sich 1869 päpstlicher zeigte als die Wiener Hofburg und sich weigerte, Rom an Italien auszuliefern, sondern nur noch der zum Schleppträger der französisch-nationalen und klerikalen Politik herabgesunkene und apathisch gewordene Schatten von sich selbst.

Es ist schon erwähnt worden, daß der Prinz Louis Napoleon und sein Jugendfreund sich nach dessen Rückkehr nach Europa zwölf Jahre lang nicht gesehen haben. Irrthümlich aber würde es sein, hieraus den Schluß zu ziehen, daß ihre Beziehungen zu einander erkaltet gewesen seien. Der briefliche Verkehr beider war nie unterbrochen, namentlich nicht zu der Zeit, da der Prinz gefangen in Schloß Ham saß. Einige von Bonfadini mitgetheilte Briefe zeigen, wie intim die Verbindung beider war. Auch der Dr. Conneau fehlt nicht als Dritter im Bunde. Als nun im Spätherbst 1848 die Zustände Italiens einer neuen Krisis entgegen trieben, da erinnerten sich die leitenden Staatsmänner Piemonts, vor Allen Gioberti, der Beziehungen des Mailänder Patrioten zu dem inzwischen zum Präsidenten der französischen Republik gewählten Napoleoniden und bestürmten ihn, die Intervention des ehemaligen Revolutionärs der Romagna zu Gunsten der Sache Italiens herbeiführen zu helfen. Arese ließ sich hierzu auch willig finden und reiste nach Paris. Mit offenen Armen wurde der alte Freund in dem „Elisée National" aufgenommen, auch mit dem Orden der Ehrenlegion bedacht, ausrichten konnte er aber zunächst nichts. Man wird das durchaus begreiflich finden und den guten Willen des Prinzen für Italien doch nicht bezweifeln dürfen. Wenn man die Lage bedenkt, in der sich der neugewählte Präsident am Schlusse des Jahres 1848 befand, wie er als ein Gegengewicht und Helfer gegen die soziale Revolution von den konservativen Elementen Frankreichs gewählt, sich als ein Neuling in allen politischen und diplomatischen Geschäften nur auf Männer zu seiner Beihilfe angewiesen sah, die der Unterstützung jeder revolutionären Bewegung in Europa, und namentlich in Italien, feindselig gesinnt waren, so wird man nicht zweifeln, daß sich der Prinz damals in einer Zwangslage befand und weder Piemont beistehen, noch die Expedition gegen

die römische Republik unterlassen konnte. Dies Gebot der Selbsterhaltung mußte ihn zu seiner scheinbar Italien feindlichen Politik treiben. Mochten auch die Freunde hierüber gelegentlich einmal in lebhafte Kontroverse gerathen, wie es ja bei dem akuten Widerstreite der nächsten Interessen beider nicht anders sein konnte, Arese verließ doch seinen Freund mit dem Eindrucke, daß wenn Napoleon erst Etwas für Italien thun könne, das sicher geschehen werde; er trat deshalb den heftigen Anklagen, welche seine nächsten Freunde gegen den Verräther an der heiligen Sache Italiens schleuderten, bestimmt entgegen. Und wie hätte Arese an der Gesinnung seines Freundes zweifeln können, wenn ihm dessen intimster Freund und Rathgeber z. B. am 7. Juni 1849 schrieb:

„Ich habe gezögert Dir zu schreiben, weil mein Herz wahrhaft erdrückt war. Italien und Rom bereiten mir unausgesetzt die schwersten Aengste. Diese französische Belagerung der Stadt quält mich über die Maßen, obwohl ich ihren Zweck wohl begriff, da sie zwei Völker, die ja dazu gemacht sind einander zu lieben und zu vertheidigen, in einen Konflikt brachte. Hoffen wir, daß mit der Rückgabe Roms Alles ausgetragen wird. Ich versichere Dich, theuerer Freund, daß ich lieber die Cholera noch einmal gehabt hätte, als Franzosen und Italiener im Kampfe mit einander zu sehen. Ich bin Franzose, weil mich die Umstände dazu gemacht haben, aber ich fühle, daß ich in meinem Herzen ein Italiener bin, war und stets sein werde."

In dem merkwürdigen Briefe ergeht sich Conneau dann weiter in den härtesten Ausdrücken über die Nichtsnutzigkeit der Menschen, die sich an den Prinzen, den er von allen allein liebe und achte, herandrängten und ihn mit ihren selbstsüchtigen und elenden Interessen bestürmten. „Wie viel glücklicher war ich," ruft der offenbar idealistisch angelegte Verehrer dieses Prinzen aus, „als ich im Gefängnisse (zu Ham) lebte als in dem Präsidentschaftspalais." So hätte der Intimus Napoleons wahrlich nicht an seinen Freund geschrieben, wenn er nicht bei jenem ähnliche Gesinnungen gegen Italien gekannt hätte. Arese blieb deshalb auch in Verbindung mit dem Prinzen, besuchte ihn 1851 auf der Reise zur Londoner Ausstellung und erhielt schon damals Andeutungen über den im Anzug begriffenen Staatsstreich, den er weder billigt noch widerräth. Die Stimmung, aus der er nach dem Gelingen des Staatsstreiches dem Freunde dann seine Theilnahme aussprach, war daher auch eine unklare.

Napoleon erwiderte ihm aber ganz ruhig, daß er alles nur gethan habe, um Frankreich Jahre des Kampfes und der Unordnung zu ersparen. Angenehmer als das wird diesem die Versicherung gewesen sein, daß kein Erfolg ihm den Freund im Unglücke vergessen machen werde.

Daß Arese seinen Freund nicht vergaß, dafür sorgte jetzt neben den Jugenderinnerungen vor Allem die Ungeschicklichkeit und Tölpelei der österreichischen Regierung in der Lombardei. Man hat wohl gesagt, die Oesterreicher hätten sich aus Italien herausgeprügelt. Es mag richtig sein, daß der österreichische Korporalstock am meisten dazu beigetragen hat, hier die Volksmassen gegen die Fremdherrschaft zu empören. Die besseren Klassen der Bevölkerung hat man aber durch ganz zusammenhangloses, nur willkürliches, zweckloses Vorgehen der Polizei stets gereizt, die Aufregung gegen sie lebendig zu erhalten und immer von Neuem anzustacheln.

So hatte man dem Grafen Arese erlaubt, seinem siebenundachtzigjährigen Vater, der der Politik ganz fern gestanden hatte, die letzte Ehre zu erweisen. Obwohl er sein Ehrenwort verpfändet hatte, er werde während seines Aufenthaltes in Mailand nur seine nächsten Angehörigen sehen, ließ man ihn von der Grenze an durch Gensdarmen eskortiren und dann ihn selbst bei dem letzten Augenblicke des Greises von einem solchen kontrolliren. Das geschah im Januar 1852. Als im Jahre darauf eine von Mazzini beeinflußte Schaar junger Leute einen Angriff auf die österreichischen Wachen in Mailand machte, von dem die in Piemont lebende patriotische Aristokratie der Lombardei gar keine Ahnung gehabt hatte und den sie, als er bekannt geworden war, verdammte, bestrafte man die an dem Putsche ganz Unschuldigen ohne Untersuchung mit Sequestration ihrer Güter. Man könnte glauben, dies österreichische Gouvernement habe sich Mazzini zum Vorbilde genommen, der die Bevölkerung auch nicht zur Ruhe kommen lassen wollte. Die Wirkungen blieben natürlich nicht aus. Sie trieben die Gegner Oesterreichs zum energischen Vorgehen. Auch Arese ließ nun nicht ab, Oesterreich alle ihm möglichen Schwierigkeiten zu machen und dazu seine Beziehungen zu dem Kaiser Napoleon auszubeuten. Vor allem war er aber darauf bedacht, eine engere Verbindung zwischen dem Hause Savoyen und dem Herrscher von Frankreich anzubahnen. Die Regierung seines Freundes Massimo d'Azeglio lag damals im Kampf mit Rom wegen der in Piemont neu eingeführten Ehegesetze. Um die Unterstützung der Kurie durch Frankreich zu verhindern, rief das piemontesische Ministerium jetzt die Hilfe Arese's an, der seinen Freund Conneau auf dem Laufenden erhielt, und sich dann selbst nach Paris begab. Hier wohnte der Graf jetzt in den Tuilerien und besprach mit dem Herrscher Frankreichs die italienischen Angelegenheiten aufs Eingehendste. Als sich Arese von seinem Gastfreunde verabschiedet, trug ihm dieser auf, dem König Vittorio Emanuele zu sagen, „daß er auf seine Sympathie und seine Freundschaft rechnen könne", und er bethätigte diese seine geneigte Gesinnung dadurch, daß er den französischen Gesandten in Turin, Marquis de Butenval, einen Diplomaten der alten Schule, der Italien nichts weniger als hold war, auf einen Brief Arese's hin abberief. Auch in der Angelegenheit der von Oesterreich mit Sequestration ihrer Güter belegten lombardischen Edelleute, unter denen sich sogar solche befanden, die unter ausdrücklicher Einwilligung des österreichischen Gouvernements ausgewandert und in Piemont naturalisirt worden waren, versprach Napoleon III. dem unter Cavour sich jetzt kräftig regenden kleinen Königreiche, gleichfalls auf einen Brief Arese's hin, seinen Beistand. Cavour begann schon damals sich auf den Krieg mit Oesterreich zu rüsten und sendete eine kräftige Note nach Wien, in der er die Willkürlichkeit des Vorgehens der Hofburg gegen Unterthanen eines Landes, mit dem es in regulären diplomatischen Beziehungen lebe, auf das Schlagendste nachwies. Als diese Depesche natürlich nichts fruchtete, rief Cavour den sardinischen Gesandten in Wien ab, und der österreichische Botschafter verließ darauf auch Turin. Damals war es, daß der alte Fürst Metternich sagte: Es gibt nur noch einen Diplomaten in Europa, und dieser ist unglücklicherweise der Graf Cavour.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Karl Heinrich.

## Israel unter den Nationen.*)

Die litterarische Produktion des Antisemitismus hat trotz der drastischen Mittel, mit denen sie arbeitet, rasch genug die schlimmste Eigenschaft angenommen, die einer Litteraturgattung nachgesagt werden kann: sie ist uninteressant und langweilig geworden. Daß das mit dem von Haus aus negativen Charakter der ganzen Bewegung zusammenhängt, die erst mühsam und nachträglich positive Gedanken und Tendenzen sich zusammensuchen mußte, liegt auf der Hand. Da sich aber das Langweilige auch unter dem Zauberstab der Kritik und Polemik selten in ein Kurzweiliges zu verwandeln pflegt, so greift man — denn ich weiß, daß ich nicht der Einzige bin, dem es so ergeht — nur ungern und zögernd noch nach Büchern, die das Pro und Kontra des Antisemitismus erörtern. Und so habe ich auch das Buch von Leroy-Beaulieu wiederholt bei Seite ge-

*) Les Juifs et l'Antisémitisme. Israël chez les Nations par Anatole Leroy-Beaulieu de l'Institut. Paris, Calmann Lévy 1893; und dasselbe ins Deutsche übertragen von Karl von Vincenti. Wien 1893.

legt, ehe ich mich endlich entschloß, es zu lesen. Um davon aufs Angenehmste enttäuscht zu werden. Es ist ein interessantes und — in diesem Fall ist das aus bewegenden Gründen besonders zu konstatiren — es ist ein durchaus vornehm gehaltenes Buch. Deshalb ist es nur zu begrüßen, daß es ins Deutsche übertragen wurde, und erfreulich, daß es in Karl von Vincenti einen nicht ungeschickten Uebersetzer gefunden hat; daß darum der französische Text doch noch feiner und geistreicher klingt und wirksamer ist als der deutsche, muß kaum erst gesagt werden und braucht keinen Tadel für die Arbeit des Uebersetzers zu enthalten.

Nach zwei Seiten hin aber ist dem Buche gegenüber ein Vorbehalt zu machen. Fürs erste, wir haben sozusagen nur eine Hälfte, kein Ganzes. Darüber sagt der Verfasser selbst: „Leider habe ich für dieses Mal einen Theil meines Gegenstandes bei Seite lassen müssen, und zwar jenen, welcher in dieser Zeit der sklavischen Hingabe an die materiellen Interessen dem Publikum vor allen Dingen am Herzen liegt, nämlich die Geldfrage". Das ist schade; denn Leroy-Beaulieu deutet selber an, daß gerade dies der Punkt ist, wo die Beschwerden des Antisemitismus am nachdrücklichsten einsetzen, und einstweilen entschädigt uns die Aussicht auf einen zweiten Band, in dem die Rolle des jüdischen Geldes festgestellt werden soll, für diese Lücke nicht. Andererseits ist es aber vielleicht für die vorläufig allein behandelten ethnographischen Probleme ein Gewinn gewesen: gerade dadurch hat das Buch, was es an Aktualität verliert, an Wissenschaftlichkeit und Objektivität gewonnen; und die Vornehmheit des Tones, die dem Verfasser freilich von Haus aus schon natürlich ist, ist dadurch auch sachlich ermöglicht und erleichtert worden.

Ein zweites aber, was einen Vorbehalt nothwendig macht, ist schon vom Uebersetzer angemerkt und bedauert worden. „In Allem vielleicht," sagt Vincenti in seinem Vorwort, „vermag ein gebildeter Franzose objektiv zu bleiben, steht er sich jedoch dem Deutschthum gegenüber, so versagt ihm bisweilen die Kraft". Sie hat auch bei Leroy-Beaulieu wiederholt versagt; und solche gelegentlichen Ausbrüche chauvinistischer Abneigung — würden den deutschen Leser noch weit mehr stören und verstimmen, wenn er sich nicht mit einem lustigen Lächeln darüber wegsetzen könnte. Ein Satz wie der: „auf den veralteten Idealismus des Schwaben oder des Sachsen ist im geeinigten Deutschland der cynische Realismus des Preußen aus der Mark gefolgt", ist ja nur komisch. Allein angesichts der Thatsache, daß Frankreich längst nicht mehr immun ist vom Antisemitismus, also auch keinen Grund hat, deshalb auf uns Deutsche herabzusehen, wären alle diese Ausfälle doch besser weggeblieben; sie machen nur die Objektivität des Verfassers im Ganzen verdächtig.

Aber das Buch hat nicht nur ein Franzose, sondern wie die Vorrede sagt, „ein Christ" geschrieben. Genauer: ein Katholik, ein dem Klerikalismus nicht so gar fern oder feindlich gegenüberstehender Christ. Auch das beeinflußt seine Anschauungen, so nicht zum wenigsten auch in der schiefen Meinung, als ob in Deutschland der Antisemitismus die logische Folge des Antiklerikalismus, ein fortgesetzter oder richtiger: ein umgekehrter Kulturkampf sei. Der Ultramontanismus hat in dieser Bewegung bei uns die Führung nie gehabt und beansprucht. Allein abgesehen von solcher Geschichtsklitterung, jene positiv christliche Ueberzeugung gibt dem Buche um so mehr den Werth eines unbefangenen Zeugnisses; ist es ja nun nicht die Toleranz des Indifferentisten, sondern die eines Christen mit dem Wahlspruch: Caritas et Pax! Es gehört bekanntlich zu den Waffen des christlich-nationalen Antisemitismus, unsere Antipathie gegen alle Judenhetze als Zeichen unserer unchristlichen Gesinnung zu denunziren: nun, hier ist ein Mann, der sich mit Emphase „Christ" nennt und den Antisemitismus dennoch oder vielmehr eben deswegen grundsätzlich ablehnt. Darum war die nationale und die christliche Gesinnung dieses französischen Schriftstellers besonders hervorzuheben.

Was will nun aber das Buch? Leroy-Beaulieu ist Völkerpsychologe und als solcher zeigt er uns das Judenthum nach seiner nationalen und nach seiner religiösen Seite; aber nicht mit pedantischer Gelehrsamkeit, obwohl er über eine genaue Kenntniß des jüdischen Volksthums, seiner Geschichte und seiner Religion verfügt, sondern in der unterhaltenden Manier des geistreichen Franzosen, der die Fülle seines Wissens nur dazu zu haben scheint, um niemals in den trockenen Ton abstrakter Allgemeinheit zu verfallen. Dabei ist er ein scharfer und objektiver Beobachter. Ihm handelt es sich nicht zum Zweck der Vertheidigung um eine Idealisirung der Juden, um eine Vertuschung ihrer unliebsamen Eigenschaften. Im Gegentheil, sein Urtheil ist diesen selbst zum Theil recht unbequem geworden und unwillkommen gewesen, ein Großrabbiner protestirte im Univers israélite gegen einzelne seiner scharfen Urtheile. Und so könnte der Antisemitismus dem Buche geradezu für sich Waffen entnehmen. Aber Leroy-Beaulieu schildert nicht nur, sondern er sucht überall auch zu erklären. Und diese Erklärungen fallen — zwar auch nicht durchweg günstig für das Judenthum, aber durchweg zu Ungunsten derer aus, die für Unterdrückung und Isolirung, für Ausschließung und Abschließung der Juden eintreten. Denn sie und ihresgleichen sind alle die Jahrhunderte hindurch die Urheber jener unerfreulichen Eigenschaften geworden.

„Die Niedrigkeit, die Seichtigkeit der Seele und des Charakters, welche dem Juden vorzuwerfen wir uns noch heute für berechtigt halten, kommt ebenso sehr auf unsere als auf seine Rechnung. Sie ist unser Werk. Wir haben sie ihm aufgedrängt und sie ihm gelehrt von Vater auf Sohn. Wir haben uns den Kopf zerbrochen, wie wir ihn verächtlich machen könnten; wir haben bewußt und eifrig daran gearbeitet. Zu dem Zweck haben wir für ihn entehrende Trachten ausgedacht, beschimpfende Abzeichen, herabwürdigende Ceremonien. Für den Geschmack des Christen schien der Jude niemals verächtlich genug. Unsere Vorfahren haben ihn für die Niedertracht herangebildet, wie sie Hühnerhunde oder Dachshunde abrichteten, um in die Schlupflöcher hineinzukriechen. Damit hat das semitische Blut und das hebräische Gesetz nichts zu thun."

Was hier so drastisch ausgedrückt wird, das ist freilich für Alle, die der Antisemitismus nicht blind gemacht hat, längst nichts Neues mehr, ist eine uns geradezu geläufige These. Aber es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß christliche Unduldsamkeit den Juden zu dem gemacht hat, was er ist, und es ist selten noch in so eingehender Weise begründet, nach so vielen Seiten hin illustrirt und erläutert worden wie hier. Macaulay hat einmal gesagt: angenommen, man hätte tausend Jahre lang überall die rothhaarigen Menschen Beschränkungen und Plackereien unterworfen, ähnlich wie sie den Juden auferlegt worden sind, so liegt es auf der Hand, daß die rothhaarigen Menschen aller Länder, wenn auch von verschiedener Abstammung, sich als Landsleute und Brüder betrachtet hätten. Das ist das Thema von Leroy-Beaulieu's Buch.

Die Haupteigenschaft des Juden ist seine fabelhafte Assimilationsfähigkeit:

„Der Jude fügt sich in alles, er ist zu allem brauchbar, er fühlt sich überall wohl und es gelingt ihm alles." Aber auch dazu ist er „durch die Jahrhunderte gedrillt worden; keine Rasse ist so harten Turnübungen des Geistes und Körpers unterworfen worden; der Jude erinnert an jene bedauernswerthen Kinder, deren Gliedmaßen und Knochen zur Uebung ihrer Gelenkigkeit förmlich gebrochen und ausgerenkt worden sind."

Jene Anpassungsfähigkeit bewirkt, daß der Jude, sich selbst überlassen, mit Nothwendigkeit in Deutschland zum Deutschen, in Frankreich zum Franzosen, in England zum Engländer wird; und deshalb klagen Rabbiner, denen die Erhaltung des spezifischen Judenthums am Herzen liegt, über die „Entsemitisirung" ihrer Stammesgenossen. „Unsere modernen Ideen, unsere Kritik, unsere arischen Wissenschaften sind im Begriff, die jüdischen Ueberlieferungen und Sitten zu Grunde zu richten." Es ist das ja nur die Kehrseite des Gedankens, daß das Ghetto den Juden und die jüdische Rasse geschaffen habe. Die Emanzipation wird sie auflösen und zersetzen.

Aber die Juden sind ja emanzipirt und sind dennoch Juden geblieben, wird man einwenden. Emanzipirt — seit wann? und wie lange zuvor nicht emanzipirt? Wenn man

die beiden Perioden mit einander vergleicht, so bestätigt die Erfahrung nur jene im Juden liegende Tendenz sich rasch zu assimiliren. Was ein oder zwei Jahrtausende an ihm gesündigt und aus ihm gemacht haben, das haben wenige Jahrzehnte natürlich noch nicht völlig abgestreift, aber doch bereits in seinen Grundvesten mächtig erschüttert.

„Die Tage des alten Talmudjudenthums sind gezählt; umsonst ertönt die Klage der vom Geiste der Gemara genährten Rabbiner über den Geist der neuen Zeiten; der Westwind hat sich wider Israel erhoben, und nichts bei Jakob wird dem Wehen, das vom Abendlande kommt, widerstehen.“

Und recht als ob wir auch die Probe auf das Exempel sollten machen können, thut uns der Osten, „das heilige, orthodoxe, halb orientalische, halb asiatische Rußland“ den Gefallen und verweigert seinen jüdischen Bewohnern die Freiheit: und die Folge ist, daß dort noch der rabbinische Sondergeist mit seiner religiösen und nationalen Ausschließlichkeit am Leben ist und die israelitischen Gemeinschaften inmitten der christlichen Völker immer noch eine jüdische Nation bilden, daß dort noch der Jude — ganz Jude ist. Schön und echt französisch heißt es darüber bei Leroy-Beaulieu:

„Während Jahrhunderte ist Israel, dieser Prinz des Orients, der aus dem Hause seines königlichen Vaters vertrieben wurde, in ein häßliches Thier verwandelt gewesen; er hat zu den Füßen fremder Herren kriechen müssen unter Hunger- und Elendgebell, ein Gegenstand des Abscheus für den, der ihm begegnete. Und siehe da, nun hat er zum großen Aergerniß jener, welche ihn auf alle Zeiten der Peitsche und dem Stock verfallen glaubten, seine Menschengestalt wieder angenommen. Sie sind gar alt, die Hexen, die sie ihm geraubt hatten, und sie sind noch nicht alle todt. Es sind die Unduldsamkeit und die Ausnahmegesetze, welche sich so lange geweigert haben, in dem Juden einen Menschen zu erblicken; in gewissen Ländern dort hinten nach Asien zu bestehen die überlebenden hartnäckig darauf, ihn noch immer wie einen Hund zu behandeln. Braucht die Fee, welche diesen Zauber löst, genannt zu werden? Solche Wunder gehören zu ihren alten Gewohnheiten, und nicht Israel allein verdankt es ihr, seine Menschengestalt wieder zurückbekommen zu haben. Vor nicht gar langer Zeit stand sie bei uns Franzosen noch in hohem Ruf; und nach unserem Beispiel luden die Völker sie gerne zu Gast. Heute scheint man ihrer müde; mancher verzeiht ihr nicht, was sie für Jakob gethan hat. Sie heißt Freiheit. Um wieder ganz Mensch zu werden, verlangt der Jude keine andere Hilfe.“

Gerade diese Stelle mag uns zugleich als Probe dienen für den hohen und freien Geist, in dem das Buch geschrieben ist. Der ergreifende Schluß desselben mit seiner feinen Umdeutung der Messiashoffnung in den Traum vom ewigen Völkerfrieden zeigt uns dieselbe Milde und Weite des Blicks. Die glänzendsten Partien aber sind nicht diese Stellen voll rhetorischem Idealismus, wie sie dem Franzosen so wohl anstehen und in seinem Munde so hübsch klingen, sondern jene völkerpsychologischen Kapitel 8—10, worin vom génie und vom esprit juif die Rede ist.

„Ob die Seele des Semiten von der des Ariers wesentlich abweicht, weiß ich nicht, aber die jüdische Seele gibt nicht immer denselben Klang wie die christliche. Das kommt daher, weil ihr nicht wie der unserigen an der Krippe von Bethlehem das Wiegenlied gesungen worden ist und weil in den Seelen die Religion die tiefsten Spuren zurückläßt.“

Und just für diese religiöse Klangfarbe im Wesen des Juden zeigt der Verfasser überall ein in die Tiefe reichendes Verständniß, den Beitrag der Religion und des jüdischen Gesetzes würdigt er vollauf. So besteht freilich auch nach ihm zwischen dem Juden und uns eine Verschiedenheit im Charakter und Gefühl. Aber einen Nachtheil für unsere Kultur vermag Leroy-Beaulieu darin nicht zu sehen.

„Ich habe wenig Vorliebe für Gleichförmigkeit, sagt er; das Ideal einer Nation ist in meinen Augen nicht ein Monolith aus einem Block, ein Erzbild aus einem Guß; die Zusammensetzung aus verschiedenen Elementen und Rassen ist für ein Volk werthvoller.“

Das muß nun allerdings in den Ohren eines spezifisch national sich aufspreizenden und piquirenden Antisemitismus besonders ketzerisch klingen. Und doch ist es so: unsere Kultur ist wirklich einförmig und platt wie „ein blitzblanker Kürbis“. Wer daher nicht auch im Geistigen Uniform tragen will, der wird sich über eine gewisse Andersartigkeit seiner jüdischen Mitbürger nicht echauffiren, sondern es eher mit Leroy-Beaulieu bedauern, daß sie uns bereits allzu ähnlich geworden sind und uns zu viel nachahmen. Die Angst aber, daß sie unsere Kultur verderben könnten, habe ich Angesichts der Spinoza und Mendelssohn, der Börne und Heine, der Meyerbeer und Halévy, der Freundin Schleiermacher's und der Gattin Varnhagen's nicht. Und wenn wir uns durch Leroy-Beaulieu an Lassalle, Disraeli und Gambetta erinnern lassen, „wo bleibt in diesen überschäumenden Naturen der kärgliche Ghettojude“? Alle drei sind Charakterköpfe, aber keine jüdischen, sondern der eine ist ein Deutscher, der zweite ein Engländer, der dritte ein Franzose; und was von diesem letzten gesagt wird: „man nehme das Profil Gambetta's mit seiner markanten jüdischen Krümmung, es weitet sich dann das dürftige Gesicht des Juden zur Löwenmaske aus“, das gilt mutatis mutandis von allen dreien. Mögen sie uns sympathisch sein oder nicht, aus der Physiognomie unserer Zeit könnten wir sie nicht einmal ausmerzen wollen, so sehr haben sie dazu beigetragen, dieselbe charakteristisch zu machen.

Thut nichts, der Jude wird verbrannt! wird es auch Angesichts dieses Buches weiter heißen. Gewiß! Aber wenn die antisemitische Hochfluth demnächst abgelaufen ist und alle die tausend und abertausend Broschüren versunken und vergessen sind, dann wird man in dem Werke Leroy Beaulieu's noch immer einen werthvollen Beitrag zur Völkerpsychologie erkennen und sich wundern, daß am Ende des 19. Jahrhunderts so geistreiche und so vernünftige Bücher wirkungslos geblieben sind.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

## Eine Idylle der Weltlitteratur.

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir . . .!“ Wie kommt es doch, daß über Kindern ein blauerer Himmel lacht, und daß ihnen Blumen aus dürrem Sande blühn? Daß ihnen in dunklem Zimmer neckische Kobolde die Hand reichen und daß sie Märchen erleben, zu denen die Erwachsenen ungläubig die Köpfe schütteln? Sie haben eine Freundin, die ihnen das Alltägliche mit buntem Schleier überdeckt, die ihnen Bilder zeigt und ihnen Geschichten erzählt. Eine Freundin, die dann im Laufe der Jahre immer bleicher wird und schweigsamer, bis sie für die meisten ganz verstummt. Die Freundin der Jugendzeit ist die Phantasie des Kindes.

Wer vergäße sie je, die Bilder aus der Kinderzeit? Als hätten wir sie heute nachgeträumt, so deutlich stehen sie uns vor Augen: der alte, liebe Onkel Toms, der immer gut und liebevoll ist und so schändlich ums Leben kommt; die kleine blonde Evangeline, die mit den armen Schwarzen so viel Mitleid hat und so früh sterben muß; und Eliza, die mit ihrem Kind im Arm über das treibende Eis des Stromes hinüber sich in das Land der Freiheit rettet. Wir sehen noch heute das kleine Blockgebäude mit dem Beetchen vor der Thür. Drin, am Herd steht Tante Chloe und kocht; an der Wand hängt das Bild vom General Washington und auf dem Boden wälzen sich die ungezogenen, kleinen schwarzen Rangen — „Onkel Toms Hütte“!

Und in andere Bilder gehen diese Bilder über. Auf einsamer Insel sitzt Robinson und stellt sich mühsam seinen ersten Schirm her. Seine zahme Ziege sitzt neben ihm und schaut ihm nachdenklich zu. Er baut sich seinen Hof und seine Burg, er lernt aus trocknem Holz Feuer reiben und bereitet sich mühsam aus Thierhäuten seine Kleidung. Der arme, nackte Freitag, dem er das Leben rettet, wird ihm ein treuer Genosse, andere Schiffbrüchige, die auf die Insel verschlagen werden, finden sich ein, und es entsteht ein kleiner Staat mit eigenen Gesetzen und eigenartigen Ein-

richtungen — „Das Leben und die seltsamen Abenteuer Robinson Crusoe's“.

In der Phantasie des Kindes gehören die beiden Bücher zu einander, so verschieden sie auch sind. Ein weiches Pastellbild das eine, von zitternder Frauenhand gemalt, ein Oelbild mit kräftigen, kecken Farben das andere, von einem Künstler geschaffen, der seine Kunst ganz beherrscht. Aber dem Kinde gelten sie beide gleich, weil beide es in ferne Länder führen und zu Menschen, die ihm verständlich sind. Dem Kinde ist ein Buch wie eine Blume oder eine Pflanze, es kümmert sich nicht um das Wie und Woher. Was fragt ein Kind danach, was die erlebten und fühlten, die ihm seine Bücher geschrieben haben?

Es ist vielleicht das ergreifendste Kapitel der Litteraturgeschichte, das erzählt, wie Daniel Defoe, der Verfasser des Robinson, aus dem Gefängniß an den Pranger geführt wurde, und wie das Volk aus ganz London zusammenströmte, ihm Blumen brachte und den Pranger mit Kränzen bedeckte. Defoe's Leben war ein Durcheinander verschiedenartigster Schicksale. Er war der vertraute Berather des Königs und war ein Landesverwiesener; er hat die Politik Englands geleitet und mußte vor seinen Gläubigern fliehen. Er hat die Einverleibung Schottlands persönlich zu Stande gebracht, er hat die modernen Versicherungsgesellschaften hervorgerufen und er hat in seiner letzten politischen Schrift die bitteren Worte schreiben müssen: „man hat mir nie vergeben, daß ich rechtlich und ehrlich war“. Er hat das bleibende Buch für Kinder geschrieben, und er ist aus Herzeleid über seinen eigenen mißrathenen Sohn gestorben.

Robinson ist ein männliches Buch und der es geschrieben, hat schwere Schicksale männlich getragen. Onkel Toms Hütte ist aus zarten, allzu weichen Gefühlen heraus entstanden, und das Leben der Verfasserin des Romans war wie eine Idylle. Eine Idylle, deren intime Reize uns das Buch „Harriet Beecher Stowe, Briefe und Tagebücher*), erschlossen hat.

Man wird an die Bilder altitalienischer Meister, an die eckigen Gestalten, aus deren Augen kindlich rührende Frömmigkeit spricht und um deren Mund ein ständiges, sanftes und geduldiges Lächeln spielt, erinnert, wenn man diese Tagebücher und Briefe liest. Harriet Beecher Stowe hat ein thätiges und ein sorgenvolles Leben geführt: tief in ihrem Herzen lebte die Fähigkeit, allem was sie that und litt, idyllischen Zauber zu verleihen.

Harriet Beecher Stowe war das Kind eines strenggläubigen Geistlichen und alle ihre Brüder sind Geistliche geworden. Wenn die Familie in einem Wagen über Land fuhr, dann hielten sie einander bei der Hand und sangen geistliche Hymnen. Religiöse Kämpfe haben das kleine Herz des Kindes zuerst und zumeist beschäftigt. Ein Pastor, den sie als Mädchen besuchte, sagte ihr einst: „ich hoffe, Du kennst wenigstens einigermaßen die Verstocktheit Deines Herzens“. Aber das war gerade ihr Kummer: sie war sich gar keiner Sünden bewußt! Die Sünden, das wußte sie, vergab der liebe Gott, wenn man ihn hübsch aufrichtig darum bat; aber wenn man die eigenen Sünden nicht fühlte, was dann? „Auf dem Kirchgang“, schreibt sie einmal, „fielen mir meine Sünden ein und ich versuchte sie aufzuzählen, aber die Welt war so schön, der Vogelsang, die Blumen am Wege und der murmelnde Bach, alles zerstreute mich.“ Und dann grübelte sie in ihrem kindlichen Herzen wieder darüber nach, ob Gott wohl die Sünder liebe, ehe sie zu ihm kommen, oder ob er sie hasse? Und sie schrieb an ihren Bruder, darüber Rath zu holen. Und auch später hat sie an solcher kindlichen Frömmigkeit festgehalten; der „liebe Herr Jesus“ war und blieb ihr bester Freund. Die einfache kindliche Weise eines alten Kirchenliedes ist das Grundmotiv in der stillen Symphonie ihres Lebens. In ihren Schriften klingt es überall an.

In Cincinnati hat sie sodann in ihrer stillen Art als Lehrerin gewirkt. Selbstquälerische Stimmungen blieben ihr nicht aus: „Alles Denken bereitet mir Schmerzen und alles Fühlen nicht minder.“ Aber in ihrer Thätigkeit suchte sie immer wieder Beruhigung und Befriedigung und an unschuldigen geselligen Vergnügungen fand sie Freude. Für ein „Kränzchen“ hat sie damals ihre ersten schriftstellerischen Versuche gemacht. Und als ihr dann eine Freundin starb, stand sie, theilnahmevoll und selbstlos wie sie war, dem Wittwer in seinem Schmerze bei, um dann später als Mrs. Stowe die Verstorbene ganz zu ersetzen. „Wir sitzen ruhig an unserem häuslichen Herd, wie das zahmste Paar Turteltauben von der Welt“, schrieb sie jungvermählt.

Krankheit und Sorge haben ihre Häuslichkeit früh und schwer heimgesucht. Aber die Sorge war ihr die stille graue Freundin, die Heine gezeichnet hat, die sich ruhig auf den Bettrand setzt und strickt. Und auch die Krankheit war ihr nicht nur die Quälerin. Sie war ihr gleichzeitig die Diakonissin mit weißem Häubchen und freundlichen Augen, die die Kranke mahnt, geduldig zu sein und auszuharren und nicht zu vergessen, daß der liebe Gott die Schmerzen sendet, weil er die züchtigt, die er lieb hat.

Sie war ein echtes rechtes Hausmütterchen. Im Laufe der Jahre hat sie ihrem Mann sieben Kinder geboren und bei der Geburt von Numero sieben schrieb sie: „Ich sage Dir, ich war ordentlich froh über den Vorwand, mich zu Bette zu legen, so abgemattet fühlte ich mich.“ Und die Tage vergingen ihr mit Kinderwiegen und Sorgen für den Haushalt, und Waschen und Schneidern für die Kinder und Anweisungen für das Mädchen und wieder Kinderwiegen. Der Professor Stowe hatte ein kärgliches Einkommen und sie mußte die Haushaltskasse mit dem, was sie durch Schreiben verdiente, unterstützen. Dann saß sie wohl in der Küche, neben ihr auf dem Tisch das Backbrett und Rollholz, Mehl, Speck, Ingwer, Eier, Schweinefleisch und weiße Bohnen und endlich das Tintenfaß; vor ihr stand ihrer Anweisungen harrend die schwarze Küchenfee, auf dem Schoß lag ihr ein Atlas, den sie als Schreibunterlage benutzte, und so schrieb sie und überwachte dabei das Mittagessen und warf von Zeit zu Zeit einen sorgenden Blick auf die Kinder. Sie war eben ein echtes, rechtes Hausmütterchen.

Bis ihr das eigene Genie sich offenbarte! Das Sklavenauslieferungsgesetz hatte die Nordstaaten in Aufregung versetzt. Ueberall machten sich Bestrebungen geltend, welche gegen solch Vorschubleisten der Sklaverei Einsprache erhoben und auf Abschaffung der Sklaverei überhaupt drangen. Harriet Beecher Stowe wurde von der Bewegung machtvoll ergriffen. Und eines Tages, in der Kirche, während der Abendmahlsfeier, ging ihr der Plan zu ihrem Werke auf. Sie sah die ganze Scene, in der der arme Onkel Tom ums Leben kommt, deutlich vor Augen. Sie ging nach Hause und schrieb die Scene sogleich nieder. Naiv wie ein Kind, ganz aus der Stimmung ihres Herzens heraus, hat sie dann das Buch vollendet. Und sie hat sich ihre kindliche Naivetät auch in dem Sonnenglanz des Ruhmes bewahrt: „Der Herr selbst hat die Geschichte geschrieben, ich war nur ein unwürdiges Werkzeug in seiner Hand“, heißt es in ihren Briefen. Und ihrem frommen Kindergemüth war das Wahrheit.

Sie war mit einem Schlage weltberühmt. Wohl keine Schriftstellerin ist so wie sie von Hohen und Niederen gefeiert worden. Sie machte Reisen nach Europa und ihr wurde überall von den Besten gehuldigt. Aber in den munteren Tagen des Ruhmes, wie in den stillen Tagen des Schmerzes um den Tod eines Sohnes — ihr Leben blieb was es von Anfang an gewesen war, eine Idylle. In ihrem Herzen lebte die stille Kraft, die alles was sie that, lieblich verklärte.

Sie hat nach „Onkel Toms Hütte“ noch mancherlei veröffentlicht. Schon in „Dred“, das eine Art Fortsetzung von Onkel Toms Hütte war, bewies sie, daß sie technisch Fortschritte machte. Sie hat die religiösen Zustände ihres Vaterlandes in einer ganzen Reihe von Romanen behandelt, in denen sich fein belauschte Züge finden. Aber das eigentliche Werk ihres Lebens war doch ihr großes Erstlingswerk.

*) Deutsch: Friedrich Andreas Perthes, Gotha.

... Eine Hütte in einem Orangenhain an dem Ufer des blauen, meilenweitbreiten St. Johnflusses. Eine mächtige Steineiche beschattet die Hütte, und die Veranda des Häuschens ist um die Eiche herumgebaut. Durch die langen grauen Moosgehänge des Baumes blicken die goldenen Orangen hindurch: das ist der Schauplatz, auf dem sich die letzten Kapitel dieser Idylle abspielen. Dort hat sie den Frieden in der Natur wiedergefunden, der zeitlebens in ihrem Herzen webte. Und der aus allem spricht, was sie geschrieben. Ihre Briefe und Tagebücher offenbaren ein zartes, poetisches Gemüth und feinen Sinn für das künstlerische Detail.

Ich wollte Onkel Toms Hütte wieder durchblättern und habe es wieder gelesen. Es ist wahr, das Buch hat all die Fehler des exotischen Alltagsromans, seine Rührseligkeit und seine aufdringliche Religiosität. Aber in dem einen Wesentlichen steht es doch dem Robinson ganz nahe. Schon Hettner hat darauf hingewiesen, daß Defoe dadurch, daß er umständlich erzählt, wieviel Pulver und wieviel Schrote Robinson nimmt, wenn er einen Schuß auf die Wilden abfeuert, er einen Zweifel an der Wahrheit seiner Erzählung in dem Leser gar nicht aufkommen läßt. Dasselbe gilt von Onkel Toms Hütte. Die Detailschilderung ist hier wundervoll verwerthet, den überzeugenden Eindruck der Wahrhaftigkeit hervorzurufen. Und das war es ja gerade, was dem Buch seinen Welterfolg eroberte, daß Jedermann sagte: ja, so ist es. Und was läßt sich zum Lobe eines Buches Besseres sagen?

Und der Roman dieser zarten, weichherzigen Frau war ein revolutionäres Buch! Nicht nur, daß sie die Gesetze ihres Vaterlandes bekämpfte, ihre Grausamkeit und Ungerechtigkeit verspottete, sie, das fromme Kind eines Geistlichen, hat die Worte geschrieben: „Die Religion! Ist das, was Ihr in der Kirche hört, Religion?“

Geschichtlich hat Onkel Toms Hütte die größte Bedeutung, die ein Buch nur haben kann, denn es ist zu einer Waffe geworden, mit der sich entscheidende historische Wandlungen durchgesetzt haben. Für uns hat es anderen, schöneren Werth. Es ist das Buch unserer Kinderzeit, das wir mit glühenden Backen gelesen haben, das wir mit der regen Phantasie junger Jahre mit durchlebt haben. Es ist mit unseren Kindheitsträumen verschmolzen und diese Träume kehren mit ihm wieder —: Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit!

Ernst Heilborn.

**Les Maîtres de l'Histoire. Renan, Taine, Michelet par Gabriel Monod. Paris. 1894. Calmann Lévy Editeur. XIV. 312 S.**

Gabriel Monod, der den Lesern der „Nation“ längst wohl bekannte französische Historiker, hat drei Meistern seiner Wissenschaft alsbald nach ihrem Hinscheiden einen öffentlichen Zoll der Dankbarkeit und Verehrung dargebracht. Die Essais, die er dem Andenken von Michelet, Renan, Taine gewidmet hat, erscheinen nunmehr in erweiterter Form gesammelt, reich an fesselnden Mittheilungen, die aus nahem persönlichen Verkehr geschöpft sind, und an belehrenden Hinweisen auf theilweise noch ungedruckte Zeugnisse. In den Augen des Verfassers sind die drei großen Todten durch ein enges Band verknüpft. Er sieht in ihnen, ohne dem Verdienst und dem Ruhme anderer zu nahe treten zu wollen, die würdigsten sich ergänzenden Vertreter der drei Hauptrichtungen geschichtlicher Arbeit in Frankreich während des neunzehnten Jahrhunderts. Renan gilt ihm in erster Linie als der „kritische“, Taine als der „philosophische“, Michelet als der „gestaltende“ Historiker. Niemand wird verkennen, daß bei dieser Theilung der Arbeit nicht das Höchste erreicht werden kann. Dies kann erst geschehen, wenn sich wie bei Gibbon oder bei Ranke im Besten, was ihre Kraft hervorgebracht hat, die Elemente möglichst enge verbinden. Aber unzweifelhaft hat es seine volle Berechtigung, nachzuweisen, wie sich die Stärke eines Genius äußert, in dem, wie bei den drei genannten Franzosen, eine einzelne Begabung vorwiegt. Dies gelingt G. Monod auf vorzügliche Weise. Mit feinstem Verständniß für die Einwirkung von Herkunft, Erziehung, Umgebung, Lebensführung und Naturell auf die Eigenart wissenschaftlichen Denkens und Schaffens folgt er den Spuren, welche Renan, Taine, Michelet in der Geistesgeschichte ihres Volkes hinterlassen haben. Er wird ihnen, so verschieden sie sind, vollkommen gerecht, ohne ihre Schwächen zu verschweigen. Ein nichtfranzösischer Leser wird vielleicht finden, daß landsmannschaftliche Sympathie oder die den Romanen eigene übergroße Werthschätzung der Form hie und da dazu geführt haben, die Farben des Lobes etwas zu stark aufzutragen. Dahin mag für einen Kenner Wilhelm von Humboldt's — von Aristoteles, Leibniz u. a. zu schweigen — der Satz gehören: „Kein Gehirn war universeller, umfassender als das Renan's“. Auch klingt die Kritik des letzten großen Werkes von Taine: „Er hat nicht alles gesagt, aber was er gesagt hat, ist wahr“ angesichts der häufig höchst willkürlichen Auswahl von Zeugnissen und Gegenständen der Betrachtung Taine's uns viel zu milde. Indessen wie dem auch sei, der Verfasser vergißt nicht zu bemerken, daß „von den drei Meistern der eine den andern korrigirt“, jeder für sich allein keine vollkommene Lehre verkündigt. „Wenn man — so schließt das Vorwort — verführt durch die ironischen und skeptischen Seiten von Renan's Genie, fürchten sollte, in der Geschichte nur ein täuschendes Spiel eingebildeter Erscheinungen zu sehen, so wird man die ernste Stimme Taine's vernehmen, der uns befiehlt, an die Wissenschaft zu glauben und unter den wechselnden Erscheinungen die positive Wahrheit und die unwandelbaren Gesetze des Universums zu suchen. Sollte man aber fürchten, im Banne der harten und strengen Lehren Taine's die Liebe zur Natur und zu den Menschen zu verlieren, so wird man von Michelet lernen, daß man sich beim Aufsuchen moralischer Wahrheiten nicht nur an den Verstand, sondern auch an die Phantasie und an das Herz zu wenden hat, ‚wo die Quellen des Lebens entspringen‘“. Wer es so ausgezeichnet versteht wie G. Monod, sich in die Eigenart anderer Individualitäten zu versenken, wer so frei von Voreingenommenheit, so fähig der Selbstentäußerung ist, und zugleich das Instrument der Sprache so virtuos beherrscht, von dem dürfte man etwas Großes erwarten, wenn er sich ganz und gar der Bewältigung eines seiner würdigen historischen Stoffes widmen könnte. Möchte ihm Muße dafür gewährt werden, damit die Geschichte der Wissenschaft ihn einst den Meistern, die er bewundert, an die Seite stellen könne.

A. St.

**G. G. Gervinus' Leben von ihm selbst. (1860.) Leipzig. 1893. Engelmann.**

Nur bis zur Berufung nach Göttingen reichen diese (vom Autor seiner Frau gewidmeten) Denkwürdigkeiten, die gelesen sein wollen. So viel in den letzten Jahren, zumal von Hillebrand, gegen Gervinus gesagt wurde: ein Kernmensch bleibt er doch, zumal in dieser Selbstbiographie, seinem am meisten persönlich gehaltenen, wohlgeordnetem und in großem Sinn gefaßten Werke. Manches (so der monumentale Nachruf für Schlosser, die Grundzüge der Historik und die Erneuerung der Gudrun in Hexametern) war ganz oder in Proben von früher bekannt; durchaus neu ist die Jugendschilderung; die Lehrzeit als Kaufmann; die Beichte über Liebhabereien für Bühne und Dichterproben; sehr wichtig, was über die Schwierigkeit der eigenen Berufswahl, über die Aufgaben der Wissenschaft, über Dozentenjahr und den Brautstand berichtet wird. Der „steife“ Gelehrte gewinnt durch nähere Bekanntschaft, der Autor gibt sich in keinem seiner Bücher unmittelbarer. Nähere Besprechung soll in diesen Blättern nicht ausbleiben. Vor Allem aber soll und will die bedeutende Konfession selbst gelesen sein.

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 46. Berlin, den 18. August 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Die „Fliegenden Blätter" brachten vor Jahren einmal zwei Bilder — von Oberländer, wenn wir nicht irren —, Scenen aus einem Affentheater darstellend. Auf dem ersten Bilde waren Pudel und Affen dargestellt, wie sie höchst gravitätisch eine Gesellschaftsscene nachahmen. Ein Pudel, als vornehme Dame aufgeputzt, mit Sammt und Seide angethan, marschirt voran, gallonirte Affen tragen die Schleppe, ein Hofmeister empfängt sie; kurzum, der ganze äußere Apparat der vornehmen Menschenwelt ist in der possirlichsten Weise nachgeahmt. — Auf dem zweiten Bilde sieht man die Wirkung einer auf die Bühne geschleuderten Wurst. Die ganze gravitätische Gesellschaft fällt über einander her und sucht im wirren Durcheinander ein Stück Wurst zu erhaschen. An diese amüsanten Bilder wurden wir durch den Streit erinnert, der in diesen nassen Sommertagen im konservativ-agrarisch-antisemitischen Lager entbrannt ist. Bei feierlichen Gelegenheiten trieft die edle Gesellschaft von lauter erhabenen Gefühlen: Sittlichkeit, Monarchie, Christenthum, Deutschthum u. s. w. Nun hat es aber einigen unternehmenden antisemitischen und agrarischen Geistern gefallen, ein paar neue billige Tageszeitungen ins Leben zu rufen, mit größeren kapitalistischen Mitteln und einer Unverfrorenheit der Reklame, wie man sie sonst nur aus den antisemitischen Beschreibungen des Treibens jüdischer Mammonsknechte kennt; es sind das die „Deutsche Tageszeitung", erscheinend unter den Auspizien des Bundes der Landwirthe, Preis 50 Pf. per Monat, und die „Volksrundschau", ein Ableger der „unparteiischen" antisemitischen „Täglichen Rundschau", Preis 1 Mark per Quartal. Wie wir aus den Prospekten erfahren, werden diese neuen Zeitungen für Jeden — Alles bringen. Kein Marktschreier kann seine Patentmedizin kühner anpreisen. Immerhin könnte das — wenn die „großen" Mittel nicht vorzeitig ausgehen — eine gefährliche Konkurrenz für die übrige agrarisch-antisemitische konservative Presse werden. Das haben denn auch die verwandten Preßgeister, die sonst nur in Deutschthum, Sittlichkeit und Uneigennützigkeit machen, sofort begriffen, und man ist in einen erbitterten Streit um die „Wurst" gerathen. Den neuen Gründungen wird all das Schlechte nachgesagt, was man sonst nur den abgefeimtesten „Judenblättern" nachsagt, und man denunzirt den niedrigen Kapitalismus, der in dieser Weise den alten bewährten Kämpfern für Edelsinn und Deutschthum das Brot vor dem Munde wegnimmt. Man hatte sich doch bisher für die nothleidende Landwirthschaft und für den Antisemitismus so mannhaft ins Zeug geworfen, und nun kommen die großen Kapitalkräfte der eigenen Partei und bedrohen alle die kleinen Schreier mit dem wirthschaftlichen Untergange. Dabei wird in dem Prospekt des einen dieser neuen Blätter auch noch ziemlich unverblümt zu verstehen gegeben, daß man den Antisemitismus nur in der Verdünnung kredenzen werde, die das sicherste Geschäft in Aussicht stelle. Natürlich bleiben die angegriffenen Geschäftspropheten die Antwort nicht schuldig. Das Schauspiel, diese Gesellschaft sich gegenseitig die Wahrheit sagen zu hören, ist erhebend. Sie haben ja beide so recht.

Herr Hobrecht, der preußische Landtagsabgeordnete, früherer Oberbürgermeister von Berlin und preußischer Finanzminister, hat am 14. August seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. Seine politische Thätigkeit war stets eine diskrete, seine Popularität daher auf kleinere Kreise beschränkt; aber er gehört zu den politischen Ehrenmännern, die man anerkennen soll, in welcher Partei sie sich immer befinden. Um Berlin hat er sich als Oberbürgermeister unzweifelhafte Verdienste erworben; und wenn seine Thätigkeit als Finanzminister auch nicht gerade erfolgreich war, so hat er doch nicht wenig dazu beigetragen, durch die Zulassung einer durchaus objektiven Prüfung der Tabaksteuerfrage im Finanzministerium die Tabaksmonopolpläne des Fürsten Bismarck zu ersticken. Dieses Verdienst ist weniger bekannt; wer aber die Akten der Tabaks-Enquetekommission von 1878

aufmerksam durchliest, der wird darüber nicht im Unklaren bleiben.

In **Paris** hat der große, so lange wie ein interessantes Theaterstück angekündigte, **Anarchistenprozeß** der „**Dreißig**“ mit der Freisprechung von siebenundzwanzig Angeklagten geendet. Bloß drei Angeklagte, die zugleich gewöhnlicher Verbrechen beschuldigt waren, sind verurtheilt. Ueber dieses Fiasko der Anklagebehörde sind die Freunde anarchistischer Ausnahmegesetze arg verstimmt, und wie üblich sucht man die Schuld an diesem Fehlgriff den Geschworenen, der Staatsanwaltschaft, dem Justizminister, kurzum Dritten, zuzuschieben. Wenn man ohne Leidenschaft die betreffenden Verhandlungen liest, so muß man einräumen, daß die Geschworenen nur ihre Pflicht thaten, indem sie auf Freisprechung erkannten. Die Anklagebehörde hatte ersichtlich unter dem Druck des Geschreis: Es muß etwas geschehen! gehandelt und eine Anzahl Narren auf die Anklagebank gebracht, die als Verbrecher zu bestrafen ebenso ungerecht wie unpolitisch gewesen wäre. Nichts würde dem Anarchismus mehr Vorschub leisten als das Gefühl, daß die bürgerliche Gesellschaft, aus Angst vor einer Anzahl blindwüthiger Thoren, alle gewohnten Begriffe von Gerechtigkeit an den Nagel zu hängen bereit sei. Vom Narren zum Verbrecher ist ja oft nur ein kurzer Weg, aber die Rechtspflege, welche die Grenzlinie zwischen beiden nicht aufrecht erhält, artet nur zu leicht in eine gefährliche Willkür aus.

Wie wir in diesen Blättern vor acht Tagen voraussahen, gelang es im **amerikanischen Kongreß**, die Tarifvorlage — wenngleich mit Ach und Krach — gesetzgeberisch unter Dach und Fach zu bringen. Die erzielten Ermäßigungen des Mc. Kinley-Tarifs sind nicht sehr erheblich, aber immerhin größer, als gemeinhin von der öffentlichen Meinung in den europäischen Ländern angenommen wird. Die Geschäftswelt in Amerika hat sofort durch erhöhte Kurse auf das gesicherte Zustandekommen der Tarifreform reagirt. Trotz des äußeren Sieges geht die demokratische Partei aus dieser gesetzgeberischen Kampagne nicht mit besonderen Ehren hervor; speziell der Senat der Vereinigten Staaten hat an öffentlichem Ansehen stark verloren.

Ein anderer interessanter **konfessionell-politischer Streit** ist inzwischen in den **Vereinigten Staaten** entbrannt, dessen Ausgang in mehrfacher Beziehung lehrreich sein wird. Der römisch-katholische Bischof Watterson in Ohio hatte vor einiger Zeit für seine Diözese angeordnet, daß kein Schnapsschänker ein Amt in den Kirchengemeinden bekleiden dürfe. Nun spielen bekanntlich die Schankwirthe, speziell die der irischen Nationalität, in Amerika eine erhebliche politische Rolle; und sie sind zum großen Theil eifrige Katholiken, die es auch an pekuniärer Unterstützung der katholischen Kirche nicht fehlen lassen. Diese frommen katholischen Schankwirthe waren begreiflicher Weise ob jenes Hirtenbriefes sehr verschnupft; man appellirte an den apostolischen Delegaten Satolli, aber dieser stellte sich rund und nett auf die Seite des Bischofs Watterson. Und nun wird ernstlich in der amerikanischen Presse die Frage erörtert, ob aus diesem Kampfe zwischen der katholischen Kirche und den Schankwirthen sich nicht ein Schisma in der Kirche ergeben werde. Nebenbei bemerkt, gibt es auch unter den Presbyterianern, Baptisten und andern protestantischen Kongregationen eine nicht geringe Anzahl von liquor-dealers, die zwischen Frömmigkeit und Whiskey zu vermitteln wissen und als Kirchenälteste in Amt und Würden stehen. Auch für diese kann die Frage brennend werden; denn wenn die katholische Kirche in Amerika die Schnapsschänker in den Bann thut, so werden die Protestanten wohl ebenso rigoros sein wollen. Kurzum, die Frage des Verhältnisses der Schankwirthe zu den verschiedenen christlichen Konfessionen ist ein Gegenstand von kirchenpolitischer Bedeutung geworden, und es taucht bereits wieder die ketzerische Meinung auf, es werde mit der katholischen Kirche erst besser werden, wenn ein amerikanischer Papst, mit dem Cylinder auf dem Haupte, den Broadway entlang gehe. Bis dahin hat es allerdings noch gute Wege.

Um **Korea** wird zwischen China und Japan weiter gestritten. Zunächst handelt es sich noch vorzugsweise um Flottenmanöver, bei denen die Japaner im Vortheil bleiben. Ein Ende ist einstweilen nicht abzusehen. Die europäischen Mächte verharren bis jetzt in reservirter Haltung.

* * *

## Die Arbeiterfrage.

Für die sozialpolitische Litteratur ist die Zeit der Monographien gekommen. Bücher, welche die theoretische Erkenntniß bereichern und praktischen Fortschritten die Bahn brechen wollen, dürfen sich nicht mehr in Allgemeinheiten bewegen, sondern müssen ganz bestimmte, scharf umrissene Probleme herausgreifen und lösen. Denn über das in der Arbeiterpolitik zu verfolgende Ziel herrscht in der strengen Wissenschaft nahezu Einmüthigkeit, und auch in Bezug auf die Wege, die zur Zielerreichung einzuschlagen sind, ist das Streitgebiet eingeengt. Der Prinzipienkampf ist ausgefochten. Von der individualistischen Seite wird zugegeben, daß auch der Staat die Pflicht, zu helfen, und darum das Recht, einzugreifen, hat, und auf der staatssozialistischen Seite will man keineswegs gänzlich auf die eigene Kraft und Thätigkeit des Einzelnen verzichten. Nicht ob, sondern inwieweit die Staats- und die Selbsthilfe anzuwenden ist, darüber wird gestritten, und darüber entscheidet der einzelne Fall. Um ein sachgemäßes Urtheil zu fällen, muß man zuvor die gegebenen Verhältnisse feststellen, ihre Reformbedürftigkeit prüfen, den Grad der möglichen Verbesserung und das Maß der zu überwindenden Schwierigkeiten berechnen, das Zureichende oder Unzureichende der privaten Initiative, die wirthschaftlichen und politischen Bedenken der staatlichen Intervention und manches andere gerade für den Einzelfall ins Auge zu fassen. Diese Vorarbeit können nur Monographien verrichten.

Gleichwohl sind zusammenfassende Darstellungen des ganzen Gebiets der Arbeiterfrage auch heute noch von Werth, wenn sie den Zweck verfolgen, dem minder Eingeweihten einen Ueberblick zu geben. Sie dürfen nicht den Anspruch erheben, Fachmännern Neues zu bieten oder Politikern Dienste zu leisten, wohl aber können sie sich das Verdienst erwerben, weiteren Kreisen des Publikums das Verständniß für eine Kulturfrage hohen Ranges zu erschließen. Dieses Verdienst gebührt einem soeben erschienenen Werk von Heinrich Herkner*) über die Arbeiterfrage. Das Buch ist dem Liberalismus nicht überall günstig gehalten; dennoch werden wir es mit voller Objektivität zu würdigen suchen.

Aus der Fluth sozialpolitischer Schriften, die den Büchermarkt schier zu überschwemmen drohen, hebt diese Schrift sich hoch hinaus. Sie kann als eine zeitgemäße Fortsetzung der Arbeiterfrage von Friedrich Albert Lange gelten. Den mit großer Sorgfalt gesammelten Stoff hat der Verfasser zu einem Bilde geformt, das in klaren, schönen Zügen Alles bietet, was von einer solchen Ueberschau erwartet werden kann. Ein reicher Inhalt, eine Fülle von Gedanken drängt sich auf 286 Seiten zusammen und stellt sich in einer Gruppirung dar, welche von guter Perspektive zeugt. Ist Herkner auch geneigt, die Gefahren einer allzu weiten Ausdehnung der Staatsthätigkeit gelegentlich zu unterschätzen, so verfährt er doch keineswegs so kritiklos wie etwa Professor Ad. Wagner, der, indem er die Staatsscheu bekämpft, fast in eine Staatssucht verfällt. Herkner wird dem Liberalismus nicht ganz gerecht, aber er bekämpft doch auch den Kommunismus.

Der wissenschaftliche Standpunkt in der Beurtheilung der Arbeiterfrage kann nicht mit demjenigen einer bestimmten

*) Die Arbeiterfrage, eine Einführung von Dr. Heinrich Herkner, ord. Professor der Volkswirthschaftslehre an der technischen Hochschule in Karlsruhe. Verlag von J. Guttentag in Berlin.

Klasse oder Interessentengruppe zusammenfallen, und so will sich auch Herkner weder mit dem Arbeiter identifiziren, der die ganze bürgerliche Welt für morsch und entartet hält und von des Zweifels Blässe auch betreffs der letzten und äußersten seiner Vorstellungen nie angekränkelt ward, noch mit demjenigen Theil der Arbeitgeber, welche die ganze Arbeiterbewegung für einen Ausfluß niederer und neidischer Instinkte, für eine Folge gewissenloser Hetzereien hält. Er will vielmehr aus den Niederungen der Selbstsucht emporklimmen zur Höhe, die den Ausblick auf das Ganze eröffnet. Auf dieser Höhe erschaut er das Ziel der Arbeiterbewegung, und das besteht darin, einem immer größeren Bruchtheil des Menschengeschlechts die Möglichkeit zur Vervollkommnung, zur freien Ausbildung aller Kräfte und Anlagen, zur Theilnahme an den Segnungen der Kultur zu geben. Die von ihm vertretene soziale Reform will nicht das kommunistische Ideal vollendeter Gleichheit verwirklichen; sie hält vielmehr an der Differenziirung als einer Grundbedingung der Entwicklung fest und will ebensowenig die Möglichkeit eines Herabfallens in die Bedrängniß der untersten Schichten als eines Aufsteigens in die glücklicheren Regionen der Mittel- und Oberschichten ausschließen. Allein der Fall soll nie so tief, der Aufstieg nie so schwindelnd hoch wie heute sein.

Die Darstellung wendet sich zunächst der Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich, England und Deutschland zu. Sie schildert die Zeit, wo das aufstrebende Bürgerthum noch die Arbeiterklasse hinter sich hatte, und sie erzählt, wie es zur Trennung kam. Die Entfaltung der sozialistischen Ideen und der thatsächliche Gang der sozialreformatorischen Gesetzgebung ziehen an unserem Auge vorüber. Hierauf gibt Herkner eine Kritik der verschiedenen Standpunkte und zeigt, wie der wirthschaftliche Fortschritt durch freie Organisationen und durch Staat und Gemeinde herbeigeführt werden kann.

Seine Kritik des Kommunismus könnte erschöpfender sein. Er spitzt sie auf den einen Vorwurf zu, daß der Kommunismus das Ideal der Freiheit dem Ideal der Gleichheit und der ökonomischen Beglückung opfere. Gewiß wäre dies die schlimmste Folge einer kommunistischen Gesellschaftsordnung. Die Macht der Leiter des einheitlichen Riesenbetriebes müßte eine schrankenlose, eine despotische sein; jeder Machtzuwachs der Regierenden aber ist ein Freiheitsverlust der Regierten. Doch nicht nur das Freiheitsfeindliche, sondern auch das geradezu Naturwidrige einer solchen Centralisation hätte eingehender behandelt werden können. Daß die Menschen, wie sie sind, den Naturtrieb des Eigennutzes nöthig haben, um einigermaßen dem Prinzip der Wirthschaftlichkeit zu entsprechen, daß man ihnen den Sporn des eigenen Interesses in die Weichen drücken muß, damit sie ihre Kraft anspannen, daß mit dem Privatbesitz das Privatinteresse schwindet und mit dem Privatinteresse sich die Ergiebigkeit der Arbeit mindert, dies mußte in das hellste Licht gerückt werden.

Ausführlicher ist Herkner in der Kritik des Liberalismus. Er erkennt ihm historische Verdienste nicht ab. Der Liberalismus riß die Standesvorrechte nieder, hob die Gebundenheit des ländlichen Grundeigenthums auf, beseitigte die gutsherrlichen Lasten, unter denen der Bauer fast erlag, durchbrach die günstigen Schranken, die im städtischen Gewerbe den Fortschritt zurückhielten, er arbeitete für die Aufklärung und Bildung des Volkes. Dem Arbeiter, der im Alterthum ein Sklave, eine Sache war, der im Mittelalter zu seinem Meister mehr in einem Dienst- als in einem Vertragsverhältniß stand, verschaffte er die Anerkennung als gleichberechtigter Faktor bei Eingehung des Arbeitsverhältnisses. In der liberalen Wirthschaftsordnung sind Kräfte wirksam, die auf eine Verbesserung der Arbeiterlage abzielen. Das alles erkennt Herkner an, doch es genügt ihm nicht. Der Liberalismus hat nach ihm die Freiheit in zu abstrakter, formaler Weise aufgefaßt und über ihr die Ausgleichung der sozialen und ökonomischen Verhältnisse vergessen.

Allerdings, — aber nur der Liberalismus, wie er bei Herkner dargestellt wird, nicht wie er wirklich ist. Der Liberalismus im Lichte Herkner's ist der vollendetste Individualismus, wie er in dieser Einseitigkeit früher selten und gegenwärtig gar nicht vertreten wird. Was als der Kern der liberalen Gedankenwelt hingestellt zu werden pflegt, ist etwas, aber nicht alles. Gewiß haben Individualisten gelehrt, daß, sobald Jedermann sein Interesse, das er selbst am besten versteht, so weit frei verfolgen kann, als es das gleiche Recht des Mitmenschen gestattet, das höchste Glück des Ganzen, das doch immer nur das größte Glück der größten Zahl bedeutet, von selbst erwächst, daß der Staat das Eigenthum zu schützen und dem frei geschlossenen Vertrag Achtung zu verschaffen hat, daß Jeder auf sich selbst gestellt, Herr seiner Geschicke, Schmied seines Glückes ist. Aber in keinem Staat sind diese Grundsätze mit völliger Ausschließlichkeit zur Durchführung gebracht und von keiner Partei in völliger Reinheit je vertreten worden. Ob Einzelne auch anderer Meinung waren, so hat der Liberalismus als Partei doch stets dem Staate gewisse Aufgaben für die Hebung des wirthschaftlichen Lebens zugewiesen. Man war zurückhaltender in den Anforderungen an den Staat als andere, man hegte Zweifel an der Fähigkeit des Staates, sonderlich viel Gutes anzurichten, man bekämpfte die Bestrebungen, welche auf eine Abtödtung des Individuums durch die Staatsallmacht hinausliefen, aber ganz haben diejenigen Liberalen, die an verantwortlicher Stelle standen, auf die staatliche Mitwirkung nie verzichtet. Auch gegenwärtig herrscht in liberalen Kreisen vielfach die Neigung vor, die Abstellung von Uebelständen der eigenen Arbeit freier Berufsverbände, die einerseits widerstandsfähig genug und andererseits anpassungsfähig genug sind, zu überlassen, anstatt sogleich die Gesetzgebungsmaschine darum in Gang zu setzen; doch sie betheiligen sich auch an der gesetzgeberischen Regelung, wenn diese im gegebenen Fall als das Zweckmäßigere erscheint. So wird heute, wie Herkner selbst bemerkt, beispielsweise gegen den Grundsatz staatlichen Schutzes für jugendliche und weibliche Arbeitskräfte nirgends mehr ein Einwand erhoben.

Grundsätzlich ist der Liberalismus keineswegs mit der Sozialreform unvereinbar. Auch wir wollen den politischen und den sozialen Fortschritt. Daß die zahlreichste Schicht der Gesellschaft wirthschaftlich und sittlich-geistig aufsteigt, ist auch unser Wunsch. Es war kein Staatssozialist, sondern es war Adam Smith, der das Wort gesprochen, daß kein Staat blühend und glücklich sein kann, wenn der weitaus größte Theil seiner Bürger arm und elend ist. Wir wollen nicht mit Nietzsche von der Losung „Wohl der Meisten“ zu der Losung „Wohl der Wenigsten“ übergehen. Die Gesellschaft ist uns nicht nur Unterbau und Gerüst, an dem sich eine ausgesuchte Art Wesen zu ihrer höheren Aufgabe und zu einem höheren Sein emporzuheben vermag, vergleichbar jenen sonnensüchtigen Kletterpflanzen auf Java, welche mit ihren Armen einen Eichbaum so lange und oft umklammern, bis sie endlich hoch über ihm, aber auf ihn gestützt, in freiem Licht ihre Krone entfalten und ihr Glück zur Schau tragen können. Gerade um vornehme, edle, starke, um „freie, sehr freie“ Seelen aufkommen zu lassen, wollen wir verhüten, daß hoffnungsvolle Keime in allzu fettem Boden entarten oder auf steinigem verkümmern, verhüten, daß, wie Herkner es treffend ausdrückt, das Fünkchen, das zur herrlichen, leuchtenden Flamme emporlodern könnte, in den Regenschauern des Elends verlösche.

Wir verkennen nicht, daß der Arbeitnehmer mit der rechtlichen Gleichheit nicht auch die gleiche wirthschaftliche Macht erhielt wie der Arbeitgeber. Der Erstere kann die Vorschläge des Letzteren nicht immer ablehnen, ohne dadurch Nachtheil zu erfahren. Er kann sein Leben nicht fristen, wenn kein Arbeitsvertrag zu Stande kommt; er fällt der Armenpflege mit all ihren entehrenden Folgen anheim. Hier muß zunächst die Koalition eintreten. Der Starke ist am mächtigsten allein, aber der Schwache thut gut, sich mit den Genossen zu verbinden. Vereint sind auch die Schwachen mächtig. Durch die Berufsverbände gewinnt der Arbeiter die Möglichkeit, auf den Lohn und die Arbeitsbedingungen

einzuwirken. Unterstützt von der Schwungkraft einer aufsteigenden Konjunktur vermag die Koalition sehr viel zu leisten. Daß sie geradezu alles leisten kann, möchten auch wir nicht zu behaupten wagen. Was man der Koalition, was man andererseits der Gesetzgebung zu überlassen und zu übertragen hat, das ist prinzipiell nicht auseinander zu halten; einen Absolutismus der Lösungen gibt es hier weniger denn sonst wo. Herkner selbst gesteht zu, daß die englischen Gewerkvereine auf dem Gebiet des Unterstützungswesens „große Erfolge erzielt" haben, daß die Versicherung für den Fall der Krankheit in England ziemlich befriedigend geordnet ist. England aber hat keinen Zwangsbau errichtet wie Deutschland. England hat auch leidlich befriedigende Arbeitszeiten, ohne daß für erwachsene männliche Arbeiter der gesetzliche Maximalarbeitstag eingeführt worden ist. Hinwiederum ist vom englischen Parlament der achtstündige Maximalarbeitstag für Bergleute angenommen worden. Hier wechseln die Verhältnisse und deshalb die Entscheidungen von Fall zu Fall, und auch für Deutschland wird man das schließliche Verhalten von der eindringlichsten Prüfung des Einzelfalles abhängig zu machen haben. Prinzipiell ist weder die Hilfe durch die Koalition noch die durch die Gesetzgebung abzuweisen.

Herkner greift auch fehl, wenn er als die schwerste sozialpolitische Unterlassungssünde des liberalen Bürgerthums in Deutschland die bezeichnet, daß es für die volle wirthschaftliche Organisationsfreiheit niemals seine ganze Kraft eingesetzt hat. Das Koalitionsrecht ist gerade von dem entschiedenerem Liberalismus stets vertheidigt worden. Ein Sozialist hat es das einzige hübsche Kind des Liberalismus genannt. Noch in der letzten Session hat die freisinnige Vereinigung den Gesetzentwurf, betreffend die gesetzliche Anerkennung der Berufsvereine eingebracht. Ebensowenig ist der Vorwurf in seiner Allgemeinheit gerechtfertigt, daß der Liberalismus einer progressiven Einkommen- und Erbschaftssteuer widerstrebe. Aus den Reihen der freisinnigen Partei kam der Vorschlag einer Reichseinkommensteuer, und eben jetzt machen solche Freisinnige, die vor der Thatsache des Defizits im Reichshaushalt das Auge nicht verschließen und eine Taktik nicht gut heißen, welche den Schwerpunkt der politischen Thätigkeit lediglich in die Kritik verlegt, und, um nicht selber Gegenstand der Kritik zu werden, positive Vorschläge am liebsten unterläßt, ihrerseits den positiven Vorschlag, das trotz des Vierzehn-Millionenüberschusses von 1893/94 noch zu erwartende Defizit für 1895/96 durch eine Reichserbschaftssteuer zu decken.

Vielleicht sieht der Verfasser auch zu trübe in die Zukunft, wenn er glaubt, daß der Abgrund, welcher Arbeiterklasse und Bürgerthum trennt, immer tiefer und breiter, die Spannung immer stärker wird. Gewiß, die Kluft ist da, sie ist auch unerwünscht groß. Aber das Bürgerthum hat der Arbeiterklasse doch schon so manche Konzession gemacht und wird ihr in Zukunft in verständigen Grenzen noch mehr machen. Die Gefahr, daß eine reaktionäre Haltung auf der einen die revolutionäre Strömung auf der anderen Seite verstärkt, ist mindestens nicht gestiegen. Die Sozialdemokratie ist auch weit entfernt davon, sich zur revolutionären Partei zu entwickeln. Gerade in einer Besprechung des Herkner'schen Buches erklärte der „Vorwärts": „Unsere Partei wird, je mehr sie anschwillt, immer vielseitiger praktisch an diesen Dingen (Arbeiterschutz, Arbeiterversicherung 2c.) mitarbeiten". Dieselbe Erwartung ist oft ausgesprochen worden und findet mehr und mehr ihre Bestätigung. Die kommunistischen Phantasien sinken mählich zum Range von Sonntagsideen herab, um schließlich wie das eherne Lohngesetz ganz zu verschwinden, sobald sie ihre agitatorische Schuldigkeit gethan haben. Je mehr aber der eigentliche Kommunismus zurücktritt, desto mehr tritt die Sozialreform hervor, und damit schwindet die Kulturgefahr der sozialistischen Bewegung.

Auch die thatsächlichen Verhältnisse bewegen sich nicht in einer Linie, die auf den Abgrund hinweist. Im Anfange der sechziger Jahre konnte Lassalle noch zur Erhärtung seines Lohngesetzes schreiben: Die Arbeiter tanzen auf dem untersten Rande der in jeder Zeit gewohnheitsmäßig erforderlichen Nothdurft herum; bald stehen sie ein wenig über ihm, bald ein wenig unter ihm. Heute ist die Wissenschaft in der Lage, nachzuweisen, daß der ragende Fabrikschlot kein warnender Finger, kein Menetekel für die kommenden Tage des gesellschaftlichen Zusammenbruchs ist, daß sich vielmehr die Lage der Arbeiter gerade in den Großbetrieben verbessert hat. Schulze-Gävernitz weist für die englische Baumwollindustrie, Francke für die bayerische Schuhmacherei nach, daß die maschinelle Fabrikation nicht nur wirthschaftlich, sondern auch sozial einen Fortschritt bedeutet. Nirgends, so sagt Dr. v. Schulze, sind die Löhne so hoch, die Arbeitszeiten so kurz und die Lebensmittelpreise so mäßig wie in Lancashire, dem Hauptsitz der englischen Baumwollindustrie. Damals trostloses Verzagen, heute aufathmende Hoffnung. Die zuversichtlichere Stimmung schwellt aber nicht etwa bloß die Brust „bürgerlicher" Volkswirthe, sie theilt sich auch den Sozialisten selber mit. Friedrich Engels suchte in seinen Jugendschriften, die zusammen mit dem kommunistischen Manifest von Marx die ersten Trompetenstöße für den beginnenden Emanzipationskampf des vierten Standes waren, durch umfassende statistische Untersuchungen den Beweis zu erbringen, daß die Menschheit durch die Maschinenarbeit, die freie Konkurrenz und die Geldwirthschaft an den Rand des Verderbens gelangt ist. Vor zwei Jahren erschien die zweite Auflage der zuerst 1845 veröffentlichten „Lage der arbeitenden Klasse in England", und darin muß der Verfasser anerkennen, daß der in diesem Buch beschriebene Stand der Dinge größtentheils der Vergangenheit angehört, daß die schreiendsten Mißstände von damals heute beseitigt sind. Er fügt Einschränkungen hinzu, aber er kann doch die aufsteigende Tendenz der Gesammtentwicklung nicht leugnen.

Wo Friedrich Engels hofft, da brauchen wir Liberalen nicht zu verzagen.

H. Pachnicke.

## Die Verfassung der evangelischen Kirche.

Der jetzt aufgehobene Artikel 15 der preußischen Verfassungsurkunde lautete: „Die evangelische und die römisch-katholische Kirche sowie jede andere Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig". Die Durchführung dieser Bestimmung bot nicht die geringste Schwierigkeit für die katholische Kirche; sie hatte den Apparat, vermittelst dessen sie ihre Angelegenheit selbständig ordnet und verwaltet, seit fast zwei Jahrtausenden fertig und hatte es von jeher als eine Ungebühr empfunden, daß der Staat sich in diese Angelegenheiten einmischte. Auch für die anderen Religionsgesellschaften bot die Durchführung jener Bestimmungen keine Schwierigkeit. Diese anderen Religionsgesellschaften, Juden und Dissidenten, waren religiöse Gemeinden, die theils in der Form von Korporationen, theils in der Form von einfachen Vereinen bestanden, und in deren Angelegenheiten sich einzumischen der Staat niemals versucht hatte. Aber für die evangelische Kirche, deren Angelegenheiten bis dahin durch den Staat, von seinen Ministern und Behörden verwaltet worden sind, stellten sich Schwierigkeiten heraus, die nicht überwunden sind und voraussichtlich noch lange nicht überwunden werden.

Ich habe mich des Ausdrucks „Evangelische Kirche" bedient, weil dieser Ausdruck in der Verfassungsurkunde stand und weil er im Leben gang und gäbe ist. Man hört täglich von der evangelischen Kirche, auch von der evangelischen Landeskirche sprechen. Aber es fragt sich doch, ob dieser Ausdruck korrekt, ja ob er statthaft ist. Das apostolische Bekenntniß lehrt den Glauben an eine einzige allgemeine christliche Kirche. Danach kann es nicht eine katholische und eine evangelische Kirche, noch weniger eine evangelische Landeskirche in Preußen und eine andere in Württemberg geben.

Die katholische Kirche hält an dieser Lehre streng fest; nach ihr gibt es nur eine christliche Kirche und diese ist die römisch-katholische. Sie ist eine sichtbare Kirche, die ihre Verfassung und ihre Obrigkeit hat, die ihren Ursprung auf den Stifter der christlichen Kirche zurückführt und älter ist als jeder bestehende Staat. Was in dieser katholischen Kirche Rechtens ist hinsichtlich der Verfassung und der kirchlichen Ordnung, darüber kann niemals ein Zweifel entstehen, denn es gibt ein Gesetzbuch und einen Richter, der dieses Gesetzbuch auszulegen hat. Dieser katholischen Kirche gehören Alle an, welche die Taufe empfangen haben. Jeder Christ ist ein Glied der katholischen Kirche; viele von ihnen sind freilich abtrünnig und darum von allen Rechten in dieser Kirche ausgeschlossen. Aber ihre Abtrünnigkeit hat sie nicht von ihren Pflichten entbunden. Sie befolgen thatsächlich die Gesetze der Kirche nicht, aber von Rechtswegen sind sie ihnen unterworfen. Das Alles hat Papst Pius IX. dem Kaiser Wilhelm I. angedeutet. Ein Katholik läßt sich wohl in der Unterhaltung mit Nichtkatholiken herbei, von evangelischen Christen und von einer evangelischen Kirche zu sprechen; indessen ist dies nur ein Akt der Anbequemung; wo Katholiken unter sich sind, führen sie eine solche Sprache nicht.

Die Reformation hat sich von dem Papstthum losgesagt; sie leugnet, daß die katholische Kirche die allgemein christliche Kirche sei; sie erkennt den Papst als Oberhaupt nicht an. Da sie aber an dem Satze des apostolischen Bekenntnisses festhält, so kann sie unter der allgemeinen christlichen Kirche nur eine geistige und unsichtbare Gemeinschaft verstehen, welche alle Christen mit einander verbindet, welche aber zu keiner festen Verfassung, zu keinen bestimmten Organisationen des Kirchenregiments geführt hat.

Indem der Protestantismus sich von der Oberherrschaft des Papstes lossagte, entstand eine Lücke in der kirchlichen Ordnung. Eine Ordnung setzt eine Obrigkeit voraus, welche diese Ordnung aufrecht erhält und der Papst hatte aufgehört, diese Obrigkeit zu sein. Man setzte an seine Stelle den Landesherrn und bekannte sich zu dem Satze: Cujus regio ejus religio. Dieser Zustand wurde politisch und kirchlich unerträglich; es griff die Ueberzeugung durch, daß die Kirche vom Staate unabhängig sein müsse, und aus dieser Ueberzeugung ging der im Anfang angeführte Verfassungsartikel hervor. Man hat diesen Artikel durchzuführen versucht, indem man die Rechte, welche bis dahin dem Kultusminister zugestanden hatten, auf den Oberkirchenrath übertrug, ein Kollegium, welches dem Landtage nicht verantwortlich war, aber doch unter der Gegenzeichnung des Kultusministers vom Könige ernannt und aus dem Staatsbudget besoldet wurde und in jeder Beziehung den Charakter einer Staatsbehörde trug. Da man sich der Einsicht nicht verschließen konnte, daß auf diese Weise die erstrebte Unabhängigkeit der evangelischen Kirche nicht erreicht war, so wurde die Synodalordnung erlassen, welche einer aus Mitgliedern der Kirche gewählten Behörde ausgedehnte Rechte übertrug.

Sowohl die Institution des Oberkirchenraths als die Synodalordnung hat nie aufgehört, Gegenstand lebhafter Angriffe zu sein. Es gibt eine große Partei, welche behauptet, daß diese Kirchenverfassung nicht den wahren Bedürfnissen der evangelischen Kirche entspreche. Eine Kirchenverfassung, welche der Staat der evangelischen Kirche verleiht, wird niemals dem Vorwurfe entgehen, daß diese Verfassung nicht aus dem Schoße der evangelischen Kirche selbst hervorgegangen sei. Sie wird niemals dem Vorwurf entgehen, daß der Staat die Rechte und Pflichten der einzelnen Organe nicht richtig abgegrenzt habe, und daß darum Alles, was diese Organe schaffen, dem Geiste der evangelischen Kirche nicht entspreche. Es gibt Millionen von evangelischen Christen, welche in den Handlungen der Generalsynode nicht den Ausdruck ihrer Ansichten finden, und dieser Synode die Befugniß, sie zu vertreten, mit demselben Rechte absprechen, mit welchem sie sie dem Papste absprechen. Andererseits kann sich die evangelische Kirche niemals eine Kirchenverfassung selbst schaffen, denn um eine Verfassung zu schaffen, bedarf man eines verfassunggebenden Organs und um ein anerkanntes verfassunggebendes Organ zu haben, bedarf man einer Verfassung. Ueber diesen fehlerhaften Cirkel kommt man nur hinweg, wenn man sich wie in der katholischen Kirche auf unvordenkliche Einrichtungen berufen kann.

In dieser Verlegenheit muß man sich die Frage vorlegen: Bedürfen die Bekenner des evangelischen Glaubens überhaupt einer Kirchenverfassung. Eine Kirchenverfassung, welche die Bekenner des evangelischen Glaubens in allen Ländern der Welt zu einer gemeinsamen Verfassung zusammenschlösse, ist niemals in Aussicht genommen worden; das wäre eine Utopie, welche der Widerlegung nicht bedarf, weil ihre Verwirklichung derselben niemals in Aussicht genommen worden ist. Auch die Bekenner des evangelischen Glaubens in einem und demselben Lande bedürfen keiner gemeinsamen Kirchenverfassung. Der beste Beweis dafür ist Preußen. Die Annexion von 1866, welche den annektirten Provinzen die Neuordnungen, die Gerichtsordnungen, die Heeresordnungen, die Münzordnungen des annektirenden Landes aufdrängte, machte Halt vor den kirchlichen Ordnungen. Es gibt thatsächlich keine evangelische Landeskirche Preußens, sondern eine evangelische Landeskirche der altpreußischen Provinzen und eine evangelische Landeskirche für jede annektirte Provinz.

Was die evangelische Kirche an äußeren Organisationen bedarf, ist thatsächlich die Gemeinde. Ohne Gemeinde gibt es keine Predigt, kein Sakrament, keine kirchlichen Segnungen, überhaupt keinen Gottesdienst. Ein Gesetz zu schaffen, welches die Bildung und Verwaltung kirchlicher Gemeinden regelt, ist Aufgabe des Staates. Diesen Gemeinden kann es überlassen bleiben, sich freiwillig mit anderen Gemeinden zusammenzuschließen zur Bildung größerer Verbände. Aber ein Zwang dazu darf nicht bestehen. Auf diesen Weg werden die Verhältnisse der evangelischen Kirche früher oder später hindrängen. Daß dabei Schwierigkeiten zu überwinden sind, namentlich hinsichtlich der Frage, in welche Hände das vorhandene kirchliche Vermögen gelegt werden soll, verkenne ich nicht. Aber überwunden werden müssen diese Schwierigkeiten, die sich überwinden lassen, weil es keinen anderen Weg gibt, um der evangelischen Kirche zu derjenigen Unabhängigkeit vom Staate zu verhelfen, deren sie bedarf.

Alexander Meyer.

## Francesco Arese.

### Ein italienischer Edelmann und Patriot.

### III.

Je deutlicher vor der Seele Cavour's die Umrisse der Politik auftauchten, durch welche er die Unabhängigkeit Italiens von dem österreichischen Joche anbahnen und herbeiführen könne, desto wichtiger mußte ihm der Freund des Kaisers Napoleon werden. Dieser war mittlerweile ganz nach Turin übergesiedelt und zum Mitgliede des Senates des Königreichs Piemont ernannt worden. Da er als reicher Mann relativ noch wenig unter der Sequestration seiner in der Lombardei liegenden Güter zu leiden hatte, bildete sein Haus bald den Mittelpunkt eines politischen Kreises für die sardinischen Staatsmänner sowohl als für die emigrirten Lombarden und Venetianer. Hatten Einzelne von diesen wirklich mit bitterer Noth zu kämpfen und wurden daher von den besser situirten Schicksalsgenossen aufs Liberalste unterstützt, so bestärkte doch gerade die patriotische Entschlossenheit und Opferwilligkeit dieser Verbannten den Grafen Cavour in der Einhaltung des von ihm einmal eingeschlagenen Weges. Als der Abschluß des Vertrags, durch den sich das kleine Königreich auf Seite der Westmächte stellen und seine Truppen nach der Krimm senden sollte, an dem Umstande zu scheitern drohte, daß vorher das

Verhältniß Piemonts zu Oesterreich wieder sich bessern und vor Allem die Beschlagnahme der Güter der in Piemont naturalisirten Emigranten aufgehoben werden müsse, da ließen diese durch Arese an Cavour erklären, sich in seinen politischen Maßnahmen durch keine Rücksicht auf sie beeinflussen zu lassen. Und als es dann galt, die Früchte der kühnen Politik auf dem Pariser Kongresse für Italien einzuheimsen, da war es wieder Arese, der Cavour auf alle Weise die Wege der Verständigung anbahnte. Durfte sich damals doch auch der Freund des Kaisers der Gewogenheit der Kaiserin Eugenie erfreuen. Der Kaiser hatte seiner Gemahlin so viel von den Diensten erzählt, die ihm sein Jugendfreund geleistet habe, daß sie durch den Kaiser selbst ihm den Wunsch aussprechen ließ, ihn persönlich kennen zu lernen. Auf die wiederholten Aufforderungen des Kaisers und des Dr. Conneau war denn auch Arese im November 1855 nach Paris gereist und als intimer Hausfreund aufgenommen worden. Auch einen alten Bekannten traf er damals bei seinem kaiserlichen Wirthe wieder, den General Dufour, den ehemaligen Lehrer Beider in den Kriegswissenschaften. Besaß nun Arese durch diesen seinen Besuch die genaueste Kenntnisse des Pariser Hofs und seiner Intentionen, so konnte der Graf Cavour, der Vertreter Piemonts, auf dem kurz darauf zusammengetretenen Kongresse hiervon bald den größten Vortheil ziehen. Hatte doch Arese es auch durchgesetzt, daß Dr. Conneau sich dem sardinischen Bevollmächtigten als geheimer Mittelsmann zwischen dem Kaiser und diesem zur Verfügung stellen durfte. Die Briefe, die Cavour und Conneau damals an Arese richteten, gehören daher mit zu den interessantesten und wichtigsten Quellen der Zeitgeschichte. Sie führen uns in der That bis an die letzten Ursprünge hinauf und zeigen uns diese Männer an der Arbeit in Hauskleidern. Großes und Kleines, wie es das Leben selbst in solch wichtigen Momenten mit sich bringt, breitet sich da vor unseren Augen aus und der diplomatische Stil und das Verbergen der Gedanken hat seinen Abschied bekommen. So ist es dem Grafen Cavour wohl wirklich verdrießlich gewesen, daß sein erster Plan, die italienische Frage zur Verhandlung zu bringen, dadurch vereitelt wurde, daß „der Teufel" der Kaiserin den Gedanken eingegeben hatte, den Papst zum Gevatter für ihren noch gar nicht erschienenen Sohn zu bitten. Als dieser glücklich geboren war, mußte Arese als Taufzeuge nach Paris kommen. Der Papst als Pathe, der italienische Patriot als Taufzeuge, das illustrirt die zwei Gesichter der französischen Politik Italien gegenüber mehr als lange Kommentare. Auch die Kaiserin war damals noch in der Stimmung, daß sie sich, wie sie noch einige Zeit später an Arese schrieb, soweit sie könne, bemühe, eine Italienerin zu werden.*) Dieses ihr Bemühen hatte damals noch eine harte Probe zu bestehen.

Während den Grafen Cavour der Aufenthalt in Paris und die Aufnahme, welche er bei dem Kaiser gefunden hatte, in der Ueberzeugung bestärkt hatten, daß Italien von Napoleon III. eine kräftige Unterstützung seiner nationalen Aspirationen zu erwarten habe, — schrieb er doch an Arese: „Der Kaiser war immer sehr freundlich gegen mich und hörte nicht auf, mir die größte Sympathie für Italien zu zeigen. Ich habe das feste Vertrauen, daß diese nicht mehr lange unfruchtbar bleibt und daß binnen Kurzem Piemont und Italien einen wohlthätigen Einfluß verspüren werden" — so waren die alten italienischen Revolutionäre zur entgegengesetzten Auffassung der politischen Situation gekommen. Ja sie hatte sich in ihren Augen nur verschlimmert. Damals schrieb einer von diesen, Pisacane, der Genosse des kürzlich verstorbenen Barons Nicotera, der eine Expedition und sich selbst in den Tod führte, in seinem Testamente: Ich glaube, daß die Herrschaft des Hauses Oesterreich und die des Hauses Savoyen ein und dasselbe ist. Aus dieser Stimmung heraus entstand auch das Attentat, das Felice Orsini mit wenigen Mitwissern gegen das Leben Napoleons III. am 14. Januar 1858 ausführte. Es drohte eine allgemeine Reaktion in ganz Europa herbeizuführen und schien seine schlimmsten Konsequenzen gegen Italien zu richten. Doch die stolzen Worte Vittorio Emanueles an den Kaiser Napoleon, daß das Haus Savoyen wohl die Wege des Exils, aber niemals die der Schande kenne, und die große Geschicklichkeit des Grafen Cavour bewahrte damals die Zukunft Italiens vor schweren Gefahren. Vielleicht war damals der Kaiser aber der Mann, welcher die durch den Mordanfall auf ihn geschaffene Situation am leidenschaftslosesten ansah, weil er den Zusammenhang der Dinge am klarsten durchschaute und die vollkommene Unabhängigkeit derartiger Vorgänge mit der von dem Grafen Cavour inaugurirten Politik begriff. Im Gegentheil konnte ihm die Unterstützung derselben, soweit sie auf die Herstellung eines von der österreichischen Herrschaft befreiten Italiens gerichtet war, als das einzige Mittel erscheinen, sich und die Zukunft seines Hauses vor den Mörderhänden fanatischer Revolutionäre zu schützen. Doch stand die von ihm weiter einzuhaltende Politik noch nicht sicher fest, so daß Arese sich noch nicht getraute, dem Drängen Conneau's, ja den Einladungen der Kaiserin sofort nachzugeben und in Paris persönlich zu erscheinen.*) Aber der Briefwechsel der beiden Freunde war gerade damals ein sehr lebhafter. Arese konnte dem Kaiser wenige Wochen nach dem Orsinischen Attentate den Beweis führen, daß ein Anhänger Mazzini's, der gleichzeitig im Dienste der österreichischen Geheimpolizei stand und an den österreichischen Ministerpräsidenten Graf Buol-Schauenstein politische Berichte einschickte, von Neuem über Anschläge gegen dessen Leben unterrichtet war. Wie weit eine derartige Enthüllung auf letzte Entschließungen des Kaisers eingewirkt hat, entzieht sich ja jeglicher Erfahrung. Thatsache nur ist, daß, nachdem der Graf Cavour im Parlament zu Turin eine wahrhaft große, staatsmännische Rede zur Unterstützung eines Gesetzes gegen den politischen Meuchelmord gehalten hatte, und dieses Gesetz angenommen worden war, Napoleon wieder auf seine Italien freundliche Politik zurückgriff und ihr jetzt auch Thaten folgen ließ. Die Zusammenkunft Napoleons mit dem Grafen Cavour in Plombières war das erste Wetterzeichen für Europa hiervon.

Es ist nicht möglich, die Einwirkung, welche Arese auf die Gestaltung der französisch-italienischen Beziehungen ausgeübt hat, in derselben Ausführlichkeit, wie dieses bisher hier geschehen ist, bis zu ihrem Ende zu begleiten. Man müßte sonst eine Broschüre schreiben. Denn selbst Bonfadini hat in seinem Buche darauf verzichtet, die sich rapide abwickelnden und einander drängenden Vorgänge, auf welche dieses Verhältniß von Einfluß war, in ihrem Zusammenhang zu erzählen, dieselben vielmehr nur mit wenigen Strichen markirt, seiner Darstellung aber dadurch einen nicht wiederzugebenden Reiz verliehen, daß er die interessantesten Briefe der in diesem geschichtlichen Drama auftretenden wichtigsten Personen im Originale vorlegt und uns so fast zu Zuschauern der Entstehung der großen Ereignisse macht. Diesen Reiz aber vermag kein noch so geschickt redigirtes Excerpt zu ersetzen. Deshalb mögen hier nur noch die wichtigsten für die Geschichte Italiens Ausschlag gebenden Aktionen, an denen Arese persönlich hervorragenden Antheil genommen hat, in aller Kürze hervorgehoben werden.

Bekannt ist und täglich bekannter wird durch die Publikationen unterrichteter und objektiv urtheilender Beobachter, daß Napoleon III. im Jahre 1859 seinen Feldzug in Italien im Widerspruche mit der öffentlichen Meinung Frankreichs unternommen hat. Hierzu liefert auch der Briefwechsel des Grafen Arese neue Belege. Die Kaiserin Eugenie empfand das vielleicht stärker als der Kaiser selbst und schrieb direkt persönlich an Arese, der Kaiser habe einen Augenblick gegen die Empfindung (sentiment) seines eigenen Landes gehandelt und nur durch Belebung der Gefühle des Edelmuthes und des Ruhmes seinem Lande die großen mit dem Kriege

*) Je travaille, tant que je puis, à devoir Italienne.

*) Die Kaiserin sagte am 29. Januar 1858: Mais il y a Italiens et Italiens. Heureusement que les mauvais sont rares. Le brave Arese je l'aime beaucoup. Dites-lui que j'espère qu'il viendra passer ici quelques jours le printemps prochain.

verbundenen Opfer auferlegen können; für sie könne einen Ersatz doch erst die Zukunft bringen, das Ausbleiben desselben werde den Kaiser grausam treffen. In der That blieben dem Kaiser arge Enttäuschungen nicht erspart. Er hatte sich dieselben theilweise wenigstens selbst zuzuschreiben. In der Hauptsache aber ergaben sie sich mit Naturnothwendigkeit aus dem nicht zu überbrückenden Konflikte, in den die Traditionen und die Interessen Frankreichs, also seines eigenen Landes, mit dem von ihm begünstigten und, ich möchte glauben, ebenso geliebten als gefürchteten Italien gerathen mußten. Diesen Konflikt hatte er nicht in seiner ganzen Stärke vorhergesehen und sich über die Lösung desselben in seiner halb träumerischen, halb fatalistischen Weise keine klare Vorstellung gebildet. Der überlegene, zielbewußte Graf Cavour zerrte ihn immer tiefer in denselben hinein, er mußte diesem fast widerwillig und nicht ohne Seitensprünge zu versuchen, folgen, bis daß er dann, körperlich gebrochen und fast zu einem willenlosen Werkzeuge entgegengesetzter Strömungen herabgesunken, schmachvoll untergegangen ist. Dem Kaiser Napoleon III., dem Vertreter eines neuen Prinzips in dem europäischen Staatsrechte, ist das tragische Loos zu Theil geworden, dem sich viel Größere nicht haben entwinden können, indem sie die ersten Opfer von neuen Ideen und Prinzipien wurden, die sie, wenn auch nicht geschaffen, doch durch ihr Thun in der Welt der Thatsachen mehr oder weniger zum Siege geführt hatten. Denn das Alte ist immer noch stark genug, an solchen Neuerern direkt oder indirekt Rache zu nehmen.

In dem Kampf der widerstreitenden Interessen, in welchen Napoleon III. mit dem erstarkenden Nationalstaate Italien gerieth, war der Graf Arese Jahre lang „der Treibstachel, der Blitzableiter und Puffer", wie ihn Cavour einmal genannt hat. Gewiß hatte er als solcher keine beneidenswerthe Stellung. Aber er hat sich aus patriotischem Eifer und wir dürfen wohl auch sagen aus persönlicher Anhänglichkeit an den Kaiser dieser seinen Stolz und sein Zartgefühl oft auf eine harte Probe stellenden Aufgabe in einer durchaus vornehmen und edlen Weise unterzogen.

Als Napoleon III. seinem Versprechen, Italien bis zur Adria zu befreien, durch den Vertrag von Villafranca untreu geworden war und Cavour wüthend seine Ministerpräsidentschaft niedergelegt hatte, wurde Arese von seinem Könige zur Bildung des neuen Ministeriums aufgefordert. Der Edelmann und Patriot glaubte in diesem kritischen Augenblicke sich nicht versagen zu dürfen, obwohl er sich niemals für die Uebernahme amtlicher dauernder Geschäfte für geeignet gehalten hat. Er brachte auch sein Ministerium zu Stande, lehnte aber doch schließlich ab, in dasselbe einzutreten. Aber nicht weil ihm die Arbeit zu schwer geworden wäre, sondern aus einer Regung eines persönlichen patriotischen Zartgefühles. Er, der Sohn der befreiten Lombardei, konnte es nicht über sich gewinnen, die italienischen Provinzen, die sich selbst befreit hatten, Toscana, Bologna, Modena, durch Abberufung der königlichen Kommissare wieder ihren alten Herren auszuliefern und glaubte einen Sohn einer alten Provinz des neuen Königreichs geeigneter dazu, diesen Provinzen das Opfer aufzuerlegen, unter ihre alten Herren zurückzukehren. Das deutete der Graf auch in einem am 26. Juli 1859 an den Kaiser gerichteten ebenso patriotisch gehaltenen als kühl berechneten Brief an, in dem er den Freund von Arenenberg und New-York beschwor, die Sache Italiens, welche er die Sache der Gerechtigkeit genannt habe, nicht zu verlassen, sondern kräftig wie bisher zu unterstützen. Die Folge dieses Briefes war eine Einladung Arese's nach Paris; hier fand er aber den Kaiser wenig geneigt auf die Pläne der Patrioten im Betreff Toskanas und der Romagna einzugehen. Napoleon III. hätte gern aus Italien eine Staaten-Konföderation gemacht. Ob dynastische Liebhabereien oder die Rücksichten auf die Machtstellung Frankreichs Italien gegenüber hierbei die erste Rolle spielten, läßt sich kaum entscheiden. Daß der Herrscher von Frankreich, der an den Grenzen seines Reiches selbständige größere Einheitsstaaten entstehen lasse, gegen eine mehrhundertjährige Tradition der französischen Politik verstoße und früher oder später den Ingrimm der Träger dieser Politik auf sich laden müsse, war dem Kaiser klar. Ebenso bestimmt wollte er aber auch nicht, daß Oesterreich gegen die Provinzen gewaltsam vorgehe, die sich an Piemont anzuschließen im Begriffe standen. Den Kaiser in dieser Tendenz zu bestärken und ihn zu bewegen, der einmüthigen Gesinnun der mittelitalienischen Bevölkerung freie Bahn zu lassen, mußte die nächste Aufgabe der italienischen Diplomatie sein. Sie ist ihr auch gelungen. Wenn Napoleon III. auch, ich glaube immer, mehr um dem politischen Expansionstriebe seines Volkes Genüge zu leisten als aus persönlichen dynastischen Gelüsten sich mit einer Kriegsentschädigung und der Abtretung zweier Provinzen Piemonts an Frankreich zufrieden gab, so hat an dieser immerhin für Italien günstigen Erledigung dieses Handels die Geschicklichkeit der italienischen Diplomatie, namentlich Cavours, zwar das größte Verdienst, aber ohne den Mittelsmann Arese, wäre ihr doch dieser Erfolg nicht zu Theil geworden. Denn der Kaiser Napoleon folgte bei seinen Entscheidungen nicht den Rathschlägen seines Italien feindlichen Ministers Walewski, sondern seinen eigenen Ideen und den Vorstellungen Arese's. Dr. Conneau, der es doch wissen mußte, schrieb diesem: „Sei durchdrungen von dieser Wahrheit, mein guter Freund, daß Du immer einen großen Einfluß auf den Kaiser hast; Dein einziger Fehler besteht nur darin, daß Du Dir zu wenig zutraust und nicht an die Zuneigung und die Hochachtung, die der Kaiser gegen Dich hegt, glaubst. Alles was Du ihm sagst, macht Eindruck auf ihn." Natürlich suchte Cavour im Gegensatze zu dem zurückhaltenden, vornehmen Lombarden diese Verbindung bis auf das äußerste Maß des Zulässigen auszunützen. In dem Wirbel der Ereignisse, die seit dem Abschlusse des Friedens von Villafranca 1859 und 1860 über Italien hereingebrochen waren, und die fast täglich neue Schwierigkeiten heraufbeschworen, wurde denn auch die Stellung eines solchen ehrlichen Maklers eine immer delikatere, in einzelnen Fällen eine gerade zu verzweifelte. Die Rücksichten auf das Vaterland, die Rücksichten gegen den Freund mußten bei Arese zuweilen in einen fast unlösbaren Widerstreit gerathen und Unsicherheiten herbeiführen, welche kaum auf ganz loyale Weise zu beseitigen waren. Es ist doch ein unwiderleglicher Beweis der großen Geschicklichkeit und der Ehrenhaftigkeit Arese's, daß er, ohne seinen Einfluß auf den Freund zu verlieren, doch stets der Sache Italiens in erster Linie gedient hat. Von Bewunderung aber wird man gegen den großen Staatsmann ergriffen, wenn man die von Bonfadini hier zum ersten Mal veröffentlichten Briefe Cavours überblickt, welche für Arese Richtschnur und Triebkraft zugleich waren. So ist es unzweifelhaft, daß es nur der Schilderungen, welche Arese auf Betreiben Cavours dem Kaiser am 27. August 1860 in Thonon von der Lage der Dinge in Italien machte, zu danken ist, daß Napoleon den beiden wenige Tage darauf ihn in Chambery offiziell begrüßenden Abgesandten des Königs Vittorio Emanuele mit den bekannten Worten: Faites, mais faites vite die Erlaubniß zum Einmarsch des italienischen Heeres in das Königreich Neapel gab. Ist es sicher, daß die Schrecken der drohenden Revolution, welche die italienischen Diplomaten dem Kaiser gegenüber spielen ließen, um ihn zum Gewährenlassen zu bestimmen, auf diesen nicht ihre Wirkung verfehlt haben, die Appellation an den Kaiser, das Werk vollenden zu lassen und mit zu vollenden, das er mit Magenta begonnen habe, die der Freund immer von Neuem an ihn richtete, haben bei der eigenthümlichen Natur des Kaisers nach den uns vorliegenden authentischen Nachrichten nicht weniger dazu beigetragen, ihn in seinen Entschlüssen zu beeinflussen. Selbst die Kaiserin blieb Arese sehr gewogen, wenngleich Conneau zu berichten wußte, daß sie Italien verwünsche (detesta) und er der einzige Italiener sei, den sie liebe. Als Cavour am 6. Juni 1861, mehr ein Opfer übermenschlicher Anstrengungen und Aufregungen als der verkehrten Behandlung seiner Aerzte, hinweggerafft worden war, und Napoleon III. sich entschlossen hatte, das Königreich Italien, wie es sich unter seiner Aegide aber nicht nach seinem Willen ausgestaltet hatte, anzuerkennen, da war Arese der Mann, dem

seine Verdienste um Italien und seine noch in voller Blüthe stehende Freundschaft zum Herrscher Frankreichs zum ersten Abgesandten des Königs von Italien an den Tuilerienhof wie von selbst machte. Arese ließ sich auch nicht lange von dem Minister Ricasoli bitten, die Notifikation der Annahme der italienischen Krone von Seiten Vittorio Emanueles an seinen Freund in Paris zu vermitteln. Es war wohl auch eine der glücklichsten von den vielen Reisen, die er nach Frankreich gemacht hat. Ein großes Ziel war erreicht. Aber immer war noch einer der schwierigsten Knoten der definitiven Konstituirung Italiens, die römische Frage zu lösen; auch Venedig war noch in den Händen Oesterreichs. Mit geringem Erfolge mühten sich die verschiedenen italienischen Minister, welche Cavour in bunter Reihe folgten, nach einander ab, um wenigstens eine dieser beiden Angelegenheiten in den Fluß zu bringen. Arese versagte sich auch dabei nicht, seinen Freunden Ricasoli, Minghetti, Pasolini und wie die Staatsmänner alle heißen mögen, welche die Bildung des einigen Italiens rasch hintereinander aufgerieben hat. Aber er hatte jetzt keine großen Erfolge mehr zu verzeichnen. Napoleon III. war in der römischen Frage unbeugsam. Mochte man der Meinung sein, der Kaiser habe in Folge des Nachlassens seiner physischen und intellektuellen Kraft seiner Umgebung und der Mehrzahl seiner Diplomaten nicht denselben Widerstand mehr entgegensetzen können wie früher, oder glauben, er habe aus der festen Ueberzeugung heraus gehandelt, daß er seiner persönlichen Ehre und der Stimmung der Mehrzahl der Franzosen es schuldig sei, dem greisen Papst nicht des letzten Restes seiner weltlichen Herrschaft verlustig gehen zu lassen, der Kaiser ließ sich jetzt nicht mehr vorwärts drängen und vertröstete unter allerlei Wendungen seinen Freund auf die Zukunft; das einzig Sichere, was man aus ihm herausbringen konnte, war das, daß er es selbst aussprach, er möchte gern seine Truppen aus Rom herausziehen, und werde bei der bald zu erwartenden Erledigung des päpstlichen Stuhles auch die Wahl eines Italien wohlwollenden Papstes mit allen Kräften fördern. Bei dieser Stimmung seines Freundes verzichtete Arese auf denselben weiter persönlich einzuwirken, und er hat deshalb auch an den Verhandlungen, die sogenannte Septemberkonvention betreffend, in Folge deren die Hauptstadt Italiens nach Florenz verlegt wurde, nicht theilgenommen.

Lebhafter als in Sachen der römischen Frage hat sich dann Arese wieder an den Vorverhandlungen betheiligt, die zum Abschlusse des italienisch-preußischen Bündnisses führten. Er übernahm es, die Meinung des immer unsicherer werdenden Kaisers in Paris persönlich zu sondiren und hat von ihm auch die intimsten Nachrichten erhalten. Selbst die von Oesterreich versprochene Cession Venetiens im Falle, daß diese Macht siegreich bliebe, scheint er im Voraus durch Conneau gewußt zu haben. Aber immer zweideutiger und verwickelter wurden die Pfade der französischen Politik, und als nun gar nach den trostlosen Niederlagen Italiens die Schenkung Venetiens an den Kaiser bekannt wurde, da loderte der verletzte nationale Stolz der Italiener gegen ihren Protektor selbst bei dessen Freunden auf. Doch glaubte Arese, der dem Kaiser in Beziehung auf diesen Streitfall einen energischen Brief geschrieben hatte, der aber nicht in dessen Hände kam, nach Abwicklung der ganzen Angelegenheit einen Danksagungsbrief schreiben zu sollen. Der Kaiser erwiderte zwar persönlich recht freundlich, aber fügte ganz bestimmt am Schlusse seines Handschreibens hinzu: Je suis bien decidé, tout en exécutant la convention 15. sept. à soutenir le pouvoir temporel du Pape par tout les moyens possibles. Bei einer solchen Sprache des Kaisers mußte Arese darauf verzichten, bei ihm fernere Versuche für die Besetzung Roms durch Italien zu machen, und wenn auch der persönliche Verkehr der Freunde in den folgenden Jahren nicht aufhörte, so erstreckte er sich doch nicht auf das politische Gebiet. Im März 1870 war Arese noch einmal Gast in den Tuilerien. Betrübt und traurig kehrte er von diesem Besuch nach Italien zurück. Er hatte seinen Freund physisch schwerleidend gefunden, seine Umgebung dagegen voll von Großsprechereien und Uebermuth. Ein Brief, den der Kaiser am 2. Juni 1870 an Arese schrieb, klingt recht resignirt. Er ist der letzte, den der kranke Mann als Kaiser der Franzosen an den Jugendfreund richtete.

Es waren in der That für diesen selbst überaus harte Schläge, die den Herrscher der Franzosen nun in rascher Folge trafen. Arese befand sich in den ersten Tagen des Augusts in Wien und hatte Kunde von den Verhandlungen über die Tripelallianz gegen Deutschland. Briefe und Telegramme, die wir in unserem Buche abgedruckt finden, sind nicht ohne Wichtigkeit für den Verlauf derselben. Sie lösten sich aber gar bald in Nichts auf vor den deutschen Siegen. Das Kaiserreich ging in Stücke, aber nicht die Treue Arese's. Er erbot sich, als der Kaiser nach Wilhelmshöhe abgeführt war, ihn dort zu besuchen wie einst in Newyork; aber der Kaiser lehnte dankbar ab. Er erbot sich auch, da ihm gesagt war, der Freund sei in Geldverlegenheit, ihm mit seinem Vermögen beizuspringen. Auch das lehnte der Kaiser ab, da ihm noch so viele Mittel geblieben seien, „um von den Renten seiner Güter in Italien und dem Schmuck der Kaiserin als bon bourgeois de la rue St. Denis zu leben". Arese besorgte nun die Verwaltung der napoleonischen Güter in den Marchen und der Romagna und leitete den Verkauf der farnesischen Gärten auf dem Palatin an das Königreich Italien ein. Napoleon schlug sie nach dem Urtheile des Freundes viel zu billig für 650 000 Francs los, während er wenigstens eine Million für einen angemessenen Preis gehalten hätte.

Im Sommer 1871 machte sich Arese, über den auch die Leiden des Alters gekommen waren, noch einmal auf, den Freund in Chiselhurst zu besuchen. Die Kaiserin war nicht anwesend. Sie schrieb an den Freund von Madrid, wie glücklich ihren Mann dieser Besuch gemacht habe: c'est la première fois depuis des mois qu'il a pu se dire: sentir n'est pas souffrir. Als der Kaiser am 9. Januar 1873 gestorben war, verhinderte nur ein Schlaganfall, der den Grafen getroffen hatte, diesen, seinem Jugendfreunde die letzte Ehre zu erweisen. Nachdem er sich von der Lähmung erholt hatte, widmete er sich nach wie vor dem Dienst der Interessen der napoleonischen Familie. Zahlreiche Briefe der Kaiserin Eugenie finden sich im Archive der Familie Arese. Erst am 25. Mai 1881 verschied der Graf in Florenz, nachdem fast alle seine Freunde und sein König ihm im Tode vorausgegangen waren.

Die feste, unverbrüchliche Freundschaft, welche die beiden Männer in den verschiedensten Lagen des Lebens mehr als ein halbes Jahrhundert lang einander bewahrt haben, wirft einen hellen Lichtstrahl auf den sonst in so tiefem Schatten getauchten Charakter des Einen, wie sie bei dem Anderen nur ein Komplement der Treue und Liebe ist, von der er gegen sein Vaterland alle Zeit erfüllt war.

Karl Heinrich.

---

## Betrachtungen in den Münchener Kunstausstellungen.

Die Betrachtung des Entwicklungsganges der Malerei seit dem Mittelalter lehrt, daß die einzelnen Epochen dieser Kunst etwa den Zeitraum eines Menschenalters ausfüllen; das will sagen jede Generation schafft unter dem Druck gleichartiger Gedanken, gleichartiger Empfindungen, gemeinsamer technischer Kunstgriffe. Und jede Generation steht in einem gewissen Gegensatze zur unmittelbar vorhergehenden, in einem Gegensatz, der theils ein rein künstlerischer ist und im intimeren oder lässigeren Naturstudium begründet, theils ein mehr gedanklicher und religiösen, poetischen, wissenschaftlichen Einflüssen entstammend.

Ich möchte nach diesen Kategorieen von Einflüssen die

Kunstepochen in Bezug auf ihre Stellung zur Natur trennen in induktiv und deduktiv produzirende. Die induktiven greifen frisch hinein in die Natur, bilden sich selbst ihre Urtheile aus eigener Beobachtung und ziehen neue und originelle Schlüsse daraus. Die deduktiven kümmern sich um die Natur so gut wie gar nicht, arbeiten nur mit dem schon vorhandenen Material von Urtheilen und Schlüssen, kehren sich nicht daran, ob die überlieferten Begriffe sich auch für sie noch mit den Dingen selbst decken und variiren in's endlose die Ergebnisse älterer Forschungen, auf deren Rüstigkeit sie sich verlassen.

Nun hat es Zeiten gegeben, in denen wie in der Poesie und Philosophie so auch in der bildenden Kunst die deduktiven Epochen allgemeinen Beifall fanden, Zeiten, da Reni und Carlo Dolci, van der Werff und Mengs über alles erhoben wurden. Solche Erscheinungen zureichend zu erklären ist unmöglich, obwohl so ziemlich alle Historiker diese Möglichkeit voraussetzen. In der komplizirten Gefühlswelt der Menschheit ergibt die Analyse von A nicht B, C und D mit der Sicherheit des chemischen Prozesses. Aber ich möchte doch einen Beitrag zur Erklärung versuchen.

Ein enger Verkehr mit der Natur, eine vollständige Hingabe erzeugt immer in der Kunst Strenge, Herbheit, einen eckigen, kantigen Stil, während ein Abwenden vom Naturstudium zum Süßlichen und Runden führt. Das sind die deduktiven Epochen, deren Werke gerundet sind bis zur Kraftlosigkeit, süß bis zur Fadheit. Und jene Zeiten, die sich hingezogen fühlten zu diesen Werken, waren selbst erschlafft und entkräftet, waren erfüllt von Geschlechtern, die freie und stolze Natur nicht ertragen konnten, die erst ein gefärbtes Glas vors Auge hielten, bevor sie hinausschauten, die keine gerade Linie, keinen Winkel duldeten, und die Baumeister zwangen abzurunden und alles jähe zu vermeiden. Daher die Wahlverwandtschaft.

Aber soweit auch naturgemäß die Meinungen über künstlerische Dinge auseinandergehen, da hier nichts mit Vernunftgründen zu beweisen ist, sondern alles auf Empfindung beruht, es dürfte nicht bestritten werden, daß wir als Blütheperioden die von induktivem Geiste beseelten bezeichnen, als Verfallperioden die deduktiv arbeitenden, daß in unserer Schätzung die strengen und charaktervollen Meister den ersten Rang einnehmen, die Botticelli, Tizian, Velasquez, Holbein, Rembrandt. Denn wir lieben die ungeschmückte Natur, wir sind stark genug, ihr ins Auge zu sehen, auch wo sie bitter ist und ohne Mitleid. Und ein treuer Spiegel dieser Gefühle sind natürlich die Werke der Künstler unserer Generation, die auf induktivem Wege entstanden.

Doch niemals war die Entwicklung auf fast allen Gebieten menschlichen Lebens eine so rapide, wie in unserem Jahrhundert und so kommt es denn, daß das Zeitmaß einer Generation für eine künstlerische Entwicklungsepoche im 19. Jahrhundert nicht mehr zutrifft, sondern ein viel kürzeres geworden ist. Diese kurzen Perioden beginnen in Frankreich mit der Entthronung der Davidschule, in Deutschland mit dem Erlöschen der Cornelianischen Ideen. Den beweglichen Franzosen genügte nun meist weniger als ein Dezennium, um reformatorische zu Gedanken zu reifen und zu gestalten, ja in der letzten Zeit konnte man so ziemlich jedes Jahr auf eine Ueberraschung gefaßt sein. In München wurde Zug um Zug mitgemacht seit Ende der siebziger Jahre. Bis dahin hatte man nach Cornelius sich dem Szepter kurzlebiger Herrscher gebeugt: Gallait, Kaulbach, Piloty, Leibl, Dietz, Loefftz, sie alle hatten ihren Tribut empfangen, von nun ab geht von Paris die Losung aus. So ergibt sich die für die Kunstgeschichte neue Erscheinung, daß ein einzelnes Individuum eine Reihe von Epochen absolvirt, die früher einer Generation bedurften, um sich auszuleben. Aber niemals waren auch die Eindrücke so auf den Künstler eingestürmt. Abgeschlossen und ruhig hatte er einstmals gelebt, nur weniges von den Werken mitlebender, weniges von denen der Vergangenheit war ihm zu sehen vergönnt. So wurde es ihm leicht, sein Gleichgewicht zu bewahren, sein Weg schien ihm selbstverständlich vorgeschrieben. Gefährliche Pfade und Irrlichter, die in den Sumpf hineinlockten, gab es nicht. Wie viel schwerer fällt es heute, sich den klaren Blick zu erhalten. Jede Ausstellung bringt Tausende von neuen Bildern, jede Reise eine solche Fülle von künstlerischen Erlebnissen, daß es kaum noch möglich ist, ihrer Herr zu werden. So wird denn oft ein Keim erstickt, bevor er zur Blüthe gelangte, und ein anderer an seine Stelle gepflanzt.

Freilich spielt dabei eine große Rolle das Haschen nach Sensation, das Streben nach Originalität. Gerade dieser Begriff des Originellen, wie wir ihn heute verstehen, war den alten Meistern ein gänzlich unbekanntes Ding. Sie übernahmen die Motive, und nicht nur religiöse, ganz naiv, wie sie sich bei ihrem Vorgänger fanden, ohne den Vorwurf des Plagiats fürchten zu müssen. Gerade so wie sich in der antiken Plastik für die einzelnen Göttergestalten ein Typus herausbildete, so bildeten sich im Mittelalter malerische Motive typisch aus. Nicht auf die Erfindung des Stoffes kam es an, sondern auf sein Durchdringen mit künstlerischem Gefühl, auf seine Darstellung mit aller Bereicherung künstlerischer Mittel. Es ist dieselbe Naivetät, die Shakespeare in der Verwerthung seiner Quellen zeigt, die ihn ohne Weiteres ältere Novellen und Dramen oft ohne jedes Umarbeiten hinübernehmen läßt, dieselbe Naivetät, die auch Goethe im Goetz von Berlichingen bewies. Die Künstler waren sich eben bewußt, daß der Werth der Leistung in dem besteht, das sie nun als ihre ganz individuelle Kraft in die Gestaltung des Stoffes hineinzwingen, sie meinten noch genug Spielraum zu haben für die Bethätigung ihrer Persönlichkeit.

Das ist nun ganz anders geworden. Wir stehen im Zeitalter der Erfindungen, der patentirten Originalität. Auch die Kunst hat sich dem allgemeinen Zug nicht zu entziehen vermocht. Das Publikum ist blasirt und nervös, was es einmal gesehen, reizt es nicht mehr. Neues, noch nie erlebtes, unerhörtes wird gefordert. Und da die Menge natürlich nur geringes Verständniß für die materiellen Feinheiten entgegen bringt, so wird auf die Erfindung des Stoffes das Hauptgewicht gelegt. Um jeden Preis ein auffallendes, noch nie behandeltes Thema zu finden, ist das Streben der Maler, originell zu sein, jeden Anklang an hergebrachtes und altbekanntes zu vermeiden.

Als eine polemische Kunst hatte die neue Phase begonnen, Programme waren gemalt worden, bis endlich aus den Aesthetikern Künstler wurden. Man hatte sich in der Farbe zurückgehalten, man war in den Motiven abstoßend, trivial, uninteressant gewesen; nicht weil man nichts anderes konnte, sondern weil man es für nothwendig hielt, um den Abstand von Vorhergegangenem recht deutlich zu machen. Dann hatte man die Farbe etwas voller tönen lassen, man erlaubte sich vom Acker, von der Fabrik, vom Spital Ausflüge in das Haus des wohlhabenden Bürgers, immer reicher wurde die Palette, je mehr sich die Maler der Darstellung des Luxus näherten. Und als endlich die elegante Welt, der Salon, kurz, die ganze Welt wieder erobert war, da waren auch neue und köstliche koloristische Wirkungen nicht nur nicht verpönt, sondern mit heißem Ringen erstrebt. Und nun reichte die irdische Welt nicht mehr aus, man bemächtigte sich des Himmels. Ein neuer Aufschwung religiöser Malerei bereitete sich, das Märchen, die Legende wurden aus verstaubten Winkeln hervorgeholt, die sehr unsicheren Resultate der jungen psychologischen Wissenschaft, der hypnotischen Versuche wurden als willkommene Objekte aufgegriffen. Das etwa ist der Standpunkt von heute.

Wenn man früher niemals wissen konnte, was das nächste Jahr wohl bringen wird, wenn man auf allerlei Schrullen, krasse Uebertreibungen, groteske Geschmacklosigkeiten vorbereitet sein mußte, so kann diese Uebergangszeit jetzt als überwunden gelten. Eine gewisse Ruhe ist eingetreten, eine Art von gemeinsamem Stilgefühl. Nach einem harten und opfervollen Kampfe ist eine eigenartige Naturanschauung gewonnen worden, ist ein festes Formgefühl entstanden, ein präziser Farbengeschmack erstarkt, ist die Natur als Fundgrube für neue Werthe nicht mehr die erste Quelle. Vielmehr fängt man schon an nach Rezepten zu

arbeiten, die sicheren Resultate zu vervielfältigen, die ein paar große Meister gefunden, d. h. man begnügt sich mit deduktiven Schlüssen. Das Hauptgewicht wird auf das Motiv, auf den gedanklichen Inhalt der Bilder gelegt.

Und so scheint es fast, als ob wir wieder einer Periode litterarischer Malerei zusteuern, welche der bildenden Kunst Dinge zumuthet, die sie schwerlich wird leisten können. Es beginnt wieder das alte Spiel mit Allegorien und Symbolen, das bisher im ganzen Verlauf der Kunstgeschichte die Einleitung zum Verfall bedeutete. Aber die Reaktionen treten bei unserem nervösen Geschlecht schneller ein als vordem und so ist es ja möglich, daß auch hier nur ein vorübergehendes Symptom auftritt. Und das wäre eine sehr wünschenswerthe Wendung, denn wenn alle Aufmerksamkeit sich auf das Gedankliche konzentrirt, muß das Sinnliche zu kurz kommen, muß das spezifisch Malerische Einbuße erleiden. Dann werden unsere Ausstellungen Anekdotenbücher, Predigtensammlungen, philosophische Abhandlungen enthalten, die man anderswo bequemer und weit besser antreffen kann, dann wird das Publikum, dem allmählich die Augen aufzugehen anfingen, wieder mit freudiger Genugthuung bemerken, daß es in den Kunstpalästen die ihm lieb gewordene Familienblattlektüre ungestört fortsetzen kann, daß es nicht mehr nöthig hat, sich zu ärgern, zu entrüsten und an der Verfeinerung seines Geschmacks fortzuarbeiten. Gerade in Deutschland, wo von jeher ein verstandesmäßiges Begreifen der Künste geübt wird, sollte diesem kunstfeindlichen Geiste nicht Vorschub geleistet werden. Die Künstler haben sich in einen Wettbewerb mit der Litteratur eingelassen, der verhängnißvoll für sie werden kann, besonders seit anfangs schüchtern, dann immer lauter der Ruf nach „nationaler Kunst“ erschallte.

Mit hellem Jubel begrüßten die modernen Aesthetiker die Entdeckung des Milieu. Nicht nur die Frucht sollte man studiren, nein auch den Stil, der sie trägt, auch die Wurzel, die sie nährt, auch den Boden, der sie speist, den Dünger, der sie düngt, die Sonne, die sie bescheint, den Regen, der sie bewässert. Jedes einzelne Glied der Kette für sich ist nichts, nur wenn die Kette ganz ist, kann sie ihre Arbeit thun. So ganz neu war nun diese Entdeckung eigentlich nicht, denn die Naturwissenschaften hatten schon lange in ihren Methoden das gleiche Prinzip befolgt, die historischen Wissenschaften waren allerdings noch nicht davon durchdrungen, aber auch sie beugten sich bald dem Entwicklungsgedanken, aus dem der Begriff des Milieu hervorgegangen ist. Doch die großen Künstler hatten instinktiv diesem Prinzip, soweit es überhaupt künstlerisch verwerthbar ist, Ausdruck gegeben. Hamlet, Faust, Wilhelm Meister bezeugen es. Aber das sah man nicht, oder wollte es nicht sehen, denn man verlangte nach etwas Neuem. Und so wurde denn ein fürchterliches Spiel mit diesem Milieu getrieben, es wurde zu Tode gehetzt und bis zum Ueberdruß immer wieder und wieder zum Leben erweckt. Es wurde die Ursache der öden Langenweile in Zola's letzten Romanen, der Raritätensammlungen von Huysmans, der Spuckdramen von Maeterlinck. Die kleineren Geister folgten natürlich alle, und so häufte sich eine Unmenge von mitunter ganz brauchbarem kulturhistorischem Material an, das künstlerisch ganz unverarbeitet blieb, nichts in der Oekonomie des Kunstwerks bedeutete und den armen Leser, der eine Dichtung zu genießen kann, um seine Stimmung brachte. In Deutschland wurde dieser Milieu-Unfug voll Begeisterung mitgemacht und seine Konsequenz war die Forderung einer deutsch-nationalen Kunst. Das galt den Poeten und mehr noch den Malern. Es wird ja kein Verständiger leugnen, daß Geburt und Erziehung dominirende Mächte sind, daß die tägliche Gewöhnung, der stetige Verkehr, der dauernde Anblick landschaftlicher Formationen wichtige Faktoren sind. Aber alle diese Dinge dürfen nur unbewußt mitsprechen und sie schwingen ja auch mit bei jedem künstlerischen Schaffen. Doch sobald sie verflochten werden zu einer Tendenz, sobald die aufdringliche Absicht zu Tage tritt, ist der reine ästhetische Effekt beeinträchtigt, meist ganz aufgehoben. Auf allen Gebieten treibt ja die Deutschthümelei absonderliche Blasen, sie hat sich soweit verirrt zu verlangen, der deutsche Künstler solle nur deutsche Geschichte, deutsche Menschen, deutsche Landschaft malen, denn das sei sein natürliches Milieu, nur an den Meistern deutscher Vergangenheit solle er sich heranbilden, denn da sei die nationale Formsprache zu erlernen. Und dieselben sonderbaren Schwärmer preisen den deutschen Boecklin, dessen Reich Italien ist, und merken nicht, daß der eine Riese den ganzen Bau ihrer Theorien über den Haufen wirft. Sie glauben eben an die Formel, an das Schema und glauben, die Welt der Erscheinungen in Dogmen begreifen zu können. Aber die Zeit der Rassenkunst liegt hinter uns, die Kunst geht hinaus über die Grenze der Nationalität, sobald der Verkehr beginnt, die Kunst am ehesten saugt fremde Elemente in sich auf, eher als Recht, Sitte und Religion und alle anderen Zweige menschlicher Kultur. Sollte eine Kunst in Deutschland erstehen, die man als eine ganz eigenthümlich national deutsche charakterisiren kann, so soll sie willkommen sein, aber wenn sie kommt, so wird sie von selbst kommen, ohne daß man es merkt, sie wird sich herein schleichen und mit einem Mal da sein. Doch im Treibhaus ist sie nicht zu züchten, auch nicht, wenn der Staat noch so viel deutsche Geschichte an die Wände malen ließe, und noch so oft auf unsere glorreiche Vergangenheit hinwiese. Diese Chauvinisten verstehen den Charakter ihres Volkes am wenigsten. Gerade die Fähigkeit, jede fremde Kultur zu würdigen und sie eigen zu machen, ist ein ganz besonderer Vorzug der Deutschen, den kein anderes Volk auch nur annähernd zeigt, weil keines eine gleich eigenartige und hohe Kulturmischung besitzt. Das im besten Sinne Internationale, Universelle ist das eigenthümlich Deutsche. Darauf sollten wir uns etwas einbilden, statt es austreiben zu wollen. Daß diese Aufnahmefähigkeit kein Hinderniß für die eigene Schaffenskraft ist, das hat, meine ich, eine glänzende Litteratur, eine stattliche Reihe von Kunstwerken erwiesen.

Es wäre nun sehr falsch, wenn etwa Jemand glauben würde, daß diese Ausführungen die gesammte deutsche Künstlerschaft betreffen, und es wäre ebenso falsch, wenn Jemand glaubte, daß es überhaupt möglich sei, alle die unzähligen Strömungen aufzudecken, die in einer so bewegten Epoche, wie die unsere, fließen. Jeder, der dieses Stromgebiet einigermaßen durchwandert hat, wird die Unmöglichkeit, es erschöpfend zu schildern, zugestehen. Hier und da schwillt einmal so ein Wässerchen etwas stärker an, tritt deutlicher hervor und bietet dann der Beschreibung eine leichtere Aufgabe. Aber die Unmöglichkeit, das gesammte Gebiet zu erschöpfen, ist kein so großes Unglück. Denn diese Tausende ewig schwankenden, jedem neuen Einfluß sich ergebenden Maler sind die Kinder des Tages, die auch der Tag wieder verschlingt. Die Malerei ist ein bürgerlicher Erwerb geworden, wie jeder andere. Die jungen Leute gehen auf die Akademie, weil sie sich doch für irgend einen Beruf entscheiden müssen und weil sie eben keine Neigung haben Ingenieur, Jurist oder Arzt zu werden. Sie werden Maler nicht etwa, weil sie einen ungestümen inneren Drang verspüren, oder schon ein besonderes Talent gezeigt haben — denn ob Jemand Talent hat oder nicht, daß wird ein gewissenhafter Rathgeber sich erst zu sagen trauen, wenn ihm die Ergebnisse langjähriger, fleißiger Arbeit vorliegen — sondern weil die glänzenden Erfolge sie verblenden. Und die Akademien und Kunstschulen fördern dieses unglückliche Vorurtheil dadurch, daß sie jedes Semester so und so viel Schüler aufnehmen und stolz sind auf die große Zahl der Inskriptionen, statt daß sie stolz sein sollten auf eine geringe Zahl von möglichst hervorragenden Schülern.

Abseits von diesem Gros, unbeeinflußt von dem fieberhaften Treiben stehen die wenigen großen Talente, die unbeirrt ihren Weg gehen, die mit ihrer starken Persönlichkeit die großen Etappen der Entwicklung beeinflussen und bezeichnen, die einzigen, um die sich die Kunstgeschichte eigentlich zu kümmern hat, die für jene anderen die Sonne sind, von der sie ein paar Strahlen aufzufangen sich mühen. Nicht daß diese Einzelnen von Anfang an dieselben waren, die sie heute sind, nicht daß sie gar keine Wandlung durchgemacht hätten, aber sie wuchsen von innen heraus, nicht

die Mode bezwang sie, sondern sie bezwangen die Mode. Sie verloren nie den Zusammenhang mit ihrer großen Künstlerfamilie, die in grauer Vorzeit erstand und zu unserem Glück nicht ausgestorben ist.

Diese großen Talente sind von so eindringlicher suggestiver Kraft, daß sie die schwächeren mit sich fortreißen, daß sie auch ihre Arbeiten mit einem Schimmer von Künstlerthum überziehen und der ganzen zeitgenössischen Kunst das Gepräge höheren Geistes aufdrücken. Das lassen die Münchener Ausstellungen erkennen. Die aristokratischere ist die der Sezession. Weil hier die bedeutsameren Talente vereint sind und vor allen Dingen weil sie die sorgfältiger durchsiebte und kleinere ist. Die kleinere Zahl der Nummern allein bedeutet eine würdigere Vornehmheit. Bei den großen modernen Marktausstellungen, in denen mehrere Reihen von Bildern übereinandergehängt sind, wirkt die Fläche der Wand natürlich nicht mehr. Der Maler kann nicht mit ihr rechnen, er muß darauf gefaßt sein, daß sein Bild statt von einer ruhigen Fläche, die es hebt, von einem bunten, unharmonischen Wirrwar umgeben ist. Bis zum vorigen Jahrhundert entstand kein Gemälde, das nicht für einen ganz bestimmten Platz berechnet war, sei es für eine Kirche oder ein Verwaltungsgebäude oder einen Privatraum. Das gab den Künstlern eine gewisse Ruhe und daher erklärt es sich, daß die alten Bilder ohne Ausnahme eine dekorative Wirkung haben. Heute arbeiten die Maler sozusagen auf Spekulation, sie haben keinen bestimmten Raum vor sich, in dem sie ihrem Werk seinen Platz anweisen können, vor ihren Augen schwebt immer die häßliche Vorstellung des Ausstellungssaales. Je kleiner aber die Ausstellungen werden, um so mehr wird die Wandfläche wieder zu ihrem Recht kommen, und das Bild wieder das werden, was ja seine eigentliche Bestimmung ist, ein edler Wandschmuck. Daß dieses Ziel den Künstlern aufs neue deutlicher ins Bewußtsein gerückt wird, dürfte nicht ohne Einfluß auf ihr Schaffen bleiben. Und es wäre zu wünschen, daß dadurch eine engere Fühlung entstünde zwischen den Künstlern und den echten Mäcenen, deren die Kunst so dringend bedarf.

München. Benno Becker.

## Zu Finlands Russifizirung.

Vor Kurzem erschien in Helsingfors ein Buch „Die Familie auf Haapakoski. Ein Roman aus dem östlichen Finland" von Jac. Ahrenberg. Es hatte einen augenblicklichen, allgemeinen und unbedingten Erfolg, wie nur diejenigen Bücher haben, welche dem unbewußten oder niedergehaltenen inneren Drängen eines ganzen Volkes oder eines ganzen Zeitalters das lösende Wort geben. Die erste Auflage war in drei Wochen vergriffen, eine zweite ist soeben erschienen, die „Schwedische Litteraturgesellschaft" zu Helsingfors zeichnete den Verfasser durch ihren großen Preis von 2000 Mark aus, und die suecomanische und die fennomanische Presse waren diesmal in der enthusiastischen und tiefbewegten Aufnahme des Werkes einig.

Als das Buch herauskam, schrieb die angesehenste schwedisch-finländische Zeitung „Nya Pressen":

„‚Die Familie auf Haapakoski‘ ist eine litterarische Arbeit, die eine gute, eine muthige That bezeichnet. In Zeiten wie diese, wo der Gedanke an die Zukunft schwer auf den Gemüthern lastet und ein jeder nach den Schlägen der Pulse des Volkes mit angstvoller Aufmerksamkeit horcht, um das Maß seiner Widerstandsfähigkeit, die Stärke seines Selbsterhaltungstriebs beurtheilen zu können, — in solchen Zeiten öffnet sich der Blick für die Bedeutung des Problems der Denationalisirung. Dies ist es, was Ahrenberg hier behandelt hat: mit sicherer Hand hat er die Sonde in eine Wunde gesenkt, die für unsere Existenz verhängnißvoll werden, die Gefahr eines Todes durch innere Verblutung zu Wege bringen kann."

Mit diesen Worten ist die Beschaffenheit des Werkes angegeben, die Beschaffenheit seines Werthes und die Beschaffenheit seines Erfolgs. Das Buch war eben „eine That", wurde als „eine gute und muthige That" aufgefaßt, die man achtet, bewundert und liebt. Aus diesem Gesichtspunkt muß es auch vorzugsweise betrachtet werden. Es ist viel echte Poesie darin, — feine, erlesene, finländische Poesie; aber es ist doch größer als That, denn als Kunstwerk.

Jac Ahrenberg ist kein neuer und unbekannter Name in der modernen Litteratur Finlands. Er steht mit Karl A. Tavaststjerna in einer Reihe als erster Vertreter der gegenwärtigen finländischen Dichtung in schwedischer Sprache; ihr finnischschreibender Berufsbruder und Gleichstehender heißt Juhani Aho. Ahrenberg hat bereits eine reiche Produktion hinter sich, Schilderungen aus den Grenzgebieten nach Rußland, wie „Hihuliten", „Ostwärts" u. s. w., in denen er sich als ein sehr intimer Kenner der Bevölkerung und ganz besonders der Natur in diesen abgelegenen Gegenden des östlichen Finlands offenbart. Man merkt's ihm in diesen Erzählungen an, daß er auf vertraulichem Fuß mit den verschiedensten Gesellschaftsschichten in der Stadt und auf dem Lande gelebt hat, wie einer, der in diesem selben Milieu Jahre hindurch seinen Beruf gehabt; aber unendlich tiefer und innerlicher als die Menschen und ihr kleines Treiben kennt und schildert er die große Natur. Sie hat für ihn keine Geheimnisse; sie ist für ihn wie ein lebendiges Geschöpf, dessen verstecktestem Schlupfwinkel er nachgehen kann; er kennt sie, wie gegenwärtig vielleicht kein anderer unter den nordischen Dichtern, aus- und inwendig, wie sie lebt und webt; und wie er sie aus erster Hand kennt, so besitzt er auch, wenn er sie schildert, einen Wortvorrath, der sonst nur bei Leuten vorkommt, welche in der freien Natur praktisch thätig sind. Wenn man einmal so einen Mann erzählen hört, fällt es gleich auf, wie konkret verfeinert seine Beobachtungsgabe ist; er hat sich den Blick für Uebergänge und Nuancen in den Naturvorgängen erworben, die uns anderen völlig entgehen. Genau so geht es einem auch zuweilen, wenn man Ahrenberg liest.

In seinem letzten Buch hat Ahrenberg die Grenzen seines Schilderungsgebiets mit einem Male kühn erweitert. In „Die Familie auf Haapakoski" hat er das größte Motiv gegriffen, das es für einen finländischen Dichter von heute gibt: Finlands Kampf für politische Selbständigkeit und kulturelle Eigenart, die fortschreitende innere und äußere Russifizirung des Großfürstenthums. Und zwar ist es die innere, organische, in den Individuen sich vollziehende, die in Ahrenberg's Roman einen zeitgenössischen Historiker gefunden hat, welcher — in seiner Ausdrucksweise Dichter, in seiner Persönlichkeit finländischer Patriot — sein Zeitgemälde wie ein Mene tekel auf den Zukunftshimmel Finlands zeichnet. Ahrenberg schildert die Familie auf Haapakoski, eine der ältesten und einflußreichsten des Landes, in ihren Trägern durch drei Generationen; und der Prozeß, welcher sich in diesen drei repräsentativen Männern des ersten Standes im Laufe eines halben Jahrhunderts vollzieht, muß auf das nationale Bewußtsein wie ein erschreckendes und mahnendes Symbol wirken.

Der alte Alexander Freiherr Stålsköld Horn, Geheimrath und Präsident des kaiserlichen Senats für Finland, Landesmarschall und Träger der höchsten Würden seines Landes, lebt noch, als die Erzählung anfängt, nach seiner glänzenden öffentlichen Laufbahn als eifriger Landmann auf dem alten Familiengut bei Kymmene, dem ehemaligen Grenzfluß zwischen dem schwedischen und dem russischen Finland, in patriarchalischer Zurückgezogenheit zusammen mit seiner Tochter Hanna, einer ernsten jungen Dame, die ganz und gar die Tochter der alten Familie ist, sehr fest innerhalb ihrem ziemlich engen Gesichtskreis steht und darin aufgeht, den Haushalt zu leiten und den schwedischen Bibeltext mit dem englischen kritisch zu vergleichen. Er war einmal ein Mann der Ideen von 1830; jetzt ist er ein strenger, patriotischer Konservativer geworden. Wenn er an Rußland denkt, sagt er wie der deutsch-römische Kaiser von Italien: viele sind der Wege, die dahin, wenige aber derer, die von da zurückführen. Er verachtet tief den Beamtenadel, der in Helsingfors obenauf schwimmt, — Leute ohne Tradition,

ohne Geschichte, welche für Lohn dienen und alles mit in den Kauf nehmen. Er betrachtet einen selbständigen Adel als die einzige Stütze des Landes, — in der Zukunft wie in der Vergangenheit. Er will, daß Finlands erster Stand, aus dem die Vermittler zwischen der Staatsmacht und dem Volke hervorgehen, nach beiden Seiten hin soll antworten können: ich danke recht schön, aber nun will ich nicht mehr mitmachen. Und ein solcher Adel kann nur der Erbadel sein: „die Erde, die zieht. Sie zieht, wie ein Magnet, alles Leben an sich“. Und solch einen Träger der Zukunft Finlands will er aus seinem einzigen Sohn machen; er läßt deswegen Haapakoski zum Fideikommiß erheben, schafft dem Sohne den Landeshöfdingstuhl in einer der finländischen Provinzen, stipulirt, daß der Enkel in der Landesreligion, der lutherischen, erzogen werden soll, und setzt später, — als dieser, das Kind seines Sohnes mit dessen russischer Gemahlin, durch die Geschicke auf den orthodoxen Glauben getauft wird — mittels seiner alten Verbindungen die Abänderung der Fideikommißtraktate dahin durch, daß das Gut, falls es mehrere Söhne in der Familie gäbe, nur dann dem ältesten zufallen würde, wenn dieser der offiziellen Religion angehört.

Der Sohn Erik Horn, Oberst im russischen Dienst, ist in seinem Instinkt noch echter Finländer so gut wie irgend einer; sein Blut ist ja noch ganz ungemischt. Aber er ist eine weiche, unentschlossene Natur, die von dem Lauf der Geschicke getragen wird; und sein Schicksal liegt nicht in ihm selbst, sondern steht draußen in der Person der Fürstin Helena Nikolajewna Chamitoff, die seine Frau und Mutter seines Sohnes wird. Seine ganze Liebe gehört der finländischen Heimath, er fühlt sich nur auf dem alten Familiengut Haapakoski erdenfest und ganz bei sich zu Hause, und er sehnt sich immer zurück nach der kleinen Provinzialstadt, wo ihm sein Vater den Guvernörsplatz verschafft hat. Aber er gibt ohne Widerstand den Wünschen seiner Frau nach und siedelt als hoher Beamter nach Petersburg über, um wie so viele andere, fern vom Vaterlande und unnütz für dasselbe, sein Leben im Hoftaumel mit Visiten und Kartenpartieen zu verbringen. Sein Wesen ist gespalten; deswegen kann auch sein Leben nichts Ganzes mehr werden. „Er wollte eines, that aber etwas anderes; er geht den Weg, den er nicht gehen wollte, auf den aber seine Liebe, seine Schwachheit und Helena's starker Wille ihn führten.“ Er wäre aber doch ein Unzufriedener, ein Unglücklicher gewesen, — ein Finländer auf unrechter Stelle und mit nagenden Selbstvorwürfen, — wäre er ein kräftigerer Charakter gewesen; „wenn er zuweilen an den Berathungen über unser Land theilnahm, sagt der Verfasser, „war er von einem warmen vaterländischen Geist beseelt“.

Der Enkel sieht völlig anders aus. In ihm vollzieht sich der verhängnißvolle Prozeß der Denationalisirung. Er ist durch einen Zufall im orthodoxen Glauben und auf den Namen Jegor getauft. Es fließt russisch-tatarisches Blut in seinen Adern; sein Vater entdeckt in seinem Gesicht mit Schrecken Züge vom Stammvater mütterlicherseits, einem halbbarbarischen und häßlichen Tatarenfürsten. In seinem Charakter und seiner Lebensweise artet der junge Mann auch nach diesem wilden und grausamen mongolischen Vorfahren. Sein Vater will ihn noch für das Vaterland der alten Familie Stälsköld Horn retten und schafft ihm den Adjutantenplatz bei dem Generalguvernör in Helsingfors. Als caput der Familie nimmt er seinen Platz im Landtag ein, der soeben zusammentritt, — „er wolle sich mit den finländischen Verhältnissen bekannt machen und sich in der schwedischen Sprache üben“. Und bei dem großen Diner, das nach dem Schluß des Landtages sein Vorgesetzter gibt und wo er als das höchste anwesende Mitglied der Ritterschaft die Rede des Landmarschalls beantworten muß, hält er, „ohne zu zittern, ohne zu erbleichen, mit erstaunlicher Sicherheit in schlechtem Schwedisch“ eine unverschämte Abrechnung mit den oppositionellen Elementen des Standes, auf die man nur mit Zischen antworten konnte. Der Vater stirbt, und Kapitain Jegor Stälsköld Horn ist jetzt Fideikommissarie zu Haapakoski und soll von nun an die wichtigsten und theuersten Angelegenheiten seines Volkes in die Hand nehmen. „Feinde wie Freunde prophezeien ihm aus ungleichen Gründen eine rasche Karriere; in einigen Punkten sind sie einig: ihm werden keine Traditionen, keine nationale Verblendung, keine unnöthigen Rücksichten im Wege stehen, und als eine nie weichende Stütze wird er seine stattliche, klardenkende und einflußreiche Mutter zur Seite haben.“

Diese Frau ist der Mittelpunkt des Buches; um sie formt sich das Ganze. Sie bezeichnet den verhängnißvollen Wendepunkt in der Geschichte der vierhundertjährigen Familie Stälsköld Horn. Sie steht da wie ein historischer Schicksalstypus; sie ist mehr als diese russische Fürstin Helena Nikolajewna Chamitoff, welchen Namen sie zufälligerweise trägt; sie ist der russische Geist selbst, in ihrer Person und ihrer Familie die Verkörperung der slavischen Rasse der finländisch-germanischen gegenüber. Wie sie in die feste einheitliche Masse einer einzelnen, in der Geschichte Finlands repräsentativen Familie auflösend und metamorphosirend eindringt, so wirkt sie wie ein Symbol dieses fremden Elements, das in letzter Zeit dem alten reinen nationalen Finländerthum ins Blut überzugehen droht. Sie ist in der That mehr Typus als Individuum, — ganz wie die anderen Personen des Buches; überhaupt ist Ahrenberg in seinen Werken am unzulänglichsten in der individualisirenden Charakterschilderung.

Die Psychologie in „Die Familie auf Haapakoski“ ist auch mehr allgemeine Völkerpsychologie als individuelle Psychologie. Die individuellen Gesichts- und Charakterzüge verlieren sich und werden verwischt unter den großen, breiten, kräftigen Gegensätzen des finländischen und des russischen Temperaments. Die Familie auf Haapakoski stellt in ziemlich unnuancirter Weise ein typisches Haus des alten schwedischen Finlands dar, — im Geiste natürlich und von der Entwicklungsgeschichte dieser Familie abgesehen. Und in gleicher Weise muthet uns die Familie Chamitoff in ihren Ahnen und Verhältnissen an, wie das Bild, das wir Westeuropäer uns nach der Litteratur und aus eigenen gegensätzlichen Instinkten von den Barbaren des europäischen Ostens zurecht gemacht haben. Dieses Zurückgehen auf den allgemeinen Wesensunterschied der beiden Nationalitäten ist vielleicht absichtlich. In der Ausmalung der beiden Völkertypen waltet Ahrenberg als ein gerechter Dichter; er ist Patriot, aber kein Chauvinist. Auf Schloß Haapakoski geht er gewiß aus und ein wie zu Hause bei sich selbst; aber auch die High-life-Kreise in Moskwa und die elegante Welt in Jalta scheint er gut zu kennen. Er versteht es, uns intim nachfühlen zu lassen, wie dem jungen Finländer aus der strengen, kleinlich ehrenhaften, auf ihre jahrhundertlange vaterländische Arbeit stolzen Familie auf Haapakoski zu Muthe ist, als er die kurze Ahnengeschichte des geliebten Mädchens vor sich liegen sieht wie eine einzige Masse von Blut und Fäulniß, fremden Instinkten und fremden Lastern. Aber einige von den ergreifendsten Seiten des Buches sind auch eben diejenigen, wo das Leben der im üppigen Kaukasus und im orientalischen Moskwa aufgewachsenen jungen Frau in der kleinen finländischen Provinzstadt geschildert wird. Alles dies ist so aufgefaßt und so dargestellt, wie es sich sicherlich verhält: als zwei Welten, die sich nicht leicht im Verhältniß zweier Personen, geschweige denn in einem Individuum vereinen lassen, ohne daß ein Menschenleben oder ein Charakter zersprengt wird. Und dies wird wohl die Lehre und die Mahnung sein, die Ahrenberg in diesem Buche über die Russifizirungsvorgänge in seinem Vaterlande geben möchte.

Wie typisch im heutigen politischen Leben Finlands der Fall Stälsköld Horn wohl sein mag, ist ja für einen Fremden schwer zu entscheiden. Ein schwedisches Blatt in Helsingfors machte geltend, so lange eine Rede wie die des jungen Kapitäns Horn noch mit Zischen aufgenommen wird, können dieser nicht als ein Repräsentant für Finlands Adel betrachtet werden. Aber eine finnische Zeitschrift kommentirte diese Schilderung einer Familie des schwedischen Hochadels in Finland folgendermaßen: „Wir müssen auf unserer Wacht sein, daß nicht auch in anderen Ständen unseres Landes sich solche Motive zur künstlerischen

Darstellung darbieten wie das von Ahrenberg in dem ersten Stande jetzt gefundene". Man weiß ja, daß die Russifizirungsarbeit — langsam aber sicher — immerwährend fortschreitet. So offen und rasch wie vor einigen Jahren in den baltischen Provinzen geht es ja freilich nicht; Finlands Verfassung ist doch von allen vier Selbstherrschern aller Russen feierlich beschworen, und die Rasse ist durch eine Eigenschaft sprichwörtlich bekannt: durch ihre Zähigkeit. Die Denationalisirungsarbeit ist demgemäß mehr eine unterirdische; — und wie sie glückt, zeigen die vielen Maulwurfshaufen der letzten Jahre. Die Nation lebt wohl auch in diesem Gefühl der Unterminirung. Der diesjährige Landtag in Helsingfors, der sich vor ein paar Monaten auflöste, endete seine Sitzungen mit zwei Beschlüssen, um von den Rechten die beiden theuersten, die Ecksteine des Gebäudes der nationalen Selbständigkeit, zu retten: — die Preßfreiheit und die Betheiligung der Volksrepräsentation an der Gesetzgebung und Gesetzänderung. Man kann verstehen, welche Resonnanz ein Roman aus dem heutigen Leben wie Ahrenberg's „Familie auf Haapaloski", mit solchem Motiv und solcher Tendenz, in Gemüthern finden muß, die jetzt eben bange hoffnungsvoll der selbstherrlichen kaiserlich-großfürstlichen Antwort auf jene beiden Adressen harren.

Stege, Insel Möen. Ola Hansson.

---

# Deutsche Studenten in Padua.

## I.

Es ist bekannt, daß der Zufluß deutscher Studenten nach Italien zum Universitätsstudium seit dem 12. Jahrhundert bis in die neuere Zeit sehr lebhaft gewesen ist. Die Reize des Südens, der Nimbus der ausländischen akademischen Würden, die akademische Tradition wirkten zusammen, derartige Wanderungen noch zu veranlassen, auch als der ursprüngliche Grund, Italiens wissenschaftliche Frühreife, kaum noch entscheidend in die Wagschale fallen konnte. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erscheint als der beliebteste Studienort Padua; dort finden sich 1550 bis 1599 immatrikulirt zusammen 6060 Deutsche, der weitaus überwiegenden Mehrzahl nach Juristen (5083), während der philosophischen Fakultät, den sogenannten „Artisten" der Rest (977) zufällt. Diese starken Zahlen, mit welchen Padua alle Rivalinnen, selbst Bologna übertrifft, erklären sich aber hauptsächlich durch die traditionelle Kirchenpolitik des venetianischen Freistaates, zu dessen Territorium Padua gehörte. Selbstverständlich nämlich befanden sich unter jenen vielen Deutschen auch Protestanten. In Italien aber wehte damals der starke Wind der Gegenreformation; die „heilige" Inquisition wachte mit eifersüchtiger Regsamkeit über alle Spuren reformatorischen Geistes; und von Rom aus handhabte man eifrig die Bulle Pius' V., vom Jahre 1567, welche allen Staaten und Fürsten die Aufnahme von Ketzern aufs strengste verbot. Einzig in Venedig, das den streitbaren Gegner der Kurialisten, den kühnen Mönch Paolo Sarpi zu seinem Konsulenten annahm und den großen Galilei als Lehrer an seine Paduanische Hochschule berief; einzig in Venedig, das von jeher, z. B. bei Wahrung seiner Handelsinteressen gegen das päpstliche Verbot des Verkehrs mit den Ungläubigen, den Machtsprüchen Roms zu trotzen gewußt hatte — dort wagte man jener Bulle zu widerstehen, offenbar gerade im Interesse des Flores der Landes-Universität. Zwar nicht, indem man offen das Prinzip der Duldung proklamirt, protestantischen Studenten Schutz und Sicherheit ausdrücklich zugesagt hätte; so weit zu gehen lag weder in den vorsichtigen Gewohnheiten, noch wohl auch in den Wünschen der Serenissima; wohl aber übte man stillschweigende Duldung, sorgte dafür, daß die kirchlichen Behörden nicht zu stark inquirirten, gab gelegentlich auch mündlich wohlwollende Zusagen in diesem Sinne; und so bildete sich ein modus vivendi aus, dem Padua seine starke deutsche Frequenz wesentlich verdankt zu haben scheint; selbst auf protestantische Logir- und Gastwirthe, ja selbst auf zweifelhafteren studentischen Anhang, der aus Deutschland mit hinüberkam, scheint sich jene Indulgenz erstreckt zu haben. Dennoch konnten Reibungen nicht ausbleiben, mochten nun zu denselben Anlaß geben nicht zu zügelnder Verfolgungseifer des Bischofs und seines Ordinariates, oder auch wohl das herausfordernde, rücksichtslos katholische Gebräuche verspottende Wesen jugendlicher Hitzköpfe. Zwischen den offiziell nicht zu beanstandenden geistlichen Forderungen und den Ansprüchen der fest zusammenhaltenden Deutschen auf Schutz und offene Anerkennung gerieth dann der wohlweise venetianische Senat bisweilen in eine arge Klemme, aus der er sich von Fall zu Fall herauszuwinden suchte, im Ganzen aber, wie unbedingt anerkannt werden muß, stets möglichst zu Gunsten der Deutschen und der Universitätsfrequenz. Zwei derartige Episoden sollen hier näher mitgetheilt werden; ich folge dabei, möglichst wörtlich, wie das Bisherige dem Sinne nach wesentlich daher stammt, einem genauen Bericht über diese Verhältnisse, den wir einem heutigen Paduaner Professor der Rechte, dem hervorragenden Rechtshistoriker Biagio Brugi verdanken;*) Brugi selbst hat das Material zu diesem Berichte hauptsächlich den handschriftlich erhaltenen, wie er versichert, trefflich geführten Chroniken der Genossenschaften der deutschen Juristen und deutschen Artisten in Padua entnommen.

## II.

Schon 1569 hatte der Präfekt von Padua Veranlassung genommen, die Deutschen wegen in den Kirchen erregten Skandals und wegen gelegentlicher Versuche zu reformatorischer Propaganda zu verwarnen und allgemein zur Vorsicht zu mahnen. In den folgenden Jahren kommen dann hin und wieder einzelne Fälle von Verhaftung deutscher Studenten seitens der Inquisition vor, einmal auch in Folge einer von einem Deutschen selbst ausgegangenen Denunziation — der Denunziant wurde seitens seiner Kommilitonen in Verruf erklärt und davon Mittheilung nach Bologna und Siena gemacht; stets aber wurden die Verhafteten alsbald wieder entlassen, während nach Venedig abgeschickte Studentendeputationen mit dem freundlichsten Bescheide heimkehrten. Dagegen erhob sich 1579 der Bischof zu einem planmäßigen Vorgehen gegen die deutschen Ketzer, indem er durch eine allgemeine Verordnung ihnen eine ganze Reihe von Verhaltungsmaßregeln vorschrieb, alle freilich weniger einen Zwang zur Theilnahme an katholischen Gebräuchen, als vielmehr ein Verbot der öffentlichen Verletzung des katholischen Empfindens enthaltend, in dieser Richtung jedoch ziemlich weitgehend; wer sich aber als Protestant bekannte, dem sollte nicht nur im Todesfalle ehrliches Begräbniß, sondern auch im Krankheitsfalle ärztliche Behandlung versagt bleiben. Dem gegenüber beschlossen die Deutschen, äußerlich sich möglichst entgegenkommend zu verhalten, jede Provokation zu vermeiden, auf obrigkeitliche Anfrage aber ihren Glauben nicht zu verleugnen und den Schutz der Republik anzurufen; der bischöflichen Verordnung versagten sie ihre Anerkennung. Während darüber noch mit ihnen verhandelt wurde, erkrankte einer von ihnen, Heinrich von Lidot, am hitzigen Fieber. Der Bischof verbot den Aerzten, ihn zu heilen, falls er nicht beichte. Thatsächlich konnte er keinen Arzt finden, während er ebensowenig durch solche Noth sich zur Beichte bewegen ließ. So mußte denn eigens deshalb am 6. Juli eine Gesandtschaft nach Venedig gehen, welche ein beredtes Memorial dem Dogen überreicht und gnädige Antwort erhält; es ergeht Befehl seitens des Senats und der Pregadi zu Venedig

*) Gli studenti tedeschi e la S. Inquisizione a Padova nella seconda meta del secolo XVI, Nota del Prof. Biagio Brugi, (Estratto dagli Atti del R. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti Tomo V Serie VII) Venezia 1894.

an die Paduanischen Behörden, daß den Aerzten die Heilung deutscher Kranken zu gestatten sei; ein Professor der Universität, Mercuriale, der sich auf Seite des Bischofs geschlagen hatte, sah sich veranlaßt, einen Entschuldigungsbrief zu schreiben, den die Chroniken der deutschen Juristen und Artisten beide wörtlich mittheilen. Wie es dabei Lidot ergangen ist, ist nicht klar ersichtlich; da wir nichts von seinem Tode hören, so wird seine gesunde germanische Natur wohl die Krankheit überwunden haben; vielleicht Dank eben der Fürsorge des Bischofes, der den Arzt von seinem Krankenlager ferngehalten hatte.

### III.

War dieser Fall auch im Ganzen zum Vortheil der Deutschen verlaufen, so hatte er ihnen doch die klare Erkenntniß gebracht, wie wenig gegen klerikale Ueberraschungen mit den mündlichen Erklärungen des Wohlwollens gedient sei, mit denen man sie in Venedig abspeiste. Seitdem ist ihr Streben darauf gerichtet, sich eine förmliche, schriftliche Versicherung zu erobern. Die Gelegenheit dazu bot sich im Jahre 1587.

Im Juni dieses Jahres war, auf Befehl des Inquisitors, ein Deutscher in Venedig selbst verhaftet worden. Darauf regte sich die Inquisition auch in Padua, eine deutsche Wirthin, Anna, wurde zur Untersuchung gezogen, unter Eideszwang und Androhung der Folter. Schon war deshalb eine Gesandtschaft deutscher Studenten, wie üblich, nach Venedig abgegangen, als die Inquisition abermals eingriff und den Diener eines deutschen Studenten von Adel, des Sebastian von Rumrath, vor ihr Tribunal beschied; ein Student wurde, zur Beifügung dieses neuen Klagepunkts, der Gesandtschaft nachgeschickt. Bis zu der Drohung, falls nicht endgültige Abhilfe gegen solche Belästigungen geschaffen werde, würden die Deutschen insgesammt Padua verlassen, scheint es gekommen zu sein. Der Doge verspricht dieses Mal nicht nur Milde gegen den einzelnen Verhafteten; sondern er gibt auch der Gesandtschaft ein Schreiben an die städtischen Behörden von Padua mit, das den Deutschen vollständige Freiheit (Immunität) von allen geistlichen Plagen gewährt, so lange sie sich ihrerseits Anstoß zu geben enthielten. Die deutschen Genossenschaften legten dies Schreiben in ihr Archiv nieder und beschlossen nur noch, zur Vervollständigung ihres Sieges, eine neue allgemeine Ausfertigung desselben zu erbitten, in welcher es nicht bloß an die augenblicklich fungirenden Behörden, sondern auch an deren Nachfolger insgesammt gerichtet wäre. Auch dies erreichte eine abermalige Gesandtschaft; triumphirend berichtet der Annalist, wie das von der Gesandtschaft zurückgebrachte neue Schreiben feierlich dem Präses und Präfekten übergeben, notariell beglaubigte Abschrift desselben zu den Akten der Nation genommen wurde.

### IV.

Professor Brugi schließt seinen Bericht mit folgenden Worten:

„Werfen wir einen Rückblick auf die deutschen Studenten, welche unsere Universität in den vergangenen Jahrhunderten besucht haben, so verlangt die Gerechtigkeit anzuerkennen, daß, abgesehen von den bedauerlichen Exzessen Einzelner, sie eine wahre Perle dieser Anstalt gewesen sind. Einen offenen, ehrlichen Kampf haben sie in schwerer Zeit ausgefochten um die Gewissensfreiheit. Aber auch in anderer Beziehung waren sie die Seele der Hochschule; einzelne von ihnen, wie Viglius van Zuichen und Georg Tanner, haben unbekannte oder vergessene Handschriften abgeschrieben und herausgegeben; sie haben mit Feuereifer für die Berufung des Alciat gewirkt; sie haben einträchtig dem im Elend gestorbenen Robortello eine Grabstätte bereitet; sie sind Vorkämpfer für die Errichtung neuer Lehrstühle, für die Einführung anatomischer Uebungen gewesen. Nicht als Fremde, sondern als Bürger unserer Universität begrüßt sie deß eingedenk der Geschichtsschreiber, als zur Familie gehörig."

Diesen Sätzen meines italienischen Freundes habe ich nichts hinzuzufügen.

Bonn. Ernst Landsberg.

---

**Die Geisterseher.** Humoristischer Roman. Von Fritz Mauthner. Berlin. 1894. Verein der Bücherfreunde.

Mauthner's neuer Roman ist ein gutes und lustiges Buch.

Eine Liebe, die in der Pferdebahn gehegt und gepflegt wird und die ein wenig an unsere „täuschend imitirten Naturpflanzen" erinnert, Spiritistentrug und Spiritistenentlarvung, glückliche Vereinigung des liebenden Paares: das ist der ganze Inhalt des Romans „Die Geisterseher". Aber es ist ein geistreicher Mann, der das Buch geschrieben.

Die Geisterseher beschwören einen Geist, der lebendig geblieben ist: Molière's Tartuffe. Wie sich Tartuffe in das Haus des Orgon einnistet, um Orgon's Tochter und die fette Mitgift zu erjagen, ganz so läßt sich Mr. Efferon bei einem beschränkten alten Major häuslich nieder, und seine Absichten sind dieselben. Wie Molière's Komödie so gilt Mauthner's Roman einem Kapitel menschlichen Aberglaubens und menschlicher Dummheit. Und nach den beiden Werken zu urtheilen, dürfte man eine Fortentwicklung der Menschheit, einen beständigen Fortschritt zu welterlösender Dummheit annehmen. Denn Mauthner hat zwar von den Thatsachen, die ein großer Spiritistenprozeß vor nicht eben langer Zeit aufgedeckt hat, klug gelernt, aber er hat seinem Parodirteufelchen die Krallen nicht beschnitten.

Ein Schriftsteller, der einen Roman oder ein Drama schreibt, ist eigentlich wie ein Mann, der eine Gesellschaft gibt. Er stellt dem Leser seine Personen vor, fügt ein paar Interesse erweckende Komplimente hinzu, und überläßt es dem Leser dann, mit den Personen auszukommen, wie er kann und mag. Mauthner aber verfährt ganz anders. Er setzt sich dicht neben seinen Leser und tuschelt ihm beständig ins Ohr. Er mokirt sich dauernd über die Gäste, die er selbst geladen. Der Leser hört garnicht, was die Personen sprechen. Er hört nur die Bemerkungen, die Mauthner über sie macht, die Worte, die er ihnen boshaft in den Mund legt. Das hat seinen ganz eigenen, pikanten und intimen Reiz. Das macht Mauthner zu einem unserer persönlichsten und liebenswürdigsten Schriftsteller.

Aber es hat auch seine große Gefahr! Auf die Dauer ermüden auch die geistreichsten Spötteleien. Und dann sieht sich Mauthner auch wohl genöthigt, des lieben Friedens mit der Handlung halber, ein allzu rasches Wort, eine allzu übermüthige kleine Teufelei lächelnd zurückzunehmen. Das verwischt dann die Züge seiner geistreich karikirten Physiognomieen. Nein, mit dem Parodirteufelchen im Nacken kommt man nicht so leicht auf die Nachwelt! Denn die Nachwelt ist eine respektable, aber pedantische Dame. Doch wenn die Annalen der Litteraturgeschichte auch die Thatsache verschweigen sollten, daß Fritz Mauthner's humoristischer Roman „Die Geisterseher" im Juli 1894 erschienen ist — es ist doch ein gutes und lustiges Buch.

Es werden so wenig lustige Bücher bei uns in Deutschland geschrieben, weil es unter unseren Autoren so wenig Persönlichkeiten gibt. Mauthner aber war von seinem ersten Buch an immer er selbst, er hatte immer den Muth auch seiner Fehler und Mängel. Das hat ihm seine dauernde Bedeutung als Kritiker gesichert, das hat ihn als Schriftsteller so sympathisch gemacht. Der Verfasser von „Nach berühmten Mustern" hat eben nie zu der ekeln Menge gehört, die sich in unseren Tagen zu verzehnfachen scheint, die erfolglüstern schreibt — nach berühmten Mustern.

Ernst Heilborn.

---

## Berichtigung.

In den Artikel „Die Friedensidee" der vorigen Nummer hat sich ein Fehler eingeschlichen. Auf S. 669 wird der Verfasser von „Paul et Virginie" Bernardin de Saint Pierre verwechselt mit dem Abbé de Saint Pierre, dem Verfasser des Projet de paix perpétuelle. Die Ausführungen des Artikels beziehen sich auf diesen Letzteren. Bernardin de Saint Pierre gehört einer beträchtlich späteren Zeitepoche an.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr 47. | Berlin, den 25. August 1894. | 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 1500 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Das Wesen der epidemischen Krankheit — man könnte sie Anarchiasis nennen —, die sich im Gefolge der Thaten von Ravachol, Vaillant, Caserio und Genossen fast über alle civilisirten Länder verbreitet hat und deren charakteristisches Merkmal darin besteht, allenthalben Anarchisten zu wittern, ließ sich dieser Tage in Berlin an einem besonders instruktiven Fall studiren.

Der Schlossergeselle Schäwe, ein gefährlicher Spitzbube — Spezialität: Einbrecher —, war unter erschwerenden Umständen — er hatte mehrere Revolverschüsse abgegeben — verhaftet worden. Bei der Haussuchung werden einige Granatenhülsen und im Ofen allerlei Chemikalien gefunden. Das genügte, um aus der Wohnung Schäwe's einen „anarchistischen Schlupfwinkel“ und den ganzen Vorgang zu einer wichtigen politischen Begebenheit zu machen. Aus den Granatenhülsen, die zu Hunderten in Berliner Privatwohnungen zu finden sind, wurden Bomben, von denen wenigstens eine gefüllt war. Die im Ofen versteckten Säuren hatten natürlich dazu gedient, Sprengmittel: Nitroglycerin und anderes Teufelszeug: herzustellen. Auch Papiere waren gefunden, mit Namen darauf, das konnten nur die Namen der anarchistischen Spießgesellen sein. Man hatte also ein völliges Anarchistennest ausgenommen. Die in Sensationsnachrichten arbeitende Presse war in fieberhafter Aufregung; es fehlte auch nicht an Extrablättern, und der Telegraph meldete in alle Welt, welcher wichtige Fang der Polizei gelungen sei. Die Polizei blieb dabei ganz nüchtern, und nach wenigen Tagen stellte es sich heraus, daß es sich um einen ganz gemeinen Verbrecher handelt, in dessen Pläne es sehr gut paßte, wenn man ihn für einen Anarchisten hielt. Auch eine Bande von Falschmünzern, die man vor Kurzem in Berlin abgefaßt hat, suchte sich den Anschein zu geben, als ob sie „höhere“ Ziele verfolge, als bloß die verbrecherische Bethätigung des Eigennutzes. Es ist ja auch leicht begreiflich, daß es für einen gewöhnlichen Einbrecher oder Mörder lockender ist, für einen „Propagandisten der That“ zu gelten, welcher der ganzen herrschenden Gesellschaftsordnung den Krieg erklärt, als für einen Spitzbuben niederer Ordnung. So bildet sich allmählich die Kategorie nachgemachter Anarchisten heraus, welche wohl bald in dem Verbrecheralbum einen gesonderten Platz finden wird.

Die Erfahrungen, die bei uns in dem Fall Schäwe gemacht sind, werden hoffentlich das Gute haben, die öffentliche Meinung etwas weniger nervös zu machen und sie mehr daran gewöhnen, in dem Anarchisten der That das zu sehen, was er vor allen Dingen ist, den gemeinen Verbrecher. Von den spezifischen Thaten des Anarchismus ist ja Deutschland seit Jahren so gut wie verschont geblieben, und jedenfalls hat speziell Berlin mehr Grund sich wegen der zahlreichen Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen beunruhigt zu fühlen, als von den Thaten der Anarchisten.

Eher kann man es schon den romanischen Völkern, Franzosen, Italienern, Spaniern verzeihen, wenn sie vom Anarchistenschrecken erfaßt sind. Dieser Schrecken wird jetzt auch bereits börsenmäßig fruktifizirt. Die „Ermordung Crispi's“ gehörte zu den Börsenmanövern der Woche.

Die Krankheit, von welcher kürzlich der Ministerpräsident Dupuy ergriffen wurde, gab ebenfalls sofort zu dem Gerücht Anlaß, daß hier ein anarchistischer Vergiftungsversuch vorliege; zugleich wollte man verschiedenen Komplotten auf der Spur sein, die darauf abzielten, Dupuy zu ermorden. All dieser blinde Lärm kommt schließlich denjenigen Anarchisten, die wirklich Verbrechen beabsichtigen, zu gute, wie den Wölfen der allzu oft ausgestoßene Ruf: der Wolf kommt! — Kaltblütige Aufmerksamkeit ist allen Verbrechen gegenüber der relativ beste Schutz.

Der Entwurf eines Programmes der freisinnigen Volkspartei, welcher demnächst auf einem Parteitage in Eisenach berathen werden soll, ist publizirt worden und hat, wie alle Programmentwürfe aller Parteien, gerade die am wenigsten befriedigt, die von Parteiprogrammen am meisten erhoffen. Im Allgemeinen ist die Zeit für allgemeine programmatische Glaubensbekenntnisse vorbei, und wenn der Streit um die Formulirung eines neuen politischen Wunschzettels vorüber ist, so pflegt in der Regel auch das öffentliche Interesse an dem Programm selbst vorüber zu sein. Der vorliegende Programmentwurf ist, wie uns scheint, im Wesentlichen eine Neuformulirung des freisinnigen Programms von 1884. Den Parteielementen, welche das Bedürfniß nach einer besonderen sozialpolitischen Reformarbeit empfinden, wird ein äußerer Rahmen dafür in folgendem Passus des Programms angewiesen: „Staatliche Eingriffe in das wirthschaftliche Leben mit ihren unvermeidlichen Nachtheilen dürfen immer nur da erfolgen, wo es das allgemeine Wohl erfordert und die Abhilfe auf anderem Wege nicht erreichbar ist." Dieser Rahmen ist weit genug, um Jedem Spielraum zu lassen, dem Sozialisten wie dem sogenannten Manchestermann. Die Schwierigkeiten beginnen erst jenseits dieses Programms, wenn es gilt, sich darüber zu verständigen, welche staatlichen Eingriffe das allgemeine Wohl erfordert, und ob die Abhilfe auf anderem Wege nicht zu erreichen ist. Die praktische Politik fängt heutzutage überhaupt zumeist erst da an, wo die weitschichtigen Parteiprogramme mit ihren dehnbaren Allgemeinheiten aufhören. Die Menschheit ist zu realistisch geworden. Man verlangt in der Politik deutliche Antworten auf konkrete Fragen, und daraus schließt man auf den wahren oder falschen Glauben.

Auf dem koreanischen Kriegsschauplatz schwankt das Waffenglück hin und her. Jetzt wollen die Chinesen zu Lande einen Vortheil erzielt haben. Von besonderer Bedeutung scheint der „Sieg" aber nicht gewesen zu sein. Inzwischen machen die kriegführenden Mächte Schulden. Die Japaner nehmen eine innere Anleihe auf; China überwindet seinen Fremdenhaß so weit, um europäisches Geld anzunehmen. Die europäischen Geldmächte zerdrücken im Auge eine Thräne der Humanität und leisten gegen gute Zinsen China die nöthigen Vorschüsse, um Kriegsmaterial kaufen zu können. Man schimpft auf das „perfide Albion", wenn die englischen Kapitalisten derartige Geschäfte allein machen. Wird der europäische Kontinent aber betheiligt, so erscheinen die Gewissensbedenken erheblich abgeschwächt.

Nach den neuesten Meldungen soll übrigens Korea sich von China unabhängig erklärt und mit Japan ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen haben, wodurch Japans Chancen nicht unwesentlich gebessert sein würden.

Aus Serbien kommen wieder allerlei abenteuerliche Nachrichten. Danach hat Milan die Rolle des Heldenvaters satt und möchte gern wieder als erster Liebhaber den König spielen. Anscheinend hält aber Oesterreich den abenteuerlichen Milan einstweilen noch in Schach.

Die lange Session des englischen Parlaments ist jetzt dem Ende nahe. Die meisten Reformpläne sind an dem Widerstande des Oberhauses gescheitert. Dagegen ist es Sir William Harcourt gelungen, eine höchst bedeutsame Steuerreform durchzusetzen. Speziell die Reform der Erbschaftssteuern, deren Ertrag in der neuen Gestaltung auf jährlich etwa 70 Millionen Mark veranschlagt wird, ist in hohem Grade bedeutsam und auch für Deutschland von vorbildlichem Interesse. Denn — wenn bei uns im Reiche einmal wieder größere Summen verlangt werden — so tritt die Frage der Reichserbschaftssteuer naturgemäß näher. Wir werden deshalb in einer der nächsten Nummern der Reform der englischen Erbschaftssteuern eine besondere Besprechung widmen.

## Sozialistenfurcht.

Die Versuche, den Anarchistenschrecken zu fruktifiziren, um die öffentliche Meinung für neue Gesetze gegen die Sozialdemokratie empfänglich zu machen, werden in manchen Zeitungen noch immer fortgesetzt, und man erkennt leicht, daß verschiedene deutsche Regierungen, darunter auch die preußische, dem Druck der öffentlichen Meinung gern weichen würden, wenn dieselbe nur in jenem Sinne genügend präparirt werden könnte. Ebendeshalb ist es auch nicht unnütz, immer wieder eine nervenstärkende Kritik all den eifrigen Bemühungen zu Theil werden zu lassen, die darauf abzielen, der sozialdemokratischen Bewegung mit den alten unbewährten polizeilichen Hausmittelchen beizukommen.

Wie man hoffen kann, Angesichts des völligen Fehlschlags eines zwölf Jahre aufrecht erhaltenen spezifischen Sozialistengesetzes, mit der weißen Salbe der Beschränkung der Versammlungsfreiheit irgend welche anderen Erfolge, als die einer irritirenden Belästigung, zu erzielen, ist schwer verständlich. Zwar betrachten die Begünstiger derartiger reaktionärer Maßnahmen wohl fast durchweg die Einschränkung der Versammlungsfreiheit nur als das erste äußere Blatt der Polizeiartischocke, die sie — je nach Umständen — auch weiter zu verspeisen geneigt sind. Aber selbst dann, wenn man entschlossen ist, weiterzugehen und überzeugt ist, weiter gehen zu können, was für Erfolge gegen die Sozialdemokratie lassen sich dabei erhoffen?

Reaktionäre Verblendung sogar sollte einsehen, daß die sozialdemokratische Bewegung viel zu breit geworden ist, als daß sie auf mechanischem Wege noch unterdrückt werden könnte. Aber das nicht allein! Man hat es bei der Sozialdemokratie längst nicht mehr mit revolutionären Haufen, vielmehr seit geraumer Zeit bereits mit einer regulären politischen Partei zu thun, in deren eigenem Interesse es liegt, die bestehenden Gesetze zu respektiren, — so lange diese Gesetze eben bestehen. Nun sagt man wohl, diese äußere Achtung vor den Gesetzen sei bloß Maske, und wenn die Sozialdemokratie nur könnte, so würde sie lieber heute als morgen unter Anwendung brutaler Gewalt den großen Kladderadatsch herbeiführen, den bald dieser bald jener weise sozialdemokratische Daniel nachdrücklich zu prophezeien für nöthig hält; und sobald die sozialdemokratischen Führer demgegenüber hervorheben, daß sie nicht durch rohe Gewalt, sondern durch eine Revolutionirung der Geister ihr Ziel zu erreichen hoffen, so pflegt dieses Bekenntniß als pure Heuchelei verschrieen zu werden. Ich glaube, die Herren Liebknecht, Bebel, Singer und Genossen sind bei diesem Bekenntniß viel aufrichtiger, als in jenen Ansprachen an die verehrten „Genossen", in denen der Begriff der Revolution eine zweideutigere Rolle spielt. Die ganze Garnitur der heutigen „Führer" steht und fällt ja mit der Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Parteidisziplin, und bei jedem gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staats- oder gar Wirthschaftsordnung würfen die revolutionären Massen mit jener Disziplin die jetzigen Führer zum alten Eisen. Außerdem haben diese Führer doch auch von der substantiellen Macht der gegenwärtigen Staatsgewalten eine genügend klare Vorstellung, um eine gewaltsame Messung der Kräfte nicht unter die wünschenswerthen Eventualitäten zu rechnen. Ihr eigenes Führerinteresse zwingt sie deshalb dazu, die Parteigenossen von Ausschreitungen nach Möglichkeit abzuhalten. Demselben Interesse entsprang ja auch die rücksichtslose Unterdrückung der turbulenten Elemente, der sogenannten „Jungen," die etwas mehr revolutionäres Temperament in die Massen bringen wollten, um dadurch den Einfluß der „Alten" zu mindern.

Allerdings bleibt die Frage offen, ob die offizielle Parteileitung, selbst wenn sie aufrichtig Gewaltthätigkeiten perhorreszirt, gewaltthätige Ausschreitungen nicht doch durch ihr gesammtes politisches Verhalten eher vorbereitet als zurückhält. Die theoretische Beantwortung dieser Frage

mag zweifelhaft sein, die Erfahrungen der Praxis in Deutschland sprechen dagegen deutlich für eine Verneinung derselben. Gesetzesübertretungen mannigfacher Art werden in einer Partei, die 1¾ Millionen Wähler auf die Beine bringt selbstverständlich immer vorkommen, aber, wenn man gerecht sein will, muß man doch zugestehen, daß Verfehlungen, die in das Gebiet der politischen Vergehen fallen — und speziell die schwereren den öffentlichen Frieden bedrohenden Fälle — mit der Entwicklung der Sozialdemokratie unter den Arbeitern nicht zu-, sondern eher abgenommen haben. Die sozialdemokratischen Massen gewöhnen sich eben mehr und mehr daran, sich innerhalb der ihnen zustehenden Rechte zu halten. Selbst bei Boykotts und Streiks tritt das zu Tage. Der Berliner Bierboykott war unseres Erachtens eine Unklugheit Seitens der Sozialdemokratie und wir wünschen und hoffen, daß die leichtfertige Kraftprobe zu einer eklatanten sozialdemokratischen Niederlage führt, aber man muß doch einräumen, daß dieser riesige Boykott sich durchweg in einem gesetzmäßigen Rahmen abspielt. Daß ein Einschreiten der Polizei oder der Gerichte nöthig geworden wäre, davon hat man kaum etwas vernommen. Und wenn im Königreich Sachsen Boykottvergehen öfter zur Aburtheilung kommen, so liegt das, wie es scheint, mehr an der Elastizität des groben Unfugs-Paragraphen, als an der Aufsässigkeit der Arbeiter. Der jüngst aus Sachsen gemeldete Fall der Verurtheilung eines Arbeiters zu 7 Tagen Haft, weil derselbe einem Kinde, das boykottirtes Bier über die Straße trägt, zugerufen haben soll: „Euer Vater ist schöne dumm, daß er Waldschlößchenbier trinkt!“ stellt die Reformbedürftigkeit jenes Strafparagraphen ins hellste Licht und erweist zugleich, welche Interpretationen bei solchen elastischen Gesetzesbestimmungen möglich sind, wie sie die Retter der Gesellschaft uns jetzt auch wieder gegen Anarchisten und Sozialdemokraten empfehlen.

In Wirklichkeit ist denn ja auch gar nicht eine wachsende Neigung zu Gesetzesverletzungen unter den Sozialdemokraten die Ursache, weshalb neue Ausnahmegesetze — wenn auch unter anderem Namen — gegen die Sozialdemokraten empfohlen werden, sondern die Furcht, daß die Sozialdemokratie noch mehr Volkstheile zu sich herüberziehen könnte. Man fürchtet die geistige Ansteckung mit deren politischen Folgen bei den Wahlen. Nachdem man der staatssozialistischen Infizirung des ganzen Volkskörpers Jahre lang Hilfe und Förderung hat angedeihen lassen, schlägt die Neigung für sozialistische Experimente allmählich um und man will wenigstens von den demokratischen Erscheinungsformen des Sozialismus nichts mehr wissen. Aber man kann mit dem Sozialismus nicht umgehen, wie das Kind mit der Puppe, deren es überdrüssig geworden ist. Wie man genöthigt ist, sich mit der Zwangsversicherungsgesetzgebung abzufinden, so muß man auch die Sozialdemokratie als eine politische Partei anerkennen, mit der man sich auseinander zu setzen hat, wie mit jeder anderen politischen Partei. Ausnahmegesetze würden dieser Partei nur förderlich sein, wie ihr schon jetzt die Angstmeierei förderlich ist, die solche Gesetze verlangt. Politische Parteien, zumal solche, die sich auf die unteren Klassen der Bevölkerung stützen, leben in nicht geringem Grade von Phantasie, von übertriebenen Vorstellungen dessen, was sie im Staatsleben bedeuten. Der Sozialdemokratie hat sich zum Theil schon eine Art Größenwahn bemächtigt, der auch dadurch genährt wird, daß man ihre Gefährlichkeit überschätzt. Eine staatliche Gesellschaft, welche die Sozialdemokraten ruhig renommiren läßt, strikte Gerechtigkeit übt, nicht bei jeder zerbrochenen Fensterscheibe nervös zusammenzuckt, aber ernsten Gesetzesverletzungen mit ganzem Nachdruck entgegentritt ist heute wahrlich in ihrer Existenz nicht ernstlich bedroht.

Th. Barth.

## Adolf Hagen.

Der Professor der Nationalökonomie in Königsberg, Karl Heinrich Hagen, ließ, bereits ein hochbejahrter Mann, im Jahre 1839 eine Schrift unter dem Titel erscheinen: „Von der Staatslehre und von der Vorbereitung zum Dienste in der Staatsverwaltung“. Es ist eine nationalökonomische Propädeutik, ein Versuch, dem von der Universität zum Staatsdienste abgehenden jungen Manne einen Reisesack mitzugeben, in welchem das Nothwendigste dessen, was er bedarf, zusammengepackt ist. Anthropologie, Nationalökonomie, Verwaltungslehre, Politik, die technischen Kameralwissenschaften, die Erfordernisse allgemeiner Bildung, alles dies wird kurz abgehandelt. Natürlich kann nichts erschöpfend behandelt werden, aber Alles, was in dem Buche steht, ist klar und im Wesentlichen noch heute richtig; ich wüßte für einen jungen Mann, der sich die ersten Grundbegriffe der Staatswissenschaften anzueignen wünscht noch heute keinen empfehlenswertheren Leitfaden.

Der Verfasser war in den Anschauungen der Kant'schen Philosophie aufgewachsen; in der Staatswirthschaft wird er zunächst ein Schüler von Kraus, an dessen Seite er später als Kollege trat, gewesen sein Von den Sophismen Ricardo's blieb er völlig unberührt. Carey und Bastiat hätten sich den Streit darüber, wer von ihnen zuerst den Grundsätzen Ricardo's über die sogenannte Grundrente und den Arbeitslohn entgegengetreten sei, ersparen können, wenn sie gewußt hätten, daß ein deutscher Professor schon vor ihnen die Existenz der Grundrente und des ehernen Lohngesetzes eingehend kritisirt hatte. Der Geist der Stadt der reinen Vernunft weht uns von diesen Seiten entgegen.

Der Sohn dieses Mannes war der jetzt verstorbene Stadtrath Hagen, dessen Name mit der Geschichte des preußischen Verfassungskonflikts unlösbar verknüpft ist. Gleich seinem Vater war er eine durchaus verstandesklare, ostpreußische Natur. Die Stadt Berlin hatte ihn zum Kämmerer gewählt zu einer Zeit, wo sie anfing, eine tüchtige Kraft für diese Stellung zu gebrauchen. So lange Berlin eine kleine Stadt war, genügte für den Kämmererposten ein Kassenkurator, der büreaukratisch geschult war; in der Folge bedurfte sie eines Finanzmannes. Hagen brachte mit, was er im preußischen Verwaltungsdienste gelernt hatte, die genaue Kenntniß der Grundsätze, durch welche Maaßen, Motz und Kühne die preußische Verwaltung groß gemacht hatten.

In der Zeit der neuen Aera trat er als Landtagskandidat auf; sein politisches Glaubensbekenntniß war kurz und leidenschaftslos; er beschränkte sich auf die Erklärung, daß er ein Gesinnungsgenosse von Waldeck und Schulze-Delitzsch sei. An den meisten politischen Kämpfen nahm er keinen thätigen Antheil; er war kein Redner. Nur bei einer einzigen Veranlassung trat er in den Vordergrund, hier aber so, daß die Spuren seines Wirkens unvergänglich blieben.

Der preußische Staatshaushalt, wie er bis zum Jahre 1862 dem Landtage vorgelegt wurde, war sehr summarisch gehalten. Er bot der Diskussion keine breite Seite dar, weil das Abgeordnetenhaus nicht recht wußte, was es in den einzelnen Titeln eigentlich bewilligte. Die Budgetdebatte beschränkte sich darauf, einige Resolutionen zu behandeln, welche in der Budgetkommission sorgfältig vorbereitet waren; im Uebrigen wurden die einzelnen Gruppen des Staatshaushalts stets en bloc angenommen. Das Verlangen nach einem spezialisirten Etat war schon oft geäußert worden, aber unberücksichtigt geblieben. Da faßte Hagen den Stier bei den Hörnern; er stellte im März 1862 den Antrag, daß die großen Posten des Etats ganz in derselben Weise, wie dies bei der Rechnungslegung geschah, in kleinere Posten zerlegt werden sollten und daß Ersparnisse bei einem Posten nicht zu Ueberschreitungen bei einem anderen verwendet werden könnten, und zwar sollte diese

Aenderung sofort, noch für das laufende Jahr, in Kraft treten.

Das Ministerium Auerswald-Patow erklärte den Antrag für unausführbar; gleichwohl wurde er am 6. März 1862 mit 171 gegen 143 Stimmen angenommen. Rathlos wie das Ministerium zu dieser Zeit war, löste es zunächst das Abgeordnetenhaus auf und forderte dann seine Entlassung. Damit begann die Konfliktsperiode.

Das Ministerium Auerswald-Patow hatte Unrecht gehabt, den Antrag Hagen für unausführbar zu erklären. Die Spezialisirung des Budgets ist schon im nächsten Jahr und genau nach dem von Hagen angedeuteten Grundsatze erfolgt. Das Budget umfaßt jetzt einige starke Bände, während es früher wenige Druckbogen füllte. Es war der bedeutendste Fortschritt, den unser konstitutionelles Leben in vielen Jahren gemacht hat, und dieser Fortschritt ist der Sachkenntniß Hagen's zu verdanken.

In seiner kommunalen Stellung hat Hagen einen sehr ernsten Konflikt durchzumachen gehabt. Er hatte einen Plan zur Umgestaltung der städtischen Finanzen aufgestellt, und der Oberbürgermeister Seydel, eine gewaltthätige Natur, verlangte von ihm, daß er diesen Plan zu den Akten einreiche. Hagen berief sich darauf, daß es eine Privatarbeit von ihm sei und weigerte sich. Seydel beantragte Einleitung eines Disziplinarverfahrens und suspendirte Hagen vom Amt, ein geradezu unerhörtes Vorgehen. Hagen ward in der That zu einer geringen Geldstrafe verurtheilt, aber in sein Amt wieder eingesetzt.

In der Gründerzeit nahm er eine Stellung als Bankdirektor an, kehrte aber nach einigen Jahren in den städtischen Dienst zurück, nicht mehr als Kämmerer, denn diese Stelle war inzwischen anderweitig besetzt, aber als Stadtrath, und er hat diesem Amte bis zu seinem Tode obgelegen. Noch in den letzten Wochen nahm er an der städtischen Steuerreform regen Antheil. Er hinterläßt das Andenken, für den Staat und die Stadt Gutes geschaffen zu haben. Die Genugthuung, seiner Vaterstadt Königsberg als Oberbürgermeister dienen zu können, wurde ihm seiner Zeit versagt, da seine Wahl die königliche Genehmigung nicht erlangte.

Alexander Meyer.

## Die Arbeitswoche von 48 Stunden.

Die Frage einer durchgreifenden Verkürzung des Arbeitstages ist eine der wichtigsten auf sozialpolitischem Gebiet. Viele kontinentale Arbeitgeber sind freilich geneigt, eine solche Frage als dringend überhaupt nicht anzuerkennen. Ihnen dünkt eine Nachgiebigkeit gegen die entsprechenden Wünsche der von der Sozialdemokratie bevormundeten Arbeitnehmer als eine Schwäche, die nur verderbliche Folgen haben könne. Sie wissen im Voraus, daß die den Arbeitnehmern eintretenden Falles zu gewährende freie Zeit doch nur zum Besuch der Kneipe oder von sozialdemokratischen Versammlungen benutzt werden würde und wünschen, wie sie sagen, die Arbeiter vor Versumpfung und Verführung zu bewahren, indem sie von vornherein ein entschiedenes „Nein“ sagen. Solche Theorien, denen dann auch die entgegengesetzten Theorien entgegentreten, führen natürlich nicht die Entscheidung herbei. Es kommt auf praktische Versuche an, und ein sehr interessantes Muster dieser Art liegt jetzt wiederum vor.

Ein solcher Versuch ist während eines ganzen Jahres, nämlich vom 1. März 1893 bis 28. Februar 1894, im Großen in England angestellt worden, und ein vor ganz Kurzem erschienenes Schriftchen: The Forty Eight Hours Week*), dessen Titel wir auch diesen Zeilen vorangesetzt haben, berichtet von den so gewonnenen Erfahrungen. Der Verfasser desselben ist das Parlamentsmitglied William Mather, Mitinhaber einer der größten Maschinenfabriken Lancashires, der Firma Mather & Platt, Salford Iron Works in Manchester. Der Bericht bezeichnet sich als für die englischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer des Maschinenbaufachs geschrieben, ist aber sehr lehrreich auch für alle einschlägigen kontinentalen Verhältnisse. Er ertheilt interessante Lehren, vor allem auch über die Art, wie im beiderseitigen Interesse Arbeitgeber und Arbeitnehmer zusammen arbeiten sollen.

Die 1200 männliche Arbeiter beschäftigende Firma hat für gewisse Maschinen einen Weltruf und eine Weltkundschaft, so daß sie seit Jahren ihre ausgedehnten Werke in gleichmäßigem, flottem Gange erhalten konnte. Sie baut nächst Dampfmaschinen, Dampfkesseln und Pumpen hauptsächlich Maschinen für die Textilindustrie, nämlich Bleich-, Druck- und Appreturmaschinen für Baumwolle, Leinen und Seide. Sie übernimmt außerdem elektrische Anlagen aller Art für Beleuchtung, Kraftübertragung, Elektrolyse, Straßenbahnen u. s. w. Vor 6 Jahren änderte sie die bis dahin bestehende wöchentliche Gesammtarbeitszeit von 54 Stunden auf 53 Stunden. Es wurde Morgens um 6 Uhr angefangen und mit einer Mittagsstunde Pause bis 5 Uhr Nachmittags gearbeitet, am Sonnabend, wie in ganz England, nur einen halben Tag. Die mit der Freigabe einer Stunde in der Woche ohne Verringerung der Arbeitslöhne gemachten Erfahrungen waren s. Z. günstige gewesen. Das Arbeitsquantum hatte sich trotz der um 2 % kürzeren Arbeitszeit nicht verringert, sondern erhöht. Das legte den Gedanken nahe, selbständig zu untersuchen, ob eine weitere Einschränkung der Arbeitszeit wohl die gleiche oder eine ähnliche Wirkung haben werde. Von vornherein war man sich klar darüber, daß ein Versuch im Großen gemacht werden müsse, um zuverlässiger Ergebnisse sicher zu sein. Er mußte auf das ganze Etablissement und mindestens auf ein Jahr ausgedehnt werden. Bei Einschränkung des Versuches auf eine oder einige der zahlreichen Werkstätten konnten sehr leicht die Arbeiter, wenn sie um die Absicht wußten, gesteigerte Anstrengungen machen, um besonders günstige Resultate zu erzielen und zu dauernder Einführung kurzer Arbeitszeit, die sie wünschten, zu gelangen. Dasselbe konnte geschehen, wenn mit dem ganzen Etablissement ein Versuch auf kurze Zeit gemacht wurde. Auch hätte man in diesem Falle sagen können, der Sommer beweise nichts für den Winter oder der Winter nichts für den Sommer. Irreleitungen durch Verabredungen unter den Arbeitern waren aber kaum noch zu befürchten, sobald man den Versuch auf alle 1200 Arbeiter und auf die lange Zeit eines ganzen Jahres ausdehnte.

Nachdem die Theilhaber der Firma über einen so beschaffenen Versuch unter Herabsetzung der Arbeitszeit von 53 auf 48 Stunden in der Woche schlüssig geworden, riefen sie am 3. Dezember 1892 ihre Arbeiter zusammen, um ihnen die nothwendigen Eröffnungen zu machen. Man konnte ihrer freudigen Zustimmung, im Prinzip wenigstens, gewiß sein, weil man den im Stundenlohn Arbeitenden den gleichen Tagesverdienst wie bisher verbürgte und den in unverändertem Stücklohn Arbeitenden die Möglichkeit zeigte, bei geringerer Ermüdung und größerer Frische zu dem bisherigen Verdienst in kurzer Zeit zu gelangen. Man verhehlte den Arbeitern indessen keinen Augenblick, daß die mehreren tausend Pfund Sterling im Jahr, um welche die Stundenlöhne thatsächlich erhöht würden, indem man für 5 Stunden weniger Arbeit in der Woche die gleichen Löhne wie bisher zahlte, in dem festen Vertrauen gezahlt würden, daß sie durch Vermehrung des Produktionsquantums Ausgleichung fänden. Man wolle den Arbeitern die von ihnen gewünschte Arbeitsverkürzung gewähren, aber auf die Dauer nur dann, wenn es sich mit dem Vortheil der Unternehmer vertrage. Eine kleine Schwierigkeit bestand nur in der Regelung der Frage, ob die 5 Stunden Arbeitsverkürzung am Morgen, Mittag oder am Abend abgebrochen werden sollten. Man schlug vor: am Morgen; denn das erste Viertel

*) The eight hours day. Report on a Year's work with a forty eight hours week in the Salford Iron Works Manchester (Mather and Platt, Ld) by William Mather M. P. Manchester „Guardian“ 1894.

des Tages sei erfahrungsmäßig das unproduktivste. Doch sollte es den Arbeitern überlassen bleiben, in diesem Punkte Gegenvorschläge zu machen, die, wenn mit Einmüthigkeit gefaßt, Berücksichtigung finden würden.

Die Arbeiter wählten hierauf zur Berathung der Angelegenheit ein Komitee, das verschiedene Sitzungen hielt, aber zu keiner Entscheidung gelangte. Die Firma wandte sich deshalb an den Exekutivrath des Gewerkvereins der Maschinenarbeiter (Amalgamated Society of Engineers) und ersuchte um Vermittlung, die bereitwillig gewährt wurde und nach mehreren Besprechungen und kurzem Schriftwechsel zu folgenden Vorschlägen führte:

Unter Aufrechthaltung der bisherigen Löhne sollten die 48 Arbeitsstunden so über die Woche vertheilt werden, daß in den ersten 5 Wochentagen von $^3/_4$8 Morgens bis $^1/_2$1 und von $^1/_2$2 bis $^1/_2$6 Abends, am Sonnabend von $^3/_4$8 bis 12 Uhr gearbeitet würde, mithin an den ersten Tagen je 8$^3/_4$, am Sonnabend 4$^1/_4$ Stunden. Wenn Nachtschichten stattfänden, sollten die 5 Arbeitsnächte nicht länger als 9 Stunden dauern, nämlich von $^1/_4$6 Nachmittags bis $^3/_4$3 = 9$^1/_2$ Stunden, abzüglich einer halben Stunde für eine Mahlzeit. Ueberstunden sollten, wenn sie nicht ganz vermieden werden könnten, nach allgemeinen Vereinbarungen behandelt werden.

Diese Vorschläge wurden von der Firma Mather & Platt mit der geringen Aenderung angenommen, daß die Mittagsstunde auf 12–1 verlegt werden sollte. Wegen der Ueberstunden gaben sie, in Uebereinstimmung mit ihren Arbeitern, die Zusage, solche überhaupt zu meiden und im Bedarfsfall lieber mehr Arbeiter einzustellen. Dagegen verlangten und erhielten sie von den Vertretern des Gewerkvereins die schriftliche Erklärung, daß die Arbeiter anderer Fabriken des Bezirks den bei Mather & Platt während der Dauer eines Jahres mit kurzer Arbeitszeit anzustellenden Versuch abwarten und allen Bemühungen, Gleiches zu erreichen, für ebenso lange entsagen würden. Auch stünde der Firma, wenn das Experiment fehlschlage, die Rückkehr zur alten Arbeitszeit oder jede Aenderung zu, die sich etwa als nothwendig erweisen würde. Bei der Autorität, welche der Vorstand des Gewerkvereins in den Kreisen der Arbeiter genießt, durften sie sicher sein, daß die für die Arbeiter eingegangene Verpflichtung von denselben innegehalten werden würde. Der Erfolg hat dieser Voraussicht Recht gegeben. Ohne diese Abmachung wäre in Lancashire die 48 Stunden-Bewegung entfesselt worden, ehe noch die Ergebnisse eines ernsthaften Versuches vorlagen.

Bei der Hinausschiebung des Arbeitsanfangs auf $^3/_4$8 Uhr Morgens waren folgende Gründe maßgebend gewesen: Aus mancherlei Ursachen, wozu u. a. auch abendlicher Fortbildungsunterricht und Erholungen gehören, die nicht in früheren Abendstunden zugänglich sind, ist es den Arbeitern jetzt unmöglich, bereits um 9 Uhr zur Ruhe zu gehen, wie es noch vor 20 oder 30 Jahren die Regel war, als noch der Schlaf die Arbeit und die Arbeit den Schlaf ablöste und zahlreiche Bedürfnisse verschiedenster Art nicht bestanden, die inzwischen sich aufgedrängt haben. Die Folge ist eine um 1—2 Stunden gegen früher verringerte Nachtruhe, Unregelmäßigkeit im Arbeitsantritt am Morgen, Unlust zur Arbeit und geringe Leistung in den Morgenstunden mit einer Neigung, Reizmittel anzuwenden. Der spätere Beginn der Arbeit gestattet eine Nachtruhe, die eine ganze Stunde länger ist, und gibt dem Arbeiter die Möglichkeit, in seiner Familie, mit den Kindern vereint, ein kräftiges Frühmahl einzunehmen. Er kommt frischer und arbeitslustiger in seine Werkstätte, als es sonst der Fall war, und erspart die Frühstückszeit in der Fabrik.

Die Neuordnung der Dinge wurde von dem Arbeitspersonal der Mather & Platt'schen Fabriken begreiflicher Weise mit Befriedigung angenommen, nachdem durch die angerufene und eingetretene Vermittlung des eigenen Gewerkvereins alle Zweifel zerstreut waren, ob ihre eigenen Interessen in dem Abkommen auch gehörig gewahrt seien. Mather & Platt richteten am 18. Februar v. J. ein Cirkular an ihre Arbeiter, dem wir folgende Stellen als bezeichnend für den durch und durch gesunden Geist, womit die Sache angefangen wurde, entnehmen:

„. . . Ohne daß von Seiten der Arbeiter durch größere Pünktlichkeit, vermehrte Energie und gesteigertes Interesse eine Gegenleistung für die kürzere Arbeitszeit gewährt wird, ist es ersichtlich unmöglich, daß das neue System allgemein eingeführt werden kann. Viele ernste Arbeiter haben uns versichert, daß es möglich sei. Erweist es sich als nicht möglich, so muß man andere Formen einer Gegenleistung finden, wenn der Versuch erst eine genügend lange Zeit fortgesetzt sein wird. Unsere eigene Meinung ist, daß Sie alle mit vermehrter Energie, Lust und Freudigkeit arbeiten werden, wenn der Arbeitstag durch Beseitigung der 2 Arbeitsstunden vor dem Frühstück verkürzt sein wird. Wir hoffen, daß der Erfolg dieser Arbeitsabkürzung sich in einer moralischen und physischen Wirkung zeigen wird. . . . Wir nehmen im guten Glauben die uns von Ihnen gemachte Versicherung entgegen, daß Sie auf Ueberstunden deshalb verzichten und sich auf 48 Stunden wöchentlich beschränken wollen, um die etwaige Mehrarbeit auf andere Arbeiter übertragen zu sehen und so für eine größere Anzahl Arbeitsgelegenheit zu schaffen. Wir wünschen diese ihre Bestrebungen zu unterstützen, soweit es möglich ist, ohne die gesunde Lage der Industrie zu gefährden, an der wir alle betheiligt sind. . . . Sie müssen darauf vorbereitet sein, die Festsetzungen über den pünktlichen Arbeitsantritt am Morgen und am Mittag aufs Strengste zu befolgen. Wir gehen von der Voraussetzung aus, daß es bei der verkürzten Arbeitszeit aber unverkürzten Löhnen in Ihrer Macht stehen wird, den ganzen Tag über den Geist des Ernstes und der unentwegten Aufmerksamkeit auf Ihre Arbeit zu bewähren, welchen die längere Arbeitszeit etwas beeinträchtigt haben mag. — Es ist Ihnen bekannt, daß wir kein Monopol für unser Geschäft genießen. Wir sind für Alles, was wir erzeugen, scharfem Wettbewerb zu Hause und im Auslande unterworfen. Dieser Versuch wird uns daher voraussichtlich ziemlich beträchtliche Opfer auferlegen. Wenn er uns aber in den Stand setzen sollte, dasjenige zu einer dauernden und allgemeinen Einrichtung zu machen, was bisher nur Gegenstand der Hoffnung und des Wunsches ist, so werden wir es uns als ein Verdienst anrechnen, Ihnen zu dem Beweise verholfen zu haben, daß Ihre Bestrebungen in dieser Richtung vollkommen mit der Wohlfahrt und dem Gedeihen der Maschinenindustrie vereinbar sind. . . .“

Die veränderte Arbeitszeit trat bereits am Montag, den 20. Februar 1893, in Kraft; die genaue sie begleitende Statistik begann am 1. März. Ueber die Art der Durchführung und die Sorgfalt, womit das Experiment während des Jahres überwacht und begleitet wurde, macht der Bericht unter anderem folgende Angaben:

„Der Versuch wurde inmitten einer Periode allgemeinen Darniederliegens der Industrie angestellt. Zum Glück für seine Durchführung waren genügende Aufträge vorhanden, um den Betrieb wie in den vorangehenden 6 Jahren ununterbrochen zu erhalten. Obgleich die Preise niedriger waren, als je zuvor, erreichte der Gesammtumsatz dem Werthe nach den Durchschnitt der 6 Jahre vorher. Dieser Umstand drohte ein ungünstiges Licht auf den Versuch zu werfen; denn es war zu erwarten, daß bei 5 Stunden wöchentlicher Arbeit weniger, unveränderten Löhnen, aber niedrigeren Verkaufspreisen für die Maschinen das Verhältniß der Arbeitslöhne zu dem Verkaufspreise ein abnorm hohes sein werde. . . . Etwa ein Drittel aller beschäftigten Arbeiter sind auf Stücklohn gestellt. Dies System der Löhnung hat in dem Versuche somit ebenso Berücksichtigung gefunden, wie das System des festen Wochenlohns. Außer für dringende Reparaturarbeiten zur Erhaltung des Betriebes wurden keine Ueberstunden gemacht, sondern bei besonders eiligen Arbeiten Nachtschichten mit Extraarbeitern nach dem vereinbarten Plane eingelegt. Die einzige Vorbereitung, um den Versuch „Niemand zu Leid oder Lust“ gemacht zu sehen, war eine ernste Ermahnung an die Meister aller Arbeitszweige, ihre Wachsamkeit darauf zu richten, daß keine Stockung im Betriebe einträte, daß Materialien im Voraus geliefert würden und alle kleinen Erleichterungen des Betriebs, wie Werkzeuge in genügender Zahl besonders für die Akkordarbeiter stets zur Hand waren. . . .

Um den Versuch mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Umsicht auszuführen, war ein Mitglied der Direktion, das seit einigen Jahren schon die Arbeitsstatistik der Fabrik in Händen gehabt, damit betraut worden, täglich und wöchentlich die sorgfältigsten Notizen über Arbeitszeiten und -Kosten zu machen. Seine Beherrschung des Gegenstandes schließt jeden Zweifel an der Richtigkeit und Zuverlässigkeit der Schlußergebnisse aus. . . . Die mit unserem Versuch verbundene Verantwortung ist uns stets ebenso gegenwärtig gewesen, wie die Gefahren dieses Unternehmens, an das sich Interessen von höchster Wichtigkeit für eine der bedeutendsten Industrieen des Landes knüpfen.“

Welches sind nun die Ergebnisse des Versuches? Der Bericht läßt darüber die Zahlen reden und zieht dann seine Schlüsse mit anerkennenswerther, großer Vorsicht. Ueberall ist der Vergleich mit dem Durchschnitt der vorangehenden 6 Jahre aufgestellt, als die wöchentliche Arbeitszeit noch 54 und 53 Stunden betrug.

War der im Versuchsjahr erreichte Umsatz so nahe dem sechsjährigen Durchschnitt, daß er praktisch auf dieselbe Werthziffer herauskommt, so war dagegen unter Berücksichtigung der gewichenen Preise das Produktionsquantum im Versuchsjahr thatsächlich ein größeres. Der Antheil der gezahlten Arbeitslöhne am Umsatz stellt sich im Versuchsjahr um 0,4 Prozent ungünstiger, als im Durchschnitt der

sechs vorangehenden Jahre. Er würde bei gleichen Verkaufspreisen wie früher freilich sich günstiger gestellt haben.

Dagegen stehen Ersparnisse an Verbrauch aller Art auf der anderen Seite. So wurden bemerkenswerthe Ersparnisse erzielt an Brennmaterial, Gas, elektrischem Licht, Abnutzung, Schmiermitteln u. s. w., und es ergab sich so ein unzweifelhaft dem Versuchsjahr günstiges Resultat, zufällig auch 0,4 Prozent des Umsatzes betragend und somit die obigen 0,4 Prozent Mehrbelastung gerade ausgleichend.

Sehr bemerkenswerth ist die Besserung mit Bezug auf Arbeitsverluste durch Zuspätkommen, Wegbleiben einzelner Arbeiter in Folge verschiedenartigster Behinderungen oder Vorwände. In der 53-Stundenperiode betrug dieser Verlust 2,46 Prozent der Gesammtarbeitszeit der angestellten Arbeiter, im Versuchsjahr nur 0,46 Prozent. Dieser Zeitverlust stellt natürlich eine entsprechende Verminderung der Jahresproduktion dar und kommt einer entsprechenden Erhöhung der festen allgemeinen Kosten gleich. Damit sind die erwachsenden Nachtheile aber noch nicht erschöpft. Ein zuspätkommender oder unerwartet fehlender Arbeiter verursacht im Getriebe einer Fabrik, bis er erscheint oder angemessen ersetzt ist, auch seinen Genossen Zeit- und Arbeitsverlust. Es ist nicht zuviel behauptet, daß diese Nebenverluste an Zeit, welche zu Lasten der Arbeitgeber gehen, mindestens der von dem fehlenden Arbeiter selbst verlorenen Zeit gleichkommen. Rechnungsmäßig ist natürlich nur der direkte Zeitverlust berücksichtigt, der andere bleibt verloren, ebenso der entsprechende Gewinn oder Minderverlust bei Verringerung des Prozentsatzes der Zeitverluste. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß diese Umstände von bedeutendem Einfluß auf das Gesammtergebniß gewesen sind.

Die Akkordarbeit war natürlich Gegenstand besonderen Interesses, weil vielseitig angenommen und behauptet wurde, die auf Stücklohn gestellten Arbeiter thäten bereits ihr Bestes und würden bei Verkürzung der Arbeitszeit einen der Verkürzung entsprechenden Lohnverlust erfahren. Diese Befürchtung hat sich nicht bewahrheitet; denn obgleich ein Rückgang der wöchentlichen Arbeitsverdienste stattfand, so blieb er doch weit unter den 10 Prozent, welche er nach Lage der Sache hätte erreichen müssen, wenn die Voraussetzung richtig war. Um diesen wichtigen Punkt ganz klar zu stellen, ist das Jahr in drei Abschnitte von annähernd gleicher Länge eingetheilt worden. Im ersten blieben die Gesammtstücklöhne um 1,76 Prozent hinter dem ermittelten Durchschnitt früherer Jahre zurück, im zweiten um 1,58 Prozent, im dritten nur um 0,78 Prozent, im Durchschnitt der zwölf Monate also um 1,41 Prozent. Diese Zahlen erweisen eine fortschreitende Anpassung an die veränderte Lage, und es ist vorauszusehen, daß die am Ende des Jahres verbleibende Differenz bald ganz verschwinden wird. Es muß noch erwähnt werden, daß in einigen Fällen eine kleine Ermäßigung der Stücklohnsätze stattgefunden hat. Ohne diese Ermäßigungen würde der obige Prozentsatz von 1,41 sich auf 0,5 Prozent stellen, eine Differenz, die unerheblich und unter dem alten System auch zwischen zwei Jahren vorgekommen ist.

Die wichtigsten Zahlenergebnisse für oder wider 48stündige Arbeitszeit sind also die folgenden:

| | zu Gunsten der 48stündigen Woche Prozent | zu Ungunsten der 48stündigen Woche Prozent |
|---|---|---|
| Vergleich der Löhne mit dem Umsatz (auf Grund des Netto-Produktionswerthes und der darauf haftenden Löhne) . | — | 0,4 |
| Saldo der Rechnung für verschiedene Ersparnisse . . . . . . . . . . . | 0,4 | — |
| Verhältniß der verlorenen Zeit zur Gesammtzeit . . . . . . . . . . . | 2,0 | — |
| Unterschied der Produktion in Stücklohn gegen 53stündige Arbeitszeit . . . | — | 1,41 |
| Unterschied derselben Produktion nach Gleichstellung der im Versuchsjahr ermäßigten Stücklöhne mit den früher bezahlten Löhnen . . . . . . . | — | 0,5 |

Nach dem Abschluß des Versuchsjahres haben die Inhaber der Firma Mather & Platt unterm 28. März l. J. folgendes Cirkular an die Arbeiter ergehen lassen:

„Es gereicht uns zum Vergnügen, Ihnen mitzutheilen, daß der Jahresversuch mit der 48 Stunden-Arbeitswoche, begonnen am 20. Februar 1893 und beendet am 28. Februar 1894, unsere Hoffnungen und Erwartungen, wie wir solche am 16. Februar 1893 aussprachen, in dem Grade gerechtfertigt hat, daß wir beschlossen haben, die 48 Stundenwoche dauernd in unseren Fabriken einzuführen. Die Abschaffung der Ueberstunden (außer für dringende Reparaturen) hat sich als ein großer Vortheil herausgestellt. Die Einschiebung von Nachtschichten unter doppelter Besetzung hat in dringenden Fällen den Schwierigkeiten genügend abgeholfen, eilige Arbeit zur vorgeschriebenen Zeit zu liefern. ... Wenn unser Versuch das Mittel werden sollte, die 48 Stundenwoche zur allgemeinen Einführung zu bringen, ohne irgendwie das Gedeihen der mechanischen Industrie zu schädigen, so werden Sie den Dank Ihrer Arbeitsgenossen ernten. Wir müssen allerdings daran erinnern, daß die Fortdauer der guten Gewöhnungen, welche das verflossene Jahr ausgezeichnet haben, für die dauernde Zufriedenheit mit dem neuen System wesentlich sind. Die vermehrte Arbeitsfreudigkeit und Frische, welche Sie Alle bekundet haben, beweisen, daß keine außergewöhnliche Anspannung Ihrer Kräfte stattgefunden, noch krampfhafte Anstrengungen gemacht worden sind, um in dem Versuchsjahr außergewöhnlich viel zu leisten, sondern daß Sie mit willigen Händen und in froher Stimmung gearbeitet haben, eine Frucht der längeren Ruhe und des angenehmeren häuslichen Lebens. Eine Aenderung der bisherigen Tageseintheilung dürfte Ihrer Zustimmung begegnen, die Verlegung der Mittagspause auf die Zeit von $\frac{1}{2}1 - \frac{1}{2}2$ Uhr."

Die Herren Mather & Platt fügen dann hinzu:

„Der Ruf nach der Gesetzgebung, um den Konflikt zwischen den natürlichen und lobenswerthen Bestrebungen der Arbeiter und den Besorgnissen und Zweifeln der Arbeitgeber beizulegen, ist eine Gefahr für das ganze Gebiet der Industrie. Beiderseitige Verantwortlichkeit und beiderseitige Vortheile können nur durch beiderseitige Verständigung gesichert werden. Am allerwenigsten kann ein Gesetz die verwickelten Fragen der Arbeitslöhne und Arbeitszeit lösen. Für gefährliche oder gesundheitsschädliche Beschäftigungen mag der Staat die tägliche Beschäftigungsgrenze Erwachsener ziehen. Wenn aber die Gesammtheit der großen Industrien des Landes ihr Gedeihen sicher stellen will, so kann es nur durch Festsetzungen geschehen, die Arbeitgeber und Arbeitnehmer gemeinschaftlich planen und ausführen. Solche Lösung der Schwierigkeiten zu fördern und sie durch die Gesetzgebung zu kräftigen, würde weise und mag nothwendig sein."

Ueber die aus dem Versuch abzuleitenden Lehren sagt der Bericht ferner:

„Es besteht kein Zweifel, daß die in den Salford-Eisenwerken und anderswo gewonnenen Ergebnisse beweisen, daß die zwei Morgenstunden bis zum Frühstück weder den Arbeitern noch den Arbeitgebern Mühe und Kosten lohnen. ... Die zwei Stunden vor dem Frühstück sind nicht bloß fast werthlos als Arbeitsstunden, ihre Wirkung auf das physische und geistige Wohlbefinden des Arbeiters bedeutet vielmehr geradezu eine Herabminderung der Kraft, Frische und Arbeitslust, welche doch den ganzen Tag über anhalten sollen. ... Die Aufrechterhaltung der vollen Produktion während des Versuchsjahres ist allein der Energie und Arbeitsfreudigkeit jedes Mannes und jedes Knaben während des ganzen Tages zuzuschreiben. Wir haben anscheinend in bester Harmonie mit den Naturgesetzen gehandelt, als wir das Tagewerk mit gehörig ausgeruhten Arbeitern begannen. Nur solchen Menschen gewährt die Natur volle Entfaltung und Ausnutzung ihrer geistigen Fähigkeiten und physischen Kräfte. Auch das veränderte häusliche Leben zählt mit. Jeder Arbeiter kann nun am Morgen mit seiner Familie vereint sein, bevor die einzelnen Familienmitglieder zu ihren Tagesbeschäftigungen auseinandergehen, und sein Frühstückstisch wird ihn in guter, arbeitslustiger Stimmung entlassen. ... Die gänzliche Beseitigung der Ueberstunden ist wesentlich bei dem Eintreten verkürzter Arbeitszeit. Diese Gewohnheit der Ueberstunden ist eine Selbsttäuschung sowohl der Arbeiter als der Arbeitgeber. Ueberstundenarbeit schwächt den Arbeiter für seine regelmäßige Arbeit und ist für den Arbeitgeber den Preis nicht werth, den er dafür zahlt. Das Doppelschichtsystem hat manche Vortheile in Fällen dringender Aufträge. Es wird mehr Arbeitern dadurch Beschäftigung gegeben, und die geleistete Arbeit braucht nicht zu abnormen Sätzen bezahlt zu werden. Es würde jedoch ohne Zweifel schwer sein, in arbeitsreichen Zeiten die genügende Anzahl von Arbeitern zur Organisirung von Doppelschichten zu finden. Als ständiges Arbeitssystem sind Doppelschichten also unmöglich. Das richtige Mittel für größere Produktion ist die Vermehrung der Produktionskräfte an Maschinen und Menschen. Von den letzteren darf man überzeugt sein, daß sie die höchste und wirthschaftlich beste Leistung nur so lange entwickeln, als sie nicht übermäßig angestrengt werden. Ist dies Stadium überschritten, dann wird fortgesetzte Arbeit unwirthschaftlich. Unser einjähriger Versuch scheint zu beweisen, daß wir die „goldene Mitte" in Beziehung auf die Stundenzahl gefunden haben, während deren nur eine Mahlzeit und ein Stillstand nöthig sind."

Dem Bericht sind noch 21 Gutachten von Meistern über ihre Beobachtungen beigefügt, die zum Theil sehr interessant und lehrreich sind. Uebereinstimmend wird die ver-



mehrte Pünktlichkeit und Mäßigkeit der Arbeiter hervorgehoben. Da der Arbeiter vor dem Arbeitsantritt gefrühstückt hat, bedarf er keiner Reizmittel während der Arbeit. In die Augen fallend ist die Wirkung der eingeschränkten Arbeitszeit besonders bei den jugendlichen Arbeitern, den Lehrlingen. Sie sind geweckter, frischer und der nothwendigen Disziplin zugänglicher, als sonst. Der sehr angreifenden Arbeit der Schmiede hat die Verkürzung der Arbeitszeit besonders gut gethan. Sie kommen durchaus auf das gleiche Arbeitsquantum in 48 wie früher in 53 Stunden. Kein Arbeiter kam zur Arbeit mit sichtbaren Zeichen der Wirkungen eines Rausches, wie es früher so häufig der Fall war; keiner brauchte deshalb zurückgeschickt zu werden.

Noch verdient hervorgehoben zu werden die hohe Unbefangenheit in der Behandlung der ganzen Angelegenheit auf beiden Seiten. Die Firma wendet sich selbst an den Gewerkverein mit der Bitte um Vermittlung und dies Organ der Arbeiter gewährt seine Beihilfe in so unparteiischer und billigdenkender Weise, daß der Bericht dies besonders anerkennt. Von dieser Art der Behandlung sozialer Fragen können alle, an erster Stelle unsere Sozialdemokraten, lernen, die meist außer Stande sind, auf dem Boden der Thatsachen eine ehrliche Verständigung zu suchen. Andererseits aber sollten auch unsere Unternehmer und Arbeitgeber sowohl von der geschäftlich nüchternen und doch so humanen Methode als von den Ergebnissen dieses Versuches lernen und sich ernstlich die unleugbar darin liegende Wahrheit vergegenwärtigen, daß ein Entgegenkommen gegen die Wünsche der Arbeiter gerade in diesem Punkte durch den eigenen Vortheil in sehr zahlreichen Fällen geboten ist. Was Mather & Platt da erfahren haben, das würde bei einem ähnlichen Versuch in Deutschland voraussichtlich nicht bloß jede Maschinenfabrik, sondern auch jede Spinnerei und Weberei erfahren. Denn man sage nicht, daß die Leistung im Wesentlichen von der Maschine abhängt und eine Maschine in 53 Stunden unbedingt mehr leisten müsse, als in 48 Stunden. Die Leistung ist so wesentlich abhängig von der Schnelligkeit, mit der Stillstände der Maschine überwunden und von der Sorgfalt, womit sie vermieden werden, und diese Verluste durch Stillstände der Maschine machen einen so großen Bruchtheil der Arbeitszeit aus, daß die Gemeingültigkeit der Mather und Platt'schen Erfahrungen für eine große Reihe von Betrieben in hohem Grade wahrscheinlich ist! Wenn dem aber so ist, wovon in England ein immer größerer Kreis Einsichtiger sich überzeugt hält, so ist es doch nur eine Forderung der Vernunft, sobald als irgend möglich einen Fortschritt von unvollkommenen zu vollkommeneren Einrichtungen herbeizuführen, der — wie der Bericht treffend sagt — doppelt segensvoll ist; denn er segnet den, der gibt, und den, der nimmt! Daß in dieser Richtung die Entwicklung einer nahen Zukunft auch bei uns liegt, kann heute schon nicht mehr zweifelhaft sein.

A. Foerster.

## Kant und die preußische Censur.

Die Kantstudien werden mit vollem Rechte in allererster Linie von Philosophen geliefert und bereichert. Geben die Historiker Beiträge dazu, so geschieht dies mehr um die äußere Lebensgeschichte des großen Philosophen aufzuklären als um das Verständniß seiner Philosophie zu befördern. Aber gerade in neuester Zeit ist an mannigfachen Beispielen deutlich geworden, daß archivalische Studien, d. h. eben Untersuchungen nicht in Dichterhinterlassenschaften, die man ja auch Archive nennt, sondern in Staatsarchiven, die man bisher ausschließlich als nutzbringend für politische Geschichte erklärte, auch für das kunstgeschichtliche und litterarische Gebiet fruchtbar gemacht werden können. Schon W. Dilthey hatte in einer vor einigen Jahren erschienenen Abhandlung über Kant's religionsphilosophische Schriften die Akten des Geheimen Staatsarchivs in Berlin benutzt. Eine neuere Schrift*) folgt ihm auf diesem Wege und bringt mancherlei Neues hinzu.

Außer dem Hauptinhalt, von dem gleich zu sprechen ist, bringt der Verfasser aus den Akten interessante Mittheilungen. Er zeigt, daß Kant sich 1765 — er war damals schon 10 Jahre Privatdozent — um die Stelle eines Unterbibliothekars bei der Schloßbibliothek bewarb, ein Amt, das er auch wirklich erhielt und erst 1772 aufgab. Er beweist ferner gegenüber vielfach schwankenden und irrenden Angaben, die bisher gemacht wurden, daß Kant noch im Sommer 1796 Universitätsvorlesungen hielt, im Winter 1796—97 seiner Kränklichkeit wegen die Vorlesungen aufgab, im Sommer 1792 zwar ankündigte, aber nicht lesen konnte und seitdem auch das Ankündigen der Vorlesungen einstellte. Er thut endlich dar, daß Kant 1770 mit einem fixen Gehalt von 166 Thalern 60 Groschen begann, 1780 eine kleine Erhöhung erhielt, 1786 ein Gesammteinkommen von 417 Thalern 36 Groschen 4 Pfennig bezog, bis er schließlich seit etwa 1792 es auf 749 Thaler 23 Groschen 10 Pfennig brachte, und zwar erhielt er als Professor der Logik und Metaphysik 385 Thaler 43 Groschen 17 Pfennig, als Senator 43 Thaler 69 Groschen 11 Pfennig, als Senior der Fakultät 100 Thaler und an persönlicher Zulage 200 Thaler. Es soll jetzt Philosophie-Professoren geben, die nicht ganz Kant's Größe erreichen, und die doch ein viel größeres Gehalt beziehen. Freilich muß man zur Beurtheilung der Zahlen die außerordentliche Differenz im Werth des Geldes zwischen heute und damals bedenken und außerdem erwägen, daß das angeführte Gehalt wohl das höchste war, das damals wenigstens einem Königsberger Professor gezahlt wurde.

Der Hauptinhalt der Schrift betrifft aber nicht diese kleinen Beiträge zur Lebensgeschichte, sondern Kant's Streitigkeiten mit der preußischen Censur. Es ist dies keineswegs ein von Kant heraufbeschworener Streit, da der Philosoph kein Eiferer für Preßfreiheit, kein grundsätzlicher Widersacher der Censur war, sondern nur ruhig seinen geraden Weg als vorurtheilsloser und entschiedener Denker ging und sich erst widersetzte, als er an seinem Weiterschreiten gehemmt wurde. Kant war Mitarbeiter an der Berlinischen Monatsschrift. Gegen sie, die Führerin der Berlinischen Aufklärung, richtete sich in erster Linie das berüchtigte Religionsedikt von 1788. Diesem folgte noch in demselben Jahre ein Censuredikt, das man aber keineswegs auf dieselbe Stufe wie jenes rückläufige Manifest setzen darf, da es eigentlich nichts Anderes ist als eine Wiedereinschärfung längst bestehender Normen. Wohl aber war es ein weiterer Schritt in der Bahn, die man mit dem Religionsedikt betreten hatte, als 1791 eine Immediat-Examinationskommission eingesetzt wurde, der, außer den orthodoxen Berliner Geistlichen Silberschlag und Woltersdorf, Wöllner's Helfershelfer Hillmer und Hermes angehörten, welch letztere als die eigentlichen Censoren in Religionsdingen betrachtet werden sollten. Eines der Mitglieder dieser Kommission soll schon ziemlich am Anfange ihrer Thätigkeit den Antrag gestellt haben, Kant das Schreiben zu verbieten. Der Königsberger Philosoph ahnte vielleicht diese wider ihn herrschende Stimmung, als er einen Beitrag an die schon genannte Berlinische Monatsschrift schickte, die gleichfalls dieser Censur unterstellt war, und sah möglicher Weise das seiner wartende Schicksal voraus. Trotzdem wurde ein erster Aufsatz „Vom radikalen Bösen in der menschlichen Natur“ ohne Weiteres zum Druck zugelassen, ein zweiter aber nicht mehr. Biester, der verdiente Herausgeber der Monatsschrift, versuchte sich gegen dieses Verbot zu wenden, indem er ausführte, daß keine Aeußerung Kant's gegen das Censuredikt von 1788 verstoße. Auf dieses Gesuch gab Hermes eine hochfahrende Antwort, daß ihm allerdings nur „das Verhältniß einer theologische Sätze enthaltenden Schrift gegen

*) Immanuel Kant und die preußische Censur. Nebst kleineren Beiträgen zur Lebensgeschichte Kant's. Nach den Akten im Königl. Geheimen Staatsarchiv zu Berlin. Von Dr. Emil Fromm, Bibliothekar der Stadt Aachen. Hamburg und Leipzig. Leopold Voß. 1894.

das königliche Religionsedikt bei der Censur bestimme". Daraufhin wandte sich Biester mit einem Immediatgesuch an den König. Er führte darin nochmals aus, daß die abgelehnte Abhandlung in keiner Weise gegen das Censuredikt verstoße, daß daher angenommen werden müßte, die neuen Censoren befolgten noch andere in dem Censuredikt nicht enthaltene Regeln, und er schloß mit der Bitte, jene etwaigen neuen Regeln zu veröffentlichen, die Kant'sche Abhandlung aber, die nur nach den bestehenden Gesetzen beurtheilt werden könne, zum Druck zuzulassen. Das vorstehend skizzirte Gesuch Biester's wurde auf seinen Antrag vor den Staatsrath gebracht. Dieser hatte kurz vorher, nachdem in Rücksicht auf die revolutionäre Bewegung in Frankreich zufolge eines kaiserlichen Schreibens im ganzen Reich und speziell in Preußen die strenge Handhabung der Censur empfohlen war, die preußischen Preßzustände im rosigen Lichte dargestellt und daraufhin eine ziemlich ungnädige königliche Ordre erhalten. In ihr war ausgeführt worden, daß der Keim der französischen Revolution in den Religionsspöttereien liege und daß daher alles zu vermeiden sei, was die Religiosität in Gefahr bringen könnte. Solche Gefahr wurde in dem unschuldigen Kant'schen Aufsatze gefunden und ihm das Imprimatur verweigert (2. Juli 1792). Infolgedessen erbat sich Kant sein Manuskript von Biester zurück (30. Juli); er wollte den alten zum Druck nicht zugelassenen Aufsatz mit den zu ihm gehörenden drei anderen in einem Buche veröffentlichen. Er hatte daran gedacht, dieses Buch in Göttingen oder Halle drucken zu lassen, um nicht die theologische Fakultät seiner Universität in Händel mit der Berliner geistlichen Kommission zu verwickeln. Zuletzt entschied er sich doch für Königsberg, unterwarf aber die Schrift keiner Censur der theologischen Fakultät, sondern erbat sich von dieser nur ein Gutachten des Inhalts, daß seine Auseinandersetzung der Philosophie zuzurechnen sei, und veröffentlichte seine Schrift: „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft". In der Vorrede zu dieser Schrift, von deren allgemein anerkannter Bedeutung und deren Inhalt hier nicht zu handeln ist, setzte er seine Angriffe gegen die Censurbehörde fort, indem er das Recht eines Fakultätsmitgliedes, die Schrift eines Andern zu censiren, anerkannte, das eines geistlichen Beamten einer Censurbehörde aber bestritt. Seine merkwürdigen Aeußerungen lauten (Seite 42):

„Nun kann der Bücher richtende Theolog entweder als ein solcher angestellt sein, der bloß für das Heil der Seelen, oder auch als ein solcher, der zugleich für das Heil der Wissenschaften Sorge zu tragen hat; der erste richtet bloß als Geistlicher, der zweite zugleich als Gelehrter. Dem letztern als Gliede einer öffentlichen Anstalt, der (unter dem Namen einer Universität) alle Wissenschaften zur Kultur und zur Verwahrung gegen Beeinträchtigungen anvertraut sind, liegt es ob, die Anmaßungen des ersteren auf die Bedingung einzuschränken, daß seine Censur keine Zerstörung im Felde der Wissenschaften anrichte, und wenn beide biblische Theologen sind, so wird dem letzteren als Universitätsglieder von derjenigen Fakultät, welcher diese Theologie abzuhandeln aufgetragen worden, die Obercensur zukommen, weil, was die erste Angelegenheit (das Heil der Seelen) betrifft, beide einerlei Auftrag haben, was aber die zweite (das Heil der Wissenschaften) anlangt, der Theolog als Universitätsgelehrter noch eine besondere Funktion zu verwalten hat. Geht man von dieser Regel ab, so muß es endlich dahin kommen, wo es schon sonst (zum Beispiel zur Zeit des Galileo) gewesen ist, nämlich, daß der biblische Theolog, um den Stolz der Wissenschaften zu demüthigen und sich selbst die Bemühung mit denselben zu ersparen, wohl gar in die Astronomie oder andere Wissenschaften, z. B. die alte Erdgeschichte, Einbrüche wagen, und wie diejenigen Völker, die in sich selbst entweder nicht Vermögen oder auch nicht Ernst genug finden, sich gegen besorgliche Angriffe zu vertheidigen, alle Versuche des menschlichen Verstandes in Beschlag nehmen dürfte."

Die Censurbehörde ging immer weiter: sie untersagte der Spener'schen Zeitung die Aufnahme theologischer Artikel, sie erwirkte Neueinschärfung des Censuredikts, sie setzte die Unterdrückung der Allgemeinen deutschen Bibliothek durch und unternahm eine Reinigung der Universitäten. Außer Halle suchten sich Hermes und Hillmer Königsberg zum Operationsfelde ihrer kleinlichen Intriguensucht aus. Zuerst wurde Hasse, Professor der Theologie, belangt und verwarnt wegen seiner anonym erschienenen Schrift: „Ueber jetzige und künftige Neologie", die er recht würdelos preisgab; sodann auf Grund thörichter Gerüchte Untersuchungen angestellt über angeblich von Studenten in der Kirche verübte Excesse; endlich, am 30. September 1794, wurde gegen Kant der Vorwurf erhoben, „er habe seine Philosophie zur Entstellung und zur Herabwürdigung einiger Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums mißbraucht". Man verlangte seine Verantwortung und erwartete, daß er sich dergleichen nicht wieder zu Schulden kommen lassen werde. Den Vorwurf widerlegte Kant als unbegründet, der Erwartung entsprach er durch seine Erklärung, über alle die Religion betreffenden Gegenstände von nun an zu schweigen. Nicht einmal daran hatten die grimmen Widersacher genug. Als Professor Schultz in Königsberg für das Wintersemester 1795/96 eine Vorlesung über die Religionsschrift Kant's ankündigte, wurde nach anfänglicher Genehmigung des Lektionsplans nicht nur diese Vorlesung verboten, sondern sämmtlichen Professoren die Benutzung dieses Buches „aus bewegenden Gründen" untersagt. Kant hielt sein Wort, daß er schweigen würde, so lange seine Feinde am Ruder waren. Glücklicher Weise dauerte dies nicht lange. Wenige Jahre später war Wöllner's und seiner Spießgesellen Regiment zu Ende. Als Wöllner 1798 gestürzt war, veröffentlichte Kant den „Streit der Fakultäten". In der Vorrede zu dieser Schrift brachte er die oben erwähnte königliche Kabinetsordre und seine Verantwortung wider diese zum Abdruck. Er that dies ohne jede Bemerkung gegen seine Gegner, die ihm einer Widerlegung zu unwürdig schienen; diesmal war der Schriftsteller gegen die Censur der Sieger geblieben.

Ludwig Geiger.

## Alfred Austin.*)

Ein Poet, der das dichterische Empfinden der heutigen Gesellschaft seines Landes typisch vertritt und in Begabung, Richtung und Laufbahn auch aus allgemeineren Gründen im Ausland die Beachtung verdient, die er in England längst gefunden hat.

Nachdem der Weltschmerz Byron's an der Gesundheit des englischen Wesens so eindruckslos abgeglitten war, daß Wordsworth, der nächste durchschlagende Poet, sich schon wieder in endloser gentlemännischer Meditation ergehen konnte, kam mit der Unruhe, die sich um die Mitte des Jahrhunderts erhob, eine Reihe von Stürmern auf, deren heiße Rhythmen manche Bewunderung und vielleicht noch mehr Bedauern fanden. Anstatt eine hoffnungslose Welt zu beweinen, klagten diese sie atheistisch und sozialistisch an. Swinburne, in Gedanken und Ergriffenheit der stärkste der ungestümen Schaar, galt für einen Dichter von dauerndem Werth, bis sein Donnern in Arbeiterunruhen und einer populären Litteratur bedenklicher Art Widerhall fand. Der Wirklichkeit gegegenüber verblich sein Ruhm. Der Vers war doch harmonischer gewesen als die Realität. Manche glauben, er habe das selbst empfunden. Jedenfalls vermochte er der beginnenden Ausführung seiner Ideale nicht mit der alten Gluth zu folgen, sondern bildete das eminente metrische Talent, das ihn immer ausgezeichnet, mit vorschreitenden Jahren ziemlich einseitig aus. In seinen neuesten Schriften schwankt das Schiffchen des Gedankens auf dem prachtvollen Schwall der Periode manchmal recht winzig umher. Man läßt sie sich besser sonar rezitiren als daß man sie liest, und selbst rezitirt erinnern sie gelegentlich an gewisse Wagner'sche Musik.

Neben diesem Vertreter der Drangperiode schuf sich auch in ihr der englische Charakter, der den stetigen Gütern der Menschheit nicht untreu werden konnte, seinen Exponenten in Tennyson. Was er sang, war das alte Lied der persön-

*) The Poetical Works of Alfred Austin, 6 vols. London 189[illegible]. Macmillan & Co.

lichen Empfindungen von Mensch zu Mensch; wie er es sang, bezauberte Mann und Maid. Ein ernster Idealist, ging er weit über das tägliche Thun und Fühlen der Gesellschaft hinaus; ein Gentleman, hielt er sich gleichzeitig überwiegend innerhalb des Maßes, das seine gebildeten Landsleute theoretisch für erreichbar zu halten und als eine Art sozialen Kanons zu verehren liebten. Er verschönte was man schätzte, ohne es unwahrscheinlicher zu erhöhen als man selber that, oder mit drückenderer Pression aufzuerlegen, als konvenirte. Er schuf sich ganze Menschen, dichtete volle Entscheidungen und ging der irdischen Kollision entgegengesetzter Unvollkommenheiten mit ihren halben Siegen und verwindbaren Niederlagen am liebsten aus dem Wege. Mußte er der Schwäche einmal ins Auge sehen, wie in den bekannten Rügesonetten gegen die wiederheirathende Frau seines Freundes, so schäumte er geradezu auf, als sei das Gewöhnlichste nur durch ein Erdbeben erklärbar. Wo er nicht ganz von der Umgebung absah, tauchte er instinktiv in Ritter- oder Bauernthum, um ihm möglichst unaufdringlich das Plus an reiner Größe zuzuschreiben, das im Drawing Room als erstrebenswerth proklamirt und doch nicht allstündlich geübt werden kann. Ein reiner Mensch, ein edler Dichter, der ein Stück Sonne vom Himmel holen und dennoch nicht damit blenden wollte, ist er in seinem Fluge von der niederen Scholle aus sein Leben lang verfolgt, verstanden und bewundert worden. Die Gesellschaft konnte stolz auf einen solchen Barden ihrer Ideale sein und er ist mit Recht als Poeta laureatus der Nation gestorben.

Von Tennyson zu Austin, dem nun folgenden repräsentativen Dichter, ist der Fortschritt nicht minder bemerkenswerth als von Wordsworth zu Tennyson. Als die religiöse und soziale Revolution an die Thüren pochte, war es mit der Beschaulichkeit Wordsworth's nicht mehr gethan. Man mußte freilich aus dem Lehnstuhl heraus, wußte aber mit den grundstürzenden Forderungen, die Himmel und Erde umgestalten wollen, nicht recht fertig zu werden und wünschte sie zunächst für unbedeutend halten zu können. Nach einigem verwirrten Zaudern, in welchem allerlei Style probirt wurden, zog man sich entschlossen in das immer offenstehende Heiligthum des Herzens zurück. Vom Allgemeinsten das sich nicht bewältigen ließ, auf das Persönlichste zurückgreifend, in dem man nicht wohl irre gehen konnte, suchte Jeder in sich die Ruhe, die im Verkehr mit der Welt immer schwerer zu erlangen war. Die nicht mehr übermenschlichen, aber doch noch übergesellschaftlichen Ideale, die man hegte, befriedigte man schon in der litterarischen Steigerung desjenigen, was man selber darzuleben suchte, ohne über seine eigenen Grundlagen und Ziele wesentlich hinauszugehen. Man war im Buch etwas selbstloser als im Verkehr, aber man proklamirte die völlige Selbstlosigkeit weder an der einen noch an der anderen Stelle als möglich oder recht; man sehnte sich im Vers etwas lebhafter als im Komptoir nach dem reinigenden Hauche der Tugend, aber man wähnte weder im Metrum noch am Zahltisch eine rasche Sozialmedizin entdecken oder die Welt bis zu ihrer Entdeckung für ein Jammerthal erklären zu sollen. Wurde auch noch ab und zu mit starken Lichtern und Schatten in Oel gemalt, so war es meist ein mittelalterlicher Reisiger oder weltferner Ackerknecht, den die romantische Auszeichnung traf. Die Distanz milderte dann die Beleuchtung und der etwas superlative Mann hing entweder als ein hochachtungsvoll gesteigertes aber wenig beachtetes Ahnenbild an der Vergangenheit Wand, oder weilte in einem unzugänglichen Waldthal einsam hübsch für sich. In Salon und Straße erwartete man ihnen nicht mehr zu begegnen.

Der Schritt, der diese halbe Tennyson'sche Heimkehr in die Wirklichkeit vollendet, ist von Austin gethan worden. In ihm hat die englische Gesellschaft ihre Selbstachtung auch litterarisch völlig wiedergefunden. Seine Männer sind nicht reckenhafter, seine Frauen nicht berückender und beide nicht makelloser, als seine heutige Umgebung sie bietet. Aber weit entfernt sie platt oder bös zu finden, erblickt er so viel des Gesunden, Guten und Beglückenden in ihnen, daß er den Durchschnitt zu besingen und die Schattenseiten relativ zu ignoriren sich getraut. Gutgeartete rüstige und sich wacker behauptende Menschen, wie er ihnen in Land und Stadt begegnet, sind sein Thema und was aus ihnen zu ihm spricht, seines Lebens Ausfüllung und Glück. Verständigkeit, Gesinnung und mindestens leidliches Auskommen, die sich so häufig paaren wohin er auch schaue, sind die Wurzeln, aus denen er die schlichten Blüthen der reinen Empfindung zieht, die in diesen Dichtungen lieblich duftet. Wo er die anspruchslose Thätigkeit einfacher Leute, ihre Tüchtigkeit, ihr Selbstbewußtsein und das aus dem harten Knorren bei einschneidendem Anlaß aufbrechende tiefe Gefühl schildert, ist er vielleicht am ergreifendsten in der Wiedergabe englischen Wesens; wo er die wache Empfindungsfähigkeit der gebildeten Stände, moralisch und intellektuell gleich delikat, in seinen Versen spiegelt, ist er nicht weniger wahr und fein. Aus einem so soliden Unterboden mit reichem Blumenflor darüber konnte allerdings Poesie empor sich ranken, ohne den Halt der Erde zu verlieren. Wo so viel im Lauf der Zeiten für das Leben erreicht worden war, mußte es natürlich sein, sich dessen auch einmal litterarisch zu erfreuen und das Ideal im Heut und Hier zu suchen.

Allerdings, man merkt es wohl, daß diese Tugend gut gekleidet geht, dieser Zartsinn keine hoffnungslos unquittirten Rechnungen im Schranke hat und eine wesentliche, wenn auch unerwähnte Unterlage des verkündeten Axioms 'tis so easy to be good in Sparkassenbüchern und Konsols besteht. Austin hat eine doppelte Bedeutung. Indem er sich innerhalb der wirklichen Empfindungswelt der Nation bewegt und das litterarische Ideal durchaus auf das reale reduzirt, läßt er den vorhandenen Wohlstand als einen ungenannten Koeffizienten in der Erwerbung der geschilderten seelischen Schätze erblicken. Obschon er es nicht ausspricht, sagt es sich der Leser. Trotz aller sozialer Kämpfe, die in England, wenn auch verständiger als bei uns, dennoch nicht weniger zahlreich geführt werden, kann es nicht übel um das materielle Dasein eines Volkes bestellt sein, das so viele werthvolle Eigenschaften, wie sie hier nach der Natur gemalt worden sind, bis in die ärmeren Klassen hinein zu entwickeln vermocht hat. Wo dies Realistik ist, als Realistik von den porträtirten Originalen sehr allgemein anerkannt wird, bleibt neben den Abgründen der Gesellschaft ein hohes Durchschnittsniveau bestehen. Neben Schluchten und Klüften liegt hier ein ausgedehntes Bergland. Der Beweis ist um so stärker, als er indirekt und unwillkürlich geführt wird. Einen kostbaren Theil ihres inneren Lebens als gemeinsamen Geistes- und Charakterbesitz der Nation darlegend, zeigt der Dichter nicht nur das gewaltige Kulturkapital, an dessen Mitgenuß alle Volksgenossen mehr oder minder betheiligt sind, sondern weist, wie die Dinge in der Welt einmal durcheinander gehen, implizite auch den Baarbesitz nach, der zu einer so weitgehenden Humanisirung der englischen Spezies homo miteriorderlich gewesen sein muß. Die Psychologie gewährt hier einen Rückschluß auf die Finanz, das Herz auf das Portemonnaie. Die hier photographirten Arbeiter sind ebensowenig verwildert, als die Ladies und Gentlemen, die sich um sie herum gruppiren.

Ist Lebensfreude das Leitmotiv seiner lyrischen, wie seiner zahlreichen, die liebevollste Detailbeobachtung athmenden Naturgedichte —

I feel no more the snow of years,
Sap mounts and pulses bound,
My eyes are filled with happy tears
My ears with happy sound.

Anew I listen to the low
Fond cooing of the dove,
And smile unto myself to know
I still am loved and love.

My manhood keeps the dew of morn
And what I have I give,
Being right glad that I was born,
And thankful that I live —

so bildet sie auch die verborgene Grundlage des merkwürdigen Dramas Fortunatus the Pessimist, in welchem er die

entgegengesetzte Auffassung schildert und heilt. Fortunatus ist ein gräflicher, englisch gräflicher Faust. In Hochmuth und Reichthum erzogen, von jedem Anlaß des Strebens durch Besitz und Sitte entbunden, fällt er dem Müßiggang und den Weibern anheim. Seine guten Gaben lassen ihn den Unwerth einer solchen Existenz begreifen, seine Kraft reicht aber nur dazu hin, den Weltplan, nicht sich selber dafür verantwortlich zu machen. Gutmüthig, aber meist spöttisch und immer gelangweilt, zieht er seine öde Straße, als ihm der lustige Lump Abaddon begegnet. Ist Fortunatus Faust, so macht der biblisch-rabbinische, schon von Klopstock in anderem Sinne verwerthete Abaddon seinen Mephistopheles. Gleich Mephistopheles ist Abaddon ein integrirender Theil des Helden, der seine schlechtere Seite vertritt, um seiner besseren, die der Held sich verzeihlicherweise selber reservirt, Gelegenheit zu plastischem Zweikampf zu geben; ungleich Mephistopheles, den er in schwerfälligen Revuen aufs Altentheil gesetzt hat, ist Abaddon über Religion und Skepsis ebenmäßig hinweg, allen solchen überwundenen Sterilitäten durchaus abgeneigt und nur noch mit dem Genuß von mancherlei netten Sachen und Frauen beschäftigt. Nach einem heftigen theoretischen Rencontre mit Abaddon stößt Fortunatus auf den einsamen Siedler Franklin, der sich mit seiner Tochter Urania in Waldestiefen niedergelassen hat, um dort mit eigenen Händen ein Gütchen zu bewirthschaften, während er gleichzeitig Homer, Cicero und Macaulay liest. Die Weisheit dieses edlen Paares, welche ihn jede Arbeit, die die ringenden Keime des Werdens entwickelt, ehren lehrt, macht einen tiefen Eindruck auf den melancholischen Wanderer. Als der Reiz der Tochter die Vista unendlichen Glückes zu der kühlen Einsicht des Vaters fügt, als die erste Ablehnung der Tochter ihm darauf akuten Kummer und ein sichtbares Ziel gewährt, schmilzt sein vertrocknetes Hirn und er kann wieder thätig und frisch sein. Der Wandel wird durch die Entdeckung erleichtert, daß Franklin sein Verwandter ist, der, um ähnlichen Folgen theilnahmloser Ueberjättigung zu entgehen, seine Besitzungen schon in der Jugend abgetreten, sich seitdem arbeitend vor sich selber gerettet und das Glück, das er nicht erben konnte, eigenhändig erworben hat. Eine einfache Fabel, an welche sich allerlei sinnbildliches Beiwerk rankt.

Für den nicht englischen Beobachter ist das Stück ethnographisch ebenso interessant wie litterarisch. In letzterer Beziehung liegt sein Werth in der Tiefe, bis zu welcher es die Grundwahrheiten des menschlichen Daseins aufgräbt; sein Reiz in der kühnen Symbolik der Vorgänge, denen der Dialog lebenswarm, obschon er sentenziös ist, entquillt. Der Zaubermantel des Schönen ist meisthin so berückend um die nüchternen Lenden des Verständigen geschlagen, daß er der Erde entführt, während er für sie nur um so tauglicher macht. Obschon sie so klug redet, ist es unmöglich, diese Urania nicht zu lieben, so freiwillig fließt ihr gesammeltes Denken aus dem Bronnen lauteren Gefühls. Auch dem gebildeten Franklin mögen wir nicht gram sein, wenn er sein Pferd selber beschuht, solange er seinen Virgil und sein eigenes Ich darüber nicht soweit vergißt, daß der Mensch in der fingirten Type verschwindet —

> A man
> That does a smithy's work with kingly hands
> And from the lowliest labour glances up
> With brow of meditation.

Selbst von dem bösartig raisonnirenden Abaddon, der sich gern aufs Katheder stellt, kann man, ohne empfindlich zu werden, scheiden. Von Beruf ein Trödler und durch seine heitere Zuversicht auf Menschenfang dem Autolycus der Wintermähr sichtlich verwandt, ist seine Theorie einem einigermaßen ordentlichen Gesellen so viel weniger gefährlich, als seine Aktion, daß man seine Neigung fürs Dociren leicht als seine harmloseste Seite erkennt. Mephistopheles geht auf den Kern und muß sonach wirklich Professor werden, um wirksam zu sein; Abaddon, der den Höllenthron hundert Jahre später bestiegen hat, findet ein kleineres Geschlecht, das er schon in der Maske eines spekulirsüchtigen Gigerl genügend beim Kragen nehmen kann. Wenn sich zuletzt als sichere Kur des Pessimismus und praktische Lebensregel für alle ergibt

> Walk toward the light, the shadows fall behind you,

so darf der Leser zufrieden sein, eine so gesunde Folgerung aus so viel Schwung, Glanz und Didaktik gezogen zu sehen.

Vom nationalen Gesichtspunkt aus liefert Fortunatus das Komplement der lyrischen Gedichte. Athmen letztere die Lebenslust der englischen Gesellschaft, so beschreibt ersterer die seelische Krankheit, der eine übersättigte Schicht innerhalb der Aristokratie und Plutokratie anheim gefallen ist. Wer England kennt, wird die Zeichnung des einen wie des anderen Bildes durch seine Erinnerungen bestätigt finden. Die Hoffnungslosigkeit des Armen ist schlimm, die des reichen, seelisch Armen schlimmer. Der erstere hat im Laufe der Ereignisse ab und zu Anlaß und Trieb, eine Erleichterung zu erwarten; auf letzterem lastet das bleierne Glück mit ununterbrochenem Druck und läßt den Willen zu Thätigkeit und Anregung, wenn er einmal entschwunden ist, schwer wieder aufkommen. Nicht jeder reiche arme Schächer findet einen Austin, der ihm eine Urania freundwillig über den Weg schickt. Hat England auch im Verhältniß zu seinem Besitz eine nicht allzu auffallende Klasse solcher Unglücklichen erzeugt, so ist ihr Vorhandensein im großen Reichthum der letzten 150 Jahre doch notorisch gewesen und nach Fortunatus' Erscheinen, wir dürfen sagen, nunmehr parnaßnotorisch geworden. Vielleicht trägt die von unserem bekehrten Grafen gereichte Medizin dazu bei, auch solche, die es nicht nöthig haben, wieder häufiger in die liberalen Berufe einzuführen. Für recht reiche Leute wird luxuriöser Müßiggang mit einem bischen Vermögensverwaltung, etwas Reisen und viel Sport noch häufig als vollendete Vornehmheit angesehen — eine gewagte Carrière, die, wie man sich denken kann, eine besonders rege Persönlichkeit erfordert, um nicht im Sande zu versiegen. Die entgegengesetzte Praxis der Amerikaner hat bekanntlich zur Schaffung der großen Vermögen in den Vereinigten Staaten nicht wenig mitgewirkt.

Wir behalten es einer späteren Gelegenheit vor, auf die erzählenden und politischen Gedichte Austin's im Vergleich zu den oberwähnten, für ihn und die Gegenwart speziell charakteristischen zurückzukommen. Obschon antizipirt, wird ein Wort über seine Sprachkunst vielleicht schon heute nicht unzeitig sein. Der englische Dichter ist in einer Beziehung anders gestellt als der deutsche. Theils durch den größeren Reichthum an Wurzeln und Stämmen, den das naturgewachsene Niederdeutsch vor dem künstlichen Hochdeutsch voraus hat, theils durch die Aufnahme einer Unzahl von französischen, lateinischen, griechischen und keltischen Worten in den lebendigen oder wenigstens in den litterarischen Sprachkörper, ist Englisch an unzusammengesetzten Worten reicher als Deutsch. Dem entspricht eine größere Fülle der Synonymik, eine mannigfaltigere und genauere Nuanzirung der von der Sprache fertig und dem Dichter zur Verfügung gestellten Begriffe, und, last not least, ein häufigerer und leichterer Reim. Dazu kommt ferner, daß die Bedeutungen der germanischen Sprachbestandtheile im Englischen eine sinnfällige Stärke oder in anderen Fällen eine Gemüthswärme zu athmen pflegen, welche sich mit dem engeren, begrifflicheren Timbre der rezipirten Fremdworte in der Hand des rechten Künstlers zu einem Gewebe vereinen lassen, in welchem Derbheit und Feinheit, Gefühl und Einsicht sich zu einer hohen Gesammtwirkung gatten. Was mit diesen Vorzügen geleistet werden kann, zeigt Austin in seltenem Grade. Ist es seiner Anschauung von vornherein natürlich auf das Detail zu gehen, so bietet ihm der Reichthum seines Idioms eine unerschöpfliche Möglichkeit der Wendungen, von der zartesten Kolorirung eines Gedankens bis zu der wechselndsten Facettirung in verwandte Ideenreihen hinein; wünscht er scharf zu folgern, oder mild zu empfinden, so liegen die romanischen und germanischen Ingredienzen seiner Zunge wie eine unendliche, auf lauter akkurate Töne gestimmte Klaviatur vor ihm ausgebreitet da. Der Allianz von Imagination und Rhetorik, die er zur Sache brachte, ist sein

seinem ersten Auftreten ein virtuoser Effekt zugesprochen worden. In alledem ist der deutsche Dichter, da ihm seine Sprache weniger Abstufungen derselben Farbe gewährt, auf einen rascheren Fortschritt des Gedankens und, sofern er ein Dichter ist, auf einen weiteren Flug der Phantasie oder wenigstens der Metapher angewiesen.

Durch eine ungewöhnliche Verbindung der Talente ist Austin, der gefeierte Dichter, einer der erfolgreichsten Journalisten seines Vaterlandes. Er leitet seit Jahren die auswärtige Politik des konservativen Standard, schreibt einen beträchtlichen Theil der bezüglichen Leitartikel selbst und ist in dieser und seiner poetischen Kapazität ein leitendes Mitglied der intellektuellen Gesellschaft und der Freund Lord Beaconsfield's und Lord Salisbury's geworden. Der Kranz des offiziellen Poeta Laureatus steht ihm, wenn glaubwürdige Nachrichten sich bestätigen, bevor. Ein reich erfülltes Leben, zu dessen Erhöhung Begabung, Charakter und die würdigen Zustände eines Landes, in welchem auch die intellektuelle Auszeichnung in landesüblicher Weise ausgezeichnet wird, gleichmäßig beigetragen haben.

C. Abel.

## Pariser Aerzte.*)

Ein Buch, das in wenigen Wochen in mehr als 10 000 Exemplaren aufgelegt wird, kann ein Ereigniß oder ein Skandal oder beides zugleich, ein skandalöses Ereigniß, sein. Der Sohn von Alphonse Daudet hat angesichts des buchhändlerischen Modeerfolges, der seinen Morticoles zu Theil wird, die Wahl zwischen diesen Möglichkeiten. Gewiß ist, daß seine ersten Versuche — philosophirende Dialoge, wie Germe et Poussière, romanhafte Einkleidungen von allerhand Gedanken über Erblichkeit (Haeres) — unbeachtet blieben, obgleich darin für den Leser manches Bezeichnende, Bismarck- und Richard Wagner-Kultus, Kampflust wider die verrottete, plutokratische Gesellschaft der dritten Republik zu finden war. Von der Vorliebe für den deutschen Staatsmann und den Meister von Bayreuth wird in den Morticoles nicht geredet; der Haß, ja der bis zum Nihilismus gesteigerte Abscheu vor der Verderbtheit der Machthaber unter seinen Landsleuten, ist nichts neues unter den Zeitgenossen von Maupassant's Bel-Ami und Bourget's Mensonges; die Ausfälle wider die juifaillons und die Börsenfürsten kennen wir aus Drumont's Büchern und Zeitungsblättern; ja selbst die galligen Karrikaturen akademischer Thoren und Frevler begegneten uns schon vorher in dem Immortel; den Kreuzzug wider Taine's Materialismus hat sein Lieblingsschüler im Disciple begonnen und damit die Predigt von Léon A. Daudet über den Rabelaisischen Text: Science sans conscience est la ruine de l'âme vorweggenommen.

Den Reiz oder richtiger die Aufreizung des Buches haben wir also anderwärts zu suchen: in der Anklage wider allerhand Panamaschwindel unter den Größen der Pariser Klinik. Hier arbeitet der Autor — selbst für den fernstehenden Ausländer unverkennbar — mit den Mitteln des Schlüsselromans. Der Unfug, der zwischen führenden Schulen mit Lug und Trug in allen Fragen der Hypnose und Suggestion getrieben wird; die Roheit, Geldgier, Titelsucht und Käuflichkeit der Chirurgen und „Dermatologen"; die Härte und Unredlichkeit, mit der die Leiter der öffentlichen Spitäler vorgehen; vor Allem aber die Scheußlichkeiten, deren sich Frauenärzte jeden Alters und Grades schuldig machen sollen; die Verwegenheit, mit der sie den heikelsten Kriminalprozessen durch verbrecherisches Zusammenhalten nichtsnutziger Sophisten und feiler Richter entgehen: Diese bis ins Einzelne gehenden, selbst die abgehärteten Kenner von Zola und seinen Leuten verblüffenden Darstellungen, die medizinischen Geheimnisse von Paris sind es, die — wie bei jeder Exekution — Neugierige in dichten Schwärmen heranlocken. Ob und wie weit Léon Daudet als Rächer der beleidigten, von Hygienikern vergewaltigten, von „Tod-Bauern" verheerten Menschheit im Einzelnen Recht hat, mögen landeskundige Aerzte und Polizisten entscheiden. Uns erscheint z. B. das von Fachmännern geleitete Selbstmörderheim so unglaublich, wie die Kränzchen der von gefälligen Gynäkologen ein für allemal des Segens und des Fluches der Mutterschaft Entledigten. Jedenfalls könnte Frankreich kein Jahr weiter fortbestehen, wenn alle Mediziner in der von Léon Daudet beschriebenen Tyrannei wirthschaften dürften; zu Molière's Zeiten brachten die Purgons und ihre Sippschaft doch nur echte oder eingebildete Kranke um; die Morticoles pflanzen ganz gesunden Geschlechtern Gift und Pestilenz ein; sie sperren auf den Wink jedes Machthabers oder auch nur gegen gutes Entgelt lästige, vorlaute oder erbfähige Menschen in Irrenhäuser; wirken ebenso grausam, als gemeinschädlich; peinigen die Armen, schröpfen die Vermögenden, entehren die Frauenwelt aller Stände; kurzum, üben ein Schreckensregiment, das die berüchtigtesten Thaten von Fredegunde, Katharina von Medicis und Robespierre „übergräuelt." Ein solches Sodom vermöchten nicht einmal die zwei einzigen Gerechten — zwei barmherzige Brüder, strenggläubige, wohlthätige Kliniker, der Chirurg Dabaisse und der Internist Charmide — vor dem Untergang zu retten.

Léon A. Daudet hält denn auch seine Zeit für todesreif, wenn — die Wissenschaft nicht umkehrt: „Wo der Glaube schwindet, bemächtigt sich die Habsucht aller Gewissen; der ‚Goldschmerz' schafft die Klassenunterschiede, die Plagen des Luxus und des Müssigganges, den Alkoholismus, der dem Wunsch entstammt, dies düstere Leben durch phantastische Träume aufzuhellen. Die feile Liebe erzeugt ihre Folgeübel. Die Krankheiten der Armen kommen vom Mangel, die der Reichen aus dem Uebermaß des Genusses her. Das Gold erzeugt auch die Lüge, die Ungerechtigkeit, den Neid, den Haß, alle großen sozialen Schäden. Land und Leute der ‚Morticoles' waren somit von dem Tag, an dem der Glaube abnahm, bestimmt, zu sinken und zu Grunde zu gehen. Instinktiv suchte man Ersatz, den man in der Wissenschaft wähnte gefunden zu haben. Aber auch die Wissenschaft ward selbst bald vom Golde aufgesogen; sie schuf die schrankenlose Industrie und alle unsauberen Geschäftsmochenschaften. La science est devenue menaçante. . . ."

Auch diese Walze wird nicht zum ersten Mal gedreht. Unter dem zweiten Kaiserreich hat sie ein heute wenig gelesener Autor eingelegt: Louis Veuillot. Neu ist nur, daß zu seinen Thesen sich gegenwärtig so viele unter den Jüngern bekennen, die ihre Lehrjahre bei Claude Bernard, Taine, Renan, den Männern der Forschung, des Zweifels, des Experimentes, durchgemacht haben. Die Jesuitenzöglinge Molière und Voltaire werden Freidenker; die Autoren, die in Zeiten der Kabinetskriege und Haftbriefe leben, verkünden die Heilsbotschaft des ewigen Friedens, des Gesellschaftsvertrages und der Humanität; die politische Revolution ruft die litterarische Restauration hervor; die Göttin der Vernunft: Le génie du christianisme. Nichts naturgemäßer, als daß der Materialismus der dritten Republik einen Neukatholizismus im Gefolge hat, der „des Menschen allerhöchste Kraft, Vernunft und Wissenschaft" so fanatisch bekämpft, wie Victor Hugo und Rochefort Napoleon III.; daß die Judenemanzipation den Antisemitismus nach sich zieht, der unverkennbar — in Le tys rouge von Anatole France; den Rois von Lemaître; den Morticoles von Daudet — in der französischen Modelitteratur um sich greift. Nur die Zukunft wird lehren, wer weiter gesehen: die Alten oder die Jungen; die großen Aerzte, die mit prüfendem Geiste der Wirklichkeit der Dinge an den Leib gerückt ohne vorgefaßte Meinung, wie der Autor der Origines de la France contemporaine, Taine, Sainte-Beuve, Flaubert oder die heutigen Konsiliarärzte der französischen Zustände, die alles Heil von Wunderkuren erwarten.

A. Bettelheim.

*) Léon A. Daudet. Les morticoles. Paris, Charpentier, 1894.

# Ein littauischer Dichter.

Je spärlicher die Nachrichten sind, die uns näheren Aufschluß über die eigenthümlichen Lebensgewohnheiten und -äußerungen eines von Tag zu Tage mehr verschwindenden Volksthumes geben, mit um so größerer Theilnahme wird man jeden Beitrag willkommen heißen, der geeignet ist, aufklärende Schlaglichter auf die jetzige oder frühere Entwicklung einer derartigen absterbenden Nationalität zu werfen. Auf Littauen haben in neuester Zeit namentlich Ernst Wicherts Erzählungen die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt. Es ist freilich keine erfreuliche Welt, die uns Wicherts von scharfer Beobachtung zeugende Schilderungen eröffnen; die Bilder, die er aus dem littauischen Leben vorführt, rufen einen abstoßenden, zum Theil geradezu grausigen Eindruck hervor; und wenn man auch zugeben mag, daß der Erzähler vielleicht seine Darstellungen etwas zu einseitig auf dem Erfahrungskreis des Richters aufgebaut hat, so scheinen andererseits, so weit man ohne Kenntniß des Bodens, der die Grundlage abgibt, urtheilen kann, doch diese Gebilde überall den Charakter unmittelbarer Lebenswahrheit zu tragen. Die Frage liegt nahe, inwieweit die Charakterzüge, Lebensanschauungen und Lebensgewohnheiten, wie sie uns hier durch den deutschen Novellisten wiedergegeben werden, in den eigenen Dichtungen der Littauer wiederzufinden sind. Im Allgemeinen ist nun der Poesie der Littauer wenig Beachtung geschenkt worden; nur die Volksdichtung hat schon ziemlich frühzeitig eingehende Würdigung erfahren, und bereits seit Lessing und Herder hat man die unverkünstelte und schlichte Natürlichkeit, wie sie aus den Dainos zu uns spricht, in ihrem vollen Werthe erkannt. Wenn die littauische Kunstdichtung weniger berücksichtigt wurde, so lag das einerseits an dem sehr geringen Umfang ihrer Produktion und andererseits daran, daß auch das Wenige, was hervorgebracht wurde, verhältnißmäßig sehr schwer zugänglich war. Unter diesen Umständen wird man sich freuen, jetzt einen der Hauptvertreter der littauischen Kunstpoesie in deutscher Uebersetzung zu erhalten.*)

Christian Donaitaitis, oder wie er sich selbst latinisirte Donalitius, wurde am 1. Januar 1714 zu Lasdineleu bei Gumbinnen geboren und starb als Pfarrer zu Tolminkemen am 18. Februar 1780. Er gehörte als Sohn eines Freibauern schon durch seine Geburt dem eigentlichen Volke an und blieb durch sein Amt mit diesem in beständiger Berührung, war daher am besten dazu befähigt, es nach seinen Sitten, seinen Freuden und Leiden abzuschildern. An seine Abstammung erinnern auch manche der Eigenschaften, die an dem Manne hervortreten, so seine außerordentliche Heftigkeit, die hauptsächlich in seinem jahrelangen Streit mit einem Amtmann in Tolminkemen hervortrat und ihm zuweilen die richtige Ueberlegung raubte. Nicht minder aber sein derber, echt volksthümlicher Mutterwitz, von dem namentlich der folgende Fall Zeugniß ablegte. Auch Tolminkemen hatte im siebenjährigen Kriege (und zwar schon 1757) der Kaiserin von Rußland huldigen müssen, und die Folge war, daß die Geistlichen angewiesen wurden, nicht allein die offiziellen russischen Feste, sondern auch die Tage der griechisch-katholischen Heiligen mitzufeiern. Nun begann Donalitius seine Predigt an dem Feste des St. Alexander Newski mit der Erklärung, ihm sei von der gegenwärtigen Obrigkeit befohlen, über diesen Heiligen zu predigen; dann fuhr er folgendermaßen fort: „Es mag ein guter Mann gewesen sein, allein ich kenne ihn nicht und ihr kennt ihn nicht; deshalb wollen wir die Stelle der Heiligen Schrift 2. Timoth. 4, 14: Alexander der Schmied hat mir viel Böses bewiesen, der Herr bezahle ihn nach seinen Werken — zum Texte für unsere heutige Betrachtung wählen.“

Das Hauptwerk des Donalitius ist ein größeres beschreibendes Gedicht: die Jahreszeiten, das naturgemäß sich in vier Abschnitte gliedert: die Gaben des Herbstes, die Sorgen des Winters, die Freuden des Frühlings, die Arbeiten des Sommers. Das Versmaß ist der Hexameter. Wie der Dichter dieses Metrum direkt von den Alten herüber genommen hat, ohne daß etwa die dichterischen Versuche irgend eines anderen Volkes ihn zur Wahl dieses Versmaßes angeregt hätten, so hat er auch im Stoff im Wesentlichen nur an den klassischen Schriftstellern sein Vorbild gehabt. Denn es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß er Thomsons gleichnamiges Gedicht gekannt hat; jedenfalls läßt sich weder in der Anlage des ganzen Gedichtes noch in Einzelheiten der Einfluß des englischen Dichters nachweisen. Dagegen tritt die Anlehnung an die antiken Dichter nicht selten hervor, namentlich Vergil hat ihm wiederholt zum Muster gedient, auch an die griechischen Idylliker fühlt man sich zuweilen erinnert.

Während der Lebenszeit des Dichters sind seine poetischen Werke nicht veröffentlicht worden, und es ist fraglich, ob er überhaupt an ihre Herausgabe gedacht hat. Einen Drang, ins Große zu wirken, hat Donalitius wohl schwerlich gehabt, er schrieb die einzelnen Stücke nieder, um durch poetische Versuche seine Mußestunden auszufüllen; ganz unmöglich ist es auch nicht, daß er mit einzelnen Abschnitten seelsorgerische Absichten verfolgte. Denn nicht allein, daß sehr häufig an die eine oder die andere Thatsache kleinere Ermahnungen angeknüpft werden; auch größere religiöse Betrachtungen finden sich, so daß die Vermuthung nahe liegt, der Dichter habe ein solches Stück etwa am Schluß einer Predigt von der Kanzel herunter als wirksamen Abschluß vorgetragen. An Analogien fehlt es nicht, um eine solche Annahme in das Gebiet der Wahrscheinlichkeit zu erheben; hat doch auch Esaias Tegnér seine Gedichte oft in der Kirche vorgelesen, ohne daß Jemand an der poetischen Form Anstoß genommen hätte. Jedenfalls sind die einzelnen Stücke, aus denen sich die verschiedenen Gesänge zusammensetzen, zu verschiedenen Zeiträumen gedichtet, und der Dichter hat keineswegs immer, wenn er sein Gedicht fortsetzte, auf die bereits vorhandenen Abschnitte genaue Rücksicht genommen. Dem entspricht es, daß in dem Werke von eigentlicher Komposition kaum die Rede ist und ebenso wenig von einem einheitlichen Gesammtplane. Jeder Gesang enthält vielmehr eine Reihe von Einzelbildern, die entweder nur lose oder gar nicht mit einander zusammenhängen. Auch die vier Gesänge weisen keine Beziehungen zu einander auf, sondern jede Jahreszeit bildet ein für sich bestehendes Ganze.

Indessen diese Mängel beeinträchtigen den Werth der Dichtungen deshalb nicht, weil ihre Bedeutung weit weniger in der poetischen Form als in dem Inhalte zu suchen ist. Es lag nicht in des Dichters Absicht, uns für einzelne Persönlichkeiten oder für eine Entwicklungsreihe von Thatsachen zu interessiren, sondern ihm kam es darauf an, das Leben des littauischen Bauern nach den verschiedensten Seiten hin zu schildern. So kann man sagen, daß trotz der scheinbaren Dispositionslosigkeit uns die vier Gedichte einen guten Ueberblick über den materiellen und geistigen Zustand des littauischen Volkes im vorigen Jahrhundert gewähren. Gleich in dem ersten Gesang zeigt der Dichter, mit welcher unbefangenen Derbheit er das Volksleben zu vergegenwärtigen weiß: er schildert eine littauische Hochzeit. Die Männer benehmen sich bei Tische unfläthig und roh, fassen die Stücke Speck mit den Fingern an, drücken die Nägel hinein und führen die Speise so zum Munde; die Frauen und Mädchen stellen sich, wenn ihnen Branntwein gereicht wird, als hätten sie noch nie etwas Aehnliches gesehen, sie nehmen daher nur einen ganz kleinen Schluck, gehen aber bald darauf in die Ecke, wo sie eine Flasche bei Seite gesetzt haben, die sie rasch in wenigen Zügen leeren. Ebenso werden die Klagen über die Mißhandlungen, die die Bauern von Gutsherren und Amtsleuten zu erdulden haben, durch lebhaft ausgeführte Bilder erläutert.

Das Gemälde, welches Donalitius von dem littauischen Volksleben seiner Zeit entwirft, nimmt sich im Ganzen genommen nicht so düster aus, wie die Zustände, die wir aus Wicherts

*) Christian Donalitius' littauische Dichtungen. Uebersetzt und erläutert von L. Passarge. Halle a. S. 1894. Buchhandlung des Waisenhauses.

Schilderungen kennen lernen, wenn auch eine gewisse Aehnlichkeit nicht zu verkennen ist. Wir lernen die Littauer als ein Volk kennen, das in einer Art fatalistischer, dumpfer Ergebung den Druck erträgt, der auf ihm lastet, geduldig die Frohnarbeiten leistet, die von ihm verlangt werden, und auch Demüthigungen und Grausamkeiten wie etwas hinnimmt, was nun einmal ertragen werden muß. Man wird leicht erkennen können, wie sich bei einer solchen Lage die empfindlichen moralischen Mängel, von denen Wicherts Erzählungen berichten, herausbilden; namentlich das Fehlen des Rechtsgefühls erklärt sich durchaus aus diesen Zuständen. Die Genüsse, in denen der Littauer des achtzehnten Jahrhunderts Trost suchte, zeigen ihn uns ebenfalls nicht von der besten Seite; die Unmäßigkeit im Essen und namentlich im Trinken, die geringe Fähigkeit, das Seine zusammenzuhalten, die Neigung zur Verschwendung sind Fehler, die von Donalitius mit starken Farben ausgemalt werden. Doch fehlt diesen Schattenseiten gegenüber doch das Licht nicht ganz; wie denn namentlich des Littauers Sinn für Häuslichkeit und Familienleben sowie seine Gastfreundschaft gebührend hervorgehoben werden.

Ebenso glücklich wie in seiner Darstellung der Eigenthümlichkeiten und Lebensgewohnheiten des littauischen Volkes ist Donalitius in seiner Darstellung der landschaftlichen Natur. Er verweilt dabei weniger bei den Bildern, die ihm die schöne Jahreszeit, der Frühling und der Sommer, darbietet, als bei der Schilderung des Herbstes, der alle jene Schönheit zerstört, oder bei dem Walten des Alles erstarrenden Winters. Ueberall sind die landschaftlichen Gemälde, die er hinwirft, anschaulich und klar; ein besonderer Vortheil erwuchs Donalitius daraus, daß der Littauer ähnlich wie der Grieche die Naturkräfte zu personifiziren pflegt und so dem Dichter die Möglichkeit gegeben war, sich mythologischer Figuren zu bedienen, ohne doch den Boden des Volksthümlichen zu verlassen. „Wie der Tod, die Giltine, dem Littauer eine Schlange, oder da, wo dieses Bild verloren gegangen, doch wenigstens ein schreckliches Weib ist, so blickt, wenn der ertödtende Wintersturm beginnt, ein anderes Weib, die Piktschurna, das heißt eine Furie, vom Himmel und verscheucht die Luft. Noch immer ist ihm (nämlich seinen Bauern) Perkunas der zürnende Donnergott, die Sonne aber eine halbmythische Figur, welche ihr Rad am Himmel hinauf und herab rollt. Bilder christlichen Inhalts liegen ihm so fern, daß an einer Stelle, wo die Hölle ihren Schoß öffnet, man eher an eine heidnische Unterwelt denken möchte." Sind also diese von dem Dichter eingeführten Gestalten keineswegs als künstliche Allegorien, sondern als wirkliche Gebilde der Volksphantasie zu betrachten, so zeigt sich auch in den Bildern, die Donalitius verwendet, eine unverkennbare volksthümliche Kraft. Meist tragen diese Vergleiche einen derb humoristischen Charakter, so wenn er das Aufspritzen des Kothes im Herbst mit dem Brodeln des Haferbreis am Feuer vergleicht oder von den beschneiten Fichten sagt, daß sie dastünden wie gepuderte Herren, die die Arme in die Seiten stemmen.

Es ist nicht ganz leicht, Stücke verwandten Inhaltes in unserer eigenen Litteratur aufzufinden, an denen man die Dichtungen des Donalitius nach ihrem Werthe abschätzen könnte. So grausam auch August Wilhelm Schlegel die Poesien des alten Voß wegen ihres Mangels an idealem Gehalt behandelte, so kann man doch sagen, daß auch in Vossens Gedichten noch ein Rest der traditionellen Auffassung des ländlichen Lebens sich aufzeigen läßt; noch in höherem Maße ist das in den sonst so lebensvollen idyllischen Gemälden des Malers Müller der Fall. Eher könnte man Einzelnes aus der deutschen Dichtung unserer Zeit heranziehen, so namentlich gelegentliche Schilderungen aus den Erzählungen von Jeremias Gotthelf. Allein ein durchgreifender Unterschied zwischen solchen Stellen und ähnlichen Skizzen, die man noch anführen könnte, liegt doch darin, daß die Darstellungen des Bauernlebens bei Donalitius Selbstzweck sind, während sie sonst fast überall nur als Rahmen oder zur Ausfüllung dienen. Am besten wird man daher den Dichter mit der Volksdichtung zusammenhalten, die ohne bewußte künstlerische Absicht, nur durch ihr Interesse an dem Stoffe veranlaßt, an ihre Aufgabe herantritt. So haben wir trotz des antiken Gewandes, das Donalitius seinen von derb volksthümlichem Geiste durchwehten Schilderungen gegeben hat, alle Ursache, ihn im Zusammenhange mit der Volkspoesie seines Landes zu betrachten, und die zahlreichen Freunde der littauischen Volksdichtung werden gut thun, auch an Donalitius nicht vorbeizugehen.

G. Ellinger.

---

## Zeitschriften.

### Bilderpreise.

(„The Nineteenth Century".)

Das Steigen und Fallen der Bilderpreise bietet nicht nur ein volkswirthschaftliches, sondern zugleich ein kunsthistorisches Interesse. Es zeigt insbesondere die Schwankungen des Kunstgeschmacks. Diese Schwankungen entziehen sich, wie es scheint, jeglicher Voraussicht. Auf einem Kunstmarkte, wie dem englischen, wo ja häufig ganze Galerien von Bildern zur Versteigerung kommen, treten diese Schwankungen besonders deutlich hervor.

Die bekannte englische Monatsschrift „The Nineteenth Century" widmet dieser Erscheinung in ihrer letzten Nummer einen eingehenden Artikel, der vieles Ueberraschende enthält. Danach sind die alten italienischen Meister augenblicklich nicht sehr in Mode. Sieht man ab von Bildern, wie Raphael's „Kreuzigung", die noch bei dem Verkauf von Lord Dudley's Galerie 10 600 Guineen brachte, und von Carlo Crivelli's „Jungfrau und Kind mit Heiligen", für welches 1892 die respektable Summe von 7 000 Guineen bezahlt wurde, so unterlagen die Bilder italienischer Meister fast durchweg einer sehr ungünstigen Preiskonjunktur. Ein Bild wie Giorgione's „Sonper Vénitisa", das bei der San Donato-Versteigerung im Jahre 1870 für 2 200 Guineen angekauft war, wurde bei der Dudley-Auktion für 210 Guineen losgeschlagen. Garofalo's „Griechisches Opfer" brachte 1867 1 400 Guineen, während es 1892 mit 380 Guineen bewerthet wurde. Tizian's „Ariadne auf Naxos" brachte 1810 1 575 Pfund Sterling und wurde im letzten Herbst für 105 Guineen verkauft. Salvator Rosa's „Auffindung des Moses" wurde 1801 von W. Y. Ottley, der es in Italien für 1 050 Guineen erstanden hatte, nach England gebracht; später bezahlte der Herzog von Buckingham dafür 2 500 Pfund Sterling; 1892 dagegen brachte das Bild nur 450 Guineen.

Während die Vorliebe der Kunstsammler sich so sichtbar von den italienischen Bildern zurückgezogen hat, hat sie sich ebenso sichtbar den alten Niederländern zugewandt. Am 30. Juli dieses Jahres wurde die berühmte Sammlung von Adrian Hope, bestehend aus 75 Bildern niederländischer Meister, versteigert. Hope hatte bereits vor dreißig Jahren mit Sammeln aufgehört, nachdem er alles, was er zu haben wünschte, für etwa 10 000 Pfund Sterling oder 200 000 Mark erworben hatte. Bei der jüngsten Versteigerung seiner Bilderschätze wurde aber fast eine Million Mark erlöst.

Einzelnen Niederländern hat sich der Geschmack der Sammler in ganz besonderer Weise zugewandt, obgleich es auch dabei an enormen Schwankungen nicht fehlt. So wurde Jan Both's „Hagar und Ismael" 1828 für 300 Guineen verkauft, brachte 1875 4 500 Guineen und fiel bei dem Verkauf der Mildmay-Sammlung auf 1 090 Guineen. Bei derselben Versteigerung der Mildmay-Sammlung brachte ein Pieter de Hooch, der 1800 für 37 Pfund Sterling weggegangen war, 2 800 Guineen. Hobbema's „Ansicht in Holland" wurde aus Lord Dudley's Galerie im Juni 1892 für 9 600 Guineen oder rund 200 000 Mark verkauft. Desselben Meisters „Landschaft mit Wassermühle", die 1802 für 280 Guineen losgeschlagen war, brachte es im Jahre 1880 auf 8 800 Pfund Sterling. Auch für tadellos erhaltene Rembrandt's sind jüngst enorme Preise bezahlt. So wurden im Mai vorigen Jahres die in Viscount Clifden's Besitz befindlichen Porträts des Bürgermeisters Six und Frau zusammen für 12 200 Guineen verkauft. Rembrandt's Porträt von Nikolaus Ruts, das mit der Sammlung des verstorbenen Königs Wilhelm II. von Holland für 283 Pfund Sterling fortgegangen war, brachte in der Auktion Hope letzten Juni 4 700 Guineen. Auch Ruysdael erfreut sich

ähnlicher Beliebtheit. Sein Gemälde „Blick auf das Ufer von Scheveningen", das 1772 bei der Zerstreuung der Choiseul-Galerie für 68 Pfund Sterling in den Besitz des Prinzen von Conti übergegangen und 1779 zusammen mit einem ebenso schönen Zwillingsbilde für 96 Pfund Sterling weiter verkauft war, brachte bei der Mildmay-Versteigerung zusammen mit diesem Zwillingsbilde 4 600 Guineen. Gerard Dou's berühmtes kleines Bild „Der Flötenbläser" erzielte bei der Auktion Hope 3 500 Guineen, während es ein halbes Jahrhundert früher einmal für 320 Pfund Sterling losgeschlagen war.

Aber auch die Bilder neuerer Maler unterliegen in England den erstaunlichsten Preisschwankungen.

John Constable's „White Horse" wurde im vorigen April für 2 600 Guineen verkauft; vierzig Jahre früher war es für 600 Guineen angekauft worden. David Cox, der seiner Zeit glücklich war, wenn er 50 Guineen für ein Bild bekam, ist nach seinem Tode so geschätzt, daß sein „Vale of Clwyd" bei dem Verkauf der Sammlung Murrieta, am 30. April 1892, 5 400 Guineen brachte. Aehnlich ist es C. Stanfield, Landseer und Turner ergangen.

Von den älteren englischen Malern sind es vor allen Sir Joshua Reynolds und sein großer Rivale George Romney, die sich heute besonderer Werthschätzung erfreuen. In dem ersten Vierteljahrhundert nach dem Tode dieser beiden Künstler wurden auf Auktionen für den besten Reynolds selten auch nur 100 Pfund Sterling und für einen Romney in der Regel weniger als 20 Pfund Sterling erlöst. Ein Porträt Romney's „Mrs. Tickell", das 1807 für nur 4 Guineen verkauft war, brachte letzten Mal 1 160 Guineen; und Sir Joshua Reynold's „Porträt der Lady Betty Delmé" wurde im letzten Juli gar für 11 000 Guineen (233 000 Mark) verkauft. An demselben Tage ging desselben Künstlers „Porträt der Miß Monckton" für 7 500 Guineen fort. Wenn man berücksichtigt, daß diese beiden Bilder direkt aus dem Besitz der Familien kamen, für die sie gemalt waren, und daß diese Familien seiner Zeit für jedes Bild weniger als 100 Pfund Sterling dem Künstler bezahlt hatten, so tritt in diesen Zahlen der Wechsel der Zeiten und der Liebhaberei der Kunstsammler drastisch genug zu Tage. Man begreift Angesichts solcher Schwankungen leicht, welchen spekulativen Reiz, neben allem Anderen, der Kunsthandel ausübt.

B.

---

**Dr. jur. Maximilian Parmod: Antisemitismus und Strafrechtspflege.** Berlin. 1894. Siegfr. Cronbach.

Bekanntlich sind die antisemitischen Hetzereien innerhalb des Deutschen Reiches durch die §§ 130, 166, 185, 360[11] des Strafgesetzbuches (betreffend Gefährdung des öffentlichen Friedens durch Anreizung verschiedener Klassen der Bevölkerung zu Gewaltthätigkeiten gegen einander, Beschimpfung der Einrichtungen und Gebräuche von Religionsgesellschaften, welche Korporationsrechte besitzen, Beleidigungen — insbesondere Kollektivbeleidigungen — und endlich groben Unfug) recht wenig genirt worden. Von einem Einschreiten der Staatsanwaltschaften auch in solchen Fällen, in welchen es eines Strafantrags des Verletzten nicht bedarf, hat man nur selten oder kaum gehört; vielmehr haben z. B. die Staatsanwaltschaft des Landgerichts Berlin und die Oberstaatsanwaltschaft beim Kammergericht daselbst auf den Antrag des Professors der evangelischen Theologie Dr. Strack zu Berlin*) gegen den als Beiblatt der „Staatsbürger Zeitung" erschienenen und in Hunderttausenden von Exemplaren sogenannten Talmudauszug einzuschreiten, ablehnende Bescheide ergehen lassen. Der Verfasser der oben bezeichneten Schrift weist nun an der Hand der Entscheidungsgründe, welche das Reichsgericht in anderen Strafsachen als maßgebend angenommen hat, in streng juristischer und zugleich mustergültiger Weise die Irrigkeit jener und einiger anderer ablehnender Bescheide und unterrichterlicher Urtheile nach:**) die Justiz war also jenem gefährlichen, die schlimmsten Leidenschaften erregenden Treiben gegenüber nach Lage der gegenwärtigen Gesetzgebung keineswegs zu einem so passiven Verhalten genöthigt. Die Schrift hat aber noch eine weitere Bedeutung; sie liefert einen neuen Beleg dafür, daß die Stellung der Staatsanwaltschaft in unserem Strafverfahren eine fehlerhafte ist, unserer Ansicht nach fehlerhafter, als selbst die Stellung der französischen Staatsanwaltschaft im französischen Strafverfahren. Der Verfasser bemerkt in der Einleitung, wenn das Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft konstant in einem bestimmten Sinne ausgeübt werde, so vermöge es einen Rechtszustand zu schaffen, der von der Ansicht der Gerichte unabhängig sei, während doch, wenn die Ansichten der Gerichte und der Staatsanwaltschaften auseinandergehen, wie auch ein hervorragender Kommentator der Strafprozeßordnung und zugleich in hoher Stellung befindlicher praktischer Jurist (Löwe) sich ausgesprochen hat, die Vermuthung für die Richtigkeit der Ansicht des Gerichts streiten muß. Freilich ist bei dieser Bemerkung zu berücksichtigen, daß sofern ein Verletzter im Sinne des § 170 der Strafprozeßordnung vorhanden ist und dieser sich veranlaßt findet, einen Strafverfolgungs-Antrag zu stellen, eine Entscheidung des zuständigen Oberlandesgerichts herbeigeführt werden kann, welche die Staatsanwaltschaft zur Verfolgung verpflichtet. Aber nicht selten kann man zweifeln, ob ein Verletzter in jenem Sinne vorhanden, und wer dieser ist, und auf alle Fälle ist der Weg, zu jener Entscheidung des Oberlandesgerichts zu gelangen, recht weitläufig und schwierig, so daß die Betheiligten leicht von der Beschreitung desselben abgeschreckt werden. Auch ist zu bedenken, daß in diesem präjudizirenden Vorverfahren die Ansicht des Oberlandesgerichts entscheidet, während das Reichsgericht vielleicht einer durchaus abweichenden Ansicht sein könnte.

v. B.

*) Man vergleiche Strack, Die Juden, dürfen sie „Verbrecher von Religions wegen" genannt werden. Aktenstücke . . . Berlin. 1893.

**) Die Verfolgung hetzerischer und verleumderischer Bilderbogen auf Grund der Strafbestimmung über den groben Unfug dürfte freilich nur in dem Falle richtig sein, daß jene Bilderbogen öffentlich ausgehängt oder ausgelegt und ohne Weiteres von Vorübergehenden wahrgenommen würden.

---

**Der gute Kamerad.** Volkskalender 1895. Siebenter Jahrgang. Verlag von A. W. Kafemann in Danzig.

Welche Fülle brauchbaren Lesestoffs — obendrein mit zahlreichen ansprechenden Illustrationen — dem Volke heutigen Tages für wenige Pfennige geboten werden kann, dafür bietet dieser Volkskalender einen Beleg. Er kostet nur 35 Pfennige (in Partieen noch billiger) und enthält Erzählungen, Gedichte, Räthsel, Tabellen, ein Kalendarium, Marktverzeichniß u. s. w. Und die gebotene litterarische ist Kost durch und durch gesund. Ein Volkskalender, dem wir den besten Erfolg wünschen!

Volkskalender sind im Laufe der Jahre in solcher Zahl und in so vielen Variationen — von allen möglichen Parteien — ins Leben gerufen, daß dieselben auch politisch von einigem Einfluß geworden sind. So wenig „Der gute Kamerad" nun auch einen engherzigen Partei- oder Fraktionsstandpunkt vertritt, so entschieden liberal ist er seiner Gesammttendenz nach. Auch aus diesem Grunde weisen wir empfehlend auf ihn hin.

B.

---

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37. Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

---

## Briefkasten der Redaktion.

**Abonnent in Hamburg.** Die Besprechung findet sich in Nr. 158 (vom 11. Juli 1894) des „Vorwärts".

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 48. Berlin, den 1. September 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Die „Kreuzzeitung“ hat einmal wieder, wer weiß zum wievielten Male, ausfindig gemacht, daß in unserem politischen Leben für alte Parteibildungen zwischen den Tivolikonservativen und den Sozialdemokraten kein Platz mehr sei. Diese Auffassung steht ganz auf der Höhe der Psychologie von Kolportageromanen, in denen nur die ganz Schlechten und die ganz Guten, die Engel und die Teufel, eine Rolle spielen. Die Engel in der Politik sind natürlich die preußischen Junker, die Teufel die Sozialdemokraten. Wer deshalb in den politischen Himmel kommen will, der muß nach der Meinung der „Kreuzzeitung“ sich den orthodox-agrarisch-zünftlerisch-antisemitischen Konservativen anschließen. Das Rezept steht in einem geradezu komischen Kontrast zu dem, was sich seit Jahrzehnten unter unseren Augen in der wirklichen Welt abspielt. Der Liberalismus, der nach den Verkündigungen der „Kreuzzeitung“ nicht bloß in allen seinen politischen Erscheinungsformen gegenwärtig todt ist, sondern auch eigentlich niemals eine Existenzberechtigung hatte, ist in unserem Jahrhundert so sehr die Basis für alle modernen Staatsgebilde geworden, daß selbst absolut regierte Staaten sich dem Einfluß dieses Liberalismus nicht entziehen können. Für Europa außerhalb Rußlands und der Türkei ist der Liberalismus aber schlechthin das politische Lebenselement, ohne das man sich dieses Europa politisch gar nicht mehr denken kann. Was wollen gegen einen solchen Kulturfaktor die zugleich abgestandenen und dürftigen Ideen sagen, mit denen die Tivolikonservativen unser Jahrhundert in die Schranken fordern. Thatsächlich liegt die Sache so, daß der Einfluß des Liberalismus längst über den Einfluß der politisch organisirten liberalen Parteien hinaus gewachsen ist und zwar so sehr, daß selbst die politischen Freunde der „Kreuzzeitung,“ wenn sie in die Regierung gelangen, ganz außer Stande sind, auch nur irgend etwas Wesentliches von dem Tivoliprogramm zu realisiren. Der „todte“ Liberalismus erweist sich immer noch mächtiger als der „lebendige“ Tivolikonservatismus. Das äußere Geschrei und die rührige Agitation thun es eben allein nicht: und deshalb werden weder die Bäume der preußischen Junker noch die der Sozialdemokraten in den Himmel wachsen.

Es scheint übrigens in der reklamesüchtigen Gegenwart überhaupt mit dazu zu gehören, das Manko an wirklich lebensfähigen politischen Ideen durch äußeres Brimborium und kräftiges Renommiren zu verdecken. Auch die Katholiken haben einmal wieder in Deutschland eine große „Heerschau“ abgehalten. Viele Tausende hatten sich in Köln versammelt, um die üblichen nichtssagenden Reden über die Trefflichkeit des Jesuitenordens, über die Nothwendigkeit der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes, und natürlich auch über die soziale Frage, anzuhören. Eine besondere Pointe kam dieses Mal dadurch in die Verhandlungen, daß man der gesinnungstüchtigen Opposition der ungarischen Klerikalen gegen die Weckerle'schen Kirchenvorlagen einen tiefgefühlten telegraphischen Dank votirte. Diese Einmischung in die Politik unserer Nachbarländer hat etwas rührend Naives. Man bleibt dabei doch ein guter Freund des Dreibundes, wenn man auch in öffentlichen Versammlungen seine Sympathie mit der Zerreißung Italiens und mit dem Sturz der ungarischen Regierung zu erkennen gibt. Die katholische Festversammlung darf sich das erlauben, denn man weiß sowohl in Ungarn wie in Italien, daß das recht harmlose Gefühlsergüsse sind, die Niemanden eine schlaflose Nacht bereiten.

Als Vorsitzender der Kölner Katholikenversammlung fungirte der bayerische Gymnasialdirektor Dr. Orterer, Mitglied der bayerischen Kammer und bis vor nicht langer Zeit auch Reichstagsabgeordneter. Als Windthorst starb, sah man Dr. Orterer öfter auf des Verstorbenen Platz, auf der front bench, sitzen. Aber „es ist nicht leicht, in Würde sich zu fassen auf einem Platz, den Windthorst leer gelassen“.

Das erfuhr auch Herr Orterer, der mit dem verstorbenen Windthorst eigentlich nur das unscheinbare Aeußere gemein hat. Denn jedesmal, wenn er einige seiner parlamentarischen Gemeinplätze vorbrachte, sagte sich alle Welt: „Das soll Windthorst's Nachfolger werden!" Jetzt heißt Herr Orterer wieder der kommende Mann. Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.

Inzwischen bereiten sich bei uns die Regierungen langsam auf die *parlamentarische Winterkampagne* vor, in der voraussichtlich wiederum gar viel von allerlei Steuerprojekten die Rede sein wird. Mit diesen möglichen Steuerprojekten steht auch die Frage der Konversion der vierprozentigen Reichsanleihen und vor allen der vierprozentigen preußischen Konsols in einer gewissen inneren Verbindung. Die dreiprozentigen preußischen und deutschen Staatspapiere haben seit einigen Monaten ihren Kurs so sehr verbessert (sie stehen zur Zeit bereits 94), daß die Frage der Konversion der vierprozentigen in dreiprozentige immer brennender wird. Bekanntlich hat erst ganz vor Kurzem Frankreich, woselbst der kleine Rentner politisch eine noch ganz andere Rolle spielt, als bei uns, eine Konversion mehrerer Milliarden in dreiprozentige Rente mit dem größten Erfolge durchgeführt. Auch im Deutschen Reich und in Preußen könnten, wie die Dinge augenblicklich liegen, durch eine Konversion, deren Erfolg bei einigem Geschick ebenfalls unzweifelhaft wäre, jährlich gegen dreißig Millionen Mark, vielleicht sogar noch mehr, an Zinsen erspart werden. Desungeachtet bemüht man sich hier und da immer noch, den Inhabern vierprozentiger Staatspapiere die beruhigende Versicherung zu geben, es werde einstweilen zu dieser Umwandlung nicht kommen; aber es liegt auf der Hand, daß, sobald die Frage ernstlich gestellt wird: neue Steuern oder Rentenkonversion? die Wahrscheinlichkeit, eine Konversion zu vermeiden, sehr gering ist. Gerade die Interessenten sollten diese Situation nüchtern und rechtzeitig ins Auge fassen. Jedenfalls erhalten diejenigen, welche sich gegen die weitere indirekte Besteuerung, besonders gegen die Erhöhung der Steuern auf Tabak und Bier stemmen, mit der Aussicht auf eine Rentenkonversion ein neues Argument für ihren Widerstand. — Auch die Einwendungen gegen eine Reichs-Erbschaftssteuer können heute durch den Hinweis auf England stark erschüttert werden, nachdem dort eine Reformmaßregel Gesetz geworden ist, die aus jener Einnahmequelle pro anno etwa 70 Millionen Mark mehr herausholt, obwohl bisher schon 200 Millionen Mark Steuern aus dieser Quelle flossen. Selbst Erbschaftssteuern zahlt man natürlich nicht zu seinem Vergnügen. Sollte aber jetzt oder später die Nothwendigkeit neuer Steuern im Reich nachgewiesen werden, so kann man an einer Erbschaftssteuer, die bisher ja in deutschen Einzelstaaten nur eine ganz unerhebliche Einnahmequelle bildet, gar nicht ohne erneute ernsthafte Prüfung vorübergehen.

Der *amerikanische Kongreß* und das *englische Parlament* haben sich beide vertagt. Die amerikanische Tarifbill ist *in der Form Gesetz* geworden, daß Präsident Cleveland darauf verzichtet hat, sein Veto einzulegen. Damit, daß er das Gesetz nicht ausdrücklich genehmigte, hat er zu erkennen gegeben, wie sehr das Gesetz hinter den gehegten Erwartungen der Tarifreformer zurückgeblieben ist, als deren Haupt sich Cleveland betrachtet.

Selbst die *Holländer*, diese erfahrenen und vorsichtigen Kolonialpolitiker, machen immer wieder die Erfahrung, daß *Kolonien* exotische Gewächse mit recht häßlichen Stacheln sind. Eine Expedition, die sie kürzlich nach Lombok, eine der kleinen Sundainseln, aussandten, um einen inländischen Fürsten zur Raison zu bringen, hat sich nach schweren Verlusten an Offizieren und Mannschaft zurückziehen müssen.

## Der Werth des Geldes.

Im Jahre 1547 stellte die Stadt Görlitz den späteren kurmärkischen Kanzler Lampert Distelmeyer als Stadtsyndikus mit einem jährlichen Gehalte von 60 Thalern an und er scheint davon gelebt zu haben. Durch einen gelehrten Mitarbeiter sind die Leser der „Nation" in voriger Woche belehrt worden, daß Kant, schon in vorgerückten Jahren stehend, seine Professur mit 166 Thalern angetreten hat, und auch ihm werden andere Erwerbsquellen nur im bescheidensten Maße zu Gebote gestanden haben. Ich greife diese beiden Thatsachen aus vielen Tausenden heraus, welche alle beweisen, daß man mit wenigem Gelde vor Jahrhunderten so viel ausrichten konnte, wie heute mit vielem. Diese Erscheinung bezeichnet man gewöhnlich mit dem Ausdruck, der Werth des Geldes sei damals ein viel höherer gewesen als heute, oder was dasselbe sagen will, der Werth des Geldes sei gesunken.

Für den Volkswirth ist dieser Ausdruck sehr bedenklich: wenn er ihn nicht ganz ablehnen will, so muß er ihn wenigstens erläutern und auf seine richtigen Grenzen zurückführen. Die Preise der Waaren steigen und sinken, je nachdem man mehr oder weniger Geld aufwenden muß, um ein gewisses Quantum der Waare zu erhalten. Das Geld aber ist der feststehende Maßstab, an welchem die veränderlichen Preise gemessen werden. Alle unsere Preisschätzungen gehen von der Voraussetzung aus, daß der Werth des Geldes sich gar nicht oder doch nur in verschwindendem Maße ändert.

Absolut unveränderlich ist freilich auch der Werth des Geldes und des Stoffes, aus dem es bereitet wird, des Goldes nicht. Seitdem Kopernikus die Erde, die bis dahin auf dem Rücken einer Schildkröte ruhte, in Bewegung gesetzt hat, seitdem Harvey das Blut in unseren Adern in Bewegung gesetzt und Todesstrafe auf die Stockung desselben gesetzt hat, seitdem wir wissen, daß auch bei absoluter Windstille jede einzelne Molekule der Luft in wirbelnder Bewegung ist, glauben wir nicht mehr daran, daß es in der Welt irgend etwas Unveränderliches und Unbewegliches gibt und die Begriffe des Seins und der Bewegung sind für uns zusammengefallen.

Aber der Werth des Geldes ist der am wenigsten bewegliche Werth, den wir kennen, und darum haben wir das Geld zum Maßstab aller Preise gemacht, und wir haben das Gold zum Geldstoff ausersehen, weil unter allen Stoffen, die wir kennen, dieser die geringste Neigung zeigt, seinen Werth zu verändern. Wenn der Werth des Geldes in so ungeheurer Weise gesunken wäre, wie die am Eingange verzeichneten Beispiele schließen lassen, so müßten die Preise aller Waaren in demselben Maße gestiegen sein und das ist bekanntlich nicht der Fall.

Vergleichen wir den Haushalt, den wir selbst führen, mit dem, den unsere Eltern und Großeltern geführt haben, so finden wir, daß das wichtigste Nahrungsmittel seinen Durchschnittspreis nicht geändert hat. Getreide unterliegt kolossalen Preisschwankungen von Jahr zu Jahr und kleinen Preisschwankungen von Tag zu Tag, aber der Durchschnittspreis für einen etwa zehnjährigen Zeitraum zeigt eine überraschende Beständigkeit.

Gestiegen ist unter den wichtigsten Haushaltungsposten und zwar in unheimlichem Maße die Wohnungsmiethe in städtischen Häusern. Gestiegen ist der Gesindelohn; das kann nicht zur Erklärung des Sinkens des Geldwerthes dienen, denn es ist eine Folge desselben. Gestiegen ist der Preis gewisser Nebenprodukte der Landwirthschaft, wie Milch, Obst, Gemüse, Geflügel; gestiegen sind gewisse Delikatessen, wie Sardellen, Austern, Kiebitzeier.

Gefallen sind die beiden wichtigsten Rohstoffe, aus denen wir unsere Gebrauchsartikel herstellen, nämlich Eisen und Baumwolle, und zwar in beträchtlichem Maße; ge-

fallen sind die Artikel, die man aus diesen und ähnlichen Rohstoffen herstellt, weil man zur Herstellung nicht mehr die theuere Menschenarbeit, sondern die billige Maschinenkraft verwendet. Gefallen sind die Gegenstände, die wir zur Heizung und Erleuchtung verwenden; gefallen sind die Artikel, die wir wie Kaffee und Gewürze aus weiter Ferne beziehen.

Es ist heute nicht möglich, daß Jemand genau eben solches Leben führt, wie es unsere Voreltern geführt haben, daß er zu der ärmlichen Weise derselben zurückkehrt. Die Befriedigung vieler Bedürfnisse, die diese nicht kannten, drängt sich ihm wieder seinen Willen auf. Wer in einer Stadt lebt, hat Theil an Straßenbeleuchtung, Pflasterung und allen Vorkehrungen für die Salubrität der Städte. Er kann darauf nicht verzichten, und weil er Theil an den Vortheilen hat, muß er auch Theil haben an der Bezahlung. Aber ich stehe nicht an zu behaupten, daß wenn Jemand sich zu dem ärmlichen Leben entschließen wollte, das unsere Vorfahren geführt haben, weil sie mußten, er es für eben so wenig Geld führen könnte.

Freilich nicht lange, denn nach vierundzwanzig Stunden würde er krank und nach acht Tagen todt sein. Wir haben uns an viele Bedürfnisse gewöhnt, auf die wir nicht mehr verzichten können, wenn wir unsere Existenz nicht vernichten wollen. Der Standard des Lebens ist gestiegen für jede Berufsklasse; die Zahl der Dinge, die wir zum Leben für unentbehrlich halten, hat sich vermehrt, und zur Befriedigung dieser vermehrten Bedürfnisse reicht das Geld, über welches unsere Vorfahren verfügten, nicht aus. Der Werth des Geldes ist gesunken gegenüber dem gestiegenen Lebensstandard, aber nicht gegenüber den Preisen der Waaren.

Es werden unendlich mehr Nützlichkeiten produzirt als in früheren Zeiten. Der Boden gibt reichlichere Ernten her; neben den Menschenhänden, die früher alle Arbeit zu schaffen hatten, wirken mechanische Kräfte, so daß die Menge der für die Wirthschaft thätigen Kraft verdreifacht erscheint; Gegenstände, welche die Natur an seinem Ort über das dortige Bedürfniß hinaus erschaffen hatte, werden durch die modernen Verkehrsmittel in solchen Gegenden, wo die Natur sie nicht hervorbringt, billig angeboten.

Alle diese Gegenstände wollen an den Mann gebracht werden; die Produktion wäre ein zweckloses Unternehmen, wenn ihr nicht die Konsumtion gegenüberträte. Sie werden wohlfeiler angeboten als früher. Und sie werden vor ein zahlungsfähigeres Publikum gebracht. Die menschliche Arbeit liefert höhere Erträge als früher und sie wird deswegen höher gelohnt. Das gesammte Leben, auch der Aermsten, hat einen veränderten Anstrich bekommen. Die Nahrung ist mannigfaltiger geworden; die Kleidung, namentlich die Unterkleidung, ist reichlicher und darum reinlicher und gesunder. Die Wohnungen sind geräumiger, dem Licht und der Luft zugänglicher. In Krankheitsfällen tritt für den Aermsten eine Fürsorge ein, deren früher häufig ein Vornehmer entbehren mußte. Tägliche geistige Anregung durch Lektüre ist ein allgemeines Bedürfniß geworden.

Um diese vervielfältigten Bedürfnisse bestreiten zu können, bedarf es in der That vermehrter Geldsummen. Der erhöhten Befriedigung werden sich die Meisten nicht bewußt, weil nur wenige ein klares Bild davon haben, was für ihre Voreltern ausreichte. Mit dem Vorrücken der Befriedigungsmittel schreitet auch die Empfindung vor, daß diese Befriedigungsmittel schlechthin unentbehrlich geworden sind. Der Standard des Lebens hat sich gehoben und der Satz, daß der Werth des Geldes gesunken sei, ist nur dann richtig, wenn man diesen Werth mißt an dem Standard früherer Zeiten und an demjenigen der jetzigen.

Alexander Meyer.

## Die allgemeine Volksschule.

Immer, wenn ein Staat gezwungen war, zu seiner Erhaltung und Weiterentwicklung energische Maßnahmen zu treffen, hat man eine Besserung vor allem von der Erziehung und Bildung des *ganzen* Volkes erwartet. Aus dem Elend des dreißigjährigen Krieges ist der erste Plan zu einer einheitlichen Volkserziehung geboren worden. Der größte Herrscher des vorigen Jahrhunderts erließ mehrere Monate nach einem Kriege, in welchem er halb Europa besiegt hatte, ein Schulreglement. Der Freiherr von Stein erwartete bei seinen Reformen am meisten von der Bildung der Jugend des ganzen Volkes. Der österreichische Kaiserstaat erhielt nach der Niederlage von 1866 ein Reichsschulgesetz, das selbst nach den Verunstaltungen der späteren Zeit noch ein unerreichbares Ideal für den deutschen Norden bleibt, und Frankreich hat nach 1871 eine Nationalschule errichtet, die zwar nicht fehlerfrei ist, aber als eine Leistung ersten Ranges bezeichnet werden muß. In Deutschland sind die letzten bemerkenswerthen Anläufe zur Verbesserung der Volksbildung in den siebziger Jahren gemacht worden.

Hingegen erkennt man den rückläufigen Charakter einer Zeit an keiner Erscheinung so leicht und sicher, als an der Neigung, von der Bildung des ganzen Volkes abzusehen und die niemals gänzlich verachtete Geisteskultur für einen kleineren Kreis zu reserviren. Als man um die Mitte der vierziger Jahre in Preußen mit den liberalen Traditionen aus dem Anfange unseres Jahrhunderts brach und die Bildung der breiteren Volksschichten nicht mehr nach den Grundsätzen Pestalozzischer Humanitätspädagogik, sondern nach den Rezepten einseitiger Kirchenmänner reguliren wollte, ergab sich die Nothwendigkeit, für die Kinder eines Theils des Volkes Anstalten beizubehalten, auf welche diese Pseudopädagogik nicht Anwendung fand. Denn so sehnlich auch die Reaktionäre jener Tage einen Zuschnitt der Elementarbildung nach kirchlichem Modell für andere wünschten, ihren eigenen Nachwuchs mochten sie solchen Schulen denn doch nicht anvertrauen. Auch war ohne weiteres vorauszusehen, daß die einflußreicheren Volkskreise eine Verkümmerung der Schulen für ihre eigenen Kinder nicht dulden, demselben Vorgehen gegen die Lehranstalten für die ärmere Jugend aber vielleicht wenig Widerspruch entgegensetzen würden. Am klarsten hat der Kultusminister *von Bethmann-Hollweg* sich in dieser Beziehung ausgesprochen. Der § 137 seines Unterrichtsgesetzentwurfes lautet: „Mit höheren Schulen können auch vorbereitende Elementarklassen verbunden werden, welche als integrirende Theile der Anstalt unter derselben Aufsicht und Leitung wie diese stehen und *hinsichtlich der Einrichtung und Unterhaltung den Bestimmungen über die öffentliche Volksschule nicht unterworfen sind*". Also Schulen, auf welche seine volksfreundlichen Bestimmungen über den Volksschulunterricht nicht Anwendung fanden. Sein Nachfolger, Herr von Mühler, hielt diese Schulen nicht nur für zulässig, sondern bereits für erwünscht. Das war ein weiter Schritt auf dem Wege, den der erste preußische Schulgesetzentwurf des Staatsraths Süvern vom Jahre 1819 bezeichnet hatte. In demselben wird die Schule in drei Stufen gegliedert: *allgemeine Elementarschule, allgemeine Stadtschule und Gymnasium*, und diese Stufen sollen als „*eine einzige große Anstalt* für die Nationalbildung betrachtet werden". Die damalige preußische Unterrichtsverwaltung kennt keine Sonderanstalten nach Klassen und Kasten, sondern nur eine Gliederung des Unterrichtswesens nach Bildungszielen und Bildungsstufen. Diese Unterrichtspolitik ist das Erbe der großen Zeit, als es sich darum handelte, alle Kräfte der Nation zusammen zu fassen, jener Zeit, von der *Freiherr von Stein* schreibt: „Es kam darauf an, die Disharmonie, die im Volke stattfindet, aufzuheben, den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich machte, zu vernichten, gesetzlich die Möglichkeit aufzustellen, daß Jeder im Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung

entwickeln könne, und auf solche Weise das Volk zu nöthigen, König und Vaterland dergestalt zu lieben, daß es Gut und Leben ihnen gern zum Opfer bringe."

Männer wie Diesterweg und Harkort haben später ihre beste Kraft darangesetzt, um den Zerfall des preußischen Volksbildungswesens nach sozialen Schichten zu verhindern. Eine altehrwürdige Berliner Bildungsanstalt, das Gymnasium zum grauen Kloster, sollte z. B. damals auch mit einer Vorschule ausgestattet werden. Die Stadtverordnetenversammlung, deren Mitglied Diesterweg war, lehnte aber einen dahingehenden Antrag ab, weil sie die Bedenken gegen die Vorschulen theilte. Die Anstalt hat heute noch keine Vorschule und der bisherige Leiter derselben, Schulrath Hofmann, darf mit zu den entschiedensten Gegnern abgesonderter Elementarschulen gezählt werden. Wenn man trotzdem den ministeriellen Wünschen in den liberalen Gemeinden später vielfach gefolgt ist, ohne sich im Uebrigen die Unterrichtspolitik der Herren Bethmann-Hollweg und Mühler anzueignen, so geschah dies wesentlich aus gesellschaftlichen Vorurtheilen, und weil man die reaktionären Ziele dieser Maßregel nicht immer genügend im Auge behielt.

Der gleiche und gemeinsame Elementarunterricht für alle Kinder, welche öffentliche Schulen besuchen, ist heute eine der Hauptforderungen der fortgeschrittenen Pädagogik und der liberalen Schulpolitik. Was der Liberalismus unter der allgemeinen Volksschule versteht, ist in den Kommissionsberathungen über den Zedlitz'schen Schulgesetzentwurf festgelegt worden. Der Abgeordnete Rickert stellte sogleich bei Beginn der Verhandlungen den Antrag, an die Spitze des Gesetzes den Paragraphen zu stellen: „Die Volksschule bildet die gemeinsame Grundlage aller öffentlichen Unterrichtsanstalten. Neben der Volksschule dürfen auf Kosten des Staates oder der Gemeinde Klassen für den Elementarunterricht weder selbständig errichtet, noch mit anderen Lehranstalten verbunden werden." Auch bei anderen Gelegenheiten hat Herr Rickert sich derselben Forderung öffentlich angenommen, so in den Verhandlungen über den preußischen Kultusetat im Jahre 1892, bei welcher Gelegenheit auch der gegenwärtige Kultusminister sich als einen früheren Volksschüler vorstellte und dem liberalen Politiker unumwunden zustimmte. Der konservative Kultusminister war damit liberaler als der Führer der Nationalliberalen, Herr v. Eynern, der für die Vorschulen eintrat. Rickert's Verdienst ist es auch, daß die Frage außerhalb der politischen Zirkel auf einem neutralen Boden, auf der Generalversammlung der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung im Herbst vorigen Jahres, erörtert wurde, und daß hier eine einstimmige Erklärung zu Gunsten des gemeinsamen Unterrichts erfolgte.

Die rechts stehenden Parteien wollen von einer allgemeinen Volksschule ebenso wenig wissen wie von einem allgemeinen Wahlrecht. Ihnen ist beides eine demokratische Einrichtung und darum ohne weiteres zu verwerfen. Die sozialdemokratische Linke dagegen erwartet auch auf dem Schulgebiete alles vom Zwang. Ihr genügt es nicht, daß die Volksschule die gemeinsame Grundlage aller öffentlichen Bildungsanstalten werden soll, und daß Staat und Gemeinde keine Sonderanstalten für den Elementarunterricht errichten sollen. Sie meint, dann würden die begüterten Klassen Privatschulen gründen oder ihre Kinder im Hause unterrichten lassen. Die Sozialdemokratie will darum für die Volksschulen den Besuchszwang einführen und erhebt in dem 1891 aufgestellten Programm die Forderung: „Obligatorischer Besuch der öffentlichen Volksschule." Die allgemeine Volksschule, wie wir sie wollen, hat mit dieser Zwangsschule nichts zu thun. Es soll Jedermann die Freiheit gelassen werden, sein Kind erziehen zu lassen, wie und wo er will; bekämpft wird von uns nur die Einrichtung, daß Staat und Kommunen Elementarschulen erster und zweiter Güte einrichten. Ist der Elementarunterricht an einem Orte so schlecht, daß er für die Kinder begüterter Familien nicht ausreicht, so taugt er auch für die der ärmeren nicht, denn die Geistesgaben sind nicht nach dem Geldbeutel verschieden, und die Bildungsbedürfnisse in der ersten Jugend für alle Kinder dieselben. Also bessere man die Schulen überhaupt, anstatt für eine kleine Zahl von Kindern gute Unterrichtsgelegenheit zu schaffen. In der Regel aber sind die Volksschulen gar nicht so schlecht, und nur das Vorurtheil spricht gegen sie. Wo nur eine Schule besteht, wie in München, Augsburg, den meisten übrigen bayerischen Städten, in Oesterreich, der Schweiz, in Nordamerika, schickt Reich und Arm die Kinder hinein, und Jedermann ist damit zufrieden. In dem Augenblicke aber, wo eine öffentliche Schule, die höhere Opfer fordert, begründet wird, hält sich ein großer Theil des Publikums aus Standesrücksichten für verpflichtet, sie zu benutzen. Es ist — Abgeordneter Dr. Barth, der die allgemeine Volksschule in Nordamerika als ein ungemein wichtiges Kulturelement schätzen gelernt hat, führte in der diesjährigen Versammlung des Wahlvereins der Liberalen in Breslau das Beispiel mit augenscheinlichem Erfolge an — wie auf der Pferdebahn und der Eisenbahn. In der ersteren gibt es nur eine Klasse, und Niemand fühlt sich irgend wie genirt, hier mit einem weniger begüterten Menschen zusammen zu sitzen; aber nur wenige Leute haben den moralischen Muth, auf der Eisenbahn eine Wagenklasse zu benutzen, die ihrem gesellschaftlichen Range, wie man meint, nicht entspricht. In München schicken die Staatsminister ihre Kinder in die Volksschule, denn es gibt keine andere öffentliche Schule für den Elementarunterricht; in unseren norddeutschen Städten dagegen, wo meist ein mehrfach abgestuftes Elementarschulwesen besteht, ist manchen Familien selbst die Benutzung der Mittelschulen nicht mehr gestattet. Man errichtet neben den öffentlichen Schulen noch feine und feinste Privatschulen, während das Privatschulwesen da, wo nur eine Art von öffentlichen Elementarschulen besteht, stark zurücktritt. So können Staat und Gemeinde sozial erziehlich wirken.

Die sozialen Vortheile der allgemeinen Volksschule dürfen zweifellos in den Vordergrund gestellt werden. Der gemeinsame Unterricht führt die Jugend aller Volksschichten näher zusammen und übermittelt im zartesten Alter die werthvolle Erkenntniß, daß geistige und sittliche Vorzüge nicht an eine bestimmte Stufe des gesellschaftlichen Lebens geknüpft sind. Er gibt Gelegenheit zu einer Ueberbrückung der sozialen Abgründe, die im Laufe der Zeit immer tiefer geworden sind. Daß übrigens nicht nur zwischen dem jungen Geschlecht, das gemeinsam lernt und arbeitet, eine Verbindung hergestellt wird, die fürs ganze Leben nicht völlig aufhört, sondern daß auch die Eltern dadurch sich näher treten, liegt auf der Hand. Die norddeutschen Schulverhältnisse haben zweifellos das ihrige gethan, den Kastengeist und die soziale Erbitterung hier wesentlich höher zu steigern, als in Süddeutschland; und im Königreich Sachsen würde eine Aenderung des Schulgesetzes im Sinne der allgemeinen Volksschule in sozialpolitischer Hinsicht wahrscheinlich wirksamer sein als scharfe Polizeimaßregeln. Die Gleichheit vor dem Gesetz, das in der Schule herrscht, bereitet das Verständniß für die Gleichheit der Pflichten und Rechte im späteren Leben vor, und die Erinnerung, daß oft genug der ärmste Bursche der vorzüglichste Schüler ist, dämpft in späteren Jahren ein übertriebenes Klassenbewußtsein herab, eröffnet das Verständniß für manche Forderung der Minderbegüterten und erzeugt die Bereitwilligkeit, billigen Ansprüchen entgegen zu kommen.

Alle für abgesonderte Elementarklassen angeführten Gründe schrumpfen bei Licht besehen in ein Nichts zusammen. Die Kinder sind in guten Volksschulen — und wo die Volksschule die Schule für alle ist, sorgt man für gute Volksschulen — in jeder Hinsicht ebenso gut aufgehoben wie in einer Vorschule. Schlechte Rangen gibt es hier wie dort, und gänzlich verkommene Individuen sollte man doch nicht deswegen in einer Schule belassen, weil die anspruchsvolleren Familien eigene Schulen haben, sondern man sollte sie in besondere Anstalten unterbringen. Die Befürchtung, daß gut erzogene Kinder in den Volksschulen verdorben werden könnten, ist in den meisten Fällen gänzlich unbegründet. Schlechte Kameraden aus sogenannten besseren Familien üben viel leichter einen demoralisirenden Einfluß

aus als ärmere. Wenn das Schlechte von unten kommt, ist es meist recht ungefährlich. Auch das Kind schaut bereits nach oben und richtet sein Thun und Lassen nach dem Muster der über ihm Stehenden ein. Ein unverdächtiger Zeuge für die Richtigkeit dieser Behauptung dürfte der frühere Finanzminister Hobrecht sein, der seiner Zeit, als es sich um die Aufhebung des Schulgeldes in den Volksschulen handelte, im preußischen Abgeordnetenhause, anscheinend unter Bezugnahme auf Berlin, sagte: „Wir haben die Erfahrung gemacht, daß Eltern aus den sogenannten besseren Kreisen ihre Kinder in die allgemeinen Volksschulen schicken und sich nicht abhalten lassen dadurch, daß neben ihren Kindern die Kinder des Proletariats sitzen, und die Besorgniß, daß die gesellschaftliche Verbindung mit Kindern aus den ärmsten Klassen, die vielfach zu Hause verwahrlost sind, nachtheilig wirken werde, hat sich in kurzer Zeit als ganz verkehrt und verfehlt erwiesen. Im Gegentheil, es hat sich gezeigt, daß der sittigende, günstige Einfluß, den die besser erzogenen Kinder auf diese ärmeren ausgeübt haben, ein so ungeheuer überwiegender ist, daß jede entgegengesetzte Wirkung dagegen verschwindet."

Jeder Mensch, insbesondere das Kind, läßt sich instinktiv von einem ihm in irgend welcher Hinsicht Ueberlegenen nicht nur augenblicklich lenken, sondern auch dauernd beeinflussen. Darauf beruht der unheilvolle Einfluß schlechter Menschen in höherer sozialer Stellung oder von glänzenden Eigenschaften des Geistes und des Körpers. Der arme, unansehnliche, in niederer Stellung befindliche Mensch ist nicht im Stande, seine Laster auf Höherstehende zu übertragen. Eher bewirken sie das Gegentheil, sie stoßen ab. Und eben so bleiben seine Tugenden in der Regel ohne Einfluß auf Gesinnung und Gesittung seiner Umgebung, während die Tugenden, die auf den Höhen des Menschenthums sich entfalten, instinktiv Mode werden. Der Mensch ist ein nachahmendes Geschöpf, vielleicht besser, ein nachstrebendes Wesen. Für diese Thatsache gibt es in der Kulturgeschichte unzählige Belege. Ja, die ganze Sittengeschichte ist eigentlich ein einziger Beleg dafür, mag man nun die äußere Lebenshaltung (Kleidung, Wohnung, Sprechweise 2c.) oder die moralische Lebensauffassung und Lebensführung in Betracht ziehen. Ein einziger tüchtiger und braver Junge kann unter guter Leitung seine ganze Klasse mit sich fortziehen. Das zurückgebliebene Kind strebt dem vorgeschrittenen nach, in Sprache, Benehmen und Fleiß und ersteigt auf diese Art höhere Stufen der Bildung, als es unter anderen Umständen erreichen könnte.

Die allgemeine Volksschule ist aber auch in anderer Beziehung ein Segen. Wenn man einen sechsjährigen Knaben in eine Vorschule gibt, so ist man über seine Begabung völlig im Unklaren. Ein Zurück in die Volks- und Mittelschule im Falle geringer Leistungen ist aber immer mit einer starken Verletzung des Selbstgefühls im Kinde verbunden und wird deswegen nur im äußersten Nothfalle von den Eltern gebilligt. So kommt es, daß Tausende von Kindern in die Gymnasien eintreten, die ihrem ganzen Naturell nach nicht dahin gehören, an anderer Stelle sich aber wahrscheinlich vorzüglich entwickelt hätten. Ist der Elementarunterricht für alle Kinder gemeinsam, so wird die Entscheidung über den Bildungslauf in ein späteres Alter verschoben. Freilich ist auch bei dem neun- und zehnjährigen Kinde der Erfolg des Schulunterrichts noch wenig sicher zu erkennen, wünschenswerth ist darum ein späterer Eintritt in die höheren Schulen, frühstens nach dem fünften Schuljahre, wie bisher in Bayern und Oesterreich, besser aber nach dem sechsten, wie in einigen Städten der Schweiz. In diesem Falle werden auch die sozialen Wirkungen der allgemeinen Volksschule verstärkt.

Wenn neuerdings auch in liberalen Kreisen Stimmen gegen die allgemeine Volksschule laut geworden sind, so hat man dabei immer in erster Linie an die sozialistische Zwangsschule gedacht, wie die Erörterungen über den Programmentwurf der freisinnigen Volkspartei gezeigt haben. Allerdings sollten führende Politiker sich solche Verwechselungen nicht zu schulden kommen lassen. Daß von einzelnen Seiten auch den Vorschulen ein Loblied gesungen wurde, darf man wohl daraus erklären, daß das gesellschaftliche Vorurtheil stärker zu Worte gekommen ist, als die schulpolitische Einsicht. Für uns gibt es einen Zweifel in dieser Frage nicht mehr. Die allgemeine Volksschule ist uns eine Konsequenz des modernen Staatsgedankens, welcher das gleiche Recht für alle stipulirt, und sie ist für uns die stärkste Garantie, welche wir für eine allgemeine Hebung und Förderung der Volksbildung erhalten können, und ein Mittel, alle Glieder der Nation in gemeinsamen Ideen und zu gleich gerichtetem Wollen zu erziehen. Darum wird und muß sie die Schule der Zukunft sein.

J. Tews.

## Neue Staatshilfe für das Brennereigewerbe.

Nach der amtlichen Statistik betrug die Ausfuhr von Branntwein, aus dem Gebiet der Steuergemeinschaft in den fünf Betriebsjahren 1882/87 und aus dem Reichssteuergebiet in den fünf Betriebsjahren 1887/92,

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1882/83 | 820 000 hl | 1887/88 | 426 000 hl |
| 1883/84 | 789 000 „ | 1888/89 | 180 000 „ |
| 1884/85 | 766 000 „ | 1889/90 | 381 000 „ |
| 1885/86 | 975 000 „ | 1890/91 | 194 000 „ |
| 1886/87 | 777 000 „ | 1891/92 | 127 000 „ |
| im Durchschnitt | 825 000 hl | | 261 000 hl. |

Sie ist also, abgesehen von der in den Zahlen für 1882/87 nicht inbegriffenen Ausfuhr aus Bayern, Württemberg und Baden, im Durchschnitt um 554 000 und von dem Maximum im Jahre 1885/86 auf das Minimum im Jahre 1891/92 um 848 000 Hektoliter zurückgegangen, und zwar obwohl der Preis von Exportspiritus in der zweiten Periode um etwa 15 pCt. durchschnittlich niedriger war als der Spirituspreis in der ersten Periode. (An der Berliner Börse war der durchschnittliche Spirituspreis 1882/87 45,68 M., der durchschnittliche Preis von nichtkontingentirtem Spiritus 1887/92 39,04 M.) In den beiden letzten Kalenderjahren betrug die Ausfuhr von Branntwein aller Art aus dem Zollgebiet 1892 168 650, 1893 160 580 metrische Centner, in der ersten Hälfte 1894 119 180 Metercentner. Der Beginn des Rückganges der Ausfuhr fiel zufällig mit der Aenderung des Branntweinsteuergesetzes zusammen; diese hätte aber, da sie den inländischen Verbrauch beschränkte, die Ausfuhr nur fördern, nicht vermindern können.

Vor wie nach 1887 wurde die Ausfuhr überdies dadurch begünstigt, daß die Ausfuhrbonifikation die für den ausgeführten Branntwein wirklich gezahlte Produktionssteuer im Mittel nicht unerheblich überstieg. Erstere beträgt bekanntlich 16,01 M. pro Hektoliter; eine gut eingerichtete und reell verwaltete Kartoffelbrennerei in Pommern, deren Abschluß für 1884/85 dem Einsender zufällig zur Hand ist, zahlte im gedachten Betriebsjahre 13,43 M. Maischraumsteuer. Die so gebildete Ausfuhrprämie, welche damals etwa $2^1/_2$ M. betrug und heute wahrscheinlich höher zu veranschlagen ist, kommt jetzt nur denjenigen Brennereien nicht zu statten, welche statt der Produktionssteuer einen Zuschlag zur Verbrauchsabgabe entrichten.

Im Inlande wird dieselbe Steuerbonifikation für zu gewerblichen und seit 1887 auch für zu Haushaltszwecken verwendeten Branntwein gewährt. Unter diesem Titel ist sie gezahlt worden:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1882/83 | für | 129 982 | hl |
| 1884/85 | „ | 144 078 | „ |
| 1885/86 | „ | 163 224 | „ |
| 1890/91 | „ | 519 104 | „ |
| 1891/92 | „ | 551 300 | „ |

Nach einem vor Kurzem in der Hamburger Börsenhalle aufgetauchten Vorschlage, der mehr als ein bloßer jour-

nalistischer Fühler zu sein scheint, soll nun dem Brennereigewerbe von Neuem „aufgeholfen" werden, indem die Steuerbonifikation dem zu gewerblichen und Hauswirthschaftszwecken verwendeten Branntwein entzogen und für den zur Ausfuhr gelangenden entsprechend erhöht wird. Letzteres unter dem Titel einer Schwundvergütung. Schon die in der Ausfuhrbonifikation jetzt enthaltene Prämie geht weit über das hinaus, was als Schwundvergütung billigerweise zu beanspruchen wäre; irgendwelche Erhöhung der Prämie so nennen, hieße der Sprache in einem Maße Gewalt anthun, welches selbst nach Allem, woran gerichtliche und fiskalische Jurisprudenz uns gewöhnt hat, etwas selten Erhörtes wäre.

Wenn man den im Jahre 1891/92 im Inlande für Steuerbonifikationen gezahlten Betrag als maßgebend ansieht, würde bei Einziehung desselben die Reichskasse 9 Millionen Mark zur Erhöhung der Ausfuhrprämie zu verwenden haben. Bis auf Weiteres wird uns verschwiegen, auf welche Steigerung der Ausfuhr in Folge der Maßregel zu rechnen ist und durch welche Zahl von Hektolitern jene 9 Millionen Mark mithin zu dividiren sind. Bei einer Durchschnittsausfuhr wie in den Jahren 1882/87 würden ungefähr 27 Mark als Exportbonifikation, also 13,50 Mark als Prämie gezahlt werden können, so daß die Schwundvergütung etwa den vollen jetzigen Herstellungspreis steuerfreien Branntweins decken würde. Es fragt sich nun, wohin sich der Absatz von deutschem Sprit, selbst wenn man diesen verschenken wollte, wesentlich erweitern ließe. Die Einfuhrzölle von 173 Mark in den Vereinigten Staaten, 128 Mark in Spanien und 56 Mark in Frankreich würden die Ausfuhr nach diesen Ländern bei einer Bonifikation von 27 Mark ebenso wie bei einer solchen von 16 Mark unmöglich machen. In England, wo für Branntwein und Bier, und zwar nur für diese beiden Artikel, verschleierte Schutzzölle bestehen, beträgt der den Zollschutz für Branntwein bildende Ueberschuß des Eingangszolls über die Inlandaccise 11 Mark; bei einer Exportprämie von 13,50 Mark könnte mithin dort, wie in den britischen Kolonien, deutscher Sprit mit englischem ernsthaft in Konkurrenz treten. Geschähe dies aber, so bedürfte die politische Macht, welche die englischen Brenner besitzen, voraussichtlich keiner übermäßigen Anspannung, um die Nothwendigkeit der Erhöhung des Einfuhrzolls dem Schatzkanzler und dem Parlament — unter irgend einem Vorwande — begreiflich zu machen.

In den Gebieten, welche auch dann dem deutschen Branntweinexport noch offen ständen, würde allerdings Deutschland mit einer riesigen Exportprämie seine Konkurrenten so lange aus dem Felde schlagen, bis es einem von ihnen einfiele, eine gleich hohe Prämie seiner eigenen Ausfuhr zu bewilligen. Als wichtigster oder vielmehr allein wichtiger Konkurrent Deutschlands kommt Rußland in Betracht, und die Aufnahmefähigkeit derjenigen Märkte, welche für den Gesammtexport der europäischen Produktionsländer überhaupt noch frei bleiben, läßt sich im Wesentlichen ermessen, wenn die Ausfuhr aus Deutschland mit der russischen zusammengerechnet wird. Erstere betrug 1891/92 127 000, letztere 1893 255 000 Hektoliter; auch wenn Deutschland auf die Dauer das Feld allein behauptete und durch seinen billigen Preis die Aufnahmefähigkeit des Auslandes um die Hälfte steigerte, dürfte es auf einen höheren Absatz als 600 000 Hektoliter nicht rechnen, der dann allerdings, wenn die 9 Millionen Mark voll als Schwundvergütung verausgabt werden sollen, eine Steigerung der Bonifikation auf 31 Mark und der Prämie auf 17,50 Mark bedingen würde.

Auf der andern Seite würde der deutsche Verbrauch von Branntwein zu anderen als Trinkzwecken, sobald ihm die Entziehung der Bonifikation und die durch die hohe Ausfuhrprämie bedingte Steigerung des inländischen Preises das Material auf weit mehr als das Doppelte des jetzigen Werthes vertheuerte, sich nothwendigerweise ganz außerordentlich einschränken. Für die Brenner ist aber eben jene Steigerung des inländischen Preises, die natürlich auch den Trinkverbrauch träfe, das Wesentlichste an dem sublimen Vorschlage des Korrespondenten der „Börsenhalle".

Einer Interpretationsgabe, die sich so trefflich mit dem Begriff der Schwundvergütung abzufinden gewußt hat, ist es ein Leichtes gewesen zu beweisen, daß der Bundesrath, weil das Gesetz ihn ermächtigt, für den zu gewerblichen und Haushaltungszwecken dienenden Branntwein die Steuerbonifikation zu gewähren, auch ermächtigt ist, von dieser Ermächtigung keinen Gebrauch zu machen. Einen so frischen und munteren Ausleger ficht es nicht an, daß der Bundesrath sich jene Ermächtigung gerade zu dem Zwecke hat ertheilen lassen, von ihr in allen Fällen Gebrauch zu machen, in denen ihm die Möglichkeit einer ausreichenden steueramtlichen Kontrolle nachgewiesen wird; daß er von ihr in allen solchen Fällen konstant Gebrauch gemacht hat, und daß unser ganzer Handel aufhören müßte, wenn es dem Bundesrath eines Tages einfiele, von den Ermächtigungen, die er sich durch das Vereinszollgesetz und die Tarifgesetze hat ertheilen lassen, keinen Gebrauch mehr machen zu wollen. Daß der Bundesrath dies Alles und noch weit mehr kann, soll durchaus nicht bestritten werden; die Frage ist nur, ob er es darf, und diese Frage wird jedenfalls der gegenwärtige Reichskanzler, ehe er einen bezüglichen Bundesrathsbeschluß mit seiner Verantwortlichkeit deckt, sehr eingehend prüfen.

Der Korrespondent der „Börsenhalle" wird ohne Zweifel auch im Stande sein, zu beweisen, — was er bis jetzt nicht gethan hat, — daß dem Bundesrath nichts im Wege steht, die gesetzlich auf 16,01 Mark pro Hektoliter festgesetzte Ausfuhrbonifikation ohne Zustimmung des Reichstages beliebig zu erhöhen.

Stettin. Ed. Tiessen.

## Brüssel als Seehafen.

Der Städtekomplex, welcher aus der Stadt Brüssel und zehn Vororten gebildet wird und eine Bevölkerung von 500 000 Einwohnern umfaßt, verfolgt seit mehreren Jahren den Plan, in Brüssel einen Seehafen zu schaffen, unter gleichzeitiger Vertiefung des Kanals, der die Hauptstadt Belgiens mit der Schelde verbindet und in den mehrere andere der wichtigsten Kanäle des Landes münden.

Diese Wasserstraße, der Kanal von Willebroeck, datirt aus dem Ende des 16. Jahrhunderts (1561). Geschaffen durch Jean de Locquenghien, Ammann*) von Brüssel, der dabei zugleich als Ingenieur, als Direktor und als Verwalter fungirte, war jener Kanal in gewissem Sinne der Suezkanal seiner Zeit, natürlich ohne Vergleich der Proportionen, aber doch in dem Sinne, daß er der erste Kanal großen Stiles war, der erste Kanal, der Seeschiffen gestattete, in das Innere des Landes vorzudringen. Der Bau des Kanals nahm 10 Jahre in Anspruch und kostete die für jene Zeit recht ansehnliche Summe von 800 000 Gulden. Dieser Kanal, der von Willebroeck oder von Brüssel zur Rupel, einem Nebenflusse der Schelde, geht, ist nur 3,10 Meter tief, bei einer Breite — an einzelnen Stellen von nur 22 Meter Wasserfläche. Die Brücken und Schleusen dieses Kanals haben eine lichte Breite von nur 7½ Meter.

Wenngleich dieser Wasserweg für die Schiffahrt von Wichtigkeit geblieben ist, da er durch den Kanal von Charleroi mit dem großen Netze der Wasserstraßen des Nordens und Ostens von Frankreich sowie mit dem Gebiete des Oberrheins in Verbindung steht, so war er doch nicht ge-

*) Der Ammann, den man nicht mit dem Bürgermeister verwechseln darf, war der Repräsentant der Centralregierung. Der historische Wagen des Ammanns von Brüssel figurirt noch gelegentlich bei den Aufzügen der Stadt. Den Namen Locquenghien trägt eine Straße der Hauptstadt.

eignet, die Bewegung des Seeverkehrs zu entwickeln. Dieser Seeverkehr ist denn heute nur noch auf die Bewegung von etwa 40 000 Tonnen zwischen London und Brüssel beschränkt.

Unter der holländischen Regierung verlangten die südlichen Provinzen der Niederlande noch 1815 die Ausführung der nothwendigsten Arbeiten, um die inneren Schiffahrtsstraßen und ihre Verbindung mit dem Meer verbessern zu können. Der König Wilhelm I. beauftragte daraufhin den Ingenieur und Chef der Brücken und Wege, Teichmann, einen Plan zu entwerfen, um von der Schelde aus auch Seeschiffe von größerem Tonnengehalt nach Brüssel zu führen. Das Projekt dieses ausgezeichneten Ingenieurs — 1825 fertiggestellt — umfaßte die Verbreiterung und die Vertiefung des Kanals von Willebroeck und die Schaffung maritimer Hafeneinrichtungen in der Ebene von Montplaisir, nahe bei der Hauptstadt, auf dem Territorium der Vorstadt Schaerbeck. Die Annahme des Projekts erschien wahrscheinlich, aber dasselbe wurde 1827 zurückgelegt, da sich bereits damals zwischen dem König Wilhelm und seinen belgischen Provinzen jene Mißstimmung entwickelt hatte, die in der Revolution von 1830 endete. Die niederländische Regierung bewilligte jedoch der Genter Schiffahrt jene Verbesserungen, die sie der Brüsseler Schiffahrt verweigerte.

In den Jahren 1828—1832 bemühten sich dann die Städte Brüssel, Mecheln und Loewen, ihre Kanäle ohne die pekuniäre Unterstützung der Regierung zu verbessern. Obgleich diese Bemühungen, rein kommunaler Natur, in keiner Weise genügend waren, so ruhte doch die Frage, Brüssel zum Seehafen zu machen, nun für 30 Jahre. Belgien hatte, wie man zu sagen pflegt, zu viel andere Eisen im Feuer. Es hatte sich politisch zu konstituiren, es mußte sich die Anerkennung Europas als selbständiger Staat verschaffen und das Netz seiner Eisenbahnen ausbauen, um seiner Industrie einen Auslaß zu verschaffen. Die Binnenschiffahrt trat in die zweite Reihe zurück.

Seit 1860 dagegen fing man wieder an, sich mit dieser zu befassen. Der Inspektor des Kanals von Willebroeck, Laroux, unterbreitet dem Bürgermeister Fontainas einen Plan zur Verbreiterung und Vertiefung. Die Kosten waren auf 8 Millionen Franks veranschlagt. Sein Projekt wies aber mannigfache Schwierigkeiten auf und es scheiterte.

Ungefähr zu derselben Zeit, im Oktober 1860, trat ein Handeltreibender der Stadt Brüssel, der sich mit der Frage sehr ernst beschäftigt hatte, A. du Bois-Rihaul, ein Droguenhändler, mit einem Projekte hervor, das darauf abzielte, zugleich einen Seehafen dicht neben der Hauptstadt zu schaffen, das Niveau des Kanals von Willebroeck zwischen Brüssel und Thisselt zu heben und einen direkten Kanal von diesem letzteren Punkte bis zur Schelde bei Rupelmonde herzustellen. Er erneuert sein Gesuch um eine Konzession 1864 und vollendet sein Projekt 1871.

In der legislativen Session von 1871 auf 1872 gibt seine Denkschrift Anlaß zu einer wichtigen Diskussion in den Kammern. Die Regierung wird zunächst ersucht, der Sache durch die Niedersetzung einer Prüfungskommission näher zu treten, unter Vorbehalt etwaiger Subvention für den Fall der Durchführbarkeit des Projekts. Damit hatte die Idee eine entscheidende Wendung genommen, und die Ausführung derselben war nunmehr nur noch eine Frage der Zeit und der Hartnäckigkeit. Der Droguist du Bois-Rihaul muß danach als der eigentliche Schöpfer des Seehafens Brüssel angesehen werden.

Zahlreiche Persönlichkeiten schlossen sich nun nach und nach der Idee an. Ich citire als die hervorragendsten: Egide Dansaert, dem man den Beinamen gab: Egide Port-de-mer, so leidenschaftlich beschäftigte er sich mit der Frage; sodann seinen Vetter Antoine Dansaert, Deputirter von Brüssel; ferner die Abgeordneten von Charleroi, Sabatier und Balisaux, beide heute bereits todt; endlich den Ingenieur A. Godert, der trotz seiner fieberhaften Thätigkeit den Erfolg dadurch in Frage stellte, daß er dem Gedanken einen utopistischen, die ernsten Leute erkältenden Charakter gab; träumte er doch davon, die größten transatlantischen Dampfer nach Brüssel zu führen.

Eine große „Gesellschaft für Seehafeneinrichtungen“ wurde inzwischen in Brüssel gebildet, um die ganze Frage erneut von Grund auf zu studiren und populär zu machen. Auguste de Vergnies und der heutige Schöffe von Brüssel Steens waren die Haupttriebfedern. Man erläßt ein Preisausschreiben. Im Jahre 1883 setzt darauf der liberale Minister Rolin Jaequemyns (gegenwärtig in Siam) die Kommission der Brabanter Kanäle nieder, die im folgenden Jahre von dem klerikalen Minister de Moreau d'Andoy zusammenberufen wird. Im Jahre 1886 votirt der Provinzialrath von Brabant der „Gesellschaft für Seehäfeneinrichtungen“ einen Zuschuß und bildet eine provinzielle Kommission, die damit betraut wird, die praktischste Lösung der Frage zu suchen. Das technische Büreau dieser Kommission wird dirigirt von einem Ehreningenieur der Brücken und Wege, Zone. Das Schöffenkollegium von Brüssel — zunächst durch gewisse Uebertreibungen beunruhigt — befreundet sich mehr und mehr mit dem Projekt, die Mitwirkung der Regierung bleibt dagegen noch ziemlich lange problematisch. Die Eisenbahnverwaltung macht Einwendungen und hebt gewisse Schwierigkeiten hervor, die für die Schienenverbindungen erwachsen.

Endlich — kurz vor den Wahlen 1892 — verspricht der Minister der öffentlichen Arbeiten, de Bruyn, einen Zuschuß von 4 Millionen Franks, ein Wahlversprechen, ähnlich demjenigen, das von der Regierung auch zu Gunsten des Seehafens Brügge gemacht wurde. Aber 1893, nach dem 18. April, dem Tage der Annahme des neuen Wahlgesetzes, erlangt der Deputirte von Brüssel, Emile Feron, von dem Finanzminister Beernaert die Zusicherung einer staatlichen Subvention von 6 Millionen Franks. Der Provinzialrath erhält einen Zuschuß für seine Vorarbeiten, die Pläne werden definitiv ausgearbeitet, und nach manchem Hin und Her wird endlich in diesem Jahre Angesichts der allgemeinen Wahlen im Oktober — der Gesichtspunkt der Wahlen ist in Belgien unvermeidlich — die Regierung veranlaßt, die Grundlagen für die staatliche Beihilfe noch zu erweitern und zugleich zu modifiziren.

An die Stelle der 4 Millionen, die de Bruyn à fonds perdu bewilligen wollte, und an die Stelle der 6 Millionen des Finanzministers Beernaert setzt nunmehr der Finanzminister Paul de Smet de Naeyer den Posten von 8 Millionen, die als ein Theil des Aktienkapitals der zu konzessionirenden Kompagnie anzusehen sind. Der Staat gewinnt dabei; denn die 6 Millionen des Ministers Beernaert waren zum mindesten eine Aktienzeichnung von 8 Millionen werth. Die 8 Millionen werden denn auch schließlich auf 10 Millionen hinaufgeschraubt.

Das nothwendige Anlagekapital von 35 Millionen setzt sich nunmehr aus folgenden Posten zusammen: der Staat — 10 Millionen, die Provinz Brabant — 4 Millionen, die Stadt Brüssel 14 400 000, die Vorstädte der Hauptstadt 5 180 000, zusammen 33 580 000 Franks. Es ist also nur noch etwas über eine Million erforderlich, eine Summe, die man entweder durch eine Ermäßigung der Anlagekosten oder durch die Vermeidung einer Schleuse gewinnen wird.

Die vom Staate zu bewilligenden 10 Millionen waren bereits in dem extraordinären Etat des Budgets von 1894 eingestellt. Die politischen Zwischenfälle, welche der Demission des Kabinets Beernaert und der Bildung des Kabinets de Burlet folgten, verzögerten jedoch die Abstimmung. Es stellte sich als unmöglich heraus, die Kammer über den 12. Juni zusammenzuhalten, und es wurde deshalb nöthig, das extraordinäre Budget auf das allernothwendigste zu beschränken, d. h. auf die bereits begonnenen öffentlichen Arbeiten — unter Abstandnahme von allen neuen Arbeiten. Der Minister de Burlet hat jedoch Namens der Regierung es als eine Ehrenpflicht anerkannt, jene 10 Millionen wieder in das nächste Budget einzustellen, und diese Verpflichtung wird sicherlich durch das nächste Ministerium eingehalten werden, einerlei wie dasselbe heißen wird und wie das Resultat der Oktoberwahlen ausfällt.

Dies ist die Geschichte der Frage. Das summarische Exposé ist unseres Erachtens nicht ganz unnütz, sei es auch

nur, um zu zeigen, wieviel Geduld und Zeit dazu gehört, um ein großes Werk von öffentlichem Nutzen seiner Vollendung zuzuführen.

Skizziren wir jetzt kurz das Projekt selbst. Es handelt sich darum, den gegenwärtigen Kanal in eine Wasserstraße von zunächst $5^1/_2$ Meter Tiefe zu verwandeln, eine Tiefe, die später auf $6^1/_2$ Meter gebracht werden soll. Die Sohlenbreite des neuen Kanals soll 20 Meter, die Breite des Wasserspiegels 55 Meter betragen. Der neue Kanal würde in die Rupel münden an einem Punkte, der 18 Kilometer von Antwerpen und 108 Kilometer von Vlissingen entfernt ist. Es sind nur vier Schleusen in Aussicht genommen, davon eine bei dem Eintritt des Kanals in die Rupel. Die Schleusen, 14 Meter breit und 120 Meter lang, würden alle denselben Fall von 3,60 Meter haben; die lichte Breite der Brücken würde sich auf 18 Meter stellen. Die Kosten der Vertiefung und Verbreiterung des Kanals allein sind auf 19 180 000 Franks veranschlagt, die 8 Millionen des Herrn Laroux sind — wie man sieht — seit 1861 lawinenartig angeschwollen.

In der Nähe der Stadt Brüssel — in der Ebene von Tour et Taxis — sollen große kommerzielle Einrichtungen auf einer Fläche von 50 Hektar hergestellt werden. Zwei neue Bassins sind vorgesehen, jedes mit 13 Hektar Wasserfläche. Dieselben werden begrenzt sein von 1 800 laufenden Metern nutzbarer Quais und von 37 Hektar Land für Niederlagen, Schuppen, Materialiendepots, allgemeine Magazine u. s. w. Der Hafen wird für die Ausfuhr von Kohlen und Briquettes mit besonderen Verladevorrichtungen versehen und soll außerdem im Stande sein, jährlich eine Waarenmenge von $1^1/_2$ Millionen Tonnen zu bewältigen.

Die Kosten dieses Hafens mit Zubehör sind auf 14 400 000 Franks veranschlagt, genau entsprechend der Summe, die die Stadt als Subvention geben will.

Die Vortheile dieser Anlage sind im Wesentlichen die Folgenden: Man wird vom Meere aus die Waaren direkt nach Brüssel bringen können, ungefähr zu denselben Frachtsätzen wie nach Antwerpen. Man rechnet dabei vorzugsweise auf die Küstenfahrzeuge von 400 bis 2000 Tonnen Gehalt und auf die Einfuhr von Holz aus dem Norden, von Wein aus Bordeaux, Spanien, Portugal, Italien und Griechenland, auf Getreide von Afrika, Rußland, dem Schwarzen Meere. Das Projekt interessirt auch Deutschland mit Rücksicht auf den Import der Produkte belgischer Steinbrüche (Porphyrpflaster, blaue und weiße Steine), Produkte, die Deutschland nöthig hat, und die es leicht in Rückfracht beziehen könnte mittels jener großen Rheinfahrzeuge, die nach Belgien deutschen Wein, Holz vom Schwarzwald, Eisen, Kohlen von der Ruhr u. s. w. bringen würden.

Damit hängen — nebenbei bemerkt — noch zwei andere Projekte zusammen: der Kanal von Antwerpen nach dem Rhein, der die belgischen Kohlenproduzenten beunruhigt, und die direkte Eisenbahnverbindung Brüssel—Mainz, die selbst in Deutschland auf Schwierigkeiten stößt.

Die Vortheile, die Brüssel aus seiner direkten Verbindung mit dem Meere erwachsen würden, liegen auf der Hand. Die Entwicklung seines Bezuges von Cerealien würde vor allem zweien seiner hervorragendsten Industriezweige, der Bäckerei und Brauerei, einen neuen Impuls geben. Ebenso würde sich der Holzhandel gewaltig entwickeln, der schon jetzt in Brüssel sehr bedeutend ist, aber — in Folge der ungenügenden Hafeneinrichtungen — sonach durch die heute nothwendige Umladung in Antwerpen und durch die relative Höhe der Eisenbahnfrachtsätze in seiner Entwicklung gehindert ist. Die Schiffe, die diese Gegenstände direkt nach Brüssel führen könnten, würden dort auch hinreichende Rückfracht finden.

Der letzte Bericht der Nationalbank konstatirt, daß Brüssel schon jetzt für 760 Millionen Franks exportirt, während der Export aus Antwerpen selbst nur 250 Millionen beträgt. Man sagt wohl, daß Brüssel vor allen Dingen eine Luxusstadt sei, aber doch besitzt Brüssel bereits sehr beträchtliche Industrien, die das Bedürfniß haben, sich zu entwickeln, und die an dieser Entwicklung nur durch die Mangelhaftigkeit der kommerziellen Einrichtungen gehindert sind. Die Folge dieser Mangelhaftigkeit ist gewesen, daß manche Maschinenfabriken und Fabriken für Eisenbahnmaterial in die Provinz gewandert sind; dieselben würden sicherlich nach Brüssel zurückkommen, wenn jene Einrichtungen vervollkommnet würden. Das haben auch die Luxusindustrien und der Handel in Luxusgegenständen begriffen, die seit langem für den Gedanken, Brüssel zum Seehafen zu machen, schwärmen, da sie einsehen, daß der Luxus, der nicht durch den großen Handel und die große Industrie alimentirt wird, nur zu einer oberflächlichen Blüthe kommen kann.

Trotzdem läßt sich nicht verkennen, daß das Projekt auch auf starke Gegnerschaften stößt. Der Hauptsitz dieser Gegnerschaft ist Antwerpen: ein großer Handelsplatz, ein Freihandelsplatz, aber sehr empfindlich, sobald es sich um eine maritime Konkurrenz handelt. Sehr entschieden in seiner Opposition gegen alle Schutzzölle, die auf den Import fallen könnten, acceptirt Antwerpen nichtsdestoweniger (und bemüht sich sogar darum) den finanziellen Schutz des Staates für seine transatlantischen Schiffahrtslinien. Wenn aber ein Binnenplatz, wie Brüssel, Miene macht, sich von dem Zwischenhandel Antwerpens für eine Anzahl von Handelsartikeln frei zu machen, oder wenn Brügge — was übrigens noch in weitem Felde ist — droht mit Antwerpen sich in dem Seeschiffahrtsverkehr zu theilen, so schreit Antwerpen über Depossedirung und klagt die öffentlichen Gewalten an, die Handelsinteressen des ganzen Landes zu verletzen.

Auf diese Weise war es gelungen, die Verbesserung des Kanals von Gent nach Terneuzen zu vereiteln; und ebenso wird die Verbesserung des Kanals von Willebroeck in Antwerpen wie eine Art bösartiger Handlung betrachtet. Die Handelsmetropole Belgiens lamentirt schon über den demnächstigen Ruin, als ob Brüssel, Mecheln und Loewen an etwas anderes denken könnten, als Antwerpen von seiner Ueberfülle zu entlasten und Hilfskräfte des großen Hafens an der Schelde zu werden, dessen natürliche Vorzüge ihm den großen Importhandel immer sichern werden. Das Beispiel anderer Länder beweist zum Ueberfluß, daß die Binnenhäfen nur den großen Seehäfen und den großen Schiffahrtsstraßen zu gute kommen, ohne deren Handel zu benachtheiligen. Der Binnenhafen von Rouen hat dem Seehafen von Havre in keiner Weise Verluste gebracht; die Verbesserungen der deutschen Binnenhäfen in Mannheim, Frankfurt und Mainz sind dem gesammten Verkehr auf dem Rhein zu gute gekommen; und selbst die Eisenbahn hat davon Nutzen gehabt, indem auch ihre Transporte sich mit der Ausdehnung der Industrie und des Handels vergrößert haben. In Holland endlich, wo der Ausbau der Kanäle beträchtliche Fortschritte gemacht hat, sind Amsterdam und Rotterdam, wie in Deutschland Hamburg, viel gefährlichere Konkurrenten für Antwerpen, als es Brüssel jemals werden wird, wenn es sich zum Seehafen aufschwingt. Vielmehr wird das zum Seehafen eingerichtete Brüssel, indem es im Innern des Landes eine neue industrielle und kommerzielle Thätigkeit hervorruft, auch auf den ganzen Antwerpener Verkehr einen viel günstigeren Einfluß ausüben, als Antwerpens Repräsentanten augenblicklich noch geneigt sind zuzugeben. Nichtsdestoweniger bleibt es wahr, daß, wenn Antwerpen im Parlament Meister wäre, der Plan, Brüssel zum Seehafen zu machen, voraussichtlich zu Wasser werden würde; aber Antwerpens Opposition wird durch eine Koalition von Interessen in Schach gehalten, die durch die Ansprüche Antwerpens auf ein Monopol nicht gesprengt, sondern nur enger geschlossen werden wird.

Brüssel. **Charles Tardieu.**

# Die Schicksale der Denkmäler.

Der Große Kurfürst wartet auf den neuen Platz, den sein Urenkel ihm anweisen wird; seine Sklaven liegen, mehr als je gebrochen und gedemüthigt, in einem dunkeln Nebensaal der Kunstausstellung. Zwar Friedrich Wilhelm selbst ist Aehnliches gewohnt; wenigstens behauptet ja die Berliner Volkssage, daß er in jeder Neujahrsnacht vom Roß steige und durch die Stadt wandere. Wenn er nun aber zurückkam, war er es doch gewohnt, sich in das otium cum dignitate seiner Monumentalität zurückzuziehen und der Ausblick der unterworfenen Sklaven war ihm sicherlich Bedürfniß. Und auch uns fehlt etwas, wenn wir an der altgewohnten Stelle den mächtigen Eindruck des bedeutendsten Denkmals neuerer Zeit vermissen. Die Sklaven gar — liegen sie nicht da, als habe ein Erdbeben sie hingeschleudert? Und fast meint man manchmal, Geringeres könne es nicht gewesen sein, was diese Bronzefigur von ihrer Stelle rücken konnte.

„Mit Monumenten, denen man Heiligkeit beizulegen sich volksthümlich beeifern sollte, wird wie mit eiteln Dekorationen verfahren und gespielt;“ so schrieb Chamisso, als er von seiner Weltumsegelung nach Europa heimkehrte. „Aber was ist denn ein Monument? Ein Fleck Erde wird dem Gedächtniß eines Mannes oder einer That geweiht; da setzt man einen Stein auf . . . Das ist im Wesentlichen ein Monument. Daß ihr später Buchstaben in den Stein graben gelernt, und in den Stein selbst nach dem Bildnisse eines Menschen meißeln, das sind außerwesentliche Zugaben. Wälzt den Stein von seinem Orte fort, so habt ihr nur einen Stein, wie andere Steine mehr auf dem Felde sind. Verrückt das Standbild von seiner Stelle, so setzt ihr es auf seinen Kunstwerth herab . . . Legt nicht Hand an ein volksthümliches Monument; legt nicht Hand an die Statue eines eurer Helden: der Ort, wo sie steht, gehört ihr, ihr habt kein Recht mehr daran.“

Mit diesen schönen Worten trifft Chamisso, einer unserer beliebtesten und unbekanntesten Autoren, einen Punkt von großer Bedeutung. Ja, das Monument und seine Stelle gehören zusammen; hat man nicht den Eindruck, daß es an diesen Ort festgewachsen, fast ihm entsprossen ist wie eine Rieseneiche, so ist auch das anspruchsvollste Denkmal nur eine kolossale Nippesfigur. Freilich gibt es Fälle, wo das Denkmal weichen muß; aber dann sollte man es lieber in die ehrenvolle Ruhe eines Museums flüchten als in eine Invalidenecke drücken. Ich war gerade in Avignon, als das Monument für die Vereinigung der ehemals päpstlichen Lande mit Frankreich errichtet ward; von dem Platz, den es einnehmen soll, verdrängt stand die Bildsäule des „tapferen Crillon“ traurig an einer neuen, an sich gar nicht übeln Stelle und erzählte ein Geschichtchen von Gunst und Ungnade auch noch der Todten.

Die Regel ist freilich, daß ein Denkmal, wenn sein Gegenstand in Ungnade fällt, noch viel schlimmer fährt als jener französische Feldherr. Das „ôte-toi que je m'y mette“ ist der große Wahlspruch der Weltgeschichte, und die Wahrzeichen müssen es so gut erfahren wie die Parteien oder die Helden. Wie viele Denkzeichen stehen auf den Trümmern ihrer Vorgänger trotzig wie der Perserkönig auf dem Nacken des Römerkaisers! Wo einst an der Hauptkirche der orientalischen Christenheit das Kreuz glänzte, da prangt jetzt der Halbmond über der Sophienmoschee, und wo einst der Ruhm Allah's und Mahomed's in geschmückten Spruchbändern sich umherzog, da stehen jetzt wohl christliche Bibelverse in der Kathedrale von Sevilla. In die Mitte jenes Kolosseums, das zu Hunderten Märtyrer der neuen Weltreligion verbluten sah, pflanzte das siegreiche Christenthum das Kreuz. Da stand es Jahrhunderte lang, bis einem neuen „Heidenthum“ das fromme Sinnbild im Schoß der antiken Ruine allzu laut, aufdringlich das Triumphgeschrei der Bekehrer zu verkörpern schien. Der arme Grillparzer hatte in dem bigotten Oesterreich eine gewaltige Rüge einzustecken, als er gerufen hatte:

> Nehmt es weg, dies heilige Zeichen,
> Alle Welt gehört ja dir;
> Ueberall, nur bei diesen Leichen,
> Ueberall stehe, nur nicht hier!
> Wenn ein Stamm sich losgerissen
> Und den Vater mir erschlug,
> Soll ich wohl das Werkzeug küssen,
> Wenn's auch Gottes Zeichen trug?

Aber in dem kaum weniger frommen Preußen hatte schon sechs Jahre früher, 1844, Jakob Grimm in feierlicher Sitzung der Akademie der Wissenschaften sich viel schärfer ausdrücken dürfen: „Kindisch erschienen uns auch die von den Christen bei solchen Denkmälern überall angebrachten Kreuze, oder gar die in der Mitte des hehren Kolosseums errichteten Stationen, gleich als vermöge man dadurch ihrer Hervorbringung oder ihres Geistes sich zu bemächtigen.“ Bei dem Dichter und dem Gelehrten war es nur ein historisches Schönheitsgefühl, das durch das Nebeneinander von Kreuz und Kolosseum verletzt ward; bald war den Politikern das Zeichen selbst als Sinnbild einer zu überwindenden Zeit verhaßt. Schon hatte Herwegh in einem seiner pathetischen aber gedankenarmen Lieder gerufen:

> Reißt die Kreuze aus der Erden!
> Alle sollen Schwerter werden,
> Gott im Himmel wird's verzeihen.

Oft genug mag sich der erste Vers in den Stürmen der Revolution erfüllt haben; der zweite bleibt ein Denkmal der Holzschwerter, mit denen unsere Revolutionäre fochten oder mindestens Herwegh und die Seinen fechten wollten. Gott im Himmel aber wird Vieles der Art auch weniger kriegerischen Kreuzräubern verziehen haben. Ist doch auch unser ältestes Monument ein Kreuz, das weiße Kreuz an der Marienkirche, das von dem Mord des Abtes Nikolaus von Bernau erzählt, und ist doch auch dies Kreuz aus der Erde gerissen worden bei Umbau der Kirche, vor welcher Luthers Standbild glänzen soll.

Solche Erfahrungen können wohl nachdenklich stimmen. In einem seiner schönsten Lieder hat F. W. Weber, der ausgezeichnete katholische Dichter, den Obelisk vor der Peterskirche seine Schicksale erzählen lassen:

> Dem Osiris ward ich geweiht auf ewige Zeiten —
> Wie sich nur athmender Staub ewiger Zeiten vermißt!

Und dann, nach Jahrhunderten wechselvollen Geschickes, brachte ein plötzlich wieder modern gewordener Mann dem Obelisk eine neue Aufgabe:

> Cäsar Caligula war's, der neu mich erhob von der Rennbahn,
> Und mich den Manen Augusts weihte — für ewige Zeit.

Deutsche Eroberer stürmen einher, bis der gewaltige Sixtus zum dritten Mal das Denkmal aufpflanzt:

> Nochmals ward ich gewidmet, geweiht, um auf ewige Zeiten
> Dienend zu tragen das Kreuz, das auf dem Scheitel mir strahlt.

Sind die Wandelungen am Ende? fragt der Granit.

> Nieder das Kreuz, und hinweg mit dem Kreuz, mit dem Zeichen der Knechtschaft!
> Hallt es die Gassen herauf, heult es die Gassen hinab.
> Nieder das Kreuz? — Ein Granit wird alt. Trüb dämmert die Zukunft.
> Nieder das Kreuz? — Was dann? — Greuel und Schrecken! — Und dann? —

Wer will es verkünden? Nicht immer folgten Greuel und Schrecken, wo das Sinnbild des Christenthums fiel. Die neue Welt hat mehr Greuel und Blut gesehen, als die Kreuze noch standen, die von den spanischen Eroberern als Merkzeichen christlicher Herrschaft errichtet wurden, als seitdem. Es können wohl viel Denkmäler einer an Liebe und Gottergebenheit erfüllten Religion dastehen, wo von Liebe und Gottergebenheit nichts zu spüren ist.

Aber jeder Fall eines mit Verehrung angeschauten Denkmals bleibt ein Verlust. Bonifacius mußte die Wodans-

eiche fällen; aber mit ihr zerbrach und fiel in den Staub wie vieles, das wir jetzt schmerzlich vermissen! Doch von Eroberern, weltlichen oder geistlichen, Pietät zu fordern wäre ungerecht. In der Stärke ihres Hasses gegen das Alte liegen die Wurzeln ihrer Kraft. Selten genug hat in leidenschaftlichen Zeiten auch der höchste Kunstwerth Monumente schützen können, die Symbole unterliegender Mächte geworden waren. Freilich, wo eine ruhigere Ersetzung vor sich ging oder auch nur eine von den im Sinn der Weltgeschichte alltäglichen Eroberungen, die keine neue Epoche des Geisteslebens bedeuten, da hat man gern das Monument ruhig stehen lassen und sich damit begnügt, ihm das Kleid der neuen Herrschaft anzuziehen. Das ist uralter Gebrauch. So eigneten schon assyrische und ägyptische Könige Denkmäler fremder Herrscher sich an, indem sie einfach die Namen der Stifter tilgten und den eigenen einschrieben. So richteten die musterhaft regierungsfreundlichen und ordnungsparteilichen Bildhauer der Cäsarenzeit ihre Kaiserstatuen gleich so ein, daß nach Bedarf ein neuer Kopf eingesetzt werden konnte. So behielt die christliche Kirche Lokalgötter und Lokalkulte bei und weihte nur dem heiligen Dionysius den Gottesdienst, der dem Bacchus gegolten hatte. Die Vendomesäule in Paris hat ihren Träger so oft wechseln sollen, wie das berüchtigte kleine Männchen, das ein Kennzeichen der Stadt Brüssel bildet, seinen Rock wechseln kann; und wie ein Sinnbild französischer Wandelbarkeit erscheinen jene Münzen, auf deren einer Seite steht „République française“, auf der anderen: „Napoléon Empereur.“

Aber nicht einmal solche Umprägung ist nöthig, damit ein Monument zum Wahrzeichen veränderter Weltbilder werde. Wirksam kann ein kleiner Hinweis neben dem unveränderten Denkmal das Gleiche leisten. Auf dem vornehmsten Platz Lyons, der berühmten Place Bellecour, steht ein prachtvolles Standbild Ludwigs XIV. Aber die schmeichlerische Inschrift, die auf dem Postament stand, ist weggeschabt und durch die kühlen Worte ersetzt: „Chef d'oeuvre de Mélot, sculpteur lyonnais.“ So erzählt das Denkmal selbst dem republikanischen Beschauer, es stehe hier, nicht weil, sondern obgleich es einen König vorstellt; nur der Respekt vor der Kunst und der patriotische Stolz habe seine Duldung durchgesetzt. Aber der Gemeinderath von Lyon hat doch immerhin erst eine Aufschrift tilgen müssen, damit der Sonnenkönig diesen Monolog hält. Noch vornehmer verfuhr der Senat der Ewigen Stadt. Pius IX. hatte auf dem neuen Friedhof vor den Thoren der Stadt ein Denkmal für jene französischen Soldaten errichtet, die in der Vertheidigung Roms gegen die Italiener fielen; es stellt, irre ich nicht, Petrus da, wie er einen Krieger in realistisch gehaltener Uniform segnet. Das Monument blieb unberührt, aber am Postament lehnt eine Tafel mit der Inschrift: „Dies Denkmal beschlossen Senat und Volk von Rom zu bewahren als Erinnerung an die Tage der Knechtschaft.“ Widerwillig muß auf diese Weise die päpstliche Dankesgruppe dem Ruhm des befreiten Vaterlandes dienen. Ein gut Stück Weltgeschichte liegt dem vor Augen, der Standbild und Tafel sieht. Schade, daß bei uns nicht ebenso die Erinnerung an jene Fahrt der Victoria auf dem Brandenburger Thor monumental festgehalten ist, deren Bedeutung Jahn mit seinen berühmten „Dachteln“ den Knaben einpaukte: wie die Siegesgöttin, die ehemals der Stadt den Rücken zukehrte, nach der Heimkehr aus Paris nunmehr in die Via triumphalis einlenkt, welche 1864, 1866, 1871 den Einzug siegreicher preußischer Truppen sah!

Wohl die bescheidensten Monumente sind Straßentafeln, und welche Schicksale haben nicht sie schon durchgemacht! Berüchtigt sind die politischen Umtaufungen der Pariser Straßen, harmloser, aber vom historischen Standpunkt aus kaum weniger erfreulich die Umnennung aller italienischen Straßennamen in Via Vittorio Emmanuele, Via Garibaldi, Via Cavour. Hatte Toledo, der spanische Vizekönig, der das heutige Neapel eigentlich geschaffen hat, nicht das Recht, daß die berühmte Hauptstraße der alten „Neustadt“ seinen Namen für immer führte? Aber die siegesfrohe Nation will an jeder Ecke ihren Triumph lesen. Dem liegt doch immer edle Dankbarkeit zu Grunde, während in Prag der Kampf um die Straßenschilder nur chauvinistischer Unduldsamkeit verdankt wird. Hier ist es die Sprache, gegen die der Kampf geführt wird, nicht der Name. Und mit gleicher Unduldsamkeit hat man in Ungarn Namen von noch größerer Monumentalbedeutung, Namen von Städten und Orten, gewaltsam umgetauft. Auch der Eigenname ist ein Denkmal; jeder Name erzählt, mehr oder minder deutlich, von den Schicksalen seiner Träger. Wenn die Eigenthümer des ruhmvollen Namens „Hutten“ sich als „Czapski“ polonisiren, wenn die Familie des Mitsiegers von Leipzig sich — schrecklich zu sehen — „Sorzmbrg“ schreibt, so erzählen diese Namensänderungen ganze Kapitel von der vaterlandslosen Haltung des deutschen Adels in den Grenzländern. Daß der Titel „Kaiser“ den Namen eines großen Usurpators bis nach Indien trägt, wo man die Königin Viktoria „Kaisar-i-Hind“, „Kaiserin von Indien“ heißt, das erzählt in einem Wort einen großen Theil der politischen Entwicklung zweier Jahrtausende: der Name ist zum Denkmal einer neuen Herrschaftsform geworden für Rom, für das heilige Römische Reich, für das englische Weltreich in Indien. Und umgekehrt haben Namen auch als Scheltworte monumentale Bedeutung erlangt: nach dem Verwüster der Pfalz nennen noch wir wilde Hunde Mélac, das Schimpfwort „Kujon“ verewigt den Attentäter Guion. Ruhmvoll haben Andere Scheltnamen zu adeln gewußt: aus den „gueux“, den verachteten Lumpen, werden die stolzen Geusen. So hat auch das beweglichste Monument, der allen Launen der Orthographie und der Mode unterworfene Name, seine Schicksale und oft hallt es recht anders aus dem Wald zurück, als es hineingerufen hatte!

Auch die Monumente selbst haben ihre Namen, offizielle Benennungen so gut wie Spitznamen; wir Berliner wissen das am besten: konnte doch ein ganzes Büchlein über „die Berliner Monumente und den Volkswitz“ zusammengeschrieben werden. Ich erinnere nur an den „gehemmten Fortschritt“ und den „geförderten Rückschritt“ auf der Schloßterrasse. Doch spiegeln nur wenige gerade unserer Standbilder politische Entwicklungen wieder. Von dem Brandenburg-Denkmal erzählte mir mein Vater, ein alter Achtundvierziger seiner Bekanntschaft habe sich gar nicht darüber beruhigen können, daß der Minister der „rettenden That“ ein Denkmal erhielt; ingrimmig habe er schließlich mit den Worten geschlossen: „Aber ich seh den Brandenburg doch noch einmal als Eckfigur an einem Waldeckmonument.“ Das wäre denn freilich eine Umprägung von Denkmälern gewesen, die die von Lyon und Rom noch hinter sich gelassen hätte. Er hat es doch nicht zu sehen bekommen, und ich habe kein Verlangen danach, es zu erleben. Denn so gut wie ein Denkmal ironischen Sinn bekommen kann — die Canossasäule bei Harzburg hat ihn längst — so gut kann auch die Umformung eines Monuments den für den Augenblick siegreichen Neuerern zu einem sehr zweifelhaften Ehrengedächtniß werden. Die Revolution konnte die Gebeine der Könige in St. Denis in alle Winde werfen — dem Ruhm der verdienten Monarchen nahm sie damit nichts, gewann nichts für den eigenen. Wenn in der Reihe der Dogenbilder im Palast zu Venedig an einer Stelle nur ein leerer Raum uns anblickt mit der Unterschrift: „Hic est locus Marini Falieri, decapitati ob crimina“, oder zu Prag im Ahnensaal der Kinskys der Einzige fehlt, der berühmt geworden ist, Wallenstein's Genosse, so ist das mehr dem Ruf der engherzigen Despotie der Machthaber als dem Andenken des ausgestrichenen Namens verhängnißvoll geworden. Vergebens hat Bodmer in seinen Lobgedichten Gottsched's Namen getilgt, umsonst Klopstock eine für Friedrich den Großen bestimmte Ode an — Heinrich den Vogler adressirt: wir lesen unter den neuen Namen die alten und bedauern die Kleinlichkeit der Aenderung. Zacharias Werner hat sich vergeblich bemüht, durch die „Weihe der Unkraft“ das Denkmal zu zerstören, daß er Luther mit der „Weihe der Kraft“ gesetzt hatte; der Widerruf ward nur ein Monument seiner eigenen Abtrünnigkeit. Die

Kämpfe gegen das Heine-Denkmal sind nur Zeugen für seine Bedeutung geworden; die Schmutzwürfe gegen den Anastasius Grün in Laibach oder den Börne in Frankfurt haben dem Glanz der gefeierten Namen nichts genommen und nur die Angreifer geschändet. Ebenso kann, was zum Ruhm eines Mannes dienen sollte, auch wohl ein Denkmal seiner Schande werden, wie es Schand- und Strafmonumente gibt; ein solches ist das Bild des Mannes, der zu Coventry den gefährlichen Umritt der nur von ihren Haaren bedeckten guten Lady Godiva belauerte, oder der Neidkopf, den Friedrich Wilhelm I. den neidischen Mädchen in der Heiligen Geiststraße angeblich setzen ließ. Auch wenn ich von dem Grafen Brandenburg schlimmer dächte als ich es thue, würde ich ihn deshalb nicht als gedemüthigten Sklaven am Standbild eines wenn auch verdienten Volkstribunen sehen wollen Am besten ist es auch in dieser Hinsicht, wenn man jedes Denkmal unberührt läßt, daß nur die Patina geschichtlicher Erinnerungen es überziehe. Dann lebt auch noch im Standbild Jeder sich selbst zum Gericht. Festgewurzelt bleibt er an seiner Stelle, erlebt Frohes und Trauriges; die Statue des Pompejus mag wohl gejauchzt haben, als zu ihren Füßen Cäsar fiel, Ludwig XIV. Reiterfigur hat vielleicht gebebt, als an ihrem Postament die „sainte ampoule", das Gefäß, aus dem die Könige Frankreichs gesalbt wurden, zerschlagen ward. Auch ohne Trümmer und Entstellung, ohne Umformung und Denktafeln wacht über den Monumenten eine Nemesis. Jener „erzene Landesvater," der in jeder beliebigen Residenz auf einem einsamen Schmuckplatz steht, wie W. Raabe in „Abu Telfan" es so köstlich geschildert hat, steht ruhig weiter da, wenn nur in seiner Stadt ein Geschlecht aufwächst, das über die Verkäufer von Landeskindern und andere schmachbedeckte Landesväter gesund und frei zu urtheilen gelernt hat. „Das beste Monument des Menschen ist der Mensch", hat Goethe gemeint; sehen wir da nur solch einen Duodez-Imperator in prunkvoller Nichtigkeit, so wird sein Standbild zur Verurtheilung seiner Regierung. „Es ist kalt und hohl wie er", urtheilten die Pariser über eine Bronzefigur Ludwigs XV. Die tiefgreifendste Umgestaltung, die ein Denkmal erfahren kann, betrifft nicht Erz und Marmor, sondern die Atmosphäre, die es umgibt. Zu wie vielen Bildern hat die Menschheit einst in gläubiger Verehrung aufgeschaut, die wir jetzt mit kühler Neugier prüfend beschauen! Diesen Prozeß soll man sich hüten zu stören; aber auch überstürzen soll man ihn nicht. Losgelöst von ihrem Boden erscheinen Denkmäler wie Menschen unverständlich; jene Verehrung kommt uns oft fast wie Wahnwitz vor, wenn wir ihren Nährboden verlassen. Und doch — was würde aus all unserm Bemühen, die Geschichte der Menschheit zu erfassen, kämen uns nicht als „Leitmuscheln" ihres Entwicklungsganges die Monumente zu Hilfe? Ein jedes Denkmal, ob es äußerliche Schicksale erfährt oder nicht, ist ein Meilenzeiger der Geschichte, das kleinste selbst eine Fackel, die ein Stück Weges erhellt. Darum hüte man sich vor dem Fluch, der nach der Volkssage die trifft, die Meilensteine verrücken oder Leuchtfeuer auslöschen; man achte das Recht der Geschichte — und man achte auch das Recht der Denkmäler selbst.

Berlin. Richard M. Meyer.

## Der Roman „Lourdes" von Emil Zola.

Als ich mir in dem savoyischen Badeorte Evian am Genfersee Zola's „Lourdes" kaufte, geschah es zunächst nur aus gewöhnlichem Unterhaltungsbedürfnisse. Ich brachte in dem nahen Dörfchen St. Gingolph einige Feiertage zu und hatte nichts zu lesen bei mir.

Aber schon gleich auf den ersten Seiten merkte ich, daß mir hier mehr geboten werde als bloße Unterhaltung. Der große Griff eines Dichters, der die Phantasie und alle anderen intellektuellen Kräfte des Lesers mächtig in Anspruch nimmt, war zu spüren.

Gleichwohl möchte ich „Lourdes" nicht für ein vollendetes Meisterwerk ausgeben. Man hat den Eindruck, daß ihm die letzte Hand fehle, ja, daß der Verfasser sich nicht einmal entschließen konnte, die ungefähr 20 000 Zeilen seines Romans nach der Vollendung noch einmal durchzulesen. Er müßte doch sonst die zahllosen Wiederholungen gestrichen haben. Die immer wiederkehrenden Schilderungen derselben Vorgänge, derselben Personen mit ihren Krankheitserscheinungen, derselben Gegenstände, und dazu die oft mit denselben Worten wiederholten Erörterungen gewisser Ansichten über Religion, Glaube u. s. w. Ja, auch in die Wahl der Worte würde ein die letzte Feile anlegender Meister mehr Abwechslung zu bringen gewußt haben. Es ist mir allerdings schon früher aufgefallen, daß Zola, der stilistisch so klar schreibt, über einen verhältnißmäßig kleinen Wortschatz verfügt. In dem Roman „Lourdes" drängte sich mir diese Beobachtung noch stärker auf. „Adorable", von schönen Augen, Haaren, von einer vollendeten Toilette u. s. w. gebraucht, kommt gewiß hundertmal vor, ebenso zahllos oft das Wort „bégayer" (stammeln); ferner „criblé" vom gestirnten Himmel, von der wimmelnden Volksmenge auf öffentlichen Plätzen, immer wieder bis zum Ueberdruß. Da muß doch eine gewisse Nachlässigkeit des Dichters im Spiele sein, auch wenn man den überhaupt etwas beschränkten Wortvorrath der französischen Sprache in Anschlag bringt.

Aber der Hauptfehler, wie gesagt, besteht in den sachlichen Wiederholungen. Ohne sie könnte der Roman um ein Drittel kürzer und dann ein wirkliches Meisterwerk sein. Es hängen nun diese Wiederholungen freilich mit Zola's etwas pedantischer Art, einen Stoff verstandesmäßig zu erschöpfen, zusammen. Was Zola anpackt, daraus preßt er auch den letzten Tropfen heraus, gleichsam als wollte er verhüten, daß fernerhin noch irgend Jemand über denselben Gegenstand etwas sagen könne. Ihm genügte es nicht, in diesem Roman das eigentliche Wesen der Lourdeswallfahrten zu behandeln; der Leser mußte von Lourdes, von der alten wie von der neuen Stadt, von ihren Gasthöfen, Restaurationen, Barbierstuben, Spitälern, auch von der weiteren Umgebung in die Pyrenäen hinauf, von Ausflugsorten u. s. w. eine so vollständige Anschauung gewinnen, als ob er selbst hingereist wäre. Diese zu weit gehende Gewissenhaftigkeit bringt es aber mit sich, daß manche Stellen des Buches sich fast wie ein „Fremdenführer für Lourdes" lesen.

Mit vorstehenden Bemerkungen ist jedoch der Tadel erschöpft und ich wende mich nun der angenehmeren Aufgabe zu, auf die echten Meistergriffe des Verfassers hinzuweisen.

Dahin gehört wohl erstlich die sachliche Einheit und Geschlossenheit des Werkes. Die Handlung des Romans spielt sich in fünf Tagen ab, in den Augusttagen der nationalen Wallfahrt nach Lourdes. Sodann war es der Einfall eines Genies, die Personen jenes Bahnzuges, der unter dem Namen „le train blanc" die schlimmsten Kranken nach Lourdes führt, in den Vordergrund der Handlung zu stellen und den Roman gleich damit zu eröffnen, daß wir in einen Waggon dritter Klasse versetzt werden in dem Augenblick, als dieser Extrazug voll menschlichen Elends die letzten Außenbefestigungen von Paris verlassen hat und nun in die weite Ebene hinausrollt mit den vielen hundert kranken Pilgern, die alle dort tief im Süden, in der noch fernen Pyrenäenstadt, die Erlösung von ihren Leiden durch Genesung erwarten.

Und auch die zwei Hauptpersonen der Handlung sind mit Rücksicht auf die Idee und den ganzen Verlauf des Werkes genial erdacht. Ein junger, in seinem Glauben erschütterter Priester, Abbé Pierre Froment, begleitet Marie v. Guersaint (mit ihrem etwas kindischen Vater) nach Lourdes. Sie war in Neuilly seine Jugendgespielin, die erste Liebe des Knaben gewesen. Als die Dreizehnjährige, durch einen Sturz vom Pferd, von einem Leiden befallen wurde, das ihre Füße gelähmt zu haben schien und nach Aussage der

Aerzte auch ihre Entwicklung zum Weibe für immer verhindern sollte, konnte Pierre, der nur sie liebte, desto eher dem Wunsche seiner strenggläubigen Mutter nachgeben und in den ehelosen Stand des Priesters treten. Aber der Geist seines Vaters, der als Naturforscher ein Opfer seines Berufs geworden war, regte sich in ihm mächtig; er hatte nach dem Tode der Mutter die Bibliothek des Vaters geerbt und wurde durch sie intellektuell aufgeklärt und kritisch bis zum Unglauben.

In diesem zweifelnden Priester hat Zola für alle Vorgänge in Lourdes die denkende, beurtheilende Person des Romans gewonnen, zugleich den „Helden", der wahres Interesse einflößt, weil sein Zustand ein tragischer genannt werden kann. Pierre möchte glauben, er sehne sich schon um Marie's willen, die mit so reinem Kinderglauben die Reise nach Lourdes antritt, nach einer ihm dort vielleicht zu Theil werdenden himmlischen Offenbarung. Marie wird dann wirklich in Lourdes geheilt. Doch auch dieses „Wunder" kann ihren Jugendfreund nicht bekehren. Denn ein junger Arzt in Paris hat dem Abbé in einer vertraulichen Unterredung genau vorausgesagt, wie in Folge des außerordentlich starken Gemüthsaffektes und des bis zur Ekstase gesteigerten Genesungswillens die Heilung bei Marie von Guersaint eintreten müsse. So bleibt Pierre Zweifler und stellt auf diese Weise gleichsam den „Chorus" vor, der die Ansichten des Dichters und die gesunde Vernunft zur Geltung zu bringen hat.

Es muß aber als ein Verdienst Zola's anerkannt werden, daß dem Roman weder eine aufklärerische noch eine mystische Tendenz zu Grunde liegt. Der Verfasser hat einfach Alles, was im Menschen bei Gelegenheit einer solchen Pilgerfahrt zum Vorschein kommt an Elend, Hoffnung, Geduld, an göttlichen und thierischen Eigenschaften, wahr und mit sehr viel Temperament geschildert, und ist dabei der durchaus realistisch objektive Dichter geblieben, als den ihn die Welt längst kennt und würdigt. Wie es der Verlauf der Handlung mit sich bringt, kann er das eine Mal einen Vorgang höchster religiöser Verzückung Einzelner oder ganzer Massen mit so hinreißenden Worten schildern, daß gläubige Katholiken ihn für einen der Ihrigen halten dürften; ein andermal aber übt das philosophische Raisonnement Pierre's die schneidendste Kritik an den Wundern von Lourdes, oder der Verfasser zeigt, wie die ehemals glückliche alte Stadt Lourdes in ihrem Lebensnerv unterbunden und einem langsamen Niedergang überantwortet ist durch das Emporkommen der neuen Stadt, die in den letzten zwanzig Jahren um die Grotte herum erbaut wurde.

Großartig ist der Roman auch durch die beträchtliche Zahl seiner durchaus plastisch gestalteten Nebenpersonen, ein modernes Argonautenepos; nur daß nicht Helden, sondern Patienten den Zug nach dem Wunderlande unternehmen. Daß uns das Häßlichste in der Schilderung dieser Kranken, die im „train blanc" nach Lourdes fahren, nicht erspart wird, setzt man bei Zola mit Recht voraus; man darf es ihm aber nicht zu sehr zum Vorwurf machen. Wie uns Homer in der „Ilias" auch die Beschreibung der schlimmsten Speerwunden der getroffenen Helden nicht ersparen kann, weil er als echter Epiker individualisiren muß, so weiß auch Zola gar wohl, daß so zahllose Kranke, die er uns vorführt, uns nur dann in der Erinnerung bleiben, wenn sie auf unsere Phantasie auch einen starken Eindruck gemacht haben. Dies hat er denn im höchsten Grade erreicht.

Diese Elise Rouquet mit ihrem vom Lupus zerfressenen Gesicht, das sie meistens unter einem schwarzen dichten Schleier birgt, diese lungenschwindsüchtige Grivotte mit ihren plötzlichen Blutstürzen, ein im letzten Augenblick eingestiegener Mann, den Niemand kennt und der im Verlauf der Reise, noch bevor Lourdes erreicht ist, stirbt, die arme Uhrmachersfrau mit ihrem elenden, immerfort wimmernden Kind auf den Armen, der unförmlich dicke seit vielen Jahren gelähmte Herr Sabathier, der eigentlich ein wohlhabender Mann ist, die Reise aber in einer Abtheilung 3 Klasse des Hospitalzuges mitmacht „pour que la sainte Vièrge le confondît avec les pauvres malheureux, ses enfants" — das sind alles Gestalten, die man nicht mehr los wird und die mit allem ihrem Elend und Siechthum hierher gehören. Denn um was sonst handelt es sich in Lourdes als um die Heilung bresthafter Menschen, die, von den Aerzten aufgegeben, ihre letzte Hoffnung auf die Wundergrotte gesetzt haben? Aber Zola gibt uns nicht bloß die fast schreckhaft anschauliche Beschreibung aller dieser körperlichen Leiden, sondern er verbindet damit die feinste Seelenmalerei, wie das schon jener eben mitgetheilte Zug von Herrn Sabathier zeigt, der sich unter die armen Leute gesteckt hat, damit ihn die heilige Jungfrau mit diesen verwechsle und desto eher heile. Da haben wir eine Familie, die mit einem elenden skrophulösen Knaben nach Lourdes reist hauptsächlich in dem Wunsche, daß er wenigstens die sehr reiche und schon längst herzkranke Tante überleben möge, damit deren großes Vermögen der Familie nicht entgehe. Der durch die langen Leiden ungewöhnlich verfeinerte und geistig über sein Alter hinaus gereifte Knabe durchschaut den ganzen Egoismus seiner Eltern. Auch die Tante reist mit nach Lourdes und nun findet da gleichsam ein Wettrennen mit dem Tode um den Preis der Erbschaft statt, ohne daß die bei aller ihrer Geldgier im Grunde gutmüthigen Philister die ganze Häßlichkeit und Jämmerlichkeit ihrer geheimen Hoffnungen und Wünsche zu ermessen im Stande sind.

Unerschöpflich ist die Phantasie des Dichters in immer neuen Gestalten, die allerdings zum Theil auch typisch sind. Da ist z. B. die in Poitiers einsteigende vierzehnjährige Sophie, ein junges Mädchen das im vorigen Jahre in Lourdes von einem Fußübel war geheilt worden und nun den „train blanc" besteigt, um allen Patienten das Wunder dieser Heilung nach schon feststehender Schablone geläufig zu erzählen und den weißen, sauber gewaschenen Fuß von ihnen allen betasten zu lassen. Da ist der ernste, vom Senegal zurückgekehrte Jesuitenmissionär Isidor, der eigentlich weiß, daß sein Leberleiden ein unheilbares ist, nachdem so viele Brüder an demselben Uebel in seinen Armen gestorben waren; dennoch läßt auch er sich nach Lourdes schaffen, wo er dann während der hohen Messe am dritten Feiertage in der Vorhalle der Grotte stirbt. Da ist aber auch die hübsche vermögenslose Raymonde, ein Mädchen aus guter Familie, die sich der freiwilligen Krankenpflege im nationalen Pilgerzug mit dem geheimen Hintergedanken widmet, daß in den Spitälern von Lourdes junge Männer aus der besten Aristokratie Frankreichs in jenen drei Tagen Johanniterdienste thun und die heilige Jungfrau ihr vielleicht einen zum Gatten bescheeren werde, eine Hoffnung, die dem großen blonden Kinde in Erfüllung geht. Und da ist auch Mad. de Volmar, die an einen brutalen Gatten verheirathete, von der Mutter ihres Mannes mißhandelte junge Frau, der zu Hause nicht die kleinste Freiheit gelassen wird. Aber in Lourdes findet sie den, den sie insgeheim liebt, und, während man glaubt, daß sie in einem Kloster oder Spital Krankenpflegerinnendienste thue, erwartet sie dort ein verborgenes Nest der Liebe; drei Tage berauschenden, leidenschaftlichen Glückes als Entschädigung für ein ganzes verlorenes Leben!

So drängen sich eine Menge Schicksale, ganze Lebensläufe in die Handlung dieses Romans und geben ihm jene gehaltvolle Fülle, jenen Reichthum, den man mit Recht als einen charakteristischen Hauptvorzug großer Epen rühmt. Und wir haben hier bei weitem noch nicht aller stark hervortretenden Gestalten Erwähnung gethan, kaum der Hälfte. Wie wundervoll ist z. B. die junge Nonne Schwester Hyazinthe gezeichnet, diese nie ermüdende Heilige von immer gleicher strahlender Heiterkeit in ihrem frischen Mädchengesicht! Sie leitet im Bahnzug auf der Hin- und Rückfahrt die fast unaufhörlichen geistlichen Exerzitien, findet aber daneben auch Zeit, alle die großen und die kleinen Leiden der ihr anvertrauten Pfleglinge zu lindern oder, wo Hilfe unmöglich, wenigstens mit gütigen Worten zu beschwichtigen.

Zum vollen Verständniß der Verhältnisse in Lourdes war es auch nothwendig, die Leser des Romans mit der Geschichte Bernadette's, jenes Hirtenmädchens bekannt zu

machen, das zuerst in der damals noch in der Wildniß liegenden Grotte die Erscheinung der himmlischen Jungfrau hatte. In der Art, wie Zola diese Aufgabe löste, hat er sich ebenfalls als echter Epiker bewährt. Er läßt nämlich die Geschichte Bernadette's in mehreren Abtheilungen, episodenhaft, an uns vorübergleiten, indem zunächst der junge Pächter Pierre in jener Nacht, als der Bahnzug mit allen den Leidenden stundenlang immer weiter rast, den Anfang dieser Geschichte den armen Kranken erzählt, ebenso auf der Rückfahrt den Schluß. Andere dazwischen liegende besondere Erlebnisse Bernadette's werden ihm selbst dann in Lourdes von einem alten Herrn erzählt, der es nicht verschmerzen kann, daß Bernadette, die eigentliche Begründerin der Wunder von Lourdes, von der eifersüchtigen Geistlichkeit, insbesondere von den pères de la grotte bald bei Seite gedrängt und in einem Kloster, fern von Lourdes, eingesperrt wurde, wo sie nach langen, traurigen, einsamen Jahren als eine Vergessene starb. Man fühlt, daß Zola selbst für Bernadette das Interesse — oder man dürfte sagen: die Liebe — des psychologischen Dichters empfindet, dem sich das Räthsel dieser kleinen Visionärin vollkommen erschlossen hat. Weit entfernt, sie etwa des bewußten Betrugs für fähig zu halten, begreift er ihre Muttergotteserscheinungen aus ihrer von Kindheit auf mit frommen Legenden genährten, reinen Phantasie, aus ihrer Armuth, aus ihrer häufigen Einsamkeit als Hirtenmädchen und aus ihrer Kränklichkeit und dem beginnenden Uebergang ins jungfräuliche Alter. So, wie er sie schildert, könnte man sie ein ins Katholische übertragenes „Hannele“ (nach Hauptmann's Dichtung) nennen. Manches erinnert ja auch an Jeanne d'Arc. Wenn aber dann Zola darin, daß die Kirche Bernadette später mehr als nur vernachlässigte, sie vielmehr ganz bei Seite schob und von allem Umgang mit der Welt möglichst absperrte, nur die Furcht der „Väter der Grotte“ vor einer Konkurrenz erblickt, die dem Lourdeswasser durch diejenige hätte entstehen können, welche die von der Jungfrau selbst mit Erscheinungen Begnadigte war, so faßt er diese Angelegenheit meiner Ansicht nach etwas zu eng und kleinlich auf. Lebendige Heilige setzen die Kirche immer in Verlegenheit. Wer die Geschichte der h. Katerina von Siena und des h. Franz von Assisi nach gutem Glauben studirt, sieht, wie sogar damals, in viel kritikloseren Zeitläuften, das Papstthum bei Lebzeiten dieser Heiligen sich gegen dieselben sehr reservirt, fast feindselig verhielt, wie sehr es sie auch später glorifizirte. Eine frei in Lourdes lebende Bernadette würde, auch gegen ihren Willen, den Zulauf aller Gläubigen gehabt haben. Und sowohl durch Wunder, die sie that, als durch solche, die sie nicht that, konnte sie die Kirche in große Unruhe stürzen, man hätte zu ihr irgend wie Stellung nehmen müssen, was nicht leicht war. Was ich meine, sagt vielleicht am besten ein Vergleich. Lebendige Heilige sind für die Kirche, was für den Staat Freischaarenführer sind, denen der Staat vielleicht viel zu verdanken hat, die ihm aber doch leicht unbequem werden. Man denke an das Verhältniß der italienischen Regierung zu Garibaldi. Die Haltung der Kirche Bernadette gegenüber ist also wenigstens begreiflich; freilich bleibt die Tragik dieses Menschenschicksals durch solche Erwägungen unangetastet. Und dieser Tragik hat Zola vollen Ausdruck gegeben. Ebenso ist er auch ihrem Leidensgenossen, dem Stadtpfarrer Peyramode von Lourdes, gerecht geworden, der allerdings als ein Opfer der Eifersucht der „Väter der Grotte“ erscheint. Unvollendet und nun schon als Ruine steht die gewaltige Pfarrkirche da, welche der Abbé Peyramode im Feuer der ersten Begeisterung über die Wundererscheinungen in seinem Kirchsprengel Lourdes zu erbauen angefangen hatte; er durfte sie nicht fertig bauen, weil die pères de la grotte inzwischen bei der Grotte ihre beiden Kirchen zu errichten begonnen hatten und die einzigen bleiben wollten, die das Recht hatten, mit dem Wunder ein Geschäft zu machen.

In dieser letzteren Beziehung nimmt Zola kein Blatt vor den Mund; er zeigt uns die ganze einträgliche fromme Industrie: „où on vend Dieu“ und die dem Aermsten den letzten Sou aus der Tasche zieht. „On exploite les peuples, on les vole, on les mange“, ruft er einmal aus. Und — was wohl in den Augen der Lourdesfanatiker das Unverzeihlichste ist — er schildert auch den höchst unappetitlichen Zustand der „piscines“, der Teiche, in welche die Kranken getaucht werden. Die Lourdesquelle strömt nämlich nicht so reichlich, daß das Wasser in diesen Teichen genügend oft erneuert werden kann. Da schwimmen denn die Fetzen blutiger Verbände und noch ekelhaftere Dinge darin herum; einzig der Umstand, daß die Temperatur eine sehr niedrige ist, 10° R., scheint zu verhindern, daß diese piscines eigentliche Bazillenherde der Ansteckung werden.

Wenn gleichwohl neulich ein hervorragender Geistlicher in Lourdes erklärte, man sei dort mit Zola's Roman nicht unzufrieden, so dürfte das damit zusammenhängen, daß Zola die Möglichkeit plötzlicher Heilungen durch die Macht des Massenfanatismus anerkennt und dem demokratischen Geiste der katholischen Kirche vielfach gerecht wird. Wie gewaltig ist die Schilderung des Glaubensausbruchs dieser 30000 Pilger bei der heiligen Handlung am dritten Wallfahrtstage, wo dann auch die Heilung der blonden sympathischen Marie de Guersaint stattfindet, die, eben noch eine elende gelähmte Kranke, plötzlich wie verklärt in ihrem Wagen aufsteht und jauchzend ruft: „Ich bin geheilt!“ Und nun diese hinreißende Scene, als sie der großen Prozession sich anschließt und denselben Wagen, der Jahre lang ihr Leidenslager war, bis hinauf zur Basilika führt, um ihn dort an den Stufen des Altars als bleibendes Zeichen eines so großen Wunders zurückzulassen. Was der Glaube, möge sein Grund ein noch so illusorischer sein, für eine gewaltige Kraft ist und namentlich auch, was für unwiderstehliche Mächte frei werden, wenn ein ganzes Volk in Ekstase geräth, das in ergreifendster Weise gezeigt zu haben, ist das unleugbare poetische Verdienst Zola's in diesem Buche. Er selbst hat deshalb für seine Person auf freie Kritik durchaus nicht verzichtet. Er schildert diese Kraft nur wie er irgend eine elementare Kraft, die Wasserfälle des Niagara z. B. schildern würde; sie ist eine Thatsache des Lebens, mit der man zu rechnen hat. Das zu Grunde liegende traurige Motiv so großer, bewundernswerther Gemüthserhebungen verschweigt er deshalb keineswegs: „Comme la vie devait être mauvaise, pour qu'une telle imploration, un tel cri de misère, physique et morale, montât vers le ciel“ Und auch darüber möchte er keine Illusionen aufkommen lassen, daß immerhin, dem modernen Geiste der Völker gegenüber, dieser Anachronismus von Lourdes, dieser Schritt ins Mittelalter zurück, nicht viel bedeute. Denn was wolle eine nationale Wallfahrt von 30000 Pilgern sagen bei einer Nation von 40 Millionen?

Der Roman endet so, daß sich die Perspektive in einen folgenden aufthut. Pierre ist, zum großen Leidwesen seiner sonst so beglückten Freundin Marie de Guersaint, unbekehrt aus Lourdes geschieden. Da nun „Lourdes“ das erste Buch eines neuen Cyklus „Les trois villes“ sein soll und die Stadt Rom Gegenstand des nächsten Buches, so ist zu erwarten, daß Pierre vielleicht in Rom die Beschwichtigung seiner Zweifel sucht. Doch kann man hierüber nur vage Vermuthungen hegen und begnügt sich einstweilen mit dem ersten so glücklichen Beginn dieses neuen Cyklus.

Bern. J. V. Widmann.

**Ein Beitrag zur Geschichte der königlichen Theater in München.** Von v. Perfall. Verlag von Piloty und Löhle. München. 1894.

Im Jahre 1893, kurz nachdem er das Fest seiner fünfundzwanzigjährigen Amtsführung mit großen Ehren und ziemlich auffälligem Gepränge gefeiert hatte, wurde der Generalintendant der königlichen Theater in München so unvermutheter Weise seiner Dienstleistung entbunden, daß die böse Welt nicht ohne Fug sich erzählen konnte, der Baron Karl von Perfall sei „gegangen worden“. Kaum weniger unerwartet als diese Nachricht vom Sturze der alten Theater-Excellenz folgte bald darauf die Kunde von der Ernennung des bekannten Schauspielers Ernst Possart

zum Herrn der bayerischen Hofbühnen, die größte Ueberraschung oder bereitete der deutschen Kunstwelt das Verhalten der Münchener Theaterfreunde, die mit einem Male dem in der Versenkung verschwindenden Bühnenleiter Eigenschaften und Verdienste zuzuerkennen wagten, die sie ihm durch mehr als ein Jahrzehnt in Streitschriften und Zeitungsfehden sattsam aberkannt hatten. Die Rücksichtslosigkeit, mit der die Hofbüreaukratie die Wandlung vollzogen hatte, brachte Herrn von Perfall das Mitgefühl des Publikums ein und das Mißtrauen gegen die neue Leitung, vor allem gegen den oberklugen geheimen Hofregisseur, der die Kunst nur im Zeichen des Kassabuches versteht, bestimmte die künstlerisch gebildeten Kreise, die Thätigkeit des abgetretenen Intendanten milder zu beurtheilen, als dies früher der Fall gewesen war und als sie es in Wahrheit verdient. Die Geschichte wird daher auch schwerlich das augenblickliche Stimmungsurtheil der Münchener über die Perfall'sche Theaterperiode zu ihrem eigenen machen, und mehr und mehr dürfte die Erkenntniß reifen, daß der Leiter der Münchener Hofbühne in den Jahren 1867 bis 1892 durch Mangel an klarem, sicherem Kunstverständniß, an Zielbewußtheit und Charakterfestigkeit es mitverschuldet hat, wenn die deutsche Bühnenkunst in einem der wichtigsten und aussichtsvollsten Zeitpunkte ihrer Entwicklung sich doch nicht so glänzend entfalten und dauernd auf der Höhe behaupten konnte, wie es die Gunst des Schicksals anfänglich hoffen ließ.

Dieses Urtheil, das mir aus einer zehnjährigen, sehr genauen Bekanntschaft mit den Münchener Theaterverhältnissen und andauernder Beschäftigung mit den in Betracht kommenden Kunstfragen erwachsen ist, findet seine Bestätigung durch das in der Ueberschrift citirte Buch, in welchem Karl von Perfall neuerdings einen Ueberblick über seine Amtsthätigkeit gegeben und Bekenntnisse über seine Absichten, Bestrebungen und Irrungen abgelegt hat. Den 25 Jahren seiner Dienstleistung entsprechend ist auch das Erinnerungsbuch ziemlich umfangreich geworden, aber, bezeichnend genug, ist es mehr als zur Hälfte den Aeußerlichkeiten des Theaterlebens gewidmet und statt eines genauen, tiefen Einblicks in die bühnenkünstlerische Entwicklung Münchens von 1867—92 erhalten wir zunächst nur eine unerfreuliche Sammlung mittelmäßiger Theaterprologe, mehr oder weniger schwülstiger Glückwunschadressen, mancherlei belangloser Amtsschreiben, nichtssagender „guter Rezensionen" und anderer Allotria (darunter auch ein Banketmenu!). Es spricht nicht gerade für den Geist des Verfassers und Theaterleiters, daß ihm diese Dinge so großer Beachtung werth erscheinen. Ein wichtigstes Gebiet seiner Thätigkeit, das Kapitel über die Gewinnung und den Bestand der Künstlerschaft hat Perfall dagegen vorsichtiger Weise mit einem überaus knappen Personalverzeichniß abgethan, in dem gute und schlechte Kräfte, protegirte und nicht protegirte Mitglieder, Veteranen des Hauses und vorübergehende Erscheinungen unterschiedslos nach einander aufgezählt werden. Und doch sollte man meinen, es müßte mehr Interesse haben, z. B. über die Anfänge der genialen Hedwig Niendermann etwas zu erfahren, als ein Verzeichniß der Orden und Auszeichnungen zu lesen, die dem Personal, vom obersten Beamten bis hinab zum Hausmeister verliehen wurden. Freilich würde die Rolle, die diese große Künstlerin im Theater des Herrn von Perfall spielte, für seinen Kunstverstand und sein Direktionsgeschick nicht eben ein glänzendes Zeugniß ablegen. Das ist nur ein Beispiel, aber andere Fehlgriffe und Irrungen auf diesem ebenso bedeutsamen als heiklen Gebiet der Kunstpersonalfrage ließen sich, namentlich aus den letzten Jahren der Perfall'schen Direktionszeit, noch viele namhaft machen. Wir verzichten darauf und bemerken nur, daß gerade die auf diesem Gebiet begangenen Sünden die Ursachen des künstlerischen Niedergangs des Münchener Hoftheaters und nicht zum geringsten Theil auch des erheblichen finanziellen Defizits waren, das dem Regime Perfall ein Ende machte.

Wesentlich besser als in seiner Hinterlassenschaft, einem verfallenden und verdorbenen Ensemble und einer leeren Kasse, stellt sich Perfall's Thätigkeit als Bühnenleiter dar, wenn wir den Spielplan der Münchener Theater während seiner Amtszeit mustern, der durch die ausgezeichnete Statistik seines Buches klar vor uns ausgebreitet liegt. Ich stehe nicht an es auszusprechen: er sieht vornehmer und gediegener aus, als derjenige der großen Hoftheater in Berlin und Wien während desselben Vierteljahrhunderts. Allein — bei genauerer Betrachtung der Sachlage und der Personenverhältnisse wird man schwerlich Herrn von Perfall das Hauptverdienst daran zuschreiben können.

Der tonangebende Kunstsinn des genialen Königs Ludwig II., zeitweise auch der mächtige Einfluß Richard Wagner's und fortdauernd die großen Anregungen der neuen Kunst bestimmten den Weg und die Fahrt des Münchener Theaterschiffes viel entschiedener und nachhaltiger, als die schwache Kraft und die Kurzsichtigkeit des bestallten Steuermanns. Wer die Probe auf die Richtigkeit dieser Behauptung machen will, braucht nur darauf zu achten, wie schwankend und unsicher der künstlerische Kurs wurde, als diese höheren Einwirkungen ausblieben oder sich abschwächten. Was ist es anders als künstlerische Ziel- und Stillosigkeit, wenn ein deutscher Operndirektor im Jahre 1884 noch Thomas' „Mignon" zur Aufführung erwirbt, nachdem er das Unding 18 Jahre von seiner Bühne fern gehalten hat? Was ist es anders als eine den Geschmack verwirrende und den Darstellungsstil verderbende Planlosigkeit, wenn man dem sogenannten Volksbühnenspiel von Hans Pöhnl das Haus preisgibt, in dem man eben noch Goethe und Sophokles gehuldigt? Wie wenig vom Geiste Wagner'scher Kunst, die doch der Glücksfall und Ruhm seiner Direktionsepoche war und bleibt, muß auf Herrn Perfall übergegangen sein, daß er es unternehmen konnte, jenen Faust von Zöllner, eine unerhörte Vermusizirung und Karikatur des ersten Theils der Goethe'schen Dichtung, auf die Bühne zu bringen. Und nun gar die „Perfallbühne", welche die Menschen mit matter Phantasie vor dem angeblich die Illusion raubenden Zwischenaktsvorhang erretten sollte. Wie viel Zeit, Kraft und Geduld wurde mit diesem fruchtlosen Experiment vertha n! Ueberblickt man heute, wo sie schon fast vergessen sind, die stattliche Reihe der verschiedenartigen Probekunststücke, die Perfall im Laufe der letzten Jahre seines Dienstes anstellte, so wird man sich baß verwundern, daß ein Mann mit zwanzigjähriger Bühnenpraxis derlei zweck- und aussichtslose Experimente unternehmen konnte und dabei noch gar auf die Theilnahme kunstverständiger Zeitgenossen zählen durfte. An der dramaturgischen Lebensarbeit eines Heinrich Laube oder Richard Wagner gemessen, ja selbst in dem Vergleich zu den beharrlichen und konsequenten theatralischen Bestrebungen des Herzogs von Meiningen erscheinen die Projekte und Bemühungen Perfall's doch recht dilettantischer Art.

Es sind, wie gesagt, die letzten Jahre seiner Theaterleitung, die vorwiegend den Stempel dieser Art tragen und es wäre ungerecht, gerade hier nicht daran zu erinnern, daß das Münchener Hof- und National-Theater vom Ende der sechziger bis in die Mitte der achtziger Jahre die Stätte war, an welcher das Leben und die Entwicklung unserer musikalisch-dramatischen Kunst sich am kräftigsten offenbarte, gleichviel ob mit oder gegen den innersten Willen des Intendanten. Für die Annahme, daß das letztere der Fall gewesen sei, spricht nicht nur Perfall's Art und musikalische Vorbildung, die es ihm gestatteten auch in reiferen Jahren noch der harmlosesten Leipziger Musikmacherei zu pflegen, sondern auch die feierliche Absage Richard Wagner's an das von ihm geleitete Theater, von der Perfall in seinem Buche leider nur den Schlußsatz mittheilt. Daß des Bayreuther Meisters Werke während der Perfall'schen Amtszeit in 742 Vorstellungen zur Aufführung gelangten, war doch mehr ein guter Verdienst fürs Theater als ein großes Verdienst seines Leiters und selbst den Ruhm, die Wagner'schen Werke ohne den geringsten Eingriff in die Originalpartitur zur Darstellung gebracht zu haben, werden ihm Leute mit gutem Gedächtniß schmälern müssen. Ich selbst weiß, aus eigener Erinnerung, daß sowohl Lohengrin als Tannhäuser im Anfang der achtziger Jahre zumeist nur mit einigen sinnlosen Kürzungen zur Aufführung kamen.

Sein Bestes hat Perfall geleistet, wo er gewissermaßen als Hausvater der königlichen Theater waltete. Hier, wo weder tiefere künstlerische Einsichten in Frage kamen noch persönliche Wallungen und Neigungen die Entscheidung verwirren konnten, hat er durch Gründung verschiedener Pensionsanstalten, durch Schutzmaßregeln für die soziale Stellung der Bühnenangehörigen wie durch Vorkehrungen für die Bequemlichkeit und Sicherheit der Theaterbesucher sich unvergängliche Verdienste um das Münchener Hoftheater erworben und sich den Ruf eines echten, der Gemeinnützigkeit rastlos dienenden Menschenfreundes gesichert. Das ist viel, sehr viel, aber doch nicht genug. In dem seltenen Augenblicke, da der große Sinn und die heilige Kunstbegeisterung eines edlen Fürsten dem mächtigsten Schöpfergeiste seines Volkes die Hand bot, ein neues Zeitalter der Kunst heraufzuführen, da mußte auch von den zur Mitarbeit Berufenen das Außergewöhnliche, Außerordentlichste verlangt werden. Daß Karl von Perfall dieses Außerordentliche nicht zu leisten vermochte, war nicht seine Schuld. In der Geschichte der deutschen Bühnenkunst aber wird es sein Verhängniß sein.

Heinrich Welti.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

BERLIN, Ende August 1894.

## *An die Abonnenten der „Nation."*

Einer Anregung folgend, die aus dem Leserkreise der „Nation" zu öfteren Malen an uns gerichtet war, haben wir eine kleine Sammlung früher in der „Nation" erschienener Artikel veranstaltet, aus welcher der litterarische und politische Charakter unserer Zeitschrift deutlich erkennbar ist.

So unvollständig eine jede derartige Zusammenstellung auch sein musste — ist doch eine grosse Anzahl unserer geschätztesten Mitarbeiter, denen die „Nation" zahlreiche werthvolle Beiträge verdankt, unvertreten geblieben — so hoffen wir dennoch, durch diese Sammlung, die auch eines selbständigen Werthes nicht entbehrt, weiteren Kreisen von dem Wesen unserer Zeitschrift einen anschaulichen Begriff geben zu können.

Wir lassen uns deshalb angelegen sein, diese Sammlung recht weit zu verbreiten. Zu dem Zwecke wird die — 14 Bogen starke — Sammlung zu dem billigen Preise von 1 Mark verkauft werden, während den neu hinzutretenden Abonnenten durch Gratislieferung der Sammlung die Möglichkeit gewährt wird, sich ausgiebig über den Charakter der „Nation" zu unterrichten.

Den gegenwärtigen Abonnenten der „Nation", die sich in den Besitz dieser Sammlung zu setzen wünschen, liefern wir das Exemplar — statt für 1 Mark — **für 50 Pf.** und senden für diesen Preis (der am zweckmässigsten, unter Benutzung des nachstehenden Bestellzettels, in Postmarken an die Expedition der „Nation" eingeschickt wird) **franco** den Reflektanten zu.

Unseren Freunden wären wir sehr verbunden, wenn sie sich die Verbreitung der „Nation", die mit Oktober in ihren XII. Jahrgang tritt, gleichfalls angelegen sein liessen, unter Anderem auch durch Mittheilung des Inhalts dieses Circulares in weiteren Kreisen.

Wenden!

---

*An die*

**Expedition der „Nation"**

*(H. S. Hermann)*

**BERLIN SW.**

*Beuth-Strasse 8.*

Nr. 49. Berlin, den 8. September 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich 3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Wir sind in die Saison der Kongresse eingetreten, die sich alljährlich zwischen die Sommerferien und die parlamentarische Saison einschiebt. Unter den Kongressen, die in den jüngsten Tagen sich abgespielt haben, verdienen der sechste internationale Friedenskongreß in Antwerpen und die interparlamentarische Konferenz im Haag vom politischen Standpunkt aus besonders hervorgehoben zu werden. Auf die interparlamentarische Konferenz, die noch tagt, während diese Zeilen in den Druck gehen, kommen wir in der nächsten Nummer noch eingehender zurück. Vorab mag nur hervorgehoben werden, daß bei den einleitenden Ansprachen die Begrüßung seitens des Ministers van Houten deutscherseits durch den früheren Reichstagsabgeordneten Heinrich Dohrn, welcher alle bisherigen interparlamentarischen Konferenzen besucht hat, beantwortet wurde. Dohrn hob dabei besonders hervor: „er betrachte es als gutes Omen, gerade in Holland es aussprechen zu können, wie in Deutschland die Friedensströmung zugenommen habe, da ja die ersten Anfänge des Völkerrechts sich mit dem Namen Hugo Grotius verbänden und Holland nicht bloß theoretisch, sondern in der Entwicklung der Segnungen des Friedens auf dem Gebiet von Kunst, Gewerbe, Wissenschaft und bürgerlicher Freiheit auch praktisch vorangegangen sei. Der Minister van Houten habe das angedeutet, aber diskret verschwiegen, daß eine der wesentlichsten Leistungen dieses Landes in der fast durchweg friedlichen Ueberführung der großen ostasiatischen Kolonien zu höherer Kultur und in der Beendigung der ewigen Kriege zwischen den einzelnen Sultanen, mit ihrem Gefolge von Sklaverei und Frohndiensten, bestehe. Nur in wenigen Fällen von Treulosigkeit und Vertragsbruch sei es nöthig gewesen, die Waffen anzuwenden. Fast überall habe man dort das für Europa ersehnte System der schiedsgerichtlichen Regelung mit Erfolg, und ohne viel Rühmens, angewendet, so daß nirgends so große Erfolge mit so geringem Aufwande kriegerischer Mittel, aber mit so viel beharrlicher Staatsklugheit erreicht worden seien, wie dort."

Der Antwerpener Friedenskongreß liegt bereits abgeschlossen hinter uns und kann als ein entschiedener Erfolg bezeichnet werden. Sowohl was die Vollzähligkeit der vertretenen Nationen als auch was den besonnenen Gang der Verhandlungen anlangt, überragt er alle seine Vorgänger. Auch die sympathische Art, wie die belgische Regierung und der König von Belgien ihre Antheilnahme an den Bestrebungen des Kongresses zum Ausdruck gebracht haben, zeigt, daß der internationale Friedenskongreß aus der eigentlichen Sturm- und Drangperiode allmählich heraustritt, sich von utopistischen Phantasien allmählich loslöst und konkretere Ziele ins Auge faßt. Allerdings darf man von Friedensvereinen nicht verlangen, daß sie ihre Bestrebungen nur auf das zunächst Erreichbare beschränken; sie sollen vor allem unter den Völkern eine Friedensstimmung hervorrufen, welche es den praktischen Politikern ermöglicht, die Grenze des auf diesem Gebiete Erreichbaren immer weiter vorzuschieben. Ihr Werk ist vor allem das der Vorbereitung. Es war deshalb auch ein gesunder Gedanke, den Kongreß neben den übrigen bekannteren Zielen, deren Erreichung er anstrebt, mehr als bisher für eine Propaganda gegen die Kultivirung der Kriegsidee in den Schulen zu engagiren. Die übertriebene Bedeutung, die den Kriegsgeschichten in dem Schulunterricht fast aller Länder eingeräumt ist, trägt nicht wenig dazu bei, die Werthschätzung kriegerischer Erfolge in den Vorstellungen der Völker zu erhöhen. Von diesen Er-

wägungen ausgehend, hatte das internationale Friedensbüreau in Bern verschiedentliche Resolutionen vorbereitet, die vom Kongreß auch angenommen wurden. Die praktisch wichtigste lautet:

Das internationale Friedensbüreau erhält den Auftrag, ein Verzeichniß derjenigen Geschichtsbücher zum Schulgebrauch aufzustellen, welche der politischen, volkswirthschaftlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Entwicklung der einzelnen Völker eine zum mindesten ebenso große Wichtigkeit beimessen, als der kriegerischen Thätigkeit derselben.

Dieser Beschluß wurde noch wirksam ergänzt durch einen gleichfalls zur Annahme gelangten Vorschlag, den Namens der deutschen Friedensvereine Herr Haberland aus Berlin eindrachte, und der lautet:

Der Kongreß spricht den Wunsch aus: a) daß die Friedensgesellschaften die Schaffung und Verbreitung einer Sammlung von Jugendschriften in die Hand nehmen mögen, welche an Stelle der üblichen Verherrlichung des Krieges denselben in seinem wahren Lichte zeigen und in seiner moralischen Verwerflichkeit schildern; b) daß die Friedensgesellschaften gemeinschaftlich Preise aussetzen mögen für diejenigen Werke, welche vorstehende Aufgabe am besten lösen.

Es ist erfreulich, daß sich diesen Beschlüssen auch die Franzosen rückhaltlos angeschlossen haben, in deren Schulbüchern die Verherrlichung kriegerischen Ruhms und sogar die leidenschaftliche Pflege der kriegerischen Revancheidee eine besonders große Rolle spielt. In welchem Maße das der Fall ist, beabsichtigen wir in einer unserer nächsten Nummern nachzuweisen.

Der Gesammtverlauf des Antwerpener Kongresses zeigt, daß die Friedensvereine nicht umsonst wirken, so daß sie mit gutem Muth und neuer Zuversicht an ihre schwierige Aufgabe herantreten werden.

In Berlin hat das Leichenbegängniß der bekannten sozialistischen Agitatorin Agnes Wabnitz, die sich auf dem Begräbnißplatze der Berliner Märzgefallenen vergiftet hatte, zu einer großen sozialdemokratischen Kundgebung geführt, die vor allen Dingen durch die Disziplin bemerkenswerth war, die unter den Tausenden von Leidtragenden herrschte. Viele Hunderte von Kränzen wurden auf das Grab gelegt und Zehntausende umstanden den Kirchhof. Mit rothen Fahnen und Schleifen wurde eine große Verschwendung getrieben, aber die Polizei hatte keinen Anlaß, einzuschreiten. Der Einfluß der sozialdemokratischen Führer auf die Arbeitermassen in Berlin wurde auf diese Weise wirksam zur Anschauung gebracht. Es scheint, als ob die sozialistische Parteileitung gerade jetzt, wo so viel von neuen Ausnahmemaßregeln gegen die Sozialdemokraten gesprochen wird, gern die Gelegenheit ergriffen hat, um einen anschaulichen Beweis dafür zu liefern, wie wenig wirkliche Ursache zu speziellen Schutzmaßregeln vorhanden sei.

Unsere Bimetallisten scheinen jetzt durch nähere Berührung mit Amerika wieder etwas mehr Wasser auf ihre Mühlen leiten zu wollen. In der „New-Yorker Handelszeitung", deren Bedeutung, nebenbei bemerkt, in Deutschland sehr überschätzt ist, wird besondere Reklame für Herrn Otto Arendt gemacht: diesen „eminent befähigten" Vorkämpfer der Idee des internationalen Bimetallismus. Dem amerikanischen Leser wird vorgeredet, Herr Arendt habe, während der Verhandlungen der deutschen Silberkommission, Herrn Dr. Bamberger eine erschreckliche Niederlage bereitet. Es ist begreiflich, daß man diese puerilen Renommistereien jenseits des Ozeans an den Mann zu bringen sucht, da sie in Deutschland längst dem wohlverdienten Spott verfallen sind. Selbst in Amerika, mit seinen sehr realen Silberinteressen, will übrigens der Weizen der Bimetallisten nicht mehr recht blühen; es ist kein gutes politisches Geschäft mehr, für free and unlimited coinage of silver ins Zeug zu gehen. Dagegen gewinnt die Meinung stark an Boden, daß die Hauptursache für die furchtbare geschäftliche Depression des letzten Jahres auf die unkluge Währungsgesetzgebung zurückzuführen sei. Unter anderen veröffentlicht Herr Louis Windmüller, ein angesehener Deutsch-Amerikaner, in Harper's Weekly vom 25. August „A brief history of the panic and some lessons which it may teach us" und kommt dabei zu dem Resultat, daß an der großen Deroute vornehmlich Schuld sei „die unglückseltige Halluzination, daß es die Pflicht unserer Regierung sei, den Werth des Silbers künstlich aufrecht zu erhalten (The unfortunate hallucination, that it was the duty of our government artificially to sustain the value of silver)." — Wie man aber in Cleveland's Kabinet über Bimetallismus denkt, davon legt ein Brief Zeugniß ab, den der Ackerbauminister, J. Sterling Morton, unter dem 31. Juli an einen Herrn Charles A. Magoon in Lincoln (Nebraska) gerichtet hat. In diesem Brief erzählt der Minister, mit echt amerikanischem Humor, folgende Geschichte: „Einer der eifrigsten Streiter für die freie Silberprägung, ein Mann von honigsüßer Beredsamkeit, starb vor nicht langer Zeit, und es war ein großes Trauern unter Minen- und Metallbesitzern in Nevada und Colorado, daß ein solcher Kämpe so unzeitig aus dieser Welt abgerufen sei. Mitten in diesem Kummer, als die Sympathie noch warm aus ihren Herzen quoll und noch Zähren ihre Wangen benetzten, brachten die Minenbesitzer eine erkleckliche Summe zusammen, um dem patriotischen Staatsmann ein Monument zu errichten, dessen Tod sie so sehr beklagten und dessen Leben der erhabenen Aufgabe gewidmet war, den Preis des Silbers zu steigern: zu ihrem eigenen Vortheil und auf Kosten des gemeinen Volks. Auf einer Marmortafel ließen sie die folgenden Worte eingraben: ‚Hier liegt ein Mann, der für die freie und unbeschränkte Ausmünzung von Silber nach dem Verhältniß von 16 zu 1 kämpfte: ein Freund des Volkes und ein ehrlicher Mann.' Vor dieser Marmortafel stand nicht lange nachher ein Irländer, und starrte, nachdem er die Inschrift lange und prüfend betrachtet hatte, zu einem neben ihm Stehenden: ‚Das ist doch sonderbar!' — ‚Was ist sonderbar?' fragte der Angeredete. — ‚Weiß der Teufel', erwidert Pat, ‚weshalb man hier zwei Leute in ein Grab gelegt hat.' — ‚Wieso zwei Leute?' — ‚Nun, den Vertheidiger von free coinage und einen ehrlichen Mann.'"

Eine solche Anekdote ist in Amerika nicht selten wirksamer, als gelehrte Auseinandersetzungen.

* * *

## Hannemann, geh' Du voran!

Während der deutsche Reichskanzler ruhig in Karlsbad seinen Brunnen trinkt, wird in der deutschen Presse das Thema weiter gesponnen, in welchem Verhältniß Graf Caprivi zu den Plänen auf Einschränkung der Vereins- und Versammlungsfreiheit stehe. Die Ausführungen sind dabei zum Theil in sich so widerspruchsvoll, daß es scheint, als ob die Logik noch nicht allenthalben vom Sommerurlaub zurückgekehrt ist.

Bei den sehnsuchtsvollsten Reaktionären wird es als etwas Selbstverständliches hingestellt, daß gesetzliche Freiheitsbeschränkungen erforderlich seien. Weil in Frankreich und Italien einige anarchistische Verbrechen begangen sind, soll sich auch in Deutschland und speziell in Preußen, wo seit geraumer Zeit nicht das mindeste Aehnliche vorgekommen ist, die Gesetzgebung in Bewegung setzen. Aber nicht etwa gegen die Anarchisten, sondern gegen die Sozialdemokraten, die zwar von ihren politischen Rechten umfassenden Gebrauch machen, jedoch keineswegs durch eine wachsende Neigung zu gesetzwidrigen Ausschreitungen Anstoß erregen.

Schon der Ausgangspunkt für die geplante gesetzgeberische Kampagne ist deshalb recht unglücklich gewählt. Begreiflich genug, daß demnach auch das Geschrei nach Ausnahmemaßregeln gar keinen rechten Widerhall findet. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" und ein Paar freikonservative und nationalliberale Blätter werfen sich gegenseitig den

Ball der Entrüstung zu und halten die Diskussion im Fluß, indem sie sich anstellen, als ob das Vaterland in ernster Gefahr schwebe. Und daran knüpfen sich dann endlose Betrachtungen über die Haltung der preußischen Regierung einerseits und des Reichskanzlers andererseits zu jenen gesetzgeberischen Plänen. Nun scheint einstweilen nur so viel fest zu stehen, daß in der preußischen Regierung eine gewisse Neigung herrscht, an der Vereins- und Versammlungsfreiheit herumzuexperimentiren; aber die Lust, die politische Verantwortung für ein solches Vorgehen zu übernehmen, ist ersichtlich auch innerhalb des preußischen Ministeriums nicht allzu groß.

Die falschen Freunde des Reichskanzlers haben daher — von ihrem Standpunkte aus ganz folgerichtig — versucht, den Grafen Caprivi mit in die gesetzgeberische Kombination hineinzuziehen und ihn womöglich vor den Wagen ihrer reaktionären Hoffnungen zu spannen. Nun braucht man wirklich nicht „aus besonders guter Quelle unterrichtet" zu sein, um zu erkennen, wie unwahrscheinlich es ist, daß der Reichskanzler sich als Vorspann einer derartigen Intrigue mißbrauchen lassen wird. Die besonnene Haltung, die derselbe gleich nach der Ermordung Carnot's gegenüber dem Verlangen der aufgeregten Gemüther nach einer internationalen Schutzgesetzgebung gegen den Anarchismus gezeigt hat, beweist zur Genüge, daß Graf Caprivi nicht die politische Nervosität nationalliberaler Kommerzienräthe besitzt. Auch er hat vielleicht eine etwas übertriebene Vorstellung von der politischen Gefährlichkeit der Sozialdemokratie; aber wenn er der Meinung wäre, man müßte derselben gesetzgeberisch zu Leibe gehen, so würde er schwerlich darauf verfallen, ein so wirkungsloses Mittel, wie es die Einschränkung des Vereins- und Versammlungsrechtes gerade der Sozialdemokratie gegenüber sein würde, zum Zielpunkt einer schwierigen gesetzgeberischen Aktion zu machen.

Es mag wohl sein, daß der Reichskanzler bei seiner beinahe demonstrativen Passivität in allen rein preußischen Angelegenheiten es nicht für nothwendig gehalten hat, sich gegen etwaige gesetzgeberische Experimente in Preußen zu stemmen; er wird vermuthlich eine unverbindliche kollegialische Neutralität beobachtet haben; — daß er aber jemals ernstlich daran gedacht haben sollte, in die Schranken des Reichstags zu reiten, um dort für eine reaktionäre Vereins- und Versammlungsgesetzgebung einen schweren Strauß auszufechten, das halten wir für völlig ausgeschlossen. Es wäre doch eine unverantwortliche Kraftverschwendung — von allem Anderen abgesehen —, auf Tod und Leben im Reichstage um ein Gesetz zu kämpfen, dessen Wirkung ein so kaltblütiger Staatsmann wie Graf Caprivi gewiß nicht hoch veranschlägt, das er aber, wenn überhaupt, nur nach den schwierigsten parlamentarischen Kämpfen durchsetzen könnte. Es sind deshalb auch gewiß nicht seine wahren Freunde, die das Gerücht unterhalten, der Reichskanzler sei einer gesetzgeberischen Aktion gegen die Vereins- und Versammlungsfreiheit geneigt.

Es gibt im Whistspiel eine Tour, bei welcher der Spieler, der es nicht für zweckmäßig hält, Trumpf anzusagen, dies seinem Aiden überläßt. Es sieht ganz so aus, als ob bei dem gegenwärtigen Gesetzgebungsspiel die preußische Regierung der Aide ist, der sich nun in Verlegenheit befindet, welchen Trumpf er ansagen soll, denn die Karten sind so schlecht, daß die Wahrscheinlichkeit, irgend ein Spiel zu gewinnen, gering ist.

Auch darf man nicht vergessen, daß mit jedem Tage, mit dem wir uns weiter von dem Zeitpunkt der Ermordung Carnot's entfernen, es schwieriger wird, das Entsetzen über diese Mordthat in der Form von Ausnahmegesetzen zu fruktifiziren. Und da uns ferner von dem Zusammentritt der Parlamente noch immer ungefähr zwei Monate trennen, so braucht man die Hoffnung nicht aufzugeben, daß auch die preußische Regierung darauf verzichten wird, sich durch die ihr angerathene Aengstlichkeitsgesetzgebung zu kompromittiren.

Th. Barth.

## Ein Assekuranzjubiläum.

Am 2. September hat die Magdeburger Feuerversicherungsgesellschaft, in Deutschland die größte unter den Anstalten ihrer Art, das Fest ihres fünfzigjährigen Bestehens gefeiert. Aus Anlaß dieses Tages ist eine Festschrift*) herausgegeben worden, welche die wichtigsten Züge in der Entwicklung der Gesellschaft schildert. Wie sich das von selbst versteht, findet sich in einer solchen Schilderung Licht und Schatten. Vieles wird unternommen und hin und wieder mißlingt etwas; ab und zu erfolgt ein Mißgriff, aber es überwiegt der Eindruck freudigen Gedeihens. Denen, die an der Gesellschaft, sei es als Beamte, sei es als Aktionäre, sei es als Versicherte, ein näheres Interesse haben, wird es von Werth sein, die Einzelheiten sich zu vergegenwärtigen.

Meine Aufmerksamkeit, als ich die Schrift in die Hand nahm, heftete sich besonders an ein seiner Zeit vielbesprochenes und seitdem wieder in Vergessenheit gerathenes Aktenstück, das in derselben mitgetheilt wird. Es ist ein Erlaß des Handelsministers, Fürsten Bismarck, vom 19. März 1883, der es als eine Thatsache hinstellt, „daß der unverhältnißmäßig hohe Gewinn der Feuerversicherungsgesellschaften, die als Aktiengesellschaften bestehen, sich wesentlich als die Folge einer ungerechtfertigten Steigerung der Prämiensätze und einer Anwendung ungerechtfertigter Mittel bei der Regulirung von Brandschäden hinstellt". Im Anschluß daran wird die Frage aufgeworfen, warum die Versicherten sich nicht lieber den öffentlichen Feuerversicherungsanstalten zuwenden.

Die aufgeworfene Frage ist in der That sehr interessant. Wenn es wahr ist, daß die Aktiengesellschaften höhere Prämiensätze erheben, als andere Institute, wenn es ferner wahr ist, daß die Aktiengesellschaften das Bestreben haben, sich durch unlautere Mittel der Regulirung von Brandschäden zu entziehen, so würde es als ein Kapitel aus der Geschichte der epidemischen Geisteskrankheiten zu betrachten sein, daß die Menschen sich bei Aktiengesellschaften versichern. Es würde sein Seitenstück nur in der vor einigen Jahrhunderten weit verbreiteten Sitte finden, daß die Leute ihre Seele dem Teufel verschrieben und dafür die Gegenleistung einheimsten, daß der Teufel sie schon bei Lebzeiten in der unliebenswürdigsten Weise behandelte. Die so hochinteressante Frage hat keine Beantwortung gefunden; die von dem Fürsten Bismarck eingeleitete Untersuchung ist im Sande verlaufen. Der Plan, das gesammte Versicherungswesen zu verstaatlichen, ist glücklicherweise auch im Sande verlaufen.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die Welt den Segen eines ausgebildeten Versicherungswesens noch heute nicht kennen würde, wenn sie hätte warten wollen, bis der Staat die Initiative ergriff. Ueber einige Anläufe zur Feuerversicherung wäre man schwerlich hinausgekommen. Als der erleuchtete Despotismus auf der Höhe seines Wirkens stand, hat er nicht daran gedacht, Versicherungsanstalten in das Leben zu rufen. Der Staat hat in sich weder den Geist gefunden, einen solchen Gedanken zu fassen, noch die Kraft ihn auszuführen. Wenn Jemand Friedrich Wilhelm I. den Vorschlag gemacht hätte, Versicherungsanstalten gegen Feuersgefahr für Mobilien und gar eine solche für frühzeitigen Tod zu schaffen, so würde er wohl eine sehr wenig entgegenkommende Antwort erhalten haben.

Privatleute sind es gewesen, die zuerst in fruchtbarer Weise bei uns den Gedanken gefaßt haben, daß es möglich sei, Risiken, welche Jedermann bedrohen und trotzdem nur Wenige treffen, auf die Gesammtheit der Bedrohten zu vertheilen. Privatleute sind es gewesen, welche die Ueberzeugung von dem Nutzen der Versicherung, der nicht für Jedermann leicht zu fassen ist, verbreitet haben; Privatleute sind es gewesen, welche die erforderlichen Organisationen geschaffen und die erforderlichen Gelder aufgebracht haben. Als der Staat anfing, sich einzelner Theile des Versiche-

*) Die Magdeburger Feuerversicherungsgesellschaft im Spiegel einer fünfzigjährigen Vergangenheit. Von Robert Berndt.

rungswesens zu bemächtigen, konnte er nur in die Spuren eintreten, welche die Privatindustrie geschaffen hatte.

Der Gedanke, welcher dem Versicherungswesen zu Grunde liegt, breitet sich über immer weitere Glieder aus. Die Entstehung der Unfallsversicherung gehört dem letzten Menschenalter an; ebenso einige minder wichtige Zweige des Versicherungswesens. Die Lebensversicherung hat in den letzten Jahrzehnten einige Risiken übernommen, gegen deren Uebernahme sie sich früher beharrlich gesträubt hat. Die Seeversicherung ist so eigenthümlich beschaffen, daß auch entschlossene Vertheidiger der Verstaatlichung des Versicherungswesens sich zu dem Zugeständnisse bequemen, es sei am Ende besser, diesen Zweig der Privatindustrie zu überlassen. Die Aufsuchung derjenigen Glieder, auf welche das Versicherungswesen ausgedehnt werden kann und der Bedingungen, unter denen der Betrieb erfolgen kann, wird man auch ferner der privaten Betriebsamkeit überlassen müssen, wenn man nicht das gesammte Versicherungswesen zum Stillstand verurtheilen will.

Die Behauptung, daß bei dem gegenwärtigen Zustande des Versicherungswesens der Versicherte durch die Versicherungsgesellschaften ausgebeutet werde, gehört in die Kategorie der übrigen Behauptungen, welche in dem bestehenden System der Wirthschaftsordnung nur eine großartige Ausbeutung erblicken. Solche Behauptungen sind vom Standpunkte der Sozialdemokratie aus verständlich, von jedem anderen Standpunkte aus unverständlich. Das Versicherungswesen hat sich neben der Aktiengesellschaft noch eine andere Rechtsform geschaffen, für welche es in unserem Rechtsleben kein Analogon gibt, die Form der Versicherung auf Gegenseitigkeit. Dann hat die Konkurrenz zwischen Aktiengesellschaften und Gegenseitigkeitsgesellschaften wiederum zu einer Zwischenform geführt, der Versicherung bei einer Aktiengesellschaft mit Anspruch auf der Betheiligung an der Dividende. Das Interesse des Versicherungssuchenden ist durch diese Fülle der Formen so gut gewahrt, wie es im Verkehrsleben überhaupt möglich ist.

Wer sehen will, kann die Segnungen der freien Konkurrenz, der Freiheit im Betriebe von Privatgewerben, der Mannigfaltigkeit von Rechtsformen, welche demselben wirthschaftlichen Zwecke dienen, gerade an der Entwicklung des Versicherungsgewerbes besonders eingehend kennen lernen. Die öde und mechanische Einförmigkeit, in welche unsere Sozialgesetzgebung einen Theil des Versicherungswesens gedrängt hat, kann gegenüber der Freiheit und Lebendigkeit, die sich auf anderen Gebieten regt, als ein Fortschritt nicht bezeichnet werden. Die Erfahrung muß darüber Belehrung bringen, ob sich diese Formen überhaupt auf die Dauer aufrecht erhalten lassen. Soweit bisher Erfahrungen gesammelt sind, ermuthigen sie nicht dazu, der Freiheit des Privatversicherungsgewerbes neue Fesseln anzulegen. Wenn erst die Unfallsgenossenschaften und die Invalidenversorgung ihr fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert haben, wird es sich zeigen, ob sie auf den durchlaufenen Zeitraum mit gleicher Freudigkeit zurücksehen, wie heute eine Privatgesellschaft.

Alexander Meyer.

## Die Reform der englischen Erbschaftssteuern.

Die Reform der Erbschaftssteuern — der wichtigste Punkt in dem wichtigen Budget Sir William Harcourt's — löst ein altes Versprechen der liberalen Partei ein, und erfüllt einen Wunsch aller Reformfreunde, der gerade in den letzten Dezennien, während deren diese Steuern mit dem wachsenden Wohlstand des Landes steigende Erträge abwarfen (1864 77 Millionen Mark; 1874 120; 1880 128; 1893 rund 200) immer dringender wurde. Die „death-duties“ — Sterbegefälle —, die in ihren Anfängen bis ins 17. Jahrhundert zurückreichen, sind nämlich, so seltsam dies klingt, niemals auf eine einheitliche Grundlage gestellt und nie zu einem organischen Ganzen zusammengefaßt worden. Es haben im Lauf der Zeit wohl 27 verschiedene Parlamentsakte an ihnen herumgedoktert; sie haben aber immer nur Flickarbeit gethan, bald hier etwas umgeändert, bald dort etwas angesetzt, wie es gerade das Bedürfniß des Augenblicks oder des jeweiligen Schatzkanzlers erforderte. Die natürliche Folge war, daß allmählich ein solches Gewirr von Bestimmungen diese Steuern umwucherte, daß sie „jedem unverständlich waren, der nicht gut bezahlt ist, sie zu verstehen“. Außerdem aber hat der Mangel an einem einheitlichen Prinzip noch den schlimmern Uebelstand verschuldet, daß sich in sie im Lauf der Zeit eine Reihe — um es milde auszudrücken — großer Anomalien einschlichen, Anomalien, die zwar historisch verständlich und aus Eigenthümlichkeiten des britischen Privatrechts erklärbar waren, die aber nichtsdestoweniger von dem geläuterteren Rechtsgefühl unserer Zeit als schwere Mißstände empfunden wurden.

Sir William's Reform geht ohne Zweifel beiden Uebelständen energisch zu Leibe; ich glaube aber nicht, daß sie auf Endgültigkeit Anspruch machen kann. Sie hat zwar das ganze System bedeutend vereinfacht, es aber doch noch so kompliziert gelassen, daß sein Verstehen auch künftig wesentlich „denen, die dafür bezahlt sind“, reservirt bleiben dürfte; sie hat weiter zwar bedeutende Anomalien und Ungerechtigkeiten beseitigt, dafür aber andere geschaffen, über die das natürliche Rechtsgefühl nicht leicht hinwegkommen dürfte. Um Sir William's Werk ins rechte Licht zu setzen, gebe ich zuerst eine kurze Skizze des Rechtszustandes, den er vorfand.

Bis zum 1. August 1894 standen im Ganzen 5 verschiedene Abgaben von Erbschaften in kraft: die Probate-, Account-, Legacy-, Succession- und die Estate-duty. Sie zerfielen in 2 Klassen, in Erdmassensteuern, die von dem „Corpus“ der Hinterlassenschaft erhoben wurden, und Erbensteuern, die den Antheil der individuellen Erben trafen. Die Hauptvertreterin der ersten Klasse war die sogenannte „Probate duty“. Ursprünglich, d. h. 1694, eine bloße Gebühr für Bestätigung des Testaments (Probate) oder für Ermächtigung zur Besitznahme eines Intestatnachlasses (Letter of administration) hatte sie sich bald zu einer wirklichen Steuer ausgebildet. Sie traf das ganze bewegliche Erbgut vor der Theilung und bevor es aus der Hand des Testamentvollstreckers (executor) in die der einzelnen Erben gelangte, und zwar vor der neuesten Reform zu folgendem Satz:

Vermögen unter £ 300 fester Betrag von 30 sh. (befreit von jeder weiteren Abgabe);
Vermögen von £ 300— 500 = 2 Prozent;
" " £ 500—1000 = 2½ "
" über £ 1000 = 3 " .

Frei von dieser Abgabe war andererseits alles „unbewegliche“ und alles „gebundene bewegliche“ Vermögen (Realty and settled personalty); was sich historisch daraus erklärt, daß nach englischem Erbrecht diese zwei Vermögensarten direkt an den Erben übergehen, ohne daß es wie bei beweglichem Vermögen einer Testamentsbestätigung oder eines Letter of Administration bedurfte. Nur so erklärt sich auch die besonders große Anomalie, daß zwar „Freigüter“ (free holds) dieser Abgabe entgingen, nicht aber „Pachtgüter“ (lease holds). Letztere sind nämlich nach englischem Recht „bewegliches Eigenthum“, auch wenn die Pacht auf Hunderte von Jahren geht.

Eine Ergänzung der Probate duty war die 1881 geschaffene „Account duty“; sie sollte Umgehungen der Probate duty durch Schenkungen unter Lebenden einen Riegel vorschieben.

Die zwei nächsten Steuern sind reine Erbensteuern, d. h. Abgaben vom Antheil des individuellen Erben und abgestuft nach dem Grad seiner Verwandtschaft zum Erblasser. Die erste und älteste, die „Legacy duty“ (seit 1780) trifft nur das bewegliche Erbgut, das bereits Probate duty gezahlt hat, und zwar nach folgender Verwandtschaftsskala:

| | | |
|---|---|---|
| Deszendenten und Aszendenten | — 1 | Prozent, |
| Geschwister und ihre Nachkommen | — 3 | „ |
| Onkel und Tanten und ihre Nachkommen | — 5 | „ |
| Großonkel, Großtanten und ihre Nachkommen | — 6 | „ |
| Alle übrigen Personen | —10 | „ . |

Der erste Satz (für Aszendenten und Deszendenten) fällt seit 1881 für alle Fälle weg, wo schon Probate duty bezahlt worden ist.

Die zweite Erbensteuer, die „Succession duty“ — eine Schöpfung Gladstone's in seinem klassischen Budget von 1853 — dehnt das Prinzip der „Legacy duty“ auf unbewegliches Vermögen (inklusive „settled personalty“) aus. Es galt ursprünglich dieselbe Verwandtschaftsskala, wie bei der „Legacy duty“; 1888 hat sie aber Mr. Goschen in allen Fällen um 1½ Prozent erhöht. Diese Höherbelastung wurde dadurch mehr als wettgemacht, daß Land- und Hausbesitz nicht nach seinem Marktwerth, sondern nur nach der Nettorente, die der Erbe aus ihm zog, für diese Steuer eingeschätzt wurde. Mit anderen Worten: ein Erbe, der über den Grundbesitz frei verfügen konnte, wurde nur so besteuert, wie wenn er bloß zu der aus ihm fließenden Rente auf die Dauer seines Lebens berechtigt wäre. Die Höhe der Steuer hing also von seinem Alter ab, war aber immer niedriger, als wenn ihrer Berechnung der Marktwerth des Erbguts zu Grunde gelegt worden wäre. Warf ein Grundbesitz keine Jahresrente ab, so zahlte er, wenn er an sich auch noch so werthvoll war (z. B. hauptstädtische Bauplätze), überhaupt keine Erbschaftssteuer. Während ferner der Erbe beweglichen Vermögens seine „Legacy duty“ sofort zu zahlen hatte, durfte die „Succession duty“ in acht halbjährlichen Zahlungen abgetragen werden, ohne daß Zinsen berechnet wurden. Zu diesen 4 Steuern kam nun, um der Komplizirtheit die Krone aufzusetzen, im Jahre 1889 noch eine fünfte Steuer gemischten Charakters, die „Estate duty“. Sie ist eine Zuschlagssteuer von 1 Prozent für alle „beweglichen“ und „unbeweglichen“ Hinterlassenschaften im Werthe von mehr als £ 10 000. Während sie aber bei beweglichem Vermögen in Wirklichkeit nur ein Zuschlag zur „Probate duty“ war, d. h. von der Erbmasse ohne Rücksicht auf die Theile, in die sie zerfiel, erhoben wurde, zahlte sie unbewegliches Vermögen (sowie „settled personalty“) nur dann, wenn der Antheil des einzelnen Erben £ 10 000 überstieg; sie trug also hier den Charakter einer Erbensteuer, die allerdings nicht wie sonst auf Verwandtschaftsgrade Rücksicht nahm.

Der Hauptmangel des bisherigen Systems war, das wird diese Skizze deutlich genug gemacht haben, die ungerechte und allseitige Begünstigung unbeweglichen Vermögens zum Nachtheil des beweglichen. Hier nun zunächst greift Sir William's Reform mit einem Radikalmittel ein. Sie unterwirft nämlich Vermögen jeder Art, es sei beweglich oder unbeweglich, frei oder gebunden, beim Uebergang von Todeswegen nicht nur den gleichen Steuern, sondern, was wohl zu beachten ist, auch genau der gleichen Werthberechnung. Daran schließt sich dann als zweite Hauptreform: eine Abstufung des Steuersatzes im Verhältniß zu dem Gesammtbetrag des hinterlassenen Vermögens.

Sir William Harcourt griff nicht zu dem scheinbar logischsten und einfachsten Plan einer einzigen, einheitlichen Erbensteuer, die nach dem Grad der Verwandtschaft, und eventuell auch nach der Höhe des ererbten Betrags, abgestuft wäre; er hält vielmehr an der historischen Unterscheidung in Erbmassen- und Erben-Steuer fest und zieht nur die fünf bestehenden Steuern in zwei zusammen, die er „Estate duty“ und „Legacy duty“ nennt.

Die „Estate duty“, die nach dem Typus der alten „Probate duty“ gebildet ist, wird erhoben von dem Kapitalwerth des ganzen Vermögens, sei es beweglich oder unbeweglich, frei oder gebunden, das beim Tode einer Person, sei es ab intestato, sei es in Folge eines Testaments oder der Verfügung dritter Personen die Hände wechselt. Rücksicht wird dabei einzig auf die Totalsumme der Erbmasse genommen, nicht aber auf die Personen, an die, und die Theile, in denen sie devolvirt. Der Satz weiter, nach dem sie erhoben wird, ist kein fester, wie bei der „Probate duty“, sondern variirt nach dem Gesammtbetrage der Hinterlassenschaft und bildet folgende Werthklassen.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1. | Vermögen unter £ | 300 | | zahlen einen festen Betrag von 30 sh., |
| 2. | „ von „ | 300—500 | | „ „ „ „ „ 50 „ , |
| 3. | „ „ „ | 500— | 1 000 | zahlen 2 Prozent, |
| 4. | „ „ „ | 1 000— | 10 000 | „ 3 „ , |
| 5. | „ „ „ | 10 000— | 25 000 | „ 4 „ , |
| 6. | „ „ „ | 25 000— | 50 000 | „ 4½ „ , |
| 7. | „ „ „ | 50 000— | 75 000 | „ 5 „ , |
| 8. | „ „ „ | 75 000— | 100 000 | „ 5½ „ , |
| 9. | „ „ „ | 100 000— | 150 000 | „ 6 „ , |
| 10. | „ „ „ | 150 000— | 250 000 | „ 6½ „ , |
| 11. | „ „ „ | 250 000— | 500 000 | „ 7 „ , |
| 12. | „ „ „ | 500 000— | 1 000 000 | „ 7½ „ , |
| 13. | „ über „ | 1 000 000 | | „ 8 „ . |

Die Werthklassen 1—3, d. h. mindestens 70 Proz. aller Erbschaften, zahlen nur diese „Estate duty“ und entgehen der zweiten Abgabe ganz. Diese, die reformirte „Legacy (and Succession) Duty“ ist praktisch die alte „Legacy duty“, ausgedehnt auf unbewegliches Vermögen. Für bewegliches Vermögen bleibt also betreffs der „Legacy duty“ alles beim alten, während für unbewegliches die Gleichstellung mit beweglichem hier folgende Neuerungen bedeutet. a) Das unbewegliche Vermögen zahlt die Steuer jetzt nach derselben, d. h. gegen früher niedrigeren, Verwandtschaftsskala wie bewegliches Vermögen. b) Es entgeht wie dieses der Steuer ganz, falls der Erbe ein Linearverwandter ist. c) Es zahlt die Steuer von seinem vollen Kapitalwerth. d) Es kann sie zwar immer noch in acht halbjährlichen Zahlungen abtragen, es werden aber jetzt für die rückständigen Zahlungen 3 Proz. Zinsen berechnet.

Nun noch ein Wort über zwei kleinere, aber prinzipiell nicht unwichtige Reformen. „Settled Property“ (gebundenes Vermögen) zahlt, wie wir schon sahen, in Zukunft „Estate duty“ und „Legacy duty“ wie jedes andere Vermögen; es genießt aber auch jetzt noch folgende Vergünstigung: Es hat während der Dauer der „Gebundenheit“ eine „Estate duty“ nur einmal zu zahlen nebst einer Zuschlagssteuer von 1 Proz. der sogenannten „Settlements duty“. „Settlements“, d. h. Fideikommisse im weiteren Sinne des Worts, unterliegen nämlich nach englischem Recht der Beschränkung, daß Jemand sein Eigenthum zwar einer beliebig großen Reihenfolge von Personen, die zur Zeit der Errichtung des „Settlement“ schon am Leben sind, außerdem aber nur einer ungeborenen Person vermachen kann. Da die Erbschaftssteuern eine Generation im Allgemeinen nur einmal treffen, so ist daher die Ausnahmestellung des „Settled property“ mehr eine scheinbare, als wirkliche.

In Zukunft hat ferner auch alles Vermögen britischer Bürger, das im Ausland oder in den Kolonien gelegen ist, die „Estate duty“ zu zahlen; den Kolonien wurde auf ihren Protest hin zugestanden, daß von dem Betrag, den so gelegenes Vermögen unter der „Estate duty“ zu zahlen hätte, jeder Betrag abgezogen werden darf, den das gleiche Vermögen in den Kolonien beim Uebergang von Todeswegen gezahlt hat. Voraussetzung dabei ist, daß die Kolonie Reciprocität walten läßt.

Ich will nun die Reform, die ich in abstrakten Ausdrücken geschildert habe, noch durch ein paar konkrete Beispiele illustriren. Erbschaften unter £ 1000, die bisher zu dem Gesammtertrag der „Death-duties“ circa £ 300 000 beisteuerten, werden Dank der Reform gegen £ 100 000 weniger zu zahlen haben: eine Folge davon, daß sie jetzt, wie gesagt, in allen Fällen von der „Legacy duty“ frei sind. Nehmen wir nun ein Vermögen von £ 15 000, das vom Vater auf den Sohn übergeht. Er zahlte vor der Reform

| wenn beweglich: | | wenn unbeweglich: (Alter des Erben mit 35 Jahr, Nettorente auf £ 675 angenommen) | |
|---|---|---|---|
| Probate duty 3 Proz. = | £ 450, | Succession duty = | £ 130, |
| Estate „ 1 „ = | „ 150, | Estate „ = | „ 130, |
| zusammen | £ 600, | zusammen | £ 270, |

also kaum die Hälfte. In Zukunft wird es in beiden Fällen gleich viel zahlen und zwar: Estate duty (5. Werthklasse) 4 Proz. = £ 600. Die Gradation trifft erst Erbschaften über £ 25 000 härter als früher. Nehmen wir z. B. den extremen Fall einer Erbschaft von £ 1 100 000, die an einen Fremden fällt. Sie zahlte vor der Reform, wenn beweglich:

Probate duty 3 Proz. = £ 33 000,
Estate „ 1 „ = „ 11 000,
Legacy „ 10 „ = „ 110 000,
zusammen £ 154 000.

Wenn unbeweglich, einen nach dem Alter des Erben wechselnden Betrag, der aber in keinem Fall viel mehr als die Hälfte dieses Betrages ausmacht.

Sie zahlt jetzt, ob beweglich oder unbeweglich;

Estate duty 8 Proz. = £ 88 000,
Legacy „ 10 „ = „ 110 000,
zusammen £ 198 000.

Ich kann hier nicht näher auf eine Kritik der geschilderten Reform eingehen; ich bemerke nur kurz, daß die Opposition ihre Angriffe besonders gegen die Gradation der „Estate duty“ und gegen die Gleichstellung von beweglichem und unbeweglichem Vermögen richtete. Gegen die Gradation wurden alle Argumente vorgebracht, die sonst gegen eine progressive Einkommensteuer angezogen werden. Die Gleichstellung — besonders auch in der Werthberechnung — wurde als eine Ungerechtigkeit bekämpft, einmal weil Land- und Hausbesitz beinahe die ganze Last der Lokalsteuern zu tragen haben, und zweitens weil eine scheinbar gleiche Behandlung von beweglichem und unbeweglichem Vermögen der Natur der Dinge nach in Wirklichkeit eine schärfere Belastung des unbeweglichen Vermögens bedeute. Eine wirklich schwache Stelle der Reform fand die Opposition in der Anomalie, daß Leute, die ganz die gleiche Summe erben, und in genau demselben Verwandtschaftsverhältniß zum Erblasser stehen, doch eine verschieden hohe Steuer zu zahlen haben, einfach als Folge des Umstandes, daß die Erbschaftssteuer gradirt ist nach dem Betrag der Erbschaftsmasse und nicht nach dem des individuellen Erbenantheils. Nehmen wir z. B. folgende drei Fälle: 1. Ein Mann hat £ 51 000 und hinterläßt sie seinem einzigen Sohn; 2. ein Mann hat £ 101 000, er hinterläßt seinem Sohn £ 51 000 und den Rest wohlthätigen Anstalten; 3. ein Mann hat £ 510 000 und 10 Söhne, von denen er jedem den gleichen Antheil hinterläßt. In allen drei Fällen erhält also jeder Erbe genau den gleichen Betrag, nämlich £ 51 000, hat aber einen ungleichen Betrag an den Staat abzugeben, nämlich resp. £ 2 550, £ 3 060 und £ 3 825.

Zum Schluß noch ein Wort über den voraussichtlichen Ertrag der neuregulirten Erbschaftssteuer. Sir William Harcourt schätzt ihn auf £ 13 500 000 pro Jahr, d. h. £ 3 500 000 mehr als vor der Reform. Davon fallen auf bewegliches Vermögen £ 11 000 000 und auf unbewegliches £ 2 500 000; letzteres wäre gegen früher um £ 1 300 000, ersteres um £ 2 200 000 mehr belastet.

Otto Gaupp.

## Drei Sterne der jüngsten Pariser Romansaison.

### I.

Die „Demi-Vierges“ von Marcel Prévost, „Le Lys Rouge“ von Anatole France und „Silence“ von Edouard Rod sind unstreitig die Romane, welche während der letzten Monate am meisten besprochen wurden, und deren Erfolg Zola's „Lourdes“ vollständig in den Schatten gestellt hat. Allerdings war der Zola'sche Roman mit dem größten Geschick lancirt. Bereits lange vor dem Erscheinen wurde für denselben eine erschreckliche Reklame gemacht; aber der Liebe Mühe ist umsonst gewesen; Niemand fühlt sich innerlich interessirt durch die veraltete Fabel des Romans, durch die konventionellen Romanfiguren und die zum Theil sonderbar indiskreten Beschreibungen. Die Schilderung der Krankheiten, welche durch das Wunder geheilt werden sollen, wirken ebenso wie die langathmigen Diskussionen einer Theologie und eines Rationalismus, die nur zu oft einen trivialen Charakter tragen, ermüdend und abstoßend.*) Trotz der bewunderungswürdigen Darstellung — eine der schönsten, die je aus Zola's Feder hervorgegangen sind — von der Menge, die sich, das Mirakel erwartend, vor der Wundergrotte zusammendrängt, hat man sich beeilt, das eifrig gelesene Buch zu vergessen.

Darf man behaupten, daß unter den Werken, die gleichzeitig die Aufmerksamkeit in weit höherem Grade gefesselt haben, sich wirkliche Meisterwerke befinden? Es ist schwer zu sagen. Der Ruf von Büchern ist launenhaft, und nicht selten haben Werke einen Erfolg, die ihn in keiner Weise verdienen; aber man muß anerkennen, daß unter den drei Romanen, die wir an der Spitze dieses Artikels erwähnt haben, zum mindesten zwei sehr bemerkenswerthe, wenn auch unter sich sehr verschiedenartige, Eigenschaften haben, und daß diese durchaus die Bewunderung und die Sympathie verdienen, die sie erregt haben. Sprechen wir aber zunächst von dem dritten Werk, den „Demi-Vierges“ von Marcel Prévost, das äußerlich ein nicht geringeres Aufsehen gemacht hat.

Es wäre ohne Zweifel verfehlt, das Talent Marcel Prévost's bestreiten zu wollen. Als er vor einigen Jahren mit „L'Automne d'une Femme“ und dann mit „La Confession d'un Amant“ hervortrat, machte er einen starken Eindruck und erweckte die größten Hoffnungen. Alles in ihm deutete auf einen durchdringenden Analytiker, und so sehr man bedauern mochte, daß er sich mit einer bösartigen Hartnäckigkeit gewissen krankhaften Problemen der Psychologie der Liebe zugewandt hatte, so erschien andererseits sein „Skorpion“, eine sehr eindringende Studie gewisser Winkel der politisch-klerikalen Welt, durchaus geeignet, die Kritik zu beruhigen.

Bedauerlicherweise leidet die Pariser Romanlitteratur an einer Gefahr, vor der die jungen Autoren sich nicht genug hüten: das ist der Journalismus. Wie so viele Andere hat auch Marcel Prévost demselben nicht widerstehen können. Und in der That war die Versuchung für ihn groß. Nichts ist schwieriger für ein neu auftauchendes Talent, als sich den schmeichlerischen Vorschlägen eines Zeitungsverlegers zu entziehen. Wöchentlich eine Novelle: das verschafft dem jungen Schriftsteller in der Oeffentlichkeit eine Position und sichert späteren Werken die Notorietät. Aber der so lancirte Autor bedenkt nicht, daß, wenn er ein Journal zufrieden gestellt hat, auch andere an die Reihe kommen, und daß er so mit oberflächlicher Lohnschreiberei leicht seine Kraft verzettelt, die er anderweitig besser verwenden könnte. Schließlich ist er dann gezwungen, ganz nach dem Geschmack der Leser seiner Blätter zu arbeiten; und diese Leser dulden es nicht, daß man ihnen ernste Dinge bietet; sie verlangen niedlich geschürzte — am Liebsten hochgeschürzte — kleine Sächelchen; und der Schriftsteller gewöhnt sich allmählich daran, ihnen das Gewünschte zu liefern. Bald kennt er den Kniff, und beständig inmitten dieser durch und durch falschen Welt der Boulevardpresse lebend, wird er schließlich nicht nur unfähig, etwas Ernstes zu arbeiten, sondern er verliert auch den Blick für all die anderen Dinge, die außerhalb des Gesichtskreises der Boulevardiers liegen. Sein Talent beschäftigt sich immer wieder nur mit dem traditionellen Ehebruch, der ewigen Junggesellenwohnung, wo man seine Maitresse empfängt, der Kasuistik sentimentaler Gewissensfragen, kurzum mit all den Dingen, die in dem Leben der meisten Menschen gar keine Rolle spielen und nur die Phantasie und das Geschwätz des gewerbsmäßigen Schriftstellerthums erfüllen. Das ist die traurige Geschichte gar mancher unserer jungen Romandichter, und auch Marcel Prévost ist der Ansteckung nicht entgangen, wie man es

*) Anm. d. Redaktion: Man vergleiche mit diesem französischen Urtheil die Kritik J. V. Widmann's in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift.

doch bei seinem starken und individuellen Temperament hätte hoffen dürfen.

Der Roman „Demi-Vierges“ ist eines der vollkommensten Werke dieser Litteraturgattung. Unter dem Wort Halbjungfrauen versteht Marcel Prévost jene jungen Mädchen, deren Erziehung sich in einer Welt abspielt, die für sie keine Geheimnisse mehr hat: zwischen einem Vater, meist ohne sittliche Haltung, und einer eitlen, nur auf Aeußerlichkeiten bedachten Mutter. Diese jungen Mädchen, die alles kennen, die Geheimnisse des Lebens ebenso gut wie die gewöhnlich ihrem Alter noch verborgenen Häßlichkeiten, sind seelisch durch und durch verdorben und haben nur ihren Körper intakt gehalten. Daß derartige Charaktere in Paris existiren, läßt sich kaum bezweifeln. Jeder von uns ist gelegentlich einem Exemplar dieser Gattung begegnet. In eine Umgebung von mehr oder weniger zweifelhaften Ruf, zu der die ganze Welt ihr Kontingent stellt, wo verkrachte Existenzen aus Europa und Amerika aufs Neue ihr Glück zu machen versuchen, und wo eine gewisse Sorte von Millionären, die von der guten Gesellschaft zurückgewiesen ist, ihr Vermögen verschwendet — der Pariser Argot hat dafür die Bezeichnung Rastaquouères erfunden, — in diese Umgebung hat der Dichter seine Heldin gestellt, aber er hat die Figuren in erschreckender Weise generalisirt, als ob es sich um eine Regel und nicht um Ausnahmen handelte.

Maud de Rouvre vergeudet die Paar hunderttausend Francs, die ihr von ihrem Vater, einem etwas dunklen Ehrenmann, hinterlassen sind, um einen reichen Gatten zu finden. Aber sie möchte einen Gatten aus der wirklichen guten Gesellschaft haben, denn sie hat nicht ohne Grund sehr wenig Respekt vor jener Welt, in der sie bisher gelebt hat. Da sie nun bei ihrer nur halb intakten Reputation einige Mühe haben würde, in Paris den gewünschten Gatten zu finden, so läßt sie sich von einem Landedelmann lieben, den sie in einem Bade kennen gelernt hat: Maxime de Chantel. Seine Vermögenslage und eine gewisse Naivetät entsprechen durchaus ihren Wünschen, und sie nimmt sich vor, seine Frau zu werden. Maxime kommt nach Paris und wird immer stärker von dem jungen Mädchen gefesselt, deren körperliche Reize nach dem vom Dichter entworfenen Bilde in der That bezaubernd sein müssen. Maxime geht völlig ins Netz. Wenn dieser ehrenwerthe und gewissenhafte Liebhaber es nur wüßte, mit welcher Demi-Vierge er es zu thun hat! Maud ist seit langer Zeit sterblich verliebt in den schönen Suberceaux, und dieser liebt sie nicht minder. Maud besucht ihn in seiner Junggesellenwohnung, und obwohl sie sich standhaft geweigert hat, sich ihm völlig hinzugeben, so ist sie doch so weit gegangen, wie ihre angeborene Klugheit das irgendwie zuließ. Suberceaux verliert übrigens nichts beim Warten, denn die vorsichtige Maud ist entschlossen, ihn nach der Heirath zu ihrem Liebhaber zu nehmen. — Mit diesem bezaubernden Geschöpf verlobt sich Maxime de Chantel. Natürlich ahnt er nichts von all den Schändlichkeiten, und Maud, gewarnt durch das frühere Scheitern einiger Partien, ist eifrig bemüht — obendrein Angesichts des Versiegens ihrer finanziellen Mittel — die Empfindlichkeit ihres Verlobten in jeder Weise zu schonen. Sie ist bescheiden und keusch in ihren Reden und heuchelt eine tiefe Verachtung vor der wenig skrupulösen Welt, in die der Zufall sie geworfen hat. Sie muß dabei sehr geschickt verfahren, um kompromittirenden Entdeckungen aus dem Wege zu gehen. Von allen Seiten kommen nämlich anonyme Briefe, die Maxime warnen: sowohl Briefe von eifersüchtigen Freundinnen — denn es hat dem Autor gefallen, Maxime auch die Bekanntschaft anderer „junger Mädchen“ machen zu lassen, deren Moralität womöglich noch niedriger ist, als die seiner Braut — als auch Briefe von abgewiesenen Liebhabern, unter denen ein Banquier, ein gewisser Baron Aaron, sich vor allen durch sein ingeniöses Verfahren auszeichnet. Maxime aber ist blind und taub. Da kommt die eigentliche Gefahr von einer Seite, von der man sie am wenigsten vermuthet. Suberceaux hatte sich zwar damit einverstanden erklärt, auf die Erfüllung seiner Wünsche bis nach der Heirath seiner Freundin zu warten, aber als die Hochzeit nun näher rückt, packt ihn die Eifersucht und in einem Anfall von Liebesraserei entdeckt er Maxime Alles. Und als dieser dann in seine Provinz zurückreist, wird Maud, um nicht auf den gewohnten Luxus verzichten zu müssen, mit dem Baron Aaron handelseinig: sie wird dessen Maitresse.

So skizzirt, und aller künstlerischen Details entkleidet, ist die Geschichte, welche uns Marcel Prévost erzählt, einfach scheußlich; und selbst manche dieser Details sind, wenn man das Sujet im Auge behält, wohl geeignet, den moralischen Widerwillen nicht gerade zu verringern. Natürlich stößt man auf kein gemeines Wort, und es fehlt auch nicht an feinen Zügen und an Charakterzeichnungen, die mit großer Kunst entworfen sind. Da ist unter anderen Maud's Mutter, eine alte Kreolin, kränklich und eitel, die inmitten all dieses Lasters dahin lebt, ohne sich um das zu bekümmern, was um sie herum vorgeht; dann eine italienische Fürstin, der wahre Typus jener Intrigantinnen, die, zugleich lächerlich und gefährlich, in der kosmopolitischen Gesellschaft sich vielfach herumtreiben; endlich ein Weltmann, der, ohne der Wahrheit auf den Grund zu gehen, sich Maud's Intrigue zu Verfügung stellt, in Folge der Leichtfertigkeit seines Charakters, die ja bei Weltmännern nicht selten ist. Alle diese Zeichnungen zeugen von einer sehr feinen Beobachtungsgabe. Die Schlußszene aber, in der Suberceaux Maxime die Infamie seiner Braut enthüllt, ist mit einem seltenen und ausgezeichneten Pathos erfüllt. Wenige Schriftsteller wären im Stande, etwas ähnliches zu verfassen, und ich bedaure nur, daß der Raum dieses Artikels mir nicht gestattet, jene Szene näher zu beschreiben.

Jedoch alle diese Figuren: Maud, Suberceaux, die ganze Gruppe der sogenannten jungen Mädchen und jungen Leute, die sie umgeben, wo in aller Welt hat Marcel Prévost dieselben entdeckt? Nur ein Kollege des Dichterjournalisten würde im Stande sein, darauf die Antwort zu geben; denn die Gesellschaft, aus der jene Gestalten stammen, ist fast in allen Theilen der Phantasie dieses Journalismus entsprungen. Die wirkliche Gesellschaft empfängt nur selten die Boulevardschriftsteller, und wenn sie dieselben empfängt, so hütet sie sich wohl, ihrer Indiskretion das intimere Leben preiszugeben. Die meisten unter diesen Schriftstellern sind gar nicht in der Lage gewesen, mehr als nur die Aeußerlichkeiten der wirklichen Gesellschaft kennen zu lernen, und ihre Vorstellungen von der Aristokratie und der hohen Bourgeoisie sind einfach abstrahirt von den Erfahrungen, die sie im Verkehr mit der Demimonde gesammelt haben. So haben sie sich nach und nach in ihren Büchern, unter Zugrundelegung des Milieus von zweifelhaftem Ruf, in dem sie sich bewegen, eine Art von Gesellschaft konstruirt, die in dieser Litteratur allmählich zum konventionellen Typus der Pariser Gesellschaft geworden ist, einer Gesellschaft, in der jede Frau zwei oder drei Liebhaber hat, jedes junge Mädchen einige Intriguen spinnt, jeder Mann eine mysteriöse Parterrewohnung besitzt, in der er vornehme Maitressen empfängt, und wo allein die Liebe die Kosten der Existenz bestreitet. Selbst die Schriftsteller, die wie Marcel Prévost auch in einer anderen Umgebung verkehren, folgen der Macht der Gewohnheit und überliefern sich jenen ansteckenden litterarischen Manieren. Es ist keine der geringsten Sünden dieses Journalismus, daß er schließlich selbst den Begabtesten die wahre Unabhängigkeit der Beobachtungsgabe nimmt.

Marcel Prévost protestirt allerdings von vornherein gegen diese Anschuldigungen. Was er uns ausmalt, will er gesehen haben, und wenn er jene Niederträchtigkeiten schildert, so geschieht das nur, um sie als Moralist an den Pranger zu stellen. Er hat demgemäß seinem Buch ein Vorwort vorangeschickt, in dem er die heutige Erziehung der jungen Mädchen anklagt, und dieser Erziehungsmethode die beklagenswerthesten Resultate in die Schuhe schiebt. Er preist die einfache Erziehung von ehedem, die fern von der großen Welt im Schoß der Familie oder im Kloster ertheilt wurde, und die allein ehrenwerthe Gattinnen und tadellose Mütter gebildet haben soll. Er gibt uns dazu in seinem Roman sogar ein Modell in einem jungen Mädchen,

Jeanne de Chantel, der Schwester Maxime's, die von ihrer Mutter sorgfältig in dem alten Schloß in der Provinz aufgezogen ist. Jeanne weiß durch ihren unschuldigen Reiz den einzigen etwas sympathischeren Mann, der uns vorgestellt wird, zu bezaubern. Aber dieses Modell erscheint ein wenig schemenhaft inmitten der Intriguen von Maud und deren Freundinnen, und es ist ziemlich wohlfeil für einen Schriftsteller, sich gegenüber dem Vorwurf der Unmoralität dadurch zu rechtfertigen, daß er an die Spitze seines Buches ein schönes Kapitel sozialer Moral stellt. Solche Mittel haben niemals Kranke geheilt; und wenn Marcel Prévost beabsichtigte, wie er uns sagt, ein nützliches Werk zu schaffen, und unklugen Müttern ins Gewissen zu reden, so hätte er doch wohl besser gethan, nicht einen so augenscheinlich exceptionellen Charakter wie Maud zu wählen und diesen in eine Welt zu stellen, die ganz nach dem Ebenbilde der jungen Person geschaffen ist. Seine Uebertreibung nimmt obenbrein seiner These jede überzeugende Kraft, und es ist höchst zweifelhaft, ob er auch nur eine einzige Mutter veranlaßt hat, über das Problem nachzusinnen, das er in so sonderbarer Weise aufgestellt hat. Auch darf man vielleicht, ohne ungerecht zu sein, annehmen, daß jene These vornehmlich deshalb aufgestellt ist, um die Skrupel des Verfassers darüber zu vermindern, daß er ein Buch schrieb, gegen das sein litterarisches Gewissen und sein scharf zugespitztes Talent sich gleichmäßig auflehnen mußten. Der moralische Standpunkt nimmt übrigens, abgesehen von der Vorrede, in dem Roman selbst so wenig Raum ein, daß es verzeihlich ist, wenn er von vielen ganz übersehen wurde; jedenfalls ist die Moral so kurz gefaßt, daß sie keine Käufer abgeschreckt hat.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Raymond Koechlin.

---

## Das Nilquellengebiet und seine wirthschaftliche Bedeutung.

Das deutsche „Antisklavereikomitee", über dessen Leistungen ja sehr verschiedene Stimmen laut geworden sind, kann jedenfalls das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, daß auf seine Initiative hin eine große Forschungsexpedition in die nördlichen Theile des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes unternommen wurde, welche für die Geographie eine Reihe werthvoller Ergebnisse lieferte. In Dr. Oskar Baumann war der richtige Mann für die Leitung eines solchen Zuges gewonnen worden; jung und kräftig, verfügt derselbe über jene fachliche, vor allem kartographische Bildung, ohne welche solche Vorstöße in unbekanntes Land des eigentlich wissenschaftlichen Erfolges entbehren müssen und sich schließlich nur als eine Kette von mehr oder weniger motivirten Abenteuern darstellen. Die neuere Reiselitteratur hat mehrere solche Berichte, in denen das persönliche Element vorwiegt, aufzuweisen, und es ist kein Wunder, wenn das lesende Publikum neuerdings etwas mißtrauisch geworden ist gegen die bildergeschmückten Bücher, welche das ohnehin reichhaltige Kapitel von Mord und Todschlag im dunklen Erdtheile durch neue Beiträge zu vermehren bestimmt sind. Das Baumann'sche Werk*) gehört, seiner äußerst reichen artistischen Ausstattung unerachtet, nicht in diese Klasse, denn es verfolgt in erster Linie wissenschaftliche Zwecke, und auch dem an sich sehr spannend gehaltenen erzählenden Theile merkt man es allenthalben an, daß es dem Verfasser nicht um die Erregung von Sensation, sondern nur um eine getreue Schilderung der Thatsachen zu thun ist. Unsere Absicht ist es nicht, von dem vielseitigen Inhalte des Werkes eine einigermaßen erschöpfende Analyse zu geben, vielmehr gedenken wir nur dessen Bedeutung für die Erweiterung unseres länder- und völkerkundlichen Wissens, sowie noch besonders die daraus für das Problem der praktischen Kolonisation entfließenden Lehren zu erörtern. Gerade nach dieser Seite hin muß ja noch ungemein viel geschehen, wenn eine in fröhlichem Enthusiasmus in Angriff genommene Unternehmung mit der Zeit in eine solche umgeschaffen werden soll, welche dem Mutterlande wirklichen Nutzen bringt.

Der Weg, den Dr. Baumann zurücklegte, mag zunächst in kurzen Umrissen gekennzeichnet werden. Er ging von dem der Insel Pemba gegenüber liegenden Posten Tanga aus, zog dann in nordwestlicher Richtung parallel der erst 1892 abgesteckten deutsch-englischen Grenze hin und bog von ihr erst in der geographischen Länge des Kilimandjaro ab, den gewaltigen Berg selbst nördlich lassend. Direkt westlich marschirend, gelangte man an den noch unvollkommen bekannten Manyarasee, und von dort aus wurde die Route wieder eine nordwestliche, bis man das Ufer des Viktoriasees erreichte. Die Gebiete im Südosten und Süden dieses riesigen Wasserbehälters wurden nach allen Seiten hin durchstreift, und es zeigte sich dabei, daß man die Küstenkonfiguration bisher nur sehr unvollkommen gekannt hat; so fand unser Reisender einen tiefen Einschnitt in das Land nördlich von der Spekebucht auf, der seitdem mit dem Namen „Baumann-Golf" belegt worden ist. Vom Emin Pascha-Golf aus wurde dann eine fast genau westliche Linie innegehalten, so daß man den Tanganyikasee genau an seinem nordöstlichen Ende erreichte. Längeres Verweilen an diesem See war im Programme der Expedition nicht vorgesehen, vielmehr wandte sich dieselbe nunmehr den Ländern Urundi und Unyamwesi zu, um zunächst die bekannte Militär- und Missionsstation Tabora zu streifen und von hier aus sodann den Weg nach der Meeresküste einzuschlagen. Von diesem Wege wurde jedoch noch einmal scharf nördlich nach der bisher so gut wie unbekannten Landschaft Ufiomi ausgebogen; hier berühren sich für einen Augenblick die Anabasis und die Katabasis der Expedition. Von hier aus ging es in das Herz des Landes der gefürchteten Massai, mit denen man schon während des Hinmarsches mannigfache, jedoch nicht sehr schlimme Berührungen gehabt hatte. Am 15. Februar 1893 langte Baumann mit dem kleinen, stark dezimirten Heere, mit dem er 14 Monate zuvor von Tanga aufgebrochen war, in dem etwas südlicher gelegenen Hafenplatze Pangani an und entließ seine treuen Askaris. Man hatte den imposanten Weg von rund 4000 km zurückgelegt, so daß also auf den Reisetag eine durchschnittliche Marschleistung von nahezu 10 km entfällt.

Der Titel unseres Werkes gibt bereits darüber Auskunft, daß auf die Bestimmung der eigentlichen Nilquelle ein besonderes Gewicht gelegt wird. Und das mit vollem Rechte. Denn das alte geographische Problem, für dessen Lösung sich die Pharaonen, die römischen Kaiser, die arabischen Sultane interessirten, war auch durch Speke, Burton, Stanley und andere berühmte Afrikaforscher zwar seiner Lösung nahegebracht, jedoch noch nicht in dem von der strengen Wissenschaft ebenso wie von der naiven Auffassung geforderten Sinne erledigt worden, daß man die Ursprungsquelle ganz genau auf der Karte hätte fixiren können. Soviel stand fest, daß der Riesenstrom aus einem Systeme großer Binnenseen stammte, allein auch in diese Seen ergossen sich wieder große Flüsse, und so wenig man in Deutschland den Rhein bei Konstanz oder Stein a. Rh. entspringen läßt, ebensowenig durfte man sich in Afrika bei der Erkenntniß genügen lassen, daß die Abflüsse des Albert- und des Viktoria-Nyansa zusammen den eigentlichen Nil darstellen. Schon Speke hatte erkannt, daß einer unter den Tributären des letztgenannten Sees, der Kagera (Ruvuvu) weitaus der wasserreichste von allen den Wasserläufen ist,

---

*) Durch Massailand zur Nilquelle. Reisen und Forschungen der Massaiexpedition des deutschen Antisklavereikomitees in den Jahren 1891 bis 1893. Von Dr. Oskar Baumann. 386 Seiten Text mit 27 Vollbildern und 140 Textillustrationen in Heliogravüre, Lichtdruck und Autotypie nach Photographien und Skizzen des Verfassers von R. Bacher und L. H. Fischer in Wien und einer Originalkarte in 1:1500000 reduzirt von Dr. B. Hassenstein. Berlin 1894. Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer (Hoefer & Vohsen.) Lexikonoktav.

aus denen sich der Nil zusammensetzt, und daß dieser Fluß somit das meiste Anrecht darauf hatte, als Hauptquellader oder, um mit den Eingeborenen zu reden, als „Vater des Nils" anerkannt zu werden. Ob es sich in Wahrheit so verhalte, muß natürlich durch eine gründliche hydrographische Untersuchung erst ermittelt werden, und dieser hat sich eben Dr. Baumann in der zweiten, den speziell wissenschaftlichen Angelegenheiten gewidmeten Abtheilung seines Werkes unterzogen, nachdem er den Leser in der ersten mit der Oertlichkeit, in welche er die wahre „Nilquelle" verlegt, bekannt gemacht hatte. Wir halten dafür, daß der Autopsie, der an Ort und Stelle gewonnenen Erfahrung, hier unbedingt das Vorrecht vor der theoretischen Betrachtung eingeräumt werden muß, und es ist sonach die Quelle des afrikanischen Hauptstromes an einen Punkt zu verlegen, der ziemlich scharf unter 3° südl. geogr. Breite und 29° 50' östl. geogr. Länge (von Greenwich) sowie 1970 m über dem Spiegel des indischen Ozeans gelegen ist. Ein tiefer Einriß in Grashügeln, der nur bei Regen Wasser führt und später durch ein kleines, meterbreites Bächlein ausgefüllt erscheint, muß als die Quelle des Kagera gelten, der ja auch bei den englischen Geographen schon immer den Namen Alexandra-Nil führte.

Dabei drängte sich dem Geographen, welchem ein so wichtiger und erfreulicher Fund gelang, noch eine höchst bemerkenswerthe Wahrnehmung auf. Ueberall in diesen Gegenden herrscht ein gewisser Geisterglaube, der Glaube an überirdische, aus dem Monde zur Erde herabgestiegene Wesen, welche man „Mwesi" nennt. Das Gebirge jedoch, aus welchem eben die spärlichen Gewässer hervorströmen, die späterhin zu den Nilfluthen das Hauptkontingent stellen, führt in der Landessprache den Namen „Missosi ya Mwesi", zu deutsch Mondberge, weil in den Bergwäldern die Geister der — trotz ihrer hohen Abkunft — verstorbenen Mwesi umgehen sollen. Das sagenhafte Mondgebirge des Ptolemaeus, welches in der Geschichte der Erdkunde selbst eine ziemlich gespenstige Rolle spielt, ist demgemäß zu einer Thatsache geworden, wie dies ja allerdings auch bereits von Stanley angedeutet worden war.

Von den mancherlei Beiträgen zur physischen Geographie Ostafrikas, welche Baumann's Werk enthält, seien noch einige hier kurz besprochen. Dieser Expedition verdankt man die nähere Umgrenzung und Durchforschung eines nicht allzu weit von der Küste entfernten, vollständig abflußlosen Gebietes, dessen Wasserläufe entweder im Sande versiegen oder aber in Seen sich ergießen, und diese Seen wieder sind, wie es in Gegenden namhafter Verdunstung der Fall zu sein pflegt, mit stark salzigem Wasser gefüllt. Die Ränder des Wannenlandes fallen zusammen mit den großen tektonischen (Bruch-) Linien, deren Bedeutung für den Bau des östlichen Theiles von Afrika durch Ed. Sueß in das richtige Licht gesetzt worden ist. Als hervorragend unter den Salzseen sind der Eyassi und Manyara zu bezeichnen, Seen, die freilich nur in der Regenzeit, wie es scheint, diesen Namen rechtfertigen, während der Trockenperiode dagegen einschrumpfen, sich wohl gar in ein Agglomerat vereinzelter Lachen auflösen. Mit dieser ungleichen zeitlichen Vertheilung des atmosphärischen Wassers hängt es auch zusammen, daß die eine Hälfte des Jahres das nämliche Land in einen ungeheuren Sumpf übergehen sieht, welches in der anderen eine staubige, aller Feuchtigkeit ermangelnde Steppe darstellt. Jene Staubstürme, welche den Anlaß zu den das abflußlose Centralasien erfüllenden äolischen Formationen bilden, konnte Baumann auch hier nachweisen, und auch der öde Anblick weiter, mit Salzefflorescenzen bedeckter Ebenen ist keine Seltenheit. Die Uebereinstimmung im Typus solcher Landschaften, deren Gewässer sozusagen ihren natürlichen Beruf verfehlt haben und von der Vereinigung mit dem mütterlichen Meere abgeschlossen sind, tritt eben in Amerika, Asien und Afrika gleichmäßig hervor.

Daß der Viktoriasee, ähnlich wie andere seiner innerafrikanischen Genossen, einen sehr wechselnden Wasserstand aufweise, war schon früher bemerkt worden, und Dr. Sieger in Wien hatte schon vor einigen Jahren die hierüber an die Oeffentlichkeit gelangten Nachrichten zu einem Gesammtbilde zu vereinigen sich bemüht. Durch Baumann wird die Thatsache bestätigt; seit 1880 fiel das Niveau des Ukerewe um mehr als 1 m, während es damals, als der Reisende selbst sich am Seeufer aufhielt, bereits wieder im Steigen begriffen war. Zweifellos sprechen sich in dieser Unregelmäßigkeit dieselben klimatischen Schwankungen aus, welche man in den verschiedensten Regionen der Erde erkannt, und großentheils auch auf ihre Ursachen geprüft hat. Neben jenen säkulären Schwankungen der Fluthmarke, bei denen es sich allerdings nicht um ganze Jahrhunderte, sondern bloß um Jahrzehnte handelt, existiren jedoch auch andere von sehr kurzer, halbtägiger Periode, die sich aber immerhin so deutlich aussprechen, daß die Neger denselben Seearm, welchen sie morgens durchwaten, um die Mittagszeit nur zu Schiffe zu passiren im Stande sind. Dr. Baumann schreibt diese „tägliche Ebbe und Fluth" in erster Linie den Winden zu, hält es indessen auch nicht für unmöglich, daß, wie bei den großen Schweizer Seen, rhythmische Verschiebungen der Wasserlinie, die sogenannten „Seiches", einen gewissen Einfluß ausüben möchten.

Auch noch eine wichtige Bemerkung sei verzeichnet, wichtig nicht sowohl ihres allgemeinen Inhaltes als vielmehr des besonderen Umstandes halber, daß ein physikalisch-geographischer Satz, der anderwärts als ziemlich selbstverständlich gilt, auch für Afrika zutrifft, obschon dort die Vorbedingungen dafür weit weniger vorhanden zu sein scheinen. In der Regel sind die Wasserscheiden, welche verschiedene Entwässerungssysteme von einander trennen, zugleich höhere Gebirge und als solche ganz von selber auch Klimascheiden; man denke nur daran, in wie entschiedener Weise unsere Alpen das subtropische Klimagebiet der Alten Welt nach Norden zu abmarken. Die afrikanische Orographie ist andererseits bekannt durch die Niedrigkeit und Flachheit ihrer Wasserscheiden, die sich nicht allzu selten zur Regenzeit ganz verwischen, so daß dann der Reisende nur schwer zu bestimmen vermag, wohin ein gegebenes Gewässer gehört. Auch unser Gewährsmann hebt hervor, daß die Art und Weise, wie die relativ niedrigen Höhenzüge zwischen Ukerewe-, Tanganyika- und Urigigebiet auf das Klima einwirken, etwas recht Auffallendes an sich hat.

Die Baumann'sche Expedition hat Landschaften aufgeklärt, über deren Bevölkerung man entweder gar nicht oder doch nur unvollständig unterrichtet war, und da der Führer gerade diesem, für die Frage der praktischen Kolonisation ja nächst dem Klima einschneidendsten Momente auch besondere Beachtung geschenkt hatte, so ist er zu ethnographischen Ergebnissen von großer Tragweite gelangt. Von den zahlreichen Abbildungen, mit welchen das Werk ausgestattet ist, entfällt ein sehr hoher Prozentsatz auf Völkertypen. Den Ehrenplatz nehmen die Massai ein, deren Territorium Baumann ja zweimal kreuzen mußte; dies ist ein hamitischer, mehrfach differentirter Stamm, der sich nur in einigen Bezirken ganz rein von Vermengung mit Negerblut erhalten hat. Man hat dieses blutgierige Volk schon sehr oft nennen hören, aber eingehende Nachrichten über seine merkwürdigen Sitten sind viel seltener, und man wird deshalb die hier gegebene sorgfältige Beschreibung mit Interesse lesen. Es wird diesen Leuten, die nur Viehzüchter und Krieger sind, bei einer Viehkrankheit also sofort dem Hungertode in seiner gräßlichsten Gestalt entgegensehen, kein gutes Prognostikon gestellt; von Hause aus intelligenter als die eigentlichen Neger, sind sie dafür ganz unbildsam und unlenksam und nicht befähigt, den Kampf ums Dasein unter irgendwie veränderten äußeren Bedingungen zu ertragen. Jägervölker, wie die Wandroba, sind hierfür ungleich geeigneter. Hamitischer Abkunft sind auch die Wataturu, die mit den Massai Vieles gemein haben und deshalb auch den bei Naturvölkern so häufigen grimmen Haß gegen ihre Verwandten hegen; zur hamitischen Gruppe gehören auch die jetzt zum ersten Male näher untersuchten Wafiomi, die nicht minder von den Einfällen der Massai viel zu leiden haben. Echte Bantuvölker hat man zu erkennen in den Wagogo,

den Wambugwe und Warangi, die theilweise zu Dr. Baumann sich sehr friedlich stellten; doch erkennt derselbe an, daß die früher von allen Seiten bedrängten Schwarzen alle Ursache hatten, auch in dem Europäer einen Feind zu vermuthen, und es gelang nur seinem Takte, nach kurzem Blutvergießen gerade mit diesem Stamme ein ganz leidliches Verhältniß anzubahnen. Auffallend darf die Sprachzersplitterung des Landes zwischen Küste und Viktoriasee genannt werden; dieselbe ist so groß, daß man sich an die nordamerikanischen Indianer oder an die Papuas von Neu-Guinea erinnert fühlt, bei denen man ja auch mit einem mühsam erlernten Idiome höchstens ein paar Gehstunden weit reicht. Jedenfalls ist das abflußlose Gebiet in Deutsch-Ostafrika eines der ethnographisch interessantesten Gebiete, die der ganze Kontinent in sich schließt.

Minder verwickelt ist die Völkermischung weiter westlich im Nilquellenlande, weil dort der Bantutypus nahezu souverän herrscht; nur das Hirtenvolk der Watussi glaubt Baumann von dieser Regel ausnehmen und den Hamiten angliedern zu sollen, denn obwohl dieselben ihre alte Sprache verlernt und sich das Bantu angeeignet haben, sind sie doch nach den anthropologischen Kennzeichen Nordostafrikaner, und diese ihre Herkunft wird auch durch ihre eigenen Sagen und Geschichtserzählungen bestätigt. Ihre Verbreitung ist eine ungemein ausgedehnte, und bald treten sie als despotische Beherrscher anderer Negerstämme, bald als tapfere Krieger, bald wieder als friedliche Hirten auf. Unter den reinen Bantu zeichnen sich die Warundi am Tanganyikasee aus, deren Medizinmänner eine ebenso wichtige und geachtete Stellung einnehmen, wie bei den amerikanischen Rothhäuten; unter ihren Zauberapparaten findet sich einer, der uns wenigstens höchst bemerkenswerth vorkommt, während sich der Autor mit der Abbildung begnügt, denn wir haben da nichts Anderes vor uns als das bekannte Kinderspielzeug der „Nürnberger Scheere“, welches mithin im fernen Afrika selbständig erfunden worden zu sein scheint. Und noch mehr beschäftigt sich Baumann mit den Wanyamwesi, die sich schon bei mehreren Gelegenheiten als ein für die deutschen Reisenden werthvolles Bevölkerungselement erwiesen, und eben aus diesem Grunde auch schon in den Schriften von Reichard und Stuhlmann den Gegenstand ausführlicherer Erörterung gebildet haben. Alle diese Stämme erfreuen sich einer gewissen Halbkultur, die nicht von außen hereingetragen ist oder doch, sofern man solches annehmen kann, auf uralte (egyptische) Kulturcentren hinweist, so daß also der vergleichenden Ethnologie vortrefflicher Stoff zu tiefgehenden Studien über den Völkerzusammenhang geboten ist.

Daß Dr. Baumann ein Freund des Kolonisationsgedankens an sich und im besonderen ein Freund der deutschen Kolonisation in Afrika ist, geht schon daraus hervor, daß er die Führung der hier in Rede stehenden Expedition übernahm; es erhellt aber auch aus verschiedenen Einzelaussprüchen*) und aus der steten Rücksicht, welche der Verfasser auf die Erschließung des Landes für den europäischen Einfluß und Verkehr nimmt. Um so mehr Beachtung verdienen seine kritischen Bemerkungen, die deutlich bekunden, daß er sich einen klaren Blick für die thatsächlichen Verhältnisse bewahrt hat und insonderheit am „Assessorismus“, der dem Anscheine nach unheilbaren deutschen Kolonialkrankheit keine Freude empfindet. Er freilich glaubt darin bloß eine Kinderkrankheit erblicken zu sollen, aber nach unserem Dafürhalten dauert eine solche denn doch jetzt schon allzulange. Was Baumann über gewisse Regierungskünste deutscher Stationschefs an der Küste erzählt, klingt so unglaublich, daß man es mit eigenen Augen lesen muß.*)

Die wissenschaftliche Seite des Kolonisirungsproblemes kommt zu ihrem vollen Rechte im 10. Kapitel („der wirthschaftliche Werth des Landes“). Zuvörderst werden Aufschlüsse über den Sklaven- und Elfenbeinhandel gegeben, welche den Vorzug einer gründlichen Vertrautheit mit den Thatsachen, vor allem mit den örtlichen Usancen, für sich haben. Dabei erfahren wir, was von den berufsmäßigen Arabervernichtern wohl beachtet werden sollte, daß den Maskatarabern, die als ehemalige Unterthanen des Sultans von Sansibar den Handel nach alter Art betreiben, irgend eine besondere Illoyalität nicht vorgeworfen werden kann, während der abscheuliche Menschenraub vornämlich den im Inneren ansässigen Manjemaarabern (Tippo Tip an der Spitze) zur Last zu legen ist. Die Siege der Kongotruppen über die Sklavenhändler vom oberen Tanganyika müssen unter einem jeden Gesichtspunkte, unter dem kommerziellen wie unter dem humanitären und kolonialpolitischen, willkommen geheißen werden. Dagegen dürfte sich dem Elfenbeinhandel keine sehr versprechende Zukunft eröffnen, denn das deutsche Schutzgebiet ist jetzt schon arm an Elephanten, und wenn erst eine Kongobahn bis Njangwe führt, was freilich noch eine gute Zeit dauern kann, dann vollzieht sich ganz von selber der Abfluß der Elfenbeinvorräthe in westlicher Richtung. So glaubt sich denn Baumann zu dem Schlusse berechtigt, daß die zur Zeit vorwiegend benutzten Karawanenstraßen in keiner Weise für die Verkehrslinien der Zukunft gelten können; dieselben paßten sich, so wird zutreffend ausgeführt, den bislang den ersten Platz einnehmenden Exportartikeln an, aber eben diese sind auf den Aussterbe-Etat gesetzt, und die neu anzulegenden Wege haben sich nach jenen Produkten zu richten, welche zwar jetzt noch nicht, oder doch nur in geringer Menge, vorhanden sind, welche aber mit der Zeit sich schaffen lassen werden. Diesen wird deshalb ein Hauptaugenmerk zugewendet.

Vielfach fehlt es im centralen Afrika an Salz, und doch schätzen die Eingeborenen das Gewürz so hoch, daß sie blutige Kriege um die spärlichen Salzgewinnungsstätten führen; es wird demzufolge der Vorschlag gemacht, die im Schutzgebiete vorhandenen Lager planmäßig ausbeuten und das zubereitete Salz ebenso planmäßig verkaufen zu lassen. Eisen und Kautschuk treten an Bedeutung gegen das Salz zurück. Die einzige Möglichkeit einer Weiterentwicklung der Kolonie jedoch wird im Ackerbau gesucht; auf Grund seines an Ort und Stelle genommenen Augenscheines glaubt unser Forscher eine weit größere Landfläche der Kultur

---

*) So meint Baumann (S. 127), der aufständische Häuptling Buschiri habe seinen verdienten Lohn empfangen. Man kann diese Aeußerung aus subjektivem Gefühle heraus nur zu wohl begreifen, denn es ist bekannt, daß im Jahre 1888 die beiden Reisenden H. Meyer und Baumann von dem genannten Rebellenführer viel Unbill zu ertragen hatten und beinahe grausam getödtet worden wären. Davon jedoch abgesehen, wäre es schwer, irgend einen Grund göttlichen oder menschlichen Rechtes für jene viel besprochene Hinrichtung beizubringen, welche man mit der harten Staatsraison entschuldigen mag, die aber thatsächlich nur aus dem Rechte des Stärkeren floß. Wodurch die Bewohner der afrikanischen Küste a priori deutsche Reichsunterthanen geworden sein sollen, das vermag Niemand anzugeben, und wenn auch Buschiri ohne allen Zweifel ein echter und rechter Räuberhauptmann war, so hatte ihn doch schließlich die Okkupation dazu gemacht. Es zeigt sich auch da wieder, wie tief die allgemeinen Rechtsbegriffe unter dem Vorwalten der Staatsomnipotenz geschädigt worden sind.

*) S. 122. „Daß statt des Sultans von Sansibar nun ein deutscher Gouverneur regiert, ist den Leuten ganz gleichgültig, aber daß sie noch 9 Uhr Abends nicht mehr spazieren gehen dürfen, Lampen brennen sollen, bei Tänzen und sonstigen Kleinigkeiten erst amtliche Erlaubniß einholen müssen, dann aber wieder auf Kommando, wenn sie gar keine Lust dazu haben, tanzen sollen, scheint den Swahili“ — so schreibt Baumann statt Suaheli — „unerträglich. Sie wollen ja gerne alles thun, im Nothfalle auch Steuern zahlen und für die Behörde arbeiten, aber tanzen wollen sie, wenn es ihnen Spaß macht, und nicht, wenn es der ‚Bwana mkubwa‘ befiehlt. Ein Bakschisch an die farbige Polizei befreit ja freilich von diesen und von den meisten anderen Lasten; wer aber darüber nicht verfügt, der muß eben tanzen. Der große Mann freilich, zu dessen Ehren solche Feste arrangirt werden, ahnt von alledem nichts und sieht wohlgefällig dem ‚munteren Treiben‘ zu, wirft auch vielleicht einige Rupies unter die tanzenden Weiber, die diesen nachträglich von den Polizisten wieder abgenommen werden . . . Wenn ich auch überzeugt bin, daß solche Erscheinungen zu den Kinderkrankheiten einer jungen Kolonie gehören, die sich mit der Zeit verlieren, so konnte ich es doch meinen alten Elephantenjägern nicht übel nehmen, daß sie es unter solchen Umständen vorzogen, im Umbugwe zu bleiben.“ Erfreulich, daß die Neger mehr Verständniß für Menschenwürde bethätigen, als eine andere Menschenklasse. Aber man darf bezweifeln, ob je der eifrigste „Kolonialfeind“, wenn er gegen Thaten à la Leist u. s. w. seine Feder spitzte, eine blutigere Verurtheilung gewisser deutscher Kolonialgepflogenheiten zu liefern vermochte, als wir sie hier einen wohlwollenden Freund der Sache in gerechtem Unmuthe über ein innerlich verfehltes Verwaltungssystem aussprechen hören!

vindiziren zu sollen, als dies gewöhnlich geschieht. Allerdings ist das ganze von ihm bereiste Gebiet ein dünn bevölkertes (am dichtesten besiedelt ist Ufukuma), allein es gibt doch zahlreiche Agrikulturstämme, wenn sie auch zumeist nur den primitiven Hackbau betreiben und sich nicht vor Mißernten schützen können. Baumann empfiehlt mehr als alles Andere den Anbau des Weizens, doch hegt er auch für Reis, Baumwolle, Oelfrüchte, Kaffee und Tabak gute Hoffnung;*) als Importgegenstände sind Baumwollenzeuge und Lastthiere (Esel von einer etwas veredelten Rasse) in Aussicht zu nehmen. Auf die weiten, menschenlosen Gebiete sollte einheimische Einwanderung gelenkt werden, wie denn der Erzähler selbst mit einer von ihm begründeten Wanyamwesiansiedlung in dem vorgenannten Umbugwe einen guten Erfolg erzielt hat. Ueber die Möglichkeit, deutsche oder überhaupt nur europäische Siedler herbeizuziehen, äußert sich Baumann, der die Schrecknisse des afrikanischen Fiebers am eigenen Leibe genugsam wahrgenommen hat, ebenso skeptisch, wie dies noch jeder vorurtheilsfreie Geograph gethan hat; relativ die besten Garantien böten in klimatischer Hinsicht noch das Massaihochland und das Land am Kilimandjaro. Den Beschluß des Kapitels macht eine Studie über das Projekt einer Bahn nach dem Viktoriasee, für welches ja die Expedition eben auch das Terrain zu sondiren beauftragt war. Wir begreifen, daß Baumann, der namentlich auf das Beispiel der Engländer hinweist, den Gedanken des Bahnbaues keineswegs abfällig beurtheilt; nur müsse dabei eine andere Linie eingeschlagen und, wie schon erwähnt, mit der älteren Verkehrstradition ein für alle Mal gebrochen werden. —

Oesterreich-Ungarn hat für die Erschließung und wissenschaftliche Erforschung entlegener, wenig zugänglicher Länder in jüngster Zeit ein stattliches Kontingent von Pionieren gestellt und sich um die erobernde, wie um die aufklärende Erdkunde große Verdienste erworben. Den Namen Lenz, v. Höhnel, Kreitner, Graf Szechenyi, v. Loczy reiht sich derjenige Oskar Baumann's würdig an. Sein Werk verdient auch der umfänglichen, rein wissenschaftlichen Anhänge halber die allgemeinste Beachtung, auf welche aus naheliegenden Gründen an diesem Orte nicht eingegangen werden konnte.

S. Günther.

## Ein schwedischer Liedersänger.

Vor etwa hundert Jahren lebte in Stockholm ein Mann Namens Carl Mikaël Bellman. Seiner irdischen Existenz wegen bekleidete er irgend eine untergeordnete Beamtenstellung; aber die diesbezüglichen Würden und Pflichten wurden sehr wenig ernst genommen, — besonders von ihm selbst. Seiner eigentlichen Profession nach war er Liedersänger. Sein Lebensfahrzeug lenkte er mit wenig Geschick. Er saß immer beim Glas und improvisirte zur Guitarre und ließ sein Schiff segeln wie es konnte; dabei kam es denn wohl auch schließlich zu so etwas wie einer Strandung. Aber drunten in den Tiefen, in die sein Lebensfahrzeug gesunken war, sitzt er noch beim Glas und singt zur Guitarre; denn er ist durch die Strandung nur unter die Unsterblichen gegangen.

In jenen Tagen des Zopfes und des Rokoko, als auch Stockholm ein Versailles vorstellen sollte und als die Dichter Gustavs III. in der gepuderten Gesellschaft der Lustschlösser die schöne Litteratur Schwedens mit oratorisch gedrechselten Hexametern begründeten, deren Duft nur ein geliehenes und künstliches Parfum war, das schon längst verflüchtigt ist, — in denselben Tagen saß er, der wunderliche Kerl, in einer Branntweinkneipe in der Stadt und schuf spielend ein Ewigkeitswerk. Während seine hochangesehenen Mitbrüder in Apollo mustergültige Oden an Bacchus schrieben und die schönen Daphnis in wohlfeilen Versen feierten, welche den ungetheilten Beifall des Königs, der Hofdamen und der neugegründeten „Académie suédoise“ fanden, ließ er in seinen einfachen Liedern über den sehr realen Bacchus Korporal Mollberg und die noch realere Venus Ulla Windlad das ganze Leben tönen. Die immer noch unzulängliche Litteraturforschung über Bellman hat sich besonders darauf gelegt, festzustellen, ob der Dichter selbst zu diesem schlimmen Kreis gehörte; und noch vor kurzer Zeit fand man so gravirende Indizien gegen seinen unbescholtenen Namen, wie eine Kellerrechnung lautend auf „1 Hecht und 5 Schnäpse“. Darauf kommt es ja aber nicht an, ebensowenig wie darauf, ob Ulla eine Dirne und ihr ganzer Verehrerstab Deliranten gewesen sind. Die Bellmanslieder, diese merkwürdige Mischung von derbster Realistik und geläutertster Poesie, sind das hohe Lied des schwedischen Junggesellenlebens geworden. Wir Schweden singen alle unseren Bellman, ob mit oder ohne Stimme; für viele war vielleicht dies die einzige Poesie der Jugendtage. Für diese brave Ulla haben wir doch alle geschwärmt; und wenn die ersten naiven oder die späteren ernsteren Sorgen im Glas ertränkt wurden, klangen die dumpf-melancholischen Mahnungsworte an den schwindsüchtigen Mowitz, sein Glas auszutrinken, weil doch der Tod schon draußen auf ihn warte, wie eine Stimme aus dem eigenen Innern. So kommt es, daß Bellman Schwedens Nationalheros geworden ist, — zusammen mit Karl XII., und mit tieferem, unvergänglicherem Recht als dieser. Sein Gedenktag im Mai, im Frühlingsmonat, wird in seinem Stockholm, wo seine Büste draußen im Walde steht, der einst von seinen Liedern wiederhallte und in dem Ullas weiße Beine drunten an der Bucht zwischen den Stämmen leuchteten, ehrlicher gefeiert als der 30. November, der Todestag des Abenteuerkönigs. Und jeden Abend, in jedem Winkelchen, wo nur zwei oder drei im Namen des heiligen Punsches versammelt sind, steht der alte, ewig-junge Liedersänger sofort mitten unter ihnen.

Nach einem kleinen Jahrhundert erhielt Bellman einen Nachfolger, nicht von seiner Größe, aber seiner würdig und in der schwedischen Männerwelt durchaus so populär wie er. Es war Gunnar Wennerberg. Die Temperamente der beiden Männer waren verwandt. — ausgeprägt schwedisch; sonst gingen freilich ihre Schicksale weit auseinander. Gunnar Wennerberg fing als maître de plaisir in einem reichsbekannten Kreis von tollen Burschen an, der unter dem Stern und Geist des sehr studentischen Kronprinzen Karl — später Karl XV. — stand und in und um die kleine Universitätsstadt Upsala sein Wesen trieb; und er endete — symbolisch, wie die ganze Epoche — als Pietist, unter der jetzigen Landesherrschaft der Königin Sophie. Das alte bemooste Haupt, aus dem einst die in allen Hinsichten irreverentiösen Lieder „Gluntarne“ hervorgingen, sitzt gegenwärtig als ein frommer Landshöfding, der, wie man sagt, über seine große Jugendthorheit, die herrlichen Lieder, am liebsten ein Autodafé verhängen möchte, im selben Krähwinkel Vexiö, wo einst Esaias Tegnér als hochwürdiger Bischof die Hirten und Schafe mit seinem witzigen Heidenthum in gleichem Maße zu skandalisiren liebte.

Wennerberg war ein weit geringerer Dichter als Bellman. Sein Kreis ist enger, sein Gefühl flacher. Bellman war im tiefsten Sinne des Wortes ein dionysischer Geist, in seinem Humor wie in seiner Naturschwärmerei; der Grundton „eine Trauer in Rosenroth“. Wennerberg ist der Sänger des schwedischen Studentenlebens. Wie Bellman setzte er das Leben um in Wort und Ton zugleich, und bei ihnen beiden ist das Lied ein gleich unzertrennliches Ganzes; aber Bellman's Gedichte kann man auch nur lesen, was bei Wennerberg völlig ausgeschlossen ist. Und während der eine in jedem einfachsten Lied ein Urgefühl des allgemein Menschlichen gebannt hält, ist der Andere in „Gluntarne“ immer nur der typische und ideale schwedische Student, der allem dem, was einen echten schwedischen Studenten beseelt,

*) Als auf eine werthvolle Ergänzung sei noch auf die kulturgeographische Beschreibung der Kilimandjaroabhänge aufmerksam gemacht, welche Oberstabsarzt Dr. Brehmer soeben in v. Danckelman's verdienstvoller Zeitschrift „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten“ veröffentlicht hat.

eine singende Zunge gegeben hat. Aber als solcher ist er groß, — und auch interessant, weil das schwedische Studentenleben etwas für sich ist, etwas ganz eigenthümliches, das in der übrigen Welt nicht zu finden ist. Deswegen wird er in Schweden — und in ganz Skandinavien — ebenso geliebt wie Bellman und ebensoviel gesungen wie Bellman; jedes seiner meistens humoristischen, gern drastisch-burlesken, zuweilen aber auch fein stimmungsvollen, immer kernig echten Duette knüpft an tausend liebe schlummernde Erinnerungen aus dem eigenen Leben an, und es steigt aus ihnen etwas wie ein Aroma der kurzen glücklichen Jugend auf, welches die noch Jungen wie die schon Alten gleich stark gefangen nimmt. Wenn von den 50 Reichsthalern gesungen wird, die à tout prix bis zwölf Uhr geschafft werden müssen, so klopft das Herz in uns, ganz wie es damals klopfte, als wir, der Tradition gemäß, unseren ersten Bankwechsel ziehen wollten, — nur jetzt mit dem süßen Klopfen der Erinnerung; und wenn die beiden Freunde sich im Duett über das gestrige Malheur unterhalten, wie der eine während des Kollegiums einschlief und so laut schnarchte, daß „das ganze Auditorium in Lachen ausbrach und der Professor schließen mußte“, so erinnern wir uns mit wohligen Gefühlen unserer eigenen noch dümmeren Streiche; und wenn die schmelzenden Töne der beiden Männerstimmen in dem herrlichen Naturpsalm „Hier ist göttergut zu weilen“ an unser Ohr gelangen, da genießt man seine alten thörichten Feste noch einmal, wo man selbst nach dem zu soliden Frühstück im Grünen gerade dieses selbe Lied sang, das genau so echt sentimental ist, wie die Gemüthsstimmung bei solchen Gelegenheiten merkwürdigerweise zu sein pflegt.

In diesen Tagen hat Schweden wieder einen Liedersänger bekommen. Er heißt Gustaf Fröding und stammt aus Vermland, der schönen Grenzprovinz gegen Norwegen, Tegnér's und Geijer's Heimath, wo große Flüsse mit unzähligen schäumenden Wasserfällen durch große, dunkle Fichtenwälder strömen, in denen Hunderte von Kohlenmeilern und Eisenhämmern flammen. Die Zeitungen wissen zu erzählen, wie der junge Herr mit seiner beträchtlichen Erbschaft in der Tasche als Student nach Upsala zog und wie das rollende und fliegende Material ihm schon nach zwei Jahren völlig weggerollt und weggeflogen war. Er kehrte in seine entlegene Heimath zurück und fing an seine Lieder zu schreiben. Die erste Sammlung — sie hieß „Guitarre und Ziehharmonika“ — erschien im Jahre 1890 und wurde ein événement in der litterarischen Welt. Sie erlebte eine zweite Auflage, und die alte „Schwedische Akademie“, die jährlich 6000 Kronen unter alte Dichter und junge Professoren vertheilt, erkannte dem jungen Fröding eine Aufmunterung von 500 Kronen zu. Aber der junge Herr, der nicht nur Liedersänger, sondern auch ein guter Kämpfer in der Avantgarde der Freiheit ist, ließ die 500 Kronen weiter gehen — in die Kasse eines politischen liberalen Vereins im Ort. Das ganze Land lachte und die Akademie mußte stillschweigend ihren Aerger herunterschlucken. Für die Zukunft wird sie sich sicherlich Herrn Fröding gegenüber in Acht nehmen; und wäre er auch ein artiges Kind gewesen, wie sonst die Lieblinge der alten Dame, und hätte sich hübsch gehalten, so hätten seine soeben erschienenen „Neuen Gedichte“ doch schwerlich eine Erneuerung des Preises bewirkt. Es ist zu viel guter Muth in ihnen.

Fröding ist Liedersänger wie Bellman und Wennerberg. Das Genre ist verschieden; aber das Wesen ist eins. Freilich hat er nicht, wie sie beide, Musik zu den Worten gesetzt; aber wenn man seine Lieder liest, so singt etwas in uns bald diese, bald jene Melodie dazu. Sie sind nämlich zuweilen jenen „neuesten Weisen“, die, auf schlechtestem Papier gedruckt, auf den Landmärkten für 10 Oere verkauft werden, so verblüffend ähnlich, daß der betreffende, von Knechten und Mägden gesungene Refrain sich von selbst einfindet. Und dabei sind diese Fröding'schen Lieder seltene, ausgesuchte Kunst von einer ganz eigenthümlichen Gattung.

Sie sind Volkslebensdichtung — im tiefsten Sinne dieses Wortes und auf eine neue Weise. Sie sind echtere Schilderungen aus dem schwedischen Volksleben, als die gesammte moderne realistische Novellen- und Dramenlitteratur, die von Strindberg, Geyerstam u. a. vertreten wird. Sie sind keine objektiven „documents humains“, von Draußenstehenden für Draußenstehende verfaßt; sie sind aus dem Volkstemperament selbst direkt entsprungen. Nach der einen Seite; nach der anderen zeigen sie das eine Individuum, den Dichter selbst, der über den ganzen Vorstellungskreis hinaus gewachsen ist und alles humoristisch überschauen kann, ohne den Zusammenhang damit einzubüßen. Die Fröding'schen Lieder sind keine kulturgeschichtlichen Aktenstücke über die augenblickliche geistige und materielle Lage der vermländischen Landbevölkerung; sie geben Aufschlüsse über ganz andere und wesentlichere Tiefen in ihr. Es ist die, dieser Landbevölkerung ureigene Art von Phantasie, die sich in ihnen formt, ihre instinktbestimmte Moral, die sich durch Jahrhunderte intakt erhalten hat und noch immer selbstherrlich waltet, auch gegen das staatliche Recht; es ist ihr Naturgefühl, das die unmittelbaren Töne findet, ihr Humor, der im Humor des Dichters und in seiner Gestaltungsgabe nur eine kräftige Resonnanz erhält, und ihr ganzes unbewußtes Seelenleben, das sich nach außen kehrt, in Licht und Schatten spielend. Da sind muntere Lieder und ernste Lieder. Der Dichter verfügt über, in der mir bekannten Litteratur, ungesehene Farben, um die „Huldre“ so zu schildern, wie die vermländische Volksphantasie sie sieht; und wenn er berichtet, wie Nils Nilsson in Ballen Jan Persson in Bo, der ihn wie so viele andere um Gut und Mädchen gebracht hat, das Messer in den Hals stößt, und wie alle am Grabe des Mörders vorübergehen, ohne den Stein darauf zu werfen, so läßt er durch seinen Erzählerton den Leser das wild Grandiose in jenem stolzen Gerechtigkeitstrieb fühlen, der sich als ein Ueberbleibsel der Sitten aus ferner Heidenzeit in dieser abgelegenen Gegend bis in unser neunzehntes Jahrhundert hinein bewahrt hat. Am liebsten aber läßt er über Menschen und Scenen, Gesichter und Ereignisse den Humor spielen, — einen Humor, der dadurch so tief wird und Tiefe gibt, weil er nicht nur der seinige ist, sondern jenem eigenartigen Volkstemperament innewohnt, das er schildert. Es ist ein Humor für sich, nicht gemüthlich-verschmitzt, wie der dänische z. B. bei Pontoppidan und Schandorph, auch nicht warm-innerlich, wie der norddeutsche in „Ut mine Stromtid“, auch nicht der Yankeehumor von Mark Twain. Dieser schwedische Humor ist zugleich treuherzig und leichtsinnig, naiv und frivol, graziös und burlesk, lautes Bramarbasiren mit bewußter Hohlheit, feierliches Geberden mit verstecktem Fuchsschwanz, groteske Ammensagen, die ins Ungeheuerliche gesteigert werden, bis sie von selbst wie Seifenblasen bersten. Ich weiß nicht, ob nicht gerade dieser Humor der eigentliche Untergrund des schwedischen Temperaments ist, — jedenfalls gehört er organisch mit in jene tolle Va-banque-Gleichgültigkeit, nach der die Schweden insgemein leben und mit der sie früher europäische Geschichte machten. In der gegenwärtigen schwedischen Litteratur ist Fröding der einzige Träger dieses Humors; und ich glaube mich nicht darin zu irren, daß dies die Ursache der zwei Auflagen und der 500 Kronen gewesen ist. Denn nichts geht den Schweden so direkt zu Herzen wie dieser Humor, darin finden sie sich ganz wieder. Als Probe dieses Humors mögen ein paar Strophen der beiden folgenden Gedichte dienen, in denen allerdings die unglaubliche Versgewandtheit Fröding's deutsch nicht wiedergegeben ist.

## In der Wahl und Qual.

Er ist Wittwer und Kahlkopf und alt und gebrechlich,
er schindet die Leut und ist geizig und fettig,
ja nähme ich den, dann wär ich schön rapplig,
und pfui dir, du Geizhals, und pfui die und pfui dir!
Auch noch Kinder deingt Geizkragen mit
— nein, bei Gott, nein, dich nehm ich doch nit!

Aber denke ich dann an den Hof und die Ernte
und die Mastschwein zum Platzen, die milchreichen Kühe,
und wie'n dienendes Mädel sich rackert fürs Futter
und für Kleider am Leib und für Leder zu Schuhen,
ja, da denke ich doch allemal:
hm, vielleicht — — ach, die Wahl und die Qual!

Nun ist es wohl wahr, ich hab einem Andern
versprochen mich schon, kommt er heim von Atlanten,
er ist jung, er hat lockiges Haar auf der Stirne,
er ist schmuck, daß er leuchtet, der arme Geselle,
und ich blieb ihm schon treu, auf mein Wort,
wär er nur, wär er nur nicht eb'n fort!
— — — — — — — — — — — —

Doch der Alte, der kommt mir doch nicht aus dem Sinne:
diese schwellenden Betten und propfvollen Schränke,
und ich kann nicht vergessen sein Silber und Linnen,
seine Kühe und Schafe und Schweine und Felder.
Ja, ich nehm ihn zum Schluß, ja, ich nehm ihn zum Schluß,
ob zehn Bälg' ich mitheirathen muß!

## Mädchenblinzeln.

Und hütet euch vor Mädchen und ihrem falschen Blick,
es war 'nes falschen Mädels Blick,
der hat verdorben mich,
mit Blick und Nicken zog sie mich,
mit Blick und Nick betrog sie mich.
Sie blinzelte für Alle,
sie blinzelte für mich,
versprach mir zu begleiten mich
auf gut und bösem Strich,
doch kam wer sonst und winkte,
sie nickt' und blickt' und blinkte.
— — — — — — — — — — — —

Und jetzt gehört sie mir an
und jetzt sind wir vereint,
und Nacht für Nacht geht sie zum Tanz
mit ihrem Herzensfreund.
Dann kommt sie heim und gerbt mir's Fell, —
ich glaub, ich häng' mich auf der Stell'.

Diese Lieder sind nicht Gustaf Fröding's einziges Dichtungsgebiet. Sein Instrument ist ein vielbesaitetes, auf dem sich das Verschiedenste spielen läßt. Unter anderem gibt es in diesen „neuen Gedichten" ein paar Arbeiterlieder, die in ihrer wilden Kraft einen ganzen Haufen moderner sozialer Romane und Dramen aufwiegen können. Und wenn er, wie auch zuweilen geschieht, das Blatt vom Munde nimmt und mit einer Wuchtigkeit, die schwedisch ist, obgleich sie gegenwärtig in Schweden verloren gegangen zu sein scheint, dem tückischen Dunkelmännergeist ein lustiges Stück bläst, so klingt sicherlich das Echo von so einem Lied durch die geschlossensten Thüren hinein und wird als das Brausen des Meeres vernommen auch da, wo die Problemstücke als schlechtes Trompetenblasen herumwandernder Musikanten abgelehnt wurden.

Aber die volksthümlichen Lieder sind doch sein Hauptwerk. Und sie sind auch in einem anderen, allgemeineren Sinne eine interessante Erscheinung: diese Fröding'schen Weisen zur Guitarre und Ziehharmonika bezeichnen eine spezifisch schwedische Art der „Ueberwindung des Naturalismus". Sie ist nicht die einzige und nicht die erste; aber sie ist die für das oberschwedische Temperament typischste. Man sang sich den langweiligen Katzenjammer weg, wie man seine verschiedenen Sorgen mit Bellman und Wennerberg wegsingt. Verner von Heidenstam ging nach dem Orient und brachte einen ganzen Strauß Gedichte seltsamer morgenländischer Art mit nach Hause, deren Duft durch seine spätere, ziemlich banale Produktion nicht beeinträchtigt wird. Gustaf Fröding that etwas besseres: er ging nach seiner vermländischen Heimath zurück und fand eines Tages, als er aufs gerathewohl den Wald durchstreifte, den nie versiegenden Quell des Volksgeistes.

Stege, Insel Möen. Ola Hansson.

---

## Zeitschriften.

### Ein erniestes Ministerportefeuille.

(„The New Review")

In den interessanten „Secrets from the Court of Spain", welche seit einigen Monaten in der „New Review" publizirt werden, wird auch folgender amusanter Vorfall berichtet.

In den ersten Jahrzehnten der Regierung Isabellas gab es Zeiten, in denen die Minister fast so häufig wechselten, wie das Wetter. Die junge Königin hatte dabei mit ihren Liebhabern so viel zu thun, daß sie auf solche Geschäfte, wie Bildung von Ministerien u. dergl., nur wenig Zeit und Muße verwenden konnte.

Eines Tages nun, als einmal wieder ein Ministerium gestürzt war, besucht ein Hofmann in Madrid einen seiner Freunde. Zu seiner großen Ueberraschung findet er diesen Freund beschäftigt, was sonst nicht oft vorkam. Derselbe bittet um Entschuldigung, daß er den Gast nicht länger empfangen könne, aber er sei zu Hof befohlen; er bitte aber seinen Freund, wenn dieser nichts besonderes vorhabe, ihn zu begleiten.

Die Beiden begeben sich in den königlichen Palast. Der Eine wird sofort zur Königin berufen, der Andere wartet im Vorzimmer. Die Sitzung im Kabinet der Königin, bei der es sich — wie der Wartende erst jetzt erfährt — um die Bildung eines neuen Ministeriums handelt, zieht sich in die Länge. In dem Vorzimmer aber ist es kalt und zugig, und der Freund des neugebackenen Ministers wird nur durch seine Neugier festgehalten. Aber er merkt, daß er sich eine tüchtige Erkältung holt.

Inzwischen wird im königlichen Kabinet die Ministerliste komplettirt. „Wem sollen wir das Portefeuille der Finanzen geben? Wem das Arbeitsministerium; wem das Kriegsministerium?" — fragt die Königin. Nach und nach einigt man sich. Nur für das Ministerium der Kolonien kann man Niemanden finden. Man sinnt und sinnt! Plötzlich hört man draußen Jemanden laut niesen. — „Wer niest da im Vorzimmer?" — fragt die Königin. „Herr X." — ist die Antwort. „Herr X. — das ist gerade der rechte Mann. Er soll Kolonialminister werden!" Der Verschnupfte wird hereingerufen — und das Ministerium ist vollzählig.

Se non è vero, è ben trovato.

B.

---

**P. Villari: Scritti vari. Bologna. 1894. Zanichelli.**

In diesem Bande hat der berühmte italienische Historiker und Staatsmann Schriften verschiedenen Inhalts, die auch zu ganz verschiedenen Zeiten entstanden sind, den Freunden seiner Muse von Neuem in einer recht interessanten Sammlung dargeboten. Ganz abgesehen von ihrem Inhalt, erfreuen diese Aufsätze durch die Einfachheit und klassische Durchsichtigkeit ihrer Sprache. Da ist nichts zu verspüren von dem phrasenhaften Schwulst der Darstellung, in den so viele Italiener leicht verfallen. Alles ist dem Inhalt entsprechend in knapper Form, ohne gesuchten Ausdruck in schlichten Worten dargelegt, ohne daß dadurch der Wärme des Ausdrucks Eintrag geschehen wäre. Im Gegentheil! Man spürt es durch die einfachen Worte an vielen Stellen hindurch, daß der Autor mit seiner ganzen Persönlichkeit hinter den hier ausgesprochenen Ueberzeugungen steht, und er erwärmt dadurch unwillkürlich den Leser um so stärker.

Ueber einen dieser Essays hat „Die Nation" schon einen besonderen Artikel gebracht, nämlich über den ersten und wissenschaftlich wohl bedeutendsten der Sammlung: Ist die Geschichte eine Wissenschaft? (Jahrgang 1892 Nr. 39). Andere Aufsätze sind philosophischen und ästhetisch-kritischen Inhalts, wie die über G. B. Vico, Francesco de Sanctis und die Kritik in Italien, E. de Amicis und seine Kritiker, andere beschäftigen sich mit der jetzt auch in Italien so brennend gewordenen sozialen Frage. Wer den Aufsatz: „Neue Qualen und neu Gequälte", der sich mit der Frage des Umbaus der Armenquartiere Neapels beschäftigt, gelesen hat, wird entsetzt sein über die Kopflosigkeit und Ruchlosigkeit, mit der die regierende Klasse Neapels in einem bestimmten Falle das Elend der ärmsten Leute und die Staatskasse zu ihrem Vortheile ausgebeutet hat. Vier andere Aufsätze beziehen sich auf Einzelpersönlichkeiten. Der eine spricht von der Jugend Cavour's, der andere erzählt das Leben eines heldenhaften älteren neapolitanischen Jugendfreundes des Verfassers, Luigi La Vista. Wahrhaft romantisch sind die Schicksale einer hochbegabten Amerikanerin, Margherita Fuller-Ossoli, die mit ihrem Manne an der Vertheidigung Roms gegen die Franzosen 1849 theilnahm, flüchten mußte — und in einem furchtbaren Sturm an den Gestaden ihres Heimathlandes Schiffbruch leidet und untergeht. In Carlo Tenca wird einer jener Mailänder Patrioten geschildert, die selbstlos, anspruchslos, tapfer und zäh die Befreiung Italiens von dem Joche der Fremdherrschaft als Journalisten vorbereitet und herbeigeführt haben, und von denen das heutige Italien kaum noch eine Nachblüthe aufzuweisen hat.

—g.

**„Die ethischen Erziehungsaufgaben unserer Zeit.“** Von Richard Wulkow (Gießen, Verlag von Emil Roth, 1894).

Der Verfasser hat als praktischer Schulmann es erfahren, daß die Einflüsse, die außerhalb der Schule und der Unterrichtsgegenstände sich geltend machen, ebenfalls als erziehende und bildende Mächte zu betrachten sind, die der Lehrer zu benutzen oder auch zu bekämpfen verpflichtet ist.

In acht Kapiteln schildert er uns diese „ethischen Erziehungsaufgaben“. Der Bekämpfung des Pessimismus ist ein Kapitel gewidmet, ein zweites führt den Titel „Patriotismus und Antisemitismus“. Der Pessimismus beruht nach des Verfassers Meinung zum großen Theil auf falschen Voraussetzungen. „Er hat keine Vorstellung von der Macht der Menschenliebe und von dem darauf beruhenden Menschenglücke, von der Freude am Wohlthun und den Segnungen opferfreudiger, selbstloser Hilfeleistung; ferner kennt er nur die Arbeit als Unlust, als einen, durch die Nothwendigkeit der Existenz aufgedrungenen Zwang, nicht als eine Freude und Lust, die in der rüstigen Bethätigung unserer Kräfte liegt.“

Mit sittlicher Entrüstung wendet sich der Verfasser gegen den Antisemitismus, er verlangt von den Lehrern, daß sie der Jugend die Sache beim rechten Namen nennen, „als eine Ausgeburt des Neides und Hasses, daß diese Bewegung mit dem Patriotismus nichts zu thun habe und daß die reine Flagge des Nationalgefühls nur benutzt werde, um die widerwärtigen Tendenzen mit einem Schimmer von Recht zu umkleiden“.

Bildet in den genannten Kapiteln der Kampf gegen die schädlichen Einflüsse, die Schule und Haus aufzunehmen haben, den Inhalt der beachtenswerthen Schrift, so sind in den Kapiteln über „Erziehung und Gewöhnung zum Schönen“ und über „Das Wirken im Dienste des Gemeinwohls“, sowie namentlich in dem letzten Kapitel über „Die erreichten Ziele und den ethischen Beruf der Frauen“ diejenigen Faktoren genannt, die in den Dienst der Erziehung in umfassenderer Weise als bisher zu stellen sind.

Wulkow knüpft dabei an Schiller an. Er citirt aus dessen Briefen über ästhetische Erziehung wörtlich: „Es gibt keinen anderen Weg, den Menschen vernünftig zu machen, als daß man ihn zuvor ästhetisch macht.“ „Klarer“, meint Wulkow, „kann der Satz, daß die Bildung zum Guten durch das Schöne gehen muß, gar nicht ausgedrückt werden.“

Wenn Wulkow daraufhin mit Recht verlangt, „daß das Kind von früher Jugend durch eine schöne, mit künstlerischem Geschmack gewählte Umgebung an das Schauen des Schönen gewöhnt werde“, wenn er es beklagt, „daß die Volksschule nicht genügende Rücksicht auf die Bildung des Schönheitssinnes nimmt“, so erscheint es verwunderlich, daß dem Pädagogen Wulkow der Pädagoge gänzlich unbekannt zu sein scheint, der dem reichsten und dem ärmsten Kinde die Mittel zur Entwicklung des Schönheitssinns in wahrhaft genialer Weise gereicht hat. Mehr als durch Anschauen des Schönen entwickelt sich das Gefühl für das Schöne, Harmonische durch „Thun“. „Wißt Ihr,“ läßt die begeisterte Jüngerin Fröbel's, Frau von Marenholtz-Bülow, diesen sagen: „Wißt Ihr, wie Ihr den Gottesfunken weckt in Eurem Kinde? Laßt es Schönes schauen in Farbe und Form, Schönes in Ton und Geberde. Befriedigt seinen Thätigkeitstrieb — die Keime des Geistigen wollen sich entfalten. Aber an das eigene Thun des Kindes muß angeknüpft werden, das Schöne soll erworben werden durch eigene Anstrengung u. s. w.“ Und wie ein Hilfsmittel für Erziehen und Gewöhnen zum Schönen durch Fröbel gefunden ist, so ist von ihm auch das, von Wulkow gesuchte Hilfsmittel gegen die vielfach vorhandene Verbildung und Ueberbildung der weiblichen Jugend der höheren Stände gegeben worden.

Wer die erwachsene weibliche Jugend im Verkehr mit Kindern im Kindergarten gesehen, wer es erfahren, welche Bereicherung des Geistes- und Gemüthslebens in der Fröbel'schen Lehre und Methode liegt, der kann nur mit Pestalozzi sagen: „Es gibt keinen anderen Mangel, als nicht zu benutzen, was vorhanden.“

In dem letzten Kapitel „Die erreichten Ziele und der ethische Beruf der Frauen“ ist die große Bedeutung gekennzeichnet, welche das weibliche Geschlecht als helfende Kraft gegen das soziale Elend unserer Zeit theils bereits gewonnen, theils noch zu gewinnen berufen ist. Daß hier die Schule die Aufgabe hat, die weibliche Jugend auf ihre Pflichten für die Gesammtheit aufmerksam zu machen, liegt auf der Hand; Wulkow begrüßt freudig den Schritt, den einige Männer und Frauen in der Reichshauptstadt gethan haben, um die Töchter der gebildeten, wohlhabenden Stände zur Hilfeleistung in den verschiedensten Wohlthätigkeitsanstalten, wie Armen- und Waisenpflege, Volksküchen, Mägdeherbergen, Krankenhäuser ꝛc., heranzuziehen und sieht in diesen „edlen Bestrebungen kein Emanzipationsgelüste“.

Es ist für jeden Arbeiter im Dienste der Humanität und der Kultur erfreulich, einen Fortschritt auf irgend einem Gebiete verzeichnen zu können, und so soll auch hier auf den großen Umschwung hingewiesen werden, der sich seit etwa einem halben Jahrhundert in Rücksicht auf die Betheiligung der Frauen bei Wohlthätigkeitseinrichtungen, bei Kultur- und Erziehungsfragen vollzogen haben.

Noch im Jahre 1865 galten die Frauen als emanzipirt, die eine öffentliche Konferenz deutscher Frauen nach Leipzig beriefen, um sie zu einer selbständigen Besserung ihrer eigenen Verhältnisse und zur Besserung der sozialen Zustände aufzufordern. Und etwa fünfzehn Jahre früher wurden die Hamburger Frauen, die Volkskindergärten errichteten, als Emanzipirte angesehen und ihre Bilder als Karrikaturen feilgeboten.

Den Pionierdienst für die Betheiligung des weiblichen Geschlechts an den Kulturaufgaben ihres Volkes haben aber unstreitig die Frauen gethan, die um die Mitte unseres Jahrhunderts als begeisterte Schülerinnen Friedrich Fröbel's sich seinem Erziehungswerke widmeten, sie haben den Weg zu einem Ziele gebahnt, das auf Schule und Haus reformirend zu wirken bestimmt ist.

Wir wünschten, daß nicht nur Herr Wulkow, sondern unsere Pädagogen überhaupt sich derjenigen Erziehungslehre mehr zuwendeten, die nicht nur Wünsche, Theorien, Ideale für eine „ethische Erziehung“ enthält, sondern auch Mittel und Wege angibt, wodurch für die gesammte Kindheit und für die gesammte weibliche Jugend das Ideal einer ethischen Erziehung erreicht werden könne, um die „Morgenröthe eines besseren Daseins am Horizonte der Zukunft aufleuchten zu lassen“.

Leipzig. Henriette Goldschmidt.

---

**Volkswirthschaftslehre für Jedermann.** Von Otto Ehlers. Breslau 1894 bei Preuß u. Jünger.

Die volkswirthschaftlichen Grundbegriffe: Arbeitslohn, Unternehmergewinn, Geld, Kredit, Einkommen, Spekulation u. s. w.: in knapper und leicht verständlicher Form für Jedermann faßlich darzustellen, ist eine ebenso schwierige wie dankenswerthe Aufgabe. Ohne eine gewisse Summe volkswirthschaftlicher Bildung kann heutigen Tages Niemand seinen Pflichten als Staatsbürger gerecht werden. Es fehlt deshalb auch nicht an Versuchen, einen kurzgefaßten Abriß der Volkswirthschaftslehre herzustellen. Der vorliegende Versuch gehört zu den gelungeneren. Zu wünschen bleibt selbstverständlich bei derartigen Veröffentlichungen mancherlei. Die Ehlers'sche „Volkswirthschaftslehre“ gibt aber in einem kleinen Heft von wenig über 100 Seiten, bei einer durchweg verständlichen Ausdrucksweise, das Nöthigste zur Orientirung auf dem weiten Gebiete der Nationalökonomie.

Der Verfasser beschränkt sich auf theoretische Untersuchungen, was dem Zwecke seiner Schrift durchaus entspricht. Nicht sehr glücklich finden wir die Litteraturhinweise am Schlusse jedes Kapitels. Wir nehmen an, daß der Verfasser damit seinen Lesern an die Hand gehen wollte, die sich über einzelne Fragen näher unterrichten wollen. Er begnügt sich aber im Wesentlichen mit Hinweisen auf wissenschaftliche Lehrbücher, während er andere, für den vorliegenden Zweck oft weit besser geeignete Schriften außer Betracht läßt. So ist z. B. bei dem Kapitel „Spekulation und Börse“, Otto Michaelis' klassische und bis heute noch unübertroffene Abhandlung über dies Thema übergangen. Bei dem Kapitel „Geld und Währung“ ist im Litteraturnachweis auf einige Lehrbücher und auf die Protokolle der deutschen Silberkommission des Jahres 1894 verwiesen, während Bamberger's „Stichworte der Silberleute“, die zur näheren Einführung in diese Materie wie geschaffen sind, unerwähnt bleiben. Für spätere Auflagen empfehlen wir ferner einen Abschnitt über Zölle und Steuern (Finanz- und Schutzzölle; direkte, indirekte Steuern ꝛc.) hinzuzufügen. Allerdings lernt jeder Staatsbürger diese volkswirthschaftlichen Begriffe so bei uns durch die Praxis zur Genüge kennen, aber einige theoretische Unterlagen würden immerhin sehr nützlich sein.

Im Allgemeinen ist die Broschüre zu empfehlen.

T. B.

---

**Druckfehler-Berichtigung.**

In der vorigen Nummer muß es Seite 717 Sp. 1 Z. 41 heißen: nach guten Quellen — statt: nach gutem Glauben; und in derselben Spalte auf Z. 7 Priester Pierre — statt: Pächter Pierre.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 50. Berlin, den 15. September 1894 11. Jahrgang.

# Die Nation.

## Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Die Rede des Kaisers in Königsberg hat die Kreuzzeitungspartei mit ihrem Anhang vor eine schwierige journalistische Aufgabe gestellt; denn nur journalistisch ist es für diese Elemente schwierig, die jetzige Sachlage zu behandeln; politisch ist dagegen die Situation zweifellos kaum verändert und sicherlich weit weniger umgestaltet, als vielfach fälschlich angenommen worden ist und als es den Anschein haben könnte, wenn man nur auf Worte hört.

Jede Sentimentalität liegt dem preußischen Junkerthum fern; auch royalistische Sentimentalität; es hat den geistig umnachteten Friedrich Wilhelm IV. auf dem Thron zu halten gesucht und hat gegen den späteren König Wilhelm intriguirt mit allen Mitteln als es glaubte, so der eigenen politischen Machtstellung am besten zu dienen; es ist gegen Kaiser Wilhelm I. und den Fürsten Bismarck zur Deklarantenzeit in Opposition getreten; es hat seine Loyalität zur Zeit Friedrichs III. durch die Battenberghetze und durch den fictiven Kampf gegen englische Unterröcke bethätigt, und es ist diesen Traditionen bis auf den jüngsten Tag treu geblieben. Es wäre freilich denkbar, daß man heute den eigenen Zwecken förderlicher zu sein wähnt, wenn man die Krallen zur Zeit ein wenig einzieht, um so auf Umwegen das zu erreichen, was man in Angriffen von der Front her zu erreichen bisher nicht im Stande war. Die Haltung des Kaisers wird möglicherweise dazu führen, die Taktik des Kampfes ein wenig zu ändern; der Kampf selbst aber mit seinem Kampfesziel wird der alte bleiben; vielleicht weil mit größerer Vorsicht geführt, sogar gefährlicher sich gestalten. Darüber sollte man sich nicht täuschen, denn die „schrankenlose royalistische Loyalität“ der Kreuzzeitungspartei ist nicht unbedingt letztes Gebot der Politik dieser Gruppe, sondern nur neben anderen Mitteln ein sehr zweckmäßiges Paradestück, um die selbstsüchtigen Pläne des Junkerthums zu fördern, und dieses Paradestück hat sich noch immer wieder bis auf den heutigen Tag bewährt.

Man hütet sich daher wohl, es heute unbrauchbar werden zu lassen. Um diesen Schaden zu vermeiden, strengt sich die konservative Presse jetzt nicht durch Thaten, aber reichlich mit Druckerschwärze an. Zahllose Artikel beweisen, daß man königstreu sein kann und doch der Regierung Opposition machen dürfe. Das ist erstaunlich richtig. Aber worin besteht dann noch der Unterschied, der die Konservativen angeblich ja völlig und prinzipiell von anderen Parteien, die auf dem Boden des heutigen Staates stehen, unterscheiden soll?

Haben die jetzigen Auseinandersetzungen einen Nutzen, so ist es der, wieder einmal mit blitzender Deutlichkeit zu zeigen, daß auch die Konservativen eine Partei sind wie andere Parteien; daß sie je nach Bedürfniß mit oder gegen des Monarchen und seiner Minister Politik gehen, freilich mit einem einzigen Unterschiede. Wenn die Politik der Krone mit der der reaktionären Rechten zusammenfällt, dann, aber auch nur dann tritt der Augenblick ein, wo diese Partei scheinbar aufhört ein selbständiges politisches Gebilde zu sein, um nur noch als gefügiges Werkzeug in der Hand des Monarchen zu erscheinen. Das war immer das größte Verhängniß der Monarchieen; denn der Kampf gegen die konservative Reaktion nahm damit häufig genug unmittelbar die Richtung gegen die Krone selbst, und die großen Krisen der Staaten bezeichnen die einzelnen Zeitpunkte, da die reaktionären Parteien von hingebendster Gefügigkeit waren, um für ihre eigenen Zwecke die Krone arbeiten zu lassen.

Die Fronde der Rechten zeigt bis zu einem gewissen Grade an, welche Richtung die heutige Politik der Staatsregierung verfolgt; aber deutlich auch nur bis zu einem gewissen Grade, während die Unsicherheit, die sich immer wieder geltend macht, in weiten Kreisen hindert, daß ein vorsichtiges Zutrauen festere Wurzeln faßt. Gewiß, es war nicht leicht, aus den Bahnen Bismarck'scher Politik mit langsamer Entschiedenheit und doch ohne scharfe Wendung hinauszulenken; es ist auch nicht leicht, der zahllosen Unter- und Gege-

strömungen Herr zu bleiben, und man kann die Ursachen sich denken, die es immer wieder verhinderten, weithin sichtbar in klar erkennbaren Farben ein neues Feldzeichen zu hissen. Aber geschehen muß es einmal, und daß es geschehen sollte, scheint man auch in den Kreisen der Regierung zu empfinden.

In neuen Artikeln kommt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ auf das „Aktionsprogramm der Regierung“ zurück. Diese Artikel enthalten verständige Sätze; wir rechnen dahin die guten Worte:

„Wohlwollen und Gerechtigkeit gegen den Arbeiter, aber schärfste Abwehr mit allen gesetzmäßigen Mitteln gegen den revolutionären Agitator, gegen den Apostel und Vorbereiter des Umsturzes“. „Wir sind überzeugt, daß Se. Majestät der Kaiser, der sein Banner als Führer in diesem Kampfe aufgeworfen hat, Niemanden als vollgültigen Mitstreiter anerkennen wird, der nicht auch dem ersten Theil dieser Devise gerecht wird.“

Freilich kann man nicht leugnen, daß auch diese Artikel noch eines starken Knochengerüstes entbehren; sie kommen aus schwankender Allgemeinheit nicht recht heraus, und sie liebäugeln thörichterweise sogar ein wenig mit dem wirkungslosem Mittel einer Verschärfung des Vereins- und Versammlungsrechtes; sie erscheinen nicht wie der erste feste Schritt, sondern wie der erste schüchterne Tastversuch nach einer neuen Bahn hin; nur als solcher haben sie ihre Bedeutung und ihr konkreter völlig deutlicher Inhalt ist schließlich nur das Aufrufen aller Parteien zum Kampfe gegen die Sozialdemokratie.

Ein solcher Aufruf wird gestaltende Kraft für unser politisches Leben nicht haben; die Stärke zu siegreichem Vordringen erwächst nicht aus der Parole „Kampf gegen“, sondern aus einer Parole „Kampf für“; und der „Kampf gegen“ kann nur erfolgreich sein, wenn die positiven Ziele, für die gekämpft wird, gut gewählt wurden.

In jenen Artikeln findet sich die Wendung, „der Gedanke an das Gemeinwohl“ muß neu belebt werden. Aus diesem triebkräftigen Samenkorn heraus hätte sich in der That ein neues Regierungsprogramm zu entwickeln, eine Politik des Gemeinwohls, die stets das Staatsganze vor Augen hat, statt einer Politik einseitiger Begünstigung verschiedener Stände, heißen sie heute Agrarier oder morgen Arbeiter und übermorgen schutzzöllnerische Industrielle. Und auf diesem Boden, der allein modernen Reichen Blüthe bringen kann, wird die heutige Regierungskunst auch stets Berührung finden müssen, mit der innersten Substanz einer liberaler Staatsauffassung.

Zwischen Deutschland und Portugal ist eine Einigung über den Besitz der Kionga-Bucht erzielt und damit auch die Grenzfrage unserer ostafrikanischen Kolonie nach Süden geregelt. Daß Portugal seine Ansprüche herabstimmte, darauf legen wir keinen besonderen Werth; denn ein Zuwachs an afrikanischem Gebiet ist meist das Gegentheil von einem Gewinn. Aber feste Grenzen sind besser als jene Grenzunsicherheit, die in jedem Augenblick zu internationalen Zerwürfnissen führen kann, und es ist ein Verdienst des Grafen Caprivi, daß er uns eine Kolonialpolitik mit beschränkterem Risiko durch solche vertraglichen Festsetzungen verschafft hat.

In jeder solchen friedlichen internationalen Auseinandersetzung feiert auch der Gedanke, den die Friedenskongresse vertreten, direkt oder indirekt einen Sieg. Man mag die Beschlüsse, die in diesem Jahre auf den Friedenskongressen in Antwerpen und im Haag gefaßt worden sind, für glücklich und bedeutungsvoll oder für weniger glücklich halten. Wer nur diese formalen Beschlüsse im Auge behält, wird die Bedeutung dieser Bestrebungen aber überhaupt nicht in vollem Umfange würdigen. Was dort in Resolutionen formulirt angenommen wird, bleibt vorläufig oft genug nur bedrucktes Papier; aber die Anschauungen, die mit lauter Stimme und immer von Neuem nachdrücklich sich bei diesen Gelegenheiten geltend machen, werden allmählich eine Macht, und daß sie es sind, zeigen die sich immer mehrenden Fälle friedlicher Verständigung bei internationalen Streitfällen.

In Stuttgart hat der deutsche Anwaltstag getagt, und er hat sich fast ohne jeden Widerspruch gegen den numerus clausus bei der Zulassung zur Advokatur erklärt; aber auch ein anderer beschränkender Antrag wurde abgelehnt, der zwischen das Assessorexamen und die Ausübung der Advokatur eine weitere Vorbereitungszeit einschieben wollte. Wir meinen, daß diese Entscheidung richtig ist, denn eine solche Erschwerung, welche die Selbständigkeit der jungen Juristen verzögert, und so jedenfalls ein Nachtheil ist, würde doch nur einen sehr zweifelhaften Vortheil bieten.

Am nämlichen Tage ist Helmholtz und der Graf von Paris gestorben. Der eine aus königlichem Blut war ein Prätendent sein Lebelang; der Andere bürgerlichen Ursprungs wurde ein Herrscher, und zwar einer von den größten. Mit hergebrachtem Pomp und innerer Theilnahmlosigkeit wurde der eine zu Grabe getragen; am Sarge des anderen empfindet die gesammte gebildete Menschheit die gewaltige Größe des Mannes, der hier zum Staube zurückkehrt. Das Scheinen, welches seinen Glanz nur von den Vorfahren erborgt, und das Sein, welches allein auf der Tüchtigkeit der eigenen Person beruht, wurden damit unmittelbar neben einander gerückt; und es ist charakteristisch für unsere Zeit, wie sie beider Sterben empfand. Der Tod von Helmholtz, obgleich er die siebzig überschritten hatte, gehört zu den großen Ereignissen unserer Tage; der Tod des Prätendenten auf die Krone von Frankreich, der in Folge seiner Stellung ein Wenig Intriguant und im Uebrigen von achtbarer Tüchtigkeit war, gehört dagegen in die Rubrik jener vermischten Nachrichten, die für zwei Tage ein gewisses Aufsehen machen und bedeutungslos sind.

Noch ein dritter ist gestorben; Professor Brugsch-Pascha, der Aegyptologe, den auch unsere Leser aus Beiträgen kennen. Er war ein Gelehrter, aber keiner von den zünftigen; Berliner von Geburt hatte er doch so lange im Orient gelebt, daß er von kluger orientalischer Menschenbehandlung viel gelernt hatte. Das ermöglichte ihm auch mit Weltgewandtheit, unserer Diplomatie im Osten Dienste zu erweisen.

Der Kongreß der englischen Trade-Unions in Norwich scheint völlig in sozialistisches Fahrwasser gekommen zu sein; und doch ist das trotz der gefaßten Beschlüsse mehr Schein als Wirklichkeit. Freilich wurde der gesetzliche Achtstundentag verlangt und zudem nach halbstündiger Berathung nicht weniger als die Verstaatlichung aller Produktion. Allein ähnliche vorübergehende Schwankungen nach überhasteten Erörterungen hat es in der Bewegung der Trade-Unions schon häufiger gegeben; und darüber täuschen sich auch die Sozialisten trotz ihres scheinbaren Sieges nicht. So schreibt der „Vorwärts“ in einem Bericht über den Kongreß:

„Es hat sich auch sonst gezeigt, daß trotz der Annahme verschiedener durchaus sozialistischer Resolutionen die Mehrheit des Kongresses für die politische Taktik der sozialistischen Partei-Organisationen noch nicht gewonnen ist.“

Ein Ausdruck dieser Thatsache ist es, daß der Führer der Extremen nicht zum parlamentarischen Sekretär ernannt wurde, freilich auch nicht der bisherige Führer, der die Richtung der alten Trade-Unions vertritt, sondern ein Mann mittlerer Richtung. Gewiß gährt es in den englischen Gewerkschaften; aber in England ist immer der Sieg praktischer Klugheit das Wahrscheinlichste.

Zwischen dem Königreich Italien und dem Vatikan sind in Bezug auf Venedig und auf die erythräische Kolonie friedliche kirchenpolitische Vereinbarungen getroffen worden; überdies hat Crispi in Neapel eine Rede gehalten, die als eine Wendung zur Kurie hin gedeutet worden ist. Diese Vorgänge in ihrer Aufeinanderfolge haben großes Aufsehen gemacht; das Wort „Kanossa“ und das Wort „Versöhnung“ ist ausgesprochen worden im Hinblick auf die neue Situation. Beides sicherlich mit Unrecht. Die Gegensätze zwischen dem Königthum und dem Papstthum sind zu tief innerliche, um sich mit gutem Willen überbrücken zu lassen; andererseits waren diese Gegensätze nie so geartet, um trotz allen Bannflüchen nicht zeitweise, freilich meist geheime friedliche Verständigung im Einzelnen und persönliche urbane Freundlichkeiten zu gestatten.

## Die Rede des Kaisers in Königsberg.

„Der Adel als geschichtspolitisches Gebilde kann sich mit der Monarchie allerdings nicht in grundsätzliche Opposition setzen, weil beide innerlich untrennbar zusammenhängen, auf demselben Grunde stehen.“ — So zu lesen in der „Kreuz-Zeitung“ unter dem Eindruck der Königsberger Rede des Kaisers. Die geschichtspolitischen Gelehrten der „Kreuz-Zeitung“ scheinen nie etwas von frondirenden Adligen, von den blutigen Fehden des Adels gegen die Krone, von denen die Geschichte aller europäischen Völker voll ist, von der Ermordung des Königs Jakob I. von Schottland, des Königs Gustav III. von Schweden, des Zaren Paul I. von Rußland u. s. w. durch Vertreter jenes „geschichtspolitischen Gebildes“ gehört zu haben. Auch die preußische Geschichte kennt den erbitterten Kampf der Hohenzollern gegen die widerspenstigen Junker zur Genüge. Oder ging der christliche Wunsch der märkischen Junker, Jochimken, d. h. den Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, zu hängen, etwa nur aus einer beiläufigen Meinungsverschiedenheit und nicht aus „grundsätzlicher Opposition“ hervor?

In Wirklichkeit hat gerade der Adel als „geschichtspolitisches Gebilde“ in allen Ländern mit eiserner Hand zur Unterordnung unter das allgemeine Staatsinteresse gezwungen werden müssen, und jeder Monarch, der das allgemeine Staatsinteresse gegenüber dem privilegirten Adel energisch wahrzunehmen suchte, ist von jenem „geschichtspolitischen Gebilde“ mit gewaltthätigem Haß beehrt worden.

Widerstand gegen das vom Monarchen repräsentirte allgemeine Staatsinteresse ist es auch, was die adlige Fronde charakterisirt, gegen die sich der König von Preußen in Königsberg gewandt hat. Nur ist der preußische Junker von heute gezwungen, mit modernen Waffen zu kämpfen: mit dem Wahlzettel, mit Volksversammlungen, mit billigen Zeitungen. Die Rolle des Epheus, der sich um den Eichbaum rankt, erscheint ihm nicht dankbar genug. Er ist zwar bereit, als Dekoration der Krone zu dienen, aber doch nur nebenher. Die nahen persönlichen Beziehungen zum Herrscher unterschätzt er gewiß nicht, aber es muß dabei auch etwas politisch herauskommen.

Und gerade weil der gegenwärtige König die von den preußischen Junkern auf ihn gesetzten Erwartungen enttäuscht hat, weil er ihnen nicht einmal den kleinen Gefallen erweisen will, einen ihnen unbequemen Kanzler zu entlassen, deshalb frondiren sie. Sie opponiren nicht gern; sie würden mit Begeisterung alles thun, was der Monarch verlangt, wenn man nur höchsten Orts einsehen wollte, daß der Grundsatz staatsbürgerlicher Gleichheit für den „Epheu“ nicht paßt.

Der preußische grundbesitzende Adel hat sich als „geschichtspolitisches Gebilde“ überlebt. Mit eigenen Mitteln und Kräften kann insbesondere der Kleinadel im Zeitalter der Dampfkraft und Elektrizität seine privilegirte politische Stellung nicht aufrecht erhalten. Der Versuch, durch Kornzölle, Grundsteuerentlastungen und Branntweinliebesgaben wirthschaftlich über Wasser zu bleiben, stellt sich immer mehr als vergeblich heraus. Der kapitalschwache Rittergutsbesitzer, der in erster Linie politischer Machthaber und erst in zweiter Linie Landwirth war, wird unter dem Druck der Weltkonkurrenz gezwungen, in erster Linie Landwirth zu werden oder Bankerott zu machen. Je nachdrücklicher Gerechtigkeit geübt wird, um so rascher wird sich dieser — für den Einzelnen oft schmerzliche, für die Gesammtheit nothwendige und heilsame — Prozeß vollziehen.

An dieser Sachlage wird auch die Rede des Kaisers nichts ändern. Die Opposition der Junker ist kein bloßes Produkt übler Laune, sondern sie ist aus dem Gefühl erwachsen, daß ihre wichtigsten wirthschaftlichen Interessen und damit zugleich auch ihre politischen Existenzbedingungen in Frage stehen. Die klügeren Elemente werden vielleicht versuchen, die äußere Agitation etwas anständiger zu gestalten. Aber auch das ist nicht leicht, nachdem man einmal mit soviel Demagogen sich liirt hat, für die der Skandal ein Geschäft geworden ist. Selbst von der antisemitischen Umarmung hat man sich bisher weder lösen können noch wollen.

Es wird deshalb im Wesentlichen bleiben, wie es war. Nur wird der Haß gegen den Grafen Caprivi, dessen Stellung gegenwärtig fester als je erscheint, noch wachsen. Um diese Stellung zu untergraben, wird man alles unterstützen, was geeignet erscheint, zwischen dem Monarchen und seinem vornehmsten Rathgeber Mißtrauen zu säen.

Sollte deshalb in Wirklichkeit der Kaiser, was wir einstweilen nicht glauben, Neigung haben, gegen die Sozialdemokratie besondere gesetzgeberische Batterien aufzufahren, und sollte der Reichskanzler, was wir hoffen, gegen derartige unseres Erachtens gänzlich verfehlte Versuche mechanischer Unterdrückung der Sozialdemokratie sich ablehnend verhalten, — so würden die Junker voraussichtlich mit ganz besonderer Verve auf eine kräftige reaktionäre Gesetzgebung hinarbeiten. Diese politische Spekulation wäre allerdings so durchsichtig, daß ihr Gelingen eben deshalb nicht sehr wahrscheinlich ist.

Das sicherste Mittel gegen alle Umsturzbestrebungen bleibt immer die völlige Durchführung staatsbürgerlicher Rechtsgleichheit. Wenn alle Sonderinteressen dem allgemeinen Staatsinteresse untergeordnet, wenn alle ständischen Privilegien, alle Klassenbevorzugungen, alle Konfessionsbegünstigungen nicht bloß aus der Gesetzgebung, sondern auch aus der Verwaltungspraxis beseitigt werden; und wenn auf solche Weise aller Welt sichtbar vor Augen geführt ist, daß der moderne Staat kein Klassenstaat sein will, so wird damit den sogenannten Umsturzparteien der wirksamste Vorwand für revolutionäre Bestrebungen genommen. Deshalb keine offenen oder versteckten Ausnahmegesetze, sondern — unter kraftvoller Bereithaltung der staatlichen Machtmittel gegen Gesetzesüberschreitungen jeder Art — Befestigung der Staatsidee in der Masse der Bevölkerung durch eine konsequente Verwirklichung des Prinzips staatsbürgerlicher Rechtsgleichheit.

Th. Barth.

---

## Hermann von Helmholtz.

Geb. Potsdam 31. August 1821,
gest. Charlottenburg 8. September 1894.

Der größte deutsche Denker der Gegenwart ist todt. Die deutsche Naturforschung hat ihren Führer verloren. Wenn man in den letzten dreißig Jahren im Inland oder im Ausland von ihr sprach, so kam Einem zuerst der Name Helmholtz auf die Lippen, er war der „representative man“ derjenigen Wissenschaft, die unserem Jahrhundert die Signatur gegeben hat. Warum war dies der Fall? Die Naturwissenschaft ist mehr Schlagwort als geistiges Gemeingut geworden. Wenn aber in dem, was von ihr allgemeiner Besitz geworden ist, der Name Helmholtz eine solche leitende Rolle spielt, so muß das den tieferen Grund haben, daß Denken und Wirken dieses Mannes, so schwer es ist, ihm bis in alle Einzelheiten zu folgen, doch in allen seinen Ergebnissen in inniger Verbindung steht mit den alltäglichsten, wie mit den höchsten geistigen Interessen der Nation, deren Zierde er war. Und das ist in der That der Fall. Durch sein ganzes Wirken, von dem hier eine Uebersicht gegeben werden soll, ging ein großer gemeinsamer Grundzug: Klarheit zu gewinnen über die Welt nach den beiden Seiten, in denen sie sich dem Beschauer darbietet; einmal nach den Kräften, die sie bewegen, sodann nach den Bedingungen, unter denen der menschliche Geist sie aufnimmt und versteht. Nach beiden Richtungen hat Helmholtz die Urfragen unseres Wissens zu den seinigen gemacht und ihre Beantwortung um Riesenschritte gefördert. Anscheinend zerfiel auch seine Thätigkeit als akademischer Lehrer der Zeit nach in diese beiden Hälften; er war von 1849 bis 1871

nach einander in Königsberg, Bonn, Heidelberg Professor der Physiologie, von 1871 bis 1894 in Berlin, seiner eigentlichen Neigung entsprechend, Professor der Physik. In seinem Geiste aber fielen beide Wissenschaften zu dem einen großen Erkenntnißproblem zusammen; physikalische und physiologische, sowie philosophische Untersuchungen gingen neben einander her und selbst in den letzten fünfzehn Jahren, in denen er die theoretische Physik bevorzugte, überraschte er die Gelehrtenwelt gelegentlich durch die Mittheilung wichtiger psychologischer und physiologischer Beobachtungen. Für den Leser aber wird es vielleicht zweckmäßiger sein, wenn wir jene beiden Seiten seiner Thätigkeit gesondert ansehen und aus ihrer Verbindung den philosophischen Kern, den er selbst daraus gewann, auszulösen trachten.

Für die Oeffentlichkeit beginnt Helmholtzens Wirken, obwohl er sich schon auf der Schule hauptsächlich mit physikalischen Problemen befaßt hatte, mit anatomisch-physiologischen Beobachtungen und so wollen wir denn auch den Physiologen in ihm zuerst betrachten. Er war ein äußerst scharfer und genauer Beobachter und als Experimentator besaß er die Fähigkeit, aus den einfachsten Vorgängen weittragende Folgerungen zu erschließen. Diese Grundzüge seiner Begabung als exakter Forscher machten ihm schon im Beginn seiner Laufbahn bedeutsame Entdeckungen möglich. Seine Doktordissertation „De fabrica systematis nervosi evertebratorum“ brachte die fundamentale Entdeckung für die Anatomie und Physiologie der Nerven, daß die Ganglien der wirbellosen Thiere durchweg mit Nervenfasern verbunden seien. Die Ganglien bilden die eigentlichen nervösen Centralorgane dieser niederen Thiere, aber sie sind auch der wichtigste Bestandtheil im Gehirn und Rückenmark der höheren, wo sie Purkynje entdeckt und Valentin im Jahre 1837 genauer beschrieben hatte. Ohne ihre Verbindung mit den Nerven stand aber ihre Bedeutung in der Luft. Helmholtz sprach nun am Schlusse seiner Dissertation auf Grund seiner bei Wirbellosen gemachten Entdeckung die bestimmte Vermuthung aus, daß auch die Ganglienkugeln der Wirbelthiere in Nervenfortsätze übergeben, eine Vermuthung, welche später von Deiters und Rudolf Wagner bestätigt wurde. Aber der Ausgangspunkt dafür war die Helmholtz'sche Entdeckung. Bedeutende Forscher, wie Purkynje und Remak, waren ihr zwar sehr nahe gekommen, hatten aber den wahren Sachverhalt doch nicht ermitteln können.

Die nächsten Jahre widmete Helmholtz vorwiegend der Physik, in der ihm gleichfalls unvergängliche Lorbeeren erwachsen sollten. Aber einzelne von den Arbeiten, die er im Laboratorium Gustav Magnus', seines dankbar von ihm verehrten Lehrers und Vorgängers, ausführte, gehören doch in das Gebiet der allgemeinen Physiologie. Das Wesen der Fäulniß und Gährung, mit dessen Ergründung sich ein Mitscherlich, Liebig und Gay-Lussac vergebens abgequält hatten, wurde mit vollster Bestimmtheit bekanntlich erst in den fünfziger Jahren von Pasteur ergründet, welcher die Pilze der verschiedenen Arten der Gährung auffand. Aber Helmholtz gebührt das Verdienst, es zuerst ausgesprochen zu haben, daß die Gährung nicht, wie Liebig vermuthete, einfach durch den Oxydationsprozeß der Luft, noch, wie Gay-Lussac meinte, durch Entbindung von Sauerstoff bei Zersetzung des Wassers durch Elektrizität, „sondern durch Keime organischer Wesen“ zu Stande komme, „auf deren allgemeine Verbreitung man aus den Erscheinungen scheinbarer generatio aequivoca (Urzeugung) schließen müsse“. Es ist erst dreißig Jahre her, seit Pasteur die noch von Pouchet gegen ihn lebhaft vertheidigte Annahme einer Urzeugung widerlegte. Er zeigte, wie wir vor neun Jahren an dieser Stelle in einem Artikel über Pasteur berichteten, daß Pouchet, der in einer wohlverschlossenen, mit Wasser und Heu gefüllten Flasche, wiewohl sie zur Siedehitze erwärmt und unter Quecksilber geöffnet worden war, Pilze wachsen gesehen hatte, dabei vergaß, den Staub von der Oberfläche des Quecksilbers zu entfernen und daß von diesem die Pilze in das Heu gekommen waren. Helmholtz wies in seiner Arbeit von 1843 schon auf ganz ähnliche Fehlerquellen hin und es gelang ihm sogar für eine der Gährungen, die des Weines, den von Schwann einige Jahre vorher entdeckten Hefepilz als Ursache nachzuweisen. Vermuthungsweise hatte er aber bereits in den Thesen seiner Doktordissertation ausgesprochen, daß zum Uebergang des Traubensaftes in weinige Gährung „die bloße Kraft des Sauerstoffs nicht genüge“.

Diese beiden Arbeiten sind übrigens die einzigen, rein biologischen, die man Helmholtz verdankt. 1849 als Professor der „Physiologie und allgemeinen Pathologie“ nach Königsberg berufen, bot er bald darauf zwei unscheinbar auftretende, aber für die allgemeine Physiologie der Muskeln und Nerven grundlegende Entdeckungen, die zugleich sein experimentelles Genie und seine Kombinationsgabe glänzend bewiesen. Er ermittelte nämlich die Geschwindigkeit der Muskelzuckung und der Fortleitung des Reizes im Nerven, zuerst am abgelösten, aber noch lebenden Froschmuskel, später am Arm des lebenden Menschen. In Verbindung mit der ersten Feststellung stand die Erfindung des Myographions, einer Vorrichtung, mittelst welcher zum ersten Male der gereizte Muskel die Form und Reihe seiner Zuckungen auf der berußten Trommel eines von einem Uhrwerk bewegten Cylinders niederschrieb. Für die Messung der Leitungsgeschwindigkeit im Nerven bediente er sich einer von Du Bois-Reymond gegebenen, von diesem aber nicht weiter verfolgten Anregung, nämlich die Pouillet'sche Methode zur Messung sehr schnell verlaufender Vorgänge, in sinnreicher oder, wie Du Bois derartige Eingebungen bezeichnet, witziger Weise. Die Pouillet'sche Methode, äußerst schnell verlaufende Bewegungen, wie z. B. die von Geschossen zu messen, besteht darin, daß man sie in einen mit einer eingeschalteten Magnetnadel, also einem Galvanometer oder einer Tangentenboussole verbundenen Stromkreis einschaltet, der durch jene schnelle Bewegung geschlossen und darauf geöffnet wird. Die dadurch bewirkte kleine Ablenkung der Nadel, verglichen mit derjenigen Ablenkung, welche durch eine längere Stromeinwirkung entsteht, bildet das Maß der zu messenden schnellen Bewegung. Für das Messen der Geschwindigkeit, mit der sich ein Reiz im Nerven fortpflanzt, bestand nun die Schwierigkeit darin, den Strom zu unterbrechen, sobald der Erfolg der Reizung, die Zuckung des Muskels, eingetreten war. Helmholtz ordnete den entscheidenden Versuch nun so an, daß einerseits der zu reizende Nerv in einen Stromkreis eingeschaltet war, den man blitzschnell durch Aufdrücken einer Platinspitze auf eine mit den Drähten verbundene kleine Metallplatte schloß. In diesem Augenblick wurde der Nerv gereizt und die Nadel abgelenkt. Der zum Nerv gehörende Muskel aber stand mit einem Hebel in Verbindung, der an seinem freien Ende durch eine senkrecht daran befestigte kleine Metallspitze mit einem Quecksilbernäpfchen in Berührung stand, aber so, daß der berührte Quecksilbertropfen zu einem dünnen Faden ausgezogen war. In dem Augenblick, wo der Reiz bis zum Muskel gelangte, zuckte dieser zusammen, riß damit die Hebelspitze vom Quecksilberfaden, unterbrach den Strom und die bereits begonnene Ablenkung der Magnetnadel. Reizte man nun den Nerv zuerst an einer dem Muskel nahen und dann an einer entfernteren Stelle, so hatte man, da für die längere Strecke des Nerven auch eine größere Nadelablenkung eintrat, zwei Größen, die einfach von einander abzuziehen waren, wenn man die Zeit erfahren wollte, welche der Reiz für eine bestimmte Wegstrecke im Nerven brauchte. Automatische Stromunterbrechungen gehören heute zum täglichen Brot der Elektrotechniker, aber diese, zu einem physiologischen Zwecke ersonnene, ist eine der ältesten und sinnreichsten und die Entdeckung, welche durch sie ermöglicht wurde, ist eine der bedeutungsvollsten, wenn man bedenkt, daß die Geschwindigkeit der Nervenreize bis dahin für eine blitzschnelle galt. Helmholtz fand, daß der Nervenreiz sich verhältnißmäßig langsam fortpflanzt und zwar im Bewegungsnerven des Frosches etwa 26,4 Meter in der Sekunde, also noch nicht ein Zehntel so schnell wie der Schall, in Bewegungsnerven des Menschen etwa 33 Meter; beim Empfindungsnerven ergaben die Messungen von Helmholtz und späterer Forscher eine in der Breite von 94 bis 30 Meter in der

Sekunde schwankende Größe. Man versteht dadurch erst, wie bei manchem Nervenleiden die Fortleitung des Reizes eine solche Verlangsamung erfährt, daß man sie mit bloßem Auge erkennen oder, wie beim Empfindungsnerven durch eine erhebliche Verspätung des Schmerzes nach dem Reize feststellen kann.

Wir verweilten darum länger bei diesen, dem großen Publikum weniger bekannten, mit Helmholtz's Namen verbundenen Errungenschaften, weil sie einen gewissen Einblick in die Art seiner Arbeit gewähren. Man hört gelegentlich die überweise Behauptung, Helmholtz habe sich nur die Beobachtungen Anderer geschickt zu Nutze gemacht. Aber gerade das war das Geniale an ihm, daß er, wie sein Schüler Kronecker treffend bemerkte, aus Thatsachen, die selbst ein Johannes Müller oder Du Bois unbenutzt ließen, Ergebnisse von größter Tragweite abzuleiten verstand. Auch bei der Erfindung des Augenspiegels benützte Helmholtz, wie er in der berühmten kleinen Abhandlung: „Beschreibung eines Augenspiegels zur Untersuchung der Netzhaut im lebenden Auge, Berlin 1851, A. Förstner'sche Buchhandlung" berichtet, eine von Brücke in seiner ausgezeichneten Anatomie des Auges mitgetheilte Beobachtung des Berner Arztes Erlach, welcher Nachts bei Licht durch seine Brille die Pupillen in den Augen eines Anderen roth leuchten gesehen hatte. Helmholtz kam dadurch auf den Gedanken, das Auge einer anderen Person durch eine schräg gehaltene Glasplatte derart zu betrachten, daß zu gleicher Zeit er selbst hindurchsehen konnte und ein seitlich auf die Glasplatte auffallendes Licht von dieser im rechten Winkel in das beobachtete Auge abgelenkt und von da in sein, des Beobachters, Auge zurückgeworfen würde. Mit anderen Worten, er benützte die Glasplatte zugleich als Spiegel und als Glas zum Durchsehen. Da aber durch die lichtbrechenden Theile des Auges die Lichtstrahlen aus diesem konvergent zurückkehrten, so mußten diese durch eine eingeschobene Hohllinse erst zerstreut werden und nun erhielt Helmholtz ein aufrechtes, deutliches Bild der Netzhaut des menschlichen Auges oder, wie man es später häufiger that, durch eine Konvexlinse ein umgekehrtes Bild. Damit war die größte Umwälzung, die je ein Zweig medizinischer Wissenschaft durch eine einzelne Entdeckung erfahren hatte, entstanden. Man lernte durch den Augenspiegel nicht nur die Netzhaut mit den Gefäßen, die sie ernähren, kennen, sondern auch die Beobachtung des Glaskörpers vervollständigen und die der Linse, welche allein bereits weit gefördert war, kontroliren. Diese Umwälzung vollzog sich, Dank dem genialen Gebrauch, den Albrecht von Graefe von der Erfindung machte, in ihren Hauptzügen binnen weniger Jahre. Es thut ihrer Bedeutung keinen Eintrag, daß einige Zeit nachher der Leipziger Augenarzt Ruete die jetzt gebräuchlichere Form des Augenspiegels erfand, welche den Helmholtz'schen beinahe verdrängt hat. Der Ruete'sche Spiegel beruht auf einer nicht weniger ingeniösen Idee, nämlich darauf, daß man das zur Beobachtung des Auges nothwendige Licht mit einem kleinen Hohlspiegel auffängt, der in der Mitte ein kleines Loch hat, durch welches man hindurchsieht. Helmholtz machte ein durchsichtiges Glas zum Spiegel, Ruete machte einen Spiegel durchsichtig. Für manche Fälle wird übrigens auch heute noch der Helmholtz'sche Spiegel vorgezogen.

Mit dem Augenspiegel sind wir bei den Forschungen angelangt, welche Helmholtz einen dauernden Ehrenplatz in der Physiologie verschafft haben, den umfassenden und auch hier Epoche machenden Untersuchungen der wichtigsten Sinnesorgane: des Gesichts und Gehörs. Er entfaltete hier nicht nur seine scharfe Beobachtungsgabe und seinen erfinderischen Sinn, sondern auch die vollkommenste Beherrschung der mathematischen Theorien der Optik und des Schalles. Durch ihn wurden jene Wissenszweige die zuverlässigsten der Physiologie und besonders die Augenheilkunde der solideste Zweig der gesammten Medizin. Wir können hier nur das Wichtigste daraus kurz erwähnen. Er ermöglichte durch seine mittelst seines Ophtalmometers gemachte Messung der Krümmungsflächen der Linse des Auges eine der lästigsten Störungen ihrer Konstruktion, den sogenannten Astigmatismus, durch rein optische Hilfsmittel zu korrigiren. Er ergründete das Wesen der Tiefenwahrnehmung und des Einfachsehens mit zwei Augen und er trug zum Verständniß der Farbenempfindung durch die von ihm ausgebaute Johannes Müller'sche Theorie der spezifischen Sinnesenergien und durch die seiner Zeit wenig beachtete Theorie des Engländers Thomas Young (1807) von der Farbenempfindung in hohem Grade bei. Joh Müller nahm an, daß jeder Sinnesnerv in einer ihm eigenthümlichen Weise — unabhängig von dem reizenden Mittel — erregt werde, wodurch es verständlich sei, daß man auch ohne Licht durch einen Schlag aufs Auge Lichtempfindung habe. Young's Annahme ging dahin, daß der Sehnerv nur für drei Grundfarben, grün, roth, violett, empfindlich sei, für jede dieser Farben besondere Fasern besitze und Helmholtz kam zu dem Schlusse, daß durch Kombination der einzelnen Farbenempfindungen die der Mischfarben und durch Vereinigung aller die Empfindung des Weiß entstehe. Hinsichtlich der physikalischen Lichterscheinungen stellte er sich ganz auf den Boden der Newton'schen Lehre und verurtheilte ebenso entschieden wie sein älterer Kollege und Lehrer Dove die Goethe'sche Farbenlehre.

Seinem klassischen, auf zehnjähriger Arbeit beruhenden Werke über die Tonempfindungen verdankt man die erste naturwissenschaftliche Grundlegung der Musik. Auf Grund der mathematischen Untersuchungen Fouriers über die Kurven der Schallwellen zeigte Helmholtz, daß die Klangfarbe der verschiedenen Instrumente und der Stimme zusammengesetzt seien aus verschieden geformten Wellen, deren Grundbestandtheil die einfache Schlangenwelle des Grundtons, wie ihn die Stimmgabel anschlägt, ist, während die übrigen, die er „harmonische Obertöne" nannte, aus Wellen bestehen, deren Schwingungszahl mit der des Grundtons ein bestimmtes Zahlenverhältniß bildet. Er bewies diese Lehre auch durch Versuche, indem er mittelst eigenthümlicher, kugelförmiger Resonatoren die Obertöne gesondert zu Gehör brachte. Für seine Behauptung, daß auch die Vokale der Stimme nur Obertöne der durch die Mundbewegungen verschieden gestalteten Lufthöhle des Mundes seien, die beim Anschlagen der Stimmbänder mitschwinge, lieferte er gleichfalls durch sinnreiche Apparate, welche aus besonderen cylindrischen Röhren neben dem von einer Stimmgabel angeschlagenen Ton künstliche Vokale hören ließen, den experimentellen Beweis. Unser Verständniß der Töne erleichterte Helmholtz durch eine gründliche Darstellung der inneren Anatomie des Ohres und durch die bisher unwiderlegte Annahme, daß die zahllosen feinen Verzweigungen des Gehörnerven im Cortischen Organ der Schnecke des Ohres für die vielen Tausende von Tönen abgestimmt seien. Werden Töne von Schwingungszahlen, die zu einander ein regelmäßiges Verhältniß haben, angeschlagen, so entsteht in den zugehörigen Nervenfasern eine angenehme, im anderen Falle eine unangenehme Empfindung, dort die der Konsonanz, hier die der Dissonanz. In ähnlicher Weise gab er die Erklärung für das Empfinden der Schwebungen und der unangenehmen Geräusche.

Gehen wir nun zu Helmholtz, dem Physiker, über, so kommen wir auf das nach ihm benannte und heute, wenigstens dem Namen nach, fast jedem Zeitungsleser geläufige Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Man weiß, daß die heute gemeingültige Lehre, wonach Wärme nicht ein Stoff, sondern eine Form der Bewegung ist, schon 1842, fünf Jahre vor Helmholtz, durch den Heilbronner Arzt Robert Mayer ausgesprochen wurde. Er kam dazu durch eine schöne physiologische Erwägung, die er als Schiffsarzt in holländisch Indien beim Aderlaß eines Matrosen machte. Als er aus der angeschnittenen Vene statt dunkeln, stark kohlensäurehaltigen Blutes helles Blut ausströmen sah, schloß er, daß durch die tropische Wärme eine langsamere Verbrennung der Nahrungstoffe und daher eine schwächere Oxydation des Blutes stattfinde und somit zwischen thierischer Wärme und dem Umsatz der chemischen Moleküle im Stoffwechsel ein ursächlicher Zusammenhang bestehe. Man hat Helmholtz sehr mit Unrecht vorgeworfen, er habe Mayer's

Priorität verschwiegen. Aber der von dem Mayer'schen gänzlich verschiedene Gedankengang von Helmholtz und die rein mathematische, auf physikalische Versuche angesehener damaliger Forscher, wie Dulong, Holtzmann und Joule, gestützte Beweisführung des berühmten Vortrages von Helmholtz über die Erhaltung der Kraft in der Berliner physikalischen Gesellschaft 1847 widerlegt schon allein jenen Vorwurf, abgesehen davon, daß Helmholtz seinen anderen glücklichen Vorgänger, Joule, einen schottischen Physiker, der bereits im Versuchswege das mechanische Wärmeäquivalent, d. h. die zur Erwärmung eines bestimmten Wasserquantums nöthige Arbeitsmenge berechnet hatte, in jener Arbeit ausdrücklich anführt. Der nur wenige Seiten lange und unter dem unauffälligen, allgemein gehaltenen Titel „Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur" in Liebig's Annalen 1842 erschienene Aufsatz Mayer's war Helmholtz wie dem größten Theil der damaligen Gelehrten entgangen und die umfassendere, gründliche, das neue Gesetz auf die organischen Vorgänge ausdehnende Schrift Robert Mayer's von 1845: „Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhang mit dem Stoffwechsel", Heilbronn 1845, hatte dasselbe Schicksal gehabt. Uebrigens erging es Helmholtz Anfangs nicht viel besser und sein in jener Abhandlung bereits gemachter Versuch, nicht nur mechanische Bewegung und Wärme, sondern auch statische Elektrizität, magnetische, galvanische und thermo-elektrische Prozesse durch jenes Gesetz einheitlich zu erklären, stieß auf entschiedenen Widerspruch bei Mathematikern und Physikern; bloß der Berliner Mathematiker Jakobi nahm sich seiner an. Helmholtz war aber glücklicher als Mayer; als er den Augenspiegel erfunden hatte, machten im Schlepptau dieser Erfindung auch seine anderen Arbeiten stärkeren Eindruck. Mayer's Verdienst hat Helmholtz nie bestritten und bei der ersten Gelegenheit, das neue Gesetz der Erhaltung der Kraft öffentlich und gemeinfaßlich vorzutragen, als er 1854 in Königsberg über die „Wechselwirkung der Naturkräfte" sprach, nannte er als den „Ersten, welcher dieses allgemeine Naturgesetz 1842 richtig auffaßte und aussprach", den deutschen Arzt Robert Mayer. Zugleich nannte er den Dänen Colding, der 1843 der Kopenhagener Akademie eine Arbeit im gleichen Sinne überreichte. Noch in Berlin, zu Ende der vierziger Jahre, führte Helmholtz im Magnus'schen Laboratorium Arbeiten durch, mit denen er auf dem Wege des Versuchs den Stoffverbrauch und die Wärmeerzeugung bei der Arbeit des thierischen Muskels und somit die Gültigkeit des neuen Gesetzes für das thierische Leben nachwies.

Mit diesem Gesetze war ein einheitliches Prinzip für die Erkennung der Naturkräfte gewonnen. Die ganze zweite Lebenshälfte widmete Helmholtz beinahe ausschließlich der grandiosen Aufgabe, die übrigen, in ihrem Wesen noch unerforschten Naturkräfte, Elektrizität, Licht, Magnetismus, ja die scheinbar regellosen Vorgänge des Luftmeers mit jenem Prinzip in Einklang zu bringen. Als eine andere große Aufgabe verfolgte er im Anschluß an Faraday, welcher die Annahme von Fernkräften für den Magnetismus bestritten, experimentell widerlegt und durch die Annahme von Kräften, die von Molekül zu Molekül wirken, ersetzt hatte, das gewaltige Ziel, die Hypothese von in die Ferne wirkenden Kräften auch für das Licht, die Elektrizität ja sogar für die zwischen den Weltkörpern bestehenden Kraftverhältnisse durch einfachere Annahmen zu ersetzen. Als letztes Ziel schwebte ihm die Ersetzung der Newton'schen Gravitationslehre, die er nur als Nothbehelf annahm, durch eine dem Verstande zugänglichere vor. Maxwell hatte im Anschluß an Faraday diese Aufgabe bereits für die Elektrizität durch Aufstellung einer mathematischen Theorie erfüllt, welche die Elektrizität als eine dem Lichte verwandte transversale Wellenbewegung desselben Mediums, des Aethers, erscheinen ließ. Helmholtz unterstützte diese Lehre; Schritt für Schritt trug er durch Rechnung und Experiment zur ihrer Ergänzung und Verbreitung bei und konnte es noch erleben, daß sein großer Schüler Heinrich Hertz, der ihm am 1. Januar 1894 in frühem Tode voranging, 1889 den experimentellen Beweis für diese neue Anschauung erbrachte.

Das ist das Gewaltige in diesem Manne, daß er vom Beginn seines Wirkens den als Knabe gefaßten Vorsatz, „die Wirklichkeit zu begreifen", nach den beiden Polen des Erkennens, dem Nerven und den Sinnesorganen als dem Eingangsthor der Erfahrung, auf der einen und den weltbewegenden Kräften auf der anderen Seite durch sein ganzes Leben festhielt. Was Helmholtz in der Vorrede zu Heinrich Hertz' nachgelassenen, vor einigen Monaten erschienenen „Prinzipien der Mechanik" (Leipzig, J. A. Barth) von diesem genialen Schüler sagt, darf ebenso von dem Lehrer gelten: „Er war ein Geist, der ebenso der höchsten Schärfe und Klarheit des logischen Denkens fähig war, wie der größten Aufmerksamkeit in der Beobachtung unscheinbarer Phänomene. Der uneingeweihte Beobachter geht an solchen leicht vorüber, ohne auf sie zu achten; dem schärferen Blicke aber zeigen sie den Weg an, durch den er in neue, unbekannte Tiefen der Natur einzudringen vermag". In einer liebenswürdigen Rede, zur Feier seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums am 2. November 1891 hat Helmholtz Einblick in seine geistige Werkstatt gewährt; aber für den Kenner zeigen die angeführten Worte zum Lobe seines Schülers fast noch deutlicher, welche Forderungen Helmholtz an den Naturforscher gestellt hat. Er war eben der größte aus der neueren Heroenzeit deutscher Naturforschung; die hohen Ansprüche, die er an sich selbst stellte, glaubte er auch gegenüber Anderen erheben zu dürfen. Als eine Art wissenschaftliches Genrebild aus jener großen Zeit, sowie zur Kennzeichnung der Art, wie Helmholtz auf begabte Schüler einwirkte, möchten wir eine anziehende Schilderung anführen, die wir in einer 1891 zur Feier seines 70. Geburtstages veröffentlichten Abhandlung von Hugo Kronecker, dem jetzigen Professor der Physiologie in Bern, in der englischen Zeitschrift „The Electrican" finden.

„Vor etwa dreißig Jahren mußte den wissenschaftlichen Besucher von Heidelberg ein großes Haus, der ‚Riese' im Westende der Hauptstraße jener Stadt interessiren. Im ersten Stock befand sich das physiologische, im zweiten das physikalische Institut. Im oberen Stockwerk verglichen Kirchhoff und Bunsen die Spektra der Metalle mit denen der Sonne. Einige Stufen tiefer baute Helmholtz die Vokale durch die Kombinirung der Töne von Stimmgabeln auf. Hier lehrte uns auch Wilhelm Wundt, sein damaliger Assistent, wie die Zuckungen der Muskeln graphisch aufgezeichnet wurden, während die Studenten, mehr geneigt zu spielen, als zu arbeiten, den vorgeschriebenen praktischen Uebungen oblagen und mikroskopisch dünne Zahnschliffe fertigten. Wenn Helmholtz, unser großer Meister, durch unsere Arbeitsräume ging, und der ruhige, aber durchdringende Blick seiner großen, beweglichen Augen auf unsere unbedeutende Arbeit gerichtet ward, horchten wir mit gespannter Aufmerksamkeit auf seine Belehrung. Im Allgemeinen bestanden seine Anweisungen in wenigen Worten, aber diese reichten hin, um uns, für Kopf sowohl als für Hände, Arbeit auf Tage hinaus zu geben. Denn neben dem idealen Ziel der Untersuchung vernachlässigte er keineswegs die praktische Arbeit. Ich erinnere mich, wie er mich einmal Wochen lang ein Myographion aus den Brettern einer Cigarrenschachtel machen, Nadeln, Siegellack, Kork und Glasplatten verbinden ließ, bis sein großes Haupt freundliche Zustimmung zu diesem meinem Lehrlingswerk nickte."

Als Lehrer im Hörsaal war es nicht so leicht, sich zu Helmholtz in Rapport zu setzen. Er erschien, selbst in späteren Jahren, im Anfang der Vorlesung befangen und, da er stets seine Gedanken unmittelbar vor den Hörern entwickelte und formte, konnte er sogar stocken wie ein Prüfling. Dies kam zum Theil daher, weil er Respekt vor seinen Hörern hatte; er stellte sich mit ihnen auf einen gleichen Fuß und fand nichts dabei, wenn man ihm, während er eine mathematische Formel entwickelte, eine Korrektur zurief. Auch über dieses Verhältniß sprach sich Helmholtz in jener Jubiläumsrede aus: „Ich hatte die Pflicht des Lehrens, eine wichtige und angenehme Pflicht. Der Professor steht immer vor einem intelligenten Publikum. Ich sagte mir immer: ‚unter diesen jungen Leuten sind einige, welche zu den größten Männern der Zukunft gehören, die so gescheit sind, wie du dir eingebildet hast, zu sein, als du auf der Schulbank saßest'". Aber, wenn er sich zu allgemeinen Perspektiven über ganze Gebiete des Wissens erhob, konnte er hinreißend werden. Es sei uns gestattet, wenige Zeilen anzuführen, mit denen wir vor drei Jahren diese Vortragsweise in der „Deutschen Rundschau" schilderten.

„In schlichten Worten pflegt Helmholtz mit einfachen Grundbegriffen zu beginnen, bald führt er den Hörer damit in das Innere der physikalischen und physiologischen Probleme, oft an der Hand einfacher und überzeugender Versuche, um ihn schließlich auf die Höhen des weitesten Umblicks auf das Weltganze zu leiten, so daß der Hörer sich von ihm mit dem Gefühle trennt, es sei ihm eine hohe Ehre widerfahren, an solchem Gedankenfluge theilnehmen zu dürfen."

Denselben Eindruck gibt auch Kronecker wieder, wenn er schreibt: „Helmholtz steigt nicht zu seinem Publikum hinab, sondern hebt es zu sich herauf."

Durch seine, nur in diesem Sinne populären Vorträge hat Helmholtz auch das große Publikum mit seiner auf so weitumfassender Naturbeobachtung erstandenen Weltanschauung bekannt gemacht. Sie ist, wie am 29. August 1891 Laßwitz in der „Nation" darlegte, auf Kant'scher Grundlage, aber in freier Entwicklung der Kant'schen Lehre erwachsen. Für Helmholtz sind nicht nur Raum und Zeit, sondern auch Farbe und Qualität der Außendinge Formen unserer subjektiven Anschauung. Wir erhalten durch die Taten der Dinge nur Zeichen, aber kein gleiches Abbild der Außenwelt. Für den Verstand ist die Verbindung der Erscheinungen im Kausalitätsprinzip und im Erkennen des Gesetzes der Naturerscheinungen gegeben; das erkannte Gesetz ist für uns die Naturkraft, über das Gesetz hinaus vermögen wir nicht zu gehen. Das Kausalitätsgesetz ist nicht beweisbar, aber für unser Verständniß nicht zu entbehren. — Gälte es, dieser Anschauung eine Stelle in der Geschichte der Philophie anzuweisen, so könnte man sagen, Helmholtz stehe zwischen Kant und Hume. Als Ergründer des Sehens und Hörens gewann und gab er auch tiefe Einblicke in das Wesen der bildenden Künste, wie der Tonkunst, aber auch hier erschien ihm als ihr Wesen die unbewußte Wirkung des Gesetzmäßigen auf unser Empfinden. Er selbst aber wollte, echt philosophisch, nicht für die Menschheit, sondern für sich gearbeitet haben. „Ich habe", sagte er am 2. November 1891, „mir helfen wollen. Ich habe gesucht nach den Gedankenverbindungen und Gesetzen, durch welche ich zunächst in meinem Geiste Ordnung schaffen würde und dann haben meine Zeitgenossen gefunden, daß, was ich gearbeitet, auch ihnen nütze."

Das haben sie allerdings und mit unauslöschlicher Bewunderung und Verehrung werden Zeitgenossen und die spätesten Nachkommen den Namen des großen, hoheitsvollen Denkers nennen.

Emil Schiff.

## Die Bedeutung der sibirischen Bahn.

Man kennt bei uns Sibirien, dieses Riesenland, welches an Flächenraum das europäische Rußland einschließlich Finnlands, Kaukasiens und der centralasiatischen Besitzungen noch um rund vier Millionen Quadratkilometer an Größe übertrifft, im Allgemeinen nur als geographischen Begriff und als den schreckensreichen Bestimmungsort der russischen Verbannten, in welch letzterer Eigenschaft es allerdings seit Kennan's erschütternden Schilderungen über Sibirien und das Leben der dortigen Verbannten mehr in den Vordergrund des Interesses getreten ist.

An diesem Verhältniß hat selbst die Thatsache nur wenig zu ändern vermocht, daß der Kaiser von Rußland mit Ukas vom 25 Februar 1892 den Bau einer die mittlere und südliche Zone von Sibirien durchschneidenden, bei Slatoust im Westen an das europäische Bahnnetz (Linie Moskau—Samara) sich anschließenden, über Tscheljaba, Omsk, Irkutsk, Nertschinsk, längs der Nordgrenze der Mandschurei nach Wladiwostok am japanischen Meer führenden Bahnlinie anordnete und damit ein schon vor etwa 30 Jahren aufgetauchtes Projekt seiner Verwirklichung entgegenführte.

Inzwischen ist gleichzeitig von Westen und Osten der Bau des riesigen, etwa 7 900 Kilometer langen und mit einem Kostenaufwand von etwa 800 Millionen Mark veranschlagten Schienenweges, der bis zum Jahre 1901 vollendet werden soll, in Angriff genommen worden, und in gleichem Maße, in welchem der Bau fortschreitet, wendet sich nun allerdings auch das westeuropäische Interesse diesem Unternehmen zu.

Bald nach Abwerfung des Mongolenjoches begann die Ausbreitung Rußlands nach Osten. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde zunächst das Land am Ural kolonisirt, die Tataren wurden zurückgetrieben und das Gebiet bis zum Ob erobert. Im Jahre 1730 schon war der ganze Osten bis zum großen Ozean, einschließlich Kamtschatkas, hinzugefügt. Die russisch-chinesische Grenze wurde damals noch durch die Wasserscheide zwischen Amur und Lena gebildet; gegen die Mitte unseres Jahrhunderts drangen aber die Russen auch in südöstlicher Richtung vor. Schon 1845 fiel der Oberlauf der linken Amurzuflüsse in die russische Machtsphäre und seit 1855 ist das ganze Gebiet im Norden des Amur in russischem Besitz. Selbst auf dem rechten Ufer des Amur setzte sich Rußland fest, zunächst um Handelsverbindungen mit der chinesischen Mandschurei herzustellen, dann aber, um einen der offenen Schiffahrt günstigen Küstenstrich am japanischen Meer zu gewinnen. Der Friede zu Aigun führte Rußland auch zu diesem Ziel, indem China den südlich an Korea grenzenden Landstrich zwischen dem Ussuri und dem japanischen Meer an Rußland abtrat, so daß letzteres seither in Wladiwostok einen vorzüglichen Kriegshafen und eine günstig gelegene Station für seine Pacifikflotte besitzt, mit einer starken Flotille den Amur, mit einzelnen Schiffen sogar den Sungari — den Hauptstrom der Mandschurei — befährt. Es ist kaum anzunehmen, daß Rußland hiermit seine politische Aufgabe im fernen Osten Asiens für erfüllt erachtet, und die Spannung, mit welcher allerseits die Haltung Rußlands in der japanisch-chinesischen Angelegenheit auf Korea verfolgt wird, beweist zur Genüge, daß man sich einer solchen Annahme auch nirgends hingibt.

Es liegt mithin außerordentlich nahe, dem sibirischen Bahnbau eine hervorragend strategische Bedeutung insofern beizumessen, als Rußland hierdurch die Möglichkeit einer raschen und ausreichenden Truppenansammlung im Amur- und Ussurigebiet gewinnen will, sei es zum Zweck einer auf Kosten Chinas, zunächst wohl der Mandschurei, gehenden Erweiterung seiner Machtsphäre, sei es zum Zweck der Abwehr, falls China seine alte Nordgrenze wieder herstellen und sich zum ausschließlichen Herrn des rechten Amurufers machen wollte. Eine derartige Auffassung der Bedeutung des sibirischen Bahnbaus gewinnt überdies durch den Umstand den Anschein vollster Berechtigung, daß das militärische Kräfteverhältniß Rußlands an der sibirisch-mandschurischen Grenze kaum für die allenfalls nothwendig werdende Vertheidigung des gegenwärtigen Besitzstandes, geschweige denn für eine Verwirklichung weiterer Ausbreitungsbestrebungen ausreichend erscheint.

Während China im Laufe der letzten Jahrzehnte begonnen hat, durch Reorganisation und Neubewaffnung seiner Armee und durch Schaffung einer allerdings noch nicht besonders leistungsfähigen Schlachtflotte seine Wehrkraft zu heben und in neuester Zeit selbst zur Verstärkung der Garnisonen seiner nördlichen Provinzen nicht unerhebliche, zur Zeit freilich durch die Ereignisse in Korea beeinflußte Truppenverschiebungen vorzunehmen, hat andererseits Rußland die Vervollkommnung seiner Angriffs- und Vertheidigungskraft in Sibirien nicht in gleichem Maße fördern können. So unermüdlich und zielbewußt es auch in Europa bestrebt war, seine Wehrkraft auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht zu reorganisiren, ein ungezähltes Menschenmaterial in feste Verbände zu gliedern und für den Kriegsfall bereit zu halten, so hat dieselbe Maßnahme in Sibirien doch noch nicht zur Durchführung gelangen können, würde auch bei der spärlichen Bevölkerung vorläufig noch von geringem Erfolge sein

Neben den zehn sibirischen Schützenbataillonen bestehen daher in Sibirien nur Miliztruppen und die Kavallerie- und Infanterieformationen der Kosakenheere von Sibirien, von denen ebenfalls nur jene der Transbaikalprovinzen zunächst in Betracht kommen können. Die Gesammtstärke dieser Truppenmacht beträgt auf Kriegsfuß etwa 20 000 Mann Schützen und Milizen und 26 000 Mann Kosakentruppen, wozu noch 11 Feld- bezw. Gebirgsbatterien treten, — jedenfalls eine verschwindend kleine Armee gegenüber den Massen, die China aufbieten kann und bezüglich deren nicht übersehen werden darf, daß sie heute nach einer durch europäische Instruktoren erhaltenen Schulung und sorgfältigeren Ausbildung und nach ihrer Bewaffnung mit Mausergewehren und Krupp'schen Geschützen nicht mehr nach dem Maßstabe beurtheilt werden dürfen, wie zu jener Zeit, wo die Russen mit denselben in Folge ihrer ungeordneten Verfassung, geringen Schulung und schlechten Bewaffnung ein leichtes Spiel hatten.

Dennoch erscheint es zu hoch gegriffen, wenn man der sibirischen Bahnlinie die Bedeutung einer strategischen Bahn in dem Sinne beilegen wollte, daß sie den für Transport und Aufmarsch einer größeren, zu einer Offensive gegen China ausreichenden Truppenmacht dienen solle. Dazu erscheint die Leistungsfähigkeit der Bahn, welche — wenigstens vorerst — nur eingeleisig gebaut und für Sekundärbetrieb eingerichtet wird, zunächst noch zu gering, ihre Gefährdung durch den Gegner überdies zu groß. Denn in dem östlich des Baikalsees gelegenen Landtheile läuft die Bahnlinie in so geringer Entfernung der Grenze und der dortigen chinesischen Grenzbefestigungen entlang, daß sie und speziell ihre gerade in diesem Abschnitte sehr zahlreichen Kunstbauten trotz der schwer zugänglichen Grenzgebirge stark bedroht sind. Ihre Sicherung wird in Folge dessen nicht allein starke Truppenaufstellungen, sondern möglicher Weise auch zahlreiche Befestigungsanlagen erfordern. Es soll damit keineswegs gesagt sein, daß der sibirischen Bahn hauptsächlich als Zufuhr- und Nachschublinie für eine von russischer Seite an der sibirisch-chinesischen Grenze etwa zu organisirende Vertheidigung nicht eine hohe militärische Bedeutung innewohne; den Forderungen eines strategischen Aufmarsches aber konn sie in der zunächst für dieselbe in Aussicht genommenen Verfassung nicht genügen.

In topographischem Sinne betrachtet ist Sibirien nur in seinem westlichen Theile ein mit dem osteuropäischen Tieflande durch die Kirgisensteppe zusammenhängendes Tiefland. Dagegen ist es im Süden durch das Hochgebirge des Altai, das Sajonische und Kenteigebirge von der Mongolei und China geschieden und auch der östliche Theil ist durchaus Gebirgsland. In diesem orographischen Aufbau liegt auch die bisherige Abgeschlossenheit und die Hauptschwierigkeit des Verkehrs für Sibirien begründet. Denn auf den mit ewigem Schnee bedeckten Hochgebirgen entspringen zwar wasserreiche Ströme mit den größten Stromgebieten der alten Welt, — allein sie eilen alle in nördlicher Richtung dem Polarmeere zu und können, wie vielfache Versuche, insbesondere auch jene des Sibirienforschers Sibiriakoff, dargethan haben, für den Verkehr nach außen nicht nutzbar gemacht werden.

Die klimatischen Verhältnisse sind für das nördliche Sibirien durch seine Lage in der arktischen Zone bedingt, während sie im südlichen Sibirien, obwohl dasselbe unter dem gleichen Breitengrade wie das nördliche Deutschland und Dänemark liegt, ungleich rauher und kontinentaler sind als dort, andererseits aber außerordentlich schroffe Temperaturgegensätze aufweisen. Im Winter sinkt das Thermometer im südlichen Sibirien nicht selten bis zu 30° C. unter Null, dagegen ist die Temperatur im Sommer entschieden heiß, wodurch im Zusammenhange mit der nicht mangelnden Feuchtigkeit und dem im Allgemeinen fruchtbaren Boden eine sehr große Ertragsfähigkeit des Landbaues insbesondere bezüglich des Getreidebaues gegeben ist. Auch in der Fauna und Flora zeigt Sibirien — wie dies ja theilweise auch im europäischen Rußland der Fall ist — ein Gemisch nordischen, subtropischen und tropischen Charakters. Neben dem Elenthier der nördlichen Landestheile findet sich am Baikalsee der bengalische Tiger, wie auch das Ussurigebiet neben Bären und Zobel den Tiger und Leoparden, neben Cedern und Eichen auch Nußbäume, Korkeichen und Reben aufweist.

Wenn auch der Reichthum Sibiriens an Edelmetallen, Erzen, Steinkohlen und anderen Bodenschätzen bereits allgemein bekannt und anerkannt war, hat die mit den Vorarbeiten für die sibirische Bahn verbundene geologische Forschung dennoch erst festere Anhaltspunkte geliefert. Den interessanten Angaben, welche speziell über die Bodenschätze Sibiriens in Dingler's polytechnischem Journal (Jahrg. 1894, Band 292) enthalten sind, entnehmen wir, daß außerordentlich reichhaltige Eisenstein- und Erzlager noch des Abbaues harren, daß die Privatthätigkeit sich fast nur auf Gewinnung von Edelmetallen und auch hier nur auf oberflächliche Schürfungen und auf nachlässig betriebene Goldwäschereien erstreckt, daß die überaus reichen Kohlenlager Sibiriens zur Zeit noch fast gar keiner Beachtung gewürdigt werden, da bei dem Waldreichthum Sibiriens Holz ein zu wohlfeiles Brennmaterial ist, daß schließlich auch die staatlichen Einrichtungen zur Förderung der Bodenschätze über den primitivsten Betrieb noch nicht hinausgekommen sind. Durch diese neueren Forschungen ist zweifellos nachgewiesen, daß das gewaltige Ländergebiet Sibiriens über außerordentliche Bodenreichthümer, speziell in Bezug auf Gold, Silber, Platina, Kupfer, Eisen, Blei, Quecksilber, Graphit, Salz, Steinkohlen und Mamuthzähne zu verfügen hat, welche mit Ausnahme der Goldlagerstätten bisher nur in geringem Umfange ausgenützt wurden oder ganz unberührt blieben, die zukünftige Entwicklung der sibirischen Industrie aber außer Frage stellen, sobald der Bau der sibirischen Bahn die Mittel zur rationellen Bodenausbeute (Einfuhr von Maschinen) und zur Verwerthung der Produkte durch Ausfuhr an die Hand gibt.

Aehnlich wie mit dem Bergbau steht es — wie bereits angedeutet — mit der landwirthschaftlichen Bodenverwerthung. In dieser Richtung, namentlich bezüglich des Getreidebaues (Sommergetreide), dann der Viehzucht, hauptsächlich Pferdezucht, sowie hinsichtlich des außerordentlich großen, infolge der mit dem Holz getriebenen Verschwendung und der mangelnden Waldkultur jedoch in Abnahme begriffenen Waldreichthums Sibiriens kommen neben dem Baikalgebiet vorwiegend die westlichen Provinzen nördlich des Aralsees und Turkestans, so besonders Turgai, Akmolinsk und Semipalatinsk in Betracht. Auch hier stehen Produktion und Ausfuhr infolge der dünnen Bevölkerung und der schwierigen Ausfuhr in keinem Verhältniß zur Leistungsfähigkeit des Landes. Immerhin verfügt Sibirien schon heute über rund 21 000 Quadratmeilen anbaufähigen Landes, also über ein Areal, das zwar nur 8 Proz. der Gesammtfläche Sibiriens umfaßt, jedoch dem Flächeninhalt Deutschlands gleichkommt und bei einiger Urbarmachung leicht bis zum doppelten Umfang erweitert werden kann. Auch wird schon heute, also auf dem theueren Landwege, beiläufig ein Siebentel der dortigen Ernte, etwa zwei Millionen Doppelcentner, ausgeführt. Hieraus ergibt sich recht deutlich, daß Sibirien nicht das ist, als was es vielfach dem Westeuropäer vorschwebt — eine Eis- oder Steppenwüste. Je nach Bodengüte können in den für den Getreidebau geeigneten Landestheilen ohne nennenswerthe Düngung 3—25 gute Ernten nach einander erzielt werden.

Mit Rücksicht hierauf erscheint die gegenwärtige Ausnützung der Ertragsfähigkeit Sibiriens sehr gering und hat — wie erwähnt — lediglich ihren Grund in der Schwierigkeit der Ausfuhr und in der geringen Dichtigkeit der überdies ungemein bedürfnißlosen Bevölkerung. Die heutige Bevölkerung Sibiriens, welche an Dichtigkeit gegen Osten und gegen die arktische Zone hin immer mehr abnimmt, besteht zu sieben Achteln aus Russen und Polen, welche theils Nachkommen und Verwandte von Verbannten, theils eingewandert sind. Die eingeborene Bevölkerung bewohnt hauptsächlich den Norden und Nordosten des Landes. Sie besteht vorzugsweise aus Hirten, Jägern und Fischervölkern mon-

golischen Ursprungs; doch gehen die verschiedenen, wenig zahlreichen Stämme durch Vermischung mit den Russen allmählich dem Verschwinden entgegen.

Uebrigens hat die Auswanderung nach dem südlichen Sibirien in den letzten Jahren wesentlich zugenommen und darf wohl auf jährlich 50 000 Köpfe veranschlagt werden, größtentheils Bauern und Kosaken, deren Ansiedelung von der Regierung systematisch geregelt wird. Auch die Zahl der Deportirten ist dadurch, daß nicht allein die politisch Anrüchigen, sondern auch die Vagabunden und Landstreicher aus dem europäischen Rußland nach Sibirien abgeschoben werden, bedeutend gestiegen. Für die Bevölkerungszunahme Sibiriens kommen letztere allerdings nur zu geringem Theil in Betracht, da ein großer Prozentsatz derselben auf Grund der gegenwärtigen Transport- und Gefängnißverhältnisse zu Grunde geht.

Wie Rußlands Stellung England gegenüber durch die Fertigstellung der transkaspischen Bahn vorläufig bis Samarkand (später bis Taschkent) eine wesentlich günstigere geworden ist, so wird der Bau der sibirischen Bahn einen noch weit günstigeren Einfluß auf die innere wirthschaftliche Erstarkung des russischen Reiches und auf dessen Stellung China gegenüber ausüben. Bis jetzt bildeten Rußland und Sibirien eigentlich zwei getrennte Ländergebiete; nach Vollendung der sibirischen Bahn werden sie ein allmählich in einander übergehendes einheitliches Staats- und Wirthschaftsgebilde werden. Das bedeutet an sich für Rußland einen Riesenzuwachs, wenn auch vorerst weniger an Bevölkerung, so doch an Produktions- und Handelsbereich. Ueberdies bringt die sibirische Bahn das europäische Rußland in engste Berührung mit China und wird dieses überreich bevölkerte Land an seiner Nordgrenze in ähnlicher Weise dem europäischen Verkehr erschließen, wie dies an seiner Meeresküste durch die Engländer und Franzosen schon vor längerer Zeit geschehen ist. Sie wird dem russischen Handel neue Absatzgebiete eröffnen, denn es ist eine oft erwiesene Thatsache, daß mit der Möglichkeit fremden Imports das Bedürfniß desselben selbst da auftritt, wo dasselbe ursprünglich nicht bestanden. Hiernach erscheint sogar ein Anschluß der sibirischen Bahn an die geplante und mit Hilfe englischer Ingenieure in Vorbereitung befindliche Bahn von Peking nach Zizichar und Aigun am Sungari und Amur, den beiden großen Handelsplätzen der Mandschurei, keineswegs ausgeschlossen.

Aber nicht in China allein wird dann Rußland mit England in Konkurrenz treten. Mit der Durchquerung Sibiriens erlangt nämlich Rußland zu den Binnenmeeren, die seiner politischen und maritimen Entwicklung noch starke Fesseln auferlegen, ein offenes Ausdrucksthor nach dem Weltmeer und kann nach Vollendung der sibirischen Bahn auch den Handel nach den südlichen Küstengebieten Chinas, sowie nach Japan und den Vereinigten Staaten Amerikas wirksame betreiben.

Für die Bedeutung der sibirischen Bahn hinsichtlich der innerrussischen und europäischen Handelsverhältnisse ist übrigens bezeichnend, daß die russischen Landwirthe, die sich bisher von einem ausländischen Wettbewerb nicht bedroht fühlten, trotz des nächstliegenden und natürlichen Weges, der den Produkten Sibiriens nach Osten hin eröffnet wird, nunmehr besorgt nach Sibirien blicken. Unter ihnen hat der sibirische Bahnbau nun eine ähnliche Bewegung hervorgerufen, wie in deutschen Agrarierkreisen vor kurzer Zeit der russische Handelsvertrag. Und unter dem Drucke dieser aus den landwirthschaftlichen Kreisen Rußlands hervorgehenden Agitation hat sich die russische Regierung thatsächlich veranlaßt gesehen, durch die Projektirung einer in der Verlängerung der sibirischen Bahn, von Samara nach Archangelsk abzweigenden Bahn und eines neu anzulegenden Hafens an der Murmanküste für den sibirischen Getreideexport eine Ablenkung nach dem fruchtarmen Norden des Reiches und weiterhin nach dem Norden Europas vorzusehen.

Ueberdies erscheint die sibirische Bahn berufen, eine Welttransitlinie ersten Ranges zu werden. Man braucht dabei noch nicht an das in Amerika aufgetauchte Projekt zu denken, die sibirische Bahn zum Ausgangspunkt einer durch Ueberbrückung oder Untertunnelung der Beringstraße herzustellenden Bahnverbindung zwischen Asien und Amerika zu machen. Vielmehr genügt für diese Behauptung der Hinweis, daß man mit Hilfe der sibirischen Bahn vom Herzen Europas viel rascher, sicherer und bequemer an den stillen Ozean gelangen wird, so daß die indochinesische Seeroute, deren Zurücklegung jetzt beiläufig zwei Monate dauert, im Reisendenverkehr und in der Beförderung kostbarer Frachten wird zurückstehen müssen.

Nach diesen Ausführungen kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß Rußland mit dem sibirischen Bahnbau einen bedeutenden Schritt vorwärts macht, sowohl hinsichtlich der Verbesserung seiner wirthschaftlichen Verhältnisse, wie bezüglich des inneren und äußeren Ausbaus seiner politischen Machtstellung und schließlich auch auf dem Gebiete der militärischen Sicherstellung seines gegenwärtigen Besitzstandes oder der nachdrücklichen Verfolgung seiner weiteren Ausbreitungsbestrebungen im Osten Asiens. Die wirthschaftliche Bedeutung der Bahn liegt in der nun ermöglichten kulturellen Entwicklung Sibiriens, in der Hebung seines Verkehrs, in der Beförderung der Einwanderung und in der Verwerthung der sibirischen Bodenreichthümer und Produktionskraft. In politischer Beziehung wird die Bahn durch Herstellung innigerer Beziehungen zwischen Sibirien und Rußland und durch Herbeiführung einer rationelleren und geordneteren Verwaltung in Sibirien wesentlich zur inneren Erstarkung des russischen Reiches beitragen und auf Grund dieser sowie der zu erwartenden wirthschaftlichen Vortheile auch bezüglich der äußeren Politik die Machtstellung Rußlands, hauptsächlich im Osten Asiens, außerordentlich heben. In militärischer Hinsicht endlich werden die früher erwähnten, mit dem Bau der sibirischen Bahn unmittelbar zusammenhängenden Vortheile ihre hauptsächlichste Ergänzung dadurch erfahren, daß die zunehmende Bevölkerung Sibiriens im Verein mit der allgemeinen Wehrpflicht Rußland das Mittel abgeben wird nicht allein zur verläßigen Sicherung des gegenwärtigen Besitzstandes in Sibirien, sondern auch zur Verwirklichung seiner nicht zu verkennenden Aspirationen auf die Gestade des gelben Meeres.

Mag sich aber auch der verkehrspolitische Vorstoß, den Rußland mit dem sibirischen Bahnbau macht, zunächst wohl nur auf wirthschaftlichem Gebiete äußern, immerhin steht die wirthschaftliche Leistung eines Staates in so innigem Verhältniß mit seiner politischen und demzufolge auch militärischen Kraftäußerung, daß es sich heute noch nicht unterscheiden läßt, in welcher dieser Richtungen die größere Bedeutung der sibirischen Bahn zu suchen ist.

Peregrinus.

## Drei Sterne der jüngsten Pariser Romansaison.

### II.

Ist „Le Lys Rouge" von Anatole France ganz frei von jener Lasterhaftigkeit, die uns zu strengen Kritik des Romans von Marcel Prévost Veranlassung gegeben hat? Findet sich darin keine Spur jener angeblich wahren Schilderung der Pariser Gesellschaft, die, wenn sie nicht ein bloßes Phantasiegemälde ist, jedenfalls nur auf eine ganz besondere Minderheit jener Gesellschaft paßt, nämlich jenen Theil, welcher der Welt der Galanterie sehr nahe steht? Wir wagen es nicht, diese Fragen einfach zu bejahen. Bedauerlicher Weise finden wir auch hier den zum Ueberdruß abgehandelten Ehebruch in der Junggesellen-

wohnung, der allmählich anfängt, erschreckend langweilig zu werden. Man muß jedoch anerkennen, daß dieses Sujet in dem Roman von Anatole France, bei all seiner Banalität, um deswillen weniger widerwärtig erscheint, weil dasselbe in dem Roman einen unbedeutenderen Platz einnimmt. Man könnte sagen, daß es nur den Rahmen bildet, den der Dichter aufs Gerathewohl gewählt hat, um in denselben kunstvolle Episoden einzufügen. Es sind gerade die Nebenpersonen, deren gründlich studirte und durchgearbeitete Silhouette Anatole France so meisterhaft zu entwerfen versteht. Auch die wundervollen Landschaftsbilder, die er so poetisch und malerisch in wenig Strichen uns vor die Augen stellt, geben Zeugniß von seiner delikaten Kunst. Endlich finden wir in „Le Lys Rouge“ jene packenden moralischen und historische Paradoxen, von denen er einst in der Vie littéraire des „Temps“ so unvergeßliche Beispiele gegeben hat. Inmitten all dieser Herrlichkeiten kann man wohl gewisse Flecken vergessen. Das Kolorit hat dabei einen so eigenen Reiz, daß man selbst über die Fehler der Zeichnung nicht zu streng ins Gericht gehen kann.

„Le Lys Rouge“ wurde mit Spannung in jenen — allerdings nicht allzuweiten — Kreisen erwartet, die neugierig waren, zu sehen, wie Anatole France sich als Dichter eines modernen Stoffs ausnehmen werde. Er war bis dahin noch niemals an einen „Sittenroman“ herangegangen. Er begann seine dichterische Laufbahn mit dem Meisterwerk „Le Crime de Sylvestre Bonnard“ und mit dem „Livre de mon ami“, in dem mit soviel ruhiger Feinheit das intime Leben jenes zeitgenössischen Bürgerthums dargestellt wird, an dem die „brillante“ Litteratur gewöhnlich mißachtend vorübergeht. Später trug die Phantasie unseren Dichter in den Orient, mit „Thaïs“ nach Alexandrien; mit „Balthasar“ und ähnlichen Novellen in die ersten Zeiten des Christenthums; und in das wollüstige und freigeistige XVIII. Jahrhundert der „Reine Pédauque“. Es schien gewagt für einen Schriftsteller, dessen Phantasie einen symbolischen Zug bekommen hatte und Raum und Zeiten sehr souverän behandelte, in das Leben der Gegenwart zurückzukehren. Aber die kannten die Vielseitigkeit von Anatole France's dichterischem Talent schlecht, die an dem Erfolg zweifelten. Der Erfolg hat selbst hohe Erwartungen befriedigt. „Le Lys Rouge“ ist, wenigstens in einzelnen Theilen, den reizvollsten Seiten gleichzustellen, die er je geschrieben hat.

Wir haben bereits hervorgehoben, daß die Fabel des Romans recht banal ist. Die junge Gräfin Therese Martin-Bellême ist mit einem Politiker verheirathet, dessen Blick über den Vorsitz in einer Kommission oder über ein Ministerportefeuille nicht hinausreicht. Das hat sie nach und nach völlig von ihrem Manne getrennt, den sie niemals geliebt hat und der sich in keiner Weise um sie kümmert. Therese hat eine Liaison mit Robert Le Mesnil, einem der angenehmsten jungen Leute seines Kreises: intelligent, wohl gestaltet, leidenschaftlich in die Gräfin verliebt, und dabei von einer Korrektheit in der äußeren Haltung, die nichts zu wünschen übrig läßt. Sie treffen sich — natürlich in seiner Junggesellenwohnung. — Therese hält sich für völlig glücklich, bis ihr eines Tages ein Bildhauer, Jacques Dechartre, begegnet, der sich beim ersten Anblick in sie verliebt. Er folgt ihr auf einer Reise nach Florenz, die sie sich in den Kopf gesetzt hatte, zu machen, überzeugt sie von seiner Liebe, findet Gegenliebe und nimmt ihre Seele schließlich so gefangen, daß Le Mesnil völlig vergessen wird und die Gräfin nur noch für ihn lebt. Aber indem seine Leidenschaft immer stärker anwächst, bemächtigt sich seiner, als er von ihrer früheren Liaison hört, eine retrospektive Eifersucht, die von Tag zu Tag stärker wird. Ein unbestimmter Verdacht, der durch einen unglücklichen Zufall verstärkt wird, bemächtigt sich seiner, als ob die Gräfin nicht aufgehört habe, auch Le Mesnil noch weiter ihre Gunst zu erweisen. Trotz seiner Neigung, die stärker ist, als je, und trotz der Bitten und Schwüre seiner Geliebten, die ihn vergeblich von ihrer Unschuld zu überzeugen sucht, stößt er die ganz Verzweifelte zurück, — selbst völlig gebrochen durch die Eifersucht, der er nicht Herr zu werden vermag.

Das Alles ist nicht gerade neu, und Anatole France hat seine Phantasie nicht in große Unkosten gestürzt, um diese Intrigue zu erfinden. Die Psychologie seiner beiden Haupthelden, Dechartre und Therese, bleibt in den Anfängen stecken. Man kennt zur Genüge diese unüberwindliche Eifersucht, diese gewissermaßen physische Eifersucht, die, einmal entfesselt, auch die stärkste Liebe in einer nervösen Seele lähmt; — auch ist es keine neue Entdeckung, daß von einem Frauenherzen der erste Liebhaber leicht total vergessen wird, sobald dies Herz sich einem neuen Geliebten zuwendet, so daß sie ohne Heuchelei versichern kann, sie habe vorher noch niemals „wahrhaft“ geliebt. Das Thema ist trivial, aber es ist von Anatole France wenigstens hübsch variirt. Der schlimmste Vorwurf, den man ihm dabei machen kann, ist der, daß er mit einem gewissen Behagen die rein sinnliche Liebe der Gräfin ausmalt; er beschreibt uns die Rendezvous und das ganze Drum und Dran mit einer auf die Dauer ermüdenden Ausführlichkeit. Man wäre ihm für weniger mehr verbunden. Davon abgesehen aber gibt es in dem Roman gar viel zu bewundern.

Vor allem, wie vielseitig, wie neu, wie modern sind die Nebenpersonen gezeichnet! Nebenpersonen nur in dem Sinne, daß sie in dem Drama eine zweite Rolle spielen. Das echte Leben dagegen, das sie erfüllt, weist ihnen einen ersten Platz an, weit vor den beiden Helden, die gelegentlich ein wenig unwahrscheinlich sind. Am wenigsten trifft dies Lob noch zu auf die Figur der Engländerin Miß Bell, die Therese in ihrer Villa zu Fiesole empfängt und deren neuchristlicher, mit gesuchten symbolistischen Redensarten reichlich gespickter, Mysticismus die Karrikatur herausfordert, und auf die Figuren des Grafen Martin-Bellême, des gar zu gleichgültigen Ehemannes, und seiner parlamentarischen Freunde, die — ungeachtet mancher außerordentlich feinen Reflexionen politischer Ironie — in ihren flüchtig hingeworfenen Umrissen an die bekannten übertriebenen politischen Typen des heutigen Vaudevilletheaters erinnern.

Aber die Anderen! Wie vollendet ist jener, der Pariser Gesellschaft besonders eigenthümliche, Typus der Madame Marmet dargestellt. Wittwe eines Professors des Etruskischen am Collège de France, hat sie den ganzen Haß gegen die wissenschaftlichen Gegner ihres Mannes bewahrt; daneben aber ist sie bemüht, sich der Welt, in der sie nun einmal lebt, anzubequemen, um die ihr vortheilhaften Beziehungen nicht einzubüßen. Sie leistet demgemäß ganz gern auch allerlei nützliche Dienste; sie begleitet unter Anderem die junge Gräfin Martin nach Florenz und weiß, wenngleich sie, halb gegen ihren Willen, Zeugin der bedenklichsten Abenteuer wird, doch zu schweigen und sich jeglicher Kritik zu enthalten, aus Besorgniß, einen Anstoß zu erregen, der sie der guten Stellung einer äußerlich respektablen und doch im Grunde schmarotzenden Begleiterin berauben könnte. Robert Le Mesnil, der erste Geliebte, ist ebenfalls eine durchaus wahre Figur. Mit einer absolut korrekten äußeren Haltung, die ihm die religiöse Erziehung gegeben hat; so von den Gewohnheiten der guten Gesellschaft imprägnirt, daß er sogar seinen unregelmäßigen Liaisons den Schein des Ordnungsmäßigen zu geben weiß; im Uebrigen keineswegs dumm: erscheint derselbe in seiner korrekten Mittelmäßigkeit ganz sympathisch. Im stärksten Kontrast zu ihm steht der Fürst Albertinelli, ein verkrachter florentinischer Edelmann, der die Galerie seiner Väter verschachert und zu allen zweifelhaften Geschäften bereit ist, dabei mit den Manieren des vornehmen Aristokraten. Er lauert auf eine reiche Heirath, selbst auf die Gefahr hin sich ein wenig lächerlich zu machen. Und alles dieses, wie sich schließlich herausstellt, weil er unter der frivolen Außenseite vor allem praktischer Italiener ist und im Grunde seiner Seele eine starke Leidenschaft für seinen ruinirten Familiensitz bewahrt hat, den er um jeden Preis wiederherzustellen wünscht. Von allen Persönlichkeiten des Romans ist aber Choulette diejenige, welche am besten gelungen ist. Choulette, in dem man gemeint hat den Dichter Verlaine wiedererkennen zu sollen, ist Anarchist und Katholik, Asket und schlüpfrig, natürlich und spitzfindig. Er vereinigt in sich alle möglichen

Gegensätze; zugleich Narr und Genie belebt er jede Unterhaltung, in die er sich mit seinen schillernden, litterarischen und sozialen Paradoxen mischt. Seine fortwährenden Anspielungen auf die Ideen und Dinge, in deren Mitte wir uns bewegen, gibt dem Buche einen eigenen Reiz. Es wird dadurch ein ungemein lebendiger und moderner Eindruck hervorgebracht.

Stilistische Grazie gehört zu den vornehmsten Eigenschaften von Anatole France. Er belebt damit Alles, was er berührt. Wie oft ist nicht schon Florenz beschrieben worden, und wie schwierig erscheint es, über den poetischen Reiz dieser Stadt und über die Kunst der Maler und Bildhauer des Quattrocento etwas Neues zu sagen. Anatole France aber gelingt es, mit wenigen Worten bei uns neue Eindrücke hervorzurufen. Wir widerstehen nur schwer der Versuchung, seine Betrachtungen über Dante, die Kapelle Brancacci in Carmine, und vor allem über Donatello und seinen heiligen Markus „rustique et franc, et si touchant dans sa niche d'Or San Michele", wiederzugeben. Auch könnte es uns locken, bei dem Leichenzuge zu verweilen, der Nachts durch die Straßen der Stadt sich bewegt und in Prozession den Hügel von San Miniato hinaufsteigt.

Nur ein Beispiel für die ausgewählte Feinheit des Dichters sei uns gestattet. Miß Bell, auf die Balustrade ihres Gartens in Fiesole gestützt, blickt auf das tief unten im Thal hingelagerte Florenz mit seinen Domen und seinem Meer von rothen Dächern und spricht bald zu sich selbst, bald zu ihrer Freundin:

„Ich kann nicht reden, ich weiß nichts zu sagen, aber seht hin, seht nur hin! was Ihr erblickt, ist einzig in der Welt. Nirgends ist die Natur so zart so elegant und fein. Der Gott, welcher die Hügel von Florenz geschaffen hat, war Künstler; er war Juwelier; er verstand in Bronze zu gießen und Medaillen zu prägen, er war Bildhauer und Maler zugleich, und er war Florentiner. In der ganzen Welt hat er nichts Aehnliches geschaffen. Alles übrige stammt von einer weniger feinen Hand, ist unvollkommnere Arbeit. Wie kann man annehmen, daß dieser violette Hügel von San Miniato mit seinen festen und reinen Linien denselben Schöpfer hat, wie der Mont Blanc. Das ist nicht möglich. Diese Landschaft hat die Schönheit einer antiken Medaille oder eines kostbaren Gemäldes; sie ist ein vollkommenes und zugleich ein maßvolles Kunstwerk. Und dann noch etwas für das ich keinen rechten Ausdruck finde, das ich nicht völlig zu verstehen vermag, und was doch Wahrheit ist. In diesem Lande fühle ich mich, und Ihr mit mir, halb lebend und halb todt, in einem Zustande, der sehr edel, sehr traurig und sehr süß erscheint. Blickt nur recht hin! Ihr werdet die Melancholie dieser Hügel, die Florenz umgeben, entdecken und fühlen, wie eine köstliche Traurigkeit aus dieser Stätte der Todten emporsteigt."

Ohne Zweifel vermag eine Uebersetzung nur schwer einen Begriff von der vollendeten Harmonie dieser Sätze, dieser Strophen könnte man sagen, zu geben. Aber im Original muthet jene Stelle an wie ein Gedicht von Shelley oder Keats.

Anatole France besitzt ein schriftstellerisches Talent, wie es seit dem Tode Renan's vielleicht in Frankreich kein zweites gibt. Es ist ein wahrer Genuß, seine Prosa zu lesen, die immer klar und ungezwungen bleibt, so sehr sie auch ausgefeilt ist und so oft sie auch einigermaßen komplizirten Ideen zum Ausdruck dient. Wenngleich fast klassisch, ist seine Sprache dennoch originell. Dabei hütet er sich wohl, bei dem verdrehten Stil der Dekadenten auch nur die geringste Anleihe zu machen. Dieses Ensemble glänzender und feiner Eigenschaften genügt, um ein reizvolles Buch zu schaffen; und sie bestricken den Leser dermaßen, daß er inmitten all dieser Herrlichkeiten gar keine Muße hat um zu bemerken, daß er etwas auf Abwegen, auf denen der Faden der Fabel sich fast verliert, zur Lösung des Knotens hingeführt wird.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Raymond Koechlin.

## Der Naturpark Montana (im Wallis).

Das heiße Rhonethal wird von den meisten Touristen, die ins Wallis kommen, nur als der „leider unvermeidliche Durchgangspunkt", als die glühende Höllenpforte zu den alpinen Paradiesen von Zermatt, Zinal, Evolena oder Chamounix angesehen und man freut sich, daß wenigstens eine leidlich schnelle Eisenbahn (Jura-Simplon) von Villeneuve am Genfersee bis Brieg im Oberwallis geht.

Nun gebe ich gern zu, daß es im Rhonethal manchmal sehr heiß ist; würden sonst Mandeln und indianische Kaktusfeigen (Opuntien) an den Felsenkegeln von Sion (Sitten) gedeihen? von allen den feurigen Weinen nicht erst zu sprechen, welche die Sonne an jenen Abhängen kocht! Aber wenn das Rhonethal thatsächlich ein kleines schweizerisches Spanien ist, so bitte ich nicht zu vergessen, daß sich jene vorgenannten alpinen Paradiese Zermatt u. s. w. oft mitten im Sommer in ein frostiges Grönland oder Spitzbergen verwandeln können und zwar ohne ein größeres Wunder als mehrtägiges Regenwetter. Da erinnert man sich dann gern, daß das rothe Reisehandbuch das Rhonethal als das heißeste Land Mitteleuropas charakterisirt und man eilt aus dem Eskimohimmel am Fuße des Matterhorns recht gern in die von Malvasierreben umkränzte Hölle von St. Maurice, Martigny, Sitten oder Siders.

Von Siders besonders! Siders (Sierre) muß ich immer wieder empfehlen. Es ist hier doch nicht so heiß wie weiter unten in Sitten, der kleinen Hauptstadt des Kantons. In Siders berühren sich noch das Alpine und das, was ich „Spanien" nenne. Während auf dem wild zerklüfteten Boden jener das Thal sperrenden, zahlreichen Hügel, gegen die Rhone zu, Weinberge angelegt sind, über denen uralte Burgruinen, Schloßthürme und das malerische Kloster Geronde sich erheben, reichen von der rechten Thalseite herab die schönsten grünen Wiesen voll Nußbäume bis dicht an die Straße und die frischesten Bäche eiskalten Wassers hüpfen dort zu Thal. Der Flecken Siders selbst aber liegt inmitten herrlicher Aprikosengärten und der feine Duft blühender Buchsbäume wie das starke Arom der Rosen und Reseda weht über die Ortschaft. Ein köstlicher Garten ist unter anderen der des ehemaligen Schloßgutes „Hotel Bellevue", mit seinen Akazienbäumen groß wie Eichen, unter denen sich's so herrlich sitzen und träumen und nach dem glitzernden Schneegipfel hinüberschauen läßt, der jenseits über der engen finstern Thalschlucht des Val d'Anniviers hervorragt. „La noble contrée" heißt die Landschaft um Siders herum mit vollem Recht; sie ist mir im Juli und im August auch an schönen sonnigen Tagen nie zu heiß vorgekommen, weil fast immer ein frischer Luftzug das Rhonethal heraufstreicht.

Will man nun aber, weil man in der Schweiz ist, doch eigentliche Höhenluft athmen, so braucht man sich gar nicht weit von Siders zu entfernen. Nur zwei gute Stunden oberhalb der Ortschaft, 1511 Meter über dem Meer, liegt jetzt ein erst in diesem Sommer eröffneter Gasthof, der nicht auf unerlaubte Weise prahlt, indem er sich den stolzen Namen „Hôtel du Parc — Montana" beigelegt hat.

Ich habe eigentlich jener Berggegend an der Nordseite des Thals von jeher besondere Naturschönheit zugetraut, war aber bisher, offen gestanden, zu faul gewesen, hinaufzusteigen und selbst nachzusehen, obwohl mich diese Felshöhen mit ihren langgestreckten, fast schwarzen Tannenwäldern, über denen manchmal Nebelwolken lagerten, eigenthümlich anzogen. Es mußte dort oben ein Hochplateau sich ausdehnen, so daß man in jenen Waldungen, die selbst von der Tiefe des Thales aus ihren majestätischen Baumwuchs erkennen ließen, gewiß sehr weit ebenen Fußes spazieren konnte. Auch allerlei Wild, namentlich Berghühner, mochte man diesen hochgelegenen, dunklen Tannenforsten zutrauen.

Ich muß mich nun freilich ein wenig schämen, daß ich

den Naturpark Montana mit seinen kleinen Waldseen und anderen Reizen erst kennen lernte, nachdem mir im August dieses Jahres der Wirth in Siders von dem Hotel gesprochen, das er dort soeben errichtet hatte. Aber so ist eben der Kulturmensch des 19. Jahrhunderts; gute Unterkunft und Verpflegung auf Bergeshöhen ist ihm durchaus nicht gleichgültig. Und auch andere Bequemlichkeit — in diesem Falle ein wohlgesatteltes Maulthier — verschmäht er unter Umständen keineswegs. In den Dörfern oberhalb Sitten reiten ja Bauern und Bäuerinnen, letztere mit dem Strickstrumpf in Händen, selbst auf die ihrer Behausung nächst gelegenen Felder, als ob noch aus der Zeit, da die Araber vorübergehend Herren im Wallis gewesen waren, etwas zurückgeblieben wäre von der Reitlust jenes wunderbaren Volkes. Solche Beispiele verderben gute Fußgängersitten. Im Dörfchen Corin also, eine kleine Stunde unterhalb Siders, bestieg ich eine „Mule" (wie hier das Maulthier heißt), ein schönes, kräftiges Thier, das mich in weniger als zwei Stunden sicheren Trittes den allerdings sehr steilen Weg emportrug.

Aber er ist nicht bloß steil, sondern auch lohnend. Denn bald durch Wald und Gebüsch, bald über offene Bergeshalden sich hinziehend, eröffnet er mit jeder neuen Terrasse, die man erreicht, immer reichere Aussichten thalauf- und abwärts und in die südlichen, gegenüberliegenden Hochthäler. Zu immer riesigeren Thürmen wachsen drüben im Eifischthal (Val d'Anniviers) die großen Schneehäupter Weißhorn und Rothhorn. Später sieht man auch die Spitze der Bella Tola, Monte Besso, Gabelhorn, den Pin d'Arola und ganz südwestlich die Montblanckette.

Auf der vorletzten Bergterrasse, etwa vierzig Minuten bevor man zu dem hier noch nicht sichtbaren Gasthof gelangt, liegt auf mäßig abschüssiger Bergeshalde das freundliche Dorf Montana mit stattlicher Kirche und Post. Dann beginnt der prächtige Wald, der, anfangs noch steil bergan sich ziehend, später eben sich ausdehnend, bis ans Hotel reicht und hinter ihm noch weit in die überaus romantische Felseneinöde hinein sich erstreckt.

Jetzt, auf der obersten Bergterrasse, sind wir im Naturpark, d. h. auf einer köstlich freien, grünen Hochebene, deren Reiz durch die Wasserspiegel von fünf kleinen Seen oder Teichen wesentlich erhöht wird. Mächtige Waldesriesen, herrliche alte Stämme voll Bartmoos, stehen um sie her und auf der vom kühlen Luftzug leicht gekräuselten Fläche wiegen sich Seerosen im glänzenden Wellenspiel. Aber zwei dieser Teiche traf ich doch fast ausgetrocknet. Der vorige überall außergewöhnlich dürre Sommer sei daran schuld, sagte man mir. Und auch in diesem Sommer hatte es im Wallis noch wenig geregnet. Das darf man sich überhaupt merken, daß das Rhonethal im Sommer sehr selten Regen hat; wenn oft die ganze nördliche Alpenwelt von den Berner Gipfeln an bis tief ins Tyrol und ins Bayerische hinein wochenlang Regen aushalten muß, hat man im Wallis das schönste, sonnige Wetter.

Ungemein wild nehmen sich die den Hintergrund dieses Naturparks bildenden nördlichen Berge mit ihren rauhen Felsen und Klüften aus. Ein mächtiger Gletscher blinkt aus nordwestlicher Richtung herüber; dort liegt der nach dem Kanton Bern hinüberführende Rawylpaß; der einsamste von allen, ohne Wirthshaus auf der Paßhöhe: nur ein mächtiges schwarzes Kreuz steht auf der Wasserscheide und Grenze der Kantone. Vier Stunden hätte man von hier bis zur Paßhöhe. Eben stiegen dort graue Nebel in plötzlicher Eile auf und ballten sich zu Wetterwolken, aus denen man ein fernes dumpfes Grollen des Donners vernahm. Aber auf den grünen Matten und den Tannen und Teichen unseres Naturparks lag heller freundlicher Sonnenschein, der auch aus den Fenstern des auf einem Hügel liegenden Gasthofs glitzerte.

Dieses Hotel entstellt die stimmungsvolle Landschaft nur wenig; eine kleine Störung wird natürlich immer stattfinden, wo ein Werk von Menschenhand in eine Gegend gestellt wird, die bisher als jungfräuliche Wildniß dalag. Aber vornehmlich den schön gearbeiteten Holzbalkonen verdankt das stattliche Gebäude den guten Einklang zur Landschaft. Obwohl im Innern durchaus solid aus Stein gebaut, mit steinernen Treppen, macht es durch die Holzveranda und jene hölzernen Altanen nach außen doch fürs Auge den Eindruck eines zierlichen Holzbaus, dem man den Luxus der Ausstattung der Zimmer und Salons zunächst nicht ansieht. Es ist nämlich ein sehr komfortables Haus, mit Divans und stilvollen Wiener Möbeln in den besseren Schlafzimmern, mit Teppichen und Spiegelschränken. Dergleichen scheint fast überflüssig in einem Berghotel. Aber man muß in Anschlag bringen, daß dieses Haus nicht für Touristen gebaut ist, die nur eine Nacht hier bleiben möchten, sondern für Pensionsgäste, die gelegentlich, bei schlechtem Wetter, über recht bequem ausgestattete Zimmer froh sind. Es geht hier kein Touristenweg vorüber wie beim Hotel „Wildstrubel" auf dem Gemmipaß. Hier ist man gleichsam an einer Endstation, von der aus man freilich herrliche Streifereien unternehmen kann in eine noch unentweihte Gebirgswildniß. Nur zehn Minuten vom Hotel weg — und man befindet sich schon in tiefster Einsamkeit. Da gibt es nun nahe Ausflugsziele von nur einer Stunde, z. B. die Pointe de Mentahari, den Bärensprung, die Pepinelte; oder weitere von ungefähr drei Stunden, zum Glacier de la plaine morte, zum mont Tubang, zur Lienneschlucht und gegen den Rawyl hinauf. Einen halben Tag kann man da gehen und trifft höchstens einen einsamen Hirten oder Holzfäller. Auch im Hotel selbst dürfte es einem Deutschen vielleicht einsam vorkommen, weil die Gesellschaft durchweg aus Engländern und ein paar Franzosen besteht (so war es wenigstens in diesem ersten Sommer der Fall). Ob das nun eine Empfehlung des Hotels oder das Gegentheil ist, weiß ich selbst nicht recht. Ich persönlich habe keine Abneigung gegen Engländer. Sie tragen mir den Geruch des Meeres in die Alpen; um Engländer herum vergrößert sich der eigene Horizont. Dieser Herr, diese Damen sind aus Delhi, aus Melbourne, aus Kanada. Schottländer liebe ich durch das Medium Walter Scott's hindurch, andere Engländer amüsiren mich, indem sie an die köstlichen Typen ihrer alten und neuen Humoristen, von Sterne bis Dickens erinnern. Die Frauen und Mädchen, auch wenn sie nicht schön sind — was aber doch nicht selten der Fall ist — haben wenigstens etwas Reines, manchmal sogar eine gewisse geistige Verklärung in ihren Zügen und sind außerdem körperlich sauber, weil sie fleißig baden und waschen und auf frische Wäsche halten. Die Herren sind bei gemeinsamen Bergtouren meistens sehr zuverlässig durch Kraft und sicheres Treten. Endlich drängen sich Engländer niemals auf; man hat es so ziemlich in der Hand, sich mit ihnen einzulassen oder nicht.

Es gefiel mir also in diesem Naturpark Montana außerordentlich und nur ganz zufällige äußere Umstände verhinderten mich, hier einige Tage zuzubringen. Eines besonders reizenden Eindrucks muß ich noch Erwähnung thun. Ich hatte einen kleinen Spaziergang unternommen nach dem südwestlichsten der Seen an dem Abhang, der das Rhonethal beherrscht. Da traf ich, über die Wiesen schlendernd, auf ein unter mächtigen Tannen halb verstecktes, von einem frischen Bächlein rings umflossenes, kleines Blockhaus. Auf dem Rasen davor breitete sich die fröhlichste Kinderwirthschaft aus. Dem Bache zunächst saß ein etwa zehnjähriges Mädchen und rieb beim Frühstück gebrauchte Kochgeschirre rein. Das feine Kind, dem man sogleich ansah, daß es kein Bauernmädchen sei, befand sich in köstlich zigeunerhaftem Aufzug, mit aufgelösten Haaren und nackten Beinen, nur im leichten Hemd und Unterröckchen. Im gleichen Kostüm ungebundener Freiheit zeigte sich die ältere Schwester, die eben beschäftigt war, eine Heerde Meerschweinchen in einen kleinen Pferch zu treiben, während ein frischer munterer Knabe, der Bruder der beiden „Prärieindianerinnen" genug zu thun hatte, zwei Hunde zu beschwichtigen, die auf den dieses Idyll mit seiner Neugier störenden Fremden hatten losfahren wollen. Es waren die Kinder meines Wirthes in Siders; an den rothblonden

wallenden Haaren, die sie von ihrer Mutter, einer graziösen Engländerin, haben, erkannte ich die Mädchen sogleich wieder. Mit den zwei Hunden und ihrem Kaninchenvolk hausten die drei glücklichen Geschwister hier oben in völliger Freiheit, ganz allein für sich das Blockhaus bewohnend. Wie vergnügt sie aussahen! Wie fie dieses ungebundene, reine Naturleben, diese kleine Robinsonspielerei genossen! Der eigene Feuerherd unter den Tannen am Bach mit dem Blick auf die freie Wiesenfläche, der nahe kleine See, in dem sie baden und ihre Schiffchen schwimmen lassen können, dazu die köstliche Höhenluft und das fortwährende Bewußtsein ihrer Ansiedlerselbständigkeit — das sind allerdings Elemente, um Kinderherzen mit dem reinsten Gefühl des Glückes zu erfüllen. Es gibt übrigens auch alte Kinder, die sich dergleichen wohl gefallen ließen und es kam mir der Gedanke, daß es gar nicht übel wäre, wenn in diesem weiten Naturpark auch für Erwachsene, die lieber still für sich wohnen möchten, kleine einfache Behausungen da und dort errichtet würden. Die Glocke des Gasthofes könnte dann immerhin diese Kolonisten des Naturparks zu den Hauptmahlzeiten versammeln. Namentlich für kleine Familien mit Kindern müßte ein solches für sich allein Hausen große Anziehung haben.

Bern. J. V. Widmann.

## Die neue Theatersaison.

Wenn der weitere Verlauf des neuen Theaterjahres in Berlin seinem Anfang entspricht, so kommen für die gewohnheitsmäßigen Theaterbesucher gute Zeiten. Zumal uns Berufsmäßigen war es zu gönnen, daß wir uns einmal eine Woche lang in lauter vornehmer litterarischer Gesellschaft bewegen und nach einander Schiller, Ibsen, Anzengruber, Grillparzer, Molière an uns vorbei lassen durften. Wir haben uns nicht in dogmatischer Reverenz vor diesen erlauchten Geistern gebeugt, sondern wir hatten Gelegenheit, ihnen ganz besonders scharf ins Auge zu blicken und sie nicht nur auf ihre litterarische Vornehmheit, sondern noch mehr auf ihre bühnengemäße Dauerhaftigkeit zu prüfen. Dabei gab es allerlei interessante Beobachtungen; es ging auch nicht ohne Ueberraschungen und Enttäuschungen ab.

Zunächst brach in der Tagespresse und auch in einem Theil des unbefangenen Publikums wüster Lärm aus über die Vorstellung von Schiller's „Kabale und Liebe", mit der Dr. Otto Brahm am 1. September die Direktion des „Deutschen Theaters" übernommen hatte. Man erklärte diese Vorstellung für ein Verbrechen an der Größe unseres Dichters. Herr Brahm hatte in seiner Schillerbiographie das wunderliche Eingeständniß gemacht, er sei in seiner Jugend ein Schillerhasser gewesen. Nun wollte man in der Eröffnungsvorstellung den erneuten Ausdruck dieses alten jugendthörigen Schillerhasses erkennen. Auf die Gefahr hin, sein eigenes Theater im Keime zu ertödten, sollte Herr Brahm mit dieser Erstlingsvorstellung nicht Geringeres bezweckt haben, als Schiller, den zugkräftigsten der Klassiker, nun endlich einmal todt zu schlagen. Das wäre unter Umständen sehr couragirt und überzeugungstreu gewesen, denn daß er bei solcher Absicht seine eigene Unternehmung aufs Spiel setzte, konnte einem so erfahrenen Theaterpraktiker nicht zweifelhaft sein. Aber ich glaube, er wollte Schiller nicht tödten, sondern lebendig machen.

Wenn ihm das in den Augen der Schillerenthusiasten und der Neophoben nicht gelungen ist, so wirkten dabei verschiedene Ursachen mit. Brahm hat in seinem Schillerbuch der bürgerlichen Tragödie ein besonders lehrreiches und erhellendes Kapitel gewidmet, aus dem seine ausgesprochene Vorliebe gerade für dieses Drama deutlich hervorgeht. Mit kritischer Schärfe werden die Schwächen gegenüber den Vorzügen abgewogen; der Standpunkt des Beurtheilers ist nicht nur der einer historischen Würdigung, sondern er legt auch den ästhetischen Maßstab der modernen Auffassung vom menschlichen Wesen an ein Werk, das einst heiß aufgedampft ist aus dem Boden einer zeitlichen Wirklichkeit. Je mehr der Biograph in dem Drama das grandiose Dokument einer bestimmten Vergangenheit erkannte, je stärker die Kontraste einer Zeitstimmung auf ihn wirkten, je tiefer ihn die Konflikte eines überwundenen Geistes-, Seelen- und Daseinskampfes berührten, desto mehr mußte denselben Biographen, als er Theaterdirektor geworden war, der Versuch reizen, dieses vergangene Leben neu zu beleben. Nichts anderes als ein solcher Versuch ist die Eröffnungsvorstellung im „Deutschen Theater" gewesen. Es war gewagt und unvorsichtig, mit einem Versuch dem neuen Unternehmen die erste Signatur zu geben. Da auch in solchen Fällen der erste Eindruck gern entscheidet, so wird der neue Direktor an diesem Fehlgriff zu leiden haben. Nach dieser geschäftlichen Seite aber haben wir in Kunstsachen nicht zu fragen. Unsere Fragen lauten: Worin bestand dieser Versuch der Neubelebung, und bedurfte es überhaupt eines solchen Versuches?

„Kabale und Liebe" gehört zum festen Bestand aller unsrer deutschen Bühnen; unsere Liebhaberpaare ruhen nicht eher, als bis sie die matte Limonade mit einander getrunken haben. Noch vor wenigen Monaten wohnte ich in unserem östlichsten Stadtviertel, wo sonst der Scharfrichter Krauts, Bertha Rother und ähnliche Geister auftreten, einer Sonntagsnachmittagsvorstellung von „Kabale und Liebe" bei. Wenn ich nicht irre, saßen damals in einer Nachbarloge der jetzige Direktor des Deutschen Theaters und sein Ferdinand. Die Scenen wurden im ödesten Provinzpathos von theils verwahrlosten, theils ganz unfertigen Schauspielern herausgezetert, es fehlte nicht an bedenklichen Stockungen und Entgleisungen auf der Bühne, die Vorstellung war so schauderhaft, daß sie schon dadurch anfing, unterhaltend zu werden. Aber diese Vorstellung machte trotzdem auf das Vorstadtpublikum einen ungeheuren Eindruck. Fäuste ballten sich gegen den Präsidenten, Augen leuchteten sich für Luise und Ferdinand, und der Musikus Miller hatte ja so Recht. Das Publikum raste vor Entzücken; es gab Momente, wo der vorsichtige Polizeicensor, der Hauptmann's „Weber" verboten hatte, ernstlich mit sich zu Rathe gegangen wäre, ob er nicht noch nachträglich diesem jungen Schiller das Handwerk legen sollte. Was bei den ostberlinischen Wählern des Herrn Paul Singer so gewaltig zündete, war zunächst die radikale Tendenz. Man betrachtete den Musikus Miller als Vertreter des vierten Standes und hielt in diesem „bürgerlichen" Trauerspiele keinen Andern als Wurm für den Bourgeois. Aber neben der Tendenz waren es doch auch die Flammen der äußeren theatralischen Wirkung, die stürmisch von der Bühne ins Parterre hereinloderten.

An jenem Wintertage mag Dr. Otto Brahm den Entschluß gefaßt haben, „Kabale und Liebe", das einstige Eröffnungsstück des Deutschen Theaters, auch an den Anfang seiner Unternehmung zu stellen. Die populäre Wirkung schien diesem Drama gewiß zu sein, und was den feineren Kunstgeschmack störte, der äußerliche Lärm, die hohle Deklamation, die leere Gebärde, alles das ließe sich durch gute und natürliche Schauspieler, durch mehr Innerlichkeit, mehr schlichte Beseeltheit, mehr Wahrheit des Empfindens vortheilhaft ersetzen. Bei der Wahrheit des Empfindens blieb der ruhige Erwäger stehen. Der realistische Stoff des bürgerlichen Trauerspiels, die realistische Gestalt des alten Musikus, der unvergängliche Konflikt von Herz und Welt, mancher grandios naturwahre Einzelmoment — alles das stellte dem früheren Leiter der Freien Bühne eine Möglichkeit vor Augen, die ästhetischen Wirkungen des Dramas aus seiner realistischen Wurzel herauswachsen zu lassen. Er war der Meinung, daß alles Ueberlebte und Abgethane, aller Schwulst, alles veritiegene Pathos sacht zurücktreten und einem in sich fertigen kulturgeschichtlichen Lebensbilde, das allein durch seine Wahrhaftigkeit erschüttern müßte, den Platz räumen könnte. In dieser Voreingenommenheit ging der neue Di-

rektor an die Rollenbesetzung. Herr Kainz, der den Ferdinand im Unterschiede zu anderen Liebesjünglingen meist etwas deklamatorisch behandelt hatte, mußte sich auf das Altentheil des Wurm zurückziehen, und den Ferdinand erhielt Herr Rittner, ein Schauspieler, der bisher mit bewußter Einseitigkeit sein starkes und ganz echtes Talent nur in modernen Empfindungen geübt hatte. Auf die schöne Schwärmerseele Teresina Geßners hatte man im „Deutschen Theater" verzichtet und dafür eine kühle kluge Künstlerin angenommen, die der Luise Millerin mit Esprit beizukommen suchte. Beide, Herr Rittner wie Fräul. Lazar, setzten für das Schiller'sche Liebespaar verhaltene Leidenschaft ein. Wo der Dichter besinnungslos explodirt, verschlossen sie besonnen ihr bebendes Herz. Beide verloren dadurch ihr Spiel in allen den Scenen, wo der Kampf noch tobt; erst als der Kampf um Leben und Liebe rettungslos verloren ist, erst als die eisige Ruhe des Todes über sie kommt, als sich das Schwanken und Bangen zu einem Entschluß gehärtet hat, erst im Sterbeakt siegte ihre Kunst, siegte ihr Prinzip. Es war zu spät; im Verlangen nach seinen alten scheinbar ekstatischen Ferdinands, seinen alten scheinbar exaltirten Luisen hatte das Publikum bereits die Geduld verloren; weil schon in den ersten Scenen aus dem Zuschauerraume kein Mitgefühl entgegenkam, verlor auch die Darstellung sichtlich an Spannkraft, und selbst der ausgezeichnet echt gestaltete Präsident des Herrn Nissen wirkte auf die Menge matt. Immer mehr trat ein ungelöster Zwiespalt zwischen dem dichterischen Wortlaut und seinem schauspielerischen Ausdruck hervor. Dieser stille Schmerz, diese zerdrückten Thränen, die ganze Dumpfheit der Stimmung, die ganze Gedämpftheit des Tones wirkten nicht nur befremdlich, sondern lähmend auf die Phantasie; wie das erste beste Vorstadtpublikum brach diese edle Premierengesellschaft erst in spontanen Beifall aus, als Josef Kainz kurz entschlossen Wurm's letzte Worte in die allgemeine Schwüle laut hineindonnerte. Der unkünstlerische Stimmaufwand wirkte, wie immer, auch hier „zündend".

Für das allgemeine Urtheil stand es nun fest: Schiller ist auch in „Kabale und Liebe" kein realistischer, auf Lebenswahrheit erpichter, sondern ein pathetischer, alle Empfindungen steigernder Dramatiker gewesen. Wer ihm mit Vernunft beizukommen sucht, macht entweder ihn oder sich lächerlich. Indem man aber Schiller gegen das Attentat des modernen Realismus vertheidigen wollte, sprach man ein Verdikt gegen ihn aus. Denn ohne sich viel dabei zu denken, stipulirte man einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen Wirkung und Wahrheit: Je mehr ihr bemüht seid, aus den von Schiller nicht leibhaftig gesehenen Gestalten Ferdinands und Luisens und der Lady Milford Lebewesen zu machen, desto geringer wird ihre Wirkung sein. Und in der That erschienen diese Personen nie unwahrscheinlicher als da, wo man sie wahrscheinlich machen wollte. Das Zugeständniß, daß an diesem Ergebniß auch Schiller's dichterische Schwächen nicht unbetheiligt sind, habe ich freilich von keinem der entrüsteten Zuschauer gehört. Daß aber an diesem Resultate Schiller's dichterische Schwächen nicht allein betheiligt sind, gesteh' ich gern zu. Was Frl. Lazar, zumal in den ersten drei Akten, nicht erreichte, hätte ein stärkeres und impulsiveres Naturell auf demselben Wege vielleicht doch erreicht. Eleonore Duse hätte zwar in der Luise „das deutsche Mädchen" so wenig gegeben, wie sie in der Nora die Norwegerin gab, aber sie hätte mit der Kraft ihres Gefühles und mit ihren gewaltigen Ausdrucksmitteln in jedem Momente veranschaulicht, wie Luisens Inneres beschaffen ist. Und was Herr Rittner trotz seinem stärkeren Naturell und trotz einigen ergreifenden Momenten stummer Empfindung nicht erreichte, sah ich einmal vor Jahren zufälliger Weise in der Rolle des Ferdinand von Herrn Kainz erreicht. Dieser unberechenbare, von seiner momentanen Stimmung mehr als wünschenswerth abhängige Schauspieler, der aber doch noch immer das blühendste Talent ist, das seit zehn Jahren in Berlin emporkam, gab eines Abends den Ferdinand so sehr ohne alle Phrase und Pose, daß man im Publikum einig war: Kainz ist wieder einmal nicht bei Laune! Möglich, daß eine persönliche Verstimmtheit nicht nur den Verzicht auf alle äußere Mache zur Folge hatte, sondern schauspielerisch zu einem stillen Verzweifeln wurde, das mich unmittelbar menschlich berührte und mich, was mir bisher nie widerfahren war, plötzlich mit Ferdinand fühlen ließ. War es hier vielleicht gerade das Unbewußte und Unwillkürliche in der schauspielerischen Leistung, was den tiefen und echten Eindruck machte, so versagte bei Herrn Rittner der Eindruck, weil mit zu klarem Bewußtsein auf ihn hingearbeitet wurde. Dem Schiller'schen Ferdinand traut man die Schwärmerei für sein Mädchen zu, aber vor der Front kann man ihn sich schwerlich denken; der Rittner'sche Ferdinand konnte ein guter österreichischer Offizier sein, aber ein guter Liebhaber war er nicht.

Herr Rittner, mit dessen junger Kraft das neue Deutsche Theater stark rechnen dürfte, wird, wenn er nicht einseitig im Geiste der eignen Zeit verharren will, lernen müssen, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen. Er wird nicht Verzicht leisten dürfen auf eine der höchsten und herrlichsten Aufgaben seiner Kunst: Vergangenes gegenwärtig zu machen. Wer das in seiner Kunst erreicht, hat Stil. Stil kann aber zur Natur, und Stil kann auch zur Manier werden. Zur Manier wird er, wenn entweder beim Dichter oder beim Schauspieler oder bei Beiden ein Zeichenfehler liegt. Zur Natur wird er, wenn hüben wie drüben Alles klappt und, wie im richtigen Rechenexempel, Alles gerade aufgeht. Wie Stil zur Manier wird, bewies im Deutschen Theater Schiller's „Kabale und Liebe". Wie Stil zur Natur wird, bewies in demselben Deutschen Theater fünf Tage später Molières „Tartüff". Für den Tartüff gab es eine Zeit, wo er von deutschen Bühnen her auf das große Publikum und seine Wortführer genau so veraltet und überwunden wirkte, wie neulich im Deutschen Theater „Kabale und Liebe". Der gegenwärtige Direktor des Lessingtheaters und des Berliner Theaters leistete sich vor zehn Jahren in einer Rezension im Berliner Tageblatt den Satz: „ein Stück, in dem ein Mann unter einem Tisch versteckt wird, ist heutzutage nicht mehr erträglich." Hierauf ging er hin und schrieb „den Probepfeil". Inzwischen hat ein feinfühligerer deutscher Lustspieldichter, Ludwig Fulda, schon durch seine deutschen Knittelreime den alten Molière sauber abgestäubt; einer Schaar vorzüglicher Schauspieler ist es nun gelungen, das Werk der Wiedergeburt zu vollenden. Der Tartüff wirkte diesmal auch auf das Publikum wie eine frisch und flott einschlagende Novität. Aus der blitzblanken Sauberkeit des Aufgebesserten leuchtete tiefsinnig und harmonisch die Größe des alten Meisters hervor. Nicht der geringste Zwiespalt blieb zwischen der hurtigen Spielweise unserer Modernen und dem Kostüm des Siècle de Louis quatorze! Ueber aller äußeren Förmlichkeit trat der ewige Menschlichkeitsgehalt strahlend hervor und die wahre Klassizität des Werkes offenbarte sich darin, daß seinem Gehalte jede Form und jede Empfindungsweise sich anzupassen vermag. Molière wurde beim Direktor Brahm von den Herren Kainz, H. Müller, Kraußneck und den Damen Schmittlein und Sorma noch viel moderner gespielt als Schiller! Wie kommt es, daß der Eine das Moderne vertragen kann, der Andere nicht? Man mache recht bald die Probe aufs Exempel bei Shakespeare; der wird es am besten vertragen können. Wie uns Rossi und Salvini innerhalb ihrer national bestimmten Kunst den Lear und den Macbeth unvergleichlich verlebendigten, so würde die Duse auch die beste Lady sein. Und wie uns Kainz erst den wahren Romeo zeigte und vielleicht den wahren Hamlet zeigen wird, so würde Rittner, der am Ferdinand scheiterte, als Heißsporn Percy siegen. Was einmal beim Dichter aus menschlicher Natur gequollen ist, wird immer wieder auch beim Schauspieler menschliche Züge tragen.

Was aus abstrakten Ideen noch so kühn und edel hervorsprang, wird mit den Ideen sterben. Auch hierfür haben wir dieser Tage an Anzengruber's „Pfarrer von Kirchfeld" ein Beispiel erlebt. Aus der Idee des Kulturkampfes hervorgegangen, machte dieses Stück seinen Dichter

in den Zeiten der Unfehlbarkeitserklärung populär. Schon heute achtet der ruhiger gewordene Betrachter des Stückes weniger auf die freisinnige Tendenz, als auf die innere Zerbrechlichkeit der Vorgänge; für Jeden, der in Ludwig Anzengruber den machtvollen Dichter kennt und verehrt, ist sein „Pfarrer von Kirchfeld" nicht viel mehr als ein noch immer effektvolles Theaterstück, über dessen Niveau der Dichter glücklicherweise weit hinausgewachsen ist. Auf das effektvolle Theaterstück hin wurde im Berliner Theater im demonstrativen Gegensatz zu der auf äußere Wirkung verzichtenden „Kabale und Liebe"-Vorstellung gespielt. Das Publikum ging darauf ein. Denn wo auf dem Theater Wahrheit und Wirkung einander noch befehden, entscheidet sich die kompakte Majorität der Kunstunsinnigen für Wirkung.

Einen Beweis hierfür lieferte die erste Novität des jungen Jahres, das vieraktige Schauspiel „Heimkehr" von Frau Elsbeth Meyer, das am 6. September im Neuen Theater (Direktion Lautenburg) zur Aufführung kam. Die Dichterin ging auf Wahrheit, ein Theil der Schauspieler (ich nagle sie fest; sie heißen Herr Jelenko und Frau Carlsen) gingen auf Wirkung aus; sie versetzten bei den ernstesten Scenen das Publikum in fröhlichste Laune und zerstörten alle feinen Intentionen der Dichterin so brutal, daß der Chorus der Tageskritik dem Stück einstimmig den Garaus machte.

Durch diese Einstimmigkeit mißtrauisch geworden, besuchte ich die zweite Vorstellung, fröstelte in einem erschrecklich schlecht besuchten Hause und schämte mich meiner spärlichen Nachbarn, die auf Herrn Jelenko's clownhafte „Wirkungen" heiter glücklich eingingen. Eine junge Frau hat ihren Gatten verlassen. Sie kehrt heim zu den Ihrigen. Sie hofft daheim Alles noch im Nimbus der Erinnerung an ihre Kindheit zu finden. Sie findet Alles anders. Die liebste Gespielin ist eine mannstolle Klatschbase und Zierpuppe, der treuste Knecht ihres Vaters ein vertrottelter Säufer geworden, ihr einziger Bruder überhäuft sie mit bösen Worten, weil ihre Rückkehr ihm lästig ist und er auf den Einfluß ihres verlassenen Gatten Zukunftspläne gebaut hatte. Diesen ländlich-schändlichen Bruder spielte Herr Jelenko, ein Barnayologe, mit wirksamster Vorstadtkomik, während der Schwester, die nun in der Heimath erst recht die Heimath verliert, das Herz brechen möchte. Die kritischen Gegner des hyperdiskreten Herrn Rittner schwiegen ob diesem Kunstfrevel und stellten wohl gar dem Possenreißer ein gutes Attest aus. Der armen Verfasserin mag dabei ebenso herzbrechend zu Muth gewesen sein, wie ihrer armen Hilda.

Diese Hilda ist zu ihrem Nachtheil allgemein mit Ibsen's Nora verglichen worden; zumal von solchen Rezensenten, denen zwei Tage vorher im Deutschen Theater Gelegenheit geboten ward, durch die treffliche Darstellung des Herrn Nissen und der Frau Sorma Nora's Verwandlung endlich zu begreifen. Sicherlich hat Nora Eindruck auf Frau Elsbeth Meyer gemacht; ebenso sicherlich bleibt das deutsche Erstlingswerk hinter Ibsen's Meisterstück weit zurück. Aber die Bedeutung dieser „Heimkehr" liegt gerade in dem, wodurch sie sich von Nora unterscheidet. Nora wie Hilda verlassen plötzlich ihren Gemahl, der sie bei einiger Tyrannei doch im Ganzen liebevoll behandelt hat. Aber Nora verläßt ihr Puppenheim, weil aus der Puppe durch schwere innere Kämpfe ein Weib geworden ist und dem Menschenauge der Gatte plötzlich ganz anders erscheint, als er den Puppenaugen erschien. Hilda hingegen verläßt das Haus ihres Gatten, weil sie sich nicht genug als Zuckerpüppchen gehätschelt sieht. Wo sie einst als Kind mit Puppen gespielt hatte, dahin kehrt sie zurück, weil ihr die ernsten Pflichten der Hausfrau, der Gattin, der Dame zu schwer sind. Sie hat Angst vor ihrem gestrengen Herrn, der sie nicht zu erziehen versteht. In dieser Angst verfällt sie, bestärkt durch eine alte Tante, in allerlei kleine Lügereien, die den Verkehr erst recht trüben, und als sie in ihrem Herzeleid einen fremden Tröster findet, sieht sie sich plötzlich vor einer furchtbaren Gefahr, und sie flüchtet in ihre Heimath. Von dort holt sie der Gatte wieder, sie beichtet ihm alle ihre kleinen, nicht allzu sündhaften Heimlichkeiten, er schwankt und schließt sie endlich in die Arme. Die Dichterin, die sich aufs Charakterisiren versteht, ist stets auf dem Wege der psychologischen Realität. Doch es fehlt ihr an Mitteln des Ausdrucks, und darum wirkt ihr Stück gegen den Schluß hin verworren und willkürlich. Die einstimmige Verurtheilung aber hat es ebenso wenig verdient, wie der gescheiterte Versuch, als Ferdinand und Luise modern-menschlich zu kommen.

Paul Schlenther.

**Gaston Deschamps: La vie et les livres. Paris. 1894. Colin.**

Ueber den Leuten, welche die Bücher schreiben, soll der Kritiker nach dem Vorwort von Deschamps niemals die Leser aus dem Auge verlieren, mit anderen Worten: moralistische Maßstäbe nicht beseitigen. L'art pour l'art ist eine Forderung, die Gautier und Leconte de Lisle ernsthaft aufgestellt, in Wahrheit aber weder Victor Hugo, noch Augier und Dumas fils zum Kanon der Misérables, der Effrontés und des Demi-monde genommen haben. Der rechte Künstler, der Patriot der Menschheit, wird allezeit bewußt und unbewußt auf das Bessern und Bekehren hinarbeiten: fragt sich nur, ob Werke, die von den Zeitgenossen vielfach wegen ihrer Unsittlichkeit oder Grausamkeit verschrieen werden, satirische Dichtungen im Sinne von Schiller's „Kabale und Liebe", Hebbel's „Julie", Ibsen's Problemdramen, Zola's „Germinal" und „Assommoir" im Ganzen oder in Einzelheiten verderblich oder gar sträflich erscheinen. Der Pariser Naturalismus, der nach dem großen Krieg von Siebzig aufstieg, hat gewiß allzu häufig in Menschenfresserei und Pornographie umgeschlagen; Ausschreitungen dieses Genres hat aber nicht erst die dritte Republik offenbart: in dem berühmten Briefwechsel, den David Strauß und Renan im August und September 1870 führten, beklagt sich wenigstens der Franzose bitterlich über „Ihren berühmten Mommsen, der vor wenigen Tagen in einem Briefe, der uns einigermaßen betrübt hat, unsere Litteratur dem schlammigen Wasser der Seine verglichen und gemeint hat, man sollte die Welt vor ihr wie vor einem Gifte bewahren." Zur Stunde weht ein anderer Wind in der Pariser Verlegerwelt: les libraires recommandèrent aux auteurs de parler de la foi et de l'amour: so lesen wir zu unserem Ergötzen auf S. 214 von Deschamps Buch. Vogüé's Einbürgerung der russischen Evangelisten; der Boudoir-Katholizismus; der Kreuzzug wider die Mythenkritik von Taine und Renan ist die neueste Mode, die freilich nicht ausschließt, daß die Demi Vierges und Lettres de femmes von Marcel Prevost nicht viel weniger Auflagen erleben, als das Leben Jesu von P. Didon und die frömmelnden jüngsten Romane von Paul Bourget: Le disciple und Cosmopolis. Echte Sittenreinheit ist die erste Voraussetzung einer wahrhaft reinen Litteratur. Dagegen wird eine Gesellschaft, die den Panamaschwindel groß zog, u. E. verdientermaßen in Büchern, wie Maupassant's Bel-ami oder Le Lys rouge von Anatole France, gespiegelt. — Mit und nach diesen Vorbehalten mag Deschamps' Sammlung von litterarischen und moralistischen Essays als lesenswerth empfohlen sein; er charakterisirt Vogüé, Bourget, Gabriel Charmes, die Poeten der Bretagne, den jüngsten Napoleon-Kult, die Chateaubriand-Legende, die chauvinistischen und vaterlandslosen Nachwirkungen des Siebzigerkrieges in der französischen Litteratur, Max Nordau's „Entartung", die Wallfahrten von Bonvalot und Anderes; verbindliche, vielleicht allzu verbindliche Begrüßung der russischen Seeleute fehlt auch nicht; durchweg bewährt sich Deschamps, der zuvor mit Reisewerken (La Grèce d'aujourd'hui und Sur les routes d'Asie) hervorgetreten, als Mann von sicherer Form und schönen Kenntnissen; ab und an auch als Parteimann. Bis zum Jahre 1886 führten sich die Neulinge des jungen Frankreich, nach einem Scherzwort von Alphonse Daudet, fast durchweg mit einer pessimistischen Studie über Shelley oder Byron ein; seit jener, durch Vogüé's Meisterbuch Le roman russe bezeichneten Zeitwende gefallen sich die Meisten im Kult einer optimistischen Zukunftsreligion und vor Allem in der Befehdung der positiven Geister von der Art Flaubert's, Sainte-Beuve's u. s. w. Und doch hat Niemand begeisterter und überzeugter als Vogüé am Sterbelager Taine's die „Heiligkeit" dieses Einzigen gepriesen, dessen große Wahrhaftigkeit und wahrhafte Größe seinen Landsleuten immer mehr zum Bewußtsein kommen muß, bevor auf Einkehr und Umkehr zu hoffen ist.

—m.

**H. von Wlislocki: Volksglauben und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen.** Berlin. 1893. Emil Felber.

Je größer die Gefahren sind, welche die geistige Selbständigkeit des deutschen Lebens im fernsten Osten bedrohen, und je stärker die Tapferkeit, mit der von den Siebenbürger Sachsen heimathliche Sitte und Brauch vertheidigt wird, unsere Theilnahme in Anspruch nimmt, um so mehr sollten wir auch danach streben, dieses ferne deutsche Wesen im Einzelnen zu erkennen und verstehen zu lernen. Es ist selbstverständlich, daß bei den Siebenbürger Sachsen manche alte Gewohnheit sich erhalten hat, die in Deutschland selbst ganz oder halb verschwunden ist; von den Strömungen, die über unser Vaterland hingerauscht sind und mit manchem Schlechten auch vieles schöne und alte Gut ausgerottet haben, blieb der Siebenbürger Deutsche in der Abgeschlossenheit seiner Berge unberührt, wenn auch seine Söhne regelmäßig nach dem alten Heimathlande pilgerten, um in Wissenschaft und Leben die Verbindung mit Deutschland aufrecht zu erhalten. Mit welcher Zähigkeit gerade alte deutsche Volksüberlieferungen in derartigen von der allgemeinen Heerstraße des Verkehres abseits liegenden Landstrichen ihr Leben zu fristen pflegen, das beweist z. B. der reiche Schatz von Volksliedern, der sich im Kuhländchen erhalten und der an Vollständigkeit und Werth von keiner anderen deutschen Landschaft übertroffen wird; auch das Fortbestehen des alten deutschen Volksdramas in einzelnen abgelegenen bayerischen Gebirgsdörfern mag als Beispiel gelten. So bildet denn auch Siebenbürgen die reichste Fundstätte für manche Formen des alten Volksglaubens, die bei uns nur aus älterer Zeit belegt sind. Einzelne recht anziehende Mittheilungen sind uns hier und da schon früher durch kundige Siebenbürger vermittelt worden; jetzt liegt der erste Versuch einer vollständigen Sammlung aller der Aeußerungen des Siebenbürger Volksbrauches vor. Heinrich von Wlislocki ist selbst ein Sohn des Siebenbürger Landes, das er nach seiner eigenen Aussage nahezu fünfzehn Jahre lang fast ununterbrochen durchpilgert hat; er hat bei seinen Wanderungen oft Gelegenheit gehabt, das Leben und Treiben allerlei vagabundirenden Volkes in nächster Nähe kennen zu lernen und ist daher in der Lage gewesen, uns bemerkenswerthe Züge aus dem Leben der Zigeuner mitzutheilen, auch dem magyarischen Volksthum hat er seine Aufmerksamkeit zugewendet. Vor allen Dingen aber hat er sich mit Sitte und Brauch seiner Heimath beschäftigt und im Laufe der Jahre ein für die Erkenntniß des volksthümlichen Lebens Siebenbürgens wichtiges Material zusammengebracht; dieses hat er jetzt unter Verwerthung früherer, aber wenig bekannt gewordener Arbeiten Anderer in seinem Buche dem deutschen Publikum vorgelegt. Die anthropologischen und mythologischen Erklärungen, die der Verfasser mehrfach versucht, sollen hier nicht nachgeprüft werden; dagegen wird es gewiß manchem Leser nicht unerwünscht sein, etwas Näheres über den reichen Inhalt des Buches zu erfahren.

Man kann wohl sagen: in ähnlicher Fülle finden sich die volksthümlichen Ueberlieferungen in keiner deutschen Landschaft zusammen; man muß schon zahlreiche Sammlungen aus den verschiedensten Theilen unseres Vaterlandes zusammennehmen, wenn man ein ähnliches Totalbild gewinnen will, wie es uns diese Mittheilungen gewähren. Auch der Siebenbürger Volksglaube bevölkert die Erde mit zahlreichen dämonischen Wesen; da ist zunächst der Alf, ein Wesen, dessen Bosheit sich schon in seinem Aeußeren, dem alten, runzlichen Gesicht, den blöden Glotzaugen, den weiten und gefräßigen Mund offenbart, und der jede Gelegenheit wahrnimmt, um dem Menschen einen Schabernack zu spielen oder ihn zu quälen; neben ihm erscheinen zwerghafte Wesen mannigfacher Art, ferner Waldgeister, männliche und weibliche Wassergeister und schließlich auch Riesen. Die Riesensagen weisen die meisten eigenthümlichen Züge auf; es ist so auch leicht erklärlich, daß sich in einem Gebirgslande gerade dieser Zweig der Sage am individuellsten entwickelt. Von den Festgebräuchen finden wir zahlreiche, die auch aus anderen deutschen Landern bekannt sind, z. B. den Todaustragen, aber auch manche andere, die, wenn auch in sehr starker Umformung, außerordentlich alte Elemente bewahren, jedoch sonst nicht belegt sind. An alte germanische Gebräuche erinnert z. B. das Gericht, das in Siebenbürgen über den Fasching gehalten wird. Dabei wird der Fasching durch einen Strohmann dargestellt. Vier Pferde ziehen den Schlitten, auf dem der mit weißem Tuch umwundene Strohmann sich befindet. Zwei Burschen, als alte Männer verkleidet, folgen trauernd dem Schlitten. Die übrigen Burschen des Ortes begleiten zu Roß, mit Bändern verziert, den Zug. An der Spitze desselben fahren auf einem Wagen oder Schlitten zwei mit Wintergrün bekränzte Mädchen. Vor einem Baum wird Gericht gehalten, wobei Burschen, als Soldaten verkleidet, das Todesurtheil fällen. Die beiden alten Männer versuchen den Strohmann zu rauben und mit ihm zu entfliehen, doch es gelingt ihnen nicht. Da erhaschen die beiden Mädchen plötzlich den Strohmann und überreichen ihn dem Henker, der ihn an den Baum hängt. Vergeblich versuchen die zwei alten Männer den Baum zu erklettern und den Strohmann zu befreien; sie fallen immer wieder herab, verzweifelnd werfen sie sich endlich auf die Erde und weinen und heulen um den Gehenkten. Da tritt der „Altknecht“, der Vorstand der Dorfburschen, auf und hält eine Rede, in der er erklärt, der Fasching habe ihnen nicht nur Gutes, sondern auch Böses gebracht, er habe ihnen die Schuhe zerrissen, sie matt und schläfrig gemacht, und darum sei er zum Tode verurtheilt worden. In diesem hübschen Brauch ziehen uns nicht nur die älteren Ueberlieferungen an, auf denen er sich aufbaut, sondern uns erfreut auch die volksthümlich-dramatische Kraft, mit der der kleine Scherz ausgestaltet ist. Aehnlich ist es auch mit den zahlreichen populären Segen und Heilsprüchen bei Krankheiten bestellt, die uns aus dem Siebenbürger Lande überliefert werden. Derartige kleine Poesien gehören, wie bekannt, zu den ältesten Arten germanischer Dichtung; und die gleichen Einkleidungsformen, die sich schon in der ältesten Zeit an diesem Zweige der Poesie aufzeigen lassen, kehren auch bei den Stücken verwandten Inhalts in Siebenbürgen wieder; wird in einem alten deutschen Segen von einer Ausfahrt Balder's und Wodan's erzählt und tritt dann in späterer christlicher Zeit an die Stelle der heidnischen Götter Christus, so treffen wir ganz ähnliche Eingänge auch in den Siebenbürger Segen: Christus fährt auf dem Meere, oder er begegnet drei weisen Frauen oder er reitet allein in Jerusalem. Ebenso werden andere epische Einkleidungen verwendet. Allein nicht bloß die Form, sondern auch der stoffliche Inhalt dieser Segen gibt zu manchen lehrreichen Beobachtungen Veranlassung, wie denn auch die zahlreichen Vorschriften für Heilmittel gegen Krankheiten und Unglücksfälle fast überall unser Interesse erwecken, da sich beinahe aus jedem dieser Stücke irgend eine kleine kulturhistorisch merkwürdige Thatsache herausschälen läßt. Ueberhaupt ist dieser Abschnitt wohl als der reichhaltigste des ganzen Buches zu bezeichnen; und namentlich er wird dem Forscher eine willkommene Gabe sein. — Ein wichtiger Zug deutschen Wesens ist die Beseelung der Thierwelt, die Herstellung von Beziehungen zwischen den einzelnen Lebensäußerungen der Thiere und dem menschlichen Leben. Wie stark diese deutsche Eigenthümlichkeit die poetischen Gebilde unserer Märchen- und Sagenwelt beeinflußt hat, ist bekannt. Auch in dieser Beziehung bieten die Siebenbürger Volksüberlieferungen werthvolle Ausbeute, und der Verfasser hat das Bemerkenswerthe in übersichtlicher Weise gruppirt und dargestellt.

Vielleicht regen diese kurzen Andeutungen den einen oder den anderen Leser zu der Lektüre des Buches an: lebendiger als aus weitschweifigen Reiseschilderungen werden ihm aus den scheinbar zusammenhanglosen Aufzählungen einzelner Thatsachen Wesen, Gewohnheiten und Anschauungen dieses fernen deutschen Volkes entgegentreten.

G. E.

---

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 51. Berlin, den 22. September 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

## Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. September abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

In Kiel und Gotha haben politische Versammlungen der Liberalen stattgefunden. Der Kieler öffentlichen Versammlung folgte eine Berathung der Delegirten der deutsch-freisinnigen Partei Schleswig-Holsteins; nach Gotha hatte der „Liberale Verein des Herzogthums“ eine Parteikonferenz der Freisinnigen Vereinigung berufen. Den Vortrag in der öffentlichen Versammlung in Kiel hatte der Herausgeber dieses Blattes, der Reichstagsabgeordnete Dr. Barth, übernommen; in Gotha referirte der Reichstagsabgeordnete Dr. Pachnicke über das Vereins- und Versammlungsrecht; der Abgeordnete Rickert über Steuer- und Schulfragen, und Museumsdirektor Aldenhoven über die Arbeiterfrage. Der Standpunkt, den die Redner einnahmen, ist unseren Lesern bekannt; es entwickelten auf diesen sehr günstig und in aller Eintracht verlaufenen Versammlungen die verschiedenen Redner die Grundsätze eines nach unserer Meinung vorurtheilslosen und gesunden Liberalismus.

Um den Geist zu charakterisiren, der in Kiel unter den Liberalen herrschte, möchten wir die folgenden Stellen aus einem vortrefflichen Flugblatt mittheilen, das von der deutsch-freisinnigen Partei Schleswig-Holsteins den versammelten Delegirten gewidmet und zur allgemeinen Vertheilung bestimmt ist; dort heißt es:

„In den grundsätzlichen Fragen des Liberalismus gibt es zwischen Volkspartei und Vereinigung keine Meinungsverschiedenheit.

Nur in einem taktischen Punkte, der allerdings von schwerwiegender Bedeutung, unterscheiden sich die programmartigen Kundgebungen der beiden freisinnigen Gruppen. Die Vereinigung geht von dem Gedanken aus, daß das Ziel der liberalen Grundsätze nur zu erreichen ist, **wenn alle liberalen Kräfte zusammenwirken.**“

Dem entsprechend gelangen die Deutsch-Freisinnigen Schleswig-Holsteins, welche mit allen Kräften sich dagegen stemmen, daß auch in ihren Reihen jene Gegensätze sich verschärfen, welche die einzelnen getrennten liberalen Bruchtheile ohnmächtig machen müssen, zu der nachstehenden einsichtsvollen und nothwendigen Folgerung:

„Wir wollen den Gedanken der Einigung aller Freisinnigen festhalten, wir wollen die liberalen Grundsätze und Ziele hochhalten — und, wenn es angeht, ein Zusammenwirken mit der Regierung nicht von der Hand weisen. Ja, wir wollen die Regierung unterstützen, soweit wir das mit unserem politischen Gewissen, unseren Grundsätzen vereinigen können. Wir wollen, daß unsere Vertreter eine verständige und praktische Politik treiben, und daß sie dabei niemals aus dem Auge lassen sollen, **daß das allgemeine Wohl über jedes Parteiinteresse geht.**“

Das Flugblatt darf mit Recht sagen:

„Wir haben damit die Erfüllung einer besonderen Aufgabe übernommen, aber wir haben das wahrlich nicht in einem kleinlichen partikularistischen, sondern in echt deutschem Geiste gethan.“ P.

Man darf hinzufügen, daß in Gotha sich ein verwandter Geist manifestirt hat; auch dort war man der Ansicht, daß es nicht die Aufgabe sein könne, die liberale Wählerschaft im Lande in bedeutungslose Theile zu zersplittern, sondern daß die parlamentarische Macht der Linken nur dann auf eine bessere Zukunft werde rechnen können, wenn es gelingt, unter Toleriren kleinerer Gegensätze und unter Beseitigung kleinlicher Rivalitäten zu einer freien Konzentration des gesammten Liberalismus im Lande zu gelangen, wenngleich bei der Natur der Gegensätze, welche zu dem Bruch in der parlamentarischen Vertretung des Freisinns Veranlassung gegeben haben, eine Wiedervereinigung der getrennten Theile zu einer Fraktion heute ausgeschlossen erscheint.

Aus Posen hat sich eine Anzahl Verehrer zum **Fürsten Bismarck** begeben. Schon über die Vorbereitungen zu diesem Zuge war in den Zeitungen ausführlich zu lesen, und von jener Presse, die der heutigen Regierung feindlich gegenübersteht, war die Erwartung ausgesprochen worden, daß der frühere Reichskanzler die sich bietende Gelegenheit benutzen werde, um eine scharfe Kritik an jenen Maßregeln zu üben, die man als die heutige „Polenpolitik“ bezeichnet.

Fürst Bismarck hat zwar eine lange Rede seinen Gästen gehalten; und er hat auch in allgemeinen Wendungen von den Schwankungen gesprochen, die seit einem Jahrhundert namentlich unter dem Einflusse höfischer Strömungen die politische Behandlung der polnischen Unterthanen Preußens ungünstig bestimmt haben. Die erhoffte schwere Kanonade gegen die heutige Regierung fand sich jedoch nicht in seiner Rede, die, wenn sie eine feine Spitze überhaupt enthielt, diese eher gegen den Monarchen als gegen die verantwortlichen Minister kehrte. Bei der Veröffentlichung in den „Hamburger Nachrichten“ wurde dann auch jene Pointe gegen die Krone noch fortgefeilt, so daß jene Besucher einigermaßen enttäuscht sein konnten, welche gehofft hatten, aus dem Arsenal des Fürsten Bismarck neue Munition gegen die heutige Regierung zu erhalten.

Vielleicht ist die Haltung, welche Fürst Bismarck in letzter Zeit häufiger gewählt hat, als der Ausdruck einer neuen prinzipiellen Auffassung bei ihm zu betrachten. Es könnte fast den Anschein haben, als sei die Zeit des offenen und versteckten erbitterten Kampfes gegen seinen Nachfolger für ihn vorüber. Dieser Kampf war erfolglos, und er mußte mit jedem neuen Jahre, das Fürst Bismarck eine neue Alterslast zuwälzte, hoffnungsloser werden. So scheint es, daß Fürst Bismarck allmählich aus der Stellung eines politischen Kämpfers in die Stellung eines ruhiger betrachtenden politischen Zuschauers hineinzurücken wünscht, der den weiteren vergeblichen Versuchen entsagt, gestaltend in die öffentlichen Verhältnisse Deutschlands einzugreifen. Statt eines Faktors für die heutige Politik wird Fürst Bismarck damit eine historische Größe unserer politischen Vergangenheit. Das mußten diesmal wenigstens die Posener erfahren, unter denen bestimmte Elemente wenigstens erwartet hatten, den früheren Reichskanzler als Mitkämpfer für die Polemik des Tages verwerthen zu können.

Eine derartige neue Wendung, die dem nothwendigen Verlauf entspricht, würde gleichfalls zeigen, daß wir einer Gesundung der deutschen politischen Verhältnisse allmählich näher kommen.

Man kann nicht sagen, daß Fürst Bismarck seit seinem Rücktritt vermocht hätte, unserer Parteigestaltung irgend wie selbständig die Formen vorzuzeichnen; davon kann gar keine Rede sein. Aber seine bisherige Haltung trübte und verlangsamte jene Strömungen, die sich naturgemäß zu entwickeln begannen. Dankbarkeit, Begeisterung, Sentimentalität wurden durch die Opposition des Fürsten Bismarck so sehr bei seinen Anhängern gesteigert und setzten sich in eine so dichte Wolke von Vorurtheilen um, daß große Bevölkerungskreise die sich neugestaltenden politischen Zustände nur ganz verzerrt erblickten und sie häufig daher mit einer gänzlich ungerechtfertigten Antipathie betrachteten. Nicht was geschah, war das Ausschlaggebende, sondern daß ohne den Fürsten Bismarck überhaupt etwas geschehen sollte, erregte und erbitterte jene Gemüther. Diese Empfindungen, die von der Zeit unter allen Umständen zum Untergang verdammt waren, nährt Fürst Bismarck jetzt nicht mehr ganz so angelegentlich wie früher, und so ist denn zu hoffen, daß bei einem weniger von der gereizten Empfindung beeinflußten Urtheil sich eine vorurtheilslosere Würdigung der heutigen Zustände herausbildet, und daß damit eine breitere Basis in der Bevölkerung geschaffen werden wird, auf die sich eine die Gesammtheit der liberalen Elemente berücksichtigende Politik aufbauen und stützen kann.

Die Polenpolitik insonderheit ist gewiß nicht dazu angethan, heftige Gegensätze auch heute noch zu halten, und wenn solche immer noch künstlich durch Druckerschwärze auf Papier genährt werden, so drängt hierzu nicht die Realität der Thatsachen; nur in dem Schatten, welchen die entschwundene Vergangenheit wirft, kann über die Polenpolitik ein heftigerer Streit noch heute wuchern.

Die polnische Frage hatte einmal für Preußen in der That eine sehr große Bedeutung; das war damals, als die Polen einem zerrissenen Deutschland gegenüberstanden und gleichwohl vergebliche Anstrengungen machten, selbständig zu werden, und als eine sentimentale politische Stimmung ihnen zu Hilfe kam, um sie dem ganzen liberalen Europa als die „unglückliche ritterliche Nation“ erscheinen zu lassen. Heute steht der kleine polnische Bevölkerungsbruchtheil dem geeinten Deutschland gegenüber, das durch politische Schulung realistischer in öffentlichen Angelegenheiten zu denken gelernt hat, und das sich entwöhnte, internationale Fragen und Fragen von großem nationalem Gewicht nach dem Texte lyrischer Gedichte regeln zu wollen. Das geeinte Deutschland von heute braucht daher nicht mehr mit übertriebener Nervosität sich durch die Nationalitätsliebhabereien der Polen reizen zu lassen. Wie wollen die Polen auch zu ihrem Ziele kommen, wenn ihr Ziel gleichmäßig sie in Gegnerschaft zu Preußen, zu Rußland und zu Oesterreich-Ungarn bringen muß. Sie sind die Legitimisten der Nationalitätsidee, die wie die Legitimisten der für immer entthronten Herrscherhäuser ihren Glauben nicht abschwören mögen, aber die mit ihren nationalen Demonstrationen für Deutschland heute kaum gefährlicher sind, als die Erlasse orleanistischer und bourbonischer Prätendenten für die französische Republik; oder das Welfenthum für das deutsche Reich.

Welfen, Polen, Dänen gegenüber wird immer noch zu häufig bei uns eine kleinliche Politik polizeilicher Aengstlichkeit verfolgt, und man steigert damit bei diesen winzigen Portiekchen der Bevölkerung eine ihr Selbstgefühl stärkende Empfindung; sie wähnen jetzt leicht, sie seien wirklich für Deutschland eine Gefahr, während sie mit ihren Aspirationen nur eine den nationalen Nerv reizende Unbequemlichkeit sind. Ein Reich wie Deutschland muß im Gefühl seiner Stärke solcher Unbequemlichkeiten ohne Irritation Herr werden durch Festigkeit und Gerechtigkeit innerhalb einer liberalen Gesetzgebung.

In Pest tagen die **österreichisch-ungarischen Delegationen**, vor denen der Kaiser und der Graf Kalnoki durchaus friedliche Versicherungen über die internationalen Verhältnisse abgegeben haben. Die lebhaftesten Erörterungen rief bisher in der ungarischen Delegation eine Nationalitätsfrage hervor; nämlich die Frage der Agitationen, welche die Rumänier des Königreichs und die rumänischen Ungarn betreiben, um ihre irredentistischen Pläne zu fördern. Die ungarische Nation ist durch diese Zettelungen beunruhigt und dieser Beunruhigung wurde in den Delegationen lebhafter Ausdruck verliehen. Graf Kalnoki suchte jedoch diese aufbrausende, nationale Reizbarkeit herabzustimmen, und gleichwohl muß man zugeben, daß die

keine ungarische Nation mit den ihr zahlreich eingesprengten fremdartigen Bevölkerungselementen zur Sorge weit eher Veranlassung hat, als wir 48 Millionen Deutsche etwa verwandten Agitationen gegenüber.

Graf Kalnoki nahm die rumänische Irredenta nicht allzu ernst und hob berechtigterweise hervor, wie solche Erscheinungen gefährlicher erst dann werden, wenn sie einen Rückhalt an den Intriguen starker auswärtiger Staaten erhalten. Seitdem Oesterreich mit Italien gut stehe, habe die italienische Irredenta an Bedeutung verloren, und so empfehle es sich denn auch, gegen die rumänische Irredenta nur mit Mitteln vorzugehen, welche die guten Beziehungen zum Königreich Rumänien nicht trüben. Einer solchen vorsichtigen Politik verdankt Oesterreich-Ungarn eine lange Reihe von Friedensjahren, welche die innere Kraft des Staates in hohem Grade gefestigt haben.

Im Kampfe zwischen Japan und China zeigt sich immer deutlicher die Ueberlegenheit jenes Staates, welcher sich europäischer Civilisation zugänglich erwiesen hat. Die Größe der Erfolge läßt sich aus den mangelhaften und tendenziös zugestutzten Depeschen kaum richtig abschätzen; aber unzweifelhaft ist es, daß Japan den chinesischen Truppen sowohl zur See wie zu Lande überlegen ist. Von Neuem sind die Chinesen in Korea geschlagen worden; und auch der chinesischen Flotte wurden neue schwere Verluste beigebracht.

Welchen schließlichen Gewinn der Kampf Japan bringen wird, mag noch zweifelhaft sein; aber zuversichtlich wird man erwarten dürfen, daß dieser Krieg wenigstens eine günstige Folge haben wird. Die jetzigen Niederlagen werden die Chinesen darüber belehren, daß ihre bisherige Abgeschlossenheit von der Kultur das Unglück des Reiches verschuldet, und daß der größte Staat zum Untergang verurtheilt ist, der sich nicht die Hilfsmittel der Civilisation zu Nutzen macht. Solche Erwägungen werden schließlich China der europäischen Luftströmung, europäischem Einfluß und europäischem Unternehmungsgeist öffnen.

* * *

## Umsturzparteien.

Von Zeit zu Zeit legt sich in der Politik um ein einzelnes sonores Wort ein dicker Phrasennebel, in dem dann die Parteien blindwüthig auf einander losschlagen, ohne daß sie eigentlich recht wissen, warum. Praktisches Christenthum — herzloses Manchesterthum — gewerbsmäßige Opposition: solche und gar manche ähnliche Redensarten haben sich bei uns in der politischen Diskussion regelmäßig dann eingestellt, wann die Begriffe fehlten. Gegenwärtig bezeichnet das Wort „Umsturzparteien" die neueste Phrasenmode. Die ganze politische Atmosphäre ist davon erfüllt. In der gesammten deutschen Presse hallt es wieder. Der Kampf gegen die Umstürzler wird wie eine Art staatserhaltender Kreuzzug gepredigt. Nur geht es dabei den Predigern ähnlich, wie Gladstone in seinem jüngsten Aufruf zur Einigung aller Gläubigen gegen die Mächte des Unglaubens (The place of heresy and shism in the modern christian church); man vermag weder klar zu erkennen, gegen wen, noch von wem, noch wie der angeblich dringend nothwendige Kampf geführt werden soll. Daß der Kreuzzug sich gegen die Sozialdemokratie zu richten habe, erkennt man zwar einigermaßen deutlich. Aber nur gegen diese? Die Kreuzzeitungsleute — in den letzten Tagen auch der konservative Heerführer von Manteuffel — haben niemals einen ernstlichen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß der Freisinn mit zu den Umsturzparteien gerechnet werden müsse. Ja selbst die Nationalliberalen, die heute — vermittelst der „Nationalliberalen Korrespondenz" — so gewaltig ins reaktionäre Horn stoßen, deren Orthodoxie aber bekanntlich mancherlei zu wünschen übrig läßt, gehören in den Augen des gesinnungstüchtigen Junkerthums zu den Umstürzlern. — Nun gibt es aber nicht bloß einen Umsturz nach vorwärts, sondern auch einen Umsturz nach rückwärts. Deshalb haben wir ein gutes Recht, die Antisemiten, die Tivoli-Konservativen und tutti quanti, die unsere moderne Staatsentwicklung bedrohen, zu den allerbedenklichsten Umstürzlern zu rechnen. Mit anderen Worten: so ziemlich jede Partei erscheint in den Augen der andern als Umsturzpartei. — Und wie will man denn den Kampf führen, wenn sich wirklich ermitteln ließe, von wem und gegen wen gefochten werden soll? Mit Polizeimaßregeln, mit gesetzgeberischen Freiheitsbeschränkungen, mit den verstaubten Wundermitteln der Reaktion? Oder hat man eine neue Methode in petto? Dann heraus damit, bislang schwieg man; und zwar aus einem triftigen Grunde: man wußte nichts vorzuschlagen.

Und schließlich weiß man auch nicht einmal, weshalb man sich denn eigentlich so aufregt. Was ist denn in Deutschland Neues geschehen, wodurch dieser Ruf zu den Waffen gerechtfertigt wäre? Hat die Sozialdemokratie sich in letzter Zeit besonders ungeberdig gezeigt? Niemand weiß etwas davon. Sind gefährliche Auflehnungen gegen die öffentliche Ordnung vorgekommen? Nur der grobe Unfugs-Paragraph ist in lebhaftere Thätigkeit versetzt. Wozu also die krampfhafte Aufregung in der Presse? Die Sozialdemokratie ist bei uns aus dem Stadium der revolutionären Jugendeselei längst heraus. An gewaltsamen Umsturz der Staats- und Gesellschaftsordnung denkt ernstlich kein halbwegs angesehener sozialdemokratischer Führer. Heute weniger, als jemals früher. Und nun soll die staatliche Gesellschaft sich zu einer besonderen Kraftanstrengung aufraffen, um die Sozialdemokratie gesetzgeberisch niederzuhalten. Das ist kein Ausfluß von Selbstbewußtsein, sondern von innerer Schwäche. Und deshalb sieht die Sozialdemokratie auch mit Befriedigung diesem kraftlosen Kampf gegen Windmühlen zu. Man würde der Sozialdemokratie in ganz anderer Weise Abbruch thun, wenn man aus unserer Staatsordnung jene Mängel energisch beseitigen wollte, die in den Augen aller gerecht und billig Denkenden fortdauernd Anstoß erregen. Das Prinzip staatsbürgerlicher Rechtsgleichheit besteht nur auf dem Papier, aber nicht in der Wirklichkeit. Der Adel und die ihm nahestehende Plutokratie wird bei der Vergebung von einflußreichen Stellen in einer Weise bevorzugt, die den Verdiensten jener Gesellschaftskreise um den Staat in keiner Weise entspricht. Auch die Rechtsgleichheit der Konfessionen ist bisher im praktischen Staatsleben durchaus keine volle Wahrheit geworden. Und die öffentliche Meinung glaubt noch an viel mehr ungerechtfertigte Bevorzugungen, als wirklich stattfinden. Man kann den Kampf gegen Umsturzbestrebungen nicht wirksamer führen, als durch die Anwendung striktester Gerechtigkeit und durch die Bethätigung weitherziger Vorurtheilslosigkeit.

Ich zweifele sehr daran, daß in Preußen ein Kohlenarbeiter, der — wie Thomas Burt — auf dem Rücken liegend mit der Spitzhacke in einer Kohlengrube um Tagelohn gearbeitet hat, die Chance hätte, wie der Kohlenarbeiter Thomas Burt in England, zum Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern vorzurücken. Und doch würde es auch bei uns sehr heilsam sein, wenn die Intelligenz des Arbeiterstandes nicht bloß in den untersten Stellen, die der Staat zu vergeben hat, zur Verwendung käme. — Man räume mit den alten Ungerechtigkeiten und Vorurtheilen auf, das ist das wirksamste Kampfmittel gegen alle Umsturzmächte.

Th. Barth.

## Aus der Praxis des Redens.*)

Diese Tage des Vorparlamentes sollten mich auch zum ersten Male in meinem Leben zu einem rednerischen Anlauf treiben. Gerade am Abend vor der Eröffnung, also am 30. März, hatten sich die verschiedenen politischen Gruppen ein Stelldichein in verschiedenen Wirthschaften gegeben; die demokratische Schattirung traf sich in dem recht großen Saale eines Lokales, welches „zum Wolfseck" hieß. Hier war eine schwarz-roth-golden dekorirte Rednerbühne aufgeschlagen. Die neuen Größen traten auf, besonders Raveaux und Robert Blum; sehr entschieden, aber für meinen Geschmack doch noch viel zu vertrauensvoll. Ich war nicht entfernt mit der Absicht gekommen, in die Verhandlungen einzugreifen. Es verbot sich eigentlich von selbst, da ich in diesem Kreise gänzlich unbekannt war. Aber bei einigen vertrauensseligen Sätzen der Redner packte mich mit einem Male der Geist des Widerspruchs, und ehe ich mich dessen besann, stand ich oben auf der Tribüne. Was ich sagte weiß ich nicht mehr, aber heftig war es gewiß und erregte dadurch die Aufmerksamkeit der Versammlung. Mich selbst überkam bei der gänzlichen Ungewohntheit öffentlichen Auftretens und der Gluth meiner Ueberzeugung ein Gefühl, das ich einem brennenden Schmerz vergleichen möchte, der durch den ganzen Körper zuckte. Als ich von der Rednerbühne herab kam, sah mich ein guter Bekannter aus Mainz, der dicht davor gestanden hatte, erstaunt an. „Ach, Du bist's!" rief er aus, „ich hatte Dich gar nicht erkannt." So heftig hatte die Erregung und Anstrengung meine Züge verändert. Als etliche der Anwesenden folgenden Tages nach Mainz kamen, ward in meinem väterlichen Hause berichtet, ich hätte an selbigem Abend im Wolfseck zu Frankfurt vorgeschlagen, daß „getheilt" werden sollte.

So erging es mir bei meiner ersten öffentlichen Rede. Noch ein zweites Mal, bald darauf, erlebte ich Aehnliches.

Ueber gewisse Punkte, während der Verhandlungen des Vorparlamentes selbst, war es zu so heftigem Gegensatz zwischen der äußersten Linken und den übrigen Parteien gekommen, daß jene beschloß, den Saal der Paulskirche zu verlassen. Als Reporter blieb ich zurück, um nach Schluß der Sitzung den Abgetretenen zu berichten. In dem Gasthof, wo die Gesellschaft zu Tisch saß, bestieg ich einen Stuhl. Ich erinnere mich, daß ich vor Aufregung am ganzen Körper bebte, während ich sprach. Nach diesen beiden ersten Anläufen ist mir aber Gleiches nicht mehr begegnet. Ich glaube, daß ich gerade in der nächsten Folgezeit, in diesem bewegten Jahr, mit mehr Unbefangenheit ans Reden ging, als jemals später.

Ueber die Kaltblütigkeit beim öffentlichen Auftreten ließe sich viel sagen. Ich will hier nur so viel einschalten, daß meines Erachtens, d. h. meiner Beobachtung an mir und an Anderen zufolge, wohl schwerlich ein Mensch sich rühmen kann, von jeder Nervenerregung frei zu bleiben, nicht sowohl während er öffentlich spricht, als unmittelbar vorher. Und ich glaube sogar, daß je mehr und je inhaltreicheres Einer zu sagen hat, desto mehr ist er jener Erregung ausgesetzt. Gewohnheitsredner, welche so oft wie möglich das Wort ergreifen, bewegen sich meistens in Gemeinplätzen, und das fließt ihnen natürlich leicht und ruhig von der Zunge herunter. Wo aber das Reden mit intensiver Gedankenarbeit verbunden ist, wo das Gehirn in erhöhte Thätigkeit versetzt wird; und gar, wo, wie in den meisten Fällen, auch die Empfindung mitspricht, also auch das Herz in rascheren Gang kommt, wird beinah immer ein körperlicher Zustand eintreten, der sich, und zwar in nicht wohlthätiger Weise, vom normalen unterscheidet. Wenn man nach der Art, wie es neuerdings bei gewissen Zeitungsredaktionen Mode geworden ist, einen Fragebogen an die bekannten Redner verschiedener Länder herumgehen ließe, um von ihnen auf Grund ihrer an sich gemachten Erfahrung Geständnisse zu erzielen, würden wohl die ehrlichen alle dies zugeben. Es gibt ja verschiedene Grade und Gattungen auf diesem vielgestaltigen Gebiete. Ein anderes ist, ob man mit einer vorbereiteten Rede auf dem Platz erscheint, oder erst durch die Gelegenheit herausgefordert, während andere sprechen, seine Gedanken zurecht legt. Im einen wie im anderen Falle bleibt man nicht frei von dem, was der Schauspieler das Lampenfieber nennt. Hat man Zeit gehabt sich vorzubereiten, so arbeitet unwillkürlich bis zur Aussprache das Gehirn daran, das einmal Erfaßte festzuhalten, und zu diesem Festhalten gesellt sich unvermeidlich das Anschießen neuer, angezweigter Gedanken. Es ist ein den Parlamentariern bekannter widerwärtiger Zustand, lange mit einer fertigen Rede im Leibe herumzugehen.

Ist man z. B. von Anfang an bestimmt, bei einer Debatte mitzuwirken und bringt einen der Gang der Verhandlungen dazu, daß man erst am dritten oder vierten Tag, oder auch nur in der fünften oder sechsten Stunde zum Worte kommt, so geräth man in eine aus Gespanntheit und Zerreibung gemischte Geistesverfassung, die auch das körperliche Gesammtgefühl unangenehm ergreift. Die glücklichsten beneideten Redner sind die, welche bei Verhandlungen möglichst früh dran kommen. Sie sind lange nicht immer die wirksamsten. Selbst wenn Einer zu Beginn einer Debatte eine recht gute Rede gehalten hat, ist der Eindruck in der späteren Entwicklung oft verwischt und durch die Widerlegungen, die ihm der Reihe nach zu Theil geworden, abgeschwächt. Aber immerhin, er ist die Last, die ihm auf dem Kopf und ich möchte sagen, auf dem Magen lag, los geworden und fühlt sich erleichtert. Zum Schlimmsten gehört, wenn man mit einer großen Rede im Bauche nicht nur lange hinausgeschoben worden, sondern wenn während der darüber hingehenden Verhandlungen eine Menge von neu auftauchenden Gesichtspunkten in den vorgefaßten Redeplan mit hineingewoben werden müssen. Diese Nothwendigkeit, in den eigenen Denkzettel immer wieder andere Fäden noch mit einschlagen zu müssen, gehört zu den schwierigsten Aufgaben des Debaters. Mittelmäßige Redner machen sich meist die Sache leicht, indem sie solche unbequeme Zugaben ignoriren und ihr eigenes Gespinnst, unbekümmert um alles andere, abwickeln. Es ist ein ungeheurer Vortheil, den die Geschäftsordnung des deutschen Parlamentes den Regierungsvertretern gegeben hat, daß sie jeder Zeit das Wort nehmen können. Dadurch sind sie von der Nothwendigkeit befreit, ganze Reihen von Gegenbemerkungen sich aufhäufen zu lassen; sie können jeden Redner sofort in Angriff nehmen und ihr Gehirn entlasten. In der Kunst, eine Menge von Punkten zusammenkommen zu lassen und sie dann in einem Fluß abzufertigen, war Windthorst, der sich wegen seiner schlechten Augen keinerlei schriftliche Notiz machen konnte, der größte Meister. Er konnte, erst gegen Ende einer Debatte das Wort nehmend, alle darin vorgebrachten Hauptargumente der Reihe nach abwickeln, ohne sich auch nur der kleinsten Nachhilfe dabei zu bedienen. Das habe ich nicht einmal an Bismarck, an Bennigsen oder an Eugen Richter konstatiren können, obgleich es diesen drei an allen dazu nöthigen Eigenschaften nicht gebricht. Wahrscheinlich hat die durch die mangelhafte Sehkraft dazu nöthigende Selbsterziehung des Gedächtnisses dazu beigetragen. Auch von dem bedeutenden Rechtsgelehrten, Oberappellationsgerichtsrath Planck, der total erblindet ist, erzählen seine Kollegen aus der Kommission für das bürgerliche Gesetz Aehnliches. Bei Windthorst kam die Kaltblütigkeit des Niedersachsen, das Alter und die hohe unangefochtene Stellung hinzu. Doch hab' ich ihn auch, allerdings in seltenen Fällen, namentlich wenn er Gegenstand eines persönlichen Angriffes gewesen, mit erhöhter Temperatur reden hören, bis zu leibhaftigen Zornesausbrüchen. Seine starke Seite waren die Schlußreden, wenn die Wogen lange hin- und hergegangen waren. Das Auditorium wußte, die Debatten können nicht

*) Der Verfasser hat uns, wie bereits einmal im vorigen Jahrgang, wieder ein Stück aus den unter seiner Feder befindlichen Erinnerungen überlassen. Es knüpft diesmal an die Anfangszeit der Bewegung des Jahres 1848 an.

Die Redaktion.

zu Ende gehen, ohne daß er sein Theil dazu gegeben; und nun schob er sich äußerst langsamen, gemessenen Schrittes von seinem Platz, gesenkten Hauptes, nach einer der oberen Stufen der zur Rednerbühne führenden Treppe hinauf, nahm ebenso langsam da, am Fuße, nicht auf der Rednerbühne selbst, Stellung, lehnte die eine Hand auf irgend einen Stützpunkt, steckte die andere, den Arm etwas napoleonisch über die Brust gekreuzt, in die Oeffnung zwischen Weste und Hemd, machte noch eine Pause und, immer noch vor sich hin zur Erde schauend, nicht zum Auditorium gewandt, begann er endlich die Spondeen seiner Prosa tropfenweise von den Lippen fallen zu lassen. Manchmal stimmte der Inhalt der Sätze gar nicht zu der schwerwiegenden Gangart des Vortrages; ja, nicht selten mußte der feierliche Ton die Gemeinplätzlichkeit der Gedanken durchschleppen; aber die Genauigkeit, mit der er rein aus dem Gedächtniß heraus ganze Bündel von Bruchstücken aus den Reden Anderer wieder hervorholte war immer Gegenstand meiner Bewunderung. Wir anderen hatten für solches Bedürfniß, wenn auch nur zu unserer Beruhigung, ein Notizblättchen zur Hand.

An diese Gedächtnißstärke reihte sich bei Windthorst sehr günstig die Improvisationskraft guter Einfälle bei Unterbrechungen an, die ihm stets willkommen waren. Er hörte eben so fein, wie er schlecht sah, und die leiseste Zwischenbemerkung ward von ihm aufgegriffen, wenn sie ihm dienen konnte. Er sagte mir einmal, er gehe nicht auf die Rednerbühne, weil er da zu hoch stehe, um mit dem Gehör unterscheiden zu können, in welchen Schwingungen die Versammlung sich beim Gang seiner Rede bewege. Von allen, die ich lange Jahre hindurch zu meinem Privatstudium über dies interessante Kapitel parlamentarischer Psychologie beobachten konnte, war er derjenige, dem man es am wenigsten am Ausdruck des Gesichts ansehen konnte, wenn er eine Rede halten wollte. An Bismarck's Mienenspiel z. B. konnte man das lange voraus deutlich erkennen, und ich wüßte auch sonst keinen zweiten zu nennen, der es ganz zu verbergen im Stande gewesen wäre.

Dies Vorstadium nämlich, nicht das Reden selbst, ist der kritische Zeitabschnitt. Hat man erst einmal angefangen zu sprechen, so ist das Unangenehme überwunden. So wie man einmal den Zapfen ausgestoßen hat, und die Gedanken hinausfließen, kommt ein Gefühl der Erleichterung über Einen, vorausgesetzt, daß man nicht auf Unachtsamkeit stößt, die viel niederschlagender wirkt als Widerspruch.

Nachdem ich die beiden ersten Male, wie geschildert, von heftiger Erregung durch und durch gerüttelt worden war, habe ich Aehnliches später nicht mehr erlitten —, immer unter dem Vorbehalt, daß ohne ein gewisses Maß von beschleunigter Blutbewegung es bei irgendwie ernsten rednerischen Anläufen nicht abgeht; besonders auf parlamentarischem Boden. Mit diesem ist kein anderes Feld zu vergleichen. Ich habe vor Gericht in eigener Sache plädirt, in feindselig gestimmten, tumultuarischen Volksversammlungen gestritten, lehrhafte Vorträge gehalten — aber alles nicht zu vergleichen mit den Klippen und Untiefen des parlamentarischen Meeres. Wenn man so bei der bloßen Umschau gewahr wird, wie etliche hundert feindliche oder mißtrauische Zuhörer auf den kleinsten Mißgriff lauern, um sich darauf zu stürzen; wie jeder unliebe Zwischenfall, sofort unrettbar der breitesten Oeffentlichkeit überliefert, weiter läuft; wenn man aus der eigenen Erfahrung an sich und den Anderen gelernt hat, wie schwer es ist, gerade stärkere Effekte zu erzielen, ohne in eine ungeahnte Falle zu treten: dann fühlt man das Gebot, sich während des Sprechens zur Vermeidung solcher Fehler zu einer Aufmerksamkeit zu konzentriren, welche mit dem Drang des lebhaft pochenden Mittheilungsbedürfnisses sich in gleichem Tempo zu bewegen hat. Das ist für den Redner, welchem das Gelingen nicht gleichgültig ist und der die Tücken des Geschäftes kennt, die schwierige Kombination zweier ganz entgegengesetzter Bewegungen. Redner extremer Parteien haben darin einen Vortheil. Das Heftige hat an sich schon eine Plastik, die für starke Wirkung sorgt, und die Gewißheit, Anstoß und Widerspruch zu erregen, gibt im Voraus einen Panzer gegen alle Anfechtungen. Man erzählt, daß die alten Soldaten die Gefahren des Krieges mit der Zeit immer mehr scheuen, weil sie sie immer mehr kennen lernen. Etwas Aehnliches mag alten Parlamentariern begegnen. Wenigstens entspricht das meiner Selbstbeobachtung. Ich kann sagen, daß ich zu keiner Zeit, weder im Anfang noch später, ein schüchterner oder verlegener Redner gewesen bin, ich bin auch nie aus dem Konzept gekommen; aber in den Anfängen meiner oratorischen Praxis, während des ganzen Jahres 1848 und in dem ersten Abschnitt der mit 1868 beginnenden Periode, bin ich doch viel dreister und unbefangener mit dem öffentlichen Wort drauf losgegangen als später. Bei der Erlernung fremder Sprachen kann man Analoges an sich erleben. So lange man in die Feinheiten nicht eingedrungen ist, geht es flott vorwärts. Ist man aber einmal tief eingedrungen, so kennt man die Menge der Fehler, die zu vermeiden sind, und stürmt weniger voran. So auch lernen ungebildete Menschen, wenn sie sich im fremden Lande aufhalten, dessen Sprache schneller und sicherer parliren als Gebildete. In allen schwierigen Aufgaben besteht die richtige Lösung des Problems darin, das erforderliche Maß von Selbstvertrauen mit dem erforderlichen Maß von Selbstkontrolle und Selbstkritik zu paaren.

Jeder Mensch hat seine eigene Art, sich zu waschen; so auch Jeder eine andere, seine Reden vorzubereiten. Mir ist es nie gelungen, eine im Voraus schriftlich auszuarbeiten, obwohl ich es einige Male bei wichtigen Anläßen ernstlich versuchte, weil ich nichts dem Zufall der Improvisation überlassen wollte. Es ging eben einfach nicht; nach den ersten Sätzen versagte mir die Geduld, an der es mir sonst nicht fehlt. Ich habe mich daher ausnahmslos begnügt, wenn überhaupt die Umstände Vorbereitung gewährten, den Gedankengang in ganz knappen Stichworten zu entwerfen, bald sorgfältiger, bald sorgloser, je nach der Wichtigkeit des Anlasses und des Auditoriums. Meine Methode der Vorbereitung war von Anfang meiner Praxis bis zum Ende die folgende. Ich legte ein Blatt vor mich hin und warf ohne Besinnen alle Gedanken, Daten, Einfälle, die sich auf mein Thema bezogen, aufs Papier in bunter Reihe nieder. Hatte ich eine geraume Zeit damit verbracht und das Gefühl, daß ich allen zur Sache gehörigen Vorrath aus dem Gehirn oder aus den Hilfsquellen herausgezogen, so fing ich an, Ordnung in den Haufen zu bringen. Ich gab mir zunächst von ungefähr Rechenschaft von der Reihenfolge, in welcher die Hauptgesichtspunkte auseinander zu entwickeln seien und versah jeden Gesichtspunkt mit einer Nummer. Mit diesem Schema im Kopf numerirte ich dann die betreffenden Stellen, und danach stellte ich alle unter die Rubrik derselben Ziffer gehörenden Notizen zu einander. Damit war das Skelett der Rede in der Hauptsache ausgebaut. Besondere Aufmerksamkeit ward hierauf den Eingangs- und den Schlußworten gewidmet. Beide sind für den Erfolg besonders wichtig, der Schluß noch mehr als der Eingang. Es ist möglich, ganz unbedeutend anzufangen, und doch Glück zu haben. Aber ein unbedeutender Schluß ist immer ein Unglück. Eine andere mit dem Schluß verbundene Gefahr besteht darin, daß er zu wiederholten Malen kommt. Es gibt viele Redner, welche die leidige Gewohnheit haben, nicht mit dem Schluß schließen zu können. Der Hörer glaubt an einer gewissen Stelle, nach Form und Inhalt, auch nach dem Tonfall des Vortrags, am Ende dieses letzten Satzes werde der Redner sich triumphirend niedersetzen. Aber bewahre! Der Redner nimmt nun einen neuen Anlauf, um wieder einen Schluß, der es doch nicht ist, an dessen Ende zu setzen. Ich könnte aus dem deutschen Reichstag ein paar Redner nennen, die mich, so oft sie sprachen, durch diese Gewohnheit, die ihnen selbst am meisten schadete, zur Verzweiflung brachten. Sie waren wie Leute, die nicht fortgehen können und immer wieder anfangen, wenn sie schon an der Thür stehen und adieu gesagt haben. Ein Schluß darf auch nicht zu abrupt hereinfallen, sonst kann er bei aller Trefflichkeit seinen Effekt verfehlen. Der Hörer muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß jetzt das Ende kommt, die Konklusion, die Moral

oder die Beschwörung. Der Hörer darf nicht erst, nachdem der Redner sich gesetzt hat, entdecken, daß ihm eben der Haupteindruck hatte gemacht werden sollen. Das kommt auch vor und ist höchst fatal. Aber es ist nicht ermüdend und widerwärtig wie das Aneinanderreihen von einem halben Dutzend Schlußperioden, an deren letztem Ende der Hörer sich sagt, aber erst wenn er den Redner hat untertauchen sehen: So, jetzt scheint er fertig zu sein, Ouf! Ein guter Schluß will in weder zu langer noch zu kurzer Vorbereitung herbeigeführt sein. Ton und Inhalt müssen zusammenwirken, um anzukündigen, daß er jetzt herankommt, und dann muß er auch ohne zu lange Spannung und Ermüdung alsbald eintreten. Bei einiger taktvoller Begabung macht sich das Meiste davon von selbst. Was ich hier sage ist mehr das Ergebniß rückschauender Beobachtung als vorbedachter Anwendung. Hier, wie in allen Dingen, heißt es: practica est multiplex. Nur keine Pedanterie! Jeder Fall will die Regel auf seine besondere Art angewendet haben, und die unreflektirte Reflexion des Verständigen und Wissenden behält die letzte Entscheidung in der Hand.

Für Einleitung und Schluß suchte ich mir nach Möglichkeit, ganz gegen alle sonstige Gewöhnung, den Wortlaut, wenn auch niemals schriftlich, doch im Kopfe voraus zu fixiren. Nur zum Theil deshalb, weil der Gang der Rede hier besonderen Anspruch auf Schmuck zu machen hat; mehr noch aus subjektivem Grunde. Es ist wichtig, im Moment, wo man zum Wort gelangt, möglichst ruhig zu sein. Weiß man also schon ganz genau vorher, was und wie man das Erste zu sagen hat, so trägt das zur Kaltblütigkeit wesentlich bei. Und hat man einmal kaltblütig angefangen, so ist schon ein groß Stück gewonnen. Etwas Aehnliches hat es mit dem Schluß auf sich. Ich spreche hier immer von einer längeren Rede, von einer, die mehr als eine halbe Stunde dauert. Gegen Ende der ersten Stunde wird man warm, innerlich und äußerlich. Die Parlamentssäle und gar die oft niedrigen Tanzsäle der ländlichen Volksversammlungen, mit Menschen angepfropft, erzeugen eine böse Temperatur. Ich bin bei Bergbesteigungen selten in so starke Transspiration gekommen als bei mehrstündigen Reden. Da nun der Schluß so wichtig ist, so entspricht es der oratorischen Vorsicht, möglichst wenig dabei der spontanen Produktion eines überheizten Gehirns und ermüdeten Körpers zu überlassen. Man muß mit Sicherheit in ihn hinübergleiten können, statt ihn mit der letzten Kraft zu improvisiren, mit Behagen die Hand nach dem festgelegten Vorrath ausstrecken und sein Panier aufpflanzen. Allerhand Zwischenfälle können dieser Vorbereitung Hindernisse in den Weg legen, aber mit ein bischen Gewandtheit läßt sich das leicht wieder einrenken. Es wird auch einem geübten Redner bei einem langen Vortrag äußerst selten gelingen, daß er von dem, was er sich im Voraus eingeprägt, nicht eines oder das andere vergesse. Solche Reste finden sich meistens, wenn man hinterher seinen Denkzettel nachliest. Manchmal überspringt man auch absichtlich einen Gedanken, der in die Reihenfolge eingestellt war, denn erst der Moment entscheidet über die Opportunität. Es gibt Einfälle, die, voraus gedacht, sehr glücklich erscheinen, in dem Momente der Konzeption, die aber einen Mißton hervorrufen würden, wenn man sie im entscheidenden Augenblick anbrächte. Ein geübter Redner wird sich immer mit einigen Pointen versehen, um von Zeit zu Zeit Leben in seinen Vortrag zu bringen, aber er darf sich nicht verführen lassen, damit herauszukommen, wenn die Stimmung nicht dazu paßt, z. B. mit einem Witz, wenn sich Ernst über die Gesellschaft gelagert hat, oder umgekehrt. Ein solcher Verzicht ist auch kein großes Opfer. Was man einmal nicht verbraucht hat, kann ein andermal dienen. Ein guter Witz ist ein gern gesehener Gast. Aber witzige Reden zu halten wird für den Redner auf die Länge verderblich. Es setzt ihn, trotzdem man seine Fähigkeit anerkennt und sich daran ergetzt, um einen Grad herunter. Der Mensch, besonders der in Massen, und ganz besonders der deutsche Mensch will ernst genommen sein. In den Jahren nach 1866, wo ich, bei ebenso viel Lust und Frische, wie im Jahre 1848, eine größere Sorgfalt als ehemals auf meine populären Reden verwandte, hatte ich eine Zeit lang die Neigung, die scherzhaften Pointen, namentlich in Volksversammlungen auf dem Lande, zu häufen. Der gescheiteste unter meinen Anhängern, der in jenen Jahren mit unübertroffener Virtuosität die Bewegung in meinem Wahlkreise leitete, erwies mir damals den Dienst, mich vor dieser Neigung zu warnen. Jedesmal ehe ich auf die Rednerbühne ging, raunte er mir in die Ohren: „Nur nicht zu viel Witze!“ Ich ließ mir's gesagt sein und befand mich wohl dabei. Für populäre politische Reden, namentlich für Wahlreden gilt meiner Erfahrung nach als Hauptregel, und das möchte ich als Rezept den Lernbegierigen empfehlen: nur nicht zu sehr ins Detail der Dinge eindringen. Wer breite, genaue Sachlichkeit in Volksversammlungen auseinander rollt, wird schwerlich Glück machen. Hier gilt es zu elektrisiren, und man elektrisirt nur mit allgemeinen Gedanken, die auch an das Gefühl appelliren. Ein französischer Republikaner sagte einmal zu mir: „In meinen Kandidatenreden wühle ich, wenn ich vor Bauern stehe, noch immer gegen den Zehnten, welchen vor hundert Jahren der Adel und die Kirche erhoben, und warne vor deren Wiederkehr. Das wirkt noch immer.“ Gerade was in Wahlversammlungen zündet, erkältet in den parlamentarischen. Wenigstens in Deutschland, wo das vorherrschende norddeutsche Element kritisch kalt ist. Unvergeßlich ist mir der peinliche Eindruck, den einer der bravsten und begabtesten süddeutschen Demokraten, ein alter Achtundvierziger, bei seiner ersten Rede im Reichstag machte, als er Robert Blum's Mahnruf an „das brechende Auge der sterbenden Freiheit“ aus dem Grabe der Paulskirche heraufbeschwor. Manchmal allerdings verstieg sich auch ein echter Pommer, Kleist-Retzow, auf die oberen Sprossen der pathetischen Leiter hinauf; aber das natürliche Feuer des jugendlich ungestümen Greises erzwang sich eine Art physiologischer Bewunderung, nicht zu vergessen, daß er ein Junker war und damit gerade die Koterie der kühlsten Spötter auf seiner Seite, und darum zu andächtigen Hörern hatte. Wer sachlich interessantes, möglichst neues Material einfach vorträgt, ist sicher, das Ohr des Hauses zu haben, besonders wenn man ihm anmerkt, daß er aus dem Vollen selbst gesammelten Wissens schöpft, nicht erst eben Entliehenes anbringt. Ich habe es mehrmals mit Genuß erlebt, wie die ganze Versammlung an den Lippen des Sozialdemokraten Schwarz hing, wenn er, ehedem Schiffskoch, aus seinen Erfahrungen auf der hohen See Belehrendes vortrug; überhaupt eine prächtige Figur mit seinem breiten Schädel, breiten Brustkasten und breiten Fritz Reuter'schen Dialekt, die zu dem Eindruck zusammenwirkten, daß er selbst alles glaubte, was er sagte, — eine Hauptbedingung, um Andacht zu erzielen. Aber wer solche stoffliche Mittheilungen machen will, der hüte sich vor Allem, viel abzulesen. Nichts ist schlimmer als das. Nach mehr als ein paar Zeilen fällt das Auditorium ab. Es ist sehr merkwürdig, wie ein an den lebendigen, mehr oder weniger improvisirten Vortrag gewöhntes Auditorium der Zumuthung, sich etwas vorlesen zu lassen, widerstrebt. Selbst wenn man überraschende Zahlen vorzutragen hat, solche z. B. die eine vorher von einem Gegner aufgestellte Behauptung in schlagender Weise ad absurdum führen, muß man so sparsam wie möglich mit dem Lesen umgehen, sofern irgend thunlich sich die Ziffern ins Gedächtniß prägen, um sie frei vorzutragen, oder das Ganze in Portionen vertheilen, die von lebendigen Redetheilen unterbrochen werden. Andererseits jedoch wirkt wieder ein kurzes Citat, wo es sich um Konstatirung eines Wortlauts handelt, gelesen sogar besser als gesprochen. Das Blatt oder das Buch in der Hand des Redners gibt dem Vorgang die Gestalt einer authentischen Beglaubigung. Ein solches Vorlesen einer kurzen prägnanten Stelle kann den Gegner kräftiger vernichten als ein noch so genaues freies Vortragen. Einer der schlechtesten Dienste, den sich ein Redner leisten kann, besteht darin, daß er zur Unterstützung des Gesagten irgend welche sinnlichen Gegenstände, Bilder, Muster, Instrumente u. dergl. auf „den Tisch des Hauses“ niederlegt. Das Begaffen und Begucken hat

nun einmal einen solchen Reiz für die Menschen, daß es sie sofort heranzieht. Und wären es auch nur einige Röllchen Garn oder Düten mit Mehl: so wie sie erscheinen, sammeln sich Gruppen um den Tisch, hören nicht zu, und schieben sich zwischen den Redner und den Rest seines Publikums. Das Beschauen ist so viel verführerischer als das Verstehen; das ist das Geheimniß der illustrirten Litteratur und ihres geschäftlichen Erfolges. Ich habe immer meinen Freunden gerathen: wenn Ihr etwas auf den Tisch des Hauses niederzulegen habt, wartet, bis Ihr mit Eurer Rede zu Ende seid. Wenn dann nach Euch einer von der anderen Seite dran kommt, hat der gegen die Zerstreutheit der Beschauenden anzukämpfen.

L. Bamberger.

## Die Reichserbschaftsteuer.

Ueberschüsse nach einer Aera des Defizits pflegen so freudig begrüßt zu werden wie ein milder Landregen nach langer Dürre. Aber für einen Finanzminister gibt es Augenblicke, in denen ihm gerade Ueberschüsse unbequem sind, nämlich dann, wenn er eine neue Steuer plant. Die Tabaksteuer sollte ihre Begründung in dem ungedeckten Fehlbetrag des Reichshaushaltplanes für 1895/96 finden, und nun fehlt der Fehlbetrag. Wenigstens dürfte er bei einem Andauern des günstigen Verhältnisses zwischen den wirklichen und den angenommenen Einnahmen des laufenden Etatsjahres und bei sparsamer Bemessung der Ausgaben des künftigen Etatsjahres so geringfügig sein, daß er das Steuergebäude, welches auf ihm errichtet werden sollte, nicht trägt. Der Reichstag, welcher die Besteuerung des Tabaks ablehnte, als ein erheblicheres Defizit seine Schatten vorauszuwerfen schien, wird sie nicht annehmen, wenn das Defizit verschwindend klein oder ganz verschwunden ist. Die große militärpolitische Aktion, die von nicht Wenigen gerade deshalb mit besonderer Besorgniß aufgenommen wurde, weil sie neue, schwere Steuerlasten vermeintlich nach sich ziehen müßte, hätte sich in ihren direkten finanziellen Konsequenzen alsdann auf die Verschärfung der Börsen- und der Lotteriesteuer beschränkt.

Ob aber die natürliche, durch den Bevölkerungszuwachs verursachte Einnahmesteigerung auch in Zukunft ausreichen wird, den Reichsbedarf zu decken, das erscheint recht fraglich. Man mag es bedauerlich oder erfreulich finden, vorhanden ist es nun einmal, das Gesetz der steigenden Staatsaufgaben und darum auch der steigenden Staatsausgaben. Man vergleiche die heutigen Budgets aller Staaten, übrigens auch der Gemeinden, mit den Budgets früherer Jahrzehnte und man wird fast überall eine Erhöhung finden, welche prozentual über die inzwischen eingetretene Zunahme der Seelenzahl hinausgeht. Kein Anzeichen deutet darauf hin, daß diese Entwicklungstendenz in absehbarer Zukunft eine Unterbrechung erfahren wird. Haben wir aber eine Ausgabesteigerung in späteren Jahren zu erwarten, welche durch die natürliche Einnahmesteigerung zu einem Theile ihre Deckung nicht findet, wo ist dann für diesen ungedeckten Theil das Deckungsmittel zu suchen? Es wäre schön und gerecht, wenn es sich in der Branntweinliebesgabe fände. Aber dieses Steuersatz wird sich nur allmählich abzapfen lassen. Und daneben wird die Steuernachfrage nicht ruhen. Man kann deshalb nicht früh und nicht nachdrücklich genug hervorheben, daß im Bedarfsfalle nur eine Steuer in Frage kommen sollte, welche die Last soweit nach der Tragfähigkeit bemißt, als dies steuerlich überhaupt ausführbar erscheint. Steuern, welche lediglich an die Thatsache des Verbrauchs anknüpfen, ohne das Einkommen oder Vermögen irgendwie zu berücksichtigen, und auch solche, welche an die Thatsache des Umsatzes anknüpfen, ohne die daraus resultirenden Gewinne oder Verluste zu berücksichtigen, haben wir im Deutschen Reich nachgerade genug. Wenn die Zölle und Verbrauchsteuern von 246 Millionen Mark im Jahre 1874 auf 621 Millionen im Jahre 1894/95, die Stempelabgaben von 6 Millionen im gleichen Zeitraum auf 34 Millionen zuzüglich der noch unsicheren Mehrerträge aus der neuesten Erhöhung der Stempelsteuern anwachsen konnten, so liegt in dieser starken Steigerung die ernste Mahnung, den Bogen der indirekten Besteuerung nicht zu überspannen. Man wird sich daher im Nothfalle nach einer Steuer umzusehen haben, welche zu dem auch mit der besten Steuerform verbundenen Nachtheil, daß sie Lasten auferlegt, doch den Vortheil fügt, daß sie die Lasten in einer Weise auferlegt, welche diejenigen Elemente der Bevölkerung nicht bedrückt, die schon schwer genug am Leben und am Staat zu tragen haben.

Eine solche relativ erträgliche Steuer ist die Erbschaftsteuer. Alle deutschen Einzelstaaten, mit zwei Ausnahmen, haben eine Erbschaftsteuer, und in allen führt sie ein wenig beachtetes Stillleben. Aber gerade dieses Stillleben spricht für die Erbschaftsteuer. Denn darin gleichen die Steuern den Frauen, daß diejenigen die besten zu sein pflegen, von denen am wenigsten geredet wird.

Wer sollte wohl die prinzipielle Berechtigung einer Abgabe auf Erbschaften, Vermächtnisse und, nicht zu vergessen, auf Schenkungen bestreiten? Mag man sie mit Rau als eine Gebühr oder mit Schäffle als eine indirekte Vermögensteuer oder mit Schall als eine Verkehrsteuer rubriziren, mag man das Steuerrecht oder das Erbrecht des Staates zu ihrer Begründung heranziehen, mag man sie sozialpolitisch oder rein finanztechnisch betrachten, immer trägt sie eine ausreichende Rechtfertigung in sich. Der Einzelne, dem ein Vermögensobjekt zufällt, erträgt in dem Augenblicke des Anfalls einen Abzug am leichtesten, — Grund genug für den Fiskus, um in diesem Augenblicke zuzugreifen. Der Staat setzt seinen Verwaltungsapparat in Bewegung, um den Anspruch auf die Hinterlassenschaft in Besitz umzuwandeln, — Grund genug, sich für diese Thätigkeit bezahlt zu machen. Der Staat hat als Sicherheitsproduzent auch bei der Vermögensbildung mitgeholfen, — Grund genug, sich vom fertigen Vermögen einen Antheil zu verschaffen. Die Kontroverse um die richtige Stellung der Erbschaftsteuer im gesammten Steuersystem hat ihren theoretischen Reiz, doch praktische Bedeutung wohnt ihr kaum inne.

Eine Huldigung an den Sozialismus braucht ferner in der Erbschaftsteuer nicht nothwendig gefunden zu werden. Bentham verlangte freilich, alles durch den Tod frei werdende Vermögen solle dem Staat als Intestaterben zufallen, wenn nicht sehr nahe Verwandte vorhanden seien. Die St. Simonisten wollten in jedem Falle die Gesellschaft statt der Familie als Erbe einsetzen. Baron sieht wenigstens eine Durchgangsstufe für die allmähliche Abschaffung des Erbrechts in der Seitenlinie darin, daß der Staat dieser Linie eine empfindlichere Steuer auferlegt. Doch derartige halb- oder ganzkommunistische Tendenzen kann man abweisen und gleichwohl die Erbschaftsteuer befürworten. Das Erbrecht bleibt unerschüttert. Der Vater kann nach wie vor für diejenigen sorgen, die seinem Herzen am nächsten stehen, und er kann in dem Bestreben, ihre Zukunft zu sichern, ihnen dermaleinst auf den Lebensweg mehr mitzugeben, als er selbst empfing, das Motiv zur höchsten Kraftentfaltung finden. Die Basis unserer Rechtsordnung wird nicht angetastet; es besteht nicht ein lebenslängliches Nutzungsrecht an Gebrauchsgegenständen, sondern ein unbeschränktes, volles Eigenthumsrecht, das in den vom Eigenthümer gewollten Wirkungen über dessen Grab hinausreicht. Die Schaffensfreude wird nicht gestört und die Schaffenskraft nicht gelähmt durch die Aussicht, daß die Früchte des Fleißes zuletzt doch nicht der eigenen Familie zu gute kommen. Der Staat schwächt nicht die Leistungsfähigkeit seiner Bürger, er hält die kapitalbildende Kraft nicht nieder. Die Erbschaftsteuer stellt vielmehr nur einen im günstigen Moment erhobenen und das Maß des Erträglichen nicht überschreitenden Tribut dar, den der Einzelne der Gesammtheit entrichtet und der mit den anderen Tributen zusammen ihr die Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke gewährt.

Der Fiskus sagt einfach mit dem Poeten: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“, und bezeichnet als Mittel des Erwerbens einen gewissen Prozentsatz der Erbschaftsmasse.

Soll eine solche Steuerquelle dem Reiche ganz verschlossen bleiben? Allerdings bietet, wie Herr Miquel gelegentlich mit Recht hervorhob, Deutschland in seiner Eigenschaft als Bundesstaat der Steuerpolitik größere Schwierigkeiten als irgend ein Einheitsstaat. Die Hindernisse indeß, welche die Einführung einer Reichserbschaftsteuer im Wege stehen, sind nicht unüberwindlich. Gerade das preußische Finanzministerium war es, welches im Jahre 1877 die Einreichung einer Denkschrift an den Bundesrath, betreffend Unifizirung der Erbschaftsteuer, veranlaßte. In dieser Denkschrift war ausgesprochen, daß der reichsgesetzlichen Regelung dieser Abgabe sachliche Bedenken nicht entgegenstehen. Ein besonderer Gesetzentwurf wurde nicht vorgelegt; es sollte vielmehr das preußische Gesetz vom 30. Mai 1873 „mit geringen Veränderungen und vorbehaltlich der Entschließung über die Tarifsätze“ als Grundlage für die Erörterungen benutzt werden. Der Bundesrath ließ die preußischen Vorschläge in einer Kommission berathen, und diese wies sie zurück. Der innere Grund für die Ablehnung lag, wie die Bundesrathsprotokolle ergeben, in der Rücksicht auf den Haushalt der Einzelstaaten. Letztere wollten ihr Besteuerungsrecht nicht beschränkt sehen und die ihnen zugemutheten Einnahmeverluste nicht auf sich nehmen.

Diese Rücksicht darf indeß nicht ausschlaggebend sein. Wenn die Einzelstaaten die Einnahme aus der Erbschaftsteuer dem Reiche überlassen, so empfangen sie einen Ersatz dafür durch die Verminderung der Matrikularbeiträge. Zwar ist der Ausgleich nicht überall ein vollkommener; aber ein geringfügiges Manko, das da oder dort entstehen mag, kann doch nicht ein ewiges Hemmniß für die Durchführung einer Maßregel bilden, welche aus guten Gründen im Uebrigen erwünscht ist.

Soll der Preuße für alle Zeiten in Erbschaftsteuersachen anders als der Gothaer, der Mecklenburg-Schweriner anders als der Mecklenburg-Strelitzer behandelt werden, bloß weil Hamburg bei der Einführung der Reichserbschaftsteuer nicht günstig abschneidet? Die Verschiedenheit muß, so sagte bereits die preußische Denkschrift, um so mehr als ein Uebelstand empfunden werden, je weiter die Uebereinstimmung in der Rechtspflege und in dem bürgerlichen Rechte durch die gemeinschaftliche Gesetzgebung gefördert wird und je enger und vielseitiger die Verkehrsbeziehungen zwischen den Angehörigen der verschiedenen Bundesstaaten sich gestalten. Nicht lange mehr, und wir haben ein einheitliches Erbrecht. Ist es da nicht natürlich, daß wir auch ein einheitliches Erbschaftsteuerrecht erhalten?

Erst wenn die Erbschaftsteuer Reichssache geworden ist, steht zu erwarten, daß sie diejenige Ausbildung erfahren wird, welche ihr zukommt. Um die Mitte der achtziger Jahre vereinnahmten die sämmtlichen deutschen Einzelstaaten im Durchschnitt jährlich etwa 9 Millionen Mark aus der Erbschaftsteuer. Gegenwärtig hat sich der Ertrag gehoben, doch erreicht er bei Weitem nicht die Höhe, die sich ohne ein Uebermaß des Druckes erreichen ließe. Der preußische Etat für 1894/95 weist eine Einnahme aus der Erbschaftsteuer von 8,3 Millionen auf. Oldenburg bezog, um nur einzelne der Bundesstaaten aufzuführen, 1893 aus der gleichen Quelle 104 000, Hessen aus Erbschaft- und Schenkungsteuer 455 000, Lübeck 65 000, Hamburg nach dem Finanzvoranschlag für 1893 915 000 Mark. Vergleichen wir damit die Beträge, welche die ausländischen Budgets aufweisen, so ermessen wir erst, wie reichlich dieser Born fließen kann. Großbritannien, welches die entwickeltste Erbschaftsteuer der ganzen Welt besitzt, registrirte für das Finanzjahr bis zum 31. März 1893 nicht weniger als 10 914 131 Lstrl. als Ertrag aus der Erbschaftsteuer, also weit über 200 Millionen Mark. Nach der nunmehr vollzogenen Reform wird der Ertrag sogar auf 13 500 000 Lstrl. pro Jahr geschätzt. Frankreich erhob bereits im Jahre 1884 eine Erbschaftssteuer von 132 Millionen Franks, eine Schenkungsteuer von 17 Millionen Franks. Belgien hat im Budget für 1893 einen Ertrag der Erbschaftsteuer von 19½ Millionen Franks, Italien für das am 30. Juni 1894 beendigte Finanzjahr 37 300 000 Lire.

Selbstverständlich kann eine deutsche Erbschaftsteuer nicht zur Höhe der englischen emporgeschnellt werden.

Eine rationell angelegte Reichserbschaftsteuer hätte vor Allem zwei Anforderungen zu erfüllen: Sie müßte abgestuft sein sowohl nach der Entfernung des Verwandtschaftsgrades als auch nach der Höhe der Erbschaftsmasse. Gegenwärtig steigt die Steuer in Sachsen-Gotha bis zu 3 %, in Sachsen-Weimar bis zu 4, in Preußen bis zu 8, in Baden bis zu 10 %. Im Reich brauchte man bei Bemessung des Maximalsatzes für die entferntesten Verwandtschaftsgrade oder für Nichtverwandte keineswegs besonders ängstlich zu verfahren. In solchen Fällen ist die Abgabe wirklich nur ein Abzug von einem Glücksgewinn, und dieser Abzug kann immerhin recht hoch gegriffen werden. „Lacherbengeld“ hieß die 1622 in Baden eingeführte Erbsteuer; — bei derartigen Erbgängen ist sie in der That ein Lacherbengeld. Aber auch mit der Größe des zufallenden Vermögens soll der Steuersatz steigen. Noch ist freilich die Progressiverbschaftsteuer nur wenig ausgebildet; England, Zürich, Solothurn 2c. haben Ansätze dazu. Aber nichts hindert den Grundsatz, daß sich die Leistungspflicht der Leistungsfähigkeit anzupassen hat, auch hier zur Anwendung zu bringen. In der Einkommenbesteuerung hat sich der Gedanke der Progression Anerkennung verschafft, und auch in der Besteuerung von Erbtheilen wird man sich der Erkenntniß auf die Dauer nicht verschließen können, daß der Erbe von zwei Millionen eine andere steuerliche Behandlung verdient und verträgt als der Erbe von zwanzig Tausend.

Sehr umstritten ist die Frage, ob und inwieweit auch Eltern und Kinder zur Erbschaftsteuer heranzuziehen sind. Der alte Hoffmann hebt in seiner „Lehre von den Steuern“, die, obwohl 1840 geschrieben, noch heute lesbar ist, hervor, daß in den meisten Fällen, wo das Haupt der Familie stirbt, sein Nachlaß eine sehr unzureichende Vergütung des Verlustes an Einkommen ist, welchen sein Tod verursacht. Gewiß, das jährliche Einkommen aus der Besoldung eines Beamten oder aus den Geschäften eines Gewerbtreibenden übersteigt gemeinhin bei Weitem den Betrag der Zinsen, welche das Kapital abwirft, das aus seinem Nachlaß gewonnen wird. Dennoch hat sich die neuere Wissenschaft überwiegend für die Besteuerung auch dieser Gruppe von Erben ausgesprochen. Ebensowenig kümmerte sich die Praxis des Auslands um die entgegenstehenden Bedenken. Frankreich besteuert Verwandte in gerader Linie mit 1¼ Proz., die Niederlande mit 1¼ Proz., Dänemark mit 1 Proz., Oesterreich mit 1 Proz., Italien mit 1,44 Proz., Großbritannien bisher mit 1½ Proz. für unbewegliches Vermögen, erheblich höher für bewegliches Vermögen. Die Schweizer Kantone Genf, Basel, Thurgau, Solothurn 2c. besteuern gleichfalls Ascendenten wie Descendenten. In Deutschland allerdings besteuert nur das elsaß-lothringische Gesetz von 1889 zugleich die Descendenz und Ascendenz. Die Ascendenten für sich allein werden vereinzelt besteuert. Die Anschauungen der deutschen Bevölkerung stehen im Allgemeinen diesem Theile der Besteuerung entgegen. Und da eine Steuer vorherrschende Anschauungen nicht schroff verletzen soll, so könnte für Deutschland nur ein ganz geringer Steuersatz für die allernächsten Verwandten in Frage kommen. Der von Herrn Miquel in der Landtagsession von 1890/91 eingebrachte Entwurf, betreffend Abänderung des preußischen Erbschaftsteuergesetzes, schlug ½ Proz. bei Ehegatten und Verwandten absteigender Linie, 1 Proz. bei Verwandten aufsteigender Linie vor. Diese Sätze dürften auch für eine Reichserbschaftsteuer nicht ungeeignet sein. Die bezeichneten Kategorien von Erben ganz herauszulassen, verbietet sich mit Rücksicht auf den Ertrag der Steuer. Andererseits treten die geltend gemachten Bedenken zurück, sobald die Steuersätze, wie vorgeschlagen, schonend angesetzt werden. Denn wenn es auch ein Unglück ist, den Ernährer zu verlieren, so wird die Gesammtlage des Erben doch nicht wesentlich dadurch berührt, daß er statt 30 000 Mk. in Folge der Erbschaftsteuer nur 29 850 Mk. erhält.

Kleine Erbportionen wären, wie dies zumeist jetzt bereits geschieht, frei zu lassen. Ein nicht zu unterschätzender Vorzug der Erbschaftsteuer ist endlich, daß die durch sie verursachten Erhebungs- und Verwaltungskosten vergleichsweise gering sind. Wie Otto Bacher, ein mit der praktischen Ausführung des preußischen Erbschaftsteuergesetzes genau vertrauter Beamter, mittheilt, verfügen die Erbschaftsteuerämter und Stempelfiskalate Preußens, denen in der Regel Bezirke von 650 000 bis 750 000 Einwohner zugewiesen sind, außer dem rechtsgelehrten Vorstand meistens nur über zwei, höchstens drei Beamte, und Hessen erachtete um die Mitte der achtziger Jahre für sein ganzes Staatsgebiet ein einziges mit einem Rechtsgelehrten und einem Büreaubeamten besetztes Erbschaftsteueramt für ausreichend. Die Grundlage für die Feststellung des vererbten Objekts wird immer die Deklaration des Abgabepflichtigen zu geben haben, wobei selbstverständlich der Staat in die Lage gesetzt sein muß, eine Kontrolle auszuüben. Am glücklichsten erscheint die Frage der Objektsfeststellung im elsaß-lothringischen Gesetz gelöst, welches bestimmt, daß, falls bei der Steuerbehörde Bedenken gegen die Richtigkeit und Vollständigkeit der Deklaration obwalten und eine gütliche Einigung nicht erzielt werden kann, die höhere Steuerbehörde das Recht hat, eine eidliche Versicherung zu verlangen, die vor dem Amtsgericht zu leisten ist.

Eine Ertragsberechnung, die einigermaßen auf Genauigkeit Anspruch erheben darf, ist zur Zeit nicht möglich, da die statistischen Unterlagen nur unzureichend vorhanden sind. Aus Preußen wissen wir, daß jährlich etwa 1200 Millionen Mark vererbt werden. Das auf Verwandte gerader Linien sich vererbende Vermögen hat man hier auf ungefähr das Dreifache des auf Seitenverwandte und Nichtverwandte sich vererbenden geschätzt. Indeß würde eine Verallgemeinerung dieser Ziffern zu falschen Schlüssen führen. Erst der Erfolg kann hier entscheiden.

Wird die Erbschaftsteuer im Reiche eingeführt, so ist gleichzeitig und gleichartig auch eine Steuer auf die Schenkungen zu legen; denn sonst entziehen sich viele Vermögensstücke der Steuer dadurch, daß der Besitzer sie vor seinem Tode verschenkt. Einige deutsche Einzelstaaten glaubten allerdings ohne eine Schenkungsteuer auskommen zu können, die meisten aber haben sie doch eingeführt. In Preußen wird der Stempel nur bei schriftlichen Beurkundungen erhoben. Auch in dem schon erwähnten Entwurf von 1890 glaubte die preußische Regierung von der Einführung einer Steuer für nicht schriftlich beurkundete Schenkungen absehen zu sollen. Für das Reich würde sich dieselbe Regelung empfehlen.

Niemand führt eine Steuer deshalb ein, weil sie schön ist, sondern nur deshalb, weil sie nothwendig ist. Jede Steuer ist ein Uebel; denn jede fordert Opfer. Treten aber Aufgaben zu Kultur- oder auch zu Sicherheitszwecken an den Staat heran, die aus vorhandenen Mitteln nicht zu bestreiten sind, so kann der Liberalismus, der nicht im konsequenten Verneinen sein Lebensziel erblickt, sondern verantwortlich mitarbeiten will, nicht umhin, auch seinerseits nach geeigneten Mitteln auszuschauen. Eine Partei, die von der Steuerscheu leben wollte, hätte kurzen Athem. Nicht jede Neubelastung abzulehnen, sondern eine als unabweisbar nachgewiesene Neubelastung so umzulegen, daß sie nicht allzu drückend, geschweige denn erdrückend wirkt, das ist die Aufgabe der liberalen Parteien oder, wie wir in Zukunft hoffentlich noch einmal sagen können —: der liberalen Partei. Eine Steuer aber, die zwar mit anderen Abgaben den Nachtheil hat, daß sie gezahlt werden muß, die aber vor anderen Abgaben den Vorzug hat, daß sie fast schmerzlos gezahlt werden kann, daß ihr Betrag im Einzelnen genau bestimmt ist, daß seine Ueberwälzung ausgeschlossen, seine Erhebung billig ist, daß also die bekannten Steuerpostulate in ihr einigermaßen erfüllt sind, — eine solche Steuer ist die Reichserbschaftsteuer.

H. Pachnicke.

---

# Drei Sterne der jüngsten Pariser Romansaison.

## III.

Der Gegensatz zwischen Anatole France und Edouard Rod ist ein vollständiger; und Liebhaber Plutarchischer Parallelen könnten in diesem Gegensatz ihr Genüge finden. So glänzend und biegsam der Stil des Einen ist, so gesucht farblos und etwas schwerfällig ist die Sprache des Andern. Die Geschichten des Einen erkennen kein weiteres Gesetz an als die dichterische Phantasie, und der Himmel mag wissen, wohin diese Phantasie den Dichter führt; während die Erzählung des Andern eine logische Darstellung ist, die, ohne Ablenkung, nur von der Idee geleitet wird. In dieser Weise könnte man noch lange fortfahren. Aber wir wollen den Vergleich nicht weiter treiben und uns nur noch auf die Hervorhebung eines besonders charakteristischen Unterschiedes beschränken.

Poet und Phantasiemensch — ist es Anatole France vor Allem in der Art, wie er das Leben auffaßt. Er erstickt seine Einbildungskraft nicht mit Philosophie, und wenn eine Idee nur in ihm einen intellektuellen und ästhetischen Reiz hervorruft, so ist ihm das genug. Er packt sie, ohne sich um die sozialen oder moralischen Konsequenzen zu bekümmern, und er bleibt durchaus gleichgültig gegen das, was man den „tieferen Sinn des Lebens“ zu nennen pflegt. Dieser „tiefere Sinn des Lebens“ ist es andererseits gerade, der Edouard Rod vor allem beschäftigt. Er hat einem seiner schönsten Romane den Titel „Sens de la vie“ gegeben, und er schreibt nie eine Zeile, ohne dabei eine moralische Idee im Auge zu haben. Er ist ganz erfüllt von den Problemen seiner Zeit und eifrig darauf bedacht, seinerseits, wenn nicht zur Lösung derselben beizutragen, doch wenigstens den Leser zum Nachdenken über ihre Bedeutung und ihren Ernst zu veranlassen. Jeder seiner Romane ist die Erläuterung irgend einer jener Reflexionen, die er in seiner kraftvollen Untersuchung über „les Idées morales du temps présent“ angestellt hat.

„Le Silence“ ist ebenfalls nicht frei von dieser Absichtlichkeit. In jeder der beiden Novellen, aus denen das Buch zusammengesetzt ist, finden wir die scharfsinnige Entwicklung einer moralischen These. In der ersten Novelle hat Edouard Rod sich vorgesetzt, zu zeigen, daß, „wenn schon bei den irregulären Liebesverhältnissen sich ein unvermeidliches sittliches Defizit herausstellt, wenn sie auch zur Lüge, zur Täuschung, zur Heuchelei verurtheilt sind, doch unter Umständen diese Täuschung veredelnd wirken kann, wie alles, was uns zu einem großen Aufwand von Energie zwingt“.

„Schweigend lieben und dulden — so führt er aus — versteht Ihr, was das bisweilen sagen will? Was es sagen will, eine wahre Liebe, die das ganze Wesen erfüllt, die es über sich selbst erhebt, eine solche unendlich seltene, unendlich kostbare Liebe, welche die schönste Blüthe des Lebens ist, niemals, niemals offen gestehen zu dürfen! Welch ein Heroismus ist es, den freien und stolzen Ausdruck einer solchen Liebe den Gesetzen zu opfern, den Gesetzen der Konvention, den Sitten einer Welt, der man sich tausendfach überlegen fühlt! Und wenn eine solche Liebe Schmerz wird, wenn sie eine ihrer Krisen durchmacht, in der das Herz überfließen will, in der ein Schrei sich auf die Lippen drängt, — ahnt Ihr, was es in solchen Stunden kostet, die Maske der Gleichgültigkeit vor dem Gesicht zu behalten? Ahnt Ihr die Qualen, die sie verbirgt? Wenn Ihr es ahnt, dann sagt mir, ob diese Heuchelei des Schweigens, diese Lüge, die in der ruhigen Stimme liegt, diese Täuschung, die sich darin ausdrückt, daß man dasselbe Leben lebt wie die Anderen, nicht auch ein Opfer darstellen, eines der schmerzhaftesten Opfer sogar, die man von einem Menschen verlangen kann, und eben deshalb eines der edelsten?“

Diese Idee hat Eduard Rod mit eigenartigem Geschick und mit einer packenden Leidenschaftlichkeit vorgeführt. Zunächst in der Novelle: „Kermoysan“, und dann in der folgenden Novelle „Jusque au bout de la faute“, die auf einer ähnlichen These beruht, aber noch einen bei weitem intimeren Reiz gewährt.

Es ist die Geschichte eines Kavallerieoffiziers, der sich in eine verheirathete Frau verliebt. Er findet Gegenliebe. Und beide Theile wollen garnicht widerstehen. Sie lehnen sich auch dagegen auf, ihre Liebe zu oerbergen. Der Gatte merkt ihr Verhältniß und fordert den Offizier. Nach dem Duell, in dem der Gatte gefallen ist, geht das Paar in die Fremde, um dort ein verdorgenes Leben zu führen. An den Ufern der schönen italienischen Seen verleben sie einige Monate oollkommener Glückseligkeit; aber ein beklagenswerther Unfall, bei welchem die junge Frau sich schreckliche Brandwunden zuzieht, entstellt sie für immer. Nun beginnt in Beider Herzen ein intimes schweigsames Drama. Aber gerade das Schweigen vermehrt die Qual. Er, ein Ehrenmann, betheuert sich und ihr, er werde nicht aufhören, sie zu lieben, es sei nicht ihr Aeußeres, das er geliebt habe; und er schwört, was er glaubt halten zu können.

Sie suchen ein zurückgezogenes Asyl in Weimar auf. Nimmt die Leidenschaft auch andere Formen an, so fährt er doch fort, sie zu lieben. Nach und nach aber muß er sich selbst gestehen, daß seine frühere Liebe einer bloßen Zuneigung, ja vielleicht gar dem Mitleid gewichen ist. Trotzdem hört er nicht auf, ihr, wie in der Vergangenheit, seine Liebe zu bezeugen. Er glaubt ihr das seit dem Unglück, das sie getroffen hat, nur um so mehr schuldig zu sein. Aber die Leidenschaft ist endlich völlig geschwunden, und die Versuche, sie zurückzurufen, werden immer peinlicher.

Sie hatte zuerst standhaft die Hoffnung aufrecht erhalten, die Liebe werde bleiben. Aber so sehr er sich auch bemüht, der Alte zu scheinen, sie fühlt doch, wie anders es geworden ist; und um sich und ihm längere Qualen zu ersparen, tödtet sie sich. Sie ahnt nicht, daß dadurch für ihren Freund das Leben nur noch qualvoller wird: in Folge der Gewissensbisse, die sich zu seinem Kummer gesellen. „Wenn man sich so sehr geliebt hat, um seine Pflichten zu vergessen — sagt der Verfasser in einer Art Vorrede — so muß man auch alle Folgen der Pflichtvergessenheit auf sich nehmen. Später, wenn die Liebe nicht mehr die alte Frische besitzt und nicht mehr die Herrschaft ausübt, wie in den ersten Zeiten, so muß man ihr doch den Rest des Lebens opfern: aus Haltung, aus Würde, aus Selbstachtung."

Es sind das edle Grundsätze, und man muß die Novelle lesen, um sich davon zu überzeugen, wie taktvoll und ohne alles Moralpredigen der Dichter sie entwickelt. Keiner Litteratur hat es je an moralpredigenden Romanschreibern gefehlt; aber Edouard Rod hütet sich wohl, in diesen Fehler zu verfallen. So deutlich bei ihm auch die Moral durchschimmert, er bewahrt immer seine Zurückhaltung, und seine Erzählung artet nie in eine philosophische Dissertation aus. Er geht gerade auf sein Ziel los; und man ist ganz überrascht, nachdem man das Buch gelesen hat, so viel Stoff zum eingehenden Nachdenken gefunden zu haben. Wenn deshalb auch diese fortdauernde Beschäftigung mit Moralfragen unserem Autor seinen besonderen Platz unter den Romanschriftstellern der Gegenwart anweist, die sich so sehr viel mehr um die Kunst als um die Moral bekümmern, so ist es doch auch wieder gerade die diskrete Rolle, die dieser Moralist spielt, welche seine Bedeutung ausmacht und ihm seinen Einfluß sichert. Weniger eindringend als Bourget, weniger glänzend und bezaubernd als Anatole France, weniger einschneidend und kraftvoll, als es der geniale Maupassant war, hat Edouard Rod sich doch in Paris eine Stelle neben diesen Größen erobert, und zwar gerade deswegen, weil er, gegenüber den bloßen „Künstlern" ein Mensch bleiben wollte; ein Mensch, der da weiß, daß die Ideen, die in die Welt geworfen werden, ihren Weg gehen, und daß der, welcher dieselben, sie mögen nun gut oder schlecht sein, aussäet, auch für die Konsequenzen seines Thuns verantwortlich ist.

Raymond Koechlin.

## Ein Landsitz Stein's.

Das Rambachthal, in dessen Oeffnung nach der Rheinebene hin der größte Theil Wiesbadens gelegen ist, bildet eine schmale Falte in den vom Taunusplateau nach Rhein und Main hin streichendem hügeligen Gelände. Eine halbe Stunde oberhalb Wiesbadens schiebt die östliche Thalwand einen Felsblock nach Westen vor, welcher die Falte nahezu schließt und in der engen übrigbleibenden Spalte, die der Bach durchbricht, eben Raum für eine dürftige Straße des Dorfes Sonnenberg läßt. Wo der Felsblock den östlichen Anstieg berührt, zeigen die Reste eines römischen Standlagers eine der mannigfaltigen Sperren, mit denen die Römer den Taunusübergang deckten und die Germanen noch ganze anderthalbhundert Jahre nach der Hermannsschlacht vom Mittelrhein abhielten. Tausend Jahre später errichtete an der gleichen Stelle, und zwar auf dem vorspringenden Felsen selbst, ein Fürst der nunmehr landsässig gewordenen Germanen eine Burg, welche die alte Thalsperre gegen die Nachdarn erneuerte und den Besitzer überdies unangreifbar gemacht haben muß. Die Burg, deren stattliche Ruinen den Felsen noch heute krönen, ging nachmals an das Nassauer Grafengeschlecht über, und ist in einem erhaltenen Gemach (aus dem der Kürze halber ein tödtlicher Absturz ins Verließ führt) vom Kaiser Adolph selber bewohnt worden. Jetzt beherbergt sie eine Restauration mit gutem Bier, höflichem Wirth und friedlichen Tauben „Zum Kaiser Adolph".

Wenige Schritt von den in das Dorf hinabsteigenden Umfassungsmauern der Sonnenberger Burg liegt an der westlichen Thallehne ein alterthümliches Herrenhaus. Es bedarf der anspruchslosen Umgebung eines Rheingauer Dorfes, ohne Tünche und Baum, ohne städtischen Anstand oder ländliche Anmuth, um dieses bescheidene Gebäude als den Sitz einer alten adligen Gutsherrschaft zu bezeichnen. Dennoch hat es diese Würde Jahrhunderte lang besessen und ist, nachdem Legaten und Legionen und die ihnen nachfolgenden Ritter und Knappen längst in den Staub der Landstraße gesunken waren, der Sitz der Macht im Ortsbezirk gewesen. Im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts ist es mehr gewesen: der Sommersitz des Freiherrn vom und zum Stein, in dessen Familie es durch Heirath gekommen war und sich durch Weiterheirath noch heute befindet. In diese Einsamkeit begab sich, ehe er ganz nach Kappenberg zog, der alte Kämpe, um allein zu sein mit seinen Erinnerungen und, wie die Bibliothek lehrt, mit seinen Studien.

Wenn eine Stätte, die ein großer Mann betreten, für ewige Zeiten geweiht sein soll, so hat man sich des bekannten Dichterwortes an dieser Stelle besonders lebhaft zu erinnern, um aus dem ersten Anblick nicht den entgegengesetzten Schluß zu ziehen. Die Weihe hat hier jedenfalls von allen Aeußerlichkeiten abgesehen. Den kürzesten Weg zum Eingang bietet ein bäuerliches Gehöft, dessen kräftiger Stoffwechsel das Beste für die nächstjährige Ernte auf Kosten unserer heutigen Empfindungen erwarten läßt. Ein längerer und wie es scheint, weniger benutzter Weg, offenbar der Staatseingang früherer Tage, führt durch einen verwilderten Garten, der sich an der anderen Seite zwischen Berglehne und Dorfstraße erstreckt und von der letzteren aus durch eine niedrige Mauerpforte betreten wird. Ungeordnete Gemüsebeete wechseln mit ärmlichem Gesträuch in der langen schmalen Fläche, deren Nacktheit durch einige wenige Bäume peinlich markirt ist. Ein paar vereinzelte Blumen hier und da scheinen nicht zu wissen, wie sie sich hierher verlieren konnten; der Rest eines Bosquets, noch weniger. Nur wo an der, der Dorfstraße gegenüber liegenden Längsseite der Boden sich hebt und der alte Wald den Anstieg besetzt, bildet sich eine parkartige Partie mit einem schönen Wege unter stattlichen Buchen und einem häßlichen Blick auf den todten Garten.

Und nun das Haus! Etwa fünfzig Fuß Front. Ein Parterre mit mehrstufiger, auf geräumigen Keller deutenden

Steintreppe davor. Ein erster Stock, darüber ein hochgiebeliger Boden. Mittelgroße Fenster in einer kahlen Wand, tief eingeschnitten und in gutem Abstand der Mauer sowohl Breite als Weite gebend. Eine gewisse bescheidene, bereits leise sinkende Behaglichkeit, die eine Pfarre vermuthen ließe, wäre das Gebäude nicht zu alt, das Anwesen nicht zu groß und die Umgebung nicht zwischen Oede und Respektwidrigkeit getheilt. Zimmer von mäßigen Verhältnissen sichtlich aus einer Zeit, in der gerade Wände, leidliche Höhe und klare Flur- und Treppenlinien schon Kunst und Vornehmheit bedeuteten. Möbel, deren jüngste aus dem Anfang dieses, deren älteste aus dem Anfang des siebzehnten oder Ende des sechzehnten Jahrhunderts stammen mögen. Eine Simplicität, die schon vor sechzig und siebenzig Jahren von der Größe erfüllt sein mußte, um nicht leer und kahl zu erscheinen. Alles unbewohnt bis auf einige überaus anspruchlos hergerichtete Gemächer, in denen eine kranke Dame mit einer Diakonissin haust. Es ist die letzte von zwei alten Fräulein, die das Schlößchen geerbt und lange gemeinsam besessen haben. Seit dem Tode der älteren ist die jüngere unzugänglich und steter Begleitung bedürftig geworden.

Was in den Zimmern am ehesten anzieht, sind die Bilder. Daß Stein, der als russischer Kommissar nach Ostpreußen zurückkehrte und die russische Okkupation den schwankenden preußischen Verhältnissen gegenüber zunächst ferm durchzuführen suchte, einiges Russische mitgebracht haben würde, war vorauszusehen. Aber Napoleonische Schildereien bei ihm zu finden, hatten wir nicht vermuthet. Und doch hatte er einige Hauptmomente aus dem Leben seines gewaltigen Gegners in billigen damaligen Darstellungen an der Wand. Der Theil der Napoleonischen Geschichte, der ihn am meisten berührte, war zu eng mit der seinigen verwebt, als daß er nicht in der einen sich mit der anderen ebenfalls umgeben hätte. Als man den Uebermächtigen erst ohnmächtig in St. Helena hatte, schienen die letztvergangenen zwanzig Jahre den Mitlebenden ein schrecklicher Traum. Niemand mochte, Niemand durfte mehr von dem Alp sprechen, der alle so lange bedrückt. Der Empereur war ein gesellschaftlich unzulässiges Thema geworden. Wer sich mit ihm beschäftigen wollte, mußte zu Büchern, Bildern und, was viele vermochten, zu eigenen Reminiscenzen seine Zuflucht nehmen.

Neben diesen persönlichen Reliquien finden sich einige Familienporträts, theils aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts mit dem Ausdruck der empfundenen Modestie, der der Zeit eigen war, theils ins achtzehnte und vielleicht ein wenig weiter zurückreichend, wo man den Panzer zwar nicht mehr trug, sich aber Standes und Ranges wegen noch gern damit porträtiren ließ. Die Herrschaften sehen nicht danach aus, als ob sie für alle Eigenschaften ihres großen Nachkommen ein besonderes Verständniß gehabt haben würden. An Charakter und Strenge mangelt es ihnen nicht; an dem Wunsch, ihrer Würde einen schlagenden Ausdruck zu verleihen, noch minder. Aber in weniger erblichen Zügen stehen sie arg hinter der mächtigen Besonnenheit Stein's zurück, die ihnen gegenüber unerschütterlich von der Wand herabschaut, und versteinern oder verholzen schier vor jener elastischen Penetration, die aus dem Octavianskopfe Napoleon's gegenüber sich mit flüssiger Leichtigkeit spielend um die Dinge zu schlingen scheint.

Das Wichtigste ist der Boden. Zu ihm heraufsteigend passiren wir auf den Fluren mehrere Spinde, groß genug, um einer Familie Obdach zu geben. Sie sollen voll merkwürdiger alterthümlicher Thonwaaren sein, werden aber nicht leicht geöffnet und seien Kennern empfohlen. Der Boden ist ein weiter Raum, der andere verschlossene Schätze beherbergt, einen aber uns eröffnet. Es ist das Sanctum des Hauses. Eine Suite von mehreren dunstigen Kammern, in welche Stein's hiesige Bibliothek seit seinem Tode eingeräumt worden ist. Bücherregale an den niedrigen Wänden, Stroh, in dem Obst getrocknet wird, auf dem Boden, und ein intimes Katzeninterieur mit ganz junger Familie in der Ecke. Auch fehlt es nicht an sonstiger belebender Thierscenerie in Gestalt von Riesenspinnen, Königsmotten und flinken Käferarten, die meiner Bekanntschaft mit wenig schmeichelhafter Bestimmtheit ausweichen und sich rasch wieder in die Bücher vertieften, deren Lektüre sie einen Augenblick zu unserer Inspektion unterbrochen hatten. Die Bücher gehören der ponderosen Rechts- und Staatswissenschaft des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts an, sind meist Folio und Quarto und sämmtlich in das herrlichste Schweinsleder gebunden, das je eines Sammlers Auge entzückte. In stattlichen Reihen stehen sie wie schweigende Regimenter a. D. Sie berühren heißt einen Modergeruch hervorrufen, der ihren Tod bezeugt. Sie sind sowohl verabschiedet als verstorben. Doch möchte der historische Werth der Sammlung ein beträchtlicher sein. Dazwischen liegt hie und da etwas neuere Litteratur und eine Anzahl Kinderbücher aus den Kreisen der späteren Besitzer herum. Verklungene Re- und Dupliken längst erloschener Reichsstände und in sie hineingesteckt Fibeln aus den vierziger Jahren.

Ein altes Schreibspind, das wohl auch seine hundertundfünfzig Jahre auf dem Rücken haben dürfte und lahm an die Bretterwand des Verschlages lehnt, ist mit einem wirren Wust von Papieren gefüllt. Theils in der unverkennbaren, eigenwilligen und dennoch so feinen Handschrift Stein's, theils in allerlei vulgären Zügen von Wirthschaftsbeamten, Sekretären und, wenn die paläographische Konjektur zulässig ist, von Köchinnen, sind die Papiere in Herkunft und Inhalt gleich verschieden. Einiges sind Anfänge oder Bruchstücke juristischer Exposés; anderes Briefe oder Briefkonzepte in persönlichen und geschäftlichen Angelegenheiten; darunter gemengt Haushaltsrechnungen, Notizen und Zettel mannigfacher Art. Ob das Innere des Spindes auch zusammenhängendere Schriftstücke birgt, war uns vor Staub und Eile unmöglich zu erforschen; doch erfuhren wir, daß derartiges einmal ausgesondert und nach Wiesbaden zu Verwandten gebracht worden sei, welche die Durchsicht wohl freundlich gestatten würden. Kaiser Friedrich, der das verödete Schlößchen einmal von Wiesbaden aus besuchte, hat ebenfalls nach Papieren gefragt, ohne der Sache, wie es scheint, weitere Folge zu geben. Ob Pertz hier gewesen ist, ließ sich nicht feststellen. Da kein Bädeker von dem alten Herrenhaus singt, könnte es zweifelhaft sein.

Als wir durch den verfallenen Garten den Mauerpforten zugehen, sehen wir jene kranke Dame mit ihrer Hüterin gestikulirend den Waldweg entlang schreiten. Sie ist die letzte an dieser Stelle. Sic transit.

Hermann Remmer.

---

## George Innes.

In diesen Tagen brachte die „Kunst für Alle“ an bescheidener Stelle die Nachricht, daß schon vor mehreren Wochen der Nestor unter den modernen Malern der neuen Welt, George Innes der Aeltere, in einer schottischen Sommerfrische, fast siebenzigjährig, gestorben sei. Mit ihm ist der größte und einflußreichste Landschafter Amerikas dahingegangen; er hat um 15 Jahre William Morris Hunt, um 10 Jahre George Fuller, seine Mitpioniere, überlebt: Das waren die leitenden Köpfe der Gruppe, die 1878 zu New-York den „Amerikanischen Künstlerverein“ begründete und nach einem europäischen Fortschrittsprogramme das transatlantische Kunstausstellungswesen regelte. Nicht Heißsporne mehr — sondern gesetzte und gediente Männer, die in Leben wie Beruf eine sehr harte Schule hinter sich hatten und die künstlerische Zukunft des Vaterlandes sich schwer zu Herzen nahmen.

Ich muß an die unvergleichliche Gesammtausstellung der Nordamerikaner denken, die 1892 im Münchener Glaspalast stattfand, die einzige, die überhaupt in Deutschland bisher zu sehen war. Sie bot ein ausgezeichnetes Bild der

— europäischen Entwicklung und hatte einen bestimmten historischen Werth. Man sah nicht Whistler, und seinen größten Schüler, Sargent, nicht Alexander Harrison noch Hitchcock oder Marr zum ersten Male, wohl aber Tarbell, Bonnoh, Dewing, Chase und Inness*), die amerikanischen Amerikaner, die schöpferischen Kräfte dort drüben. Neben seinen Genossen wirkte Inness fast schon wie ein Altmeister, ein Klassiker: Sein „Wintermorgen" verhielt sich zu Tarbell's Farbendichtung à la Besnard oder zu Bonnoh's sprühendes Klatschrosenfeld à la Monet, etwa wie ein Dünenland vom greisen Josef Israels zu einem Breitner'schen Lichtbilde oder einem Hyazinthenacker von Luytens. Er hatte in der That das Ruhige, Rastende, Abgeklärte der bejahrteren Holländer. In dieser Zeit rapider Entwicklung fand man, daß das Kunstideal des Inness eigentlich weit zurücklag, und doch besaß er unter seinen Landsleuten, vielleicht als der einzige, einen nationalen Zug: Er blickte mit ernstem harmonischem Gefühle seine Heimatherde an und traf ihren Charakter. Er war ein Schüler von Fontainebleau, doch ein amerikanischer.

In der Kunst sind die Amerikaner ein Naturvolk insofern, als sie ohne Tradition aufgekommen sind, wie in eben diesem Sinne die Schotten und die Skandinavier Naturvölker sind: Aber sie waren von Beginn an nicht wie diese naiv genug, mit primitiven, wenn's sein muß, rohen Mitteln das zu malen, was sich ihren zur Kunst erwachten Augen bot, ein jugendliches Naturgefühl schwärmend auszuleben. Es ist kein bloßer Zufall, daß der erste Direktor der ersten amerikanischen (der New-Yorker) Kunstakademie, Morse, zugleich der Erfinder des Schreibtelegraphen ist. Sie waren praktische Menschen, Systematiker. Und betrachtet man das Porträt des Inness, dieses seelenvollen Malers, so sieht man ein hohes, schmales Haupt mit sanft ansteigender Stirn; über der feingeschwungenen Nase eine Brille, der Teint der Wangen bleich, das Haar lang und an den Spitzen glatt abgeschoren, ein fast pedantisch gepflegter Henriquatre, das dunkle Auge innig, gut — und doch ist der überwiegende Eindruck des Antlitzes: Scharfsinn und Klugheit. Die Erscheinung berührt wie eine Maske, ein Typus: Man glaubt von des Königs Maximilian Tafelrunde einen dichterischen Genossen zu sehen, der zugleich Professor der Aesthetik an der Münchener Universität ist.

Man kann wohl von einem Schottengeiste, einem Skandinavierthum, aber nicht von einem Amerikanismus in der Malerei sprechen, obzwar die Amerikaner ganz modern und Aufsehen erregend in dem Kunstleben unserer Tage plötzlich aufgetaucht sind. Hatten sie selbst keine Schule, so haben sie doch, von Anfang an, wechselnde Schulen oder besser: Vorbilder in ihr Land verpflanzt: Sie hatten das altenglische Porträt, die heroische Landschaft und die klassische Antike der klassizistischen Franzosen, das gutdeutsche Historienbild und von Düsseldorf im Besonderen eine Naturschilderei halb Pathos, halb Sentimentalität — Amerikaner gingen nach Europa und europäische Künstler kamen nach Amerika, um dort neue Wirkungskreise zu entdecken. Diese Periode war voll trockner, nachahmender, mühselig-pedantischer Arbeit, — von höherem Interesse für die Amerikaner als für uns. Inness hat diese magere Epoche persönlich mit durchgemacht. Es war eine lange Zeit im Geiste romantisch, in der Technik hart, subtil und peinlich. Da, zu Anfang der siebziger Jahre, lernte er die Landschafter von Fontainebleau kennen — gleich Fuller und Hunt; und nun begannen von Amerika aus dauernde Kunstfahrten zu den Ateliers der europäischen Individualisten. Das ist das Charakteristische an der jungamerikanischen Malern, daß sie nicht an eine künstlerische Tradition, an Akademien, sondern an die einzelne Künstlerpersönlichkeit planmäßig Anschluß suchen, um sich zunächst, mit Entsagung, völlig rezeptiv zu verhalten. Als Inness nach Paris kam, da war Troyon, von dem er wohl das Meiste hat, schon todt, es lebten Millet, Corot und Daubigny. Ueber die Palette des eifrig suchenden Amerikaners, der über die Aufgaben von Barbizon hinaus sich auch dem jungen Plainairismus Manet's anzunähern suchte, kam duftige und lustige Weichheit, er begann die Natur zu erkennen und zu fühlen, geschlossene Motive zu sehen, kurz: den Maler in sich zu entdecken. Wie Cazin in seiner elegischen Kunst die großen Reste von Fontainebleau noch einmal sammelte und zu rein persönlicher Wirkung brachte, so hat sich Inness aus derselben Quelle ein neues Naturevangelium geholt, das Eigenart empfing, als er in die Heimath zurückgekehrt war. Er schuf Landschaftsbilder in Fontainebleauer Stimmung, doch von amerikanischem Gepräge: Am Hudson, wo er geboren war, weilte er auch am liebsten: Fluß und Land, an sich so überaus malerisch, begannen eine ganze Künstlerkolonie zum Malen anzulocken, von anderer Art als die weiland pathetische „Hudson River School". Inness dringt fortan nur ganz koloristische Sachen hervor, voll Zartheit und Flimmer. Er sucht vor allem die Dämmerung auf, den Auf- und Niedergang der Sonne und die Tage, die kühl und grau und melancholisch sind. Zu jener lyrischen Neigung der Fontainebleauer, die Natur in ihrer Einsamkeit und Abgeschlossenheit zu genießen und zu belauschen — nicht schwelgend, vielmehr mit ruhigem gleichmäßig erwärmten und erwärmenden Blute: bringt Inness noch ein bestimmtes Interesse an den atmosphärischen Erscheinungen. Ein Bild heißt schlechtweg: „Sonnenschein und Schatten im Sommer". Er liebt die Natur auch dann, wenn sie stark unter den aufrührenden Einflüssen von Wind und Wetter steht, und in seine dichterische Empfindung mischt sich die Lust an optischem Malstudium, wenn er dem Sonnenuntergang von der Heide zum Meere folgt. Ebene und Stromgebiet — reliefiose Gegenden, tiefe Horizonte, feuchten Duft, zögernd nahende oder schen verendende Lichter — sie bestimmen bei Inness den malerischen Gehalt einer Arbeit, die von unvergänglicher Bedeutung ist für den Meister wie für das jugendfrisch aufblühende Heimathland des Meisters.

Julius Elias.

*) Vergl. meinen Artikel in der „Nation", Jahrg. 9, S. 679—681.

---

## Theater.

(Lessing-Theater: „Gefallene Engel". Schauspiel in 3 Akten von Richard Nordmann.)

Es wird selten ein Zeichen von Geschmack sein, sich mit dem Titel einer Dichtung oder gar mit dem Namen ihres Verfassers viel abzugeben. Hier aber liegt der Fall vor, daß die Absicht sich schon auf dem Zettel zu verrathen scheint. „Gefallene Engel" erinnert an die oft unkünstlerische Art Anzengruber's, schon in den darstellenden Worten ironisch zu sein; nur daß Anzengruber schwerlich gleich in der Ueberschrift so beziehungsvoll den Mund verzogen hätte. Und wenn der Name Nordmann wirklich ein Pseudonym ist, so scheint er mir den geheimen Ehrgeiz des versteckten Herrn noch deutlicher zu verrathen. An Anzengruber hat er sich gebildet. Dabei haben ihn aber die Tantièmen Sudermann's nicht schlafen lassen, die ja auch sonst bei vielen Unbekannten Schlaflosigkeit erzeugt haben. Er hat sich wohl gesagt, ein Nordmann könnte das Hinterhaus des Südens ebenso wirksam auf die Bühne bringen, wie Sudermann das Hinterhaus des Nordens; und so mag vielleicht der Name entstanden sein.

Jedenfalls ist das Stück so entstanden. Mit starkem Theatertalent, mit gutem Blick für das Alltägliche des Lebens, aber vorläufig fast ohne dichterische Schaffenskraft ist eine Handlung aufgebaut, die bei der ersten Aufführung im Berliner Lessing-Theater fast ebenso gut gefallen hat wie in der Wiener Heimath. Der Erfolg ist an die Aktschlüsse gebunden; und das ist eine kluge Rechnung, die sich auf das schlechte Gedächtniß des Publikums verläßt, die die

Dramaturgie auf die Höhe der Taschenspielerkunst erhebt. Auch der Taschenspieler zieht seine Zuschauer durch Geschwätz ab und täuscht es durch unzusammenhängende Handlungen über seine eigentliche Vorbereitung; hat das Täubchen nur zum Schlusse den Ehering um den Hals, so wird es schon Beifall geben.

Das Stück ist gut in seiner Tendenz, es ist richtig in seinen Voraussetzungen, in dem typischen Schicksal seiner Personen und doch ist es unwahr in seinem Verlauf. Der Verfasser hat die neuen Schablonen des Naturalismus benützen wollen und hat nur anstatt der modernen gebrochenen, welken, herbstlichen Farben ein abenteuerliches Kolorit zum Durchpinseln gewählt. Und wieder: die Abenteuer sind ganz überflüssig, das Stück hätte ohne diese fehlerhaften Unwahrscheinlichkeiten reicher werden können.

Ein kleiner Beamter ernährt Frau und Tochter mit seinem kärglichen Gehalt und dem Lohn einer aufreibenden Abschreiberei; die Gestalt ist theils aus dem Leben, theils aus einem bekannten französischen Roman. Die Frau, eitel, naschhaft, verlogen, kupplerisch und feige, richtet ihm sein Haus scheinbar gemüthlich ein; aber der Geliebte der Tochter bestreitet die Auslagen, bezahlt von Zeit zu Zeit die Schulden und macht dafür diese Tochter Johanna, die sich ihm einst hingegeben hat, kreuzunglücklich. Um ihres Kindes willen, das ein Luderchen von fünfzehn Jahren ist, hält sie mit ihm aus, und hofft, er werde sie noch einmal heirathen. Im ersten Akte lernen wir diese Gesellschaft recht gut kennen, und erfahren, daß das Enkelkind mit Hilfe der eigenen Großmutter einem reichen Schlingel überantwortet werden soll. Im zweiten Akt blicken wir in das Interieur einer Dame, der Frau eines ordentlichen Buchhalters, die für Geldeswerth solche junge Mädchen mit Herren zusammenbringt. Dem Verfasser ist wohl der Muth ausgegangen. Es geht eigentlich musterhaft anständig zu, als ob die jungen Lebemänner wüßten, daß tausend Menschen zuschauen. Ein getreuer Eckart, der merkwürdiger Weise niemals fehlt, wenn solche Häuser auf der Bühne gezeigt werden,

(„Die Mönche waren bei der Hand,
Ein — — haus gerieth in Brand")

erkennt überdies in Johanna sein Ideal eines „angestoßenen" Pfirsichs und weckt Hoffnungen. Im dritten Akt erfährt der arme Vater Johannas, wie sehr er durch sechzehn Jahre betrogen worden ist; er jagt die Enkelin aus dem Haus, bittet seine Tochter um Verzeihung und thut mehr dergleichen Dinge, über deren Gründe sich schwer streiten läßt und die auf den Brettern durch den Gegensatz immer lebendig wirken. Der getreue Eckart erscheint und greift in die Westentasche nach einem Trauring.

Das Hauptinteresse ruht gegen die Absicht des Verfassers auf dem Vater; sein Geschick allein ist tragisch. Und da stört denn doppelt die grobe Unwahrscheinlichkeit, daß Johannas Kind die Sachlage kennt, ihn ins Gesicht Onkel, hinterrücks aber Großvater nennt, und was die eine Unmöglichkeit dann sonst für weitere Unglaublichkeiten in Gefolge hat. Was hier aber nur stört, das nimmt der Titelheldin trotz der Größe ihrer Rolle jede Bedeutung, die Unwahrscheinlichkeit wird eine innerliche, wir kennen die Motive von Johannas Handlungen nicht und können nicht einmal mit ihr weinen, weil wir nicht wissen, worüber sie sich im Grunde so grämt. Das Weinen wirkt nur dann ansteckend, wenn wir uns in die Seele des Unglücklichen hineindenken können; Thränen, deren Grund wir nicht kennen, machen nur ungeduldig. So hatte Herr Reicher mit dem Vater leichteres Spiel, als trotz allem Liebreiz Frau Geßner mit der Johanna.

Ganz abscheulich scheint mir der Schluß des Stückes; der Verfasser glaubt es wohl besonders schlau zu machen, indem er die Zwei nach dem alten Rezept einander kriegen ließ, dazu aber ganz modern allerlei Familienunglück häufte. Das wäre ganz hübsch und mag im Leben vorkommen; nur daß darüber das Wichtigste verloren ging, die Stimmung. Wenn die jüngeren und trotzigeren Dichter meinen, schon dadurch der neuen Schule anzugehören, daß sie einen guten Ausgang verschmähen, so ist das natürlich thöricht. „Wilhelm Tell" ist keine Posse, trotzdem es zum Schluß ein Brautpaar gibt; und „Fedora" ist wegen der paar Leichen doch keine ernste Tragödie. Die Stimmung, die Weltanschauung eines Dichters muß sich in dem Ausgang äußern, zu dem der seine Gestalten schreiten läßt. Da ist der Optimismus so berechtigt, wie der Pessimismus. Wer aber eine solche Johanna optimistisch in die Zukunft blicken läßt, während er pessimistisch ihr fünfzehnjähriges Kind der Schande und dem Elend verfallen läßt, der kann noch kein eigenes Weltbild besitzen, der kann noch keine Stimmung festhalten, der ist noch kein Dichter, wenn schon ein beachtenswerther Autor.

Fritz Mauthner.

---

**Ueber die Aussichten der kolonialen Bestrebungen Deutschlands.** Von Dr. Fr. Martin, k. bayer. wirkl. Rath. München. 1894. J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schoepping) 46 S. gr. 8°.

Derselbe Schriftsteller, dessen „Afrikanische Skizzen" wir in dieser Revue bereits zur Anzeige gebracht haben, legt uns neuerdings ausführlich seine Anschauungen über das Kolonisationsproblem im Allgemeinen vor, mit spezieller Anwendung auf die deutsche Kolonialfrage. Seine Arbeit stellt sich dar als Inauguraldissertation, und wir können unsere Befriedigung darüber nicht verhehlen, daß die staatswissenschaftliche Fakultät der Universität München eine Untersuchung approbirt hat, deren Ergebnisse von dem, was offiziell als thatsächliche und unwiderlegliche Wahrheit verkündet zu werden pflegt, sehr beträchtlich abweicht. Wir erblicken hierin ein Anzeichen, daß auch unter schwierigen Umständen die ruhige Ueberlegung gegenüber patriotischen Schlagworten doch immer wieder zu ihrem Rechte gelangen muß.

Aus den generellen Erörterungen des Verfassers über Kolonisirung und Kultivation geht hervor, daß er nicht nur litterarisch sich mit diesen Dingen beschäftigt, sondern daß er auch eigene Erfahrungen auf seinem Gebiete gesammelt hat; dies spricht sich insbesondere aus in dem Hinweise auf die Art und Weise, wie sich auf Sumatra vermittelst des Tabakbaus die Besitznahme immer ausgedehnterer Ländereien in friedlichster Weise vollzog.*) Auch sucht der Autor die geschichtliche Entwicklung, welche hier wie überall vorhanden ist, zur Gewinnung zweckdienlicher und für die Gegenwart nützlicher Gesichtspunkte auszunützen, ein richtiger Gedanke, dessen Ausführung jedoch etwas zu kurz gerathen ist. In dieser Richtung wäre ein tieferes Eindringen in die Geschichte der Erdkunde erwünscht gewesen.**) Sehr beachtenswerth dagegen erscheint die kritische Würdigung, welche der Ertragsfähigkeit und den sonstigen Prosperitätsbedingungen der einzelnen deutschen Schutzgebiete zu Theil wird. In seiner Beurtheilung des Elfenbeinhandels und der verhältnißmäßig geringen Aussichten, welche derselbe für die Zukunft darbietet, stimmt Herr Martin mit O. Baumann (s. unseren Artikel über dessen Reisewerk) im wesentlichen überein. Als hoffnungsvoller betrachtet er, was den Anbau tropischer Nutzpflanzen anlangt, Kamerun und die melanesischen Inseln, obwohl er sich auch da von jedem Optimismus fern hält. Vernichtend äußert er sich dagegen gegen die büreaukratische Manier, wie Deutschland den Negern die Kultur zu bringen versuchte und leider noch versucht, indem er jener das so völlig anders geartete Verfahren der niederländischen Kolonialverwaltung gegenüberstellt.

Zum Schlusse wird die Frage aufgeworfen: „Bedarf Deutschland überhaupt der Kolonien?" In kurzer und alles gelehrten Applombs baarer, dafür aber an gesunden Bemerkungen nicht armer Darlegung

*) Die Leser der „Nation" dürfen wir, was diesen Punkt angeht, auf die lehrreichen Aufsätze A. v. Wenckstern's (jetzt in Tokio) über die sumatranischen Tabakplantagen verweisen.

**) So heißt es z. B. auf S. 18: „Es existiren auch dunkle Gerüchte, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts Katalonier und Kaufleute von Dieppe Seefahrten bis Sierra Leone unternommen haben." Ueber diese ersten Welthandelsregungen wäre schon etwas mehr zu erfahren gewesen, indem sich zumal der verdiente Förderer der Entdeckungsgeschichte, Professor Hugues in Casale (Piemont) der französisch-italienischen Afrikafahrten aus der Zeit vor dem Infanten Heinrich eifrig angenommen hat.

wird die Frage verneint, indem allerdings das Recht des jungen Reiches, eine achtunggebietende und zugleich einträgliche Rolle auf dem großen Weltmarkte und in der Völkerbewegung zu spielen, vollauf anerkannt, dagegen in Abrede gestellt wird, daß zu dem Ende überseeische Ansiedelungen heute noch irgend erforderlich seien. Wir empfehlen diese Ausführungen, wie die ganze Schrift, jedem, der sich noch Objektivität für die Beurtheilung dessen, was unserem Vaterlande noththut, zu bewahren gewußt hat.

S. Günther.

**Das politische System des Reichskanzlers Grafen von Caprivi.** Von Prof. Max Schneidewin. Danzig. 1894. Verlag von A. W. Kafemann.

Ein Staatsmann, beurtheilt von einem außerhalb des aktiven politischen Lebens stehenden philosophirenden Schulmanne. Was dem Verfasser an genauerer Einsicht in das politische Getriebe abgeht, ersetzt er durch Unbefangenheit. Er sucht den Standpunkt eines objektiven Historikers zu erklimmen, von dem aus er die Dinge zu verstehen und moralisch wie politisch zu bewerthen unternimmt. Wir haben in dem Verfasser offenbar einen wohlmeinenden patriotischen Mann vor uns, der nach gewissenhafter Prüfung der thatsächlichen Vorgänge zu der persönlichen Ueberzeugung gekommen ist, daß die Aera Caprivi sich schon heute vor dem Urtheil der Geschichte sehr wohl sehen lassen kann, und der diese seine Ueberzeugung nun auch ferner nicht immer ganz ehrlichen Kritik politischer Gegner gegenüber zu vertheidigen sucht. Die Beweise für seine Meinung sind fleißig und umsichtig zusammengetragen, so daß das Buch auch für solche nützlich ist, die den politischen Vorgängen schon an sich aufmerksam gefolgt sind.

B.

**Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten.** Herausgegeben von Theodor Schiemann. Erster Band: Memoiren von Jacob Iwanowitsch de Sanglen, 1776—1831. Aus dem Russischen übersetzt von L. von Morwitz. X und 167 S. Zweiter Band: Erinnerungen von Alexander Lwowitsch Seeland aus der polnischen Revolution von 1830/31. Aus dem Russischen übersetzt von Georg Freiherrn von Soß. VI und 138 S. Stuttgart. 1894. Cotta.

Es ist ein guter Gedanke, das deutsche Publikum mit einer Auswahl neuerer russischer Memoiren, wie sie in Zeitschriften immer häufiger veröffentlicht werden, in sorgfältiger Uebersetzung bekannt zu machen. Denn diese Gattung historischer Litteratur gewinnt eine immer größere Bedeutung und bleibt doch den des Russischen Unkundigen ohne Vermittelung des Uebersetzers fremd. In dem ersten Bändchen der von Th. Schiemann herausgegebenen Bibliothek lernt man einen Mann kennen, der namentlich in den Jahren 1811 und 1812 als Chef der Kanzlei des Polizeiministers einen Einblick in das Getriebe der inneren russischen Politik gewann und über den Charakter des Zaren Alexander I., den Sturz Speranski's, die kriegerischen Ereignisse bedeutende Mittheilungen zu machen im Stande war. Aber auch auf die vorausgehende Periode der Regierung des Zaren Paul wie auf die folgende des Zaren Nikolaus fallen interessante Streiflichter. Der zweite Band der Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten enthält Aufzeichnungen eines russischen Offiziers über seine Erlebnisse während der polnischen Revolution von 1830 und 1831. Man darf hier keine wichtigen historischen Aufschlüsse zu finden erwarten; auch würde man vergeblich ein unparteiisches Urtheil über Zustände und Personen in diesen Blättern suchen. Es sind Momentbilder von großer Anschaulichkeit, die uns geboten werden und die Niemand, ohne von ihnen ergriffen zu werden, betrachten wird. Das Unternehmen, das einen so guten Anfang genommen hat, wird ohne Zweifel die dankbarste Aufnahme finden. Nur selten (wie Band I. S. 102 Zeile 9 von unten „vorgestellt“ statt „vorgelegt“) wird man auf kleine Nachlässigkeiten der Uebersetzung stoßen.

A. St.

**Geschichte von England.** Von Moritz Brosch. Achter Band. Gotha. 1893. Friedrich Andreas Perthes. Mark 10.

Als vor vier Jahren Reinhold Pauli's Geschichte von England durch Moritz Brosch einen Fortsetzer fand, verfehlten wir nicht, auf dies bedeutsame Werk hinzuweisen (Jahrg. VIII Nr. 7). Seitdem ist die Arbeit rüstig fortgeschritten, so daß bereits drei Bände aus Brosch' Feder vorliegen. Der zuletzt erschienene behandelt die Zeit nach der Revolution, die Karl II. entthronte, bis zum Ende des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges, also so ziemlich das ganze achtzehnte Jahrhundert. Brosch war es um deswillen möglich, so schnell hintereinander mehrere Bände zu veröffentlichen, weil er verschiedentlich bereits früher diese Perioden der englischen Geschichte in Einzelschriften behandelt hatte. Für diesen Theil kommt sein vor Jahren veröffentlichtes Buch: „Lord Bolingbroke und die Whigs und Tories seiner Zeit“ in Betracht. Außer den gedruckt vorliegenden Quellen sind mit Nutzen verschiedentlich die Relationen der venetianischen Gesandten über England herangezogen. Freilich kann dies kein vollgültiger Ersatz für Studien in englischen Archiven sein, die man doch für diese oder jene Partie der Darstellung gewünscht hätte. In der Beurtheilung der einzelnen Personen und Zustände wird man Brosch im Großen und Ganzen zustimmen. Wilhelm III wird er vollauf gerecht, er erkennt in ihm den bedeutenden Herrscher, der in eine Linie mit Alfred dem Großen und Oliver Cromwell zu stellen sei. Gegen ihn sticht seine Schwägerin und Nachfolgerin Anna sehr ab. Ihr fehlt es an jeglicher Selbständigkeit, sie ist lediglich ein Werkzeug in den Händen anderer, läßt sich zuerst völlig von der Herzogin von Marlborough, dann von Lord Bolingbroke beherrschen. Wenn auch der Oranier die Thronfolge zu Gunsten des Hauses Hannover geordnet hatte, so war es doch zweifelhaft, ob nicht die Stuarts beim Ableben der Königin Anna zurückkehren würden. Bezeichnend ist nach dieser Richtung hin die Aeußerung des jakobitisch gesinnten Herzogs von Hamilton: „Wer nach der Königin Tode zuerst nach London kommt, wird gekrönt werden; ist es der Prätendent, so wird er zur Krone gelangen, ist es der Kurfürst, so wird es dieser.“ Allein sobald Anna die Augen schloß, wurde Georg I. zum Könige ausgerufen, ohne daß sich dagegen nennenswerther Widerspruch erhob. Daß dann das Haus Hannover auf durchaus friedlichem Wege die Thronbesteigung vollzog, nannten die einen ein Werk der Vorsehung, während die Jakobiten den Zorn Gottes darin walten sahen. Georg I. stützte sich zuerst auf die Whigs, und es war zu verwundern, wie er auf dieser schmalen Grundlage sein Königthum aufbauen konnte, zumal er selbst nicht ein Mann von bedeutender Begabung war. Die Herrschaft der Hannoveraner war der englischen Politik verhängnißvoll. Sie hätte noch größere Mißstände herbeigeführt, wenn den Königen nicht tüchtige Minister zur Seite gestanden hätten. Freilich war es nicht immer leicht, mit den Herrschern fertig zu werden, die immer mehr auf die Interessen ihres Kurlandes als auf die Englands bedacht waren. In Folge dessen wechselten sich die einzelnen Minister schnell untereinander ab. Die hervorragendsten unter Georg II, waren Robert Walpole und William Pitt. Gerade für den letzteren, den Kriegsminister in Civil, erwärmt sich Brosch mit Recht besonders. Seine Volksthümlichkeit sieht er vor allem darin, daß Pitt ein selbstgemachter Mann war, daß er durch eigene Tüchtigkeit, ohne Förderung von Seiten der Aristokratie sich eben dieser und dem Könige, der ihn haßte, unentbehrlich gemacht hat. „Ueber das Niveau der Allgemeinheit erhob ihn ferner seine notorische Unbestechlichkeit, sein Verschmähen unlauteren Gewinns, auch wenn solcher für lauter oder wenigstens kraft unvordenklicher Gewohnheit für erlaubt galt.“

Die Darstellung beschäftigt sich fast ausschließlich mit der politischen Geschichte. In einem Schlußkapitel wird nur kurz ein Blick auf den Ursprung und Verlauf der Aufklärung in England geworfen.

br.



Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr 52. Berlin, den 29. September 1894. 11. Jahrgang.

# Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Heinr. Eisler, Berlin SW., Leipzigerstraße 78 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

## Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. September abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

### Inhalt:





## Politische Wochenübersicht.

Es haben sich einige entsetzliche Thatsachen ereignet; sie müssen aufgezählt werden nebst einigen anderen Thatsachen, die ebenso entsetzlich sind, und die sich nicht ereignet haben.

Es steht nicht durchaus fest, ob der Oberpräsident von Wilamowitz und der kommandirende General in Posen den Erzbischof von Stablewski häufiger besucht haben, oder ob der Herr Erzbischof ebenso häufig bei dem Herrn Oberpräsidenten und dem preußischen General gewesen ist. Diese schwerwiegende Statistik der Besuche harrt ihrer endgültigen Verifizirung, soweit sich Alles dies durch Visitenkarten und durch anderes zuverlässiges Material wird ermitteln lassen.

Es war eine Zeitlang dunkel, warum der polnische Graf K., der seinem Gaste, dem Prinzen Georg von Sachsen, die Honneurs in der preußischen Uniform eines Reserveoffiziers der Gardekavallerie mit aller Höflichkeit gemacht hatte, auf seinem Schlosse eine deutsche Fahne nicht aufgezogen hat. Der Grund ist jetzt glücklicherweise ermittelt; der Herr Graf hatte im Augenblick keine deutsche Fahne zur Verfügung.

Es soll der Sohn eines polnischen Adligen zum Regierungsassessor im Posenschen zugelassen worden sein, weil die Eltern den landesverrätherischen Wunsch hegten, ihren Sohn in der Nähe zu behalten. Mit völliger Zuverlässigkeit konnten die Feststellungen über diese bedenklichen Angaben noch nicht abgeschlossen werden.

Es hat ein preußischer Offizier es angeblich fertig gebracht, in liebenswürdigem Entgegenkommen gegen polnische Gäste eine Musikkapelle aufzufordern, auch polnische Lieder zu spielen. Ist es wahr oder ist es nicht wahr? Wir wissen es nicht.

Daß polnische Landräthe angestellt werden müssen, — dieser Ausspruch verliert dadurch nichts an seiner Schrecklichkeit, daß er dem Grafen Caprivi nur erlogener Weise in den Mund gelegt worden ist.

Nimmt man alle diese „Thatsachen“, erlogene, weniger verbürgte, halb verbürgte, ganz verbürgte und noch einige andere Mittheilungen, Andeutungen und Ondits von gleichem öffentlichem Gewicht zusammen, so kennt man einen wesentlichen Theil der Feuerwerkskörper, mit denen unter Begleitung nationaler Schlachtmusik im Augenblick eine aufregende papierene Polenschlacht vor den Augen des entsetzten Publikums aufgeführt wird.

Den Hintergrund für diese melodramatische Vorstellung lieferte Fürst Bismarck mit einer al fresco, in großen eindrucksvollen Zügen entworfenen Zeichnung von europäischen Umwälzungen, an die kein einsichtiger Mensch glaubt und Fürst Bismarck nach eigenem Geständniß daher natürlicherweise auch nicht.

Als der frühere Reichskanzler sich vor seinen westpreußischen Bewunderern als historisch-politisch-phantastischer Schnellzeichner produzirte, zeigte dieser Mann, der so viel versteht, wie gut er auch mit seinem alten Freunde, dem großen Shakespeare vertraut ist. Wie Antonius nach der Ermordung Cäsars auf dem römischen Forum das Volk

stachelt und doch immer vorsichtig sich schützend mit kluger Zunge die Worte einstreut: „... Brutus ist ein ehrenwerther Mann," — so hat auch Fürst Bismarck, als sein Varziner Gutshof zum Forum wurde und die westpreußischen Quiriten sich um ihn drängten, mit klarer Voraussicht sein Ziel erreicht und seinen Kritikern das Handwerk erschwert. Mit breitem Pinsel malte er aus, wie ein neuer polnischer Staat entstanden ist und mit eben so breitem Pinsel illustrirte er, welche verhängnißvollen Folgen dieser neue polnische Staat haben müßte, um dann mit ganz kleinen Buchstaben flüchtig unter das eindrucksvolle Bild den gar nicht eindrucksvollen Satz „wörtlich" zu schreiben: „Dies ist natürlich nur eine Utopie". Oder Fürst Bismarck spricht ernst von der Möglichkeit als Pufferstaat zwischen Deutschland und Rußland ein Kongreß-Polen einzuschieben, um dann hinzuzusetzen:

„Ich weiß nicht, wie diese Etappe erreicht werden soll, ohne einen Zusammenbruch aller europäischen Verhältnisse."

Vielleicht darf man unter diesen Umständen folgendermaßen argumentiren: Da der Zusammenbruch nicht weniger als aller europäischen Verhältnisse voraussichtlich zu den Chimären gehört, so wäre demnach auch die Errichtung eines polnischen Pufferstaates eine Chimäre.

Aus diesen Chimären und aus diesen „Utopien" demonstrirt alsdann Fürst Bismarck seinen lauschenden Zuhörern, wie sich die Begehrlichkeit der Polen bis in das deutsche Gebiet hinein erstreckt; man meint pochenden Herzens mit zu erleben, daß eine deutsche Stadt wie Danzig schon bedroht ist; Posen natürlich war eine leichtere Beute; da mußte man auf dem Nachhauseweg gen Osten dann sich sagen, soweit ist es also schon unter dem Nachfolger des Fürsten Bismarck gekommen, und mit dem Fürsten wünscht man dem Kaiser salbungsvoll vom lieben Gott, Räthe und Diener, die ..., nun die jedenfalls nicht die jetzigen sind.

Nun könnte es die Varziner Versammlung wohl interessiren zu erfahren, wie Fürst Bismarck früher einmal über die Möglichkeit eines polnischen Pufferstaates gedacht hat.

Um einen Tisch mit opulenten Speisen sitzt eine erlesene Gesellschaft: der preußische Kronprinz, der spätere Kaiser Friedrich, Bismarck und andere. Das Gespräch hüpft von einem Gegenstand zum andern und wird doch auch mit Voraussicht und Berechnung von dem Vorgänger des Grafen Caprivi auf jene Stoffe gelenkt, die er dem Kronprinzen unter die Augen bringen will. Die Einleitung bildet ein Erlebniß. Da habe neulich die Schildwache, ein Pole, den damaligen Reichskanzler nicht in das Haus lassen wollen; erst als Bismarck sich mit ihm auf polnisch verständigte, sei der Soldat anderen Sinnes geworden. Die Einleitung ist etwas gewagt, denn daß eine preußische Schildwache einen Mann in preußischer Generalsuniform den Weg versperrt, ist ein wenig erstaunlich; aber es ist doch eine gute Einleitung, und nun kommt die bessere Fortsetzung:

„Auch im Lazareth versuchte ich vor ein paar Tagen mit polnischen Soldaten zu sprechen, und sie sahen sehr verklärt aus, als sie den Herrn General ihre Muttersprache reden hörten. Schade, daß ich damit nicht fort konnte und mich abwenden mußte."

Und nun zum Kronprinzen gewendet:

„Es wäre vielleicht gut, wenn ihr Feldherr mit ihnen sprechen könnte."

Der Kronprinz:

„Bismarck, da kommen Sie mir wieder mit dem, was Sie mir schon mehrmals gesagt haben ... Nein, ich mag aber nicht, ich will's nicht mehr lernen. ...

Bismarck:

„Aber es sind doch gute Soldaten, Königliche Hoheit, — und brave Leute ... und der große Kurfürst hätte auch so gut polnisch wie deutsch gesprochen, und die späteren Könige hätten gleichfalls polnisch verstanden. Erst Friedrich der Große habe sich damit nicht abgegeben; der habe aber auch besser französisch wie deutsch gesprochen."

Der Kronprinz:

„Das mag Alles sein, aber ich will nicht mehr polnisch lernen, — sie müssen deutsch lernen."

Das ist ein etwas anderer Bismarck als der Varziner Schloßherr, der in einer vorhergehenden Rede sogar angedeutet hatte, daß die Polonisirungsversuche immer nur vom Hohenzollernhause und durch die Gewandtheit polnischer Hofkavaliere eingefädelt worden seien. Daß es sich aber bei jenem Tischgespräch nicht nur um einen plötzlichen Einfall gehandelt hatte, geht schon aus den Worten des Kronprinzen hervor: „Da kommen Sie mir wieder. —"

In der That trug sich der damalige Reichskanzler auch mit der Möglichkeit politischer Konzeptionen, welche die interessante, für manch Einen verblüffende Möglichkeit zur Voraussetzung hatten, daß nicht die Polen deutsch, wohl aber daß der deutsche Thronfolger polnisch lernte.

Auch dafür gibt es eine gute Aufzeichnung über eine Unterhaltung:

Der frühere Reichskanzler „verweilte lange Zeit bei den siegreichen Kämpfen des Großen Kurfürsten im Osten und bei dessen Verbindung mit Karl dem Zehnten von Schweden, die ihm große Vortheile verheißen habe. Schade nur, daß sein Verhältniß zu Holland ihn gehindert habe, diese Vortheile zu verfolgen und gehörig auszunutzen. Er habe sonst gute Aussichten gehabt, seine Macht im westlichen Polen auszudehnen. Als Delbrück darauf äußerte, dann wäre Preußen aber ja kein deutscher Staat geblieben, erwiderte der Graf: „Nun, so schlimm wäre es doch nicht geworden. Uebrigens hätte es nicht so viel geschadet, es hätte dann etwas im Norden gegeben, wie Oesterreich im Süden. Was dort Ungarn ist, das wäre für uns Polen geworden" — eine Bemerkung, an die er die vorher schon einmal von ihm gegebene Mittheilung knüpfte, er habe dem Kronprinzen den Rath ertheilt, seinen Sohn die polnische Sprache lernen zu lassen, es wäre aber zu seinem Bedauern unterblieben".

Daß aber nicht allein Kaiser Friedrich, sondern auch unser jetziger Kaiser Wilhelm auf Veranlassung des Fürsten Bismarck und jedenfalls zur Förderung einer reinen deutschen Politik polnisch lernen sollte, diese Mittheilung ist nachzulesen bei Moritz Busch, der alles so sauber notirt hat und der diese instruktiven Angaben zur Belehrung gläubiger Gemüther niederlegte in seinem Buche: Bismarck und seine Leute; wie zu lesen ist im ersten Bande Seite 264 und im zweiten Bande Seite 156.

Daß Fürst Bismarck, der die Möglichkeit eines polnischen Staates nach dem Ebenbilde von Ungarn ohne nationales Nervenzucken an die Wand malt, und der unsere Königsfamilie polnisch lernen lassen will, heute seinem Nachfolger, der Alles dies ganz zweifellos nicht will, eine Preisgabe des Deutschthums indirekt vorwirft, ist ja nicht im Geringsten überraschend und ist völlig begreiflich. Heinrich IV., der auch ein großer Diplomat und sogar ein großer Staatsmann war, sagte mit der naiven Offenheit genialer Menschen:

„Ores je dis une chose, ores je dis une autre chose".

Und auch Fürst Bismarck sagt mal das eine und sagt mal das andere, und er sagt jetzt wieder einmal das Obige, indem er glaubt, daß dies den nützlichen Zweck haben kann, die Stellung seines Nachfolgers zu untergraben.

Ebenso erklärlich ist es, daß sich an dieser Minirarbeit die agrarische Fronde betheiligt, die mit gleichem Eifer sich nicht weniger staatserhaltendem Streben hingibt, und wenn gleichfalls aus einigen nationalliberalen Blättern mit scharfen Kugeln geschossen wird, so ist auch dies gar nicht verwunderlich. Ihren Ursprung erkennt man sehr gut; sie stammen, wie männiglich weiß, aus vertraulicher Nähe des Grafen Caprivi und auf jenes Gießhaus, in dessen Schatten sie gegossen wurden, kann man in Berlin mit Fingern zeigen.

Alle diese ausgezeichneten Musikanten verüben voll patriotischer Uneigennützigkeit zur Zeit einen Höllenlärm, und gewiß gibt es nicht wenige Naive, die bestürzt zu glauben beginnen: Also steht Polen wirklich in Brand und daran ist die jetzige Regierung Schuld.

So hat man denn jetzt zwei Sturmböcke gegen den Grafen Caprivi bereit; den patriotisch-nationalen: Er soll die Polenfrage lösen; und den staatserhaltenden: Er soll die Sozialistenfrage aus der Welt schaffen und zwar beides von heut bis übermorgen nach Sonnenuntergang.

Jedenfalls kann man von Niemandem untrüglicher den Nachweis erbringen, daß er das allgemein Verlangte nicht zu leisten vermag, als indem man das Unmögliche von ihm fordert. Entweder begeht Graf Caprivi die Thor-

heil, der Strömung nachzugeben, und er greift nach den unwirksamen Mitteln der Quacksalber; dann kann man nach einiger Zeit mit Sicherheit sagen: Aha, seine Arznei war also unwirksam; oder er läßt sich auf Charlatanerien nicht ein und erwartet nichts von ein paar Paragraphen, wo nur eine langsame allgemeine Entwicklung helfen kann, dann hat man das Vergnügen, sogleich ausrufen zu können: Da sieht man ja, der Mann ist überhaupt rathlos.

Die Intrigue ist mithin so übel nicht.

Gibt es darum keine Polenfrage? Oh ja. Fürst Bismarck, der mit dem Gedanken eines Polenreiches in historischer Perspektive kokettirte, und was so charakteristisch für ihn ist, gleichzeitig die Polenverfolgungen mit aller Härte lange Zeit hindurch betrieb, brachte es zur Zeit seiner Allmacht dahin, daß beispielsweise im Regierungsbezirk Posen die deutsche Bevölkerung um 7 pCt. relativ zurückgegangen ist; das geschah, wie Professor Böckh in den „Preußischen Jahrbüchern" nachweist, in der Zeit von 1861—1890, aber nicht zur Zeit des Grafen Caprivi. Somit zeigt sich denn von Neuem die ganze Unfruchtbarkeit der Bismarck'schen Zwangspolitik, in die auch sein Nachfolger hineingedrängt werden soll. Diese Bismarck'sche Zwangspolitik hat völlig Schiffbruch gelitten und hat dem Bismarck'schen System eine völlige Niederlage gebracht, gegenüber der katholischen Kirche, gegenüber den Sozialisten, gegenüber den Polen und Elsaß-Lothringen; Grund genug, damit alle jene Politiker, welche gegenwärtig bei uns à la baisse spekuliren, nach einer neuen Gewaltpolitik schreien, die naturgemäß die Leidenschaften reizt, und die damit gerade jenen Bewegungen ein neues Leben einhaucht, die von der Leidenschaft leben.

Mithin: Wenn wir einer Polenpolitik bedürfen, so brauchen wir jedenfalls eine andere als die Bismarck'sche.

Aus der kleinlichen Aengstlichkeit, in die sich die Naiven treiben lassen, zeigt sich, daß wir eine Stärkung echten Nationalgefühls nöthig haben, und diese Stärkung geht nur hervor aus einer Gesammtpolitik, welche die Individualität jedes einzelnen Bürgers in der Freiheit und Selbständigkeit abhärtet und ihm das Gefühl gibt, daß nicht alles und jedes von bezahlten Beamten für das Vaterland zu leisten ist, sondern daß ein jeglicher für den Staat aus eigenem Antrieb Pflichten zu erfüllen hat. Mit solchen Elementen, nicht mit trockenen Gesetzesparagraphen wird man dem Deutschthum im Osten einen festen Rückhalt gewähren trotz der Rodomontaden eines Herrn von Koscielski.

Zum Oberpräsidenten von Schlesien ist der frühere Reichstagsabgeordnete **Fürst Hatzfeldt-Trachenberg** vom König ernannt worden. Diese Wahl erscheint als eine glückliche und erfreuliche, denn **Fürst Hatzfeldt** gehört zu jener verschwindend kleinen Anzahl preußischer Adliger, die im guten Sinne Grandseigneurs sind; sie sind durch ihren Reichthum unabhängig und durch ihre mannigfachen Beziehungen welterfahren und vorurtheilslos und darum im Stande, als selbständige Männer mit unabhängiger Meinung dem Staate zu dienen. Daß Preußen ein ärmliches, stets nach egoistischen Vortheilen haschendes Junkerthum statt eines sozial freien Pairsstandes hat, dies ist auch einer der Gründe für unsere langjährigen staatlichen Miseren.

In **Eisenach** hat der **Parteitag der Freisinnigen Volkspartei** stattgefunden. Das Programm wurde in unserer Zeit demokratischer Oeffentlichkeit unter Ausschluß der Oeffentlichkeit berathen und auch angenommen. Freilich erfolgte die Annahme erst nachdem Herr Eugen Richter der Opposition bei zwei Gelegenheiten mit dem Wink zu Leibe gegangen war, entweder dringe seine Ansicht durch oder es werde eine neue Sprengung der Partei durch seinen und seiner Freunde Austritt erfolgen. Nachdem die Partei vor kurzen fünfviertel Jahren gesprengt und man wiederholt belehrt worden war, daß erst jetzt die Zusammengehörigen zusammengekommen seien, werden nunmehr die Mitglieder der Freisinnigen Volkspartei wissen, unter welchen Umständen es möglich ist, die Einheit thatsächlich aufrecht zu erhalten.

* * *

## Rechter Hand, linker Hand.

Wie sehr unser gesammtes Parteiwesen in der Zersetzung begriffen ist, und wie nöthig es erscheint, mit gar manchen alten Schlagworten, die nur noch als Eselsbrücken der politischen Gedankenlosigkeit fungiren, aufzuräumen, das wird vortrefflich illustrirt durch die von dem Professor Hans Delbrück verfaßte Politische Korrespondenz in dem neuesten Heft der „Preußischen Jahrbücher".

Der Verfasser jener Korrespondenz rechnet sich zur freikonservativen Partei. Die Vorurtheilslosigkeit aber, mit der Herr Delbrück in jenem Artikel die verschiedensten Tagesfragen: die Polenpolitik, die Frage der Rentenkonversion, die Reichserbschaftssteuer und vor Allem die gesetzgeberische Behandlung der Sozialdemokratie: erörtert, ist so echt liberal, daß man nur wünschen möchte, die sich liberal und freisinnig nennende Presse stände in allen diesen Fragen auf einem gleich unbefangenen Standpunkte. Wie manches nationalliberale Blatt schwärmt für eine Art von Gewaltpolitik gegen die Polen! Und was die Rentenkonversion betrifft, so kann man sogar in einigen freisinnigen Zeitungen die beweglichsten Argumente finden, daß der Staat die Pflicht habe, dafür zu sorgen, daß seine Gläubiger nicht in Versuchung kommen, ihr Geld schlecht anzulegen. Bei anderen Gelegenheiten zieht man gegen eine solche patriarchalische Topfguckerei energisch zu Felde. Aber der Rentengläubiger bedarf der staatlichen Obhut. Man eifert ferner — sehr mit Recht — gegen den Unfug der Branntweinliebesgabe; den Besitzern 4prozentiger Konsols aber will man durch Verzicht auf eine Konversion eine Liebesgabe von etwa 30 Millionen Mark pro anno lassen. Von ähnlichen Inkonsequenzen und Widersprüchen ist unser politisches Leben heute mehr als je erfüllt. Und deshalb ist es gegenwärtig auch mehr als je verdienstlich, wenn ein Schriftsteller rücksichtslos der gesunden Vernunft die Ehre gibt. Herr Delbrück warnt in der erwähnten Korrespondenz auf das nachdrücklichste vor jedem Versuch einer Erneuerung des Sozialistengesetzes. Er erklärt sich aber nicht minder entschieden auch gegen jede weitere Beschränkung der Preß-, Vereins- und Versammlungsfreiheit. Seine Gründe decken sich fast vollständig mit den wiederholt in diesen Blättern vorgebrachten. Er scheut sich dabei nicht, die Haltung der freikonservativen und der nationalliberalen Presse auf das Entschiedenste zu verurtheilen.

„Ein Sozialdemokrat — so heißt es an einer Stelle — dem etwa Muth und Zuversicht schwach werden möchten, braucht nur acht Tage die „Post" zu lesen, um wieder alle seine Hoffnungen beflügelt zu sehen. Wenn dem Gegner vor Angst schon so alle Glieder schlottern, darf er sich sagen, muß unsere Sache doch ganz gut stehen. . . . Das fortwährende Rufen nach der Polizei und die kleinen Chikanen, durch die man die Thätigkeit der Sozialdemokratie zu hemmen sucht, schaden ihr nichts, sondern nähren nur ihre Illusionen, und aus den Illusionen erwächst Enthusiasmus und Kraft."

Und von der nationalliberalen Presse sagt Delbrück:

„Ihr Belfern für die Beschränkung der staatsbürgerlichen Rechte macht einen wahrhaft kläglichen Eindruck."

Ebenso entschieden plädirt der Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher" für die strikteste Aufrechthaltung des allgemeinen Wahlrechts.

Das sind die Anschauungen eines Freikonservativen!

Auf der anderen Seite hat sich auf dem Eisenacher Parteitage der freisinnigen Volkspartei ein Vorgang abgespielt, der nicht minder charakteristisch für die in jenem Lager herrschende Auffassung des Liberalismus ist.

Die Unabhängigkeit der Schule von der Kirche ist ein altes liberales Postulat. Soll das mehr als eine bloße Redensart sein, so wird nichts übrig bleiben, als den Religionsunterricht aus der Schule fern zu halten. Denn, wie der Präsident des Eisenacher Parteitages, Herr Baumbach, ganz richtig hervorhob: „Behalte man den Religionsunterricht bei, so könne man die kirchlichen Behörden nicht ausschließen von der **Mitwirkung bei der Leitung**". Dieser Erwägung folgend hat man denn bekanntlich auch sowohl

in Frankreich wie in den Vereinigten Staaten von Amerika den Religionsunterricht aus der Schule völlig ausgemerzt und ihn den betreffenden Religionsgesellschaften — außerhalb der Schule — überlassen. Diese Regelung hat sich in jenen Ländern ausgezeichnet bewährt; und ich für meine Person bekenne gern, daß ich für Preußen und Deutschland die Beseitigung des Religionsunterrichts aus den öffentlichen Schulen betrachte als ein „Ziel aufs Innigste zu wünschen“. Desungeachtet kann ich mir Gründe denken, die es angezeigt erscheinen lassen, in einem freisinnigen Programm diese Forderung nicht ausdrücklich aufzunehmen. Daß man diese Forderung aber als eine freisinnige Ketzerei behandeln und die politische Verfolgung jener Forderung durch das Programm ausdrücklich ausschließen konnte, beweist mir, daß zwischen der Freisinnigen Volkspartei und der Freisinnigen Vereinigung doch auch grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten bestehen.

Indem der Eisenacher Parteitag es **ausdrücklich** ablehnte, in dem Programmentwurf hinter den Worten „Unabhängigkeit der Schule von der Kirche“ die Worte „unbeschadet der Ordnung des Religionsunterrichts“ zu streichen, erklärte er damit zugleich, daß er das **Fortbestehen** des Religionsunterrichts in der Schule zu einer volksparteilichen Programmforderung erhebe. Und da nun obendrein — nach einer bündigen Auslegung*) der „Freisinnigen Zeitung“ — das Programm „**jeden** aus der Partei ausschließt, der sich nicht zu **allen** Punkten desselben bekennt“, so darf in Zukunft kein Mitglied der freisinnigen Volkspartei sich an irgend einem politischen Akte betheiligen, der auf eine Beseitigung des Religionsunterrichts aus der Schule abzielt.

Man ersieht aus diesen beiden Beispielen, in denen rechter Hand, linker Hand alles vertauscht erscheint, recht deutlich, wie unvollkommen die alten Parteibezeichnungen sich noch mit den Begriffen Liberalismus und Konservatismus decken. Das tritt auch auf dem Gebiete der Sozialpolitik zu Tage. Jene kathedersozialistischen Politiker, denen das Wohl der Arbeiter ernstlich am Herzen liegt, treten immer deutlicher zu jenen Industriellen und Großgrundbesitzern in Gegensatz, die für Berufsgenossenschaften und Zwangsversicherung eine Zeit lang Feuer und Flamme waren, aber von Sozialreform längst genug haben. Andererseits ist der Gegensatz zu den freihändlerischen Liberalen merklich geringer geworden. Dazwischen ist eine Anzahl begabter und vorurtheilsfreier Sozialpolitiker — vom Schlage der Weber und Göhre — aufgekommen, die sich parteipolitisch überhaupt noch nicht klassifiziren lassen.

Sieht man dann endlich, wie die Stellung der Parteien zur Regierung sich verschoben hat, wie die Konservativen gegen den konservativen Reichskanzler Sturm laufen, wie sie dabei von manchen Nationalliberalen (aus anderen Gründen) unterstützt werden, wie andererseits Graf Caprivi in allen Parteien — außerhalb der Kreuzzeitungspartei — Anhänger gewonnen hat, die ihn unterstützen, weil sie in ihm einen offenen — von allen Hintergedanken freien — Repräsentanten der allgemeinen Staatsinteressen schätzen, so wird das Bild der Parteizerklüftung in der That recht mannigfaltig.

Wie die Dinge heute liegen, gibt es danach zur Zeit nur eine mögliche Politik, daß nämlich der leitende Staatsmann mit Festigkeit seine eigenen Wege geht, sich direkt in der Bevölkerung Stützpunkte sucht und sich um theoretische Parteiprogramme möglichst wenig kümmert. Bisher hat er danach gehandelt und Deutschland ist bisher dabei im Allgemeinen nicht schlecht gefahren.

Th. Barth.

*) Ueber die Verbindlichkeit des Parteiprogramms gehen die volksparteilichen Ansichten allerdings auseinander. So heißt es in der „Voss. Ztg.“ (Leitartikel vom 22. Sept.):

„Schließlich ist ein Programm kein Dogma, und man kann ein guter Fortschrittsmann sein, . . . ohne daß man jedes Wort in einem Parteiprogramm unterschreibt.“

Dagegen wird in der „Freisinnigen Zeitung“ vom 26. Sept. d. J. in einer allgemeinen Polemik nachdrücklich hervorgehoben:

„Man spekulirt eben bei solchen Ausführungen auf ein mangelndes Unterscheidungsvermögen in weiteren Kreisen in Betreff der Bedeutung eines Programms gegenüber anderen Parteikundgebungen. Eben darum, weil ein Programm **jeden** aus der Partei ausschließt, der sich nicht zu **allen** Punkten desselben bekennt, dürfen in dasselbe Bestimmungen nicht hineingelangen, welche der Ueberzeugung irgend eines Theils der Partei Zwang anthun.“

---

## Was uns die Beseitigung des Identitätsnachweises lehrt.*)

Durch die Aufhebung des Identitätsnachweises für Getreide hat sich seit dem 1. Mai sowohl für Roggen als für Weizen an der Danziger Börse zwischen gleichen Qualitäten inländischen und unverzollten ausländischen Gewächses ein Preisunterschied von 34 Mark pro 1000 Kilo herausgebildet. Das entspricht der Differenz des vollen Zolles abzüglich des Zins- und Provisionsverlustes bei Verkauf der Importscheine. Für Weizen, der ein größeres ausländisches Absatzgebiet hat, als Roggen, stellte sich schon während der Inaussichtnahme der Aufhebung des Identitätsnachweises seitens der Reichsregierung die durch den Zoll bewirkte Preisdifferenz höher, um nach dem Reichstagsbeschlusse allmählich zu steigen und bei Inkrafttreten des Gesetzes bereits die volle Zolldifferenz zu zeigen. Der Gang der Preise von gleicher Lieferungsqualität „zum freien Verkehr“ und „transito“ auf Lieferung per April/Mai 1894 gibt darüber Auskunft. Dieselben betrugen:

| | Januar | | Februar | | März | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | zum freien Verkehr | transito | zum freien Verkehr | transito | zum freien Verkehr | transito |
| Mark | 133,77 | 119,15 | 131,75 | 113,92 | 131,46 | 110,17 |
| | Preisdifferenz | | Preisdifferenz | | Preisdifferenz | |
| Mark | 14,62. | | 17,83. | | 21,29. | |

| | April | | Mai | |
|---|---|---|---|---|
| | zum freien Verkehr | transito | zum freien Verkehr | transito |
| Mark | 136,96 | 105,32 | 130,04 | 96,28 |
| | Preisdifferenz | | Preisdifferenz | |
| Mark | 31,64. | | 33,76. | |

Die Preisdifferenz ist seitdem auf Mark 34 stehen geblieben.

Bei Roggen schwankte die Differenz, je nachdem Bedarf für inländische Waare auftrat, zwischen Mark 23 und 29 pro 1000 Kilo, um aber auch bei diesem Artikel im Mai auf Mark 34 zu kommen. Deutlicher noch zeigte sich die Differenz bei täglich gehandelter Loco-Waare.

Diese von Sachkennern übrigens längst vorausgesagte Entwicklung der Getreidepreise beweist deutlich, wie schlecht die agrarischen Vertreter bei dem Jahre hindurch verfolgten starren Festhalten an der Identität ihre eigenen Interessen verstanden haben. Wie viele Millionen Mark die Landwirthe Ost- und Westpreußens, welche über ihren eigenen Bedarf hinaus Weizen und Roggen produzirten, dadurch eingebüßt haben, wird wohl nie genau ermittelt werden, aber im Laufe der Jahre dürften wohl hundert Millionen überschritten worden sein. Ein kleines Beispiel mag genügen, um die in einzelnen Fällen sehr erhebliche Mindereinnahme zu beweisen. Abgesehen von anderem Getreide verkaufte ein Gut im Stargarder Kreise bis zum Ende Februar 320 Tonnen à 1000 Kilo Weizen. Wäre damals schon wie nach dem 1. Mai der volle Zoll von Mark 34 durch Fortfall des Identitätsnachweises zur Geltung gekommen, so hätte das Gut allein für verkauften Weizen circa Mark 20 per Tonne oder 6400 Mark mehr eingenommen. Wenn auch nicht

*) Anm. der Redaktion: Der Verfasser dieses Artikels steht mitten in dem von ihm charakterisirten Exportgeschäft, und theilt als hervorragender Kaufmann die im deutschen Handelsstande fast durchweg herrschende Abneigung, unter seinem Namen litterarisch hervorzutreten. Die Zuverlässigkeit des Verfassers betreffs der von ihm gemachten thatsächlichen Mittheilungen steht aber außer jedem Zweifel.

alle Güter Ost- und Westpreußens auf den Verkauf von Getreide hin bewirthschaftet werden, so ist es doch die große Mehrzahl, und analog wie bei dem erwähnten Gute liegen die Verhältnisse bei den meisten anderen.

Nunmehr läßt sich aber auch genauer berechnen, mit welchen Summen die Brotgetreide zum Verkauf produzirender Grundbesitzer von den übrigen Steuerzahlern subventionirt werden. Nachdem der Schutzzoll in festen Zahlen greifbar geworden ist, kann für jedes Getreide verkaufende Gut berechnet werden, wieviel es am Schutzzoll verdient und um wieviel dieser Betrag allein die gesammte Steuerlast einschließlich der Kosten des Klebegesetzes übersteigt. Eine solche Statistik aufzunehmen, wenn auch nur für eine größere Anzahl von Gütern in den verschiedenen Gegenden, dürfte nicht allzu schwierig sein. Wir beschränken uns hier darauf, einzelne Beispiele aus unserer eigenen Praxis anzuführen. Sie geben vielleicht die Anregung zu einer weiteren Verfolgung der Sache. Das oben erwähnte Gut zahlt an Grund-, Gebäude-, Prov.-, Kreis-, Kommunalsteuern, Armen- und Schullasten, sowie an Kosten des Klebegesetzes (ausgeschlossen die Staats-Einkommensteuer), zusammen zwischen 6000 und 7000 Mark. Der Verkauf von 320 Tonnen Weizen aber fördert gegenwärtig, wo der Schutzzoll sich in einer Preiserhöhung von Mark 34 per Tonne geltend macht, eine baare Schutzzollsubvention von Mark 10 880 zu Tage, also über die genannten Steuern und Lasten hinaus mindestens Mark 3880.—. Bei einem andern Besitze von ca. 1100 Magdeburger Morgen, mit gutem Boden aber wenig guter Kultur, beträgt das durchschnittliche Verkaufsquantum an Weizen und Roggen ca. 100 Tonnen; Gewinn aus dem Schutzzoll also Mark 3400. Die sämmtlichen Steuern excl. Einkommensteuer, aber incl. Armen-, Schullasten- und Klebegesetzabgaben, betragen ca. Mark 2500. Der baare Schutzzollzuschuß über die genannten Steuern hinaus beträgt also ca. Mark 900. Und nach des Besitzers eigener Angabe müßte sich dieser Ueberschuß noch beträchtlich steigern lassen, da bei besserer Kultur das Verkaufsquantum sich auf 150 bis 160 Tonnen belaufen würde. — Ein drittes ritterschaftliches Gut in Ostpreußen von 900 Morgen zahlt an sämmtlichen Steuern und Abgaben excl. Einkommensteuer Mark 1650. Der Getreideverkauf im Jahre 1893/94 belief sich auf 60 Tonnen Weizen und Roggen. Die Schutzzollprovision betrug also Mark 2100 (60×35). Bei diesem Gut liegt der Schwerpunkt in der Milchwirthschaft und ist dieselbe in hoher Kultur.

Die Aufführung dieser Fälle genügt, um darzuthun, daß auf diesen und ähnlich situirten Gütern durch den Schutzzoll auf Brotgetreide jegliche Steuerlast durch den Getreideschutzzoll nicht nur abgenommen ist, sondern daß auch noch ein Ueberschuß über die Steuern hinaus geleistet wird, den die inländischen Konsumenten aus ihrer Tasche baar zu leisten haben.

Der Verkaufspreis der Güter ist denn auch, soweit sich diese Dinge objektiv feststellen lassen, gegen denjenigen der 70er Jahre, mit verschwindenden Ausnahmen, nicht billiger geworden. Beispiele anzuführen dürfte nicht schwer sein. Wieviel Geld an Bauten und Meliorationen in solche zum Verkauf kommenden Güter gesteckt worden ist, läßt sich für den außerhalb Stehenden allerdings nicht leicht beurtheilen. Die Landschaften und die Grundbücher würden über den Besitzwechsel bei steigenden und fallenden Konjunkturen genaueren Aufschluß geben können, der dann auch die Vergleichbarkeit der Verkaufssummen ermöglichen würde. Jedenfalls wäre es eine durchaus dankenswerthe Arbeit, wenn die Regierung durch eine in Zukunft etwa tagende Agrarkonferenz einmal eine solche statistische Aufgabe lösen ließe. Eine solche Statistik würde eine sicherere Grundlage für die Prüfung der Forderungen des Bundes der Landwirthe geben als allgemein gehaltene Behauptungen und Klagen. Auch den Mitgliedern des genannten Bundes sollte doch daran liegen, die Thatsachen und Verhältnisse zu ermitteln, wie sie in Wirklichkeit sind.

Mercator.

## Eine pädagogische Mobilmachung.

Daß das Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich — wenn es schon, wie die Dinge einmal liegen, kein intimes sein kann — doch ein solches sei, wie es den Kulturbedürfnissen beider Völker entspricht, daran sollten — wie uns scheint — alle vernünftigen Elemente diesseits und jenseits der Vogesen ein gleiches Interesse haben. Es wäre von der Menschennatur zu viel verlangt, wenn die Sieger im letzten deutsch-französischen Kriege von den vor einem Vierteljahrhundert Besiegten denselben unparteiischen Gleichmuth verlangen wollten, mit dem sie selbst auf jenes gewaltige historische Ereigniß zurückblicken. Die Wunden, die nicht nur den nationalen Interessen, sondern noch mehr dem nationalen Stolze Frankreichs damals geschlagen sind, haben eine Empfindlichkeit zurückgelassen, die sich menschlich begreifen läßt. Aber diese Empfindlichkeit enthebt die französische Nation nicht der Verpflichtung, mit Nüchternheit sich klar zu machen, daß durch den Friedensschluß von 1871 ein territorialer status quo geschaffen ist, der nur in einem Kampf auf Tod und Leben wieder verschoben werden kann. Es ist auch nicht der leiseste Schimmer einer Aussicht vorhanden, daß Deutschland in absehbarer Zeit freiwillig in eine Abtrennung Elsaß-Lothringens an Frankreich oder in eine Neutralisirung jener Grenzprovinzen willige. Dies Ziel wäre nur durch den blutigsten aller Kriege zu erreichen. Wem der Friede Europas wirklich am Herzen liegt, der muß sich mit dieser Thatsache abfinden. Gerade wir deutschen Friedensfreunde haben die Aufgabe, keinerlei zweideutige Hoffnungen aufkommen zu lassen. Alles Herumdaktern an einer sogenannten elsaß-lothringischen Frage, wie das wohl auch von wohlmeinenden Friedensfreunden in England geschehen ist, kann der Friedensbewegung nur schaden. Alles Kokettiren mit der „friedlichen“ Lösung einer Frage, die als eine „Frage“ von Deutschland gar nicht anerkannt wird, ist nur dazu angethan, jene Revanchestimmung in Frankreich zu nähren, aus der voraussichtlich ganz allein ein großer europäischer Krieg hervorgehen kann.

Die Franzosen selbst halten diese Stimmung aufrecht, ja sie nähren sie systematisch in der Bevölkerung von Kindesbeinen an. Sie spiegeln sich vor, die abgetrennten Ostprovinzen sehnten sich nach einer Wiedervereinigung mit Frankreich und erwarteten von Frankreich, daß es sie aus der „Knechtschaft“ erlöse. Wie wenig diese Anschauung der Wahrheit entspricht, hat jüngst der ausgezeichnete englische Friedensfreund Mr. Capper in der „Contemporary Review“ höchst anschaulich nachgewiesen.

Aber wahrscheinlich ist es gar vielen Franzosen auch weniger ernst mit dem Gedanken einer gewaltsamen Wiedervereinigung Frankreichs mit Elsaß-Lothringen, als es ihnen ernst ist mit der pathetischen Pose des Patrioten, der es ablehnt, sich in das Unabänderliche zu fügen. Diese patriotische Haltung wird deshalb vor Allem auch der Jugend beigebracht. Und wenn dieser Patriotismus als Lehrgegenstand auch wohl nicht ganz so gefährlich ist, wie es äußerlich erscheint, so verdient er doch Beachtung. Nicht mit Unrecht weisen die europäischen Friedensvereine — auch die französischen — immer wieder darauf hin, daß der Jugendunterricht der Kriegsidee viel mehr als der Friedensidee dienstbar gemacht ist, und daß hier eine vernünftige Reform sehr nöthig wäre.

Auf diesem Gebiete könnte in allen Staaten noch viel geschehen, nirgends aber wohl mehr, als in Frankreich.

Nach diesen einleitenden Worten geben wir Herrn Curt A. Musgrave das Wort zu seinen Bemerkungen über

### Pädagogische Mobilmachung.

Die Abhandlung, welche Graf Tolstoi kürzlich über die deutsch-französischen Beziehungen veröffentlichte, enthält unter Anderem auch die Behauptung, daß die in den französischen Schulen zur Anwendung kommenden Lehrbücher den Haß gegen Deutschland systematisch predigen. Ich beschloß, die Wahrheit dieser Behauptung zu untersuchen.

Eine Fußreise, die ich soeben durch das nordwestliche Frankreich unternommen, gab mir dazu Gelegenheit.

Ich besuchte ungefähr dreißig Kommunalschulen und fand die Lehrer derselben freundlichst bereit, mir den Lehrplan ihrer Schulen auseinanderzusetzen und die eingeführten Bücher zu zeigen. Weniger freundliche Aufnahme wurde mir in den höheren Schulen, den Lyceen, zu Theil, in denen man den Fremdling offenbar mit mißtrauischen Augen betrachtete. Ich ließ mich aber nicht irre machen und erreichte auch hier meinen Zweck.

Das Resultat meiner Beobachtungen läßt sich in den kurzen Satz zusammenfassen:

„Der gesammten französischen Erziehung liegt der eine Gedanke zu Grunde: Die Vorbereitung zu einem Revanchekriege mit Deutschland.“

Der Beweis für diese Behauptung ließe sich auf die verschiedenste Weise erbringen; ich will versuchen, denselben so objektiv, wie irgend möglich, zu führen, indem ich nicht meine direkten persönlichen Wahrnehmungen, sondern die französischen Schulbücher zu Grunde lege.

Ich habe keine Schule — weder ein Gymnasium noch eine Kommunalschule — gefunden, in der nicht ein Buch zum Gegenstande des systematischen Unterrichts gemacht wäre, das zur Revanche auffordert.

Nun wäre es gewiß verfehlt, wollte ich aus den zahlreichen Schulbüchern, die ich durchgesehen habe, einzelne Stellen herausgreifen, um meine These zu beweisen. Ich will statt dessen lieber aus einem einzelnen charakteristischen Schulbuche einen so ausgiebigen Auszug geben, daß von einem Mißverständniß auch für den Fernstehenden nicht die Rede sein kann.

Ich wähle dazu das Buch:

Jean Felber, Lectures courantes par A. Chalamet, Professeur d'Histoire au Lycée Michelet, Librairie Alcide Picard et Kaan, Paris. Laut Vermerk auf dem Titel wurde dieses Werk vom Ministerium preisgekrönt; es wird sämmtlichen Schülerbibliotheken auf Staatskosten geschenkt. Das Buch wird in sämmtlichen Kommunalschulen Frankreichs und in einer großen Anzahl Lyceen als Lesebuch verwandt. Für die einzelnen Departements sind Spezialausgaben angefertigt, die von höheren Schulbeamten der betreffenden Departements herausgegeben werden.*) Das Werk ist somit als ein offizielles Lehrbuch par excellence anzusehen; es ist überdies in verschiedene Stufen eingetheilt, so daß der neu versetzte Schüler seinen „Jean Felber“ von der untersten bis zur höchsten Klasse immer wiederfindet.

Aus diesem Buche nun gebe ich die nachstehenden ausführlichen Auszüge.

### Elsaß-Lothringen.

Wenn Ihr Frankreich auf Eurem Atlas betrachtet, meine Freunde, dann habt Ihr gewiß den Theil bemerkt, der sich zwischen der Mosel, den Vogesen und dem Rheine ausdehnt, und der mit dem Namen Elsaß-Lothringen bezeichnet ist.

Die Geschicht dieses unglücklichen Landes läßt sich in zwei Phasen zusammenfassen:

1. Elsaß-Lothringen ist lange Zeit französisch gewesen und während zweier Jahrhunderte hat es nicht aufgehört, Frankreich Beweise der Zuneigung und Anhänglichkeit zu geben.

2. Elsaß-Lothringen ist nach dem unglücklichen Kriege von 1870 uns mit Gewalt entrissen worden; es ist von den Deutschen fortgenommen worden, die, ohne den Willen des Landes zu befragen, aus demselben eine Provinz ihres Kaiserreichs gemacht haben.

*) Der genaue Titel einer solchen mir vorliegenden Spezialausgabe lautet: Jean Felber. Histoire d'une famille Alsacienne. — La Guerre Franco-Allemande. — Excursions à travers la France. — Descriptions. — Le Sentiment de famille. — L'Amour de la Patrie. — Le Soldat. Lectures courantes par A. Chalamet, professeur d'histoire au Lycée Michelet. Ouvrage honoré de souscriptions du Ministère de l'Instruction publique et adopté par les bibliothèques scolaires. Édition spéciale au Département de la Seine-inférieure avec la collaboration de M. Garsault, Inspecteur de l'enseignement au Havre. Cours moyen et supérieur des Écoles primaires, Classes élémentaires des Lycées et Collèges. Paris. Alcide Picard et Kaan.

### Einleitende Lektüre.

#### Der Krieg von 1870.

##### I.

Das ist eine traurige Geschichte, die vom Kriege 1870, aber jeder Franzose muß sie kennen und darüber nachdenken.

Wißt denn, daß in diesem Jahre, welches man mit Recht das schreckliche Jahr genannt hat, unsere Soldaten in mehreren Schlachten besiegt wurden, nicht, weil ihnen Muth gefehlt hätte, sondern weil sie weder zahlreich genug waren, noch genügend vorbereitet, um gegen die furchtbaren Armeen Deutschlands zu kämpfen.

Wißt denn, daß dreißig unserer Departements die Schande und den Schmerz der Invasion erdulden mußten.

Wißt denn, daß Frankreich während mehr als sechs Monate, ohne sich durch die unerhörten Unglücksfälle entmuthigen zu lassen, den Kampf fortsetzte, daß es durch seinen Widerstand selbst seine Feinde erstaunte, daß es Armeen hervorzauberte, um die Geschlagenen zu ersetzen, daß es an alle Diejenigen appellirte, die im Stande waren, ein Gewehr zu tragen.

Aber diese Eintagssoldaten, herausgerissen aus ihren Familien, was vermochten sie gegen die kriegsgewohnten Truppen Deutschlands?

Endlich — als seine Heere überall zurückgeschlagen waren, als seine Festungen genommen waren, als seine Hauptstadt, Paris, in die Gewalt des Feindes fiel — da mußte sich Frankreich ergeben. Es mußte die Bedingungen des Siegers auf sich nehmen und dieser Sieger war ohne Mitleid. Er riß, als er sich zurückzog, ein Stück aus unserem Fleische. Er nahm uns Elsaß-Lothringen; er kehrte gegen uns die Kanonen von Straßburg und Metz, Städten, so französisch! Er verdammte ein und eine halbe Million Elsässer, die Franzosen bleiben wollten, Deutsche zu werden!

##### II.

Das müssen wir nicht vergessen!

Wir müssen uns der Tausende von Landsleuten erinnern, die seit Jahren dulden und hoffen, ohne jemals zu verzagen.

Deutschland hat Schlachten gewinnen und Landestheile erobern können — aber es hat nicht gewußt, Liebe für sich zu erwecken. Heute, wie am Tage nach ihren Siegen, sind die Deutschen verabscheut (détestés) in den Provinzen, die sie uns genommen haben. Sie sind dort durchaus nicht zu Hause; sie sind dort einquartirt wie in einem feindlichen Lande; sie können sich dort durchaus nicht anders aufrecht erhalten als durch Gewalt!

##### III.

In ihrer Wuth vervielfachen sie ihre Zwangsmaßregeln; die Gefängnisse füllen sich mit elsässischen Patrioten; unversöhnliche Richter sehen überall Verbrechen. Wegen eines Wortes, wegen einer Geste, wegen eines Sanges riskirt man arretirt und wie ein Verbrecher in das Gefängniß geworfen zu werden. Unglückliche sind verurtheilt und während mehrere Monate festgehalten worden, einfach, weil sie gerufen haben: Vive la France! oder weil sie an ihren Hut die dreifarbige Kokarde gesteckt haben, die Farben des verlorenen Vaterlandes!

Sogar die kleinen Kinder sind es, welche diese Deutschen beunruhigen, diese starken Deutschen, so kraftbewußt! Ja, Eure kleinen Kameraden, die Schüler und Schülerinnen von Elsaß-Lothringen, werden wie verdächtige Revolutionäre behandelt. Man hat den Unterricht im Französischen aus dem Programme ihrer Schulen gestrichen; man verbietet ihnen, unter sich französisch zu sprechen, und man bestraft sie, wenn sie Gebrauch von der verbotenen Sprache machen.

##### IV.

Das Folgende ist die Geschichte einer elsässischen Familie, einer Familie dieses so grausam geprüften Landes.

Oh, daß doch unsere Erzählung Euch Frankreich kennen und lieben lehrt, daß sie Euch den Begriff des Vaterlandes verstehen lehrt, dieses Vaterlandes, das wir über alles lieben und dem wir uns ganz weihen müssen!

— — — — — — — — — — — — — —

Nachdem so der Schüler in die rechte Stimmung versetzt worden ist, werden ihm die handelnden Personen der eigentlichen Erzählung vorgeführt. Jean Felber ist ein junger französischer Korporal, von Geburt ein Elsässer, der an einem schönen Julitage des Jahres 1869 in seine Heimath einmarschirt, da sein Regiment nach Straßburg versetzt wurde. Das Land wird beschrieben, als ob es ein Paradies wäre, voll von lachenden Weinbergen, in denen Ueppigkeit und Fülle zu Hause ist. Alle Einwohner sind glücklich, besonders die Familie Felber, die in Molsheim lebt und hier einen kleinen Landbesitz hat. „Gibt es in ganz Frankreich eine reichere Provinz als diese?“ ruft der alte Felber aus. Die Schilderung einer Weinernte gibt Gelegenheit, diesen Reichthum zu beschreiben und den kleinen Franzosen den Mund nach elsässischen Trauben wässerig zu machen. Aber dieser Zustand allgemeiner Glückseligkeit dauert nicht lange, denn der böse „Prussien“ kommt. Im einundzwanzigsten Kapitel wird die eigentliche Erzählung wieder aufgenommen:

### XXI. Die Kriegserklärung.

Eines Morgens — es war gegen Ende des Monats Juli 1870 — ging Vater Felder über den Marktplatz, als er eine zahlreiche Gruppe Landleute und Arbeiter bemerkte, die vor einem Anschlage an der Mauer des Rathhauses standen. Diese Leute schienen mit Erregung zu diskutiren; sie sprachen sehr laut und machten viele Gesten.

Vater Felder näherte sich. Als er bei dem Haufen ankam, rief ihm Jemand zu: „Hallah! Wissen Sie schon die große Neuigkeit? Der Krieg ist erklärt!"

Der Krieg! Es war nicht nothwendig zu fragen, was für ein Krieg, noch gegen welchen Feind wir im Begriff waren, zu marschiren. Man wußte wohl seit langer Zeit, daß die Deutschen uns nicht gewogen waren, daß sie eifersüchtig auf Frankreich waren, daß sie unser Land zu schön fanden, daß sie glaubten, Frankreich käme zu gut vorwärts und daß sie die erste Gelegenheit suchten, uns anzugreifen. Seit drei oder vier Jahren sprach man oft von einem Kriege mit Deutschland, man hielt ihn für unvermeidlich und man lebte in der Erwartung dieses mörderischen Kampfes.

. . . Wie viele andere in dieser Periode, so glaubte auch Vater Felder, daß Frankreich unbesiegbar sei. Hatten unsere Soldaten nicht den Beweis ihrer Stärke in hundert Schlachten gegeben? Hatten unsere Ahnen nicht während der großen Kriege der Revolution zwanzig Mal diese Deutschen geschlagen, diese Preußen, die heute so arrogant waren? Wenn diese Lektionen nicht genügt hatten, wenn diese Burschen (gaillards-là) mit uns Streit suchten, wenn sie die Erinnerung an die Schlacht von Jena verloren hatten, wo in einem einzigen Tage Preußen in Stücke gehauen wurde — na, dann würden es sich unsere Generale und Soldaten angelegen sein lassen, ihnen das Gedächtniß aufzufrischen. . . . Das waren die Gedanken des Vaters Felder, als er in seinem Hause eintraf.

— — — — — — — — — — — — — —

Es werden nun die Vorbereitungen geschildert, die in Straßburg getroffen wurden. Der Verfasser nimmt die Gelegenheit wahr, die Bedeutung eines Regimentes und einer Standarte zu schildern. Er fordert die Knaben auf, ihr Leben für Frankreich zu lassen und ruft am Schlusse des dreiundzwanzigsten Kapitels aus: „Fürchtet nicht, Ihr Helden vergangener Zeiten, Ihr Soldaten der Revolution und des Kaiserreiches, die Ihr durch alle großen Städte Europas marschirt seid, Ihr Eroberer Algiers, Ihr Kämpfer, gefallen auf den Feldern der Krim und Italiens — fürchtet nicht, daß in der Stunde großer Opfer Eure Nachfolger Eurer nicht würdig sein werden!" —

Am Ende der einzelnen Kapitel stellt der Verfasser Fragen, die sich auf das Vorhergegangene beziehen. Am Ende des dreiundzwanzigsten Kapitels lautet diese „Devoir de Rédaction" folgendermaßen: „Welches sind die nöthigen Eigenschaften des Kommandeurs eines Regimentes und der Mannschaft, die dasselbe ausmachen? Wenn das Gesetz bestimmt, daß alle Franzosen drei Jahre in der Kaserne zubringen müssen, so geschieht dies nicht nur, um sie die Handhabung der Waffen und das Exerziren zu lehren, sondern um ihnen diejenigen Eigenschaften der Disziplin, Selbstverleugnung, des Patriotismus anzugewöhnen, die in Zeiten des Krieges unentbehrbar sind."

— — — — — — — — — — — — — —

Die Schlachten beginnen. Die Niederlagen der Franzosen werden durch die „vierfache Uebermacht" der Deutschen erklärt. „Daß man sich doch nur einmal mit gleichen Zahlen messen könnte! Dann wird man sehen!"

Jean Felder macht die Schlacht von „Froeschwiller" mit; aber trotzdem „er dreimal geschossen hat und dreimal einen Deutschen hat fallen sehen", wird sein Regiment zurückgeschlagen. Das ist sonderbar. Die Erklärung findet sich im Kapitel 27 „La défaite".

### XXVII. Die Niederlage.

Seit dem Morgen kämpften 35 000 Franzosen mit überlegenen Kräften; jedem einzelnen unserer Soldaten konnten die deutschen Generale drei oder vier gegenüberstellen; sie hatten mehr und bessere Kanonen als wir. Und dennoch bis zur Mitte des Tages war die Schlacht nicht verloren; kein einziger Truppentheil war in diesem ungleichen Kampfe zurückgewichen. Um uns den noch unentschiedenen Sieg zu geben, was war nöthig? Neue Truppen! . . . Aber die Verstärkungen kamen niemals, im Gegentheil, die deutsche Armee war es, die sie erhielt. . . . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Im achtundzwanzigsten Kapitel wird der löwenmuthige Angriff französischer Kürassiere geschildert, die von einem unsichtbaren Feinde (denn die „Preußen" kämpften niemals in offener Schlacht, sondern immer nur aus dem Verstecke heraus) niedergemäht werden. Aber die „Preußen" sind nicht nur Feiglinge; sie sind auch Barbaren. Wie sie hausen, wird im 33. und 34. Kapitel erzählt.

### XXXIII. Die Vorbereitungen zum Gelage.

Die Kavalleristen stellten ihre Pferde unter ein Verdeck im Hintergrunde des Hofes. Sie machten sich sofort daran, Streu zu suchen und häuften es vor ihren Pferden auf, bis dieselben bis zur Brust darin standen; dann kamen die Hafersäcke an die Reihe, die sie mit Säbelhieben aufschlugen. Diesem Raube seiner Ersparnisse gegenüber konnte sich der Bauer nicht länger halten; er protestirte heftig, aber seine Stimme wurde von einer Salve Beleidigungen übertönt. Einer der Deutschen ging mit erhobenem Säbel auf ihn los.

Bleich vor Schreck zog sich der Bauer zurück. Ohne sich mehr um ihn zu kümmern, machten sich die Deutschen an die Bereitung ihres Mittagessens. Die Einen plündern den Garten und kehren zurück die Arme voll an Kohlköpfen und Kartoffeln. Die Andern machen Jagd auf Hühner und Enten. Andere dringen in das Farmhaus und bringen Ladungen von Fett und Würsten.

Mittlerweile haben Diejenigen, die das Essen zubereiten sollen, ein Feuer angesteckt, und haben große Kessel genommen, in denen man gewöhnlich das Schweinefutter zubereitet. Dort hinein werfen sie bunt durcheinander Fleisch und Gemüse. Eine auf dem Dunghaufen gefundene Mistgabel dient dazu, die Pampe (bouillie) umzurühren.

Während sie auf die Zubereitung dieses großartigen Diners warten, stecken sich die Soldaten ihre großen Pfeifen an. Sie sitzen rund herum um die Töpfe und stillen ihren Durst der Reihe nach bei zwei großen Bierfässern, die sie in die Mitte des Hofes rollten.

### XXXIV. Der Schmaus.

Sobald die Suppe fertig ist, löschen die Soldaten ihre Pfeifen, und, geordnet in Reih und Glied, nähern sie sich den Kesseln, ihre Töpfe in der Hand. Jedem giebt der Sergeant einen Topf mit Brühe, in die er ein Stück Fleisch hineinthut. Dann holen sie aus ihrem Tornister ihr schlechtes, schwarzes Brot hervor, das sie in kleine Stücke schneiden und in die Suppe werfen, bis diese angefüllt ist und einen steifen Brei bildet, in dem der Löffel aufrecht steht.

Jetzt beginnt der Schmaus und während einer Stunde hört man nichts als das Geräusch der Kiefer, die sich möglichst schnell öffnen und schließen. Nachdem ihr Hunger gestillt ist, legen sich die Soldaten auf ihr Stroh nieder und schnarchen bald um die Wette.

— — — — — — — — — — — — — —

Die nächsten Kapitel sind den „Preußen vor Straßburg" gewidmet. Auch hier hören wir von der Feigheit der „Preußen". Als sich die Belagerten am Morgen neuen Verschanzungen gegenübersehen, ruft ein Soldat aus: „Natürlich, die Preußen arbeiten immer in der Nacht, denn am Tage könnten wir sie geniren!" Und dann geht es weiter:

„Ja," sagt Felder, „man sieht Menschen dort hin- und hergehen, wo sie Laufgräben aufgeworfen haben."

Die Soldaten erheben ihre Gewehre. Kanoniere richten ihre Geschütze.

„Schießt nicht!" schrie ein Offizier. „Das sind keine Deutschen, die Ihr dort seht! Das sind Franzosen, Landleute, welche gezwungen werden, für sie zu arbeiten!"

„Diese Elenden!" rief Felder und eine unaussprechliche Angst überkam ihn, daß sich unter diesen Landleuten Bewohner von Molsheim (seiner Heimath) befinden könnten!

„Welche Scheußlichkeit!" sagte Durand. „Diese Feiglinge bleiben in ihren Höhlen verborgen und zwingen Franzosen, Schanzwerke zu errichten, von denen aus sie eine französische Stadt bombardiren!"

### XXXVI. Das Bombardement von Straßburg.

Das Bombardement beginnt; die deutschen Kugeln sausen umher, aber:

Auf ihren Schanzwerken bleiben unsere Artilleristen ruhig, entschlossen, bereit, zu antworten. Aber um Gotteswillen! Kein Geschoß berührt sie! . . . . Die Granaten entladen sich in der Mitte der Stadt. Sind die feindlichen Artilleristen so ungeschickt, so weit über ihr Ziel hinauszuschießen? O nein! Absichtlich schicken sie Tod und Brand in die bevölkerten Straßen. Sie bombardiren die Stadt, aber sie berühren nicht die Schanzwerke. Sie morden in ihren Betten Greise, Frauen und Kinder, aber sie greifen keine Soldaten an.

Mit gräßlicher Berechnung zählen sie darauf, daß die entsetzte Bevölkerung die Garnison zur Kapitulation zwingen wird. Das ist ihre Hoffnung. Der Kommandant der Belagerungsarmee, General v. Werder, hat es durchaus nicht verheimlicht . . . . . . .

Das Bombardement dauert während der ganzen Nacht. An mehreren Stellen ist Feuer ausgebrochen.

Das ist die Bibliothek, die brennt. Morgen wird es jenes wunderbare einzige Denkmal sein, der Stolz der Straßburger, die Kathedrale, die der feindlichen Artillerie als Zielpunkt dienen wird!

## XXXVII. Der Brand der Bibliothek von Straßburg.

Deutschland ist stolz auf seine Civilisation. Es besitzt viele Schulen und viele Schulmeister. Es hat vor Frankreich den allgemeinen obligatorischen Schulunterricht eingeführt, so daß alle Kinder lesen und schreiben lernen. Deutschland besitzt nicht nur Volksschulen, es besitzt auch Gymnasien und Universitäten, wo Tausende von jungen Leuten ihren Studien obliegen. Ja, man muß es zugestehen, denn man muß selbst gegen seine Feinde gerecht sein, Deutschland hat ein Recht, auf seine Civilisation stolz zu sein!

Und dennoch haben sich die Deutschen, die Straßburg belagerten, wie Barbaren betragen, die alle Wissenschaft mißachten. Ohne Nothwendigkeit, ohne dadurch den Termin der Kapitulation auch nur um einen Tag zu beschleunigen — einfach aus Lust, zu zerstören und Böses anzurichten, haben sie die Bibliothek von Straßburg in Brand gesteckt.

Jetzt wird der Werth der Bibliothek beschrieben und das Kapitel endet mit den Worten:

Schande den Deutschen, die alle diese Bücher verbrannten! Schande den Deutschen, die ihre Kanonen auf die Kathedrale von Straßburg richteten!

## XXXVIII. Bombardement der Kathedrale und des Hospitals.

In allen früheren Kriegen wurde die Kathedrale respektirt. Eine einzige Kugel hat sie durch Zufall im Jahre 1678 getroffen und diese Thatsache erschien den Leuten der damaligen Zeit so ungeheuerlich, daß sie nahe bei der getroffenen Stelle in den Stein eine Inschrift meißelten, in der sie an die Beleidigung erinnerten, die man dem schönsten Denkmal des Elsaß angethan hatte!

Im Jahre 1870 zündeten die Deutschen die Kathedrale in der Nacht am 25. August an und während eines ganzen Monats, bis zum Ende der Belagerung, unterließen sie nicht, die Kathedrale mit Geschossen zu bedecken.

Aber das genügte den Deutschen noch nicht. Absichtlich steckten sie auch das Hospital in Flammen.

Das Hospital war voll von Kranken und Verwundeten. Es war beschützt — so glaubte man wenigstens — von dem rothen Kreuze der Konvention von Genf, dieser Konvention, die die Orte, an denen man für die Verwundeten sorgt, zu neutralem Boden macht und sie den Gefahren des Krieges entzieht.

Deutschland, wie alle die übrigen Nationen Europas, hatte diese Konvention unterzeichnet. Aber Deutschland hat seine Unterschrift verleugnet (a renié sa signature) und hat seine Verpflichtungen nicht erfüllt. Es respektirte nicht die Wissenschaft, als es die Bibliothek in Brand steckte — aber als es Feuer an das Hospital legte, da achtete es weder die Leiden (la souffrance) noch die Menschlichkeit!

So schließt das Kapitel und nur zu guterletzt fordert der Verfasser seine Zöglinge auf: „Dites, quels sentiments cette lecture vous a inspirés!"

— — — — — — — — — — — — — —

Die Belagerung von Straßburg naht ihrem Ende. Mit all ihren scheußlichen Mitteln gelingt es den Deutschen die Stadt zur Ergebung zu zwingen. Der Präfekt Edmont Valentin wird von den Deutschen „gegen das Völkerrecht" auf fünf Monate in eine Festung gesteckt und der Sergeant Jean Felder muß als Kriegsgefangener nach Deutschland marschiren. Dieser Marsch wird im 43. Kapitel geschildert:

## XLIII. Auf dem Wege nach Deutschland.

Während dreier Tage mußten die Gefangenen marschiren. Die Märsche waren lang, die Nahrung ungenügend und schlecht, die Soldaten, welche den Zug begleiteten, waren hart und grausam. Einige der Unglücklichen, erschöpft durch die Entbehrungen, entkräftet durch die Ermüdungen, fielen zu Boden. Sofort kamen die deutschen Soldaten, um sie mit wüthenden Fußstößen und Stockschlägen zu zwingen, sich zu erheben und sie vorwärts zu stoßen. Ah! welch' ein trauriges Loos ist es für einen Soldaten, in die Hände eines unbarmherzigen Siegers zu fallen! Wie sie ihre Kameraden beneiden müssen, die der Tod in voller Schlacht ereilt hat! Und außerdem, Gefangenschaft ist oft ebenso mörderisch wie die Kanone. Während des letzten Krieges sind mehr als zwanzigtausend Personen auf den Märschen und in den deutschen Gefängnissen gestorben, nachdem sie fürchterliche Leiden ausgestanden hatten.

Am dritten Tage hielt man an einem Bahnhofe. Man ließ die Franzosen in die Viehwagen einsteigen, die zum Transport der Kavallerie gedient hatten und die man nicht einmal sich bequemt hatte, zu reinigen. Die Gefangenen waren dort so zusammengedrängt, daß sie weder sitzen noch sich legen konnten; sie duldeten Hunger und Durst. Als man sie nach einer Nachtreise aussteigen ließ, versagten ihre wunden Glieder ihnen den Dienst. Stolpernd und hinkend schleppten sie sich durch die Straßen der Stadt Ulm bis zu den Baracken, die man für sie bereitet hatte.

## XLIV. Leiden der französischen Gefangenen.

Vom Morgen bis zum Abend wurden die Gefangenen zu den schwersten Arbeiten gezwungen . . . . . Ihre Arbeit, kaum von einigen Minuten der Erholung unterbrochen, endete erst mit der hereinbrechenden Nacht. Dann kehrten sie völlig erschöpft in die schlechten Baracken zurück, die ihnen zum Quartier dienten. In diesen ersten Tagen des Oktober war der Frost schon sehr stark; der Zug wehte durch die schlecht gefügten Balken; fast alle Soldaten husteten und da die Hospitäler nicht groß genug waren, gewährte man den Kranken nur im äußersten Nothfalle Eintritt, wenn es zu spät war, für sie zu sorgen und sie zu heilen . . . Gegen Mitte der zweiten Woche empfing Durant einen Brief von seinen Eltern. Alle eilten herbei, in der Hoffnung, Neuigkeiten vom Kriege zu hören. Aber ihre Erwartung wurde getäuscht: der Brief war geöffnet worden und mehrere Stellen, die ohne Frage sich auf die Lage Frankreichs bezogen, waren mit Dinte beschmiert. Es war dasselbe mit allen anderen Briefen, die später ankamen . . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Es gelingt dem Sergeanten Felder, mit zwei Kameraden zu entfliehen. Unterwegs treffen sie einen deutschen Soldaten, den sie binden. Felder ruft ihm zu: „Du hast das Glück, mit großherzigen Feinden zu thun zu haben. Denen, die Dich befreien werden, kannst Du sagen, daß Du drei Franzosen getroffen hast, die aus deutschen Gefängnissen entwichen, um von Neuem für ihr Vaterland zu kämpfen. Du kannst hinzufügen, daß diese Franzosen, nachdem sie Dich entwaffnet hatten, Dich hätten tödten können, aber daß sie es vorzogen, Dich zu schonen, denn in ihrem Lande ist man nicht gewöhnt, einen zu Boden liegenden Feind zu erschlagen".

Nachdem somit der Verfasser den Unterschied zwischen französischer Großherzigkeit und deutscher Niederträchtigkeit festgestellt hat, schließt er das Kapitel mit der Beschreibung, wie die Flüchtigen auf französischem Gebiete anlangen.

— — — — — — — — — — — — — —

Im 61. Kapitel wird über „den Verrath des Marschalls Bazaine" gesprochen, der eine „schändliche Kapitulation" unterzeichnete. „Un tel crime est au-dessus même des châtiments de la justice."

Die Ueberschriften des 62. und 63. Kapitels sprechen für sich selbst: „Man kann eine gute Armee nicht aus der Erde stampfen", und: „Im Frieden muß man den Krieg vorbereiten!" Nach einer ausführlichen, klaren Besprechung dieses Themas schließt Kapitel 63: „In Zukunft müssen alle Franzosen, reich und arm, ihren Weg durch die Kaserne nehmen. Auf diese Weise wird man uns nicht mehr überraschen können, wie man es diesmal gethan hat".

— — — — — — — — — — — — — —

Jean Felder ist wieder in ein Regiment eingetreten. Er trifft seinen Bruder, der auch Soldat geworden ist und der im 65. Kapitel das Folgende erzählt:

## LXV. Die Deutschen in Molsheim.

„Wann kamen die Deutschen in Molsheim an?" frug Jean.

„Um die Mitte des Monats August, einige Tage nach dem Beginn der Belagerung von Straßburg. Fast alle diese Deutschen kannten unser Land, da wir vorher so dumm gewesen waren, ihnen ohne Schwierigkeiten zu erlauben, sich niederzulassen. Vielleicht erinnerst Du Dich des Schuhmachers Karl, der sich in Molsheim etablirt hatte und der sofort nach der Kriegserklärung verschwand?"

„Ob ich mich seiner erinnere!" „Dieser Elende! Er war als Spion in unser Land gekommen, um zu sehen, was geschah und um die Deutschen über unsere Vertheidigungsmittel zu benachrichtigen." . . . . „Jeder freute sich, eines schönen Morgens zu hören, daß man in einer Straßenecke seinen Leichnam gefunden habe. Er war mit einem guten Knüttelhieb quer über den Kopf getödtet worden."

## LXVI. Rache der Deutschen.

„Ich werde mich wohl hüten, über dieses Opfer des Krieges zu trauern," sagte Jean. „Dieser Schuft Karl erhielt nur das, was er verdiente. Aber was sagten seine Kameraden, als sie von seinem Tode hörten?"

„Das war gerade der Anfang all unseres Unglücks: Die Deutschen wollten den Tod ihres Kameraden rächen; der Bürgermeister und zwei andere der hauptsächlichsten Einwohner des Ortes wurden verhaftet, in Ketten gelegt und in einer deutschen Festung in das Gefängniß geworfen. Zwei arme Teufel, die ihren Gedanken über die Preußen zu laut Ausdruck gaben, wurden für den Mord verantwortlich gemacht und wurden, obgleich man nichts gegen sie beweisen konnte, zum Tode verurtheilt und erschossen!"

„Aber das ist ja ganz entsetzlich, was Du mir da sagst!"

„Die Preußen," erwiderte Gaspard, „haben überall in derselben Weise gehandelt. Es gibt mehr als zwanzig Städte im Elsaß, die man

ebenso grausam behandelt hat, wie Molsheim. Ah — wenn sie glauben, diese Preußen, daß man diese Schändlichkeiten jemals vergessen wird … Doch, Geduld! Was sich heut nicht thun läßt, daß wird sich morgen thun lassen. Ein Tag wird kommen, an dem wir gerächt sein werden!

— — — — — — — — — — — — — —

In den folgenden Kapiteln werden die Leiden des belagerten Paris beschrieben; Kapitel 73 ist den „Souffrances de l'armée" gewidmet. Der Krieg naht seinem Ende:

### LXXVIII. Ende des Krieges. Verlust von Elsaß-Lothringen.

Gegen Mitte des Monats Februar empfing Jean einen Brief aus Molsheim von seiner Mutter. Sie erzählt ihm die Geschichte ihrer Vertreibung und fährt fort:

„Die Preußen haben endlich unser armes kleines Haus verlassen. Aber in welchem Zustand haben sie es zurückgelassen! Alles ist geplündert worden; sie haben die Möbel entweder fortgetragen oder verbrannt. Sie haben sogar die Fruchtbäume im Garten und das Spalierobst, das Dein Vater so liebte und pflegte, niedergeschlagen und gebrochen. Ah — das ist für uns der Ruin, Noth und Elend für mehrere Jahre.

Aber was am traurigsten ist und was uns all dem Jammer gegenüber stumpf macht, das ist das allerschrecklichste Unglück, das uns noch bedroht. Man sagt, daß die Preußen den Elsaß nicht wieder aufgeben wollen und daß sie uns zwingen wollen, aufzuhören Franzosen zu sein und Deutsche zu werden.

Deutsche! Wir sollen Deutsche werden! Wir, die wir sie verabscheuen, wir, die wir alle unsere Söhne der französischen Armee gegeben haben, um Deutschland zu bekämpfen — ist das möglich? Hat man das Recht, die Völker gegen ihren eigenen Willen zu nehmen? O! ist Frankreich am Ende seiner Kräfte, daß es diese große Ungerechtigkeit erträgt? Die unglücklichen Einwohner des Elsaß schreien ihm zu: „Wir sind Franzosen! Wir wollen Franzosen bleiben!"

— — — — — — — — — — — — — —

Im 79. Kapitel finden wir das Porträt von Küß, des letzten französischen Bürgermeisters von Straßburg. Unter dem Bilde befinden sich die Worte, die Gambetta bei dem Begräbnisse von Küß sprach: „Die Gewalt trennt uns vom Elsaß, aber nur für einige Zeit; vom Elsaß, der traditionellen Wiege des französischen Patriotismus. Unsere Brüder in diesen unglücklichen Ländern haben würdig ihre Pflicht gethan. O, daß sie sich trösten in dem Gedanken, daß Frankreich in Zukunft keine andere Politik haben wird, als ihre Befreiung!"

Das 80. Kapitel gibt den Protest der ehemaligen elsaß-lothringischen Abgeordneten, der mit der Versicherung schließt, daß die Bewohner der „geraubten" Länder Frankreich treue Anhänglichkeit bewahren werden — „bis zur Stunde der Befreiung".

— — — — — — — — — — — — — —

Jean Felder wandert aus und bleibt Franzose. Viele Tausende junger Leute thun dasselbe, um das deutsche Joch zu vermeiden. Und sie handeln weise, denn die Deutschen benehmen sich einfach schauderhaft. Kapitel 181 lautet:

### CLXXXI. Die Deutschen im Elsaß.

Die Zeit vergeht! Jetzt sind es schon achtzehn Jahre, seitdem der Elsaß Frankreich entrissen wurde; achtzehn Jahre der Trauer und des Jammers. Seitdem ihre Kinder ausgewandert waren, schien die Freude für immer das kleine Haus der Felder in Molsheim verlassen zu haben, wo Vater und Mutter in Einsamkeit alt wurden. Die Tage wichen den Jahren, ohne Freude für die Gegenwart, noch Hoffnung für die Zukunft zu bringen.

…. Ach, und seit der preußischen Besitznahme hat sich die arme Stadt Molsheim so verändert! Wie viele unbekannte Gesichter sieht man jetzt und wie viele befreundete Gesichter sieht man nicht mehr! Die Einen sind ausgewandert, die Anderen sind gestorben.

…. Das Wirthshaus, wo in ihren Erholungsstunden die Arbeiter der benachbarten Fabriken hinzukommen pflegten, ist jetzt nur noch von preußischen Soldaten besucht, die saufen, schreien und sich gegenseitig beschimpfen. Wir wollen schnell vorüber und uns entfernen. Was ist das große neue Gebäude dort unten in der Vorstadt? Das ist eine Kaserne, die man für die deutsche Garnison erbaute. Und jetzt sind wir auf dem Platze und siehe! vor uns marschiren deutsche Soldaten, denn man trifft sie überall, diese Fremdlinge — das leibhaftige Bild der Eroberung und Bedrückung. Sie lassen ihre großen Stiefel auf dem Pflaster der Straßen erschallen. Sie gehen schnell vorüber, stolz, ohne mit irgend Jemandem zu sprechen. Oh gewiß! Sicherlich, sie sind ganz und gar Fremdlinge im Elsaß und sie sind nicht dazu angethan, aus den Herzen unserer annektirten Landsleute das Andenken an den französischen Soldaten zu verjagen, der so lebhaft, so lustig, solch ein Prachtkerl war!

(N. B. Dieses Kapitel ist mit einem Bilde ausgeschmückt, in dem deutsche Soldaten zu sehen sind, die sich in der Schenke prügeln.)

### CLXXXII. Die Verfolgung der elsässischen Patrioten.

Aber ruhig! Man muß zu schweigen und seine Gefühle im innersten Herzen zu unterdrücken wissen, denn in diesem unglücklichen Elsaß riskirt man unaufhörlich ausspionirt und denunzirt zu werden. Jeder Tag bringt die Nachricht von ebenso lächerlichen wie abscheulichen Verurtheilungen, — da sind Eltern, die mit vernichtenden Strafen belegt werden, weil ihre Söhne die Grenze überschritten, um sich dem deutschen Militärdienste zu entziehen — da sind junge Leute, die zum Gefängniß geschleppt werden, weil sie die Marseillaise gesungen haben oder weil sie von Deutschland schlecht gesprochen haben, oder weil sie ihr Bedauern ausgedrückt haben, daß sie nicht mehr Franzosen sind.

Aber nun kommt das Schlimmste: Verzweifelnd wegen der Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen und im Bewußtsein der Thatsache, daß sie von dem Elsaß stets als Feinde betrachtet werden, haben die Deutschen ein neues Mittel der Verfolgung entdeckt. Sie haben unternommen, alle Verbindung zwischen Frankreich und den Elsässern zu brechen. Niemand darf mehr die Grenze ohne Erlaubniß der deutschen Behörde überschreiten und diese Erlaubniß wird oft verweigert. Brüder dürfen nicht mehr ihre Brüder umarmen, Söhne dürfen nicht mehr zu ihren alten Eltern eilen, wenn diese sich in Todesnoth befinden. Das ist erst eine kürzliche Maßregel, seit der Zeit der letzten Krankheit des Gerbers Ammel, eines der besten und ältesten Freunde des Vaters Felder. Von seinen drei Söhnen hatte ihm der Krieg zwei genommen. Der Eine ist auf dem Schlachtfelde von Sedan gefallen, der Andere ist in Gefangenschaft gerathen und starb einen jämmerlichen Tod in deutschen Gefängnissen. Der Letzte hatte sich in Nancy festgesetzt, um nicht zu weit von dem Elsaß entfernt zu sein; er hoffte, von dort aus von Zeit zu Zeit den Greis besuchen zu können, der in Molsheim allein zurückblieb. Bei der ersten Nachricht von der Krankheit des Vaters bat er um Erlaubniß, zu ihm zu eilen — aber die Erlaubniß wurde ihm grausam versagt. Der arme Vater, der sich todeskrank fühlte, zählte mit Angst auf seinem Schmerzensbette die Stunden. Er schreckte bei dem geringsten Geräusche auf; er frug seine Umgebung:

„Nicht wahr? Er wird bald hier sein? Oh, wie er zögert, zu kommen! Wird er zur Zeit kommen, um mich noch zum letzten Male zu umarmen?"

Niemand wagte, ihm die furchtbare Wahrheit mitzutheilen, Niemand wagte, ihm zu sagen, daß er verdammt war, zu sterben, ohne seinen Sohn noch einmal gesehen zu haben.

Das ist die Art und Weise, wie die Deutschen, achtzehn Jahre nach der Eroberung, den Elsaß behandeln. Und es klingt wie grausame Ironie, daß unsere unglücklichen Landsleute so verfolgt werden, im Jahre 1889, während Frankreich den hundertjährigen Geburtstag der Revolution feierte, des Geburtstages der Freiheit für Alle.

### CLXXXIII. Die Familie Felder verläßt den Elsaß.

Um sich nicht dem Schicksale auszusetzen, so fern von ihren Angehörigen zu sterben, entschlossen sich Jeans Eltern, den Elsaß zu verlassen, der Stadt Molsheim für immer Adieu zu sagen, ihrem kleinen Hause, ihren Feldern, ihrem Weinberge, dem ganzen Lande, das so mit den Erinnerungen ihres vergangenen Lebens besät war.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Eltern gehen nach Paris und treffen dort ihre Kinder. Es folgt eine Beschreibung der Weltausstellung, der französischen Kolonien u. s. w. Das Schlußkapitel des Buches lautet folgendermaßen:

### CXCI. Es lebe Frankreich!

— — — „Die gymnastischen Uebungen, denen Ihr Euch widmen werdet, sind nicht einfaches Spiel. Euren Körper zu stärken, Eure Muskeln zu üben, Euch an Anstrengungen zu gewöhnen — das ist's, was Euch zu guten Soldaten macht. Am Tage der großen Prüfung, da müßt Ihr Euch besser vorbereitet zeigen, als Eure Väter im Jahre 1870. Ich frage Euch nicht, ob Ihr muthig seid. Wo ist der Franzose, der es nicht wäre? Aber was nützt der Muth und guter Wille, wenn Eure Beine nicht die Eilmärsche ertragen können, wenn Eure Schultern zusammensinken unter der Last des Tornisters, wenn der Säbel oder das Gewehr Euren schwachen Armen zu schwer erscheinen? Ein starker Mensch widersteht besser den Beschwernissen des Krieges und den Krankheiten, seinen Folgen. So mörderisch auch die heutigen Waffen sind, das Hospital verschlingt mehr Leute als die Schlacht. Es ist deshalb eine weise Vorsicht, ein Mittel, die Chancen des Todes zu vermeiden, wenn man seine Muskelkräfte entwickelt. Es ist auch eine Pflicht gegen das Vaterland, welches zu seiner Vertheidigung kräftige Soldaten gebraucht.

„Dieses Vaterland, Frankreich, Ihr kennt es gut! …… Wer hat nicht Thränen für die Besiegten von Waterloo, Fröschweiler und Sedan? …… Frankreich hat große Generale und tapfere Soldaten gehabt, die die dreifarbige Standarte überall hingetragen haben ….. Seht, wie Frankreich sich nach seinen Niederlagen erholte, wie es seine Kräfte wiedergewonnen und seine Reichthümer aufgespeichert hat! Tapfer hat man sich wieder der Arbeit zugewendet, in der Werkstatte, in der Schule, im Regimente. Die Frucht so großer Anstrengungen wird nicht verloren sein. Wir haben viele schlechte Tage durchgemacht, aber wir haben heute ein Recht, auf eine bessere Zukunft zu hoffen." — — —

Diese Worte werden bei einem ländlichen Feste gesprochen. Alle sind froh; Vater Felber allein ist traurig. Und nun schließt das Buch:

„Während dessen blieb Vater Felber auf seinem Platze, wie ein Fremder in seiner Umgebung. Trauer lag auf seinen Zügen. Er sah in Gedanken das kleine Haus von Molsheim, seine Felder, seinen Weingarten, den ganzen Elsaß, so überschwärmt mit deutschen Soldaten!

Henri, der Jüngste seiner Enkel, bemerkte die Schwermuth seines Großvaters und ahnte die Ursache derselben. Er näherte sich, umarmte ihn und flüsterte ihm ins Ohr: „Großvater, beruhige Dich und habe Vertrauen! Wir sind es, die kleinen Schuljungen von heute, aber die Soldaten der Zukunft — wir sind es, die den Preußen den Elsaß wieder nehmen werden!“

Und hieran schließt sich folgende Aufgabe:

1. Nehmt an, daß ein Familienvater, der den Krieg von 1870 mitgemacht hat, seinen Kindern den Nutzen gymnastischer Uebungen auseinandersetzt. Er erinnert sich der ausgestandenen Leiden und schildert, wie nützlich es ist, sich durch Kräftigung der Muskeln darauf vorzubereiten, die Strapazen eines Feldzuges ohne Schaden zu überstehen.

2. Lobpreisung Frankreichs. Zählt schnell die Ursachen unserer Niederlagen von 1870 auf und sagt, was man seit dieser Zeit gethan hat, unser Vaterland wieder aufzurichten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Kommentar überflüssig.

Curt A. Musgrave.

## Aus unserem Citatenschatz.

Die Opposition mit dem König an der Spitze.

Herr von Bismarck schrieb an den Minister Freiherrn von Manteuffel in einem eigenhändigen Bericht vom 29. September 1851:

„. . Die Möglichkeit einer „konservativ-oppositionellen“ Richtung beruht auf einer Täuschung; eine konservative Opposition kann nur mit und durch den König geführt werden, nicht durch öffentliche Blätter, sondern durch persönliche Einwirkung am Hofe; jede andere hat bei uns keinen Boden, oder sie muß radikal werden, und das werden diese Herren mit ihrer „konservativen“ Opposition sehr bald „schaudernd selbst erleben“ . . . Selbst das Junkerthum, welches durch seine Verzweigung im Grundbesitz, im Heer, in der Büreaukratie sehr viel mächtiger ist, als diese rheinisch-konservativen Opponenten, kann einem entschlossenen Ministerium gegenüber nur dann mit Erfolg opponiren, wenn es die Person des Königs für sich hat; selbst dann, wenn die Junker durch wirkliche Rechtsverletzung und schweren materiellen Schaden zu Einigkeit und Energie aufgestachelt werden.“

(„Publikationen aus den Kgl. preußischen Staatsarchiven. Poschinger: Preußen im Bundestag 1851—1864, Bd. IV, p. 88.“)

## Der Roman eines Dienstmädchens.

George Moore's neuer Roman Esther Waters*) ist unlängst erschienen und bereits in etwa vierzigtausend Exemplaren der Originalausgabe verbreitet. Bei der Ausdehnung des englisch lesenden Publikums ist daran nichts Merkwürdiges, und Moore's neuer Roman hat solchen Modeerfolg allein im letzten Jahr mit Sarah Grand's Heavenly Twins, Benson's Dodo und A Yellow Aster zu theilen gehabt. Merkwürdig nur ist es, daß gerade diesem Buch solche Gunst zu Theil werden konnte. Denn es ist ein tendenzfreies, ernstes, groß konzipirtes und kraftvoll durchgeführtes Kunstwerk. Ein Buch, das seinen Modeerfolg überleben wird.

Und doch ist Esther Waters nur der Roman eines Dienstmädchens. Von Plautus und Terenz bis herab zu unseren neuesten Bühnenwerken und Romanen hat sich die sonderbare, selten durchbrochene, Tradition erhalten, im Dienstmädchen und im Diener komische Personen zu zeichnen. Es hat sich ein Typus ausgebildet, schwatzhaft und vorlaut, bald heimtückisch, bald hundetreu, immer aber komisch in seinem Begehren und in seinen Anschauungen, in seinem Lieben und Liebeln. Und nur zeitweilig hat der englische Familienroman seine Heldinnen im dienenden Stande gesucht, um in ihnen die verfolgte Tugend zu verherrlichen. Von intimem Mitfühlen aber war da nichts zu spüren. Und es ist auch an sich nicht unbegreiflich, wie sich die litterarische Tradition dahin ausbilden konnte, den dienenden Stand in komischem Lichte zu sehen. Es lag ihr wohl unbewußt der Trugschluß zu Grunde, daß wer dient, sich freiwillig seiner Freiheit begebe, und wer sich seiner Freiheit begeben habe, nicht ernst genommen werden könne. Daß es aber sehr ernst sein kann, sich seiner Freiheit entäußern zu müssen, daran schien Niemand zu denken.

Esther Waters ist nur der Roman eines Dienstmädchens. Aber es ist ein Buch großer Leiden und schlichten Heldenthums. Es zeigt viele Verhältnisse in einem Lichte, in dem sie nur selten betrachtet worden sind. Es offenbart die Tragik so mancher Vorkommnisse, über die wir im Parquet unserer Theater viele Male gelacht haben.

Es sind die kleinen Alltagsleiden, die dem Herzen so wehe thun. Leiden, die so typisch und so alltäglich sind, daß es fast für lächerlich gelten würde, Unbequemlichkeiten auf sich zu nehmen, um sie anderen zu ersparen. Ein Mädchen verläßt ihr Elternhaus und zieht zu einer fremden Herrschaft. Sie muß mit einem anderen Mädchen, das sie nie gesehen hat, zusammen in engem Zimmer schlafen. Ihre anerzogenen Gewohnheiten werden verspottet, ihr Abendgebet wird verlacht, ihre Schamhaftigkeit verletzt — wer denkt daran? Oder dem „jungen Herrn“, der in der Prima sitzt, fällt es ein, dem Mädchen mit seinen Liebeserklärungen nachzustellen. Sie geht zur Frau und theilt es ihr mit. Die gnädige Frau dankt ihr für ihre Offenheit, aber — das wird sie selbst einsehen müssen, im Hause darf sie nicht bleiben. So verliert sie eine gute Stellung. Oder einem boshaften, halbwachsenen Kinde des Hauses kommt es bei, ein Geldstück unter den Teppich zu verstecken, um zu sehen, ob das Mädchen auch ehrlich ist. Oder sie ist bei Leuten, die sie über ihre Kräfte hinaus ausnutzen. Und wenn sie dann einen Augenblick ermattet auf einen Stuhl sinkt, dann heißt es: „Um Gotteswillen, haben Sie denn gar nichts zu thun?“ Und dann kommt die lange Reihe der Bitternisse, die sie durch ein unbedachtes Wort, durch ihr eigenes Temperament heraufbeschwört. Und schlimmer als das alles, die Furcht vor kommenden Leiden. Immer wenn das Mädchen eine neue Stellung sucht oder ins Vermiethungsbüreau tritt, steht vor ihr wie ein Gespenst ein armes verwahrlostes Wesen, das überall mit mitleidigem Achselzucken abgewiesen wird: „zu alt!“ Und in diesem Gespenst sieht sie ihre eigene Zukunft. Und die Furcht vor diesem Gespenst treibt sie dann wohl zu einem unüberlegten, verhängnißvollen Schritt — wer denkt daran?

Dieser eine unüberlegte Schritt aber führt von den alltäglichen Leiden zu tiefer Tragik hinüber, die doch auch nur Alltagstragik ist. Das Mädchen hat eine Bekanntschaft gemacht, ihr ist die Ehe versprochen worden, und nun hat sie für ein Kind mitzusorgen. Sie verdingt sich als Amme. Sie muß sich von ihrem Kind trennen und bekommt es kaum noch zu sehen. Und während sie weiß, daß es krank und dem Tode nahe ist, muß sie ein fremdes Kind an ihre Brust legen. Und die Frau, der sie es zur Pflege gegeben hat, flüstert ihr zu: „ich für mein Theil denke mir, die Kleinen ein bischen vernachlässigen und ruhig draufgehen lassen, ist die größte Wohlthat für die lieben Kleinen“ . . . Aus den Häusern, in denen man darauf hält, „anständige Mädchen“ zu haben, ist sie verbannt, denn ihr Fehltritt läßt sich nicht geheim halten. Und von nun an steht ein anderes Schreckbild ihr vor Augen, das Armenhaus.

Esther Waters ist eine Dichtung frei von jeder Tendenz. Und doch steht der Satz darin: „sie wußte, daß

*) The English Library No. 198, 199.

die vornehmen Leute Dienstbaten für minderwerthige Geschöpfe halten. Aber war sie denn nicht von demselben Fleisch und Blut wie jene?" Es ist das dieselbe Frage, die sich auf Shylock's Lippen drängt.

All dies typische Leiden ihres Standes und alle Phosen jener Alltagstragik hat Esther Waters selbst durchzukämpfen. Und sie trägt schwerer daran, als andere, denn sie ist eine empfindliche, stolze, unbarmherzig wahre Natur. Sie ist ein Mädchen, „das widerspricht," wie man vom hergebrachten Standpunkt aus sagen würde. Schon ihre Jugend war eine freudlose. Ihre arme Mutter bekam jedes Jahr ein Kind und verlor darüber ihre Gesundheit. Ihr Stiefvater wollte nichts mit ihr zu thun haben. Auf einem Gute wird Esther von einem Diener verführt und da sie ihn nachher behandelt, wie ihr's das Herz eingibt, verläßt er sie. Dann hat sie ganz allein den schweren Kampf für die Erhaltung ihres Kindes durchzukämpfen. Und ihre Mutterliebe hält durch. Sie findet endlich eine gute Stellung bei einem schriftstellernden, lieben alten Jüngferchen und ein braver frommer Mann verlobt sich mit ihr, trotzdem er ihre Vergangenheit kennt. Da, nach sieben Jahren, trifft sie wieder mit dem Vater ihres Kindes zusammen. Um ihres Söhnchens willen, und auch weil sich längst verglühte Gefühle wieder in ihr regen, entscheidet sie sich für ihn und wird sein Weib. Sie wird ihm ein gutes, treues Weib und ihre Ehe ist auch ganz glücklich, trotzdem ihr Mann ein Spieler von Profession ist. Dann aber kommen neue Leiden. Ihrem Mann wird seine Schankkonzession entzogen, weil er sie zu Rennwetten mißbraucht, er wird krank, verspielt sein bischen Geld und stirbt. Und nun erneut sich der Kampf um das Fortkommen ihres Sohnes. Aber wieder bleibt Esther Waters Siegerin.

In litterarischer Beziehung steht Esther Waters dicht neben Thomas Hardy's Tess of the d'Urbervilles, schon deshalb, weil George Moore dieselbe Entwicklung durchgemacht hat wie Thomas Hardy. Beide haben sie mit geschickten Alltagsromanen angefangen und beide haben sie sich zu einem großen, ernsten Kunstwerk durchgerungen. Ich glaube sogar, daß Hardy's Roman das Vorbild war, an dem sich Moore gebildet hat, denn in den beiden Büchern findet sich ganz die gleiche Szene: das gefallene Mädchen steht an dem Sterbebette eines unehelichen Kindes, benetzt seine Stirn mit Wasser und spricht: „ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes". Beide Bücher sind auch die bleibenden Merksteine dafür, wie sich der englische Geist mit den modern französischen, naturalistischen Bestrebungen vertraut gemacht und — wie er darauf reagirt hat. Aber Esther Waters steht so hoch über Hardy's Roman wie das Können über dem Wollen. Das Naturalistische in dem Buch ist nur gleichgültiges Zeitgewand: Esther Waters ist eine tief innerliche Dichtung.

Esther ist ein temperamentvolles trotziges Ding am Eingang des Buches. Sie ist eine starke aber leidenschaftslose Natur, ganz ein Kind des englischen Volkes, und die Leidenschaft hat auch an ihrem Fehltritt keinen Antheil. Und das ist die psychologisch fest begründete Entwicklung, die sie durchmacht: aus ihrer Kraft, Leiden zu trotzen wird die Kraft, Leiden zu tragen. Wie sie am Ende des Buches geläutert sich in die anderen schickt, wie sie ein jedes Wort unterdrückt, das ihrem Mann, ihrem Sohne weh thun könnte, das alles ist wie eine Gestaltung der Worte von Mathias Claudius: „sie machte Frieden; das ist mein Gedicht. Ein Welterobrer kann das nicht". Und sie, ein beschränktes Mädchen, gelangt bei aller Beschränktheit zu der Wunschlosigkeit und inneren Weltabgeschlossenheit, die das Ziel vornehmster Weisheit ist. Darin eben liegt das still Versöhnende dieser Dichtung: Esthers Leidenspfad führt dahin, wohin alle, auch die Reichen, die Glücklichen, die Herrschenden kommen müssen. „Denn so lang du das nicht hast, dieses: Stirb und werde! bist du nur ein trüber Gast . . ."

Und aus dem Romane dieses Dienstmädchens thun sich weite soziale Perspektiven auf. Als Esther in dem Hause, in dem sie ihren Fehltritt gethan, von dem Gesinde Abschied nimmt, da trinken die andern auf das Wohl ihres noch ungeborenen Kindes. Und sie sagen ihr: „wir denken darum nicht schlechter van Ihnen. Du lieber Gott! das kann doch einer Jeden von uns auch passiren." Jeder Stand hat eben seine eigene Moral. Und von dem Gesichtspunkt der Gesellschaft aus sind die meisten Personen des neuen Ramans von Moore unmoralische Menschen. Denn es sind Spieler und Trinker und sittenlose Mädchen. Und selbst Esther geht ihre anerzogene Frömmigkeit zeitweilig verloren, oder sie macht sich auch von ihr frei. Aber diese Menschen sind alle sympathisch und haben alle innerlich, oft versteckt, die Moralität „des anständigen Kerls". Weil George Moore neben dem Scharfblick des Psychologen den liebevollen Blick des Künstlers hat. Und die Sünden dieser Leute sind auch zum großen Theil nur eine Falge der Sünden der „Gesellschaft."

Diese Bookmaker und Rennleute und Spieler sind die Karrikatur der fashionablen Sportsleute Englands. Die vornehmen Passionen dieser sind die verderblichen Leidenschaften jener. Und die Karrikatur offenbart die ganze Jämmerlichkeit des Bildes selbst. Wenn eines der Rennpferde ihres Herrn gewinnt, dann kommt das liebe Geld auch in die Hände dieser Leute. Und das liebe Geld berauscht sie und macht sie arbeitscheu und bahnt ihr Elend an. Und an den Sünden ihrer Herrschaft gehen sie zunächst zu Grunde. Auch darin beruht ein eigenthümlicher Reiz des Romans, daß er die Gesellschaft zeigt, wie sie sich in Augen malt, die anders sehen als die unseren und die doch ganz aus der Nähe beobachten. Es ist als wenn man eine Landschaft genau kennt. Nun aber sieht man sie von einem Berge, den man bisher noch nicht erstiegen hatte.

Esther Waters ist eine Dichtung voll starker innerlicher Spannung, unter deren Banne man steht, auch wenn man sie bereits aus der Hand gelegt hat. Man muß die Gedanken, die sie anregt, weiterdenken. Wie liegen die Verhältnisse bei uns in Deutschland?

Wenn Esther darunter leidet, mit einem fremden Mädchen in einer Kammer zusammen schlafen zu müssen, so kann man nicht umhin, der engen halbfinsteren Hängeböden mit kleinem Fenster in den deutschen Großstädten zu gedenken. Und wenn Esther in ihrer Leiden Hochfluth sich gezwungen sieht, einen Dienst als Mädchen für Alles gegen einen jährlichen Lohn von 16 Pfund Sterling anzunehmen, so wird Niemand daran zweifeln, daß deutsche Mädchen solchen Lohn für einen ungewöhnlich glänzenden ansehen würden.

Aber all diese Verhältnisse sind offenbar in Wandlung begriffen. Es ist noch nicht lange her, daß die Hausfrau ihr Mädchen duzte — in manchen Häusern hat sich die Sitte ja noch erhalten — und daß sie sich für ihre Erziehung und Moralität verantwortlich fühlte. Das Mädchen wurde als ein Kind des Hauses zweiter Klasse angesehen, mußte der Frau des Hauses seine ganz persönlichen Beziehungen anvertrauen, wurde in ihrem Umgang kontrollirt, nahm aber dafür andererseits auch an den Geschicken der Familie Antheil. Das hat aufgehört oder es hört auf. Die Auffassung eines reinen Lohnverhältnisses, in dem für gewisse Arbeit eine gewisse Vergütigung geboten wird, gewinnt mehr und mehr an Boden. An Stelle der vierteljährlichen Kündigungsfrist tritt, ganz charakteristisch, die monatliche. Das persönliche Element schwindet immer mehr aus dem Verkehr der Hausfrau mit dem Mädchen. Und wenn es früher Sitte war, daß das Mädchen den Weihnachtsheiligabend mit der Familie zusammen verlebte, so wird es jetzt Sitte, sie auszuschließen; dafür aber sind die Geschenke womöglich vorher beim Miethen vereinbart.

All diese Einzelzüge sind Merkmale für eine Entwicklung, die auf größere Selbständigkeit, auf — Freiheit abzielt. Und ich meine, diese Entwicklung, als trübes Zeichen der Zeit viel gescholten, ist eine glückliche.

Die Freiheit freilich ist das best diskreditirte Wort geworden. Weil sie gefährlich ist und das nicht gewährt, was die vielen in unserer Zeit charakteristischer Weise von ihr verlangen möchten, und woran ihnen vor Allem liegt. Wollte

die Freiheit dem heutigen Massenideal entsprechen, dann müßte sie eine Art Haushälterin sein, die den nöthigen Lebensunterhalt gratis herbeischafft und die sich dann in die Küche stellt und kocht. Das, leider, kann die Freiheit nicht. Sie ist eben nur die große unbarmherzige Erzieherin, die die Kräfte Vieler vorerst auf gefährlichen Pfaden erprobt. Aber sie vermag es doch auch nur allein, zu starkem, glücklichen Menschenthum zu erheben.

Sie wird die Esther Waters durch neue Leiden auf festere, selbstzuschaffende Bahnen führen.

Ernst Heilborn.

## Ueber den Herzog von Larochefoucauld.

### I.

Es gibt Charaktere, die den Höhepunkt einer Entwicklung bezeichnen und mit ihrer ganzen Persönlichkeit in einer Eigenschaft aufzugehen scheinen. Sie haben diese Geistesart bis zur Vollendung gesteigert, bis zu der Höhe, wo sie, in sich abgeschlossen, einer weiteren Ausbildung nicht mehr fähig ist. Sie geben den Typus ihrer Gattung, sind deren Klassiker. Larochefoucauld gehört zu diesen Naturen. Das eigentlich geistreiche Element seiner Nation hat in ihm, wenn man so sagen darf, seinen Fachkünstler; die Fähigkeit der französischen Sprache, eine Idee knapp und klar auszuschlagen, in ihm ihren Virtuosen gefunden. Er hat mehr, als ein anderer, gelehrt, wie man eine Sentenz auf ihre wesentlichen Begriffe beschränken und diese im scharfen Gegensatze, durch einander, herausheben könne. Er ist der Meister des pointirten Stils, der Klassiker der geistreichen Formulirung des Gedankens. Die Sammlung der Maximen,*) welche seinem Namen die Unvergänglichkeit gebracht haben, gleicht einer Summe Münzen, die so blendend geprägt sind daß man beim ersten Ansehen nach ihrem Werthgehalte zu fragen vergißt. Rein schriftstellerisch, durch seine sprachlichen Vorzüge, behauptet das Buch in der französischen Litteratur einen hohen Rang. Larochefoucauld gehört, nach Voltaire's Urtheil, zu denen, die eine neue Phase der französischen Prosa heraufgeführt haben. „C'est un des ouvrages qui contribuèrent le plus à former le goût de la nation, et à lui donner un esprit de justesse et de précision. . . . Il accoutuma à penser et à renfermer des pensées dans un tour vif, précis et délicat.“ — Aber die Freude an diesem formal vollendeten Spiele hält nicht vor; je weiter man liest, desto unabweisbarer wird der Eindruck einer großen Monotonie. Ist es der oft cynische, starre Pessimismus seiner Lebensanschauung, der dies verursacht? Wohl kaum, denn Pessimismus und Cynismus waren gerade stets das Bekenntniß derer, die sich interessant zu machen wußten. Die Einförmigkeit des Buches läßt sich eher aus der einseitigen Beanlagung des Schriftstellers erklären, der gar nichts anderes zu bieten hat, als Geist und immer wieder Geist. Die rein verstandesmäßige, kühl-witzige Art der Betrachtung ermüdet; man verlangt bald nach einer Erholung, nach einem anderen Tone. Dieses Raketenfeuer brillanter Einfälle, die ununterbrochen einer nach dem anderen aufsteigen, wird schließlich ein lästiges Vergnügen; und man merkt, wie langweilig die Welt ist, wenn sie von Personen beleuchtet wird, die nur geistreich sind.

### II.

Die Maximen sind durch Inhalt und Richtung ein einheitliches Ganzes. Wie verschieden die Themen sein mögen, von welchen sie handeln, so gleichartig bleiben Farbe und Stimmung. Eine ungeheure Menschenverachtung spricht aus ihnen, eine besondere Scharfsichtigkeit für alle Schwächen, ein Geist, der immer zum Schlechten ausdeuten muß. Als Triebfeder aller unserer Handlungen gilt ihm der Egoismus. Diese eine Eigenschaft beherrscht das Leben. Sie erstickt die besseren Regungen: „Die Tugenden“, sagt er, „verlieren sich im Interesse, wie sich die Flüsse im Meer verlieren.“ Auch wo der Anschein dagegen zu sprechen und unsere Gesinnung einen höheren Schwung zu nehmen scheint, wirkt dieses Leitmotiv. Der Eigennutz berechnet, wie er die Ereignisse meistern kann; er gibt manches auf, um alles zu gewinnen. „Hochherzigkeit verachtet alles, um alles zu haben“. In leichter Wandelbarkeit, verkleidet er, wenn es Noth thut, sich in sein Gegentheil. „Die Treue, welche die meisten Menschen zeigen, ist nur eine Erfindung der Eigenliebe, um Zutrauen zu gewinnen, ist ein Mittel, uns über die anderen zu erheben und zu Mitwissern der wichtigsten Dinge zu machen.“ Dieser Instinkt, der immer nur nach Vortheil späht, geht zielsicher oder doch wenigstens zielbewußt voran; er ist „geschickter, als der geschickteste Mensch“. Er ist schmeichlerischer, als irgend ein Wesen außer uns, läßt das eigene Ich immer in schönster Vollkommenheit schauen. Wer uns in dieser Selbstzufriedenheit stört, wird unser Gegner. Wir können wohl „denen verzeihen, die uns langweilen, aber unmöglich denen, die wir langweilen“. Man gesteht zwar Fehler ein; nur werden sie nicht derartig sein, daß sie unseren Werth vermindern. „Alle Welt beklagt sich über ihr Gedächtniß und Niemand über seinen Verstand.“ Die Eifersucht ist deshalb so furchtbar, weil in ihr „mehr Eigenliebe, als Liebe“ steckt. Kurz, die Selbstsucht ist die große Leidenschaft aller. Wer das erkannt und das monströse Getriebe des Lebens durchschaut hat, darf sich eigentlich über nichts mehr wundern. Der edle Herzog sagt: „Man sollte nur darüber erstaunen, daß man noch erstaunen kann.“

### III.

Wie jede Erscheinung, wollen auch die Maximen aus ihren Bedingungen, zunächst aus den Zeitverhältnissen, begriffen werden; um sie zu würdigen, muß man in die Sphäre eintauchen, in welcher der Herzog lebte. Er selbst hat sie in Memoiren geschildert und gleichsam den historischen Kommentar zu seinen Sentenzen gegeben. Geboren im Jahre 1613, fiel die Zeit seiner Vollkraft etwa zusammen mit der Periode der Fronde und den ihr folgenden Kriegsläuften. Der letzte große Gang in dem Ringen zwischen Einzelgewalten und Staatsallmacht hatte begonnen. Die Ideen der Selbständigkeit und des unbedingten Gehorsams maßen sich miteinander. Die Zeit der großen Individualitäten ging zur Neige, und eine andere stieg auf, die nur gebändigte Kräfte brauchen konnte.

Denn unleugbar waren die machtvolleren Persönlichkeiten im aufrührerischen Lager beisammen. Condé, von dessen gebietendem Blicke Freund und Feind erzählten, der an der Spitze von dreißig Baronen sich einer Uebermacht entgegenwarf und die Schlacht aufhielt, hatte in seiner moralischen Wirkung etwas Heroisches, von seiner geistigen Bedeutung gar nicht zu reden. Auch seine Schwester, jene Longueville, die sich in Haß und Liebe ganz gab, um dann auf den Steinen von Port-Royal in unsagbarer Trauer die Schuld ihrer leichtfertigen Tage abzubeten, war von dem Schlage, der tiefer empfindet und voller sich auslebt. Wohl mochte Corneille sich an ihnen begeistern. Er, der das Pathos verstand, sah hier die Vorbilder seiner tragischen Gestalten.

Und doch blieb der Kampf, in dem eine gewisse Großartigkeit zu Tage trat, im Grunde die Ausgeburt des krassesten Eigenwillens. Ob es sich um die Ansprüche des Pariser Parlamentes oder um die Prätensionen Condé's handelte, es war immer ein Sonderinteresse, das sich dem allgemeinen entgegensetzte. Larochefoucauld, der an den Ereignissen mitwirkte, erst bei den Frondeurs und dann auf der Seite der Prinzen, täuschte sich nicht darüber. Er war zu kühl, und er stand zu nahe, um nicht im Einzelnen scharfsichtig zu sein; mochte ihm dabei auch der Ausblick auf die Persönlichkeiten im Ganzen abgehen. Er durchschaute die Beweggründe, die jedweden bei seiner Stellungnahme bestimmten.

*) Vor einiger Zeit in einer nouvelle édition bei Garnier frères in Paris, zusammen mit ausgewählten Schriften de Vauvenargues', erschienen: Réflexions, sentences et maximes morales de La Rochefoucauld.

Im Großen und Kleinen war immer der Egoismus die treibende Kraft. Das Prinzip, welches der Herzog später zum Mittelpunkt seiner fixirten Lebensanschauung machte, herrschte hier thatsächlich. Hier war die Wirklichkeit, die seinem Systeme entsprach. Skeptisch glitt er über die glänzenden Außenseiten hinweg. „Was wir für Tugenden nehmen, ist oft nur eine Ansammlung verschiedener Handlungen und verschiedener Interessen, welche das Schicksal oder unsere Geschicklichkeit zu gruppiren wissen; und nicht immer machen Tapferkeit und Keuschheit die Männer tapfer und die Frauen keusch." — Der Erfolg hatte für ihn nichts Bestrickendes mehr. Wenn Mazarin den Sieg eingebracht hatte, wußte er, mit welchen Mitteln es geschehen war. Dem großen Meister in kleinlichen Künsten war nichts zu gering gewesen, sobald es einen Vortheil galt. Gegen ihn zielt wohl die Maxime: „Den Ruhm großer Männer soll man immer nach den Mitteln bemessen, mit welchen sie sich ihn erworben haben." — Die Frauen hatten an jenen Kämpfen kaum geringeren Antheil gehabt, als die Männer. Fast alle freigiebig mit sich selbst, haben sie oft die Ereignisse bestimmt. Larochefoucauld mochte, wenn er ihres unheilvollen Einflusses sich erinnerte, die Zügellosigkeit noch als das kleinere Uebel betrachten. „Der geringste Fehler der Frauen, die sich der Liebe hingegeben haben, ist die Liebe." Die Leidenschaft hatte bei ihnen, mehr oder minder, einen egoistischen Zug; und vielleicht sind sie es gewesen, die den Herzog gegen selbstlose Liebe ungläubig gemacht haben. Denn, so sagt er spöttisch-zweifelnd: „Es geht mit der wahren Liebe, wie mit den Geistererscheinungen: alle Welt spricht davon, aber wenige haben sie gesehen."

## IV.

Die Zeitverhältnisse boten also gewichtige Momente, über denen Larochefoucauld's Anschauung sich entwickeln, bestätigen konnte. Doch würde man die Eigenart seiner Maximen verkennen, wenn man sie ganz aus Beobachtung und äußeren Eindrücken herleiten wollte. „Der Geist ist immer der Narr des Herzens"; in gewissen Grenzen gilt das auch für seine Intelligenz. Ein überstark subjektives Empfinden wirkte mit auf sie ein. Er hatte diese Treffsicherheit des Urtheils gegenüber allen Regungen des Egoismus, weil er mit ihm von sich her so vertraut war. Er erkannte bei den anderen gleich wieder, was er in sich selbst fühlte.

Von all den bedeutenderen Leuten, welche mit der Monarchie in Kampf getreten waren, gehorchte Keiner so nichtig-selbstischen Interessen, wie der Herzog. In den letzten Jahren Ludwigs XIII. hatte er an den Kabalen der Königin Anna von Oesterreich Theil genommen. Als sie zur Regentschaft gelangte und Mazarin, nach wir vor, seine Stelle behauptete, war Larochefoucauld, der sich als ihren „ancien ministre" betrachtete, natürlich erbittert. Dann wurden der Reihe nach seine sämmtlichen Ansprüche abgethan. Schließlich forderte er für sich und seine Gemahlin die Vorrechte der Personen von königlichem Geblüt: er wollte in den Hof des Louvre einfahren und sie sollte im Cercle der Königin sitzen dürfen. Wieder wurde er nicht erhört; das entschied. Er warf sich der Fronde, die ihn umwarb, in die Arme. Was Wunder, daß dieser Kämpe für die Sache der Rebellion ihren Werth so richtig abschätzen konnte! — Die Gunst der schönen Herzogin von Longueville hat ihn bei der Partei der Prinzen gehalten. Später hat er aus Rache in seinen Memoiren diese Frau bloßgestellt. Ob er wohl von sich selbst da die Bemerkung abnahm: „Wenn man die Liebe nach der Mehrzahl ihrer Wirkungen beurtheilt, gleicht sie mehr dem Hasse, als der Freundschaft" — ? — Mit den veränderten Zeiten fing die Vergangenheit an, ihm lästig zu werden. Aus solcher Stimmung hat er vielleicht das Wort gefunden: „Die Jugend ist eine fortwährende Trunkenheit, ist das Fieber des Verstandes." Zum Höfling geboren, mußte er es erleben, daß der Hof ihn nicht beachtete. Umsonst machte er sogar mit Mazarin seinen Frieden. Als man darüber erstaunte, gab er eine Antwort, die bleibende Wahrheit geworden ist: „In Frankreich kommt alles vor."

Im Salon der Frau von Sablé mußte er mit geistreichen Männern und Frauen, so gut es ging, seine Zeit verbringen. Litterarisch-schriftstellerische Neigungen beherrschten damals die vornehmen Kreise. Bei der Marquise verfiel man auf den Gedanken, Epigramme auszuschleifen und sich vorzulesen. Hier, und auf diese Weise, sind die Maximen des Herzogs entstanden. Sie wurden für ihn ein Werkzeug der Vergeltung, ein Mittel, seine Verstimmung auszulassen. Der Eigennutz, der gescheitert war, schrieb sein Bekenntniß, indem er sich und seinesgleichen anklagte. Die litterarische Bethätigung des Herzogs aber war ein à-propos; er war, wie Victor Cousin sagt, „ein Mann, der sein Leben verloren und, trotz all seines Geistes, es zu nichts gebracht hat, es sei denn, wie St. Simon, zu dem was er ursprünglich nicht gesucht hatte, zum Ruhm eines Schriftstellers ersten Ranges."

Als die Maximen 1665 zum ersten Male erschienen, zeigte Madame de Sablé sie im Journal des Savants an. Larochefoucauld hatte ihr zuvor das Konzept korrigirt und einige Stellen, die ihm zu kühl waren, gestrichen. Er verleugnete eben seinen Charakter nie; doch hat er ihn auch niemals beschönigen wollen. Darf man sich ja „über seine Fehler trösten, wenn man die Kraft hat, sie einzugestehen", — Sein Werkchen soll in den oberen Cirkeln den Männern gefallen haben, die Frauen äußerten sich sehr streng. Sie bewiesen ihm, daß er zu Unrecht behauptet hat: „Der Geist der meisten Frauen muß mehr für ihre Narrheit, als für ihre Vernunft herhalten." Die Prinzessin Anna von Guymené erklärte: „Was ich gesehen habe, ist mehr auf die Geistesart des Autors, als auf Wahrheit gegründet . . . . er beurtheilt eben alle Welt nach sich selbst."

## V.

Alles in allem wird man Larochefoucauld wohl gerecht werden, wenn man ihn einen scharfsinnigen Beobachter, den geistesverwandten Charakteristiker einer Klasse nennt. In den kurzen Sätzen hat er ein Bild seiner Kreise und zugleich seiner selbst gegeben. Sie sind, in selten kostbarer Form, ein Dokument zur Sittengeschichte der Zeit und haben darum historische Gültigkeit. Höheren Werth können sie nicht beanspruchen. Wenn sich die wahren Philosophen stets dadurch bewährt haben, daß die Erzeugnisse ihres Geistes eine Phase und einen Fortschritt in der Entwicklung des allgemeinen Bewußtseins bedeuteten, so zählt Larochefoucauld nicht zu ihnen. In der universalen Geschichte des stätig sich ausbildenden Menschengeistes hat er keine Stelle. Nie hat er ins Allgemeine gewirkt; bei all seinem Scharfsinn bleibt er mit seiner Bedeutung in einen engen Bannkreis eingeschränkt. Er hat, kann man sagen, einer untergehenden Gesellschaft das Epitaph gesetzt, sie dabei, leicht erklärlich, etwas einseitig genommen. Er hat viel Gemeines mit viel Witz umkleidet, wie er denn selbst ein glänzender Kopf und ein minderer Charakter war.

Ransohoff.

# Theater.

(Deutsches Theater: „Die Weber", Schauspiel aus den vierziger Jahren, in 5 Akten von Gerhart Hauptmann. — Lessing-Theater: „Wohlthäter der Menschheit", Schauspiel in 3 Akten von Felix Philippi.)

Gerhart Hauptmann's Weberstück hat nach den Kämpfen mit der Theatercensur bei seiner ersten Aufführung am Deutschen Theater einen stürmischen Erfolg errungen. Ueber das kraftvolle, in seiner Eigenart bewunderungswürdige Drama ist aus früheren Anlässen so viel geschrieben und orakelt worden, daß nun nicht viel zu sagen übrig bleibt. Auch die Gegner zweifeln nicht mehr daran, daß Gerhart Hauptmann ein ganzer Kerl ist, von dem in der Litteraturgeschichte die Rede sein wird; und auch die Freunde — so weit sie nicht auf dem begreiflichen Gnadenstandpunkt des Dichters selbst stehen, dem die Existenz einer Kritik an sich etwas Befremdliches ist — auch die Freunde wünschen, er möchte in seinem nächsten Werke die eigensinnigen Mängel

der „Weber", diese Bretterfehler vermeiden. Als das Drama vor einer geschlossenen oder doch angeschlossenen Gesellschaft gespielt wurde, in der „freien Bühne", da schien der Dichter Recht zu behalten gegen die Leser, welche in dem Buche einen durchgehenden Helden vermißt und den völlig symbolisch unzusammenhängenden Schluß getadelt hatten. Die öffentliche Aufführung führt zu den ersten Bedenken zurück; der kraftvolle Hohn auf den frommen Glauben, mit dem „die Weber" durch den Tod des Unschuldigsten enden, wurde nicht recht verstanden. Der Erfolg war aber bis dahin gewaltig und so haben wir uns noch zwei neue Fragen zu beantworten, wenn wir uns in den thörichten Streit über das Talent Hauptmann's nicht einlassen wollen. Zuerst nämlich: wie war die Aufführung auf der Bühne, die bei einiger Fruchtbarkeit des Dichters und bei einiger Treue des Direktors die Hauptmannbühne Deutschlands werden müßte? Und zweitens: was bedeutet dieser Sieg der Weber-Tragödie? Und indem ich diese beiden Fragen forme, empfinde ich es noch stärker als sonst, wie unendlich weit die erste hinter der zweiten zurücksteht und wie armselig eine Kunstkritik wäre, die ohne Sinn für das Kulturganze um die kleinen Personenfragen und ihre geschminkte Kulissenwichtigkeit herumredete.

Allerdings ist die Darstellungsfrage diesmal nicht ohne humoristischen Beigeschmack, eben darum, weil der Hauptmannforscher Dr. Brahm inzwischen Theaterdirektor geworden ist und seine Grundsätze in Wirklichkeit übersetzen konnte. Und da entspricht es vollkommen dem Eröffnungsprologe sowohl als der noch ältern und noch härtern Nothwendigkeit, daß die Bühne sich grundsätzlich mit den Grundsätzen abfindet. Besonders deutlich wurde das bei der Hundebratengeschichte. Der Dichter hat sicherlich die Revolution in der Seele des alten Baumert daran knüpfen wollen, daß der verhungerte Weber Hundefleisch als einen allerseltensten Leckerbissen behandelt und daß wieder sein Magen für so gute Nahrung zu schwach geworden ist. Der Menschheit ganzer Jammer soll uns anfassen. Im Deutschen Theater aber huschte man über diese ganze Sache kaum verständlich hinweg und das Stärkste blieb ganz fort. Man hatte für die Theaterwirkung gefürchtet.

Und so verhielt es sich überall da, wo die Bescheidenheit des Lebens und die Unbescheidenheit der Bretterwelt einander widersprechen. Herr Rittner und Fräulein Bertens, welche wie vor zwei Jahren die stärksten Auftritte zu beherrschen hatten, waren wo möglich noch besser geworden; da konnte die Regie kaum etwas hinzu thun und selbst die kleinen Fehler der Darsteller wurden zu Tugenden. Man hat wohl kaum vorher die Lebenswahrheit auf der Bühne echter gesehen, als da wo Fräulein Bertens sich überschrie und heiser wurde. Es wäre der Triumph der Virtuosität gewesen, wenn die Dame die Heiserkeit gespielt hätte.

Wenn nun die wichtigsten Rollen (dazu noch der alte Baumert durch Paul Pauli und der Lumpensammler durch Theodor Müller) noch besser zur Geltung kamen als bei der ersten Aufführung, so waren einige bedeutende Nebengestalten in den Händen erster Kräfte. Und hier hat die bretterhafte Bühne gesiegt, entweder weil sich kein Regisseur diesem Zwange entziehen kann, oder weil dem Regisseur des Deutschen Theaters der Ton Hauptmann's noch nicht vertraut ist. Nur Josef Kainz hatte sich wenigstens im ersten Akte ganz und gar in das Massenbild hinein komponirt; die Herren Hermann Müller und Kraußneck spielten auf den Effekt und gar Herr Pittschau durfte rasseln wie in einem Ritterstück. Alle diese Bemerkungen sollen aus der Seele des Dichters und des Stückes heraus gelten; mit andern Berliner Bühnen verglichen war die Aufführung vorzüglich.

Der Beifall, der einen entschieden sozialpolitischen Charakter hatte und der namentlich nach der Plünderung des Fabrikantenhauses ganz gefährlich wie ein Sturmwind durch den Zuschauerraum zu fegen schien, hat gewiß viele Leute darüber belehrt, wie tief — nicht die Utopien — aber die Kritik der Sozialdemokraten in die Weltanschauung des Mittelstandes eingedrungen ist. Das aber wäre ein geringes Ergebniß; wir brauchten diese Aufführung nicht, um das zu erfahren. Eine neuere und seltsamere Lehre könnten die Litterarhistoriker, die Geschichtschreiber der ganzen Bewegung, aus dem Siege der „Weber" ziehen: daß sie nämlich sparsamer sein sollten mit Schlagworten.

Es ist nun sechzig Jahre her, daß der unvergessene Gervinus bald nach Goethe's Tode daran ging, eine deutsche Litteraturgeschichte zu schreiben, mit der Absicht, das Ende alles poetischen Strebens anzukündigen. Politische Männer verlangte er anstatt der Dichter. Die Reaktion gegen solche scheinbare Barbarei blieb nicht aus. Heute ist — oder bis heute war — die ganze Schülerschaft von Wilhelm Scherer darüber einig, daß an der Poesie einzig und allein die Form interessiren dürfe, daß der Stoff gleichgültig sei, daß Schönheit oder Peinlichkeit der Handlung nicht in Betracht gezogen werden dürfe. Und gerade als vor jetzt fünf Jahren Gerhart Hauptmann als Auch Einer begrüßt wurde, trat diese Theorie mit besonderer Wucht auf. Das Peinliche darf uns nicht kümmern, denn es ist nur Stoff und wird von der Form besiegt. Und jetzt? Die Form fängt an im Kurse zu sinken. Wir halten das Peinliche aus, wir suchen es auf, weil wir auch die Poesie in den Dienst der Weltverbesserungsideen stellen wollen, die nun einmal die Welt bewegen. Und der alte Gervinus hat richtig prophezeit. Es ist vorbei mit dem alten poetischen Wettkampf um den klassischen Lorbeer; das lebende Geschlecht wenigstens fühlt sich nicht als Engelskopf mit Flügeln ohne Leib, es will nichts wissen von den reinen Formen, nichts von reiner Erkenntniß, es will — um das todte Bild zu gebrauchen — den alten Pegasus wieder einmal in das Joch der Weltverbesserung spannen. Eine resignirtere Zeit erst wird wieder zur Sehnsucht nach Form und Erkenntniß zurückkehren.

Am Lessingtheater wurde einige Tage vorher ein neues Schauspiel von Felix Philippi zum ersten Male aufgeführt. Es schien einen vollständigen Erfolg zu haben und ist wohl gewiß die beste Arbeit des Verfassers. Aus dem Gegensatz zweier Aerzte, von denen der eine ein dummer Lump, der andere ein gescheiter Ehrenmann ist, und zwar so, daß der Lump auch noch der Schwiegervater des Ehrenmanns ist, werden mit verwegenem Gebrauch bewährter Mittel drei aufregende Akte aufgebaut, von denen wenigstens die beiden ersten auch eine mäßige Neugierde reizen können. Im letzten Akte freilich spitzt sich der Konflikt durch die Tochter des Lumpen, die ihn abgöttisch verehrt und ihn über ihren eigenen Mann stellt, beinahe tragisch zu und es ist nicht ausgemacht, ob das Publikum die verschiedenen Wandlungen mit vollem Verständniß mit durchleben konnte. Es fehlte nur ein Dutzend munterer Einfälle und das Drama mit seinen undeutlichen Anspielungen auf Zeitereignisse und vielgenannte Männer, mit seinen verblüffenden Augenblickswirkungen und seinen urältesten Liebesscenen hätte von Paul Lindau selber sein können.

Eine erfahrene alte Frau pflegte, wenn man vor ihr die Schönheit eines Kindes rühmte, zu sagen: „Alle kleinen Kinder sollen so hübsch sein. Wo kommen nur all die häßlichen Menschen her?" Man soll sich an diesen Ausspruch erinnern, wenn man täglich von Theatererfolgen liest. Alle Premièren haben Beifall. Wo kommen nur all die Stücke hin?

Fritz Mauthner.

---

Dieser Nummer liegt das Inhaltsverzeichniß des abgelaufenen elften Jahrgangs bei.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

